Nature
Conservation Index

LD784
.A037
ANNEX LIB.

Digitized by Google

Meyers

Konverſations-Lexikon.

Dritte Auflage.

Zwölfter Band.

Ney — Plünderung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meyers

Konversations-Lexikon.

Eine

Encyklopädie des allgemeinen Wissens.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen.

Zwölfter Band.

Ney — Plünderung.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1877.

Digitized by Google

(RECAP)
0422
.637
V.12

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

MEYERS
KONVERSATIONS-LEXIKON
DRITTE AUFLAGE

N.

Ney (spr. nä), 1) Michel, Herzog von Elchingen, Fürſt von der Moßkwa, Marſchall und Pair von Frankreich, Sohn eines Böttchers, geb. 10. Jan. 1769 zu Saarlouis, ward Schreiber bei einem Notar, dann Aufſeher in dem Eiſenhammer zu Saleck, trat 1788 als Gemeiner in das Huſarenregiment Colonel-général, wohnte dem Feldzug von 1792 als Adjutant der Generäle Lamarche und Collaud bei und kehrte 1794 als Kapitän zu ſeinem Regiment zurück. Kleber verſetzte ihn zur Avantgarde und erhob ihn zum Eskadronchef und Generaladjutanten. 1796 trat N. in die Maas- und Sambrearmee unter Jourdan und erwarb ſich, indem er den Uebergang über die Rednitz erzwang, den Grad eines Brigadegenerals. 1797 hatte er theil an dem Sieg bei Neuwied, doch gerieth er bei Diernsdorf in kurze Gefangenſchaft. Im Frühjahr von 1799 ſetzte er mit dem Beobachtungskorps Bernadotte's über den Rhein, nahm durch einen kühnen Handſtreich Mannheim und wurde dafür zum Diviſionsgeneral erhoben. Zur Verſtärkung Maſſéna's in die Schweiz beordert, erhielt er bei Winterthur eine ſchwere Verwundung. Nach ſeiner Herſtellung kehrte er zur Rheinarmee zurück, übernahm interimiſtiſch den Oberbefehl und verhinderte durch eine geſchickte und kühne Diverſion den Erzherzog Karl, den Sieg Maſſéna's bei Zürich über die Ruſſen zu vereiteln. 1800 zeichnete er ſich unter Moreau beſonders bei Hohenlinden aus. Nach dem Frieden zu Lüneville bewirkte Bonaparte ſeine Vermählung mit Aglaé Louiſe Auguié de Lascans, einer Jugendfreundin der Hortenſe Beauharnais, und ernannte ihn zum Generalinſpekteur der Kavallerie. 1802 ging N. als Geſandter nach der Schweiz, wo er den Frieden und die Mediationsakte vom 19. Febr. 1803 zu Stande brachte. Nach ſeiner Zurückberufung im Oktober 1803 übernahm er den Befehl über das 6. Armeekorps im Lager zu Boulogne. Nachdem er bei Errichtung des Kaiſerthrons den Marſchallſtab und den Großadler der Ehrenlegion erhalten, eröffnete er an der Spitze ſeines Korps den Feldzug von 1805, ſchlug den Erzherzog Ferdinand 9. Okt. bei Günzburg und führte 14. Okt. durch einen Sturm auf die Schanzen von Elchingen die Kapitulation von Ulm herbei. Napoleon I. ernannte ihn dafür zum Herzog von Elchingen. N. drang hierauf in Tirol ein und beſetzte Innsbruck und Hall, als der Friede zu Preßburg ſeinem weitern Siegeslauf ein Ziel ſetzte. 1806 verfolgte er nach der Schlacht bei Jena mit ſeiner Kavallerie den fliehenden Feind, zwang Erfurt und Magdeburg zur Uebergabe und wendete ſich hierauf nach Oſtpreußen und Polen gegen die Ruſſen. 1807 kämpfte er tapfer bei Eylau und entſchied 14. Juni den Sieg bei Friedland. Damals erwarb er ſich den Namen **le brave des braves**. Seit 1808 in Spanien befehligend, behauptete er durch eine Reihe der glänzendſten Waffenthaten ſeinen Ruhm; allein ſeine übertriebene Strenge der Bevölkerung Spaniens gegenüber war dem Zuſtandekommen des Friedens ſehr hinderlich. 1811 zerfiel er mit dem Oberfeldherrn Maſſéna wegen des Feldzugsplans und zog ſich daher nach Frankreich zurück, bis er im ruſſiſchen Feldzug den Befehl über das 3. Armeekorps erhielt, an deſſen Spitze er in der Schlacht bei Smolensk, beſonders aber an der Moßkwa tapfer kämpfte und ſich den Titel eines Fürſten von der Moßkwa erwarb. Auf dem Rückzug befehligte N. die Nachhut des Heers. Mit eiſerner Strenge hielt er die Mannszucht aufrecht und rettete beim Uebergang über die Bereſina wenigſtens die Trümmer des Heers. 1813 eröffnete er die Schlacht bei Lützen, befehligte bei Bautzen das Centrum und ſiegte an der Spitze des rechten Flügels bei Dresden 26. und 27. Aug. Nach der Niederlage Oudinots bei Großbeeren erhielt er den Oberbefehl über die zum Vordringen auf Berlin beſtimmten Streitkräfte, wurde aber 6. Sept. von Bülow bei Dennewitz geſchlagen. Bei Leipzig war er 16. Okt. zur Unthätigkeit verurtheilt, vertheidigte aber 18. und 19. Okt. hartnäckig die öſtlichen Vorſtädte. Im Feldzug von 1814 focht er bei Brienne, Montmirail, Craonne, Châlons ſur Marne ꝛc., drängte aber nach der Einnahme von Paris, des Blutvergießens müde und die Schrecken des Bürgerkriegs fürchtend, den Kaiſer zur Abdankung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Mitglied des Kriegskonſeils und zum Pair und verlieh ihm den Befehl über die 6. Militärdiviſion. Indeß wurde er von den übermüthigen Royaliſten mannigfach gekränkt, daher er ſich ſeit dem Januar 1815 auf ſein Landgut Coudrot bei Châteaudun zurückzog. Auf die Nachricht von Napoleons Rückkehr von Elba zog er, nachdem er die Bourbons noch ausdrücklich ſeiner Treue verſichert, mit 4000 Mann gegen denſelben, ging aber, als er zu Lons le Saunier

Digitized by Google

erfuhr, daß die Garnison von Grenoble übergegangen sei und seine eigenen Truppen für Napoleon wären, 17. März bei Auxerre ebenfalls zum Kaiser über. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 übernahm er den Oberbefehl über das 1. und 2. Korps, kämpfte 16. Juni bei Quatrebas gegen den Herzog von Braunschweig und befehligte bei Waterloo das Centrum. Nach Paris zurückgekehrt, rieth er in der Pairskammer im Interesse Frankreichs zur Rückberufung der Bourbons. Er selbst wollte nach Amerika entfliehen, entschloß sich aber später, nach der Schweiz zu gehen. Auf der Flucht verbarg er sich auf dem Schloß einer Verwandten in der Nähe von Aurillac, ward aber entdeckt und 19. Aug. gefangen nach Paris zurückgebracht. Da sich das Kriegsgericht, vor welches man ihn stellte, für inkompetent erklärte, brachte der Minister Richelieu den Proceß vor die Pairskammer. Mit großer Stimmenmehrheit ward er des Hochverraths für schuldig befunden und am Morgen des 7. Dec. 1815 im Garten des Luxembourg erschossen. Die Familie erhielt die Erlaubnis, ihn auf dem Père-Lachaise zu bestatten. Auf dem Platz der Exekution wurde ihm 1853 ein Standbild errichtet. N. hinterließ drei Söhne, die später seine »Mémoires« (Par. 1833, 2 Bde.) veröffentlichten. Vgl. Rouval, Vie du maréchal N. (Par. 1833); Dumoulin, Histoire complète du procès du maréchal N. (das. 1815, 2 Bde.).

2) Joseph Napoléon, Fürst von der Moskwa, ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Mai 1803, ward 1830 Adjutant des Herzogs von Orléans und erhielt 19. Nov. 1831 die Pairswürde. Indeß machte er erst im März 1841 von seinem Recht, in der Pairskammer zu erscheinen, Gebrauch. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 besuchte er die demokratischen Klubs, wirkte aber schon damals für den Bonapartismus. 1849 wurde er in mehreren Departements in die Nationalversammlung gewählt. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 war er als Mitglied der konsultativen Verfassungskommission thätig und erhielt eine Senatorstelle; bald darauf ward er Brigadegeneral. Ein Freund der altklassischen Musik, gab er mit großem Kostenaufwand eine Sammlung alter Musikstücke heraus. Er starb 25. Juli 1857 zu St. Germain bei Paris. Sein jüngerer Bruder, Michel Aloys Félix, Herzog von Elchingen, geb. 24. Aug. 1804, starb 14. Juli 1854 während des Krimfeldzugs als Brigadegeneral zu Gallipoli an der Cholera. Sein Sohn Michel Aloys, Herzog von Elchingen, geb. 3. Mai 1835, franz. Kürassieroberst, ist gegenwärtig Haupt der Familie. Der dritte Bruder, Graf Napoléon Henri Edgar, geb. 20. März 1812, ward 1852 Kavallerieoberst und Adjutant Napoleons III., 1856 Brigadegeneral, 1857 nach dem söhnelosen Tode seines ältesten Bruders als Prinz von der Moskwa anerkannt, 1859 Senator, 1863 Divisionsgeneral, Adjutant und Großjägermeister Napoleons III.

3) Jenny, s. Bürde-Ney.

Neyba (spr. nēibă), Städtchen im Freistaat San Domingo in Westindien, in fruchtbarem Thal im südlichen Theil der Insel Hayti und in der Nähe des Sees Enriquillo und von Steinsalzgruben.

Neyva (spr. nēiwă), Stadt in dem zur südamerikan. Republik Kolumbien gehörenden Staat Cundinamarca, mit gegen 10,000 Einw., die von dem Ertrag ihrer Pflanzungen und der Viehzucht leben.

Nez percés (spr. neh perssēh, »durchbohrte Nasen«), amerikan. Indianerstamm, 2977 Seelen stark, auf vier Reservationen im Staat Idaho angesiedelt.

Ngamisee, Süßwassersee im Innern von Südafrika, unter 20° 50′ südl. Br. und 23° östl. L. v. Gr., an der Nordgrenze der Wüste Kalahari, ungefähr 1100 Meter ü. M. gelegen, mit einem Flächenraum von 770 QKilom. (14 QM.). Er empfängt seinen Zufluß von N. her durch den Tioge, hat aber keinen Abfluß. Der N. wurde zuerst 1849 von Livingstone und Murray erreicht, 1852 von Campbell und Macabe und 1853 von Anderssion genauer untersucht.

Nganhwui (Nganhoei), Provinz von China, am untern Jantsekiang, von diesem und dem Hweiho im N. bewässert, 139,860 QKilom. (2540 QM.) groß mit 36,597,000 Einw., eine der dichtest bevölkerten Gegenden der Erde, erzeugt Baumwolle, Reis ꝛc., verfertigt lackirte Waaren, Seiden- und Baumwollzeuge ꝛc. Die Hauptstadt Nganking betreibt bedeutenden Binnenhandel nach den dem europäischen Handel geöffneten Plätzen, besonders nach Hankau und Schanghai.

Ni, in der Chemie Zeichen für Nickel.

Niagara (spr. engl. nei-äggärä), 1) der Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, welcher die Grenze zwischen dem britischen Kanada und dem nordamerikanischen Staat New York bildet, durchläuft mit seinen Krümmungen eine Strecke von 52 Kilom. Bei dem Fort Erie, wo er zuerst den Charakter eines Flusses annimmt, ist er 1200 Meter breit, verringert aber bald (bei Black Rock) sein Bett bis auf 600 Meter und eilt in raschem Lauf dahin. Dann erweitert er sich wieder zu seiner ursprünglichen Breite und fließt ziemlich langsam von S. nach N. Etwa 10 Kilom. unterhalb Fort Erie theilt sich der Fluß in zwei Arme, welche die zum Staat New York gehörige bewaldete Insel Grand Island umfließen und nach einem Laufe von kaum 15 Kilom. sich wieder vereinigen; vor dem Ausfluß des westlichen Arms liegt das britische Inselchen Navy Island. Etwa 7 Kilom. weiter unterhalb, bei einer scharfen Biegung von W. nach N. (Détour genannt), zwischen dem zum Staat New York gehörenden Städtchen Niagara Falls und dem kanadischen Dorf Clifton, bildet der Strom den weltberühmten Niagarafall. Durch die Ziegeninsel (Goat Island), die etwa ein Drittel der gesammten Strombreite und eine Fläche von 30 Hektar einnimmt, wird derselbe in zwei ungleiche Arme geschieden. Der östliche, der amerikanische, ist 326 Meter breit und am Ufer 50 M. hoch, der westliche, der große oder Hufeisenfall (Horseshoefall), 574 M. oder, längs der Diagonale gemessen, 372 M. breit und 48 M. hoch. Der erstere liegt ganz innerhalb des Unionsgebiets, der letztere nur zur Hälfte, da die Grenze durch die Mitte desselben gezogen gedacht wird. Die Großartigkeit des Niagarafalls besteht nicht sowohl in der Höhe seines Sturzes, als vielmehr in der ungeheuren Masse des sich herabstürzenden Wassers, die für den Hufeisenfall allein auf 708,000 Kubikm. pro Minute und für den ganzen Fall auf 100 Mill. Tonnen in der Stunde angeschlagen wird. Aus der Tiefe der von 70—85 M. hohen Felsenwänden eingefaßten Kluft, in welche das Wasser stürzt, steigen weiße Schaum- und Wolkenmassen empor, die meilenweit gesehen werden. Da der Fall einen konveren Bogen bildet, so gibt es am Ufer keinen Punkt, der eine Gesammtansicht gewährte. Die beste hatte man früher vom Tafelfelsen (Table Rock) auf der kanadischen Seite, derselbe stürzte aber 1862 in die Fluten. An dem Fuß der Katarakte kann man ohne Gefahr sowohl von der amerikanischen als von der kanadischen Seite

Digitized by Google

aus hinter die riesenhafte Wasserschicht der in gerader Linie herabstürzenden Fluten vordringen, da sich hier Höhlen gebildet haben. Von der amerikanischen Seite hinüber zur Ziegeninsel, die mit Parkanlagen geziert ist, führt eine hölzerne Brücke. Eine Hängebrücke führt dicht unter den Fällen über den Fluß; sie ist 386 Meter lang, liegt 46 M. über dem Wasserspiegel und wurde 1869 eröffnet. Eine zweite Kettenbrücke, für Eisenbahn, Fuhrwerke und Fußgänger, von A. Röbling erbaut, liegt 3 Kilom. unter den Fällen. Sie ist 244 M. lang, liegt 78 M. über dem Wasserspiegel und wurde 8. März 1855 dem Verkehr übergeben (s. Taf. »Brücken II«, Fig. 3). Eine dritte Kettenbrücke, bei Lewiston, noch weiter unterhalb, wurde 1864 vom Eis zerstört. Das 26 M. dicke, fast ganz horizontale Kalksteinlager, über welches die ungeheure Wassermasse herabstürzt, ruht auf einem noch mächtigern Schieferlager, das durch den feinen Staubregen, den der Wind und das Aufschäumen der Wassermasse in die Höhe treibt, ohne Unterlaß zersetzt wird, so daß der seiner Unterlage beraubte Kalkstein in großen Massen nachstürzt, wie dies namentlich 28. Dec. 1828 und im September 1853 geschah. Durch diese fortdauernde Zerstörung der Felsen seines Bettes geht der Niagarafall immer weiter nach dem Eriesee zurück, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Fall einst weiter unten bei Queenstown war. Bis zu den Fällen beträgt der Lauf des N. 32 Kilom. und das Gefälle 18,6 Meter, wovon jedoch 15,5 M. auf die letzten 800 M. unmittelbar vor den Fällen kommen. Bis zu diesen Stromschnellen ist der Strom abwärts schiffbar. Unterhalb des Falles nimmt derselbe wieder einen ruhigen Lauf an, verengt sich nach etwa 5 Kilom. wieder auf 300 M. und wendet sich, zwischen 100 M. hohen, steilen Felswänden eingeschlossen, plötzlich nach links. Dadurch entsteht der sogen. Whirlpool (Strudel). Die Oberfläche des Wassers ist hier in beständiger Aufregung und steht in der Mitte des Flusses 3 M. höher als an den Ufern. Nur einmal (1861) ist ein Schiff, die Maid of Mist, glücklich durch diese tosende Wassermasse gekommen. Bei den Städtchen Lewiston und Queenstown, 10 Kilom. unterhalb der Fälle, ist der Fluß 2700 M. breit und wird hier wieder schiffbar. 11 Kilom. unterhalb ergießt er sich zwischen dem amerikanischen Dorf Youngstown (mit dem Fort N.) und der kanadischen Stadt N. in den Ontariosee. Da die Niagarafälle alle direkte Wasserverbindung zwischen den nächsten Seen völlig unterbrechen, so hat man auf der kanadischen Seite den wichtigen Welland kanal angelegt, der von Port Colbourne am Eriesee gegen Norden nach Port Dalhousie am Ontariosee führt. — 2) Städtchen in Kanada, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Ontariosee, früher Newark und von Bedeutung, seit dem Bau des Wellandkanals aber in seiner Entwickelung gehemmt, hat 1600 Einw.

Niagara City (spr. nei-äggärä ssitti), Dorf im nordamerikan. Staat New York, bei der Eisenbahnbrücke über den Niagarafluß, mit (1870) 2278 Einw.

Niagara Falls (spr. nei-äggärä fahls), Städtchen im nordamerikan. Staat New York, bei den Niagarafällen, mit (1870) 3006 Einw. und zahlreichen Gasthöfen.

Niam-Niam (»Fresser«), in der Dinkasprache Name eines uns erst durch Schweinfurth näher bekannt gewordenen Negervolks, das sich selbst Sandeh nennt, im Gebiete der westlichen Zuflüsse des Weißen Nils, zwischen 4° und 6° nördl. Br. einen etwa 165,000 QKilom. (3000 QM.) umfassenden Landstrich bewohnt und gegen 2 Mill. Seelen zählt. Die N. sind ein in jeder Beziehung scharf ausgeprägtes Volk, das im Gang wie in der Haltung, durch theatralischen Aplomb, lebhafte Geberden und allein auf Jagd und Krieg gerichtetes Wesen sich scharf von den Nachbarvölkern unterscheidet. Ihre Flechten aus feinem, wollig gekräuseltem Haar hängen lang über die Schulter herab; die Augen sind außerordentlich groß, mandelförmig und etwas schief gestellt; die Nase ist stumpf und von gleicher Breite und Länge, das Gesicht rundlich, der Körper zur Fettbildung geneigt, die Größe eine mittlere (nicht über 1,8 Meter), die Hautfarbe chokoladenbraun. Als Stammesnarbe tragen sie Quadrate auf Stirn und Schläfe und eine X-förmige Figur unter der Brusthöhle; die Zähne sind stets spitz gefeilt. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in Fellen; der Haarputz ist außerordentlich mannigfach, nur die Männer tragen einen mit Federn gezierten kleinen cylinderförmigen Strohhut. Die beliebtesten Zieraten sind aufgereihte Thier- und Menschenzähne, die am Hals getragen werden. Hauptwaffe ist der Trumbasch, das vielzackige Wurfeisen; doch führen sie auch Lanzen und aus spanischem Rohr geflochtene Schilde. Die N. sind Ackerbauer und Jäger. Namentlich kultiviren sie eine Eleusine-Art (Telabun), aus der sie ein vortreffliches Bier brauen, ferner Mais, Maniok, Bataten, Yams ꝛc. Tabak (Nicotiana rustica) ist ihnen unter einem einheimischen Namen bekannt; Vieh fehlt außer Hühnern und Hunden. Hauptnahrung ist das Fleisch, am liebsten Menschenfleisch, denn die N. sind, wie schon ihr Name andeutet, ausgemachte Kannibalen. Dörfer oder Städte gibt es in ihrem Land nicht, die kegelförmigen Hütten sind zu kleinen Weilern gruppirt. Die N. stehen unter souveränen Fürsten, deren Macht sich indessen nur auf den Oberbefehl über die waffenfähige Mannschaft und die Erhebung von Abgaben beschränkt. Krieg, schon um sich Menschenfleisch zu verschaffen, ist eine Hauptbeschäftigung des Volks. Die Jagd wird durch Gruben und Fallen, besonders aber durch Treiben im großartigen Maßstabe betrieben und der Elefant schonungslos von ihnen ausgerottet. Ihre Kunstfertigkeit erstreckt sich auf Eisenarbeiten, Töpferei, Holzschnitzerei, Hausbau und Korbflechterei. Die Musik wird fleißig geübt, und die Mandoline ist das Lieblingsinstrument des sangeslustigen Volks, bei dem es umherziehende Minnesänger und Spaßmacher gibt. Die Sprache gehört der nubisch-libyschen Gruppe an. Ein eigentlicher Kultus besteht bei ihnen nicht; doch haben sie einen Ausdruck für Beten, glauben an Geister und Waldkobolde und üben Gottesurtheile aus. Vornehme werden sitzend in ausgehöhlte Baumstämme eingesargt begraben. Die Beschneidung ist ihnen unbekannt. Nach Mariette haben schon die alten Aegypter das zwerghafte Volk gekannt, denn Niam bedeutet in ihrer Sprache s. v. w. Zwerg, und das Ritual des Todtenbuchs (s. Hieroglyphen, S. 912) zeigt den Verstorbenen unter anderem begleitet von Pygmäen, die Nenina (auch Nem-Nem) genannt werden. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (Leipz. 1874, 2 Bde.).

Nias, Insel, s. Sumatra.

Niassa, ein in Südostafrika zwischen 11°—14° 25′ südl. Br. und 34°—35° östl. L. v. Gr. gelegener See, welchen Livingstone 16. Sept. 1859 entdeckte, der jedoch bereits im 16. und 17. Jahrh. von den Portugiesen befahren und Nhanja mucuro (»großes Wasser«) genannt wurde. Seine Länge von N. nach S. beträgt 320 Kilom., seine größte Breite im nördlichen Drittel 104, seine schmalste Stelle im südlichen

Digitized by Google

Drittel 33 Kilom. Im S. tritt eine im Kap Maclear endigende Halbinsel in den N., der an dieser Stelle in zwei Buchten geschieden wird. Der See liegt 400 Meter ü. M. und ist stellenweise über 200 Meter tief. Von O. her empfängt er eine Anzahl kleiner Flüsse, unter denen der Loangwa der bedeutendste. Sein Abfluß im S. ist der Schiré, welcher in den Sambesi mündet. Die Küsten sind zum großen Theil gebirgig und ungemein dicht bevölkert von Mangandja, Marimba, Ajawa ꝛc., lauter ackerbautreibende Stämme, unter denen auf Anrathen Livingstone's wiederholt Missionsstationen errichtet wurden. Der Handel am See ist in den Händen der Araber von Sansibar, die ihn in Kähnen befahren und aus seiner Umgebung große Sklavenkarawanen fortführen. 1875 gelang es Young, einen kleinen Dampfer auf den N. zu bringen. Nahe an seinem östlichen Ufer, in Nusewa, wurde 1859 A. Roscher ermordet, nachdem er von Kiloa aus den N. 19. Okt., einen Monat später als Livingstone, erreicht hatte.

Nibby, Antonio, ital. Archäolog, geb. 4. Okt. 1792 zu Rom, erhielt 1812 eine Anstellung an der vatikanischen Bibliothek, wurde 1820 Professor der Archäologie an der Universität zu Rom und starb daselbst 29. Dec. 1839. Von seinen verschiedenen Werken verdienen Hervorhebung: das »Lehrbuch der Archäologie« (Bd. 1, 1828) und das »Lehrbuch über die römischen Alterthümer« (Bd. 1, 1830); ferner: »Analisis storico-topografico-antiquaria della carta de' contorni di Roma« (1837—38, 3 Bde.) und seine Beschreibung der Stadt Rom selbst (1838—40, 2 Bde.), die aus seinen hinterlassenen Handschriften fortgesetzt wurde. Mit Lorenzo Re lieferte er Erläuterungen zu den Monumenten des kapitolinischen Museums, die Beschreibung ausgewählter Monumente der Villa Borghese und die Fortsetzung des »Museo Chiaramonti«.

Nibelungenlied (Der Nibelunge Not), deutsches Heldengedicht, die Krone der mittelalterlichen volksmäßigen Poesie und die einzige epische Dichtung der Welt, welche an Bedeutung den Homerischen Epen vergleichbar ist. Der stoffliche Inhalt des in 38 Abenteuer abgetheilten Gedichts ist, knapp zusammengefaßt, folgender: Siegfried, ein Königssohn aus den Niederlanden, kommt mit glänzendem Gefolge nach Worms an den Hof des Burgundenkönigs Gunther in der Absicht, um dessen Schwester Chriemhild zu freien. Bei seinem Eintritt erzählt Hagen, Gunthers Dienstmann, die früheren Thaten Siegfrieds: daß er das Zwerggeschlecht der Nibelungen (»Leute von Nebelland«, d. h. der Unterwelt) überwunden, den unermeßlichen Schatz derselben (den fluchbeladenen, verderbenbringenden Nibelungenhort, mit dem der Name Nibelungen auf die folgenden Besitzer übergeht) sammt der unsichtbar machenden Tarnkappe erworben und einen Lindwurm getödtet habe, durch dessen Fett und Blut die Haut des Helden unverwundbar geworden sei. Nachdem Siegfried darauf König Gunther im Sachsenkrieg beigestanden und für denselben die riesige Kampfesjungfrau (Walküre) Brunhild aus Isenland erkämpft hat, erhält er endlich Chriemhild zur Gemahlin. Als Brunhild nach Worms gekommen, erwacht noch einmal ihr unbändiger Sinn; sie wehrt sich in der Hochzeitsnacht mit dämonischer Kraft gegen Gunthers Minne und wird erst in der folgenden Nacht durch Siegfried mit Hülfe seiner Tarnkappe für Gunther überwunden. Siegfried nimmt ihr zugleich Gürtel und Ring ab und übergibt beides seiner Gemahlin Chriemhild. In einem Streit zwischen den beiden Fürstinnen über den Rang und die Würdigkeit ihrer Gatten zeigt Chriemhild der Gemahlin Gunthers jene Schmucksachen zum Beweis, daß sie von Siegfried überwunden worden sei. Die tödtlich beleidigte Brunhild sinnt Rache und beredet Hagen zum Mord Siegfrieds. Hagen läßt durch falsche Boten eine Kriegserklärung der Sachsen bringen, und Siegfried sagt seinen Beistand zu. Chriemhild, um ihren Gemahl besorgt, bittet Hagen, demselben im Kampfgetümmel beizustehen, und um ihn besser schützen zu können, näht sie auf sein Gewand ein Kreuz auf die Stelle zwischen den Schultern, wo Siegfried beim Bad im Blute des Drachen durch ein darauf gefallenes Lindenblatt verwundbar geblieben war. Hagen läßt nun neue falsche Boten erscheinen, welche friedliche Nachrichten bringen, worauf eine große Jagd im Wasgenwald (Odenwald) veranstaltet wird. Am Schluß derselben schlägt Hagen einen Wettlauf nach dem nahen Brunnen vor, worin Siegfried siegt, aber, während er sich zum Trinken niederbeugt, von Hagen meuchlings an der betreffenden Stelle mit dem Speer durchbohrt wird. Als Chriemhild beim Erscheinen Hagens während der Leichenfeierlichkeit aus der Wunde des todten Gatten aufs neue Blut fließen sieht, erkennt sie in ihm Siegfrieds Mörder. In tiefster Trauer lebt sie nun 13 Jahre in Worms. Ihre Brüder lassen, um die Schwester zu erfreuen, den Nibelungenhort nach Worms bringen; doch Hagen, fürchtend, sie möchte durch ihre Freigebigkeit zu viele für sich gewinnen, versenkt den Schatz heimlich in den Rhein. Endlich erscheint Markgraf Rüdiger von Bechelaren, um für König Etzel (Attila) von Ungarn, dessen Gattin Helche gestorben, Chriemhilds Hand zu erwerben, und letztere sagt nach längerem Bedenken zu unter der Bedingung, daß Etzel sie an Hagen räche. Wiederum nach 13 Jahren ladet sie die Burgunden, ihre Brüder und Hagen, nach Ungarn zu einem Fest an Etzels Hof, und sie folgen der Einladung. Chriemhild fragt Hagen, ob er ihr den Nibelungenhort mitgebracht, worauf er mit höhnender Rede antwortet. Da fordert Chriemhild ihre Mannen zur Rache auf, und in einem furchtbaren Kampfe fallen Gunther, Gernot und Giselher nebst den burgundischen Helden, Rüdiger von Bechelaren und die Mannen Dietrichs von Bern, der bei Etzel weilt. Endlich tödtet Chriemhild mit eigener Hand den gefangenen Hagen, der das Geheimnis des Horts fest bewahrt, mit dem Balmung, Siegfrieds Schwert, und wird dafür von Hildebrand, Dietrichs Dienstmann, erschlagen. Die Trauer um die gefallenen Helden bildet den Inhalt der Klage (s. d.), eines Anhangs zum N.

Der im Vorstehenden in dürftigstem Umriß dargelegte Inhalt des Nibelungenlieds ist in dem Gedicht mit wundervoller epischer Kraft, Anschaulichkeit und in hoher, oft freilich furchtbarer Schönheit verarbeitet. Der Geist, der in der Dichtung waltet, ist ein grunddeutscher; eine hochsittliche Idee, wenn auch eine im wesentlichen heidnisch-sittliche, beherrscht die Handlung, die in echt epischer Objektivität und großartiger Plastik sich entfaltet. Die Sagen, welche in dem N. vereinigt sind (denn daß hier verschiedene altdeutsche Sagenkreise in einander verschmolzen sind, unterliegt längst keinem Zweifel), waren »Gemeingut des deutschen Volks in weitester Bedeutung des Ausdrucks«. Die älteste poetische Fassung der Siegfriedsage ist in den Liedern der ältern Edda, welche bis ins 6. Jahrh. zurückreichen, aufbewahrt (s. Edda). Daß jedoch die Sage nicht ursprüngliches Eigenthum des Nordens war, sondern von Deutschland dahin getragen worden, hat W. Grimm (»Die deutsche Heldensage«,

2. Aufl., Gött. 1868) aus den mit hinübergenommenen Oertlichkeiten unwiderleglich dargethan. Die bis ins 12. Jahrh. in lebendigem Wachsthum begriffene Sage war urſprünglich der Götterſage zugehörig und iſt erſt in allmählicher Umwandlung zur Heldenſage vermenſchlicht und mit hiſtoriſchen Elementen (aus der Zeit der Völkerwanderung) verſetzt worden. Die Herausſchälung des mythiſchen Kerns verſuchten beſonders Lachmann, W. Müller u. a.; eine mehr allegoriſche Deutung der Sage gab unter anderen der Däne P. E. Müller in der »Sagabibliothek«. Das während der erſten Jahrhunderte nach ſeiner Abfaſſung viel geleſene N. beſitzen wir in zahlreichen Handſchriften, von denen drei Pergamenthandſchriften des 13. Jahrh. ſind und unter der Bezeichnung A (Hohenems-Münchener), B (St. Galler) und C (Hohenems-Laßberg'ſche) als die wichtigſten betrachtet werden. Während des 16. und 17. Jahrh. war das N. verſchollen; nur ein einziger deutſcher Gelehrter, der Oeſterreicher Wolfgang Lazius, hat es gekannt und daraus einige Strophen in ſeine »Geſchichte der Völkerwanderung« aufgenommen. In den 50er Jahren des 18. Jahrh. entdeckte J. J. Bodmer auf dem Schloß Hohenems in Graubünden zwei Handſchriften des Nibelungenlieds und ließ aus einer derſelben den zweiten Theil unter dem Titel: »Chriemhildens Rache« (Zür. 1757) abdrucken. Eine vollſtändige Ausgabe, deren erſter Theil auf der andern Hohenemſer Handſchrift beruht, erſchien in des Schweizers H. Myller »Sammlung deutſcher Gedichte aus dem 12.—14. Jahrhundert« (Berl. 1782). Indeß wurde die Bedeutung des Gedichts damals nur von ſehr wenigen, unter denen der Hiſtoriker Johannes v. Müller obenan ſteht, erkannt. Erſt durch Fr. Heinr. v. d. Hagens verdienſtvolle Bemühungen wurde das N. Gegenſtand allgemeinern Intereſſes und wiſſenſchaftlicher Forſchung. Auf dem Gebiete der letztern waren beſonders K. Lachmanns Unterſuchungen epochemachend. Durch F. A. Wolfs Theorie von der Entſtehung der Homeriſchen Gedichte angeregt, unterzog Lachmann auch das N. einer mit eminentem Scharfſinn angeſtellten Prüfung in Bezug auf ſeine Urheberſchaft. Er kam zu dem Reſultate, daß in den verſchiedenen erhaltenen Handſchriften eine dreifache Geſtalt des Gedichts vorliege, eine verhältnismäßig älteſte, um 1210 entſtandene und in der einen der Hohenemſer Handſchriften (der Münchener, A) bewahrte Dichtung, eine erſte erweiternde Bearbeitung derſelben in der St. Galler Handſchrift (B) und eine zweite vor 1225 verfaßte, wiederum erweiternde Bearbeitung in der andern Hohenemſer (Laßberg'ſchen) Handſchrift (C). Lachmann ſuchte ferner zu erweiſen, daß auch jene älteſte Recenſion der Handſchrift A aus verſchiedenen Stücken von ungleichem Alter beſtehe. Einzelne Rhapſodien ſeien darin zu einem Ganzen zuſammengefloſſen und mit Unechtem gemiſcht worden. Bei der Auffindung dieſes Unechten legte er ein beſtimmtes Zahlenſyſtem zu Grunde, da er erkannt haben wollte, daß kleinere Abſchnitte von je 7 Strophen ein Lied von 28 Strophen bildeten. Solcher von verſchiedenen Verfaſſern unabhängig gedichteten Lieder nahm er 20 an, ſie nach ſachlichen und ſprachlichen Unterſcheidungsmomenten ausſcheidend und einzelne Strophen ſpäteren Interpolatoren zuweiſend. Jene 20 Lieder ſollte dann ein anderer Poet (Bearbeiter oder Anordner) zu Einem Gedicht, unſerem »Lied von der Nibelunge Not«, zuſammengefügt haben. Dieſe Theorie war zum unumſtößlich erachteten Dogma der Lachmann'ſchen Schule geworden. Da trat 1854 A. Holtzmann gegen daſſelbe mit ſcharfen Waffen auf, behauptete die Einheit des Gedichts, widerlegte mit ſchlagenden Gründen Lachmanns Annahme, daß die Handſchrift A die älteſte Faſſung des Nibelungenlieds überliefere, behauptete vielmehr, dieſe ſei in C erhalten, ſtellte die Nothwendigkeit der Annahme eines uralten, zuſammenhängenden, aber verloren gegangenen Gedichts auf und nahm als den Verfaſſer dieſes letztern einen gewiſſen Konrad, Schreiber des Biſchofs Pilgrim von Paſſau, an, auf welchen die »Klage« hinweiſt. Zu gleicher Beurtheilung der Handſchriften gelangten F. Zarncke's Nibelungenforſchungen, und die neuen Ausgaben des Nibelungenlieds von dem eben genannten Gelehrten (1856) und von Holtzmann (1857) ſind, jener Werthſchätzung entſprechend, auf den Text C gegründet. In ein ganz neues Stadium trat aber die Nibelungenfrage, als Fr. Pfeiffer 1862 durch eine einleuchtende Hypotheſe die von ihm adoptirte Ueberzeugung Holtzmanns von der einheitlichen Schöpfung des Gedichts dahin präciſirte, beziehungsweiſe abänderte, daß er eine ganz beſtimmte Perſönlichkeit als den Dichter des Nibelungenlieds bezeichnete. Die Grundlage dieſer Annahme beſteht in dem notoriſchen Verhältnis, daß in Bezug auf die ſtrophiſchen Formen der Poeſie in Deutſchland bis gegen 1250 ein ſtreng beobachtetes Geſetz galt: nämlich, daß der Erfinder einer Strophe zugleich ihr Eigenthümer war und ſich ihrer allein bedienen durfte. Das Versmaß des Nibelungenlieds aber, die Nibelungenſtrophe (ſ. unten), entſpricht in ihrem Bau genau der ſtrophiſchen Form, welcher ſich der älteſte deutſche Liederdichter, der unter dem Namen Kürenberg (ſ. d.) bekannte Minneſinger, in den von ihm überlieferten Liedern bedient hat. Demnach iſt, ſo ſchließt Pfeiffer, die Nibelungenſtrophe Eigenthum des Kürenbergers, und dieſer (deſſen ſchöpferiſche Zeit etwa zwiſchen 1120 und 1140 fällt) iſt auch der Verfaſſer des Nibelungenlieds. Zwar kann letzteres die Geſtalt, in welcher es heute vorliegt, aus formellen Gründen erſt nach 1190 empfangen haben; allein dies widerlegt nicht die Identificirung ſeines Urhebers mit dem fraglichen Minneſänger. Dann iſt, wie ſchon Holtzmann ſcharfſinnig nachgewieſen, unſer N. nicht das urſprüngliche Werk des Dichters, ſondern die ſpätere, nach dem verfeinerten Geſchmack der höfiſchen Welt vorgenommene Umarbeitung eines ältern Gedichts, und die älteſte Geſtalt dieſer Umarbeitung liegt in der Laßberg'ſchen Handſchrift (C) vor. Von ſpäteren Forſchern trat namentlich K. Bartſch der Anſicht Pfeiffers bei, während Rieger, Müllenhoff, v. Liliencron und Zacher unbedingt Lachmanns Standpunkt feſthielten. Bartſch ſtützt die Reſultate ſeiner Studien vornehmlich auf Unterſuchungen metriſcher und ſprachlicher Eigenthümlichkeiten, insbeſondere des Reims, wobei ihm die genaue mit anderen mittelalterlichen Dichtungen angeſtellte Vergleichung das Ergebnis lieferte, daß die urſprüngliche Abfaſſung des Nibelungenlieds in die Jahre 1140—50 zu ſetzen ſei, und daß wir weder in der von Lachmann bevorzugten Handſchrift A, noch in der von Holtzmann und Zarncke für die älteſte erklärten Handſchrift C den früheſten Text der ſpätern Bearbeitung zu ſuchen haben, ſondern daß zwei Bearbeitungen des uns verlornen, in Aſſonanzen gedichteten Originals erhalten ſeien, deren eine durch C, die andere durch B (die St. Galler Handſchrift) am beſten vertreten ſei, während A von letzterer nur einen gekürzten Text enthalte. So hat die Lehre von der Einheit des Gedichts, welche aus äſthetiſchen Gründen ſchon weit früher unter anderen durch L. Bauer und

L. Uhland vertreten wurde, auch vom Standpunkte der Wissenschaft aus eine schwer zu erschütternde Befestigung erhalten, wenn auch der Name des Dichters sich niemals mit Sicherheit wird feststellen lassen.

Unter den älteren Ausgaben des Nibelungenlieds sind die noch jetzt wichtigen: »Der Nibelungen Lied«, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift herausgegeben von v. d. Hagen (Berl. 1820); »Der Nibelunge Not und die Klage«, von K. Lachmann (das. 1826, 8. Abdruck des Textes 1874); »Zwanzig Lieder von den Nibelungen«, von Lachmann (das. 1840); weitere Ausgaben lieferten Vollmer (Leipz. 1843), Zarncke (das. 1856, 5. Aufl. 1875), Holtzmann (Stuttg. 1857), Bartsch (Leipz. 1867, 4. Aufl. 1874; größere Ausg., das. 1875—76, 2 Bde.). Ein »Wörterbuch zum N.« gab Lübben (3. Aufl., Oldenb. 1877) heraus. — Von den kritischen und historischen Schriften über das N. sind die bedeutendsten: Lachmann, Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Not (Berl. 1816); v. d. Hagen, Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer (das. 1819); W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage (das. 1841); Holtzmann, Untersuchungen über das N. (Stuttg. 1854); Derselbe, Kampf um der Nibelungen Hort, gegen Lachmanns Nachtreter (das. 1855); Zarncke, Zur Nibelungenfrage (Leipz. 1854); Pfeiffer, Der Dichter des Nibelungenlieds (Wien 1862); Bartsch, Untersuchungen über das N. (das. 1865); Wilmanns, Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenlieds (Halle 1877). Ein vollständiges Verzeichnis der Nibelungenliteratur findet sich in der 3. Auflage von Zarncke's Ausgabe des Gedichts. Vgl. Fischer, Die Forschungen über das N. seit Lachmann (Leipz. 1874). Die gelungensten deutschen Uebersetzungen des Nibelungenlieds sind die von Simrock (Berl. 1827; 32. Aufl., Stuttg. 1876) und Bartsch (Leipz. 1867). Andere Uebertragungen verfaßten Pfizer (Stuttg. 1842), Braunfels (Frankf. 1846), Marbach (4. Aufl., Leipz. 1872) u. a. Außerdem wurde das N. ins Holländische, Französische, Englische, Italienische, Ungarische und Russische übersetzt, sonderbarerweise in die stammverwandten skandinavischen Sprachen nicht. Die Bearbeitung des Gedichts in deutschen Romanzen von Fr. Naumann (1866) mag den Uebergang von den Uebersetzungen zu den selbständigen Nibelungendichtungen der Neuzeit bilden. Unter diesen sind besonders drei Werke, Hebbels dramatische Trilogie: »Die Nibelungen« (1862), welche den ganzen im N. enthaltenen Stoff zur Darstellung bringt, Jordans epische Dichtung: »Die Nibelunge« (1869) und R. Wagners viel besprochenes viertheiliges Musikdrama: »Der Ring des Nibelungen« (1863), welche beide der nordischen Sage folgen, als bedeutend hervorzuheben. Andere dramatische Behandlungen des gewaltigen Stoffs sind Fouqué's Trilogie: »Der Held des Nordens« (1809), Raupachs Tragödie: »Der Nibelungen Hort« (1834), Dorns Oper: »Die Nibelungen« (1855), die Dramen: »Brunhild« von Geibel (1857), »Chriemhild« von Hosäus (1866), »Sigufried« von Ettmüller (1870), »Kriemhild« von Arnd-Kürenberg (1874) u. a. Vgl. v. Wolzogen, Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur (Berl. 1876). Unter den bildlichen Darstellungen nehmen die Fresken Schnorrs v. Carolsfeld in der Münchener Residenz den ersten Rang ein. — Die sogen. Nibelungenstrophe besteht aus vier paarweise gereimten Verszeilen, deren jede in zwei Hälften mit je drei Hebungen, aber von ungleichartiger Beschaffenheit zerfällt, indem die erste Hälfte einen weiblichen, die zweite einen männlichen Schluß hat, die zweite Hälfte der vierten Zeile aber in der Regel vier Hebungen enthält. Im Auftakt können zwei Kürzen stehen; ebenso kann aber die Senkung auch ganz fehlen, so daß zwei Hebungen unmittelbar nebeneinander zu stehen kommen. Diese rhythmische Mannigfaltigkeit befähigt die Nibelungenstrophe, allen Gegenständen und Leidenschaften die angemessenste Form zu leihen.

Nicäa, s. Nikäa.

Nicander, Karl August, schwed. Dichter, geb. 10. März 1799 in Strengnäs, wurde, nachdem er in Upsala promovirt, 1823 Kanzlist in der Königl. Kanzlei zu Stockholm, machte mit Staatsunterstützung 1827—1829 eine Reise nach Italien, privatisirte nach seiner Rückkehr und starb in Stockholm 7. Febr. 1839. Unter seinen dichterischen Arbeiten verdienen Hervorhebung das Trauerspiel »Runesvärdet« (Stockh. 1820, 2. Aufl. 1835), zwei Sammlungen von Gedichten (das. 1825—1827), das Gedicht »Tassos död« (1826), das ihm einen akademischen Preis eintrug, »Minnen från Södern« (Oerebro 1831—39, 2 Bde.; 2. Aufl. 1862—1863) und die Gedichtsammlung »Hesperider« (das. 1835, 2. Aufl. 1860). Sein letztes Werk war der Romanzencyklus: »Lejonet i öknen«. Nach seinem Tod erschien eine Sammlung seiner Gedichte in 4 Bänden (Stockh. 1839—42, 4 Bde.; 3. Aufl. 1862). Obgleich ohne tiefere Originalität und kühnen Flug, zeichnen sich Nicanders Dichtungen doch durch tiefes Gefühl und Formvollendung vortheilhaft aus.

Nicandra *Adans.* (Männersieg), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, mit der einzigen Art: **N. physaloides** *Gaertn.* (Giftbeere), einem einjährigen, krautartigen Gewächs in Peru mit 1 Meter hohem, viel verzweigtem, reich beblättertem Stengel, buchtig-eckigen, oft gelappten, nach der Spitze zu ungleich gezähnten Blättern, glockenförmigen, röthlichblauen, im Schlund weißen Blüten und vielsamigen Beeren, welches hier und da in Gärten als Zierpflanze vorkommt und giftig ist.

Nicaragua, eine der fünf Republiken Centralamerika's, zwischen 10° 30′—15° nördl. Br. und 83° 11′—87° 40′ westl. L. v. Gr. gelegen, grenzt gegen N. und NO. an Honduras, gegen O. an das Karibische Meer, gegen S. an Costarica, gegen W. an den Stillen Ocean und gegen NW. an den Fonsecagolf, welcher es vom Freistaat San Salvador trennt. Den östlichen Theil, vom Kap Gracias a Dios bis zum San Juan, bildet die Mosquitoküste (s. d.), auf welche die Briten früher Anspruch erhoben. Der Flächeninhalt des Gesammtgebiets beträgt 150,657 QKilom. (2736 QM.); die Bevölkerung wird auf 250—300,000 Seelen geschätzt, wovon etwa ein Drittel Indianer, ein Sechstel Mulatten und Schwarze, die übrigen Mischlinge und (wenige) Weiße sind. Das Land wird von drei Reihen Bergen durchzogen, welche unter einander und der Küste des Stillen Oceans parallel laufen, und deren höchste, die Hauptkordillere von N., etwa zu 1600 Meter ansteigt. Zwischen letzterer und der Hügelkette am Stillen Ocean liegt das große Senkungsbecken der Binnenseen von N. und Managua, bestehend aus Plateau's und sanft ansteigendem Hügelland und abwechselnd unterbrochen durch hohe, kegelförmige, isolirt von einander liegende Vulkane, von denen einige sich sogar als Inseln aus den Seen erheben. Der Vulkan von Momotomba, über 2100 Meter hoch, ist der höchste von allen. Am Eingang des Golfs von Fonseca erhebt sich in einem

andern Höhenzug der Vulkan von Cosiguina zu ca. 1160 Meter Höhe. Die atlantische oder Mosquitoküste ist im ganzen flach und mit vielen Lagunen besetzt. Von den Gewässern des Staats fließen die meisten dem Atlantischen Ocean zu, darunter der Wanx, der nördliche, und der San Juan, der südliche Grenzfluß. In den Stillen Ocean fließen (und zwar in den Golf von Fonseca) der Estero Real und der Rio Negro, der Grenzfluß gegen Honduras. Von Wichtigkeit sind insbesondere die beiden genannten Binnenseen, der Nicaragua- und der Managuasee, die zahlreiche Zuflüsse empfangen und durch den Rio Panaloya mit einander in Verbindung stehen. Abfluß des Nicaraguasees ist der San Juan. Das Klima von N. ist verschieden, in der Küstengegend am Atlantischen Ocean feucht und ungesund, auf der Hochebene und im Binnenland, auch auf der Küste am Stillen Meer durchweg gesund. Die Regenzeit dauert vom Juni bis Mitte November, die trockene Zeit vom December bis Juni. Der Boden ist durchgängig ungemein fruchtbar und für die Erzeugung tropischer Produkte vorzüglich geeignet. Die Flora Nicaragua's ist eine der reichsten in Centralamerika; namentlich ist die Vegetation auf der atlantischen Seite ungemein großartig. Die kostbarsten Schmuck-, Nutz- und Farbhölzer, der Mahagonibaum und verschiedene Cedrelen, der Brasilholzbaum und die Sassaparille gedeihen hier vortrefflich. Der Kalebassenbaum, welcher den Einwohnern das Trinkgeschirr liefert, zieht die Westseite vor. Hohe Kokospalmen umgeben den See von N. Auch der Reichthum an edeln Gewürzen und Pflanzen von officinellem und technischem Nutzen, wie Ipecacuanha, Vanille, Kautschuk, Balsam, sowie an Früchten der tropischen und gemäßigten Zone ist sehr bedeutend. Die in N. vorkommenden Thiere sind die in Centralamerika überhaupt einheimischen; von größeren Raubthieren finden sich Jaguare und Puma's, unter den Vögeln ist der gelbschwänzige Montezumavogel (Cassicus) hervorzuheben. Das Land scheint reich an edeln Metallen zu sein. Gold findet sich namentlich in der Landschaft Chontales im NO. der großen Seen, unfern der Stadt Libertad mitten im Urwaldgebiete (die reichste Mine ist die von Djawali); Silber im Departement Segovia (besonders bei Tivilto) und in Matagalpa; auch Kupfer, Eisen und Blei finden sich, und in neuerer Zeit wurden im genannten Distrikt Chontales auch Steinkohlen entdeckt. Der Bergbau wird hier jedoch noch in sehr mangelhafter Weise betrieben, und die Ausbeute übersteigt kaum den Werth von 250,000 Doll. Auch die Landeskultur liegt noch darnieder, obschon die Produkte meist von vorzüglicher Beschaffenheit sind. Das hiesige Zuckerrohr, saftiger als das asiatische, gibt jährlich zwei Ernten und braucht nur alle 12—14 Jahre neu gepflanzt zu werden. Auch die Baumwolle von N., von der früher jährlich 50,000 Ballen ausgeführt wurden, ist ausgezeichnet, ebenso der Kakao, der von gleicher Güte nur in Soconusco an der mejikanischen Küste gewonnen wird, und der Indigo, wovon jährlich an 2000 Ballen zur Ausfuhr gelangen, während der gewonnene Kakao im Land selbst verbraucht wird. Im Hochland baut man europäische Getreidearten, aber kaum hinreichend für den innern Bedarf. Besser bestellt ist es mit der Viehzucht, besonders im Distrikt Chontales und im Departement von Matagalpa, wo manche Gutsbesitzer Herden von 10—15,000 Stück auf den herrlichen Weiden der Plateau's unterhalten. Die Ansiedelungen und Pflanzungen (Haciendas, Ranchos, Hattos, Chacras) liegen überall zerstreut, selbst in den Wäldern; die größeren Ortschaften gehören meist der heißen, ungesunden Region an. Fabriken hat N. noch gar nicht; einige Indianerstämme, besonders in und bei Masaya, flechten bunte Schilfmatten und Palmhüte, fertigen Hängematten sowie Trinkgefäße und Becken aus den Schalen des Kalebassenbaums, irdene Geschirre u. dgl. Der Handel ist unbedeutend. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Häute, Gummi, Indigo, Hölzer. Die Hauptbäfen sind: Realejo (Corinto) und San Juan del Sur am Stillen Ocean und San Juan del Norte (Greytown) am Atlantischen Meer. Die Einfuhr in den beiden ersteren wertbete 1873: 621,524 Doll., die Ausfuhr 781,322 Doll. (der wirkliche Werth der Ausfuhr wird indessen um 150,000 Doll. höher geschätzt). Der Hafen von Corinto wurde 1873 von 33 Schiffen (darunter 11 deutsche) besucht. Die geistige Kultur des Staats steht noch auf tiefer Stufe. Für den Volksunterricht ist fast gar nicht gesorgt, und die zwei höheren Lehranstalten (sogen. Universitäten) in Leon und Granada sind kaum mehr als gewöhnliche Volksschulen, so daß N. in dieser Beziehung unter den centralamerikanischen Staaten am tiefsten steht. Die römisch-katholische Religion ist als die herrschende anerkannt, jedoch die freie Uebung anderer Bekenntnisse mit der größten Toleranz gestattet. N. bildet in kirchlicher Beziehung eine besondere Diöcese der Kirchenprovinz Guatemala. Nach der Konstitution vom 19. Aug. 1858 steht an der Spitze der Republik ein auf die Dauer von vier Jahren erwählter Präsident; neben demselben besteht eine Gesetzgebende Kammer von elf und ein Senat von zehn Mitgliedern. Für die Verwaltung ist der Staat in fünf Provinzen oder Departements getheilt: Settentrional oder Segovia, Occidental oder Leon, Oriental oder Granada (zu dem auch der Distrikt Chontales auf der Ostseite des Nicaraguasees gehört), Meridional oder Rivas und das Mosquitogebiet. Die Finanzen sind sehr zerrüttet. Die Einnahmen, aus den Einfuhrzöllen, Monopolen von Schießpulver, Stempelpapier und geistigen Getränken fließend (1874 auf 595,100 Doll. angegeben), können seit einer Reihe von Jahren die Ausgaben (1874: 758,550 Doll.) nicht decken; letztere betreffen fast ausschließlich die Erhaltung des Heers und die Kosten der Staatsschuld, welche sich 1874 auf 9½ Mill. Doll. belaufen haben soll. Politische Hauptstadt der Republik ist Managua; größere Städte sind: Leon, Granada, Masaya, N., Matagalpa, Rivas. S. Karte »Centralamerika«, Tafel »Flaggen«.

Geschichte. N. gehörte früher zu Guatemala, riß sich 1821 mit diesem von Spanien los und wurde 1823 einer der fünf Vereinigten Staaten von Centralamerika (s. d.). Erst 1848 kam in N. eine Verfassung und eine gesetzliche Regierung zu Stande. Auf den Präsidenten Don Ramirez folgte im März 1851 Pineda, diesem 26. Febr. 1853 der General Don Fruto Chamorro. Während N. sich noch mit Costarica um den Besitz des Hafens von San Juan stritt, erhob England im Namen des Königs der Mosquitoküste, seines Verbündeten, Ansprüche auf den Besitz dieses wichtigen Punktes, von welchem aus der Kanal von N. über den Isthmus geführt werden soll, und 1. Jan. 1848 besetzten englische Truppen unter dem Schutz ihrer Kriegsschiffe San Juan, welches seitdem Greytown heißt. 1851 trat ein Kongreß aus Abgeordneten von Honduras, Costarica und N. zusammen, um die Grundlagen einer neuen Bundesverfassung zwischen diesen drei Staaten zu entwerfen, ohne daß dieselbe

jedoch zu Stande kam. Dagegen ward 7. März 1854 mit Guatemala ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Bald darauf erhob sich die demokratische Partei unter dem ehemaligen Minister Francisco Castellon und dem General Marime Jerez gegen Chamorro, nahm im Mai 1854 Leon und belagerte Granada, wo Chamorro sich eingeschlossen hatte. Als letzterer 12. März 1855 starb, trat José Maria Estrada an seine Stelle, um den Kampf gegen die Belagerer fortzusetzen, wogegen Castellon einen verwegenen Abenteurer, den nordamerikanischen Obersten William Walker, zu Hülfe rief. Dieser erschien mit einer kleinen Schar deutscher und amerikanischer Abenteurer, eroberte 14. Okt. Granada und ward von dem nordamerikanischen Gesandten in seiner Regierungsgewalt anerkannt. Gegen letzteres verwahrten sich im December 1855 die Regierungen von San Salvador, Honduras und Costarica, und 9. März 1856 erließ Costarica eine förmliche Kriegserklärung gegen Walker, der sich Guatemala, San Salvador und Honduras und auch der von Walker erhobene provisorische Präsident Patricio Rivas anschlossen. Walker, der sich inzwischen zum Präsidenten von N. hatte wählen lassen und mit Willkür und Grausamkeit herrschte, ward 1857 gestürzt, worauf General Martinez die Präsidentenwürde erhielt. Walker versuchte seine Gewalt in N. wieder zu erlangen, indem er im December 1857 eine Landung in San Juan, 1860 in Honduras versuchte, ward aber vom General Alvarez gefangen genommen und auf Befehl der Regierung von Honduras 12. Sept. erschossen. 1860 kam ein Vertrag mit England über die Abtretung des bisher unter dessen Protektorat befindlichen Mosquitolands gegen jährliche Erlegung von 5000 Doll. an den bisherigen Mosquitokönig zu Stande. Ein neuer Unionsversuch von Guatemala, San Salvador, Honduras und N. 1861 scheiterte wiederum bei der Ausführung. Nachdem 1863 Martinez (gest. 12. Mai 1873) von neuem zum Präsidenten gewählt worden war, folgte ihm 1867 Fernand Guzmen, 1871 Cuadra. Die wichtigste Frage für N. ist die des Kanals zwischen den beiden Oceanen durch den Nicaraguasee. Um diesen ganz in seinem Besitze zu haben, bemüht sich N. fortwährend, Costarica das 1825 abgetretene Gebiet von Guanacasu wieder zu entreißen und die Mündung des San Juan allein zu besitzen. Dieses Zwistes wegen blieb auch N. dem Unionsversuch der vier anderen Republiken 1872 fern. Vgl. Squier, History of N. (2. Aufl., Lond. 1861); Scherzer, Wanderungen durch N. (Braunschw. 1857); Walker, The war in N. (Mobile 1860); Lévy, Notas geograficas y económicas sobre la república de N. (Par. 1873); Belly, Le N. et le canal interocéanique (daſ. 1867, 2 Bde.); Belt, The naturalist in N. (Lond. 1873), und die im Art. »Centralamerika« angeführte Literatur.

Nicaraguasee (bei den Eingebornen Cocibolco), See im centralamerikan. Freistaat Nicaragua, ringsum von vulkanischen Gebirgsketten umgeben, 33 Kilom. vom Stillen Ocean entfernt, 39 Meter ü. M., ist 185 Kilom. lang, 75 Kilom. breit und umfaßt 8800 QKilom. (160 QM.). In ihm liegen mehrere fruchtbare und großentheils bewohnte Inseln vulkanischen Ursprungs, von denen die bedeutendste Ometepe ist. Der See hängt mit dem von Managua durch den Fluß Panaloya zusammen und nimmt von den umliegenden Bergen viele Flüsse auf; sein Abfluß zum Antillenmeer ist der San Juan.

Nicaria (im Alterthum Ikaria), türk., von Waldgebirgen erfüllte Insel im Aegeischen Meer, südwestlich von Samos, 140 QKilom. groß, mit 8000 Einw. (Griechen), die meist Ziegenzucht treiben und im Ruf großer Roheit stehen. Vgl. Ikaros.

Nicastro, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catanzaro, am westlichen Fuß der Apenninen, rings von Olivenhainen, Wein- und Orangengärten umgeben, ist Bischofsitz, hat ein altes verfallenes Schloß, warme Quellen und Bäder, lebhaften Handel und (1871) 13,181 Einw. Unweit davon der Berg Calistro, berühmt durch seine schöne Aussicht.

Niccolini, Giovanni Battista, ital. Dichter, geb. 31. Okt. 1785 in San Giuliano bei Pisa, erhielt seine erste Bildung in Florenz und studirte zu Pisa hauptsächlich Philosophie und die Rechte, wandte sich aber später dem Studium der klassischen Literatur zu. Die Bekanntschaft mit Ugo Foscolo übte auf die Entwickelung seines poetischen Talents bedeutenden Einfluß; sein erster Versuch war das Gedicht: »La peste di Livorno«, in Terzinen (1804), welches an Monti's »Bassvilliana« erinnerte. 1807 ernannte ihn die Königin von Etrurien zum Bibliothekar und Professor der Geschichte an der Akademie der Künste in Florenz. Nach der Restauration bekleidete er eine kurze Zeit auch das Amt eines Bibliothekars des großherzoglichen Palastes, trat aber bald wieder in seine frühere Stellung zurück und wandte sich nun der dramatischen Poesie zu. Seine erste Tragödie: »Polissena« (1810), ward von der Akademie der Crusca gekrönt. Von geringerem Werth sind die folgenden: »Medea«, »Ino e Temisto«, »Edipo«, »I Sette a Tebe«. Mit seinem »Nabucco«, welcher nie aufgeführt und erst 1819 in London anonym gedruckt wurde, betrat N. das Gebiet des politischen Tendenzdrama's; unter den assyrischen Namen verstecken sich Persönlichkeiten der Napoleonischen Zeit. Nachdem 1815 sein erstes Drama modernen Stoffs: »Matilda«, in welchem er sich der romantischen Schule zu nähern suchte, über die Bühne gegangen war, entsagte er eine Zeitlang der Dichtkunst, betheiligte sich aber um so eifriger an den Kämpfen um die literarische Reform, welche damals ganz Italien bewegten. Erst 1827 trat er wieder mit einem Drama: »Antonio Foscarini«, auf, welches, je nach dem Parteistandpunkt, ebenso heftig angegriffen wie warm vertheidigt wurde. In »Giovanni da Procida« (1830) gab er dem ganzen Haß des patriotischen Italieners gegen die Fremdherrschaft einen so energischen Ausdruck, daß das Stück nur in wenigen Städten aufgeführt werden durfte. Seine nächste Tragödie: »Lodovico Sforza« (1834), ließ kalt; den höchsten Ruhm aber und die größte Popularität erwarb sich sein »Arnaldo di Brescia« (1835), unstreitig sein bedeutendstes Werk und eins der schönsten Stücke der neuern italienischen Bühne. Auch seiner »Rosmonda d'Inghilterra« (1839) fehlte es nicht an Schönheiten. Mit »Filippo Strozzi« (1847) beschloß N. seine dramatische Laufbahn. Außerdem hat man von ihm vermischte Gedichte und mehrere, meistens kunsthistorische Abhandlungen, die ihn als einen der vorzüglichsten neueren italienischen Prosaiker kennzeichnen. Von ganz Italien als warmer Patriot verehrt, starb er 20. Sept. 1861. Er hinterließ handschriftlich eine »Storia della casa di Hohenstaufen« und verschiedene größere und kleinere Dichtungen. Von einem Theil seiner früheren Werke veranstaltete er selbst eine Sammlung (Flor. 1831, 3 Bde.). Eine Gesammtausgabe aller besorgte Gargiolli (Mail. 1862 ff., 10 Bde.).

Niccolò de' Niccoli, florentin. Gelehrter, geb. 1363 zu Florenz, ward nach seines Vaters Willen Kauf-

mann, ſtudirte aber fleißig unter Leitung des Chryſoloras und lebte dann, befreundet mit Coſimo und den Gelehrten ſeines Hofs, in unabhängiger Muße in ſeiner Vaterſtadt, wo er 23. Jan. 1437 ſtarb. Er erwarb ſich beſonders um die klaſſiſche Literatur ein hohes Verdienſt durch fleißiges und ſorgfältiges Kopiren von werthvollen Handſchriften. Zahlreiche Codices der Laurentiana (ſo namentlich Lucretius und zwölf Komödien des Plautus) ſind von ſeiner Hand. Seine Privatbibliothek war die größte und ausgeſuchteſte in Florenz; ſie enthielt bei ſeinem Tode 800 Bände und ward teſtamentariſch zu öffentlichem Gebrauch beſtimmt.

Nice (ſpr. niß), franz. Name für Nizza.

Nicer, röm. Name des Neckars.

Nichte, des Bruders oder der Schweſter Tochter.

Nichtigkeit (Nullität), in der Rechtsſprache die totale Ungültigkeit einer Rechtshandlung, ſo daß dieſelbe juriſtiſch als nicht geſchehen anzuſehen iſt. So ſind z. B. Veräußerungen von Grundſtücken eines Minderjährigen durch deſſen Vormund nichtig, wenn dieſer nicht durch ein Dekret der Obervormundſchaft dazu ermächtigt iſt. In manchen Fällen können jedoch nichtige Rechtsgeſchäfte nachmals doch noch rechtsgültig werden, indem das ihrer Gültigkeit entgegenſtehende rechtliche Hindernis beſeitigt wird; ſo z. B. wenn in dem letztern Fall der Minderjährige volljährig wird und nun jenes Geſchäft genehmigt (ſogen. Konvalescenz eines ungültigen Rechtsgeſchäfts). Auch iſt zu beachten, daß ein Rechtsgeſchäft ſehr wohl theilweiſe nichtig und theilweiſe gültig ſein kann. Denn die N. wirkt nur, ſo weit ſie reicht, und dadurch, daß ein Theil des Geſchäfts nichtig iſt, wird keineswegs das ganze nichtig (»utile per inutile non vitiatur«). So iſt z. B. gemeinrechtlich eine Schenkung über 500 Dukaten ungültig, wenn ſie nicht gerichtlich geſchieht. Schenkt alſo jemand einem andern 600 Dukaten ohne gerichtliche Inſinuation, ſo iſt dieſe Schenkung bis zum Betrag von 500 Dukaten gültig und nur in Anſehung des Plus nichtig. Die Klage auf Nichtigkeitserklärung eines Rechtsgeſchäfts, einer Ehe ꝛc. heißt Nichtigkeitsklage (querela nullitatis). Verſchieden von den Fällen der eigentlichen (abſoluten) N. ſind diejenigen der ſogen. Anfechtbarkeit (relativen N.) eines Rechtsgeſchäfts. Hier iſt nämlich das Geſchäft an und für ſich vollkommen gültig; doch kann ein Kontrahent aus gewiſſen Gründen verlangen, daß es durch Richterſpruch für ungültig erklärt (»reſcindirt«) werde. Iſt z. B. jemand durch Betrug zum Abſchluß eines Vertrags beſtimmt worden, ſo kann der Betrogene dieſen Vertrag anfechten und auf Reſciſſion desſelben klagen. Auch auf das Gebiet des Proceſſes iſt das Inſtitut der Nichtigkeitsklage (Nullitätsquerel, Nichtigkeitsbeſchwerde) übertragen worden. Doch hat man dieſes Rechtsmittel, wenigſtens in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, in neuerer Zeit weſentlich eingeſchränkt. Die deutſche Civilproceßordnung insbeſondere (§ 542) geſtattet eine Nichtigkeitsklage gegen ein richterliches Urtheil nur dann, wenn ein unfähiger oder mit Erfolg abgelehnter Richter mit entſchieden hat, wenn das Gericht nicht vorſchriftsmäßig beſetzt oder wenn eine Partei in dem Verfahren nicht nach Vorſchrift des Geſetzes vertreten war, ſofern ſie nicht die Proceßführung ausdrücklich oder ſtillſchweigend genehmigt hat. Außerdem iſt wegen Verletzung eines Geſetzes das Rechtsmittel der Reviſion (ſ. d.) gegeben. Im Strafproceß iſt das Rechtsmittel der Nichtigkeitsbeſchwerde dann ſtatthaft, wenn es ſich um die Verletzung von Formvorſchriften handelt, welche bei Strafe der N. beobachtet werden müſſen, oder wenn das Urtheil in materieller Beziehung auf einer Verletzung des Geſetzes beruht. Dieſe Nichtigkeitsbeſchwerde geht regelmäßig an die höchſte Inſtanz (Kaſſationshof), welche darüber zu entſcheiden hat, ob das Urtheil zu »kaſſiren« und das Verfahren zu wiederholen ſei oder nicht. Die deutſche Strafproceßordnung (§§ 374 ff.) hat auch hier die Bezeichnung »Reviſion« adoptirt. Sie ſtatuirt dies Rechtsmittel z. B., wenn das erkennende Gericht oder die Geſchworenenbank nicht vorſchriftsmäßig beſetzt war, wenn das Gericht ſeine Zuſtändigkeit mit Unrecht angenommen hat, und überhaupt, wenn eine Rechtsnorm nicht oder nicht richtig angewendet worden iſt. S. Reviſion.

Nichtleiter, ſ. Elektricität und Wärme.

Nichts (lat. nihil, nihilum), das Gegentheil des Seins, die Verneinung von etwas, das Nichtſein, alſo ein rein relativer Begriff, der erſt unter Vorausſetzung eines poſitiven Begriffs Bedeutung gewinnt. Wie die Negation, iſt auch das N. entweder das Gegentheil eines einzelnen Dinges: relatives N., was alſo immer noch ein Poſitives iſt, nur mit dem Mangel gerade dieſer Poſition (daher auch privatives N.), oder die Verneinung aller Dinge und aller Exiſtenz: abſolutes N. Die griechiſche und indiſch-brahmaniſche Metaphyſik hatte den Grundſatz: aus N. wird N., weil ſie es unbegreiflich fand, wie etwas aus ſeinem Gegentheil, dem N., entſtehe oder in N. ſich auflöſen könnte. Sie ließ darum entweder ein Sein aus dem andern entſtehen, half ſich alſo mit dem relativen N., wobei ſie außer Augen ſetzte, daß das Werden aus dem relativen N. ebenſo unerklärlich iſt als das aus dem abſoluten, weil auch bei jenem das einzelne Ding doch aus ſeinem Gegentheil entſtehen muß, oder ſie erklärte das Sein für ewig, d. h. das Entſtehen eines Seins aus anderem Sein (das relative N. ebenſo wie das abſolute) für bloßen Schein. Die jüdiſch-chriſtliche und die indiſch-buddhiſtiſche Metaphyſik haben den entgegengeſetzten Grundſatz, und zwar lehrt die erſtere, daß (durch die Schöpfung) aus N. Sein, die letztere, daß (durch den Eingang in Nirwâna) aus Sein N. werde. Leugnung des Seins überhaupt nennt man abſoluten, eines vom Denken unterſchiedenen Seins (wie es der Idealismus thut) relativen theoretiſchen (metaphyſiſchen), dagegen die Leugnung allgemein gültiger Sitten- und Rechtsgeſetze praktiſchen (moraliſchen) Nihilismus.

Nickel (Baſtardeiſen) Ni, Metall, findet ſich gediegen als Eiſennickel und Phosphoreiſennickel im Meteoreiſen, mit Schwefel verbunden als Nickel- oder Haarkies mit 64,8 Proc. N., mit Arſen verbunden als Rothnickelkies (Kupfernickel, Nickelin) mit 44 Proc. N. und Weißnickelkies (Chloanthit) mit 28,2 Proc. N., mit Arſen und Schwefel als Nickelglanz (Nickelarſenkies, Gersdorffit), mit Antimon als Antimonnickel (Breithauptit) mit 31,4 Proc. N., mit Antimon und Schwefel als Nickelantimonkies (Antimonnickelglanz, Nickelſpießglanzerz, Ullmannit) mit 27,6 Proc. N., mit Schwefel und Eiſen als Eiſennickelkies mit 22 Proc. N., als Wismutnickelkies, als kieſelſaures Nickeloxydulhydrat im Rewdanskit mit 12,6 Proc. N., als arſenſaures Nickeloxydul in Nickelblüte, als kohlenſaures Nickeloxydul (Nickelſmaragd, Emeraldnickel), außerdem im Speiskobalt (bis 35 Proc.) und überhaupt in den Kobalterzen, ebenſo wie Kobalt in den Nickelerzen vorkommt. Häufig ſind ein mit Nickelerzen imprägnirter Magnetkies und Schwefelkies ſowie die Kobaltſpeiſe der Blaufarbenwerke und gewiſſe bei manchen Kupferhüttenproceſſen auftretende

Produkte (die obersten Kupferscheiben beim Garen des Kupfers mit oft mehr als 13 Proc. N., Nickelvitriol) Gegenstand der Nickelgewinnung; auch Braunstein und Magneteisenstein sind bisweilen nickelhaltig, und man kann annehmen, daß 1 Ctr. Eisen durchschnittlich 7 Gramm N. und Kobalt enthält. Die Nickelerze sind im reinen Zustand höchst selten das Material zur Darstellung des Nickels; meist finden sich die Nickelerze mit anderen Erzen oder erdigen Substanzen gemengt und werden zunächst einem Konzentrationsschmelzen unterworfen, die geschwefelten Erze mit Schwefeleisen, die arsenhaltigen mit Arsen. Das Produkt ist im ersten Fall ein Stein, im zweiten eine Speise, und aus dieser, zuweilen auch aus Schwarzkupfer, wird auf trockenem oder häufiger auf nassem Weg N. oder eine Kupfernickellegirung dargestellt. Das bei dieser Operation zuletzt erhaltene Oxyd wird mit Roggenmehl u. dgl. gemengt, mit Wasser zu einem zähen Teig angeknetet und in kleine Würfel geformt, welche man mit Kohlenpulver in Tiegeln oder Cylindern erhitzt. Dabei wird das Nickeloxyd reducirt, und zwar um so leichter, je mehr Kupfer es enthält. Bei Gegenwart von Kupfer kommt das Metall auch zum Schmelzen; reines N. dagegen sintert nur stark zusammen, und so entstehen die äußerlich kompakt erscheinenden Würfel von 1 Centim. Seitenlänge, welche als Würfelnickel in den Handel kommen und 94—99 Proc. N. enthalten. Die Schmelzung des Nickels in größeren Mengen bereitet eigenthümliche Schwierigkeiten und ist erst in neuester Zeit gelungen. Auf Kupferhütten wird nach Art des Rosettenkupfers ein Rosettennickel dargestellt, welches etwa aus 67 Proc. N. und 33 Proc. Kupfer besteht. Aus dem käuflichen N. erhält man reines N. durch Auflösen in Salpetersäure, Verdampfen der Lösung über N., Extrahiren mit Wasser, Fällen mit Schwefelwasserstoff, Filtriren, Verdampfen, Fällen mit Oxalsäure und Glühen des oxalsauren Nickeloxyduls bei Abschluß der Luft. N. schmilzt nur bei sehr starker Hitze; es ist dann fast silberweiß mit einem geringen Stich ins Gelbliche, sehr glänzend, ziemlich hart, sehr dehnbar, wird vom Magnet angezogen und selbst magnetisch, spec. Gew. 8,8—9,2, Atomgewicht 58,8; es bietet in chemischer Hinsicht manche Analogie mit dem Eisen, ist aber widerstandsfähiger und hält sich an der Luft und im Wasser besser; es läuft beim Erhitzen wie der Stahl an, läßt sich ohne erhebliche Oxydation glühend schmieden, wird von Salzsäure und Schwefelsäure nur träge, von Salpetersäure lebhaft angegriffen. Die Lösungen sind grün und enthalten Nickeloxydulsalz oder Chlorür. Aus einer Lösung von schwefelsaurem Nickeloxydulammoniak wird das N. durch einen galvanischen Strom als silberweißes, glänzendes Blech abgeschieden. N. tritt meist zweiwerthig, die Atomgruppe Ni_2 aber sechswerthig auf. Von Sauerstoffverbindungen des Nickels kennt man ein Oxydul NiO und ein Oxyd Ni_2O. Das N. dient fast nur als Metall zu Legirungen, besonders zu Neusilber und Scheidemünzmetall, zum Vernickeln von Eisen und anderen Metallen und zu einigen Farbepräparaten. Die Nickelproduktion beträgt etwa 19,000 Ctr. und zwar 9500 Ctr. im Deutschen Reich, 3500 Ctr. in den Vereinigten Staaten, 2000 Ctr. in Oesterreich, 2000 Ctr. in Brasilien, 1400 Ctr. in Schweden und Norwegen, 400 Ctr. in Frankreich, 380 Ctr. (aus italienischen Erzen) in Belgien. Seinen Namen hat das N. von Bergleuten erhalten, die das schöne Erz, welches jetzt Rothnickelkies heißt, auf Kupfer zu verarbeiten suchten und, als sie kein Kupfer daraus zu gewinnen vermochten, es scheltend Kupfernickel nannten. Das Metall wurde 1751 von Cronstedt zuerst dargestellt.

Nickelantimonkies (Nickelantimonglanz, Antimonnickelglanz, Nickelspießglaserz, Ullmannit), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt tesseral, findet sich meist derb in körnigen Aggregaten und eingesprengt, ist bleigrau bis stahlgrau, schwarz oder bunt anlaufend, Härte 5,5, besteht aus Schwefelnickel mit Antimonnickel NiS_2,$NiSb_2$, ist oft arsenhaltig und findet sich auf Erzgängen am Westerwald, bei Harzgerode und Lobenstein.

Nickelarsenkies (Nickelglanz, Gersdorffit), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt tesseral, findet sich meist derb in körnigen Aggregaten, ist silberweiß in Stahlgrau geneigt, grauschwarz anlaufend, Härte 5,5, besteht aus Schwefelnickel mit Arsennickel NiS_2,$NiAs_2$, enthält aber auch Eisen, Kobalt, Antimon und findet sich auf Erzgängen bei Müsen im Siegen'schen, bei Tanne und Harzgerode, bei Lobenstein im Voigtland, Schladming in Steiermark, Loos in Helsingland und wird auf Nickel verarbeitet.

Nickelblüte (Nickelocker, Annabergit), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Chalcite, findet sich nur mikrokrystallinisch in kurzen, haarförmigen Krystallen, in flockigen Ueberzügen, auch derb und eingesprengt, erdig, ist apfelgrün bis grünlichweiß, schimmernd bis matt, ziemlich mild, Härte 2—2,5, besteht aus arsensaurem Nickeloxydul $Ni_3As_2O_8 + 8H_2O$ und bildet meist Efflorescenzen auf Rothnickelkies und Chloanthit. Es findet sich bei Annaberg, Schneeberg, Bieber, Riechelsdorf, Saalfeld, Allemont.

Nickelchlorür (Chlornickel) $NiCl_2$ entsteht beim Lösen von Nickel in Königswasser oder von kohlensaurem Nickeloxydul in Salzsäure, bildet kleine, körnige, grüne Krystalle mit 6 Molekülen Krystallwasser und wird beim Erhitzen wasserfrei und gelb. Fein zertheiltes Nickel gibt beim Erhitzen in Chlor blaß goldgelbe, sublimirbare Schuppen von N., welches an der Luft feucht und grün wird.

Nickelgelb, s. Nickeloxydulsalze.

Nickelglanz, s. v. w. Nickelarsenkies.

Nickelin, s. v. w. Rothnickelkies.

Nickelkies (Haarkies, Millerit), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt rhomboëdrisch in nadel- oder haarförmigen Krystallen, ist messinggelb, bisweilen bunt oder grau angelaufen, Härte 3,5, besteht aus Schwefelnickel NiS und findet sich auf Erzgängen bei Johanngeorgenstadt, Joachimsthal, Przibram, Riechelsdorf, Kamsdorf, Oberlahr im Westerwald, Saarbrücken, Dortmund, in Nassau und besonders bei Klefva in Småland und in der Grafschaft Lancaster in Pennsylvanien. N. wird auf Nickel verarbeitet.

Nickellegirungen, Mischungen von Nickel mit anderen Metallen in vielfach wechselnden Verhältnissen. Nickel gibt mit 33 Proc. Eisen eine Legirung, die weißer, ebenso dehnbar und weniger oxydirbar ist als Eisen. Das Meteoreisen enthält 4—20, sehr oft 10 Proc. Nickel. Nickelkupferlegirungen dienen vielfach als Münzmetall. Münzen der indisch-griech. Könige Euthydemos (200 v. Chr.), Pantaleon (150) und Agathokles (150) bestehen aus 77 Kupfer, 20 Nickel und 3 Eisen, Zinn, Kobalt, Schwefel. In Deutschland und Belgien dient eine Kupferlegirung mit 25 (Kunstsilber), in Nordamerika eine solche mit 12 Proc. Nickel als Münzmetall. Die Schweiz hat folgende Legirungen:

für 20-Rappenstücke	150	Silber,	500	Kupfer,	250	Zink,	100	Nickel
„ 10 „	100	„	570	„	250	„	100	„
„ 5 „	50	„	600	„	250	„	100	„

Aehnlich ist die Drittelsilberlegirung (Tiersargent) aus 27,56 Silber, 59,06 Kupfer, 9,57 Zink, 3,42 Nickel. Suhler Weißkupfer besteht aus 88 Kupfer, 8,75 Nickel, 1,75 Antimon. Kupferzinnnickellegirungen eignen sich zu Gußwaaren; eine Legirung aus 50 Kupfer, 25 Zinn, 25 Nickel ist stahlartig, mit einem Stich ins Röthliche, sehr hart und polirfähig, wenig dehnbar, von schönem Klang, widersteht der Luft und dem Schwefelwasserstoff und eignet sich vortrefflich als Lagermetall. Die Kupferzinknickellegirungen bilden das Neusilber (s. d.).

Nickelocker, s. v. w. Nickelblüte.

Nickeloxydul (Nickeloxyd) NiO, entsteht beim Glühen von Nickeloxydulhydrat, kohlensaurem und salpetersaurem Nickeloxydul, ist grüngrau, in Säuren leicht löslich und durch Kohle und Wasserstoff leicht reducirbar. Beim Verhütten nickelhaltiger Kupfererze tritt es in mikroskopischen, grauschwarzen, metallglänzenden Oktaëdern auf, und bei gelindem Erhitzen an der Luft geht es in schwarzes Nickeloxyd Ni_2O_3 über, welches in höherer Temperatur wieder in N. und Sauerstoff zerfällt. Aus Nickeloxydulsalzen fällt Kalilauge apfelgrünes Nickeloxydulhydrat $NiOH_2O$, dessen Lösung in Ammoniak Seide löst.

Nickeloxydulsalze sind im wasserfreien Zustand meist gelb, im wasserhaltigen grün. Das Sulfat, Nitrat und Chlorür sind leicht löslich, das Carbonat, Phosphat und Borat unlöslich. Die löslichen reagiren sauer und zersetzen sich beim Glühen. Aus der Lösung fällt Kalilauge grünes Oxydulhydrat. Ammoniak trübt die Lösung und gibt im Ueberschuß eine blaue Flüssigkeit. Kohlensaure Alkalien fällen hellgrünes, basisches Carbonat, welches sich im überschüssigen Fällungsmittel mit grünlichblauer Farbe löst. Schwefelwasserstoff fällt saure Lösungen nicht, bei Gegenwart von Acetaten Schwefelnickel. Schwefelammonium fällt Schwefelnickel (unvollständig), welches in Salzsäure schwer, in Königswasser leicht löslich ist. Oxalsäure fällt langsam, aber ziemlich vollständig grünes Oxalat, welches sich aus seiner ammoniakalischen Lösung beim Stehen an der Luft abscheidet. Die Phosphorsalzperle löst N. in der äußern Löthrohrflamme zu einem klaren, röthlichen, beim Erkalten röthlichgelben Glase. Schwefelsaures Nickeloxydul (Nickelvitriol) $NiSO_4$ entsteht beim Lösen von Nickeloxydul oder kohlensaurem Nickeloxydul in verdünnter Schwefelsäure, bildet dunkel smaragdgrüne Krystalle mit 7 oder 6 Molekülen Krystallwasser, ist leicht löslich in Wasser, nicht in Alkohol, gibt mit schwefelsauren Alkalien hellgrüne Doppelsalze mit 6 Molekülen Krystallwasser, mit überschüssigem Ammoniak dunkelblaue, in Wasser leicht, in Alkohol nicht lösliche Krystalle von schwefelsaurem Nickeloxydulammoniak; dient zum Vernickeln. Salpetersaures Nickeloxydul bildet zerfließliche, smaragdgrüne, auch in Alkohol lösliche Säulen, welche beim Erhitzen Oxyd, endlich Oxydul hinterlassen. Basisch kohlensaures Nickeloxydul findet sich als Nickelsmaragd und wird aus löslichen Nickeloxydulsalzen durch kohlensaure Alkalien als apfelgrünes Pulver gefällt. Das phosphorsaure Nickeloxydul, auf analoge Weise erhalten, ist hellgrün, wird beim Rothglühen gelb und eignet sich dann als sehr solide Farbe für Malerei und Tapetendruck (Nickelgelb). Kieselsaures Nickeloxydul bildet den Newdanskit und arsensaures die Nickelblüte.

Nickelsmaragd (Emeraldnickel), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Chalcite, bildet dünne, nierenförmige Ueberzüge auf Chromeisenerz von Texas in Pennsylvanien, ist amorph, smaragdgrün, schwach glänzend, durchscheinend, Härte 3 und besteht aus kohlensaurem Nickeloxydul.

Nickelspießglaserz, s. v. w. Nickelantimonkies.

Nickelstahl, Meteorstahl, durch Zusammenschmelzen von Stahl mit etwas Nickel erhalten, besitzt keine besonderen Vorzüge.

Nickhaut (Blinzhaut), ein in einigen Wirbelthierabtheilungen vorkommendes drittes Augenlied, eine vom innern Augenwinkel über die Augen verschiebbare Hautfalte, durchscheinend und dazu bestimmt, das Licht auch unabhängig von den stets entwickelten beiden anderen Augenliedern zu reguliren. Allgemein kommt die N. den Vögeln zu, dann den Krokodilen, Fröschen und Kröten.

Nicodēmus, eine lediglich dem Johanneischen Evangelium angehörige, ungefähr dem synoptischen Joseph von Arimathia (s. d.) entsprechende Persönlichkeit, welchem auch eine ältere, noch vorhandene apokryphische Schrift (Evangelium Nicodemi) zugeschrieben wird, deren Haupttheil die sogen. Acta Pilati bilden.

Nicolai, 1) Philipp, geistlicher Liederdichter, geb. 10. Aug. 1556 in Mengeringhausen, starb als Pfarrer 26. Okt. 1608 in Hamburg. Von ihm rühren her die Kirchenlieder: »Wie schön leuchtet der Morgenstern«, »Wachet auf, ruft uns die Stimme« u. a. Er ist auch Verfasser zahlreicher polemischen Schriften. Vgl. Curtze, Philipp Nicolai's Leben und Lieder (Halle 1859).

2) Christoph Friedrich, Schriftsteller, geb. 18. März 1733 zu Berlin, lernte seit 1749 zu Frankfurt a. O. als Buchhändler und studirte daneben mit großem Fleiß die klassischen und die besten englischen Schriftsteller sowie Mathematik, Geschichte und Philosophie, besonders Gelehrtengeschichte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin (1752) trat er als Schriftsteller auf mit den »Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften« (Berl. 1756), worin er das Einseitige der von Bodmer und Gottsched ausgegangenen Richtungen in der Literatur zu beleuchten suchte. Sein Streben führte ihn mit Lessing und Moses Mendelssohn zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammen, und bald schlossen sich andere an. Die Fortsetzung der mit Mendelssohn begonnenen »Bibliothek der schönen Wissenschaften« (Leipz. 1757—58, 4 Bde.) ihrem Freund Weiße in Leipzig überlassend, begründeten beide im Verein mit Lessing die »Briefe, die neueste deutsche Literatur betreffend« (Berl. 1759—65, 24 Bde.). Hierauf brachte N. den Plan einer »Allgemeinen deutschen Bibliothek« (1765—92, 106 Bde.) zur Ausführung. Eine Fortsetzung derselben bildete die zu Kiel erscheinende »Neue allgemeine deutsche Bibliothek«, die vom 56. Band an (1800) wieder von N. redigirt wurde und 1805 schloß. Diese Zeitschrift wirkte im Beginn auf die Entwickelung der deutschen Literatur günstig ein, bis die mit den Jahren zunehmende negative Aufklärung und prosaische Nüchternheit ihrer Kritik sie ihres Ansehens beraubten. Nicolai's »Topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam« (Berl. 1769, 3. Aufl. 1786, 3 Bde.) ist für die damalige Zeit ein Musterwerk gewesen; seine »Charakteristischen Anekdoten von Friedrich II.« (das. 1788—92, 6 Hefte) haben historischen Werth. In den »Freimüthigen Anmerkungen über des Ritters v. Zimmermann Fragen über Friedrich d. Gr.« (Berl. 1791—92, 2 Bde.) bewährte N. seinen Ruf als Kritiker. Dagegen haben seine Romane, von denen »Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker« (4. Aufl., Berl. 1799) hervorzuheben

ist, nur für die Literaturgeschichte Bedeutung. Seinen literarischen Gegnern ist gewidmet die »Geschichte eines dicken Mannes« (Berl. 1794, 2 Bde.). Heftigen Widerspruch zog ihm die etwas breite »Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz« (Berl. 1781, 3. Aufl. 1788—96, 12 Bde.) zu. Sein schonungsloses Ankämpfen gegen alle neueren Richtungen in der Literatur (gegen Goethe hatte er schon 1775 das platte Machwerk: »Die Freuden des jungen Werther« gedichtet) wurde der Anlaß zu zahlreichen Angriffen gegen ihn, wie sie namentlich von Herder, Goethe und Schiller in den »Xenien«, von Lavater und Fichte ausgingen. Sein »Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr ljblicherr Volkslider« (Berl. 1777 u. 1778) verfolgte die Tendenz, Bürger gegenüber das Volkslied lächerlich zu machen, bewirkte aber gerade das Gegentheil. Die nüchterne Beschränktheit und polternde Rechthaberei des alternden Autors, der sich gern für den geistigen Erben Lessings ausgegeben hätte, führten schließlich dahin, daß man auch seine wirklichen Verdienste übersah und leugnete. N. starb 8. Jan. 1811 zu Berlin. Seine Selbstbiographie gab sein Sohn heraus (Halle 1804). Vgl. Göckingk, Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß (Berl. 1820).

3) Otto, Komponist, geb. 9. Juni 1810 zu Königsberg, erhielt seine musikalische Bildung unter B. Kleins Leitung in Berlin und komponirte schon in seinem 22. Jahr ein Tedeum, das im Saal der Berliner Singakademie zur öffentlichen Aufführung kam. Bald darauf zur Fortsetzung seiner Studien bei der Gesandtschaftskapelle in Rom angestellt, blieb er drei Jahre daselbst und beschäftigte sich unter Baini namentlich mit der altitalienischen Kirchenmusik. Von 1837—39 und nach längerem Aufenthalt in Italien wieder von 1842—48 fungirte er als Kapellmeister an der Hofoper in Wien, sodann als Hofkapellmeister zu Berlin, wo er bereits 11. Mai 1849 starb. N. schrieb eine Reihe von Opern, darunter die noch jetzt beliebte: »Die lustigen Weiber von Windsor« (mit Text von S. Mosenthal), außerdem Lieder, Duette u. a.

Nicolaithal, s. Visp.

Nicolay, Ludwig Heinrich, Freiherr von, Dichter, geb. 29. Dec. 1737 zu Straßburg, ward französischer Gesandtschaftssekretär, dann Professor der Logik an der Straßburger Universität, folgte 1769 dem Ruf als Lehrer des Großfürsten Paul nach Petersburg, wurde 1770 Kabinetssekretär seines Zöglings, 1782 geadelt, 1798 Direktor der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und 1801 Geheimer Rath und Mitglied des Kabinets. Er starb 18. Nov. 1820 auf seinem Landgut Monrepos in Finnland. N. hat sich in lyrischen und didaktischen wie in dramatischen Gedichten versucht, erwarb sich aber seinen schriftstellerischen Namen vorzugsweise durch seine in Wieland'schem Geist und Versmaß verfaßten humoristischen Erzählungen, wie: »Reinhold und Angelika«, in zwölf Gesängen (1781); »Zerbin und Bella«, »Alcinens Insel« u. a. Seine »Vermischten Gedichte und prosaischen Schriften« (von Ramler korrigirt), erschienen in 8 Bänden (Berl. 1792—1810), seine »Theatralischen Werke« in 2 Bänden (Königsb. 1811). Vgl. Gerschau, Aus dem Leben des Freiherrn von N. (Hamb. 1834).

Nicolotten, Partei in der Republik Venedig, nach der Kirche San Niccolò genannt, der Volkspartei der Castellani entgegengesetzt.

Nicol'sches Prisma, ein von Nicol (Lehrer der Physik in Edinburg, geb. 1768, gest. 1851) 1828 angegebenes Prisma aus Kalkspat, welches so konstruirt ist, daß von den beiden Strahlen, in welche ein auf den Kalkspat fallender Lichtstrahl gespalten wird, nur der eine hindurchgeht. Da dieser durchgegangene Strahl polarisirt ist, so benutzt man dergleichen Prismen zu Polarisationsapparaten.

Nicosia, 1) Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catania (Sicilien), westlich vom Aetna, Bischofsitz, mit Collegio, Bibliothek von 10,000 Bänden, Salzwerk, Mineralquellen, Getreide-, Wein- und Oelhandel und (1871) 14,789 Einw. — 2) Stadt, s. Levkosia.

Nicot (spr. -to), Jean, franz. Gesandter am portugiesischen Hof, geb. 1530, gest. 1600, verfaßte das erste französische Wörterbuch, welches man kennt, brachte 1560 nach gewöhnlicher, aber bestrittener Annahme die Tabakpflanze, die ihm zu Ehren Nicotiana genannt wurde, nach Frankreich und führte das Tabakrauchen daselbst ein.

Nicotera, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, Kreis Monteleone di Calabria, am Tyrrhenischen Meer, Sitz eines Bischofs, mit Zollamt, Konvikt, Gymnasium, bedeutender Fischerei und (1871) 6347 Einw.

Nicotiana, Pflanzengattung, s. Tabak.

Nicoya, Halbinsel an der Westküste des centralamerikan. Freistaats Costarica, bildet mit dem Festlande den Golf von N., an welchem der Ausfuhrhafen Punta Arenas liegt.

Nieutowski, Arthur, Schlachten- und Genremaler, geb. 9. Jan. 1830 in Salwarschinen im preußischen Regierungsbezirk Königsberg, begann seine künstlerische Ausbildung auf der Akademie zu Königsberg und begab sich 1851 nach Düsseldorf, wo sich Lessing lebhaft für ihn interessirte. Er folgte demselben 1858 nach Karlsruhe, lebt aber seit 1864 wieder in Düsseldorf. N. komponirt seine Kriegsbilder sehr lebendig, zeichnet mit Feinheit; die Behandlung jedoch könnte mitunter etwas markiger sein. Er ist ein gründlicher Pferdekenner. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: der Uebergang über die Berefina (1858, Museum zu Karlsruhe), die Schlacht bei Leipzig (1862, Museum zu Bremen), die Heimkehr der Sieger (1868, wofür er auf der Berliner Ausstellung die Medaille erhielt), das Begräbnis eines Polen (mehrmals wiederholt), der Abschied eines Officiers (1874) u. a. Auch hat er schöne Illustrationen für verschiedene Werke und Zeitschriften geliefert.

Nidda, rechter Nebenfluß des Mains, entspringt in Oberhessen auf dem Vogelsberg, fließt durch ein freundliches Thal nach SW. und mündet nach einem Laufe von 98 Kilom. bei Höchst. Nebenflüsse: Nidder, Horloff und Wetter.

Nidda, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Büdingen, an der Nidda und der Oberhessischen Eisenbahn, mit Landgericht, Schloß, Blechwaarenfabrikation, Holzschnitzerei und (1875) 1800 Einw. Von der alten Johanniterkirche ist nur noch der Treppen- und Thurmbau vorhanden. Dabei das Soolbad Salzhausen, mit Bittersalzquelle und Braunkohlenwerk.

Nidelbad, Bad und besuchter Aussichtspunkt oberhalb des Zürichsees, jetzt wieder in Aufnahme gekommen. Das Wasser wird gegen chronische Hautkrankheiten, Nervenleiden, Verdauungsschwäche und Rheumatismus empfohlen.

Nidelven, zwei Flüsse in Norwegen, von denen der eine das Amt Nedenäs durchfließt und unweit Arendal in das Meer ausläuft (181 Kilom. lang), während der andere durch das Amt Süddrontheim geht und bei Drontheim mündet (116 Kilom. lang). Beide Flüsse bilden mehrere prachtvolle Wasserfälle, besonders der letztere (Store und Lille Lerfoß).

Nidifikation (lat.), Nesterbau.

Nidus (lat.), Nest.

Nidwalden, s. Unterwalden.

Niebuhr, 1) Karsten, verdienstvoller Reisender, geb. 17. März 1733 zu Lüdingworth in der Landschaft Hadeln, studirte in Göttingen Mathematik, erhielt 1760 den Charakter eines dänischen Ingenieurleutnants und trat 1761 im Auftrag der dänischen Regierung eine Reise nach Arabien, Persien und den Nachbarländern an, von der er 1766 zurückkehrte. Seine Werke: »Beschreibung von Arabien« (Kopenh. 1772) und »Reisebeschreibung von Arabien und anderen umliegenden Ländern« (das. 1774—78, 2 Bde. und Bd. 3: »Reisen durch Syrien und Palästina«, herausgeg. von Olshausen, das. 1837) sind noch heute klassisch. N. gab ferner heraus den Nachlaß seines Reisegefährten Forskal: »Descriptiones animalium etc.« (Kopenh. 1775), dann dessen »Flora aegyptiaco-arabica« (das. 1776) und »Icones rerum memorabilium etc.« (das. 1776). Seit 1808 dänischer Etatsrath in Meldorf, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, starb N. im Alter von 82 Jahren 26. April 1815.

2) Barthold Georg, einer der ausgezeichnetsten Geschichtsforscher, Kritiker und Philologen der neuern Zeit, Sohn des vorigen, geb. 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen, ward zu Meldorf in Süddithmarschen, wohin sein Vater 1778 als Landschreiber versetzt wurde, hauptsächlich durch Privatunterricht (nur eine kurze Zeit besuchte er das dortige Gymnasium) vorgebildet, studirte 1794—96 in Kiel, war dann bis 1798 Privatsekretär des Grafen Schimmelmann in Kopenhagen, setzte 1798—99 seine Studien in London und Edinburg fort, an welch letzterem Ort er ein Jahr lang staatswirtschaftliche und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, trat 1800 in dänischen Staatsdienst, in dem er, seit 1804 als Bankdirektor, bis 1806 verblieb, begab sich aber 1806 auf Einladung des Ministers vom Stein in preußischen Staatsdienst. In diesem wurde er während der nächstfolgenden, für den preußischen Staat bedrängnisvollen Jahre mit dem Titel Geheimer Staatsrath zu verschiedenen außerordentlichen Geschäften, hauptsächlich finanzieller Art, verwendet, hielt dann, auf einige Zeit von den öffentlichen Geschäften entbunden, 1810—12 Vorlesungen über die römische Geschichte an der neu errichteten Berliner Universität, leistete seit 1813 wieder dem Staat seine praktischen Dienste und wurde 1816 als Gesandter zu Unterhandlungen mit der päpstlichen Kurie nach Rom geschickt. Nachdem er hier 1821 die Vereinbarung, deren Ergebnis die Bulle »De salute animarum« war, in einer Weise, die freilich den heutigen Anschauungen nicht entspricht, unter den damaligen Verhältnissen aber nicht anders möglich war, zu Stande gebracht hatte, bat er 1823 um seine Entlassung und lebte nun mit geringen Unterbrechungen in Bonn, wo er, der Universität »frei verbunden«, mit dem größten Beifall Vorlesungen hauptsächlich über die alte Geschichte, aber auch über die Geschichte der neuesten Zeit hielt. Er starb 2. Jan. 1831. N. verband mit einer außerordentlichen Gelehrsamkeit (sein Vater hat einmal 20 Sprachen aufgezählt, die er verstand, darunter die arabische, persische, russische, slawonische) einen tief eindringenden Scharfsinn und eine schöpferische Phantasie; er hat sich hierdurch und durch seine Gewissenhaftigkeit und unbestechliche Wahrheitsliebe in allen seinen amtlichen Stellungen eine große Anerkennung erworben; ein bleibenderer Ruhm aber knüpft sich an seine schriftstellerischen Leistungen. Sein Hauptwerk ist seine aus jenen in Berlin gehaltenen Vorlesungen hervorgegangene »Römische Geschichte« (Berl. 1811—32, 3 Bde.; Bd. 1, 4. Aufl. 1833; Ausg. in 1 Bd., 1853), die ältere Geschichte bis zum ersten Punischen Krieg einschließlich umfassend, worin er hauptsächlich durch die Kritik der Quellen, durch Kombination aus den Trümmern der Ueberlieferung ein deutliches Bild von der Entwickelung des römischen Volks in dieser Zeit herzustellen gesucht hat: ein Werk, dessen Resultate sich zwar im einzelnen vielfach als nicht haltbar erwiesen haben, welches aber viele wesentliche Grundwahrheiten der römischen Geschichte festgestellt hat und durch seine Methode für die Geschichtsforschung überhaupt bahnbrechend geworden ist. Außerdem hat er der Wissenschaft durch zahlreiche Abhandlungen historischen und philologischen Inhalts (Sammlung derselben, Bd. 1, Bonn 1828; Bd. 2, das. 1843), durch die Entdeckung und Entzifferung verloren gegangener Schriftwerke des Alterthums (des Gajus, der Fragmente des Cicero und des Merobaudes), durch seine Beiträge zu der »Beschreibung Roms« (Stuttg. 1830 ff., 4 Bde.), durch die Anregung zur Gründung des »Rheinischen Museums« und zur Herausgabe der Byzantiner und durch seine Betheiligung bei beiden Unternehmungen wesentliche Dienste geleistet. Auch auf dem Gebiete der Politik und der Staatswirtschaft ist er schriftstellerisch thätig gewesen: seine dahin einschlagenden Schriften, in denen er sich überall als warmen Freund der Freiheit, aber als Gegner künstlicher, nicht aus einer geschichtlichen Entwickelung hervorgegangenen Konstitutionen zeigt, sind großentheils in der Sammlung seiner »Nachgelassenen Schriften nichtphilologischen Inhalts« (Hamb. 1842) erschienen. Seine in Bonn gehaltenen Vorträge über römische Geschichte (Berl. 1846—48, 3 Bde.), über alte Geschichte mit Ausschluß der römischen (das. 1847—51, 3 Bde.), über alte Länder- und Völkerkunde (das. 1851), über römische Alterthümer (das. 1858) und über das Zeitalter der französischen Revolution (Hamb. 1845) sind aus nachgeschriebenen Heften herausgegeben worden. Vgl. »Lebensnachrichten über B. G. N., aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde« (Hamb. 1838—39, 3 Bde.); Classen, B. G. N., eine Gedächtnisschrift (Gotha 1876). — Sein Sohn Markus Carsten Nikolaus von N., geb. 1. April 1817 in Rom, studirte zu Kiel, Bonn, Halle und Berlin die Rechte, ward 1850 Regierungsrath, 1854 Kabinetsrath des Königs von Preußen und Staatsrath und 1857 geadelt; starb 31. Juli 1860 geisteskrank zu Oberweiler bei Badenweiler. Er hat sich literarisch besonders durch seine »Geschichte Assurs und Babels« (Berl. 1858) bekannt gemacht. Als eifriger Vorfechter der Adelspartei und der Orthodoxie redigirte er von 1848—49 den »Magdeburger Korrespondenten«.

Nièce (franz., spr. njäß), Nichte.

Ried, linker Nebenfluß der Saar, entsteht bei Condé-Northern in Lothringen aus der Deutschen und Französischen N., von denen jene westlich von Farschweiler, diese westlich von Baronville entspringt. Der vereinigte Fluß ist 98 Kilom. lang und mündet unterhalb Rehlingen in Rheinpreußen.

Niederalpen (Basses-Alpes), Departement im südöstlichen Frankreich, aus dem nordöstlichen Theil der ehemaligen Oberprovence gebildet, grenzt im O. an Italien (durch die Seealpen davon getrennt) und das Departement Seealpen, im S. an das Departe-

ment Var, im W. an Vaucluse, im NW. an Drôme, im N. an das Departement Oberalpen und umfaßt ein Areal von 6954 QKilom. (126,3 QM.) mit (1872) 139,332 Einw. Das Departement ist sehr gebirgig, namentlich im nördlichen und nordöstlichen Theil durch die Kottischen Alpen, die sich im südöstlichen Theil mit den Seealpen vereinigen. Die höchsten Spitzen sind Aiguille de Chambeyron (3400 Meter), Grand Rionburent (3396 Meter), Pelat (3048 Meter); kaum der vierte Theil der Bodenfläche ist kulturfähig. Vom Gesammtareal kommen auf Aecker 151,924, auf Wiesen 33,937, auf Weinberge 12,248, auf Waldungen 107,170, auf Weiden 310,813 Hektar. Der Hauptfluß ist die Durance, welche das Land von N. nach S. durchfließt und hier die Ubaye, Sasse, Bleonne, Largue und den Verdon aufnimmt. Außerdem gehört zum Flußgebiete des Var die Vaire. Unter den Gebirgsseen ist der Allos der bedeutendste. Das Klima ist im allgemeinen rauh und veränderlich, übrigens nach der Höhenlage sehr verschieden, da in einzelnen tiefen Thälern provençalisches Klima herrscht und die Olive gedeiht, während die Hochthäler nur vier warme Monate haben, die Berge endlich mit ewigem Schnee bedeckt sind. Das Hauptprodukt der Landwirtschaft bilden Kartoffeln (1872: 0,9 Mill. Hektol.); Getreide gibt nur geringen Ertrag. In den Thälern werden auch Rüben und Hanf gebaut; im S., wo bereits die Abdachung gegen das Mittelmeer beginnt, gedeihen Wein (1872: 179,556 Hektol.), Oliven (15,180 Hektol., welche 227,700 Kilogr. Oel ergaben) und Südfrüchte. Hier wird auch die Seidenkultur betrieben, welche 1872 einen Ertrag von 149,156 Kilogr. Kokons im Werth von mehr als 1 Mill. Franken lieferte. Von Bedeutung ist ferner die Viehzucht; in größeren Mengen werden besonders Schafe (450,415 Stück), Ziegen (32,111) und Maulthiere (15,740) gehalten, wogegen der Rindvieh- und Pferdestand ein äußerst geringer ist. Von Wild kommen Bären, Gemsen, Murmelthiere, Kaninchen ꝛc. vor. Das Mineralreich liefert Granit und Bausteine, Marmor, Lignit (Ausbeute 1873 in 13 Bergwerken 263,922 metr. Ctr.), Steinkohlen (1873: 230,000 metr. Ctr.), dann Salz und Metalle. Von Mineralquellen stehen die von Digne und Gréoulx in Benutzung. Die Industrie beschränkt sich auf die Verfertigung von groben Wollstoffen, etwas Seidenwaaren, Papier, Töpfer- und Eisenwaaren. Als Kommunikationsmittel dient außer der schiffbaren Durance die in dem Thal derselben bis Sisteron führende Eisenbahn, welche bis Grenoble fortgesetzt werden wird. An Unterrichtsanstalten bestehen 4 Kommunalcollèges, 3 Privatmittelschulen und 500 Elementarschulen; von je 100 über 6 Jahre alten Personen können (1872) 29 weder lesen noch schreiben. Das Departement wird eingetheilt in fünf Arrondissements: Digne, Barcelonette, Castellane, Forcalquier und Sisteron; Hauptstadt ist Digne.

Niederaula, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hersfeld, am Einfluß der Aula in die Fulda, mit Amtsgericht und 1100 Einw.

Niederbayern, bayr. Regierungsbezirk, den östlichen Theil des Landes zu beiden Seiten der Donau einnehmend, besteht aus einem Theil des alten Herzogthums Bayern, der auch ehemals N. hieß, dem ehemaligen Hochstift Passau und der Grafschaft Ortenburg, grenzt im O. an Oesterreich (Erzherzogthum und Böhmen), im N. an die Oberpfalz, im W. und S. an Oberbayern und umfaßt ein Areal von 10,768 QKilom. (195,5 QM.) mit (1875) 622,377 Einw. (darunter 4500 Protestanten und 120 Juden). Der südlich der Donau gelegene Theil des Gebiets gehört der Landschaft zwischen Alpen und Donau, der südbayrischen Hochebene, an, welche sich als ein wellenförmiges, in nordöstlicher Richtung gegen die Donau abdachendes, durch ausgedehnte Ebenen unterbrochenes Hügelland darstellt. Den nördlich der Donau gelegenen Theil füllt der Bayrische Wald, der in den hintern Wald (längs der Landesgrenze) mit dem Großen und Kleinen Arber (1450 Meter hoch) und den vordern Wald (Donaugebirge) zerfällt. Bewässert wird N. von der Donau, Isar, dem Inn, der Ilz und dem Regen. Seen sind der Große und Kleine Arbersee und der Rachelsee. An Mineralien werden gewonnen: Waschgold (aus Donau, Isar, Inn), Blei, Silber, Schwefelkies, Porzellanerde, Graphit, Eisen, Stein- und Braunkohlen. Auch mehrere Mineralquellen sind vorhanden. Der Ertrag des Feldbaues, namentlich an Körnerfrüchten, ist bedeutend. Der Regierungsbezirk wird von den Eisenbahnen München-Regensburg, Neufahrn-Passau, Mühldorf-Landau, München-Simbach und Donauwörth-Regensburg (Donauthalbahn) durchschnitten und zerfällt in administrativer Hinsicht in 3 unmittelbare Stadtbezirke (Landshut, Passau, Straubing) und 21 Bezirksämter, welche rücksichtlich der Rechtspflege einem Appellationsgericht, 5 Bezirksgerichten und 35 Stadt- und Landgerichten unterstehen. Sitz der Kreisregierung ist Landshut, Sitz des Appellationsgerichts Passau.

Niederbronn, Kantonsstadt im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Hagenau, an der Eisenbahn von Hagenau nach Benningen-Merlebach, hat eine evangelische und kathol. Pfarrkirche, ein schönes Stadthaus, Mutterhaus der Schwarzen Schwestern, Papierfabrikation, Gerberei, sehr bedeutende Eisenwerke nebst Eisensteingruben (2500 Arbeiter), 2 Mineralquellen mit Badeanstalt und (1875) 3141 Einw. In der Umgegend wurden viele keltische und römische Alterthümer gefunden. N. kam 1570 an die Grafen von Hanau und 1764 an den Baron von Dietrich, dessen Familie sich bis heute große Verdienste um den Ort erworben hat. Hier 26. Juli 1870 erster Zusammenstoß der Deutschen (einer würtembergisch-badischen Rekognoscirungspatrouille) mit den Franzosen.

Niedercharente (Charente-Inférieure), franz. Departement, s. Charente.

Niederdeutsch (Plattdeutsch), im Gegensatze zum Hoch- oder Oberdeutschen die deutschen Mundarten, welche im Norden Deutschlands von der niederländischen bis an die litauische Grenze gesprochen werden; s. Deutsche Sprache, S. 241.

Niederdeutschland, im allgemeinen die nördliche Hälfte von Deutschland, insbesondere die nach den Ufern der Nord- und Ostsee zu gelegenen Länder.

Niederdruckmaschine, s. Dampfmaschine.

Niederhessen, ehemals die nördlichste Provinz des Kurfürstenthums Hessen, bildet jetzt den nördlichsten Theil des preuß. Regierungsbezirks Kassel.

Niederländische Kunst, s. Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei, Musik ꝛc.

Niederländische Literatur. Die schöne oder Nationalliteratur der Niederländer hat eine nur wenig über die Grenzen ihres Landes hinausgehende universalhistorische Bedeutung. Bei einem Ueberblick über dieselbe machen sich aber die politischen Einwirkungen, die langwierigen Kämpfe, denen das Land ausgesetzt gewesen ist, als bedeutende

Hemmniſſe eines gedeihlichen Fortſchreitens bemerkbar, und es treten wohl bei keinem Volk die Wechſelbeziehungen zwiſchen der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit einerſeits und den politiſchen Zuſtänden anderſeits offener an den Tag als bei den Niederländern. Die erſten Spuren einer niederländiſchen Nationalliteratur reichen nicht über das 12. Jahrh. zurück. Aus dieſem Jahrhundert rührt eine Reihe höfiſcher Epopöen her, welche, meiſt Stoffe aus dem karolingiſchen und britiſchen Sagenkreis behandelnd, bis tief ins 13. Jahrh. hineinreichen, aber inſofern von geringer Bedeutung ſind, als ſie einestheils mit wenigen Ausnahmen als Ueberſetzungen franzöſiſchen Originalen entſtammen und anderntheils meiſt nur in dürftigen Fragmenten, ſelten ganz auf uns gekommen ſind. Hervorzuheben ſind unter ihnen: »Carel ende Elegast« (herausgeg. von Jonckbloet, Amſterd. 1859); der »Roman van Lancelot« (herausgeg. von Jonckbloet, Haag 1846); der »Roman der Lorreinen«; der »Roman van Karel den Grooten« (Bruchſtücke davon herausgeg. von Jonckbloet, Leid. 1844); »Walewein« von Penninc und Pieter Voſtaert (herausgeg. von Jonckbloet, daſ. 1846—48, 2 Bde.) und die Erzählung von »Floris en Blancefloer« von Dieteris van Aſſinede (herausgeg. von Hoffmann von Fallersleben in deſſen »Horae Belgicae«, Bd. 3). Weit über dieſen Epopöen ſteht der »Reinaert« (herausgeg. von Jonckbloet, Gröning. 1856), das einzige bekannte Produkt niederländiſcher Volksdichtung aus jener Zeit (ſ. Reineke Fuchs). Jene Epopöen wurden infolge des Aufſchwungs des Bürgerthums und des Verfalls des Ritterthums von einer andern Dichtungsart verdrängt, welche, obwohl meiſt aus lateiniſchen Quellen ſchöpfend, doch auch ſelbſtändig geſtaltend, überwiegend didaktiſche Zwecke verfolgte. Hauptrepräſentant derſelben iſt Jakob van Maerlant (ſ. d.). In ſeinen Werken behandelt er alle Fragen der Zeit, wie die Leibeigenſchaft, die Pflichten des Regenten, und im »Spiegel historiael« den Inbegriff der allgemeinen Geſchichte. An ihn ſchließt ſich unmittelbar der bedeutendſte Dichter des 14. Jahrh. an, Jan Boendale, genannt Jan de Clerc, Schreiber der Schöffen zu Antwerpen (geſt. 1351), Verfaſſer zweier Reimchroniken, der »Brabantsche Yeesten« (herausgeg. von Willems 1839—1843, 2 Bde.) und »Van den derden Edeward«, ſowie mehrerer Lehrgedichte, von denen das bedeutendſte »Dor leken spiegel« (1325—30; herausgeg. von de Vries, Leid. 1844—48, 3 Bde.). Erwähnung verdienen außerdem noch Jan van Heelu's »Beſchreibung der Schlacht von Woeringen« (herausgeg. von Willems 1836), Melis Stoke's »Chronik von Holland« (um 1305; herausgeg. von Huydecoper, Leid. 1772, 3 Bde.) und eine bis ins 15. Jahrh. reichende »Reimchronik von Flandern« (herausgeg. von Kausler, Tübing. 1840). Unter den Legenden ſind die bedeutendſten: der »Theophilus« (herausgeg. von Blommaert, Gent 1836), der »Brandaen« (herausgeg. von Blommaert, daſ. 1838—41) und die »Beatrijs« (herausgeg. von Jonckbloet, Amſterd. 1859), die ſchönſte Blüte mittelniederländiſcher Poeſie. Während von den lyriſchen Produkten dieſer Zeit nur wenig erhalten iſt, zeichnen ſich die dramatiſchen, obgleich noch Erſtlingsverſuche, bereits durch eine gewiſſe Unabhängigkeit vom kirchlichen Dogma und keckes Eingreifen in das wirkliche Leben aus. Eine »Altniederländiſche Schaubühne« gab Hoffmann von Fallersleben in den »Horae Belgicae« (Bd. 6) und ſpäter Moltzer (1870) heraus. Um die Mitte des 14. Jahrh. wurden, während die Proſa ſich zu bilden anfing (Bibelüberſetzung ca. 1300, Jan van Ruysbroeck ca. 1350), ſtatt der Reimchroniken, Sittenſpiegel ꝛc. kürzere Gedichte, öfters Improviſationen, worin Erzählung und Sittenlehre vereinigt waren, vorherrſchend, und zwar wurde dieſe Poeſie von Dichtern gepflegt, welche oft ein Wanderleben führten und »Sprekers« hießen. Die berühmteſten unter ihnen ſind Willem van Hildegaersberch (um 1350—1400), deſſen Poeſien Bisſchop und Verwijs (1870) veröffentlichten, und Boudewijn van der Loren, deſſen Dichtungen zum Theil von Blommaert (»Oude vlâmsche gedichten«, Gent 1838 ff.) herausgegeben wurden. Der bedeutendſte Dichter des 15. Jahrh., Dirk Potter (geſt. 1428), verfaßte »Der minnen loop« (herausgeg. von Leendertz, Leid. 1845—47, 2 Bde.), ein auf der bürgerlichen Baſis der Spruchdichtung beruhendes Werk, worin eine Reihe von Liebesgeſchichten abwechſelnd mit moraliſirenden Vorträgen zu einem anziehenden Ganzen verwoben ſind. Daß die Kluft zwiſchen den adligen und bürgerlichen Kreiſen ſich mehr und mehr auszugleichen begann, beweiſen vornehmlich die zu Anfang des 14. Jahrh. entſtandenen ſogen. Kammern der Rederijker (v. franz. rhétoricien, damals ſ. v. w. Dichter), in denen ſich beide Stände zu gemeinſamer Verfolgung literariſcher Zwecke die Hand reichten. Es waren dies poetiſche Vereine, deren Mitglieder ſich zu beſtimmten Zeiten zu poetiſchen Uebungen und Vorträgen, namentlich auch zur Aufführung von Schauſpielen, vereinigten. Wenn auch die hier erzielten Produkte von ſehr geringem poetiſchen Werth ſind, ſo ſind jene Vereine doch inſofern von Wichtigkeit, als ſie ſich mit Eifer an den damaligen politiſchen Händeln betheiligten und durch ihre dramatiſchen Arbeiten unmittelbar auf das Volk zu wirken ſuchten. Ihre patriotiſchen und liberalen Beſtrebungen zur Zeit der reformatoriſchen Bewegungen führten in den ſüdlichen Provinzen ihre Unterdrückung durch die ſpaniſche Regierung herbei, während ſie in den nördlichen noch bis ins 18. Jahrh., wiewohl zuletzt hinter der Zeit zurückbleibend, fortbeſtanden. Die berühmteſte und einflußreichſte dieſer Kammern war die zu Amſterdam, welche den gegen Ende des 16. Jahrh. von Antwerpen hierher überſiedelnden Kaufleuten und ſonſtigen Notabilitäten einen Vereinigungspunkt zu geſelligen und literariſchen Unterhaltungen darbot. Unter denen, welche ſich durch Läuterung der unter der burgundiſchen Herrſchaft durch wälſche Elemente ſehr verunreinigten Sprache, durch grammatiſche Regelung derſelben und durch Aufſtellung poetiſcher und proſaiſcher Muſtererzeugniſſe hohes Verdienſt um die n. L. erwarben, ſtehen Filips van Marnix, Dirk Coornhert und die Kaufleute Roemer Viſſcher und Hendrik Laurenszoon Spiegel obenan. Doch waren ſie nur die Vorläufer der drei originellſten niederländiſchen Dichter, die in derſelben Kammer verkehrten, Hoofts, Vondels und Huygens', durch welche die n. L. raſch faſt zu ihrer höchſten Blüte gelangte. Pieter Corneliszoon Hooft (1581—1647) wußte italieniſche Form, Schönheit mit gedankenvollem Inhalt aufs glücklichſte zu vereinigen und hob Poeſie und Proſa zu gleicher Vollendung, ſo daß er in der niederländiſchen Literatur Epoche macht. Joost van den Vondel (1587—1679), an poetiſcher Begabung Hooft noch übertreffend, leiſtete in der Lyrik und Satire wie auch in den übrigen Gattungen, mit Ausnahme des Epos, Vorzügliches, wenn auch ſeine Schauſpiele in dramatiſcher Hinſicht mangelhaft ſind. Konſtantin

Huygens (1596—1686), der Vater des berühmten Mathematikers, zeichnete ſich durch die umfaſſendſten Sprach- und literariſchen Kenntniſſe aus, verfiel aber in ſeinen lyriſchen, beſchreibend-lehrhaften, ſatiriſchen Gedichten und Epigrammen im Streben nach gehaltvoller Gedrungenheit nicht ſelten ins Geſuchte, Dunkle und Schwerfällige. In Gegenſatz zu dieſen drei Amſterdamer Größen trat Jakob Cats (1577—1660) zu Dordrecht, indem er nicht für ein auserleſenes, ſondern für das große Publikum ſchrieb und in Allegorie und heiterer Erzählung Treffliches leiſtete. Das Buch des »Vader Cats« hat über ein Jahrhundert lang neben der Bibel als zweites Hausbuch gegolten. Außer dieſen drei Hauptdichtern verdienen beſonders Erwähnung in der Lyrik und Elegie: Daniel Heins, der bekannte Philolog (geſt. 1655); G. A. Bredero (ſ. unten); D. R. Camphuyſen (geſt. 1626), deſſen geiſtliche Lieder lange populär geblieben ſind; Johan van Heemskerk (geſt. 1656) und J. J. Starter, als Erotiker ausgezeichnet; Jeremias de Decker (geſt. 1655), bekannt durch gefühlvolle kleine Gedichte; Jakob Weſterbaen (geſt. 1670) und Joachim Oudaen (geſt. 1692), deren politiſche Gedichte viel geleſen wurden; endlich der beſte Lehrling Vondels, Joannes Antonides van der Goes (geſt. 1684), deſſen »Ystroom«, eine Verherrlichung Amſterdams, ſowie ſeine kleineren Gedichte viele poetiſche Schönheiten enthalten, aber nicht ſelten an Ueberſchwänglichkeit leiden. Als Epigrammatiker verdient neben Huygens beſonders G. Brandt, der Hiſtoriker, genannt zu werden. Beachtenswerthe Fortſchritte machte in dieſer Periode das Drama. Eine wirklich klaſſiſche Tragödie hat aber die n. L. nicht aufzuweiſen, obwohl Hooft (»Geraert van Velsen«, »Bato«) und Vondel (»Lucifer«, »Adam in ballingschap« ꝛc.) Vorzügliches geleiſtet. Vondels »Gijsbrecht van Amstel« wird noch immer am Neujahrstag aufgeführt, aber das Stück hat nur ſeinen lyriſchen und beſchreibenden Epiſoden ſeinen Ruhm zu verdanken. Die übrigen Tragödiendichter folgten fremden Muſtern. Originell dagegen iſt das holländiſche Luſtſpiel, und ſelbſt, wo das Motiv aus der Fremde entlehnt iſt, ſind die Zuſtände ganz auf holländiſchen Boden verpflanzt. Als Hauptdichter gilt hier unbeſtritten G. A. Bredero (geſt. 1618), deſſen »Spaansche Brabander«, »Moortje« u. a. wirklich dramatiſches Talent verrathen. Auch Hooft (»Warenar«) und Huygens (»Trijntje Cornelis«) haben in dieſem Genre Gutes geleiſtet. — Die holländiſche Proſa ward beſonders durch Dirk V. Coornhert (ſ. oben) ausgebildet. Hooft ſchrieb einen kernhaften Stil, ahmte aber zu einſeitig Tacitus nach. Die beſſeren übrigen, wie G. Brandt, J. van Heemskerk (»Batavische Arcadia«), W. Swinnas, ſind öfters zu breit oder zu gekünſtelt.

Einen nachtheiligen Einfluß auf die n. L. übte Ende des 17. Jahrh. die Einwanderung der durch den Widerruf des Edikts von Nantes (1685) aus ihrem Vaterland vertriebenen franzöſiſchen Proteſtanten, welche den Geſchmack für ihre großen Dichter, aber auch die Verachtung der eigenen Poeſie herbeiführten. Dazu kam, daß durch den langen Frieden von 1713—1780 die Thatkraft der Nation erlahmte; übermäßiger Reichthum erzeugte Ueppigkeit und wiegte das ſo energiſche Volk in einen lethargiſchen Schlummer. Die Poeſie ward Zeitvertreib müßiger Dilettanten, welche gewöhnliche Alltagsproſa mühſam zu glatten Reimen drechſelten. Jeder eigene und nationale Ton verſtummte allmählich vor der Nachäffung der franzöſiſchen Klaſſicität, welche jetzt Mode wurde. Fortwährendes Unglück ſeit 1780 infolge von Krieg und Waſſersnoth ſchadete dem Wohlſtande der Nation; fremde Heere tummelten ſich in dem durch Parteiungen zerriſſenen Land und ſchienen den Muth der Bevölkerung völlig erdrücken zu wollen. Doch unter dem ſtets härter werdenden Druck regte ſich die Vaterlandsliebe von neuem. Die Erinnerung an die großen Zeiten der Väter feuerte die Dichter an, den Nationalgeiſt zu wecken. Die Wirkungen dieſes Beſtrebens zeigten ſich erſt recht deutlich nach dem Frieden von 1814, und Künſte und Wiſſenſchaften ſind ſeitdem in erfreulichem Fortſchreiten begriffen. Wir haben alſo im ganzen 18. Jahrh. nur wenige ausgezeichnete Namen zu nennen. Eigentlich noch ins 17. durch ſeine erotiſchen Gedichte gehört der treffliche Kupferſtecher Jan Luyken (geſt. 1712), welcher ſpäter als religiöſer Dichter ſehr beliebt ward, und der Lyriker Jan van Broekhuyzen (geſt. 1707). Unter den kleineren Gedichten des Landmanns Hubert Corneliszoon Poot (geſt. 1733) ſind einige treffliche aufzuweiſen. Die beſten Vertreter des Luſtſpiels waren Pieter Bernagie (geſt. 1696), Abraham Alewijn und Pieter Langendyk (geſt. 1756), deren Leiſtungen ſich durch Laune und lebendige Charakterzeichnung, aber nicht durch Feinheit empfehlen. An Tragödien und an epiſchen Gedichten iſt während dieſer Periode kein Mangel, doch ward in beiden Genres nichts Urſprüngliches geleiſtet. Nur die Brüder Willem und Onno Zwier van Haren, frieſiſche Edelleute, machen eine günſtige Ausnahme, beſonders der zweite (geſt. 1779), deſſen epiſch-lyriſches Gedicht: »De Geuzen« einen wohlverdienten Ruhm erwarb, allerdings erſt in ſpäter Zeit, während die gerühmten Epopöen Arnold Hoogvliets (»Abraham de aartsvader«) und Lucretia Wilhelmina's van Merken heute der wohlverdienten Vergeſſenheit verfallen ſind. Den holländiſchen Roman haben am Ende des Jahrhunderts die zwei Frauen Eliſabeth Wolff, geb. Becker (geſt. 1804), und Agatha Deken (geſt. 1804) geſchaffen, deren »Sara Burgerhart« und »Willem Leevend«, voll Geiſt und Menſchenkenntnis, die lebendigſte Schilderung des Bürgerlebens ihrer Zeit enthalten.

Einen neuen Aufſchwung erhielt die Poeſie am Ende des 18. Jahrh. mit Rhijnvis Feith (geſt. 1824) und Willem Bilderdijk (geſt. 1831). Der erſte, Schüler Klopſtocks, machte ſich beſonders als religiöſer Dichter bekannt; der zweite hat in vielen Genres Treffliches geleiſtet, beſonders in dem epiſchen Gedichte: »De ondergang der eerste wereld«. Als patriotiſcher Dichter ward am Anfang des 19. Jahrh. Jan Frederik Helmers populär durch ſeine »Hollandsche natie« und etwas ſpäter H. Tollens, auch beſonders durch ſeine häuslichen Gedichte. Sein beſtes größeres Gedicht iſt unſtreitig: »De overwintering der Hollanders op Nova Zembla«. Ein echter Naturdichter und einer der wenigen humoriſtiſchen Dichter, welche die n. L. aufzuweiſen hat, iſt A. C. W. Staring (geſt. 1840). Als Lyriker dieſer Periode ſind ferner Corn. Loots und Jan Kinker hervorzuheben. Sie wurden aber weit überragt durch Iſaak da Coſta (geſt. 1860), deſſen ſogen. »Politieke poëzy« und deſſen »Slag bij Nieuwpoort« zu den beſten niederländiſchen Gedichten gehören. Um 1830—40 übte die neuere Romantik (Byron, Scott, Hugo) einen großen Einfluß. Nur allmählich entwanden ſich davon und machten ſich als urſprüngliche Dichter berühmt: Jakob van Lennep (ſ. d.), Nikolaas Beets (ſ. d.), E. J. Potgieter, J. A. Alberdingk Thijm u. a. Von den Jüngeren ſind beſonders H. J. Schimmel und P. A. de Génefiet

(geb. 1829), der Liebling der heutigen Generation, zu nennen. — Die Proſa ſank nach Brandt ſehr herab und ward im 18. Jahrh. nur von wenigen, wie Juſtus van Effen (»De hollandsche spectator«, 1731), mit Erfolg gepflegt. Seit Wolff und Deken (ſ. oben) ward ſie ungezwungener, aber nur bei einzelnen. Der Rednerſtil z. B. blieb bei den meiſten ſteif und hölzern. Erſt um 1840 trat eine gänzliche Aenderung ein. Vorläufer dieſer Bewegung waren Jakob Geel (»Onderzoek en phantasie«) und Petrus van Limburg Brouwer (»Charicles en Euphorion« ꝛc.); dann folgten Beets (ſ. oben) mit ſeiner »Camera obscura«, van Lennep (ſ. oben) mit ſeinen Romanen, Kneppelhout mit ſeinen »Studententypen«, Potgieter mit ſeinen Novellen, die beiden van der Hoeven mit ihren Kanzelreden ꝛc. Von unſeren Zeitgenoſſen ſind am meiſten hervorragend: Frau Bosboom-Touſſaint (ſ. d.) durch ihre trefflichen hiſtoriſchen und Familienromane, J. J. Cremer (ſ. d.) durch ſeine Dorfgeſchichten, E. Douwes Dekker (ſ. d.) durch ſeine glühende Schilderung ſocialer Mißbräuche, namentlich auf Java (»Max Havelaar«), M. P. Lindo (der alte Herr Smits) durch ſeine humoriſtiſchen Skizzen, C. Busken Huet (ſ. d.) durch ſeine kritiſch-literariſchen Schriften, ein Feld, auf dem ſich auch Beets und Alberdingk Thijm ausgezeichnet haben. Auf hiſtoriſch-politiſchem Gebiet ſind G. Groen van Prinſterer, J. Bosſcha, R. C. Bakhuizen van den Brink, G. de Clercq, R. Fruin hervorzuheben. Vgl. J. van Vloten, Geschiedenis der nederlandsche letteren (1865); Jonckbloet, Geschiedenis der middennederlandsche dichtkunst (Amſterd. 1851—1859, 3 Bde.); Derſelbe, Geschiedenis der nederlandsche letterkunde (2. Aufl., Gröning. 1873—74; deutſch, Leipz. 1870—72, 2 Bde.); v. Hellwald, Geſchichte des holländiſchen Theaters (Rotterd. 1874).

Was die wiſſenſchaftliche Literatur der Niederländer betrifft, welche die ſchöne Literatur derſelben an Bedeutung weit überragt, ſo fanden nicht nur altklaſſiſche und morgenländiſche Philologie, ſondern auch Naturkunde, Medicin (beſonders Anatomie), Mathematik, Geſchichte und das römiſche Civilrecht ſchon früh geiſtreiche und gründliche Bearbeiter. Aus den Schulen zu Zwolle (Johannes Cele, geſt. 1417), Deventer (Gerard Groote, geſt. 1384) und Gröningen (Abtei von St. Aduard) gingen die erſten ausgezeichneten Männer hervor, welche die klaſſiſche Gelehrſamkeit im Norden Europa's verbreiteten: W. Gansfort, R. Agricola und A. Hegius. Unter den zahlreichen Schülern des Hegius zeichneten ſich beſonders aus Joh. Murmellius, Hermann van dem Buſche und vor allen D. Erasmus, deſſen Einfluß auf die europäiſche Bildung bei weitem der bedeutendſte war. Griechiſche Studien wurden von D. Erasmus, Georg Rataller, Gisb. Longolius, Hadr. Junius, Adolf van Meetkerke, Ger. van Falkenburg, römiſche von Erasmus, Longolius, Junius, P. Aegidius van Delft, J. Sartorius, P. Nannius, L. Carrion und Tit. Popma herausgegeben. Die orientaliſchen Sprachen blieben noch vernachläſſigt, nur Agricola und Erasmus beſchäftigten ſich mit dem Hebräiſchen. Rascher ſchöne Keim wurde gegen das Ende dieſer Periode durch die Barbarei der Spanier und durch Alba's Grauſamkeit erſtickt; der Beſuch nicht katholiſcher Univerſitäten wurde bei Strafe des Exils und der Vermögenskonfiskation verboten, und in den Niederlanden durften nur zwei ſtreng an dem Alten haltende hohe Schulen, Löwen und Douai, beſtehen. Wie nachtheilig dieſer Stand der Dinge auf das Studium der Geſchichte wirken mußte, iſt leicht zu begreifen. Von einiger Bedeutung ſind die hiſtoriſchen Schriften des Wilh. Heda (geſt. 1525) und Lamb. Hortenſius über Utrecht, G. Geldenhauer von Nimwegen (geſt. 1542), Hadr. Junius (geſt. 1575) über Holland, Suffr. Petri über Friesland, Jak. Meyer über Flandern, Hadr. Barlandus und P. Diväus über Brabant, Jan Reygersberch über Seeland. Die mathematiſche und politiſche Geographie gewann an G. Mercator (1541), welcher die neue Projektionsmethode erfand, einen tüchtigen Bearbeiter. Ortelius benutzte die Handelsverbindungen ſeiner Vaterſtadt Antwerpen, um das Ausland näher kennen zu lernen und zu beſchreiben. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften lagen ſehr im Argen, und nur der Frieſe Gemma wird in dieſem Fach namhaft gemacht. Die Aſtronomie war noch nicht geſchieden von der Aſtrologie, welche nicht nur bei dem ungebildeten Volk, ſondern auch bei den Großen in hohem Anſehe ſtand; Popma (1569) war der erſte, welcher die Anfangsgründe der Aſtronomie bearbeitete. Die Philoſophie ſchien durch das Studium des Alterthums gedeihen zu wollen; ſchon hatte Agricola in ſeinem Werk: »De inventione dialectica« die logiſchen Begriffe zu läutern und D. Erasmus den geſunden Menſchenverſtand durch ſein Ankämpfen gegen Unwiſſenheit und Aberglauben zu Ehren zu bringen geſucht, als der religiöſe Fanatismus der ſpaniſchen Herrſcher jede Frucht des freien Geiſtes im Keim zu erſticken ſich bemühte und das alte ſcholaſtiſche Unkraut von neuem wuchern ließ. Die Naturwiſſenſchaften erfreuten ſich im allgemeinen nur einer ſehr geringen Pflege; doch ſind die alchemiſtiſchen Schriften des R. Iſaac und ſeines Sohns J. Iſaaci, der Vorgänger des Paracelſus, und die botaniſchen des Remb. Dodonäus, Car. Cluſius und M. de Lobel von großem Verdienſt. In der Anatomie brach André Veſalius (geſt. 1564) Bahn, der zuerſt die Bedenklichkeit, ob es erlaubt ſei, einen menſchlichen Körper zu zergliedern, auf die Seite ſchob und in ſeinem Werk: »De humani corporis fabrica« einen Schatz der wichtigſten Entdeckungen niederlegte, worauf ſpätere Anatomen fortgebaut haben. Das in den Niederlanden übliche Recht war das römiſche und fand ſchon früh Bearbeiter, welche freilich mit den berühmten Juriſten jener Zeit in anderen Ländern nicht verglichen werden können. Philipp van Leiden, der zu Ende des 14. Jahrh. blühte, gab über die Staatsform und die Geſchichte ſeiner Zeit wichtige Aufſchlüſſe. Viglius van Zuychem van Aytta, ein geachteter Staatsmann, erläuterte einen Theil der Inſtitutionen, und ſein Freund J. Hopper (geſt. 1576), Verfaſſer der berühmten Kriminalverordnung Philipps II. von 1570, vernachläſſigte über ſeinen Ehrenſtellen nicht die philoſophiſche Rechtslehre. Außer dieſen ſind noch zu nennen: J. Rävardus, Nik. Everardi, Jod. de Damhouder, P. Peckius und Elbert Leoninus. Die Theologie lag noch in ſchwer zu löſenden Feſſeln. Zwar hatten Thomas a Kempis (ſ. d.) und ſeine Schüler durch ihre Sprachkenntniſſe ein gründlicheres Studium der Bibel vorbereitet, aber die Mönche der Niederlande gehörten zu den unwiſſendſten Europa's und fanden in ihrem Haß aller Aufklärung eine mächtige Stütze an den bigotten Regenten. Der aufgeklärte W. Gansfort mußte ſein ganzes Leben hindurch den hartnäckigſten Kampf gegen die Dummheit und Bosheit fanatiſcher Pfaffen führen; Erasmus hielt ſich ſchüchtern in der Mitte der Parteien, erwarb ſich aber Verdienſt durch

die Herausgabe des Neuen Teſtaments (1516) und vieler Kirchenväter ſowie durch die Verbreitung einer reinern Moral.

Während des Befreiungskampfes fand auch die Reformation in den Niederlanden Eingang, und durch die errungene Denk- und Gewiſſensfreiheit wurden die Wiſſenſchaften mächtig gefördert. Selbſt die heftigen Streitigkeiten der Remonſtranten und Kontraremonſtranten (1618) und der unmittelbar darauf folgende Gewiſſenszwang waren bei dem kräftigen Aufſchwung, den die Nation genommen hatte, nicht mehr vermögend, den Flug des freien Geiſtes zu hemmen. Durch die Scheidung der Niederlande in Nord und Süd oder in freie und ſpaniſche Provinzen wurden die beiden Univerſitäten Douai und Löwen, welche jedoch die Wiſſenſchaften nicht ſehr gefördert hatten, von Holland getrennt, und die Republik ſtiftete die Univerſität Leiden (1575), welcher bald die Univerſitäten Franeker (1598), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwijk (1648) nachfolgten. Außerdem galten die akademiſchen Gymnaſien (illustre scholen) zu Deventer (1630) und zu Middelburg ſowie das Athenäum zu Amſterdam (1632) als vortreffliche Unterrichtsanſtalten. Die Philologie erhob ſich in dieſer Periode zu einem hohen, noch jetzt nicht erloſchenen Glanz. Durch Herausgabe griechiſcher Schriftſteller machten ſich verdient: Bonav. Vulcanius, P. Bertius, D. Heinſius, J. Voſſius, H. Grotius, J. Gronovius, A. Tollius, L. Küſter u. a. Die griechiſche Grammatik ward von L. Bos glücklich vertreten. J. Meurſius ſchrieb viele Werke über griechiſche Alterthümer. J. Gronov ſammelte mit mehr Fleiß und Gelehrſamkeit als richtigem Takt in der Auswahl in ſeinem unentbehrlichen »Thesaurus antiquitatum graecarum« (Leid. 1697—1702, 13 Bde.) die Reſultate früherer Forſchungen auf dieſem Feld. Als der geiſtreichſte Archäolog dieſer Zeit iſt aber Ezech. Spanheim und als der beſte Kritiker Jak. Perizonius anzuführen. In der lateiniſchen Sprache und Literatur überragten die niederländiſchen Philologen in dieſer Periode alle anderen. An die neu geſtiftete Univerſität zu Leiden wurden die vorzüglichſten Gelehrten, von welchen wir nur Juſtus Scaliger, Cl. Salmaſius, J. Douſa und J. Lipſius nennen wollen, gezogen, und die meiſten lateiniſchen Klaſſiker fanden treffliche Bearbeiter an Torrentius, H. Grotius, Gruter, Merula, P. Scriver, Salmaſius, Rutgers, M. Z. Vorhorn, Scaliger, Lipſius, J. F. Gronovius, G. und J. Voſſius, N. Heinſius, G. Grävius, J. Gronovius, J. Tollius, T. Muncker, Broekhuizen, J. Leclerc, P. Burman und Pitiscus (1685). Dem Studium der römiſchen Alterthümer leiſtete G. Grävius durch ſeinen »Thesaurus antiquitatum romanarum« (Utr. 1694—99, 12 Bde.) großen Vorſchub. Auch um die orientaliſchen Sprachen erwarben ſich die Gelehrten dieſer Periode bedeutende Verdienſte; L. de Dieu ſchrieb eine brauchbare hebräiſche Grammatik (1626) und Fr. Raphelengius ein chaldäiſches und arabiſches Wörterbuch. Die gründlichſten Kenner und berühmteſten Lehrer der aſiatiſchen Sprachen in dieſem Jahrhundert waren aber unſtreitig Th. Erpenius und J. Golius, welcher ein arabiſches und perſiſches Wörterbuch herausgab. Außer ihnen ſind noch zu nennen: Joh. Druſius, Levin Warner, deſſen nachgelaſſene orientaliſche Manuſkripte den Kern der berühmten Sammlung in der Leidener Bibliothek bilden, H. Witſius und Perizonius. In der neuern Linguiſtik machten ſich beſonders Franc. Junius der Jüngere (Herausgeber des Ulfilas), L. ten Kate und Balthaſar Huydecoper verdient. Das Feld der Geſchichte wurde mit vielem Fleiß angebaut; Grotius erzählte in lateiniſcher Sprache die Schickſale der Gothen, Vandalen und Langobarden (1655), Hooft in der Mutterſprache das Unglück des Mediceiſchen Hauſes und die Geſchichte Heinrichs IV.; P. Bayle ſichtete das verſchiedenartigſte hiſtoriſche Material in ſeinem kritiſchen Wörterbuch. Mit beſonderer Vorliebe wandte man ſich jedoch zur Geſchichte des eigenen Landes. Douza ſchrieb die erſte holländiſche Geſchichte (1601), Grotius ſeine Annalen des ſpaniſch-niederländiſchen Kriegs und ſeine Unterſuchungen über das Alter der bataviſchen Republik, K. Barläus ſeine Geſchichte von Braſilien (1647) in lateiniſcher und A. Wicquefort ſeine wichtige Geſchichte der Niederlande (1672) in franzöſiſcher Sprache. Das Landesidiom wählten zu ihren Darſtellungen des Befreiungskampfes P. Bor, E. van Meteren, E. van Reyd, der alle an Unparteilichkeit, Kraft und Wahrheit der Darſtellung übertreffende Hooft, der etwas zu weitläufige G. Brandt und ſein Sohn K. Brandt. Außer dieſen möchten noch anzuführen ſein: Lieuwe van Aitzema, wichtig wegen der großen Menge von ihm mitgetheilter Aktenſtücke (»Zaken van staaten oorlog«, 1650), Pars, Alting und Alkemade. In der Kirchengeſchichte ſchrieben Uytenbogaert zu Gunſten der Remonſtranten, Trigland für die Gomariſten, Voſſius über die Pelagianer. Das Beſte leiſtete G. Brandt in ſeiner freilich äußerſt breiten »Historie der reformatie« (1657). In der Literaturgeſchichte galten J. Lipſius und G. Voſſius als große Kenner, beſchränkten ſich aber auf das klaſſiſche Alterthum. Auch die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften erfreuten ſich einer gedeihlichen Pflege. In der Chronologie machte Scaligers Meiſterwerk: »De emendatione temporum« (1583) Epoche. In der Numismatik lieferten G. Cuyper, G. van Loon, F. van Mieris u. a. ſchätzbare Arbeiten. Am meiſten gewann die Geographie durch die Handelsverbindungen der Holländer. Jan Huygen van Linſchoten beſchrieb das portugieſiſche Indien (1596), Nieuhof Braſilien und China (1655), Baldäus Ceylon, W. Schouten Malabar, Koromandel, Bengalen und Arracan, Corn. de Bruyn den Archipel, Kleinaſien, Aegypten, Perſien und Rußland, Dapper Morea, Afrika, Syrien und Oſtindien, N. Witſen die Tatarei und Bosman die Küſte von Guinea (1701), während Fr. Valentyn die erſte ausführliche Beſchreibung aller holländiſchen Beſitzungen in Aſien gab. Wilh. Blaeu und ſein Sohn Joan Blaeu wie auch Hondius, Janſſonius und Nik. Viſcher fertigten in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. vortreffliche Erdkugeln und Karten. Die beſten Seekarten der Zeit gaben: L. Jz. Waghenaer, W. Barents, W. Blaeu, C. J. Vooght, J. van Ceulen. Die Mathematik, Mechanik und Phyſik mußten durch die rege Induſtrie gewinnen. Ludolf van Ceulen, welcher das richtige Verhältnis des Diameters zur Peripherie beſtimmte, N. Snellius (1610) und ſein Sohn W. Snellius treten uns hier zuerſt entgegen. Ch. Huygens berechnete den möglichen Gewinn im Spiel (1657) und erfand eine neue brauchbare Pendeluhr (1658), ein für die Anwendung der Bewegungsgeſetze höchſt wichtiger Schritt. Die mechaniſchen Wiſſenſchaften wurden von Simon Stevin, dem Lehrer des Prinzen Moritz von Oranien, neu geſchaffen. In der Hydraulik, Hydroſtatik und Schiffbaukunſt übertrafen die Niederländer um dieſe Zeit alle anderen Nationen, obgleich nur S. Stevin und N. Witſen (1690) über dieſes Fach

Theorien aufſtellten. In der theoretiſchen und praktiſchen Kriegskunſt verdient Menno van Coehoorn (1695) den größten Namen an die Seite geſtellt zu werden. Die Aſtronomie wurde durch wichtige neue Erfindungen gefördert; Z. Janſen erfand das Fernrohr (1590), welches J. Metius und J. Lapprei verbeſſerten. Ueber die Phyſik ward durch die Philoſophie Descartes' und durch mikroſkopiſche Beobachtungen viel Licht verbreitet. K. Drebbel vervollkommnete das von dem jüngern Janſen erfundene Mikroſkop und fertigte das erſte Thermometer. Huygens ſtellte ſcharfſinnige Unterſuchungen über das Licht an (1690) und entdeckte einen neuen Satelliten des Saturn (1679). Eine neue Luftpumpe wurde von Burchard de Volder erfunden und von 's Graveſande verbeſſert. Nik. Hartſoeker machte verſchiedene phyſikaliſche Unterſuchungen. Große Vorliebe zeigten die Holländer für die Naturgeſchichte. Für die Zoologie waren F. Clutius (über die Bienen), A. de Heide (Würmer und Fröſche), Leeuwenhoek (Inſekten), Swammerdam (Fröſche, Inſekten, Bienen) und G. Bidloo (Inſekten, Würmer) mit Erfolg thätig. Dem Studium der Botanik waren die häufigen Seereiſen der Holländer und die Sorge der Amſterdamer Regierung, den vorzüglichen Pflanzengarten dieſer Stadt mit ausländiſchen Gewächſen zu bereichern, ſehr günſtig. Die Werke J. und K. Commelins ſind als die vorzüglichſten botaniſchen Leiſtungen dieſes Jahrhunderts bekannt und berühmt; Rumphius lieferte eine ſchätzbare Flora Amboina's. Die Philoſophie ſchmachtete zu Anfang dieſer Periode noch in den Feſſeln der Scholaſtik, und erſt durch Descartes wurde der philoſophiſche Geiſt der Niederländer geweckt; Spinoza macht in der Geſchichte der philoſophiſchen Geiſtesentwickelung Epoche; P. Bayle regte durch ſeinen in allgemein verſtändlicher Sprache dargelegten Skepticismus zu vorurtheilsfreier Forſchung an. Von den niederländiſchen Philoſophen vor Descartes nennen wir nur den Philologen Lipſius, welcher die alte Stoa wieder zu Ehren zu bringen ſuchte. Die Philoſophie Descartes' fand in Holland eine ſo günſtige Aufnahme und ſo viele Anhänger, daß ihr Einfluß noch bis auf den heutigen Tag zu verſpüren iſt. A. Heereboord, A. Geulinx, Burchard de Volder und B. Bekker können als die eifrigſten Verbreiter ſeiner Ideen gelten. Weniger Beifall fand Spinoza, und auch L. Velthuyſens Verſuche, die Lehren Hobbes' zur Anerkennung zu bringen, ſcheiterten. Gegen Hobbes und Spinoza kämpften 's Graveſande in ſeiner »Introductio ad philosophiam« u. v. a. In der Medicin erklärten ſich Helmont und Joh. Antonides van der Linden energiſch gegen den Wuſt angeerbter Vorſchriften, und der letztere lehrte bereits eine auf eigene Erfahrung geſtützte Phyſiologie und Theorie der Fieber. Große Verdienſte um die Semiotik erwarb ſich P. Foreſtus, welcher auch, ſowie ſpäter Tob. van Diemerbroek, wichtige Beobachtungen über die Peſt anſtellte. J. Heurnius hielt ſich an Hippokrates, welchen er kommentirte. Um die Mitte des 17. Jahrh. entſtand durch F. de la Boë (Sylvius), einen Schüler Harvey's, eine neue pathologiſche Schule, deren Theorie Bontekoe und Blankaart mit Erfolg vertheidigten. Die bedeutendſten Fortſchritte machte die Anatomie durch F. Ruyſch' raſtloſe Forſchungen. Nicht minder erfolgreich waren die Unterſuchungen R. de Graafs, R. Tulps, des Entdeckers der Chylusgefäße, H. Lyſons, N. Hobokens, J. van Horne's, Ch. Drelincourts, der die Eingeweide näher unterſuchte, T. Walaus', A. Rücks, der die Drüſenlehre bearbeitete, und Bidloo's. Für die Jurisprudenz war dieſer Zeitraum die Glanzperiode. Das römiſche Recht wurde von A. Vinnius, den beiden Matthäus, J. J. Wiſſenbach, S[illegible] Leeuwen, van Eck, van Sande, Bijnkershoek, J. V[illegible], G. Noodt und A. Schulting fleißig bearbeitet; das Landrecht ward von Grotius, Groenewegen, A. Matthäus und U. Huber meiſterhaft dargeſtellt. Das Staatsrecht erfreute ſich durch H. Grotius' Muſterwerke: »De jure belli et pacis« und »Mare liberum«, durch U. Huber, J. Voet, Matthäus und P. R. Vitrarius einer gedeihlichen Pflege. Das kanoniſche Recht fand an van Espen einen vorzüglichen Bearbeiter. Die Theologie überſchritt allmählich die ihr ſeither geſteckten engen Grenzen, nachdem die Reformation Veranlaſſung zur freiern Schrifterklärung gegeben. Der Bahnbrecher der freien Unterſuchung war Dirck Coornhert. Ihm folgten, mehr wiſſenſchaftlich gebildet, Jak. Arminius und ſeine Schule (H. Grotius, S. Episcopius, G. J. Voſſius ꝛc.), deren Gegner, die Anhänger des Fr. Gomarus, in der Staatskirche die Oberhand behielten. Weniger bedeutend war der Streit zwiſchen den Coccejanern, welche überall Allegorien und Typen ſahen, und den ſyſtematiſch-praktiſchen Voetianern. Coccejus und Heidan, beide Anhänger der Philoſophie Descartes', und ihre Schüler H. A. Roell, R. Andula u. a. ſuchten durch dieſe auch der Theologie mehr Gehalt zu verſchaffen; Limborch ſtellte ein ſehr freiſinniges Syſtem der Dogmatik auf, und B. Bekker ſuchte den Teufel mit ſeinem ganzen Spuk aus der Kirche zu entfernen. Trommius unterzog ſich mühevollen Arbeiten zur Erklärung der Bibel.

Sank die Nationalliteratur zu Anfang des 18. Jahrh. durch den verderblichen Einfluß des franzöſiſchen Geſchmacks, ſo war der damalige lange Friede der Entwickelung der Wiſſenſchaften ſehr erſprießlich. Die griechiſche und orientaliſche Sprachforſchung erhielt durch Tib. Hemſterhuis und A. Schultens, die Medicin durch H. Boerhaave eine ganz neue Geſtalt, und die Univerſität Leiden, wo dieſe Männer lehrten, ward von Studirenden aller Länder beſucht. Mit dem Ausbruch des unglücklichen, durch die nordamerikaniſche Revolution veranlaßten Kriegs gegen England (1780) ſchien das Glück Holland auf immer den Rücken kehren zu wollen. Der Mangel an großen Männern minderte das Zuſtrömen der Fremden nach den holländiſchen Univerſitäten, welche bald von ähnlichen Anſtalten des Auslandes (z. B. Göttingen) weit überflügelt wurden. Durch die Reibungen mit den benachbarten Ländern wurden zwar manche neue Ideen geweckt, und durch die franzöſiſche Revolution ward die drückende kirchliche Bevormundung beſeitigt; aber mit der alten holländiſchen Art und Weiſe ſchwand auch alle Originalität, und nur allmählich reifte ein jüngeres Geſchlecht, durch den Einfluß der beſſeren ausländiſchen Schriftſteller und Gelehrten zu neuem Leben und Regſamkeit geweckt. Von allen Wiſſenſchaften erfreute ſich die Philologie während dieſes Zeitraums in den Niederlanden der größten Pflege. Die griechiſche Grammatik wurde von Tib. Hemſterhuis zuerſt philoſophiſch behandelt, und durch Herausgabe und Erklärung der griechiſchen Schriftſteller machten ſich neben ihm verdient: P. Weſſeling, Duker, Valckenaer, Ruhnken, Haverkamp, P. Burman, Schrader, van Lennep, Pierſon, Wyttenbach, J. Luzac, Sluiter u. a. Ueberhaupt beſaß Holland in der Mitte des 18. Jahrh. eine größere Anzahl Gräciſten als die übrigen Länder Europa's zuſammengenommen. Aus neuerer

Zeit nennen wir nur: D. J. van Lennep, van Heusde, Bake, Geel und Cobet. Von den zahlreichen Herausgebern und Bearbeitern römiſcher Schriftſteller führen wir nur an: Drakenborch, Duker, Verburg, A. Gronovius, Oudendorp, S. Haverkamp, P. Burmannus Secundus, D. Ruhnkenius und L. van Santen. Später haben beſonders Hofman Peerlkamp und Bake ſich in dieſer Hinſicht verdient gemacht. Der lateiniſche Stil fand bis auf die neueſte Zeit in Holland die ſorgfältigſte Pflege. Als die vorzüglichſten Meiſter desſelben gelten D. Ruhnkenius und D. Wyttenbach. Das Studium der orientaliſchen Sprachen wurde ſehr gefördert durch Alb. Schultens. Aus ſeiner Schule ging eine Anzahl verdienſtlicher Orientaliſten hervor, wie ſein Sohn J. J. und Enkel H. A. Schultens, N. W. Schröder, S. Rau, E. Scheidius u. a., ſpäter Hamaker, Roorda, Weyers, Juynboll und Uylenbroek. In der neueſten Zeit haben beſonders R. Dozy und ſein Schüler M. J. de Goeje ſich um die arabiſche Literatur verdient gemacht; A. Kuenen, H. Oort u. a. um die hebräiſche, J. P. Land um die ſyriſche, T. Roorda, Cohen Stuart, van der Tuuk, Matthes, Pijnappel um die malayiſche Sprache; H. Kern um das Sanskrit, C. Leemans und W. Pleyte um die ägyptiſchen Alterthümer. Weniger umfaſſend und glücklich waren die Holländer in der Bearbeitung der Geſchichte, am ſchwächſten ſind ſie in der allgemeinen Geſchichte. Jan Wagenaar gab in ſeiner »Vaderlandsche historie« (Amſterd. 1749—59, 21 Bde.) eine erſte Probe kritiſcher Geſchichtsforſchung und fand würdige Nachfolger in J. W. te Water, H. van Wijn, G. van Haſſelt, W. A. van Spaen. Tiefer drang Adr. Kluit in ſeiner »Historie der hollandsche staatsregeering« (Amſterd. 1802—1805, 5 Bde.) und in ſeiner »Historia critica comitatus Hollandiae et Zeelandiae« (Middelb. 1772—82, 2 Bde.) in den Geiſt und das Weſen der Geſchichte ſeines Vaterlands ein. J. Meermans »Geschiedenis van graaf Willem van Holland, Roomsch koning« (Haag 1783—97, 4 Bde.) war ein ſchätzbarer Beitrag zur Kenntnis des Mittelalters. Später hat Bilderdijk durch ſeine »Historie des vaderlands«, worin er die republikaniſche Richtung Wagenaars bekämpft, der neuern Kritik Vorſchub geleiſtet. S. Stijl verſuchte ſich mit Glück in der philoſophiſchen Behandlung der Geſchichte. Durch die Arbeiten des Reichsarchivars H. van Wijn wurde ein ſehr nachhaltiger Anſtoß zu eingehenderer Geſchichtsforſchung gegeben, welcher die Herausgabe mehrfacher Urkunden- und Quellenſammlungen und zahlreicher Monographien zur Folge hatte. Hervorzuheben ſind vornehmlich Groen van Prinſterers »Archives« (Leid. 1835—47, 8 Bde.), Nijhoffs, ſpäter Fruins »Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis« (daſ. 1837 ff.) und die Arbeiten der beiden de Jonge's, von Bakhuyzen van den Brink, Fruin, van Vloten, Jorissen, Nuyens u. a. Ueber Kriegsgeſchichte ſchrieben de Bordes, Netſcher, Boſſcha, Knoop; über die Geſchichte der holländiſchen Marine de Jonge; über die Kirchengeſchichte Ypey, Dermout, Kiſt, Royaards, Blaupot ten Cate. Die Biographie und die Literaturgeſchichte wurden durch das »Vaderlandsche woordenboek« von Kok (1781, 30 Bde.), durch Sare's »Onomasticon«, Scheltema's »Staatkundig Nederland« und das »Biographisch woordenboek«, angefangen von van der Aa, fortgeſetzt von Schotel, bereichert, die Geſchichte der niederländiſchen Literatur beſonders durch die Arbeiten Jondbloets, van Vlotens, Alberdingk Thyms u. a.

Die Erdkunde wurde zwar nur wenig durch Seereiſen bereichert, denn der Eroberungsgeiſt des Handelsſtands hatte aufgehört; deſto mehr aber geſchah für die Geographie überhaupt. Luloſs' »Phyſiſche und mathematiſche Erdbeſchreibung« (1750) muß als ein für jene Zeit ſehr gründliches Werk angeſehen werden. Das Sammelwerk: »Tegenwoordige staat van alle volkeren« leiſtet nur in Bezug auf die Niederlande Gediegenes. Aus der neuern Zeit verdient Stuarts Völkerkunde (»De mensch, zoo als hy voorkomt op den bekenden aardbol«, 1802) genannt zu werden; weiter Lubachs »Ethnologie van Nederland« (1863), van der Aa's »Aardrijkskundig woordenboek van Nederland« (1839—51, 13 Bde.). Von den zahlreichen Reiſeſchriftſtellern nennen wir: J. Meerman, Haafner, Corn. de Jonge, P. F. van Siebold, Temminck, Roorda van Eyſinga, Junghuhn, Bleeker, wovon die meiſten über Oſtindien handeln. Für die Staatswirtſchaft der frühern Republik iſt E. Luzacs »Hollands rykdom« (1780, 4 Bde.) das Hauptwerk; für die ſpätere Zeit G. K. van Hogendorps »Bijdragen tot de huishouding van staat«; für die Geſchichte der Oekonomie O. van Rees' »Geschiedenis der staathuishouding in Nederland« (1865—68). Die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften wurden immer noch mit großer Vorliebe gepflegt. 's Gravesande ſtellte ſcharfſinnige Unterſuchungen über die Elaſticität der Körper an und machte wichtige Entdeckungen in der Hydroſtatik. Die Kraft und Eigenſchaft des Magnets ſowie die ſpecifiſche Schwere des Waſſers und die Elaſticität der Luft wurden von Muſſchenbroek, das Weſen des Feuers und Froſtes von Boerhaave näher erörtert. Ueberhaupt bewährte ſich die Liebe der Holländer zu der Naturkunde in dieſer Periode durch die Stiftung zahlreicher phyſikaliſchen Vereine, durch deren Mitglieder die Wiſſenſchaft weiter gefördert wurde. Deluc, Hennert, van Swinden, van Marum, Brugmans, van der Willigen, Rijke ſind Namen, welche auch von den Phyſikern des Auslandes mit Achtung genannt werden. Die früher vernachläſſigte Chemie wurde von den ſogen. Amſterdamer Chemikern Deiman, Bondt, Nieuwland, Paats und van Trooſtwijk durch wichtige Entdeckungen zu Ehren gebracht. Außer ihnen ſind noch zu nennen: van Marum, Cuthberſon, Ingenhouß und Kravenhoff. Unter den neueren niederländiſchen Chemikern ragen hervor: Stratingh in Gröningen, Mulder in Utrecht, Gunning in Amſterdam. Als Mathematiker ſind aus neuerer Zeit noch zu nennen Uylenbroek und Verdam, als Meteorolog Buys Ballot, als Aſtronom Kaiſer. Als Waſſerbaukundige haben ſich beſonders ausgezeichnet: Goudriaan, Blanken, Brünings, Conrad, Beyerinck, Stieltjes. Die Naturgeſchichte verdankt Holland manche Bereicherung. P. Camper machte ſich um die Naturgeſchichte des Menſchen und der Affen, J. Baſter durch gründliche Unterſuchung mehrerer Inſektenarten, Temminck um die Ornithologie verdient. A. Trembley bemerkte zuerſt (1740) die Reproduktion der zertheilten Armpolypen und Lyonnet die doppelte Zeugungsweiſe der Blattläuſe. Houttuyn und Allamand bearbeiteten die allgemeine Naturgeſchichte (1761). Le Francq van Berkhey gab eine Naturgeſchichte von Holland (1769—1811) heraus. Eine wichtige Geſammtarbeit war die »Natuurlijke historie van Nederland« (1856—1862), wovon Staring die Geologie, Oudemans die Botanik, Snellen van Vollenhoven, Schlegel und Herklots die Zoologie bearbeiteten. Auch andere

zoologiſche Arbeiten von J. van der Hoeven und Schlegel, ichthyologiſche von Bleeker, paläontologiſche von Winkler, mikroſkopiſche von Harting ſind im Ausland rühmlichſt bekannt. Die Botanik wurde, beſonders ſo lange die auswärtigen Beſitzungen der Holländer blühten, nicht vernachläſſigt. Thunberg, ein Schüler Linné's, machte auf Koſten der Regierung eine botaniſche Reiſe nach dem Kap, nach Batavia und Japan; de Gorter und J. Kops beſchrieben die Flora Hollands. In unſerer Zeit hat ſich F. A. W. Miquel durch eine Flora von Niederländiſch-Indien und andere botaniſche Arbeiten von Wichtigkeit berühmt gemacht. In der Philoſophie blieben die Holländer am weiteſten zurück; ihre Philoſophen ſind faſt ausſchließlich nur Eklektiker. Der jüngere Hemſterhuis und ſpäter van Heuſde hielten ſich an Platon. P. van Hemert machte die Kant'ſche Philoſophie in Holland populär, welche auch an Joh. Kinker einen eifrigen und kundigen Vertheidiger fand. Eine Widerlegung der kritiſchen Philoſophie verſuchten Wyttenbach, Feith und van de Wynperſſe ohne Erfolg. Fichte's, Schellings und Hegels Philoſophie fand in Holland nur ſehr wenig Anklang. In neuerer Zeit hat die empiriſche Richtung talentvolle Vertheidiger gefunden in Opzoomer, Spruyt u. a. In der Medicin nennen die Holländer mit Stolz den weltberühmten H. Boerhaave. Unter ſeinen zahlreichen Schülern ſind G. van Swieten, H. D. Gaubius, A. de Haen, Trouchin, der zuerſt in Holland die Blattern einimpfte (1748), Paradys und Bleuland die berühmteſten. Neuerlich haben ſich Bernard, Pruys van der Hoeven, Broers, Voorhelm Schneevoogt, Schröder van der Kolk einen ausgebreiteten Ruf erworben. Der erſte Anatom ſeiner Zeit war B. S. Albinus. Einige ſeiner Nachfolger, P. Camper, F. B. Albinus, J. de Gorter, kamen ihm nahe, aber nicht gleich. In der neuern Zeit verdienen A. Bonn, J. Bleuland, G. und J. Sandifort, W. Brolik ehrenvolle Erwähnung. Als Phyſiolog ſteht F. C. Donders in Utrecht in Anſehen, der bereits treffliche Schüler gebildet hat. Für Chirurgie und Geburtshülfe leiſteten P. Camper, M. S. du Pui, A. Bonn, J. van der Haar, D. van Geſcher, J. Mulder Bedeutendes. In der Pharmacie erwarb ſich Brugmans bleibende Verdienſte. Die Rechtsgelehrſamkeit ſchien ſich am Beginn dieſer Periode allzu ſehr nach der philoſophiſchen Seite hinzuneigen, doch wurde bald von einflußreichen Männern dieſer Richtung entgegengearbeitet. Cornelis van Bynkershoek behandelte das römiſche Recht mit durchdringendem Scharfſinn; J. Ortwin Weſtenbergs Handbücher waren jedenfalls gediegener als die Kompilationen des Vielſchreibers E. Otto; Z. Huber und B. Boorda bearbeiteten mit Vorliebe das friesiſche Recht; G. Meerman und H. J. Arntzenius waren fleißige Sammler. Für das Staatsrecht waren E. Luzac, van der Marck, W. Peſtel, A. Kluit, J. P. van de Spiegel und D. G. van de Keeſſel thätig. In der zweiten Hälfte dieſer Periode änderte ſich mit der Politik auch das beſtehende Recht, und neue Geſetzbücher traten an die Stelle der alten; unter denen, welche ſich um die neue Geſetzgebung ſowie durch andere juriſtiſche Studien verdient machten, nennen wir nur: J. M. Kemper, J. D. Meyer («Esprit des institutions judiciaires»), J. R. Thorbecke, den Reformator der Konſtitution im Jahr 1848, J. de Boſch Kemper, G. W. Vreede. Die Theologie machte im 18. Jahrh. wenige Fortſchritte, da man von den feſtgeſetzten Glaubensformeln, wollte man nicht als Ketzer verfolgt ſein, kein Haar breit abweichen durfte. Anerkennung verdienen Wetſteins große Verdienſte um die bibliſche Kritik ſowie J. Alberti's, Venema's, Vitringa's und Verſchuirs Bemühungen um die Exegeſe; aber erſt gegen das Ende des 18. Jahrh. machte ſich die Theologie aus den lange getragenen drückenden Feſſeln los. Auf die Wiſſenſchaft wirkte das Bekanntwerden mit den gehaltreichen Schriften der deutſchen Theologen vortheilhaft ein; Schultens, van Vloten, Bosveld und van der Palm gingen voraus. In der Dogmatik ſchritten Heringa, van Voorſt, Muntinghe und Regenbogen zum Beſſern; in der Exegeſe gingen Bosveld, Greeve, de Perponcher u. a. von freieren Principien aus. Von den übrigen Theologen aus dieſer Periode nennen wir noch die Homileten E. Hollebeek, Rau und Broes. Seit 1840 haben ſich in der reformirten Kirche drei Parteien gebildet: die orthodoxe, welche in Da Coſta, Beets, Vinke, Doedes, van Oosterzee, die Uebergangspartei (Groninger school), welche in Pareau, Hofſtede de Groot, die ſogen. moderne, welche in der Leidener Schule (Scholten, Kuenen) und in van Gilſe, Hoekſtra, Loman, Tiele die beſten Wortführer fand. Als Exegeten machten ſich in dieſer Zeit verdient Holwerda, van Hengel, Niermeyer, Harting; als Homileten die beiden van der Hoeven, van Oosterzee und Koetsveld. Vgl. van Kampen, Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden (Haag 1821—26, 3 Bde.); Luc. Müller, Geſchichte der klaſſiſchen Philologie in den Niederlanden (Leipz. 1869); C. Sepp, Schriften über die Geſchichte der niederländiſchen Theologie.

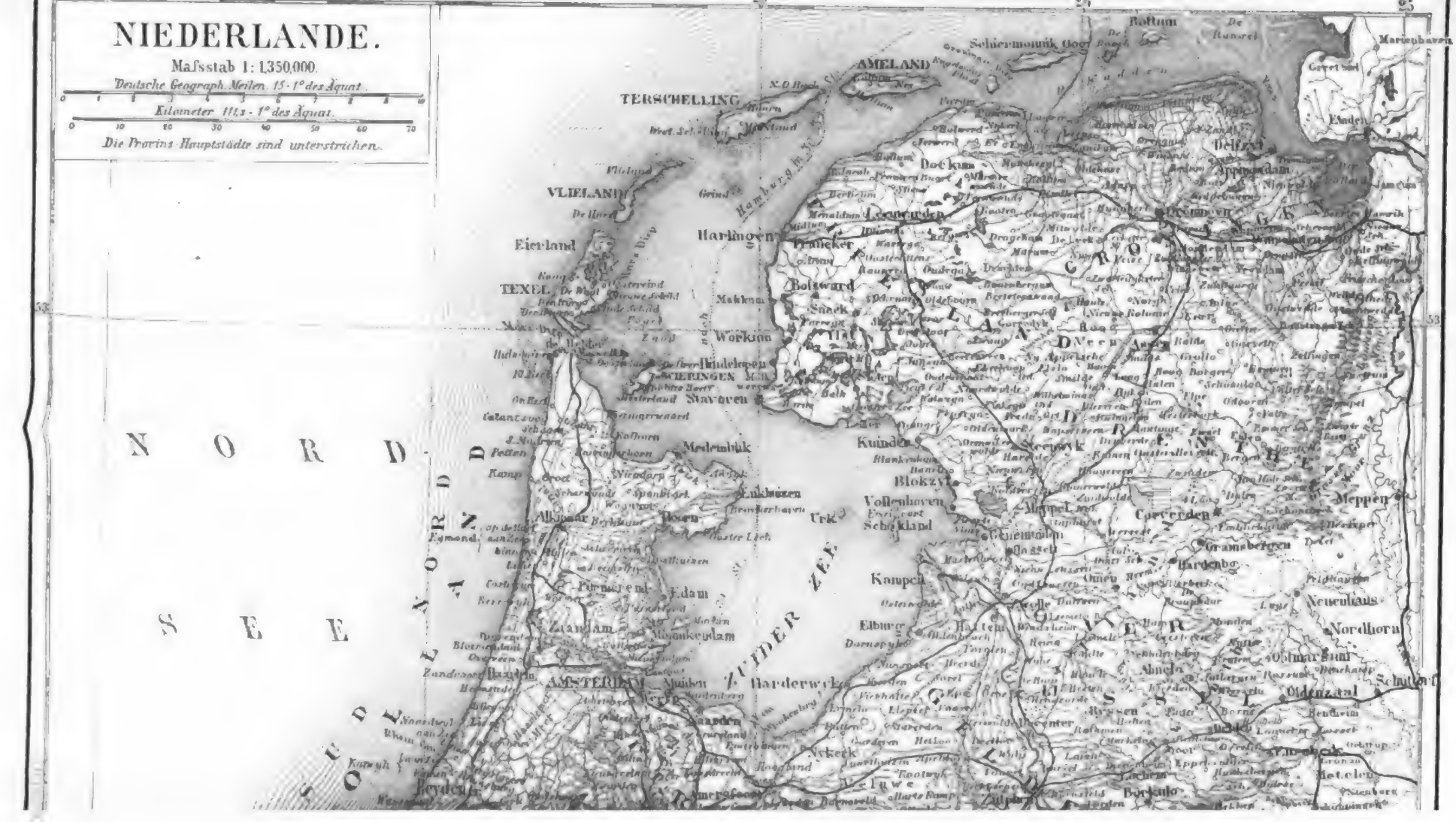
Niederländiſche Sprache, Zweig des german. Sprachſtammes, nämlich diejenige Mundart, welche ſeit dem 6. Jahrh. bei den die Niederlande und die angrenzenden Landſtriche bewohnenden germaniſchen Völkerſchaften im Gebrauch war. Die Uebereinſtimmung zwiſchen der jetzigen und der altniederländiſchen Sprache ergibt ſich aus einigen der älteſten Denkmäler des germaniſchen Sprachſtammes, namentlich aus dem Ludwigslied (ſ. d.), dem Hêliand (ſ. d.) u. a. Um das 12. Jahrh. begann ſich die niederländiſche oder im Mittelalter ſogen. vlämiſche Sprache in Holland und Flandern auszubilden. In den öſtlichen Gegenden der Niederlande mußten infolge der vielfachen Berührungen mit Niederdeutſchland Sprachmiſchungen eintreten, und ſelbſt das Frieſiſche, welches bei der Abgeſchloſſenheit des Landes ſich von fremden Beimiſchungen geraume Zeit rein erhalten hatte, erlitt ſeit dem 15. Jahrh. durch die Einwirkungen der ausgebildeteren angrenzenden Sprachen, der niederländiſchen, däniſchen und deutſchen, mannigfache Veränderungen (ſ. Frieſiſche Sprache und Literatur). Nachdem ein großer Theil der niederländiſchen Provinzen unter die Herrſchaft des Hauſes Burgund gekommen war, fand die franzöſiſche Sprache als Sprache des Hofs nicht allein in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, ſondern auch bei den Gerichten mehr und mehr Eingang und iſt bekanntlich gegenwärtig, beſonders ſeit der franzöſiſchen Herrſchaft, vollkommen eingebürgert. In Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theil von Limburg iſt die walloniſche oder romaniſch-belgiſche Mundart, in ganz Flandern und einem Theil von Südbrabant dagegen die vlämiſche oder deutſch-belgiſche Sprache (ſ. Vlämiſche Sprache) im Munde des Volks die gewöhnliche. Das eigentlich Holländiſche iſt als die echte Nationalſprache der Niederländer anzuſehen, hat ſich aber erſt im Verlauf mehrerer Jahrhunderte zu dem Grad ſeiner jetzigen

Ausbildung erhoben; denn außer den langwierigen äußeren und inneren Kämpfen, welche, wie auf die Literatur überhaupt, so auch auf die Entwickelung und Durchbildung der Sprache hemmend einwirken mußten, wirkte derselben auch der überwiegende Einfluß der lateinischen Sprache entgegen, wie denn noch im 15. und 16. Jahrh. und später die hervorragendsten Gelehrten sich in ihren Schriften nur des Lateinischen bedienten. Nachdem der berühmte Buchdrucker Chr. Plantin um 1573 einen »Thesaurus teutonicae linguae« herausgegeben hatte, der nachmals von Plantins Faktor Cornelis Kilian (»Etymologicum teutonicae linguae«, Antwerp. 1588; beste Ausg. von G. van Hasselt, Utr. 1777) verbessert wurde, nahm sich die Kammer der Rederijker (s. Niederländische Literatur) zu Amsterdam der Nationalsprache an und erwarb sich in der That um deren Reinigung und Ausbildung große Verdienste. Die fremden Elemente, welche sich eingeschlichen und den ursprünglich reichen Wortschatz beinahe unkenntlich gemacht hatten, wurden beseitigt, und geistreiche Schriftsteller bemühten sich mit Erfolg, dem niederländischen Idiom Würde, Anmuth, Harmonie und Fülle zu geben. Kann man das Holländische auch von einer gewissen übertriebenen Naivität in manchen Ausdrücken nicht freisprechen, so muß doch der holländische Sprachschatz als ein schönes, wohlgeordnetes und geschmeidiges Ganze gelten und gibt sich als solches schon in des erwähnten Ch. Plantin »Niederdeutschem Sprachschatz« (»Schat der nederduytschen sprake«, 1573) zu erkennen. Die Kammer der Rederijker zu Amsterdam gab um 1584 eine Grammatik der holländischen Sprache heraus. Ihr gehörten die namhaften Sprachverbesserer Coornhert, Spiegel und Visscher als Mitglieder an. Diese Männer und nicht weniger Filips van Marnix kann man als die eigentlichen Schöpfer der niederländischen Sprache ansehen, welcher die großen Dichter und Prosaisten des 17. Jahrh. und die Bibelübersetzung von 1637 zuerst einen festen und selbständigen Charakter mittheilten. Doch sank sie bald wieder von dieser Höhe der Reinheit und Durchbildung herab. Die Ursachen dieses Rückschritts waren der sich immer weiter ausdehnende Verkehr der Holländer mit fremden Nationen und die Einwanderung zahlreicher Flüchtlinge, namentlich aus Frankreich, welche die Einführung vieler fremden Ausdrücke zur Folge hatten. Gleichwohl blieb noch mancher, der für Reinheit der Sprache eiferte, und das Sprachstudium ward nicht ganz vernachlässigt. So erwarben sich Lambert ten Kate (1674—1731) durch seine »Aenleiding tot de kennisse van het verheven deel der nederduitsche sprake« (Amsterd. 1723, 2 Bde.) und Balthasar Huydecoper durch sein »Proeve van taal en dichtkunde« (1730, beste Ausg. von Lelyveld und Hinlopen 1786) und die neue Ausgabe von Melis Stoke's »Rijmkronijk« (1772) ein bleibendes Verdienst sowie nach ihnen Elignett, Steenwinkel, Jan van Lelijveld und N. Hinlopen. Im Sprachunterricht wirkte besonders van der Palm als Unterrichtsminister (1799—1806) ermunternd und fördernd, indem er unter anderem wesentlich zur Feststellung einer allgemein gültigen Orthographie nach dem von Siegenbeek entworfenen und durch die Regierung officiell bestätigten System (»Verhandeling over de nederduitsche spelling«, Amsterd. 1804 u. öfter; »Woordenboek voor de nederduitsche spelling«, das. 1805) beitrug. An ihn schloß sich an Pieter Weiland, der außer einer ebenfalls officiellen Grammatik (»Nederduitsche spraakkunst«, Amsterd. 1805) ein Wörterbuch: »Nederduitsch taalkundig woordenboek« (das. 1799—1812, 12 Bde.), herausgab, welches den gesammten niederländischen Sprachschatz umfaßt. Diese puristischen Bestrebungen fanden zwar manchen Widerspruch, namentlich von Seiten Bilderdijks; doch waren die dadurch angeregten Diskussionen der weitern Ausbildung der Sprache nur förderlich. Noch verdienen auszeichnende Erwähnung: N. Ypey, der Verfasser der gründlichen Werke »Beknopte geschiedenis der nederlandsche taal« (Utr. 1812—1832) und »Taalkundige aanmerkingen over verouderde woorden in de staaten-overzetting des Bijbels« (das. 1807—1811); J. Kinker, der die Prosodie neu begründete; Willems, der Herausgeber der »Verhandeling over de nederlandsche taal- en letterkunde opzigtelijk de zuidelijke provincien« (1820—1824); B. H. Lulofs (»Gronden der nederlandsche woordafleidkunde«, Gröning. 1833); A. de Jager (»Taalkundig magazijn«, Rotterd. 1833 ff.; »Taalkundige handleiding tot de staaten-overzetting des Bijbels«, das. 1837); W. G. Brill (»Hollandsche spraakleer«, Leid. 1846; »Nederlandsche spraakleer«, das. 1851) und J. Halbertsma durch seine vergleichenden sprachwissenschaftlichen Studien. Die drei letzten und besonders M. de Vries und L. A. te Winkel, die Herausgeber des großen »Woordenboek der nederlandsche taal« (seit 1864; fortgesetzt mit E. Verwijs und P. J. Cosijn), welches zur Einführung einer verbesserten Orthographie Anleitung gab, stehen an der Spitze der neuen Schule der Sprachforschung. Als Herausgeber von altniederländischen Texten haben sich neben ihnen in Holland besonders Jonckbloet, Leendertz und Verwijs verdient gemacht, in Belgien Blommaert, David, Snellaert und Serrure; als Grammatiker und vergleichende Sprachforscher Kern, Cosijn u. a.

Niederlagsrecht, s. v. w. Jus emporii (s. d.).

Niederlahnstein, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Rheingau, am Einfluß der Lahn in den Rhein und an der Rheinischen Eisenbahn, mit Weinbau, Schiffahrt, Eisenhüttenwerk und (1875) 2462 Einw. Dabei die alte romanische, 1857 wieder hergestellte Johanniskirche, in deren Nähe 1. Jan. 1814 der Rheinübergang des russischen Generals St. Priest erfolgte.

Niederlande, Königreich der (Koninkrijk der Nederlanden, auch bloß Nederland), europäisches Königreich, zwischen 50° 45′ — 53° 30′ nördl. Br. und 3° 20′ — 7° 10′ östl. L. v. Gr. gelegen, grenzt im NO. an die preußische Provinz Hannover, im O. an Westfalen und Rheinpreußen, im S. an Belgien, im N. und W. an die Nordsee und hat einen Flächeninhalt von 32,840 QKilom. (596,4 QM.), wobei die Zuidersee, die Wadden und der niederländische Theil des Dollart, welche zusammen etwa 534,552 Hektar repräsentiren, nicht gerechnet sind. Der Gewinn an Land durch Eindeichungen und Trockenlegungen beträgt vom 16. Jahrh. an bis 1872: 369,718 Hektar. Obgleich der verlorne Boden den gewonnenen an Größe weit übertrifft, ist doch der Werth des letztern viel größer als der des erstern (man schätzt, um 29 Mill. Fl.); auch ist man mit den Eindeichungen und Trockenlegungen noch nicht am Ende, vielmehr stehen noch große Unternehmungen (in der Zuidersee, den Wadden und dem Dollart) in Aussicht. Das Königreich hatte nach officiellen Mittheilungen Ende 1875: 3,809,527 Einw. und zerfällt in elf Provinzen (s. Karte »Niederlande«), deren Größe und Einwohnerzahl folgende sind:


NIEDERLANDE.
Maßstab 1: 1,350,000.
Deutsche Geograph. Meilen. 15 = 1° des Äquat.
Kilometer. 111,2 = 1° des Äquat.
Die Provinz Hauptstädte sind unterstrichen.
NORD
SEE
ZUIDER ZEE
AMELAND
TERSCHELLING
VLIELAND
Eierland
TEXEL
Harlingen
Workum
Hindelopen
Stavoren
Makkum
Sneek
Bolsward
Franeker
Leeuwarden
Dockum
Delfzyl
Appingedam
Groningen
Lauwerzee
Hamberg
Marienhaven
Reitum
Schiermonnik Oog
Ameland
Texel
Alkmaar
Hoorn
Enkhuizen
Medemblik
Edam
Purmerende
Zaandam
Monnikendam
AMSTERDAM
Muiden
Harderwyk
Naarden
Weesp
Amersfoort
Zeist
Utrecht
Nykerk
Elburg
Kampen
Blokzyl
Vollenhoven
Schoklandt
Kuinder
Steenwyk
Meppel
Coevorden
Hardenberg
Gramsbergen
Nieuwlands
Nordhorn
Oldenzaal
Ahaus
Bentheim
Rheine
Lingen
Meppen
Haselünne
Bersenbrück
Quakenbrück
Fürstenau
Osnabrück
Iburg
Ibbenbüren
Rheda
Gütersloh
Bielefeld
Herford
Minden
Lübbecke
Melle
Osnabrück
Borkulo
Zutphen
Deventer
Hasselt
Olden
Arnhem
Doesburg
Doetinchem
Terborg
Winterswyk
Aalten
Bocholt
Borken
Wesel
Emmerich
Cleve
Xanten
Rees
Goch
Kalkar
Calcar
Nymegen
Tiel
Culemborg
Gorkum
Dordrecht
Rotterdam
Schiedam
Delft
Leyden
Haarlem
Amsterdam
Utrecht
Amersfoort
Zwolle
Deventer
Arnhem
Nymegen
Wesel
Emmerich
Cleve
Xanten
Rees
Goch
Kalkar
Calcar
Bocholt
Borken
Aalten
Terborg
Doetinchem
Doesburg
Hasselt
Olden
Winterswyk
Rheine
Lingen
Meppen
Haselünne
Bersenbrück
Quakenbrück
Fürstenau
Osnabrück
Iburg
Ibbenbüren
Rheda
Gütersloh
Bielefeld
Herford
Minden
Lübbecke
Melle

Meyers Konversations-Lexikon 3. Aufl.
Bibliographisches Institut in Leipzig
Zum Artikel »Niederlande«

Digitized by Google

Bezirk	Schiffe	Tonnen	Ladungen
Berlin	3000	60 000	3000
Stettin	1000	20 000	1000
Magdeburg	1000	20 000	1000
Halle	1000	20 000	1000
Leipzig	1000	20 000	1000
Dresden	1000	20 000	1000
Breslau	1000	20 000	1000
Hannover	1000	20 000	1000
Westfalen	1000	20 000	1000
Rheinland	1000	20 000	1000
Zusammen	13 000	260 000	13 000

Die Zahlen dürften durch die Wirklichkeit nicht viel übertroffen. Denn schon gehören die Schiffahrtsbezirke Berlin und Westfalen, die zusammen 2000 Schiffe mit 40 000 Tonnen Ladefähigkeit besitzen, zu den größten der Binnen-Continental-Staaten. Berlin, Stettin, Magdeburg, Halle, Leipzig, Dresden, Breslau, Hannover, Westfalen, Rheinland, Zusammen, 13 000 Binnenschiffe, Berlin und Westfalen, Rheinland, Zusammen, 4000 Schiffe, Berlin, Stettin, Magdeburg, Halle, Leipzig, Dresden, Breslau, Hannover, Westfalen, Rheinland, Zusammen, 13 000 Schiffe sind nicht bedeutend und auch mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Binnenschiffahrt in Deutschland nicht übermäßig. Denn wenn auch Deutschland nicht so ausgedehnte Binnenwasserstraßen besitzt, wie Rußland, so ist es doch in dieser Beziehung weit besser bedacht, als Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Italien, Spanien, Portugal, Türkei, Griechenland, Schweiz, ja selbst als Österreich-Ungarn. Deutschland besitzt 4000 Meilen schiffbare Flüsse und Kanäle, Rußland 6000 Meilen, Frankreich 2000 Meilen, Belgien 400 Meilen, Holland 400 Meilen, Dänemark 200 Meilen, Schweden, Norwegen 1000 Meilen, Italien 1000 Meilen, Spanien, Portugal 1000 Meilen, Türkei, Griechenland 1000 Meilen, Schweiz 200 Meilen, Österreich-Ungarn 2000 Meilen. Deutschland, Rußland, Frankreich und Belgien, sowie die Schweiz, Österreich-Ungarn und Italien, die Türkei, Griechenland und Rumänien, sowie Spanien, Portugal und Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, sind die Länder, welche die Binnenschiffahrt in Europa am meisten pflegen. Die Länder Europas sind nach ihrer Größe, Bevölkerung und Binnenschiffahrt in folgender Reihenfolge geordnet: Rußland, Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn, Italien, Spanien, Portugal, Türkei, Griechenland, Rumänien, Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen. Die Binnenschiffahrt Deutschlands ist also nicht so bedeutend, wie sie sein könnte, wenn man die Ausdehnung und die Wasserstraßen Deutschlands in Betracht zieht. Die beiden Schiffahrtsbezirke Berlin und Westfalen, die zusammen 2000 Schiffe mit 40 000 Tonnen Ladefähigkeit besitzen, sind die größten der Binnen-Continental-Staaten. Berlin besitzt 3000 Schiffe mit 60 000 Tonnen Ladefähigkeit, Westfalen und Rheinland, Zusammen, 1000 Schiffe mit 20 000 Tonnen Ladefähigkeit

des großen Belgiſch-Aachener Beckens, welchen man nach dem Flüßchen Worm Wormmulde genannt hat. Man hat Steinkohlenminen bei Kerkrade und Bocholtz in Limburg; neuerdings hat man durch Bohrungen auch bei Heerlen Kohlenlager entdeckt. Die drei Hauptflüſſe der N. ſind: der Rhein, die Maas und die Schelde. Der Rhein tritt unterhalb Emmerich bei Lobith auf niederländiſches Gebiet und theilt ſich bei Pannerden in zwei Arme, deren ſüdlicher den Namen Waal führt, während der nördliche den Namen Rhein behält. Dieſer theilt ſich oberhalb Arnheim bei Weſtervoort nochmals in zwei Arme, wovon der rechte den Namen Yſſel oder Geldern'ſche Yſſel führt, bei Doesburg die Alte Yſſel, bei Zutphen die Berkel, bei Deventer die Schipbeek (den Schiffbach), bei Hattem die Griſt aufnimmt, bei Kampen ſich in zwei Arme theilt, ein Delta (Kamper Inſel) bildet und in die Zuiderſee mündet. Der linke Arm behält den alten Namen Rhein und fließt an Arnheim, Wageningen und Rhenen vorbei nach Wijk bei Duurſtede, wo er ſich zum drittenmal in zwei Arme theilt und einen Arm unter dem Namen Lek an Culemborg, Vianen, Schoonhoven und Nieuport vorbei nach dem Dorf Krimpen ſendet, wo er ſich mit dem Noord, einem Zweig der Maas (ſ. unten), unter dem Namen Neue Maas (Nieuwe Maas) vereinigt. Der nördliche Zweig fließt unter dem Namen Krummer Rhein (Kromme Rijn) nach Utrecht, wo die vierte Abzweigung ſtattfindet. Der nördliche Arm heißt Utrechter Vecht, er fließt in nordweſtlicher und nördlicher Richtung an Weesp und Muiden vorbei nach der Zuiderſee. Der ſüdliche Arm, Alter Rhein genannt, jetzt ein ſchmales Flüßchen geworden, fließt bei Woerden und Leiden vorbei, verlor ſich früher in den Dünen bei Katwijk, iſt aber ſeit 1805 durch einen Kanal mit der Nordſee verbunden. Die Waal fließt in weſtlicher Richtung, bei Nimwegen, Tiel und Bommel vorbei, zwiſchen der Betuwe am rechten, dem Reich von Nimwegen, dem Land von Maas und Waal (dem Maſewaal'ſchen) und dem Bommeler Waard am linken Ufer, und vereinigt ſich an der weſtlichen Spitze des letztern, unterhalb des Forts Loeveſtein, unter dem Namen Merwede mit der Maas. Dieſe tritt oberhalb Maaſtricht in die N. ein, bildet bis Stevensweert die Grenze gegen Belgien, fließt dann durch Niederländiſch-Limburg und bildet weiter die Grenze zwiſchen dieſer Provinz und Nordbrabant gegen Gelderland bis Loeveſtein. Die aus ihrer Vereinigung mit der Waal entſtandene Merwede fließt bis Dordrecht, ſendet aber unweit Werkendam einen kanaliſirten Arm ſüdweſtlich, zwiſchen dem Biesboſch (jetzt eine Gruppe Inſeln) und der Inſel von Dordrecht, unter dem Namen Neue Merwede; dieſes Waſſer nimmt nach ſeiner Vereinigung mit der Amer bei Moerdyk den Namen Hollandſch-Diep an, welchen es bis Willemſtadt behält, wo es ſich wieder verzweigt. Der nördliche Arm, Haringvliet genannt, fließt zwiſchen den Inſeln Beierland, Voorne und Putten am rechten und Overflakkee am linken Ufer der Nordſee zu, während der ſüdweſtliche Arm zwiſchen der Inſel Overflakkee und Nordbrabant Volkerak, zwiſchen der nämlichen Inſel und Tholen Krammer genannt wird und gleichfalls in die Nordſee mündet. Bei Dordrecht verzweigt ſich die Merwede zum zweitenmal; der nördliche Arm, zwiſchen der Inſel Yſſelmonde und dem Alblaſſer Waard, vereinigt ſich bei Krimpen mit der Lek (ſ. oben), und der aus dieſer Vereinigung entſtandene Strom fließt unter dem Namen Neue Maas (Nieuwe Maas) an Rotterdam, Delfshaven, Schiedam und Vlaardingen vorüber. Der ſüdliche Arm der Merwede fließt von Dordrecht, zwiſchen den Inſeln von Dordrecht und Beierland am linken Ufer und Yſſelmonde am rechten Ufer, unter dem Namen Alte Maas (Oude Maas) bis an die weſtliche Spitze der letztgenannten Inſel, wo er ſich mit der Neuen Maas vereinigt und dann bei Brielle vorbei unter dem alten Namen Maas der Nordſee zufließt. Bei Maasſluis beginnt der Kanal, welcher neuerdings gegraben iſt und durch die »Ecke von Holland« (Hoek van Holland) unter dem Namen Neuer Waſſerweg Rotterdam zu einer Seeſtadt macht, indem die größten Segel- und Dampfſchiffe von dieſer Handelsſtadt nach der Nordſee und umgekehrt hierher fahren können. Die Maas und ihre Arme nehmen in den Niederlanden außer einigen Bächen die Jekker oder Jaar, Geul, Roer, Niers (in Limburg), Dieze (Zuſammenfluß der Dommel und Aa bei Herzogenbuſch in Nordbrabant), Linge, Holländiſche Yſſel, Rotte und Schie (in Südholland) auf. Das Dordter Hochwaſſer (Kil) vereinigt die Alte Maas mit dem Holländiſchen Diep, das Spui die Alte Maas und der Kanal von Voorne die Maas mit dem Haringvliet. Die Schelde tritt unterhalb des belgiſchen Forts Lillo in die N., wo ſie ſich früher in zwei Arme theilte, von denen jedoch der nördliche jetzt durch einen Damm verſperrt iſt. Der ſüdliche Arm fließt unter dem Namen Weſterſchelde zwiſchen dem ſeeländiſchen Flandern links und den Inſeln Südbeveland und Walcheren rechts der Nordſee zu, macht ein paar Buchten in Flandern (das Hellegat und den Braakman) und erhält an ihrer Mündung, wo ſie durch Sandbänke getheilt wird, die Namen Wielingen, Spleet und Deurlo. Der jetzt abgedämmte Arm hat den alten Namen Oſterſchelde behalten, iſt durch den Südbeveland-Kanal mit der Weſterſchelde verbunden und fließt zwiſchen den Inſeln Südbeveland, Nordbeveland und Walcheren links, Tholen, Duiveland und Schouwen rechts unter dem Namen Roompot (Romanorum Portus?) der Nordſee zu. Durch das Maſtgat und die Zype zwiſchen Duiveland, Tholen und Philipsland ſteht die Oſterſchelde in Verbindung mit dem Krammer und deshalb auch mit der Maas. Die N. ſind überdies ſehr reich an kleineren Flüſſen, welche alle für den Verkehr wichtig ſind. Außer der Ems, deren Mündung in den Dollart die Grenze gegen Preußen (Hannover) bildet, ſind zu nennen: die Weſterwolder Aa, in den Dollart mündend; die Hunſe in Drenthe und Gröningen, in letzterer Provinz kanaliſirt unter den Namen Schuitendiep und Reitdiep; die Kuinre oder Tjonger in Friesland; das Schwarze Waſſer, das die Overyſſeler Vecht und das Meppeler Diep zu Nebenflüſſen hat und durch das Zwoller Diep in die Südſee mündet; die Eem in Utrecht; die Amſtel, das Spaarne und die Zaan in Nordholland, die ihr Waſſer dem Y zuſenden. In den nördlichen Provinzen finden ſich trotz der Trockenlegungen noch bedeutende Seen (Süßwaſſerſeen), ſo in Friesland: der Sloter, Sneeker, Tjeuke-, Bergumer, Heeger, Fluefſen- und Parregaſter See; in Gröningen: der Südlaarder, Meethuizer und Schildſee; in Overyſſel: der Giethoorn'ſche See, das Wyde, das Belter Wyde, das Beulakker Wyde; in Nordholland: der Naarder und der Alkmarer oder Lange See. Auch findet man eine Menge ſeeartiger Torfpfuhle (veenplassen). Kein Land beſitzt ſo zahlreiche Kanäle zur Beförderung der Schiffahrt und der Abfuhr zu Waſſer wie die N. Die bedeutendſten ſind: der große

Nordholländiſche Kanal, der (1819—25 vollendet) vom Nieuwe Diep, an der Nordſpitze von Holland, an Alkmar und Purmerend vorbei bis ins Y, gegenüber Amſterdam, läuft und 52 Kilom. lang und ſo breit und tief iſt, daß er von großen Seeſchiffen befahren werden kann; der neue (Nov. 1876 eingeweihte) Nordſeekanal, zur kürzern Verbindung Amſterdams mit der Nordſee (noch nicht ganz vollendet); der Kanal, welcher Amſterdam mit der Utrechter Vecht verbindet, die durch den Vreeswijker Kanal, Rheiniſche Fahrt genannt, wieder mit der Lek verbunden iſt (die ganze Fahrt von Amſterdam bis Vreeswijk wird »Kölniſche Fahrt« genannt); der Zederikkanal von Vianen nach Gorichem, zur Verbindung der Lek mit der Merwede, Maas und Waal; der Kanal von Voorne in Südholland (1827—29 angelegt), der bei Helvoetſluys in die Nordſee mündet, genügte nicht für die Schiffahrt von Rotterdam, weshalb man den jetzt fertigen Kanal durch die »Ecke von Holland« gegraben hat; die Süd-Wilhelmsfahrt (1822—26 gegraben), 122 Kilom. lang, von Maaſtricht an Weert und Halmond vorbei nach Herzogenbuſch laufend; die Wilhelmsfahrt in Overyſſel, nur ca. 3 Kilom. lang, zur Verbindung des Schwarzen Waſſers bei Zwolle mit der Yſſel; die Dedemsfahrt in Overyſſel, 40 Kilom. lang (1809 angelegt), welche die Vecht bei Gramsbergen mit dem Schwarzen Waſſer zwiſchen Zwolle und Haſſelt verbindet; das Damſter Diep von Gröningen nach Delfzyl; das Winſchoter Diep von Gröningen nach Winſchoten, zum Theil das Schuitendiep genannt; der Stadtkanal, der Kommunikationsweg für die Torfkolonien in der Provinz Gröningen; das Hoendiep von Gröningen nach den frieſiſchen Grenzen und deſſen Fortſetzung in Friesland; das Kolonels- oder Kaspar Robles-Diep, die Verbindung der frieſiſchen Seen mit der Zuiderſee; der Nord-Wilhelmskanal von Gröningen nach Aſſen in Drenthe und deſſen Fortſetzung, die Drenther Haupt- oder Smildefahrt von Aſſen nach Meppel mit ihren Zweigen, dem Oranjekanal und der Hoogeveen'ſchen Fahrt; der Kanal von Terneuzen (in Seeland), welcher letzteres mit der belgiſchen Stadt Gent verbindet. Zu den niederländiſchen Inſeln gehören die in dem Scheldedelta: Walcheren, Nordbeveland, Südbeveland, Schouwen und Duiveland, St. Philipsland und Tholen; die in dem Maasdelta: Yſſelmonde, Voorne und Putten, Roſenburg, Beierland, Goeree und Overflakkee, die Inſel von Dordrecht, Tien-Gemeten und einige kleinere, durch Trockenlegung gewonnene; die vor dem Eingang der Zuiderſee und nördlich von Friesland und Gröningen liegenden: Texel, Vlieland, Terſchelling, Ameland (wird jetzt durch einen Damm mit dem Feſtland verbunden), Schiermonnikoog und Rottum oder Rottumer Oog; die in der Zuiderſee: Wieringen, Marken und Urk und die Overyſſeler Inſel Schokland (ſeit 1859 verlaſſen); ferner das Yſſeldelta in Overyſſel: Kamper Inſel, Mandjes- und Katjeswaard und die durch Rhein und Waal gebildete Betuwe; endlich die Inſeln des Biesbosch. Das Klima der N. iſt im allgemeinen milder als das von Norddeutſchland. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10° C. (in dem mit Amſterdam etwa unter demſelben Breitengrad liegenden Berlin: 7,12°) und ſtimmt ſomit überein mit der von Koblenz, Teplitz, Krakau, Odeſſa und dem ſüdlichen England. Im W. des Landes iſt die Luft, wegen der Nähe des Meers, feuchter und wärmer als im öſtlichen Theil. An vier verſchiedenen Punkten des Landes beträgt die mittlere Wärme:

Städte	Winter	Sommer	Jahresdurchſchnitt
Gröningen	2,2° C.	17,2° C.	9,5° C.
Amſterdam	3,1° „	16,7° „	9,7° „
Utrecht	2,4° „	17,7° „	9,85° „
Maaſtricht	3,4° „	19,7° „	11,2° „

Die jährliche Regenmenge ſteigt nicht über 76 Centim. Am meiſten Regen fällt im Nachſommer und im Herbſt, am wenigſten im Frühling. Im Winter fällt eine ziemliche Menge Schnee, und die zahlreichen Flüſſe, Kanäle, Seen, ſogar bisweilen die Zuiderſee, gefrieren. In heißen, trockenen Sommern ſind die Ausdünſtungen der Kanäle und ſtehenden Gewäſſer der Geſundheit ſehr nachtheilig; aus dieſem Grund gelten einige ſumpfige Strecken von Seeland, Nordholland, Südholland und Friesland für ungeſund. Vorzügliches Klima haben die inneren Provinzen. Die vorherrſchenden Winde ſind der Nord- und der Südweſtwind; Stürme aus dem Weſten ſind bei hohem Waſſerſtand gefährlich, weil ſie oft Deichbrüche und Ueberſchwemmungen herbeiführen.

Die Bevölkerung, welche 1823 erſt 2,613,491 Seelen betrug, hat in 50 Jahren um 42 Proc. zugenommen. Am dichteſten ſind die Provinzen Nord- und Südholland bevölkert, indem hier die ſtädtiſche Bevölkerung die ländliche überwiegt. Sie beträgt im ganzen Reich 5995 Seelen auf die QMeile. In konfeſſioneller Beziehung theilte ſich die Bevölkerung 1869 (im ganzen 3,519,529 Seelen) in 2,193,281 Proteſtanten, 1,307,765 Römiſch-Katholiſche, 5287 Altkatholiken, 32 Griechiſch-Katholiſche, 68,003 Iſraeliten und 5193 Perſonen unbekannter Konfeſſion. Die Verfaſſung erkennt keinen Unterſchied zwiſchen Städten und Dörfern an; man ſpricht deshalb auch nur von Gemeinden, deren Anzahl 1130 beträgt. Die urſprünglichen Bewohner waren Germanen, im weſtlichen Theil des Landes haben ſich verſchiedene Volksſtämme mit einander vermiſcht; die religiöſe und politiſche Freiheit, der große Handelsverkehr und der Reichthum der Bevölkerung haben dazu beigetragen, daß franzöſiſche Hugenotten, Deutſche, Belgier, Juden (auch aus Spanien und Portugal) ſich in den Niederlanden angeſiedelt haben. Am reinſten von fremder Beimiſchung haben ſich die Frieſen erhalten. Hervorſtechende Züge des niederländiſchen Volkscharakters ſind: Liebe zur Freiheit, im Kampf mit dem Waſſer und fremden Gewaltherrſchern bewieſene Beharrlichkeit, Gaſtfreundſchaft, welche das Land früher zu einem Aſyl für flüchtige Fremdlinge machte, Mildthätigkeit, Ehrlichkeit, Treue und Ordnungsliebe in Geſchäften, welch letzteren Tugenden die Nation ihren guten Ruf in der Handelswelt verdankt; ferner Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Reinlichkeit, Einfachheit und Genügſamkeit. Das holländiſche Phlegma beſteht eigentlich mehr in der Langſamkeit, womit der Niederländer einen Entſchluß faßt und ſich an eine Unternehmung wagt. Es wird in den Niederlanden nur eine Sprache geſprochen, die niederländiſche, ein Zweig der altgermaniſchen, in den einzelnen Provinzen jedoch in verſchiedenen Dialekten; nur die Bauern in Friesland ſprechen noch einen Dialekt des Altfrieſiſchen, der zwiſchen dem Angelſächſiſchen und Niederländiſchen die Mitte hält. An den deutſchen Grenzen hat die Sprache mitunter deutſche Beſtandtheile. Wenige Nationen lernen ſo ſchnell fremde Sprachen als die Niederländer; faſt alle Gebildeten ſprechen franzöſiſch, deutſch und engliſch. Wiewohl in den Niederlanden die Landwirtſchaft mit Fleiß und Sorgfalt

betrieben wird, so reicht die Bodenproduktion doch nicht zur Ernährung der Bevölkerung hin, was seinen Grund besonders darin hat, daß $^2/_3$ vom Boden zur Viehzucht verwendet werden, auch ein beträchtlicher Theil desselben mit Flachs, Hanf, Tabak, Blumen ꝛc. bebaut wird, weshalb der Getreidebau eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Die fruchtbarsten Gegenden sind die mit alluvialem Boden. Weizen wird am meisten in Seeland, Südholland, Limburg und im südlichen Theil des Gelderlands, Roggen in Gröningen, Drenthe, Nordbrabant, Gelderland, Overyssel und Limburg, Buchweizen in Drenthe, Gelderland, Utrecht und Nordbrabant gebaut. Die besten Kartoffeln liefern die seeländischen und südholländischen Inseln, die Betuwe, die Veluwe und der Bommeler Waard in Gelderland, Friesland und sehr schmackhafte, aber sehr wenige und kleine der Dünenboden. 1874 waren mit Feldfrüchten und Handelsgewächsen 833,726 Hektar bebaut. Der Gesammtwerth der Ernte betrug 1873: 207,210,000 Fl. Während die Hauptgattungen von Cerealien und Hülsenfrüchten in allen Provinzen gebaut werden, beschränkt sich der Anbau von Krapp, der jährlich stark abnimmt, auf Nordbrabant, Nord- und Südholland und Seeland, der Cichorie auf Friesland, Gröningen, Limburg und Nordbrabant, des Hanfs auf Nordbrabant, Südholland, Utrecht und Limburg, des Hopfens auf einige Gegenden in Gelderland und Nordbrabant, des Tabaks auf Gelderland und Utrecht (Valburg, Wageningen, Amersfoort und Rhenen), des Spelzes auf Nordbrabant, Südholland und Limburg, des Flachses hauptsächlich auf Nordbrabant, Süd- und Nordholland, Seeland und Friesland, der Oelsamenpflanzen auf Gröningen, Friesland, Nord- und Südholland, Nordbrabant und die Betuwe. Unter den Spezereisamen werden Feldkümmel, Koriander und Anis in Nordholland und Friesland, Kanariensamen in Nordbrabant und Friesland am meisten gebaut. Bohnen werden besonders in Gröningen, Friesland, Südholland und Seeland gezogen. Die Wiesen und Heuländereien nehmen 1,061,812 Hektar ein (am bedeutendsten sind sie in Friesland, Nord- und Südholland und Gelderland), die Wälder- und Holzpflanzungen 191,106, die Villen und Landhäuser 27,261 Hektar; an wüstem, unbebautem Boden besaßen die N. 1874 noch 910,225 Hektar. Unter den Futterkräutern sind, außer Gras und Heu, hervorzuheben rother und weißer Klee und Rüben, die auch zur Zuckerfabrikation benutzt werden. Der Ackerspargel wird gewöhnlich als zweite Frucht nach dem Roggen gesäet. Im allgemeinen hat die Landwirtschaft in den Niederlanden in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen, theils infolge der rasch vorgeschrittenen Theilung der Gemeinden und Markengenossenschaften, theils des vortrefflichen Kanal- und Trockenlegungssystems, theils durch Verbesserung des Betriebs, durch den Einfluß landwirtschaftlicher Schulen und Genossenschaften und durch Einführung landwirtschaftlicher Maschinen. Ein bisheriges Haupthindernis für den noch raschern Aufschwung der Landwirtschaft, der Zehnte, ist jetzt zufolge des Gesetzes von 1872 beinahe verschwunden; 1872 wurden für 93,844, 1873 für 775,031, 1874 für 531,568 Fl. abgelöst. Der Gartenbau blüht besonders in Süd- und Nordholland, Utrecht und einem Theil von Gelderland, neuerdings auch in Friesland und Nordbrabant. Obst, namentlich Kirschen, Aepfel und Birnen, gedeihen am besten in Gelderland, Utrecht, Südholland und Limburg, Erdbeeren in dem Westland und der Gegend von Boskoop (Südholland), bei Aalsmeer (Nordholland) und bei Breda (Nordbrabant). Die Blumenzucht in Nord- und Südholland, namentlich in der Gegend von Haarlem und Noordwijk, ist seit Jahrhunderten berühmt; neuerlich legt man sich mit gutem Erfolg auch in der Gegend von Utrecht, Arnheim und Breda auf dieselbe. Eine der wichtigsten Quellen des Naturreichthums bildet die Viehzucht. Ende 1874 zählte man 258,823 Pferde, 3374 Esel und Maulesel, 1,469,077 Stück Rindvieh, 936,429 Schafe, 151,450 Ziegen, 352,369 Schweine. Von den Pferden stehen die gekreuzten Butjadinger und Gelderner Rassen am höchsten im Preis. Auch in Südholland und Overyssel hat die Pferdezucht in den letzten Jahren sehr zugenommen. Gute und starke Zugpferde liefert Friesland, gute Ackerpferde Seeland. Die Rindviehzucht hat in den letzten Jahren infolge der Ausfuhr nach England, Deutschland und Frankreich sehr zugenommen, sowohl an Zahl als, durch Rassenkreuzung, an Werth. Das Rindvieh wird viel mit englischen Rassen gekreuzt, in den übrigen Provinzen mit den Rassen Nord- und Südhollands, wo das fetteste und schwerste Vieh gezogen wird. Die Schafzucht wird am meisten betrieben auf der Insel Terel und auf dem Heideboden von Friesland, Drenthe und der Veluwe (Gelderland). Ziegen werden am meisten in den Provinzen Nordbrabant, Limburg und Gelderland gehalten, und zwar in steigender Anzahl; die Zahl derselben war 1853—74 von 99,500 auf 151,450 Stück gestiegen. Die Schweinezucht ist in Gelderland, Nordbrabant und Limburg am bedeutendsten. Es wurden 1874 ausgeführt: 92,200 Stück Rindvieh, 79,500 Kälber, 355,000 Schafe, 1100 Lämmer, 126,300 Schweine. Hühner- und Taubenzucht ist allgemein verbreitet. Man schätzte 1873 den Werth des Viehs in den Niederlanden auf 360 Mill. Fl. Bienenzucht wird auf dem Buchweizen- und Heideboden betrieben; sie bildet zwar nirgends einen Haupterwerbszweig, doch schätzt man den Werth der gesammten Bienenstöcke auf 875,600 Fl. Die Jagd ist wegen der geringen Waldungen unbedeutend und beschränkt sich auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Wald- und Wasserschnepfen, Haselhühner, Enten, Gänse ꝛc. Rehe und Hirsche finden sich noch in Gelderland und Overyssel, Fasanen in denselben Provinzen und Utrecht, Kaninchen hauptsächlich in den Dünen. Die Fischerei beschäftigte und ernährte früher ca. 100,000 Menschen. Wiewohl jetzt andere Nationen, namentlich die Schotten und Norweger, bedeutende Konkurrenz machen, so behauptet doch der holländische Häring noch seinen alten Ruhm. Die große oder Salzhäringsfischerei wurde in den letzten 5 Jahren durchschnittlich mit 112 Schiffen betrieben, von denen die größere Hälfte von Vlaardingen aus bemannt wurde. Sie beginnt Ende Juni und endigt im November oder December. Der Ertrag war 1875: 59,486 Tonnen im Werth von 1,161,900 Fl. Die kleine oder frische Häringsfischerei, die an der Küste der Nordsee von Scheveningen, Katwijk, Noordwijk und Egmond am See aus von August bis November oder December betrieben wird, ertrug 414,654 Fl. Die Fischerei mit Schleppnetzen, die besonders auf Schollen, Thunfische und Steinbutten gerichtet ist, brachte 441,890 Fl. ein. Die Fischerei mit Kabeljaunetzen und Angelschnuren auf Kabeljau's, Schell-, Kohl-, Kehl- und Lappfische ꝛc. gab einen Ertrag von 32,018 Tonnen im Werth von 37,905 Fl. Die Zuiderseefischerei bringt vornehmlich Brathäringe (30 Mill. Stück), Anchovis (55,000 Anker), Butten (2 Mill.), Aale u. Garneelen ein. Die Muschelfischerei wird vornehmlich auf Terel und zu Egmond am See,

der Auſternfang auf Texel und in Seeland getrieben. Die binnenländiſche Süßwaſſerfiſcherei hat in den letzten drei Jahrzehnten infolge der vielen Austrocknungen zwar an Bedeutung verloren; ſie liefert jedoch noch viele Lachſe, Aale, Hechte, Barſche, Plötzen ꝛc. Die Ausfuhr von Fiſchen nach Deutſchland und Belgien hat infolge des Eiſenbahnverkehrs bedeutend zugenommen. Was die Forſtwirtſchaft betrifft, ſo iſt Gelderland diejenige Provinz, welche am meiſten Bau- und Brennholz liefert, und wo ſich auch einige Waldungen finden. Das meiſte Schiffbauholz kommt theils von den Oſtſeeländern, theils auf großen Flößen den Rhein herab. 1875 betrug die Einfuhr an Holz 513,554,713 Kilogr., die Ausfuhr 153,400,905 Kilogr. Der Holzbeſtand nimmt in denjenigen Provinzen, wo, wie in Nord- und Südholland, infolge des ſteigenden Werths der Produkte des Landbaues und der Viehzucht der Wald mehr und mehr in Ackerland und Wieſen verwandelt wird, mit jedem Jahr ab, während in anderen Provinzen, wo, wie in Nordbrabant, Gelderland, Drenthe und Limburg, viel Heideboden kultivirt wird, die Holzanpflanzungen zunehmen. Als Brennmaterialien dienen Steinkohlen und Torf, Brennholz wird ſehr wenig gebraucht. Eigene Steinkohlen verbraucht nur Limburg, doch reicht die Produktion für den Bedarf dieſer Provinz bis jetzt bei weitem nicht aus; mit der begonnenen Ausbeute der Kohlenlager bei Heerlen wird ſich dieſer Zuſtand beſſern. Die übrigen Provinzen beziehen ihren Bedarf an Steinkohlen meiſtens aus England (Newcaſtle), Preußen (von der Ruhr) und Belgien. 1875 wurden an Kohlen 2,297,853,262 Kilogr. eingeführt und 338,336,693 Kilogr. ausgeführt. Der Torfboden wird in regelmäßigen und unregelmäßigen eingetheilt, welch letzterer den Torf in geringerer Qualität und in kleineren Partien liefert. Es gehören hierzu die Torfmoore in Nordbrabant, Gelderland, Seeland, in der Gegend von Amersfoort in der Provinz Utrecht, in einem Theil von Overyſſel, in den Bezirken Alkmar und Hoorn in Nordholland und in einigen Theilen von Südholland. Der geſammte Torfboden lieferte 1864: 42 Mill. Tonnen. Seit dieſer Zeit fehlen ſtatiſtiſche Angaben, weil bald darauf die Steuer auf den Torf abgeſchafft wurde. Die Produktion hat ſich indeſſen ſtark vermehrt; $^5/_6$ der ganzen Torfproduktion kommen auf die vier nördlichen Provinzen des Landes, wo ſich der hohe Torfboden befindet. An Metallen ſind die N. ſehr arm; es gibt nur vier Schmelzöfen, zu Ulft, Keppel, Wiſch (Terborg) in Gelderland und zu Deventer in Overyſſel, die aus der Nachbarſchaft bezogenes Eiſenerz verarbeiten und jährlich ungefähr 3 Mill. Kilogr. Eiſen zu einem Werth von 200,000 Fl. produciren. Das aus der Nachbarſchaft von Hellendoorn (Overyſſel) bezogene Eiſenerz wird nach den Oefen in Weſtfalen verſandt. Hinſichtlich der induſtriellen Thätigkeit ſind die ſtatiſtiſchen Angaben nicht ganz zuverläſſig. 1875 erſchien zwar durch Vermittelung der »Niederländiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Induſtrie« eine Statiſtik für die Fabrik- und Handwerksinduſtrie, doch läßt dieſelbe manche wichtige Angabe vermiſſen. Es beſteht volle Gewerbefreiheit; auch genießen die meiſten Fabrikanten für ihre Induſtrie ganze oder theilweiſe Abgabenfreiheit in Beziehung auf Salz ꝛc. Daß die Induſtrie im Steigen begriffen iſt, beweiſt die zunehmende Anwendung von Dampfmaſchinen. Man zählte Ende 1853: 507 Dampfkeſſel, Ende 1876 aber 4385, wobei die Lokomotiven nicht mitgerechnet ſind. Die eben genannte Geſellſchaft macht ſich durch Ausſtellungen, Beförderung von Proben, Prämienverleihungen ꝛc. ſehr verdient. Hauptfabrikorte ſind: Amſterdam, Haarlem, Rotterdam, Schiedam, Leiden, Dordrecht, Haag, die Zaandörfer (Zaandam, Zaandijk, Wormerveer ꝛc.), Hilverſum im Gooiland (Nordholland), Utrecht, Amersfoort, die Städte und Dörfer in Twenthe (öſtlicher Theil von Overyſſel), Tilburg, Herzogenbuſch, Eindhoven und die Dörfer in der Langſtraat (Nordbrabant), Maaſtricht, Roermonde. Von 600—700 Schiffswerften beſchäftigen ſich ungefähr 150 mit dem Bau von Seeſchiffen; die vorzüglichſten findet man in Feyenoord (Rotterdam), am Kinderdijk (Alblaſſerdam), Amſterdam, Helder, Vlieſſingen, Harlingen, Veendam. Die große Zunahme der Anwendung von Dampfmaſchinen in Fabriken und auf Schiffen hatte die Errichtung von Eiſengießereien und Maſchinenfabriken zur Folge, wovon die größten die in Amſterdam, Haag, Leiden, Delfshaven und die der Niederländiſchen Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft ſind. Indem wir hinſichtlich der Fabriken auf die den einzelnen niederländiſchen Orten gewidmeten Artikel verweiſen, bemerken wir nur noch, daß die Ziegelbrennerei, Papier- und Oelfabrikation, Reisſchälerei, Cigarren-, Tabak- und Krappfabrikation, Geneverbrennerei, Zuckerraffinerie, Lein- und Baumwollweberei, Tapeten- und Kutſchenfabrikation, Gerberei und Schuhfabrikation, Seidenmanufaktur, Gold- und Silberwaarenfabrikation zu den Hauptzweigen der niederländiſchen Induſtrie gehören. Beſondern Ruf genießen die Niederländer auch als Mühlenbauer und Stellmacher; ihre hydrauliſchen Werkzeuge und Bauten ſind die vollendetſten der Welt, wie ſie überhaupt in allem Techniſchen, was mit den Bedürfniſſen ihres Landes zuſammenhängt, Hervorragendes leiſten. In Betreff des Handels wurde ſeit 1850 eine liberale Politik befolgt. Nach dem 1. Nov. 1862 in Kraft getretenen Geſetz betrugen die Eingangszölle höchſtens 5 Proc., einige Artikel, welche höher verzollt werden, ausgenommen; zugleich wurden alle Ausgangszölle abgeſchafft, mit Ausnahme derjenigen auf Lumpen. Der Geſammtwerth des auswärtigen Handels betrug 1875: 1257,7 Mill. Fl. (gegen 1179,7 Mill. in 1874), wovon auf die Einfuhr zum Verbrauch 718,8 Mill. Fl. (1874: 671,5 Mill.), auf die Ausfuhr aus dem freien Verkehr 538,9 Mill. (1874: 508,2 Mill.) entfielen. Die wichtigſten Verkehrsländer ſind Großbritannien und das Deutſche Reich, welch letzteres an der Einfuhr mit 161,7 Mill. Fl., an der Ausfuhr mit 238,8 Mill. Fl. betheiligt war. Aus ſeinen Kolonien bezieht das Land hauptſächlich Kaffee, Zucker, Reis, Spezereien, Tabak, Indigo und Zimmet. Außerdem beziehen die N. Manufakturwaaren und Steinkohlen hauptſächlich aus England, Preußen und Belgien, Getreide aus den Oſtſeeländern, Archangel und den Häfen am Schwarzen Meer, Erbſen und Linſen aus Preußen, Bauholz aus Norwegen und den Rheinländern, Garn aus England, Wein aus Frankreich, Hopfen aus Bayern und Elſaß, während ſie ſelbſt mit Produkten des Landbaues, beſonders mit Gemüſe, Vieh, Butter, zum Theil den Londoner Markt verſehen, Fiſche meiſt nach Belgien und Deutſchland und Käſe nach England, Frankreich, Belgien und Hamburg verſchicken. Der Handel mit dem Ausland geſchieht ungefähr zu 46 Proc. zur See, zu 21 Proc. an den Küſten und zu 14 Proc. auf dem Landweg. Beladen und leer wurden 1875 einklarirt 4173 Segel- und 3748 Dampfſchiffe mit einem Gehalt von 998,276 und 1,984,135 Tonnen, ausklarirt 4623 Segel- und 3807 Dampfſchiffe. Auf den Flüſſen

und Kanälen liefen 1875 ein: 21,704 beladene Schiffe von 2,700,660 Tonnen, aus: 12,213 beladene Schiffe von 1,623,305 Tonnen. Eine 1875 von der Zweiten Kammer vorgenommene Enquête über den Zustand der niederländischen Kauffahrteiflotte hat einen merklichen Rückgang des holländischen Seehandels konstatirt. Der Bestand der niederländischen Handelsflotte betrug Anfang 1876: 1835 Schiffe mit 526,524 Tonnen Gehalt, davon 86 Dampfer mit 76,827 Tonnen. Daß übrigens der Unternehmungsgeist in maritimer Hinsicht wieder im Wachsen ist, beweisen die in den letzten Jahren ins Leben gerufenen direkten Dampferverbindungen zwischen Holland und Ostindien und Rotterdam-New York. Der Verkehr zu Land wird durch gut unterhaltene Landstraßen und Eisenbahnlinien vermittelt, wovon die vornehmsten sind: die Holländische von Amsterdam nach Rotterdam mit einer Seitenlinie nach Helder und Zaandam, die Rheinische von Amsterdam nach Utrecht und von da nach Emmerich, Rotterdam und Haag, die Staatseisenbahnen von Arnheim nach Leeuwarden und Gröningen mit einer Seitenlinie von Zutphen nach Enschede und Bentheim, die von Utrecht nach Herzogenbusch und Bortel, die von Rotterdam nach Breda und Bortel und von hier über Eindhoven nach Venloo und Kaldenkirchen oder nach Maastricht mit einer Seitenlinie von Eindhoven nach dem belgischen Hasselt, die von Breda über Rosendaal nach Middelburg und Vliessingen, die Centralbahn von Utrecht über Amersfoort nach Zwolle und Kampen, die von Moerdijk über Rosendaal nach Antwerpen, die Ostbahn von Amsterdam nach Utrecht und über Hilversum und Apeldoorn nach Zutphen, die von Harlingen über Leeuwarden und Gröningen nach Neuschanz und über die deutsche Grenze nach Hannover, die von Terneuzen nach Gent, die von Arnheim und die von Nimwegen nach Kleve ꝛc. Diese Bahnen bringen die N. in Verbindung mit dem Ausland, mit Norddeutschland (über Salzbergen), mit Köln ꝛc. (über Emmerich und Venloo), mit Brüssel und Paris (über Breda-Rosendaal), mit Lüttich und Aachen (über Eindhoven-Hasselt), mit London (über Breda-Vliessingen). Die Gesammtlänge der Eisenbahnen betrug Ende 1875: 1623 Kilom. Hierzu kommt ein sehr ausgebildetes Telegraphennetz (Länge der Staatslinien 3440 Kilom., der Drähte 12,332 Kilom.). Unter den Kreditanstalten nimmt die Niederländische Bank (1. April 1814 zu Amsterdam gegründet) den ersten Platz ein (s. Banken, S. 543). Handels- und Industriekammern finden sich in großer Menge. Hauptgeldmarkt ist Amsterdam. Börsen befinden sich in verschiedenen Städten, die bekanntesten sind die von Amsterdam und Rotterdam. Münzeinheit ist der Gulden, der bei einem Gewicht von 10 Gramm 9,45 Gramm feines Silber enthält und in 100 Cents eingetheilt ist. Andere Silbermünzen sind: der Reichsthaler = 2½ Fl., der halbe Gulden, der Viertelgulden (Kwartje) ꝛc. Goldmünze ist das Zehnguldenstück. Durch ein neues Münzgesetz (von der Kammer genehmigt Mai 1876) ist auch in den Niederlanden die reine Goldwährung eingeführt. Maß- und Gewichtssystem ist das metrische, wobei der Meter und das Kilogramm als Einheiten gelten. Flächenmaße sind der Quadratmeter oder Centiar, der Ar oder Quadratdekameter, der Hektar. Für Brennholz ist die Einheit der Kubikmeter (Wisse), für Flüssigkeiten (und trockene Waaren) der Liter oder Kubikdecimeter. Die Gewichtseinheit ist das Kilogramm mit seinen decimalen Untertheilen Hektogramm, Dekagramm, Gramm und Decigramm.

Was die geistige Kultur betrifft, so ist der Volksunterricht in den Niederlanden allgemein verbreitet. Oeffentliche, von den Gemeinden unterhaltene (neutrale, d. h. konfessionslose) Elementarschulen zählte man 1875: 2666 mit 359,033 Schülern und 7472 Lehrern, Privatschulen, d. h. meist konfessionelle Schulen, 1118 mit 119,582 Schülern und 4244 Lehrern. Oeffentliche Kinderbewahranstalten gab es 1875: 95 mit 6 Lehrern, 118 Lehrerinnen und 314 Gehülfinnen; konfessionelle Bewahrschulen hatte man 593 mit 22 Lehrern, 771 Lehrerinnen und 930 Gehülfinnen; erstere waren von 14,669, letztere von 55,694 Kindern besucht. In diesen Angaben sind nicht begriffen die 137 Bewahrschulen in Amsterdam. Bildungsanstalten für Lehrer bestehen zu Herzogenbusch, Gröningen und Haarlem, vom Staat unterhalten; außerdem besitzen verschiedene Gemeinden solche Anstalten, welche sie selbst unterhalten. Die Oberaufsicht über das Schulwesen führen elf Inspektoren, in jeder Provinz einer. Unter ihnen stehen verschiedene Schulaufseher, zu welchem Zweck die Provinzen in Distrikte eingetheilt sind. Für den mittlern Unterricht waren Anfang 1875 in Wirksamkeit: 5 Bürgertagschulen, 30 Bürgerabendschulen und 49 höhere Bürgerschulen. Das Polytechnikum in Delft ist eine Anstalt zur Bildung von Ingenieuren, Technikern und Architekten. In Leiden und Delft sind Anstalten zur Ausbildung von Beamten für die ostindischen Kolonien. Die Armee hat eine Bildungsanstalt zu Breda, die Marine zu Willemsoord am Helder. Gewerbschulen sind die Schule für Handel zu Amsterdam und verschiedene Handwerkerschulen. Für die Ausbildung von Künstlern bestehen Akademien der schönen Künste zu Amsterdam, Rotterdam und Gröningen, Musikschulen im Haag, zu Amsterdam, Rotterdam, Leiden und Maastricht. Außerdem bestehen verschiedene Bau-, Zeichen- und Industrieschulen, eine landwirtschaftliche Schule zu Wageningen, Navigationsschulen zu Amsterdam, Rotterdam, Leiden, Helder, Harlingen, Gröningen, Delfzyl, Veendam ꝛc., eine Landesveterinärschule zu Utrecht. Für den höhern Unterricht (neu geregelt durch Gesetz von 1876) bestehen Gymnasien und Lateinschulen (1875: 51 mit 225 Lehrern und 1135 Schülern) und die drei Staatsuniversitäten zu Leiden, Utrecht und Gröningen (1875 mit 78 Lehrern); außerdem die Athenäen zu Amsterdam und Deventer, wovon ersteres neuerdings in eine Gemeindeuniversität umgewandelt ist, welche ebenso wie die drei Staatsuniversitäten das Recht hat, wissenschaftliche Grade zu verleihen. Die Oberaufsicht über die Gymnasien führen zwei Inspektoren. Die Prediger der reformirten Kirche erhalten ihre Ausbildung auf den Universitäten, die der übrigen Konfessionen auf besonderen Seminaren. Die Römisch-Katholischen haben 7 Seminare (zu Driebergen, Warmond, Voorhout, Culemburg, Haaren, Hoeven und Roermonde). Die Militär- und Marineärzte empfangen ihre Ausbildung auf der Universität zu Amsterdam. Als Bildungsanstalten sind noch zu erwähnen: 3 Taubstummenanstalten zu Gröningen, St. Michiels Gestel in Nordbrabant und Rotterdam, 2 Blindeninstitute zu Amsterdam und Grave, eine Idiotenschule im Haag, eine Ackerbaukolonie für verwahrloste Knaben, Mettray genannt, zu Ryssel bei Zutphen und eine andere ähnliche landwirtschaftliche Anstalt zu Montfoort in der Provinz Utrecht. Reich sind die N. an Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst, hinsichtlich deren wir auf die Artikel Akademie (S. 288) und Gelehrte Gesellschaften (S. 559) verweisen.

Die Sammlungen und ſonſtigen Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt ſind bei den betreffenden Städten erwähnt. Im Buchhandel haben die N. in den erſten Jahrhunderten nach Erfindung der Buchdruckerkunſt eine bedeutende Rolle geſpielt. Die Preßfreiheit hat von jeher daſelbſt beſtanden, daher Schriften freiſinniger Tendenz hier immer ihre Verleger fanden. Die Tagespreſſe iſt ſehr ausgedehnt und hat ſeit der Abſchaffung der Zeitungsſtempelſteuer (1869) qualitativ und quantitativ eine höhere Stufe erreicht. Man zählt wenigſtens 400 Buchdruckereien und 800 Buchhandlungen, wovon ⅓ Verlagsgeſchäfte ſind. Hauptſitz des Buchhandels iſt Amſterdam. Die Medicinalpolizei wird geübt von 13 Medicinalkommiſſionen, je 2 in den Provinzen Süd- und Nordholland und einer in jeder der übrigen 9 Provinzen. An Wohlthätigkeitsanſtalten hat es in den Niederlanden von jeher nicht gefehlt; man unterſcheidet davon vier Arten: Staats-, Provinzial- und Gemeindeanſtalten; Anſtalten der kirchlichen Vereine; Anſtalten von Privatperſonen und beſonderer nicht kirchlichen Vereine; Anſtalten gemiſchten Charakters.

Was die kirchlichen Verhältniſſe anlangt, ſo ſteht die reformirte Kirche unter einer allgemeinen Synode, welche aus einem Präſidenten, Vicepräſidenten, Sekretär, Quäſtor und 16 Mitgliedern beſteht und jährlich am erſten Mittwoch des Juli im Haag zuſammentritt. Sie zählte 1876: 1340 anerkannte kirchliche Gemeinden. Die evangeliſch-lutheriſche Kirche, deren Synode am Mittwoch nach Pfingſten im Haag abgehalten wird, zählte 50 anerkannte Gemeinden; die hergeſtellte evangeliſch-lutheriſche Kirche (Altlutheraner) ſteht unter einer allgemeinen kirchlichen Kommiſſion und zählt 8 anerkannte Gemeinden. Die Mennoniten haben keine Centralverwaltung und bilden 126 anerkannte Gemeinden. Die Bruderſchaft der Remonſtranten, an deren Spitze eine Kommiſſion ſteht, zählt 20 anerkannte Gemeinden. Die Herrnhuter haben 2 Gemeinden. Die Deutſch-Evangeliſchen der evangeliſchen Kirche in Preußen bilden ſeit 1857 eine Gemeinde im Haag. Die chriſtlichen Separatiſten, welche ſich von der reformirten Kirche getrennt haben, zählen 340 anerkannte Gemeinden. Die römiſch-katholiſche Kirche, welche in den Niederlanden ſeit 1853 organiſirt iſt, beſteht aus 5 Diöceſen: dem Erzbisthum Utrecht und den Bisthümern Haarlem, Herzogenbuſch, Breda und Roermonde, welche in 980 Gemeinden zerfallen. Der katholiſche Klerus beſtand 1876 aus ca. 2060 Mitgliedern. Die Zahl der Klöſter hat ſeit 1853 ſehr zugenommen, beſonders in Nordbrabant und Limburg, hauptſächlich durch Einwanderung der aus Deutſchland vertriebenen Mönche und Nonnen. Die Güter im Beſitz der Todten Hand repräſentiren einen Werth von etwa 125 Mill. Fl. Die altbiſchöfliche Kirche hat 3 Diöceſen: das Erzbisthum Utrecht und die Bisthümer Haarlem und Deventer, und zählt 25 anerkannte Gemeinden. Die Iſraeliten ſtehen unter einer Centralkommiſſion und beſitzen 166 Gemeinden mit 11 Hauptrabbinate. Die portugieſiſchen Iſraeliten ſtehen ebenfalls unter einer Hauptkommiſſion und beſitzen nur 2 Gemeinden: in Amſterdam und Haag. Die Ausgaben für den Kultus betrugen 1875 im Budget: für die Proteſtanten 1,411,740, für die Katholiken 576,550, für die Altkatholiken 11,100 und für die Iſraeliten 34,233 Fl.

Die Staatsverfaſſung iſt konſtitutionell-monarchiſch. Die erſte Verfaſſung war die vom 29. März 1814, welche nach dem Beitritt Belgiens durch die Verfaſſung vom 24. Aug. 1815 erſetzt wurde. Die Trennung Belgiens machte eine Reviſion der Verfaſſung nothwendig, welche in ſehr beſchränktem Maß 1840 ſtattfand. Die neue, ſehr freiſinnige Verfaſſung trat 3. Nov. 1848 ins Leben. Die geſetzgebende Gewalt iſt zwiſchen dem König und den Repräſentanten der Nation, den Generalſtaaten (Staten Generaal), getheilt; die vollziehende Gewalt ſteht allein dem König zu. Die Generalſtaaten zerfallen in eine Erſte und Zweite Kammer. Die Mitglieder der Erſten Kammer, 39 an der Zahl, werden durch die Provinzialräthe (Provinciale Staten) gewählt, und zwar aus den in Bezug auf die direkten Steuern Höchſtbeſteuerten, von denen in jeder Provinz nur 1 auf 3000 Einw. kommen darf. Die Mitglieder der Zweiten Kammer, zur Zeit 80 an der Zahl (1 auf 45,000 Einw.), werden in 41 Wahldiſtrikten durch die großjährigen, eingeſeſſenen Niederländer gewählt, welche das 23. Jahr zurückgelegt haben, im vollen Genuß ihrer bürgerlichen und politiſchen Rechte ſtehen und an direkten Steuern jährlich eine je nach den örtlichen Verhältniſſen von 20—160 Fl. wechſelnde Summe zahlen. Die Dauer einer Legislaturperiode iſt vier Jahre, in der Weiſe, daß alle zwei Jahre die Hälfte der Mitglieder ausſcheidet. Die Mitglieder der Erſten Kammer erhalten ihr Mandat auf neun Jahre, und es ſcheidet alle drei Jahre ⅓ aus; doch können die Abtretenden wieder gewählt werden. Die Sitzungen werden jedes Jahr am dritten Montag des September eröffnet und ſind öffentlich. Der König ſchließt die Sitzungen und iſt auch befugt, die Kammern aufzulöſen. Grundzüge der Verfaſſung ſind ferner: Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit des Königs, Verantwortlichkeit der Miniſter, jährliche Feſtſtellung des Budgets, Rechtfertigung der Einnahmen und Ausgaben nach jeder Budgetperiode vor der geſetzgebenden Gewalt, Garantie der perſönlichen Freiheit, Freiheit des religiöſen Kultus, gleicher Schutz und gleiche Rechte für alle Konfeſſionen. Die Regierung geht auf den älteſten Sohn des Königs oder deſſen männliche Nachkommen, in Ermangelung der letzteren auf die Brüder des Königs und deren Deſcendenten nach dem Rechte der Erſtgeburt und in Ermangelung dieſer auf die Töchter des letzten Königs nach dem Rechte der Erſtgeburt über. Das Einkommen des Königs fließt theils aus Domanialgütern, theils beſteht es aus einer feſten, jedesmal bei der Thronbeſteigung fixirten Civilliſte; außerdem werden jährlich 50,000 Fl. für Unterhaltung der königlichen Schlöſſer bewilligt. Der König hat die Oberleitung der auswärtigen Angelegenheiten, das Recht der Kriegserklärung, ſchließt und beſtätigt Verträge mit anderen Mächten. Er hat den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die oberſte Verwaltung der Kolonien und der Finanzen, verleiht Adelstitel, übt das Recht der Begnadigung, legt den Kammern Geſetzentwürfe vor, ſanktionirt oder verwirft die Anträge der Kammern, hat den Vorſitz im Staatsrathe, deſſen Mitglieder er ernennt und wählt, und entläßt ſeine Miniſter nach Belieben. Alle königlichen Beſchlüſſe und Beſcheide müſſen aber durch einen Miniſter kontraſignirt ſein. Gegenwärtiger König iſt Wilhelm III. (ſeit 17. März 1849). Sein Titel iſt: »König der N., Prinz von Oranien-Naſſau, Großherzog von Luxemburg«. Angeredet wird der König mit Sire. Der Kronprinz führt den Titel: »Prinz von Oranien«. Königliche Reſidenz iſt Haag. Im Monat April pflegt der Hof eine Woche lang in Amſterdam auf Koſten dieſer Stadt zu reſidiren.

In administrativer Beziehung besteht das europäische Gebiet des Königreichs aus den oben aufgeführten 11 Provinzen. An der Spitze der Staatsverwaltung steht ein Ministerrath, der aus den Chefs der 7 Ministerien: des Auswärtigen, der Justiz, des Innern, der Marine, der Finanzen, des Kriegs und der Kolonien, besteht. Das Präsidium wechselt unter den Ministern nach der Reihenfolge ihrer Ernennung alle 3 Monate. An der Spitze der Verwaltung einer jeden Provinz steht ein königlicher Kommissär (früher Gouverneur genannt). Jede Provinz wird durch Provinzialstände vertreten, deren Mitglieder auf 6 Jahre gewählt werden. Die Obrigkeit jeder Gemeinde besteht aus einem Rath von 7—39 Mitgliedern, einem Bürgermeister und Schöffen (Wethouders). Der Bürgermeister wird vom König auf 6 Jahre ernannt, die Schöffen werden vom Rath aus seiner Mitte auf dieselbe Zeit gewählt. Die Wahl der Rathsherren geschieht durch die Bürgerschaft. Eine eigenthümliche Behörde sind die Waterschappen, welche die Aufsicht über Dämme, Deiche, Polder, Flüsse ꝛc. führen. Die N. sind in fünf Wasserdistrikte eingetheilt, mit je einem Inspektor an der Spitze. Der oberste Gerichtshof ist der Hohe Rath (Hooge Raad) im Haag, zugleich allgemeiner Kassationshof. Unter ihm stehen die 5 Provinzialgerichte; von diesen ressortiren die Bezirksgerichtshöfe (Arrondissementsregtbanken), 34 an der Zahl, von diesen endlich die 150 Einzelrichter (Kantonregters). Es besteht Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, eine Staatsanwaltschaft, Beweistheorie, aber ohne Schwurgerichte. Die »allgemeine Rechenkammer« im Haag kontrollirt die Ausgaben und Einnahmen des Staats und ist als selbständige Behörde keinem Ministerium untergeordnet. In finanzieller Beziehung bieten die N. manches Merkwürdige dar. Bei der Invasion der Franzosen 1795 betrug die Schuld der Republik 787 Mill. Fl. und stieg bis Ende 1803 infolge von Erpressungen und Zwangsanleihen bis auf 1126 Mill. Bei der Einverleibung der N. in das französische Kaiserreich wurde diese noch um 90 Mill. vermehrte Schuld von Napoleon auf ein Drittel reducirt und belief sich infolge dessen beim Abzug der Franzosen 1814 auf 575 Mill. Fl. Unter Wilhelm I. wurden zwar die gewaltsam beseitigten zwei Drittel wieder anerkannt, jedoch bis zur Abtragung des ersten Drittels und der neuen Schuld als unverzinslich erklärt. 1836 sah man sich genöthigt, die Kolonien als Hypothek für die Staatsschuld zu erklären. Endlich erlangte Holland eine wesentliche Erleichterung, indem Belgien zufolge des Vertrags vom 19. April 1839 eine jährliche Rente von 5 Mill. Fl. übernehmen mußte, und von 1850 endlich begann die Schuldentilgung mit Nachdruck und glänzendem Erfolg, so daß sich seitdem der Schuldenstand sehr bedeutend vermindert hat. Anfang 1846 betrug das Schuldkapital 1231,12 Mill., 1857: 1150,90 Mill., 1864: 1015,29 Mill., 1876: 924,308,326 Fl. Die Einnahmen des Staats betrugen nach dem Budget von 1876: 103,710,675 Fl., die Ausgaben 112,026,318 Fl. Unter den Einnahmen waren die Hauptposten: direkte Steuern 23,059,642, Accise 32,320,000 und Stempel-, Erbsteuer, Enregistrement ꝛc. 18,147,000 Fl.; unter den Ausgaben figurirten: das königliche Haus mit 950,000, die Verzinsung der Staatsschuld mit 26,785,323, das Ministerium des Innern mit 22,112,283, das Kriegsministerium mit 21,891,240, das Marineministerium mit 13,632,588, das Finanzministerium mit 20,003,075 Fl.

Die Kriegsmacht der N. besteht aus dem europäischen und dem indischen Heer und der Marine. Das erstere und die Marine ergänzen sich durch Aushebung (mit fünfjähriger Dienstpflicht vom 20. Jahr an) und Loosung mit gestatteter Stellvertretung und vielen Befreiungen oder durch freiwilligen Eintritt, das indische Heer durch Werbung. Die Landmacht zerfällt in stehendes Heer, Schutterij (Art Landwehr) und Landsturm. Das Heer wird im Krieg in 4 Divisionen und 1 Reservebrigade getheilt; im Frieden gibt es 5 Territorialdivisionen. An Truppen sind vorhanden: 1 Regiment Grenadiere und Jäger, 8 Linienregimenter zu je 4 Bataillonen (à 5 Kompagnien) und 1 Depot, 1 Lehrbataillon zu 4 Kompagnien, 1 Disciplinardepot (2 Kompagnien), 2 Kompagnien für Lazarethdienst und 1 Rekrutirungsdepot für die Kolonien in Harderwijk (3 Kompagnien). Mit Stäben ꝛc. zählt die Infanterie bei 36 Feldbataillonen 1120 Officiere und 43,862 Mann; die Kavallerie 4 Regimenter Husaren zu 4 Feld-, 1 Reserve-, 1 Depotseskadron, im ganzen 184 Officiere und 4322 Mann; das Geniekorps mit 1 Bataillon Sappeure und Mineure (5 Kompagnien) 103 Officiere und 1042 Mann; die Artillerie 2 Feldregimenter zu 8 und 6 Batterien (je 8 Geschütze) nebst Depot- und Trainkompagnien, 1 reitendes zu 4 Batterien (je 6 Geschütze) und 1 Depot, 3 Festungsregimenter von je 14 Kompagnien und Pontonierkorps (2 Kompagnien), zusammen 442 Officiere und 11,278 Mann; endlich 2 Abtheilungen Maréchaussée (Gendarmerie) 10 Officiere und 363 Mann. Das ganze Heer ist 2076 Officiere und 60,867 Mann, im Frieden aber ungefähr halb so stark. Die Schutterij umfaßt alle Wehrfähigen vom 25.—35. Lebensjahr. Man theilt sie in die »dienstthuende« (220 Kompagnien von 110—150 Mann in Gemeinden von wenigstens 2500 Seelen, aus Pflichtigen der ersten fünf Jahre) und die »ruhende« (89 Bataillone mit rund 40,000 Mann, die nur im Kriegsfall aufzubieten sind). Der Landsturm besteht aus allen Wehrfähigen vom 19.—50. Lebensjahr, die nicht anderweitig verpflichtet sind. Die Landesvertheidigung stützt sich nach Gesetz vom 11. März 1874 nicht auf einzelne Festungen, sondern auf folgende 9 zusammenhängenden Linien: die neue holländische Wasserlinie; die Stellung in Gelderland und in der Nieder-Betuwe; die Stellung des Hollandsch-Diep und Volkerak; die Stellung an den Mündungen der Maas und des Haringvliet; die am Helder; die Werke zur Deckung der Uebergänge über Yssel, Waal und Maas; die Stellung von Amsterdam; die südliche Wasserlinie von der Maas oberhalb St. Andries bis zum Amer unterhalb Geertruidenberg; die Werke an der Schelde. Alle dazu nöthigen Anlagen, Befestigungen, Anstauungsvorbereitungen ꝛc. sollen bis 1. Jan. 1883 beendet sein; die nicht in diese Linien einbezogenen Festungen gehen ein. Die indische Armee zählt 18 Feld- und 9 Garnisonbataillone, 1 Kavallerieregiment, 21 Kompagnien Artillerie, Geniekompagnien, mit Stäben ꝛc. 1425 Officiere u 33,996 Mann, dazu 4600 Mann Schutterij u 10,000 Mann indische Specialkorps.

Die Flotte zählte Anfang 1877: 2 Widderthurmschiffe erster und 4 zweiter Klasse, 12 Monitors (2 weitere im Bau), 2 Panzerkanonenboote, 4 Schraubenfregatten, 12 Korvetten, 23 Schooner, 13 Raddampfer, 15 Kanonenboote, zusammen 87 Dampfer mit 386 Geschützen, dazu 18 Segelschiffe mit 119 Geschützen, mit einem Personal von 538 Officieren,

242 Aerzten und Beamten, 4996 Mann und einer Marine-Infanterietruppe von rund 2000 Köpfen. Von der Flotte sind 32 Fahrzeuge mit 113 Geschützen speciell für den Dienst in Indien bestimmt. Das königliche Wappen ist der goldene schreitende Löwe des Hauses Nassau mit ausgestreckter Zunge, auf azurblauem Feld, mit einem goldenen Block und dem Wahlspruch: »Je maintiendrai« (s. Tafel »Wappen«). Die Staatsflagge besteht aus drei horizontal laufenden Streifen: roth, weiß, blau (s. Tafel »Flaggen«). Die Nationalfarbe und das Feldzeichen sind Orange. Ritterorden sind der militärische Wilhelmsorden (30. April 1815 gegründet) mit 4 Klassen und der Orden des niederländischen Löwen (19. Sept. 1815 gegründet, s. Tafel »Orden«) mit 3 Klassen. Außerdem werden verschiedene Kreuze und Medaillen an Militär- und Civilpersonen verliehen. Die 1811 aufgehobene Deutschordensballei wurde durch Dekret vom 8. Aug. 1815 wieder hergestellt.

Die niederländischen Kolonien theilen sich in die ostindischen und westindischen (mit Surinam). Die ostindischen Kolonien: die Großen Sundainseln (Java und Madura, Sumatra, Borneo und Celebes), die Kleinen Sundainseln (Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Timor, Sumba oder Sandelhout) und die Molukken, umfassen mit den dazu gehörigen kleineren Inseln 1,592,552 QKilom. (28,922 QM.) mit (1876) 25 Mill. Einwohnern; die westindischen: Curaçao, Aruba, St. Martin, Bonaire, St. Eustach und Saba, 1130 QKilom. (20,5 QM.) mit 39,000 Einw.; Surinam (Niederländisch-Guayana) 119,321 QKilom. (2167 QM.) mit 69,000 Einw. Die ostindischen Besitzungen ergaben nach dem Budget von 1876 eine Einnahme von 154,308 Mill. Fl. gegenüber einer Ausgabe von 140,958 Mill. Fl., mithin einen Ueberschuß von 13,345 Mill. Fl.; von den westindischen war die Einnahme für Surinam geschätzt auf 1,103,800 Fl., die Ausgabe auf 1,700,673 Fl.; für die Inseln die Einnahme auf 407,251 Fl., die Ausgabe auf 492,989 Fl., so daß erstere einen Zuschuß vom Mutterland von 596,873 Fl., letztere von 85,738 Fl. erforderten. Vgl. Staring, De bodem van Nederland (Haarl. 1856—60, 2 Bde.); »Statistische jaarboeken voor het koninkrijk der Nederlanden« (Gravenh. 1851 ff.); »Allgemeene statistiek van Nederland« (Leid. 1870—73, 2 Bde.); »Staatkundig en Staathuishoudkundig Jaarboekje voor 1876« (Amsterd.).

Geschichte. Das Gebiet der Niederungen zwischen den weitverzweigten Mündungen des Rheins, der Maas und Schelde, dessen Küste damals noch nicht so zerrissen war wie jetzt, wurde schon in ältester Zeit von verschiedenen Nationalitäten bewohnt. Als Cäsar 57 v. Chr. diese Lande zuerst betrat, hielten es die aus Kelten und Germanen gemischten Belgen südlich vom Rhein besetzt; nördlich von diesem Strom wohnten reine Germanen, die Bataver und Friesen. Die Römer unterwarfen sich die N. bis zum Rhein und behaupteten sie trotz des Aufstandes der Bataver unter Claudius Civilis 70 n. Chr. bis um 400, wo der germanische Völkerbund der Franken den Rhein überschritt und der südlichen N. sich bemächtigte, während das Gebiet der Friesen um die Zuidersee, welche noch ein Binnensee war, bis zur Ems seine Freiheit und Unabhängigkeit bewahrte. Nachdem auch sie von Karl Martell, Pipin und Karl d. Gr. im 8. Jahrh. zum Christenthum bekehrt und zur Anerkennung der Oberhoheit der Franken gezwungen worden, gehörten die ganzen N. zum fränkischen Reich, wurden im Vertrag von Verdun 843 dem mittlern Reich Lothars I. zugetheilt und bildeten nach dessen Tode 855 den Hauptheil des Reichs seines Sohns Lothar II., Lotharingiens. Doch konnte dieses seine unabhängige Mittelstellung zwischen Ost- und Westfranken nicht behaupten; 870 im Vertrag von Mersen theilten sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle in die N. so, daß ersterer den größten Theil empfing, Karl bloß das Gebiet links der Schelde, Artois und Flandern. Alle späteren Versuche lothringischer Herzöge, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, blieben vergeblich. In sprachlicher und politischer Beziehung bildeten die N. ein Verbindungsglied zwischen der romanischen und germanischen Welt. Als die Herzogsgewalt im 11. Jahrh. oft ihre Inhaber wechselte und ihre Macht verlor, bildeten sich auch in den Niederlanden wie im übrigen Deutschland zahlreiche kleinere Gemeinwesen, freie Bauernschaften, Bisthümer und Abteien, Grafschaften und Herzogthümer unter kriegs- und eroberungslustigen Dynastien, vor allem mächtige Städte, welche, durch Industrie und Handel blühend, sich von den Grafen und Herzögen Freibriefe und Privilegien ertrotzten, sich von aus den angesehensten Bürgern (vroedschappen) gewählten Schulzen (schout) und Schöffen regieren ließen, selbständig ihre bewaffneten Bürgerscharen zu Kriegszügen aufboten und die vlämische Hansa bildeten. Nur mit Mühe behaupteten die Herzöge und Grafen dadurch eine gewisse Oberherrlichkeit, daß sie die Prälaten, den Adel und die Städte ihres Landes, die Staaten, zu einem Landtag versammelten. Die Staaten bewilligten Geldbeihülfen (Beden) und gaben ihren Rath in allen Landesnöthen, vermehrten aber dafür bei der Blijde incomste (joyeuse entrée) jedes neuen Fürsten ihre Rechte und Privilegien und ergriffen oft selbst die Zügel der Regierung; dem Landesherrn blieben bloß eine Oberaufsicht und das Recht der Heerführung sowie das, die städtischen Beamten aus den Listen der Vroedschappen zu wählen. In dem Gewirr der Kleinstaaterei und der verschiedensten Verfassungen wucherten die nationalen und socialen Gegensätze und Verschiedenheiten empor und entwickelten sich zahllose örtliche Fehden und Parteikämpfe. Der Süden, fruchtbar, reich bevölkert, rascher zu üppiger Blüte gediehen, stand mit Frankreich und England in lebhaftem Verkehr, und von Süden her verbreitete sich schnell die feinere Kultur des Westens; die Bürgerschaften der reichen flandrischen und brabantischen Städte wetteiferten mit dem mächtigen Herrenstand in Prachtliebe und Freude an dem erworbenen Reichthum, während im Norden bei Friesen und Holländern im Kampf mit der feindseligen Natur die Eigenart des niederdeutschen Wesens sich einseitig und schroff entwickelte. Dem ganzen Volk aber waren ein reges Freiheitsgefühl und eine gesunde Lust am Leben, ein derber Humor eigen.

Im 14. Jahrh. begann das Haus der burgundischen Valois die niederländischen Provinzen durch Heirath und Verträge unter seinem Scepter zu vereinigen: zuerst 1384 durch die Heirath mit der Erbin der Gräfin von Flandern diese reiche große Grafschaft, ferner Artois, Mecheln und Antwerpen, 1427 Namur, 1428 Holland, Friesland, Seeland und Hennegau, 1430 Brabant und Limburg, 1443 Luxemburg. Philipp der Gute (1419—67), im Besitz von zehn Provinzen, strebte danach, denselben eine einheitliche Verfassung zu geben. 1437 berief er die ersten Generalstaaten, die erste Vereinigung der Staaten der einzelnen Landestheile zu einem gemeinsamen Landtag; diese Generalstaaten bewilligten die Beden

für die geſammten N. und vertheilten den Betrag auf die einzelnen Provinzen; Brabant, das dafür auch den Vorſitz führte, zahlte ¼, Holland 5/12, Seeland 1/12. Die Generalſtaaten wurden allmählich immer häufiger, zuletzt faſt alljährlich verſammelt; ſie tagten meiſt in Brüſſel oder Mecheln. Doch fehlte zur Begründung eines wirklichen Einheitsſtaats noch viel: der Herzog führte nicht einmal einen beſondern Titel als Beherrſcher der N., ſo wenig wie dieſe ſelbſt einen gemeinſamen Namen hatten. Jede Provinz betrachtete die andere als Ausland und duldete keinen Beamten aus demſelben. Die Beſchickung der Generalſtaaten ſtand in dem Belieben jeder Provinz, und auch die Unterwerfung der Minderheit unter die Beſchlüſſe der Mehrheit war eine freiwillige. Die Südprovinzen, vor allen Brabant, hatten das Uebergewicht. Hier hielten die Herzöge, umgeben von einem reichen, ehrgeizigen Adel, ihren prahleriſch glänzenden Hof; Brabant regierten ſie ſelbſt, während die übrigen Provinzen von einflußreichen Großen als Statthaltern regiert wurden. Unterbrochen wurde die Bildung des niederländiſchen Einheitsſtaats durch die ſtürmiſche Regierungszeit Karls des Kühnen (1467—77), des letzten Valois, der Gelderland und Zutphen erwarb, und durch den Uebergang der Herrſchaft von den Valois auf die Habsburger infolge der Vermählung Maria's von Burgund mit Maximilian von Oeſterreich. Schon Maria mußte ſich die Hülfe der Staaten durch große Zugeſtändniſſe erkaufen, z. B. durch das »große Privilegium« an die Staaten von Holland, und nach ihrem Tode (1482) brachen gegen die vormundſchaftliche Regierung Maximilians für ſeinen Sohn, den Erben Maria's, Philipp den Schönen, Unruhen aus: in Holland erhob ſich die Partei der Hoeks wieder, die Bürger von Brügge nahmen ſogar 1488 verrätheriſcherweiſe Maximilian gefangen und preßten ihm den Verzicht auf die Vormundſchaft zu Gunſten der Staaten von Flandern ab. Indeß mit Hülfe des Herzogs Albrecht von Sachſen, der 1491 zur Belohnung zum Erbſtatthalter von Friesland ernannt ward, gelang es Maximilian, der Empörungen Herr zu werden und auch Artois zu behaupten, das der König Ludwig XI. als franzöſiſches Leben einzuziehen verſucht hatte. Als Maximilian 1493 ſeinem Vater Friedrich III. als deutſcher Kaiſer folgte, übernahm Philipp der Schöne ſelbſt die Regierung der N.; unter ihm riß ſich Gelderland unter Herzog Karl wieder los (1499). Nach ſeinem frühen Tode (1506) übernahm ſeine Schweſter Margarethe die Regierung für den ſechsjährigen Karl, den ſpätern Kaiſer Karl V., und blieb auch, nachdem dieſer ſelbſt, 1515 mündig geworden, zur Herrſchaft gelangte, Statthalterin in den Niederlanden bis zu ihrem Tode (1531), worauf Karls Schweſter, die verwittwete Königin Maria von Ungarn, ihr in der Statthalterſchaft folgte. Karls Herrſchaft iſt die Blütezeit der N. Er erwarb Overyſſel und die Utrechter Stiftslande (1517), kaufte Albrechts Sohn, Georg von Sachſen, ſeine Rechte auf Friesland ab und erwarb 1538 auch Gröningen und Gelderland zurück, ſo daß er die 17 Provinzen Brabant, Limburg, Luxemburg, Gelderland, Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Zutphen, Oſt- und Weſtfriesland, Mecheln, Utrecht, Overyſſel und Gröningen unter ſeinem Scepter vereinigte. Karl, in Gent geboren, galt den Vlämen als ihr Landsmann und ließ ſich auch gern ſo nennen. In ſeinem Weltreich konnten die Niederländer ungehindert Handel treiben und die Waaren und Schätze Indiens in den Häfen Spaniens und Portugals gegen die Erzeugniſſe ihrer Induſtrie austauſchen. Aus allen Ländern Europa's ſiedelten ſich Kaufleute in den Niederlanden an, und vor allem wurde Antwerpen der Mittelpunkt des Weltverkehrs. Ackerbau und Viehzucht Fiſchfang und alle Zweige der Induſtrie entwickelte ſich durch den erleichterten Abſatz zu höchſter Blü und herrlich gediehen die Künſte und Wiſſenſchafte in dieſer Welt des Reichthums, den ſie veredelten. Neben der von Alters her lebendigen Liebe zur Fre heit und zu den alten Ordnungen hatte ſich auch e gewiſſes Nationalgefühl gebildet, das Karl V. dur gemeinſchaftliche Inſtitutionen zu ſteigern bemü war. In Mecheln wurde ein oberſtes Tribunal ſo wie eine Rechenkammer für die N. errichtet; ein Generalkapitän befehligte die Heere, ein Admiral (der Statthalter von Holland) die Flotte der Provinzen. An der Spitze des Landes ſtanden die Generalſtaaten und der den Kaiſer vertretende Statthalter, neben ihm ein berathender Staatsrath, gebildet aus den Großen des Landes, und zwei mit beſoldeten Beamten beſetzte Verwaltungskollegien, der Finanzrath und der Geheime Rath. Nachdem Karl Artois und Flandern von der franzöſiſchen Oberlehnshoheit befreit und die nordöſtlichen Provinzen vom weſtfäliſchen Kreis losgelöſt hatte, erhob er durch den Augsburger Vertrag (1548) die 17 Provinzen zu einer ſtaatsrechtlichen Einheit, dem nur loſe mit dem Deutſchen Reich verbundenen burgundiſchen Kreis, der nach der Pragmatiſchen Sanktion von 1549 immer vereinigt und von Einem Fürſten beherrſcht ſein ſollte. Eine förmliche Union der Provinzen, wie ſie Karl vorſchlug, ſcheiterte allerdings an dem Partikularismus der nördlichen Staaten. Indeß gerade das Gewirr ſich widerſtreitender Sonderintereſſen der Stände und Staaten erleichterte Karl die Begründung einer kräftigen Centralregierung. Den hohen Adel beſchäftigte und ruinirte er durch koſtſpielige Geſandtſchaften und Staatsämter, in den Städten nahm er ſein Ernennungsrecht der Magiſtrate mit Vorſicht und Entſchiedenheit wahr; unter Umſtänden ſchritt er auch zur gewaltſamen Unterdrückung trotzigen Widerſtands und unterwarf 1540 ſeine Geburtsſtadt Gent mit blutiger Energie. Ungeheure Summen (für Einen Krieg 40 Mill. Dukaten) zog er aus den mit Seufzern und Zaudern, aber immer doch bewilligten Beden der Generalſtaaten. Die N. konnten ſich wohl rühmen, in dem habsburgiſchen Weltreich das meiſtbegünſtigte Land zu ſein, und Brüſſel, als der Mittelpunkt desſelben zu gelten. Nur die grauſame Verfolgung der kirchlichen Reformbewegung, die Unterdrückung der Gewiſſensfreiheit durch die Hinrichtung von tauſenden von Proteſtanten trübte die Ruhe und Zufriedenheit der Lande mit der habsburgiſchen Herrſchaft, obwohl die deutſche Glaubensneuerung nur in den nördlichen Provinzen zahlreiche Anhänger gefunden hatte. Daher gelang es auch Karl V., wie er die Staatseinheit begründet, ſo auch die Glaubenseinheit aufrecht zu erhalten.

Als König Philipp II. von Spanien nach der feierlichen Abdankung ſeines Vaters in Brüſſel (25. Okt. 1555) die Herrſchaft über die N. übernahm, war die Vollendung und Befeſtigung dieſer Staats- und Glaubenseinheit ſein Ziel; eine ſeiner erſten Regierungshandlungen war die Erneuerung und Einſchärfung des Ketzeredikts von 1550. Aber einmal beſaß er nicht die guten Eigenſchaften ſeines Vaters: er war ſteif, engherzig und fanatiſch, und ſein fremdartiges, hochmüthiges Auftreten erweckte das Mißtrauen der Niederländer; beſonders ſeitdem er 1559 auf immer die

N. verließ, erschien ihnen seine Herrschaft als eine despotische Fremdherrschaft. Ferner erhielt die Reformbewegung durch das Eindringen des glaubenseifrigen, streitbaren Calvinismus eine größere Lebenskraft und verlangte für sich religiöse Gleichberechtigung, wie sie in Deutschland galt. Aber mit rücksichtsloser Härte wurden die grausamen Ketzeredikte vollstreckt, die Beschlüsse des Tridentiner Koncils als Staatsgesetze verkündigt; die Inquisition errichtete in allen Bischofstädten offen ihre Bluttribunale. Durch Hungersnoth wurde die Aufregung unter den niederen Klassen gesteigert. Die Generalstaaten behandelte Philipp in feindlicher Weise, verletzte die Privilegien der einzelnen Provinzen und beleidigte den hohen Adel, namentlich **Wilhelm von Oranien**, durch die Uebertragung der Statthalterschaft auf seine Halbschwester, Margarethe von Parma, der er einen übermüthigen Ausländer, den Kardinal Granvella, als einflußreichsten Rath beigab. Gegen diesen richtete sich von vornherein die allgemeine Opposition, welche die Verzögerung der Abberufung (1561) der spanischen Truppen und die neue Organisation der niederländischen Kirche in 3 Erzbisthümer und 14 Bisthümer hervorriefen. Bereits 1561 richteten Oranien, Egmont und Hoorn eine Bittschrift an den König gegen ihn und gründeten 1562 einen geheimen Bund des Adels zu gemeinsamer Vertheidigung. Granvella's Entlassung 1564 beschwichtigte die Gemüther nicht, sondern ermuthigte nur zu neuen Forderungen, namentlich nach Milderung der religiösen Strafedikte. Die schroffe Ablehnung derselben durch Philipp hatte die Vereinigung zahlreicher Edelleute zum Kompromiß vom 4. Nov. 1565 zur Folge, in welchem sie sich zur Treue gegen den König und zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten der N. verbanden und 5. April 1566 der Regentin eine Bittschrift überreichten, worin Ermäßigung der Religionsedikte und Abstellung der Inquisitionsgerichte verlangt wurden. Margarethe suchte durch Nachgiebigkeit und Mäßigung zu beschwichtigen, aber schon war die Bewegung nicht mehr zu zügeln. Schon die Stiftung des **Geusenbunds** bedeutete, daß man weiter zu gehen entschlossen war. Am 28. Juli verlangte derselbe bereits unbedingte Religionsfreiheit, und die scheinbare Nachgiebigkeit Philipps entfesselte die lange gährende populäre Bewegung, die sich nun im Bildersturm in Flandern (August 1566) Luft machte und mit Mühe durch erhebliche Zugeständnisse von den Großen beruhigt wurde. Die Sendung des Herzogs von Alba mit 10,000 spanischen Soldaten nach den Niederlanden 1567 gab Philipps wahre Willensmeinung zu erkennen. Schon vor seiner Ankunft wurden die scharfen Plakate wieder in Kraft gesetzt, und man erkannte, daß der König blutige Rache zu nehmen entschlossen war. Der Geusenbund löste sich auf; der Prinz von Oranien aber begab sich nach Deutschland, wohin ihm Brederode folgte. Im August 1567 hielt Alba seinen Einzug in Brüssel. Tiefe Niedergeschlagenheit und bange Sorge lasteten auf allen Gemüthern; aber niemand dachte daran, Widerstand zu wagen. Bereits 5. Sept. wurden Egmont und Hoorn verhaftet, im December legte Margarethe ihre Würde nieder, und die gesammte öffentliche Gewalt in den Niederlanden wurde Alba übertragen, der nun zur Ausführung der von Madrid befohlenen Schreckensregierung schritt. Er setzte einen »Rath der Unruhen« ein, den das Volk den »Blutrath« nannte, und der ohne Rücksicht auf Gesetz und Recht Tausende dem Schafott überlieferte. Die edelsten Opfer waren Egmont und Hoorn, die, obwohl sie an den Unruhen nicht betheiligt gewesen, 5. Juni 1568 zu Brüssel hingerichtet wurden. Der Prinz Wilhelm von Oranien und Ludwig von Nassau wurden für Majestätsverbrecher erklärt und der älteste Sohn Oraniens, der junge Graf Philipp Wilhelm von Büren, nach Spanien geschleppt, wo er, im strengsten Katholicismus erzogen, seinem Vater und seiner Heimat entfremdet wurde. Dies Schreckensregiment führte dem Prinzen von Oranien von allen Seiten Bundesgenossen zu, so daß er sich bald an der Spitze eines Heers von 20,000 Mann sah, größtentheils französischen Hugenotten und deutschen Protestanten, mit welchen er im Herbst 1568 in Brabant eindrang, während Ludwig von Nassau sich Friesslands bemächtigte. Aber beide Unternehmungen dienten nur dazu, die Grausamkeit Alba's zu steigern. Mit jedem Sieg, den seine Truppen über Oraniens ungeübte Haufen errangen, kam neuer Jammer über die N.; viele tausende gewerbfleißiger Einwohner flohen aus dem Vaterland. Eine neu aufgelegte drückende Steuer von 1 Proc. am Vermögen, 5 Proc. von verkauftem Grundeigenthum, 10 Proc. an jedem Waarenumsatz vermehrte den allgemeinen Unwillen und führte zu offenem Widerstand, und während Alba im Begriff war, zu durchgreifenden Gewaltmaßregeln zu schreiten, begannen die glücklichen Unternehmungen der **Meergeusen**, kühner Freibeuter, welche die Spanier auf allen Gewässern angriffen und sich 1. April 1572 der Stadt Brielle am Ausfluß der Maas bemächtigten, welchem kühnen Handstreich der Abfall der festen Stadt Vliessingen und des größten Theils von Seeland sowie kurze Zeit darauf der des ganzen östlichen Friesland und der meisten Städte Hollands folgte. Am 18. Juli 1572 traten die Abgeordneten von 12 Städten und mehrere vom Adel in Dordrecht zusammen, anerkannten Wilhelm von Oranien als den einzig rechtmäßigen Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, übertrugen ihm die Ausübung der Grafenrechte und schlossen einen Bund zu gemeinsamer Vertheidigung ihrer Freiheit unter seiner Führung. Die Spanier rächten sich durch die blutige Züchtigung der Städte Zutphen und Naarden, und ein gleiches Schicksal traf 12. Juli 1573 die Stadt Haarlem, wogegen die spanische Flotte auf der Zuidersee von der niederländischen 12. Okt. gänzlich vernichtet ward. Alba wurde nun zwar abberufen und im November 1573 durch Don Luis Requesens y Zuñiga ersetzt; da Philipp aber nur Milderung der Mittel zugestehen wollte, an dem alten Ziel, der Errichtung seiner absoluten Gewalt und der Ausrottung der Ketzerei, festhielt, so brachten die Vermittelungsvorschläge des neuen Statthalters keine Aenderung in der Lage der Dinge hervor. Der verzweifelte Freiheitskampf der nördlichen Provinzen dauerte fort. Am 21. Febr. 1574 mußte sich Middelburg, die letzte Festung der Spanier auf Walcheren, nach Vereitelung eines Entsatzversuchs durch die Vernichtung der spanischen Flotte, an Wilhelm von Oranien ergeben. Doch traf die Niederländer bald darauf ein schwerer Schlag, indem in der unglücklichen Schlacht auf der Mooker Heide 14. April Ludwig von Nassau, sein Bruder Heinrich und der Pfalzgraf Christoph Sieg und Leben verloren. Sofort begannen die Spanier die Belagerung Leidens, das aber 3. Okt. von Oranien, als die Noth am höchsten gestiegen war, mittels Durchstechung der Dämme entsetzt ward. Der Befreiung Leidens folgte die Vertreibung der Spanier aus Holland, wo nur noch die Städte Amsterdam und Haarlem in ihrer Gewalt blieben, und die erneute Uebertragung fast unumschränkter Gewalt auf Wilhelm von Oranien durch

die Staaten von Holland und Seeland. Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Philipp II., die abgefallenen Provinzen durch Unterhandlungen zu gewinnen; der Kongreß zu Breda im März 1575 ſcheiterte aber an Philipps hartnäckiger Verweigerung der Religionsfreiheit, worauf die Feindſeligkeiten von neuem begannen. Inzwiſchen war 15. März 1576 Requeſens geſtorben, und ſeine Soldaten überließen ſich den größten Ausſchweifungen, verwüſteten namentlich Aalſt, Antwerpen und Maaſtricht auf grauenhafte Weiſe. Die nächſte Folge war, daß ſich nun auch die Stände der ſüdlichen Provinzen denen von Holland und Seeland anſchloſſen und ſich auf Andringen Oraniens, der gern die geſammten N. in politiſcher und religiöſer Freiheit geeinigt hätte, mit dieſen durch die Pacifikation von Gent im November 1576 zur Vertreibung der Spanier und Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten und Privilegien verbanden. An Requeſens' Stelle kam als Statthalter Philipps Halbbruder, Don Juan d'Auſtria, der ſich durch die allgemeine Entrüſtung gegen die brutale Soldateska genöthigt ſah, durch das ſogen. ewige Edikt im Februar 1577 die Genter Pacifikation zu beſtätigen, und ſelbſt die ſpaniſchen Soldaten entlaſſen mußte, ehe er 1. Mai als Statthalter in Brüſſel einziehen durfte. Aber es gelang Don Juan weder, die Zuſtimmung des ſpaniſchen Hofs zu ſeiner verſöhnenden Politik zu erlangen, noch ſich das Vertrauen des niederländiſchen Volks zu erwerben. Oranien erlangte immer mehr Einfluß und wurde bei ſeinem Einzug in Antwerpen und Brüſſel (September 1577) wie ein triumphirender Feldherr empfangen und zum Ruwart von Brabant ernannt. Zugleich wurde der Genter Vertrag durch die Brüſſeler Unionsakte (10. Dec.) ergänzt, welche beiden Religionsparteien Duldung zuſicherte, und Don Juan wegen gewaltſamer Beſetzung der Veſte von Namur von den Generalſtaaten für einen Verräther und Friedensbrecher erklärt und abgeſetzt. Auf Oranien eiferſüchtig, berief ein Theil des brabantiſchen Adels den Erzherzog Matthias von Oeſterreich, den Bruder Kaiſer Rudolfs II., zum Oberſtatthalter. Derſelbe kam auch, ohne Vorwiſſen des Kaiſers, und trat 1578 die Regierung an; doch ward ihm Oranien als Generalleutnant zur Seite geſetzt. Während aber nun mit Don Juan der Krieg wieder ausbrach, riefen Uebergriffe der Proteſtanten in den zu den Aufſtändiſchen übergegangenen Städten Zwietracht unter den Provinzen hervor; die katholiſchen Städte in Artois, Hennegau und Südflandern bildeten die Partei der Malkontenten und führten auf eigene Fauſt gegen die Calviniſten, beſonders gegen die Genter, den erbittertſten Religionskrieg. Auf Betrieb dieſer katholiſchen Partei kam im Auguſt 1578 der Herzog Franz von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, mit 10,000 Mann, um den von der Königin Eliſabeth geſandten 6000 Mann proteſtantiſcher Hülfstruppen das Gleichgewicht zu halten; doch kehrte er mit Zurücklaſſung ſeiner Truppen bald wieder zurück. Am 1. Okt. 1578 ſtarb Don Juan. Sein Nachfolger, der Prinz Alexander Farneſe von Parma, ein kluger Unterhändler und trefflicher Feldherr, benutzte geſchickt die Zwiſtigkeiten unter den Niederländern und die Eiferſucht der verſchiedenen Befehlshaber gegen einander, ſprengte die Genter Pacifikation und machte die Vereinigung ſämmtlicher Provinzen zu einem Bundesſtaat mit nationaler und religiöſer Freiheit für immer unmöglich. Dem katholiſchen Bunde der walloniſchen Provinzen (6. Jan. 1579) gegenüber verbanden ſich 23. Jan. 1579 die ſieben nördlichen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Gröningen, Overyſſel und Friesland mittels einer engern Vereinigung (ohne zunächſt aus der Genter Pacifikation auszuſcheiden) zu der Union von Utrecht, welche, urſprünglich ein Kriegsbündnis zur Vertreibung der Spanier und Vertheidigung der Freiheiten der Staaten und noch im Namen des Königs von Spanien abgeſchloſſen, doch die Grundlage der Verfaſſung der Republik der Vereinigten N. geblieben iſt. Darin lag die Unvollkommenheit dieſer Verfaſſung und der Keim zu den ſpäteren Parteikämpfen. Den einzelnen Provinzen wurde vollſtändige innere Autonomie belaſſen, und alle ihre Privilegien wurden aufrecht erhalten; die Verſammlung der Generalſtaaten ſollte die Generalität, die oberſte Bundesgewalt, bilden, welcher die Vertheidigung des Landes oblag, und von der ein Ausſchuß die laufenden Geſchäfte führen ſollte; ſie vertheilte die Geſammtausgaben nach einer vereinbarten Matrikel auf die Provinzen; ob und wie dieſe ſie aufbrachten, blieb ihnen überlaſſen. Alle wichtigen Beſchlüſſe der Generalſtaaten verlangten Einſtimmigkeit der Provinzen; ein Zwangsmittel gegen Widerſtrebende ward nicht vorgeſehen; bloß einſeitig mit dem Ausland Bündniſſe zu ſchließen, ward den Provinzen verboten. Das Band, welches dieſe verband, war alſo ſehr locker. Die monarchiſche Gewalt, obwohl vorbehalten, blieb zunächſt unbeſetzt, auch nachdem infolge der Aechtung Oraniens die Staaten der Utrechter Union im Haager Manifeſt vom 26. Juli 1581 den Muth gefaßt hatten, dem König von Spanien förmlich den Gehorſam aufzuſagen und ihn jedes Anſpruchs auf die Herrſchaft in den Niederlanden für verluſtig zu erklären. Weil man die Hoffnung noch nicht aufgab, auch die ſüdlichen Provinzen in den Bund zu ziehen, ließ man das Proviſorium beſtehen. Indeß die ſüdlichen Provinzen wurden von Alexander von Parma völlig unterworfen; die mittleren ſchwankten, ſchloſſen ſich eine Zeitlang theilweiſe der Utrechter Union an und wählten dann wieder den Herzog von Anjou zu ihrem Oberhaupt. Oranien bemühte ſich in edler Selbſtverleugnung, dieſem auch die Herrſchaft über die nördlichen Provinzen zu verſchaffen; aber der Verſuch Anjou's, ſich vermittels ſeiner Truppen durch einen Staatsſtreich der wichtigſten Städte Flanderns zu bemächtigen (Januar 1583), ſcheiterte an dem Widerſtand Antwerpens und machte ihn ſo verhaßt, daß er im Juni 1583 zum zweitenmal nach Frankreich zurückkehrte. Parma faßte nun auch in Flandern feſten Fuß, während die Nordprovinzen jetzt eine neue Verfaſſung ausarbeiteten, welche Wilhelm von Oranien als erblichem Grafen die freilich beſchränkten landesherrlichen Rechte übertrug. Am 31. Dec. 1583 kam dieſe Verfaſſung zu Stande; aber ehe ſie beſchworen wurde, fiel Wilhelm in Delft 10. Juli 1584 durch Mörderhand. Da Parma jetzt Flandern und Brabant ſich unterwarf, 17. Aug. 1585 auch Antwerpen eroberte, wandte ſich die Union in ihrer Bedrängnis um Hülfe an Heinrich III. von Frankreich, wurde aber zurückgewieſen, und auch die Königin Eliſabeth von England, der man die Schutzherrſchaft über die N. antrug, verſtand ſich zu weiter nichts, als den Grafen von Leiceſter mit 6000 Mann Hülfstruppen zu ſenden, wofür ſie ſich überdies einige feſte Plätze verpfänden ließ. Der ſtaatskluge Rathspenſionär von Holland, Jan van Oldenbarneveldt, der ſich Kenntnis von den geheimen, auf eine Unterwerfung der N. ohne Vorbehalt der Freiheit hinauslaufenden Inſtruktionen Leiceſters verſchafft hatte, wußte es aber dahin zu bringen, daß der 17jährige Sohn Wilhelms von Oranien, der

Prinz Moritz von Oranien, zum Statthalter von Holland und Seeland ernannt ward, um ſo dem Einfluß Leiceſters ein Gegengewicht zu geben. Letzterer ſann in der That in ſeiner Stellung als Oberſtatthalter mehr auf Befeſtigung ſeiner Macht als darauf, den Spaniern Widerſtand zu leiſten, und dieſelben wurden in kurzem Herren des ganzen Laufs der Maas bis an die holländiſche Grenze. Leiceſter wich endlich dem allgemeinen Unwillen und verließ im December 1587 die N. Nun beſchloſſen die Vereinigten Provinzen, nur ihren eigenen Kräften zu vertrauen, und wurden in dieſem Entſchluß beſtärkt durch den zwiſchen Spanien und England ausbrechenden Krieg, in welchem ſie zur Vernichtung der unüberwindlichen Flotte Philipps thätig mitwirkten (1588), ſowie durch den mit Heinrichs IV. Thronbeſteigung eintretenden Umſchwung der Dinge in Frankreich, indem nun Philipp ſeinen Feldherrn, Alexander von Parma, gegen Heinrich IV. operiren ließ. Hierdurch und durch das ſich immer glänzender entwickelnde Feldherrntalent des Prinzen Moritz erhielt der Kampf zu Land für die N. eine günſtigere Wendung, und die eintretende momentane Waffenruhe gab den Sieben vereinigten Provinzen Zeit, ihre inneren Verhältniſſe feſter zu begründen. Die Provinzialſtaaten, gebildet aus dem übrigens nur in den öſtlichen Provinzen zahlreichern Adel und den Abgeordneten der Städte, erhielten in den einzelnen Provinzen die oberſte Gewalt, die eigentliche Souveränität, und ihnen zur Seite ſtand in jeder Provinz ein Syndikus (Raadpensionaris, d. h. beſoldeter Rath), der die laufenden Geſchäfte zu führen und das Recht der Provinz zu vertreten hatte. Die Deputirten der Provinzialſtaaten, die hochmögenden Herren Regenten, bildeten die ſogen. Generalſtaaten, welche ſeit 1593 im Haag ſich verſammelten und die vollziehende Gewalt innehatten, die unter ihrer Autorität von den Statthaltern, meiſt aus dem Haus Naſſau, ausgeübt ward. Ein ebenfalls aus provinzialſtändiſchen Abgeordneten zuſammengeſetzter Staatsrath leitete die finanziellen Angelegenheiten, während die Admiralitäten von Holland und Seeland dem Marineweſen vorſtanden. Wie in den Provinzial-, ſo war auch in den Generalſtaaten Einſtimmigkeit bei wichtigen Beſchlüſſen, namentlich in Geldſachen, erforderlich, und der Widerſpruch eines Regenten verhinderte jeden Beſchluß. Die Regenten wieder waren gebunden an die Laſtbriefe (Inſtruktionen) ihrer Auftraggeber, eines Stadtmagiſtrats, der aus der Vroedſchap, dem geſchloſſenen Patriciat, hervorging, ſo daß die Republik von den Edelleuten und ſtädtiſchen Patriciern, einer Oligarchie von etwa 200 Souveränen, geleitet wurde, unter denen Holland vermöge ſeines Reichthums und ſeiner großen Bevölkerung (2 Mill.) und hier wieder Amſterdam ein natürliches Uebergewicht ausübten. Die Eiferſucht der Städte und Provinzen verhinderte jede Stärkung der Centralgewalt, der Generalität; es kam nie ein oberſtes Bundesgericht zu Stande, und jede Provinz, jede Stadt beanſpruchten das Recht diplomatiſcher Vertretung im Ausland. Auf jede Erweiterung der Union verzichtete man; ja, die ſpäter von den Spaniern eroberten Theile Gelderlands, Brabants und Flanderns ſowie Drenthe wurden nicht in ſie aufgenommen, ſondern als unterthänige Lande vom Staatsrath im Namen der Generalität (daher Generalitätslande) regiert. Trotzdem errang dies unfertige Staatsweſen große Erfolge durch die Weisheit und Vaterlandsliebe ſeiner Staatsmänner und durch die kriegeriſche Tüchtigkeit ſowie die uneigennützige Hingebung der Oranier, welchen zwar die erbliche Grafenwürde nicht wieder übertragen wurde, die aber als Statthalter der meiſten Provinzen und Oberbefehlshaber der Armee einen großen moraliſchen Einfluß im Sinn einheitlicher Politik übten. Philipp II., auch nach Abſchluß des Friedens mit Frankreich (1598) keine Möglichkeit ſehend, die Niederländer zum Gehorſam zurückzubringen, trat die N. ſeinem Eidam, dem Erzherzog Albrecht von Oeſterreich, ab, der nach der kurzen Statthalterſchaft des Erzherzogs Ernſt und des Grafen Fuentes 1596 Generalſtatthalter geworden war, aber von den nördlichen Provinzen zurückgewieſen wurde. Die letzteren ſetzten den Krieg zu Land wie zur See mit Energie fort, und Prinz Moritz erfocht bei Nieuport 2. Juli 1600 einen glänzenden Sieg. Zugleich breiteten die N. ihren Handel in Oſtaſien aus, ſchloſſen mit den Bewohnern der Inſel Ceylon ſowie mit denen der Molukken und Sundainſeln Handelsverträge ab, und ihre Schiffe beſuchten ſelbſt China und Japan. Damals bildete ſich auch die Holländiſch-Oſtindiſche Handelskompagnie, deren Macht durch Anlegung neuer Kolonien in kurzer Zeit ſo ſtieg, daß ſie 1605 im Stande war, die Portugieſen von den Molukken zu vertreiben. 1607 vernichtete der Niederländer Heemskerk im Angeſicht der Batterien von Gibraltar die ſpaniſchen Gallionen. Dieſer Schlag ſowie Geldmangel und die Beſorgnis, daß ſich die N. endlich Frankreich in die Arme werfen möchten, machten Philipp III. geneigt, wegen eines Waffenſtillſtands zu unterhandeln, und es kam trotz der Kriegsluſt Moritz' und der See- und Friesländer durch Oldenbarneveldts Bemühungen 9. April 1609 ein zwölfjähriger Waffenſtillſtand mit Spanien und dem Erzherzog Albrecht von Oeſterreich zu Stande, dem zufolge die Unabhängigkeit der Vereinigten N. anerkannt und ihnen gleiche Handelsfreiheit nach Spanien und Indien bewilligt ward, wie ſie Frankreich und England genoſſen. Bereits waren die N. der bedeutendſte Handels- und Induſtrieſtaat der Welt; ihre Häfen wurden die Stapelplätze für die Waaren aus den entfernteſten Ländern, ihre Handelsſchiffe beherrſchten fremde Meere, die Börſe von Amſterdam gab auf dem Geldmarkte den Ton an. Auch Wiſſenſchaft, Literatur und bildende Künſte nahmen einen lebhaften Aufſchwung, und die geiſtigen und materiellen Kräfte dieſes jungen Volks entwickelten ſich überraſchend ſchnell zu bewundernswerther Höhe. Nur wurde der Parteihader durch die Unvollkommenheit der Staatsform genährt. Anſtatt die feſtere Begründung der innern Organiſation zur Folge zu haben, gab der Waffenſtillſtand vielmehr den heilloſeſten inneren Zwiſtigkeiten Raum. Es ſtanden ſich gegenüber die beiden Parteien der Patrioten, die, Oldenbarneveldt an der Spitze und aus der ſtädtiſchen Ariſtokratie namentlich Hollands beſtehend, einen lockern Bund ohne monarchiſche Spitze und Aufrechterhaltung der Partikularrechte der Provinzen wollten, um Hollands Uebergewicht zu behaupten, und die ſtatthalterliche Partei, die dem Haus Oranien eine erbliche monarchiſche Gewalt übertragen wollte, und zu welcher das von den politiſchen Rechten ausgeſchloſſene niedere Volk, der Adel und das Heer gehörten. Indeß Moritz fehlte jeder politiſche Ehrgeiz, er ſtrebte nicht nach monarchiſcher Gewalt und begnügte ſich mit ſeiner beſcheidenen Stellung und ſeinem Kriegsruhm. Bald aber miſchten ſich noch kirchliche Streitigkeiten in die politiſchen. Die Ariſtokraten, Oldenbarneveldt an der Spitze, erklärten ſich für die freiſinnigen, aber religiös indifferenten Arminianer

(ſ. d.) und weigerten ſich, ihren ſchroff partikulariſtiſchen Standpunkt herauskehrend und ſogar Truppenmacht zu ſeiner Vertheidigung aufbietend, die Synode von Dordrecht anzuerkennen; da ſchritt Moritz ein, um dem eifrig calviniſtiſchen Volk, das im Arminianismus Kryptokatholicismus witterte, eine Genugthuung und Beruhigung zu geben, erklärte ſich für die Gomariſten und ließ die Häupter der holländiſchen Ariſtokratie, Oldenbarneveldt, Hugo Grotius und Hoogerbeets, verhaften. Erſterer wurde wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt und 24. Mai 1619 hingerichtet, die letzteren zu ewigem Gefängnis verurtheilt. Nach Ablauf des Waffenſtillſtands warf ſich, da die Bemühungen des Erzherzogs Albrecht für einen Definitivfrieden geſcheitert waren, Prinz Moritz auf Breda, mußte aber unverrichteter Dinge abziehen und ſtarb 23. April 1625. Da er kinderlos war, ſo wählten die Staaten von Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Overyſſel ſeinen Bruder, den Prinzen Friedrich Heinrich, zum Statthalter, während die Provinzen Gröningen und Friesland ſchon früher den Grafen Ernſt Kaſimir von Naſſau zum Statthalter erwählt hatten. Prinz Friedrich Heinrich ließ ſofort die Religionsverfolgungen einſtellen, die Verbannten zurückrufen und die Eingekerkerten in Freiheit ſetzen. Der Kampf gegen Spanien wurde mit Glück fortgeſetzt und durch den gleichzeitigen Kampf des Hauſes Habsburg in Deutſchland erleichtert. Die Wegnahme der ſpaniſch-peruaniſchen Silberflotte durch Pieter Hein (1628) gab dem Prinzen Friedrich Heinrich die Mittel, auch den Kampf zu Land lebhafter zu führen, und nun eroberte er raſch hinter einander die Feſtungen Herzogenbuſch und Weſel. Die Einnahme des ſtark befeſtigten Maaſtricht (1632) hatte die Eroberung des ganzen Herzogthums Limburg zur Folge. Die Generalſtaaten ſchloſſen 1635 mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis ab, Breda ward erobert (1637), und Martin Tromp vernichtete 1639 auf der Höhe von Gravelingen 5 ſpaniſche Linienſchiffe und 4 Fregatten. Jetzt zeigte ſich Spanien, auch in einen Krieg mit Frankreich verwickelt und durch den Abfall Portugals geſchwächt, mehr als je zum Frieden geneigt, der denn auch 1648 in Münſter zu Stande kam. Philipp IV. erkannte in dem Weſtfäliſchen Frieden, welcher für die N. ſpeciell der ewige Friede heißt, die Vereinigten N. als unabhängigen Staat an, beſtätigte ſie in dem Beſitz aller Eroberungen in Belgien und den beiden Indien und geſtand ihnen vollkommene Handelsfreiheit in allen ſpaniſchen Häfen zu, während das Deutſche Reich ſich aller ſeiner Anſprüche auf die N. als altes Reichslehen begab und die letzteren nun auch formell von Deutſchland ſich trennten. Die N. ſtanden jetzt auf dem Gipfel ihrer Macht und Blüte. Sie waren ohne Frage das reichſte Land Europa's, ihr Handel und ihre Induſtrie beherrſchten die Welt; auch ihre bewaffnete Macht war eine bedeutende, und Künſte und Wiſſenſchaften ſtanden in der höchſten Entwickelung. Der Kolonialbeſitz der Handelskompagnien hatte eine überraſchende Ausdehnung gewonnen und wurde von den Niederländern mit rückſichtsloſem Krämerſinn ausgebeutet. Die Sundainſeln, Ceylon, die Kapkolonie waren im Beſitz der Oſtindiſchen Kompagnie; die Weſtindiſche eroberte ſogar 1636 Braſilien, das ſie indeß nicht lange behaupten konnte. Den Handel und Fiſchfang in den nördlichen Meeren, in der Oſt- und Nordſee beherrſchte die Handelsflotte der N., welche 1634: 35,000 Schiffe mit 2 Mill. Laſten zählte. Der Welthandel erzeugte in den Niederlanden die Großinduſtrie, deren Fabrikate ſich über die ganze Erde verbreiteten: Tabakfabriken, Zuckerſiedereien, Diamantſchleifereien, Droguenfabriken, Branntweinbrennereien, Tuchwebereien, Leinenbleichen ꝛc. 300 Mill. in Metall lagen 1648 in den Kellern der Amſterdamer Girobank. Der Geldreichthum war ſo groß, daß der Zinsfuß auf 2—3 Proc. ſtand und ſelbſt der berüchtigte Tulpenſchwindel dem Nationalwohlſtand nicht ſchadete. Die ungeheuren Kriegskoſten wurden durch zahlreiche hohe Steuern (in Holland 25 Proc. von allen Geldrenten, 100 Proc. von Bier und Wein) leicht und ohne Beſchwerde aufgebracht. Der unbedingten Freiheit des Handels und Verkehrs entſprach die Freiheit des Glaubens, der Wiſſenſchaft und der Preſſe, welche die N. zum Zufluchtsort aller Verfolgten, des unterdrückten freien Worts machte. Fünf Univerſitäten wetteiferten in der Pflege der Wiſſenſchaften, doch fehlte es auch nicht an dunklen Punkten. Das glückliche Emporkommen der N. erregte den Neid, die Eiferſucht und Nebenbuhlerſchaft der Nachbarſtaaten, und vor allem im Innern gährte noch der Parteiſtreit.

Kaum war der 80jährige Krieg gegen den äußern Feind beendet, als im Innern der Zwiſt zwiſchen den Parteien wieder ausbrach. Der Prinz Wilhelm II. von Oranien (ſeit ſeines Vaters Friedrich Heinrich Tode 1647 Statthalter), ein begabter, ehrgeiziger Jüngling (geb. 1626), nach der Alleinherrſchaft ſtrebend, widerſtand dem Verlangen der holländiſchen Provinzialſtände nach Verminderung des ſtehenden Heers und der Abgaben, ließ, als dieſe Forderung immer lauter ward, ſechs Abgeordnete der holländiſchen Städte, darunter Jakob de Witt, Bürgermeiſter von Dordrecht, verhaften und Truppen gegen Amſterdam marſchiren; doch ward dieſer Anſchlag entdeckt und durch den Muth der Amſterdamer Bürger vereitelt. Als der Prinz bald darauf (1650) plötzlich ſtarb, ſuchte die republikaniſche Partei (die Loevеſtein'ſche, wie ſie ſich nach der Feſtung nannte, wohin die Oranier ihre Gegner in Haft zu ſchicken pflegten) den Beſtrebungen der oraniſchen Partei ein- für allemal ein Ende zu machen, indem ſie der Wittwe des Statthalters, die gleich nach deſſen Tode von einem Sohn (Wilhelm III.) entbunden ward, das Geſuch, dieſen in der Würde ſeines Vaters zu beſtätigen, abſchlug, die von Wilhelm II. entſetzten Magiſtratsperſonen in ihre Würde wieder einſetzte und ein Geſetz erließ, dem zufolge ſowohl den Generalſtaaten als auch den Statthaltern jegliche Einmiſchung in die obrigkeitliche Verwaltung der Städte abgeſchnitten ward. Dem Beiſpiel der holländiſchen Staaten folgten die der übrigen Provinzen, und 1651 traten die Staaten der Sieben Provinzen zu der ſogen. Großen Verſammlung (Groote Vergadering) zuſammen, welche die Statthalterwürde nicht wieder zu beſetzen beſchloß und ſich allein das Recht vorbehielt, die Civil- und Militärämter zu beſetzen. Nun begannen aber die äußeren Gefahren. Der Protektor von England, Cromwell, erließ, weil ſich die N. nicht zu einem engern Anſchluß an ihn hatten bewegen laſſen, 1651 die Navigationsakte, welche der Schiffahrt der N. nach England einen tödtlichen Streich verſetzte, und führte 1652 abſichtlich einen Krieg herbei, der zur See ein Jahr lang mit der größten Erbitterung geführt wurde und den Niederlanden ungeheuren Schaden zufügte (1600 Schiffe wurden von den Engländern gekapert). Nach mehreren Niederlagen ihrer Flotte ſahen ſich die N. 1654 genöthigt, mit England Frieden zu ſchließen. Die Navigationsakte blieb beſtehen, und Holland mußte ſich durch eine geheime Akte (acte van seclusie) verpflichten,

das Haus Oranien von jedem Staatsamt auszuschließen. Diese Akte schloß bereits Johann de Witt ab, der seit 1653 Rathspensionär war, ein hochbegabter, thätiger und nach bewußten Zielen energisch strebender Staatsmann, aber fanatischer Aristokrat und Feind der Oranier. De Witt sah ein, daß die N. nicht zu gleicher Zeit ihre Herrschaft über den Welthandel und Geldmarkt aufrecht erhalten und eine maßgebende Rolle in der Politik des Kontinents spielen könnten. Er schloß sich deshalb Frankreich an und richtete sein ganzes Augenmerk auf die Sicherung der Handelsinteressen, von denen seine Partei am meisten berührt wurde, indem er zugleich durch definitive Beseitigung der Oranier die aristokratische Verfassung und das Uebergewicht Hollands für immer zu befestigen suchte. Das ewige Edikt (1667) der Staaten von Holland und die Harmonieakte der Generalstaaten (1670), welche de Witt durchsetzte, trennten für immer die Statthalterwürde von dem Amte des militärischen Oberbefehlshabers und machten die erstere werth- und machtlos. Im schwedisch-polnischen Krieg (1655—60) griff de Witt entschlossen zur Wahrung des niederländischen Handels in der Ostsee ein und begann 1664 zur Abwehr der englischen Uebergriffe einen zweiten Seekrieg gegen England, der, von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kräfte und mit wechselndem Erfolge geführt, im Frieden von Breda (31. Juli 1667) ohne eigentliche Entscheidung über die Seeherrschaft endete. Wurden hier keine durchgreifenden Erfolge erreicht trotz heroischer Anstrengungen, so gelang es noch weniger, die oranische Partei zu unterdrücken, und auch Frankreichs Freundschaft zeigte sich unzuverlässig. Als Ludwigs XIV. Eroberungsgier sich gegen die spanischen N. wendete und diese 1667 von französischen Truppen besetzt wurden, sah sich de Witt veranlaßt, im Januar 1668 mit England und Schweden die Tripelallianz zu schließen und Ludwig XIV. im Aachener Frieden zum Verzicht auf den größten Theil seiner Eroberungen zu zwingen. Dies sah aber der französische König als eine schamlose Undankbarkeit und unerträgliche Anmaßung an, und während die N. im Vertrauen auf das französische Bündnis fortfuhren, ihre Landmacht zu vernachlässigen und ihre Festungen verfallen zu lassen, bereitete er in aller Stille den Rachezug gegen die N., der mit der Vernichtung dieser Ketzer- und Krämerrepublik enden sollte, vor, bewog England und Schweden zum Abfall und geheimen Bündnis, und als alles bereit war, überfiel er 1672 im Frühjahr mit 100,000 Mann vom Niederrhein aus die wehrlose Republik, während Karl II. von England den Krieg zur See erklärte. In wenigen Wochen waren vier Provinzen erobert, 83 feste Plätze öffneten ihre Thore, Holland wurde noch im letzten Augenblick durch die Ueberschwemmung gerettet und der schimpfliche Friede, den die Patriotenpartei abschließen wollte, nur durch die übermüthige Anmaßung Ludwigs XIV. vereitelt. Gegen die holländische Aristokratie richtete sich nun der ganze Haß des bestürzten und durch die Grausamkeit des Eroberers zur Verzweiflung getriebenen Volks: das ewige Edikt wurde vernichtet, der 20jährige Prinz Wilhelm III. von Oranien Anfang Juli zum Statthalter erhoben und Johann de Witt nebst seinem Bruder Cornelius als Urheber des Unglücks 19. Aug. auf gräßliche Weise ermordet. Durch die Anspannung aller Kräfte unter der sichern, muthigen Leitung des jungen Prinzen und fremde Hülfe, erst des Kurfürsten von Brandenburg, dann des Kaisers und Spaniens, gelang es, die vollständige Eroberung der N. durch die Franzosen abzuwehren, 1674 deren Verbündete, Köln, Münster und England, zum Frieden zu bewegen, und wenn auch die Verbündeten in der Kriegführung zu Lande vom Mißgeschick verfolgt wurden und sich in der Hoffnung, Frankreichs Macht brechen zu können, täuschten, so wußten die N. doch die Wendung der Dinge klug zu benutzen und im Frieden von Nimwegen, den sie 1678 einseitig abschlossen, nicht nur ihr Gebiet zu behaupten, sondern noch Maastricht zu erwerben und von Frankreich einen günstigen Handelsvertrag zu erlangen. Dieser Separatfriede war gegen des Statthalters Willen von der aristokratischen Partei durchgesetzt worden, welche die Unzufriedenheit des Volks über die ungeheuren Kriegskosten und die drückende Steuerlast geschickt ausgebeutet hatte. Es entspann sich nun wieder ein erbitterter Kampf zwischen dieser Partei, an deren Spitze Amsterdam stand, und die Frieden und Bündnis mit Frankreich forderte, und dem Prinzen, der, 1674 zum Erbstatthalter der fünf Provinzen ernannt, entschlossenen Kampf für die politische und religiöse Freiheit Europa's verlangte. Ludwigs XIV. maßlose Eroberungssucht und gewaltthätiger Despotismus, seine Reunionen und die Aufhebung des Edikts von Nantes verhalfen endlich der oranischen Partei und Politik zum entschiedenen Sieg. Die N. unterstützten die Unternehmung des Prinzen gegen England (1688), welche zum Sturz der Stuarts führte, schlossen sich 1689 der neuen Koalition gegen Frankreich an und nahmen mit Aufbietung aller Kräfte am Kampf theil. Wilhelm III., unterstützt durch treu ergebene Staatsmänner, wie Fagel und Heinsius, leitete die N. mit monarchischer Gewalt, obwohl er darauf verzichtete, seine Statthalterwürde in eine erbliche Fürstenwürde zu verwandeln, und sich begnügte, die städtischen Magistrate mit seinen Anhängern zu besetzen, und hielt den Bund der Seemächte aufrecht, der zwar für seine europäische Politik als Gegengewicht gegen Frankreich unumgänglich nothwendig war, aber die Sonderinteressen der N. denen Europa's aufopferte. England, größer und von der Natur mehr begünstigt, überflügelte bald den Bundesgenossen, entwickelte seinen Handel und seine Schiffahrt auf Kosten der niederländischen und drängte den Nebenbuhler in die zweite Reihe zurück. Trotzdem war der Einfluß des großen Oraniers so nachhaltig, daß die N. nicht nur sich dem großen Bund Europa's gegen die Vereinigung Spaniens mit Frankreich anschlossen, sondern auch nach seinem Tode (1702) unter Heinsius' Leitung seinem System treu blieben und im spanischen Erbfolgekrieg mit ihren Heeren und Flotten mitkämpften. Indeß der Gewinn des siegreichen, aber kostspieligen Kriegs fiel allein England zu; die N. erhielten im Utrechter Frieden 1713 durch den sogen. Barrièretraktat nur das Recht, die belgischen Festungen an der französischen Grenze besetzen zu dürfen, ein Recht, das die N. in alle gegen Frankreich geführten Kriege verwickelte, ohne ihnen wirklichen Nutzen zu bringen. Den Nimbus einer Großmacht bewahrten die N. noch lange, die Bedeutung einer solchen hatten sie aber seit dem spanischen Erbfolgekrieg verloren: Handel und Industrie gingen nicht vorwärts, sondern zurück; die Niederländer gewöhnten sich, den ererbten Reichthum in Ruhe zu genießen, und versanken in Unthätigkeit, Schlaffheit, Selbstgenügsamkeit und Selbstgefälligkeit. Nachdem beim Tode Wilhelms III. 1702 die Statthalterwürde zum zweitenmal abgeschafft worden und die Leitung der Republik wieder in die Hände der aristokratischen

Partei übergegangen war, wurde ihre Politik nur von deren kleinlichen Familienintereſſen, ihrer Sucht nach Erſparungen und nach Ruhe beeinflußt. Die See- und Landmacht wurden aufs äußerſte beſchränkt, was ihren völligen Verfall zur Folge hatte; der kriegeriſche Geiſt, damit aber auch Energie und Thätigkeitstrieb erloſchen im Volk, und die regierenden Staatsmänner ſtrebten nach nichts als nach Aufrechterhaltung des Friedens und der Neutralität, um die Staatsfinanzen zu beſſern und ihre Herrſchaft ungeſtört zu behaupten. Die öffentlichen Aemter ſchienen bloß dazu vorhanden zu ſein, um die Verwandten der Regenten zu verſorgen. Die Vornehmen erſtickten in Reichthum und Wohlleben und vergeudeten die Zinſen ihrer in fremden Papieren angelegten Kapitalien in geſchmackloſem Luxus, während das niedere Volk infolge des Verfalls der Induſtrie und des Sinkens der Arbeitslöhne darbte und hungerte. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg (1741—48) rüttelte die N. wieder aus ihrer trägen Ruhe auf. Sie mußten die belgiſche Barrière gegen Frankreich ſchützen; der Krieg wurde jedoch ſchlaff und ungeſchickt betrieben, ſämmtliche Feſtungen gingen verloren, und 1747 fielen die Franzoſen in Holländiſch-Flandern ein, deſſen feſte Plätze ſie eroberten. Kaum war dies geſchehen, als das Volk in den holländiſchen und ſeeländiſchen Städten ſich zu Gunſten der Oranier empörte, ſämmtliche Magiſtrate vertrieb, neue Staaten berief und von dieſen den Prinzen Wilhelm von Oranien aus der Linie Naſſau-Dietz, der bisher Erbſtatthalter von Friesland, ſeit 1718 auch von Gröningen und ſeit 1722 von Gelderland geweſen war, 26. April zum Statthalter der Provinz Seeland ernennen ließ. Dem Beiſpiel Seelands folgten 2. Mai Holland und die übrigen Provinzen, ſo daß Wilhelm IV. erſter erblicher Generalſtatthalter der ſämmtlichen Sieben Provinzen wurde, womit der Sturz der republikaniſchen Partei entſchieden war. Unter dem Eindruck weiterer Erfolge der Franzoſen wurde die Gewalt des Oraniers noch vermehrt: er erhielt die Verwaltung der Generalitätslande und wurde Generalgouverneur von Indien. Als ihm 4. März 1748 ein Sohn (Wilhelm V.) geboren wurde, war der Jubel des Volks unbeſchreiblich, und als der Friede von Aachen die Räumung der N. durch die Franzoſen zur Folge hatte, hätte Wilhelm IV. ſich zum wirklichen Monarchen machen und die Patriotenpartei völlig vernichten können mit Hülfe des niedern Volks, welches radikale Umgeſtaltung des Staatsweſens in demokratiſchem Sinn forderte und ſo unbedingtes Vertrauen auf den Statthalter ſetzte, daß es Oranien und Freiheit für gleichbedeutend hielt. Aber Wilhelm IV. war kein Mann von Energie und Entſchloſſenheit. Er ließ die Auflöſung des Heers ruhig geſchehen und änderte weder an der alten ſchwerfälligen Verfaſſung, noch, nachdem einige Perſonen entfernt waren, an der Organiſation der ſtädtiſchen Oligarchie etwas. Ueberdies ſtarb er bereits 22. Okt. 1751, und die N. verſanken wieder in die alte, nur von einem jetzt wüſten und zerfahrenen Parteitreiben geſtörte träge Ruhe. Nach Wilhelms IV. Tod übertrug ſeine Wittwe, zur Statthalterin und Vormünderin ihres dreijährigen Sohns Wilhelm V. ernannt, ihrem Verwandten, dem Herzog Ludwig von Braunſchweig, den Oberbefehl über die Armee (1752), den er auch nach der Prinzeſſin Tode (1759) behielt, während die Rechte der Statthalterſchaft von den Staaten der Provinzen wahrgenommen wurden. Am Siebenjährigen Krieg nahmen die N. nicht theil, obwohl ihr Handel durch Englands gewaltthätige Haltung gegen die Schiffahrt der Neutralen ſehr litt. Zwar ſetzten die Generalſtaaten zum Schutz ihrer Handelsſchiffe wieder eine Flotte in Stand, und es gelang ihnen, ihre oſtindiſchen Beſitzungen zu erweitern und ſich die ganze Inſel Ceylon zu unterwerfen; aber die Engländer machten in Oſtindien immer größere Erwerbungen, und das grauſame Syſtem der Kolonialverwaltung rief in den Kolonien immer neue Empörungen hervor. 1766 war der Erbſtatthalter Wilhelm V. mündig geworden, überließ ſich aber fortwährend der Leitung des im Land nicht beliebten Herzogs Ludwig, ſowie er ſich auch auf deſſen Betrieb (1767) mit der Nichte Friedrichs II. von Preußen, der Prinzeſſin Wilhelmine Friederike Sophie, vermählte. Die Zerfahrenheit der Niederländer, der Mangel jeder einſichtigen Politik und einer einheitlichen Regierung zeigten ſich beſonders beim Ausbruch des nordamerikaniſchen Befreiungskriegs. Die N. waren durch alte Verträge an England gebunden, wollten aber nicht dieſer Macht zu Liebe, welche die N. ſtets mit rückſichtsloſem Eigennutz behandelt und geſchädigt hatte, ihren Handel mit Amerika und Frankreich aufgeben und verhandelten über einen Anſchluß an die von Katharina II. von Rußland mit Schweden und Dänemark errichtete Neutralität. Jedoch immer anmaßender wurden die Forderungen des engliſchen Kabinets, das zuletzt von den Generalſtaaten die Stellung eines Hülfskorps zur Unterdrückung der amerikaniſchen »Rebellen« verlangte und, mit dieſer Forderung abgewieſen, alle Handelsverträge aufhob, holländiſche Schiffe wegnehmen ließ und zuletzt im December 1780 aus Anlaß eines eigenmächtigen Handelsvertrags der Stadt Amſterdam mit den Amerikanern den Generalſtaaten den Krieg erklärte. Obwohl gänzlich ungerüſtet, ſtürzten ſich die N., in denen der lange angeſammelte Haß gegen England auf einmal aufbrauſte, mit leichtſinnigem Ungeſtüm in den ungleichen Krieg. In einem Monat gingen 200 Kauffahrteiſchiffe verloren; Weſtindien wurde von den Engländern vollſtändig geplündert, der Handel in Oſtindien vernichtet, die Kapkolonie nur durch den franzöſiſchen Admiral de Suffren gerettet. Die Oſtindiſche Kompagnie ſtellte ihre Zahlungen ein, Scheveningen wurde von einem engliſchen Kutter ungeſtraft beſchoſſen. Die Schlacht an der Doggersbank (5. Aug. 1781) blieb unentſchieden, wenn ſie gleich in den Niederlanden als glänzender Sieg und Wiederbeginn der Seeherrſchaft gefeiert wurde. Die Leidenſchaft des Volks wies alle Friedensanträge Englands zurück, und 8. Okt. 1782 ſchloſſen die Generalſtaaten mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten einen Allianz- und Handelsvertrag. Schließlich aber wurden ſie von ihren Verbündeten, namentlich dem von den ariſtokratiſchen Patrioten hochgefeierten Frankreich, ſchmählich im Stiche gelaſſen und mußten im Frieden mit England 20. Mai 1784 dieſem ihr Gebiet auf dem Feſtland von Vorderindien abtreten, den Engländern freie Schiffahrt in Oſtindien zugeſtehen und auch den Grundſatz des Utrechter Friedens: »die Flagge deckt die Ladung« preis geben. Kaiſer Joſeph II., dem die belgiſchen N. unterthan waren, wußte dieſe Zuſtände klug zu benutzen, hob einſeitig den beſtehenden Barrièretraktat auf, nahm alle Barrièreſtädte zurück (1784), ließ die Feſtungswerke ſchleifen und forderte freie Schiffahrt auf der Schelde, Abtretung aller holländiſchen Schanzen an der Mündung dieſes Fluſſes und die Einräumung der Feſtung Maaſtricht. Als

ſich die Generalſtaaten gegen dieſe Forderungen rüſteten, ergab ſich der klägliche Zuſtand der Grenzfeſtungen, und in dem Traktat von Paris (20. Sept. 1785) verſtanden ſich die N. zur Abtretung von Lillo und Liefkensboek und zu einer Zahlung von 10 Mill. Fl. an Joſeph II., wogegen ſie das Recht behielten, die Schelde zu ſchließen. Die Entrüſtung über dieſe Verluſte wurde von der Patriotenpartei geſchickt gegen das oraniſche Haus gelenkt, dem man die Mangelhaftigkeit der Rüſtungen und die Schwäche der Kriegführung ſehr mit Unrecht Schuld gab. Als die Stände von Holland darauf dem Erbſtatthalter mehrere ihm früher zugeſtandene Rechte entzogen, verließ Wilhelm V. den Haag, und die ihm beſonders feindlichen Städtchen Hattem und Elburg in Gelderland wurden 1786 von den Oraniſchen beſchoſſen und beſetzt. In Holland entſetzte man deshalb Wilhelm V. der Würde des Generalkapitäns und Admirals, und Utrecht folgte bald dieſem Beiſpiel. Damit war das Signal zum Bürgerkriege gegeben, der aber für die Patrioten unglücklich endete; denn der Bruder der von den Patrioten beſchimpften Erbſtatthalterin, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ſchickte, als die geforderte Genugthuung von Holland im Vertrauen auf die nachher ausbleibende franzöſiſche Hülfe in ſtolzem Ton verweigert wurde, im September 1787 ein Heer von 25,000 Mann über die Grenze, eroberte in kurzer Zeit Holland und ſetzte unter dem Jubel des Volks den Erbſtatthalter wieder ein. Die Rechte des Hauſes Oranien wurden darauf noch bedeutend erweitert und zu einem Grundgeſetz der Republik erklärt, auch ſchloß Wilhelm V. im April 1788 eine ewige Allianz mit England und Preußen. Nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution erhoben ſich jedoch die Patrioten von neuem. Zwar nahm Wilhelm V. 1793 eine engliſche Armee in ſein Land auf und ſchloß ſich der Koalition gegen Frankreich an; aber durch die Niederlagen bei Hondſchoote (7. u. 8. Sept. 1793) und Fleurus (26. Juni 1794), den Froſt des Winters 1794—95, welcher die Waſſervertheidigung vereitelte, ſowie durch eine allgemeine Erhebung der Patrioten ward Pichegru die Eroberung der niederländiſchen Provinzen erleichtert, und dieſe erklärten nun die Erbſtatthalterwürde für aufgehoben und konſtituirten ſich 26. Jan. 1795 zur Bataviſchen Republik.

Sofort nach Errichtung der Bataviſchen Republik wurden die Sieben Provinzen zu einem einheitlichen Freiſtaat verſchmolzen, deſſen Verwaltung einer Geſetzgebenden Verſammlung und neben dieſer einem mit vollziehender Gewalt bekleideten und aus fünf Mitgliedern gebildeten Direktorium übertragen wurde. In den kleinlichſten Aeußerlichkeiten beeiferte man ſich, die franzöſiſche Revolution nachzuahmen. Der Jubel der Patrioten verſtummte indeß bald, als ſich die ſchlimmen Folgen der franzöſiſchen Invaſion zu zeigen begannen. Zuerſt mußten mehrere ſüdlich gelegene Gebiete (Maaſtricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern) der franzöſiſchen Republik überlaſſen, derſelben 100 Mill. Fl. bezahlt, 30,000 Mann franzöſiſcher Truppen unterhalten und gekleidet, auch die Beſetzung des niederländiſchen Gebiets geſtattet und endlich mit Frankreich ein beſtändiges Bündnis geſchloſſen werden. Dazu ſaugten franzöſiſche Kommiſſäre und Lieferanten die neue Republik förmlich aus. Ihre Seemacht war vernichtet, ihr Handel gelähmt; ihre Kolonien waren eine Beute der Engländer geworden, die im Frieden von Amiens 1802 auch Ceylon erhielten. In dem wieder ausbrechenden Kampf zwiſchen Frankreich und England gingen Surinam und das Kap verloren; dazu beunruhigten engliſche Schiffe die holländiſchen Küſten und richteten den Handel völlig zu Grunde. Infolge einer Veränderung der Verfaſſung (1805) wurden acht Departements gebildet; die vollziehende Gewalt ſollte von einem Rathspenſionär, zu welcher Würde Schimmelpenninck erhoben ward, ausgeübt werden. Auch Schimmelpenninks Staatsklugheit und Energie vermochten jedoch dem Land nicht wieder aufzuhelfen, und es ward endlich auf Napoleons I. Befehl, den die bataviſchen Abgeordneten gezwungenerweiſe um einen Souverän baten, 8. Juni 1806 in ein Königreich verwandelt, deſſen Krone Ludwig Napoleon als »erblicher konſtitutioneller König von Holland« erhielt. Die N. behielten noch einen Schatten von Unabhängigkeit, indem wenigſtens der Gebrauch ihrer Sprache und die ausſchließliche Anſtellung von Niederländern in Staatsämtern zugeſtanden wurde. Mit der neuen Verfaſſung erhielt das Land das franzöſiſche Geſetzbuch; auch wurden die Holländer gezwungen, an allen Kriegen Frankreichs theilzunehmen, ohne einen Vortheil mit Frankreich gemein zu haben. Der Handel blieb infolge der Kontinentalſperre faſt einzig auf den Schleichhandel mit England beſchränkt. Nach der Landung der Engländer auf der Inſel Walcheren 1809 ließ Napoleon I. ein Armeekorps unter Oudinot in Holland einrücken, und nachdem König Ludwig zu Gunſten ſeines älteſten Sohns die Regierung niedergelegt, erklärte 10. Juli 1810 ein kaiſerliches Dekret die Vereinigung Hollands als eine »Anſchwemmung franzöſiſcher Flüſſe« mit Frankreich und Amſterdam zur dritten Stadt des großen Reichs. Alle See- und Landtruppen traten in franzöſiſche Dienſte, die Zinſen der Staatsſchuld wurden auf ⅓ verringert, die holländiſchen Departements neu benannt, in zwei Militärdiviſionen eingetheilt und mit der Einführung der Konſkription die franzöſiſchen Einrichtungen beſchloſſen. Ueber das ganze Land aber ergoß ſich ein Heer beutegieriger franzöſiſchen Beamten. Wenn die franzöſiſche Herrſchaft durch ihre deſpotiſche Büreaukratie manchen veralteten Mißbrauch beſeitigte und durch die Rechtsgleichheit der Landestheile und die Beſeitigung der Standesrechte die nationale Verſchmelzung befördert wurde, ſo empfand man den Verluſt politiſcher, intellektueller und kommercieller Freiheit, namentlich die Unterdrückung der Mutterſprache, bitter genug. Am ſchmerzlichſten fühlte man die Abhängigkeit von Frankreich im eigentlichen Holland. Daher ward hier die Nachricht von dem Sieg der Verbündeten bei Leipzig am freudigſten aufgenommen und der Aufforderung des ſich den niederländiſchen Grenzen nähernden preußiſchen Heerführers Bülow, ſich den Verbündeten gegen Frankreich anzuſchließen, bereitwillig entſprochen. Es bildete ſich eine aus Gysbrecht Karl van Hogendorp, einem Anhänger der altoraniſchen Partei, und ſeinen Freunden van der Duyn und van Maasdam beſtehende proviſoriſche Regierung, und 2. Dec. ward zu Amſterdam die Freiheit der N. und der Sohn des 1795 vertriebenen Erbſtatthalters Wilhelm V., Wilhelm I., der von England herübergekommen und 30. Nov. in Scheveningen gelandet war, als deren ſouveräner Fürſt proklamirt, worauf dieſer die Regierung übernahm, doch nur unter der Bedingung, daß eine Staatsverfaſſung die Freiheiten des Volks verbürgen ſollte. Darauf trat eine Kommiſſion von 14 Mitgliedern zuſammen und entwarf eine Verfaſſungsurkunde, welche 30. März 1814 ins Leben trat, nachdem eine Notabelnverſammlung ſie 29. März mit 448 gegen 26 Stimmen an-

genommen hatte. Die Macht des Fürsten wurde durch eine aus den Provinzialstaaten gewählte Versammlung, welche den Namen »Generalstaaten« erhielt, beschränkt.

Inzwischen hatten die Londoner Artikel vom 20. Juni 1814, welche besonders auf Englands Betreiben zu Stande kamen, das auf dem Festland einen Preußen ebenbürtigen protestantischen Staat wünschte, bestimmt, daß »Belgien und Holland« unter dem Namen Königreich der N. zu einem Ganzen vereinigt werden sollten; dasselbe wurde durch die Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815 in seinen Grenzen genau festgesetzt und Wilhelm I. als König der N. von allen Mächten anerkannt. Derselbe erhielt für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums, das aber zum Deutschen Bund gehören sollte. Dagegen erhielten die N. von ihren Kolonien Ceylon, das Kapland und Demerary, Essequibo und Berbice nicht zurück, die England behielt. Die 17 Provinzen des Königreichs (Nord- und Südbrabant, Limburg, Gelderland, Lüttich, Ost- und Westflandern, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Overyssel, Gröningen und Drenthe) umfaßten mit Einschluß Luxemburgs ein Areal von 1177 QM. mit ungefähr 5½ Mill. Einw.

Um die Verfassung den Bedürfnissen des vergrößerten Landes anzupassen, wurden die aus 55 Mitgliedern bestehenden Generalstaaten verdoppelt und ihnen die Berathungen über diesen Gegenstand aufgetragen. Die neue Verfassung ward, obwohl die belgischen Notabeln in ihrer Mehrheit sich gegen dieselbe aussprachen, 24. Aug. 1815 für angenommen erklärt und die Generalstaaten danach in zwei Kammern getheilt, in welche beide Theile eine gleiche Anzahl Deputirte schickten. An den Kämpfen von Quatrebras und Waterloo (16. und 18. Juni 1815) nahm bereits das Heer des neuen Königreichs unter Führung des Thronerben, des Prinzen von Oranien, rühmlichen Antheil, und der zweite Pariser Friede brachte dem Königreich noch einige Vortheile. Frankreich mußte einige Gebiete der vormaligen österreichischen N., namentlich einen Landstrich zwischen Hennegau und Namur mit den Festungen Marienburg und Philippeville, an die N. abtreten. Vereinigt mit der englischen Flotte demüthigte die niederländische unter dem Admiral van der Capellen den Dey von Algier (im Mai 1816). Der Heiligen Allianz war Wilhelm I. bereits im Juni 1815 beigetreten. In der innern Verwaltung offenbarte der König eine große Thätigkeit und weise Besonnenheit. Die Rechtspflege ward in allen Zweigen verbessert, die Finanzen, obgleich die Staatsschuld mit den Zinsen wuchs, wurden geordnet; Ackerbau, Kunst- und Gewerbfleiß sowie die Verbesserung der Unterrichtsanstalten und Fürsorge für die Armen nahmen des Königs Sorgfalt lebhaft in Anspruch. Auch für die Belebung des Handels wurde viel gethan durch die Verbesserung der Straßen und Kanäle, namentlich durch Anlegung des großen Nordholländischen Kanals, während der Verkehr nach außen durch die Wiederherstellung des Kolonialsystems eine außerordentliche Ausdehnung gewann. Eine ansehnliche Seemacht beschützte den Handel in den ostindischen Gewässern und unterdrückte verschiedene Aufstände in den Kolonien; der Vertrag von London (1824) mit England bestätigte die N. im ausschließlichen Besitz der Sundainseln und Molukken; 1824 gründete der König die Niederländische Handelsgesellschaft. Bei allen Anstrengungen des Königs, das Wohl des Staats zu befördern, ergab sich jedoch nur zu bald, daß die politische Verbindung Belgiens (Südniederlands) mit Holland (Nordniederland) niemals eine Verschmelzung des belgischen und holländischen Charakters zu bewirken vermöge. Die beiden Theile der N. waren zu lange von einander getrennt gewesen und hatten sich zu verschieden entwickelt. Die nördlichen Provinzen wollten die Einkünfte aus hohen Grundsteuern und Luxusabgaben ziehen, die südlichen, vorzugsweise Ackerbau und Industrie treibend, die Zölle erhöhen. Die große Schuldenlast der N. (1000 Mill. Fl.) wurde von Belgien nur mit Unwillen getragen. Der Vortheil der Kolonien kam den südlichen Handelsstädten nur langsam zu gute und wurde von den nördlichen mit Eifersucht beobachtet und möglichst verkümmert. Hauptnahrung für die feindselige Stimmung zwischen Holländern und Belgiern gaben aber kirchliche Differenzen. Besonders hatte die Regierung viele Ungelegenheiten mit der katholischen Kirche in Belgien, wo die Beamten den Eid auf die Verfassung nur im bürgerlichen Sinn leisten wollten; zwar ward 25. Juli 1827 ein Konkordat mit dem Papst geschlossen, doch fand dies nicht den Beifall der Nation, und seine Ausführung, namentlich die Errichtung von drei neuen Bisthümern, zu Amsterdam, Brügge und Herzogenbusch, sowie das Ueberlassen des gesammten Unterrichtswesens an die Priesterpartei riefen nur neuen Streit hervor. Auch das Streben der Regierung, die französische Sprache zu unterdrücken und bei öffentlichen Geschäften nur die holländische oder vlämische zur Herrschaft zu bringen, gab neuen Anlaß zur Unzufriedenheit, da man die Absicht argwöhnte, durch Unterdrückung der französischen Sprache zugleich auch die katholische Kirche zu unterdrücken. Wie unter dem Zusammenwirken der hier angedeuteten Umstände die Gährung immer höher gesteigert ward und infolge der Pariser Julirevolution endlich in der belgischen Revolution zum Ausbruch kam, s. Belgien (Geschichte).

Als im Oktober 1830 die südlichen Provinzen nach den blutigen Septemberkämpfen in Brüssel das Band, welches sie an die nördlichen knüpfte, gewaltsam zerrissen hatten, versuchte der König zuerst, durch Waffengewalt dieselben wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Da dies mißlang, wendete er sich an die vier Mächte, welche die Londoner Artikel vom 20. Juni 1814 unterzeichnet hatten, mit der Aufforderung, durch direktes Einschreiten den gesetzlichen Zustand in den Niederlanden wieder herzustellen; die Londoner Konferenz erklärte jedoch 20. Dec. das Königreich der N., wie die Verträge von London und Wien es konstituirt hatten, für aufgelöst. Während Belgien seine Verfassung ordnete und sich im Prinzen Leopold von Koburg 4. Juni 1831 einen König nach dem Wunsch der Mächte wählte, verwarf König Wilhelm das darauf von den Mächten beschlossene Londoner Protokoll vom 26. Juni 1831, schickte den Prinzen von Oranien mit einer Heeresmacht in die abgefallenen Provinzen, und der Feldzug im August 1831, der mit den Niederlagen der Belgier 8. Aug. bei Hasselt und 11. Aug. bei Tirlemont begann, drohte dem jungen Königreich ein rasches Ende. Das Einschreiten Frankreichs rettete zwar Belgien, doch hatten die holländischen Siege eine Aenderung des Londoner Protokolls zu Gunsten der N. zur Folge. Die 24 Artikel vom 15. Nov. 1831 sprachen ihnen das deutsche Luxemburg, einen Theil von Limburg als Entschädigung für das abgetretene wallonische Luxemburg und eine von Belgien zu zahlende jährliche Rente von

8,400,000 Fl. zu. König Wilhelm verweigerte jedoch diesem Vertrag seine Zustimmung, selbst dann, als die Mächte mit Zwangsmaßregeln drohten. Frankreich nahm die Citadelle von Antwerpen 23. Dec. 1832 und blokirte in Verbindung mit England die niederländischen Küsten; doch ward 21. Mai 1833 zu London eine Uebereinkunft abgeschlossen, welche den Status quo zwischen Holland und Belgien bis zur definitiven Beendigung der ganzen Angelegenheit sanktionirte. Die Unterhandlungen über den Definitivvertrag, denen die 24 Artikel zu Grunde gelegt wurden, begannen 25. Juli 1833, wurden aber durch das niederländische Kabinet in der Hoffnung hinausgezogen, daß sich die allgemeinen Verhältnisse Europa's zu seinen Gunsten ändern könnten. Besondere Schwierigkeiten hatte die Abtretung des luxemburgischen Gebiets an Belgien, da hierzu die Genehmigung des Deutschen Bundes und der Agnaten in Nassau nothwendig war. Endlich, 14. März 1838, erklärte sich König Wilhelm zur Annahme der 24 Artikel bereit, und 19. April wurden die definitiven Friedensverträge zwischen den nun getrennten Königreichen N. und Belgien unterzeichnet. Die N. verloren durch diesen Vertrag im Vergleich zu dem von 1831 eine jährliche Rente von 3,400,000 Fl., um welchen Betrag der von Belgien zu zahlende Antheil an den Zinsen für die Staatsschuld verringert worden war, während Belgien das östliche Luxemburg und das südliche und nordöstliche Limburg mit Maastricht und Venloo herausgab, welche Gebiete (ohne diese Festungen) dem Deutschen Bund einverleibt wurden. So endete die Erneuerung des alten Burgunderreichs, das sich als unhaltbar gezeigt, und die durch ihre Sprache, Religion und Geschichte homogenen nördlichen Provinzen (jetzt 10) bildeten wieder allein das Königreich der N. Luxemburg wurde nur durch Personalunion mit ihm verbunden.

Der unglückliche Ausgang des von den Niederlanden begonnenen Kriegs gegen Belgien, der zwar die wirklichen Interessen der N. eher förderte, als schädigte, aber den Stolz der Niederländer empfindlich demüthigte, sowie die 1839 den Generalstaaten statt Ersparungen vorgelegten Mehrforderungen und Anleihen erweckten allgemeine Opposition gegen die Regierung und das Verlangen nach liberalen Reformen. Als die Kammer 18. März 1840 wieder zusammentrat, wurden ihr sieben neue, auf die Reform des Grundgesetzes bezügliche Gesetzentwürfe vorgelegt, welche etwas mehr auf die Forderungen der Kammer eingingen; Unzufriedenheit aber erregte namentlich, daß die Verantwortlichkeit der Minister darin mit Stillschweigen übergangen war. Der immer lauter sich kundgebende Unwille des Volks über des Königs Hinneigung zur katholischen Gräfin Henriette d'Oultremont sowie die Entdeckung einer weit verzweigten Verschwörung in Belgien, bei welcher Holland nicht unbetheiligt erschien, und die durch die enormen Kosten des bewaffneten Friedens 1833—39 verursachte Finanznoth des Staats veranlaßten den König, 7. Okt. 1840 die Regierung in die Hände seines Sohns Wilhelm II. niederzulegen und sich mit einem ungeheuren Vermögen, das er durch Handelsspekulationen erworben, unter dem Namen eines Grafen von Nassau nach Berlin zurückzuziehen, wo er 12. Dec. 1843 starb. Wilhelm II. (1840—49) erklärte nach seinem Regierungsantritt zuvörderst die Minister für verantwortlich, wodurch ein langer Streit zwischen den Generalstaaten und der Regierung beigelegt ward. Trotz des traurigen Finanzzustands wurden große Summen im Interesse des Landes verwendet, namentlich auf Eisenbahnen und die Trockenlegung des Haarlemer Meers. Die Finanzlage nöthigte endlich die Regierung, den Kammern einen Gesetzentwurf zu einer außerordentlichen Vermögenssteuer und zu einer freiwilligen Anleihe von 127 Mill. Fl. vorzulegen, der auch, trotz einer bedeutenden Opposition, im März 1843 angenommen wurde, wogegen die Regierung bedeutende Reduktionen in der Armee vornahm. Auch zu der zweiten großen Finanzoperation, der Rentenumwandlung zur Verminderung der Zinsen, gaben die Kammern ihre Einwilligung. Inzwischen war die Staatsreform, als das einzige Mittel, aus einem heillosen Zustande dauernd und ohne heftige Erschütterungen herauszukommen, die allgemeine Landesfrage geworden. Indeß der König widersetzte sich derselben, und auch in den Niederlanden gab erst die Februarrevolution von 1848, obwohl das Land von Unruhen verschont blieb, den Anstoß zu einer gründlichen Umgestaltung der Verfassung in modern liberalem Sinn. Die Krebsschäden der alten Verfassung waren die Wahl der Zweiten Kammer durch die Provinzialstände und die Eintheilung der letzteren in die drei Stände der Ritterschaft, der Städte und der Landschaft. Gegen diese richtete sich besonders der Petitionssturm der liberalen Partei, welche sich durch einen Verfassungsentwurf der Generalstaatenkommission, der die direkten Wahlen einführte, aber sie von einem sehr hohen Census abhängig machte, nicht befriedigen ließ. Der König berief daher eine verdoppelte Zweite Kammer als konstituirende Kammer, die 18. Sept. 1848 zusammentrat und bald darauf ihre Arbeiten begann. Der von einem Ausschuß unter Thorbecke's Vorsitz ausgearbeitete liberale Verfassungsentwurf wurde nun in den Kammern rasch erledigt, da sich dieselben unter Vermeidung aller weitläufigen Diskussionen auf Annahme oder Verwerfung der einzelnen Theile beschränkten, und schon 3. Nov. das neue Grundgesetz dem Land verkündigt. Dasselbe bestimmte die Verantwortlichkeit der Minister und ordnete zwei Kammern an, von denen die Erste durch die Provinzialstaaten, die Zweite durch direkte Wahlen mit einem Census gewählt wurde. Mitten unter den Bemühungen des neuen Kabinets Kempenaer, die gesammte Gesetzgebung und Verwaltung in Einklang mit der neuen Verfassung zu bringen und namentlich die trostlose Finanzlage zu verbessern, starb Wilhelm II. 17. März 1849.

Sein Sohn Wilhelm III. beschwor zwar die Verfassung (11. Mai), stieß aber, trotz der freiwilligen Verminderung seiner Civilliste, auf eine mißtrauische Opposition von Seiten der konstitutionellen Liberalen, so daß er sich genöthigt sah, das von seinem Vater überkommene Ministerium zu entlassen und nach langer Krisis (30. Okt.) Thorbecke, den einzigen bedeutenden Staatsmann der N. in neuerer Zeit, an die Spitze eines Kabinets zu stellen, das aus lauter entschieden liberalen Männern zusammengesetzt war. Während der dreijährigen Verwaltung dieses Kabinets wurden nicht nur die wichtigsten organischen Gesetze, wie die über Versammlungsrecht, Provinzial- und Gemeindeordnung (ein besonders ausgezeichnetes Gesetz) und die richterliche Organisation, genehmigt, sondern es ward auch durch zweckmäßige Finanzgesetze (Rentenumwandlung, Postreform, Reduktion der regelmäßigen Staatsausgaben, vor allem durch Aufhebung der Privilegien der niederländischen Schiffahrt) die materielle Lage des Landes verbessert. Die 1850 eingeführte Gleichstellung der fremden Flagge und der Ab-

ſchluß von Handels- und Schiffahrtsverträgen ergaben ſchon 1851 einen Mehrbetrag der Geſammt-Ein- und Ausfuhr von 52 Mill. Fl. gegen die mittlere Zahl der letzten fünf Jahre. Dabei wurden im Innern, beſonders in Overyſſel und Drenthe, Kanäle angelegt, Eiſenbahn- und Telegraphenverbindungen in Angriff genommen und die Austrocknung des Haarlemer Meers beendet. Schon ſeit Jahren hatte Rom die reformirten N. als eine wichtige Poſition für die Ausbreitung ſeines Einfluſſes ins Auge gefaßt und ſich an die Reformpartei angeſchloſſen, welche den Katholiken zuvörderſt politiſche Gleichſtellung und der Kirche freiern Raum zum Wirken verſchaffen ſollte. Die neue Verfaſſung verſprach auch die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirchen vom Staat, und das Miniſterium Thorbecke ſchloß 1852 einen Vertrag mit der römiſchen Kurie, in dem es alle Aufſichtsrechte des Staats preis gab und die Errichtung eines katholiſchen Epiſkopats in den Niederlanden geſtattete. Als nun eine päpſtliche Allokution vom 7. März 1853 die Wiederherſtellung von Biſchofſitzen in Holland ankündigte und bald darauf ein apoſtoliſcher Brief die Eintheilung von fünf neuen biſchöflichen Sprengeln feſtſetzte, erhob ſich eine heftige antikatholiſche Agitation im Lande. Das Miniſterium, 13. April in der Zweiten Kammer über dieſe Angelegenheit interpellirt, erklärte, daß nach der Konſtitution die päpſtlichen Ernennungen nicht anzufechten ſeien, daß aber die Form, in welcher dies geſchehen ſei, die internationalen Rückſichten außer Augen gelaſſen habe, weshalb das Miniſterium beabſichtige, dem niederländiſchen Geſandten in Rom Urlaub auf unbeſtimmte Zeit zu ertheilen. Die Kammer nahm hierauf eine in dieſem Sinn motivirte Tagesordnung an; dagegen genügte dieſe ausweichende Antwort des Miniſteriums den aufgeſtachelten religiöſen Leidenſchaften nicht, und die Antwort des Königs auf die Adreſſe von Amſterdam (15. April), worin er bedauerte, ſich den päpſtlichen Ernennungen gegenüber wider ſeinen Willen durch die Konſtitution gebunden zu ſehen, ſetzte jenes in eine ſo ſchiefe Lage, daß es den König um eine Rektifikation der königlichen Worte oder um ſeine Entlaſſung zu bitten ſich veranlaßt fand. Der König entließ darauf (19. April) das Miniſterium Thorbecke, und an ſeine Stelle trat das ſtreng orthodox-proteſtantiſche Miniſterium van Hall. Am 27. April erfolgte auch die Auflöſung der Zweiten Kammer, und unter dem Eindruck der von Thorbecke mit dem päpſtlichen Stuhl geführten Korreſpondenz, welche van Hall veröffentlichte, fielen die neuen Wahlen zu Gunſten der Regierung aus. Indeß ſehr bald zeigte es ſich, daß die ganze antipapiſtiſche Bewegung bloß angezettelt war, um das liberale Miniſterium Thorbecke zu ſtürzen, und daß Hall und ſeine Kollegen nur der Herrſchaft ſich bemächtigen wollten. Der Vertrag mit der Kurie wurde nicht aufgehoben, die vom Papſt ernannten Biſchöfe wurden auch vom neuen Miniſterium anerkannt und das Eindringen der Jeſuiten ruhig geduldet. Gleichwohl wagte das Hall'ſche Kabinet keine Reaktion, keine Modifikation der konſtitutionellen Verfaſſung, und ſo oft auch die Miniſterien wechſelten, ſo oft die aus der antirevolutionären Partei hervorgegangenen Miniſter einen Anlauf zur praktiſchen Verwirklichung ihrer reaktionären Pläne machten: ſo ſcheuten ſie doch immer vor energiſchen Maßregeln, ſelbſt einer Kammerauflöſung, zurück und ließen ſich von der liberalen Oppoſition Geſetze vorſchreiben, um ſo mehr, da der König ſich ſtets paſſiv verhielt. Die Konſervativen gaben zwar ihre Grundſätze preis; aber ſie klammerten ſich um ſo feſter an ihre Miniſterſtühle, während die Liberalen auch mehr und mehr in Zerfahrenheit geriethen und nur ihre Sonderintereſſen, das Nächſtliegende, im Auge behielten. Das Mißtrauen der antirevolutionären Partei gegen den Unterrichtsgeſetzentwurf des Miniſters van Reenen bewog das Miniſterium Hall, 23. Juni 1856 ſeine Entlaſſung zu nehmen; das neue Miniſterium van der Brugghen war zwar noch mehr kirchlich-konſervativ gefärbt, da indeß die Neuwahlen für die Zweite Kammer weſentlich liberal ausfielen, ſo ſuchte es ſich durch die Vorlage eines den Liberalen genehmen Unterrichtsgeſetzes ſeine Stellung zu erhalten, das ſich von dem Reenenſchen Entwurf kaum unterſchied und durch die Ausſchließung des Religionsunterrichts aus den ſtaatlichen Elementarſchulen den höchſten Zorn der orthodoxen Proteſtanten und Katholiken erregte, die ſich durch die Erlaubnis der Errichtung von Privatſchulen nicht beſchwichtigen ließen. Dies Geſetz wurde 1857 von beiden Kammern angenommen. Auch in der Steuerfrage kam das Miniſterium den Forderungen der liberalen Partei durch allmähliche Beſeitigung der Acciſen auf die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe entgegen. Weil daſſelbe aber trotzdem nicht das Vertrauen der liberalen Partei erwerben konnte, trat es im Februar 1858 zurück. Da Thorbecke der einflußreichſte Mann in den Generalſtaaten, Führer der Liberalen und eigentlich Leiter des Staats war, ſo wäre deſſen Wiederberufung an die Spitze des Kabinets das Naturgemäßeſte geweſen. Jedoch die konſervative Partei, unterſtützt von der perſönlichen Abneigung des Königs, fürchtete und haßte ihn und ſuchte durch die Bildung eines Fuſionsminiſteriums Rochuſſen-van Boſſe, das ſich gemäßigt liberal nannte, Thorbecke fern zu halten. In der That fand es auch eine Zeitlang Unterſtützung bei einem Theil der Liberalen, welche zwar mit höchſt freiſinnigen Phraſen prahlten, aber von der von Thorbecke erſtrebten Umgeſtaltung des barbariſchen Kolonialſyſtems in humanem Sinne nichts wiſſen wollten, weil ſie die Finanzen des Staats durch Wegfall des indiſchen Ueberſchuſſes und die Privatintereſſen der eigenen in Oſtindien ihr Glück ſuchenden Vettern ſchädigen mußte. Trotzdem war dies Verhältnis der Regierung zu der Majorität der Kammern und des Landes ein unhaltbares, und in allen Lebensfragen konnte das Miniſterium nicht ſicher auf eine Majorität zählen. So hatte denn die Ablehnung des Eiſenbahngeſetzes von Seiten der Erſten Kammer 8. Febr. 1860 den Rücktritt des Miniſteriums Rochuſſen-van Boſſe 13. Febr. zur Folge. Baron van Hall bildete hierauf wieder ein konſervatives, das ſogen. Paraſitenminiſterium, welches ſein Eiſenbahngeſetz, das ſich für das Syſtem der Staatsbahnen entſchied, bei den Kammern durchbrachte und durch Beförderung von Privatintereſſen die Zerfahrenheit der liberalen Partei noch mehr ſteigerte. Auf Hall folgte als Chef des Kabinets Zuylen, auf dieſen Heemſtra, die in ihren Programmen glänzende Verſprechungen machten, aber keine hielten, dem Nepotismus im Beamtenthum Thür und Thor öffneten und durch gehäſſige Verdächtigungen ihrer Gegner die Achtung der öffentlichen Meinung verſcherzten. Endlich ermannte ſich die Kammer, verwarf Heemſtra's Budget, und nach einer längern Miniſterkriſis gab endlich der König ſeine Zuſtimmung zu der Bildung des zweiten Miniſteriums Thorbecke (30. Jan. 1862). Endlich befand ſich das Staatsruder wieder in den Händen eines überzeugungstreuen, energiſchen und praktiſch befähigten Staatsmanns, der trotz der großen

Schwierigkeiten, die ihm mehr perſönliche als ſachliche Verhältniſſe entgegenſtellten, wieder Leben in den Staat brachte und mit Reformen vorſchritt. Die Departements für den katholiſchen und reformirten Kultus, welche das konfeſſionelle Element auch in das Staatsminiſterium getragen, wurden beſeitigt, die Sklaverei in den weſtindiſchen Kolonien aufgehoben, die Durchſtechung von Holland »op zijn smalst« und der Bau eines Rotterdam mit der offenen See verbindenden Kanals beſchloſſen, das ausſchließliche Staatsbahnſyſtem wieder aufgegeben, der mittlere Unterricht 1863 durch ein Geſetz geregelt. Eine beſonders günſtige Aufnahme ward den Reformen des Steuerſyſtems, der gänzlichen Beſeitigung der Acciſe zu theil, welche der Finanzminiſter Betz in das Leben rief. Die Ergänzungswahlen von 1864 verſtärkten daher auch die liberale Partei in den Kammern. Die wichtigſte Angelegenheit für das Miniſterium bildete jedoch die längſt nothwendige Reform der kolonialen Verwaltung. 1863 ward endlich die Erbauung der erſten Eiſenbahn auf Java beantragt und von den Kammern angenommen, 1864 auch vereinbart, das Kolonialbudget denſelben zur Beſchlußfaſſung vorzulegen. Vor allem aber handelte es ſich darum, den 1830 auf Java eingeführten Kulturzwang, ein hartes, aber für den Staat ſehr einträgliches Fronſyſtem, welches demſelben jährlich viele Millionen einträgt, aufzuheben und den Javanern eine menſchenwürdige Exiſtenz und die Möglichkeit höherer Kulturentwickelung zu gewähren. Den erſten Geſetzentwurf des Kolonialminiſters Ublenbeck nahm die Zweite Kammer 1862 an, aber die Erſte verwarf ihn. Hierauf trat Ublenbeck zurück, und ein kolonialer Radikaler, Franſen van den Putte, übernahm ſein Portefeuille. Dieſer ging aber in der Reform der Kolonialverwaltung noch weiter, als Thorbecke wollte, und gerieth mit dieſem und dem Juſtizminiſter Ollivier über das indiſche Strafgeſetz in einen Streit, der den Rücktritt dieſer Männer im März 1866 zur Folge hatte, da die Zweite Kammer ſich für Franſen entſchied. Franſen ergänzte nun nothdürftig das Kabinet, das aber bereits im Mai nach der Ablehnung von Franſens Kulturgeſetz ſeine Entlaſſung nahm. Zuijlen van Nijvelt bildete 28. Mai ein neues konſervatives Miniſterium, in dem er ſelbſt das Auswärtige, der höchſt talentvolle Heemskerk das Innere, Mijer, eine Autorität in den Kolonialſachen, die Kolonien, Borret, ein eifriger Ultramontaner, die Juſtiz übernahm. Dies Miniſterium blieb auch, als die Erneuerungswahlen im Juni die liberale Majorität der Zweiten Kammer noch verſtärkten. Noch immer gruppirte ſich das Intereſſe vornehmlich um die kolonialen Angelegenheiten: Mijer verhieß verſchiedene Reformen und Geſetze. Da aber erfolgte mit einemmal 10. Sept. 1866 ſein Austritt aus dem Miniſterium und ſeine Ernennung zum Generalgouverneur von Indien. Dieſer unbegreifliche Vorgang veranlaßte die Zweite Kammer, 27. Sept. ein Tadelsvotum gegen Mijer in ſeiner Eigenſchaft als Kolonialminiſter zu richten. Das konſervative Kabinet nahm davon Anlaß, 2. Okt. zu einer Kammerauflöſung zu ſchreiten. Das Ergebnis der Wahlen im November war, zum Theil infolge einer Proklamation des Königs zu Gunſten des Miniſteriums (10. Nov.), der liberalen Partei nicht günſtig; es war keineswegs überall die Wiederwahl der früheren Abgeordneten geſchehen, und die Liberalen verloren eine Anzahl Sitze. Ueberdies war Heemskerk bei ihnen keineswegs unbeliebt, da er ſich entſchieden für das Schulgeſetz von 1857 erklärt hatte, und nur ſeine Kollegen, namentlich Zuijlen und Borret, erweckten das lebhafteſte Mißtrauen. Der Sturz des Miniſteriums erfolgte daher auch nicht innerer Fragen wegen, ſondern infolge ſeiner auswärtigen Politik in der luxemburgiſchen Frage, in der Graf Zuijlen, obwohl die Kammer und die öffentliche Meinung ſtets, namentlich aber ſeit der Norddeutſche Bund auf Limburg verzichtet hatte, betonten, daß Luxemburg die N. gar nichts angehe, erſt den Unterhändler zwiſchen Frankreich und dem Großherzogthum ſpielte und dann trotz ſeines ausdrücklichen Verſprechens auf eine Interpellation Thorbecke's 5. April 1867, ſich um Luxemburg nicht weiter mehr kümmern zu wollen, den Londoner Garantievertrag im Namen der N. unterzeichnete. Bei der Berathung des Budgets des auswärtigen Miniſteriums im November 1867 brach der Sturm gegen Zuijlen los, welchem dieſer mit großer Dreiſtigkeit entgegentrat, der aber ſchließlich mit der Verwerfung des Budgets mit 38 gegen 36 Stimmen endete. Das Kabinet, ſtatt Zuijlen allein zum Rücktritt zu veranlaſſen (Borret war 10. Nov. geſtorben), reichte dem König ſeine Entlaſſung ein; die Entſcheidung der Miniſterkriſis aber zog ſich noch eine längere Zeit hin, und nach langem Zögern erklärte der König 21. Dec., daß er keinen Grund habe, den bisherigen Miniſtern ſein Vertrauen zu entziehen. Der Schluß der Generalſtaaten und die Auflöſung der Kammer 27. Dec. waren hiervon die nothwendige Folge. Das Miniſterium ſuchte ſich vor allem der orthodoxen und klerikalen Bundesgenoſſenſchaft zu verſichern. Deshalb erfolgte die Wiederherſtellung der 1861 aufgehobenen Departements für den katholiſchen und den proteſtantiſchen Kultus, welche mit einem ſchroffen Ultramontanen und einem ſtrengen Orthodoxen beſetzt wurden. Alle Mittel wurden in Bewegung geſetzt, um auf die Wähler zu wirken. Gleichwohl fielen die Miniſter bei den Wahlen vom 22. Jan. 1868 ſämmtlich durch, und die liberale Partei behauptete eine wenn auch ſchwache Mehrheit. Dennoch wich das Miniſterium nicht, und Heemskerk eröffnete die Seſſion der Generalſtaaten 25. Febr. mit einer Rede, welche einen ſehr verſöhnlichen Ton anſchlug. Doch ließ ſich die liberale Partei damit nicht abfinden; vielmehr richtete Thorbecke eine energiſche Interpellation über die Kammerauflöſung an die Regierung, und 28. April verwarf die Zweite Kammer abermals das Budget des auswärtigen Miniſteriums. Das Miniſterium gab am nächſten Tag ſeine Entlaſſung ein. Nach mehrtägiger Erwägung wurde dieſelbe ſeitens des Königs angenommen, und nachdem verſchiedene Verſuche, außerhalb der liberalen Partei ein Miniſterium zu bilden, mißlungen waren, wurde 22. Mai Thorbecke mit der Bildung desſelben beauftragt, der es 2. Juni auch zu Stande brachte, aber ſelbſt kein Portefeuille übernahm, ſondern den Vorſitz und das Innere Fock übertrug. Im allgemeinen wurde das Auftreten des neuen Kabinets ſowohl von der Zweiten Kammer, als auch von der öffentlichen Meinung mit Genugthuung begrüßt, und die Aufhebung der von Heemskerk reſtaurirten Kultusminiſterien 15. Aug. war die erſte Garantie dafür, daß es entſchloſſen war, der Anmaßung der von der vorigen Regierung groß gezogenen ultramontanen Partei, die ſich ſoeben erſt in dem Hirtenbrief der niederländiſchen Biſchöfe vom 22. Juli gezeigt hatte, entgegenzutreten. Die Wahlen zur Zweiten Kammer 2. Okt. ergaben daher zu Gunſten des Miniſteriums eine Mehrheit von 49 Liberalen gegen 41 Konſerva-

tive, Orthodoxe und Ultramontane. Das neue Miniſterium entwickelte in den zwei Jahren ſeines Beſtehens eine ſehr fruchtbare Thätigkeit. Ein Glanzpunkt derſelben war die von den Konſervativen und Ultramontanen energiſch bekämpfte Aufhebung der läſtigen und die geſammte Preſſe geradezu niederhaltenden Zeitungsſteuer (dagbladzegel), welche die inländiſche Preſſe aus ihren kläglichen Zuſtänden befreite und ihr einen großen Aufſchwung möglich machte. Auch die Abſchaffung der Todesſtrafe wurde durchgeſetzt. Aber die Uneinigkeit im Miniſterium und die Unfähigkeit mehrerer Mitglieder führten die Auflöſung des Fock'ſchen Kabinets herbei. Fock ſelbſt, der noch am längſten Stand hielt, wurde zwar vom König mit der Neubildung, reſp. Ergänzung des Kabinets beauftragt; alle Verſuche ſcheiterten jedoch, und nach einer monatelangen Miniſterkriſe erhielt Ende 1870 auch Fock die mehrmals nachgeſuchte Entlaſſung.

Indeſſen war der Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich ausgebrochen und hatte die Blicke wieder nach außen gelenkt. Die Holländer hatten dem Emporkommen Preußens ſeit Bismarcks Auftreten mit Mißbehagen, Neid und Eiferſucht zugeſehen. Es ärgerte ſie, daß die Deutſchen, auf die man ſo lange mit dünkelhafter Verachtung herabgeſehen, die man wohl für den Handel ausbeuten und gelegentlich als Hülfstruppen für die eigene Sicherheit aufbieten, aber nicht als ebenbürtige Nation anerkennen mochte, nun auf einmal eine politiſche Macht ſein wollten und es auch wirklich wurden. Daß der däniſche Krieg eine ſchmähliche Vergewaltigung eines kleinen, aber freien und geiſtig bedeutenden Volks, wie ſie ſelbſt wären, ſei, galt als ausgemacht, und auch 1866 waren die Sympathien der höheren Schichten auf Seiten Oeſterreichs und des alten Bundestags, weil hunderte von Millionen öſterreichiſcher Papiere im Beſitz der Niederländer waren und es ſo bequem geweſen war, auf das uneinige Deutſchland nie Rückſichten nehmen zu müſſen. Die Königin der N., eine württembergiſche Prinzeſſin, iſt eine leidenſchaftliche Preußenhaſſerin und Anhängerin der Napoleoniden, und ihr Einfluß, verbunden mit der Eiferſucht der höheren, namentlich der ſogen. konſervativen Kreiſe, war ſo mächtig, die Hoffnungen auf Frankreichs Sieg ſo ſicher, daß die Regierung im Juli 1870 die Armee ſo aufſtellte, daß die feindliche Abſicht gegen Deutſchland klar hervortrat. Die gewaltigen deutſchen Siege zwangen nun zwar die N. zur Beobachtung einer ſtrikten Neutralität; aber die Parteinahme für die »edle franzöſiſche Nation« war um ſo entſchiedener, während man die deutſche mit Schmähungen überhäufte und beſchuldigte, ſie ſtrebe nach der Annexion der N., mindeſtens ſeiner Kolonien. Erſt allmählich gelang es den Bemühungen der vernünftigen Liberalen, welche durch das maßvolle Auftreten der deutſchen Politik unterſtützt wurden, dieſe Befürchtungen des böſen Gewiſſens zu zerſtreuen.

Nach Auflöſung des liberalen Miniſteriums Fock trat zu Anfang 1871 der greiſe Staatsmann Thorbecke wieder (zum drittenmal) als Miniſter des Innern an die Spitze der Geſchäfte, umgeben von alten Liberalen, wie Bluſſé, Brocr und van Boſſe. Es war bezeichnend für die Situation und für die damals herrſchende Stimmung im Volk, daß ſelbſt Thorbecke, der ſowohl als Abgeordneter wie als Miniſter ſtets für die größtmögliche Beſchränkung des Militärbudgets in die Schranken getreten war, jetzt die Frage der Landesvertheidigung als die allein maßgebende, gegen welche alle anderen in den Hintergrund zu treten hätten, aufſtellte. Schon ſeit 1866 bildete die Heeresorganiſation und das Feſtungsſyſtem einen der Hauptpunkte des öffentlichen Intereſſes. Verſchiedene Entwürfe über die Organiſation der »Schutterijen«, einer Art Landwehr, waren den Kammern vorgelegt worden, ohne daß eine Einigung zwiſchen der Regierung und der Volksvertretung erzielt worden wäre. Auch jetzt kam es zu keinem Beſchluß, da jedesmal, wenn es galt, durch Annahme eines Wehrgeſetzentwurfs beſtimmte Pflichten und Opfer an Geld und Menſchen auf ſich zu nehmen, die miniſterielle Majorität wankte und durch den Abfall mehrerer den vereinigten Gegnern zum Sieg verhalf. Der erſte Kriegsminiſter im Miniſterium Thorbecke, Oberſt Vooms, ein Anhänger des deutſchen Wehrſyſtems, mußte ſchon nach wenigen Wochen zurücktreten. Aber auch die Entwürfe ſeiner Nachfolger Engelvaart und Delprat fanden bei den Kammerausſchüſſen keine Gnade. Die liberale Partei ermannte ſich nur zur Abſchaffung der gegen die Arbeitseinſtellungen gerichteten Art. 415 und 416 des Code pénal und des Geſandtſchaftspoſtens beim päpſtlichen Stuhl, gegen welche Konſervative, Antirevolutionäre und Ultramontane die heftigſte Oppoſition machten. Auch wurden im December 1871 die niederländiſchen Beſitzungen in Guinea an England verkauft, um deſſen Zuſtimmung zur Ausbreitung der Herrſchaft auf Sumatra zu gewinnen. Am 1. April 1872 wurde das 300jährige Jubiläum des Beginns des Freiheitskampfs gegen Spanien, der mit der Wegnahme der Feſtung Brielle 1. April 1572, wo deshalb der Mittelpunkt des Feſtes war, begonnen, feſtlich gefeiert. Die Ultramontanen betheiligten ſich nicht nur nicht an dieſem Feſt, ſondern ſtörten es auch nach Möglichkeit. Der Mangel an Parteidiſciplin und Muth zu einer wirklich reformatoriſchen Politik bei den Liberalen zeigte ſich wieder, als im April 1872 der Finanzminiſter Bluſſé ein Geſetz vorlegte, welches die Einführung einer Einkommenſteuer bezweckte, um auch die in fremden Effekten angelegten maſſenhaften Kapitalien zur Steuer heranzuziehen und den größern Grundbeſitz gebührend zu belaſten. Aber trotz der Erkenntnis ihrer Zweckmäßigkeit wagten es gerade die vorgeſchritteneren Liberalen nicht, die Unpopularität einer neuen Steuer in den freien Niederlanden, wohl gar um das Heer zu vergrößern, auf ſich zu laden. Nach zehntägigen Debatten wurde das Geſetz abgelehnt. Das Miniſterium erbat und erhielt ſeine Entlaſſung, führte aber die Geſchäfte bis zur Neubildung des Kabinets noch fort, als Thorbecke nach kurzem Krankenlager 4. Juni ſtarb. Die allgemeine Trauer, die ſich der Gemüther bemächtigte, war ein beredtes Zeugnis der entſchiedenen Anerkennung der Verdienſte dieſes Staatsmanns.

Nach einem Zuſtand langer Spannung, während die Konſervativen und Ultramontanen alle Mittel in Bewegung ſetzten, um ſich der Regierung zu bemächtigen, kam endlich 5. Juli wiederum die Bildung eines liberalen, theilweiſe aus den Mitgliedern des alten beſtehenden Kabinets zu Stande. Die eigentliche Seele des Kabinets war jedoch der Kolonialminiſter Franſen van den Putte, der eine lange parlamentariſche Laufbahn hinter ſich hatte, im zweiten Miniſterium Thorbecke ſchon einmal das Kolonialminiſterium verwaltete und der Repräſentant einer entſchieden liberalen Kolonialpolitik war. Ihm gelang es in der Herbſtſeſſion der Kammern, eine Reviſion des indi-

schen Einfuhrtarifs durchzusetzen, wodurch die enorm hohen Differentialzölle, welche bis jetzt die Einfuhr aus Holland begünstigt hatten, beinahe ganz verschwanden. Der Widerwille der Holländer gegen staatliche Zwangsmaßregeln, der für ein Zeichen der Freiheitsliebe gilt, zeigte sich wieder, als das Ministerium mit einem Gesetz über Vorsichtsmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten vor die Kammern trat. Ein förmlicher Adressensturm gegen den Impfzwang wurde in Scene gesetzt, freilich ohne Erfolg. Der neue Entwurf eines Wehrgesetzes, den der neue Kriegsminister, Graf Limburg-Styrum, 14. März 1873 vorlegte, und der Abschaffung der Stellvertretung und allgemeine Wehrpflicht verlangte, wurde 30. Juni wiederum von der zweiten Kammer (mit 43 gegen 25 Stimmen) abgelehnt. Inzwischen hatte im März 1873 eine Verwickelung mit Atschin begonnen, welche den Generalgouverneur nötbigte, als der Sultan seine Forderungen ablehnte, denselben mit Waffengewalt Nachdruck zu geben. Jedoch die Beschießung von Atschin und die Landung eines kleinen Korps im April scheiterten an dem unerwarteten Widerstand, und nachdem Minister Fransen den Sturm der Opposition glücklich abgeschlagen und 24. Mai eine ansehnliche Geldbewilligung erhalten hatte, ging im November eine neue Expedition unter General van Swieten nach Atschin ab. Dieselbe besetzte 24. Jan. 1874 den Kraton, die Festung der Atschinesen, und bewog auch einige Radscha's zur Unterwerfung. In das Innere von Sumatra wagte man aber nicht einzudringen, und die Truppen litten sehr durch Krankheiten. Indeß wurde der Kraton behauptet. Dies mäßige Resultat gab natürlich der Opposition wieder zu großen Demonstrationen Anlaß. Indeß erreichte das Ministerium trotz der durch die Erneuerungswahlen im Juni 1873 verminderten liberalen Majorität 12. März 1874 die Annahme des Festungsgesetzes und stürzte erst im Juli nach Ablehnung seines Antrags vom 20. Juni 1874 auf Herabsetzung des Wahlcensus. Der geschickte, talentvolle Intrigant Heemskerk bildete 16. Juli ein neues Kabinet von kirchlich-konservativem Charakter, das durch geschicktes Laviren sich behauptete, obwohl die Erneuerungswahlen 1875 wieder die Liberalen verstärkten. Bieten so die politischen Verhältnisse der N. keinen erfreulichen Anblick, indem die Volksvertretung fortwährend an der Regierung zerrt und nörgelt, selbst aber weder den Muth der Ueberzeugung noch Thatkraft besitzt, während die Minister mit wenigen Ausnahmen zwar schöne Worte machen, jedoch nichts zu Stande bringen: so hat das bei der Gesundheit des Volks selbst nicht so viel zu bedeuten. Die Niederländer besitzen zwar ein lebhaftes Nationalgefühl und eine große Liebe zu ihrem Vaterland, aber auch ein tüchtiges Stück Partikularismus, und sie achten eine starke, thatkräftige Regierung eher für ein Uebel als für ein zu einem gesunden Staatsleben nothwendiges Gut. Der gebildete Mittelstand ist politisch und religiös durchaus freisinnig, hält aber die gegenwärtige Verfassung und die Gesetze der N. für so unübertrefflich liberal, daß er von der Nothwendigkeit der Reformen, welche die fortgeschrittenere Partei verlangt, sich durchaus nicht überzeugen läßt und daher für solche Manöver ehrgeiziger Politiker sich nicht begeistert. An dem scheinbaren Marasmus des öffentlichen Staatslebens trägt auch die völlige Passivität des Königs mit Schuld; freilich wird derselbe dieses korrekt konstitutionellen Verhaltens wegen hoch gepriesen, und sein 25jähriges Jubiläum 11. Mai 1874 war ein großes Volksfest.

Die Niederländer sind im Kern durchaus tüchtig und gesund, und der geistige und materielle Fortschritt des Landes ist ein ununterbrochener und bedeutender. Der einzige dunkle Punkt ist die Macht der ultramontanen Partei, welche die katholische Bevölkerung vollständig beherrscht und fanatisirt. Die päpstlichen Truppen bekamen vor 1870 aus den Niederlanden einen großen Theil ihrer Rekruten, die holländischen Bischöfe zeigten sich auf dem vatikanischen Koncil streng jesuitisch, und die Anmaßungen der Klerikalen, die Umgehungen oder offenen Verhöhnungen der Gesetze werden immer häufiger, und die Behörden lassen sie sich ruhig gefallen; ja, im December 1870 verlangten die klerikalen Deputirten von den Niederlanden eine Intervention zur Wiederherstellung des Kirchenstaats. Während sie in den Kammern und Zeitungen gegen das Schulgesetz von 1857 Sturm laufen, um die konservativen Protestanten zu täuschen und für sich zu gewinnen, wissen es die Priester sehr geschickt auszubeuten, um durch ausschließlich priesterlichen Religionsunterricht die Masse vollständig ihren Ideen zu unterwerfen. Die Liberalen lassen dies geschehen auf Grund der Theorie von der freien Kirche im freien Staate, die Konservativen leisten den Klerikalen möglichsten Vorschub, um ihre Stimmen für sich zu gewinnen, und schon beginnt das Verlangen nach allgemeinem Stimmrecht laut zu werden, welches die Macht der zahlreichen, aber armen und ungebildeten katholischen Masse mit einemmal ungeheuer steigern würde.

Vgl. **Wagenaar**, De vaderlandsche historie vervattende de geschiedenissen der vereenigde Nederlanden (Amsterd. 1749—60, 21 Bde.; Supplement bis 1790, das. 1789—90, 3 Bde.; Fortsetzung von 1776—1802, das. 1788—1810, 48 Bde.); **Stijl**, Opkomst en bloei der vereenigde Nederlanden (das. 1794 ff.); **Bilderdijk**, Geschiedenis des vaderlands (Leid. 1832—39, 12 Bde.); **Kluit**, Historie der hollandsche staatsregering (Amsterd. 1802—1805, 5 Bde.); v. **Kampen**, Geschichte der N. (Hamb. 1831—33, 2 Bde.); **Leo**, Zwölf Bücher niederländischer Geschichten (Halle 1832—35, 2 Bde.); **Davies**, The history of Holland and the Dutch nation (Lond. 1851, 3 Bde.); **Motley**, Rise of the Dutch republic (neue Ausg., das. 1869, 3 Bde.; deutsch, Dresd. 1857—1860, 3 Bde.); **Derselbe**, History of the United Netherlands (neue Ausg., Lond. 1869, 4 Bde.); **Derselbe**, John of Barnevelt (das. 1874, 2 Bde.); **Ruijens**, Algemeene geschiedenis des nederlandschen volks (Amsterd. 1872—75, Bd. 1—9); **Derselbe**, Geschiedenis der nederlandsche heroerten in de XVIe eeuw (das. 1863—74, Bd. 1—6 [klerikal]); **Vitringa**, Staatkundige geschiedenis der bataafsche republiek (Arnh. 1860—64, 4 Bde.); **Wijnne**, Geschiedenis van het vaderland (4. Aufl., Gröning. 1875); **Groen van Prinsterer**, Handboek der geschiedenis van het vaderland (4. Aufl., Amsterd. 1874, 4 Bde.); **Arend**, Algemeene geschiedenis des vaderlands (mit Fortsetzungen von van Rees und Brill, das. 1840—75, Bd. 1—4); **Wicquefort**, Histoire des Provinces-Unies des Pays-Bas (das. 1861—75, Bd. 1—4); **Kemper**, Geschiedenis van Nederland na 1830 (das. 1873—76, Bd. 1—4).

Niederlangenau, Badeort, s. Langenau 3).

Niederlassungsfreiheit, der Grundsatz, wonach sich jedermann an jedem Ort vorübergehend oder dauernd aufhalten kann, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande ist. Das System der N. gilt jetzt für alle Angehörigen

und für den ganzen Umfang des Deutschen Reichs. S. Freizügigkeit und Fremdenrecht.

Niederloire (Unterloire, Loire-Inférieure), franz. Departement, s. Loire.

Niedermarsberg, s. Marsberg.

Niedermendig, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Mayen, mit bedeutenden Mühl- und Werksteinbrüchen in Basaltlava, vielen Bierbrauereien, deren Keller sich in den ausgedehnten, 20—30 Meter tiefen Gängen der Steinbrüche befinden, und (1875) 2287 Einw.

Niedernau, Badeort im würtemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg, am Neckar und an der Obern Neckarbahn, mit 500 Einw. und bittersalzhaltigen Mineralquellen, die gegen Verschleimungen, Unterleibsleiden, Rheumatismus, Krankheiten der Athmungs- und Geschlechtsorgane empfohlen werden. Vgl. Ritter, Badeort N. (Rottenb. 1869).

Niedernhall, Stadt im würtemberg. Jagstkreis, Oberamt Künzelsau, am Kocher, mit Jacquardweberei, einer Salzquelle und (1875) 1461 Einw.

Niederösterreich, s. Oesterreich (Erzherzogthum).

Niederpyrenäen (Basses-Pyrénées), Departement im südwestlichen Frankreich, aus den alten Landschaften Béarn, Niedernavarra, Soule und Labour gebildet, grenzt an die Departements Landes, Gers und Oberpyrenäen, an Spanien und den Atlantischen Ocean und umfaßt 7623 QKilom. (138,5 QM.). Das Departement enthält mehrere Gebirgszüge der Pyrenäen mit dem Pik du Midi d'Ossau und bildet mit seinen felsigen Meeresufern, seiner bewegten See, seinen reizenden Hügelreihen mit dem ewigen Schnee der Pyrenäen im Hintergrund, seinen Thälern, welche von klaren, reißenden Gebirgswassern (Gaves) durchflossen werden, ein an Naturschönheiten reiches Land. Der Boden ist wohl nur in den tieferen Thälern fruchtbar, im übrigen aber mit guten Weiden und schönen Waldungen bedeckt. Der Hauptfluß ist der Adour, der den Luy, den Gave de Pau mit dem Gave d'Oloron, die Bidouze und die Nive empfängt. Sonst sind die Nivelle und die Bidassoa (Grenzfluß gegen Spanien) zu nennen. Auch gibt es im Gebirge zahlreiche kleine Seen. Das Klima ist auf dem Hochgebirge rauh, in den unteren Thälern dagegen mild und sehr gesund. Von der gesammten Oberfläche kommen 212,313 Hektar auf Aecker, 74,302 auf Wiesen, 21,499 auf Weinberge, 156,101 auf Wälder, 298,051 auf Heide- und Weideland. Bodenprodukte sind: Cerealien (1872: 2,7 Mill. Hektol.), hauptsächlich Mais (1,37 Mill. Hektol., nächst dem Departement Landes die höchste Produktion), die ausschließliche Nahrung eines großen Theils der Landbewohner, dann Weizen in den ebenen Gegenden und etwas Hafer, ferner Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Flachs, Kastanien, Obst und Südfrüchte, Wein (307,641 Hektol.) und Bauholz. Die Bewirtschaftungsmethode ist jedoch noch sehr zurückgeblieben. Was die Viehzucht betrifft, so ist besonders die Zahl der Schafe (452,594 Stück), Ziegen (18,235) Esel (15,345) und Schweine (88,008) ansehnlich. Die Pferde (Navarrarasse) sind wegen ihrer Lebhaftigkeit und Ausdauer geschätzt; auch die Bienen- und Geflügelzucht ist sehr verbreitet. Das Mineralreich liefert Granit, Kalkstein und Marmor, Anthracit, dazu Torf, etwas Eisen- und Kupfererz. Unter den zahlreichen warmen und kalten Mineral- und Salzquellen nehmen Eaux Bonnes, Eaux Chaudes und St. Christau die erste Stelle ein. Die Industrie ist von geringer Bedeutung. Es befinden sich hier 3 Eisenguß- und 2 Walzwerke, 4 Papierfabriken, eine Kerzen- und 4 Seifenfabriken, 3 Fabriken für Baumwollspinnerei und Weberei (mit 199 Arbeitern, 10,338 Spindeln, 18 mechanischen und 506 Handstühlen), 5 Fabriken für Leinspinnerei und Weberei (mit 212 Arbeitern, 1560 Spindeln und 224 mechanischen Stühlen), endlich 9 kleinere Unternehmungen für Wollindustrie und mehrere bedeutende Gerbereien. Der Seehandel koncentrirt sich in den beiden Häfen Bayonne und St. Jean de Luz; der Binnenlandhandel findet in den Eisenbahnlinien von Bordeaux über Bayonne nach Spanien, dann von Bayonne über Pau nach Tarbes, ferner auf dem Adour und den anderen schiffbaren Flüssen seine hauptsächlichsten Kommunikationswege. Die Bevölkerung betrug 1872: 426,700 Seelen (darunter 5235 Protestanten und 1231 Juden) und besteht aus Béarnern und Basken mit eigenem Patois. Auf die baskische Nation selbst entfallen noch etwa 100,000 Seelen; doch verringert sich diese Zahl durch Auswanderung, namentlich nach Südamerika, immer mehr. An Unterrichtsanstalten besitzt das Departement ein Lyceum, 8 freie Mittelschulen und 350 Primärschulen; von je 100 über 6 Jahre alten Personen können 29 weder lesen, noch schreiben. Das Departement zerfällt in fünf Arrondissements: Pau, Bayonne, Mauléon, Oloron und Orthez; Hauptstadt ist Pau.

Niederrhein (Bas-Rhin), früheres franz. Departement, umfaßte den nördlichen Theil des Elsaß und einige Stücke von Lothringen, im ganzen 4550 QKilom. (82,7 QM.) mit (1866) 588,970 Einw., und hatte Straßburg zur Hauptstadt. Es fiel infolge des deutsch-französischen Kriegs 1870/71 vollständig an Deutschland (s. Elsaß-Lothringen).

Niederrheinischer Kreis (Kurrheinischer Kreis), der achte der 1512 eingerichteten zehn Kreise des alten Deutschen Reichs, zu beiden Seiten des Rheins und den oberrheinischen Kreis durchschneidend, umfaßte die kurmainzischen Länder (das Erzstift Mainz, die Stadt Erfurt nebst Gebiet und das Eichsfeld), das Erzstift Trier, das Erzstift Köln, die Pfalz am Rhein, das Fürstenthum Arenberg, die Deutschordensballei Koblenz, die Herrschaft Beilstein, die dem Fürsten von Nassau-Dietz gehörte, die Grafschaft Nieder-Isenburg und das Burggrafenthum Reineck, im Besitz der Grafen von Sinzendorf. Das Direktorium führte Kurmainz.

Niedersachsen, der nach der Nordsee zu liegende Theil des Landes der alten Sachsen, bildete als Niedersächsischer Kreis den sechsten der zehn Kreise des alten Deutschen Reichs, der schon 1500 eingerichtet war, und umfaßte folgende Kreislande: das Erzbisthum Magdeburg, die meisten Länder des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich das Herzogthum Bremen und die Fürstenthümer Lüneburg oder Celle, Grubenhagen und Kalenberg, das Fürstenthum Wolfenbüttel, das Fürstenthum Halberstadt, die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow, das Herzogthum Holstein nebst der Landdrostei Pinneberg und der Stadt Altona, das Bisthum Hildesheim, das Herzogthum Sachsen-Lauenburg, das Hochstift Lübeck, das Fürstenthum Schwerin, das Fürstenthum Ratzeburg, das Fürstenthum Blankenburg, die Grafschaft Rantzau, die Städte Lübeck, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg und Bremen. Auf den Kreistagen führten abwechselnd Magdeburg (Brandenburg) und Bremen (Braunschweig-Lüneburg) das Direktorium.

Niederschlag (Präcipitat), s. Fällung.

Niederschlagende Mittel, solche Mittel, welche

eine Aufregung des Gefäß- und Nervensystems, wie solche nach Erhitzung, Schreck, Aerger ꝛc. zu entstehen pflegt, beschwichtigen sollen. Dahin gehören Zuckerwasser, verdünnte Pflanzensäuren und einige kühlende Salze. Als Hausmittel bedient man sich in solchen Fällen sehr oft der sogen. niederschlagenden Pulver, welche gewöhnlich aus Salpeter und Weinstein bestehen, aber mit Vorsicht zu gebrauchen sind.

Niederschlagsarbeit, die Zerlegung von Schwefelmetallen (Schwefelblei, Schwefelantimon, Schwefelwismut, Schwefelsilber ꝛc.) durch Eisen in Schmelzhitze, wobei die Metalle (Blei, Antimon, Wismut, Silber ꝛc.) unter Bildung von Schwefeleisen (Stein) abgeschieden werden. Am verbreitetsten war früher die N. für Bleiglanz mit erdigen Beimengungen im Schachtofen; sie ist aber bei der Kostspieligkeit des Zuschlags von Eisen neuerdings mehrfach (z. B. auf dem Oberharz) dahin modificirt, daß man bei passender Aenderung der Ofenkonstruktion (Anwendung nach oben sich erweiternder, an Formen und Herd gekühlter Oefen, sogen. Raschette- und Pilzöfen, ohne Rasenschmelzen, statt der früheren nach oben sich verengernden, nicht gekühlten Oefen mit Rasenschmelzen) und der Art des Chargirens (horizontale Anordnung der Erz- und Brennstoffschichten, statt in vertikaler Lage) billiger oxydische, eisenhaltige Substanzen (Eisenfrischschlacken, eisenreiche Kupferschlacken, eisenreiche geröstete Bleisteine) statt des metallischen Eisens anwendet. Die N. für Bleierze im Flammofen kommt nur selten wegen großen Brennstoffverbrauchs vor. — Beim Verschmelzen arsenreicherer Kupfererze auf Rohstein (s. Kupfer) läßt man neben diesem gern eine geringe Menge arsenhaltiges Kupfer (Kupferspeise) sich bilden, um das Arsen von dem Hauptprodukt, dem Rohstein, fern zu halten und aus diesem ein reineres Kupfer erzeugen zu können. Diese (z. B. zu Schmölnitz in Ungarn) beim Verschmelzen von Fahlerzen absichtlich herbeigeführte Speisebildung nennt man auch N. Vgl. Kerl, Oberharzer Hüttenprocesse (Klausth. 1866); Derselbe, Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde (2. Aufl., Leipz. 1861—1865, 4 Bde.); Derselbe, Grundriß der Hüttenkunde (das. 1872).

Niederschlagung, s. v. w. Abolition (s. d.).

Niederschönenfeld, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Aichach, am Einfluß des Lech in die Donau, mit einem ehemaligen, 1244 gestifteten Cistercienserkloster (1849 aufgehoben, seit 1862 Erziehungs- und Verwahranstalt für verwahrloste jugendliche Personen), schön restaurirter Klosterkirche und 283 Einw.

Niedersee, Landsee im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, in der Johannisburger Heide, von hufeisenförmiger Gestalt, 24 Kilom. lang, aber kaum über 1 Kilom. breit.

Niederseine (Seine-Inférieure), franz. Departement, s. Seine.

Niedersteigende Zeichen, s. Thierkreis.

Niedersteten, Stadt im württemberg. Jagstkreis, Oberamt Gerabronn, an der Taubergbahn, mit Schloß des Fürsten von Hohenlohe-Jagstberg, evangelischer und kathol. Kirche, Realschule, Jacquardweberei, besuchten Viehmärkten und (1875) 1747 Einw.

Niederstotzingen, Stadt im württemberg. Donaukreis, Oberamt Ulm, mit Schloß, Simultankirche, ansehnlichen Bierbrauereien, starker Leinweberei und (1875) 1208 Einw.

Niederwald und **Niederwaldbetrieb,** s. Forstwirtschaft und Wald.

Niederwald, das westliche Ende des Taunus, ein mit prächtigen Buchen und Eichen gekrönter Bergrücken im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Bingen gegenüber, in der Rossel 331 Meter hoch, mit schöner Aussicht über den Rheingau. An seinem Abhang liegen längs des Rheins die Weinberge von Rüdesheim und Aßmannshausen. Auf den N., Bingen gegenüber, wird das Nationaldenkmal an den Krieg von 1870/71 zu stehen kommen.

Niederwildungen (gewöhnlich bloß Wildungen), Stadt und besuchter Badeort im Ederkreis des Fürstenthums Waldeck, an der Wilde, 15 Kilom. von der Station Wabern der Main-Weserbahn, 232 Meter ü. M., Sitz der kreisräthlichen Behörde und eines Amtsgerichts, mit Schloß, 2 Kirchen (in der einen schönes Denkmal eines Grafen Josias von Waldeck), höherer Bürgerschule, Waisenhaus und (1875) 2116 Einw. Die hiesigen Mineralquellen, 5 an der Zahl, sind alkalisch-erdige Eisensäuerlinge von 10—11,5° C. Temperatur und werden vorzugsweise bei Krankheiten der Harnwerkzeuge, namentlich bei Nierensteinen und Blasenkatarrh, mit Erfolg gebraucht. Am häufigsten werden der Stadt- oder Trinkbrunnen (Victorsquelle) und der Salzbrunnen (Helenenquelle) getrunken. Das Bad liegt 20 Minuten vom Städtchen entfernt. Der Versand des Wassers ist bedeutend. Vgl. Stöcker, Bad W. (Hamb. 1873).

Niederzwönitz, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Chemnitz, an der Zwönitz und der Chemnitz-Aue-Adorfer Eisenbahn (Stat. Zwönitz), mit Weberei, Strumpfwirkerei, Spitzenklöppelei, Pappenfabrikation und (1875) 2588 Einw.

Niedner, Christian Wilhelm, namhafter Kirchenhistoriker, geb. 9. Aug. 1797 zu Oberwinkel bei Waldenburg, widmete sich zu Leipzig dem Studium der Theologie, ward hier 1829 Professor derselben, privatisirte von 1850 bis 1859 in Wittenberg, folgte dann einem Ruf als Professor der historischen Theologie und Konsistorialrath nach Berlin, wo er 12. Aug. 1865 starb. Sein Hauptwerk ist die »Geschichte der christlichen Kirche« (Leipz. 1846; 2. Aufl., Berl. 1866). Seit 1845 war er Vorsteher der Leipziger Historisch-theologischen Gesellschaft und Herausgeber der »Zeitschrift für historische Theologie«.

Niedrige Inseln, s. Paumotuinseln.

Nieheim, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Minden, Kreis Höxter, mit Gerichtskommission, evangelischer und kathol. Kirche, Gerberei, Käsebereitung, Viehhandel und (1875) 1569 Einw.

Niel (spr. ni-ell), Adolphe, franz. Marschall und Kriegsminister, geb. 4. Okt. 1802 zu Muret (Obergaronne), erhielt seine Bildung 1821—27 auf der polytechnischen Schule zu Paris und der Applikationsschule zu Metz, ward 1827 Leutnant, 1831 Hauptmann bei den Genietruppen, ging 1836 nach Afrika und erwarb sich bei dem Sturm auf Konstantine den Rang eines Bataillonschefs. Seit 1846 Oberst, ward er bei der römischen Expedition 1849 dem General Oudinot als Chef des Generalstabs für das Geniewesen beigegeben und leitete die Belagerungsarbeiten, infolge dessen er zum Brigadegeneral ernannt wurde. Nach Frankreich zurückgekehrt, übernahm er im Kriegsministerium die Genieabtheilung, ward zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst und 1853 zum Divisionsgeneral ernannt, leitete in dem Kriege gegen Rußland als Kommandant des

Geniekorps der Ostsee-Expedition den Angriff auf die Festung Bomarsund (11.—16. Aug. 1854) und ging, inzwischen zum Adjutanten des Kaisers ernannt, im Januar 1855 in die Krim, um die Geniearbeiten vor Sebastopol zu prüfen. Im April zum Oberbefehlshaber des gesammten Genieweſens der französischen Belagerungsarmee ernannt, hatte er wesentlichen Antheil am endlichen Fall Sebastopols. 1857 ward er zum Senator ernannt. Während des italienischen Feldzugs 1859 zeichnete er sich als Kommandant des 4. französischen Armeekorps bei Magenta, besonders aber bei Solferino, wo er den rechten Flügel befehligte, so aus, daß er noch im Juni d. J. zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Im August 1859 erhielt er das Kommando in Toulouse. Als Napoleon III. nach 1866 zu einer Reorganisation der Armee vorschreiten mußte, wurde N. 20. Jan. 1867 zum Kriegsminister ernannt und brachte trotz der starken Opposition, welche die Erhöhung der Opfer an Geld und Menschen beim Gesetzgebenden Körper fand, das neue Armeegesetz, allerdings nicht ohne bedenkliche Aenderungen, durch. Auch führte er in der Ausrüstung, im Exercitium ꝛc. durchgreifende Neuerungen ein, beschaffte das Chassepotgewehr in kürzester Frist, ergänzte die Vorräthe und erweiterte die Befestigungen von Metz. Ehe er aber noch die Reorganisation des Heers vollendet hatte, und ehe er sie in einem Entscheidungskampf mit Deutschland erproben konnte, starb er 14. Aug. 1869 an den Folgen einer Operation. Er schrieb: »Siége de Sébastopol« (Par. 1858).

Niello (ital., v. lat. nigellus, schwärzlich), Verzierung auf Silber, seltener auf Gold, in neuerer Zeit auch auf Kupfer und Bronze, welche in eingravirten oder durch Stahlplatten eingepreßten, mit einer Art schwarzer Farbe ausgefüllten Zeichnungen besteht. Für die schwarze Masse schreibt Cellini eine Unze Silber, zwei Unzen Kupfer und drei Unzen Blei vor, der ältere Theophilus $^4/_7$ Silber, $^2/_7$ Kupfer, $^1/_7$ Blei. Die Menge des Schwefels wird nicht genau angegeben. Nach Plinius sollen die Aegypter diese Masse aus Silber und Schwefel zu gleichen Theilen und $^1/_3$ Kupfer zusammengeschmolzen haben. Diese Bestandtheile sind wiederholt im Emaillirofen zusammenzuschmelzen, bis die beim Erkalten in Kügelchen zerfallende, schwarz gefärbte Masse ein gleichmäßiges Gefüge zeigt. Dann wird sie zerstoßen und das zu niellirende Metall, welches durch Wasser mit ein wenig Borax angefeuchtet wurde, gänzlich damit bedeckt. Ueber glühenden Kohlen wird nun das N. aufgeschmolzen, nach dem Erkalten aber weggeschabt, so daß bloß die vertieften Stellen der Platte noch davon bedeckt bleiben. Endlich wird das Ganze abgeschliffen und polirt. Galvanoplastisches N. erzeugt man auf die Weise, daß man die Metallgegenstände mit Aetzgrund überzieht, in letztern Zeichnungen gravirt und diese durch Aetzen vertieft. Man bringt dann den Gegenstand in den galvanoplastischen Apparat, bis durch das niedergeschlagene Kupfer die Züge ausgefüllt sind, wäscht den Aetzgrund ab und schleift und polirt die Oberfläche. Das N. war besonders im Mittelalter beliebt, ein hervorragender Meister war Finiguerra in Florenz um 1450. Vgl. Duchesne, **Essai sur les nielles, gravures des orfévres florentins du XV. siècle** (Par. 1826). Gegenwärtig hat die Nielloarbeit ihren Hauptsitz im Innern von Rußland. Am bekanntesten sind die in Tula verfertigten silbernen Tabakdosen, vorzüglicher aber sind die Fabrikate von Wologda und Ustjug Weliki. Eine besondere Anwendung findet das N. zur schwarzen Ausfüllung der Ziffern und Theilstriche des Minutenkreises auf metallenen Uhrzifferblättern sowie zur Emaillirung goldener Uhrgehäuse. — Nielleur (spr. -lör), Niellirer, Verfertiger von Niellоarbeiten.

Niemann, Albert, berühmter Opernsänger, geb. 15. Jan. 1831 zu Erxleben bei Magdeburg, besuchte die Schulen zu Magdeburg und Aschersleben, trat dann in eine Maschinenfabrik ein, ging aber nach kurzer Zeit zum Theater über und fand zunächst als Chorist Verwendung in Dessau (1849), wo Friedrich Schneider seine Ausbildung zum Sänger veranlaßte und überwachte. Seine erste, bedeutendere Stellung erhielt er 1852 in Halle; von hier ging er auf Veranlassung des preußischen Generalintendanten v. Hülsen, dessen Aufmerksamkeit er auf sich gelenkt hatte, nach Berlin, wo er noch ein Jahr lang gründliche Studien machte, und nahm dann nach mehreren glänzenden Gastspielen in Stuttgart, Königsberg ꝛc. ein Engagement an der Hofbühne zu Hannover an, in das er aber erst eintrat, nachdem er seine Gesangsstudien, mit Unterstützung des Königs, noch eine Zeitlang bei Duprez in Paris fortgesetzt hatte. Seit 1866 gehört er der königlichen Bühne in Berlin an. Niemanns Specialität sind die Rittergestalten in den Wagner'schen Opern, wofür sich seine hohe, echt deutsche Erscheinung und sein trotz des hellen Klanges männlicher Tenor vorzüglich eignen; auch sein Spiel zeugt von einem außerordentlichen dramatischen Talent. So sind z. B. seine Darstellungen des Tannhäuser und Lohengrin wahrhaft vollendete Leistungen; Gleiches kann man von seinem Joseph in Méhuls Oper sagen. Andere Hauptrollen von N. sind: Max, Masaniello, Eleazar, Raoul, Robert, Prophet, Faust ꝛc. Zahlreiche Gastspiele an den bedeutendsten Bühnen Deutschlands verschafften ihm die allgemeinste Anerkennung. 1859 vermählte er sich mit der Schauspielerin Marie Seebach (s. d.), von welcher er 1868 wieder geschieden wurde; später ging er eine zweite Ehe mit der Schauspielerin Raabe (s. d.) ein.

Niembsch von Strehlenau, Nikolaus, gewöhnlich nur mit seinem Dichternamen Nikolaus Lenau genannt, ausgezeichneter Dichter, geb. 15. Aug. 1802 zu Czatad in Ungarn, studirte in Wien Jurisprudenz und wandte sich dann der Medicin zu, ohne jedoch zur Ausübung der letztern zu gelangen. Von früh auf eine eigenthümliche, zu gleicher Zeit feurige und melancholisch gestimmte Natur, deren innerste poetische Ideale mit der umgebenden Wirklichkeit in Konflikt geriethen, der Bewegung und Gährung der Zeit mit hoffendem Blick zugewandt und doch zu elegischer Trauer über den verlornen Frieden harmloser Tage gestimmt, leidenschaftlich und wiederum von krankhafter Weichheit der Empfindung, sprach Lenau die wechselnden Stimmungen seines Innern in lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen aus. Die beabsichtigte Herausgabe seiner »Gedichte« (Stuttg. 1831, 4. Aufl. 1840) führte ihn nach Stuttgart, wo er im Kreis der schwäbischen Dichter große Sympathien gewann und sich besonders eng an Justinus Kerner, Schwab und K. Mayer anschloß. Doch konnten zunächst weder die neuen Freunde, noch die Aussichten auf literarischen Ruhm Lenau bewegen, von der beabsichtigten Reise nach Amerika abzustehen; er hoffte in den Urwäldern die Befriedigung zu finden, die ihm daheim selbst die Einsamkeit der Alpen versagte. Er trat die Reise nach den Vereinigten Staaten 1832 an, kaufte dort etwas Land an, das er an einen seiner Reisegefährten verpachtete, und bereiste zu Pferde den Westen der

Unien. Der Eindruck der amerikanischen Zustände konnte auf eine tieflyrische Natur wie die Lenau's nur ein abstoßender sein; amerikamüde kehrte er nach Verlauf einiger Monate nach Europa zurück, wo inzwischen seine Gedichte ihre erste Verbreitung gewonnen hatten. Die Dichtererscheinung Lenau's mußte in einer gährenden Uebergangsepoche, wie die 30er Jahre waren, das höchste Interesse wach rufen. Neben der tiefen Innigkeit des Gefühls, dem melodischen Reiz seines lyrischen Ausdrucks wirkte bei seinen früheren und späteren Gedichten auch die Eigenthümlichkeit des Kolorits. Die Bilder aus seiner ungarischen Heimat verliehen namentlich den früheſten kleineren epischen Dichtungen Lenau's ihren unwiderstehlichen Reiz. Die Mischung kräftiger Züge der Wirklichkeit und elegischer Grundstimmung kam auch den erzählenden Dichtungen ohne ungarischen Hintergrund zu gute, welche neben zahlreichen lyrischen Gedichten in der ersten Zeit nach der Rückkehr aus Amerika entstanden. Das Jahrzehnt zwischen 1833—43 verbrachte der Dichter abwechselnd in Wien und in Schwaben. Seine erste größere Dichtung: »Faust« (Stuttg. 1836, 5. Aufl. 1865; für die Bühne eingerichtet von Gramming, Münch. 1869), weder eine eigentlich epische noch eine dramatische Dichtung, sondern eine Reihe zum Theil prächtig farbiger Lebensbilder, durch welche eine skeptische, unselig mit Gott und Welt zerfallene Natur hindurchgeht, vermehrte den Ruf, dessen sich der Dichter bereits erfreute. In ihm selbst aber nagte, trotz alles poetischen Gelingens, eine schmerzliche Unbefriedigung, die auch in der wachsenden Melancholie seiner Dichtungen zu Tage trat. Vielfache Herzenserlebnisse, Erschütterungen und Enttäuschungen, die Rastlosigkeit eines beständigen Reiselebens und der nie ruhende Widerspruch seiner persönlichen Neigungen und seiner Geistesziele steigerten die nervöse Reizbarkeit des Dichters Schritt für Schritt. Außer den »Neueren Gedichten« (Stuttg. 1838, 2. vermehrte Auflage 1840) erschienen die größeren Dichtungen: »Savonarola« (das. 1837, 5. Aufl. 1866) und »Die Albigenser« (das. 1842, 4. Aufl. 1873), welche beide alle Vorzüge des Lenau'schen Talents: die Tiefe der Empfindung, die Glut und Farbenpracht der Schilderung, den Schwung echter Begeisterung, in einer Reihe glänzender Situationen und Bilder aufweisen, aber beide mehr geniale Fragmente als geschlossene Kunstwerke sind. Im »Savonarola« hielt Lenau mindestens die einheitliche Form fest, in den »freien Gesängen« der »Albigenser« verzichtete er auch auf diese und erzielte darum nur fragmentarische Eindrücke. Sein letztbegonnenes Gedicht: »Don Juan« (im »Nachlaß« erschienen), schloß sich in der Kompositionsweise völlig dem »Faust« an. Die Vollendung desselben war Lenau leider nicht beschieden. Im Sommer 1844 überraschte der Dichter seine Freunde durch die Nachricht von seiner glücklichen Verlobung; wenige Monate später aber ward er im Hause seines Freundes, des Hofraths Reinbeck in Stuttgart, vom Wahnsinn ergriffen. Seine Geisteskrankheit erwies sich als völlig unheilbar; Lenau ward daher nach der Irrenanstalt Oberdöbling bei Wien gebracht, wo ihn erst 22. Aug. 1850 der Tod von seinen Leiden erlöste. Seine »Gedichte« (Vereinigung der beiden obigen Sammlungen) sind seitdem in zahlreichen Auflagen erschienen (neueste wohlfeile Ausgabe in 1 Bd., Stuttg. 1870); sonst ist von seinen Publikationen noch der »Frühlingsalmanach« (das. 1835—36, 2. Jahrg.) zu erwähnen. Seinen dichterischen »Nachlaß« (Stuttg. 1851) und seine »Sämmtlichen Werke« (das. 1855, 4 Bde.; 1874, 2 Bde.) gab Anastasius Grün, dem Dichter im Leben eng befreundet, heraus. Vgl. Schurz, Lenau's Leben, großentheils aus des Dichters eigenen Briefen (Stuttg. 1855, 2 Bde.); E. Niendorf, Lenau in Schwaben (Leipz. 1853); K. Mayer, Lenau's Briefe an einen Freund (Stuttg. 1853); Frankl, Zu Lenau's Biographie (Wien 1854).

Niemcewicz (spr. njemzéwitsch), Julian Ursin, poln. Gelehrter, Dichter und Staatsmann, geb. 1757 auf dem Landgut Skoki in Litauen, erhielt seine Bildung in der Kadettenanstalt zu Warschau, ward 1777 Adjutant des Fürsten Czartoryski und verbrachte später mehrere Jahre in Frankreich, England und Italien. Bei der Insurrektion 1794 trat er von neuem in die Armee und gerieth bei Maciejowice mit Kosciuszko, dessen Adjutant er war, in Gefangenschaft. Aus dieser vom Kaiser Paul I. entlassen (1796), begab er sich, seinen Weg über Schweden und England nehmend, nach Amerika, wo er zehn Jahre verweilte. Nach dem Wiener Kongreß wurde er in dem neuen Königreich Polen als Staatssekretär und Präsident des Konstitutionskomite's angestellt und 1828 zum Präsidenten der »Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften« ernannt. Doch die Ereignisse der Jahre 1830 und 1831 trieben ihn von neuem ins Ausland. Er ging zunächst nach London, dann nach Paris, wo er 21. Mai 1841 starb. Von seinen Schriften (Leipz. 1840, 12 Bde.) sind hervorzuheben: »Historische Gesänge der Polen« (Warsch. 1816 u. öfter; deutsch von Gaudy, Leipz. 1833); »Die Heimkehr des Landboten«, Drama (Warsch. 1790); »Geschichte der Regierung König Sigismunds III. von Polen« (das. 1819, 3 Bde.; neue Aufl., Bresl. 1836); »Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte« (Warsch. 1822, 5 Bde.; neue Aufl., Leipz. 1840); »Levi und Sara« (deutsch, Berl. 1825), eine Schilderung der Zustände der polnischen Juden; endlich »Johann von Tenczyn«, historischer Roman (Warsch. 1825, 3 Bde.; deutsch, Berl. 1828; 2. Aufl. 1834). Aus seinem literarischen Nachlaß wurden seine »Memoiren« (Par. 1840) und die »Notes sur ma captivité à St-Pétersbourg« (das. 1843) veröffentlicht. Sein Leben beschrieb Czartoryski (Par. 1860).

Niemeck (Niemegk), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, mit Gerichtskommission, Leinweberei und (1875) 2302 Einw. N. ist Stadt seit 1298 und gehörte bis 1815 zu Kursachsen.

Niemen (spr. njämen), einer der bedeutenderen Flüsse des westlichen Rußland und der bedeutendste Ostpreußens, entspringt im Wald von Kovislow, südlich von Minsk, und wird bei Bielica für kleinere, bei Grodno für größere Fahrzeuge schiffbar. Von Grodno an bildet er die Grenze zwischen Rußland und Polen, tritt als Memel mit einer Breite von 300 Meter bei Schmalleningken in das preußische Gebiet und theilt sich 8 Kilom. unterhalb Tilsit bei Kallwen in zwei Arme, die Ruß und die Gilge, die sich beide vor der Mündung in das Kurische Haff wieder in je vier Arme spalten, von denen der Hauptarm der Ruß den Namen Atmat annimmt. Die Ufer des N. sind flach, oft sumpfig, namentlich in Rußland; in Preußen durchströmt der Fluß oberhalb Ragnit bei Eißeln eine schöne Hügellandschaft, unterhalb Tilsit aber mit seinen Armen die fruchtbare Tilsiter Niederung (s. d.), die durch großartige Deiche gegen die Ueberschwemmungen des Flusses geschützt ist. Die Länge des N. beträgt 788 Kilom. (davon in Preußen 112 Kilom.), sein Stromgebiet über 110,000 QKilom. (2000 QM.). Unter seinen Nebenflüssen sind die schiffbare Wilia in Rußland sowie die Jura und Scheschuppe

in Preußen zu nennen. Für die Schiffahrt ist der N. von Wichtigkeit, indem auf ihm namentlich große Holzmassen aus Rußland herunterkommen, die in Memel zum Export zubereitet werden; aber auch Getreide und andere Feldfrüchte werden auf ihm verschifft. Da jedoch das Kurische Haff für die Schiffahrt äußerst ungünstig ist, so hat man neuerdings eine Kanalverbindung von der Atmat bis nahe an Memel (König Wilhelms-Kanal) ausgeführt, während schon seit längerer Zeit von der Gilge aus mit dem Pregelarm Deime eine Verbindung durch den Seckenburger Kanal und den Friedrichsgraben (s. d.) besteht. Uebrigens sei bemerkt, daß die deutschen Anwohner den Strom nur Memel nennen. Auf demselben, bei Tilsit, fand 25. Juni 1807 die denkwürdige Unterredung zwischen Alexander I. von Rußland und Napoleon I. statt.

Niemes, Stadt im nördlichen Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Böhmisch-Leipa, am Jeschkenbach, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß und (1869) 4653 Einw., welche hauptsächlich Tuchfabrikation, sodann Bleicherei, Fabrikation von chemischen Produkten und Möbeln aus gebogenem Holz, Glasschleiferei, Bierbrauerei und Spiritusbrennerei betreiben.

Niemeyer, 1) August Hermann, namhafter Theolog, Pädagog und Dichter geistlicher Lieder, geb. 1. Sept. 1754 zu Halle, ward 1777 hier Privatdocent, 1780 außerordentlicher Professor der Theologie, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des Pädagogiums, 1785 Mitdirektor des Pädagogiums und des Waisenhauses, 1787 Direktor des theologischen Seminars, 1792 Konsistorialrath und 1804 wirklicher Oberkonsistorialrath und Mitglied des Berliner Oberschulkollegiums. 1807 wurde er als Geisel nach Frankreich gebracht, nach seiner Rückkehr aber 1808 zum Mitglied der Reichsstände des Königreichs Westfalen, auch zum Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle ernannt. Die Kanzlerstelle behielt er auch unter der preußischen Regierung (1814), welche ihn 1816 zum Mitglied des Konsistoriums zu Magdeburg ernannte. Er starb 7. Juli 1828. Als Theolog huldigte er einem gemäßigten Rationalismus. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: vor allen die »Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts« (9. Aufl. von H. A. Niemeyer, Halle 1834—36); dann »Charakteristik der Bibel« (neue Aufl., das. 1830—31, 5 Bde.); »Handbuch für christliche Religionslehrer« (1. Bd., 7. Aufl., das. 1829; 2. Bd., 6. Aufl. 1827); »Leitfaden der Pädagogik und Didaktik« (das. 1802); »Lehrbuch der Religion für die oberen Klassen in gelehrten Schulen« (18. Aufl., das. 1843); »Religiöse Gedichte« (Magdeb. u. Berl. 1814). Sein Leben beschrieb Jacobs (fortgesetzt von Gruber, Halle 1831).

2) Hermann Agathon, namhafter Theolog, jüngster Sohn des vorigen, geb. 5. Jan. 1802 zu Halle, widmete sich hier und zu Göttingen theologischen Studien, habilitirte sich 1825 zu Halle und ward 1826 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Jena berufen, kehrte aber bereits 1829 als Professor und Direktor der Francke'schen Stiftungen nach Halle zurück, in welch letzterer Stellung er sich durch Gründung einer Realschule und einer höhern Töchterschule, durch Reorganisation des Pädagogiums, durch Anschaffung einer Stereotypie für die Bibelanstalt ꝛc. verdient machte. 1848 ward er von seinen Mitbürgern zur Nationalversammlung nach Berlin gesendet, wo er der Rechten angehörte. Er starb 6. Dec. 1851. Als Theolog gehörte er zu der historisch-kritischen Schule; unter seinen größeren wissenschaftlichen Leistungen sind zu erwähnen: die »Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum« (Leipz. 1840) und die von ihm begonnene »Kritische Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung« (Halle 1840 fl.).

3) Felix von, berühmter Arzt, geb. 31. Dec. 1820 in Magdeburg, studirte in Halle, wurde daselbst Assistent Krukenbergs, ging nach seiner Promotion 1843 nach Prag und Wien, wo er sich unter Rokitansky vorwiegend pathologisch-anatomischen Studien widmete. 1844 ließ er sich in Magdeburg als Arzt nieder, gewann ausgedehnte Praxis und erhielt 1853 auch die Oberleitung der medicinischen Abtheilung des städtischen Krankenhauses. 1855 wurde er als Professor der Pathologie und Therapie sowie als Direktor der medicinischen Klinik und der Irrenanstalt nach Greifswald berufen und entfaltete hier eine ungemein erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer. 1858 erschien der 1. Band seines »Lehrbuchs der speciellen Pathologie und Therapie« (9. Aufl., bearb. von Seitz, Berl. 1874—76, 2 Bde.). Kaum ein anderes medicinisches Buch hat jemals einen ähnlichen Erfolg gehabt. Dasselbe war das erste in dieser Art, besonders hinsichtlich der Berücksichtigung und Verknüpfung der pathologischen Anatomie, Physiologie und physiologischen Chemie mit der klinischen Beobachtung und therapeutischen Methode. Nicht Detailforschungen oder die Begründung einer neuen Richtung, sondern vielmehr die Großartigkeit der allgemeinen Gesichtspunkte, die Klärung des Verständnisses der Krankheitserscheinungen durch die Beleuchtung der denselben zu Grunde liegenden pathologischen Veränderungen und die Zusammenfassung der Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen gaben dem Buch den höchsten Werth. Fast in alle lebenden Sprachen übersetzt, hat dasselbe einen Einfluß geübt, welcher sich auf die Mehrzahl der Aerzte der civilisirten Welt erstreckt. 1860 folgte N. einem Ruf nach Tübingen als Nachfolger Griesingers (s. d.). Neben der erfolgreichsten Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller hatte er bald die größte Konsultativpraxis in ganz Würtemberg; er erhielt den persönlichen Adel und wurde konsultirender Leibarzt des Königs von Würtemberg. 1870 fungirte er in Nancy als »konsultirender Arzt des Generalgouvernements Lothringen«. Er starb 14. März 1871 in Tübingen. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Klinische Mittheilungen aus dem städtischen Krankenhaus zu Magdeburg« (1855); »Die asiatische Cholera, ein primär-örtliches Leiden der Darmschleimhaut« (in Virchows und Leubuschers »Medicinischer Reform« 1848); »Die symptomatische Behandlung der Cholera, mit besonderer Rücksicht auf die Bedeutung des Darmleidens« (Magdeb. 1849).

Niemirow, Stadt, s. Nemirow.

Nienburg, 1) (Mönch- oder Kloster-N.) Stadt im anhalt. Kreis Bernburg, am Einfluß der Bode in die Saale, mit Schloß (sonst Mönchskloster, jetzt Fabrik), schöner Schloßkirche, Hospital, 2 Zuckerfabriken, Kupfer-, Messing- und Blechwaaren-, Stärke- und Malzfabrikation, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, Kalkbrennerei, Ziegeleien, Schiffahrt und (1875) 4206 Einw. Der Ort wird schon 996 erwähnt; das Kloster wurde 975 gegründet und 1546 aufgehoben. — 2) Kreisstadt in der preuß. Landdrostei Hannover, in der ehemaligen Grafschaft Hoya, an der Weser und der Eisenbahn von Hannover nach Bremen, Sitz eines Ober- und Amtsgerichts, hat 2 evangelische und eine kathol. Kirche, eine höhere Bürgerschule

nebſt Progymnaſium, eine berühmte Baugewerk- und eine Ackerbauſchule, Fabriken in Chemikalien (Soda, Schwefel, Salzſäure), Glas, Knochenmehl, künſtlichem Dünger, Stärke, Cigarren, Leim, große Biscuit- und Matzenbäckerei, Bierbrauerei, Schiffahrt und (1875) 5662 Einw. N. wird ſchon 1025 erwähnt, erhielt 1569 Stadtrechte und war ehedem Feſtung. Im Dreißigjährigen Krieg wurde es 1625 von Tilly vergebens belagert, darauf 1627 von den Kaiſerlichen erobert, jedoch 1635 nach langer Belagerung an den Herzog Georg von Braunſchweig übergeben. 1806 hatten die Preußen den Platz inne, doch kapitulirte der preußiſche Kommandant im November d. J. 1807 ließ Napoleon I. die Feſtungswerke abtragen, und 1813 ſprengten die Franzoſen bei ihrem Rückzug den mittelſten Bogen der maſſiven Weſerbrücke. Vgl. Gade, Geſchichte der Stadt N. a. d. Weſer (1862).

Niepce (ſpr. ni-epps), 1) Joſeph Nicéphore, Erfinder der Photographie, geb. 7. März 1765 zu Chälon ſur Saône, diente ſeit 1789 in der franzöſiſchen Armee, verwaltete 1795—1801 den Diſtrikt Nizza, widmete ſich dann mit ſeinem Bruder in ſeiner Vaterſtadt mechaniſchen und chemiſchen Arbeiten und ſeit 1811 der Lithographie. Seine photographiſchen Bemühungen begannen 1813, und 1824 war es ihm gelungen, die Bilder der Camera obscura zu fixiren. 1827 legte er ſeine Erfindung nebſt Proben der Royal Society in London vor; er verband ſich dann mit Daguerre zur weitern Verfolgung ſeiner Erfindung, ſtarb aber 3. Juli 1833 in Gras. Vgl. die Schrift ſeines Sohns Iſidore N.: »Post tenebras lux; historique de la decouverte improprement nommée Daguerréotypie, etc.« (Par. 1841).

2) Claude Marie François N. de Saint-Victor, Neffe des vorigen, geb. 26. Juli 1805 in St. Cyr bei Chälon ſur Saône, beſuchte die Militärſchule in Saumur, trat dann als Officier in ein Dragonerregiment, diente 1845—48 in der Pariſer Municipalgarde und wurde 1854 zweiter Kommandant des Louvre. In dieſer militäriſchen Laufbahn verfolgte er eifrig die Arbeiten ſeines Onkels, beſonders diejenigen, welche ſich auf Heliographie bezogen; er war einer der erſten, welche die Photographie auf Glas verſuchten, eröffnete dadurch der Photographie eine neue Aera und bereitete den Weg zur Anwendung des Kollodiums vor. Er brachte auch zuerſt gewiſſe Farben auf der Photographie hervor, und es gelang ihm, denſelben eine gewiſſe Beſtändigkeit zu geben. Er ſtarb 15. Mai 1870. Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: »Traité pratique de gravure héliographique« (Par. 1856); »Recherches photographiques« (daſ. 1855).

Nieren (Harndrüſen, Renes), zwei nach dem Typus der ſchlauchförmigen Drüſen gebaute Organe, welche in der Bauchhöhle und zwar vor der hintern Wand derſelben in der ſogen. Lendengegend liegen. Sie grenzen nach vorn unmittelbar an das ohne Einſtülpung über ſie hinwegſtreichende Bauchfell und mittels dieſes rechterſeits an den aufſteigenden, linkerſeits an den abſteigenden Theil des Dickdarms, nach innen an den Lendentheil des Zwerchfells, nach oben an die Nebenniere. Die rechte Niere liegt etwas tiefer als die linke, unter dem rechten Leberlappen und hinter dem aufſteigenden Kolon; die linke hat ihre Lage unter der Milz, hinter dem Schwanz der Bauchſpeicheldrüſe und dem abſteigenden Kolon. Die Geſtalt der N. iſt bohnenförmig; der äußere Rand iſt konver, der innere konkav und mit einem Einſchnitt (hilus) verſehen. Die Farbe der N. iſt rothgrau, bei Blutkongeſtion dunkler und blauroth; ihre Oberfläche iſt glatt, ihre Konſiſtenz ziemlich bedeutend; das Gewicht jeder Niere beträgt 100—150 Gramm. Sie werden von lockerem und ſehr fettreichem Zellgewebe (capsula adiposa) eingehüllt und dadurch in ihrer Lage geſichert, jedoch nicht ſo feſt, daß nicht infolge mechaniſcher Einwirkungen (z. B. durch das Schnüren bei Frauen, durch den Druck benachbarter Geſchwülſte) Lagenveränderungen der einen oder beider N. auftreten könnten, was gewöhnlich mit dem Ausdruck wandernde N. bezeichnet wird. Man hat ſolche dislocirte N. vor der Wirbelſäule, am Vorgebirge des Kreuzbeins, im kleinen Becken, ſelbſt zwiſchen den Platten des Dünndarmgekröſes angetroffen. An ihrer äußern Oberfläche ſind die N. von einer knapp anliegenden fibröſen Hülle (tunica propria s. capsula fibrosa renis) überzogen, deren äußeres Blatt am Hilus von den zur Niere gehenden Blutgefäßen einfach durchbohrt wird und im Normalzuſtand leicht und rein von der Niere abgezogen werden kann, deren inneres Blatt feſt haftet und ſich in die Taſche hinein bis zur Anheftung der Nierenkelche fortſetzt. Schneidet man eine Niere ihrer Länge nach vom konveren gegen den konkaven Rand durch, ſo zeigen ſich eine Anzahl heller, dreieckiger, mit der Baſis gegen den konveren Rand gerichteter Partien, deren Geſammtheit man als Markſubſtanz (substantia medullaris s. tubulosa) bezeichnet, und eine dieſelbe von faſt allen Seiten umgebende graurothe Maſſe, welche Rindenſubſtanz (substantia corticalis s. vasculosa) heißt. Die dreieckigen, blaſſen, das Nierenmark zuſammenſetzenden Partien ſind die Durchſchnitte von 10—15 Pyramiden (pyramides Malpighii), deren nach dem Hilus gerichtete, abgerundete Spitzen Nierenwärzchen (papillae renales) heißen. Letztere werden von kurzen, häutigen Schläuchen, den Nierenkelchen, umgeben, welche zu zwei oder drei an einen weitern Schlauch übergehen. Durch den Zuſammenfluß dieſer größeren Schläuche entſteht das Nierenbecken (pelvis renalis). Dieſes liegt hinter der Arterie und Vene der Niere im Hilus derſelben, überragt letztere nach unten zu mit ſeinem trichterförmig zugeſpitzten Ende und geht in den Harnleiter (ureter) über, welcher als dünnes, häutiges Rohr in das kleine Becken herabſteigt und ſich am Grunde der Harnblaſe in dieſe öffnet. Die Rindenſubſtanz der N., welche ungefähr in der Dicke von 0,5 Centim. um die Baſis der Pyramiden herumliegt und zwiſchen die letzteren eindringt, beſteht aus einer großen Menge geſchlängelt verlaufender Harnkanälchen, deren Ende in eine feine Anſchwellung übergeht und durch dieſe unmittelbar mit dem Gefäßſyſtem des Organs zuſammenhängt (ſ. unten). Jede Pyramide beſteht wieder aus kleineren, aber nicht von Rindenſubſtanz umgebenen pyramidalen Bündeln (pyramides Ferreinii), die ihrerſeits aus gerade verlaufenden Harnkanälchen (tubuli Belliniani) zuſammengeſetzt werden. Das Parenchym dieſer Drüſen und zwar ſowohl ihrer Rindenſubſtanz als ihrer Markſubſtanz beſteht weſentlich aus zwei Röhrenſyſtemen, nämlich aus den Harnkanälchen und aus den Blutgefäßen; beide ſind mit einander durch ein eigenthümliches, undeutlich faſeriges Bindegewebe eng verbunden. Arterie und Vene treten, ſchon in mehrere Zweige geſpalten, in den Hilus ein, geben kleine Zweige zur fibröſen Hülle und gelangen zwiſchen den einzelnen Markpyramiden an deren Baſen. Hier ſieht man die Arterien unvollſtändige, die Venen vollſtändige Bogen bildend an der Grenze von Mark und Rinde verlaufen. Aus den arteriellen

Bogen entſpringen gerade, gegen die Rindenoberfläche hinſtrebende Aeſtchen, die wieder nach beiden Seiten kleine Arterien abgeben, an denen die Glomeruli beerenartig hängen. Dieſe Glomeruli (Malpighiſche Körperchen) ſind Gefäßknäuelchen von 0,2 Millim. Durchmeſſer, die bei einigem Blutreichthum ſowie unter verſchiedenen pathologiſchen Verhältniſſen als kleinſte Pünktchen noch mit bloßem Auge ſichtbar ſind. Die immer noch arteriellen Vasa efferentia führen das Blut aus dieſen Knäueln ab und löſen ſich erſt dann in Kapillaren auf. Die Glomeruli ſind in ein Bläschen hineingeſtülpt, welches um ſie eine doppelte Hülle bildet und nur von den genannten zu- und abführenden Gefäßchen durchbrochen wird. Dieſes Bläschen ſtellt den Anfang eines Harnkanälchens dar, beſteht, wie dieſes, aus einer ſtrukturloſen Grundmembran und einem hier pflaſterförmigen Epithel. Von ihm aus geht durch eine verſchmälerte Stelle (den Hals) das Harnkanälchen, anfangs ſtark gewunden, dann gerade zum Mark abſteigend; hier wendet es in der ſogen. Henle'ſchen Schleife um, geht wieder gerade aufſteigend zur Rinde und mündet endlich durch einen kurzen, geſchlängelten Theil (das Schaltſtück) in ein weiteres Kanälchen, welches noch eine Reihe gleicher aufnimmt. Durch ſolche Vereinigung mehrerer Kanälchen wird ihre Zahl nahe der Mündung auf der Spitze der Pyramiden auf ungefähr 200 reducirt. Das Epithel iſt in den einzelnen Abſchnitten der Kanälchen ſehr verſchieden; die gewundenen führen ein trübes, kubiſches, der abſteigende Schleifenſchenkel ein plattes mit ins Lumen hineinragenden, alternirend geſtellten Kernen, der aufſteigende ein ſchräg zur Grundmembran ſtehendes, alſo dachziegelförmiges Cylinderepithel; auch in den Sammelröhren wird Cylinderepithel gefunden. Die aus dem vorerwähnten Vas efferens entſpringenden Kapillaren bilden um dieſe Kanälchen ein zierliches Netz mit lang geſtreckten Maſchen; ſie anaſtomoſiren mit den Gefäßbüſcheln, welche von den Arterienbogen nach abwärts in die Markmaſſe hineingehen und meiſt die Mündungen der Kanälchen umſpinnen. Die Venen haben im allgemeinen denſelben Verlauf, die oberflächlichen bilden äußerlich ſichtbare ſternförmige Figuren.

Die N. haben die Funktion, den Harn aus dem Blut auszuſcheiden. Die Gefäßeinrichtung in den N. läuft darauf hinaus, dem Blut einen ſtarken Widerſtand entgegenzuſetzen, ſeine Stromſchnelligkeit zu verringern und bei dem langſamen Fluß des Bluts durch das Organ die Harnbeſtandtheile aus demſelben zu entfernen. In den Malpighi'ſchen Körperchen wird aus dem Blute der Gefäßknäuel nur Waſſer ausgeſchieden, dieſes wird von der Kapſel des Körperchens aufgefangen und in die gewundenen Harnkanälchen geleitet. Es ſchwemmt hier die unter Vermittelung der Kanälchenepithelien aus dem Blut ausgezogenen feſten Beſtandtheile des Harns auf rein mechaniſche Weiſe aus (Bowman'ſche Hypotheſe). Ludwig läßt in den Glomeruli verdünnten Harn aus dem Blut austreten, deſſen wäſſerige Beſtandtheile durch die aus dem Vas efferens entſprungenen, alſo unter geringem Druck ſtehenden Kapillaren zum Theil wieder aufgenommen werden. S. Tafel »Eingeweide«, Fig. 5.

Von den Krankheiten der N. iſt die wichtigſte und am häufigſten vorkommende die Bright'ſche Nierenkrankheit (ſ. d.).

Die interſtitielle Nierenentzündung, eine ſeltene Krankheit, betrifft vorzugsweiſe das zwiſchen den Harnkanälchen liegende Bindegewebe. Sie beginnt mit einer kleinzelligen Infiltration desſelben infolge von Hyperämie des Organs und Veränderung ſeiner Gefäßwand. Die Niere erſcheint im erſten Stadium vergrößert, ſpäter verkleinert ſie ſich durch Schrumpfung des neu gebildeten Bindegewebes. Ein Abſceß kann, in ſchwieliges Bindegewebe eingekapſelt, lange getragen werden. In anderen Fällen bricht der Eiter nach dem Nierenbecken durch und wird mit dem Harn entleert; er kann aber auch in die Bauchhöhle oder in das Darmrohr durchbohren oder durch fiſtelartige Hohlgänge ſich nach außen hin entleeren. Die Krankheit beginnt häufig mit einem Schüttelfroſt. Gleichzeitig entſtehen heftige Schmerzen in der Nierengegend, welche bei Druck ſich bis zum Unerträglichen ſteigern und nach der Blaſe, dem Hoden und dem Schenkel der leidenden Seite ausſtrahlen. Dabei kommt faſt ſtets Erbrechen vor. Die Harnſekretion iſt unterdrückt, der Harn iſt dunkel gefärbt und nicht ſelten mit Blut gemiſcht. Das Fieber, welches die Krankheit von Anfang an begleitet, nimmt im Verlauf derſelben leicht einen typhöſen Charakter an. Die Kranken deliriren, verfallen in Bewußtloſigkeit, bekommen Zuckungen. Die Krankheit kann in wenigen Tagen verlaufen und durch allgemeine Lähmung des Nervenſyſtems zum Tode führen, doch kann ſie auch in leichteren Fällen ganz allmählich in relative Geneſung ausgehen. Die Behandlung beſchränkt ſich auf das wiederholte Anſetzen von Schröpfköpfen und Blutegeln in der Nierengegend und Anwendung kalter Umſchläge. Später, wenn ſich das Fieber verloren hat, iſt der anhaltende Gebrauch warmer Bäder und warmer Breiumſchläge ſowie kohlenſäurehaltiger Getränke am meiſten zu empfehlen.

Die Speckentartung der N. kommt nur unter dem Einfluſſe ſchwerer chroniſchen Krankheiten, namentlich der Syphilis, der Lungenſchwindſucht, lang dauernder Eiterungen, beſonders wenn ſie vom Knochen ausgehen, des Krebſes ꝛc., vor. Die Krankheit beſteht darin, daß die Wandung der feinſten Gefäße, beſonders der Malpighi'ſchen Gefäßknäuel, in eine eigenthümliche, albuminöſe Subſtanz umgewandelt wird, wobei das Lumen der Gefäße ſich beträchtlich verengt, die Wandung derſelben ſich aber ſtark verdickt. Dieſe Veränderung geht ſtets mit fettiger Degeneration der Drüſenzellen einher. Die Niere iſt dabei vergrößert, blutarm, blaß, mehr oder weniger feſt. Die Blutcirkulation und die Harnſekretion ſind in einer ſolchen Niere ſchwer geſtört. Der Harn iſt eiweißhaltig, enthält ſogen. granulirte Cylinder, iſt blaß, ſpärlich. Die Speckentartung der N. iſt meiſt mit der gleichen Affektion der Leber und Milz komplicirt; ſie iſt eine chroniſche Krankheit, welche zur Blutverarmung und Waſſerſucht führt und wahrſcheinlich niemals heilbar iſt. Sie kommt übrigens in jedem Alter vor. Die Aufgabe der Behandlung kann nur darin beſtehen, die Kräfte der Patienten durch kräftige Koſt ſo lange als möglich aufrecht zu erhalten.

Die Tuberkuloſe der N. kommt in zwei verſchiedenen Formen vor. Einmal nämlich begleitet ſie die Lungentuberkuloſe und iſt dann kliniſch von keiner beſondern Wichtigkeit; das andere Mal tritt ſie primär auf und iſt dann faſt ſtets mit Tuberkuloſe der Hoden, des Uterus, der Proſtata, der Samenbläschen und der Harnwege komplicirt. Die Tuberkelablagerung erfolgt bei dieſer zweiten Form ſehr maſſenhaft, und die einzelnen Knötchen fließen zu großen Herden zuſammen. Die Niere hat an Größe zugenommen, hat eine grobhöckerige Oberfläche, und man findet in derſelben theils umfangreiche, käſige Herde, theils mit eiterähnlicher Maſſe erfüllte Höhlen. Auch dieſe tiefen

Störungen der N. bleiben oft ganz latent, und es gibt gegen dieſelben gar keine ärztliche Hülfe. Aehnliches gilt auch von dem ſelten vorkommenden Krebs der N. ſowie von den Echinococcusblaſen, welche manchmal in dieſem Organ gefunden werden.

Als Hydronephroſe bezeichnet man die krankhafte Erweiterung des Nierenbeckens mit Schwund der Nierenſubſtanz. Wird nämlich der Abfluß des Harns aus dem Nierenbecken in die Blaſe auf irgend eine Weiſe dauernd gehemmt, ſo übt der ſtauende Harn einen Druck auf die Nierenpapillen aus, und es bilden ſich allmählich ſtatt der letzteren brüchige Ausbuchtungen; ſchließlich wird die Niere in einen mehr oder weniger dickwandigen, mit wäſſeriger, ſchleimiger oder eiteriger Flüſſigkeit ausgefüllten Sack umgewandelt. Der Harn kann im Nierenbecken ſtauen, wenn ſich in dem Harnleiter für die Dauer Steine eingeklemmt haben, oder wenn der Harnleiter durch Geſchwülſte der Nachbargegend zuſammengedrückt wird. In anderen Fällen ſind die Harnleiter durch Entzündungen, welche zu Wulſtungen ihrer Schleimhaut oder zu Verwachſung ihrer Wände mit einander geführt haben, oder durch Neubildungen verſchloſſen und führen dadurch zur Hydronephroſe. Der Waſſerſack, in welchen die Niere in ſolchen Fällen umgewandelt wird, kann die Größe eines Kindskopfs, ja ſelbſt eines Mannskopfs erreichen. Nur ſolche hohe Grade, wobei ſich auch äußerlich eine Geſchwulſt bemerkbar macht, können erkannt werden. Schmerzen fehlen gewöhnlich. Die Menge des ausgeſchiedenen Harns iſt nicht vermindert, da die andere Niere für die untätig gewordene vikarirend eintritt. Breitet ſich das Hindernis, welches den Abfluß des Harns aus einem Harnleiter hemmte, auch auf den andern aus, ſo daß aus beiden N. kein Harn in die Blaſe gelangen kann, ſo hört die Harnſekretion ganz auf, und der Kranke geht ſchnell unter den Zeichen der Urämie (Harnſtoffvergiftung des Bluts) zu Grunde. Da die Urſache der Harnſtauung im Nierenbecken faſt nie gehoben werden kann, ſo gibt es auch gegen die Hydronephroſe keine Hülfe. Erſt neuerdings hat man verſucht, die Ureteren zu katheteriſiren.

Die Entzündung des Nierenbeckens (pyelitis) iſt meiſt eine katarrhaliſche und durch den Reiz verurſacht, welchen ſteinige Konkremente im Nierenbecken auf die Schleimhaut ausüben. In ähnlicher Weiſe kann ſtagnirender und in Zerſetzung begriffener Harn einen ſtarken Katarrh des Nierenbeckens hervorrufen. Weit ſeltener iſt die Krankheit durch ſcharfe Subſtanzen bedingt, welche in den Körper eingeführt wurden und mit dem Harn aus demſelben wieder ausgeſchieden werden: durch ſpaniſche Fliegen und deren wirkſame Subſtanz, das Kantharidin, durch balſamiſche und harzige Mittel, Kopaivabalſam ꝛc. Nicht ſelten pflanzt ſich eine heftige Tripperentzündung durch die Blaſe auf die Harnleiter und Nierenbecken fort. Die Pyelitis kann mit Fieber, Schmerzen in der Nierengegend, welche nach dem Hoden und Schenkel ausſtrahlen, und mit Erbrechen einhergehen; doch können alle dieſe Symptome auch fehlen. Immer iſt häufiges Drängen zum Harnlaſſen vorhanden, und oft enthält der Urin größere oder geringere Mengen von Blut, Eiter und abgeſtoßenen Epithelzellen aus den Harnwegen. Zieht ſich die Krankheit in die Länge, ſo pflegt dem Urin eine größere Menge von Eiter beigemiſcht zu ſein; der Harn iſt trüb und bildet bei längerem Stehen einen weißen Bodenſatz. Die chroniſche Pyelitis erſchöpft durch den täglichen Eiterverluſt und durch das fortbeſtehende Fieber die Kranken und kann zu hochgradiger Abzehrung, Waſſerſucht und Tod führen. Iſt ſie durch Steine im Nierenbecken bedingt, ſo ſteigert ſich die Entzündung von Zeit zu Zeit, namentlich nach Erſchütterungen, oder es treten periodiſche Blutungen ein, welche die Erſchöpfung beſchleunigen. Das beſte Mittel gegen die Pyelitis iſt das reichliche Trinken von Waſſer oder anderen dünnen, indifferenten Flüſſigkeiten, weil dadurch der Harn ſehr verdünnt und reichlich wird und keinen Reiz auf die Schleimhaut des Nierenbeckens ausübt. Für ſchwerere Fälle hat man Blutentziehungen in der Nierengegend empfohlen. Zieht ſich die Krankheit in die Länge, ſo ſind warme Bäder am Platz, in welchen die Kranken möglichſt lange verweilen müſſen. In der Zwiſchenzeit läßt man warme Breiumſchläge auf die Nierengegend appliciren. Bei lang dauernder Eiterung iſt die innerliche Anwendung der Gerbſäure zu empfehlen.

Nierenkolik nennt man eine höchſt ſchmerzhafte Affektion, welche darauf beruht, daß ſich im Nierenbecken ſteinige Konkremente bilden, die Schleimhaut desſelben heftig reizen und, wenn ſie in den Harnleiter gelangen, für längere oder kürzere Zeit eingeklemmt werden und ſtecken bleiben.

Nieren (Putzen), Ausſcheidungen von erzführenden Partien in unförmlichen, mehr oder weniger umfangreichen Maſſen, in beſonderen Lagerſtätten oder in der ganzen Gebirgsmaſſe ohne Zuſammenhang zerſtreut.

Nierenſtein, ſ. v. w. Nephrit.

Nieritz, Karl Guſtav, beliebter Volks- und Jugendſchriftſteller, geb. 2. Juli 1795 zu Dresden, beſuchte die Kreuzſchule und das Friedrichſtädter Seminar daſelbſt, war ſeit 1814 Hülfslehrer ſeines Vaters und wurde 1831 zum Oberlehrer und 1841 zum Direktor der Bezirksſchule zu Antonſtadt-Dresden befördert. Letztere Stelle legte er 1864 nieder und lebte ſeitdem ganz der Schriftſtellerei. Er ſtarb 16. Febr. 1876. Seit 1834 machte er ſich als Schriftſteller durch zahlreiche Erzählungen für das Volk und die Jugend bekannt, welche, vom Hauch einer warmen und weitherzigen Frömmigkeit durchweht, ſich bis zu ſeinem Tod einer verdienten Beliebtheit erfreuten und zu dem Beſten gehören, was die Gegenwart auf dieſem Gebiet hervorgebracht hat. Sie erſchienen theilweiſe geſammelt als: »Jugendbibliothek«, »Jugendſchriften« ꝛc. Großer Beliebtheit erfreute ſich auch der von ihm ſeit 1850 herausgegebene »Deutſche Volkskalender«. Vgl. ſeine »Selbſtbiographie« (Leipz. 1872).

Niers (Neers), Fluß in Rheinpreußen, entſpringt bei Wanlo auf der Grenze der Regierungsbezirke Aachen und Düſſeldorf, ſüdweſtlich von Odenkirchen, fließt durch ein ſumpfiges Wieſenthal, an Geldern vorüber, und mündet in den Niederlanden unweit Gennep in die Maas; Länge 120 Kilom.

Nierſtein, Dorf in Rheinheſſen, Kreis Oppenheim, am Rhein und an der heſſiſchen Ludwigsbahn, hat vorzüglichen Weinbau, eine Malzfabrik, Holz- und Weinhandel und 2800 Einw.

Nieſen (Sternutatio), eine krampfhafte Reflexbewegung der Athmungsmuskeln, die dadurch zu Stande kommt, daß ſich ein die Gefühlsnerven der Naſenſchleimhaut treffender Reiz auf das Gehirn fortpflanzt und von dort auf die Bewegungsnerven der Athmungsmuskeln übertragen (reflektirt) wird. Beim N. folgt auf eine tiefe Inſpiration eine kurze, ſehr kräftige Exſpiration, wobei der durch die Naſe geſtoßene Luftſtrom Schleimpartikelchen mit ſich fortreißt. Eine eigenthümliche Form der krankhaften

Reflexbewegung des Nieſens iſt der ſogen. **Nieskrampf**, der hauptſächlich bei weiblichen Individuen von hyſteriſcher Stimmung, bei Irren und anderen nervöſen und reizbaren Perſonen ohne alle wahrnehmbare Veränderungen in der Naſenhöhle nicht ganz ſelten vorkommt, ſo daß manchmal tage- und wochenlang das N. faſt ohne Unterbrechung fortdauert und einen wirklich qualvollen Zuſtand bedingt. In anderen Fällen finden freie Zwiſchenräume ſtatt, aber der Nieskrampf kehrt in ſtundenlangen oder noch längeren Anfällen ohne alle neue Urſache oder auch durch die geringfügigſten Veranlaſſungen wieder. Die Neigung zu ſolchen Anfällen verliert ſich nach kürzerer oder längerer Zeit, zuweilen erſt nach Jahren, von ſelbſt. Man benutzt das N. zuweilen als Heilmittel, z. B. bei Kopfſchmerz, Eingenommenheit des Gehirns, oder um die Schleimhaut der Naſe oder anderer naheliegenden Organe in erhöhte Thätigkeit zu verſetzen, oder um eine heftige Erſchütterung der Reſpirationsorgane, z. B. bei Scheintod, zu erzielen. Um es hervorzubringen, wendet man entweder unmittelbar mechaniſche Reizung der Naſenſchleimhaut (z. B. mittels Federpoſen), oder die ſogen. **Niesmittel** (sternutatoria) an, die gewöhnlich in Pulvergeſtalt, in einzelnen Fällen aber auch in flüſſiger und Dampfgeſtalt gebraucht werden. Zu den gebräuchlichſten gehören Tabak, Haſelwurzel, Veilchenwurzel, Maiblumen, weiße und ſchwarze Nieswurz.

Nieſen, ein Alpenſtock des Berner Oberlands, 2366 Meter hoch, bildet den Endpfeiler einer voralpinen Kette, welche vom Wildſtrubel aus nach dem Thuner See hinzieht und die Landſchaften zwiſchen Kander- und Simmengebiet ausfüllt. Der Gipfel, auf dem ein Gaſthaus erbaut iſt, bietet eine der großartig-lieblichſten Ausſichten im Alpenland.

Niesky, Herrnhuterkolonie im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Rothenburg, an der Oberlauſitzer Eiſenbahn (Kohlfurt-Falkenberg), mit Pädagogium, Maſchinenfabrikation und (1875) 1268 Einw.

Nießbrauch, ſ. Ususfructus.

Nieswurz, Name zweier Pflanzengattungen: ſchwarze N., ſ. Helleborus; weiße N., ſ. Veratrum.

Niet, ſ. Nieten.

Niete (v. holländ. niet oder ital. niénte, nichts), bei der Lotterie (ſ. d.) ein Loos, auf welches kein Gewinn gefallen iſt.

Nieten (franz. river, engl. to rivet), das Vereinigen zweier Metallſtücke und zwar theils feſt und unbeweglich, theils ſo, daß, wie bei Scheren oder Zangen, die Stücke eine Beweglichkeit um den Punkt behalten, wo die Vernietung ſtattgefunden hat. Die Vernietung kann auf die Weiſe hergeſtellt werden, daß man das eine Metallſtück mit einem Loch, das andere mit einem Zapfen verſieht. Letztern ſteckt man dann durch jenes Loch und klopft ihn jenſeit desſelben mit dem Hammer breit, ſo daß eine Art Kopf entſteht, welcher die Trennung verhindert. In den Fällen, wo dieſe Methode der Vernietung nicht anwendbar iſt, verwendet man kleine Hülfsſtücke, Niete oder Nietnägel (bei beträchtlicher Länge auch Nietbolzen genannt), macht durch beide zu vereinigende Metallſtücke (z. B. zwei Bleche) Löcher, ſteckt den Niet, welcher die Form eines ſtumpfen, cylindriſchen Nagels beſitzt, hindurch und breitet ihn an beiden Enden zu einem Kopf aus. Die Niete beſtehen gewöhnlich aus Eiſen oder Kupfer, ſeltener aus Meſſing, Zink ꝛc., aber jederzeit aus demſelben Metall wie der zu nietende Gegenſtand. Sie werden aus gewalztem Rundeiſen oder ſtarkem Eiſendraht gefertigt und von vornherein mit einem flachen oder gewölbten Kopfe verſehen. Man ſtellt ſie fabrikmäßig dar und bedient ſich dazu entweder der Handarbeit (Schmieden) oder beſonderer Maſchinen, in welchen der Kopf der Niete durch einen Stempel im Fallwerk oder in einer kräftigen Preſſe (Nietkopfpreſſe) erzeugt wird. Das N. ſelbſt geſchieht ſehr einfach, indem man den Niet durch die beiden Löcher ſteckt, den Kopf in eine angemeſſen geformte Vertiefung auf dem Amboß bringt und nun mit dem Hammer das hervorragende Ende des Niets breit klopft. Soll auch an dieſem Ende ein gut geformter Kopf entſtehen, ſo ſetzt man den Nietſtempel auf, welcher unten mit einer entſprechenden Vertiefung verſehen iſt, und ſchlägt nun mit dem Hammer auf den Stempel. Sehr große Niete bearbeitet man glühend. Gegenſtände, die ſich nicht handhaben und wenden laſſen, wie z. B. Dampfkeſſel, müſſen in der Weiſe vernietet werden, daß ein Arbeiter auf der einen Seite den Nietſtempel feſt entgegenhält und ein anderer von der andern Seite den Niet mit dem Hammer bearbeitet. Es ſind indeß auch Maſchinen konſtruirt worden, welche mittels zweier Stempel ſchnell und geräuſchlos wirken. Der eine dieſer Stempel ſteht feſt, der andere wird gewöhnlich durch Dampfkraft gegen das auszubreitende Ende getrieben. Meiſtentheils empfängt der bewegliche Stempel ſeine Bewegung durch Hebel oder Excenter und zwar in horizontaler oder vertikaler Richtung. Ein ſtarker Durchſchnitt, deſſen man ſich zum Ausſtoßen der Nietlöcher bedient, kann zugleich als Nietmaſchine gebraucht werden, wenn man Drücker und Unterlage gegen die beiden Nietſtempel vertauſcht.

Niethammer, Friedrich Immanuel, Philoſoph und verdienter Schulmann, geb. 26. März 1766 zu Beilſtein in Würtemberg, ward 1793 Profeſſor der Philoſophie und Theologie zu Jena, 1804 Profeſſor und Konſiſtorialrath zu Würzburg, 1807 Obercentralſchulrath und 1829 erſter evangeliſcher Oberkonſiſtorialrath zu München. Seit 1845 in den Ruheſtand verſetzt, ſtarb er 1. April 1848. Seine Schrift: »Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unſerer Zeit« (Jena 1808) trat der durch das Utilitätsprincip hervorgerufenen Umgeſtaltung der Schulen allgemeiner Bildung in bloße Berufsſchulen entgegen, und ſeine einflußreiche Stellung machte es ihm möglich, ſeine Grundſätze in dem 1808 für Bayern ausgearbeiteten, 1829 weſentlich veränderten neuen Lehrplan praktiſch durchzuführen. Von ſeinen im Kant'ſchen, ſpäter im Fichte'ſchen Geiſt verfaßten Schriften ſind noch zu erwähnen: »Verſuch einer Ableitung des moraliſchen Geſetzes aus den Formen der reinen Vernunft« (Jena 1793); »Ueber Religion als Wiſſenſchaft« (Neuſtrelitz 1795); »Verſuch einer Begründung eines vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens« (Leipz. 1798). Auch begründete er das »Philoſophiſche Journal«, das er zuerſt allein (Jena 1795—96), dann gemeinſchaftlich mit Fichte (Bd. 5—10, daſ. 1797—1800) herausgab.

Nietnagel, ſ. Nieten.

Niet- und nagelfeſt, ſ. Fixa vincta.

Nieuport (Nieuwpoort, ſpr. nihwpört), Stadt in der belg. Provinz Weſtflandern, Bezirk Furnes, an der Yſer, 3,5 Kilom. vom Meer entfernt, hat eine ſchöne Kirche, eine Gemäldegallerie, Spitzenfabrikation, Fiſchfang, einen Hafen, ein Seebad (ſeit 1876) und (1874) 3221 Einw. Hier 2. Juli 1600 Sieg der Niederländer unter Moritz von Oranien über die Spanier unter dem Erzherzog Albrecht von Oeſterreich; in der Nähe 2. Aug. 1653 Seeſchlacht, in welcher die

niederländische Flotte unter Tromp von der englischen unter Monk und Deane geschlagen wurde. 1712 schenkte Philipp V. von Spanien die Stadt N. dem Kurfürsten von Bayern, der sie aber 1713 im Utrechter Frieden an Oesterreich abtrat. 1745 ward N. von den Franzosen belagert und zur Kapitulation gezwungen; dasselbe geschah infolge der französischen Invasion 1794.

Nieuwerkerke (spr. nüwwer- oder niöwer-), Alfred Emilien, Graf von, Bildhauer, geb. 16. April 1811 zu Paris, trieb die Kunst als Liebhaber. Er modellirte die treffliche Reiterstatue Wilhelms des Schweigsamen von Oranien (von Sover gegossen und 1845 im Haag aufgestellt), desgleichen eine Marmorstatue von Descartes für Tours und andere Werke. 1849 wurde er Generaldirektor der Museen, 1853 Mitglied der Kunstakademie, 1864 Senator, erfuhr überhaupt am kaiserlichen Hofe viele Auszeichnungen. Die Revolution vom 4. Sept. 1870 vertrieb ihn von seinem Posten.

Nievo (spr. njêwo), Ippolito, ital. Dichter, geb. 1832 zu Padua, war von seinem 18. Jahr an ununterbrochen in die nationalen Verschwörungen und Kämpfe verwickelt, folgte den »Tausenden« Garibaldi's, in deren Reihen er eine höhere Officierstelle bekleidete, auf der Expedition nach Marsala in Sicilien und kam auf der Rückkehr beim Schiffbruch des Herkules (1861) ums Leben. Mit dem 29jährigen Freiheitshelden ging seinem Vaterland ein poetisches Talent verloren, auf welches man die glänzendsten Hoffnungen gesetzt hatte. Bei Lebzeiten hatte er einige Novellen erscheinen lassen, unter denen »Il conte pecorajo«, »Angelo di bontà« und »Le avventure del barone di Nicastro« hervorragen. Weit bedeutender aber ist der nachgelassene Roman: »Confessioni d'un ottuagenario« (Flor. 1867, 2 Bde.; deutsch im Feuilleton der Wiener »Presse« 1875), den die italienische Kritik unter den Produkten der italienischen Romanliteratur als das einzige bezeichnet, das »einen Geist verrieth, kräftig genug, sich jenem Manzoni's anzuschließen«. In die persönlichen Lebensschicksale des Helden ist die ereignisreiche Zeitgeschichte Italiens von 1775—1858 mit eingeflochten, wobei drei denkwürdige und charakteristische Episoden besonders hervortreten: der Sturz der venetianischen Oligarchie, die Belagerung von Genua und die neapolitanische Revolution von 1820. So kann das Werk als eine Art historischen Romans betrachtet werden, der aber nicht bloß eine einsichtsvolle Kenntnis der Epoche, sondern auch eine wahrhaft künstlerische Hand in der Ausführung verräth. Auch in lyrischen Proben bethätigte sich das eigenthümliche und bedeutende Talent dieses Dichters.

Nièvre (spr. njähwr), Departement im Innern von Frankreich, gebildet aus der alten Provinz Nivernais und Theilen von Orléanais und Gâtinais, grenzt an die Departements Loiret, Yonne, Côte d'Or, Saône-et-Loire, Allier und Cher (von letzterem durch Loire und Allier getrennt) und hat einen Flächenraum von 6816 QKilom. (123,8 QM.) mit (1872) 339,917 Einw. Das Land ist hoch und bergig, besonders im O. durch das Morvangebirge, die Wasserscheide zwischen Loire und Seine (im Prénelay 850 Meter hoch); im S. und W. fließt die Loire, welche hier rechts den Aron, die 53 Kilom. lange Nièvre, welche dem Departement den Namen gibt, und den Nouain, links den schiffbaren Allier aufnimmt. Zum Flußgebiete der Seine gehört die Yonne, welche hier ihren Ursprung hat. Das Klima ist in den Thälern gemäßigt und gesund, dagegen auf den Plateau's des Morvan kalt und feucht. Der Boden ist im allgemeinen dem Ackerbau nicht sehr günstig, durch fleißige Bearbeitung aber selbst in den Gebirgsgegenden ziemlich ergiebig gemacht. Von der Gesammtfläche kommen auf Aecker 320,913, Wiesen 90,896, Weinberge 10,395, Wälder 198,609, Heide- und Weideland 14,080 Hektar. Die Produktion an Getreide betrug 1875: 2,8 Mill. Hektol., hauptsächlich Weizen und Hafer, sodann Gerste und Roggen; doch genügt dieselbe für den Bedarf des Departements nicht. Andere Bodenerzeugnisse sind: Kartoffeln (über 2 Mill. Hektol.), Hülsenfrüchte, sehr viel Rüben und Hanf, Raps, Aepfel und Wein von mittlerer Qualität (1872 nur 60,607, dagegen 1871: 258,000 Hektol.). Die ausgedehnten Forsten liefern viel Bau- und Brennholz und versehen Paris zum großen Theil mit letzterem Artikel. Die Viehzucht ist ziemlich bedeutend; eines besondern Rufs erfreuen sich die Ochsen der Nivernaisrasse, dann die Schafe, welche zwar klein sind, aber schmackhaftes Fleisch und feine Wolle liefern. Auch die Pferde sind wegen ihrer Ausdauer geschätzt. Von höchster Bedeutung für das Departement sind der Bergbau und die darauf gegründete metallurgische Industrie. Ersterer liefert vor allem Steinkohlen, wovon in dem Bergwerk von Décize allein 1875: 1,42 Mill. metr. Ctr. gefördert wurden, dann Eisenerz (170,000 metr. Ctr.), Kalkstein und Gips. Von den Mineralquellen sind die von Pouques, St. Honoré und Parizé le Châtel die besuchtesten. Die metallurgische Industrie umfaßt acht große Werke (darunter die zu Fourchambault, La Chaussade und Nevers) mit zusammen 3060 Fabrikarbeitern und wohl ebensoviel außerhalb der Etablissements beschäftigten Hülfskräften und einer Produktion von Gußeisen, Puddel-, Guß- und Bessemerstahl, Blech, Draht, Stabeisen, Wagenaren, Schiffsketten und Ankern, Feilen, Nägeln, Projektilen u. a. im Werth von 20 Mill. Franken. Andere Industriezweige von größerem Umfang sind die Fabrikation von Porzellan, Fayence, Glas (über 3 Mill. Flaschen), Papier und Rübenzucker. Hieran schließen sich noch die Fabrikation von Kerzen, Tuch und Wollstoffen, die Branntweinbrennerei und Gerberei. In Verbindung mit der ansehnlich entwickelten Industrie steht ein gleichfalls sehr lebhafter Handel, welcher Eisen- und Holzwaaren, Kohlen und Wein zu Hauptgegenständen hat und durch ein reiches Netz von Verkehrswegen gefördert wird. Von Eisenbahnen durchziehen das Departement die Linie Orléans-Lyon und deren Abzweigungen nach Clamecy, Moulins und Bourges; Wasserstraßen sind die Loire und Allier, der Kanal von Nivernais, welcher die Loire durch den Aron und die Yonne mit der Seine verbindet, und der Seitenkanal der Loire mit der Abzweigung nach Nevers. Unterrichtsanstalten sind: ein Lyceum, 2 Kommunalcollèges, 4 freie Mittelschulen und 480 Primärschulen. Die Volksbildung steht aber auf niederer Stufe, da von je 100 über 6 Jahre alten Personen 47 weder lesen, noch schreiben können. In administrativer Beziehung wird das Departement eingetheilt in die vier Arrondissements Nevers, Château-Chinon, Clamecy und Cosne; Hauptstadt ist Nevers.

Ni fallor (lat.), wenn ich mich nicht irre.

Nifen (Neifen), s. Gottfried von Neifen.

Nifelheim, s. Nordische Mythologie.

Nigaud (franz., spr. -goh), Einfaltspinsel, Tropf.

Nigde (Nikde), Hauptstadt eines Liwa's im asiatisch-türk. Wilajet Konia (Karaman-Ili), mit vielen verfallenen Gebäuden und 6—7000 Einw.

Nigella *L.* (Schwarzkümmel), Pflanzengat-

tung aus der Familie der Ranunkulaceen, einjährige oder perennirende Kräuter mit fiederartig fein zertheilten Blättern, einzeln stehenden, endständigen Blüten mit großem, fünfblätterigem, blumenkronenartig gefärbtem Kelch und 5—10 kleinen, zweilippigen Blumenblättern, 5—10 verwachsenen, geschnäbelten, vielsamigen Kapseln und schwarzen Samen. N. damascena *L.* (Gretchen im Busch, Braut oder Jungfer in Haaren, Kapuzinerkraut), mit 30—60 Centim. hohem Stengel, abwechselnden, vielfach fein zertheilten Blättern und hellblauen, mit fein getheilter, grüner Hülle umgebenen Blüten, unter den Saaten in den Küstenländern des Schwarzen Meers wachsend, wird in Gärten in verschiedenen Varietäten als Ziergewächs kultivirt. Die Samen riechen beim Reiben deutlich erdbeerartig. N. sativa *L.* (schwarzer oder römischer Koriander, Nardensamen, Nonnennägelein, Nigelle), mit aufrechtem, behaartem Stengel, blauen Blüten ohne Hülle und eiförmigen, dreikantigen, netzadrigen Samen, in Kleinasien und im südlichen und mittlern Europa wild wachsend, wird hier und da, z. B. bei Erfurt, kultivirt. Die besonders beim Zerreiben kajeputartig riechenden und ebenso schmeckenden Samen wurden früher als auflösendes und diuretisches Mittel und werden jetzt noch in Aegypten und im Orient als Gewürz angewandt.

Niger, der bedeutendste Strom Mittelafrika's, entspringt nach gewöhnlicher Annahme unter dem Namen Dscholiba (»großer Fluß«) im Innern von Senegambien in der Landschaft Sankaran, unter 9° nördl. Br. auf dem hohen Lomagebirge aus mehreren Quellen, deren Wasser sich bereits nach 6 Kilom. langem Lauf am Nordrande des Gebirges zu einem an 50 Meter breiten, reißenden Strom vereinigen. Derselbe durchzieht, gegen NO. fließend, die Landschaft Kankan, nimmt links den Tankisso auf und geht nach 20 Tagereisen seines Laufs bei Segu vorbei, wo er bereits über 7 Kilom. breit ist. Hier wendet er sich gegen O., bald aber wieder gegen NO., bildet, indem er sich in zwei Arme spaltet, die 132 Kilom. lange Insel von Dschenni, schlägt darauf nördliche Richtung ein und theilt sich abermals, eine noch längere Insel zwischen seine Arme fassend. Hier wird der Strom von den zum Fulbestamm gehörenden Anwohnern Mayo genannt. Nachdem er den großen See Debo durchflossen, beginnt die dritte und größte Bifurkation, durch welche eine fast 300 Kilom. lange, Dschimballa genannte Insel entsteht. In der Gegend der Wiedervereinigung beider Arme, von denen der westliche Weißer Fluß, der östliche Schwarzer Fluß heißt, ist das Land weit und breit von zahllosen Wasseradern durchzogen, welche unter einander und mit dem Hauptarm ein verworrenes Netz von Stromläufen bilden. Das Gefälle des Strombettes ist bis dahin so gering und die dem Oberlauf durch die Winterregen zugeführte Wassermenge eine so gewaltige, daß der Strom nicht nur weit über seine Ufer tritt, sondern sogar vom Debosee aufwärts nach S. strömt und erst nach der Regenzeit den ihm natürlichen Lauf wieder einschlägt. Nördlich von der 22 Kilom. langen Insel Kora wendet sich der Fluß plötzlich nach O., während auf seinem flachen linken Ufer ein kleiner Arm, der von Korome, in der bisher vom Strom eingehaltenen Richtung fortsetzt, im Verein mit anderen Wasserzügen die Inselgruppe Dai bildet und nach 10 Kilom. langem Lauf nach Kabara, dem Hafenort von Timbuktu, führt. Nördlich von dem nach O. fließenden Hauptstrom begleitet ihn ein 4—12 Kilom. breites Ueberschwemmungsbett, das nach dem Binnenland zu von einer höhern Dünenreihe begrenzt wird, während eine minder hohe den größten Theil des eigentlichen Stromufers säumt und andere dammartig die Niederung durchziehen. Der Strom wird hier von den Fulbe Majo Balleo, von den Sourhai Issa, von den Tuareg N'eghirreu (zusammengezogen N'gir, woraus der Name N. entstanden sein soll) genannt. Die Ufer desselben bleiben flach und sumpfig bis Bamba, von wo er, wenige Stellen ausgenommen, zwischen scharf markirten Ufern eingeschlossen, ja manchmal bedeutend eingeengt wird. Wenige Meilen unterhalb Bamba, bei Burrum, erreicht der N. den nördlichsten Punkt seiner großen, der Wüste zugekehrten Biegung und macht hier das »Knie von Burrum«, indem er sich nach SO. wendet; hier nimmt er den Namen Kuara (Quorra, Kowara) an, der ihm bis zu seinem Delta bleibt. Noch oberhalb des Knies durchbricht er ein etwa 100 Meter hohes felsiges Plateau und bildet die merkwürdige Stromenge Tossaie, wo er nur 130—160 Meter breit ist, aber eine bedeutende Tiefe haben soll. In der Landschaft von Burrum ist das Bett reich an Inseln und an einzelnen Stellen wohl 11 Kilom. breit; es gleicht einem breiten, sumpfigen, von steilen Felsrändern oder hohen Dünen umschlossenen Thal, dicht bewachsen mit Rohr und Schilf und von einem Labyrinth von schmalen Hinterwassern durchzogen. Wo der Fluß sich nicht, wie an einigen Stellen geschieht, über abschüssige Felsriffe stürzen oder zwischen Steinmassen hindurchdrängen muß, strömt er mit mäßiger Geschwindigkeit weiter gegen S. Bis da, wo die Städte Garo und Sinder an ihm liegen, ist das Bett felsig, die Zahl der Stromschnellen und Klippen nimmt zu, die Ufersümpfe werden selten; häufig ist der Strom in mehrere Arme zerspalten und bespült lang gestreckte Inseln. Die zahlreichen Felsenmassen machen hier die Schiffahrt sehr gefährlich. Seine Geschwindigkeit mag hier 11 Kilom. in der Stunde betragen. Bei den genannten Städten ist der N. mit ausgedehnten Inseln angefüllt und das ganze, 10—15 Kilom. breite Thal fruchtbar, sorgfältig angebaut und gut bevölkert. Weiter unten fehlt dem Thal eine scharf markirte Grenze, bis jenseit der Einmündung des Sfirba die 125—130 Kilom. lange, durchschnittlich 300 Meter hohe Bergkette von Bafele die Ostseite des Flusses begleitet. Von Sinder abwärts bis Sfai beträgt die Breite durchschnittlich 1600—2000 M.; bei Sfai selbst dagegen, wo der Fluß um eine 200 M. hohe Hochebene herum nach S. fließt, hat er nur 650 M. Breite, ist von felsigen Ufern (7—9 M. hoch) eingeschlossen und hat eine Geschwindigkeit von etwa 5,5 Kilom. in der Stunde. Die nächste Strecke weiter abwärts bis Rabba ist der Stromlauf noch nicht aufgenommen, obwohl von Mungo Park (s. d.) befahren worden; von Wara abwärts ist er durch die Gebrüder Lander (s. d.) bekannt, welche ihn 1830 bis hierher aufwärts befuhren. Unter 9½° nördl. Br. wendet er sich nach OSO. und fließt unter 5° östl. L. v. Gr. bei Rabba vorbei; bis zu dieser Stadt reichen die Kenntnisse, welche wir durch die englischen Nigererpeditionen erlangt haben. Das Bett des Flusses ist breit und auf der Ostseite von nicht unbedeutenden Bergketten begleitet. Bei Egga wendet er sich um die bis 900 Meter hohen Rennellberge herum nach S., welche Richtung er bis zur Mündung beibehält, und strömt unter 7½—8° nördl. Br. an einem 360 Meter hohen Absturz vorüber. Hier sind seine Ufer außerordentlich schön, reich an malerischen Felskegeln und mit üppigster Vegetation geschmückt. Von O. her strömt

ihm hier der mächtige Binue (s. d.) zu. Unter 5½° nördl. Br. beginnen vom Kuara aus die Seitenarme sich abzuzweigen, welche das Mündungsdelta des N. umschließen und durchziehen, nach SO. namentlich der Bonny, nach W. der Wari; der Hauptstrom führt in der Mitte den Namen Nun. Ein gewaltiger Mangrovewald säumt die unzähligen Inseln längs des Meers, zwischen denen sich auf einer Küstenstrecke von fast 600 Kilom. die Gewässer des N. durch 22 Mündungen in den Ocean (Busen von Benin) ergießen. In der Regenzeit steht das Deltaland unter Wasser; in der trockenen Jahreszeit entwickeln sich hier die verderblichsten Miasmen. Der N. der Alten ist nicht der heute von uns so benannte Strom; Plinius und Ptolemäos verstanden darunter den Ued Gir im O. der Oase Tuat. In den späteren Jahrhunderten gewann die Kenntnis des N. durch Handelsverbindungen der Araber nur wenig an Klarheit; das Mittelalter mischte neue Irrthümer zu. Eine neue Epoche für seine Kenntnis beginnt erst mit der Stiftung der Afrikanischen Gesellschaft, namentlich durch die Reisen Mungo Parks und Laings, welche die erste sichere Nachricht über die Quelle des N. gaben. Im umgekehrten Verhältnisse zum Nil hat der N. am längsten seine Mündung wissenschaftlicher Entdeckung vorenthalten. Die ersten Vermuthungen über die wahre Mündung des N. stellte 1802 der Deutsche Reichard auf; sie wurden später durch die Gebrüder Lander (1830) zur Gewißheit erhoben. Ueber das mittlere Nigergebiet haben wir durch Barth wichtige Aufschlüsse erhalten. In seinem untern Lauf, bis Rabba, wird der N. jetzt regelmäßig von englischen Dampfern befahren. S. Karte »Senegambien«.

Nigger (engl., für negro), in Amerika verächtliche, schimpfende Bezeichnung eines Negers.

Nightingale (spr. neitingel), Miß Florence, durch ihre menschenfreundlichen Bestrebungen bekannt geworden, geb. 1823 zu Florenz als Tochter eines englischen Gutsbesitzers auf Embley Park in Hampshire, erhielt von ihrer Mutter, einer Tochter Will-Smiths, des eifrigen Beförderers der Sklavenemancipation, früh eine philanthropische Richtung, besuchte viele Schulen, Hospitäler und Rettungshäuser Englands und des Festlandes und verweilte 1851 einige Monate in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein. Nach England zurückgekehrt, verwandte sie einen ansehnlichen Theil ihres Vermögens auf die Reorganisation des Hospitals für Gouvernanten in London und zeichnete sich dann besonders im orientalischen Krieg als Vorsteherin der englischen Hospitäler in Skutari und Balaklawa aus. Ein in England für sie zusammengebrachtes Kapital von 50,000 Pfd. Sterl. wurde auf ihren Wunsch zur Erweiterung des Londoner St. Thomashospitals, namentlich zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen, verwendet. Sie schrieb: »Hints on hospitals« (Lond. 1859, 3. Aufl. 1863; deutsch, Memel 1866) sowie »Notes on nursing« (Lond. 1858, neue Ausg. 1868; deutsch, Leipz. 1861).

Nigra, Constantino, Cavaliere, ital. Staatsmann, geb. 12. Juni 1827 bei Ivrea, trat 1848 als Student in die Armee, focht mit Auszeichnung bei Pastrengo, Santa Lucia, Calmosino und Rivoli, widmete sich dann wieder seinen Studien und erhielt infolge einer Preisarbeit unter Azeglio eine Anstellung im Ministerium des Aeußern. Nachdem er unter Cavours Leitung an den Unterhandlungen über die Handelsverträge mit dem Zollverein, England, Oesterreich, Frankreich und Belgien theilgenommen, folgte er Cavour bei den Besuchen des Königs in Paris und London 1855 als Sekretär und 1856 als Chef der Gesandtschaftskanzlei zu den Friedenskonferenzen nach Paris. Von Cavour mit der Leitung seines Kabinets betraut, war er fortan in alle Pläne jenes großen Staatsmanns eingeweiht. 1859 nahm er an den Verhandlungen des Züricher Friedens theil. Von Zürich aus ging er erst als Geschäftsträger, sodann als bevollmächtigter Minister der sardinischen Regierung nach Paris und bewies in dem damals zwischen Napoleon III. und Cavour sich entspinnenden Kampf um die Oberherrschaft Italiens große Klugheit und Mäßigung. Durch die Ernennung Nigra's zum italienischen Gesandten am Tuilerienhof 1. Aug. 1861 erfüllte Victor Emanuel einen der letzten Wünsche des sterbenden Cavour. N. gehörte in Paris zu den Vertrauten des kaiserlichen Hofs und galt namentlich für einen Günstling der Kaiserin. Diese persönlichen Beziehungen nützten ihm in seiner schwierigen Stellung nicht wenig; er erlangte auch von den geheimsten Verhandlungen Kenntnis und war das Organ, durch welches Napoleon seine persönlichen Wünsche dem König und der italienischen Regierung kundthat. Auch nach dem Sturz des Kaiserreichs blieb er in Paris und wurde erst nach dem Fall des Ministeriums Minghetti 1876 als Botschafter nach Petersburg versetzt.

Nigrescīren (lat.), schwarz werden.

Nigrītien, s. v. w. Sudân.

Nigrītier, s. v. w. Neger.

Nihil (nil, lat.), nichts. N. ad rem, das gehört nicht hierher, thut nichts zur Sache. N. habenti nihil deest, wer nichts hat, dem fehlt nichts. N. humani a me alienum puto, s. Homo sum etc. N. in intellectu, quod non ante in sensu, nichts ist im Verstand, was nicht vorher im Sinn, d. h. durch sinnliche Wahrnehmung angeeignet war, Grundsatz des Empirismus und Sensualismus. N. probat, qui nimium probat, nichts beweist der, welcher zu viel beweist. N. sciri potest, no id ipsum quidem, nichts kann man wissen, nicht einmal dieses selbst, nämlich, daß man nichts weiß, Grundsatz der Skeptiker.

Nihilianismus (v. lat. nihil, nichts), die dem Petrus Lombardus (s. d.) aus Mißverständnis beigelegte, vom Papst Alexander III. 1179 verdammte und von den Pariser Theologen um 1300 öffentlich gemißbilligte Ansicht, daß Christus, insofern er Mensch ist, nichts sei.

Nihilismus, s. Nichts und Nihilisten.

Nihilisten, Bezeichnung für die Anhänger einer unter der Jugend beider Geschlechter, auch der höchsten Stände, in Rußland hervorgetretenen und weit verbreiteten Anschauungsweise (Nihilismus), welche nach der Zertrümmerung der geschichtlichen Grundlagen der Gesellschaft und des Staats strebt und rein materialistische oder socialdemokratische oder auch ganz utopistische Ziele verfolgt, theilweise aber durchaus pessimistisch an der Welt verzweifelt, nichts als gut oder verbesserungsfähig gelten läßt und daher das eigene sowie anderer Leben für werth- und zwecklos hält. Unter Studenten u. a. bildeten die N. auch geheime Verbindungen, welche aus Anlaß des Attentats auf Alexander II. 4. April 1865 aufgedeckt und unterdrückt wurden. Vgl. Russisches Reich, Geschichte.

Nihĭlum album, s. Zinkoxyd.

Niigata (Niégata), einer der den Europäern seit 1860 eröffneten Häfen Japans, an der Westküste der Insel Nippon, hat wegen der großen Mineralager in seiner Nähe eine Zukunft, spielt aber im Außenhandel eine sehr untergeordnete Rolle. Werth

der Einfuhr 1874: 2,2 Mill., der Ausfuhr (besonders Reis und Fische) 1,6 Mill. Doll. Bedeutend ist das Frachtgeschäft über Land nach Jokohama. Das Deutsche Reich unterhält in N. einen Konsul.

Nijkerk (spr. neik), Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, 3 Kilom. von der Zuidersee, durch einen Kanal mit dieser verbunden, und an der Bahn von Utrecht nach Zwolle, hat ein Kantonalgericht, eine reformirte, eine römisch-katholische und eine Separatistenkirche, Flachsspinnerei und Mattenflechterei, Schiffahrt, Tabak-, Getreide-, Holz- und Viehhandel und (1869) 7590 Einw.

Nijmegen (spr. neimegen), Stadt, s. Nimwegen.

Nikaaufstand, die große Empörung in Konstantinopel 13.—20. Jan. 532 gegen Kaiser Justinian I., veranlaßt durch die beiden Cirkusparteien der Grünen und der Blauen, welche, gereizt durch eine Grausamkeit des Kaisers und ihren Hader vergessend, unter dem Ruf: »Nika!« (»Siege«) die Stadt in Brand steckten, durch Zugeständnisse des Hofs nicht beschwichtigt, Justinian stürzen wollten und deshalb das Schloß bestürmten. Nachdem 17. Jan. ein Angriff der Söldnerscharen Belisars vergeblich gewesen, gelang es endlich, die Blauen zu gewinnen und die Grünen in der Rennbahn zu überfallen, wo 30,000 Menschen niedergemetzelt wurden, womit der Aufstand niedergeschlagen war. Vgl. W. A. Schmidt, Der Aufstand in Konstantinopel unter Justinian (Zür. 1854).

Nikäa (Nicäa), im Alterthum bedeutende Stadt in Bithynien, am Askaniasee, wurde 316 v. Chr. von Antigonos, dem Sohn des Philippos, unter dem Namen Antigonia erbaut und erst später von Lysimachos N. benannt. Die Stadt war oft Residenz der Könige Bithyniens und blieb wichtig durch ihren Handel, indem sie ein Durchgangspunkt für die Hauptstraßen in Vorderasien wurde. Der jüngere Plinius machte sich als Gouverneur von Bithynien um die Stadt durch Wiederherstellung ihrer Monumente verdient. Sie war Geburtsort des Astronomen Hipparch und des Geschichtschreibers Dio Cassius und ward frühzeitig der Sitz eines christlichen Bischofs und dann eines Erzbischofs. Erst 1080 erlag sie dem Andrang der Seldschuken, denen sie im ersten Kreuzzug 1097 wieder entrissen wurde. Im 13. Jahrh. machte Theodor Laskaris N. zur Hauptstadt seines vorderasiatischen Reichs, welches von Orchan 1330 dauernd für die osmanische Herrschaft gewonnen wurde. Das an der Stelle der alten Stadt gelegene Isnik ist ein armer Ort von kaum 100 Häusern. Fast vollständig erhalten sind die alten Mauern der Stadt; im Innern sind die Ruinen eines Theaters, Gymnasiums ꝛc. zu erkennen. Berühmt sind in der Kirchengeschichte die 325 und 787 hier abgehaltenen nicäischen Kirchenversammlungen (das erste und siebente ökumenische Koncil). Auf der ersten wurde die Arianische Lehre (s. Arianischer Streit) verdammt und auf Grund des alten apostolischen Symbolums das Nicäische Glaubensbekenntnis festgestellt. Die zweite Kirchenversammlung zu N., das siebente ökumenische Koncil, ward von der Kaiserin Irene 787 berufen, um die Verehrung der Bilder in der Kirche durchzusetzen (s. Bilderdienst und Bilderverehrung).

Nikándros (Nicander), griech. Arzt, Grammatiker und Dichter, aus Kolophon gebürtig, lebte um 150 v. Chr. Von seinen Schriften sind noch zwei schwülstige und schwerfällige Gedichte übrig: »Theriaca«, von giftigen Thieren und von Mitteln gegen ihre Bisse, und »Alexipharmaca«, von Gegengiften bei Vergiftungen durch Speise und Trank handelnd (beide herausgeg. von O. Schneider, Leipz. 1856). Unter seinen verlornen Gedichten befanden sich auch die von Ovid nachgeahmten Metamorphosen. Vgl. Volkmann, De Nicandri vita et scriptis (Halle 1852).

Nikätor (griech., »Sieger«), Beiname der syrischen Könige Seleukos I. und Demetrios II.

Nikde, Stadt, s. Nigde.

Nike, in der griech. Mythologie die Göttin des Siegs, nach Hesiod Tochter des Pallas und der Styx, die stete Begleiterin des Zeus und ebenso unzertrennlich von Pallas Athene, die neben jenem alle höchste Naturkraft und Weltmacht vertritt; weiterhin im Leben der Griechen Symbol jedes glücklichen Vollbringens. In Athen hatte sie einen kleinen Tempel rechts am Eingang zur Burg. Die Siegesgöttin der Römer hieß Victoria und genoß von Seiten des kriegerischen Volks einer ausgedehnten Verehrung. Die eigentliche Stätte ihres Kultus war das Kapitol, wo sie einen vom Konsul L. Postumius im Samniterkrieg (294 v. Chr.) geweihten Tempel hatte, und wo auch siegreiche Feldherren Bilder der Göttin zum Andenken an ihre Kriegsthaten aufzustellen pflegten. Die prächtigste Statue dieser Art weihte Augustus nach seinem Sieg bei Actium; das eigentliche Fest der Victoria war der 12. April. Die bildende Kunst pflegte die Siegesgöttin in der Regel geflügelt darzustellen; ihre gewöhnlichen Attribute sind Palmzweig und Lorbeerkranz. Größere Statuen derselben sind selten (eine werthvolle antike Nikestatue von Päonios wurde neuerdings in Olympia ausgegraben); um so häufiger findet sie sich auf Vasen und Münzen sowie in kleinen Bronzen. Eine schöne Bronze bewahrt das Kasseler Museum; ein schönes Hautrelief in Terracotta findet sich in den Vereinigten Sammlungen zu München. Von Schöpfungen neuerer Bildner haben besonders die N. von Schadow auf dem Brandenburger Thor zu Berlin und die Viktorien von Rauch in der Walhalla Berühmtheit erlangt. Vgl. Knapp, N. in der Vasenmalerei (Tübing. 1876).

Nikephóros (griech., »Siegbringer«), 1) Name mehrerer oströmischen Kaiser: a) N. I., aus Seleukia, war Großschatzmeister, als er durch eine Verschwörung, infolge deren die Kaiserin Irene gestürzt ward, 802 auf den Thron gehoben wurde. Von Geiz und Habgier beseelt, herrschte er hart und gewaltthätig, ließ den Feldherrn Bardanes, der gegen ihn zum Kaiser ausgerufen worden, blenden, bedrückte den Klerus, führte 802—807 unglückliche Kriege gegen die Araber, welche ihn in Phrygien besiegten und zu einem schimpflichen Frieden zwangen, und fiel Juli 811 im Kampf gegen die Bulgaren. Sein Sohn Staurakios wurde nicht als Kaiser anerkannt, sondern in ein Kloster gebracht. — b) N. II. Phokas, ein Makedonier, geb. 913, führte als Feldherr des Kaisers Romanos II. glückliche Kriege gegen die Saracenen, eroberte Kreta und einen Theil Syriens und ward 963 von der Kaiserin Theophano, nachdem sie ihren Gemahl Romanos vergiftet, zum Gemahl erwählt und vom Heer zum Kaiser ausgerufen. Er war von unansehnlicher Gestalt und häßlich, aber kräftig und energisch, einfach und sparsam. Er hob die Wehrkraft des Reichs, entriß den Saracenen Kilikien und Syrien, kämpfte glücklich gegen die Bulgaren, bedrückte aber das Volk mit hohen Steuern und zog sich trotz seiner äußern Frömmigkeit den Haß der Geistlichkeit zu. Er ward auf Antrieb Theophano's 11. Dec. 969 von seinem Feldherrn Johannes Tzimisces ermordet. — c) N. III. Botaniates wurde

1078 gleichzeitig mit N. Bryennios (Vater von N. 3), welchen das Heer in Adrianopel zum Kaiser ausrief, in Nikäa zum Kaiser erhoben, nahm, nachdem Michael VII. sich in ein Kloster zurückgezogen, den Thron ein, wurde aber bereits 1081 von Alexios Komnenos gestürzt und endete in einem Kloster.

2) N. Constantinopolitanus, griech. Geschichtschreiber, geb. 758, ward Geheimschreiber der Kaiserin Irene, dann Mönch und 806 Patriarch zu Konstantinopel, aber, als er sich dem Bildersturm widersetzte, 814 in ein Kloster verwiesen, wo er 828 starb. Er schrieb eine »Chronologia compendiaria« (herausgeg. von Camerarius, Bas. 1561 u. Leipz. 1573) und ein »Breviarium historicum«, von 602—770 reichend (herausgeg. von Bekker, Bonn 1837).

3) N. Bryennios, ebenfalls griech. Geschichtschreiber, geboren zu Orestias in Makedonien, ward vom griechischen Kaiser Alexios Komnenos, dessen Tochter Anna er heirathete, zum Cäsar ernannt und starb 1137 in Konstantinopel. Er schrieb »Historische Materialien« des Komnenischen Hauses, die von seiner Gemahlin Anna Komnena zu einem biographischen Geschichtswerk ergänzt wurden, von dem sich aber nur vier Bücher, den Zeitraum von 1057—1081 umfassend, erhalten haben. Herausgegeben wurden sie von Meineke (Bonn 1836).

4) N. Gregoras, Historiker, s. Gregoras.

Niketas, 1) Akominatos, auch Choniates von seinem Geburtsort Chonä (Kolossä) in Phrygien genannt, byzantin. Geschichtschreiber, bekleidete im 12. Jahrh. am griechischen Kaiserhof zu Konstantinopel mehrere öffentliche Aemter und floh nach der Eroberung der Stadt durch die Lateiner 1204 nach Nikäa in Bithynien, wo er 1216 starb. Sein Hauptwerk ist eine werthvolle, nur in etwas gekünsteltem Stil geschriebene und von Haß gegen die Lateiner erfüllte »Geschichte der griechischen Kaiser« in 21 Büchern, die als Fortsetzung der des Zonaras den Zeitraum von 1118—1206 umfaßt und zuerst von Wolf (Bas. 1557), dann von Bekker (Bonn 1835) herausgegeben worden ist. Außerdem besitzen wir von ihm eine Beschreibung der von den Franken bei der Einnahme von Konstantinopel zerstörten Denkmäler, (herausgeg. von Wilken, Leipz. 1830; deutsch in dessen »Geschichte der Kreuzzüge«, Bd. 5, das. 1829).

2) N. Eugenianos, griech. Dichter des 12. Jahrh., schrieb einen ziemlich umfangreichen Roman in Jamben, der die Liebesabenteuer des Charikles und der Drosilla behandelt und von Boissonade (Lond. 1819, 2 Bde.) sowie in den »Scriptores erotici« von Hercher, Bd. 2 (Leipz. 1859) veröffentlicht wurde.

Niketerien (griech.), Siegesfeste, Siegespreise.

Nikias, Sohn des Nikeratos, athen. Staatsmann und Feldherr, der reichste Mann Athens, war, nachdem er schon unter Perikles Feldherr und namentlich geschickter Flottenführer gewesen, nach dessen Tode 429 v. Chr. fünf Jahre lang Strateg und erwarb sich durch seine Freigebigkeit eine einflußreiche Stellung als das Haupt der konservativen Partei. Er war Gegner des Kleon sowohl in der innern wie in der äußern Politik, in der er Anhänger des Friedens war, aber, obwohl verfassungstreu und loyal, nicht entschlossen und energisch genug. 427 nahm er die Insel Minoa und befestigte dieselbe gegen die Peleponnesier; 426 unternahm er einen Einfall in Melos, sodann in das Gebiet von Tanagra, wo er die Thebaner und Tanagräer schlug, und machte darauf einen Streifzug längs der lokrischen Küste. Nach dem Tode Kleons und der für Athen unglücklichen Schlacht bei Amphipolis brachte er 421 den 50jährigen Frieden mit Sparta zu Stande, welcher nach ihm der Friede des N. benannt wird, konnte ihn jedoch gegen die Ränke des Alkibiades nicht aufrecht erhalten. Der sicilischen Expedition widersetzte er sich mit allen Kräften, wurde aber dennoch nebst Lamachos und Alkibiades an ihre Spitze gestellt. Nach Alkibiades' Abberufung 415 mit der obersten Leitung der Expedition betraut, erfocht er einen Sieg unter den Mauern von Syrakus und war nahe daran, Syrakus zur Uebergabe zu zwingen, als die inzwischen aus Korinth und Sparta erbetene Hülfe unter Gylippos' Führung ankam, wodurch sich das Waffenglück auf die Seite der Syrakusaner neigte. Die athenische Flotte erlitt eine vollständige Niederlage, und der Rest des athenischen Heers ward 8. und 10. Sept. 413 am Fluß Asinaros vernichtet. N. ergab sich an Gylippos und ward nebst Demosthenes von den Syrakusanern hingerichtet. Die Athener brandmarkten das Andenken des N. durch Weglassung seines Namens auf dem Denkstein zu Ehren der in Sicilien Gebliebenen. Sein Sohn Nikeratos ward unter den 30 Tyrannen hingerichtet.

Nikita, Vorgebirge auf der Südostseite der Krim, mit bemerkenswerthen Ruinen alter griechischen Ansiedelungen und einem kaiserlichen botanischen Garten nebst Schulen für Gärtner und Weinbauer.

Nikita, s. Nikolaus 4).

Nikitin, Iwan Sawwitsch, russ. Volksdichter, geb. 3. Okt. 1826 zu Woronesh, gest. 28. Okt. 1861, machte sich durch zahlreiche Dichtungen bekannt, die 1859 gesammelt erschienen, und unter denen »Kulak« (1858) die namhafteste ist.

Nikobären, Inselgruppe nordwestlich bei Sumatra im Indischen Ocean, erstreckt sich zwischen 6° 45′—9° 20′ nördl. Br. und 93—94° östl. L. v. Gr. an 300 Kilom. von N. nach S. und besteht aus etwa 20 Inseln mit einem Gesammtareal von 1872 QKilom. (34 QM.) Die bedeutendsten sind: Großnikobar (Sambilong), die südlichste, von 55 Kilom. Länge; das durch den Georgskanal davon getrennte Kleinnikobar (Kleinsambilong), 22 Kilom. lang; Kamorta, Katschal (Tillangshal), Teressa und Karnikobar, die nördlichste und bekannteste von allen. Diese Inseln sind hoch, doch nur hügelig; höhere Berge finden sich nur vereinzelt. Die Gesteine sind in den höheren Bergen plutonische, der größte Theil aber besteht aus Braunkohlen und Madreporengestein. Der Boden ist fruchtbar, die Vegetation bei der herrschenden Feuchtigkeit reich und üppig; sie ist der der umliegenden Theile Indiens nahe verwandt, ebenso die Fauna, obschon beide auch manches Eigenthümliche haben. Der größte Theil der Inseln ist mit dichtem Urwald bedeckt; dies, der feuchte Sumpfboden und die große Hitze machen das Klima sehr ungesund, die Fieber verderblich und allgemein gefürchtet. Die Küsten sind von Korallenriffen eingefaßt, Häfen nur selten; der beste ist der von Nankauri in dem Kanal, der die Insel gleichen Namens von Kamorta trennt. Die Bewohner, an Zahl wahrscheinlich nur 4—5000, sind ein den Hindu wie den Malayen verwandter und doch von beiden verschiedener Stamm, der eine selbständige Sprache spricht und von harmlosem Wesen ist. Sie treiben Landbau und Fischfang nur in beschränktem Maß, aber lebhaften Handel mit Kokos und anderen Lebensmitteln, Ambra ꝛc. Versuche, Kolonien hier anzulegen, und damit verbundene Unternehmungen zur Bekehrung der Bewohner sind öfters gemacht worden, 1756 zuerst von den Dänen, welch-

die damals Friedrichsinseln genannte Gruppe in Besitz nahmen und in Karnikobar die Niederlassung Neudänemark gründeten, 1768 wieder von den Dänen, zugleich mit einer Mission der Mährischen Brüder in Kamorta, 1773 von der österreichischen Regierung, darauf 1831 und 1846 abermals von den Dänen. Alle diese Versuche sind jedoch an dem schrecklich ungesunden Klima gescheitert. In neuester Zeit (1869) hat die englische Regierung eine Kolonie zur Aufnahme deportirter Verbrecher aus Indien in Nankauri gegründet und eine regelmäßige Dampferlinie dorthin eröffnet. Eine ausführliche Beschreibung der Inselgruppe gab v. Scherzer in der »Reise der Fregatte Novara um die Erde«. Vgl. außerdem Maurer, Die N., Kolonialgeschichte und Beschreibung ꝛc. (Berl. 1867). S. Karte »Hinterindien«.

Nikolai, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Pleß, an der Bahnlinie Ratibor-Kattowitz (Wilhelmsbahn), mit Gerichtskommission, evangelischer und kathol. Kirche, Fabrikation von Blechlöffeln, Draht- und Schmiedenägeln, Eisengußwaaren, Strohpapier und Dampfkesseln, 2 Dampfmahlmühlen und (1875) 5696 Einw. (460 Evangelische und 460 Juden). In der Nähe Steinkohlengruben.

Nikolaiken, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Sensburg, am Talter Wasser, einem Arm des Spirdingsees, mit Gerichtskommission, Fischerei und (1875) 2194 Einw.

Nikolaistad, Hauptstadt des Gouvernements Wasa im Großfürstenthum Finnland, am Bottnischen Meerbusen, mit Hafen, Schiffswerfte, Handel mit Waldprodukten und (1870) 4561 Einw. N. wurde an der Stelle der 1611 von König Karl IX. von Schweden erbauten und 1842 großentheils niedergebrannten Stadt Wasa erbaut und erhielt zu Ehren des Kaisers Nikolaus I. den Namen N.

Nikolaiten, in der Offenbarung Johannis (Kap. 2, 6 u. 15) Name der Christen in Pergamon, welche nicht bloß die den Heidenchristen gegebenen Speisegesetze, sondern auch das Verbot der Unzucht (Apostelgesch. 15) mißachteten. Im Mittelalter bezeichnete man als N. die Priester, welche nach Einführung des Cölibatsgesetzes durch Gregor VII. sich nicht von ihren Weibern trennen mochten oder des Heirathens wegen aus dem geistlichen Stand austraten. Außerdem führte die theosophische Sekte der Familisten (s. d.) den Namen N.

Nikolájew, Kriegshafen und Handelsplatz im russ. Gouvernement Cherson, liegt auf einer von den Flüssen Bug und Ingul, die sich hier vereinigen, gebildeten Halbinsel, 40 Kilom. nördlich von der Mündung des erstern in das Schwarze Meer, und besteht aus 4 Bezirken, welche mit 6 mehrere Kilometer von der eigentlichen Stadt entfernten Vororten zu einem kreisunmittelbaren Militärgouvernement vereinigt sind. Der Odessaer und Moskauer Bezirk werden von den reicheren Klassen bewohnt, enthalten die öffentlichen Gebäude, Läden, Niederlagen und Kontore und bilden so die eigentliche Stadt, während die anderen Theile, der erste und zweite Admiralitätsbezirk, sowie die Vororte vollkommen Dörfern gleichen und deshalb auch »Sslobodki« heißen. N. ist Sitz des Hauptkommandirenden der tschernomorischen Flotte, welcher zugleich Militärgouverneur ist, sämmtlicher Flottenverwaltungs-, Hafen- und Werftbehörden, eines Hafenzollamts, eines Seemilitärgerichts, der Direktion der Leuchtthürme am Schwarzen und Asow'schen Meer, mehrerer Gerichtsbehörden sowie der Konsuln vieler fremden Staaten. Die Einwohnerzahl von N. beträgt (1875) 82,805 (darunter viele Deutsche, Juden, Karaiten und Tataren), die der Vororte zusammen etwa 70,000. Die Stadt ist vollkommen regelmäßig angelegt; die Straßen, rechtwinklig sich kreuzend und von enormer Länge und Breite, sind stellenweise mit Baumreihen versehen, jedoch ohne jede Pflasterung. Die schönste Straße und zugleich Promenade ist der Boulevard am Ufer des Ingul. Sehenswerth ist das Denkmal des Admirals Greyh, welches auf originelle Weise mit Kanonen und Mörsern, Ankern u. dgl. geschmückt ist. Dem Gottesdienst sind gewidmet: 11 orthodoxe, eine katholische, eine luther. Kirche, eine jüdische und eine karaitische Synagoge nebst mehreren jüdischen Betsälen und eine tatarische Moschee. An Bildungsanstalten bestehen: 2 Gymnasien (eins für Mädchen), ein Realgymnasium, eine Kreisschule mit pädagogischem Kursus zur Ausbildung von Lehrern, 2 Schulen für Kinder niederer Seebeamten, eine Hafenhandwerkerschule ꝛc.; ferner eine Sternwarte, eine Naturaliensammlung, 2 Theater, eine öffentliche Seebibliothek u. a. Von sonstigen Gebäuden sind erwähnenswerth: die Amtsgebäude der Flotten- und der Stadtverwaltung, das Kommandanturgebäude, das Haus der Flottenkapitäne (der sogen. Moldavski Dom), das Artilleriearsenal, die ausgedehnte Feuerwerkerei. Auch mehrere Kranken- und Waisenhäuser sowie eine Invalidenkolonie sind vorhanden. Seit Gründung Nikolajews befinden sich hier ausgedehnte Werften für den Bau von Kriegs- und Handelsschiffen aller Klassen (mit sehenswerthem schwimmenden Dock ganz neuer Konstruktion); infolge dessen richtete sich auch die gewerbliche Thätigkeit vorzugsweise auf die Herstellung von Schiffsbedarf; daneben sind noch Bierbrauerei und Mehlproduktion zu erwähnen. N. besitzt drei Häfen: den Kriegshafen am Ingul nördlich der Stadt, den Hafen der Russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft am Bug und (seit 1863) den Handelshafen südlich der Stadt an der sogen. Popowaja Balka, wo eine Tiefe von 7 Meter das Laden unmittelbar vom Kai aus gestattet. Die Ausfuhr seewärts ist im Wachsen und beträgt 4—8 Mill. Rubel jährlich. Hauptausfuhrartikel ist Getreide aus den südlichen Gouvernements. Die Eröffnung der Eisenbahnlinie Charkow-N. hat einen Aufschwung des Handels von N. bewirkt, der auch durch regelmäßige Dampferkurse nach Odessa, Cherson, den Häfen des Bug sowie nach englischen, holländischen und belgischen Seeplätzen unterstützt wird. Indessen ist die Einfuhr vom Ausland noch unbedeutend, da Odessa seinen Rang als Stapelplatz für ganz Südrußland behauptet und von hier aus sämmtliche Bedarfsartikel bezogen werden. Die Anzahl der angekommenen Schiffe betrug 1871 im Seeverkehr 226 mit 47,220 Lasten, im Küstenverkehr 401 mit 42,407 Lasten; die der abgegangenen im Seeverkehr 229 mit 47,782, im Küstenverkehr 267 mit 32,662 Lasten. Eigene Schiffe besaß N. 1873: 113 (darunter 3 Dampfer) mit zusammen 10,480 Tonnen Gehalt. Von kommerciellen Anstalten sind die Städtische Bank, die Filiale der Staatsbank, die Kommerzbank und mehrere andere Kredit-, Versicherungs- und Transportanstalten zu nennen. N. wurde 1789 von dem Fürsten Potemkin als Admiralitätsstadt für die Schwarzemeerflotte gegründet und in der Folge stark befestigt. Die jetzigen Befestigungen bestehen aus einer 7 Kilom. unterhalb der Mündung des Ingul mitten in dem hier über 2½ Kilom. breiten Bug erbauten Batterie und einer Reihe von

Batterien und Redouten an beiden Flußufern und haben den Zweck, die Annäherung einer feindlichen Flotte zu verhindern.

Nikolájewsk, 1) Kreisstadt im russ. Gouvernement Ssamara, am Irgis, mit 4 Kirchen (darunter 2 der Altgläubigen) und 2 Moscheen, Handel mit Korn und Vieh und (1873) 11,160 Einw.; seit 1835 Kreisstadt. Der südwestliche Theil des Kreises ist von deutschen Kolonisten bewohnt. — 2) Hafenstadt im Küstengebiet von Ostsibirien, am linken Ufer des Amur, 32 Kilom. vom Meer entfernt, ist stark befestigt, Sitz des Gouverneurs der Küstenprovinz, hat eine mittlere Jahrestemperatur von —2,6° C., eine Garnison von 1500 Mann, eine Kirche, 2 Schulen, eine Bibliothek und (1873) 5300 Einw., worunter mehrere Deutsche. N. hat eine Zukunft als natürlicher Stapelplatz aller für die Insel Sachalin (seit 1875 russisch) und die russische Mandschurei bestimmten Waaren, da der Amur eine bis weit ins Innere hinein schiffbare Wasserstraße bietet. Schon 1872 werthete die Ausfuhr rund 26 Mill. Mark.

Nikolájewskaja Ssloboda, rasch aufgeblühter Ort im russ. Gouvernement Astrachan, Kreis Zarew, unweit der Wolga, Kamyschin gegenüber, wurde Ende des 18. Jahrh. mit Kleinrussen bevölkert, welche das Salz aus dem See Elton zur Wolga führen sollten, hat 4 Kirchen, bedeutenden Handel mit Salz und Weizen und über 15,000 Einw.

Nikólaus (Nikolaos, griech., »Volkssieger«), Mannsname, unter dessen Trägern hervorzuheben sind:

1) N. der Wunderthäter, einer der Hauptheiligen der griech. Kirche, geboren zu Patara in Lykien, wurde als Erzbischof von Myra unter Kaiser Licinius eingekerkert und erst unter Konstantin befreit und machte sich auf dem Koncil zu Nicäa 325 als Gegner der Arianer bemerkbar. Nachdem er schon lange im Orient als Heiliger verehrt worden, brachten Kaufleute aus Bari seinen Leichnam 1087 in ihre Vaterstadt, wo der Tag seiner Ankunft, 9. Mai, alljährlich noch festlicher begangen wird als sein Todestag, 6. Dec., welcher im größten Theil von Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden Anlaß zu dem bekannten Nikolausfest gegeben hat.

2) Sechs Päpste: a) N. I., der Heilige, geboren im Anfang des 9. Jahrh. zu Rom, ward von Leo IV. zum Kardinal, 24. April 858 zum Papst erhoben, suchte zuerst den pseudoisidorischen Dekretalen legales Ansehen zu geben und brachte namentlich den Grundsatz zur Anerkennung, daß alle Streitsachen gegen die Bischöfe, als Causae majores, vor das päpstliche Forum gehörten. Die von ihm ausgesprochene Exkommunikation des Patriarchen Photius von Konstantinopel (863) gab eine Hauptveranlassung zur Trennung der morgenländischen Kirche von der abendländischen. Den König Lothar II. zwang er, die von demselben verstoßene Teutberga wieder als Gemahlin anzunehmen, und brach in diesem Ehestreit die Selbständigkeit der fränkischen Kirche, welche Lothars Ehe mit Waldrada gebilligt hatte. Er starb 13. Nov. 867 und wurde später kanonisirt. Man hat von ihm außer einigen anderen Schriften gegen 100 Briefe, herausgegeben im 15. Bande der Sammlung von Mansi. Vgl. Lämmer, N. I. und die byzantinische Staatskirche seiner Zeit (Berl. 1857). — b) N. II., geboren zu Chevron in Savoyen, hieß eigentlich Gerhard und war Bischof von Florenz, als er im December 1058 auf Betrieb des Legaten Hildebrand und unter dem Schutz des Herzogs Gottfried von Lothringen in Siena zum Papst erwählt ward. Er setzte den Gegenpapst Benedikt X. ab und übertrug 1059 die Papstwahl dem Kardinalkollegium. Der Herzog der Normannen, Robert Guiscard, wurde sein Lehnsträger in Unteritalien. In N.' Regierungszeit fällt auch der Abendmahlsstreit des Berengar (s. Abendmahl). Er starb 22. Juli 1061. — c) N. III., aus dem röm. Geschlechte der Orsini, bestieg als Kardinaldiakonus 25. Nov. 1277 den päpstlichen Stuhl, befleckte denselben aber namentlich durch Nepotismus. Rudolf von Habsburg bestätigte ihn feierlich im Besitz aller Schenkungen der früheren Kaiser, insbesondere des Exarchats von Ravenna, und stellte ihm eine Urkunde über den Länderbesitz des römischen Stuhls aus. Karl von Anjou, mit dem er sich entzweit hatte, entzog er die Würde eines Statthalters von Rom, die er nun auf sich selbst übertrug; auch war er insgeheim Bundesgenosse der Sicilier gegen Karl. Er starb zu Soriano bei Viterbo 22. Aug. 1280. — d) N. IV., früher Hieronymus von Ascoli, war Bischof von Palestrina, General des Franciskanerordens und Kardinal, als er 15. Febr. 1288 zum Papst erwählt wurde. Er gehörte zur ghibellinischen Partei, krönte den König Karl den Lahmen zum König von Sicilien, sandte Franciskanermönche als Missionäre nach China, Dalmatien, Slawonien und zu den Tataren und bemühte sich vergebens, einen neuen Kreuzzug zu Wege zu bringen; starb 4. April 1292. N. war ein sehr gelehrter Papst und eifriger Gönner seines Ordens. Vgl. Rossi, Vita Nicolai papae IV. (Pisa 1761). — e) N. (V.), vorher Pietro Rainaluci, auch Peter von Corbière, Minorit, ward 1328 vom Kaiser Ludwig dem Bayer als Gegenpapst Johanns XXII. aufgestellt, unterwarf sich aber dann denselben und starb im Gefängnis. — f) N. V., früher Thomas Parentucelli, Sohn eines Arztes, geb. 1398 in Pisa, studirte zu Bologna, lebte dann in Begleitung des Nikolaus Albergati längere Zeit in Florenz, wo er mit Humanisten viel verkehrte, machte als Legat mehrere Reisen nach Frankreich und Deutschland, wurde von Cosimo von Medici zum Vorstand der ersten öffentlichen Bibliothek in Florenz ernannt, 1446 Bischof und Kardinal und im März 1447 zum Papst erwählt. Sein Hauptverdienst besteht in der Beförderung der wissenschaftlichen Studien; die Bibliothek des Vatikans vermehrte er um 3000 Bände, besonders griechische und lateinische Manuskripte. Er bewirkte die Auflösung des Baseler Koncils und schloß 1448 unter Vermittelung des Aeneas Sylvius mit Kaiser Friedrich III. das sogen. Aschaffenburger Konkordat ab. Auch am Kampf gegen die Türken betheiligte er sich, suchte aber vergeblich einen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Er feierte 1450 das Jubeljahr, krönte 1452 den deutschen Kaiser Friedrich III. und starb 24. März 1455.

3) N. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland, der dritte Sohn des Kaisers Paul I. von dessen zweiter Gemahlin, Maria Feodorowna (Sophia Dorothea von Würtemberg), geb. 7. Juli (25. Juni) 1796 im Schloß Gatschina bei Petersburg, wurde mit seinem jüngern Bruder, Michael (geb. 1798), von seiner vortrefflichen Mutter sorgfältig und streng erzogen und genoß einen guten Unterricht. Während der Regierung des ältern Bruders, Alexander, blieb er gänzlich von den Geschäften des Staatslebens entfernt. 1814 bereiste er mehrere Länder Europa's, hielt sich namentlich in England längere Zeit auf und besuchte 1815 auch Paris, wo seine stattliche, schöne Erscheinung allgemein auffiel. Nachdem er sich 13. Juli 1817 mit Charlotte (Alexandra), der ältesten Tochter

des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, vermählt hatte, lebte er zurückgezogen im häuslichen Kreis im Anitschkow'schen Palast in Petersburg. Sein Geschäftskreis beschränkte sich auf bloßen Garnisondienst, wobei er den Rang eines Oberinspektors beim Genieweſen bekleidete. Nach Alexanders I. Tode (1. Dec. 1825) fiel ihm infolge der geheimen und ihm selbst unbekannten Resignation des ältern Bruders, des Großfürsten Konstantin, die Krone von Rußland zu. Anfangs weigerte er sich, dieselbe anzunehmen, und drei Wochen lang geschahen die officiellen Akte in Petersburg im Namen des Kaisers Konstantin I.; erst als Konstantin seine Entsagung bestätigt hatte, übernahm N. 24. Dec. formell die Regierung und wurde 3. Sept. 1826 in Moskau gekrönt. Eine seit Jahren vorbereitete Militärverschwörung (der Dekabristen), welche 26. Dec. 1825 zum Ausbruch kam, unterdrückte er mit großem persönlichen Muth. Dies Ereignis sowie die Wahrnehmung einer gewissen innern Zerrüttung, welche das milde, schwankende Regiment Alexanders I. zurückgelassen, übten sicherlich bedeutenden Einfluß auf die Regierungspolitik des neuen Herrschers, der, wenn er auch anfangs die Minister seines Bruders beibehielt und in der Beseitigung der Mißbräuche langsam vorging, allmählich ein autokratisches Regiment errichtete, das sich auf eine zahlreiche unbedingt ergebene Büreaukratie, vor allem aber auf ein zahlreiches Heer stützte. Die Bevorzugung des Militärs zeigte sich schon in der massenhaften Vermehrung der militärischen Umgebung seiner Person; die Berechtigung der Generaladjutanten, bei allen Behörden Einsicht in die Akten, Rechenschaft über die Verwaltung, Vorlegung der Rechnungen ꝛc. fordern zu können, stellte alle Civilverwaltung unter militärische Aufsicht. Das Werk einer scheinbaren Radikalreform, mit dessen Leitung Speranski beauftragt ward, war die Systematisirung des russischen Gesetzbuchs, wozu der Gedanke aber vom Kaiser Alexander I. ausgegangen war. Die Aufhebung der Leibeigenschaft lehnte N. 1826 entschieden ab. Zwar befahl ein Ukas den verschiedenen Lokalbehörden, darüber zu wachen, daß die Leibherren »nichts Uebermäßiges« von ihren Bauern fordern sollten; aber bei der Bestechlichkeit der Behörden blieb der Ukas wirkungslos, und selbst die Gesetze, welche später zur Erleichterung der Leibeigenschaft gegeben wurden, verbesserten das Wesen der Eigenhörigkeit nur wenig. Die äußere Politik des Kaisers war in den ersten Jahren seiner Regierung vorzugsweise auf Asien und die Eroberung der Türkei gerichtet. Der persische Krieg brachte in dem Frieden von Turkmantschin (28. Febr. 1828) Rußland einen bedeutenden Zuwachs an Ländergebiet. 1828 begann er den Krieg gegen die Türkei, an dem er, obwohl er nicht den Oberbefehl führte, selbst theilnahm, und der Rußland 1829 im Frieden von Adrianopel die Ostküste des Schwarzen Meers, den freien Verkehr auf der Donau, im Schwarzen und Mittelländischen Meer und als weitere Folge die Gründung des griechischen Königreichs einbrachte. Die polnische Erhebung, die 1831 erst nach neunmonatlichem verheerenden Kampf unterdrückt werden konnte, weckte die leidenschaftlichste Rache des Zaren, der sich fortan als den Hort der Legitimität und des Rechts gegen die Revolution betrachtete. Rußland selbst ward mehr und mehr von der westlichen Welt abgeschlossen, und ein verderbliches Polizei- und Spionennetz verbreitete sich namentlich über die westlichen Provinzen. Mit der Russificirung der verschiedenen Nationalitäten gingen Versuche systematischer Bekehrung der Protestanten und Katholiken zur orthodoxen Kirche Hand in Hand; selbst die griechisch-unirte Kirche mußte 1840 ihre Vereinigung mit der orthodoxen geschehen lassen. Der wachsende Einfluß Rußlands im Orient zeigte sich besonders, als sich Sultan Mahmud II. im Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 N. in die Arme warf und von ihm Hülfe gegen den rebellischen Pascha von Aegypten erflehte. In den politischen Stürmen von 1848 und 1849 bewahrte N. eine zuwartende Haltung, bis sich die günstige Gelegenheit fand, seinen Einfluß nach allen Seiten hin wieder zu sichern. So knüpfte seine Intervention in Ungarn die österreichische Politik an sein Interesse, und das Scheitern der deutschen Sache befestigte seinen Einfluß in Dänemark, während er sich in dem österreichisch-preußischen Zerwürfnis 1850 zum Schiedsrichter aufwarf. Sein Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV., dem seine schroffe Energie und sein entschlossenes Auftreten gegen alles, was er Revolution nannte, imponirten, war sehr groß, und die reaktionär-pietistische Partei in Preußen verehrte ihn als ihren Vater. Die Herstellung des Napoleonischen Kaiserthums in Frankreich förderte das festere Anschließen der nördlichen Mächte an den Zaren und gewährte die Aussicht auf die Isolirung oder gar Bundesgenossenschaft Englands. Dennoch erwiesen sich die gewonnenen Beziehungen als unzureichend, als N. 1853 zur Ausführung des längst vorbereiteten Plans gegen die Türkei schritt. England und Frankreich traten gegen ihn in den Kampf, und Oesterreich nahm eine mehr feindliche als freundliche Stellung ein. N. stand allein den vereinigten Feinden gegenüber; die Heeresorganisation Rußlands zeigte sich ungenügend, der Einfall in die Türkei mißlang, die Krim wurde von den Verbündeten angegriffen und die russische Armee an der Alma und bei Inkjerman geschlagen. N. wurde aufs höchste davon erschüttert, und noch war der Kampf nicht beendet, als er 2. März (18. Febr.) 1855 starb. Vgl. Russisches Reich, Geschichte. N. war unzweifelhaft ein Charakter von schärfster Prägung und die hervorragendste Herrscherpersönlichkeit seiner Zeit. In dem Ausdruck des Antlitzes herrschten Strenge und Majestätsbewußtsein vor, die nur selten und nur für Augenblicke einem freundlichern Ausdruck wichen. Die scharf geschnittenen Lippen hatten etwas Hartes, und noch weniger als der Mund erschien das Auge eines milden Ausdrucks fähig. Aus seiner sehr glücklichen Ehe gingen hervor: Alexander II. (s. Alexander 4 b), sein Nachfolger; Großfürstin Maria, geb. 18. (6.) Aug. 1819, vermählt mit dem Herzog von Leuchtenberg, gest. 21. Febr. 1876; Großfürstin Olga, geb. 11. Sept. (30. Aug.) 1822, vermählt mit dem Kronprinzen, jetzigen König Karl von Würtemberg; Großfürstin Alexandra Nikolajewna, geb. 24. (12.) Juni 1825, gest. 1844 als Gemahlin des Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel; Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, geb. 21. (9.) Sept. 1827; Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, geb. 8. Aug. (27. Juli) 1831; Großfürst Michael Nikolajewitsch, geb. 25. (13.) Okt. 1832. Vgl. Lacroix, Histoire de la vie et du règne de Nicolas I (Par. 1864—75, Bd. 1—8); Korff, Die Thronbesteigung des Kaisers N. I. (Berl. 1858).

4) N. I., Mirkov Petrowitsch Njegusch, gewöhnlich Nikita, Fürst von Montenegro, geb. 13. Sept. 1841, Sohn des Mirkov Petrowitsch, Bruders des Fürsten Danilo, welchem er 14. Aug. 1860 in der Regierung folgte, begann bereits 1862 einen Krieg mit den Türken, mußte zwar nach der Ein-

nahme von Cetinje durch diese 13. Sept. einen demüthigenden Frieden eingehen, wußte sich aber mit Hülfe der Großmächte der lästigsten Bedingungen zu entledigen und erlangte bald fast völlige Unabhängigkeit. Er schloß sich namentlich eng an Rußland an, nach dessen Befehlen er sich streng richtet; er besuchte den Zaren 1869 in Petersburg, ward dort sehr entgegenkommend empfangen und erhielt einen Ehrensäbel. Auch mit Serbien und Rumänien knüpfte er freundschaftliche Verbindungen an und begann 1876 gleichzeitig mit ersterem, von Rußland mit Geld, Munition und Lebensmitteln unterstützt, einen neuen Krieg gegen die Türkei, in dem er mit Glück kämpft und eine ansehnliche Gebietserweiterung zu erlangen hofft. Bei seinem Volk, das große Hoffnungen auf ihn setzt als den künftigen Beherrscher eines großen südslawischen Reichs, ist er sehr populär. Außer der Civilliste von 6000 Dukaten bezieht er jährlich 8000 Dukaten von Rußland. Vgl. Montenegro, Geschichte. Vermählt ist er seit 8. Nov. 1860 mit Milena Petrowska Wukotitschowa, der Tochter des Senators und Chefs der Leibgarde, Peter Wukotitsch, die ihm 30. Juni 1871 auch einen Erben, den Prinzen Danilo Alexander, gebar.

5) N. Damascenus, peripatetischer Philosoph jüd. Abkunft, stand bei Herodes d. Gr., dann bei Kaiser Augustus in hoher Gunst und schrieb außer philosophischen Werken auch einige historische, unter anderen eine Universalgeschichte, die aber bis auf einige von Orelli (Leipz. 1804, Nachtrag 1811, und von Feder, Darmst. 1850; einzeln ein Fragment über Cäsars Leben, herausgeg. von Piccolos, neue Ausg. Par. 1850) gesammelte Fragmente verloren gegangen ist, und nach einigen auch die sonst dem Aristoteles beigelegten Schriften über die Pflanzen (herausgeg. von Meyer, Leipz. 1841) und über die Welt. Vgl. Ravet, N. von Damaskus (Simmern 1853).

6) N. Lyranus, genannt Doctor planus et utilis, aus Lyre in der Normandie, trat 1291 zu Verneuil in den Franciskanerorden, studirte zu Paris und lehrte in einer Klosterschule daselbst Exegese. Seit 1325 Ordensprovincial in Burgund, starb er 23. Okt. 1340; sein Hauptwerk heißt: »Postillae perpetuae in universa biblia« (Rom 1471, 5 Bde., u. öfter).

7) N. von Clemanges, einer der hervorragendsten franz. Reformtheologen, geboren um 1360 zu Clemanges in der Champagne, ward 1393 Rektor der Universität Paris, dann Geheimschreiber des Papstes Benedikt XIII., lebte seit 1401 in der Zurückgezogenheit und starb zwischen 1430 und 1440. Von zweifelhafter Echtheit ist seine berühmteste Schrift: »De ruina ecclesiae« (»De corrupto ecclesiae statu«), welche schonungslos das unmoralische Leben der Päpste und Kleriker rügt. Seine »Opera« wurden herausgegeben von Lydius (Leid. 1631, 2 Bde.). Sein Leben beschrieb Müntz (Straßb. 1846).

Nikolsburg (tschech. Mikulov), Stadt im südlichen Mähren, am Fuß der weinreichen Polauer Berge, Station der Lundenburg-Grußbacher Bahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft (345 QKilom. oder 6,3 QM. mit 34,229 Einw.) und eines Bezirksgerichts, hat ein Staats-, Real- und Obergymnasium, ein Kollegiatstift, Piaristenkollegium, 2 Synagogen, starken Weinbau, besuchte Märkte und (1869) 7173 Einw. (worunter 1600 Juden). Mitten in der Stadt erhebt sich auf einem Felsen das weitläufige fürstlich Dietrichstein'sche Schloß, das eine Bibliothek von 14,250 Bänden, 600 Inkunabeln und 440 Manuskripten, ein Naturalienkabinet und im Keller ein Faß von 1130 Hektol. enthält. Andere sehenswerthe Gebäude sind die gothische Kollegiatkirche zum heil. Wenzel, die 1846 restaurirte St. Annenkirche (fürstliche Gruftkirche) mit einem Prachtportal, die St. Johanneskirche und die 1865 restaurirte St. Sebastianskirche auf dem »heiligen Berg« östlich von der Stadt. In der Nähe Voitelsbrunn oder Selet, mit einem Schwefelbad und gutem Weinbau. In N. waren im December 1805 nach der Schlacht von Austerlitz Friedensunterhandlungen, die in Petersburg fortgesetzt wurden und mit dem Preßburger Frieden (26. Dec.) endeten. 1866 verlegte König Wilhelm von Preußen 17. Juli sein Hauptquartier nach dem Schloß von N. In diesem fanden nun sofort Verhandlungen statt, welche 21. Juli zur vorläufigen Waffenruhe zwischen Oesterreich und Preußen führten, und nachdem 22. Juli der französische Botschafter Benedetti und 23. Juli die österreichischen Bevollmächtigten Degenfeld und Károlyi eingetroffen waren, begannen 24. Juli hier auch die Friedensverhandlungen zwischen diesen und dem Grafen Bismarck, welche mit dem Präliminarfriedensvertrag von N. vom 26. Juli endeten, der die Auflösung des Deutschen Bundes und die preußischen Annexionen in Norddeutschland zur Folge hatte. Ein gleichzeitig zwischen Moltke und Degenfeld abgeschlossener Waffenstillstand beendete die Feindseligkeiten bis zum definitiven Frieden.

Nikolsk, 1) Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, am Jug, mit 2 Kirchen und (1872) 1748 Einw. — 2) Dorf im russ. Gouvernement Woronesh, Kreis Bogutschar, mit 2 Kirchen und gegen 10,000 Einw.

Nikomachos, Neupythagoreer und Mathematiker, wahrscheinlich im 2. Jahrh. n. Chr., aus Gerasa, hinterließ uns ein werthvolles arithmetisches Werk, dessen griechischer Text in »Nicomachi Gerasini arithmeticae l. II« (Par. 1538) und in Asts »Theologumena arithmetica etc.« (Leipz. 1817) sowie von Hoche (das. 1866) mit Anmerkungen veröffentlicht worden ist; eine eingehende Analyse gibt Nesselmann (»Die Algebra der Griechen«, Berl. 1842).

Nikomēdes, Name von drei bithynischen Königen: 1) N. I., Sohn des Zyboetes, rief 277 v. Chr. gegen seinen jüngern Bruder, Zyboetes, die Gallier zu Hülfe und räumte hierauf letzteren Galatien ein. — 2) N. II. Epiphanes, Sohn des Prusias II., folgte diesem 149 v. Chr. in der Herrschaft über Bithynien und starb wahrscheinlich 91. — 3) N. III. Philopator, Sohn des vorigen, wurde, nachdem er schon vorher einmal von Mithridates vertrieben, aber von den Römern wieder eingesetzt worden war, 88 beim Beginn des ersten Mithridatischen Kriegs von Mithridates von neuem vertrieben und erst 84 nach Beendigung des Kriegs wieder in dem Besitz seines Reichs hergestellt. Er starb 74 und vermachte sein Reich den Römern, was mit dazu diente, den Mithridates zum Wiederbeginn des Kriegs (des dritten Mithridatischen) aufzureizen.

Nikomedia, die Hauptstadt Bithyniens, ward von Nikomedes I. am nordöstlichen Winkel des Olbianischen Meerbusens (Golf von Ismid) 264 v. Chr. erbaut und schwang sich bald zu einer der blühendsten Städte des Alterthums empor. Von den späteren römischen Kaisern, wie Diokletian und Konstantin d. Gr., ward sie öfters zur Residenz gewählt. Mehrmals durch Erdbeben zerstört, wurde sie immer wieder aufgebaut. Sie ist Vaterstadt des Schriftstellers Arrianos und der Ort, wo sich Hannibal durch Gift tödtete. In der Nähe starb auch Konstantin d. Gr. Dürftige Ruinen des alten N. beim heutigen Ismid.

Nikon, ruſſ. Patriarch, geb. 1605 in Weljeminow unweit Nowgorod, lebte eine Zeitlang als Mönch in einem Kloſter am Weißen Meer, wurde 1649 Archimandrit von Nowgorod und 1652 Patriarch von Rußland. Wegen ſeines unbeugſamen Charakters beim Zaren in Ungnade gefallen, wurde er 1666 durch Koncilbeſchluß ſeiner Würde entſetzt und ſtarb zu Jaroslaw 17. Aug. 1681, nachdem er kurz zuvor reſtituirt worden. N. ließ die ſlawiſchen Kirchenbücher nach den griechiſchen Originalen berichtigen, wodurch er den Abfall der ſogen. Altgläubigen (Raskolniken) von der ruſſiſchen Kirche veranlaßte. Mit Unrecht wird ihm die von der Petersburger Akademie herausgegebene ſogen. »Nikon'ſche Chronik« (Petersb. 1767—1792, 8 Bde.) zugeſchrieben, welche nur deshalb ſeinen Namen führt, weil er ſie der Bibliothek des Woßkreſſens'ſchen Kloſters ſchenkte. Vgl. Schuſcherin, Leben Nikons (a. d. Ruſſ., Riga 1788).

Nikopol (ſpr. -pol), Flecken im ruſſ. Gouvernement Jekaterinoslaw, am Dnjepr, hat 2 Kirchen, eine Schiffswerfte, lebhaften Speditionshandel u. (1873) 9706 Einw.

Nikopŏli (türk. Nebul), ſchwach befeſtigte Stadt im türk. Wilajet Tuna (Donauprovinz), an der Donau, wenig unterhalb der Mündungen der Osma und Aluta, Sitz eines griechiſchen Erzbiſchofs und eines katholiſchen Biſchofs, hat ein jetzt verfallenes Schloß und 5600 Einw. Dem früher bedeutenden Handel mit der Walachei haben neuerlich Ruſtſchuk und Giurgewo als Endpunkte von Eiſenbahnen ſehr geſchadet. Die Stadt ward als Nikopolis vom Kaiſer Trajan zum Andenken an einen Sieg über die Dacier gegründet. Bei N. ſchlug Bajeſid 28. Sept. 1396 ein Heer von 100,000 Chriſten unter Sigismund von Ungarn. Hier auch 1598 Sieg des Walachenfürſten Michael über die Türken. Am 27. Sept. 1810 ward N. von den Ruſſen genommen und 18. Febr. 1829 hier von denſelben eine türkiſche Flottille vernichtet. Am 25. Juli 1829 ward das befeſtigte Lager der Türken bei N. durch die Ruſſen unter Gowarow erſtürmt.

Nikopŏlis (Aktia-N.), im Alterthum Stadt auf der Südweſtſpitze von Epiros, 7 Kilom. nördlich vom heutigen Preveza, dem Vorgebirge Actium gegenüber, von Auguſtus zum Andenken an ſeinen dort über Antonius erfochtenen Sieg gegründet. Auguſtus erbaute daſelbſt einen Tempel des Neptun und ſtiftete zu Ehren des Apollon feierliche Kampfſpiele. Konſtantin d. Gr. erhob die Stadt zur Hauptſtadt von Epiros, doch war ſie ſchon zu Julians Zeiten theilweiſe verfallen. Von den Gothen geplündert, wurde ſie von Juſtinian wieder hergeſtellt, verſchwindet aber im Mittelalter aus der Geſchichte. Die anſehnlichen Ruinen (Befeſtigungen, 2 Theater, Waſſerleitung, Stadion) heißen jetzt Paleopreveza.

Nikotianīn (Tabakkampher) $C_{32}H_{32}N_2O_2$, Beſtandtheil getrockneter (nicht friſcher) Tabakblätter, ſcheidet ſich aus dem über Tabakblättern deſtillirten Waſſer in farbloſen Kryſtallblättchen ab, riecht tabakartig, ſchmeckt bitterlich gewürzhaft, löſt ſich wenig in Waſſer, leicht in Alkohol, iſt ſehr flüchtig, reizt die Zunge, den Schlund und die Naſe und ſoll innerlich Kopfweh und Uebelkeit erzeugen.

Nikotīn $C_{10}H_{14}N_2$ findet ſich im Tabak an Citronen- und Aepfelſäure gebunden und wird erhalten, wenn man Tabakextrakt mit Alkohol behandelt, den alkoholiſchen Auszug mit Kalilauge verſetzt und das dadurch frei gemachte N. mit Aether aufnimmt. Es bildet ein farbloſes Oel, riecht in der Kälte ſchwach, beim Erwärmen ſtark nach Tabak, ſchmeckt ſcharf und brennend, miſcht ſich mit Waſſer, Alkohol und Aether, ſpec. Gew. 1,033, erſtarrt nicht bei —10°, ſiedet bei 240—250°, verflüchtigt ſich aber leicht bei gewöhnlicher Temperatur und bildet mit Säuren ſchwer kryſtalliſirbare Salze. Die verſchiedenen Tabakſorten enthalten 1,5—8 Proc. N., doch ſteht der Gehalt in keinem erkennbaren Verhältnis zur Güte des Tabaks. N. iſt höchſt giftig (Proceß Bocarmé), und da es wegen ſeiner Flüchtigkeit in den Tabakrauch übergeht, ſo iſt auch der Tabakſaft der Pfeifen ſehr giftig. Vgl. Weidel, Zur Kenntnis des Nikotins (Wien 1873).

Nikſar, Stadt im aſiatiſch-türk. Wilajet Trapezunt, Liwa Samſun, am Kelkid (Lykos), mit 9000 Einw. (davon ¼ Chriſten) und einer alten ſaraceniſchen Burg. N. iſt das alte, durch ſeine Schönheit berühmte Neocäſarea, wo 314 eine denkwürdige Kirchenverſammlung gehalten wurde.

Nil, in kulturgeſchichtlicher Beziehung einer der wichtigſten Ströme der Erde, zugleich einer der längſten und unter den afrikaniſchen Strömen der größte oder zweitgrößte, mit welchem nur der noch nicht völlig erforſchte Congo zu rivaliſiren vermag. Schon Herodot ſagt: Aegypten ſei ein Geſchenk des Nils, des Fluſſes, deſſen alljährlich wiederkehrende ſegenſpendende Anſchwellungen dies älteſte Kulturland der Erde bilden halfen. Die Frage nach ſeinem Urſprung beſchäftigte bereits die alten Griechen und Römer, und »caput Nili quaerere« (»die Quelle des Nils ſuchen«) war zu einer ſprichwörtlichen Redensart geworden. Bis 1863 aber konnte man das große Naturräthſel Afrika's, den Urſprung des Nils, nur auf Ptolemäiſchen Karten ſtudiren. Schon Eratoſthenes beſchreibt uns vortrefflich den Strom mit ſeinen Krümmungen von Meroë, von 17° nördl. Br. bis zur Mündung, und auf den Karten des Agathodämon zu den Tafeln des Ptolemäos erhalten wir ein getreues Bild von der S-förmigen Windung des Stroms in Nubien. Ptolemäos wußte, daß der rechte Hauptarm des Fluſſes, der Blaue N., aus dem abeſſiniſchen Tſanaſee ſtammt; Strabon kannte den Sobat (Aſta-Sobas), den rechten Nebenfluß des Weißen Nils, unter 9° nördl. Br. Dem Aequator noch näher rückten die Kenntniſſe der Alten durch die Expedition, welche Kaiſer Nero ausrüſtete und die auf dem Weißen N. bis etwa in die Region des heutigen Sees No gelangte, wo der Gazellenfluß mit dem N. ſich vereinigt. Ptolemäos (125 n. Chr.) wußte endlich, daß der Weiße N. auf der ſüdlichen Erdhälfte aus Seen entſpringe (ſ. Nilſeen). Ueber das Quellgebiet des öſtlichen Zweigs des Stroms, des Blauen Nils, war man bereits in den erſten Jahrhunderten unſerer Aera durch Kosmas Indikopleuſtes unterrichtet. Die alte Kunde vom Urſprung dieſes Bahr el Asrek im Tſanaſee wurde aufgefriſcht durch die portugieſiſchen Miſſionäre, welche im 17. Jahrh. in Abeſſinien weilten, gerieth aber ſo in Vergeſſenheit, daß der Schotte Bruce gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Entdecker der Quelle des Blauen Nils gefeiert wurde. Erſt 1839 begann man ernſtlich an die Entdeckung der Quellen des Weißen Nils zu denken; Mehemed Ali rüſtete eine Expedition aus, welche bis 6° 33′ nördl. Br. gelangte, während eine zweite, bei welcher die Franzoſen Arnaud, Sabatier und Thiebault ſowie der Deutſche Ferdinand Werne ſich befanden, 1841 bis 5° nördl. Br. vordrang. Zahlreiche Reiſende ſuchten ſeitdem von Norden her in das Gebiet der Nilquellen vorzudringen, ohne jedoch das alte Räthſel zu löſen, bis es 1863 den engliſchen Reiſenden Speke und Grant gelang, die großen Nilſeen zu entdecken, welche heute als die Urſprungsſtätte

des Stroms angesehen werden. Nach der jetzt gültigen Annahme tritt der Hauptnil, Bahr el Abiad oder Weißer N., unter 2° 30′ nördl. Br. aus dem Mwutan- oder Albertsee und spaltet sich bald darauf (nach den neuesten Entdeckungen des Obersten Gordon) in zwei Arme, von denen der eine, breitere und bereits bekannte nach N. fließt, während sich der andere, neu entdeckte Arm nach NW. ins Innere wendet und von Gordon für identisch mit dem Dschemid (s. unten) gehalten wird. Der Hauptarm bildet bald nach dem Austritt aus dem See zahlreiche Stromschnellen. Das Herantreten des Kukagebirges mit dem Gniri-Pik im W. und der lange Zug der bis 2438 Meter hohen Madikette im O. bezeichnen hier den Uebergang zu einer niedrigern Terrasse. Nachdem der Fluß von SO. den wasserreichen Asua, dessen Quellen noch unentdeckt sind, aufgenommen hat, läuft er noch 110 Kilom. zwischen felsigen Ufern, häufige Stromschnellen und Wasserfälle (zuletzt bei Dschiamudsch und Makedo) bildend, welche die Schiffahrt nur bis 4° 6′ nördl. Br. aufwärts gestatten, durchfließt eine offene Thalebene, berührt Lado (5° 1′ nördl. Br.), die neue Festung der Aegypter gegenüber dem eingegangenen ehemaligen Missions- und Handelsplatz Gondokoro, und tritt bald darauf in eine weite, nach Norden sich allmählich und unmerklich abdachende Ebene ein. Unterhalb der letzten Fälle hat er anfangs noch eine gewaltige Strömung; bald aber wird er ruhiger, die Felsen an den Ufern hören auf, zahlreiche Arme umschließen flache, sandige Inseln, die Ufer sind mit Schilf und dichtem Gebüsch und Wald, die Gewässer mit zahlreichen Wasserpflanzen bedeckt, welche häufig völlige Stromsperren (Set) bilden, die zeitweilig als absolute Hindernisse der Schiffahrt auftreten. Der Strom führt bei den Bari den Namen Tschufiri oder Tubirih (»weißer Strom«), die Kir nennen ihn Kiri oder Karè (»Wasser«), die Nuehr Jer, während die Araber diesen Theil des Stromlaufs mit dem Namen Bahr el Dschebel (»Bergfluß«) bezeichnen. Von Nebenflüssen sind hier der Aji mit dem Dschemid und der Rohl zu nennen, welche nach etwa 520 und 670 Kilom. langem Lauf durch bewaldete Berg- und Hügelländer von SW. her in langsamem Lauf durch Sümpfe ihre Wasser dem Hauptstrom zuführen. Unter 7° nördl. Br. gabelt der Strom und entsendet im O. den Giraffenfluß (Bahr Seraf), der sich erst unter 9° 10′ wieder mit dem Hauptlaufe verbindet. Unter 9° 21′ nördl. Br. erreicht der Fluß den See No (Nu, Gazellensee), ein seichtes, meist mit Schilf und Ambatsch durchwachsenes Binnengewässer, das Centrum der Wasseransammlungen in dieser centralafrikanischen Bodensenke. In dem schwer zu durchdringenden Gewirr versumpfter, langsam fließender und vielfach unter einander verbundener Flußläufe vereinigen sich hier die vom Gazellenfluß und Bahr el Arab oder Bahr el Homr zugeführten reichen Wasser des Landes der Dinka, Bongo, Niam-Niam und des Dar Fertit zwischen 4—9° nördl. Br. und 24—30° östl. L. v. Gr. Es ist die gewaltigste dem N. zugehende Wassermenge, gespendet von den sämmtlich von S. nach N. fließenden Strömen Djau, Tondj, Molmul, Geddi, Djur, Dembo, Kuru und deren Zuflüssen, welche sich alle schließlich im Gazellenstrom vereinigen. Unter 9° 16′ nördl. Br. empfängt der N. von rechts her den wasserreichen Sobat, dessen Oberlauf noch unerforscht ist. Weit ausgebreitet, mit vielen Flußarmen und Inseln, langsamen Laufs und oft mit ganzen Bänken von Wasserpflanzen überzogen, setzt nun der Hauptstrom (hier Bahr Schilluk oder Nim, bei den Nuba Jri genannt) seinen Lauf zwischen schlammigen Ufern gegen NO. fort. Erst unterhalb Hellet Kaka tritt (11° 8′ nördl. Br.) in dem Dschebel Teissan (Defasaungh, Faan) der erste Hügel wieder an das Ufer des Flusses. Bald heben sich die Uferländer; die Felsenplateau's von Takale und Kordofan im W., andere Hochebenen im O. treten an den Fluß heran; die innerafrikanische Centralsenke ist zu Ende, und der Fluß (von den Arabern Bahr el Abiad, bei den Takale Udschio, bei den Fundj Firi genannt) fließt zwischen felsigen Uferwänden mit schnellerem Gefälle gegen Norden. Bei Chartum vollendet er mit der Aufnahme des Bahr el Azrek seinen Oberlauf. Es beträgt das Gesammtgefälle des Weißen Nils vom Albertsee bis Chartum 452 Meter; der genannte See liegt in 830, Gondokoro in 465, Chartum in 378 Meter Höhe ü. M. Weit bedeutender ist dagegen das Gefälle des zweiten Hauptarms, welcher den N. bildet. Dieser, der Bahr el Azrek oder Blaue Fluß, entspringt unter dem Namen Abai aus einem Sumpf in der abessinischen Landschaft Maitscha in etwa 2600 M. Meereshöhe, strömt nördlich und nordwestlich dem Tsanasee zu, bildet mehrere Katarakte, durchströmt den genannten See in reißendem Lauf und nimmt, nachdem er denselben verlassen, zunächst eine südöstliche, dann eine südliche und endlich eine westliche und westnordwestliche Richtung an, so daß er eine große Spirale bildet und sich nach einem weiten Umweg seiner Quelle wieder sehr nähert. Oefters über Felsen hinabstürzend, behält er den Charakter eines Bergstroms, bis er von dem Nordwestrande des abessinischen Hochlandes in das niedere Bergland Fasogl und dann in die nubischen Niederungen eintritt, um sich bei Chartum mit dem Hauptflusse zu vereinigen. Außer zahlreichen kleineren Nebenflüssen nimmt der Bahr el Azrek von links her den Beschilo, Dschiamma und Tumat, von rechts her den Dender und den Rahad auf. Der Gesammtfall des Abai vom Tsanasee bis Chartum beträgt 1481 M.; es liegt der genannte See in 1859, Fasogl in 573, Roseres in 515, Chartum in 378 M. Meereshöhe. Von Chartum abwärts bis zu seiner Mündung nimmt der vereinigte Strom auf seinem Lauf durch 14 Breitengrade außer dem Atbara (Takazzé der Abessinier), der ihm die Gewässer des südöstlichen Nubien zuführt, keinen Zufluß mehr auf. Der N. hat von Chartum aus nördliche, dann nordwestliche und wieder nördliche Richtung. Nahe unter 20° nördl. Br. durch mächtige, von O. vorgeschobene Urgebirgslager in seinem nördlichen Lauf gehemmt, wendet er sich, nachdem er die Insel Mograt gebildet, über zahlreiche Katarakte nach SW., die Gebirgslandschaften Dar Monassir und Dar Scheikieh (Schakieh) durchströmend und die Wüste Bajuda begrenzend, dann nach W. und wieder nach N., die Nubische Wüste im W. bespülend. Von da an ist sein Hauptlauf nach N. gerichtet, mit einer Ablenkung erst nach NNO. und dann nach NNW. Er durchströmt erst ein breites und fruchtbares Thal bis zur nördlichen Grenze von Dongola, wo er von neuem in ein Kataraktenland eintritt, welches sich bis nach Wadi Halfa von 19½—20° nördl. Br. erstreckt. Es folgt das Land zwischen den ersten beiden Katarakten, in welchem das Nilthal in Sandboden ausgehöhlt ist. Bei dem nördlichsten Katarakt, zwischen Philä und Assuan, überschreitet er, zwischen granitischen Felswänden hinfließend und zahlreiche Inseln bildend, die ägyptische Grenze unter 24° nördl. Br. und fließt in ruhigem Lauf und als

segenbringender Fluß über 700 Kilom. weit gerade nordwärts fort. Bei Theben hat er eine Breite von 400, bei Siut von 840 Meter. Sein fruchtbares Thal, von den arabischen Stämmen das Tell genannt, von einer mittlern Breite von 15 Kilom., wird durch zwei Höhenzüge begrenzt, von denen der östliche das ganze Land bis zum Rothen Meer anfüllt, der westliche aber von Libyen aufsteigt, wie ein öder Damm den N. entlang hinzieht und in schräger Böschung in das Nilthal abfällt, während die östliche Begrenzung senkrecht abstürzt und daher Dschebel Mokattam (»steile Felswand«) genannt wird. Am schmalsten ist das Thal in Oberägypten (Saïd), in der alten Thebaïs; an einer der breitesten Stellen füllen hier die Ruinen von Theben dasselbe von O. nach W. aus. In Mittelägypten erweitert sich das Thal etwas, doch wird es an der breitesten Stelle nur 22 Kilom. breit. Aber von hier an zieht sich die libysche Hügelkette immer mehr nach W. zurück, während die östliche bei Kairo in die Ebene des Delta's abfällt. Fünf Stunden unterhalb Kairo theilt sich nämlich der hier an 3 Kilom. breite Strom in zwei Hauptarme, von denen der eine geradeaus nordwärts bei Damiette sich ins Meer ergießt, der andere, kürzere und schwächere, aber sich nach NW. wendet und bei Rosette seine Mündung hat. Beide Arme schließen das sogen. Delta ein, ein Dreieck, dessen Basis an der Meeresküste eine Länge von 113 Kilom. hat, während der westliche Schenkel ungefähr 148, der östliche 155 Kilom. lang ist. Der Nilarm von Damiette hat nur wenige Inseln und ein enges Bett von 100—700 Meter Breite; er ist jetzt der einzige stets schiffbare Arm des Stroms, der aber auch mehr und mehr versandet. Beide Arme waren im Alterthum weniger bedeutend als die pelusische Mündung im O. und die kanobische im W., zwischen denen in der Ordnung von O. her noch die tanitische, mendesische, phatnische (oder bukolische), sebennytische und bolbinitische Mündung genannt werden. Alle diese Arme sind gegenwärtig völlig versandet, wie der N. überhaupt auf seinem Unterlauf mehrfache Veränderungen erlitten hat. Von großer Wichtigkeit für den Handel Aegyptens ist der unterhalb Rahmanyeh vom Rosettearm ausgehende und bei Alexandria (s. d.) ausmündende Mahmudiehkanal. Der vereinigte N. von Chartum bis zum Mittelmeer hat eine Länge von etwa 1900 Kilom. Das Gefälle auf dieser langen Strecke ist nicht mehr bedeutend; es liegt Berber in 355, El Kab (zwischen dem vierten und fünften Katarakt) in 294, Wadi Halfa am zweiten Katarakt in 128, Siut in 45 Meter Meereshöhe. Man berechnet die gesammte Stromentwickelung des Nils auf 6270 Kilom. (davon ca. 5200 schiffbar), etwa so viel, wie der ganze Jantsekiang lang ist, aber weniger als der Amazonenstrom. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Flusses, welche seit den Tagen des Alterthums die Gelehrten beschäftigte, ist das regelmäßige Steigen und Fallen des Stroms. Die im abessinischen Hochland sowie in den Tropen des innern Afrika niedergehenden periodischen Regengüsse bedingen ein Steigen des Stroms in seinem ganzen Lauf bis zum Meer, welches in Aegypten Mitte August so zugenommen hat, daß das Land nach allen Richtungen hin reichlich bewässert wird; bis Mitte oder Ende September ist der höchste Wasserstand erreicht, und mit Ende Oktober beginnt das allmähliche Fallen. Während dieser Zeit ist das Wasser röthlich gefärbt infolge der feinen Erdtheile, die es in seinem Lauf mit sich führt. Durch die hieraus sich bildenden Niederschläge wird der Boden erhöht, das Thal flacher, das Land immer mächtiger. An der Grenze von Aegypten bei Assuan beginnt das Steigen des Nils Ende Juni; Anfang Juli macht sich dasselbe in Kairo bemerkbar. Auf der Insel Rhoda bei Kairo befindet sich ein schon 847 vom Chalifen Motewakkil angebrachter Nilometer, welcher unter einem besondern Aufseher (Scheich el Mekyas) steht; letzterer stellt alltäglich vom 1. Juli ab die Wasserhöhe fest, welche regelmäßig jeden Morgen in der Stadt ausgerufen wird. Zu einer guten Ueberschwemmung ist erforderlich, daß das Wasser am Nilometer 22 Grad (10 Meter) erreicht. Steigt es höher, so richtet es Verwüstungen an; bleibt es darunter, so genügt die Feuchtigkeit nicht, um alle Felder zu bewässern. Man hat bezüglich des Delta's berechnet, daß die durch den Schlammniederschlag hervorgerufene Erhöhung des Bodens auf ungefähr 10 Centim. in einem Jahrhundert anzunehmen ist. Bei fortwährend steigender Erhöhung würde die Bewässerung immer schwieriger werden, wenn nicht gleichzeitig das Nilbett selbst sich entsprechend erhöhte. Der Unterschied zwischen dem niedrigsten und höchsten Wasserstand bei Kairo beträgt gewöhnlich 7¾ Meter, bei Theben 12, bei Assuan sogar 16 Meter. Ende September pflegt der N. seine größte Höhe zu erreichen und etwa 2—3 Wochen auf derselben zu verharren. Ende Oktober beginnt er zu fallen, anfangs schnell, dann langsamer, gerade umgekehrt, wie es beim Steigen geschieht. Das Sinken währt bis in die zweite Hälfte des Mai. Nicht nur für die Bebauung des Bodens, sondern auch für die staatliche Organisation des Volks war der N. von jeher von der größten Wichtigkeit; da die Fruchtbarkeit nur so weit reichte als sein Wasser, so waren die Menschen genöthigt, feste Wohnsitze an seinen Ufern zu gründen und vom Nomadenleben abzulassen. Die Schiffahrt auf dem Strom erleichterte die Kommunikation, die Wüsten zu beiden Seiten schützten vor dem Eindringen der Feinde, und so waren hier alle Bedingungen zur frühen Entwickelung einer hohen Kultur durch den Strom gegeben. Der N., aus dessen Schlamm selbst die Häuser gebaut werden, dessen Wasser einen köstlichen Trunk liefert, wurde die Lebensader des Landes, der heilige Strom, welcher bei den alten Aegyptern personificirt als Gottheit auftritt und als solche von den Griechen auch plastisch dargestellt wurde, wie die meisterhafte Nilgruppe im Vatikan beweist. S. Karten »Aegypten«, »Innerafrika«.

Nil admirari (lat., »nichts bewundern«), die angebliche Antwort des Pythagoras, als ihn jemand fragte, was er durch sein einträgliches Nachdenken erringe. In das Nichtsbewundern (Athaumasie) setzte auch Demokritos das höchste Gut, und Horatius hat in einem seiner Briefe (I, 6), der mit obigen Worten anfängt, dasselbe Thema abgehandelt.

Nileidechse, s. Eidechsen.

Niles (spr. neils), Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, am St. Josephsfluß, mit der State University, regem Handel und (1870) 4830 Einw.

Nilgau, s. Antilopen.

Nilgiri (Nilagiri, engl. Neilgherry, »blaue Berge«), Gebirge im südlichen Indien, das die eigentlichen Ghats (s. d.) und das von ihnen getragene Tafelland gegen S. abschließt und zugleich die beiden Ghatketten wieder mit einander verbindet, wird jetzt in der englischen Tagespresse sehr oft erwähnt, seitdem es die englisch-indische Verwaltung und die Europäer in Indien zu ihrem regelmäßigen Sommeraufenthalt machen. 1869 wurde dieses Gebirge mit Rücksicht auf

die beſonderen Anforderungen für die dort wohnenden Europäer und domicilirten öffentlichen Anſtalten als »Nilgiridiſtrikt« zu einem eigenen kleinen Verwaltungsbezirk von 1490 QKilom. (35 QM.) erhoben, der (1873) 50,194 Einw. (darunter 2935 Europäer) zählt und vollkommen vom Gebirgsſtock der N. ausgefüllt iſt. Die N. ſind ein ſchroff emporſteigendes Tafelland mit wellenförmigen, an den Schweizer Jura erinnernden, von NW. nach SO. verlaufenden Bergkämmen; die Thäler ſind oben weit und werden erſt ſteilwandig, wo ſie den Rand des Hügellands verlaſſen und nach den Ebenen hinabführen. Der höchſte Gipfel, Dodabetta, erreicht 2532 Meter Höhe; unter ihm in 2393 Meter Höhe liegt der Hauptort Utakamand; andere Stationen ſind Kotergheri, Wellington, Kunur. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Utakamand 13,8° C., in Kunur (1755 Meter) bereits 19,1°. Die Morgen ſind dabei ſehr kühl, ſelbſt kalt; mittags ſteigt aber die Temperatur ſelbſt im Winter bis zu 20° C. Die Feuchtigkeit iſt groß; ſchwere, warme Nebel ſind insbeſondere in der Regenzeit häufig. Waldungen mit zahlreichen großblütigen Bäumen, worunter Rhododendren die bemerkenswertheſten, bedecken ſtellenweiſe große Flächen; etwas über 22,253 Hektar ſind bebaut. Bis Mutapalam am Fuß des Gebirges führt eine 1873 eröffnete Eiſenbahn. Die älteſten Anſiedler, die Badaga, ſind unzweifelhaft vom großen drawidiſchen Stamm; ſehr beſtritten iſt jedoch die Abſtammung der Tuda oder Toda. Letztere, ein ſehr ſchöner Menſchenſchlag mit jüdiſchen Geſichtsformen, bewohnen die höheren Theile der N., ſind aber im Ausſterben begriffen und zählten 1872 nur noch 693 Köpfe. Der Hauptort Utakamand (abgekürzt Uty) enthält viele Regierungsgebäude, ſchöne Privathäuſer und Hotels, ein aus Madras 1871 hierher verlegtes Militärwaiſenhaus (für 400 Kinder), ein Gefängnis für europäiſche Verbrecher und (1872) 9982 Einw. Im Sommer entwickelt ſich in den Bergen ein Badeleben in europäiſchem Stil; Utakamand und Kunur ſind die Mittelpunkte für die dort aus ganz Südindien zuſammenſtrömenden Fremden.

Nilkieſel, Jaspiskugeln, innen koncentriſch lichter und dunkler braun gefärbt; wegen ihrer Politurfähigkeit mannigfach zu Schmuckſachen verarbeitet, kommen aus Aegypten.

Nillilie, ſ. v. w. Nelumbium speciosum.

Nil mortalibus arduĭ est (lat.), »nichts iſt Sterblichen allzu ſchwer«, Citat aus Horaz' Od. I, 3, 37.

Nilometer (Nilmeſſer), ſ. Nil.

Nilpferd, ſ. Flußpferd.

Nilſeen. Bereits auf dem alten Kartenbild des alexandriniſchen Geographen Ptolemäos finden wir dargeſtellt, wie der Nil aus zwei großen Seen abfließt, die unter dem Aequator gelegen waren, und von denen der eine »See der Waſſerfälle«, der andere »Krokodilſee« genannt wurde. Erſt jetzt, in der neueſten Zeit, nach den epochemachenden Entdeckungen der Reiſenden Speke, Baker, Stanley ꝛc., wird uns die alte Ptolemäiſche Darſtellung klar, und wir erkennen in derſelben ein im ganzen getreues Bild der wirklichen Verhältniſſe. Es iſt erſt jetzt vollſtändig erwieſen, daß der Nil der Abfluß zweier großen Seen, des Ukerewe (Victoria Nyanza) und des Mwutan oder Lutan Nzige (Albert Nyanza), iſt, die durch den Abfluß des letztern mit einander in Verbindung ſtehen. Der Ukerewe wurde 4. Aug. 1858 nahe an ſeinem ſüdlichen Ende, bei Muanſa, von Speke entdeckt, dann von dieſem im Verein mit Grant 1861—62 weiter unterſucht, namentlich ſeine nördliche Ausdehnung feſtgeſtellt, und endlich von Stanley vom Januar bis Mai 1875 ringsum umfahren. Er erſtreckt ſich von 0° 45′ nördl. bis 2° 50′ ſüdl. Br. und von 31° 30′ bis 35° öſtl. L. v. Gr., liegt nach Stanley 1160, nach Speke 1140 Meter ü. M. und hat einſchließlich der zahlreichen in ihm gelegenen Inſeln ein Areal von 83,900 QKilom. (1525 QM.), iſt mithin größer als Bayern. Während das weſtliche, von Karagwe und Uganda begrenzte Ufer meiſt flach, das nördliche oft ſumpfig iſt, zeigt das öſtliche hohe Gebirge, welche im über 2100 Meter hohen Madſchita unter 2° ſüdl. Br. gipfeln. Der Ukerewe empfängt zahlreiche Zuflüſſe; der bedeutendſte darunter iſt der von S. kommende Schimiju. Von O. her münden der Ruana, Mara, Mori, Schirati, Gori und Jagama; der bedeutendſte Zufluß von W. iſt der Kitangule oder Kagera. Der Abfluß des Sees, den Speke 28. Juli 1862 entdeckte, liegt im N. in der Landſchaft Uſoga und wurde Victoria-Nil getauft; er tritt aus der Napoleonbai hervor und bildet gleich bei ſeinem Ausfluß die 4 Meter hohen Riponfälle. Als ein 550—650 Meter breiter und ſehr tiefer Strom, »der ſelbſt für den Great Eaſtern fahrbar wäre«, ſetzt er, theilweiſe von Schilf und Piſtien bedeckt, ſeinen Lauf in nordweſtlicher Richtung fort und erweitert ſich unter 1° 30′ zu einem See, der 1874 von Long durchſchifft und Ibrahim-Paſcha-See genannt wurde. Zwiſchen den Bergen Unjoro's ſtrömt der Victoria-Nil nun nördlich weiter, bis er unter 2° 15′ nördl. Br. bei den Karumafällen eine rein weſtliche Richtung einſchlägt und, nachdem er noch unter 32° öſtl. L. v. Gr. die Murchiſonfälle gebildet, in das nordöſtliche Ende des Mwutan mündet. Dieſer, der zweite große Nilſee, iſt nur in ſeinem ſüdweſtlichen Theil noch nicht genau bekannt geworden. Seine Ausdehnung nach SW. iſt ſehr bedeutend, wird aber verſchieden angenommen; jedenfalls reicht er bis ſüdlich an oder unter den Aequator, während ſein Nordende unter 2° 28′ nördl. Br. gelegen iſt. Baker erreichte ihn 14. März 1864 unter 1° 20′ nördl. Br. bei Vacovia und erblickte von ſeinem 460 Meter hohen Standpunkt im W. der großartigen Waſſerfläche die etwa 3000 Meter hohen Blauen Berge. Die Höhe des Sees beſtimmte er zu 830 Meter ü. M. Bis 1876 wurde der See von einem Europäer nicht wieder erreicht, und noch immer beſtanden einige Zweifel, ob ihm der Nil wirklich entſtröme. Als 1874 die ägyptiſche Regierung den engliſchen Oberſten Gordon mit der Eroberung der Landſchaften am obern Weißen Nil und den N. betraute, wurde auch ſofort die nähere Erforſchung des Mwutan ins Auge gefaßt; aber erſt im März 1876 gelang es einem Officier Gordons, dem Italiener Romolo Geſſi, auf dem Bahr el Dſchebel aufwärts fahrend, den Ausfluß desſelben aus dem Mwutan zu konſtatiren und letztern, abgeſehen vom ſüdweſtlichen Ende, zu umfahren. Nach Gaſſi erſtreckt ſich der Mwutan bis etwa 0° 35′ nördl. Br.; indeſſen muß das Südende noch näher dem Aequator zugerückt werden, da ſchon vor Gaſſi 11. Jan. 1875 der Amerikaner Stanley den See unter 0° 25′ nördl. Br. berührt hatte. Nach neueſter Mittheilung beträgt ſeine Länge 227, ſeine Breite 97 Kilom. Iſt auch im einzelnen noch vieles in Bezug auf beide N. zu erforſchen, ſo ſind wir doch jetzt ſo weit gelangt, die Nilquellenfrage, welche ſeit 1700 Jahren die Männer der Wiſſenſchaft beſchäftigte, als abgeſchloſſen zu betrachten. Will man aber einen der in den Ukerewe mündenden Flüſſe, ſtatt der beiden Seen, als die urſprüngliche Nilquelle bezeichnen,

so kommt diese Ehre dem Schimiju zu, welcher, unter etwa 5° südl. Br. in Unjamwesi entspringend, in das Südende des Ukerewe mündet. S. Karte »Innerafrika« bei »Afrika«, S. 212.

Nilsson, 1) Sven, schwed. Naturhistoriker und Alterthumsforscher, geb. 8. März 1787 unweit Landskrona, wurde 1812 Lehrer der Naturgeschichte, 1819 Intendant des zoologischen Museums zu Lund, machte auf Kosten des Staats Reisen in Bohuslän und Norwegen, um die dortigen Fischereien zu untersuchen, worüber er auch seit 1826 mehrere Berichte an die Regierung schrieb, übernahm 1828 die Aufsicht über das zoologische Museum der Akademie der Wissenschaften in Stockholm, kehrte aber 1832 als Professor der Zoologie und Direktor des Museums nach Lund zurück. 1838 ward er zugleich zum Pastor in Nöbbelöf ernannt, und seit 1856 lebt er als Emeritus in Stockholm. Er hat besonders thätig gewirkt für die Naturgeschichte der skandinavischen Wirbelthiere durch seine Schriften: »Ornithologia suecica« (Kopenh. 1817—1821, 2 Bde.); »Prodromus ichthyologiae scandinavicae« (das. 1832); »Observationes ichthyologicae« (das. 1835) und »Skandinavisk fauna« (Lund 1820—53, 5 Thle., wovon Th. 1 die Säugethiere, 1820, 2. Aufl. 1847; Th. 2 und 3 die Vögel, 1824, 3. Aufl. 1858, 2 Thle.; Th. 4 die Amphibien, 1842, 2. Aufl. 1860, und Th. 5 die Fische, 1852—53, 2 Thle., enthält). Daran schließen sich seine »Historia molluscorum Sueciae« (Kopenh. 1823) und »Petrificata Suecana« (das. 1827); »Illuminerade figurer till skandinavisk fauna« (Stockh. 1832—40, 20 Hefte); »Prodromus ichthyologiae« (das. 1832). Auch für die nordische Alterthumskunde hat er viel gewirkt durch sein berühmtes großes Werk: »Skandinaviska nordens urinvanare« (Christianstad 1838—43, 4 Bde.; 2. Aufl. 1862—66; deutsch: »Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens«, Hamb. 1863—68).

2) Christina, schwed. Sängerin, geb. 3. Aug. 1843 im Kirchspiel Wederslöf bei Wexiö, stammt aus einer Arbeiterfamilie und zeigte schon früh außerordentliche musikalische Begabung. Sie lernte die Violine und Flöte spielen und sang auf den Märkten der Umgegend, bis sich der Landeshauptmann Tornérhjelm ihrer annahm. Sie wurde zunächst (1857) zu ihrer Ausbildung nach Halmstad geschickt, genoß darauf den Unterricht Fr. Berwalds (s. d.) in Stockholm und begab sich schließlich nach Paris, wo sie unter Massé und Wartel ihre Studien vollendete. Schon bei ihrem ersten Auftreten 27. Okt. 1864 im Théâtre lyrique als Violetta in Verdi's »Traviata« erntete sie außerordentlichen Beifall und wurde sofort auf drei Jahre engagirt. Auch in London fand sie 1867 und 1869 die begeistertste Aufnahme. Später ging sie nach Amerika, wo sie mit kurzen Unterbrechungen durch Gastspiele in London, Petersburg, Wien ꝛc. seitdem gewirkt hat. 1872 vermählte sie sich mit dem Pariser Finanzier Rouzeaud. N. besitzt einen ungewöhnlich hohen und vollen Sopran, dazu bedeutendes dramatisches Talent; sie ist zum Ehrenmitglied der Akademie in Stockholm ernannt.

Nimburg, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Podiebrad, an der Elbe, wichtige Station und Werkstättenplatz der österreichischen Nordwestbahn, von welcher hier Linien nach Jungbunzlau, Prag und Leitmeritz auslaufen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Dechanteikirche, Rübenzuckerfabrikation, bedeutenden Pferdemärkten und (1869) 3124 Einw.

Nimbus (lat.), eigentlich »Regen, Regenwolke«, auch »Wolke« überhaupt; bei den Alten theils die Wolke, worein sich die Götter zu hüllen pflegten, wenn sie auf die Erde niederstiegen, theils der Strahlenkranz, womit man sich die Häupter einzelner Gottheiten, namentlich des Helios und Apollon, umgeben dachte und in der Kunst darstellte. Die Römer trugen diese Auszeichnung auch auf alle vergötterten Imperatoren (s. Apotheose) von Julius Cäsar an über, und von ihnen nahm die christliche Kunst schon in der ältesten Zeit den Lichtkreis, die sogen. Glorie oder den Heiligenschein (s. d.), für das Haupt Christi und der Heiligen an.

Nîmes (Nismes, spr. nihm), Hauptstadt des franz. Departements Gard, am Vistre und an der Eisenbahn von Tarascon nach Alais (mit Abzweigung nach Montpellier), ist Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Bischofs, eines Appellhofs, Tribunals und Assisenhofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, einer Filiale der Bank von Frankreich, eines reformirten Konsistoriums und zerfällt in zwölf Sektionen. Die eigentliche Stadt ist sehr alt und daher eng und winklig gebaut, hat viele unregelmäßige öffentliche Plätze und wenige hervorragende Gebäude. Regelmäßiger und schöner sind die Vorstädte, vorzüglich Crucimele und Richelieu, welche von der eigentlichen Stadt durch schöne, breite Boulevards geschieden sind. Die letzteren traten nach der Revolution an die Stelle der früheren festungsartigen Wälle und geben der Stadt im Verein mit den übrigen Promenaden ein freundliches Aussehen. Bemerkenswerthe neuere Bauwerke sind: die Kathedrale St. Castor (angeblich auf den Ruinen eines römischen Tempels erbaut), die Kirche St. Paul im romanischen Stil (1840—50 erbaut), die bizarre Kirche der Heiligen Perpétue und Félicité, die große protestantische Kirche (außerdem zählt N. noch 6 evangelische Bethäuser); ferner der Justizpalast, das an Stelle einer Basilika 1826 erbaute Gefangenhaus, das Centralgefängnis (1687 als Citadelle erbaut), das Theater und das allgemeine Krankenhaus. Auf dem Esplanadenplatz erhebt sich eine schöne Fontäne (1848 von Questel errichtet) mit Statuen von Pradier. Von Unterrichts- und Bildungsanstalten besitzt N. ein Lyceum, einen Lehrkurs für Chemie und Physik in ihrer Anwendung auf die Künste, eine Bildungsanstalt für Lehrer und eine solche für protestantische Lehrerinnen, eine Vorbereitungsanstalt für die evangelische Seelsorge, eine Zeichen-, Gewerbe- und Musikschule, eine allgemeine Bibliothek (50,000 Bände und 200 Manuskripte), eine protestantische Bibliothek, ein Museum für Kunst und Antiquitäten, ein Naturalienkabinet, eine Akademie, Gesellschaften für Medicin, Agrikultur, Gartenbau und Botanik. Von hoher Bedeutung ist die Industrie. Die Seidenweberei ist zwar bereits seit 1750 im Rückgang begriffen; dafür aber sind andere Gewerbszweige an ihre Stelle getreten, insbesondere die Fabrikation von Teppichen und Tischdecken, Shawls und Möbelstoffen, Foulards, Schnüren und Borten, Nähseide, Wirkwaaren u. a. Die verschiedenen Zweige der Textilindustrie beschäftigen ca. 5500 Arbeiter, wozu noch die Gerberei, die Konfektion von Herrenkleidern, die Schuhfabrikation und die metallurgische Industrie, welch letztere in neuester Zeit rasch zu hoher Entwickelungsstufe gelangt ist und namentlich Eisenbahnmaterial liefert, mit gegen 2000 Arbeitern kommen. Neben der Industrie verdankt N. seine Blüte und seinen Wohlstand seinem regen Handelsverkehr. Die Hauptgegenstände desselben sind Wein und Branntwein (trois-six), worin N. infolge seiner

günſtigen Lage nach Béziers den erſten Rang in Südfrankreich einnimmt und einen jährlichen Umſatz von ca. 7 Mill. Franken aufweiſt; außerdem Seide und Kokons (an 20 Mill. Franken), Spezereien en gros und Kolonialwaaren, Getreide und Mehl. Die Bevölkerung der Stadt belief ſich 1872 auf 62,394 Seelen (darunter nach officieller Angabe 15,889 Proteſtanten). Stadt und Umgegend bieten noch viele Denkmäler aus dem römiſchen Alterthum dar, darunter das berühmte wohlerhaltene Amphitheater, jetzt les Arènes genannt (in neuerer Zeit zu Stiergefechten benutzt; ſ. Tafel »Baukunſt VI«, Fig 1, 2), wahrſcheinlich aus der Zeit Hadrians, in der Form einer Ellipſe mit 4 Thoren und 120 in Doppelreihen über einander errichteten Arkaden, mit einer großen Are von 133 Meter, einer kleinen von 101 M., 350 M. im Umkreis haltend und für ungefähr 20,000 Perſonen Raum bietend; ferner die ſogen. Maison carrée, ein rechtwinkliges Gebäude in Tempelform, auf korinthiſchen Säulen ruhend, vom Kaiſer Hadrian erbaut, 1689 von Ludwig XIV. und 1820 von Ludwig XVIII. reſtaurirt (jetzt ein Antiquitätenkabinet enthaltend); die Tour magne, ein uralter Wartthurm, noch jetzt 28 M. hoch, auf einer Anhöhe, an deren Fuß die ſogen. Fontäne von N. und wieder hergeſtellte römiſche Bäder ſich befinden; ein Triumphbogen, das Cäſars- oder Auguſtusthor genannt, und ein Dianentempel. N. war ſchon zur Römerzeit vorhanden und hieß damals Nemauſus; 465 n. Chr. ward die Stadt von den Weſtgothen, 725 von den Saracenen erobert und bis zu Pipins Zeiten behauptet. Nachdem N. zum fränkiſchen Reiche gekommen, regierten daſelbſt Vicomtes, die unter den Herzögen von Sextimanien ſtanden. Im 10. Jahrh. machten ſich dieſelben unabhängig und führten ſeitdem den Titel Grafen. Nachdem es der König von Aragonien als Lehnsherr an ſich gezogen, eroberte es 1226 König Ludwig VIII. von Frankreich, und 1259 trat es Jakob von Aragonien an Ludwig IX. förmlich ab. Im 16. Jahrh. war N. eine der Hauptſtädte der Hugenotten, welche ſich trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen in ziemlicher Anzahl daſelbſt behaupteten; trotz aller Friedensverſuche herrſcht ſeitdem ein ſchroffer Gegenſatz zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Einwohnern, der oft zu blutigen Kämpfen und in den Zeiten der Reaktion zu Verfolgungen der Proteſtanten führte, ſo 1791, 1815, wo die royaliſtiſchen Bandes Verdets in N. grauſame Gewaltthaten verübten, und 1830. Vgl. Ménard, Histoire de la ville de N. (Nimes 1875, 7 Bde.).

Nimptſch, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, an der Lohe, Feſtung, mit Gerichtsdeputation, Schloß, 2 Kirchen und (1875) 2072 Einw.

Nimrod, nach der moſaiſchen Urkunde (1. Moſ. 10) Sohn des Kuſch und Gründer des babyloniſchen Reichs, ein gewaltiger Herrſcher und Jäger, nach Joſephus identiſch mit dem Erbauer des babyloniſchen Thurms, deſſen Ruine (Birs-Nimrud) auf der weſtlichen Seite des Euphrat liegt, und um dieſes Unternehmens willen als Frevler gegen Gott dargeſtellt, nach Kteſias identiſch mit Ninos. Das Sternbild des rohen Jägers und Rieſen (Orion bei den Griechen) iſt urſprünglich nach N. benannt.

Nimrud, Dorf, ſ. Ninive.

Nimwegen (holländ. Nijmegen, franz. Nimègue), Stadt und bisherige Feſtung in der niederländ. Provinz Gelderland, am linken Ufer der Waal, iſt Sitz eines Bezirks- und eines Kantonalgerichts, hat eine fliegende Brücke über die Waal (nach dem Dorf Lent), 24 öffentliche Plätze und Märkte (darunter den ſchönen Valkhof), ein prächtiges altes Rathhaus, bekannt durch den in demſelben geſchloſſenen Frieden (ſ. unten), mit Bildniſſen römiſcher Kaiſer und Könige im Vordergiebel, künſtlichem Uhrwerk, Alterthumsmuſeum ꝛc. und 8 Kirchen (darunter die reformirte Stephanskirche mit dem Grabmal der Anna Katharina von Bourbon). Auch an ſchönen Privatgebäuden und militäriſchen Bauwerken iſt N. reich; die Feſtungswerke ſelbſt ſind infolge der neuen Umgeſtaltung der Landesvertheidigung zur Schleifung beſtimmt. Hauptgegenſtände der Fabrikation ſind: Tabak, Cigarren, Kölniſches Waſſer, Kupfer-, Silber- und andere Metallwaaren, Schmiede- und Tiſchlerwaaren, Leim, Leder. Auch ſind hier Bierbrauereien, die ein beliebtes Weißbier (Moll) liefern. Die Stadt beſitzt einen innern und einen großen Zufluchtshafen, Getreide- und Speditionshandel und zählt (1874) 22,842 Einw. N. iſt der Geburtsort der Kaiſer Heinrich IV. und VI. und des Seehelden Iſaak Sweers. Unweit der Stadt, auf dem Hunnerberg, liegen die Trümmer der Falkenburg, eines alten Schloſſes, das von Karl d. Gr. erbaut worden ſein ſoll und das Hoflager der fränkiſchen Könige und ſpäter die Reſidenz der Burggrafen von N. war. Nicht weit davon erhebt ſich das Belvedere, das eine herrliche Ausſicht über die Stadt darbietet. Unter dem Reich von N. verſteht man den von der Gegend von Kleve bis in die Nähe von Vatenburg zwiſchen der Waal und der Maas ſich hinziehenden Landſtrich. Die Stadt wahrſcheinlich das alte Noviomagum des Cäſar und das Oppidum Batavorum des Tacitus, iſt ſehr alt, war in früherer Zeit eine Reichs- und Hanſeſtadt und wurde, weil ſie ſich 1579 der Verbindung der niederländiſchen Provinzen angeſchloſſen hatte, 1585 von den Spaniern belagert und erobert, kam aber 1591 wieder in die Hände des Prinzen Moritz von Oranien. Nachdem die Franzoſen ſich ihrer 1672 ohne Gegenwehr bemeiſtert hatten, wurde hier 1678 und 1679 von Spanien, Frankreich, Oeſterreich und den Niederlanden der Friedenskongreß gehalten, der zu den Friedensſchlüſſen von N. (12. Aug. 1678 zwiſchen Frankreich und den Niederlanden, 13. Dec. zwiſchen Frankreich und Spanien, 5. Febr. 1679 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich) führte, in denen die Niederlande alle eroberten Beſitzungen zurückerhielten, Frankreich die Franche-Comté und mehrere Plätze in den ſpaniſchen Niederlanden ſowie Freiburg i. Br. bekam. Fruchtlos war ein 1702 von den Franzoſen unternommener Ueberfall; dagegen leiſtete ihnen die Stadt im Revolutionskrieg 1795 nur geringen Widerſtand.

Ningpo, Stadt in der chineſ. Provinz Tſchekiang, am gleichnamigen Fluß, iſt Sitz eines deutſchen Vicekonſuls ſowie verſchiedener chriſtlichen Miſſionsgeſellſchaften und treibt bedeutenden überſeeiſchen Handel (Jahreswerth 70—80 Mill. Mark), dem nur das am Golf gegenüber liegende Schanghai Abbruch thut, mit welchem Dampfer einer europäiſchen Geſellſchaft eine tägliche Verbindung unterhalten. Specialität in der Ausfuhr iſt Talg vom Talgbaum (Stillingia sebifera), der in der Umgebung ſtark gepflanzt wird. N. wurde im Oktober 1841 von den Engländern eingenommen.

Ninive, die alte, berühmte Hauptſtadt des aſſyriſchen Reichs und Reſidenz der aſſyriſchen Könige, der Sage nach von Ninos (ſ. d.) oder Nimrod (ſ. d.) gegründet, lag auf der öſtlichen Seite des Tigris, dem heutigen Moſul gegenüber, und ſoll nach Strabon

480 Stadien (104 Kilom.) im Umfange gehabt haben. Ihre Mauern ſollen 33 Meter hoch, für drei Wägen breit genug und mit 1500 über 60 Meter hohen Thürmen verſehen geweſen ſein. Indeß haben ſich dieſe Angaben als übertrieben herausgeſtellt; die Griechen wurden erſt in der Diadochenzeit, als die Stadt längſt in Trümmern lag, mit ihrer Lage bekannt. 30 Kilom. ſüdlich von N., deſſen Mauern höchſtens 13,500 Meter lang ſind, liegt eine zweite Trümmerſtätte, Nimrud (bei Xenophon Lariſſa genannt), vielleicht der ältern Hauptſtadt, Reſen, entſprechend, und 25 Kilom. nordweſtlich das Dorf Chorſabâd (ſ. d.) mit Reſten eines aſſyriſchen Palaſtes. Zwiſchen dieſen Orten waren die Stromufer und Felder mit zerſtreuten Häuſern beſetzt, was den Anlaß zu jenen Fabeln der Griechen gegeben haben mag. Auch können ſich die Lehmhütten der Stadt, wie bei Peking, mit der Verlegung des Königsſitzes von Nimrud nach Chorſabâd und Kujundſchik hin- und hergeſchoben haben. N. ward um 606 v. Chr. von Kyaxares von Medien und Nabopolaſſar von Babylonien erobert und völlig zerſtört; Xenophon ſah nur noch die Ruinen derſelben. Im Lauf der Zeit war die Hauptſtadt des einſtigen Weltreichs ſpurlos verſchwunden, und man war in Ungewißheit darüber, welche von den Trümmerhaufen an den Ufern des Tigris die Ueberbleibſel Ninive's ſeien. Der Engländer Rich war der erſte, der die Trümmer am linken Ufer des Tigris genauer unterſuchte (1820) und einige Inſchriften fand; ihm folgte Ainsworth. Das erſte wirkliche aſſyriſche Monument entdeckte aber Botta (ſ. d. 2), welcher 1843 zuerſt in der Nähe von Moſul, auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes, dann in dem 18 Meter hohen Hügel von Kujundſchik, endlich in dem Hügel von Chorſabâd Nachgrabungen anſtellte, welche die überraſchendſten Reſultate ergaben. Der erwähnte Hügel bedeckte nämlich einen großen Palaſt mit zuſammenhängenden Sälen, Basreliefs, Bildſäulen, mannigfaltigen Geräthen, Vaſen ꝛc. Durch Botta's Entdeckungen angeregt, ſtellte dann der Engländer Layard in den Ruinenhügeln von Nimrud Nachgrabungen an und fand gleichfalls Paläſte, bedeckt mit Inſchriften und Skulpturen aller Art, Statuen von Menſchen, Löwen und Stieren, Vaſen, Waffen, Geräthſchaften aus Kupfer, Elfenbein, Marmor, Alabaſter, Glas ꝛc. Die Ausgrabungen an dieſen Orten, welche 1873 und 1874 von George Smith, einem Beamten des Britiſchen Muſeums, mit guten Erfolgen wieder aufgenommen wurden, bilden jetzt das wichtigſte Material für die Rekonſtruktion der aſſyriſchen Geſchichte, die freilich erſt dann vollſtändig gelingen wird, wenn die unzähligen Keilinſchriften (ſ. Keilſchrift), mit deren Entzifferung ſich außer den ſchon genannten Männern beſonders Rawlinſon, Oppert, Groteſend, Place, E. Schrader, G. Smith u. a. beſchäftigten, mit unbeſtrittener Sicherheit verſtanden werden. Die gefundenen Palaſtruinen gehören ohne Zweifel verſchiedenen Epochen an; der älteſte Bau iſt in Nimrud zu ſuchen, die folgenden in Chorſabâd und Kujundſchik und der jüngſte wieder in Nimrud. S. Tafel »Baukunſt II« und »Bildhauerkunſt I«. Vgl. Layard, Nineveh and its remains (Lond. 1849 u. öfter, 2 Bde. mit Atlas; deutſch, Leipz. 1854); George Smith, Assyrian discoveries (3. Aufl., Lond. 1875).

Ninon de Lenclos (ſpr. -nong d'langklo), eigentlich Anne de Lenclos, eine durch ihre Galanterie bekannte Franzöſin, geb. 15. Mai 1616 zu Paris, bildete ſich, früh verwaiſt, durch das Studium der Werke Montaigne's und Charrons und erlangte bei ihrer Schönheit, ihrem Witz und Scharfſinn bald eine gewiſſe Berühmtheit. Um gänzlich ungebunden zu ſein, ſchlug ſie alle Bewerbungen um ihre Hand aus, machte aber ihr Haus zum Sammelplatz der liebenswürdigſten Perſonen der Stadt und des Hofs und zugleich der ausgezeichnetſten Gelehrten ihrer Zeit, z. B. Scarrons, Molière's, Fontenelle's und Larochefoucaulds, und ohne daß ſie einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen trieb, genoſſen doch viele nach einander ihre Gunſt. Die Königin Chriſtine von Schweden ſtattete bei ihrer Anweſenheit in Paris ihr einen Beſuch ab. N. ſtarb 17. Okt. 1706. Einer ihrer Söhne, La Boiſſière, wurde Kriegsminiſter. Ein zweiter Sohn, Villiers, hatte ſich in ſeine eigene Mutter verliebt, ohne ſein Verhältnis zu ihr zu kennen, und erſchoß ſich, als er dies erfuhr, aus Verzweiflung, ein Ereignis, welches Leſage in ſeinem »Gil Blas« benutzte. Ihre Memoiren gab Mirecourt (Par. 1854, neue Ausg. 1875), ihre Briefe A. Bret (2. Aufl., daſ. 1870) heraus.

Ninos, nach Kteſias der Gründer des aſſyriſchen Reichs und angeblich Erbauer der Stadt Ninive (ſ. d.). Er verband ſich der Sage nach mit einem arabiſchen Herrſcher, Ariäos, eroberte zuerſt Babylonien, machte ſich den König von Armenien unterwürfig, beſiegte dann die Meder und unterwarf in 17 Jahren alle übrigen Völker Aſiens außer den Indern und Baktriern. Mit 2 Mill. Soldaten zog er darauf gegen Baktrien, ſchlug den König dieſes Reichs, Oxyartes, und eroberte das platte Land und mehrere Städte, belagerte aber die Hauptſtadt Baktra lange vergebens, bis er ſich durch den klugen Rath der Semiramis, der Gemahlin eines ſeiner Statthalter, Onnes, dieſelbe unterwarf. Semiramis, die darauf ſeine Gemahlin ward, gebar ihm den Ninyas und wurde von dem ſterbenden N. zur Regentin beſtellt. Kteſias ſetzt des N. Regierungszeit zwiſchen 2200 und 2100 v. Chr., doch hat nie ein N. über Aſſyrien geherrſcht. Der Bericht des Kteſias iſt eine ſpätere mediſch-perſiſche Sage und der Name N. dem der Hauptſtadt Aſſyriens, Ninua oder Ninive, entnommen. Vgl. Aſſyrien.

Ninove, Stadt in der belg. Provinz Oſtflandern, an der Dender und einem Zweig der Brüſſel-Genter Eiſenbahn, hat Zwirn-, Spitzen-, Leinwand-, Kattun-, Hut- und Seifenfabrikation und (1875) 6055 Einw. Von der ehemaligen Prämonſtratenſerabtei iſt nur noch die Kirche erhalten. N. verdankt angeblich ſeinen Urſprung einem im 5. Jahrh. von den Gothen erbauten Schloß.

Nio (im Alterthum Jos), eine der Kykladen im Aegeiſchen Meer, ſüdlich von Naxos, 15 Kilom. lang, bis 7 Kilom. breit und 735 Meter hoch, bringt Oel, Baumwolle, Wein und Getreide hervor und betreibt auch nicht unbedeutende Viehzucht. Die Nioten gelten für tüchtige Seefahrer. Die Stadt N., auf der Südweſtküſte, hat einen ſichern Hafen, eine helleniſche Schule und (1870) 2130 Einw.

Niobe, im griech. Mythus die Tochter des Tantalos und Schweſter des Pelops, war die Gemahlin des thebaniſchen Königs Amphion, dem ſie ſechs Söhne und ſechs Töchter gebar. Stolz auf ihre zahlreiche Nachkommenſchaft, vermaß ſie ſich, der Leto (Latona) ſich gleichzuſtellen, welche nur zwei Kinder, Apollon und Artemis, geboren hatte, und hinderte das Volk an der Verehrung dieſer Gottheiten. Zur Strafe dieſer Ueberhebung ſtreckten Apollon und Artemis an Einem Tag die zwölf Kinder der N. nieder. Die Eltern vermochten den Jammer nicht zu überleben; Amphion tödtete ſich ſelbſt, und N., welche der un-

gebeure Schmerz erſtarren gemacht hatte, wurde von den Göttern in Stein verwandelt und nach ihrer alten phrygiſchen Heimat am Berg Sipylos zurückverſetzt; aber auch der Stein hörte nicht auf, Thränen zu vergießen. Später ward die Sage mannigfach verändert und erweitert. Der hochtragiſche Stoff ward von den Meiſtern der dramatiſchen wie der bildenden Kunſt vielfach behandelt. Von den Tragödien des Aeſchylos und Sophokles ſind nur noch Fragmente übrig; dagegen beſitzen wir an der auf dem Esquiliniſchen Berg 1583 ausgegrabenen, jetzt in den Uffizien zu Florenz ſtehenden Gruppe der N. und ihrer Kinder eins der herrlichſten Werke der alten Plaſtik (ſ. Tafel »Bildhauerkunſt II«, Fig. 7). Dasſelbe gilt für die römiſche Kopie eines griechiſchen Originals, das Plinius im Tempel des Apollo Sosianus zu Rom aufgeſtellt ſah, von dem man aber damals ſchon nicht zu ſagen wußte, ob Praxiteles oder Skopas der Urheber ſei. Den Mittelpunkt der Gruppe bildet die erhabene und edle Geſtalt der N. ſelbſt mit der zu ihren Füßen hingeſtürzten, ihr Haupt im Schoß der Mutter bergenden Tochter. Sie iſt an der Schwelle ihres Hauſes ſtehend zu denken; ihre Kinder fliehen von beiden Seiten her, theils ſchon getroffen, theils ſich entſetzt umſchauend nach den ſchwirrenden Todesgeſchoſſen, dem ſchützenden Dach zu. Die Grundbedeutung des Mythus iſt wahrſcheinlich eine ſolariſche. Vgl. Welcker, Ueber die Gruppirung der N. und ihrer Kinder (Bonn 1836); Stark, N. und die Niobiden (Leipz. 1863); Friederichs, Praxiteles und die Niobegruppe (daſ. 1865).

Niobe-Eſſenz, ein Parfüm, welches aus rohem Benzoëſäuremethyläther beſteht.

Niobium Nb, Metall, findet ſich häufig in Begleitung von Tantal in den Columbiten und Tantaliten und gehört zu den ſeltenſten Elementen. Es iſt noch nicht rein dargeſtellt worden, Atomgewicht 94; die wichtigſte Sauerſtoffverbindung iſt das farbloſe Niobſäureanhydrid Nb_2O_5.

Niort (ſpr.-ór), Hauptſtadt des franz. Departements Deux-Sèvres, an der hier ſchiffbaren Sèvre Niortaiſe und der Eiſenbahn von Tours nach Rochefort, mit welcher ſich hier eine zweite, von Angers kommende Linie der Orléansbahn vereinigt, iſt Sitz des Präfekten und der Departementalbehörden, eines Gerichts- und Aſſiſenhofs, eines Handelsgerichts, einer Gewerbekammer, einer Filiale der Bank von Frankreich ſowie eines proteſtantiſch-reformirten Konſiſtoriums. Von Unterrichts- und Bildungsanſtalten beſitzt N. ein Lyceum, eine Zeichenſchule, eine Bibliothek (30,000 Bände), ein Muſeum (enthaltend Gemälde, Antiquitäten und eine bedeutende geologiſche Sammlung) und verſchiedene wiſſenſchaftliche Geſellſchaften. Bemerkenswerthe Gebäude ſind: die Kirche Notre Dame (im 4. Jahrh. gegründet, in neueſter Zeit reſtaurirt), die Kirche St. Andreas, der proteſtantiſche Tempel, die Reſte des alten Schloſſes (gegenwärtig als Gefängnis benutzt), das Stadthaus (1520—30 erbaut), die Präfektur, das Hôtel de Candie (Geburtsſtätte der Marquiſe von Maintenon). Im ſchönen Jardin public befinden ſich die hydrauliſchen Werke, welche das Waſſer aus den Quellen des Vivier in die Stadt leiten. Berühmt ſind die Baumſchulen und Gemüſegärten von N. Die Induſtrie umfaßt bedeutende Weiß- und Sämiſchgerbereien, Fabrikation von Handſchuhen, Schuhmacherwaaren, Bürſten, Hüten, Säcken, Baumwollgarn, Leim, Raps- und Leinöl und Rübenzucker. Die hauptſächlichſten Gegenſtände des Handels ſind: Leder und Lederwaaren, Felle und Häute, Wolle, Wein, Branntwein, Getreide und Gemüſe; auch bildet die Stadt ein wichtiges Entrepot für Faßholz. Die Einwohnerzahl beträgt (1872) 21,344 (darunter 527 Proteſtanten). N. gehörte zum Gebiete der Grafen von Poitiers, ward aber ſchon 1224 von König Ludwig VIII. von Frankreich in Beſitz genommen und blieb ſeitdem bei der Krone.

Nipa *Thunb.* (Nipapalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, mit der einzigen Art **N. fruticans** *Thunb.*, in Oſtindien und in den Salzſümpfen der Philippinen, Karolinen und auf anderen Südſeeinſeln am Strand, wo die Früchte oft im Meer herumgetrieben werden und dann, an den moraſtigen Strand geworfen, keimen. Dieſe ſtammloſe Palme hat bis über 6 Meter lange, gefiederte Blätter, monöciſtiſche Blüten und einſamige Früchte, in kopfgroßen Häuptern zuſammenſtehend. Aus den ſtarken Blättern macht man Schirme, Hüte, Matten, auch Dächer. Verbrannt liefern ſie Salz, zerſtoßen ſind ſie wirkſam gegen den Stich giftiger Inſekten. Aus den Kolben wird Toddy gewonnen. Das Innere der Frucht iſt genießbar.

Nipiſſing, See in Oberkanada (britiſches Nordamerika), fließt durch den French River in den Huronſee ab, dient den Pelzhändlern als Waſſerſtraße.

Nipperdey, Karl Ludwig, namhafter philolog. Kritiker, geb. 13. Sept. 1821 zu Schwerin, ſtudirte ſeit 1840 in Leipzig und Berlin beſonders unter Hermann, Haupt, Lachmann, habilitirte ſich 1850 als Privatdocent in Leipzig, wurde 1852 als außerordentlicher Profeſſor nach Jena berufen, 1855 zum Ordinarius befördert und ſtarb daſelbſt 2. Jan. 1875. N. war einer der feinſten Kenner der lateiniſchen Proſa; er hat nicht viel geſchrieben, aber alles, was er herausgab, iſt muſterhaft. Als ſein erſtes größeres kritiſches Werk iſt ſeine Bearbeitung des »Julius Caesar« (Leipz. 1847) zu nennen, welcher die des »Cornelius Nepos« (Berl. 1849, 6. Aufl. 1874) folgte; ferner erſchienen das für die Kritik höchſt wichtige »Spicilegium criticum in Cornelio Nepote« (daſ. 1850) und die Ausgabe der »Historiae« des Tacitus (Leipz. 1851, zuletzt 1875, 2 Bde.; Textausgabe, Berl. 1871—74, 3 Tle.). Vgl. Schöll, Karl N., akademiſche Gelegenheitsrede (Jena 1875).

Nippes, Fabrikort im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Köln, zur Gemeinde Longerich gehörig, mit Fabriken für Porzellan, Zucker, Steingut, Gummiwaaren und Chemikalien, Dampfmühle, Centralwerkſtätte der Rheiniſchen Eiſenbahn und 6500 Einw.

Nippold, Friedrich Wilhelm Franz, deutſcher Kirchenhiſtoriker, geb. 15. Sept. 1838 in Emmerich, machte ſich zunächſt bekannt durch die Vermittlerrolle, welche er zwiſchen der deutſchen und der holländiſchen Theologie übernahm, ſowie durch Veröffentlichungen aus dem Nachlaß von Bunſen und Rothe. Seit 1865 in Heidelberg habilitirt, wurde er 1867 daſelbſt zum außerordentlichen, 1871 zum ordentlichen Profeſſor der Theologie in Bern ernannt. Die bedeutendſten unter ſeinen zahlreichen Werken ſind: das »Handbuch der neueſten Kirchengeſchichte« (Elberf. 1867, 2. Aufl. 1868); »Welche Wege führen nach Rom?« (Heidelb. 1870); »Die altkatholiſche Kirche des Erzbisthums Utrecht« (daſ. 1872); »Die römiſch-katholiſche Kirche im Königreich der Niederlande« (Leipz. 1877).

Nippon (Nipon, »Oſtreich«), einheimiſcher Name für das Inſelreich Japan, von Europäern fälſchlich angewendet auf die größte Inſel desſelben, deren richtiger Name Nai-tſi (»Kontinent«) iſt. S. Japan.

Nippſachen (v. franz. nippes, weibl. Putzſachen), allerlei kleine zierliche Gegenſtände, beſonders als Zimmerſchmuck zum Aufſtellen auf ſogen. Nipptiſchchen oder in Nippſchränken.

Nirwâna (»das Erlöſchen«), bei den Buddhiſten das höchſte Ziel des menſchlichen Strebens, welches nur durch Erlangung der höchſten Erkenntnis und die Ausübung aller Tugenden erreicht werden kann. Die Sprachgelehrten und Miſſionäre erklären N. als das abſolute Aufhören der mit der perſönlichen Exiſtenz verbundenen Bewegung, der leiblichen und geiſtigen, als die abſolute Ruhe, welche dem Orientalen als höchſtes Glück erſcheint, von den einen als vollkommene Vernichtung des Daſeins, von den anderen mehr oder weniger nur als Vernichtung alles Unangenehmen im Daſein aufgefaßt. Von Philoſophen wird N. als »innerer Friede« dem Gottesreich unſeres Evangeliums gleichgeſetzt. Worin jener aber nach dem Tode beſtehe, welches der Zuſtand dann ſei, wird vom Stifter des Buddhismus (ſ. d.) ſelbſt ganz unbeſtimmt gelaſſen; »es genüge zu wiſſen, daß N. vor Gefahren bewahrt, Sicherheit ohne Furcht gewährt und Glückſeligkeit verleiht«. Neben dieſem urſprünglichen Begriff der vollſtändigen Erlöſung von der Exiſtenz und allen ihren Formen als höchſte Belohnung wurden ſpäter noch zwei niedrigere Stufen der Belohnung aufgeſtellt und dieſe je niedriger, deſto menſchlicher geſchildert. Dieſe Neuerung wurde von indiſchen Buddhiſten philoſophiſch begründet und bildete das Mittel, in China, Hinterindien und Centralaſien dem aus Indien verdrängten Buddhismus neue Anhänger zu werben. Bei Uebertragungen in die Sprachen der Neubekehrten wird N. verſtändlicher gemacht durch die Erklärung als »Befreiung vom Schmerz der Exiſtenz«. Sodann ſind auf Grundlage des N. als Belohnungen niederer Ordnung aufgeſtellt: die Aufnahme in die »Region der Freude«, deren Bewohner nicht mehr der Wiedergeburt unterworfen ſind, und als unterſte Stufe: Wiedergeburt als Menſch oder Gott unter Befreiung von den »ſchlechten Wegen« (Geburt als böſer Geiſt, als Thier, als hungerndes Ungeheuer, in der Hölle). Jede Stufe wird erreicht infolge des eigenen Verhaltens und der Vollendung, zu welcher es das Individuum in Ueberwindung der Unwiſſenheit gebracht hat. In dieſer neuen Lehre führt N. in allen drei Stufen zu einem beſtimmten Grad von Wohlbefinden, von Glückſeligkeit, denen gemeinſam iſt: Wegfall des Gefühls der Exiſtenz. Vgl. aus der zahlreichen Literatur die kritiſchen Berichte von E. Schlagintweit im »Ausland« 1864, Bacmeiſter (daſ. 1871); Köppen, Die Religion des Buddha (Leipz. 1857); Laſſen, Indiſche Alterthumskunde, Bd. 2 (2. Aufl., daſ. 1874); Wurm, Geſchichte der indiſchen Religion (Baſ. 1874).

Niſäa, im Alterthum Stadt in der perſ. Landſchaft Margiana (am Margos?); auch Name des Hafens von Megara (ſ. d.), am Saroniſchen Meerbuſen. Dagegen ſind die Niſäiſchen Felder, berühmt durch ihre Roſſe, deren dort 50,000 für die perſiſchen Könige gehalten wurden, in Medien zwiſchen dem heutigen Hamadan und Teheran zu ſuchen.

Niſam (Nizam, türk.), Geſetz, Regel; in der Türkei Name des regulären Heers, zum Unterſchied von Baſchi-Bozuks (ſ. d.).

Niſâmi (Nizâmi), einer der ſieben großen Dichter Perſiens, hieß eigentlich Abu Mohammed ben Juſuf Scheich Niſâm eddîn, geboren um 1100 zu Gendſche, ein Günſtling der damals in Perſien herrſchenden Seldſchukkenfürſten; ſtarb 1180. Er iſt der Begründer des romantiſchen Epos. Außer einem Diwan, welcher 28,000 Diſtichen enthalten ſoll, verfaßte N. fünf größere Dichtungen (Chamſe), die in Perſien als bis jetzt unerreichte Meiſterwerke der Poeſie gelten: »Machsen ul esrâr« (»Magazine der Geheimniſſe«), ein didaktiſches Gedicht (perſ. herausgeg. von Bland, Lond. 1844); »Chosrau u Schirin«, romantiſches Epos, das die Liebe des perſiſchen Königs Chosru zur Schirin zum Gegenſtand hat (in deutſcher Nachbildung von Hammer, Wien 1812, 2 Bde.); »Medſchnun u Leila«, die Liebe des Medſchnun zur ſchönen Leila beſingend (engl. von Atkinſon, Lond. 1836); »Heftpeïger« (»Die ſieben Geſtalten«), eine Sammlung von ſieben Novellen in poetiſcher Form (perſ. u. deutſch von Erdmann, Kaſan 1839), darunter die durch Gozzi und Schiller bekannte Erzählung von Turandot; »Iskendernâmeh«, eine ſagenhaft ausgeſchmückte Geſchichte Alexanders d. Gr., in zwei Theilen, einem mehr epiſchen (Kalk. 1812, zum Theil von Rückert deutſch nachgebildet 1828) und einem didaktiſchen (herausgeg. von Sprenger, daſ. 1825). Vgl. Bacher, Niſâmi's Leben und Werke und der 2. Theil des Niſâmi'ſchen Alexanderbuchs (Leipz. 1872).

Niſan (hebr.), der ſiebente Monat des bürgerlichen, der erſte des Kirchenjahrs der Juden, hat ſtets 30 Tage, fällt in unſern März und April.

Niſard (ſpr. -ſār), Jean Marie Napoléon Déſiré, franz. Literarhiſtoriker, geb. 20. März 1806 zu Châtillon ſur Seine, erhielt 1844 an Villemains Stelle die Profeſſur der Beredſamkeit am Collége de France zu Paris und war ſeit 1857 zugleich Direktor der höhern Normalſchule, bis er 1867 zum Senator ernannt wurde. Als Literarhiſtoriker führte er ſich ein mit ſeinen anziehend geſchriebenen »Études de mœurs et de critique sur les poètes latins de la décadence« (1834, 2 Bde.; 3. Aufl. 1867). Seine ſpäteren Hauptwerke ſind: »Mélanges« (1839, 2 Bde); »Histoire de la littérature française« (1844—61, 4 Bde.; 6. Aufl. 1877); »Études de critique littéraire« (1858); »Études d'histoire et de littérature« (1859); »Nouvelles études d'histoire et de littérature« (1864); »Les quatre grands historiens latins« (1874), ein durch feine, geiſtvolle Kritik und geſchmackvolle Darſtellung gleich ausgezeichnetes Werk; »Portraits et études d'histoire littéraire« (1874) und »Renaissance et réforme« (1877). Seit 1850 iſt N. Mitglied der Akademie, ſeit 1856 Kommandeur der Ehrenlegion. — Sein Bruder Marie Edouard Charles N., geb. 10. Jan. 1808, war 1831—48 der Familie Ludwig Philipps attachirt und lieferte treffliche Ueberſetzungen lateiniſcher Dichter ſowie eine Reihe literarhiſtoriſcher Arbeiten, z. B. »Le triumvirat littéraire au XVI. siècle« (Studien über Lipſius, Scaliger und Caſaubon, 1852); »Histoire des livres populaires« (1854, 2. Aufl. 1864); »Les gladiateurs de la république des lettres« (1860, 2 Bde.); »Curiosités de l'étymologie française« (1863); »Des chansons populaires chez les anciens et chez les Français« (1866, 2 Bde.); »De quelques parisianismes populaires etc.« (1876) u. a. — Ein dritter Bruder, Jean Marie Auguſte N., geb. 1805, hat ſich als altklaſſiſcher Philolog einen Namen erworben.

Niſcemi (ſpr. -ſchemi), Stadt in der ital. Provinz Caltaniſſetta (Sicilien), am Terranova, mit (1871) 10,750 Einw., welche ſich mit Getreide-, Wein-, Obſt- und Baumwollkultur beſchäftigen.

Niſch, befeſtigte Hauptſtadt eines Liwa's in dem erſt

1877 gebildeten türk. Wilajet Koſſowo, an der Niſchawa, die 12 Kilom. weſtlich von hier in die bulgariſche Morawa mündet, iſt Sitz der Oberbehörden des Liwa's und eines griechiſchen Erzbiſchofs, hat viele Gärten, Brunnen und Bäder, eine ziemlich ſtarke Feſtung, die zum Theil ihre Exiſtenz der öſterreichiſchen Beſetzung von 1737 verdankt, und 13,000 Einw. (⅔ Mohammedaner, ⅓ Chriſten). Ihre Hauptausfuhr nach Wien, Peſt und Belgrad beſteht in Wolle und Leder. Die Stadt, früher die Hauptſtadt von Serbien, iſt von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit, da ſie die Päſſe und Straßen beherrſcht, welche nach Bosnien, Bulgarien und Serbien führen. In der Nähe von N. warme Quellen. N. iſt das alte Naiſſus in Obermöſien, berühmt als Geburtsort Konſtantins d. Gr., in deſſen Nähe Claudius II. 268 die Gothen beſiegte. Von Attila zerſtört, wurde der Ort von Juſtinian wieder hergeſtellt und befeſtigt. Der Fall von N. 1375 war der erſte Nagel zum Sarg der ſerbiſchen Unabhängigkeit; 1443 wurde die Stadt von den Ungarn unter Johann Hunyades erobert. Am 23. Sept. 1689 hier Sieg der Oeſterreicher unter Markgraf Ludwig von Baden über die Türken. 1690 wurde N. von den Türken wieder genommen, 1737 von den Oeſterreichern unter Seckendorf zwar von neuem erobert, aber in demſelben Jahr vom General Dochat den Türken übergeben, welcher letztere deshalb enthauptet wurde. Unweit davon die Redouten, welche die Serben 1809 errichtet hatten, und in denen ſich Stephan Singelitſch mit den ſtürmenden Türken in die Luft ſprengte. Aus den Schädeln der dort gefallenen Serben wurde an der Straße nach Konſtantinopel eine (jetzt verfallene) Siegestrophäe errichtet. Vgl. Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan, Bd. 1 (Wien 1875).

Niſchan (arab.), »Zeichen«, in der Amtsſprache ſ. v. w. Orden (ſ. unten); auch kaiſerliche Unterſchrift, daher Niſchanſchi, der Beamte, welcher die Tughra, d. h. Unterſchrift, zeichnet; früher auch Rangzeichen beim Militär, welches in der Form einer Meſſing-, Silber- oder Goldplatte um den Hals getragen wurde.

Niſchan, 1) N. el Aamân (»Vertragsorden«), tuneſ. Orden, von Mohammed el Sadak 1859 zur Erinnerung an die Errichtung der Konſtitution geſtiftet, hat nur eine Klaſſe, gleicht dem Wappen der Regierung und wird meiſt nur an tuneſiſche hohe Würdenträger verliehen. — 2) N. el Iftikhar, tuneſ. Civil- und Militärverdienſtorden, von Hajneb Bey geſtiftet, von Mohammed Bey (1855—59) geändert, hat fünf Klaſſen, wie die Ehrenlegion, der er nachgebildet iſt. Die Dekoration hat die Form eines Sterns mit Strahlen, in deſſen Mitte ſich der Namenszug des Bey's befindet. — 3) N. Iftikhar, türk. Orden, von Sultan Selim III. für um die Türkei verdiente Ausländer geſtiftet und 1827 erneuert, eine goldene Medaille, auf welcher der Namenszug des Sultans ſteht; wird am Hals oder auf der Bruſt getragen.

Niſchapur, Stadt der perſ. Provinz Choraſan, am Kaluſcherûz Rud, weſtlich von Meſchhed, hat eine verfallene Citadelle, einen Regierungspalaſt ꝛc., Handel mit Türkiſen, die in der Nähe (bei Ma'aden) gefunden werden, und 8000 Einw. N. war ehedem die Hauptſtadt der Seldſchukken und eine der reichſten Städte Perſiens.

Niſhnedewizk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Woroneſh, an der Sſmerdjätſchaja Dewiza (Nebenfluß des Don), mit (1873) 2150 Einw.

Niſhnij Lomow, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Penſa, am Lomow, mit 6 Kirchen, 2 Klöſtern, einer Kreditbank, Tuchfabrikation, Cerealienhandel, nicht unbedeutender Meſſe und (1870) 10,171 Einw.; wurde 1636 als Grenzfeſtung angelegt.

Niſhnij Nowgorod, Gouvernement in Rußland, grenzt im S. an die Gouvernements Tambow und Penſa, im O. und NO. an Sſimbirsk, Kaſan und Wjatka, im N. an Koſtroma, im W. an Wladimir und umfaßt 51,272 QKilom. (931,15 QM.) mit (1870) 1,271,564 Einw. Bewäſſert wird N. durch die Wolga, welche hier neben einer Menge kleinerer die ſchiff- oder flößbaren Nebenflüſſe Wetluga, Kerſhenez (links), Oka, Tſchugunka und Sſura (rechts) aufnimmt, und von ca. 350 unbedeutenden Seen. Die Wolga theilt das Gouvernement in zwei ungleiche Hälften, von denen die kleinere, am linken Ufer, ein weite Niederung bildet und mit großen Sümpfen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt iſt, während der ſüdlich am rechten Ufer gelegene Theil aus einer von vielen Schluchten unterbrochenen Hochebene beſteht, welche in der Richtung zur Wolga wellenförmig wird und dort zum Fluß 60—90 Meter ſteil abfällt. In geognoſtiſcher Hinſicht gehört N. drei Formationen an. Durch das ganze Gouvernement zieht ſich in der Richtung von W. nach O. über die Städte Arſamas und Sſergatſch ein breiter Streifen der Permiſchen Formation; nördlich davon tritt nur die Trias-, ſüdlich die Juraformation zu Tage. Kreidebildungen finden ſich im äußerſten Südoſten. An Mineralien werden gewonnen: Salz (bei Balachna), Eiſen, Kupfer, Gips, Kalk, Torf, Sumpfeiſen und Lehm. Der Boden iſt ſandig, ſtark mit Lehm, im SO. auch mit Humus verſetzt. Der früher bedeutende Wald iſt in letzter Zeit durch unrationelle Forſtwirtſchaft ſowie durch Waldbrände ſehr zuſammengeſchmolzen und bedeckt jetzt weniger als ⅓ des Terrains. Nördlich von der Wolga kommt nur Nadelwald vor, ſüdlich iſt er hier und da mit Birken und Linden gemiſcht. Der Ackerbau deckt nur in den ſüdlichen Kreiſen den innern Bedarf; in den übrigen ſind die Einwohner auf andern Erwerb angewieſen, wodurch ſich die Hausinduſtrie im Gouvernement ſehr ſtark entwickelt hat. So beſchäftigen ſich allein mit den verſchiedenſten Holzarbeiten, vom Baſtmattenflechten bis zum Schiffbau, über 60,000 Einw. Einen beſondern Ruf hat ſich der Kreis Sſemenow durch ſeine Holzlöffel, der Kreis Balachna durch ſeine Spindeln, Makarjew durch ſeine eiſenbeſchlagenen Kiſten erworben, welche Produkte bis nach Bochara und Perſien verſandt werden. Auf Schmiede- und Schloſſerarbeiten kommen über 70,000 Einw. Hervorragendes leiſten beſonders die Dörfer Pawlowo und Worſſma (Kreis Garbatow) durch ihre Dolche, Raſirmeſſer und Scheren. Die Woll- und Lederinduſtrie iſt beſonders ſtark in den Kreiſen Sſergatſch, Arſamas und Knjaginin verbreitet. Von ſonſtigen Beſchäftigungen ſind nennenswerth: die Lein- und Handſchuhweberei, Netzflechterei, das Fuhrmannshandwerk, an der Oka und Wolga der Aepfel- und Gemüſebau, die Bienenzucht bei den Mordwinen und Tſcheremiſſen und endlich die Jagd im nördlichen Theil. Viel geringer entwickelt iſt die Großinduſtrie, deren Produktionswerth gegen 4 Mill. Rubel beträgt. Nennenswerth iſt nur die Maſchinen-, Leder-, Branntwein-, Glas-, Porzellan-, Stahl- und Eiſenproduktion ſowie die Fabrikation von Talg und Seife. Die Bevölkerung (darunter gegen 111,000 Mordwinen, 2000 Tſcheremiſſen und 34,000 Tataren, im übrigen Ruſſen) gehört mit Ausnahme von ca. 35,000 Mohammedanern zur griechiſch-katholiſchen Kirche, von der ſich übrigens etwa 5 Proc. als Sektirer (Raskolniken) abgeſondert haben. Das

Gouvernement zählte 1865: 1001 Kirchen und 15 griechisch-kathol. Klöster, außerdem 8 Kirchen und 3 Klöster der Sektirer, eine lutherische und eine kathol. Kirche (letztere beiden in der Hauptstadt) und 37 Moscheen. Schulen waren 1873 nur 351 vorhanden mit 13,590 Schülern (darunter nur 1833 Mädchen). Das Gouvernement wird eingetheilt in elf Kreise: Ardátow, Arsamás, Balachna, Garbátow, Knjaginin, Lukojánow, Makárjew, N., Sjeménow, Sjergatsch und Wássil Sjursk.

Die gleichnamige **Hauptstadt** liegt malerisch am Einfluß der Oka in die Wolga, an deren rechtem hohen Ufer sie amphitheatralisch sich ausbreitet, und besteht aus drei Theilen: der auf drei Bergen gelegenen **Oberstadt** mit dem Kreml, von wo man eine prachtvolle Aussicht weithin über das linke flache Ufer der Wolga genießt, der **Unterstadt** am Flußufer und der mit dieser durch eine Pontonbrücke verbundenen Sslobode **Kunawina**, zwischen dem linken Oka- und dem rechten Wolgaufer, wo auf der durch die beiden Flüsse gebildeten Landzunge auch die berühmte Messe stattfindet. Die Stadt hat 41 griech. Kirchen (darunter 2 der Altgläubigen), eine römisch-katholische und eine luther. Kirche, 3 Klöster und eine Moschee. Bemerkenswerth darunter sind: die 1225 erbaute Kathedrale der Verklärung Christi und das Blagowjéschtschenskij- und Petschérskij-(Höhlen-) Kloster durch ihre archäologischen Schätze. Ferner besitzt N. ein geistliches Seminar mit tatarischer Abtheilung, das Alexandrow'sche Knaben- und das Mrien'sche Fräuleininstitut, das aus Nowgorod hierher übergeführte Araktschejew'sche Militärgymnasium, einige Privatanstalten, 4 Buchhandlungen, 2 Theater, Salzmagazine, mehrere Bankanstalten (darunter die 1870 gegründete Kaufmannsbank, welche bereits 1872 einen Umsatz von 124 Mill. Rubel erzielte), gegen 250 Ambaren (Waarenlager) und 6500 Buden für den Meßhandel sowie für die verschiedenen Waaren 7 Landungsplätze an den Flüssen, mit einer Gesammtlänge von über 15 Kilom. Die Fabrikation Nishnij Nowgorods beschränkt sich auf dieselben Branchen wie die im Gouvernement (s. oben). Der Handel, namentlich mit Salz (über 5 Mill. Rubel jährlich), Getreide, Metall und Fischen, ist blühend. Eisenbahnverbindung hat N. mit Moskau; auch ist eine Linie nach Kasan projektirt. Wasserverbindung besteht durch die Wolga, deren Nebenflüsse und Kanalsysteme mit dem Schwarzen, Baltischen und Kaspischen Meer. Die Einwohnerzahl beträgt (1874) 44,190. Berühmt und eine der wichtigsten Städte Rußlands ist N. durch seinen 15. Juli bis zum September a. St. dauernden (sogen. Makarjew'schen) **Jahrmarkt**, der den Mittelpunkt des Handels zwischen Europa und Asien bildet, und während dessen Dauer die Einwohnerzahl der Stadt auf das Fünf-, ja Siebenfache steigt. Der Ursprung dieser Messe verliert sich in vorhistorische Zeiten. Schon die Bulgaren hielten im alten Bulgar, unterhalb der Mündung der Kama, einen großen Jahrmarkt ab, der von Kaufleuten aus den entferntesten Gegenden besucht wurde. Auch als das Reich unter die Tatarenherrschaft gelangte, bestand derselbe noch fort in der Gegend von Arsk im Gouvernement Kasan. Nach der Unterwerfung Kasans durch die Russen endlich wurde er nach Makarjew verlegt, von wo er infolge des großen Brandes 1816 und wegen der günstigern Lage der Stadt 1817 nach N. übergeführt wurde. Fünf Jahre dauerten die Bauten, welche die Regierung hier durch den genialen Ingenieurgeneral Bethencourt für den Jahrmarkt ausführen ließ, und kosteten 11 Mill. Rubel. Namentlich muß man als ein Muster der Baukunst die Kanäle und das kolossale Kloakensystem bezeichnen, durch welches ein immerwährender Abfluß des Sees Meschtscherskoje geleitet ist. Seit 1817 ist der Umsatz auf der Messe (mit Ausnahme der Kriegsjahre) im steten Steigen begriffen; doch steht zu erwarten, daß mit der Eröffnung der bis ins asiatische Gebiet reichenden Eisenbahnen die Bedeutung derselben sehr fallen wird. Der Werth der dort aufgespeicherten Waaren betrug 1857: 86 Mill., 1865: 111,5 Mill. und 1874: 180 Mill. Rubel; dagegen wurden 1876 nur für 169,359,000 Rubel Waaren zum Jahrmarkt gebracht. Dem Werth nach die erste Stelle nahmen die russischen Waaren ein. Von denselben wurden angeführt: an Baumwollfabrikaten für 24,200,000 Rubel, an Wollwaaren für 23,043,000, Leinen- und Hanferzeugnisse für 4,610,000, Seiden- und Halbseidenfabrikate für 7,328,000, Pelzwerk für 8,607,000, Lederwaaren für 6,691,000, Metalle für 17,141,000, Glas-, Porzellan- und Fayenceerzeugnisse für 6,524,000, Getreide für 7,270,000, Fische für 3,943,000, Getränke für 1,751,000 und verschiedene andere Waaren für 28,864,000, endlich Vieh und Pferde für 199,000 Rubel. An ausländischen Waaren (d. h. aus Europa mit den Kolonien) kamen zum Jahrmarkt: Manufakturwaaren für 1,273,000 Rubel, Wein für 3,148,000, Droguen für 4,374,000, verschiedene andere Waaren für 1,162,000 Rubel; chinesische Waaren für 8,750,000, bucharische, chiwa'sche und taschkend'sche Waaren für 5,796,000, persische Waaren für 3,327,000 und transkaukasische für 1,358,000 Rubel. Von allen angeführten Waaren wurden für 150,124,000 Rubel verkauft, während für 19,234,400 Rubel unverkauft blieben. Im Vergleich mit dem vorjährigen Jahrmarkt wurden 1876 für 409,000 Rubel weniger Waaren angeführt und für 3,923,000 Rubel weniger verkauft. N. wurde vom Großfürsten Juri Wsewolodowitsch 1221 als Grenzfestung gegen die Mordwinen angelegt. Seit 1350 die glänzende Residenz der Großfürsten von Ssusdal, wurde es 1390 Moskau einverleibt. N. hat, wie die meisten älteren Städte Rußlands, viel von den Ueberfällen der Mordwinen, Mongolen und besonders der Tataren zu leiden gehabt und wurde zu wiederholten Malen ein Raub der Flammen. Der Glanzpunkt seiner Geschichte bleibt die That des Bürgers Minin und des Fürsten Posharski, welche 1611 einen Landsturm organisirten und mit ihm das von den Polen unterjochte Moskau befreiten. Vgl. **Euchel**, Der Jahrmarkt in N. (Mosk. 1856).

Nisi (lat.), wenn nicht; daher: ein N., eine Bedingung, Beschränkung.

Nisib, Dorf im asiatisch-türk. Wilajet Aleppo (Haleb), 20 Kilom. westlich von Biredschik, am Euphrat, mit einer Kirche im altbyzantinischen Stil und gegen 2000 Einw., die sich mit Seidenzucht und Erzeugung von Traubenhonig beschäftigen. N. ist merkwürdig durch die **Schlacht** 24. Juni 1839, in welcher die Aegypter unter Ibrahim Pascha das türkische Heer unter Hafis Pascha mit Einem Schlag vernichteten.

Nisibis, im Alterthum Hauptstadt der Landschaft Mygdonia in Mesopotamien, am Fluß Mygdonios (Dschachdschacha), war auch als Handelsplatz wichtig. Von den Römern zuerst unter Lucullus erobert, wechselte ihr Besitz später zwischen Römern und Persern, bis sie, von Severus stark befestigt, zur römischen Kolonie und zur Vormauer des römischen Reichs im O.

bestimmt wurde. Der Perserkönig Sapor belagerte N. 338—350 dreimal vergeblich (Nisibinischer Krieg). 541 schlug hier Belisar, 573 Marcian die Perser. Ruinen der alten Stadt beim heutigen Nisibin (mit kaum 1000 Einw.).

Nisita (Nisida), kleine ital. Insel im Golf von Neapel, mit der Hafenbucht Porto Pavone, einem Kastell und (1871) 1168 Einw. N. liefert vorzügliches Obst und Gemüse.

Nismes (spr. nihm), s. Nimes.

Nisos, in der griech. Sage Sohn des Königs Pandion von Athen, war König von Megara und Erbauer von dessen Hafenstadt Nisäa. Als Minos von Kreta auf seinem Zuge gegen Athen auch Megara belagerte, zog des N. Tochter Skylla, die sich in Minos verliebt hatte, ihrem Vater ein goldenes oder purpurnes Haar, an dem nach einem Orakelspruch sein Leben und das Schicksal des Reichs hing, aus, worauf er starb und die Stadt in die Gewalt des Minos fiel. Die Verrätherin ward von den Göttern in den Vogel Ciris, mit einem purpurnen Busch auf dem Haupt, verwandelt. Den Gegenstand behandelt ein kleines lateinisches Epos (»Ciris«), angeblich ein Jugendwerk Virgils.

Nissen-Saloman, Henriette, vortreffliche Sopransängerin, geboren um 1820 in Gothenburg, Schülerin von Garcia, machte mehrere Jahre Konzertreisen mit dem Violinisten und Komponisten Siegfried Saloman, einem Schüler Lipinski's und Fr. Schneiders, vermählte sich 1852 mit demselben und lebt jetzt als geachtete Gesanglehrerin des Konservatoriums zu Petersburg.

Nissumfjord, Meerbusen an der Westküste der Halbinsel Jütland, von der Nordsee nur durch eine schmale sandige Nehrung getrennt, ist von so geringer Tiefe, daß nur kleine Boote darauf gehen können, daher man gegenwärtig auf eine Trockenlegung des Fjords hinarbeitet.

Nisus, der Sperber.

Nisus formativus, s. Bildungstrieb.

Nisyros (jetzt Nisiro), eine zu den südlichen Sporaden gehörige Insel, zwischen Telos und Kos, vulkanischen Ursprungs, besteht aus einem in sich zusammengebrochenen Centralkrater, der jetzt einen See schwefligen Wassers enthält, und war im Alterthum wegen ihrer warmen Quellen, ihres Weins und der daselbst gewonnenen Mühlsteine bekannt. Die Bewohner waren dorischen Stammes. Von der Akropolis der an der Nordwestseite gelegenen Hauptstadt gleichen Namens finden sich noch ansehnliche Reste. Die Insel zählt jetzt etwa 2500 Einw., welche Wein, Mandeln und Schwefel ausführen.

Nithard, fränk. Geschichtschreiber, Enkel Karls d. Gr. von dessen Tochter Bertha und deren Geliebtem Angilbert, Abt zu St. Riquier, war ein Staatsmann und Feldherr Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen, in dessen Interesse er sich bei den Streitigkeiten zwischen Ludwigs des Frommen Söhnen betheiligte und in der Schlacht bei Fontenoy 841 mitkämpfte. Er fiel in einem Gefecht 15. Mai 843. Er ward in der Abtei St. Riquier begraben, deren Abt er gewesen. Während der Kämpfe schrieb er auf Befehl Karls des Kahlen in vier Büchern sein werthvolles Geschichtswerk: »De dissensionibus filiorum Ludovici Pii ad annum usque 843«, am besten herausgegeben von Pertz in den »Monumenta Germaniae historica«, 2. Bd. (deutsch von Jasmund, Berl. 1851). Vgl. Chr. Pätz, De vita et fide N. (Halle 1865); Meyer v. Knonau, Ueber Nithards vier Bücher Geschichten (Leipz. 1866).

Nitimur in vetitum (lat.), »wir streben (gern) nach dem Verbotenen«, Citat aus Ovid (»Amores« III, 4, 17).

Nitrāte, s. v. w. Salpetersäuresalze.

Nitrīle (Nitrilbasen), s. Basen.

Nitrīte, s. w. w. Salpetrigsäuresalze.

Nitrobenzōl (Nitrobenzīn) $C_6H_5NO_2$ entsteht beim Lösen von Benzol in rauchender Salpetersäure und wird aus der Lösung durch Wasser gefällt. Zur Darstellung läßt man in Benzol allmählich ein Gemisch von 2 Theilen Salpetersäure und 1 Th. Schwefelsäure fließen, rührt um und wäscht das N. nach Beendigung der Reaktion mit Wasser. N. bildet ein farbloses (gewöhnlich gelbes) Oel, riecht täuschend nach Bittermandelöl, schmeckt brennend, spec. Gew. 1,2, erstarrt bei +3°, siedet bei 215°, ist löslich in Alkohol, Aether und fetten Oelen, kaum in Wasser, gibt mit reducirend wirkenden Substanzen Anilin (s. d.) und beim Erhitzen mit Anilinöl Rosanilin (Fuchsinbereitung ohne Arsen). In der Industrie kommen Nitrobenzole von verschiedenem specifischen Gewicht vor, welche aus entsprechenden Benzolen gewonnen werden und schwankende Gemische von N. mit Nitrotoluol ꝛc. darstellen. Sie dienen zur Darstellung der Anilinfarben, das leichteste dieser Nitrobenzole als Mirbanöl (Essence de Mirbane, künstliches Bittermandelöl) in der Parfümerie.

Nitrocellulōse, s. v. w. Schießbaumwolle.

Nitrogenium, s. v. w. Stickstoff.

Nitroglycerin (Salpetersäure-Triglycerid, Glonoin, Nitroleum) $C_3H_5(ONO_2)_3$ entsteht bei Einwirkung einer Mischung von rauchender Salpetersäure mit koncentrirter Schwefelsäure auf Glycerin. Man muß sorgfältig abkühlen und das Produkt gut auswaschen. Es bildet ein farbloses, gewöhnlich gelbes bis bräunliches Oel, ist geruchlos, schmeckt brennend süß, ist giftig und erzeugt, dampfförmig eingeathmet, Kopfweh. Das specifische Gewicht ist 1,6, es löst sich in Alkohol und Aether, nicht in Wasser, erstarrt in der Kälte krystallinisch, ist schwer entzündlich, bei vorsichtiger Erwärmung über 100° flüchtig; es siedet bei 185° unter Zersetzung und hat dann Neigung zu detoniren, über 250° detonirt es mit großer Heftigkeit, aber auf einer rothglühenden Platte verbrennt ein Tropfen ohne Geräusch. Ein Gefäß mit N. kann an einem Stein zerschellt werden ohne Explosion, aber durch kräftigen Stoß und Schlag explodirt es mit furchtbarer Gewalt. Besonders gefährlich zu handhaben ist das gefrorne N. Unreines, namentlich saures N. zersetzt sich beim Aufbewahren und explodirt dann sehr leicht. Bei der Explosion zerfällt es in Kohlensäure, Wasser, Stickstoff und Stickstoffoxydul; ein Volumen N. gibt 1298 Volumina Gase, welche im Moment der Detonation den achtfachen Raum einnehmen, während ein Volumen Pulver nur 800 Volumina Gase liefert. Das N. wurde 1862 von dem Schweden A. Nobel als Sprengmittel empfohlen (Nobel'sches Sprengöl) und fand bald weite Verbreitung. Vielfache Unglücksfälle bei der Darstellung und Handhabung des Oels führten zu verschiedenen Vorschlägen, das Präparat für den Transport und die Aufbewahrung unexplodirbar zu machen; auch wurde empfohlen, es am Gebrauchsort jedesmal frisch in kleinen, nur für einen Tag ausreichenden Quantitäten herzustellen. Die Vortheile, welche das N. bietet, begünstigten anderseits seine schnelle Verbreitung, doch ist es in mehreren Ländern verboten worden. 1867 brachte Nobel ein Präparat unter dem Namen Dynamit in den Handel, welches aus 75 Theilen N.

und 25 Theilen Kieselguhr (Infusorienerde) besteht, eine graubraune, teigartige Masse darstellt und als Sprengmittel von furchtbarster Wirkung alsbald überall Eingang fand. Es explodirt nicht durch Stoß auch nicht beim Verbrennen im offenen Raum, durch Funken nur im geschlossenen Raum mit sehr starker Widerstandsfähigkeit, sonst nur durch künstliche Zündung, wobei es dann aber auch ohne Besatz die größten Eisenblöcke zersprengt. Es leidet nicht durch Feuchtigkeit, entwickelt bei der Explosion keine schädlichen Gase und gewährt in der Anwendung große Vortheile. Aehnliche Präparate sind der Lithofracteur, das Dualin (N. mit Sägespänen oder Holzzeug, welches vorher mit Salpeter- und Schwefelsäure behandelt wurde), Cellulosedynamit (N. mit schwach gebrannter Holzkohle), Coloniapulver, Fulminatin ꝛc. Die europäische Produktion von Dynamit wurde 1875 auf 75—80,000 Ctr. geschätzt. Vgl. Sprengen.

Nitrokörper, chem. Verbindungen, in welchen ein oder mehrere Atome Wasserstoff durch die Nitrogruppe NO_2 vertreten sind. Solche Körper entstehen bei der Einwirkung von koncentrirter Salpetersäure (oder eines Gemisches solcher mit koncentrirter Schwefelsäure) auf die Körper der sogen. aromatischen Gruppe (Benzol, Naphthalin ꝛc.), während die Glieder der Fettreihe bei ähnlicher Behandlung häufig Verbindungen geben, welche als zusammengesetzte Aether aufzufassen sind. Letztere liefern unter Einwirkung reducirender Substanzen Alkohole und Ammoniak; in die eigentlichen N. dagegen wird die Gruppe NO_2 durch NH_2 ersetzt, und so entsteht z. B. aus Nitrobenzol $C_6H_5NO_2$ das Anilin $C_6H_5NH_2$. Viele N. sind ausgezeichnet durch die Heftigkeit, mit welcher sie explodiren (Nitrocellulose oder Schießbaumwolle, Nitroglycerin, Nitromannit ꝛc.).

Nitrolëum, s. v. w. Nitroglycerin.

Nitromannit, s. Mannit.

Nitrophosphät, Bezeichnung verschiedener Düngerpräparate, welche neben phosphorsaurem Kalk viel Stickstoff enthalten.

Nitroprussíde, komplicirt zusammengesetzte Verbindungen, welche auf verschiedene Weise aus Cyanverbindungen entstehen. Aus gelber Blutlaugensalzlösung, die mit Salpetersäure behandelt, dann mit Soda neutralisirt und von den Nitraten befreit wurde, krystallisirt Natriumnitroprussid in rubinrothen, luftbeständigen Krystallen. Auch die daraus zu gewinnende Nitroprussidwasserstoffsäure bildet dunkelrothe Krystalle. Kupfernitroprussid, aus dem Natronsalz durch Kupfervitriol gefällt, ist blaßgrün, unlöslich in Wasser und Alkohol und dient zur Prüfung der ätherischen Oele.

Nitrum, s. v. w. Salpeter, bei den Alten natürliche Soda; **N. cubicum,** s. v. w. Chilisalpeter oder salpetersaures Natron; **N. prismaticum,** Kalisalpeter; **N. tabulatum,** geschmolzener und in Kügelchen oder Plätzchen ausgegossener Salpeter; **N. flammans,** s. v. w. salpetersaures Ammoniak.

Nitzsch, 1) Karl Ludwig, protest. Theolog, geb. 6. Aug. 1751 zu Wittenberg, wurde 1781 Prediger in Beucha, 1785 Superintendent zu Borna, 1787 Stiftssuperintendent zu Zeitz und 1790 Generalsuperintendent und Professor zu Wittenberg, seit 1813 Direktor des Predigerseminars daselbst, als welcher er 5. Dec. 1831 starb. Er bemühte sich, durch Kant angeregt, durch Unterscheidung der Offenbarung von der Religion, der geschichtlichen Einführung der Wahrheit von dieser selbst die Theologie theils vom Buchstabenglauben zu befreien, theils den naturalistischen Neigungen der Zeit entgegenzuwirken; so besonders in seinen Schriften: »De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae« (Wittenb. 1830, 2 Bde.); »De revelatione religionis externa eademque publica« (Leipz. 1808). Vgl. Hoppe, Denkmal des verewigten N. (Halle 1832).

2) Karl Immanuel, hervorragender Theolog, Sohn des vorigen, geb. 21. Sept. 1787 zu Borna, studirte in Wittenberg, habilitirte sich hier 1810, ward 1811 Diakonus an der Schloßkirche, 1813 an der Pfarrkirche, trug seit 1817 an dem von seinem Vater geleiteten Predigerseminar Geschichte des kirchlichen Lebens vor und erklärte die Homilien der Kirchenväter. 1820 ward er Propst in Kemberg und 1822 folgte er einem Ruf als Professor und Universitätsprediger nach Bonn. 1843 zum Oberkonsistorialrath ernannt, wirkte er auf der preußischen Generalsynode von 1846 und ging 1847 als Nachfolger Marheineke's nach Berlin, wo er als Professor, Universitätsprediger und Mitglied des Oberkirchenraths, seit 1855 auch als Propst an St. Nikolai wirkte und, seit zwei Jahren im Ruhestand, 21. Aug. 1868 starb. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »System der christlichen Lehre« (Bonn 1829, 6. Aufl. 1851), worin er zuerst wieder die Dogmatik in Verbindung mit der Moral behandelt; »Praktische Theologie« (das. 1847—60, 3 Bde.; 2. Aufl. 1863—68, Register 1872); »Akademische Vorträge über christliche Glaubenslehre« (Berl. 1858); »Predigten«, in mehreren Sammlungen (Wittenb. 1815; 2. Aufl., Bonn 1844; Berl. 1819; Bonn 1833—48, 6 Bde.; Auswahl, das. 1855); »Gesammelte Abhandlungen« (Gotha 1870, 2 Bde.). N. war der persönlich bedeutendste Vertreter der sogen. positiven evangelischen Union und hat auch ein »Urkundenbuch« (Bonn 1853) derselben herausgegeben. Vgl. Beyschlag, K. J. N. Eine Lichtgestalt der neuern deutsch-evangelischen Kirchengeschichte (Berl. 1872). — Sein Sohn Friedrich, geb. 19. Febr. 1832 in Bonn, seit 1868 Professor der Theologie in Gießen, seit 1872 in Kiel, ist Verfasser des »Grundrisses der christlichen Dogmengeschichte« (Berl. 1870, Bd. 1).

3) Gregor Wilhelm, Philolog, Bruder von N. 2), geb. 22. Nov. 1790 zu Wittenberg, studirte daselbst, machte als Freiwilliger im Thielemann'schen Korps die Schlacht bei Leipzig mit, wurde 1814 Konrektor am Lyceum in Wittenberg, 1827 Professor der alten Literatur an der Universität zu Kiel, 1852 Professor der Alterthumswissenschaft zu Leipzig, wo er 22. Juli 1861 starb. Seine gelehrten Beschäftigungen erstreckten sich fast ausschließlich auf die Erklärung und Untersuchung der Homerischen Gedichte. Dahin gehören: »Erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee« (Hannov. 1826, 2 Bde.; Bd. 3, 1840); »Praeparatio indagandae per Homeri Odysseam interpretationis« (Kiel 1828); »Meletemata de historia Homeri etc.« (Hannov. 1830—37, 2 Bde.); »Die Sagenpoesie der Griechen« (Braunschw. 1852); »Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen« (Leipz. 1862). Vgl. Lübker, Gregor Wilhelm N. in seinem Leben und Wirken (Jena 1864).

4) Karl Wilhelm, Historiker, Sohn des vorigen, geb. 22. Dec. 1818 in Zerbst, studirte in Kiel und Berlin, wurde 1844 außerordentlicher, 1858 ordentlicher Professor der Geschichte zu Kiel, 1862 in Königsberg, folgte 1872 einem Ruf nach Berlin. Größere Arbeiten von ihm sind: »Polybius, zur Geschichte antiker Politik und Historiographie« (Kiel 1842); »Die

Gracchen und ihre nächsten Vorgänger« (Berl. 1846); »Ministerialität und Bürgerthum«, als erster Band der »Vorarbeiten zur Geschichte der staufischen Periode« (Leipz. 1859), und »Die römische Annalistik« (Berl. 1873).

Niua, eine aus zwei kleinen Inseln, dem hohen vulkanischen Tafahi und dem hügeligen Niuatobutabu, bestehende Gruppe im Stillen Ocean, zwischen den Archipelen Tonga und Samoa, mit etwa 1000 Bewohnern, die unter der Herrschaft des Königs von Tonga stehen und schon längere Zeit zum Christenthum bekehrt sind.

Niue, Insel im Stillen Ocean, östlich der Tongainsel, von über 60 Kilom. Umfang, besteht aus einem fast 100 Meter hoch gehobenen Korallenplateau, ist im übrigen mit guter, wenn auch nicht glänzender Vegetation bedeckt und erfreut sich eines gesunden Klima's. Die Bewohner, gegen 5000, sind im Aeußern und in den Sitten den Tonganern ähnlich, stehen ihnen jedoch an Bildung nach. Sie waren früher ihrer Wildheit und Ungastlichkeit halber verrufen (Cook, der Entdecker der Insel, benannte diese daher Savage Island); seit 1846 sind sie durch evangelische Missionäre für das Christenthum gewonnen.

Niutschwang, Stadt in der chines. Provinz Schingking (südliche Mandschurei), am Liao, etwa 40 Kilom. von dessen Mündung ins Chinesische Meer, hat eine mehr nach dem Meer zu gelegene Hafenstadt mit einem seit dem Frieden von Tientsin den Europäern geöffneten Hafen, der insbesondere von deutschen Schiffen viel besucht wird. Die Einfuhr werthete 1875: 2,825 Mill. Taels (à 6,65 Mark), wovon 1,740 Mill. auf fremde Importe kamen, die Ausfuhr 2,688 Mill. Taels. N. ist auch Sitz einer englisch-evangelischen Mission.

Niveau (franz., spr. -woh), völlig horizontale Ebene, wie sie die Oberfläche einer stillstehenden Flüssigkeit bildet, auch s. v. w. Wasserwage; vgl. Nivelliren.

Nivelles (spr. -well, Nyvel), Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Thines und an der Bahnlinie Brüssel-Namur, mit Gerichtshof, Lehrerseminar, Wollspinnerei, Baumwoll- und Wollweberei, Papier-, Leinwand-, Batist- und Dampfmaschinenfabrikation und (1874) 9565 Einw. Die sehr bemerkenswerthe Gertrudenkirche (645 von Ita, der Gemahlin Pipins von Landen, gegründet) enthält bedeutende Kunstschätze. In N. war bis zur französischen Eroberung eine Abtei für adlige Damen, deren Aebtissin fürstlichen Rang behauptete. Hier 1381 Niederlage der Genter durch Graf Ludwig von Flandern, wobei 6000 Menschen in ein Kloster eingeschlossen und verbrannt wurden.

Nivelliren (franz. niveler), eine Operation der Feldmeßkunst, welche den Zweck hat, die Höhenlage von Punkten im Terrain unter sich oder in Bezug auf einen bestimmten Punkt zu bestimmen. Das N. kommt zur Anwendung bei der Anlage von Straßen, Eisenbahnen, Kanälen, Wasserleitungen, bei der Regulirung von Flußbetten, der Berieselung und Entwässerung von Feldern und Wiesen ꝛc. Zur Ausführung dienen die Nivellirinstrumente, deren Konstruktionsprincip auf die Anzeigung einer Horizontalen in jedem Aufstellungspunkt zurückzuführen ist, wobei noch senkrecht aufgestellte Maßstäbe, Nivellirlatten, als Hülfsinstrumente dienen. Das einfachste Nivellirinstrument ist die Kanalwage, eine etwa 1 Meter lange blecherne Röhre von 3 Centim. Weite, deren Enden in einer Ebene im rechten Winkel aufwärts gebogen sind. Auf dieselben werden oben offene Glascylinder gesteckt. Diese Röhre wird mit einer in ihrer Mitte nach unten stehenden Tülle auf ein Stativ gesteckt und bis zur Hälfte der Glascylinder mit gefärbtem Wasser gefüllt, über dessen Oberfläche in den beiden Glasröhren, da sie die horizontale Ebene angibt, man visirt. Die Kanalwage ist nur auf kurze Strecken von höchstens 50 Meter zu gebrauchen und liefert auch hier keine genauen Resultate; sie wird daher, wie auch die genauer arbeitenden Niveau- und Nivellirdiopter, immer mehr durch das Nivellirfernrohr verdrängt. Dies ist ein Fernrohr mit 25—30 Millim. Objektivweite, unter, über oder neben welchem, parallel zu seiner Are, eine Röhrenlibelle angebracht ist, und welches auf einem Tellerstativ, wie das der Meßtische, aufgestellt wird. Um dem Fernrohr eine feine Horizontalbewegung geben zu können, wird es mittels einer Hülse auf den Zapfen eines Dreifußes gesteckt, welcher mit drei senkrechten Schrauben in konischen Lagern auf dem Teller des Stativs steht. Um den in der Hülse steckenden Zapfen ist das Fernrohr horizontal drehbar. Breithaupt hat das Nivellirfernrohr noch mit einer Tangentialschraube, Stampfer mit einer Elevationsschraube für Distanzmessungen versehen. Die Nivellirlatten sind 4—5 Meter lange, 10 Centim. breite, 2—3 Centim. dicke hölzerne Latten, welche auf der einen Seite eine schwarz und weiße Centimetereintheilung, auf der andern Seite für genaue Messungen zum Senkrechtstellen ein Dosenniveau haben. Diese Skalenlatten können nur dann in Anwendung kommen, wenn der Nivellirende noch die Maßeintheilung vom Beobachtungspunkt aus ablesen kann. Ist dies nicht möglich, so wird eine Tableaulatte verwendet. Sie ist ähnlich der Skalalatte, nur bedarf es nicht des sorgfältigen Anstrichs der Eintheilung. Auf dieser Latte ist eine quadratische Platte verschiebbar, deren Vorderseite in vier gleiche quadratische Felder von mehrfarbigem Anstrich getheilt ist, und nach deren durch den gemeinsamen Eckpunkt der vier kleinen Quadrate bezeichnetem Mittelpunkt visirt wird. Die Höhe des Tableau's vom Fußpunkte der Latte wird von dem Lattenhalter an der Maßeintheilung abgelesen. Das N. selbst wird nach zwei Methoden ausgeführt: aus den Endpunkten (Perimetermethode) oder aus der Mitte (Centralmethode). Beim N. aus dem Endpunkt wird das Instrument im Endpunkte der Nivellementslinie stationirt und die Höhe der wagrecht gestellten Fernrohrare über dem Boden gemessen, dann nach der vorwärts ausgestellten Latte visirt. Bei Steigungen des Terrains erhält man die wirkliche Höhe der Latten über dem Stationspunkt, wenn von der gemessenen Instrumenthöhe das an der Latte abgelesene Maß subtrahirt, beim Terrainfall, wenn von der Lattenablesung die Instrumenthöhe abgezogen wird. Bei dem N. aus der Mitte wird das Nivellirfernrohr vorwärts der im Endpunkte der Nivellementslinie aufgestellten Latte stationirt. Nachdem durch den Rückblick die Latte anvisirt ist, wird dieselbe vorwärts vom Instrument aufgestellt, das Fernrohr herumgedreht und die Latte durch den Vorblick anvisirt. Man erhält die Höhendifferenz der Lattenpunkte, indem man die an der Latte in den beiden Stellungen abgelesenen Maße von einander subtrahirt, wobei selbstredend die Fernrohrhöhe ganz außer Betracht bleibt. Das N. aus der Mitte ist einfacher, geht schneller und gibt genauere Resultate als das N. aus dem Endpunkt und ist jetzt das gebräuchlichere. Hat das N. den Zweck, die Höhe einer Anzahl Punkte, welche durch

topographiſche Aufnahmen feſtgelegt ſind, zu beſtimmen, ſo iſt der Abſtand der einzelnen Stationspunkte unter ſich gleichgültig; ſoll aber aus dem Nivellement die Geſtaltung des Terrains in einem ſenkrechten Schnitt (Nivellementsprofil) erſichtlich ſein, ſo muß die ganze Nivellementslinie durch Längenmeßinſtrumente (Meßkette, Meßband ꝛc.) gemeſſen werden, und es kommen hierbei die diſtanzmeſſenden Nivellirfernrohre von Breithaupt und Stampfer mit Vortheil in Anwendung. Die Einflüſſe der Erdkrümmung und Refraktion werden bei dem N. aus der Mitte dann vollſtändig paralyſirt, wenn das Inſtrument genau in der Mitte zwiſchen zwei Lattenpunkten aufgeſtellt wird. Ueber die Präciſions-Nivellements ſ. Geodäſie. Vgl. v. Schlieben, Feldmeßkunſt (8. Aufl., Quedlinb. 1876); v. Rüdgiſch, Inſtrumente und Operationen der niedern Vermeſſungskunſt (Kaſſ. 1875); Bauernfeind, Elemente der Vermeſſungskunde (5. Aufl., Stuttg. 1876, 2 Bde.); Doll, Die Nivellirinſtrumente und deren Anwendung (daſ. 1876).

Nivernais (ſpr. -wernäh), ehemalige franz. Provinz, das jetzige Departement Nièvre und einige Theile der Departements Loiret und Cher umfaſſend.

Nivernais (ſpr. -wernäh), Herzog von, ſ. Nevers.

Nivôse (franz., ſpr. -wohſ'), Schneemonat, der vierte Monat im franz. republikaniſchen Kalender, vom 21. Dec. bis 19. Jan.; ſ. Monat.

Nixdorf, Dorf im nördlichen Böhmen, Bezirkshauptmannſchaft Schluckenau, mit (1869) 5787 Einw., hat eine eiſenhaltige Quelle mit Badehaus und iſt der Sitz einer äußerſt regen Induſtrie. Es beſtehen hier zwei Stahl- und zwei Wirkwaarenfabriken, eine Knopffabrik, Bretſäge, Papierwaarenfabrik, Steindruckerei. Außerdem werden Poſamente, Zwirn, Band, Kunſtblumen, Gürtlerwaaren ꝛc. gefertigt.

Nixen (althochd. nihhus, nichus, angelſächſ. nicor, niederländ. nicker oder necker, altnord. nikr, dän. nök, ſchwed. näck), in der german. Mythologie männliche und weibliche Waſſergeiſter der Bäche und Flüſſe, Teiche und Seen. Der Nix oder Waſſermann wird meiſt ältlich und langbärtig, zuweilen jedoch auch als rauhhaariger oder gelblockiger Knabe dargeſtellt und als grauſam, blutdürſtig und die Einſamkeit liebend geſchildert. Die weiblichen N. dagegen erſcheinen in der Sonne ſitzend, ihre langen Haare kämmend oder mit dem Obertheil des Leibes, der von wunderbarer Schönheit iſt, aus den Wellen tauchend, ſind geſellig und, wenn ſie ans Land unter Menſchen gehen, nur an dem naſſen Kleiderſaum oder Zipfel der Schürze kenntlich. Alle N. lieben Spiel, Geſang und Tanz, und der ſchwediſche Strömkarl (in Norwegen Fossegrim genannt) lehrt ſogar Menſchen ſein Spiel, durch das er lockt und bezaubert. Wie die Nixe ſich gern einen ſchönen Jüngling zum Geliebten wählt, den ſie in die Flut hinabzieht, holt ſich auch der Nix nicht ſelten ein Mädchen zur Frau in ſeine Behauſung. Wenn aber von Flüſſen geſagt wird, ſie verlangen ihr jährliches Opfer, ſo erinnert dies an die Opfer, die meiſt den N. gebracht wurden.

Nixenblume, ſ. Nymphaea.

Niza, Fluß im öſtlichen Rußland, entſteht aus dem Zuſammenfluß der Neiwa und Rjeſba im Gouvernement Perm und ergießt ſich nach 210 Kilom. langem Lauf im ſibiriſchen Gouvernement Tobolsk in die Tura (Nebenfluß der Tobol). Von der Mündung ihres größten Nebenfluſſes, des Irbit, an wird ſie ſchiffbar und dient als Hauptſtraße für alle zum großen Irbit'ſchen Jahrmarkt kommenden Waaren.

Nizam, ſ. Niſam.

Nizam (Nizam ul Mulk, »Ordner des Staats«), Titel, welcher 1713 vom Mogulkaiſer Farukſchir dem Herrſcher von Haidarabad (ſ. d.) im Dekhan verliehen ward und von dieſem ſeitdem geführt wird.

Nizâmî, ſ. Niſâmi.

Nizza, 1) (franz. Nice) ehemalige Grafſchaft am Mittelmeer, dann eine Provinz des Königreichs Sardinien, ward 1860 an Frankreich abgetreten und bildet jetzt mit dem vom Departement Var abgetrennten Arrondiſſement Graſſe das Departement der Seealpen (ſ. d.). Die gleichnamige Hauptſtadt, am Fuß der ſüdlichen Ausläufer der Seealpen, welche mit dem 710 Meter hohen Monte Calvo N. und deſſen ganze Umgebung dominiren, an der Mündung des Paglione (Paillon) in den Meerbuſen von Genua in herrlicher Gegend gelegen, iſt Sitz des Präfekten, der Departementsbehörden, eines Biſchofs, eines Gerichts- und Aſſiſenhofs, eines Handelsgerichts, einer Filiale der Bank von Frankreich und zahlreicher Konſulate fremder Staaten (darunter ſeit 1877 eines des Deutſchen Reichs). An Bildungsanſtalten beſitzt N. ein Lyceum, eine Lehrerbildungsanſtalt, ein Prieſterſeminar, 3 Bibliotheken, ein naturhiſtoriſches Muſeum und einen botaniſchen Garten. Die Stadt hat ferner Geſellſchaften für Wiſſenſchaften, Literatur und Künſte, für Agrikultur und Gartenbau, für Medicin und Klimatologie, für Technik, 2 Spitäler und ein evangeliſches Aſyl, mehrere andere Wohlthätigkeitsanſtalten und (1872) 52,377 Einw., deren Sprache eine Miſchung des Provençaliſchen und Italieniſchen iſt. N. zerfällt in vier Stadttheile: die alte Stadt, mit größtentheils engen, winkligen Straßen, und den im 18. Jahrh. angelegten Stadttheil, beide am linken Ufer des Paillon, am Fuß des Schloßbergs gelegen, der gegen 100 Meter hoch, mit ſchönen Anlagen und den Reſten einer Citadelle bedeckt iſt und vom Plateau aus eine herrliche Rundſicht bietet; die Neuſtadt, welche das ganze rechte Ufer des Paillon einnimmt und mit den übrigen Stadttheilen durch fünf Brücken zuſammenhängt; endlich die Hafenſtadt, öſtlich von den beiden älteren Stadttheilen, an den Hafenbaſſins. Die öffentlichen Gebäude von N. bieten wenig Bemerkenswerthes. Es befinden ſich darunter 10 kathol. Kirchen und Kapellen, je ein anglikaniſch-presbyterianiſches, ein deutſch-lutheriſches, ein ruſſiſches, ein Waldenſer-Bethaus und eine Synagoge; außerdem ſind das Tribunal (ehemals Stadthaus), der Uhrthurm, der Präfekturpalaſt und 2 Theater zu nennen. Die Bevölkerung beſchäftigt ſich mit Obſtbau, Induſtrie und Handel. Der erſtere liefert in außerordentlich reichem Maß Oliven, Citronen, Orangen, Feigen, Mandeln und Johannisbrod; auch der Weinbau (Bellet-wein) wird ſtark betrieben. Von gewerblichen Induſtriezweigen ſind zu erwähnen: die Fabrikation von Eſſenzen, die Kunſttiſchlerei und Verfertigung von eingelegten Arbeiten, die Färberei, Gerberei und Seidenſpinnerei, die Fabrikation von eingemachten Früchten, Teigwerk, Seife, Parfümerien und die Tabakmanufaktur. Der Handel umfaßt als Hauptgegenſtände in der Ausfuhr: Parfümerien und Südfrüchte; in der Einfuhr: Getreide, Vieh, Holz, Kohlen und Wein. Auch bildet die Stadt ein wichtiges Entrepot für Olivenöl, wovon 1875: 943,427 Kilogr. ausgeführt wurden. 1874 bezifferte ſich die Einfuhr für franzöſiſchen Konſum mit 524,764 metr. Ctr. im Werth von 13,388,612 Franken, die Geſammtausfuhr mit 47,272 metr. Ctr. von 1,742,973 Franken Werth. N. beſitzt, wie bereits erwähnt, in ſeinem

östlichen Theil einen Hafen, welcher 1750 vergrößert wurde. Derselbe hat eine Fläche von 4½ Hektar, ist gegen Winde vollkommen geschützt, jedoch nur für Schiffe bis 4 Meter Tiefgang zugänglich und fortschreitender Versandung ausgesetzt. 1874 sind im Dienste der großen Schiffahrt 420 Schiffe mit 43,259 Tonnen ein- und 397 Schiffe mit 44,107 Tonnen ausgelaufen, wozu noch die Cabotage mit durchschnittlich 600 Fahrzeugen und 50,000 Tonnen kommt. N. steht in regelmäßiger Dampfschiffahrtsverbindung mit Marseille und der Insel Corsica (Bastia und Ajaccio); als Landverkehrsweg tritt die über N. führende Eisenbahnlinie Marseille-Genua hinzu. Ihren weltberühmten Ruf und den jährlich wiederkehrenden Besuch von Fremden aus allen Ländern dankt die Stadt ihrer Eigenschaft als klimatischer Kurort, wozu sie die gegen die Nordwinde durch amphitheatralischen Aufbau von Gebirgsketten geschützte Lage in vorzüglicher Weise befähigt. Selten fällt das Thermometer bis auf Null, die mittlere Temperatur beträgt im November 16°, December bis Februar 11—13°, März und April 15—18° C.; die Zahl der Regentage vom Oktober bis April beläuft sich auf durchschnittlich 40. Von den Vorzügen des Klima's zeugt auch die herrliche Vegetation der reizenden Umgebung. N. ist sehr reich an schönen Spaziergängen. Dazu gehören: der Jardin public, Jardin des Phocéens mit prächtigen Palmen und kolossalen Myrten; die Promenade des Anglais, welche sich 2 Kilom. lang an der Meeresküste gegen W. bis zum Flüßchen Magnan hinzieht, schöne Villen und gegen die Seeseite zu Badeanstalten enthält; der Chemin des Ponchettes, um das Vorgebirge des Schloßbergs herum, mit schöner Aussicht und der Marmorstatue des sardinischen Königs Karl Felix; der Boulevard du Lazaret, der Korso und der Square (mit der 1868 errichteten Bronzestatue Masséna's). Die Ebene, die kleinen Thäler und die Hügel rings um N. sind mit Villen und Gartenanlagen übersäet In der Nähe (5 Kilom.) befindet sich auch die alte Abtei St. Pons (775 gegründet, von den Mauren und später von den Türken zerstört, 1835 wieder hergestellt), einige antike Inschriften, Skulpturen und andere Alterthümer enthaltend; das romantisch gelegene Cimiès (4 Kilom.), an der Stelle des alten Cemenelium, mit Ruinen eines römischen Amphitheaters, eines Apollotempels, eines Bades und zweier Aquädukte; dann am Paillon aufwärts (6 Kilom.) die Grotten von St. André, wo auch Mineralwässer zu Tage treten. N. ist der Geburtsort Vanloo's, Cassini's, Masséna's und Garibaldi's. Im Alterthum hieß die Stadt Nicäa und war die Grenzstadt Italiens und befestigte Kolonie der Massilier, welche sie 300 v. Chr. zu Ehren eines Siegs über die Ligurer anlegten. Zum römischen Gebiet wurde sie um 100 v. Chr. geschlagen, und zwar zur Sicherung des Handels als Vormauer gegen die wilden Ligurer, verlor aber seit der Gründung von Forum Julii (Fréjus) unter Augustus alle Bedeutung. Im Mittelalter gehörte N. den Grafen von der Provence, seit 1388 den Grafen von Savoyen. 1538 wurde hier ein Waffenstillstand zwischen Spanien und Frankreich geschlossen. 1543 von den Franzosen zu Lande und von den Türken unter Dschereddin Barbarossa zu Wasser belagert, wurde N. mit Ausnahme der Citadelle erobert und von den letzteren geplündert. 1691 eroberte es der Marschall Catinat, 1706 nahmen es die Franzosen abermals und zum drittenmal 28. Sept. 1792. Am 31. Jan. 1793 wurde es als Departement der Seealpen mit Frankreich vereinigt. Zwar besetzten es die Oesterreicher 11. Mai 1800, aber 29. Mai nahmen es die Franzosen unter Suchet wieder. Nun blieb es unter französischer Herrschaft bis 1814, wo es wieder mit Savoyen vereinigt wurde und bis 1860 eine Provinz des Königreichs Sardinien blieb. Vgl. Tisserand, Histoire civile et religieuse de la cité de Nice (Nizza 1862, 2 Bde.); Lacoste, Nice pittoresque et pratique (das. 1876); Lippert, Das Klima von N. (Berl. 1877). — 2) N. Monferrato (auch N. della Paglia), Stadt in der ital. Provinz Alessandria, Kreis Acqui, am Belbo und an der Eisenbahn von Cavallermaggiore nach Alessandria gelegen, mit technischer Schule, hübschen Palästen, Weinbau, reger Seiden- und Viehzucht und (1871) 5902 Einw.

Njassa (Njandscha, »Meer«), Süßwassersee in Südostafrika, zwischen 9° 20′—14° 25′ südl. Br., wird durchschnitten vom 35.° östl. L. v. Gr., liegt 463 Meter ü. M. und umfaßt bei einer größten Breite von 96 und einer Länge von ca. 580 Kilom. ein Areal von 42,000 QKilom. (763 QM.). Er hat eine stiefelförmige Gestalt, indem im S. Kap Maclear in ihn vorspringt; aus der südöstlichen der so entstandenen Buchten fließt der kataraktenreiche Schiré, ein Nebenfluß des Sambesi, nach S. ab. Nach Young hat der N. noch einen nördlichen Abfluß, den Roouma (?). Von O. wie W. erhält er zahlreiche Zuflüsse, von denen jedoch keiner schiffbar ist. Die Scenerie der Uferlandschaften ist eine überaus großartige, und das Klima auf den Plateau's im O. und W. wird als sehr gesund geschildert. Im NO. erhebt sich die etwa 4000 Meter hohe Livingstone Range. Der N. war schon im 17. Jahrh. den Portugiesen bekannt; zuerst erreichte ihn 1859 Livingstone, der ihn viermal besuchte, doch nicht nördlicher als 11° südl. Br. kam, und kurz nach ihm A. Roscher, welcher an seinem Ostufer ermordet wurde. Da arabische Händler am N. Sklavenstationen errichtet hatten, beschlossen englische Missionsgesellschaften, diesen entgegenzuwirken, und sandten 1875 ein Dampfschiff auf den N. unter Youngs Leitung, dem es auch gelang, das bis dahin unbekannte Nordende aufzufinden.

Njeguſch (Niegosch, Ngeguſch), nach dem in der Katunska Nahia bei Cetinje gelegenen Ort gleichen Namens benanntes Geschlecht in Montenegro, von dem eine Familie, die Herakoviči, sich 1697 zur erblichen Herrscherwürde von Montenegro emporgeschwungen hat. Der Ahnherr der Familie ist Danilo Stepčev, welcher 1697 zum Wladika gewählt wurde. Seitdem blieb das Wladikat in der Familie erblich. Dem in Volksgesängen viel gefeierten, nachmals heilig gesprochenen Wladika Peter I. (seit 1785) folgte 1830 sein Neffe Peter II., geb. 1811, der sich zugleich durch seine große nationale Dichtung: »Gorski Venac« (»Gebirgskranz«), worin er die Vertreibung der Türken aus Montenegro besingt, das Drama: »Stiepan Mala« und seine Sammlung serbischer Volkslieder (von 1510—1844) unter dem Titel: »Ogledalo« (»Spiegel«) den Ruhm eines großen Dichters erwarb. Er starb 31. Okt. 1851 zu Cetinje und hatte seinen Neffen Danilo (s. d.) zum Nachfolger; diesem folgte 14. Aug. 1860 sein Neffe Nikolaus (s. d. 4). Vgl. Montenegro.

Njemetz (die »Stummen«), bei den Slawen Bezeichnung der Deutschen, weil sie die Sprache jener nicht zu sprechen verstanden.

Njeshawa, Stadt in Polen, s. Neschawa.

Njeshin (Neshin), Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, am Oster, hat 13 Kirchen (dar-

unter eine Kathedrale), 2 Klöſter, ein Lyceum, Gymnaſium, Lehrerbildungsinſtitut und mehrere Privatanſtalten, regen Handel mit eingeſalzenen Gemüſen und Früchten (Gurken, Kirſchen, Pflaumen, Birnen und Pilzen) ſowie mit Tabak, welcher in der Umgegend in Maſſe gezogen wird, und zählt (1874) 21,590 Einw.

Njord (Njördhr), altnord. Gottheit, bei den Wanen geboren und mit ſeiner Schweſter den Aſen als Geiſel gegeben, bewohnte Noatun (»Schiffsſtadt«), das elfte der Götterhäuſer, war der Beherrſcher der Winde, des Regens und des Feuers. Tempel und Opferſtätten ſtanden unter ſeinem Schutze. Seine Gemahlin Skadi verließ Noatun; ſeine zweite Gemahlin (Nerthus ?) gebar ihm Frey und Freya.

N. N., allgemein gebräuchliche Abbreviatur, welche irgend einen Namen erſetzen ſoll, wird erklärt durch lat. nomen nescio (»den Namen weiß ich nicht«) oder notetur nomen (»der Name werde [hier] bemerkt«).

Noah (eigentlich Noach), der Sohn Lamechs, ward nach der hebräiſchen Volksſage, in welcher er den chaldäiſchen Xiſuthros, den indiſchen Prithu, den griechiſchen Deukalion vertritt, nach der allgemeinen Sündflut (ſ. d.) der Stammvater eines neuen Menſchengeſchlechts. Er trieb zuerſt Weinbau und gab die Gebote (Noachitiſche Gebote), kein Menſchenblut zu vergießen und auch geſchlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blut zu eſſen.

Noailles (ſpr. noáj), altes franz. Adelsgeſchlecht, welches aus der Provinz Limouſin ſtammte und ſeinen Namen von einer Herrſchaft bei Brives, im Departement Corrèze, erhielt, in deren Beſitz es ſchon im 11. Jahrh. war. Die namhafteſten Sprößlinge desſelben ſind:

1) Antoine de, geb. 4. Sept. 1504, bekleidete die Würde eines Admirals von Frankreich, ſchloß mit England den Waffenſtillſtand von Vaucelles 1556 ab und ſtarb als Gouverneur von Bordeaux 11. März 1562. — Sein Bruder François (1519—85) war Biſchof von Dax, daneben aber auch ausgezeichneter Diplomat und Geſandter in Venedig, London, Rom und Konſtantinopel. Vgl. Bertot, Négociations des frères N. en Angleterre (Par. 1763).

2) Anne Jules, Herzog von, Marſchall von Frankreich, geb. 5. Febr. 1650, befehligte 1680 in Flandern, 1689 in Rouſſillon gegen die Hugenotten und 1694 in Katalonien; ſpäter fiel er um ſeines Bruders (ſ. N. 3) willen in Ungnade beim König; ſtarb 2. Okt. 1708.

3) Louis Antoine de, Kardinal und ſeit 1695 Erzbiſchof von Paris, geb. 27. Mai 1651, Bruder des vorigen, zeichnete ſich durch ſeinen freien kirchlichen Standpunkt aus. Als er dem Janſeniſten Quesnel (ſ. d.) ſeinen Schutz zuwandte und ſich an der neuen Ausgabe des Neuen Teſtaments betheiligte, ward er von den Jeſuiten verfolgt, verſtand ſich aber erſt 1728 zur Unterzeichnung der gegen ihn erwirkten Bulle »Unigenitus«. Sein Appellationsinſtrument gab Heineccius mit Anmerkungen heraus (Halle 1718). Er ſtarb 4. Mai 1729.

4) Adrien Maurice, Herzog von, Marſchall von Frankreich, älteſter Sohn des vorigen, geb. 29. Sept. 1678, befehligte im ſpaniſchen Erbfolgekrieg ein franzöſiſches Armeekorps in Spanien, eroberte 1710 Gerona und wurde 1711 von Philipp V. zum ſpaniſchen Granden erhoben. Während der Regentſchaft des Herzogs von Orléans an die Spitze des zerrütteten Finanzweſens geſtellt, griff er zu den gewaltſamen Maßregeln der alten Finanzmänner, mußte endlich als Gegner des Schotten Law 1718 ſeine Stelle an d'Agueſſeau abtreten und zog ſich, durch Dubois vom Hofe verdrängt, in den Privatſtand zurück. Erſt 1733 beorderte ihn der Miniſter Fleury zum Heer am Rhein. N. eroberte die Linien von Ettlingen, beſetzte Worms und erhielt nach dem Tode des Marſchalls Berwick vor Philippsburg den Oberbefehl nebſt dem Marſchallsſtab. 1735 vertrieb er an der Spitze der ſardiniſchen Truppen die Kaiſerlichen aus Italien. Im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg ſchickte ihn Ludwig XV. im März 1743 mit einem ſtarken Heer über den Rhein. N. leitete die Operationen geſchickt, erlitt aber bei Dettingen 24. Juni von der pragmatiſchen Armee eine Niederlage, vertauſchte darauf ſein Kommando mit einer Anſtellung im Staatsrath und brachte die Leitung aller auswärtigen Verhältniſſe in ſeine Hand. 1746 übernahm er eine Sendung an den ſpaniſchen Hof, den er wieder mit Frankreich ausſöhnte. Seit 1755 zurückgezogen lebend, ſtarb er 24. Juni 1766. Einen Auszug aus ſeinen »Mémoires« gab Millot (Maaſtr. 1777) heraus; die »Correspondance de Louis XV et du maréchal de N.« veröffentlichte Rouſſet (Par. 1865, 2 Bde.). — Sein älteſter Sohn, Louis, Herzog von N., geb. 21. April 1713, erhielt für die in mehreren Feldzügen in Flandern und Deutſchland geleiſteten Dienſte 1775 den Marſchallsſtab und wurde Gouverneur von St. Germain, wo er 22. Aug. 1793 ſtarb. Seine Gattin, geborne Coſſé-Briſſac, endete mit vielen Gliedern ihrer Familie 22. Juli 1794 auf dem Schafott.

5) Paul, Herzog von, gegenwärtiges Haupt des ältern Zweigs des Geſchlechts, geb. 4. Jan. 1802, erbte 1823 die Titel und Pairie ſeines Großoheims, trat 1827 in die Pairskammer und zählte zu den Legitimiſten. Auch als Geſchichtſchreiber hat er ſich bekannt gemacht und wurde 1849 zum Mitglied der Akademie erwählt. Er ſchrieb eine »Histoire de Madame de Maintenon« (Par. 1848—58, 4 Bde.) und »Histoire de la maison de St.-Cyr« (1843, 2. Aufl. 1856). — Sein zweiter Sohn, Emanuel Victorien Henri, Marquis de N., geb. 1830, jetzt Geſandter in Rom, hat ſich durch ein Werk über Polen bekannt gemacht (»Henri de Valois et la Pologne en 1572«, Par. 1867, 3 Bde.).

6) Philippe de, Herzog von Mouchy, Stifter der jüngern Linie N.-Mouchy, Sohn von N. 4), geb. 27. Nov. 1715, erhielt, nachdem er in der Schlacht von Fontenoy und in mehreren Feldzügen in Deutſchland mitgekämpft, 30. März 1775 den Marſchallsſtab und ſtarb zugleich mit ſeiner Gemahlin, der Erbin des Hauſes Arpajon, 27. Juli 1794 unter der Guillotine. — Sein zweiter Sohn, Louis Marie, Vicomte de N., geb. 1756, nahm an Lafayette's Expedition nach Amerika theil, ſchloß ſich mit Begeiſterung der Sache der Revolution an, war eins der erſten Mitglieder des Adels, die zur Nationalverſammlung übertraten, beantragte 4. Aug. die Abſchaffung der Feudalrechte, befehligte dann in Sedan und Valenciennes, verließ aber nach Errichtung der Republik Frankreich und kehrte erſt unter dem Konſulat dahin zurück. Er ging darauf als Brigadegeneral nach Hayti, vertheidigte es tapfer gegen die Engländer und ſtarb an ſeinen Wunden 1804 zu Havana.

7) Antoine Juſtus Leo von, Herzog von Mouchy, Fürſt und Herzog von Poix, gegenwärtiges Haupt dieſes Familienzweigs, geb. 1840, ſeit 1865 vermählt mit der Prinzeſſin Anna Murat, iſt einer der offenſten und eifrigſten Bonapartiſten und gehörte zu deren Partei ſowohl in der Nationalverſammlung wie ſeit 1876 in der Deputirtenkammer.

Noāle, Ortschaft in der ital. Provinz Venedig, Kreis Mirano, am Flüßchen Marcenego, mit schönem Stadthaus, altem Kastell, sehenswerther Pfarrkirche, Industrie in Hüten, Schirmen und Wagen, bedeutendem Handelsverkehr und (1871) 4232 Einw.

Noback, Johann Christian, handelswissenschaftl. Schriftsteller, geb. 6. Okt. 1777 zu Kölleda in Thüringen, ward Kaufmann, 1810 Disponent einer großen Seiden- und Sammetfabrik zu Krefeld und begründete 1821 zu Erfurt eine der ersten Handelslehranstalten in Deutschland, die er zu bedeutender Blüte brachte und bis 1842 leitete. Hierauf lebte er zu Gotha, seit 1845 zu Berlin; er starb 4. Juni 1852 zu Chemnitz. Sein literarischer Ruf gründet sich auf sein »Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze« (Rudolst. 1833), welches er in Gemeinschaft mit seinem Sohn Friedrich Eduard N. (geb. 1815, bis 1870 Direktor der Handelslehranstalt in Dresden, privatisirt in Berlin) als »Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse ꝛc.« (Leipz. 1841—50, 2 Bde.) neu bearbeitete. Eine kürzere Bearbeitung desselben ist das »Münz-, Maß- und Gewichtsbuch« (Leipz. 1853—56; neu herausgeg. von Friedrich N., das. 1874—76). Auch sein Sohn Karl August N. (geb. 1810, gest. 1870 in Prag) war ein geschätzter Schriftsteller auf dem gleichen Gebiet.

Nobbe, Friedrich, Agrikulturchemiker, geb. 1830 in Bremen, studirte 1854—59 in Jena und Berlin Naturwissenschaft, besonders Chemie und Pflanzenphysiologie, war 1861—68 Professor an der Gewerbschule zu Chemnitz und übernahm gleichzeitig die Redaktion der »Landwirtschaftlichen Versuchsstationen«. Seit 1868 ist er Professor an der Akademie für Forst- und Landwirtschaft zu Tharand. Mit Unterstützung des Landwirtschaftlichen Kreisvereins zu Dresden richtete er hier eine pflanzenphysiologische Versuchsstation ein, gründete ebendaselbst 1869 zum Schutz des konsumirenden Publikums gegen vielfach im Samenhandel herrschende Mißbräuche die erste Samenkontrollstation, nach deren Muster 1876 im Deutschen Reich 25 analoge Institute und viele solche in anderen Ländern eingerichtet und erfolgreich thätig sind. Er veröffentlichte viele Untersuchungen in den »Landwirtschaftlichen Versuchsstationen«, außerdem: »Handbuch der Samenkunde« (Berl. 1876) und »Ueber die organische Leistung des Kalium in der Pflanze« (mit Schröder und Erdmann, Chemn. 1870).

Nobel (franz. noble), edel, adlig; hochsinnig; in der Thierfabel Beiname des Löwen; als Münze s. Noble.

Nobelgarden, fürstliche Leibgarden, aus den Söhnen des Adels eines Landes rekrutirt, in denen die Gemeinen in der Regel den Rang von Leutnants, die Unterofficiere den von Hauptleuten, die Officiere den von Stabsofficieren und die Kommandeurs Generalsrang haben, wie jetzt noch die Arcierengarde in Oesterreich ꝛc.

Nobel'sches Oel, s. v. w. Nitroglycerin.

Nobile officium judicis (lat., »edle Pflicht des Richters«), die Pflicht und Befugnis des Richters, dasjenige zu ergänzen, was von den Parteien im Verlauf des Processes übersehen worden oder in juristischer Beziehung besser auszuführen war.

Nobilis (lat.), s. Nobilität. Nobilissimus, unter den röm. Kaisern Titel der Mitglieder der kaiserlichen Familie, namentlich des Mitregenten und Thronfolgers; daher der Ausdruck Nobilissimatus für die Inhaberschaft dieses Titels.

Nobilität (lat. nobilitas), der röm. Amtsadel, die Nachkommen derjenigen umfassend, welche, seitdem die Plebejer den Zutritt zu den kurulischen Magistraten errungen, zuerst ein solches Amt bekleidet hatten (Nobiles), schloß sowohl patricische als plebejische Familien in sich und bildete sich wieder zu einer Art Geburtsadel aus. Schon vor dem zweiten Punischen Krieg schloß sich die N. ab gegen die nicht zu ihr Gehörigen, welche als Ignobiles oder Plebs bezeichnet wurden. Das einzige den Nobiles zuerkannte Vorrecht war das Jus imaginum oder die Berechtigung, das Bild dessen, der ein kurulisches Amt bekleidet hatte, im Atrium des eigenen Hauses aufzustellen (s. Imago). Die neu entstehende N. mußte die Eifersucht der alten oder der Patricier erregen, und die letzteren suchten daher so wenig als möglich Homines novi (solche, deren Vorfahren kein höheres Staatsamt bekleidet hatten, und die aus ihrer Familie zuerst ein kurulisches Amt erhielten) zur höchsten Gewalt gelangen zu lassen. In diesem Streben stand den Patriciern die N., als sie sich einmal gebildet hatte, selbst getreulich bei, und schon im zweiten Punischen Krieg stand dieser vereinte Adel in solcher Abgeschlossenheit da, daß es nur selten einem Homo novus gelang, zur Magistratur emporzusteigen. Namentlich blieb das Konsulat bis zum Ende der Republik fast im alleinigen Besitz der N.

Nobilitas (lat.), Adel, s. Nobilität; N. codicillaris, Briefadel (s. Adel, S. 115); N. personalis, persönlicher Adel; N. realis, Inbegriff der vormals mit dem Besitz adliger Güter verbundenen Rechte und Freiheiten.

Nobility (engl., spr. -bĭliti), in England der Adel im Gegensatze zur Gentry (s. d.); er umfaßt absteigend die Stufen: Duke (Herzog), Marquess (Markgraf), Earl (Graf), Viscount und Baron; s. Adel, S. 116 f.

Noble (spr. nobl, Rosenoble), alte engl. Goldmünze, = ⅓ Pfund Sterling.

Noblemen (engl., spr. nōblmĕn), »Edelleute«, d. h. Mitglieder der Nobility (s. d.), insbesondere auf den engl. Universitäten die Studenten der ersten Klasse, welche entweder durch den Tod ihrer Väter schon wirkliche N. oder älteste Söhne von N. sind. Sie tragen zur Unterscheidung von den übrigen Studirenden in Cambridge einen großen schwarzen Talar mit Aermeln und Goldbesatz sowie einen Cylinderhut, in Oxford eine Mütze (cap) mit Goldquaste, essen mit den Dons (Lecturers, Tutors, Fellows) gemeinschaftlich an der sogen. hohen Tafel (high table) und brauchten früher bis zum Examen für den Bachelor of Arts statt des üblichen Trienniums bloß zwei Jahre auf der Universität zuzubringen.

Noblesse (franz.), s. v. w. Adel; auch Gesammtheit der Vornehmeren an einem Ort; auch der äußere Ausdruck edler Denkungsart. N. oblige, »Adel legt Pflicht auf«, d. h. der Adlige muß adlig handeln.

Nocera (spr. notschĕra), 1) Stadt und Badeort in der ital. Provinz Perugia (Umbrien), Kreis Foligno, an der Eisenbahn Ancona-Rom, Sitz eines Bischofs, hat mehrere Kirchen (darunter die Kathedrale mit schönem Altarbild von Alunno), eine eisenhaltige Sauerquelle und als Gemeinde (1871) 6277 Einw. — 2) N. de Pagani, Stadt in der ital. Provinz Salerno, an der Bahnlinie Neapel-Eboli, ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale, in geringer Entfernung außerhalb der Stadt die interessante altchristliche Taufkirche Santa Maria Maggiore (aus dem 4. Jahrh.) und als Gemeinde (1871) 19,389 Einw.

Nochgeschäft (Nachgeschäft), ein Lieferungskauf, bei welchem eine der Parteien sich das Recht vorbehält, das Objekt des Kaufs größer oder kleiner zu bestimmen. Z. B.: es kauft jemand 100 Stück Aktien per ultimo zu 200 mit zweimal N. Am Ultimo hat er das Recht, entweder 100 Stück oder 300 Stück zu verlangen; von der letztern Befugnis wird er nur dann Gebrauch machen, wenn der Kurs auf mehr als 200 gestiegen ist. Als Entgelt für diese dem Käufer offen gelassene Wahl bedingt sich der Verkäufer einen höhern Preis aus, als beim einfachen Lieferungsgeschäft verabredet werden würde. Nochgeschäfte auf Seiten des Verkäufers kommen ungleich seltener vor.

Nockgordings, s. Geitaue.

Noctambülus (neulat.), Nachtwandler; daher Noktambulismus, das Nachtwandeln.

Nodier (spr. noddjeh), Charles Emanuel, franz. Schriftsteller und Gelehrter, geb. 18. April 1780 zu Besançon, widmete sich seit seinem zehnten Jahr zu Straßburg, sodann in seiner Vaterstadt naturhistorischen, besonders entomologischen, Studien, deren Ergebnis er zum Theil in seiner »Dissertation sur l'usage des antennes« (1798) und der »Bibliothèque entomologique« (Par. 1800) niederlegte. Seit 1797 Adjunkt des Bibliothekars von Besançon, machte er sich mit der neuern, auch deutschen Literatur bekannt; die Lektüre von Goethe's »Werther« veranlaßte seine düster-melancholischen Romane: »Stella, ou les proscrits« (Par. 1802), »Le peintre de Saltzbourg« (1803) und ähnliche Dichtungen. Ein eifriger Royalist, zog er sich unter anderem durch eine Ode gegen Napoleon (1802) mehrfach Verfolgungen und selbst Gefängnisstrafe zu, floh endlich nach dem Juragebirge und, hier entdeckt, nach der Schweiz. Später nach Frankreich zurückgekehrt, wirkte er als Professor der Literatur zu Dôle, mußte jedoch infolge seiner Freiheitsliebe und seines Hasses gegen Napoleon von neuem flüchten und lebte als Bibliothekar zu Laibach, von wo er erst 1814 nach Wiedereinsetzung der Bourbons nach Paris zurückkehrte. Von Ludwig XVIII. in den Adelstand erhoben, wurde er 1824 Bibliothekar beim Arsenal, später Oberbibliothekar und 1834 Mitglied der Akademie. Er starb 26. Jan. 1844. N. bekundete sich in einer Reihe trefflich kommentirter Ausgaben französischer Klassiker als scharfen Kritiker und leistete als Grammatiker und Lexikograph Tüchtiges in seinem »Dictionnaire des onomatopées de la langue française« (Par. 1808, 2. Aufl. 1828), im »Examen critique des dictionnaires de la langue française« (das. 1829), im »Dictionnaire universel de la langue française« (das. 1822, 2 Bde.; 6. Aufl. 1839) sowie in den »Éléments de linguistique« (das. 1834). Er ist einer der besten französischen Stilisten, doch läßt ihn seine ausgebreitete Belesenheit und Gelehrsamkeit in seinen (oft aufgelegten) belletristischen Schriften — von welchen wir noch die Romane: »Jean Sbogar« (1818), »Thérèse Aubert« (1819), »Le roi de Bohème et ses sept châteaux« (1830, vielleicht das beste humoristische Werk der französischen Literatur), »Mademoiselle de Marsan« (1832), »Les quatre talismans« (1838), die »Contes« (1841 u. öfter), die »Nouvelles« (1841 u. öfter), die »Rêveries« (1832) erwähnen — den rechten populären Ton selten finden. Seine »Oeuvres« (Par. 1832—34, 12 Bde.) enthalten größtentheils nur seine belletristischen Produktionen. In seinen »Souvenirs, portraits, épisodes de la Révolution et de l'Empire« (Par. 1831, 2 Bde.; 18. Aufl. 1872) finden sich viele auf N. selbst bezügliche Notizen. Vgl. Mad. Menessier-Nodier, Charles N., épisodes et souvenirs de sa vie (Par. 1867); »Correspondance inédite de Charles N.« (herausgeg. von Estignard 1876).

Noë, Heinrich August, Schriftsteller, geb. 16. Juli 1835 in München, studirte seit 1853 in Erlangen Naturwissenschaften und vergleichende Sprachwissenschaft, war 1857—63 an der Hof- und Staatsbibliothek zu München angestellt, bereiste darauf Italien und die Länder der slawischen Völker und lebte nach seiner Rückkehr, literarisch beschäftigt, in München, später einige Zeit in Wien, jetzt meist in Tirol und Kärnten. N. hat sich besonders durch seine Naturschilderungen aus den Deutschen und Oesterreichischen Alpen beliebt gemacht. Hierher gehören: »Bayrisches Seebuch« (Münch. 1865), »Oesterreichisches Seebuch« (das. 1867), »Neue Studien aus den Alpen« (das. 1868), »Der Frühling von Meran« (Meran 1868), »Brennerbuch« (das. 1869), »Bilder aus Südtirol und von den Ufern des Gardasees« (Münch. 1871), »In den Voralpen« (das. 1871), »Winter und Sommer in Tirol« (Wien 1876), »Deutsches Alpenbuch in Wort und Bild« (Glog. 1875 ff.) und »Reisehandbuch für die Deutschen Alpen« (in Meyers Reisebüchern, Leipz. 1877), denen sich »Dalmatien und seine Inselwelt« (Wien 1870), »Italienisches Seebuch« (Stuttg. 1874) und »Elsaß-Lothringen« (Glog. 1872) anschließen. An rein belletristischen Schriften veröffentlichte er außerdem: »Erzählungen und Bilder« (Münch. 1873); »Die Brüder«, Roman (Berl. 1873, 3 Bde.); »Der Zauberer des Hochgebirges« (das. 1874); »Gasteiner Novellen« (Wien 1875); »Robinson in den Hohen Tauern« (Jena 1875, 3 Bde.) u. a. Von seinen Uebersetzungen sind zu nennen: »Yayâtipatanâṭaka-nam« (Münch. 1874), Iwan Tjutschews »Lyrische Gedichte« (a. d. Russ., das. 1861). Auf Reisen in Spanien (1872) und der Türkei (1876) veröffentlichte er in Wiener Blättern Beiträge zur Geschichte dieser Länder.

Nöggerath, Jakob, berühmter Geognost, geb. 10. Okt. 1788 in Bonn, ward 1814 Commissaire des mines des Ourthe-Departements, 1815 Bergkommissär des Roër-, Rhein- und Mosel-Departements, 1816 Mitglied des königlichen Oberbergamts in Bonn, 1818 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaft daselbst, 1820 Bergrath; 1864 trat er mit dem Titel Berghauptmann aus dem Bergdepartement, behielt aber seine Professur und blieb Vorsteher des naturwissenschaftlichen Seminars bei der Universität und Direktor des naturhistorischen Museums derselben. 1842 bereiste er im Auftrag der russischen Regierung die fiskalischen Bergwerke Polens, um Vorschläge zu deren Hebung zu machen. Er hat sich um die Universität Bonn als Lehrer und durch die Begründung ihrer reichen mineralogischen Sammlung, noch mehr um den rheinischen Bergbau verdient gemacht, dessen Blüte zum nicht geringen Theil mit von ihm herbeigeführt wurde. Vielleicht die Mehrzahl der preußischen Bergbeamten ist aus seiner Schule hervorgegangen, und er übte einen um so größern Einfluß auf dieselben, als er in seiner wissenschaftlichen und praktischen Stellung die beste Gelegenheit fand, die Ausbildung der Studirenden erfolgreich zu leiten. Wissenschaftlich war er besonders thätig für die Erweiterung der Kenntnis des Bodens von Rheinland-Westfalen in mineralogischer, geognostischer und bergmännischer Hinsicht; auch lieferte er viele Arbeiten

über geologiſche Fragen, wie über die Entſtehung des Baſalts, der Achatmandeln ꝛc. Durch ausgedehnte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit trug er viel zur Hebung des Sinnes für Naturwiſſenſchaft in Deutſchland bei, und nicht minder betheiligte er ſich an ſtaats- und volkswirtſchaftlicher Thätigkeit. Außer ungemein zahlreichen Abhandlungen in Fachjournalen ſchrieb er: »Das Gebirge in Rheinland-Weſtfalen« (Bonn 1821—26, 3 Bde.); »Der Bau der Erdrinde, nach dem heutigen Standpunkt der Geognoſie« (mit Burkart, daſ. 1838); »Die Entſtehung der Erde« (daſ. 1843); »Die Entſtehung und Ausbildung der Erde« (Stuttg. 1847); den Abſchnitt über Geognoſie und Geologie in »Die geſammten Naturwiſſenſchaften« (3. Aufl., Eſſen 1877).

Noël (franz.), Weihnachten; Weihnachtslied.

Nöldeke, Theodor, namhafter deutſcher Orientaliſt, geb. 2. März 1836 zu Harburg, machte theologiſche und philologiſche Studien in Göttingen, Wien, Leiden, Berlin, habilitirte ſich 1861 zu Göttingen, wurde 1864 außerordentlicher, 1868 ordentlicher Profeſſor der Theologie in Kiel und ging 1872 als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Straßburg. Seine Hauptwerke ſind: »Geſchichte des Korans« (Götting. 1860); »Ueber die Mundart der Mandäer« (daſ. 1862); »Die Gedichte des Urwa ibn Alward, herausgegeben und überſetzt« (daſ. 1863); »Das Leben Muhammeds« (Hannov. 1863); »Beiträge zur Kenntnis der Poeſie der alten Araber« (daſ. 1864); »Ueber die Amalekiter« (Götting. 1864); »Die altteſtamentliche Literatur« (Leipz. 1868); »Grammatik der neuſyriſchen Sprache« (daſ. 1868); »Unterſuchungen zur Kritik des Alten Teſtaments« (Kiel 1869); »Die Inſchrift des Königs Meſa« (daſ. 1870); »Mandäiſche Grammatik« (Halle 1874) u. a. Von großem Belang ſind aber auch ſeine Beiträge zu der »Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft« und die Recenſionen im »Literariſchen Centralblatt«.

Nöllner, Friedrich, namhafter Rechtsgelehrter, geb. 16. Juni 1806 zu Darmſtadt, ſeit 1859 Oberappellations- und Kaſſationsgerichtsrath daſelbſt, hat ſich namentlich durch ſeine Bemühungen für eine die Kluft zwiſchen Theorie und Praxis ausgleichende Reform der deutſchen Geſetzgebung, und zwar auf nationalem, einheitlichem Boden, bekannt gemacht. Er ſtarb 7. Aug. 1870. Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: »Die deutſchen Juriſten und die deutſche Geſetzgebung ſeit 1848« (2. Aufl., Kaſſ. 1855); »Das monarchiſche Princip und die deutſchen Staatsverfaſſungen« (Braunſchw. 1856); »Die deutſchen Einheitsbeſtrebungen« (Leipz. 1857); »Kriminal-pſychologiſche Denkwürdigkeiten« (Stuttg. 1858); »Preußen als Großmacht« (Darmſt. 1859).

Noëma (Noëm, griech.), Gedanke, beſonders ein witziger; Noëſis, die Vernunfterkenntnis.

Nördlingen, Bezirksamtsſtadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, im ſogen. Ries, an der Eger und der Hof-Lindauer Eiſenbahn, von der hier Bahnen nach Stuttgart und Dinkelsbühl abzweigen, ehedem freie Reichsſtadt mit einem Gebiet von 82 QKilom. (1½ QM.), hat ein Stadt- und Landgericht, 4 Kirchen (darunter die gothiſche proteſt. Hauptkirche, 1427—1505 erbaut, und eine kathol. Kirche), ein anſehnliches Rathhaus (mit ausgezeichneter Alterthümer- und Gemäldeſammlung), eine lateiniſche, eine Gewerb- und Handelsſchule, ein Waiſenhaus, Spital, Lein-, Teppich- und Wollweberei, Fabrikation von landwirtſchaftlichen Maſchinen, Kaſſenſchränken, Möbeln, Malz und Lebkuchen, Leimſiederei, Gerberei, Handelsgärtnerei, Handel mit Bettfedern, Vieh und Getreide und (1875) 7224 Einw. (darunter 1039 Katholiken und 260 Juden). Dabei das St. Johannisbad, eine erdig-ſaliniſche Eiſenquelle. Die Stadt gehörte von 898, zu welcher Zeit ſie zuerſt genannt wird, bis 1215 zum Hochſtift Regensburg, ward dann vom Kaiſer Friedrich II. für das Reich erworben und blieb reichsunmittelbar, obgleich ſie von 1250 bis ins 14. Jahrh. an die Grafen von Oettingen verpfändet war. 1347 trat ſie dem Schwäbiſchen Städtebund bei und wußte, 1373 von Karl IV. an den Herzog Otto von Bayern verpfändet, ihre Reichsfreiheit durch Theilnahme am Städtekrieg (1377) zu wahren. Obwohl N. 1529 den Proteſt der Evangeliſchen zu Speyer mit unterzeichnete, hielt es ſich doch von dem Schmalkaldiſchen Bund fern, und wenn es auch 1546 dem Kaiſer ſeine Thore verſchloß, ſo vermied es doch jeden ernſtlichen Widerſtand. 1634 von des Kaiſers Sohn Ferdinand (III.) belagert, ſchlug es mehrere Stürme ab. Doch wurde das zum Entſatz heranrückende ſchwediſche Heer unter Bernhard von Weimar und Horn 5. und 6. Sept. von den Kaiſerlichen bei N. vernichtet. In einer zweiten Schlacht unweit N., bei Alerheim, 3. Aug. 1645 wurden die Kaiſerlichen unter Mercy und Johann von Werth von den Franzoſen unter Condé geſchlagen. 1647 ward die Stadt wieder von den Bayern beſchoſſen und zum Theil in Aſche gelegt. 1803 verlor N. ſeine Reichsfreiheit und kam mit ſeinem Gebiet an Bayern. N. iſt Geburtsort zahlreicher Künſtler (z. B. Schäufelin, Adam, Voltz). Vgl. Beyſchlag, Geſchichte der Stadt N. (Nördl. 1851); Mayer, Die Stadt N., ihr Leben und ihre Kunſt im Lichte der Vorzeit (daſ. 1876); L. Müller, Die Stadt N. im Schmalkaldiſchen Krieg (daſ. 1786).

Nördlinger, Hermann, forſtwiſſenſchaftlicher Schriftſteller, geb. 13. Aug. 1818 zu Stuttgart, ſtudirte 1837—40 in Tübingen, 1841 in Hohenheim, 1842—43 nach bereits beſtandenem Staatsexamen auf der franzöſiſchen Forſtſchule zu Nancy, ward 1842 zum Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft zu Grand-Jouan (Loire-Inférieure) ernannt, folgte 1845 einem Ruf nach Hohenheim, war 1852—55 im praktiſchen Staatsforſtdienſt thätig und kehrte dann als Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft und Forſtrath nach Hohenheim zurück, wo er ſeitdem thätig iſt. Unter ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: »Mémoire sur les essences forestières de la Bretagne« (Nantes 1845); »Die techniſchen Eigenſchaften der Hölzer« (Stuttg. 1860); »Die kleinen Feinde der Landwirtſchaft« (2. Aufl., daſ. 1869); »Der Holzring als Grundlage des Baumkörpers« (daſ. 1872); »Querſchnitte von 500 Holzarten« (daſ. 1852—76, 7 Bde.); »Deutſche Forſtbotanik« (daſ. 1874—75, 2 Bde.). Von 1860—1870 gab er die von Pfeil begründeten »Kritiſchen Blätter für Forſt- und Jagdwiſſenſchaft« heraus.

Nörenberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Saatzig, am Enzigſee, mit Gerichtskommiſſion, Maränenfiſcherei und (1875) 2783 Einw.

Nörten, Marktflecken in der preuß. Landdroſtei Hildesheim, Kreis Einbeck, an der Hannover-Kaſſeler Eiſenbahn, mit Blechwaarenfabrikation und 1300 Einw. Das ehemalige Kollegiatſtift, früher mit berühmter Kloſterſchule, gehörte bis 1803 zu Mainz.

Nörz (kleiner Fiſch- oder Krebsotter, Steinhund, Waſſerwieſel, Menk, Waſſermenk, Putorius lutreola *Bl.* et *Keys.*), Säugethier aus der Familie der Marder, wird 63 Centim. lang,

mit 13 Centim. langem Schwanz, vermittelt den Uebergang von den eigentlichen Mardern zu den Fischottern durch die breite, flache Schnauze, die runden Ohren und eine die Zehen mehr als zur Hälfte verbindende, kurz behaarte Schwimmhaut, gleicht im übrigen dem Iltis und ist braun mit graulichem, sehr dichtem Wollhaar, auf dem Rücken und Schwanz dunkler, auf dem Unterleib graubraun, mit kleinem lichtgelben oder weißlichen Fleck an der Kehle und weißer Schnauze. Der amerikanische Mink (*P. vison Gapper.*) ist kurzköpfiger und langschwänziger und hat einen vollhaarigern, weichern Pelz, gleicht aber sonst dem N. vollständig und wird deshalb oft nur als klimatische Ausartung desselben betrachtet. Der Mink lebt von Ratten, Mäusen, Fischen, Muscheln und Vögeln und raubt Hühner und Enten. Er hält sich gern am Wasser auf, schwimmt vortrefflich, verkriecht sich in Löchern und Höhlen und wirft in diesen 5—6 Junge, welche in der Gefangenschaft sehr zahm werden. Ueber unsern N. ist wenig bekannt; er lebt, besonders in Osteuropa, hier und da auch in Norddeutschland, in einsamen Gegenden, an kleinen fließenden Wässern und Seen, läuft schlecht, klettert nicht, schwimmt und taucht aber vortrefflich und ist in beständiger Bewegung. Er lebt von Fischen, Fröschen, Krebsen, Schnecken und mordet gelegentlich in einsamen Federviehställen gleich dem Marder und Iltis. Am Tag hält er sich in einem kleinen Bau oder zwischen Baumwurzeln, in alten Erlenstöcken und hohlen Bäumen, besonders in unzugänglichen Brüchen auf. Sein Pelz ist geschätzt und auch im Sommer brauchbar, für den Pelzwaarenhandel ist aber der amerikanische Mink ungleich wichtiger; die schönsten Felle desselben liefert Neuengland, besonders der Staat Maine; der russische N. ist viel geringwerthiger. Man benutzt den Pelz zu Futtern und Kragen, in Frankreich zu Garnituren. Jährlich kommen etwa 255,000 Stück in den Handel, davon 200,000 aus Nordamerika, der Rest aus Rußland.

Nöſel (Nöſel), eine halbe Kanne; in manchen Gegenden ein Mäßchen, Seidel oder Schoppen; in Thüringen früher auch Bezeichnung eines kleinen Stückchens Land.

Nöſſelt, Friedrich August, pädagog. Schriftsteller, geb. 18. März 1781 zu Halle, studirte anfangs Theologie, wandte sich aber bald der Geschichte zu und ward 1804 Kollaborator am Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Berlin, 1806 Konrektor und Schloßprediger zu Küstrin, bald darauf Lehrer an der Wilhelmsschule zu Breslau, wo er auch eine Privatlehranstalt für Knaben, später eine Töchterschule und 1836 ein Seminar für Erzieherinnen gründete. Daneben wirkte er, nachdem er seine Stelle an der Wilhelmsschule aufgegeben, von 1812—44 als Geschichtslehrer am Magdalenen-Gymnasium. Er starb 11. April 1850. Von seinen zahlreichen Schriften fanden die weiteste Verbreitung: »Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen« (Bresl. 1826; 15. Aufl., Stuttg. 1872, 4 Bde.; auch ins Französische und Holländische übersetzt); »Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürger- und Gelehrtenschulen« (das. 1827, 4. Aufl. 1859, 4 Bde.); »Kleine Weltgeschichte für Bürger- und Gelehrtenschulen« (Leipz. 1827; 7. Aufl., Stuttg. 1875); »Kleine Weltgeschichte für Töchterschulen« (Leipz. 1823; 21. Aufl., Stuttg. 1876); Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Töchterschulen« (Leipz. 1828, 6. Aufl. 1874); »Handbuch der Geographie für Töchterschulen« (Königsb. 1829—1830, 3 Bde.; 4. Aufl., Leipz. 1851); »Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht« (Bresl. 1833, 3 Bde.; 5. Aufl. 1862).

Nöthigung, in der modernen Strafgesetzgebung und namentlich nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch das Vergehen desjenigen, welcher einen andern widerrechtlicherweise durch körperliche Gewalt oder durch Bedrohung mit einem Verbrechen oder Vergehen zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nöthigt. Das deutsche Strafgesetzbuch bestraft die N. mit Gefängnis bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bis zu 600 Mark, wofern nicht etwa durch die N. ein schwereres Verbrechen, z. B. eine Nothzucht, begangen wurde. Das Vergehen der N. ist vollendet, sobald das dem Genöthigten zugemuthete Verhalten begonnen hat; doch ist auch der Versuch für strafbar erklärt. Eines Strafantrags seitens des Genöthigten bedarf es nach der Novelle zum Strafgesetzbuch nicht mehr. Wurde derselbe zu einer an und für sich strafbaren Handlung genöthigt, so tritt für den Genöthigten Straflosigkeit ein, wenn er dazu durch unwiderstehliche Gewalt oder durch eine Drohung genöthigt wurde, welche mit einer gegenwärtigen, auf andere Weise nicht abwendbaren Gefahr für Leib oder Leben seiner selbst oder eines Angehörigen verbunden war. Das Vergehen der N. steht zwischen der einfachen Bedrohung und der Erpressung in der Mitte. Es wird strenger bestraft als die bloße Bedrohung mit einem Verbrechen (s. Drohung) und gelinder als die Erpressung (s. d.), in welche die N. dann übergeht, wenn sie zum Zweck der Erlangung eines widerrechtlichen Vortheils begangen wird. Wird die N. von einem Beamten durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt oder durch Androhung eines bestimmten Mißbrauchs derselben verübt, so wird dieselbe als sogen. Amtsverbrechen (s. d.) mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bestraft; auch kann auf Verlust der Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter auf die Dauer von 1—5 Jahren erkannt werden. Umgekehrt erscheint die N. als Widerstand gegen die Staatsgewalt, wenn sie unternommen wurde, um eine Behörde oder einen Beamten zur Vornahme oder Unterlassung einer Amtshandlung zu nöthigen. Die Strafe soll hier der Regel nach nicht unter drei Monaten Gefängnis betragen. Wurde eine N. von einem Angehörigen des Heers oder der Kriegsmarine einem Vorgesetzten gegenüber begangen, um diesen mittels Gewalt oder Drohung an der Ausführung eines Dienstbefehls zu hindern oder zur Vornahme oder Unterlassung einer Diensthandlung zu nöthigen, so trifft den Schuldigen nach dem deutschen Militärstrafgesetzbuch Freiheitsstrafe von sechs Monaten bis zu zehn Jahren, im Feld Gefängnis nicht unter zwei Jahren. Bei der Handelsmarine wird eine derartige N. dem Vorgesetzten gegenüber mit Gefängnis bis zu zwei Jahren nach der Reichsseemannsordnung bestraft. Endlich gehört noch die Bestimmung der Reichsgewerbeordnung hierher, wonach denjenigen, welcher andere durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen, durch Ehrverletzung oder durch Verrufserklärung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an Verabredungen oder Vereinigungen von gewerblichen Gehülfen, Gesellen oder Fabrikarbeitern behufs Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen theilzunehmen oder von solchen Verabredungen zurückzutreten, Gefängnisstrafe bis zu drei Monaten treffen soll, wofern die That nicht in ein schwereres Vergehen übergeht. Vgl. Reichsstrafgesetzbuch, §§ 240 (hierzu das Reichsgesetz vom 26. Febr. 1876, sogen. Novelle zum Strafgesetzbuch), 52, 339, 358, 114; Reichsmilitärstrafgesetz-

buch vom 20. Juni 1872, § 96; Deutsche Seemannsordnung vom 27. Dec. 1872, § 89; (Reichs-) Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, § 153.

Nogaier (Karatataren), s. Tataren.

Nogaisk, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, Kreis Berdjansk, am Flüßchen Obitotschnoje, nahe dem Asow'schen Meer, mit einer armenischen Kirche, einer russischen Kapelle und (1873) 3022 Einw.

Nogars, Stadt im franz. Departement Gers, Arrondissement Condom, mit Depot für Branntwein (Armagnac) und (1872) 2388 Einw.

Nogent (spr. -schäng), 1) N. sur Marne, Dorf im franz. Departement Seine, Arrondissement Sceaux, an der Marne und an der Ostbahn (mit 800 Meter langem Viadukt), eins der schönsten Dörfer in der Umgegend von Paris, mit zahlreichen Villen, Fabrikation von Wagen, Töpferwaaren, Musikinstrumenten und chemischen Produkten, Seilerei, Branntweinbrennerei, Bleicherei, Färberei von Schmuckfedern und künstlichen Blumen und (1872) 6264 Einw. Das Dorf N. wird von dem gleichnamigen Fort beherrscht, einem der auf der Ostfront von Paris liegenden Außenforts. — 2) N. le Roi, Stadt im franz. Departement Obermarne, Arrondissement Chaumont, Mittelpunkt einer bedeutenden Stahlwaaren- und Messerfabrikation (Langres-Messer), mit (1872) 3771 Einw. — 3) N. le Rotrou, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement Eure-et-Loire, an der Huisne und an der Eisenbahn von Paris nach Le Mans, mit Gerichtshof, Collége, Bibliothek, Taubstummeninstitut und (1872) 7056 Einw. Von den Gebäuden der Stadt sind hervorzuheben die Kirche St. Hilaire und das Schloß St. Jean mit 4 Thürmen, ehemals Besitzthum des Ministers Sully, dem auch ein Bronzedenkmal in N. errichtet wurde. Außerdem besitzt die Stadt eine Statue des vor Sebastopol gefallenen Generals St. Pol. Die Einwohner betreiben Fabrikation von Wollgarn und Wollstoffen, Regenschirmen, Stärke, Kerzen und Schmiedewaaren, Gerberei und regen Handel. Bei N. schlug der Großherzog von Mecklenburg 21. Nov. 1870 Truppen des Generals Fiéreck und später wieder (6. Jan. 1871), während der Operationen gegen Le Mans (s. d.), Theile des französischen 21. Korps. — 4) N. sur Seine, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement Aube, an der Seine und an der Eisenbahn von Paris nach Troyes und Mülhausen, mit Gerichtshof, schöner Kirche (aus dem 15. Jahrh.), Bibliothek, Fabrikation von Seiler- und Wirkwaaren, Zucker, Ackerbaugeräthen, Kupferschmiedewaaren, Produktenhandel (nach Paris) und (1872) 3474 Einw.

Noir (franz., spr. noahr), schwarz.

Noirmont (spr. noahrmóng), s. Dôle.

Noirmoutier (spr. noahrmutjeh), Insel an der Küste des franz. Departements Vendée, zum Arrondissement Les Sables d'Olonne gehörig, 16 Kilom. lang, durchschnittlich 2 Kilom. breit, schließt die Bai von Bourgneuf gegen S. ab und wird vom Festlande durch die 4 Kilom. breite Meerenge Fromentine getrennt, die während der Ebbe trocken liegt. Gegen Ueberschwemmung des Meers ist die Insel durch Dämme geschützt. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Ausbeutung von Granitbrüchen, mit der Gewinnung von Seesalz, Soda und Seegras, mit Fischerei, Austernfang, Schiffbau und Handel. Die Stadt N., auf der Ostküste der Insel, Sitz mehrerer Konsulate, hat einen Hafen, eine Handelsmarine von (1873) 107 Schiffen mit 1746 Tonnen und (1872) 6347 Einw.

Noisseville (spr. noaß'wil), Dorf im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Lothringen, Landkreis Metz, 8 Kilom. östlich von Metz, ist bekannt durch die Schlacht 31. Aug. und 1. Sept. 1870 zwischen der französischen Rheinarmee unter Bazaine und der deutschen Cernirungsarmee. Bazaine, 29. Aug. von Diedenhofen aus von dem Marsch Mac Mahons zum Entsatz von Metz unterrichtet, beschloß, auf dem rechten Ufer der Mosel mit seiner ganzen Armee die feindliche Einschließung zu durchbrechen und über Diedenhofen Mac Mahon die Hand zu reichen. Zu diesem Zweck befahl er, daß das 4., 6. und das Gardekorps sowie die Reserven 31. Aug. früh die Brücken unterhalb der Festung überschreiten sollten, und als dies nach einigen Verzögerungen um Mittag endlich geschehen war und die Truppen abgekocht hatten, gab Bazaine nach einem Kriegsrath auf Schloß Grimont den Befehl, daß das 3. Korps (Leboeuf) links und das 4. (Ladmirault) rechts vorgehend die Höhe von Ste. Barbe nehmen sollten, während das 6. Korps (Canrobert) längs des rechten Moselufers auf Malroy und Antilly vordringen, das 2. (Frossard) dem 3. folgen und dessen rechte Flanke decken, die Garde in Reserve bleiben sollte; erst nach Erstürmung der beherrschenden Höhe von Ste. Barbe sollte der Abmarsch der Armee angetreten werden. Es waren im ganzen 120,000 Mann mit 600 Geschützen, mit denen Bazaine um 4 Uhr nachmittags durch ein heftiges Geschützfeuer den Kampf begann. Die deutschen Truppen, welche die bedrohten Stellungen der Einschließungslinie innehatten, die 3. Reservedivision (Kummer) in Malroy, die 1. Infanteriedivision in Servigny und N., die 2. in Laquenexy, betrugen bloß 41,000 Mann mit 138 Geschützen. Die Vorbereitungen und Märsche der Franzosen am Morgen des 31. Aug. hatten den General v. Manteuffel, der die deutschen Truppen befehligte, auf einen feindlichen Angriff aufmerksam gemacht, und auf seine Anregung war die 25. Division auf Antilly dirigirt worden, um die Reservedivision nach Ste. Barbe ziehen zu können. Als sich aber der Angriff so verzögerte, erwartete man ihn erst 1. Sept., und weitere Konzentrationsbewegungen wurden eingestellt. Als er nun doch 31. Aug. erfolgte, beschloß Manteuffel, den auf Ste. Barbe vorgehenden Feind mit der 1. Division in der vorgeschobenen Stellung bei Failly, Poix, Servigny und N. abzuwarten, und empfing denselben sofort mit so wirksamem Feuer von 60 vor die eigentliche Vertheidigungslinie vorgegangenen Geschützen, daß das Vordringen der Franzosen ins Stocken gerieth. Nur auf dem rechten Flügel entriß die Brigade Clinchant dem 4. Regiment das Dorf N. um 6 Uhr, während ein Versuch der preußischen Brigade Memerty, das von den Franzosen besetzte Montoy wieder zu erobern, völlig scheiterte und auf dem äußersten rechten Flügel von den Franzosen auch Colombey und Aubigny genommen wurden. Dagegen wurde ein vom 3. und 4. Korps bei Anbruch der Dunkelheit erneuerter Angriff auf die wichtigste Stellung bei Ste. Barbe, die Dörfer Poix und Servigny, und des 6. Korps auf Failly von den tapferen ostpreußischen Regimentern zurückgewiesen. Um 9 Uhr abends nahm die Division Aymard das Dorf Servigny mit dem Bajonnett, wurde aber bereits um 10 Uhr von den Regimentern Nr. 1 und 41 unter großen Verlusten wieder daraus vertrieben. Das Resultat der Kämpfe des 31. Aug. war also, daß es den Franzosen gelungen war, sich durch die Besetzung von N., Flanville, Coincy und Aubigny zwi-

ſchen die 1. und 2. preußiſche Diviſion keilartig einzuſchieben, daß dieſelben dagegen in der Hauptrichtung des beabſichtigten Durchbruchs gegen die Hochfläche von Ste. Barbe infolge des hartnäckigen Widerſtands der Preußen keine Fortſchritte zu erzielen vermocht und auf dem geraden Weg nach Diedenhofen den Kampf noch gar nicht begonnen hatten. General v. Manteuffel war inzwiſchen am frühen Morgen des 1. Sept. durch die 18. Diviſion verſtärkt worden und hatte nun auch die 25. Diviſion nach Ste. Barbe herangezogen. Noch in der Nacht hatte er die Wiedereroberung von N. befohlen. Dieſelbe wurde auch bei Anbruch des 1. Sept. früh um 6 Uhr verſucht, mißglückte indeß infolge der für die Vertheidigung äußerſt günſtigen Lage des Dorfs und der numeriſchen Ueberlegenheit der Franzoſen, welche die bereits bis zur Weſtſeite des Orts vorgedrungenen ſchwachen preußiſchen Abtheilungen wieder hinauswarfen. Doch hatte dieſer unerwartete Angriff die Folge, daß ſich der franzöſiſche rechte Flügel im weitern Verlauf der Schlacht lediglich auf die Vertheidigung beſchränkte, während Bazaine gerade vom erfolgreichen Vordringen dieſes rechten Flügels den erneuten Angriff ſeines Centrums auf die Höhe von Ste. Barbe abhängig gemacht hatte. Ein Vorſtoß der Franzoſen auf Failly und Rupigny wurde nicht nur abgewieſen, ſondern ſie wurden von den durch das 10. Korps verſtärkten Preußen ſogar über den Bach von Chieulles zurückgeworfen. Da inzwiſchen durch das Eingreifen der 20. Brigade vom 7. preußiſchen Korps der Diviſion Fauvart-Baſtoul die Dörfer Flanville und Coincy entriſſen worden waren und Marſchall Leboeuf ſeine rechte Flanke gefährdet glaubte, gab er um 10 Uhr den Befehl zum Rückzug, dem ſich nun auch die übrigen Korps anſchließen mußten. Um 11 Uhr beſetzten die Preußen ohne Widerſtand N. wieder, und in der Mittagsſtunde befand ſich die geſammte franzöſiſche Armee im völlig geordneten Rückzug unter die Kanonen von Metz. Bazaine gab ſein Unternehmen auf und befahl ſeinen Truppen, die vor der Schlacht innegehabten Stellungen wieder einzunehmen. So endete der erſte und letzte Durchbruchsverſuch der Rheinarmee, den zwar Bazaine auch noch 1. Sept. ernſtlich beabſichtigte, der indeß eigentlich ſchon durch die geringen Erfolge 31. Aug. geſcheitert war, woran der langſame Aufmarſch und der verſpätete Angriff theilweiſe Schuld hatten. Um dieſelbe Zeit, da die Rheinarmee nach Metz zurückkehrte, wurde bei Sedan das Schickſal der Armee von Châlons beſiegelt. Die Verluſte der zuletzt auf 70,000 Mann und 300 Geſchütze verſtärkten deutſchen Armee in den zweitägigen Kämpfen betrugen an Todten und Verwundeten 128 Officiere, 2850 Mann, die der franzöſiſchen Armee 146 Officiere und 3401 Mann.

Noisy le Grand (ſpr. noāſi lö gräng), Dorf im franz. Departement Seine-et-Oiſe, Arrondiſſement Pontoiſe, an der Marne, mit 1500 Einw., war während der Belagerung von Paris 1870—71 von den Würtembergern beſetzt.

Noktüen, ſ. v. w. Eulen (Schmetterlinge).

Noktúrnen (lat.), Nachtgeſänge, Nachtgebete.

Nola, Stadt und Kreishauptort in der ital. Provinz Caſerta, an der Eiſenbahn Neapel-Avellino, iſt Biſchofſitz, hat eine in neueſter Zeit reſtaurirte Kathedrale, ein Seminar mit einer Sammlung intereſſanter Inſchriften, ein Hoſpital, Waiſenhaus, 2 Kavalleriekaſernen und (1871) 11,395 Einw. Am 26. Juni wird alljährlich hier das Feſt des heil. Paulinus, welcher im 4. Jahrh. die Kirchenglocken zuerſt in den chriſtlichen Kultus eingeführt haben ſoll, als großes Volksfeſt begangen. N., eine der älteſten Städte Kampaniens, wurde von den Auſonern gegründet und von den Römern im Samnitiſchen Krieg (313 v. Chr.) erobert. Im zweiten Puniſchen Krieg blieb ſie den Römern treu; in ihrer Nähe lieferte Marcellus dem Hannibal die erſten glücklichen Gefechte. In N. ſtarb 14 n. Chr. der Kaiſer Auguſtus. Unter Veſpaſianus ward die Stadt mit einer römiſchen Kolonie beſetzt. Auch im Mittelalter war N. eine blühende Stadt. Hier 7. Juli 1460 Sieg Johanns von Anjou, Herzogs von Kalabrien, über Ferdinand von Aragonien. In der Umgegend ſind ſchöne kampaniſche Vaſen (jetzt im Muſeum zu Neapel) ausgegraben worden.

Nolens volens (lat.), »nicht wollend (oder) wollend«, d. h. gleichviel ob gutwillig oder nicht.

Nolet de Brouwere van Steeland (ſpr. nolä de brauere), Johann Karl Hubert, vlämiſch-holländ. Dichter, beſonders auf dem Gebiete der Humoriſtik, geb. 23. Febr. 1815 in Rotterdam, ſtudirte auf der Univerſität zu Löwen und ließ ſich dann als Privatmann in Brüſſel nieder. N. iſt Mitglied der dortigen Akademie und wurde bei den Verſammlungen des Sprachkongreſſes und Sprachverbands wiederholt zum Präſidenten erwählt. Seine erſte größere Dichtung war: »Noemi« (Löw. 1840); ihr folgten: »Ambiorix« (Brüſſ. 1841, 2. Aufl. 1846), »Dichtlinnen« (Löw. 1842), »Ernst en boert« (Brüſſ. 1847), »Zwart of wit« (Amſterd. 1853), »Het groote dietsche vaderland« (Brüſſ. 1857) u. a., welche in der Prachtausgabe ſeiner ſämmtlichen Gedichte (Amſterd. 1860, 2 Bde.) enthalten ſind. Mit etwas derbem Humor iſt ſein Proſawerk: »Een reisje in het Noorden« (Löw. 1843) geſchrieben. Früher ein eifriger Verehrer und Förderer alles Deutſchen, iſt er ſeit 1866 als der erbittertſte Gegner Preußens und Deutſchlands aufgetreten, wie ſeine in der Akademie gehaltene Rede: »Du pan-germanisme et de ses influences sur la littérature flamande« (Brüſſ. 1868) beweiſt.

Noli, Stadt in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, am Golf von Genua, mit Schloßruinen, einem Fiſcherhafen und (1871) 1766 Einw. Südlich davon die Galleria di N., von welcher das meerumſpülte Kalkvorgebirge 120 Meter lang durchbrochen wird.

Noli me tangĕre (lat., »rühre mich nicht an«), Citat aus Ev. Joh. 20, 17; danach in der Malerei Darſtellung der Scene, wo Chriſtus nach der Auferſtehung der Magdalena erſcheint; dann ſ. v. w. Sinnpflanze oder Senſitive (ſ. Mimosa) oder ſ. v. w. Impatiens noli tangere (ſ. Impatiens).

Nolinsk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wjatka, an der ſchiffbaren Woja (Nebenfluß der Wjatka), mit 4 Kirchen und (1874) 2551 Einw.

Nollssement (franz., ſpr. -liſßmäng, auch Nolis, ital. Nologgio), auf dem Mittelmeer gebräuchlicher Ausdruck für die Befrachtung eines Schiffs; auch Fracht, Miete oder Verheuerung im allgemeinen.

Noli turbāre circŭlos meos (lat., »verdirb mir meine Kreiſe nicht«), ſ. Archimedes.

Nolla, ein linkſeitiger Zufluß des Hinterrheins in Graubünden. Das von Schieferauflöſungen dick geſättigte Gewäſſer hat nicht nur ſein eigenes, einſt grünes Thal mit ſchwarzgrauem Geſchiebe bedeckt, ſondern auch das meiſte zur Verheerung des Tomleſchg beigetragen. Das »wüthende Wäſſerle« mündet bei Tuſis, unmittelbar vor der Pforte der Via Mala (ſ. d.).

Nollen, höchſte Spitze des Titlis (ſ. d.).

Nollendorf, Dorf in der böhm. Bezirkshaupt-

mannschaft Aussig, mit (1880) 515 Einw., bekannt durch ein Gefecht in der Schlacht bei Kulm 30. Aug. 1813, worin General Kleist die Niederlage Vandamme's entschied. Er erhielt davon den Namen Kleist von N.

Noma (griech. nomē, Wasserkrebs), eine eigenthümliche Form des Brandes, wird fast ausschließlich bei Kindern beobachtet, welche unter schädlichen Einflüssen, bei unzureichender oder verdorbener Kost, in schlechten Wohnungen elend und kachektisch geworden sind, oder bei solchen, welche kurz vorher schwere Krankheiten überstanden haben und durch dieselben in hohem Grad geschwächt worden sind. Am allerhäufigsten tritt die N. nach überstandenen Masern und Scharlach auf. In nördlichen Ländern, namentlich in Holland, ist die Krankheit weit häufiger als im Süden, scheint übrigens niemals epidemisch aufzutreten. Die N. beginnt fast immer auf der innern Fläche der Wange; die Schleimhaut wird hier dunkel geröthet, mißfarbig, und oft erhebt sich auf derselben ein kleines, mit trüber Flüssigkeit gefülltes Bläschen. Bald schwärzt sich die zuerst ergriffene Stelle, erweicht und zerfällt. Der Brand breitet sich aus und zerstört das Zahnfleisch, die Lippen und den Zungenrand an der leidenden Stelle. Die Kieferknochen liegen entblößt da und stoßen sich stückweise los, die Zähne werden locker und fallen aus. Bald tritt auch auf der äußern Wangenfläche die brandige Zerstörung auf, greift schnell um sich und verwandelt einen größern oder kleinern Theil des Antlitzes in eine zottige, weiche, feuchte Masse oder in einen trockenen schwarzen Schorf. In den seltenen Fällen, wo die N. in Genesung ausgeht, werden die brandigen Massen abgestoßen, das Geschwür reinigt sich, und an Stelle des Substanzverlustes bildet sich ein erst weiches, dann fest und fibrös werdendes Narbengewebe. Fast immer bleiben Verwachsungen im Mund und oft die furchtbarsten Entstellungen des Gesichts zurück. Während sich meist ohne alle Schmerzen der Brand auf der innern Wangenfläche zu entwickeln beginnt, schwellen Wange und Lippen an, und die teigige Geschwulst breitet sich über die benachbarte Gegend aus. Meist am fünften oder sechsten Krankheitstag zeigt sich der Brand auch äußerlich am Gesicht und schreitet in den folgenden Tagen schnell nach allen Richtungen hin vorwärts. Bald liegen dann die Kräfte vollständig darnieder, meist stellen sich Durchfälle ein, der Durst ist kaum zu löschen, die Haut erscheint kühl und trocken, der Puls klein und unfühlbar; das Kind geht endlich an Erschöpfung zu Grunde. Von dem Gebrauch innerer Mittel, wie Chinapräparate, Chlorwasser, hat man sich bei der N. nicht viel zu versprechen. Dagegen sorge man für gute, frische Luft, gebe dem Kranken kräftige Nahrung und etwas Wein. Die N. verlangt vorzugsweise eine örtliche Behandlung, und die Anwendung des Glüheisens gibt stets die besten Resultate.

Nomäden (griech., »Hirtenvölker«), Bezeichnung solcher Völkerschaften, welche fester Wohnsitze entbehren, hauptsächlich Viehzucht treiben und der Ernährung ihrer Herden wegen von einem weidereichen Ort zum andern ziehen. Ihre Wohnungen sind leicht aufzuschlagende und abzubrechende Zelte und Hütten. In der Kultur stehen die N. nicht höher als die Jäger- und Fischervölker, aber niedriger als die ackerbau- und gewerbtreibenden. Den N. fehlt Sinn für eine Heimstätte, ihren Regierungen Sorge für allgemeine Wohlfahrt; mit Ansässigkeit und der dadurch bedingten Aenderung der Lebensweise nimmt ihre Zahl ab. Seine Sonderinteressen gibt der Nomade niemals auf, nirgends ward er ein zuverlässiger Unterthan; im Urzustand war Raub, später Waarentransport seine Hauptbeschäftigung. Wo immer N. Abgaben entrichten sollten oder durch andere Völker getrieben wurden, zogen sie aus und gaben in dichten Zügen bis in weit entfernte Gegenden Anlaß zu Völkerwanderungen und Staatenumwälzungen. Schnelligkeit der Bewegung und größte Barbarei, gepaart mit Ausdauer, Muth und dem Bewußtsein, nichts zu verlieren zu haben, machten früher Nomadenheere unwiderstehlich; erst die Gegenwart mit ihren auf dem Studium der Naturkräfte beruhenden großartigen Erfindungen erwies sich den Nomadenheeren gewachsen. Beispiele von Nomadenzügen sind: um 2300 v. Chr. in Aegypten der Einfall der (Mena oder Hykfos genannten) Hirtenvölker, die von den Ufern des Persischen Meerbusens kamen und ihrerseits von den aus NO. kommenden Ariern (s. d.) gedrängt sein mochten; im Wendepunkte des Alterthums die Züge der Hunnen, im Mittelalter jene der Mongolen. Die meisten N. gibt es noch in Centralasien (s. d.); in Nordsibirien, Südafrika, Süd- und Nordamerika finden sich die Gewohnheiten der N. vereinigt mit denen der Jägervölker. Vgl. Grigorjew, Die N. als Nachbarn und Eroberer civilisirter Staaten (Petersb. 1875).

Romantīe (griech.), Wahrsagung aus Namen.

Nomárch (griech.), s. Nomos.

Nom de guerre (franz., spr. nong d'ghär), s. Guerre.

Nomen (lat., Mehrzahl nomĭna), das Nennwort, in der Grammatik derjenige Redetheil, mittels dessen ein Ding im weitesten Sinn seiner Existenz und seinem Inhalt nach bezeichnet wird, also das Substantiv (s. d.) und das Adjektiv (s. d.). N. proprium, s. v. w. Eigenname (s. Name). N. gentile oder gentilicium, Geschlechtsname (s. Gens).

Nomenclātor (lat., »Namennenner«), bei den Römern ein Sklave, dessen Geschäft es war, bei verschiedenen Veranlassungen seinem Herrn die Namen der gegenwärtigen Personen zu nennen. Besonders bedienten sich die Kandidaten, welche sich um ein Amt bewarben, auf ihren Ausgängen des N., um sich von ihm mit Namen und Stand der stimmfähigen Bürger bekannt machen zu lassen.

Nomen et omen (lat.), »Name und (zugleich) Vorbedeutung«, Citat aus Plautus' »Persa« IV, 4, 74.

Nomenklatūr (lat.), Namensverzeichnis gewisser Gegenstände ohne Erklärung, besonders ein auf gewissen Principien und Eintheilungsgründen beruhendes für Gegenstände der Wissenschaft oder Kunst.

Noméntum, alte Stadt in Latium, später zum Sabinergebiet gerechnet, lag nordöstlich von Rom, war durch ihren Wein berühmt. Seneca und Martial, Ovid und Cornelius Nepos hatten Landhäuser daselbst. Hier schlug Q. Servilius 435 v. Chr. die Fidenaten und Vejenter. Jetzt La Mentana.

Nomĭna, lateinischer Ausdruck für Forderungen; im modernen (kaufmännischen) Sprachgebrauch stellt man die N. activa (Forderungen) den N. passiva (Schulden) gegenüber.

Nominal ... (lat.), den Namen betreffend, dem Namen nach, im Gegensatze zu Real ...

Nominalelénchus (lat.-griech.), die vom Geistlichen vor versammelter Gemeinde über eine mit Namen bezeichnete Person ausgesprochene Rüge, wird jetzt von der bürgerlichen Gesetzgebung als Injurie behandelt.

Nominalismus (neulat.), diejenige philosophische Ansicht vom Wesen und von der Bedeutung der allgemeinen Begriffe, wonach diese bloß Produkte der Abstraktion sind. Der Name entstand zur Zeit der Schola-

stiker, als Johann Roscellinus mit der schon in der Isagoge des Porphyrios angedeuteten, später dem Aristoteles zugeschriebenen Behauptung hervortrat, daß die allgemeinen Begriffe (Universalien) nicht wirkliche Dinge, sondern lediglich Worte und Namen (nomina rerum oder flatus voeis) seien und nur das Einzelne wirklich existire. Die Formel des N., gegenüber welchem der sogen. Realismus, der sich an Platon anlehnte, die Meinung verfocht, die allgemeinen Begriffe seien selbst vor oder in den Dingen wirklich, lautete: universalia post rem, die des Realismus: universalia ante rem oder in re. Erstere ward, weil sie im Trinitätsdogma zum Tritheismus führte, sammt ihrem Urheber 1092 zu Soissons verdammt. Doch erneuerte sich im 14. Jahrh. der Kampf zwischen Nominalisten und Realisten wieder, indem der Franciskaner Wilhelm von Occam, ein Schüler des Duns Scotus, den allgemeinen Begriffen als Erzeugnissen des abstrahirenden Verstandes nur eine subjektive Existenz beigelegt wissen wollte. Unter den späteren Vertretern des N. sind zu nennen: Johann Buridan (gest. nach 1358), Robert Holcot (gest. 1349), Greger von Rimini (gest. 1358), Nikolaus Oresmius (gest. 1382) und Gabriel Biel (gest. 1495). Wie die Nominalisten von ihren Gegnern heftige Verfolgungen zu erdulden hatten, namentlich zu Paris, so setzten auch sie im Streit öfters die Toleranz außer Augen, wie die Verdammung des Huß beweist. Indeß gewann der N. nach und nach in Frankreich wie in Deutschland die Oberhand, und er war es, von dem jener freiere, von der kirchlichen Theologie unabhängigere Geist ausging, welcher den epochemachenden philosophischen Fortschritten der folgenden Jahrhunderte den Weg bahnte. Vgl. Baumgarten-Crusius, De vero scholasticorum realium et nominalium discrimine (Jena 1821); Erner, Ueber N. und Realismus (Prag 1841); Löwe, Der Kampf zwischen dem Realismus und N. (das. 1876).

Nominálwerth (Nennwerth), der einer Münze oder einem Werthpapier vom Emittenten beigelegte feste Werth im Gegensatze zum Kurswerth.

Nomina sunt odiosa (lat.), »Namen sind gehässig«, d. h. man will (bei einer Rüge ꝛc.) keine Namen nennen.

Nominatio (lat.), Nennung, Namhaftmachung; auch die Ernennung zu einem Amt, z. B. N. regia, das dem Regenten zustehende Recht der Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe; N. auctoris, s. Auctoris n.

Nominativ (lat.), s. Kasus.

Nomine (lat.), im Namen oder in der Eigenschaft (eines andern), z. B. curatorio n., als Vormund, n. mandatario, nach erhaltener Vollmacht.

Nominell, s. v. w. Nominal.

Nomokanon (griech.), in der griech. Kirche eine systematische Zusammenstellung der kirchlichen Gesetze (Kanones) und derjenigen weltlichen, besonders kaiserlichen, Gesetze, welche kirchliche Verhältnisse betrafen. Besonderes Ansehen genießt der N. des Photius von 883, herausgegeben im »Spicilegium romanum« (Rom 1842) sowie zu Athen 1852.

Nomokratie (griech., »Gesetzesherrschaft«), im Gegensatze zu Autokratie (s. d.) die Regierungsform, bei welcher das Gesetz herrscht, welches die Machthaber nur in Wirksamkeit treten lassen und zur Ausführung bringen.

Nomophylakes (Nomophyláken, griech., »Gesetzeswächter«), Behörden in verschiedenen griech. Städten, welche über die Aufrechterhaltung der Gesetze zu wachen hatten, namentlich in Athen ein Kollegium von sieben Männern, welches seit der Beseitigung des Areopags als politische Behörde durch das Gesetz des Ephialtes 460 v. Chr. aus der Bürgerschaft ausgelooſt wurde und in den Volksversammlungen gegen alle staatsgefährlichen oder verfassungswidrigen Beschlüsse Einspruch zu erheben hatte.

Nomos (griech.), eigentlich Weide, Weideplatz, besonders Name der einzelnen Distrikte, in welche jede der drei Hauptabtheilungen Aegyptens, Ober-, Mittel- und Unterägypten, eingetheilt war. Die Sage schreibt den Ursprung derselben dem Sesostris zu, der 36 Nomen gemacht und über jeden N. einen besondern Statthalter (Nomarch) gesetzt haben soll, der den Distrikt zu verwalten und die königlichen Einkünfte beizutreiben hatte. Im neuen Königreich Griechenland ist N. (Nomarchie) s. v. w. Departement. Ferner ist N. s. v. w. Gebrauch, Herkommen, Gesetz sowie Bezeichnung für gewisse uralte Lieder, die zum Lob der Gottheiten, besonders des Apollon, gesungen wurden. Daher nomisch, dem Stil solcher Gesänge entsprechend. Vgl. Guhrauer, Der pythische N. (Leipz. 1876).

Nomotelétik (griech.), Lehre von der Erhaltung der Gesetze, besonders in Betreff der Kirchenzucht.

Nomothesie (griech.), Gesetzgebung, Gebot, Gesetz; daher Nomothetik, Gesetzgebungskunst.

Nomothéten (griech., »Gesetzgeber«), zu Athen seit Solon eine aus den Heliasten gewählte Kommission von 501, 1001 oder 1501 Männern, die den Werth oder Unwerth neuer Gesetzvorschläge zu prüfen hatten; bemerkenswerth ist namentlich die 403 v. Chr. gewählte Kommission von 500 N., welche bei der großen Revision der alten Gesetzgebung mitzuwirken hatte.

Non (Nun), Vorgebirge an der Westküste von Marokko, den Kanarischen Inseln gegenüber.

Nona (lat.), die neunte Stunde des Tags, in der römisch-katholischen Kirche die Zeit von 2 oder 3 Uhr nachmittags bis zur Vesper, wo von den Geistlichen die fünfte Hora gehalten wird.

Nonae, bei den Römern im März, Mai, Juli und Oktober der siebente, in den übrigen Monaten der fünfte Tag nach den Kalenden, gehörten zu den Dies nefasti (s. Dies).

Nonagium (lat.), ein Neuntheil von den beweglichen Gütern eines Verstorbenen, welches im Mittelalter die Geistlichkeit für milde Stiftungen in Anspruch zu nehmen pflegte.

Nonchalance (franz., spr. nongschalángs), das Sichgehenlassen, Nachlässigkeit im Betragen ꝛc.; nonchalant (spr. -lang), sich gehen lassend, nachlässig.

Non dátur tértium (lat.), »ein Drittes gibt es nicht«.

Nône (v. lat. nona, »neunte«), in der Musik ein dissonirendes Intervall welches neun Stufen umfaßt und in drei verschiedenen Größen vorkommt: als kleine N. (H—c, e—f), als große N. (C—d, d—e) und als übermäßige N. (F—gis, C—dis). An sich betrachtet sind Nonen nichts weiter als Sekunden, die um eine Oktave vom Grundton entfernt liegen. Die Auflösung der kleinen und großen N. erfolgt am gewöhnlichsten abwärts in die Oktave; die übermäßige N. dagegen wird einen halben Ton aufwärts aufgelöst. Der Nonenakkord, aus Grundton, Terz, Quinte, Septime und N., also aus vier übereinander gelegten Terzen, bestehend, wird im Generalbaß mit der Zahl 9 beziffert und in seinen Verwechselungen meist mit ausgelassenem Grundton gebraucht. Vgl. Akkord.

Non-ens (lat.), ein »Nichtseiendes«, ein Unding; etwas, dessen Sein unmöglich ist.

Non ex quovis ligno fit Mercurius (lat.), »nicht aus jedem Holz läßt sich ein Merkur schnitzen«, d. h. es bedarf zur Ausbildung natürlicher Anlagen.

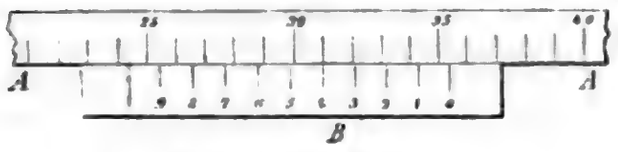
Non fit poëta, nascitur, lat. Sprichwort: man wird nicht Dichter (durch Uebung ꝛc.), sondern wird als solcher geboren.

Nonidi (franz.-lat.), der neunte Tag einer Dekade nach dem französischen Revolutionskalender.

Nonintrusionisten (engl. Non-intrusionists), eine Partei in der schottischen Kirche, welche das 1709 den Gutsherren ertheilte Recht, den Pfarrer zu ernennen, nicht anerkennt, sondern dasselbe der Gemeinde vindicirt, schied 1843 aus der Staatskirche aus.

Nonius (Vernier), ein kleiner Maßstab, der sich an einem größern verschieben läßt und die Messung von Theilen ermöglicht, die kleiner sind als die direkt angegebenen. Theilt man 11 (allgemein $n+1$) Theile des Maßstabs A in 10 (allgemein in n) Theile und trägt sie auf dem N. B auf, so ist ein Noniustheil um $^1/_{10}$ (allgemein um $\frac{1}{n}$) größer als ein Theil des Maßstabs, und wenn ein bestimmter Theilstrich des N. auf einen Theilstrich des Maßstabs trifft, so sind die folgenden Theilstriche um $^1/_{10}$, $^2/_{10}$, $^3/_{10}$ ꝛc. (allgemein um $\frac{1}{n}$, $\frac{2}{n}$, $\frac{3}{n}$ ꝛc.) den entsprechenden Theilstrichen des Maßstabs voraus. Der N. ist dann ein vortragender (Fig. 1). Die Noniustheile wer-

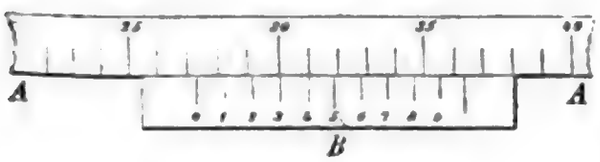
Fig. 1.



Vortragender Nonius.

den hier vom Nullpunkt an rückwärts gezählt. Da nun in der Figur der Theilstrich 4 des N. mit einem Theilstrich des Maßstabs zusammenfällt, so steht der Nullpunkt des N. um $^4/_{10}$ eines Maßstabtheils vor dem ihm entsprechenden Strich des Maßstabs, und eine Linie, deren Endpunkte der (in der Figur nicht angegebene) Nullpunkt des Maßstabs und derjenige des N. sind, enthält also $35\,^4/_{10}$ Maßstabtheile. Theilt man aber nicht 11, sondern 9 (allgemein $n-1$) Maßstabtheile auf dem N. in 10 (allgemein in n) Theile, so ist ein Noniustheil um $^1/_{10}$ (allgemein um $\frac{1}{n}$) kleiner als ein Theil des Maßstabs, und wenn ein Strich des N. auf einen Strich des Maßstabs fällt, so liegen die folgenden Noniusstriche um $^1/_{10}$, $^2/_{10}$ ꝛc. hinter den entsprechenden Maßstabstrichen. Der N. ist in diesem Fall ein nachtragender (Fig. 2).

Fig. 2.



Nachtragender Nonius.

Die Noniustheile werden hier vom Nullpunkt an vorwärts gezählt, und da der Strich 4 des N. auf einen Strich des Maßstabs fällt, so liegt der Nullpunkt des N. um $^4/_{10}$ über dem Theilstrich 27 des Maßstabs. Eine von den Nullpunkten des Maßstabs und des N. begrenzte Länge hat also $27\,^4/_{10}$ Maßstabtheile. Die Größe $^1/_{10}$ oder allgemein $\frac{1}{n}$, welche den Unterschied zwischen einem Theil des Maßstabs und des N. bildet, heißt die Angabe des N. Allgemein ist nun bei jedem N. die Entfernung des Nullpunktes des N. vom nächst vorhergehenden Theilstrich des Maßstabs gleich der Angabe multiplicirt mit der Zahl des ersten Noniustheilstrichs, der auf einen Strich des Maßstabs fällt. In gleicher Weise wie bei geradlinigen Maßstäben wird der N. auch bei getheilten Kreisbogen angewandt. Der Name N. rührt von dem Portugiesen Pedro Nuñez (s. d.) oder Petrus Nonius her, in dessen Schrift: »Olysipone« (1542) eine Vorrichtung zur Messung kleiner Bogen beschrieben wird, die aber von unserem N. verschieden ist. Derselbe findet sich zuerst beschrieben in »La construction, l'usage et les propriétés du quadrant de mathématique« (Brüss. 1631) des Niederländers Pierre Vernier (Peter Werner, 1580—1637); daher der Name »Vernier«, bisweilen auch »Werner«, statt N.

Nonius, gelehrter Portugiese, s. Nuñez.

Non-jurors (engl., spr. -dschuhrers, »Nichtschwörer«), Bezeichnung der Jakobiten (s. d. 2) in England, welche den nach Vertreibung Jakobs II. zur Herrschaft gelangten Königen aus dem Haus Oranien den Unterthaneneid verweigerten.

Nonkonformisten (engl. Non-conformists), s. Dissenters.

Non multa, sed multum, s. Multum, non multa.

Nonne (a. d. Koptischen), eine weibliche Person, welche die Klostergelübde gethan hat, s. Kloster.

Nonne (Fichtenspinner, Fichtenbär, Rothbauch, Liparis monacha *L.*, s. Tafel »Waldverderber II«), Schmetterling aus der Familie der Spinner, ist 4—5 Centim. breit, mit weißem, schwarz gefleckten Körper, zur Hälfte rosenrothem Hinterleib, weißen Vorderflügeln mit schwarzen Zackenbinden und grauen Hinterflügeln. Er fliegt in der letzten Hälfte des Juli und im August vom 42.—60.° nördl. Br.; das Weibchen sitzt am Tag träg an Baumstämmen, während das Männchen bei leichter Störung wild umherfliegt. Nach der Paarung legt das erstere mittels der lang vorstreckbaren Legröhre die Eier nesterweise zwischen Rindenschuppen. Ende April oder Anfang Mai kriechen die Räupchen aus, bleiben einige Tage in Familien (Spiegel) zusammen und sind im Juni oder Juli erwachsen. Sie sind 16füßig, ziemlich stark behaart, meist röthlich seltener grünlichgrau, mit dunkler, einen länglichen, hellen Fleck einschließender Rückenbinde, auf dem zweiten Ring mit sammetschwarzem, fast herzförmigem Fleck beginnend. Die Puppe ist anfangs grünlich, später dunkelbraun, bronzeschillernd, mit weißlichen oder röthlichen Haarbüscheln, und ruht etwa 15—20 Tage hinter einigen Fäden an Baumstämmen, auch zwischen den Laubblättern oder Nadeln der Futterpflanze, zu Ende Juni oder Anfang Juli. Die Raupe frißt Kiefern- und Fichtennadeln, aber auch Eichen-, Buchen- und Birkenblätter, geht auch auf Apfelbäume und in der Noth auf Lärchen und Wachholder, hat aber bisher den Fichten am meisten geschadet. Sie beißt die Nadeln in der Mitte oder noch tiefer an und verzehrt nur das untere Ende, während die obere Hälfte herabfällt; ebenso frißt sie an Laubhölzern nur den untern Theil der Blätter. In der Regel entnadelt sie die Bäume nicht ganz, frißt auch nur während eines Jahrs in demselben Distrikt; dann wandert der Schmetterling weiter und legt seine Eier an noch unversehrte Bäume. Zur Bekämpfung der

N. sammelt man die Eier, tödtet die jungen Raupen, so lange sie in Spiegeln zusammensitzen (Spiegeln), und sammelt die Raupen, Puppen und weiblichen Schmetterlinge. Zu derselben Gattung gehört der Schwammspinner (Dickkopf, Rosenspinner, L. dispar *L.*), dessen Geschlechter ungemein verschieden sind. Das Weibchen ist 8 Centim. breit, schmutzig weiß, am dicken Ende seines Hinterleibs mit braungrauer Wolle bekleidet, auf den weißen Flügeln mit schwarzen Zackenlinien gezeichnet. Das 4,5 Centim. breite Männchen ist graubraun, am Hinterleib hellgrau, einreihig schwarz gefleckt, an der Spitze zottig bebuscht; die Vorderflügel sind graubraun, mit verwaschenen, dunklen Zackenlinien, die Hinterflügel braungelb; er fliegt im Juli und August; das Weibchen legt die Eier in Kuchen, eingebettet in die braunen Haare seiner Hinterleibsspitze, so daß die Häufchen einem Stück Feuerschwamm gleichen (daher der Name), an Baumstämme und Mauern. Im Frühjahr schlüpfen die Raupen aus und fressen die Knospen und Blätter der Obstbäume, besonders der Zwetschen, auch der Rosen und vieler Laubhölzer. Die 16füßige Raupe hat drei gelbliche Längslinien auf dem schwarzgrauen, heller gesprenkelten Rücken, zwei stark behaarte, blaue Warzen auf den fünf ersten, je zwei rothe auf den sechs folgenden Körperringen und nach der letzten Häutung einen sehr dicken, gelblichgrauen, braun gefleckten Kopf (daher der Name). Die lebhafte, vorn gerundete, hinten kolbig gespitzte Puppe ist matt schwarz, mit einzelnen gelben Haarbüscheln bewachsen und hängt hinter wenigen Fäden in einer Rindenspalte oder zwischen einigen Blättern. Zur Vertilgung des Schwammspinners sammelt man die Eier und die Weibchen. Der Goldafter (Weißdornspinner, Nestraupenfalter, L. chrysorrhoea *L.*) ist 3,4 Centim. breit, auf den Flügeln und der vordern Hälfte des Körpers schneeweiß, der Hinterleib des Männchens größtentheils, der des Weibchens an der dickwolligen Spitze rostgelb. Die Raupe ist 16füßig, grauschwarz und roth geadert, gelbbraun behaart, mit weißen und rothen Längslinien. Die Puppe ist schwarzbraun mit scharfer Endspitze und liegt in einem braungrauen, haarigen Gewebe. Die Eier liegen im Juli, in Wolle eingebettet, an den Blättern der Obstbäume, Rosen und vieler Laubhölzer; die Raupen fressen von August an, skelettiren die Blätter und überwintern gesellig in einem Gespinst, um sich im nächsten Mai zu zerstreuen und im Juni sich zu verpuppen. Zur Bekämpfung sammelt man die Nester. Sehr ähnlich, auch in der Lebensweise, ist der Schwan (Moschusvogel, L. auriflua *L.*), während der weiße Atlas (Weidenspinner, L. salicis *L.*) Weiden und Pappeln entblättert.

Nonnengeräusch (franz. Bruit de diable), das Geräusch, welches bei manchen Personen beim Anlegen des Stethoskops an die Drosselvenen gehört wird und durch das Ausströmen des Bluts aus den Jugularvenen in den weiten Bulbus jugularis entsteht. Man hört das N. am häufigsten bei blutarmen Subjekten, am stärksten in der Drosselvene, doch auch in der Arm- und Schenkelvene. Durch die Anwesenheit des Nonnengeräusches wird die Diagnose der Blutarmut bestätigt; doch muß es als ein weniger bedeutungsvolles Symptom hingestellt werden, da es auch durch Seitwärtsbeugung des Kopfs beim Gesunden hervorgebracht werden kann.

Nonnenwerth (Rolandswerth), Rheininsel bei Rolandseck im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, mit einem 1122 gegründeten, 1802 aufgehobenen Nonnenkloster. Das jetzige Gebäude stammt von 1774 (und 1869) und wurde 1850 zu einem Damenpensionat unter Leitung von Franciskanerinnen eingerichtet. Gegenüber das Schloß Grafenwerth, mit Meierei.

Nonnos, griech. Dichter aus Panopolis in Aegypten, lebte im 5. Jahrh. n. Chr. und schrieb ein Gedicht in 48 Büchern: »Dionysiaca«, welches die sämmtlichen Thaten des Dionysos besingt und daher in Rücksicht des Stoffs für uns von unschätzbarem Werth ist (herausgeg. von Gräfe, Leipz. 1819—26, 2 Bde., und Köchly, das. 1858, 2 Bde.); ferner eine versificirte Metaphrase des Johannesevangeliums (herausgeg. von Passow, das. 1834; theilweise übersetzt von Winckler, Gieß. 1838). Vgl. Ludwich, Beiträge zur Kritik des N. (Königsb. 1873).

Non numĕranda, sed ponděranda argumenta, lat. Sprichwort: man soll die Gründe oder Beweise nicht zählen, sondern wägen.

Nonobstánz (neulat.), Wiedereinsetzungs-, Wiederherstellungsurkunde.

Non omnia possŭmus omnes, lat. Sprichwort: »wir können nicht alle alles«, d. h. der eine leistet dies, der andere jenes.

Nonpareille (franz., spr. nongparâ[i]j, Nompareil), in der Buchdruckerkunst Schriftgattung von 6 typograph. Punkten Kegelstärke. S. Schriftarten.

Non plus ultra (lat.), »nicht darüber hinaus«, oft substantivisch s. v. w. das Höchste, Unübertreffliche.

Non possŭmus (lat., mit Anwendung des Worts aus Apostelgesch. 4, 20, »wir können nicht«), Antwort des Papstes Clemens VII. auf die drohende Aufforderung des Königs Heinrich VIII. von England, ihn von seiner Gemahlin Katharina zu scheiden. Seitdem allgemein für jede Weigerung des päpstlichen Stuhls, sich in Transaktionen einzulassen.

Non-resident (engl.), in der englischen Kirche ein Geistlicher, der nicht am Ort, wo er seine Pfründe hat, wohnt, sondern sich zur Verrichtung seines Amts einen Vikar bestellt.

Non scholae, sed vitae discĭmus, lat. Sprichwort: »nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir«.

Non-sens (franz., spr. nong-ßáng oder -ßángs, engl. Nonsense, spr. nónnßens), Unsinn, Widersinn.

Nontron (spr. nongtróng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Dordogne, am Bandiat, hat einen Gerichtshof, Messerschmiedewaarenfabrikation, Handel mit Rindvieh, Eisen, Trüffeln und Wildpasteten und (1872) 3292 Einw. In der Umgegend viele Eisenwerke und Hämmer.

Nonum premātur in annum (lat.), »bis ins neunte Jahr werde ein Schriftwerk zurückgehalten«, aus Horaz (Ars poetica, 388) als Sprichwort aufgenommene Maxime, welche das wiederholte Feilen eines literarischen Produkts empfiehlt.

Nonvalénz (lat.), Zahlungsunfähigkeit.

Non-valeur (franz., spr. nong-walör), Unwerth, Werthlosigkeit, besonders in der Mehrzahl: nicht einzutreibende Ausstände, unverkäufliche Waaren ꝛc.

Noorden, Karl von, deutscher Geschichtschreiber, geb. 11. Sept. 1833 zu Bonn, studirte in Bonn, Marburg und Berlin indogermanische Sprachkunde und Literatur, dann Geschichte, habilitirte sich 1863 als Privatdocent der Geschichte in Bonn, wurde 1868 ordentlicher Professor der Geschichte in Greifswald, 1870 in Marburg, 1873 in Tübingen, 1876 in Bonn, 1877 in Leipzig. Er schrieb: »Die Sage von Helgi« (Bonn 1857); »Hinkmar, Erzbischof von Reims« (das. 1863); »Europäische Geschichte im 18. Jahr-

hundert«, 1. Abth.: Der spanische Erbfolgekrieg, Bd. 1 u. 2 (Düsseld. 1870—73), eine auf ausgedehnten archivalischen Studien beruhende, von umfassenden Gesichtspunkten in lebendiger Sprache geschriebene Geschichte dieses bisher vernachlässigten Zeitraums.

Nopalpflanze, s. v. w. Opuntia coccinellifera.

Noppen, die kleinen aufrecht stehenden Schleifen oder Maschen beim ungeschnittenen Sammet und einigen Sorten wollener Teppiche von sammetartigem Charakter (türkische, Neu-Doornik'sche, Brüsseler). N. oder Belesen (franz. noper, engl. to burl) nennt man auch die Arbeit, welche das Entfernen aller durch Zufall in ein Gewebe gekommenen fremdartigen Körper bezweckt. Mit größter Sorgfalt wird es bei der Tuchfabrikation und bei Kammwollstoffen ausgeführt. Es geschieht mit dem Noppeisen (Noppzange), einem zugespitzten stählernen Federzängelchen, gewöhnlich durch Frauen.

Norbert, der Heilige, Stifter des Prämonstratenserordens, aus einem lothringischen Adelsgeschlecht, trat in den geistlichen Stand, verbrachte aber seine Jugend in Ueppigkeit am Hofe seines Verwandten, des Kaisers Heinrich V. Erst die Rettung aus einer Todesgefahr machte 1115 einen solchen Eindruck auf ihn, daß er seit 1118 als Bußprediger Deutschland, Frankreich und die Niederlande durchzog und 1121 den Orden der Prämonstratenser (s. d.) gründete. 1126 wurde er Erzbischof von Magdeburg, wo er 6. Juni 1134 starb. Sein Tag ist der 6. Juni. Von seinen Schriften ist uns nur noch eine Ermahnung an seine Mönche, abgedruckt in der »Bibliotheca patrum«, erhalten. Vgl. Rosenmund, Die ältesten Biographien des heil. N. (Berl. 1874).

Norburg (dän. Nordborg), Flecken im Stande der Städte auf der Nordseite der Insel Alsen, mit (1875) 1303 Einw., hieß ursprünglich Kjöping (»Handelsplatz«) und verdankt seinen Ursprung dem alten Schloß N., das nach der Theilung der Herzogthümer Sitz der nach ihm benannten Linie des dänischen Königshauses war und 1665 niederbrannte. Herzog August ließ 1679 ein neues Schloß aufführen, wovon aber nur noch einzelne Gebäude vorhanden sind.

Norcia (spr. nórtscha, im Alterthum Nursia), Stadt in der ital. Provinz Perugia (Umbrien), Kreis Spoleto, ist Bischofsitz, hat ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar, Wein-, Oel- und Schweinehandel und (1871) 4262, mit dem Gemeindegebiet 8687 Einw. N. ist die Heimat der italienischen Schweinschneider und war im Alterthum namentlich durch seine guten Rüben bekannt. Es wurde 1703, 1730 und im August 1859 durch Erdbeben verwüstet.

Nordalbingia, ursprünglich das ganze im NO. der Elbe gelegene und anfangs wohl von den Cimbern, später von den Sachsen bewohnte Land, auch Saxonia transalbina genannt, wurde von Karl d. Gr. 804 bis zur Eider dem fränkischen Reich unterworfen. In diesem Umfang zerfiel es in die Landschaften: Holstein im N., Stormarn im S., Dithmarschen im W. Wagrien verblieb noch den Slawen. Die von den Dänen entrissenen überelbischen Gebiete eroberte Heinrich I. 934 wieder und gründete die schleswigsche Mark bis zur Schlei und die sächsische (gegen Wagrien) bis zur Trave. Otto I. erwarb nicht allein Wagrien, sondern eroberte 936 ganz N. (d. h. Jütland) bis zum Ottensund. Doch war letztere Erwerbung nicht von Dauer, und auch die Mark Schleswig ward 1037 von Konrad II. an Dänemark abgetreten. Vgl. Holstein.

Nordamerika, die größere, nördliche Hälfte der Neuen Welt oder Amerika's, eine zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Meer hoch in die arktische Welt hinaufreichende Ländermasse, bildet fast ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Spitze nach S. gekehrt ist, mit einer Küstenausdehnung von 49,710 Kilom., wovon 23,960 auf die Westküste am Stillen Ocean, 18,700 auf die Ostküste am Atlantischen Ocean und 7050 auf die Nordküste am Eismeer kommen. Der Flächenraum des gesammten N., mit Einschluß Centralamerika's und der dazu gehörigen Inseln, beträgt nach den neuesten Berechnungen (Behm und Wagner) 23,480,500 QKilom. (426,430 QM.), wovon 1,967,850 QKilom. (35,738 QM.) auf Grönland und 245,509 QKilom. (4459 QM.) auf Westindien entfallen. Der Atlantische Ocean dringt tief in das Land ein und bildet beträchtliche Busen und Halbinseln. Die bedeutendsten unter den letzteren sind: Boothia Felix, Melville, dann Labrador, Neuschottland, Florida, Yucatan, Kalifornien und die große Halbinsel im NW., die wieder in mehrere kleinere Halbinseln ausläuft, von denen Alaska die bedeutendste ist. Der Isthmus von Panamá (Wasserscheide 80 Meter ü. M.) trennt Süd- von Nordamerika. Jenseit desselben beginnt das Gebirgssystem von Centralamerika, welches in einzelnen vulkanischen Gipfeln bis zu 4500 M. ansteigt, aber eine mittlere Kammhöhe von kaum 2000 M. hat und durch die Niederung des Nicaraguasees (Wasserscheide 82 M. ü. M.) eine Unterbrechung erleidet. Jenseit der Einsenkung von Tehuantepec beginnt das mexikanische Gebirgssystem, ein großartiges Hochland von wohl 2000 M. mittlerer Erhebung, auf welchem zahlreiche noch thätige Vulkane sich erheben, unter denen der Orizaba (5449 M.) und Popocatepetl (5420 M.) die Kulminationspunkte von ganz N. sind. Unter etwa 32° nördl. Br. hängt dieses mexikanische Hochland mit dem nordamerikanischen Gebirgssystem zusammen, das im allgemeinen aus zwei Randgebirgen besteht, welche ausgedehnte Tafelländer einschließen. Das östliche dieser Randgebirge ist unter dem Namen der Rocky Mountains oder Felsengebirge bekannt (Mount Hooker, 5105 M.) und erstreckt sich ohne Unterbrechung bis zum Arktischen Ocean, während das westliche, dem Stillen Ocean zugewandte die Sierra Nevada und Cascade Range bildet und im Mount Whitney (4541 M.) und St. Elias (4563 M.) seine größte Erhebung erreicht, schließlich die Halbinsel Alaska durchzieht und in den Aleuten seine Fortsetzung findet. Unter den abgesonderten Gebirgssystemen ist das der Alleghanies das bedeutendste. Ebenso großartig wie die Gebirge sind die Flüsse und Tiefländer Nordamerika's. Der Mississippi und Rio del Norte ergießen sich in den Golf von Mexiko, der St. Lorenz in den Atlantischen Ocean, der Nelson (Saskatschewan) in die Hudsonsbai, der Mackenzie in den Arktischen Ocean, der Yukon ins Beringsmeer, der Fraser und Columbia ins Stille Meer und der Colorado des Westens in den Golf von Kalifornien. Kein Erdtheil hat so viel Seen wie N. Die fünf großen Kanadischen Seen allein, welche durch den St. Lorenz in den Atlantischen Ocean abfließen, bedecken ein Areal von 238,970 QKilom. (4340 QM.). Das Klima, das sich durch alle Zonen erstreckt, hat, den innerhalb der Tropen gelegenen Theil abgerechnet, das Eigenthümliche, daß es überhaupt kälter als das europäische, insbesondere aber, daß es auf der Ostseite der Felsengebirge ein excessiveres ist als auf der Westseite derselben am Stillen Ocean. Der Grund dieser Erscheinung sind vorzüglich die den größern Theil des Jahrs hindurch daselbst vorherrschenden Nordwest-

winde, welche für die Seite östlich von den Felsengebirgen über die trockenen Flächen des nordwestlichen N. und des Arktischen Meers und seiner Länder kommen, also überhaupt wenig Feuchtigkeit und, im Winter über die ungeheuren gefrornen Flächen des Eismeers und der Landseen im N. Nordamerika's streichend, einen bedeutenden Kältegrad mitbringen, während sie der Westküste, über den Stillen Ocean kommend, die feuchte, milde Seeluft bringen und das ganze Klima milder machen. Daher ist die Westseite Nordamerika's viel weiter nach N. kultivirbar und mit Vegetation bedeckt als die Ostseite, wo unter 56° nördl. Br. der Boden im Sommer nur 1 Meter tief aufthaut und das nördliche Ufer des Huronsees, unter gleicher Breite mit Venedig, 6 Monate im Jahr mit Schnee bedeckt ist, obgleich die drei Sommermonate über 21° Wärme haben. Die Gesammtbevölkerung Nordamerika's beläuft sich auf etwa 60 Mill. Seelen, darunter 41 Mill. Europäer, fast 11 Mill. Indianer und ihre Mischlinge, welche in Mejiko und Centralamerika die große Masse der Bevölkerung bilden, im ganzen übrigen N. aber nur 451,000 Köpfe zählen, 7,911,000 Neger und Mulatten, 165,000 Asiaten und 16,000 Eskimo. Weiteres s. Amerika. Die einzelnen Länder Nordamerika's von S. an sind: die Staaten von Centralamerika (s. d.) nebst Westindien, die Bundesrepublik Mejiko, die Vereinigten Staaten nebst dem ehemals russischen Alaska, die britischen Besitzungen nördlich von den Vereinigten Staaten, endlich Grönland mit den dänischen Niederlassungen. S. Karte »Amerika«. Vgl. Andree, N. in geographischen und geschichtlichen Umrissen (2. Aufl., Braunschw. 1853).

Nordamerikanische Freistaaten, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Nordamerikanische Seealpen, der Gebirgszug, welcher sich von der Südspitze der Halbinsel Kalifornien an längs der Westküste Nordamerika's bis zur Halbinsel Alaska erstreckt, und dessen einzelne Theile als Sierra Nevada von Kalifornien, Kaskadengebirge ꝛc. bekannt sind. Erloschene und auf Alaska auch thätige Vulkane sind zahlreich. Die höchsten Gipfel sind Mount Whitney (4541 Meter) und St. Eliasberg (4563 Meter).

Nordaustralien (Northern Territory), der nördlichste Theil des australischen Kontinents, umfaßt nach der neuesten Eintheilung das Gebiet im W. des Carpentariagolfs bis zum 129.° östl. L. und südlich bis zum 16.° südl. Br. Das Innere ist ein Hochland von angeblich gegen 1000 Meter Höhe, das sich gegen N. steil und plötzlich, nach S. aber allmählich herabsenkt, und dessen Oberfläche hauptsächlich aus basaltischen Gesteinen besteht, deren Auflösung fruchtbaren Boden bildet. Ueberhaupt ist das Territorium vor vielen Theilen Australiens begünstigt und einer reichen Entwickelung fähig, leider aber das Klima sehr heiß und der Gesundheit der Europäer nachtheilig. Bewässert wird N. reichlich durch Küstenflüsse, wie Roper, Liverpool, Alligatorfluß, Adelaide, Daly u. a., die auf dem Hochland entspringen und dem Carpentariagolf und der Nordküste zueilen, während die Südwestecke den untern Lauf des Victoriaflusses umfaßt. Gute Häfen finden sich an allen Küsten (z. B. im W. Port Darwin, an der Nordküste Port Essington und Raffles, im O. Arnhem, Melville, Caledonbai). Die ursprünglichen Bewohner des Territoriums sind rohe australische Stämme; Niederlassungen von Europäern sind erst in neuester Zeit versucht worden, haben aber bis jetzt nur sehr geringe Erfolge gehabt. Ob die Entdeckung des Goldes von Yamcreek, das jetzt bereits gegraben wird, besondere Wirkungen haben wird, muß die Zeit lehren. S. Karte »Australien«.

Nordberg, Göran (d. h. Georg) schwed. Theolog und Geschichtschreiber, geb. 3. Sept. 1677 in Stockholm, wurde 1703 als Feldprediger bei der Artillerie angestellt und begleitete als solcher die Armee des Königs Karl XII. auf allen ihren Zügen, ward 1709 bei Poltawa gefangen, 1715 ausgelöst, 1717 Pastor an der St. Clarakirche in Stockholm, nahm während der sogen. Freiheitszeit thätigen Antheil an allen Reichstagen und starb 23. März 1744. Seine »Geschichte Karls XII.« (Stockh. 1740), die er, vom Reichstag 1731 aufgefordert, abfaßte und die in mehrere Sprachen übersetzt worden ist (deutsch, Hamb. 1745—61, 3 Bde.; nebst Anmerkungen, das. 1755), ist trotz mancher Mängel hinsichtlich des Stils und der geschichtlichen Genauigkeit eine der Hauptquellen der Geschichte Karls XII.

Nordbrabant, niederländ. Provinz, s. Brabant.

Nordcarolina (North Carolina), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 33° 53′—36° 33′ nördl. Br. und 75° 25′—84° 30′ westl. L. v. Gr. gelegen, wird begrenzt im N. von Virginia, im O. und SO. vom Atlantischen Meer, im S. von Südcarolina und Georgia, im W. von Tennessee, von dem es durch die Blauen Berge getrennt ist, und hat ein Areal von 131,318 QKilom. (2385 QM.) mit (1870) 1,071,361 Einw. (darunter 391,650 Farbige und 1241 Indianer). Die Küste ist flach und sumpfig. Hafte, unter welchen der Albemarle- und Pamlicosund die bedeutendsten sind, dringen tief in das Land ein und werden vom offenen Meer durch aus Dünen gebildete Nehrungen getrennt. Die Schiffahrt in diesen Gewässern ist gefährlich, und die Kaps Fear (»Furcht«) und Lookout (»Lugaus«) tragen ihre Namen mit Recht. Kap Hatteras springt am weitesten gegen O. vor. Die Sumpfländer sind großentheils mit Fichtenwaldungen bedeckt; ihr Boden ist ungemein fruchtbar, und wenn entwässert, liefert er jahrelang ergiebige Ernten. An sie schließt sich eine allmählich ansteigende Sandebene an, im W. begrenzt durch eine Linie, welche man sich durch die untersten Fälle der größeren Flüsse des Staats gezogen denkt. Von hier bis zum Fuß der Blauen Berge erstreckt sich in einer Breite von 180 Kilom. das »Hügelland« von N., mit einzelnen Erhebungen von 360 Meter. Im W. des Staats liegt das »Bergland«, gebildet durch mehrere Parallelketten der Alleghanies. Hier erheben sich die höchsten Gipfel Nordamerika's östlich vom Felsengebirge. Clingman's Peak, auch Black Dome genannt, erreicht eine Höhe von 2115 M. Andere hohe Gipfel sind Buckley's Peak (2065 M.), Mount Mitchell (2048 M.), Roan Mountain (1922 M.). Die Flußbewässerung von N. ist reichlich, jedoch wenig günstig für den Verkehr. Die Flüsse laufen alle, mit Ausnahme einiger kleinen Zuflüsse des Tennessee, in südöstlicher Richtung und ergießen sich in den Atlantischen Ocean. Der bedeutendste ist der Cape Fear-Fluß, der aber auch nur ungefähr 65 Kilom. bis Wilmington für Schiffe von 3—4 M. Tiefgang und bis Fayetteville für Dampfboote schiffbar ist. Im NO. sind der Chowan und Roanoke, welche in Virginia entspringen und in den Albemarlesund fließen, zu bemerken. Im N. des Staatsgebiets entspringen der Tar und Neuse und münden in den Pamlicosund. Der Chowan ist für Dampfschiffe fahrbar auf 120 Kilom., der Roanoke auf 240 Kilom. bis Weldon, der Tar auf 160 Kilom.

bis Tarborough, der Neuse auf 190 Kilom. bis Waynesborough. Andere bemerkenswerthe Flüsse sind: der Yadkin, Catawba, Wasamaw und verschiedene Zuflüsse des Tennessee, Congaree u. a. Sie bilden beim Uebertritt ins Tiefland sämmtlich Fälle, haben trägen Lauf in der Küstenregion und sind deshalb an ihrer Mündung durch Sandbänke und Barren mehr oder weniger verstopft. Das Klima ist in den Niederungen heiß und im Sommer ungesund, in den mittleren und westlichen Theilen des Landes gemäßigt und gesund. Im SO. gedeihen subtropische Früchte, wie Feigen und Pomeranzen; die Pflaumpalme trifft man nördlich bis zum Kap Hatteras, Kartoffeln werden im December gesteckt und im Februar geerntet, und die Pflanzendecke ist das ganze Jahr hindurch grün. Bei Raleigh, in der Mitte des Staats, blühen die Pfirsiche im März und werden im Juni reif. Dagegen ist im Berglande das Klima ziemlich rauh, und Fröste halten dort monatelang an. Die mittlere Temperatur von Smithville, beim Kap Fear, ist 18,7°, die von Asheville, im Gebirge, 12,7° C. Den jährlichen Regenfall schlägt man auf 1160 Millim. an. Die Bodenbeschaffenheit des Staats ist sehr verschieden, im ganzen nur mittelmäßig fruchtbar. Der Boden im mittlern Theil desselben ist fast erschöpft; die Sumpfländer indeß könnten leicht dem Ackerbau gewonnen werden, und die Bergländer eignen sich vortrefflich für die Viehzucht. Die Wälder sind ausgedehnt und werthvoll. In den Sumpfwaldungen findet man namentlich Cedern und Cypressen; ein bis 170 Kilom. breiter Strich von Fichtenwäldern durchschneidet den Staat, und im W. gibt es Eichen, Buchen und andere Harthölzer in Menge. Auch an Wild ist kein Mangel. Enten und namentlich Gänse sind häufig an der Küste, und der Bär ist noch nicht ausgerottet. Die wichtigsten Produkte des Ackerbaues sind Baumwolle (1874: 57,895 Ballen), Mais, Weizen, Reis, Bataten, Sorghum, Hülsenfrüchte und Erdnüsse, Flachs und Tabak. 1870 schätzte man den Werth sämmtlicher Produkte der Landwirtschaft auf 231 Mill. Mark. Der Viehstand betrug 1874: 131,800 Pferde, 48,400 Maulthiere, 316,100 Rinder, 199,100 Milchkühe, 823,300 Schweine und 278,500 Schafe. An Mineralien ist das Land ziemlich reich. In der Goldregion, westlich vom Fluß Yadkin, sind bis Juni 1874 für 40 Mill. Mark Gold gegraben worden. Auch Silber kommt dort vor. In der Grafschaft Davidson liegt eine ergiebige Zinkgrube. Kupfer, Blei, Graphit, Steinkohlen, Porzellanerde, Marmor und andere Bausteine werden gleichfalls gefunden. Die eigentliche Fabrikthätigkeit ist unbedeutend. 1872 gab es 3642 gewerbliche Anstalten mit 13,622 Arbeitern, deren Erzeugnisse auf 76 Mill. Mark geschätzt wurden. Am wichtigsten ist die Herstellung von Terpentin (3,779,449 Faß), Pech (456,131 Faß) und Theer (300 Faß), im Gesammtwerth von 9 Mill. Mark. Wichtig sind ferner die Säge- und Getreidemühlen, die Baumwollfabriken und Tabakmanufakturen. Die Fischereien sind von einiger Bedeutung. Der direkte Handel mit dem Ausland ist unerheblich, denn es fehlt an guten Häfen; die Mündungen der meisten Flüsse sind, wie schon erwähnt, durch Sandbänke verstopft und größeren Schiffen nicht zugänglich. Der Staat besitzt nur 282 Seeschiffe von 6760 Tonnen Gehalt. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 2400 Kilom. Ein durch den Dismal Swamp führender Kanal verbindet den Albemarlesund mit der Chesapeakbai. Im Schulwesen sind in jüngster Zeit einige Fortschritte gemacht worden. Der Schulfonds betrug 1874: 9 Mill. Mark, und es gab 3311 öffentliche Schulen mit 2690 Lehrern. Die Kinder der Farbigen werden in getrennten Schulen erzogen. Zwei Seminare sorgen für Heranbildung der Lehrer. Es gibt 5 Colleges, einschließlich der 1789 gegründeten Universität von N. Der Staat besitzt eine Irrenanstalt, ein Institut für Taubstumme und Blinde und ein Zuchthaus, sämmtlich bei Raleigh. Die jetzige Verfassung datirt von 1868, wurde aber 1874 in wesentlichen Punkten amendirt. Die exekutive Gewalt ist einem Gouverneur übertragen, der ebenso wie der Lieutenant-Governor, der Staatssekretär, Auditeur und einige andere hohe Beamten vom gesammten Volk auf 4 Jahre erwählt wird. Die gesetzgebende Gewalt hat die General-Assembly, die aus einem Senat von 50 Mitgliedern und 118 Repräsentanten besteht, welche auf 2 Jahre gewählt werden. Die fünf Richter des Appellationsgerichts und die sechs Richter des Obergerichts werden vom Volk auf 8 Jahre, die Grafschaftsbeamten auf 2 Jahre gewählt. Stimmrecht hat jeder 21 Jahre alte männliche Einwohner. Der vierte Theil der Steuerzahler eines jeden Kirchspiels kann den Verkauf geistiger Getränke untersagen. Die Staatsschuld belief sich 1874 auf 156 Mill. Mark (mit Einschluß von 40 Mill. rückständiger Zinsen). Zum Kongreß der Vereinigten Staaten schickt N. 2 Senatoren und 8 Repräsentanten. Der Staat ist eingetheilt in 82 Grafschaften. Hauptstadt ist Raleigh, die bedeutendste Stadt aber Wilmington.

Schon 1585 wurde unter der Leitung Sir Walter Raleighs ein Versuch gemacht, auf der Roanoke-Insel eine Ansiedelung zu gründen, der jedoch erfolglos blieb. Um 1660 gründeten Neuengländer eine kleine Kolonie in der Nähe des Cape Fear River, 1663 aber wurde das ganze Gebiet dem Lord Clarendon und sieben anderen Edelherren verliehen (s. Carolina). 1693 trennten sich Nord- und Südcarolina; 1729 verkauften die Eigenthümer ihre Rechte für 17,500 Pfd. Sterl. an die englische Regierung. Im Revolutionskrieg nahm N. sehr bald und thätigen Antheil an den Ereignissen und erklärte sich schon im Mai 1775 für unabhängig. Viele blutige Treffen fanden innerhalb seiner Grenzen während jenes Kriegs statt. In der Konvention vom 27. Nov. 1789 nahm N. die Konstitution der Vereinigten Staaten an. Im letzten nordamerikanischen Bürgerkrieg gehörte N. zur südstaatlichen Partei und war lange Zeit Kriegsschauplatz. Wilmington wurde von den Unionstruppen 22. Febr. 1865 eingenommen. S. Karte »Vereinigte Staaten am Atlantischen Ocean«.

Norddepartement (Département du Nord), das nördlichste Departement Frankreichs, aus dem ehemaligen Französisch-Flandern und dem größten Theil von Cambrésis und Französisch-Hennegau gebildet, grenzt nördlich an die Nordsee, östlich an Belgien, südlich, südwestlich und westlich an die Departements Aisne, Somme und Pas de Calais und hat einen Flächenraum von 5681 QKilom. (103,2 QM.) mit (1872) 1,447,764 (1861: 1,303,380) Einw., der Nationalität nach meist Wallonen, jedoch mit französischer Sprache. Die Küste hat eine Ausdehnung von 35 Kilom., ist flach und von einer Reihe niedriger Dünen eingefaßt; sie enthält zwei Häfen, Dünkirchen und Gravelines. Auch das innere Land ist fast ganz eben, nur im SO. erheben sich Ausläufer der Ardennen bis 266 Meter Höhe. Das Departement liegt größtentheils im Stromgebiete der Schelde, welche das Mittelland durchströmt und an Nebenflüssen die

Sensée und Scarpe empfängt; mit seinem östlichen Theil gehört es zum Flußbecken der Maas, welcher von hier die Sambre zufließt. Das Klima ist kühl und im allgemeinen nicht angenehm, die Luft fast immer feucht. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, vorzüglich bewässert und trefflich angebaut; auch die früher moorigen Landestheile sind größtentheils ausgetrocknet und urbar gemacht, so auch das »Watteringhe-Land« im Arrondissement Dünkirchen, das jetzt zu den ergiebigsten Landstrichen gehört. Von der Gesammtfläche sind 364,744 Hektar Ackerland, 94,894 Wiesen, 36,080 Wälder und 7405 Heide- und Weideland. Hauptprodukte des Landes sind: Cerealien, deren Anbau 1872: 35,5 Proc. der Gesammtfläche einnahm und einen Ertrag von 6,11 Mill. Hektol. ergab, ferner Kartoffeln (3,3 Mill. Hektol.), Hülsenfrüchte, Zuckerrüben (17,4 Mill. metr. Ctr.), Hopfen (15,353 metr. Ctr.), Flachs (86,000 metr. Ctr.); in Betreff der drei letztgenannten Produkte nimmt das Departement den ersten Rang in ganz Frankreich ein. Außerdem baut man Hanf, Raps (woraus 4,2 Mill. Kilogr. Oel gewonnen wurden), Tabak, Cichorie, viel Obst und Nüsse sowie auch Blumen. Der Viehstand ist ein sehr bedeutender, namentlich an Pferden (86,177 Stück), Rindvieh (259,850), Ziegen (33,142) und Geflügel (1,469,301 Stück). Die Fluß- und Küstenfischerei ist sehr ergiebig; auch wird der Kabeljaufang in großem Umfang betrieben, und es laufen zu diesem Behufe von Dünkirchen unter allen französischen Häfen die meisten Schiffe aus (1874: 123 Schiffe von 10,794 Tonnen). Das Departement ist außerordentlich reich an mineralischen Brennstoffen; 1875 wurden in 48 Bergwerken, namentlich zu Anzin, Aniche und Douchy, 28,6 Mill. metr. Ctr. Steinkohlen und 5,2 Mill. Ctr. Anthracit gefördert. Anderes Brennmaterial liefern ausgedehnte Torfstiche, wogegen an Holz bei der geringen Bewaldung Mangel herrscht. Das Mineralreich lieferte außerdem Marmor, Kreide, Sandstein und Töpferthon, ferner Eisenerz (in drei Eisenminen etwa 350,000 metr. Ctr.). Unter den Mineralquellen sind die Thermen von St. Amand les Eaux die bekanntesten. In Bezug auf die gewerbliche Industrie nimmt das Departement in Frankreich den ersten Rang ein. Bewundernswerth ist dabei neben dem gewaltigen Aufschwung, welchen die Industrie hier als Ganzes genommen hat, die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer Gliederung; es gibt kaum einen bedeutenden Industriezweig, welcher im Departement nicht in größerem Umfang vertreten wäre. Die Erhebung von 1873 ergab für die wichtigsten Kategorien der Fabrikindustrie folgende Daten:

Industriezweig	Etablissements	Arbeiter	Produktionswerth
			Franken
Eisen und Eisenwaaren	127	9210	83 Mill.
Zink	1	320	20,8 „
Porzellan	3	196	2,1 „
Glas und Glaswaaren	42	6537	28,6 „
Papier	8	446	2,1 „
Kerzen	2	74	2,8 „
Seife	53	190	11,2 „
Chemische Produkte	14	171	7,3 „
Rübenzucker	175	23780	75,6 „
Raffinirter Zucker	9	826	22,9 „
Textilindustrie	800	77688	?

Die Textilindustrie gliedert sich wieder nach ihren fünf Hauptkategorien folgendermaßen:

	Etablissements	Arbeiter	Spindeln	Maschinenstühle	Handstühle
Baumwolle	148	9100	1209200	370	2218
Schafwolle	263	25735	1053634	6744	15283
Leinen, Hanf, Jute	284	30683	544884	9157	28540
Gemischte Gewebe	93	2940	—	9529	39810
Seide	12	230	9400	—	1340

Zur Textilindustrie gehören außerdem zahlreiche Färbereien und Bleichereien sowie eine ausgebreitete Hausindustrie, namentlich für Erzeugung von Spitzen und Leinwand. Auch sind von jenen Industrien, welche in die obige Tabelle nicht aufgenommen sind, die Bierbrauerei (gegen 1000 Etablissements), die Branntweinbrennerei (100 Etablissements), das Mühlengewerbe, die Gerberei und Ziegelbrennerei hervorzuheben. Entsprechend der hohen Entwickelung der Industrie, ist auch der Handel ein sehr reger. Er koncentrirt sich zur See hauptsächlich in dem Hafen von Dünkirchen und steht hier mit Schiffbau und ausgebreiteter Schiffahrt in Verbindung; 1874 liefen von hier zur großen Schiffahrt allein 2222 Schiffe mit 518,000 Tonnen aus. Die Handelsmarine des Departements belief sich Anfang 1875 auf 443 Schiffe mit 43,085 Tonnen. Im Innern des Landes findet der Handel an einem überaus reich verzweigten Netz von Verkehrswegen ein mächtiges Förderungsmittel. Das Departement wird nämlich von der französischen Nordbahnlinie Paris-Brüssel durchzogen, an welche sich die Linie Dünkirchen-Lille-Valenciennes mit mehreren Zweig- und Flügelbahnen anschließt. Hierzu kommen außer den schiffbaren Flüssen zahlreiche Schiffahrtskanäle, mit denen das Departement überhaupt am reichsten ausgestattet ist, und welche beinahe ein vollständiges Kommunikationsnetz zwischen allen wichtigeren Produktions- und Konsumtionsplätzen des Departements herstellen. An Unterrichtsanstalten zählt das Departement: 2 Lyceen, 15 Kommunalcollèges, 37 freie Mittelschulen und gegen 1600 Primärschulen. Hier sind die meisten gelehrten Gesellschaften; mehrere Städte sind Brennpunkte der Wissenschaft, Kunst und Literatur, wie Lille, Douai und Cambrai. Gleichwohl ist der Stand der Volksbildung nicht sehr günstig, da 1872 unter je 100 über 6 Jahre alten Personen 37 Analphabeten waren. Das Departement ist auch am reichsten mit Festungen ausgestattet (darunter fünf Festungen ersten Ranges: Dünkirchen, Lille, Douai, Cambrai, Valenciennes) und zählt die meisten volkreichen Städte, darunter vier mit mehr als 30,000 Einw. (Lille, Roubaix, Tourcoing, Dünkirchen). In administrativer Beziehung zerfällt es in die sieben Arrondissements: Lille, Avesnes, Cambrai, Douai, Dünkirchen, Hazebrouck und Valenciennes; Hauptstadt ist Lille.

Norddeutscher Bund, Bundesstaat, zu welchem nach Auflösung des Deutschen Bundes infolge des Kriegs von 1866 sich durch den Vertrag vom 18. Aug. d. J. folgende Staaten vereinigten: Preußen, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, die beiden Schwarzburg, Reuß jüngere Linie, Waldeck, Schaumburg-Lippe und Lippe sowie die Freien Städte Lübeck, Hamburg und Bremen. Am 21. Aug. folgten die beiden Mecklenburg, 3. Sept. der Großherzog von Hessen für seine nördlich vom Main gelegene Provinz Oberhessen, 26. Sept. Reuß ältere Linie, 8. Okt. Sachsen-Meiningen und 21. Okt. endlich das Königreich Sachsen. Somit umfaßte der Norddeutsche Bund

ein Gebiet von 415,150 QKilom. (7540 QM.) mit einer Bevölkerung von faſt 30 Millionen. Am 15. Dec. 1866 traten die Vertreter jener Staaten zuſammen, um die Verfaſſung dieſes Bundesſtaats zu berathen; 12. Febr. 1867 fanden die Reichstagswahlen ſtatt, 24. Febr. wurde der konſtituirende Reichstag vom König von Preußen eröffnet. Am 16. April nahm der Reichstag die vorgeſchlagene Verfaſſung an, die 24. Juni 1867 publicirt wurde und 1. Juli in Kraft trat. Am 26. Juli übernahm König Wilhem die ihm als Präſidenten des Bundes übertragenen Rechte und Pflichten, 15. Aug. trat der Bundesrath zuſammen, 31. Aug. fanden die Reichstagswahlen ſtatt, und 10. Sept. wurde der erſte und einzige Reichstag des Bundes eröffnet. Nachdem im November 1870 Baden, Heſſen, Bayern und Würtemberg ſich dem Norddeutſchen Bund angeſchloſſen und die betreffenden Verträge 9. Dec. auch von dem 24. Nov. wieder zuſammengetretenen Reichstage genehmigt waren, beantragte 9. Dec. der Bundesrath die Bezeichnung des erweiterten Bundes mit dem Namen: »Deutſches Reich«, die 10. Dec. vom Reichstage genehmigt wurde. Am 31. Dec. 1870 wurde die neue Verfaſſung des Reichs verkündet, womit der Norddeutſche Bund ſein Ende nahm. Die Geſetze des Norddeutſchen Bundes gingen meiſt auf das Deutſche Reich über, die Anleihen wurden aus der franzöſiſchen Kriegsentſchädigung getilgt. Genaueres über die Geſchichte desſelben ſ. Deutſchland, Geſchichte. Vgl. Hierſemenzel, Die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes (Berl. 1867—70, 3 Bde.); Hirth, Annalen des Norddeutſchen Bundes und des Deutſchen Zollvereins für Geſetzgebung, Verwaltung und Statiſtik (daſ. 1868—70).

Norden, ſ. Mitternacht.

Norden, ſelbſtändige Stadt in der preuß. Landdroſtei Aurich, Kreis Emden, an einem zum Nordſeebuſen Leifand führenden Tief (Kanal), mit Amt und Amtsgericht, hat mehrere Kirchen (darunter die alte Ludgerikirche und eine der Mennoniten), ein Gymnaſium, eine Gewerb- und eine landwirtſchaftliche Schule, eine höhere Töchterſchule, eine ſeichte Rhede, ein Eiſenhüttenwerk, Tabak-, Cigarren-, Schnupftabak-, Stärke-, Cichorien-, Seife-, Senf-, Zuckerwaaren- und Chokoladefabrikation, bedeutende Genever-brennerei (»Dornkaat«), Dampfmühlen, Holz- und Hefenhandel, Pferdemärkte, Schiffbau, Schiffahrt und (1875) 6133 Einw. Die älteſten Namen der Stadt ſind Nordwede und Nortwyk; ſie wurde im 9. Jahrh. durch einen Sieg der Frieſen über die Normannen berühmt, auch fiel hier 1106 in einem Treffen Heinrich der Dicke, Sohn Herzog Otto's von Bayern. 1463 erhob Kaiſer Friedrich III. N. zu einer Reichsgrafſchaft.

Nordenburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Gerdauen, am Flüßchen Aſchwön, das dem Nordenburger See entſtrömt, mit Gerichtskommiſſion, Leinwandmarkt, berühmten Backwaaren (Zuckerzwieback) und (1875) 2539 Einw.

Nordenflycht, Hedwig Charlotta, ſchwed. Dichterin, geb. 28. Nov. 1718 in Stockholm, verheirathete ſich 1741 mit einem Geiſtlichen, Fabricius, der aber ſchon acht Monate darauf ſtarb. Sie ließ ſich hierauf unter dem Namen ihres Vaters in Stockholm nieder, begründete mit der Elegienſammlung: »Den sörjande Turturdufvan« (Stockh. 1743) ihren dichteriſchen Ruf und ſtiftete eine literariſche Geſellſchaft, »Utile dulci«, deren Arbeiten unter dem Titel: »Våra Försök« und »Vitterhetsarbeten« erſchienen. Inzwiſchen gab ſie ſelbſt eine poetiſche Jahresſchrift: »Qvinligt tankespel« (1745—50), heraus. 1761 zog ſie ſich einer unglücklichen Liebe wegen auf das Land zurück und ſtarb 28. Juni 1763. Ihre »Utvalda arbeten« gab Fiſcherſtröm (Stockh. 1774) heraus. Die vorzüglichſten derſelben ſind: »Tankar om skaldekonstens nytta« (1744); »Det frälsta Svea«, epiſches Gedicht (1747); »Andeliga skaldeqväden« (1758); »Fruntimrens försvar mot Rousseau« und verſchiedene kleinere Gedichte, geſammelt in »Våra försök«. Eine vollſtändige Ausgabe ihrer Schriften beſorgte Hanſelli (1852).

Nordenſkjöld (ſpr. nürdenſchöld), Nils Adolf Erik, berühmter Polarforſcher, geb. 18. Nov. 1832 in Helſingfors, beſchäftigte ſich beſonders mit geologiſchen Studien und unterſuchte bereits 1864 und wiederholt 1868 die Inſel Spitzbergen. Seit der Zeit iſt er die Seele aller ſchwediſchen Unternehmungen zur Erſchließung der arktiſchen Gegenden und leitete die meiſten und wichtigſten derſelben in Perſon. 1872 beſuchte er die Weſtküſte Grönlands und bereicherte die Wiſſenſchaft durch wichtige Aufſchlüſſe über die geologiſchen Formationen dieſer Gegend. 1875 durchſchiffte er das Kariſche Meer und erreichte die Jeniſſeimündung. Er ſelbſt fuhr dann mit Lundſtröm und Sturberg den Strom hinauf und kehrte über Petersburg nach Schweden zurück, während der übrige Theil der Expedition unter Kjellmann zu Schiff nach Hammerfeſt zurückkehrte. N. hatte ſomit den Beweis geliefert, daß das als »Eiskeller« berüchtigte Kariſche Meer (ſ. d.) in gewiſſen Monaten recht gut befahren werden könnte. Ende Juli 1876 unternahm N., nachdem er noch im Anfang des Sommers Amerika beſucht hatte, eine neue Expedition durch das Kariſche Meer nach dem Jeniſſeifluß, befuhr denſelben aufwärts bis 71° nördl. Br. und langte 16. Sept. wieder am Kap Nordkyn an. Die Expedition hatte allen Erwartungen in merkantiler und wiſſenſchaftlicher Hinſicht entſprochen und die Möglichkeit einer Seefahrtverbindung zwiſchen Europa und Sibirien von neuem dargethan. N., der Profeſſor der Geologie am Karoliniſchen Inſtitut in Stockholm iſt, hat bis jetzt kein eigenes Werk über ſeine Forſchungen veröffentlicht, dieſelben aber niedergelegt in vielen Fachzeitſchriften, ſo auch in Petermanns »Mittheilungen«. Vgl. Torell und N., Die ſchwediſche Expedition nach Spitzbergen (a. d. Schwed. von Paſſarge, Jena 1869).

Norderdithmarſchen, ſ. Dithmarſchen.

Norderney, Inſel an der Küſte von Oſtfriesland, zum preuß. Kreis Emden gehörig, 15 QKilom. (0,3 QM.) groß, mit Leuchtthurm (ſeit 1874), dem gleichnamigen Dorf am äußerſten Weſtende (mit evangel. Kirche), das gegen Sturmfluten durch ein großartiges Schutzwerk, beſtehend aus einer Mauer, von der ſich ſtrahlenförmig lange Steindämme (Buhnen) ins Meer erſtrecken, geſichert iſt, einer Rhede, ſüdöſtlich davon, und (1875) 2039 Einw. Die Inſel iſt beſonders berühmt als Seebad; die Badeanſtalten, bereits ſeit 1800 beſtehend, befinden ſich auf der Nord- und Nordweſtſeite. Das Seewaſſer zeichnet ſich hier durch reichen Salzgehalt, kräftigen Wellenſchlag und die die Nordſee charakteriſirende Ebbe und Flut aus. Auch ein vorzüglich eingerichtetes neues Warmbadehaus iſt vorhanden. Den Mittelpunkt des Badelebens bildet das große Konverſationshaus; die Zahl der Badegäſte belief ſich in den letzten Jahren durchſchnittlich auf 6000. Das Klima iſt mild und gleichmäßig (mittlere Sommertemperatur +20° C.), die Dauer der Kurzeit von Anfang Juli bis Mitte

September. Während der Ebbe kann man vom Festland aus zu Wagen auf die Insel gelangen; außerdem gehen während der Saison regelmäßig Dampfschiffe dahin von Geestemünde, Emden, Leer, Wilhelmshaven und dem N. gegenüber liegenden Norddeich, 3 Kilom. von der Stadt Norden entfernt. Im östlichen Theil sind 18—25 Meter hohe Dünen. Eine prächtige Aussicht genießt man vom Leuchtthurm. Vgl. Riefkohl, Die Insel N. (Hannov. 1872); Metger, Die Insel N. und ihr Seebad (Rhevdt 1873); Berenberg, Das Seebad N. (Norden 1875).

Nordfjord, der nördlichste der an der Küste des norweg. Amts Nordbergenhus befindlichen Meerbusen, dann auch Gesammtbezeichnung der umliegenden Gegenden, die sich durch ihre herrliche Natur auszeichnen. Besonders gehören die an der Südseite abgehenden Thäler zu den großartigsten des ganzen Landes, indem sie von den zum Theil umfangreichen Gletschern des großen Jostedalsbrä erfüllt sind. Zufolge ihrer Lage am Fuß der gewaltigen Schneemassen des genannten Gebirgsstocks, zwischen diesen und der See, hat die Gegend ein sehr feuchtes, aber mildes Klima. Die Gebirge, welche den Fjord umgeben, haben eine Höhe von 1500—2000 Meter und steigen an zahlreichen Stellen fast senkrecht von der See empor. Unter den vielen Gipfeln derselben sind zu nennen: Lodalskaupo (2010 M.), Cecilienkrone (1730 M.), Skjorta (1480 M.) u. a. Der Jostedalsbrä hat einen Umfang von 1500 QKilom. und eine Höhe von ca. 1600 M.

Nordfriesland, baumloser, mit Gräben, Schleusen und Deichen erfüllter Landstrich auf der Westküste Holsteins, zwischen Husum und Tondern, sammt den vorliegenden Inseln (s. Schleswig-Holstein).

Nordhausen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, an der Zorge, die sich in die Helme ergießt, Station der Halle-N.-Kasseler Eisenbahn, von welcher hier Linien nach Erfurt und Northeim abgehen, liegt theils in der Ebene (Unterstadt), theils am Abhang eines Bergs (Oberstadt), ist Sitz der Kreisbehörden, einer Handelskammer, einer Reichsbankstelle und eines Hauptsteueramts, hat 6 evangel. Kirchen (darunter die Blasiuskirche mit Gemälden von Lukas Cranach und eine katholische), ein alterthümliches Rathhaus mit einer Rolandsäule und einen schönen Brunnen (von Rietschel) auf dem Kornmarkt, ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung und (1875) 23,676 Einw. (1150 Katholiken und 480 Juden). Berühmt sind die dortigen Branntweinbrennereien; andere wichtige Industriezweige sind Baumwoll- und Leinweberei, Gerberei, Fabrikation von Cichorien, Essig, Preßhefen, Oel, Tapeten, Tabak, chemischen Produkten und Maschinen und Bierbrauerei. Von Bedeutung ist auch der Garten- und Gemüsebau sowie der Handel mit Landesprodukten, Branntwein ꝛc. Schon in frühester Zeit besaß N. ein kaiserliches Palatium und wurde im 10. Jahrh. ummauert. Mathilde, Gemahlin Heinrichs I., stiftete 962 daselbst ein Kloster. Urkundlich kommt die Stadt seit 1220 als Reichsstadt vor; sie gehörte zum niedersächsischen Kreis. 1207 hielt der Kaiser Philipp (der dabei mit seinem Gegenkaiser Otto einen Vergleich schloß) und 1223 Kaiser Heinrich VII. einen Reichstag daselbst. In dem thüringischen Successionsstreit nahm N. die Partei des Markgrafen Heinrich von Meißen, der 1263 ein glänzendes Turnier hier hielt. 1522 nahm die Stadt die Reformation an und trat zum Schmalkaldischen Bund. 1803 verlor sie ihre Selbständigkeit und kam an Preußen, 1807 an das Königreich Westfalen, 1815 wieder an Preußen. Vgl. Förstemann, Urkundliche Geschichte der Stadt N. bis 1250 (Nordh. 1828—40, 2 Hefte); Lesser, Historische Nachrichten von N. (umgearbeitet von Förstemann, das. 1860); Girschner, N. und Umgegend (das. 1866).

Nordholländischer Kanal, s. Niederlande. Königreich der, S. 25.

Nordholland, niederländ. Provinz, s. Holland.

Nordhorn, Stadt in der preuß. Landdrostei Osnabrück, Kreis Lingen, an der Vechte und dem Ems-Vechtekanal, Sitz eines reformirten Oberkirchenraths für die Grafschaft Bentheim, mit Hauptzollamt, 2 Kirchen, Baumwollweberei, Pappdeckelfabrikation, Schiffahrt und (1875) 1710 Einw.

Nordische Mythologie, Inbegriff der religiösen Anschauungen und Sagen derjenigen Völkerschaften, welche den Norden Europa's vor dessen Christianisirung bewohnten (Germanen, Finnen, Slawen); im engern Sinn die Religion der germanischen Bewohner Skandinaviens, wie sie sich in der altnordischen und isländischen Sagenliteratur, namentlich in den Liedern der Edda (s. d.), erhalten hat. Die Grundzüge derselben sind, kurz zusammengefaßt, folgende. Im Anfang der Zeit war weder Himmel noch Erde, sondern nur ein öder, unerfüllter Raum (Ginnungagap). Am Nordende desselben bildete sich dann Niflheim, das Reich des Nebels und der grimmigen Kälte, am Südende Muspelheim, die Welt des Feuers und des Lichts. In Niflheim war ein Brunnen (Hwergelmir), aus dem sich zwölf Ströme ergossen. Je mehr sich dieselben von ihrer Quelle entfernten, um so mehr erstarrte ihr Wasser, und es entstanden Reif und Eis, welche die Nordhälfte Ginnungagaps erfüllten. Angeweht aber von der milden Luft des Südens, begann das Eis zu schmelzen, und so entstand durch Zusammenwirken von Hitze und Kälte das erste Leben, der urweltliche Riese Ymir (das personificirte Chaos), von dem das Geschlecht der Hrimthursen oder Reifriesen ausging. Ebenso entstand aus dem Eis die Kuh Audhumbla, von deren Milch Ymir sich nährte. Die Kuh selbst nährte sich durch das Belecken der Salzsteine, und dadurch entstand Buri, ein schöner und starker Mann, von dessen Sohn (Bör) Odin, Wili und We abstammten. Diese erschlagen den Riesen Ymir, und in seinem Blut ertrinken alle Hrimthursen (Sintflut) bis auf einen, welcher der Stammvater des jüngern Riesengeschlechts wird. Aus Ymirs Fleisch schaffen Buri's Enkel die Erde, aus dem Blute die See, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen die Steine, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Haar die Bäume, aus dem Gehirn die Wolken. Aus Muspelheim herübergeflogene Feuerfunken aber setzen sie als Sonne, Mond und leuchtende Sterne an das Firmament. So entstand die Welt, und das Göttergeschlecht der Asen, mit Odin an der Spitze, kam zur Herrschaft. Die Erde war rund und von einem tiefen Meer umgeben, dessen Strand (Jötunheim) die Riesen bewohnen sollten, und um sie gegen dieselben zu schützen, wurde aus den Augenbrauen Ymirs die Burg Midgard (»Mittelveste«) erbaut. Am Strand fand Odin mit seinen Brüdern zwei Bäume, aus denen sie die zwei ersten Menschen erschufen, Askr und Embla. Odin gab ihnen Seele und Leben, Wili Witz und Gefühl, We Sprache, Gehör und Gesicht; als Wohnsitz ward ihnen Midgard angewiesen. Die Götterbrüder ordneten weiter die Welt und setzten an den Himmel die Lenker von Sonne und Mond, welche auf Wägen fahren, von riesenhaften Wölfen verfolgt, die sie zu verschlingen drohen

(Sonnen- und Mondfinſterniſſe). Ebenſo werden Nacht (Nott) und Tag (Dag) als göttliche Weſen an den Himmel verſetzt, um auf ſchnellen Roſſen täglich die Erde zu umreiten. Zu ihrer eigenen Wohnung erbauten die Aſen im Himmel Asgard (ſ. d.), mit ſeinen zwölf Götterburgen, dem Idafeld, wo ſie ihre Gaſtmahle und Kampfſpiele mit den Einheriar (»Einzelkämpfern«), den im Kampf gefallenen Helden und Königen, abhalten, dem Goldpalaſt Walhalla, dem Heiligtum Wingolf und der Gerichtsſtätte über Götter und Menſchen unter den Zweigen der Weltеſche Yggdraſill (ſ. d.), unter deren Bild das ganze Weltgebäude und Weltleben dargeſtellt erſcheint. Mit der Erde aber war Asgard durch die Brücke Biföſt (ſ. d.) verbunden. Im allgemeinen kennt die n. M. zwölf obere Götter und zwölf Göttinnen. Die erſteren ſind außer Odin, dem Göttervater und älteſten der Aſen, ſeine Söhne Thor, der Donnerer, und Baldr, der Gott des Lichts und der Schönheit; ferner Niord, der Beherrſcher des Meers, und ſein Sohn Freyr, der Gott der Sonne; Tyr, der Kriegsgott, und Braga, der Gott der Dichtkunſt; Heimdall, der Wächter der Himmelsbrücke, der ſchweigende ſtarke Widar, der Bogenſchütz Wali; endlich Uller, Thors Stiefſohn, und Forſeti, der Gott des Friedens. Die vornehmſten Göttinnen ſind: Frigg, Odins Gemahlin; Freyja, die Göttin der Liebe; Jonn, Braga's Gemahlin, die Göttin der Unſterblichkeit, und Nanna, Baldrs Gattin. Zu den niederen Göttinnen gehören die Walkyren, die ſtrahlendſchönen Schlachtjungfrauen; die drei Nornen als Schickſalsgöttinnen und die Fylgien, die Schutzgeiſter des Menſchen. Nicht zum Aſengeſchlecht gehörig, aber mit Odin befreundet iſt Loki, der ſchöne, aber boshafte Gott des Feuers, der mit einem Rieſenweib drei Ungeheuer, die Todesgöttin Hel, den Wolf Fenrir und die Midgardſchlange, erzeugte. Auch der Meeresgott Aegir und ſeine Gattin Ran gehörten nicht zum Aſenkreis. Weiteres über die Götter und ihr Schickſal ſ. Aſen und die den einzelnen Hauptgöttern gewidmeten Artikel. Wie ſchon aus dem Bemerkten hervorgeht, findet ſich in der nordiſchen Mythologie der Glaube an eine perſönliche Fortdauer nach dem Tode und zwar ſo, daß der Zuſtand und der Aufenthalt von Geſtorbenen durch die Todesart beſtimmt wird. Nur wer den Heldentod in der Schlacht geſtorben war, wurde des Aufenthalts und der Seligkeit in Walhalla theilhaftig; wer nicht im Kampfe fiel (Strohtod), ebenſo der Ehrloſe, der Dieb, der Lügner fiel der Todesgöttin Hel anheim, deren Gebiet Helheim ſich in Niflheim am äußerſten Ende von Jötunheim, von einem Strom umfloſſen, befand. Doch blickt vielleicht auch eine reinere Anſicht durch in der Lehre, daß nach der Erneuerung der Welt Walhalla nicht wieder erſtehen wird, ſondern neue Wohnungen der Seligen bereitet werden. Ueber die Geſtalt, welche die urgermaniſche Götterlehre in Deutſchland angenommen, ſ. Deutſche Mythologie. Vgl. auch die dort angeführte Literatur.

Nordiſcher Elefant, ſ. v. w. Mammuth (ſ. d.).

Nordiſcher Krieg, der im Norden und Oſten Europa's von 1700—1721 geführte Krieg zwiſchen Schweden auf der einen und Polen, Sachſen, Rußland und Dänemark, zuletzt auch Preußen und Hannover auf der andern Seite, welcher Schwedens im Dreißigjährigen Krieg erworbene Großmachtſtellung vernichtete und auf die politiſchen Verhältniſſe Europa's eine nachhaltige Wirkung ausgeübt hat. Als 1697 der erſt 15jährige Karl XII. (ſ. Karl 7 f) zur Regierung gelangte, vereinigten ſich die Nachbarfürſten, Friedrich IV. von Dänemark, Auguſt II. von Polen und Peter d. Gr. von Rußland, zu einem Bündnis gegen Schweden, das unter einem ſo jungen und unerfahrenen König hülflos ſchien. Friedrich IV. gedachte ſich wieder in Beſitz der im Frieden von Kopenhagen (1660) verlornen Gebiete und des im Vergleich von Altona (1689) an das Haus Holſtein-Gottorp abgetretenen Schleswig zu ſetzen; Auguſt von Polen hoffte Livland und Eſthland zu erobern, und Peter wünſchte die am Finniſchen Meerbuſen gelegenen ſchwediſchen Lande in ſeine Gewalt zu bringen. Die Verbündeten begannen den Krieg, indem 1700 Auguſt mit einem ſächſiſchen Heer in Livland, die Ruſſen in Ingermanland, die Dänen in Schleswig einfielen. Karl XII., gedeckt durch ein Bündnis mit England und den Niederlanden, warf ſich aber ganz unerwartet auf Dänemark, landete auf Seeland und zwang Friedrich durch die Bedrohung Kopenhagens dazu, unter Vermittelung der Seemächte 18. Aug. 1700 den Travendaler Frieden zu ſchließen und ſich von ſeinen Verbündeten loszuſagen. Darauf landete Karl mit 18,000 Mann im Oktober bei Pernau in Livland, rückte mit 8000 Mann den Ruſſen entgegen und ſchlug den ſechsmal ſtärkern Gegner bei Narwa (30. Nov.). Statt aber Peter zu verfolgen und zur Unterwerfung zu zwingen, wandte er ſich 1701 gegen die Sachſen, ſchlug ſie im Juli bei Riga und fiel in Polen ein, obgleich dieſes neutral bleiben wollte. Durch die Siege bei Kliſzow (19. Juli 1702) und Pultusk (1. Mai 1703) vertrieb er die Sachſen aus Polen, zwang 1704 den Reichstag, Auguſt abzuſetzen und ſeinen Schützling Stanislaus Leſzczynski zum König zu wählen, und fiel dann in Sachſen ein, wo er Auguſt im Frieden zu Altranſtädt (24. Sept. 1706) zwang, der polniſchen Krone zu entſagen. Jetzt erſt wandte er ſich wieder gegen Peter, der inzwiſchen die Oſtſeeprovinzen größtentheils erobert, 1703 Petersburg gegründet und Litauen beſetzt hatte. Karl vertrieb ihn hieraus, drang ſelbſt in Rußland bis Smolensk ein und unternahm dann auf Mazeppa's Rath den abenteuerlichen Zug nach der Ukraine, der mit dem Untergang ſeines Heers vor Poltawa (8. Juli 1709) und der Vernichtung aller bisher errungenen Erfolge endete. Während Karl XII. nach der Türkei floh und dort in verblendeter Hartnäckigkeit den Sultan immer wieder zum Kriege gegen Rußland zu bewegen ſuchte, nahm Auguſt den polniſchen Thron wieder ein, eroberte Dänemark Schleswig, Bremen und Verden, Peter die baltiſchen Provinzen und Finnland. Die Truppen der drei Mächte fielen nun auch in Deutſchland ein, um Pommern zu erobern, deſſen Beſetzung durch Preußen der ſchwed. Reichsrath, um es dadurch vielleicht zu retten, zuließ. Nur Stralſund blieb von allen auswärtigen Beſitzungen in Schwedens Gewalt. Da, im November 1714, kehrte Karl aus der Türkei nach Stralſund zurück und forderte durch ſeine ſchroffe Haltung auch noch England, Hannover und Preußen zum Krieg heraus. Letzteres vertrieb ihn 1715 aus Stralſund und Rügen, und Karl, nach Schweden zurückgekehrt, ſuchte Rußland zum Frieden zu bewegen und durch Eroberung Norwegens ſich für ſeine Verluſte zu entſchädigen. Beim zweiten Einfall in Norwegen wurde er 11. Dec. 1718 im Laufgraben vor Frederikshald erſchoſſen. Doch erreichte der Krieg mit Karls XII. Tode nicht ſogleich ſein Ende, denn die zur Königin von Schweden erhobene Schweſter Karls, Ulrike Eleonore, ganz unter der Leitung der Adelspartei ſtehend, brach die mit Rußland angeknüpften Unterhandlungen wieder ab, erneuerte den Krieg gegen dieſe Macht und ſchloß dagegen der Reihe nach mit

Hannover, Polen, Preußen und Dänemark Frieden. Hannover erhielt im Frieden zu Stockholm (20. Nov. 1719) Bremen und Verden gegen Zahlung von 1 Mill. Thlr.; mit Polen wurde 7. Nov. 1719 der Friede von Oliva erneuert und Auguſt II. als König anerkannt. Preußen behielt im Vertrag von Stockholm (1. Febr. 1720) Vorpommern bis an die Peene und zahlte an Schweden 2 Mill. Thlr. Dänemark erhielt im Frieden von Frederiksborg (14. Juli 1720) 600,000 Thlr. und den holſtein-gottorpſchen Antheil an Schleswig. Inzwiſchen hatte der Krieg zwiſchen Schweden und Rußland fortgedauert. Ein ſchwediſches Geſchwader wurde 7. Aug. 1720 geſchlagen und die ſchwediſche Küſte von den Ruſſen verheert. So ſah ſich die Königin zum Abſchluß des Friedens von Nyſtad (10. Sept. 1721) genöthigt, in welchem ſie Livland, Eſthland, Ingermanland, die Bezirke von Kerholm und Wiborg abtrat und nur das übrige Finnland nebſt 2 Mill. Thlr. zurückerhielt. So verlor Schweden die von Guſtav Adolf erworbene Macht und ſank zu einem Staat untergeordneten Ranges herab. An ſeine Stelle trat Rußland. Vgl. v. Noorden, Geſchichte Europa's im 18. Jahrhundert, Bd. 2 (Düſſeld. 1873).

Nordiſche Sprache und Literatur. Die nordiſche Sprache iſt ein Zweig der germaniſchen Sprachfamilie und ſteht innerhalb derſelben dem Gothiſchen am nächſten. Gothiſch und Nordiſch werden als oſtgermaniſche Sprachen den anderen, weſtgermaniſchen, gegenübergeſtellt. Die älteſte nordiſche Sprache, Urnordiſch oder Gemeinnordiſch, iſt nur in einer ſpärlichen Anzahl von Runeninſchriften erhalten, die nur eben zahlreich genug ſind, um dieſe Sprache als eine der gothiſchen gegenüber zum Theil noch alterthümlichere erſcheinen, aber durchaus nicht hinreichend, um eine urnordiſche Formenlehre aufſtellen zu laſſen. Die älteſten und wichtigſten dieſer Denkmäler finden ſich auf dem »Goldenen Horn«, den Steinen von Tune und Iſtaby u. a. (ſ. Runen). In dieſe Periode gehören auch zum Theil die germaniſchen Lehnwörter des Finniſchen und Lappiſchen (vgl. Thomſen, Ueber den Einfluß der germaniſchen Sprachen auf die finniſch-lappiſchen; deutſch von Sievers, Halle 1870). Die Hauptmerkmale des Nordiſchen ſind: Erhaltung eines urſprünglich auslautenden Flexions-s als r; Brechung eines ſtammhaften e zu ea, ſpäter ja, vorzugsweiſe vor r und l; Ausbildung eines u-Umlauts (in weiteſter Ausdehnung erſt im Weſtnordiſchen und beſonders regelmäßig auf Island); Abfall des j im Anlaut und ſpäter auch des v vor u, o, y; Bildung eines Mediopaſſivs durch Anhängung von sk (urſprünglich sik = ſich); Entwickelung eines angehängten Artikels. Dieſe Geſammtſprache der Nordländer begann (etwa ſeit dem 9. Jahrh.) ſich in zwei Sprachzweige zu ſpalten, das Norwegiſche oder Weſtnordiſche und das Schwediſch-Däniſche oder Oſtnordiſche. Das Oſtnordiſche ſteht im ganzen der Grundſprache ferner als das Weſtnordiſche (wenn auch in einzelnen Punkten wiederum näher) und befindet ſich zum Weſtnordiſchen nicht im Verhältnis der Tochter, ſondern der Schweſtertochter (Weiteres ſ. Schwediſche Sprache und Däniſche Sprache). Das Weſtnordiſche herrſchte, nachdem ſeit 874 von Norwegen aus Island beſiedelt worden war, auch auf dieſer Inſel, wo ſich nun eine eigene Sprache entwickelte. Zwiſchen dieſer Sprache der Kolonie Island und den Dialekten des norwegiſchen Mutterlands bildeten ſich nämlich allmählich Unterſchiede heraus, die zwar im ganzen gering, aber doch recht beachtenswerth ſind. Meiſt iſt hier das Altnorwegiſche alterthümlicher. Unter der Fremdherrſchaft verkümmerte in Norwegen die einheimiſche Sprache und wich vor der däniſchen, die nunmehr (mit einigen Norwegismen) Schriftſprache und Sprache der Gebildeten iſt, in die abgelegenen Gebirgsthäler zurück, wo ſie noch heute lebt und Gegenſtand ſorgfältiger Studien geworden iſt, beſonders von J. Aaſen (»Norsk grammatik«, Chriſt. 1867; »Norsk ordbog«, 2. Aufl., daſ. 1873). Auf dem entlegenen Island erhielt ſich die Sprache in beſonderer Alterthümlichkeit bis auf den heutigen Tag. Die Laute ſind zum Theil andere geworden, die Formen aber im weſentlichen geblieben. Ein intereſſanter Dialekt iſt die Volksmundart der Färöer (vgl. Hammershaimb, Färöiske sprogläre, in »Annaler« 1854), während auf den anderen nordiſchen Inſelgruppen die nordiſche Sprache ſeit Jahrhunderten erloſchen iſt. Das Weſtnordiſche nun, und beſonders das Isländiſche, pflegt man ſpeciell als Nordiſch oder Altnordiſch zu bezeichnen, indem die reiche altnordiſche Literatur zum weitaus größten Theil in altisländiſchen Handſchriften erhalten iſt. Die beſten Grammatiken ſind die ältere von Raſk (»Vejledning til det islandske eller gamle nordiske sprog«, Kopenh. 1811) und die neuere von Wimmer (»Oldnordisk formlære«, daſ. 1870; deutſch von Sievers, Halle 1871). Außerdem ſind zu nennen: Giſlaſon, Oldnordisk formlære (unvollendet, Kopenh. 1858), und J. Aars, Oldnorsk formlære (Chriſt. 1870); ferner die entſprechenden Abſchnitte in Grimms »Deutſcher Grammatik« und Holtzmanns »Altdeutſcher Grammatik«. Wörterbücher lieferten Cleasby und Vigfuſſon (»Icelandic-English dictionary«, Orf. 1874, das beſte), Sveinbjörn Egilſſon (»Lexicon poeticum etc.«, Kopenh. 1860, für Poeſie) und Möbius (»Altnordiſches Gloſſar ꝛc.«, Leipz. 1866, für ausgewählte Proſaterte). Vgl. Möbius, Ueber die altnordiſche Sprache (Halle 1872).

Die abgeſchiedene Lage gewährte Island, während im eigentlichen Skandinavien fortwährende Kämpfe tobten, im allgemeinen eine friedliche Entwickelung und veranlaßte ſo die reiche Entfaltung der altnordiſchen Literatur gerade auf Island. Auch beſaß Island einen einheimiſchen Prieſterſtand, der die alten Ueberlieferungen ſeines Volks nicht etwa auszurotten bemüht war, ſondern dieſelben nach Kräften pflegte und ſo der Begründer einer eigentlichen Literatur ward. Um die Mitte des 11. Jahrh. ward die lateiniſche Schrift eingeführt (zunächſt aber nur für Niederſchriften in lateiniſcher Sprache) ſtatt der nur in geringem Umfange gebrauchten Runenſchrift (ſ. Runen). Erſt 240 Jahre nach der Beſiedelung der Inſel, alſo 1114, fing man an, isländiſche Werke niederzuſchreiben nach einem Alphabet des Ari, das in Thórodds Bearbeitung der »Snorra Edda« erhalten iſt. Jedenfalls iſt aber vieles in gebundener und ungebundener Rede ſchon lange vorher in mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt worden. Die altnordiſche Literatur zerfällt natürlich in Dichtung und Proſa, nur ſpielt letztere hier eine weit bedeutendere Rolle als bei anderen germaniſchen Sprachen. Die Dichtung theilt ſich wieder in Volksdichtung und Kunſtdichtung. Erſtere iſt bewahrt in den Liedern, die man unter dem Geſammtnamen Edda zuſammenzufaſſen pflegt, obwohl der Name eigentlich nur der proſaiſchen Edda zukommt (ſ. Edda), letztere in den Dichtungen der Skalden, die ſich den alten einfachen Eddaliedern gegenüber durch künſtliche Versmaße (ſ. Isländiſche Vers-

kunſt) und ſchwülſtigen Stil voll wunderlicher, oft abgeſchmackter Umſchreibungen, alterthümlicher Benennungen und ſeltſamer Wortſtellungen auszeichnen.

Die Eddalieder zerfallen in Götterlieder (z. B. »Völu-spá«, »Thrymskvidha«, auch didaktiſchen Inhalts, wie »Hávamál«) und Heldenlieder (hauptſächlich die Helgeſage und die urſprünglich deutſche Siegfrieds- und Nibelungenſage behandelnd). Außerdem gehören hierher alte Volkslieder mythiſchen oder heroiſchen Inhalts, wie ſie in der Hervararsaga und Hálfssaga (Walkyrenlied in der Njálssaga) enthalten ſind. Eine Art Uebergang zur Skaldendichtung bilden: Eiríksmál, Bjarkamál, Hrákumál oder Lodhbrókarkvidha (herausgeg. von Rafn, Kopenh. 1826). Zweifellos ſind die Eddalieder im allgemeinen älter als die Skaldenlieder, über eine poſitive Altersbeſtimmung ſind indeſſen die Anſichten getheilt. Daß oft verſchiedene Schichten der Ueberlieferung neben einander in demſelben Lied vorliegen, macht die Entſcheidung ſo ſchwierig. Doch ſind die meiſten Lieder in ihrer überlieferten Geſtalt mit einiger Wahrſcheinlichkeit ins 10. Jahrh., einige vielleicht ins 9. und 11. Jahrh. zu ſetzen. Der Kern der meiſten Lieder iſt aber gewiß älter (Weiteres ſ. Edda). Die Skaldendichtung beginnt ſchon im 9. Jahrh., doch fällt die Blütezeit derſelben erſt ins 10. Jahrh. und reicht bis ans Ende des 13. Jahrh. (ſ. Skalden). Die Lieder ſind meiſt Loblieder auf Lebende oder Todte, beſonders Fürſten; dieſe Lieder heißen Dráps (ſ. d.) oder Flokkr. Später folgte eine geiſtliche Dichtung in ſkaldiſchen Versmaßen, deren berühmteſtes Erzeugnis Eyſteins »Lilja« (um 1350), ein Loblied auf Chriſtus und Maria, iſt. Außerdem gab es auf Island eine Art von Gelegenheitsdichtung, beſtehend in einzelnen Strophen (lausavísur genannt), in deren Improviſation viele Isländer eine große Fertigkeit beſeſſen haben müſſen, und von denen die Saga's eine große Menge aufbewahrt haben. Nach dem Verfall der ſkaldiſchen Dichtung erwuchs auf Island eine neue, die ſogen. Rímurpoeſie, ſeit Ende des 14. Jahrh., mit Endreimen, eine Dichtung, die mit den Kämpeviser in Zuſammenhang ſteht und unter ſüdgermaniſchen Einflüſſen entſtanden iſt. Inhaltlich ſind dieſe Rímur theils ſelbſtändig, wie Skídharíma (Ende des 14. Jahrh., herausgeg. von K. Maurer, Münch. 1869) und Olafsríma (vor 1395), theils haben ſie den Inhalt romantiſcher Saga's ziemlich getreu wiedergegeben, wobei oft eine verlorne ältere Handſchrift benutzt iſt (vgl. Kölbing, Beiträge zur vergleichenden Geſchichte der romantiſchen Poeſie und Proſa des Mittelalters, Bresl. 1876; »Islenzk fornkvædhi«, herausgeg. von Grundtvig und Sigurdsſon, Kopenh. 1854 ff.). Hier iſt auch der von Kölbing herausgegebene »Skaufhalabálkr« zu nennen, ein ſtabreimendes Fuchslied, die älteſte Bearbeitung der Fuchsſage im Norden. Die jüngſten Erzeugniſſe der ältern nordiſchen Dichtung ſind die Volkslieder, von denen die norwegiſchen durch Landstad (»Norske folkeviser«, Chriſt. 1853), die färöiſchen von Lyngby (Randers 1822), beſſer von Hammershaimb (Kopenh. 1851—55) herausgegeben ſind. In Proſa: »Isländiſche Volksſagen« von Maurer (Leipz. 1860; isländiſch: »Islenzkar thjódhsögur og æfentýri«, geſammelt von J. Arnaſon, daſ. 1862—64).

Die Proſa iſt beſonders vertreten durch die reiche Sagaliteratur (ſ. Saga). Während ein Theil derſelben heroiſche Mythen behandelt und, zum Theil nachweislich, auf alte Volkslieder zurückgeht, haben andere hiſtoriſche Ereigniſſe und Perſonen mit mythiſchen verknüpft; noch andere, die zahlreichſten und wichtigſten, behandeln geſchichtliche Ereigniſſe, in den Hauptzügen durchaus hiſtoriſch. Die Entſtehung der geſchichtlichen Saga auf Island erklärt ſich aus dem ariſtokratiſchen Charakter der Bevölkerung: auf dem winterlich vereinſamten Hof ſuchten die vornehmen Isländer an langen Winterabenden Kurzweil in der Erzählung der Thaten ihres Geſchlechts oder einzelner hervorragenden Ahnen. Die Geſchlechtsregiſter und die eingeſtreuten Verſe wurden ſozuſagen das Knochengerüſt der Saga, an welches ſich ausſchmückende Einzelzüge als Fleiſch und Blut anſetzten. Zuerſt iſt die älteſte Geſchichte Islands in knapper Form, aber vortrefflich behandelt von Ari dem Weiſen (geſt. 1148) in ſeiner »Islendingabók« (herausgeg. von Möbius, Leipz. 1869), ſodann ausführlicher in der »Landnámabók«, Bericht über die Landnahme, d. h. Beſiedelung (herausgeg. am beſten in »Islendinga-sögur«, Bd. 1, 1843). Die anderen Saga's knüpfen ſich an einzelne Perſönlichkeiten oder Geſchlechter, ſie zerfallen in Islendinga-sögur weltlichen und kirchlichen Inhalts (biskupa-sögur, auch Legenden: helgra manna-sögur) und norwegiſche Königsgeſchichten. Unter letzteren iſt die ſogen. »Heimskringla« des Snorri Sturluſon (ſ. d.) von höchſter Bedeutung (geſchrieben um 1230). Gegen Ende des 13. Jahrh. dringen auch fremde (romantiſche) Stoffe ſüdlicher Völker nach dem Norden und werden in den romantiſchen oder Riddara-sögur bearbeitet (vgl. Kölbing, Riddara-sögur, 1872), und ebendieſe Stoffe werden in den Rímur in Verſe gebracht. — Eine Art didaktiſcher Proſa repräſentirt einerſeits die ſogen. jüngere oder Snorra Edda, das berühmte Lehrbuch der altnordiſchen Kunſtpoeſie, auch in ihrem grammatiſchen Anhang, anderſeits der Königsſpiegel (»Konungs-skugg-sjá«, herausgeg. von Keyſer, Munch und Unger, Chriſt. 1848; »Lucidarius«, herausgeg. Kopenh. 1849), Regeln für das Verhalten am Königshof enthaltend. Hierher gehören auch die zahlreichen Homilien, z. B. die nach einer Handſchrift des 12. Jahrh. von Wiſén herausgegebenen (»Homiliubók«, Lund 1872) und die altnorwegiſchen, herausgegeben von Unger (»Gammel norsk homiliebog«, Chriſt. 1862—64). Eine Paraphraſe eines großen Theils des Alten Teſtaments iſt unter dem Titel: »Stjórn« erhalten (herausgeg. von Unger, Chriſt. 1853). Schließlich ſind hier die Geſetzaufzeichnungen zu erwähnen, für Island: die »Hafliðhaskrá«, 1117, das alte chriſtliche Kirchenrecht (»Kristinréttr inn gamli«), 1123, und das berühmte Geſetzbuch, »Grágás« (»Graugans«) genannt (herausgeg. von Finſen, Kopenh. 1850), unter norwegiſcher Herrſchaft erſetzt durch die »Járnsíðha«, ſpäter »Jónsbók« genannt (Geſammtausgabe: »Lovsamling for Island«, von Stephenſen und Sigurdsſon, daſ. 1853 ff.). Die altnorwegiſchen Geſetze, unter denen beſonders die »Gulathings-lög« und »Frostathingslög« zu nennen ſind, ſind in einer Geſammtausgabe (»Norges gamle love«, Chriſt. 1846—49) von Keyſer und Munch vereinigt. — Die wichtigſten Hülfsmittel ſind: Köppen, Literariſche Einleitung in die nordiſche Mythologie (Berl. 1837); Roſſelet, Isländiſche Literatur (in Erſch und Grubers »Encyklopädie«, II, Bd. 31); Peterſen, Bidrag til den oldnordiske literaturs historie (Kopenh. 1866); Keyſer, Nordmändenes videnskabelighed og literatur i middelalderen (Chriſt. 1866); Grundtvig, Udsigt over den nordiske oldtids heroiske digtning (Kopenh. 1867); ferner Ettmüller, Handbuch der

deutschen Literaturgeschichte (Leipz. 1847); die Lesebücher von Dietrich (2. Aufl., das. 1864), Fr. Pfeiffer (das. 1860) und Ettmüller (Zür. 1861); Möbius, Catalogus librorum islandicorum et norwegicorum etc. (Leipz. 1856).

Nordkap, Vorgebirge auf der norweg. Insel Magerö, unter 71° 10′ nördl. Br., 307 Meter hoch, mit kleinem Denkmal auf dem Gipfel, gilt gewöhnlich als der nördlichste Punkt des europäischen Kontinents. Da es jedoch nicht auf dem Festland liegt, so ist dieses eigentlich unrichtig, und die nördlichste Spitze des Kontinents ist das Vorgebirge Nordkyn, zwischen dem Lare- und Tanafjord in Finnmarken, unter 71° 6′ nördl. Br. Etwas westlicher auf Magerö reicht übrigens die niedrige Landzunge Knivskjärodden noch ein wenig nördlicher als das N.

Nordküsten, franz. Departement, s. Côtes du Nord.

Nordkyn, s. Nordkap.

Nordland, Amt in Norwegen, 37,970 QKilom. (689,6 QM.) groß mit (1875) 101,321 Einw., nimmt den nördlichen, schmalen Küstensaum der skandinavischen Halbinsel ein und ist ein durchaus vom Meer durchschnittenes Gebirgsland, zu dem auch die wilden Inselgruppen der Lofoten und Vesteraalen gehören, die an der nördlichen Seite den großen Westfjord begrenzen. Die Bewohner sind, obwohl Getreidebau stattfindet, doch vorzugsweise auf die See hingewiesen; namentlich wird die Kabeljaufischerei (in den Monaten Februar bis April) in großem Maßstabe betrieben (Ertrag 1876: 22 Mill. Fische). Die gefangenen Fische werden späterhin in gedörrtem Zustand auf den alterthümlichen Jachten (Jægter) der Nordländer nach Bergen und den Städten im Amt von Romsdal geführt und dort verkauft. N. ist in vier Vogteien getheilt und zeichnet sich besonders durch seine wilden und bizarren Gebirgsformationen aus. Die Küsten sind fast überall durch die außerhalb liegenden größeren und kleineren Inseln geschützt. Die größten Fjorde sind: Vessen, Ranen, Salten (mit dem reißenden Saltstrom, durch die an der Mündung zwischen drei Inseln gebildeten Engen hervorgerufen), Folden und im äußersten Norden der Westfjord mit seiner Fortsetzung, dem tief ins Land einschneidenden Ofotenfjord. Zwischen den äußersten Inseln der Lofotengruppe befindet sich der ehedem gefürchtete Malstrom (s. d.); andere zum Theil weit reißendere Ströme finden sich zwischen anderen Inseln der Lofoten (Napstrom, Gimsestrom, Sundstrom ꝛc.). S. Karte »Schweden und Norwegen«.

Nordlicht (Polarlicht, Aurora boreālis), eine Lichterscheinung des Himmels, welche sich in ihrer vollsten Pracht in den Nordpolarländern bis zu 70—75° nördl. Br. zeigt, aber auch zuweilen in unseren Breiten gesehen wird, wie z. B. in den glanzvollen Erscheinungen des 24. Okt. 1870, 4. Febr. 1872 u. a. Die Nordlichter treten, je nach Zeit und Ort, unter sehr verschiedenen Formen auf; am häufigsten bilden sie indeß einen leuchtenden Bogen am nördlichen Horizont, dessen unterer Rand schärfer begrenzt zu sein pflegt als der mehr verschwommene obere. Unter dem Lichtbogen sieht der Himmel schwärzer aus als gewöhnlich, wie eine dunkle Wolke oder Nebelwand in der Gestalt eines kreisförmigen, vom Horizont begrenzten Segments. Der höchste Punkt des Lichtbogens liegt ziemlich nahe in der Richtung, nach welcher das Nordende der Kompaßnadel hinweist, also im magnetischen Meridian. Der Nordlichtbogen ist häufig aus einzelnen Strahlen zusammengesetzt, welche von seinem untern Rand nach oben hin gerichtet und von verschiedener Länge sind und oft über den ganzen Bogen hinzuwandern scheinen. Der Nordlichtbogen steht nicht selten ziemlich hoch am Himmel, zuweilen sieht man ihn sogar am südlichen Himmel. Manchmal zeigen sich gleichzeitig mehrere Nordlichtbogen über einander, welche ihre Form und Stellung am Himmelsgewölbe ziemlich rasch ändern. Zuweilen ist das N. auch ohne Zusammenhang über einen größern Theil des Himmels zerstreut. Diese Art der Nordlichter und nicht minder das Licht der Nordlichtbogen zeigt häufig eine stark flackernde oder flammende Bewegung, indem verschieden gefärbte, mehr oder weniger rasch hervorschießende Strahlen sich bald nach O., bald nach W. hin krümmen und wie ein vom Wind bewegtes leuchtendes Band oder eine Lichtwelle erscheinen. Sie leuchten bald hier, bald dort am Himmel auf. Zuweilen erfüllt sich der ganze Himmel oder wenigstens ein Theil desselben mit solchen flammenden Nordlichtstrahlen, welche in einem Punkte des Himmelsgewölbes zusammenzulaufen scheinen, der nach neueren genaueren Untersuchungen in der Richtung der magnetischen Inklinations- (Neigungs-) Nadel liegt, da, wo das obere oder Südende derselben hinweist. Dieser Punkt heißt die Krone des Nordlichts. Die Farbe des Nordlichts ist gewöhnlich weißlich oder gelblich; es gibt aber auch rothe Nordlichter, die sehr glänzend werden können. Das Spektrum des Nordlichts besteht aus zwei verschiedenen Spektren, welche, obwohl sie zuweilen gleichzeitig erscheinen, doch verschiedenen Ursprungs sind. Das eine Spektrum besteht aus gelben Linien und ist für das N. charakteristisch, weil es sich in allen, selbst in den schwächsten, Nordlichtern zeigt. Nach Vogel entspricht es den Linien, welche durch elektrische Entladung in verdünnter Luft entstehen, und nach Angström dem Lichte des elektrischen Funkens in absolut trockener Luft, in welcher Sauerstoff und Stickstoff die einzigen Leiter der Elektricität sind, wie es in den oberen Luftschichten unserer Atmosphäre der Fall sein muß. Das andere Spektrum des Nordlichts besteht aus sehr schwachen rothen Lichtstreifen; sie können nur bei äußerst starkem N. wahrgenommen und auch da nur annähernd in ihrer Lage im Spektrum bestimmt werden. Nach Angström rühren diese rothen Linien von der durch starke elektrische Entladung in den oberen Luftschichten hervorgebrachten Phosphorescenz oder Fluorescenz des Sauerstoffs der Luft her. Ueber die Höhe der Nordlichter sind die Ansichten der Naturforscher sehr getheilt. Jedenfalls befinden sich viele Nordlichter in einer Höhe von mehr als 20 geogr. Meilen über der Erde. Der höchste Punkt der Nordlichter ist die oben beschriebene Krone oder der Punkt, von welchem die Nordlichtstrahlen ausgehen. Bei dem N. vom 4. Febr. 1872 lag nach den Messungen von Galle in Breslau die Krone 56 Meilen und die des Nordlichts vom 25. Okt. 1870 sogar 72 Meilen hoch. Nach anderen Beobachtungen kann das N. auch in den unteren Luftschichten auftreten, und namentlich ist dies in den Polargegenden der Fall. Daß das N. einen Einfluß auf den Zustand der unteren Luftschichten ausübt, geht daraus hervor, daß der Himmel beim Auftreten eines starken Nordlichts, zumal wenn die Krone sich zeigt, in ungewöhnlich schneller Wechselfolge sich bewölkt und wieder aufklärt. Das Verhalten des Nordlichts zu den großen Bewegungen der Atmosphäre, zu den Winden, den Temperatur- und Luftdruckerscheinungen ist noch nicht genauer untersucht und noch nicht genügend festgestellt. Bei starken Nord-

lichtern soll man bisweilen ein eigenthümliches knisterndes Geräusch, wie das Rascheln eines Seidenstoffs, vernehmen. Manche Nordlichter werden nur auf verhältnismäßig kleinen Strecken beobachtet, während andere eine außerordentlich große Verbreitung haben. So z. B. war das große N. vom 1. Sept. 1859 in Nordamerika, Europa und Sibirien, im Atlantischen Ocean bis zu 12° nördl. Br., im Stillen Ocean bis zu den Sandwichinseln (20° nördl. Br.), in Afrika bis zu 14° nördl. Br. sichtbar. In der gleichen Zeit war das Südlicht in Australien, im Indischen Ocean und in Südamerika bis Valparaiso sichtbar. Die Fälle, in welchen auf der südlichen Halbkugel der Erde gleichzeitig ein Südlicht mit einem N. auf der nördlichen Halbkugel erscheint, sind sehr häufig; daher ist auch der gemeinsame Name Polarlicht für diese beiden Erscheinungen auf jeder Halbkugel der Erde immer mehr in Aufnahme gekommen und hat die Bezeichnung N. oder Südlicht (letzteres wird auch Australlicht genannt) zu verdrängen angefangen. Aus den vergleichenden Zusammenstellungen der Nordlichtserscheinungen von den frühesten Zeiten bis jetzt und in den verschiedensten Theilen der nördlichen Erdhälfte, namentlich durch Fritz für Europa und durch Loomis für Amerika, ergibt sich, daß das N. im allgemeinen zwar in den nördlichen Ländern der kalten und nördlichen gemäßigten Zone am häufigsten vorkommt, seltener in der südlichen oder wärmern gemäßigten Zone (von 45°—23½° nördl. Br.) und noch seltener in den tropischen Gegenden; aber keineswegs sind die Zonen gleich großer Häufigkeit der Nordlichter parallel dem Aequator, und noch viel weniger findet die größte Häufigkeit in der größern Nähe des geographischen Nordpols statt. Vielmehr liegen die Orte, wo man das N. am häufigsten und in seiner intensivsten Entfaltung sieht, in einer Zone von ovaler Form, welche den geographischen und den magnetischen (auf der Halbinsel Boothia Felix in Nordamerika) Nordpol umschließt. Diese Zone erstreckt sich von der Hudsonsbai über Labrador, die Südspitze Grönlands, Island, Finnmarken, das Karische Meer, das nördliche Sibirien, das nördlich von der Beringsstraße gelegene Meer bis wieder zurück zu dem nördlichsten Theil von Nordamerika. Nördlich und südlich von dieser Zone nimmt die Häufigkeit und Intensität des Nordlichts ab, und zwar nach N. zu in stärkerem Grad als nach S. Diese Zone schmiegt sich in charakteristischer Weise der Form der nördlichen Kontinente und der dadurch bedingten Eisgrenze an. Südlich von dieser Zone sieht man das N. in der Regel im Norden (daher der Name N.); aber nördlich von ihr erscheint das N. gewöhnlich im südlichen Theil des Himmels. Innerhalb der jährlichen Periode ist das N. zur Zeit der Aequinoktien (s. d.) am häufigsten und zur Zeit der Solstitien (s. d.) am seltensten. Außerdem hat das N. eine Periode von 10—11 Jahren, in welcher nach sorgfältig angestellten Vergleichen seine Häufigkeit in gleichem Verhältnis mit der Häufigkeit der Sonnenflecke zu- und abnimmt. Dabei drückt sich der periodische Wechsel in den Nordlichtern viel energischer aus als in den Sonnenflecken. Neben dieser elfjährigen Periode zeigen sich noch zwei Perioden von 55½ Jahren und von 222 Jahren, die man in den Nordlichtsverzeichnungen genau verfolgen kann (vgl. H. Fritz, Verzeichnis beobachteter Polarlichter, Wien 1873, und Loomis in Sillimans »American Journal«). Die genaue Beziehung, welche zwischen dem N. und dem Erdmagnetismus besteht, zeigt sich darin, daß das N. sich nach den magnetischen Kraftlinien ordnet und am häufigsten und stärksten auftritt, wenn die magnetischen Instrumente am unruhigsten sind, namentlich wenn die Deklinationsnadel sehr starke und unregelmäßige Schwankungen zeigt, weshalb A. v. Humboldt die Nordlichter ganz passend als magnetische Gewitter bezeichnet hat. Auch diese magnetischen Störungen treten an den verschiedenen Orten gleichzeitig auf, wie die Nordlichter selbst, und sind um so stärker, je intensiver das N. ist; sie zeigen sich auch an Orten, wo das N. selbst nicht sichtbar ist, so daß man aus einer solchen unruhigen Bewegung der Magnetnadel mit Sicherheit auf ein in entfernteren Gegenden sichtbares N. schließen kann. Am unzweifelhaftesten aber ergibt sich die Beziehung des Nordlichts zum Erdmagnetismus aus der Bildung der Nordlichtkrone an dem Punkte des Himmels, nach welchem die magnetische Neigungsnadel hinweist. Das regelmäßig entwickelte N. (wie es oben beschrieben ist) schwebt nämlich als ein breiterer oder schmalerer Ring ungefähr parallel mit der oben erwähnten Zone der größten Häufigkeit der Nordlichter in beträchtlicher Höhe über der Erde. Dieser Ring wird aus Strahlen gebildet, deren Richtung mit der der erdmagnetischen Kraft am Orte des Strahls übereinstimmt. Für den Beobachter an einem Punkte der Erdoberfläche, der weit südlich von diesem Ring liegt, wird nur ein Stück desselben sichtbar werden, und sein höchster Punkt wird in der auf der geographischen Häufigkeitszone lothrechten Richtung sich zeigen, d. h. derjenigen, in welcher der Bogen den magnetischen Meridian schneidet; hinter dem Nordrande des Bogens und unter demselben erblickt man den dunkeln Himmel oder das sogen. dunkle Segment. Befindet sich der Beobachter aber gerade unter einem Theil des Nordlichtrings, so werden die meisten der für ihn sichtbaren Strahlen die Richtung der magnetischen Kraft am Beobachtungsort haben, d. h. einander parallel sein und also nach den Gesetzen der Perspektive in einem Punkte des Himmelsgewölbes zusammenzulaufen scheinen; dies ist die schon erwähnte Krone des Nordlichts und zugleich der Punkt, wohin die magnetische Inklinationsnadel zeigt. Ein Beobachter, der im Norden des Nordlichtrings steht, sieht das N. als einen Bogen auf der südlichen Himmelshälfte. Diese als sicher festgestellten Beziehungen zwischen dem N. und dem Erdmagnetismus beweisen deutlich, daß beide Erscheinungen dieselben Ursachen haben müssen; welche diese aber sind, ist bis jetzt noch eine ungelöste Frage. Den meisten Anklang findet die Erklärung von de la Rive. Nach diesem ist das N. ein wesentlich atmosphärisches Phänomen und hat seinen Ursprung in einer elektrischen Entladung an beiden Polen. Die Dämpfe, welche die höher gelegenen Theile der Atmosphäre erreichen, sind mit +Elektricität beladen, während die Erde —elektrisch bleibt. Die oberen Schichten der Atmosphäre und die Erde sind also gleichsam die beiden Scheiben eines Kondensators, isolirend verbunden durch die niederen Luftschichten. Die Kondensation geht besonders an den Polen vor sich, und sobald das Maximum der Spannkraft erreicht ist, findet die Entladung gleichzeitig an beiden Polen statt.

Nordmann, Johannes (mit seinem Familiennamen ursprünglich Rumpelmaier), österreich. Schriftsteller, geb. 13. März 1820 zu Landersdorf bei Krems in Niederösterreich, studirte zu Wien, wo er in Journalen bereits 1843 als Mitarbeiter auf-

trat. Durch die österreichischen Censurverhältnisse sich beengt fühlend, unternahm er Reisen und verweilte dann längere Zeit in Dresden und in Leipzig, wo er einen Band »Gedichte« (Leipz. 1847) und den Roman: »Aurelie« (das. 1847, 2 Bde) herausgab, nachdem ein »Novellenbuch« (Wien 1846, 2 Bde.; neue Ausg. 1866) schon zuvor von ihm erschienen war. Nach Ausbruch der Revolution von 1848 wieder nach Wien zurückgekehrt, veröffentlichte er auf Grund der Papiere eines zeitweilig aufgehobenen Klosters das Werk: »Die Liguorianer, ihre Konstitution und Korrespondenz« (Wien 1849) und war dann bald als Journalist, bald als Schriftsteller thätig, wie es Nothwendigkeit und Neigung mit sich brachten. Dem Redigiren einer politischen Zeitung: »Die Zeit« (1849), folgte das einer belletristischen: »Der Salon« (1853), später wieder die verantwortliche Redaktion des politischen Journals: »Der Wanderer«, hierauf (1869) Betheiligung an der Redaktion der »Neuen Freien Presse« und (1873) zugleich an der der »Neuen (Wiener) Illustrirten Zeitung«. Zwischen zahlreichen Tagesfeuilletons sowie auch unter nachtheiligen Kämpfen mit einer zeitweilig antiliberalen Preßpolizei waren unterdessen von ihm erschienen: »Ein Jugendleben«, poetische Erzählungen (Wien 1844); »Zwei Frauen«, Roman (das. 1850); »Carrara«, historischer Roman, (anonym, Leipz. 1851, 2 Bde.); »Ein Marschall von Frankreich«, Tragödie (Wien 1857); die Romane »Frühlingsnächte in Salamanca« (Leipz. 1857) und »Ein Wiener Bürger« (Wien 1860). Später folgte: »Meine Sonntage«, ein Wanderbuch (Wien 1868); »Wiener Stadtgeschichten« (das. 1869); »Der zerbrochene Spiegel« (das. 1870) und die epische Dichtung »Eine Römerfahrt« (das. 1876—77, 2 Thle.). N. ist eine poetische Natur, deren voller und abgerundeter Entwickelung die Ungunst der Zeit und Verhältnisse hinderlich war. Immer auf sich selbst zurückgewiesen, entwickeln solche Naturen Eigenheiten oder Ungleichheiten, welche dem Ganzen Eintrag thun, und so geht in Nordmanns achtbarsten Schöpfungen das Schöne neben dem Schroffen her, und nur das Ganze seiner Werke wird noch die Harmonie zum Ausklang bringen.

Nordmark, s. v. w. Nordsachsen.

Nordöstliche Durchfahrt, der Seeweg nördlich längs der Küsten von Europa und Asien und durch die Beringsstraße nach China und Indien; s. Nordpolarexpeditionen.

Nordpol, s. Pol und Magnetismus.

Nordpolarexpeditionen. Die frühesten Nordfahrten waren abenteuerliche Raubzüge; allmählich wurden Handelsinteressen maßgebend und veranlaßten, nach Entdeckung der Südsee (1513), das Aufsuchen einer nordwestlichen Durchfahrt, für einige Zeit auch einer nordöstlichen und direkt nördlichen Durchfahrt, als des kürzesten Seewegs nach China und Indien. Nach drei Jahrhunderten ist die Unbrauchbarkeit derselben für den Handel erwiesen; seit der Zeit der Franklin-Fahrten verfolgen die N. nur noch wissenschaftliche Zwecke, welche jedoch auch für das praktische Leben, direkt z. B. für die wichtige Großfischerei, von Bedeutung sind. Jahrhunderte vor Christo holten phönikische Schiffe das Zinn von Britannien; die früheste Nordfahrt unternahm 334 v. Chr. Pytheas, ein Gelehrter aus Marseille, der wahrscheinlich die Shetlandinseln erreichte. Die Färöer und Island mögen von sturmverschlagenen Fischern und Seefahrern entdeckt sein; 795 siedelten christliche Sendboten nach letzterem über, verließen es aber wieder, wahrscheinlich von den damals Europa in Schrecken setzenden skandinavischen Freibeutern vertrieben. Den Wiking Naddodd führte um 865 ein Sturm nach Island, bald darauf auch Gardar Svafason. Des letztern Bericht reizte einen dritten Wiking, Floki Vilgardsson, zum Besuch der großen Insel. Dauernd besiedelt wurde Island 874 von Ingolf und seinem Schwager Hjorleif, welche sich mit an den englischen Küsten genommener Beute dorthin wandten. Wenige Jahre früher war ein angesehener Normanne, Ohtere, nach O. bis ins Weiße Meer zur Mündung der Dwina gefahren. Bald nach der Besiedelung Islands wurde Gunnbjörn nach einer Inselgruppe an der Ostküste Grönlands, Gunnbjörnsschären, 65° 20′ nördl. Br. verschlagen; nach ihm suchte Snäbjörn dieselben auf und überwinterte dort. Etwa 985 segelte auch der unbändige Erik der Rothe nach den Gunnbjörnsschären, überwinterte an der Ostküste Grönlands, umfuhr dessen Südspitze Kap Farewell und besuchte auch die Westküste. Nach mehreren Jahren kehrte er nach Island zurück und zog dann abermals mit vielen Gefährten nach dem »grünen Land«. Noch vor Ende des 10. Jahrh. erblickte auch Bjarni im W. neue bewaldete Küsten. Leif, der Sohn Eriks, welcher 1000 vom König Olaf Tryggvason mit Missionären nach Grönland gesandt wurde, segelte schon im nächsten Jahr nach dem von Bjarni gesehenen Land und besuchte Helluland (Labrador), Markland (Neufundland oder Neuschottland) und Vinland (wahrscheinlich die Küste des heutigen Massachusetts oder Rhode Island), wo er überwinterte. Nach Leifs Rückkehr (1002) übernahm sein Bruder Thorwald eine Fahrt von Grönland nach jenen Ländern, blieb zwei Jahre dort, wurde dann aber von den Eingebornen (Skrälinger) erschlagen. Wahrscheinlich 1007 segelte Thorfinn, ein isländischer Häuptling, mit seinem Weib Gudrid und vielen Gefährten nach Vinland. Weitere Fahrten nach Vinland werden sagenhaft, doch hörte davon Adam von Bremen (gest. 1076). Nach einem auf der Insel Kingiktorsoak, nördlich von Upernivik, 1824 gefundenen Runenstein waren Erling Sightvatsson, Bjarni Thorthatsson und Eindrid Oddson schon 1135 bis zu 72° 55′ nördl. Br. vorgedrungen. Andere mögen ein Jahrhundert später noch 3 Breitengrade weiter nach N., bis in die Nähe des Lancastersunds, gelangt sein. Zu Anfang des 15. Jahrh. hört die Kunde von Grönland auf; die Kolonien geriethen in Verfall und Vergessenheit, die Ansiedler erlagen Seuchen und den Angriffen der Eskimo. Im Lauf der Zeit, als die Völker Europa's für große Aufgaben reif wurden, hatte man das von den Normannen Entdeckte nochmals zu entdecken. Die Kunde von den Vinlandsfahrten soll schon 1040 mehrere edle Friesen zu einer Reise von der Weser aus nach N. bewogen haben; sie brachten fabelhafte Berichte zurück. Zwei Jahrzehnte nach dieser ersten deutschen Nordfahrt unternahm auch König Harald III. von Norwegen eine solche. 1170 segelte Madoc, Prinz von Wales, nach NW. und erreichte ein unbekanntes Land; von einer zweiten Reise mit zehn Schiffen kehrte er mit den Seinen nicht zurück. Auch die seetüchtigen Basken, die kühnen Walfänger, mögen weit nach NW. gelangt sein. Durch Prinz Heinrich von Portugal angeregt, begannen die Portugiesen im 15. Jahrh. ihre erfolgreichen Entdeckungsfahrten nach S., welche auch andere Unternehmungen zur See anbahnten. 1462 segelte Cortoreale nach NW. und besuchte Neufundland.

Ice Shelf
Ice Shelf
Ice Shelf

Colombo fuhr 1477 von Briſtol nach Island und darüber hinaus, ehe er ſich von Spanien aus direkt nach W. wandte und die Neue Welt entdeckte. Sobald ſein Erfolg bekannt wurde, ſegelten unter königlicher Protektion der Venetianer John Cabot (Gabotto) und ſein Sohn Sebaſtian 1497 von Briſtol im Matthew nach W. und entdeckten die Küſte von Labrador. 1498 unternahm Sebaſtian Cabot eine zweite Reiſe, auf welcher er den nordamerikaniſchen Kontinent bis nach Nordcarolina unterſuchte. Eine dritte Reiſe (1499) führte ihn wahrſcheinlich bis Florida; zu jener Zeit oder ſpäteſtens 1513 kreuzten ſich die engliſchen und ſpaniſchen Entdeckungen an der Oſtküſte Amerika's. 1500 ſegelte Gaspar Cortoreale nach Neufundland und erreichte wahrſcheinlich auch Grönland. Im nächſten Jahr wiederholte er die Fahrt mit zwei Schiffen, verfolgte die amerikaniſche Küſte nach N. und raubte in Labrador 57 Eingeborne, welche ihm als Sklaven gut dünkten. Nur ein Schiff kehrte nach Liſſabon zurück, das andere mit Cortoreale ſelbſt blieb verſchollen. Den Bruder zu ſuchen, ſegelte nun Miguel Cortoreale 1502 von Liſſabon ab, kehrte aber nicht zurück. Der König ſandte 1503 zwei Schiffe erfolglos nach den Verſchollenen aus. Um dieſe Zeit begannen die verſchiedenen Nationen den Fiſchreichthum der Neufundlandbänke auszubeuten. Kaum verbreitete ſich die Kunde von Balboa's Entdeckung der Südſee (1513), welche den bisher für Theile Aſiens gehaltenen Ländern die Bedeutung eines neuen Kontinents gab, ſo entſprang im Kopf Sebaſtian Cabots der Plan, den kürzeſten Weg nach Aſien im N. dieſes neuen Erdtheils zu ſuchen. Er erhielt einige Schiffe unter dem Befehl von Sir Thomas Pert und ſegelte 1517 von England ab. Es gelang ihm nicht, eine nordweſtliche Durchfahrt zu finden; wahrſcheinlich aber entdeckte er die Hudſonsſtraße und den Forkanal. Auch Frankreich ſandte 1524 unter Giovanni Verazzano vier Schiffe vergeblich zu dieſem Zweck aus. Mit nicht beſſerem Erfolg verſuchten es 1525 die Spanier unter Eſteban Gomez und eine Reihe von Seefahrern der verſchiedenen Nationen. Cabot entwarf einen Plan für Aufſuchung der nordöſtlichen Durchfahrt und gewann die Unterſtützung reicher Kaufleute. 1553 wurden Sir Hugh Willoughby, William Gefferſon, Richard Chancelor und Cornelius Durfooth mit drei Fahrzeugen ausgeſandt. Ein Sturm trennte an der norwegiſchen Küſte Chancelors Schiff von den übrigen, welche Nowaja Semlja ſichteten, in Lappland am Eingang zum Weißen Meer überwinterten und ſämmtlich durch Hunger und Kälte umkamen. Chancelor dagegen überwinterte glücklich im Weißen Meer, ging über Land bis Moskau zum Zaren und kehrte 1554 nach England zurück. Die vereinigten Kaufleute wurden nun als ſogen. »Muscovy Company« anerkannt und ſandten 1556 Stephen Burrough nach dem Ob und zum Verſuch einer nordöſtlichen Durchfahrt, Chancelor aber wieder zum Weißen Meer. Burrough beſuchte die Petſchoramündung und entdeckte und befuhr die Karaſtraße. 1580 verfolgten den gleichen Zweck, von England ausſegelnd, Pet und Jackman; ſie entdeckten die Jugorſtraße und befuhren das Kariſche Meer. Unterdeſſen war 1576 Frobiſher von England mit drei Schiffen nach NW. geſegelt, um Cabots Entdeckungen weiter zu führen, fand aber nur die nach ihm benannte Bai und neue Landſtrecken (Meta Incognita) im N. der Hudſonsſtraße; er entführte einen Eskimo ſammt Kajak nach England. Da man in einem Stück mitgebrachten ſchwarzen Geſteins Gold zu ſehen glaubte, wurde, um mehr davon zu holen, Frobiſher 1577 abermals mit drei Schiffen ausgeſandt und im nächſten Jahr wieder mit 15 Fahrzeugen und vielen Handwerkern. Die Expeditionen waren verfehlt, das vermeintliche Golderz werthlos. 1585 ſegelten Davis und Briton von England ab, ſichteten Grönland, das ſie Deſolationland nannten, und ankerten an der Weſtküſte im Gilbertſund, dem heutigen Godthaab. Die Davisſtraße kreuzend, erreichten ſie neues Land unter 66° 40′ nördl. Br., verfolgten es ſüdwärts, befuhren den Cumberlandſund, mußten aber wegen Nebel und Stürme nach England zurückkehren. Im nächſten Jahr mit vier Schiffen ausſegelnd, machte Davis keine neuen Entdeckungen; 1587 jedoch erreichte er 72° 12′ nördl. Br. und fuhr dann an den weſtlichen Küſten nach S. Die Holländer, eiferſüchtig auf England, ſandten 1594 drei Schiffe unter Nai, Yobrantzoon und William Barent (Barentzoon) nach der Nordoſtpaſſage aus. Die erſteren beiden fuhren durch die Kara- und Jugorſtraße bis ins Kariſche Meer, letzterer ſegelte an der Weſtküſte Nowaja Semlja's bis zur äußerſten Nordoſtſpitze der Inſel. 1596 verſuchten Heemskerk, Rijp und Barent den nördlichen Weg, entdeckten die Bäreninſel und Spitzbergen und umfuhren letzteres durch die Hinlopenſtraße über N. nach W. und S. Barent ſegelte dann nach Nowaja Semlja, umfuhr das Nordoſtende ſüdwärts und fror im Eishafen ein. Nach Ueberwinterung das Schiff verlaſſend, ſtarben Barent und einige der Matroſen während der Rückfahrt. Als die Engländer zu Anfang des 17. Jahrh. die Entdeckungsfahrten wieder aufnahmen, ſandten auch die Dänen 1605—1607 drei Expeditionen zur Aufſuchung der verſchollenen Kolonien in Weſtgrönland aus, ohne jedoch die räumliche Kenntnis von dieſem Land zu erweitern. Verſchiedene Male wurden von dieſen und auch anderen Seefahrern Eingeborne geraubt und dieſe dadurch zu einer feindſeligen Haltung gegen die Europäer gereizt. Im Auftrag der engliſchen »Muscovy Company« verſuchte Henry Hudſon 1607 eine nördliche Durchfahrt. Zwiſchen Grönland und Spitzbergen vordringend, wurde er vom Eis aufgehalten und ſichtete in 80° nördl. Br. fernes Land. Ihm folgte 1610 Poole, von derſelben Geſellſchaft ausgeſendet, entdeckte Steinkohlen auf Spitzbergen und regte durch weitere Fahrten zur Großfiſcherei an. Engländer, Holländer, Dänen, ſpäter auch die Hamburger beuteten die Gewäſſer um Spitzbergen aus und erſchienen bald ſogar mit Kriegsſchiffen, um ihre Rechte mit Kanonen zu vertreten. 1630 überwinterten acht Engländer glücklich auf Spitzbergen. Die Holländer ſetzten eine Belohnung aus, um ihre Leute zu einem gleichen Verſuch und endlich zu dauernder Niederlaſſung zu bewegen. 1633 überwinterten ſieben Holländer erfolgreich auf Spitzbergen, während ſieben andere auf Jan Mayen am Skorbut ſtarben. Dasſelbe Schickſal traf 1634 ſieben Holländer auf Spitzbergen.

Von der Holländiſch-Oſtindiſchen Geſellſchaft wahrſcheinlich für die Nordoſtpaſſage ausgerüſtet, ſegelte Hudſon 1609 direkt nach W., lief in den nach ihm benannten Fluß ein und verkehrte mit den Indianern auf der Inſel, welche das heutige New York trägt. 1610 fuhr er im Dienſt engliſcher Kaufleute, im Widerſpruch mit ſeiner Inſtruktion, abermals nach W., entdeckte die Hudſonsſtraße und Hudſonsbai und überwinterte im ſüdöſtlichen Theil derſelben, in der Jamesbai. Von ſeiner Mannſchaft mit acht anderen in einem offenen Boot ausgeſetzt, blieb er verſchollen.

Sein Schicksal aufzuklären, wurden 1612 von England Button und Ingram mit zwei Schiffen ausgesandt; dieselben umfuhren fast die ganze Hudsonsbai. 1615 rüsteten die Engländer Bylot aus, mit dem Baffin als Steuermann fuhr. Diese segelten in der Hudsonsstraße nach NW., entdeckten die vielen dort befindlichen Inseln, folgten der Küste der Insel Southampton im S. des Forkanals bis zur Frozenstraße, wurden aber hier vom Eise zur Umkehr genöthigt. An der Westküste Grönlands in der Baffinsbai vordringend, erreichten Bylot und Baffin 1616 Kap Digges (76° 35′ nördl. Br.), den Wolstenholmsund und den Walsund (77° 30′ nördl. Br.), entdeckten die Hakluytinsel und den durch Eis verstopften Smithsund. Diese höchste von ihnen erreichte Breite ist seit jener Zeit an dieser Stelle nur sechsmal von den bestausgerüsteten, theilweise mit Dampfkraft versehenen Expeditionen überschritten worden. Sich westlich haltend, entdeckten Bylot und Baffin die Carreyinseln (76° 40′ nördl. Br.) und den Jones- und Lancastersund, konnten aber hier nicht eindringen. Die weiteren Unternehmungen zur See bis zu Ende des 18. Jahrh. haben in dieser Richtung nur geringe Erfolge aufzuweisen. Die Hudsonsbai wurde genauer untersucht, einige der dorthin gesandten Expeditionen fanden aber ein trauriges Ende. Der Walfischfang nahm in den neu erschlossenen Gewässern einen großartigen Aufschwung, und die vielen dabei beschäftigten Seeleute verbreiteten eine allgemeinere Kenntnis der Polarregionen. 1721 gründete der Prediger Hans Egede die jetzigen dänischen Niederlassungen an der Westküste Grönlands. Das englische Parlament setzte 1743 einen Preis von 20,000 Pfd. Sterl. aus auf Entdeckung der Nordwestpassage. Beamte der 1670 gegründeten Hudsonsbaikompagnie erschlossen auf Landreisen große Strecken des nordamerikanischen Kontinents. 1770 erforschte Hearne das Gebiet des Artillery- und Athmer Sees, erreichte den Kupferminenfluß und verfolgte ihn bis zu seiner Mündung. Ein Beamter der neu gegründeten Nordwestkompagnie, Mackenzie, erforschte, vom Athapascasee ausgehend, 1789 weite Strecken des unbekannten Westens und entdeckte den nach ihm benannten Fluß, den er bis zum Meer befuhr. 1792—93 ging er direkt westwärts bis zum Stillen Ocean; er war der erste Europäer, welcher die Felsengebirge überschritt und den Kontinent im N. kreuzte.

Ueber ein Jahrhundert früher hatten schon die Russen begonnen, auf Landreisen das nördliche Asien zu erschließen. 1630 erreichten mit dem Eintreiben von Tribut beauftragte Kosaken vom Jenissei die Lena; 1636 verfolgte Busa dieselbe bis zur Mündung und entdeckte zwei Jahre später die Jana, während zu derselben Zeit Ivanojo bis zur Indigirka vordrang. 1644 gelangte Stadutschin bis zur Kolyma, und von dieser ausgehend fuhr Deschnew 1648 in Segelbooten an der Küste nach O. bis zur Beringsstraße und landete in der Anadyrbai. 1728 segelte Bering, ein in russischem Dienste stehender Däne, von Kamtschatka aus an der asiatischen Küste nordwärts bis zum Kap Serdze; die östliche Begrenzung der Beringsstraße, die amerikanische Küste, entdeckte erst Gwosdew 1730. Bering segelte 1741 abermals von Ochotsk aus nach N., wandte sich nach Passiren der Straße ostwärts und untersuchte die amerikanische Küste bis zum 69.° nördl. Br. Früher schon, 1735, war Prontschitschew von Jakutsk aus an die Lenamündung gefahren und gelangte, westwärts reisend, im nächsten Jahr bis nach Kap Thaddäus unter ca. 77° nördl. Br. Ihm folgte 1739 Laptew, der ebenfalls bis zum Kap Thaddäus und über Land westwärts bis zum Kap Taimyr kam. Auf weiteren Expeditionen umwanderte sein Steuermann Tscheljuskin das nach ihm benannte Kap, die nördlichste Spitze des Festlandes von Asien. Boschkin segelte 1760 durch die Karastraße nach der Ostküste von Nowaja Semlja und vollendete die Umschiffung desselben nach zweimaliger Ueberwinterung. Rosmuislow überwinterte 1768 in Matotschkin Schar und wies nach, daß Nowaja Semlja nicht aus einer einzigen Insel bestehe. Im Gebiet zwischen der Lena und Indigirka handelnd, hörte der Kaufmann Liakow (Lächow) von Land im N., sah auch Renthiere von dort nach dem Festland wandern und entdeckte 1770, von Svätoi Nos mit Schlitten ausgehend, die nach ihm benannte Insel, drei Jahre später auch Maloi und sah noch nördlicher anderes Land, Kotelnoi. Ihm folgte 1805 Sannikow und entdeckte Fadejewskoi, 1806 fand Sirowatskoj die Insel Neusibirien. Leutnant Anjou bestimmte 1823 die Lage und Größe dieser neusibirischen Inseln genauer, während Wrangell 1820—23 mit Schlitten von verschiedenen Küstenpunkten aus über das gefrorne Meer fuhr, um im Auftrag der russischen Regierung ein sagenhaftes Land im N. zu suchen. Seine äußerste Polhöhe von 72° erreichte er unter 166° westl. L. v. Gr. und befand sich zu weit westlich von dem später entdeckten und nach ihm benannten Land, an dessen Existenz er nicht glaubte. Schon früher, 1778, war der berühmte Seefahrer Cook durch die Beringsstraße gesegelt, hatte seine höchste Breite, 70° 44′, unter 161° 36′ westl. L. v. Gr. erreicht, sich dann, überall auf Eis treffend, nach W. gewandt und die asiatische Küste am Kap Nord (69° nördl. Br.) berührt. Der ihm im Kommando folgende Clerke erreichte bei einer Nordfahrt 1779 nur 70° 30′ nördl. Br. Cook sowohl als Clerke hielten es nach ihren Erfahrungen für unmöglich, eine Nordwestpassage durch das Eis zu erzwingen. Kotzebue, welchen der Dichter Chamisso begleitete, versuchte 1816—17, mit einem russischen Schiff durch die Beringsstraße nach N. zu gehen, erreichte aber nicht die Breiten seiner Vorgänger. Der Engländer Beechey dagegen, welcher 1825 im Blossom dorthin dem über Land vordringenden Franklin entgegengesandt wurde, konnte verhältnismäßig leicht an der amerikanischen Küste bis zur Barrowspitze (154° westl. L. v. Gr.) segeln.

Seit Cooks Reise stockte in England das Bestreben, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden; die für Lösung der Frage ausgesetzte große Belohnung war zurückgenommen worden. Der Walfischfänger Scoresby nahm 1806 die Ostküste Grönlands von 75°—69° nördl. Br. auf. An derselben Küste unter 74° 30′ nördl. Br. führte auch Sabine mit Clavering im Griper 1823 seine berühmten Pendelversuche aus. Der Däne Graah fuhr in Booten von den dänischen Kolonien um Kap Farewell und untersuchte ebenfalls die Ostküste 1828—30. Parry erreichte 1827 im N. von Spitzbergen mit Booten und Schlitten eine höchste Breite von 82° 40′, fand aber, daß das Eis unter ihm schneller nach S. trieb, als er in entgegengesetzter Richtung vorwärts gelangte. Wieder richteten sich die Hauptanstrengungen nach NW., führten endlich zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt und erschlossen die Inselwelt im N. des amerikanischen Kontinents. Bis zur Aufklärung des Schicksals Franklins und seiner Gefährten (1859) wurden in diesem Jahrhundert 48mal Schiffe (darunter

dreimal amerikaniſche) und achtmal Landexpeditionen mit Booten und Schlitten nach jenem Theil des Eismeers ausgeſandt. Während frühere Forſchungsreiſen vorzugsweiſe von Geſellſchaften unternommen wurden, nahm nun die engliſche Regierung überwiegenden Antheil daran. Als 1816—17 ſehr günſtige Berichte über die Eisverhältniſſe des Nordweſtens einliefen (Eismaſſen waren in jener Zeit nach S. bis zur Breite von Cuba getrieben), regte Barrow zu neuen Expeditionen an. John Roß und Parry ſegelten ſchon 1818 von England ab, kehrten aber, da Roß als Höchſtkommandirender es anordnete, ohne beſondere Erfolge nach England zurück. In demſelben Jahr ſetzte die engliſche Regierung wieder einen Preis von 20,000 Pfd. Sterl. für den alten Zweck aus. Da man Grund hatte, mit Roß unzufrieden zu ſein, wurde Parry 1819 mit der Führung einer neuen Expedition betraut, beſtehend aus den Fahrzeugen Hecla und Griper, welch letzterer von Liddon geführt wurde. Sie erſchloſſen den Lancaſterſund, den ſüdwärts ſich öffnenden Prince Regent Inlet, fuhren dann wieder weſtwärts durch die Barrowſtraße und bis zur Melvilleinſel, wo ſie im Winterhafen (74° 47′ nördl. Br. und 110° 48′ weſtl. L. v. Gr.) einfroren. Auf ihrer epochemachenden Fahrt entdeckten ſie eine Reihe der nördlichen Inſeln und Kanäle und vervollſtändigten die Kenntnis jener Regionen durch eine Reihe von Schlittenpartien im nächſten Frühjahr. Fern im S. ſah man auch Banksland. Nach einer glücklichen Ueberwinterung kehrte die Expedition wohlbehalten heim. 1820 unternahmen Franklin, Richardſon, Hood, Back, Hepburn eine Reiſe von Fort York (im SW. der Hudſonsbai) aus, überwinterten, von Jagdbeute lebend, am obern Kupferminenfluß, wo ſie ein Blockhaus (jetzt Fort Enterprise) erbauten, und fuhren im nächſten Jahr den Fluß hinab. Sie erforſchten den Coronationgolf, Bathurſt Inlet und den Eingang zur Deaſeſtraße. Parry und Lyon ſegelten mit den Schiffen Fury und Hecla 1821 nach der Hudſonsſtraße, liefen nordweſtlich in die Frozenſtraße, die ſie von Eis verſtopft fanden, und überwinterten nördlich davon in Lyon's Inlet, an der Weſtſeite des Forkanals. Vielfach mit Eskimo verkehrend, von einer alten Frau ſich eine Karte aufzeichnen laſſend, entdeckten ſie, deren Angaben folgend, 1822 im N. des Forkanals die Fury- und Heclaſtraße, überwinterten dort nochmals und konnten erſt im nächſten Jahr ſich aus dem Eis befreien und nach England zurückkehren. 1824 ſegelte Parry mit Hoppner abermals in den Schiffen Fury und Hecla ab, ging durch den Lancaſterſund nach Prince Regent Inlet, überwinterte im Port Bowen (73° 11′ nördl. Br. und 89° 2′ weſtl. L. v. Gr.), verlor die Fury durch das Eis und fuhr mit allen Betheiligten in der Hecla heim. Franklin, Richardſon, Back, Kendall und Drummond fuhren 1826 den Mackenzieſluß hinab und nahmen die Küſten weſtwärts bis 148° 52′ weſtl. L. v. Gr. und oſtwärts bis zum Kupferminenfluß auf. Zwei Jahre ſpäter zog die engliſche Regierung den für Entdeckung der Nordweſtpaſſage ausgeſetzten Preis wieder zurück. Mit dem Raddampfer Victory (Dampf zum erſtenmal im Dienſt arktiſcher Forſchung) befuhr John Roß 1829 den Lancaſterſund und Prince Regent Inlet und mußte dort an der Küſte von Boothia Felix unter 69° 59′ nördl. Br. und 92° weſtl. L. v. Gr. zwei Winter aushalten. Auf mehreren Schlittenreiſen erforſchte ſein Neffe James Clarke Roß 1830 die Küſten bis zu King Williamland im SW. und entdeckte 1831 den damaligen magnetiſchen Pol unter 70° 5′ nördl. Br. und 96° 46′ weſtl. L. v. Gr. 1832 wurde die Victory verlaſſen; die Seefahrer mußten aber noch einen dritten Winter in Prince Regent Inlet mit den von Parry vorbedächtig gelandeten Vorräthen der Fury überſtehen, ehe ſie 1833 von einem im Lancaſterſund glücklich angetroffenen Schiff nach England zurückgebracht wurden. Bald nachdem Parry ſeine erfolgreiche Fahrt ausgeführt hatte, drangen auch die Walfiſchfänger regelmäßig in die neu erſchloſſenen Gewäſſer vor. Die Gefahren der Eisfahrt waren aber ſo groß, daß 1820—50 über 200 Schiffe daſelbſt zu Grunde gingen. Da man um Roß' Schickſal in England ſehr beſorgt war, erbot ſich Back, ihn aufzuſuchen, und gelangte 1833—34 den Großen Fiſchfluß (Backfluß) hinab, konnte aber auf dem eisbedeckten Meeresarm nur bis zur Ogleſpitze vordringen. Eine Fahrt, die Back 1836 mit dem Terror unternahm, endete in gewaltigen Treibeismaſſen der Hudſonsſtraße, die ihn für einen Winter feſthielten und ſein Schiff ſo beſchädigten, daß er daſſelbe, nach einer ſtürmiſchen Heimreiſe, an der Nordküſte Irlands auf den Strand laufen ließ, um es vor dem Sinken zu retten. 1837 fuhren Deaſe und Simpſon den Mackenzie hinab, und letzterer erreichte, die letzte Strecke nach W. zu Fuß zurücklegend, die Barrowſpitze, in dieſer Richtung ihre Küſtenvermeſſung mit derjenigen verbindend, welche die aus der Beringsſtraße vorgedrungenen Seefahrer gemacht hatten. 1838—39 gingen dieſelben den Kupferminenfluß hinab, durchfuhren die Deaſeſtraße, berührten Backs fernſten Punkt, die Ogleſpitze, und vollendeten die Küſtenaufnahme, indem ſie auch noch öſtlich bis 93° 7′ weſtl. L. v. Gr. unter 68° 30′ nördl. Br. vordrangen und an der Küſte von King Williamland und Victorialand zum Kupferminenfluſſe zurückkehrten. 1838 erforſchte ein Walfiſchfänger, Lee, den Jonesſund bis 87° 30′ weſtl. L. v. Gr. Die Schiffe Erebus und Terror, beſonders für die Eisfahrt und mit Proviant für drei Jahre ausgerüſtet, mit Dampfmaſchinen und ausheb baren Propellern verſehen, wurden 1845 Sir John Franklin und Francis Richard Crozier zur Aufſuchung der Nordweſtpaſſage überwieſen. In der Baffinsbai wurde die Expedition, 129 Köpfe ſtark, 26. Juli zum letztenmal von einem Walfiſchfänger angetroffen; ſeit jener Zeit hat man weder eins der Schiffe, noch einen lebenden Mann von denſelben wieder geſehen. Nach zahlreichen vergeblichen Expeditionen wurde ihr Schickſal durch Mac Clintock 1859 vollſtändig aufgehellt. Franklin überwinterte 1845—46 im NW. des Lancaſterſunds auf der kleinen Beecheyinſel. Nach einer Umfahrung der Cornwallisinſel ſegelte er ſüdwärts, wahrſcheinlich durch den Peelſund und die Franklinſtraße, und ſah ſeine Schiffe unfern der Nordweſtküſte vom King Williamland im September 1846 vom Eiſe beſetzt; dort ſtarb Franklin 11. Juni 1847 (ſ. Franklin 2). Während Franklins Expedition noch thätig war, 1846, erforſchte Rae im Auftrag der Hudſonsbaikompagnie auf einer Landreiſe die Repulſebai, Melvillehalbinſel und den ſüdweſtlichen Theil des Boothiagolfs ſowie 1847 die Committeebai bis zur Fury- und Heclaſtraße. Als man bis zu Ende dieſes Jahrs keine Kunde von Franklin erhielt, ſandte England 1848 vier Expeditionen aus: Moore mit dem Plover und Kellett mit dem Herald nach der Beringsſtraße, Richardſon und Rae über Land, Roß und Bird mit der Enterpriſe und dem Inveſtigator nach der Barrowſtraße. Roß und Bird überwinterten auf der Leopoldinſel im W. des Lancaſterſunds, ihre zahlreichen Schlittenexpeditionen blieben aber reſultatlos; im

Herbſt 1849 trieben die im Eiſe ſtecken gebliebenen Schiffe mit dieſem bis in die Baffinsbai. Moore und Kellett erreichten in demſelben Jahr nördlich der Beringsſtraße im Eis eine höchſte Breite von 72° 51′ unter 163° 48′ weſtl. L. v. Gr. Kellett entdeckte dann weiter weſtlich die Heraldinſel und ſah von fern Wrangellland. Die Regierung ſetzte 20,000 Pfd. Sterl. aus für Rettung der Ueberlebenden, und Lady Franklin erhöhte ihre Belohnung auf 3000 Pfd. Sterl. 1850 wurden großartige Anſtrengungen gemacht: Collinſon und Mac Clure ſegelten mit Enterpriſe und Inveſtigator nach der Beringsſtraße, Penny und Stewart nach dem Wellingtonkanal, Auſtin, Ommaney, Osborn und Cator ſowie auch de Haven und Griffin (amerikaniſche Grinnell-Expedition), ferner John Roß und Phillips nach der Barrowſtraße, Forſyth nach Prinz Regent Inlet, Pullen ging über Land; zwei der Schiffe waren mit Dampfkraft verſehen. Umfaſſende Vorkehrungen waren getroffen, um den Verſchollenen Kunde zu geben: Kupfercylinder und Flaſchen mit Depeſchen wurden ausgeworfen, letztere auch in metallenen Halsbändern gefangenen Füchſen umgehängt und dieſe dann freigelaſſen, Felswände wurden beſchrieben, Signalſtangen aufgerichtet, kleine Luftballons zum Verbreiten von Benachrichtigungen verwandt; jedoch vergeblich. Penny entdeckte die Winterquartiere Franklins (1845—46) auf der Beecheyinſel; das peinlichſte Suchen nach irgend welchen Andeutungen über weitere Pläne der Verunglückten förderte nicht den geringſten Anhalt zu Tage. Im nächſten Frühjahr wurden durch zahlreiche Schlittenpartien nach verſchiedenen Richtungen neue Gegenden erſchloſſen, der Hauptzweck jedoch nicht erreicht. Einige Schiffe kehrten 1851 nach der Heimat zurück, während Rae über Land und Kennedy zu Schiff nach Prince Regent Inlet ausgeſandt wurden. 1852 ſegelten von England Belcher und Osborn nach dem Wellingtonkanal, Kellett und Mac Clintock nach der Melvilleinſel, Pullen zur Beecheyinſel, Inglefield nach Smith- und Jonesſund. Kellett und Mac Clintock erreichten glücklich die Melvilleinſel und fanden dort ein Dokument von Mac Clure, welches die endliche Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt konſtatirte. Mac Clure war 1850 durch die Beringsſtraße gegangen, oſtwärts geſegelt, hatte Banksland entdeckt, in der Prince of Wales-Straße überwintert, war dann erſt zurück und darauf im W. von Banksland nach N. in die Banksſtraße und in dieſer nach O. vorgedrungen, bis ihn das Eis nöthigte, in der Bai of Mercy (74° nördl. Br. und 118° weſtl. v. Gr.) zu überwintern. Da keine Hoffnung war, das Schiff Inveſtigator zu retten, gingen Mac Clure und die Seinen 1853 zu Fuß die kurze Strecke übers Eis nach der Melvilleinſel zu Kelletts Schiffen und vollendeten ſo die Nordweſtpaſſage als die einzigen, denen dies gelungen. 1854 konnte man Kelletts Schiffe Reſolute und Intrepid jedoch nicht aus dem Eiſe freimachen und mußte auch dieſe verlaſſen. Nach oſtwärts, zur Beecheyinſel marſchirend, ſahen ſich die abziehenden Seefahrer dort durch Belcher und Osborn und deren Leute verſtärkt, welche ebenfalls auf Ordre der Admiralität ihre Schiffe Aſſiſtance und Pioneer im Eiſe des Wellingtonkanals zurückgelaſſen hatten. Um dieſe Zeit war Inglefield von England mit der Iſabel eingetroffen, und an Bord dieſer und des North Star kehrte die Beſatzung der verlaſſenen fünf Schiffe nach der Heimat zurück. Collinſon, welcher, wie Mac Clure, durch die Beringsſtraße geſegelt war, hielt ſich an der Nordküſte des Feſtlandes und gelangte mit ſeinem Schiff 1850—53 durch die Dolphin- und Unionſtraße und den Coronationgolf bis zur Deaſeſtraße; zurückkehrend, mußte er nochmals überwintern und erreichte 1855 glücklich England wieder. Dieſe zahlreichen Expeditionen hatten nun alle Theile des Archipels durchforſcht bis auf Franklins Unglücksſtätte, die Nordweſtküſte von King Williamland. Die Regierung erklärte 31. März 1854 die Mitglieder der Franklin-Expedition für todt, doch beruhigte man ſich nicht dabei. Lady Franklin ſandte noch verſchiedene Expeditionen aus; auch die Amerikaner Grinnell und Peabody rüſteten nochmals die Advance aus, mit welcher Kane (ein Begleiter de Havens) 1853 nach dem Smithſund ſegelte; dort glaubte man Franklins Schickſal entſchleiern zu können. An der Oſtküſte des Sundes, in der Renſſelaerbai (78° 37′ nördl. Br.), mußte Kane überwintern und endlich 1855 ſein Schiff im Eiſe verlaſſen. Durch Schlittenreiſen wurden von dieſer Expedition das Kanebaſſin und nördlichere Gegenden bis zu 80° Breite erforſcht. In den Jahren 1853—54 erhielt Rae, welcher im Auftrag der Hudſonsbaikompagnie Ländereien im S. des Boothiagolfs vermeſſen ſollte, die erſten Nachrichten über Franklins Schickſal von den Eskimo. Infolge ſeines Berichts wurden Anderſon und Stewart 1855 nach der Mündung des Großen Fiſchfluſſes ausgeſandt und fanden genügende Beweiſe, daß ein Theil von Franklins Leuten wirklich bis dorthin gelangt, aber dem Hunger und der Kälte erlegen war. Lady Franklin und ihre Freunde rüſteten nun den kleinen Dampfer For aus und übergaben Mac Clintock die Führung. Der For ſegelte 1857 ab, wurde in der Baffinsbai vom Eiſe beſetzt und trieb mit dieſem umher, bis er 1858 frei wurde, ging dann durch den Lancaſterſund nach Prince Regent Inlet und überwinterte in der Bellotſtraße. Die im Frühjahr 1859 unternommenen Schlittenreiſen führten Mac Clintock und Hobſon nach King Williamland und entſchleierten endlich vollſtändig das Schickſal der Franklin-Expedition. Durch die Franklinſucher war die nordweſtliche Durchfahrt gefunden, aber als durchaus unbrauchbar erkannt worden; alle ſpäteren Expeditionen erſtrebten eine wiſſenſchaftliche Erforſchung der Polarregionen und als Endziel die Erreichung des Nordpols. 1860 ſegelte eine amerikaniſche Expedition unter Hayes im Schooner United States nach Smithſund und überwinterte, vom Eiſe hart bedrängt, an der Oſtſeite desſelben im Port Foulke (78° 17′ nördl. Br.). Hayes drang in demſelben Jahr noch ca. 70 Seemeilen in das Innere Grönlands vor; im nächſten Jahr kreuzte er den Sund mit Schlitten nach der Weſtküſte von Ellesmereland, folgte dieſer nordwärts bis Grinnellland und erreichte ſeine höchſte Breite, Kap Lieber, unter 81° 35′. Er kehrte 1861 mit ſeinem Schiff glücklich nach Boſton zurück. Eine andere amerikaniſche Expedition unter Hall (welcher ſchon 1860—62 und 1864—69 bei den Eskimo im N. der Hudſonsſtraße und der Baffinsbai gelebt hatte) ſegelte 1871 in dem Dampfer Polaris nach dem Smithſund, fand ihn eisfrei und fuhr ohne Hindernis durch den Robeſonkanal bis 82° 16′ nördl. Br., wo Eismaſſen Halt geboten. Hall, zur Ueberwinterung an der Oſtküſte des neu erſchloſſenen Meeresarms im Thank God-Hafen (81° 38′ nördl. Br.) gezwungen, ſtarb daſelbſt 8. Nov. 1871. Im nächſten Jahr verſuchte man den Rückweg, wurde aber unter ca. 80° nördl. Br. vom Eiſe beſetzt und mit dieſem umhergetrieben. Da der Druck

der Schollen die Polaris zu zertrümmern drohte, schaffte man Vorräthe auf das Eis; dieses trennte sich jedoch plötzlich in der Nacht vom 15.—16. Okt. vom Schiff und führte 19 Personen mit sich hinweg, welche nun auf der Scholle bis zum 30. April 1873 nach S. drifteten, an welchem Tag sie unter 53° 35′ nördl. Br. vom Dampfer Tigreß aufgenommen wurden. Die 14 anderen an Bord der Polaris Zurückgebliebenen mußten ihr schwer beschädigtes Schiff am nächsten Tag unfern Hayes' früherem Zufluchtsort auf den Strand laufen lassen, überwinterten dort und wurden, nachdem sie in Booten südwärts bis zur Melvillebai gefahren waren, von einem Walfischfänger aufgenommen. Die letzte und bestausgerüstete Expedition in dieser Richtung sandten die Engländer aus. 1875 segelten die Dampfer Alert und Discovery unter Nares und Stephenson durch den Smithsund und Kennedykanal; Discovery überwinterte an der Westküste am Eingang des Robesonkanals unter 81° 45′, Alert jenseit desselben unter 82° 27′ nördl. Br. Dort breitete sich nordwärts ein mit sehr schwerem Eis bedecktes Meer aus. Auf Schlittenreisen wurde der nördlichste Punkt unter 83° 20′ erreicht, ein Theil der Westküste Grönlands aufgenommen und im NO. Kap Britannia (ca. 82° 54′) gesichtet und Grantland nach W. hin untersucht, sein nördlichster Punkt, Kap Columbia, zu 83° 7′ nördl. Br. und 70° 30′ westl. L. v. Gr. bestimmt. Weiter westlich tritt die Küste zurück und biegt endlich nach SW. ab. Nach schwieriger Eisfahrt kehrte die Expedition 1876 nach England zurück. Nares ist der Ansicht, daß der Nordpol auf diesem Weg nicht zu erreichen ist. — Südlich der Beringsstraße führte Long, einer der Walfischfänger, welche alljährlich dorthin segeln, 1867 eine glückliche Fahrt zwischen der sibirischen Küste und Wrangelland aus und bestimmte die Südküste des letztern. In dem Eismeer zwischen der Ostküste Grönlands und Nowaja Semlja tummeln sich alljährlich viele Walfischfänger und Robbenschläger, welche die Kenntnis von den Polarregionen stetig erweitern. Eine ganze Reihe von Fachgelehrten verfolgte in in diesen Gewässern seit einem Jahrzehnt ihre Forschungen; Schweden sandte mehrere wissenschaftliche Expeditionen zu Untersuchungen aus. Der rastlosen Thätigkeit Petermanns gelang es, erfolgreich auch in Deutschland zu Polarforschungen anzuregen. Die erste deutsche Expedition unter Werner (1865) erlitt schon beim Aussegeln Havarie. 1868 führte Koldewey die zweite glücklicher aus, kam im kleinen Segelschiff Grönland westlich von Spitzbergen zu einer höchsten Breite von 80° 30′, konnte dagegen sein Ziel, die grönländische Ostküste, des Eises wegen nicht erreichen. 1869 ging die dritte deutsche Expedition ab: Koldewey und Hegemann im Dampfer Germania und Segelschiff Hansa. Vor der Ostküste Grönlands wurden die Fahrzeuge im Eise getrennt; die Hansa wurde besetzt, endlich zerdrückt, ihre Mannschaft driftete den ganzen Winter hindurch auf einer Scholle von 71° bis zu 61° nördl. Br. und rettete sich endlich in Booten nach den grönländischen Kolonien. Die Germania fuhr an der Küste bis zu 75° 31′ nördl. Br. und überwinterte an der Sabineinsel. Auf Schlitten wurde die Küste bis 77° 1′ nördl. Br. untersucht, der Franz-Joseph-Fjord und alpengleiche Gebirge entdeckt und außerordentlich werthvolles Material für die Wissenschaft gesammelt. 1870 kehrte die Expedition glücklich zurück. Zwei Jahre später (1872) segelte die österreichisch-ungarische Expedition, Weyprecht und Payer, im Dampfer Tegetthof nach Nowaja Semlja, trieb von dort mit dem Eise nach N. und erkannte Kaiser Franz-Joseph-Land als einen ausgedehnten Länderkomplex. Das Schiff 1874 verlassend, wurden die Seefahrer nach einem höchst schwierigen Rückzug von russischen Fangschiffern gerettet. Die mit bewundernswerther Ausdauer ebenso vortrefflich als vielseitig durchgeführten Beobachtungen haben die Wissenschaft im höchsten Maß bereichert. S. Karte »Nordpolarländer«.

Eine eingehende Prüfung des Verlaufs aller N. läßt erkennen, daß die Erfolge derselben sehr vom Zufall abhängen, d. h. besonders von Strömungen und Winden, welche die Vertheilung der Eismassen bedingen und oft sehr rasche Veränderungen in der Lage derselben bewirken, so daß ein Fahrzeug dort vor undurchdringlichem Eise zurückweichen muß, wo ein anderes wenige Tage später freies Fahrwasser findet. Durch fortgesetzte Unternehmungen wird endlich der Pol erreicht werden, während Expeditionen, denen dies nicht gelingt, doch immer das Wichtigste fördern werden: wissenschaftliche Erkenntnis. Vgl. außer den speciellen Reisewerken: Barrow, Chronological history of voyages into the arctic regions (2. Aufl., Lond. 1846); Richardson, Polar regions (das. 1861); Sbillinglaw, Narrative of arctic discovery (neue Ausg., das. 1851); Brandes, Sir John Franklin, die Unternehmungen für seine Rettung und die nordwestliche Durchfahrt (Berl. 1854); die zahlreichen Berichte in Petermanns »Mittheilungen«; Peschel, Geschichte der Erdkunde (2. Aufl., Münch. 1877); Pechuel-Loesche, Geschichte der Nordfahrten (in »Aus allen Welttheilen«, Jahrg. 3—5, Leipz. 1873—75); Markham, The threshold of the unknown region (4. Aufl., Lond. 1876); D. Murray Smith, Arctic expeditions from British and foreign shores (das. 1875—77, 3 Bde.); Lindeman und Finsch, Die zweite deutsche Nordpolfahrt (Leipz. 1875); Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition (Wien 1876); Weyprecht, Die Nordpolexpeditionen der Zukunft (das. 1876).

Nordpolarländer, die innerhalb des Polarkreises gelegenen Länder, sowohl die den Festlandsmassen angehörigen, als die von ihnen abgetrennten Inseln. Vom europäischen Festland gehören folglich dazu: Lappland und ein Theil Nordrußlands, vom asiatischen das ganze nördliche Sibirien, vom amerikanischen das ganze vom Arktischen Ocean bespülte Küstengebiet. Unter den Nordpolarinseln nimmt Grönland (s. d.) den ersten Rang ein. Seine Westküste ist bis 82° 30′, seine Ostküste bis 77° 30′ erforscht worden; ob es sich noch weiter nach N. erstreckt und als ununterbrochene Ländermasse oder in Gestalt eines Archipels mit dem nördlich von Sibirien gelegenen Wrangelland zusammenhängt, muß durch künftige Forschungen festgestellt werden; doch sprechen viele Thatsachen zu Gunsten dieser von Petermann befürworteten Hypothese. Sollte sie sich als wahr herausstellen, dann zerfiele der Arktische Ocean in zwei getrennte Becken, ein östliches, welches die Küsten von Europa und Asien bespült und durch die breite Meeresöffnung zwischen Norwegen und Grönland mit dem Atlantischen Ocean, und ein kleineres westliches Becken an der Nordküste Amerika's, welches durch die Beringsstraße mit dem Stillen Ocean, durch den Smithsund, Lancastersund und andere Meerengen mit der Baffinsbai in Verbindung steht. Letzteres wäre das von Nares als »paläokristisch« bezeichnete Meer. Bei seiner Abgeschlossenheit lassen sich die dort vorgefundenen Eismassen und die Schwierigkeit seiner

Beſchiffung wohl erklären; bringt doch nur ein wenig mächtiger Strom warmen Waſſers durch die Beringsſtraße in dasſelbe ein, während in dem größern öſtlichen Becken der Einfluß des Golfſtroms ſich bis nach Spitzbergen und jenſeit Nowaja Semlja fühlbar macht. Auch für die Abfuhr des während des Winters gebildeten Eiſes ſind die Verhältniſſe im öſtlichen Becken günſtiger. Der zwiſchen Grönland und Spitzbergen nach S. gehende Meeresſtrom dürfte nach einer ſorgfältigen, von Dorſt gemachten Berechnung jährlich über 3 Mill. QKilom. (55,000 QM.) Eis dem Atlantiſchen Ocean zutreiben, und mit Recht ſchließt dieſer Forſcher hieraus, daß zu Ende des Sommers im innern Polarmeer größere eisfreie Flächen entſtehen müſſen. Weit weniger günſtig liegen die Verhältniſſe im weſtlichen Becken. Dort ſtaut ſich das Eis, namentlich auch infolge der vorherrſchenden Weſtwinde, in den engen Meeresſtraßen auf; ſeine Abfuhr iſt verhältnismäßig unbedeutend, und die Eismaſſen häufen ſich ſtetig an. Die bedeutenderen Inſelgruppen im öſtlichen Polarbecken ſind: 1) Spitzbergen, durch die Grönlandſee von Grönland getrennt; nördlich davon hat Parry 1827 die Breite von 82° 45′ erreicht. 2) Nowaja Semlja, durch das Spitzbergen- oder Barentsmeer von Spitzbergen, durch die Kariſche Pforte von der Waijgatinſel und durch die Karaſee von Sibirien getrennt. 3) Franz-Joſephsland, 1873 von der von Weyprecht und Payer geführten öſterreichiſchen Expedition entdeckt, ein vergletſcherter Archipel, vom Auſtriaſund durchſchnitten. Weſtlich vom Sund liegt Zichyland, öſtlich Wilczekland. Payer erreichte hier eine nördliche Breite von 82° 5′ und ſah dort Petermannsland im N. liegen. 4) Neuſibirien, eine durch ein ſeichtes Meer vom Feſtland von Sibirien geſchiedene Inſelgruppe. 5) Wrangellland im N. des Tſchuktſchenlands, von dem es die Longſtraße trennt, mit unbekannter Ausdehnung nach N. Theilweiſe ſehr gründlich iſt das im N. Amerika's liegende, ohne Grönland etwa 1,150,000 QKilom. (21,100 QM.) große arktiſche Inſellabyrinth unterſucht worden. Abgeſehen von Grönland bilden dieſe Inſeln vier Gruppen, von denen die zwei nördlichen von den ſüdlichen durch eine Meerenge getrennt werden, welche faſt ihrer ganzen Länge nach vom 74.° nördl. Br. durchſchnitten wird und in ihren verſchiedenen Theilen als Lancaſterſund, Barrowſtraße, Melvilleſund und Mac Cluresſtraße bekannt iſt. Die erſte oder ſüdweſtliche Gruppe umfaßt Banksland (Baringinſel), Prinz Alberts-, Wollaſton- und Victorialand, welche eine einzige Inſel bilden, und König Wilhelmsland. Vom amerikaniſchen Feſtland werden dieſe drei Inſeln durch eine Meerenge getrennt, welche an ihren engſten Stellen Dolphin- und Unionſtraße, Deaſeſtraße und Simpſonſtraße genannt wird. Die Prince of Wales-Straße trennt Banksland von Prinz Albertsland, die Victoriaſtraße das Victorialand vom König Wilhelmsland und die James Roßſtraße letzteres von der Halbinſel Boothia Felix. Die Küſten dieſer Inſeln ſind ſteil und ſtellenweiſe von tiefen Fjorden eingeſchnitten. Grauwacke iſt das vorherrſchende Geſtein, doch tritt auf Banksland die Kohlenformation in großer Ausdehnung auf, und auch tertiäre Bildungen kommen im äußerſten Weſten vor, wo verſteinerte Bäume aufgefunden worden ſind. Zahlreich finden ſich Moſchusochſen, Renthiere, Polarhaſen und Vögel, und namentlich in der Nähe der Feſtlandsküſte trifft man Eskimoniederlaſſungen. Die zweite Gruppe wird durch den Baffinsarchipel gebildet, welcher von der erſten Gruppe durch die Mac Clintockſtraße, vom Parryarchipel durch die Barrowſtraße und den Lancaſterſund getrennt iſt und öſtlich an die Baffinsbai und Davisſtraße grenzt. Die öſtlichſte dieſer Inſeln iſt dem Prinzen von Wales zu Ehren benannt; öſtlich von ihr, jenſeit Peelſund und Franklinſtraße, liegt Nordſomerſet, von der weit nach N. vorſpringenden Halbinſel Boothia durch die enge Bellotſtraße getrennt. Prinz-Regent-Einfahrt (Inlet) ſcheidet Nordſomerſet von dem weſtlicher gelegenen Inſelkompler, dem eigentlichen Baffinsarchipel, der von zahlreichen theilweiſe noch unerforſchten Meeresarmen und Fjorden durchſchnitten wird und in ſeinen verſchiedenen Theilen Cockburninſel, Nordayr, Nordgalloway, Cumberland, Forland, Meta incognita ꝛc. genannt wird. Die Fury- und Heclaſtraße trennt dieſe Inſeln von der Melvillehalbinſel, der Forkanal von der im nördlichen Theil der Hudſonsbai gelegenen Inſel Southampton. Die Küſten dieſer Inſeln ſteigen ſchroff an; das Innere bildet eine Hochebene von 200—250 Meter Meereshöhe, auf welcher ſich Berge bis 670 Meter erheben. Faſt das ganze Jahr hindurch bedecken Schnee und Eis das Land, und namentlich am Lancaſterſund reichen mächtige Gletſcher bis ins Meer. Grauwacke und kryſtalliniſche Geſteine herrſchen vor und ſind ſtellenweiſe reich an Edelſteinen. Der Pflanzenwuchs beſchränkt ſich faſt nur auf Flechten, Mooſe und Algen. Unter den wenigen Phanerogamen ſind Weiden am häufigſten. Die Thierwelt iſt vertreten durch das Renthier, den Moſchusochſen, Eisbären, die Wolverene, den Wolf, Fuchs, das Hermelin, den Lemming, Polarhaſen und zahlreiche Vögel. Das Meer iſt reich an Walfiſchen und Seehunden, in deren Verfolgung die Walfiſchfahrer jetzt regelmäßig bis zu den Küſten Nordſomerſets vordringen. Einzelne Eskimo-Anſiedelungen trifft man an der Baffinsbai und anderswo. Die dritte obiger Inſelgruppen bildet der Parryarchipel, der ſich vom obern Ende der Baffinsbai aus in weſtlicher Richtung bis 124° weſtl. L. v. Gr. erſtreckt, und deſſen Hauptinſeln Norddevon, Grinnellland, Cornwallis, Bathurſt, Melville und Prinz Patrick heißen, welch letztere im Kap Landsend endet. Von N. nach S. werden dieſe Inſeln vom Wellingtonkanal, dem Byam Martinkanal und der Fitzwilliamſtraße durchſchnitten. Mit Ausnahme von Norddevon und Cornwallis, wo Grauwacke und kryſtalliniſche Geſteine vorherrſchen, gehören dieſe ſämmtlichen Inſeln der Steinkohlenformation an; doch treten vereinzelt auch die Jura- und tertiäre Formation auf. Einige der Berge ſteigen bis 600 Meter an. Das Land iſt im allgemeinen öde, doch kommen auch fruchtbare Bezirke vor, wo die Thierwelt zahlreich vertreten iſt. Die vierte Gruppe endlich wird gebildet durch die weſtlich vom Smithſund gelegene Ländermaſſe (Nordlincoln, Ellesmere-, Grinnell- und Grantland). Ob wir es hier mit einer einzigen großen Inſel oder mit einem von engen Meeresſtraßen durchſchnittenen Inſelkompler zu thun haben, iſt noch feſtzuſtellen. Nur ſo viel weiß man, daß Kap Columbia (83° 5′ nördl. Br.) den nördlichſten Punkt dieſer Länder und ſomit (mit Ausſchluß Grönlands) von ganz Amerika bildet. Markham, der 1876 auf dem Eiſe bis 83° 20′ 26″ nördl. Br. vordrang, ſah kein Anzeichen von Land im N. Im Innern dieſes Landes erheben ſich hohe Gebirge, und ungeheure Gletſcher ergießen ſich von ihnen aus ins Meer; an der Nordküſte aber ſind keine

Gletscher entdeckt worden, und der Schneefall ist dort so gering, daß im Winter oft weite Strecken schneefrei sind. In der Nähe der englischen Winterquartiere (1875—76) sind Bisamstiere, Füchse, Hasen, Gänse, Eidervögel und Enten angetroffen worden. Auch den Schädel eines Eisbären hat man gefunden; doch scheint das Thierleben in dieser hohen Breite, wenigstens am Orte der Beobachtung, schon ziemlich spärlich zu sein, so daß, wahrscheinlich infolge des Mangels an frischem Fleisch, der Skorbut in den englischen Schiffen ausbrach und zu schleuniger Rückkehr nötbigte. Die letzten Spuren von Eskimo fand man unter 81° 40′ nördl. Br., und es scheint, daß sie von hier aus den engen Robesonkanal (den nördlichsten Theil des Smithsundes) überschritten und sich dann längs der Ostküste Grönlands nach S. verbreitet haben. Vgl. Nordpolarexpeditionen. — Für Handel und Ackerbau sind diese arktischen Länder ohne alle Bedeutung; wohl aber bieten ihre Küsten den Walfischfängern und Robbenjägern eine reiche Beute, und bei fortgesetztem Studium ihrer Eisverhältnisse dürfte es gelingen, immer tiefer in dieselben einzudringen. Schon jetzt wagen sich die Walfischfänger jährlich in Gegenden, die noch vor wenigen Jahren für geradezu unzugänglich galten. Ueber die Temperaturverhältnisse bieten die folgenden Sommer- und Wintertemperaturen einigen Aufschluß: Mosselbai, Spitzbergen 5,4 und —15,7°, Rensellaerhafen 0,7 und —35°, Winterhafen 2,8 und —34,8°, Point Barrow 3,4 und —27,8°. S. Karte »Nordpolarländer«.

Nordpunkt (Mitternachtspunkt), von den beiden Punkten, in denen der Meridian den Horizont einer bestimmten Lokalität oder eines Beobachters schneidet, derjenige, welcher dem Nordpol näher liegt. Magnetischer N. ist derselbe Punkt bei Zugrundelegung des magnetischen Meridians; gewöhnlich dient letzterer zur Bestimmung auch des eigentlichen oder geographischen Nordpunktes (und Meridians) unter Berücksichtigung der für die meisten Orte durch fortgesetzte Beobachtungen für jede Zeit sicher bestimmbaren Deklination.

Nordsachsen, ehemalige norddeutsche Mark, mit Alt- oder Nordmark gleichbedeutend, zur Zeit ihrer Abhängigkeit von Sachsen, 965—1134. S. Altmark, vgl. Brandenburg.

Nordsee (Deutsches Meer), der nordöstliche Theil des Atlantischen Oceans, wird von diesem durch die britischen Inseln als westliche Grenze und auf der entgegengesetzten Seite durch die Skandinavische Halbinsel und Dänemark von der Ostsee getrennt, nach S. durch die Küsten von Frankreich, Belgien, der Niederlande und der deutschen Länder Hannover und Oldenburg begrenzt, geht nach N. in das Polarmeer über und steht nach S. mittels des Kanals mit dem Atlantischen Ocean und nach O. durch die Busen Skagerrak und Kattegat mit der Ostsee in Verbindung. Sie erstreckt sich durch 10 Breiten- und 11 Längengrade; ihre größte Längenausdehnung kann man zu 4500 Kilom., ihre größte Breite zu 2600 Kilom. annehmen. Man unterscheidet in der N. an der Ostseite folgende untergeordnete Theile: das Norwegische Meer, mit zahlreichen tief eingreifenden Buchten (Fjorden) an der Küste Norwegens; das Skagerrak, zwischen Norwegen und Jütland, um Kap Lindesnäs; das Kattegat, zwischen Jütland und Schweden, um Kap Skagen. Aus diesem führen der Sund, im O. von Seeland, der Große Belt, zwischen Seeland und Fünen, und der Kleine Belt, zwischen Fünen und Jütland, nach der Ostsee. Als Buchten und Meerbusen sind noch zu erwähnen: die Hamburger Bucht, vor der Elbe- und Wesermündung, der Jadebusen, der Dollart, die Zuidersee; auf der Westseite an der schottischen Küste der Moray Firth und der Firth of Forth; an der Küste von England der Washbusen und die Themsemündung. Die N. hat Ebbe und Flut, am stärksten an den Küsten der Niederlande und Englands; aber dieselbe tritt weniger selbständig auf als in dem offenen Atlantischen Ocean und ist nur eine Nachwirkung von daher. Durchschnittlich beträgt der Unterschied zwischen Ebbe und Flut 3⅓ Meter; bei Nordweststurm aber steigt die Flut auch wohl 7 Meter über die gewöhnliche Höhe und ist dann nicht selten von verheerendster Wirkung. Dergleichen sogen. Sturmfluten, als deren heftigste die von 1170, 1277, 1570, 1717 und 1825 zu nennen sind, haben tausenden von Menschen das Leben gekostet und an den flachen Küsten im Lauf der Jahrhunderte bedeutende Veränderungen hervorgerufen, indem das Meer an einer Stelle Strecken festen Landes nach und nach verschlang (vgl. Dollart), an anderen Stellen dagegen gewaltige Massen erdiger Stoffe über lange Küstenstriche ausbreitete. Die Tiefe der N. ist sehr gering und wenig wechselnd; sie beträgt nur gegen hundert Meter. Der Meeresboden bildet ein Seehochland, das aber von der Südspitze Norwegens durch einen eigenthümlichen, tief eingeschnittenen Kanal getrennt wird (s. Großbritannien, S. 185). Der Salzgehalt der N. ist beträchtlicher als jener der Ostsee und im N. bedeutender als im S. Ihre Küsten sind meist niedrig, gegenwärtig aber fast auf der ganzen niederländisch-deutschen Strecke durch Deiche (oft zwei- und dreifach) geschützt; nur die zerrissenen Ufer von Norwegen sind hoch und felsig. Besonders bemerkenswerth sind an der Südküste der N. die breit in das Meer sich ausdehnenden Sandbänke (Watten), welche den Zugang zu der Küste sehr erschweren. Zwischen den Watten befinden sich Ströme, die jedoch häufig ihren Lauf und damit auch die Ausdehnung der Watten verändern. So bilden die Eider, Elbe, Weser und Ems an ihren Mündungen dergleichen Wattenströme, die besondere Namen haben, und die ganze Jütische Halbinsel ist als eine einzige große Sandbank mit einer 450 Kilom. langen Reihe von Dünen (an der Westseite) zu betrachten. Die Schiffahrt auf der N. ist besonders wegen der vielen Sandbänke längs der Süd- und Ostküste gefährlich, was namentlich von der Fahrt um die Nordspitze Jütlands herum gilt, die sich als Sandriff weit in das Meer hinein fortsetzt. Zur Erleichterung der Schiffahrt sind längs der Küsten zahlreiche Leuchtthürme errichtet und Baken oder Seemerkmale angebracht. Uebrigens ist die Handelsschiffahrt auf der N. von großartigem Umfang. Ihre wichtigeren Häfen sind, in England: London, Yarmouth, Hull; in Schottland: Leith und Dundee; in Frankreich: Havre und Dünkirchen; in Belgien: Ostende; in den Niederlanden: Vliessingen, Bergen op Zoom, Rotterdam, Amsterdam und Harlingen; in Deutschland: Emden, Bremerhafen, Hamburg, Altona, Tönning und Husum; in Norwegen: Bergen. Die Zuflüsse der N. sind von S. her die Elbe, Weser, Ems, die Rheinmündungen und die Schelde, von W. die Themse, der Humber und Tay, von O. die Eider und die vielen kleinen Flüsse Schleswigs, Westjütlands und Norwegens. Die N. gefriert nie so zu wie die Ostsee, nur an den Küsten setzt sich Eis an. Sie ist zugleich sehr reich an Fischen (namentlich Kabeljau's, Schollen, Häringen,

Seezungen, Steinbutten, Schellfischen) und Austern. Die bekanntesten Seebäder der N. sind zu Boulogne, Ostende, Scheveningen, auf Norderney, Wangeroog, Helgoland, Föhr und Sylt.

Nordstemmen, Dorf und wichtiger Eisenbahnknotenpunkt in der preuß. Landdrostei Hildesheim, Kreis Marienburg, unweit der Leine, mit Zuckerfabrik und 1200 Einw. Hier durchschneiden sich die Eisenbahnen von Hannover nach Kassel und von Braunschweig und Vienenburg über Hildesheim nach Löhne an der Köln-Mindener Eisenbahn.

Nordstern, s. v. w. Polarstern.

Nordsternorden, schwed. Civilorden, von König Friedrich I. 1748 erneuert, hat vier Klassen: Kommandeur-Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Ordenszeichen: ein weißes Kreuz mit acht Spitzen und goldenen Knöpfchen mit rundem, blauem Mittelschild, worauf der Polarstern mit fünf Strahlen und der Devise: »Nescit occasum«. Zwischen den Flügeln des Kreuzes sind Kronen angebracht, und auch über dem Kreuz befindet sich eine solche. Der Stern ist ein achtspitziges Kreuz von Silber mit Strahlen und dem Polarstern in der Mitte, wird an einem schwarzen Band von den Kommandeur-Großkreuzen über der Schulter mit silbernem Stern, von den Kommandeuren erster Klasse am Hals nur mit Stern, von den Kommandeuren zweiter Klasse ohne Stern, von den Rittern im Knopfloch getragen.

Nordstrandische Inseln, Inseln an der Westküste Schleswigs, Ueberbleibsel einer größern Insel Nordstrand, welche 1240 noch 67—80 Kilom. lang und 22—60 Kilom. breit war, aber stückweise von den Fluten (besonders durch die große Ueberschwemmung von 1634, wobei 6400 Menschen und 50,000 Stück Vieh umgekommen sein sollen) weggespült wurde. Dazu gehören die Inseln: Nordstrand, Husum gegenüber, 44 QKilom. groß mit 2346 Einw. (280 Katholiken), einem Amtsgericht, 2 evangel. Kirchen, der Ortschaft Odenbüll und der mit der Insel jetzt verbundenen Pohnshallig; Pellworm (s. d.) und die Halligen (s. d.). Der Boden auf allen diesen Inseln ist fruchtbares Marschland, aber nur Nordstrand und Pellworm sind eingedeicht. Die Bewohner sind vorherrschend friesischen Stammes, die Katholiken auf Nordstrand aber Nachkommen von (1652) eingewanderten Niederländern. S. Karte »Schleswig-Holstein«.

Nordwestgebiet, 1) derjenige Theil der brit. Dominion von Kanada, welcher nicht zu den Provinzen Neuschottland, Neubraunschweig, Quebek, Ontario, Manitoba oder Britisch-Kolumbien gehört. Es umfaßt demnach die ehemaligen Hudsonsbailänder (s. d.) mit Einschluß von Ruvertsland, hat ein Areal von 7,600,000 QKilom. (138,000 QM.) und etwa 36,000 Einw. (fast sämmtlich Indianer). Es steht unter einem Lieutenant-Governor, welcher zu Winnipeg in Manitoba seinen Sitz hat, und einem Rath von fünf Mitgliedern. — 2) Früherer Name des nordwestlichsten Theils des ungeheuren, 1803 von Frankreich erkauften und als Nordwestterritorium den Vereinigten Staaten einverleibten Gebiets. Damals wurden diese bis an den Fuß des Felsengebirges reichenden Ländereien nur von Indianern bewohnt und von Jägern und Trappers (Fallenstellern) durchzogen; jetzt bilden sie die Staaten oder Territorien Nebraska (seit 1854), Dakota (seit 1861), Montana (seit 1864) und Wyeming (seit 1868).

Nordwestliche Durchfahrt, der seit Ende des 16. Jahrh. aufgesuchte und von Mac Clure (s. d.) 1850 entdeckte Seeweg um die Nordküste von Amerika nach dem Stillen Ocean. Es ist ein zweifacher: der eine geht durch den Lancastersund, die Barrowstraße und den Melvillesund und wendet sich dann in der Prinz Wales-Straße zwischen Banks- und Prinz Albert-Land in südlicher Richtung wieder der amerikanischen Küste zu, an deren nordwestlichem Ende die Beringsstraße vom Eismeer in den Großen Ocean führt. Der andere Weg, längs der Nordküste des amerikanischen Kontinents, zieht sich von O. nach W. durch die Hudsonsstraße, den Forkanal, die Fury- und Heclastraße, den Boothiagolf, die Bellot-, Victoria-, Dease-, Dolphin- und Unionstraße und erreicht bei Kap Bathurst das Nördliche Eismeer. Vgl. Eismeer und Nordpolarexpeditionen. S. Karte »Nordpolarländer«.

Nordwestprovinzen (engl. Northwest-Provinces), amtliche Bezeichnung einer Provinz im englisch-indischen Kaiserreich, zwischen 23° 51′—30° 7′ nördl. Br. und 77° 4′—84° 40′ östl. L. v. Gr., grenzt im N. an das chinesische Tibet und Audh, im O. an Bengalen, im S. an die Centralprovinz und an Vasallenstaaten, im W. an das Pandschab und schließt den größten Theil von Hindostan, d. h. der Tiefebene zwischen den Flüssen Ganges und Dschamna, ein. Das Areal beträgt 209,525 QKilom. (3805,2 QM.). Mit Ausnahme der im Himalaya liegenden nordwestlichen Distrikte ist das Land ganz eben. Von Benares im SO. an (in 106 Meter Höhe) steigt es bis Saharanpur im NW. zu 305 Meter. Zahlreiche Flüsse eilen den Hauptströmen Ganges und Dschamna zu; dennoch war das Land in trockenen Jahren der Hungersnoth wegen Mißernte ausgesetzt, bis die Engländer die alten Bewässerungsanlagen der mohammedanischen Kaiser verbesserten und großartige neue Werke anlegten, wie den Gangeskanal (s. Ganges) u. a. Durchschnittlich werden jährlich 400,000 Hektar oder der 45. Theil der Provinz künstlich bewässert. Das Klima ist abspannend, nur im Winter erfrischend. Die mittlere Jahrestemperatur kann zu 25° C., der durchschnittliche Regenfall zu 1,11 Meter angenommen werden. Bauwürdige Mineralien finden sich im Himalaya; hier nur sind auch stattliche Waldungen. Die Ebene ist ein fleißig angebautes Ackerfeld, das von unfruchtbaren, mit Dickicht (Dschangel) bestandenen Stellen unterbrochen wird; doch befinden sich $^2/_3$ des Areals unter Kultur. Hauptfrüchte sind Reis und Getreide; von Handelsgewächsen sind im O. Indigo und Mohn wegen der Opiumgewinnung, in der Mitte neben diesen Baumwolle, Jute und Zucker, im N. Thee die wichtigsten. Weizen, Mais und Gerste geben die Frühjahrs- (Rabi), Reis, Indigo, Zucker, Baumwolle die Herbsternte (Kharif). Die Viehzucht ist am bedeutendsten im NW. An gewerblichen Erzeugnissen liefert die Provinz besonders viele Häute sowie schöne und dauerhafte Töpfererzeugnisse; großartig ist die Fabrikation von Götterbildern in Benares. Hauptmittelpunkte des Verkehrs sind die großen Städte am Ganges, die während der Regenzeit von zahlreichen Pilgerschwärmen besucht werden. Gleich bei der Besitznahme legten die Engländer Heerstraßen und Chausseen an; auch sind die Hauptpunkte der Provinz durch Eisenbahnen (im ganzen 1568 Kilom.) unter sich und mit den Nachbarprovinzen verbunden. Schiffbar sind Flüsse und Kanäle auf 5994 Kilom. Länge. Die Bevölkerung, (1872) 30,781,204 Seelen (darunter 12,433 Europäer und 2701 Eurasier) stark, wohnt am dichtesten in dem Landstrich längs des mittlern Ganges mit Agra als Mittelpunkt; hier

kommen durchschnittlich 10,500 Einw. auf die QMeile. Die Religion scheidet sie in Hindu oder Anhänger des Brahmaglaubens (86 Proc.) und Mohammedaner (14 Proc.). Unter ersteren zählen die angesehenen Kasten der Brahmanen 3,234,342, Radschputen 2,395,688, die Bania oder Handelskaste 1,025,342 Mitglieder; der Rest theilt sich in 286 Kasten und 17 Abtheilungen sogen. Aboriginerstämme. Unter den Mohammedanern ist die Klasse der Scheikh mit 2,128,244 Angehörigen die zahlreichste. Für Erziehung herrscht unter den besser gestellten Klassen viel Sinn (im Durchschnitt kann $^1/_{10}$ der männlichen Einwohner lesen und schreiben); für Gesundheitspflege fehlt dagegen das Verständnis. — Die Landschaften der Provinz wurden von den Engländern meist im Beginn des 19. Jahrh. von den Mogulkaisern erworben. Bis 1833 waren sie Theile der Präsidentschaft Bengalen, dann wurde die jetzige Provinz gebildet und Agra zum Sitz der Verwaltung erhoben; seit 1861 ist Allahabad Sitz des Gouverneurs. Die Provinz zerfällt in sieben Divisions (Regierungsbezirke), diese in 35 Distrikte, sämmtlich regulirt, d. h. mit eigenen Beamten für Verwaltung und Rechtspflege, jedoch mit strenger Trennung beider Gewalten. An Steuern bringt die Provinz rund 150 Mill. Mark auf; hiervon liefert sie 110 Mill. in die allgemeinen Kassen ab, der Rest wird für Provinzbedürfnisse verwendet. Die Militärmacht besteht in 32 Regimentern; die stärkste Garnison ist Mirat, nordöstlich von Dehli. S. Karte »Ostindien«.

Nore (spr. nohr), Sandbank in der Themsemündung mit Leuchtschiff.

Norfolk (spr. nórrfök), 1) Grafschaft im östlichen England, zwischen den Grafschaften Suffolk und Cambridge, dem Washbusen und der Nordsee gelegen, umfaßt 5488 QKilom. (99,7 QM.) mit (1871) 438,656 Einw. Die Küste ist größtentheils flach und den Eingriffen der See ausgesetzt, nur bei Dunstanton Point am Wash findet sich eine 25 Meter hohe Steilküste. Ein Höhenzug trennt die der See abgewonnenen Marschländer (fens) von dem der Kreidebildung angehörigen westlichen Theil der Grafschaft. Die Hauptflüsse sind die Yare mit ihren schiffbaren Nebenflüssen Bure und Wavenev und die gleichfalls schiffbare Ouse. Das Klima ist im allgemeinen angenehm, doch ziemlich neblig und in den Marschgegenden ungesund. Ackerbau und Viehzucht stehen auf hoher Stufe. 62 Proc. der Oberfläche sind Ackerland, 17 Proc. Weide, $3^1/_3$ Proc. Wald. An Vieh zählt man (1875) 58,667 Ackerpferde, 109,132 Rinder, 728,588 Schafe, 83,047 Schweine. Wälsche Hühner und Gänse sind zahlreich. Der Fischfang (namentlich von Yarmouth aus) ist ergiebig; dagegen liefert das Mineralreich nur wenige Schätze, und die Industrie ist im ganzen unbedeutend. — 2) Wichtige Seestadt im nordamerikan. Staat Virginien, an der Mündung des Elisabethflusses in den Jamesfluß, 11 Kilom. oberhalb des Hampton Road (Rhede von Hampton) der Chesapeakbai gelegen, mit einem zu jeder Zeit für Schiffe von 9 Meter Tiefgang zugänglichen Hafen, der von den Forts Monroe und Calhoun vertheidigt wird. Gegenüber liegt Portsmouth, mit einem Seearsenal der Vereinigten Staaten. N. hat 26 Kirchen, schöne öffentliche Gebäude und (1870) 19,229 Einw., welche lebhaften Handel treiben. Zur Ausfuhr kommen namentlich Baumwolle, Gemüse und Obst, wilde Enten, Geflügel und Austern. Werth der Ausfuhr 1876: 28 Mill. Mark, der Einfuhr nur 85,660 Mark. Ein durch den Dismal Swamp führender Kanal verbindet N. mit dem Albemarlesund und Eisenbahnen mit den wichtigeren Städten Virginiens und Nordcarolina's. N. wurde 1705 gegründet. Am 8. März 1862 kämpften bei der Stadt die Panzerschiffe Merrimac und Monitor. — 3) Insel im westlichsten Theil des Stillen Oceans, zwischen Neukaledonien und Neuseeland, 30 Kilom. im Umfang, hat sehr fruchtbaren Boden und steigt, im ganzen eben, in der Mitte bis zu 317 Meter (Mount Pitt) auf. Die hafenlosen, schwer zugänglichen Küsten begünstigten auf der unbewohnten Insel die Gründung einer Kolonie 1788 von Neusüdwales aus zur Aufnahme der schlimmsten der dorthin gesandten englischen Verbrecher, die später (1811) aufgehoben, 1825 wieder hergestellt, 1856 aber mit der Aufhebung des Deportationssystems ganz aufgegeben worden ist. Die englische Regierung übergab die Insel den Bewohnern von Pitcairn (s. d.), deren Nachkommen (340 Seelen) die Bevölkerung von N. bilden.

Norfolk (spr. nórrfök), Herzogstitel der berühmten engl. Familie Howard. Die ersten Grafen von N. waren aus dem Geschlecht Bigod, nach dessen Aussterben Eduard I. 1285 seinen zweiten Sohn, Thomas von Brotherdon, zum Grafen von N. erhob. Dessen Urenkel von weiblicher Seite, Thomas von Mowbray, Herzog von N. und Nottingham, vermählte seine älteste Tochter, Margaret, um 1420 mit Sir Robert Howard. Des letztern namhafteste Nachkommen sind:

1) John Howard, Sohn des eben genannten, stieg als Feind des Hauses Lancaster unter Eduard IV. zum Generalkapitän empor. Da er Richard III. bei der Usurpation des Throns unterstützte, verlieh ihm dieser, nachdem der Vetter seiner Mutter, John Mowbray, ohne männliche Erben gestorben war, im Juni 1483 die Würde eines Großmarschalls und Herzogs von N. Nachdem er mit dem König 22. Aug. 1485 bei Bosworth gefallen, wurde er vom Parlament nachträglich als Hochverräther verurtheilt und seiner Familie der Herzogstitel wieder genommen.

2) Thomas Howard, Sohn des vorigen, war in der Schlacht von Bosworth in die Hände Heinrichs VII. gefallen und führte, als er nach dreijähriger Gefangenschaft die Freiheit wieder erhielt, nur den von Richard empfangenen Titel eines Grafen von Surrey. Er fiel 1495 an der Spitze eines Heers in Schottland ein, dessen König Jakob IV. ihn zum Zweikampf herausforderte. Nachdem er 1501 Lordschatzmeister geworden war, betheiligte er sich wesentlich an der auswärtigen Politik Heinrichs VII. und Heinrichs VIII., welch letzterer ihm nach seinem Sieg über die Schotten 9. Sept. 1513 bei Flodden die seiner Familie entzogene Würde eines Herzogs von N. zurückgab. Die Thätigkeit, die er in den HeirathS- und Friedensangelegenheiten Heinrichs VIII. entwickelte, beschloß er damit, daß er 1521 als Großsheriff den Schwiegervater seines ältesten Sohns, den Herzog Eduard Strafford von Buckingham, das Schafott besteigen ließ. Er starb im Schloß Framlingham 21. Mai 1524.

3) Thomas Howard, der älteste Sohn des vorigen, erst Graf Surrey, dann dritter Herzog von N., geboren um 1474, erhielt 1513 die Würde des Großadmirals. Als solcher versuchte er mit Glück eine Landung in Frankreich, befehligte dann in der Schlacht bei Flodden unter seinem Vater die Vorhut und kämpfte 1521—23 als Lord Deputy gegen die Empörer in Irland. 1522 an die Spitze einer Expedition gegen Frankreich gestellt, landete er in der Bretagne und drang durch die Picardie gegen Paris vor, ward aber

durch den Herzog von Vendôme zum Rückzuge genöthigt. Nach seiner Rückkehr trat er an seines Vaters Statt in das Lordschatzmeisteramt und übernahm nach Verdrängung des Kardinals Wolsey auch das große Siegel. Die Vermählung Heinrichs VIII. mit seiner Nichte Anna Boleyn unterstützte er zwar; als er aber bemerkte, daß dieselbe die Reformation begünstigte, ward er, ein eifriger Katholik, ihr erbitterter Gegner und sprach als Präsident der Gerichtskommission das Todesurtheil über sie aus. Nach dem Ausbruch der katholischen Unruhen in den nördlichen Provinzen war er genöthigt, das Schwert gegen seine Glaubensgenossen zu ziehen; doch wußte er Heinrich VIII. zur Ertheilung einer Amnestie zu bestimmen. Als aber die Fanatiker 1537 Carlisle belagerten, überfiel er dieselben und ließ 70 Anführer aufknüpfen. Nach Aufstellung der dem Katholicismus sich zuneigenden sechs Glaubensartikel und nach der Vermählung des Königs mit seiner katholisch gesinnten Nichte Katharina Howard wurde N. das Schwert gegen die Reformirten in die Hände gegeben, und er verfolgte sie auf das Grausamste. Trotz der neuen Verdienste, die er sich durch einen glücklichen Einfall in Schottland 1542 und durch seine Theilnahme an der vom König in Person gegen Frankreich geführten Expedition erwarb, wurde er unmittelbar nach der Rückkehr von derselben 12. Dec. 1546 mit seinem ältesten Sohn, dem Grafen Surrey, plötzlich in den Tower geworfen. Surrey, der die Absicht gehabt hatte, den hinsiechenden König wieder auf die Seite der strengen Katholiken zu ziehen, und sich dabei zu ehrgeizigen Kundgebungen hatte verleiten lassen, bestieg schon in wenigen Tagen das Schafott. N. entging dem gleichen Schicksal nur dadurch, daß der König in der Nacht vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tag starb, erhielt jedoch erst mit der Thronbesteigung der katholischen Maria Freiheit, Güter, Würden und den alten Einfluß zurück. Mit Eifer betrieb er die Vermählung der Königin mit Philipp von Spanien und unterdrückte die Empörung des Thomas Wyat sowie mehrere andere Volksaufstände. Er starb auf Schloß Kenning Hall in Norfolk 25. Aug. 1554.

4) Thomas Howard, vierter Herzog von N., Enkel des vorigen und Sohn des hingerichteten Grafen Surrey, geb. 1536, stand anfangs bei der Königin Elisabeth in großer Gunst, ward aber sodann, da er sich um die Hand der gefangenen Königin von Schottland, Maria Stuart, bemühte, im Oktober 1569 in den Tower gesetzt. Doch erhielt er nach kurzer Zeit die Freiheit wieder. Da er aufs neue in Briefwechsel mit Maria trat und sogar den Papst, den König von Spanien und den Herzog Alba ins Einverständnis zog, um die Befreiung der Gefangenen durchzusetzen und die Königin Elisabeth vom Thron zu stoßen, wurde er, nachdem die Verschwörung entdeckt worden war, 16. Jan. 1572 als Hochverräther zum Tode verurtheilt und seine Familie aller Güter und Würden für verlustig erklärt. Das Todesurtheil ward 2. Juni 1572 vollzogen.

5) Thomas Howard, Graf von Arundel, Enkel des vorigen, erhielt 1603 von Jakob I. den Titel eines Grafen von Surrey und die Güter des Hauses zurück, wozu 1621 noch die Großmarschallswürde kam, und wurde 1644 auch zum Grafen von N. ernannt. Er war durch seinen feinen Kunstsinn ausgezeichnet und hat eine bedeutende Sammlung von Kunstsachen und Antiquitäten zusammengebracht. Er starb 4. Okt. 1646. Sein Enkel Thomas Howard erhielt 1661 den Herzogstitel zurück.

6) Charles Howard, seit 1777 Graf von Surrey, dann elfter Herzog von N., geb. 15. März 1746, sagte sich 1780 von der katholischen Kirche los und erhielt damit das Recht, als Abgeordneter von Carlisle im Unterhaus zu sitzen, wo er als Gegner der Minister North und Pitt auftrat. Dieselbe Opposition setzte er seit 1786 als Herzog im Oberhaus fort. Er starb 16. Dec. 1815 kinderlos. Die hinterlassenen Güter und Würden fielen einem Seitenverwandten zu, Bernard Edward Howard, geb. 21. Nov. 1765, der als erster katholischer Peer nach der Emancipationsbill einen Sitz im Oberhaus erhielt. Er starb 16. März 1842.

7) Henry Charles, 13. Herzog von N., Sohn des eben genannten Bernard Edward Howard, geb. 12. Aug. 1791, trat 1829 als erstes katholisches Mitglied für den Wahlflecken Horsham, den er später mit Westsussex vertauschte, ins Unterhaus, wurde 1837 zum Schatzmeister des königlichen Hofstaats ernannt, 1841 noch bei Lebzeiten seines Vaters als Lord Maltravers zum Peer erhoben, 1846 aber als Anhänger der Whigs zum Oberstallmeister ernannt. Er war ein entschiedener Gegner der ultramontanen Bestrebungen, stimmte 1851 für die geistliche Titelbill und trat bald darauf offen zur protestantischen Kirche über. Mit dem Ministerium Russell legte er im Februar 1852 sein Amt nieder, erhielt aber im Januar 1853 unter Aberdeen das Amt eines Lord Steward. Er starb 18. Febr. 1856; auf seinem Sterbebett soll er zum Katholicismus zurückgekehrt sein.

8) Henry Granville Howard, 14. Herzog von N., ältester Sohn des vorigen, geb. 7. Nov. 1815, war seit 1837 liberales Parlamentsmitglied für Arundel, dann für Limerick und verfocht die katholischen Interessen, zog sich aber nach Auflösung des Parlaments im Juli 1852 von der Oeffentlichkeit zurück und starb 25. Nov. 1860. Sein Titel ging auf seinen Sohn Henry Fitzalan Howard, den 15. und jetzigen Herzog von N., geb. 27. Dec. 1845, den Führer der Papisten in England, über.

Norge, dänischer Name für Norwegen.

Noria (span.), Wasserhebungsmaschine, besteht aus einem rotirenden Rad, an dessen Peripherie Kästen angebracht sind, die beim tiefsten Stand sich mit Wasser füllen und beim höchsten sich entleeren, wird besonders zur Bewässerung der Felder in Spanien gebraucht.

Noricum, eins der altrömischen Süddonauländer, zwischen Rätien und Pannonien, umfaßte das jetzige Ober- und Niederösterreich südlich von der Donau, den größten Theil von Steiermark, Kärnten und Theile von Krain, Bayern, Tirol und Salzburg. Die Noriker, keltischen Ursprungs, lebten lange Zeit selbständig unter eigenen Königen, welche in Noreja (Neumarkt) residirten, und standen mit den Römern, denen sie besonders Eisen und Waffen verkauften (aus ihrer Waffenfabrik Laureacum), in Handelsverbindung. Nachdem aber Tiberius und Drusus Rätien unterworfen hatten, kam 15 v. Chr. auch die Reihe an N., das nach blutigen Kämpfen in eine römische Provinz verwandelt wurde. Es wurden seitdem mehrere Militärstraßen durch das Land geführt, drei Flottillen auf der Donau stationirt und eine bedeutende Anzahl Kolonien gegründet. Bedeutende Städte der Provinz unter römischer Herrschaft waren noch: Bojodurum (Innstadt bei Passau), Lentia (Linz), Laureacum (Lorch bei Enns), Arelape (Pöchlarn?), Ovilava (Wels), Juvavum (Salzburg), Bedajum (Seebruck am Chiemsee), Virunum (bei Klagenfurt) und Celeja

(Cilli). Vgl. Muchar, Das römische N. (Graz 1825, 2 Bde.).

Norische Alpen, historische Bezeichnung der Fortsetzung der Rätischen Alpen im N. der Drau, im O. der Tiroler und Algäuer Alpen. Sie beginnen an der Dreiherrenspitze und erstrecken sich nach O. durch Salzburg, Steiermark, das nördliche Kärnten und Oesterreich bis nach Ungarn, wo sie ins Tiefland abfallen. Den Hauptstock bildet der 3674 Meter hohe Venediger.

Norium, das Metall einer angeblich die Zirkonerde begleitenden Erde, deren Existenz aber noch nicht sicher festgestellt ist.

Norm (lat. norma), eigentlich das Richtmaß, bildlich s. v. w. Richtschnur, Vorschrift, Muster; daher normal, was regelrichtig, einem gegebenen Muster oder einer gefaßten Idee von Vollkommenheit entsprechend ist. Die Buchdrucker nennen N. den abgekürzten Buchtitel eines Werks, der stets unten auf die erste Seite eines jeden Bogens gesetzt wird (vgl. Buchdruckerkunst, S. 907).

Normäle (lat.), in der Geometrie s. v. w. senkrechte Gerade, bei Kurven und Flächen die im Berührungspunkt einer Tangente oder Tangentialebene auf dieser errichtete Senkrechte.

Normaljahr, das Jahr 1624, welches für die Regelung des Besitzstands der geistlichen Güter im Deutschen Reich außer Oesterreich beim Westfälischen Frieden von 1648 zur Norm gewählt wurde.

Normalmaß und **Normalgewicht,** s. Eichen.

Normalschule (Musterschule), eine Schule (vorzüglich Volksschule), an welcher Anfänger im Lehrfach durch Anschauung und Uebung sich für die selbständige Verwaltung eines Lehramts vorbereiten. Schon Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha (s. Ernst 9) stellte den besten Lehrern seines Landes die Aufgabe, in dieser Weise jüngere Amtsgenossen heranzubilden. Normalschulen (écoles normales) sind in der Folge besonders auch in der Schweiz, in Oesterreich und in Frankreich errichtet worden. In der Gegenwart sind sie meistens von den vollkommener eingerichteten Lehrerseminaren verdrängt oder in deren Organismus als Uebungs- oder Seminarschulen aufgenommen worden.

Normanby (spr. nórrmenbi), 1) Constantine Henry Phipps, Marquis von, brit. Staatsmann, geb. 15. Mai 1797, ältester Sohn des Grafen Mulgrave (s. d. 2), trat, zu Cambridge gebildet, 1819 ins Unterhaus, wo er sich namentlich durch seine beredte Befürwortung der Katholikenemancipation hervorthat. Da er hierüber in Zwiespalt mit den Ansichten seiner Familie, namentlich seines Vaters, gerieth, mußte er seinen Parlamentssitz aufgeben und verweilte mehrere Jahre in Italien. Nach seiner Rückkehr nahm er 1822 seinen Sitz im Unterhaus wieder ein und widmete sein Talent der Unterstützung der Bestrebungen Lord Russells für Parlamentsreform. Auch literarisch machte er sich bekannt durch die Romane: »Matilda« (Lond. 1825), »Yes and No« (das. 1828, 2 Bde.) und »The contrast« (das. 1832, 3 Bde.), die das Leben der höheren Klassen in England treffend schildern. Nach dem Tode seines Vaters (1831) trat er ins Oberhaus und verfocht auch hier die Reformbill John Russells. Das Whigministerium sandte ihn 1832 als Gouverneur nach Jamaica. Unter Melbourne übernahm er 1834 das Amt des Siegelbewahrers und ging im folgenden Jahr als Lord-Lieutenant nach Irland, wo er die Emancipation der Katholiken durchführte und durch seine volksthümliche Verwaltung eine ruhige Stimmung der Insel erzielte, wofür er 1838 zum Marquis of N. erhoben ward. Im Februar 1839 zum Kolonialminister ernannt, wirkte er eifrig für die Befreiung der Neger, stieß aber auf den heftigsten Widerstand im Parlament. Er tauschte daher im August mit Lord Russell, der ihm das Departement des Innern überließ. Im August 1841 trat er mit dem Whigministerium ab, und seitdem beschränkte er seine öffentliche Wirksamkeit auf eine gemäßigte Opposition im Oberhaus. Von 1846—52 war er Botschafter in Paris und 1854—58 Gesandter in Florenz. Er starb 28. Juli 1863 in London.

2) George Augustus Constantine Phipps, zweiter Marquis von N., Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1819, wurde 1847 ins Unterhaus gewählt, wo er der liberalen Partei angehörte, und 1853 zum Schatzmeister des königlichen Haushalts ernannt. 1858 ging er als Gouverneur nach Neuschottland, kehrte 1863 nach England zurück, um seinen Sitz im Oberhaus einzunehmen, ließ sich aber bald darauf wieder als Gouverneur nach Queensland senden und ist gegenwärtig Gouverneur von Neuseeland.

Normandie, eine der alten Provinzen Frankreichs, mit dem Titel eines Herzogthums, grenzte gegen N. und W. an den Kanal, gegen O. an die Picardie und Ile de France, gegen S. an Orléanais, Maine und Bretagne und umfaßte die jetzigen Departements Unterseine, Eure, Calvados, Orne und Manche, im ganzen 32,380 QKilom. (588 QM.) mit etwa 2½ Mill. Einw. und der Hauptstadt Rouen. Die nach den Normannen benannte Landschaft war früher von vielen kleinen gallischen Stämmen bewohnt und bildete zur Römerzeit einen Theil von Gallia Lugdunensis secunda. Nachdem sie im 5. Jahrh. von den Franken erobert worden, machte sie unter den merowingischen Königen einen Theil von Neustrien aus. Bei der Theilung des fränkischen Reichs unter die Söhne Ludwigs des Frommen kam sie an Karl den Kahlen, welcher Robert den Tapfern von Anjou, den Stammvater des kapetingischen Geschlechts, 861 mit dem Dukat zwischen Seine und Loire betraute. Die N. als Statthalterschaft führte seitdem den Namen des Herzogthums Frankreich (Duché de France). Um sich vor den Einfällen der Normannen zu sichern, gab Karl der Einfältige 912 ihrem Herzog Rollo seine Tochter Gisela zur Ehe und das Land von der Epte bis zum Meer als Herzogthum nebst der Lehnshoheit über die Bretagne. Rollo wurde Christ, nahm den Namen Robert I. an und machte sich als Gesetzgeber um sein Land verdient. Sein Enkel Richard I. (seit 942) vertheidigte das Land tapfer gegen Ludwig IV. und Lothar von Frankreich, und dessen Sohn Richard II. (seit 996) schlug 1003 einen Einfall der Engländer zurück. Dessen unehelicher Enkel Wilhelm II., der Eroberer (seit 1035), erhielt sich mit Hülfe des Königs Heinrich I. von Frankreich im Besitz der N., unterstützte den König Eduard III. von England gegen die Dänen, wofür ihm jener später sein Reich vermachte, segelte 1066 nach Eduards Tode mit einer Flotte nach England, schlug den Kronprätendenten Harald von Wessex 14. Okt. 1066 bei Hastings und ließ sich auf dem Schlachtfeld zum König von England ausrufen. Erst nach seinem Tode (1087) folgte ihm sein ältester Sohn, Robert II., in der N. nach, während der jüngere, Wilhelm der Rothe, sich in England behauptete. 1106 fiel Heinrich I. von England in die N. ein, besiegte Robert bei Tinchebrai, führte ihn in die Gefangenschaft, worin er 1134 starb,

und vereinigte die N. mit England. Nach Heinrichs I. Tode (1135) folgte ihm der Gemahl seiner einzigen Tochter Mathilde, Gottfried Plantagenet, Graf von Anjou, als Herzog der N. und König von England. Ludwig VI. von Frankreich hatte aber inzwischen schon den Grafen Stephan von Blois, einen Neffen König Heinrichs I., mit der N. belehnt, und erst 1144 gelang es Gottfried, sich zum Herrn von der N. zu machen. Ihm folgte 1150 sein Sohn Heinrich II. erst in der N., dann 1154 auch in England. Als sein jüngster Sohn, Johann ohne Land, nach dem Tode seiner Brüder, Richards I. und Gottfrieds von Bretagne, des letztern Sohn Arthur aus dem Besitz des Herzogthums N. verdrängte und ermorden ließ, erhob der französische König Philipp August auf dasselbe als auf ein französisches Lehen Anspruch und eroberte es 1204. Die hierauf folgenden Kämpfe zwischen England und Frankreich endeten damit, daß Heinrich III. 1259 die N. förmlich an Ludwig den Heiligen von Frankreich abtrat. Am 19. März 1315 gab Ludwig X. der N. einen Freiheitsbrief (Charte normande, Ch. aux Normands), wonach das Herzogthum seine eigene Gerichtsbarkeit und Rechtsverfassung behalten sollte ꝛc. Heinrich V. von England eroberte die N. 1417—19; doch ward sie schon 1450 von Karl VII. wieder für Frankreich gewonnen, bei dem sie seitdem verblieb. In der ersten Zeit des Besitzes hießen die Thronerben von Frankreich Herzöge von der N., welcher Titel nachher durch den Titel Dauphin verdrängt wurde. Vgl. Licquet, Histoire de la N. (Par. 1835, 2 Bde.); Barthélemy, Histoire de la N. ancienne et moderne (neue Aufl., Tours 1862); Hippeau, Le gouvernement de N. au XVII. et au XVIII. siècle (Caen 1863—69, 9 Bde.); Frère, La N. (Rouen 1873), sowie die »Revue normande« und die fortlaufenden »Mémoires de la Société des antiquaires de N.«.

Normann-Ehrenfels, ein ursprünglich pommersches Adelsgeschlecht, das 1806 in Würtemberg die Grafenwürde erhielt: 1) Philipp Christian, Graf von, würtemberg. Minister, geb. 1756 zu Stresow in Schwedisch-Pommern, kam 1768 als Page an den Hof des Herzogs Karl von Würtemberg und trat, nachdem er 1772—78 die Karlsakademie besucht hatte, als Regierungsrath in würtembergische Dienste. 1791 erhielt er das Präsidium des Hofgerichts, 1794 wurde er Hofrichter, und im Herbst 1799 organisirte er in der Neckargegend die Volksbewaffnung gegen die Franzosen. Bald darauf wurde er Geheimer Rath und Vicepräsident der Regierung und ging 1801 als Gesandter nach Paris, von wo er im December 1802 zurückkehrte, um ins Staatsministerium zu treten. 1803 ward er mit dem Beinamen »Ehrenfels« in den Adel- und 1806 in den Grafenstand erhoben. Seit 1812 in den Ruhestand versetzt, lebte er zu Tübingen, wo er 26. Mai 1817 starb.

2) Karl Friedrich Lebrecht, Graf von, des vorigen zweiter Sohn, geb. 14. Sept. 1784 zu Stuttgart, trat 1799 in österreichischen, 1803 in würtembergischen Militärdienst und schwang sich in den Feldzügen von 1806 und 1809 zum Obersten auf. In dem russischen Feldzug von 1812 befehligte er das Leib-Chevaulégersregiment und 1813 als General eine Brigade Reiterei, welche theilweise an dem auf Arrighi's Befehl erfolgten hinterlistigen Angriff auf die Lützow'sche Freischar bei Kitzen theilnahm. In der Schlacht bei Leipzig ging er 18. Okt. zu den Verbündeten unter der Bedingung über, daß er seine Brigade sogleich nach Würtemberg zurückführen dürfe. Ehe er aber Würtemberg erreichte, erfuhr er, daß der König seine Verhaftung und strenge Bestrafung befohlen habe. Er verließ daher die Brigade, ehe seine Kassation erfolgte. Des Ueberfalls von Kitzen wegen erhielt er in dem Heer der Verbündeten keine Anstellung. 1816 fand er zu Waldsee in Oberösterreich als Lehrer der Söhne des Landgrafen Ernst von Hessen-Philippsthal in militärischen und mathematischen Wissenschaften ein Unterkommen, bis er nach dem Tode des Königs Friedrich die Erlaubnis zur Rückkehr in sein Vaterland erhielt. Seit 1822 nahm er an dem griechischen Freiheitskampf theil, bildete in Korinth ein Bataillon Philhellenen, wohnte als Chef vom Generalstab des Fürsten Maurokordatos, mit dem er nach Missolunghi zog, 24. Juni dem Gefecht bei Kombotti bei und setzte den Gebirgskrieg fort, bis er sich nach Missolunghi werfen mußte, wo er 3. Nov. 1822 einem Nervenfieber erlag.

Normannen (»Nordmannen«), die germanische Bevölkerung Skandinaviens, vorzugsweise aber jene kühnen Seeräuberscharen, welche von den skandinavischen Küsten aus geraume Zeit die Küsten des Abendlands heimsuchten und von den Deutschen und Franzosen N., von den Engländern Dänen, von den Iren Ostmannen genannt wurden. Die Veranlassung zu jenen Raubzügen, welche die normannischen »Wikingar«, d. h. Krieger, wie sie sich selbst nannten, unter Anführern (See- oder Heerkönigen) in kleinen Schiffen über das Meer unternahmen und welche wohl bis in die Zeit der Völkerwanderung zurückreichen, war die Unfruchtbarkeit der Heimat, das Erbrecht, welches die jüngeren Söhne auf Seeraub und Heerfahrten anwies, dann auch der angestammte Wandertrieb der Germanen, Lust nach Waffenruhm, Abenteuern und Beute, endlich auch Unzufriedenheit mit der Begründung von Königsherrschaften in Skandinavien. Für ehrenvoll galten nur die Fahrten unter der Führung von Seekönigen, welche an Kraft und Abhärtung den Gefährten vorangehen mußten; »nur wer nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte, glaubte Seekönig heißen zu dürfen«. Ihre Schiffe, die »schaumhalsigen Wellenrosse«, waren so klein, daß eine Räuberschar oft 300—400 brauchte, und hatten nicht einmal ein Verdeck. Dafür konnten sie mit ihnen die kleinsten Flüsse befahren, sie auch über Land tragen. Sie kämpften auch zu Land auf erbeuteten Pferden und erlernten bald die Belagerungskunst. Anfangs zogen sie bloß im Sommer aus, um furchtlos und schonungslos zu morden und zu plündern; wenn der Winter kam und ihr Durst nach Thaten und Beute gestillt war, kehrten sie in die Heimat zurück. Bald begannen sie jedoch an den Mündungen der Flüsse und auf Inseln feste Niederlassungen zu gründen, und zu größeren Kriegsheeren vereinigt wurden sie kühne Eroberer und Gründer neuer Reiche. Schon zu Karls d. Gr. Zeiten suchten sie die Küsten des Frankenreichs heim; der berühmte Normannenheld Ragnar Lodbrok, der in England in einer Schlangengrube endete, war ein Zeitgenosse Karls, der zum Schutz der Küsten seines Reichs Befestigungen anlegen und eine Flotte erbauen ließ. Besonders aber wurden die Niederlande und Frankreich nach seinem Tode von den Raubzügen der N. betroffen, und zwar drangen dieselben auf ihren leichten, flachen Fahrzeugen die Flüsse hinauf tief in das Innere des Landes ein, plünderten Städte und Dörfer aus und schleppten deren Bewohner als Sklaven mit sich fort oder mordeten sie. Die inneren Zwistigkeiten

im fränkiſchen Reich und die Schwäche der karolingiſchen Könige, namentlich Karls des Kahlen, erleichterten ihnen ihre Unternehmungen. Unter dieſem faßten ſie zuerſt an verſchiedenen Stellen in Frankreich feſten Fuß, auf der Inſel Oiſſel an der Seinemündung, auf Noirmoutier an der Loiremündung, und unternahmen von beiden Punkten aus nach allen Richtungen hin Beutezüge; dreimal eroberten ſie Paris (845, 857, 861), drangen auf der Garonne bis Toulouſe vor und liefen 859 auch in den Rhône ein. Mit großen Summen mußte Karl ihren Abzug erkaufen. Unter Karl dem Dicken errichteten ſie auch in Deutſchland, bei Haslou (Aſchloh) an der Maas, eine Verſchanzung und plünderten von da aus weit umher das Land, namentlich die Städte Aachen, Köln, Trier, Metz, Bingen, Mainz und Worms; ja, ſie ſollen bis in die Schweiz vorgedrungen ſein und ſich hier im Haslithal angeſiedelt haben. Karl erkaufte 886 ihren Abzug durch Geld und Gebietsabtretung. Hierdurch nur zu neuen Unternehmungen angelockt, erlitten ſie erſt durch Arnulf an der Dyle in Brabant eine Niederlage (891), die wenigſtens Deutſchland vor ihren ferneren Raubzügen ſicherſtellte. Um ſo ſchlimmer hauſten ſie nun in Frankreich. 912 drang eine Schar N. unter einem Häuptling Rollo (Rolf) aus Möre in Norwegen auf der Seine zu wiederholten Malen bis Paris vor und ſetzte ſich in Rouen feſt. Um ſich vor ihnen zu ſichern, vermählte Karl der Einfältige ſeine Tochter Giſela mit Rollo und überließ dieſem zugleich das Gebiet der untern Seine zur Niederlaſſung (ſ. Normandie), nachdem derſelbe den Lehnseid geleiſtet und mit dem Chriſtenthum den Namen Robert angenommen hatte. Fortan dienten die N. auch für die Länder, die unter ihren Raubzügen ſo furchtbar gelitten hatten, als eine ſtarke Schutzwehr gegen feindliche Angriffe von außen und nahmen ſehr raſch franzöſiſche Sprache und Sitten an. Länger als Frankreich hatte England von den Raubzügen der N. zu leiden. Nach dem Tode des angelſächſiſchen Königs Egbert (836) ſetzten ſie ſich in Northumberland und Mercia feſt, und ihre Macht wuchs durch neue Ankömmlinge aus der Heimat zu einer für die Unabhängigkeit der Sachſen ſehr gefährlichen Höhe empor. Die Tapferkeit und Weisheit des Königs Alfred d. Gr. (871—901) beſeitigten dies Uebergewicht der fremden Eindringlinge, doch brachen dieſelben unter ſeinen Nachfolgern von neuem herein. Der däniſche König Sven entriß nach der großen Niedermetzelung der N. in England in der St. Bricciusnacht (13. Nov.) 1002 dem angelſächſiſchen König Ethelred (978—1016) den größten Theil des Landes, und Svens Sohn, Knut d. Gr., der ſchon König von Dänemark und Norwegen war, ward nach der Ermordung des Königs Edmund Eiſenſeite (1016) alleiniger Herrſcher von England. Nach ſeinem Tode 1035 ward von der Nation Ethelreds Sohn, Eduard der Bekenner, auf den Thron von England erhoben. Dieſer aber, welcher keinen Leibeserben hatte, ernannte den ihm befreundeten und verwandten Herzog Wilhelm von der Normandie, einen Nachkommen Rollo's, zu ſeinem Nachfolger, der 1066 mit 60,000 normanniſchen Kriegern in England landete, den von den Angelſachſen auf den Thron erhobenen König Harald bei Haſtings 14. Okt. beſiegte und England der Herrſchaft der franzöſiſchen N. unterwarf. Die Sachſen traf das Loos der Knechtſchaft, bis im Lauf der Zeit beide Völker in eins verſchmolzen. Vgl. Thierry, Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands (11. Aufl., Par. 1870, 4 Bde.); Freeman, History of Norman conquest of England (2. Aufl., Lond. 1877, 5 Bde.).

Ins Mittelmeer waren die N. bereits im 9. Jahrh. vorgedrungen, hatten die Küſten der Iberiſchen Halbinſel geplündert, wo ihnen aber die Weſtgothen und Araber mit Muth und Erfolg entgegentraten, und die Baleariſchen Inſeln, Afrika, Italien, ja Griechenland und Kleinaſien mit Raub und Mord heimgeſucht. Im Anfang des 11. Jahrh. unterſtützte eine normanniſche Pilgerſchar aus Frankreich, welche die heilige Grotte am Berge Garganus beſucht hatte, die Fürſten von Capua, Neapel, Benevent und Salerno in ihren Kämpfen wider einander und gegen die Griechen und Saracenen und erlangte durch ihre Tapferkeit und Klugheit allmählich großen Einfluß. 1027 verlieh ihnen Herzog Sergius von Neapel einen fruchtbaren Landſtrich, wo ſie Averſa bauten und unter dem Grafen Rainulf eine unabhängige Grafſchaft gründeten. Durch Zuzug aus der Heimat verſtärkten ſie ſich, und namentlich unter den zehn Söhnen Tankreds von Hauteville dehnten ſie ihre kriegeriſchen Unternehmungen aus. 1038 verbanden ſie ſich mit den Griechen, um den Saracenen die Inſel Sicilien zu entreißen. Durch ihre ritterliche Tapferkeit gelang es ihnen, die Saracenen zu überwinden; als aber die Griechen ihren tapferen Bundesgenoſſen allen Antheil an der Beute verweigerten, bemächtigten ſich dieſe mit Waffengewalt Apuliens (1040—1043) und theilten es als erobertes Land unter ſich, wobei ſie den tapfern Wilhelm Eiſenarm zum Grafen von Apulien erwählten. Nach Wilhelms Tode (1043) trat ſein Bruder Drogo, nach deſſen Ermordung der dritte Bruder, Humfred, an die Spitze der N., die 18. Juni 1053 in der Schlacht bei Civitella den Papſt Leo IX. beſiegten und gefangen nahmen, dann aber von dem gefangenen Papſt in Benevent gegen Zuſicherung eines Erbzinſes an den apoſtoliſchen Stuhl mit allen Ländern Unteritaliens, die ſie bereits erobert oder noch erobern würden, belehnt wurden. Robert Guiscard (1056—1085) eroberte das ganze Feſtland und nahm den Herzogstitel an, während ſein Bruder Roger I. Sicilien den Saracenen entriß. Rogers Sohn Roger II. vereinigte nach ſeines Vetters Boemund Tode das geſammte normanniſche Gebiet und ward 1130 von Papſt Anaklet II. in Palermo als König von Neapel und Sicilien gekrönt. Seine Nachkommen haben bis 1189 das ſchöne Reich beherrſcht, das dann an die Hohenſtaufen überging. Vgl. Sicilien, Geſchichte.

Nach dem Oſten gingen die Züge der N. aus dem Lande »Rhos« (Schweden), und früh hatten ſie ſich die das Baltiſche Meer umwohnenden Völker, Finnen, Eſthen, Slawen, zinspflichtig gemacht. Sie wurden hier Waringer (Waräger) genannt. Die ſlawiſchen Stämme im Südoſten des Finniſchen Meerbuſens, unter ſich uneins, beſchloſſen im 9. Jahrh., ſich freiwillig unter die Herrſchaft der N. zu ſtellen. Sie ſchickten eine Botſchaft an die Waräger-Ruſſen und luden ſie ein, über ſie zu gebieten. Die Ruſſen, unter Führung der drei Brüder Rurik, Sineus und Truwor, folgten dem Ruf, und nach dem Tode ſeiner Brüder wurde Rurik (geſt. 879), der ſeinen Sitz in Nowgorod (Holmgard) aufſchlug, der alleinige Gebieter des neuen, »Rußland« genannten Reichs, über welches ſeine Nachkommen 700 Jahre geherrſcht haben. Die Waringer bildeten den bevorzugten Kriegerſtand, der ſich durch neue Zuzüge aus der Heimat immer wieder verſtärkte, die Chaſaren unterwarf, Kiew (Kiänugard) eroberte und bereits 865, auf 200 Ruderbooten den Dnjepr hinabfahrend, über das

Schwarze Meer bis in den Bosporus vordrang und Konstantinopel bedrohte; Oleg und Igor wiederholten diese Kriegszüge gegen das griechische Kaiserreich, die dortigen Kaiser nahmen die kühnen Seeräuber endlich in Sold, um sich zu schützen, und die »Waranger« waren seitdem die tapfersten und treuesten Truppen des kaiserlichen Heers. Als unter Wladimir d. Gr. (980—1015) in Rußland das Christenthum eingeführt wurde, verloren die Waräger ihre Vorrechte und verschmolzen mit den Slawen, deren Sprache und Sitten sie annahmen. Vgl. Russisches Reich, Geschichte.

Von höchstem Interesse sind auch die Fahrten der N. im nördlichen Atlantischen Ocean. Nachdem sie die Orkneys und Shetlandinseln besetzt hatten, entdeckten sie die Färöerinseln, und von hier gelangte um 860 Naddodd zuerst nach Island, das infolge der Gewaltherrschaft Harald Harfagars in Norwegen durch die unzufriedenen Auswanderer rasch bevölkert wurde. Aber noch weitere kühnere Wikingsfahrten unternahmen die N. von Island aus. Erich der Rothe siedelte sich 986 in dem bereits 876 entdeckten Grönland an, und sein Sohn Leif besuchte von hier »Winland«, die Küste Nordamerika's (Neuengland), die wegen der dort vorgefundenen wild wachsenden Reben so genannt wurde. Thorfinn Karlsefna versuchte 997 auch eine feste Ansiedelung daselbst, welche sich jedoch gegen die Angriffe der Skrälinger (Eskimo) nicht behaupten konnte. Andere Isländer drangen noch weiter nach Süden bis Hvitramannaland (das jetzige Carolina) vor; doch konnten diese Fahrten ihrer großen Gefahren halber nicht oft gemacht werden, und die Entdeckungen versanken wieder in völlige Vergessenheit. Auch die Ansiedelungen in Grönland gingen im 14. Jahrh. zu Grunde. Nur in Island entwickelte sich die Kolonie zu einer bedeutenden Kultur. Vgl. Depping, **Histoire des expéditions maritimes des Normands et leur établissement en France au X. siècle** (2. Aufl., Par. 1843); Strinnholm, Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier (deutsch von Frisch, Hamb. 1839—41, 2 Bde.); Munch, Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker ꝛc. (deutsch von Claußen, Lüb. 1854); Steenstrup, **Normannerne** (Kopenh. 1876, Bd. 1); K. Wilhelmi, Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland (Heidelb. 1842); Worsaae, Dänen und Nordmänner in England ꝛc. (deutsch von Meißner, Leipz. 1852); Dondorff, Die N. und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter (Berl. 1875).

Normannische Inseln, s. Kanalinseln.

Normatage (v. lat. norma, Regel, Richtschnur), in kathol. Ländern die Tage, an denen öffentliche Lustbarkeiten untersagt sind.

Normiren (lat.), regeln, als Norm festsetzen; auch als Norm gelten; normativ, als Norm geltend.

Nornen (Nornir), in der nord. Mythologie die Göttinnen der Zeit und des Schicksals, werden als drei Jungfrauen: Urdh (Vergangenheit), Verdandi (Gegenwart) und Skuld (Zukunft), dargestellt, die in und an dem heiligen Brunnen der Urdh, der ältesten der N., unter dem Baum Yggdrasill in Asgard weilen und die Schicksale der Menschen sowie der Götter bestimmen. N. heißen dann auch die Schutzgeister der Menschen, welche ihnen bei der Geburt die irdischen Güter bestimmen, zum Theil vom Geschlechte der Asen (s. d.) sind, zum Theil aber auch zu den Elfen und Zwergen gehören. Auch die Wahrsagerinnen, welche an den Wiegen der Kinder prophezeiten, wurden N. genannt.

Noroña (spr. -ronnja), Don Gaspar Maria de Nava Alvarez, Conde de, span. Dichter, geb. 6. Mai 1760 zu Castellon de la Plana, trat früh in Militärdienste und rückte im Kriege gegen die französische Republik schnell bis zum Generalleutnant auf. Der Abschluß des Friedens von 1795 begeisterte ihn zu seiner berühmt gewordenen »Friedensode«, und von jetzt ab folgte schnell eine größere Anzahl kriegerischer Oden und Elegien, durch die sich N. den Namen des »kastilischen Tyrtäos« erwarb. Die diplomatische Laufbahn betretend, ward er 1795 Gesandter in Bern, später in St. Petersburg und schließlich Gouverneur von Cadiz. Während des spanischen Befreiungskriegs kommandirte er eine Abtheilung der spanischen Nationaltruppen im Königreich Galicien und erfocht den glänzenden Sieg an der Brücke von San Payo. Nach der Restauration ließ er sich in Madrid nieder, wo er 1816 starb. Seine »Poesias« (Madr. 1799 u. 1800, 2 Bde.) enthalten eine Anzahl nach Inhalt und Form gleich trefflicher Gedichte, worunter die lyrischen sich durch Feuer und Kühnheit der Gedanken auszeichnen. Unter den übrigen Dichtungen Noroña's sind besonders das philosophische Gedicht: »La muerte« und das heroisch-komische: »La Quicaida« zu erwähnen, letzteres ist reich an ergötzlichen Scenerien. Weniger gelungen ist die epische Dichtung: »La Ommiada« (Madr. 1816), des Dichters Schwanengesang. Seine »Poesias asiáticas« (Par. 1833 u. öfter) enthalten orientalische Gedichte in spanischer Uebersetzung.

Norow, Awraam Sergejewitsch, russ. Unterrichtsminister, geboren im Oktober 1795, trat in seinem 15. Jahr in die Armee. In der Schlacht von Borodino zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das Bein, doch diente er mit Auszeichnung weiter und avancirte 1820 zum Obersten. 1822 unternahm er eine Reise durch Mitteleuropa und Italien, deren Beschreibung er 1825 in 2 Bänden herausgab. Nachdem er 1823 aus dem Militärdienst geschieden, trat er als Staatsrath in das Ministerium des Innern, dem er bis 1839 attachirt war. Unterdessen hatte er zum zweitenmal Italien und 1834 und 1835 auch Aegypten, Nubien und Palästina besucht. Ueber beide Reisen berichtete er in besonderen Werken (Petersb. 1840 u. 1844). 1849 ward er zum Ministerkollegen der öffentlichen Aufklärung und 1853 zum Minister ernannt. Doch vermochte er sich nicht mit den Reformplänen Alexanders II., der ihn 7. Sept. 1856 zum Wirklichen Geheimen Rath erhob, zu befreunden und mußte daher im April 1858 seine Entlassung nehmen. Seit dieser Zeit dem Reichsrath angehörend, starb er 4. Febr. 1869. Er war Mitglied der russischen Akademie und hat sich auch durch Uebersetzungen und eigene Dichtungen bekannt gemacht.

Norrbotten, das nördlichste und menschenleerste Län Schwedens, zusammengesetzt aus Theilen der Landschaft Westerbotten und der schwedischen Lappmarken, grenzt an Westerbotten, Norwegen, Finnland und den Bottnischen Meerbusen und umfaßt 106,364 QKilom. (1931,8 QM.) mit (1874) 81,987 Einw. Man pflegt das Län in zwei Theile zu theilen: in das niedrigere und mildere Küstenland oder eigentliche N. und in die an Norwegen grenzenden Lappmarken, letztere ein Gebirgsland mit den höchsten Bergen Schwedens (Sulitelma 1883 Meter, Almajalos 1680 Meter hoch u. a.). Die bedeutendsten Flüsse sind: Torneå mit Muonio (Grenzfluß gegen Finnland), Kalix, Råneå, Luleå, Piteå und Skellefteå, welche zum Theil große Landseen bilden. Längs des

Küſtenſtrichs ſind noch bedeutende Wälder, auch wird dort noch etwas Ackerbau und Viehzucht getrieben. Im übrigen iſt das Kulturland nur gering (½ Proc. des Areals). Die Zahl der Lappen beträgt zwiſchen 4000 und 5000, die faſt ausſchließlich von ihren Rentieren leben. Die mittlere Jahrestemperatur iſt in Nederkalix (65° 51′ nördl. Br.) +0,82°, in Enontekis (68° 30′) −2,76°, die der drei Sommermonate aber reſp. +14,92° und 12,57° C. An Erzen beſitzt das Land Silber, reichhaltiges Kupfererz (Schiangeli, Ragisvaara, Snappavaara ꝛc.), beſonders aber Eiſen; der einzige Eiſenberg bei Gellivara könnte mit ſeinem 70—80 Proc. haltenden Erz jahrtauſendelang alle Hohöfen der Erde verſehen. Aber es fehlt ſowohl an Kommunikationsmitteln als an Menſchenhänden zur Ausbeutung dieſer Schätze. 1874 betrug die Produktion von Eiſenerzen 98,120 Ctr. An Hausthieren zählte man 1873: 9500 Pferde, 40,711 Stück Rindvieh, 62,038 Schafe, 2323 Ziegen und 1118 Schweine; die Zahl der Rentiere wird auf etwa 120,000 Stück geſchätzt. Die Induſtrie beſchränkt ſich auf die Nutzbarmachung der Waldprodukte, auf Schiffbau und Eiſengewinnung; Fiſchfang ſowohl im Bottniſchen Meerbuſen als auch in den zahlreichen Landſeen ſowie Jagd ſind lohnende Nebenbeſchäftigungen. Handel und Schiffahrt ſind ziemlich lebhaft. 1874 fanden ſich in dem ganzen Län 32 Schiffe (darunter 10 Dampfſchiffe), welche Bewohnern der Landdiſtrikte gehörten, während die drei Stapelplätze des Läns (Haparanda, Luleå und Piteå) 22 Schiffe beſaßen. S. Karte »Schweden und Norwegen«.

Norrige (ſchwed.), ſ. v. w. Norwegen.

Norristown (ſpr. -taun), Hauptſtadt der Grafſchaft Montgomery im nordamerikan. Staat Pennſylvanien, am Schuylkillfluß, Bridgeport gegenüber, hat ein Gerichtshaus, ein großes Gefängnis, mehrere Fabriken und (1870) 10,753 Einw.

Norrköping (ſpr. norrdſchöping), Fabrikſtadt in Schweden, Landſchaft Oſtgothland, unweit des Meerbuſens Bräviken, wird durchſtrömt von dem Motalaſtrom, dem waſſerreichen Abfluß des Wettterſees, der in der Stadt ſelbſt bedeutende Waſſerfälle und Stromſchnellen bildet, und über den mehrere Brücken führen. Unterhalb der letzten fließt der Fluß ruhig dahin und iſt tief genug für die größten Schiffe. N. iſt regelmäßig angelegt und hat breite, gerade Straßen, 6 öffentliche Plätze (darunter der Platz Karl XIV. Johanns, mit der 1847 errichteten Statue des Königs, von Schwanthaler), 3 Kirchen und eine Synagoge, treffliche Schulen (darunter eine höhere Elementarſchule in palaſtähnlichem Gebäude), mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten, ein Straf- und Arbeitsgefängnis für Weiber ꝛc. und (1874) 26,365 Einw. (1790 erſt 7739). Die Stadt treibt lebhaften Handel und beſaß 1874: 28 Schiffe (darunter 9 Dampfſchiffe), welche in inländiſcher Fahrt verwendet wurden. Bei weitem wichtiger iſt jedoch die induſtrielle Thätigkeit, die größtenteils durch den Motalaſtrom hervorgerufen iſt und der Stadt den ehrenvollen Namen des »ſchwediſchen Manchester« erworben hat. 1873 betrug der Werth der in N. gearbeiteten Fabrikwaaren 14—15 Mill. Kronen. Es ſind hier in Betrieb: eine mechaniſche Werkſtätte derſelben Geſellſchaft, welcher die Werkſtätten von Motala gehören, und die hier ihre großartigen Schiffswerften hat (auf denen unter anderem die ſchwediſchen Monitors, die neuen Dampfkanonenboote und eine Menge Dampfſchiffe für Privatleute gebaut worden ſind), ferner Baumwollſpinnereien, Baumwollwebereien, Zucker-, Tabak-, Papierfabriken u. a. Seit der Eröffnung der ſchwediſchen Oſtbahn ſteht die Stadt in direkter Verbindung mit dem ganzen ſchwediſchen Eiſenbahnnetz. N. wird ſchon zu Ende des 12. Jahrh. erwähnt, erhielt aber erſt im Anfang des 17. einige Bedeutung durch die Fabrikanlagen des aus Belgien eingewanderten de Geer. Unter den hier gehaltenen Reichstagen ſind die merkwürdigſten: der von 1604, wo Karl IX. die Königskrone empfing und ein Erbverein angenommen wurde, und von 1800, wo Guſtav IV. Adolf nebſt ſeiner Gemahlin gekrönt wurde und zugleich der Adel gegen den König in Oppoſition trat. S. Karte »Schweden und Norwegen«.

Norrland, der nördlichſte und größte, aber am dünnſten bevölkerte von den drei Hauptheilen Schwedens, 262,871 QKilom. (4774 QM.) groß, wird gebildet durch die Flußgebiete der Torneå-, Kalix-, Luleå-, Piteå-, Skelleſteå-, Umeå-, Angermanna-, Indals-, Ljusnaelf ſowie theilweiſe der Dalelf und umfaßt die acht alten Landſchaften: Geſtrikland, Helſingland, Medelpad, Angermanland, Herjeädalen, Jemtland, Weſterbotten und die ſchwediſchen Lappmarken oder die fünf Läns: Gefleborg, Weſternorrland, Jemtland, Weſterbotten und Norrbotten. Die Zahl der Bewohner betrug 1751 nur 148,759, 1820 aber 273,248, 1864: 496,561 und 1874: 561,051.

Norrtelje, Hafenſtadt im ſchwed. Län Stockholm, an der Oſtſee, mit Seebad, Fabriken für Tuch und Gewehre, Handel, Fiſcherei und (1874) 1619 Einw.

Nort (ſpr. nör), Stadt im franz. Departement Loire-Inférieure, Arrondiſſement Châteaubriant, an der Erdre, die hier ſchiffbar wird, iſt Holz-, Eiſen- und Kohlenentrepot, mit Steinkohlenbergbau, Handel mit Wein und (1872) 5386 Einw.

Norte, Rio Grande del (auch Rio Bravo del N.), einer der bedeutendſten Flüſſe Nordamerika's, entſpringt in dem San Juan-Gebirge am King Salomon Mount, durchſtrömt den San Luis Park im ſüdlichen Colorado, tritt dann nach Neumexiko über und durchfließt dieſen Staat in ſüdlicher Richtung der Länge nach, bis er ſich beim Paſo del Norte nach SO. wendet, welche Richtung er bei ſehr gewundenem Lauf bis zu ſeiner Mündung in den Golf von Mexiko beibehält. Auf ſeinem obern Lauf erhält er nur Einen beträchtlichen Zufluß, den Rio Chama, von W. her. Bei ſeiner Wendung gegen S. nimmt er von S. her den Rio Conchas und weiter unterhalb noch von mexikaniſcher Seite den Salado, Alamo und San Juan, von N. her den anſehnlichen Rio Pecos oder Puerco auf. Seine Quellen in der Region des ewigen Schnees ſind von ſeiner Mündung in gerader Linie faſt 1600 Kilom. entfernt, mit den Krümmungen aber beträgt der Lauf des Fluſſes 2500 Kilom. Sein Flußgebiet umfaßt 622,000 QKilom. (11,300 QM.). Die Höhe ſeines Spiegels iſt in Neumexiko bei Peña Blanca 1611 Meter, beim Paſo del Norte ungefähr 1158 M. und bei Reynoſa, 125 Kilom. von der Mündung, ungefähr 52 M. ü. M. In ſeinem obern Lauf hat der Fluß ein ſtarkes Gefälle. Er iſt hier wegen ſeiner Seichtigkeit ſelbſt für Kanoe's nur zur Zeit ſeiner Anſchwellung fahrbar. Von der Mündung an können kleine Dampfboote 725 Kilom. aufwärts bis nach Laredo gelangen; größere Schiffe gehen nur bis Reynoſa, wo der Fluß 200 M. breit, aber nur gegen 2 M. tief iſt, welche geringe Tiefe ſich daraus erklärt, daß er ſandige Prairien durchfließt. Die nächſten Strecken am Ufer ſind fruchtbar und bewaldet.

North, Frederick, Lord, Graf von Guilford, brit. Staatsminiſter unter Georg III., geb. 13. April 1733, ſtudirte zu Oxford und bereiſte

dann drei Jahre lang das Festland. Im Unterhaus, in welches er 1754 eintrat, machte er sich durch die Gewandtheit, mit welcher er das Interesse der Regierung vertheidigte, bemerkbar und erhielt darum 1759 eine Stelle im Schatzmeisteramte, die er aber 1765 mit Eintritt des Ministeriums Rockingham aufgeben mußte. Er wurde nun das Haupt der parlamentarischen Opposition, 1766 Zahlmeister der Armee und 1767 Kanzler des Schatzamts. Bei der Auflösung des Kabinets 1770 übernahm er unter den schwierigsten Umständen das Staatsruder und wußte sich bald sehr populär zu machen, indem er das Schicksal Irlands linderte, die zerrüttete Ostindische Kompagnie der Oberaufsicht der Krone unterstellte und die Verfassung Kanada's einer Revision unterwarf. In der schwierigsten Frage der Zeit, dem Streit mit den amerikanischen Kolonien über das Recht des Mutterlands, dieselben zu besteuern, verstand er sich zwar zur Aufhebung der meisten auferlegten Zölle, hielt aber, dem persönlichen Wunsch des Königs nachgebend, um so hartnäckiger an dem Theezoll und damit an dem von den Kolonien verabscheuten Princip fest und machte dadurch den Aufstand derselben unvermeidlich. Indem er unter maßlosen Schwierigkeiten den unglücklichen Kampf gegen die Kolonien und ihre Verbündeten führte, gelang es ihm, seine Politik lange gegen eine von den beiden Pitts, Fox, Burke und anderen glänzenden Geistern geleitete parlamentarische Opposition aufrecht zu erhalten, bis er endlich, da das Unterhaus jede fernere Bewilligung verweigerte, 19. März 1782 von der Verwaltung zurücktrat. Im April 1783 kam eine Vereinigung zwischen ihm und Fox zu Stande, aus der das sogen. »Ministerium aller Talente« hervorging. N. übernahm darin das Departement des Innern. Schon 18. Dec. 1783 ward aber die Koalition genöthigt, einer neuen, von Pitt geleiteten Verwaltung zu weichen. So ward N. wieder in die Reihen der Opposition getrieben und bot nun alles auf zum Sturze seines Nebenbuhlers. Der Tod seines Vaters gab ihm 1790 die Peerswürde und hiermit den Sitz im Oberhause. Zuletzt erblindet, starb er 5. Aug. 1792. Vgl. »A view of the history of Great Britain during the administration of Lord N.« (Lond. 1782, 2 Bde.; franz. Uebersetzung, Par. 1784) und »Correspondence of George III. with Lord N.« (Lond. 1867, 2 Bde.).

Northallerton, Hauptstadt des nördlichen Riding der engl. Grafschaft York, hat mehrere öffentliche Schulen, in der Umgegend viele Fabriken und (1870) 2663 Einw. Hier ward die »Standartenschlacht«, in welcher König David von Schottland besiegt wurde, 22. Aug. 1138 geschlagen.

Northampton (spr. northâmpt'n), 1) (Northamptonshire) eine der Binnengrafschaften Englands, zwischen den Grafschaften Leicester, Rutland, Lincoln, Cambridge, Huntingdon, Bedford, Buckingham, Oxford und Warwick gelegen, umfaßt 2551 QKilom. (46,33 QM.) mit (1871) 243,896 Einw. N. ist eine der schönsten Grafschaften von England und enthält zahlreiche Sitze des Adels. Mit Ausnahme eines kleinen Gebiets im NO., welches Marschland ist, besteht die Grafschaft aus fruchtbarem, wellenförmigem Hügelland (Arbarybügel, 221 Meter). Die wichtigsten Flüsse sind der Welland und Nen, welche in nordöstlicher Richtung in den Meerbusen Wash fließen. Von der Oberfläche sind 45 Proc. Ackerland, 43 Proc. Weideland, und das Mästen von aus anderen Grafschaften eingeführtem Schlachtvieh bildet einen wichtigen Erwerbszweig. An Vieh zählte man 1875: 19,829 Ackerpferde, 118,044 Rinder, 553,112 Schafe und 29,820 Schweine. Die Industrie liefert namentlich Schuhe und Stiefel, ferner Roheisen, Maschinen, Leder ꝛc. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Nen, der hier schiffbar wird, und ist eine reinliche alte Stadt, aus röthlichen Quadersteinen erbaut. Unter den zahlreichen Kirchen verdient die Rundkirche St. Peter's aus dem 12. Jahrh. Beachtung. N. hat eine Grafschaftshalle, ein Stadthaus, eine Kornbörse, 2 Hospitäler, mehrere gelehrte Gesellschaften, ein großes Arbeiterinstitut, Schuh- und Stiefelfabriken und (1871) 41,168 Einw. Hier 1228 für England ungünstiger Friedensschluß zwischen dem König Eduard III. von England und Robert Bruce von Schottland; 10. Juli 1460 Schlacht, worin Richard, Herzog von York, siegte und den König Heinrich VI. zum zweitenmal gefangen nahm. — 2) Dorf im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Connecticutfluß, hat mehrere Privatschulen, zahlreiche Villen, einige Fabriken und mit Umgebung 10,160 Einw.

North-Bierley (spr. -li), Fabrikort in der engl. Grafschaft York, unfern Bradford, mit Bergbau, Eisenwerken, Steinbrüchen, bedeutender Wollwaarenindustrie und (1870) 14,433 Einw.

Northbrook (spr. -bruk), 1) Sir Francis Thornhill Baring, Baron von, brit. Staatsmann, ein Glied der berühmten Londoner Bankiersfamilie Baring (s. d.), geb. 10. April 1796, wurde zu Oxford erzogen und 1823 Barrister zu London. 1826 trat er für Portsmouth, dessen Wähler ihm 40 Jahre lang getreu blieben, ins Unterhaus und schloß sich der liberalen Partei an. 1830 wurde er Lord des Schatzamts, von 1834—39 war er, mit kurzer Unterbrechung, Sekretär desselben, von 1839 bis September 1841 Kanzler der Schatzkammer und von 1849—52 erster Lord der Admiralität. Indem er sich dann vom officiellen politischen Leben zurückzog, blieb er doch im Parlament ein allgemein geachteter Vertreter der gemäßigt liberalen Politik. Am 4. Jan. 1866 zum Peer und Lord N. erhoben, starb er schon 6. Sept. d. J.

2) Thomas George Baring, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 22. Jan. 1826, trat, nachdem er die gewöhnliche Bildung der vornehmen englischen Jugend genossen hatte, ins Unterhaus, wo er wie sein Vater liberale Grundsätze vertrat. Er bekleidete unter verschiedenen liberalen Ministerien nach einander die Aemter eines Lord der Admiralität, Unterstaatssekretärs des Kriegs, des Innern und Indiens und seit December 1868 wieder des Kriegs und wurde von Gladstone 15. Dec. 1872 zum Generalgouverneur und Vicekönig von Ostindien ernannt. In dieser Stellung verstand er es 1874 mit großem Geschick, zu der durch die Ermordung des englischen Residenten Phayre in Baroda geschaffenen schwierigen Lage Stellung zu nehmen, erwarb sich aber in demselben Jahr für seine Maßregeln gegenüber der in Bengalen ausgebrochenen furchtbaren Hungersnoth nicht die Anerkennung des Ministeriums, so daß er Anfang 1876 während des Besuchs des Prinzen von Wales sein Amt plötzlich niederlegte. Am 15. Juni 1876 nahm er, inzwischen zum Grafen erhoben, seinen Sitz im Oberhaus wieder ein.

Northcote (spr. -kôt), Sir Stafford Henry, brit. Staatsmann, geb. 27. Okt. 1818, wurde zu Oxford erzogen und ließ sich 1847 zu London als Sachwalter nieder. 1851 war er Sekretär der ersten Weltindustrieausstellung und erwarb sich durch seine Thätigkeit in dieser Stellung das Kommandeurkreuz des Bathordens. 1855 ins Unterhaus gewählt,

ſchloß er ſich der konſervativen Partei an, fiel bei den Wahlen von 1857 durch, wurde aber 1858 für Stamford wieder gewählt. In die Regierungsgeſchäfte war er ſchon früh eingeweiht worden, indem er, als Gladſtone noch das Portefeuille des Handelsminiſteriums innehatte, deſſen Privatſekretär geweſen war. Als aber Gladſtone erſt zu den Peeliten und dann offen zur liberalen Partei übertrat, folgte N. ihm auf dieſer Bahn nicht, ſondern blieb der konſervativen Politik getreu. Er übernahm deshalb unter Lord Derby im Januar 1859 den Poſten eines Sekretärs des Schatzamts und trat mit der Toryregierung zurück. In Lord Derby's drittem Kabinet wurde er im Juni 1866 Präſident des Handelsamts, zu Anfang 1867 aber Miniſter für Indien. Nach dem Rücktritte der Tories im December 1868 war er einer der Führer der Oppoſition, namentlich auch in finanziellen Fragen, und im Februar 1874 erhielt er unter Disraeli das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer (Finanzminiſters). Als Disraeli 1876 als Lord Beaconsfield in das Oberhaus eintrat, wurde N. die Leitung des Unterhauſes und die Vertretung des Miniſteriums in demſelben übertragen.

Northeim (in der Volksſprache Norten), Stadt in der preuß. Landdroſtei Hildesheim, Kreis Eimbeck, am Fuß des Wieterbergs, an der Rhume und der Hannover-Kaſſeler Eiſenbahn, von der hier eine Linie nach Nordhauſen abzweigt, hat ein Amtsgericht, eine ſchöne Stadtkirche (aus dem 16. Jahrh.), eine höhere Bürgerſchule, anſehnliche Gerberei und Schuhmacherei, Tabakbau, Zucker- und Tabakfabrikation, bedeutende Mühlwerke, Handel und (1875) mit der Garniſon (ein Bataillon Infanterie) 5661 Einw. Der Ort ſoll bereits 875 beſtanden haben, erhielt 1208 ſtädtiſche Gerechtſame und war im Mittelalter Mitglied der Hanſa. Das Stift St. Blaſii wurde 1051 vom Grafen Otto von N. als Benediktinerkloſter gegründet und zur Zeit der Reformation ſäkulariſirt. Vgl. Groten, Geſchichte der Stadt N. (Eimbeck 1807).

North-Shields (ſpr. -ſchihlds), ſ. Tynemouth.

North-Uiſt (ſpr. -üiſt), eine der mittleren Hebriden, zur ſchott. Grafſchaft Inverneß gehörig, 220 QKilom. (4 QM.) groß mit 3174 Einw., hat meile Küſten mit vielen guten Häfen, zahlreiche kleine Seen und erreicht im Hella eine Höhe von 896 Meter.

Northumberland (ſpr. -thömberländ, Northumbrien), engl. Grafſchaft, wird im O. von der Nordſee, im N. und NW. von Schottland, im W. von der Grafſchaft Cumberland, im S. von Durham begrenzt und umfaßt 5056 QKilom. (91,8 QM.) mit (1871) 386,959 Einw. Der bei weitem größte Theil der Grafſchaft iſt ein kahles Hügelland mit ausgedehnten Moorſtrecken und ſpärlichen Heidegräſern. Nur die Cheviothügel an der Grenze von Schottland ſind durch friſches Grün ausgezeichnet und nähren zahlreiche Schafherden; in den Thälern, namentlich in der Nähe des Meers, iſt dagegen der Boden ſehr fruchtbar. Das Land wird von dem Tweed (Nordgrenze), dem Tyne (Südgrenze) und mehreren kleineren Küſtenflüſſen bewäſſert. Das Klima iſt ziemlich rauh mit häufigen Nebeln. Von der Oberfläche ſind 24 Proc. unter dem Pflug, 29 Proc. beſtehen aus Weideland. Der Viehſtand betrug 1875: 18,609 Ackerpferde, 96,778 Rinder, 913,760 Schafe und 13,079 Schweine. Der Bergbau, namentlich auf Steinkohlen und ſilberhaltiges Blei, iſt von Bedeutung, und die Induſtrie ſteht auf einer hohen Stufe. Wichtig ſind: der Maſchinenbau, der Bau eiſerner Schiffe, die Darſtellung von Roh- und Gußeiſen, die Wollweberei und die Glasfabrikation. Hauptſtadt iſt Newcaſtle upon Tyne. Unter den zahlreichen Denkmälern des Alterthums iſt der Piktenwall (ſ. d.) das bedeutendſte.

Northumberland (ſpr. -thömberländ), Grafen- und Herzogstitel mehrerer berühmten Geſchlechter Englands, war zunächſt an das alte Geſchlecht der Percy's geknüpft, deren Ahnherr William de Percy (geſt. um 1096), mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen, weite Ländereien in den Grafſchaften York und Lincoln zu Lehen erhielt. Mit ſeinem Enkel William ſtarb die männliche Linie des Hauſes aus; die Güter desſelben und den Namen Percy nahm der Gemahl ſeiner Tochter, Josceline de Louvaine, ein jüngerer Sohn Gottfrieds I. von Brabant, an. Deſſen Sohn Richard de Percy, war einer der 25 Barone, welche zu Hütern der durch die Magna Charta ertheilten Privilegien eingeſetzt wurden. Sein Neffe Henry wurde 1299 als erſter Lord Percy ins Oberhaus berufen. Die bedeutendſten Glieder des Hauſes Percy, die den Titel N. führten, ſind ſodann:

1) Lord Henry Percy, Urenkel Henry Percy's, zeichnete ſich in den franzöſiſchen Kriegen unter Eduard IV. aus und ward 1377 zum Grafen von N. erhoben. 1399 unterſtützte er als Anhänger des Hauſes Lancaſter Heinrich IV. bei ſeiner Thronuſurpation. Obgleich er dafür die Würde eines Connétable und bedeutende Güter erhielt, brach er doch 1403 aus nicht hinlänglich bekannten Gründen mit dem König und rüſtete in Verbindung mit ſeinem jüngern Bruder, Thomas Percy, Grafen von Worceſter, u. a. ein Heer zum Sturz desſelben. Während N. ſich nach der ſchottiſchen Grenze zog, übernahm im S. ſein Sohn Henry de Percy, bekannt unter dem Namen Hotſpur (»Heißſporn«), den Oberbefehl und lieferte bei Shrewsbury 21. Juli 1403 eine blutige Schlacht, welche indeß der Tod Hotſpurs zu Gunſten des Königs entſchied. Es kam hierauf 1404 eine Verſöhnung zwiſchen dem alten N. und Heinrich IV. zu Stande; allein ſchon im nächſten Jahr nahm N. wieder an dem Komplott des Thomas Mowbray und des Erzbiſchofs Richard Scrope von York theil, welche die Thronerhebung des Hauſes York beabſichtigten, mußte aber, um dem Schafott zu entgehen, nach Schottland und von da nach Wales fliehen. Ein Verſuch, in das engliſche Gebiet einzufallen, koſtete ihm 9. Febr. 1408 in der Schlacht von Bramham Moor das Leben. — 2) Henry, der Sohn Hotſpurs, zweiter Graf von N., erhielt 1419 von Heinrich V. ſeine Güter und den Titel eines Grafen von N. zurück. Er blieb ein treuer Anhänger dieſes Königs und ſeines Sohns Heinrichs VI. und fiel für die Sache des Hauſes Lancaſter 22. Mai 1455 im Treffen bei St. Albans. Auch ſein Sohn Henry, dritter Graf von N., war ein Anhänger der Lancaſtrier und fiel 29. März 1461 bei Towton. Eine neue Aechtung der Percy's ließ für kurze Zeit den Titel N. an das Haus Neville kommen, wurde aber von Eduard IV. aufgehoben. — 3) Henry Algernon, ſechster Graf von N., ſtarb 30. Juni 1537 ohne Erben, womit die Würde der Familie verloren ging, da ſein Bruder Thomas Percy durch ſeine Theilnahme an dem katholiſchen Aufſtand von 1536 das Erbfolgerecht für ſeinen Familienzweig verſcherzt hatte und mit der Einziehung der Güter der Hauptlinie der Grafentitel erloſch. Titel und Güter gingen hierauf an die Dudley (ſ. d.) über. — 4) Thomas Percy, Sohn des hingerichteten Thomas Percy, ward nach der Hinrichtung John Dudley's 1557 von der Königin Maria wieder zum Lord Percy und

Grafen von N. erhoben; doch auch er wurde unter der Königin Elisabeth als Haupt der katholischen Verschwörer 22. Aug. 1572 zu York hingerichtet. Die Güter und Würden der Familie gingen darauf an seinen Bruder Henry, achten Grafen von N., über, welcher, der Betheiligung an einem Komplott zu Gunsten Maria Stuarts verdächtig, in den Tower gesetzt und hier 21. Juni 1585 ermordet gefunden wurde. — 5) Henry, Sohn des vorigen, neunter Graf von N., ward der Theilnahme an der Pulververschwörung beschuldigt, saß gleichfalls, nachdem er durch Entrichtung einer Geldstrafe von 20,000 Pfd. Sterl. den größten Theil seines Vermögens verloren hatte, 15 Jahre im Tower und starb 5. Nov. 1632. — 6) Algernon Percy, Sohn des vorigen, zehnter Graf von N., war unter Karl I. Großadmiral, nahm aber dann an der Opposition gegen den Hof theil und wurde deshalb beim Ausbruch des Bürgerkriegs seines Amts entsetzt. Er gehörte zu den Presbyterianern, wurde 1644 in das Regierungskomité des Parlaments gewählt, erklärte sich aber 1649 gegen die Anklage Karls I. Nach dem Tode Cromwells, während dessen Herrschaft er sich von der Politik zurückgezogen hatte, ließ er sich für Karl II. gewinnen, trat nach dessen Rückkehr in den Staatsrath und starb 13. Okt. 1668. — Mit Joscelin Percy, dem elften Grafen von N., erlosch 21. Mai 1670 der männliche Stamm der Familie. Karl II. verlieh nun seinem natürlichen Sohn, George Fitzroy, 1674 den Titel eines Herzogs von N.; doch starb dieser 1716 ohne Nachkommen. Die Erbin des letzten Grafen von N. aus der Familie Percy hatte sich in dritter Ehe mit Charles Seymour, Herzog von Somerset, vermählt, und ihr zweiter Sohn, Algernon Seymour, bereits seit 1722 Lord Percy, erhielt 1749 den Titel eines Grafen von N. Als auch er 2. Febr. 1750 ohne männliche Nachkommen starb, erbte sein Schwiegersohn Sir Hugh Smithson mit dem Familiennamen die Güter und den Grafentitel. Derselbe ward 1766 zum Herzog von N. erhoben und starb 6. Juni 1786. Sein ältester Sohn, Hugh Percy, zweiter Herzog von N., geb. 14. Aug. 1742, zeichnete sich als General im amerikanischen Krieg aus und war später Chef der Gardegrenadiere. Nach seinem Tode, 10. Juli 1817, folgte ihm sein ältester Sohn, Hugh Percy, geb. 20. April 1785, als dritter Herzog von N.; derselbe war vom März 1829 bis November 1830 Lord-Lieutenant von Irland und starb 12. Febr. 1847 kinderlos. — 7) Algernon Percy, vierter Herzog von N., Bruder des zuletzt erwähnten, geb. 15. Dec. 1792, trat schon im 13. Jahr als Freiwilliger in die Marine und avancirte 1815 zum Postkapitän. Schon bei Lebzeiten seines Bruders 1816 mit dem Titel Lord Prudhoe zum Peer erhoben, unternahm er namentlich im Interesse von Alterthumsforschungen große Reisen nach dem Orient und wurde Präsident der Royal Institution. 1850 ward er zum Kontreadmiral ernannt. Unter dem Ministerium Derby erhielt er im Februar 1852 den Posten eines ersten Lord der Admiralität, von dem er aber mit dem Sturz seiner Parteigenossen im December zurücktrat. 1857 wurde er zum Viceadmiral, 1862 zum Admiral ernannt und starb zu Alnwick 11. Febr. 1865. Den Titel der Familie erbte darauf George Percy, fünfter Herzog von N., geb. 22. Juni 1778, ein jüngerer Sohn des ersten Herzogs, Hugh, der bis dahin die gleichfalls der Familie Percy angehörige Peerswürde der Grafen Beverley innegehabt hatte und diese nun mit dem Herzogstitel von N. vereinigte. Ihm folgte nach seinem Tode 21. Aug. 1867 sein Sohn Algernon George Percy, sechster und jetziger Herzog von N., geb. 2. Mai 1810.

Northwich (spr. -witsch), kleines altes Städtchen in der englischen Grafschaft Cheshire, bekannt durch die in der Nähe befindlichen Salzwerke.

Norton (spr. nört'n), Caroline Elizabeth Sarah, engl. Schriftstellerin, geb. 1808, Enkelin des Dichters Richard Brinsley Sheridan, ward in Hampton Court erzogen und machte sich schon in ihrem 17. Jahr durch die rührende ländliche Idylle: »Sorrows of Rosalie« bekannt. 1827 verheirathete sie sich mit George N., einem Bruder des Lord Grantley; allein die Ehe war höchst unglücklich und wurde 1836 getrennt. Mistreß N. nimmt unter den englischen Dichterinnen der Gegenwart eine hervorragende Stellung ein. Man hat sie den weiblichen Byron genannt, und allerdings ist sie mit diesem Dichter durch Stärke der Leidenschaft, Pathos und Kühnheit der Gedanken verwandt. Außer dem genannten Gedicht hat man von ihr: »The wife and woman's reward«, Novelle (1835, 3 Bde.); »The dream and other poems« (1840) und »The child of the islands«, eine ergreifende Darstellung der gesellschaftlichen Schäden Englands (1845); ferner die Kinderschriften: »Aunt Carry's ballads« (1846) und »Sketches and tales in prose and verse« (1850); die düstere Erzählung: »Stuart of Dunleath« (1851, 3 Bde.; neue Ausg. 1872; deutsch, Leipz. 1852); das auf die Legende vom Ewigen Juden basirte Gedicht: »The undying one« (1853) und die Romane: »Lost and saved« (1855, 5. Aufl. 1863; deutsch, Leipz. 1863, 4 Bde.), »The lady of La Garaye« (1862, neue Ausg. 1864) und »Old Sir Douglas« (1863, neue Ausg. 1871).

Norus (pers.), Neujahr, welches in der östlichen Hälfte der Islamwelt beim Eintritte der Frühlingsäquinoktien mit großem Gepränge 14 Tage hindurch gefeiert wird. Als ein Ueberbleibsel des alten Parsikultus steht das Fest namentlich in Persien in besonderem Ansehen. Beim Eintritte der Sonne in das Zeichen des Widders wird der Schah von seinen Landesgroßen beglückwünscht. Alles ist aufs prachtvollste gekleidet, man verabreicht sich gegenseitig Geschenke und Süßigkeiten und feiert das Erscheinen des Lenzes wie sonst auf keinem Theil der Erde. Die westliche Islamwelt hat dem N. aus religiösen Rücksichten nie gehuldigt.

Norwalk (spr. nor-uahk), 1) Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, an der Mündung des Flusses N. in den Long Islandsund, hat Filz- und Hutfabriken, Maschinenwerkstätten, Austernbeete und (1870) 12,500 Einw. — 2) Dorf im nordamerikan. Staat Ohio, mit Seminar, mehreren anderen höheren Schulen und (1870) 4498 Einw.

Norwegen (Norge, schwed. Norrige; s. Karte »Schweden und Norwegen«), Königreich, mit Schweden unter einem König als ein selbständiges Reich vereinigt, erstreckt sich von 57° 59′ (Lindesnäs) bis 71° 10′ nördl. Br. (Nordkap) in einer Länge von 1700 Kilom. Seine Küsten messen (ohne Rücksicht auf die zahlreichen Meerbusen) 2800 Kilom., und der Flächeninhalt beträgt 316,693 QKilom. (5751 QM.). Mit Schweden zusammen bildet N. die Skandinavische Halbinsel, deren westlicher, schmälerer Theil (nirgends breiter als 420 Kilom.) von N. eingenommen wird. Letzteres ist fast durchaus sehr gebirgig; es bildet einen einzigen gewaltigen Gebirgskomplex, der in seinem östlichen Theil von großen Thälern, in seinem westlichen und nördlichen von tief einschneidenden Fjorden oder Meer-

buſen geſpalten iſt. An den meiſten Stellen haben die Gebirge abgerundete Formen, und ihre Höhen tragen vorwiegend das Gepräge eines großen wellenförmigen Plateau's, in welchem die Thäler und Meerbuſen nur als ganz kleine Riſſe erſcheinen. Vom ganzen Flächeninhalte des Landes liegen 39,000 QKilom. mehr als 1000 Meter ü. M., 91,000 liegen noch 500 bis 1000 Meter höher. Die durchſchnittliche Meereshöhe der ganzen Ländermaſſe Norwegens beträgt 490 Meter. Demzufolge nimmt das bebaute und überhaupt das urbar zu machende Land nur einen ganz unbedeutenden Theil des Areals ein. Es umfaſſen die öden Gebirge, Moräſte ꝛc. 235,000 QKilom., die Gletſcher ungefähr 7000 QKilom., während nur 2700 QKilom. angebaut ſind. Die nördlichſte Landſchaft Norwegens iſt Finnmarken, deſſen öſtlicher, an Rußland grenzender Theil keine ſehr bedeutenden Höhen, ſondern nur abgerundete Hügel und Plateau's enthält, die gegen das Meer zu kahl und rauh ſind und von den gewaltigen Wellen des Nördlichen Eismeers beſpült werden, während die von den großen Flüſſen (beſonders der Tana) durchſtrömten Thäler des Innern mit ihrer üppigen Vegetation im Sommer den Eindruck einer viel mehr ſüdlichen Gegend machen, obſchon ſie infolge des langen Winters der Kultur keine großen Dienſte leiſten können. Weſtlich vom Nordkap nehmen die Gebirge das Tafelgepräge an (Näringer) und ſtürzen in einer Höhe von 300—400 Meter faſt ſenkrecht von den Plateau's in die See herab. Auch hier finden ſich dieſelben großen Flüſſe, vor allen der breite Fluß Alten, wie die Tana ſeit Jahrhunderten durch ſeine reichen Lachsfiſchereien bekannt. An den Ufern dieſes Fluſſes liegt die fruchtbare Gegend von Alten mit ihren ſchönen Wäldern und angebauten Gefilden, die nördlichſte Stelle, wo man Getreide erntet. Während das öſtliche Finnmarken mit ſeinen großen Fjorden (Tanafjord, Larefjord, Porſangerfjord und Varangerfjord) nicht von außerhalb liegenden Inſeln geſchützt wird, macht ſich vom Nordkap an ein in der orographiſchen Bildung Norwegens ſtark hervortretender Zug geltend: es ſind die Inſeln, welche die Küſte gegen das Meer decken. Zunächſt finden ſich nur größere Inſeln (wie Magerö mit dem Nordkap, Seiland mit dem nördlichſten Gletſcher Europa's, ca. 1000 Meter ü. M., Sörö, Ingö ꝛc.); weiter ſüdlich miſchen ſich große und kleine Inſeln, und dieſe nehmen den eigenthümlichen Charakter des ſkandinaviſchen Skjärgaards an, mit welchem Namen man die beſchützende Reihe von Inſeln (von denen die kleinſten Skjär genannt werden) bezeichnet. Hier liegt zunächſt der breite Altenfjord, dann der Kvänangsfjord und der gegen 100 Kilom. lange Lyngenfjord, welcher gegen W. von einer gewaltigen Alpen- und Gletſcherkette begrenzt wird, die eine Höhe von 1500—2000 Meter erreicht (Goatsagaiſe Golzevarre, Nialavarre u. a.). Dieſe Kette bildet die orographiſche Abſchließung der Plateau's Finnmarkens. Mit Lyngen beginnt eine durchgehends neue Bildungsart, mit zerriſſenen Gebirgen von den bizarrſten Formen, überall durch Thäler und Fjorde geſpalten und eingeſchnitten. Es iſt dies das ſogen. Nordland (ſ. d.), deſſen politiſche Grenze mit der geographiſchen ungefähr zuſammenfällt, während die ethnographiſche Nordgrenze Norwegens im Mittelalter ſich nur unbedeutend ſüdlich von Lyngen befand. Es erſtreckt ſich dieſe zerriſſene Landſchaft durch mehrere Breitengrade nach S., überall denſelben Charakter bewahrend. Die Gebirge haben meiſtens eine Höhe von 1000—1800 Meter; ihr höchſter Gipfel iſt Sulitjelma an der ſchwediſchen Grenze (1880 Meter), mit großen Gletſchern. Der Küſte näher liegt der große Gletſcher Svartiſen (65 Kilom. lang, mehr als 1000 QKilom.). Nur der weſtliche Abhang des Gebirges gehört hier zu N., während alles jenſeit des höchſten Bergrückens ſchwediſch iſt. Von den innerſten Winkeln der Meerbuſen iſt bisweilen die Reichsgrenze nur 20—30, an einer Stelle ſogar nur 15 Kilom. entfernt. Die wichtigſten Fjorde an dieſer Küſte ſind Balsfjord (ſüdlich von Lyngen), Malangen-, Ofoten-, Saltenfjord, Ranenfjord und Veſſenfjord. Dem feſten Land ſind auch hier zahlreiche, meiſtens große Inſeln vorgelagert; am nördlichſten die große Gruppe von Veſteraalen (darunter Hindö, 2238 QKilom.), von der die Gruppe der Lofoten ſich weit in das Meer hinaus erſtreckt. Auch die Inſeln zeichnen ſich durch die phantaſtiſchen Formen ihrer Gebirge aus. Infolge der natürlichen Verhältniſſe ſind die Flüſſe dieſes Küſtenlands nur kurz, obſchon oft ſehr waſſerreich. Südlich vom Veſſenfjord fängt das feſte Land an breiter zu werden; die Gebirge ſenken ſich, und es bildet das breite Namdal, deſſen Fluß Namſen in den Namſenfjord herausfließt, einen Uebergang zu den Thälern, welche in das breite, ſchöne Baſſin des Drontheimfjords münden. Hier liegen fruchtbare und wohlkultivirte Gegenden (der Thröndelag, in alten Zeiten der Kern Norwegens), die jedoch auch meiſtens den norwegiſchen Thalcharakter bewahren. Die Gegenden an der weſtlichen Seite dieſes breiten und tief ins Land einſchneidenden Fjords ſind kahl und nur wenig einladend. Ungefähr unter 63°, in der Nähe der über 600 Meter hoch liegenden Bergſtadt Röraas, ſpaltet ſich das Hochland, und während mächtige Gebirge ſich fortwährend in ſüdlicher Richtung zwiſchen den beiden Reichen und den Flüſſen Dal- und Klaraelf erſtrecken, biegt die Waſſerſcheide, der Richtung der Meeresküſte folgend, gegen SW. ab und pflegt gewöhnlich bis zu der merkwürdigen Einſenkung am Lesjeverksvand (einem 620 Meter hoch gelegenen Landſee, welcher ſein Gewäſſer gegen SO. dem Skagerrak und gegen NW. dem Atlantiſchen Meer zuſendet) Dovrefjeld benannt zu werden, obgleich dieſer Name von den Umwohnenden nur demjenigen Theil beigelegt wird, über welchen die Hauptlandſtraße von Chriſtiania nach Drontheim führt. Dieſer Theil des Gebirges iſt im O. niedriger und weniger wild, nimmt aber im W. an Höhe und Wildheit zu und erreicht hier ſeine höchſte Höhe in der Snehätta, die früher lange als der höchſte Berg Norwegens (2320 Meter) betrachtet ward. Der nördliche Abhang von Dovrefjeld iſt ziemlich lang und durch große Thäler (Orkdalen und Guldalen) geſpalten. Weſtlicher bildet die von der Snehätta kommende Driva das Sunddal, deſſen gewaltige Umgebung den Uebergang von dem Thröndelag zu den weſtlichen Küſtenformationen bildet. Der Hauptzug des Gebirges biegt nun plötzlich wiederum in einem rechten Winkel ſüdwärts und wird weiterhin mit dem gemeinſchaftlichen, einem kleinern Theil entlehnten Namen Langfjeldene benannt. Von hier an wird der weſtliche Abhang durch die großen Fjorde geſpalten, welche ſich 200—300 Kilom. in die Gebirgsmaſſen hineindrängen und einige der großartigſten Landſchaften Europa's bilden. Nachdem ſchon ſüdlich vom Drontheimfjord der Stangviksfjord und der Sunddalsfjord (in Nordmöre) einen impoſantern Charakter angenommen haben, folgt der von ſchönen Alpenlandſchaften umgebene Romsdalsfjord, deſſen

innerſter Zweig die Gewäſſer der Rauma aufnimmt, die das wilde Romsdal durchſtrömt (mit den Troldtinden und Romsdalshorn, 1600—1900 Meter). Dann folgt der Fjordkompler von Söndmöre, von Gebirgen umgeben, die eine Höhe von 1500—2300 M. erreichen, und deſſen Küſtengegenden und Inſeln auch einen wilden Charakter haben. Von S. durch einen langen, im Vorgebirge von Statt endenden Gebirgsrücken getrennt, liegt der Nordfjord, von deſſen Seitenzweigen einzelne außerordentlich wild ſind, während Fördefjord und Dalsfjord im ſüdlichen Söndfjord weniger großartig und wild ſind. Dann folgt der große Sognefjord, von der Sogn benannten Gegend umgeben. Innerhalb dieſer erheben ſich auf einem Areal von ca. 15,000 QKilom. die höchſten und wildeſten Gebirgsmaſſen Norwegens, denen man neuerdings den Namen Jotunfjelde (Rieſengebirge) beigelegt hat. Hier beträgt die mittlere Höhe des Plateau's, auf welchem ſich die ſpitzen Hörner (Tinder) erheben, etwa 1300 M. Da die Schneegrenze hier bei einer Höhe von 1400 M. eintritt, ſo müßten die ſämmtlichen Spitzen des Gebirges mit ewigem Schnee bedeckt ſein, wenn nicht die glatten Seiten derſelben dieſes verhinderten; doch iſt jede Kluft und jede nicht allzu jähe Böſchung mit Schneemaſſen bedeckt, und es ſchieben ſich an vielen Stellen durch die Gebirgsklüfte Gletſcher (Jökler) ziemlich tief hinab. Die ganze Strecke iſt eine Gebirgswüſte, die nur ſelten von einem menſchlichen Fuß betreten wird. Es ſind über 60 Spitzen der Jotunfjelde gemeſſen, und faſt alle überſteigen die Höhe von 2000 M. Als die bedeutendſten ſind hervorzuheben: Galdhöpiggen (2560 M.) und Glitretind (2550 M.), beide in der Pfarrei von Lom in Gudbrandsdalen, die höchſten bekannten Punkte von ganz Nordeuropa, umgeben von einer Menge faſt ebenſo hoher Felſenſpitzen, die zum Theil noch keinen Namen tragen. Im weſtlichen Theil der Jotunfjeldene erhebt ſich die wilde Gruppe der Horunger (»Hurenkinder«), die eine Höhe von 2000—2500 M. haben. Von dem Sognefjord ziehen ſich mehrere Thäler tief in dieſe Gebirgswelt ein, vor allen das Aardal, ein überaus wildes Felſenthal, deſſen ſpärliche Bewohner ſtets von den Lawinen bedroht ſind. Weſtlicher, zwiſchen Sogn, Söndfjord und Nordfjord, iſt die Gebirgsmaſſe in einer Länge von 90 Kilom. und in einer Breite bis zu 80 Kilom. mit ewigem Schnee bedeckt. Dieſes etwa 1600 QKilom. große Schneeland führt nach dem im O. desſelben belegenen Kirchſpiel Joſtedal den Namen Joſtedalsbräen und erreicht eine Höhe von 1600 Meter, während der untere Rand der in die Thäler herabfallenden Gletſcher bisweilen nicht höher als 130 Meter ü. M. liegt und nur 3 Kilom. von dieſem entfernt iſt. Dieſe Gletſcher (darunter 24 erſten Ranges) füllen viele Thäler von Sogn, Nordfjord und Söndfjord. Südlich von den Jotunfjelden führt das innere Gebirgsplateau, auf dem ſich mehrere hohe Gipfel erheben, den Namen Fillefjeld. Der Sognefjord ſelbſt ſpaltet ſich in viele Zweige, unter denen beſonders der Näröfjord, der Fjärlandsfjord und der Lyſterfjord eine großartige Natur zeigen. Südlich vom Sognefjord liegt ein breites Gebirgsland, deſſen mittlerer Theil aus der fruchtbaren Landſchaft Voß beſteht, und das im S. von dem großen Hardangerfjord begrenzt wird. Die Gegenden, welche dieſen umgeben, führen den Namen Hardanger und haben ein ähnliches Gepräge wie Sogn. Innerhalb dieſer Gegend erſtreckt ſich die große Hochebene, welche Hardangervidda genannt wird, im N. von dem Gletſcher Hallingjökul und den Felſenwänden von Hallingskarven begrenzt. Sie umfaßt 12—15,000 QKilom. Im W. des Hardangerfjords auf der oben ebenen Fläche einer Halbinſel, an drei Seiten umgeben von dem Hardangerfjord und deſſen Armen Sörfjord und Aakrefjord, bedeckt der 60 Kilom. lange, 12—46 Kilom. breite Gletſcher Folgefonn ein Areal von 150 QKilom., von der See einen majeſtätiſchen Anblick gewährend. Die höchſten Punkte desſelben werden zu 1500 Meter angegeben; die untere Kante des ewigen Eiſes hat eine ſehr verſchiedene Höhe, 300—1000 Meter. Außerhalb aller dieſer Fjorde erſtreckt ſich eine nur ſelten unterbrochene Inſelreihe, die auch das ſüdlich von Hardanger um die Zweige des Bömmelfjords herum belegene Ryfylke beſchützt. Ryfylke iſt im ganzen niedriger als Hardanger, beſitzt aber im Lyſefjord eins der wildeſten Riffe der norwegiſchen Küſte. Von dem Bömmelfjord ab ändert ſich die Landſchaft völlig. Die Inſelreihe hört auf, und die Meereswellen wälzen ſich gegen das unbeſchützte Vorland von Jäderen mit ihrer vollen Kraft. Jäderen iſt, ebenſo wie das demnächſt folgende Liſter, eine lange, aber nicht breite Ebene, innerhalb deren ſich wieder die Berge erheben, ohne jedoch eine große Höhe zu erreichen. Die dazwiſchen liegenden Thäler ſind von der Natur meiſtens nur karg ausgeſtattet; nur eins unter ihnen hat eine bedeutende Länge, das weit in die Gebirge hineinſchneidende Sätersdal, das von dem großen Fluß Otteraaen durchſtrömt wird, der an den Gebirgen ſüdlich von Hardangervidda ſeinen Urſprung hat. In dieſen Gegenden liegt Lindesnäs, der ſüdlichſte Punkt des norwegiſchen Landes. Weſtlich von dieſem fängt wieder die beſchützende Inſelreihe an, während die Gebirge noch lange ihre niedrige, kahle und wenig anſprechende Form behalten. Man nennt dieſe Plateau's Heier; keines darunter erhebt ſich höher als 1500 Meter. Allmählich geht dies niedrige Plateauland in die zerriſſenen Gebirge von Thelemarken über, die einen verwickelten Kompler bilden, unter dem ſich der Gausta als ein iſolirter Kegel bis 1890 Meter erhebt. Zwiſchen den Bergen ziehen ſich in allen Richtungen große Thäler hin, die von Flüſſen und Seen ausgefüllt ſind. Die Kvänna, einer dieſer Flüſſe, bildet den großen Waſſerfall Rjukan, 250 Meter hoch. Von Thelemarken folgen nun auf einander fünf große Hauptthäler, die alle ihre Waſſer dem langen, von niedrigen und fruchtbaren Gegenden umgebenen Chriſtianiafjord zuführen oder doch in der Nähe dieſes ausmünden und in dieſem konvergiren. Zuerſt kommt, von W. angefangen, Numedalen, deſſen Fluß Laagen aus einem kleinen See auf Hardangervidda ausfließt, dann Hallingdalen, das ebenſo an dieſer Hochebene anfängt, und Valdres mit dem vom Fillefjeld kommenden Fluß Vägna, ferner Gudbrandsdalen und das an Schweden grenzende Öſterdal, die beide von Dovrefjeld ausgehen. Alle dieſe Thäler haben große Aehnlichkeit; ſie ziehen ſich von der Waſſerſcheide zunächſt als eine kleine Furche zwiſchen den umgebenden Gebirgen hin, weiten ſich dann mehr und mehr aus, bis endlich, je mehr ſie ſich der Küſte nähern, die Berge faſt verſchwinden und der Thalcharakter allmählich ſich verliert. Dieſe öſtlichen Thäler, deren Natur von den weſtlichen Gegenden völlig verſchieden iſt, werden insgeſammt unter dem Namen das öſtenfjeldſke N. (das öſtlich von den Gebirgen liegende) zuſammengefaßt und bilden mit den weſtlicheren Landſchaften bis nach Lindesnäs (früher bis zur Oſtgrenze Jäderens) das ſöndenfjeldſke N. Die übri-

gen Theile (ursprünglich nur von Jäderen aus) wurden in alten Zeiten unter dem Namen des nordenfjeldske N. verstanden, dessen südlichere Landschaften (von Statt aus) jetzt jedoch gewöhnlich das westenfjeldske N. genannt werden. Diese Eintheilung ist in den Naturverhältnissen begründet, wie auch die Theilung des Landes durch die überall auftretenden Gebirgsmassen eine große Verschiedenartigkeit der Sitten und des Charakters der Einwohner zur Folge hat. Im søndenfjelske N. haben die Flüsse, unter denen der Glommen in Österdalen der größte ist, eine bedeutende Länge und bilden oftmals große Seen, die aber meistens mehr als Erweiterungen der Flüsse zu betrachten sind. So hat der größte aller Seen im östlichen N., Mjösen, der die Gewässer des aus dem Gudbrandsdal kommenden Laagen aufnimmt und sie wieder durch den Vormen dem Glommen zuführt, obschon er 99 Kilom. lang ist, nur ein Areal von 364 QKilom. Seine Ufer sind zum Theil niedrig und fruchtbar, besonders das südöstliche, wo sich die Ebenen von Hedemarken weithin ausdehnen. Diese Flüsse bilden auch mehrere Wasserfälle, z. B. der Glommen den 21 Meter hohen Sarpfoß, welche alle wasserreich, aber nicht so hoch sind wie die in Thelemarken und den westlichen Gegenden, wo Wasserfälle von 150—190 Meter nicht selten sind (Vettisfoß in Sogn, Vöringsfoß und Ringedalsfoß in Hardanger). Dieser Reichthum an Wasserfällen bietet eine der eigenthümlichsten Schönheiten der norwegischen Landschaften. — Die klimatischen Verhältnisse Norwegens sind im Vergleich mit denen der übrigen Länder derselben Breite außerordentlich günstig. Die Küste von Lindesnäs bis Statt hat eine mittlere Jahrestemperatur von +7° C., und noch am Nordkap beträgt diese +2° C., bei Christiania +5,2° C. Die höchste Temperatur, die in Christiania beobachtet worden, ist +32° C. An der Westküste ist die Regenmenge sehr groß; am nördlichen Abhang des Jostedalsbräen beträgt sie sogar 2 Meter, in Christiania dagegen 538 Millim., im nördlichsten Gudbrandsdal sogar nur 363 Millim. Von Fruchtbäumen gedeihen Aepfelbäume bis 65° 10′ nördl. Br., Birnbäume bis 63° 52′, Pflaumenbäume bis 64°, Kirschbäume bis 63° 35′, Wallnußbäume bis 63° 35′ ꝛc.

Was die Hauptnahrungsquellen der Bewohner betrifft, so steht der Ackerbau noch auf einer niedrigen Stufe. Der Gesammtertrag desselben belief sich 1875 auf 3,704,100 Tonnen (nebst 4,725,400 Tonnen Kartoffeln), im Gesammtwerth von 63 Mill. Mark. Die Erzeugnisse des Ackerbaues genügen nur in einigen der südlichsten Aemter sowie in den Aemtern Nord- und Süddrontheim dem innern Bedarf, und es ist daher eine bedeutende Einfuhr (besonders von Dänemark, Schweden, Rußland, Preußen und Hamburg) nothwendig. Die jährliche Getreideeinfuhr stieg 1851—60 von durchschnittlich 1,102,000 Tonnen auf 1,391,000 Tonnen; 1864 betrug sie 1,882,663 und 1875 sogar 2,191,000 Tonnen (im Werth von ca. 42 Mill. Mark). Der Anbau des Flachses, Hanfs und Hopfens ist unbedeutend; ebenso unerheblich ist der Obst- und Gartenbau, dessen Ertrag bei weitem hinter dem Gewinn an wilden Beeren (Erd-, Himbeeren, Molte-, Heidel-, Preißelbeeren ꝛc.) zurücksteht, die der kurze, aber heiße Sommer selbst im hohen Norden zeitigt. Im S. gedeihen von Gartengewächsen besonders Kohl und Rüben. Die Bergabhänge zeigen zum Theil trefflichen Graswuchs, doch ist nur im S. in der neuesten Zeit künstlicher Wiesenbau betrieben worden. Das Hauptprodukt des Pflanzenreichs ist Holz, welches daher Hauptausfuhrartikel Norwegens (besonders nach England, Frankreich, Holland und Dänemark) ist. Es wurden jährlich ausgeführt an Kommerzlasten (à 120 Kubikfuß) 1856—60: 308,000, 1864: 404,000, 1873: 512,000, 1875: 358,000 und zwar fast ausschließlich aus dem südlichen Theil des Landes, vornehmlich von Drammen, Christiania und Frederiksstad, woselbst sich auch die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Sägemühlen des Landes befindet. Leider aber sind durch rücksichtslose Ausbeutung die Wälder über Gebühr gelichtet, und N. hat Holzmangel zu fürchten, wenn nicht bald kräftige Maßregeln dagegen ergriffen werden. Auch beweist die steigende Einfuhr von Steinkohlen und Koaks (von England) zur Genüge die Unzulänglichkeit des einheimischen Brennmaterials. Es wurden nämlich Kohlen eingeführt 1856—60 jährlich 1,034,000, 1864: 1,611,000, 1875: 3,471,000 Tonnen. Die ausgedehntesten Waldungen bestehen aus Fichten und Tannen; erstere bilden noch bei Alten (70° nördl. Br.) ansehnliche Wälder. Untermischt finden sich Birken, Aborne, Eschen, Erlen und Eichen. Die Eiche gedeiht kräftig bis Drontheim; Buchenwälder gibt es an mehreren Stellen, darunter einen großen bei Laurvik; angepflanzt gedeiht indessen die Buche noch bei Drontheim. Birkenwälder gibt es noch im höchsten Norden, ja die Birke geht höher hinauf als die Fichte. An der Westküste gibt es viele Haselbüsche, die zu Tonnenbändern verwendet werden; doch ist der Verbrauch von Tonnen dort so groß, daß ein großer Theil der nöthigen Tonnenbänder und Tonnendauben eingeführt werden muß. Die Viehzucht ist ein wichtiger Nahrungszweig in N.; in Gegenden, die dem Pflug unzugänglich sind, bildet sie eine Nahrungsquelle für sich und wird fast auf Schweizer Weise betrieben, indem man in der Mitte des Juni die Kühe auf die fetten Bergweiden (Sätre) treibt, wo sie sich bald nach dem überstandenen Winter erholen, fett werden und vortreffliche Milch geben, woraus Butter und Käse bereitet wird. Auch auf den Inseln an der Westküste, wo der Schnee selten länger als ein paar Tage liegen bleibt, ist die Viehzucht ein selbständiger Nahrungszweig. Hier läßt man das Vieh, besonders die Schafe, auch im Winter im Freien ohne andern Schutz als Schuppen, in welche sie sich bei Unwetter begeben können. Uebrigens geht die Viehzucht Hand in Hand mit dem Ackerbau. Das Futter ist im Winter in den ärmeren Gebirgsgegenden bisweilen sehr kümmerlich, indem es aus Laub, Birkenzweigen, Moos und in den Fischgegenden aus gestampften Fischgräten, Fischköpfen und Fischeingeweiden besteht. Obgleich der Viehstand relativ sehr bedeutend ist (1875 zählte man 151,903 Pferde, 1,016,595 Stück Rindvieh, 1,686,806 Schafe, 323,364 Ziegen und 101,351 Schweine; gezähmte Renthiere gab es 1865: 101,768), so genügt doch wegen der schlechten Pflege des Viehs der Ertrag den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht. N. bedarf einer bedeutenden Einfuhr der hierher gehörigen Produkte; so wurden allein von animalischen Eßwaaren 1874: 177,988 Ctr. (Werth 9,699,300 Mark) eingeführt. Den Lappen ist auch hier das Renthier alles in allem. An wilden und Jagdthieren finden sich Elenthiere (Elsdyr), die besonders in den östlichen Waldgegenden sehr zahlreich sind, Renthiere (Rensdyr), die in den meisten Hochgebirgen leben, Hirsche (auf mehreren Inseln bei Bergen und Drontheim), Bären, Wölfe, Füchse, auch Luchse und Vielfraße; ferner Lemminge, Hermeline, Fischottern, Marder, Hasen,

Wiesel und Eichhörnchen. Zahlreich ist wildes Geflügel, besonders an der Küste Seevögel, als Möven, wilde Gänse und Enten, von denen die Eidergans besonders wichtig ist, weil die Einsammlung ihrer Dunen eine Erwerbsquelle bildet, ferner Schnee- und Auerhühner, Schnepfen, Drosseln sowie Raubvögel, z. B. Adler, Falken ꝛc. Die Jagd ist in N. ganz frei; ihr Ertrag ist jedoch im großen und ganzen nicht bedeutend, und sie spielt im Haushalte des Landes keine hervorragende Rolle. Zur Ausfuhr werden viele Pelzthiere und in manchen Gegenden Schneehühner (Ryper) erlegt. Auch der Seehundfang an den Küsten hat keine Bedeutung und liefert fast nie Ertrag für die Ausfuhr; dagegen haben die Norweger an dem Seehundfang im Eismeer im April und in den folgenden Monaten großen Antheil. Einen wichtigen Nahrungszweig, ja in manchen Gegenden von Nordland und Finnmarken den einzigen für die Küstenbewohner, bildet die Fischerei (und zwar die große, zu bestimmten Zeiten stattfindende Meeresfischerei) von Lindesnäs bis an die russische Grenze am Eismeer. Am wichtigsten ist zur Zeit der Fang des Frühlingsdorsches. Man rechnet, daß allein an den Lofoten jährlich etwa 20 Mill. dieser Fische von 18,000 Fischern gefangen werden, die dann theils als Tör- oder Stockfisch, theils als Klippfisch zubereitet werden. Seltener salzt man Skrei ein und vernagelt ihn in Tonnen. Der Werth der hier gefangenen Fische für die Fischer selbst übersteigt 1 Mill. Speciesthaler. In Finnmarken werden ebenfalls jeden Frühling 10—18 Mill. Dorsche (von 15,000 Fischern) und an den Küsten des Amts Romsdal 3—5 Mill. gefangen. Von nicht geringerer Bedeutung war früher (bis 1870) auch der Fang von Frühlingsheringen, die jährlich (im Januar) ebenfalls in Scharen von Millionen an die Küste kamen, und zwar vorzugsweise zwischen den Vorgebirgen Statt und Lindesnäs, in den Aemtern Stavanger, Söndre- und Nordre-Bergenhuus. Die Fischerei dauerte ungefähr zwei Monate und versammelte eine große Menge von Menschen (1860: 33,688 Fischer in 7642 Booten). Der Ertrag dieser Fischerei war jährlich wenigstens 1,200,000 Tonnen, wovon etwa die Hälfte ausgeführt und die andere Hälfte im Land selbst verbraucht ward. In den letzten Jahren sind jedoch die Heringe gänzlich ausgeblieben, was allerdings schon früher wiederholt der Fall gewesen (z. B. 1808 erschienen sie an der Küste Norwegens zum erstenmal wieder nach 25jährigem Ausbleiben), woraus man denn als wahrscheinlich schließen kann, daß sie auch diesmal wiederkommen werden. Die Fischereien von »Großheringen« in Nordland, welche in einzelnen Jahren einen bedeutenden Ertrag lieferten (1871: 700,000 Tonnen), haben sich ebenfalls als sehr unstet erwiesen. Der Sommerhering wird im September und Oktober, vorzüglich in den Fjorden des Stifts Drontheim und in Nordland, gefischt. Der Sei (Sommerdorsch) wird besonders an der Küste von Finnmarken im Sommer gefangen. Auch Makrelen (die neuerdings frisch in Eis verpackt vorzugsweise nach England exportirt werden), Lengen, Heiligbutten u. a. werden in Menge gefangen, bilden aber keinen so bedeutenden Ausfuhrartikel; Lachse kommen zahlreich in allen Flüssen vor, namentlich aber in der Mandals-, Namsen-, Alten- und Tanaelv. Mehrere Haiarten, besonders die großen, Brygde (Selache maxima) und Haakjärring (Scymnus microcephalus), werden im nördlichen Theil gefangen; doch benutzt man davon nur die Leber, woraus »blanker Thran« gewonnen wird. Anchovis werden im Christianiafjord, Hummern und Austern im S. und W. des Landes gefischt. Die Ausfuhr werthete 1874 an frischen Fischen 773,100 Mark, an Stockfisch 6,879,150 Mk., an Klippfisch 12,101,850 Mk., an Häringen 19,835,100 Mk. (937,323 Tonnen), an anderen gesalzenen Fischen 756,000 Mk. (69,424 Tonnen), an Anchovis 266,850 Mk., an Hummern 315,400 Mk. (749,074 Stück). Einen hohen Rang unter den Erwerbsquellen Norwegens nimmt der Bergbau ein, der besonders Silber, Kupfer, Eisen und Kobalt liefert. Das dem Staat gehörige, 1623 entdeckte Silberbergwerk zu Kongsberg ergab 1841—1870 einen jährlichen Reinertrag von durchschnittlich 562,500 Mark. Von den Kupferwerken, welche meistens im nördlichen Theil des Landes liegen, ist Röraas das wichtigste (entdeckt 1645); doch hat seine Produktion, die 1866—70 jährlich 31,000 Tonnen Erz lieferte, neuerdings abgenommen, was auch mit der früher sehr ertragreich gewesenen Produktion der Eisenwerke der Fall ist. Letztere hatten ihre Blütezeit 1781 (8000 Tonnen jährlich) und 1841—45 (10,000 Tonnen jährlich), während sie 1874 nur 1400 Tonnen betrug. Ein großer Theil der früher sehr zahlreichen Eisenwerke hat jetzt seine Thätigkeit eingestellt, und die meisten Gruben werden behufs direkter Ausfuhr des Erzes betrieben. Das norwegische Eisen ist vortrefflich; da aber das Land für seine Nutzbarmachung kein anderes Brennmaterial als Holz besitzt, so können die Eisenwerke nicht die Konkurrenz mit der billigern Produktion der ausländischen Eisenwerke aushalten, zumal auch das Holz bedeutend im Preis gestiegen ist. Daher kommt es, daß nicht nur noch Eisen (rohes und verarbeitetes) in Menge, sondern auch alle (selbst grobe) Fabrikate aus Eisen sowie aus Kupfer und den mit Kupfer gemischten Metallen, wie Messing, Bronze, Neusilber, eingeführt werden müssen. Auch der Ertrag des Blaufarbenwerks in Modum (einer deutschen Gesellschaft gehörig) ist gegenwärtig gering; dagegen hatten die Nickelwerke in den letzten Jahren eine bedeutende Produktion (1873: 23,700 Tonnen). Von geringer Bedeutung sind Chrom, Mühl- und Schleifsteine, Schiefer, Granit, Topfstein, Kiesel, Apatit, Meerschaum, Cement, Kalk, Ziegelerde ꝛc.; wichtig ist in den westlichen und nördlichen holzarmen Gegenden der Torf. Die Industrie ist noch nicht sehr vorgeschritten, doch hat sie sich in den letzten Jahrzehnten wenigstens in einigen Zweigen kräftig entwickelt. Außer den 770 Sägemühlen (mit 10,432 Arbeitern) und 401 Kornmühlen gab es 1870 unter anderem 50 Brauereien, die sogar (bayrisches) Bier zur Ausfuhr lieferten, 54 Tabakfabriken, eine Nitroglycerinfabrik, 16 Seifensiedereien, 31 Baumwoll- und Flachsspinnereien und Webereien, 47 Reepschlägereien, 161 Gerbereien, 6 Papier-, 5 Glasfabriken, 205 Ziegeleien, 57 Thransiedereien und 32 mechanische Werkstätten (außer der ansehnlichen zu Carlsohansvärn, welche der Marine gehört). Besonders eifrig wird der Schiffbau betrieben, vor allem auf der Strecke von Tönsberg bis Christiansand an der Südküste. 1870 gab es 127 Schiffswerften, die 4880 Arbeiter beschäftigten; es wurden überhaupt in den fünf Jahren 1870—74: 1153 neue Fahrzeuge und eine zahllose Menge kleiner Jachten und Boote gebaut. Alle diese Fabriken sowie eine regsame Hausindustrie auf dem Lande, welche mancherlei Gewebe zum Verkauf anfertigt, können jedoch das Bedürfnis nicht befriedigen; nächst dem Getreide sind baumwollene, leinene, wollene und seidene Waaren Haupteinfuhrartikel. Im ganzen

läßt sich übrigens ein großer Fortschritt wahrnehmen, und wenn sich in vielen Fabrikzweigen die Zahl der Fabriken verringert hat, so ist die der Arbeiter fast überall gestiegen.

Bei weitem wichtiger als die Industrie sind Handel und Schiffahrt. Der innere Verkehr wird befördert durch die lange Küste mit ihren vielen tiefen Einschnitten und vortrefflichen Häfen, wodurch eine regelmäßige Dampfschiffahrt nach allen Seestädten von der schwedischen Grenze am Skagerrak bis zur russischen am Eismeer ermöglicht worden ist; ferner im Innern durch die großen Fjorde an der Westküste und in den östlichen Gegenden durch mehrere Landseen, durch künstliche Wasserstraßen und durch Eisenbahnen, so von Christiania nach Eidsvold am Vormen, der bis zum Mjösen schiffbar gemacht ist; von dieser sich abzweigend längs des Glommen über Kongsvinger bis an die schwedische Grenze, wo sie sich an die schwedische nordwestliche Stammbahn anschließt; von Hamar am Mjösen nach Koppang in Österdalen und von Drontheim nach Röraas; fernerhin von Christiania nach Drammen, Kongsberg, dem Kröderensee und dem Randsfjord. Die im Betriebe befindlichen Eisenbahnen haben zur Zeit eine Länge von gegen 700 Kilom. In Anlage sind außerdem begriffen: eine Bahn von Christiania nach Frederikshald und weiter nach Schweden, von Drammen nach Skien, von Stavanger nach Ekersund, von Bergen nach Voß, von Drontheim über Meraker nach Schweden, von Röraas nach Koppang und von Hamar nach Eidsvold. Die Telegraphen hatten Ende 1875 eine Gesammtlänge von 6473 Kilom. Erschwert aber wird der Verkehr durch die gebirgige Beschaffenheit des Landes, welche die Anlage eines zusammenhängenden Eisenbahnnetzes, ja fahrbarer Landstraßen von dem einen Thal in das andere sehr schwierig macht. An der westlichen und nördlichen Küste bieten die »Eide« (Landengen) zwischen den Fjorden bequeme Kommunikationswege dar. Der Handel mit dem Ausland ist äußerst lebhaft und in beständiger Zunahme begriffen. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind die oben erwähnten Produkte der Waldwirtschaft und der Fischerei; die der Einfuhr, außer den bereits bei dem Ackerbau und der Viehzucht erwähnten, waren 1874: Kolonialwaaren im Werth von 23,140,350 Mark, Branntwein und Spiritus 3,131,450 Mk., Weine 2,965,250 Mk., Spinnstoffe 8,562,050 Mk., Garn- und Reepschlägerarbeiten 4,574,250 Mk., Manufakturwaaren 32,943,600 Mk., Steinkohlen 6,806,250 Mk., rohe und halb verarbeitete Metalle 8,290,350 Mk., verarbeitete Metalle 9,935,450 Mk. (darunter Eisenbahnschienen für 2,114,450 Mk.). In der Einfuhr bilden die Hauptverkehrsländer folgende Reihe: Großbritannien, Deutschland, Dänemark, Rußland, Schweden und Frankreich, während in der Ausfuhr nach Großbritannien und Deutschland: Schweden, Frankreich, Spanien, Dänemark und die Niederlande folgen. Die Zahl der 1871—74 in N. angekommenen Schiffe betrug im Durchschnitt jährlich 12,711 mit Tragfähigkeit von 1,738,140 Registertons (darunter 7138 norwegische von 1,207,533 Registertons) und die der abgegangenen 12,999 von 1,758,630 Registertons (darunter 7227 norwegische von 1,228,527 Registertons). Der wahrscheinliche Werth der Einfuhr ward 1874 berechnet zu 208,124,350 Mark und der der Ausfuhr zu 135,221,440 Mark. N. verliert also jährlich bei dem auswärtigen Handel 72,902,950 Mark. Dieser bedeutende Verlust wird mehr als ersetzt durch die Schiffahrt, denn überall, nicht nur in den europäischen, sondern auch in den entferntesten Gewässern, ist eine große Zahl norwegischer Schiffe mit der Frachtschiffahrt beschäftigt, die von Jahr zu Jahr zunimmt. Die norwegische Kauffahrteiflotte bestand 1874 aus 7664 Fahrzeugen von 1,326,410 Registertons mit einer Besatzung von 58,554 Mann. Nächst England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat N. die größte Kauffahrteiflotte der Welt, aber im Verhältnis zur Zahl der Einwohner steht die norwegische Flotte als die erste da. Es kommen in N. auf je 1000 Einw. 745 Registertons, in Griechenland 275, in Großbritannien und Irland 186. Die wichtigste Handelsstadt war lange Zeit hindurch Bergen, das erst in diesem Jahrhundert von Christiania überflügelt worden ist; doch herrscht auch in allen übrigen Seestädten eine lebhafte Handelsthätigkeit. Man rechnete bisher nach Speciesdalern à 5 Ort (Mark) à 24 Schilling = 4,58 deutsche Mark; seit 1877 benutzt man jedoch ausschließlich das auch in Dänemark und Schweden (mit denen N. eine Münzkonvention abgeschlossen hat) geltende Kronensystem, wonach der Speciesthaler in 4 Kronen à 100 Oere (30 Schillinge) getheilt ist und somit 400 Oere (120 Schillinge) hat = 4,50 Mark. Seit 1873 hat N. die Goldwährung angenommen. Die Einheit des Längenmaßes ist die Elle (Alen) = 2 Fuß = 278,16 Pariser Linien = 0,6275 Meter; 18,000 Ellen = 1 Meile, von denen 9,85 auf einen Grad des Aequators gehen (also 1 norweg. Meile über 1⅛ geographische); Feldmaß: die Tonne Landes = 10,000 QEllen = 39,374 Ar; Einheit des Hohlmaßes: der Pott = 54 norwegische Kubikzoll = 0,9653 Liter; Getreidemaß die Tonne = 144 Pott = 139 Liter; Flüssigkeitsmaß das Ohm = 155 Pott = 149,62 Liter; 1 Fischtonne = 120 Pott = 115,83 Liter. Einheit des Gewichts: das Pfund = 498,4 Gran, 100 Pfd. = 49,84 Kilogr.; 1 Lispund = 16 Pfd., 1 Skippund = 20 Pfd., 1 Vog = 36 Pfd.; 1 Kommerzlast = 2 engl. Tonnen. Das metrische Gewichtssystem kann schon jetzt Anwendung finden und wird 1880 (oder später nach der Bestimmung des Königs) als das allein gültige eingeführt werden.

Die Zahl der Bewohner hat sich in den letzten 50 Jahren ungemein stark vermehrt; sie betrug 1815: 885,431, 1825 aber bereits 1,490,047 Personen, während die Zählung von 1876 eine ortsanwesende Bevölkerung von 1,802,882 und eine Wohnbevölkerung von 1,817,242 Seelen ergab. Die Hauptmasse der Nation, die Norweger (Nordmänd), sind gleicher Abstammung mit den Schweden und Dänen und im ganzen kräftig und wohlgebaut. Sie haben eine mittlere Statur, ein langes, volles Gesicht, einen starken Knochenbau, sind mäßig, arbeitsam, kühn, entschlossen, ehrlich, dienstfertig, gastfrei, lieben ihr Vaterland und sind stolz auf ihre Freiheit; sie sind vortreffliche Schützen und gute Soldaten, aber noch bessere Seeleute und vielleicht die besten Lotsen der Welt. Vor allem sind die Bewohner der Küste tüchtige Fischer. Die Masse der Bevölkerung bilden die Landleute; diese sind entweder Gutsbesitzer (Selveiere) oder Pächter (Leiländinger, Bygselmänd, Forpagtere) und wohnen auf vereinzelten Höfen, nie in Dörfern zusammen. Außer ihnen gibt es noch etwa 70,000 Käthner oder »Hausmänner« (Huusmänd), welche von ihnen Land pachten und zu ihnen in einer Art von Dienstverhältnis stehen, und etwa 25,000 landlose Käthner, die von den Gutsbesitzern nur eine Kathe ohne Land zur Wohnung erhalten für eine Geldabgabe oder für persönliche Arbeit. Kein Bauer hat einen Familiennamen, sondern er erhält bei der

Taufe nur einen Taufnamen, den er dem Namen seines Vaters (im Genitiv) mit angehängtem »sen« oder »sön« (»Sohn«) vorsetzt, z. B. Karl Persön bedeutet Karl, der Sohn des Peter. Diesem fügen sie aber immer den Namen des Hofs hinzu, wo sie leben. Stolz und Biederkeit zeichnen die bäuerliche Bevölkerung aus; jedermann wird mit »Du« angeredet. Das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit sowie die demokratische Verfassung des Landes erzeugen eine lebhafte Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten. Die alten, nach den Landestheilen sehr verschiedenen Nationaltrachten sind jetzt nur noch spärlich zu sehen. Die städtische Bevölkerung unterscheidet sich kaum von der in anderen Ländern. Die Schriftsprache stimmt fast ganz mit der dänischen überein; dagegen nähert sich die Sprache der Landleute, besonders in den entlegeneren Gegenden, noch in hohem Grade dem Altnorwegischen. Außer den Norwegern gibt es in den nördlichsten Theilen noch Finnen (hier Kväner genannt), die aus Finnland eingewandert sind und im höchsten Norden Ackerbau treiben, und Lappen (hier Finner genannt), welche theils von ihren Renthierherden leben, theils im Meer und in den Flüssen Fischerei treiben. Die Zahl beider Volksstämme ist aber unbedeutend; 1865 betrug die kvänische Bevölkerung nur 7637, die finnische (lappische) 17,178 (darunter 1577 Nomaden). Außer diesen finden sich noch einige hundert umherstreifende »Fanter« oder Tataren, die als heimatlos bei der Volkszählung gar nicht berücksichtigt sind. Die Zahl der Israeliten ist gering. Die Norweger stehen auf einer hohen Stufe der Bildung; fast jedermann kann wenigstens lesen und schreiben, und gelehrte Norweger gibt es in allen Fächern des Wissens; auch als Künstler zeichnen sie sich aus. Es gibt eine reich dotirte Universität in Christiania (gestiftet 1811), 16 gelehrte und Realschulen, 39 höhere Bürgerschulen sowie eine bedeutende, von Jahr zu Jahr steigende Anzahl (etwa 1600) von höheren und niederen Volksschulen. Für die Bildung der Lehrer sorgen mehrere Seminare. Auch Fachschulen, Bibliotheken, Sammlungen, wissenschaftliche Vereine ꝛc. sind vorhanden. Zeitungen und Zeitschriften erscheinen in N. (1876) 178, davon 70 in Christiania. Die überwiegende Mehrzahl der Städte (Kaufstädte, Kjöbstäder), deren Gesammtzahl jetzt über 40 beträgt, liegt an geeigneten Stellen am Meer; ja, mit Ausnahme der beiden Bergstädte Kongsberg und Röraas, von denen letztere jedoch den Städten nicht beigezählt wird, gab es bis vor kurzem im Innern gar keine Städte; erst in den letzten Decennien, seit der Anlage fahrbarer Wege und der Eröffnung regelmäßiger Dampfschiffahrten auf den größeren Seen, sind in den Aemtern Hedemarken, Christians und Buskerud fünf Ortschaften (Kongsvinger, Hamar, Lillehammer, Gjövik und Hönefos) zu Kaufstädten erhoben worden. Außer diesen Kaufstädten gibt es an der Küste, wo gute Häfen sind, 20 Ladestellen (Ladesteder), die ebenfalls mit zu den Städten gerechnet werden, sowie auch Strandstellen, Handelsplätze und Fischerdörfer, von denen viele sich nach und nach zu Städten erheben und dann von dem Storthing mit Stadtprivilegien versehen werden. Die bedeutendsten Städte sind: Christiania mit 77,041 Einw. (mit den Vorstädten 100,000), Bergen mit 39,281, Drontheim mit 22,597, Stavanger mit 20,370, Drammen 19,332, Christiansand 12,137 Einw. Die gesammte städtische Bevölkerung betrug 1875: 333,000.

Die Staatsverfassung Norwegens beruht auf dem Grundgesetz (Grundlov) vom 17. Mai 1814, angenommen und bestätigt bei der Vereinigung Norwegens mit Schweden 4. Nov. 1814 von dem König Karl XIII., ferner auf der auch in N. 1814 angenommenen schwedischen Successionsordnung vom 26. Sept. 1810, endlich auf der Reichsakte von 1815. Diese Verfassung hat einen entschieden demokratischen Charakter und begründet unter monarchischen Formen dem Wesen nach eine fast republikanische Regierungsweise. N. ist ein freies, selbständiges und unabhängiges, aber mit Schweden unter einem König vereinigtes Reich. Die ausübende Macht steht dem König zu, der mit dem 18. Jahr mündig wird, und dessen Person heilig ist, während alle Verantwortung auf seinen Rathgebern ruht. Diese, welche seinen Staatsrath bilden, wählt er unter norwegischen Bürgern, die nicht unter 30 Jahre alt sein dürfen. Der Staatsrath soll bestehen aus zwei Staatsministern und wenigstens sieben (jetzt neun) Staatsräthen. Auch kann der König einen Vicekönig einsetzen, der in seiner Abwesenheit in seinem Namen den Vorsitz im Staatsrath führt; Vicekönig aber kann nur der Kronprinz werden (nicht einmal, falls kein Kronprinz vorhanden ist, der dem Thron zunächst stehende Prinz). Der eine Staatsminister und zwei Staatsräthe sollen sich immer beim König aufhalten, wenn dieser nicht in N. ist; die übrigen bilden (unter dem Vorsitz des andern Staatsministers oder des Vicekönigs, falls ein solcher vorhanden ist) die königlich norwegische Regierung in Christiania, der die innere Regierung des Reichs übertragen ist. Früher konnte der König auch einen Statthalter ernennen; dieses Amt ist aber 1873 völlig aufgehoben worden und überhaupt seit 1855 nie besetzt gewesen. Der König kann Krieg beginnen, Frieden, Bündnisse und Verträge abschließen, führt auch den höchsten Befehl über die norwegische Land- und Seemacht; doch ist bei einem Angriffskrieg die Zustimmung des Storthings zur Benutzung der norwegischen Armee und Flotte erforderlich. Der König ernennt alle Beamten und kann nach Belieben die Mitglieder des Staatsraths und das untergeordnete Personal der Regierung, die obersten geistlichen und civilen Beamten (Bischöfe und Amtleute) sowie die höheren militärischen Befehlshaber und Festungskommandanten verabschieden, während andere Beamte nicht gegen ihren Willen ohne Untersuchung und Urtheil abgesetzt werden können. Endlich kann der König Handel, Zoll, Gewerbe und Polizei betreffende Verordnungen geben, doch dürfen diese der Konstitution und den vom Storthing gegebenen Gesetzen nicht widersprechen; auch gelten sie nur einstweilen bis zum nächsten Storthing, welches die Macht hat, sie aufzuheben. Der Thronerbe von N. führt, wenn er der Sohn des regierenden Königs ist, den Titel Kronprinz und ist, sobald er sein 18. Jahr zurückgelegt hat, berechtigt, Sitz im Staatsrath zu nehmen, doch ohne Stimme und Verantwortung. Ist der König abwesend, oder ist bei seinem Tode der Thronfolger noch unmündig, so führt der dem Thron zunächst stehende volljährige Prinz die vormundschaftliche Regierung, oder wenn kein solcher vorhanden ist, treten der norwegische und schwedische Staatsrath zusammen, um gemeinschaftlich die Einberufung des Storthings in N. und des Reichstags in Schweden auszufertigen, und bis die versammelten Repräsentanten beider Reiche eine Regierung während der Minderjährigkeit angeordnet haben, steht ein aus gleicher Anzahl norwegischer und schwedischer Mitglieder zusammengesetzter

Staatsrath der Verwaltung beider Reiche unter Beobachtung ihrer Grundgesetze vor. Den Vorsitz führt ein schwedischer oder norwegischer Staatsrath, je nachdem das Loos entschieden hat. Beim Aussterben des männlichen Königsstamms tritt dieselbe Verwaltungsweise ein bis zur Erwählung eines neuen Königsgeschlechts, welche an einem und demselben Tag von dem Storthing in Christiania und von dem Reichstag in Stockholm geschieht; in dem Fall, daß die Wahl beider nicht auf Eine Person fällt, treten 36 erwählte Kommittirte von jedem Reich in Karlstad zusammen und wählen unter den beiden fraglichen Thronkandidaten den künftigen König oder Thronfolger ohne Diskussion durch einfache Stimmenmehrheit. Die gesetzgebende Macht kommt dem durch das Storthing repräsentirten Volk und dem König zu. Das Storthing tritt in jedem Jahr in Christiania am ersten Wochentag des Februar zusammen; doch kann der König auch zu jeder andern Zeit ein außerordentliches Storthing berufen, zu welchem jedoch keine neuen Wahlen der Repräsentanten stattfinden. Die Wahlen gelten für eine dreijährige Periode. Die Zahl der Repräsentanten, welche früher auf der Zahl der stimmberechtigten Bürger in den Kaufstädten und in den Landdistrikten beruhte, ist auf 111 bestimmt, von denen die Kaufstädte 37 und die Landdistrikte 74 durch indirekte Wahlen ernennen. Von kleineren Städten sind mehrere zu einem Wahlkreis vereinigt. Auf dem Land wird in jedem Pastorat von 100 Stimmberechtigten ein Wahlmann gewählt; diese Wahlmänner treten darauf amtweise zusammen und erwählen die für jedes Amt zuvor nach Maßgabe der Einwohnerzahl gesetzlich bestimmte Anzahl von Repräsentanten, welche aus der Staatskasse Diäten erhalten. Wählbar sind nur stimmberechtigte Bürger, welche 30 Jahre alt und seit 10 Jahren im Reich ansässig gewesen sind; stimmberechtigt aber ist jeder Unbescholtene, der 25 Jahre alt ist, sich 5 Jahre im Reich aufgehalten hat und entweder Beamter ist oder gewesen ist, oder auf dem Land immatrikulirtes Land besitzt oder auf längere Zeit als 5 Jahre gepachtet hat, oder Kaufstadtbürger ist oder in einer Kaufstadt oder Ladestelle Hof und Grund zu einem Werth von wenigstens 150 Speciesthaler besitzt. Sobald das Storthing eröffnet ist, wählt es aus seiner Mitte ¼ der Anzahl seiner Mitglieder. Diese bilden das Lagthing, die übrigen aber das Odelsthing. Gewisse Gegenstände werden in dem gesammten Storthing verhandelt, dessen wichtigste Gerechtsame sind: Abgaben und Zölle zu bestimmen, die jedoch nicht länger gelten als bis zum 1. Juli des Jahrs, in welchem das nächste Storthing gehalten wird; die zu den Staatsausgaben erforderlichen Geldmittel zu bewilligen; Anleihen auf den Kredit des Reichs zu eröffnen; das ganze Finanzwesen des Staats zu beaufsichtigen und darin die erforderlichen Abänderungen zu treffen sowie die Regierungsprotokolle (mit Ausnahme der Kommandosachen) und die abgeschlossenen Traktate und Bündnisse zu revidiren. Jeder Gesetzvorschlag muß zuerst dem Odelsthing vorgelegt werden, und zwar entweder von einem seiner Mitglieder, oder von der Regierung. Ein von dem Odelsthing angenommener Vorschlag wird dem Lagthing zugeschickt; wird er von diesem ebenfalls genehmigt, so kann ihn der König in vorgeschriebener Form durch seine Unterschrift sanktioniren, wodurch er zum Gesetz wird. Stimmt aber das Lagthing dem Vorschlag nicht bei, so wird er dem Odelsthing zu einer neuen Behandlung zugeschickt, versehen mit den beigefügten Anmerkungen des Lagthings. Diese werden nun von dem Odelsthing in Erwägung gezogen, und entweder fällt der Vorschlag, oder er wird mit oder ohne Veränderungen dem Lagthing noch einmal zugeschickt. Wenn dieses denselben auch bei der zweiten Behandlung nicht annimmt, so tritt das ganze Storthing zur Abstimmung zusammen; zur Annahme des Vorschlags sind aber dann ⅔ der Stimmen erforderlich; erhält er diese nicht, so darf er bei dem versammelten Storthing nicht wieder vorgenommen werden. Der König hat das Recht, einem von dem Storthing gefaßten Beschlusse seine Sanktion zu verweigern; haben aber drei nacheinander folgende, neu erwählte Storthings einen gleichen Beschluß gefaßt, so wird derselbe Gesetz auch ohne die Sanktion des Königs. Die Verhandlungen beider Abtheilungen des Storthings finden bei offenen Thüren statt und werden durch den Druck veröffentlicht, außer in Fällen, wo das Gegentheil durch Stimmenmehrheit beschlossen wird. Die Mitglieder des Staatsraths können nicht an den Verhandlungen des Storthings theilnehmen. Zu Staatsämtern können nur norwegische Bürger gelangen. Niemand darf gerichtet werden als nach dem Gesetz, niemand bestraft werden als nach dem Urtheil und niemand eingezogen und gefangen gehalten werden, außer in den vom Gesetz bestimmten Fällen. Die Presse ist frei. Niemandem dürfen Privilegien, Monopole und erbliche Rechte ertheilt werden. Auch aller erbliche Adel in N. ist durch dreimaligen Storthingsbeschluß 1821 abgeschafft worden.

Was die Staatsverwaltung betrifft, so werden die inneren Angelegenheiten des Reichs besorgt von der Regierung in Christiania, und die Arbeiten sind unter sieben Departements: für Kirchen- und Schulwesen, für Justiz- und Polizeiwesen, für das Innere (wohin auch das Medicinalwesen gehört), für die Finanzen und Zölle, für die Armee, für die Marine und Post (Telegraphen) und für das Revisionswesen, vertheilt. Jedem Departement steht als Chef ein Staatsrath vor. Hinsichtlich der Verwaltung ist N. in 20 Aemter und 54 Vogteien getheilt, zu denen aber die beiden Städte Christiania und Bergen nicht gehören, sondern unter eigener Verwaltung stehen. Diese Aemter sind nach Areal und Einwohnerzahl (Zählung von 1876):

Aemter	QKilom.	QMeilen	Einwohner
Christiania (Stadt) .	9	0,16	77041
Akershus	5135	93,26	114778
Smaalenene	4009	72,80	107629
Hedemarken	25992	472,05	119774
Christians-Amt . . .	25044	454,83	115983
Buskerud	14656	266,17	101867
Jarlsberg und Laurvik	2229	40,48	89320
Bratsberg	14781	268,44	83986
Nedenäs	9984	181,33	75979
Lister und Mandal . .	6275	113,96	77909
Stavanger	8861	160,93	111164
Söndre-Bergenhuus .	15160	275,32	121527
Bergen (Stadt) . . .	1	0,02	34384
Nordre-Bergenhuus .	18215	331,35	86205
Romsdal	14635	265,78	116858
Süddrontheim . . .	18347	333,20	116814
Norddrontheim . . .	22775	413,61	81889
Nordland	37970	689,53	103579
Tromsö	25174	457,17	53939
Finnmarken	47411	861,04	21232
Summa:	316693	5751,48	1817242

Jedem Amt steht ein Amtmann vor. Fünf dieser Amtleute (in Christiania, Christiansand, Bergen,

Drontheim und Tromsö) sind Stiftsamtleute, welche nebst dem Bischof des Stifts die Stiftsdirektionen bilden (s. unten), die bei allen civil-geistlichen Angelegenheiten die oberste Aufsicht führen. Jeder Vogtei ist ein Vogt (Foged) vorgesetzt, dem Untervögte (Lensmänd) zur Seite stehen. Die Kaufstädte haben ihre eigene Obrigkeit. Was die Gerichtsverfassung anbelangt, so bildet in jeder Stadt der Stadtvogt oder Byfoged (in Christiania das kollegiale Stadtgericht), auf dem Land aber in jeder Sorenskriveri der Sorenskriver (»geschworner Schreiber«), welcher in seinem Sprengel umherreist und des Jahrs drei-, in entlegenen Gegenden zweimal Sitzung hält, auch außerdem die Aufsicht über Separations-, Obervormunds- und Auktionswesen führt, die unterste Behörde. Von ihm kann man an die Mittelbehörde, die Stiftsobergerichte, deren es vier gibt (in Christiania, Christiansand, Bergen und Drontheim), appelliren und von diesen in Sachen über 100 Speciesthaler und in Kriminalsachen an das oberste Reichsgericht in Christiania. Militär- und geistliche Sachen werden von besonderen Gerichten in unterer Instanz entschieden, von denen an das höchste Gericht appellirt werden kann. Aerzte, Apotheker und Hebammen sind sowohl in den Kaufstädten, als auch auf dem Land vom Staat oder den Kommunen angestellt, und Hospitäler und Krankenhäuser, unter denen das Reichshospital in Christiania das wichtigste ist und die Hospitäler für die Aussätzigen (deren es über 2000 in N., besonders im mittlern Theil, gibt) in Bergen, Molde und Drontheim eine besondere Erwähnung verdienen, werden theils vom Staate, theils von den Kommunen unterhalten. Zu Gaustad bei Christiania, zu Rotvold bei Drontheim und anderen Städten sind auch große Asyle für Gemüthskranke. Die inneren Angelegenheiten jeder Kommune werden von Vorständen (Formandskaber) besorgt, die in jeder Stadt und in jedem Pastorat auf dem Land von den Stimmberechtigten gewählt werden. In kirchlicher Hinsicht ist N. jetzt in sechs Stifter eingetheilt, deren Grenzen nicht immer mit denen der Aemter übereinstimmen. Diese Stifter sind: Christiania, Hamar (von Christiania 1864 abgeschieden), Christiansand, Bergen, Drontheim und Tromsö. Jedem Stift steht ein Bischof vor, welcher die Oberaufsicht über die Geistlichkeit sowie über das Schul- und Armenwesen führt, auch mit dem Stiftsamtmann die Stiftsdirektion (s. oben) bildet. Unter den Bischöfen stehen die (77) Pröpste und unter diesen die Pastoren und die Kapläne, die den Pastoren bisweilen adjungirt sind. Die Pfarrhöfe sind größtentheils mit hinlänglichen, ja reichlichen Aeckern, Wiesen und Wäldern ausgestattet; Patronatsrechte sind nicht vorhanden. Die evangelisch-lutherische Lehre bildet zwar die Staatsreligion, zu welcher sich die überwiegend große Mehrheit der Nation bekennt; doch herrscht jetzt unbegrenzte Religionsfreiheit. Man zählte 1865: 1,696,651 Lutheraner, 4690 Sektirer, 331 Katholiken, 25 Juden ꝛc. Die Finanzen Norwegens sind in sehr befriedigendem Zustand. 1875 betrugen die Einnahmen des Staats 28,038,556 Mark, die Ausgaben 27,578,171 Mark, wovon die stärksten Posten auf die Marine und die Armee entfallen. Direkte Abgaben und Steuern gibt es nicht; sogar die Grundsteuer ist 1836 von dem Storthing aufgehoben und das ganze Staatseinkommen auf die Zölle (19,634,014 Mark), Branntwein- und Malzsteuer, Zinsen der Aktiva, Posten und Telegraphen, das Silberwerk Kongsberg ꝛc. begründet. Aber obgleich die Norweger keine direkten Abgaben an die Staatskasse erlegen, so haben sie doch nicht unbedeutende Lasten zu verschiedenen kommunalen Zwecken zu tragen. Die Staatsschuld betrug 1875: 54,266,906 Mark. Die Land- und Seemacht ist durch Beschluß des Storthings vom 20. April 1866 (mit Zusätzen von 1876) geordnet worden. Die bewaffnete Macht zerfällt danach in: 1) Landbewaffnung, wozu Linientruppen mit Reserve, Train, Landwehr, Bürgerbewaffnung und Landsturm gehören; 2) Seebewaffnung, wozu außer der festen Stärke von Freiwilligen die zu jeder Zeit ausgehobenen Seefahrenden sowie die Distriktsseetruppen mit Reserve und Küstenvertheidigung gehören. Die Linientruppen sollen im Frieden von allen Waffengattungen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Ingenieurtruppen) im ganzen 750 Officiere und 12,000 Mann Korporäle und Gemeine stark sein, in Kriegszeiten auf über 18,000 Mann verstärkt werden können. Die Landwehr darf nur zur Vertheidigung des Landes innerhalb der Grenzen desselben zum Dienst berufen werden; die Bürgerwehr soll zur unmittelbaren Vertheidigung der Kaufstädte und zur Aufrechthaltung der Ordnung daselbst dienen und der Landsturm nur in Kriegszeiten zur Lokalvertheidigung organisirt werden. Die Distriktsseetruppen sollen im Frieden aus 2000 Mann bestehen, im Krieg aber auf 3500 Mann gebracht werden können. Die Küstenvertheidigungsmannschaft wird, gleich der Landwehr, nur zur Vertheidigung des eigenen Landes aufgeboten. Jeder Eingeborne, auch jeder Ausländer, der im Land ansässig geworden, ist zur Wehr verpflichtet, sofern nicht die im Gesetz namhaft gemachten Ausnahmen stattfinden. Die Dienstzeit für Infanterie, Artillerie und Ingenieurtruppen nebst Reserve und Train, auch für die Distriktsseetruppen nebst ihrer Reserve, ist 10 Jahre, für die Kavallerie mit ihrer Reserve 7 Jahre; seefahrende Wehrpflichtige gehören vom 22.—35. Lebensjahr zur Seebewaffnung. Die Mannschaften bleiben bei den Linientruppen 7 Jahre; davon bilden in Friedenszeiten die fünf ersten Jahrgänge die Linie, die folgenden zwei die Reserve, vom 8.—10. die Landwehr. Ebenso ist es mit den Distriktsseetruppen: 5 Jahre Friedensstärke, 2 Jahre Reserve, 3 Jahre Küstenvertheidigung. Nach dieser Zeit bis zum 45. Lebensjahr tritt in den Städten die Bürgerbewaffnung und auf dem Lande der Landsturm ein. Die Konskription geschieht auf bestimmt vorgeschriebene Weise durch das Loos nach zurückgelegtem 19. Lebensjahr. Die durch Konskription ausgehobene Mannschaft muß eine Rekrutenschule von mindestens 50 Tagen bei der Infanterie und Fußartillerie, von 90 Tagen bei den anderen Waffen und eine jährliche Uebung von 30 Tagen im Laufe von 3—5 Jahren durchmachen. Die Formation der Linientruppen und Landwehr ist folgende: 1) Infanterie: 5 Brigaden von 4 Bataillonen zu 4 Kompagnien (zu jeder Brigade gehört ein Depot von 2 Kompagnien und 8 Divisionen der Landwehr, die jedoch nur im Fall eines Kriegs im Land in die Bataillone eingestellt werden und alsdann bei jedem derselben 2 neue Kompagnien bilden) und 1 Jägerbataillon von 6 Kompagnien. 2) Kavallerie: eine Brigade von 3 reitenden Jägerkorps zu 5, 4 und 2 Eskadrons. 3) Artillerie: 5 Bataillone, zusammen mit 11 Batterien zu 8 Geschützen und einer Abtheilung Feuerwerker und Handwerker. 4) Genie: 20 Officiere und 8 Untermilitärs. 5) Train: 4 Depots. Die Flotte, deren Hauptstation Horten ist, besteht nur aus Dampfschiffen und zwar: 2 Fregatten (mit 78 Kanonen), 3 Korvetten (mit

36 Kanonen), 4 Monitors (8 Kanonen), 5 Dampfkanonenbooten nebſt einer Anzahl kleiner Kanonenboote, welche der ehemaligen Roſlottille entnommen und mit Dampfmaſchinen verſehen ſind, und 2 Bugſirdampfer, im ganzen 31 Dampfer von zuſammen 2750 Pferdekräften und mit 136 Kanonen. Die Feſtungen Norwegens ſind unbedeutend und verdienen außer Oskarsborg bei Chriſtiania kaum der Erwähnung. Auch in N. hat früher die Idee der Landesvertheidigung durch freiwillige Scharfſchützenvereine lebhaften Anklang gefunden. Das Wappen Norwegens iſt der gekrönte goldene Löwe auf rothem Feld mit der Streitart des heil. Olaf. Die Flagge iſt roth, durch ein dunkelblaues, mit weißen Kanten eingefaßtes Kreuz in vier Quadrate getheilt (ſ. Tafel »Flaggen«). An Orden beſtehen: der Ritterorden des heil. Olaf, geſtiftet 1847, und eine Medaille für bürgerliche Verdienſte, geſtiftet 1819, erweitert 1844. Hauptſtadt und königliche Reſidenz iſt Chriſtiania, Krönungsſtadt Drontheim.

Vgl. Kraft, Topographisk-statistisk beskrivelse over kongeriget Norge (2. Aufl., Chriſt. 1830—38, 6 Bde.); Derſelbe, Topographisk haandbog over kongeriget Norge (daſ. 1845—48); Keilhau, Gaea Norvegica (deutſch, daſ. 1838—50, 3 Bde.); Broch, Statistisk aarbog (daſ. 1871) und Kongeriget Norge og det norske folk (daſ. 1876, auch franz.); Kjär, Statistisk haandbog (daſ. 1871); Nielſen, Reiſehandbuch (3. Aufl., Hamb. 1877). Unter den Karten verdienen Hervorhebung die von Pontoppidan (Kopenh. 1785, 3 Blätter), Munch (Chriſt. 1845 u. 1852, 2 Bl.), Roſen (3. Aufl., daſ. 1875, 2 Bl.), Kjerulf og Telleſ Dahl (Geologisk kart over det söndenfjeldske Norge, in 10 Blättern nebſt Profilen, Beſchreibung ꝛc., daſ. 1858 ff.). Specialkarten über die ganze Küſte ſind ſeit 1835 nach angeſtellten Vermeſſungen auf Veranſtaltung der Regierung ebenſo wie Karten der meiſten Aemter und »Topographiſche Rektangulärkarten« von dem Topographiſchen Büreau ausgegeben worden.

Geſchichte. N. wird zuerſt von Plinius unter dem Namen Nerigon und zwar als eine große Inſel angeführt. Im 4. Jahrh. hatte man ſchon eine richtigere Vorſtellung von dieſem Land, als dem weſtlichen Theil der Skandinaviſchen Halbinſel, und im 6. Jahrh. kannte man es ſchon bis etwa zum 70.° nördl. Br. Es hieß damals Norveger oder Noregr, d. h. der Nordweg, der nördliche Strich. Seine Bewohner, Nordmänd oder Norröner, waren Germanen, ein armes Volk von Hirten, Fiſchern und Jägern, vor denen die Ureinwohner, die finniſchen Stämme der Lappen, in das Innere und nach dem Norden zurückgewichen waren. Sie ſtanden, in viele Völkerſchaften getheilt, unter erblichen Königen, die ihr Geſchlecht von Odin herleiteten, und kriegeriſchen Edelleuten (Jarlen), über denen das »Thing«, die Verſammlung aller freien Männer, als oberſtes Gericht und Reichstag ſtand. Den Kern des Volks bildeten die freien Bauern, als Sklaven dienten Kriegsgefangene. Das Land konnte ſeine Bewohner nicht ernähren. Dieſe drängten ſich daher an den Meeresküſten zuſammen, bekriegten ſich unter ihren kleinen Königen (Fylkeskonger) und Stammeshäuptern, wanderten, von Ruhmesliebe und tollkühner Abenteuerluſt getrieben, aus und beunruhigten als Seeräuber die Meere, jahrhundertelang ein Schrecken der europäiſchen Küſtenländer (vgl. Normannen). So lange die Normannen von ihren Raubzügen immer in die Heimat zurückkehrten, floß derſelben reiche Beute zu; als aber dieſe Raubfahrten, die Wikingerzüge, ſich mehr und mehr ausbreiteten und die ausgezogenen Normannen, ſtatt in die Heimat zurückzukehren, in neu entdeckten Ländern Anſiedelungen anlegten und an verſchiedenen Stellen Europa's Reiche gründeten, wurde N. eine bedeutende Menſchenmenge entzogen und die Gründung eines größern Reichs in Skandinavien verhindert. Erſt als ein Nachkomme des in Schweden um 600 geſtürzten Königsgeſchlechts der Ynglinger, Olaf Trätelgja, Sohn von Ingjald Illrade, nach N. floh und hier ein unabhängiges Königreich mit dem Haupttempel und Königshof in Skiringsſal gründete, wuchs die Macht Norwegens. Jütland und Schleswig wurden erobert; Olafs Sohn Halfdan Hvitbein (»Weißbein«, 640—700) und deſſen Sohn und Nachfolger Eyſtein Fretr (700—720) vergrößerten N. ebenfalls durch die Eroberung benachbarter Landſtriche. Halfdan der Schwarze (841—863) legte den Grund zur königlichen Macht ſeines Stammes, indem er die einzelnen Häuptlinge, Könige und Jarle beſiegte und von ſich abhängig machte. Das von Halfdan begonnene Werk ward von ſeinem Sohn Harald Harfagar (»Schönhaar«) 860—930 mit Glück fortgeführt. Derſelbe vollendete von 868—875 die Unterwerfung Norwegens und führte in dem unterworfenen Lande das Lehnsweſen ein. Damals wanderten ganze Scharen Normannen aus, welche ſich unter die Herrſchaft eines Oberkönigs nicht beugen wollten, eroberten Island, die Orkneys, Grönland oder geſellten ſich zu ihren Brüdern in Frankreich und Italien. Harald hatte ſeinen älteſten Sohn, Erich Blodyxa (»Blutaxt«), noch bei ſeinen Lebzeiten 930 zum Oberkönig ernannt und demſelben das Reich abgetreten, den jüngeren Söhnen aber Fürſtenthümer angewieſen. Allein nach Haralds Tode (934) beraubte Erich ſeine Brüder und Vaſallen ihrer Rechte und machte ſich durch unmenſchliche Grauſamkeit bei allen ſeinen Unterthanen verhaßt. Um daher das Land von ihm zu befreien, rief der Jarl Sigurd 935 einen unehelichen Sohn des Harfagar, Hakon I., den Guten, der an dem Hof des Königs Athelſtan in England erzogen worden war, nach N., wo derſelbe bald allgemein als König anerkannt wurde. Erich floh nach den Orkneys, von da nach England und ward 941 in der Schlacht bei Brunaburg erſchlagen. Hakon aber eroberte Wermeland, Helſingland und Jemtland; auch verſuchte er das Chriſtenthum in N. einzuführen, doch ohne rechten Erfolg. Er führte glückliche Kriege mit dem däniſchen Oberkönig Harald Blauzahn, der deshalb den Sohn des vertriebenen Erich, Harald II. Graafel (»Graufell«), gegen ihn unterſtützte, fiel aber 961 im Kampf, worauf Harald II. den norwegiſchen Thron beſtieg. Er nahm Rache an dem Jarl Sigurd, welcher die Entthronung ſeines Vaters bewirkt hatte, wurde aber 962 auf Anſtiften des Sohns Sigurds, des Jarls Hakon von Thrand, getödtet, worauf der Letztgenannte den Thron beſtieg, anfangs freilich nur als Lehnsträger von Dänemark, aus welcher Abhängigkeit er ſich erſt 975 befreien konnte. Um ſich bei dem dem alten Heidenthum noch ergebenen Volk in Gunſt zu ſetzen, rottete er das Chriſtenthum, welches ſchon hier und da in N. Eingang gefunden hatte, wieder aus, verſchaffte ſich dann durch glückliche Kriege auch nach außen hin Anſehen, ward aber zuletzt, da er ſich durch Härte und Schwelgerei verhaßt gemacht, von einem ſeiner Diener ermordet (996). Um dieſe Zeit landete Olaf I. Trygveſon, Harald Harfagars Urenkel, in N. und wurde von dem Volk zum König ausgerufen. Er erhob das Chriſtenthum

zur herrschenden Religion und gründete 996 die Stadt Nidaros (Drontheim). Die vertriebenen Söhne Hakons aber reizten die Könige Sven von Dänemark und Olaf Schoßkönig von Schweden zum Kriege gegen N. auf. Olaf leistete lange Widerstand, stürzte sich aber (1000), an Rettung verzweifelnd, ins Meer, und N. ward nun zerstückelt und Hakons Söhnen Erich und Sven zur Verwaltung übergeben. Dieser Fremdherrschaft wurde aber schon 1017 durch Olaf II., den Heiligen (Dicken), ein Ende gemacht. Dieser, ein Enkel der alten Könige, benutzte einen Krieg, in den der Dänenkönig Knut mit England verwickelt war, schlug die Dänen aufs Haupt, verbündete sich mit Schweden und befreite N. von dem aufgedrungenen Joch. Darauf brachte er auch die Orkneys, die Färöer und Island unter die norwegische Herrschaft zurück und ordnete die hof- und staatsrechtlichen sowie dann auch die kirchenrechtlichen Verhältnisse des Landes. Das Heidenthum suchte er vollends auszurotten, wodurch er sich aber viele Feinde erregte. Als Knut mit Heeresmacht heranzog, um N. wieder zu erobern (1028), floh Olaf zu seinem Schwager, dem russischen Großfürsten Jaroslaw, kehrte dann, von den Schweden unterstützt, wieder nach N. zurück, ward aber, tapfer kämpfend, bei Stickleſtad von den Dänen besiegt und getödtet (31. Aug. 1029), nach seinem Tod als Heiliger verehrt. Knut setzte seinen Sohn Swend als Statthalter in N. ein; jedoch machte sich die dänische Herrschaft durch Härte und Grausamkeit so verhaßt, daß 1035 Olafs II. Sohn Magnus I., der Gute, der mit seinem Vater geflohen war, von den Norwegern zurückgerufen wurde und die Unabhängigkeit des Landes wieder herstellte. Er bestieg nach dem Tode des dänischen Königs Hordaknut, mit dem er einen Erbvertrag abgeschlossen hatte, 1042 auch den dänischen Thron, welcher Zuwachs an Macht ihn jedoch in schwere Kriege verwickelte, und fiel 1047 in Seeland. Er hat das Verdienst, in N. zuerst eine geregelte Gesetzgebung begründet zu haben (dieses Gesetzbuch führte den Namen Graagaas, »die graue Gans«). Sein Nachfolger in N. wurde sein Oheim Harald III. Hardrada. Harald gründete 1054 die Stadt Opslo (Christiania) und kriegte glücklich gegen Dänemark. Als er aber auch England mit Krieg zu überziehen gedachte, ward er in der Schlacht bei Stamfordbridge (1066) geschlagen und getödtet. Ihm folgte sein Sohn Magnus II., welcher seinen Bruder Olaf III. Kyrre (»den Friedfertigen«) zum Mitregenten annahm, aber schon 1069 starb. Olaf führte darauf eine friedfertige Regierung, gründete 1070 Bergen, beförderte die Handelsthätigkeit seines Volks und stattete den Klerus freigebig aus. Ihm folgte 1093 auf dem Thron sein natürlicher Sohn Magnus III. Barfot (»Barfuß«). Dieser unterwarf 1095 die Hebriden und Orkneys wieder, setzte seinen noch unmündigen Sohn Sigurd zum Inselkönig daselbst ein und zwang selbst den irischen König zur Anerkennung seiner Lehnsherrlichkeit. 1102 machte Magnus eine Expedition nach Irland, eroberte Dublin und Ulster, kam aber 1103 bei einem Ueberfall der Irländer um. Sein Nachfolger war Sigurd I. Jorsalefarer (»Jerusalemfahrer«), welcher von 1107—1110 einen Kreuzzug nach Palästina machte und den geistlichen Zehnten einführte. Sein Nachfolger war sein Sohn Magnus IV., der Blinde, der auf dem Reichstag zu Hauga genöthigt ward, seinem Vetter Harald IV. Gille, obwohl dieser Sigurd seine Verzichtleistung auf die Nachfolge in der Regierung beschworen hatte, 1134 die Hälfte des Reichs abzutreten. Kaum jedoch fühlte sich Magnus wieder frei, so verjagte er jenen wieder. Aber Harald fand an dem König Erich von Dänemark einen Beschützer, sammelte ein Heer, schlug Magnus bei Bergen, nahm ihn gefangen, ließ ihn blenden und entmannen und schickte ihn in ein Kloster bei Drontheim. Als Harald schon 1136 von seinem Halbbruder Sigurd Slemmedegn ermordet worden war, erhielt Magnus seine Freiheit wieder und wurde gegen Haralds Sohn Inge I. zum König erhoben und ihm Sigurd Slemmedegn zur Seite gesetzt. Bei Minne geschlagen, rief er Erich von Dänemark zu Hülfe, fiel aber 1139 mit Sigurd Slemmedegn im Kampf. Inge theilte darauf den Thron mit seinem Bruder Sigurd III. bis 1155. Gegen beide erhoben sich zwar Magnus und Eystein als Gegenkönige, aber ohne sich behaupten zu können. Glücklicher war Hakon III. Herdabreid, Sigurds II. Sohn, indem er Inge besiegte und dessen Thron bestieg (1161). Da er aber schon 1162 in einem Treffen fiel, so ließ Graf Erling Skakke, Sigurds I. Schwiegersohn, 1164 seinen Sohn Magnus V. als König krönen. Während Erling den in Upland sich erhebenden Gegenkönig Olaf 1177 besiegte, kämpfte Magnus mit nicht minderem Erfolge gegen einen andern Nebenbuhler, Eystein Meyla, den Anführer der nationalen Partei, der Birkebeiner (s. d.), während Magnus 1174 durch den Erlaß eines Kirchengesetzes, der Guldfjeder (»Goldfeder«), welches dem Klerus große Vorrechte zusicherte und ihm die Entscheidung in der Königswahl übertrug, die Geistlichkeit und ihre Partei, die Bagler (»Krummstäbler«), für sich gewann. Die Birkebeiner gewannen endlich die Oberhand, Erling aber fiel im Kampf gegen ihren neuen Anführer, Sverrir, einen Abkömmling Harald Gille's (1179), und auch Magnus wurde von diesem mehrmals geschlagen, z. B. in den Schlachten bei Nordnes (1181) und Fimreite, in welch letzterer er fiel (1184). Sverrir, der jetzt den Thron bestieg, ist einer der hervorragendsten norwegischen Könige; doch ließen ihn seine fortwährenden Kämpfe gegen Aufrührer und gegen die klerikale Partei zu keiner ruhigen Regierung kommen. Die Bischöfe belegten ihn mit dem Bann, er aber verjagte sie dafür. Er starb 1202, und von ihm stammen die folgenden Könige ab. Sein Sohn und Nachfolger Hakon IV. wurde 1204 von seiner Stiefmutter durch Gift aus dem Wege geräumt. Der nächste Erbe war Hakons vierjähriger Neffe Guttorm, der von einer Partei zum König erhoben wurde, während die gegnerische Erling Steenweg, der sich für einen Sohn Magnus' V. ausgab, auf den Thron zu erheben suchte. Als Guttorm 1205 mit Tode abging, gedachte sein Vormund Hakon Galen das Reich an sich zu reißen, mußte aber Guttorms jüngerem Bruder, Inge II., weichen. Letzterer führte eine unruhvolle Regierung bis 1217 und hatte namentlich gegen den Baglerkönig Philipp harte Kämpfe zu bestehen. Nach ihm kam ein Enkel Sverrirs, Hakon V. Gamla (»der Alte«), auf den Thron, indem er trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit, die Sverrirs Haus nicht aufkommen lassen mochte, von den Birkebeinern 1217 zum König erhoben und auf dem Reichstag zu Bergen 1223 anerkannt wurde. Er führte mit Genehmigung jenes Reichstags ein Erbfolgegesetz ein, welches den Einfluß der Bischöfe auf die Königswahl aufhob, stellte das Ansehen der Krone und die Ruhe her, hob Ackerbau und Handel und legte neue Dörfer, Städte und Festungen an, schloß mit den Hansestädten, denen er die Niederlassung in Bergen gestattete, Verträge und

unterwarf die Inselkönige seiner Herrschaft. Die Blüte, deren sich N. unter seiner Herrschaft erfreute, bewog Grönland und Island 1260, sich seinem Scepter freiwillig zu unterwerfen. Er starb 1262 und hatte, da sein älterer Sohn und Mitregent, Hakon VI., schon 1256 gestorben war, seinen Sohn Magnus VI. Lagaböter (»Gesetzverbesserer«) zum Nachfolger. Derselbe trat die Insel Man und die Hebriden 1264 an Schottland ab, veranstaltete 1267—79 die Sammlung eines neuen Gesetzbuchs, worin er die verschiedenen Gerichtsverfassungen des Reichs in Eine zusammenschmolz, regelte die Thronfolge und die Lehnsverhältnisse und begründete eine friedliche, geordnete Regierung. Er starb 1280 und hatte seinen Sohn Erich Prestader (»Priesterfeind«) zum Nachfolger. Derselbe war seine ganze Regierungszeit hindurch in die heftigsten Streitigkeiten mit der Geistlichkeit verwickelt, welche er endlich der königlichen Gewalt unterwarf, und deren Vorrechte er beschränkte, führte über die Herausgabe des Mahlschatzes seiner Mutter Ingeborg einen langwierigen Krieg mit Dänemark und wurde 1284 auch mit der Hansa in einen Kampf verwickelt, welcher so unglücklich für ihn endigte, daß er in dem 1285 abgeschlossenen Frieden den Hanseaten unumschränkte Handelsfreiheit in N. einräumen und dem Bund selbst beitreten mußte. Ihm folgte 1299 sein Bruder Hakon VII. Hochbein auf dem Thron. Dieser führte mit den Schweden und Dänen Krieg und hatte 1313 und 1316 auch russische Eindringlinge zurückzutreiben. Nachdem mit ihm 1319 der norwegische Königsstamm in männlicher Linie erloschen war, fiel die Krone an seinen Tochtersohn Magnus Erichson, König von Schweden, der, obwohl noch minderjährig, 1339 den norwegischen Thron bestieg, wobei jedoch festgesetzt wurde, daß jedes der beiden Reiche seine Unabhängigkeit behalten sollte. Magnus' Regierung war für N. keine glückliche: die Russen machten verheerende Einfälle, der Adel veranlaßte Unruhen und Empörungen, die Hansa fing die Feindseligkeiten gegen das Land von neuem an, und die Pest raffte 1349 mehr als ein Drittel der an sich schon schwachen Bevölkerung des Landes hin. Magnus hatte schon 1343 seinen Sohn Hakon VIII. zum Mitregenten angenommen und trat demselben 1350 die Krone von N. förmlich ab, indem er sich nur einige Krongüter und hoheitliche Rechte vorbehielt. Der Sohn ergriff aber die Waffen gegen den Vater, entthronte denselben und ließ sich 1362 zum Mitregenten von Schweden ernennen, wodurch die Kronen beider Reiche wieder auf Einem Haupt vereinigt wurden, aber nur auf kurze Zeit, denn Hakon wurde, nachdem er sich 1363 mit Margarethe, der Erbin von Dänemark, vermählt hatte, 1365 in Schweden wieder abgesetzt, so daß ihm nur N. blieb. Sein Vater aber mußte in Stockholm gefangen sitzen, bis ihn 1371 Hakon loskaufte; 1374 ertrank er bei Bergen. Als Hakon 1380 starb, folgte ihm sein noch minderjähriger Sohn, Olaf V., welcher seit 1376 als Erbe seines mütterlichen Großvaters, Waldemar von Dänemark, bereits König dieses Reichs war. Als Olaf aber schon 1387 plötzlich starb, ward seine Mutter, die herrschsüchtige Margarethe, sowohl in Dänemark als in N. als Königin anerkannt und wußte es bei den Ständen dahin zu bringen, daß diese ihren Großneffen, den Herzog Erich von Pommern, zum eventuellen Thronfolger ernannten. Auf diese Weise und infolge der Kalmar'schen Union (1397), welche die drei nordischen Reiche unter Ein Scepter brachte, wurde N. mit Dänemark vereinigt, und diese Vereinigung hat bis 1814 ohne Unterbrechung fortgedauert. Erichs Regierung (1412—39) war auch für N., wo mehrere Empörungen ausbrachen und das Volk von fremden Vögten mit Kriegssteuern hart bedrückt wurde, eine sehr unglückliche; mehr Ruhe genoß das Land unter der Regierung seines Schwestersohns und Nachfolgers, des Herzogs Christoph von Bayern, den die Dänen zu ihrem König erwählt hatten (1441—48). Als sich mit dessen Tode 1448 die Union wieder auflöste, wurden auch in N. schwache Versuche zur Losreißung von Dänemark gemacht; dann schwankte man zwischen dem Schwedenkönig Karl Knudson und dem dänischen König Christian I. Auf dem Reichstag zu Halmstad 1450 wurde aber letzterer anerkannt und die Personalunion mit Dänemark ausdrücklich bestätigt. Christian I. regierte bis 1481. Unter ihm gingen durch Verpfändung an Schottland die Orkneys und Shetlandinseln verloren. Einen neuen Versuch, sich von Dänemark loszureißen, machten die Norweger unter Christians I. Nachfolger Johann (1481—1512); doch wurden sie 1502 nach der unglücklichen Schlacht bei Opslo wieder zur Unterwerfung gezwungen, und ihr Unabhängigkeitsgefühl sank von nun an immer mehr, je mehr die dänische Macht sich in N. befestigte, und als König Christian II. (1513—1523), aus Dänemark 1523 vertrieben, in N., wo er 1531 von Holland aus eine Landung versucht und bei der katholischen Geistlichkeit Hülfe gefunden, 1532 besiegt und gefangen worden, ward N. von den Dänen als erobertes Land betrachtet, auf dem Reichstag zu Kopenhagen 1536 in eine Provinz verwandelt, der norwegische Reichsrath beseitigt und die Reformation 1537 mit Gewalt eingeführt. N. wurde seitdem von Kopenhagen aus regiert und erlitt besonders unter den Kriegen der Dänen mit den Schweden harte Verluste, indem dadurch ganze Provinzen, wie Jemtland, Herjeådalen und Bohuslän, 1645 und 1658 verloren gingen. Zugleich war die dänische Regierung eifrig bemüht, das Land aller etwa noch übrigen Reste der ehemaligen Selbständigkeit zu berauben. So wurde der höchste norwegische Gerichtshof aufgehoben, alle Processe wurden in Kopenhagen von dänischen Richtern entschieden, alle Beamten kamen aus Dänemark. Dort wurden auch die Bischöfe geweiht, dort mußte die dem Staats- und Kirchendienst sich widmende Jugend studiren, und die norwegischen Soldaten und Matrosen wurden für Heer und Flotte der Dänen ausgehoben. Nach Dänemark flossen auch die Steuern, Zölle, Abgaben und der Ertrag der Bergwerke. Doch blieb N. bewahrt vor dem Emporkommen eines zahlreichen Adels, vor Errichtung von Herrenhöfen, vor Verlust der persönlichen Freiheit, vor Fronen, Feudallasten und der Leibeigenschaft in ihren verschiedenen Abstufungen, weil die Dänen es trotz ihres Uebermuths nicht wagten, das alte Odalsrecht aufzuheben, d. h. das Recht, nach welchem der Grundbesitz als Familieneigenthum unantastbar gesichert blieb. Erst mit der Kunde von dem Ausbruch der französischen Revolution erwachte auch in N. plötzlich wieder die Sehnsucht nach der alten Unabhängigkeit. Eine patriotische Partei bildete sich und nährte die freiheitlichen Sympathien, welche um so stärker hervortraten, je schlimmere Zeiten kamen, als N. durch seine Verbindung mit Dänemark in den verhängnisvollen Krieg mit England hineingerissen und infolge davon Norwegens Handel vernichtet wurde. Durch die englischen Kreuzer und Flotten war jahrelang fast

alle Verbindung zwischen Dänemark und N. unterbrochen, und letzteres hätte sich schon damals von Dänemark losgesagt, wenn nicht der Statthalter, Prinz August Christian von Holstein-Augustenburg, dessen treffliche Verwaltung das norwegische Volk mit der innigsten Anhänglichkeit lohnte, dies zu verhindern gewußt hätte. Nach dessen Tode 1809 traten die Gedanken an Herstellung der alten Unabhängigkeit wieder offener hervor. So entstand die Gesellschaft für Norwegens Wohl, welche 1811, nach langem Widerstreben von Seiten der Dänen, die Stiftung der Universität in Christiania durchsetzte, wodurch Kopenhagen aufhörte, der Mittelpunkt für die norwegische Bildung zu sein. Der König von Dänemark, Friedrich VI., sandte, um die dänischen Sympathien wieder zu beleben, den muthmaßlichen Thronfolger, seinen Vetter, den Prinzen Christian, als Statthalter nach N., und 2. Mai 1813 landete dieser, wurde wohl aufgenommen und wußte sich auch beim Volk beliebt zu machen. Indeß der unglückliche Ausgang des Kriegs von 1813 für Frankreich, dem sich Dänemark in hartnäckiger Verblendung angeschlossen hatte, nöthigte es, im Kieler Frieden 14. Jan. 1814 N. an Schweden abzutreten. Die Kunde hiervon rief in N. die allgemeinste Entrüstung und Erbitterung hervor. Es war nur Eine Stimme im Land, N. dürfe und solle sich nicht fügen; Kampf auf Leben und Tod müsse darüber entscheiden, ob N. ein freies, selbständiges Land oder ein Spielball fremder Mächte sein solle. Der Prinz Christian nahm nach einer Berathung mit den einflußreichsten Männern des Landes in Eidsvold den Titel eines Regenten von N. an und rief 15. Febr. eine Nationalversammlung nach Eidsvold zusammen. Diese (112 Abgeordnete) trat 10. April 1814 zusammen; bereits 16. April hatte man sich über die Grundzüge eines Verfassungsentwurfs geeinigt, und 17. Mai war das sehr freisinnige Konstitutionswerk beendigt. Am 19. Mai nahm Christian Friedrich vor der Versammlung zu Eidsvold die Krone Norwegens an, beschwor die Konstitution und hielt 22. Mai unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Christiania. Aber 30. Juni langten die Gesandten der Großmächte an und überbrachten dem neuen König von Seiten des Königs von Dänemark den kategorischen Befehl, den Titel Regent abzulegen und die Norweger aufzufordern, von ihrem Beginnen abzulassen und die Festungen des Reichs unverzüglich den Schweden einzuräumen. Der Prinz weigerte sich, indem er sich auf den Willen der Nation berief; Schweden schritt daher zur Waffengewalt, und Ende Juli rückte der Kronprinz Bernadotte in zwei Kolonnen über die norwegische Grenze, während zu gleicher Zeit eine schwedische Flottille unter Admiral Puke die Veste Frederiksstad von der Seeseite her angriff und sie 4. Aug. einnahm. Da die Schweden die strengste Mannszucht beobachteten und die Eidsvolder Konstitution anerkennen zu wollen erklärten, auch jeder Widerstand gegen die schwedische Uebermacht hoffnungslos war, so zeigten sich die Norweger zu Verhandlungen bereit. Prinz Christian unterzeichnete daher 14. Aug. zu Moß eine Konvention mit den schwedischen Bevollmächtigten, wonach er sich verbindlich machte, im Oktober ein außerordentliches Storthing zu berufen, wogegen der König von Schweden die Anerkennung der Eidsvolder Konstitution versprach und sich verpflichtete, N. zu verlassen; bis dahin sollte ein Waffenstillstand eintreten. In einer Proklamation vom 16. Aug. legte der Prinz Christian Friedrich die Umstände dar, die ihn zur Konvention vom 14. Aug. bewogen hätten, und am 19. erließ er ein Schreiben an seinen Staatsrath, worin er diesem einstweilen die ausübende Gewalt übertrug. Man pflegt ihn daher in N. Maanedskong (»Monatskönig«) zu nennen. Karl XIII. von Schweden aber wiederholte 30. Aug. zu Uddevalla die Versicherung, daß alle von dem Kronprinzen gemachten Verheißungen erfüllt, N. zwar mit Schweden vereinigt, aber keineswegs als ein erobertes Land angesehen werden, vielmehr seine Konstitution mit einigen nöthigen Modifikationen beibehalten solle. Nachdem 7. Okt. das außerordentliche Storthing eröffnet worden, übergab Christian Friedrich am 10. auf Ladegaardsinsel die Urkunde, wodurch er seinen Rechten auf den norwegischen Thron entsagte, und noch an demselben Tag schiffte er sich nach Dänemark ein. Das Storthing setzte darauf ein Komité zur Verhandlung mit den schwedischen Kommissären nieder. Am 4. Nov. schritt man in außerordentlicher Sitzung zur Königswahl, und einstimmig wurde Karl XIII. von Schweden zum konstitutionellen König von N. gewählt und diese Wahl sofort den schwedischen Kommissären bekannt gemacht. Der Kronprinz, durch eine Kommission bewillkommt, hielt 9. Nov., begleitet von seinem Sohn Oskar, seinen feierlichen Einzug in Christiania. Am 10. Nov. beschwor er im Storthing die Verfassung und empfing darauf den Huldigungseid der Versammlung, welchen dann alle Kollegien, Korporationen und das Militär ebenfalls leisteten. An die Spitze der neuen Regierung wurde als Statthalter der Graf v. Essen mit einem Staatsrath gestellt und am 26. das Storthing geschlossen.

So waren denn die beiden skandinavischen Reiche, ehedem aufs feindlichste getrennt, jetzt eng verbrüdert, wiewohl ihre Konstitutionen ein durchaus verschiedenes Gepräge trugen, die schwedische nämlich ein aristokratisches, die norwegische dagegen ein entschieden demokratisches. Bald nach der Vereinigung wurde nicht nur schwedischerseits der Wunsch einer sogen. Amalgamirung beider Reiche und Völker lebhaft geäußert, sondern es offenbarte sich sogar ein ziemlich wohl angelegter Plan zur Verwirklichung dieser Idee, welchem jedoch die Storthing in treuer Vertretung des Volks entgegenzuarbeiten beflissen waren. Was von Seiten der Regierung gegen die Verfassung geschah, waren leicht abzuweisende, doch immer wiederholte Angriffe, zum öftern bloße Neckereien, welche jedoch die Wachsamkeit der Patrioten rege hielten. Diese waren bemüht, den demokratischen Charakter der politischen Institutionen Norwegens noch zu verschärfen. 1815 beschloß das Storthing die Abschaffung des Adels; zweimal legte der König Karl XIII. das suspensive Veto dagegen ein; aber das Storthing beschloß es 1818 zum drittenmal, und damit war der Adel abgeschafft. Karl Johann (1818—44) versuchte, diesen Beschluß rückgängig zu machen und das absolute Veto zu erlangen, indem er 1824 den Kronprinzen Oskar als Vicekönig nach N. schickte. Jedoch es war vergeblich. Seit der Julirevolution in Frankreich trat für N. ein Zustand der Ruhe und des ungestörten Genusses seiner Institutionen ein. Irgend einen Nachhall jener Bewegung vernahm man im Norden zwar nicht, doch verriethen schon die Wahlen zum Storthing 1833 eine noch entschiedenere Opposition als früher, und es gaben sich Bestrebungen kund, eine Anzahl abhängiger Beamten auszuschließen und den Deputirten aus den Landgemeinden die Majorität zu sichern. Als im Februar 1836 das 8. ordentliche Storthing eröffnet worden war, wurden die seit 1821

immer von neuem den Storthing vorgelegten und schon vielfach beleuchteten Propositionen zur Abänderung des Grundgesetzes nicht einmal mehr einem Komité zur Begutachtung anheim gegeben, sondern sofort einhellig verworfen. Infolge davon traf Anfang Juli plötzlich aus Stockholm der Befehl zum Schluß des Storthings ein. Mit beträchtlicher Stimmenmehrheit wurde darauf im Odelsthing beschlossen, den Staatsminister Lövenskjold vor einem Reichsgericht zu belangen. Indeß sehr bald legte sich die Aufregung. Der Minister wurde nur zu 1000 Thlr. Geldbuße verurtheilt und blieb in Amt und Würden. Da der König keineswegs einen schwedischen Großen, wie es ihm doch im Grundgesetz gestattet war, sondern den Grafen Wedel-Jarlsberg an die Spitze der Regierung setzte und im Oktober das aufgelöste Storthing als ein außerordentliches wieder einberief, welches sich auf Erledigung der königlichen Propositionen beschränkte und schon Ende Januar 1837 wieder geschlossen werden konnte, so versöhnte sich die öffentliche Meinung wieder mit dem König. Große Freude erregte es, als im April 1838 die dem König fast abgedrungene Erlaubnis zum Gebrauch der norwegischen Nationalflagge auf allen Meeren erfolgte. Nicht weniger Beifall fand ein neues von der Regierung proponirtes und vom Storthing angenommenes Kommunalgesetz, welches die Landgemeinden von der Vormundschaft der Altmänner, unter welcher sie seit Jahrhunderten gestanden, befreite. Aber die dem 9., im Februar 1839 eröffneten Storthing gemachten Anträge auf Abänderung des Grundgesetzes, insonderheit der auf Verwandlung des suspensiven königlichen Veto's in ein absolutes und auf Einschränkung des ausschließlichen Naturalisationsrechts des Storthings sowie ein anderer, nach welchem die norwegischen Staatsräthe Sitz und Stimme in den Versammlungen des Plenums haben sollten, wurden wieder einhellig verworfen. Dessenungeachtet gab sich auf Seiten des Königs keine Mißstimmung kund, und alles glich sich harmonisch aus. Da die Staatskasse seit einer Reihe von Jahren beträchtliche Ersparnisse gemacht hatte, so ergab sich bei der durch mehrere mißlich ausgefallene Ernten in verschiedenen Landestheilen verursachten Noth eine schöne Gelegenheit, diese Ersparnisse zur Abhülfe der Noth anzuwenden, indem ansehnliche Summen zum Theil als unverzinsliches Darlehn angewiesen und die Kommunen der ihnen bisher obliegenden Entrichtung der Einquartierungs- und Delinquentengelder enthoben wurden, während schon 1836 die allgemeine Landsteuer ganz abgeschafft worden war. Nachdem 8. März 1844 König Karl XIV. Johann mit Tod abgegangen war, bestieg Oskar I. den Thron Schwedens und Norwegens. Unter der Regierung desselben (1844—1859) hat auch N. eine steigende politische Entwickelung gezeigt und mannigfache Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung gemacht. Die Persönlichkeit des Königs Oskar und seine Bereitwilligkeit, den Norwegern entgegenzukommen in Betreff ihres eigenen Wappens und ihrer Flagge sowie sich in N. nicht länger »König von Schweden und N. ꝛc.«, sondern »König von N. und Schweden« zu nennen, auch der immer mehr aufblühende Zustand des Landes bewirkten beim 11. Storthing 1845, obgleich die Opposition ein bedeutendes Uebergewicht hatte, im ganzen ein gutes Verhältnis zwischen den beiden Staatsgewalten, das sich in mehreren nützlichen Maßregeln zu erkennen gab. Damals wurde auch ein neues Staatsdepartement, das des Innern, errichtet. Auch beim 12., am 9. Febr. 1848 eröffneten Storthing blieb dieses gute Verhältnis. Dem König wurden auf seinen Vorschlag zur Unterstützung Dänemarks 260,000 Speciesthaler bewilligt und ihm die norwegische Land- und Seemacht zur Disposition gestellt. Vom 13. Storthing 1851 wurde den Israeliten gestattet, in N. zu wohnen, was ihnen bisher nicht erlaubt gewesen war, sowie überhaupt eine erweiterte Religionsfreiheit eingeführt wurde. Die darauf folgenden Jahre waren für N. ruhig und glücklich. Das 14. Storthing von 1854 erließ eine warme Adresse an den König, bewilligte ihm einen Kredit von 300,000 Speciesthalern zur Aufrechthaltung der Neutralität während des Krimkriegs, gab Gesetze über die Konskription und allgemeine Wehrpflicht, über ein verbessertes Schulwesen, über die Errichtung einer höhern landwirtschaftlichen Anstalt in Aas u. a. m. Gleich Schweden, erntete N. große Vortheile aus der Neutralität und war insofern weit näher interessirt, als Rußlands Pläne auf das norwegische Finnmarken sein Gebiet zu schmälern drohten, daher denn auch die Gemeinschaftlichkeit der Interessen beider Länder deutlich in den Vordergrund trat und die Völker näher aneinander zog, wozu der gegenseitige Besuch der studirenden Jugend das Seinige mit beitrug. Im Mai 1856 kam der Kronprinz als Vicekönig nach Christiania und erwarb sich bald in hohem Grade das Vertrauen und die Liebe der Norweger. Da die Zeitumstände der Union günstig zu sein schienen, hatte die Regierung gemeint, man müßte dieselben benutzen zur Entscheidung einiger bisher noch unentschiedenen Fragen und zu einer engern Befestigung des Unionsbands. Daher waren auf dem 15. Storthing 1857 drei Komité's eingesetzt worden, um theils die Beiträge eines jeden der beiden Reiche zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu bestimmen, theils Vorschläge in Betreff des gegenseitigen Handels und der Schiffahrt beider zu machen, theils ein Gesetz über die in beiden Reichen geltende Kraft der in einem derselben gefällten richterlichen Urtheile auszuarbeiten. Doch der Erfolg entsprach keineswegs den Erwartungen der Regierung, indem der erste Punkt gar nicht zur Entscheidung kam, die Vorschläge zu den beiden anderen aber von dem Storthing verworfen wurden. Eine Veränderung des Grundgesetzes war der Beschluß, wonach künftig das Storthing im Oktober anstatt im Februar zusammentreten sollte. Die schwere Handelskrisis von 1857 erstreckte ihre Wirkungen auch auf N. und machte eine Staatsanleihe von 220,000 Pfd. Sterl. nothwendig, weshalb der Kronprinz 14. Mai 1858 ein außerordentliches Storthing berief, welches diese Anleihe billigte. Das 16. Storthing, welches von dem neuen König, Karl XV., 6. Okt. 1859 eröffnet wurde, zog besonders die Aufmerksamkeit auf sich, als es mit 110 Stimmen gegen 2 das dem König zustehende Recht, zur Statthalterwürde in N. auch einen Schweden ernennen zu können, aufhob, indem dieser Beschluß den schwedischen Reichstag wie das schwedische Volk erbitterte (s. Schweden, Geschichte), weshalb auch der König dem Storthingbeschluß die Sanktion verweigerte. Eine sehr wichtige Veränderung des Grundgesetzes wurde von diesem Storthing getroffen, indem das Verhältnis zwischen den Repräsentanten der Städte und denen des Landes näher bestimmt und die Anzahl jener auf 37, dieser aber auf 74 festgesetzt wurde. Außerdem wurde der Paßzwang aufgehoben, ein neues Seegesetz, Gesetze über die Expro-

priation, über das Schulweſen, über den Handel zwiſchen Schweden und N. angenommen; doch die Frage der nähern Union blieb unentſchieden, und man konnte auch in dem zuſammengeſetzten ſchwediſch-norwegiſchen Staatsrath 1861 und 1862 zu keinem Reſultat gelangen. Das 17. Storthing, welches im Oktober 1862 eröffnet wurde, beharrte auf ſeiner Abneigung gegen jeden Vorſchlag des Königs, der eine engere Verbindung der beiden Reiche herſtellen ſollte, traf aber wichtige Beſtimmungen über das Vertheidigungsweſen, welche 1866 ergänzt wurden. Bald nach der Aufhebung des Storthings, 22. Juni 1863, ſah ſich der König veranlaßt, ein außerordentliches (14.—31. März 1864) zu berufen, von welchem ihm 500,000 Speciesthaler zur Landesvertheidigung bewilligt wurden; auch gab das Storthing ſeine Zuſtimmung, daß der König nach Gutdünken die norwegiſche Kriegsmacht zum Beiſtande Dänemarks verwenden könnte; nur machte es die Theilnahme am Krieg von einer ſicherſtellenden Allianz (welche ausblieb) abhängig. Am 11. Juli 1864 wurde daher das ſchwediſch-norwegiſche Geſchwader wieder aufgelöſt, ohne ſich am Krieg betheiligt zu haben. Die friedliche Geſinnung prägte ſich darin aus, daß das Storthing 1866 die geſammte Landmacht auf 10,000 Mann, die Kriegsſtärke auf 15,000 Mann feſtſtellte. Auch zeigte ſich, daß die 1859 und 1860 ſo heftig erwachte Eiferſucht zwiſchen den beiden Völkern, welche der Union äußerſt verderblich zu werden drohte, großentheils ſchon verſchwunden war. Noch deutlicher zeigte ſich dieſes, als 4. Nov. 1864 das 50jährige Jubiläum der Union in beiden Reichen mit einer Herzlichkeit gefeiert wurde, die zu den beſten Hoffnungen berechtigte. Indeß anderſeits war die Mehrheit des Storthings durch die letzten Wahlen mehr und mehr demokratiſch geworden, ſo daß eine grundſätzliche Oppoſition gegen die Regierung bei jeder Gelegenheit ſchließlich die Oberhand gewann. Das 18. ordentliche Storthing 1865—66, welchem die Arbeiten des nunmehr vom König eingeſetzten Unionskomité's vorangingen, legte auch den Wunſch einer nähern Vereinigung mit Schweden an den Tag, wozu durch die Einführung eines mehr demokratiſchen Elements in die ſchwediſche Reichstagsordnung die Wege geebnet waren. Aber nur Gewerbefreiheit und Freizügigkeit zwiſchen beiden Ländern wurden eingeführt, die von der Regierung vorgelegte neue Unionsakte jedoch nicht angenommen. 1872 brach über die Weigerung der Regierung, das Storthing zu verlängern und die Miniſter zur Theilnahme am Thing zu verpflichten, ein Konflikt aus, der 1873 durch Nachgiebigkeit der Regierung zum Theil beigelegt wurde. Dem neuen König, Oskar II., der nach Karls XV. Tode (18. Sept. 1872) den Thron beſtieg, erwies man ſich zuvorkommend, indem das Storthing die Koſten für die Krönung (18. Juli 1873) in Drontheim bewilligte. Dafür willigte der König in die Abſchaffung des Statthalterpoſtens. Aber die ſkandinaviſche Münzkonvention wurde 8. Mai vom Storthing verworfen und 4. Juni ein beſonderes norwegiſches Münzgeſetz beſchloſſen, und trotz der theilweiſe der Regierung günſtigen Neuwahlen im September 1873 wurde der Zwieſpalt zwiſchen Regierung und Storthing über die Zulaſſung der Miniſter zum Thing 1874 noch ſchroffer. Indeß 9. März 1875 wurde, nachdem 1874 bereits eine neue Zollkonvention mit Schweden genehmigt worden, auch der erneuerte Antrag der Regierung auf Anſchluß an die däniſch-ſchwediſche Münzkonvention und Einführung des metriſchen Maß- und Gewichtsſyſtems angenommen. Auch wurden für Anlage von Eiſenbahnen bedeutende Summen bewilligt, und trotz aller konſtitutionellen Streitigkeiten mit dem Storthing blieb das Miniſterium Steeg, deſſen gute Verwaltung anerkannt wurde, im Amt. Unberührt von den Agitationen ehrgeiziger Parteiführer, geht das norwegiſche Volk langſam, aber unaufhaltſam vorwärts auf der Bahn geiſtigen und materiellen Fortſchritts.

Literatur. Es gibt nur Eine alte einheimiſche Chronik, vom Mönch Theodorich, betitelt: »Historia de regibus vetustis Norvagiciæ« (herausgeg. von Kirchmann, Amſterd. 1684). Aus ſpäterer Zeit ſind anzuführen: Snorri Sturluſon, Heimskringla (Kopenh. 1777—1813, 4 Bde.); Thormod Thorla, Historia rerum Norvegicarum (daſ. 1711); Schöning, Norges riges historie (Sorö 1771, 4 Bde.); Munch, Det norske folks historie (Chriſt. 1851—63, 8 Bde.); Münter, Kirchengeſchichte von Dänemark und N. (Leipz. 1834).

Norwegiſche Literatur. Während der Vereinigung mit Dänemark (1397—1813) hatte Norwegen, deſſen ältere Sprache und Literatur von der däniſchen verdrängt worden war, mit Dänemark eine gemeinſchaftliche Literatur, deren Gepräge aber eigentlich nur ein däniſches war; denn Dänemark war und blieb das Hauptland, und beſonders war Kopenhagen, auf deſſen Univerſität auch die Norweger ihre Bildung holen mußten, der Mittelpunkt der Literatur ſowie überhaupt des geiſtigen Lebens beider Völker. Inzwiſchen war in Norwegen die Nationalität keineswegs ganz erloſchen; ſie ſtützte ſich theils auf die eigenthümliche großartige Natur des Landes, theils auf die im Munde des Volks immer noch fortlebende einheimiſche Sprache, beſonders aber auf die ererbten Sitten, deren zähes Beſtehen von der Entlegenheit und der dünnen Bevölkerung des Landes begünſtigt wurde. Welches eigenthümliche Ingrediens von norwegiſcher Seite der gemeinſamen Literatur zufloß, ergibt ſich ſchon daraus, daß Holberg und Weſſel und auf der andern Seite Tullin und Friman Norweger waren: es iſt die humoriſtiſch-ſatiriſche Richtung und ein gewiſſes nüchternes, aber geſundes und elaſtiſches Naturgefühl, das gegen fremde Kulturelemente und ein mehr oder weniger doktrinäres Pathos reagirt. Dieſe Tendenzen erhielten eine Art von Sammelpunkt in der Norwegiſchen Geſellſchaft (geſtiftet 1772), welche gleichwohl weit davon entfernt war, an die Stiftung einer beſondern norwegiſchen Literatur zu denken, ſondern nur auf die gemeinſchaftliche däniſche einen reinigenden und weckenden Einfluß ausüben wollte. Als endlich nach langem Widerſtreben die däniſche Regierung die Errichtung einer Univerſität in Chriſtiania (1811) hatte zugeſtehen müſſen und bald darauf (1814) Norwegen gänzlich von Dänemark getrennt wurde, trat ein ganz anderes Verhältnis ein, indem ſeit dieſer Zeit Norwegen ſeinen geiſtigen Mittelpunkt in ſich ſelbſt gehabt hat. Denn obgleich die Bücherſprache bis jetzt weſentlich die bisherige däniſche geblieben iſt, ſo trugen doch nach und nach volksthümliche Intereſſen dazu bei, einen eigenen Leſerkreis zu bilden, ſowie auch nationale Eigenthümlichkeiten und Zwecke ſich bei den Schreibenden mehr und mehr geltend machten. Natürlich konnte eine ſolche Veränderung nicht auf einmal eintreten. Diejenigen, welche in den erſten Jahren der Selbſtändigkeit in Norwegen das Wort führten, waren noch in Dänemark gebildet worden und hatten dort ihre literariſchen Vorbilder zu ſuchen. In der erſten halben

Generation werden zwar die nationalen Bestrebungen schon mehr und mehr sichtbar, doch treten sie gleichwohl noch ganz naiv, ohne scharfes Bewußtsein ihrer Bedeutung und ohne polemische Gereiztheit hervor; späterhin aber machen sich das Bewußtsein der eigenen Nationalität und der Wunsch, sich ganz auf eigenem Grund und Boden zu bewegen, immer stärker geltend.

In der schönen Literatur wird die erste von uns angenommene Periode, bis 1830, im wesentlichen bezeichnet durch das Kleeblatt M. C. Hansen, C. N. Schwach und H. A. Bjerregaard. Hansen, der fruchtbarste und bedeutendste unter ihnen, hat eine lange Reihe von Idyllen, Romanzen und Novellen geschrieben, die von einer reichen und leicht beweglichen Phantasie zeugen; Schwach war ein Lyriker, wesentlich Gelegenheitsdichter, in welchem das gesellige Leben mit seiner prunklosen Munterkeit einen beredten Sänger fand; Bjerregaard schrieb das erste nationale Drama: »Fjeldeventyret«, und hat auch in seiner Lyrik das Nationalgefühl zum lebendigsten Ausdruck gebracht. An diese drei schließen sich einige Namen zweiten Ranges an, wie Lyder Sagen, J. St. Munch, H. Foss, S. O. Wolff u. a. Zum eigentlichen Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit kam aber das norwegische Literaturleben erst in der zweiten halben Generation, welche man von 1830—1845 rechnen und als die Sturm- und Drangperiode bezeichnen kann. Sie wird besonders durch Henrik Wergeland repräsentirt. Durch seine glühende Begeisterung für die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlands erhielt das norwegische Nationalgefühl als solches und mit scharfer Betonung des öffentlichen Lebens erst eigentlich seinen dichterischen Ausdruck. Aber indem es hier rücksichtslos dahinstürmte und den Zusammenhang mit überlieferten Kulturelementen und sogar die Annahme einer allgemein gültigen Kunstform verschmähen zu wollen schien, mußte diese Selbständigkeitsbegeisterung auch Widerstand wecken. Der Konservatismus und das Formprincip fanden ihren ersten Vorkämpfer in J. S. Welhaven, welcher die hohle patriotische Phraseologie aufzudecken suchte, welche indeß bei Wergeland nicht so sehr hervortrat wie bei vielen seiner Nachbeter. Der Kampf begann mit einem Tirailleurfeuer von Epigrammen zuvörderst innerhalb des Norwegischen Studentenvereins, nahm aber nach und nach größere Dimensionen an, indem Welhaven öffentlich mit einer heftigen Streitschrift gegen »Henrik Wergelands charakter som digter og menneske« hervortrat, welche Schrift nicht von diesem selbst, sondern von seinem Vater, dem Propst N. Wergeland, beantwortet wurde. Die Bedeutsamkeit des Streits erhellt nicht allein aus der Menge von Broschüren und Zeitungsartikeln in Versen und in Prosa, welche er hervorrief, sondern noch mehr daraus, daß er mannigfache Zersplitterung im öffentlichen Leben bewirkte, indem z. B. die Studentenwelt, die damals eine gewisse tonangebende Rolle spielte, sich in zwei Parteien spaltete, Samfundet, in welcher die Wergeland'schen Tendenzen herrschend wurden, und Forbundet, welche wesentlich die Kritik repräsentirte und ein eigenes Organ, »Vidar«, herausgab. Welhavens letzter Beitrag dazu war sein polemisches Gedicht: »Norges dämring« (1834), das eine neue hitzige Zeitungs- und Broschürenfehde hervorrief. Späterhin legte sich die Fieberhitze des Kampfes allmählich. Der dritte bedeutende Dichter dieser Periode ist A. Munch, wesentlich Elegiker und Sänger des frommen Gefühls, welches nach und nach, je mehr der Lärm des Kampfes abnahm, für seine weichen, aus einem gefühlvollen Innern hervorströmenden Töne mehr Gehör fand und sich in der folgenden Periode in größeren dramatischen Werken ergossen hat. In der dritten Periode, nach Wergelands Tode (1845), hat in der norwegischen Literatur eine größere Ruhe geherrscht. Es kam ein Nachwuchs von geringeren Dichtern, welche meist schon während jener Kampfzeit ihr wesentliches Gepräge erhalten hatten, wie P. A. Jensen, Sylvester Sivertson, Chr. Monson, Nils Dahl, M. Landstad, P. J. Collett, H. O. Blom, Rolf Olsen, Jörgen Moe u. a. Eine kritische Zeitschrift, geleitet von C. Lange, nachher von Monrad und Hjelm, hatte inzwischen dazu beigetragen, die Gemüther zu beruhigen und das Urtheil zu klären; das tiefere Eindringen in das Leben und die Sitten des Volks bildete ein wesentliches und allgemeines Interesse. Asbjörnsens und Moe's Behandlung der »Eventyr«, Landstads und Sophus Bugge's Sammlung von Volksliedern (denen sich L. Lindemans Bearbeitung der Volksmelodien anschließt) lieferten dazu schätzbare Beiträge; auch Oestgaards u. a. naturgetreue Schilderungen des Volkslebens fanden verdienten Beifall. J. Aasens Bearbeitung der »Landessprache« hat ebenfalls zu Produktionen in dieser angespornt; ja, eine Partei (die »Maalstræverne«) ging in dieser Richtung so weit, daß sie eine neue norwegische Schriftsprache, völlig abweichend von der dänischen, schaffen wollte. Nach 1860 bildeten sich namentlich in Bergen und Christiania Gesellschaften zur Herausgabe von Zeitungen und anderen Schriften in dieser Sprache. Das norwegische Volk scheint aber die Sache nicht mit dem Eifer aufzufassen wie diese Heißsporne. Auch ist in dem Lager dieser selbst eine zu große Uneinigkeit über Form und Laut. Der originellste Autor der Partei, Asm. Vinje (gest. 1870), war überdies ein solcher Nihilist, daß er schon darum nicht bis in die unteren Schichten dringen konnte. Weit hoffnungsvoller ist die neuere Phase, welche Henr. Ibsen und Björnstjerne Björnson ungefähr seit 1855 in dem norwegischen Zweig der gemeinsamen Sprache eröffnet. Beide hochbegabte Dichter haben nicht bloß die alte dänische Sprache mit geeigneten und verständlichen Bereicherungen benutzt, sondern sie haben auch kräftig dahin gewirkt, die geistige Verbindung zwischen den skandinavischen Völkern noch inniger, den Verkehr noch leichter zu machen. Während jener die völkerverbindende Idee in größerem Stil vertrat und doch dabei echt norwegisch blieb, hat Björnson durch seine Schilderungen des norwegischen Volkslebens, wie es sich in dem Leben der Gegenwart und den Sagen der Vergangenheit kundgibt, die Sprache durch volksthümliche Elemente bereichert und zugleich der Volkssprache eine edlere und höhere Richtung gegeben, während er als dramatischer Dichter und Journalist auf die Entwickelung der Bühne und der politischen Literatur großen Einfluß gewann. Außer diesen beiden Matadoren haben sich noch Jonas Lie durch seine Erzählungen sowie die Novellendichterinnen Magdalene Thoresen, Camilla Collett, H. Wergelands Schwester, und Maria Colban, welche ebenfalls norwegische Stoffe behandeln, einen Namen gemacht.

Von den einzelnen Fächern der Wissenschaften hat besonders die Geschichte des Nordens Bearbeiter gefunden. C. M. Falsen schrieb die ältere Geschichte Norwegens, Jakob Aall übersetzte Snorre Sturluson und lieferte seine »Erindringer«; besonders aber haben R. Keyser, P. A. Munch und Chr. Lange eine

eigene norwegische geschichtliche Schule gebildet, indem sie in zahlreichen und zum Theil umfangreichen Arbeiten die ältere norwegische Geschichte beleuchtet haben, zu deren Studium auch J. C. Berg in Monographien und Notizen manchen werthvollen Beitrag geliefert hat. N. Nicolaysen hat die architektonischen Monumente des Mittelalters erforscht; C. A. Holmboe, Schwach und Schive förderten die Numismatik, Bernt Moe, A. Faye und L. Daae die Personalgeschichte; andere historische Arbeiten lieferten G. P. Blom, M. Birkeland, E. Sars, Nielsen, O. Rygh, Yngvar, L. K. Daa. Memoiren gaben Pavels, J. Vogt und Frau Dunker. Die ältere und neuere Geographie und Statistik Norwegens ist bearbeitet worden von G. Munthe, J. Kraft, P. A. Munch, A. Schweigaard, G. Blom, A. Vibe, J. Geelmuyden, O. J. Broch, L. K. Daa, Yngvar Nielsen, Tönsberg und vor allen J. A. Friis, dem hochverdienten Forscher des Nordens. In der Gesetzkunde und Staatswissenschaft sind Stang, Schweigaard, P. Lassen, T. Aschehoug, P. Lasson, F. Brandt, F. Hallager, M. Räder, L. K. Daa die bekanntesten Namen. Die Philosophie hat nur Einen Namen von Bedeutung aufzuweisen, nämlich N. Treschow, dessen früheste Thätigkeit noch in die Zeit der gemeinsamen dänisch-norwegischen Literatur fällt. Von einem theilweise eklektischen Standpunkt aus hat er in klarem, populärem Vortrag mehrere Zweige der Wissenschaft behandelt und zuletzt in seinem sogen. »Philosophisk testament« eine Art von Identitätssystem aufgestellt. In der folgenden Zeit haben W. Sverdrup, N. Lund, G. B. Lyng, Horn und M. J. Monrad philosophische Lehrbücher und Abhandlungen geliefert. Ueber die höhere Pädagogik schrieb F. M. Bugge ein ausführliches Werk; im übrigen rief auf diesem Boden der Streit zwischen den Humanisten und Realisten eine Menge kleiner Streitschriften hervor. Die Sprachwissenschaft hat sich besonders mit dem Altnorwegischen beschäftigt, und hier sind es vornehmlich Keyser, P. A. Munch, S. Bugge, O. Rygh, Fritzner, J. Johannsen und C. R. Unger, welche theils die Grammatik der Sprache behandelt, theils kritische Ausgaben alter Schriften besorgt haben, unter denen die auf Kosten des Staats herausgegebene Sammlung der alten norwegischen Gesetze zu erwähnen ist. Die jetzige Bauernsprache, welche von der (ursprünglich dänischen) Schriftsprache bedeutend abweicht, ist grammatikalisch und lexikalisch behandelt worden von J. Aasen, die Grammatik der Schriftsprache besonders von M. C. Hansen, K. Knudsen und J. Lökke; die lappische Sprache wurde von N. V. Stockfleth zur Schriftsprache erhoben und grammatikalisch und lexikalisch bearbeitet. In der orientalischen und vergleichenden Sprachwissenschaft gibt es Arbeiten von C. A. Holmboe, J. P. Broch, L. K. Daa u. a., in der klassischen Philologie von S. B. Bugge, F. M. Bugge, F. L. Vibe und L. C. M. Aubert. In der wissenschaftlichen Theologie sind Stenersen, Werels, F. Ingier und in neuerer Zeit Caspari, G. Johnsen und Jörgen Hansen die bedeutendsten Schriftsteller. Großes Aufsehen machte seiner Zeit der Streit zwischen Werels und dem Philosophen Treschow, veranlaßt durch das Buch des letztern: »Christendommens aand«. Späterhin haben kirchliche Zerwürfnisse zwischen Orthodoxen und theils Grundtvigianern (s. Grundtvig), theils gewissen pietistischen Richtungen (z. B. Haugianern) eine große Menge von Streitschriften hervorgerufen, sowie auch die Presse durch die Erbauungsliteratur in nicht geringem Grad beschäftigt worden ist. In den Naturwissenschaften sind gelehrte und scharfsinnige Specialuntersuchungen veröffentlicht worden von Hansteen, Blytt, Sars, Keilhau, Th. Kjerulf, J. B. Barth, Sexe, Esmark u. a.; populär ist die Naturgeschichte behandelt worden von Asbjörnsen und H. Rasch. In der Medicin sind die hervorragendsten Arbeiten von Skjelderup, Holst, Faye, Boeck, G. A. Hansen, A. Arndtsen, B. C. Vedeler und Danielsen. In der Mathematik und Mechanik sind N. H. Abel, B. Holmboe, Bonnevie, C. M. Guldberg und O. J. Broch die bedeutendsten Namen. Als ein besonderer Zweig der Literatur müssen noch die eigentlichen sogen. Volksschriften erwähnt werden, die besonders in der jüngsten Zeit durch die Bestrebung der »Folkeoplysnings-Selskab« Aufschwung bekommen haben. Als Verfasser sind hervorzuheben: Ole Vig, Eilert Sundt und L. K. Daa. Als treffliche Hülfsmittel der norwegischen Literatur sind anzuführen: »Norsk forfatter-lexikon 1844—56« (herausgeg. von Kraft und Lange, Christ. 1857—63); Hansen, Norvége littéraire (das. 1868), und Hammerich, Danmarks og Norges literatur i kort oversigt (Kopenh. 1875).

Norwich (spr. nórridsch), 1) Hauptstadt der engl. Grafschaft Norfolk, am Zusammenfluß der schiffbaren Flüsse Wensum und Yare, 32 Kilom. von der Nordsee. Die verschiedenen Stadttheile sind durch zehn Brücken verbunden, von denen die bereits 1295 erbaute Bischofsbrücke die älteste ist. Auf künstlichem Hügel inmitten der Stadt steben das ehrwürdige Normannenschloß (theilweise restaurirt), mit Räumlichkeiten für die Grafschaftshalle, und das Gefängnis. Dicht dabei liegt der schöne Marktplatz, von alterthümlichen Gebäuden umgeben, unter welchen das 1453 erbaute Rathhaus (Guildhall). Die St. Andrewshalle in der Nähe, das Langschiff einer alten Klosterkirche, dient jetzt für öffentliche Versammlungen. Unter den 36 größeren Kirchen gebührt der vornehmste Rang der 1096—1510 erbauten Kathedrale, mit 96 Meter hohem Thurm und Kreuzgängen, welche aus dem 15. Jahrh. stammen. Der bischöfliche Palast ist viel älter, hat aber durch die Puritaner sehr gelitten. Von anderen Gebäuden und Anstalten sind noch zu erwähnen: die 1325 gestiftete Lateinschule, das städtische Museum, das literarische Institut, die Stadtbibliothek und mehrere Krankenhäuser. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 80,386; sie betreiben eine lebhafte Industrie. Die Flämen, welche sich zur Zeit Elisabeths hier niederließen, führten die Tuchfabrikation ein, an deren Stelle später die Worstedfabrikation trat. Wichtiger sind jetzt die Seidenweberei und Stiefelfabrikation. Eine einzige weltberühmte Senffabrik beschäftigt 1100 Arbeiter. Außerdem gibt es Eisengießereien, Maschinenwerkstätten ꝛc. 5 Kilom. südlich von N. liegt das alte Dorf Castor St. Edmunds oder Caistor, einst die römische Station Venta Icenorum. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, am schiffbaren Thames, ist Mittelpunkt eines Fabrikbezirks, mit Baumwoll-, Worsted-, Litzen-, Teppich-, Kolter- u. Papiermanufaktur u. (1870) 16,652 Einw.

Norwood (spr. nórrwudd), Dorf in der engl. Grafschaft Surrey, im S. Londons, mit zahlreichen Landhäusern, einer Mineralquelle und großem Friedhof.

Nosēma *Naeg.*, Pflanzengattung aus der Abtheilung der Schizomyceten unter den Pilzen, mit der einzigen Art N. bombycis *Naeg.* (Panhistophyton ovale *Lebert*), welche parasitisch im Blut und im Nahrungskanal der Seidenraupen bei der gegenwärtig herrschenden ansteckenden, mit dem Namen

Gattine bezeichneten Krankheit derselben lebt. Es sind länglichrunde bis cylindrische einzelne Zellen von 2—5 Mikromillim. Länge, welche durch Quertheilung sich lebhaft vermehren, von den Bakterien eigentlich nicht verschieden. Ehe sie an ihrer Vermehrungsfähigkeit als Pflanzen erkannt waren, wurden sie nach ihrem ersten Entdecker als Cornalia'sche Körperchen bezeichnet.

Nosogenēsis (griech.), die Entstehung (Erzeugung) und Ausbildung der Krankheit.

Nosogeographie (griech.), Darstellung der geographischen und klimatischen Verbreitung der Krankheiten. Vgl. Mühry, Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten (Leipz. 1856).

Nosokomīe (griech.), Krankenpflege, daher Nosokomium, auch Nosodochium, s. v. w. Krankenhaus, Hospital.

Nosologīe (griech., »Krankheitslehre«), die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich beschäftigt; entwickelungsgeschichtliche Darstellung einer Krankheit.

Nos Polōni non curāmus quantitātem syllabārum (lat.), »wir Polen kümmern uns nicht um die Quantität der Silben«, Sprichwort, womit man Nichtbeachtung der letzteren rügt, weil die lateinisch sprechenden Polen beschuldigt werden, als betonten sie: Nos Pólōni non cúrāmus quantitátem syllábārum.

Nossairier (Nossairen, d. h. Halbchristen, auch Kesbiner, Bergbewohner, irrthümlich auch Ansarier genannt), mohammedan. Sekte von der Partei der Schiiten, am Libanon, bildete sich um 892 und erhielt ihren Namen von Nosrava im Gebiet Kufa, dem Geburtsort ihres ersten Oberhaupts. Sie erklären sich selbst für Moslemin; doch ist ihre Religion ein Gemisch von mohammedanischem und christlichem Gnosticismus, vermischt mit Elementen des altsyrischen Naturdienstes. Gott soll in der Gestalt von zwölf Imams, d. h. in zwölf Menschwerdungen, z. B. als Abraham, Moses, Jesus, Mohammed ꝛc., auf Erden erschienen sein, aber sich, da er allemal Gegner fand, in die Sonne zurückgezogen haben, weshalb sie diese anbeten. Auch nehmen sie eine Seelenwanderung an. Doch bedarf die Seele des gläubigen Nossairiers nur einer gewissen Zeit zur Reinigung und Heiligung und wird endlich unter die Sterne versetzt. Ihre Sittenlehre soll Barmherzigkeit, Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Genügsamkeit ꝛc. anempfehlen, doch sind ihre Sitten noch meist roh. Obwohl die Vielweiberei für unerlaubt gilt, so gestatten sie doch an gewissen Festtagen willkürliche Vermischung der Geschlechter. Die Türken und Ismaëliten, ihre nächsten Nachbarn, verachten sie; den Christen dagegen sind sie sehr zugethan, wie sie auch manche christliche Feste feiern und manche christliche Gebräuche beobachten. Ein geistliches Oberhaupt führt die Aufsicht über den Kultus und wird als Prophet verehrt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war diese Sekte in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet; später aber wurde sie auf die Gegend zwischen dem Nahr Kadischa und dem Orontes, besonders auf die Gebirge von Latakia, beschränkt, die sie noch gegenwärtig, etwa 75,000 Köpfe in 18—20 verschiedenen Horden stark, als eine den Türken zwar zinsbare, sonst aber selbständige Völkerschaft innehat.

Nossa Senhora do Desterro (spr. -ssenjóra-), Stadt, s. Desterro.

Nossen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Meißen, an der Freiberger Mulde, Knotenpunkt der Leipzig-Döbeln-Dresdener und der Riesa-Freiberg-Brüxer Eisenbahn, mit Gerichtsamt, Schloß, Schullehrerseminar, starker Gerberei und Schuhmacherei, Maschinen-, Papier-, Holzstofffabrikation und (1875) 3034 Einw. Nahe dabei das Kammergut Altenzelle (s. d.).

Nossi Bé, Insel an der Nordwestküste von Madagaskar, zwischen den Baien von Pasandava und Chimpaykee, umfaßt 193 QKilom. (3½ QM.) und ist vulkanischen Ursprungs, was die zahlreichen kreisrunden Seen (ausgebrannte Krater) beweisen. Die Bäche und Flüßchen sind unbedeutend. Die Insel ist gut bebaut, namentlich mit Reis und Kaffee, welcher zum Export gelangt, und mit Zuckerrohr. Ein Drittel ist mit Wald bestanden, der ganz den Charakter der Flora Madagaskars zeigt; ebenso ist die Fauna madegassisch. Die Bevölkerung (11,000 Seelen) besteht meist aus Sakalaven, die von Madagaskar einwanderten, wenigen Indern und Arabern und etwa 150 Franzosen. Die Insel wurde 13. Febr. 1841 von den Franzosen unter Kapitän Hell in Besitz genommen. Hauptort Hellville mit der Sakalavenstadt Duani im S. mit gutem Hafen.

Nossówka, Flecken im russ. Gouvernement Tschernigow, Kreis Njeshin, mit 7 russ. Kirchen, Branntweinbrennereien, Zuckerfabrik und über 11,000 Einw.

Nostalgie, s. v. w. Heimweh (s. d.).

Nosten, Mehrzahl von Nostos (s. d.).

Nostitz, altes Adelsgeschlecht aus der Lausitz, blüht gegenwärtig in drei gräflichen Linien: Rokitnitz in Böhmen, Rieneck in Böhmen und in Schlesien und einem Seitenzweig, der sich N. und Jänckendorf nennt. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Repomuk, Graf von, geb. 24. März 1768, seit 1809 Feldmarschallleutnant, betheiligte sich an allen Feldzügen der österreichischen Armee 1788—1815; starb 22. Okt. 1840. Sein Sohn, Graf Albert von N., geb. 23. Aug. 1807, war Geheimer Rath und Oberstlandmarschall des Königreichs Böhmen; starb 25. Jan. 1871.

2) August Ferdinand Ludwig, Graf von, preuß. General, geb. 27. Dec. 1780 zu Zessel bei Oels, studirte zu Halle, trat 1802 als Leutnant in preußische Dienste und wohnte 1806 der Schlacht bei Jena und den Gefechten bei Nordhausen und Prenzlau bei. Nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft wurde er zum Rittmeister ernannt, doch nahm er 1810 seinen Abschied und ging auf Reisen. 1813 trat er als Stabsrittmeister im schlesischen Ulanenregiment wieder in den aktiven Dienst und focht mit Auszeichnung bei Bautzen. Während des Waffenstillstands wurde er Blüchers Adjutant, nach der Schlacht bei Leipzig Major. Auch im Feldzug von 1815, wo er in der Schlacht bei Ligny dem hülflos unter seinem verwundeten Pferd liegenden Marschall Blücher Beistand leistete, war er dessen Adjutant und blieb es im Frieden. 1818 zum Obersten und nach Blüchers Tode (1819) zum Flügeladjutanten und Kommandeur des Garde-Husarenregiments ernannt, erhielt er 1821 das Kommando der 2. Garde-Kavalleriebrigade und nahm 1828 am russischen Feldzug in der Türkei theil. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Generaladjutanten ernannt, war 1830—32 dem zum Generalgouverneur für die Rheinprovinzen und Westfalen ernannten Prinzen Wilhelm als Chef des Stabes beigegeben und übernahm dann wieder das Kommando seiner Brigade. Im März 1835 wurde er zweiter Kommandant von Berlin, 1838 Generalleutnant

und 1840 Chef des 5. Huſarenregiments. 1847 nahm er als General der Kavallerie ſeinen Abſchied. Von 1850—60 war er preußiſcher Geſandter in Hannover und lebte ſeitdem bis zu ſeinem Tode 28. Mai 1866 in völliger Zurückgezogenheit.

3) Gottlob Adolf Ernſt von N. und Jänckendorf, als Dichter bekannt unter dem Namen Arthur von Nordſtern, geb. 21. April 1765 auf dem Gut See bei Niesky in der Oberlauſitz, ſeit 1804 Oberamtshauptmann und Landesälteſter der Oberlauſitz, wurde 1806 Präſident des kurſächſiſchen Oberkonſiſtoriums und 1809 königlich ſächſiſcher Konferenzminiſter, ſchied 1831 aus dem Staatsdienſt und ſtarb 15. Okt. 1836 auf ſeinem Gut Oppach in der Lauſitz. Als Dichter gehörte er dem Kreis der Dresdener »Abendzeitung« an und erhob ſich nur ſelten über die ſchwächliche und ſchönſelige Grundſtimmung dieſes Kreiſes. Unter ſeinen Schriften fanden die romantiſchen Dichtungen: »Valeria« (Dresd. 1803), »Irene« (Leipz. 1818) und die religiöſen »Sinnbilder der Chriſten« (Dresd. 1818) zu ihrer Zeit am meiſten Verbreitung und Beifall.

Noſtitz-Wallwitz, Hermann von, ſächſ. Miniſter, geb. 30. März 1826 zu Oſchatz, beſuchte die Fürſtenſchule zu Meißen, ſtudirte ſodann in Leipzig die Rechte, war 1851—57 Landesbeſtallter der ſächſiſchen Oberlauſitz, 1857—62 Amtshauptmann in Löbau, dann in Bautzen, 1862—66 Kreisdirektor in Bautzen, ſeit 1866 Miniſter des Innern, ſeit 1874 Mitglied des Reichstags.

Nostoc *Vauch.* (Noſtok, Schleimling, Zittertang, Zitteralge), Pflanzengattung aus der Familie der Noſtochaceen in der Klaſſe der Algen, einzellige Algen, deren kugelrunde, mit gleichmäßig blaugrünem Inhalt verſehene Zellen zu gewundenen, roſenkranzförmigen Fäden in einer homogenen Schleimmaſſe verbunden ſind. Sie leben meiſtens auf feuchtem Boden, zwiſchen Mooſen, an naſſen Felſen oder auch im Waſſer und erſcheinen entweder als geſtaltloſe, ſchleimig hautartige, oder als kugelförmige, ſchlüpfrige und gallertartig zitternde Maſſen von ſpangrüner, ſchwarzgrüner oder olivenbrauner Farbe. Von den ungefähr 60 über die ganze Erde verbreiteten Arten lebt N. commune *Vauch.* (Tremella N. *L.*) als eine unregelmäßig ausgebreitete, haut- oder blattartige, gelappte Maſſe auf feuchtem Boden in ganz Europa, iſt im trockenen Zuſtand unſcheinbar, ſo daß es leicht überſehen wird, quillt aber nach Regen bedeutend auf und wird dann plötzlich und oft in Menge bemerklich, daher das Volk dieſe Pflanze Sternſchnuppen nennt. Davon muß man die auch Sternſchnuppengallerte genannten farbloſen, gallertigem Eiweiß gleichenden Klumpen unterſcheiden, welche auch bisweilen auf dem Erdboden gefunden werden und als die bei Feuchtigkeit außerordentlich aufquellenden Eileiter von Fröſchen erkannt worden ſind, welche von Vögeln verzehrt und theilweiſe wieder ausgeſpieen werden. Ein beſonderes Intereſſe hat N. neuerdings erlangt wegen ſeines Uebergangs in Collema (ſ. d. und Flechten), und weil eine Art auch als paraſitiſche Alge in manchen höheren Pflanzen gefunden worden iſt.

Noſtochaceen (Schleimalgen, Gallertalgen), kryptogamiſche Pflanzenfamilie in der Klaſſe der Algen (ſ. d.).

Noſtos (griech., »Rückkehr«), Bezeichnung der altgriech. Epen, welche die Rückfahrt der Helden von Troja behandeln, z. B. der Odyſſee.

Noſtradāmus, eigentlich Michel Notre-Dame, berühmter Aſtrolog, geb. 14. Dec. 1503 zu St. Rémy in der Provence als Sprößling einer früher jüdiſchen Familie, ſtudirte zu Marſeille Medicin, legte ſich dann auf Wunderkuren und Prophezeiungen, die er aus ſeinem Stillleben in Salon zu Hunderten in gereimten Quatrains in die Welt ſchickte und die durch ihren Ton und ihre Dunkelheit großes Aufſehen erregten. Katharina von Medici zog ihn an den Hof, und Karl IX. ernannte ihn ſogar zu ſeinem Leibarzt. Er ſtarb zu Salon 2. Juli 1566. Seine Prophezeiungen (»Centuries«, Lyon 1558 u. öfter) wurden 1781 von dem päpſtlichen Hofe verboten, weil darin auch der Untergang des Papſtthums verkündet wird.

Nota (lat.), Kennzeichen, Merkmal; einen Auftrag in nota nehmen, kaufmänniſch ſ. v. w. zur Erledigung vormerken. S. Note.

Nota, Alberto, ital. Luſtſpieldichter, geb. 15. Nov. 1775 zu Turin, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, wurde 1811 Subſtitut des Prokurators am kaiſerlichen Tribunal zu Vercelli, gab jedoch bei der Reſtauration 1814 ſeine Stelle auf, ward ſodann Sekretär und Bibliothekar des Prinzen von Carignan (nachmaligen Königs Karl Albert), trat 1818 wieder in den Staatsdienſt und wurde Unter-Generalintendant zu Nizza, ſpäter in gleicher Eigenſchaft nach San Remo in Piemont verſetzt und war zuletzt Generalintendant zu Caſale und Cuneo. Er ſtarb 18. April 1847 in Turin. N. gilt für den beſten Luſtſpieldichter aus der Schule Goldoni's. Zwar fehlt es ſeinen Stücken faſt ganz an komiſcher Kraft und oft auch an ſpannender Verwickelung und lebendiger Handlung; dafür aber entſchädigt er durch vortreffliche Charakterzeichnung und überraſchende Situationen. Zu ſeinen beſten Leiſtungen gehören: »I primi passi al mal costume«, »Il progettista«, »Il nuovo ricco« und »L'ammalato in immaginazione« (beides Nachahmungen Molière's), »La fiera« (eins ſeiner unterhaltendſten Stücke), »La pace domestica«, »La vedova in solitudine«, »Il filosofo celibe« (deutſch von Blum: »Ich bleibe ledig«) u. a. Geſammelt erſchienen Nota's Stücke Florenz 1827—28, 9 Bde.; Turin 1842—43, 8 Bde., u. öfter.

Notabeln (notables), urſprünglich nur in Frankreich die durch Rang und Vermögen hervorragenden Männer im Staat. Als die Reichsſtände (états généraux) den abſolutiſtiſchen Beſtrebungen der franzöſiſchen Könige hinderlich zu werden anfingen, ſuchte man durch Berufung von Notabelnverſammlungen (assemblées des notables) jene in den Hintergrund zu drängen. Die erſte Notabelnverſammlung wurde 1369 von Karl V. berufen. Da die Notabelnverſammlungen hinſichtlich ihrer Berufung, Zuſammenſetzung und Thätigkeit ganz von der Willkür des Hofs abhingen, ſo waren ſie die allzeit bereitwilligen Werkzeuge des Deſpotismus, namentlich ſobald die verlangten Abgaben nicht ſie ſelbſt trafen. Im Lauf der Zeit gewann jedoch auch das Inſtitut der N. eine den Reichsſtänden ähnliche Geſtalt. So erſchienen auf einer Notabelnverſammlung im Januar 1558 neben den Abgeordneten der drei privilegirten Stände auch ſolche der Obergerichtshöfe, und eine ähnlich konſtituirte Verſammlung berief Heinrich IV. 1596 in Rouen zuſammen. Infolge der Fortſchritte der abſoluten Macht der Könige ging aber das Inſtitut der N. wieder ein; nach einer Verſammlung von 35 N., welche Richelieu 1626 zu Paris veranſtaltete, gerieth auch dieſer letzte Reſt der Repräſentativverfaſſung in Vergeſſenheit. Erſt als die Zerrüttung der Finanzen unheilbar geworden war, nahm unter Ludwig XVI.

der Minister Calonne 22. Febr. 1787 zur Berufung der N. seine Zuflucht. Dieselben tagten bis 25. Mai und genehmigten auch die Steuerprojekte der Regierung. Da diese jedoch vom Parlament nicht registrirt und dadurch die Berufung der Reichsstände selbst nothwendig wurde, versammelte Ludwig XVI. die N. zum zweitenmal 6. Nov. 1788, um über die Zusammensetzung und Geschäftsordnung der Reichsstände zu berathen; die N. tagten bis 12. Dec. 1788 und sprachen sich gegen die Verdoppelung der Abgeordnetenzahl des dritten Standes aus. Vgl. Frankreich, S. 52.

Nota bene (abbreviirt NB., lat.), bemerke wohl; daher ein NB., ein Merkzeichen.

Notabilität (neulat.), das Angesehensein; angesehene, hervorragende Persönlichkeit.

Nota censoria (lat.), bei den Römern Anmerkung, welche der Censor bei dem Namen eines Senators, Ritters ꝛc. machte, um dessen Bestrafung (Ausstoßung aus seinem Stand) einzuleiten, zu welchem Behuf die Ursache der Strafverfügung angegeben werden mußte; daher s. v. w. Tadel, Schandfleck.

Notalgie (griech.), Rückenschmerz.

Notär, s. Notariat.

Notariat (lat.), die Gesammtheit der von der Staatsgewalt zur Aufnahme und Beglaubigung von Rechtsakten ermächtigten Personen (Notare, lat. notarii, franz. notaires), auch die Summe der denselben übertragenen Befugnisse; Notariatsurkunden (Notariatsinstrumente), die von einem Notar in amtlicher Eigenschaft aufgenommenen Urkunden, welche öffentlichen Glauben genießen; notarielle Schuldokumente, die vom Notar beglaubigten Schuldverschreibungen, auf Grund deren nach französischem Rechte die sofortige gerichtliche Hülfsvollstreckung statuirt wird, ein System, welches auch die deutsche Civilproceßordnung (§ 702) adoptirt hat; Notariatsordnungen, ausführliche Gesetze zur Normirung des gesammten Notariatswesens. Die heutigen Notare haben von den Notarii der Römer (»Geschwindschreiber«, von »notae«, d. h. abkürzende Schriftzeichen) nur den Namen. Ihre eigentlichen Vorgänger waren vielmehr die römischen Tabelliones, welche, wie man dies in Italien noch jetzt zuweilen findet, auf öffentlichen Plätzen ein Geschäft daraus machten, dem Publikum durch die Abfassung schriftlicher Aufsätze und Eingaben an Behörden u. dgl. dienstbar zu sein. Dadurch nun, daß man dieselben zur Beurkundung gerichtlicher Akte zuzog und den von ihnen aufgenommenen Urkunden öffentlichen Glauben beilegte, entwickelte sich im Mittelalter in Italien das heutige N., welches mit der Reception des römischen und kanonischen Rechts auch in Deutschland Eingang fand, woselbst es namentlich durch die Notariatsordnung Kaiser Maximilians von 1512 gesetzlich geregelt wurde. Besonders ausgebildet wurde das N. in Frankreich, wo nahezu die gesammte freiwillige Gerichtsbarkeit (s. d.) den Notaren übertragen ist, also namentlich die Aufnahme von Verträgen, besonders Ehekontrakten, und von Testamenten, ferner öffentliche Versteigerungen, Erbtheilungen ꝛc. Nach der hier einschlägigen französischen Gesetzgebung, deren Grundlage dermalen das Gesetz vom 25. Ventôse XI (16. März 1803) bildet, erfolgt die Ernennung zum Notar durch die Staatsbehörde, nachdem der Kandidat, welcher mindestens 25 Jahre alt sein muß, eine sechsjährige Vorbereitungszeit bei einem Notar (stage) durchgemacht und seine Fähigkeit und Moralität nachgewiesen hat. Die Disciplinargewalt über die Notare wird durch Notariatskammern ausgeübt, welche auch etwaige Beschwerden über jene, namentlich über die Gebührenrechnungen, entgegennehmen. Ein großer Uebelstand ist aber die Käuflichkeit der Notariatsstellen, welche namentlich das zur Folge hat, daß der Notar, um sein Anlagekapital wieder herauszuschlagen, vielfach anderweite Geschäfte mit betreibt, welche an und für sich nicht in seinen Wirkungskreis fallen. Uebrigens ist dies System in dem nunmehrigen Reichsland Elsaß-Lothringen nicht beibehalten, vielmehr ist hier die Käuflichkeit der Notariatsstellen unter Entschädigung der von Frankreich übernommenen Notare aufgehoben worden. In Deutschland hat das N. nur in Rheinpreußen (Notariatsordnung vom 25. April 1822) und in Bayern (Notariatsordnung vom 10. Nov. 1861) eine gleiche Ausdehnung gefunden. Außerdem ist der Wirkungskreis der Notare meistens nur auf Beglaubigung von Unterschriften und von Abschriften sowie auf die Aufnahme von Wechselprotesten beschränkt, und zumeist ist das N. mit der Advokatur verbunden. Die Aufstellung einer allgemeinen Notariatsordnung für das Deutsche Reich ist in Aussicht genommen. In Oesterreich (Notariatsordnung vom 21. Mai 1855) ist eine Nachahmung der französischen Einrichtung ohne wesentlichen Erfolg versucht worden, da man hier den Notariatszwang nicht beibehalten hat. Vgl. Oesterley, Das deutsche N. (Hannov. 1842—45, 2 Thle.); Dick, Das gemeinrechtliche N. (Bonn 1871); Chiari, Handbuch des österreichischen Notariats (2. Aufl., Wien 1852); »Das N. in Bayern« (Regensb. 1868).

Notae romanae, s. Neumen.

Notasien, nach einigen Gesammtbenennung der auf der Grenze des Stillen und Indischen Oceans gelegenen Inseln vulkanischer Natur, welche gewöhnlich unter dem Namen Indischer Archipel zusammengefaßt werden.

Note (lat., Anmerkung), eine Bemerkung, besonders eine schriftliche, namentlich in einem Buch unter der Seite untergesetzte oder am Schluß eines Abschnitts oder des ganzen Buches beigefügte Erläuterung des im Buch selbst nur in der Kürze Angedeuteten. Im diplomatischen Verkehr heißt N. eine von einer Regierung der andern gemachte Mittheilung, die sowohl direkt an die betreffende Regierung gerichtet sein und im Weg des gewöhnlichen gesandtschaftlichen Verkehrs oder durch außerordentliche Botschaft an dieselbe gelangen, als auch bloß an den Gesandten der sie erlassenden Regierung ergehen kann, und zwar mit der Weisung, der Regierung, bei welcher er beglaubigt ist, mündliche oder schriftliche Mittheilung davon zu machen. Bei wichtigen politischen Vorgängen erläßt wohl auch eine Regierung eine solche N. (Cirkularnote) an sämmtliche Regierungen, mit welchen sie in diplomatischem Verkehr steht, um ihre Ansichten und Entschließungen in Betreff der obschwebenden Fragen kundzugeben. Zuweilen vereinigen sich auch mehrere Kabinette zu einer gemeinsam oder doch in gleichem Wortlaut an eine Staatsregierung zu erlassenden N. (Kollektivnote, identische N.), um auf diese eine besondere Pression auszuüben. — Im kaufmännischen Verkehr versteht man unter N. (Nota) die Rechnung des Kaufmanns für den Konsumenten, während die im Verkehr zwischen Kaufleuten unter einander, namentlich zwischen den nicht an demselben Platz wohnenden, übliche Rechnung Faktur (s. d.) genannt wird. Endlich bezeichnet man mit N. (Schlußnote) auch den sogen.

Schlußzettel, welchen der Mäkler (s. d.) zur Beurkundung des von ihm vermittelten Geschäfts auszustellen hat.

Nōtel (Notul, lat. notula), kurzer Aufsatz, z. B. Eidesnotel, Vertragsnotel.

Noten (Notae musicae), die Takt- und Tonzeichen in der Musik. Wie die Schrift der Wortsprache die verschiedenartigsten Phasen der Entwickelung durchzumachen hatte, bevor sie sich allen geistigen und praktischen Erfordernissen des Gedankenausdrucks anbequemte, so mußte sich auch die Notirung der Tonsprache erst durch eine Reihe Metamorphosen hindurcharbeiten, ehe sie sich zu jenem fertigen System ausbilden konnte, in welchem sich der ganze Reichthum unserer modernen Tonverbindungen darstellen läßt, und welches dabei doch ebenso leicht verständlich wie übersichtlich für den ausübenden Musiker ist. Die frühere Notenschrift hat demnach etwas den monogrammatischen, symbolischen und hieroglyphischen Zeichen, deren sich ältere Sprachen zur Versinnlichung ganzer Worte, Begriffe und Gedankenkomplexe bedienten, ganz Analoges in den Ligaturen der Mensuralnoten sowie in den Figuren für die bestimmten Singmanieren und ausgeführten Schlußgänge der alten Neumenschrift (s. Neumen) an die Seite zu setzen; ja, selbst in einzelnen unserer modernen Abbreviaturen und Fioriturenbezeichnungen haben wir noch Anklänge an jene alte Schreibweise; im allgemeinen bedient sich jedoch die Musik der letzten Jahrhunderte, wie die Sprache für jeden Laut, so für jeden Ton eines besondern Zeichens. Handelt es sich in der Sprache hauptsächlich um begriffliche Klarheit, so hat es die Musik, welche **kat' exochen** als die Ausdrucksform des Empfindungslebens angesehen wird, vorzugsweise mit den Vorgängen des letztern zu thun und in Rücksicht auf das stete Auf- und Abwogen der Affekte nicht allein unterscheidende Zeichen für die Höhen- und Tiefenabstände der Klänge an sich, sondern auch für die verschiedene Zeitdauer und rhythmische Bedeutung, desgleichen für die mannigfachen dynamischen Abstufungen und sonstigen Vortragsarten, in welchen jene Klänge in die hörbare Erscheinung treten sollen, unzweideutig hinzustellen. Es sind daher in der Musik auch die Begriffe von Ton- und Notensystem nicht wohl von einander zu trennen, da das innerste Wesen der Tonkunst mit diesen äußerlichen Zeichen weit inniger verwachsen ist, als z. B. die Begriffe und Gedankenreihen der Sprache es mit den Buchstaben des Alphabets sind.

Das älteste wirklich ausgebildete Tonsystem ist das der Griechen. Dasselbe bestand aus drei Klanggeschlechtern mit je 15 Tonarten und hatte nach früher allgemein verbreiteter Annahme für jeden der 18 Klänge (das Tetrachord **synemmenon** mitgezählt) dieser dreimal 15 Tonarten ein besonderes Zeichen, so daß sich die Anzahl derselben auf die abschreckende Höhe von 1620 belief, da die Notirung für Gesang und Instrumente wieder eine verschiedene war. Bei genauerer Betrachtung jedoch schmolz die Zahl dieser Zeichen auf 85 zusammen, da gewisse feststehende Klänge ihre bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Zeichen hatten und auch das chromatische und enharmonische Geschlecht in gleicher Weise notirt wurden, ja sogar einzelne Zeichen der Instrumental- und Gesangnotirung mit einander übereinstimmten. Die Tonschrift der Griechen, als deren Begründer man gewöhnlich Terpander oder Pythagoras ansieht, war für Gesang aus den Buchstaben des nenionischen, für Instrumente dagegen aus solchen eines altgriechischen Lokalalphabets durch Seitwärtslegung, Umstürzung und mannigfache Verstümmelung der letzteren gebildet. Uebertieg die Tonfolge die gewissermaßen als Norm geltende Mittelreihe, in welcher die Buchstaben für Gesang ihre ursprüngliche Gestalt und Stellung hatten, nach der Tiefe zu, so wurden letztere gestürzt und vielfach verändert; für die Wiederholungsreihe nach der Höhe zu bediente man sich dagegen wieder der aufrechten Stellung und fügte den einzelnen Buchstaben rechts Accente bei (obwohl sich dieses Princip nicht immer streng durchgeführt findet), z. B.:

für Gesang: O Ξ (Ξ) N

für Instrumente: K ⋈ Я

für Gesang: O′ Ξ′ (Ξ) N′

für Instrumente: K′ ⋈′ Я′

Nach Pauls Boëtiusübersetzung sind die angeführten griechischen Zeichen eine große Terz höher (und zwar dis, e, f) zu lesen, als über denselben angegeben ist, und die chromatische Erhöhung im Sinn der griechischen Enharmonik als doppelte Apotomevertiefung aufzufassen, da die griechische Tonschrift für die chromatische und enharmonische Erhöhung nur Ein Zeichen hat. Die chromatische Erhöhung um eine Apotome (großer Halbton) deutete man, ähnlich wie bei den Signaturen unserer Generalbaßschrift, durch einen Strich in dem betreffenden Buchstaben an:

für Gesang: P Π (Π)

für Instrumente: ↄ Ↄ (Ↄ)

in der Instrumentalnotirung dagegen gilt, wofern Limma und Apotome ein einziges gemeinsames Zeichen haben, die Umlegung des Buchstabens für ersteres, die Umkehrung desselben für die letztere. Kamen beide Notationsweisen zugleich vor, so standen gewöhnlich die Gesangnoten über den Instrumentalnoten. Ein Mangel der griechischen Notirung war, daß dieselbe neben der genauen Angabe der Höhe und Tiefe jedes Tons weder zugleich das Steigen und Fallen der Melodie zu veranschaulichen, noch die zeitliche Dauer der Töne auszudrücken vermochte. Im Gesange ging die rhythmische Bewegung Hand in Hand mit dem Metrum des Gedichts; es wurden die Notenbuchstaben einfach wie Accente über die Textworte gesetzt. Das Gleiche geschah auch bei der Instrumentalmusik, wofern dieselbe nur den Gesang begleitete; für die selbständige Instrumentalmusik aber nahm man fünf verschiedene Zeitgrade an, deren Bezeichnungen wieder über den Notenbuchstaben ihren Platz fanden. Die kurze Note (**kronos brachys**) wurde gar nicht, die übrigen dagegen wie folgt bezeichnet: die zweizeitige Note (**makros**) —, die dreizeitige (**makros tris**) L, die vierzeitige (**makros tessares**) ⊔, die fünfzeitige (**makros pente**) ⋈. Genau diesen fünf Zeichen entsprachen die Pausen (**chronos kenos**, »leere Zeit«), welche durch

ein *A* angedeutet wurden, das über das Zeichen für die beziehentliche Zeitdauer zu ſtehen kam. Tempo- und dynamiſche Unterſchiede ſcheinen die alten Griechen nicht gekannt zu haben; ihre Muſik glich, wie Ambros bemerkt, »den Vaſenbildern, in denen jede Figur möglichſt ſelbſtändig, von den Nachbarfiguren unbeirrt, rein und ſimpel konturirt, ohne Verkürzung, ohne perſpektiviſche Vertiefung eins ganz einfältig neben dem andern und doch oft ſo hinreißend ſchön, edel und geiſtreich gemalt iſt«. Ausführliches über die griechiſche Tonſchrift gibt der eben Genannte in ſeiner »Geſchichte der Muſik«, Bd. 1 (Bresl. 1862); vgl. außerdem Bellermann, Die Tonleitern und Muſiknoten der Griechen (Berl. 1847); Boëtius, Fünf Bücher von der Muſik, erklärt von O. Paul (Leipz. 1872). — Von den Hebräern wiſſen wir, daß ſie eine beſondere Tonſchrift nicht beſaßen, ſondern ſich nur der Accente zur Bezeichnung der Hebung und Senkung der Stimme, reſp. des richtigen deklamatoriſchen Tonfalles bei dem Vortrag der heiligen Feſttexte aus der »Thora« bedienten. Die Accente zerfielen in trennende (distinctivi, domini) und verbindende (conjunctivi, servi). Zu den trennenden gehören: a) größte Distinctivi oder Imperatores:

Silluk (der Strich vertritt die Stelle des hebr. Buchſtab.), immer mit Soph-pasuk (Verſabtheiler) verbunden;

Athnâch (respiratio), meiſt in der Mitte des Verſes;

Merka mahpachatum;

b) große Distinctivi (reges):

Segôlta

Sakeph-katon

Sakeph-gadol

Tiphcha;

c) kleinere (duces):

Rebia

Sarka

Pascht

Jethibh

Tebir

Schalschelet

Tiphcha initiale

d) kleinſte (comites):

Paser

Karnephara

Groß-Telischa

Gäresch

Doppel-Gäresch

Psik, zwiſchen Wörtern.

Zu den verbindenden Accenten gehören:

Merka

Munach

Doppel-Merka

Mahpach

Kadma

Darga

Järach

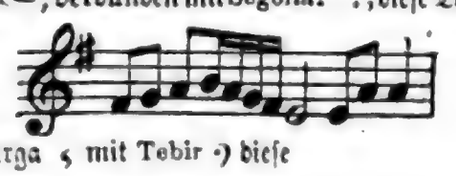
Klein-Telischa

Tiphchia

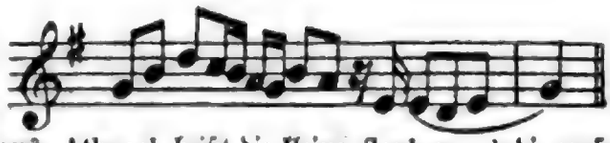
Merka sarkatum

Mahpach sarkatum.

Die angeführten Zeichen ſtehen meiſt für ganze Tonfiguren, wie einige Beiſpiele zeigen mögen, die wir beifügen, weil ſie vieles Verwandte mit den Neumen haben und zugleich einen Blick in das Weſen und die Bedeutung jener räthſelhaften Tonſchrift des Mittelalters thun laſſen; ſo drückt z. B. der Sarka ∼, verbunden mit Segolta ⸱ ⸱, dieſe Tonfigur

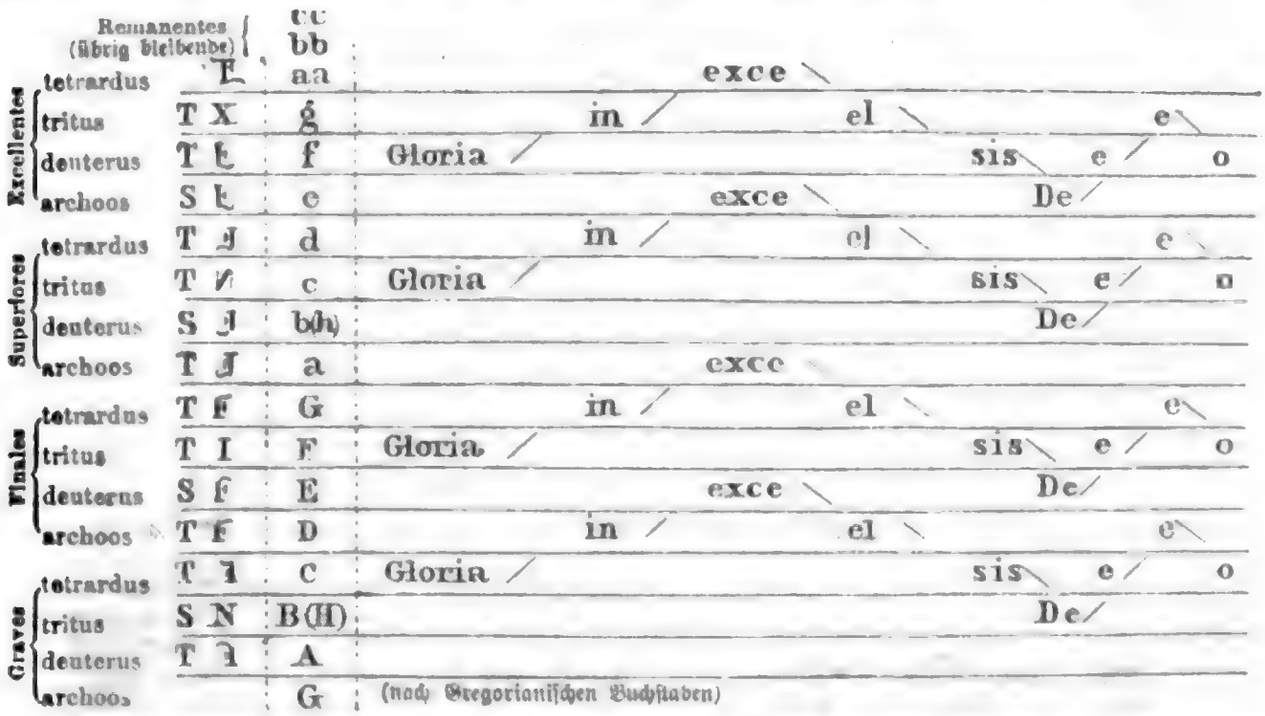


der Darga ʃ mit Tebir ⸱) dieſe

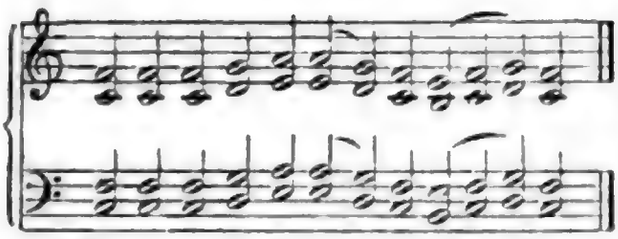


aus. Athnach heißt die kleine, Soph-pasuk die große Pauſe. Ob wir es hier mit wirklichen Ueberreſten des Salomoniſchen Tempelgeſangs zu thun haben, iſt zweifelhaft; jedoch berechtigt die große Aehnlichkeit der hebräiſchen Accente mit den Neumen ſowie der Ausdeutung beider zu der Annahme, daß die älteſten Chriſten mit den Perikopen auch die Zeichen und Singmanieren von den Juden übernahmen (vgl. Herzog, Realencyklopädie der theologiſchen Wiſſenſchaften). Daß im Lauf der Jahrhunderte die Juden ihre Singweiſe nach der chriſtlichen gemodelt hätten, iſt bei dem Antagonismus zwiſchen beiden Bekenntniſſen nicht wohl anzunehmen, obgleich die hebräiſchen Singweiſen, von denen man 848—1300 Keri (Varianten) annimmt, nach der Maſſora erſt zwiſchen dem 6. und 10. Jahrh. geſammelt wurden. Wie bemerkt, beruhen die Neumen, welche ſeit Papſt Gregor d. Gr. (590—604) für die Aufzeichnung der chriſtlichen Geſänge in Anwendung kamen und ſich bis in die Zeit der Menſuralſchrift hinein erhielten, mit den hebräiſchen Accenten auf Einem Princip. Der weſentliche Fortſchritt der Notirung in Neumen gegen die griechiſche beſtand darin, daß die Neumen das Steigen und Fallen der Tonfiguren verſinnlichten, das Mangelhafte aber wieder darin, daß ſie erſtens nicht beſtimmte Töne angaben, wie die griechiſchen Tonbuchſtaben, und daß ſie zweitens bezüglich der Tondauer dem Sänger kaum einen nothdürftigen Anhalt darboten. Die aus Häkchen, Punkten, Halbbogen, Strichen, Accenten u. dgl. zuſammengeſetzte Schrift wurde in ſilbengemäßer Vertheilung ebenfalls über die Textworte geſetzt (Weiteres ſ. Neumen). Sonderbar iſt es, daß Gregor d. Gr. ſich ſeiner eigenen Buchſtaben, die er an Stelle der umſtändlichen griechiſchen Notennamen ſetzte, nicht ſelbſt für die Tonſchrift bediente, ſondern zu den Neumen griff, welche allerdings ſchon im Gebrauch ſein mochten, da ihre Entſtehung in die Zeit zwiſchen Ambroſius und Gregor (Mitte des 5. oder Ende des 4. Jahrh.) fiel, während ſich ſpätere Zeiten doch vielfach der Gregorianiſchen Buchſtaben über den Textſilben ſowie in den Tabulaturen bis über das 15. Jahrh. hinaus bedienten. Durch dieſe Buchſtaben erhielten die N. ihre bis auf die Gegenwart gültig gebliebenen Namen; durch ſie ließen ſich die Oktaveneintheilungen leicht veranſchaulichen, indem für die Töne der tiefſten Oktave die großen Buchſtaben A bis G, für die nächſt höhere die kleinen von a bis g und für die höchſte die kleinen Doppelbuchſtaben aa ꝛc. angenommen wurden, eine Eintheilung, welche bei dem ſich ſpäter erweiternden Tonumfang zu den Benennungen: Kontra, große, kleine, ein-, zweigeſtrichene ꝛc. Oktave führte. Mit den Gregorianiſchen Buchſtaben ſind die ſogen. Romannsbuchſtaben aus dem 10. Jahrh. nicht zu verwechſeln. Letztere hatten die Beſtimmung, das leichtere Verſtändnis der Neumen zu vermitteln, und ſind gewiſſen Worten lateiniſcher Erläuterungsregeln entnommen. Die Buchſtaben a, d, i, s, e bezogen ſich auf die Tonhöhe, c und t auf das Tempo, b, t auf die Stärke und das liegende Kreuz (×) auf die Pauſe. Alle dieſe Buchſtaben wurden den Neumen in kleiner Schrift beigeſetzt. Da aber durch jene fünf Buchſtaben immer noch nicht klar geſtellt war, in welchen beſtimmten Ton der Sänger zu gehen habe, ſo erdachte H. Contractus (geſt. 1054) eine ſinnreiche

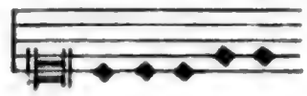
Intervallenſchrift, wenn wir ſo ſagen ſollen, die ihren Platz gleichfalls über den Textſilben hatte und den Abſtand eines Tons vom andern in folgender Weiſe genau ergab: o Uniſonus, s kleine Sekunde, t große Sekunde, ts und tt kleine und große Terz, D Quarte, ⊿ Quinte, ⊿s und ⊿T kleine und große Serte, ⊿D Oktave. Es lag aber eine derartige abſtrakte Bezeichnung der Höhen- und Tiefenverhältniſſe nicht mehr in dem Entwickelungsgang der Muſik, die eben eine ſinnenfällige Darſtellung der Tongänge anſtrebte; daher kam man auf die Idee, über den Geſangtext eine rothe Linie (chorda) als Schlüſſel für den Ton f (unſer kleines Baß-f) zu ziehen. Nun war wenigſtens ein Anhalt für das Steigen und Fallen der Stimme gegeben, indem man einen Normalton hatte, nach welchem die Abweichungen nach jeder Richtung hin zu bemeſſen waren. Bald geſellte ſich dieſer rothen noch eine zweite, gelbe Linie als Tenorſchlüſſel c zu, wodurch der Sänger zwei feſtſtehende Töne erhielt und bezüglich der Zwiſchenſtufen g, a, b nicht mehr im Unklaren bleiben konnte. Daß gerade dieſe beiden Töne und nicht die Haupttöne des erſten authentiſchen Kirchentons d mit ſeinem Plagalton a es waren, welche die erſten Schlüſſel (claves signatae) bildeten, deutet ſchon auf das Syſtem der Solmiſation (ſ. d.) hin, in welchem f und c jene wichtigen Halbtonſchritte bezeichnen, die als mi fa die ganze Grundlage der Solmiſation bilden. Mit dieſer gegen den Anfang des 10. Jahrh. zu ſetzenden Erfindung der Linien war der Grundgedanke zu unſerem heutigen Notenſyſtem gegeben. Gleichwohl hielt es der flandriſche Mönch Hucbald (geſt. 930) nicht für überflüſſig, zur Fixirung der einzelnen Tonſtufen, im Gegenſatze zu den Neumen, eine neue Notirungsweiſe zu erſinnen. Er griff ebenfalls zu den lateiniſchen Buchſtaben und bezeichnete die Gregorianiſchen Töne A G F E D C, nachdem er ihnen zuvor andere Namen gegeben, mit den Buchſtaben J M p e f b, wobei zu bemerken iſt, daß die Ligaturen (verbundene N.) durch Zuſammenziehung der betreffenden Buchſtaben dargeſtellt wurden. Doch hierbei blieb Hucbald nicht ſtehen, er erfand noch eine andere Tonſchrift nach dem Vorgang der Griechen durch Umlegung und Umgeſtaltung einzelner Buchſtaben, indem er das bereits erwähnte F des Baßſchlüſſels mit den Finaltönen der vier Kirchentonarten verband und ein oben angebrachtes liegendes S (F) für den Ton D, ein abwärts gehendes C (F) für E, dasſelbe aufwärts gewendet (F) für G und den einfachen Grundſtrich von F (I) für den zwiſchen E und G liegenden Ton F ſelbſt ſetzte. Dieſes Tetrachord war das normale; die darin liegenden vier Töne hießen Finales, jeder einzelne wieder, je nach ſeiner Stellung von unten nach oben gerechnet: Archoos, Deuterus, Tritus, Tetrardus. Dieſe Benennung jeder Einzelſtufe wiederholte ſich genau in jedem der drei übrigen Tetrachorde. Die Töne des nächſt tiefern hießen Graves und wurden durch Anwendung obiger Zeichen von rechts nach links ausgedrückt, wobei das nicht umzuwendende I in N für den Ton B verwandelt wurde. Die Töne der beiden über den Finales liegenden Tetrachorde Superiores und Excellentes für die Tonreihe a bis aa wurden durch Stürzung jener Charaktere in erſterem von rechts nach links, in letzterem von links nach rechts gekehrt und die beiden über das Syſtem hinausgehenden Töne bb, cc durch Querlegung der erſten beiden Zeichen von links nach rechts gebildet; nur das nicht zu verändernde I wurde in den Superiores zu \/\ für den Tritus c, in den Excellentes zu X für den Tritus g. So war denn die Höhe jedes einzelnen Tons genau fixirt, aber wieder nicht das Steigen und Fallen der Melodie vorſtellig gemacht. Hucbald zog zu dieſem Zweck nach Bedürfniß Linien, ſetzte die eben beſchriebenen Notencharaktere als Schlüſſelvorzeichnung in die Zwiſchenräume (da er ſich nur dieſer, nicht zugleich der Linien bediente), fügte noch zum Ueberfluß vor denſelben die Buchſtaben T und S zur Markirung des Tonus und Semitonus (»Ganzton« und »Halbton«) hinzu und ſchichtete nun die Textſilben in die Zwiſchenräume hinein, wobei er nicht unterließ, das Auge noch durch Striche von Silbe zu Silbe zu leiten, um jedes Verirren des Sängers in eine andere Stimme zu verhüten. Ein Beiſpiel mag das Geſagte deutlicher machen:



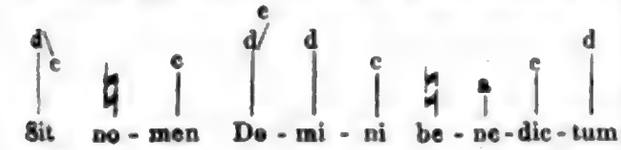
Aus dieſer plumpen Notirung gelöſt und in unſere Notenſchrift überſetzt, nimmt ſich das vorauſtehende Beiſpiel in ſeiner monſtröſen Harmonik des Hucbaldſchen Organums ſo aus:



Nach einigen ſollen indeſſen dieſe Gänge nicht mit einander, ſondern in der Weiſe der Antiphonien nach einander geſungen worden ſein.

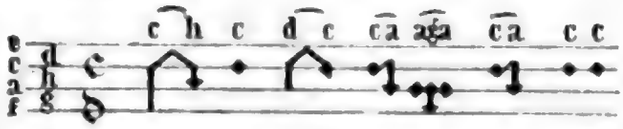
Man beachte, wie im obigen Beiſpiel die Ligatur innerhalb einer Silbe durch Vokalwiederholung an anderem Platz, die rhythmiſche Zerlegung eines und desſelben Intervalls bei mehreren darauf auszuſprechenden Silben dagegen wieder durch horizontale Anordnung der letzteren ausgedrückt iſt, da dieſes und anderes, was wir hier noch im Keim erblicken, bald in mancher neuen, intereſſanten Metamorphoſe auftaucht und zum treibenden Faktor in der Entwickelung der muſikaliſchen Notation wird. Vorübergehend ſei hier eingeſchaltet, daß die zuletzt erwähnte rhythmiſche Zerlegung eines Tons durch mehrere darauf fallende Silben ihr Gegenſtück in der ſpäter häufig vorkommenden Zuſammenziehung mehrerer N. über einer und derſelben Silbe erhält, wie ſolche bei der Quadratnote  vorkommt (ſind

dieſe N. von verſchiedener Tonhöhe, ſo bilden ſie gleichfalls Ligaturen). In einem bei Meſſina aufgefundenen Manuſkript finden ſich ſtatt der umſtändlichen Buchſtaben und Silben ſchon ſchwarze Notenköpfe und zwar ausſchließlich auf Linien. Dieſer Verſuch blieb aber vereinzelt, wahrſcheinlich weil die willkürliche Bezeichnung durch griechiſche Buchſtaben mit dem damals herrſchenden Tonſyſtem nicht im Einklang ſtand. Eine andere gebräuchlichere Methode, Senkung und Hebung der Stimme zugleich mit der genauen Angabe der Töne zu veranſchaulichen, entſtand aus der Verbindung der Gregorianiſchen Buchſtaben mit den Hucbald'ſchen Führungsſtrichen:



in Noten:

Alle dieſe Experimente verloren aber ihre Bedeutung, als Guido von Arezzo (1000—1060) auf den praktiſchen Gedanken kam, ſich der Linien und der Zwiſchenräume zugleich zu bedienen. Von nun an hatten die Schreiber nur darauf zu achten, denjenigen Punkt der Neume, auf den es hauptſächlich ankam, genau an den rechten Ort im Linienſyſtem zu ſetzen. Wir begegnen nun bald zwei einander entgegengeſetzten Schriftgattungen, einer feinen, zierlichen, welche Johann Tinctoris (gegen 1500) Pedes muscarum (»Fliegenfüße«) nennt, und wieder ſehr derben, nagel- und hufeiſenförmigen Zügen, welche ſich aus jener Schrift zugleich durch Zuſammenziehung der Ligaturen oder, wenn man will, der diagonalen Hucbald'ſchen Verbindungsſtriche im Zeitgeſchmack des 12. Jahrh., analog der Buchſtabenſchrift, herauszubilden begannen und ſich bis ins 16. Jahrh. hinein erhielten:

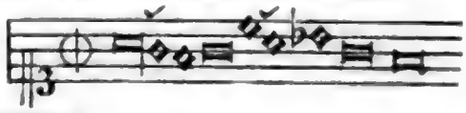


Es iſt nicht ſchwer, die voranſtehenden Hieroglyphen in ihre Grundbeſtandtheile zu zerlegen und den Punkt, welcher in den kommenden Jahrhunderten als Notenkopf zur alleinigen Geltung kommen ſollte, aus dieſen Verſchnörkelungen herauszulöſen.

Wir ſtehen hier an einem Hauptwendepunkte der Entwickelungsgeſchichte der Muſik und der muſikaliſchen Notation. Jeder Ton hatte im Linienſyſtem ſeinen feſten Platz erhalten; durch die Solmiſation Guido's war das Verſtändnis der Intervalle und deren Beziehung zu den näher und ferner liegenden Tonarten weſentlich gefördert und der Sinn nochmals auf das innige Verhältnis zwiſchen Tonika, Ober- und Unterdominante, als den Hauptſtützpunkten aller Tonverbindungen, hingelenkt worden; weiter waren die rohen Anfänge nicht nur zu einer parallelen, ſondern auch ſchon zu einer koloriten Mehrſtimmigkeit in dem ſogen. ſimplen und dem ſchweifenden Organum Hucbalds (vgl. das oben angeführte Beiſpiel) ſowie in dem dieſen nahe verwandten Falſo Bordone und dem ſich gleich einer Schlingpflanze oft in den wunderlichſten Wendungen über den Cantus hinziehenden Discantus gegeben. Auch hatte ſich im Lauf des 11. und 12. Jahrh. ſchon die plane Muſik mehr und mehr der menſurirten genähert. Es galt alſo vor allem, die Muſik gänzlich von dem Gängelbande des Sprachmetrums freizumachen und, wie früher für die verſchiedenen Tonhöhen feſte Plätze im Linienſyſtem zu beſtimmen, nun auch für die Zeiteintheilung der N. feſte, allgemein gültige Normen zu ſchaffen, da in den immer mehr in Aufnahme kommenden polyphonen Formen des Kontrapunkts die Stimmen nicht allein in harmoniſche, ſondern auch in die verſchiedenartigſten rhythmiſchen Gegenſätze zu einander traten. Der Ambroſianiſche Geſang beruhte lediglich auf dem Geſetz der antiken metriſchen Quantität, der Gregorianiſche Choralgeſang dagegen auf der Accentuation im Sinn der muſikaliſchen Arſis und Theſis; ihre mathematiſche Abgemeſſenheit erhielt die Choralnote erſt im Cantus firmus des Kontrapunkts.

Schon im 12. und 13. Jahrh. finden wir die Anfänge einer menſurirten Muſik. Mit ihrem Durchdringen waren nun auch die letzten Fundamente für das moderne Notenſyſtem gegeben. Freilich bedurfte es noch eines bedeutenden Abklärungsproceſſes, bevor die Takteintheilung ihre heutige Beſtimmtheit und Ueberſichtlichkeit gewann. Ueber das Syſtem der Menſurirung ſ. Menſuralmuſik. Bereits im 13. Jahrh. beginnt an die Stelle der Neumen die viereckige Choralnote zu treten; aus dieſer ging gegen Ende desſelben Jahrhunderts die ſogen. Rautennote (die Semibrevis ◆, die Menſural- und ganze Taktnote ○ der neuern Muſik) hervor. Die vollſtändigen Menſuralnoten ſind: die Maxima (modus major), Longa (modus minor),

Brevis (tempus), Semibrevis (tactus, unſere Note), Minima, Prolation, Semiminima, Fuſa, Semifuſa. Durch die möglichen verſchiedenartigen rhythmiſchen Ausdeutungen der einzelnen N. war der Anlaß zu den verwickeltſten und ſpitzfindigſten Kombinationen gegeben, denn es konnten verſchiedene Notenwerthe gleichzeitig neben einander angewendet werden, da die Alten die ſcharfe metriſche Gliederung unſerer Takte und Perioden nicht hatten, ſondern die Rhythmik ihrer Stimmengänge im beſtändigen Wechſel in einander übergehen ließen. Das Maß der Einheit war ihnen der Taktus in einer als feſtſtehend angenommenen Zeitdauer, dem Integer valor notarum, nach welchem das bunte Vielerlei heterogenſter Bewegungen geregelt wurde. Die Bewegungsabweichungen von dieſem Grundmaß bezeichnete man als Proportionen und drückte dieſelben in Buchſtabenformen aus: a) für die Proportionen dupla, tripla und quadrupla $^2/_1$, $^3/_1$, $^4/_1$, b) für die Proportionen subdupla ꝛc. $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, was ſo viel heißt als 2, 3, 4 N. auf Einen oder Eine Note auf 2, 3 oder 4 Schläge des Integer valor. Im erſtern Fall wurde die Bewegung ſchneller, im letztern langſamer, und man erging ſich in dieſer Hinſicht in den komplicirteſten Verbindungen, z. B. $^3/_5$, $^3/_7$, $^4/_9$ oder umgekehrt $^5/_3$, $^7/_3$, $^9/_4$ ꝛc. Ein Gleiches bewirkten die Signa minuentia und augentia, welchen zufolge die N. ebenfalls um das Doppelte raſcher oder langſamer wurden. Da nun aber jede Note von der Minima bis zur Longa ſowohl perfekt als auch imperfekt, d. h. drei- oder zweitheilig, geſetzt werden konnte, ſo erhielt die Maxima im Modus major perfectus cum tempore perfecto et prolatione perfecta 81 Minimen (d. h. 81 unſerer Halbtaktnoten), eine Länge, wie wir ſie jetzt nur noch an liegenden Stimmen und Orgelpunkten kennen. Wie nun ein und derſelbe Geſang durch Voranſtellung verſchiedener Schlüſſel auf verſchiedene Tonſtufen zu verſetzen war, ſo ließ er ſich auch durch Voranſtellung unterſchiedlicher Takt- und Moduszeichen in ganz verſchiedene Zeitmaße und Taktnoten übertragen. Die Zeichen für das Tempus wurden aus Kreiſen gebildet ○ ⊕ ☾ ☽ ☽, deren letzte vier ſich auf die bereits erwähnten Proportionen bezogen, die durch die oben angeführten Brüche ihre nähere Beſtimmung erhielten. Ein Punkt in dem Tempuskreis ⊙ deutete auf die Prolation (d. h. auf die Zerlegung der Semibrevis in Minimen). Zwei oder drei am Anfang der Zeile aufgeſtellte Pauſen kündigten den Modus minor oder major (das Verhältnis der Longa zur Brevis ſowie der Longa zur Maxima) an; nach dem Tempuszeichen ſtehend, erhielten die Pauſen zugleich zeitliche Geltung. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. werden zur Bezeichnung der Modi ebenfalls Kreiſe (die Tempuskreiſe umſchließend) benutzt und die Zahl 3 oder 2 für die Perfektion oder Imperfektion hinzugeſetzt: ⊙ ◎ ◎ ⊙ ⊙. Trotz dieſes Mechanismus war es für den Sänger doch nicht leicht, die Drei- oder Zweitheiligkeit einer Note immer ſogleich herauszufinden, da ſich dieſelbe vielfach nur aus deren Stellung zu den Nachbarnoten und durch mannigfache Umrechnung ergab. Den Ausführenden hierbei zu unterſtützen, gebrauchte man den Punkt in dreifachem Sinn: als Punctum divisionis in der Bedeutung unſerer Taktſtriche oder periodiſchen Cäſuren, zur Auseinanderhaltung der vollen Werthe jeder einzelnen Note und Notengruppe; ſodann als Punctum alterationis, zur Verdoppelung der letzten von zwei aufeinander folgenden Semibreven; endlich als Punctum additionis, zur Verlängerung der Note um die Hälfte ihres Werths, wie wir ihn jetzt noch brauchen. Ein Beiſpiel für die beiden erſten Arten wird die Sache klar machen:



Uebertragung:

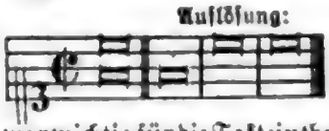
Zur weitern Verdeutlichung bediente man ſich der ganzen oder theilweiſen Schwärzung der N., wodurch die Dauer der letzteren verringert ward, ſo daß z. B. die Brevis ▬ ein Drittel ihres Werths verlor oder gar fünftheilig wurde; in erſterem Fall nannte man ſolche N. Hemiolen, in letzterem Synkopen. Das Schwierigſte für den Sänger war aber das Leſen der Ligaturen. Es gab zweierlei Arten: Ligatura obliqua (in welcher man unſchwer den ſchon früher erwähnten Führungsſtrich der Neumen herausfindet):

und Ligatura recta

Auflöſung:

oder

Auflöſung:



Dieſe Unterſcheidung war wichtig für die Takteintheilung, bei welcher die Kaudatur (»Stielung« der Note) eine beſondere Rolle ſpielte und ihre eigenen umſtändlichen Regeln hatte. Außer dieſen Zeichen iſt noch der Plica (eines Häkchens oder eines kleinen Strichs vorn an einer Longa, Brevis oder einer von zwei nebeneinander ſtehenden Semibreven) zu gedenken, welche vielfach für eine Stielung genommen wurde, im Grund aber die Vorausnahme der nächſtfolgenden Note in der Art des modernen Portaments im Geſang andeutete. Auch den Bindebogen (virgula) und das Repetitionszeichen kannten die Menſuraliſten. Anfangs wurden durchgängig ſchwarze N. geſchrieben; die weiße Notirung ging in der letzten Hälfte des 14. Jahrh. von Frankreich aus, drang aber in Deutſchland und den Niederlanden erſt ſpät, im 15. Jahrh., durch; mit ihr gewann zugleich die zweizeitige Meſſung Eingang, in welcher die ſchwarze Note ſtets die Verringerung des Werths andeutete, bis endlich im 16. Jahrh. weſentliche Vereinfachungen vorgenommen wurden und ſich der Gliederbau unſerer jetzigen Notirung allmählich immer klarer herausgeſtaltete. Wer ſich an einem neuen Tonwerk eine Anſchauung über jene verwickelt erſcheinenden Prolationen, Proportionen und Hemiolen (welch letztere hauptſächlich ſogen. Taktrückungen bewirken) ſowie über deren Verhältnis zum Integer valor verſchaffen will, den verweiſen wir auf den Schlußſatz der Schumann'ſchen

C dur-Symphonie (Nr. 2), in welcher sich ähnliche rhythmische Kombinationen in genialer Weise angewandt finden. Der Vollständigkeit wegen sei hier nun noch der Tabulaturen der Instrumentalmusik gedacht, in welchen nicht bloß, wie in Hucbalds Organum, mehrere Stimmen, sondern zugleich auch verschiedene rhythmische Bewegungen in partiturmäßiger Anordnung auf Ein Liniensystem gebracht sind und durch Anhängung der kleineren N. an sogen. Balken (dicke Querstriche) sowie durch Anwendung von Taktstrichen der letzte Schritt zu unserer modernen Notenschrift gethan wird. Wir benutzen jetzt nur noch fünf Linien, indem wir die über und unter denselben stehenden N. durch Hülfslinien (gleichsam die Uebertreite der viellinigen Tabulaturen) darstellen. Die Grundmessung der neuern Musik ist zweizeitig. Die Dreizeitigkeit wird stets durch den Punkt (das frühere Punctum additionis) ausgedrückt. Die Gestalt unserer heutigen Note ist die runde und der Stiel am Kopf derselben nicht, wie bei der Longa der Mensuralschrift, das Zeichen der Verlängerung, sondern das der Verkürzung sowie die Querstriche der sogen. Fahnen gewissermaßen die Zeichen der immer fortgesetzten Halbirung der Note. In der syllabischen Gesangnotirung bleiben jene Fahnenstriche unverbunden; in der Instrumentalmusik dagegen werden sie, je nach der Schnelligkeit des Zeitmaßes, der bessern Uebersichtlichkeit wegen verlängert und gemäß den Notenwerthen der nächst oder übernächst höhern Ordnung zu Gruppen mit einander verbunden:

Das Taktmaß, desgleichen die Tonerhöhungen, welche durch das ganze Tonstück gelten sollen, werden an die Zeile vornan geschrieben, da auch wir die schon dem Mittelalter bekannten Versetzungszeichen: das ♭ zur Erniedrigung, das Kreuz (♯) zur Erhöhung um einen halben Ton, das Quadrat (♮) zur Aufhebung sowohl des Be wie des Kreuzes, haben. Das Tempo wird jetzt durch Worte angegeben. Ueber Vortragsmanieren gibt jede gute Klavierschule Auskunft.

Obwohl unser jetziges Notensystem allen Anforderungen genügt, so unterblieben doch auch vielfache Versuche nicht, die Tonschrift womöglich noch mehr zu vereinfachen. Rousseau schlug vor, an Stelle der Buchstabennamen die Ziffern 1—7 zu setzen, die Oktaveneintheilungen durch Punkte über oder unter der Ziffer kenntlich zu machen, die Dauer der Töne aber durch Komma's und Querstriche, endlich die Pausen durch eine Null mit Angabe der Takte durch Zahlen zu bezeichnen, welche Notirungsart allerdings für die Transposition manche Vortheile bietet. G. Weber (gest. 1839) wählt zur Unterscheidung der Dur- und Mollakkorde große und kleine Buchstaben und hängt den letzteren eine kleine Null an, wenn es sich um verminderte Akkorde handelt; ebenso setzt er römische und arabische Zahlen, um den Unterschied der Grundharmonien und der übrigen leitereigenen Akkorde anzudeuten. A. André (gest. 1842) dagegen will die Drei- und Vierklänge durch Drei- und Vierecke und die Umkehrungen der Akkorde durch kleine Striche in jenen Figuren bezeichnet wissen; zur Unterscheidung von hart, weich, vermindert und übermäßig setzt er die Zahlen 1, 2, 3 oder 4 in die Dreiecke; die Non-, Undecimen- und Terzdecimenakkorde werden durch senkrechte Striche in den Quadraten bezeichnet. M. A. Gebhard regt die Idee an, die Versetzungszeichen aus der Tonschrift zu verbannen. Er schlägt zu diesem Zweck ein achtzeiliges Liniensystem (Tongradsystem) vor; die Darstellung der geraden Takteintheilung entspricht bei ihm der allgemein üblichen, die ungerade wird durch Dreiecke ausgedrückt. Die »Homographie« eines Pseudonymus (Sophie Scott) versucht unser ganzes Skalen- und Akkordsystem und wohl auch noch mehr auf ein ganz abstraktes, in seiner vollständigen Gestalt sich wie ein Fischgerippe ausnehmendes Strichsystem zu reduciren. Auch Eman. Gambale sowie v. Härringen versuchen es im Anschluß an Gebhard noch einmal, die Versetzungszeichen aus der Musik hinauszudrängen. Ersterer gibt in seiner Schrift: »Die musikalische Reform« (a. d. Ital., Leipz. 1841) jedem Halbton einen besondern Namen, empfiehlt die Benutzung nur dreier Linien, denen je nach Bedürfnis drei hinzugefügt werden können, und umgeht die Vorzeichnungen dadurch, daß er sich weißer und schwarzer N. bedient, wodurch selbstverständlich die Taktbezeichnung wieder neuer Signa bedarf, welche weder die Deutlichkeit noch die Bequemlichkeit fördern. Härringen schließt sich im allgemeinen an Gambale an, nimmt aber die weißen N. für die Töne der Untertasten des Klaviers, die schwarzen für die Töne der Obertasten. Eine praktische Verwerthung jedoch haben alle diese und noch andere Versuche und Vorschläge nicht gefunden und daher auch keinen Einfluß auf die Weiterentwickelung unserer Tonschrift geübt, die, wie es scheint, die Stufe ihrer vollendetsten Ausgestaltung erreicht hat.

Notenbanken (Zettelbanken), s. Banken, S. 513.

Notendruck, die aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. stammende Erfindung, die bis dahin geschriebenen Tonzeichen durch den Druck zu vervielfältigen. In der Geschichte des Notendrucks sind zwei Epochen zu unterscheiden: die erstere, in welcher man sich dazu ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf ähnliche Weise wie Schriften mit beweglichen Lettern setzte. In jener ersten Epoche bediente man sich beim N. der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten Noten, die man kennt, sind von 1473. Auf die Holzplatten folgte dann zunächst der Notenstich auf Kupferplatten. Der wohlfeilere N. auf Zinnplatten, wobei die Noten mit Stahlstempeln in das Zinn geschlagen werden, ward erst um die Mitte des 18. Jahrh. gewöhnlich. Als Erfinder der beweglichen metallenen Notentypen gilt Petrucci aus Fossombrone (1502—1523). Unter seinen Nachfolgern in Italien sind Ant. Zunta oder Junta und Ant. Blado (um 1530) in Rom und Ant. Gardano in Venedig hervorzuheben (Vgl. Schmid, Ottaviano dei Petrucci, der erste Erfinder des Musiknotendrucks mit beweglichen Metalltypen, Wien 1845.) In Deutschland erwarben sich vor anderen Erhard Oglin (Oeglin, lat. Ocellus) in Augsburg (seit 1507) und Peter Schöffer in Mainz (um 1512) Verdienste um die Kunst des Notendrucks. In Frankreich ist besonders die Familie Ballard (seit 1538) namhaft zu machen, die fast zwei Jahrhunderte lang eine Art Monopol des Notendrucks ausübte. In den Niederlanden kommen erst gegen die Mitte des 16. Jahrh., in England in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. gedruckte Musikalien vor. Aus der neuern Zeit ist Immanuel Breitkopf in Leipzig zu nennen, der seit 1755 das in der Kunst des Notendrucks bis dahin Erreichte zur möglichsten Vollkom-

menheit steigerte. Seit Ende des 18. Jahrh. ist die Lithographie für den N. in Anwendung, die bald den kostspieligern Stich auf Kupferplatten verdrängte und bei besonders großen Auflagen sich als die vortheilhafteste Art der Vervielfältigung erwiesen hat. Die Noten werden entweder direkt auf den Stein lithographirt (gravirt), oder von Zinnplatten übertragen, in welche sie vorher mittels Stahlstempel eingeschlagen werden. Bei geringen Auflagen kann der Druck auch von den Zinnplatten selbst auf der Kupferdruckpresse erfolgen. Auch die Chemitypie (s. d.) und die Zinkographie (s. d.) werden zur Herstellung von Notenplatten, deren Druck auf der Buchdruckpresse erfolgt, verwandt. Der Notensatz aus Typen empfiehlt sich namentlich für Lehrbücher oder für mit Text versehene Liederbücher, erweist sich bei kleineren Auflagen aber zu kostspielig. Die Stereotypie wurde in Deutschland zuerst von K. Tauchnitz mit Erfolg beim N. angewandt.

Notenschlüssel, s. Schlüssel und Noten.

Notenschreibemaschine, s. Melograph.

Notensystem, s. Noten.

Nothadresse, s. Wechsel.

Nothcivilehe, s. Civilehe.

Notherbe, s. Pflichttheil.

Nothfrist, eine processualische Frist, deren Dauer schon durch das Gesetz bestimmt und deren Versäumnis ebenfalls schon durch das Gesetz mit dem Ausschluß derjenigen Handlung bedroht ist, zu deren Vornahme jene Frist bestimmt wurde. Dies gilt namentlich von den zur Einwendung von Rechtsmitteln gegen richterliche Urtheile und Verfügungen gesetzten Fristen, und zwar betrug die hierzu laufende N. bisher in der Regel zehn Tage (das sogen. Decendium fatale, daher Fatalien, s. v. w. Nothfristen). Die deutsche Civil- und die deutsche Strafproceßordnung haben jedoch die zehntägige Appellationsfrist nicht beibehalten; vielmehr ist hier für das Rechtsmittel der Beschwerde gegen richterliche Verfügungen eine N. von zwei Wochen und für die Berufung gegen Endurtheile und für die Revision eine N. von einem Monat gegeben, während im Strafproceß für die Berufung und für die Revision eine N. von einer Woche laufen soll.

Nothhelfer (Nothheilige), in der katholischen Kirche diejenigen Heiligen, von denen man in besonderen Nöthen Hülfe erwartet. Es werden gewöhnlich 14 N. angeführt: Acatius, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysios der Areopagit, Egidius, Erasmus, Eustachius, Georg der Märtyrer, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina und Margarethe, von denen jeder wieder bei bestimmten Uebeln hülfreich ist.

Nothhemd, ein Hemd, welchem der Aberglaube die Kraft zuschrieb, seinen Träger hieb-, stich- und schußfest zu machen, einem kreißenden Weib die Geburt zu erleichtern ꝛc. Vgl. Georgenhemd.

Nothmünzen, Münzen, welche bei eintretendem Geldmangel zum einstweiligen Gebrauche geprägt wurden, damit der Verkehr keine Unterbrechung erleide. Es ward dazu edles oder unedles Metall, doch in der Weise, daß der Nennwerth der Münze ihren realen Werth bei weitem übersteigt, auch Leder oder Papier, verwendet. Solche N. wurden in Kriegszeiten in den verschiedenen Ländern Europa's, namentlich auch in Deutschland, oft geschlagen. So wurden in Preußen im Siebenjährigen Krieg, besonders in den Jahren 1755, 1756, 1757 und 1759, durch den Münzjuden Ephraim sogen. halbe und ganze Mittel-Friedrichsd'or geprägt, welche nur 15 Karat 4½ Grän (statt 21 Karat 8 Grän) fein waren und zu 190⅔ Thlr. die feine Kölner Mark ausgemünzt wurden, also nicht ganz 4 Thlr. werth waren. Ebenso wurden in Sachsen 1758 schlechte Augustd'or zu nur 7 Karat 6 Grän fein geprägt. Auch geringhaltige Drittelthaler, 5¹⁹/₁₆löthig, sogen. Ephraimiten, kamen vor.

Nothomb (spr. notóng), Jean Baptiste, Baron von, nambafter belg. Staatsmann, geb. 3. Juli 1805 zu Messancy im Luxemburgischen, studirte zu Lüttich Jura und Cameralia und ließ sich sodann als Advokat in Luxemburg, später in Brüssel nieder. An dem Kampf gegen die niederländische Regierung nahm er lebhaften Antheil, und besonders 1829 und 1830 übte er als einer der Hauptredakteure des »Courrier des Pays-Bas« einen großen Einfluß auf den Gang der Tagesereignisse. Von der provisorischen Regierung zum Mitglied der Verfassungskommission ernannt, arbeitete er den Verfassungsentwurf für die losgerissenen Provinzen aus und wurde darauf zum Mitglied des Kongresses und im November 1830 von der provisorischen Regierung zum Mitglied des diplomatischen Komité's ernannt. Er betrieb mit Eifer und Erfolg die Errichtung einer konstitutionellen Monarchie und die Trennung von Kirche und Staat, stimmte für die Wahl des Herzogs von Nemours zum König und erwirkte 1831 als Generalsekretär der auswärtigen Angelegenheiten im Ministerium van de Weyer nach der Wahl des Herzogs Leopold von dem Londoner Kongreß die für Belgien so günstigen 18 Artikel. Die Stellung als Generalsekretär blieb ihm unter allen Ministerwechseln, und er galt als Hauptleiter der auswärtigen Politik Belgiens. Daneben war er in der Repräsentantenkammer ein Hauptführer der gemäßigten Partei. 1837 erhielt er das neu errichtete Ministerium für öffentliche Bauten, Marine, Miliz und die Posten, in welcher Stellung er eine treffliche organisatorische Thätigkeit und Tüchtigkeit entfaltete und das großartige belgische Eisenbahnnetz begründete. Nach dem Sturz des de Theur'schen Ministeriums (1840) trat auch N. aus dem Kabinet und wurde zum belgischen Gesandten am deutschen Bundestag ernannt. 1841 nach Belgien zurückgekehrt, zerfiel er mit Lebeau und seinen übrigen liberalen Freunden, da er an der Allianz mit der katholischen Partei festhielt, und nachdem er 1842 unter gleichzeitiger Erhebung in den Adelstand zum Minister des Innern ernannt worden, bildete er 1843 ein neues Kabinet, das eine katholisch-liberale Richtung verfolgte, aber die bereits erfolgte Spaltung der Parteien nicht zu überwinden vermochte und 1845 der liberalen Opposition erlag. Er übernahm darauf den Gesandtschaftsposten in Berlin, den er noch jetzt innehat. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Essai historique et politique sur la révolution belge« (Brüss. 1833, 2 Bde.; 4. Aufl. 1876); »Péage des routes« (das. 1838); »Travaux publics en Belgique 1830—39« (das. 1840); »Statistique de la Belgique« (das. 1848). Vgl. Juste, Le baron N. (Brüss. 1875). — Sein Bruder Alphonse, geb. 1815, früher Generalprokurator am Appellhof zu Brüssel, war vom 30. März 1855 bis 9. Nov. 1857 belgischer Justizminister und machte sich namentlich durch seinen im berüchtigten Klostergesetz bewiesenen ultramontanen Eifer bemerkenswerth. Auch war er 1871 in den Langrand'schen Schwindel verwickelt.

Nothrecht (Staatsnothrecht, Jus eminens), die Befugnis der Staatsgewalt zum Eingriff in die Rechte der Einzelnen im Interesse der staatlichen

Geſammtheit. Ein ſolcher Eingriff in die Rechtsſphäre der Staatsbürger iſt der Staatsgewalt aber nur ausnahmsweiſe und nur dann geſtattet, wenn ihn ein unabweisbares Bedürfnis des Staats erheiſcht. In ſolchen Fällen muß ſich dann das Einzelintereſſe dem Geſammtintereſſe unterordnen. Dies iſt namentlich dann der Fall, wenn es ſich um die Erhaltung des Staats ſelbſt handelt und die Staatsgewalt zu dieſem Zweck der Freiheit der Einzelnen vorübergehende Beſchränkungen auferlegt, z. B. durch Verhängung des Belagerungszuſtands (ſ. d.) und in England durch Suspenſion der Habeascorpusakte (ſ. Ausnahmegeſetze). Namentlich gehört aber die Befugnis der Staatsregierung hierher, Privateigenthum, wenn auch gegen volle Entſchädigung, im öffentlichen Intereſſe dem Eigenthümer zu entziehen, worauf namentlich das Rechtsinſtitut der Expropriation (ſ. d.) beruht. Auch der Grundſatz, daß Eingriffe in fremde Rechtsſphären, welche von einer Privatperſon im Nothſtand begangen werden, ſtraffrei ſind, wird zuweilen, jedoch mit Unrecht, als N. bezeichnet; denn der Nothſtand iſt kein Recht, ſondern nur ein faktiſcher Zuſtand. S. Nothſtand.

Nothſtand, im allgemeinen jeder Zuſtand der Bedrängnis, im ſtrafrechtlichen Sinn insbeſondere der Zuſtand der Gefahr, aus welcher ſich jemand nur durch einen Eingriff in das Recht eines andern retten kann. Schon die peinliche Gerichtsordnung Karls V. erklärt denjenigen, welcher Lebensmittel ſtehle, um ſich und die Seinen vom Hungertod zu erretten, für ſtraffrei; die moderne Strafgeſetzgebung nimmt für den N. überhaupt Strafloſigkeit an. Das deutſche Reichsſtrafgeſetzbuch (§ 54) läßt dieſe jedoch nur dann eintreten, wenn es ſich um eine gegenwärtige Gefahr für Leib oder Leben des Thäters ſelbſt oder eines ſeiner Angehörigen handelt. Unter »Angehörigen« ſind aber hier Verwandte und Verſchwägerte in auf- und abſteigender Linie, Adoptiv- und Pflegeeltern und -Kinder, Ehegatten, Geſchwiſter und deren Ehegatten und Verlobte zu verſtehen. Außerdem muß dieſe Gefahr eine unverſchuldete und die Rettung aus derſelben nicht anders zu ermöglichen ſein als durch eine Handlung, welche ſich an und für ſich als Rechtsverletzung charakteriſirt. Von der ſogen. Nothwehr (ſ. d.) unterſcheidet ſich der N. aber dadurch, daß es ſich bei jener um die Abwehr eines rechtswidrigen Angriffs handelt, während der Strafausſchließungsgrund des Nothſtandes gerade demjenigen zu gute kommt, welcher, um ſich zu retten, einen Eingriff in eine fremde Rechtsſphäre unternimmt. Wenn z. B. jemand nach mir ſchießen will, und ich vertheidige mich gegen ihn, ſo bin ich im Zuſtande der Nothwehr. Kann ich mich hier aber nicht anders retten als dadurch, daß ich eine neben mir ſtehende Perſon vor mich hinſchiebe, ſo daß dieſe von dem Schuß getroffen wird, ſo bin ich ſtraflos, weil ich im N. ſo handelte. Die Nothwehr erſcheint als ein Recht, der N. lediglich als ein faktiſcher Zuſtand. Mit Unrecht bezeichnen daher manche den N. als ſogen. Nothrecht, denn die Noth allein gibt uns noch kein Recht, andere zu verletzen. Der Grund, warum der N. die Strafe ausſchließt, iſt vielmehr die Rückſicht auf den Selbſterhaltungstrieb des Menſchen und der Umſtand, daß ein gewiſſer Heroismus dazu gehört, in der Noth lieber unterzugehen oder Schaden zu erleiden, als ſich der Verletzung eines fremden Rechts ſchuldig zu machen. Vom Standpunkte der Moral mag dies als geboten erſcheinen; aber der Geſetzgeber kann eine ſolche Standhaftigkeit und Charakterſtärke, welche über die gewöhnlichen menſchlichen Kräfte hinausgehen würde, in der Regel nicht verlangen. Anders liegt die Sache freilich, wenn der Betreffende durch Beruf und Stellung dazu verpflichtet iſt, wie ſich denn z. B. der Soldat im Krieg und der Seemann aus einer Seegefahr nicht auf Koſten anderer erretten dürfen.

Nothtaufe, ſ. Taufe.

Nothweg, der Zugang zu einem Grundſtück, deſſen Einräumung der Beſitzer desſelben von ſeinem Nachbar gegen Entſchädigung verlangen kann, wenn ohne dieſen Weg die Benutzung jenes Grundſtücks in der hergebrachten Weiſe unmöglich wäre.

Nothwehr (Inculpāta tutēla, Moderāmen inculpatae tutēlae), »diejenige Vertheidigung, welche erforderlich iſt, um einen gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriff von ſich oder einem andern abzuwenden« (Deutſches Reichsſtrafgeſetzbuch, § 53). Eine durch N. gebotene Handlung iſt ſtraflos. Es iſt zwar in allen civiliſirten Staaten anerkannt, daß man ſich der Regel nach gegen einen unberechtigten Angriff nicht ſelbſt Recht verſchaffen, ſondern den ſtaatlichen Rechtsſchutz anrufen ſoll. Iſt aber die Staatshülfe im gegebenen Fall nicht erreichbar oder nicht ausreichend, ſo kann dem Angegriffenen das Recht der Selbſtvertheidigung, welches ein unmittelbarer Ausfluß des Rechts der Perſönlichkeit und des menſchlichen Selbſterhaltungstriebs iſt, nicht abgeſprochen werden. Die N. erſcheint daher als ein Recht, und eben dadurch unterſcheidet ſie ſich von dem ſogen. Nothſtand (ſ. d.), einem bloß faktiſchen Zuſtand, in welchem dem in ſeiner Exiſtenz Bedrohten die Verletzung eines andern zum Zweck der Selbſterhaltung verziehen wird. Die N. iſt aber nur dann ſtraflos, wenn der dadurch zurückgewieſene Angriff ein rechtswidriger war, und zwar geſtattet das deutſche Strafgeſetzbuch die N. auch zum Schutz eines Dritten. Iſt der Angreifende vermöge ſeiner amtlichen Stellung oder eines Züchtigungsrechts zu der Angriffshandlung befugt, ſo kann von N. gegen dieſe nicht die Rede ſein, weil der Angriff kein rechtswidriger iſt; anders jedoch, wenn eine Ueberſchreitung der Amtsbefugniſſe vorliegt, und eben darum beſtraft das Reichsſtrafgeſetzbuch (§ 113) die Widerſetzung gegen einen Beamten nur dann, wenn letzterer in der rechtmäßigen Ausübung ſeines Berufs handelte. Auch iſt die N. nicht bloß gegen einen rechtswidrigen Angriff auf Leib und Leben, ſondern auch gegen einen ſolchen geſtattet, welcher gegen die Ehre, die Keuſchheit, die Freiheit ꝛc. oder auch nur gegen ein Vermögensrecht gerichtet iſt. Da nach dem Vorſtehenden der widerrechtlich Angegriffene ein Recht zur N. hat, der in der N. vorgenommene Gegenangriff alſo kein rechtswidriger iſt, ſo kann auch N. gegen N. nicht zuläſſig ſein, während einem im Nothſtand (ſ. d.) unternommenen Angriff gegenüber die N. keineswegs ausgeſchloſſen iſt. Der durch die N. abgewieſene rechtswidrige Angriff muß aber ferner ein gegenwärtiger ſein, d. h. bereits begonnen haben oder doch unmittelbar bevorſtehen, indem der Bedrohte den Beginn der Thätlichkeiten nicht etwa erſt abzuwarten braucht. Endlich iſt aber auch nur diejenige Vertheidigung erlaubt und ſtraflos, welche erforderlich war, um den gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff zurückzuweiſen. Es muß alſo ein anderes Mittel zur Zurückweiſung desſelben, daher namentlich das Anrufen des obrigkeitlichen Schutzes, ausgeſchloſſen ſein; auch darf die Vertheidigung nicht weiter gehen, als es zur Bekämpfung jenes Angriffs erforderlich iſt. Die

Größe der Vertheidigung muß zu der Größe des Angriffs im richtigen Verhältniſſe ſtehen; ſie darf nicht voreilig erfolgen, und ſie darf auch nicht etwa fortgeſetzt werden, nachdem die Gefahr bereits abgewendet iſt. Ein Exceß (Ueberſchreitung) der N. iſt daher ſtrafbar; doch erklärt das deutſche Strafgeſetzbuch (§ 53) denſelben dann für ſtraflos, wenn der Thäter in Beſtürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Vertheidigung hinausgegangen iſt. Vgl. außer den Lehrbüchern des Strafrechts Levita, Das Recht der N. (Gieß. 1856); Geyer, Die Lehre von der N. (Jena 1857); Weſſely, Die Befugniſſe des Nothſtandes und der N. (Prag 1862).

Nothwendigkeit (lat. necessitas), ein Modalitätsbegriff (ſ. Modalität), welcher die Unmöglichkeit des Gegentheils ausdrückt und alſo zwei andere Begriffe derſelben Art, den der Wirklichkeit und den der Möglichkeit, vorausſetzt. Die N. heißt logiſch oder formal, wenn eine andere Gedankenverbindung als diejenige, welche als nothwendig bezeichnet wird, als ſich ſelbſt widerſprechend erſcheint; real oder phyſiſch, wenn der Zuſammenhang der Ereigniſſe einen andern Verlauf derſelben als den wirklichen als unmöglich erſcheinen läßt, ſomit Ereigniſſe durch das Naturgeſetz bedingt ſind. Die N. heißt ferner hypothetiſch oder äußerlich, wenn ſie von gewiſſen (außer dem Ding ſelbſt liegenden) Bedingungen oder Vorausſetzungen abhängt, dagegen abſolut oder unbedingt, wenn von jeder anderweitigen Bedingung abgeſehen wird. Der letztere Fall beſteht bei allen ſogen. Erkenntniſſen a priori oder, was dasſelbe heißt, bei permanenten Wahrheiten, deren Gegentheil (nach dem logiſchen Geſetz des Widerſpruchs) nicht vorgeſtellt werden kann, wohin ſämmtliche Denkgeſetze, wie ſie die Logik aufſtellt, ſowie die Grundgeſetze der Mathematik gehören. Der hypothetiſchen N., die auch Naturnothwendigkeit heißt, inſofern ſie bei Naturereigniſſen, welche als Wirkungen vorhergehender äußerlichen Urſachen betrachtet werden, zur Geltung kommt, ſteht die moraliſche N. gegenüber, welche die innerlich zwingende Gewalt moraliſcher Verpflichtung bezeichnet.

Nothzucht, ſ. Unzuchtsverbrechen.

Notidānus, ſ. Fiſche, S. 826.

Notificiren (lat.), anzeigen, kundthun; Notificētur (»es werde bekannt gemacht«), ſ. v. w. Bekanntmachung, Ankündigung.

Notifikation (lat.), Benachrichtigung; namentlich im Wechſelrechte die Benachrichtigung, welche der Inhaber eines mangels Zahlung proteſtirten Wechſels ſeinem unmittelbaren Vormann innerhalb zweier Tage nach dem Tag der Proteſterhebung von der Nichtzahlung des Wechſels ſchriftlich zugehen laſſen muß. Der benachrichtigte Vormann iſt ſeinem Vormann gegenüber zur weitern N. binnen gleicher Friſt verpflichtet (vgl. Deutſche Wechſelordnung, Art. 45—47). Notifikationsdekret, gerichtliche Verfügung, durch welche einer Partei lediglich eine Mittheilung und keine proceſſualiſche Auflage gemacht wird.

Notion (lat.), Begriff, Verſtandesbegriff.

Notiren (lat.), anmerken, aufſchreiben; kaufmänniſch auch ſ. v. w. in Rechnung (ſ. Note) bringen.

Notiſt (neulat.), Notenſchreiber, insbeſondere einer, der die Einzelſtimmen aus der Partitur ausſchreibt.

Notiz (lat.), Nachricht, Bemerkung, Kenntnis.

Notker, Name mehrerer St. Galler Mönche, unter denen namentlich zwei hervorragen: N. Balbulus (geſt. 912) iſt, wenn auch nicht der Erfinder, ſo doch der bedeutendſte Pfleger und Dichter der lateiniſchen Sequenzen oder Proſen, d. h. rhythmiſcher Texte, die den textloſen Melodien des Halleluja untergelegt wurden (vgl. Bartſch, Die lateiniſchen Sequenzen des Mittelalters, Roſt. 1868). Noch berühmter iſt N. Labeo oder Teutonicus, der unter dem Abt Burkard II. (1001—1022) Vorſteher der St. Galler Kloſterſchule war und 1022 an der Peſt ſtarb. Er hat ſich um die Pflege der deutſchen Sprache die größten Verdienſte erworben, indem er bibliſche und Profanwerke des Alterthums ins Deutſche überſetzte und deutſch kommentirte. Wir verdanken ihm eine Uebertragung und Erklärung der Pſalmen (nach der St. Galler Handſchrift herausgeg. in Schilters »Thesaurus«, Bd. 1, und in Hattemers »Denkmahlen des Mittelalters«, Bd. 2; nach der Wiener Handſchrift von Heinzel und Scherer, Straßb. 1876); eine ſprachlich verjüngte Faſſung bieten die ſogen. Windberger Pſalmen, herausgegeben von Graff (Quedlinb. 1839). Ebenfalls von N. rühren her die Ueberſetzungen eines Theils des Ariſtoteliſchen »Organon«, des Buches »De consolatione philosophiae« von Boëtius und der zwei erſten Bücher von Mart. Capella's »Vermählung Merkurs mit der Philologie« (alle drei herausgeg. von Graff, Berl. 1837). Verloren ſind die Ueberſetzungen des Hiob ſowie die von Terenz' »Andria« und Virgils »Bucolica«.

Noto (Notonuovo), Stadt und Kreishauptort in der ital. Provinz Siracuſa (Sicilien), Sitz eines Biſchofs, liegt am gleichnamigen Fluß, welcher eine Stunde davon ins Mittelländiſche Meer mündet, hat regelmäßige Straßen, ſchöne Gebäude (darunter die Kathedrale und den Biſchofspalaſt), ein Lyceum, Seminar, Antiken- und Münzkabinet, eine ſtädtiſche Bibliothek, Oel-, Wein- und Getreidehandel und (1871) 14,767 (als Gemeinde 16,590) Einw. Drei Stunden davon liegt Noto vecchio (das alte Netum), 1693 von einem Erdbeben zerſtört.

Notoriſch (lat.), allgemein bekannt. Die Notorietät einer Thatſache iſt eine juriſtiſche Gewißheit, welche keines beſondern Beweiſes bedarf. Dazu gehören die Thatſachen, welche vermöge der Allgemeinheit ihrer Beſchaffenheit bekannt ſind, z. B. Naturbegebenheiten, geſchichtliche Ereigniſſe u. dgl. (Menſchen- und Volkskundigkeit). Ebenſo können in einem Rechtsſtreite Thatſachen vorkommen, welche dem Gericht von Amtswegen bekannt ſind (Gerichtskundigkeit).

Notos (griech.), ſ. Auſter.

Notoſero, See im ruſſ. Gouvernement Archangel, Kreis Kem, 440 QKilom. (8 QM.) groß. In ihn mündet der in Norwegen entſpringende Noto. Sein Abfluß iſt die in den Kolabuſen mündende Tuloma.

Notre Dame (franz., ſpr. nottr dām), in Frankreich Bezeichnung der Jungfrau Maria (ſ. d.), daher Name mehrerer derſelben gewidmeten Kirchen, z. B. der großen Hauptkirche zu Paris (ſ. d.).

Nótt, in der nord. Mythologie die Nacht, Tochter des Rieſen Neri oder Narſi, war erſt mit Annar (Onar) vermählt, dem ſie die Jördh (Erde), dann mit Dellingr, dem ſie den Dag (Tag) gebar.

Notte, Nebenfluß der Dahme im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, iſt 22 Kilom. aufwärts bis zum Mellenſee ſchiffbar und dient ganz beſonders zur Abfuhr der Gipsſteine von Sperenberg.

Nottingham (ſpr. -häm, Nottinghamſhire, Notts), Grafſchaft im mittlern England, grenzt an die Grafſchaften Lincoln, Leiceſter, Derby und York und umfaßt 2129 QKilom. (38,3 QM.) mit (1871)

319,956 Einw. Mit Ausnahme des nördlichen Theils, welcher sich an die Marschebene von York und Lincoln anschließt, des breiten Trentthals und des fruchtbaren Belvoirthals ist N. ein Hügelland, nach W. zu, an der Grenze von Derby, durch den Peak gebirgig; im S. liegen die Wolds, ein Heidebezirk, und im O. der ehemals bedeutende und berühmte, jetzt aber großentheils ausgerottete Sherwoodwald; die höher gelegenen Gegenden sind theilweise noch jetzt reich bewaldet. Hauptfluß ist der Trent. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Das milde Klima und die reiche Bewässerung bedingen einen außergewöhnlichen Produktenreichthum. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbsquellen des Landes. Von der Oberfläche sind 54 Proc. unter dem Pflug und 30 Proc. bestehen aus Weideland; 1875 zählte man 19,674 Ackerpferde, 79,326 Rinder, 284,945 Schafe und 26,739 Schweine. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, etwas Blei, Galmei und Alabaster. Auch der Handel mit Getreide, Malz und Vieh ist sehr bedeutend und nicht minder lebhaft die Industrie. In 4273 Fabriken arbeiteten 1871: 51,010 Arbeiter, wovon 14,660 mit Spitzenfabrikation, 8205 mit Strumpfweberei, 3105 mit Baumwollspinnerei, 2398 mit dem Bau von Maschinen und 1202 mit Eisengießerei beschäftigt waren. Die Hauptstadt N., an der Mündung der schiffbaren Lene in den Trent, liegt malerisch am Abhang eines steilen Sandsteinhügels, den die Ruinen eines von Wilhelm dem Eroberer erbauten Schlosses krönen, und hat enge und unregelmäßige Straßen. Den Marktplatz umgeben Lauben, unter welchen sich die schönsten Läden der Stadt befinden. N. hat zahlreiche alte Kirchen, ein Gerichtshaus, ein Stadthaus, eine Börse, ein Theater, Museum, eine lateinische Schule, viele milde Stiftungen und (1871) 86,621 Einw., welche eine lebhafte Industrie betreiben. Am wichtigsten sind die Spitzenfabrikation (11,144 Arbeiter), die Strumpfwirkerei (2519 Arbeiter), der Bau von Maschinen (1209 Arbeiter) und die Baumwollspinnerei (1108 Arbeiter). Außerdem gibt es Brauereien, Messinggießereien, Brennereien, Malzdarren ꝛc.

Notturno (Nottórno, ital.), Nachtmusik von sanft-melancholischem Ausdruck, sowohl für Gesang wie auch für Klavier und mehrere Instrumente, theils in mehrsätziger serenadenmäßiger Fassung, theils in einem in ausgedehnterer Liedform gehaltenen Satz (in letzterem Fall meist für ein konzertirendes Instrument berechnet).

Nouart (spr. nuār), Flecken im franz. Departement Ardennen, Arrondissement Vouziers, mit etwa 800 Einw. Bei N. stieß um Mittag des 29. Aug. die Avantgarde des 12. (sächsischen) Armeekorps, die 46. Infanteriebrigade, auf die Division Lespart vom 5. französischen Korps, welches im Marsch auf Stenay war. Die Sachsen griffen sofort an, die Franzosen wichen jedoch dem Angriff aus und zogen sich auf das Plateau Bois les Dames zurück, worauf auch die Sachsen den Kampf abbrachen und sich auf eine Beschießung des Feindes beschränkten.

Nouměnon (griech.), im Gegensatze zu Phänomenon (s. d.) das nur durch den Geist (nous) Erkennbare, das Uebersinnliche, Metaphysische. Davon das Adjektiv noumenal. Vgl. Metaphysik.

Nourse River (spr. nöhrs riwwr, Cunene), Fluß in Westafrika (Benguela), entspringt in einer Hochlandschaft südlich von Bihe unter 13° südl. Br., beschreibt mit seinem Lauf einen weiten, gegen S. gerichteten Bogen, nimmt aus Hambo und Kakonda wie aus Galangue zahlreiche Nebenflüsse auf, empfängt im mittlern Laufe von O. her den noch ganz unbekannten Oval und mündet nach einem Laufe von etwa 815 Kilom. unter 17° 18′ südl. Br. in das Atlantische Meer. Seine Mündung ist durch Sandanhäufungen verstopft, welche ebenso wie die nicht fern vom Meer beginnenden Katarakte die Schiffahrt unmöglich machen.

Nouveauté (franz., spr. nuwoteh), Neuigkeit, Neuheit, besonders Modeartikel, moderner (Kleider-) Stoff; haute n., etwas ganz Neues; Magasin de nouveautés, Modewaarengeschäft.

Nouvelle, La (spr. nuwäl), s. Port de la Nouvelle.

Nouvion, Le (spr. nuwjóng), Stadt im franz. Departement Aisne, Arrondissement Vervins, mit bedeutender Käsefabrikation, Wollindustrie, Glas- und Holzwaarenfabrikation und (1872) 3172 Einw.

Nova (lat., Novitäten), »Neuigkeiten«, besonders im Buchhandel: neu erschienene Verlagswerke; im Handel überhaupt s. v. w. frische Waaren; neue Muster für Fabrikarbeit.

Novāländer, Aecker, welche seit Menschengedenken wüst gelegen haben und erst seit kurzem wieder kultivirt werden. Der von solchen Aeckern zu entrichtende Zehnt heißt Novalzehnt, Neubruchzehnt.

Nōvalis, Pseudonym für Hardenberg 3).

Novantik (lat., »neu-alt«), die Antike erneuend oder zu erneuen suchend; daher die Novantike, novantike Richtung ꝛc.

Nova Petropŏlis, deutsche Kolonie in der brasil. Provinz Rio grande do Sul, am obern Rio Cahy, 1858 gegründet, mit 1284 meist deutschen Einw. und Ausfuhr von Mais, Bohnen, Reis, Getreide, Flachs und Tabak (im ganzen jährlich für ca. 75,000 Mark).

Novāra, eine Provinz der ital. Landschaft Piemont, grenzt nördlich an die Schweiz, im übrigen an die Provinzen Como, Mailand, Pavia, Alessandria und Turin, umfaßt sechs Kreise und hat einen Flächenraum von 6545 QKilom. (118,8 QM.) mit (1871) 624,985 Einw. Der nördliche Theil des Landes ist gebirgig durch Verzweigungen der Alpen; im südlichen, ebenen Theil bildet größtentheils der Po die Grenze und nimmt die Sesia, Agogna, den Terdoppio und Tessin (Ticino) auf. Hauptprodukte sind: Reis, Weizen, Hülsenfrüchte, Wein, Obst, Seide, Hanf, Flachs; Esel, Schweine, Geflügel; Eisen, Kupfer und etwas Silber. Die Provinz wird von O. gegen W. von der Eisenbahnlinie Mailand-Turin durchschnitten, an welche zahlreiche Seitenlinien (nach Arona, Mortara, Gozzano, Casale, Biella) sich anschließen; andere Kommunikationsmittel sind die schiffbaren Flüsse und die von den letzteren auslaufenden Kanäle.

Die Hauptstadt N., zwischen der Agogna und dem Terdoppio gelegen, Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Arona, Gozzano und Alessandria, Mailand und Turin, ist der Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden, hat einen romanischen Dom (11. Jahrh.) mit schönen Fresken und Mosaikfußboden, ein dazu gehöriges altes Baptisterium mit antiken Säulen, mehrere andere Kirchen (darunter San Gaudenzio, von Pellegrino Tibaldi 1577 wieder erbaut, mit schönen Gemälden), einen Justizpalast und mehrere stattliche Privatpaläste, ein neues Theater, schönes Hospital, imposantes Handelshaus (mercato) sowie Denkmäler von Karl Emanuel III., Karl Albert, der hier 1849 die Krone niederlegte, und Cavour. Von Bildungsanstalten bestehen in N.: ein Lyceum und Gymnasium, eine Notariatsschule, ein Seminar mit großer Bibliothek, eine technische Schule, Kunst- und Handwerksschule, 2 Gymnasialschulen,

ein National- und Stadtkonvikt und ein Museum römischer Alterthümer; auch zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten sind vorhanden. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 14,827, einschließlich der Vorstädte und des Gemeindebezirks 29,516, welche Seidenmanufaktur, Baumwoll- und Leinweberei, Färberei, Gerberei, Hut- und Töpferwaarenfabrikation, ferner Handel mit Getreide, Reis, Flachs, Seidenkokons und Wein betreiben. Die Mauern und Bastionen, mit denen N. früher umgeben war, haben jetzt schönen Straßen und Promenaden Platz gemacht. N. ist das alte Novaria und gehörte im Mittelalter den Herzögen von Mailand. 1515 und 1522 fiel die Stadt in die Hände der Franzosen und kam dann unter österreichische Herrschaft. Am 23. März 1849 erfochten hier die Oesterreicher unter Radetzky einen entscheidenden Sieg über die Sardinier. Zur Erinnerung an dieses Ereignis erhielt die österreichische Fregatte, welche 1857—59 unter der Leitung des Commodore v. Wüllerstorf-Urbair eine Reise um die Welt unternahm, den Namen N. Vgl. über diese sogen. N.-Expedition das Reisewerk: »Reise der österreichischen Fregatte N. um die Erde«. Beschreibender Theil von Scherzer (Wien 1861—62, 2. Aufl. 1864—65; Volksausgaben 1865—66 u. 1875). Die eigentlich wissenschaftlichen Ergebnisse sind enthalten in den einzelnen Abtheilungen, der statistisch-kommerciellen, zoologischen, botanischen, geologischen, anthropologischen und linguistischen.

Novatiäner, die Anhänger einer um 250 von dem röm. Presbyter Novatianus ins Leben gerufenen streng asketischen kirchlichen Partei, die sich gegen die Wiederaufnahme der Abgefallenen (lapsi) ohne Wiederholung der Taufe erklärte und die sichtbare wahre Kirche repräsentiren wollte. Das Novatianische Schisma erhielt sich namentlich in Italien und Afrika bis ins 6. Jahrh.

Novation (lat., »Neuerung«, »Umschaffung«), im juristischen Sinn die Aufhebung einer bestehenden Verbindlichkeit durch eine neue, welche an die Stelle der bisherigen tritt. Dies geschieht entweder so, daß Schuldner und Gläubiger unverändert bleiben, indem nur der Grund der Verbindlichkeit ein anderer, z. B. Kaufgeld in Darlehn verwandelt wird (novatio simplex), oder so, daß an die Stelle des bisherigen Schuldners oder Gläubigers ein neuer tritt. Je nachdem dies mit Zustimmung des bisherigen Schuldners oder ohne diese geschieht, wird zwischen Expromission (s. d.) und Delegation (s. d.) unterschieden.

Nova Zembla, Insel, s. v. w. Nowaja Semlja.

Novéant (spr. -wéäng), Dorf im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Lothringen, Landkreis Metz, an der Mosel, mit Weinbau, Hohöfen und (1875) 1344 Einw.; deutsche Grenzstation der Eisenbahn von Metz nach Nancy und Paris.

Novellära, Stadt in der ital. Provinz Reggio nell' Emilia, Kreis Guastalla (im ehemaligen Herzogthum Modena), an einem von Reggio in die Secchia führenden Kanal, ist mit Mauern umgeben, hat Seidenindustrie, Gerberei und (1871) 7088 Einw. N. war die Hauptstadt des gleichnamigen, dem Haus Gonzaga gehörigen Fürstenthums, welches als erledigtes Reichslehen an den Kaiser zurückfiel und von diesem 1737 an Modena verliehen wurde.

Novelle (ital., »Neuigkeit«), diejenige epische Dichtungsform, welche, wie der Roman (s. d.), ein natürliches Geschehen als wunderbaft darstellt und dadurch sowohl zum Märchen (s. d.), welches ein wunderbares Geschehen als natürlich erscheinen lassen will, wie zum Epos (s. d.), welches ein Wunderbares als wunderbar, und zur Erzählung (s. d.), welche ein Natürliches als natürlich darstellt, im Gegensatze steht. Die N. unterscheidet sich vom Roman durch den Umstand, daß sie nur eine einzige, der Roman eine ganze Aufeinanderfolge von Begebenheiten darstellt, daher der »romanhafte« Schein bei der N. durch die Beschaffenheit dieser einzelnen dargestellten Begebenheit selbst erweckt werden muß, während er im Roman auch durch die (romanhafte) Beschaffenheit der Aufeinanderfolge an sich natürlich erscheinender Begebenheiten geweckt werden kann. Die dargestellte Begebenheit muß »neu« (auffällig, unerhört, wunderlich und daher scheinbar unnatürlich) entweder durch die in ihr enthaltene Situation (Situationsnovelle), oder durch die in ihr auftretenden Charaktere (Charakternovelle) sein. Durch die Beschränkung auf eine einzige Begebenheit ist die N. dem Drama, wie der Roman als Darstellung einer ganzen Reihe von Begebenheiten dem Epos, verwandt. Dramatiker, wie Shakespeare, Calderon, haben daher ihre Dramenstoffe nicht selten aus Novellen (z. B. »Romeo und Julie«) entlehnt oder sind, wie Schiller (»Verbrecher aus verlorner Ehre«), H. v. Kleist (»Michael Kohlhaas«, »Marquise von O.«), Fr. Hebbel (»Die Kuh«) u. a., zugleich Novellisten gewesen. Meister der N. sind: Boccaccio (»Il Decamerone«) und Bandello in Italien; Don Juan Manuel, Juan Ruiz und vornehmlich Cervantes in Spanien; die Königin Margarethe von Navarra, Rabelais, Scarron, Marmontel und Voltaire in Frankreich; unter den Deutschen Goethe, Tieck, H. v. Kleist, H. Steffens, P. Heyse u. a. Eine Auswahl der besten Novellen hat Heyse mit H. Kurz in dem »Deutschen Novellenschatz« (Münch. 1870—76, 24 Bde.) und »Novellenschatz des Auslandes« (das. 1872, 7 Bde.) gegeben.

Novellen (lat. novellae leges, »neue Gesetze«), Verordnungen Justinians, welche nach dem Abschlusse seiner Gesetzsammlungen erschienen; die in die lateinische Sprache übertragenen und von den Glossatoren anerkannten N. werden Authenticae genannt (s. Corpus juris); auch Bezeichnung für Nachtragsgesetze überhaupt, z. B. die Strafgesetznovelle (Reichsgesetz vom 26. Febr. 1876, betreffend die Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich und die Ergänzung desselben).

Novellist, Novellenschreiber, -Dichter; novellistisch, novellenhaft (s. Novelle).

Novello, Clara Anastasia, berühmte Sopransängerin, geb. 10. Juni 1818 zu London, Tochter des als Organist und Komponist bekannten Vincent N., hatte erst franz. Fétis zum Lehrer in der Musik, bildete sich sodann in Paris zur Sopransängerin aus und gab seit 1830 in vielen Städten Englands und Irlands Konzerte mit dem glänzendsten Erfolg. Nachdem sie hierauf in Leipzig (auf Mendelssohns Einladung), Berlin, Wien und Petersburg gastirt, besuchte sie auch Italien, wo Rossini zu Bologna sie bestimmte, sich ganz der Bühne zu widmen. Sie nahm Micherour in Mailand zum Lehrer in der dramatischen Kunst an und debütirte bald darauf in Padua mit außerordentlichem Beifall als Semiramis. Nach London zurückgekehrt, ward sie Mitglied des Drurylanetheaters, verheirathete sich 1848 mit dem Grafen Gigliucci, unternahm in den 50er Jahren neue Kunstreisen nach Spanien und Italien, wo sie längere Zeit am Scalatheater in Mailand engagirt war, zog sich aber 1860 ins Privatleben zurück.

Novémber (v. lat. novem, neun, weil der Monat

im altröm. Kalender der neunte war), bei uns der elfte Monat des Jahrs, der Uebergangsmonat zum eigentlichen Winter. Die Sonne tritt im N. ins Zeichen des Schützen. Die mittlere Veränderlichkeit der Temperatur ist im N. geringer als im December und größer als im Oktober. Sie beträgt für das nordöstliche Europa 1,5°, für die baltischen Länder 1,2°, für Deutschland 1,3°, für Westeuropa 1,1°, für Italien 1,0°, für England 0,9°. Gewitter sind im N. sehr selten.

Noverre (spr. -wär), Jean Georges, berühmter franz. Tänzer, geb. 29. März 1727 zu Paris, bildete sich unter Dupré zum Tänzer aus, erntete schon 1740 bei seinem Auftreten in Fontainebleau ungemeinen Beifall und gastirte hierauf zu Berlin, London (in Garricks Truppe), Paris und Lyon. Seine »Lettres sur les arts imitateurs« (Lyon 1767 u. 1807, 2 Bde.) veranlaßten seine Berufung als Ballettmeister nach Ludwigsburg. Später wirkte er in gleicher Eigenschaft zu Wien, Mailand und zuletzt zu Paris, wo er auch zu Glucks und Piccini's Opern Ballette schuf. Er starb 19. Nov. 1810 zu St. Germain en Laye. Weiteres s. Ballett.

Novi (Novi Ligure), Stadt und Kreishauptort in der ital. Provinz Alessandria, am Fuß der Apenninen, Knotenpunkt der Eisenbahnen von Alessandria, Piacenza und Genua, ist Sitz eines Unterpräfekten, eines Civil- und Korrektionstribunals und eines Handelsgerichts, hat ein festes Bergschloß, ein Lyceum, Gymnasium, eine Notariatsschule, technische Schule, ein Konvikt, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, Seidenbau, Seidenmanufakturen und Seidenhandel und (1871) 12,162 Einw. Hier 15. Aug. 1799 Sieg der verbündeten Russen und Oesterreicher unter Suworow über die Franzosen unter Joubert, wobei letzterer blieb; 6. Nov. 1799 Gefecht, worin die Oesterreicher unter Kray von den Franzosen unter Saint-Cyr geschlagen wurden.

Novibázar, s. Novipasar.

Noviodúnum, keltischer Städtename, von der Lage auf einem Hügel (Dun): N. (Nevirnum) Aeduorum, das jetzige Nevers; N. Biturigum, das jetzige Neuvy sur Barangeon; N. Helvetiorum, das jetzige Nyon; N. Suessionum, das jetzige Soissons, u. a.

Noviomágus, Name keltischer Städte, von der Lage in einer Ebene (Mag): N. Batavorum, das jetzige Nimwegen; N. Lexoviorum, das jetzige Lisieux; N. (schlechtweg), das heutige Noyon; N. Nemetum, das jetzige Speyer; N. Trevirorum, das jetzige Neumagen ꝛc.

Novipásar (Jenipasar), Hauptort eines Sandschaks im türk. Wilajet Bosnien, an der Raschka, mit ca. 12,000 Einw., ist ein strategisch hochwichtiger Punkt, indem er einerseits die Kommunikationslinie zwischen Bosnien und Rumelien sichert, anderseits die Verbindung Serbiens mit Montenegro hindert. An der Stelle des heutigen N. stand zur Zeit des altserbischen Reichs Rassia, dessen die byzantinischen Geschichtschreiber schon im 9. Jahrh. erwähnen. — Das Sandschak N. zerfällt in elf Nahien (Bezirke) und zählt 159,639 Einw. (darunter 90,000 Christen).

Novität, s. Nova.

Noviziát (neulat.), die Probezeit, welche diejenigen bestehen müssen, die Mitglieder eines religiösen Ordens werden wollen. Sie heißen während dieser Zeit Novizen und stehen unter Aufsicht eines besondern Novizenmeisters. S. Kloster.

Novus homo (lat.), s. Nobilität.

Nowa Alexandria, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Lublin, an der Weichsel, mit forst- und landwirtschaftlichem Institut und (1876) ca. 6000 Einw.; gehörte früher den Czartoryski's, welche eine Druckerei, Bibliothek, ein archäologisches Museum und den schönen Park daselbst anlegten.

Nowaja Ladóga, Kreisstadt im russ. Gouvernement Petersburg, an der Mündung der Wolchow in den Ladogasee und am Ladogakanal, mit 4 Kirchen, Stadtbank, bedeutendem Jahrmarkt im August und (1871) 4400 Einw. Auf der Stelle von N. stand seit dem 15. Jahrh. ein Kloster, um welches Peter d. Gr. 1704 die Stadt erbauen ließ.

Nowája Semlja (»das neue Land«), eine zum russ. Gouvernement Archangel gehörige Insel im Nördlichen Eismeer, zwischen 70½—77° nördl. Br. und 51—71° östl. L. v. Gr., östlich vom Karischen Meer bespült und im S. durch die Karische Meerenge von der Insel Waigatsch getrennt, 91,070 QKilom. (1653,9 QM.) groß, besteht aus zwei durch den Matotschkin Schar (s. d.) getrennten Hauptinseln nebst einer Menge kleiner, meist nur durch schmale Meerengen von ihr geschiedenen Nebeninseln und wird von einem sich aus dem Ocean erhebenden Kammgebirge gebildet, welches, von SW. nach NO. streichend, zwischen dem 73. und 74.° nördl. Br. eine Gipfelhöhe von 1200 Meter erreicht. Mächtige Querkämme und Querthäler bedingen das Vorhandensein der besonders an der Westküste zahlreichen, tief eingreifenden Fjorde. Fast ohne Gliederung ist nur die gegen 160 Kilom. lange Küste des »Gänselands« (Gussinaja Semlja) im W. sowie der nördlichste und südlichste Theil der Ostküste. Nördlich vom 74.° nördl. Br. ist das Land von Gletschern bedeckt, die oft bis ins Meer reichen; der südlichste Theil der Insel hat den Charakter einer von einzelnen Bergketten durchzogenen Hochebene, welche sich zur Küste hin allmählich verflacht. Das Gebirge besteht hauptsächlich aus offen zu Tage liegenden Schichten der silurischen und devonischen Formation. Die Temperatur ist an der Westküste bedeutend höher als an der Ostküste: am Westende des Matotschkin Schar im Mittel —6,7° R., am Südosttheil der Insel —7,5° R. Die Flora besteht aus nur einigen Dutzend Arten. Von ausdauernden Gehölzen fand v. Baer nur vier Weidengattungen; doch konstatirt Pachtussow auch das Vorkommen von zwergartig wachsenden Polarbirken (Betula nana), Wacholder- und Tannengestrüpp. Charakteristisch ist, daß alle Pflanzengattungen (mit Ausnahme der Moose) immer nur in einzelnen Exemplaren zerstreut vorkommen. Viel reichhaltiger ist die Fauna; häufig sind Eisbären, Eis- und Blaufüchse, Renthiere, Lemminge, seltener Wölfe und (rothe) Füchse. Von Seethieren findet man Delphine in mehreren Arten, Seehunde (Phoca barbata), Walrosse, seltener jetzt Seekühe oder Manati's (Rhytina). Unter den Vögeln sind bemerkenswerth Eulen (Strix nyctea), Falken und massenhaft auftretende Wasservögel. Am typischen Polarklima der Insel sowie an der monatelang dauernden, nur zuweilen durch Nordlichter erhellten Winternacht sind bisher alle Kolonisationsversuche gescheitert; doch werden jährlich Jagdexpeditionen ausgerüstet, welche mit reicher Beute an Fellen, Thran, Eiderdunen und gesalzenen Fischen heimkehren. N. war vermuthlich schon im 11. Jahrh. den Nowgorodern bekannt, doch existiren keine authentischen Nachrichten darüber. Historisch wurde die Insel zuerst vom Engländer Willoughby entdeckt, der aber auf der Rückfahrt mit 70 Gefährten in Lappland verunglückte. Die ersten

genaueren Nachrichten verdankt man dem Holländer Barent (s. d.), der 1594 den nordöstlichen Theil der Insel (Barentsland) erforschte. Später wurde N. mehrfach von Engländern, Holländern und Dänen besucht. Die ersten russischen Expeditionen dorthin waren die von Juschkow (1757) und von Loschkin (1760), der zwei Winter auf der Insel verbrachte. Unter den neueren Reisen nach N. sind die für die Wissenschaft wichtigsten die vier Sommer nach einander (1821—24) wiederholten Fahrten Lütke's, die 1832 vom Kaufmann Brandt ausgerüstete Expedition unter Pachtussow, die 1838 durch den Naturforscher v. Baer veranstaltete, die Expeditionen von Moissejew und Siwolka (1848), von Rosenthal und Heuglin, von Payer und Weyprecht, von Johannsen und Karlsen (1871), endlich die vom Grafen Wilczek und die Ssiderow'sche (1872). Vgl. Lütke, Viermalige Reise ins Nördliche Eismeer (deutsch von Erman, Berl. 1835); v. Baers Bericht im »Bulletin de l'Académie de St-Pétersbourg« (II u. III); Spörer, Nowaja Semlä (Gotha 1867); Heuglin, Reise nach dem Nordpolarmeer, Bd. 2 (Braunschw. 1873).

Nowaja Uschiza, Kreisstadt im russ. Gouvernement Podolien, am Kaljus, mit (1874) 4500 Einw. Im Kreis N. ist die Tuchfabrikation sowie der Tabakbau stark entwickelt.

Nowa Warosch, Stadt in Bosnien, Sandschak Novipasar, an der Bistritza, welche in den Lim mündet, mit 2000 Einw. und lebhaftem Viehhandel. Die christlichen Einwohner haben hier eine schöne Kirche.

Nowawés, schön gebautes Dorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, bei Potsdam, mit Baumwollweberei, Seidenhaspelanstalt und (1875) 6700 Einw.; 1751 von Friedrich d. Gr. angelegt als Kolonie für eingewanderte böhmische Protestanten.

Nowgórod, russ. Gouvernement, zwischen den Gouvernements St. Petersburg im W. und Jaroslaw im O., umfaßt 122,337 QKilom. (2221,75 QM.) mit (1878) etwa 1,022,000 Einw. und wird von der Alaunischen Hochebene durchzogen, welche sich im S. zum Waldaigebirge (313 Meter) erhebt, die Wasserscheide zwischen dem Baltischen und dem Kaspischen Meer bildend, während sie im W. zum Ilmensee (32 Meter ü. M.) abfällt und gegen N. in bodenlose, oft über 1000 QKilom. große Sümpfe übergeht, die fast ⅛ des Areals bedecken. Bewässert wird N. von 3216 Seen (darunter der Ilmen, der Bjelo Osero und der Woshe) und einer Menge von Flüssen, von denen über 30 schiffbar. Die wichtigsten darunter sind: Scheksna, Mologa, Tschagodoschtscha und Kowsha (zum Wolgasystem), Wolchow und Sjaß (zum Ladogasystem) und Msta und Lowatj (zum Ilmensee gehörig). Wichtiger noch für die Schiffahrt sind die drei das Kaspische und das Baltische Meer verbindenden Kanalsysteme: das Wyschnij-Wolot'sche, das Marien'sche und das Tichwin'sche, sowie der Kanal des Herzogs Alexander von Würtemberg, der die Scheksna mit dem See Kubenskoje (resp. mit dem Weißen Meer) verbindet. In geognostischer Hinsicht gehört der westliche Theil der devonischen Formation an, während Steinkohlenformationen den östlichen Theil einnehmen. Die Trias- und Permische Formation treten nur im äußersten Osten auf. Die älteren Formationen sind überall ziemlich hoch von Diluvium überdeckt. Das Klima ist rauh, der Winter lang; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 3° R., dabei sind Fröste von —30° R. im Winter und Hitze von +30° im Sommer nichts Ungewöhnliches. Der Waldreichthum (große Föhren-, Tannen- und Birkenwälder bedecken ⅗ des Landes) sowie die Moräste bedingen eine gute Jagd. Das Mineralreich liefert Sumpfeisen, Kalkstein, Lehm, Steinkohlen (doch stark mit Schwefelkies untermischt), Kupfer am Wolchow, etwas Silber an der Sjuda (Kreis Bjelosersk) und viele Mineralquellen, namentlich in Staraja Russa (s. d.). Die Viehzucht ist (vielleicht die Rinderzucht ausgenommen) unzureichend; der Ackerbau deckt den innern Bedarf an Roggen, Hafer und Gerste. Eingeführt werden Weizen, Buchweizen, Erbsen und Hirse. Die Einwohner (mit Ausnahme von etwa 26,000 Karelen, 7000 Tschuden, 4000 Deutschen, einigen Juden und Zigeunern) sind Großrussen und finden ihren Unterhalt, außer im Ackerbau, in den verschiedenen Arbeiten, welche die rege Schiffahrt mit sich bringt, im Fischfang, in Holzarbeiten und Jagd; auch verläßt ein großer Theil jährlich auf einige Monate das Gouvernement, um in St. Petersburg und den angrenzenden Provinzen Arbeit zu suchen. Von den ca. 100 Jahrmärkten des Gouvernements sind nur der beim Kloster Kirilo-Nowojesersk, der in Staraja Russa und der in Tscherepowez nennenswerth. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich mit Holz, außerdem mit Getreide, Metall und Salz aus den Wolgagouvernements und mit Manufaktur- und Galanteriewaaren, Droguen ꝛc. aus St. Petersburg. Die Industrie ist im Steigen begriffen, namentlich in der Fabrikation von Papier, Fayence, Glas und Leder. In administrativer Hinsicht zerfällt N. in elf Kreise: N., Bjelosersk, Borowitschi, Demjansk, Kirilow, Krestzy, Staraja Russa, Tichwin, Tscherepowez, Ustjushna und Waldai.

Die Hauptstadt N. (Nowgorod Weliki) ist eine der ersten Ansiedelungen der nordischen Slawen und besaß schon im 9. Jahrh. die Hegemonie über alle Städte derselben. Von hier aus vereinigte um 862 Rurik (s. d.) mit seinen Warägern die zersplitterten Slawen zu einem zusammengehörigen Staat. Seine günstige geographische Lage, die N. einerseits vor den verheerenden Zügen der asiatischen Völker sicherte, anderseits aber durch die Wasserverbindung mit dem Finnischen Meerbusen in beständiger Berührung mit der germanischen Kultur erhielt, bedingte den raschen Aufschwung zu einer blühenden Handelsstadt, welche bald den ganzen Norden bis zu dem Weißen Meer und dem Ural unterjochte. Schon im 12. Jahrh. hatten deutsche und skandinavische Kaufleute von Wisby hier Handelsfaktoreien etablirt, welche, als der deutsche Hansebund erstarkte, N. zum wichtigsten Marktplatz des Nordostens und zur Hauptquelle des Reichthums für die Hanseaten machten. Russisches Leder, Felle, Wachs, Talg, Hanf, Flachs, Daunen waren gesuchte Produkte, gegen welche deutsche Leinen-, Woll- und Metallwaaren, Blei, Schwefel, Salz, Wein, Bier, Pergament, später auch Papier und Schießbedarf eingetauscht wurden. Aber die Selbständigkeit und die freie republikanische Verfassung Nowgorods war den wieder erstarkten moskauischen Zaren nach Abwerfung des Mongolenjochs ein Dorn im Auge, und 1478 begann Iwan d. Gr. den Vernichtungskrieg gegen dasselbe, den Iwan der Grausame 1579 damit krönte, daß er die Stadt zerstörte, ihre Schätze nach Moskau abführte, einen großen Theil der Einwohner (60,000?) im Wolchow ertränken ließ und die ausländischen Kaufleute verbannte. Damit war die Blüte Nowgorods geknickt. Noch einmal (1650) versuchte es, sich gegen den Zaren Alexei zu erheben, wurde aber unterdrückt, und bald vollendete das schnell aufblühende

Petersburg den Ruin der einst mächtigen Stadt. Von der frühern Pracht (die Chronisten erzählen von 400,000 Einw. und hunderten von Kirchen und Klöstern, deren einige jetzt 5—7 Kilom. von der Stadt entfernt liegen) hat N. nur wenige Monumente aufzuweisen; das werthvollste ist die Sophienkathedrale im Kreml, ursprünglich 989 aus Holz erbaut und nach einem Brand 1045 nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel in Stein aufgeführt. Dieselbe beherbergt die Ueberreste verschiedener Heiligen, ein wunderthätiges Christusbild aus der Mitte des 11. Jahrh., interessante Reliquien früherer Zaren und Metropoliten, ein chaldäisches Lesepult (Altar) u. a. Beachtenswerth sind ferner die berühmten, zu Anfang des 13. Jahrh. von deutschen Künstlern gearbeiteten Korssun'schen sowie die Schwedischen oder Sigtun'schen Bronzepforten (angeblich im 12. Jahrh. aus der schwedischen Stadt Sigtuna hergebracht). Das Innere der Kathedrale macht mit seinen in mystisches Halbdunkel gehüllten, unförmlichen Pfeilern, Kapellen, Sarkophagen ꝛc. einen ernsten, fast unheimlichen Eindruck (vgl. Meyer, Russische Denkmäler, Hamb. 1837, 2 Bde.). Zu den Baudenkmälern gehören ferner: die den Kreml umgebende mächtige Ringmauer, die Nikolaikirche (1135), die Nikolo Dworischtschski-Kathedrale (1113), neben ihr die Paraskewy Pjätniza-Kirche (1156) sowie die 14 Klöster, darunter das 1106 zuerst erwähnte des heil. Antonius mit Seminar, das 1030 gegründete und mit orientalischer Pracht ausgestattete Jurjew'sche (3 Kilom. von N.) und das Nonnenkloster zum Heiligen Geist. Die Stadt liegt am Ausfluß des Wolchow aus dem Ilmensee (dadurch oft von Ueberschwemmungen heimgesucht) und zerfällt in zwei Hauptttheile: die Sofiskaja Storona mit dem Kreml am linken und die mit ihr durch eine Brücke verbundene Torgowaja Storona (»Handelsseite«) am rechten Wolchowufer. Die Einwohnerzahl betrug 1874: 17,094 Seelen. An Anstalten sind vorhanden: ein Gymnasium für Knaben und eins für Mädchen, eine Realschule mit pädagogischer Abtheilung, ein Lehrerseminar, ein Irrenhaus, ein Theater, 4 Buchhandlungen, 2 Bankanstalten; ferner besitzt N. 36 Kirchen (ohne die Klosterkirchen), ein Kaufhaus und 2 Denkmäler (zur Erinnerung an das Kriegsjahr 1812 und zur Feier des 1000jährigen Bestehens des russischen Reichs, letzteres von Mikjeschin). Die Industrie ist ganz unbedeutend, etwas reger der Handel, namentlich mit Getreide, Holz, Heu, Eisen und Salz. Durch Eisenbahnen ist N. mit Staraja Russa und Tschudowo (Linie Petersburg-Moskau) verbunden.

Nowgorod Litowsky (Navenpille, »Neustadt«), 1) einst die erste Festung Litauens, wurde 1381 zerstört. An der Stelle der frühern Stadt steht jetzt das Kirchdorf Nowgorodka, am Niemen, im russischen Gouvernement Wilna. — 2) Stadt, s. Nowogrudok.

Nowgorod Sjewersk (Nowgorodok), Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, an der Desna, mit 2 Gymnasien (für Knaben und Mädchen), 14 Kirchen, Kloster, jüdischer Rabbinerschule, Handel mit Hanf, Hanföl und Holz und (1876) 7000 Einw. N. wurde im 11. Jahrh. gegründet.

Nowo-Alexandrowsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kowno, zwischen den Seen Ossa und Ossida, hat 2 Kirchen und (1870) 6115 Einw., meist Juden. 1836 wurden infolge der Kassation der Stadt Wids die Kreisbehörden in den Flecken Essiorossy verlegt und dieser als N. zur Kreisstadt erhoben.

Nowobajaset (Neubajesid), Kreisstadt im russisch-kaukas. Gouvernement Eriwan, westlich vom Goktschaisee, mit (1867) 4676 Einw.

Nowochopersk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesh, am Chopor, hat 2 Kirchen, eine Stadtbank, Ueberreste der von Peter d. Gr. hier angelegten Erdfestung mit großen Schiffswerften, Handel (besonders mit Weizen und Leinsaat nach Rostow am Don und mit Vieh) und (1873) 7400 Einw.

Nowogeorgiewsk, 1) (früher Modlin) russ. Festung erster Klasse mit befestigtem Lager, in Polen, an der Mündung des unfern von hier sich mit dem Bug vereinigenden Narew in die Weichsel. Die Hauptfestung mit der Citadelle liegt am rechten Ufer der Weichsel und besteht aus lauter bombenfesten, nur für die Garnison bestimmten Gebäuden, umringt von gewaltigen, bis 40 Meter über den Flußspiegel sich erhebenden Wällen, welche ihrerseits wieder von einer langen Reihe von Außenwerken umgeben sind. Außerdem wird das linke Weichsel- und Narewufer durch besondere Außenwerke vertheidigt. Karl XII. von Schweden bemerkte zuerst die große Wichtigkeit dieses Platzes in strategischer und taktischer Hinsicht und ließ den hier liegenden Flecken Modlin befestigen. Napoleon I. erweiterte 1807 die Wälle und begann den Bau der eigentlichen Festung; doch war derselbe noch nicht beendigt, als die Russen die Festung einschlossen und den französischen General Daendels 1. Dec. 1813 zur Kapitulation zwangen. Kaiser Alexander I. setzte die Festungsarbeiten fort, bis die Polen während des Aufstandes 1830 sich der Festung bemächtigten. Von General Golowin blokirt, ergab sich der polnische Kommandant, Graf Ledochowski, 7. Okt. 1831 bedingungslos. Seitdem ließ Kaiser Nikolaus I. die Festung durch den General Dehn vollständig umbauen und legte dadurch den Grund zu dem, was sie heute ist: eine der stärksten Festungen Europa's. — 2) (früher Krylow) Stadt im russ. Gouvernement Cherson, Kreis Alexandrija, unfern der Mündung des Tjasmin in den Dnjepr, mit 3 Kirchen, Militärhospital, Talg-, Lichte- und Lederfabrikation, bedeutendem Handel mit Holz und Vieh und (1874) 10,225 Einw. (darunter viele Sektirer).

Nowograd Wolynsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wolhynien, am Sslutsch, mit 5 Kirchen, Getreide- u. Holzproduktenhandel und (1873) 9341 Einw.

Nowogrudok (auch Nowogorod Litowsky, Nowyj Gorodok), Kreisstadt im russ. Gouvernement Minsk, mit 4 Kirchen, einer Moschee und (1874) 8553 Einw. N. war Hauptort eines der mächtigsten slawischen Theilfürstenthümer und wichtige Festung, in der namentlich Fürst Witowt (1392—1430) großartige Bauten ausführen ließ, von denen noch die heutigen Ruinen zeugen. Derselbe Fürst siedelte hier gefangene Tataren an, deren Nachkommen (ca. 500) noch heute in der Stadt wohnen. 1448 hielt König Kasimir IV. von Polen hier einen Reichstag ab, und seit 1581 fand alle zwei Jahre das Tribunal hier statt, bis es 1775 nach Grodno verlegt wurde.

Nowominsk (Minsk), Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Warschau, an der Brest-Warschauer Eisenbahn, mit Schrotgießerei und (1873) 2548 Einw. Im Kreis N. ist die Mühlenindustrie sowie Branntweinbrennerei und Hopfenbau entwickelt.

Nowomirgorod, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, am Longosee, mit Talgsiedereien, vier großen Jahrmärkten, Stadtbank und (1873) 5893 Einw.

Nowomoskowsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, an der Sjamara, mit 4 Kirchen,

Talgsiedereien, Gerbereien (die Felle werden hier mit Rhumbagineen bearbeitet), einem großen Pferde- und Viehjahrmarkt und (1874) 10,515 Einw.

Noworadomsk, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Petrokow, an der Radomka, mit (1873) 4680 Einw. (darunter viele Juden). Im Kreis N. befinden sich mehrere Zucker-, Glas- und Eisenfabriken.

Noworossijsk, befestigte Hafenstadt im russ. Kaukasien, mit (1873) 1862 Einw., liegt südöstlich von Anapa, an der fischreichen Noworossijskschen Bucht, einem der schönsten Ankerplätze (selbst für große Flotten), der aber fast jährlich von den heftigsten Stürmen heimgesucht wird.

Nowortschew, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pskow, an den Seen Roszo und Arscho, mit 2 Kirchen und (1870) 1683 Einw.

Nowo Sselitza, Flecken im russ. Gouvernement Bessarabien, an der österreichischen Grenze, mit (1870) 2100 Einw. und Zollamt (1871 Ausfuhr für 2¼ Mill., Einfuhr für 844,000 Rubel).

Nowossil, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, an der Sjuscha, mit 3 Kirchen, schmutzigen Straßen und (1872) 4027 Einw.

Nowosybkow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, mit Realgymnasium, Stadtbank, 3 Kirchen und (1873) 7612 Einw. (fast nur Raskolniken). Die Stadt sowohl wie der Kreis hat eine Menge kleiner industriellen Etablissements, in welchen besonders Leder, Leinwand, Oel, Zucker, Borsten, Zündhölzchen bereitet werden, mit welchen Produkten wie auch mit Getreide, Talg, Vieh, Hanf und Holz die Einwohner einen blühenden Handel treiben.

Nowo Tscherkask, Hauptort und einzige Stadt im Lande der Donischen Kosaken, liegt auf einem Hügel, der auf drei Seiten vom Aksai und Tursiow umströmt wird, und ist Sitz der Centralregierung und der obersten Gerichtsbehörden der Donischen Kosaken. Erst 1805 angelegt, erblühte der Ort sehr rasch, namentlich seitdem er 1863 mit den sehr nöthigen Wasserleitungen versehen und durch Eisenbahnen mit Woronesh (resp. Moskau) und mit Taganrog am Asow'schen Meer verbunden worden. Die Zahl der Einwohner betrug 1865: 20,288, Ende 1872 bereits 33,397. N. hat ein Knaben- und ein Mädchengymnasium, mehrere andere Schulen, Buchhandlungen, ein Theater, 11 Kirchen, Irren-, Waisen-, Findel- und Krankenhäuser, Bankanstalten, ein Zeughaus, ein Denkmal seines Gründers, des Hetmans Platow, 2 nicht unbedeutende Jahrmärkte und Handel, besonders mit Getreide, Wein, Holz und Droguerieswaaren. Die Industrie, welche sich auf die Fabrikation von Ziegeln, Mehl, Schmiedearbeiten und Wein beschränkte, fängt erst neuerdings an, sich mehr zu heben. Bemerkenswerth sind die 30 Kilom. nördlich von N. gelegenen und durch Eisenbahn mit N. verbundenen kolossalen Anthracitlager an der Gruschewka, um welche ein jetzt bereits stadtähnlicher Ort entstanden ist.

Nowyj (russ., im Femininum und Neutrum nowaja, nowoje, »neu«) wird häufig in Verbindung mit Ortsnamen gebraucht, oft in abgekürzter Form, z. B. Now-gorod (»Neustadt«).

Nowyj Bug (früher Kuzuja Balka), Flecken im russ. Gouvernement Cherson, mit Lehrerseminar und gegen 8000 Einw.

Nowyj Dwor, Stadt im russisch-poln. Gouvernement Warschau, unfern Nowogeorgiewsk, gleichsam eine Vorstadt dieser Festung bildend, mit Fayencefabrikation und (1873) 5500 Einw. (meist Juden).

Nowyj Oskol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk, mit 2 Kirchen, etwas Fabrikation in Leder, Seife ꝛc. und (1873) 937 (2873?) Einw.

Nowyj Usen, Kreisstadt im russ. Gouvernement Ssamara, am Usen, mit etwas Talgsiederei und Gerberei, 2 Jahrmärkten, von denen der Pokrow'sche (1.—15. Okt.), auf welchem die Kirgisen der Innern Horde ungeheure Viehherden gegen Industriewaaren umtauschen, einen Umsatz von über 1 Mill. Rubel erzielt, und (1873) 7580 Einw.; seit 1835 Stadt.

Nox (lat.), Nacht; s. Nyx.

Noxa (lat.), Schaden, Beschädigung; Noxälklage (Actio noxälis), Schädenklage.

Noyaden (spr. noajäden, v. franz. noyer, ersäufen), zur Zeit der Schreckensherrschaft zu Nantes in Frankreich 1793 auf Befehl des Konventsdeputirten Carrier ausgeführte Exekutionen, welche darin bestanden, daß man eine Anzahl Verurtheilter, in der Regel 100, in ein auf dem Boden mit Klappen versehenes Schiff brachte und mitten auf der Loire zugleich ertränkte. Da gewöhnlich ein Mann und eine Frau zusammengebunden und ertränkt wurden, so nannte Carrier die N. auch republikanische Hochzeiten.

Noyon (spr. noajong), Stadt im franz. Departement Oise, Arrondissement Compiègne, an der Nordbahn und am Kanal von St. Quentin, mit Kathedrale (12. Jahrh.), einem ehemaligen Bischofspalast, einem Denkmal des hier gebornen Bildhauers Sarrazin, Seminar, Bibliothek, Fabriken für Hanfleinwand, Kattun, Musselin, Oel, Essig und Rübenzucker, Gerbereien und Brauereien, Handel mit Getreide, Leder, Asche und Strumpfwaaren und (1872) 6268 Einw. Die Umgegend heißt Noyonnais. N. ist das alte Noviomagus. Hier 16. Aug. 1516 Vertrag zwischen Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich. N. ist Geburtsort Calvins.

N. St. (oder n. S.), abbreviirt für neuen Stils, Zeitrechnung nach dem Gregorianischen Kalender (s. Kalender).

N. T., abbreviirt für Neues Testament.

Nuance (franz., Nüance, spr. -angsse), Abstufung, Abschattung, zunächst in Bezug auf den leisen, allmählichen Uebergang von Farben und Farbenschattirungen in einander; dann verallgemeinert auch von Begriffen gebraucht. Nüanciren, abstufen, abschatten, leise und fast unmerklich abändern.

Nubar Pascha, ägypt. Staatsmann, geboren im Januar 1825 zu Smyrna, aus einer christlichen armenischen Familie, wurde in der Schweiz und Frankreich erzogen, trat 1842 unter Mehemed Ali in ägyptische Dienste, erst als Sekretär des Ministers Bogos Bey, dann als Dolmetscher des Vicekönigs, wurde von Abbas Pascha mehreremal zu wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet und fungirte 1854 als Gesandter zu Wien. Unter Said Pascha ward er mit der Organisation des europäisch-indischen Landtransports durch Aegypten und dem Bau der ersten ägyptischen Eisenbahn beauftragt, führte unter Ismail Pascha in Konstantinopel und Paris die Verhandlungen über den Bau des Suezkanals zu einem glücklichen Ende (1864), schloß, 1866 zum Pascha und Minister des Auswärtigen ernannt, mit der Pforte die Verträge über die Stellung Aegyptens im türkischen Reich und die Verleihung des Titels Chedive ab (1867), brachte die Organisation internationaler Gerichte in Aegypten zu Stande und bemühte sich mit Erfolg, europäische Kultur und Staatseinrichtungen daselbst einzuführen. Nachdem er bereits 1874—75 sein Amt hatte abgeben müssen, ward er 7. Jan. 1876 entlassen und reiste nach Europa.

Nubien, Land in Nordoſtafrika, zu beiden Seiten des Nils, politiſch mit Aegypten vereinigt, erſtreckt ſich vom Wendekreis des Krebſes im Norden bis zum ägyptiſchen Sudân im S. (15° ſüdl. Br.) und von den Küſten des Rothen Meers im O. bis zur großen Libyſchen Wüſte und dem Oaſenzug weſtlich vom Nil im W. Innerhalb dieſer von Ruſſegger für N. angegebenen Grenzen umfaßt es etwa 743,000 QKilom. (13,500 QM.) mit 1 Mill. Einw. Es beſteht weſentlich aus dem ſchmalen Nilthal und den felſigen, zu beiden Seiten desſelben ſich erſtreckenden Wüſten, welche im O. durch zahlreiche kleine Regenbetten (Wadi, Chor) zerſchnitten ſind. Es iſt dies die Nubiſche Wüſte oder die Wüſte von Korosko. Mehr einer ſandigen Steppe als einer ſteinigen Wüſte gleicht die zwiſchen der großen Nilkrümmung im W. gelegene Bahiuda, in welcher niedrige Mimoſen und ſchilfartiges Gras wachſen ſowie Brunnen vorhanden ſind. Der Boden dieſer Steppe beſteht aus gelbem Thonſand; die zahlreichen Felſen ſind Sandſtein und Porphyr. Schroffe und wilde Gebirge, doch keineswegs von bedeutender Erhebung, beſitzt N. im Dſchebel Gerbe und Kawewad im O. des Nils und im Dſchebel Gilif und Magaga in der Bahiudaſteppe. Die größte Erhebung bildet der am Rothen Meer gelegene Soturba (2103 Meter). Im nordöſtlichen Theil des Landes liegen die bereits zu den Zeiten der Pharaonen ausgebeuteten, noch im Mittelalter bebauten, jetzt aber aufgelaſſenen nubiſchen Goldminen. Der Nil, die Lebensader Nubiens, überſtrömt hier nicht mehr ſeine hohen Ufer, wie in alten Zeiten, was ein von Lepſius aufgefundener Nilmeſſer bezeugt. Da nun im nördlichen N. kein Regen fällt, ſo muß die Bewäſſerung mühſam mit Schöpfrädern bewerkſtelligt werden. Das Klima des Landes iſt, namentlich im Norden zwiſchen den Grenzen der tropiſchen Regen und Aegyptens, ſehr heiß und trocken. Die dürftige Vegetation beſteht meiſt aus Mimoſen, Dattelpalmen und der hier ihre Nordgrenze erreichenden Dumpalme; unter den Droguen bildet die Senna einen Haupthandelsgegenſtand. Der ſüdöſtliche Theil dagegen, die Landſchaft Taka, welche vom Atbara und den aus Abeſſinien herabkommenden Gebirgswaſſern befruchtet wird, zeigt einen weſentlich andern Charakter; es iſt ein echtes afrikaniſches Tropengebiet mit dichten Wäldern, grasreichen Steppen und einem außerordentlichen Reichthum an afrikaniſchen Charakterthieren, die hier beſonders für die Bereicherung unſerer zoologiſchen Gärten eingefangen und über den Hafen Sauakin am Rothen Meer ausgeführt werden. Die Bewohner, namentlich die in den Wüſten zwiſchen dem Nil und Rothen Meer und am Nordabhang Abeſſiniens, ſind ein außerordentlich ſchöner Menſchenſchlag, im Durchſchnitt zur hamitiſchen Abtheilung der mittelländiſchen (kaukaſiſchen) Raſſe gehörig, abgeſehen von arabiſcher und Negerbeimiſchung. Sie ſind ſehr begabt, kräftig, fleißig und größtentheils Nomaden. Ihre Dörfer beſtehen aus koniſchen Strohhütten (Tokuls) oder aus viereckigen, aus Zweigen erbauten, mit Blattwerk eingedeckten Behauſungen. Sie züchten Fettſchwanzſchafe, Buckelrinder und namentlich Kamele; von Getreide wird Durra und etwas Teff gebaut; ſonſt ſind Datteln und Milch die Hauptnahrung. Mit ihren Kamelen ſind die Eingebornen lebhaft an dem Handel betheiligt, der auf den Karawanenſtraßen von Korosko nach Abu Hammed, von Ambukol nach Chartum, von Berber nach Sauakin und von Sauakin nach Kaſſala ihr Land durchzieht.

Die eingebornen Stämme Nubiens ſind nicht, wie ſie ſelbſt behaupten, arabiſcher Abſtammung. Weit mehr Stämme, als man bisher glaubte, gehören der äthiopiſchen Urbevölkerung an, wenn auch arabiſche Sprache, Sitte, Religion ſich bei ihnen eingebürgert haben. Zwei verwandte Grundſprachen ſind noch jetzt nachzuweiſen: die Berberſprache bei den Berabra, Scheikieh, Robatât und Dſchaalin, die von der ägyptiſchen Grenze bis Chartum aufwärts das Nilthal bewohnen und als Ackerbauer, Schiffer, Kaufleute anſäſſig ſind oder als Handarbeiter und Soldaten den türkiſch-ägyptiſchen Herren dienen, und die Bedſchauiſprache, welche bei den übrigen Bewohnern des Landes (den Nobatä oder Nabades der byzantiniſchen Periode) im Gebrauch war und iſt. Dieſe Völker ſind: die Ababdeh zwiſchen Nil und Rothem Meer; die Biſcharin, ſüdlich von ihnen, zwiſchen Berber und Sauakin die Haddendoa, weiter ſüdlich, im O. des Atbaraſluſſes; die Schukurieh zwiſchen Nil und Atbara, öſtlich von Chartum; die Beni-Amer, Baſen oder Kunama, Bâraka und Barea an den nördlichen Abhängen des abeſſiniſchen Landes, welche ſämmtlich ihre Volksſprache noch reden, während die Homran, Hallenga u. a. ſich bereits ganz an das Arabiſche gewöhnt haben. Alle dieſe Völker haben eine dunkle, braune, ſchwarzbraune, ja ſchwarze Farbe, aber ohne den eigenthümlichen Negertypus. Daß ſie ſelbſt ſich, ſobald ſie arabiſch reden, auch von den Arabern abzuſtammen ſchmeicheln und gern für Nachkommen des Propheten gelten, hat die Ethnographen lange getäuſcht, und erſt Munzinger hat durch ſeine Studien mehr Licht in dieſe verwickelten Völkerverhältniſſe gebracht. Das heutige N. iſt bloß ein geographiſcher Begriff und hat ſtaatlich nie ein Ganzes gebildet; es beſtand aus vielen kleinen Reichen, jedes unter ſeinem Herrſcher oder Häuptling ſtehend, oft aber nur aus einer Stadt und einigen Dörfern gebildet, die zeitweilig und theilweiſe wohl von kühnen Herrſchern vereinigt wurden.

Im Alterthum ſtand N. in hoher Kultur, wie die vielen Ruinen im Nilthal von der ägyptiſchen Grenze bis Dongola und Chartum beweiſen, deren Entſtehung dem Zeitalter der altägyptiſchen Könige, der Ptolemäer und der römiſchen Imperatoren angehört. Uralte Tempel ägyptiſcher Bauart gibt es bei Kalabſcheh und Dakkeh mitten in der Sandwüſte, bei Sebuah mit einer Sphinxallee, bei Abu Simbel, bei Merawe, bei Aſſuân, die Bauüberreſte des alten Meroë, bei Meſſaurat u. a. O. Das Wort Nuba bedeutet im Aegyptiſchen Gold und bezeichnete daher urſprünglich nicht ein beſonderes Volk, ſondern das ſüdlich gelegene, an Gold reiche Land. Das Volk der Nubier wird zu Eratoſthenes' und Strabons Zeit als ein großes, weſtlich vom Nil wohnendes Volk erwähnt und erfüllte damals wahrſcheinlich Kordofan und vielleicht die nördlich daran gelegenen Oaſen. Es wurde erſt um 300 n. Chr. von Diokletian aus den Oaſen an den Nil in den zunächſt an Syene grenzenden Landſtrich gerufen, um Aegypten gegen die Einfälle der bis dahin den obern Nil beſetzt haltenden Blemmyer und Megabarer zu ſchützen. Seit dem 6. Jahrh. fand das Chriſtenthum nach Jakobitiſcher Lehre bei den Nubiern Eingang, und ihr Reich nahm einen bedeutenden Aufſchwung. Die Blüte des chriſtlichen N. dauerte vom 7.—14. Jahrh. Zahlreiche Kirchen und Klöſter entſtanden damals im Nilthal, namentlich in der Provinz Dongola. Seit dem Anfang des 14. Jahrh. unterlag das nubiſche Reich allmählich den immer heftiger andringenden Arabern, und um 1350 trat der König ſelbſt zum Islam über. Das Land

theilte ſich in verſchiedene kleine Staaten, die ihre eigenen Häuptlinge hatten, welche abhängig von Arabern oder dem König von Sennar oder dem Sultan waren. 1820 machte Ismaïl Paſcha, der Sohn des ägyptiſchen Paſcha's Mehemed Ali, einen Einfall in das Land und eroberte es bis zu ſeinen ſüdlichſten Grenzen. Politiſch genommen, umfaßt N. die ägyptiſchen Mudiriehs Berber, Dongola, Taka und Sauakin ganz, von Maſſaua und Chartum nur Theile ſowie von Oberägypten den ſüdl. Theil des Mudiriehs Esneh. Die wichtigſten Städte ſind: Berber, El Ordeh (Dongola) und Koroſko am Nil, Sauakin am Rothen Meer, Kaſſala in Taka. S. Karte »Aegypten«.

Nubiliren (lat.), umwölken; nubilös, bewölkt.

Nubilis (lat.), heirathsfähig, mannbar; daher Nubilität, Mannbarkeit; ſ. Pubertät.

Nuchá, Kreisſtadt des ruſſiſch-transkaukaſ. Gouvernements Jeliſſawetpol, an den ſüdlichen Abhängen des Großen Kaukaſus, 839 Meter ü. M. gelegen, mit bedeutender Seiden-, Silber- und Goldtreſſenſpinnerei, Gerberei, regem Handel und (1873) 24,994 Einw.

Nucifrăga, der Tannenhäher.

Nucleus (lat.), Kern; in der Botanik der Zellenkern (ſ. Zelle), dann der von den Integumenten umgebene Theil der Samenknospen (ſ. d.).

Nudation (lat.), Entblößung, Enthüllung.

Nude crude (lat., »nackt [und] roh«), ſ. v. w. ſchlechthin.

Nudeln, in verſchiedene Formen gebrachter und getrockneter Teig aus Weizenmehl. Die beſten N., die Maccaroni, werden beſonders in Italien, in Neapel und Genua dargeſtellt. Man verarbeitet harten afrikaniſchen Weizen, ſtellt daraus gut geputzte Grieſe dar, knetet dieſe, zuletzt in einem ſehr primitiven Apparat, mit Waſſer an, bringt den Teig in einen Cylinder, der in ſeinem Bodenſtück mit entſprechenden Löchern verſehen iſt, und preßt mit Hülfe einer Schraubenpreſſe einen Kolben in dieſen Cylinder, ſo daß der Teig in gewünſchter Form (als Röhren) aus den Löchern hervortritt. Man zerſchneidet die Röhren in paſſende Stücke und trocknet ſie auf Stangen unter freiem Himmel. Dies ſchnelle Trocknen und die Anwendung des afrikaniſchen Weizens bedingen allein die Vorzüglichkeit der italieniſchen N. Die in Form weiterer Röhren in den Handel kommenden N. heißen Maccaroni, die ſchwächeren Röhren Vermicelli, die drahtförmigen N. Fadennudeln. In Genua färbt man die N. mit Safran. Band- und Façonnudeln werden nicht gepreßt, ſondern aus dünn ausgewalztem Teig ausgeſchnitten oder mit Modeln ausgeſtoßen. In Deutſchland werden N. in Erfurt, Halle, Augsburg, Nürnberg, Mannheim ꝛc. dargeſtellt.

Nudis verbis (lat.), mit nackten, d. h. klaren, Worten, frei heraus.

Nudität (lat.), Nacktheit, Blöße, beſonders von der menſchlichen Geſtalt und Darſtellung derſelben; auch etwas gegen die Decenz Verſtoßendes.

Nüll, Eduard van der, Architekt, geb. 9. Jan. 1812 in Wien, war daſelbſt 1844—65 als Profeſſor der Architektur und Ornamentik an der Akademie thätig. Von ſeinen Bauten, die er in der Mehrzahl in Gemeinſchaft mit ſeinem Freund Auguſt v. Siccardsburg ausführte, und zwar ſo, daß N. die äſthetiſche, Siccardsburg die techniſche Seite bearbeitete, ſind beſonders zu erwähnen: der Umbau des Leopoldſtädter Theaters, das Sophienbad in Wien, das Aktienbad in Baden, das Kommandanturgebäude des k. k. Arſenals, das neue Haas'ſche Haus am Graben, das Palais Larisch und das neue Opernhaus in Wien. Außerdem verdankt das Kunſtgewerbe ihm eine Reihe trefflicher Entwürfe, aus deren Zahl der Schild für den Grafen O'Donnell wegen ſeiner reichen Ausſtattung obenan ſteht. N. war für die Baukunſt des modernen Wien von erheblichem Einfluß, allerdings aber ohne tiefere Bildung auf dem Feld klaſſiſcher Kunſt, was ihn oft zu einer bedenklichen Stilmengerei oder zu einer ebenſo bedenklichen Hinneigung zur Spätrenaiſſance und zum Rokoko, z. B. beim Opernhaus, verführte. Er endete durch Selbſtmord 3. April 1868.

Nürnberg, zweite Haupt- und bedeutendſte Handelsſtadt des Königreichs Bayern, eine der Mutterſtädte deutſcher Kunſtbildung und ehemalige deutſche Reichsſtadt, liegt im Regierungsbezirk Mittelfranken, in flacher, gut angebauter Gegend und wird durch die Pegnitz in zwei ziemlich gleiche Hälften, die Sebalder und die Lorenzer Seite, getheilt. Die Pegnitz bildet 4 Inſeln (die größte »Schütt« genannt) und hat 7 ſteinerne Brücken, darunter die aus einem einzigen Bogen von 32 Meter Spannung beſtehende Fleiſchbrücke und die 1824 erbaute Kettenbrücke. Die Stadt iſt ringsum mit einem 30 Meter breiten Graben, ſtarken Doppelmauern mit zahlreichen Thürmen und Baſteien umgeben. In neueſter Zeit wurde dieſe Umwallung an mehreren Stellen durchbrochen. Der Umfang der innern Stadt beträgt etwa 4 Kilom. Sie hat 5 große und 8 kleinere Thore; erſtere mit großen, runden Thürmen verſehen, die 1552—57 errichtet wurden. Vorſtädte ſind: Wöhrd, Goſtenhof, St. Johannis, St. Peter mit Tafelhof und Galgenhof, Marienvorſtadt, Steinbühl, Rennweg. Unter den Plätzen, Straßen und Gaſſen ſind nur einige geräumigere, wie der Markt-, Maximilians-, Albrecht-Dürers- und Spitalplatz, der Obſtmarkt und Aegidienplatz, die Lautier-, Burg-, Königs-, Adler-, Karolinen- und Ludwigsſtraße; die Mehrzahl dagegen iſt eng und winklig, wie in allen alten Städten. Die Wohnhäuſer ſind meiſt alterthümlichen Anſehens und nach altdeutſcher Weiſe mit nach der Straße zugekehrten Giebeln und Erkern verſehen. Mit Trinkwaſſer wird die Stadt durch 6 Waſſerwerke verſorgt. Unter den merkwürdigen Gebäuden Nürnbergs nehmen die Kirchen die erſte Stelle ein. Die St. Lorenzkirche, ein Prachtbau im gothiſchen Stil, 1278—1477 errichtet und in neuerer Zeit gründlich renovirt, mit zwei 71 Meter hohen Thürmen, ſchönem figurenreichen Portal und prachtvoller Fenſterroſe von 9 M. Durchmeſſer, iſt 101 M. lang, 34 M. breit, hat drei Schiffe, von denen das impoſante Mittelſchiff 25 M. hoch iſt, und enthält von Kunſtwerken das berühmte Sakramentshäuschen von Ad. Kraſft, eine zierliche, 21 M. hohe Pyramide mit der Darſtellung der Leidensgeſchichte Chriſti, den Engliſchen Gruß von Veit Stoß, ein figurenreiches Holzſchnitzwerk, eine neue Kanzel mit reichen Skulpturen, mehrere Altäre mit werthvollen Bildern, ſchöne Glasmalereien, geſchnitzte Beichtſtühle ꝛc. Die zweite berühmte Kirche Nürnbergs iſt die St. Sebalduskirche, eins der ſchönſten gothiſchen Bauwerke in Deutſchland, deſſen ältere Theile aus dem 10. Jahrh. herrühren, während Chor und die beiden Thürme dem 14. Jahrh. angehören; vollendet wurde ſie 1377. Sie iſt 94 M. lang und 32 M. breit; 22 Säulen von 26 M. Höhe tragen das Gewölbe. Das Innere birgt werthvolle Kunſtwerke, darunter das berühmte, 5 M. hohe Grabmal des heil. Sebaldus von P. Viſcher (1506—1519 gefertigt) mit den Statuetten der zwölf Apoſtel

und mehrerer Kirchenväter nebſt zahlreichen anderen Figuren (ſ. Tafel »Bildhauerkunſt V«, auf welcher eine Anzahl der vorzüglichſten Werke der Nürnberger Bildnerei dargeſtellt iſt), einen ſchönen Hauptaltar, alte Glasgemälde ꝛc.; außen an der nordöſtlichen Seite der Kirche befindet ſich auch das Schreyer'ſche Grabmal in Stein von 1492, ein Hauptwerk Ad. Krafft's. Die Marien- oder Frauenkirche, 1355—61 ebenfalls im gothiſchen Stil erbaut, hat ein großartiges Portal mit reichen Skulpturen, treffliche Glasmalereien, Oelgemälde von Wohlgemuth u. a. und iſt 1816 für den katholiſchen Gottesdienſt eingerichtet worden. Die Aegidienkirche, 1711—18 an Stelle der alten, 1696 abgebrannten Kirche in italieniſchem Stil erbaut, enthält eine unterirdiſche Kapelle (Krypta), ein treffliches Altarblatt von van Dyck, ſchöne Plafondgemälde und Skulpturen. In der 1850 reſtaurirten Kirche zum Heiligen Geiſt (Spitalkirche), 1333—41 erbaut, wurden ſeit 1424 die Reichskleinodien aufbewahrt, die ſich jetzt in Wien befinden. Die St. Jakobskirche, 1283 erbaut und 1824—25 unter Heideloff's Leitung renovirt, enthält neuere Skulpturen von Burgſchmiet, einen ſchönen Altar mit Schnitzwerken, mehrere werthvolle alte Gemälde ꝛc. Die St. Johanniskirche iſt von einem berühmten Kirchhof (ſ. unten) umgeben. Die großartig angelegte Deutſchherrenkirche mit Kuppel iſt unvollendet geblieben. Unter den weltlichen Gebäuden nimmt das alte Kaiſerſchloß, die Burg genannt, den erſten Rang ein. Dieſelbe wurde wahrſcheinlich ſchon unter Kaiſer Konrad II. erbaut und erhielt unter Friedrich Barbaroſſa ihre jetzige Geſtalt. Bemerkenswerthe Theile dieſes Baues ſind der uralte Heidenthurm, 2 Kapellen (Margarethen- und Ottmars- oder Kaiſerkapelle) und die 1854—56 geſchmackvoll eingerichteten Gemächer der königlichen Familie mit trefflichen Holzſchnitzereien von Veit Stoß, Gemälden von L. Cranach, A. Dürer, H. Schäufelin u. a. Der große Lindenbaum im innern Burghof ſoll 700 Jahre alt ſein. Das Schloß der Burggrafen, welches ſich nahe der Kaiſerburg befand, beſteht nicht mehr. Es wurde 1420 niedergebrannt und an ſeiner Stelle von der Stadt ein Kornhaus, die ſogen. Kaiſerſtallung, erbaut, welches zwiſchen dem fünfeckigen Thurm, dem wahrſcheinlich älteſten Gebäude der Stadt, und dem »Luginsland« liegt und gegenwärtig zur Kaſerne dient. Das Rathhaus, 1616—19 in italieniſchem Stil erbaut, hat eine 89 Meter lange Façade von 2 Stockwerken, 3 große Portale, im Hof einen ſchönen bronzenen Brunnen und mehrere Säle, worunter der ſogen. Große, durch zwei Stockwerke gehende, mit Wandgemälden von A. Dürer u. a., und der im reichen Renaiſſanceſtil gehaltene Kleine Saal. Außerdem ſind zu erwähnen: das Theater (1827—33 erbaut), das große Heiligen-Geiſthoſpital (auf zwei Bögen über der Pegnitz erbaut), das 1845 erbaute große ſtädtiſche Krankenhaus vor dem Frauenthor, das Gebäude der Muſeumsgeſellſchaft, das königliche Bahnhofsgebäude. Von den älteren Privatgebäuden ſind zu bemerken: das Naſſauer Haus (Schüſſelfelder'ſches Stiftungshaus) mit dem Brunnenſtandbild König Adolfs von Naſſau; das Grundherr'ſche Haus, worin 1356 die Goldene Bulle zum Theil abgefaßt wurde; das Tucher'ſche Haus, das Haus Albrecht Dürers und gegenüber das Pilatushaus; das Haus des Dichters Hans Sachs und das des Volksdichters Grübel; das Pfarreigebäude von St. Sebald, mit gothiſchem Erker (einſt Wohnung Melchior Pfintzings, des Verfaſſers des »Theuerdank«); das Peller'ſche Haus, 1605 in venetianiſchem Stil erbaut und das Peterſen'ſche (ehemals Toppler'ſche) Haus; unter den neueren: das Bankgebäude, der Lorenzer Pfarrhof, die Wiß'ſche Villa, meiſt in reichem gothiſchen Stil, der Juſtizpalaſt, die Synagoge, der Gaſthof zum Strauß ꝛc. Unter den öffentlichen Denkmälern ſind hervorzuheben: der ſogen. »ſchöne Brunnen« am Markt, eine äußerſt zierlich gearbeitete, figurenreiche, 19,5 Meter hohe, aus drei Abtheilungen beſtehende Steinſpitzſäule (1355—61 von Schonhover, dem Bildhauer der Frauenkirche, erbaut und 1820 reſtaurirt); der zierliche, unter dem Namen des »Gänſemännchens« bekannte eherne Brunnen hinter der Frauenkirche (von Pankr. Labenwolf); das Standbild A. Dürers auf dem gleichnamigen Platz (von Rauch entworfen und von Burgſchmiet gegoſſen); das des Meiſterſängers Hans Sachs auf dem Spitalplatz (von Krauße modellirt und von Lenz gegoſſen); das Steindenkmal Melanchthons auf dem Platz vor dem Gymnaſium und das 1876 errichtete Kriegerdenkmal (Victoria) in der Adlerſtraße (nach Wanderers Entwurf). Die »ſieben Stationen« ſind ſieben vom Pilatushaus bis zum Johanniskirchhof aufgeſtellte ſteinerne Säulen, mit jetzt renovirten Reliefs aus der Leidensgeſchichte Jeſu von A. Krafft. Der St. Johanniskirchhof, 1 Kilom. vor der Stadt, enthält die Grabmäler A. Dürers, Veit Stoß', Sandrarts, Wilibald Pirkheimers, Lazarus Spenglers, des Volksdichters Grübel ꝛc., der Kirchhof zu St. Rochus das Grabmal Peter Viſchers. Auf dem Militärfriedhof, neben dem Rochusfriedhof, ſind die ſehenswerthen Grabmäler von Lamotte und Theobald. N. iſt reich an Kunſtſammlungen, unter denen das vom Freiherrn von Aufſeß gegründete Germaniſche Muſeum (ſ. d.) in dem 1382 erbauten Kartäuſerkloſter (mit trefflichem Wandgemälde von Kaulbach: Otto III., das Grab Karls d. Gr. öffnend) obenan ſteht. Das 1871 gegründete Bayriſche Gewerbemuſeum enthält reiche Muſterſammlungen für das Kunſtgewerbe. Nächſtdem verdienen Hervorhebung: die Stadtbibliothek im ehemaligen Dominikanerkloſter mit 70,000 Bänden, vielen Inkunabeln, ſeltenen Handſchriften ꝛc.; die mit der Kunſtſchule verbundene Sammlung von Skulpturen und Gipsabgüſſen; die ſtädtiſche Gemäldegallerie, die ſich beſonders durch treffliche Bilder aus der altdeutſchen Schule auszeichnet; die königliche Bildersammlung in der Moritzkapelle hinter der Sebalduskirche. Unter den zahlreichen Privatſammlungen ſind die bedeutendſten: das reiche Noriſche Muſeum des Oberſten v. Gemming, auf N. bezügliche plaſtiſche Werke und Münzen enthaltend, nebſt einer ſehr großen Sammlung von Kupferſtichen; die Pickert'ſche Antiquitätenſammlung; die Merkel'ſche Familienſammlung (jetzt im Germaniſchen Muſeum aufbewahrt), die Sammlung amerikaniſcher Mineralien vom Freiherrn von Bibra u. a. Der Albrecht-Dürer-Verein veranſtaltet permanente Gemäldeausſtellungen. An höheren Bildungsanſtalten hat N.: ein Gymnaſium (im ehemaligen Aegidienkloſter, 1526 von Phil. Melanchthon eingerichtet), eine Induſtrieſchule, ein Realgymnaſium, eine berühmte Kunſtgewerbſchule (ſeit 1868 Centralanſtalt für ganz Bayern), eine Handelsſchule, eine Kreis-Landwirtſchafts- und Gewerbſchule, eine Bau- und eine Metallgewerkſchule, ein Filialinſtitut der Engliſchen Fräulein, 2 Unterrichtsinſtitute für Töchter höherer Stände, 4 Kinderbewahranſtalten, ein Taubſtummen- und ein Blindeninſtitut. An Wohlthätigkeits- und ſonſtigen gemeinnützigen Anſtalten beſtehen: ein allgemeines Krankenhaus, eine ſtädtiſche Suppenanſtalt, eine

Heil- (Maximilians-) Anstalt für Augenkranke, ein Waisenhaus, 2 Pfründnerhäuser, eine Centralbibelgesellschaft und zahlreiche andere Gesellschaften und Vereine für sanitäre und Wohlthätigkeitszwecke. Zu erwähnen sind noch: der 1644 gestiftete, noch jetzt bestehende pegnesische Blumenorden (s. Pegnitzorden), ein Industrie- und Kulturverein ꝛc. N. ist Sitz eines Appellationsgerichts, eines Handelsappellations- und Handelsgerichts, eines Bezirks-, Land- und Stadtgerichts, einer königlichen Bank, einer Reichsbankstelle, einer Brandversicherungsinspektion, eines Bezirks- und eines Hauptzollamts, eines Oberpostamts ꝛc. Die Einwohnerzahl, 1818 erst 26,854, betrug 1875 mit Einschluß der Garnison 91,017 (darunter 17,000 Katholiken und 2300 Juden) Seelen; im März 1877 zählte man 95,588 Einw. Die Garnison besteht aus dem Stab der 3. Division, der 6. Infanterie- und 3. Kavalleriebrigade, dem 14. Infanterieregiment, 3 Eskadrons Chevaulégers und Artillerie. Der Kunstfleiß und die Gewerb- und Fabrikthätigkeit Nürnbergs sind weltberühmt und liefern die unter dem Namen »Nürnberger Waaren« bekannten Spielzeuge, Quincaillerien, Messing- und Stahlwaaren, Spieldosen, Uhren, Bleistifte (diese namentlich die seit 1761 bestehende Faber'sche Fabrik in dem nahen Ort Stein), Elfenbeinkämme, Fayence- und Glaswaaren, Nadeln, Gold- und Silberdraht, Blattgold, Saiten, musikalische Instrumente, chemische Produkte, Farben (namentlich die große Ultramarinfabrik von Zeltner), Papier, Pergament, künstliche Blumen, Pinsel, Bürsten, Wachs, Siegellack, Nudeln, Honig- und Lebkuchen, Cichorien, Tabak und Cigarren, Kattune, Lithographien, Kupferstiche, Landkarten und Maschinen (die »Nürnberger Maschinenfabrik« von Klett, welche 3000 Arbeiter beschäftigt, ist eins der größten Etablissements dieser Art in Deutschland). Die Stadt hat ferner zahlreiche Buchdruckereien, Buch- und Kunsthandlungen, Bierbrauereien, Mühlen zum Poliren, Schleifen, Drechseln, Walken ꝛc. Mitte 1876 gab es in N. 567 Fabriken, worin 11,555 (9176 männliche und 2379 weibliche) Personen beschäftigt waren. Im Betrieb waren 143 Dampfmaschinen mit 1790 Pferdekraft, 14 Lokomobilen mit 92 Pferdekraft, 12 Gasmotormaschinen mit 12 Pferdekraft; 88 Geschäfte wurden durch Wasserkraft in Betrieb gesetzt. Endlich sind sowohl der Geld- und Wechsel-, als auch der Produktenverkehr Nürnbergs äußerst lebhaft, und zu dessen Förderung tragen die 1786 gegründete Bayrische Bank, eine Hopfenbörse, Handelskammer, mehrere auf Aktien gegründete Industrieanstalten, der Hafen des an der Stadt vorüberführenden Donau-Mainkanals, die direkte Eisenbahnverbindung nach allen Richtungen (von N. gehen allein 8 Eisenbahnlinien aus) und mehrere frequente Messen ꝛc. bedeutend bei. Um die Wälle ziehen sich schattenreiche Alleen. Besuchte Vergnügungsorte sind: die Rosenau, eine liebliche Anlage bei der Wißschen Villa, der Kiskalt- und Köchertzwinger und in der Umgegend der Dutzendteich, der Schmausenbuck und die Alte Veste, letztere bekannt durch die Schlacht von 1632. Das Wappen der Stadt ist ein halber schwarzer Adler in goldenem Feld, das in der andern Hälfte sechsmal roth- und silbergestreift ist. Auch führt die Stadt einen goldenen gekrönten Jungfernadler (Harpyie) in Blau oder einen schwarzen Adler in rothem Feld.

Geschichte. Urkundlich kommt N. zuerst 1050 vor, wird aber schon 1062 als Stadt bezeichnet. Schon Heinrich III. hat ihr Marktfreiheit, Zoll- und Münzrecht verliehen. 1105 soll die Stadt von Heinrich V. erobert und zerstört, scheint jedoch bald wieder aufgebaut worden zu sein, denn 1127 wurde sie von Kaiser Lothar eingenommen und Heinrich dem Stolzen übergeben; doch Konrad III. nahm sie wieder für das Reich in Besitz. Friedrich II. verlieh ihr 1219 die Reichsfreiheit. Die Burggrafschaft N., die zuerst 1105 erwähnt wird, ging 1191 an die Grafen von Zollern über. Von ihr unabhängig, entwickelte sich die Verfassung der Stadt, an deren Spitze schon 1236 Konsuln standen. Daneben gab es einen Rath und schon seit Kaiser Philipps Zeit einen Reichsschultheißen für die Gerichtsbarkeit. Als seit dem 15. Jahrh. der größte Theil des Reichsguts in den Besitz der Stadt überging, wurden auch der Butigler (für die Finanzen) und der Reichsforstmeister städtische Beamte. 1349 hing ein Theil der Bürger Günther von Schwarzburg an und erregte einen Aufstand; aber Karl IV. erschien mit einem Heer und setzte den Rath wieder ein. Von nun an war Nürnbergs Wohlstand in stetem Wachsen, und es ward einer der ersten Handelsplätze in Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten Waaren nach dem Norden vertrieb. Die Zahl der Einwohner stieg bis auf 150,000. Erst durch den veränderten Weg des ostindischen Handels verlor es mehr und mehr von seinem Wohlstand. Von 1073 bis zum Ende des 16. Jahrh. sind viele Reichstage in N. gehalten worden; zu den wichtigsten gehört der 25. Nov. 1355 eröffnete, auf dem die Goldene Bulle entstand. Die Reichskleinodien wurden 1424 nach N. gebracht und blieben bis 1806 daselbst. 1427 kaufte der Rath von dem Burggrafen Friedrich VI. die Burg sammt allem Zubehör um 120,000 Fl. Doch ward dieser Kauf Veranlassung zu vielen Zwistigkeiten mit den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Schon 1449 brach eine Fehde mit dem Markgrafen Albrecht Achilles aus, in welcher eine Menge Dörfer und Weiler der beiden Parteien zerstört wurden, bis es endlich 1450 zum Vergleich kam. Als 1552 der Streit von neuem ausbrach, gelang es Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach nicht, die Stadt zu erobern. Während des bayrisch-pfälzischen Erbfolgekriegs glückte die Erwerbung mehrerer Aemter in der Oberpfalz, wie Lauf, Hersbruck, Altdorf, Betzenstein, Velden. Dadurch wurde das der Stadt gehörige ehemalige Reichsgebiet zwischen Regnitz, Schwarzach und Schwabach erheblich vergrößert. Die Reformation wurde 1524 eingeführt und N. bald eine Vorkämpferin der neuen Lehre. Am 23. Juli 1532 wurde der Nürnberger Friede (erster Religionsfriede) zwischen den Protestanten und Katholiken und 10. Juni 1538 der Nürnberger Bund zwischen Kaiser Karl V. und den katholischen Ständen gegen die Protestanten hier geschlossen. Während des Schmalkaldischen Kriegs hielt sich N. neutral. Am 10. Mai 1609 trat N. der protestantischen Union bei. In dem Dreißigjährigen Krieg stellte sich die Stadt 1631 unter den Schutz Gustav Adolfs und wurde von diesem gegen Tilly und besonders gegen Wallenstein kräftig vertheidigt. Nach der für die Schweden unglücklichen Schlacht bei Nördlingen und nachdem der Kurfürst von Sachsen sich mit dem Kaiser verglichen hatte, war auch N. genöthigt, dem Vergleich beizutreten. Infolge des französischen Revolutionskriegs gerieth die Stadt in eine so mißliche Lage, daß sie dem König von Preußen 1796 zu freiwilliger Unterwerfung sich erbot, was aber nicht angenommen wurde. Beim Reichsdeputationshauptschluß von 1803 behielt N. die Reichsfreiheit, gerieth aber mit dem König von Preußen, als Burggrafen

der Stadt, in Zwistigkeiten, infolge deren Preußen einen Theil des Nürnberger Stadtgebiets förmlich in Besitz nahm. 1806 kam die Stadt mit einem Gebiet von 1266 QKilom. (23 QM.) und 80,000 Einw., aber auch mit einer Schuldenlast von fast 9 Mill. Fl. an die Krone Bayern. Am Schluß des Kriegs von 1866 (1. Aug.) wurde N. von einem preußischen Reservekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin besetzt. N. ist Geburts- oder Aufenthaltsort nicht weniger berühmten Männer, als: Martin Behaims, A. Dürers, Eoban Hesse's, Melchior Pfintzings, Joachim Sandrarts, Wilibald Pirkheimers, Hans Sachs', Ad. Krafft's, Peter Vischers, J. Grübels u. a. Mehrere der wichtigsten Erfindungen wurden in N. gemacht, wie die der Taschenuhren, der Windbüchse, der Klarinette, des Messings, des Globus, des Feuerschlosses, des Pedals u. a. Vgl. Priem, Geschichte der Stadt N. (Nürnb. 1874); »Nürnbergische Chroniken« (herausgeg. von Hegel, Leipz. 1862—74, Bd. 1—5); v. Stillfried-Rattonitz, Die Burggrafen von N. im 12. Jahrhundert (Görl. 1843); Riedel, Ursprung und Natur der Burggrafschaft N. (Berl. 1854); Soden, Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt N. (Erlang. 1860); Schmid, Die mediatisirten Freien Reichsstädte Teutschlands (Frankf. 1861); Roth, Geschichte des Nürnberger Handels (Leipz. 1800); J. Voigt, Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt N. im 16. Jahrhundert (Berl. 1862); Lochner, N. und seine Merkwürdigkeiten (4. Aufl., Nürnb. 1873).

Nürnberger, Woldemar, unter dem Pseudonym M. Solitaire bekannter Dichter und Novellist, geb. 1. Okt. 1818 in Sorau, studirte in Berlin, Leipzig und Halle Medicin, bereiste sodann einen großen Theil des westlichen und südlichen Europa und Afrika und ließ sich 1843 als Arzt zu Landsberg a. d. W. nieder, wo er 1869 starb. Er schrieb epische und lyrische Dichtungen, z. B. »Bilder der Nacht« (Landsb. 1852), besonders aber Novellen in der Manier E. T. A. Hoffmanns und des Amerikaners Edgar Poe, von denen wir anführen: »Die Tragödie auf der Klippe« (das. 1853); »Dunkler Wald und gelbe Düne« (Leipz. 1856); »Trauter Herd und fremde Woge« (das. 1856); »Das braune Buch« (das. 1858); »Erzählungen bei Nacht« (das. 1858); »Erzählungen bei Licht« (das. 1860); »Diana-Diaphana, Geschichte des Alchymisten Imbecill Kätzlein« (Nordh. 1863, 3 Bde.) und »Erzählungen bei Mondenschein« (Leipz. 1865).

Nürnberger Eier, frühester Benennung der in Nürnberg von Peter Hele erfundenen Taschenuhren.

Nürnbergerroth, s. v. w. rother Bolus.

Nürnberger Trichter, trichterförmige Hörmaschine für Schwerhörige; auch scherzhafte Bezeichnung einer Lehr- und Lernmethode, welche keine selbständige Bemühung des Schülers erfordert (vielleicht mit Bezug auf das Buch: »Der poetische Trichter« von Harsdörfer).

Nürnbergerviolett, aus Chlorbereitungsrückständen dargestellter violetter Farbstoff, besteht aus einer Verbindung von Manganoxyd mit Ammoniak und Phosphorsäure.

Nürnberger Wachs, s. v. w. Glühwachs.

Nürtingen, Oberamtsstadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, am Neckar, Station der Eisenbahn von Plochingen nach Villingen, hat eine schöne alte Kirche, ein Realgymnasium, eine höhere gewerbliche Fortbildungsschule, ein evangel. Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, ein reiches Spital, Baumwollspinnerei, Weberei, Färberei, Holz-, Schuh- und Strumpfwaaren- sowie Kork-, Möbel- und Korsettfabrikation, bedeutende Sattlerei und Seilerei, eine Kunstmühle, Sägemühlen, Bleichen, Bierbrauerei, Obst- und Weinbau und (1875) 5078 meist evangel. Einwohner.

Nüßchen, s. Achene.

Nuevo León, ein Staat der Republik Mexiko, zwischen San Luis Potosi im SW., Cohahuila im NW. und Tamaulipas im O. gelegen, 61,200 QKilom. (1111,6 QM.) groß mit (1872) 178,872 Einw., ist überwiegend ein sanft gegen O. sich senkendes, mit wellenförmigen Ebenen gemischtes Hügelland; nur im südwestlichen Theil erhebt sich die Sierra de Silla. Die bedeutendsten Flüsse sind die in den Rio del Norte sich ergießenden Rio Sabinas und Rio San Juan. Das Klima ist warm, doch gesund, der Boden fruchtbar, wohlbewässert, zum Theil mit schönen Wäldern bedeckt. Die Bewohner sind zum größten Theil Weiße, Indianer oder Mestizen und leben vom Landbau und noch mehr von der Viehzucht; die Gewerbthätigkeit ist sehr gering, Handel wird besonders mit den Produkten der Viehzucht getrieben. Hauptstadt des Landes ist Monterey. Von den übrigen Ortschaften ist Linares die wichtigste.

Nufenen, ein Hochalpenpaß im Bereich der St. Gotthardgruppe, verbindet das tessinische Val Bedretto mit dem Oberwalliser Eginenthal und ist bloßer Fußpfad. Von Airolo (1179 Meter ü. M.) führt der Weg das »Nufenenwasser« (den einen Quellfluß des Tessin) aufwärts über Villa, Ronco und das Hospiz All' Acqua (1605 M.), wo der nach dem Formazzathal gehende Paß San Giacomo abzweigt, hinauf zur Paßhöhe (2441 M.), dann hinunter nach Ulrichen (1340 M.) oder Obergesteln.

Nugent (spr. nudschent), altadlige Familie Irlands, die ihren Ursprung auf die französische Familie der Bellesmes, Herren von Nogent le Rotrou, Grafen von Perche und Alençon, zurückführt. Gilbert von N. half unter Heinrich II. Plantagenet 1172 Irland erobern und wurde dort mit reichen Gütern belehnt. Die Hauptlinie der Familie erhielt 1622 den Grafentitel von Westmeath. Eine Seitenlinie N. von Dromeny und Brooklyn siedelte im 17. Jahrh. nach Oesterreich über. Die namhaftesten Sprößlinge derselben sind:

1) Sir George, geb. 10. Juni 1757, nahm am amerikanischen Krieg theil, befehligte 1798 in Irland und 1811—13 als Generalleutnant in Indien; starb 11. März 1849 in London als Feldmarschall.

2) Laval, Graf N. von Westmeath, österreich. Feldmarschall, geb. 3. Nov. 1777 zu Ballynacor in Irland, Sohn des Grafen Michael Anton N. (gest. 1812), trat 1793 in die österreichische Armee, der sein Großonkel Jakob Robert (1720—94) als Feldmarschallleutnant angehört hatte, zeichnete sich in den italienischen Feldzügen aus, ward 1800 Major, 1807 Oberst, 1809 Chef des Generalstabs beim Erzherzog Johann, leitete als General 1813 die Kriegsunternehmungen gegen den Vicekönig Eugen und eroberte Kroatien und Istrien und das Pogebiet. 1815 erhielt er das Kommando über den rechten Flügel der österreichischen Armee in Italien, besetzte Rom und besiegte Murat bei Ceprano und San Germano. 1816 wurde er vom Papst in den römischen Fürstenstand erhoben. 1817 trat er, um die Reorganisirung der sicilischen Armee zu übernehmen, als Generalkapitän in die Dienste König Ferdinands I. Nach dem Ausbruch der Insurrektion zu Monteforte 1820 sah er sich zur Flucht genöthigt, trat nun wieder in öster-

reichische Dienste, rückte 1848 zum Feldzeugmeister auf und erhielt 1848 das Kommando eines Armeekorps, mit welchem er den von den Piemontesen bedrängten Radetzky unterstützte. Auch im ungarischen Krieg befehligte er ein eigenes Korps und ward zum Feldmarschall befördert. Er starb 21. Aug. 1862 auf Schloß Vosiljewo bei Karlstadt.

3) George N.-Temple-Grenville, jüngerer Sohn des Marquis von Buckingham (s. d.), geb. 30. Dec. 1788, folgte 1813 seiner Mutter in der irischen Peerswürde als Lord N. und trat, nachdem er seine Studien in Oxford vollendet, 1812 ins Unterhaus, wo er sich durch liberale Ansichten bemerklich machte. Als im November 1830 die Whigs ans Ruder kamen, wurde N. Lord des Schatzes, 1832 aber Lord-Oberkommissär den Jonischen Inseln, von wo er 1835 abberufen wurde. Er lebte hierauf ausschließlich literarischen Beschäftigungen, bis ihn 1847 die Stadt Aylesbury wieder ins Parlament wählte. N. starb ohne männliche Nachkommenschaft 26. Nov. 1850. Er veröffentlichte unter anderem: »Portugal« (ein Gedicht, Lond. 1812); »Memorials of John Hampden« (das. 1832, 2 Bde.; 4. Aufl. 1856); »Lands classical and sacred« (das. 1845, 2 Bde.), eine Frucht seiner orientalischen Reisen.

Nugget (spr. nögget), ein aus Kalifornien stammendes Wort, das einen Klumpen Gold bezeichnet.

Nuisance (engl., spr. njuhssens), Beeinträchtigung, etwas die Nachbarschaft oder die Allgemeinheit Belästigendes.

Nuits (spr. nüih oder nüihs), Stadt im franz. Departement Côte d'Or, Arrondissement Beaune, an der Eisenbahn von Dijon nach Lyon, mit Handelsgericht, Branntweinbrennerei, Weinbau und Weinhandel und (1872) 3672 Einw.; ward im deutsch-französischen Krieg historisch bedeutend durch das Gefecht 18. Dec. 1870. General v. Werder hatte, um die drohende Ansammlung feindlicher Truppenmassen zu stören und die Stellung der badischen Division in Dijon etwas zu erleichtern, einen Vorstoß derselben nach Süden befohlen, um das Korps des Generals Crémer in N., das stärkste und nächste, zu schlagen. Zu diesem Zweck brach General v. Glümer mit 11,000 Mann Badensern und 36 Geschützen 18. Dec. von Dijon auf, indem er mit dem Gros auf der großen Straße nach Lyon vorging und die Brigade Degenfeld in seiner rechten Flanke längs des Gebirges vorschickte. Bei N. fand man den Feind in einer durch die Lage der Stadt auf einem Bergvorsprung außerordentlich begünstigten festen Stellung. Da das Seitendetachement Degenfeld die Verbindung mit dem Gros verloren hatte und die Höhe von Chaux nicht nehmen, also den linken feindlichen Flügel nicht beschäftigen konnte, so fiel die ganze Last des Angriffs den beiden badischen Grenadierregimentern und der Artillerie zu, welche, links von der großen Straße abschwenkend, um Mittag die französischen Stellungen bei Boncourt, La Berchère und Agencourt eroberten und sich dann zu einem allgemeinen Angriff auf den von den Franzosen mit bedeutenden Streitkräften besetzten und tapfer vertheidigten Eisenbahneinschnitt im Osten von N. formirten. Unter wetteifernder aufopfernder Tapferkeit der Infanterie und Artillerie und großen Verlusten (die Generäle v. Glümer und Prinz Wilhelm von Baden wurden verwundet, Oberst Renz getödtet) wurde die feindliche Stellung um 4 Uhr erstürmt und unter Mitwirkung zweier anderen badischen Bataillone von Vosne und Concoeur bei abends 5½ Uhr bei völliger Dunkelheit auch die Stadt N. selbst erobert. Der Feind zog sich nach Beaune zurück, wohin ihm zu folgen die Division zu schwach war. Der badische Verlust betrug 52 Officiere und 893 Mann, während die Franzosen 2200 Mann verloren. Vgl. Löhlein, Die Operationen des Korps des Generals v. Werder (Berl. 1874); Poullet, Le général Crémer (Par. 1872).

Nukahiwa (Madisonsinsel), die größte Insel der Washingtongruppe (s. Markesas) im südöstlichen Polynesien, etwa 440 QKilom. (8 QM.) groß, mit felsigen Küsten, guten Häfen, bis 1100 Meter hohen Bergen und fruchtbaren Thälern. Die Einwohner (Malayen, 1871 nur noch 666 Köpfe stark) sind wohlgebaut, tättowiren sich sehr kunstreich, sind aber roh geblieben. N. wurde 1791 von Ingraham entdeckt und ist seit 1842 der Hoheit der Franzosen unterworfen, welche in Taiohae eine kleine Garnison und eine Strafkolonie unterhalten.

Nules, Stadt in der span. Provinz Castellon (Valencia), unweit des Mittelländischen Meers und an der spanischen Küstenbahn (Valencia-Tarragona), hat 4400 Einw. In der Nähe große, als Kornmagazine benutzte Felsenhöhlen (Silo's).

Null (v. lat. nullus, keiner), in der Arithmetik 1) die Differenz zweier gleichen Größen: $a - a = 0$; 2) der Grenzwerth eines Bruchs, dessen Zähler einen beliebigen konstanten (unveränderlichen) Werth a hat, während der Nenner über alle Grenzen wächst (unendlich groß [∞] wird): $\frac{a}{\infty} = 0$. Bei der üblichen Schreibweise dekadischer Zahlen, bei welcher die Geltung einer Ziffer von ihrer Stellung abhängt, wird die N. gesetzt, wenn an einer Stelle keine Einheiten stehen. Eine N., rechts an eine ganze Zahl gesetzt, verzehnfacht deren Werth; wird eine solche aber an die erste Stelle links vor einen Decimalbruch gesetzt, so vermindert sie denselben auf den zehnten Theil. In der Musik wird das Nullzeichen gebraucht: in der Generalbaßbezifferung, wo es anzeigt, daß zu dem Baßton, über oder unter dem es sich findet, keine Harmonie genommen werden soll, und in der Applikatur der Saiteninstrumente, wo es die leere Saite anzeigt.

Nulla diës sine linëa (lat., »kein Tag ohne eine Linie«), nach Plinius eine zum Sprichwort gewordene Redensart des Malers Apelles, die so viel sagen soll, daß man keinen Tag ganz ohne nutzbringende Thätigkeit verstreichen lassen soll.

Nullifikation (lat.), Nichtigmachung, Aufhebung.

Nullität (lat.), s. Nichtigkeit.

Nullpunkt, s. v. w. Gefrierpunkt, s. Thermometer.

Numantia, die Hauptstadt des keltiberischen Stammes der Arevaker in Hispania tarraconensis, dem heutigen Altkastilien, lag am Durius bei seiner östlichen Beugung unterhalb der Stadt Soria, hatte weder Mauern noch Thürme, war aber durch ihre Lage auf einer steilen, nur auf einer Seite zugänglichen Anhöhe fast uneinnehmbar. Ihr Umfang betrug 24 Stadien (4½ Kilom.). Berühmt ward sie durch den heldenmüthigen Widerstand, den sie mit ihren 8000 streitbaren Männern den Römern bis zu ihrem Untergang leistete. Nachdem der Konsul Q. Cäcilius Metellus Macedonicus 143 und 142 v. Chr. die Keltiberier unterworfen hatte, setzte N. allein den Kampf gegen die Römer fort, zwang den Konsul Q. Pompejus 139 zu einem für sie ehrenvollen Frieden, den aber der römische Senat nicht anerkannte, schlug einen Angriff des Konsuls M. Popilius Länas mit

Erfolg zurück und schloß seinen Nachfolger, den Konsul Cn. Hostilius Mancinus, 137 so vollständig ein, daß er kapituliren mußte. Der Konsul, der Quästor Tib. Sempr. Gracchus und die vornehmsten Officiere beschworen den Friedensvertrag; aber auch dieser ward vom römischen Senat verworfen und Mancinus selbst zur Sühne den Numantinern ausgeliefert, die ihn jedoch nicht annahmen. Der Krieg ruhte nun, bis 134 der jüngere P. Cornelius Scipio Africanus nach Spanien geschickt wurde. Dieser vermied jedes Gefecht mit den Numantinern, verwüstete dagegen das Land im Umkreis der Stadt und umschloß diese eng durch Wall und Graben und mit seinem 60,000 Mann starken Heer, so daß in N. bald der größte Mangel an Lebensmitteln entstand. Trotzdem vertheidigten sich die Numantiner bis aufs äußerste. Erst als sie alle Qualen der Hungersnoth erduldet, ergaben sie sich. Doch tödteten sich die meisten Ueberlebenden vor der Uebergabe gegenseitig; der Rest wurde in die Sklaverei verkauft und die Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Die Eroberung erschien den Römern so ruhmvoll, daß Scipio nicht nur den Triumph, sondern auch den Beinamen Numantinus erhielt. Später erstand N. wieder aus den Trümmern, blieb aber unbedeutend. Die Ruinen finden sich bei Puente de Don Garray.

Numa Pompilius, nach der Ueberlieferung der zweite König von Rom, Sohn des Sabiners Pompilius Pompo, Eidam des Königs Tatius, der mit Romulus die Herrschaft einige Jahre getheilt hatte, wurde von Cures im Sabinerland, wo er als Privatmann lebte, nach dem Tode des Romulus und einem einjährigen Interregnum nach Rom zur Herrschaft berufen (715 v. Chr.). Seine Regierung war im Gegensatze zu der des Romulus eine durchaus friedliche. Sein Bestreben war ausschließlich darauf gerichtet, in dem neu gegründeten Staat einen geordneten, auf Religiosität gegründeten Zustand einzuführen. Er vertheilte daher die von Romulus eroberten Ländereien unter die Bürger, setzte deren Grenzen durch Grenzsteine fest und errichtete dem Gott Terminus (Grenzstein) und der Göttin Fides (Treue) besondere Heiligthümer; er ordnete ferner das Jahr besser, indem er es in zwölf Mondmonate statt der bisherigen zehn eintheilte und durch bestimmte Schaltmonate einen regelmäßigen Cyklus herstellte. Vor allem aber war sein Absehen darauf gerichtet, durch religiöse Institutionen Treue und Gehorsam der Bürger zu sichern. Er setzte daher die Priesterschaften der Pontifices, welche das gesammte Religionswesen überwachten, der Augurn, Flamines, Salii, Fetiales und der Vestalinnen (s. d.) ein. Auch errichtete er dem Janus ein in einem Doppelthor bestehendes Heiligthum, welches nur während eines Kriegs geöffnet werden sollte und unter seiner Regierung stets geschlossen blieb. Wegen seiner großen Weisheit machte ihn die Sage zum Schüler des berühmten griechischen Philosophen Pythagoras und gab ihm die Göttin Egeria zur Gemahlin, mit der er im Hain der Kamenen seine Zusammenkünfte gehalten haben soll. Er starb 672 und wurde unter dem Janiculus begraben, wo 181 v. Chr. seine angeblichen Schriften aufgefunden, aber auf Befehl des Senats verbrannt wurden. Seine Tochter Pompilia vermählte sich mit Numa Marcius und wurde die Mutter des vierten Königs von Rom, Ancus Marcius.

Numedalen, eins der Hauptthäler des östlichen Norwegen, im Amt Buskerud, von dem Laagenfluß durchströmt. Die Einwohner treiben lebhaften Kleinhandel als herumreisende Handelsleute. Die umliegenden Gebirge sind nicht sehr hoch, aber reich an Metallen; hier liegt das Silberwerk von Kongsberg (s. d.), das fortwährend ergiebig ist, während ein anderes (Vinoren) fast keinen Ertrag mehr gibt.

Numenius, der Brachvogel.

Numeralia (lat., Zahlwörter), adjektivische Wörter, welche die Verhältnisse der Zahl und Menge ausdrücken und gewöhnlich nur attributiv gebraucht werden. Sie sind entweder bestimmte, welche eine bestimmte Zahl ausdrücken (z. B. drei, vier), oder unbestimmte, die entweder eine unbestimmte Zahl (z. B. mancher, jeder), oder eine unbestimmte Menge (z. B. viel, wenig) bezeichnen. Die bestimmten Zahlwörter sind entweder Grundzahlwörter (Cardinalia, z. B. drei, vier), oder abgeleitete Zahlwörter, die man wieder in Ordnungszahlwörter (Ordinalia, z. B. der dritte, der vierte), Eintheilungszahlwörter (Distributiva, z. B. je zwei, je drei), Vervielfältigungszahlwörter (Multiplicativa, z. B. einfach, zweifach, einmal, zweimal) eintheilt. In manchen Sprachen sind die N. nicht, wie in den indogermanischen, semitischen und anderen Kultursprachen, nach der dekadischen, sondern nach einer quinären oder vigesimalen Zählmethode angeordnet, welche Anordnung indessen, wie die dekadische, auf der Fünfzahl der Finger und Zehen beruht, indem im erstern Fall die Fünf, im andern die Zwanzig (d. h. die Anzahl der Finger und Zehen zusammen) als Einheit genommen werden. Vgl. Pott, Die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile (Braunschw. 1847). Für alle linguistischen Untersuchungen sind die N. von besonderer Bedeutung, da sie ihres häufigen Vorkommens wegen die sichersten Kennzeichen der Sprachverwandtschaft bilden.

Numĕri (lat.), das vierte Buch Moses', s. Pentateuch.

Numeriren (lat.), zählen, mit Ziffern bezeichnen.

Numerirmaschine, ein Apparat zum Druck von Nummern auf Banknoten, Aktien, Koupons, Lotterieloose ꝛc. in laufender, springender, wiederholter Ordnung sowie zum Paginiren oder Foliiren von Kontobüchern ꝛc., deshalb auch Paginirmaschine genannt. Die N. wird für den Gebrauch mit der Hand, für Trittbewegung oder auch für Druckmaschinen konstruirt; im letztern Fall besteht sie in der Regel aus kombinirten Apparaten zum Zifferndruck auf ganzem Kouponbogen u. dgl. Jeder dieser Apparate enthält ebenso viele zehnstrahlige Metallsternchen, als er Ziffern nebeneinander drucken soll (vier-, fünf-, sechsstellig ꝛc.), und diese Sternchen tragen am Ende jedes Strahls eine der zehn Grundziffern, von denen sich je eine und zwar in gerader Linie mit den anderen zum Empfang der Druckfarbe und zur Abgabe des Drucks darbietet. Die Aenderung der Zahlen ist eine selbstthätige, d. h. geschieht durch den Mechanismus der N., und zwar so, daß die Einerzahl in laufender Numerirung bei jedem, die der Zehner bei jedem zehnten, die der Hunderter erst bei jedem hundertsten Druck ꝛc. um eine Stelle fortrückt. Die erste N. wurde im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in der Druckerei der Bank von England angewandt, woselbst sie noch heute aufbewahrt wird. Seitdem hat der Apparat große Verbesserungen erfahren und allgemeine Verbreitung gefunden.

Numĕrisch (lat.), auf bestimmte Zahlen bezüglich, zum Unterschied von algebraisch, auf beliebige, durch Buchstaben ausgedrückte Zahlen bezüglich. Daher sind z. B. numerische Gleichungen solche mit bestimmten Zahlenkoëfficienten.

Numerōs (lat., numerōs), zahlreich; auch wohlklingend, rhythmisch (vgl. **Numerus**); Numerosität, das Zahlreichsein, rhythmischer Wohllaut der ungebundenen Rede.

Numerotiren (franz.), ſ. v. w. numeriren.

Numĕrus (lat.), Zahl, Takt; in der proſaiſchen Rede das Ebenmaß zwiſchen den Sätzen und ihren Gliedern, welches dem mündlichen Vortrag Wohlklang gibt; in der Grammatik Zahlform, in den meiſten Sprachen nur eine zweifache, **Singularis** (Einzahl) und **Pluralis** (Mehrzahl), zu welchen aber in primitiven Sprachen, z. B. in den alterthümlicheren Sprachen des indogermaniſchen Sprachſtammes, im Hottentottiſchen, bei den ſemitiſchen Sprachen, oft noch eine »Zweizahl« (**Dualis**) hinzukommt. Auf ſpäteren Sprachſtufen, z. B. im Neudeutſchen gegenüber dem Gothiſchen, Sanskrit und Altgriechiſchen, pflegt der **Dualis**, der nur der ſinnlichen Anſchauung eines Naturvolks zur Bezeichnung der vielfachen paarweiſen Gegenſtände in ſeiner unmittelbaren Umgebung (z. B. der Augen, Ohren, Hände, Mann und Frau u. dgl.) Bedürfnis iſt, wieder zu verſchwinden.

Numida, das Perlhuhn.

Numidien, im Alterthum ein Reich in Nordafrika, das heutige Algerien begreifend, grenzte gegen N. an das Mittelmeer, gegen O. an die römiſche Provinz Afrika, von der es durch den Fluß Tusca (Wadi el Berber) getrennt wurde, gegen W. an Mauritanien, durch den Fluß Mulucha (Moluya) davon geſchieden, und gegen S. an die Ketten des Großen Atlas, welche es von dem Lande der Gätuler und dem innern Libyen trennten. Die Einwohner, Numidier (vom griechiſchen Wort Nomaden, ihrer Lebensweiſe wegen), als Reiter ausgezeichnet, zerfielen in die Maſſäſylier und die Maſſylier, jene im weſtlichen, dieſe im öſtlichen Theil des Reichs; der Ampſaga (jetzt Wadi el Kibir) bildete die Grenze zwiſchen ihnen. Zur Zeit des zweiten Puniſchen Kriegs ſtand das weſtliche N., der bei weitem größere Theil, unter der Herrſchaft des Syphax, das öſtliche unter der des Maſiniſſa, Sohns des Gala, der mit Hülfe der Karthager ſich des ihm widerrechtlich entzogenen Throns bemächtigt hatte und daher deren Verbündeter war. Syphax dagegen ſtand auf Seite der Römer, mit denen er 207 v. Chr. ein Bündnis ſchloß. Als er aber infolge ſeiner Verheirathung mit Sophonisbe, der Tochter Haſdrubals, auf die Seite der Karthager herübergezogen wurde und Maſiniſſa vertrieb, ſuchte dieſer Hülfe bei den Römern, welche 204 unter Scipio in Afrika landeten. Syphax wurde 203 wiederholt beſiegt und endlich gefangen genommen, ſein Reich aber 201 Maſiniſſa übertragen, welchem die Karthager von ihrem Gebiet alles herausgeben mußten, was einſt zu N. gehört hatte. Maſiniſſa's Söhne und Nachfolger waren Micipſa, Guluſſa und Manaſtabal, die ſich in das Reich theilten. Nach dem Tode der beiden letzteren ward Micipſa wieder Herr des ganzen Reichs, welches er 119 unter ſeine Söhne Adherbal und Hiempſal und ſeinen Neffen, den Sohn Manaſtabals, Jugurtha, theilte. Nach Jugurtha's Vernichtung 106 vertheilten die Römer das Land unter die noch übrigen Glieder der königlichen Familie, deren eins, Juba I., Hiempſals Sohn, ſich im Bürgerkrieg zwiſchen Pompejus und Cäſar als treuen Anhänger des erſtern bewies. Nach der Beſiegung Juba's in der Schlacht bei Thapſus (46) wurde N. unter dem Namen **Numidia propria** römiſche Provinz und erhielt den Geſchichtſchreiber Salluſtius als Präfekten. Auguſtus gab den weſtlichen Theil, vom Fluß Ampſaga an, mit Mauritanien an Juba II., während der öſtliche Theil, das eigentliche N., unter der unmittelbaren Botmäßigkeit Roms blieb und einen Theil der Provinz Afrika bildete. Die bedeutendſten Städte darin waren: Hippo, Ruſucurrum, Zama, Lambaeſe und Cirta. Bei der Theilung des römiſchen Reichs unter Theodoſius kam N. an das weſtrömiſche Reich, darauf an die Vandalen, nach deren Vernichtung im 6. Jahrh. an das byzantiniſche Reich und im 7. Jahrh. an die Araber.

Numismatik (Münzkunde), diejenige Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Erforſchung und Erkenntnis der Münzen beſchäftigt. Im Alterthum zeigen ſich nur geringe Spuren einer wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit auf die Münzen; doch erzählt Sueton, daß Auguſtus »alte königliche und ausländiſche Münzen« verſchenkte. Die eigentliche wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit den antiken Münzen, denen der Griechen und anderer Kulturvölker (Perſer, Phöniker, Juden, Etruſker, Keltiberier u. a.) und der Römer, beginnt mit dem Wiederaufleben der klaſſiſchen Wiſſenſchaften im 14., 15. und 16. Jahrh. Wie in der Epigraphik, finden wir auch in der numismatiſchen Literatur bereits im 16. Jahrh. eine ausgedehnte literariſche Fälſchung (Hubert Goltz), welche trotz ihrer Plumpheit die unkritiſche Literatur der folgenden Zeiten vielfach irre führte und erſt im vorigen Jahrhundert, namentlich durch Eckhel (1792), beſeitigt wurde. Der franzöſiſche Numismatiker Pellerin behandelte zuerſt (1762—78) die griechiſchen Münzen, d. h. die Münzen der antiken Städte, Völker und Könige, in einem umfaſſenden Werk nach einem wiſſenſchaftlichen Syſtem, das in dem klaſſiſchen und faſt in allen Theilen noch muſtergültigen Werk von Joſeph Eckhel: »Doctrina numorum veterum« (1792—98) ſeinen Abſchluß und ſeine Vollendung fand. Seitdem iſt die Literatur der N. immer zahlreicher geworden; unentbehrliche Hülfsmittel für das Studium derſelben ſind außer zahlreichen wiſſenſchaftlichen Specialwerken und Zeitſchriften die großen beſchreibenden Werke von Mionnet für die griechiſchen und römiſchen (Par. 1806—1813, 6 Bde.; mit Suppl. 1819—37, 9 Bde.) und von Cohen für die römiſchen Münzen (daſ. 1859—68, 7 Bde., und 1857), beide mit einer großen Menge vorzüglicher Abbildungen. Die N. des Mittelalters wurde erſt in viel ſpäterer Zeit Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen Forſchung; der eigentliche Begründer der Münzkunde des Mittelalters iſt Mader (geſt. 1815). In neuerer Zeit erſchienen viele Sammelwerke (z. B. Ruding: England; Heiß: Spanien); für Deutſchland ſind beſonders die Unterſuchungen Grote's und Dannenbergs (»Die deutſchen Münzen der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſerzeit«, Berl. 1876) wichtig. Die N. des Orients iſt ebenfalls erſt in neuerer Zeit umfaſſend und wiſſenſchaftlich behandelt und beſonders durch die Arbeiten von Frähn, Marsden, Wilſon u. a. gefördert worden. Die Hauptquelle für das praktiſche Studium der N., ſowohl für Aneignung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe wie der Fähigkeit, echte Münzen von modernen Fälſchungen zu unterſcheiden, ſind die großen öffentlichen Sammlungen, unter denen das Britiſche Muſeum, das Pariſer und das Berliner Münzkabinet die bedeutendſten ſind. Die Anſchauung der Originale wird durch mechaniſche Kopien am beſten erſetzt; die vorzüglichſten ſind die galvanoplaſtiſchen »Electrotypes«, welche das Britiſche Muſeum anfertigen und verſenden läßt. Das unentbehrlichſte Handbuch für jeden, der ſich mit Ernſt irgend einem Theil der N. widmen will, ſind die »Prolegomena« zu Eckhels »Doctrina

numorum veterum« (besonderer neuer Abdruck dieses einleitenden Theils, Leipz. 1842). S. Griechische Münzen, Römische Münzen, Denkmünze, Münzwesen (mit Tafel »Münzen des Alterthums«).

Numitor, Sohn des Procas, König von Alba-longa, ward von seinem Bruder Amulius vertrieben, von seinen Enkeln Romulus und Remus (s. Romulus) wieder auf den Thron gesetzt.

Nummārisch (lat.), das Geld (nummus) betreffend.

Nummulīten (lat.), ein ausgestorbenes, in der Kreide beginnendes, besonders für gewisse Schichten der untern oder eocänen Tertiärformation (s. d.) charakteristisches, in den jüngeren Tertiärablagerungen und jetzt sehr seltenes Geschlecht der Foraminiferen, eine der Ordnungen der Rhizopoden oder Wurzelfüßer und zwar zu der Unterordnung der perforirten (mit inneren Kommunikationskanälen der kleinen Kammern der vielhäusigen Schalen versehenen) Foraminiferen gehörig. Das Geschlecht Nummulites hat zahlreiche, langsam wachsende Spiralumgänge der Schale, welche scheiben- bis linsenförmig, seltener fast kugelig sind; die Umgänge greifen meist völlig über, daher jede Kammer vom Rücken, wo sie am geräumigsten ist, seitliche Fortsätze bis zur Mitte schickt; am innern Rande des Rückentheils lassen die Scheidewände eine schmale Spalte frei. Die Größe wechselt von 2—60 Millim. Durchmesser, die Zahl der Windungen von 5 bis über 40. Schon Herodot und Strabon kannten die N. als Linsensteine in ihrem massigen Vorkommen bei Kairo (N. Gizehensis u. a.); ebenso massenhaft kommen sie in den Karpathen, Alpen, Pyrenäen, überhaupt am Mittelmeer vor, doch sind sie auch im Pariser Becken in einigen Schichten sehr verbreitet. Vgl. Tafel »Tertiärformation I«.

Nummus (Numus, lat.), Geld, Münze; insbesondere s. v. w. Sestertius (s. d.).

Nun, 1) (Wadi Nun) Stadt im südlichsten Theil von Marokko, Landschaft Sus, am Fluß N. (Aksabi), unweit des Atlantischen Oceans und des Kaps N. (28° 39′ nördl. Br.), ein wichtiger Stationsplatz für die Karawanen, mit 5—6000 Einw. — 2) Einer der Hauptmündungsarme des Niger (s. d.).

Nundĭnae (lat., von novem dies), bei den Römern die Markttage, an denen die Landleute nach der Stadt kamen, um daselbst ihre Geschäfte zu besorgen. Sie fielen eigentlich alle acht Tage, so daß zwischen zwei Markttagen immer eine Zeit von sieben Tagen verfloß. Drei Markttage (tres n.) begriffen daher einen Zeitraum von 17 Tagen, der Trinundinum hieß.

Nuneaton (spr. nönn-it'n), Stadt in der engl. Grafschaft Warwick, nördlich von Coventry, hat eine lateinische Schule, Bandfabrikation und (1871) 7399 Einw.

Nuñez (spr. núnnjeds), Pedro, gewöhnlich Nonius, auch Nunes oder Nunnius genannt, ein besonders um die Nautik verdienter portug. Mathematiker, geb. 1492 zu Alcazar do Sal, Professor der Mathematik zu Coimbra und Kosmograph des Königs Emanuel von Portugal sowie Lehrer von dessen Sohn Heinrich, starb 1577. Seine »Opera mathematica« (Bas. 1592) verbreiten sich über Geometrie, Nautik, Kartenprojektion und die Verbesserung astronomischer Instrumente. In dem Werk: »De arte atque ratione navigandi« (1546) macht er die ersten Angaben über die lorodromische Linie; er wird auch fälschlich für den Erfinder des Nonius (s. d.) gehalten.

Nunkupiren (lat.), ernennen, besonders in rechtlich verbindlicher Form, z. B. zum Erben einsetzen; Nunkupation, Ernennung, besonders Einsetzung zum Erben; nunkupativ, auf Nunkupation beruhend.

Nunquam retrórsum (lat.), niemals rückwärts.

Nuntiánt (Nunciant, lat.), der von etwas Anzeige macht; Nuntiät, den dieselbe betrifft; Nuntiation, Anzeige, Meldung.

Nuntius (Nuncius, lat.; N. apostolicus, apostolischer Vikar), päpstl. Abgesandter; Nuntiatur, Bezeichnung für Amt und Wohnsitz eines solchen. Nuntien wurden früher namentlich die sogen. Legati missi, d. h. die zur Ausübung der päpstlichen Primatialrechte in gewisse Bezirke abgeordneten Prälaten, genannt (s. Legaten). Heutzutage bezeichnet man damit die diplomatischen Vertreter des Papstes an weltlichen Höfen, welche regelmäßig zu den Gesandten erster Klasse gehören (s. Gesandte), während diejenigen diplomatischen Agenten des Papstes, welche, wie z. B. der päpstliche Abgesandte im Haag, in der zweiten Klasse der Gesandten rangiren, Internuntien genannt werden. Zuweilen wurden aber auch ständige Nuntiaturen zur Ueberwachung der Durchführung der Beschlüsse des Tridentiner Konzils und zur Bekämpfung des Protestantismus errichtet, indem alsdann der betreffende N. mit der Ausübung besonderer päpstlichen Vorrechte, namentlich der päpstlichen Jurisdiktion, betraut wurde (N. cum potestati legati a latere), so in Wien, Köln, München und Luzern, von denen jedoch nur noch die Nuntiaturen in Wien und München bestehen.

Nuolen, Badeort im schweizer. Kanton Schwyz, am obern Theil des Zürichsees, zu dessen Dampferstationen N. gehört. Als Bad nicht gerade von hervorragender Bedeutung (erdig-muriatische Stahlquelle), ist der Ort eine Kolonie der Züricher Baumwollindustrie in der Schwyzer March und seit 1875 durch die Nähe einer Station der linksuferigen Zürichseebahn (Zürich-Richterswyl-Glarus) begünstigt.

Nuòro, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Sassari (Sardinien), Sitz eines Unterpräfekten, eines Bischofs, eines Civil- und Korrektionstribunals, mit Gymnasium, Seminar und (1871) 5739 Einw.

Nuphar *Smith* (Seekandel, Teichrose, Mummel, Nixblume), Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen, ausdauernde, gelb blühende Wassergewächse in Europa, Asien und Amerika. N. luteum *Sm.* (Nymphaea lutea *L.*, gelbe Teichrose), in Europa, mit ovalen, zum dritten Theil am Grund herzförmig eingeschnittenen, glänzenden, schwimmenden Blättern, gelben Blumen und fleischiger, vielfächeriger, vielsamiger, nicht aufspringender Kapsel. Früher benutzte man die Pflanze medicinisch, auch zum Gerben und als Schweinefutter.

Nuptiae (lat.), Hochzeit, Beilager, Ehe; Nuptias non concubitus, sed consensus facit, nicht der Beischlaf, sondern die Einwilligung bewirkt die Ehe. Nuptial, auf die Ehe bezüglich; Nupturiénten, s. v. w. Brautleute.

Nuptialia pacta (lat.), Ehepakten.

Nureddin Mahmud, seldschukk. Sultan von Syrien und Aegypten, Sohn Emadeddin Zendis', geb. 21. Febr. 1116 in Damaskus, folgte 1146 seinem Vater als Sultan von Mossul, eroberte Edessa wieder, schlug 1148 den Angriff der Könige Konrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich auf Damaskus zurück, eroberte das christliche Fürstenthum Antiochia sowie das ganze nördliche Syrien, unterjochte 1154 Damaskus, wohin er seine Residenz verlegte, kämpfte erfolgreich gegen das Königreich Jerusalem und stürzte 1169 das Chalifat der Fatimiden in Aegypten. Er starb 15. Mai 1174 in Damaskus,

tief betrauert wegen seiner Frömmigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit.

Nurhags (Noraghen), auf der Insel Sardinien alte Steinbauten von kegelförmiger Gestalt aus vorrömischer Zeit, keine Grabstätten, wie man früher annahm, sondern festungsartige Wohnungen für Zeiten der Kriegsnoth. Vgl. v. Maltzan, Reisen auf der Insel Sardinien (Leipz. 1869).

Nusco, Stadt in der ital. Provinz Avellino, Kreis Sant' Angelo de' Lombardi, Sitz eines Bischofs, mit Kathedrale und (1871) 4473 Einw.

Nuß, im gewöhnlichen Sprachgebrauch Bezeichnung aller Früchte mit harter, nicht von selbst aufspringender Schale; in der Botanik derjenigen Schließfrüchte, deren ganzes Pericarpium trocken und holzartig hart ist, wodurch sie sich allein von den mit mehr lederartiger Schale versehenen Achenien unterscheiden (z. B. Haselnuß, Kokosnuß, Paránuß). Die N. enthält fast immer nur einen einzigen Samen, der in der harten Umhüllung nur einer dünnen, häutigen Samenschale bedarf und mit jener auch von der Pflanze sich trennt und von ihr umgeben bleibt bis zur Keimung, wobei die Schale der N. von den Keimtheilen durchbrochen und geöffnet wird.

Nußbaum, s. Wallnußbaum.

Nußbaum, Johann Nepomuk von, Chirurg, geb. 2. Sept. 1829 in München, studirte daselbst Medicin, veröffentlichte 1853 seine Untersuchungen über das Verhalten verschiedener Körper in Wunden und die Möglichkeit, geschliffenes Glas in das Auge von Blinden mit undurchsichtig gewordener Hornhaut einzuheilen. Er ging dann nach Berlin und Paris, habilitirte sich 1857 in München für Chirurgie und Augenheilkunde, errichtete ein großes Privatspital mit orthopädischem Institut und erhielt 1860 die Professur der Chirurgie und Augenheilkunde daselbst. 1867 wurde er in den Adelstand erhoben. 1870 und 1871 ging er als Oberstabsarzt im Stab des Generals v. d. Tann nach Frankreich. Nußbaums Name ist verknüpft mit den meisten hervorragenden Leistungen der neuern Chirurgie; er hat dieselbe sowohl durch seine vollendete operative Geschicklichkeit, als auch durch zahlreiche Erfindungen und neue Methoden gefördert. Seine wichtigsten Arbeiten sind: »Ueber Cornea artificialis« (Münch. 1853), über Chloroform, Gesichtsschmerz und Nervenresektionen, Steinschnitt mit Steinzertrümmerung, kavernöse Tumoren, Transfusion; »Pathologie und Therapie der Ankylosen« (das. 1862); die operative Behandlung der Blasen-, Scheiden- und Mastdarmkrebse, Ovariotomie, welche er bei Spencer Wells in London studirte, subkutane Injektionen; »Vier chirurgische Briefe an seine in den Krieg ziehenden ehemaligen Schüler« (das. 1866); Bauchwunden, Anästhetica, temporäre Tracheotomie, Dehnung der Nerven, Kniegelenkresektionen, Drainage der Bauchhöhle bei Ovariotomie, Knochentransplantation, Krebs, Hospitalbrand, die antiseptische Wundbehandlung in seiner Klinik (1875), Bildung eines künstlichen Harnleiters, Radikaloperation der Hernien-Cirkumcision bei chronischen Unterschenkelgeschwüren (1876). Die meisten seiner Abhandlungen sind in Fachjournalen erschienen.

Nußgelenk, s. Gelenk.

Nußhäher, s. v. w. Eichelhäher, s. Häher.

Nußöl, s. Wallnußöl.

Nußstrauch, s. Haselstrauch.

Nutans (lat., »nickend«), s. v. w. überhängend, in der botanischen Terminologie von Stengeln, Blütenständen, Blüten oder Früchten, deren Stiele mit ihrer Spitze in einem Bogen gegen die Erde gekrümmt sind, z. B. bei Carduus nutans, Silene nutans.

Nutation (lat.), das von Bradley entdeckte »Wanken« der Erdaxe um eine mittlere Lage, gleich der Präcession (s. d.) eine Folge der Anziehung von Sonne und Mond auf die von der Kugelgestalt abweichende Erde. Vermöge der Präcession beschreibt der mittlere Pol des Aequators in sehr langer Zeit um den Pol der Ekliptik einen Kreis, dessen Halbmesser gleich der Schiefe der Ekliptik ist (oder eigentlich eine Linie von veränderlichem Halbmesser, da die Schiefe der Ekliptik nicht ganz konstant ist). Die N. besteht nun darin, daß der wahre Pol des Aequators um den mittlern in Zeit von 18½ Jahren eine Ellipse beschreibt, deren Halbaren 9,2 und 6,9 Bogensekunden betragen. Die Periode der N. stimmt mit derjenigen der Knoten der Mondbahn überein. — In der Botanik ist N. eine Bewegungsform, welche die Stengel vieler Pflanzen während ihres Aufwachsens zeigen, und bei welcher der Endtheil sich bogenförmig krümmt. Sie ist vom Geotropismus und Heliotropismus (s. d.) dadurch unterschieden, daß sie an Stengeln jeder Richtung sich zeigt und weder von der Gravitation, noch vom Licht bedingt wird, und besonders dadurch ausgezeichnet, daß die ungleiche Verlängerung je zweier einander gegenüber liegenden Seiten des Stengels, welche diese Krümmung veranlaßt, stetig um die Peripherie des Stengels wechselt, so daß das übergeneigte Ende desselben uhrzeigerartig im Kreis herumgeführt wird. Die N. ist besonders ausgeprägt an den Stengeln der windenden Pflanzen, welche sich dadurch eine Stütze in ihrer Umgebung gleichsam suchen.

Nuthe (franz. Rainure, Enrayure; engl. Groove, Furrow), furchenartige Aushöhlung an Arbeitsstücken, welche besonders häufig bei den sogen. Holzverbindungen bei Tischlerarbeiten Anwendung findet. Bei der Verbindung durch Feder und N. besitzt das eine Bret an der Kante eine rechtwinklige Furche oder Rinne, das andere Bret eine dazu passende Leiste, die Feder (den Spund). Zwei so zusammengefügte Holzstücke nennt man »genuthet und gefedert«. Die Feder wird entweder aus dem vollen Holz gebildet, oder man versieht jedes Bret mit einer N. und legt die Feder als besondere Leiste ein (eingelegte Feder). Zur Ausarbeitung gespundeter Dielen dienen die Spundhobel, welche paarweise zusammengehören, nämlich ein Nuthhobel und ein Federhobel (Näheres über dieselben s. Hobel). Man hat auch Spundhobel mit Stellung, um die Tiefe der N. und die Entfernung derselben von der Bretkante beliebig reguliren zu können. Auf Maschinen erzeugt man die Nuthen entweder mittels besonderer Schneidköpfe auf den Hobelmaschinen, oder auf Fräsmaschinen. Man hat Maschinen, die mit Kreissägen arbeiten. Schwalbenschwanzförmige (trapezförmige) Nuthen und die in dieselben einzupassenden Theile erzeugt man mit der Gratsäge, dem Grundhobel und dem Grathobel. Bei der Metallbearbeitung erzeugt man die Nuthen auf der Nuthstoß- oder Stanzmaschine (s. Hobelmaschinen). Nuthenreißer ist ein Werkzeug mit ganz schmalem Meißel zur Ausarbeitung der schmalen Nuthen bei eingelegten Holzarbeiten.

Nuthe, Nebenfluß der Havel in der preuß. Provinz Brandenburg, entspringt bei Dennewitz, nimmt bei Gröben die Nieplitz auf und mündet nach einem 70 Kilom. langen Lauf bei Potsdam.

Nutkasund (spr. nött-), Bucht an der Westküste der brit. Insel Vancouver, unter 49° 35′ nördl. Br. und

am Vereinigungspunkt von drei tief ins Land eindringenden Fjorden, in deren einen der goldführende Muchlatfluß mündet. N. wird gelegentlich von Walfischfahrern besucht. Die Indianer sind freundlich. Von einem 1790 von den Engländern erbauten Fort ist keine Spur mehr vorhanden.

Nutriafelle, im Pelzhandel die Felle des Sumpfbibers.

Nutriren (lat.), ernähren; Nutriéntia, nährende Heilmittel; Nutrimentum, Nahrungsmittel; Nutrition, Ernährung; nutritiv, nährend, nahrhaft; Nutritor, Ernährer; Nutrix, Ernährerin, Amme.

Nutzharz, s. Akaroïdharz.

Nutznießung, s. v. w. Nießbrauch, s. Ususfructus.

Nux (lat.), die Nuß.

Nux vomica, s. Strychnos.

Nyáry (spr. njâri), 1) Paul, ungar. Politiker, geb. 12. Dec. 1806 zu Nyáregyháza im Pest-Pilifer Komitat, genoß eine tüchtige Erziehung, wurde, nachdem er durch sein Auftreten in den Pester Komitatsversammlungen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, 1845 von der liberalen Partei zum zweiten Vicegespan gewählt und trat in dieser Eigenschaft mit großem Eifer für das Volk in die Schranken. 1848 in den Reichstag gewählt, wurde er Mitglied des Landesvertheidigungs-Ausschusses und im November 1848 Minister des Innern im sogen. zweiten Ministerium. In Debreczin vertrat er gegen Kossuth das monarchische Element. 1849 verhaftet, wurde er bei Gelegenheit der allgemeinen Amnestie freigelassen. Nach dem Tode des Grafen Ladislaus Teleki 1861 wurde er der Führer der Opposition und zeichnete sich in dieser Stellung durch staatsmännische Mäßigung aus. Er starb 21. April 1871 durch eigene Hand.

2) Eugen, Baron, ungar. Archäolog, geb. 29. Febr. 1840 zu Bagonya im Honter Komitat, absolvirte seine philosophischen und juridischen Studien an der Budapester Universität und machte dann die Archäologie zum Gegenstand ernstlicher Studien. Er veranstaltete zahlreiche Nachgrabungen, entdeckte namentlich eine große Begräbnisstätte aus der Bronzezeit zu Pilin sowie in verschiedenen Höhlen Denkmäler aus der ältesten Eisenzeit und wies im Sommer 1876 die Bedeutung der Agteleker Höhle für die prähistorische Archäologie nach; seine dort gemachten Funde erregten in den Fachkreisen große Sensation. Gegenwärtig arbeitet N. an umfassenden Abhandlungen über seine Agteleker und Piliner Nachgrabungen. Zahlreiche archäologische Aufsätze von ihm sind in den ungarischen Fachzeitschriften zerstreut erschienen. N. ist Ministerialsekretär im ungarischen Handelsministerium.

Nyborg, Hafenstadt (bis 1869 befestigt) auf der Ostküste der dän. Insel Fünen, am Großen Belt, mit Handel, Schiffahrt, Ueberfahrt nach Korsör in Seeland und (1870) 4812 Einw. Die noch vorhandenen Reste des alten, berühmten Schlosses werden als Zeughaus benutzt. Hier 1659 Sieg der Dänen und Holländer über die Schweden.

Nyctĕa nivĕa, die Schneeeule, s. Eulen, S. 409.

Nyctipithēcus, der Nachtaffe.

Nyerup (spr. nürup), Rasmus, dän. Literarhistoriker, geb. 12. März 1758 in Nyrup auf Fünen, wurde 1779 in Kopenhagen bei der königlichen Bibliothek angestellt, 1796 Professor der Literaturgeschichte an der Universität, 1803 Universitätsbibliothekar; starb 28. Juni 1829. N., der sich durch einen außerordentlichen Fleiß und große Gelehrsamkeit auszeichnete, hat zahlreiche Schriften hinterlassen, welche vorzüglich die dänische Literaturgeschichte bereicherten und auch jetzt noch als Materialiensammlungen von Werth, wenn auch nicht immer zuverlässig sind. Wir erwähnen davon nur die wichtigsten: »Bidrag til den danske digtekunsts historie« (mit Rahbek, Kopenh. 1800—1808, 4 Bde.), fortgesetzt als »Udsigt over den danske digtekunst under kong Frederik V« (1819) und als »Bidrag til en udsigt over dansk digtekunst under kong Christian VII« (1828), bis 1775 reichend; »Historisk-statistisk skildring af tilstanden i Danmark og Norge i ældre og nyere tider« (1798—1806, 4 Bde.); »Udvalgte danske viser fra middelalderen efter A. S. Vedels og P. Syvs trykte udgave etc.« (1812—14, 5 Bde., mit Rahbek und Abrahamson), fortgesetzt in »Udvalg af danske viser af det XVI til XVIII aarhundrede« (1821, 2 Bde.); »Charakteristik af kong Christian IV« (1816); »Almindelig litteratur-lexikon for Danmark, Norge og Island« (mit Kraft, 1818—19, 2 Bde.); »Peder Laales samling of danske og latinske ordsprog« (1828).

Nyested (spr. nüst-), Stadt auf der Südküste der dän. Insel Laaland, an einem Arm der Ostsee, mit Hafen, Handel, Schiffahrt und (1870) 1336 Einw.

Nyiregyháza (spr. njir-âdjhasa), Hauptort des ungar. Komitats Szabolcs, an der Theißbahn, von welcher hier die ungar. Nordostbahn ausläuft, hat einen Gerichtshof, ein lutherisches Untergymnasium, eine Gewerbe- und Handelsbank, Kreditbank, frequente Jahrmärkte und (1870) 21,896 Einw., überwiegend Magyaren.

Nykerk (spr. nei-), Stadt, s. Nijkerk.

Nykjöbing, 1) Stadt auf der dän. Insel Falster, an dem hier nur 630 Meter breiten Guldborgsund, Sitz des Bischofs von Laaland-Falster, mit Kathedralschule, mehreren Fabriken, lebhaftem Getreidehandel und (1870) 3645 Einw. Das ehemalige bedeutende Schloß wurde im 18. Jahrh. abgetragen. 1867 wurde eine schöne Brücke über Guldborgsund eröffnet. — 2) Stadt auf der dän. Insel Mors im Limfjord, mit Getreidehandel und (1870) 2246 Einw.

Nyköping (spr. nüdschö-, Södermanland), Län im mittlern Schweden (Swearike), 6743 QKilom. (122,5 QM.) groß mit (1874) 139,216 Einw., umfaßt den größten Theil der alten Landschaft Södermanland, liegt zwischen der Ostsee im SO. und dem Mälar- und Hjelmarsee im N. und ist ein schönes und fruchtbares, seenreiches Land, dessen Bewohner sich von Ackerbau, Viehzucht und Fabrikthätigkeit nähren. Das Län wird in vier Vogteien getheilt. Die Hauptstadt N. ist eine alte Stapelstadt, durchflossen von der Nyköpingsä, hat 2 Kirchen, ein Lazareth, lebhaften Handel mit Getreide und (1874) 4329 Einw. Die früher hier befindliche mechanische Fabrik ist zur Zeit nicht im Betrieb. N. war auch Sitz mehrerer Reichstage, und das Schloß (Nyköpingshus), ehemals eine der stärksten Festungen Schwedens, jetzt Ruine, hat eine traurige Berühmtheit dadurch erlangt, daß 1317 König Birger seine Brüder, die Herzöge Erik und Waldemar, darin verhungern ließ. 1719 ward die Stadt von den Russen völlig zerstört.

Nyktagineen (Nachtblütler), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Karyophyllinen, einjährige oder perennirende Kräuter, Sträucher und Bäume mit knotig gegliederten Zweigen, gegen- oder wechselständigen, einfachen, gestielten, fiedernervigen, meist ganzrandigen Blättern ohne Nebenblätter und meist vollständigen, end- oder achselständigen Blüten,

welche meiſt mit einem kelchförmigen oder auch blumenartig gefärbten, viel- oder einblätterigen, abfallenden oder ſtehen bleibenden Involucrum umgeben ſind. Das Perigon iſt röhren-, trichter- oder präſentirtellerförmig, mehr oder weniger blumenartig gefärbt, an der Baſis gewöhnlich aufgeblaſen, verdickt, erhärtend und ſtehen bleibend, während der übrige Theil verwelkt; der Saum iſt vier-, fünf- oder zehntheilig, in der Knospenlage gefaltet. Die Staubgefäße ſtehen auf dem Blütenboden, ſind in geringerer oder in größerer Zahl als die Abſchnitte des Perigonſaums vorhanden und haben fadenförmige, meiſt ungleich lange, freie oder im Grund verwachſene Filamente und zweifächerige, nach innen mit Längsſpalten ſich öffnende Antheren. Der oberſtändige Fruchtknoten iſt einfächerig, enthält eine einzige grundſtändige Samenknospe und trägt einen einfachen Griffel mit keulen- oder kopfförmiger Narbe. Die Frucht iſt ein von der erhärteten Perigonbaſis eingeſchloſſenes, häutiges Achenium; der einzige Same enthält ein mehliges Endoſperm, welches von den breiten, blattartigen Kotyledonen des Keimlings umgeben wird. Die ungefähr 70 Arten der 14 Gattungen ſind faſt ſämmtlich in den Tropen, beſonders Amerika's, einheimiſch. Sie enthalten in den Wurzeln einen purgirenden oder brechenerregenden Beſtandtheil, daher manche Arten von **Boerhavia** *L.* und **Mirabilis** *L.* den Amerikanern als Heilmittel dienen. Einige Mirabilisarten ſind Zierpflanzen unſerer Gärten.

Nyktalopie (griech.), ſ. v. w. Tagblindheit.

Nyläſt (Neulaſt), Gewicht in Schweden, eingetheilt in 100 Ctr. à 100 Pfd. (à 425,01 Gramm), alſo 10,000 Pfd. ſchwer.

Nyland, Gouvernement im Großfürſtenthum Finnland, an der Küſte des Finniſchen Meerbuſens, reich an Seen und Flüſſen, hat 10,432 QKilom. (215,6 QM.) Areal mit (1874) 176,487 Einw. und Helſingfors zur Hauptſtadt.

Nymegen (Nijmegen, ſpr. neim-), ſ. Nimwegen.

Nymphäa *L.* (Seeroſe, Nixenblume, Nummel), Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen, ſchön blühende Waſſergewächſe mit lang geſtielten, großen, ſchwimmenden, rundlichen, am Grund zweilappigen oder nierenförmigen Blättern, großen, mit langen, grundſtändigen Stielen über den Spiegel des Waſſers ſich erhebenden Blüten, vierblätterigem Kelch, zahlreichen Blumenblättern und fleiſchiger, nicht aufſpringender, vielfächeriger, vielſamiger Frucht. *N.* alba *L.* (weiße Seeroſe, Waſſerlilie, Waſſerroſe), in Europa in ſtehenden oder langſam fließenden Gewäſſern, hat große, ſchwimmende, faſt kreisrunde, tief herzförmige, ganzrandige Blätter und weiße Blüten mit gelben Staubgefäßen. Der ſtärkmehlreiche und gerbſtoffhaltige Wurzelſtock iſt genießbar, auch als Gerbmaterial brauchbar und wurde früher wie auch die Blüten und Samen mediciniſch und als Aphrodiſiacum benutzt. *N.* lotos *L.* (ägyptiſcher Lotos), mit tief herzförmigen, ſpitz gezähnten Blättern und weißen Blüten, wächſt in Flüſſen und Gräben Aegyptens, war der Iſis und dem Oſiris geweiht und ein Symbol des Ueberfluſſes. Die Pflanze erſcheint und verſchwindet mit dem Steigen und Fallen des Nils, indem die große, fleiſchige Wurzel im Boden bis zur nächſten Ueberſchwemmung ausdauert. Man findet ſie auf ägyptiſchen Alterthümern ungemein häufig abgebildet, ſehr allgemein als Bezeichnung für Oberägypten. In der Urzeit wurde das knollige Rhizom gegeſſen, und aus den Samen bereitete man Brod. In einem warmen Bach bei Peterwardein in Ungarn wächſt eine etwas abweichende Form dieſer Art (*N.* termalis *Dec.*). *N.* coerulea *Savign.* (blaue Seeroſe), in Aegypten, war ebenfalls, wenn auch in geringerem Grad, Gegenſtand des Kultus und findet ſich, wie die vorige, auf Denkmälern abgebildet. Beide Arten wurden in Aegypten auch als Schmuck getragen. Nymphäen und Nelumbien ſpielen in der Mythologie faſt aller Völker, deren Urſprung man auf das Hochplateau von Aſien zurückführt, eine wichtige Rolle, ebenſo auch die nordiſchen Arten in Deutſchland und Skandinavien; ſpäter gehörte die Seeroſe oder Nixblume zu den Zauberpflanzen. Mehrere Arten werden bei uns in Warmhäuſern als Zierpflanzen kultivirt.

Nymphäaceen (Waſſerroſen, Seeroſen), dikotyledoniſche Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Hydropeltidinen, krautartige Waſſerpflanzen mit dickem, im Grunde des Waſſers kriechendem, rhizomartigem Stengel, der durch ſeine auf dem Querſchnitt zerſtreut ſtehenden Gefäßbündel von dem der meiſten Dikotyledonen abweicht, und mit großen, auf langen Stielen ſich erhebenden, ſchwimmenden Blättern von ſchild- oder herzförmiger Geſtalt, ohne Nebenblätter. Die großen, weißen, blauen, rothen oder gelben Blüten erſcheinen einzeln auf der Spitze langer Blütenſtiele ebenfalls auf dem Waſſerſpiegel. Sie ſind vollſtändig und regelmäßig; der Kelch beſteht meiſt aus vier oder fünf grünen Blättern, welche frei oder am Grund mit dem Blütenboden zu einer Röhre verwachſen ſind; die Blumenblätter ſind zahlreich, in mehrere Reihen geordnet, breit, nicht mit Nagel verſehen und gehen allmählich in die ebenfalls zahlreichen und in mehreren Reihen ſtehenden Staubgefäße über, indem die äußeren der letzteren antherenlos ſind. Dieſelben haben nämlich breite, blumenblattartige Filamente und tragen an beiden Seitenrändern die parallel ſtehenden, nach innen mit einer Längsſpalte aufſpringenden Antheren. Der Fruchtknoten wird von mehreren quirlſtändigen, mit einander und mit dem Blütenboden verwachſenen Karpellen gebildet und iſt daher vielfächerig; jedes Fach enthält zahlreiche anatrope Samenknospen auf den Scheidewänden. Auf dem Scheitel des Fruchtknotens befindet ſich eine ſitzende oder etwas geſtielte, ſtrablig geſtreifte, ſchildförmige Narbe. Die Frucht iſt weich, beerenartig, von der ſtehen bleibenden Narbe gekrönt und zerfällt erſt allmählich durch Fäulnis. Die zahlreichen kugeligen oder eiförmigen Samen liegen in einem Fruchtbrei und enthalten ein ſtärkehaltiges Periſperm, in welches der von dem Embryoſack umgebene, gerade Keimling eingeſenkt iſt. Die Familie zählt ungefähr 30 Arten, von denen die meiſten in den gemäßigten Zonen, wenige in den Tropen vorkommen; zu den erſteren gehören unſere Teich- und Seeroſen (**Nuphar** *Sm.* und **Nymphaea** *Neck.*), zu den letzteren die **Victoria regia** *Lindl.* Foſſil ſind Blätter von **Nymphaea** aus eocänen Schichten bekannt. Sie enthalten in ihren Wurzelſtöcken Stärkmehl, Schleim und Zucker ſowie adſtringirende Beſtandtheile; die durch Wohlgeruch ausgezeichneten Blüten werden für narkotiſch gehalten.

Nymphe (griech.), urſprünglich ſ. v. w. Braut, auch junge Ehefrau; dann überhaupt junges Frauenzimmer (im modernen Gebrauch mit verächtlicher Nebenbedeutung).

Nymphe, ſ. Papageien.

Nymphen, in der griech. Mythologie weibliche Gottheiten niedern Ranges, welche als Perſonifika-

tionen der Kräfte der Natur in allen Kreisen derselben theils als Begleiterinnen höherer Gottheiten (des Dionys, der Artemis, Aphrodite ꝛc.), theils als selbständig wirkend gedacht wurden. Sie galten als die wohlthätigen Geister der Orte, der Berge, Bäume, Wiesen, Grotten ꝛc., sind aber nicht immer an dieselben gebunden, schweifen vielmehr frei umher, führen Tänze auf, jagen das Wild, weben in kühlen Grotten, pflanzen Bäume und sind auf verschiedene Weise den Menschen hülfreich, deren geräuschvolle Thätigkeit sie aber meiden. Im übrigen sind die N. sterblich, wie die Menschen, nur daß ihre Lebensdauer ungleich länger währt. Es gab zahlreiche Arten von N.: Najaden, Krenäen, Limnaden (Wassernymphen), Dryaden, Hamadryaden (Baumnymphen), Oreaden (Bergnymphen), Leimoniaden (Wiesennymphen), Napäen (Hainnymphen), Nereïden und Okeaniden (Meernymphen) ꝛc. Als Lokalgöttinnen gewisser Gegenden wurden sie auch nach diesen benannt, z. B. die Peliaden, die N. des Pelion. Wegen der befruchtenden Kraft des Wassers galten N. als Erzieherinnen des Zeus und Bakchos und, da manchen Quellen begeisternde Kraft beigelegt wurde, auch als Erzieherinnen des Apollon und Verleiherinnen der Dicht- und Wahrsagekunst. Von der Kunst wurden sie als liebliche Mädchengestalten dargestellt, gewöhnlich ziemlich leicht bekleidet, Blumen und Kränze tragend, oft in Gesellschaft von Faunen; die Wassernymphen insbesondere pflegte man mit Wasserkrügen und Urnen auf den Köpfen darzustellen. Vgl. Krause, Die Musen, Grazien, Horen und N. (Halle 1871); Lehrs, Populäre Aufsätze (2. Aufl., Leipz. 1876).

Nymphen, die kleinen Schamlippen der weiblichen Genitalien, s. Geschlechtsorgane.

Nymphenburg, Dorf westlich bei München, hat ein königliches Schloß (1663 erbaut) mit den Resten einer einst berühmten Gemäldegallerie, welche größtentheils in die Pinakothek nach München gekommen ist, 2 Kirchen, ein Erziehungsinstitut, ein Krankenhaus und (1875) 1854 Einw. Dabei eine königliche Porzellanfabrik (1758 angelegt). Die Gartenanlagen, zum Theil noch im altfranzösischen Geschmack, enthalten schöne Wasserwerke und verschiedene Lustschlösser: Amalienburg, Badenburg, Pagodenburg, die Magdalenenklause u. a. In N. wurde 18. Mai 1741 der Vertrag zwischen Bayern und Frankreich zur Vertheilung der österreichischen Länder und 5. Sept. 1766 ein Hausvertrag über die Erbfolge des pfalzbayrischen Hauses in Bayern zwischen Kurbayern, Kurpfalz und Zweibrücken abgeschlossen.

Nymphomanie (griech., Mutterwuth, Manntollheit, Andromanie), eine durch vorherrschende erotische Delirien und Lascivität sich charakterisirende, durch excessiven Geschlechtstrieb veranlaßte, vorzugsweise dem weiblichen Geschlecht eigenthümliche Art der Manie. Der analoge, übrigens weit seltenere Zustand beim Mann wird Satyriasis (s. d.) genannt. Beide unterscheiden sich von der Erotomanie (s. d.) dadurch, daß bei letzterer nur der geistige Organismus, das schwärmerische Phantasieleben, von einer Krankheit ergriffen wird, ohne Steigerung des körperlichen Geschlechtstriebs. Das erste Stadium der N. charakterisirt sich durch krankhaft gesteigerten und ungezügelten Geschlechtstrieb ohne Delirien, gleichzeitige Irritation der Genitalien und Erfüllung der Phantasie mit wollüstigen Ideen und Bildern. Der vergebliche Kampf mit dem übermächtigen Trieb, Scham und Reue in Verbindung mit der physischen Schwächung der Kräfte, erhöhte Reizbarkeit des Nervensystems, Störungen der Verdauung und Ernährung bewirken dann Niedergeschlagenheit und Verdrießlichkeit und führen allmählich den Uebergang in Melancholie herbei, welche das zweite Stadium der Krankheit charakterisirt. In den höchsten Graden der Krankheit verbinden sich Delirien mit beständiger Unruhe und Agitation, Schlaflosigkeit, widersinnigen Handlungen und Zerstörungssucht; die Kranken sind oft auf die abschreckendste Weise unreinlich, werden von Durst verzehrt, verlieren den Appetit; der Mund ist trocken und brennend, der Athem übelriechend, der Speichel verdickt und Schaum vor dem Mund bildend, die Leibesöffnung träge, die Haut trocken, der Urin dick und sparsam. Die Kranken sterben theils an Apoplexie oder an Lungenlähmung, theils an allgemeiner Erschöpfung der Kräfte und Marasmus. In anderen Fällen geht die Manie über in lebenslänglich bleibenden Blödsinn, wobei der übermäßige Geschlechtstrieb ganz erlöschen kann. Unter den verschiedenen Lebensaltern begünstigt die Epoche der Pubertät ihr Entstehen am meisten. Sie entsteht aber auch nicht selten in der Epoche der aufhörenden Menstruation, und außerdem ist das Alter vom 25.—30. Jahr für Mädchen eine besonders gefährliche Periode. Klima, Sitten und Lebensweise können das Entstehen von N. sehr begünstigen, besonders Verweichlichung und Müßiggang ꝛc., ferner Romanlektüre, Umgang mit unsittlichen Personen, unbefriedigende eheliche Verhältnisse, Untreue oder Tod des Liebhabers oder Gatten, unerwiderte oder nicht zu realisirende Liebe u. dgl. Oertliche Krankheiten der Genitalien tragen zur Steigerung der Krankheit bei. Im Anfang ist die Krankheit bei zweckmäßiger Behandlung in der Regel heilbar, eingewurzelte und bis zum höchsten Grad gesteigerte N. wird selten geheilt. In dem ersten Stadium der Krankheit sind eine passende Diät und Lebensweise, angemessene körperliche und geistige Beschäftigung, Erweckung anderer Neigungen und Interessen, vernünftige Leitung und Richtung des Gemüths in der Regel zur Kur hinreichend. Im zweiten Stadium ist die psychische Behandlung die Hauptsache, wenn man auch zu gleicher Zeit den übermäßigen Geschlechtstrieb durch angemessene Diät und Medikamente zu beschränken suchen muß. Im dritten Stadium ist die Kranke mehr oder weniger wie eine Maniaca zu behandeln, und man ist dabei um so mehr auf eine somatische Kur beschränkt, je allgemeiner das Delirium und je mehr die Empfänglichkeit für psychische Einwirkungen erloschen ist. Vgl. Herpain, Essai sur la nymphomanie (Par. 1812).

Nyon (spr. niông, deutsch Neuß, das Noviodunum Cäsars), Landstädtchen im schweizer. Kanton Waadt, mit (1870) 3417 Einw., an der Eisenbahn Genf-Lausanne, zugleich Landungsplatz der Dampfschiffe des Genfer Sees. Im Schloß residirten gegen Ende des 18. Jahrh. die Berner Landvögte Haller und V. v. Bonstetten und boten ihren Freunden J. v. Müller, Matthison und Salis eine berühmte Gastfreundschaft. In der Nähe Schloß Prangins, früher Eigenthum Joseph Bonaparte's. Vgl. J. J. Müller, N. zur Römerzeit (Zür. 1875).

Nyons (spr. niông's oder niông), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Drôme, am Aigues, hat einen Gerichtshof, ein Kommunalcollége, Ruinen eines von Ludwig XIII. zerstörten Schlosses, Seidenspinnerei, Töpferwaarenfabrikation und (1872) 3623 Einw. (darunter 1208 Protestanten).

Nyslott, Stadt im finn. Gouvernement St. Michel, wegen seiner herrlichen Lage zwischen Haukiwesi und

Pihlejawesi bekannt, ſonſt unbedeutend, mit (1873) 1013 Einw. Das alte Schloß, ehedem eine ſtarke Grenzfeſtung, iſt jetzt verfallen.

Nyſtad, Seeſtadt im finn. Gouvernement Abo-Björneborg, am Bottniſchen Meerbuſen, hat einen guten Hafen, lebhaften Handel, beſonders mit Holzwaaren, und (1873) 2930 Einw. Die Handelsflotte Nyſtads zählt 38 Schiffe mit 6831 Laſten. Hier 10. Sept. 1721 Friede zwiſchen Rußland und Schweden, wodurch der Nordiſche Krieg beendigt wurde. Am 5. Juli 1855 wurde N. von den Engländern beſchoſſen.

Nyx (lat. Nox), in der griech. Mythologie als Perſonifikation Göttin der Nacht, ein allegoriſches Weſen, bei Homer eine mächtige, Menſchen und Götter durch den Schlaf bezwingende Göttin, bei Heſiod die Tochter des Chaos, die Schweſter und Gattin des Erebos, dem ſie den Tag und den Aether gebar, während ſie aus ſich ſelbſt das Schickſal (Moira), das Verhängnis (Ker), den Tod (Thanatos), den Schlaf, die Träume, den Neid und die Klage, die Mühſeligkeit, den Hunger, die Furcht, die Mören oder Parzen, die Nemeſis, das Alter, die Eris (Zwietracht), die Unbeſonnenheit (Ate) und den Eid, als freundliche Göttin endlich den Schlaf und das Heer der Träume erzeugte. Sie wohnt am Tag in ihrem Palaſt im Tartaros, den finſtere Wolken umhüllen. Die Künſtler ſtellen ſie dar mit langem ſchwarzen ſternenbeſäeten Gewande, das Haupt in einen ſchwarzen Schleier gehüllt, bald geflügelt, bald mit einem von ſchwarzen Pferden gezogenen Wagen, den Tod und den Schlaf in den Armen haltend oder eine Fackel gegen die Erde kehrend ꝛc.

O.

O, o, lat. **O, o**, im deutſchen wie in den meiſten anderen abendländiſchen Alphabeten der 15., im lateiniſchen der 14. Buchſtabe, bezeichnet einen der fünf einfachen Vokallaute der neuhochdeutſchen Sprache. Er wird dadurch hervorgebracht, daß die Zunge ein wenig zurückgedrängt und ihr hinterer Theil emporgehoben wird, während die Mundöffnung eine gerundete Geſtalt annimmt, wie bei der Ausſprache des u. In den indogermaniſchen Sprachen iſt das o wie das o neuern Datums, und zwar iſt das lange o am gewöhnlichſten aus au, ſeltener aus langem a, das kurze o meiſt aus kurzem a entſtanden. Im Sanskrit und ſelbſt noch im Gothiſchen kommt ein kurzes o noch nicht vor; dagegen erſcheint es regelmäßig unter den Ablauten des Althochdeutſchen, z. B. in gehol-fen neben helfen, half, Hülfe. Je nachdem ſich die Ausſprache mehr dem hellern a oder dem dunklern u nähert, erhält das o eine verſchiedene Färbung, daher z. B. im Engliſchen drei oder vier o unterſchieden werden. Das bei uns gewöhnliche Schriftzeichen des O rührt aus dem Alphabet der Phöniker her, deren Aïn von den Griechen zur Bezeichnung des O-Lauts entnommen und an derſelben Stelle ihres Alphabets eingeſetzt wurde. Aïn heißt im Hebräiſchen wie im Phöniſchen »Auge«, wie denn auch die urſprüngliche Form des phöniſchen Buchſtabens die rohe Form eines Auges darſtellt. Das griechiſche Alphabet hat ein kurzes o (*o*), das Omikron, und ein langes o (*ω*), das Omega. Letzteres Zeichen ſoll erſt von Simonides erfunden und dem Alphabet zugefügt worden ſein und kommt in der That auf den älteſten griechiſchen Inſchriften noch nicht vor. Nach ſeiner Stelle im Alphabet war bei den Griechen *o'* = 70 und ,*o* = 70,000, *ω'* = 800 und ,*ω* = 800,000, bei den Römern o = 11, o' = 11,000. Auf älteren franzöſiſchen Münzen bedeutet O die Münzſtadt Riom. Als Abbreviatur iſt O im Griechiſchen ſ. v. w. Obolos (ſ. d.); in geographiſchen Schriften und auf dem Kompaß ſ. v. w. Oſten; bei bibliographiſcher Angabe bedeutet o. O. (»ohne Ort«) ſ. v. w. ohne Angabe des Druckorts. In der Chemie iſt O das Zeichen für Sauerſtoff (Oxygenium). O' vor iriſchen Eigennamen (wie M' = Mac vor ſchottiſchen) wird erklärt als Abkürzung des engliſchen of und bedeutet die Abſtammung, z. B. O'Connell = Sohn des Connell.

Oahu (Owahu, Woahu), die fruchtbarſte und beſtangebaute Inſel des Hawaii-Archipels im Stillen Ocean, 1817 QKilom. (33 QM.) groß mit 20,671 Einw., hat zwei parallel laufende, von einander getrennte Bergketten, deren Spitzen bis zu 1230 Meter aufſteigen; den ſüdlichen Theil nimmt eine trefflich angebaute Ebene ein. Die Südküſte iſt von einem breiten Barrierriff umgeben, das die Bai von Wahititi mit dem Hafen von Honolulu (dem einzigen guten Hafen der ganzen Gruppe) bildet. Die Einwohner (Kanaken) gehören zum hellfarbigen Menſchenſtamm der Südſeeinſeln, ſind gutmüthig, gefällig und gebildeter als die der meiſten umliegenden Inſeln; ſie ſind durch franzöſiſche und engliſche Miſſionäre zum Chriſtenthum bekehrt worden. Auch wohnen auf O. viele Europäer und Chineſen. Man baut in regelmäßigen Plantagen Arum (Taro), Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Kokospalmen, Brodfrüchte, ſammelt in den Wäldern Gummata, bereitet Seeſalz und treibt lebhaften Handel mit den übrigen Sandwichinſeln, Amerika, China und Europa. Die Hauptſtadt der Inſel iſt Honolulu (ſ. d.). Die jährliche Ausfuhr beträgt etwa 7 Mill. Mark, die Einfuhr etwas mehr. Honolulu iſt Station für die von San Francisco nach Auſtralien fahrenden Dampfer. S. Karte »Auſtraliſche Inſeln«.

Oajaca (ſpr. -chāka), Staat der Bundesrepublik Mexiko, grenzt gegen O. an das Territorium von Tehuantepec, gegen N. an Veracruz, gegen W. an Puebla und Guerrero, gegen S. an den Großen Ocean und umfaßt mit Einſchluß des früher beſonders berechneten Gebiets von Tehuantepec 86,950 QKilom. (1579 QM.) mit 662,463 Einw. Der größte Theil der Bewohner beſteht aus Indianern, welche 19 den Sprachen nach ganz verſchiedenen Stämmen angehören, unter denen aber die als Ureinwohner des Landes zu betrachtenden Zapoteken und Mixteken die Hauptnationen bilden. Der Staat gehört größtentheils dem mexikaniſchen Hochland an (2500 Meter), welches hier gegen O. ſcharf abfällt; nur niedrige Hügelketten ziehen über den Iſthmus von Tehuantepec, auf welchem die Waſſerſcheide 260 M. hoch iſt (Paß von Maſahua), und verbinden das mexikaniſche Hochland mit dem zu 300 M. anſteigenden Hochland von Guatemala. Von den Hochländern ſenken ſich nach allen Rich-

tungen tiefe, enge Thäler und Schluchten hinab. Die Randgebirge des mexikanischen Hochlandes steigen hier an der Ostseite am höchsten an: von dem 3165 M. hohen Cerro de Zempualtepec, unfern Villalta, erblickt man zugleich den Mexikanischen Golf und den Großen Ocean. In dem westlichen Randgebirge werden die Gipfel um San Juan Quiaije auf dem Weg von O. nach Juquila, mit 3000 M. Erhebung, zu den höchsten gerechnet. Die bedeutendsten Flüsse des Gebiets sind der Rio Grande und der Rio Salado, die vereinigt als Rio San Juan den Oberlauf des Rio Alvarado bilden; zum Großen Ocean fließt der Rio Verde, der in der alten Landschaft Mixteka, dem Hochland an der Grenze von Puebla, entspringt. Unbedeutender sind: der Rio Tecovama, Chicometepec, Chaculava, Manialtepec, Calotepec und Santa Helena. Unter den Lagunen an der Seeküste ist die bei Jamiltepec die bedeutendste. Das Klima des Staats ist im allgemeinen sehr angenehm, mild und gesund, an der Seeküste und in den tiefen Thälern heiß, im Hochland kühl. Auch während der trockenen Jahreszeit sind Regen häufig; an der Küste kommen oft gefährliche Stürme vor. Auch Erdbeben, jedoch nicht von gefährlicher Natur, sind in O. nicht selten. Der Boden ist im ganzen Gebiet sehr fruchtbar und reich an Erzeugnissen aus dem Pflanzenreich. Es werden besonders Mais, Weizen, Gerste, Bohnen und die Obstarten und Gartenfrüchte der tropischen und der gemäßigten Zone angebaut; doch muß noch für den Bedarf des Landes Getreide eingeführt werden. Von Handelspflanzen werden gebaut: Zuckerrohr, Kaffee, vorzüglich gute Baumwolle, Indigo, Kakao, Tabak und als wichtigster Kulturzweig der Nopal zur Zucht der Kochenille. Vanille kommt an verschiedenen Stellen wild vor. Die Wälder liefern noch Farb- und Nutzhölzer und Droguen. Die Viehzucht ist nicht von hervorragender Bedeutung. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Blei, Kupfer, Quecksilber, Eisen; doch wird Bergbau nur in geringer Ausdehnung betrieben. Die Manufakturindustrie ist im Gebiet von O. unerheblich vertreten, auch der auswärtige Handel unbedeutend. Die Seehäfen des Gebiets haben noch wenig Verkehr, der Handel geht beinahe gänzlich über den Hafen von Veracruz. Der wichtigste Ausfuhrartikel von O. ist die Kochenille; außerdem liefert das Land etwas Vanille und einige Drogueriewaaren für den überseeischen Handel sowie etwas Indigo, Blei, grobe wollene Zeuge (mantas), Salz und Agavezwirn. Das Schulwesen ist sehr vernachlässigt. Das Land enthält merkwürdige Alterthümer, wie die Ruinen prächtiger Tempel und Paläste zu Mitla, dem aztekischen Miquitlan, dem ehemaligen Sitze zapotekischer Priesterherrlichkeit, die Reste indianischer Tempelbauten in der Nähe von Achiutla u. a. — Die gleichnamige, 1522 gegründete Hauptstadt liegt in einem fruchtbaren Thal am Fluß Atoyac, 1501 Meter ü. M., und hat etwa 25,000 Einw. Unter den Plätzen sind die Plaza mayor und der Marktplatz, unter den öffentlichen Gebäuden der frühere Regierungspalast, der Palast des Bischofs (in der Bauart den altzapotekischen Priesterpalästen zu Mitla nachgeahmt), die große, 1729 vollendete Kathedrale, das Dominikanerkloster mit reicher Kirche auf dem nördlichsten höchsten Punkte der Stadt und die Alhóndiga, eine geräumige Fruchthalle am Marktplatz, hervorzuheben. Die Stadt besitzt ein Institut für Wissenschaften und Künste, ein Priesterseminar spanischer Gründung, mehrere öffentliche Elementarschulen, 2 Hospitäler und ein Theater. Die Industrie der verhältnismäßig sehr wohlhabenden Stadt besteht hauptsächlich in der Fabrikation von Cigarren, Chokolade, Wachslichten, Seife, Baumwollweberei ꝛc. O. ist mit reizenden Gärten umgeben und hat einen fast das ganze Jahr über klaren, unbewölkten Himmel. Als Vorstädte sind zu betrachten die dicht dabei liegende Villa de Santa Maria de Marquesado mit 2000 Einw. und das von Azteken bewohnte Dorf Halatlaco. S. Karte »Mexiko«.

Oakham (spr. ohk-häm), Hauptstadt der engl. Grafschaft Rutland, im Catmosthal, hat ein Grafschaftshaus innerhalb der Mauern des alten Schlosses, eine lateinische Schule, eine landwirtschaftliche Halle, ein Gefängnis und (1871) 2911 Einw. In der Nähe liegt das dem Grafen Winchelsea gehörige schöne Schloß Burley on the Hill, mit prächtigem Park.

Oakland (spr. ohtländ), Stadt im nordamerikan. Staat Kalifornien, San Francisco gegenüber, mit dem eine Dampffähre es verbindet, malerisch inmitten immergrüner Eichen gelegen, hat eine 3350 Meter lange Anlände, auf welcher sich großartige Kornspeicher und Stallungen für 500 Rinder befinden, mehrere höhere Schulen und (1870) 10,500 Einw. Dabei die Universität von Kalifornien und eine vom Staat unterhaltene Anstalt für Blinde und Taubstumme.

Oánnes (Oan), nach Berosos' Bericht ein fabelhaftes Wesen, halb Fisch, halb Mensch, welches bei Babylonien aus dem Meer auftauchte und die Babylonier Sprache und Wissen, Ackerbau, Künste und Schrift lehrte.

Oäsen (kopt. Uah, arab. Wah), die in den Wüsten, besonders in denjenigen Nordafrika's, vorkommenden bewohnten und kulturfähigen Landstriche, welche man mit Inseln im Sandmeer verglichen hat. Alle O. Nordafrika's sind bassinartige Vertiefungen, die von kleinen Bergketten und Hügelzügen umgeben sind, und deren Bewässerung entweder aus einem kleinen, aus dem spärlichen Regenwasser angesammelten Bach oder See, oder aus Quellen besteht, die einer der umgebenden Hochflächen entspringen. Diese Wasseransammlungen bedingen die Kulturfähigkeit der O., indem sie eine rege Vegetation hervorrufen, welche im Vergleich mit der Wüste prächtig zu nennen, an sich aber nichts weniger als üppig und dabei sehr einförmig ist, da sie hauptsächlich durch die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), die Dumpalme (Cucifera thobaica), den arabischen Gummibaum (Acacia vera) und den Mannastrauch (Tamarix africana) charakterisirt ist. Die O. bestimmen die Richtung der Karawanen in der Wüste und bilden unentbehrliche Ruhepunkte für dieselben, wo sie Wasser aufnehmen und sich verproviantiren. Die Karawanenstraßen haben daher seit den ältesten Zeiten so ziemlich ihre Richtung beibehalten. Schon im Alterthum berühmt, zum Theil als Verbannungsorte, waren die Oase des Jupiter Ammon (jetzt Oase von Siwah) und die westlichere Oase Audjila (Udschila) sowie die sogen. Kleine und Große Oase zunächst westlich von Aegypten. Um die Zahl der O. zu vermehren, haben die Franzosen in neuester Zeit mit glücklichem Erfolg in der algerischen Provinz Konstantine durch Anlage von artesischen Brunnen neue O. zu schaffen versucht.

Oates (spr. ohts), Titus, engl. Abenteurer, geb. 1619 als Sohn eines baptistischen Predigers, studirte zu Cambridge, wurde Vikar der anglikanischen Kirche, trat 1677 zur katholischen Kirche über und ging ins Ausland, kehrte 1678 nach England zurück und beschuldigte, wieder protestantisch geworden, bei dem Parlament den Papst und die Jesuiten sowie die

englischen Katholiken, sogar die Königin selbst, eines großen Komplotts gegen das Leben des Königs und der englischen Protestanten, was eine große Aufregung verursachte und scharfe Maßregeln gegen die Katholiken, sogar Hinrichtungen, wie die von Stafford, zur Folge hatte, während O. reich belohnt wurde. Nach Jakobs II. Thronbesteigung wurde er wegen falschen Zeugnisses zum Pranger, Auspeitschen und zu lebenslänglichem Gefängnis verurtheilt (1685). 1688 wieder befreit und in den Besitz seines Jahrgehalts gesetzt, starb er 23. Juli 1705 in London.

Ob (Obi), der Hauptstrom des westlichen Sibirien, entsteht unweit Biisk im Gouvernement Tomsk aus dem Zusammenfluß der wild schäumenden Katunja, die in den Ausläufern des Altai entspringt, und der klaren Bija, die aus dem Teletzkischen See abfließt, verfolgt nordwestliche und nördliche Richtung, ist sehr fischreich, wird früh schiffbar und mündet in ansehnlicher Breite, nachdem sich seine vielen Arme wieder vereinigt haben, in den Obischen Meerbusen des Nördlichen Eismeers. Seine Länge beträgt 4300 Kilom. Neben zahlreichen Zuflüssen im Oberlauf erhält er bei Samarowsk den 2220 Kilom. langen Irtysch. Im Unterlauf wurden an seinen Ufern zahlreiche Lager von Mammuthknochen gefunden. Der mittlere und obere Theil des Ob ist auch für größere Schiffe fahrbar und bildete jederzeit ein Glied in der »Wasserstraße« genannten Verbindung des westlichen und östlichen Sibirien, welche, am Ostabhang des Ural beginnend, aus einem Fluß in den andern führt, wobei nur kurze Landstrecken zu übersteigen sind. Die von Pferden gezogenen Schiffe wurden zuerst um 1845 durch Dampfschiffe ersetzt; jetzt vermitteln 16 Dampfer eine regelmäßige Waarenspedition zwischen Tjumen (dem vorläufigen Endpunkte der Ende 1875 zur Ausführung beschlossenen sibirischen Bahn von Nishnij Nowgorod her) im W. und Tomsk im O. Dem Unterlauf steht ein größerer Verkehr bevor, seitdem es dem Schweden Nordenskjöld (s. d.) 1874—76 gelang, von Norwegen aus zur See die Mündung des Jenissei zu erreichen. Der Ob ist zwar 169 Tage mit Eis bedeckt (7. Mai erst beginnt im Durchschnitt das Eis aufzubrechen); aber im Hochsommer bietet auch sein Unterlauf eine fahrbare Wasserstraße. Die gehoffte Kanalverbindung mit der Karischen Bai erwies sich bei genauer Untersuchung als unmöglich. Vgl. Petermanns »Mittheilungen« (1876).

Ob., Abbreviatur für Obiit (lat., »ist gestorben«).

Obadja (Abdias, »Diener Gottes«), einer der sogen. kleinen Propheten des alttestamentlichen Kanons, ein Zeitgenosse des Jeremias. Er ist Verfasser eines schwungvollen Orakels wider die Edomiter, welche an der Zerstörung Jerusalems theilgenommen hatten. Vgl. Hitzig, Die kleinen Propheten (3. Aufl., Leipz. 1863).

Oban (Obany, Oboban), in Japan die größte Goldmünze, aus mit Silber legirtem Gold bestehend. Es gibt drei Arten: 1) Kioho-O., à 10 Rio = 329,8773 Mark; 2) Schin-O., à 10 Rio = 122,4487 Mark; 3) Tempo-Gori-O., à 5 Rio = 80,6019 Mark.

Oban, Stadt in der schott. Grafschaft Argyle, an einer Bai des Loch Linnhe, Hauptquartier der Touristen im westlichen Schottland, mit (1871) 2426 Einw. Dabei die Schloßruinen Dunolly und Dunstaffnage.

Obduktion (lat.), im allgemeinen jede gerichtlich-medicinische Untersuchung; im engern und eigentlichen Sinn die gerichtlich-medicinische Besichtigung und Untersuchung einer Leiche behufs Feststellung der Todesursache und der Todesart (gerichtliche Leichenschau); Obduktionsprotokoll (Leichenbesichtigungsprotokoll, Fundbericht, Fundschein, Visum repertum, Parēre medicum), das über die Ergebnisse derselben aufgenommene Protokoll. Im einzelnen zerfällt die O. in folgende Akte, welche in diesem Protokoll getrennt zu behandeln und darzustellen sind: 1) Die Vorzeigung der Leiche an solche Personen, welche den Verstorbenen bei Lebzeiten gekannt haben, wofern solche zu erlangen, und an den etwaigen Angeschuldigten zur Wiedererkennung (Rekognition). 2) Die äußere O., vorzugsweise O. (Leichenschau, Leichenbesichtigung) genannt, welche sich mit den Fundumständen, mit der äußern Erscheinung des Leichnams nach Größe, Geschlecht, Alter, Körperbau ꝛc. und mit den äußerlich wahrnehmbaren, außergewöhnlichen Erscheinungen, etwaigen Wunden, Flecken, Verletzungen ꝛc., beschäftigt. 3) Die innere O. (Sektion, Leichenöffnung), d. h. die kunstgerechte Zerlegung des Leichnams zum Zweck einer innern Besichtigung, welche sich, so weit es der Zustand der Leiche gestattet, auf die Oeffnung der Kopf-, Brust- und Bauchhöhle erstrecken muß. Dabei ist jeder anomale Zustand festzustellen, namentlich wenn derselbe mit der Todesursache im Zusammenhang steht. Insbesondere ist bei der Sektion eines neugebornen Kindes die Untersuchung mit darauf zu richten, ob dasselbe nach und während der Geburt gelebt hat, zu welchem Zweck die sogen. Lungenprobe (s. d.) angestellt wird, und ob das Kind reif oder wenigstens fähig gewesen ist, das Leben außerhalb des Mutterleibs fortzusetzen. 4) Ein kurzes Gutachten der Medicinalpersonen über die Todesursache, vorbehaltlich eines etwa erforderlichen ausführlichern Gutachtens, welches denselben noch besonders abgefordert wird und durch Gründe der Wissenschaft zu unterstützen ist. Die O. ist im Beisein des Richters vorzunehmen, und zwar soll nach der deutschen Strafproceßordnung (§ 87) die gerichtliche Leichenschau unter Zuziehung eines Arztes, die Leichenöffnung von zwei Aerzten, unter welchen sich ein Gerichtsarzt befinden muß, vorgenommen werden; demjenigen Arzt, welcher den Verstorbenen in der dem Tod unmittelbar vorausgegangenen Krankheit behandelt hat, soll die Leichenöffnung nicht übertragen werden, wenn er auch zu derselben mit zugezogen werden kann, um aus der Krankheitsgeschichte Aufschlüsse zu geben. Ist die Zuziehung eines Arztes bei der Leichenschau nach dem Ermessen des Richters entbehrlich, so kann sie hier auch ganz unterbleiben. Liegt der Verdacht einer Vergiftung vor, so soll nach der Strafproceßordnung (§ 91) die Untersuchung der in der Leiche oder sonst gefundenen verdächtigen Stoffe durch einen Chemiker oder durch eine hierfür bestehende Fachbehörde, nach Befinden unter Hinzuziehung eines Arztes, erfolgen. Uebrigens kann die Oeffnung der Leiche auch ganz unterbleiben, wenn schon die äußere Besichtigung die Todesursache klar erkennen und sich von der Sektion ein wesentliches Resultat für die Untersuchung schlechterdings nicht erwarten läßt.

Obduration (lat.), Verhärtung; Verstocktheit.

Obedientia canonica (lat.), im röm. Kirchenrechte der Gehorsam, zu dem sich alle Geistlichen einer Diöcese gegen den Bischof, die Bischöfe gegen den Papst verpflichten.

Obedienz (lat., »Gehorsam«), zunächst das Abhängigkeitsverhältnis, in welchem kirchlich Untergebene zu ihren Oberen stehen; dann das von einer geistlichen Behörde einem Untergebenen (obedientiarius) übertragene Amt und dessen Einkommen;

daher wird z. B. eine Pfarrei, welche von einem Mönch verwaltet wird, Obedientiarpfarre und der Eid, welchen die Inhaber solcher Aemter auf Beobachtung der kirchlichen Satzungen zu leisten haben, Obedienzeid genannt.

Obeid, Stadt, s. El Obeïd.

Obelisk (griech.), ein im Grundriß quadratischer, hoher, schmaler, nach oben sich etwas verjüngender, mit einer stumpfen Pyramide abgeschlossener Pfeiler. Solche Obelisken, meist von bedeutender Höhe und stets Monolithen (d. h. aus Einem Stück Stein bestehend), von sehr hartem Material (meist Syenit), auf allen vier Seiten glatt behauen und mit hieroglyphischen Inschriften versehen, standen im alten Aegypten vor den Pylonen, neben den Eingängen der großen Tempel und trugen die Widmungsinschrift. Sie geben Zeugnis von der hohen Ausbildung der Technik bei den alten Aegyptern schon viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, denn das Brechen, Behauen, Poliren und besonders der Transport und das Aufstellen so großer Steinmassen sind selbst in unseren Tagen überaus schwierig. Die meisten Obelisken stammen von der 18. und 19. Königsdynastie her. Den ältesten (aus der fünften Dynastie), nur kleinen Obelisken entdeckte Lepsius in der Nekropolis von Memphis und brachte ihn nach Berlin. Der älteste der in Aegypten heute noch vorhandenen Obelisken ist derjenige in Heliopolis. Er ist 20,27 Meter hoch und stammt vom zweiten König der 12. Dynastie. Der bekannteste, die sogen. »Nadel der Kleopatra« (welche mit der Kleopatra freilich nichts zu thun hat), ist 21,6 Meter hoch, stammt aus Heliopolis und wurde erst unter Tiberius nach Alexandria gebracht. Sein Seitenstück liegt umgestürzt auf dem Boden. Sehr viele Obelisken wurden von den Römern nach Rom gebracht, auf dem Marsfeld als Sonnenzeiger, in dem Cirkus, vor dem Mausoleum des Augustus und an verschiedenen anderen Orten zur Dekoration aufgestellt. In den Zeiten der Barbarei wurden sie umgeworfen und später von den Päpsten an verschiedenen anderen Orten wieder aufgerichtet. Sehr berühmt ist der 25½ Meter hohe O. vor der Peterskirche zu Rom, welchen Caligula 39 n. Chr. aus Heliopolis nach Rom brachte, im vatikanischen Cirkus aufstellen und den Papst Sixtus V. 1586 durch den Architekten Domenico Fontana an seine jetzige Stelle bringen ließ. Am höchsten (45½ Meter) ist der O. am Lateran, zugleich der älteste in Rom. Konstantin d. Gr. ließ ihn aus Heliopolis nach Rom bringen und im Cirrus Maximus aufstellen. Dort wurde er später, in drei Stücke zerbrochen, tief in der Erde gefunden, und 1588, ebenfalls durch Fontana, an seiner jetzigen Stelle aufgerichtet. Der O., welcher auf der Place de la Concorde zu Paris steht, wurde von Mehemed Ali den Franzosen geschenkt und 1831 zu Paris aufgestellt. Andere ägyptische Obelisken befinden sich zu Konstantinopel, Arles, in England ꝛc. (Vgl. Zoëga, De origine et usu obeliscorum. Rom 1797.) In neuerer Zeit ist die Form der ägyptischen Obelisken auch zuweilen, z. B. in München, Königsberg i. Pr., für Grab- und öffentliche Ehrendenkmäler verwendet worden.

Obelos (griech., »Bratspieß«), in den älteren Ausgaben der Klassiker Zeichen für unrichtig gehaltene Ausdrücke; daher Obelismus, Andeutung der Unechtheit einer Stelle.

Oberacht, s. Acht.

Oberalp, ein Paß der St. Gotthardgruppe, führt über den zwischen Badus und Crispalt gelagerten Bergsattel und verbindet das urnerische Hochthal Urseren mit dem graubündnerischen Hochthal Tavetsch. Die Straße, 1862—64 gebaut, folgt von Andermatt (1444 Meter) aus im ganzen dem Seitenthal der O., dessen Bach sich oberhalb des Dorfs mit demjenigen der Unteralp zum Thalbach (einer der drei großen Reußquellen) vereinigt und dem Oberalpsee (2028 M. ü. M.) in der Nähe der Paßhöhe (2052 M.) entfließt, und führt jenseit derselben in Serpentinen abwärts nach Chiamat (1640 M.) und weiter nach Sedrun-Disentis. Die Straße hat eine Länge von 31,8 Kilom. Mit O. ist nicht zu verwechseln der Oberalpstock (s. Tödi).

Oberalpen (Hautes-Alpes), Departement im südöstlichen Frankreich, aus den Landschaften Briançonnais, Embrunais und Gapençais der ehemaligen Dauphiné sowie aus einem kleinen Theil der Provence gebildet, eins der ärmsten, am schwächsten bevölkerten und am höchsten gelegenen Departements, wird östlich durch die Hauptkette der Kottischen Alpen von Italien (Provinz Turin) getrennt, grenzt im übrigen an die Departements Savoyen, Isère, Drôme und Niederalpen und umfaßt 5590 QKilom. (101,5 QM.) mit (1872) 118,898 Einw. Das Land wird von den Kottischen Alpen durchzogen, welche sich in der Pointe des Ecrins zu 4103 Meter erheben und vor der Einverleibung Savoyens die bedeutendsten Höhepunkte Frankreichs aufwiesen. Die südlichen Abhänge der Gebirgszüge sind dürr und steil, die nördlichen unter der Schneelinie bewaldet. Von den zahlreichen Pässen (Cols) sind die wichtigsten der Briançon mit Susa verbindende Col de Genèvre (1865 Meter) und der von Grenoble nach Briançon führende Col de Lautaret (2070 Meter). Die Vorberge sind gut bewaldet und bieten treffliche Weiden dar; auch die Thäler sind fruchtbar. Unter den zahlreichen Flüssen, welche zur Zeit der Schneeschmelze sehr verheerend werden, sind die Durance mit Guil und Buech und der Drac (Nebenfluß der Isère) mit der Romanche die bedeutendsten. Das Klima bekundet die Alpennatur. In den Hochthälern bleibt der Schnee acht Monate lang liegen und hindert die Kommunikation fast gänzlich. Der Frühling ist kühl und regnerisch, der Sommer dagegen glühend heiß, der Herbst schön und lang anhaltend. Von der gesammten Oberfläche kommen auf Aecker 90,549, Wiesen 28,966, Weinberge 5109, Wälder 94,662, Heide- und Weideland 221,614 Hektar. Das Land erzeugt in den Thälern, deren Fruchtbarkeit durch Bewässerungskanäle erhöht wird, Getreide (meist Weizen, dann Korn und Hafer, 1872 zusammen 730,000 Hektol.), Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Hanf, ferner Obst, besonders Wallnüsse, und einen mittelmäßigen Wein (jährlich gegen 100,000 Hektol.). Die Viehzucht erstreckt sich vorzugsweise auf Maulthiere, Schweine, Schafe (233,827 Stück) und Ziegen; die Seidenzucht ergab 1873: 19,437 Kilogr. Kokons. Die Industrie ist im allgemeinen auf die Ortsbedürfnisse (Tuch, Strümpfe, Hüte, Leder, Leinwand, Ackerbauwerkzeuge, Nägel, Ziegel, Branntwein) beschränkt; von Pelzwerk wird etwas nach Lyon ausgeführt. Der Bergbau beschäftigt 31 Werke auf Anthracit und 2 auf Bleierz, welch letztere 1873: 1980 metr. Ctr. Erz ergaben. Eine Eisenbahn von Grenoble durch das Drac- und Durancethal nach Sisteron und von Gap über den Col de Genèvre zum Anschluß an die Mont Cenisbahn ist vorläufig noch Projekt. An höheren Unterrichtsanstalten bestehen: 3 Kommunalcollèges und eine freie Sekundärlehranstalt. Die Volksbildung ist verhältnismäßig nicht schlecht, da von je 100 über

6 Jahre alten Personen nur 14 weder lesen noch schreiben können. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements: Gap, Briançon und Embrun und hat Gap zur Hauptstadt.

Oberammergau, Gemeinde im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Werdenfels, an der Ammer, in einem Alpenthal, hat 1226 kathol. Einwohner, Verfertigung von Spielsachen, Krucifixen, Heiligenbildern ꝛc. aus Holz, Glas und Elfenbein, eine Zeichen- und Modellirschule und ist besonders bekannt durch seine Passionsspiele, dramatische Aufführungen der Leidensgeschichte Christi, die zur Erinnerung an die Pest von 1634 jedes zehnte Jahr an allen Sonntagen im Sommer von etwa 500 Mitspielern ausgeführt werden. S. Passionsspiel.

Oberbarnim, preuß. Kreis, s. Barnim.

Oberbayern, ein Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, begreift den südöstlichsten Theil des Landes von den Alpen bis zur Donau, grenzt an die Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, Mittelfranken, Oberpfalz und Regensburg und Niederbayern sowie (gegen O. und S.) an Salzburg und Tirol und hat einen Flächenraum von 17,047 QKilom. (309,6 QM.) mit (1875) 894,160 Einw. (darunter 35,000 Protestanten und 3100 Juden). O. ist eine theils fruchtbare, theils sandige Hochebene, im S. aber von den Bayrischen und Salzburger Alpen (diese östlich, jene westlich vom Inn) durchzogen, welche die höchste Gebirgsgegend des Landes bilden und sich mit ihrer Abdachung fast bis an die Hauptstadt verbreiten. Der Süden des Landes ist reich an Waldungen. An der Donau, im NW., zieht sich ein großes Moor (Donaumoos) nach Schwaben und Neuburg hinüber, und an der Isar breitet sich das noch größere Erdinger Moos aus. Die Hauptflüsse von O. sind die Isar (mit der Loisach, Ammer und Würm) und der Inn (mit der Leiznach, Mangfall, Isen, Alz, Traun und Salzach, welch letztere die Grenze gegen Salzburg bildet). An der Westgrenze strömt der Lech, die nördlichste Spitze durchfließt die Donau. Unter den zahlreichen Seen sind der Chiem-, Tegern-, Kochel-, Walchen-, Ammer-, Würm- und Königsee die bemerkenswerthesten. Getreide wird nicht in hinreichender Menge gebaut, am meisten noch in der nördlichen Gegend, außerdem Flachs, Hanf und Hopfen; die Alpen liefern vorzügliche Futterkräuter. Daher ist auch die Rindviehzucht im S. von großer Wichtigkeit, ebenso die Schaf-, Schweine- und Pferdezucht. Von Bedeutung sind ferner die Salzquellen auf der Grenze von Salzburg; Steinkohlen sind ebenfalls in großer Menge vorhanden; weniger bedeutend ist der Eisengewinn. Außerdem finden sich noch Bau- und Nutzsteine (Alabaster, Marmor ꝛc.) und Torf, auch gibt es mehrere Mineralquellen. Die Industrie ist von geringem Belang. Holzarbeiten, Kohlen- und Kienrußbrennereien, Pech- und Potaschesiedereien beschäftigen eine ziemliche Anzahl von Menschen; Fabriken sind dagegen außerhalb der größeren Städte wenig vorhanden. Der Regierungsbezirk besitzt ein wichtiges Eisenbahnnetz mit dem Mittelpunkt München, von dem Schienenstränge nach Innsbruck, Salzburg, Simbach, Passau, Regensburg (Nürnberg), Gunzenhausen (Würzburg), Augsburg (Ulm), Buchloe (Lindau) ꝛc. führen. Er wird eingetheilt in 5 unmittelbare Stadtbezirke (München, Ingolstadt, Freising, Rosenheim und Traunstein) und 25 Bezirksämter; Hauptstadt ist München. S. Karte »Bayern«.

Oberbergamt, s. Bergbeamte.

Oberbootsmann, s. Hochbootsmann.

Oberbramraaen, -segel, -stenge, s. Takelage.

Oberdeutsch, die in Oberdeutschland gesprochenen Mundarten, also das Alemannische, Schwäbische und Bayrisch-Oesterreichische. Von den niederdeutschen, theilweise auch den mitteldeutschen Dialekten unterscheiden sich jene am auffallendsten in Betreff eines Theils ihrer Konsonanten (d, t, z, ss, g, k, ch, b, p, f), welche meist auf der dritten Stufe der Lautverschiebung (s. d.) stehen, während sie im Niederdeutschen durchweg auf der zweiten Stufe stehen geblieben sind. Diesen Zug haben die oberdeutschen Mundarten mit der neuhochdeutschen Schriftsprache gemein, weichen aber von ihr in vielen anderen Einzelheiten ab. Vgl. Deutsche Sprache und Philologie.

Oberdeutschland, im Gegensatze zu Niederdeutschland die deutschen Länder am obern Rhein und an der obern Donau, einschließlich des Neckargebiets und des linken Mainufers, also Elsaß, Baden, Würtemberg, Bayern und Oesterreich.

Oberdieck, Johann Georg Konrad, Pomolog, geb. 30. Aug. 1794 in Wilkenburg bei Hannover, studirte in Göttingen Theologie, ward 1819 Prediger in Vardewieck und begann 1820 seine pomologischen Bestrebungen. 1831 wurde er Superintendent in Sulingen, 1839 in Nienburg und 1853 in Jeinsen. Er hat sich um die Obstkultur in Deutschland und im Ausland bedeutende Verdienste erworben, brachte theils in gepflanzten Stämmen, theils in Probebäumen eine Sammlung von mehr als 4000 Varietäten zusammen und wirkte erfolgreich für die Anlage pomologischer Gärten als Staatsinstitute. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Die Probe- oder Sortenbäume« (Hannov. 1844; 2. Aufl., Ravensb. 1871); »Anleitung zur Kenntnis und Anpflanzung des besten Obstes für das nördliche Deutschland« (Regensb. 1852); »Illustrirtes Handbuch der Obstkunde« (mit Lucas und Jahn, Stuttg. u. Ravensb. 1858—75, 8 Bde.); »Beiträge zur Hebung der Obstkultur« (mit Lucas, Stuttg. 1857—76, 2 Bde.). Auch gibt er mit Lucas seit 1855 die »Pomologischen Monatshefte« heraus.

Oberdorf, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, an der Wertach, durch eine Vicinalbahn mit der Station Biesenhofen (Augsburg-Lindau) verbunden, hat ein Bezirksamt, Landgericht, 2 Kirchen, ein schönes Bergschloß, bedeutenden Holz- und Torfhandel und 1280 Einw.

Oberehnheim (franz. Obernay), Kantonshauptstadt im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Erstein, an der Ehn und Bahnlinie Straßburg-Barr, mit 2 kathol. Kirchen, Synagoge, Fabrikation von Baumwollwaaren, Seife, Kerzen, Teppichen, Bettdecken und Kupferwaaren, ferner Gerberei, Bleicherei, Ziegelbrennerei, Sägemühlen, Weinbau und (1875) 4691 Einw. O. wurde vom Kaiser Friedrich II. zur freien Reichsstadt erhoben; es vertheidigte sich 1444 tapfer gegen die Armagnaken und vertrieb 1598 die Protestanten.

Oberer See (engl. Lake Superior), der größte und am weitesten nach W. gelegene der fünf Kanadischen Seen und zugleich der größte Landsee Nordamerika's, liegt zwischen Kanada und den Unionsstaaten Michigan, Wisconsin und Minnesota, 183 Meter ü. M., und nimmt einen Flächenraum von 83,627 QKilom. (1518,7 QM.) ein. Seine Länge beträgt 740 Kilom., seine größte Breite 270 Kilom., sein Umfang 1650 Kilom., seine Tiefe über 250 Meter. Sein Wasser ist außerordentlich kalt und von krystallheller Durchsichtigkeit. Der Boden besteht größten-

theils aus einem sehr klebrigen Thon, der an der Luft sehr schnell erhärtet und mit kleinen Muscheln untermischt ist. Seiner Ausdehnung nach eher ein Meer als ein See, ist er auch allen Wechseln eines Meers unterworfen, nur daß die dem Meer eigenthümliche Erscheinung der Ebbe und Flut mangelt. Der See enthält namentlich in seinem westlichen Theil mehrere Inseln (Isle Royal, die zwölf Apostel ꝛc.), nimmt zahlreiche Bäche, aber keinen einzigen großen Fluß auf und entsendet seine Gewässer durch den St. Marysfluß in den Huronsee. Die Ufer, mit Ausnahme weniger Strecken an den Mündungen der Bäche, sind steil und der Schiffahrt gefährlich. Berühmt sind die sogen. Pictured Rocks (»bemalte Felsen«) an der Südseite, welche eine 8 Kilom. lange und 60 Meter hohe Wand bilden mit zahlreichen Vorsprüngen, Zacken und Höhlen, in denen die hineindringenden Wogen ein furchtbares Getöse verursachen. Ihren Namen verdanken sie der durch Auflösung von Mineralien verursachten Färbung. Größere Städte liegen nur am Südufer, in den nordamerikanischen Staaten Wisconsin und Michigan, so namentlich Du Luth im äußersten Westen und Marquette. Reiche Kupfer- und Eisenlager kommen an der Südküste vor.

Oberflächenhärtung, die oberflächliche Umwandlung des Schmiedeeisens in ein kohlenstoffreicheres, härteres Produkt (Stahl) durch Glühen des erstern in kohlenstoffabgebenden (cyanbildenden) Substanzen (thierischen Stoffen, Cyankalium, Blutlaugensalz ꝛc.).

Oberfranken, ein Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, besteht aus dem ehemaligen Fürstenthum Baireuth und dem ehemaligen Bisthum Bamberg nebst kleinen Theilen von Würzburg, der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg ꝛc., grenzt gegen N. an Sachsen-Koburg, Sachsen-Meiningen, Reuß und das Königreich Sachsen, gegen O. an Böhmen, gegen SO. an den Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, gegen S. an Mittelfranken, gegen W. an Unterfranken und umfaßt 6999 QKilom. (127,11 QM.) mit (1875) 554,935 Einw. (darunter 316,000 Protestanten und 4100 Juden). Das Land ist im östlichen Theil vom Fichtelgebirge und zum Theil von dem an dasselbe sich anschließenden Oberpfälzer Hügelland, im SW. von den Ausläufern des Frankenjura und der Frankenhöhe, im N. vom Frankenwald bedeckt und erreicht im Schneeberg seine höchste Höhe (1063 Meter). Hauptflüsse sind: der hier als Rother und Weißer Main entspringende Main (mit der Rodach, Itz und Regnitz), die Saale, Nab und Eger. Seen von Bedeutung sind nicht vorhanden. In den Thälern blühen der Ackerbau, der jedoch Getreide nicht hinreichend liefert, vorzüglicher Obst- und Gartenbau (Gemüse, Hülsenfrüchte und Handelspflanzen besonders bei Bamberg); der Weinbau im westlichen Theil ist nicht von Bedeutung, wichtiger der Hopfenbau. Die Waldungen liefern eine große Menge Holz, besonders auch zur Ausfuhr nach Holland. Die Viehzucht ist ansehnlich, ebenso die Fischerei (auch auf Perlen, z. B. in den Bächen Lamitz, Oelsnitz u. a.). Der Reichthum an Mineralien ist gleichfalls groß; besonders gibt es Eisen, Kupfer und Steinkohlen in bedeutender Menge, außerdem Antimon, Alaun, Vitriol, Porzellanerde, Achat, Serpentin, Marmor, Schiefer und Torf. Mineralquellen finden sich zu Steben, Hohenberg, Alexandersbad, Langenau ꝛc. Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Bergbau ist auch die Industrie von Wichtigkeit; sie besteht namentlich in der Fabrikation von Tuch, Woll- und Baumwollwaaren (große Baumwollspinnereien), Holz- und Korbwaaren, Eisen, Glas, Porzellan, Töpfergeschirr, Marmor, chemischen Produkten, Bierbrauerei ꝛc. Auch der Handel mit diesen Erzeugnissen wie mit denen der Landwirtschaft ist wichtig. Der Regierungsbezirk wird von der Eisenbahn Hof-Lindau durchzogen, die bei Hof mit den sächsischen Eisenbahnen in Verbindung steht, und von der eine Anzahl Linien sich abzweigen: bei Hof eine Linie nach Eger und durch das Fichtelgebirge, bei Neumarkt eine Linie über Baireuth nach Regensburg und Nürnberg, bei Lichtenfels die Werrabahn nach Koburg und Eisenach, bei Bamberg eine Linie nach Würzburg ꝛc. Administrativ zerfällt O. in 3 unmittelbare Städte (Baireuth, Bamberg und Hof) und 19 Bezirksämter. Hauptstadt (Sitz der Kreisregierung) ist Baireuth, Sitz des Appellationsgerichts aber Bamberg. S. Karte »Bayern«.

Obergährung, s. Bier, S. 187.

Obergaronne (Haute-Garonne), Grenzdepartement im südwestlichen Frankreich, mit seinem südwestlichen Theil der frühern Provinz Gascogne, mit dem nordöstlichen Theil dem Languedoc entnommen, grenzt im S. durch die Pyrenäen an Spanien, außerdem an die Departements Ariége (südöstlich), Aude (östlich), Tarn (nordöstlich), Tarn-et-Garonne (nördlich), Gers und Oberpyrenäen (westlich) und umfaßt 6290 QKilom. (114,2 QM.) mit (1872) 479,362 Einw. Der nördliche Theil des Landes (mehr als $^2/_3$ des Areals) ist ein fruchtbares Hügelland, der Süden dagegen ein vollständiges Gebirgsland, das sich gegen Spanien hin immer höher bis zur Region der Schneefelder, Eisseen und Gletscher erhebt, mit mehreren 3000—3200 Meter hohen Spitzen und den Pässen Port d'Oo, Portillon, Venasque, Piquade u. a. Dieses Gebirgsland ist reich an Naturschönheiten. Der nördliche, ebenere Theil zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit aus; die niederen Bergabhänge und Hügel sind mit Reben bepflanzt. Der Hauptfluß ist die Garonne, welche das Departement in seiner ganzen Ausdehnung von S. nach N. durchströmt und hier von rechts den Salat, Arize, Ariége und Lers mit Giron, von links die Pique, Louge, Touch und Save aufnimmt. Parallel mit der Garonne läuft der Seitenkanal dieses Flusses, der bei Toulouse mit dem Kanal du Midi in Verbindung steht. Das Klima ist fast durchgehends mild und gesund, so lange nicht der gefährliche Westwind (Lers) weht. Vom Gesammtareal kommen auf Ackerland 360,241, Wiesen 43,687, Weinberge 54,000, Wälder 92,626, Heide- und Weideland 45,992 Hektar. Die Hauptprodukte sind: Weizen (1872: 2,112,000 Hektol.), Mais (1 Mill. Hektol.), in geringerer Menge Hafer, Korn, Halbfrucht, Gerste und Buchweizen, außerdem viele Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Flachs (20,000 metr. Ctr.) Oelpflanzen, insbesondere Raps (Ergebnis an Oel 788,000 Kilogr.), Wein (775,000 Hektol. im Werth von 35 Mill. Franken), Obst und Kastanien. Die Pyrenäenwälder enthalten viel Raubwild, als: Bären, Wölfe, Adler ꝛc. Das Herdenvieh zeichnet sich durch die Gebirgsnatur aus; verhältnismäßig zahlreich werden nur Maulthiere (12,866 Stück) und Esel (11,030 Stück) gehalten. Auch die Seidenzucht wird hier und da betrieben und ergab 1873: 8618 Kilogr. Kokons. Der Bergbau liefert Blei und andere Metalle; auch Goldsand findet sich in geringer Menge in der Garonne und dem Salat. Unter den zahlreichen Mineralquellen und Bädern sind die von Bagnères de Luchon die bedeutendsten. Neben der vorwiegend betriebenen Urproduktion ist die Industrie nur ein

nebensächlicher Beschäftigungszweig der Bewohner; sie beschränkt sich auf die Verhüttung und weitere Verarbeitung von Eisen und Stahl (9 Etablissements mit 1,6 Mill. Franken Produktionswerth), die hüttenmäßige Gewinnung von Kupfer und Messing, die Produktion von Favence, Papier (3 Fabriken mit 1,7 Mill. Franken Produktionswerth), Kerzen, Tabak, auf Baumwollspinnerei, Schafwollspinnerei und Weberei, Fabrikation von Leinwand und Bändern, Branntweinbrennerei, Gerberei, Ziegelbrennerei. Der Handel ist ebenfalls noch ohne wesentliche Bedeutung; er vertreibt namentlich Getreide, Flachs und Hanf, Wein, Oel, Branntwein, Seife, Wolle, Holz, Vieh und Geflügel. Die Eisenbahn von Bordeaux über Montauban und Toulouse nach Cette durchschneidet das Departement; von Toulouse laufen außerdem Linien über Montréjau nach Tarbes mit Abzweigungen nach St. Girons und Bagnères de Luchon, nach Foix, Alby und Auch aus. Die Volksbildung steht noch auf tiefer Stufe, da von je 100 über 6 Jahre alten Personen 38 weder lesen noch schreiben können. An höheren Bildungsanstalten bestehen: ein Lyceum, 2 Kommunalcolléges und 23 private Mittelschulen. Das Departement zerfällt in vier Arrondissements: Toulouse, Muret, St. Gaudens und Villefranche; Hauptstadt ist Toulouse.

Oberge, Eilhart von, mittelhochdeutscher Dichter, war nachweisbar 1189—1207 ein Dienstmann Heinrichs des Löwen und Kaiser Otto's IV. und verfaßte nach französischer Quelle ein episches Gedicht: »Tristrant und Isalde«, welches jedoch in seiner ursprünglichen Gestalt nur bruchstückweise (herausgeg. von Hoffmann, Bresl. 1823, und in Hagens »Gottfried von Straßburg«, Berl. 1823; andere Bruchstücke in Pfeiffers »Germania«, Bd. 9 u. 18) vorhanden ist, vollständig aber in abgekürzter und geänderter Gestalt (noch ungedruckt) sowie in einer Prosabearbeitung (Augsb. 1484 u. öfter) vorliegt.

Obergerichte, Gerichte, welchen die Oberaufsicht über andere untergeordnete Gerichte (Untergerichte) zusteht, und an welche wider Verfügungen und Entscheidungen der letzteren Rechtsmittel ergriffen werden können. S. Gericht.

Obergespan, der erste Beamte einer Gespanschaft in Ungarn, s. Komitat.

Oberglogau, s. Glogau 2).

Obergünzburg, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Bezirksamt Oberdorf, an der Günz, unweit der Eisenbahn von Augsburg nach Lindau, mit Landgericht und (1871) 1380 Einw.; das römische Guntia.

Oberhalbstein, Hochalpenthal im schweizer. Kanton Graubünden, das man vom Albulatobel Tiefenkasten aus durch eine großartige Felsenpforte betritt, bildet den Zugang zum Julierpaß und ist von einem Zufluß der Albula, dem Oberhalbsteiner Rhein, durchrauscht, dessen beide vom Julier und Septimer herabkommende Hauptquellen sich beim obersten Thalorf Bivio oder Stalla (1776 Meter) vereinigen. Das O. bildet politisch einen Bezirk von elf Gemeinden, die von einem rätoromanischen katholischen Hirtenvölklein, (1870) 2567 Köpfe stark, bewohnt sind; nur die beiden obersten Gemeinden, Bivio und Marmorera (Marmels), sind vorherrschend italienisch und Bivio zu $^3/_4$ protestantisch.

Oberhaus und **Unterhaus,** in England die beiden Abtheilungen des Parlaments, s. Großbritannien, S. 203.

Oberhaus, Festung, s. Passau.

Oberhausen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mülheim a. d. Ruhr, unweit der Emscher, sehr wichtiger Eisenbahnknotenpunkt an der Köln-Mindener Eisenbahn (Hauptbahn mit Verzweigungen von hier nach Ruhrort und nach Emmerich) und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (Dortmund-Ruhrort), hat eine evangelische und kathol. Kirche, höhere Bürgerschule, große Eisenhütten- und Walzwerke, Fabriken von Steinkohlentheer, Schmiedeeisenkonstruktionen, schmiedeeisernen Röhren, Porzellan und Chemikalien, ein Zinkwalzwerk nebst Zinkweißfabrik, Kalkbrennerei, wichtige Steinkohlengruben und (1875) 15,465 Einw. (5000 Evangelische und 120 Juden). O. ward 1845 auf einem damals werthlosen Terrain angelegt, wurde 1862 ein Flecken und 1875 Stadt; seine Bedeutung erhielt es durch die Eisenbahnen und die Versendung von Steinkohlen (jährlich mehr als 12 Mill. Ctr.). Mit O. sind die ehemaligen Gemeinden Lippern und Lirich vereinigt worden.

Oberhaut (Epidermis), s. Haut und Epidermis.

Oberhessen, eine Provinz des Großherzogthums Hessen, 3289 QKilom. (59,7 QM.) groß mit (1875) 254,036 Einw. und der Hauptstadt Gießen (s. Hessen, Großherzogthum). Die ehemalige kurhessische Provinz O. (mit der Hauptstadt Marburg) bildet jetzt einen Bestandtheil des preuß. Regierungsbezirks Kassel.

Oberhoheit, s. Souveränität.

Oberhollabrunn, Marktflecken und Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft (970 QKilom. oder 17,6 QM. mit 73,191 Einw.) in Niederösterreich, an der Oesterreichischen Nordwestbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Staats-Real- und Obergymnasium nebst Fortbildungsschule, bedeutender Sparkasse (seit 1824, mit Einlagen von 7 Mill. Fl.), Obst- und Weinbau und (1869) 2365 Einw.

Oberhomburg, Landgemeinde im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Lothringen, Kreis Forbach, an der Rossel und der Bahnlinie Saarbrücken-Metz, hat ein bedeutendes Eisenwerk, ansehnliche Steinbrüche und (1875) 1932 Einw.; die ehemaligen Festungswerke sind fast ganz verschwunden.

Oberingelheim, s. Ingelheim.

Oberkirch, Stadt im bad. Kreis Offenburg, an der Rench und der Renchthaleisenbahn, hat ein Bezirksamt, ein Amtsgericht, eine neue kathol. Kirche (1863—66 erbaut), ein evangel. Bethaus, Eisengießerei nebst Maschinenfabrik, Papier-, Pechfackel- und Schlauchfabrikation, vorzüglichen Weinbau, Bereitung von Kirschwasser und (1875) 2705 Einw. In der Nähe die Schloßruinen Schauenburg, Fürsteneck und Ullenburg.

Oberkirchenrath, in manchen Staaten, wie z. B. in (Alt-) Preußen, Baden und Mecklenburg-Schwerin, eine kollegialische Oberbehörde, welche mit der Ausübung der in der evangelischen Kirche dem Landesherrn vorbehaltenen obersten Kirchengewalt betraut ist, und zwar sind dem O. regelmäßig nur die inneren evangelischen Kirchensachen, wie z. B. die Aufsicht und Disciplin über die Geistlichen, das Synodalwesen, die Ertheilung kirchlicher Dispensationen und die Kirchenvisitationen, übertragen, während die äußeren Angelegenheiten der Kirche, wie z. B. die Verwaltung des Kirchenvermögens, vor das Kultusministerium gehören. O. ist auch ein Titel für besonders verdiente Geistliche.

Oberlahnstein, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Rheingaukreis, an der Mündung der Lahn in den Rhein und an der Rhein-Lahnbahn, die

hier auf die Rechtsrheinische Bahn stößt, ist mit alten Mauern und Thürmen umgeben, hat ein Amtsgericht, ein schönes altes, ehemals kurmainzisches Schloß mit neuerem Anbau, die merkwürdige Marienkapelle, in welcher 1400 der Kaiser Wenzel abgesetzt wurde, 2 Sauerbrunnen, eine Maschinenfabrik, eine Blei-, Silber- und Kupfererzhütte, einen Winterhafen für die Rhein- und Lahnschiffe, Fischerei, Weinhandel und (1875) 4860 Einw. (900 Evangelische). Dabei die 1854 aus ihren Ruinen restaurirte Burg Lahneck. Am rechten Ufer der Lahnmündung, O. gegenüber, liegt Niederlahnstein (s. d.).

Oberlandesgerichte, Gerichte zweiter Instanz. Nach der neuen deutschen Justizorganisation entscheiden die Civilsenate der O. über die gegen die erstinstanzlichen Erkenntnisse der Landgerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten eingewendete Berufung und über Beschwerden gegen Verfügungen derselben. Die Strafsenate dagegen haben über das Rechtsmittel der Revision (Nichtigkeitsbeschwerde) zu entscheiden, welches gegen Strafurtheile der Landgerichte eingelegt wird, die von den letzteren in zweiter Instanz als Berufungsgerichten im Verhältnis zu den Amtsgerichten (Einzelrichtern) ertheilt worden sind. Die Revision gegen erstinstanzliche Strafurtheile der Landgerichte geht nur dann an die O., wenn das Rechtsmittel lediglich auf Verletzung landesgesetzlicher Bestimmungen gestützt wird, außerdem an das Reichsgericht. Vgl. Deutsches Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877, §§ 119—124.

Oberlastig (toplastig) heißt ein Schiff, wenn sein Systemschwerpunkt (der des gesammten Schiffs) zu nahe an dem Deplacementsschwerpunkt (dem der verdrängten Wassermasse) liegt. Das Schiff hat alsdann eine geringe Stabilität und läuft Gefahr, bei Gelegenheit zu kentern (s. d.). Der Uebelstand kann durch einen Konstruktionsfehler des Schiffs selbst oder durch ungünstige Stauung (s. d.), z. B. große Deckladung, entstanden sein.

Oberlausitz, s. Lausitz.

Oberleutensdorf, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Brüx, am Fuß des Erzgebirges, Kreuzungspunkt der Bahnlinien Dux-Bodenbach und Brüx-Klostergrab, mit Schloß, Zeichenschule, Baumwollspinnerei und mechanischer Weberei, Holzgalanterie- und Spielwaarenfabrikation, Streichgarnspinnerei und Tuchfabrikation, Maschinenschlosserei, Fabrikation von Möbeln aus gebogenem Holze, Stärke und Spiritus, Bierbrauerei, Braunkohlenbergbau und (1869) 5094 Einw.

Oberleutnant, s. v. w. Premierleutnant, s. Leutnant.

Oberlin, Ort im nordamerikan. Staat Ohio, Grafschaft Lorain, mit (1870) 2888 Einw. und einem 1834 gegründeten College, in welchem Zöglinge ohne Unterschied von Farbe und Geschlecht unterrichtet werden.

Oberlin, 1) Jeremias Jakob, Archäolog, geb. 8. Aug. 1735 zu Straßburg, studirte daselbst Theologie, dann unter Schöpflin Alterthumskunde, ward 1755 Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1763 Privatdocent, 1770 zum Professor an der Universität in Straßburg und 1782 zugleich zum Gymnasiarchen ernannt, in welcher Stellung er 1782—1806 sehr interessante Programme veröffentlichte. Während der Revolution erwarb er sich ein Hauptverdienst durch Rettung vieler Klosterbibliotheken und reicher Handschriftenschätze, die ohne ihn zu Grunde gegangen wären, aber durch seine Vorsorge mit der (1870 verbrannten) Straßburger Stadtbibliothek vereinigt wurden. 1803 eröffnete O. durch eine Einweihungsrede die neu gegründete protestantische Akademie von Straßburg, wurde in den Municipalrath der Stadt gewählt und starb daselbst 10. Okt. 1806. Oberlins Hauptwerke sind: »Miscella litteraria Argentoratensia« (Straßb. 1770); »Museum Schœpflini« (das. 1775); »Essai sur le patois lorrain, etc.« (das. 1775); »Almanach d'Alsace« (das. 1782—90); »Essai d'annales de la vie de Jean Gutenberg, etc.« (das. 1801, neue Ausg. 1840). Vgl. Spach, O. l'antiquaire (»Oeuvres choisies«, Bd. 1, Straßb. 1866).

2) Johann Friedrich, Bruder des vorigen, geb. 31. Aug. 1740 zu Straßburg, studirte hier Theologie und ward 1766 protest. Pfarrer zu Waldersbach im Steinthal, damals einem der wildesten Vogesenthäler, dessen Wohlthäter er wurde. Er verbesserte den Obstbau, die Wiesenanlagen und die Landwirtschaft, legte Brücken und Straßen an, die er mit seinen Bauern selbst baute, und führte die Industrie im Steinthal ein, worin ihn sein Freund Legrand aus Basel treulich unterstützte. O. ist auch der Urheber der Kleinkinderschulen; er gründete die erste (salle d'asile) in Waldersbach, die seine Magd Luise Scheppler dirigirte. Als O. ins Steinthal kam, hatte er in den fünf Dörfern seiner Gemeinde 80—100 verkommene Familien angetroffen; zu Anfang des 19. Jahrh. zählte die Bevölkerung 3000 Seelen (jetzt 6000). Am hellsten leuchtete Oberlins Menschenliebe in den Hungerjahren 1816 und 1817. Er starb zu Waldersbach 1. Juni 1826. Seine Schriften gab Burkhardt (Stuttg. 1843, 4 Bde.) heraus. Vgl. Bodemann, J. F. O. (2. Aufl., Stuttg. 1868); Spach, O. le pasteur (Straßb. 1865).

Oberloire, franz. Departement, s. Loire.

Oberlungwitz, Fabrikdorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, zu den fürstlich Schönburg'schen Receßherrschaften gehörig, am Lungwitzbach, hat starke Strumpfwirkerei, Weberei, ein Hospital und (1875) 4959 Einw. Unmittelbar dabei Abtei-O. mit 1182 Einw. und am Fluß weiter abwärts Niederlungwitz mit Papierfabrik, Farbholzstampfe, Weberei und 1430 Einw.

Obermarne, franz. Departement, s. Marne.

Obermarsberg, s. Marsberg.

Obermoschel, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, an der Moschel, mit Landgericht, 2 Kirchen, Quecksilber- und Steinkohlengruben und (1875) 1272 Einw. Dabei die ausgedehnten Ruinen der Schlösser Landsburg und Löwenstein.

Obermüllner, Adolf, namhafter Landschaftsmaler, geb. 1833 zu Wels in Oberösterreich, begann 1851 unter Steinbach an der Wiener Akademie seine Studien, wurde daselbst mit dem ersten Preis ausgezeichnet und wandte sich nach München, wo er in Rich. Zimmermanns Atelier drei Jahre verbrachte. Er durchwanderte hierauf Italien, Holland und Frankreich und ließ sich endlich 1860 in Wien dauernd nieder. Er betheiligte sich hier an der von dem Oesterreichischen Alpenverein 1861 unternommenen photographischen Alpen- und Gletschererpedition und lieferte Zeichnungen für das Album der Kronprinz Rudolfsbahn, aus dem bayrischen Hochgebirge, aus Tirol und von der Brennerbahn ꝛc. Von seinen zahlreichen Bildern nennen wir: Chamonix mit dem Montblanc, Stilfser Joch und Ortler (Pariser Weltausstellung 1867), das Naßfeld bei Gastein, der Rauriser Goldberggletscher (Gallerie des Belvedere in Wien), endlich zwölf Nordpollandschaften (1875) nach Skizzen und Zeichnungen Jul. Payers.

Obernburg, Bezirksamtsstadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, an der Mündung der Mümling in den Main, mit Landgericht, Weinbau, Sandsteinbrüchen und (1875) 1684 Einw.

Oberndorf, Oberamtsstadt im württemb. Schwarzwaldkreis, am Neckar und an der Bahnlinie Plochingen-Villingen, mit Hüttenamt, einer evangelischen und kathol. Pfarrkirche, einer lateinischen Schule, 2 aufgehobenen Klöstern, einer bedeutenden Gewehrfabrik, Trikotwaaren- und Uhrenfabrikation, Gerberei, besuchten Viehmärkten und (1875) 2544 Einw.

Obernitz, Hugo von, preuß. General, geb. 16. April 1819 zu Bischofswerder in Ostpreußen, trat 1836 als Leutnant aus dem Kadettenkorps in das 4. Infanterieregiment, machte seine Karrière in der Adjutantur, ward 1853 zum Generalstab, 1857 zur Garde versetzt und 1858 persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm (jetzigen Kronprinzen). Nachdem er 1863 das Gardefüsilierregiment erhalten, führte er 1866 die 1. Gardeinfanteriebrigade und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Königgrätz durch Erstürmung der Höhe von Chlum aus, bei welcher er schwer verwundet ward. 1867 wurde er preußischer Militärbevollmächtigter in Württemberg, 1868 Inspekteur der Jäger und Schützen, 1870, unter Ernennung zum Generalleutnant, mit dem Oberbefehl über die württembergische Felddivision beauftragt, welche er während des ganzen deutsch-französischen Kriegs führte. Im Oktober 1871 wurde er zum Generaladjutanten und Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf ernannt.

Obernkirchen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Rinteln (Grafschaft Schaumburg), an den Abhängen des Bückebergs, Sitz eines Amtsgerichts und eines Bergamts, hat eine alte Kirche mit Grabmälern mehrerer Grafen von Schaumburg, ein evangelisches Fräuleinstift, Glasfabrikation, ergiebige Steinbrüche und Kohlengruben und (1875) 2801 Einw.

Obernyik (spr. öbernjik), Karl, ungar. Theaterdichter, geb. 1820 zu Hajdu-Nánás, wandte sich nach absolvirten Studien der Literatur zu und erzielte mit seinen dramatischen Dichtungen die größten Erfolge. Die ungarische Akademie zeichnete sein Schauspiel: »Föur és pór« (»Aristokrat und Bauer«) und sein Lustspiel: »Nötlen férj« (»Der Hagestolz«) mit Preisen aus. Sein bestes Werk ist die Tragödie: »Georg Brankovics«. O. starb 1855.

Obernzell (Hafnerzell), Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Wegscheid, an der Donau und der österreichischen Grenze, betreibt starke Töpferei (Passauer Schmelztiegel), Eisenhämmer, Tabak- und Lederfabrikation und hat (1875) 1430 Einw.

Oberoderwitz, s. Oderwitz.

Oberösterreich, s. Oesterreich (Erzherzogthum).

Oberon (dem deutschen Alberich, Elferich entsprechend), König der Elfen (s. d.) und Gemahl der Titania, kommt zuerst in dem alten Gedicht Huons de Villeneuve: »Huon de Bordeaux, pair de France« vor, das dem Sagenkreis Karls d. Gr. angehört. Den Stoff dieses Gedichts, das später in einen Roman umgearbeitet wurde, benutzten die englischen Dichter Chaucer, Spencer und Shakespeare (im »Sommernachtstraum«); ebenso knüpfte Wieland zum Theil sein romantisches Epos: »O.« an jenen Stoff. Nach letzterem ist Planché's Text zu Webers gleichnamiger Oper bearbeitet.

Oberpfalz und Regensburg, Regierungsbezirk im Königreich Bayern, besteht aus der alten Oberpfalz (1623 von Bayern erworben), der ehemals freien Reichsstadt Regensburg, dem Bisthum Regensburg und Theilen des alten Herzogthums Bayern und des Herzogthums Neuburg, dem Fürstenthum Sulzbach ꝛc., grenzt an die Regierungsbezirke Oberfranken, Mittelfranken, Ober- und Niederbayern und (im O.) an Böhmen und umfaßt 9665 QKilom. (175,5 QM.) mit (1875) 503,761 Einw. (darunter 42,000 Protestanten und 1250 Juden). Der südliche Theil liegt in der großen Donauebene; im N. wird das Land vom Stauser Wald (einem Theil des Bayrischen Waldes), im O. vom Oberpfälzer Wald bedeckt; den westlichen Theil füllt der Frankenjura aus. Höchste Erhebung ist der Herzogauer Berg bei Waldmünchen (850 Meter). Der Hauptfluß ist die Donau, welche hier die Laber, Altmühl, Nab, Schwarzach, den Regen ꝛc. aufnimmt; den Westtheil durchzieht der Ludwigskanal. Der Ackerbau ist in der südlichen Ebene sehr blühend; im N. findet wichtiger Obstbau, im S. Hopfen- und an der Donau geringer Weinbau statt. 55,86 Proc. des Areals sind Ackerland, Wiese und Weide, 37,1 Proc. sind Wald. Zur Ausfuhr kommen besonders Gerste und Weizen. Auch die Viehzucht ist bedeutend. Das Mineralreich liefert Eisen in großer Menge, ferner Marmor, Ocker- und Porzellanerde, Steinkohlen, Braunkohlen; in der Schwarzach und dem Regen werden Perlmuscheln gefunden. Die Industrie ist mit Ausnahme von Eisenwerken nicht von großem Belang und umfaßt nur noch Glasfabrikation, Spiegelschleiferei, Bierbrauerei und Potaschesiederei. Der Handel, besonders durch die Donau befördert, vertreibt namentlich Getreide, Holz, Hopfen, Vieh, Eisenwaaren, Glas ꝛc. Die Haupteisenbahn des Regierungsbezirks ist die Linie von München über Regensburg nach Eger, von welcher sich namentlich folgende Linien abzweigen: von Regensburg nach Ingolstadt und Nürnberg, von Schwandorf über Cham und Pilsen nach Prag, von Irrenlohe nach Nürnberg, von Weiden nach Nürnberg und Baireuth. Der Kreis wird eingetheilt in 2 unmittelbare Städte (Regensburg und Amberg) und 18 Bezirksämter. Hauptstadt (Sitz der Kreisregierung) ist Regensburg, Sitz des Appellationsgerichts aber Nürnberg. S. Karte »Bayern«.

Oberplanitz, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, südwestlich bei der Stadt Zwickau, mit Schloß, Steinkohlen- und Eisensteingruben, großartiger Treibhausgärtnerei (auf der Oberfläche eines seit 1506 brennenden Kohlenflötzes) und (1875) 4258 Einw. Unmittelbar dabei das Dorf Niederplanitz mit 5288 Einw.

Oberpräsident, in Preußen die oberste Verwaltungsbehörde der Provinz und als solche den Regierungspräsidenten übergeordnet, abgesehen von der am Sitz des Oberpräsidenten befindlichen Regierung, für welche der O. regelmäßig zugleich auch als Regierungspräsident fungirt, indem ihm alsdann ein Vicepräsident zur Seite steht. Der O. führt die Aufsicht über die Behörden der Landesverwaltung und hat für die gleichmäßige Ausführung der Gesetze und Verordnungen sowie der Anordnungen der Ministerien zu sorgen. Nach der neuen Provinzialordnung (s. d.) erscheint derselbe zugleich als staatliche Aufsichtsbehörde der kommunalen Provinzialverwaltung, als Vorsitzender des Provinzialraths und als königlicher Kommissarius auf dem Provinziallandtag. In Elsaß-Lothringen fungirt der O. als Ministerialinstanz über den Bezirkspräsidenten (s. Elsaß-Lothringen, S. 62).

Oberpyrenäen (Hautes-Pyrénées), Departement im südwestlichen Frankreich, besteht größtentheils aus der Bigorre und anderen Landschaften der Gascogne, grenzt südlich an Spanien, außerdem an die Departements Obergaronne (östlich), Gers (nördlich), Niederpyrenäen (westlich) und umfaßt 4529 QKilom. (82,3 QM.) mit (1872) 235,156 Einw. Es ist ein pyrenäisches Hochland, reich an malerischen Naturschönheiten; im S. erheben sich die Pyrenäen mit ihren Hauptspitzen (Vignemale, 3290 Meter hoch, die höchste Erhebung der französischen Pyrenäen; Pik du Marboré, 3253 Meter, u. a.) bis zur Schneelinie; nach N. zu senkt sich das Land bis zur fruchtbaren Ebene. In das Gebirge schneiden zahlreiche herrliche Thäler ein, z. B. das Thal von Azun, reich an Wiesen und Wäldern, das von Cauterets, eins der großartigsten Pyrenäenthäler, leider stark entwaldet, das Nestethal, fruchtbar und volkreich und mit zahlreichen Mineralquellen, das berühmte Adour- oder Kampaner Thal, das Gavethal ꝛc. Gegen N. zu liegt die weite Ebene von Tarbes mit ihren unzählbaren Bewässerungskanälen, gegen NO. das sterile Plateau von Lannemezan. Von den Flüssen des Departements ist keiner schiffbar; die Garonne, der Adour und die Neste werden zum Flößen benutzt. Andere Flüsse sind: der hier entspringende Gers, die Baise und der Gave de Pau. Außerdem finden sich einige Kanäle (d'Alaric, de la Gespe), mehrere Seen, z. B. der Gaube, Escoubous (2200 Meter ü. M.), der Lac noir, der Ducet, der sich periodisch ausleert, u. a. Das Klima ist in den Thälern meist mild, auf den Höhen kälter. Klima und Bodenerhebung bedingen das Vorkommen außerordentlich vieler Pflanzen verschiedener Klimate auf einem kleinen Raum. Vom Gesammtareal nehmen Aecker 96,793, Wiesen 47,514, Weinberge 13,496, Wälder 78,306, Heide- und Weideland 171,594 Hektar ein. Die Theilung des Bodens in kleine Parcellen ist sehr vorgeschritten. In den Thälern, wo zur Erhöhung der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens noch künstliche Bewässerungsarbeiten beitragen, wird Getreide, besonders Weizen (361,000 Hektol.) und Mais (332,000 Hektol.), außerdem Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Flachs sowie ziemlich viel Wein (258,400 Hektol.), Kastanien und Obst gebaut. Die Viehzucht ist sehr entwickelt. In verhältnismäßig großer Zahl hält man Rindvieh (101,061 Stück, worunter die durch ihren Milchertrag berühmten Kühe von Lourdes), Schafe (278,289), Schweine (52,162), Esel (12,162) sowie auch Geflügel (572,180 Stück). Exportartikel bilden von thierischen Produkten namentlich Butter und Käse. Das Mineralreich liefert Kohle (1873: 20,000 metr. Ctr.), verschiedene, bisher jedoch wenig ausgebeutete Erze, viel Marmor und andere Bausteine. Die bekanntesten Mineralquellen sind die von Bagnères de Bigorre, Barèges, Cauterets, St. Sauveur, Capvern und Siradan. Schleichhandel und Jagd, besonders auf Isards (eine Art Gemsen), sind Lieblingsbeschäftigungen der Bewohner. Die Industrie ist nicht von Bedeutung; sie beschränkt sich auf Fabrikation von wollenen, baumwollenen und leinenen Waaren, Leder, ordinärem Papier und Eisenarbeiten; von größerer Wichtigkeit ist der Handel. Die Eisenbahn von Bayonne über Tarbes nach Toulouse durchschneidet den nördlichen Theil des Departements; von derselben laufen in Tarbes Linien gegen N. nach Mont de Marsan und Auch, gegen S. nach Bagnères de Bigorre aus. Die Volksbildung steht auf mittelmäßiger Stufe; von je 100 über 6 Jahre alten Personen können 27 weder lesen noch schreiben. An höheren Lehranstalten bestehen: ein Lyceum, ein Kommunalcollége und 11 Privatmittelschulen. Administrativ zerfällt das Departement in die drei Arrondissements: Tarbes, Argelès und Bagnères de Bigorre; Hauptstadt ist Tarbes.

Oberrad, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Stadtkreis Frankfurt a. M., am Main und an der Bahn von Frankfurt a. M. nach Offenbach, 1 Kilom. östlich von Sachsenhausen, mit mehreren Fabriken, schönen Gärten und (1875) 4635 Einw.

Oberrechnungskammer, in Preußen eine unmittelbar unter der Krone stehende Behörde, welcher die Kontrolle des gesammten Staatshaushalts mittels der Rechnungsrevision obliegt. Die O., welche ihren Sitz in Potsdam hat und aus einem Chefpräsidenten, den nöthigen Direktoren, Räthen und Revisionsbeamten besteht, führt zugleich als Reichsbehörde die Kontrolle des gesammten Reichshaushalts durch Prüfung und Feststellung der Rechnungen über Ausgabe und Einnahme der zur Reichskasse fließenden Gelder, über den Ab- und Zugang von Reichseigenthum, über die Verwaltung der Reichsschulden, des Reichsinvalidenfonds, des Reichskriegsschatzes, der Reichsbank und über den gesammten Landeshaushalt von Elsaß-Lothringen. Die Stellung der O. ist neuerdings durch das preußische Gesetz vom 27. März 1872 (Preußische Gesetzsammlung 1872, S. 278 ff.) normirt worden, während ihre Funktionen als Rechnungshof des Deutschen Reichs sich nach der Instruktion des Reichskanzlers vom 5. März 1873 (Reichscentralblatt 1875, S. 157 ff.) bestimmen, durch welche die für die O. als Rechnungshof des Norddeutschen Bundes erlassene Instruktion vom 28. Mai 1869 außer Kraft gesetzt worden ist.

Oberrhein (Haut-Rhin), bis 1870 franz. Departement, 4107 QKilom. (74,6 QM.) groß mit 530,285 Einw., bildet jetzt mit Ausschluß des Arrondissements Belfort den Bezirk Oberelsaß des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen (s. d.).

Oberrheinische Kirchenprovinz, ein 1830 gebildeter Sprengel der katholischen Kirche in Deutschland, umfaßt das Erzbisthum Freiburg, die Bisthümer Mainz, Fulda, Rottenburg (seitdem Sitz eines Bischofs) und Limburg (für die Katholiken von Nassau und Frankfurt).

Oberrheinischer Kreis, einer der sechs Kreise des ehemaligen Deutschen Reichs, die 1500 eingerichtet und 1512 auf zehn vermehrt wurden. Seine Grenzen waren: im W. die französische Grenze an der obern Maas, im S. die Franche-Comté und Oesterreichisch-Elsaß, im O. der Rhein bis Worms exkl. Speyer, im N. Luxemburg, Trier und Mainz; auf dem rechten Rheinufer umfaßte er das Land zwischen Rhein, Main, Werra und Lahn. An der Spitze des Kreises stand ein Oberster, der von den Ständen erwählt wurde und fast immer »Kreisausschreibender« war, d. h. das Amt der Berufung der Stände hatte. Es war der Pfalzgraf am Rhein. Die Kreistage hielt man in Worms, seit dem Anfang des 18. Jahrh. in Frankfurt a. M. Durch den Westfälischen Frieden sowie durch die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswijk und Baden verlor der Kreis nach und nach alle jenseit des Rheins gelegenen Landschaften. Im Frieden von Lüneville 1801 fiel noch der ganze übrige Theil der auf dem linken Rheinufer gelegenen Gebietstheile an Frankreich, und es wurde nun der Rest des niederrheinischen Kreises zum oberrheinischen Kreis geschlagen.

Oberrheinische Tiefebene, das größte Tiefland innerhalb des deutschen Berglandes, erstreckt sich von

Basel bis Mainz in der Hauptrichtung von SSW. nach NNO., wird im O. vom Schwarz- und Odenwald, im W. vom Wasgenwald und von der Hardt begrenzt und vom Rhein durchströmt, der hier links die Ill und rechts die Kinzig, Murg, den Neckar und Main aufnimmt. Sie ist 300 Kilom. lang, 38—45 Kilom. breit und etwa 8800 QKilom. (160 QM.) groß. Der etwa in der Mitte fließende Rhein enthält zahlreiche, meist todte Arme, und längs seiner Ufer erstrecken sich Sümpfe und Wiesen mit Torfbildung; entfernter vom Rhein trifft man auf etwas erhabene Landstriche, die, so weit sie Lehm und Thon zur Unterlage haben, sehr fruchtbar sind und vorzüglich zum Anbau von Getreide, Tabak, Hanf, Hopfen ꝛc. verwendet werden, so weit sie jedoch aus Kies oder Sand bestehen, große einförmige Kiefernwaldungen tragen, während in tiefer gelegenen Gegenden auch die nassen Wiesengründe nicht fehlen. Längs des Randes der Gebirge breitet sich endlich eine liebliche Hügellandschaft aus, die, durch Fruchtbarkeit und Klima gleich ausgezeichnet, in allen günstigen Lagen mit Weinstöcken bepflanzt und mit zahlreichen Ortschaften übersäet ist. Am Rhein oder in der Nähe desselben haben größere Orte sich nur unter ganz besonderen Umständen entwickelt. So ist Straßburgs Lage bedingt durch die Verengung des tiefen Rheinthals, die Mannheims durch die Mündung des Neckars; Germersheim war schon in alter Zeit ein wichtiger Uebergang zwischen Sümpfen; Speyer liegt am Rande des Diluviums, Worms am Rande der hohen Tertiärschichten. Geognostisch treten in der Tiefebene zunächst dem Rhein Alluvialbildungen, entfernter Diluvialbildungen hervor, während die Hügelregion schon aus Tertiärschichten, Jurageſtein, Muschelkalk und noch älteren Formationen zusammengesetzt ist. Ganz besonders ist die Tertiärformation zwischen Worms, Mainz und Bingen, im sogen. Mainzer Becken, entwickelt. Bei Freiburg, woselbst die Tiefebene in den Schwarzwald busenförmig eindringt, erhebt sich innerhalb der Tiefebene die vulkanische Gebirgsinsel des Kaiserstuhls (s. d.). Was die Höhenlage der Tiefebene betrifft, so liegt der Rheinspiegel bei Basel 245, Kehl 140, Mannheim 90 und Worms 82 Meter ü. M.; auf der östlichen Rheinseite liegen die Städte Freiburg 280, Karlsruhe 116, Heidelberg (Neckar) 105, auf der westlichen Kolmar 193, Schlettstadt 175, Weißenburg 160, Landau 146 und Dürkheim 117 Meter hoch. In politischer Hinsicht gehört die O. T. zu Baden, Elsaß-Lothringen, der bayrischen Pfalz, dem Großherzogthum Hessen und der preußischen Provinz Hessen-Nassau. S. Karte »Baden«.

Oberriexingen, Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Vaihingen, an der Enz, mit Eisengießerei, Weinbau und 952 Einw. Dabei Dorf Unterrieringen, mit Schloß und 850 Einw.

Oberrosbach, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, am Taunus, mit Braun- und Eisensteingrube und (1875) 1280 Einw.

Obersachsen (obersächsischer Kreis), einer der zehn Kreise des ehemaligen Deutschen Reichs, umfaßte folgende Stände: Kursachsen, Kurbrandenburg, Anhalt, Thüringen mit dem Eichsfeld und Pommern, mit einem Flächenraum von 104,619 QKilom. (1900 QM.) und 4½ Mill. Einwohnern. Bis zum Uebertritte des Kurhauses Sachsen zum katholischen Glauben waren sämmtliche Stände Obersachsens der evangelischen Kirche zugethan. Kreisausschreibender Fürst und Oberster des Kreises war der Kurfürst von Sachsen. Die Kreistage wurden früher in Leipzig, später auch zu Frankfurt a. O. und in Jüterbogk gehalten; seit 1683 fand keine Versammlung wieder statt.

Obersaône, Departement, s. Saône.

Obersavoyen, Departement, s. Savoyen.

Oberschlächtig nennt man Wasserräder, auf die das Wasser aus einem Gerinne in die zu oberst stehenden Schaufeln einfließt; dann auch Feuerungen für Siedepfannen, bei welchen die Flamme nicht unterhalb des Pfannenbodens hinzieht, sondern über die einzudampfende Flüssigkeit hinstreicht.

Oberschlesisches Steinkohlengebirge, s. Schlesien.

Oberstitzko (poln. Obrzycko), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Samter, an der Warthe, mit evangelischer und kathol. Kirche, einem Waarendepot der Reichsbank und (1875) 1561 Einw.

Oberst (früher auch fälschlich Obrist geschrieben), war in der ältern Zeit (Kriegs- oder Feldoberst) ein ziemlich unabhängiger Anführer einer von ihm selbst angeworbenen Heeresabtheilung, über die er fast unumschränkte Gewalt übte, und mit der er daher auch häufig auf eigene Faust gegen den Feind kämpfte. Jetzt bezeichnet das Wort die oberste Stufe der Stabsofficiere (s. d.). Der O. ist Kommandeur eines Regiments, Abtheilungschef im Kriegsministerium, Generalstab oder in ähnlicher selbständiger Stellung. Der Oberstleutnant, der dem Obersten zunächststehende Officier, war in den Werbeheeren ursprünglich einer der Hauptleute, der zur Vertretung des Obersten ausersehen war, später eine besondere Charge mit derselben Bestimmung, wie noch jetzt in England, Frankreich und Italien; in Deutschland ist Oberstleutnant nur eine Rangstufe, deren Inhaber sowohl Bataillons- wie Regimentskommandeur sein kann. Der Titel Oberstwachtmeister für den untersten Grad der Stabsofficiere, den Major (s. d.), wird jetzt nur noch selten in der direkten Anrede, officiell aber nicht mehr gebraucht.

Oberstein, Stadt und Amtssitz im oldenburg. Fürstenthum Birkenfeld, an der Nahe und der Rhein-Nahebahn (Bingerbrück-Neunkirchen), hat eine evangelische Kirche (sogen. Felskirche, 1482 vollendet), eine katholische Kirche (1857 erbaut), eine Realschule zweiter Ordnung (mit dem nahen Idar gemeinsam), berühmte Achatschleiferei (Obersteiner Waaren), Steinschneiderei, Fabrikation von Tombak- und Bijouteriewaaren und (1875) 4482 Einw. Die Achate wurden ehemals in der Umgegend gegraben, in neuester Zeit werden aber Halbedelsteine in Massen aus Böhmen und besonders aus Brasilien eingeführt. Dicht über der Stadt auf hohen Melaphyrwänden zwei Burgruinen (Alte und Neue Burg). O. war schon im 12. Jahrh. eine kleine reichsunmittelbare Herrschaft und seit dem 13. Jahrh. lothringisches Lehen; seit 1765 gehörte es zu Trier.

Oberstenfeld, Pfarrdorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Marbach, an der Bottwar, mit adligem Fräuleinstift (aus den Einkünften eines 1016 gegründeten und 1803 an Württemberg gefallenen adligen Damenstifts errichtet) und 1200 Einw. Dabei das Schloßgut Lichtenberg mit vorzüglichem Weinbau.

Oberstleutnant
Oberstwachtmeister } s. Oberst.

Oberursel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Obertaunus, an der Ursel und der Frankfurt-Homburger Eisenbahn, mit einer evangelischen und 2 kathol. Kirchen, Realschule, Baumwollspinnerei, Papier-, Tabak-, Kunstwoll-, Papierhülsen-, Patentpackungsschnur- und Stockfabrikation, Eisen-

Digitized by Google

dreherei, Kupferwalzwerk, Fournierschneiderei und (1875) 3703 Einw.

Oberviechtach, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Neunburg vorm Wald, an der Murach, mit Landgericht und 1204 Einw. Nahebei die Burg »Haus Murach«.

Obervienne, Departement, s. Vienne.

Obervormundschaft, die staatliche Oberaufsicht über das gesammte Vormundschaftswesen; auch die damit für einen bestimmten Bezirk betraute Behörde. Diese ist regelmäßig das Gericht des Wohnorts des Mündels, indem die O. einen Theil der sogen. »freiwilligen Gerichtsbarkeit« (s. d.) bildet. Zu den Befugnissen und Obliegenheiten der O. gehören aber namentlich die Bestellung der Vormünder, die Genehmigung wichtigerer Verwaltungsgeschäfte derselben, z. B. der Veräußerung von Grundstücken, die Absetzung eines unfähigen oder unredlichen Vormundes, die Prüfung der jährlichen Vormundschaftsrechnungen, die Dechargirung des Vormunds bei der Schlußrechnung und die Aufsicht über die Verwaltung des Mündelvermögens und über die Fürsorge für die Person des Mündels überhaupt. Nach französischem Recht konkurrirt dabei der Familienrath (s. d.). Partikularrechtlich sind zuweilen besondere Behörden (Pupillenräthe, Pupillenkollegien, Oberwaisenämter ꝛc.) mit der O. oder doch mit der Aufsicht über die erstinstanzlichen Obervormundschaftsbehörden betraut. S. Vormundschaft.

Oberwesel, alte Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis St. Goar, am linken Rheinufer und an der Linksrheinischen Eisenbahn (Köln-Bingerbrück), von den theilweise in Trümmern liegenden ehemaligen Befestigungen umgeben, hat 2 kathol. Kirchen (darunter die 1312 erbaute gothische Stiftskirche mit schönem Thurm), Weinbau, Lachsfang, Dachschieferbrüche und (1875) 2580 Einw. Oberhalb der Stadt, auf hohem Berg, die Ruinen des 1689 von den Franzosen zerstörten Schlosses Schönberg. O. war ehemals freie Reichsstadt, kam aber durch Kaiser Heinrich VII. an das Erzstift Trier.

Oberwiesenthal, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, an der die Grenze gegen Böhmen bildenden Pöhla und am südöstlichen Abhang des 1213 Meter hohen Fichtelbergs, die höchstgelegene Stadt Sachsens, mit Gerichtsamt, Klöppelschule, Cigarren-, Knopf-, Nadel- und Posamentenfabrikation, Spitzenklöppelei, Gorlnäherei und (1875) 1987 Einw. Der Bergbau, um dessenwillen der Ort 1526 angelegt wurde, hat aufgehört. Damit zusammen hängen außer Böhmisch-Wiesenthal noch in Sachsen Unterwiesenthal (886 Einw.) und Hammerunterwiesenthal (mit Eisenhammer und 686 Einw.).

Oberzell, ehemaliges Kloster im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, bei Zell a. M., 2 Kilom. unterhalb Würzburg; seit 1817 Sitz der berühmten Schnellpressenbauanstalt von König u. Bauer.

Obesitas (lat.), Fettleibigkeit, s. Fettsucht.

Obidos (spr. obidusch), Stadt im portug. Distrikt Lissabon (Provinz Estremadura), am Strandsee gleichen Namens und am Arnoja, mit altem Kastell, römischer Wasserleitung und 3185 Einw.

Obischer Meerbusen, s. Ob.

Obit (lat. obitus), in der kathol. Kirche der feierliche Leichendienst vor dem Leichnam im Gotteshaus; auch das jährlich am Sterbetag einer um die Kirche verdienten Person gefeierte Todtenamt.

Obiter (lat.), flüchtig, obenhin.

Obituarium (lat.), Seelenmeßbuch, Todtenverzeichnis.

Objekt (lat. objectum), Gegenstand, Vorwurf, in der Logik das Ding, welches einer Vorstellung zu Grunde liegt, der Gegenstand einer Vorstellung; daher objektiv das, was sich auf ein O. bezieht, was demselben angehört oder gemäß ist, im Gegensatze zum Subjekt, als dem Vorstellenden, und subjektiv, was dem Subjekt angehört. Einen Gegenstand objektiv betrachten heißt daher: ihn an sich, nach seiner Natur und Beschaffenheit betrachten, ihn subjektiv betrachten dagegen: sein Verhältnis zu uns, oder wie er sich in unserer Auffassung gestaltet, erkennen und darstellen. Eine objektive Erkenntnis oder Darstellung ist der wahren Beschaffenheit des Gegenstands gemäß, eine subjektive nur der Vorstellung, die sich der Auffassende davon gemacht hat. In der Grammatik ist O. das Wort, auf welches sich die Thätigkeit des Subjekts im Satz bezieht. Man unterscheidet das nähere O., für das der Akkusativ, und das entferntere O., für welches der Dativ oder eine Präposition mit dem ihr zugehörigen Kasus gebraucht wird.

Objektivglas (Objektiv), s. Fernrohr und Mikroskop.

Objektivität (neulat., »Gegenständlichkeit«), objektive Betrachtung oder Darstellung (s. Objekt).

Obkönisch (griech.), von der Form eines umgekehrten Kegels.

Obladis, Kurort, s. Ladis.

Oblaten (lat.), dünne, aus ungegohrnem Mehlteig gebackene Scheibchen. Die pfennig- bis thalergroßen kreisrunden O. zum Versiegeln der Briefe ꝛc. werden besonders in Nürnberg und Fürth fabricirt. Mit den bunten O. muß man vorsichtig sein, weil die Farben oft giftig sind. Große Tafeloblaten dienen zur Unterlage für Konfekt und feine Kuchen, auch zum Einwickeln schlecht schmeckender Arzneien. In der römisch-katholischen und lutherischen Kirche heißt das konsekrirte Brod im Abendmahl Oblate, d. h. das Dargebrachte, weil es in der frühesten Kirche Sitte war, daß Brod und Wein zur Feier des Abendmahls von den reicheren Christen für die Armen mitgebracht wurden. Diese Gaben hießen Oblationen, insonderheit die Brode O. oder Hostien (s. d.). Sie bestanden ursprünglich aus gewöhnlichem und gesäuertem Teig; erst seit dem 8. Jahrh. wurde der Gebrauch des ungesäuerten Brodes gewöhnlich. — O. hießen in den Klöstern auch Laienbrüder und Laienschwestern, ferner die Kinder, welche schon in ihrer Jugend dem Klosterleben gewidmet wurden (Klosterkinder); endlich weltliche Leute, die ihr Vermögen einem Kloster übermachten und dafür das Kleid des Ordens tragen durften. O. der heil. Franciska, Benediktinerinnen von der mildern Observanz, gestiftet 1433 von der heil. Franciska, einer Römerin, leben ohne Gelübde in klösterlicher Gemeinschaft. Nur Glieder fürstlicher oder adliger Geschlechter finden Aufnahme. Ordensgesellschaft der O., von Karl Joseph Eugen von Mazenod, Bischof von Marseille, gestifteter Orden, ward 17. Febr. 1826 von Leo XII. bestätigt, hatte anfangs den Zweck der Sorge für die Jugend, die Armen, Gefängnisse und Spitäler in Südfrankreich, widmete sich 1848 aber auch der äußern Mission. Papst Pius IX. gab ihm 1850 den Namen Missionarii oblati beatissimae Virginis Mariae und ertheilte ihm Vorrechte.

Oblation (lat.), »Darbringung«, Opfer, freiwillige Steuer, jährliches Geschenk des römischen Volks an den Kaiser im Januar; freiwillige Gabe eines wohlhabenden Christen zur Feier der Agapen (s. Obla-

ten); in der katholischen Kirche die Darbringung der Hostie und des Kelchs durch den Priester bei der Messe; die Ueberreichung der Patene oder des Kelchs und der Hostie an denselben durch einen Diakonus oder Subdiakonus. — Im Rechtswesen versteht man unter O. (Oblatio) das freiwillige Erbieten zu etwas; so spricht man z. B. von O. litis, wenn jemand einen Rechtsstreit als Beklagter übernimmt, ohne der eigentliche Beklagte zu sein, und von O. feudi, wenn jemand eine als freies Eigenthum besessene Sache einem andern überträgt, um sie von demselben als Lehen zurück zu erhalten (vgl. Lehnswesen, S. 689). Im Pfandrecht versteht man unter dem Rechte der O. das sogen. Jus offerendi (s. d.).

Oblei (Obley, wahrscheinlich v. lat. oblāta, »Geschenktes«), alte Bezeichnung sämmtlicher Einkünfte der ordentlichen Präbende eines Domherrn oder eines Kapitels; daher Obleivogt, derjenige, welcher über dergleichen Einkünfte Buch und Rechnung führte.

Obligāt (lat., »verbunden, verpflichtet«), in der Musik gebraucht für diejenigen Stimmen oder Instrumente, die den Hauptvortrag eines Tonstücks entweder allein oder mit anderen auszuführen haben, also nicht bloß begleitend sind. Es kann sich dies auf einen Theil des Tonstücks (obligater Satz), auf irgend ein Instrument oder eine Singstimme oder auch auf ganze Tonstücke beziehen; im letztern Fall ist entweder obligate Stimme gleichbedeutend mit Konzertstimme (sowie obligate Spieler mit Konzertspieler), oder es ist eine begleitende Stimme obligat gesetzt, die bei der Ausführung nicht weggelassen werden darf. So hat man Gesangstücke mit obligater Violin-, Violoncell- oder Hornbegleitung ꝛc.

Obligation (lat. Obligatio, »Verbindlichkeit«), das zwischen zwei Personen bestehende Rechtsverhältnis, vermöge dessen die eine (der Schuldner, lat. Debitor) der andern (dem Gläubiger, lat. Creditor) zu einer Leistung verpflichtet ist. Die O. charakterisirt sich also hiernach für den Gläubiger als ein Recht auf eine Leistung (Forderung) und für den Schuldner als die Verpflichtung zu einer Handlung, sei es zu einem Thun oder zu einem Unterlassen (Verbindlichkeit, Schuld). Auch für jede dieser beiden Seiten des Rechtsverhältnisses, für die Forderung wie für die Schuld, wird der Ausdruck O. gebraucht; und nicht selten wird damit auch der Verpflichtungsgrund, also z. B. der Vertrag, welcher die O. begründete, bezeichnet. Endlich nennt man auch den zum Beweis einer solchen Verpflichtung ausgestellten Schuldschein (s. d.) O., namentlich, wenn es sich um Staatsschuldbriefe u. dgl. handelt. Der Inbegriff der Rechtsgrundsätze über die Obligationen bildet einen wichtigen Bestandtheil des Privatrechts überhaupt: das Obligationenrecht oder das Recht der Forderungen. Was die Eintheilung der Obligationen anbelangt, so ist zunächst der im römischen Recht wichtige Unterschied zwischen Obligatio naturalis und civilis (Natural- und Civilobligation), mit welch letzterem Ausdruck man die klagbare O. bezeichnete, während bei der Naturalobligation dem Gläubiger kein Klagerecht zustand, heutzutage ohne praktische Bedeutung. Dagegen kann man noch jetzt zwischen einseitigen und zweiseitigen Obligationen unterscheiden. Bei den letzteren ist nämlich jeder von beiden Kontrahenten zugleich Gläubiger und Schuldner, insofern nämlich, als jeder von beiden von dem andern eine Leistung fordern kann, dafür aber auch zu einer Gegenleistung verpflichtet ist. Dies ist z. B. beim Kauf der Fall, indem hier der Käufer die Waare zu fordern und den Kaufpreis zu zahlen, der Verkäufer den Preis zu fordern und die Waare zu liefern hat. Bei den einseitigen Obligationen dagegen besteht nur für den einen Theil, z. B. für den Schenkgeber, eine Verpflichtung, und nur für den andern, z. B. für den Beschenkten, ein Forderungsrecht. Eine weitere Eintheilung ist die in Geschäfts- und Deliktsobligationen, je nachdem der O. ein Rechtsgeschäft, eine erlaubte oder eine unerlaubte Handlung, ein Delikt, zu Grunde liegt. Letzteres verpflichtet nämlich den Verletzenden, dem Verletzten Schadenersatz zu leisten, begründet also eine einseitige O. Die Geschäftsobligationen sind die Obligationen aus Verträgen, deren Zahl und Klagbarkeit im römischen Recht eine beschränkte war (s. Kontrakt), während nach deutschem Recht in der Regel jeder Vertrag (s. d.) klagbar ist. Uebrigens ist die Eintheilung in Geschäfts- und Deliktsobligationen insofern keine erschöpfende, als gewisse Schuldverbindlichkeiten, wie z. B. die Alimentationspflicht des Vaters den Kindern gegenüber, unmittelbar durch gesetzliche Bestimmung begründet sind. Eine weitere Verschiedenheit der Obligationen besteht ferner darin, daß bei den einen nur Ein Gläubiger Einem Schuldner gegenübersteht, während bei anderen mehrere Gläubiger oder mehrere Schuldner oder auf beiden Seiten mehrere Personen im Obligationsverhältnis stehen. Der Regel nach tritt hier von selbst eine Theilung der Forderung, resp. der Schuld ein; es sind so viele Obligationen als es Gläubiger oder Schuldner sind. Wenn ich z. B. drei Personen 60 Mark schulde, so bin ich eben jeder einzelnen 20 Mark schuldig, und es liegen so drei Obligationen vor. Anders, wenn die mehreren Gläubiger solidarisch, d. h. aufs Ganze, berechtigt oder die mehreren Schuldner solidarisch (»Einer für alle, alle für einen«) verpflichtet sind, wie dies bei der sogen. Korrealverbindlichkeit (s. d.), z. B. bei den Mitgliedern einer offenen Handelsgesellschaft, welche für die Gesellschaftsschulden solidarisch haften, der Fall ist. Aus dem Begriff der O. folgt aber, daß der Gegenstand derselben niemals eine Sache, sondern nur eine Handlung sein kann; sei es ein Geben, wie z. B. die Uebergabe der Waare seitens des Verkäufers an den Käufer, sei es ein Thun, wie z. B. die Verrichtung von Dienstleistungen bei dem Dienstmietvertrag, sei es ein Unterlassen oder Dulden, so z. B., wenn ich mich verpflichte, einem andern zu gestatten, daß er von meinen Sachen diese oder jene an sich nehme. Die Handlung, welche den Gegenstand der O. bildet, muß aber physisch möglich und rechtlich erlaubt sein (impossibilium nulla est obligatio). Auch darf diese Handlung für den Gläubiger nicht ohne alles Interesse, und sie darf ebensowenig lediglich von dem Willen des Schuldners abhängig gemacht sein, weil ja dann gar keine Verpflichtung vorliegen würde. Der Regel nach gehen alle Forderungen aktiv und passiv, d. h. die Berechtigung ebenso wie die Schuld, auf die Erben über, es müßte sich denn um sogen. höchst persönliche Ansprüche, d. h. um solche Forderungen handeln, die so eng mit der Person des Schuldners oder Gläubigers verknüpft sind, daß sie, wie z. B. die gesetzliche Alimentationspflicht, mit dem Tode des Berechtigten oder Verpflichteten ihr Ende erreichen. Unter Lebenden wird der Eintritt eines neuen Gläubigers an die Stelle des bisherigen namentlich durch Cession (s. d.) vermittelt, während auf der andern Seite das Eintreten oder Hinzutreten eines neuen Schuldners durch Intercession (s. d.) bewirkt wird. Beendigt wird eine O. zunächst durch ihre Erfüllung (Leistung, Zah-

lung), durch Kompenſation (ſ. d.), durch Verzicht, Vergleich, gegenſeitige Uebereinkunft, Konfuſion (ſ. d.), Novation (ſ. d.) und zuweilen auch durch Widerruf, wie bei dem Mandat, endlich durch den Tod des Berechtigten oder Verpflichteten. Die konſequente Aus- und Durchbildung, welche das Obligationenrecht bei den Römern erfahren, macht es erklärlich, daß trotz der veränderten Lebens- und Verkehrsverhältniſſe die römiſchrechtlichen Satzungen noch jetzt zum weitaus größten Theil die Grundlage unſeres heutigen Obligationenrechts bilden, wenn auch in mancher Hinſicht die deutſche Rechtsanſchauung den Sieg davon getragen hat, wie z. B. namentlich in Anſehung des Grundſatzes der Klagbarkeit aller Verträge und des wichtigen Princips der Zuläſſigkeit der Stellvertretung in den obligatoriſchen Verhältniſſen, welche nach römiſchem Recht nur ausnahmsweiſe geſtattet war. Ebenſo war den Römern das heutzutage ſo wichtige Inſtitut der Inhaber- und Ordrepapiere und namentlich der Begriff des Wechſels, welcher im modernen Recht eine ſo weit ausgedehnte Anwendung gefunden hat, völlig fremd (ſ. Wechſelrecht), und ebenſo beruht das Handelsrecht (ſ. d.) nur zum Theil auf römiſchrechtlicher Grundlage. Namentlich ſind durch das deutſche Handelsgeſetzbuch, welches, ebenſo wie die deutſche Wechſelordnung, nunmehr zum Reichsgeſetz erhoben worden iſt, nicht wenige Streitfragen des gemeinen Rechts für das handelsrechtliche Gebiet entſchieden worden, ſo z. B. durch die Beſtimmungen des Handelsgeſetzbuchs (Art. 324 ff.) über den Erfüllungsort und die Erfüllungszeit der Handelsgeſchäfte. Gerade der Umſtand aber, daß das Obligationenrecht die Verkehrsverhältniſſe vollſtändig beherrſcht und täglich in das Leben jedes einzelnen eingreift, läßt es als dringend wünſchenswerth erſcheinen, daß daſſelbe bald für ganz Deutſchland in einheitlicher Weiſe normirt werde, wie dies auf dem Gebiete des Handels- und Wechſelrechts bereits geſchehen iſt. S. Deutſches Recht. Vgl. Hartmann, Die O. Unterſuchungen über ihren Zweck und Bau (Erlang. 1875).

Obligatoriſch (lat.), verpflichtend, zwingend im Gegenſatze zu fakultativ (ſ. Fakultät).

Obligiren (franz., ſpr. -ſchi-), verpflichten; obligeant (ſpr. -ſchäng oder -änt), verbindlich, gefällig; Obligeance (ſpr. -ſchängs), Gefälligkeit ꝛc.

Obligo (ital. obbligo, »Verbindlichkeit«), ein beſonders im kaufmänniſchen Verkehr üblicher Ausdruck: im O. ſein, ſ. v. w. ſchuldig ſein; aus dem O. entlaſſen, jemanden, z. B. einen Bürgen, aus ſeiner Verbindlichkeit entlaſſen. Die Klauſel »ohne O.« bedeutet, daß man die Uebernahme eigener Haftpflicht ausſchließen will, wie dies namentlich häufig vom Indoſſanten eines Wechſels oder eines ſonſtigen Ordrepapiers geſchieht, in der Abſicht, das Papier weiter zu begeben, ohne eine eigene Haftpflicht für die verbriefte Schuld zu übernehmen.

Oblimiren (lat.), verſchlämmen.

Obliteration (lat., »Tilgung«), in der Anatomie der Verſchluß eines normal vorhandenen Hohlraums durch organiſche Verwachſung der Wandungen, gewöhnlich mit Schwund des betreffenden Theils verbunden.

Oblongum (lat.), ſ. v. w. Rechteck, ein rechtwinkliges Parallelogramm (ſ. d.); oblong, länglichviereckig.

Obmann, derjenige, welcher zu einem Schiedsgericht von den beiden durch die ſtreitenden Parteien gewählten Schiedsrichtern als Dritter gewählt wird, deſſen Entſcheidung den Ausſchlag gibt; bei Schwurgerichten der von den Geſchwornen aus ihrer Mitte zur Leitung der Berathung und Abſtimmung und zur Verkündigung des Wahrſpruchs Gewählte; auch zuweilen Bezeichnung für den Vorſitzenden anderer Verſammlungen, z. B. von Gemeindekollegien.

Oböe (ital., Hoboe, franz. Hautbois), ein Blasinſtrument, welches aus der Schalmei entſtand und aus einer geraden, aus mehreren Stücken zuſammengeſetzten, gewöhnlich von Burbaum- oder Ebenholz gearbeiteten und mit Löchern und Klappen verſehenen Röhre beſteht, die unten in einen kleinen Trichter endigt und durch ein oben aufgeſetztes enges, durch zwei aneinander gelegte breite, am untern Ende in einer Rundung zuſammengehende Rohrblättchen gebildetes Mundſtück geblaſen wird. Die noch jetzt gebräuchliche Diskantoboe (O. piccola) war ſchon in der Mitte des 17. Jahrh. im Gebrauch, beſonders auch bei der Militärmuſik, weshalb die Feldmuſiker Hoboiſten genannt wurden. Bei der Ausbildung der Inſtrumentalmuſik wurde ſie ins Orcheſter aufgenommen, und ſchon Händel und Bach behandelten ſie als wirkungsvolles Soloinſtrument. Sie hat den Umfang vom kleinen h bis zum dreigeſtrichenen d; Solobläſer gewinnen dem Inſtrument noch einige Töne mehr ab. Nach der neueſten Konſtruktion mit 12, nach franzöſiſcher Art mit 14 und mehr Klappen, gibt die O. innerhalb der bezeichneten Töne eine vollkommen chromatiſche Tonfolge; nur laſſen ſich in der höhern Lage gewiſſe Tonbindungen aufwärts nicht gut machen. Ebenſo ſind nicht alle Triller gleich gut ausführbar. Der helle, der menſchlichen Stimme nahekommende ſcharfe Ton der O. kann durch kein anderes Inſtrument erſetzt werden und macht in dem Kolorit der Inſtrumentalmuſik eine Hauptſache aus. Als die beſte Oboenſchule wird die von Sellner (Wien 1825) genannt. Die ſogen. O. d'amore (oder O. luonga, franz. Hautbois d'amour) war eine größere O. mit etwas engerer Stürze, ſtand, gleich der O. bassa, eine kleine Terz tiefer als die gewöhnliche O., reichte vom a bis zum zweigeſtrichenen h und hatte einen ſanftern und lieblichern Ton, iſt aber nicht mehr im Gebrauch. Auch eine Orgelſtimme heißt O.

Obojan, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Kurſk, am Pſeöl, mit 3 Kirchen, Kloſter, Fabrikation von Talg, Leder, Wachs und Oel und (1873) 6150 Einw.

Obok, Hafenplatz an der afrikan. Küſte des Golfs von Aden, weſtlich vom Ras Bir, wurde 1862 von den Franzoſen angekauft, um als Gegenſtück zu den britiſchen Beſitzungen in jenen Regionen (Perim, Aden ꝛc.) zu dienen, aber bald wieder aufgegeben.

Obŏlos (griech.), altgriech. Münze, in Silber und Kupfer ausgeprägt, der ſechste Theil einer Drachme. Der attiſche O. war an Metallwerth genau 12,5 Pf. gleich (Drachme). Der O. war die Münze, welche die Alten den Verſtorbenen in den Mund zu ſtecken pflegten, damit dieſe ſie beim Eingang in die Unterwelt dem Charon für die Ueberfahrt über den Kokytos als Fährgeld gäben. Als Gewicht iſt der O. ebenfalls der ſechste Theil der Drachme.

Obornik, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk Poſen, an der Warthe und der im Bau begriffenen Eiſenbahn von Poſen nach Stolberg, hat eine evangeliſche, eine altlutheriſche und 2 kathol. Kirchen, ein Waarendepot der Reichsbank, Ziegelbrennerei und (1875) 2397 Einw.

Obotriten (Abodriten oder Bodrizer), ſlaw. (wendiſche) Völkerſchaft, im heutigen Holſtein und Mecklenburg wohnhaft, wo ſie Karl d. Gr., dem ſie Hülfe in den Sachſenkriegen geleiſtet, angeſiedelt hatte.

Sie kämpften mit den Franken gegen die Dänen und nahmen auch theilweise das Christenthum an. Infolge der Wendenkriege der sächsischen Kaiser wurden sie auch zur Feindschaft gegen Deutschland aufgereizt, zerstörten 983 Hamburg, vertrieben 1019 den christlichen Fürsten Mistislaw und rotteten die christliche Religion mit Grausamkeit aus. Nachdem die christliche Mission sich wieder ausgebreitet, kam es 1060 zu einer neuen heidnischen Erhebung, bei der Fürst Gottschalk und zahlreiche Missionäre und Mönche ermordet wurden. Ein ganzes Jahrhundert waren die O. wieder unabhängig und Heiden, bis sie um 1170 von Heinrich dem Löwen der deutschen Kultur und dem Christenthum wieder gewonnen wurden.

Oboväl (lat.), verkehrt eiförmig.

Obrénowitsch, serb. Fürstenfamilie: 1) Milosch I. Toborowitsch, geboren um 1780 in dem serbischen Dorf Dobrinje, wo sein Vater Tescho (Theodor), der die Wittwe Obrens von Brusnizza geheirathet hatte, als Bauer lebte, diente in seiner Jugend mit seinen Brüdern Jowan (geb. 1787, gestorben im Januar 1850 zu Neusatz) und Jefrem (geb. 1790) bei seinem Halbbruder Milan als Knecht und schloß sich 1801 dem Aufstande der Serben unter Czerny (Kara) Georg an. Als Milan, der Befehlshaber der Bezirke von Rudnik, Poschega und Uschize, 1810 starb, ward O. sein Erbe und fügte seinem Namen Milosch die Bezeichnung O. hinzu. Bei einem neuen Einfall der Türken 1813 blieb er, während alles an Serbiens Rettung verzweifelte und selbst Czerny Georg flüchtete, im Land und erwirkte durch geschickte Unterhandlungen von den Türken eine allgemeine Amnestie und für sich die Würde eines Obertnes (Fürsten) der Bezirke Poschega, Kragujewatz und Rudnik. Bald aber ward das türkische Joch den Serben unerträglich, und O. erhob daher am Palmsonntag 1815 die Kriegsfahne von neuem. Die folgenden Kämpfe waren an Wechselfällen merkwürdig reich. Bald stand O. an der Spitze eines Heers, mit dem er bei Ertari und Matschwa große Siege erfocht, bald war er von allen verlassen und mußte im Gebirge Rettung suchen. Endlich gewann er aber die Oberhand, und im Frieden von 1816 ward er von den Türken als Oberhaupt der Serben faktisch anerkannt und, nachdem er Czerny Georg hatte tödten lassen, 6. Nov. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt, welche Wahl 1827 von der Volksversammlung von Kragujewatz erneuert und 15. Aug. 1830 auch vom Sultan bestätigt ward. Er regierte mit Klugheit und Energie, aber auch mit Willkür und Grausamkeit. Nach mehreren kleineren Aufständen zwangen ihn die Serben 12. Juni 1839, die Regierung zu Gunsten seines Sohns Milan niederzulegen. O. war dann bis 1848 in Wien internirt und lebte dann auf seinen Gütern in der Walachei. Die Versuche, die er seit seiner Entsetzung und besonders nach der Vertreibung seines zweiten Sohns, Michail, 1842 machte, um seine Wiedereinsetzung in Serbien zu bewirken, hatten, wiewohl sie ihm große Summen kosteten, keinen andern Erfolg als partielle Aufstände. Erst als Fürst Alexander, dem Michail hatte weichen müssen, gestürzt wurde, ward O. 23. Dec. 1858 wieder auf den Thron berufen; er starb 26. Sept. 1860. Sein ältester Sohn, Milan, geb. 12. Okt. 1819, folgte ihm 12. Juni 1839 in der Regierung, starb aber schon 8. Juli d. J. zu Belgrad.

2) Michail (Michael), jüngerer Sohn des vorigen, geboren im September 1823, ward nach Milans Tode 8. Juli 1839 von der Pforte zum Fürsten Serbiens ernannt, rief aber durch seine Hinneigung zu den russischen Interessen und willkürliche harte Besteuerung schon 1842 einen Aufstand hervor, infolge dessen er 7. Sept. nach Semlin flüchtete. Von der serbischen Nationalversammlung sammt seiner ganzen Familie verbannt, lebte er erst zu Wien und Berlin, 1844—50 auf Reisen, sodann auf seinen Gütern in der Walachei und kehrte 1859 mit seinem Vater nach Serbien zurück, dem er 1860 als Fürst von Serbien folgte. Es gelang ihm, die Steuer- und Militärreform durchzuführen. Am 10. Juni 1868 wurde er in dem Park von Topdschider durch eine Kugel getödtet. Die Mörder waren Glieder der Familie Radavanovich, welche der aus Serbien vertriebene und in Ungarn lebende Fürst Alexander Karageorgiewitsch (s. Alexander 7) angestiftet hatte. Die Erbitterung über die That war in Serbien durchgehends sehr groß, daher erklärte sich die öffentliche Meinung sofort entschieden für Milan O. als den Nachfolger Milosch'.

3) Milan IV., geb. 18. Sept. 1854, Großneffe von O. 1), Sohn des Fürsten Milosch O. (gest. 1860) und der Maria O., der spätern Geliebten des Fürsten Alexander Cusa von Rumänien, in Paris erzogen, wurde 2. Juli 1868 als Fürst proklamirt, 22. Aug. 1872 für großjährig erklärt und vermählte sich 17. Okt. 1875 mit Natalie Keschko, Tochter eines russischen Obersten, die ihm 14. Aug. 1876 den Prinzen Alexander gebar. Von Rußland angestachelt und unterstützt, begann er Juli 1876 gleichzeitig mit Montenegro ohne allen Grund Krieg gegen die Türkei, der jedoch die prahlerisch vorher verkündeten Erfolge, glänzende Siege und Eroberung von Bosnien, keineswegs hatte. O., der die Führung des Heers dem Russen Tschernajeff überließ, mußte die ihm von den Truppen angetragene Königskrone ablehnen und, nachdem Ende Oktober bei Alexinatz sein Heer vernichtet und er von Rußland im Stiche gelassen worden war, die Vermittelung Englands für einen Frieden anrufen, der ihm Anfang März 1877 auch von der Türkei unter den Bedingungen wie vor dem Krieg bewilligt wurde.

Obreption (lat.), Erschleichung (s. d.).

O'Brien (spr. o-breien), 1) Sir Lucius, Baron Inchiquin, geb. 5. Dec. 1800, wurde 1843 Lord-Lieutenant in Clare und gehörte als Parlamentsmitglied für Clare von 1826—30 und dann wieder 1847—52 zu den standhaftesten Anhängern konservativer und protektionistischer Grundsätze. Infolge des 3. Juli 1855 erfolgten Ablebens eines Seitenverwandten, des Marquis von Thomond, erbte O. die Baronie von Inchiquin in der Pairie von Irland und trat als irischer Repräsentativpeer ins Oberhaus ein. Er starb 22. März 1872.

2) William Smith, Bruder des vorigen, geb. 17. Okt. 1803 in Cahirmoyle, wurde 1832 für die Grafschaft Limerick ins Unterhaus gewählt und betheiligte sich sofort an der irischen Repealbewegung. In seiner Schrift: »Reproductive employment« (Dubl. 1847) entwickelte er Ansichten über die Maßregeln, die zur Beseitigung der materiellen Leiden Irlands getroffen werden müßten. Als 1848 die Unruhen in Irland einen gefährlichen Charakter annahmen und O. im Mai das irische Volk zum Aufstand gegen England aufforderte, wurde ein Verhaftsbefehl gegen ihn und andere Häupter des »Jungen Irland« erlassen. Der von O. gesammelte Haufe ward 29. Juli 1848 in die Flucht gejagt, O. selbst ergriffen und 9. Okt. als Hochverräther zum Tode verurtheilt, aber von der Regie-

rung zu lebenslänglicher Deportation nach Australien verurtheilt, wohin er sich im Juli 1849 einschiffte. 1854 begnadigt, kehrte er zwei Jahre darauf nach Irland zurück und starb zu Bangor 18. Juni 1864.

Obschtschij Ssyrt, flacher Höhenzug, welcher sich bei seinem höchsten Punkte, dem Kujan Tau, vom Uralgebirge abzweigt und, in der Richtung nach SW., die russischen Gouvernements Ufa, Orenburg und Ssamara durchstreichend, bis zur Wolga reicht. Er bildet die Wasserscheide zwischen Wolga und Ural und zugleich die nördliche Grenze der aralo-kaspischen Niederung. Während der südliche Abhang den asiatischen Steppencharakter trägt, ist der nördliche von schönen Laubwäldern bedeckt. Bekannt ist sein Reichthum an Kupfer, besonders an der Großen und Kleinen Kargalka (Nebenfluß der Ssakmara, System des Ural).

Obscön (lat.), unzüchtig, zotenhaft; Obscönitäten, Unzüchtigkeiten, Zoten.

Obsekriren (lat.), beschwören, inständigst bitten; Obsekration, inständige Bitte.

Obsequens, Julius, röm. Historiker, lebte wahrscheinlich im 4. Jahrh., verfaßte nach einem Auszug aus Livius ein Verzeichnis der Prodigien der Jahre 505–742 d. St. (herausgeg. von Oudendorp, Leid. 1720; Kapp, Hof 1772, und Jahn, Leipz. 1853).

Obsequien (lat.), s. v. w. Exequien.

Obsequium (lat.), Gehorsam, Willfährigkeit; in der kathol. Kirche sowohl der unbedingte Gehorsam, wozu Mönche und Nonnen durch die Klostergelübde verpflichtet sind, als auch das Gefängnis, in welches ungehorsame Personen, namentlich Religiosen, gesperrt werden, um hier Gehorsam zu lernen.

Observabilien (lat.), sinnlich wahrnehmbare Gegenstände.

Observanten, s. Franciskaner.

Observanz (lat.), Herkommen, Regel, welche stillschweigend durch längere Befolgung und Uebung anerkannt und deshalb auch fernerhin für die Betheiligten verbindlich ist. Eine besonders ausgezeichnete Art von Observanzen bilden die Gerichtsobservanzen, deren Inbegriff das Wesen des Gerichtsgebrauchs (s. d.) ausmacht.

Observationskorps (Observationsarmee), s. Beobachtungskorps.

Observationsoffizier (Navigationsofficier), s. Marine.

Observatorium (lat.), s. Sternwarte.

Obsessio (lat.), Besetzung, Belagerung; daher O. viarum, Wegelagerung (s. Landzwang).

Obsidian (Glaslava, Lavaglas), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, ist glasartig, schwarz, grau, auch gelb, grün, blau und roth, stark glasglänzend, durchsichtig bis undurchsichtig, Härte 6—7, besteht aus 60—80 Kieselsäure, 8—19 Thonerde, 6—11,5 Alkalien, nebst Eisen, Kalk und Magnesia; doch läßt sich seine Zusammensetzung auf keine chemische Formel zurückführen, und er muß wohl richtiger als glasartig geschmolzene Felsart (als natürliches Glas) aufgefaßt werden. In der That läßt sein Vorkommen überall auf vulkanische Hitze bei seiner Entstehung schließen. Varietäten des O. sind der grüne, durchsichtige Bouteillenstein von Moldautein in Böhmen und der wolkige Glasachat; auch gehören manche Sphärolithe (Kugeln oder Körner, in Pechstein ꝛc. eingeschlossen, oft auch in O. selbst, z. B. der Marekanit von Ochotsk) hierher. Der O. ist ein trachytisches Glasgestein und unterscheidet sich durch den entsprechend hohen Kieselsäuregehalt von den Glasgesteinen der Basaltgruppe. Vom Pechstein, Perlit ist O. durch seinen Mangel an Wasser unterschieden. O. kommt in trachytischen und besonders in den recenten vulkanischen Distrikten, als Obsidianlava auf Teneriffa, Island, den Liparen, Milo und Santorin, auf dem Ararat, in Mejiko, Neuseeland ꝛc. in Menge vor und wird oft begleitet vom Bimsstein, der nur als eine blasig gewordene Form des O. zu betrachten ist. Ehemals benutzte man den O. zu Pfeilspitzen, Messern (Marathonsteinen) und Spiegeln, jetzt noch zu Knöpfen, Dosen, Schmucksachen, Vasen und Schalen.

Obsignation (lat.), Versiegelung (s. d.).

Obskür (lat.), dunkel; unbekannt, unberühmt.

Obskurantismus (lat.), Gegensatz zu Aufklärung (s. d.), sowohl die Hinneigung zur geistigen Dämmerung, als das System, alle Aufklärung von anderen abzuhalten, meist zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke. Die Anhänger des O. heißen Obskuranten (Finsterlinge).

Obsolēt (lat.), veraltet, außer Gebrauch; Obsolēnz, höchster Grad des Schwindens eines Organs.

Obst, fleischige und saftige Früchte, die als Nahrungsmittel oder Würze benutzt werden, theilweise auch zur Bereitung gegohrner Getränke dienen und nur ausnahmsweise zu anderen Zwecken Verwendung finden. Die Bedeutung des Obstes nimmt im allgemeinen in dem Grad zu, in welchem man sich dem Aequator nähert, und in den tropischen und subtropischen Klimaten ist das O. vielfach allgemeines Nahrungsmittel. In höheren Breiten spielt nur das Beerenobst eine größere Rolle. Nach der Form der Frucht unterscheidet man Steinfrüchte, Aepfelfrüchte, Beeren, kapselartige Früchte, Kelchfrüchte, Kürbisfrüchte und Schotenfrüchte. Zu den Steinfrüchten gehören Pfirsiche, Aprikosen, Zwetschen, Pflaumen und Kirschen, dann beispielsweise die Tahitiäpfel (Spondias dulcis), die ostindischen Mangopflaumen (Mangifera), die brasilischen und westindischen Abacatas (Persea gratissima), die Datteln und Oliven. Die wichtigsten Aepfelfrüchte sind die Aepfel, Birnen, Quitten (Cydonia vulgaris), Speierlinge (Sorbus domestica) und die Mispeln (Mespilus). Die wichtigsten Beerenfrüchte sind der Wein (Rosinen und Korinthen), die Himbeeren, Brombeeren, Erd-, Stachel-, Johannisbeeren, Hollunderbeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren, die westindischen Mangostanen (Garcinia), die ostindischen und brasilischen Rosenäpfel (Eugenia Jambos und cauliflora), die brasilischen Guajaven (Psidium), Citronen, Limonen, Orangen, Apfelsinen, Pompelmuse, Ananas, Kaktusfrüchte und die Beeren von Viburnum, welche von den Eskimo und den Indianern Nordamerika's genossen werden. Erwähnenswerth sind ferner die Beeren der Gaultheria procumbens (in Vermont) und der Eierpflanze (Solanum esculentum) sowie der Liebesapfel (Solanum lycopersicum) und andere Solanumarten, die im südlichen Europa, in Amerika und Indien gegessen werden. Die kapselartigen Früchte liefern die wichtigsten Nahrungsmittel, wie Bananen (Musa) und die Frucht des Affenbrodbaums (Adansonia digitata); mit ihnen wetteifern die Kelchfrüchte, zu denen die Brodfrucht (Artocarpus) der Molukken und der unter den Wendekreisen liegenden Südseeinseln, die Hagebutten, Feigen und Maulbeeren gehören. Zu den Kürbisfrüchten gehören die Kürbisse, Wassermelonen (Cucurbita), Gurken, Melonen, die Früchte des Melonenbaums (Carica papaya) und die Früchte der Passifloren. Die Schotenfrüchte sind besonders durch den Johannisbrodbaum, die ostindischen

Tamarinden, und die Früchte von Inga fera und I. faeculifera vertreten.

Die Hauptmaſſe des Obſtes bilden die Pektinkörper (ſ. d.), von deren Beſchaffenheit und dem Gehalt an Zellſtoff die Konſiſtenz des Obſtes abhängt. Der ſaure Geſchmack des Obſtes wird meiſt durch Aepfelſäure hervorgebracht; doch finden ſich neben dieſer auch Citronenſäure, Weinſäure, Kleeſäure, Gerbſäure und Gallusſäure. Reich iſt das O. an Zucker, und zwar kommen Fruchtzucker, Traubenzucker, Rohrzucker und in Sorbusarten auch Sorbin vor. Bananen und Brodfrucht, dann aber auch die Frucht des Affenbrodbaums, die Quittenſamen und die unreifen Aepfel und Birnen enthalten Stärkmehl. Reich an Fett ſind nur die Oliven. Das Aroma des Obſtes wird bald durch ätheriſche Oele, bald durch eigenthümliche Aetherarten (ſ. Fruchtäther) bedingt. Dieſe mögen wohl unter Mitwirkung flüchtiger fetten Säuren entſtehen, von denen bisher Baldrianſäure in den Beeren von Viburnum opulus und Butterſäure im Johannisbrod gefunden worden iſt. Der weiche Glanz der Obſtſchalen wird durch Wachsarten hervorgebracht, über welche wir aber ebenſowenig wiſſen wie über die Farbſtoffe mancher anderen Obſtarten. Der Gehalt an Proteinkörpern iſt bei allen Obſtarten gering. Unreifes O. enthält reichlich Stärkmehl, welches mit fortſchreitender Reife in Zucker verwandelt wird. Dieſer verdeckt dann auch die Säure, welche ſich in den unreifen Früchten durch den Geſchmack viel bemerkbarer macht. Auch das Aroma entwickelt ſich erſt während des Reifens, und die Veränderung der Konſiſtenz hängt hauptſächlich mit der Umwandlung der Pektinkörper, der Bildung des Zuckers aus dem unlöslichen Stärkmehl ꝛc. zuſammen. Eine vergleichende Ueberſicht der quantitativen Zuſammenſetzung des Obſtes gibt folgende Tabelle:

Obſtart	Saftbeſtandtheile: Zucker	Säure	Eiweiß	Pektin, Gummi, Farbſtoff	Aſche	Summa	Kerne, Steine	Schalen und Celluloſe	Pektoſe	Aſche in Kernen, Schalen ꝛc.	Schalen, Kerne, Mark im ganzen	Waſſer
Große engliſche Reinette	6,83	0,85	0,45	6,47	0,36	14,96	1,95		1,05	0,03	3,00	82,04
Weißer Tafelapfel	7,58	1,04	0,22	2,72	0,44	12,00	0,33	1,42	1,16	0,08	2,96	85,04
Süße Rothbirne	7,00	0,07	0,26	3,28	0,29	10,90	0,39	3,42	1,34	0,05	5,15	83,95
Süße ſchwarze Kirſche	10,70	0,56	1,01	0,67	0,60	13,54	5,72	0,37	0,66	0,08	6,76	79,70
Gewöhnliche Zwetſche	5,79	0,95	0,79	3,65	0,73	11,91	3,54	1,99	0,63	0,09	6,16	81,93
Aprikoſe	1,14	0,90	0,63	5,23	0,82	9,62	4,30	0,97	0,15	0,07	5,42	84,97
Pfirſich	1,53	0,61	0,46	6,31	0,42	9,39	4,03	0,99		0,04	5,02	84,99
Stachelbeere	8,06	1,36	0,44	0,97	0,33	11,15	2,48	0,51	0,29	0,18	3,29	85,57
Johannisbeere	4,73	2,31	0,45	0,23	0,54	8,26	4,43	0,06	0,69	0,11	5,30	85,84
Walderdbeere	3,25	1,65	0,62	0,15	0,74	6,40	6,03		0,30	0,32	6,33	87,27
Waldhimbeere	5,60	1,98	0,55	1,11	0,27	7,50	8,46		0,13	0,13	8,64	83,86
Brombeere	4,44	1,19	0,81	1,44	0,41	8,00	5,21		0,33	0,07	5,59	86,40
Heidelbeere	5,78	1,34	0,79	0,56	0,36	9,33	12,66		0,28	0,35	13,12	77,55
Maulbeere	9,19	1,86	0,39	2,03	0,57	14,04	0,91		0,35	0,09	1,25	84,71
Weintraube	13,78	1,02	0,83	0,50	0,36	16,49	2,59		0,94	0,12	3,53	79,98

Der Werth des Obſtes als Nahrungsmittel (ſ. Tafel »Nahrungsmittel«) iſt ſehr gering. Um das Koſtmaß eines arbeitenden Mannes an eiweißartigen Stoffen, welches pro Tag auf 130 Gramm berechnet wird, zu decken, müßte derſelbe faſt 15 Kilogr. O. genießen. Dagegen werden 500 Gramm Stärkmehl (2,75 Kilogr. Kartoffeln) erſetzt durch etwa 2,75 Kilogr. Trauben, 3,25 Kilogr. Reineclauden, 3,5 Kilogr. Kirſchen, 3,5 Kilogr. Aepfel, 4 Kilogr. Rothbirnen, 4 Kilogr. Zwetſchen, 4,5 Kilogr. Stachelbeeren, 5,5 Kilogr. Johannisbeeren, 6 Kilogr. Erdbeeren und 6,5 Kilogr. Himbeeren, und dieſe Quantitäten würden auch ungefähr nöthig ſein, um das tägliche Koſtmaß eines arbeitenden Mannes an ſtickſtofffreien Subſtanzen zu decken. Nur Bananen, Kaſtanien und Brodfrüchte ſind reich an Stärkmehl und beſitzen wie das zuckerreiche Johannisbrod bedeutend höhern Nahrungswerth als unſer O., bei deſſen Genuß in übergroßer Menge der nachtheilige Einfluß der Säure auf den Magen ſich bald bemerklich macht. Dasſelbe kann hauptſächlich nur zur Erquickung dienen, und es kommt mithin ſehr viel auf den Geſchmack desſelben an. Dieſer iſt nun abhängig: a) von dem Verhältniſſe zwiſchen Säure, Zucker, Gummi, Pektin ꝛc.; denn indem die letzteren Stoffe die Säure einhüllen, laſſen ſie ſelbſt ein ungünſtiges Verhältnis zwiſchen Säure und Zucker im Geſchmack nicht erkennen; b) von der Feinheit des Aroma's; c) vom Verhältniſſe zwiſchen löslichen Stoffen, unlöslichen Subſtanzen und Waſſer. Von dieſem Verhältnis iſt namentlich das angenehme Gefühl abhängig, welches man beim Eſſen des Obſtes im Mund empfindet. Das O. zerfließt um ſo ſchöner im Mund, je ärmer es an Celluloſe und Pektoſe iſt, und die Güte des Obſtes wächſt daher mit dem Gehalte desſelben an löslichen Subſtanzen. Pfirſiche, Reineclauden und Maulbeeren zeichnen ſich beſonders dadurch aus, daß ſie auf der Zunge leicht zerfließen, während die an unlöslichen Stoffen reiche Heidelbeere ein entgegengeſetztes Verhalten zeigt. Durch die Kultur eines Obſtes nimmt der Zuckergehalt zu, der Gehalt an freier Säure und unlöslichen Subſtanzen ab (Wald- und Gartenhimbeere). Ein ähnliches Verhältnis zeigt ſich zwiſchen ſchlechten und guten Jahrgängen desſelben Obſtes. Im Beerenobſt findet ſich durchſchnittlich eine größere Menge freier Säure als im Stein- und Kernobſt, und der ſaure Geſchmack tritt noch um ſo entſchiedener hervor, weil im Beerenobſte die Menge des Gummi's und Pektins eine relativ ſehr geringe iſt.

Um das O. möglichſt lange und unverändert aufbewahren zu können, muß man es ſo viel wie möglich an trockenen Tagen und nicht in der Mittagshitze abnehmen; Sommerobſt nimmt man am beſten kurz vor der vollſtändigen Reife ab, weil es ſonſt ſehr ſchnell verdirbt; Winterobſt, welches erſt auf dem Lager genießbar wird, muß dagegen möglichſt lange auf dem Baum bleiben und ganz beſonders vor Verletzung geſchützt werden. Zur Aufbewahrung dient eine froſtfreie, kühle, luftige Obſtkammer oder ein guter, nicht dumpfiger Keller; man legt das O. auf trockenes Stroh, am beſten ſo, daß ſich die einzelnen

Stücke nicht berühren und jedenfalls nicht drücken. Einzelne verderbende Früchte müssen sofort entfernt werden. Hartes, nicht beschädigtes O. kann man in Mieten aufbewahren, oder man schichtet es auch mit gesiebter trockener Asche oder Sand in Fässer, die an einem trockenen Ort stehen müssen. Alles O., welches nicht in frischem Zustand verwendet werden soll, wird am besten getrocknet und gibt dann das Backobst, Dörrobst, Trockenobst, welches ca. 30 Proc. Wasser enthält und in seiner Zusammensetzung gewöhnlich nicht vollkommen reifem O. entspricht, weil sehr allgemein Fallobst gebacken wird. Bestes Backobst erhält man nur aus ganz reifem O. Teiges und fleckiges, angestoßenes O. gibt schlechte Waare. Rein saure und rein süße Früchte eignen sich nicht gut zum Dörren, die meisten Süßäpfel bleiben zäh und kochen sich lederartig; Aepfel müssen geschält und vom Kernhaus befreit werden, sind dann aber sofort zu dörren; Pflaumen läßt man am Baum etwas welk werden. Lucas empfiehlt, beim Dörren anfangs eine Temperatur von 60—80° R. zu geben, bis sich das O. ohne besondere Mühe mit einem Strohhalm durchbohren läßt, und dann bei 45—50° R. weiter zu dörren. Zu langsames Dörren und niedrige Temperatur geben saures O. Niemals darf das O. im Ofen erkalten, es muß heiß ausgeschüttet werden und einige Tage an der Luft liegen. Mehrmaliges Dörren und schnelles Erkalten befördern gewöhnlich die Süßigkeit. Beim Dörren darf das O. nicht in hoher Schicht liegen, und durch passende Einrichtung des Darrofens muß für Zuführung reiner, trockener Luft gesorgt werden. Deshalb ist auch ein Backofen zum Dörren großer Quantitäten O. wenig geeignet, und man benutzt vortheilhaft besondere Darröfen, auch (transportable) Obstdarren, in welchen das O. auf Horden liegt. Die schönen französischen gedrückten Obstsorten werden auf folgende Weise erhalten. Man schichtet geschälte Reinetten in etwas tiefe irdene Gefäße, gießt ein Glas voll Wasser darüber, deckt mit den Schalen zu und schiebt die Gefäße zugleich mit dem Brod in den Backofen. Wenn das Brod gar ist, bringt man das O. auf Horden und schiebt es wieder in den Ofen. Ist es halb trocken, so wird es zwischen den Fingern flach gedrückt und dann völlig getrocknet. Mit den Birnen verfährt man ebenso, schichtet sie aber pyramidenförmig in den Gefäßen und hebt den Saft, welcher in der Hitze ausgeflossen ist, auf, um die breit gedrückten Birnen darin einzutauchen und dann erst völlig zu trocknen (Birnfeigen). Pflaumen und Kirschen werden häufig, nachdem sie halb getrocknet sind, entsteint. Die Prunellen erhält man aus geschälten sehr feinen Pflaumen. Man bewahrt das Backobst in Kästen oder Säcken an einem trockenen Ort auf oder verpackt es vortheilhafter flach gedrückt in Schachteln oder Blechkästen. Das O. findet auch vielfach Verwendung zur Bereitung von Kompotts und Konfitüren und wird zu diesem Zweck eingemacht oder kandirt. Für häusliche Zwecke kocht man zerriebene Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen zu Mus ein, und in obstreicheren Gegenden bilden Pflaumen- und Kirschenmus nicht unbedeutende Handelsartikel. In Westfalen dagegen ist das Kraut (Apfelkraut, Birnkraut, Seim, Apfelbutter, Obsthonig, Obstgelée) ein noch viel gebräuchlicheres Präparat. Die Fruchtsäfte werden eingekocht, auf Sirupe, Liköre, Obstwein, Obstbranntwein und Obstessig verarbeitet. Unreifes und gefallenes O. ist, gekocht und mit anderem Futter gemengt, ein treffliches Nahrungsmittel für Schweine und Rindvieh; aus unreifen Aepfeln kann man Stärkmehl auf gewöhnliche Weise gewinnen. Vgl. Lucas, Anleitung zum Obstdörren und zur Musbereitung (4. Aufl., Ravensb. 1873). S. Obstbaumzucht.

Obstagium (lat.), das Einlagern (s. d.).

Obstakel (lat. obstaculum, franz. obstacle), Hindernis.

Obstat (lat.), es steht entgegen.

Obstbaumzucht, die Erziehung von Baum- oder Strauchobstarten, bildet in ihrer rationellen Ausführung eine Quelle großen Wohlstandes Einzelner wie ganzer Ortschaften und Länder und gibt Veranlassung, daß bisher fast nutzlos gewesene Ländereien, wie Anger und Triften, zu hohem Ertrage gebracht werden, wobei zugleich durch die reichere Belaubung die feuchten Niederschläge vermehrt und durch die Beschattung der Boden fruchtbarer gemacht wird. O. kann überall mit günstigem Erfolg betrieben werden, wo sich bei gemäßigt klimatischer Lage eine genügende Ackerkrume findet, welche das leichte Eindringen der Wurzeln in den Boden gestattet. Sie findet sich besonders in Europa zwischen dem 44. und 45.° nördl. Br., während in mehr nördlicher Lage, wie z. B. in Norwegen, nur vereinzelt Landstriche vorkommen, welche noch O. in beschränktem Maße zulassen. Wie der Apfelbaum bis zur nördlichsten Grenze gedeiht, so nehmen nach Süden der Aprikosen-, Pfirsich- und der echte Kastanienbaum dieselbe Stelle ein. Der Boden zu einer rationellen O. muß im allgemeinen ein tief lockerer, sandhaltiger Lehmboden in möglichst freier, von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen abgedachter Lage sein, dessen Untergrundsverhältnisse den Abfluß des überschüssigen Wassers gestatten. Je nach der chemischen Zusammensetzung des Bodens muß die Auswahl von Obstarten getroffen werden, welche auf ihm erbaut werden sollen. Der Kirschbaum verlangt einen lockern, lehmigen Sandboden mit Beimischung von Kalk; der Birnbaum gebraucht zu günstigem Gedeihen einen tiefgrundigen, aber etwas festern, lehmigen Sandboden und der Apfelbaum, dessen Wurzeln mehr horizontal gehen, einen festen, sandigen, etwas kalkhaltigen Lehmboden. Der Pflaumenbaum liebt einen feuchtern und geschütztern Standort, der Wallnußbaum und die echte Kastanie einen kalkhaltigen, etwas steinigen Boden. Aprikosenbaum und Pfirsichbaum gedeihen am besten in einem milden, stark lehmigen Sandboden, welcher durch Zuführung von altem Bauschutt verbessert wurde. Die O. beginnt mit der Anzucht der jungen Bäume in der Baumschule, aus welcher die herangezogenen Bäumchen als Standbäume in den Hausgarten, den Obstgarten, die Obstplantage oder in die Obstalleen an Wegen ꝛc. gepflanzt werden. Die gute Vorbildung der Obstbäume in der Baumschule ist maßgebend für das Gedeihen derselben auf ihrem spätern Pflanzort, und ist besonders die kräftige Ausbildung des Wurzelvermögens eine Hauptaufgabe des Obstbaumzüchters. Die Baumschule muß eine freie, gegen Ost- und Nordostwinde geschützte Lage mit einem tief lockern, nahrhaften Boden haben, weshalb der letztere vor der Benutzung zur Baumschule 60—90 Centim. tief rajolt und mit gut gedüngten Hackfrüchten bestellt wird. Die Fläche der Baumschule wird in so viele Felder getheilt, daß ein acht- bis neunjähriger Umlauf in der Bepflanzung stattfinden kann. Die meisten Obstbaumarten werden in auf Sämlingen veredelten Stämmen gezogen. Die Aussaat der Kerne zur Erziehung dieser zur Veredelung zu benutzenden Sämlinge wird an einem möglichst

geſchützten Orte der Baumſchule auf beſonderen Samenbeeten vorgenommen, von welchen die jungen Pflänzchen auf ſogen. Pikirbeete oder erſt ſpäter in die Schulbeete gebracht werden. Die Entfernung der jungen Stämmchen, welche in der Baumſchule veredelt werden ſollen, von einander beträgt 48—50 Centim., während die Reihen von einander mindeſtens 75 Centim. Abſtand haben müſſen. Bei dem Pflanzen der Sämlinge wird die Pfahlwurzel gekürzt, damit die Seitenwurzeln um ſo kräftigere Ausbildung finden. Ein Jahr nach der Auspflanzung tritt die Veredelung ein, welche im Frühjahr durch Kopuliren, Pfropfen oder Pelzen, im Spätſommer durch Okuliren geſchieht. Aepfel, Birnen und Pflaumen ſowie Aprikoſen und Pfirſiche werden am beſten unmittelbar über der Erde, Kirſchen dagegen in der Stammhöhe veredelt, und zwar meiſt durch Kopuliren oder Anplatten. Für diejenigen Obſtbäume, welche als Hochſtämme Verwendung finden ſollen, werden kräftig wachſende Kernwildlinge als Unterlage genommen, während für alle Zwergobſtbaumformen ſchwach wachſende Kernwildlinge oder, wie bei dem Apfel und der Birne, junge Stämmchen der Quitte dazu benutzt werden. Die Zwetſche dient in ihren Wurzelausläufern für die Pflaume, auch für Aprikoſen und Pfirſiche als Unterlage bei der Veredelung, wenn nicht bei den letzteren Kernwildlinge der eigenen Art gebraucht werden. Hat eine Veredelung durch Okuliren, welches meiſt gegen Ende Juni geſchieht, ſtattgefunden, ſo wird in demſelben Jahr höchſtens eine Löſung des Verbandes vorgenommen; in dem Jahr nach der Veredelung wird der Stumpf des Wildlings gegen Ende Juni unmittelbar über der Veredelungsſtelle abgeſchnitten und die Wunde mit Baumwachs verſtrichen. Bei der Anzucht von Hochſtämmen läßt man den Mitteltrieb auch in den folgenden Jahren unbehindert ſtehen, ſtutzt nur die ſeitlichen Zweige bis auf drei oder vier Augen ein und ſchneidet erſt dann den mittlern Trieb in der nöthigen Stammhöhe ab, wenn er an dieſer Stelle ungefähr die Stärke von 0,75—1,0 Centim. hat. Zur Bildung der Krone werden 3—4 Augen verwendet, welche dem Gipfel zunächſt ſtehen und eine Richtung haben, daß die aus ihnen ſich entwickelnden Triebe nach allen Seiten hin den Stamm decken. Sind die Stämmchen durch Kopuliren veredelt, ſo wird der am meiſten ſenkrecht wachſende Trieb zur Stammbildung benutzt; im erſten Jahr bleiben die unten ſtehenden Triebe des Edelreiſes unberührt, in den darauf folgenden werden ſie auf 3—4 Augen geſtutzt und der Stamm in gleicher Weiſe wie der durch Okuliren gewonnene behandelt. Nach und nach werden die ſeitlichen, bis dahin nur geſtutzten Triebe dicht am Stamm weggeſchnitten und die Wunden mit Baumwachs beſtrichen, um eine ſchnelle Verheilung eintreten zu laſſen. Dieſes Abſchneiden der Seitentriebe kann in der ganzen Vegetationsperiode vorgenommen werden; das Stehenbleiben der Triebe hat den Zweck, den Stamm durch den vergrößerten Zufluß der Nährſäfte zu kräftigen und im Umfang auszudehnen. Werden ſie zu zeitig abgeſchnitten, ſo bleibt der Stamm zu dünn und gewinnt ſelbſt als Standbaum niemals die nöthige Kraft, ſich allein zu halten. Bei den Zwergformen erleidet die Behandlung inſofern eine Aenderung, als hier die Stammbildung fortfällt und unmittelbar über der Veredelungsſtelle die Bildung der Gerüſtzweige ſtattfindet. Zur Herſtellung der Pyramide bleibt wohl der Mitteltrieb beſtehen, an dem ſich die ſeitlichen Gerüſtzweige nach allen Richtungen gleichmäßig vertheilen müſſen; aber er wird im Verhältnis zu dieſen gekürzt. Andere Zwergformen verlangen meiſt die Bildung der Gerüſtzweige aus den unteren Augen, und der Mitteltrieb fällt fort. Bei dem Abſchneiden der Triebe und Zweige iſt beſonders darauf zu achten, daß dasſelbe ſo dicht als möglich über dem Auge vorgenommen werde, und daß dieſes die Richtung anzeige, in welcher der junge ſich daraus entwickelnde Trieb wachſen ſoll. Dies gilt ſowohl bei der Vorbildung der Bäume in der Baumſchule, als auch bei der ſpätern Behandlung auf ihren Standorten Das Heranziehen junger Bäume bis zu ihrer Verpflanzung, von dem Jahr der Anpflanzung in der Baumſchule gerechnet, nimmt eine Zeit von 6—7 Jahren für Hochſtämme, von 3—5 Jahren für gut vorgebildete Formbäume in Anſpruch. Das Herausnehmen der Bäume aus der Baumſchule muß mit größter Schonung des Wurzelvermögens geſchehen. Bei der Pflanzung als Standbäume werden die beſchädigten Wurzeln ſo durchſchnitten, daß die Schnittflächen der Kreisform am nächſten ſtehen, weil dann eine ſehr ſchnelle Bildung eines neuen Wurzelkranzes ſtattfindet. Ein Beſchneiden der jungen Zweige iſt beim Pflanzen deshalb nicht vortheilhaft, weil dadurch gerade die am weiteſten vorgebildeten Gipfelknospen weggeſchnitten würden, die tiefer liegenden, mehr ſchlafenden oder doch wenig vorgebildeten Augen blieben und dadurch ein bedeutend ſpäteres Austreiben veranlaßt würde. Hierdurch würde aber auch die Bildung neuer Wurzeln beeinträchtigt, weil dieſe erſt dann ſtattfindet, wenn die Knospen zu treiben beginnen. Wie im erſten Jahr der Pflanzung eine möglichſt kräftige Wurzelbildung erzielt werden muß, ſo iſt im nächſten Jahr die weitere Ausbildung der Krone beim Hochſtamm aus den verſchiedenen Gerüſtzweigen bei den Formbäumen eine Nothwendigkeit. Erſt wenn der Körper des Baums gehörig gekräftigt iſt, kann mit Erfolg auf die Bildung der Fruchtorgane hingearbeitet werden. Zu einer geſunden Ausbildung des Obſtbaums trägt ſehr viel der möglichſt ungehinderte Zutritt der atmoſphäriſchen Luft zu den Wurzeln bei, und man erreicht dieſen durch die genügende Hochſtellung der Wurzelkrone beim Pflanzen. Als Norm gilt dafür, daß die Stelle, wo die Wurzel in den Stamm übergeht, bei dem Pflanzen ſo viel höher als der umgebende gewachſene Boden geſtellt wird, wie die gelockerte Erde bei einer Ebnung ergeben würde. Durch das im Verlauf der Jahre geſchehende Zuſammenſinken der gelockerten Erdſchicht, mit welcher ſich zugleich auch die Wurzeln ſenken, erhält der Baum mit ſeiner Wurzelkrone den gehörigen Stand und wird geſund und kräftig wachſen. Der zur Befeſtigung dienende Pfahl, welcher vor der Pflanzung in das Pflanzloch geſtellt wird und mit ſeinem obern Ende mindeſtens an die Krone des Baums reichen muß, wird durch ein kreuzweiſe geſchlungenes Band mit dem Baum ſo verbunden, daß dieſer ganz locker daran ſteht; erſt im folgenden Jahr wird das Band etwas feſter angezogen. Die Pflanzweite für Obſtplantagen und Obſtalleen iſt bei Aepfeln und Birnen 7,5—8,5 Meter, bei Kirſchen und Pflaumen 6—7,5 Meter, wobei die Verbandpflanzung am vortheilhafteſten Anwendung findet. In Gemüſegärten ſollte eher eine größere Entfernung gewählt werden, um den Bäumen für ſpätere Zeiten genügend Luft und Licht zu bieten. Für Zwergobſtbäume iſt das Maß für die Entfernung von einander ein ziemlich willkürliches, doch muß ſtets Rückſicht auf möglichſte Freihaltung genommen werden.

Der Schnitt der Obſtbäume, ſobald ſie Standbäume geworden, iſt bei Hochſtämmen und bei Zwergſtämmen ein verſchiedener; doch muß bei beiden neben der Form auch beſonders berückſichtigt werden, daß der Körper der Krone ſo licht zu halten iſt, daß die nöthige atmoſphäriſche Einwirkung nicht abgeſchloſſen wird, weil nur dadurch allein geſunde Früchte zu erzielen ſind. Zuerſt iſt bei dem Schnitte die Bildung des Körpers, erſt dann die Erzielung von Frucht zu berückſichtigen, um geſunde Individuen zu erhalten. Als Hauptregel iſt dabei zu beachten, daß ſchwach wachſende Zweige geringer, ſtark wachſende, mit jenen korreſpondirende dagegen mehr in ihrem Längenmaß gekürzt werden müſſen, um Gleichmäßigkeit in der Ausbildung des Gerüſtes herzuſtellen. Jeder dieſer Schnitte muß unmittelbar über einer Knospe ausgeführt werden, deren Lage zugleich für die Verlängerung maßgebend iſt. Sobald bei Hochſtämmen die Form der Krone gebildet iſt, wird nur das nach innen wachſende Holz entfernt und findet bei älteren Bäumen nur ein Ausſchneiden überflüſſiger Aeſte und des trockenen Holzes ſtatt, wobei ſtets darauf zu achten iſt, daß keine Stümpfe ſtehen bleiben, welch letztere leicht durch Abſterben und Faulen die Bäume krank machen können. Deshalb müſſen alle älteren Zweige unmittelbar glatt an ihrem Urſprung weggeſchnitten werden. Bei Nußbäumen und echten Kaſtanien findet kein Schnitt, bei Kirſchen und Pflaumen nur ein Auslichten und Ausſchneiden des trockenen Holzes ſtatt. Die Zwergobſtbäume verlangen alljährlich einen Schnitt, damit die Form im allgemeinen erhalten und die Gleichmäßigkeit der Tragbarkeit an ihnen hergeſtellt werde. Bei ihnen muß beſonders ſorgfältig auf die richtige Verlängerung der Gerüſtzweige geachtet werden, während die ſeitlichen Zweige möglichſt kurz über dem Fruchtholz abzuſchneiden ſind. Der Schnitt der Obſtbäume wird entweder im zeitigen Frühjahr, vor Beginn der Vegetationsperiode, oder nach dem Schluß derſelben im Herbſt vorgenommen; in beiden Fällen iſt es gut, die Wunden mit Baumwachs oder größere mit einem Theeranſtrich zu ſchließen, um die Verheilung zu befördern oder um ſie bei dem Herbſtſchnitt vor Einwirkung des Froſtes zu ſchützen. Kirſchen und Pflaumen als Zwergbäume und der Wallnußbaum erhalten am beſten bereits im Auguſt den Schnitt, weil bei den erſteren der Fruchtanſatz dadurch befördert wird, bei letzterem die Verheilung der Wunden leichter vor ſich geht. Bei Formobſtbäumen nimmt man noch eine beſondere Behandlung, das Pinciren oder Auskneipen, das Knicken der Triebe und das Dreben derſelben, im Lauf der Vegetationsperiode vor. Die erſtere Manipulation wird an einem Theil der ſeitlichen Triebe derart ausgeführt, daß man die Spitze derſelben über dem dritten oder vierten Blatt mit den Fingern oder mit der hierzu beſonders konſtruirten Pincirſchere abkneipt, infolge deſſen die oberen Augen wiederum einen jungen Trieb bilden, während die unteren nur eine Verdickung und dadurch Vorbildung zu einem Fruchtauge erfahren. Dieſes Abkneipen darf aber nicht gleichzeitig an allen Trieben, ſondern muß in Zwiſchenräumen von etwa acht Tagen ausgeführt werden, und zwar, ſobald etwa das fünfte oder ſechste Blatt gebildet war. In wärmeren Gegenden kann dieſes Pinciren an den neu hervorgekommenen Trieben wiederholt werden; in den kälteren dagegen iſt dies nicht anwendbar, weil die Vegetationsperiode eine zu lange und ſtatt des Fruchtholzes nur Holztriebe erzielt werden würden. Das Knicken der Triebe an Stelle des Pincirens und das Drehen älterer Triebe im Spätſommer hat ähnliche Erfolge, und iſt beſonders das letztere Verfahren bei ſtarkwüchſigen Bäumen zu empfehlen. Alle drei Operationen haben den Zweck, einen gemäßigtern Trieb hervorzurufen und die Bildung der Fruchtorgane zu beſchleunigen. Das Ritzen der Rinde bis zur Baſtſchicht, welches möglichſt in einem fortlaufenden, etwas geſchlängelten Längsſchnitt und vom Frühjahr nach dem Austreiben der Bäume bis Anfang Juli geſchehen muß, verurſacht eine Verſtärkung des Stammes oder einzelner Gerüſtzweige und wird im erſtern Fall von der Krone bis zur Wurzel, im andern Fall an den geſchwächten Stellen ausgeführt. Durch ein Ritzen der einzelnen Gerüſtzweige mit Querſchnitten, infolge deren Saftſtockungen eintreten, bewirkt man eine ſchnellere Fruchtbildung; es gründet ſich hierauf der vielgerühmte Zauberring.

Die Reinigung der Stämme und Zweige von Flechten und Mooſen, die ſich häufig an Hochſtämmen bilden, welche zu tief gepflanzt ſind oder in nicht geeignetem Boden ſtehen, iſt eine für die Geſundung der Bäume wichtige Arbeit und wird am beſten durch einen Anſtrich mit Kalkmilch im Herbſt und durch im Frühjahr folgendes Abkratzen mit der Baumkratze vollbracht. Durch den Kalkanſtrich werden Flechten, Mooſe und Ungeziefer getödtet und die abgeſtorbene Rinde gelöſt. Wird dieſe im Frühjahr bis auf geſunde Schichten entfernt, ſo bildet ſich ein neuer und geſunder Rindenüberzug. Eine Düngung der Obſtbäume wird nur in Baumplantagen nöthig ſein, da die in Gärten gepflanzten und die an Straßen ſtehenden, erſtere durch Düngung der untergebauten Kulturpflanzen, letztere durch abgeſchwemmten Dünger, hinreichend Nährſtoffe zugeführt erhalten. Wird eine Düngung nöthig, ſo darf hierzu nur eine Kompoſtirung oder eine ſchwache Löſung flüſſigen Düngers angewendet werden, welche dem Boden kurz vor der Entwickelung des Triebes zuzuführen ſind. Bei Zwergobſtbäumen empfiehlt ſich das Auflegen ſtrohigen Miſtes auf den umgebenden Boden, weil dieſer dadurch lockerer erhalten und dem atmoſphäriſchen Einfluſſe zugänglicher gemacht wird. Ein Unterbringen von ſtrohigem und friſchem Dünger iſt jedenfalls zu verwerfen. Die Lockerung und Reinhaltung des Bodens bis auf 2 Meter Entfernung vom Stamm iſt von weſentlichem Einfluß auf die geſunde Entwickelung des Baums, weil dadurch die Wurzeln leichter mit der Atmoſphäre in Beziehung treten können und auch die Löſung der dem Baum nöthigen Nährſtoffe erleichtert wird.

Die Krankheiten der Obſtbäume ſind ſtets die Folge von Saftſtockungen, mögen dieſe durch Witterungsverhältniſſe, durch den Einfluß der Bodenzuſammenſetzung, durch äußere Verletzungen oder durch Beſchädigungen ſeitens der Thiere hervorgerufen ſein; die Urſachen der Krankheiten geben zugleich auch einen Fingerzeig für die Heilung derſelben. Der Brand und der Krebs bei den Kernobſtarten, der Harz- oder Gummifluß bei den Steinobſtarten ſind auf gleiche Urſachen zurückzuführen; ſie entſtehen durch äußere Verletzungen, durch zu kräftigen Nahrungszufluß oder infolge plötzlichen Temperaturwechſels, wodurch eine Zerreißung der Gefäße eintritt, denen nun eine Menge Saft zuſtrömt, welche ſie nicht verarbeiten können. Heilung geſchieht durch Ausſchneiden der krankhaften Stellen bis auf geſunde Rinde und Splint und Beſtreichen mit Theer, bei Pfirſichen und Aprikoſen durch naſſe Umſchläge. Der trockene Brand bei Birnen wird durch Verletzungen, durch Zerreißung

der Zellen infolge Erfrierens und Nahrungsmangel verurſacht und iſt durch Ausſchneiden, Beſtreichen mit Theer und Zuführung von Nährſäften zu heilen. Die Krätze, einigen Birnenſorten eigenthümlich, macht ſich durch Abplatzen und Aufſpringen der Rinde bemerklich, iſt Folge ſchlechter Ernährung und wird am beſten durch ſcharfes Abkratzen der Rinde und durch ſtarkes Zurückſchneiden der Zweige geheilt. Die Gelb- oder Bleichſucht, bei welcher die Blätter und Früchte ein helleres Ausſehen erhalten, letztere häufig abfallen, entſteht durch Nahrungsmangel oder auch durch kaltes Wetter bei großer Feuchtigkeit. Bei Entſtehung der Erſcheinung kann eine Jauchendüngung allein das Uebel heilen. Der Froſtſchaden zeigt ſich bei älteren Bäumen durch Platzen des Stammes, bei jüngeren durch eine ſchwarzbraune Färbung des Markes und tritt infolge ſtarken Froſtes nach mildem Wetter ein. Bei erſteren hilft nur ein Ausſchneiden der Wunden und Beſtreichen mit Theer, bei letzteren ein ſtarkes Zurückſchneiden. Das Hohlwerden älterer Bäume iſt meiſt Folge ſchlechten Schneidens oder Abbrechens der Aeſte und läßt ſich nur durch Verſtopfen der hohlen Stellen mit Kitt in ſeinem Fortſchritt hemmen. Die Kräuſelkrankheit, welche häufig bei Pfirſichen, die am Spalier gezogen ſind, vorkommt, tritt durch plötzliche Saftſtockung ein; Abpflücken der Blätter und Beſpritzen ſind gute Gegenmittel. Der Honigthau bei Kirſchen und Aepfeln an jungen Trieben wird durch Exkremente von Blattläuſen verurſacht und am ſchnellſten durch Beſeuchten mit Tabakabſud vertilgt. Der Roſt an den Wurzeln der Obſtbäume, der Schimmel auf den Blättern der Pfirſiche und Pflaumen treten ſtets infolge von Saftſtockung ſowie die Moos- und Flechtenbildung am Stamm und den Zweigen infolge ſchlechter Ernährung auf und ſind nur durch Beſeitigung dieſer Uebel zu heilen.

Als Feinde der Obſtbäume richten Haſen und wilde Kaninchen durch Benagen der Stämme und Zweige und die Waldmaus durch Zerſtörung der Rinde der Wurzeln großen Schaden an. Der Maikäfer, beſonders als Engerling, durch Vernichten der Saugwurzeln, die Raupe des Froſtſpanners und des Ringelſpinners, die Larve des Rüſſelkäfers, die Ohrwürmer, die Blattläuſe und beſonders noch die Blutlaus ſind arge Feinde des Obſtbaums. Dagegen kann man den Sperling, den Staar, die Droſſel und die Krähe, obſchon ſie einen großen Theil der Früchte zerſtören, doch mehr als Freunde des Obſtbaums betrachten, weil ſie eine zahlloſe Menge des oben genannten Ungeziefers vertilgen.

Die Wichtigkeit einer rationellen O. iſt beſonders in den letzten Decennien erkannt, und letztere iſt befördert worden durch die eingehenden Beobachtungen im Bereich der Pomologie (ſ. d.). Obgleich Männer wie Diel, Dochnahl, La Quintenay und Truchſeß bereits eifrig in dieſer Beziehung vorgearbeitet haben, ſo gebührt doch beſondere Anerkennung dem Streben Oberdiecks, Lucas' und Engelbrechts. Sie haben den Impuls zu ſchärferer Beobachtung und vor allen Dingen dazu gegeben, daß die O. nicht rein empiriſch, ſondern mit Benutzung wiſſenſchaftlicher Forſchungen betrieben wird. Bekannt war ſie ſchon bei den gebildeten Völkern des Alterthums, wie z. B. bei den Hebräern, Griechen und Römern, und letzteren waren zur Zeit des Plinius, zu Ende des 1. Jahrh., ſchon einige 20 Sorten ſüßer Aepfel, einige 30 Sorten Sommer- und Winterbirnen, mehrere Kirſchen-, viele Pflaumenſorten und andere Fruchtbäume bekannt, welche in den Gärten der Reichen kultivirt wurden. Die bald darauf eintretenden Völkerkämpfe thaten der O. Abbruch, und nur die Klöſter, als die damals einzigen Stätten des Friedens, wurden die Pfleger und Erhalter derſelben, und von hier aus verbreiteten ſich ſpäter allmählich Arten und Sorten der Fruchtbäume. Von Italien wurde die O. nach Frankreich, Spanien und England verpflanzt; in Deutſchland wurde ſie etwa um das Jahr 800 n. Chr. durch Karl d. Gr. eingeführt. Beſonders berühmt waren in Italien die Gärten der Familie Medici und des Kardinals von Ferrara in Tivoli, und bereits im 14. Jahrh. gab Peter von Crescenti ein Buch über Gartenanlagen und Benutzung der Fruchtbäume heraus. Zur Verbreitung und Schätzung der O. trugen viel die Schriften La Quintenay's bei, beſonders ſeine »Instructions pour le jardin fruitier et potager«. Er behandelte zuerſt die Spalier- und Formbäume regelmäßig, und die von ihm geleitete Baumſchule der Kartäuſer in Paris, aus der die erſten Formbäume als »Franzobſt« oder »Franzbäume« nach Deutſchland kamen, war von großer Bedeutung. Im 17. Jahrh. zeichneten ſich Augsburg, Ulm und Nürnberg durch umfangreichen Obſtbau aus, ſowie auch Sachſen und Böhmen bereits große und gute Obſtplantagen beſaßen, in deren Pflege und Anzucht die Benediktiner Ausgezeichnetes leiſteten. Wie nach dieſer Zeit die Privatgärten und Anlagen der Fürſten die Pflanzſtätten und Verbreiter der O. waren, ſo ſind es jetzt beſonders von den verſchiedenen Staaten angelegte Anſtalten, abgeſehen von einer großen Anzahl von Privatbaumſchulen, welche dieſem Theil des Nationalreichthums Ausbreitung mit theoretiſcher und praktiſcher Grundlage geben. Deutſchland zeichnet ſich vorzugsweiſe durch derartige Einrichtungen aus, von denen hier nur genannt werden ſollen: das pomologiſche Inſtitut zu Reutlingen, die königliche Landesbaumſchule in Potsdam, die herzogliche Landesbaumſchule in Braunſchweig, der pomologiſche Garten in Kaſſel, das pomologiſche Inſtitut in Geiſenheim u. a. Ebenſo wie in Europa, wurden auch in den letzten Decennien in Nordamerika bedeutende Obſtplantagen mit günſtigem Erfolg angelegt, und ſelbſt in Auſtralien hat man mit Eifer die Anpflanzung von Obſtbäumen begonnen.

Vgl. Lucas, Die Lehre vom Baumſchnitt (3. Aufl., Ravensb. 1874); Derſelbe, Die Lehre vom Obſtbau (4. Aufl., Stuttg. 1869); Dochnahl, Der ſichere Führer in der Obſtkunde (Nürnb. 1855—60, 4 Bde.); Hartwig, Praktiſches Handbuch der O. (2. Aufl., Weim. 1871); Bouché, Handbuch des Gemüſe- und Obſtbaues (Leipz. 1872); Jäger, Der Obſtbau (3. Aufl., Hannov. 1871); Derſelbe, Die Baumſchule (2. Aufl., Leipz. 1860); Derſelbe, Der Obſtbaumſchnitt (nach Hardy, 4. Aufl., Hannov. 1876); Lucas, Der Obſtbau auf dem Lande (5. Aufl., Stuttg. 1876); Koch, Die deutſchen Obſtgehölze (daſ. 1876); Taſchenberg, Schutz der Obſtbäume und deren Früchte gegen feindliche Thiere (daſ. 1874).

Obstetricia ars (lat., Obſtētrik), die Geburtshülfe, Geburtskunde.

Obſtētrix (lat.), Geburtshelferin, Hebamme.

Obſtināt (lat.), hartnäckig, halsſtarrig.

Obſtmade, ſ. Wickler.

Obſtrŭentia (lat.), verſtopfende Mittel.

Obſtruktion (lat.), eigentlich die Verſtopfung irgend eines ausleerenden Organs, gewöhnlich aber die Verſtopfung des Verdauungskanals (Stuhlverſtopfung), eine größtentheils auf verminderte

seröse Absonderung des Dickdarms mit geminderter wurmförmiger Bewegung begründete Hemmung der gewöhnlichen und normalen Darmentleerung. Am häufigsten ist die O. nur ein Zeichen einer andern, tiefer liegenden Krankheit, besonders von Kolik, Darm- und anderen Entzündungen, Wurm-, Hämorrhoidalleiden ꝛc., oder sie wird durch mechanische Hindernisse, Verschlingung, Ineinanderschiebung der Gedärme, Brüche, Anhäufung von harten Kothstoffen, Obstkernen u. dgl. bedingt. Aber auch bei sonst Gesunden kann O. eintreten, wie durch den Genuß besonderer, verstopfender Speisen und Medikamente, z. B. Opium, veränderte Lebensweise, vieles Sitzen ꝛc., oder es findet eine individuelle Anlage zu derselben statt (Hartleibigkeit). Die leichteren Grade der O., denen keine andere Krankheit zu Grunde liegt, sind in der Regel nicht bedenklich; nur bei älteren Individuen wird durch dieselbe allgemeines Unwohlsein, Blutandrang nach dem Kopf, Kopfschmerz, Schwindel ꝛc. erregt. Desto mehr gefahrdrohend ist die O., wenn sie auf Entzündung des Darms, Verschlingungen desselben u. dgl. beruht; sie kann dann durch Brand, Lähmung und selbst Perforation einer Darmpartie den Tod herbeiführen. Für gewöhnlich genügt zur Hebung der O. der Gebrauch von Abführmitteln, unter Umständen kann, z. B. bei eingeklemmten Brüchen, ein operativer Eingriff nöthig werden. Bei O. von Hämorrhoidal- und Wurmleiden muß gegen die Grundkrankheit verfahren werden. Die habituelle O., Hartleibigkeit, erfordert meist nur diätetische Mittel, veränderte Lebensweise, Bewegung ꝛc.

Obstspanner (kleiner Frostspanner, Acidalia [Geometra] brumata), s. Spanner.

Obstwein (Cider, Fruchtwein), gegohrner Saft unserer Obstarten mit Ausnahme der Weintrauben, welche den Wein liefern. Als Surrogat des letztern macht man in Norddeutschland und namentlich in England aus verschiedenen Obstarten künstliche Weine, welche namentlich die südlichen und moussirenden Traubenweine ziemlich gut nachahmen; in Süddeutschland aber und Frankreich wird O. aus unvermischtem Birnen- und Aepfelsaft bereitet. Man benutzt fast jede Aepfel- oder Birnensorte, doch müssen die auf einmal zu verarbeitenden Früchte von gleicher Reife sein. Frühobst gibt ein angenehmes, aber wenig haltbares Getränk. Herbstobst liefert den schönsten Wein, Spätobst aber den haltbarsten. Saures Obst hat wenig Saft, und dieser gibt ein weniger angenehmes und nicht sehr haltbares Getränk. Der Most aus süßem Obst klärt sich schnell, hält sich aber nicht lange; dagegen gibt bitteres Obst einen dicken, sirupartigen, sehr nährenden, geistigen und haltbaren Most, der, mit süßem vermischt, das vorzüglichste Produkt liefert. Aepfel kann man für sich allein verarbeiten, nicht aber die Birnen; von ersteren liefern die schmackhaftesten, von letzteren die ungenießbarsten den besten Wein. Man erntet das Obst so spät als möglich und läßt die spät reifenden Sorten auf dem Rasen in Haufen lagern, die vor dem Frost durch Bedecken geschützt und häufig ausgelesen werden. Am besten verarbeitet man das Obst, wenn es gelb und mürbe geworden ist, kleine blaue Flecke zeigt und einen geistigen Geruch verbreitet. Zum Zerquetschen des Obstes dient ein aufrecht stehender Mühlstein, welcher in einem Trog hin- und hergewälzt wird oder eine kreisförmige Bahn durchläuft. Man benutzt aber auch Maschinen, die entweder das vorher durch eine Walze zerschnittene Obst zerdrücken oder, wie die Reiben der Zuckerfabriken, zu Brei zerreiben. Letzterer muß in kleinen Portionen in Säcke oder Tücher gefüllt und dann gepreßt werden, während man das auf andere Weise zerkleinerte Obst in größeren Quantitäten preßt. Den reinen Aepfelbrei läßt man einige Tage stehen, bevor man ihn preßt, und erhält dann einen Most von schönerer Farbe, mehr Aroma und mehr Glanz. Heben sich die Trebern bereits durch die Gährung, so kann man den klaren Saft abzapfen und erhält dann aus diesem ein feineres Getränk. Ein geringer Wasserzusatz beim Zerkleinern des Obstes ist unbedenklich; will man mehr Wasser anwenden, so preßt man die Trebern zuerst mit wenig, dann mit mehr Wasser und verwendet den zuletzt gewonnenen Most für sich. Der abgepreßte Saft wird durch ein Sieb gegossen und in große, durch Dampf gut gereinigte und geschwefelte Fässer gebracht, welche man ganz gefüllt in einem luftigen Keller bei 10—12° R. lagern läßt. Man verschließt den Spund bis auf eine kleine Oeffnung, wenn der Most nicht mehr Unreinigkeiten ausstößt, und kann nun hellen, unverdünnten Most aus gutem Obst auf andere Fässer abziehen, wodurch er mehr Glanz, größere Dauer und feinern Geschmack erhält. Weniger haltbaren Most darf man aber nicht abziehen, weil durch die Berührung mit der Luft das Ferment verändert wird und dann Essigbildung veranlaßt. Vermischt man den Most mit einer Quantität von auf die Hälfte eingekochtem Most, so wird er haltbarer, von schönerer Farbe und feuriger, verliert aber namentlich auch den faden Geschmack, der den Nichtkenner vom Genuß des gewöhnlichen Mostes abschreckt. Setzt man mehr eingekochten Most (besonders Birnenmost) hinzu, so erlangt der O. dadurch nach längerer Lagerung ganz das Eigenthümliche der südlichen Weine. Auch durch Zuckerzusatz wird der Wein alkoholreicher, und durch getrocknete Hollunderblüten verdeckt man den Obstgeschmack; färben kann man ihn mit Klatschmohn, Heidelbeeren und gebranntem Zucker. Alle diese Zusätze werden aber verworfen, wo der Aepfelwein, wie in Würtemberg, das tägliche Getränk bildet. Viel zu wenig beachtet ist dagegen noch das Gallisiren, welches hier wie beim Traubenwein die größte Empfehlung verdient. Vorzüglichen O. liefern auch die Johannisbeeren. Man kann die weißen, rothen und schwarzen verwenden (der aus den rothen Beeren bereitete Wein heißt Korrianenwein), muß sie aber gut reifen und nach der Ernte einige Tage auf Haufen oder in Körben nachreifen lassen; dann werden sie zerquetscht und je 2 Kilogr. Saft mit etwa 2 Kilogr. Wasser und 1½—2 Kilogr. Zucker vermischt, worauf man die erhaltene Flüssigkeit wie gewöhnlich vergähren läßt. Stachelbeerwein ist um so vorzüglicher, je größere Dichtigkeit der Most besitzt. Kirschwein ist fade und nicht sehr haltbar, man mischt daher die Kirschen am vortheilhaftesten anderem Obst bei; in Polen bereitet man aus Kirschsaft und Honig den Wischniak und aus Himbeersaft und Honig den Malinnik. Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Maulbeeren, Pflaumen und Quitten kann man auch auf O. verarbeiten; doch ist das nicht sehr empfehlenswerth. Vgl. Otto-Birnbaum, Lehrbuch der landwirtschaftlichen Gewerbe (7. Aufl., Braunschw. 1875 ff.); Lucas, Der Cider oder O. (2. Aufl., Ravensb. 1873).

Obstwickler, s. Wickler.

Obstzucker, s. v. w. Traubenzucker.

Obturator (lat., »Verstopfer«), Bezeichnung für Vorrichtungen, welche bestimmt sind, Oeffnungen irgend welcher Theile, die auf krankhaftem Weg in

normal soliden Theilen entstanden sind, zu verschließen. Dieselben haben bald die Form von Platten, so z. B. bei der Gaumenspalte (s. Gaumen), bald die von mannigfach gestalteten Pelotten, so bei widernatürlichem After, offener Harnblase. Auch bei hohlen Instrumenten, die in den Körper eingeführt werden behufs Untersuchung innerer Organe, wendet man zur leichtern Applikation derselben Obturatoren an, welche nachher entfernt werden. Als Material für die Obturatoren dienen Holz, Elfenbein, Metalle, besonders vulkanisirtes Kautschuk.

Obturbation (lat.), Störung, Verwirrung.

Obturiren (lat.), verstopfen.

Obwalden, s. Unterwalden.

Ocampo, Florian de, span. Geschichtschreiber, geb. 1501 zu Zamora in Leon, studirte zu Alcala, wurde in seiner Vaterstadt Kanonikus und von Karl V. zu seinem Historiographen ernannt. 1555 ward er mit bedeutendem Gehalt pensionirt, damit er sich ausschließlich der Bearbeitung seiner »Cronica general de España« (Zamora 1544, 2. Aufl. 1545; vermehrt, Medina del Campo 1553; herausgeg. und fortgesetzt von Ambrosio de Morales, Alcala u. Cordova 1574—86, 3 Bde.; Madr. 1791, 10 Bde.) widmen konnte. O. selbst schrieb davon, hauptsächlich nach alten Klassikern, die Geschichte Spaniens von der Sündflut bis zum zweiten Punischen Krieg. Der Stil erhebt sich nur bei der Erzählung besonders hervorstechender Begebenheiten zu Eleganz und Schwung. Nicht zu verwechseln mit diesem Werk Ocampo's ist eine »Cronica general«, die auf Befehl Alfonso's des Weisen abgefaßt worden war und von O. herausgegeben wurde (Zamora 1541 u. Vallad. 1604).

Ocaña (spr. otannja), 1) Stadt in der span. Provinz Toledo (Neukastilien), Hauptstadt der Niedern Mancha, an der andalusisch-valencianischen Heerstraße, mit Militärschule, Leinen-, Flanell- und Seidenfabrikation, großen Seifensiedereien, Gerbereien und 5636 Einw. Hier 19. Nov. 1809 Sieg der Franzosen unter Mortier und Sebastiani über die Spanier unter Arizoga. — 2) (Santa Maria d'O.) Stadt im Departement Santander der Republik Kolumbien, südöstlich von Mompox, mit 5000 Einw., einst Sitz des Kongresses der Republik Kolumbien. Die Umgegend baut viel Kaffee.

Occam (Ocham), Wilhelm von, berühmter Scholastiker des 14. Jahrh., mit den Beinamen Doctor invincibilis und singularis, geboren zu Occam in der englischen Grafschaft Surrey, ward frühzeitig Franciskaner, ging nach Paris und hatte hier Duns Scotus zum Lehrer in der Theologie und Philosophie. Da er die Rechte des Königs Philipp des Schönen von Frankreich und des Kaisers Ludwig des Bayern gegen die Päpste Bonifacius VIII. und Johann XXII. vertheidigte, unter anderem in der »Disputatio de potestate ecclesiastica et seculari«, ward er von letzterem in den Bann gethan, fand aber Aufnahme am Hof Ludwigs des Bayern. Er starb 7. April 1347 in München. O. verschaffte dem Nominalismus den Sieg über den Realismus, daher er auch Princeps nominalium genannt wurde. Unter seinen in rauhem Stil geschriebenen Werken sind außer »Quaestiones super IV libros sententiarum« (Lyon 1495) und »Centiloquium theologicum« (das. 1496) viele, die sich auf kirchen- und staatsrechtliche Fragen beziehen. Vgl. Riezler, Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwig des Bayers (Leipz. 1874).

Occhiobello (spr. okjo-), Distriktshauptort in der ital. Provinz Rovigo, am Po, mit (1871) 4183 Einw., bekannt durch das Gefecht 12. April 1815 zwischen den Oesterreichern unter General Mohr und den Neapolitanern unter Joachim Murat.

Occident (lat., Abendland), die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Westen oder Abend; die zum weströmischen Reich gehörigen Länder; dann alle europäischen Länder, welche von der Türkei, Kleinasien, Syrien und Aegypten westlich liegen, als Gegensatz zum Orient, mit welchem Wort wir hauptsächlich die genannten Länder bezeichnen.

Occidentalisches Kaiserthum, s. v. w. weströmisches Reich, s. Rom (der Staat).

Occipitāl (lat.), das Hinterhaupt betreffend.

Occisiōn (lat.), Tödtung.

Occitanien, im Mittelalter s. v. w. Languedoc.

Occitänische Sprache (langue d'Oc), s. v. w. Provençalische Sprache (s. d.).

Occŭlta (lat.), verborgene Dinge, Geheimnisse.

Ocĕan (griech.), s. v. w. Weltmeer; s. Meer. Vgl. Okeanos.

Oceanien, im weitern Sinn die ganze Inselwelt des Großen Oceans und des östlichen Indischen Meers, im engern die zwischen Australien, Asien und Amerika liegenden Inseln des Großen Oceans.

Ocĕanographie (griech.), Meeresbeschreibung, Meereskunde.

Oceanport (spr. óhschenpört), Dorf und Seebad im nordamerikan. Staat New Jersey. Dabei Chamberlain's berühmte Wettfahrbahn (Trotting Park).

Ocĕlot, Säugethier, s. Pantherkatzen.

Ochansk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, an der Kama, mit gegen 1700 Einw., die sich mit Ackerbau und Fischfang beschäftigen.

Ocher, s. v. w. Ocker.

Ochill Hills (spr. ochill-), Hügelkette in Schottland, erstreckt sich von Stirling bis in die Nähe von Perth, ist reich an Silber, Kupfer und Eisen und erreicht im Ben Cleugh eine Höhe von 717 Meter.

Ochino (spr. okino), Bernardino, ital. Reformator, geb. 1487 in Siena, trat in den Franciskanerorden und ging 1524 in den neu gegründeten strengern Kapuzinerorden über, dessen General er 1538 wurde. Sein sittenreines Leben, seine begeisterten Predigten erwarben ihm den Ruf eines Heiligen. Durch den Spanier Juan Valdès, der mit Karl V. in Deutschland gewesen, lernte er die Lehren der deutschen Reformation kennen und bekannte sich zuerst 1542 in Venedig offen zu denselben, besonders zur Augustinischen Rechtfertigungslehre; es wurde ihm darauf vom päpstlichen Nuntius verboten, zu predigen, und als er vom Papst nach Rom geladen wurde, um gerichtet zu werden, flüchtete er nach Genf, von da 1545 nach Basel, dann nach Augsburg, endlich 1547 über Straßburg nach London, wo er, wie in seinem bisherigen Aufenthaltsort, Prediger der italienischen evangelischen Gemeinde war. 1553 nach der Schweiz zurückgekehrt, erregte er hier durch seine dogmatische Selbständigkeit den Argwohn der strengen Calvinisten und wurde verbannt. Ohne festen Wohnsitz umherirrend, starb er 1564 zu Schladow in Mähren an der Pest. Vgl. Benrath, B. O. von Siena (Leipz. 1876).

Ochlokratie (griech., Pöbelherrschaft), der Zustand eines Staats, welcher durch Ausartung des demokratischen Princips (s. Demokratie) entsteht, insofern sich die Staatsgewalt in den Händen der untersten und ungebildetsten Klasse des Volks befindet. Eine wirkliche Staatsform ist die O. nicht wohl zu nennen, da sie nur einzutreten pflegt, wenn

abnorme Zustände im Staatsleben herrschen, wie dies z. B. zur Zeit der Herrschaft der Pariser Kommune der Fall gewesen ist.

Ochoa (spr. otschóa), Don Eugenio de, span. Dichter, Kritiker und politischer Schriftsteller, geb. 19. April 1815 zu Lezo in Guipuzcoa, erhielt seine erste Bildung auf dem Kollegium San Mateo, später auf dem von San Tomas zu Madrid, bezog 1829 mit Unterstützung Ferdinands VII. die Ecole des arts et des métiers zu Paris und beschäftigte sich nebenbei mit der Malerei, in welcher er bedeutende Fortschritte machte. Ein Augenübel zwang ihn jedoch, der Kunst zu entsagen, und er kehrte 1834 nach Madrid zurück, wo er sich an der von dem Dichter und Mathematiker Alberto Lista (s. d.) redigirten »Gaceta de Madrid« betheiligte, bis ihn die Ereignisse von La Granja veranlaßten, wieder nach Paris zu gehen. Hier schrieb er für verschiedene Zeitungen, widmete sich aber vorzugsweise der Herausgabe der von Baudry verlegten großen Sammlung spanischer Klassiker: »Tesoro de autores españoles«, welche zur Verbreitung der spanischen Literatur ungemein viel beigetragen hat. 1844 nach Madrid zurückgekehrt, wurde er Unterbibliothekar der Nationalbibliothek, ein Jahr darauf Jefe político (Landeshauptmann oder Bezirkspräsident) zu Huesca. 1847 wurde er zum Direktor der Staatsdruckerei, bald darauf aber zum Büreauchef im Ministerium des Unterrichts ernannt, welche Stellung er später aufgab, um als Deputirter in die Cortes zu treten. 1854 belohnte die Königin seine Verdienste durch Ernennung zum Wirklichen Kammerherrn. Mitglied der spanischen Akademie war er schon 1844 geworden, etwas später nahm ihn auch die Akademie der Geschichte in ihre Mitte auf. Er starb 29. Febr. 1872. Seine schriftstellerischen Arbeiten bestehen außer verschiedenen sehr gelungenen Uebersetzungen aus dem Französischen und einer großen Anzahl trefflicher literarhistorischen, kritischen und politischen Artikel in verschiedenen, zum Theil von ihm selbst redigirten Zeitschriften, in einigen Dramen und Erzählungen und einem Band Gedichte (»Ecos del alma«). Um die ältere spanische Literatur hat er sich außer der oben genannten Sammlung noch durch die Herausgabe der Werke des Marquis von Santillana, des Hernan Perez de Pulgar u. a. sehr verdient gemacht. Auch verfaßte er im Auftrag Ludwig Philipps den »Catálogo de los manuscriptos españoles, existentes en todas las bibliotecas de Paris« (Par. 1844).

Ochotsk, ehemals eine besondere Seeprovinz in Sibirien, an der Westküste des Ochotskischen Meers (s. d.), bildet jetzt einen Kreis der »Ostsibirischen Küstenprovinz« mit etwas über 5000 Einw., meist Tunguſen. Die Stadt O., am Meer, zählt angeblich 1600 Einw., von denen aber kaum 200 in ordentlichen Häusern wohnen. Im Handel ist sie von Nikolajewsk, an der Amurmündung, und Wladiwostok, an der Grenze gegen Korea, überflügelt.

Ochotskisches Meer, ein Meerbusen des Stillen Oceans, zwischen der Ostküste Asiens, der Halbinsel Kamtschatka, den Kurilen und der Insel Sachalin, ungefähr 1900 Kilom. lang, in der Mitte 1200 Kilom. breit, steht im S. durch die Lapérousestraße mit dem Japanischen Meer in Verbindung. Im N. finden sich die tiefen Buchten von Penschinsk und von Gischiga, im NW. die von Taui. Vgl. Schrenck, Ueber die Strömungsverhältnisse im Ochotskischen Meer (Petersb. 1873).

Ochrida (Ochri), türk. Stadt in Albanien, zum Wilajet Salonichi gehörig, am gleichnamigen See, aus dessen Nordende der Drin abfließt, hat eine Citadelle, 6 Moscheen, 4 Kirchen, einen Glockenthurm, zahlreiche Bäder und 10—12,000 Einw. O. ist bulgarischen Ursprungs und wurde im 14. Jahrh. an der Stelle des alten Lychnidos erbaut.

Ochróma *Swartz* (Bleichwolle), Pflanzengattung aus der Familie der Bombaceen, Bäume mit eckigen oder fast fünf- bis siebenlappigen Blättern, an den Enden der Zweige stehenden Blüten und fünffächerigen Kapseln mit mehreren Samen in Samenwolle. O. Lagópus *Sw.*, ein 12 Meter hoher Baum in Westindien und Centralamerika, mit abstehenden, glatten und brüchigen Aesten, 30 Centim. langen, lang gestielten, herzförmig-rundlichen, fünf- bis siebeneckigen, fein gezähnten, oben kahlen, unten weichhaarigen, auf den Nerven rostbraunen Blättern und aufrechten großen, blaß braunrothen, ins Gelbliche ziehenden Blüten. Das sehr weiche, elastische und schwammige Holz (Korkholz) wird wie der Kork benutzt und die Samenwolle als Édrédon végétale, Patte de lièvre zu verschiedenen technischen Zwecken gebraucht.

Ochs, Säugethier, s. Rind.

Ochsenaugen, runde oder ovale Dachfenster, auch wohl kleine runde Fenster in den Hauptwänden des Gebäudes; schadhafte Stellen an Bäumen, welche durch das Absägen eines Astes besonders dann entstehen, wenn die Stelle nach oben gerichtet ist; kleine Wolken, die sich schnell bilden und Vorboten von Stürmen sind, besonders an der Küste von Guinea; der höchste Grad der Augapfelwassersucht, wenn beide Augenkammern mit der hydropischen Ausschwitzung angefüllt sind, so daß das Auge ungeheuer aufgetrieben, unbeweglich und sehr schmerzhaft ist.

Ochsenbein, Ulrich, schweizer. Militär und Staatsmann, geb. 1811 zu Niedau im Kanton Bern, studirte kurze Zeit in Bern die Rechte und nahm 1830 an der Volksbewegung des Kantons Bern theil. Er wurde Sekretär und bald Archivar des Untersuchungsrichters in Bern, 1834 Advokat, trat 1841 als Oberleutnant in den eidgenössischen Generalstab, ward 1844 eidgenössischer Hauptmann, stellte sich 1845 als militärischer Führer an die Spitze des zweiten Freischarenzugs und drang bis zu den Thoren von Luzern vor, wo sich die Freischärler nach kurzem Kampf zurückzogen. Deshalb aus dem eidgenössischen Stab gestrichen, ward er bald darauf als Mitglied der neuen Berner Regierung zum Mitdirektor dieses Kantons und zum Kantonsobersten und Tagsatzungsgesandten ernannt. Bei dem Ausbruch des Sonderbundskriegs von neuem als Oberst in den schweizerischen Stab aufgenommen, befehligte er 1847 mit Glück die Berner Reservedivision auf dem Marsch gegen Freiburg und auf dem Zuge gegen Luzern. 1849 ward er Mitglied des schweizerischen Bundesraths und Militärdirektor der Schweiz. Von Napoleon III. im Januar 1855 zum französischen Brigadegeneral ernannt, organisirte er die für Frankreich angeworbene Fremdenlegion, trat aber schon 1856 infolge des Pariser Friedens von dieser Stellung zurück und privatisirt seitdem zu Bern.

Ochsenfrosch, s. Frösche.

Ochsenfurt, Bezirksamtsstadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, am Main und an der Eisenbahn Würzburg-Gunzenhausen, mit Landgericht, 5 Kirchen, Zucker- und Stärkefabrikation, Getreide-, Obst- und Weinbau, Schiffahrt und (1875) 2443 Einw. O. gehörte früher dem Domkapitel zu Würzburg.

Ochsenhausen, Pfarrdorf im württemberg. Donau-

kreis, Oberamt Biberach, an der Rottum, mit Schloß, Ackerbauschule, Korsettnäherei und Musselinstickerei, Malzfabrikation und (1875) 1893 Einw. Die ehemalige reichsfreie Benediktinerabtei daselbst wurde 1100 als Priorat gestiftet und 1391 vom Papst Bonifacius IX. zur Abtei erhoben. Nachdem der Abt nach und nach von mehreren Kaisern mit großen Privilegien ausgestattet worden war, ward er 1746 Reichsfürst und erhielt beim schwäbischen Reichsprälatenkollegium den Vorsitz. 1803 kam die Abtei mit ihrem Gebiet als Entschädigung theils an den Fürsten von Metternich, theils (Thannheim) an den Grafen von Schüsberg. Letztere Herrschaft fiel 1806 an Würtemberg, und 1825 verkaufte Fürst Metternich O. mit 14 Dörfern, 15 Weilern und 14 Höfen für 1,200,000 Fl. an den König von Würtemberg.

Ochsenkopf, zweithöchster Gipfel des Fichtelgebirges, 1026 Meter hoch. An der Ostseite die Quelle des Weißen Mains (894 Meter ü. M.).

Ochta, ein gegen 63 Kilom. langer Nebenfluß der Newa, an dessen Mündung einst die schwedische Stadt Landskrona stand, nach deren Zerstörung 1617 hier die Festung Nyenschanz erbaut wurde. Unter Peter d. Gr. erwuchsen aus den Trümmern derselben die von Bauleuten bewohnten Admiralitätsdörfer Groß- und Klein-O., jetzt Vorstädte St. Petersburgs.

Ochte, Nebenfluß der Weser in der hannöv. Grafschaft Hoya, mündet unterhalb Bremen; 75 Kilom. lang.

Ocimum *L.* (Basilicum, Basilienkraut, Hirnkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, gewürzhaft riechende Sträucher und Kräuter mit Blüten in deckblätterigen Aehren. O. Basilicum *L.*, eine einjährige Pflanze aus Indien und Persien, mit 30 Centim. hohem Stengel, entgegengesetzten, eirunden, schwach sägezähnigen, glatten Blättern und weißen oder blaß purpurrothen, ährenständigen Blüten, wird bei uns in mehreren Varietäten kultivirt. Das frische Kraut hat einen sehr angenehmen Geruch und gewürzhaften, kühlenden Geschmack. Es enthält vorwaltend ätherisches Oel und Gerbstoff. Es war früher officinell und dient noch jetzt als Küchengewürz.

Ockel, Eduard, bekannter Thier- und Landschaftsmaler, geb. 1834 zu Schwante bei Kremmen in der Provinz Brandenburg, war zuerst Schüler Johns, dann Steffecks in Berlin. Während dieser Zeit war er mit Porträts und Thierbildern beschäftigt. 1858 ging er nach Paris, studirte dort unter Couture, unternahm größere Studienreisen und ließ sich dann dauernd in Berlin nieder. Seine Thierstücke und Landschaften zeichnen sich durch gutes Naturstudium aus. Bekannt sind seine pflügenden Ochsen, Abend in der Mark, Auf der Heimkehr.

Ockenheim (Okenheim, eigentlich Okeghem), Johannes, berühmter Kontrapunktist und Begründer der zweiten niederländ. Musikschule, war geboren zwischen 1415—20 im Hennegau zu oder bei Bavai, »der Fürst der Musik« genannt. Er entwickelte die dürre zweistimmige Kanonform Dufay's und Busnois' zu einer vollern Mehrstimmigkeit und wurde daher längere Zeit ohne weiteres für den Erfinder des Kanons gehalten. Wir besitzen von ihm mehrere Messen und Motetten, die für den verfeinerten Klangsinn Ockenheims sprechen und uns seine entschiedene Begabung für die Kirchenkomposition darthun; es gehören dahin die sogen. Missa ad omnem tonum, welche durch Vertauschung der Schlüssel in jedem Ton gesungen werden kann, und die Missa Gaudeamus. Auch hat man 36stimmige Gesänge für neun Chöre und noch verschiedene andere geistliche Kompositionen von ihm. Um 1475 und später lebte O. in Tours in hohem Ansehen, als Thesaurarius an der dortigen erzbischöflichen Kathedrale; er starb daselbst wahrscheinlich 1514, fast hundertjährig. Sein Schüler war der noch berühmtere Josquin des Prés.

Ocker (Ocher), natürlich vorkommendes Eisenoxydhydrat, gemengt mit mehr oder weniger Thon und Kalk und deshalb von hellerer oder dunklerer gelbbräunlicher Farbe. Man benutzt den O. als Farbstoff, indem man ihn, wie er gefunden wird, trocknen läßt, mahlt und siebt oder vorher durch Abschlämmen von beigemengtem Sand reinigt. Man gewinnt O. am Harz, in Bayern, im Siegen'schen und in Oesterreich, in sehr schöner Qualität aber auch in England, Frankreich und Italien. Durch vorsichtiges Erhitzen wird seine Farbe feuriger. Je nach seiner Nüance unterscheidet man im Handel: Schön-gelb, Kasseler Goldgelb, Chinesergelb, Gelbocker, Lichtocker, Satinocker, Amberger Erde und Dunkelocker. Gewöhnliche Sorten heißen Gelberde (s. d.). Erhitzt man den O. stark, so verliert er sein Wasser, und es bleibt rothes Eisenoxyd zurück. Dieser gebrannte O. heißt auch Berlinerroth, Preußischroth, Nürnbergerroth, Hausroth, Braunroth. Rother O. findet sich bei Saalfeld, am Harz, in Böhmen; die beste Sorte ist die Sienaerde. Der O. wird als Wasser-, Oel- und Kalkfarbe benutzt; er ist sehr dauerhaft, deckt ziemlich gut, zersetzt keine anderen Farben, ist billig und nicht giftig. Als Staubfarbe dient er zum Färben des sämischgaren Leders. Künstlichen O. erhält man durch Vermischen von Kalkmilch mit Eisenvitriol oder durch Fällen gemischter Lösungen von Alaun oder Zinkvitriol und Eisenvitriol mit Soda. Alle diese Niederschläge werden gut ausgewaschen und bleiben dann an der Luft liegen, bis sie gelb geworden sind. Die Präparate kommen zum Theil geglüht, je nach ihrer Nüance als Marsgelb, Marsorange, Marsbraun in den Handel; sie sind sehr schön dauerhaft und werden besonders in der feinern Malerei benutzt.

Ocker (Oker), Fluß in Norddeutschland, entspringt am Bruchberg auf dem Harz, fließt nach NW. durchs Braunschweigische und Hannöversche, nimmt die Radau, Ecker, Schunter, Ilse, Wagner und Wabe auf, dient zum Holzflößen, ist sehr fischreich und mündet nach 105 Kilom. langem Lauf zwischen Meinersen und Celle rechts in die Aller. — Der gleichnamige Ort im braunschweig. Kreis Wolfenbüttel, an der O. und der Eisenbahn von Vienenburg nach Goslar, hat ein Hüttenwerk, eine Schwefelsäure- und eine Papierfabrik und 1200 Einw.

Ocmulgee (spr. -mölgbi), s. Oconee.

Oconee (spr. -kónni), Fluß im nordamerikan. Staat Georgia, vereinigt sich mit dem Ocmulgee zum Altamaha River und ist schiffbar bis Milledgeville.

O'Connell, Daniel, berühmter irischer Agitator, geb. 6. Aug. 1775 zu Carhen bei Cahirciveen in der Grafschaft Kerry, besuchte, für den geistlichen Stand bestimmt, die Jesuitenschule zu St. Omer bei Calais und das englische College in Douai, schlug, 1794 nach Irland zurückgekehrt, zu London die den Katholiken eben eröffnete juristische Laufbahn ein und ward 1798 Barrister. Er erwarb sich bald den Ruf eines ebenso ausgezeichneten Redners und gewandten Vertheidigers als tüchtigen Patrioten. Als 1800 die legislative Union zwischen Irland und Großbritannien vorbereitet wurde, protestirte er,

obwohl vergeblich, dagegen; seit jener Zeit begann er in Vereinen und Versammlungen seine Agitationen für die Sache seines unterdrückten Volks, unter dem er bald überaus populär wurde. Ein beleidigender Ausdruck gegen den aus Orangemen zusammengesetzten Dubliner Magistrat verwickelte ihn mit dem Alderman d'Esterre 1815 in ein Duell, in dem O'Connells Gegner blieb; ein ähnlicher politischer Zweikampf mit Sir Robert Peel wurde einige Monate später nur mit Mühe verhindert. Lange Zeit benutzte O. seinen Einfluß nur, um seinen Landsleuten friedliche Duldung zu sichern. Als aber jede Aussicht auf Beseitigung des politischen und religiösen Drucks schwand, versuchte er, der Regierungsgewalt eine Volksgewalt entgegenzustellen, und gründete mit seinem Freund Shiel die »Great Catholic Association«, die Irlands zerstreute Kräfte vereinigen sollte und sich bald über die ganze Insel verbreitete, der aber O. seine Achtung vor dem Gesetz und der Ordnung einzuflößen wußte. Als die Regierung 1825 diesen Verein durch eine besondere Parlamentsakte unterdrückte, stellte ihn O. unter anderem Namen und in anderer Form wieder her und verlegte den Sitz der Association bald in diese, bald in jene Stadt Irlands. 1828 erschien er, von der Grafschaft Clare gewählt, im Unterhaus, wurde jedoch nicht zugelassen, da er als Katholik den Testeid zu leisten sich weigerte. Seine Abweisung drohte in Irland einen Bürgerkrieg zu entzünden, doch wußte O. durch Aufbietung seines ganzen Einflusses den Ausbruch desselben zu verhindern. Die Regierung betrieb nun selbst die Katholikenemancipation, und O., von Clare zum zweitenmal gewählt, nahm 1829 seinen Platz im Unterhaus ein. Während er die meisten Vorschläge des Whigministeriums unterstützte, beantragte er die Abschaffung des protestantischen Pfarrzehnten in Irland und erklärte im Sommer 1830, daß der Widerruf (repeal) der Union zwischen England und Irland der einzige Weg sei, letzterem Gerechtigkeit zu verschaffen. »Repeal« hieß fortan die Losung, mit der O. die Massen entflammte. Eine Anklage, die deshalb gegen ihn erhoben wurde, blieb resultatlos; der Einfluß des Agitators, der seit 1832 Dublin im Unterhaus vertrat, stieg immer mehr; von den 100 irischen Deputirten folgte fast die Hälfte ausschließlich seiner Führung. Mit dieser Macht, die man »O'Connells Schweif« (the O.-tail) zu nennen pflegte, unterstützte er die Reformbill, welche Irland fünf Deputirte mehr gewährte. Da er sein Vermögen und Einkommen theilweise seinen politischen Bestrebungen aufgeopfert hatte, brachten seine Landsleute eine Rente für ihn auf, die sich jährlich auf 13—18,000 Pfd. Sterl. belief. Da die Aufregung in Irland fortdauerte, setzte 1833 Grey trotz O'Connells Widerspruch die sogen. »irische Zwangsbill« durch. Dagegen gelang es dem letztern, dessen Enthüllungen im Unterhaus 1834 sogar einen Ministerwechsel hervorriefen, 1837 eine Armenbill für Irland und 1838 endlich auch die Annahme der sogen. »Zehntenbill« durchzusetzen, welche die unerträgliche Last des Zehnten für die irische Bevölkerung wenigstens milderte. Als eine von O. eingebrachte Bill zur Regulirung der Wahlfreiheit nicht einmal eine erste Lesung erhielt, verkündete derselbe 21. April 1840 in einer Adresse dem irischen Volk, daß die »Loyal National Repeal-Association« gegründet sei und die Repealagitation von neuem beginne. Nach dem Sturz der Whigs im August 1841 wendete er seine ganze Energie der Ausbreitung dieser Association zu, warnte jedoch das Volk dringend vor jedem Friedensbruch. Seit er nun auch als Lord-Mayor von Dublin in der Dubliner städtischen Korporation den Antrag auf eine den Widerruf der Union vom Parlament verlangende Petition durchgesetzt, erhielt die Repealagitation einen großartigen Aufschwung. Von seinen Geistlichen aufgefordert, strömte das Volk in ungeheuren Massen zu den »Monster-Meetings«, die gewöhnlich an Orte, die durch den Irländern heilige Erinnerungen geweiht waren, z. B. an den Königshügel von Tara, zusammengerufen wurden, und in denen O. mit glühenden Farben das Elend des Volks schilderte und die Auflösung der Union als das Ende aller Leiden, Gewalt und Empörung aber als das Verderben Irlands darstellte. Außer 70 kleineren hatte O. bereits 20 große Volksversammlungen gehalten, als er zum 8. Okt. 1843 eine Riesenversammlung nach der Ebene bei Clontarf ausschrieb. Noch am Abend des 7. Okt. aber wurden die anlangenden Haufen der Repealer durch Militär auseinander getrieben, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. Gegen O. und die übrigen Häupter der Bewegung eröffnete die Regierung einen Staatsproceß, der 12. Febr. 1844 mit seiner Verurtheilung zu 2000 Pfd. Sterl. Geldbuße und einjähriger Haft endete. Doch kam es nicht zur Ausführung dieses Urtheils, gegen das O. Appellation an die höheren Instanzen einlegte; das Oberhaus erklärte 1. Sept. nach langen Verhandlungen das Verfahren mehrerer Formverletzungen wegen für nichtig, und O. ward im Triumph aus dem Gefängnisabgeholt. Auf der nächsten Repealversammlung stellte er den Gedanken einer Föderalunion zwischen Großbritannien und Irland auf, welchen Gedanken er im Parlament des folgenden Jahrs mit Feuer vertrat. Dadurch aber entfremdete er sich einen großen Theil seiner Landsleute und namentlich die aus dem Schoß des Repealvereins hervorgegangene Partei »Jung-Irland«. Schon krank, trat er 1847 in Begleitung seines jüngsten Sohns, Daniel, eine Reise nach Italien an, auf der er 15. Mai in Genua starb. Sein Herz ward seinem letzten Willen gemäß nach Rom, sein Körper aber nach Irland gebracht und zu Glasnevin beigesetzt. Seine Staatsreden, rhetorische Meisterwerke, wurden von seinem Sohn John O. herausgegeben. In seiner Schrift: »Historical memoir of Ireland and the Irish, native and Saxon« (Dubl. 1843, 2. Aufl. 1846; deutsch, Leipz. 1843) zeigte er sich selbst als scharfblickenden Historiker. O'Connells ältester Sohn, Maurice O., wurde 1827 Barrister in Dublin und trat 1831 als Repräsentant der Grafschaft Clare, 1832 aber für die Stadt Tralee ins Unterhaus. Er suchte im Sinn seines Vaters zu wirken und starb in London 17. Juni 1853. Der zweite Sohn, John O., geb. 1808, trat gleichfalls 1833 ins Parlament und stellte sich nach seines Vaters Tod an die Spitze des Repealvereins, der aber unter seiner Leitung immer mehr an Einfluß verlor und sich 1852 auflöste. Nachdem er sein Mandat als Abgeordneter der Stadt Limerick niedergelegt, erhielt er von der Regierung die Sinekure eines Sekretärs der Schatzkammer beim irischen Kanzleigericht. Er starb 24. Mai 1858 zu Kingstown. Er schrieb eine Biographie seines Vaters unter dem Titel: »Life and speeches of D. O.« (Dubl. 1846—47, 2 Bde.) sowie »Recollections and experiences during a parliamentary career from 1833 to 1848« (Lond. 1848, 2 Bde.).

Vgl. Moriarty, Leben und Wirken O'Connells (Berl. 1843); Cusack, The Liberator, his life and times (Lond. 1872); Derselbe, The speeches and public letters of the Liberator (Dubl. 1875, 2 Bde.).

O'Connor, Feargus Edward, irischer Agitator, geb. 1796, widmete sich der Advokatur, ward nach Annahme der Reformbill 1832 für Cork ins Parlament gewählt und vertrat hier die Interessen Irlands mit rücksichtsloser Kühnheit. Sein Auftreten blieb nicht ohne Einfluß, weshalb 1835 O'Connors Gegner seine Wiedererwählung zu verhindern wußten. Ohnehin mit O'Connells gemäßigter Politik nicht zufrieden, zog sich O. von den irischen Interessen zurück, schloß sich den englischen Chartisten (s. Chartismus) an und durchzog das Land, um in Volksversammlungen die Unzulänglichkeit der Parlamentsreform nachzuweisen und die Rechtlosigkeit der arbeitenden Klassen darzulegen. Unter seiner Leitung kam 6. Aug. 1838 zu Birmingham eine große Chartistenversammlung zu Stande, worauf der Zusammentritt eines Nationalkonvents in London erfolgte, der einen allgemeinen Aufstand vorbereiten sollte. Aber es kam nicht zu einer Erhebung der Arbeiter in Masse, sondern nur zu vereinzelten Aufständen, welche der Polizei- und Militärgewalt erlagen; vorzüglich erlitt eine Schar von 8000 Chartisten, welche die Stadt Newport überfiel, 4. Nov. 1839 eine blutige Niederlage. Mehrere Anführer wurden ergriffen und deportirt. O. selbst, der sich im Hintergrund gehalten, blieb unangefochten und begründete das viel gelesene Journal: »The Northern Star«. Das Erlöschen der Chartistenbewegungen veranlaßte ihn, 1843 nach Irland zurückzukehren, wo eben die Repealagitation einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er schloß sich an die Häupter derselben an und ward 1844 in O'Connells Proceß verwickelt. Seit 1847 Parlamentsmitglied für Nottingham, berief er nach der französischen Februarrevolution einen neuen Chartistenkonvent, überreichte dem Parlament eine Riesenpetition für Einführung der Volkscharte und ließ diese 10. April 1848 durch eine vergeblich gebliebene Volksdemonstration unterstützen. Die Nichtachtung seiner Reformvorschläge im Parlament und das Mißlingen einer durch Aktienzeichnung nach seinem Plan gestifteten, nach kommunistischen Principien verwalteten Gemeinde machten einen so tiefen Eindruck auf O'Connors reizbares Gemüth, daß er in Geisteszerrüttung verfiel. Er ward im Juni 1852 in eine Irrenanstalt gebracht, die er erst zehn Tage vor seinem Tode wieder verließ. Er starb im Hause seiner Schwester 30. Aug. 1855.

Oc'sprache, s. v. w. Provençalische Sprache.

Octandria (lat.-griech.), die achte Klasse des Linnéschen Pflanzensystems, diejenigen Gattungen umfassend, deren Blüten acht freie Staubgefäße enthalten.

Octangŭlum (lat.), Achteck, Figur mit acht Ecken.

Octāva (Octavarium, lat.), in der altchristlichen Kirche die mit einem Festtag anhebende Zeit von acht aufeinander folgenden Tagen, an denen Festgottesdienst stattfand; auch der letzte Tag dieser Feierzeit; in der Musik s. Oktave.

Octavĭa, 1) die Gemahlin des Triumvir Marcus Antonius und Schwester des Kaisers Augustus, war zuerst an C. Marcellus und nach dessen Tod als Unterpfand der durch den brundusinischen Vertrag gestifteten Versöhnung 40 v. Chr. an M. Antonius verheirathet. Es gelang ihr eine Zeitlang, den Antonius durch ihre vortrefflichen Eigenschaften und ihre Liebenswürdigkeit an sich zu fesseln und die öfters drohenden Zwistigkeiten zwischen Gemahl und Bruder durch ihre Vermittelung auszugleichen. Nachdem aber Antonius sich wieder durch die Reize der Kleopatra hatte gefangen nehmen lassen (36), erfuhr sie von ihm die empfindlichsten Zurücksetzungen und Beleidigungen, die sie alle mit bewunderungswürdiger Geduld und Güte ertrug. Sie widmete sich nun, auch nachdem ihr Antonius 32 den Scheidebrief geschickt hatte, hauptsächlich der Erziehung der Kinder des Antonius, sowohl der eigenen wie derer von Fulvia und Kleopatra, und starb 11 v. Chr.

2) Gemahlin des Kaisers Nero, Tochter des Kaisers Claudius und der Messalina, Schwester des Britannicus, ward von ihrem Gemahl auf Betrieb der Poppäa Sabina 62 n. Chr. verstoßen und nach Kampanien verwiesen, zwar infolge des lauten Unwillens des Volks zurückgerufen, dann aber des Ehebruchs beschuldigt und auf die Insel Pandataria verbannt, wo ihr die Adern geöffnet wurden.

Octavĭanus, s. Augustus.

Octavĭus, Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das aus dem volskischen Veliträ in Latium stammte. Seine namhaftesten Glieder sind:

1) Gnäus, zeichnete sich vorzüglich im Kriege gegen Perseus aus, in welchem er als Prätor 168 v. Chr. das Kommando über die Flotte führte und in Samothrake den bei Pydna geschlagenen Perseus gefangen nahm. Er erlangte dadurch 167 einen Triumph und erhielt 165 das Konsulat. 162 ging er als Gesandter nach Syrien, ward aber zu Laodikea ermordet. Sein jüngerer Sohn, Marcus O., war 133 mit Tiberius Sempronius Gracchus Volkstribun, leistete diesem bei der Abstimmung über das Ackergesetz unbeugsamen Widerstand und ward deshalb abgesetzt.

2) Gnäus, Enkel des vorigen, gelangte durch Sulla's Einfluß 87 v. Chr. mit Cornelius Cinna zum Konsulat, stellte sich, als sein Kollege durch volksthümliche Gesetze Unruhen erregte, an die Spitze der Senatspartei und vertrieb denselben aus der Stadt, wurde aber, nachdem Cinna an der Spitze eines Heers zurückgekehrt war und sich der Herrschaft bemächtigt hatte, nebst vielen seiner Parteigenossen getödtet. Sein Bruder Marcus O. ist hauptsächlich durch die Lex Octavia, durch welche er als Tribun das Getreidegesetz des C. Gracchus ermäßigte, bekannt geworden. Sein Sohn Lucius O. war Konsul 75 und vorher (schon vor Verres) Statthalter in Sicilien.

3) Marcus, kurulischer Aedil 50 v. Chr., war in dem Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar einer der Flottenführer des erstern, siegte 49 an der illyrischen Küste über P. Dolabella und zwang den C. Antonius, sich ihm zu ergeben, erlitt aber bei der fruchtlosen Belagerung von Salonä große Verluste und nahm nach der Schlacht bei Pharsalos an dem afrikanischen Krieg theil. Er ist wahrscheinlich auch derselbe Marcus O., welcher 31 in der Schlacht bei Actium das Mitteltreffen der Flotte des Antonius befehligte.

4) Gajus, dem jüngern Zweig des Geschlechts angehörend, erhielt 61 v. Chr., nachdem er vorher Aedil gewesen, die Prätur und verwaltete 60 und 59 mit dem Titel eines Prokonsuls die Provinz Makedonien. Auf dem Weg dahin vernichtete er bei Thurii die noch übrig gebliebenen Haufen von Catilina's und Spartacus' Heeren und führte während seiner Statthalterschaft einen glücklichen Krieg gegen die Bessier, ein im Hämos wohnendes thrakisches Volk. Kurz nach seiner Rückkehr aus der Provinz starb er 58 in Nola. Er war in zweiter Ehe mit Atia, der Tochter des plebejischen M. Atius Balbus und der Julia, Cäsars Schwester, vermählt, welche ihm einen Sohn, Gajus O., den spätern Kaiser Augustus (s. d.), und eine Tochter, Octavia (s. d. 1), gebar.

Octidi (franz.), »der achte Tag« der Dekade im franz. Revolutionskalender.

Octidŭum (lat.), eine Zeit von acht Tagen.

Octopŏda, ſ. Kopffüßer.

Oculi (lat.), der dritte Faſtenſonntag, benannt nach dem Eingang der in der kathol. Kirche an ihm gewöhnlichen Meſſe: »Oculi mei semper ad dominum etc.« (Pſ. 25, 15).

Ocўmum *L.*, Pflanzengattung, ſ. Ocimum.

Ozakow, Stadt, ſ. Otſchakow.

Od, eine eigenthümliche, zwiſchen Elektricität, Magnetismus, Wärme und Licht ſtehende Kraft, welche der Freiherr Karl von Reichenbach entdeckt haben will. Das Od ſoll nach ihm eine eigene Gruppe ſinnlich wahrnehmbarer Vorgänge veranlaſſen, für die wir bis jetzt weder ein Maß, noch ein Reagens haben als den menſchlichen Nerv und auch dieſen nur unter den eigenthümlichen Umſtänden der ſenſitiven Reizbarkeit. Das O. ſoll von dieſen ſogen. Senſitiven durch das Allgemeingefühl, durch die Zunge und durch das Auge empfunden werden, und zwar in polariſcher Verſchiedenheit als angenehm kühle oder widrig warme Empfindung (reſp. Geſchmack), je nachdem es dem einen oder andern Pol von Magneten, Kryſtallen, organiſchen Weſen ꝛc. entſtrömte. Alle Ab- und Zuneigungen gegen gewiſſe Perſonen, Gegenſtände, Farben ꝛc. erklärt Reichenbach durch das Od, das als lodernde Flamme oder Lichterſcheinung auftreten ſoll an den Polen eines Magnets oder Elektromagnets, an den Polen der Kryſtalle, in dem chemiſchen Proceß durch alle ſeine Stufen, ſo daß z. B. infolge der Verweſung der Leichname auf den Gottesäckern im Sonnen- und Mondenlicht leuchtende Geſtalten auf den friſchen Gräbern erſcheinen ꝛc. Doch können alle dieſe Wirkungen nur von »ſenſitiven« Perſonen empfunden werden, unter denen ſich jedoch namhafte Naturforſcher, wie die Botaniker Unger und Endlicher, befanden, wie denn auch Liebig und Berzelius urſprünglich von der Exiſtenz der neuen Naturkraft überzeugt waren. Reichenbach hat die von ſolchen Perſonen auf ſein Befragen gemachten Angaben hierüber zuſammengeſtellt in der Schrift: »Phyſikaliſch-phyſiologiſche Unterſuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektricität ꝛc. in ihrer Beziehung zur Lebenskraft« (2. Aufl., Braunſchw. 1849, 2 Bde.) und kürzer in den »Odiſch-magnetiſchen Briefen« (Stuttg. 1852). Die meiſten Phyſiker von Fach haben einer ſolchen Naturkraft die Exiſtenz abgeſprochen, während einige Phyſiologen und Aerzte ſich durch fortgeſetzte Verſuche von der Realität einiger hierher gehörigen Erſcheinungen überzeugt haben wollen. Vgl. Louis Büchner, Das Od (Darmſt. 1854); Th. Fechner, Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers (Leipz. 1876). Die Parteigänger des thieriſchen Magnetismus (ſ. Magnetiſche Kuren) halten das Od mit demſelben für identiſch.

Oda-baſchi (türk., »Zimmeraufſeher«), Intendant türkiſcher Gaſthäuſer oder Karawanſeraien; unter den Janitſcharen früher einflußreicher Officiersrang.

Odal (ſchwed., norweg. Odel), ein uraltes nordiſches Wort mit der Bedeutung von Beſitz, worauf kein anderer Anſpruch machen kann, abgeleitet von »Od« (Gut) und »all« (voll); wird ausſchließlich vom Landbeſitz angewendet und bildet einen Gegenſatz zu verliehenen und verpfändeten Gütern. Daher heißen in Schweden die freien Bauern noch jetzt Odalmänner, Odalbauern. Nach Grimm hängt damit unſer »Edel«, urſprünglich ſ. v. w. »ererbtes Gut«, zuſammen.

Odaliske (v. türk. Odalik), eigentlich ſ. v. w. »Stubenmädchen«. Die Zahl der Odalisken variirt je nach Anſehen und Reichthum des betreffenden Harems; ſie ſind ſpeciell das Eigenthum der Frauen, und die europäiſche Auslegung dieſes Worts als »Beiſchläferin« iſt entſchieden falſch. Von dem Stande der O. pflegt die für Geld angeworbene Dienerin des Harems zum Grad einer Chalaik ꝛc. zu avanciren, und als ſolche pflegt ſie oft die geſetzliche Frau eines freien Mannes zu werden.

Odd Fellows (ſpr. -fellos, Independent Order of O. F., der unabhängige Orden der »ſonderbaren Geſellen« oder »närriſchen Käuze«) iſt der Name einer nach dem Muſter des Freimaurerbunds in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Liverpool und Mancheſter entſtandenen veredelten Unterſtützungsgeſellſchaft, eines philanthropiſchen Inſtituts mit dem Motto: »Freundſchaft, Liebe, Treue« und mit fünf Graden. Der Name dieſer weit verzweigten und über großartige Mittel verfügenden Verbindung ſchreibt ſich von den ehemaligen Vermummungen bei der Aufnahme her. Seine Organiſation verdankt der Orden (1814) dem Amerikaner Thomas Wildey, dem Vater der amerikaniſchen O. F. Von da ab wurde ſeine Form weiter ausgebildet. Die Logen der O. F. ſtehen unter Großlogen, und der Vorſitzende der letzteren führt den Namen Groß-Sire. Unterſtützung dürftiger Genoſſen, Wittwen und Waiſen, Krankenpflege und ſittliche Ausbildung ſind Zweck der Verbindung. Nach Deutſchland wurde der Orden der O. F. durch die Amerikaner Morſe und Wollheim nach 1870 verpflanzt, und es beſteht jetzt eine deutſche Großloge in Berlin mit 56 deutſchen und 2 Schweizer Logen. Es erſcheinen ein »Adreßbuch der O. F.« (Berl.) und zwei Zeitſchriften: »Herz und Hand. Officielles Organ ꝛc.«, redigirt von A. Lippſchitz in Berlin, und »Der Oddfellow« (E. Grimm in Leipzig). Die Zahl der Mitglieder in Deutſchland beträgt 3000, diejenige ſämmtlicher Mitglieder einige Millionen. In Großbritannien allein gibt es gegen 4000 Logen mit 800,000 Mitgliedern. O. F. haben in Freimaurerlogen keinen Zutritt, aber bei Wohlthätigkeitsakten wirken die Logen jener und dieſer vielfach zuſammen.

Ode (griech.), diejenige Form der lyriſchen Poeſie (ſ. Lyrik), welche der Ausdruck einer durch (religiöſe oder weltliche) Ideen hervorgerufenen ekſtatiſchen Gemüthsſtimmung iſt. Durch die ekſtatiſche Natur der dargeſtellten Gemüthsſtimmung unterſcheidet ſich die O. von der kontemplativen (Hymnus, philoſophiſches Lehrgedicht), durch den Umſtand, daß dieſelbe durch Ideen verurſacht iſt, von der dithyrambiſchen Lyrik, welche der Ausdruck einer durch ſinnlichen Rauſch (Weinrauſch: Dithyrambus; Liebesrauſch: »Rhapſodie der Leidenſchaft«) hervorgerufenen Gemüthsbewegung iſt. Der Charakter der O. iſt daher ſtets ein erhabener, gleichviel ob die begeiſternden Ideen religiöſe (geiſtliche O.) oder weltliche (weltliche O.) ſind; ihre Einheit (wie jedes lyriſchen Gedichts) die der Gemüthsſtimmung und daher weder an die zeitliche Auf- noch an die logiſche Auseinanderfolge ihrer Gedanken gebunden (lyriſche Sprünge); ihre Phantaſie großartig und ſchwungvoll; die dichteriſche Individualität durch des Dichters ſelbſtvergeſſene Hingabe an die ſein Gemüth bewegenden Ideen geläutert und verklärt; die rhythmiſche Wiederkehr der durch das Uebermaß der Verzückung unvermeidlichen Pauſen des Affekts durch ſtrophiſche Gliederung verſinnlicht. Die O. findet ſich als geiſtliche O. am früheſten bei den Hebräern (Pſalmen Davids), als weltliche bei den Griechen (Pindars olympiſche Oden) und Römern

(Horaz). Das christliche Alterthum erhebt sich in den Clementinischen Hymnen, das Mittelalter unter dem bezeichnenden Einfluß des Franz von Assisi, Jacopone von Todi (»Stabat mater«), Thomas von Celano (»Dies irae«) und Thomas von Aquino (»Lauda Sion«) zum geistlichen Odenschwung. In Italien kam die O. im 16. Jahrh. in Aufnahme (Bernardo Tasso, Luigi Alamanni); aber erst Gabriello Chiabrera (gest. 1637) schuf bedeutende Dichtungen dieser Art. Unter den späteren italienischen Poeten haben sich besonders Vincenzo da Filicaja, Vittorio Alfieri und Alessandro Manzoni (»Il cinque Maggio«) als Odendichter ausgezeichnet. Die Literaturgeschichte der Spanier erkennt Ponce de Leon (gest. 1591), Fernando de Herrera und unter den Neueren Juan Baptista de Arriaza (»Cantos patrioticos«) den Preis zu. Von den älteren Franzosen genießt den ausgezeichnetsten Ruhm als Odendichter der frostige Jean Baptiste Rousseau, von den neueren A. Chénier, Victor Hugo, A. de Musset (»Dieu«), Lamartine u. a. In England errangen Abraham Cowley, John Dryden (»Alexander's feast, or the power of music«) und Alex. Pope den größten Beifall. Unter den Slawen haben die Russen Derschawin, Puschkin und Lermontow Oden gedichtet. In Deutschland ist die O. durch den »deutschen Pindar« Klopstock und den »deutschen Horaz« Ramler sowie deren Nachahmer: Gärtner, J. A. Cramer, J. A. Ebert, Uz, Klamer-Schmidt, J. H. Voß, Hölty, die Brüder Stolberg, Denis, Gleim, Schubert u. a. gepflegt, durch den Geistesverwandten der Griechen, Hölderlin, in antikem Geiste, durch das klassische Sprachtalent Aug. v. Platens in antiker Form ausgebildet, letztere neuestens durch Minckwitz, A. Kopisch, A. Möser u. a. mehr oder minder glücklich nachgeahmt worden.

Odelsthing, die zweite, aus Grundbesitzern bestehende Abtheilung des norwegischen Storthings; s. Norwegen, S. 127.

Odenkirchen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Gladbach, an der Niers und der Bahnlinie Gladbach-Stolberg, mit evangelischer und kathol. Kirche, Baumwollspinnerei nebst Weberei, Seidenweberei, Zeugdruckerei, Färberei, Gerberei, Dampfmahlmühlen und (1875) 7848 Einw.

Odense, dän. Amt, den nordwestlichen Theil der Insel Fünen nebst mehreren kleineren Inseln (Romsö, Abelö, Fänö ꝛc.) umfassend. 1765 QKilom. (32 QM.) groß mit (1870) 122,158 Einw. Die Hauptstadt O., an der Odense- Aa und dem Odensekanal, mit (1870) 16,970 Einw., hat 4 Kirchen (darunter die St. Knudskirche, ein gothischer Backsteinbau aus dem 13. Jahrh., mit Krypta und mehreren Königsgräbern), eine Kathedralschule, Stiftsbibliothek, ein Fräuleinstift, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Schloß und ist Sitz des Stiftsamtmanns und des Bischofs für Fünen. An industriellen Etablissements befinden sich daselbst mehrere Brauereien, Branntweinbrennereien, Chokoladen-, Tabak- und Cigarren-, Malerfarben- und Zeugfabriken, Gerbereien, Eisengießereien und Maschinenfabriken ꝛc. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide. O. ist eine sehr alte Stadt; das dortige Bisthum wurde bereits vor 988 vom König Harald Blauzahn gestiftet. Der 1527 zu O. gehaltene Reichstag gewährte den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken in Dänemark; auf einem andern (1539) ward die dänische Kirchenordnung festgestellt. Die Stadt ist Geburtsort des Dichters H. C. Andersen. — Die Odense-Aa entspringt im südlichen Fünen, fließt gegen W., darauf gegen NW. und N., nimmt den Abfluß des Arreskovsees auf und fällt nach 60 Kilom. langem Lauf in den Odensekanal (gegraben 1796—1804). Der Odensefjord schneidet vom Kattegat aus durch die schmale Mündung Midsund 15 Kilom. in das nördliche Fünen ein, ist inselreich und hat bei Klintebjerg einen 4,5 Meter tiefen Winterhafen, vor welchem die kleine Insel Vikelsö liegt.

Odensholm, Insel am Eingang zum Finnischen Meerbusen, zur russ. Provinz Estland gehörig. Auf derselben befinden sich ein schwedisches Kirchdorf und ein Leuchtthurm. Bemerkenswerth ist, daß, während das der offenen See zugekehrte steinige Ufer immer mehr von den Wellen unterwaschen wird, das landeinwärts gelegene Land in den letzten 130 Jahren durch Sandanhäufungen über 1 Kilom. angewachsen ist.

Odenwald (althochd. odowalt, »öder Wald«), das mittlere der drei Glieder des östlichen oberrheinischen Gebirgssystems, welches vom Schwarzwald durch die Einsenkung des Kraichgaues getrennt wird, während die Mainebene es vom nordöstlich gelegenen dritten Gliede, dem Spessart, und weiterhin vom Vogelsberg und Taunus scheidet. Steil, mit malerischen, aber gerundeten, bewaldeten Kuppen und in ziemlich gerader Linie fällt das Gebirge im W. zur Rheinebene ab. Ostwärts geht es dagegen ohne bestimmte Grenzen in das Plateau des Baulandes über; dort kann man als Grenze eine Linie von Miltenberg bis Mosbach gelten lassen oder besser noch die Grenze des östlich gelegenen Kalksteinplateau's gegen den westlichen Bunten Sandstein, von Mosbach ungefähr über Tauberbischofsheim verlaufend. Das Neckarthal von Heidelberg aufwärts trennt sein südlichstes Ende vom Hauptkörper ab. Der O. ist ein niedriges Gebirge, welches über einer ca. 100 Meter hohen Basis sich nur selten zu mehr als 500 M. Meereshöhe erhebt. Der höchste Gipfel ist der durch seinen Nephelinfels bekannte Winterbach oder Katzenbuckel, nordöstlich bei Eberbach, mit 628 M. Höhe. Außerdem ragen über das oben angegebene Niveau noch der Seidenbuch (598 M.), die Neunkirchener Höhe (591 M.), der Krähberg bei Beerfelden (544 M.) und der Melibokus oder Malchen, nach NW. zu gelegen (520 M.), empor. Der Otzberg, eine der nördlichsten Höhen, erhebt sich mit nur 383 M. über das hier stark abfallende Gebirge. Auch der Charakter des Odenwalds wechselt in seinen verschiedenen Theilen und zwar im wesentlichen nach seiner geognostischen Zusammensetzung. Der viel gegliederte Westen besteht aus krystallinischen Schiefer- und Massengesteinen, namentlich Gneis nebst Granitgneis, auch Granulit, in Wechsellagerung mit Grünschiefern, Hornblende- und dioritischen Schiefern (besonders Glimmerdiorit), worin sich untergeordnet Graphitschiefer in einem zwischen Neunkirchen und Lindenfels liegenden Zug einlagern, ebenso ein durch Mineralführung interessanter Marmorzug zwischen Auerbach und Fürth, während die massigen Syenit- und Graniteinlagerungen zum Theil eine größere Ausdehnung gewinnen. Infolge späterer Entblößung treten dieselben oft in Kuppen über die Schiefer hervor, auf ihren Höhen mit Felsmeeren loser Blöcke bedeckt, von denen das ausgezeichnetste das des Felsbergs (s. d. 2) ist. Die Einförmigkeit des Gneiszugs wird ferner durch Kuppen quarzführenden Porphyrs unterbrochen. Auch Minette (Glimmerporphyr) findet sich im krystallinischen Gebiete des Odenwalds, in welchem auch basaltische Durchbrüche vorkommen. Die niedrige Fortsetzung

des Odenwalds nördlich von Darmſtadt beſteht aus faſt horizontal gelagertem Todtliegenden, die ganze Oſthälfte und der Süden zu beiden Seiten des Neckars aus Buntem Sandſtein, unter welchem bei Heidelberg noch einmal Gänge groß- und kleinkörnigen Granits hervortreten. Untergeordnet tritt Zechſteindolomit an der Weſtgrenze unter dem Bunten Sandſtein hervor und erreicht über dem Granit in der Nähe des Wolfsbrunnens bei Heidelberg den ſüdlichſten Punkt ſeiner Verbreitung. Ein Muſchelkalkreſt lagert noch bei Michelſtadt. Von eruptiven Geſteinen finden ſich in den letztgenannten Gebieten Palatinite im Gebiete des Todtliegenden, Baſalte und Trachyte ebenda und im Bunten Sandſtein, am Katzenbuckel der ſeltene Nephelinit oder Nephelindolerit. Im Innern des Gebirges lagert überall in den Thaltiefen Löß; den Fuß umgürten tertiäre und verſchiedenartige Diluvial- und Alluvialablagerungen, deren ödeſte und unfruchtbarſte, die Sandmaſſen der Ebene zwiſchen Seligenſtadt und Neu-Iſenburg, in ſchärfſtem Kontraſt zu der übrigen fruchtbaren Main- und Rheinniederung ſtehen. Das kuppen- und ſchluchtenreiche kryſtalliniſche Gebirge iſt bis auf ſeine Höhen quellenreich und voll munterer Bergbäche; Wald, vorzugsweiſe Laubwald, Rothbuchen mit Eichen und Weißbuchen, hier und da mit Nußbäumen und ſelbſt einzelnen Kaſtanienbäumen gemiſcht, aber auch Kiefernbeſtände wechſeln mit Feldern und Wieſen parkähnlich ab. Die breiten Rücken des Sandſteingebirges dagegen ſind trocken, aber ebenfalls bewaldet, meiſt mit Kiefern-, ſeltener Laub- und dann meiſt Eichenhackwald. Reiche Quellen treten in den Thälern hervor, auf deren Sohle und unteres Gehänge ſich der Anbau beſchränkt. Lang ſtrecken ſich durch ſie volkreiche Ortſchaften hin. Das Gebiet des Todtliegenden iſt vorherrſchend Waldland. Am meiſten von der Natur begünſtigt iſt der Fuß des Gebirges längs der Bergſtraße (ſ. d.); hier erreicht der Wald ſeine höchſte Tracht, hier geben die Obſt- und Nußbäume, der Weinſtock, der aber auch im Innern des weſtlichen Odenwalds gedeiht, ihren höchſten Ertrag, und die Kaſtanie wird hier ſchon mit gutem Erfolg gepflanzt. Die Bevölkerung iſt bei Berückſichtigung der ausgedehnten Waldſtrecken eine verhältnismäßig dichte. Ein gut unterhaltenes Straßennetz vermittelt den Verkehr im Innern und führt zu den Eiſenbahnen, welche jetzt bereits das ganze Gebiet des Odenwalds umziehen und ſeine nördlichen und öſtlichen Ausläufer durchſchneiden. Von den größeren Flüſſen bildet ſüdlich der Neckar ein von O. nach W. gerichtetes Querthal, der Main ein gewundenes bei Miltenberg und etwas aufwärts; Querthäler des Odenwalds ſind auch die der Weſchnitz und Lauter, welche ſich weſtwärts über die Bergſtraße hin dem Rhein zuwenden. Alle übrigen Thäler ſind, da ſie ſüdwärts dem Neckar oder nordwärts dem Main zu gerichtet ſind, Längenthäler, z. B. das des Itterbachs, des Gammelbachs, des Finkenbachs, des Larbachs (Uſenthal), das Steinachthal, das Thal der Mudau, das der Mümling und der Gerſprenz. Der kryſtalliniſche Weſten iſt reich an maleriſchen Schönheiten; dort ſind Hauptausſichtspunkte: der oben genannte Melibokus über Zwingenberg, der Königsſtuhl über Heidelberg, Auerbach mit ſeiner Burgruine, der Frankenſtein und mehrere Anhöhen in der Umgegend Heidelbergs. Pittoreske Thäler ſind das Birkenauer und Gernsheimer Thal, beſonders aber das viel gewundene Querthal des Neckar im Sandſteingebiet zwiſchen Neckargerach und Heidelberg mit ſeinen ſchroffen, burgenreichen Bergen. Das Gebiet des Odenwalds gehört zum größten Theil zu Heſſen, der Süden zu Baden, der äußerſte Oſten zu Bayern und Baden. S. Karte »Heſſen«. Vgl. Hensler, Führer durch den O. (Frankf. 1873).

Odēon (griech.), ſ. v. w. Odeum.

Oder (lat. Viadrus, neulat. Odagra, ſlaw. Vjodr und Odra), einer der Hauptſtröme Deutſchlands, entſpringt in Mähren auf dem Odergebirge, einem ſüdlichen Ausläufer der Sudeten (ſ. d.), 20 Kilom. oſtnordöſtlich von Olmütz, 627 Meter ü. M., aus einem Sumpf des Liſelbergs. Bald durch andere Bäche verſtärkt, tritt ſie im ſüdöſtlichen Lauf in das öſterreichiſch-ſchleſiſche Fürſtenthum Troppau ein, geht dann wieder nach Mähren über und wendet ſich mit dem Eintritt in die Lücke Prerau-Oderberg, welche die Sudeten von den Karpathen ſcheidet, nach NO. Nachdem ſie links die Oppa empfangen hat, macht ſie die Grenze zwiſchen Schleſien und Mähren und nach Aufnahme der Oſtrawiza die Grenze zwiſchen dem preußiſchen und öſterreichiſchen Schleſien und geht, nachdem ſie die Olſa oder Elſa aufgenommen, in nördlichem Lauf unterhalb des Städtchens Oderberg ganz in den preußiſchen Staat über, den ſie nun in ſeiner größten Breite (die Provinzen Schleſien, Brandenburg und Pommern) auf eine Strecke von 770 Kilom. durchfließt. Ihr Lauf hat anfangs, mit bedeutenden Krümmungen nach W., nordweſtliche, dann etwa von Frankfurt an, ebenfalls mit Abbiegungen, nördliche Hauptrichtung. Bei Ratibor in Schleſien wird ſie für kleine, bei Oppeln für größere Kähne fahrbar; bei Breslau, wo ſie eine Breite von 176 Meter hat, trägt ſie Fahrzeuge von 200 Tonnen Ladungsfähigkeit. Nachdem ſie in die Provinz Brandenburg eingetreten, bildet ſie zahlreiche Inſeln. Im Regierungsbezirk Potsdam iſt ſie durch den 69,5 Kilom. langen Finowkanal mit der Havel und einige Meilen oberhalb Frankfurt durch den 24 Kilom. langen Friedrich-Wilhelms- oder Müllroſer Kanal mit der Spree verbunden. Zwiſchen Göritz und Reitwein tritt die O. in das Oderbruch, das ſich bis Oderberg ausdehnt, 56 Kilom. lang, 12—30 Kilom. breit, außerordentlich fruchtbar iſt und im obern und mittlern Theil vorwiegend Ackerland, im untern dagegen größtentheils vortreffliche Wieſen umſchließt. (Vgl. Chriſtiani, Das Oderbruch, 2. Aufl., Freienw. 1872; Hilliges, Der Oderbruch, Wriezen 1874.) In dem nördlichen Theil desſelben machte ehemals die O. eine große Krümmung, die aber durch den 1747—53 angelegten Oderkanal oder die Neue O. beſeitigt ward, indem dadurch nach und nach der Alten O. das Waſſer gänzlich entzogen wurde, ſo daß dieſe 1832 bei Güſtebieſe vollſtändig abgedämmt werden konnte. Gleichzeitig erfolgte mit der Anlage der Neuen O. die Entwäſſerung des Oderbruchs. Gegenwärtig ſammelt die Alte O. die Gewäſſer aus den Abzugsgräben des Oderbruchs ſowie aus einer Reihe von Bächen von der Platte von Barnim, welche, mit dem Finowkanal vereinigt, bei Hohenſathen der Neuen O. zugeführt werden. Unmittelbar darauf beginnt die O. den Durchbruch durch den norddeutſchen Landrücken und tritt unterhalb Schwedt in die Provinz Pommern ein, welche ſie in Vor- und Hinterpommern ſcheidet; oberhalb Garz theilt ſie ſich in zwei Hauptarme, von welchen der öſtliche unter dem Namen der Großen Reglitz oder des Zollſtroms ſich nach Greifenhagen wendet und zwiſchen Stettin und Damm in den Damm'ſchen See fließt, während der weſtliche Arm den Namen O. beibehält und auf ſeinem Lauf nach

Stettin durch mehrere kleinere Arme mit der Großen Reglitz in Verbindung steht. Ein oberhalb Stettin aus der eigentlichen O. abgehender Arm heißt die Kleine Reglitz, welche sowie andere kleinere Arme oder Ausflüsse der O., die Parnitz, der Dunsch (Dunoch) und der Schwanteſtrom, in den Dammſchen See ſich ergießen. Der Abfluß des letztern, der Damanſch, in welchen die Ihna mündet, vereinigt ſich wieder mit dem Hauptſtrom; dieſer geht alsdann, dreifach getheilt, die Jaſenitz'ſche Fahrt links, die Große Strewe in der Mitte und die Kleine Strewe rechts, in das Papen- oder Pfaffenwaſſer, darauf in das Stettiner oder Pommerſche Haff, welches durch die Inſeln Wollin und Uſedom von der Oſtſee getrennt iſt, mit derſelben aber wieder durch drei ſtarke ausfließende Ströme, Dievenow, Swine und Peene, welche die Inſeln Uſedom und Wollin bilden, in Verbindung ſteht. Das Flußgebiet der O. umfaßt 132,000 QKilom. (2400 QM.), wird durch die Sudeten vom Donau- und Elbegebiet getrennt und in das obere, mittlere und untere getheilt. Ihr Lauf beträgt 900 Kilom. Die Nebenflüſſe der O. ſind rechts: außer den ſchon genannten Flüſſen Oſtrawiza und Olſa die Ruda, Birawka, Klodnitz, Malapane, Brinitze, Stober, Weida, Bartſch, die Warthe (der bedeutendſte Nebenfluß, mit der Netze), die Miezel, Schlibbe, Rörike, Thue, Plöne und Ihna; links: außer der ſchon genannten Oppa die Zinna, Hotzenplotz (Oſſa), Glatzer Neiße, Ohlau, Lohe, Weiſtritz, Katzbach, der Bober mit dem Queis, die Lauſitzer Neiße, Finow und Welſe. Von den Städten, welche an der O. liegen, ſind die bemerkenswertheſten im Oeſterreichiſchen: Odrau; in Schleſien: Ratibor, Koſel, Oppeln, Brieg, Ohlau, Breslau, Steinau, Großglogau, Beuthen und Neuſalz; in Brandenburg: Kroſſen, Frankfurt, Küſtrin und Schwedt; in Pommern: Garz, Greifenhagen und Stettin. Der Strom wird auf ſeinem Lauf zuerſt bei ſeinem Eintritt in das preußiſche Gebiet auf beiden Ufern von ſanften Höhen begleitet, die meiſt ſehr waldig ſind. Auf ſeinem übrigen Laufe fließt er größerntheils zwiſchen flachen, zum Theil ſumpfigen Ufern, und nur ſtellenweiſe treten Höhen an ihn heran, wie z. B. in der Gegend von Krappitz, wo ſich der Annaberg erhebt, bei Kroſſen, wo einige mit Wein bebaute Hügel ſich dem Ufer nahen, weiter unten, wo zahlreiche Sandhügelreihen den Strom bis Frankfurt begleiten, und endlich zwiſchen Hohenfathen und Stettin im Durchbruch durch den norddeutſchen Landrücken. Die Tiefe der O. iſt im ganzen gering und beträgt bei niedrigem Waſſerſtand oberhalb Glogau nur 0,9, von Glogau bis Schwedt 1 Meter, die Breite bei Ratibor über 30, bei Oppeln 78, bei Brieg 132, bei Breslau 176 und im Oderbruch 250 Meter. Das Gefälle des Stroms iſt bedeutend, beſonders in Schleſien, wo es oberhalb Brieg auf 7,5 Kilom. (1 Meile) mehr als 3, unterhalb bis zur brandenburgiſchen Grenze 2—3 Meter beträgt; bei Schwedt liegt der Waſſerſpiegel der O. nur noch 0,2 Meter ü. M. Das ſtarke Gefälle und der Umſtand, daß dem Strome mehrere reißende Gebirgsflüſſe zufließen, welche ihm beim Abgang des Schnees im Gebirge oder bei ſtarkem Regen bedeutende Waſſermaſſen öfters plötzlich zuführen und dadurch große Anſchwellungen und gefährliche Ueberſchwemmungen veranlaſſen, bewirken, daß derſelbe nur mit bedeutendem Koſtenaufwand als ein ſchiffbarer Hauptſtrom erhalten werden kann; trotzdem ruht im Hochſommer die Schifffahrt wegen Waſſermangels oft eine Zeitlang. Die Fiſcherei iſt an der O. bedeutend, namentlich in der Gegend von Stettin. Von Stettin hinab kann der Strom von Seeſchiffen befahren werden. Der Haupthafen desſelben, der zugleich der Handelshafen für Stettin iſt, befindet ſich bei Swinemünde auf der Inſel Uſedom. Auf der O. werden vorzüglich Steinkohlen, Getreide, Holz, Steine ꝛc. verſchifft. Die Brücken ſind zahlreich; von den ehemaligen Oderfeſtungen aber ſind nur noch Glogau und Küſtrin erhalten. Vgl. Becker, Zur Kenntnis der O. und ihres Flächengebiets (Bresl. 1868); »Die deutſchen Waſſerſtraßen« (in der »Statiſtik des Deutſchen Reichs«, Berl. 1874).

Oderberg, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, an der Alten Oder und der Bahnlinie Angermünde-Frankfurt a. O., mit Gerichtskommiſſion, mehreren Dampfſchneidemühlen und Ziegeleien, Bierbrauerei, Cigarrenfabrikation, Schifffahrt, Fiſcherei, bedeutender Holzniederlage und (1875) 3940 Einw. — 2) (ſlaw. Bogumin) Stadt in Oeſterreichiſch-Schleſien, Bezirkshauptmannſchaft Freiſtadt, an der Oder und an der preußiſchen Grenze, wichtige Station der Ferdinands-Nordbahn, von welcher hier die Linie Ratibor-Oppeln und die Eiſenbahn durch den Jablunkapaß nach Kaſchau abzweigen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1869) 1333 Einw.

Odergebirge, Zweig der Sudeten (ſ. d.).

Oderint dum metuant (lat.), »mögen ſie (mich) haſſen, wenn ſie (mich) nur fürchten«, angeblich Wahlſpruch des Kaiſers Caligula.

Odermennig, Pflanzengattung, ſ. Agrimonia.

Oderuheim, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, an der Glan, hat Wein- und Tabakbau und (1875) 1283 Einw. Dabei die umfangreichen Ruinen des um 675 vom iriſchen Biſchof Diſibod geſtifteten und 1768 ſäkulariſirten Benediktinerkloſters Diſibodenberg.

Oderwitz, Fabrikdorf in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Bautzen (Oberlauſitz), an der Löbau-Zittauer Eiſenbahn, hat 2 Pfarrkirchen, ſtarke Leinweberei, Bleichen, Kinderwagenfabrikation, Sägemühlen ꝛc. und beſteht aus drei Gemeinden: Oberoderwitz, in der Amtshauptmannſchaft Löbau, mit (1875) 3711 Einw., und Mittel- und Niederoderwitz, in der Amtshauptmannſchaft Zittau, mit 905 und 2721 Einw.

Oderzo, Diſtriktshauptſtadt in der ital. Provinz Treviſo, am Monticano, mit Reſten eines Schloſſes aus der Zeit der Ezzeline, techniſcher Schule, Fabriken für Hüte u. Roſoglio, Weinhandel u. (1871) 3874 Einw.

Odeſſa, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Cherſon, wichtigſter Hafen- und Handelsplatz des Schwarzen Meers, liegt 40 Kilom. nördlich von der Mündung des Dnjeſtrlimans und breitet ſich an der Südweſtſeite der Bai von O. aus, auf einer nach W. zu unmittelbar in die kahle Steppe übergehenden Hochfläche, die, mehrfach von tiefen Waſſerrinnen (Balki) durchſchnitten, im Bereich der Stadt und ſüdlich von ihr ſteil zum Meer abfällt. O. beſteht aus der innern Stadt, den Vorſtädten Pereſſyp, Nowaja Sſlobodka, Moldawanka und den außerhalb des ehemaligen Freihafengebiets gelegenen Vororten Mühlenviertel und Woronzowka. Außerdem umſchließt die Bannmeile der Stadt 13 dorfartige Wohnplätze, welche einen beſondern Stadttheil bilden. O. enthält gegenwärtig 206 Straßen, 22 freie Plätze, einen öffentlichen Garten und (1875) 183,000 Einw. (darunter 10,939 Mann Militär), ſo daß O. der Seelenzahl nach die dritte Stadt des Reichs bildet.

Außer Russen finden sich unter der Bevölkerung Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer, Griechen, Armauten, Rumänier, Ruthenen, Serben, Bulgaren, Polen, Tschechen, Armenier, Tataren, Juden und Karaïten. O. ist Sitz des Erzbischofs von Cherson und O., eines Stadtgouverneurs (Gradonatschalnik), des Gerichtshofs für Südrußland, eines Kreis- und eines Handelsgerichts sowie anderer Gerichtsbehörden, einer Censurbehörde, eines Zoll- und eines Acciseamts, eines Steuerkontrollamts, eines Hafenkapitäns, einer Militärkommandantur und anderer Militärbehörden, der Konsuln sämmtlicher Handelsstaaten Europa's und Amerika's und einer Telegraphenstation, die auch Annahmestelle der europäisch-indischen Telegraphenlinie ist.

Die Physiognomie von O. ist diejenige einer emporstrebenden See- und Handelsstadt, doch kann sie den Anstrich der Jugendlichkeit und des Unfertigen nicht verleugnen; dabei ist ein halb orientalisch-südlicher Zug nicht zu verkennen. Neben hohen, modernen Gebäuden mit glänzenden Läden niedrige, bunt bemalte Baracken mit weiten schmutzigen Höfen, die indeß mehr und mehr aus dem Centrum verschwinden; neben eleganten Equipagen die niedrige Droschke, der Ochsenwagen und die gebrechliche Povoska mit ihren struppigen Zwergpferden; neben den modischsten Trachten des Westens der Fes und die Fustanella des Griechen, die Schaffellmütze und der Filzmantel des Bulgaren, der fettglänzende Kaftan des polnischen Juden und der bunte Gürtelshawl der italienischen Matrosen: lauter Kontraste, die O. als einen Hauptberührungspunkt des Orients mit dem Occident kennzeichnen. O. zählt 28 orthodoxe Kirchen, außerdem eine katholische, eine evangelische, eine reformirte, eine englisch-presbyterianische und eine armenische Kirche, ein Bethaus der Raskolniken, 2 Klöster, 2 israelitische Hauptsynagogen nebst vielen Betsälen und eine karaïtische Synagoge. Sehenswerth sind: der 5000 Menschen fassende Sfobor (Kathedrale), 1802 gegründet, 1849 in jetziger Gestalt vollendet, mit schöner Kuppel und einer 364 metr. Ctr. schweren Glocke, dem Grabmal des Fürsten Woronzow sowie einer Anzahl schöner Altargemälde; die Troizkikirche mit dem Grabstein des 1826 von den Türken ermordeten Patriarchen von Konstantinopel, Gregor V., und die im Innern mit großer Pracht ausgestattete katholische Kirche mit dem Grab des Grafen Langeron. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben: die Börse mit schönem Saal und Säulenfaçade, 1834 vollendet; die Universität (1857 vollendet) mit Bibliothek (43,000 Bände), astronomischem Kabinet, chemischem Laboratorium, mineralogischer Sammlung (6883 Nummern), physikalisch-meteorologischem Kabinet, botanischer Sammlung (17,000 Nummern), zoologischem, technologischem und agronomischem Kabinet sowie einer Münzsammlung (2000 Nummern); das Stadtkrankenhaus; das sogen. Palais Royal mit hübschen Anlagen und Springbrunnen; das historische und Alterthumsmuseum mit zahlreichen Statuen, Geräthen, Waffen und anderen Antiquitäten, namentlich aus den hellenischen, genuesisch-venetianischen und mongolisch-tatarischen Epochen der südrussischen Küste; das Gebäude des Instituts der adligen Fräulein und die Sabanskikaserne. O. ist sehr regelmäßig angelegt, die meisten Straßen kreuzen sich rechtwinklig und sind von großer Breite und Länge; erstere beträgt durchweg 34 Meter, wovon $^2/_3$ auf die vielfach mit Baumreihen bepflanzten Trottoirs kommen. Die längste Straße, die Preobraschenskaja, mißt nahe an 3 Kilom.; eine große Anzahl ist nur wenig kürzer. Die Pflasterung sowie die Kanalisirung sind in neuester Zeit weit vorgeschritten. Seit 1873 wird auch O. durch großartige, von einer Londoner Aktiengesellschaft erbaute Wasserwerke am Ufer des Dnjestr bei Majaki (40 Kilom. westlich) mit gutem und reichlichem Wasser versorgt. Von Odessa's Straßen sind als die schönsten und als Mittelpunkte des Verkehrs zu nennen: die De Ribas-, die Katharinen-, die Griechische, die Richelieu-, die Italienische, die Chersoner, die Preobraschenskaja-, die Sophienstraße und der Primorski-Boulevard. Letzterer ist zugleich die besuchteste Promenade der Stadt; er führt am obern Rande der Seeküste entlang, wird nach der Stadtseite von einer asphaltirten Fahrstraße und stattlichen Bauten begrenzt und bildet bei der prachtvollen Aussicht, die er gewährt, vom Frühling bis in den Spätherbst hinein den Hauptvereinigungspunkt der fashionablen Welt Odessa's. Inmitten des Boulevards erhebt sich die Bildsäule des Herzogs von Richelieu (errichtet 1827); ihr gegenüber führt eine 200 Stufen zählende, 10 Meter breite Freitreppe zum Meer hinab. Im Winter tritt der Boulevard seinen Rang an die Straße De Ribas ab, wo sich dann ein förmlicher Korso entwickelt. Als Vergnügungsort ist auch der Gorodskoi Ssad (städtischer Garten) zu nennen und außerhalb der Stadt die kurzweg »Langeron« genannte Villa des Grafen Grocholski (Bellevue) am Meeresufer, die der reinen Seeluft, der malerischen Lage und der Bäder halber viel besucht wird. Weiter entfernt liegen am Meeresufer: Groß- und Kleinfontan (bei ersterem Ort der Odessaer Leuchtthurm mit elektrischem Licht, welches zwei mächtige Rotationsapparate mit Dampfbetrieb erzeugen); die deutschen Kolonien Großliebenthal, Lustdorf und Kleinliebenthal (mit Kaltwasserheilanstalt und Seebädern); endlich der Kujalnikliman (mit warmen und kalten Bädern, Sand- und Schlammbädern). Die schönsten freien Plätze der Stadt sind: der Ssoborplatz mit der Bildsäule des Fürsten Woronzow (errichtet 1863), der Katharinenplatz, der Alexanderprospekt, sämmtlich mit Anlagen und Springbrunnen geschmückt, sowie der Theaterplatz. Ferner sind noch die Strogonow- und die Sabanskibrücke bemerkenswerth, von welchen erstere über eine der erwähnten Wasserrinnen führt.

Für die Pflege des wissenschaftlichen Lebens sowie für Erziehung und Unterricht sorgen zahlreiche Anstalten, vor allen das frühere Lyceum Richelieu (gegründet 1817), seit 1865 kaiserliche neurussische Universität (mit drei Fakultäten: der historisch-philologischen, der physikalisch-mathematischen und der juristischen; die Gründung einer medicinischen steht in Aussicht; Zahl der Zuhörer 1875: 352). Ferner bestehen an öffentlichen Schulen: ein geistliches Seminar, 4 Gymnasien (darunter eins für Mädchen), 2 Progymnasien, eine Realschule, eine Kreisschule, 24 Volksschulen, die jüdische Kreisschule; dann an Privatanstalten: 2 Gymnasien, 4 Realschulen, 9 Pensionate für das weibliche Geschlecht, 22 jüdische Schulen, eine Talmud-Thora und 43 Chederb (jüdische Religionsschulen); außerdem 13 Pfarrschulen der verschiedenen nichtorthodoxen Bekenntnisse und eine griechische Unterrichtsanstalt. Von Fachschulen sind zu erwähnen: die Junker- (Unterofficier-) Schule, die Kommerzschule (seit 1862), die Zeichen- und die Musikschule der Gesellschaft der schönen Künste, die Musikschule der Gesellschaft der Musikfreunde und die Handwerkerschule der jüdischen Gesellschaft

»Trub«. O. besitzt mehrere Theater: seit dem Brande des städtischen (1873) nimmt das Russki (für russische Oper und Schauspiel) die erste Stelle ein, dann das Cirkustheater Suhr (auch Eremitage genannt, für russische und italienische Oper) und das Marientheater (für französische Operette). Unter den wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen sind zu erwähnen: die Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer (1839 gegründet); die Oekonomische Gesellschaft für Südrußland (gegründet 1828); der Landwirtschaftliche Verein, der Verein der Naturforscher (seit 1869); die Gesellschaft der Odessaer Aerzte (gegründet 1850); der Ingenieur- und Architektenverein; die Gesellschaft der schönen Künste und mehrere andere Vereine. Die Mittelpunkte des deutschen Vereinslebens sind die Harmonia (gegründet 1859) und der Deutsche Handwerkerverein. Von den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen: das schon erwähnte Stadtkrankenhaus mit 1200 Betten; das jüdische Krankenhaus (seit 1829) mit 120 Betten; die Heilanstalt für Arme (gegründet 1853); die Wohlthätige Gesellschaft der Odessaer Damen (gegründet 1829) mit einem Waisenhospiz, einem Versorgungshaus für weibliche Gebrechliche, einem Armenschutzkomité; die Slawische Wohlthätige Gesellschaft zu St. Cyrill und Methodius (seit 1870); ferner ein Gebärhaus, ein Taubstummeninstitut (1843 gegründet), das Haus der Barmherzigen Schwestern mit einem Frauenspital und mehrere Nachtherbergen, Waisen- und Findelhäuser. Das literarische und artistische Treiben Odessa's wird durch 10 Buchhandlungen (darunter 2 deutsche und eine französische), zahlreiche Buch- und Steindruckereien unterstützt. Die öffentliche Bibliothek mit Lesezimmer (gegründet 1829) enthält 30,000 Bände (darunter 223 seltene Werke und Handschriften, z. B. der älteste russische Typendruckversuch, ein Neues Testament in Folio, 1581 in der bekannten Officin des Fürsten Konstantin Ostroshski zu Ostrog gedruckt). Zeitungen erscheinen gegenwärtig (Anfang 1877) 5 russische, eine deutsche und eine französische.

Die industrielle Thätigkeit Odessa's war lange sehr unbedeutend, hat sich aber in neuester Zeit gehoben. 1874 zählte man 166 Fabriken mit 3715 Arbeitern und einer Produktion von 14½ Mill. Rubel. Die wichtigsten Erzeugnisse sind: Mehl und Mühlenprodukte (21 Dampfmühlen mit 700 Pferdekräften, 14 Proc. aller in Rußland thätigen), Stärke (die größte russische Fabrik), Seife (620,000 Pud in 6 Fabriken), Malz (100,000 Pud), Bier (½ Mill. Wedro), Branntwein (nur 1 Proc. der russischen Produktion) und Liköre (6 Fabriken), Schwefelsäure (30,000 Pud), Farben (darunter 10,000 Pud Ultramarin, welches sonst nirgends in Rußland erzeugt wird), Eisengußwaaren und Maschinen (6 Fabriken); ferner Drahtstifte, Weißblech, Schrot, Tabak, Möbel, Pianoforte's und Equipagen. Ein großer Theil der Fabrikation ist in deutschen Händen, ebenso auch das feinere Handwerk. An Salz aus den Salzgärten der Limane Odessa's wurden durch eine Aktiengesellschaft 1875: 1,467,450 Pud gewonnen. Der Handel Odessa's, meist in griechischen, jüdischen und deutschen Händen, hat sich namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten stark entwickelt; besonders als Getreideexportplatz nimmt O. eine der ersten Stellen in Europa ein. Die Gesammtausfuhr an Getreide nebst Erbsen, Leinsaat ꝛc. betrug 1873: 3,625,400 Tschetwert, 1874: 3,714,000 Tschetwert und zwar im einzelnen (in Tschetwert à 2,099 Hektol.):

	Weizen	Roggen	Mais	Gerste	Hafer	Erbsen	Leinsaat u. Raps
1873	2476900	268700	428000	119150	123100	11350	138200
1874	2722800	338300	35000	280200	123000	15000	199700

Dazu kamen 1874 noch: Mehl 875,500 Pud, Wolle 243,800 Pud, Talg 26,700 Pud, Seife 14,400 Pud, Häute 17,250 Pud, Taue und Stricke 30,700 Pud, Spiritus 232,700 Pud und 396,200 Stück Faßdauben. Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel sind: chinesischer Thee, Kaffee, Reis, indische Baumwolle, Tabak, Baumöl, Papier, Eisen, Früchte, Wein, Leder, Gespinste, Manufakturwaaren, Kleider und Schuhwaaren, Jutesäcke und allerlei Mode- und Luxusartikel. Ueber die durch den Großhandel Odessa's seewärts in Bewegung gesetzten Summen (in Millionen Rubel) gibt folgende Tabelle Auskunft (über den Verkehr landwärts fehlen statistische Angaben):

Jahr	Einfuhr in Summa	Ausfuhr: Getreide	Ausfuhr: andere Waaren	Ausfuhr: in Summa	Gesammtumsatz
1872	61,2	43,9	7,6	51,5	112,7 Mill. Rub.
1873	55,3	37,5	5,9	43,4	98,7 " "
1874	42,5	43,5	7,8	51,3	93,8 " "

Diese Zahlen lassen einen Rückgang des Odessaer Handels erkennen. Der Ausfuhrhandel ist durch die schlechten Ernten der letzten Jahre geschädigt worden; dadurch wurde auch der Einfuhrhandel in Mitleidenschaft gezogen, litt aber noch mehr durch die O. seit 1873 nach vorausgegangener toller Spekulation schwer heimsuchende Geldkrisis. Weniger dürfte die Konkurrenz der Nachbarhäfen Nikolajew und Sebastopol, die nach Vollendung ihrer Eisenbahnverbindungen einen Aufschwung nahmen, von nachtheiligem Einfluß auf Odessa's Handel sein, ebensowenig die wachsende Konkurrenz Nordamerika's am Weizenmarkt Englands.

Der Hafen Odessa's besteht aus zwei gesonderten Bassins, dem Praktischen und dem Quarantänehafen, ersterer für Küstenschiffe, letzterer für solche, die den Bosporus passiren; diese Anlagen reichen aber für den starken Verkehr seit lange nicht mehr aus. Es wurden deshalb von der Regierung 1868: 4,700,000 Rubel für deren Erweiterung angewiesen, und nachdem jetzt die Ausbaggerung der weiten Fläche zwischen den beiden alten Bassins vollendet ist, schreitet der Bau der neuen Hafendämme, zu denen an Ort und Stelle angefertigte künstliche Bétonquader verwendet werden, rüstig vor. Das neue Becken wird über 1000 Meter Länge bei einer Breite von durchschnittlich 600 M. erhalten, während die beiden älteren 715 M. Länge bei 420 M. Breite aufweisen, was zusammen eine Wasserfläche von nahezu 1,2 QKilom. ergibt. Mit dem Bahnhof der Odessaer Eisenbahn steht der Hafen durch eine Zweigbahn in Verbindung; daneben ermöglicht ein Viadukt in Holzkonstruktion, der die Kai's entlang bis zum weit hinausragenden Ende des äußern Hafendamms führt, die Verladung unmittelbar vom Waggon in das Schiff. Die Schiffahrtsbewegung von und nach dem Ausland ergab folgende Resultate:

Jahr	Eingelaufen in Summa	Ausgelaufen: beladen Segler	beladen Dampfer	unbeladen zusammen	in Summa
1872	1587	511	504	491	1536
1873	1342	349	573	349	1271
1874	1222	240	623	244	1107

Auch hier ist die Abnahme des Verkehrs ersichtlich. In Bezug auf Nationalität kamen 1874 von den ausgelaufenen Schiffen mit Ladung auf England 244 (226 Dampfer), Rußland 205 (198 Dampfer), Oesterreich 197 (133 Dampfer), Italien 143 (40 Dampfer), Belgien 16 Dampfer, Deutschland 6 (2 Dampfer) ꝛc. Der Gesammttonnengehalt wird im Durchschnitt auf 1½ Mill. berechnet. Die Küstenschiffahrt weist eine Ziffer von eingelaufenen 1530 Dampfern und 1088 Seglern mit ca. 300,000 Tonnen Gehalt auf. Die Rhederei Odessa's (1875: 192 Schiffe mit 63,680 Tonnen, darunter 84 Dampfer mit 8270 Pferdekräften) ist fast allein in den Händen der Russischen Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel und für die Odessaer Eisenbahn (gegründet 1856, Kapital 16 Mill. Rubel), welche von der Regierung Subsidien erhält. Sie besitzt eine Flotte von 21 überseeischen Dampfern sowie 70 Dampfern und 76 Seglern für den Verkehr auf dem Schwarzen und Asow'schen Meer sowie auf den Flüssen Dnestr, Dnjepr und Bug und unterhält regelmäßige Dampferkurse nach Cherson, Nikolajew, allen Häfen des Schwarzen und Asow'schen Meers, Konstantinopel, den Häfen des Mittelmeers sowie nach London; auch sendet sie seit Eröffnung des Suezkanals Dampfer nach den chinesischen und indischen Häfen. Durch nichtrussische Dampfer bestehen regelmäßige Verbindungen mit Triest, Marseille, Amsterdam, Antwerpen, Hull u. a. O. Dem Handel Odessa's dienende Anstalten und Vereine sind ferner: die Börse, die Filiale der Staatsbank, die Odessaer Kommerzbank (Aktienkapital 5 Mill., Umsatz 1873: 460 Mill.), die Chersoner Bodenkreditbank, die Bessarabisch-Taurische Bodenkreditgesellschaft, die Gesellschaft gegenseitigen Kredits, die Städtische Kreditgenossenschaft, viele bedeutende Bank- und Wechselfirmen, Transport- und Versicherungskontore und Agenturen auswärtiger Schiffahrtskompagnien.

Gegen Ende des 18. Jahrh. lag in der Gegend des heutigen O. ein tatarisches Dorf, und da, wo sich jetzt der Boulevard erstreckt, erhob sich eine türkische Burg (Hadschibej), die 14. Sept. 1789 von den Russen unter dem Generalmajor Joseph de Ribas mit Sturm genommen wurde. Dank seiner günstigen Handelslage begann der kleine Ort bald aufzublühen und sich in eine Stadt umzuwandeln, welche auf Befehl Katharina's II. 22. Aug. 1794 den Namen O. (nach der im Alterthum in der Nähe gelegenen griechischen Kolonie Odessos) erhielt. Unter der Leitung des ersten Gouverneurs, de Ribas, begann der Bau eines Forts zum Schutz der Rhede; bald darauf ward von der Regierung auch die Anlage des Hafens (1795), der Quarantäne und der Zollhäuser befohlen und O. zum ersten Kriegshafen des Schwarzen Meers erklärt. Später wurden jedoch die Anstalten für Kriegszwecke nach Nikolajew, dagegen der Sitz des Generalgouverneurs von Neurußland nach O. verlegt, den, als letzter, General v. Kotzebue (bis 1874) einnahm. Seitdem ist das Generalgouvernement aufgehoben. Von 1811—57 genoß O. Zollfreiheit, eine Vergünstigung, welche bei der ohnehin bevorzugten geographischen Lage und der Produktivität des Hinterlands nicht verfehlte, der Stadt einen Aufschwung zu geben, der ohne Unterbrechung bis in die jüngste Zeit andauerte und O. zum Haupterport- und Stapelplatz für Südrußland machte. Auch der Krimkrieg vermochte O. nicht zu schädigen, obgleich die Stadt von der vorbeisegelnden englischen Flotte 10. April 1854 beschossen wurde. Eine traurige Berühmtheit erlangte O. durch die wiederholt auftretende Choleraepidemie, welche 1866 von hier nach Deutschland verschleppt wurde, und durch die 1859 und 1871 von der griechischen Bevölkerung angestifteten Judenhetzen. Seit 1876 ist O. durch eine Anzahl Küstenbatterien befestigt, welche den Zweck haben, die Stadt gegen eine Beschießung von der See aus sicherzustellen.

Odeum (griech. Odeon, Odeion), ursprünglich jede zu musikalischen Wettkämpfen der Rhapsoden und Musiker gewählte Stätte; später insbesondere das Gebäude, welches man eigens zu diesem Zweck und zwar zuerst in Athen errichtete. Die Odeen waren im Aeußern den Theatern, aus denen sie hervorgingen, ähnlich, nur viel kleiner, und bildeten mit einem kreisförmigen Dach versehene, auf Säulen ruhende Rotunden. Auch die innere Einrichtung unterschied sich nicht wesentlich von der der Theater; nur war die Bühne den akustischen Zwecken angemessen konstruirt, wie denn z. B. die Bühne in drei unter stumpfen Winkeln aneinander stoßenden Wänden endigte. Das erste O. erbaute Perikles um 442 v. Chr. zu Athen (s. d., S. 99); zwei andere, prachtvollere ließ Herodes Atticus in der Nähe der Akropolis zu Athen (das prächtigste des Alterthums) und zu Korinth errichten; ein viertes zu Paträ ward aus der Beute aufgeführt, welche die Einwohner von Paträ gemacht hatten, als sie den Aetoliern gegen die Gallier beistanden. Bald verbreiteten sich diese Odeen über ganz Griechenland und von da nach Rom, wo Domitian und andere Kaiser dergleichen erbauten. Außerhalb Rom war das zu Catana in Sicilien das berühmteste. In neuerer Zeit pflegt man mit dem Namen O. größere, der Musik, dem Theater und Tanz, überhaupt dem gesellschaftlichen Vergnügen gewidmete Gebäude zu benennen.

Odeur (franz., spr. -ör), Duft, Wohlgeruch, wohlriechender Stoff.

Odeypur (Udaipur), Staat, s. Mewar.

Odiel, Küstenfluß in der span. Provinz Huelva (Andalusien), entspringt auf der Sierra d'Aroche, unweit Santa Anna, fließt südlich, vereinigt sich unterhalb Huelva mit dem Rio Tinto und fällt in die Bai von Huelva des Atlantischen Oceans.

Odiham (spr. ŏddihäm), Flecken in der engl. Grafschaft Southampton, östlich von Basingstoke, mit 1000 Einw. Dabei ein verfallenes Kastell, in welchem König David von Schottland elf Jahre lang gefangen saß.

Odilienberg, s. Ottilienberg.

Odilo, St., geboren um 962 in Clermont, ward 994 Abt von Clugny, verbreitete die Regeln seines Ordens fast über alle Klöster Frankreichs, Italiens und Spaniens und stiftete das Fest aller Seelen; er starb 1049 in Sauvigny und ward 1345 kanonisirt.

Odin (nord. Odhinn, althochd. Wuotan, sächs. Wodan), ein allen germanischen Völkern gemeinsamer Gott, Herrscher über Himmel und Erde. Er ist zwar nicht Schöpfer der Welt, aber ihr Ordner, die höchste organische Kraft, welche die Materie durchgeistigt und als Quelle alles höhern Lebens zu mannigfaltiger Erscheinung gelangt. Er wird Allvater (Alfadur) und Vater der Zeit genannt; als Sonne gedacht, führt er den Beinamen des Feueräugigen, alles Verbrennenden; Vater der Erschlagenen heißt er, weil er die in der Schlacht gefallenen Helden bei sich in Walhalla (s. d.) aufnimmt. Er ist der Gott des Kriegs, insbesondere des Siegs, der Erfinder der Runen und damit jeglicher Wissenschaft sowie der Weißagung und der Dichtkunst, der Einführer der Opfer, der Gesetzgeber, der Kenner der Religionsgeheimnisse, überhaupt der weiseste unter den Asen, seitdem er aus Mimirs Brunnen getrunken, wofür er

(nach der ältern Edda) ein Auge zum Pfand einsetzen mußte, weshalb er einäugig erscheint. Er führt gegen 200 Beinamen, sämmtlich Bezeichnungen seines verschiedenen Wesens und Wirkens. Von ihm und seiner Gemahlin Frigg (s. d.) stammt das Asengeschlecht. Sein Wohnsitz ist zu Asgard, wo er von seinem prächtigen Palast Hlidskialf aus die ganze Welt überschaut. Seine Raben Hugin (»Gedanke«) und Munin (»Gedächtnis«) fliegen jeden Tag über das Erdenrund und bringen ihm Nachricht von allem, was sie wahrgenommen. Zwei Wölfe, Geri und Freki, verzehren in Walhalla alle dem O. vorgesetzten Speisen, während er selbst nur Wein genießt. Zu seinen merkwürdigen Besitzthümern gehören der achtfüßige Sleipner, das beste aller Rosse, der wunderbare Speer Gungner und der Ring Draupner. O. geht zugleich mit der Welt unter, indem er mit dem Wolfe Fenrir kämpft und von diesem verschlungen wird (s. Asen). Schon in der jüngern Edda erscheint ein schwankendes und unklares Bild von O.; in der christlichen Zeit lebt er in der Sage als Teufel fort. Eine große Rolle spielt O. als Stammvater der nordischen Königsgeschlechter. Später erklärte man die Göttersagen menschlich. So stellt Snorri Sturleson O. als einen klugen Mann dar, der es durch Zauberkünste dahin gebracht habe, daß man ihn als einen Gott verehrte. Nach ihm war O. Beherrscher von Asaland mit der Hauptstadt Asgard. Nach vielen siegreichen Kämpfen mußte er vor den Römern weichen und kam nach mannigfachen Zügen nach Schweden, wo er zu Sigtuna einen Tempel baute, den Opferdienst und überhaupt die religiösen Einrichtungen nach der Sitte der Asen gestaltete und Gesetzgeber und Vater der Kultur ward. Noch gegenwärtig lebt in Deutschland der Name Wodan, wenn auch verdunkelt, in vielerlei Volkssagen und in Namen von Bergen und Oertlichkeiten, z. B. Gutmannshausen (ursprünglich Wotaneshusen) bei Weimar, Godesberg und Gudensberg (Wodenesberg) u. a., fort. Nach ihm hieß auch das Sternbild des Großen Bären Wodanswagen und der Mittwoch Godendag.

Odiös (lat.), verhaßt, unleidlich.

Odi profānum vulgus et arceo (lat., »ich hasse und halte fern die uneingeweihte Menge«), Citat aus Horaz, »Od.« III, 1, 1.

Odische Musik, die Vokalmusik der alten Griechen, deren Gegensatz die organische, d. h. die Instrumentalmusik, ist. S. Vokalmusik.

Odium (lat.), Haß, Feindschaft.

Odo, Graf von Paris, Sohn Roberts des Tapfern, vertheidigte 886 mit großer Tapferkeit Paris gegen die Normannen, erhielt zur Belohnung dafür von Karl dem Dicken die Grafschaften Angers und Tours und ward nach dessen Absetzung 887 in Compiègne von den westfränkischen Großen zum König des westfränkischen Reichs gewählt, fand aber nicht allgemeine Anerkennung, obwohl er sich Arnulfs von Ostfranken Gunst durch die Unterwerfung unter dessen Oberlehnshoheit erwarb, und hatte namentlich mit Erzbischof Fulko von Reims zu kämpfen, der 893 den Karolinger Karl den Einfältigen zum König krönte. Im Kampf mit diesem starb O. 1. Jan. 898 zu La Fère.

Odoäker (Odovakar), german. Heerführer, der dem weströmischen Reich ein Ende machte, der Sohn des Rugierfürsten Edeko, trat nach seines Vaters Tod in weströmischen Kriegsdienst, ward bald zu einer ehrenvollen Stelle in des Kaisers Leibwache befördert und stellte sich 476 an die Spitze der germanischen Hülfstruppen (Heruler, Skyren, Alanen, Turcilinger, Rugier ꝛc.), welche sich wegen Verweigerung des von ihnen verlangten Grundbesitzes in Italien gegen Orestes empörten. Er belagerte Orestes in Pavia, ließ ihn nach dessen Fall enthaupten und stürzte dessen Sohn Romulus Augustulus vom weströmischen Kaiserthron. Er ließ darauf durch den römischen Senat den oströmischen Kaiser Zeno ersuchen, die Oberhoheit über das Abendland fortan mit zu übernehmen, O. aber das Patriciat zu verleihen und ihm die Verwaltung Italiens anzuvertrauen. Von seinem Heer zum König von Italien ausgerufen und als römischer Patricius anerkannt, herrschte O. nun über Italien mit Kraft und Weisheit und der That nach selbständig. Er überwies zwar den Söldnern, die ihn auf den Thron erhoben hatten, ein Drittel des Grundbesitzes in Italien, achtete aber die Gesetze Roms, ehrte den Senat und überließ die Verwaltung, Rechtspflege und Steuererhebung einheimischen Beamten; obwohl Arianer, übte er doch gegen den römischen Klerus Duldung. 481 unternahm er einen Feldzug nach Dalmatien, um die Mörder des Kaisers Nepos zu bestrafen und diese Provinz dem Reich zu sichern, 487 einen gleichfalls glücklichen gegen die Rugier an der Donau. Dagegen zog 489 auf Anstiften des Rugierfürsten Friedrich der Ostgothenkönig Theoderich, vom griechischen Kaiser Zeno zum kaiserlichen Feldherrn ernannt, gegen O. nach Italien. Am Sontius (Isonzo) bei Aquileja, zum zweitenmal bei Verona und zum drittenmal an der Adda (11. Aug. 490) besiegt, mußte sich O. nach Ravenna zurückziehen, von wo aus er drei Jahre lang gegen die Ostgothen kämpfte, welche in der Nähe der Stadt ein festes Lager bezogen hatten. Endlich zwang ihn Hungersnoth, die tapfer vertheidigte Stadt 27. Febr. 493 vertragsweise zu übergeben. Aber bald nach dem Einzug Theoderichs, 5. März 493, ward O. bei einem Gastmahl durch Theoderich selbst niedergestoßen. Sein Sohn und viele seiner Freunde theilten dieses Schicksal; nur sein Bruder Onulf, der die Donauländer verwaltete, entging demselben. Vgl. Dahn, Könige der Germanen, Bd. 1 (Würzb. 1861).

Odojew, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, an der Mündung der Klawenka in die Upa, hat 6 Kirchen, Handel mit Getreide, Hanf, Vieh, Talg und Honig und (1870) 4680 Einw.

O'Donnell, eins der ältesten Geschlechter Irlands, dem die heutige Grafschaft Donegal, die alte Landschaft Tyrconnel, gehörte, verlor in einem fortgesetzten Kampf mit den O'Neals seine Besitzungen, erhielt sie aber nach dem Sturz derselben unter der Königin Elisabeth zurück. Wegen der Verfolgungen, welche die katholische Kirche in Irland zu Anfang des 17. Jahrh. erfuhr, und namentlich nach Wilhelms III. Sieg am Boynefluß (1690) wandten sich viele Glieder des Geschlechts in das katholische Ausland. In Oesterreich machten sich die O'Donnells unter dem Namen der Grafen von Tyrconnel ansässig. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Karl, Graf O. von Tyrconnel, geb. 1715, trat in österreichischen Dienst, zeichnete sich 1746 als Oberst in der Schlacht bei Piacenza aus, ward darauf zum Generalmajor, nach der Schlacht bei Lowositz zum Feldmarschallleutnant und in der Schlacht bei Kollin (1757) zum General der Kavallerie befördert. Bei Leuthen wurde er gefangen genommen, focht 1758 bei Hochkirch und Maxen, übernahm nach der Schlacht bei Torgau das Oberkommando der Armee an der Stelle des verwundeten Feldmarschalls Daun und behielt dasselbe während dessen Abwesenheit den ganzen folgenden Winter hindurch (1760). Im Feldzug von 1761 erhielt er ein besonderes Kommando bei Zittau

und dann nochmals an Daun's Stelle den Oberbefehl, wurde aber 16. Aug. 1762 bei Reichenbach vom Herzog von Braunschweig-Bevern geschlagen. Nach Beendigung des Siebenjährigen Kriegs ging O. 1763 als kommandirender General nach den Niederlanden, ward 1764 k. k. Geheimer Rath und Generalinspektor der Kavallerie und 1768 Generalgouverneur von Siebenbürgen. Er starb 26. März 1771 in Wien.

2) Maximilian Karl Lamoral O. von Tyrconnel, Sohn von Moritz, Grafen O. von Tyrconnel (geb. 1780, gest. 1. Dec. 1843 als k. k. Kämmerer und Feldmarschalleutnant), geb. 29. Okt. 1812, trat 1830 in die österreichische Armee und stieg bis zum Obersten empor. 1848 focht er in Italien, 1849 in Ungarn und ward dann Flügeladjutant des Kaisers Franz Joseph. Durch seine Geistesgegenwart wendete er 18. Febr. 1853 das von Libenyi auf den Kaiser unternommene Attentat ab und ward dafür in den österreichischen Grafenstand erhoben. Im Sommer 1859 erhielt er als Flügeladjutant seine Entlassung.

3) Joseph Heinrich, Graf von Abispal, geb. 1769 in Spanien, trat sehr jung in die spanische Garde und nahm an dem Krieg Spaniens gegen die französische Republik 1795 theil. In dem spanischen Insurrektionskriege gegen Napoleon I. 1810 stieg er zum General und erhielt den Oberbefehl in Katalonien. Durch einen Sieg bei La Bispal erwarb er sich den Titel eines Grafen von Abispal, wurde aber dann mehrmals geschlagen, so 23. April bei Levido und 20. Febr. 1811 bei Vich. Im Streit mit den Cortes Anfang 1814 ward er eingekerkert. Nach Ferdinands VII. Wiedereinsetzung zum Generalkapitän von Andalusien ernannt, befehligte er 1815 die Observationsarmee an der französischen Grenze und ward 1818 Gouverneur von Cadiz. Beim Einbruch der Franzosen 1823 gewann er mit einem zur Unterstützung des Generals O'Daly abgeschickten Korps einige Vortheile und übernahm dann das Kommando der ersten Reservearmee, welche Madrid zu decken bestimmt war. In dieser Stellung benahm er sich so zweideutig, daß seine eigenen Truppen ihn zur Abdankung nöthigten, worauf er nach Frankreich entfloh, wo ihm die französische Regierung Limoges als Aufenthaltsort anwies. Als Maria Christine zur Regierung gekommen war, wollte O. nach Spanien zurückkehren, starb jedoch unterwegs in Montpellier 17. Mai 1834. Sein Bruder Heinrich Karl, geb. 1780, starb 1830 zu Madrid als Generalkapitän von Altkastilien.

4) Leopold, Graf von Lucena, Herzog von Tetuan, geb. 12. Jan. 1809 zu Santa Cruz auf Teneriffa, Sohn des vorigen, focht seit 1833 unter den Christinos und stieg bis zum Rang eines Divisionsgenerals empor. Einer der treuesten Anhänger Christine's leistete er derselben bei ihrer Abdankung im Oktober 1840 zu Valencia gute Dienste. Nachher lebte er eine Zeitlang in Frankreich, dann wieder in Spanien, wo er 1841 zu Pamplona einen Aufstand zu Gunsten der Exregentin versuchte. Als das Unternehmen fehlschlug, flüchtete er nach Frankreich, kehrte jedoch 1843 zurück, um Espartero stürzen zu helfen. Die neue Regierung sandte ihn 1844 nach Cuba, von wo er aber, da er dem Sklavenhandel zu steuern suchte, 1848 abberufen wurde. Nach seiner Rückkehr nach Spanien trat er in den Senat ein und schloß sich der Opposition gegen Bravo-Murillo an. Unter dem Ministerium Narvaez erhielt er den Posten als Generaldirektor der Infanterie, den er bis 1851 bekleidete. Im Juni 1854 ward er unter Espartero zum Kriegsminister ernannt. Nach der Revolution im Juli 1856 erhielt er den Vorsitz im königlichen Kabinet, mußte aber im Oktober denselben an Narvaez abtreten. Am 1. Juli 1858 trat er als Kriegs- und Kolonialminister wiederum an die Spitze des Kabinets. Im December 1859 erhielt er den Oberbefehl im Kriege gegen Marokko und ward nach dessen glücklicher Beendigung durch die Einnahme Tetuans und den Sieg bei dieser Stadt zum Herzog von Tetuan ernannt. Er kehrte sodann auf seinen Ministerposten zurück. Am 15. Jan. 1863 bildete er nach dem Rücktritte des alten Kabinets ein neues Ministerium, doch ward dasselbe schon 26. Febr. entlassen. Auch nach der unterdrückten Militärrevolution im Juni 1865 ward er mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut, bis er, von der Königin aufgegeben und von Militäraufständen bedroht, 16. Juli 1866 Narvaez Platz machte. Er starb 5. Nov. 1867 in Bayonne.

Odontalgie (griech.), Zahnschmerz.

Odontine, Mittel gegen Zahnschmerz, besteht aus Kajeputöl, Wachholderbeeröl, Gewürznelkenöl und Aether. Pelletiers O. ist eine Zahnseife oder Zahnpaste zum Reinigen der Zähne und wird z. B. aus 4 Theilen gebrannten Austernschalen, 3 Th. Veilchenwurzel, 1 Th. Bimsstein und 3 Th. Seife nebst etwas Karmin und Pfefferminzöl bereitet.

Odontograph (griech.), Apparat zum Vorzeichnen der Zahnkurven bei Zahnrädern auf Papier oder auf dem Holzmodell. Der bisher allein gebräuchliche O. von Willis, welcher in England sehr verbreitet ist, dient zur leichten Aufsuchung der Mittelpunkte von Kreisen, welche die genauen Zahnprofile ersetzen sollen. Neuerdings kommt der O. von Robinson in Aufnahme, im wesentlichen ein nach einer logarithmischen Spirale gekrümmtes, aus Messing gefertigtes Kurvenlineal mit Involute, welches durch eine zugehörige Tabelle nutzbar gemacht wird, um zur Aufzeichnung der Cykloïden- oder Evolventenzähne in seinen einzelnen Theilen zu dienen. Die Annäherung der genauen Zahnprofile ist eine sehr scharfe und für die Praxis vollkommen genügende.

Odontolithen (griech.), versteinerte Zähne von Säugethieren.

Odontologie (griech.), Lehre von den Zähnen.

Odontotherapie (griech.), Zahnheilkunde.

Odor (lat.), Geruch, Duft; O. hircinus (»Bocksgeruch«), der Schweißgeruch unter der Achsel.

Odorātus (lat.), wohlriechend, parfümirt; **odorifĕrisch**, Duft verbreitend, duftend.

Odrau, alte Stadt in Oesterreichisch-Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Troppau, an der Oder, nahe der mährischen Grenze, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Schloß, reger Industrie, insbesondere Streichgarnspinnerei und Tucherzeugung (9000 Spindeln und 254 Handstühle), Fabrikation von Hutplüsch und halbseidenem Atlas, Gummiwaaren und Pfeifen, Leinweberei, Handschuhnäherei und (1869) 4221 Einw.

Odrysen, mächtige thrakische Völkerschaft, wohnte auf beiden Seiten des Artiskos, gründete aber nach Beendigung der Perserkriege unter König Teres ein großes Reich, das sich von Abdera bis zur Mündung des Ister und im Innern des Landes von Byzanz bis zum Strymon erstreckte und nach dem Tode des letzten Königs, Kotys (358 v. Chr.), unter die Botmäßigkeit der Makedonier, dann der Römer gerieth.

Odschi, die Sprache der Neger an der Goldküste: der Aschanti, Fanti, Akim, Akwapim, Akwampu ꝛc.

Odschibwä, ein Indianerstamm, zur Familie der Algonkin gehörig und in zahlreiche Unterabtheilungen zerfallend. Man zählt dieser Indianer in den Staaten

Minnesota, Wisconsin und Michigan 20,500, in Dakota 450 und im westlichen Kanada etwa 2500 Seelen. Mit Ausnahme von ca. 3200 noch herumschweifenden Stammesmitgliedern sind sie sämmtlich auf Reservationen angesiedelt worden.

Odyssee, das eine der beiden Homerischen Epen; s. Homeros und Odysseus.

Odysseus, bei den Römern **Ulixes** (ungut **Ulysses**), im griech. Mythus König von Ithaka, Sohn des Laërtes und der Antikleia, der Tochter des Autolykos (s. d.), Gemahl der Penelope und Vater des Telemachos. Da ihm geweißagt worden war, er werde erst nach 20 Jahren in seine Heimat zurückkehren, suchte er sich der Theilnahme an dem Trojanischen Krieg zu entziehen und stellte sich wahnsinnig, als Agamemnon, Menelaos und Palamedes nach Ithaka kamen, um ihn zur Befreiung der geraubten Helena aufzufordern. Durch eine List entdeckte jedoch Palamedes die Verstellung des O., und nun weigerte sich derselbe nicht länger. Er führte die zwölf Schiffe, welche von den Inseln des Jonischen Meers aus gegen Troja zogen, und zeichnete sich während der Belagerung der Stadt durch List, Gewandtheit und Rednergabe aus. Er nahm theil an der Gesandtschaft, welche an Priamos wegen Auslieferung der Helena geschickt wurde, versöhnte Agamemnon mit Achilleus und ging im Bettlergewand als Spion nach Troja. Er führt die Chryseïs wieder zu ihrem Vater zurück und meldet sich zum Zweikampf mit Hektor; er erschlägt den Späher Dolon und hilft die schönen Rosse des Rhesos entführen; er ist bei allen Unternehmungen, welche Muth und Schlauheit erfordern, der erste und vorderste. Auch war er unter denen, welche sich in dem hölzernen Pferd verborgen hatten. Er erhob daher auch gerechten Anspruch auf die Waffen des Achilleus. Noch bevor die Griechen nach Zerstörung der Stadt in die Heimat abzogen, war O. mit Nestor abgesegelt; aber er mußte zehn Jahre auf der Reise nach Ithaka zubringen. Nachdem er durch einen Sturm zu den Kikonen, den Bundesgenossen der Trojaner, getrieben worden, deren Stadt er plünderte, kam er zu den Lotophagen und hierauf an die Küste von Sicilien zu den Kyklopen, wo er den Polyphem (s. d.) überlistete. Von Aeolos, dem König der Winde, dessen Insel er besuchte, erhielt er einen Schlauch, in welchem die ungünstigen Winde gefesselt waren; bereits war O. in der Nähe Ithaka's, als seine Gefährten unvorsichtig den Schlauch öffneten, worauf die entfesselten Winde ihn zu den Aeolischen Inseln zurücktrieben. Von da ward er zu den Lästrygonen verschlagen, die viele seiner Begleiter auffraßen, und kam dann nach der Insel Aea, wo die Zauberin Kirke seine Gefährten in Schweine verwandelte. Durch ein von Hermes empfangenes Kraut den Zauber lösend, erzwang er die Rückgabe seiner Gefährten und blieb ein Jahr bei der Zauberin, während welcher Zeit er sich auch in der Unterwelt von Tiresias sein Schicksal verkünden ließ. Glücklich segelte er dann bei den Sirenen vorüber, verlor aber bei der Fahrt durch die Skylla und die Charybdis sowie durch einen spätern Sturm sein Schiff sammt allen noch übrigen Begleitern. Er allein rettete sich auf die Insel Ogygia, wo ihn die Nymphe Kalypso gut aufnahm und sieben Jahre lang bei sich behielt. Als er endlich weiter segelte, litt er, von einem furchtbaren Sturm überfallen, im Angesicht der Insel der Phäaken abermals Schiffbruch, gelangte jedoch mit Hülfe der Leukothea ans Land. Gastfreundlich bei den Phäaken aufgenommen, kämpfte er in den Spielen derselben und erhielt, nachdem er sich ihnen entdeckt, ein Schiff ausgerüstet, das ihn endlich glücklich nach Ithaka brachte. Hier findet er seine treue Gattin von zahllosen Freiern, die in seinem Palast schwelgten, bestürmt und das Leben seines Sohns von denselben bedroht. Er entdeckt sich dem letztern in der Hütte des treuen Sauhirten Eumäos und bespricht mit ihm die Ermordung der Freier. In Bettlergestalt betritt er sein Haus, nur von einem treuen Hund erkannt, unterredet sich dann unerkannt mit Penelope, ihr die baldige Ankunft ihres Gemahls verheißend, und beginnt am andern Morgen, sein Bettlergewand abwerfend, den Kampf, in welchem er, von seinem Sohn und zwei treuen Dienern unterstützt, sämmtliche Freier tödtet. So weit der Mythus, wie ihn Homer in der »Odyssee« erzählt. Eine andere Sage berichtet, daß O. noch lange friedlich auf Ithaka geherrscht habe und endlich von seinem ihm von der Kirke gebornen Sohn Telegonos in einem Gefecht durch einen Pfeil getödtet worden sei.

Oebisfelde, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Gardelegen, an der Aller und der Berlin-Lehrter Eisenbahn, die hier mit Magdeburg durch einen Schienenweg in Verbindung steht, unweit des Drömling, mit Gerichtskommission und (1875) 1956 Einw. Dabei das Rittergut O. des Großherzogs von Hessen mit alter Burg.

Oecolampadius, Johannes, eigentlich Hußgen, einer der Kirchenreformatoren des 16. Jahrh., geb. 1482 zu Weinsberg in Würtemberg, studirte zu Bologna die Rechte, zu Heidelberg Humaniora und Theologie, seit 1512 zu Tübingen und Stuttgart, seit 1514 zu Heidelberg noch die griechische und hebräische Sprache, worauf er nach Weinsberg zurückkehrte. 1515 ward er Prediger zu Basel, wo er an Erasmus' neutestamentlichen Arbeiten theilnahm, 1518 zu Augsburg. 1520 trat er in das Brigittenkloster Altenmünster bei Augsburg, entfloh aber, von den Mönchen der Beschäftigung mit Luthers Schriften wegen angefeindet, bald darauf zu Franz von Sickingen auf die Ebernburg, wo er den Titel eines Schloßpredigers erhielt. Aber schon 1522 ging er wieder nach Basel, wo er Professor der Theologie und Predigersubstitut an der Martinskirche wurde. Seine Disputationen zu Baden 1526 und Bern 1528 mit den kirchlichen Gegnern beschleunigten die Einführung der Reformation auch in Basel, wo O. 1529 als Münsterpfarrer an die Spitze des Kirchenwesens trat. 1531 wurde er mit Bucer und Blarer zur Einführung der Reformation nach Ulm berufen. In den über die Abendmahlslehre mit Luther entstandenen Konflikten trat O., wie seine Schrift: »De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione« (1525) bekundet, der Ansicht Zwingli's bei. Die schwäbischen Prediger setzten ihm das »Syngramma Suevicum« entgegen, auf das er in einem »Antisyngramma« antwortete. Dennoch disputirte er 1529 beim Religionsgespräch zu Marburg so schonend wie möglich mit Luther und ging freudig auf die nachherigen Vereinigungsversuche Bucers ein. Er starb 22. Nov. 1531. Sein Grab mit lateinischer Aufschrift findet sich im Kreuzgang der Hauptkirche zu Basel. Sein Leben beschrieben Herzog (Bas. 1843, 2 Bde.) und Hagenbach (Elberf. 1859).

Oedēm (griech., Anschwellung, Geschwulst), die krankhafte, vorzugsweise durch Störungen im Blutkreislaufe vermittelte Anhäufung einer wässerigen, dem Blutserum mehr oder weniger gleichenden Flüssigkeit in der Substanz der Körpergewebe. O. ist

ſomit eine Waſſerſucht der Gewebe und bald ein örtliches, bald ein allgemeines Leiden. Ueber die Flüſſigkeit, welche beim O. in die Gewebe ausgeſchwitzt wird, und über die Urſachen dieſer Ausſchwitzung ſ. das Nähere unter Waſſerſucht. Hier ſei nur erwähnt, daß faſt in allen Fällen von O. das Blut eine wäſſerige Beſchaffenheit angenommen hat. Dieſe Blutveränderung bedingt eine Dispoſition zum O., und es braucht nur eine Gelegenheitsurſache dazuzukommen, um das O. in dem dazu disponirten Körper hervorzurufen. Das O. entſteht bald durch den gehemmten Rückfluß des Venenbluts oder der Lymphe, wobei der Austritt des Waſſers in die Gewebe die direkte Folge des erhöhten Drucks iſt, welchen der vermehrte Inhalt der Gefäße auf die Wandungen der letzteren ausübt; bald entſteht es infolge einer Abnahme des Eiweißgehalts und einer Zunahme des Waſſergehalts des Bluts. Meiſt aber iſt verhinderter Rückfluß des Bluts gleichzeitig mit Verdünnung und Wäſſerigkeit desſelben die Urſache des Oedems. Die ödematöſen Theile ſind vergrößert, von blaſſer Farbe, mehr oder weniger durchſcheinend, meiſt teigig anzufühlen, ſelten härter; die ſie überziehende Haut oder Schleimhaut iſt glatt, faltenlos, blutarm und dünn. Die Eigenwärme der Theile iſt infolge der verlangſamten Cirkulation in der Haut vermindert. Beim Fingerdruck auf die ödematöſen Theile bleibt eine Grube zurück, welche ſich meiſt langſam wieder ausgleicht. Bei allgemeinem O. ſind die verſchiedenen Körperſtellen ſtets in verſchiedenem Grad ödematös. Bei längerer Dauer des Oedems kann es zur Dehnung und Zerreißung der Haut, Durchſickern der Flüſſigkeit aus den Rißſtellen und zur Bildung falſcher Narben kommen. Je nach den Urſachen, welche das O. hervorriefen, iſt dasſelbe ein vorübergehendes oder ein bleibendes. Obgleich das letztere wohl häufiger der Fall iſt, ſo kann man doch oft eine Verminderung der Anſchwellung, beſonders der Beine, herbeiführen, wenn man den Patienten ſich horizontal lagern läßt und die angeſchwollenen Theile mit Binden mäßig feſt umwickelt. Zur Beſeitigung allgemeiner Oedeme gibt man Medikamente, welche ſtarke wäſſerige Ausſcheidungen ſeitens der Haut, des Darms und der Nieren und dadurch eine Eindickung der Blutflüſſigkeit zur Folge haben.

Oedenburg (ungar. Sopron), Komitat im weſtlichen Ungarn, grenzt gegen N. und W. an Niederöſterreich, gegen S. an das Komitat Eiſenburg, gegen O. an die Komitate Raab und Wieſelburg und den Neuſiedler See, enthält 3 königl. Freiſtädte (Oedenburg, Eiſenſtadt u. Ruſt) und umfaßt 3307 QKilom. (60,1 QM.) mit (1870) 230,158 Einw., meiſt Katholiken. Der nordweſtliche Theil iſt gebirgig durch Vorberge der Steiriſchen Alpen (Leithaer Gebirge), mit dem an Steinkohlen reichen Brennberg; der ſüdöſtliche Theil iſt eine ſehr fruchtbare Ebene. An der Oſtgrenze fließt die Raab, welche hier die Rabnitz und Rercze aufnimmt. Das Land erzeugt viel Getreide, namentlich Weizen von vorzüglicher Güte, auch Kukuruz und Heidekorn, Hanf, Kartoffeln, Zucker- und Futterrüben (1873: 850,000 metr. Ctr.), vielen und guten Wein (Ruſter und Oedenburger, 1873: 114,000 Hektol.), Obſt, Kaſtanien, Tabak und viel Vieh; auch Steinkohlen ſind in Menge vorhanden. Ebenſo iſt der Handel nicht unbedeutend, da O. namentlich den Getreideverkehr zwiſchen Ungarn, Steiermark und Oeſterreich vermittelt. Eiſenbahnen, welche das Komitat durchziehen, ſind die Linie von Wiener-Neuſtadt über O. nach Groß-Kaniſza und die Eiſenbahn von Raab über O. nach Ebenfurt. — Die gleichnamige Hauptſtadt und königliche Freiſtadt, etwa 5 Kilom. weſtlich vom Neuſiedler See, am Ikva, iſt eine der älteſten und ſchönſten Städte Ungarns, Sitz der Komitatsbehörden, eines Gerichtshofs, eines politiſchen Stuhlrichteramts, einer Handels- und Gewerbekammer ꝛc., hat mehrere Kirchen, ein kathol. Obergymnaſium, ein evangel. Lyceum, eine Staatsoberrealſchule, eine evangeliſche und eine kathol. Lehrerbildungsanſtalt, eine höhere Mädchenſchule, ein Theater und ein Muſeum, ein Kollegiatkapitel, mehrere Klöſter, ein Bürgerſpital und Lazareth, eine Kinderbewahranſtalt, zwei Kindergärten, ein Verſorgungshaus, zwei Waiſenhäuſer und (1870) 21,108 größtentheils deutſche Einwohner, deren Hauptbeſchäftigung von Alters her berühmter Weinbau iſt. Außerdem beſtehen daſelbſt Fabriken für Rübenzucker, Likör, Roſoglio und Eſſig, Weizenſtärke, Seife und Kerzen, landwirtſchaftliche Maſchinen, Glocken, Feuerſpritzen und Wagen. Das hier zubereitete kandirte und gedörrte Obſt wird weithin verſendet. Auch treibt O. nicht unerheblichen Handel mit Potaſche, Schafwolle, Knoppern, rohem Weinſtein und Kaſtanien und unterhält bedeutende Viehmärkte. O. gilt für das altrömiſche Scarabantia. Später wurde die Stadt vom böhm. König Ottokar zerſtört, von Deutſchen aus Oeſterreich und Steiermark aber wieder aufgebaut. Als O. dem König Salomo von Ungarn in deſſen Kämpfen gegen die Bulgaren treuen Beiſtand leiſtete, wurde es zur königlichen Freiſtadt erhoben, darauf 1605 von den Türken belagert, 1619 von Gabriel Bethlen erobert und geplündert. Auf dem 1681 daſelbſt gehaltenen Reichstag wurden die ſogen. Oedenburger Artikel übergeben (ſ. Ungarn, Geſchichte).

Oederan, Stadt in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Zwickau, Amtshauptmannſchaft Flöha, an der Dresden-Chemnitzer Eiſenbahn, 404 Meter ü. M., Sitz eines Gerichtsamts, mit Weberſchule, Flanell-, Tuch-, Buckſkin-, Kattun-, Teppich-, Cigarren- und Pferdedeckenfabrikation und (1875) 5836 Einw.

Oedipŏda migratoria, die Wanderheuſchrecke, ſ. Heuſchrecken.

Oedipodie (griech.), Oedipusſage und Behandlung derſelben.

Oedipus, König von Theben, einer der Haupthelden griechiſcher Dichtung und Sage, war der Sohn des Königs Laïos und der Jokaſte (bei Homer Epikaſte). Infolge eines Orakelſpruchs, wonach er ſeinen Vater tödten und ſeine Mutter heirathen würde, ward er als Kind auf dem Berge Kithäron ausgeſetzt, aber gerettet und von einem Hirten des korinthiſchen Königs Polybos aufgezogen. Zum ſchönen Jüngling herangewachſen, wanderte er nach Theben, erſchlug auf dem Weg ſeinen Vater, ohne ihn zu kennen, löſte in Theben das Räthſel der ſchrecklichen Sphinx (ſ. d.) und erhielt zum Lohn die Hand der Königin, ſeiner Mutter, mit der er den Eteokles und Polyneikes, die Antigone und Ismene zeugte. Als ſpäter eine Peſt Theben heimſuchte und der König wegen eines Rettungsmittels nach Delphi ſchickte, befahl das Orakel, den Mörder des Laïos aus Theben zu entfernen. Infolge der Nachforſchungen nach demſelben kam es denn an den Tag, daß O. ſelbſt ſeines Vaters Mörder und zugleich der Gatte ſeiner Mutter ſei, worauf er ſich in der Verzweiflung, nachdem ſich Jokaſte erhängt hatte, das Augenlicht zerſtörte. Aus ſeiner Vaterſtadt verjagt, durchzog er in Begleitung ſeiner Tochter Antigone als Bettler das Land und ging ſchließlich nach Athen, wo er im Hain der Eumeniden Ruhe fand und ſtarb. Die Sage findet ſich in ihren

Hauptzügen schon bei Homer, Hesiod und den Kyklikern; von den Dramatikern wurde sie in der Folge vielfach erweitert und umgestaltet. Sophokles behandelte sie in seinen drei noch erhaltenen Meistertragödien: »König Ö.«, »Ö. auf Kolonos« und »Antigone«, und auch Aeschylos und Euripides haben sie als Gegenstand von Tragödien gewählt. Vgl. Fr. Hermann, Quaestionum Oedipodearum cap. III (Marb. 1837); Schneidewin, Die Sage vom Ö. (Götting. 1852).

Oedogonium *Link*, Pflanzengattung aus der Familie der Konfervaceen unter den Algen, grüne, mehrzellige Fadenalgen, die in der Jugend mit der Basis an Wasserpflanzen, Steinen u. dgl. festgewachsen sind, später oft große, verworrene, schwimmende Watten bilden, besonders bemerkenswerth wegen der von Pringsheim an diesen Algen nachgewiesenen geschlechtlichen Zeugung (s. Algen, S. 377). Ö. capillare *Ktz.* (Conferva capillaris *Ag.*), häufig in Gräben und stehenden Gewässern wachsend, bildet, wenn das Wasser verschwindet, das sogen. Meerpapier, eine filz- oder watteartig verwebte und verblichene Masse, welche oft ausgetrocknete Teiche und überschwemmt gewesene Wiesen bedeckt (Wiesentuch, Wiesenleder) und auch die sogen. Oberhaut veranlaßt hat, welche wiederholt (1736, 1849) auf den an der Oder liegenden Wiesen nach Ueberschwemmungen aufgetreten ist.

Oeffentliche Meinung, die zu einer gewissen Zeit bei einem Volke geltende Ueberzeugung von Recht und Pflicht über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und überhaupt über alles, was das Gemeinsame des menschlichen Lebens berührt; nach Welcker das dem wahren Sein und Wesen, dem Endzweck und dem höchsten Gesetz des ganzen historischen und politischen Volkslebens entsprechende öffentliche oder gemeinsame Bewußtsein, Gewissen und Wollen und die dadurch bestimmte und damit zusammenstimmende Ansicht und Absicht des Volks in Beziehung auf seine öffentlichen Angelegenheiten. Da die ö. M. nicht nur Sache des Verstandes, sondern auch Sache des Gefühls ist, so daß bei ihrer Bildung auch Vorurtheile, Neigungen, allgemeine Sympathien und Antipathien einwirken, so ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, daß sie auch eine falsche Richtung nehmen kann; doch wird eine solche um so seltener eintreten, je mehr der öffentlichen Meinung in der Freiheit der Presse, in der Freiheit der Rede in Versammlungen und Associationen, Gemeinde- und landständischen Versammlungen, in der Oeffentlichkeit aller das Volk berührenden Angelegenheiten die Organe geboten sind, durch welche sie sich zugleich bilden und aussprechen kann.

Oeffentlichkeit der Rechtspflege, der Grundsatz, wonach dem Publikum in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wie in Strafsachen zu den gerichtlichen Verhandlungen der Zutritt gestattet ist (selbstverständlich mit den durch die Raumverhältnisse gebotenen Beschränkungen). Diese Ö. steht mit dem Princip der Mündlichkeit (s. d.) des Gerichtsverfahrens im Zusammenhang, welche in neuerer Zeit an die Stelle der Schriftlichkeit des gemeinen deutschen Processes getreten, und wodurch der altgermanische Grundsatz von der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege wieder hergestellt worden ist. Die Ö. bezieht sich aber in erster Linie auf die Betheiligten selbst, indem in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die Parteien, im Strafproceß der Angeschuldigte ein Recht darauf haben, daß ihnen durch den Proceßgang Gelegenheit geboten werde, das zur Sache Verhandelte zu erfahren und zu prüfen, sich darüber vor Gericht auszusprechen und das Urtheil und seine Entscheidungsgründe zu vernehmen. Aber auch die Ö. für das nicht direkt betheiligte Publikum ist als eine Art Kontrolle der öffentlichen Meinung über die Rechtspflege von großer Wichtigkeit, während die Gerichtsberathungen dagegen mit Recht der Oeffentlichkeit entzogen sind, da die Ueberlegung, die Erwägung der Gründe und Gegengründe im Stillen und im engern Kreis der Berathenden besser gedeihen als in der Oeffentlichkeit. Ebenso ist die Bestimmung, daß die Oeffentlichkeit durch Gerichtsbeschluß ausgeschlossen werden kann, wenn sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder der Sittlichkeit besorgen läßt, als zweckmäßig anzuerkennen, desgleichen der Ausschluß der Oeffentlichkeit in Ehesachen. Uebrigens ist der Grundsatz der Oeffentlichkeit von den Gerichtsverhandlungen vielfach auch auf Verhandlungen anderer staatlichen und Gemeindeorgane übertragen worden, namentlich auf die Kammerverhandlungen.

Oegir (Aegir), in der nord. Mythologie der Gott des Oceans, auch der Ocean selbst, war der Sohn des Riesen Forniótr und heißt auch Hlér und sein Wohnort Hlésey (jetzt Läsöe im Kattegat). Seine Gattin ist Rán, der die Ertrunkenen angehören. Beide haben neun Töchter, die ebenso wie die Mutter den Schiffenden gefährlich sind.

Oehlenschläger, Adam Gottlob, berühmter dän. Dichter, geb. 14. Nov. 1779 in Vesterbro, einer Vorstadt von Kopenhagen, wo sein Vater Organist war, wollte Schauspieler werden, hatte jedoch bei seinem ersten Auftreten kein Glück, nahm daher die Studien wieder auf und widmete sich der Rechtswissenschaft, nebenbei sich viel mit der altnordischen Literatur und Dichtkunst beschäftigend. Die erste Frucht seiner romantischen Studien waren die »Guldhornene«, welche 1802 erschienen; aber erst seine »Digte« (Kopenh. 1803) wiesen ihm seinen Platz in der dänischen Literatur an. Er entwickelte sofort eine erstaunliche Thätigkeit als Dichter. In den beiden Jahren 1803 und 1804 schrieb er: »Frejas Alter«, ein Singspiel; »Tors reise til Jotunhejm«; das große beschreibende Gedicht »Langelandsreisen«; das religiöse Gedicht »Jesu Kristi gentagne liv i den aarlige natur«; »Vaulundurs Saga« und endlich »Aladdin, eller den forunderlige lampe«, ein dramatisches Abenteuer aus »Tausendundeiner Nacht«. Alle diese Gedichte erschienen gesammelt als »Poetiske Skrifter« (1805, 2 Bde.). Mit Unterstützung des Staats machte er 1805—1810 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, auf welcher er die persönliche Bekanntschaft der größten deutschen Dichter machte und mehrere seiner Tragödien dichtete, z. B. »Hakon Jarl«, »Baldur hin gode«, »Palnatoke«, »Axel og Valborg«, auch mehrere seiner Werke ins Deutsche übersetzte und (1809) in deutscher Sprache die Künstlertragödie: »Correggio« schrieb. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1810 zum Professor der Aesthetik in Kopenhagen ernannt. Er gab dann heraus: Vorlesungen über Joh. Ewald (1810—11) und über Schiller (1811—12); »Digtninger« (1811); die Tragödien »Stärkodder« (1812), »Helge« und »Yrsa« (1814); »Hagbarth og Signe« (1815); »Fiskerne« sowie den Gedichtcyklus »Frederiksberg« (1817). Darauf (1817 und 1818) unternahm er eine zweite Reise ins Ausland (erzählt in »En reise fortalt i breve til mit hjem«), auf welcher er in Wien und Dresden seine »Axel und Valborg« zur Aufführung

brachte und in Paris »Hroars Saga« und die Tragödie: »Fostbrödrene« (1817) schrieb. Nach seiner Rückkehr verfaßte er das kleine dramatische Idyll: »Den lille Hyrdedreng« (1818) und den Romanzencyklus: »Nordens Guder« (1819). Inzwischen war (1811) Baggesen nach Dänemark zurückgekehrt und hatte mehrere der neuesten Werke Oehlenschlägers heftig angegriffen. Dies gab Veranlassung zu einem Kampf, in welchem unter anderen P. Hjort, A. E. Boye, C. Hauch und Poul Möller für O. auftraten, während er selbst sich daran nur durch eine satirische Scene in »Fiskeren« und die »Erklæring til publikum« (1818) betheiligte. Darauf gab er die Tragödie: »Erik og Abel« (1820) und einen Band Schauspiele (1827) heraus, worin die Tragödie: »Væringerne i Miklagaard«, welche den kritischen Streit aufs neue entfachte, nur daß ihn J. L. Heiberg in ruhigerer und geistvollerer, für die Aesthetik fruchtbarer Weise führte. Ferner veröffentlichte O.: »Nye poetiske skrifter« (1828—29, 3 Bde.), worin unter anderem das Heldengedicht: »Hrolf Krake« mit einem originellen Metrum und die Tragödie: »Langbarderne« sowie das Lustspiel: »Tvillingsbrödrene fra Damask« (1830) enthalten sind. Nach einer kleinern Reise durch Deutschland gab er »Prometheus« (1832—34), eine Monatsschrift für Poesie, Aesthetik und Kritik, ferner die Tragödien: »Tordenskjold« und »Dronning Margreta« sowie den Gedichtcyklus: »Norgesreisen« (1834) heraus, letzterer auf einer Sommerreise durch Norwegen geschrieben, wie durch eine andere Reise durch Fünen (1835) der Gedichtcyklus: »Fyensreisen« hervorgerufen ward. Weiter erschienen: die Tragödie »Sokrates« (1836), »Oervarodds Saga, et oldnordisk Eventyr« (1841) und das tragische Drama »Dina« (1842), eins der frischesten Werke seiner späteren Jahre. 1844 und 1845 besuchte er nochmals Deutschland sowie Paris, Brüssel, Antwerpen und Amsterdam und veröffentlichte nach seiner Rückkehr die Tragödie: »Amleth« (1846). Seine Reise durch Schweden 1847 glich einem Triumphzug. Seine letzten Werke waren: die Tragödie »Kjartan og Gudrun« (1848), das didaktische Gedicht »Digtekonsten« und ein neuer Romanzencyklus, »Regnar Lodbrog« (1849). Er starb 20. Jan. 1850 als dänischer Konferenzrath zu Kopenhagen. O. hat in der dramatischen Literatur Dänemarks, vorzüglich im Trauerspiel, eine neue Epoche begründet, während er vermöge seiner gewaltigen Produktivität und genialen Auffassung auch auf anderen Gebieten der Poesie eine nicht gewöhnliche Herrschaft errungen hat. In denjenigen Dramen, welche nordische Sage und Geschichte behandeln, hat er zwar den nationalen Boden für die Dichtung wieder erobert; aber der weiche, sentimentale Ton stimmt nicht ganz zu der Heldenzeit des Nordens, während die Klarheit und Tiefe, die O. charakterisiren, ihn für alle Zeit zu einem der bedeutendsten Dichter stempeln. O. übertrug auch Holbergs Lustspiele ins Deutsche (Leipz. 1832—33, 4 Bde.), ebenso die Tragödien des Schweden v. Beskow (das. 1841, 3 Bde.) und bearbeitete den alten deutschen Roman: »Die Insel Felsenburg« dänisch unter dem Titel: »Øen i Sydhavet« (Kopenh. 1824; deutsch, Tübing. 1826, 4 Bde.). Sein Leben ist beschrieben in »Oehlenschlägers levnet, fortalt af ham selv« (1830—31) und in seinen »Erindringer« (herausgeg. von seinem Sohne nach hinterlassenen Manuskripten, Kopenh. 1850; deutsch, Leipz. 1850—51, 4 Bde.). Eine kritische Ausgabe seiner »Poetiske Skrifter« besorgte F. L. Liebenberg (Kopenh. 1857 ff.). Deutsch erschienen seine Werke gesammelt Breslau 1829—30, 18 Bde., und 1839, 21 Bde.; »Dramatische Dichtungen« (Hamb. 1835) und »Neue dramatische Dichtungen« (Leipz. 1850, 2 Bde.); »Gedichte« (2. Aufl., Stuttg. 1844). Vgl. Arentzen, Baggesen og O. (Kopenh. 1876).

Oehme, Ernst Erwin, Maler, geb. 18. Sept. 1831 zu Dresden, wo sein Vater Ernst Friedrich O. (geb. 1797, gest. 1854) als Landschaftsmaler mit Erfolg thätig war, besuchte die Dresdener Kunstakademie, arbeitete hierauf eine kurze Zeit unter Ludwig Richter und ging dann, ziemlich unbeeinflußt von künstlerischen Vorbildern, seinen eigenen Weg. Er malte in Oel und Aquarell, zunächst Landschaften, dann Architekturen, Genrebilder und selbst Porträts. Auch führte er einige Dekorationen für das Dresdener Hoftheater aus; ebenso schuf er mit Wasserfarben eine Reihe von Tapeten, in welchen er alte Gobelins wirkungsvoll imitirte. Derartige Tapeten finden sich im königlichen Schlosse zu Dresden und im Schloß Altfranken. Ein Oelgemälde von O., Landschaft mit Staffage, sieht man in der Gemäldegallerie zu Dresden. Noch besitzt von ihm die Königin Karola von Sachsen ein schönes Album mit Ansichten aus Compiègne. Diese, wie überhaupt alle Arbeiten Oehme's, bekunden ein großes malerisches Talent.

Oehningen, Pfarrdorf im bad. Kreis und Amtsbezirke Konstanz, mit ehemaliger Augustinerpropstei (jetzt Baumwollmanufaktur), Steinbrüchen und (1875) 1050 Einw. Dabei Mergelschieferstеinbrüche mit merkwürdigen Thierskeletten und verschiedenen Dendriten im sogen. Oehninger Kalkschiefer, einem Gliede der obern Molasse, worin Scheuchzer 1700 seinen Homo diluvii testis fand.

Oehringen, Oberamtsstadt im württemberg. Jagstkreis und Hauptort der dem Fürsten von Hohenlohe-Oehringen gehörigen Standesherrschaft O. (356 QKilom. oder 6½ QM.), an der Ohrn und der Eisenbahn von Heilbronn nach Hall, hat ein schönes Residenzschloß des Fürsten, ein berühmtes, 1034 errichtetes Chorherrenstift (jetzt öffentliche Bibliothek), eine stattliche Kirche (mit merkwürdiger Bildschnitzerei von Cedernholz aus dem 15. Jahrh.), ein Progymnasium (Lyceum), eine landwirtschaftliche Maschinenfabrik und (1875) 3600 Einw. Schon die Römer hatten hier ein Kastell; später kommt die Stadt als Hauptort des Ohrngaues vor. Seit 1806 steht O. unter württembergischer Oberhoheit. Vgl. Keller, Vicus Aurelii oder O. zur Zeit der Römer (Bonn 1872).

Oehrling, Insekt, s. Ohrwürmer.

Oehse (Oehr), im Bauwesen s. v. w. rechteckiges oder rundes Loch, mittels dessen man Gegenstände aufhängen oder Baukonstruktionstheile, z. B. Flacheisen, verbinden kann.

Oeil de boeuf (franz., spr. öj d'böff, »Ochsenauge«), s. v. w. rundes oder ovales (Dach-) Fenster (s. Ochsenaugen). Da sich in Versailles im Vorzimmer des Königs, wo sich die Höflinge aufhielten, um zu warten, bis ihnen die Thür des königlichen Kabinets geöffnet wurde, ein O. befand, ist die Benennung »Chronique de l'O.« für Skandalgeschichten des Hofs von Versailles angewendet worden.

Oeil de perdrix (franz., spr. öj d'perdrih, »Rebhuhnauge«), ein hellrother Champagnerwein.

Oeiras (Oeyras, spr. ui-irasch), Stadt im portug. Distrikt Lissabon (Provinz Estremadura), an der Mündung des Tejo in den Atlantischen Ocean, hat ein Schloß des Marquis von Pombal mit Park und 2457 Einw. In der Nähe das Fort Julião.

Oekonōm (griech.), Hausverwalter; Landwirt, beſonders ein ein größeres Gut bewirtſchaftender.

Oekonomīe (griech.), Haushaltung, Hausverwaltung. Oekonomik, die Kunde von der Hauswirtſchaft. Man verſteht unter O. zuweilen auch die Tugend der Wirtſchaftlichkeit, Sparſamkeit; ferner den mit gewiſſen Anſtalten verbundenen wirtſchaftlichen Betrieb (z. B. in Reſſourcen, Kaſino's). Kaum zu rechtfertigen iſt die allgemein gewordene Bezeichnung der Landwirtſchaft durch O.

Oekonōmiſche Geſellſchaften, ſ. v. w. Landwirtſchaftliche Vereine.

Oekonomiſten (griech.), ſ. v. w. Phyſiokraten; ſ. Agrikulturſyſtem.

Oekonōmos (Ikonomos), Konſtantinos, neugriech. Gelehrter, geb. 8. Sept. 1780 zu Tſaritſani in Theſſalien, war 1810—20 Lehrer der altgriechiſchen Sprache am Gymnaſium in Smyrna, dann Prediger an der griechiſchen Kirche zu Konſtantinopel, flüchtete nach der Ermordung des Patriarchen Gregor (ſ. Gregor 6) nach Odeſſa und hielt ſich bis 1832 daſelbſt und in Petersburg, ſodann in Deutſchland und Italien auf; 1835 kehrte er nach Athen zurück, wo er 20. März 1857 ſtarb. Schon in Smyrna ließ er eine Rhetorik und eine Poetik ſowie ein Werk über »Religionsunterricht« drucken; ferner erſchien von ihm eine »Encyklopädie der grammatiſchen Wiſſenſchaften« und in Berlin 1833 eine Sammlung geiſtlicher Reden, denen zwei ſprachwiſſenſchaftliche Werke: »Ueber die genaue Verwandtſchaft der ſlawiſchen Sprache mit der altgriechiſchen« (Petersb. 1828, 3 Bde.) und »Ueber die echte Ausſprache des Griechiſchen« (daſ. 1830), worin er die Grundſätze des Erasmus beſtreitet, vorausgegangen waren. Später erſchienen noch die Schriften: »Ueber die drei Stufen des Prieſterthums in der Kirche« (Nauplia 1835) und »Ueber die Septuaginta« (Athen 1845, 3 Bde.). Auch als Dichter trat O. auf, insbeſondere mit einigen Dramen und einer Elegie auf den Kaiſer Alexander I. (Petersb. 1825). Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien in 3 Bänden (Athen 1864—67). Seine Biographie ſchrieben Tiſchendorf (in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, April 1857) und Deſtunis (in ruſſiſcher Sprache, Petersb. 1860).

Oekumēniſch (griech.), ſ. v. w. allgemein, dann auch, weil es früher keine andere Kirche gab als die rechtgläubige chriſtliche, ſ. v. w. katholiſch; daher: ökumeniſche Synoden oder Koncilien, allgemeine Kirchenverſammlungen, entgegengeſetzt den beſonderen oder Provinzialſynoden (ſ. Koncil).

Oeland, 1) ſchwed. Inſel in der Oſtſee, an der Küſte von Småland, von der ſie durch den Kalmarſund getrennt wird, gehört zum Län Kalmar, iſt 126 Kilom. lang, bis 20 Kilom. breit und umfaßt 1343 QKilom. (24,4 QM.). Sie zerfällt in zwei Theile: Alvar, eine bis 41,6 Meter anſteigende röthliche Kalkmaſſe, welche den größten Theil der Inſel bildet, und Landborg, eine Niederung, welche den Alvar rings umgibt und ſelten mehr als 3 Kilom. breit iſt. Der Boden iſt zum größern Theil Weideland, auf dem kräftige Ponies zur Ausfuhr gezogen werden, im N. mit Wald beſtanden. Die Höfe liegen meiſt an den abhängigen Seiten des auch mit zahlreichen Windmühlen bedeckten Alvar; im S. bei Möckleby befindet ſich eine bedeutende Alaunſiederei. Die einzige Stadt iſt Bornholm. — 2) Dän. Inſel im Limfjord, zum Amt Hjörring gehörig, mit 620 Einw., mit dem Feſtland mittels eines Dammes verbunden.

Oelbaum (Olive, Olea *R. Br.*), Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen, Bäume oder Sträucher mit gegenſtändigen, lederartigen, einfachen, ganzrandigen Blättern, in achſelſtändigen Büſcheln, Trauben oder Riſpen ſtehenden Blüten und fleiſchiger, ein-, ſeltener zweifamiger Steinfrucht. Der echte O. (O. europaea *L.*, ſ. Tafel »Oele ꝛc. liefernde Pflanzen«) iſt ein dorniger Strauch, in der Kultur ein 6—9 Meter hoher Baum mit ſtark veräſtelter, immergrüner Krone, grüngrauer, glatter, im Alter riſſiger Rinde, weißgrauen Aeſtchen, ſehr kurz geſtielten, lanzettlichen oder elliptiſchen, oberſeits grünen, zerſtreut ſchilferigen, unterſeits dicht ſchilferigen und daher ſilberweißen, grauen, goldfarbenen oder ſelbſt roſtbraunen Blättern, achſelſtändigen, ſchilferigen Blütentrauben, kleinen weißen Blüten, rundlich-länglicher, ſchwarzer, in der Kultur kugelrunder, umgekehrt eirunder oder ovaler, grüner, weißlicher, röthlicher, blauer oder ſchwarzer Steinfrucht (Oliven) mit grünlichweißem, öligem Fleiſch und keulenförmiger, knochenharter, einfächeriger, einſamiger Steinſchale. Der O. ſtammt aus Aſien, wächſt wild an der Oſtküſte Afrika's unter 22° nördl. Br., findet ſich jetzt als wilder O. (Oleaster *Plin.*) in den Mittelmeerländern, beſonders in Griechenland, verwildert und wird im ganzen Mittelmeergebiet, in der Krim, auch in Amerika, beſonders in Mexiko und Peru, wohin ihn ſchon 1560 Antonio Ribero brachte, in vielen Varietäten kultivirt, die aber leicht in die Urform zurückſchlagen. Er iſt der vorzüglichſte Repräſentant der immergrünen Region und ſteigt in der Sierra Nevada bis 950 Meter, bei Nizza bis 750 Meter, am Aetna bis 690 Meter. Er erreicht ein ſehr hohes Alter, leidet aber leicht durch Froſt in kalten Wintern, wodurch nicht nur die Ernte einzelner Jahre, ſondern der Beſtand ganzer Plantagen bedroht iſt. Man pflanzt ihn durch Okuliren, Samen und Stecklinge fort; auch kann man ihn auf die gemeine Rainweide (Ligustrum) okuliren. Die unreifen Früchte werden eingemacht, indem man ſie in Waſſer, dann in Potaſchen- oder Kalklauge legt und mit Salz und Gewürzen weiter behandelt. Hauptſächlich aber gewinnt man aus den reifen Früchten das Olivenöl, deſſen Güte weſentlich mit von der Sorgfalt abhängt, welche auf die Ernte, die in den December fällt, verwandt wurde. Auch die Kerne liefern fettes Oel. Das Oelbaumholz iſt grüngelb, ſchön geadert, feſt und dauerhaft und nimmt gute Politur an. Auch das Holz anderer Arten wird als Nutzholz verwerthet, ſo das von O. lancea *Lam.* auf Réunion, das von O. undulata *Jacq.* am Kap als ſchwarzes Ebenholz, das von O. paniculata *R. Br.* in Neuſüdwales und Queensland als Marmorholz, das von O. americana *Mich.* als Teufelsholz. Die Heimat des Oelbaums iſt nicht ſicher ermittelt; nach bibliſchen Schriftſtellern ſtammt er aus Syrien, nach griechiſchen aus Kleinaſien. Die lange Entwickelungsperiode des Oelbaums weiſt auf eine Heimat hin, wo die Winter kurz und mild ſind und die trockene Jahreszeit andauert. Dieſe Bedingungen ſind innerhalb des Verbreitungsbezirks des Oelbaums am beſten in Syrien und an der anatoliſchen Küſte erfüllt. Die Geſchichte des Oelbaums reicht bis in das höchſte Alterthum. Die Oelfrucht war den Juden im Gelobten Land verheißen, bildete einen bedeutenden Theil des Reichthums im Land und war nächſt dem Feigenbaum und Weinſtock in Paläſtina das Bild des Wohlſtandes und bürgerlichen Glücks. Die eingewanderten Iſraeliten fanden den O. ſchon vor, und David und Salomo beförderten ſeinen Anbau. Man

benutzte das Oel zu Speisen, bei den Opfern, als Brennöl und zum Salben des Haars und des ganzen Körpers. Tiefer nach Asien hinein verschwindet die Kultur des Oelbaums, denn er liebt die Nähe des Meers und das Kalkgebirge; auch Aegypten brachte kein Olivenöl hervor. Zu Homers Zeiten benutzte man in Griechenland das Holz des wilden Oelbaums wegen seiner großen Festigkeit zu Artstielen ꝛc.; auch das Oel war nicht unbekannt, es diente zum Salben des Körpers, aber nur den Reichen und Edlen und nicht als Erzeugnis des Bodens, und ward wohl aus dem Orient eingeführt. Die Olivenkultur faßte dann Fuß auf dem ionischen Küsten- und Inselboden. Bei den späteren Griechen galt Athen als der Ursitz dieser Kultur. Solon erließ gesetzliche Bestimmungen über den Oliven- und Feigenbau, und Pisistratos soll sich um den Anbau des Oelbaums in der bis dahin kahlen und baumlosen Landschaft bemüht haben. In der Akademie standen die der Athene geweihten unantastbaren Oelbäume; sie stammten von der Mutterolive auf der Burg, die von der Göttin selbst geschaffen und später nach der Verbrennung durch die Perser von selbst aus der Wurzel wieder aufgesproßt sein sollte. Homer kannte die Beziehung des Oelbaums zur Athene noch nicht; nach Suidas wurden das Oel und der O. der Göttin geheiligt, weil das Oel zur Leuchte diente und der Baum das Feuer nährte. Im 7., jedenfalls im 6. Jahrh. kam der O. auch nach Italien, wo er nach Plinius zur Zeit des Tarquinius Priscus noch nicht zu finden war. Wie schon in Griechenland ein Kranz von Oelzweigen die höchste Auszeichnung des um das Vaterland hochverdienten Bürgers sowie der höchste Siegespreis bei den Panathenäen und den Olympischen Spielen war, so trugen bei den Römern die nicht im Feld gewesenen Diener lorbeergeschmückter Feldherren einen Kranz von Oelzweigen. Der Oelzweig war das Symbol des Friedens, und Besiegte, die um Frieden zu bitten kamen, trugen Oelzweige in den Händen. Auf den Frieden der höhern Welt ist dies übertragen, wenn die Neophyten in den samothrakischen Mysterien Oelzweige trugen, oder wenn auf den Grabsteinen der ältesten Christen eine Taube mit einem Oelzweig erscheint. Aus der Sitte, Oelbäume als Grenzmarken zu setzen, läßt sich das Sprichwort erklären: **extra oleas vagari** (»über die Oelbäume hinausschweifen«), für: Maß und Ziel überschreiten. Die Früchte des amerikanischen Oelbaums (O. americana *L.*), in Carolina, Florida, werden als Speise verwendet; die weißen, zierlichen Blüten sind wohlriechend und bilden winkelständige Trauben mit armförmigen Zweigen; das sehr harte Holz führt den Namen Devil-wood. Der wohlriechende O. (O. fragrans *Thl.*), in China, Kotschinchina und Japan, ist ein immergrüner, 4—6 Fuß hoher Strauch, dessen äußerst angenehm riechende Blätter dem chinesischen Thee beigemischt werden, um ihm den eigenthümlich guten Geruch zu geben. Im 1. Jahrh. v. Chr. war Italien das ölreichste Land. Von Massilia war mit dem Wein auch die Olive in Gallien vorgerückt und nach der ligurischen Küste gekommen.

Oelbaumgummi, s. v. w. Elemi.

Oelbehälter (Oelgänge), diejenigen Intercellularräume der Pflanzen, in welchen ätherisches Oel enthalten ist; entweder kurze Gänge, wie in den Früchten der Umbelliferen, oder meist kleine kugelrunde Behälter, wie in den Fruchtschalen der Orangen oder in den Blättern der Myrtaceen und des Hypericum, wo sie die wie durchstochene Punkte aussehenden durchscheinenden Stellen in der Blattmasse bedingen und auch Oeldrüsen genannt werden.

Oelberg (hebr. Har-Hassethim, arab. Dschebel et Tur, »Berg der Olivenbäume«), der als angebliche Stätte der Himmelfahrt Christi bekannte Berg östlich bei Jerusalem, durch das Thal Josaphat und den Bach Kidron davon getrennt, besteht aus Kalkstein und wird durch flache Einsattelungen in drei Kuppen getheilt, deren nördlichste die höchste Höhe (830 Meter) erreicht, während die mittlere (804 Meter) mit der Häusergruppe Kefr et Tur (»Oelbergdorf«) als der eigentliche O. für die heilige Stätte gilt, die übrigens schon zu Davids Zeit ein Ort religiöser Verehrung war. Konstantin erbaute daselbst eine Basilika; im 7. Jahrh. trug der Berg zahlreiche Klöster und eine runde Kirche, die im 11. Jahrh. zerstört wurde, seit dem 12. Jahrh. eine große Kirche, von der aber im 16. Jahrh. ebenfalls nur noch Trümmer vorhanden waren. Gegenwärtig steht daselbst eine kleine, von einem großen Hof umschlossene achteckige Kapelle, die 1834—35 nach dem Grundriß eines ältern Baues aufgeführt wurde. In der Mitte derselben bezeichnet eine cylindrische Trommel und eine kleine Kuppe über derselben den Ort, von wo aus die Auffahrt Christi stattgefunden haben soll. Die Kapelle gehört den Mohammedanern und wird von ihnen heilig gehalten, doch dürfen die Christen an gewissen Tagen Messe darin lesen.

Oelbildendes Gas, s. Elayl.

Oelblau, s. Kupfersulfurete.

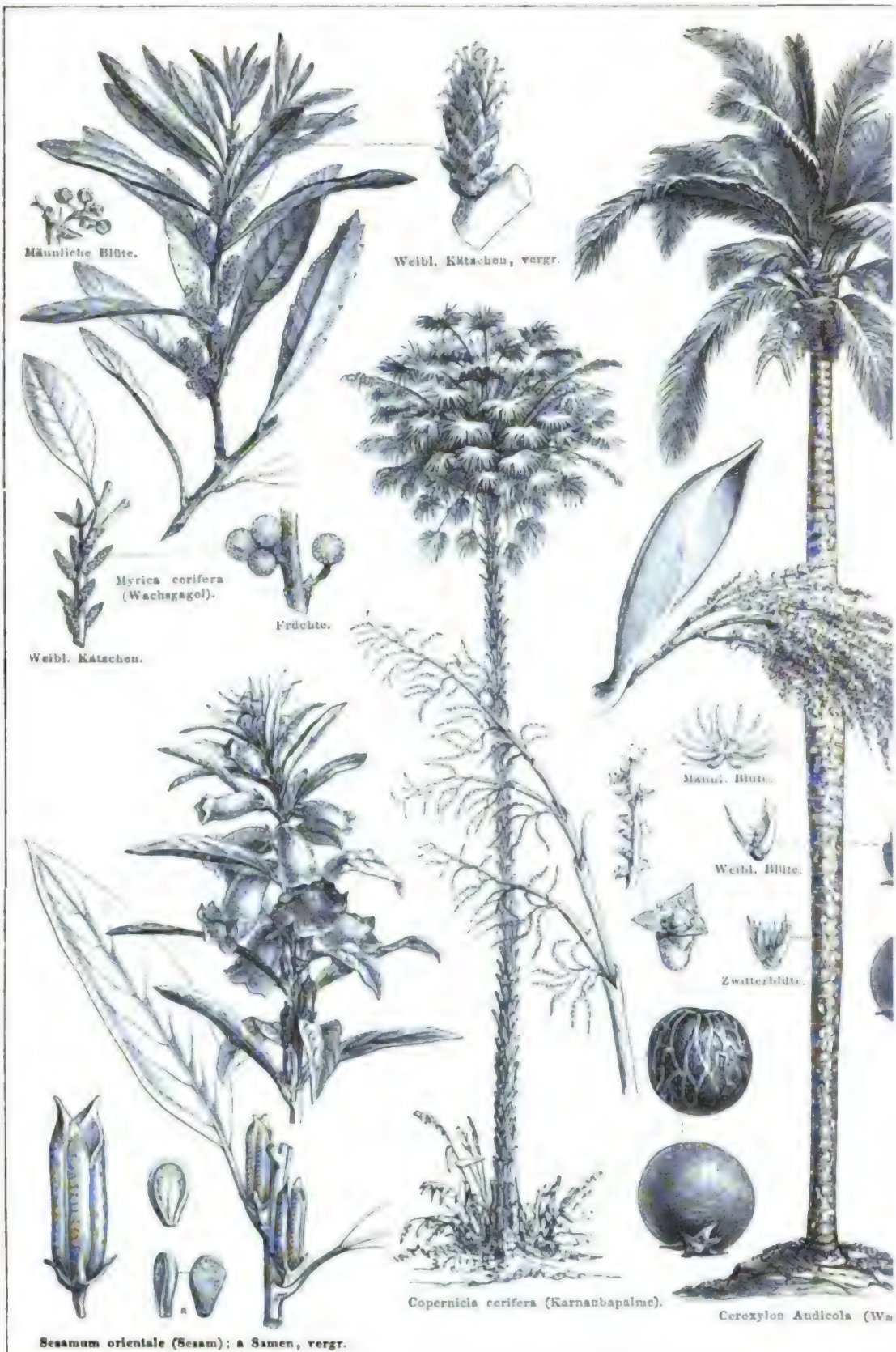
Oelde, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Münster, Kreis Berkum, an der Köln-Mindener Eisenbahn, mit Gerichtskommission, Kloster der Barmherzigen Schwestern, Leinweberei und (1875) 2718 Einw.

Oeldotter, s. v. w. Leindotter, s. Camelina.

Oele (fette Oele), flüssige Fette, welche im Thier- und Pflanzenreich, besonders in den Samen und im Fruchtfleisch, vorkommen und daraus durch Pressen, seltener durch Extrahiren mit Lösungsmitteln, gewonnen werden. Von den am häufigsten zur Oelgewinnung benutzten Samen enthält Sommerrübsen 31—41,5, Winterrübsen 32—42,5, Kohlraps 38—45, Lein 25,7—37, Hanf 25—33,5, Mohn 41—49, Madia 39, Leindotter 30, die Sonnenblume 23,5, Baumwollsamen 30, Sesam 37, die Erdnuß 41 Proc. Der Gehalt schwankt nach Klima und Kulturmethode, die Ausbeute nach der Beschaffenheit der Samen und der Gewinnungsmethode. Stets werden die Samen vor dem Pressen zwischen Walzen zerquetscht und zwischen Steinen gemahlen, um die Zellen, welche das Oel enthalten, zu zerreißen. Manche Samen geben dann beim Pressen das Oel leicht ab, andere, namentlich die eiweißreichen, erst, nachdem das Samenmehl über freiem Feuer oder durch gespannten Dampf erhitzt worden ist. Durch das Erhitzen gerinnt das Eiweiß, zugleich aber gehen färbende und kratzend schmeckende Samenbestandtheile in das Oel über, und das kalte Pressen liefert deshalb zwar weniger, aber reineres Oel (Speiseöl, Jungfernöl) als das heiße Pressen. Beim Pressen schlägt man das Samenmehl in starke wollene Tücher von solcher Beschaffenheit, daß sie nicht zu viel Oel aufsaugen, und umgibt sie noch mit einem Gewebe aus Pferdehaar. Früher wandte man hauptsächlich Keilpressen an, jetzt mehr und mehr hydraulische und zwar entweder stehende, welche mehr Bequemlichkeit beim Packen gewähren, oder liegende, aus denen das Oel besser abfließt. Den Preßraum umgibt man mit einem doppelwandigen Gehäuse, in welchem Dampf cirkulirt, um das Preßgut gelind zu

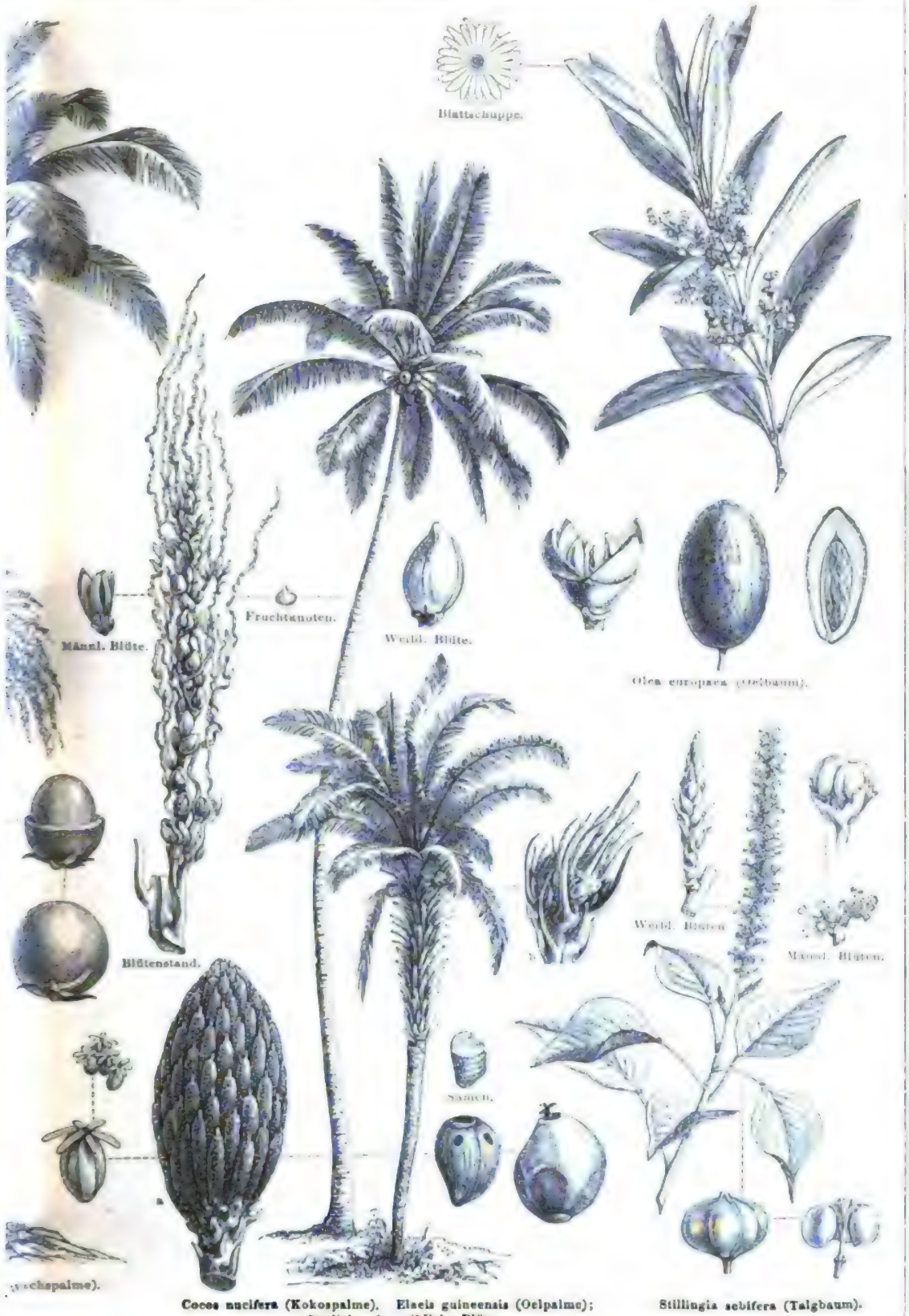
erwärmen und das Oel dünnflüssiger zu machen. Die in der Presse erhaltenen Oelkuchen werden unter Zusatz von etwas Wasser von neuem gemahlen, erwärmt und abermals gepreßt; man erhält so ein Oel zweiter und auf ähnliche Weise durch eine dritte Pressung auch wohl noch ein Oel dritter Qualität. Stets aber bleiben in den Preßkuchen noch etwa 6 Proc. Oel zurück, die man nur durch ein Lösungsmittel gewinnen kann. Als solches kommen namentlich Schwefelkohlenstoff und flüchtige Kohlenwasserstoffe, wie sie bei der Destillation von Petroleum, Schieferöl, Theer in großer Menge gewonnen werden, in Betracht. Das Samenmehl wird methodisch mit Schwefelkohlenstoff in verschlossenen Apparaten ausgelaugt und dann durch Erwärmen mit Dampf und durch einen Luftstrom von dem darin zurückgehaltenen Lösungsmittel befreit. Die Oellösung wird erhitzt, um den Schwefelkohlenstoff abzudestilliren, und schließlich durch direktes Einleiten von Dampf von den letzten Spuren des Schwefelkohlenstoffs befreit. Es kommt bei dieser Extraktionsmethode darauf an, das Lösungsmittel durch eine vollkommene Kondensation ohne wesentlichen Verlust wieder zu gewinnen, und ihre Rentabilität ist wesentlich davon abhängig, daß man für das extrahirte Samenmehl ebenso lohnenden Absatz finde wie für die Preßkuchen. An dem Vorurtheil gegen das Samenmehl ist die Einführung der Extraktionsmethode vielfach gescheitert. Das durch Pressung gewonnene Oel ist durch eiweißartige, schleimige und färbende Stoffe verunreinigt und für manche Zwecke wenig geeignet; bei hinreichend langem Lagern scheidet sich ein Theil dieser Verunreinigungen als Oeltrübe (Lagertrub) ab; zu einer vollständigen Reinigung aber muß das Oel **raffinirt** werden. Man mischt es zu dem Zweck sehr innig mit 0,75—1 Proc. koncentrirter Schwefelsäure, welche die Verunreinigungen verkohlt, wäscht es dann, bisweilen unter Zusatz von Kalk, trennt es von dem Wasser und filtrirt es, um ihm Glanz zu ertheilen. Außer koncentrirter Schwefelsäure ist auch Chlorzink, Gerbstoff, Natronlauge zum Raffiniren empfohlen worden. Die O. sind bei gewöhnlicher Temperatur mehr oder weniger dickflüssig, werden beim Erwärmen dünnflüssig, erstarren aber meist in der Nähe des Gefrierpunkts des Wassers unter Abscheidung von Stearin, Palmitin oder eines andern festen Fettes. Sie sind unlöslich in Wasser; manche lösen sich in kaltem Alkohol, alle in Aether. Die Konsistenz ist sehr verschieden; bei 15° ist Ricinusöl 203mal, Olivenöl 21,6=, Rapsöl 18=, Mandelöl 16,6=, Mohnöl 13,6=, Wallnußöl und Leinöl 9,7mal dickflüssiger als Wasser; das specifische Gewicht der O. schwankt meist zwischen 0,91—0,93, es wächst mit dem Alter des Oels und weicht je nach der Lokalität, in welcher die Oelpflanzen wuchsen, und nach der Art und Weise der Bereitung ab. Die fetten O. sind nicht flüchtig; wenig über 250° färben sie sich dunkler und entwickeln erstickend unangenehm riechende Dämpfe, bei 300° liefern sie Kohlensäure, Kohlenwasserstoff nebst Acrolein und anderen Zersetzungsprodukten. Diese Zersetzung erfolgt unter Aufwallen, welche man gewöhnlich, aber unrichtig, das Sieden der O. nennt. Bringt man Oel vorsichtig in rothglühende Gefäße, so wird es in Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoffe ꝛc. zersetzt und liefert ein mit heller Flamme brennendes Leuchtgas (Oelgas). Durch Licht werden die O. gebleicht; an der Luft werden manche O. dickflüssiger, sauer und nehmen einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack an (werden ranzig). Diese Veränderung erleiden sie um so schneller, je mehr sie mit Eiweißstoffen und Wasser verunreinigt sind. Andere fette O. absorbiren an der Luft energisch Sauerstoff und erstarren zu einer firnisartigen Masse. Die ersteren (**nicht trocknende** O.) erstarren durch salpetrige Säure, indem das in ihnen enthaltene Olein in Elaidin übergeht, während die **trocknenden** O. mit salpetriger Säure nicht erstarren. Die wichtigsten O. der ersten Klasse sind: Olivenöl, Rüböl, Kohlrapsöl, Sommerrübsenöl, Mandelöl, Sesamöl, Maisöl, Behenöl, Buchöl, Senföl, Erdnußöl, Krotonöl. Zu den trocknenden Oelen gehören: Leinöl, Nußöl, Mohnöl, Hanföl, Ricinusöl, Traubenkernöl, Kürbisöl, Sonnenblumenöl, Leindotteröl, Baumwollsamenöl. Ueber die thierischen O. s. **Thran**. Vgl. **Fette**.

Oele, ätherische (**flüchtige, Essenzen**), flüchtige Flüssigkeiten, welchen die Pflanzen in der Regel ihren eigenthümlichen Geruch verdanken. Sie finden sich in großer Mannigfaltigkeit und sehr verbreitet im Pflanzenreich, am reichlichsten in den Familien der Umbelliferen, Labiaten, Kompositen, Kruciferen, Aurantiaceen, Myrtaceen, Laurineen, Kupressineen, Koniferen, Amomeen. Man trifft sie in den verschiedensten Organen, besonders in Blüten, Samen, Fruchtschalen, meist bei der nämlichen Pflanze in allen Organen von gleicher Beschaffenheit, bisweilen auch in jedem Organ ein eigenthümliches Oel. Eine und dieselbe Pflanze zeigt verschiedenen Gehalt und auch bisweilen recht erhebliche Abweichungen in der Beschaffenheit ihres ätherischen Oels je nach Boden, Klima und Kulturverhältnissen. Sonnenschein und Wärme begünstigen die Bildung der ätherischen Oele, und daher liefert dieselbe Pflanze im Süden oft viel mehr und feineres ätherisches Oel als im Norden. Ueber die Entstehung der ätherischen Oele in den Pflanzen ist nichts bekannt; doch hat man in Ericeen, Koniferen und anderen Pflanzen Substanzen aufgefunden, welche bei Behandlung mit verdünnten Mineralsäuren in ein Kohlehydrat und flüchtiges Oel gespalten werden. Derartige Spaltungen mögen auch in der lebenden Pflanze vor sich gehen und Kohlehydrat und ätherisches Oel oft aus derselben Muttersubstanz entstehen. Einige ä. O. finden sich nie fertig gebildet in der lebenden Pflanze, sondern entstehen erst bei der Zerstörung des Pflanzengewebes aus Stoffen, welche bis dahin getrennt von einander waren. So sind bittere Mandeln geruchlos; wenn man sie aber mit Wasser zerreibt, wirkt das in ihnen enthaltene Emulsin auf Amygdalin fermentartig ein, und letzteres spaltet sich nun in Bittermandelöl, Blausäure und Zucker. Aehnlich entsteht das ätherische Senföl erst beim Zerreiben der Senfsamen mit Wasser. Eigenthümliche ä. O. bilden sich bei der Gährung frischer oder abgestorbener Pflanzensubstanz (Fermentöle), reichlich z. B. aus dem im Herbst abfallenden Laub, wo sie dann den charakteristischen Geruch im entblätterten Laubwald bedingen. Im Thierreich finden sich nur wenige hierher gehörige Körper, da die meisten thierischen Gerüche durch flüchtige fette Säuren hervorgebracht werden. Einige ä. O. hat man auch ohne Hülfe der Pflanzen künstlich dargestellt (Senföl, Bittermandelöl, Wintergrünöl). Man **gewinnt** die ätherischen Oele selten durch Auspressen (Bergamottöl, Citronenöl), meist durch Erhitzen der Pflanzensubstanz mit Wasser oder Wasserdampf und Verdichten der Wasserdämpfe, welchen die Dämpfe des ätherischen Oels beigemengt sind. Das Destillationsprodukt ist ein meist trübes Wasser, welches ätherisches Oel gelöst enthält und daher stark nach demselben riecht (**aromati-**



Sesamum orientale (Sesam): a Samen, vergr.

liefernde Pflanzen.



ſches, abgezogenes Waſſer). War die Pflanzenſubſtanz reich an ätheriſchem Oel, ſo verflüchtigt ſich von demſelben mehr, als in dem Waſſer gelöſt bleiben kann, und ein Theil des Oels ſchwimmt auf dem letztern. Wenn dagegen die Pflanzenſubſtanz nur wenig Oel enthält, ſo muß man das erhaltene Deſtillat mit einer neuen Menge derſelben Pflanzenſubſtanz abermals deſtilliren, um zur Abſcheidung von ätheriſchem Oel zu gelangen. Vgl. Deſtillation. Zur bequemen Trennung des ätheriſchen Oels vom Waſſer bei der Verarbeitung großer Mengen dient die Florentiner Flaſche (ſ. d.). Uebrigens werden nicht wenige, beſonders ſehr zarte Pflanzengerüche (Veilchen) durch die Deſtillation bedeutend modificirt, und in dieſem Fall muß man ſich begnügen, die betreffenden ätheriſchen Oele an Fett zu binden (ſ. Parfümerie).

Die ätheriſchen Oele ſind bei mittlerer Temperatur flüſſig, meiſt farblos oder gelb, einige braun oder roth, wenige grün oder blau (Kamillenöl); ſie ſind in Waſſer wenig, in Alkohol, Aether, Chloroform, Schwefelkohlenſtoff und fetten Oelen leicht löslich. Sie riechen durchdringend und geben den Geruch der Pflanze, von welcher ſie ſtammen, oft dann erſt ganz treu wieder, wenn man ſie in viel Alkohol löſt und die Löſung mit Waſſer verdünnt. Sie ſchmecken brennend, brechen das Licht ſehr ſtark, lenken den polariſirten Lichtſtrahl ab, machen auf Papier einen Fettfleck, der an der Luft allmählich wieder verſchwindet, löſen Fette, Harze, Schwefel, Phosphor, brennen mit rußender Flamme, ſind meiſt leichter als Waſſer, beſitzen einen relativ hohen Siedepunkt (meiſt über 140°), ſind flüchtig, aber nicht alle ohne Zerſetzung, und gehen, wie erwähnt, auch ſchon mit Waſſerdämpfen über. Die Zuſammenſetzung der ätheriſchen Oele iſt ſehr verſchieden. Viele ſind Gemenge von Kohlenwaſſerſtoffen, die meiſt der empiriſchen Formel nC_5H_8 und gewöhnlich der Molekularformel $C_{10}H_{16}$ entſprechen (Kamphene, Terbene). Dieſe ätheriſchen Oele weichen in ihren Eigenſchaften im allgemeinen nur wenig von einander ab, unterſcheiden ſich aber durch Geruch, Geſchmack und optiſches Verhalten; ſie verbinden ſich meiſt mit Waſſer und mit Salzſäure zu oft kryſtalliſirbaren Körpern. Andere ä. O. enthalten neben Kohlenwaſſerſtoffen ſauerſtoffhaltige Körper, wie Aldehyde, Alkohole, Acetone, Säuren, zuſammengeſetzte Aether; nur wenige ſind ſchwefelhaltig (Senföl, Knoblauchöl). Bei niederer Temperatur ſcheiden manche ä. O. feſte Körper aus (Stearoptene, Kampher), während Eläopten flüſſig bleibt. An der Luft nehmen die ätheriſchen Oele Sauerſtoff auf, werden dabei meiſt dunkler und dickflüſſig, und die Kohlenwaſſerſtoffe verwandeln ſich in harzartige, nicht flüchtige Produkte unter gleichzeitiger Bildung von Ameiſenſäure, Eſſigſäure, Kohlenſäure. Die aldehydhaltigen Oele liefern an der Luft Säuren, welche ſich kryſtalliniſch ausſcheiden (Zimmetſäure aus Zimmetöl, Benzoëſäure aus Bittermandelöl). Viele ä. O. ſind eminente Ozonträger (ſ. Ozon). Sauerſtoffreie und ſauerſtoffhaltige Oele unterſcheiden ſich weſentlich durch ihr Verhalten gegen Jod; erſtere erhitzen ſich, wenn ſie friſch ſind, lebhaft mit demſelben und erleiden eine Art Verpuffung, während die ſauerſtoffreichen das Jod ohne oder unter geringer Erhitzung löſen. Sauerſtoffreie Oele geben, mit trockenem Nitropruſſidkupfer einige Minuten gekocht, einen grünen oder blaugrünen Niederſchlag, ohne ſich zu färben; ſauerſtoffhaltige geben aber einen ſchwarzen, grauen oder braunen Niederſchlag und färben ſich ſelbſt dunkler gelb- oder grünbraun. Dieſe und ähnliche Reaktionen benutzt man zur Prüfung der ätheriſchen Oele auf Verfälſchungen, doch bleibt auf dieſem Gebiet noch viel zu leiſten übrig und für feinere Unterſcheidungen vielfach die Naſe das beſte Reagens. Die meiſten, vielleicht alle ätheriſchen Oele wirken auf die Haut, wenn auch in ſehr verſchiedenem Grad, reizend. Im Mund bewirken ſie in kleiner Doſis Abſonderung von Speichel, im Magen vermehrte periſtaltiſche Bewegung, vielleicht auch Vermehrung der Sekretion; größere Doſen rufen Entzündungen hervor, zugleich wirken ſie auf das Nervenſyſtem, beſonders das Gehirn, auf die Cirkulation und die Nierenthätigkeit. Sie dienen als Arzneimittel (häufig in der Form von Oelzucker), zu Likören, Konditorwaaren und Parfüms, die billigeren als Löſungsmittel für Harze, einige, welche reducirend wirken, zur Darſtellung von Silberſpiegeln. Vgl. Huſemann, Die Pflanzenſtoffe (Berl. 1871); Maier, Die ätheriſchen Oele (Stuttg. 1867); Mierzinski, Fabrikation der ätheriſchen Oele (Berl. 1871).

Oele und Fette liefernde Pflanzen. Fette ſind im Pflanzenreich ſehr weit verbreitet und namentlich in Früchten und Samen in größerer Menge aufgeſpeichert, ſo daß die vegetabiliſchen Fette, die feſten ſowohl wie die Oele, faſt ausſchließlich aus jenen gewonnen werden. Speciell zum Zweck der Oelgewinnung werden bei uns in weitaus überwiegendem Umfang Kruciferen und zwar aus der Gattung Brassica (Raps, Rübſen ꝛc.) gebaut. Von viel geringerer Bedeutung ſind Rettig (Raphanus), Senf (Sinapis) und Leindotter (Camelina). Aus der Familie der Lineen baut man in größerer Menge den Lein (Linum), von den Urticeen den Hanf (Cannabis) und von den Papaveraceen den Mohn (Papaver). Die große Familie der Kompoſiten liefert uns an Oelpflanzen nur die Sonnenblume (Helianthus), die für Chile wichtigere Madi (Madia) und die afrikaniſchen Polymenia abyssinica, Guizotia oleïfera ſowie den Saflorſamen (Carthamus). Als wichtigere Oel liefernde Pflanzen kommen dann ferner für unſere Gegenden noch in Betracht der Wallnußbaum (Juglans) aus der Familie der Juglandeen, die Buche (Fagus) und der Haſelſtrauch (Corylus) aus der Familie der Kupuliferen, der Mandelbaum (Amygdalus) und der Pfirſichbaum (Persica) aus der Familie der Amygdaleen, allenfalls noch der Mais (Zea) aus der Familie der Gramineen und der Weinſtock (Vitis) aus der Familie der Ampelideen. Die Familie der Oleaceen liefert den für Südeuropa ſo wichtigen Oelbaum (Olea), die Familie der Bignoniaceen den Seſam (Sesamum) und die Familie der Papilionaceen die Erdnuß (Arachis). Aus der verwandten Familie der Moringaceen iſt Moringa pterygosperma, welche das Behenöl liefert, zu nennen, ferner von den Myrtaceen die Bertholletia, von den Burſeraceen Irvingia Barteri, von den Terebinthaceen Rhus succedanea (japaniſches Wachs), von den Dipterokarpeen die Gattungen Vateria und Hapea, von den Euphorbiaceen Ricinus, Aleurites triloba, Croton Tiglium und Stillingia sebifera, welche den chineſiſchen Talg liefert, von den Büttneriaceen der Kakao (Theobroma), von den Malvaceen die Baumwolle (Gossypium), von den Sapindaceen die Gattung Sapindus, von den Ternſtrömiaceen mehrere Carapa-Arten, von den Laurineen der Lorbeer, von den Myriſticeen der Muskatbaum (Myristica), von den Sapoteen die Bassia-Arten, von den Sterkuliaceen Sterculia foetida, von den Myrikaceen der Wachsgagel (Myrica) ꝛc. Sehr reich an Fett liefernden Pflanzen

iſt die Familie der Palmen, von denen in erſter Linie die Kokospalme (Cocos), die Oelpalme (Elaeis), die Wachspalme (Copernicia) und die Andespalme (Coroxylon) zu nennen ſind. Sehr zahlreiche andere Pflanzen enthalten außerdem Fette in großer Menge, und es iſt vorauszuſehen, daß noch viele derſelben für die Induſtrie Bedeutung gewinnen werden. S. Tafel »Oele und Fette liefernde Pflanzen«.

Oelfarben, mit trocknenden Oelen oder Oelfirnis angeriebene Farbſtoffe, die in der Oelmalerei (ſ. d.) benutzt und jetzt gewöhnlich fabrikmäßig dargeſtellt werden, indem man Maſchinen benutzt, welche die Miſchung und Verreibung der Farbſtoffe mit den Fettkörpern bewirken. Farben, die bei ihrer Darſtellung im naſſen Zuſtand reſultiren, z. B. Niederſchläge, braucht man nicht zu trocknen, ſondern kann ſie direkt zu O. verarbeiten, indem man die feuchte Maſſe mit Oel oder Firnis miſcht und im Waſſerbad bis zur Verdunſtung des Waſſers erwärmt. Hierbei nimmt das Oel die Stelle des Waſſers ein, ohne daß die feinſten Theilchen der Farbenkörper, wie beim Trocknen, zuſammenkleben. Die zur Oelmalerei dienenden O. kommen in kleinen Büchſen aus Zinnfolie, die zu Anſtrichen beſtimmten in Fäßchen von Holz in den Handel.

Oelfarbendruck, ſ. Lithographie.

Oelfirnis, ſ. Leinölfirnis.

Oelgemälde, ſ. Oelmalerei.

Oelgemäldedruck, ſ. Lithographie.

Oelgewächſe, ſ. Oele und Fette liefernde Pflanzen.

Oelgrün, ſ. v. w. Berggrün und Zinnobergrün, eine innige Miſchung von Berlinerblau mit Chromgelb.

Oelkäfer, ſ. Maiwurm.

Oelkautſchuk, ſ. Leinöl.

Oelkuchen, die Rückſtände, welche beim Preſſen ölhaltiger Sämereien in den Oelmühlen gewonnen werden und von dieſen in verſchiedener Form, rund, quadratiſch oder trapezförmig, als eine ſehr geſuchte Waare in den Handel kommen. Sie enthalten immer noch einen Theil des Oels und ſämmtliche ſtickſtoffhaltigen und mineraliſchen Beſtandtheile der Samen. Man verwendet ſie zum Theil, um den Reſt des Oels zu gewinnen, oder in der Landwirtſchaft zur Fütterung oder zur Düngung. Da es heutzutage nicht mehr an künſtlichen Dungmitteln fehlt und beim Verfüttern die werthvollen Mineralſtoffe, auf welche es für den Boden allein ankommen kann, ohnedies in den thieriſchen Exkrementen ſich wiederfinden, ſo zieht man die erſtere Verwendung, in Deutſchland wenigſtens, in der Regel vor. England importirt O. in gewaltigen Mengen, leider immer noch auch aus Deutſchland, wennſchon hier in der Neuzeit die Landwirte deren Werth immer mehr ſchätzen lernen. Für die Düngung beruht derſelbe auf den Mineralſtoffen und dem Stickſtoff, für die Fütterung auf dieſem und dem Oel oder Fett, aber auch noch auf dem Geſchmack und der Verdaulichkeit. In letzterer Beziehung ſtehen die Leinkuchen obenan, während die O. von Raps und Rübſen ein dem Vieh nicht zuſagendes ſcharfes ätheriſches Oel enthalten, welches beſonders dann unangenehm hervortritt, wenn man dieſes Futter mit heißer Schlempe übergießt. Die O. werden auf beſonderen Maſchinen (Oelkuchenbrecher), in grobes Pulver verwandelt oder aufgelöſt, oder ſie kommen nach der Entölung durch Schwefelkohlenſtoff als Oelkuchenmehl zur Verwendung. Man füttert ſie meiſt trocken, als Ueberſtreu über anderes Futter und in Quantitäten bis zu mehreren Kilogrammen pro 1000 Kilogr. Lebendgewicht Rindvieh. Für Jungvieh zieht man die Leinſamen den aus dieſen zu gewinnenden O. vor, die von Raps ꝛc. kann man hier gar nicht verwenden. An Pferde füttert man nur Leinkuchen und auch dieſe mehr nur als diätetiſches Mittel bei Verſtopfungen. Milchkühe ſollen nicht über 1 Kilogr. pro Tag und Mohnkuchen gar nicht erhalten, dem Maſtvieh gibt man alle Arten und bis zu 2,5—3,5 Kilogr. pro Kopf und Tag. Feinen Wollſchafen bringen die O. keinen Nutzen; Maſtſchafen gibt man bis 200 Gramm pro 50 Kilogr. Lebendgewicht, ſäugenden Mutterſchafen aber nur höchſtens 100 Gramm; Schweinen ſagt Körnerfutter beſſer zu. Wie bei ſo vielen Nahrungsmitteln, ſo werden auch bei O. vielerlei Fälſchungen verſucht und oft verdorbene und darum ſchädliche Stücke in den Handel gebracht. In gutem Zuſtand müſſen enthalten die O. von:

	Stickſtoffhaltige Stoffe	Stickſtoffloſe Stoffe	Fett oder Oel	Aſche
Raps, Rübſen ꝛc.	31,5—37,4	37,4—39,1	11,2—11,6	6,56—7,1
Desgleichen entölt als Rapsmehl	27,1—36,6	33,0—43,0	0,83—3,3	7,5—8,3
Lein	23,3—32,7	39,2—50,9	6,0—12,4	7,0—8,3
Palmnuß	10,7—20,9	49,5—56,3	7,9—15,0	2,6—3,8
Desgleichen entölt als Mehl	19,6—25,9	28,0—49,0	1,2—5,5	3,0—4,2
Mohn	31,3—44,5	33,7	7,3—14,2	10,5—12,5
Seſam	33,2—42,3	29,7—36,0	10,1—12,3	8,3—10,2
Kokosnuß	19,3	49,8	19,6	4,9
Sonnenblume	36,55	34,47	10,50	7,50
Erdnuß	29,3—38,7	21,5—36,0	9,30—12,0	5,0—9,2

Hanf, Buchekern, Leindotter, Madia ꝛc. ſind für den Handel mit O. nicht nennenswerth.

Oelmalerei, Malerei in Oel, zum Unterſchied von der Malerei in Waſſerfarben, Aquarell- und Temperamalerei, Malerei al fresco, Stereochromie, Paſtellmalerei, Enkauſtik u. ſ. f., eine beſondere Technik des Malens, welche in der erſten Hälfte des 15. Jahrh. erfunden wurde. Sie beſitzt manche, nicht bloß praktiſche, ſondern auch äſthetiſche Vorzüge gegen die anderen Techniken: in erſterer Rückſicht darin, daß die mit Oel verſetzten Farben ſich zwar leicht miſchen laſſen, aber bei der bloßen Berührung nicht ineinander fließen, ferner, daß man fortwährend übermalen kann, ohne daß die darunter befindliche trockene Farbe ſich dadurch auflöſt, ſondern vielmehr unter Umſtänden durchſchimmert, alſo ebenfalls mitwirkt, u. ſ. f.; in äſthetiſcher Rückſicht zunächſt durch die größere Kraft, Fülle und körperliche Wahrheit der Farbenwirkung überhaupt, ſodann durch den großen Unterſchied zwiſchen Deckfarben und Laſurfarben, wodurch ein unendlich vervielfachtes Spiel der Licht- und Schattentöne erreicht werden kann. Der Unterſchied zwiſchen der O. und den anderen Techniken des Malens übt daher auch auf die Wahl der Motive (je nach ihrem mehr realiſtiſchen oder ſpiritualiſtiſchen Inhalt) einen bedeutenden Einfluß aus in der Art,

daß bei allen Motiven, in welchen Naturwirklichkeit erfordert wird, die O. unerreicht bleibt, während für abstraktere Gegenstände gerade diese Kraft und körperliche Fülle ein weniger geeignetes Darstellungsmittel ist, also die stumpfere und leblosere Freskomalerei oder das Aquarell adäquater erscheint. Was man »Kolorit« nennt, besitzt daher eigentlich nur die O.; sie hat sich deshalb im Gegensatze zur Wandmalerei (al fresco, Enkaustik oder Stereochromie) streng genommen auf Staffeleimalerei zu beschränken. Was das Material und das technische Verfahren bei der O. betrifft, so ist zunächst über die Farben zu bemerken, daß dieselben meist aus Oxyden, Erden und Pflanzenstoffen bestehen, unter denen einige ihrer Transparenz wegen zum Lasiren, d. h. zum dünnen Uebermalen einer schon untermalten Fläche, welche durchschimmert, gebraucht werden. Die gebräuchlichsten sind: Kremserweiß, Zinkweiß; lichter Ocker (ein Eisenoxydhydrat), Goldocker, dunkler Ocker und die gebrannten Ocker; Neapelgelb; Terra di Siena, ungebrannt und gebrannt (letztere eine schöne Lasurfarbe von lebhaftem Rothbraun); grüne Erde; Kadmiumgelb, Zinnober, Vermillon, Krapplack, Chromroth; Ultramarin, Kobalt, Mineralblau, Pinkertsblau; grüner Zinnober (hell und dunkel); Mumie, Asphalt, Umbra, Kasselerbraun, Vandyckbraun, Lack Robert; Beinschwarz, Kernschwarz, Elfenbeinschwarz u. s. f. Früher rieben sich die Maler ihre Farben selbst für den augenblicklichen Gebrauch mit Oel, wozu entweder rektificirtes Leinöl oder Mohnöl genommen wurde. Jetzt werden sie, in kleinen Blasen oder Zinnkapseln gut verschlossen, fertig in den Farbehandlungen verkauft, so daß sie sofort gebraucht werden oder auch längere Zeit verwahrt werden können. Bei dem Gebrauch wendet man zur Verdünnung oder Auflösung noch Oele, Terpentin oder Trockenfirnis an, deren Behandlung jedoch große Behutsamkeit erfordert. Die Farben werden mit Pinseln aufgetragen, welche verschiedene Größe und Form haben. Zum Untermalen und auch zum Ausführen bei großen Flächen gebraucht man Borstenpinsel, zu feineren Partien Pinsel aus Marderhaaren. Außerdem braucht der Maler noch die während des Malens mit der linken Hand gehaltene Palette, eine ovale Holztafel, welche ein Loch zum Durchstecken des Daumens hat, und auf deren Rand die Farben in einer gewissen Ordnung neben einander für den Gebrauch aufgesetzt werden, einen Malstock, an den sich die malende Hand zu größerer Sicherheit anlehnt, und die Staffelei, worauf die betreffende Tafel steht, auf welcher das Gemälde ausgeführt wird. Diese Bildtafel besteht entweder aus einer Platte von Kupfer oder hartem Holz (nur für kleinere Bilder geeignet), oder aus mit Leim getränktem und grundirtem Kartonpapier, oder endlich aus Malerleinwand. Letztere ist am geeignetsten, weil sie sich weder wirft, noch reißt. Diese Leinwand, welche aus Drillich oder anderen grobfadigen, starken Geweben besteht, wird auf einen Rahmen (Blendrahmen) gespannt, welcher durch Keile, die in die Fugen gesetzt sind, nach der Aufspannung etwas auseinander getrieben wird, damit die Fläche ganz eben und fest ist. Sie ist meist schon vor der Aufspannung grundirt, d. h. mit einem aus Kreide oder Gips und Leim bestehenden Grund überstrichen, worauf die Farben aufgetragen werden. Die Ausführung eines Bildes geschieht in der Art, daß zuerst nach einer vorher entworfenen Zeichnung oder Skizze die Umrisse des Bildes mit Kohle oder Blei auf die Leinwand vorgezeichnet werden. Die dann folgende Ausführung in Farben kann entweder ohne vorherige Untermalung (alla prima) in der Weise geschehen, daß gleich die wirklichen Lokalfarben, Licht-, Schatten- und Mitteltöne, direkt auf die Leinwand gebracht werden und nach Vollendung des Bildes dann nur etwaige Retouchen nöthig sind. Dies Verfahren wird bei Aufnahme von Skizzen nach der Natur meist angewandt, weil es sich hier gewöhnlich um Festhalten eines vorübergehenden Farbeneffekts handelt, auch wohl bei Porträts. Da jedoch dabei nur Deckfarben benutzt werden können, so fehlt zwar dem Bild nicht Frische und Kraft, wohl aber jenes Lustre, welches nur durch die Transparenz der durchscheinenden Lasuren erreicht werden kann. Hierzu ist also eine Untermalung nöthig, bei welcher zum großen Theil mit Absehung von der Naturfarbe die verschiedenen Farbenflächen in einem etwas zu hellen und kalten Grundton angelegt werden (so z. B. wird das Inkarnat der Gesichtsfarbe oft in einem fast kreidigen Ton untermalt), worauf bei der Uebermalung erst die Lokaltöne und verschiedenen Tinten aufgetragen und schließlich gewisse Partien, namentlich tiefe Schatten, noch mit durchsichtig warmen Lasurfarben »übergangen« werden, um den Eindruck lichtvoller und markiger Körperlichkeit zu erreichen. Zuweilen, namentlich nach der ersten Uebermalung, findet ein »Einschlagen« der Farben statt, d. h. sie werden dadurch, daß die unterliegende Farbenschicht oder der Grund das Oel absorbirt, stumpf und glanzlos. Um diesen Uebelstand, der während des Malens sehr störend ist, zu beseitigen, überzieht man, sobald die Farben hinlänglich trocken sind, die eingeschlagenen Stellen entweder mit etwas Eiweiß, oder mit einem durch rektificirten Spiritus verdünnten Firnis, der als »französischer Firnis« bekannt ist, worauf weiter gemalt werden kann. Das Nachdunkeln der Farben rührt von unrichtiger Mischung derselben her oder davon, daß man auf dunkeln Grund oder noch nicht ganz trockene Farben weiter malt. Was die sogen. Restauration (s. d.) schadhaft gewordener Gemälde betrifft, so ist dies eine besondere Technik, die mit großer Vorsicht zu handhaben ist. Bei alten Bildern tritt zuweilen eine chemische, zuweilen aber auch nur eine optische Veränderung der Farbe ein. Diesen Unterschied hat neuerdings der Chemiker Pettenkofer in München wissenschaftlich festgestellt. Ueber das rein Künstlerische und Geschichtliche der O. s. Malerei. Man schreibt die Erfindung der O. den Gebrüdern van Eyck zu, jedoch sind Spuren vorhanden, daß sie schon mehrere Jahrhunderte vor den van Eycks im Gebrauch war, aber nur für untergeordnete Zwecke; den van Eycks gelang es, sie durch verschiedene Verbesserungen auch zu Kunstwerken zu verwenden. Die O. verbreitete sich dann durch Antonello nach Italien, Herlin u. a. nach Deutschland und schließlich in alle Länder mit christlicher Kunstübung. Vgl. Völker, Die Kunst der Malerei (Leipz. 1852); Lasalle, Manuel complet et simplifié de la peinture en huile, herausgeg. von Thénot (Par. 1856); Hertel, Die O. in umfassender technischer Beziehung ꝛc. (Weim. 1857); Bouvier, Handbuch der O. (5. Aufl., neu bearb. von Ehrhardt, Braunschw. 1876); Ludwig, Ueber die Grundsätze der O. (Leipz. 1876).

Oelmilch, s. v. w. Oelemulsion, s. Emulsionen.

Oelmühlen, Anstalten, Fabriken, in welchen fette Oele aus Samen gepreßt werden.

Oelpalme, s. Elaeis.

Oelpflanzen, s. Oele und Fette liefernde Pflanzen.

Oels, Standesherrschaft mit dem Titel eines Fürstenthums im preuß. Regierungsbezirk Breslau, dem Herzog von Braunschweig-O. gehörig, hat ein Areal von 1760 QKilom. (32 QM.) mit etwa 130,000 Einw. und umfaßt acht Städte, den größern Theil der Kreise O. und Trebnitz und kleinere Theile der Kreise Militsch, Wartenberg (Medzibor) und Kreuzburg (Konstadt). Das Fürstenthum gehörte früher den Herzögen von Schlesien; Konrad I. (1308—1360) wurde dann der erste Fürst von O. Als mit Konrad VIII. das Geschlecht 1492 ausstarb, verlieh König Wladislaw von Böhmen das Fürstenthum an den Herzog Heinrich von Münsterberg. Nach dem Erlöschen des Münsterberg'schen Mannsstammes mit dem Tode des Herzogs Karl Friedrich 1647 kam O. an dessen Schwiegersohn, den Herzog Sylvius Nimrod von Würtemberg, den Stifter der Linie Würtemberg-O. Nach dem Erlöschen dieser Linie mit dem Herzog Karl Christian Erdmann 1792 fiel durch dessen einzige Tochter und Erbin, Friederike Sophie Charlotte Auguste (gest. 1789), das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig, und nach dessen Tode 1805 an seinen Neffen, den Herzog Friedrich Wilhelm, welchem Friedrich d. Gr. 1785 die Erbfolge zugesichert hatte, und der sich nun Braunschweig-O. nannte. Nach seinem Tod in der Schlacht von Quatrebras 1815 kam das Fürstenthum an dessen Sohn und Nachfolger, den Herzog Karl von Braunschweig, der es 1825 unter der Bedingung des Heimfalls als Sekundogenitur an seinen Bruder Wilhelm abtrat, der 1830 die Regierung von Braunschweig übernahm. — Die gleichnamige Hauptstadt des Fürstenthums, Sitz der Kreisbehörden und der Landschaft sowie eines Kreisgerichts und eines Hauptsteueramts, liegt an der Oelsa und der Rechten Oderuferbahn, von der hier eine Eisenbahn nach Gnesen und die sogen. Breslau-Warschauer Bahn abzweigen, und hat 4 Vorstädte, 3 evangelische und eine kathol. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, Schullehrerseminar, eine höhere Töchterschule, 2 Hospitäler, ein Predigerwittwenhaus, 2 Krankenhäuser, ein Armenhaus, eine Friedenssäule, Oel- und Mehlfabrikation, starke Schuhmacherei, Gerberei, Wagenbauerei, Töpferei, Woll- und Leinweberei, Ziegelbrennerei, Flachs- und Gemüsebau, Flachshandel und (1875) mit der Garnison (ein Bataillon Jäger und eine Eskadron Dragoner) 8856 Einw. Das 1558 erbaute fürstliche Residenzschloß enthält eine ansehnliche Bibliothek und ist von einem schönen Park umgeben. In der Nähe Sibyllenort mit herzoglichem Lustschloß.

Oelsäure, s. Oleïnsäure.

Oelschwarz (Lampenschwarz), s. Ruß.

Oelsnitz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, an der Elster und der Leipzig-Herlasgrün-Egerer Eisenbahn, in die hier eine Zweigbahn von Plauen her mündet, Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Gerichtsamts, hat ein schönes Rathhaus, 2 Kirchen (worunter die sehr alte Jakobikirche), Maschinen-Baumwollweberei, Seidenwaarenfabrikation, Stickerei, Korsettfabrikation, Weberei, Gerberei, Färberei, Getreidehandel, Viehmärkte und (1875) 5685 Einw. In der Elster und deren Zuflüssen werden während 16—18 Wochen im Sommer Perlen gefischt. Nahe dabei das Dorf Voigtsberg, mit 1478 Einw. und den Ueberresten des einst mächtigen Schlosses Voigtsberg, welches früher eine wichtige Festung und bis 1327 der Sitz der Vögte des Voigtlandes war, jetzt aber eine Strafanstalt für erwachsene weibliche Personen enthält. O. ist eine sehr alte, angeblich im 6. Jahrh. von den Sorbenwenden erbaute Stadt, die früher den Vögten von Plauen, dann zu Meißen und später den Burggrafen von Nürnberg gehörte, bis sie 1410 an Sachsen zurückfiel. Sie wurde häufig durch große Feuersbrünste heimgesucht, zuletzt 1855 und 1859. Vgl. Jahn, Chronik der Stadt O. (2. Aufl., Oelsn. 1872; neue Folge 1875).

Oelsteine, s. Schleifsteine.

Oelsüß, s. Glycerin.

Oeltuch, mit Oelfirnis getränktes Baumwoll- oder Leinengewebe, welches als wasserdichtes Packmaterial ꝛc. benutzt wird.

Oelung, s. Letzte Oelung.

Oelweiß, mit Oel abgeriebenes Schieferweiß (Bleiweiß).

Oelzucker (Elaeosaccharum), feines Zuckerpulver, welches mit einem ätherischen Oel (1 Tropfen auf 2 Gramm) abgerieben wurde, dient zur Bereitung von Limonade (z. B. Citronenölzucker) u. als Arzneimittel.

Oenanthäther (Weinbeeröl), s. v. w. Drusenöl (s. d.); auch s. v. w. Oenanthsäureäthyläther, welcher, als Hauptbestandtheil des Drusenöls aus diesem abgeschieden, betäubend stark nach Wein riecht, scharf und unangenehm schmeckt und bei 225—230° siedet. Er ist ein Gemisch aus Kaprinsäure- und Kaprylsäureäther, wahrscheinlich mit noch anderen ähnlichen Aethern.

Oenanthe *L.* (Rebendolde), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, Kräuter oder Stauden, meist Wassergewächse mit fein zertheilten Blättern, vielblütigen Dolden, weißen Blüten und walzen- oder kreiselförmigen, mit zwei langen, aufrechten Griffeln gekrönten Früchten. O. fistulosa *L.*, mit kriechender Wurzel, schlankem, 30—90 Centim. hohem, hin- und hergebogenem, an den Gelenken wurzelndem, hohlem, gestreiftem Stengel, zwei- bis dreifach gefiederten Wurzelblättern, gefiederten Stengelblättern, fehlender oder einblätteriger Hülle und vielblätterigen Hüllchen, wächst auf sumpfigen Wiesen, in Gräben und stehenden Wassern in Europa, gehört zu den narkotisch-scharfen Giftgewächsen und war als harntreibendes Mittel in Gebrauch. O. Phellandrium *Lam.* (Phellandrium aquaticum *L.*, Wasser- oder Roßfenchel, Wasserkerbel), mit zusammengesetzten Wurzeln, zweijährigem, oft sehr dickem, 0,6—1,5 Meter hohem Stengel, welcher im untern Theil quergefächerig ist, zerstreut stehenden, meist dreifach gefiederten Blättern, ohne Hülle und Hüllchen und mit länglicher, fast stielrunder, nach oben allmählich verschmälerter, vom Kelch gekrönter, brauner Frucht, wächst in Wassergräben, Sümpfen und Teichen in Europa und Nordasien. Die Früchte sind als **Semen Phellandrii s. Foenieuli aquatici** officinell, von starkem, unangenehm gewürzhaftem Geruch und widerlichem, aromatisch bitterem und scharfem Geschmack, enthalten ein ätherisches und fettes Oel und wirken flüchtig erregend auf die Verdauungsorgane und Schleimhäute. Man rühmte sie als specifisches Mittel gegen Lungenschwindsucht, doch sind sie jetzt völlig obsolet. Schafe und Rinder fressen das Kraut, welches für Pferde giftig sein soll.

Oeneus, in der griech. Mythologie König von Pleuron und Kalydon in Aetolien, der zuerst die Berge Aetoliens mit Wein bepflanzt haben soll, Gemahl der Althäa, Vater des Meleagros, der Dejanira und des Tydeus. Nach späterer Sage raubten ihm die Söhne seines Bruders Agrios Thron und Freiheit. Sein

Enkel Diomedes, des Tydeus Sohn, erschlug dafür den Agrios und dessen Söhne, übergab den Thron des O. Schwiegersohn Anderämon und nahm jenen mit nach Argos, wo derselbe in hohem Alter starb.

Oenocarpus *Mart.* (Mostpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Bäume mit hohem, dickem, glattem, meist geringeltem Stamm, endständigen, gefiederten Blättern, unter den Blättern hervorkommenden, einfach verzweigten Blütenkolben, holziger Scheide, monöcischen Blüten und fast runder, einsamiger Frucht mit genießbarem Fleisch. Man kennt etwa sechs Arten, welche ein gut verwerthbares Oel liefern. Das Fruchtfleisch dient zur Bereitung eines beliebten Getränks, die Blätter zum Dachdecken, und aus den Blattstielen macht man Pfeile. Alle Arten wachsen im tropischen Amerika auf hohem, trockenem Boden. S. Tafel »Palmen II«.

Oenologie (griech.), Lehre von den Weinen und ihrer Behandlung.

Oenometer (griech.), Instrument zur Bestimmung des Alkoholgehalts der Weine.

Oenothera *L.* (Nachtkerze), Pflanzengattung aus der Familie der Oenothereen, Stauden mit einfachen, rosettenförmig gestellten Wurzelblättern, abwechselnden Stengelblättern, schönen, großen, meist gelben, einzeln in den Achseln stehenden Blumen, die aber im ganzen eine große Aehre, Traube oder einen Strauß bilden, und vierklappiger, vielsamiger Kapsel. Von den zahlreichen, namentlich in Nordamerika und Asien heimischen Arten werden mehrere bei uns in Gärten kultivirt. O. biennis *L.* (Gartennachtkerze) stammt aus Virginien, ist jetzt aber in Europa einheimisch, wird 1 Meter und darüber hoch und hat gestielte, verkehrt eiförmige, buchtig gezähnte Wurzelblätter, lanzettförmige, fast ganzrandige Stengelblätter mit weißer Mittelrippe und große, gelbe, ansitzende, fast ährenständige Blumen, welche sich abends öffnen und nur einen Tag blühen. Man kultivirt sie als Salatpflanze, indem die lange, schmächtige Wurzel in humosem, nahrhaftem Boden fleischig möhrenartig wird und dann ein wohlschmeckendes Gemüse (Rapontika) liefert. 1614 kam die Pflanze nach England und später zu uns.

Oenothereen (Onagraceen, Nachtkerzen), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Myrtifloren, Kräuter und Sträucher mit gegen- oder wechselständigen, ganzen, ganzrandigen oder gesägten, fiedernervigen, nebenblattlosen Blättern und vollständigen, meist regelmäßigen, entweder einzeln achselständigen oder in Trauben oder Aehren vereinigten Blüten. Der Kelch ist röhrenförmig, mit meist viertheiligem, seltener zweitheiligem Saum; die in der entsprechenden Anzahl vorhandenen Blumenblätter stehen auf dem obern Theil des Kelchschlundes, sind meist deutlich genagelt, ganz oder zweispaltig, in der Knospe gedreht. Die an derselben Stelle stehenden Staubgefäße sind in der einfachen oder doppelten Anzahl vorhanden, haben faden- oder pfriemenförmige, freie Filamente und aufrechte oder am Rücken befestigte, zweifächerige, mit Längsspalten nach innen zu aufspringende Antheren. Der unterständige, meist vierfächerige, selten zweifächerige Fruchtknoten hat mehr oder weniger zahlreiche, anatrope Samenknospen am Innenwinkel jedes Faches und einen fadenförmigen Griffel, der sich in so viele linealische Narben theilt, als Fächer vorhanden sind. Die Früchte sind kapsel-, beeren- oder nußartig. Die Kapseln springen mit Längsklappen auf, so daß die Klappen die Scheidewände tragen oder eine samentragende Mittelsäule stehen bleibt. Die Samen haben eine krustige oder häutige Schale und sind bei mehreren Gattungen an der Spitze mit einem Haarschopf versehen, sie enthalten einen geraden Keimling und kein Endosperm. Die O. sind zwar über die ganze Erde verbreitet, finden sich aber in der größten Anzahl in den außertropischen Zonen. Sie sind meist mild und schleimig, daher die Wurzeln mancher Arten eßbar sind; einige enthalten auch adstringirende Bestandtheile, und mehrere derselben haben arzneiliche Kräfte. Als Zierpflanze ist die Gattung Fuchsia *Plum.* bemerkenswerth.

Oenötrer, auch Sikeler genannt, der Ueberlieferung nach die ältesten Bewohner des westlichen Theils von Mittel- und Unteritalien, ein Volk indogermanischen Ursprungs, wurden von den Latinern und den sabellischen Völkerschaften immer weiter herab nach der Südwestspitze von Italien gedrängt und von da durch die Bruttier, entlaufene Sklaven der Lukaner, und durch die sich überall an der Südküste von Italien ansiedelnden Griechen nach der gegenüber liegenden Insel Sicilien vertrieben.

Oer, 1) frühere Rechnungs- und geprägte Scheidemünze in Schweden, in Silber (Stüber, Witten) und in Kupfer (Rundstücke); von letzteren gingen drei auf ein Silberör. Das Silberör = 3⅗ Pfennige, das Kupferör also = 1⅕ Pfennig = 1/100 Riksdaler Riksmünt. — 2) Jetzige Scheidemünze, = 1/100 Kronor (Krone), ebenfalls = 1⅕ Pfennig.

Oer, Theobald von, Historien- und Genremaler, geb. 9. Okt. 1807 auf dem Rittergut Nottbeck bei Sternberg in Westfalen, begann 1826 seine Studien in Dresden unter Matthäi, begab sich 1832 nach Düsseldorf und wurde Schadows Schüler. Von 1836—1839 bereiste er Belgien und Frankreich, machte einen Ausflug nach Algier und hielt sich dann längere Zeit in Rom auf. Seitdem hat er sich in Dresden niedergelassen, wo er eine große Anzahl Bilder schuf, die meistens Scenen aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten, Fürsten, Dichter, Maler ꝛc. darstellen. Verschiedene dieser geschickt behandelten, insbesondere stofflich interessanten Bilder, wie Friedrich d. Gr. in Rheinsberg, die erste Vorlesung der »Räuber« von Schiller, die Fürstin Gallizin im Kreis ihrer Freunde ꝛc., sind durch Stich und Lithographie vervielfältigt worden. Auch lieferte der Künstler Zeichnungen zu verschiedenen Holzschnittwerken. Mit Robert Reinick gemeinschaftlich illustrirte er dessen Märchen: »Die Wurzelprinzessin« (Leipz. 1848); ebenso steuerte er Zeichnungen zum »Deutschen Balladenbuch« (das. 1852) und zur »Deutschen Geschichte in Bildern« (Dresd. 1855) bei. O. ist seit 1839 Ehrenmitglied der königlichen Kunstakademie in Dresden und erhielt in der Folge den Professortitel.

Oerebro, schwed. Län im mittlern Haupttheil des Landes Svea-Rike, 9071 QKilom. (164,8 QM.) groß mit (1874) 177,084 Einw., zusammengesetzt aus der alten Landschaft Nerike zwischen den Landseen Hjelmar und Wetter, dem westlichen Theil von Westmanland und zwei Kirchspielen von Wermland. Nerike ist in seiner Mitte ein ebenes und fruchtbares Getreideland, umgeben von bewaldeten Höhen; dagegen sind die anderen Theile wald- und erzreich, daher die Gewinnung und Verarbeitung gewonnener Erze die Hauptnahrungsquelle der Bewohner ist. 1874 wurden in dem Län an Eisen in 263 Gruben 5,744,995 Ctr. Erz gebrochen, in 58 Hohöfen neben zahlreichen Eisenhämmern, Schmelzherden und Werken für Manufaktur und Stahlbereitung 2,258,691 Ctr. Roheisen, 893,665 Ctr. Stabeisen, 36,927 Ctr.

Eisenmanufakturen und Stahl producirt. Außerdem wurden gewonnen: Silber und Blei in 8 Gruben 4572 Ctr. (von 19 anderen Gruben liegen keine Angaben vor), Garkupfer 16,552 Ctr., Zink (zusammen mit Oestergötlands-Län) 663,364 Ctr., Schwefel 3945 Ctr. Das Land wird in administrativer Hinsicht in 4 Vogteien und 16 Härader getheilt. Nerike wird durchschnitten von der westlichen Stammeisenbahn zwischen Stockholm und Götaborg, von welcher eine Zweigbahn nach der Stadt O. geht, die von dort sich nordwärts über Arboga nach den im N. des Mälar liegenden Landschaften fortsetzt. — Die Hauptstadt O. ist eine alte, ansehnliche, nach vielen erlittenen bedeutenden Feuersbrünsten (zuletzt 1854) regelmäßig und gut gebaute Stadt unweit der Mündung der dieselbe durchströmenden Svartå in den Hjelmarsee, Sitz des Landhauptmanns, hat ein altes, ehemals stark befestigtes königliches Schloß, eine alte Kirche, in welcher der Freiheitsheld Engelbrecht (gest. 1436) begraben ist, dem man 1865 in der Stadt eine bronzene Statue gesetzt hat, ein Gymnasium, eine viel besuchte technische Elementarschule, ein Theater, Hospital und Lazareth. Die Stadt ist der Hauptstapelort für die Produkte der umliegenden Bergwerksgegenden, hat eine Privatbank, bedeutenden Handel auf dem Hjelmar und Mälar und (1874) 9973 Einw. Unter den 15 in O. abgehaltenen Reichstagen sind die merkwürdigsten der vom 4. Jan. 1540, auf welchem Schweden, bisher ein Wahlreich, für ein Erbreich erklärt wurde, und der vom 25. Aug. 1810, auf dem Bernadotte zum schwedischen Thronfolger erwählt ward. Am 12. Juli 1812 ward hier auch der Friede zwischen England u. Schweden, der dem großen Koalitionskriege gegen Frankreich vorausging, abgeschlossen.

Oeregrund, Hafenstadt im schwed. Län Stockholm, an der Küste, der Insel Gräsö gegenüber, mit Fort, Eisenhandel, Schiffahrt, Fischerei und (1874) 782 Einw.

Oersted, 1) Hans Christian, berühmter Naturforscher, geb. 14. Aug. 1777 zu Rudkjöbing auf Langeland, studirte seit 1794 in Kopenhagen Medicin, widmete sich aber bald ganz der Naturwissenschaft, wobei der tägliche Umgang mit Oehlenschläger weckend und belebend auf sein poetisch gestimmtes Gemüth einwirkte. 1800 begann er Vorlesungen über die Chemie; 1801—1803 bereiste er Holland, Deutschland und verweilte ein Jahr in Paris; 1806 wurde er Professor der Physik. Von dieser Zeit an ist sein Leben einer ununterbrochenen, ebenso vielseitigen als erfolgreichen wissenschaftlichen Thätigkeit gewidmet gewesen sowohl durch Vorlesungen als durch Schriften. Unter seinen Entdeckungen ist die glänzendste die des Elektromagnetismus (»Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam«, Kopenh. 1820), welche eine von ihrem Urheber kaum geahnte Wichtigkeit für das tägliche Leben erhielt. 1824 stiftete O. die Gesellschaft für die Ausbreitung der Naturlehre, und 1829 wurde er Direktor der polytechnischen Lehranstalt zu Kopenhagen; auch war er einer der Stifter und eifrigsten Theilnehmer an den Versammlungen der skandinavischen Naturforscher. Seit 1824 war er auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie. Er starb 9. März 1851 als Geheimer Konferenzrath. O. war nicht allein als Naturforscher ausgezeichnet, sondern auch ein Mann von ungewöhnlicher ästhetischer Bildung, ein tiefer Denker und ein warm fühlender Mensch. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Naturlärens mechaniske deel« (Kopenh. 1844, 2. Ausg. 1851—52, 2 Hefte; deutsch, Braunschw. 1851); »Aanden i naturen« (Kop. 1849—50, 2 Bde.; deutsch, 6. Aufl., Leipz. 1874); »To capitler af det Skjönnes naturlære« (Kopenh. 1845; deutsch, Hamb. 1845); »Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältnis zu Dichtkunst und Religion« (deutsch, Leipz. 1850); »Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung« (deutsch, das. 1850); »Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur« (deutsch, das. 1851); »Schriften über allgemeine menschliche Verhältnisse« (deutsch, das. 1851); »Charaktere und Reden« (das. 1851) und von seinen Gedichten »Luftskibet« (Kopenh. 1836). Seine Biographie lieferten Hauch und Forchhammer (deutsch von Sebald, Spand. 1853). 1876 wurde ihm in Kopenhagen ein Bronzestandbild gesetzt. — Sein Neffe Anders Sandöe, geb. 21. Juni 1816 zu Rudkjöbing, wurde 1862 Professor der Botanik an der Universität Kopenhagen, starb daselbst im September 1873, war ein namhafter Botaniker und hat sich auch als Reisender durch eine Reise nach Centralamerika (1845—1848) bekannt gemacht. Außer zahlreichen botanischen Abhandlungen publicirte er in dem Journal der Geographischen Gesellschaft zu London 1851 die Aufnahme des Sapoaflusses zwischen dem Nicaraguasee und der Salinasbai in Costarica; ferner: »Chênes de l'Amérique tropicale« (Kopenh. 1868); »L'Amérique centrale« (das. 1863, unvollendet).

2) Anders Sandöe, einer der bedeutendsten Juristen und Staatsmänner Dänemarks, Bruder von O. 1), geb. 21. Dec. 1778 zu Rudkjöbing, wurde 1801 Assessor des Hof- und Stadtgerichts, 1810 Assessor des höchsten Landesgerichts zu Kopenhagen, gab aber 1813 seine richterliche Thätigkeit auf, um als vierter Deputirter in die dänische Kanzlei zu treten, in der er 1834 zum ersten Deputirten aufstieg, daneben auch seit 1825 Generalprokurator war. 1841 wurde er Geheimer Konferenzrath, 1842 Geheimer Staatsminister mit Beibehaltung seiner früheren Aemter. Infolge der Märzunruhen von 1848 mußte er nebst seinen Kollegen aus dem Ministerium treten, zugleich erhielt er seinen Abschied als Kanzleideputirter und Generalprokurator. In die grundgesetzgebende Reichsversammlung sowie nach Einführung des neuen Grundgesetzes in das Landsthing gewählt, kam er 1853 wieder an das Staatsruder, indem er 21. April zum Premierminister ernannt wurde, neben welchem Amt er auch das Ministerium des Kultus, nachher das des Innern und zuletzt das des Kultus und der Justiz verwaltete. Unter diesem Ministerium wurden theils die besonderen Verfassungsgesetze für Lauenburg, Schleswig und Holstein, theils verschiedene Gesetze ausgearbeitet, welche den Zweck hatten, die beabsichtigte Verfassungseinheit im dänischen Staat einzuführen, bis dieselbe endlich durch die Verordnung vom 26. Juli 1854 vollendet wurde. Die Opposition des Reichstags hiergegen zwang das Ministerium, 12. Dec. 1854 abzudanken, und führte zu einer Ministeranklage vor dem Reichsgericht, die indessen 28. Febr. 1856 mit Freisprechung endete. O. starb 1. Mai 1860. Er hat besonders während seiner frühern vieljährigen administrativen Stellung eine bedeutende und nützliche Thätigkeit entfaltet und sich als Generalprokurator um Verbesserung der dänischen Gesetzgebung in hohem Grad verdient gemacht. Das größte Verdienst aber erwarb er sich um die dänische Rechtswissenschaft, die in ihrer jetzigen Gestalt als sein Werk betrachtet werden kann. Von seinen selbständig erschienenen juristischen Schriften sind die wichtigsten: »Haandbog over den danske og norske lovkyndighed« (Kopenh. 1822—35, 6 Bde.) und

»Eunomia« (daſ. 1815—22, 4 Bde.). Außerdem lieferte er eine Menge Abhandlungen in den verſchiedenen von ihm gegründeten Zeitſchriften: »Juridisk Arkiv«, »Nyt juridisk Arkiv«, »Juridisk Tidskrift« und »Arkiv for Retsvidenskaben og dens Anvendelse«. Sein letztes Werk war: »Af mit livs og min tids historie« (Kopenh. 1851—57, 4 Bde.).

Oertel, Philipp Friedrich Wilhelm (pſeudonym W. O. v. Horn), deutſcher Volksſchriftſteller, geb. 15. Aug. 1798 zu Horn bei Simmern auf dem Hunsrücken, Sohn eines Pfarrers, ſtudirte, meiſt durch Privatunterricht vorbereitet, in Heidelberg, wurde 1820 Pfarrverweſer, dann Pfarrer zu Manebach, wo er unter dem Namen Fr. Wilh. Lips bereits mehrere Bändchen romantiſcher Erzählungen erſcheinen ließ. Anfang 1835 wurde er als Superintendent nach Sobernheim verſetzt, legte 1863 aus Geſundheitsrückſichten ſein Amt nieder, um nach Wiesbaden überzuſiedeln; ſtarb 16. Sept. 1867. Allgemein verbreitet iſt Oertels treffliches Volksbuch: »Die Spinnſtube«, welches ſeit 1846 jährlich erſcheint und ſeinen Ruf als Volksſchriftſteller begründete. Daneben veröffentlichte er zahlreiche nicht minder treffliche Erzählungen für die Jugend und das Volk, aus denen er ſpäter eine Auswahl in den »Geſammelten Erzählungen« (Wiesb. 1856—59, 13 Bde.; neue Volksausg. 1860—1862) zuſammengeſtellt hat. Auch gab er ſeit 1858 mit H. Maſius das Volksblatt: »Die Maje« (Wiesb. 1858—65) heraus. Oertels Erzählungen, beſonders die »Rheiniſchen Dorfgeſchichten« (Frankf. 1854, 4 Bde.), zeichnen ſich durch echte Frömmigkeit und Gemüthstiefe wie durch treffende Zeichnung der Charaktere und des Volkslebens aus. Sie ſpielen meiſt im linksrheiniſchen Mittelbeutſchland. Die Liebe zu dieſer Heimat bethätigte O. auch durch das Werk: »Der Rhein, Geſchichte und Sagen, Burgen, Abteien, Klöſter und Städte« (Wiesbad. 1867, 2. Aufl. 1874).

Oeſel, ruſſ. Inſel in der Oſtſee, vor dem Eingang des Riga'ſchen Meerbuſens, wird durch den Kleinen Sund von der Inſel Mohn, durch die 36 Kilom. breite Meerenge Domesnes von Kurland und durch den Seloſund von der Inſel Dagö getrennt, hat 2664 QKilom. (47,5 QM.) Flächeninhalt und bildet mit Mohn, Abro, Runo und einigen anderen kleinen Eilanden den Oeſel'ſchen Kreis der Provinz Livland, hat aber dabei ihre eigene Landesverwaltung, an deren Spitze ein Adelsmarſchall ſteht. Die Oberfläche iſt eben, zum Theil bewaldet. Der Boden beſteht aus mit Thon gemiſchter Kalkerde, welche ſtellenweiſe eiſenhaltigen Schlamm enthält. Die Küſte iſt hoch und hat am Nord- und Weſtufer die ſogen. Panks, ſteil ins Waſſer abfallende Kalkfelſen. Bewäſſert wird O. von mehreren Seen und zahlreichen kleinen Bächen. Das Klima iſt geſund und ungleich milder als auf dem benachbarten Feſtland. Man baut alle Kornarten, Flachs, Hanf und Wurzelgewächſe. Die Pferde (»Oeſel'ſche Klepper«) ſind ſehr klein, aber ausdauernd. Die faſt ſämmtlich proteſtantiſchen Einwohner (1870: 50,566 Seelen) gehören mit Ausnahme des Adels, der Geiſtlichkeit und der Bürger, welche deutſcher Abkunft ſind, ſowie einiger Schweden und Ruſſen zur eſthniſchen Nation. Auf O. hat ſich hier und da noch die Nationaltracht der Eſthen rein erhalten. Hauptbeſchäftigung der Landbewohner bilden Ackerbau, Viehzucht und Fiſchfang. Die einzige Stadt der Inſel iſt Arensburg (ſ. d.). Seit 1559 durch Kauf von dem Biſchof däniſche Provinz, kam O. 1721 mit Livland an Rußland.

Oeſer, 1) Adam Friedrich, berühmter Maler, Bildhauer und Radirer, geb. 1717 zu Preßburg von ſächſiſchen Eltern, bildete ſich auf der Wiener Akademie, dann unter Dietrich und Mengs zu Dresden und ſchloß daſelbſt mit Winckelmann einen innigen Freundſchaftsbund. Nach dem Siebenjährigen Krieg ward er Direktor der Kunſtakademie zu Leipzig, zugleich kurfürſtlicher Hofmaler und Profeſſor der Dresdener Akademie. Er ſtarb daſelbſt 18. März 1799. O. wirkte mit Erfolg für eine einfachere und edlere Behandlung der Kunſt, obwohl ihm eine reiche Phantaſie und tiefe Energie der Darſtellung abgingen. Leipzig beſitzt verſchiedene Werke von ſeiner Hand (Gemälde in der Nikolaikirche und die Statue des Königs Friedrich Auguſt auf dem Königsplatz). Pauſe und Geyſer ſtachen mehreres nach ihm. O. ſelbſt radirte 45 Blätter, theils nach Rembrandt u. a., theils nach eigener Erfindung. — Sein Sohn Johann Friedrich Ludwig O., geb. 1751 zu Dresden, ſeit 1778 Profeſſor der Geſchichts- und Landſchaftsmalerei zu Dresden, geſt. 1792, lieferte geſchätzte landſchaftliche Zeichnungen in Aquarell und Tuſche und mehrere radirte Blätter nach Rubens, Rembrandt, Salvator Roſa u. a.

2) Rudolf Ludwig, unter dem Namen Otto Glaubrecht bekannter Volksſchriftſteller, geb. 31. Okt. 1807 zu Gießen, ſeit 1835 Pfarrer zu Lindheim in der Wetterau, ſtarb daſelbſt 13. Okt. 1859. O. gab eine Reihe von Erzählungen heraus, welche das Volksleben, beſonders in der Wetterau und im übrigen Heſſenland, in einfacher und fließender Darſtellung zur Anſchauung bringen und trotz entſchieden pietiſtiſcher Färbung zu den beſſeren Erſcheinungen der Gattung gehören. Wir nennen davon: »Anna, die Blutegelhändlerin« (Frankf. 1841, 6. Aufl. 1866); »Die Schreckensjahre von Lindheim« (daſ. 1842, 6. Aufl. 1876); »Heimkehr« (daſ. 1848, 6. Aufl. 1866); »Die Goldmühle« (daſ. 1852, 4. Aufl. 1874); »Erzählungen aus dem Heſſenland« (daſ. 1853, 4. Aufl. 1874); »Die Zigeuner« (daſ. 1851, 4. Aufl. 1874); »Die Heimatloſen« (daſ. 1858); »Das Waſſergericht« (daſ. 1860, 2. Aufl. 1874) ꝛc. Seine »Ausgewählten Schriften« mit Biographie erſchienen Frankfurt 1866.

3) Chriſtian, Pſeudonym für T. G. Schröer (ſ. d.).

Oesophägus (lat., v. Griech.), die Speiſeröhre.

Oeſterdalen, das öſtlichſte der Hauptthäler im ſüdlichen Norwegen, von dem Fluß Glommen durchſtrömt, mit über 33,000 Einw., iſt ein weiter, ſehr waldiger Diſtrikt, deſſen Holzausfuhr bedeutend iſt; zufolge deſſen ſind die Bauern hier meiſtens wohlhabend, zum Theil ſogar reich. Das Thal wird von der neuen, noch nicht ganz vollendeten Bahnlinie Chriſtiania-Drontheim durchſchnitten.

Oeſtergötland, Landſchaft, ſ. Oſtgothland.

Oeſterlen, Friedrich, Mediciner, geb. 22. März 1812 in Murrhardt in Würtemberg, ſtudirte 1830—1834 Medicin in Tübingen, machte 1835 Reiſen nach Wien, Würzburg und Paris, ließ ſich in demſelben Jahr als Arzt in Murrhardt nieder, habilitirte ſich aber 1843 in Tübingen als Privatdocent, erhielt hier eine Profeſſur und folgte 1845 einem Ruf als Profeſſor der mediciniſchen Klinik nach Dorpat. Als ihm dort 1848 ein Urlaub, den er wegen der Kränklichkeit ſeiner Gattin nachſuchte, verweigert wurde, nahm er ſeine Entlaſſung, und in der Folge gelang es ihm nicht, eine andere Lehrſtellung ſich zu erwerben. Er lebte 1849—53 als Privatdocent in Heidelberg, privatiſirte dann in Stuttgart, ging 1858 nach Zürich und ſpäter nach Glarus und kehrte 1870 nach Stuttgart zurück, wo er 19. März 1877 ſtarb. Seine erſte Arbeit war

die gekrönte Preisschrift: »Ueber Einheit oder Mehrheit der venerischen Kontagien« (Stuttg. 1836); er widmete sich dann mit großem Erfolg physiologischen Untersuchungen, wies unter anderem zuerst den Eiweißgehalt der Ruhrstühle nach, wandte sich dann aber hauptsächlich der Gesundheitslehre und der medicinischen Statistik zu, für welche er bahnbrechend gewirkt hat. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Handbuch der Heilmittellehre« (7. Aufl., Tübing. 1861); »Handbuch der Hygieine« (3. Aufl., das. 1876); »Medicinische Logik« (das. 1852); »Handbuch der medicinischen Statistik« (das. 1865); »Die Seuchen, ihre Ursachen, Gesetze und Bekämpfung« (1873). Er begründete 1845 die »Jahrbücher für praktische Heilkunde« und 1860 die »Zeitschrift für Hygieine, medicinische Statistik und Sanitätspolizei« (Tübing.).

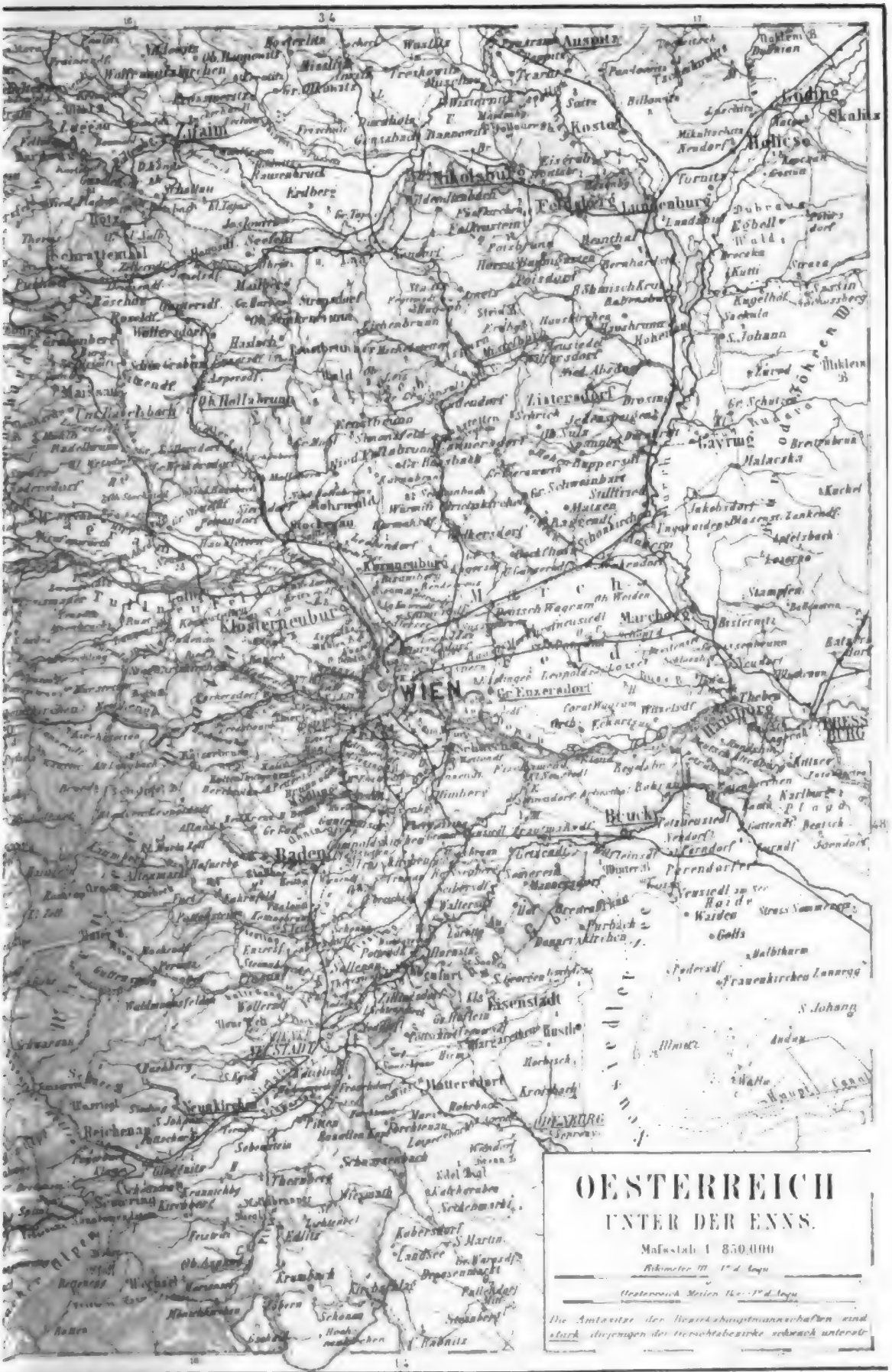
Oesterley, Karl Wilhelm Friedrich, namhafter Historienmaler und Radirer, geb. 20. Juni 1805 zu Göttingen, Schüler Matthäi's in Dresden, hielt sich 1824—29 in Rom auf und war seit 1831 Professor der Kunstgeschichte in seiner Vaterstadt, als welcher er mit O. Müller die »Denkmäler der Kunst« herausgab. Dazwischen machte er als Maler weitere Studien in München, Paris und Düsseldorf. Nach Vollendung seines Bildes: Christus und Ahasverus wurde er zum hannöverschen Hofmaler ernannt und siedelte 1863 nach Hannover über. Von seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: Christus, die Kinder segnend; die Tochter Jephtha's; die Himmelfahrt Christi, Altarbild der Schloßkirche zu Hannover (1838 vollendet); Scene aus Bürgers »Lenore«, Staffeleigemälde; Dornröschen (1861); Hans Memlinc im Hospital zu Brügge (1865). Auch malte er eine Reihe von Altargemälden u. Porträts.

Oesterö, Insel, s. Färöer.

Oesterreich, Erzherzogthum, die Wiege und der Grundbestandtheil des Kaiserthums O. (s. Oesterreich-Ungarn), von Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark, Tirol u. Bayern begrenzt, besteht aus zwei unter besonderer politischer Administration stehenden Ländern: O. unter und ob der Enns oder Nieder- und Oberösterreich. Seit alter Zeit (bis 1849) war jeder dieser Regierungsbezirke in vier Viertel getheilt, die namentlich in Niederösterreich der natürlichen Bodenbeschaffenheit und Lage entsprachen. Der Wienerwald im S., der Manhartsberg im N. und die Donau bildeten die Grenzen der vier Viertel: ob und unter dem Wienerwald, ob und unter dem Manhartsberg. Das Land ob der Enns zerfiel nach Flüssen und Bergen in das Mühl-, Traun-, Inn- und Hausruckviertel, und seiner Regierung war auch das Herzogthum Salzburg als ein eigener Kreis zugetheilt.

1) O. unter der Enns oder Niederösterreich (s. Karte) hat ein Areal von 19,824 QKilom. (360 QM.) mit (1869) 1,990,708 Einw., die sich, mit Ausnahme von ca. 28,000 Evangelischen, 1600 nichtunirten Griechen und 52,000 Juden (wovon 45,000 allein auf Wien kommen), zur römisch-katholischen Kirche bekennen und in 37 Städten, 230 Marktflecken und 4187 Dörfern und Rotten wohnen. Der Nationalität nach sind nur 1½ Proc. der Landbevölkerung Slawen (Kroaten in einigen Orten des Marchfeldes und an der March, Tschechen in vier Orten im Gebiete der Lainsitz), die übrigen Deutsche. Nur in Wien machen die Tschechen 18 Proc., die Magyaren 6 Proc. der Gesammtbevölkerung aus. In Niederösterreich ist die Hälfte der Erwachsenen bei der Land- und Forstwirtschaft betheiligt, nicht ganz ein Viertel bei der Industrie und den Gewerben (in Wien aber über 40 Proc.). Den südlich von der Donau gelegenen Theil des Landes säumt ein Theil der nördlichen Kalkalpenzone ein mit den Hochgipfeln Schneeberg (2076 Meter) und Oetscher (1887 M.); südöstlich vom Semmering folgt einem Streifen Uebergangsgebirges der Wechsel (1738 M.), der Eckpfeiler der alpinen Mittelkette. Den Alpen ist eine Reihe von Voralpen vorgelagert, bis mit der Sandsteinzone, welcher auch der nördliche Theil des Wienerwalds angehört, das niedere Bergland und das fruchtbare Tertiärhügelland, auch kleinere und größere Ebenen (Ybbsfeld, Tullner Boden und Wagram-Neustädter Steinfeld) sich ausbreiten. Das Land nördlich von der Donau ist im W. ein von tief eingeschnittenen Flüssen zerfurchtes Hochland, das mit dem Manhartsberg zum wein- und obstreichen Berg- und Hügelland im O. sich verflacht und dem Marchfeld Raum gibt. Die höchsten Theile des Hochlandes (Weinsberger Wald, Ostrang 2c.) ragen über 1000 Meter empor; viele Orte auf der Fläche liegen höher als die höchsten Gipfel des Wienerwalds, während die höchsten Punkte im Viertel unter dem Manhartsberg unter 500 M. zurückbleiben. Das Leithagebirge (480 M.) kann als Bindeglied zwischen Alpen und Karpathen gelten. Das Hauptthal des Landes ist das der Donau, geschieden durch Verengungen in zwei Becken, das von Krems und das von Wien. Alle übrigen Flüsse, mit Ausnahme der Lainsitz im NW., die der Moldau zueilt, ergießen sich in den Hauptstrom, die Donau. Aus dem Hochland rinnen ab: Weitenbach, Krems, Kamp und Thaya. Letztere ergießt sich in die March, die aus dem Hügellande die Zuya empfängt und Grenzfluß ist. Aus den Alpen kommen Ybbs, Erlauf, Traisen und hinter dem Wienerwalde die parallelen Flüßchen: Schwechat, Triesting, Piesting, Fischa, Leitha (theilweise Grenzfluß). Unter den wenigen kleinen Alpenseen sind der Erlaufsee an der steierischen Grenze und der Lunzersee bemerkenswerth. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, besonders im Donauthal und im Hügelland, obwohl großen Temperaturwechseln ausgesetzt. Im O. des Landes gedeiht die Weinrebe, während im Gebirge im S. und auf dem rauhen Hochland im NW. selbst das Obst nur spärlich fortkommt. Der Produktenreichthum des Landes ist zwar groß, genügt aber dem Bedürfnis der starken Bevölkerung nicht. Von Wichtigkeit ist der Weinbau, namentlich liefern die sonnigen Ausläufer des Wienerwalds gesuchte Weinsorten, während die Hügellandschaften unter dem Manhartsberg sogen. »Landwein« (geringere Sorte) liefern. Im ganzen übersteigt der jährliche Ertrag ½ Mill. Hektol. Die Metallgewinnung beschränkt sich hauptsächlich auf Eisen; doch finden sich auch Steinkohlen, Alaun, Graphit und nutzbare Erden und Steine. Unter den Mineralquellen sind die warmen Schwefelquellen von Baden die berühmtesten; auch die Bäder zu Pirawart und die schon den Römern bekannten von Deutsch-Altenburg werden besucht. Die Industrie hat in Niederösterreich verschiedene Brennpunkte. Der Hauptsitz der Eisenverarbeitung ist die Umgegend von Waidhofen (»in der Eisenwurzen«), der Hauptsitz der Baumwollspinnerei die Neustädter Ebene, der Handweberei das nordwestliche Hochland, der Bierbrauereien, der Maschinenfabrikation und der Ziegeleien Wiens Umgebung, der Seidenweberei und anderer Zweige Wien allein. Wien (s. d.) selbst mit seinen Vororten ist ein Bestandtheil des Landes, der alle Verhältnisse so alterirt, daß eine Ausscheidung nöthig ist, wenn man den Zustand des Landes für sich betrachten will. Mit Wien steigt die relative Kopfzahl

Wittingau
Neu Bistritz
Klabings
Waidhofen
Schweinitz
Krumau
Allentsteig
Horn
Zwettl
Gföhl
Weitra
Kappelstein
Weinsberger Ottenschlag
Weitra
Karlstift
Freistadt
Schenkenfelden
Lasberg
Reichenau
Neumarkt
Weinsberg
Kaumberg
Sandl
Persenbeug
Grein
Ybbs
Pöchlarn
Melk
Amstetten
Waidhofen
Zell
Valdhofen
Scheibbs
Gaming
Mariazell
Gemeinde Alpen
Alpen
Hochschwab
Eisenerz
Leoben
Bruck
Kapfenberg
Mürzzuschlag
Neuberg
Aflenz
Kindberg
Krieglach
Turnau
Kapfenberg
Bruck
Leoben
Eisenerz
Hochschwab
Mariazell
Gemeinde Alpen
Alpen
Neuberg
Mürzzuschlag
Krieglach
Turnau
Kindberg
Aflenz
Gaming
Scheibbs
Zell
Amstetten
Melk
Pöchlarn
Ybbs
Grein
Persenbeug
Sandl
Lasberg
Freistadt
Zwettl
Gföhl
Horn
Allentsteig
Waidhofen
Klabings
Neu Bistritz
Wittingau
Krumau
Schweinitz
Weitra
Karlstift
Kappelstein
Weinsberger Ottenschlag
Weinsberg
Kaumberg
Neumarkt
Reichenau
Lasberg
Schenkenfelden



Zum Artikel: Oesterreich

es Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Meyer's Konversations-Lexikon 3 Aufl.

Digitized by Google

Krumau
Linz
Steyr
Waidhofen
Ybbs
Enns
Ips
Melk
Amstetten
Scheibbs
Gaming
Mariazell
Gemeinde
Ischl
Hallstadt
Aussee
Ischl
Hallstatt
Ischl
Aussee
Hallstatt
Ischl
Aussee
Hallstatt
Ischl
Aussee

Digitized by Google

für Niederösterreich auf 100 für 1 QKilom., ohne Wien stellt sie sich auf 60. In Wien koncentriren sich der Handel, die Intelligenz, und Wien ist es, weshalb das Kronland über ¼ aller direkten Steuern und fast ¼ aller indirekten Steuern der cisleithanischen Reichshälfte zu tragen im Stande ist. An Unterrichts- und Bildungsanstalten besitzt Niederösterreich außer der Universität in Wien und anderen höheren Instituten daselbst (s. Wien) 9 Gymnasien (4 in Wien), 8 Realgymnasien (4 in Wien), 12 Realschulen (8 in Wien), 5 Lehrerbildungsanstalten, eine theologische Diöcesanlehranstalt (St. Pölten), eine Militärakademie (Wiener-Neustadt), ein Militärkollegium (St. Pölten), eine Forstakademie (Mariabrunn), verschiedene landwirtschaftliche Lehranstalten, Wald- und Weinbauschulen ꝛc. Die Zahl der Volks- und Bürgerschulen beträgt 1250; nur 2 Proc. der Unterrichtspflichtigen besuchen die Schule nicht. Von den Eisenbahnen, welche das Land durchschneiden, ist die größere Hälfte nach NW. und NO. gerichtet (Franz-Josephsbahn, Nordwestbahn, Staatsbahn, Nordbahn mit den Ostflügeln), die kleinere Hälfte nach W., S. und SO. (Elisabethbahn, Rudolfsbahn, Südbahn, Raaber Bahn, Neustadt-Gramnet-Neusiedler Bahn). In politischer Beziehung zerfällt Niederösterreich in die 3 Magistrate von Wien, Neustadt und Waidhofen und in 18 Bezirkshauptmannschaften. Die Landesangelegenheiten leiten ein Landtag und der aus ihm gewählte Landesausschuß, die Statthalterei und die ihr untergeordneten Kommissionen. Die Justiz besorgen ein Oberlandesgericht, ein Landesgericht (Wien), Kreisgerichte und 67 Bezirksgerichte.

2) O. ob der Enns oder Oberösterreich (s. Karte) hat ein Areal von 11,997 QKilom. (217,9 QM.) mit (1869) 736,557 Einw., die sich, mit Ausnahme von 16,000 Evangelischen, zur römisch-katholischen Kirche bekennen und in 15 Städten, 90 Marktflecken und 6058 Dörfern und Rotten wohnen. Das Land nördlich von der Donau nimmt theil am Böhmerwald (Plöckenstein, 1376 Meter) und an dem von ihm ausgehenden Hochlande, das durch tiefe Rinnen der beiden Mühlflüßchen, der beiden Aist und des Naarn zerschnitten wird und von Höhen, die 1000 M. übersteigen, gegen das Donauthal sich senkt. Im S. thürmen sich hohe Kalkalpen auf (Dachstein, 3002 M.; Priel, 2511 M.; Purgas, 2241 M.), denen eine etwas niedrigere Reihe folgt (Schafberg, 1780 M.; Höllengebirge, 1942 M.; Traunstein, 1689 M.; Hochsengsengebirge, 1962 M.). Den übrigen Raum füllen ein niederes Berg- und Hügelland (Hausruck, 802 M., ꝛc.) und die Ebenen des Aschacher und Linzer Beckens (Welser Heide). Das Klima kommt dem in Niederösterreich fast gleich, ist im ganzen aber um einen Grad kälter, so daß kein Weinbau möglich ist. Das wohlkultivirte Land gleicht einem Garten, und die Bewohner vertheilen sich in der Regel auf zerstreute Höfe. Am fruchtbarsten ist das Donauthal; minder ergiebig sind die steinigen Gründe der Welser Heide und einiger Theile des Flachlandes, das rauhe, nördliche Hochland und die Hochthäler der Alpen. Das Land ist im ganzen sehr wasserreich und gehört, mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs an der böhmischen Grenze, zu dem Gebiete der Donau, die unterhalb Passau aus Bayern eintritt und rechts den Inn mit der Salzach, die Traun, die Enns mit der Steier aufnimmt. Die meisten der kleinen südlichen Flüsse sind schiffbar. An der böhmischen Grenze liegt der Schwarzenberg'sche Holzschwemmkanal, welcher aus Böhmen herüberkommt und in die Große Mühl einmündet, so daß hier eine unmittelbare Verbindung mit der Moldau besteht. Zahlreich sind die Alpenseen, von denen der Traun- oder Gmundener See, der Hallstädter, der Atter- oder Kammersee, der Mondsee, der Aber- oder Wolfgangsee als die bedeutendsten zu nennen sind. Die Bewohner des Landes, mit Ausnahme der Fremden durchaus Deutsche, widmen sich in der Mehrzahl (56 Proc.) der Land- und Forstwirtschaft, ein Fünftel derselben den Gewerben und der Industrie. Am dichtesten wohnen sie in der Umgebung von Linz und Wels, am dünnsten in dem Hochthal der Steier. Die Landwirtschaft steht hier auf einer höhern Stufe als in Niederösterreich. Gartenbau wird in manchen Gegenden mit Sorgfalt betrieben, und Obstbau ist überall, wo ihn das Klima gestattet, verbreitet, weshalb der Obstmost als Getränk den Wein überflügelt. Von großer Wichtigkeit ist die Waldkultur, die über ⅓ (37 Proc.) des urbaren Bodens einnimmt. Aus dem Mineralreich gewinnt man außer unbedeutenden Quantitäten von Kupfer und Eisen, Vitriol, Kobalt, Arsenik und Schwefel vornehmlich Kochsalz und zwar in den beiden großen Salzwerken zu Ischl und Hallstadt im Salzkammergut (s. d.), welche nahe an 600,000 metr. Ctr. Sudsalz liefern. Auch an Braunkohlen (17 Mill. metr. Ctr., bei Wolfsegg) und Steinen ist das Land reich. Erwähnenswerth sind die Gipsbrüche bei Ischl und Goisern, die Mühlsteinbrüche zu Perg und Dachsberg, der Schleifsteinbruch in der Gosau, die Granitbrüche bei Mauthausen, welche Wien mit den berühmten Pflastersteinen versehen. Die Industrie steht im ganzen nicht auf gleicher Höhe mit jener in Niederösterreich. Doch treibt das Land sowohl mit Natur- als Industrieerzeugnissen einen einträglichen Handel, woran die Städte Linz, Steier und Braunau den meisten Antheil nehmen. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Kochsalz, Brenn- und Bauholz, Holzwaaren, Zwirn, Leinwand-, Woll-, Baumwoll-, Leder-, Töpfer-, viele Eisen- und mancherlei Geschmeidewaaren. Der Werth der Waarenausfuhr wird zu 470 Mill. Fl. angegeben, der der Einfuhr zu 420 Mill. Fl. Der Hauptsitz der Handweberei ist das Hochland nördlich von der Donau, der Webindustrie die Gegend von Kleinmünchen an der Traun, der Eisenindustrie die Umgegend von Steier. Für die geistige Kultur sorgen 2 theologische Lehranstalten (Linz, St. Florian), 3 Gymnasien (Linz, Freinberg, Kremsmünster), ein Unterrealgymnasium und 2 Realschulen, eine Handelsschule (Linz) und eine Landesackerbauschule. Die Zahl der Volks- und Bürgerschulen ist 506; 2½ Proc. der Schulpflichtigen besuchen die Schule nicht. An Humanitätsanstalten bestehen: ein Taubstummen- und Blindeninstitut (Linz), eine Irrenheilanstalt, Kranken- und Versorgungshäuser, ein Kinderspital ꝛc. Das Land wird seiner ganzen Länge nach von der Elisabethbahn (Westbahn) durchschnitten, von der drei Zweige (nach Budweis, Passau und Gmunden) abgehen; die Rudolfsbahn tritt bei Steier ins Land und zieht längs der Enns nach Steiermark. In politischer Hinsicht wird O. ob der Enns in die Stadtbezirke Linz und Steier und in zwölf Bezirkshauptmannschaften eingetheilt. Die Landesangelegenheiten besorgen die Landesvertretung (Landtag) mittels des Landesausschusses und die Statthalterei mit den Unterbehörden, die Justizverwaltung das Oberlandesgericht von Wien, das Landesgericht in Linz, 3 Kreis- und 46 Bezirksgerichte. Vgl. Edlbacher, Landeskunde von Oberösterreich (Linz 1873).

Oesterreichischer Erbfolgekrieg, s. Erbfolgekriege 3).

Oesterreichisch-illyrisches Küstenland, s. Küstenland, österreichisch-illyrisches.

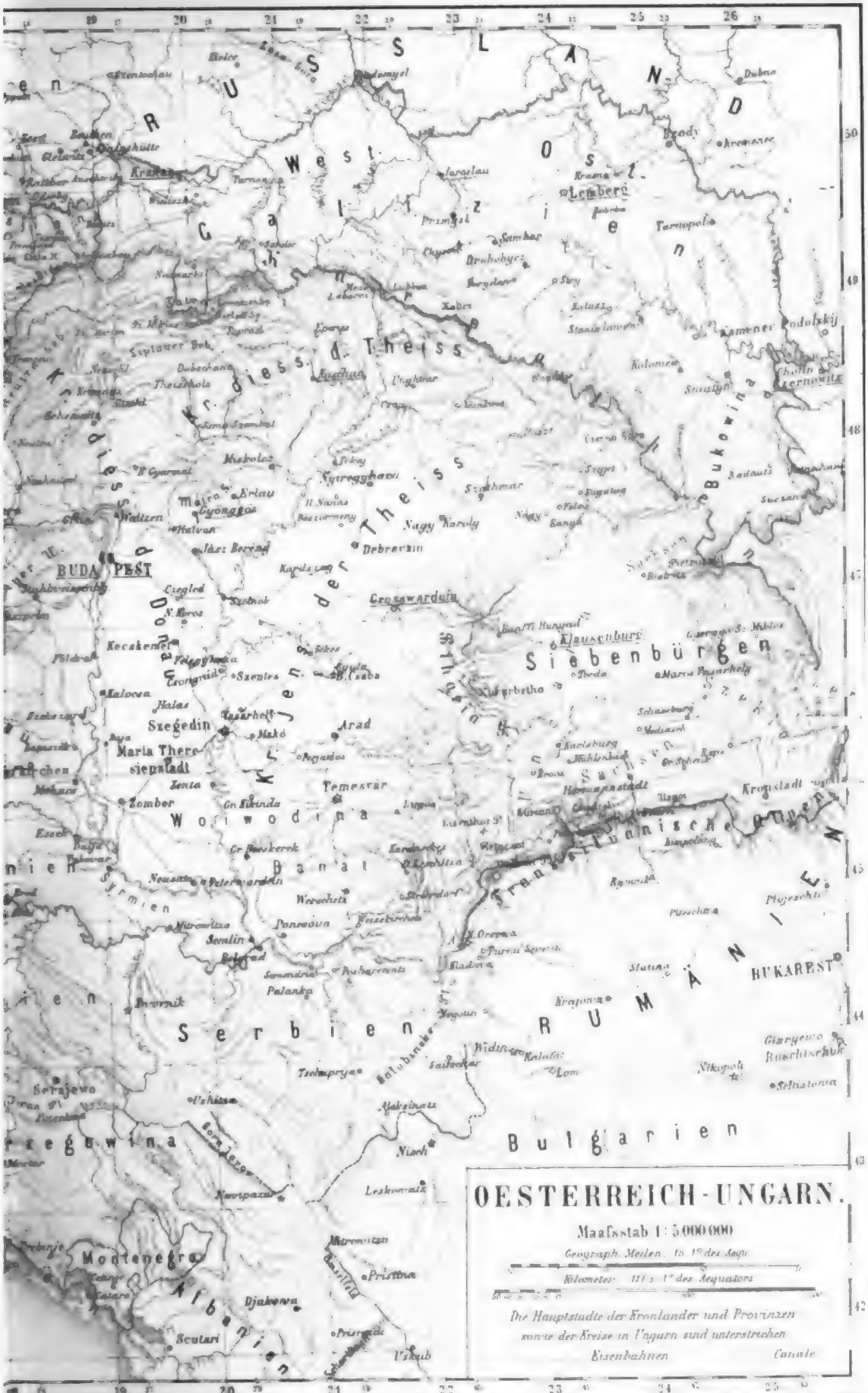
Oesterreich-Ungarn (Oesterreichisch-Ungarische Monarchie, s. beifolgende Uebersichtskarte), ein aus zwei Staatsgebieten oder Reichshälften, nämlich dem österreichischen Staatsgebiet (Kaiserthum Oesterreich) oder den im Reichsrath vertretenen Ländern und dem ungarischen Staatsgebiet oder den Ländern der ungarischen Krone, zusammengesetztes Reich und eine der europäischen Großmächte, nimmt gegenwärtig unter den europäischen Staaten in Bezug auf den Flächeninhalt den dritten, in Beziehung auf die Volkszahl (mit Frankreich gleichstehend) ebenfalls den dritten Rang ein, liegt zwischen 42° 10′—51° 3′ nördl. Br. und 9° 35′—26° 27′ östl. L. v. Gr. und breitet sich sonach zwischen 9 Breiten- und 17½ Längengraden aus. Im N. grenzt es an Sachsen, Preußen und Rußland, im O. an Rußland und Rumänien (Moldau), im S. an Rumänien (Walachei), Serbien, die Türkei, Montenegro, das Adriatische Meer und Italien, im W. an Italien, Liechtenstein, die Schweiz und Bayern. Das Reichsgebiet umfaßt einen Flächenraum von 624,045 QKilom. (11,333,3 QM.) und ist zusammenhängend; nur in Dalmatien wird es durch zwei Landzungen von der Türkei derart durchbrochen, daß der Bezirk Ragusa nirgends an österreichisches Gebiet grenzt. Die nachstehende Tabelle enthält die Bestandtheile der Monarchie, deren Größe und Bevölkerung (nach der Zählung vom 31. Dec. 1869):

Länder	QKilom.	QM.	Absolute Bevölkerung
a) Im Reichsrath vertretene Kronländer.			
1) Land u. d. Enns (Niederösterr.)	Erbländ. Oesterreich	19824	360,03	1990708
2) Land o. d. Enns (Oberösterr.)		11997	217,87	736557
3) Herzogthum Salzburg		7166	130,14	153159
4) „ Steiermark		22454	407,70	1137990
5) „ Kärnten		10373	188,39	337694
6) „ Krain		9988	181,40	466334
7) das Küstenland (Görz mit Gradisca, Istrien, Gebiet von Triest)		7989	145,08	600525
8) Gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg		29327	532,60	885789
9) Königreich Böhmen		51956	943,67	5140544
10) Markgrafsch. Mähren		22230	403,71	2017274
11) Herzogthum Schlesien		5147	93,49	513352
12) Königr. Gallizien und Lodomerien		78497	1425,55	5444689
13) Herzogth. Bukowina		10451	189,80	513404
14) Königreich Dalmatien		12792	232,33	456961
Summa:		300191	5451,75	20394940
b) Länder der ungarischen Krone.				
15) a) Königreich Ungarn mit		225461	4094,60	11548281
b) dem Großfürstenth. Siebenbürgen		54948	997,91	2115024
16) Königreich Kroatien und Slawonien (mit den Grenzbezirken)		43445	789,00	1846150
Summa:		323854	5881,51	15509455
Ganze Monarchie:		624045	11333,27	35904435

Die Bodenbeschaffenheit des Kaiserstaats ist größtentheils gebirgig, denn über 75 Proc. der gesammten Oberfläche gehören dem Bergland an; doch gibt es auch weite Ebenen und Thäler, die dem Land eine große Mannigfaltigkeit verleihen. Eigentliche Gebirgsländer sind: Tirol, der südliche Theil von Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Obersteiermark, Kärnten, Krain, das Küstenland, Oberungarn und Siebenbürgen; in diesen Ländern sind auch die höchsten Berggipfel zu suchen. Zwischen der schwäbisch-bayrischen Hochebene und der lombardisch-venetianischen Tiefebene, dann zwischen dem Donauthal und dem Adriatischen Meer liegt das Alpenland mit vielen Längen- und Querthälern, aber ohne größere Ebenen. Im NO. des Alpenlands bildet ein Kranz der europäischen Mittelgebirge den Rand des Hochlandes Böhmen und die Abfälle Mährens gegen das Marchthal; im O. der March zieht sich das Karpathische Gebirge halbkreisförmig zwischen Mähren, Schlesien, Galizien, der Bukowina und Ungarn zum siebenbürgischen Hochland, welches ziemlich steil zum moldau-walachischen Tiefland abfällt. Eingeschlossen von Ausläufern der Alpen und Karpathen, breitet sich die ungarische Tiefebene (in fast gleicher Seehöhe wie die oberitalienische) aus. Ein Nebengebirge der Alpen ist der Karst, der sich um das Adriatische Meer herumzieht, durch ganz Dalmatien fortsetzt und in die benachbarte Türkei hinein erstreckt; auch das Bergland der Quarnerischen (Quarnero oder Golf von Fiume) und dalmatinischen Inseln gehört dem Karst an.

Der Antheil Oesterreich-Ungarns an den Alpen ist sehr bedeutend. Theilt man dieselben in zwei Hauptheile, Westalpen und Ostalpen (Schnitt: Rheinthal-Splügen-Comer See), so fällt auf O. etwas weniger als die volle Osthälfte. Drei Hauptzüge (der mittlere der primogenen Formation, die äußeren vorzugsweise der Kalkformation angehörig) ziehen in meist parallelen Reihen bis an die ungarische Grenze. Die Mittelalpen breiten sich aus in den (nach der Senke des Reschenscheidecks, 1491 Meter) Massivs der Oetzthaler und Stubayer Ferner (Kulminationspunkte: Wildspitz, 3776 M.; Wilder Pfaff, 3509 M.), senken sich zum Brenner (1352 M.), steigen wieder auf zu dem Stock der Turer Ferner (Olperer, 3675 M.) und den Zillerthaler Fernern (Hochfeiler, 3484 M.) und hängen durch die Birnlube (2760 M.) mit den Stöcken der Hohen Tauern (Großglockner, 3799 M.) zusammen. Nächst der Arlscharte theilen sie sich in zwei Aeste, von denen der nördliche, die Niederen Tauern (Hochgolling, 2860 M.), am Paltenthal zur Mur abbricht, der südliche (über den Hafnerspitz, 3093 M.), von tiefen Einschnitten durchbrochen, sich zu den Gruppen der Steirischen Mittelalpen fortsetzt, die in einem Bogen von der Drau (Koralpe, 2137 M.) über die Mur hinweg bis nach Oesterreich sich erstrecken (Wechsel, 1742 M.). Ihnen liegt eine oft unterbrochene Gruppe von Voralpen vor (Schöckel, 1437 M.). Der Bacher (1539 M.) an der Drau kann als eine Fortsetzung gelten. Von der Doppelkette, den Mittelalpen, die den Inn im Engadin auf beiden Seiten begleitet, gehört nur ein Theil des nördlichen Zugs (Fluchthorn, 3398 M.) zur Monarchie. Ein Seitenast führt den Namen Rhätikon (Scesa plana, 2968 M.). Die Ketten der Nordalpen durchziehen Vorarlberg (Arlbergpaß, 1798 M.), Nordtirol (Penserir, 3000 M.) und Südbayern (Zugspitz, 2901 M.), umgeben das zu Bayern gehörige Berchtesgaden (Ewiger Schneeberg, 2939 M.), das österreichisch-steirische Salz-

Digitized by Google


OESTERREICH-UNGARN.
Maafsstab 1 : 5.000.000
Geograph. Meilen
Kilometer
Die Hauptstädte der Kronländer und Provinzen sowie der Kreise in Ungarn sind unterstrichen
Eisenbahnen
Canäle
BUDA PEST
Klausenburg
Siebenbürgen
Szegedin
Maria Theresiopolstadt
Temesvár
Banat
Serbien
Bosnien
Herzegowina
Montenegro
Albanien
Bulgarien
RUMÄNIEN
BUKAREST
Lemberg
Galizien
Bukowina
Kroisstadt
Hermannstadt
Debreczin
Nagy Karoly
Grosswardein
Arad
Zombor
Neusatz
Peterwardein
Semlin
Belgrad
Panczova
Werschetz
Mitrowitza
Serajewo
Mostar
Scutari
Djakova
Prischtina
Uskub
Nisch
Widin
Krajowa
Kalafat
Lom
Sikupoh
Giurgevo
Ruschtschuk
Selistowa
Plojeschti
Bukarest
Jassy
Kamenez Podolskij
Tarnopol
Brody
Dubno
Przemysl
Jaroslau
Krakau
Tarnow
Neusandec
Kaschau
Eperies
Munkacs
Ungvar
Sathmar
Nagy Karoly
Debreczin
Grosswardein
Arad
Temesvár

kammergut (Dachstein, 3005 M.), und ihre Gruppen erfüllen den Nordrand von Steiermark (Hochschwab, 2268 M.) und den Südrand von Oesterreich (Schneeberg, 2060 M.) bis zum Semmering (974 M.). Eine Reihe von Voralpen trennt die Nordalpen von der bayrischen Hochebene und dem niedern Bergland Oesterreichs; der letzte Ausläufer, der Wiener-Wald (Schöpfel, 893 M.), schließt mit dem Leopoldsberg (449 M.) an der Donau bei Wien. Zu den Südalpen gehören: die Stöcke des Ortler (3996 M.), des Adamello (Presanella, 3562 M.), die Gruppen der Nonsberger Alpen (Laupenspitz, 2430 M.), der Judikarischen Alpen (Cima tosa, 3249 M.) und jenseit der Etsch der Tridentiner Alpen (Cima d'Asta 2849 M.), der Fassaner und übrigen Dolomitalpen (Marmolata, 3494 M.), der Karnischen Alpen (Paralba, 2691 M.), der Karawanken (Stou, 2233 M.), Sulzbacher (Steiner) Alpen (Grintouz, 2558 M.) und der Julischen Alpen (Triglav oder Terglou, 2865 M.). Ueber die Alpen führen mehrere wichtige Pässe; unter den fahrbaren sind die wichtigsten: das Reschenscheideck (1491 M.), der Brenner (1352 M.), der Radstädter Tauern (1675 M.), der Semmering (974 M.), der Arlberg (1798 M.), das Stilfser Joch (2797 M.), der Tonale (1875 M.), die Toblacher Heide (1205 M.), der Sattel bei Saifnitz (768 M.), der Predil (1165 M.), der Loibl (1355 M.).

Der Karst schließt unmittelbar an die Südalpen an; er zeichnet sich durch zerrissene, mit Erdfällen (Dollinen) besäete Platten und großentheils wasserarme Mulden aus, ist reich an Höhlen (Adelsberger Grotte ꝛc.) und die Region der unterirdischen Flußläufe (z. B. Poik-Unz-Laibach, Reca-Timavo ꝛc.). Er zerfällt in viele Gruppen, die man zur Unterscheidung besonders benannt hat, z. B. den Krainischen Karst (Schneeberg, 1796 M.), den Liburnischen Karst (Risnjak, 1526 M.), die Große und Kleine Kapella (Bielolasica, 1533 M.), den Velebit (Svetobrdo, 1753 M.). Ganz Dalmatien gehört dem Karst an, von dem Mont Dinara (1811 M.) bis zum Biocovo (1766 M.) und Orjen (1898 M.) und weiter ins türkische Gebiet hinüber.

An den Mittelgebirgen Centraleuropa's nimmt O. theil durch jene Erhebungen, die das Hochland Böhmen umsäumen. Im NW. sind es das Elster- und Erzgebirge (Keilberg, 1245 M.), am Elbdurchbruch das Sandsteingebirge, dem das Lausitzer Gebirge folgt (Jeschken, 1013 M.); im NO. steigen das Iser- und das Riesengebirge auf (Schneekoppe, 1588 M.). Eine Doppelkette, von der die innere (Böhmische Kämme) O. angehört, bildet den Uebergang zu den Sudeten (Altvater, 1487 M.), die mit dem Odergebirge an der Wasserscheide zwischen Oder und Donau endigen. Die Südwestgrenze Böhmens bildet der Böhmerwald (Dreiesselberg, 1490 M.); er geht in ein hohes Flachland über, das als Böhmisch-Mährische Höhe bis zu den Sudeten reicht (die höchsten Punkte übersteigen 700 M.). Alle diese Mittelgebirge (überhaupt der ganze südliche Theil von Böhmen) sind aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer aufgebaut, der die kuppenförmige Erhebungsform charakterisirt.

Das zweite Hauptgebirge der Monarchie sind die Karpathen. Sie bestehen aus einem großen äußern Bogen, der von der Donau bei Preßburg bis wieder zur Donau bei Orsova sich erstreckt und aus mehreren Gruppen zusammengesetzt ist. Von W. nach O. folgen sich: die Kleinen Karpathen, das Weiße Gebirge, die Westbeskiden (Lissagora, 1320 M.; Babiagora, 1789 M.), die Ostbeskiden, das Karpathische Waldgebirge (Marmaroser Karpathen; Pietroß, 2297 M.), die siebenbürgischen Ostkarpathen mit ihrer Verzweigung nach Ungarn (Ineu, 2263 M.), die siebenbürgischen Südkarpathen (Negoi, 2541 M.). Isolirte Gruppen bilden: die Hargittakette (1741 M.), die Banater Karpathen und das Bihar- (oder siebenbürgische Erz-) Gebirge (Bihar, 1846 M.). Zu den inneren Ketten und Gruppen rechnet man: das Neustadtler (oder Galgocser) Gebirge (Klak, 1333 M.), das Neutraer Gebirge, das Liptauer Gebirge (Djumbir, 2043 M.), das ungarische Erzgebirge (Sitna, 1030 M.), das Ostroskygebirge (Polana, 1445 M.), die vulkanische Matra (1007 M.), das weinreiche Hegyallya- und das vulkanische Vihorlatgebirge (Varlo, 1058 M.). Der höchste Theil der Westkarpathen ist das Granitmassiv der Tatra (Gerlsdorfer Spitze, 2647 M.). Als Nebengebirge der Karpathen können jene Berggruppen angesehen werden, durch welche die große und kleine ungarische Ebene geschieden werden, das Pilis- (755 M.) und Vertesgebirge und der Bakonyer Wald (Köröshegy, 707 M.).

Die Ebenen nehmen etwa ¼ der Oberfläche des Kaiserstaats ein. Die größten sind in Ungarn und Galizien. Die große ungarische Tiefebene (97,000 QKilom.) von den Karpathen bis zur südlichen Donau, vom Bakonyer Wald bis zum siebenbürgischen Hochland ist größtentheils Getreideboden, zum Theil jedoch Steppe; auch dürre Heiden (zwischen Donau und Theiß die Kecskeméter, zwischen Theiß und Körös die Debrecziner Heide) wechseln mit Sumpfland ab. Im südlichen Theil, an welchen sich längs der Drau und Save die kroatisch-slawonische Tiefebene (8000 QKilom.) anschließt, gedeiht das beste Getreide im reichlichsten Maße. Zwischen dem Bakonyer Wald, den westlichen Zügen der äußeren Karpathen und dem Leithagebirge breitet sich die kleine ungarische Tiefebene aus (7700 QKilom.), an die sich die Ebene des Wiener Beckens (Marchfeld ꝛc., 3800 QKilom.) anschließt. Am Nordabhang der Karpathen dehnt sich die galizische Ebene und das von mäßigen Hügeln durchzogene wellige, aus Sand, Sandstein und Grobkalk bestehende Tertiärland aus. An der venetianischen Tiefebene participirt der Kaiserstaat nur mit einem kleinen Theil am Isonzo. Alle übrigen Ebenen an der Donau, Elbe, Mur ꝛc. sind klein, zählen aber häufig zu den fruchtbarsten Gegenden.

Das Adriatische Meer bespült auf eine Länge von 1720 Kilom. die vielfach gegliederte österreichische Küste. Die lagunenreiche Küste Venedigs endigt am Isonzo, dann beginnen die Steilküsten des Karstes, die Istrien umsäumen, bis Fiume 450 Kilom. lang, steil, zum Theil felsig, mit vielen Buchten, welche sichere Häfen bilden. Die kroatische Küste bis südlich von Carlopago, an 150 Kilom. lang, ist ebenfalls felsig, aber minder zugänglich als die illyrische. Die dalmatische Küste, über 1100 Kilom. lang, ist theils sehr steil und zerrissen, theils durchaus unzugänglich; dagegen haben die vorgelagerten Inseln viele vortreffliche Ankerplätze. Die größten Golfe sind die von Triest, Fiume (Quarnero) und die Bocche di Cattaro. An der illyrischen Küste sind die Buchten von Triest, Capo d'Istria, Pirano, Rovigno, der ausgezeichnete Kriegshafen Pola. Unter den 30 Quarnerischen Inseln haben Veglia, Cherso, Ossero und Lussin piccolo tiefe und geräumige Häfen. Die ungarisch-kroatische Küste hat die Häfen von Fiume, Buccari, Porto-Ré, Zengg und Carlopago. In Dalmatien sind wichtigere Häfen die von Zara, Sebenico, Spalato, Lesina

Curzola, Macarsca, Ragusa (Gravosa) und Cattaro. Der nördliche, kleinere Theil des Kaiserstaats gehört zum Gebiete der Nord- und Ostsee, der südliche, größere zu den Gebieten des Adriatischen und Schwarzen Meers. Mit Ausnahme von Istrien, welches selbst an Küstenflüssen arm ist, und einiger anderen Distrikte in den Karstgegenden erfreuen sich alle Kronländer einer entsprechenden Anzahl von fließenden Gewässern, welche der Binnenschiffahrt eine Ausdehnung von mehr als 7600 Kilom. schiff- und flößbarer Flüsse bieten. Die Hauptflüsse sind: Donau, Dnjestr (Schwarzes Meer), Weichsel, Oder (Ostsee), Elbe, Rhein (Nordsee), Etsch (Adriatisches Meer). Das größte Flußgebiet innerhalb Oesterreich-Ungarns hat die Donau, $^3/_4$ des Gesammtflächeninhalts der Monarchie, das kleinste der Rhein (0,004 des ganzen Staatsgebiets), während auf die Elbe 8, auf die Weichsel $6^1/_8$, auf den Dnjestr $5^1/_8$, auf die Etsch 2, auf die Oder 1 Proc. entfallen. Der Rhein bespült nur auf 41 Kilom. die Reichsgrenze (Vorarlberg); die Elbe führt die böhmischen Gewässer der Nordsee zu. Dem Südabhang des Riesengebirges entspringend, ist sie von Melnik an mit Schiffen (auch Dampfern) befahrbar. Ihre Länge in O. beträgt 370 Kilom. Ihre Nebenflüsse sind in O. rechts die Iser, links die vereinigte Adler, die Moldau (von Budweis ab schiffbar) mit den Zuflüssen Luschniz, Sazawa, Wottawa und Beraun, außerdem die Eger und die Biela. Die Oder entspringt in den Sudeten in Mähren, nimmt rechts die Ostrawiza und Olsa, links die Oppa auf, welche zum Theil die Grenze gegen Preußen bildet, und tritt nach 185 Kilom. langem Lauf in O. nach Preußen über. Die Weichsel entspringt ebenfalls in Mähren, in den schlesischen Beskiden, ist Grenzfluß gegen Preußen und Rußland, nimmt in O. rechts die Biala, den Donajec (mit dem Poprad), die Wisloka und den San auf, links die Przemza. Ihr Lauf in O. beträgt 538 Kilom., wovon 254 Kilom. schiffbar sind. Sie tritt nach Rußland über, wo sie aus O. noch den Bug empfängt. Der Dnjestr, am Nordabhang der Karpathen in Galizien entspringend, tritt nach 455 Kilom. langem, vielfach gekrümmtem Lauf durch dies Kronland ebenfalls nach Rußland über, nachdem er rechts den Stryj, die Swiza, Lomniza und Bistritza, links den Sered und die Podhorce aufgenommen und auf eine Strecke die Grenze gegen Rußland gebildet. Die Etsch, aus dem Oetzthaler Fernerstock entspringend, ist von Botzen ab schiffbar und hat eine Länge von 78 Kilom. bis zum Ausfluß aus Tirol. Ihre Nebenflüsse sind: Passeier, Eisak, Avisio, Noce. Unter den Küstenflüssen, welche in den nordwestlichen Theil des Adriatischen Meers fallen, ist nur der Isonzo von Bedeutung. Von den dalmatinischen Küstenflüssen sind bemerkenswerth: die Zermagna, Krka, Gettina und Narenta. Die Donau bildet die wichtigste Wasserstraße für den Verkehr Oesterreich-Ungarns, welches sie bei Passau betritt und nach einem 1350 Kilom. langen Lauf bei Orsova verläßt. Von Passau bis Wien treten häufige Verengerungen des Flußbettes ein, und auf jede Verengerung folgt ein Becken, welche im Mittellaufe (von Wien bis Orsova) an Größe zunehmen. Engen sind bei Passau, bei Grein (Strudel, nicht mehr gefährlich), bei Aggsbach und am Leopoldsberg, vor Preßburg, zwischen Gran und Waitzen und zwischen Bazias und Orsova; Becken bei Linz, Tulln, Wien, die kleine und die große ungarische Tiefebene. Im Oberlauf hat die Donau starkes Gefälle, im Mittellaufe fließt sie träge und ist auen- und inselreich. Bei Passau hat sie 274 Meter, bei Preßburg etwas über 128 M. Seehöhe. Ihr Gefälle beträgt im Lauf durch Ober- und Niederösterreich 146 M., auf der viel längern Strecke in Ungarn nur 93 M. In O. und bis zur Mündung wird sie von Dampfschiffen befahren. Ihre schiffbaren Nebenflüsse in O. sind links: die March (mit der Thaya und deren Zuflüssen), Waag (mit der Neutra), Gran, Eipel, Theiß (mit der Szamos, Körös und Maros, dem Bodrog und Hernad), Bega, Temes, Aluta, der Sereth und Pruth, letztere drei außerhalb Oesterreich-Ungarns in die Donau mündend; rechts: der Inn, die Traun, Enns, Leitha, Raab, Sarviz, Drau (mit der Mur) und Save (mit Kulpa und Unna). Die Seen liegen größtentheils im Alpengebiete, die meisten im Salzkammergut und in Kärnten (der Hallstädter, Traun-, St. Wolfgang-, Mond- und Attersee in Oesterreich ob der Enns, der Valler und Zeller See in Salzburg, der Achen- und Plansee in Tirol, der Millstädter, Ossiacher und Wörther See in Kärnten, der Veldes- und Zirknitzer See in Krain). Auch in den Karpathen kommen zahlreiche Gebirgsseen (Meeraugen) vor; die größten Seen aber sind im ungarischen Tiefland (Neusiedler See, theilweise ausgetrocknet, vielleicht noch 180 QKilom. groß; Plattensee, 690 QKilom.; beide seicht, mit stellenweise sumpfigen Ufern). Die Länder des böhmisch-mährischen Gebirgssystems haben keine nennenswerthen Seen. Mit Ausnahme des Gardasees, an dem Tirol einen sehr kleinen Antheil hat, gehören alle dem Donaugebiet an. Merkwürdig sind die Karstseen (namentlich der Zirknitzer See) wegen ihres periodisch wechselnden Wasserstands. In Böhmen sind zahlreiche Teiche (der Rosenberger, Wittingauer u. a.). Die einst 11,500 QKilom. betragenden Sümpfe (zumeist in der ungarischen Tiefebene, namentlich an der Theiß und in der Nachbarschaft des Neusiedler Sees, dann in Galizien) sind durch stellenweise Regulirung der Flußläufe und Kanalisirung sehr geschmälert worden. Die Torfgründe (bei Laibach u. a. O.) liefern ein stets mehr benutztes Brennmaterial.

Sehr reich ist die Monarchie an Mineralquellen. Berühmt sind die echten Säuerlinge von Karlsbad, Bilin, Gießhübel in Böhmen, Rohitsch in Steiermark, Bartfeld und Borsek in Ungarn; die alkalischen Säuerlinge von Gastein in Salzburg, Marienbad und Teplitz in Böhmen; die Eisensäuerlinge von Franzensbad in Böhmen; die Soolen von Hall in Tirol, Ischl in Oberösterreich, Wieliczka in Galizien; die Jodquellen von Hall in Oberösterreich; die Bitterwässer von Seidschütz, Sedlitz, Püllna in Böhmen, Füred in Ungarn; die Schwefelquellen von Baden bei Wien, Pistjan, Ofen und Mehadia in Ungarn u. a.

Was die klimatischen Verhältnisse Oesterreich-Ungarns anbelangt, so liegt das Land in der gemäßigten Zone und hat im allgemeinen ein mildes, dem Pflanzen- und Thierleben zuträgliches Klima, wovon nur die Hochgebirgsgegenden eine Ausnahme machen. Die kontinentale Lage, die Ausbreitung gegen O., vorzüglich aber der Wechsel in der Bodenerhebung bewirken eine große Verschiedenheit in der mittlern Jahrestemperatur. In der wärmern Zone (Südtirol, Litorale, Dalmatien), wo der Herbstregen vorherrscht, stellt sich dieselbe auf $+11°$ C.; im Hochgebirge (Alpen, Karpathen) sinkt sie je nach der Höhe auf $+7^1/_2$ bis $+5$ C., und die Regenmenge steigt von 79—153 Centim.; in den Hochländern (Böhmen, Siebenbürgen) schwankt die mittlere Temperatur zwischen $+9$ und $+7°$ C., die Niederschläge

sind jedoch in Böhmen bedeutender. Im Donauthal findet man von W. nach O. +8 und +9° C.; auf den großen Ebenen Ungarns dauert die Winterkälte lange, ebenso die trockene Sommerwärme. Die Amplitudo (d. h. der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Stande des Thermometers) wächst mit dem Vorrücken in das kontinentale Klima (in Graz 53°, in Ofen 57°, in Lemberg 66° C.). Im allgemeinen betrachtet, läuft die Isotherme von 11° R. durch den Norden von Dalmatien; jene von 10° durch Südtirol, über Revigno, Fiume; die von 9° berührt Temesvár; die von 8° verbindet Bregenz mit dem Marchfeld bei Wien; die von 7° steigt in Böhmen bis in das Egerthal und nähert sich dann den Karpathen an deren Südabhang; die von 6° durchschneidet das Stufenland der Sudeten und geht mitten durch Galizien. Die Küstenstriche sind mit Ausnahme der periodischen kalten Stürme aus NO. (Bora) geringeren Temperaturschwankungen ausgesetzt als die Binnenländer. Für jeden Grad wechselnder Polhöhe vermindert sich im allgemeinen die mittlere Jahreswärme um 0,44°; der Wärmeunterschied zwischen dem äußersten Westen und Osten beträgt durchschnittlich 1°. In vertikaler Richtung mindert sich im O. die Jahreswärme um 1°, wenn man sich um etwa 220 Meter über die Meeresfläche erhebt. Die Schneegrenze findet sich in den Alpen durchschnittlich zwischen 2550 und 2600 Meter, in den Karpathen zwischen 2500 und 2550 Meter. Zwischen 42 und 46° nördl. Br. herrscht kurzer Winter mit wenig Schnee und Eis; es gedeihen neben allen Getreidearten auch der Maulbeer- und der Oelbaum, Reis, Mais, Wein, Feigen, hier und da auch andere Südfrüchte. Von 46—50° nördl. Br. herrscht längerer, strengerer Winter; noch gedeihen alle Getreidegattungen und Mais in Fülle, in einigen Gegenden (Niederösterreich) sehr gute Wein- und Obstsorten. Ueber den 50.° nördl. Br. hinaus, wohin Nordböhmen, ein Theil von Schlesien und Galizien reichen, ist der Getreidebau minder ergiebig, stärker der Anbau von Flachs und Hanf, dagegen kein Mais- und kein Weinbau. Die Regenmenge ist am größten in den Alpenländern, am geringsten in Dalmatien, Istrien und in der ungarischen Tiefebene, wo sich jedoch starker Thaufall einstellt. In Dalmatien wechselt gewöhnlich ein nasses Jahr mit einem trockenen. Gewitter gibt es am wenigsten in Niederösterreich (in Wien 11—15), ihre Zahl und Heftigkeit nimmt gegen S. zu; die häufigsten sind in den hohen Alpen- und Karpathengegenden, auch im Böhmerwald. Hagel ist am häufigsten in Tirol, Südsteiermark und Unterkrain. Unter den Winden ist der feuchte Westwind vorherrschend; häufig im Bereich einiger Alpenthäler und überhaupt im SW. der Monarchie ist der ermattende Scirocco (in Tirol »warmer Wind«, wohl auch »Fön« genannt), der im Frühling den Schnee auf den Alpen rasch schmelzt und dadurch häufige Lawinenstürze und Ueberschwemmungen verursacht. Auf dem Karstplateau wüthet der furchtbar tobende Nordostwind (Bora).

Mittlere Jahreswärme einiger der bedeutenderen Städte Oesterreich-Ungarns in Graden nach Celsius:

Ragusa	+16,8	Wien	+9,6	Krakau	+8,5
Zara	+14,7	Laibach	+9,4	Linz	+8,4
Triest	+14,2	Prag	+9,3	Czernowitz	+8,3
Trient	+12,5	Graz	+9,1	Salzburg	+7,9
Spalato	+11,3	Brünn	+8,9	Lemberg	+7,9
Ofen	+10,9	Hermannstadt	+8,6	Klagenfurt	+7,4
Debreczin	+10,7			Bad Gastein	+5,4

Unter allen Staaten Europa's (Rußland und die Türkei ausgenommen) hat keiner eine Bevölkerung, welche aus mehr Nationalitäten bestände als die Oesterreich-Ungarns. Diese polyglotte Bevölkerung gehört verschiedenen Religionsbekenntnissen an und ist unter mannigfachen Stürmen wegen der Verfassungsformen zu sehr abwechselnden Bildungsstufen gelangt. Die drei Hauptvölker Europa's, Deutsche, Slawen und Romanen, vertheilen sich auf die Gebirgsländer der Monarchie, während der später hinzugekommene (asiatische) Volksstamm der Magyaren vorzüglich die Ebenen und das Flachland der mittlern Donau bewohnt. In Hauptmassen zusammengenommen, gehören die Nordabhänge der Alpen, dann die Gebirgsstrecken des Böhmerwalds, des Erz-, Riesen- und Sudetengebirges den Deutschen an, welche auch in vielen Sprachinseln längs der Donau und an beiden Seiten der Karpathen weit nach O. hin sich ausdehnen; überhaupt verbreitet sich nur die deutsche Bevölkerung in größerer oder geringerer Anzahl über alle Kronländer. Die Deutschen sind in vielfacher Beziehung die Träger der Industrie, der Wissenschaft und des geistigen Lebens; sie zählen 9 (mit Hinzurechnung der Israeliten sogar über 10) Mill. und bilden ¼ der Gesammtbevölkerung sowie die Mehrzahl, wenn man die durch den Mangel einer einheitlichen Sprache als besondere Nationalitäten zu betrachtenden Slawen nicht in eins zusammenfaßt. Folgende Tabelle zeigt das ungefähre Verhältnis der Nationalitäten in Procenten:

Nationalität	Reichsr.-länder	Ungar. Länder	Im ganzen Reich
Deutsche	36,2	11,5	25,5
Tschechen, Mähren, Slowaken	22,5	11,7	17,3
Ruthenen	12,8	3,0	8,5
Polen	12,1	—	6,9
Slowenen	5,0	0,3	3,3
Kroaten und Serben	2,7	15,7	8,4
Israeliten	4,1	3,6	3,9
Italiener	2,9	—	1,7
Rumänen	0,9	17,3	8,0
Magyaren	—	35,6	15,5
Alle übrigen Nationen	0,3	1,3	0,6

An den Südabhängen der Alpen wohnen im SW. die Westromanen (Italiener, Ladiner, Friauler); im SO. die Südslawen (Slowenen, Kroaten, Serben). In den Gebieten der Sudeten und Karpathen sind die Wohnstätten der Nordslawen (Tschechen, Mähren, Slowaken, Polen, Ruthenen oder Kleinrussen); in den östlichen Karpathen wohnen die Ostromanen (Walachen und Moldauer). Die Magyaren verbreiten sich in der Ebene an der mittlern Donau und Theiß und die stammverwandten Szekler im siebenbürgischen Hochlande. Die verschiedenen kleineren Volksstämme leben zerstreut in mehreren Kronländern.

Nach der letzten Volkszählung (Ende 1869) zählt O. fast 36 Mill. Einw. (s. oben), wovon 57 Proc. auf die im Reichsrath vertretenen und 43 Proc. auf die ungarischen Kronländer kommen. Die Volksdichtigkeit zeigt nach Kronländern sehr bedeutende Unterschiede. Am stärksten ist sie in Niederösterreich (mit 100), in Böhmen und Schlesien (mit je 99) und in Mähren (mit 91 Einw. auf 1 QKilom.), am schwächsten in Dalmatien (36), Kärnten (32) und im Herzogthum Salzburg (21 Einw. auf 1 QKilom.). Noch auffallender werden die Unterschiede, wenn man die Bezirke vergleicht. Hiernach kommt die dichteste Bevölkerung (von den Stadtgebieten abgesehen) auf die Bezirks-

hauptmannſchaften des nördlichen Böhmen (Rumburg 344, Schluckenau 244, Gablonz 242 Einw. auf 1 QKilom.), die dünnſte im Alpengebiet auf die Bezirkshauptmannſchaften Zell (11), Landeck (13) und Imſt (14 Einw. auf 1 QKilom.). In den ungariſchen Ländern fällt die größte Dichte der Landbevölkerung an die öſterreichiſch-ungar. und ſteiriſche Grenze (66—69), die geringſte Dichte (20—17) in die Komitate Marmaros und Biſtritz-Naszod. Die ſtark bevölkerten Märkte und Dörfer der Theißgegend (Umgebung von Szarvas, Vekes ꝛc.) erhöhen das dortige Dichtigkeitsverhältnis auf 60—62 Einw. für 1 QKilom. Das Sexualverhältnis der einheimiſchen Bevölkerung iſt wie 1000 : 1024 (auf 1000 männliche Individuen kommen 1024 weibliche). Im ganzen gehört O. in die Reihe jener wenigen europäiſchen Staaten, in welchen beide Geſchlechter an Zahl ziemlich im Gleichgewicht ſtehen, indem die Abweichungen davon nicht bedeutend ſind. Die Kronländer können hierbei in drei große Gruppen geſchieden werden: 1) Ober- und Niederöſterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Nordtirol, Böhmen, Mähren, Schleſien und Galizien mit ſtarkem weiblichen Ueberſchuß (1025—1102 weibliche auf 1000 männliche Einw.); 2) die ſüdlichen Provinzen Wälſchtirol bis zur Bukowina, wo das männliche Geſchlecht vorwiegt (951—997 weibliche auf 1000 männliche); 3) das Königreich Ungarn, wo faſt genau das Gleichgewicht beider Geſchlechter eingehalten wird. Das Uebergewicht des weiblichen Geſchlechts über das männliche nimmt ſomit nach zwei Richtungen ab, von N. nach S. und von W. nach O., ſo daß es zuletzt in die entgegengeſetzte Erſcheinung übergehen kann. Die Erſcheinung, daß im N. das männliche Geſchlecht der Zahl nach vom weiblichen mehr überwogen wird als im S., hat auch für ganz Europa Geltung, tritt jedoch nur bei Erwachſenen hervor; bei Kindern findet wegen der belangreichen Mehrzahl der männlichen Neugebornen ein Uebergewicht des männlichen Geſchlechts ſtatt. Das Verhältnis der Bevölkerung nach der Konfeſſion iſt in den beiden Reichshälften ſehr verſchieden. Im ganzen Staat betragen die Römiſch-Katholiſchen 27,9 Mill. oder 77,7 Proc. der Bevölkerung; in den Alpenländern machen ſie 98 Proc. aus, in den Sudetenländern 95 Proc., in Galizien 88 Proc. (darunter etwa die Hälfte vom lateiniſchen, die andere Hälfte vom griechiſchen Ritus), in Dalmatien 80 Proc., in den ungariſchen Ländern nur 59 Proc. Von den Evangeliſchen (Augsburger und Helvetiſcher Konfeſſion), die zuſammen nur 1/10 der Geſammtbevölkerung bilden, ſind erſtere in Böhmen, Mähren und Weſtungarn, letztere in Oſtungarn am meiſten verbreitet. In den erſtgenannten Ländern bilden ſie 3 Proc. der Landesbevölkerung, in Ungarn aber ſtehen 7 Proc. Lutheraner gegen 13 Proc. Calviniſten. Der orientaliſch-griechiſchen Kirche gehören hauptſächlich die Rumänen und Serben an. Von den Iſraeliten kommen 44 Proc. auf Galizien, 39 Proc. auf Ungarn, 12 Proc. auf die Sudetenländer und nur 5 Proc. auf die Alpenländer. Nur in Galizien bilden ſie über 1/10 der Landesbevölkerung. Alle anderen Konfeſſionen (48,000 Unitarier, 4000 Armenier in Siebenbürgen, Lipowaner in der Bukowina ꝛc.) machen insgeſammt nur 0,02 der Geſammtzahl der Monarchiebewohner aus. Die Verhältniszahlen in Hinſicht der Konfeſſion ſind nahezu unveränderlich, denn während eines Zeitraums von faſt 20 Jahren ſind die gegenſeitigen Verhältniszahlen der Anhänger verſchiedenen Glaubensbekenntniſſes beinahe dieſelben geblieben; doch ließ ſich bei den Römiſch-Katholiſchen eine Tendenz zur Abnahme, bei den Juden aber und bei den nichtunirten Griechen eine Tendenz zur Zunahme erkennen, welch letztere in dem ſtärkern Propagationsvermögen ihren hauptſächlichen Grund hat. Die Uebertritte von einem Religionsbekenntnis zum andern ſind numeriſch ſo gering, daß ſie die obigen ſtatiſtiſchen Nachweiſe gar nicht alteriren.

In Beziehung auf die Beſchäftigungsweiſe der Bewohner treten zwei Hauptklaſſen in den Vordergrund, die Landwirtſchaft und die Induſtrie. Beide zeigen große Differenzen in der Weſt- und Oſthälfte des Staats. In der erſtern ſchwankt die Zahl der Ackerbau, Land- und Forſtwirtſchaft treibenden Erwachſenen zwiſchen 12 Proc. in Steiermark und 41 Proc. in Böhmen, die Zahl der in Fabriken und Gewerben Beſchäftigten zwiſchen 4 Proc. in Dalmatien, 10 Proc. in Krain, 22 Proc. in Niederöſterreich und 25 Proc. in Böhmen und Mähren; im Oſttheil dagegen ſteigt die Zahl der in der Landwirtſchaft thätigen Erwachſenen in Galizien auf 77, in Ungarn auf 67, in Siebenbürgen auf 75, in Kroatien-Slawonien auf 80 Proc. Weſt- und Oſthälfte verhalten ſich in Beziehung auf Induſtrie und Gewerbe wie 3 : 1. Im O. der Monarchie (namentlich im Bereich der großen Donauebene), findet man große, ſtark bevölkerte Gemeinden von 10, 20 und mehr tauſenden von Einwohnern, während in Oeſterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain das entgegengeſetzte Verhältnis eintritt und namentlich in Oberöſterreich die Zerſplitterung der Ortſchaften in kleinſte Hausgruppen am häufigſten erſcheint. Städte mit mehr als 100,000 Einw. hat die Monarchie nur drei: Wien (mit den Vororten über 1 Mill.), Budapeſt (278,000 Einw.) und Prag (188,000 Einw.). Daran reihen ſich: Lemberg mit 88,000 Einw., Graz mit 82,000 Einw., Brünn mit 74,000 Einw., Trieſt mit 71,000 Einw. (mit dem Gebiet aber zählt Trieſt über 100,000), Szegedin mit 70,000 Einw., Maria-Thereſiopel mit 57,000 Einw. und Krakau mit 50,000 Einw. Die nächſte Anwartſchaft auf die Klaſſe der Großſtädte hat Preßburg (47,000 Einw.). Die Einwohnerzahl der Großſtädte macht nur 7 Proc. der Geſammtbevölkerung, und man muß alle Gemeinden mit mehr als 2000 Einw. herbeiziehen, um 1/5 der Totalſumme zu erreichen.

O. iſt mit den mannigfaltigſten Produkten aus den drei Reichen der Natur ausgeſtattet. Der Boden iſt im allgemeinen fruchtbar, obwohl hierin vielfache Abſtufungen unter den einzelnen Kronländern vorkommen, welche von der geographiſchen Lage, der vertikalen Erhebung, der Temperatur, der Menge des Niederſchlags ꝛc. abhängen. Von je 100 Hektar der Oberfläche der Monarchie ſind 86 produktiv; es ſind demnach über 5/6 der Geſammtfläche anbaufähiger Boden, auf welchem alle weſentlichen Ernährungsmittel in für die Bevölkerung ausreichender Menge gewonnen werden. In den einzelnen Kronländern iſt die anbaufähige Fläche verſchieden groß. Ueber 90 Proc. anbaufähigen Boden haben: Dalmatien (97), Mähren (97), Schleſien (96), Niederöſterreich (96), Böhmen (95), Krain (95), Bukowina (95), Küſtenland (94), Steiermark (92), Oberöſterreich (91), Galizien (91); über 80 Proc.: Kärnten (88), Kroatien mit Slawonien (87), Ungarn (86), Salzburg (80); über 70 Proc.: Tirol mit Vorarlberg (77), Siebenbürgen (74). Zwiſchen dem unproduktiven Boden des Weſtens der Monarchie und jenem des Oſtens herrſcht ein weſentlicher Unterſchied. Im W.

ist durch Fleiß und Anstrengung der ganze anbaufähige Boden wirklich auch angebaut, die noch vorhandenen unproduktiven Flächen können somit thatsächlich nicht in produktive verwandelt werden; im O. könnten bei genügenden wohlfeileren Arbeitskräften und durch eine rationelle Bewirtschaftung noch viele Strecken in produktive verwandelt werden, welche dermalen ihren Platz unter den unproduktiven einnehmen. Der produktive Boden wird in O. durch die Katastralerhebungen eingetheilt in: Acker, Weingarten, Garten, Wiese, Weide und Wald. Mähren hat (relativ) die meisten Aecker, Siebenbürgen die meisten Wälder, Dalmatien die meisten Weiden, Oberösterreich die meisten Wiesen, Kroatien die meisten Weingärten; dagegen hat Tirol die wenigsten Aecker, Dalmatien die wenigsten Wälder und die wenigsten Wiesen, Oberösterreich, Salzburg, Nordtirol, Schlesien, Galizien und die Bukowina haben gar keinen, Kärnten und Böhmen nur spärlichen Weinbau. Unter dem Mittelwerth der unproduktiven Bodenfläche (13 Proc.) stehen jene Länder, wo die Gebirge in die Felsen- und Schneeregion ragen (Tirol, Salzburg, Kärnten), oder wo Flugsand, Sümpfe, Karstboden der Kultur nicht zugänglich sind (ungarische Länder). Die am meisten verbreitete Bewirtschaftungsmethode ist die Dreifelderwirtschaft; doch besteht sie nur in wenigen Kronländern rein, weil zumeist der Futterbau in die Körnerwirtschaft hineingezogen wird und durchschnittlich kaum die Hälfte der Brache unbenutzt bleibt. Die Fruchtwechselwirtschaft wird hauptsächlich in den Sudetenländern, außerdem in Steiermark betrieben, die Eggartenwirtschaft in den Alpenländern und zwar erst bei 600 Meter Seehöhe. In Mähren kommt vielfach die Dreischfelder-, in den Gebirgsgegenden (unter verschiedenen Modalitäten) die Brandwirtschaft vor. Die freie Wirtschaft wird in den östlichen Provinzen planlos, dagegen in Tirol, Untersteiermark und Krain mit Kenntnis der Leistungsfähigkeit des Bodens planmäßig betrieben. Auf der höchsten Stufe befindet sich der Ackerbau in den nordwestlichen Ländern, wo Bodenlage und Klima, Dichte der Bevölkerung und Rührigkeit derselben, günstige Bodenvertheilung, Vorliebe der Bewohner für den Ackerbau von jeher der Agrikultur eine hervorragende Stellung sicherten. Ein großartiger Aufschwung begann aber seit der Befreiung des Bodens und ging vom Großgrundbesitz aus, welcher mit rationeller Bewirtschaftung voranschritt und die Industrie mit der Landwirtschaft in Verbindung brachte. In ersterer Beziehung verwendete er gute Wirtschaftsbeamte und wirkte durch diese landwirtschaftliche Intelligenz auch auf die ackerbautreibende Bevölkerung ein; die früher allgemeine Dreifelderwirtschaft wurde größtentheils durch rationelle Fruchtwechselwirtschaft verdrängt, Futterbau und Viehzucht entsprechend ausgedehnt, der Düngerbehandlung eine ausgezeichnete Sorgfalt zugewendet, gute Werkzeuge und landwirtschaftliche Maschinen eingeführt. Damit ging Hand in Hand die Industrialisirung der Landwirtschaft, die Verwerthung der selbst erzeugten Bodenprodukte, die Einrichtung der schon vorhandenen Brauereien und Brennereien auf großartigen Betrieb und größern Reinertrag, insbesondere aber die Einführung der Rübenzuckerfabrikation, welche in Verbindung mit dem Rübenbau den außerordentlichen Aufschwung der Landwirtschaft zunächst in Böhmen veranlaßte. Anders ist es in Ungarn und Kroatien-Slawonien, wo sich zwar großentheils fruchtbarster Boden vorfindet, von einem rationellen Betrieb aber nur ausnahmsweise die Rede ist. Der Werth eines Hektars der produktiven Fläche beträgt im Durchschnitt etwa 155 Fl., in den österreichischen Ländern 278 Fl.; dieser Bodenwerth schwankt jedoch in den einzelnen Kronländern von 30 (Dalmatien) bis 484 (Böhmen, Mähren) und 639 Fl. (Niederösterreich). Der gesammte produktive Boden repräsentirt somit einen Werth von gegen 10,000 Mill. Fl.; der Werth der jährlichen Bodenerzeugnisse ist mindestens 2000 Mill. Fl. Der Werth des Grundbesitzes ist dort am größten, wo die größte Volksdichtigkeit vorkommt. Die Summe der auf dem gesammten Realbesitz haftenden Hypotheken beläuft sich schätzungsweise auf 4—5000 Mill. Fl. Das Gesammterträgnis der Getreidearten dürfte mit ungefähr 200 Mill. Hektol. anzunehmen sein. Davon entfallen beiläufig $^1/_8$ auf Weizen, $^1/_4$ auf Roggen, $^1/_7$ auf Gerste, $^1/_4$ auf Hafer, $^1/_7$ auf Mais. Drei Achtel dieser Gesammtsumme kommen auf Ungarn und seine Nebenländer; am getreidearmsten sind Salzburg, das Küstenland und Dalmatien. Eigentliche Getreideländer sind Ungarn (und dessen Nebenländer), Böhmen, Mähren, Galizien. An Hülsenfrüchten (etwa 3 Mill. Hektol.) werden insbesondere in den nördlichen Provinzen große Mengen gewonnen; gering ist ihr Anbau nur in Salzburg, Dalmatien, Krain, im Küstenland und in der Bukowina. Von Bedeutung ist in den Sudetenländern, in Galizien, Niederösterreich und Nordungarn der Kartoffelbau, welcher durchschnittlich 90 Mill. Hektol. im Jahr ergibt. In großem Maßstab werden (namentlich in Böhmen und Mähren, dann auch in Schlesien, Niederösterreich, Galizien und Ungarn) Zuckerrüben angebaut, welche ein jährliches Durchschnittsergebnis von 30 Mill. metr. Ctr. liefern. Gemüse und Küchengewächse werden meist als Feldfrüchte, hier und da auch gartenmäßig angebaut und in nicht unbedeutender Menge ausgeführt. Futterkräuter haben die meisten Kronländer in ausreichender Menge; doch läßt der Wiesenbau noch vieles zu wünschen übrig, während das Weideland im O. gegenwärtig noch den siebenten Theil der produktiven Fläche einnimmt. Unter den Handelspflanzen ist in jenen Ländern, wo der Mais und die Rebe nicht mehr fortkommen, der Flachs oder Lein von Wichtigkeit, also in Galizien, den Sudetenländern und in der Zips in Oberungarn. Die jährliche Gesammtproduktion dürfte nahezu $^1/_2$ Mill. metr. Ctr. betragen, wovon auf Galizien und Ungarn etwa $^2/_3$ kommen. Der Hanf wird am stärksten im O. und S. (in vorzüglicher Qualität in Mähren und in der Baczka in Südungarn) angebaut. Das Erträgnis kann auf 800,000 metr. Ctr. veranschlagt werden, von denen über $^2/_3$ auf Galizien, Ungarn und Siebenbürgen kommen. Von der Gesammternte des Hopfens in O. zu 50,000 metr. Ctr. producirt Böhmen (Saaz, Leitmeritz, Bunzlau) über $^4/_5$. In Galizien, Böhmen, Oberösterreich und Ungarn ist der Rapsbau (Durchschnittsergebnis 750,000 Hektol.) ein einträglicher Zweig der Bodenkultur. Der Tabakbau, der ca. 475,000 metr. Ctr. erträgt, unterliegt im ganzen Reich als Staatsmonopol den gesetzlichen Beschränkungen (kaiserliches Patent vom 29. Nov. 1850). In Ungarn und seinen Nebenländern ist derselbe ein wichtiger Zweig der Landwirtschaft (425,000 metr. Ctr.); auch in Galizien, am Pruth und Dnjestr, in geringerem Maß in Südtirol ist die Tabakernte (zusammen 50,000 metr. Ctr.) ansehnlich (Weiteres s. unten). Der Obstbau, obwohl absolut bedeutend, könnte doch in jeder Beziehung noch gesteigert werden; in

neuester Zeit wird durch Errichtung von Baumschulen und Unterweisung in Volksschulen für dessen Hebung gearbeitet. Ueberhaupt deckt die Menge des gewonnenen gemeinen Obstes hinlänglich den Bedarf des Reichs und liefert in der Regel noch so viel für den Export, daß damit der für die Zufuhr von Südfrüchten verausgabte Werth gedeckt werden kann. Die Kultivirung edler Obstsorten in größerem Maßstab ist auf zwei eng begrenzte Stellen des südlichen Tirol beschränkt: auf die Umgebung von Botzen, wo hochedle Aepfel, dann auf das Thal von Arco und die Ufer des Gardasees, wo Citronen gezogen werden. In einigen Ländern (Oberösterreich, Steiermark, Kärnten) wird Obstmost bereitet; große Mengen Obst werden in frischem oder gedörrtem Zustand exportirt oder zu Branntwein verwendet (aus Pflaumen Sliwowitz, aus Steinweichseln der Maraschino in Dalmatien). Der Weinbau kann in der Folge in O. eine Hauptquelle des Nationalreichthums werden, denn an Güte einzelner Sorten (im großen Durchschnitt ist der österreichische Wein nur mittelgut) wird O. von keinem Lande der Erde, an Menge der Produktion nur von Frankreich und Italien übertroffen. Allein das Verharren der österreichischen Weinbauer auf dem alten Standpunkt und der Mangel einer rationellen Kellerwirtschaft und zweckmäßiger Handelsverbindungen mit fremden Staaten sind Ursache, daß dieses große Weinland mit seiner Produktion verhältnismäßig nur geringfügigen Export treibt. Durchschnittlich werden pro Jahr im ganzen Kaiserstaat über 20 Mill. Hektol. Wein gewonnen. Hiervon kommen auf Ungarn und seine Nebenländer 80 Proc., auf Niederösterreich 5, auf Steiermark 4, auf das Küstenland und Dalmatien je 3, auf Tirol und Mähren je 1½, auf Krain 1, auf Böhmen nur 0,2 Proc. Am ergiebigsten in Beziehung auf die bebaute Fläche ist der Weinbau in den ungarischen Ländern (außer Siebenbürgen), in Niederösterreich und im Küstenland, am wenigsten ergiebig in Südtirol, wo die italienische Kultur herrscht, und in Dalmatien. Die Extreme verhalten sich wie 2:1. Am meisten süß, aber wenig haltbar sind die dalmatinischen, am feurigsten die ungarischen, minder süß, jedoch mit den Jahren an Güte zunehmend die deutschen Weine. Ungemein reich ist die Monarchie an Waldungen, welche mehr als ein Drittheil der produktiven Bodenfläche einnehmen, besonders in den Karpathen- und Alpengegenden wie auch im Mittelgebirge. Ueber ⅓ der Waldungen ist Eigenthum des Staats; die bedeutendste Ausdehnung haben die Staatswaldungen in Ungarn, in der Bukowina, in Salzburg, Tirol, Oberösterreich und in Galizien. Seit einem Jahrhundert schon verwendet der Staat eine große Sorgfalt auf die Forstkultur, diesen wichtigen Kapitalstock des Nationalvermögens. Das durchschnittliche Jahreserträgnis an Brenn- und Bauholz ist auf 200 Mill. Kubikm. berechnet, welches Erträgnis nicht nur den inländischen Bedarf vollständig deckt, sondern auch bedeutende Mengen für den Absatz nach dem Ausland (Masten, Faßdauben ꝛc.) liefert. Holzmangel zeigt sich vorzugsweise in Dalmatien, welches zwar eine ziemliche Waldfläche, aber fast nur Niederwald mit unansehnlicher Bepflanzung besitzt. Ein gleiches Verhältnis findet sich in Istrien, in der ungarischen Tiefebene und einigen anderen Landstrichen, wie in Galizien. Außer dem Erträgnis an Holz sind auch die Nebennutzungen der Wälder (die Eichelung, Pottasche, Harz, Theer, Lohe, Sumach, Terpentin u. a.) beachtenswerth.

Trotz der von der Natur gebotenen günstigen Vorbedingungen hat die Viehzucht in O. bis jetzt noch nicht jenen Standpunkt erreicht, daß sie als genügend für den Bedarf des Reichs anzusehen wäre. In einigen Kronländern ist dieselbe allerdings blühend, hier und da sogar vortrefflich; dagegen ist sie in anderen gänzlich vernachlässigt. Nach der letzten Zählung (1869) betrug der Viehstand in O.: 3,57 Mill. Pferde (61 Proc. in den ungarischen Ländern), 12,1 Mill. Stück Rindvieh (42 Proc. in den ungarischen Ländern), 20,1 Mill. Schafe (¾ in Ungarn), 1,55 Mill. Ziegen (37 Proc. in Ungarn), gegen 7 Mill. Stück Borstenvieh (63 Proc. in den ungarischen Ländern), 76,816 Stück Esel und Maulthiere. In großem Maßstab wird die Pferdezucht in Ungarn und Siebenbürgen (dort kleine und ausdauernde, hier durch Schönheit ausgezeichnete Thiere) betrieben; vorzügliche Pferde schweren (norischen) Schlags werden in Salzburg, Obersteiermark und in den angrenzenden Landstrecken gezüchtet. Zur Hebung der Pferdezucht bestehen im österreichischen Staatsgebiet 2 Hofgestüte und 5 Hengstdepots, im ungarischen 4 Staatsgestüte und 4 Hengstdepots. Unzureichend für den Bedarf ist die Rindviehzucht. Schöne Rassen finden sich nur in den eigentlichen Alpenländern; die am reichsten mit Weideland versehenen Kronländer Dalmatien und das Küstenland dagegen genügen weder durch entsprechenden Stand, noch durch Qualität des Viehs. Einen Glanzpunkt der landwirtschaftlichen Thätigkeit der Monarchie bildet die Schafzucht, auf welche in Mähren und Schlesien, Böhmen, Nieder- und Oberösterreich sowie in Ungarn besondere Sorgfalt verwendet wird. In den ersteren vier Ländern überwiegt bereits die Zucht edler Schafe die der gemeinen. Die Ziegenzucht ist meist auf die gebirgigen Gegenden beschränkt und namentlich in Dalmatien stark vertreten. Von großer Wichtigkeit ist die Zucht des Borstenviehs, welche in den Ländern mit ausgedehnten Eichenwäldern (Ungarn, Kroatien, Slawonien, Militärgrenzland), aber auch in den industriereichen Ländern (Mästung mit Fabrikabfällen) stark betrieben wird. Unter der bei statistischen Berechnungen üblichen Voraussetzung in Bezug auf Erneuerung des Viehstandes und das Gewicht desselben wird der jährliche Fleischkonsum in der Monarchie auf 6 Mill. metr. Ctr. berechnet. Für den Konsum der animalischen Produkte ergeben sich folgende Resultate im jährlichen Durchschnitt: 330,000 Pferde-, 850,000 Ochsen-, 900,000 Kuh- und 1,900,000 Jungviehhäute, dann 5 Mill. Schaf- und 500,000 Ziegenfelle. Die Produktion an Kuhmilch und Ziegenmilch wird großentheils zur Erzeugung von Butter, Schmalz und Käse verwendet. Die Schafwollproduktion beträgt gegen 300,000 metr. Ctr. im Jahr; die Hauptmasse der Wolle ist mittlere und geringere Sorte, doch liefern Mähren, Schlesien, Böhmen, Niederösterreich auch feine Wolle. Das zahme Federvieh wird auf etwa 60 Mill. Stück angeschlagen. Der Geldwerth des Viehstandes ist auf mindestens 1200 Mill. Fl. anzunehmen, wird jedoch durch die aus ihm erzielte Gewinnung animalischer Produkte noch um vieles erhöht. Die jährliche Erzeugungsmenge der Seidenkokons, hauptsächlich in Südtirol, dann in Görz, beträgt dermalen beiläufig 20,000 metr. Ctr. Die Bienenzucht liefert an 141,000 metr. Ctr. Honig und an 32,000 metr. Ctr. Wachs. Zu den Nebenbeschäftigungen gehören die Jagd und die Fischerei. Erstere liefert in den ausgedehnten Waldungen reiche Beute; Raubthiere kommen verhältnismäßig wenig

ver. Bei der Fischerei verdient die Teichwirtschaft in Böhmen, Mähren und zum Theil in Oesterreich besonderer Erwähnung. Die Flüsse und Seen sind meist sehr fischreich. Für die Küstenbewohner, insbesondere Istrien und Dalmatien, ist die Seefischerei von hoher Bedeutung und ein Ersatz für das mangelnde Getreide. Diese gedrängte Uebersicht des Zustandes der Landwirtschaft, mit welcher sich nahezu zwei Drittheile der Bevölkerung beschäftigen, beweist zur Genüge, daß O. dermalen vorwiegend ein Agrikulturstaat genannt werden muß. Leider ist der landwirtschaftliche Betrieb nur in wenigen Theilen der Monarchie befriedigend, ausgedehnte Flächen liegen noch unbebaut; die bebauten liefern häufig kaum ein Drittheil jenes Ertrags, der durch eine rationelle Bewirtschaftung und einen entsprechenden Viehstand erzielt werden könnte. Dessenungeachtet ist nicht zu leugnen, daß seit der Aufhebung des Unterthänigkeitsverbands durch entsprechende Gesetze, durch Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen (1874 bestanden in Oesterreich 240 Vereine mit 317 Filialen, in Ungarn 66 Vereine) und Lehranstalten sowie durch Organisirung des Bodenkredits und des Versicherungswesens ein bedeutender Fortschritt in den letzten 20 Jahren gemacht worden ist, infolge dessen der Werth des produktiven Bodens überall, örtlich sogar um das Doppelte, gestiegen ist.

Mannigfaltig sind die Produkte des Bergbaues. Außer Platina besitzt die Monarchie alle nutzbaren Metalle und wird an Reichthum der Ausbeute nur von Deutschland und Großbritannien übertroffen. Ohne Rücksicht auf den Ertrag nutzbarer Steine und Erdarten kann der Geldwerth der Bergbauprodukte auf mehr als 120 Mill. Fl. veranschlagt werden, wovon auf Steinkohlen 23, auf Braunkohlen 20, auf hüttenmäßig verarbeitete Erze 43, auf Salz 34 Mill. Fl. entfallen. Die Zahl der Arbeiter beläuft sich auf mehr als 150,000. Die Vertheilung der Produktion auf die einzelnen Länder ist sehr ungleichmäßig. In Böhmen (gesammter Produktionswerth des Berg- und Hüttenbetriebs 25,5 Mill. Fl.) tritt Steinkohle, Braunkohle, Eisen, Silber, Blei, Graphit und Alaun in den Vordergrund; Steiermark (15 Mill. Fl.) liefert Eisen, Braunkohle und Salz; Galizien (13,5 Mill. Fl.) bietet Salz, Steinkohle, Zink und Eisen; Schlesien (7 Mill. Fl.) Steinkohle und Eisen; Oberösterreich (6,4 Mill. Fl.) Salz und Braunkohle; Mähren (6,2 Mill. Fl.) Steinkohle, Eisen und Braunkohle; Kärnten (4,9 Mill. Fl.) Eisen, Blei, Braunkohle; Krain (3,9 Mill. Fl.) Quecksilber, Braunkohle, Eisen und Zink; Tirol (2,4 Mill. Fl.) Salz, Eisen, Braunkohle und Kupfer; Salzburg (2,4 Mill. Fl.) Salz, Kupfer und Eisen; Niederösterreich (1,7 Mill. Fl.) Eisen und Kohle; die übrigen österreichischen Länder (Küstenland, Bukowina, Dalmatien) etwas Braunkohle und Salz, Dalmatien auch Asphalt. In den ungarischen Ländern liefert Ungarn (25,8 Mill. Fl.) Eisen, Salz, Stein- und Braunkohle, Silber, Gold und Kupfer; Siebenbürgen (10,8 Mill. Fl.) vor allem Salz, dann Eisen, Gold, Braunkohle und Kupfer; Kroatien-Slawonien (0,8 Mill. Fl.) Zink und Braunkohle. Wenn man von den einzelnen Bergwerksprodukten ausgeht, so liefern Gold und Silber hauptsächlich Siebenbürgen und Ungarn; Silber vor allem Böhmen; Quecksilber Idria in Krain; Eisen von vorzüglicher Güte Steiermark, dann Kärnten, Oberungarn und der Bergbezirk Oravitza im ehemaligen Banat, Böhmen, Mähren, Niederösterreich und Schlesien; Kupfer hauptsächlich Ungarn, in geringerem Maß Tirol, Steiermark und Krain; Zinn Böhmen; Zink Galizien, Krain, Kroatien; Schwefel Kroatien, Galizien, Böhmen; Graphit Böhmen, Steiermark, Mähren und Niederösterreich; Braunstein Krain und Bukowina; Antimon und Alaun Böhmen und Ungarn; Eisenvitriol Böhmen; Asphalt Dalmatien, Tirol, Ungarn; Petroleum Galizien ꝛc. Die Ausbeute an mineralischer Kohle zeigte 1860—74 eine Zunahme von 35 Mill. auf 120 Mill. metr. Ctr.; hiervon entfallen auf Ungarn über 16 Mill., alles übrige auf die österreichischen Länder und zwar 45 Mill. metr. Ctr. Steinkohle, 58 Mill. Braunkohle, erstere hauptsächlich auf Böhmen, Schlesien, Mähren und Galizien, letztere größtentheils auf Böhmen, sodann auf Steiermark, Oberösterreich, Krain und Mähren. Der Ertrag der Torfstiche wird auf jährlich 560,000 metr. Ctr. geschätzt. Schließlich muß auch der Steinbrüche gedacht werden, welche Marmor, Pflastersteine, Platten ꝛc. liefern. An Salz ist die Monarchie außerordentlich reich; die Erzeugung von Stein-, Sud-, See- und Industrialsalz bildet ein Staatsmonopol. Galizien vor allem, dann Siebenbürgen, die Marmaros, Oberösterreich, Salzburg, Obersteiermark, Nordtirol und die Bukowina erzeugen jährlich an Steinsalz über 2,100,000 metr. Ctr., an Sudsalz 1,470,000, an Industrialsalz 115,000 metr. Ctr., wozu noch 370,000 metr. Ctr. Seesalz aus den Salinen Istriens und Dalmatiens kommen. Nächst der Landwirtschaft bildet der Bergbau mit der darauf fußenden Industrie (in Metall-, insbesondere Eisenwaaren) den wichtigsten Erwerbszweig der Bewohner des Kaiserstaats. Geognostisch-montanistische Vereine, montanistische Lehranstalten und vor allem die ausgezeichnete k. k. geologische Reichsanstalt zu Wien sind wichtige Förderungsmittel des Bergbaues. Bei den meisten Bergbauen sind die neuesten Fortschritte im Bergbaubetrieb in Anwendung gebracht; »Bruderladen« sorgen für die Unterstützung verarmter und verunglückter Bergarbeiter.

Der Reichthum an mannigfaltigen Rohstoffen, Wasserkräften und Brennstoffen, das große Absatzgebiet im Innern des Reichs und in den benachbarten südlichen und östlichen Ländern, verhältnismäßig billige Arbeitskräfte in der genügsamen, ziemlich dichten Bevölkerung, eine die freie Arbeit begünstigende Gesetzgebung, welche die Fesseln des beengenden Zunftzwanges gesprengt hat, die Errichtung von zahlreichen Real- und Gewerbschulen, Versuchsanstalten und Gewerbemuseen, die Gründung von Gewerbevereinen und Gewerbekammern, die Gesetzgebung über Erfindungsprivilegien, Muster- und Markenschutz, die Ausbreitung und Vervollkommnung des gewerblichen Kreditwesens: dies alles zusammengenommen hat in letzter Zeit ein sehr rühriges Leben auf dem Feld industrieller Thätigkeit erzeugt. Unbestritten hat die Industrie in O. erfreuliche Fortschritte gemacht, welche den auf dem Gebiete der Landwirtschaft bemerkbaren Fortschritt weit überragen. Allerdings herrscht hierin unter den einzelnen Kronländern noch eine große Verschiedenheit. In Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Schlesien, Vorarlberg ist das Fabrik- und Manufakturwesen bereits sehr blühend; in anderen Kronländern sind größere Fabrikunternehmungen zwar noch selten, aber das gewöhnliche Handwerk oder Kleingewerbe ist für den Lokalbedarf in ausreichender Anzahl vertreten, was nur in Kroatien, Slawonien, der Militärgrenze und Dalmatien weniger der Fall ist. Den Glanzpunkt des österreichischen Gewerbfleißes bildet Leinen-, Woll-, Seiden-,

Leder-, Gold-, Silber-, Eisen-, Stahl-, Glas- und Thonwaarenfabrikation. Auch in den übrigen Zweigen der Textilindustrie, ferner in Holzwaaren, Chemikalien, Maschinen, musikalischen Instrumenten, Bier, Branntwein, Zucker u. a. hat sich O. bereits Anerkennung erworben. Man schätzt den Werth der jährlichen Industrieerzeugnisse auf 12—1500 Mill. Fl., wovon 18 Proc. auf Böhmen, 15 Proc. auf Niederösterreich (wegen Wien), 10 Proc. auf Mähren, 4 Proc. auf Schlesien entfallen; Dalmatien und die ehemalige Militärgrenze haben den geringsten Antheil daran. Uebrigens ist der jeweilige Stand der Industrie von den Geschäftskonjunkturen abhängig, welche gerade gegenwärtig, beziehentlich schon seit 1874, im allgemeinen keine günstigen sind, in Metallwaaren, Eisenbahnmaterial, Maschinen sowie in allen Luxusartikeln aber sogar eine sehr empfindliche Absatzkrise hervorgerufen haben. Bezüglich der Maschinenfabrikation, der Grundlage für jede großartigere Industrie, ist O. hinsichtlich des Bezugs von Maschinen und Maschinenbestandtheilen theilweise noch an das Ausland gewiesen; doch hat dieser Industriezweig verhältnismäßig sehr große Fortschritte gemacht. Zur Zeit werden etwa $^4/_5$ der Dampfmaschinen und Dampfkessel im Inland hergestellt. Sowohl auf diesem Gebiet als in der Fabrikation von Eisenbahnmaterial, sodann der Einrichtungen für Bierbrauereien, Spiritusbrennereien, Zuckerfabriken und Mühlen und in der Präcisionsmechanik weist das österreichische Staatsgebiet tüchtige Leistungen auf, die sich an Genauigkeit der Ausführung und Eleganz der Formen der Produktion des Auslandes an die Seite stellen können. Die Hauptsitze der Maschinenindustrie sind vor allen: Wien und Umgebung nebst Wiener-Neustadt, wo ca. 50 Fabriken, darunter 7 ersten Ranges (welche allein 1873 über 8000 Arbeiter beschäftigten), und gegen 100 kleinere Etablissements bestehen, die sich vorwiegend mit der Erzeugung von Lokomotiven, Werkzeugmaschinen, Nähmaschinen, landwirtschaftlichen Maschinen und Feuerlöschrequisiten befassen; Prag und Umgebung mit 32 Fabriken für Dampfmaschinen, ferner für Einrichtung von Zuckerfabriken, Bierbrauereien, Mühlen und anderen industriellen Etablissements; Pilsen für Bergwerksmaschinen und Fabrikeinrichtungen; Brünn, Reichenberg und Bielitz-Biala für Einrichtung von Spinnereien und Webereien, die erstgenannte Stadt auch für Dampfmaschinen und Kessel sowie Bergwerksmaschinen; Graz für Eisenbahnmaterial, landwirtschaftliche Maschinen und Motoren; Triest für Schiffsmaschinen; endlich im ungarischen Staatsgebiet Budapest für Motoren, Eisenbahnmaterial und landwirtschaftliche Maschinen. Doch ist in allen Artikeln des Maschinenbaues, namentlich in Maschinen für Textilindustrie, die ausländische Konkurrenz wegen der billigeren Preise fühlbar. Die Erzeugung von Transportmitteln für den landwirtschaftlichen Betrieb wird meistens von Kleingewerben betrieben. Auf hoher Stufe steht der Bau von Kutschen und sonstigen Personenwägen, welche in O. in einer Vollkommenheit hergestellt werden, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt. In Wien werden besonders Luxuswägen verfertigt, die auch in den östlichen Nachbarstaaten sehr gesucht sind. In größerem Maß wird ferner der Bau von Luxuswägen in Prag und Budapest betrieben, welch letztere Stadt jedoch das erforderliche Material großentheils von außen beziehen muß. Der Bau von Eisenbahnwägen findet fabrikmäßig statt und hat bei dem großen Aufschwung des Eisenbahnwesens in den letzten Jahren eine so hohe Ausdehnung erlangt, daß er seit 1873 im Inland keinen genügenden Absatz mehr findet; die wichtigsten Etablissements befinden sich in Wien und Prag, beziehungsweise in der nächsten Umgebung beider Städte, dann in Budapest. Durch die Qualität ihrer Leistungen im Schiffbau ist die Monarchie auch im Ausland vortheilhaft bekannt. Größere Werften für den Bau von Seeschiffen bestehen in Triest, Pola und Fiume, für den Bau von Flußschiffen in Alt-Ofen, Linz und Prag. Die Verfertigung von wissenschaftlichen Instrumenten (mathematischen, physikalischen, chirurgischen, optischen und astronomischen) hat sich in O. in der letzten Zeit außerordentlich gehoben; sie gibt gegenwärtig auch an das Ausland verschiedene Sorten von diesen Artikeln ab. Die Hauptorte für diesen Industriezweig sind Wien und Prag, ersteres namentlich für mathematische Instrumente, Thermometer und Aräometer, Telegraphenapparate, chirurgische Instrumente und Apparate sowie für Wagen aller Art. In der Verfertigung von musikalischen Instrumenten nimmt O. eine ehrenvolle Stellung ein, namentlich ist die Monarchie in der Produktion von Blasinstrumenten anderen Ländern weit überlegen. Außer den fabrikmäßigen Etablissements (in Wien, Prag und Königgrätz) ist auch das Kleingewerbe (zu Graslitz und Schönbach im Erzgebirge) damit beschäftigt. Die Anfertigung von Streichinstrumenten und der Orgelbau sind in fortwährender Zunahme; eine hohe Stufe hat die Klavierfabrikation besonders in Wien erlangt, wo sie einen ansehnlichen Ausfuhrartikel abgibt. Eine Eigenthümlichkeit der österreichischen Industrie sind die Zug- und Mundharmoniken aus Wien und die Maultrommeln aus Stadt Steier. Die Uhrmacherei befaßt sich hauptsächlich mit der Erzeugung von Stock-, Pendel- und Thurmuhren; die Verfertigung von Taschenuhren ist unbedeutend, die einheimischen Uhrmacher beschränken sich großentheils auf die Reparaturen derselben. Eine hervorragende Stellung nimmt unter den österreichischen Industriezweigen die Eisenindustrie ein, für welche das Material in reichlichem Maß und vorzüglicher Qualität vorhanden ist. Die Roheisenproduktion beträgt in der ganzen Monarchie 4,5 Mill. metr. Ctr., wovon auf Gußroheisen 0,5 Mill., das übrige auf Frischroheisen kommt. Der Antheil des ungarischen Staatsgebiets beläuft sich auf 1,5 Mill. metr. Ctr., darunter Oberungarn mit 0,75, Südostungarn (Berghauptmannschaft Oravitza) und Siebenbürgen 0,5 Mill. In den westlichen Ländern vertheilt sich die Gesammterzeugung (über 3 Mill. metr. Ctr.) auf Steiermark mit 1,16, Böhmen mit 0,52 (zur Hälfte Frisch-, zur Hälfte Gußroheisen), Kärnten mit 0,47, Mähren mit 0,34, Schlesien mit 0,2, Niederösterreich mit 0,17 Mill. metr. Ctr.; das übrige entfällt auf Krain, Galizien, Tirol, Salzburg und die Bukowina. Obwohl die Eisenproduktion von Jahr zu Jahr gestiegen ist, genügte sie für den Bedarf des Inlandes noch nicht, es mußten vielmehr jährlich beträchtliche Quantitäten aus dem Ausland bezogen werden. Die Verarbeitung des Roheisens zu raffinirtem Eisen ist im österreichischen Staatsgebiet von weit größerer Wichtigkeit als im ungarischen. Für Stabeisen, welches noch vielfach auf den alten Frischherden, daneben aber in steigendem Maß nach dem Verfahren der Verfrischung auf Flammöfen (Puddeln) erzeugt wird, sind die wichtigsten Produktionsstätten in Oesterreich das Viertel Ob dem Wienerwald, der Bezirk Weyer in Oberösterreich, Ober- und Untersteiermark,

Kärnten, die Bezirke Pilſen, Beraun, Horowitz ſowie die angrenzenden Diſtrikte von Böhmen, der nördliche Theil von Mähren (Blansko, Witkowitz, Zöptau) und Schleſien, in Ungarn beſonders das Komitat Kraſſo (Reſchitza, Anina), Oberungarn (Gömör und angrenzende Komitate) und Budapeſt. Mit der Schienenerzeugung befaſſen ſich 13 Etabliſſements (je 3 in Niederöſterreich und Mähren, je 2 in Steiermark, Kärnten und Böhmen und eins in Schleſien). Eiſengußwaaren werden entweder in eigenen Eiſengießereien (in großen Städten oder deren Umgebung, dann in der Nähe großer Fabriketabliſſements), oder in Maſchinenfabriken und Eiſenwerken erzeugt. Die Stahlproduktion iſt bei dem Reichthum der Monarchie an gutem Roheiſen ſeit langer Zeit ſehr bedeutend; ſie iſt in Steiermark, Kärnten, Niederöſterreich und Oberöſterreich, nächſtdem in Schleſien, Mähren, Krain und Tirol ſowie in Ungarn zu Hauſe und ergibt bedeutende Quantitäten an Puddelſtahl, dann Gärb- und Gußſtahl. Einen weſentlichen Fortſchritt in der Eiſeninduſtrie bedeutet die Einführung des Beſſemerproceſſes, welche in O. 1863 zunächſt in Oberſteiermark (Turrach) erfolgte. Seitdem ſind 12 theilweiſe ſehr ausgedehnte Etabliſſements (3 in Oberſteiermark, 3 in Böhmen, 2 in Kärnten, je eins in Niederöſterreich, wo das bedeutendſte das zu Ternitz iſt, in Mähren, Schleſien und Ungarn) hinzugekommen, deren Leiſtungsfähigkeit den momentanen Bedarf weit überragt. Aus neueſter Zeit datirt ferner die Martinſtahlerzeugung, mit welcher 1870 in Graz begonnen wurde, und welche gegenwärtig 3 Unternehmungen beſchäftigt. Eine bedeutende Vermehrung hat auch die Erzeugung von Eiſenblech (namentlich Keſſel- und Schiffsblech) und Eiſendraht in O. erfahren, ohne jedoch in den Zeiten größern Bedarfs die ausländiſche Konkurrenz auszuſchließen. Als Hauptproduktionsländer ſind zu nennen: für Blech in erſter Reihe Steiermark, dann Böhmen und Niederöſterreich; für Draht zunächſt Niederöſterreich und Steiermark, in zweiter Linie Kärnten, Schleſien und Oberöſterreich. Die Produktionsmenge an raffinirtem Eiſen ſtellte ſich für das öſterreichiſche Staatsgebiet 1870 wie folgt heraus: Grob-, Streck-, Zain- und Feineiſen 2,100,000 metr. Ctr., Schienen 1,100,000, Stahl aller Sorten 400,000, Beſſemermetall 660,000, Eiſenblech 400,000, Eiſendraht 100,000 metr. Ctr. Ungarns Produktion an raffinirtem Eiſen iſt mit ca. 400,000 metr. Ctr. anzunehmen. Die Verfertigung von Eiſenwaaren, welche in den letzten zehn Jahren einen namhaften Aufſchwung genommen hat, umfaßt vorzüglich folgende Artikel: Ackergeräthe, Werkzeugbeſtandtheile, deren Production meiſt vom Kleingewerbe betrieben wird und namentlich in Niederöſterreich zu Wien, Waidhofen a. d. Ybbs, Gaming und Scheibbs einen Hauptſitz hat; Schloſſerwaaren, welche bei der lebhaften Bauthätigkeit, die in den letzten Jahren insbeſondere Wien und Umgebung aufwies, hier, dann in mehreren Provinzſtädten in bedeutend geſteigerter Menge verfertigt wurden; feuerfeſte Kaſſen und Schränke, welche ſeit 1853 in O. fabrikmäßig erzeugt werden und eine Specialität der Wiener Induſtrie bilden (7 Etabliſſements in Wien, welche namhaften Export nach dem Orient treiben, eine Fabrik in Graz); eiſerne Möbel, gleichfalls ein vorwiegend Wiener, in ſtetem Aufſchwung begriffener Artikel (4 Etabliſſements in Wien, 3 in Ungarn); Wagenaren und Federn, welche in bedeutendem Maß beſonders in Steiermark, erſtere außerdem in Niederöſterreich, letztere in Kärnten, Lokomotivaren ſpeciell in 3 größeren Werken zu Witkowitz (Mähren), Uſtrow (Schleſien) und Brandſtatt (Niederöſterreich), erzeugt werden; Koch- und andere Geſchirre aus Gußeiſen und Eiſenblech, deren noch junge Produktion ſich fortwährend erweitert und an größeren Unternehmungen 4 in Niederöſterreich, 5 in Böhmen, 3 in Mähren (Brünn), je eine in Schleſien, Galizien und Ungarn beſchäftigt; Löffel, welche hauptſächlich im nordweſtlichen Böhmen (Neudek, Platten) von 2 größeren Etabliſſements und vom Kleingewerbe geliefert werden; Feilen, deren Erzeugung ſich in neuerer Zeit gegen die engliſche und rheiniſche Konkurrenz behauptet; Siebwaaren, insbeſondere Drahtſiebe, in Niederöſterreich; Nadeln, welche zwar zumeiſt von England und Rheinpreußen bezogen werden, dennoch aber 2 größere Unternehmungen zu Hainburg (Niederöſterreich) und Fügen (Tirol), dann kleingewerbliche Unternehmer in Niederöſterreich und Böhmen beſchäftigen; Erzeugniſſe aus Eiſendraht, unter welchen die Drahtſeile den Gegenſtand einer noch ſehr jungen Induſtrie bilden, gegenwärtig aber ſchon 2 ſelbſtändige Etabliſſements in Kärnten und Niederöſterreich beſchäftigen; Nägel, Drahtſtifte, Schrauben und Niete, deren Produktion infolge lebhaften Baubetriebs, größerer Thätigkeit in den Maſchinenfabriken ꝛc. eine weſentliche Zunahme erfahren hat und an Fabriken 14 in Niederöſterreich (Wien, Neunkirchen u. a.) und 14 in den übrigen Ländern beſchäftigt, während ſich damit außerdem das Kleingewerbe in Krain (Radmannsdorf und Lack), Böhmen (Horowitz und Umgebung) und Oberöſterreich (Wels) befaßt; Hufſchmiedewaaren und Sporerarbeiten, Sonnen- und Regenſchirmbeſtandtheile, Gas- und Waſſerleitungsanlagen, ſämmtlich mit dem Hauptſitz Wien; Militärgewehre, die, abgeſehen von dem k. k. Arſenal in Wien, von mehreren Fabriken in Niederöſterreich, einer in Budapeſt, hauptſächlich aber von der großen Waffenfabrik in Steier und Letten (mit 4500 Arbeitern) geliefert werden; Jagd- und Luxuswaffen, deren Erzeugung großentheils dem Kleinbetrieb (namentlich zu Ferlach in Kärnten) zufällt; Hieb- und Stichwaffen, welche vornehmlich in 3 größeren Etabliſſements in Niederöſterreich producirt werden; Senſen, Sicheln und Strohmeſſer, deren Erzeugung einen der älteſten und renommirteſten Induſtriezweige der öſterreichiſchen Alpenländer bildet und 1870 mehr als 6 Mill. Stück Senſen, über 1 Mill. Sicheln und gegen 200,000 Strohmeſſer lieferte, wovon der Hauptantheil auf Steiermark (Senſen und Strohmeſſer zumeiſt in Ober-, Sicheln in Mittelſteiermark), dann auf Oberöſterreich (Kirchdorf-Micheldorf, Windiſchgarſten, Grünburg) und Niederöſterreich (Waidhofen a. d. Ybbs) entfällt, in neuerer Zeit aber unter den hohen Preiſen des Rohſtoffs und anderen Schwierigkeiten leidet; Meſſer- und Schneidewaaren von vorzüglicher Qualität, welche in Wien, in Nixdorf in Böhmen, in den Bezirken Steier und Grünburg in Oberöſterreich viele Arbeitskräfte beſchäftigen. Die Induſtrie in ſonſtigen unedeln Metallen umfaßt die Produktion von Bleiglätte und Mennige in Kärnten, Bleiweiß (5 Etabliſſements, davon 2 in Kärnten), Schroten in Kärnten und Böhmen, Röhren, Platten ꝛc. in je 2 Etabliſſements in Niederöſterreich und Kärnten, Metallkapſeln für Mineralwäſſer in 2 Fabriken im weſtlichen Böhmen. Kupferbleche und Schalwaaren werden in größerem Maß in Niederöſterreich (Wien und Bezirk Gutenſtein), dann in Steiermark, Böhmen, Mähren und Schleſien erzeugt,

Kupferschmiedewaaren in 2 niederösterreichischen Fabriken, dann vom Kleingewerbe besonders in Tirol und Oberösterreich sowie in Ungarn. Für Zinkbleche besteht ein großes Walzwerk bei Mährisch-Ostrau, Zinkwaaren werden entsprechend der außerordentlichen Bauthätigkeit der letzten Jahre in bedeutendem Maß in Wien erzeugt. Zinnfolien werden für den Bedarf der Spiegelfabrikation von 6 im Böhmerwald und im Bezirk Haida in Böhmen befindlichen Unternehmungen producirt. Von Fabrikaten aus edeln Metallen wird Blattgold, Blattsilber und Zwischgold trotz der starken ausländischen Konkurrenz ziemlich schwunghaft, namentlich in Wien (5 Etablissements) und Prag, Gold- und Silberdraht in größerem Umfang nur in Wien verfertigt. Gold-, Silber- und Juwelenarbeiten werden in O. in ansehnlicher Quantität und in sehr geschmackvoller Weise erzeugt; die Hauptsitze dieser Produktion sind vor allen: die Residenzstadt Wien, sodann Prag, Budapest, Lemberg, Bregenz und einige andere Städte. Außer der vorzüglichen Arbeit verbürgt auch die Sicherung des Feingehalts durch das bestehende Punzirungsgesetz den österreichischen, speciell den Wiener Fabrikaten einen lohnenden Absatz. Von Metall-Legirungen werden Messing und Tombak sowie Waaren daraus vorzüglich in Wien producirt, wo 8 Etablissements damit beschäftigt sind, außer welchen noch 5 größere Unternehmungen in den Alpenländern bestehen. Lampen werden, abgesehen vom Kleingewerbe, von 3 größeren Fabriken in Wien, 2 in Prag, einer in Budapest (speciell Eisenbahn-Signallampen) geliefert. Lackirte Blechwaaren erzeugt ein bedeutenderes Etablissement in Wien auch für den Export. Für die Metallgußwaarenerzeugung bestehen in Wien 6, in Böhmen 3 größere, außerdem in Prag 13 kleinere Unternehmungen. Die Bronzewaarenfabrikation hat sich, seitdem sie im Anfang dieses Jahrhunderts von Frankreich aus in Wien Eingang fand, hier eine höchst beachtenswerthe Stellung errungen und nimmt durch geschmackvolle Ausführung der Arbeiten die Bedeutung einer Kunstindustrie in Anspruch. Es bestehen in Wien 12 größere Fabriketablissements und mehrere kleinere Unternehmungen, welche Lustres, Girandolen, Tafelaufsätze, Schreibgarnituren und andere Artikel liefern. Packfong- oder China-(Neu-)silberwaaren werden ebenfalls in Wien, außerdem in Berndorf (Niederösterreich), Plattirwaaren von 2 größeren Unternehmungen und 30 Plattirern in Niederösterreich (größtentheils in Wien), Patronenhülsen von 4 selbständigen Unternehmern in Niederösterreich verfertigt. Nicht unbedeutend ist auch die Fabrikation von Metallsärgen, namentlich zu Wien, wo auch für den Export gearbeitet wird, dann die von Metallknöpfen, welche außer in Wien auch in bedeutendem Maß in Nordböhmen hergestellt werden. Für Wagen- und Gewichte-Erzeugung bestehen 4 größere Etablissements zu Wien. Pfeifenbeschläge u. Stockgarnituren liefern 2 Unternehmungen in Neulerchenfeld (bei Wien), leonische Waaren je eine Fabrik in Mannersdorf (Niederösterreich) und Stans (Tirol), galvanoplastische Metallwaaren die Staatsdruckerei und eine Privatunternehmung in Wien. Die Fabrikation keramischer Produkte hat in den letzten Decennien quantitativ und qualitativ hervorragende Erfolge aufzuweisen. Die Erzeugung von Bauziegeln ist längst Gegenstand der Großindustrie geworden und hat besonders um Wien kolossale Dimensionen angenommen. Während 1856 bei Wien 124 Mill. Ziegel erzeugt wurden, weist das Jahr 1870 eine Produktionsziffer von über 250 Mill. auf. Relativ gleich günstig sind die Verhältnisse an anderen Orten. Mit der Ausdehnung der Bauthätigkeit und den wachsenden Ansprüchen auf ornamentale Ausschmückung der Bauten entfaltete sich auch die Terracotta-Industrie von Jahr zu Jahr mächtiger. Bei Wien zuerst aufgenommen (hier heute noch am bedeutendsten), wird sie gegenwärtig auch in Böhmen, Schlesien und Salzburg sowie vereinzelt in anderen Ländern lebhaft betrieben. Die Fabrikation von Siderolithwaaren hat ihren Sitz an der untern Elbe und bei Teplitz in Nordböhmen; die anfänglich meist einfach gehaltenen Geschirre haben jetzt durch künstlerische Dekoration den Rang von Luxusgeschirren erlangt und werden meistentheils exportirt. Die Erzeugung von Kachelöfen, meist vom Töpferhandwerk besorgt, wird erst seit kurzer Zeit fabrikmäßig betrieben, hat aber hierdurch an Qualität wesentlich gewonnen. Größere Etablissements bestehen zu Wien, Prag, Graz u. a. O. Die Verfertigung gewöhnlicher Thonwaaren ist sehr verbreitet; sie bildet in Mähren einen namhaften Industriezweig und hat sich hier in Znaim eingebürgert, wo zumal Kochgeschirre in bedeutenden Mengen und von besonderer Güte erzeugt werden. Steinzeug, welches zu Röhren, Kaminaufsätzen, Dunstfängen ꝛc. sowie zu chemischen Apparaten hervorragende Verwendung findet, wird seit den letzten Jahren in außerordentlich gesteigertem Maß fabricirt. Als den hervorragendsten Absatzorten zunächst gelegen, befinden sich auch die bedeutendsten Fabriken in Niederösterreich, Böhmen und Mähren. Steinzeugkrüge zur Mineralwasserfüllung werden insbesondere in Böhmen erzeugt. Feuerfeste Ziegel, Musseln, Glashäfen ꝛc. liefern in großer Menge Niederösterreich und Böhmen, sonst fast alle Länder des Kaiserstaats. An der Steingutfabrikation betheiligen sich Böhmen, Mähren, Galizien, Steiermark und Niederösterreich. Der Qualität nach wird weißes, bedrucktes und gemaltes Geschirr, und zwar durchgehends Gebrauchswaare, hergestellt; außer dem Bedarf des Inlandes werden auch noch die Bedürfnisse benachbarter Länder theilweise durch Export gedeckt. Für die Porzellanerzeugung bestehen in O. 20 Fabriken (18 in Böhmen, 2 in Ungarn), davon 14 in der Umgebung von Karlsbad, welche Gegend für diesen Erwerbszweig wie geschaffen ist. Außer vereinzelten Ausnahmen (so die Imitationen chinesischen Porzellans in der ungarischen Fabrik zu Herend) wird nur Gebrauchsgeschirr (im Jahreswerth von 1,6 Mill. Fl.) erzeugt, womit der inländische Markt und außerdem auch in namhafter Weise jener fremder Länder versehen wird, während nur Luxusgeschirr und hochfeine Artikel in beschränktem Maß importirt werden. Thonpfeifen werden in Böhmen und Niederösterreich erzeugt. Die Herstellung von Majolikageschirr liegt noch fast ganz brach, nur in Mähren und Ungarn (Fünfkirchen) wird etwas hiervon producirt. Alten, bewährten Ruf erfreut sich die österreichische Glasindustrie, welche 260 Unternehmungen, darunter 190 Hohl- und Tafelglashütten, 70 Stangenglashütten und Kompositionsbrennereien, beschäftigt. An der Produktion betheiligen sich, mit Ausnahme von Dalmatien und dem Küstenland, alle Länder; indeß entfallen auf Böhmen die größte Zahl der Etablissements und die vorzüglichsten Erzeugnisse. Den Glanzpunkt der österreichischen Glasindustrie bildet die Erzeugung von Krystallglas, das durch Formenschönheit und Reinheit am Weltmarkte tonangebend geworden ist und vorzüglich in der Umgegend von Haida und Stein-

ſchönau erzeugt, beziehungsweiſe der Raffination unterzogen wird. Mit dem farbigen Hohlglas, das in derſelben Gegend einen ganz beſtimmten Charakter angenommen hat, bildet es die Hauptmaſſe des exportirten Hohlglaſes. Die Tafelglasproduktion, welche in der Fabrikation anderer Staaten mächtige Rivalen hat, wird in den meiſten Glas verarbeitenden Ländern betrieben; am bedeutendſten iſt ſie in Böhmen und zwar in der Umgegend von Pilſen. Die Erzeugung von Perlen, Knöpfen und anderen Glasquincaillerien nahm vor wenig Jahren in der Gablonzer Gegend, getragen von der Moderichtung, einen außerordentlichen Aufſchwung, ging jedoch infolge verringerter Nachfrage bald wieder erheblich zurück. Der Geſammtwerth der Jahresproduktion der Glasinduſtrie dürfte ſich auf etwa 30 Mill. Fl. belaufen. Von den ſonſtigen **Arbeiten aus Steinen und Erden** haben ſich insbeſondere jene ſtark entwickelt, deren Fabrikate das Baugewerbe konſumirt, ſo das Steinmetzhandwerk, die Fabrikation gewöhnlichen Mauerkalks (in großen Etabliſſements vor allem in Wien und Prag koncentrirt), künſtlicher Cemente, welche vor nicht zu langer Zeit faſt durchweg importirt wurden, gegenwärtig aber in vorzüglicher Qualität erzeugt werden, vor allem in den Alpenländern Niederöſterreich, Steiermark, Salzburg und Tirol, außerdem in Böhmen und im Küſtenland. Die Erzeugung von Galanteriewaaren und ähnlichen Fabrikaten aus Marmor hat in Salzburg fabrikmäßigen Charakter angenommen, ebenſo die Herſtellung von Kugeln aus Marmor, Sandſtein u. a. Die Förderung und Zurichtung von Kaolin und anderen mineraliſchen Stoffen (Schwerſpat, Federweiß, Ockererden u. a.) hat entſprechend dem günſtigen Stande der dieſe Materialien konſumirenden Induſtriezweige in anſehnlichem Maße zugenommen. Die **chemiſche Induſtrie** Oeſterreich-Ungarns ſteht jener anderer Staaten, insbeſondere Deutſchlands, nach; doch müſſen die Fortſchritte, die ſie in den letzten zwei Decennien machte, mit Rückſicht auf die zu bekämpfenden Schwierigkeiten als bedeutende anerkannt werden. Chemikalien im engern Sinn werden fabrikmäßig hauptſächlich in Böhmen, ferner in Niederöſterreich und Schleſien in ſolchen Mengen erzeugt, daß nicht nur der inländiſche Bedarf gedeckt, ſondern davon auch, insbeſondere was Schwefel- und Salzſäure betrifft, ausgeführt wird. Soda hingegen, beſonders engliſche, wird in ſehr bedeutender Quantität importirt. Potaſche und Weinſtein liefern die ungariſchen Länder, Unterſteiermark und das Küſtenland. Von Farbewaaren werden in vorzüglicher Qualität Ultramarin und Chromgrün in Niederöſterreich und Böhmen, Bleiweiß in Kärnten, Steiermark und Salzburg, Zinkweiß in Mähren, Zinnober in Idria (Krain) und Budapeſt, Schweinfurtergrün an verſchiedenen Orten producirt. Die Anilininduſtrie hat bisher in O. nicht feſten Fuß gefaßt. Stearin-, Unſchlittkerzen und Seife werden in Böhmen, Niederöſterreich, Steiermark und Ungarn, die beiden letzteren Artikel außerdem in allen Theilen des Staats erzeugt. Petroleum wird in Galizien und der Bukowina durch Reinigung der aus Bohrlöchern und Schächten quellenden Rohnaphtha gewonnen, doch hat dieſer Produktionszweig gegenüber der Petroleumeinfuhr einen harten Stand. Paraffin wird aus dem galiziſchen Ozokerit bereitet, womit ſich außer mehreren kleinen galiziſchen Unternehmungen auch Fabriken in Niederöſterreich, Mähren und Ungarn beſchäftigen. Ein ſehr umfangreicher und wichtiger Induſtriezweig iſt für die Monarchie die Zündhölzchenfabrikation; ſie verſendet ihre Produkte nach allen Weltgegenden und hat den höchſten Standpunkt in Böhmen und Niederöſterreich erlangt, wo die kleineren Unternehmungen immer mehr durch große, wohlfeiler erzeugende Etabliſſements verdrängt werden. Pharmaceutiſche Präparate werden in Böhmen, Niederöſterreich und Budapeſt erzeugt, zugleich aber auch in namhaften Mengen aus dem Ausland zugeführt. Für Parfümeriewaaren bildet Wien den Mittelpunkt des fabrikmäßigen Betriebs. Künſtliche Mineralwäſſer ſtellt ein Etabliſſement in Salzburg dar; die Bereitung der als Erfriſchungsmittel dienenden Sodawäſſer ꝛc. beſchäftigt hingegen eine beträchtliche Anzahl von Unternehmungen in verſchiedenen Theilen der Monarchie. Die Stärkegewinnung wird vorzugsweiſe in Ungarn (Budapeſt) und Böhmen von einer großen Anzahl von Fabriken betrieben. Spodium und Superphosphate werden, unterſtützt durch den großen Bedarf der Zuckerfabrikation und der Landwirtſchaft, in faſt allen Ländern dargeſtellt; der Bedarf an letzteren muß jedoch auch durch Import gedeckt werden. Albumin von vorzüglicher Qualität erzeugen böhmiſche, mähriſche und galiziſche Fabriken; Lacke, Firniſſe, Siegellack, Dinte ꝛc. werden in faſt allen größeren Orten dargeſtellt. In Verbindung mit der Agrikultur als der Haupterwerbsart der Bevölkerung von O. ſteht eine ſehr entwickelte Induſtrie in **Nahrungsmitteln** und ſonſtigen **Verzehrungsgegenſtänden**. Für die Erzeugung von Mahlprodukten gibt es in der Monarchie etwa 55,000 Mühlen, von welchen ca. 850 mit Dampfkraft betrieben werden; ein Hauptſitz für dieſe Induſtrie iſt Budapeſt (14 große Dampfmühlen). Während die Zahl der Dampf- und Kunſtmühlen ſtetig zunimmt, weiſen die kleineren Waſſer- und Windmühlen infolge der Koncentration des Betriebs in großen Etabliſſements und bei der allmählichen Abnahme der Waſſerkräfte eine fortſchreitende Verringerung nach. Einen bedeutenden Aufſchwung hat in den letzten Jahren die Rübenzuckererzeugung genommen. Es beſtanden 1875 in O. 226 Rübenzuckerfabriken (1865 erſt 140), davon in Böhmen 145, in Mähren 47, in Schleſien 9, in Niederöſterreich und Galizien je 4 und in Ungarn 17 Fabriken. Dieſelben verarbeiteten in Bauſch und Bogen 16 Mill. metr. Ctr. Rüben und decken mit ihrer Produktion nicht nur den geſammten einheimiſchen Bedarf, ſondern liefern auch ein bedeutendes Quantum für den Export in das Ausland und zwar 1876: 446,000 metr. Ctr. Raffinade und 780,000 metr. Ctr. Zuckermehl. Zu den größten Rübenzuckerfabriken gehören die in Hohenau (Niederöſterreich), Unter-Berzkowitz, Groß-Tſchakowitz, Kralup, Loboſitz und Smirzitz (Böhmen), Chropin, Göding, Großbach, Quaſitz, Lundenburg, Mödritz, Seelowitz (Mähren), Barzdorf und Hotzenplotz (Schleſien), Lancut (Galizien), Nagy-Surány, Diószegh und Eſepreg (Ungarn). Die Erzeugung von Cichorie, Feigenkaffee und anderen Kaffeeſurrogaten beſchäftigt in O. 90 Unternehmungen, darunter 33 Fabriken (17 in Böhmen, 7 in Steiermark, 6 in Mähren); für die Erzeugung von Chokolade und Konditorwaaren ſind Wien und Nordböhmen die Hauptplätze. Die **Bierproduktion** hat in der Monarchie eine ſehr hohe Stufe erlangt und liefert ein auch im Ausland ſehr beliebtes Getränk. Die Zahl der Brauereien hat zwar von Jahr zu Jahr eine Verminderung erfahren; doch fällt dieſe Reduktion auf die kleinen ländlichen Unternehmungen, welche

gegenüber der Konkurrenz der Fabriketablissements einen immer schwierigern Stand haben. 1875 gab es in O. 2543 Bierbrauereien, von welchen auf das ungarische Staatsgebiet 247, auf Böhmen 938, auf Oberösterreich 268, auf Mähren und Galizien je 237, auf Tirol 141, auf Kärnten 127, auf Niederösterreich 110, die übrigen auf Steiermark, Salzburg, Schlesien, Krain, Bukowina und das Küstenland entfallen. Die Gesammtproduktion belief sich 1875 auf 12,1 Mill. Hektol. und ist in fortwährender bedeutender Zunahme begriffen (seit 1861 um 100 Proc. gestiegen). Von der Gesammterzeugung kommen auf Böhmen 40, auf Niederösterreich 23, Mähren 8, auf Oberösterreich 7, auf Galizien, Steiermark und Ungarn je 5, auf alle übrigen Länder zusammen 7 Proc. Von den einzelnen Brauereien weisen die größte Produktion die in und um Wien gelegenen Etablissements (insbesondere Schwechat mit gegen 400,000 Hektol., St. Marx, Liesing und Hütteldorf), dann die Etablissements in Zipf (Oberösterreich), Pilsen (2 Brauereien mit zusammen 300,000 Hektol.) und Smichow in Böhmen, Graz und Umgebung (4 Brauereien mit zusammen 340,000 Hektol.) und Budapest (2 Brauereien mit zusammen 240,000 Hektol.) auf. Die Branntweinbrennerei wird in O. sehr umfangreich, zum größten Theil aber als landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung betrieben. Die Zahl der Unternehmungen betrug 1875: 126,324, wovon auf das ungarische Staatsgebiet 82,581 entfallen. Hierunter sind aber nur 3169 größere Brennereien, welche hauptsächlich in Ungarn, Galizien und der Bukowina, Böhmen, Mähren und Schlesien ihren Standort haben, während alle übrigen nur von geringfügigem Betriebsumfang sind und sich meistens in den Alpenländern befinden. Rosoglio und Liköre werden in größeren Mengen in Dalmatien, Mähren, Böhmen und Niederösterreich, moussirende Weine von fabrikmäßigen Unternehmungen in Ungarn, Niederösterreich und Steiermark erzeugt. Die Produktion von Meth ist nur in Galizien von einigem Belang; jene von Essig wird in allen Ländern, zumeist durch Kleingewerbe, betrieben. Die Fabrikation von Tabak ist, wie der Anbau desselben, in beiden Reichshälften Gegenstand eines Staatsmonopols. Es bestehen 38 Aerarialfabriken für Tabak und Cigarren (28 in den im Reichsrath vertretenen und 10 in den ungarischen Ländern), meistens großartige Etablissements, welche zusammen über 35,000 Personen beschäftigen und jährlich 1600 Mill. Stück Cigarren und Cigarretten und 400,000 metr. Ctr. Rauch- und Schnupftabak erzeugen. Unter den großen Industriezweigen nimmt hinsichtlich der Zahl der beschäftigten Arbeiter und der Höhe der geschaffenen Werthe die Textilindustrie den ersten Rang ein. Einer der jüngsten hierher gehörigen Gewerbszweige ist die Baumwollindustrie. Dieselbe hat sich trotz mancher ungünstigen Bedingungen, welche ihrer Einbürgerung in O. entgegenstanden, bis zum Anfang des vorigen Jahrzehnts zu einem verhältnismäßig sehr günstigen Stand erhoben, ist jedoch seit der durch den nordamerikanischen Bürgerkrieg veranlaßten Baumwollkrise in ihrer weitern Entwickelung empfindlich beeinträchtigt worden. Bei der Maschinenspinnerei für die Erzeugung von Baumwollgarn sind gegenwärtig 150 Etablissements mit 1,560,000 Feinspindeln und 23,000 Arbeitern im Betrieb, welche hauptsächlich gröbere Garne erzeugen, während der Bedarf an feinen Garnen noch immer größtentheils durch Import gedeckt werden muß. Die Hauptsitze der Baumwollspinnerei sind: Böhmen (insbesondere der nördliche und nordwestliche Theil) mit 700,000, Niederösterreich mit 470,000, Vorarlberg mit 170,000, Oberösterreich und Tirol mit je 80,000 Spindeln; außerdem befinden sich vereinzelte Spinnereien in Steiermark, in Görz, in Krain und in Ungarn. Die Baumwollzwirnerei wird als selbständiges Gewerbe in Haratitz und Kamnitz in Böhmen, außerdem als Nebenbeschäftigung der Fabrikspinnerei betrieben. Auf dem Gebiete der Baumwollweberei hat der mechanische Betrieb erst seit 1850 Eingang gefunden, seitdem aber auf Kosten des Handwerks fortwährend Ausbreitung gewonnen. Die Zahl der in Betrieb stehenden Kraftstühle beträgt ungefähr 20,000, welche sich in erster Reihe auf Böhmen (ca. 12,500), dann auf Tirol, Vorarlberg, Niederösterreich, Mähren und Schlesien, endlich vereinzelt auf die übrigen Länder vertheilen. Der Hauptartikel, welcher von der mechanischen Weberei Oesterreich-Ungarns erzeugt wird, ist Kattun, sowohl leinwandartiger als auch, und zwar hauptsächlich, Druckkattun; außerdem kommen Barchent, Perkal, Shirting, Piqué, Hosenzeuge, Sammet (die beiden letzteren Artikel von Warnsdorf) u. a. in den Handel; in neuester Zeit wenden sich einzelne Etablissements mit gutem Erfolg der Musterweberei zu. Die Handweberei tritt in O. als häusliche Nebenbeschäftigung, als handwerksmäßige Weberei für den Lokalbedarf, zum größten Theil aber als Lohnweberei auf. Ihre Hauptsitze sind: Böhmen (insbesondere die nördlichen Landstriche), Mähren, Schlesien, Oesterreich unter und ob der Enns und Vorarlberg. In ihren Erzeugnissen beschränkt sie sich großentheils auf einfache Gewebe, während die Produktion von façonnirten Geweben, worin sie mit der mechanischen Weberei erfolgreicher konkurriren könnte, sehr vernachlässigt ist. 1870 zählte die gewerbsmäßige Handweberei des österreichischen Staatsgebiets 65,000 Webstühle, wovon 42,000 auf Böhmen, 8000 auf Mähren, 6200 auf Niederösterreich und 4000 auf Schlesien entfielen. Die Gesammtproduktion an Baumwollwaaren in O. beläuft sich auf ca. 6 Mill. Stück diverse Gewebe (durchschnittlich zu 31 Meter) im Werth von 60 Mill. Fl. Einer der ältesten und hervorragendsten Zweige der gewerblichen Thätigkeit Oesterreich-Ungarns ist die Schafwollindustrie. Die mechanische Spinnerei wird für Streichgarn vorzugsweise in Mähren (hauptsächlich in Brünn mit Umgebung) und Böhmen (vorwiegend im Reichenberger, dann im Prager und Egerer Handelskammerbezirk), ferner in Schlesien (Bielitz und Jägerndorf) und dem angrenzenden Theil von Galizien (Biala), in geringerem Umfang in Oberösterreich, Tirol und Ungarn, für Kammgarn in Böhmen (6 Etablissements), Niederösterreich (eine bedeutende Fabrik in Böslau), Oberösterreich und Schlesien betrieben. Eine ansehnliche Kammgarnfabrik in Budapest ist in der letzten Zeit außer Betrieb gesetzt worden. Die Gesammtzahl der Feinspindeln ist auf 670,000 zu veranschlagen, wovon 610,000 auf Streichgarn (die Hälfte in Mähren) und 60,000 auf Kammgarn entfallen. Die Erzeugung von Streichgarngeweben (Tuch, Modestoffe ꝛc.), mit über 30,000 Webstühlen (darunter 1700 mechanische), hat ihre Hauptsitze in Brünn, Iglau und Neutitschein in Mähren, Reichenberg und Umgebung in Böhmen, Bielitz, Biala und Jägerndorf in Schlesien (beziehungsweise Galizien); die Brünner Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit der Erzeugung von Modestoffen, Reichenberg mit jener von einfachen Tuchen und Peruviennes, wogegen die schlesische

Industrie sowohl glatte, farbige Tuche, als auch leichtere Stoffe liefert. In den übrigen Provinzen ist die Tuchmanufaktur nur an einzelnen Orten von größerem Belang, während sie für ordinäre Sorten in den Alpenländern, in Ostgalizien, in der Bukowina und in den ungarischen Ländern eine ausgedehnte Hausweberei beschäftigt. Die Herabsetzung des Eingangszolls auf Wollwaaren hat in den letzten Jahren die Konkurrenz der ausländischen, insbesondere englischen Manufaktur auf eine außerordentliche Höhe gebracht. Die Fabrikation von Geweben aus Kammgarn (Merino's, Tibets, Kasimirs, Orléans ꝛc.) hat ihren Hauptsitz in Reichenberg und Umgebung, wo mehrere großartig betriebene Kammgarnetablissements bestehen; vereinzelte Fabriken befinden sich zu Neugedein in Böhmen und in Oberösterreich. Die Erzeugung von gemischten Geweben ist im Ascher Bezirk (für Webwaaren aus Baum- und Schafwolle), in Aussig (für Schafwolle und Seide) und Warnsdorf (für Baumwolle, Schafwolle und Leinen) in Böhmen, außerdem in Niederösterreich und Schlesien vertreten. Der Werth der Menge, welche dieser Fabrikationszweig in den Handel bringt, dürfte 20 Mill. Fl. betragen. Bänder aus Baumwolle, Wolle und Leinen werden in Niederösterreich (Groß-Siegharts) und Nordböhmen (Hainspach) in ausgedehntem Maß erzeugt. Die Shawlserzeugung hat zu Wien eine hohe Entwickelung erreicht, neuerdings aber unter dem Einfluß der geänderten Mode eine Beeinträchtigung ihres Absatzes erlitten. Teppiche werden in ansehnlicher Menge, größtentheils in einfacheren Dessins, in Wien und Niederösterreich, dann in Oberösterreich (Kleinmünchen), in Böhmen (Wassersdorf bei Reichenberg) und in den ordinären Sorten im Weg der Hausindustrie in Tirol und Ungarn erzeugt. Die Gesammtzahl der für Kammgarn- und gemischte Webwaaren thätigen Stühle beträgt etwa 15,500 (davon über 3000 mechanische). Unter allen gewerblichen Thätigkeiten der Monarchie beschäftigt die Flachs- und Hanfindustrie, welche vielfach als landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung betrieben wird, die meisten Menschen. Die Flachsspinnerei hat in O. einen außerordentlichen Aufschwung genommen, so daß die Menge des inländischen Rohstoffs nicht genügt und ansehnliche Quantitäten aus dem Ausland (namentlich aus Rußland) bezogen werden müssen. Die Handspinnerei ist zum großen Theil durch die mechanische Spinnerei verdrängt worden; dieselbe beschäftigt gegenwärtig 415,000 Spindeln und wird am stärksten in Böhmen, wo insbesondere die Stadt Trautenau ein Centrum der Flachsspinnerei bildet, sodann in Schlesien und im nördlichen Mähren, weniger in Oberösterreich und in geringem Maß in Galizien und Ungarn betrieben. Die Hanfspinnerei ist in O. nicht von großer Bedeutung; für die Erzeugung von Jutegarn besteht eine Fabrik in Simmering bei Wien, welche zugleich Jutegewebe liefert. Die Leinweberei wird noch immer zumeist als Handweberei, in Verbindung mit der Erzeugung von Halbleinenwaaren, entweder vom Kleingewerbe, oder als landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung in Böhmen, Mähren und Schlesien, besonders in den Thälern des Riesengebirges und der Sudeten, dann als Hausweberei in den Karpathen Galiziens und der Bukowina sowie in einem großen Theil von Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien-Slawonien betrieben. Eigentliche Leinwandfabriken bestehen nur in Mähren (7) und Schlesien (2). In allen im Reichsrath vertretenen Ländern unterhält die Leinweberei etwa 500 Kraftstühle (zumeist in Schlesien) und ungefähr 60,000 gewerbsmäßig gehende Webstühle in Thätigkeit, von welchen über die Hälfte auf den Reichenberger Kammerbezirk in Böhmen und etwa 9000 auf Mähren entfallen. In feinen Geweben steht die Leinweberei im nördlichen Böhmen (Rumburg, Georgswalde) und Mähren (Schönberg) auf sehr hoher Stufe. Segeltuch wird am meisten in Mähren (Brünn und Sternberg), Seile und Tauwerk werden besonders in Triest und Fiume, Zwirne vorwiegend in Böhmen (Bezirk Rumburg) und Schlesien (Bezirk Freudenthal) verfertigt. In den meisten Artikeln der Leinenindustrie werden bedeutende Mengen nach dem Ausland exportirt (der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr repräsentirt jährlich einen Werth von 19 Mill. Fl.). Die Seidenindustrie ist seit der Abtretung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, vor welcher Zeit O. hinsichtlich der Produktion von Rohseide den ersten Rang in Europa einnahm, in ihrer Bedeutung wesentlich gesunken; gegenwärtig beschränkt sich die Produktion an Rohseide auf ca. 3000 metr. Ctr., welches Quantum zum größern Theil in Südtirol gewonnen und auch dort versponnen wird. Die Erzeugung von Chappe ist untergeordnet; es bestehen hierfür nur ein größeres Etablissement in Görz, ein kleineres in der Nähe dieser Stadt und eins in Niederösterreich. Einen hervorragenden Rang nimmt dagegen O. in der Erzeugung von Seidenwaaren, hauptsächlich von glatten Seidenstoffen und Seidenbändern, ein; der Mittelpunkt dieser Industrie ist Wien, wo 110 Seiden- und Sammetwaaren- und 60 Seidenbandfabriken bestehen, welche jedoch den Erzeugungsort (wegen der hohen Arbeitslöhne in Wien) vielfach auf das flache Land von Niederösterreich sowie nach Mähren und Böhmen verlegt haben. Die Zahl der von denselben beschäftigten Arbeiter beträgt über 13,000 (wovon gegen 8000 auf dem Lande), die Zahl der Web- und Bandstühle 10,000 (worunter etwa 700 mechanische), der Produktionswerth 15 Mill. Fl. Von Wichtigkeit ist für alle erwähnten Zweige der Textilindustrie die Appreturthätigkeit. Von den hierher gehörigen Erwerbsarten ist eine der bedeutendsten die Baumwolldruckerei, welche, in wenigen, aber umfangreichen Etablissements (zu Prag und Umgebung, zu Josephsthal und an mehreren anderen Orten im nördlichen Böhmen, zu Neunkirchen in Niederösterreich, dann im Anschluß an die dortige Baumwollindustrie in Vorarlberg) koncentrirt, sich in der Gattung der Waare zumeist dem englischen Genre der wohlfeilen und Massenproduktion nähert. Der Werth ihrer Erzeugnisse beträgt ca. 30 Mill. Fl.; einer noch weitern Ausbreitung dieses Industriezweigs steht jedoch das mit Deutschland vertragsmäßig bestehende Appreturverfahren im Weg, zufolge dessen große Mengen von Webwaaren in deutsche, namentlich elsässische, Druckereien gesendet und sodann wieder zollfrei zurückgeführt werden. Die Baumwollfärberei, bei welcher die Verwendung von Anilinfarben und auch des künstlichen Alizarins Eingang gefunden hat, die Bleicherei und Appretur haben in Niederösterreich, Vorarlberg, Böhmen und Mähren ihren Hauptsitz; für die Garnfärberei, insbesondere in Türkischroth, bestehen einige Fabriken in Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Schlesien, Kärnten und im Küstenland, für die Stückfärberei (Blaufärberei) namentlich auch in Budapest. Der Schafwolldruck ist, abgesehen von mehreren Etablissements in Niederösterreich, im nördlichen Böhmen koncentrirt, wo sich Fabriken in Böhmisch-Aicha, Reichenberg, Liebenau ꝛc.

befinden; zum größten Theil wird übrigens der Druck ſowie die Färberei von Schafwoll- und gemiſchten Waaren von den Webfabriken ſelbſt beſorgt. Die Leinenbleicherei iſt in den Gegenden des Rieſengebirges und der Sudeten, die Appretur (Färberei und Druckerei) von Seidenwaaren faſt ausſchließlich in Wien und Umgebung vereinigt. Andere Specialzweige der Textilinduſtrie ſind: die Wirkwaarenerzeugung, welche im nördlichen Böhmen und im Aſcher Gebiet eine große Bedeutung erlangt hat und dort ſowohl vom Kleingewerbe als auch fabrikmäßig, großentheils auf Rundſtühlen, außerdem in Niederöſterreich (Phantaſieartikel in Schafwolle), in Mähren, Schleſien, Vorarlberg und in Kronſtadt (Siebenbürgen) vielfach noch auf den alten Wirkſtühlen und vom Kleingewerbe für den Lokalbedarf betrieben wird; die Fabrikation von orientaliſchen Kappen (Fes), welche hauptſächlich in Böhmen (Strakonitz), aber auch in Niederöſterreich und Mähren vertreten iſt und auf dem levantiniſchen Markte dominirt (jährlich 6—8 Mill. Stück); die Spitzenklöppelei, welche ſeit drei Jahrhunderten im böhmiſchen Erzgebirge heimiſch iſt und dort ungefähr 15,000 Perſonen beſchäftigt, daneben auch in geringerem Maß in Krain (Idria) und Tirol betrieben wird; die Maſchinenſpitzenerzeugung in Wien und Lettowitz (Mähren); die Weißſtickerei, welche den hervorragendſten Zweig der Hausinduſtrie in Vorarlberg bildet und dort durch Vermittler für Schweizer Unternehmer thätig iſt, außerdem auch im böhmiſchen Erzgebirge Eingang gefunden hat; die Kunſtſtickerei, Fabrikation von Poſamentierwaaren, Weiß-, Bett- und Wäſchwaaren, Korſetts, Kravatten, Sonnen- und Regenſchirmen, künſtlichen Blumen und Schmuckfedern, Wachstuch, Gummiwebwaaren, ſämmtlich mit dem Hauptſitz Wien, wo der Jahresproduktionswerth 20 Mill. Fl. überſteigt, theilweiſe auch in Prag u. a. O., ſo im Bezirk Rumburg in Böhmen die Erzeugung von Knopf- und Poſamentierwaaren, in Klattau die Fabrikation von Wäſchwaaren; die Kleiderfabrikation, welche namentlich in Männerkleidern große Ausdehnung und auch in Bezug auf Geſchmack und Billigkeit der Fabrikate einen befriedigenden Stand erlangt hat, jährlich große Quantitäten (im Werth von über 7 Mill. Fl.) exportirt und namentlich in Wien, dann auch, jedoch meiſt im Dienſte der Wiener Konfektionshäuſer, in Prag, Proßnitz und Preßburg von großen, fabrikmäßig eingerichteten Unternehmungen betrieben wird. Von den zur Lederinduſtrie gehörigen Gewerbszweigen iſt die Gerberei, für welche im ganzen etwa 8000 Fabriken und Kleingewerbe im Betrieb ſich befinden, eine der verbreitetſten Induſtrien, welche jedoch in ihren Erzeugniſſen noch immer nicht dem einheimiſchen Bedarf genügt, obſchon verſchiedene fabrikmäßig producirte Waaren in der Qualität nichts zu wünſchen übrig laſſen. Außer den feineren Lederſorten, welche großentheils vom Ausland bezogen werden müſſen, wird namentlich italieniſches Sohlenleder und türkiſches Bockleder importirt, während das früher vielfach eingeführte ruſſiſche Juftenleder in neuerer Zeit durch die heimiſche Produktion vollkommen erſetzt wurde. Die bedeutendſten Fabriken befinden ſich in Wien und Umgebung und zu Krems (Niederöſterreich), in Rohrbach (Oberöſterreich), Graz und Marburg (Steiermark), Neumarktl (Krain), Görz, Roveredo (Südtirol), Prag, Pilſen, Adlerkoſteletz, Neubidſchow, Hohenbruck (Böhmen), Brünn und Trebitſch (Mähren), Budapeſt, Miskolcz und Eiſenſtadt (Ungarn), Fiume, Agram und Eſſek (Kroatien und Slawonien). Hinſichtlich der Fabrikation von feineren Lederſorten iſt zu erwähnen die Erzeugung von Lammleder, beſonders in Wien, Prag und Trebitſch (Mähren), die des farbigen Leders, welche ſchöne Arbeiten in Wien, Prag und Budapeſt aufweiſt, und die des Lackleders in Wien und Graz. Die Fabrikation von Schuhwaaren exportirt namhafte Mengen nach dem Auslande (Deutſchland, Rußland, Donaufürſtenthümer, Aegypten, Südamerika, in neueſter Zeit auch nach Auſtralien, zuſammen 1875 im Werth von 8—10 Mill. Fl.) und wird in Wien, dem Hauptausgangspunkt für den Export, Prag und an mehreren anderen Orten in Böhmen, Mähren und Steiermark fabrikmäßig betrieben. Die Wiener Fabrikation beſchränkt ſich mehr auf die Herſtellung feiner Schuhwaaren, beſonders feiner Damenſchuhe, während die in den letztgenannten Ländern entſtandenen, vielfach von Wien aus geleiteten größeren Unternehmungen ſich vorzüglich mit der Erzeugung von ordinären und mittelfeinen Schuhwaaren befaſſen. Die öſterreichiſche Handſchuhfabrikation, welche früher, ſo lange nur der Handſchnitt exiſtirte, zumeiſt auf den heimiſchen Konſum beſchränkt war, hat ſeit etwa acht Jahren, wo der Maſchinenſchnitt in den öſterreichiſchen Fabriken eingeführt wurde, einen großen Aufſchwung genommen. Seitdem war es möglich, mit den einheimiſchen Erzeugniſſen, die bedeutende Verbeſſerungen in allen Details erfuhren, den Weltmarkt zu betreten, ſo daß jetzt das beſſere Wiener und Prager Fabrikat muſtergültig für Lammlederhandſchuhe iſt. Nicht ganz gleichen Schritt hat mit dieſer Entwickelung dagegen die öſterreichiſche Lederfärberei gehalten. In Sattler-, Riemer-, Täſchner- und Ledergalanteriewaaren hat Wien einen ehrenvollen Ruf auf dem Weltmarkt und günſtige Exportbeziehungen errungen; zu erwähnen iſt auch die Prager Produktion in dem letzterwähnten Artikel, wogegen die Konkurrenz des Auslandes nur in ordinären und mittleren Sorten von Bedeutung iſt. Als ein Uebelſtand iſt es zu betrachten, daß ſich namentlich die Ledergalanteriewaarenerzeugung bei dem Mangel gleich guter Stoffe im Inland ausländiſchen Materials bedienen muß. Die Erzeugung von Papier iſt gleichfalls in jüngſter Zeit auf eine ſehr hohe Stufe der Entwickelung gelangt und liefert gegenwärtig bedeutende Quantitäten für die weſentlich geſteigerte inländiſche Konſumtion ſowie für den Export, namentlich nach dem Orient. Bei dem fühlbaren Mangel an Hadern und der fortwährenden Vertheuerung dieſes Artikels haben Surrogate, insbeſondere Stroh- und Holzſtoff (Celluloſe), vielfache Anwendung in der Papierfabrikation gefunden. Es beſtehen im ganzen 140 Maſchinenpapierfabriken mit zuſammen 217 Papiermaſchinen, davon 59 Fabriken in Böhmen, Mähren und Schleſien, 19 in Niederöſterreich, 14 in Oberöſterreich und Salzburg, 10 in Steiermark, Kärnten und Krain, 9 in Tirol und Vorarlberg, 29 in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien. Die größten Fabriken befinden ſich zu Schlögelmühl, Pitten, Klein-Neuſiedl, Ebenfurt und Ober-Waltersdorf in Niederöſterreich, bei Gmunden in Oberöſterreich, zu Graz und Umgebung in Steiermark, Imſt in Tirol, Laibach in Krain, Arnau, Marſchendorf und Krumau in Böhmen, Heinrichsthal in Mähren, Troppau in Schleſien, Fiume und Tyrnau in Ungarn, Petersdorf in Siebenbürgen. Die Handpapiermühlen, deren Zahl gegenwärtig nur noch 100 beträgt, werden durch die Maſchinenpapierfabriken immer mehr verdrängt. Fabriken für Holzſtoff, Strohſtoff und Celluloſe

bestehen 98. Buntpapiere aller Gattungen werden größtentheils zu Wien erzeugt. Cigarrettenpapier und Papiertapeten liefert außer Wien die böhmische Fabrikation; nicht minder ist Wien ein Hauptsitz der Produktion von Spielkarten, Buchbinder-, Papp- und Kartonnagearbeiten. Mit der Anfertigung von Papiermachéwaaren sind viele Personen im Gablonzer und Teplitzer Bezirk Böhmens beschäftigt. Was die Industrie in anderen animalischen und vegetabilischen Stoffen betrifft, so sind auf dem Gebiete der Filzhutfabrikation in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, so daß damit lohnender Export getrieben werden kann. Die ins Leben getretenen Filzhutfabriken existirten in diesem Genre bis auf die neueste Zeit nur in O. und bieten der Huterzeugung bedeutende Vortheile. Stroh-, Bast-, Rohr- und Korbflechtwaaren werden in größeren Quantitäten in Wien und anderen größeren Städten, im nördlichen Böhmen und in Tirol, der letztgedachte Artikel zu Koritschan in Mähren erzeugt. Ein eigenthümlicher Erwerbszweig ist die Sparteriewaarenerzeugung, welche im Schluckenauer Bezirk (Böhmen) über 2000 Menschen beschäftigt und ihre Produkte, als Tischdecken, Fenstervorleger, Mützen, Hüte ꝛc., großentheils jenseit des Oceans absetzt. Die Industrie in Holzwaaren ist bei dem großen Holzreichthum des Staatsgebiets sehr belangvoll und liefert Exportartikel. Tischler-, Tapezier- und Drechslerwaaren werden in den Hauptstädten, in besonderer Vollendung aber in Wien verfertigt; die dortigen in Rede stehenden Erzeugnisse, darunter insbesondere Möbel, Holzgalanteriewaaren, Meerschaum-, Bernstein-, Horn- und Perlmutterwaaren, sind im In- und Ausland sehr geschätzt. Ein wichtiger Exportartikel sind die Möbel aus gebogenem Holz, welche hauptsächlich von zwei großen Firmen, die mehrere Betriebsstätten in Mähren unterhalten, angefertigt werden. Die Verfertigung von Schnitzwaaren aus Holz, Bein u. dgl. (Spielwaaren u. a.) ist gleichfalls in Wien von Bedeutung und gehört im böhmischen Erzgebirge, im Bezirk Grulich, im Salzkammergut und im Grödner Thal in Tirol einer emsigen Hausindustrie an. Für die Erzeugung von Kautschukwaaren bestehen in Niederösterreich Fabriken, welche dem Bedarf jedoch noch nicht genügen. Die lebhafte Bauthätigkeit in Wien (innerhalb der Linien wurden 1871—76 im ganzen 1882 Neubauten, über 2000 Um- und Zubauten und beinahe ebensoviel in den Vororten von Wien ausgeführt), Budapest und anderen Städten sowie deren Umgebung hat einen sehr anregenden Einfluß auf die verschiedenen Baugewerbe, zu gleicher Zeit aber auch auf das Kunstgewerbe (Dekoration von öffentlichen Gebäuden und Wohnhäusern) ausgeübt. Für die Hebung des letztern sind in jüngster Zeit namentlich von Seiten des Staats sehr anerkennenswerthe Maßregeln durch Gründung und Subventionirung von Museen, Mustersammlungen, Fachschulen ꝛc. getroffen worden, welche theilweise auch schon bedeutende Erfolge ergeben haben. Als Hauptsitz und geistiger Mittelpunkt der österreichischen Kunstgewerbe ist Wien anzusehen. Von einzelnen hierher gehörigen Gewerben sind außer denen, welche schon bei den verschiedenen Industriegruppen ihre Besprechung fanden, die Buch- und Steindruckerei, die Chromolithographie, Schriftgießerei, Xylographie und Galvanoplastik zu nennen, welche sämmtlich ihren Hauptsitz in Wien haben. Die Photographie ist nicht nur in Wien, sondern auch in Budapest, Prag und allen größeren Städten meist in sehr befriedigender Weise vertreten.

Der Handel Oesterreich-Ungarns ist verhältnismäßig ansehnlich und zwar sowohl der Verkehr zwischen den einzelnen Kronländern, als der mit dem Ausland. Er ist vorwiegend Landhandel und wird durch das in letzter Zeit sehr entwickelte Eisenbahnnetz, dann durch die schiffbaren Flüsse vermittelt; zum geringern Theil ist er auch Seehandel und zwar zwischen den an der Küste des Adriatischen Meers gelegenen Provinzen sowie im Verkehr mit dem Orient und Italien, in geringerem Umfang auch mit Frankreich und England. Nach dem zwischen den Regierungen beider Reichshälften abgeschlossenen Zoll- und Handelsbündnis bilden beide Staatsgebiete der Monarchie zusammen ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von einer gemeinsamen Zollgrenze. Von demselben ist nur Dalmatien, welches ein eigenes Zollgebiet mit besonderem, auf dem System mäßiger Finanzzölle beruhendem Tarif ausmacht, und die Zollausschlüsse (Istrien, die Quarnerischen Inseln, die Freihäfen Triest, Fiume, Buccari, Zengg, Porto-Ré und Carlopago sowie die galizische Stadt Brody), in denen der Waarenverkehr zur Hebung des Zwischenhandels keiner Zollpflicht unterworfen ist, ausgenommen, wogegen das Fürstenthum Liechtenstein demselben einverleibt ist. Der innere Handel unterliegt in O. keinerlei Beaufsichtigung von Seiten der Behörden und keiner Beschränkung oder Abgabepflicht, mit Ausnahme der Erwerbsteuer und einer Kontrolle bei gewissen Erzeugnissen. Nächst Wien sind die meisten Kronlandshauptstädte wichtige Handelsplätze für den innern Handel. Der auswärtige Handel umfaßte 1875 in der Einfuhr einen Waarenwerth von 549, in der Ausfuhr von 551, zusammen daher einen Werth von 1100 Mill. Fl. Vom Gesammtverkehr entfallen auf den Eintritt und Austritt zu Lande 84,5 Proc. und zwar auf die Grenzen gegen Deutschland 65 Proc. (vorzugsweise über Sachsen, dann über Süddeutschland, endlich über Preußen), gegen Rußland 6, die Türkei nebst den Donaufürstenthümern 8,8, Italien 4,3, die Schweiz 0,4 Proc. Auf den Seeaußenhandel kommen nur 15,5 Proc. des Gesammtverkehrs, überwiegend mit dem Eintritts-, beziehungsweise Ausgangspunkte Triest. Aus- und Einfuhr unterliegen großen Schwankungen, namentlich bei einzelnen Artikeln. Mißernten, Viehseuchen, Zollerhöhung oder -Verminderung, kriegerische Konjunkturen ꝛc. üben großen Einfluß auf den Verkehr aus und verändern die Handelsbilanz oft nachhaltig. Wie sich dieselbe in der jüngsten Zeit gestaltet und wie sich der auswärtige Waarenverkehr, namentlich in dem letzten Decennium, gesteigert hat, zeigt nachstehende Uebersicht der Waarenwerthe (ohne Edelmetalle) in Millionen Fl.:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Zusamm.	Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Zusamm.
1855	236	239	475	1871	541	468	1009
1865	257	345	602	1872	614	388	1002
1867	294	407	701	1873	583	424	1007
1870	432	395	827	1874	569	449	1018

Seit 1873 hat sich somit die Einfuhr nicht unansehnlich vermindert, während die Ausfuhr gestiegen ist. Dagegen stellt sich 1875, wie schon erwähnt, der Werth der Waareneinfuhr (ohne Edelmetalle) mit Zugrundelegung der neu erhobenen Handelswerthe auf 549, derjenige der Ausfuhr auf 551 Mill. Fl., so daß sich die Handelsbilanz zu Gunsten der Ausfuhr ergibt. Die wichtigsten Artikel in der Waareneinfuhr von 1875 sind (in Millionen Fl.): Tabak und Tabakfabrikate 37, Baumwolle 36 (über Triest und Sachsen), Kaffee 35,

Schlacht- und Zugvieh 32 (insbesondere Rindvieh aus Rußland, der Türkei und den Donaufürstenthümern, Schweine aus der Türkei und Serbien), Schafwollwaaren 27 (aus und über Deutschland), Schafwolle 25 (aus Rußland, der Türkei, Südamerika, Australien und dem Kapland), Baumwollgarn 23 (Deutschland, Schweiz, England), Flachs, Hanf und Jute 19 (Flachs aus Rußland, Hanf aus Rußland und Italien), Leder und Lederwaaren 19, Getreide, insbesondere Weizen, 17 (namentlich aus Rußland und den Donaufürstenthümern), Seidenwaaren 16, Wollgarn 14 (Streichgarn aus Belgien, Kammgarn aus Frankreich, Werstgarn aus England), Felle und Häute 14 (aus überseeischen Ländern und der Türkei), Farb- und Gerbstoffe 13 (darunter Valonea aus der Türkei und Griechenland, Indigo über Deutschland), literarische und Kunstgegenstände 13, Oel 11 (insbesondere Olivenöl aus Italien), Seide 11 (aus Italien), Kurzwaaren 10 (insbesondere Gold- und Silberarbeiten und Uhren), Petroleum 10 Mill. Fl. In der Ausfuhr erreichten die größten Werthsummen im österreichisch-ungarischen Zollgebiet 1875 (in Millionen Fl.): Getreide 61 (namentlich nach Deutschland), Schlacht- und Zugvieh 40, Werkholz 37 (nach Deutschland und Frankreich), Kurzwaaren 37 (darunter auch Gold- und Silberarbeiten), Schafwolle 21 (nach Deutschland, auch nach Frankreich), Schafwollwaaren 21, Zucker 20 (raffinirter in die östlichen, Zuckermehl zur Raffinage in die westlichen Länder), Pflanzen und Pflanzentheile 20 (insbesondere Hopfen, Oelsaat und Kleesamen), Glas und Glaswaaren 19, Mehl 18, Eisenwaaren 17 (darunter Sensen, Sicheln, Waffen und feine Eisenwaaren), Leder und Lederwaaren 15, Leinenwaaren 14, Tabakfabrikate 14 (in die Zollausschlüsse), Mineralkohle 11 (namentlich Braunkohle nach Deutschland), Leinengarn 11 (nach Deutschland), Holzwaaren 11, Papier und Papierarbeiten 10 Mill. Fl. (hauptsächlich nach dem Orient). Nach Hauptgruppen der Waaren ergeben sich bei der Ein- und Ausfuhr folgende Handelswerthe (in Millionen Fl.):

	Einfuhr	Ausfuhr
A. Rohstoffe:		
1) Hülfsstoffe für die Industrie	152	126
2) Genußmittel	103	110
B. Fabrikate	294	315
Zusammen:	549	551

Der Durchfuhrhandel ist namentlich für die vom Westen nach dem Osten des Kontinents zu transportirenden Fabrikate wie für die vom Osten nach dem Westen Europa's zu befördernden Rohstoffe von Wichtigkeit; doch macht sich in letzterer Verkehrsrichtung der Mangel türkischer Anschlußbahnen fühlbar. Vorläufig sind es zunächst Deutschland und Italien, welche durch die Brennerbahn über österreichisches Gebiet lebhaften Verkehr treiben; in zweiter Linie tritt der Durchzug über Triest in den Vordergrund. Auch die galizisch-russischen und die vorarlberg-schweizerischen Eisenbahnanschlüsse haben den Durchzugsverkehr gefördert, der sich demgemäß in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt hat und einen Waarenwerth von über 280 Mill. Fl. repräsentirt. Was das dalmatinische Zollgebiet betrifft, so erreichte hier 1875 die Einfuhr einen Werth von 13,4 Mill. (gesteigert infolge der Bahnbauten in Dalmatien), die Ausfuhr einen solchen von 10,4 Mill. Fl. (gleichfalls erhöht infolge reicher Olivenernte). Die Hauptartikel der Ausfuhr sind: Olivenöl und Wein, außerdem Steine, Steinarbeiten und Fische; in der Einfuhr: Getreide, Mehl, Reis, Eisen und Eisenwaaren, Garne, Gewebe und Kleider. Auf den Landverkehr kommen nur 3,2 Proc., dagegen auf den Seeverkehr 96,8 Proc. des Gesammthandels. Die Durchfuhr durch Dalmatien hat einen Werth von 5 Mill. Fl. und nimmt größtentheils die Richtung von der Seeküste zu Lande in die Türkei; der Hauptantheil entfällt auf Web- und Wirkwaaren, Kleider und Putzwaaren. Eine besondere Kategorie des Handelsverkehrs bildet die Einfuhr, resp. Ausfuhr zum Zweck der Umgestaltung (sogen. Appreturverfahren), die auf Grund des Handelsvertrags mit dem Deutschen Reich unter Kontrolle der Finanzorgane gegen zollfreie Rücksendung erfolgt. 1875 wurden 337,000 metr. Ctr. im Werth von 19,7 Mill. Fl. zur Appretur eingeführt und 78,000 metr. Ctr. im Werth von 15,7 Mill. Fl. ausgeführt, so daß O. zum Zweck der Umgestaltung ein großes Quantum geringwerthiger Waaren einführt, dagegen eine weitaus kleinere Quantität, aber fast durchgehends hochwerthiger Waaren ausführt. In der Einfuhr stehen obenan die zur Konfektion, zum Besticken und Ausnähen, Bedrucken und Färben bezogenen Webwaaren (8,1 Mill. Fl.), dann die zum Verweben und Bleichen bestimmten Garne (5,8 Mill. Fl.); ihnen reihen sich an die zum Bau von Eisenbahnwägen, Lokomotiven und eisernen Schiffen erfolgten Bezüge an Metallen, Metallwaaren und Maschinen (2,7 Mill. Fl.). Die Ausfuhr zur Appretur zeigt nur eine Waarenklasse von Bedeutung, nämlich Web- und Wirkwaaren, welche überwiegend zum Bedrucken und Färben exportirt werden.

Der Seehandel und der Schiffahrtsverkehr der österreichisch-ungarischen Häfen ist von überwiegend lokaler Bedeutung. In sämmtlichen 104 Seehäfen der Monarchie (93 im österreichischen und 11 im ungarischen Staatsgebiet) laufen jährlich 56,000 Schiffe mit gegen 5 Mill. Tonnen ein. Der Haupthafen der Monarchie ist Triest; derselbe hat nicht nur als Einfuhr-, resp. Ausfuhrhafen von O. Bedeutung, sondern vermittelt auch vermöge seiner Stellung als Freihafen in bedeutendem Maß den Verkehr zwischen Deutschland und dem Mittelländischen Meer und spielt überhaupt die Rolle eines internationalen Stapelplatzes. Durchschnittlich laufen in Triest 8000 Schiffe mit gegen 1 Mill. Tonnen, darunter ca. 1500 Dampfer mit über 600,000 Tonnen, ein; der Gesammtwerth der in Triest eingeführten Waaren betrug 1876: zur See 139, zu Lande 79, jener der Ausfuhr zur See 98, zu Lande 95 Mill. Fl., so daß der Gesammtwaarenverkehr einen Werth von 411 Mill. Fl. repräsentirt. Andere wichtige Häfen mit Angabe der 1874 eingelaufenen Schiffe und ihres Tonnengehalts sind:

	Schiffe	Tonnen
Pola	2259	344451
Lussin piccolo	1181	222531
Pirano	3302	192397
Fiume	2786	180029
Zara	1233	172063

Unter denselben ist als Handelshafen von größerer Bedeutung Fiume, das eigentliche ungarische Seeemporium, zu dessen Hebung von ungarischer Seite große Anstrengungen gemacht werden. Der Stand der Handelsflotte, welche in beiden Reichshälften eine und dieselbe Flagge führt und nach gleichen gesetzlichen Normen behandelt wird, betrug Anfang 1876: 7440 Fahrzeuge mit 329,220 (englischen Register-) Tonnen und 27,506 Mann Equipage, darunter 7342 Segelschiffe mit 272,949 Tonnen und 98

Dampfer mit 56,271 Tonnen und 17,217 Pferdekräften. Die Einwohner des Küstenlands und Dalmatiens liefern die besten Seeleute, und die Verläßlichkeit und Ehrlichkeit der österreichischen Kapitäne hat ihnen im Ausland hohes Vertrauen gewonnen. Die wichtigste Seeschiffahrtsunternehmung ist die Dampfschiffahrtsgesellschaft des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd; dieselbe verfügt über 70 Schiffe, die jährlich auf 1300 Fahrten über 300,000 Reisende und Güter in einer Menge von 3½ Mill. metr. Ctr. und im Werth von gegen 140 Mill. Fl. befördern. Die Dampfer des Oesterreichischen Lloyd verkehren auf ihren regelmäßigen Fahrten bis Galatz auf der Donau, Odessa und Sinope im Schwarzen Meer, bis Smyrna, Beirut, Alexandria, Ancona, Venedig und Marseille, dann durch den Suezkanal bis Bombay und berühren auf ihren Routen alle Haupthäfen der adriatischen Ostküste, ferner Korfu, Syra, Piräeus, Konstantinopel. Die österreichische Flagge weht auch in den Häfen Süd- und Nordamerika's, Indiens und Japans.

Was die **Verkehrsmittel** betrifft, so sind alle bedeutenderen Orte zwar mit einander verbunden, doch nimmt die Menge und Qualität der Straßen von W. nach O. ab. Die wichtigsten Linien werden vom Staat unterhalten und heißen Reichs- oder Aerarialstraßen; andere bauen und unterhalten die einzelnen Kronländer, Bezirke oder Gemeinden (Landes-, Bezirks-, Kommunalstraßen). Die Gesammtlänge aller (gebauten) **Straßen** beträgt jetzt nahezu 150,000 Kilom., wovon 30 Proc. auf die ungarischen Länder entfallen. Von **Wasserstraßen** entfallen 2950 Kilom. auf die im Reichsrath vertretenen Länder und 4100 Kilom. auf Ungarn und seine Nebenländer. Auf die Donau kommen im ganzen 1280 Kilom. Die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft verfügt über 198 Dampfboote (17,760 Pferdekräfte) und 658 Schleppschiffe, die jährlich 1½ Mill. Reisende und über 10 Mill. metr. Ctr. Waaren befördern. Außer der Donau selbst befährt sie in Oesterreich den Inn auf einer kleinen Strecke, in Ungarn auch die Theiß, die Drau, die Save und drei kleine Nebenflüsse der letztern. Dampfschiffahrtslinien bestehen außerdem auf dem Rhein vor der Einmündung in den Bodensee, auf der Elbe von der Vereinigung mit der Moldau bis zur sächsischen Grenze und theilweise auch auf diesem Nebenfluß, dann auf dem Boden- und Traunsee, dem Hallstädter, Wolfgang-, Atter-, Mond- und Wörther See in den Alpen, auf dem Plattensee in Ungarn. Wichtige Wasserstraßen sind ferner die Etsch, der Dnjestr, die Weichsel und von Kanälen der Franzens- und Begakanal in Ungarn.

Die **Eisenbahnen** haben in der Monarchie (1877) eine Länge von 17,430 Kilom., wovon auf die österreichischen Länder 10,707 und auf die ungarischen 6723 Kilom. entfallen. Hiervon sind 550 Kilom. in den österreichischen und 1675 in den ungarischen Ländern Staatsbahnen, die übrigen Privatbahnen (5 gemeinsame, 25 österreichische, 12 ungarische Eisenbahngesellschaften). Die erste Lokomotivbahn wurde in O. 1837 eröffnet (die Pferdeeisenbahn Linz-Budweis wurde schon 1828 dem Betrieb übergeben und war die erste Eisenbahn auf dem europäischen Kontinent); seitdem fiel die regste Eisenbahnthätigkeit in die Jahre 1867—74, während von da an die private Bauthätigkeit beinahe gänzlich ins Stocken gerathen ist. Auf den sämmtlichen Bahnen der Monarchie werden jährlich ca. 37 Mill. Passagiere und gegen 400 Mill. metr. Ctr. Güter befördert. Wien, Prag und Budapest sind die Centralpunkte des österreichisch-ungarischen Eisenbahnnetzes, von den erstgenannten zwei Städten laufen je 8 Bahnlinien aus. Außerdem bilden hervorragende Eisenbahnknotenpunkte die in dem nordwestböhmischen Kohlenbecken, welches sich durch das verzweigteste Bahnnetz auszeichnet, gelegenen Städte Teplitz, Brüx und Komotau, ferner Pilsen (mit 6 Bahnlinien), Eger, Budweis, Kollin in Böhmen, Brünn und Olmütz (5 Bahnlinien) in Mähren, Jägerndorf und Oderberg in Schlesien, Wiener-Neustadt in Niederösterreich, Graz in Steiermark, Villach in Kärnten, Steinamanger, Szolnok und Szegedin in Ungarn, Agram in Kroatien. Die **Telegraphie** hat sich seit ihrer Einführung in O. (1848) zu einem wichtigen Verkehrsmittel entwickelt; sie verfügt gegenwärtig über 36,300 Kilom. Staatstelegraphenlinien mit 108,000 Kilom. Drähten, 1341 Staatsstationen und ein Betriebspersonal von 4689 Personen und 2956 Apparaten. Außerdem bestehen Eisenbahnbetriebs- und Privattelegraphenlinien, zu welch letzteren namentlich der Wiener Lokaltelegraph gehört. Der Korrespondenzverkehr umfaßt 7 Mill Depeschen, wovon auf die westlichen Länder 67 und auf Ungarn 33 Proc. entfallen. Die wichtigsten Stationen sind: die Haupt- und Residenzstadt Wien (wo 1875 zur Vermittelung der Lokalkorrespondenz auch ein pneumatisches Telegraphennetz eingerichtet wurde) mit über 920,000 aufgegebenen Depeschen, Budapest mit 360,000, Prag mit 220,000, Triest mit 200,000 Depeschen, außerdem Lemberg, Graz, Brünn u. a. Das **Postwesen** zeigt namentlich auf dem Gebiete des Briefpostverkehrs eine außerordentliche Steigerung, wogegen der Frachtverkehr durch die Entwickelung des Eisenbahnwesens in engere Grenzen eingeschränkt wurde. Es bestehen gegenwärtig in der Monarchie 6087 Postanstalten, wovon 4139 auf das Gebiet des Reichsraths, 1948 auf die ungarischen Länder entfallen, mit einem Personal von 17,066 Beamten und Dienern, welche einen Briefpostverkehr von 285 Mill. Briefen und Korrespondenzkarten, gegen 34 Mill. Stück Waarenproben und Drucksachen und 86 Mill. Zeitungsexemplare vermitteln, von welchem Gesammtverkehr 74 Proc. auf die österreichischen Länder entfallen. Zu den Förderungsmitteln des Handels und Verkehrs gehören außerdem die Märkte, welche aber seit der raschen Zunahme der Eisenbahnlinien ihre einstige Bedeutung eingebüßt haben (von Wichtigkeit sind namentlich die jährlich in Wien und Budapest abgehaltenen internationalen Getreide- und Saatenmärkte), die Handels- und Gewerbekammern (29 im österreichischen, 13 im ungarischen Staatsgebiete), die Börsen, die Konsulate, die Banken und Kreditinstitute u. a. Die österreichisch-ungarische Monarchie besitzt im ganzen 156 Banken und Anstalten für den hypothekarischen, Geschäfts- und industriellen Kredit, von welchen eine einzige mit dem Rechte der Notenausgabe versehen ist, nämlich die 1816 gegründete k. k. privilegirte Oesterreichische Nationalbank in Wien, deren Wirksamkeit sich auf den ganzen Umfang des Reichs erstreckt. 1876 bestanden in der Monarchie 148 Aktienkreditinstitute mit einem Nominalkapital von 436 und einem eingezahlten Kapital von 356,6 Mill. Fl.; davon kamen auf das österreichische Staatsgebiet 50 Institute mit 349, resp. 294,6 Mill. Fl., auf Ungarn 98 Anstalten mit 87, beziehungsweise 62 Mill. Fl. Kapital. Die hervorragendsten dieser Aktiengesellschaften sind: die Oesterreichische Nationalbank in Wien (mit 18 Filialen in Oesterreich, 6 in Ungarn und einem eingezahlten Kapital

von 19 Mill. Fl.), die Oesterreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe (40 Mill. Fl.), die Anglo-österreichische Bank (24 Mill. Fl.), die Unionbank (21,7 Mill. Fl.), alle in Wien; die Ungarische allgemeine Kreditbank in Budapest (12 Mill. Fl.), der Wiener Bankverein (12 Mill. Fl.), die Oesterreichische Bankgesellschaft in Wien (10 Mill. Fl.), die Franko-österreichische Bank in Wien (10 Mill. Fl.), die Franko-ungarische Bank in Budapest (10 Mill. Fl.), die Ungarische allgemeine Bodenkreditaktiengesellschaft (10 Mill. Fl.) und die Allgemeine österreichische Bodenkreditanstalt (9,6 Mill. Fl.). Sparkassen zählt die Monarchie 557 (davon 275 in Oesterreich und 282 in Ungarn) mit Einlagen im Betrag von 681 Mill. Fl. (wovon auf die österreichischen Sparkassen 539, auf die ungarischen nur 152 Mill. entfallen). Der Münzfuß war bis 1. Nov. 1858 der 20-Gulden- oder Konventionsfuß, und es wurde im Kaiserstaat nach Gulden (à 60 Kreuzer) und nur im Lombardisch-Venetianischen Königreich nach Lire (à 20 Kreuzer) gerechnet. Zufolge des zwischen O. und den Staaten des Deutschen Zollvereins unterm 24. Jan. 1857 abgeschlossenen Münzvertrags wurde durch Gesetz vom 19. Sept. 1857 der 45-Guldenfuß oder die österreichische Währung im ganzen Umfang der Monarchie als ausschließlich gültiger Landesmünzfuß eingeführt, welcher 1. Nov. 1858 ins Leben trat. Der Gulden wird in 100 Neukreuzer à 10 Zehntheile eingetheilt und ist = 2 Mark. Das metrische Maßsystem ist seit 1. Jan. 1876 gesetzlich eingeführt, und ist dabei 1 Meter = 3,16 Wiener Fuß und 1,286 Wiener Elle, 1 Kilom. = 0,13 österreichische Postmeile, 1 □Meter = 10 Wiener □Fuß, 1 Hektar = 1,738 Joch, 1 Kubikm. = 0,1408 Kubikklafter, 1 Hektol. = 1,626 Metze und 1,767 Eimer, 1 Kilogr. = 1,786 Wiener Pfund oder 2 Zollpfund zu Grunde gelegt worden.

Die Unterrichtsanstalten Oesterreich-Ungarns zerfallen in niedere, Mittel- und Hochschulen, dann in Fach- und Speciallehranstalten. Das Volksschulwesen wurde durch Gesetze in den Jahren 1868 und 1869 neu organisirt. Hiernach liegt die Errichtung von Volksschulen den Ortsgemeinden ob. Die Schulpflichtigkeit beginnt mit dem vollendeten 6. und dauert in den im Reichsrath vertretenen Ländern bis zum vollendeten 14. (in einigen Ländern nur bis zum 12.), in Ungarn bis zum erreichten 12. und für die Wiederholungsschulen bis zum vollendeten 15. Lebensjahr. Die Kategorien der in Rede stehenden Lehranstalten sind: in Oesterreich allgemeine Volksschulen und Bürgerschulen, welch letztere einen höhern Rang einnehmen und in vollem Umfang acht Klassen zählen, in Ungarn Elementarvolksschulen (tägliche und Wiederholungsschulen), höhere Volksschulen und Bürgerschulen. In der ganzen Monarchie bestehen gegenwärtig über 31,000 Volksschulen mit 46,000 Lehrern und Lehrerinnen und 3,285,000 Schülern; hiervon kommen auf Oesterreich gegen 15,000 Schulen mit 25,300 Lehrkräften und 1,820,000 Schülern, auf Ungarn über 16,000 Schulen mit 20,700 Lehrern und 1,465,000 Schülern. Auf 1000 schulpflichtige Kinder entfallen in der Monarchie 571, in den im Reichsrath vertretenen Ländern 590, in den ungarischen Ländern 550 schulbesuchende. Am geringsten ist der Schulbesuch in der Bukowina (131 Schulbesuchende), in Dalmatien (169) und in Galizien (201), während in Vorarlberg 90, in Tirol 89, in Salzburg 86, in Oberösterreich 83, in Böhmen, Mähren und Schlesien 78—79, in Niederösterreich 76 Proc. der schulpflichtigen Kinder die Schule wirklich besuchen. Anstalten zur Heranbildung von Volksschullehrern und -Lehrerinnen bestehen 127, davon in Oesterreich 64 (Lehrerbildungsanstalten), in Ungarn 63 (Lehrerpräparandien). Zu den Mittelschulen gehören die Gymnasien, bestehend aus Ober- und Untergymnasien, jedes mit 4 einjährigen Klassen, die Realschulen, in Ober- und Unterrealschulen zerfallend, wovon die ersteren aus 3 (in Ungarn aus 4), die letzteren aus 4 Jahrgängen bestehen, und die Realgymnasien, welche die Stelle des Untergymnasiums oder der Unterrealschule vertreten und einen vierjährigen Kursus haben, öfters aber auch mit Obergymnasial- und Oberrealklassen versehen sind. Der Bestand solcher Lehranstalten ist:

		Zahl	Lehrer	Schüler
Gymnasien	Oesterreich	93	1642	22 686
	Ungarn	156	1940	29 030
	Zusammen:	249	3582	51 716
Realgymnasien	Oesterreich	62	883	11 451
	Ungarn	1	10	130
	Zusammen:	63	893	11 581
Realschulen	Oesterreich	74	1312	21 552
	Ungarn	40	376	6655
	Zusammen:	114	1688	28 207

In Ungarn sind die Mittel- sowie die Volksschulen bis jetzt größtentheils streng konfessionell. An Hochschulen besitzt die Monarchie 10 vom Staat erhaltene Universitäten, nämlich zu Wien, Prag, Graz, Innsbruck, Krakau, Lemberg und Czernowitz in Oesterreich, zu Budapest, Klausenburg und Agram in den ungarischen Ländern. Jede Universität begreift in der Regel 4 Fakultäten: die theologische (katholisch, in Czernowitz griechisch-orientalisch), die rechts- und staatswissenschaftliche, die medicinische und die philosophische Fakultät. Ausnahmsweise fehlen den Universitäten in Lemberg, Czernowitz und Agram die medicinische, der Hochschule in Klausenburg die theologische Fakultät, während an der letztgenannten eine philosophisch-philologisch-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät bestehen. Dem Alter nach sind die ältesten Universitäten die zu Prag (1348), Krakau (1364) und Wien (1365), die jüngsten Klausenburg (1872), Agram (1874) und Czernowitz (1875). Am reichsten dotirt und mit Lehrkräften und allen Hülfsmitteln ausgerüstet ist die Wiener Hochschule, welche soeben in der neuen Sternwarte eine der hervorragendsten Anstalten dieser Art in Europa erhalten hat. Der Wiener reihen sich in dieser Beziehung die Prager und die Budapester Universität zunächst an. Insgesammt zählten die österreichisch-ungarischen Universitäten 1876: 1018 Lehrende (davon Wien 278, Prag 171, Budapest 150) und 12,268 Studirende (Wien 3809, Budapest 2630, Prag 1885). Technische Hochschulen gibt es 7, nämlich in Wien, Prag (2, eine deutsche und eine tschechische), Graz, Brünn, Lemberg und Budapest, welche sich in 3 oder 4 (die Wiener in 5) Abtheilungen gliedern und zusammen 1876: 327 Lehrende und 4405 Studirende zählten, wovon der größte Antheil auf die Wiener Hochschule (79 Lehrer und 1400 Studirende) entfällt. Außerdem besitzt die Monarchie eine große Zahl von Fach- und Special-Lehranstalten. Als solche bestehen für Theologie: das höhere Weltpriesterbildungsinstitut (St. Augustin) in Wien, die beiden katholisch-theologischen Fakultäten in Salzburg und Olmütz, die 71 bischöflichen Lehranstalten und Klosterstudien; die Klerikalschule

in Zara und die 5 ungarischen Priesterlehranstalten für die griechisch-orientalische Theologie; die evangelisch-theologische Fakultät in Wien, die 8 lutherischen Lyceen und theologischen Lehranstalten sowie die 5 reformirten Kollegien in den ungarischen Ländern; das unitarische Kollegium in Klausenburg; die Rabbinatsinstitute in Wien und Budapest. Für die Rechts- und Staatswissenschaften bestehen in den ungarischen Kronländern: die Rechtsakademien in Preßburg, Kaschau, Großwardein, Raab, Erlau, Fünfkirchen, Kecskemét, Eperies und Hermannstadt, die evangelischen Kollegien in Saros-Patak, Debreczin, Marmaros-Sziget und Papa, ferner die orientalische Akademie in Wien. Zur Gruppe der Specialschulen für Medicin und Chirurgie gehören die chirurgischen Lehranstalten in Salzburg, Olmütz und Budapest, die 19 Hebammenlehranstalten, die Thierarznei-Institute in Wien und Budapest. Für Gewerbe, Handel und Nautik bestehen: die Handels- und nautische Akademie in Triest, die Handelsakademien in Wien (Handels-Hoch- und Mittelschule), Prag, Graz und Budapest, das technische Institut in Krakau, die Kunstgewerbschule und die Bau- und Maschinengewerbschule in Wien, die Gewerbschulen in Graz, Prag, Brünn, Bielitz, Czernowitz und Kaschau, die höhere Webereischule in Brünn, die 8 nautischen Schulen, die vielen Handels-, gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen (1876 gab es im österreichischen Staatsgebiet allein 85 gewerbliche Fachschulen mit 149 Lehrkräften und 3800 Schülern). Specialschulen für Land- und Forstwirtschaft sind in den im Reichsrath vertretenen Ländern: die Hochschule für Bodenkultur in Wien, 10 landwirtschaftliche und 3 forstwirtschaftliche Mittelschulen, 27 Ackerbau-, 3 niedere Forst-, 182 landwirtschaftliche Fortbildungs-, 20 niedere Specialschulen, die önologische und pomologische Lehranstalt in Klosterneuburg; im ungarischen Staatsgebiete: die landwirtschaftliche Akademie in Ungarisch-Altenburg, 4 andere höhere landwirtschaftliche Lehranstalten, die Forstakademie in Schemnitz, die kroatische land- und forstwirtschaftliche Schule in Kreutz, 5 Ackerbau- und 3 Winzerschulen. Für Bergbau und Hüttenwesen bestehen: die Bergakademien zu Leoben (Steiermark), Przibram (Böhmen) und Schemnitz (Ungarn), 2 Bergschulen in den österreichischen und 2 in den ungarischen Ländern; für Künste die Akademie der bildenden Künste in Wien, die Kunstakademie in Prag, die Zeichnungsakademie in Graz, die Kunstschule in Krakau, die Musikkonservatorien in Wien und Prag, die Landes-Musikakademie in Budapest ꝛc.; für militärische Ausbildung, und zwar für Officiere, die Kriegsschule (als Vorschule für den Generalstab), der höhere Artillerie- und Geniekurs, der Vorbereitungskurs für Artilleriestabsofficiere, der Centralinfanterie- und Centralkavalleriekurs, der Intendanzkurs, alle in Wien, die ungarische Landwehrkavallerie-Officierschule zu Jász-Berény; zur Heranbildung von Officieren die Militärakademie in Wiener-Neustadt, die technische Militärakademie in Wien (für Artillerie und Genie), die Marineakademie in Fiume, die Ludovica-Akademie in Budapest, letztere auch mit einem höhern Officierskurs; zur Vorbereitung für die Akademien die Militäroberrealschule in Weißkirchen, die Militärunterrealschule zu St. Pölten und Güns, der militärärztliche Kurs und das Militär-Reitlehrerinstitut in Wien. Unter den **gelehrten Gesellschaften** nimmt den höchsten Rang ein die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien; dann folgen die königlich ungarische Akademie zu Budapest, die Böhmische Akademie der Wissenschaften in Prag, die Südslawische Akademie in Agram, die Gesellschaft der Wissenschaften in Krakau. Daran schließen sich die verschiedenen Vereine für Fachzwecke, für Landeskunde ꝛc. An wissenschaftlichen und Kunstsammlungen ist die Monarchie sehr reich, wenn dieselben auch weniger bekannt sind, als sie es verdienen. Unter den Bibliotheken, welche sich in Hof-, Staats- und Privatbibliotheken gliedern, ist die reichste die Hofbibliothek in Wien; sehr zahlreiche, wissenschaftlich bedeutende Bibliotheken besitzen die Stifter und Klöster. Naturwissenschaftliche Sammlungen in größerem oder geringerem Umfang haben alle Hoch- und Mittelschulen; die größten Institute dieser Art sind das Hofnaturalienkabinet in Wien, die geologische Reichsanstalt u. a. Mit archäologischen und Kunstsammlungen ist Wien reich versehen, großartig sind auch die Sammlungen des Nationalmuseums in Budapest. Von bedeutendem Einfluß ist die **periodische Presse**, welche durch 866 Zeitungen in Oesterreich und 325 in Ungarn vertreten ist. Von den ersteren erscheinen 370 in Niederösterreich, nächstdem 180 in Böhmen. Nach Sprachen erscheinen in der ganzen Monarchie 662 in deutscher, 195 in magyarischer, 107 in tschechischer, 63 in italienischer, 49 in polnischer, die übrigen in kroatischer, slowenischer, serbischer, ruthenischer und anderen Sprachen. Mit den politischen Tagesereignissen befassen sich 41 Proc. von der Gesammtzahl der periodischen Druckschriften.

Was das **Kirchenwesen** betrifft, so gibt es für die **katholische Kirche** in den im Reichsrath vertretenen Ländern 9 Erzbisthümer: Wien, Salzburg, Görz, Prag, Olmütz, Lemberg (hier 3, vom lateinischen, griechischen und armenischen Ritus) und Zara, nebst 24 Bisthümern; in den ungarischen Ländern 5 Erzbisthümer: in Gran (Primas von Ungarn), Erlau, Kalocsa, Agram und (vom griechischen Ritus) Blasendorf in Siebenbürgen, nebst 23 Bisthümern (worunter 6 vom griechischen Ritus). Außerdem üben bischöfliche Jurisdiktion aus: die Generalvikare zu Feldkirch, Teschen und Tyrnau, der Erzabt der ungarischen Benediktinerabtei zu Martinsberg, für Heer und Flotte der apostolische Feldvikar in Wien. Die römisch-katholische Kirche zählt in der Monarchie 24,400 Weltgeistliche, 9398 Mönche und Ordensgeistliche und 7673 Nonnen (in nahezu 1100 Klöstern). Der altkatholischen Kirche gehören zur Zeit 3 Gemeinden (Wien, Warnsdorf und Ried) mit 3 Pfarrern an. Für die **griechisch-orientalische Kirche** bestehen in der Monarchie 3 Metropolien: die österreichische (Czernowitz), die serbische (Karlowitz) und die rumänische (Hermannstadt), unter welchen 10 Diöcesen stehen. Alle Bischöfe vereinigen sich zu einer Generalsynode unter dem Vorsitz des Erzbischofs oder Patriarchen von Karlowitz. Diese Kirche zählt außerdem 3462 Weltgeistliche und 280 Mönche. Die **evangelische Kirche** hat in der Monarchie die Presbyterial- und Synodalverfassung. In den im Reichsrath vertretenen Ländern sind nach der Kirchenverfassung vom Jahr 1866 als Organe des Kirchenregiments eingeführt: für die Pfarrgemeinde das Presbyterium und die Gemeindevertretung, für das Seniorat der Senior mit dem Senioratsausschuß und die Senioratsversammlung, für die Superintendenz oder Diöcese der Superintendent mit dem zugehörigen Ausschuß und der Versammlung, für die Gesammtheit der Superintendenzen der evangelische Oberkirchenrath in Wien

(die oberste verwaltende Kirchenbehörde für beide Konfessionen) und die Generalsynode (die Vertretung der Gesammtgemeinde einer jeden Konfession, welche regelmäßig in jedem sechsten Jahr in Wien zusammentreten soll und namentlich die kirchliche Gesetzgebung behandelt). Die Augsburgische Konfession zählt 6 Superintendenzen mit 15 Senioraten, die Helvetische 3 Superintendenzen mit 7 Senioraten. Im ungarischen Staatsgebiet besitzt die lutherische Konfession in Ungarn eine von jener in Siebenbürgen verschiedene Verfassung, während für die reformirte Konfession beider Länder (seit 1873) eine Union stattfindet. Für das Augsburgische Bekenntnis besteht in Ungarn ein weltliches Generalinspektorat und als Gesammtvertretung der Generalkonvent, welcher jährlich einberufen wird; das Land zerfällt in 4 Kirchendistrikte, in deren jedem das Kirchenregiment einem Superintendenten und dem Distriktualkonvent übertragen ist. Auch in den untergeordneten 36 Dekanaten werden Konvente abgehalten. In Siebenbürgen gliedert sich die Vertretung und Verwaltung nach 3 Abstufungen: den Pfarrgemeinden mit dem Presbyterium und der Gemeindevertretung, den 10 Bezirksgemeinden mit dem Konsistorium und der Kirchenversammlung, der Gesammtgemeinde mit dem Landeskonsistorium in Hermannstadt (an dessen Spitze ein Superintendent steht) und der Landeskirchenversammlung. Für die reformirte Kirche Ungarns und Siebenbürgens ist das oberste Verwaltungsorgan der Generalkonvent, der in Budapest zusammentritt; es bestehen 5 Kirchendistrikte (4 in Ungarn, einer in Siebenbürgen) unter ebenso vielen Superintendenten (in Siebenbürgen »Bischöfe« genannt) und Distriktualkonventen, ferner 56 Seniorate. Die Zahl der evangelischen Geistlichen in der Gesammtmonarchie beträgt 3582 (davon 3372 in Ungarn). Für die unitarische Kirche in Siebenbürgen wirken die Synode und das Oberkonsistorium, denselben untergeordnet das Repräsentativkonsistorium in Klausenburg, ferner ein Bischof und 8 Dekane.

Die Staatsverfassung Oesterreich-Ungarns hat unter dem Einfluß der Ereignisse seit 1848 mehrfache Wandlungen erlitten (s. unten Geschichte). Staatsoberhaupt der gesammten Monarchie ist der Kaiser (gegenwärtig Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830, regiert seit 2. Dec. 1848), dessen Prädikat »Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät« ist. Er ist unverletzlich und unverantwortlich, Oberbefehlshaber des Heers und der Flotte und entscheidet über Krieg und Frieden. In seinem Namen werden die Gesetze erlassen, die für beide Reichshälften durch die Mitwirkung der bezüglichen Vertretungskörper zu Stande gekommen sind. In seinem Namen wird im ganzen Reich Recht gesprochen, wie ihm allein auch das Recht der Begnadigung, Strafmilderung und Amnestirung zusteht. Er besteigt den Thron kraft des Geburtsrechts, und zwar ist der Thron der Pragmatischen Sanktion und den österreichischen Hausgesetzen gemäß nach dem Rechte der Erstgeburt und der gemischten Linealerbfolge in dem Haus Habsburg-Lothringen erblich. Die männliche Linie geht der weiblichen vor, und letztere folgt erst nach dem völligen Aussterben ersterer. Die Religion des Kaisers und der kaiserlichen Familie ist die römisch-katholische.

Den Grundgesetzen gemäß sind die Königreiche und Länder, welche die Monarchie ausmachen, in zwei Staaten oder Reichshälften vereinigt, welche staatsrechtlich, abgesehen von der gemeinschaftlichen Dynastie, durch gewisse als gemeinsam erklärte Angelegenheiten zusammenhängen, sonst aber ihre besondere Verfassung, welche die eingeschränkt-(repräsentativ-) monarchische ist, besitzen. Beiden Reichshälften gemeinsame Angelegenheiten sind: die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegswesen (mit Ausschluß der Rekrutenbewilligung und der Gesetzgebung über die Wehrpflicht), das Finanzwesen rücksichtlich der gemeinschaftlich zu bestreitenden Ausgaben. Außerdem werden folgende Angelegenheiten zwar nicht gemeinsam verwaltet, aber nach gleichartigen Grundsätzen behandelt: die kommerciellen Angelegenheiten, speciell die Zollgesetzgebung; die Gesetzgebung über die mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgaben; die Feststellung des Münzwesens und des Geldfußes; Verfügungen bezüglich jener Eisenbahnlinien, welche das Interesse beider Reichshälften berühren; die Feststellung des Wehrsystems. Das Gesetzgebungsrecht hinsichtlich der beiden Staatsgebieten gemeinsamen Angelegenheiten wird von beiden Reichsvertretungen mittels zu entsendender Delegationen ausgeübt. Jede der beiden Delegationen besteht aus 60 Mitgliedern, von welchen 1/3 vom Herrenhaus, beziehungsweise der Magnatentafel, 2/3 vom Abgeordnetenhaus, beziehungsweise der Repräsentantentafel, auf ein Jahr gewählt werden. Sie werden alljährlich vom Monarchen abwechselnd nach Wien oder Budapest einberufen, verhandeln abgesondert und theilen sich ihre Beschlüsse gegenseitig schriftlich (durch »Nuntien«) mit; wenn ein dreimaliger Schriftenwechsel nicht zur Einigung führt, so erfolgt die Entscheidung durch Abstimmung in gemeinschaftlicher Plenarsitzung. — Die Volksvertretung im österreichischen Staatsgebiet ist eine zweifache: eine Gesammtvertretung für alle Länder des österreichischen Staatsgebiets, der Reichsrath, dessen Wirkungskreis alle Gegenstände der Gesetzgebung umfaßt, welche Rechte, Pflichten und Interessen betreffen, die allen Ländern dieses Staatsgebiets gemeinschaftlich sind, und eine besondere Vertretung für jedes einzelne Land, die Landtage. Der Reichsrath besteht aus dem Herrenhaus und dem Abgeordnetenhaus. Mitglieder des erstern sind durch Geburt die großjährigen Prinzen des kaiserlichen Hauses, mit erblicher Würde die großjährigen Häupter hervorragender Adelsgeschlechter, vermöge hoher Kirchenwürde die Erzbischöfe und Fürstbischöfe, dann auf Lebensdauer vom Kaiser berufene verdiente Männer, insgesammt gegenwärtig 190 Mitglieder. Das Haus der Abgeordneten ist aus 353 Mitgliedern zusammengesetzt, welche von den Wählerklassen des großen Grundbesitzes (in Tirol des adligen großen Grundbesitzes, der Aebte und Pröpste, in Dalmatien der Höchstbesteuerten), der Städte, Märkte und Industrieorte, der Handels- und Gewerbekammern und der Landgemeinden auf die Dauer von sechs Jahren gewählt werden. In ähnlicher Weise wie das Abgeordnetenhaus des Reichsraths sind die Landtage zusammengesetzt, denen als verwaltendes und ausführendes Organ der gewählte Landesausschuß zur Seite steht. Im ungarischen Staatsgebiet ist Siebenbürgen in legislativer und administrativer Beziehung vollkommen in Ungarn aufgegangen, wogegen Kroatien-Slawonien hinsichtlich der innern Verwaltung, der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten und des Justizwesens Autonomie besitzt. Die Volksvertretung besteht demgemäß im östlichen Staatsgebiet aus dem ungarischen Reichstag und dem kroatisch-slawonischen Landtag (in letzterer Beziehung s. Kroatien). Der ungarische Reichstag besteht aus der Magnaten- und der Repräsentantentafel; die erstere wird aus den

in Ungarn begüterten Erzherzögen, den geistlichen Würdenträgern und den Magnaten, die letztere aus 410 auf drei Jahre gewählten Abgeordneten der ungarischen und siebenbürgischen Komitate und Freien Städte sowie aus 34 Abgeordneten des kroatisch-slawonischen Landtags, zusammen daher aus 444 Mitgliedern, zusammengesetzt.

Die Gemeindevertretung beruht in den im Reichsrath vertretenen Ländern auf dem Reichsgesetz vom 5. März 1862 und auf den Gemeindeordnungen der verschiedenen Länder, neben welchen noch die Landeshauptstädte und einige andere Städte besondere Gemeindestatuten besitzen. In jeder Gemeinde bestehen der Gemeindeausschuß und der Gemeindevorstand; der erstere, von den wahlberechtigten Gemeindemitgliedern auf drei Jahre gewählt, ist das beschließende und überwachende, der letztere, vom Gemeindeausschuß berufen und aus dem Gemeindevorsteher, dann mindestens zwei anderen Mitgliedern gebildet, ist das verwaltende und vollziehende Organ. An Stelle des letztern tritt in den Städten eine Körperschaft (Magistrat, Bürgermeisteramt), welche entweder bloß aus Beamten, oder theils aus diesen, theils aus Ausschußmitgliedern zusammengesetzt ist. Der Wirkungskreis der Gemeinde ist ein doppelter: der selbständige, der das eigentliche Gebiet der Gemeinde berührt, und der übertragene, welcher in der Mitwirkung zu Zwecken der Staatsverwaltung besteht. Gemeinden höherer Ordnung bilden die Bezirke, welche aber bisher nur in Steiermark, Tirol, Böhmen, Schlesien und Galizien eigene Bezirksvertretungen und Bezirksausschüsse für ihre gemeinsamen Interessen besitzen. In Ungarn und Siebenbürgen unterscheidet man zwischen Gemeinden und Municipien. In jeder Gemeinde bestehen eine Repräsentanz (zur einen Hälfte aus den Höchstbesteuerten, zur andern Hälfte aus den auf sechs Jahre Gewählten gebildet) und ein verwaltender Vorstand (Magistrat). Die selbständigen Municipien, d. h. die Komitate und die mit Municipalrecht bekleideten Städte (königliche Freistädte), sind Gemeinden höherer Ordnung, welche die Selbstverwaltung der eigenen inneren Angelegenheiten ausüben, die Staatsverwaltung vermitteln und sich in Form der Begutachtung, Vorstellung und Petition mit anderen Gegenständen von öffentlichem Interesse, selbst mit Landessachen, beschäftigen. Sie werden von dem Municipalausschuß vertreten, der zu einer Hälfte aus den Höchstbesteuerten, zur andern aus Mitgliedern, welche auf sechs Jahre gewählt werden, zusammengesetzt ist und unter dem Vorsitz des Obergespans in der Generalversammlung zusammentritt, an welcher auch die Beamten des Municipiums theilnehmen.

Die Staatsverwaltung geht in oberster Linie vom Kaiser und König aus und wird in dessen Namen von den Ministerien und den denselben untergeordneten Behörden ausgeübt. Zum unmittelbaren Dienst des Landesfürsten ist die Kabinetskanzlei für die Civil- und die Militärkanzlei für die Militärangelegenheiten bestimmt. Für die Verwaltung der beiden Reichshälften gemeinsamen Angelegenheiten bestehen drei gemeinsame Ministerien mit dem Sitz in Wien und zwar: das Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußern, das Reichskriegsministerium und das Reichsfinanzministerium. Die Rechnungskontrolle über das Kassenwesen der gemeinsamen Ministerien ist dem gemeinsamen obersten Rechnungshof in Wien zugewiesen. Für das österreichische Staatsgebiet sind als oberste Centralbehörden sieben k. k. Ministerien mit dem Sitz in Wien bestellt, nämlich: die Ministerien des Innern, für Kultus und Unterricht, für Handel, für Ackerbau, für Landesvertheidigung, für die Justiz und für die Finanzen. Ein eigener Minister vertritt außerdem die Interessen Galiziens im Ministerrath. Eine selbständige Centralbehörde bildet auch der k. k. oberste Rechnungshof. Im ungarischen Staatsgebiet sind mit der obersten Verwaltung neun königlich ungarische Ministerien betraut: für das Innere, für Kultus und Unterricht, für Ackerbau, Gewerbe und Handel, für öffentliche Arbeiten und Kommunikationen, für Landesvertheidigung, für die Justiz, für die Finanzen und das kroatisch-slawonische Ministerium, alle mit dem Sitz in Budapest, endlich das Ministerium am allerhöchsten Hoflager in Wien, letzteres als das Vermittelungsglied zwischen dem Monarchen und der ungarischen Regierung, zwischen den österreichischen und den ungarischen Ministerien. Ebenso ist auch in Ungarn ein königlicher Staatsrechnungshof errichtet. Den Ministerien sind als Centralstellen und zwar in den im Reichsrath vertretenen Ländern untergeordnet: dem Ministerium des Innern der oberste Sanitätsrath; dem Ministerium für Kultus und Unterricht der evangelische Oberkirchenrath, die statistische Centralkommission, die Centralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler; dem Handelsministerium die Generalinspektion der Eisenbahnen, die Normaleichungskommission, die Seebehörde in Triest; dem Finanzministerium die Centralkommission für die Regelung der Grundsteuer, die Direktion der Staatsschuld, die Lottodirektion, die Generaldirektion der Tabakregie, das Hauptmünzamt, das Generalprobiramt und das Hauptpunzirungsamt; dem Ackerbauministerium die Centralpferdezuchtkommission. Den ungarischen Ministerien unterstehen und zwar: dem Ministerium des Innern der Landessanitätsrath; dem Ministerium für Kultus und Unterricht der Landesunterrichtsrath, der Landeskunstrath und die Landeskommission für Erhaltung der Baudenkmäler; dem Ministerium für Ackerbau und Gewerbe der statistische Landesrath, das statistische Landesbüreau, die Centraleichungskommission, die Seebehörde in Fiume; dem Kommunikationsministerium die Generalinspektion für Eisenbahnen und Dampfschiffahrt, die Generalinspektion für den Eisenbahnbau, die Direktion der Staatseisenbahnen; dem Finanzministerium die Direktion der ärarischen Rechtsangelegenheiten und die Lottodirektion.

Was die Provinzial-, Bezirks- und Lokalverwaltung betrifft, so bestehen im österreichischen Staatsgebiet als Oberbehörden für die politische Verwaltung, d. h. für die in das Ressort der Ministerien des Innern, des Kultus und Unterrichts und der Landesvertheidigung fallenden Geschäfte, ferner für die Angelegenheiten der Land- und Forstwirtschaft, des Handels und der Gewerbe die politischen Landesbehörden (Statthaltereien oder Landesregierungen), welchen ein Landessanitätsrath beigegeben ist. Für Südtirol sind die Statthaltereigeschäfte (jedoch unter Beschränkungen) der Statthaltereiabtheilung in Trient zugewiesen. Unter diesen Landesbehörden fungiren als politische Behörden erster Instanz: die 325 Bezirkshauptmannschaften und in den von letzteren erimirten 33 Städten mit eigenen Gemeindestatuten die Kommunalämter (Magistrate ꝛc.); in unterster Linie haben alle Gemeindevorsteher bestimmte Geschäfte der staatlichen Administration (im übertragenen Wirkungskreis) zu besorgen und die Ortspolizei zu handhaben. Eigene Polizeidirektionen bestehen nur in sieben größeren

Städten. Für die Finanzverwaltung sind in den einzelnen Ländern die Finanzlandesdirektionen (beziehungsweise Finanzdirektionen in den kleineren Ländern) als Oberbehörden bestellt, von welchen als erste Instanzen für die direkte Besteuerung die Bezirkshauptmannschaften (mit beigegebenen Steuerinspektoren) nebst den Steuerämtern, in den Landeshauptstädten die Steueradministrationen und Steuerlokalkommissionen, für die indirekten Steuern und anderen Finanzsachen die Finanzbezirksdirektionen und Finanzinspektoren mit den Haupt- und Nebenzollämtern derendiren. Am Sitz jeder Finanzlandesbehörde befinden sich eine Finanzprokuratur (Rechtsrath und Anwalt des Staats) und eine staatliche Landeskasse. Die Leitung und Beaufsichtigung der Mittel- und Volksschulen kommt den Landes-, den Bezirks- und den Ortsschulräthen zu; für das Kommunikationswesen bestehen 11 Post- und 10 Telegraphendirektionen sowie 8 Hafen- und Seesanitätskapitanate, für die Handhabung des Berggesetzes 4 Berghauptmannschaften (mit den Revierbergämtern), für die Verwaltung der Staatsgüter 6 Forst- und Domänendirektionen. In Ungarn und Siebenbürgen ist die politische Verwaltung den Municipalbehörden überlassen, deren Vorstände, die Obergespane, die Repräsentanten der exekutiven Gewalt sind und vom König ernannt werden, während die eigentlichen Municipalbeamten, von welchen der Vicegespan (in den Freistädten der Bürgermeister) die ganze Verwaltung leitet und die Stuhlrichter die Administration in den Landbezirken besorgen, vom Municipalausschuß auf sechs Jahre gewählt werden. Ungarn mit Siebenbürgen zerfällt gegenwärtig in 65 Komitate, neben welchen 29 königliche Freistädte bestehen. In der Hauptstadt Budapest wird die Stelle des Obergespans vom Oberbürgermeister vertreten. Das Fiumaner Gebiet wird von dem königlichen Gubernium verwaltet. Im Schoß der Municipien sind Verwaltungsausschüsse gebildet, welche mit der Leitung einzelner Zweige der allgemeinen Verwaltung betraut sind, in bestimmten Fällen die Disciplinargewalt ausüben und als Appellationsbehörden entscheiden. Andere Verwaltungsbehörden im ungarischen Staatsgebiet sind: im Ressort des Unterrichtsministeriums die 7 Distrikts-Oberstudieninspektorate (für die Mittelschulen) und die 44 Distrikts-Schulinspektorate (für die Volksschulen) in Ungarn und Siebenbürgen; im Ressort des Handelsministeriums die 8 Post- und die 6 Telegraphendirektionen, die 7 Berghauptmannschaften und die 6 Hafenämter (unter der Seebehörde in Fiume); im Ressort des Kommunikationsministeriums die 30 Staatsbauämter; im Ressort des Landesvertheidigungsministeriums die 7 Landwehrdistriktskommando's; im Ressort des Finanzministeriums die 17 Finanzdirektionen mit den Zollämtern und (für die direkten Steuern) die 19 Steuerinspektorate mit den Steuerämtern; ferner die 4 königlichen Montan-, die 8 Domänen- und die 12 Katasterdirektionen sowie 2 Oberforstämter.

Die **Rechtspflege** ist in den im Reichsrath vertretenen Ländern von der politischen Verwaltung vollkommen getrennt. Zur Besorgung derselben unterstehen dem k. k. Justizministerium in der höchsten Instanz und als Kassationshof der oberste Gerichtshof in Wien, in zweiter Instanz 9 Oberlandesgerichte, in erster Instanz 62 Gerichtshöfe (Landes- und Kreisgerichte) für wichtigere Rechtsfälle, die bei diesen gebildeten Geschwornengerichte (für die mit schweren Strafen bedrohten Verbrechen, für alle politischen Verbrechen und Preßvergehen) und 907 Bezirksgerichte (Einzelgerichte). Als besondere Gerichte bestehen noch die Handels-, Gefälls-, Militärgerichte ꝛc. Zur Entscheidung von Kompetenzkonflikten sowie zur Entscheidung in streitigen Angelegenheiten öffentlichen Rechts ist das Reichsgericht in Wien, dann zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Staatsangehörigen und Administrativbehörden der Verwaltungsgerichtshof in Wien eingesetzt. In Ungarn und Siebenbürgen bestehen als Gerichtsbehörden: die königliche Kurie in Budapest als die letzte Instanz mit zwei selbständigen Abtheilungen, dem Kassationshof und dem obersten Gerichtshof; die beiden königlichen Tafeln zu Budapest und zu Maros Vasarhely als zweite Instanz; ferner 86 Gerichtshöfe, 374 Bezirksgerichte und 10 Geschwornengerichte (für Preßvergehen) als erste Instanzen; die Gemeindegerichte als Friedensgerichte.

In Bezug auf das **Staatsfinanzwesen** ist seit den Ausgleichsgesetzen vom Jahr 1867 zwischen dem gemeinsamen Staatshaushalt und jenem der beiden Reichshälften zu unterscheiden. Die gemeinsamen Ausgaben werden nach Abzug der eigenen Einnahmen und des Ertrags des Zollgefälles sowie einer Quote von 2 Proc., welche zu Lasten des ungarischen Staats (wegen der demselben einverleibten Militärgrenze) in Rechnung genommen wird, durch einen Beitrag von 70 Proc. seitens der im Reichsrath vertretenen Länder und durch einen solchen von 30 Proc. seitens der ungarischen Länder gedeckt. Nach dem gemeinsamen Staatsbudget für 1877 betragen:

Die gemeinsamen Ausgaben . . .	117091389 Fl.
darunter: Heer	101360185 "
Kriegsmarine . .	9410190 "
Als Bedeckung dienen:	
Eigene Einnahmen und Einnahmen des Zollgefälles	16779730 "
Beitrag der im Reichsrath vertretenen Länder	68813798 "
Beitrag der ungarischen Länder .	31497861 "

Die Specialbudgets des österreichischen und des ungarischen Staatsgebiets für 1876 bezifferten sich:

	Oesterreich	Ungarn
Staatseinnahmen	372702342 Fl.	224424683 Fl.
Darunter:		
Direkte Steuern	87785000 Fl.	87336107 Fl.
Verzehrungssteuer . . .	59797000 "	13262000 "
Salzmonopol	19163000 "	13000000 "
Tabakmonopol	58500000 "	27979050 "
Stempeltaxen und Gebühren	49424000 "	24921500 "
Post- und Telegraphengefälle	17800000 "	7210400 "
Staatsforsten, Domänen, Montanwerke	10261000 "	22573910 "
Staatsausgaben	403170570 Fl.	232796328 Fl.
Darunter:		
Hofstaat	4650000 Fl.	4650000 Fl.
Landesvertheidigung . .	8441800 "	6414728 "
Staatsschuld	102409002 "	74308891 "

Das autonome Budget für Kroatien-Slawonien umfaßte 1876: 3,175,231 Fl. Einnahme neben 3,166,442 Fl. Ausgabe. Die gesammte **Staatsschuld** der österreichisch-ungarischen Monarchie belief sich Ende 1875 auf 3,766,192,085 Fl. Hiervon kommen auf die seit 1868 aufgenommene gemeinsame schwebende Schuld (Staatspapiergeld) 346,501,033 Fl. Die ungarische Regierung hat seit ihrer Selbständigkeit eine Staatsschuld von 630 Mill. Fl. kontrahirt. Der Rest von 2,789,691,052 Fl. fällt zu Lasten der im Reichsrath vertretenen Länder, da die früheren Staatsschulden nicht als gemeinschaftliche Angelegen-

heit aufgefaßt werden; doch leisten die ungarischen Länder zur Deckung der Zinsen und zur Amortisation für die vor 1868 kontrahirte allgemeine Staatsschuld einen Jahresbeitrag von 30,331,929 Fl., worunter 11,926,000 Fl. in klingender Münze.

Das Sanitätswesen in O. untersteht dem Ministerium des Innern, jenes der Seesanität dem Ministerium des Handels. In jedem Kronland führt die Geschäfte ein der Statthalterei zugetheilter Landessanitätsrath. In der Monarchie gibt es 6660 Aerzte und 4375 Wundärzte; dazu kommen 1500 Militärober- und Unterärzte nebst 500 Thierärzten, 20,000 Hebammen, wonach das gesammte Sanitätspersonal an 33,000 Personen zählt, die jedoch sehr ungleich vertheilt sind. Die Impfung wurde in der Monarchie 1802 eingeführt, und es werden jährlich über 1 Mill. Kinder geimpft. Oeffentliche Krankenhäuser, welche zwar eigene Fonds besitzen, deren Abgänge jedoch aus dem Staatsschatz gedeckt werden, zählt die gesammte Monarchie 530, in welchen im Jahresdurchschnitt 270,000 Kranke aufgenommen werden. Die 20 öffentlichen Irrenhäuser (außerdem 8 private, insgesammt mit 8800 Pfleglingen) werden theils aus Staats-, theils aus Landesmitteln erhalten. Es bestehen über 1000 Armen-, Siechen- und Versorgungshäuser, welche theils eigene Einkünfte besitzen, theils von Gemeinden unterhalten und theils vom Staat unterstützt werden. An Armeninstituten bestehen in den Städten und auf dem Land gegen 8000, von welchen im Jahresdurchschnitt 250—300,000 Arme unterstützt werden. Das Vermögen dieser Institute besteht meist aus wohlthätigen Stiftungen; reichen deren Zinsen nicht aus, so erhalten sie Zuschüsse von den Gemeinden. Außerdem bestehen in den österreichischen Ländern 14 Gebäranstalten mit über 13,000 verpflegten Müttern und ebensoviel Kindern, 9 Findelanstalten mit 13,500 in der Anstalt, 40,000 auswärts verpflegten Kindern, 15 Taubstummenanstalten mit 900 Taubstummen, 6 Blindenerziehungs- und 2 Blindenbeschäftigungsanstalten mit 356 Blinden. Doch reichen die letzterwähnten Humanitätsanstalten für die große Zahl der Pflegebedürftigen bei weitem nicht aus (in Ungarn bestehen gar keine solchen Anstalten); auch für die Kretins wird gar nicht vorgesorgt. Zu den Wohlthätigkeitsanstalten lassen sich noch rechnen die zahlreichen Versorgungsanstalten gegen Einzahlung (Wittwen- und Waisenkassen, Pensionsfonds u. a.) sowie die Versicherungsanstalten (gegen Feuersbrunst, Hagelschlag, Viehstandsverluste, andere Elementarereignisse, Lebens- und Rentenversicherung, Hypothekenversicherung ꝛc.). In neuester Zeit sind zu den humanen Privatanstalten der Hauptstädte die Volksküchen, Suppenanstalten, Asyle ꝛc. gekommen.

Das Heerwesen zeigt für die Landmacht drei verschiedene, auch von verschiedenen Ministerien verwaltete Bestandtheile, nämlich das stehende Heer unter dem gemeinschaftlichen Reichskriegsministerium, die österreichische Landwehr und die ungarische Landwehr (Hónved) unter je einem Minister der Landesvertheidigung für die beiden Reichshälften. Die Wehrpflicht ist allgemein, doch findet eine verhältnismäßig nur schwache Aushebung von jährlich 95,474 Mann (54,541 aus Oesterreich, 40,933 aus Ungarn) zum stehenden Heer statt. Die Dienstpflicht dauert 12 Jahre und zwar 3 Jahre im Heer, 7 in dessen Reserve und 2 Jahre in der Landwehr; sie beginnt mit dem 20. Lebensjahr; freiwilliger Eintritt ist vom 17. Jahr an gestattet. Von den nicht Ausgehobenen dient ein kleiner Theil (jährlich 9500 Mann) 10 Jahre in der Ersatzreserve (mit ähnlicher Bestimmung wie in Deutschland); der Rest tritt sofort zur Landwehr über, bei der eine kurze Ausbildung der Rekruten stattfindet. Die Kriegsstärke des Heers ist durch Gesetz vom 5. Dec. 1868 auf 800,000 Mann festgesetzt; davon stellt Ungarn 342,988 Mann und die im Reichsrath vertretenen Länder 457,012 Mann. In Ungarn, Tirol und Vorarlberg gilt noch das Aufgebot des Landsturms: in Ungarn aus Freiwilligen gebildet, die weder dem Heer, noch der Landwehr angehören, in Tirol ꝛc. in zwei Auszügen, der erste alle waffenfähigen Männer vom 18.—39., der zweite die vom 40.—45. Jahr umfassend, welche nicht anderweitig verpflichtet sind. Für die Militärverwaltung ist das Land in 15 Territorial- und 81 Ergänzungsbezirke eingetheilt; den ersteren stehen die Generalkommando's zu Wien, Graz, Brünn, Prag, Lemberg, Budapest und Agram und die Militärkommando's zu Triest, Krakau, Innsbruck, Zara, Preßburg, Kaschau, Temesvár und Hermannstadt vor. Für die Landwehr hat jede Reichshälfte ein Landwehroberkommando mit einem Erzherzog an der Spitze und 6, resp. 7 Landwehrdistriktskommando's, die in Oesterreich mit den General-, resp. Militärkommando's von Wien, Graz, Prag, Brünn, Lemberg und Zara verbunden sind, in Ungarn als besondere Behörden bestehen (s. oben), und zwar in Budapest (2 Kommando's), Szegedin, Kaschau, Preßburg, Klausenburg und Agram. Als höhere Truppenverbände bestehen im Frieden nur 32 Truppendivisionen mit den Nummern 1—20, 24, 25, 27—36 und unter ihnen 65 Infanterie- und 21 Kavalleriebrigaden. Die Infanteriebrigaden Nr. 41—46 und Nr. 52 sowie die Kavalleriebrigaden Nr. 13 und 19 bestehen im Frieden nicht. Im Feld werden Armeekorps zu je 3 Infanteriedivisionen, jede 12—14 Bataillone, 2—4 Eskadrons, 24 Geschütze stark, mit einer Korpsgeschützreserve von 24—32 Geschützen, aufgestellt; die nicht bei den Divisionen eingetheilte Kavallerie bildet besondere Kavalleriedivisionen. Die in der Benennung der Divisionen fehlenden Nummern werden durch besondere Formationen, resp. durch Landwehrtruppen ausgefüllt. Die Specialwaffen sind unabhängig von den sonstigen Verbänden und besonderen Generalinspektionen und Inspektionen unterstellt.

An Truppen zählt das stehende Heer: a) Infanterie: 80 Regimenter zu je 5 Feld- und 1 Ergänzungsbataillon, letzteres im Frieden nur Cadre, und zu 5 Kompagnien, deren erste vier im Bedarfsfall ausrücken. Die vierten und fünften Bataillone, im Frieden mit dem Ergänzungscadre zum Reservekommando vereinigt, bilden auf Kriegsfuß das Reserveinfanterieregiment mit gleicher Nummer und gleichem Namen wie das Feldregiment. Die Infanterie zählt danach 400 und mit den Ergänzungsbataillonen event. 480 Bataillone, jedes zu rund 1000 Mann. Dazu kommen Jäger: das Tiroler Kaiserjägerregiment mit 7 Bataillonen zu je 4 Feldkompagnien, 1 Reserve- und 1 Ergänzungskompagnie (letztere im Frieden nur Cadre) und 33 Feldjägerbataillone, zusammengesetzt wie die vorigen. Aus den 40 Reservekompagnien werden für den Krieg 10 Reservebataillone gebildet; dasselbe kann im Nothfall auch mit den Ergänzungskompagnien geschehen, so daß dann 60 Jägerbataillone und im ganzen 540 Bataillone Fußtruppen ins Feld gestellt werden können. b) Kavallerie: 41 Regimenter (14 Dragoner-, 16 Husaren-, 11 Ulanenregimenter) zu je 6 Eskadrons (2 Divisionen) und einer Ergänzungseskadron (im

Frieden nur Cadre). Bei der Mobilmachung wird für jedes Regiment noch eine Reserveeskadron neu aufgestellt. Die 287 Feld- und 41 Ergänzungseskadrons zählen dann zusammen 56,500 Mann mit 51,600 Pferden. c) Artillerie: 13 Feldartillerieregimenter, im Frieden zu 13 Batterien; für die 14. besteht ein Cadre, eine 15. wird im Mobilmachungsfall neu aufgestellt. Die Batterien sind bei den 8 Regimentern Nr. 1, 2, 4, 6, 7, 8, 10, 12 je dreizehn 9 Centim.- und zwei 8 Centim.-Batterien, bei den 5 übrigen Regimentern je elf 9 Centim.-, vier 8 Centim.-Batterien, von welch letzteren zwei Batterien reitende sind. Die reitenden Batterien haben im Krieg und Frieden je 6, die Fußbatterien im Frieden 4, im Krieg 8 Geschütze. Es zählt also die Feldartillerie auf Kriegsfuß 185 Fuß- und 10 reitende Batterien mit zusammen 1540 Geschützen; dazu kommen 13 Ersatzbatterien mit 104 Geschützen (jedes Regiment stellt ferner 5, resp. 6 Munitionskolonnen auf, wozu schon im Frieden Cadres bestehen), 12 Festungsartilleriebataillone zu je 4 Kompagnien, einer Reserve- und einer Ergänzungskompagnie in Cadres, auf Kriegsfuß im ganzen 72 Kompagnien, dabei noch im Frieden 5 (im Krieg 10) Gebirgsbatterien beim 9., 11. und 12. Bataillon (ersteres mit 3, letztere mit je einer Batterie). d) Technische Truppen: 2 Genieregimenter zu je 5 Feldbataillonen von je 4 Kompagnien, 8 Reservekompagnien und einem Ergänzungsbataillon (dieses im Frieden nur Cadre, zu 5 Kompagnien), zusammen 56 Feld- und 10 Ergänzungskompagnien; ein Pionierregiment von 5 Feldbataillonen zu je 4 Kompagnien, einem Reservecadre und einer Zeugsreserve. Ein Pionierdetachement und 5 Mineurdetachements des Genies bilden zusammen 5, im Krieg 15 Feld-Eisenbahnabtheilungen (zusammen 25 Feld- und 5 Ergänzungskompagnien). Die Pioniere führen 50 Brückentrains zu je 28 Klafter Länge in das Feld. e) Sanitätstruppen: 23 Abtheilungen, im Frieden mit den Garnisonsspitälern vereinigt. f) Militärfuhrwesen: 36 Eskadrons mit im Krieg ebensoviel Ergänzungsabtheilungen, 6 solche Abtheilungen bestehen außerdem bei den Landeskommando's. Dazu kommen endlich noch die besonderen Verwaltungsanstalten und Behörden. Ueber die k. k. Hofgarden s. Garde. Nur theilweise unter dem Reichskriegsministerium stehen die Sicherheitstruppen: Gendarmerie für die im Reichsrath vertretenen Länder, Kroatien, Slawonien und Siebenbürgen unter einem Inspektor und 16 Landeskommando's; das Serezanerkorps, eine specielle Sicherheitstruppe in Kroatien und Slawonien; die Militärpolizei-Wachkorpsabtheilungen in Lemberg und Krakau und das Militärwachkorps für die Civilgerichte in Wien; endlich die Gestütsbranche. Die Landwehr für die im Reichsrath vertretenen Länder zählt 81 Infanterie- und Schützenbataillone zu je 4 Feld-, einer Reserve-, einer Ergänzungskompagnie, im Frieden nur Cadres, dazu 11 Cadres (auf Kriegsfuß 20 Bataillone mit 11 Ergänzungskompagnien) Landesschützen von Tirol und Vorarlberg, ferner 25 Eskadrons Dragoner und Ulanen und 2 Tiroler Schützeneskadrons, so daß sich die österreichische Landwehr insgesammt auf 101 Bataillone und 27 Eskadrons mit einer Kombattantenstärke von rund 100,000 Mann und 4000 Pferden beläuft. Die ungarische Landwehr, in 14 Brigaden zu je 6—7 Bataillonen getheilt, stellt auf: 92 Bataillone und 40 Eskadrons mit 92, resp. 20 Ergänzungsabtheilungen und einer ausrückenden Kombattantenstärke von rund 92,000 Mann und 8000 Pferden. Im ganzen aber treten die beiden Landwehren mit einer Kopfstärke von 121,000 Mann für Oesterreich und 130,000 Mann für die Länder der ungarischen Krone zu den 800,000 Mann des gemeinsamen Heers hinzu und bringen die Streitmacht Oesterreich-Ungarns zu Land auf 1,051,000 Köpfe. Unter den zahlreichen Festungen und Sperrforts an den Gebirgsgrenzen sind als große Waffenplätze besonders zu nennen: Linz, Olmütz, Krakau, Komorn, Kronstadt, Temesvár, Peterwardein und der Kriegshafen Pola. Die Kriegsmarine zählte Anfang 1877 an Panzerschiffen: 8 Kasemattschiffe und 3 Panzerfregatten mit zusammen 56,320 Tonnen Tragfähigkeit, 8850 Pferdekräften, 158 Geschützen und 4350 Mann Besatzung; ungepanzerte Dampfer: 2 Fregatten, 4 gedeckte Korvetten (eine noch im Bau), 5 Glattdeckskorvetten, 9 Kanonenboote, 2 Raddampfer (ein dritter in Angriff genommen), 2 Aviso's, zusammen 24 Schiffe mit 33,030 Tonnen, 6335 Pferdekräften, 145 Geschützen und 4383 Mann Besatzung (ohne die der vierten Korvette); ferner 2 Jachten, 3 Transportdampfer und ein Werkstattschiff mit 7080 Tonnen, 1320 Pferdekräften, 10 Geschützen und 559 Mann. Zu diesen 41 Schiffen für Kriegsdienst auf hoher See treten noch 7 Schulschiffe, inkl. ein Torpedoboot, 3 Segeltransportbriggs, 8 Hulks, ein Schleppdampfer und 5 Tender. Auf der Donau sind vorhanden 2 Monitors von zusammen 620 Tonnen, 160 Pferdekräften und 4 Geschützen mit 88 Mann Bedienung. Die Mannschaften der Marine, aus den Küstenländern ergänzt, dienen 3 Jahre aktiv, 7 Jahre in der Reserve. Neben dem technischen Personal ist das Matrosenkorps in 2 Depots zu je 6 Kompagnien eingetheilt. Die Friedensstärke des Flottenpersonals beträgt 481 Officiere und 5836 Mann, die Kriegsstärke 556 Officiere und 11,532 Mann. Ueber die militärischen Lehranstalten s. oben.

Das kleine Reichswappen (s. Tafel »Wappen«) ist ein schwarzer, zweiköpfiger, auf jedem Kopf gekrönter Adler mit ausgebreiteten Flügeln, goldenen Schnäbeln, rothen Zungen und goldenen Klauen, in der rechten das Staatsschwert und das goldene Scepter, in der linken den goldenen Reichsapfel haltend; über den beiden Köpfen die Kaiserkrone schwebend. Auf der Brust des Adlers befindet sich das k. k. Familien- und Hauswappen in drei getheilten Schilden und zwar rechts der aufrecht stehende, rothe, gekrönte Löwe von Habsburg im goldenen Feld, links in Gold ein rother rechter Schrägbalken, worin drei silberne Adler übereinander gesetzt sind wegen Lothringen, in der Mitte von beiden ein silberner Querbalken in Roth wegen Oesterreich. Umhangen ist das Familienwappen von den Insignien des Toison-, Maria-Theresia-, Stephans-, Leopolds- und Eisernen Kronenordens. Das mittlere Wappen hat auf den ausgebreiteten Flügeln und dem Schwanz dieses Adlers elf Wappenschilde der österreichischen Provinzen; das große Wappen enthält im goldenen Hauptschilde den kaiserlichen Adler, der auf der Brust einen zweimal senkrecht und ebenso oft quer getheilten Schild mit neun Sektionen trägt, die wieder in mehrere Felder getheilt sind, welche die Wappenzeichen des Kaiserhauses, der Provinzen und deren Bestandtheile und der Anspruchsländer zeigen; der Hauptschild ist mit der Kaiserkrone bedeckt, mit den Insignien der erwähnten Ritterorden umhangen und von zwei goldenen, schwarz geflügelten Greifen mit ausgeschlagenen rothen Zungen und schwarzen Hälsen

gehalten. Die Reichsfarben ſind ſchwarz und gelb. Die Flagge (Kriegs- und Handelsflagge, ſ. Tafel »Flaggen«) iſt getheilt, der eine Theil enthält die öſterreichiſchen Farben roth und weiß, der andere die ungariſche Trikolore; in der Mitte iſt das geſtirnte öſterreichiſche Hauswappen angebracht. Ritterorden (ſ. Tafel »Orden«) beſtehen in O. acht: der Orden des Goldenen Vließes (Toiſonorden), aus einer Klaſſe beſtehend, von Herzog Philipp von Burgund 10. Jan. 1431 geſtiftet, der höchſte Orden Oeſterreich-Ungarns, bloß für Souveräne und die höchſten Würdenträger katholiſcher Religion beſtimmt; der Sternkreuzorden, geſtiftet 2. Febr. 1688, ebenfalls aus einer Klaſſe beſtehend, von der Kaiſerin an Damen des hohen Adels verliehen; der militäriſche Maria-Thereſia-Orden, geſtiftet 12. Dec. 1758, mit 3 Klaſſen (Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern), zur Belohnung tapferer Thaten für in- und ausländiſche Officiere beſtimmt; der königlich ungariſche St. Stephansorden, geſtiftet 5. Mai 1764 für Adlige, die ſich im Civildienſt verdient gemacht, auch für Militärperſonen, mit drei Klaſſen (Großkreuzen, Kommandeuren und Kleinkreuzen); der Leopoldsorden, geſtiftet 8. Jan. 1808, zur Auszeichnung für gemeinnützige Verdienſte, Gelehrſamkeit ꝛc., mit drei Klaſſen (Großkreuzen, Kommandeuren und Kleinkreuzen); der Orden der Eiſernen Krone, geſtiftet 5. Juni 1805 von Napoleon I., von Kaiſer Franz I. 1815 erneuert, für ähnliche Verdienſte beſtimmt wie der vorige und ebenfalls mit drei Klaſſen (Rittern erſter, zweiter und dritter Klaſſe); der Franz-Joſeph-Orden, geſtiftet 2. Dec. 1849, erweitert 25. Dec. 1850, für ehrenvolle Verdienſte ohne Rückſicht auf Stand, Geburt und Religion beſtimmt, auch mit drei Klaſſen (Großkreuzen, Komturen und Rittern); das militäriſche Eliſabeth-Thereſia-Stiftskreuz, geſtiftet 1750, erneuert 1771, zur Belohnung von 21 bedürftigen, verdienſtvollen Generälen und Oberſten der öſterreichiſchen Armee beſtimmt, die damit Penſionen erhalten. Verdienſt- und Ehrenzeichen ſind: das (goldene und ſilberne) geiſtliche Verdienſtkreuz für Feldgeiſtliche; die (große und kleine, goldene und ſilberne) militäriſche Tapferkeitsmedaille; das (ſilberne) Militärverdienſtkreuz für aktive Officiere; die Militärdienſtzeichen für Officiere und Mannſchaft (in je zwei Klaſſen), das (goldene und ſilberne, mit oder ohne Krone verliehene) Verdienſtkreuz für Civilverdienſte. Gelehrten wird als Auszeichnung die goldene Medaille »literis et artibus« verliehen. Zur Belohnung der Seefahrer iſt eine Ehrenflagge (in zwei Klaſſen, einer weißen und einer rothen) beſtimmt.

Vgl. die amtlichen Publikationen der k. k. ſtatiſtiſchen Centralkommiſſion (»Tafeln zur Statiſtik«, bis 1871 erſchienen; »Statiſtiſches Jahrbuch«; »Mittheilungen aus dem Gebiete der Statiſtik«, bis 1874, ſeitdem »Statiſtiſche Monatsſchrift«; die Ausweiſe über den auswärtigen Handel); die amtlichen Publikationen des ſtatiſtiſchen Departements im k. k. Handelsminiſterium; »Statiſtiſches Jahrbuch des k. k. Ackerbauminiſteriums«; die Veröffentlichungen des k. ungariſchen ſtatiſtiſchen Landesbüreau's. Ferner: Hain, Handbuch der Statiſtik des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats (Wien 1852—53. 2 Bde.); Brachelli, Handbuch der Geographie und Statiſtik des Kaiſerthums Oeſterreich (Leipz. 1867); Derſelbe, Statiſtiſche Skizze der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie (5. Aufl., daſ. 1875); Derſelbe, Die Staaten Europa's (3. Aufl., Brünn 1876); Matković, Kroatien-Slawonien nach ſeinen phyſiſchen und geiſtigen Verhältniſſen (Agram 1873); v. Czörnig, Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie (Wien 1855—57, 3 Bde.); »Ungarn auf der Wiener Weltausſtellung« (Specialkatalog, Budapeſt 1873); Lorenz und Weiſſely, Die Bodenkultur Oeſterreichs (Wien 1873); Brachelli und Migerka, Oeſterreichs kommercielle und induſtrielle Entwickelung (daſ. 1874); Mayerhofer, Handbuch für den politiſchen Verwaltungsdienſt (3. Aufl., daſ. 1875—76, 3 Bde.); Schimmer, Statiſtik des öſterreichiſch-ungariſchen Kaiſerſtaats (4. Aufl., daſ. 1872); Klun, Statiſtik von O. (daſ. 1876); Gh. Keleti und L. Beöthy, Statistique de la Hongrie (Budapeſt 1876); Schwicker, Statiſtik des Königreichs Ungarn (Stuttg. 1877). — Karten: Die Sektionen der neuen Gradkarte des k. k. militäriſch-geographiſchen Inſtituts, ſeit 1876 (Tirol vollendet, Siebenbürgen und Niederöſterreich zum Theil (8 Sektionen umfaſſen einen Längen- und Breitengrad); Hypſometriſche Karte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats, von V. v. Streffleur (1876, 4 Bl., im k. k. Schulbücherverlag); Scheda (Oberſt), Karte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats (1855, 20 Bl., ſpäter zur Karte von Mitteleuropa erweitert); Czörnig, Ethnographiſche Karte der öſterreichiſchen Monarchie (4 Bl. und auch in 1 Bl.). Officielle Kartenpublikationen (Poſt-, Eiſenbahn- ꝛc. Karten).

Geſchichte. Die Länder der heutigen öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, in den früheſten Zeiten von Kelten bewohnt, bildeten in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung ſüdlich von der Donau die römiſchen Provinzen Rätien, Noricum, Pannonien, Illyricum-Dalmatia, während nördlich des Stroms Markomannen und Quaden wohnten. Rätien, außer Theilen der Schweiz und Bayerns den nördlichen Theil Tirols umfaſſend, wurde 15 v. Chr. von den Stiefſöhnen des Auguſtus, Tiberius und Druſus, unterworfen und zur Provinz gemacht, von Diokletian aber zu Italien geſchlagen; Noricum, 48 v. Chr. ein Königreich, wurde 16 v. Chr. von dem Prokonſul Illyriens unterworfen und mit Beibehaltung des Namens Regnum Noricum zu einer römiſchen Provinz unter einem kaiſerlichen Prokurator gemacht und von Diokletian in zwei Theile, Noricum ripense und Noricum mediterraneum, getheilt; Pannonien wurde erſt nach drei Kriegen (35—34 und 12—9 v. Chr. und 6—9 n. Chr.) im Jahr 10 römiſche Provinz, wurde zwiſchen 102 und 107 in zwei und unter Diokletian in vier Provinzen getheilt; zur Unterwerfung von Illyrien oder Dalmatien, wie die Provinz ſpäter bald nach Auguſtus genannt wurde, ward der Anfang 167 v. Chr. gemacht, beendet war ſie 59. Bei der Theilung des römiſchen Reichs 395 n. Chr. fielen Rätien, Noricum, Pannonien an das weſtrömiſche Reich, während die Provinz Illyrien zwiſchen dieſem und dem oſtrömiſchen Reiche getheilt wurde, aber bald in die Hände des Weſtgothenkönigs Alarich kam. Nachdem die Weſtgothen ihre Wohnſitze nach Gallien und Spanien verlegt hatten, gründeten die Hunnen unter Attila in der Donautiefebene eine mächtige Monarchie mit der Hauptſtadt Tokai, welche indeſſen bald nach dem Tod ihres Gründers 453 wieder in ihre früheren Beſtandtheile zerfiel, indem ſich die Völkerſchaften, die von den Hunnen unterworfen worden waren, nun wieder ſelbſtändig machten. Als das mächtigſte dieſer Völker, das der Oſtgothen, 489 ſeine Wanderung nach Italien antrat, nahm der oſtrömiſche Kaiſer Juſtinianus den größten Theil der Länder in Beſitz, überließ aber ſpäter Noricum und Pannonien den Langobarden, die jedoch ſchon 568 ebenfalls

abzogen, worauf die Avaren, ein tatarischer Volksstamm, ihre Wohnsitze in Besitz nahmen. Die Enns trennte ihr Gebiet von dem der Bayern, mit denen sie in fortgesetzter Fehde lagen, bis sie sich mit ihnen verbanden, als deren Herzog Thassilo 785 sich gegen Karl d. Gr. erhob. Um sie dafür zu bestrafen und von weiteren Einfällen in das fränkische Reich abzuschrecken, unternahm Karl d. Gr. 791 einen Kriegszug gegen sie, mußte aber, durch eine neue Erhebung der Sachsen zur Umkehr gezwungen, die weitere Fortsetzung des Kriegs seinem tapfern Sohn Pipin überlassen. Unter schweren Kämpfen trieb dieser die Avaren über den Wiener Wald zurück und fügte das Land zwischen Enns und Raab als avarische oder pannonische Mark dem fränkischen Reich bei (796), so daß letzterer Fluß von diesem Jahr an die Grenze des fränkischen und von 843 an des ostfränkischen oder Deutschen Reichs bildete. Das eroberte Gebiet wurde bayrischen Ansiedlern überlassen, Salzburg zum Metropolitansitz für die Ostgegenden erhoben und so diese für die Kultur und das in den Stürmen der Völkerwanderung erloschene Christenthum wieder gewonnen. Der Tod Ludwigs des Deutschen (876) gab zu neuen Unruhen Veranlassung, indem der Mährenfürst Swatopluk die Schwäche des Deutschen Reichs benutzte, um in dessen östliche Marken einzufallen; zwar starb Swatopluk 894, und sein Reich zerfiel nach seinem Tode schnell; allein ein gefährlicherer Feind erstand jenen Gegenden in den Ungarn oder Magyaren, die, von Arnulf gegen die Mähren zu Hülfe gerufen, bald aus Bundesgenossen die gefährlichsten Feinde wurden. Sogleich nach Arnulfs Tode begannen sie ihre Angriffe und brachten 28. Juni 907 dem Grafen Luitpold von Bayern eine vollständige Niederlage bei, welche die Ostgrenze ihres Reichs bis zur Enns ausdehnte. Erst mit ihrer Niederlage auf dem Lechfeld (955) hörten ihre verheerenden Einfälle in Deutschland auf. Sie gründeten in der Donauebene feste Wohnsitze, die Deutschen drangen wieder über die Enns vor, setzten sich in dem Landstrich diesseit und jenseit des Flusses fest und fügten denselben als bayrische Ostmark wiederum dem Reich zu. Die so sichergestellten Grenzländer, ein Gebiet von 328 QMeilen, erhielt 983 Graf **Leopold** (Luitpold) aus dem Geschlechte der **Babenberger**, das damit zur Herrschaft über Oesterreich gelangte, die es bis zu seinem Aussterben (1246) innegehabt hat. Leopolds erstes Unternehmen war gegen Ungarn gerichtet: er eroberte die Grenzfestung Mölk und dehnte die Grenzen seines Gebiets bis zum Wiener Wald aus, starb aber schon 10. Juli 994 durch einen Pfeilschuß, der die Blendung eines Würzburger Vasallen rächte. Unter seinem Sohn Heinrich dem Starken erscheint der Name Oesterreich zum erstenmal in einer Schenkungsurkunde. Ihm folgte sein Bruder Adalbert, der das Gebiet bis zur Leitha und March seinen übrigen Besitzungen hinzufügte und so der eigentliche Begründer von Oesterreich genannt werden kann. Die Gegenden östlich vom Wiener Wald wurden nun dauernd von deutschen Kolonisten besetzt, und ein frischer Sproß deutscher Kultur schoß hier kräftig empor. Sein Sohn Ernst der Streitbare (1056—1075) war ein tapferer Vorkämpfer gegen die Ungarn, erhielt vom Kaiser einen Freiheitsbrief, den ersten unter den österreichischen Hausprivilegien, und vergalt die Huld des Kaisers auf dem Schlachtfeld an der Unstrut, auf dem er 9. Juni 1075 den Tod fand. Sein Nachfolger **Leopold** II. (III., wenn ein gleichnamiger, um 1040 gestorbener Markgraf mitgezählt wird), **der Schöne** (1075—1096), wurde von Heinrich IV., zu dessen Feinden er zählte, seines Landes beraubt (1081), das der Herzog Wratislaw II. von Böhmen bekam, der es aber schon 1083 an seinen alten Besitzer zurückgab. Ihm folgte sein Sohn **Leopold III. der Heilige** (1096—1136), der den Verrath an Heinrich IV., für den er zur Belohnung von dem aufrührerischen Sohn die Hand der Schwester Agnes erhielt, durch die Reue seines ganzen Lebens sühnte. Er verließ Mölk, baute ein Schloß in der Nähe von Wien auf dem Berg, der nach ihm noch heutigen Tags der Leopoldsberg heißt, gründete oder bereicherte Klöster und Stiftungen. Sein Nachfolger **Leopold IV.**, aus unbekannten Gründen **der Freigebige** genannt, regierte kurze Zeit, erwarb aber 1139 durch die Aechtung Heinrichs des Stolzen das Herzogthum Bayern; da er 18. Okt. 1142 kinderlos starb, folgte sein Bruder **Heinrich Jasomirgott** (1142—77), der an dem zweiten Kreuzzug theilnahm, auf demselben aber eine blutige Niederlage durch die Ungarn erlitt; das seinem Bruder verliehene Bayern verlor er durch Kaiser Friedrich I., der es an Heinrich den Löwen gab, um diesen mächtigen Fürsten für sich zu gewinnen; darüber drohte es zwischen den beiden Heinrich zum Krieg zu kommen: da kam 17. Sept. 1156 zu Regensburg ein Vergleich zu Stande, in dem die Welfen Bayern zurückerhielten, die Markgrafschaft Oesterreich dagegen (350 QM. mit Einschluß der damit verschmolzenen Landschaften umfassend) zum **Herzogthum** mit ausgedehnten Vollmachten erhoben wurde. Leopolds IV. Sohn, **Leopold V., der Tugendhafte** (1177—94), betheiligte sich am dritten Kreuzzug und nahm infolge einer angeblich bei der Uebergabe Akka's erfolgten Beleidigung durch Richard Löwenherz diesen auf der Rückkehr aus dem Morgenland gefangen und lieferte ihn an Kaiser Heinrich VI. aus. Von der kurzen Regierung seines Sohns **Friedrich des Katholischen** (1194—98) ist außer einer Heeresfahrt nach Palästina kaum etwas zu bemerken; er starb auf der Heimreise von derselben 16. April 1198 und hinterließ die Regierung seinem Bruder **Leopold VI.**, der in der Folge **der Glorreiche** genannt wurde. Er nahm am vierten Kreuzzug theil und vermittelte den Frieden von St. Germano (1230), wo er 28. Juli 1230 starb. In der Reihe der Babenbergischen Fürsten war er derjenige, unter dem sich Oesterreich am glücklichsten und blühendsten befand; aber nicht nur für den Wohlstand des Landes sorgte er, er war auch, wie sein Vater, ein Freund der Dichtkunst, deren Vertreter er vielfach an seinen Hof zog; auch hinterließ er sein Land nicht unvergrößert seinem Nachfolger, indem er von der Kirche in Freisingen deren beträchtliche Lehen in Krain erhielt (1229). Nicht so war es seinem Sohn **Friedrich dem Streitbaren** (1230—46) vergönnt, sich des Erbes seiner Väter in Ruhe zu erfreuen. Wegen verschiedener Anklagen zur Rechenschaft gezogen, wurde er 1236 von Friedrich II. seiner Länder für verlustig erklärt, erhielt sie jedoch schon 1239 zurück; 1241 kämpfte er tapfer, aber erfolglos gegen die Mongolen und starb 15. Juni 1246 im Kampf gegen Bela von Ungarn, der letzte aus dem ruhmvollen Geschlechte der Babenberger, erst 35 Jahre alt. Sein Tod hatte für Oesterreich und die angrenzenden Länder große Verwirrungen zur Folge; zunächst nahm Kaiser Friedrich II. Oesterreich und Steiermark als erledigtes Reichslehen an sich und ernannte den Grafen Otto von Eberstein zum Reichsverweser, einige Zeit darauf den Herzog Otto von Bayern und nach ihm Mein-

hard von Görz zum Statthalter und Landeshauptmann. Aber unter dem Schattenkönigthum Wilhelms von Holland setzte Papst Innocenz IV., der erbitterte Gegner der Staufer, den Markgrafen Hermann von Baden, den zweiten Gemahl Gertruds, einer Nichte Friedrichs des Streitbaren, zum Herzog von Oesterreich ein (September 1248), der jedoch heftigen Widerstand an der staufischen Partei fand und plötzlich 4. Okt. 1250 starb, als das Land gerade von einem neuen Einfall der Ungarn bedrängt war. Die Unsicherheit im Land, unter der besonders die geistlichen Besitzungen und die Städte infolge dieses fortwährenden Wechsels in der Regierung zu leiden hatten, bewirkte, daß endlich die österreichischen Stände selbst die Nothwendigkeit einsahen, dem Land einen kräftigen Herrscher zu geben. Sie traten 1251 zu Trübensee bei Tulln zusammen, und ihre Wahl fiel auf Ottokar, den jungen Sohn des Böhmenkönigs Wenzel. Schon 9. Dec. d. J. zog dieser in Wien ein und fand bald allgemeine Anerkennung. Um sich auch den Schein einer legitimen Erbfolge zu verschaffen, vermählte er sich mit Margaretha, der Schwester des letzten Babenbergers (11. Febr. 1252). Durch den Tod seines Vaters Wenzel (1253) kam er in den Besitz von Böhmen und Mähren, verlor zwar 1254 durch die Intriguen des Papstes Steiermark an Ungarn, eroberte es aber durch die siegreiche Schlacht bei Kroissenbrunn an der March 12. Juli 1260 zurück, gelangte 1269 durch Testament des letzten kinderlosen Herzogs auch in Besitz von Kärnten und Krain und entriß 1272 den Ungarn Preßburg und alles Land bis zur Waag. Nach den Wirren der vorhergegangenen Jahre war die Regierung dieses mächtigen Fürsten für die Länder, die er beherrschte, eine um so glücklichere, denn nicht bloß, daß er dem Raub- und Fehdewesen ein Ende machte, das Ansehen des Landesherrn und der Gesetze hob, er that auch viel für die Schöpfung eines freien Bürgerstands, für die Hebung und den Wohlstand der Städte, und als sein wichtigstes Anliegen sah er die Germanisirung der slawischen Länder durch deutsche Kolonisten an. In Deutschland war unterdessen 1273 Rudolf von Habsburg zum König gewählt worden, der 1274 einen Reichstag nach Nürnberg berief, durch den die deutschen Fürsten aufgefordert wurden, binnen einer bestimmten Frist um den Empfang ihrer Lehen nachzusuchen. Ottokar weigerte sich, den seiner Meinung nach unrechtmäßig gewählten König anzuerkennen, und ebenso, die infolge davon ergangene Aufforderung zu erfüllen, die österreichischen Länder als heimgefallene Reichslehen herauszugeben. Er wurde in die Reichsacht erklärt, Rudolf rückte mit einem Heer in Oesterreich ein und zwang durch die Kapitulation von Wien seinen Gegner zum Frieden und zur Abtretung von Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain (1276), und nachdem dieser, von neuem sich erhebend, 26. Aug. 1278 auf dem Marchfeld Schlacht und Leben gegen ihn verloren hatte, verlieh Rudolf 27. Dec. 1282 seinen eigenen Söhnen Albrecht und Rudolf, welch letzterer jedoch schon 1283 verzichtete, Oesterreich, Steiermark und Krain (1062 QM.) und legte dadurch den Grund zur Macht des habsburgischen Hauses. Kärnten gab er 1286 dem Grafen Meinhard von Tirol, dessen Gemahlin von dem österreichischen Herzogshaus abstammte. Herzog Albrecht I. (1282—1308) hatte in Oesterreich mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Adel in Oesterreich und Steiermark und die Städte, besonders Wien, klagten über Vernachlässigung der Landrechte und Privilegien sowie über die Begünstigung der Herren aus Schwaben, die alle Stellen an sich brächten. Albrecht aber war entschlossen, seine landeshoheitlichen Rechte mit aller Entschiedenheit zu wahren, und kümmerte sich um alte Privilegien wenig, und wo er Widerstand fand, wie bei der Stadt Wien 1288, wurde er mit Waffengewalt niedergedrückt. Nach außen führten Grenzstreitigkeiten zum Krieg mit dem Erzbischof von Salzburg, die jedoch mit der Unterwerfung des trotzigen Kirchenfürsten endigten (1290); an Ungarn erwarb er sich einen festen Rückhalt durch Verzichtleistung auf die 1272 gemachten Eroberungen. Dagegen mißlangen seine Pläne zur Befriedigung seiner Ländergier sämmtlich, so die auf Holland, Seeland, Thüringen, die Schweiz und auch auf Böhmen, welches er zwar nach dem durch Meuchelmord erfolgten Tode Wenzels III. 4. Aug. 1306 als erledigtes Reichslehen einzog und seinem Sohn Rudolf verlieh, nach dessen schon im nächsten Jahr (4. Juli) erfolgten Tode er es aber geschehen lassen mußte, daß die Böhmen Wenzels Schwager, den Herzog Heinrich von Kärnten, Meinhards Sohn, zum König erwählten. Nach Albrechts Ermordung 1. Mai 1308 folgten in der Regierung der Erbländer Friedrich III., der Schöne, und Leopold der Glorwürdige, und nach des letztern Tode (1326) Friedrich allein bis 1330. Da beide kinderlos starben, so folgte der nächste der Söhne Albrechts I., Albrecht II., der Weise, auch der Lahme genannt (1330—58), der nach dem Tode Heinrichs von Kärnten 2. Mai 1335 zusammen mit seinem Bruder Otto mit dem größten Theil von Tirol belehnt wurde. Ein Krieg, in welchen dadurch die beiden Brüder mit dem König Johann von Böhmen verwickelt wurden, der aus der Ehe seines Sohns mit Margaretha Maultasch Ansprüche auf das Erbe für sein Haus herleitete, endigte 9. Okt. 1336 mit einem Frieden, in dem die Habsburger auf Tirol verzichteten, dagegen Kärnten, Krain und die wendische Mark erhielten. Albrechts II. Sohn und Nachfolger, Rudolf IV. (1358—65), ist bekannt unter dem Namen des Stifters oder des Sinnreichen, wegen der vielen Einrichtungen, Neuerungen und Stiftungen, die er machte, von denen die bedeutendste die Gründung der Universität Wien (1365), der zweiten deutschen nach Prag, ist. Durch seine Schwester Margaretha, die Gemahlin Meinhards III. von Tirol, mit seinen Brüdern zum Erben dieses Landes eingesetzt, behauptete er dasselbe gegen die Herzöge von Bayern, indem er mit den Luxemburgern den Vertrag von Brünn (10. Febr. 1364) schloß, der die Habsburger im Besitz der Grafschaft bestätigte, worauf auch bald die Bayern gegen eine Entschädigung verzichteten (29. Sept. 1369); außerdem wurde 1369 Freiburg i. Br. und 1375 die Grafschaft Feldkirch erworben. Da Rudolf kinderlos starb, so theilten nach seinem Tode seine zwei Brüder die Länder (1605 QM.) in der Weise, daß Albrecht III. (1365—95) Oesterreich ob und unter der Enns erhielt (österreichische oder albrechtinische Linie, bis 1457) und Leopold III. (1365—86) das Uebrige (steiermärkische oder leopoldinische Linie, zerfallend in die tirolische, bis 1496, und steiermärkische). Nachdem der letztere nach vielfachen Verwickelungen und Kämpfen mit Venedig, Carrara, den Schweizern u. a. 1386 auf dem Sempacher Schlachtfeld gefallen war, übernahm Albrecht III. die Regierung des gesammten Reichs für die vier unmündigen Söhne des Gefallenen und vertheidigte sie mit tapferer Hand gegen unbotmäßige Vasallen. Ihm folgte in Oesterreich sein Sohn Albrecht IV. (1395—

1404). Dessen Abwesenheit auf einer Pilgerfahrt nach dem Heiligen Land, von deren Abenteuern er das Wunder der Welt genannt wurde, rief in seinen Ländern Fehden und Grenzkriege hervor; jene veranlaßt von Raubrittern, diese eine Folge der schwachen Regierung Wenzels und Ruprechts. Sein Sohn Albrecht V. stand bis 1411 unter Vormundschaft seiner Vettern Wilhelm und Leopold IV. aus der steiermärkischen Linie, deren Länder nach dem Tode Leopolds III. unter seine vier Söhne: Wilhelm, Leopold IV., Ernst den Streitbaren und Friedrich IV., getheilt worden waren. Mit dem Jahr 1411, in welchem Albrecht V. die Regierung in Oesterreich selbständig übernahm, kehrten bessere Zeiten in dem Land ein. Als Schwiegersohn des Luxemburgers Sigismund wurde er dessen Nachfolger in Mähren, Böhmen, Ungarn und auf dem deutschen Königsthron (1438), regierte aber auf letzterem nur kurze Zeit, da ihn schon im nächsten Jahr auf der Rückkehr von einem Feldzuge gegen die Türken unweit Gran der Tod ereilte (27. Okt.). Für den nach seinem Tode 22. Febr. 1440 gebornen Sohn Wladislaw Posthumus führte zunächst der zweite Sohn Ernsts des Streitbaren, Albrecht VI., der Verschwender, die Vormundschaft, später der älteste Sohn Friedrich V., als deutscher König (1440—93) Friedrich III. Durch den Tod des jungen Wladislaw (23. Nov. 1457) und seines eigenen Bruders, Albrechts VI. (2. Dec. 1463), erwarb Friedrich zwar ganz Oesterreich, in welchem die schon seit 1389 übliche erzherzogliche Würde 3. Jan. 1453 officiell eingeführt wurde; allein vergeblich strebte er nach dem Besitz der Königreiche Wladislaws, denn er mußte Georg Podiebrad in Böhmen und Matthias Corvinus in Ungarn als Könige anerkennen und wurde von letzterem 1485 sogar aus seiner Hauptstadt Wien vertrieben. In der Schweiz eröffneten ihm Händel, die zwischen Zürich und den übrigen Eidgenossen ausgebrochen waren, Aussichten, die seinem Oheim Friedrich IV., mit der leeren Tasche, 1415 entrissenen Gebiete wieder mit dem habsburgischen Erbland zu vereinigen: er verband sich mit Zürich und den Franzosen, allein die Züricher wurden 1443 an der Sil besiegt, die beldenmüthige Aufopferung einer Schweizerschar bei St. Jakob an der Birs (1444) im Kampf gegen das von dem Dauphin von Frankreich herbeigeführte Heer der Armagnaken bewog diesen zum Frieden von Ensisheim, und nachdem der Kampf zwischen Oesterreich und den Schweizern mit Unterbrechungen noch zwei Jahrzehnte gedauert hatte, wurde er endlich durch die »ewige Richtung«, in der Oesterreich auf alle Ansprüche in dem Gebiete des damaligen Schweizer Bundes verzichtete, 1474 beendet. In Oesterreich herrschten Zustände der traurigsten Art. Entlassene Söldnerscharen rotteten sich zu Räuberbanden zusammen, und im Marchfeld bildete sich unter Pankraz von Galicz ein förmlicher Räuberstaat. Dazu kam bei den Ständen die Erbitterung über das vormundschaftliche Regiment Friedrichs über Wladislaw, die sich noch steigerte, als man hörte, Friedrich habe die Absicht, sein Mündel auf dem Römerzug nach Italien mitzunehmen und während seiner Abwesenheit eine Regentschaft steirischer Barone einzusetzen. Die Unzufriedenen, an deren Spitze Ulrich Eizinger stand, der, aus einem kleinen bayrischen Adelsgeschlecht stammend, in Oesterreich zu hohen Würden gelangt war, setzten, als Friedrich ihre Forderungen nicht bewilligte, im December 1451 eine provisorische Regierung ein und sagten sich von ihrem Herrn los. Als dieser aus Italien zurückkehrte, gerieth er im August 1452 in Neustadt, wo er sich mit wenigen hundert Reitern aufhielt, in Gefahr, in die Hände der Aufständischen zu fallen, die mit einem starken Heer vor den Mauern der Stadt erschienen, und mußte sich zum Frieden und zur Herausgabe des jungen Wladislaw entschließen. Nachdem dieser 1457 gestorben, kam zwischen Friedrich und seinem Bruder Albrecht 27. Juni 1458 ein Vergleich zu Stande, durch den Friedrich das Land unter der Enns, Albrecht das ob der Enns erhielt, der dritte Bruder, Sigismund, aber durch ein Drittel aller österreichischen Einkünfte entschädigt wurde. Die Stadt Wien sollte den beiden älteren Brüdern gemeinschaftlich gehören, wurde aber später gegen eine Geldentschädigung dem ältesten allein abgetreten. Aber auch mit diesem Vergleich war noch nicht Ruhe und Frieden im Land eingekehrt. Die hohen Zölle und die Verschlechterung der Münze, die so weit ging, daß von den neuen Pfennigen des Kaisers, »den Schinderlingen«, kaum zwölf für einen alten genommen wurden, die ewigen Länderverwüstungen, die Unsicherheit der Straßen steigerten die von Albrecht geschürte Unzufriedenheit derartig, daß es in Wien zum offenen Aufstand kam und Friedrich von den Aufständischen unter Albrecht in der Hofburg belagert wurde. Da endlich (December 1462) kam ein Abkommen zu Stande, in welchem Albrecht gegen eine jährliche Summe von 4000 Goldgulden auch das Land unter der Enns auf acht Jahre zur Regierung erhielt. Aber der Druck unter dem verschwenderischen neuen Herrn war nicht weniger hart als unter dem alten. Jetzt verbanden sich die Unzufriedenen mit Friedrich und ließen kaiserliches Kriegsvolk in Wien ein; schon drohte es von neuem zu heftigen Konflikten zu kommen, als der plötzliche Tod Albrechts (1463) denselben vorbeugte. Friedrich starb 19. Aug. 1493 und hinterließ, nachdem er 1490 durch die Abdankung seines Bruders Sigismund (gest. 1496) auch in den Besitz von Tirol gelangt war, die so wieder in Einer Hand vereinigten habsburgischen Lande, meist allerdings in einem traurigen Zustand, seinem Sohn und Nachfolger Maximilian I. (1493—1519), der schon 16. Febr. 1486 zum römischen König gewählt worden war. Mit ihm beginnt ein neuer Abschnitt in Oesterreichs Geschichte, denn durch die Verbindung mit den Niederlanden und Spanien, der bald auch die mit Böhmen und Ungarn (1516) folgte, ward es von der Stellung eines deutschen Fürstenthums zum Rang einer weltbeherrschenden Macht erhoben. Es ist, als ob Friedrich III. dies Glück Oesterreichs in den Sternen gelesen hätte, wenn er, von der Zukunft träumend, in sein Tagebuch mitten unter Rechnungen und Notizen sein bekanntes A. E. I. O. V. schrieb, das man als »Austriae Est Imperium Orbis Universi« oder »Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan« gedeutet hat. Nach außen hin hatte Maximilian schon bei Lebzeiten seines Vaters nach dem Tode des Ungarnkönigs Matthias Corvinus (1490), des Eroberers von Wien, das Ansehen der österreichischen Waffen wieder hergestellt, war unter dem Jubel der Bevölkerung 19. Aug. 1490 in Wien eingezogen, hatte die Burg zur Uebergabe gezwungen, bald nicht nur Oesterreich von den Ungarn gesäubert, sondern auch seine Waffen in das eigene Gebiet der Magyaren getragen, war nach der Eroberung von Oedenburg, Komorn und anderen festen Plätzen bis Stuhlweißenburg vorgerückt und nur durch die Meuterei seiner Söldnerscharen, die mit der Vertheilung der Beute und der schlechten Bezahlung unzufrieden waren, zum Rück-

zuge genötbigt worden. Darauf hatte der Ungarnkönig Wladislaw im Frieden von Preßburg 7. Nov. 1491 allen öſterreichiſchen Eroberungen entſagen und dem Kaiſer die Nachfolge in Ungarn zuſagen müſſen, falls er ſelbſt ohne männliche Nachkommen ſterben würde. Ebenſo hatte Maximilian den türkiſchen Sultan Bajeſid II., der in Krain, Kärnten und Steiermark eingedrungen war, 1492 in der Schlacht bei Villach zurückgeſchlagen und gezwungen, ſeine Eroberungsgelüſte auf dieſe Provinzen aufzugeben.

Als Maximilian I. zur Regierung gelangt war, überließ er zunächſt die Niederlande ſeinem Sohn Philipp, um ſeine ganze Thätigkeit dem Reich und ſeinen öſtlichen Erblanden zu widmen. Seine Verſuche, in letzteren das landesherrliche Anſehen dadurch zu erhöhen, daß er Tirol zum Kurfürſtenthum erhob und ſomit dem öſterreichiſchen Haus die Kurwürde verſchaffte, ſcheiterten zwar ebenſo wie ſeine Abſichten, aus Oeſterreich ein Königreich zu machen, indeſſen gelang es ihm, ſeine Hausmacht anderweitig zu vergrößern. Dies geſchah zuvörderſt durch die Erwerbung Burgunds und der Niederlande; der Tod Iſabella's von Kaſtilien (1504) eröffnete ihm Ausſichten auf Spanien, 1500 arrondirte er, nach dem Tode des letzten Grafen (12. April d. J.), ſeine Erblande durch die Erwerbung der Grafſchaft Görz kraft eines Erbvertrags, den Herzog Rudolf der Stifter 5. Okt. 1361 geſchloſſen hatte; am 30. Juli 1505 endlich erhielt er durch eine Entſcheidung des Reichstags zu Köln infolge eines Erbſtreits der beiden bayriſchen Fürſtenhäuſer von München und Landshut beträchtliche bayriſche Diſtrikte an der Tiroler Grenze, nämlich Schloß Kufſtein, Kitzbühel und Rattenberg, Kirchberg und Weißenborn. Ebenſo groß wie für Erweiterung war ſeine Fürſorge für die Verwaltung ſeiner Erblande. Von ihm rühren die erſten Armenanſtalten her; er faßte die einzelnen zerſtreuten polizeilichen Anſtalten in ein Ganzes zuſammen und errichtete oberſte Verwaltungsbehörden zu Wien, Graz und Innsbruck. Auch für Kunſt und Wiſſenſchaft ſorgte er. Vor allem war ſeine Thätigkeit der Wiener Univerſität zugewandt, die unter den unglücklichen Ereigniſſen der langen Regierung ſeines Vaters tief geſunken war, und die er durch neue Privilegien in kurzem ſo hob, daß die Zahl der Studirenden auf 7000 ſtieg und ihr Ruf den der Pariſer überſtieg. Der Humanismus fand unter dem Schutz des Kaiſers und ſeines Kanzlers Matthäus Lang, ſpätern Kardinals und Erzbiſchofs von Salzburg, einen fruchtbaren Boden; an der Univerſität wirkten unter anderen ausgezeichneten Männern der gefeierte Konrad Celtes und der Hiſtoriker Cuſpinian; eine gelehrte Geſellſchaft, die »Danubiſche« genannt, vereinigte auch hier die Freunde der neuen Wiſſenſchaft; zwei in jener Zeit abgefaßte, das Leben des Kaiſers ſelbſt oder Epiſoden aus demſelben behandelnde Werke ſind uns erhalten, das eine ein Roman, »Theuerdank«, von Melchior Pfinzing, das andere, »Weißkönig«, ein Geſchichtswerk, von Maximilian ſelbſt entworfen und von ſeinem Geheimſchreiber Marx Treizſauerwein ausgeführt. Mitten aus dieſer Thätigkeit wurde Maximilian 11. Jan. 1519 durch den Tod geriſſen. Sein Nachfolger wurde im Reich und in den Erblanden ſein Enkel, **Karl V.**, der die letzteren jedoch ſchon 28. April 1521 als erbliches Eigenthum ſeinem Bruder **Ferdinand I.** überließ, wodurch die deutſche Linie des habsburgiſchen Hauſes gegründet wurde; dazu kam in demſelben Jahr die Uebertragung der Verwaltung des Herzogthums Würtemberg, welches nach der Vertreibung des Herzogs Ulrich durch den Vertrag von Augsburg 6. Febr. 1520 dem Kaiſer zugeſprochen worden war. Das Land blieb unter öſterreichiſcher Verwaltung bis 1534, in welchem Jahr es, nachdem der vertriebene Herzog Ulrich von dem Landgrafen Philipp von Heſſen in ſein Land zurückgeführt und Ferdinands Statthalter, der Pfalzgraf Ludwig, bei Lauſen geſchlagen worden war, im Frieden von Kaaden an ſeinen alten Herrn zurückgegeben wurde. Ferdinands ganze Regierung verfloß in der Vertheidigung Ungarns gegen die Türken. An deren Spitze ſtand ſeit 1520 Soliman d. Gr., deſſen Streben dahin ging, die Ländergebiete an der untern Donau und die Inſeln und Küſtenländer der griechiſchen Gewäſſer unter dem Halbmond zu vereinigen. Nachdem er 8. Juli 1521 Semlin, 29. Aug. d. J. Belgrad und 1526 Peterwardein genommen hatte, warf er in der Schlacht bei Mohács 29. Aug. 1526 in zweiſtündigem Kampf die ungariſche Nation ſammt dem 20jährigen König Ludwig zu Boden. Kraft alter Verträge und naher Blutsverwandtſchaft mit Ludwig hätten jetzt die beiden Länder, die unter ſeinem Scepter geſtanden, Böhmen und Ungarn, an Ferdinand fallen müſſen, dieſer gelangte aber zunächſt nur in den Beſitz Böhmens, da in Ungarn Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, von ſeinen Parteigenoſſen zum König ausgerufen wurde. Da dieſer ſich zu ſchwach fühlte, mit eigenen Kräften die Krone zu behaupten, ſo rief er die Hülfe Solimans an, der ihn nach der Eroberung von Budapeſt 29. Aug. 1529 als zinspflichtigen Klientelfürſten in die ungariſche Königsburg einführte. Dem Habsburger blieb vorerſt nur der Königstitel und der Beſitz einiger Landſtriche im Weſten und Norden des Reichs. Die Rechtsanſprüche, welche er und ſeine Nachkommen mit zäher Kraft feſthielten, ſollte erſt die Zukunft zur Geltung bringen. Zunächſt wurde der Siegeslauf der Osmanen durch die tapfere Beſatzung von Wien gehemmt, deſſen Belagerung Soliman nach großen Verluſten 14. Okt. 1529 aufgeben mußte; noch einmal (1532) verſuchte er gegen Wien vorzurücken, da hemmte die Vertheidigung von Güns durch eine kleine chriſtliche Beſatzung den Fortgang des Feldzugs; darauf kam es im Juli 1533 zu Konſtantinopel zum erſten Friedensſchluß mit den Türken, deſſen Verhandlungen zwar demüthigend für Ferdinand waren, ihm aber den Beſitz der Städte und Landſchaften zuſicherten, die er noch im Donautiefland beſaß. Von neuem erklärte Soliman 1541, nachdem er Venedig bezwungen hatte, D. den Krieg; es rückte zwar eine deutſche Reichsarmee unter Joachim von Brandenburg in Ungarn ein, konnte aber wegen Mangels an Geld nichts ausrichten, bis im Juni 1547 ein Friede zu Stande kam, durch welchen dem König Ferdinand gegen Entrichtung einer jährlichen »Penſion« von 30,000 Dukaten der dermalige Beſitzſtand in Ungarn auf weitere fünf Jahre zugeſtanden wurde. Aber ein wirklicher Friede war es nicht; wenn auch keine größeren Heere ins Feld zogen, ſo dauerten doch die Kämpfe und Streifzüge, Ueberfälle und der kleine Feſtungskrieg bis zum Tode Ferdinands fort, trotzdem 1562 ein neuer Friede zu Stande kam, in dem Ferdinand auf Siebenbürgen verzichten mußte, und unter dieſen Zuſtänden kehrten in Ungarn und Siebenbürgen die ſchrecklichſten Zeiten des Fauſtrechts und der Selbſthülfe zurück.

Im Innern ſeiner Länder hatte Ferdinand gleich in den erſten Jahren mit Bauernaufſtänden zu thun. Es gährte in ihnen wie im übrigen Deutſchen Reich ſchon lange; bereits 1515 hatten ſich die Bauern in

Steiermark, Kärnten und Krain gegen den grundherrlichen Adel zusammengerottet; zum offenen Ausbruch kam es 1525 im Salzkammergut, wo die Bauern ein Heer, welches Ferdinand dem bedrängten Fürstbischof von Salzburg zu Hülfe geschickt hatte, bei Schladmingen 5. Juli schlugen. Obwohl der Aufstand sich über das ganze Land, bis in die Umgebung von Wien, wo sich 10,000 Bauern sammelten, verbreitete, wurde er dennoch unterdrückt, die Bauern aber wurden menschlicher behandelt, als in den übrigen Ländern des Deutschen Reichs, indem wenigstens einige der drückendsten Feudalrechte abgeschafft wurden. Der Reformation gegenüber, die auch in Oesterreich und den angrenzenden Ländern sich ausbreitete, zeigte sich Ferdinand, obgleich ein aufrichtiger Katholik, duldsamer als sein Bruder Karl, wenn ihn auch dabei vielleicht mehr das politische als das religiöse Interesse leitete. Seinen österreichischen Unterthanen legte er keine Schwierigkeiten in den Weg, wenn sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen, einen verheiratheten Prediger berufen, einzelne Gebräuche ändern oder abstellen wollten, soweit sich dies innerhalb der Grenzen des Religionsfriedens und der Augsburger Konfession hielt.

Für die Verwaltung seiner Länder sorgte er mit gleicher Sorgfalt wie sein Vorgänger. So erließ er 1555 für die deutsch-österreichischen Lande eine neue Landgerichtsordnung, ordnete das Zunftwesen, erließ Verbote gegen den Luxus in der Kleidung, gegen den Wucher u. a., die, wenn sie auch zum Theil infolge ihrer großen Anzahl nicht alle ihren Zweck erreichten, doch den aufrichtigen Willen des Urhebers zeigten, Ruhe und Ordnung zu stiften. So schied er, von allen Parteien geehrt und geachtet, 25. Juli 1564 aus dem Leben, nachdem er seine Länder unter seine Söhne in der Weise getheilt hatte, daß Maximilian Oesterreich, Böhmen und Ungarn, Ferdinand Tirol, Karl Steiermark, Kärnten, Krain und Görz erhielt. **Maximilian** (1564—76, als deutscher Kaiser Maximilian II.) neigte dem Protestantismus erst seit der Zeit zu, als er sich im Gegensatze zur Politik der Habsburger zu fühlen begann; er hatte nämlich auf Mailand oder die Niederlande gerechnet, da er aber keins der beiden Länder erhielt, näherte er sich den protestantischen Fürsten; um zum Kaiser gewählt zu werden (1562), handelte er zweideutig: er versprach vorher den geistlichen Kurfürsten, zur katholischen Kirche halten zu wollen, aber auch den Protestanten machte er Zusagen. Der Friede mit den Türken wurde sofort nach dem vor Sigeth erfolgten Tode Solimans (1566) mit dessen Nachfolger Selim II. auf Grund des Bestehenden erneuert, die Scheinherrschaft des Woiwoden Johann Sigismund in Siebenbürgen (gest. 1571) und seines Nachfolgers Stephan Báthori von beiden Großmächten anerkannt. So blieb Ungarn längere Zeit von türkischen Kriegszügen verschont; die Reformation breitete sich in dem Land aus, mit ihr erwachten die wissenschaftlichen Studien, Schulanstalten und Druckereien mehrten sich. Maximilian starb 11. Okt. 1576, und seine Besitzungen vererbten allein auf seinen ältesten Sohn, Kaiser **Rudolf II.** (1576—1612), der schon bei Lebzeiten des Vaters 1572 zum König von Ungarn und 1575 zum König von Böhmen und deutschen Kaiser gewählt worden war. Die Brüder wurden in anderer Weise entschädigt: Matthias wurde nach dem Tode des ältesten Bruders, Ernst (1594), Statthalter des Erzherzogthums Oesterreich, Maximilian erhielt die Verwaltung von Tirol und Vorderösterreich, als Erzherzog Ferdinand ohne ebenbürtige männliche Nachkommen starb und mit ihm die tirolische Linie erlosch (1594). Der Friede, den Maximilian II. mit den Türken geschlossen hatte, ließ seinen Nachfolger auf neuen Ländererwerb für das Haus Oesterreich denken. Nach dem Tode des Polenkönigs Stephan Báthori (1586) wurde nämlich von einer Partei im Lande Rudolfs Bruder Maximilian zum König gewählt, während eine andere sich für den Prinzen Sigismund von Schweden erklärte. Es kam zwischen beiden zum Krieg, der mit der Niederlage Maximilians bei Pitschen (1588) und seiner Gefangennahme endigte; erst zwei Jahre später erhielt er seine Freiheit zurück unter der Bedingung, daß er allen Ansprüchen auf den polnischen Thron entsagte.

Der Regierungsantritt Rudolfs II. bezeichnet den Beginn der Reaktion gegen die neue Lehre, die in seinen Ländern zahlreiche Anhänger zählte, vorzüglich in Oesterreich, wo fast der gesammte Adel und die Städte protestantisch waren. Gegen die letzteren, welche ohne gesetzliche Ermächtigung den nur dem Herren- und Ritterstand gestatteten protestantischen Gottesdienst eingeführt hatten, ergingen schon 1578 zwei Edikte, denen zufolge die protestantischen Prediger entfernt und hinfort nur Katholiken als Bürger aufgenommen werden sollten. Und mit der Obrigkeit gingen die katholischen Priester Hand in Hand, an deren Spitze Melchior Khlesl stand, aus einer lutherischen Bürgerfamilie in Wien entsprossen, aber früh von den Jesuiten bekehrt, der als Official des Bischofs von Passau und seit 1602 als Bischof von Wien eine emsige Thätigkeit entfaltete und die Religionsedikte unnachsichtlich zur Anwendung brachte. In dieser Bedrängnis schlossen 1603 die protestantischen Stände Oesterreichs unter Anführung des Calvinischen Freiherrn Erasmus v. Tschernembl eine Vereinigung zum Schutz ihrer religiösen und politischen Freiheiten, was 1605 das Zusammentreten der katholischen Stände zu einem Bund zur Folge hatte. Noch rücksichtsloser war Ferdinand, der Sohn des Erzherzogs Karl, der 1596 im 18. Lebensjahr in Steiermark, Kärnten und Krain zur Regierung gekommen war und durch Gewaltmaßregeln aller Art binnen wenigen Jahren, zum großen Wohlgefallen der römischen Kurie, den größten Theil seiner Unterthanen wieder katholisch machte. Auch in Ungarn sollte die katholische Reaktion durchgeführt werden: da trat Stephan Bocskay, der angesehenste Magnat Siebenbürgens und auch in Oberungarn begütert, als Vorkämpfer der religiösen und nationalen Freiheit auf; in kurzem schlossen sich ihm fast der gesammte Adel und die Städte an, und da er auch ein Bündnis mit den Türken schloß, so hielt es der kaiserliche Feldherr Basta für gerathen, das Land zu räumen, das somit für den Kaiser verloren war. In dieser Noth erwachten die Pläne, Rudolf vom Regiment zu verdrängen, bei seinen Brüdern von neuem und führten endlich nach vielfachen Unterhandlungen zu dem Vertrag von Lieben 25. Juni 1608, in welchem Matthias Ungarn, soweit es nicht Stephan Bocskay oder seinem Nachfolger (seit 1606), Sigismund Rakoczi, gehörte, Oesterreich und Mähren erhielt sowie die Zusicherung der Nachfolge in Böhmen, die 1611 erfolgte; zugleich wurde der 11. Nov. 1606 mit den Türken in Zsitwa-Torok geschlossene 20jährige Friede bestätigt, welcher diesen eine hohe Geldsumme und den Besitz der eroberten Festungen, namentlich Grans, gewährte; Rudolf überlebte diese Demüthigungen nicht lange, er starb 20. Jan. 1612, worauf **Matthias** 13. Juni 1612 auch zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Durch seine drohende Billi-

gung einer Verletzung des von König Rudolf den Böhmen gegebenen Majestätsbriefs veranlaßte er den Aufstand in Prag und dadurch den Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs und starb, als die aufständischen Böhmen schon die österreichische Grenze überschritten hatten, 20. März 1619; mit ihm erlosch die ältere österreichische Linie, und es folgte die steiermärkische Linie (bis 1740) mit Ferdinand II. (1619—1637), der 5. Juni 1617 schon die böhmische und 16. Mai 1618 die ungarische Krone erlangt hatte und 28. Aug. 1619 zum Kaiser gewählt wurde. Aber seine Stellung war eine überaus schwierige, denn nicht nur die österreichischen Stände erhoben gegen seine Thronfolge Einspruch, die Böhmen erklärten ihn sogar für abgesetzt und wählten an seiner Stelle (26. Aug. 1619) den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Zweimal drangen die Böhmen unter Thurn in Oesterreich ein und lagerten sich unter den Mauern von Wien, im Osten war Bethlen Gabor, seit 1613 Fürst von Siebenbürgen, im Bund mit den Türken ein gefährlicher Feind, da rettete den Kaiser der Sieg am Weißen Berg 8. Nov. 1620 aus allen Bedrängnissen. Böhmen wurde unterworfen, die österreichischen Stände wurden zur Huldigung gezwungen, und nach dem Muster des böhmischen Reformationspatents vom 31. Juli 1627, welches alle Andersgläubigen unbarmherzig aus dem Königreich verbannte, wurde in den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie verfahren, um die neue Lehre auszurotten. Zwar kam es den gewaltsamen Bekehrungsmaßregeln gegenüber zu Aufständen, so besonders in dem an Maximilian von Bayern für die böhmischen Kriegskosten verpfändeten Theil von Oesterreich, in welchem sich die Bauern im Mai 1625 unter Anführung von Stephan Fladinger erhoben, indessen die Empörung wurde durch überlegene Truppenmassen blutig niedergeschlagen. Im Osten wurde die Gefahr für das österreichische Haus beseitigt durch einen Vertrag mit den Türken (1627), auf Grund des alten Friedens von Zsitwa-Torok, und durch den Tod Bethlen Gabors (15. Nov. 1629). Unter Ferdinands II. (gest. 15. Febr. 1637) Nachfolger Ferdinand III. (1637—57) wurden die österreichischen Länder, besonders Böhmen, mehr und mehr der Schauplatz des verheerenden Kriegs, und 1645 drangen schwedische Truppen unter Torstenson bis unter die Mauern von Wien vor: da machte 1648 der Westfälische Friede dem Krieg ein Ende. Wie Ferdinand II. 1635 im Frieden von Prag die verpfändeten Lausitzen als erbliches Lehen an Sachsen hatte abtreten müssen, so mußte sein Nachfolger 1648 die alten habsburgischen Besitzungen in Ober- und Unterelsaß nebst der Festung Breisach gegen eine Geldentschädigung von 3 Mill. Livres für die Söhne des Erzherzogs Leopold an Frankreich abtreten. Obgleich milder als sein Vater, bewegte sich Ferdinand III. doch in denselben religiösen Ideenkreisen und hielt auch nach dem Westfälischen Frieden trotz der entgegenlautenden Bestimmungen desselben die früheren strengen Edikte gegen die Anhänger der neuen Lehre aufrecht. Ihm folgte, da der älteste Sohn, Ferdinand, der 31. März 1653 zum römischen König gewählt worden, bereits 9. Juli 1654 gestorben war, sein zweiter Sohn, Leopold I. (1657—1705). Die lange Regierung dieses Habsburgers war für alle seine Reiche eine Kette von Unfällen und Mißgeschicken. Im Westen bedrängte Ludwig XIV. die Reichsgrenzen und riß in den drei Friedensschlüssen von Aachen, Nimwegen und Ryswijk deutsche Städte und Landschaften räuberischerweise an sich, von denen der letzte nur Breisach und Freiburg an Oesterreich zurückgab. Zu gleicher Zeit fielen die Türken von neuem in Ungarn ein. Ein österreichisches Heer, welches sie bei Gran am Ueberschreiten der Donau hindern wollte, wurde zurückgeschlagen (August 1663), und die türkischen und tatarischen Scharen drangen plündernd und brandschatzend bis Brünn und Olmütz vor, so daß schon der Hof, für die Hauptstadt besorgt, seine Residenz nach Linz verlegte, als der glänzende Sieg Montecuccoli's bei St. Gotthard an der Raab (1. Aug. 1664) die Türken zu dem 20jährigen Frieden von Vasvar zwang, der auf Grund der bestehenden Verhältnisse abgeschlossen wurde und Oesterreich also keinen andern Vortheil brachte, als daß Ungarn einige Zeit vor den Angriffen der Türken sicher war. Diesen Frieden brachen sie 1683, als Emmerich Tököly, das Haupt der Ungarn, die für ihre alte Verfassung und die in grausamer Weise verfolgte neue Lehre kämpften, sie um Hülfe ansprach. Der Großwessir Sultan Mohammeds IV., Kara Mustapha, zog 1683 an der Spitze von 200,000 Mann sengend und brennend bis vor Wien, das zwei Monate lang belagert und ausschließlich durch die heldenmüthige Vertheidigung des Grafen Rüdiger von Starhemberg und durch die von dem Polenkönig Johann Sobieski und dem Herzog Karl von Lothringen gewonnene Schlacht (12. Sept. 1683) gerettet wurde. Von da an ist der Halbmond im Niedergang begriffen: noch in demselben Jahr wurde Gran erobert, 2. Sept. 1686 kam Ofen, nachdem es 145 Jahre lang im Besitz der Türken gewesen war, wieder in die Gewalt der Habsburger, und die siegreiche Schlacht bei Mohács (12. Aug. 1687) hatte die Unterwerfung von Slawonien und Kroatien zur Folge. Nachdem in dem wieder eroberten Theil von Ungarn ein Schreckensregiment sonder Gleichen, gegen die Verfassung und die evangelische Lehre gerichtet, eingeführt worden war, brachte Leopold die durch dasselbe eingeschüchterten Stände dahin, in die Aufhebung des Wahlkönigthums zu willigen und das Land in ein Erbreich unter habsburgischer Herrschaft (1687) zu verwandeln, und vereinigte mit demselben im nächsten Jahr (9. Mai) Siebenbürgen, dessen Fürst und Landtag der türkischen Oberherrschaft entsagten und sich unter den Schutz des Königs von Ungarn stellten, was wenige Jahre später (4. Dec. 1691) nach der Schlacht bei Szalankemen dahin abgeändert wurde, daß nur Fürsten aus dem habsburgischen Haus in dem Land regieren sollten. Mit wechselndem Erfolg wurde der Krieg gegen die Türken fortgeführt. Zunächst waren revolutionäre Bewegungen in Konstantinopel dem Waffenglück der Oesterreicher förderlich, die Belgrad 1688 und Widdin 1689 einnahmen und zwei Siege bei Patasch und Nissa erfochten; aber alles ging wieder verloren durch die Thätigkeit des Großwessirs Mustapha Köprili, der Widdin, Nissa und Belgrad 1690 zurückeroberte, jedoch 19. Aug. 1691 in der blutigen Schlacht von Szalankemen mit 24,000 Türken gegen den Markgrafen Ludwig von Baden fiel. Endlich brachte der glänzende Sieg des Prinzen Eugen von Savoyen bei Zenta 11. Sept. 1697 das Ende des Kriegs mit dem Frieden von Karlowitz (26. Jan. 1698), in welchem ganz Siebenbürgen und alles Land zwischen Donau und Theiß, mit Ausnahme des Banats von Temesvár, an Oesterreich abgetreten wurde. Nachdem Leopold 1665 Tirol, welches von 1564 an wieder selbständig gewesen, infolge des Todes des Erzherzogs Sigismund zugefallen war, suchte er 1700 nach dem Tode Karls II. von Spanien die Krone dieses Landes für seinen zweiten Sohn, Karl, zu erwerben, was ihn in den spanischen

Erbfolgekrieg verwickelte, in dessen Verlauf er 5. Mai 1705 starb.

Was Leopolds innere Regierung betrifft, so sah es vor allem mit den Finanzen sehr bedenklich aus: hatte er sie schon bei seinem Regierungsantritt in zerrüttetem Zustand übernommen, so waren sie während seiner langen Regierung infolge der fast fortwährenden Kriege und der am Hof herrschenden Verschwendung in noch größere Unordnung gerathen. Dazu kamen die Nachlässigkeit und Bestechlichkeit der Beamten, die Anstellung untauglicher Personen, um auch da, wo Leopold, wie auf dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege, den redlichen Willen hatte, die Uebelstände abzustellen, seine Pläne und Absichten entweder gar nicht, oder nur theilweise zur Ausführung gelangen zu lassen. Wie es beim Militär aussah, sehen wir aus den Klagen des Prinzen Eugen über die schlechte Montirung, die mangelhafte Ernährung und unregelmäßige Besoldung der Soldaten trotz der großen Geldmittel, die aufgewendet wurden. Am traurigsten waren die Verhältnisse in Ungarn, wo die infolge der maßlosen Bedrückungen der Protestanten und der Willkür in der Verwaltung entstandenen zahlreichen Empörungen das Land in seinem Innersten aufwühlten, so daß noch jetzt, trotz der drei großen Wohlthaten, die Leopold in der geregelten Thronfolge, der Befreiung vom türkischen Joch und der Vereinigung Siebenbürgens mit der ungarischen Krone dem Land erwiesen, seine Regierung für die unglücklichste aller gilt. Leopolds Nachfolger war sein ältester Sohn, Joseph I. (1705—1711), unter dem der spanische Erbfolgekrieg seinen weitern Fortgang hatte. Dieser Umstand und die Hoffnung auf die Hülfe der Türken führten eine neue Empörung der Ungarn unter Rakoczi herbei, welche indeß 1708 durch den Sieg der kaiserlichen Waffen bei Trentsin unterdrückt wurde; da auch die erwartete Hülfe von Seiten der Türken ausblieb, weil diese in einen Krieg mit den Russen verwickelt waren, so endete diese letzte Rebellion in Ungarn mit der Unterwerfung des Landes in dem Száthmarer oder Károlyi'schen Frieden 1711. In der innern Verwaltung verdienen Erwähnung die größere Sparsamkeit, welche Joseph einführte, die Errichtung einer Staatsbank und eine neue Halsgerichtsordnung, durch die vielfache Milderungen bei Anwendung der Tortur und Todesstrafe eintraten. Joseph starb 17. April 1711, ohne männliche Erben zu hinterlassen, und sein Bruder und Nachfolger Karl VI. (1711—40) mußte, weil den Seemächten eine Vereinigung der österreichischen und spanischen Monarchie für die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts gefährlich schien, 1714 in dem Friedensschluß von Rastadt Philipp V. als König von Spanien anerkennen, erhielt aber dafür die spanischen Niederlande, Neapel und Sardinien und einen Theil der französischen Niederlande mit Tournay und behielt Mantua, dessen Herzog als Verbündeter Frankreichs geächtet und 1708 gestorben war. Als Philipp Italien wieder erobern wollte, wurde er daran durch die Quadrupelallianz gehindert, die der Kaiser, England, Frankreich und Holland zur Aufrechterhaltung des Utrechter Friedens 2. Aug. 1718 schlossen, und sein Alliirter, der Herzog von Savoyen, mußte 17. Febr. 1720 im Haager Friedensschluß Sicilien gegen Sardinien an Oesterreich abtreten; 1716 verband sich Karl VI. mit der Republik Venedig gegen die Türken, die jener das im Frieden von Karlowitz erworbene Morea durch einen unerwarteten Angriff entrissen hatten. Eugen von Savoyen griff mit einem Heer, das nicht einmal halb so stark wie das seiner Gegner war, diese 5. Aug. 1716 bei Peterwardein an und brachte ihnen in fünfstündigem Kampf eine blutige Niederlage bei, der 13. Okt. die Kapitulation von Temesvár folgte; am 16. Aug. 1717 warf er das bei Belgrad stehende, ihm fast dreimal überlegene türkische Heer aus seiner stark verschanzten Stellung und zwang zwei Tage später Belgrad zur Uebergabe und die Türken zum Frieden von Passarowitz (21. Juni 1718), in welchem er den ganzen Banat, fünf Distrikte der Kleinen Walachei und einen Theil von Serbien zwischen der Morawa und der Drina erwarb, so daß ihm Belgrad blieb, und außerdem drei Plätze auf der rechten Seite der Unna. Weniger glücklich war Eugen im polnischen Erbfolgekrieg, in welchem sich Oesterreich, nachdem August III. die Pragmatische Sanktion anerkannt, auf dessen Seite gestellt hatte, denn er mußte 1735 in den Friedenspräliminarien von Wien, die aber erst 8. Nov. 1738 in einen definitiven Frieden verwandelt wurden, Neapel und Sicilien als eine nie mit Spanien zu vereinigende Sekundogenitur für den Infanten Karl abtreten und bekam zur Entschädigung bloß Parma und Piacenza. Für diese Verluste in Italien wollte sich Karl VI. auf Kosten der Türken schadlos halten und erklärte diesen im Bund mit Rußland, das für die aus dem Frieden am Pruth erwachsenen Verluste Ersatz wünschte, 1737 den Krieg, der aber, wie er ungerecht angefangen worden, unglücklich endete: die Kaiserlichen wurden noch in demselben Jahr bei Banyaluka, 23. Juli 1739 bei Krotzka geschlagen und mußten in dem auf 27 Jahre geschlossenen Frieden von Belgrad (18. Sept. 1739) diese Festung, Serbien und die Walachei abtreten.

Um die Einheit der Monarchie, die bei den nach Abstammung, Sprache und Charakter so verschiedenartigen Bestandtheilen besonders nothwendig war, zu bewahren und Theilungen, wie sie unter seinen Vorfahren vorgekommen waren, zu verhindern, stellte Karl unter dem Titel »Pragmatische Sanktion« eine neue Erbfolgeordnung auf, welche die Erbfolge auch auf die Töchter ausdehnte, und suchte auf dem Weg der Unterhandlung die europäischen Mächte zur Anerkennung derselben zu bewegen, was ihm aber trotz aller Opfer, die er brachte, nicht bei allen gelang, und worüber er vergaß, zweierlei zu schaffen, was nach dem bekannten Ausspruch des Prinzen Eugen die beste Garantie für die Pragmatische Sanktion war: einen wohlgefüllten Schatz und ein tüchtiges Heer, denn die Finanzen und das Militärwesen befanden sich bei seinem Tod in einem kläglichen Zustand. In den Niederlanden und den italienischen Besitzungen gingen die Einnahmen für die Verwaltung dieser Länder auf, die ungarische direkte Steuer war zur Erhaltung des ungarischen Militärs bestimmt, es blieben also nur die indirekten Steuern Ungarns und die direkten und indirekten Steuern der deutsch-österreichischen Lande zur Bestreitung der Staatsausgaben und zur Schuldentilgung übrig. Das Heer war auf dem Papier etwa 130,000 Mann stark, das wirkliche Kontingent betrug nicht viel mehr als die Hälfte und war in den Garnisonen auf der weiten Strecke von den Niederlanden bis nach Ungarn zerstreut, die Festungen waren vernachlässigt und, mit wenigen Ausnahmen, in nicht vertheidigungsfähigem Zustand. Mit Karls VI. Tode (20. Okt. 1740) erlosch der habsburgische Mannsstamm, und es folgte die habsburgisch-lothringische Linie mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Karls VI., die durch ihre Vermählung mit Franz von Lothringen (12. Febr. 1736) das Großherzogthum Toscana, welches dieser

1737 gegen Lothringen eingetauscht hatte, mit der österreichischen Monarchie vereinigte. Durch die Pragmatische Sanktion schien der österreichische Hausbesitz für die Tochter Karls VI. gesichert. Aber das Zusammenfallen der Person des deutschen Kaisers mit der des Herrn der österreichischen Hausmacht, sowohl für das Deutsche Reich wie für die österreichische Monarchie eine nicht zu verachtende Stütze, hörte mit dem Tode Karls VI. auf; denn selbst wenn es gelungen wäre, die Wahl Franz' von Lothringen zum Oberhaupte des Deutschen Reichs durchzusetzen, so wäre es doch nicht der Gebieter der habsburgischen Hausbesitzungen gewesen, der nach Karl VI. die deutsche Krone trug. Daß aber Franz nicht gewählt wurde, dafür sorgte Frankreich und setzte es durch, daß der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern 24. Jan. 1742 als Karl VII. zum Kaiser gewählt wurde.

Aber nicht einmal das Erbe der Habsburger sollte unangetastet bleiben. Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern machte Ansprüche darauf, sich stützend auf seine Abstammung von Anna, der ältesten Tochter Ferdinands I., und auf dessen angebliches Testament. Friedrich II. von Preußen forderte die Herausgabe der vier schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, auf die er Ansprüche zu haben behauptete, und entschlossen, die der österreichischen Monarchie aus dem Tode Karls VI. erwachsenen Verlegenheiten zu benutzen, um auf Kosten dieses Staats Preußen zu einer Macht ersten Ranges zu erheben, fiel er, nachdem Maria Theresia diese Ansprüche zurückgewiesen hatte, unbekümmert um die Rechtmäßigkeit derselben, 16. Dec. 1740 in Schlesien ein und begann damit den ersten Schlesischen Krieg (1740—42). Mit Ausnahme weniger Festungen fiel das ganze Land ohne erheblichen Widerstand in seine Hände; 3. Jan. 1741 ließ er sich als dem neuen Herrn des Landes huldigen und behauptete dasselbe gegen das unter Neipperg heranrückende Heer der Oesterreicher durch den Sieg, welchen sein General Schwerin 10. April 1741 bei Molwitz erfocht. Diese Niederlage der österreichischen Waffen hatte zur Folge, daß 22. Mai 1741 zu Nymphenburg sich alle diejenigen vereinigten, die Verlangen nach dem Erbe Karls VI. trugen. Dies waren außer Bayern: Sachsen mit ungefähr gleichen Rechtsansprüchen, Sardinien ohne jegliches andere Motiv als das der Ländergier, Frankreich und Spanien, trotzdem sie die Pragmatische Sanktion anerkannt hatten, und Friedrich II. von Preußen. Der österreichische Erbfolgekrieg (1741—48, s. Erbfolgekriege 3), der aus diesem Bündnis hervorging, wurde von dem Kurfürsten von Bayern mit der Besetzung von Passau und der Ueberrumpelung der Bergveste Oberhaus begonnen. Durch ein französisches Heer unter Belle-Isle verstärkt, brach er darauf in Oberösterreich ein, ließ sich in Linz huldigen und legte sich den Titel »Erzherzog von Oesterreich« bei. Maria Theresia wandte sich an die Ungarn um Hülfe, die an 100,000 Mann zum Kampf aufstellten und durch die Mißgriffe der Feinde Zeit gewannen, ihre Rüstungen zu vollenden. Statt nämlich auf Wien und Preßburg loszurücken und dem König von Preußen die Hand zu bieten, dessen leichte Reiter schon bis Stockerau streiften, wandte sich der Kurfürst von Bayern nach Böhmen, um sich in Prag krönen zu lassen (December 1741); nachdem er Böhmen verlassen hatte und nach dem Rhein gegangen war, um dem Orte der Kaiserwahl näher zu sein, fiel ein österreichisches Heer unter Franz von Lothringen in Böhmen ein, während ein zweites unter dem General Bärenklau in Bayern eindrang, München besetzte und furchtbar im Land hauste. Neue Hoffnung schöpfte Karl VII. aus dem Sieg, den sein Verbündeter Friedrich II. 17. Mai 1742 bei Chotusitz unweit Tschaslau in Böhmen über den Prinzen Karl von Lothringen erfocht; aber gerade dieser Sieg verschlimmerte die Lage des Kaisers, denn er führte zum Frieden zwischen Preußen und Oesterreich. Friedrichs Geldkräfte waren nahezu erschöpft, die Kriegführung der Sachsen und Bayern matt und ungeschickt, die Haltung Frankreichs unzuverlässig; Maria Theresia hoffte für die Friedrich zu bringenden Opfer, nach Beseitigung dieses gefährlichsten Feindes, anderweitige Entschädigung zu erlangen. So führten, bei aufrichtigen friedlichen Absichten auf beiden Seiten, die im Juni 1742 in Breslau angeknüpften Friedenspräliminarien schon 28. Juli zu dem Friedensschluß von Berlin, in welchem Maria Theresia Oberschlesien (außer Teschen), Troppau, Jägerndorf und Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz, ein Gebiet von etwa 650 QM. mit beinahe 1½ Mill. Bewohnern, an Preußen abtrat. Um so energischer wurde nun der Erbfolgekrieg von Maria Theresia fortgesetzt: die Franzosen unter Belle-Isle und Broglio mußten unter großen Verlusten Böhmen räumen, wurden von der »pragmatischen Armee« unter Georg II. von England, dem Verbündeten Oesterreichs, bei Dettingen 27. Juni 1743 geschlagen und auch am Oberrhein bedroht; Bayern wurde nach dem Sieg Karls von Lothringen bei Simpach 9. Mai 1743 fast ganz erobert. Diese Erfolge veranlaßten 23. Sept. 1743 den Anschluß Sachsens und Sardiniens an Oesterreich zu Worms, des letztern gegen die Abtretung einiger Stücke des Herzogthums Mailand; auch England und Holland gewährleisteten in Worms von neuem den Besitzstand der österreichischen Monarchie im Sinn der Pragmatischen Sanktion. Aus Besorgnis, daß die Wormser Verträge nach Besiegung der gegenwärtigen Feinde Maria Theresia's auch gegen ihn gerichtet werden möchten, zu dem Zweck, ihm Schlesien wieder zu entreißen, begann Friedrich II. den zweiten Schlesischen Krieg (1744—45), nachdem er die Frankfurter Union mit Karl VII., mit Kurpfalz und Hessen-Kassel sowie ein Bündnis mit Frankreich geschlossen hatte, fiel in Böhmen ein und eroberte 16. Sept. 1744 Prag im Sturm. Dieser unerwartete Angriff gab dem Krieg eine andere Wendung; die Oesterreicher verließen den Oberrhein, wandten sich nach Böhmen, vereinigten sich hier mit 24,000 Sachsen und nöthigten Friedrich, Böhmen zu räumen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Kurze Zeit darauf (20. Jan. 1745) starb Karl VII. zu München, und sein Nachfolger Maximilian Joseph III. schloß bereitwillig mit Maria Theresia 22. April zu Füssen Frieden. Er bekam Bayern zurück, verzichtete auf alle Ansprüche an Oesterreich und versprach, bei der künftigen Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresia's seine Stimme zu geben. Die Hauptursache des Kriegs, der Anspruch Bayerns auf die österreichischen Staaten, war damit gehoben, aber der Krieg währte fort. Das von den Oesterreichern hart bedrängte Schlesien befreite Friedrich durch den glänzenden Sieg bei Hohenfriedberg über die Oesterreicher und Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen, drang dann wieder in Böhmen ein und siegte 30. Sept. bei Sorr über jenen. Als derselbe zu einem Angriff gegen Berlin vorrückte, um mit den Sachsen vereint die Hauptstadt Preußens einzunehmen, zwang ihn Friedrich

23. Nov. durch die Besiegung eines sächsischen Korps bei Katholisch-Hennersdorf zum Rückzug nach Böhmen. Der Sieg Leopolds von Dessau 15. Dec. über die Sachsen bei Kesselsdorf, seine letzte Waffenthat, führte noch vor Ablauf des Jahrs (25. Dec.) zum Frieden von Dresden, in welchem der Berliner Friede bestätigt wurde und Friedrich dagegen den 13. Sept. gewählten Franz I. als deutschen Kaiser anerkannte. Der Krieg mit Frankreich währte noch drei Jahre fort, in Deutschland sowohl wie in Italien, und wurde 23. Okt. 1748 durch den Frieden zu Aachen beendigt. Sardinien wurde im Besitz der 1743 abgetretenen Bezirke des Herzogthums Mailand bestätigt; Parma, Piacenza und Guastalla fielen an den spanischen Prinzen Philipp, doch verblieb das Heimfallsrecht auf Parma Oesterreich, das auf Piacenza Sardinien vorbehalten; der Versuch Maria Theresia's, im Bund mit Rußland, Frankreich, Schweden und dem Deutschen Reich sich Schlesiens wieder zu bemächtigen, führte zum dritten Schlesischen oder Siebenjährigen Krieg (s. d.), der damit endigte, daß Maria Theresia 15. Febr. 1763 im Hubertsburger Frieden die Bedingungen des Breslauer und Dresdener Friedens bestätigen mußte.

Der Gemahl Maria Theresia's, Franz I., der erste Kaiser aus dem neuen habsburgisch-lothringischen Haus (1745—65), hatte weder auf die deutsche, noch auf die österreichische Politik irgend welchen Einfluß. Zu seinem Nachfolger war schon bei seinen Lebzeiten (27. Mai 1764) sein Sohn Joseph II. gewählt worden, der nach Franz' Tode (18. Aug. 1765), in Oesterreich zugleich als Mitregent seiner Mutter Maria Theresia, den Thron bestieg (1765—1790). Nachdem er 1772 durch die erste polnische Theilung ein Gebiet von etwa 2000 QM., das nunmehr sogen. Galizien und Lodomerien, erworben hatte und 1775 die Türken ihm die Bukowina abgetreten hatten, wodurch die Verbindung Siebenbürgens mit den neu erworbenen polnischen Gebietstheilen hergestellt wurde, suchte er das bei dem hohen Alter des kinderlosen Maximilian III. Joseph nahe bevorstehende Erlöschen der bayrischen Kurlinie zur Erweiterung Oesterreichs zu benutzen, indem er den Erben, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, durch Drohungen nöthigte, unbegründete Ansprüche Oesterreichs auf 234 QM. bayrischen Gebiets durch eine Konvention anzuerkennen. Friedrich d. Gr., fest entschlossen, um keinen Preis eine solche Vergrößerung Oesterreichs in Deutschland zu dulden, veranlaßte den nächsten Erbberechtigten, den Herzog Karl von Zweibrücken, seine Beistimmung zu diesem Vertrag zu verweigern, und als dessenungeachtet Joseph nach dem Tode Maximilian Josephs 1777 die ihm von Karl Theodor abgetretenen Gebietstheile in Besitz nahm und die Herausgabe verweigerte, so begann Friedrich mit Sachsen im Bund 1778 den bayrischen Erbfolgekrieg (s. Erbfolgekriege 4) und rückte in Böhmen ein, konnte jedoch, da die Oesterreicher in einer unangreifbaren Stellung hinter der Elbe und Iser standen, nichts ausrichten und mußte sich aus Mangel an Fourrage im September nach Schlesien zurückziehen; hier wurde 13. Mai 1779 der Friede von Teschen geschlossen, in welchem sich Joseph mit 38 QM., dem jetzigen Innviertel, begnügte.

Ein Jahr darauf starb Maria Theresia (29. Nov.) und hinterließ den Staat ihrem Sohn Joseph II. als Alleinregenten nicht nur nach außen erweitert, denn sein Umfang betrug über 11,000 QM. mit 24 Mill. Bewohnern, sondern auch im Innern in einem bessern Zustand, als sie ihn übernommen hatte. Das Heer, bei ihrem Regierungsantritte der Stärke und Organisation nach in keinem Verhältnisse stehend zu dem Umfang des Staats, hatte sich durch die verschiedenen Kriege mit Preußen und durch die Fürsorge der Kaiserin, die sie ihm besonders während des zweiten und dritten Schlesischen Kriegs zuwandte, so völlig umgewandelt, daß selbst die Feinde Oesterreichs anerkennen mußten, daß es dem preußischen beinahe gleichstehe. Um die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, hatte sie das Steuerwesen geregelt, den Bergbau in Schemnitz gehoben, den Fabriken mit solchem Erfolg ihre Unterstützung zugewandt, daß sie am Ende ihrer Regierung nicht nur den Bedarf im Lande deckten, sondern auch ihre Fabrikate ausführten, 1751 das Lotto und das Papiergeld eingeführt, letzteres nicht, ohne daß schon damals vor den verderblichen Folgen warnende Stimmen laut geworden wären. Durch alles dies hatte sie es erreicht, daß, trotz ihrer vielen Kriege und der keineswegs sparsamen Wirtschaft am Hof, im Heer und Staat, die österreichischen Finanzen nie günstiger standen als bei ihrem Tode. Zur Regelung des Geschäftsgangs waren Hofkanzleien für die einzelnen Provinzen gebildet worden, wie die ungarische, böhmische u. a., welche die Brücke zwischen den Provinzialverwaltungen und dem Monarchen bilden sollten; ausgenommen waren nur die Lombardei und Belgien, die unter dem Ministerium des Auswärtigen standen, weil bei der Verwaltung dieser Länder vielfach auf die auswärtigen Angelegenheiten Rücksicht genommen werden mußte. Auf dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege hatte sie 1771 das traurige Loos der Leibeigenen gemildert, indem sie das übliche Maß der Schuldigkeiten hatte feststellen und 1775 ein Maximum des drückenden Dienstes, den Robot, bestimmen lassen; 1773 hatte sie, wenn auch zögernd, in die Aufhebung des Jesuitenordens gewilligt, 1776 endlich die Tortur abgeschafft.

Nicht in dem Zweck, nur in den Mitteln unterschied sich die Politik Maria Theresia's von der ihres Sohns Joseph II. »Alle Provinzen der Monarchie sollen nur ein Ganzes ausmachen, in allen die Kräfte des Volks auf ein gemeinsames Ziel — Oesterreichs Macht — gerichtet sein«: in diesen von Joseph selbst niedergeschriebenen Worten findet sein Regierungsprogramm den einfachsten und schärfsten Ausdruck. Nach dem Muster des preußischen Staats und mit denselben Mitteln, welche Friedrich d. Gr. angewandt hatte, wollte er seinen Staat umformen, ohne zu bedenken, daß dort ein Großer Kurfürst, ein Friedrich Wilhelm I., hier ein Rudolf II., ein Ferdinand II. und andere ihres Gleichen vorgearbeitet hatten. In rascher Reihenfolge erschienen Josephs Gesetze und Verordnungen; zunächst schaffte er die Censur ab, dann hob er zahlreiche geistliche Stiftungen auf und sprach durch das Toleranzedikt vom 15. Okt. 1781 die Duldung aller Religionsparteien aus; um den Bauernstand zu heben, beseitigte er 1784 die Leibeigenschaft, beschränkte die Strafgewalt der Herren, verordnete die Freizügigkeit und Unabhängigkeit der bäuerlichen Eheschließung von dem gutsherrlichen Willen (1782) und gab 1784 in den neu organisirten, mit dem ausgedehntesten Aufsichtsrecht über alle Kreisbewohner ohne Unterschied des Standes ausgestatteten Kreisämtern den Grundherren scharf blickende Wächter, den Unterthanen eifrige Beschützer; ein neues, 1. Nov. 1789 erlassenes Grundsteuergesetz erleichterte die Lasten der Bauern auf Kosten des großen Grundbesitzes. Um in der Staatsverwaltung möglichste

Einheit und Gleichförmigkeit herzuſtellen, ſollte, während bis dahin die Geſchäftsſprache in vielen Provinzen eine andere als die deutſche, in Ungarn z. B. die lateiniſche, geweſen war, jetzt mit Einem Schlag die deutſche Sprache in der ganzen Monarchie die ausſchließliche Sprache der Gerichts- und Verwaltungsbehörden ſein. Der Erfolg war gerade der umgekehrte von dem beabſichtigten: überall wurden die nationalen Feindſeligkeiten gegen das deutſche Element, die unter Maria Thereſia faſt erſtorben waren, wieder aufgerüttelt. So zog ſich Joſeph den Haß der Geiſtlichkeit, des Adels, der nichtdeutſchen Elemente ſeiner Monarchie, beſonders Ungarns, zu und entfremdete ſich das niedere Volk, deſſen Laſten er doch hauptſächlich zu erleichtern ſtrebte, durch die von ihm verſuchte Sittenreform, vorzüglich durch die bekannte Begräbnisordnung vom 23. April 1784, welche das Verſcharren der Todten in leinenen Säcken und ihre Bedeckung mit ungelöſchtem Kalk befahl, aber eine ſo erbitterte Stimmung hervorrief, daß ſie ſchon im nächſten Jahr wieder aufgehoben werden mußte. Der Widerſtand, den Joſeph überall fand, war ſo groß, daß er noch in ſeinen letzten Lebenstagen alle Neuerungen, die Aufhebung der Leibeigenſchaft und das Toleranzedikt ausgenommen, widerrufen mußte. Er that dies in der berühmten Reſolution vom 28. Jan. 1790, in der er die Verwaltungsbehörden, wie ſie bei ſeinem Regierungsantritt beſtanden hatten, als zu Recht beſtehend erklärte und ſo mit Einem Federzug die Bemühungen einer zehnjährigen Thätigkeit ausſtrich. In den Niederlanden riefen die Einrichtungen Joſephs, beſonders ſeine Aenderungen im Kirchenweſen, Verwickelungen und Unruhen hervor, deren Beilegung er ſelbſt nicht mehr erlebte. Nachdem hier das Volk der Aufhebung der Klöſter, dem Verbote der Wallfahrten und der Appellation an den Papſt, der Unterwerfung der Hirtenbriefe der Biſchöfe unter die kaiſerliche Cenſur murrend ſich gefügt hatte, brach, als an Stelle der biſchöflichen Seminare das Generalſeminar zu Löwen eingerichtet wurde (5. Dec. 1786), der Tumult im Seminar ſelbſt aus. Vergebens beſtrafte man die Urheber; die Gährung wuchs, aber man beachtete ſie nicht und ſteigerte die Erbitterung durch Aenderungen in der Verwaltung, beſonders durch eine Theilung des Landes in Kreiſe an Stelle der alten Eintheilung in Provinzen, bis es endlich 1789 zum offenen Kampf kam. Die Kaiſerlichen mußten das Land räumen, der Kaiſer wurde des Throns entſetzt, die Niederlande erklärten ſich ſelbſtändig und behaupteten dieſe Selbſtändigkeit über den Tod Joſephs hinaus bis in den letzten Monat des folgenden Jahrs, in welchem ſie mit Waffengewalt unter die öſterreichiſche Herrſchaft zurückgebracht wurden.

Dieſelbe Haſt, die der Kaiſer in den Reformen der Monarchie an den Tag legte, bekundete er auch gegen das Ausland; 1785 ſuchte er Bayern durch Tauſch zu erwerben, indem er dem Kurfürſten Karl Theodor den größten Theil der Niederlande als ein Königreich Burgund anbot; der Widerſpruch des Herzogs von Zweibrücken und die Gegenvorſtellungen Friedrichs II. und auf deſſen Veranſtaltung auch Rußlands vereitelten jedoch den Plan, und der 1785 von Friedrich II. zur Aufrechterhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung geſtiftete Fürſtenbund ſchnitt weitere ähnliche Verſuche ab. Der Wunſch, den Handel in den Niederlanden durch die Aufhebung des 1714 geſchloſſenen Barrièretraktats, in welchem für einige niederländiſche Grenzfeſtungen eine gemiſchte, kaiſerliche und holländiſche, Beſatzung feſtgeſetzt war, und durch die Freigebung der Scheldemündungen, deren Sperrung die Holländer im 17. Jahrh. von den ohnmächtigen Königen von Spanien erlangt hatten, zu beleben, verwickelten ihn in Streitigkeiten mit Holland, die 1785 dadurch beigelegt wurden, daß Joſeph gegen eine Geldentſchädigung von 8½ Mill. Fl. ſeine Abſichten aufgab. Der Krieg, den er in den letzten Jahren ſeiner Regierung im Bund mit Rußland gegen die Türken begann, währte über ſeinen Tod hinaus; der Feldzug des erſten Jahrs, 1788, war unglücklich: zwar ſiegte Laudon bei Dubitza, eroberte der Prinz von Koburg Chotſchim, die Hauptarmee aber unter Joſeph und ſeinem General Lascy wurde bis Temesvár mit vielem Verluſt zurückgedrängt; 1789 jedoch ſiegte Koburg, mit den Ruſſen verbündet, bei Fokſchani (1. Aug.) und bei Martinesti (22. Sept.), eroberte Laudon Belgrad (9. Okt.); indeſſen mußte Leopold II., von innen und außen gedrängt, im Frieden von Siſtowa (4. Aug. 1791) ſich mit der Abtretung von Alt-Orſova begnügen.

Joſeph II. ſtarb 20. Febr. 1790 und hinterließ Oeſterreich in größerer Zerrüttung als je, denn die alten Formen waren zerſtört, ohne daß neue ſich gebildet hatten, und ſein Bruder, bisher Großherzog von Toscana, der ihm als **Leopold II.** (1790—92) auf dem Thron folgte, bedurfte der ganzen Gewandtheit ſeiner in Italien geſchulten Staatskunſt, um ſich durch alle Schwierigkeiten hindurchzuwinden. Von den Joſephiniſchen Maßregeln wurde nur die eine und andere zurückgenommen; Leopold kehrte alſo keineswegs, wie allgemein erwartet wurde, völlig zu den alten Anſchauungen zurück, ſondern behielt von den Neuerungen ſeines Bruders diejenigen bei, die im Intereſſe der Einheit der Monarchie und zur Verſtärkung der Staatsmacht getroffen worden waren, und wußte durch ſein verſöhnliches und zugleich feſtes Auftreten den Widerſtand der Provinzialſtände, welcher ſich am heftigſten auf den böhmiſchen Landtagen 1790 und 1792 und beſonders auf dem ungariſchen 1790 zeigte, zu brechen. Unterdeſſen war die franzöſiſche Revolution ausgebrochen, und von verſchiedenen Seiten, am heftigſten von Friedrich Wilhelm II. von Preußen, wurde Leopold gedrängt, ſich des in der Perſon Ludwigs XVI. gefährdeten Königthums anzunehmen und Frankreich den Krieg zu erklären. Indeſſen wußte er geſchickt auszuweichen und den Krieg bis zu ſeinem 1. März 1792 plötzlich erfolgten Tode hinauszuſchieben. Sein Sohn und Nachfolger **Franz** (II. als deutſcher Kaiſer bis 1806, I. als Kaiſer von Oeſterreich bis 1835) war dem Krieg weniger abgeneigt, der mit der Kriegserklärung Ludwigs XVI. 20. April 1792 begann und mit geringen Unterbrechungen bis 1815 währte (ſ. Deutſchland, Geſchichte, und Deutſcher Befreiungskrieg). Die erſte Phaſe des Kriegs endigte nach den blutigen Niederlagen der Oeſterreicher in Italien durch die geſchickte Politik des leitenden Miniſters Thugut äußerſt günſtig. Franz II. mußte im Frieden von Campo Formio 18. Okt. 1797 zwar die Niederlande, Mailand und Mantua abtreten, wurde aber voll entſchädigt durch den größten Theil des Gebiets der Republik Venedig auf dem Feſtland und die dalmatiſchen Inſeln; da Oeſterreich 1795 durch die dritte polniſche Theilung Weſtgalizien, ein Gebiet von 834 QM. mit etwa 1 Mill. Bewohnern, erworben hatte, ſo ging es aus dieſem erſten Kampf an Länderumfang ſtärker hervor, als es bei Beginn deſſelben geweſen war; der 1799 im Bund mit England, Rußland, Neapel und der Pforte von neuem begonnene Krieg endigte

9. Febr. 1801 mit dem Frieden von Lüneville, der im wesentlichen eine Bestätigung des zu Campo Formio abgeschlossenen war; die Niederlagen von Ulm (17. Okt.) und Austerlitz (2. Dec.) führten 1805 zu dem demüthigenden Frieden von Preßburg (26. Dec.), der Oesterreich zum erstenmal harte Opfer auferlegte, ohne einen nennenswerthen Ersatz zu bieten, denn es mußte in Italien und Deutschland 1196 QM. mit nahezu 3 Mill. Menschen gegen Salzburg abtreten und wurde dadurch von Italien und Deutschland abgeschnitten. Die Bedingungen dieses Friedens waren zu hart, als daß er hätte von Bestand sein können; er war ein Waffenstillstand, und als solcher wurde er auch allgemein, selbst vom Kaiser, angesehen, der ihn mit den Worten ankündigte: »Man wird die Waffenruhe zur Belebung des Soldatengeistes ansehen«. Die Stiftung des Rheinbundes 12. Juli 1806 und die Auflösung des Deutschen Reichs veranlaßten Franz II., 6. Aug. d. J. den deutschen Kaisertitel abzulegen und von nun an den schon 11. Aug. 1804 angenommenen österreichischen (Franz I.) zu führen. In Oesterreich hatte der Preßburger Friede zunächst einen Kabinetswechsel zur Folge, in welchem Graf Philipp Stadion ans Ruder kam, der im Bund mit den Erzherzögen Karl und Johann und einer Anzahl hochgestellter, zum Theil der höchsten Aristokratie angehöriger Männer die unerschlossenen Schätze des Landes zu heben und die Widerstandsmittel des Reichs in Fluß zu bringen suchte. Wenn ihre Bemühungen nicht von dem erwünschten Erfolg begleitet waren, so lag dies theils an dem Material, das sie zu bearbeiten hatten, theils in den Gegenwirkungen der noch immer mächtigen Napoleonischen Partei, die es 1808 durchsetzte, daß Oesterreich dem Kontinentalsystem beitrat, wodurch der Hafen von Triest verödete und über Oesterreich eine Handelskrisis kam, die den schon ohnehin tief gesunkenen Kredit heftig erschütterte. Zwar vernachlässigte man die Rüstungen nicht, Franz I. erließ sogar 12. Mai 1808 ein Patent, durch welches die Errichtung einer Landmiliz beschlossen wurde; dies alles war aber noch nicht vollendet, als der Krieg von Oesterreich erklärt werden mußte (15. April 1809), da er sich nicht weiter hinausschieben ließ, nachdem Napoleon, der die Sache zum Abschluß bringen wollte, 30. Juli 1808 an den Wiener Hof die Aufforderung hatte ergehen lassen, die Rüstungen einzustellen. Dem unbenutzten Sieg bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) folgten die Niederlage bei Wagram 5. und 6. Juli, der Waffenstillstand von Znaim 12. Juli und der Friede von Wien 14. Okt.; Oesterreich verlor beinahe 2000 QM. und über 3 Mill. Einw.; es trat Salzburg, Krain, den Villacher Kreis, Görz, Triest, einen Theil von Kroatien und das ungarische Dalmatien, endlich Westgalizien und einen Theil von Ostgalizien ab und mußte außerdem eine Kontributionssumme von 85 Mill. Fl. zahlen; seine jährlichen Einkünfte wurden um etwa 11 Mill. Fl. verkürzt, sein Handel wurde theils durch das von neuem anerkannte Kontinentalsystem, theils dadurch gelähmt, daß Oesterreich durch jene Abtretungen ganz vom Meer abgeschnitten wurde; die Industrie und der Nationalreichthum erlitten harte Schläge durch die Ueberlassung der Hälfte der einträglichen Salzbergwerke von Wieliczka an Rußland, der Quecksilberbergwerke von Idria und der großen Eisen- und Stahlhämmer im Villacher Kreis an Frankreich. Ein dunkler Fleck des Friedens war es außerdem, daß Franz I. Tirol trotz aller entgegengesetzt lautenden Versprechungen für die unermeßlichen Opfer an Gut und Blut, die es gebracht hatte, nicht bloß fallen ließ, sondern auch nichts that, um die Führer der Bewegung vor der Rache Napoleons zu sichern.

Die Opfer des Wiener Friedens zwangen die Regierung, an deren Spitze seit 8. Okt. 1809 Metternich stand, für die nächsten Jahre alle Hoffnungen auf eine Machterweiterung des Staats aufzugeben und ihre ganze Kraft der Hebung der arg zerrütteten Verhältnisse des Reichs zu widmen. Da nahmen vor allem die Finanzen die volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Ruin derselben datirt aus der Regierung Josephs II., weniger deshalb, weil er nicht das rechte Verhältnis zwischen Ausgaben und Einnahmen herzustellen wußte, als dadurch, daß es ihm nicht gelang, das Volksvermögen im Verhältnisse zu den steigenden Ausgaben zu heben; ein Jahr nach dem Tode Josephs betrug die Staatsschuld 399 Mill. Fl., 1802 schon 680 Mill. Da die gewöhnlichen Mittel der freiwilligen und Zwangsanleihen erschöpft waren, hatte man zu Lotterieanleihen gegriffen und hierdurch, wie durch die englischen Subsidien und Anleihen, sich die ersten zehn Kriegsjahre hindurchgeholfen; da erließ der neue Finanzminister, Graf Zichy, 1802 das Verbot der Geldausfuhr, fing die Prägung von geringhaltiger Silber- und Kupferscheidemünze an und trieb die Schamlosigkeit so weit, durch eine Verfügung vom 25. März 1807 Kupfermünzen im Werth von 1600 Fl. vom Centner prägen zu lassen. Daneben waren in immer kleiner werdenden Zwischenräumen neue Bancozettel emittirt, die Emission aber wenigstens noch angekündigt worden; selbst davon ging man 1788 ab, wiederholte den Versuch 1794 und 1796 und führte, da sich das Volk gegen die Annahme zu sträuben anfing, den Zwangskurs 7. April 1797 ein. So waren die ursprünglich ausgegebenen 12 Mill. 1806 bis auf 250 Mill. aufgelaufen; jetzt fing man an, an die Tilgung derselben zu denken. Eine Zwangsanleihe von 75 Mill., mit welcher die Tilgung angefangen werden sollte, mußte zur Bestreitung der Rüstungskosten verwendet werden, welche die Aufstellung einer »Neutralitätsarmee« 1806 erfordert hatte. Das Jahr 1807 brachte die Vermehrung der Bancozettel bis nahezu auf eine halbe Milliarde bei einer Staatsschuld von über 700 und einem Deficit von 66 Mill. Eine Erhöhung der Bancozettel auf 729 Mill. brachte der Krieg von 1809, nach dessen Beendigung 19. Dec. 1809 das bekannte Silberpatent erschien, durch welches alles für unentbehrlich geltende Silber vom Staat eingezogen wurde. Nachdem die hierdurch gewonnenen Summen von der an Napoleon zu zahlenden Kriegsentschädigung verschlungen worden waren, sollten mit Hinweisung auf die liegenden Güter des Klerus und das unbewegliche Stammvermögen der Nation Einlösungsscheine angefertigt und im Kurs von 100 zu 300 gegen Bancozettel eingewechselt werden. Der Erfolg aber wurde vereitelt durch das allgemeine Mißtrauen, welches besonders dadurch hervorgerufen wurde, daß die Regierung die Summe der Einlösungsscheine nicht fixirt hatte. Die Anarchie in Handel und Wandel, die durch das fortwährende Sinken des Werths der Bancozettel entstand, ließ den Finanzminister Franz Wallis (seit 15. Juli 1810) einen Hauptschlag führen mit dem Erlaß des Patents vom 20. Febr. 1811, welches 15. März in allen Provinzen zu derselben Stunde bekannt gemacht wurde. Das Volk erfuhr durch dasselbe, daß über eine Milliarde Bancozettel umliefen, daß dieselben auf den fünften Theil des Nennwerths herabgesetzt und, da es unmöglich sei, auch diese verminderte Summe in Metallgeld zu realisiren, gegen

Einlösungsscheine umgetauscht werden sollten, die als einzig gültiges Papiergeld anzusehen seien. Zugleich gelobte die Regierung, nicht mehr Einlösungsscheine auszugeben, als zur Einlösung der Banozettel nöthig seien, also nicht über etwas mehr als 212 Mill. Diese Summe reichte aber, wie vorauszusehen war, nicht aus; dazu kamen die Rüstungen der Jahre 1812 und 1813, und so mußte man sich zu der Ausgabe von neuem Papiergeld entschließen, das man Anticipationsscheine nannte, welche den künftigen Ertrag der Steuer vorwegnahmen und die durch ein Finanzpatent vom 16. April 1813 im Betrag von 45 Mill. ausgegeben wurden, welche Summe im Verlaufe von drei Jahren heimlich um fast das Zehnfache vermehrt wurde. Den heftigsten Widerstand hatte das Finanzpatent vom 20. Febr. 1811 in Ungarn gefunden, dessen Reichstag Franz I. in Preßburg 25. Aug. 1811 in eigener Person eröffnet hatte. Nachdem neun Monate lang hin und her berathen worden war, schritt die Regierung zu einem Staatsstreich, indem sie 1. Sept. 1812 das Finanzpatent mit allen seinen Bestimmungen auch in Ungarn als Provisorium einführte; zwar sollte das Provisorium nur bis zum nächsten Reichstag währen, indessen wer konnte glauben, daß die Regierung sich beeilen werde, eine Versammlung zu berufen, von der sie den heftigsten Widerstand erwarten mußte?

1812 war Oesterreich Napoleons Bundesgenosse, und ein österreichisches Hülfskorps von 30,000 Mann unter Schwarzenberg bildete den rechten Flügel der Großen Armee. 1813 hielt es sich zunächst neutral und erklärte erst nach Ablauf des Waffenstillstands 12. Aug. den Krieg, der Oesterreich im ersten Pariser Frieden (denn der zweite berührte seine Interessen nur in sehr geringem Grad) nicht nur in seinen alten Grenzen herstellte, sondern sogar einen Zuwachs von 150 QM. brachte, so daß es mit einem Flächenraum von etwa 12,150 QM. aus den Napoleonischen Kriegen hervorging. Seine neuen Erwerbungen in Italien rundeten außerdem den Staat in militärischer und kommercieller Beziehung vortrefflich ab, und darum konnte es manche seiner früheren Besitzungen, wie die entlegenen Niederlande und die vorderösterreichischen Lande am Rhein, in fremden Händen lassen. Dazu kam das Präsidium auf dem deutschen Bundestag, das ihm durch die Bundesakte 8. Juni 1815 zugesprochen wurde. Freilich waren die Länder der Monarchie aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, unter denen die deutsche zwar die herrschende, die slawische aber der Zahl nach die überwiegende war. Erwachten die jetzt noch gleichsam ein Traumleben führenden unterworfenen Nationen zum Bewußtsein ihrer Kraft und Bedeutung, so drohte der Monarchie eine tiefe Erschütterung, um so gefahrvoller, je länger ihr Ausbruch sich hinausschob. Der während der Freiheitskriege herrschenden Begeisterung folgte in Oesterreich ebenso wie in Preußen eine dumpfe Reaktion. Die Politik des an der Spitze des Ministeriums stehenden Reichskanzlers Fürsten von Metternich (s. d. 2) war die der Stabilität: er hielt die Rückkehr zum Alten für ebenso gefährlich wie den Uebergang zum Neuen; er meinte, was bestehe, müsse unbedingt aufrecht erhalten werden; eine Abweichung, gleichviel ob man zurückstrebe oder vorwärts dränge, sei unstatthaft. Uebrigens fand er mit seinem Régime bei dem österreichischen Volk wenig Widerstand; man ertrug die Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung, die Ueberwachung aller Erzeugnisse auf literarischem Gebiete, da die geistigen Interessen wenig über das Theater und musikalische Genüsse hinausgingen. Ueber Politik zu schreiben, wenn die Ansichten des Verfassers nicht im Einklang mit den Grundsätzen der Regierung standen, war unmöglich; der Geschichtschreiber mußte entlegene Gebiete aufsuchen, der Dichter sich von der Betrachtung der Zustände der Zeit fern halten. So finden wir namhafte Publicisten, wie Gentz, Ad. Müller, Hurter u. a., im Dienste der Reaktion; so wandte der Historiker v. Hammer-Purgstall seine Studien der Geschichte des Osmanenreichs zu, und unter den Dichtern sind es nur wenige, wie Zedlitz, Anastasius Grün u. a., die es wagten, in ihren Dichtungen uns einen Blick in die trostlose Metternich'sche Verwaltung thun zu lassen. Ueberall, wo es galt, die Regierungsgewalt gegen Ansprüche der Völker in Schutz zu nehmen oder Regungen der Völker nach größerer Selbständigkeit und nationaler Freiheit zu unterdrücken, stand in dem langen Zeitraum von 1815 bis zur Revolution von 1848 Metternich an der Spitze der Reaktion. Auf seine Einladung trat infolge des Wartburgfestes und der Ermordung Kotzebue's im August 1819 der Kongreß in Karlsbad zusammen und wurden die Karlsbader Beschlüsse gefaßt, welche eine außerordentliche Ueberwachung der Universitäten anordneten. Metternich war es, der, als 1820 nach dem Muster der spanischen in Neapel die konstitutionelle Verfassung eingeführt worden war, die Kongresse nach Troppau (Oktober 1820) und Laibach (Januar 1821) berief, auf denen beschlossen wurde, diese Verfassung umzustürzen und das absolute Königthum wieder herzustellen, was einem österreichischen Heer unter General Frimont mit so leichter Mühe gelang, daß dasselbe schon 24. März seinen Einzug in Neapel halten konnte. An der Intervention in Spanien 1823, mit der auf dem Kongreß von Verona (Oktober 1822) Frankreich beauftragt wurde, war wiederum Metternich betheiligt, indem er vorzüglich jenen Kongreß veranlaßt hatte.

Nach diesem auf den Kongressen von Karlsbad, Troppau, Laibach, Verona ausgesprochenen Grundsatz, die Revolution überall und in jeder Gestalt zu bekämpfen; ließ sich erwarten, daß Metternich auch den im Januar 1821 begonnenen Aufstand der Griechen als eine strafbare Auflehnung gegen die legitime Gewalt der Türken ansehen werde. Für Oesterreich war der Sturz oder eine erhebliche Schwächung der Pforte noch mit besonderen Gefahren verbunden, und es war ein Meisterstück der Politik Metternichs, daß er den Kaiser von Rußland, trotzdem dessen und seines Volks Sympathien von Anfang an auf griechischer Seite waren, zunächst von der Theilnahme am Krieg fern zu halten wußte. Die mißgünstige Gesinnung Metternichs Griechenland gegenüber zeigte sich schon vor Beginn des eigentlichen Kriegs in der Auslieferung des Dichters griechischer Freiheitslieder, Rhigas, an den Pascha von Belgrad, der ihn mit alttürkischer Roheit zwischen zwei Breter binden und lebendig zersägen ließ, und in der Verhaftung und Gefangenhaltung Aler. Ypsilanti's in Munkács; an dem Krieg betheiligte sich Oesterreich nicht nur selbst nicht, sondern Metternich gelang es auch, Preußen von dem Beitritt zum Londoner Vertrag 6. Juli 1827 zurückzuhalten, in welchem sich Rußland, England und Frankreich verpflichteten, dem Kampf zwischen den Türken und Griechen ein Ende zu machen. Indessen seine Bemühungen, den Krieg zwischen diesen Mächten und der Türkei zu hintertreiben, wurden durch die Schlacht bei Navarin 20. Okt. 1827 vereitelt. Rußland erklärte an die Türkei den Krieg, bei dessen Aus-

gang Oesterreich isolirter denn je dastand. England hatte eine rechte Schätzung der österreichischen Macht gewonnen, und Rußland hatte die Schwäche und Furchtsamkeit des Wiener Kabinets kennen gelernt, dessen Staatskanzler sich nicht scheute, als seine Interventionsbestrebungen gescheitert waren, dieselben geradezu abzuleugnen.

Die Haltung Metternichs der polnischen Revolution der Jahre 1830 und 1831 gegenüber bewies, daß er trotz seiner konservativen Grundsätze auch für eine Interessenpolitik empfänglich sei; denn es hatte anfangs den Anschein, als ob er jenem Grundprincip der Erhaltung des Bestehenden, das er bisher verfochten, diesmal untreu werden wolle. Allerdings lagen die Dinge hier anders als in Italien und in Griechenland. Dort hatte bei einer Revolution Oesterreich für seine italienischen Besitzungen zu fürchten, hier war eine Vergrößerung Griechenlands und Schwächung der Türkei gleichbedeutend mit der Steigerung des russischen Einflusses an der Ostgrenze der österreichischen Monarchie, während ein starkes polnisches Reich einen schützenden Damm gegen Rußlands Vergrößerungsgelüste bot. Dazu kamen die Sympathien, die Polens Erhebung bei den meisten Nationen des österreichischen Kaiserstaats und in allen Schichten der Bevölkerung fand; zunächst in Ungarn, wo nicht bloß die Erinnerung an die treue Hülfe des Polenkönigs Johann Sobieski, sondern triftigere Motive politischer Art der polnischen Sache zahlreiche Freunde zuführten, weil man in dem Vorrücken Rußlands nach Westen mit Recht eine Gefahr für die eigene Selbständigkeit fürchtete, sodann in Böhmen, wo der nationale Charakter der polnischen Revolution derselben einen mächtigen Anhang verschaffte, endlich in fast ganz Oesterreich, vorzüglich in seiner Hauptstadt, in solchem Maß, daß man sogar den Wiener Hof in Verdacht hatte, den polnischen Aufstand insgeheim begünstigt zu haben. Indessen traten bald Ereignisse ein, welche die Haltung des Wiener Kabinets änderten und dasselbe wieder in seine alte Rolle als unbedingten Hort des Bestehenden zurückführten. Dies waren die Umwälzungen, welche die durch die Julirevolution hervorgebrachte Erschütterung Europa's in Italien veranlaßte. Es erhoben sich nämlich in den ersten Tagen des Februar 1831 die Bewohner von Parma und Modena und vertrieben ihre Fürsten, die auf lombardischem Boden bei Oesterreich Schutz fanden, während zu gleicher Zeit aus dem größten Theil des Kirchenstaats die päpstlichen Behörden verjagt wurden. Da bei einem Umsichgreifen der Bewegung die Lombardei und Venetien gefährdet und die vertriebenen Fürsten österreichische Schützlinge waren, so zögerte Metternich keinen Augenblick, zu interveniren: in den ersten Märztagen rückten österreichische Truppen in Modena, 13. März in Parma ein, gleichzeitig wurden die Legationen besetzt, und bis zum Ende dieses Monats war die Revolution unterdrückt und ihre Führer und Theilnehmer entweder gefangen oder auf der Flucht. Auch an der Unterdrückung der republikanischen Regungen, die infolge der französischen Julirevolution in Deutschland sich zeigten, betheiligte sich Oesterreich, indem nach der tumultuarischen Volksversammlung auf dem Hambacher Schloßberg 27. Mai 1832 und der toll-verwegenen Unternehmung der Besetzung der Frankfurter Hauptwache durch eine Schar junger Leute 3. April 1833 die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der Kronprinz von Preußen in Münchengrätz zusammenkamen (September 1833), um Maßregeln zur Unterdrückung der Revolution in Deutschland zu besprechen, welche in der 13. Jan. 1834 in Wien eröffneten Ministerkonferenz definitiv festgesetzt wurden. Ungefähr ein Jahr später starb Kaiser Franz I. (2. März 1835), und es folgte sein ältester Sohn, Ferdinand I., auf dem Thron, trotz seines Alters, er zählte 42 Jahre, ein vollkommener Neuling in allen Angelegenheiten des Staats, so daß Metternich die Leitung desselben in der Hand behielt und sich nichts in dem Regierungssystem Oesterreichs änderte. Unruhen, die 1846 in dem auf dem Wiener Kongreß geschaffenen kleinen Freistaat Krakau ausbrachen und die hauptsächlich gegen das russische Regierungssystem gerichtet waren, ließen von Rußland die Anregung über die Frage des Fortbestands des Freistaats ausgehen, der vorläufig von den drei nordischen Mächten okkupirt und nach Abzug der preußischen und russischen Truppen in Oesterreichs Verwahrung gegeben worden war und 6. Nov. 1846 nach einem zwischen den Schutzmächten geschlossenen Vertrag dem österreichischen Kaiserstaat einverleibt wurde und demselben verblieb, trotz des Widerspruchs, der von England und Frankreich gegen die Verletzung der Verträge von 1815 eingelegt wurde. Der Besitzstand des österreichischen Kaiserstaats vergrößerte sich durch diese Erwerbung um 23 QM.

Die Bewegung, die Deutschland als Vorläufer der großen Revolution des Jahrs 1848 durchzog, war auch in Oesterreich verbreitet worden. Das erste überraschende Zeugnis von einem geistigen Aufschwung zeigten auf dem Gebiete der Dichtung die »Spaziergänge eines Wiener Poeten« von Anastasius Grün (Hamb. 1831), und es bildete sich eine eigene politische Literatur, die außerhalb Oesterreichs gedruckt, aber von Oesterreichern verfaßt und hauptsächlich von Oesterreichern gelesen wurde. In Ungarn regten sich die Magyaren, und ihr Bestreben, für die Reichstagsverhandlungen an Stelle der seit Jahrhunderten im Gebrauche gewesenen lateinischen Sprache die magyarische einzuführen, zeigte, daß ihr letztes und wahres Ziel ein unabhängiges, selbständiges magyarisches Reich sei; auch in Böhmen ließen seit langer Zeit die Stände wieder etwas von sich hören, indem sie sich gegen die Censur erklärten, ihr Steuerbewilligungsrecht vertheidigten und in einer besondern Landtagsschrift alle Rechte für sich in Anspruch nahmen, die einst im Mittelalter dem böhmischen Landtage gehört hatten, darunter unter anderen das Recht der Königswahl im Fall des Erlöschens der herrschenden Dynastie. In den rein deutschen Ländern Oesterreichs zog vor allen der niederösterreichische Landtag, der stets voranging, wo es sich um Erkämpfung von Freiheiten und Rechten handelte, die Aufmerksamkeit auf sich, indem ein der höchsten Aristokratie angehöriger Mann, der Graf Breuner, die Theilnahme bürgerlicher Abgeordneten bei Berathung der Steuern und die Ablösung der Feudallasten sowie eine Reform des Unterrichtswesens verlangte. So fand die bald darauf ausbrechende Februarrevolution auch in Oesterreich einen zu ihrer Aufnahme vorbereiteten Boden und mußte diesen Staat ungleich mehr erschüttern als jeden andern, da neben dem allgemeinen Streben nach größeren Freiheiten und Rechten in den verschiedenen Nationen, aus denen er zusammengesetzt war, das nationale Bewußtsein zum Erwachen kam und sich heftig regte. Der erste Angriff auf Metternichs System und Verwaltung ging vom ungarischen Reichstag aus, in welchem 3. März 1848 Kossuth (s. d.) eine Rede hielt, die mit gutem Grund als die Taufrede der

ungariſchen wie der Wiener Revolution bezeichnet werden darf, in welcher er den Antrag auf eine Adreſſe an den Kaiſer ſtellte, die konſtitutionelle Einrichtungen und für alle Länder Oeſterreichs eine Verfaſſung forderte. Am 11. März beriethen die Tſchechen in Prag über die Reform der politiſchen Zuſtände Böhmens; in Wien begann der Adreſſenſturm 6. März, indem an dieſem Tag in der Monatsſitzung des Oeſterreichiſchen Gewerbevereins, welcher auch der Protektor des Vereins, der Erzherzog Franz Karl, damals der präſumtive Thronerbe, und der Miniſter Kolowrat beiwohnten, der Vorſitzende, Fabrikant Arthaber, den Antrag ſtellte, eine Adreſſe an den Kaiſer zu richten, in welcher ein feſtes Anſchließen der Regierung an Stände und Bürger und ein inniges Anſchließen Oeſterreichs an das übrige Deutſchland zur Wiederherſtellung des Vertrauens empfohlen wurde. Dieſer erſten Adreſſe folgte eine zweite, in welcher die Forderungen ausführlicher formulirt waren, und die nicht an den Kaiſer, ſondern an die niederöſterreichiſchen Stände gerichtet war, welche 13. März zuſammentreten ſollten. An ebendieſe Stände war eine Adreſſe des Juridiſch-politiſchen Vereins gerichtet, der, 1841 geſtiftet oder, beſſer geſagt, der mißtrauiſchen Polizei abgerungen, in ſtetem verdeckten Kampf mit der Regierung zu einer anſehnlichen Körperſchaft angewachſen war und in ſeiner Mitte die beſten Kräfte des Wiener Mittelſtands vereinigte. Am meiſten Gewicht legte die Regierung auf eine Adreſſe, die dies weder nach ihrem Inhalt, noch rückſichtlich der Bittſteller verdiente. Es war dies eine Petition der Wiener Studenten, die hier die Rolle übernahmen, welche in Paris die Zöglinge der polytechniſchen Schule bei allen bisherigen Revolutionen mit ſo großem Erfolge geſpielt hatten. Die Adreſſe verlangte Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit und eine allgemeine Volksvertretung und wurde im Lauf des 12. März durch zwei liberale, bei den Studenten beliebte Profeſſoren dem Kaiſer überreicht, der ſie zwar leutſelig annahm, aber keine beſtimmte Antwort gab. So brach der verhängnisvolle 13. März, der für die Eröffnung der Ständeverſammlung angeſetzte Tag, an, ohne daß von Seiten der Regierung das Geringſte geſchehen wäre, den drohenden Sturm zu beſchwören, obgleich ſchon ſeit mehreren Tagen das Gerücht verbreitet war, daß an dieſem Tage die Konſtitution ausgerufen werden ſolle, und obgleich Metternich ſelbſt zahlreiche anonyme Drohbriefe und Warnungen zugekommen waren. So konnte ſich 13. März in dem geräumigen Hof des Ständehauſes eine ungeheure Menſchenmenge verſammeln, zu deren Sprecher ſich ein als Schwärmer bekannter Arzt, Fiſchhof, machte, der dem Volk vorzählte, was es zu fordern berechtigt ſei. Andere ahmten ſeinem Beiſpiel nach, Koſſuths Rede wurde verleſen und die Kraftſtellen mit Jubel begrüßt und dadurch die Menge in ſolche Aufregung verſetzt, daß ſie in das Ständehaus eindrang und ihren eigentlichen Zweck durch den Ruf: »Es lebe die Konſtitution!« verrieth. Ein Volkshaufe drang in die oberen Räume des Ständehauſes, zertrümmerte die Möbel und warf ſie auf die Köpfe der Soldaten, worauf dieſe, wahrſcheinlich auf Befehl des Erzherzogs Albrecht, der ſelbſt von einem Holzſtück empfindlich getroffen worden war, mit einer Doppelſalve antworteten. Da hierauf die Truppen zurückgezogen wurden, ſo hatte der kurze Konflikt zwiſchen Militär und Volk, bei welchem von dem letztern ungefähr 30 Menſchen gefallen waren, keine andere Folge, als daß die Revolution weitere Fortſchritte machte und zunächſt ein Element in ihren Kreis zog, das ihr bisher fern geſtanden hatte, das eigentliche Bürgerthum. Die Konceſſionen, die Metternich jetzt zu machen geneigt war, genügten nicht mehr; er mußte dem immer lauter werdenden Ruf nach ſeiner Abdankung nachgeben und ſeine Stelle niederlegen, um ſich nach England zu begeben. Das neue Miniſterium wurde gebildet (21. März) aus dem Grafen Kolowrat als proviſoriſchem Miniſterpräſidenten, Ficquelmont, Taaffe und Kübeck als Miniſtern des Aeußern, der Juſtiz und der Finanzen und dem Freiherrn von Pillersdorf, der als entſchiedener Reformfreund galt, und deſſen Ernennung mit beſonderem Beifall aufgenommen wurde, als Miniſter des Innern. Jedoch trat Kolowrat ſchon 3. April zurück, um den Vorſitz im Miniſterrathe dem Grafen Ficquelmont zu überlaſſen, und auch Kübeck und Taaffe traten ab. Jetzt erſt, nach dem Zurücktritt ſeines Schöpfers, zeigte ſich das Metternich'ſche Syſtem in ſeinen traurigſten Folgen, denn ein in der größten politiſchen Unwiſſenheit gehaltenes Volk erlangte Freiheiten und Rechte, die es nicht zu gebrauchen verſtand. Die allgemeine Bewaffnung, die ſtattgefunden hatte, erhöhte die Unſicherheit. Es war zwar die Erlaubnis dazu ausdrücklich auf die Bürger und Studenten beſchränkt worden; allein bei dem großen Andrang nach dem Zeughaus war eine Unterſcheidung bei der Austheilung unmöglich, und ſo erhielten alle, die es verlangten, Gewehre, und neben den Bewohnern Wiens, welche doch immer die Erhaltung des Staats im Auge hatten, bewaffneten ſich auch Italiener, Polen, Ungarn, deren Streben auf die Vernichtung der Monarchie hinausging. Die Preßfreiheit erzeugte in kurzem eine Menge von Schandblättern, die unter den roheſten Titeln, wie: die »Spaniſche Fliege«, die »Katzenmuſik«, die »Rothe Mütze«, der »Teufel«, der »Kirchenteufel«, auftauchten, um Schmähungen aller Art und Verleumdungen zu verbreiten und eine ruhige Entwickelung der Dinge zu hindern. Die Nationalgarde und die Studenten führten nach wie vor das große Wort, und als vollends Anfang Mai die verſchiedenen Ausſchüſſe ſich zu einem politiſchen Centralkomité vereinigten, wurde ihre Sprache immer kühner, trat das Anſehen der kaiſerlichen Behörden in den tiefſten Schatten zurück. Am 25. April hatte Pillersdorf noch einmal einen kühnen Anlauf genommen und einen fertigen Verfaſſungsentwurf vorgelegt, mit dem er aber, obwohl er ſich die viel gerühmte belgiſche Verfaſſung zum Muſter genommen hatte, nichts als Tadel und Spott erntete; man war unzufrieden mit dem Zweikammerſyſtem, unzufrieden mit der Zuſammenſetzung der Erſten Kammer, trotzdem durch die Wahlordnung vom 9. Mai feſtgeſetzt wurde, daß von den 200 Mitgliedern, die ſie zählte, nur 50 nicht durch Wahl in dieſelbe kamen, unzufrieden vor allem damit, daß die Verfaſſung vom Kaiſer erlaſſen und nicht von einer Konſtituirenden Verſammlung beſchloſſen werden ſollte. Darauf verſuchte das Miniſterium (13. Mai) durch einen Tagesbefehl des Grafen Hoyos, des Befehlshabers der Nationalgarde, das Centralkomité aufzulöſen, ſtieß indeſſen dabei auf den heftigſten Widerſtand und verſchlimmerte ſeine Lage nur. Während es nämlich 15. Mai zu einer Sitzung in der Burg verſammelt war, ſtrömte der Pöbel vor und in dem Gebäude zuſammen und erzwang nicht bloß die Zurücknahme jenes Tagesbefehls, ſondern auch die Suspenſion der Verfaſſung vom 25. April und die Einſetzung einer

Konstituirenden Versammlung. Unter diesen Umständen war es dem Kaiser nicht zu verdenken, daß er in aller Stille Wien verließ und mit seiner Familie 18. Mai nach Innsbruck entfloh, wo er in der Mitte seiner treuen Tiroler sicher zu sein glaubte. Der erste Eindruck dieser Flucht in Wien war Scham und Bestürzung, und Abgesandte aller Körperschaften gingen nach Innsbruck ab, um den Kaiser zur Rückkehr in seine Hauptstadt zu bewegen. Es war zu spät, daß das Ministerium diese günstige Stimmung benutzte, indem es die Auflösung der Studentenlegion 26. Mai verfügte, denn inzwischen war die Niedergeschlagenheit von der Bevölkerung gewichen, und von neuem erhoben sich die Barrikaden und kamen die Arbeiter ihren »Brüdern«, den Studenten, zu Hülfe, und ohne daß es zum Kampf gekommen war, wurde das Ministerium zu abermaligem Nachgeben gezwungen. Es gewährte nicht bloß das Fortbestehen der Studentenlegion, sondern erkannte auch den Bürgerausschuß, welcher sich unter dem Namen »Ausschuß der Bürger, Studenten und Garden für Sicherheit, Ordnung und Wahrung der Volksrechte« bildete, als unabhängig von jeder andern Behörde an und machte sich damit zum willenlosen Werkzeug dieses aus 200 Männern zusammengewürfelten Haufens und seines Vorsitzenden, des Doktor Fischhof. Als bald darauf (Anfang Juli) der Erzherzog Johann nach Wien gekommen war, um den Reichstag zu eröffnen, sah er sich genöthigt, dem Sicherheitsausschuß das Ministerium Pillersdorf zum Opfer zu bringen, an dessen Stelle 8. Juli ein Kabinet Wessenberg trat, aus Bach, Schwarzer, Hornbostl, Doblhof, Krauß und Latour bestehend, welche beiden letzteren aus dem Ministerium Pillersdorf herübergenommen wurden. Hierauf reiste Erzherzog Johann nach Frankfurt a. M., um dort sein Amt als Reichsverweser anzutreten, und eröffnete 22. Juli den Reichstag, der für die deutsch-slawischen Länder eine neue Verfassung ausarbeiten sollte. Er zählte unter seinen Mitgliedern nicht weniger als 92 Bauern, die auf der niedrigsten Bildungsstufe standen und in blindem Haß gegen ihre Unterdrücker, die Gutsherren, aufgewachsen waren; die alten Geschlechter waren nur sparsam vertreten, die Mehrzahl der Abgeordneten war des Deutschen unkundig; zu ihrem Vorsitzenden wählte die Versammlung einen ganz unfähigen Advokaten, Schmitt, als Stellvertreter zwei Slawen, den Tschechen Strobach und den Polen Smolka; eine feste Parteibildung bestand bloß auf der Grundlage der Nationalitäten, die Deutschen saßen auf der linken, die Tschechen auf der rechten Seite; eine Adresse an den Kaiser forderte seine Rückkehr, die 12. Aug. unter sehr lauem Empfang von Seiten des Volks erfolgte; 8. Aug. begannen die Verhandlungen über die Aufhebung der Feudallasten und endigten 7. Sept. damit, daß der eine Theil der Lasten mit, der andere ohne Entschädigung aufgehoben und das Gesetz 9. Sept. vom Kaiser bestätigt wurde.

Während dieser Verhandlungen war Wien der Schauplatz unaufhörlicher Bewegungen. Die untere Volksklasse war infolge der Revolution durch die Stockung aller Geschäfte und allen Verkehrs und den Abzug vieler reichen Familien aus der Hauptstadt in eine verzweifelte Lage gekommen, die von den Demagogen benutzt wurde, eine stete Aufregung und Gährung zu unterhalten. Keiner der zahlreichen Ausschüsse konnte dem unruhigen Treiben müßiger Pöbelscharen mit Erfolg Einhalt thun, deren Trotz und Uebermuth mit dem Erfolg in dem Grad stieg, daß, als der Minister Schwarzer für die auf Staatskosten beschäftigten Arbeiter den Taglohn um 5 Kreuzer herabsetzte, 23. Aug. ein Tumult entstand, dem wenige Wochen später (11. und 12. Sept.) ein zweiter folgte, die beide zwar unterdrückt wurden, ohne daß aber die Aufregung sich legte, die im Gegentheil durch den Zuzug von auswärtigen Predigern, wie Joh. Ronge und Julius Fröbel, noch stärker wurde und endlich, durch die Vorgänge in Ungarn veranlaßt, bis zum offenen Aufstand sich steigerte. Schon im September hatte Jellachich, der Ban von Kroatien, insgeheim von dem Wiener Hof unterstützt, den Krieg gegen die Magyaren begonnen, und die slawische Mehrheit auf dem slawisch-deutschen Reichstag hatte eine magyarische Deputation, die seine Vermittelung nachsuchte, abgewiesen. Durch aufgefangene Briefschaften war die Verbindung des Kriegsministers Latour mit dem Ban an den Tag gekommen, und der an Stelle des Palatinus von Ungarn, des Erzherzogs Stephan, der seine Stelle niedergelegt hatte, nach Ungarn geschickte Graf Lamberg wurde bei seiner Ankunft in Pest 28. Sept. von dem Pöbel aus dem Wagen gerissen und grausam ermordet. Nach einer solchen That war der Bruch zwischen Ungarn und Oesterreich unvermeidlich, und der Kriegsminister Latour befahl den Abmarsch aller verfügbaren Truppen nach Ungarn. Die Wiener Bevölkerung suchte denselben gewaltsam zu hindern und es entspann sich 6. Okt. ein Kampf, in welchem ein General, mehrere Offiziere und Soldaten fielen und die Aufrührer den Sieg behaupteten. Die Nachricht hiervon brachte auch die innere Stadt in Aufregung, überall wurden Barrikaden erbaut, dazwischen stürmten die Glocken und donnerten die Kanonen der Meuterer. Unterdessen waren die Minister bei Latour versammelt, bald umzingelte die Menge das Haus und forderte stürmisch die Einstellung des Kampfes; sie wurde gewährt, aber auch damit gab sich der Pöbel nicht zufrieden, sondern verlangte Einlaß in das Haus, der von Latour auch zugestanden wurde; dieser wollte, während die übrigen Minister sich entfernt hatten, in einem Versteck des vierten Stockwerks das Ende des Sturms abwarten, wurde aber aus demselben hervorgezogen und von dem rasenden Pöbel mit Hämmern, Stangen und Spießen zu Tode geschlagen und dann an einem Laternenpfahl aufgehängt. Ein Angriff auf das Zeughaus versorgte die aufrührerischen Massen mit Waffen, und als die Nacht hereinbrach, waren sie Herren in der Stadt. Diese schrecklichen Ereignisse machten auf den in Schönbrunn weilenden Kaiser einen solchen Eindruck, daß er am folgenden Tag (7. Okt.) unter militärischer Bedeckung seine Hauptstadt verließ und nach Olmütz ging, nachdem er den Fürsten Windischgrätz, der vor wenigen Monaten (17. Juni) mit kräftiger Hand den Aufstand der Tschechen in Prag unterdrückt hatte, zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen, mit Ausnahme der italienischen unter Radetzky, ernannt hatte. Während dieser von Prag gegen Wien zog, rückte von Osten Jellachich heran und vereinigte sich mit dem Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, dem Grafen Auersperg, welcher, der Gesinnung seiner Truppen mißtrauend, seine bisherigen Standorte verlassen hatte, die sofort von der Studentenlegion besetzt wurden. Der zum Feldmarschall ernannte Fürst Windischgrätz hatte bereits alle Anstalten zur Einschließung der Stadt getroffen, als er 20. Okt. eine Proklamation erließ, in welcher er in energischen Worten die Bürgerschaft zur Pflicht und Vernunft aufforderte,

die aber ihren Zweck verfehlte, vielmehr zusammen mit der Auffindung eines verstümmelten Studentenleichnams, die Wuth und Leidenschaft der Insurgenten in dem Maße steigerte, daß die ohnehin drohenden und harten Bedingungen der Unterwerfung, die Windischgrätz 23. Okt. stellte, ohne Weiteres zurückgewiesen wurden. So mußten also die Waffen entscheiden. In Wien fehlte es zwar nicht an Truppen, wohl aber bei der herrschenden Anarchie an einer einheitlichen Leitung. Dem zum Oberbefehlshaber ernannten Poeten Messenhauser ging jede militärische Erfahrung ab, und das Beste, was er thun konnte, war, daß er die Anstalten zur Vertheidigung dem polnischen General Bem überließ, dessen Feldherrngaben später in Siebenbürgen sich in so glänzendem Licht zeigten. Auch die Frankfurter Parlamentsmitglieder R. Blum und Fröbel waren erschienen, von denen namentlich der erstere durch seine Reden nicht wenig dazu beitrug, die Wiener in ihrem Entschlusse zum Widerstand zu bestärken. Am 23. Okt. begann der Kampf und dauerte unter hartnäckigem Widerstand bis 29. Okt. Da schon die Außenwerke und Vorstädte erobert waren, es den Insurgenten an Lebensmitteln und Munition gebrach und die sehnlichst erwartete Hülfe von Seiten der Ungarn ausblieb, so beschloß der Gemeinderath, nunmehr die einzige gesetzliche Obrigkeit, da der Reichstag vom Kaiser geschlossen und auf 15. Nov. nach dem kleinen mährischen Städtchen Kremsier in der Nähe von Olmütz einberufen worden war, die Stadt auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wie Windischgrätz verlangte. Am Abend begann die Abführung der Waffen, und 30. Okt. rückten die Truppen bis zum Glacis vor, als der Ruf ertönte: »Die Ungarn kommen!« und von neuem den Kriegsmuth weckte. Wirklich sah man vom Stephansthurm die Ungarn bis zur Schwechat vorrücken und konnte den Blitz und Rauch ihrer Kanonen unterscheiden. Der eben geschlossene Vertrag wurde gebrochen, die abgelieferten Gewehre wieder den Zeughäusern entnommen, Kanonen aufgepflanzt und Ausfälle gewagt. Allein die Hoffnung auf Entsatz durch die Ungarn wurde schmählich getäuscht, sie wurden von Jellachich geschlagen und zum schnellen Abzug nach Preßburg gezwungen. Mit verdoppelter Wuth wurde nun die Stadt von den über den Vertragsbruch empörten Soldaten bestürmt und nach kurzem Widerstand genommen. Am 31. Okt. abends zog Windischgrätz, 2. Nov. Jellachich ein. Es wurden der Belagerungszustand verhängt, Kriegsgerichte eingesetzt und massenhafte Verhaftungen vorgenommen. Die Haupträdelsführer, wie Messenhauser und Blum, büßten mit dem Tode; Bem war entflohen, Fröbel wurde nach mehrtägiger Haft entlassen. Das schwierigere Werk der Wiederherstellung der Monarchie wurde damit eingeleitet, daß Fürst Felix Schwarzenberg, ein starrer Anhänger des Alten, an die Spitze eines neuen Ministeriums trat, in welches Graf Franz Stadion (Inneres), Bruck (Handel), Bach (Justiz) und Krauß (Finanzen) aufgenommen wurden. Wenige Tage später (2. Dec.) legte Kaiser Ferdinand die Krone nieder, und da sein Bruder Franz Karl sich ebenfalls nicht stark genug fühlte, die Last derselben zu tragen, so übernahm des letztern Sohn Franz Joseph im Alter von 18 Jahren die Herrschaft über den österreichischen Kaiserstaat. Das siegreiche Vordringen der österreichischen Waffen in Ungarn, die günstige Aufnahme, welche der Gedanke eines österreichischen Einheitsstaats bei den Deutschen und Slawen gefunden hatte, und der Aerger über die vielen Beschlüsse des Kremsierer Reichstags ließen Schwarzenberg dem Kaiser einen Gewaltstreich empfehlen: 7. März 1849 wurde der Reichstag von Kremsier aufgelöst und eine (vom 4. März datirte) Verfassung erlassen, durch welche alle zur österreichischen Monarchie gehörigen Länder, mit Ausschluß der italienischen Provinzen, zu Einem Körper vereinigt und alle Partikularverwaltungen und Landtage beseitigt wurden. Mit diesem gesammten Ländergebiet verlangte Oesterreich in den Deutschen Bund einzutreten. Damit war zugleich die Stellung bezeichnet, die Oesterreich dem gleichzeitig tagenden Frankfurter Parlament gegenüber einnahm. Es war die Antwort auf den Antrag Heinrichs v. Gagern, einen engern deutschen Bundesstaat und eine österreichisch-deutsche Union mit gemeinsamen Handelsinteressen und mit Gründung eines gleichmäßigen Zollvereins zu bilden. Dies Auftreten Oesterreichs machte in Frankfurt einen mächtigen Eindruck. Kein Wort von einer Unterordnung oder Anbequemung an die deutsche Reichsverfassung, keine Silbe von einer Ausnahmestellung der deutschen Provinzen in der neuen österreichischen Erbmonarchie. Diesem Eindruck verlieh Welcker, das Haupt der großdeutschen Partei und ein Hauptgegner des Gagern'schen Antrags, unvermuthet Worte, indem er 12. März den Antrag stellte, die gesammte deutsche Reichsverfassung nach der ersten Lesung anzunehmen und dem König von Preußen die Kaiserkrone anzubieten (s. Deutschland, S. 378).

Es war natürlich, daß ein Reich wie Ungarn, welches von jeher ängstlich seine Selbständigkeit gewahrt hatte, die Verlegenheiten Oesterreichs während der Revolutionszeit nicht ungenutzt vorübergehen ließ und besonders der Verfassung vom 4. März 1849 sich nicht ohne Kampf unterwarf. Derselbe schien anfangs unglücklich auszufallen, denn der zum Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen ernannte Besieger Wiens, Windischgrätz, zog schon 5. Jan. 1849 in Budapest ein; indessen trat bald ein Umschlag ein: die Oesterreicher wurden, da auch die Veste Ofen trotz tapferer Vertheidigung 21. Mai gefallen war, bis Preßburg zurückgedrängt, nachdem schon 14. April der ungarische Reichstag Ungarn und Siebenbürgen für einen selbständigen, unabhängigen Staat erklärt, das Haus Habsburg-Lothringen der Herrschaft entsetzt und Kossuth zum regierenden Präsidenten ernannt hatte. Doch im Juni 1849 rückten nach einem zwischen Oesterreich und Rußland in Warschau 21. Mai geschlossenen Vertrag ein russisches Korps in Siebenbürgen und eine starke russische Armee unter Paskewitsch in Ungarn zur Unterstützung der Oesterreicher unter Haynau und Jellachich ein, während auch diese wieder vordrangen, Ofen 12. Juni wieder nahmen und bei Temesvár 9. Aug. siegten. Kossuth übergab 11. Aug. die Diktatur an Görgei und ging nach der Türkei, dann nach England; Görgei aber streckte schon 13. Aug. mit 30,000 Mann und 120 Kanonen zu Világos bei Arad vor dem russischen General Rüdiger die Waffen. Nur die Festung Komorn wurde von Klapka noch bis 27. Sept. vertheidigt. Hiermit endigte die Erhebung Ungarns. Die Führer des Aufstandes traten theils in türkische Kriegsdienste, theils flüchteten sie nach England, theils endigten sie am Galgen oder durch Pulver und Blei. Die vergrabenen ungarischen Reichskleinodien wurden erst 1853 wieder aufgefunden.

Gleichzeitig mit der Unterwerfung Ungarns ward auch die Ruhe und Ordnung in Italien wieder

hergestellt und die strengsten Maßregeln zu ihrer Aufrechterhaltung getroffen. Nachdem so der Widerstand nach innen und außen niedergedrückt war, begann man allmählich alles wieder in das alte Geleis vor 1848 zurückzuführen. Am 14. April 1851 wurde ein Reichsrath geschaffen, der, aus kaiserlicher Ernennung hervorgegangen, bei der Gesetzgebung berathend mitwirken und die Stelle der Volksvertretung vertreten sollte; 20. Aug. hob der Monarch die Ministerverantwortlichkeit dem Land gegenüber auf, 31. Dec. erfolgte die Aufhebung der Märzverfassung. Schwarzenberg selbst starb 5. April 1852, aber sein Nachfolger im auswärtigen Amt, Graf Buol-Schauenstein, und seine Kollegen im Ministerium, besonders der einst so freisinnige Alex. v. Bach und der böhmische Graf Leo Thun, arbeiteten in seinem Sinn weiter. Das Strafgesetzbuch und das bürgerliche Recht, die Organisation der Gerichte und Behörden, die Gesetze über die Landwehr und die Nationalgarden wurden durch kaiserliche Patente aufgehoben oder umgestaltet; von den Beschlüssen des Reichstags blieb fast allein der über die Aufhebung der bäuerlichen Lasten unangetastet. Das Gegenstück dazu bildete die traurige Finanzlage, die Jahr für Jahr ein Deficit ergab und zur Ausgabe von Papiergeld zwang, das immer tiefer im Werth sank und Handel und Gewerbe hemmte. Zu alledem kam der schrankenlose Einfluß der Geistlichkeit, der die Souveränität des Kaisers ärger beschränkte als jede Volksvertretung und durch das 18. Aug. 1855 mit dem römischen Stuhl abgeschlossene Konkordat seinen Höhepunkt erreichte. Nach außen freilich nahm Oesterreich nach der glücklichen Niederwerfung der Revolution scheinbar eine so mächtige Stellung ein wie nur je zuvor. Nicht nur in Italien, auch in Deutschland hatte es seine Stellung behauptet, hier sogar verstärkt. Im Bund mit den Mittelstaaten, die sich unter den Schutz des wieder erstarkten Kaiserstaats flüchteten, wurde Preußens deutsche Politik vereitelt und dieser Nebenbuhler zur Unterwerfung unter den alten Bundestag gezwungen. Ja, Oesterreich erstrebte sogar die Aufnahme in den Zollverein, um auch diesen seinem Einfluß zu unterwerfen, und seine Anhänger im Reich träumten schon von der Errichtung eines Siebzigmillionenreichs. Diese Erfolge dankte Oesterreich wesentlich Rußlands Beistand, das in Oesterreich einen Hort gegen die Revolution und gegen die Erstarkung Deutschlands sah, wie sich im Innern die absolutistische Regierung hauptsächlich auf die Slawen stützte. Auf die Dauer indeß war dies System dennoch unhaltbar, und bereits im Krimkrieg (s. b.) war Oesterreich gezwungen, sich von Rußland zu trennen. Die Art, wie dies geschah — »die Welt soll über unsere Undankbarkeit erstaunen«, hatte Schwarzenberg einst gesagt —, mußte aber den russischen Kaiser, dem Oesterreich so viel verdankte, tödtlich verletzen und verschaffte doch Oesterreich weder die dauernde Bundesgenossenschaft der Westmächte, noch einen materiellen Gewinn. Vielmehr verschlang die Besetzung der Donaufürstenthümer eine freiwillige Anleihe von 500, in Wirklichkeit 611 Mill., da der Finanzminister den Ueberschuß der Zeichnungen ungescheut ebenfalls verwendete. Durch seine unfreundliche Haltung im Neuenburger Konflikt 1857 entfremdete sich Oesterreich Preußen noch mehr und isolirte sich so, daß es Sardinien zu offensivem Vorgehen in der italienischen Frage ermuthigte.

In dem italienischen Krieg des Jahrs 1859 (s. Italien, S. 424 ff.) traten die Gebrechen und die Fäulnis des österreichischen Staatswesens in grellem Licht zu Tage. Die Unfähigkeit der Anführer neben den großartigen Betrügereien und Unterschleifen der Lieferanten machten die Tapferkeit der Soldaten zu Schanden, und der Friede zu Villafranca (11. Juli 1859), der in seinen wesentlichen Punkten seine Bestätigung in dem Friedensvertrag zu Zürich (10. Nov.) fand, kostete Oesterreich die Lombardei. Mit dem Jahr 1859 war Oesterreich an einem entscheidenden Wendepunkt in seiner Geschichte angekommen. Das Sinken seiner Macht, schon längst begonnen, aber den Augen der Welt verhüllt, war im Friedensschlusse zu Zürich offen zu Tage getreten und hatte Oesterreich eine blühende Provinz gekostet, für deren Vertheidigung schon viel österreichisches Blut vergossen worden war. Da das Rad einmal ins Rollen gekommen war, so war bei der Zusammensetzung der Monarchie aus so verschiedenen Nationalitäten zu befürchten, daß das Beispiel der Lombardei auch in anderen Theilen des Kaiserstaats ähnliche Gelüste hervorrufen könne. Und da Oesterreich, um dies zu verhindern, von außen her keine Hülfe zu erwarten hatte, weil es durch die Politik der letzten Jahre mit zweien der Großmächte, Rußland und Preußen, auf einem geradezu feindseligen Fuße stand, bei den beiden anderen auf keine Unterstützung rechnen durfte, so mußte es deshalb eine Kräftigung in sich selbst suchen, aber auf einem andern Weg als dem seit 1849 betretenen. Denn das damals gemachte Experiment mit der Errichtung eines unter absolutistischen Formen durchgeführten Einheitsstaats war völlig mißglückt, indem sich die Werkzeuge, die man dazu benutzen wollte, der Klerus, die Büreaukratie und die Armee, als der Aufgabe nicht genügend erwiesen. Denn die Geistlichkeit war in sich nicht einig, indem in Italien ein Theil auf Seiten der Oesterreich feindseligen Nationalpartei, in Ungarn fast durchgängig auf Seiten der konstitutionellen Opposition stand; die Büreaukratie war, von Geist und Kraft entblößt, ohne Halt im Volk; die Armee genoß durch die Unfähigkeit der Führer seit dem letzten Kriegschlechten Kredit. Unter allen unpopulären Maßregeln der Regierung aber hatte, und nicht bloß bei Akatholiken, das mit Rom geschlossene Konkordat den größten Anstoß erregt, besonders in Ungarn. Um den hier laut gewordenen Beschwerden abzuhelfen, erschien 1. Sept. 1859 ein kaiserliches Patent, welches die innere Verfassung und staatsrechtliche Stellung der evangelischen Kirche in Ungarn und dessen Nebenländern regeln sollte. Trotzdem dasselbe in freisinnigem Geist gehalten war, waren die Ungarn nicht zufrieden und verlangten ihre vor 1849 bestehende Kirchenverfassung zurück, so daß das Patent zurückgenommen werden mußte, aber für die Ungarn die Handhabe wurde, um an der Wiedererlangung der infolge der Ereignisse von 1849 verlornen Rechte zu arbeiten.

Die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen in Gesetzgebung und Verwaltung anerkennend, hatte der Kaiser unmittelbar nach Beendigung des Kriegs einige Veränderungen im Ministerium vorgenommen, die aber im ganzen den Charakter desselben wenig veränderten. An die Stelle Bachs trat als Minister des Innern der zwar weniger absolutistisch, aber desto feudaler gesinnte Graf Agenor Goluchowski; Polizeiminister wurde Freiherr von Hübner, im wesentlichen ein Anhänger des alten Absolutismus, der außerdem durch seine diplomatische Laufbahn den einheimischen Verhältnissen fremd geworden war; Minister des Auswärtigen wurde Graf Rechberg, ein Diplomat aus Metternichs Schule. Unter

diesem Ministerium erschien 5. März 1860 ein kaiserliches Patent, welches eine Verstärkung des seit 1851 bestehenden Reichsraths in der Weise anordnete, daß derselbe außer den ordentlichen Reichsräthen aus lebenslänglichen Mitgliedern (Erzherzögen, hohen kirchlichen Würdenträgern und im Civil- oder Militärdienst ausgezeichneten Männern) und aus 38 Mitgliedern der Landesvertretungen bestehen sollte, welch letztere der Kaiser aus je drei vorgeschlagenen Kandidaten auswählt. Dieser verstärkte Reichsrath erhielt aber bloß eine berathende Stimme, die Initiative zur Vorlegung von Gesetzvorschlägen stand ihm nicht zu. Mehrere tragische Fälle warfen ein düsteres Licht auf die nächste Vergangenheit und auf die in den höchsten Kreisen herrschende Korruption. Der Feldmarschalleutnant v. Eynatten, wegen Veruntreuungen in der Armeeverwaltung verhaftet, tödtete sich 8. März selbst; seine Aussagen führten die Verhaftung des Direktors der Kreditanstalt, Richter, und anderer angesehenen Kaufleute herbei; der Finanzminister v. Bruck entleibte sich 22. April, weil in der v. Eynatten'schen Angelegenheit ein Verdacht auf ihn zu fallen drohte, der sich nachher als völlig gegenstandslos erwies.

Die größte Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen herrschte in Ungarn, weshalb hier die Regierung zuerst mit Maßregeln vorging, um die Gemüther zu beschwichtigen. Der Feldzeugmeister Benedek, ein geborner Ungar, wurde provisorischer Chef der Civilverwaltung des Landes und kommandirender General der daselbst stehenden Truppen; die fünf Statthaltereien wurden wieder in eine vereinigt, eine Amnestie für politische Vergehen erlassen und Komitatsverwaltungen sowie die Einberufung des Landtags in Aussicht gestellt. Am 31. Mai wurde der verstärkte Reichsrath eröffnet, auf dem bald die Gegensätze hervorbrachen, welche in der Versammlung lagen. Die Ungarn, an ihrer Spitze die Grafen Andrássy und Apponyi, erklärten geradezu, daß der Reichsrath für sie nur insofern Bedeutung habe, als er zur Befriedigung ihrer legitimen Ansprüche führen könne. Wie so oft in der neuesten Geschichte, war es auch in Oesterreich die Finanzlage, welche Zugeständnisse von Seiten der Regierung herbeiführte. Der Bericht der 1859 eingesetzten Schuldentilgungskommission erwies eine Staatsschuld von 2 Milliarden 351 Mill. Fl., deren Verzinsung 103 Mill. Fl. und Amortisirung 13 Mill. Fl. jährlich in Anspruch nahmen; das Budget von 1861 schloß mit einem Deficit von über 40 Mill. Fl. ab. In dieser Noth brauchte die Regierung den Beirath ihrer Völker und mußte denselben, als Ersatz für die zunehmenden materiellen Opfer, verfassungsmäßige Zustände in Aussicht stellen. Der Reichsrath, der 28. Sept. seine letzte Sitzung hielt, konnte über das Maß derselben zu keiner Entscheidung kommen, die verwickelten internationalen Verhältnisse drängten zu einer Konsolidirung der inneren Zustände, und so erschien 20. Okt. 1860, kurz vor der Abreise Franz Josephs zu einer Zusammenkunft mit den Beherrschern Preußens und Rußlands in Warschau (22. Okt.), um über die gegen Frankreich einzunehmende Stellung zu berathen, ein kaiserliches Manifest, welches die Grundzüge einer neuen Verfassung veröffentlichte, in der sowohl für die Autonomie der einzelnen Kronländer als für die Einheit des Reichs gesorgt sein sollte. Den Ungarn wurde ihre frühere Verfassung zurückgegeben, die übrigen Kronländer sollten Landtage für ihre speciellen Angelegenheiten erhalten, die gemeinsamen Angelegenheiten sollten in oder mit einem Reichsrath verhandelt werden, dessen Mitglieder vom Kaiser direkt oder indirekt gewählt werden sollten. Die Ministerien des Innern, der Justiz und des Kultus wurden aufgehoben, die ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei wieder hergestellt und die oberste Leitung der administrativ-politischen Angelegenheiten einem Minister unter dem Namen Staatsminister zugetheilt. Graf Goluchowski, bisher Minister des Innern, wurde zum Staatsminister, Baron Vay, Protestant und Freund des 1849 standrechtlich erschossenen Grafen Batthyányi, zum ungarischen Hofkanzler ernannt. Indessen mußte Goluchowski bald der Unzufriedenheit weichen, welche die unter ihm entworfenen Verfassungsstatuten für Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol wegen ihrer Bevorzugung der Stände erregten, worauf nach langer Unterhandlung Schmerling an seine Stelle trat, den Liberalen aus dem Jahr 1848 vortheilhaft bekannt. Sein Programm verkündigte 23. Dec., es sollten die Landesstatuten nicht auf eine Vertretung der Stände, sondern auf diejenige der Interessen gegründet sein; den Landtagen und dem Reichsrath sollte Oeffentlichkeit der Verhandlungen eingeräumt werden, erstere sollten außerdem das Recht der Initiative, letzterer sollte Verstärkung seiner Mitgliederzahl und direkte Wahl durch die Landtage erhalten. Wo Autonomie und Reichseinheit in Kollision geriethen, sollte letztere für das Höhere und Entscheidendere gelten. Den hartnäckigsten Widerstand fand die Regierung in der Durchführung dieses Programms bei den Ungarn, die einfach alles, was seit 1849 eingerichtet worden, als nicht geschehen ansahen und den Faden da wieder anknüpften, wo er damals zerrissen worden war, so daß in wenigen Wochen die Gesetze von 1848 allgemeine Gültigkeit im Land hatten, die ganze bisherige Regierungsmaschine zum Stillstand gebracht wurde und ein kaiserliches Reskript vom 16. Jan. 1861, welches dieser Anarchie entgegentrat, völlig wirkungslos blieb.

Das Diplom vom 20. Okt. 1860 erhielt seine Ausführung durch die Verkündigung einer Verfassung für den Gesammtstaat und von Landesstatuten für jedes einzelne Kronland der Monarchie, einschließlich Galiziens, jedoch mit Ausschließung der Länder der ungarischen Krone und Venetiens (26. Febr. 1861): die Vertretung des Gesammtstaats wird einem aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestehenden, jährlich zusammenzuberufenden Reichsrath übertragen; ersteres ist zusammengesetzt aus erblichen und lebenslänglichen, vom Kaiser ernannten, letzteres aus 343 aus direkten Wahlen der Landesvertretungen hervorgehenden Mitgliedern. An demselben Tag (26. Febr.) erfolgte die Auflösung des ständigen und verstärkten Reichsraths und die Einsetzung eines Staatsraths. In dem ungarischen Landtag, zu welchem die Wahlen nicht nach dem Wunsch der Regierung ausgefallen, waren zwei Parteien vorhanden, die eine national gesinnte, aber gemäßigte unter Franz Deák, die andere ultramagyarische unter Wladislaw Teleki, der sich zwar schon bald darauf das Leben nahm, ohne daß aber damit in seiner Partei eine Aenderung eingetreten wäre. Die Partei Deák wollte die Gesetze von 1848 in einer Adresse an den Kaiser formuliren und hieß deshalb die »Adreßpartei«; die andere wollte einfach dem Kaiser den Beschluß kundthun, daß sie an den Gesetzen von 1848 festhalte, und hieß deshalb die »Beschlußpartei«. Zwar siegte die erstere Partei, wenn auch mit geringer Majorität;

indessen waren die Forderungen der Adresse derartig, daß die Regierung nicht auf sie eingehen konnte, sondern durch die Ernennung der Grafen von Forgách zum Hofkanzler und Moritz Esterházy zum Minister ohne Portefeuille an Stelle der abtretenden Vay und Szecsen bewies, daß sie nicht zum Nachgeben geneigt sei. Als dessenungeachtet die Opposition weiter fortdauerte, wurde der ungarische Landtag 21. Aug. aufgelöst und Graf Moritz Pálffy zum Statthalter von Ungarn mit umfassenden Vollmachten ernannt und die Einsetzung von Militärgerichten 5. Nov. 1861 angeordnet. Glücklicher als in Ungarn war die Regierung in den meisten übrigen Ländern der Monarchie. Die in den ersten Tagen des April zusammengetretenen Landtage sprachen dem Kaiser ihren Dank für das Patent vom 26. Febr. aus, und der 1. Mai 1861 eröffnete Reichsrath, der wegen der Nichtvertretung Ungarns, Siebenbürgens, Kroatiens, Istriens und Venetiens als der engere bezeichnet wurde, wurde mit allgemeiner Freude begrüßt. Diese erste Session des Reichsraths währte bis 18. Dec. 1862 und verlief in völligem Einvernehmen mit der Regierung, welche, wo sie die Unterstützung des Reichsraths brauchte, sich nachgiebig zeigte und bei Gelegenheit der Berathung der Finanzen 1. Mai 1862 sogar ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz in Aussicht stellte. Mit dem Schluß des Reichstags zog sich das politische Leben Oesterreichs in den Landtagen zusammen, die mit Ausnahme der von Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien-Slawonien im Januar 1863 zusammentraten. Von Bedeutung waren die Verhandlungen des siebenbürgischen Landtags, der die Februarverfassung annahm und die Wahlen für das Abgeordnetenhaus des Reichsraths vollzog. Derselbe wurde 18. Juli 1863 wieder eröffnet und tagte bis 15. Febr. 1864, ohne jedoch an Thatsachen der Gesetzgebung reich zu sein.

Unterdessen aber war das bis dahin herrschende Einverständnis zwischen Reichsrath und Regierung durch die auswärtige Politik der letztern wesentlich getrübt worden. Das Verhalten gegen den Deutschen Bund und gegen Schleswig-Holstein war wenig geeignet, unter den Deutsch-Oesterreichern Sympathien zu erwecken; der enge Anschluß an Preußen, das Scheitern der Absichten auf Aufnahme in den Deutschen Zollverein oder Sprengung desselben, der dänische Krieg (s. Deutschland, S. 388), der Oesterreichs Finanzen noch mehr derangirt hatte, und dessen Früchte Preußen erntete, machten selbst die bedenklich, die es bisher mit dem Ministerium gehalten hatten. Dazu kamen noch andere Mißgriffe der auswärtigen Politik. Graf Rechberg hatte sich anfangs lebhafter, als es nöthig gewesen wäre, gegen die griechische Revolution erklärt, sah sich aber im September 1864 zur Anerkennung des Königs Georg genöthigt. Die Feindseligkeit gegen das Königreich Italien dauerte fort, ohne diesem im geringsten schaden zu können; man hörte nicht auf, den römischen Hof in seinem Anspruch auf Restitution seines weltlichen Gebiets zu bestärken, ohne ihm eine thätige Unterstützung zusichern zu können. Rechberg nahm deshalb im Oktober 1864 seine Entlassung und wurde durch den bisherigen Statthalter von Galizien, Grafen Mensdorff-Pouilly, ersetzt. Am 14. Nov. 1864 trat der Reichsrath wieder zusammen, zeigte sich aber weniger entgegenkommend als früher. Die Antwortsadresse des Abgeordnetenhauses auf die Thronrede erklärte sich besonders gegen den unterdessen von der Regierung infolge des polnischen Aufstandes über Galizien verhängten Belagerungszustand und verlangte, um den drohenden Staatsbankerott abzuwenden, dringend eine Regelung der Finanzen. Die Hoffnung der Regierung, vermittels der Februarverfassung den Staat zu rekonstruiren, wurde immer schwächer, da nicht bloß die Ungarn in ihrem passiven Widerstand verharrten, sondern sich auch in den deutsch-slawischen Ländern Mißtrauen in Betreff der Aufrichtigkeit der konstitutionellen Einrichtungen der Regierung regte, und dieselbe fing deshalb an, sich nach einer andern Seite hinzuneigen und eine Aussöhnung mit Ungarn anzubahnen. Im Juni 1865 machte Franz Joseph einen Besuch in Pest, wo ihm ein glänzender Empfang zu theil wurde; wenige Wochen später erhielten die beiden Hofkanzler von Ungarn und Siebenbürgen, die Grafen Franz Zichy und Rádasdy, entschiedene Anhänger der Februarverfassung, ihre Entlassung, und Graf Mailáth, von der Partei der Altkonservativen, wurde ungarischer, Graf Haller, ein Magyar, siebenbürgischer Hofkanzler. Infolge davon reichte das Ministerium, mit Ausnahme der Minister des Auswärtigen und des Kriegs, seine Entlassung ein und wurde ergänzt durch den Eintritt des Grafen Belcredi als Vorsitzender, des Grafen Larisch als Finanzminister und Komers' als Justizminister. Am 20. Sept. 1865 erschien ein kaiserliches Manifest, durch welches die Februarverfassung, engerer und weiterer Reichsrath vertagt wurden; 14. Dec. fand die Eröffnung des ungarischen Landtags durch den Kaiser selbst statt. Indessen konnte keine Einigung erzielt werden, indem die Regierung verlangte, daß die Gesetze von 1848 vor ihrer Ausführung einer Revision unterworfen werden sollten, während die Ungarn zuerst die Ausführung und dann die Revision forderten. Der Zwiespalt zwischen Regierung und Landtag schien mit derselben Schärfe wie 1861 hervorbrechen zu wollen, als der Krieg mit Preußen ausbrach, der die Vertagung des Landtags 26. Juni 1866 auf unbestimmte Zeit zur Folge hatte (s. Preußisch-deutscher Krieg). Derselbe endigte zwar, abgesehen von der Abtretung Venetiens, ohne Verluste an Ländergebiet, drängte aber Oesterreich aus Deutschland hinaus und wies es darauf hin, eine Entschädigung dafür durch die Stärkung der Monarchie im Innern, vor allem durch einen Ausgleich mit Ungarn zu suchen, dessen Stellung durch den Austritt Oesterreichs aus Deutschland eine wesentlich andere geworden war. In raschern Fluß wurde diese Angelegenheit gebracht durch den Eintritt des bisherigen sächsischen Ministerpräsidenten, Freiherrn v. Beust, in das Ministerium als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Stelle des Grafen Mensdorff 30. Okt. 1866. Sein Kollege war Belcredi, seit 1865 Staatsminister, ein geborner Tscheche. Sein Programm war die Zerlegung Oesterreichs in fünf unabhängige Königreiche, die nur durch die Person des Kaisers verbunden sein sollten. Der Ausgleich mit Ungarn sollte einem außerordentlichen Reichsrathe der deutsch-slawischen Länder vorgelegt werden, auf dem natürlich die Slawen einen ähnlichen Ausgleich gefordert haben würden. Ein solcher Reichsrath war bereits vorbereitet. Franz Joseph hatte durch Patent vom 3. Febr. 1867 die bisherigen Landtage der deutsch-slawischen Länder aufgelöst, neue Landtagswahlen angeordnet und befohlen, daß diese Landtage die Mitglieder zu jenem Reichsrath wählen sollten. Indeß hatte Beust den Kaiser darauf aufmerksam gemacht, daß die Deutsch-Oesterreicher diesen Reichsrath gar nicht beschicken, daß die Slawen ihn infolge dessen zur Befriedigung ihrer Sonderbunds-

gelüste benutzen würden, daß endlich, wenn die von Franz Deák getroffenen Vereinbarungen nicht wie ein Ultimatum angenommen werden würden, die radikale ungarische Partei, deren Programm auf eine reine Personalunion hinauslaufe, die Oberhand bekommen werde, und dies hatte die Folge, daß der Kaiser sofort das ungarische Ministerium ernannte und Beleredi abtrat. Am 7. Febr. wurde Beust Ministerpräsident, Graf Julius Andrássy mit der Bildung eines ungarischen Ministeriums beauftragt; dasselbe, aus Männern der Deákpartei bestehend, leistete 15. März den Eid der Treue; 8. Juni erfolgte die Kaiserkrönung, die von der Schenkung von 800,000 Dukaten an die Hinterbliebenen der 1848 und 1849 gefallenen Hónveds und einer allgemeinen Amnestie begleitet war. Die ungarischen Nebenländer Siebenbürgen und Kroatien wurden mit Oesterreich verbunden sowie die Proteste der Sachsen und Walachen in Siebenbürgen und der Kroaten verworfen.

Naturgemäß mußten nun auch in Cisleithanien verfassungsmäßige Zustände und ein besonderes Ministerium eingeführt werden, und wenn dies geschehen war, mußte für die beiden Reichshälften gemeinschaftlichen Angelegenheiten, das Auswärtige, das Heerwesen und die Finanzen, ein Reichsministerium geschaffen werden. Der Anfang wurde mit der Eröffnung des deutsch-slawischen Reichsraths durch den Kaiser 22. Mai 1867 gemacht. Die Adreßdebatte war besonders gegen das Konkordat gerichtet. Aber gerade in dieser Frage erwies sich der 30. Juni zum Reichskanzler ernannte Freiherr v. Beust so passiv als möglich; er erklärte, als Protestant in dieser Sache am wenigsten thun zu können und dieselbe dem Reichsrath überlassen zu müssen. Hier kam die Angelegenheit im Juli zur Sprache; der Abgeordnete Mühlfeld erinnerte an die Entfremdung Deutschlands von Oesterreich infolge des Konkordats, Professor Herbst und Genossen brachten einen Antrag auf Abfassung von drei Gesetzentwürfen ein, die Einführung der Civilehe, die Emancipation der Schule von der Kirche und die Ordnung der interkonfessionellen Verhältnisse betreffend. Der Antrag wurde mit überwiegender Majorität 20. Juli angenommen; der Vertreter der Regierung jedoch erklärte, die Regelung der konfessionellen Verhältnisse auf dem Weg der Unterhandlung mit der Kurie vornehmen zu müssen, und betraute damit den Baron v. Hübner, später Crivelli und Meysenbug, welche jedoch dem Kardinal Antonelli gegenüber nichts ausrichteten, bis endlich Trautmansdorff ernannt wurde, der energischer auftrat. Oel wurde in das Feuer der Agitation gegen die Kurie hineingegossen durch eine Adresse der 25 Bischöfe an den Kaiser (2. Okt.), in welcher sie diesem mit warnender Stimme zuriefen, daß die Angriffe auf das Konkordat nicht diesem, sondern dem Christenthum überhaupt gälten. Diese Verwechselung von Konkordat und Religion rief einen allgemeinen Schrei der Entrüstung in den Gemeinden und in der Presse hervor. Voran ging der Gemeinderath der Hauptstadt mit einer Adresse an den Kaiser, die ein Handschreiben desselben an den Kardinal Rauscher zur Folge hatte, in welchem er seine Unzufriedenheit über die Adresse der Bischöfe aussprach. Die Adressen aus den Provinzen, selbst aus dem von den Pfaffen geleiteten Tirol, betonten besonders den schädlichen Einfluß des Konkordats auf die Volksbildung, eine Adresse der Wiener Studenten an Mühlfeld forderte eine Reform der Hochschulen. Im Abgeordnetenhaus verlangte die eine Partei die sofortige Aufhebung des Konkordats, die andere nur die Gesetze über Schule und Ehe, und diese Ansicht erhielt die Majorität: die betreffenden Gesetze wurden 23. und 29. Okt. angenommen, stießen indessen im Ausschuß des Herrenhauses auf Widerstand, so daß sich hier die Berathungen über das Jahr 1867 hinaus ausdehnten. Indessen trat doch die Regierung schon jetzt in Widerspruch mit den Grundprincipien des Konkordats, indem sie 3. Nov. die Erlaubnis zur Gründung einer konfessionslosen Lehrerbildungsanstalt in Wien ertheilte.

Noch vor Schluß des Jahrs wurde für Cisleithanien ein verantwortliches Ministerium, das sogen. Doktoren- oder Bürgerministerium, aus den hervorragendsten Mitgliedern des Abgeordnetenhauses ernannt. Ministerpräsident wurde Fürst Carlos Auersperg, Vicepräsident und zugleich Minister der Landesvertheidigung Graf Taaffe, Minister des Innern Giskra, der Justiz Herbst, der Finanzen Brestel, des Kultus und Unterrichts Hasner, des Handels Plener, des Ackerbauwesens Graf Potocki, Minister ohne Portefeuille Berger. Dies Ministerium hat mit dem Reichsrath (Herren- und Abgeordnetenhause) zu verhandeln wie das ungarische mit dem Reichstag. Zugleich wurde für beide Reichshälften ein Reichsministerium ernannt, aus drei Mitgliedern bestehend, Beust für die auswärtigen Angelegenheiten, Becke für die Finanzen, John und nach dessen schon 19. Jan. 1868 erfolgtem Rücktritte der Feldmarschall Kuhn für das Heerwesen. Diese haben mit den aus Reichsrath und Reichstag zu bildenden Delegationen von 60 Mitgliedern, die sich abwechselnd in Wien und Ofen versammeln, die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen. Unter dem neu ernannten cisleithanischen Ministerium kamen 21. März 1868 die Kirchengesetze zum Abschluß, und eine glänzende Illumination am Abend des Tags und Meldungen von allen Seiten über ähnliche Freudendemonstrationen bewiesen die Uebereinstimmung der Hauptstadt und der Provinzen mit den Beschlüssen der Majorität, die 25. Mai vom Kaiser unterzeichnet wurden. Der Papst antwortete mit einer Allokution an die Bischöfe 22. Juni, in welcher er die neuen Gesetze verdammte, wogegen Beust in einer Note 3. Juli darauf hinwies, daß es kein Land in Europa gebe, wo die katholische Kirche trotz der Gesetze vom 25. Mai noch eine so privilegirte Stellung behaupte wie in O. Eine noch schärfere Sprache fast als der Papst führten die österreichischen Bischöfe, an ihrer Spitze der Kardinal Rauscher, der Erzbischof von Olmütz und der Kardinal-Fürstbischof von Prag, die das Volk direkt gegen die Regierung aufhetzten und eine solche Erbitterung gegen sich in der Presse hervorriefen, daß angesichts des Wormser Lutherfestes Stimmen für Begründung einer von Rom unabhängigen Nationalkirche laut wurden. Doch schritt dem gegenüber die Regierung nur gegen einen der geistlichen Herren, den Bischof Rudigier von Linz, der so weit gegangen war, der Regierung die Entchristlichung der Jugend und die Beförderung unsittlicher Verhältnisse vorzuwerfen, mit Beschlagnahme des betreffenden Aktenstücks und gegen andere, die sich weigerten, die Eheproceßakten den weltlichen Gerichten zu übergeben, mit Geldstrafen vor. Nicht minder wichtig war die Lösung der Finanzfrage. Der December 1867 wies eine Schuldenlast von über 3025 Mill. Fl. nach, was eine jährliche Zinsenlast von etwa 130 Mill. Fl. ausmachte, so daß die indirekten Steuern zum großen Theil von diesen Zinsen, die direkten von den Militärausgaben verschlungen wurden. Die Finanzdebatte vom 3.—6. Juni endigte damit, daß sämmtliche Gattungen der fundirten allgemeinen

Staatsschuld, ausgenommen die Loose von 1854 und 1860 und das Steueranlehn von 1864, in eine einheitliche 5proc. Schuld mit der Belastung einer 16proc. Steuer umgewandelt wurden: ein Staatsstreich trotz der ironisch klingenden Antwort Beusts auf eine Vorstellung von 48 der angesehensten Cityfirmen Londons.

Die Eröffnung der 17 Landtage der im Reichsrath vertretenen Länder 22. Aug. 1868 gab das Signal zu neuen Angriffen auf die eben ins Leben getretene Verfassung; auf allen zeigte sich der häßliche Partikularismus, jede Nationalität beanspruchte möglichste Autonomie, vor allen die Tschechen, deren Widerstand erst gebrochen wurde, nachdem die ganze Civil- und Militärgewalt von Böhmen in die Hände des energischen Feldmarschallleutnants v. Koller gelegt worden war, und dieser den Belagerungszustand über Prag verhängt hatte. Konflikte, die Auersperg bei einer Reise Franz Josephs nach Prag mit Beust gehabt, hatten sein Entlassungsgesuch zur Folge, welches 26. Sept. vom Kaiser angenommen wurde, der an seine Stelle den bisherigen Vicepräsidenten Graf Taaffe zunächst provisorisch, vom 17. April 1869 an definitiv berief. Die wichtigste Arbeit des 17. Okt. 1868 wieder zusammengetretenen Reichsraths war die Berathung des neuen Wehrgesetzes. Die Regierung schlug für die nächsten zehn Jahre eine Kriegsdienstzeit von zwölf Jahren, die allgemeine Wehrpflicht, ein Militärbudget von 80 Mill. Fl. und eine Kriegsstärke von 800,000 Mann bei einer Friedensstärke von 255,000 Mann vor. Nachdem der Regierungsvorschlag von dem ungarischen Reichstag, der 30 Proc. von der geforderten Summe zu bezahlen hatte, 7. Aug. genehmigt worden war, geschah das Gleiche in Cisleithanien von dem Abgeordnetenhaus 15. Nov., vom Herrenhaus 28. Nov. und durch die in Pest 16. Nov. eröffneten Delegationen 30. Nov. und 2. Dec. Das Jahr 1869 brachte die Fortsetzung des Kampfes auf religiösem und politischem Gebiete. Die Renitenz der Bischöfe gegen die Maigesetze des vorigen Jahrs hatte 25. Jan. den Antrag Sturms im Abgeordnetenhaus auf Einführung der obligatorischen Civilehe zur Folge, der aber zunächst nicht zum Ziel führte, weil der Kaiser im voraus erklärt hatte, einem solchen Gesetze seine Sanktion versagen zu müssen. Nachdem im Herrenhaus in Abwesenheit der Feudalen und Klerikalen der Gesetzantrag auf Einführung der Geschwornengerichte für Preßvergehen 30. Jan. fast einstimmig und ebenso 17. März im Abgeordnetenhaus, allerdings mit mehr Widerspruch, das Landwehrgesetz, welches die österreichische Landwehr unter die General- und Divisionskommando's der Linie stellte, durchgegangen war, wurde der Reichsrath nach fast zweijähriger fruchtbarer Thätigkeit 14. Mai geschlossen. Der Wunsch nach Aufhebung des Konkordats wurde unterdessen immer lauter ausgesprochen, denn seine Unhaltbarkeit zeigte sich in zwei kurz aufeinander folgenden Fällen. Der Bischof Rudigier von Linz hatte die Kompetenz des Linzer Gerichts auf Grund des Art. 14 des Konkordats, welcher die Immunität der Bischöfe ausspricht, bestritten und als das Gericht dieselbe nicht anerkannte, sich hartnäckig geweigert, vor Gericht zu erscheinen, war deshalb 12. Juli mit 14tägiger Kerkerhaft bestraft, aber vom Kaiser begnadigt worden und wurde nun, nachdem er den Staatsgesetzen so offen Hohn gesprochen hatte, von den Klerikalen als Märtyrer angesehen. Da kam wenige Tage darauf (20. Juli) die Greuelscene von Krakau hinzu, indem im dortigen Karmeliterinnenkloster die Nonne Barbara Ubryk nackt, verwildert und halb wahnsinnig in einer finstern, verpesteten Zelle gefunden wurde, in der sie, auf Befehl der Oberin, 21 Jahre lang wegen einer Korrespondenz mit einem jungen Mann gefangen gehalten worden war. Wohin sollte es, fragte man mit Recht, führen, wenn sich neben dem Staat in demselben kleine Staaten mit besonderer Gerichtsbarkeit bildeten?

Inzwischen war der ungarische Reichstag in Pest 24. April eröffnet und bei Berathung der Adresse der Entwurf der Deákpartei, der die Verfassung von 1867 als Basis betrachtete, zugleich aber die Einverleibung Dalmatiens forderte, angenommen worden. In den sich an den Reichstag anschließenden, 11. Juli in Wien eröffneten Delegationen kam es zu heftigen Debatten über die auswärtige Politik des Grafen (seit 5. Dec. 1868) Beust. Man warf ihm vor, er suche seinen Einfluß auf Staaten wie Deutschland aufrecht zu erhalten, die ihn nichts mehr angingen, und strich die Gesandtschaftsposten in Norddeutschland mit Ausnahme des sächsischen, genehmigte auch den Botschafterposten in Rom erst nach lebhafter Debatte. Die 17 Landtage, von denen der erste 9. Sept. eröffnet wurde, behandelten theils religiöse, theils nationale Angelegenheiten, ohne aber wesentliche positive Resultate zu liefern. Im steirischen Landtag wurde 20. Okt. der Antrag auf Aufhebung des Konkordats mit allen gegen eine Stimme angenommen; der Landtag von Krain wünschte ein slowenisches Königreich, die Tschechen in Böhmen von neuem die Befriedigung ihrer Forderungen, Galizien dieselbe Unabhängigkeit wie die Ungarn. Auch mit den letzteren gab es wieder langk Verhandlungen. Sie forderten nämlich die Einverleibung der Militärgrenze als eines ehemaligen Bestandtheils von Ungarn und, als früher zu Kroatien gehörig, die Dalmatiens. In diesem Land hatten sich im Oktober die slawischen Bocchesen, unterstützt von den Montenegrinern, erhoben, weil sie, bisher keine Steuern zahlend, durch die Einfügung in die Landwehr die mannigfachen damit verbundenen Lasten tragen sollten, und hatten die mit ungenügenden Streitkräften auftretenden Oesterreicher unter General Auersperg genöthigt, sich mit großen Verlusten nach Cattaro zurückzuziehen; zum Glück für O. unterwarfen sie sich noch in den letzten Decembertagen gegen Empfang von 40 Fl. für jeden. Das Ende des Jahrs brachte Konflikte im Ministerium, indem eine Majorität von fünf Ministern (Giskra, Herbst, Brestel, Hasner, Plener) eine Verfassungsrevision durch den betreffenden Reichsrath, die Minorität (Taaffe, Berger, Potocki) durch einen ad hoc zu berufenden Reichsrath wünschten. Der Kaiser entschied sich für die Majorität und nahm 15. Jan. 1870 das Entlassungsgesuch von Taaffe, Berger und Potocki an. An Taaffe's Stelle trat als Präsident des Ministeriums der bisherige Kultusminister Hasner, als neue Mitglieder traten ein Stremayr, Banhans und Wagner. Auch im Reichsministerium ging eine Veränderung vor sich, indem nach dem Tode des Finanzministers v. Becke (15. Jan. 1870) der bisherige ungarische Finanzminister v. Lónyay eintrat. 1870 wurde endlich die Aufhebung des Konkordats durchgeführt. Nachdem dieselbe bereits durch den Vorkämpfer religiöser Freiheit, Rechbauer, beantragt worden war, die Entscheidung aber sich verzögert hatte, wurde diese sogleich herbeigeführt durch die erste Abstimmung des vatikanischen Konzils 13. Juli über die Unfehlbarkeit des Papstes; denn unmittelbar nach derselben trat unter dem Vorsitz des Kaisers ein Ministerrath zusammen, in welchem der cisleithanische Kultusminister Stremayr die

Anschauung entwickelte, daß mit dem Unfehlbarkeitsdogma eine Veränderung in der Person des einen Kontrahenten stattgefunden habe, das Konkordat damit hinfällig geworden und einfach in Rom zu kündigen sei. Der Kaiser trat dieser Anschauung bei und richtete 30. Juli ein Handschreiben an den Kultusminister, in welchem er denselben, auf die vollzogene Aufhebung des Konkordats hinweisend, zur Vorbereitung der nöthigen Gesetzesvorlagen für den Reichsrath aufforderte. In dem neuen Ministerium entstand bald Zwiespalt in der Frage, ob bei der Reform der Reichsrathswahlen die Mitwirkung der Landtage in Anspruch zu nehmen sei oder nicht. Nachdem Giskra, der die sofortige Vornahme der Wahlreform verlangte, 20. März seine Entlassung genommen hatte, legte die Regierung als Abschlagszahlung 30. März das sogen. Nothwahlgesetz vor, nach welchem für den Fall der Nichtannahme oder Rückgabe von Reichsrathsmandaten, oder wenn ein Landtag die Wahl für den Reichsrath verweigerte, direkte Reichsrathswahlen eingeführt werden sollten. Infolge hiervon legten die polnischen Abgeordneten sowie die aus Görz, Triest, Istrien u. a. ihr Mandat nieder, so daß das Haus kaum noch beschlußfähig war. Die Minister verlangten hierauf die Auflösung der Landtage, deren Mitglieder den Reichsrath verlassen hatten, und reichten, als der Kaiser ablehnend antwortete, 4. April ihre Entlassung ein. Sie wurde angenommen und der frühere Ackerbauminister, der polnische Graf Potocki, mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Nachdem sowohl Herren- als Abgeordnetenhaus in Adressen an den Kaiser davor gewarnt hatten, den Schwerpunkt der Gesetzgebung in die Landtage zu verlegen, wurden die beiden Häuser des Reichsraths 8. April vertagt. Der Rücktritt des Ministeriums Hasner war der Anfang einer Reihe von Ereignissen, die O. der Gefahr nahebrachten, sich in seine einzelnen Bestandtheile aufzulösen, indem nun wieder die mit ihrem Urheber beseitigten Ideen Belcredi's die Richtschnur der Regierung zu bilden anfingen. Zunächst gelang es Potocki bloß, ein Verwaltungsministerium mit provisorischem Charakter zusammenzubringen, bis aus dem neu gewählten Abgeordnetenhaus ein parlamentarisches gebildet werden konnte. Da das neue Ministerium weder mit den Tschechen und Polen einen Ausgleich zu Stande bringen konnte, noch mit dem ihm feindselig gegenüber stehenden, zu einem Rumpfparlament zusammengeschrumpften Reichsrath etwas ausrichten konnte, wurden das Abgeordnetenhaus und sämmtliche Landtage 21. Mai aufgelöst, mit Ausnahme des böhmischen, dessen Auflösung erst 31. Juli erfolgte, die neuen Landtage für 20. und 27. Aug. und 2. Sept. einberufen, für die Eröffnung des Reichraths 5. Sept. bestimmt. Sobald dieser wieder zusammengetreten war, sprach sich sowohl das Herren- wie das Abgeordnetenhaus in den Adressen an den Kaiser auf das entschiedenste für Aufrechterhaltung der Verfassung und gegen die Versuche eines Ausgleichs mit unvereinbaren Elementen aus; das Ministerium sah darin das beabsichtigte Mißtrauensvotum und reichte seine Entlassung ein; dieselbe wurde zwar angenommen, jedoch zog sich die Bildung eines neuen Ministeriums bis in das nächste Jahr hinaus.

Nachdem die Delegationswahlen vorgenommen worden waren, wurde der Reichsrath 22. Nov. vertagt und 24. Nov. die Delegationen in Pest eröffnet, welche, nachdem sie das Budget für 1871 und eine außerordentliche Ausgabe von 60 Mill. für das Militärwesen genehmigt hatten, 6. Febr. 1871 geschlossen wurden; man glaubte derselben zu bedürfen, um allen Eventualitäten des deutsch-französischen Kriegs gegenüber gerüstet dazustehen. Daß die Sympathien der Regierung nicht auf deutscher Seite sich befanden, war natürlich; daß das Wollen da war, »Rache für Sadowa« zu fordern, bewiesen die Rüstungen vor Beginn des Kriegs, die erst aufhörten, als man nach Sedan das Ueberflüssige derselben einsah. Die Stimmung der Bevölkerung war, wie es in dem nationalitätenreichen Land nicht anders sein konnte, eine sehr verschiedene: die Deutsch-Oesterreicher hielten zu ihrem Stammland und verlangten strengste Neutralität, die Tschechen, Polen und die herrschende Partei in Ungarn standen mit ihren Wünschen auf Frankreichs Seite. Kaum waren die Delegationen geschlossen (6. Febr. 1871), so überraschte die »Wiener Zeitung« vom 7. Febr. mit der Mittheilung, daß Graf **Hohenwart** zum Minister des Innern ernannt und mit der Bildung eines über den Parteien stehenden Ministeriums beauftragt sei. Dasselbe war aus ultramontanen, feudalen und tschechischen Elementen zusammengesetzt: neben dem ultramontanen Präsidenten umfaßte es zwei Tschechen (Habietinec für die Justiz und Jireček für den Kultus), den Preußenhasser Schäffle, einen Schwaben, und dazu seit 11. April einen Polen, Graf Grocholski, als Minister ohne Portefeuille; keins der sämmtlichen Mitglieder gehörte dem Reichsrath oder der deutschen Verfassungspartei außerhalb desselben an, es war also ein völlig außerparlamentarisches Ministerium, das infolge seiner Zusammensetzung von den Deutschen in O. mit gerechtfertigtem Mißtrauen angesehen wurde, und daß man einen Tschechen an die Spitze des Kultusministeriums berufen, wurde besonders bitter empfunden. Das von dem Ministerium veröffentlichte Programm lief auf die Hebung der Provinziallandtage, also des Partikularismus und Separatismus, und auf die Herabsetzung des Reichsraths hinaus. Der Anfang, dies Programm zu verwirklichen, wurde mit einer die Kompetenz der Landtage erweiternden Vorlage an das Abgeordnetenhaus 25. April gemacht. Trotzdem dieselbe 9. Mai abgelehnt wurde, trat Hohenwart nicht nur nicht zurück, sondern erklärte, nachdem er schon vorher (5. Mai) eine Vorlage eingebracht hatte, durch die den Polen in Galizien der größere Theil ihrer Forderungen zugestanden wurde, 10. Mai, also einen Tag nach dem Votum des Hauses über die Kompetenz der Landtage, auf die Anfrage eines Mitglieds, er sei gesonnen, dieselben Vergünstigungen wie Galizien auch anderen Ländern, namentlich Böhmen, zu bieten. Unter allgemeiner Erregung wurde darauf die Sitzung aufgehoben und eine von Herbst verfaßte Adresse an den Kaiser gerichtet, die offen und rückhaltlos die gefährliche vom Ministerium geschaffene Lage darlegte. Der Kaiser aber stellte sich in der Antwort, die er der Adreßdeputation 30. Mai ertheilte, auf die Seite seiner Minister und nahm also den Föderalismus an. Die Verfassungspartei beschloß hierauf, das Budget zu verwerfen; als es indessen zur Abstimmung kam, fehlten die Stimmen von 17 Mitgliedern, die theils für das Ministerium stimmten, theils sich der Abstimmung enthielten, und so wurde der Antrag auf Ablehnung verworfen und das Budget mit geringen Abstrichen vom Reichsrath 4. Juli genehmigt, der darauf 10. Juli auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Nach diesem Siege ging Hohenwart auf der eingeschlagenen Bahn weiter vorwärts.

Am 4. Aug. wurden die Grundzüge eines Ausgleichs mit den Tschechen dem Ministerrath vorgelegt, am 5. empfing er den Tschechenführer Rieger, am 10. unterzeichnete er ein Patent, durch welches das Abgeordnetenhaus des Reichsraths und von den Landtagen die verfassungstreuen aufgelöst wurden, während die den separatistischen Tendenzen des Ministeriums huldigenden unangetastet blieben. Die Wahlen für die Landtage ergaben eine Niederlage der verfassungstreuen Partei, die, da sie danach im Reichsrath nur auf 66 Stimmen gegenüber 137 Stimmen ihrer Gegner rechnen konnte, beschloß, gar nicht in den neuen Reichsrath einzutreten. In den verfassungstreuen Landtagen kam es dagegen zu lebhaften Debatten und scharfen Angriffen gegen das Ministerium, besonders im niederösterreichischen, in welchem Granitsch in vernichtender Weise die Thätigkeit und die Persönlichkeit Schäffle's geiselte. Um ähnlichen Angriffen zu entgehen, schloß das Ministerium 14. Okt. die Landtage; damit war die Situation an ihrer Krisis angelangt: wenn der Kaiser jetzt wieder auf die Seite des Ministeriums trat, so ging man zunächst einer Zeit der ärgsten Reaktion entgegen; es war aber nicht abzusehen, wohin dieselbe führen würde. In dieser Krisis übersandte Graf Beust dem Kaiser, der sich in Ischl aufhielt, eine Denkschrift, in welcher er ihm das Gefährliche der neuen Richtung darlegte. Dieselbe verfehlte ihren Eindruck nicht, denn als Hohenwart dem Kaiser bei seiner Ankunft in Schönbrunn die Antwort auf die böhmische Adresse vorlegte, lehnte dieser die Unterzeichnung vorläufig ab und berief den ungarischen Ministerpräsidenten Andrássy 16. Okt. nach Wien. Dieser legte die schwer wiegende Stimme Ungarns nicht in die slawische, sondern in die deutsche Wagschale, denn die Ungarn erkannten, welche begehrlichen Gelüste die Gründung eines tschechischen Reichs in den vier Millionen slawischer Bewohner Ungarns hervorrufen könne, und das Ministerium Hohenwart sah ein, daß sein Spiel ausgespielt sei, und gab 26. Okt. seine Entlassung. Ueberraschend war der kurz darauf (6. Nov.) erfolgte Rücktritt des Grafen Beust, der durch seine Denkschrift doch den ersten Anlaß zur Rettung des Staats gegeben hatte, und man glaubte allgemein, daß er den Slawen, die eine Konzession verlangten, zum Opfer gefallen sei. Zu seinem Nachfolger wurde Andrássy 14. Nov. ernannt, dessen Nachfolger in Ungarn Lónyay wurde; die Bildung eines cisleithanischen Ministeriums wurde, nachdem eine solche dem Freiherrn v. Kellersperg mißlungen war, dem Fürsten Adolf Auersperg übertragen; 25. Nov. war das neue Ministerium gebildet und vom Kaiser genehmigt. Seine Mitglieder waren: Lasser (Inneres), Glaser (Justiz), Stremayr (Kultus und Unterricht), Banhans (Handel), Chlumetzki (Ackerbau), Horst (Landesvertheidigung), Unger (Minister ohne Portefeuille), Holzgethan und nach dessen 15. Jan. 1872 erfolgtem Uebertritt in das Reichsministerium Depretis für die Finanzen, außer Holzgethan alle der Verfassungspartei angehörig. Der erste Theil ihres Programms, Auflösung der illegalen Landtage, wurde durch Dekret vom 25. Nov. erfüllt, und das Resultat der neuen Wahlen war ein günstiges und demzufolge der 28. Dec. zusammengetretene Reichsrath trotz des Nichterscheinens der meisten Föderalisten beschlußfähig; die Lösung des zweiten Theils verzögerte sich bis ins nächste Jahr. So endigte das Jahr 1871, das unter so trüben Auspicien begonnen hatte, glückverheißend für die verfassungstreuen Deutschen in O., und ihr Vertrauen zur Regierung wurde befestigt durch das gute Einvernehmen, welches durch die Zusammenkünfte Franz Josephs und Kaiser Wilhelms 12. Aug. in Ischl und 6. Sept. in Gastein mit dem Deutschen Reich angebahnt wurde.

Mit dem galizischen Ausgleich ging es auch 1872 nicht vorwärts, da die Polen vollständige Autonomie verlangten, welche das Ministerium schon aus Rücksicht auf Rußland nicht gewähren konnte. Dagegen legte die Regierung ein neues Nothwahlgesetz vor, welches auch in beiden Häusern des Reichsraths mit der nöthigen Zweidrittelmajorität angenommen wurde, des Inhalts, daß bei erledigten oder unbesetzten Reichsraths- oder Landtagsmandaten Neuwahlen unmittelbar durch die zu den Landtagswahlen berechtigten Gebiete, Städte und Körperschaften vorgenommen werden sollten. Dagegen fand die Haltung des Kultusministers Stremayr in den kirchlichen Angelegenheiten mannigfachen Widerspruch; derselbe sprach nämlich den Handlungen der Altkatholiken jegliche Gültigkeit ab, stellte sich also ganz auf den Standpunkt der vatikanischen Beschlüsse, so daß man überall offen sagte, die Regierung habe mit dem Kardinal Rauscher ein Abkommen getroffen, wonach er das Ministerium zu unterstützen versprochen habe, wenn dieses in konfessioneller Beziehung Zugeständnisse mache. Erklärlicherweise wuchs bei dieser Stimmung in den regierenden Kreisen den Bischöfen gewaltig der Muth. Wie die deutschen Bischöfe in Fulda, kamen die Cisleithaniens 2. Mai in Wien zusammen und reichten ein Memorandum mit den übertriebensten Forderungen an Stremayr ein, das von diesem zwar, um keinen Anstoß zu erregen, nicht beantwortet wurde, in dessen Sinn aber gegen das Staatsgrundgesetz, daß niemand zu kirchlichen Handlungen gezwungen werden dürfe, das Ministerium eine Verfügung erließ, durch welche die Schuljugend zum wöchentlichen Besuch der Messe, zum dreimaligen Empfang der Sakramente im Jahr und zur Theilnahme an der Fronleichnamsprocession gezwungen ward. War es unter diesen Umständen wunderbar, daß die liberale Presse schmerzliche Vergleiche zwischen der Haltung Stremayrs und der der Minister im benachbarten Deutschland anstellte?

In Ungarn war das Mandat des Abgeordnetenhauses 19. April abgelaufen, und das Resultat der Neuwahlen ergab einen Sieg der Deákisten, denen von 400 Gewählten 260 angehörten, während die äußerste Linke nur 40 durchbrachte. Dagegen lieferten die Wahlen in Kroatien ein der ungarischen Regierung durchaus ungünstiges Ergebnis, denn hier sowohl wie in Slawonien und besonders bei den Sachsen in Siebenbürgen war man mit dem Regiment der Magyaren, welche die Selbständigkeit, die sie für sich selbst in ausgedehnter Weise verlangten, anderen keineswegs zugestehen wollten, auf das äußerste unzufrieden, besonders in Kroatien, dessen Landtag eine Adresse an den Kaiser mit der Bitte um Abhülfe der aufgezählten Beschwerden richtete. Der Kaiser verwies die Deputation an den ungarischen Reichstag, der 4. Sept. in Ofen zusammentrat. Die Verhandlungen der ersten Wochen nahmen einen ruhigen Verlauf; in der Sitzung des Unterhauses 18. Nov. jedoch warf ein Mitglied dem Ministerpräsidenten Lónyay vor, daß er seine Stellung benutzt habe, um sich Reichthümer zu erwerben, und der Vorwurf schien nicht ungerechtfertigt, denn Lónyay reichte 2. Dec. seine Entlassung ein, die vom Kaiser angenommen wurde. An seine Stelle trat der bisherige

Handelsminiſter Szlavy, ein Mann von Begabung, Bildung und Kenntniſſen, an deſſen Stelle Graf Zichy.

Der 23. März vertagte öſterreichiſche Reichsrath trat 7. Mai wieder zuſammen, um bis 22. Juni zu tagen. Da in Böhmen nach Auflöſung des von den Tſchechen beherrſchten Landtags in dem neu gewählten die Verfaſſungspartei die Zweidrittelmajorität bildete, ſo wurden aus demſelben 40 verfaſſungstreue Abgeordnete in den Reichsrath geſchickt, ſo daß dieſe Partei jetzt über 116 Stimmen verfügte, alſo die für die Wahlreformgeſetze nöthige Majorität gewonnen war. Dieſelben kamen aber erſt im nächſten Jahr zur Berathung, da inzwiſchen die Legationen und die Landtage zuſammengerufen werden mußten; nachdem ſie 27. März 1873 angenommen worden waren, erhielten ſie 3. April die kaiſerliche Beſtätigung. Sie waren im großen und ganzen ein Werk der verfaſſungstreuen Partei und dienten, da die Reichsrathsabgeordneten nicht mehr aus den Provinziallandtagen, ſondern unmittelbar aus den Wahlberechtigten gewählt wurden, dazu, die Pläne der ſich auf die Landtage ſtützenden Föderaliſten zu zerſtören und den Reichsrath zu heben. Die Zahl der Abgeordneten betrug von nun an 353, die aus vier Gruppen von Wahlberechtigten (Großgrundbeſitzern, Landgemeinden, Städten, Handelskammern) gewählt wurden. Wahlberechtigt waren alle 24 Jahre zählenden, den Erforderniſſen der Wahlordnung genügenden Staatsbürger, wählbar alle im Alter von 30 Jahren ſtehenden; das Mandat war ein ſechsjähriges. Die galiziſche Frage dagegen blieb zunächſt infolge der übertriebenen Forderungen der Polen ungelöſt. Um die gemäßigten Elemente für ſich zu gewinnen, berief die Regierung 22. April das Haupt der gemäßigten Partei, den Bürgermeiſter Zimialkowski von Lemberg, als Miniſter ohne Portefeuille ins Miniſterium, der auf dem Boden der direkten Wahlen ſtand und ein geeigneter Mann ſchien, die Liberalen Galiziens mit der öſterreichiſchen Verfaſſungspartei zu verſöhnen. Am 24. April wurde dann der Reichsrath mit einer Thronrede geſchloſſen, in welcher die erledigte Wahlreform und die bevorſtehende Weltausſtellung, für die ein Nachkredit von 9 Mill. Fl. bewilligt worden war, beſonders hervorgehoben wurden.

Die Verhandlungen des zugleich tagenden ungariſchen Reichstags boten wenig Intereſſantes: die Parteien waren zu zerfahren, als daß die Miniſter etwas Bedeutendes hätten durchſetzen können. In den erſten Monaten drehten ſich die Debatten, eröffnet durch die vom Abgeordnetenhaus verlangte und angenommene Ausweiſung der Jeſuiten, um Religionsfreiheit und Einführung der obligatoriſchen Civilehe und gingen dann über zu der Haltung der Biſchöfe dem Unfehlbarkeitsdogma gegenüber, die eine ähnliche wie in Deutſchland war. Denn die ungariſchen Biſchöfe hatten, wie die deutſchen, auf dem vatikaniſchen Koncil gegen die Infallibilität geſprochen, nachher aber ſie anerkannt und veröffentlicht. Hier wie dort ſprach die Geiſtlichkeit von Uebergriffen des Staats, bis der Kultusminiſter Tréfort, durch die Debatte vom 28. Juni veranlaßt, die Vorlage einer Reihe von Geſetzen über die Freiheit der Religionskulte verſprach. Auch der **Ausgleich mit Kroatien** kam endlich zu Stande. Nach demſelben wurde der Banus von Kroatien zwar unter Gegenzeichnung des ungariſchen Miniſterpräſidenten ernannt, hatte aber ſonſt eine ganz ſelbſtändige Stellung. Ein vermittelndes Organ zwiſchen ihm und der Krone war der kroatiſche Miniſter, der im ungariſchen Miniſterrath ausſchließlich die gemeinſchaftlichen ungariſch-kroatiſchen Angelegenheiten zu behandeln hatte, ſo daß Kroatien in dasſelbe Verhältnis zu Ungarn kam, wie dieſes zu Oeſterreich ſtand. Die Vorlage des Budgetentwurfs für 1874 erwies ein Deficit von 31 Mill. Fl. und ſollte durch eine Anleihe gedeckt werden, aus der zugleich bereits genehmigte Eiſenbahn-, Kanal- und Hafenbauten beſtritten werden ſollten. Obwohl dieſelbe 27. und 28. Nov. genehmigt wurde, gaben doch der Finanz- und der Verkehrsminiſter ihre Entlaſſung ein, und da ſich keine Nachfolger fanden, mußten der Miniſterpräſident Szlavy und der Handelsminiſter Zichy die erledigten Stellen mit übernehmen. Doch war damit die Kabinetsfrage nicht gelöſt, ſondern nur vertagt: das Miniſterium Szlavy hatte ſich abgenutzt, die Deákpartei war, zum Theil infolge der Kränklichkeit ihres Führers, in der Auflöſung begriffen. Da bildete ein Mitglied des linken Centrums, Koloman Ghyczy, indem er ſeinen Parteigenoſſen erklärte, die Zeit, ſich den praktiſchen Fragen des Tags gegenüber negativ zu verhalten, ſei vorbei, eine alle liberalen Elemente vereinende neue Partei unter dem Namen Centrumspartei.

In **Oeſterreich** riefen unterdeſſen die Verſuche Stremayrs, die Schule wieder unter die Herrſchaft der Kirche zu bringen, lebhaften Widerſpruch hervor. Als gegen einen Erlaß des Miniſters, der den Lehrern befahl, an den obligatoriſchen Religionsübungen, an der Beichte, der Meſſe und den Proceſſionen theilzunehmen, der Ausſchuß des öſterreichiſchen Lehrertags auf Grund des § 14 des Staatsgrundgeſetzes, daß niemand zu einer kirchlichen Handlung gezwungen werden dürfe, proteſtirte, antwortete der Miniſter mit Maßregeln gegen alles, was ſich nicht ſeinem Regiment fügte, wie mit der Enthebung des allgemein geachteten Leiters der öſterreichiſchen Lehrertage, des Bürgerſchuldirektors Bobies in Wien, von der Stelle als Schulinſpektor, der Schließung des Politiſchen Vereins in Eger u. a. Einen Erlaß vom 26. Juli 1872, durch welchen er es gutgeheißen hatte, daß bei der Rektorwahl der Innsbrucker Univerſität die theologiſche Fakultät ausgeſchloſſen ſein ſolle, weil ſie ganz aus Jeſuiten, alſo aus nicht vom Kaiſer ernannten, vom Staat beſoldeten und vereidigten Mitgliedern, beſtehe, hob er durch ein Dekret vom Februar 1873 wieder auf und räumte der Fakultät das aktive und paſſive Wahlrecht ein. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Biſchöfe eine immer maßloſer werdende Sprache führten, auch jetzt wieder vorzüglich der Erzbiſchof von Olmütz. Nach einem zwiſchen O. und Italien getroffenen Uebereinkommen ſollten die Todtenſcheine der in O. geſtorbenen italieniſchen Unterthanen nach beſtimmten Normen ausgefertigt werden, und die Regierung ſchickte die Formulare mit der betreffenden Anweiſung an die Biſchöfe. Der Erzbiſchof von Olmütz aber wies ſie zurück mit der Erklärung, jenes Uebereinkommen nicht anerkennen zu können, ſo lange er nicht ſelbſt das Königreich Italien anerkannt habe. Erſt nach dieſer Erklärung ſchritt die Regierung ein, indem nicht der Kultusminiſter, ſondern der Miniſter des Innern durch Geldſtrafen den renitenten geiſtlichen Herrn zum Nachgeben zwang.

Das neue Wahlgeſetz zeigte ſich, nachdem das Abgeordnetenhaus des Reichsraths 7. Sept. aufgelöſt und Neuwahlen angeordnet worden waren, in ſeinen Früchten als äußerſt günſtig für das Miniſterium und die verfaſſungstreue Partei. Nachdem ſogar in Tirol neben 11 Liberalen nur 7 Klerikale gewählt worden waren, war das Geſammtreſultat,

daß unter 353 Abgeordneten 233, also nahezu ⅔, verfassungstreue waren. Führer der Opposition war der frühere Ministerpräsident Graf Hohenwart. Am 4. Nov. traten die beiden Häuser des Reichsraths zusammen; zum Präsidenten des Herrenhauses ernannte der Kaiser den Fürsten Carlos Auersperg, das Abgeordnetenhaus wählte zu seinem Vorsitzenden den bewährten parlamentarischen Vorkämpfer Dr. Rechbauer. Auf die Thronrede des Kaisers vom 5. Nov., die eine Ausfüllung der Lücken in der Gesetzgebung in dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat versprach, antworteten die Adressen sowohl des Herrenhauses wie des Abgeordnetenhauses, jene von Anton Auersperg (A. Grün), diese von Dr. Herbst verfaßt, frisch und freimüthig und erklärten, daß die Ausfüllung der Lücken nicht genüge, sondern volle Glaubens- und Gewissensfreiheit erforderlich sei. Der Rest des Jahrs war durch die auf 26. Nov. einberufenen Landtage ausgefüllt; der galizische lehnte 17. Dec. den Antrag des Fürsten Czartoryiski auf Entwurf eines Protestes gegen die Wahlreform ab, der böhmische zeigte einen heftigen Zwist zwischen den Jung- und Alttschechen. Jene wollten nämlich aus der Passivität heraustreten, welche die Tschechen, seitdem die Deutschen die Majorität hatten, beobachteten, indem sie nicht mehr im Landtag erschienen, während die Alttschechen des Princips willen jede Betheiligung an einer öffentlichen Thätigkeit verweigerten. Am 25. Nov. wurde die Frage im tschechischen Klub, dessen Beschluß bindend sein sollte, berathen und mit 47 gegen 35 Stimmen der Antrag angenommen, daß kein Tscheche im Landtag erscheinen dürfe, worauf die jungtschechischen Abgeordneten ihr Mandat niederlegten.

Mitten in diese parlamentarischen Kämpfe fielen die Eröffnung der **Weltausstellung** durch den Kaiser 1. Mai und der **Börsenkrach**, der in kurzer Zeit hunderte von Banken und anderen Geschäften in Trümmer warf und in Verbindung mit der kalten Mailuft und den kolossalen Preisen der Vermieter auch seinen Einfluß auf den Besuch der Ausstellung ausübte, der anfangs ein geringer war und sich erst später hob. Von den Fürsten Europa's, die fast alle erschienen, wurde mit besonderer Auszeichnung Kaiser Alexander von Rußland aufgenommen, denn die Haltung Oesterreich-Ungarns im Krimkrieg und während der polnischen Revolution, ein schlechter Dank für die russische Hülfeleistung gegen die Ungarn, hatten eine tiefe Mißstimmung am Hof in Petersburg hervorgerufen, und es war lange her, daß ein russischer Kaiser in Wien gewesen. Auch Victor Emanuel kam, so sehr die Klerikalen seine Reise, welche die Anerkennung der Umwälzungen in Italien bedeutete, zu verhindern gesucht hatten. Ihr Wiener Organ, das »Vaterland«, erschien am Tag der Ankunft des Königs mit schwarzem Rand und einem Schmähartikel auf denselben wegen der Einnahme Roms; am Tag der letztern (20. Sept.) fand eine große militärische Revüe statt. Nachdem 17. Okt. auf der Rückreise von Gastein auch noch der deutsche Kaiser die Ausstellung besucht hatte, wurde dieselbe 2. Nov. geschlossen; 4 Wochen später (2. Dec.) feierte Franz Joseph sein 25jähriges Regierungsjubiläum unter aufrichtiger Theilnahme des Volks; man erkannte an, daß man, was man nach außen verloren, im Innern gewonnen habe.

Die in der Thronrede vom 5. Nov. in Aussicht gestellten **konfessionellen Gesetze** wurden dem Reichsrath, nachdem er seine Sitzungen nach mehrwöchentlicher Unterbrechung (11. Dec. 1873 bis 20. Jan. 1874) wieder aufgenommen hatte, 21. Jan. 1874 vorgelegt. Es waren deren vier: das erste handelte von der Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, das zweite von den Beiträgen aus den Pfründen zum Religionsfonds, aus welchem die Bedürfnisse des katholischen Kultus bestritten werden sollten, das dritte von den Rechtsverhältnissen der klösterlichen Gemeinschaften, das vierte von der gesetzlichen Anerkennung der noch nicht anerkannten Religionsgesellschaften, falls dieselben neben Erfüllung anderer Bedingungen keinen Namen führten, der eine Verletzung Andersgläubiger enthalte, eine Klausel, durch welche die Altkatholiken von der Wohlthat des Gesetzes ausgeschlossen waren. Ein Vergleich mit den preußischen Kirchengesetzen fiel sehr zu Ungunsten der österreichischen aus, denn während dort die Befugnisse der Verwaltung hinter der Thätigkeit der Gerichte zurücktraten, war in O. alles der Willkür der administrativen Behörden überlassen, so daß die Gesetze bloß unter einer wahrhaft freisinnigen und dem Klerus gegenüber starken Regierung zur Wahrheit werden konnten. Indessen waren sie immer besser als gar keine; das Abgeordnetenhaus trat über sie 5. März in Berathung, und das erste derselben wurde 16. März, das zweite 20. März angenommen. Nachdem unterdessen der Papst in einer Encyklika an die österreichischen Bischöfe die Gesetze in den härtesten Ausdrücken verdammt und zur offenen Auflehnung gegen dieselben aufgefordert, Graf Andrássy aber eine zurückweisende Note an die Kurie geschickt hatte, begann im Herrenhaus 10. April die Generaldebatte über die Kirchengesetze. Als der von den Klerikalen beantragte Uebergang zur Tagesordnung abgelehnt und der Eintritt in die Specialdebatte angenommen wurde, verließen sämmtliche Bischöfe den Saal, worauf die beiden ersten konfessionellen Gesetze angenommen und 7. Mai vom Kaiser unterzeichnet wurden. Das dritte wurde 17. April vom Abgeordnetenhaus, 6. Mai vom Herrenhaus angenommen; das vierte, im Abgeordnetenhaus 1. Mai angenommen, blieb im konfessionellen Ausschuß des Herrenhauses liegen, so daß sich die Entscheidung über dasselbe in die Länge zog.

Indessen war es Grundsatz der Regierung, die neuen Gesetze in möglichst milder Form zu handhaben; die Bischöfe fuhren deshalb in ihrem Widerstand gegen dieselben fort und wußten den niedern Klerus in solcher Abhängigkeit von sich zu erhalten, daß dem Reichsrathsabgeordneten Abt Prato von seinem Bischof die Wahl gestellt wurde, entweder sein für die Kirchengesetze abgegebenes Votum zu widerrufen oder sich als suspendirt zu betrachten. Um die Beseitigung solcher Mißstände anzubahnen, trat der niederösterreichische Parteitag in Krems zusammen und genehmigte einstimmig die vom Abgeordneten Held beantragte Resolution, die man das Zukunftsprogramm Oesterreich-Ungarns nennen kann. Sie forderte den Schutz des niedern Klerus gegen seine Oberen, die Regelung der Rechtsverhältnisse der Altkatholiken, die Reform der Ehegesetzgebung, die Theilnahme der Laien an der Konstituirung der Kirchenversammlung, Aenderung in der Heranbildung des Priesterstands und endlich die Ausschließung des Jesuitenordens und aller demselben affiliirten Orden und Kongregationen.

Die 20. April in Pest eröffneten Delegationen brachten einen Wechsel im Ministerium, indem an die Stelle des Reichskriegsministers v. Kuhn der bisherige böhmische Statthalter, Baron v. Koller, trat;

in Ungarn ging das ganze Ministerium aus einander, und es erfolgte die Konstituirung eines neuen unter dem Präsidium von Bitto, welches wiederum aus Mitgliedern der Deákpartei, jedoch mit Herübernahme des Schöpfers der Centrumspartei, Ghyczy, bestand. Die Eröffnung der cisleithanischen Landtage begann in Böhmen mit der Trennung der Jungtschechen, die an diesem Tag eine Erklärung überreichten, welche ihre Theilnahme an den Sitzungen aussprach. Im Reichsrath legte der Justizminister 7. Nov. den Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs vor, der sich in vielen Bestimmungen an das deutsche anschloß, und beantragte der Tiroler Abgeordnete Wildauer mit Hinweis auf die unerträglichen Schulzustände in seinem Heimatland eine Aenderung des Schulaufsichtsgesetzes, erhielt aber vom Unterrichtsminister Stremayr die Antwort, daß er nichts thun könne, da ihm die Hände gebunden seien, und allgemein sah man als den Grund hierfür die in den höchsten Kreisen herrschende Antipathie gegen die neue liberale Richtung.

Das Jahr 1875 begann mit der Bloßlegung socialer Schäden durch den Proceß gegen Ofenheim, den ehemaligen Generaldirektor der Lemberg-Czernowitzer Bahn, der großartiger Veruntreuungen angeklagt worden war. Er wurde zwar 27. Febr. freigesprochen, aber nicht, weil die Geschwornen von seiner Unschuld überzeugt waren, sondern weil sie von der Ansicht ausgingen, daß der Angeklagte nicht schlimmer sei als die anderen, die trotz der erhaltenen Provisionen bei Gründungen noch in Amt und Würden seien. Dies betraf unter anderen den Handelsminister Banhans, dessen Stellung durch die ihm gemachten Vorwürfe so unhaltbar geworden war, daß er nach zweimonatlichem Urlaub 20. Mai entlassen wurde; an seine Stelle trat der bisherige Ackerbauminister Chlumetzki, an dessen Stelle als neues Mitglied Graf Colloredo-Mansfeld. Mitten in diese Vorgänge hinein fiel eine Broschüre des Erzherzogs Johann Salvator von Toscana, die in scharfer Weise gegen angebliche gefährliche Expansivbestrebungen Deutschlands Front machte und den Anschluß an Rußland und Verstärkung der an der deutschen Grenze liegenden Festungen forderte. Andrássy indessen hielt an der Freundschaft mit Deutschland fest, und der erzherzogliche Verfasser, Artilleriecoberst, erhielt in seiner Garnison Temesvár mehrere Tage Stubenarrest.

Das mit Italien angeknüpfte freundschaftliche Verhältnis wurde durch einen Besuch, den Franz Joseph, von Andrássy begleitet, dem König Victor Emanuel machte, befestigt; daß man zu dem Orte der Zusammenkunft Venedig wählte, bewies, daß man in O. die Jahre 1859 und 1866 vergessen habe und das neue Königreich Italien ohne Eifersucht anerkenne. Das parlamentarische Leben Oesterreich-Ungarns im Jahr 1875 bietet wenig Bemerkenswerthes. Im Abgeordnetenhaus des Reichsraths wurde 17. März ein die Verhältnisse der Altkatholiken regelnder Entwurf angenommen, vom Herrenhaus aber verworfen, und dasselbe Schicksal hatte der schon im vorhergehenden Jahr eingebrachte Wildauer'sche Gesetzentwurf. Im ungarischen Reichstag kam es durch Aenderung in den Parteiverhältnissen zu einer Ministerkrisis. Der Führer des linken Centrums, Koloman Tisza, erklärte nämlich, daß seine Partei den Widerstand gegen den Ausgleich von 1867 aufgebe, und bildete mit den liberalen Elementen der Deákpartei eine neue, die liberale Partei. Die Zersetzung der Deákpartei hatte die Auflösung des aus ihr gebildeten Ministeriums zur natürlichen Folge, und nur drei der alten Minister traten in das neue Ministerium ein, dessen nomineller Präsident Freiherr von Wenkheim, dessen Seele aber der zum Minister des Innern ernannte Tisza war, der auch noch im Lauf des Jahrs (21. Okt.) wirklicher Präsident wurde. Nachdem 24. Mai der Reichstag geschlossen worden war, begannen die Wahlen, die für Tisza eine eminente Majorität ergaben, indem von 411 Abgeordneten 330 der liberalen Partei angehörten. Der so zusammengesetzte Reichstag wurde 31. Aug. vom Kaiser eröffnet und beschäftigte sich hauptsächlich damit, bei der bevorstehenden Revision des Ausgleichs von 1867 Ungarn möglichst viele Vortheile zu sichern, insbesondere die Errichtung einer selbständigen ungarischen Bank und in dem neuen Zoll- und Handelsvertrag mit Oesterreich die Visitation der Verzehrungssteuer und die Feststellung eines für Ungarn günstigen Zolltarifs. Die Unterhandlungen über diesen Ausgleich zogen sich, mit hin- und herschwankender Aussicht auf Erfolg, das ganze Jahr 1876 hindurch, ohne zu einem Resultat zu führen. Als ein schwerer Schlag wurde von allen, die diesen Ausgleich wünschten, der Tod Franz Deáks (28. Jan.) empfunden, dieses edlen, selbstlosen Patrioten, der so oft die zu weit gehenden Forderungen seiner leidenschaftlichen Landsleute auf das richtige Maß zurückzuführen verstanden hatte und jetzt diesen Ausgleich gleichsam als sein Vermächtnis hinterließ, ohne daß dasselbe aber befolgt worden wäre. Denn die Ungarn steigerten ihre Ansprüche, je länger sich die Unterhandlungen hinzogen; man vergaß sich bis zu der Drohung, daß man sich mit der andern Reichshälfte bloß durch Personalunion für verbunden achten werde, die jedoch diesseit der Leitha keinen Eindruck mehr machte. Selbst Kossuth, der in selbstgewählter Verbannung lebende Exdiktator von 1849, brachte seinen alten Haß gegen Oesterreich zum Schweigen und warnte in einem Sendschreiben an Simonyi, den Führer der äußersten Linken, seine Landsleute vor dem Einfall, daß Ungarn seinen eigenen Weg gehen könne, weil das zusammenbrechende Oesterreich der Scheiterhaufen wäre, auf welchem zusammen mit dem österreichischen Adler auch Ungarn verbrennen würde. Als die Ungarn nun ihre Ansprüche mäßigten und im Mai eine Verständigung zwischen den Regierungen erfolgte, drohte alles wieder zu scheitern an der Weigerung der österreichischen Verfassungspartei, das vereinbarte Bankinstitut anzunehmen. Endlich Anfang 1877 kamen beide Ministerien auf Intervention des Kaisers durch gegenseitige Zugeständnisse überein, und das Resultat des Uebereinkommens ward den Vertretungen beider Reichshälften zur Genehmigung vorgelegt. Auch die Kirchengesetze kamen zu keinem Abschluß. Denn das vom österreichischen Abgeordnetenhaus angenommene Gesetz über die Regelung der Rechtsverhältnisse der Altkatholiken wurde vom Herrenhaus abgelehnt (17. Jan.), in derselben Sitzung zwar das Klostergesetz nach dreitägiger Berathung in zweiter und dritter Lesung in der Fassung des Abgeordnetenhauses mit einigen Aenderungen, welche von diesem zugestanden wurden, genehmigt, indessen dadurch gegenstandslos gemacht, daß der Ministerrath beschloß, das Gesetz in seiner gegenwärtigen Fassung der kaiserlichen Genehmigung nicht zu unterbreiten. Die Verhandlungen der 7. März eröffneten Landtage der Kronländer bieten wenig Bemerkenswerthes, nur daß der Tiroler Landtag in seinem Widerstand gegen

die Staatsgeſetze fortfuhr, indem die Mehrheit desſelben erklärte, infolge der durch dieſe Geſetze erlittenen Kränkungen des Tiroler Rechts ihre Mitwirkung verſagen zu müſſen, und den Ständeſaal verließ, worauf der dadurch beſchlußunfähig gemachte Landtag geſchloſſen wurde. Den orientaliſchen Wirren gegenüber erklärte auf wiederholte Interpellation ſeitens der Mitglieder des Reichstags der ungariſche Miniſterpräſident ſeine völlige Uebereinſtimmung mit der Politik Andráſſy's, die auf eine ſtrenge, aber ſcharf beobachtende Neutralität hinausgehe. Die Regierungen beider Reichshälften ſtanden auf Seiten der engliſchen Vermittelungsvorſchläge und wünſchten die Erhaltung der Integrität der Türkei, da die Verſtärkung der ſlawiſchen Reiche an der Grenze oder Entſtehung neuer leicht eine gefährliche Anziehungskraft auf die ſlawiſchen Unterthanen der eigenen Monarchie, beſonders Ungarns, ausüben könnte. Deshalb zeigten ſich in Ungarn lebhafte Sympathien für die Türkei, die ſich bis zu Fackelzügen der ungariſchen Studenten in Peſt, einer Adreſſe an Midhat Paſcha, der Abſendung einer ſtudentiſchen Deputation nach Konſtantinopel u. dgl. ſteigerten.

Literatur. Allgemeine Geſchichte: Herrgott, Genealogica diplomatica augustae gentis Habsburgicae (Wien 1737, 3 Bde.); »Archiv für öſterreichiſche Geſchichte« (herausgeg. von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, daſ., ſeit 1848); Janitſch, Geſchichte der Entſtehung und des Wachsthums der deutſch-öſterreichiſchen Monarchie (daſ. 1805—1807, 9 Bde.); Coxe, Geſchichte des Hauſes Oeſterreich (deutſch von Dippold u. Wagner, Leipz. 1810—17, 4 Bde.); Lichnowski, Geſchichte des Hauſes Habsburg bis zum Tode Kaiſer Maximilians I. (Wien 1836—44, 8 Bde.); Mailáth, Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats (Hamb. 1834—50, 5 Bde.); v. Wurzbach, Biographiſches Lexikon des Kaiſerſtaats Oeſterreich (Wien, ſeit 1856); Krones, Handbuch der Geſchichte Oeſterreich-Ungarns (Berl. 1876 ff.); Mayer, Geſchichte Oeſterreich-Ungarns mit beſonderer Rückſicht auf Kulturgeſchichte (Wien 1874, 2 Bde.). Für einzelne Partien: A. Wolf, Oeſterreich unter Maria Thereſia (Wien 1854); Krones, Ungarn unter Maria Thereſia und Joſeph II. 1740—1790 (Graz 1871); Beer: Die öſterreichiſche Politik in den Jahren 1755 und 1756 (in Sybels »Hiſtoriſcher Zeitſchrift«, Bd. 14, Münch. 1865), Joſeph II., Leopold II. und Kaunitz, ihr Briefwechſel (Wien 1873), Die erſte Theilung Polens (daſ. 1873, 2 Bde.), Leopold II., Franz II. und Katharina, ihre Korreſpondenz (Leipz. 1874), Zehn Jahre öſterreichiſcher Politik 1801—1811 (daſ. 1877); Vivenot, Quellen zur Geſchichte der deutſchen Kaiſerpolitik Oeſterreichs von 1790—1801 (Wien 1873—74, 2 Bde.); Derſelbe, Zur Geneſis der zweiten Theilung Polens (daſ. 1874); Einſiedel, Der Feldzug der Oeſterreicher in Italien im Jahr 1805 (Weim. 1872); Springer, Geſchichte Oeſterreichs ſeit dem Wiener Frieden 1809 (Leipz. 1863—65, 2 Bde.); Hormayr, Das Heer von Inneröſterreich im Jahr 1809 (2. Aufl., daſ. 1848); Welden: Der Krieg von 1809 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich (Wien 1872), Der Feldzug der Oeſterreicher gegen Rußland 1812 (daſ. 1870), Der Krieg der Oeſterreicher in Italien gegen die Franzoſen in den Jahren 1813 und 1814 und Geſchichte der Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 (neue Ausg., daſ. 1875); Planat, Le prince Eugène en 1814 (4. Aufl., Par. 1858); Oncken, Preußen und Oeſterreich im Befreiungskrieg (Berl. 1876 ff.); Dunder, Denkſchrift über die Oktoberrevolution (Wien 1849); Rogge, Oeſterreich von Világos bis zur Gegenwart (Leipz. 1872—73, 3 Bde.; dazu Fortſetzung in »Unſere Zeit«, Bd. 9—12); »Oeſterreichiſcher Generalſtabsbericht über den Krieg in Italien 1859« (Wien 1872—76, 3 Bde.); Beer, Die Finanzen Oeſterreichs im 19. Jahrhundert (Prag 1877).

Oeſter Riſöer, Hafenſtadt im norweg. Amt Nedenäs, auf einer Landſpitze im Skagerrak, mit bedeutender Schiffsrhederei und (1876) 2035 Einw.

Oeſterſund, Hauptort und einzige Stadt des ſchwed. Läns Jemtland, am Storſjöſee reizend gelegen und durch eine Holzbrücke mit der Inſel Frösö verbunden, hat (1874) 2003 Einw.

Oeſterſundsläu, ſ. Jemtland.

Oeſtriden (Oestridae), ſ. Bremen, S. 694.

Oeta, Gebirgskette im alten Griechenland, die ſich vom Pindos nach O. bis an den Maliſchen Meerbuſen erſtreckt, dort den Thermopylenpaß bildet und im Kallidromos, Knemis ꝛc. ſich ſüdöſtlich fortſetzt. Das rauhe, über 1800 Meter hohe Gebirge heißt jetzt Kumaitha oder Katavothra, der Theil bei den Thermopylen Patriotiko. Nach dem griechiſchen Mythus ward der O. von den Giganten auf den Pelion gethürmt, um den Olympos zu erreichen, und Herakles verbrannte ſich daſelbſt, daher ſein Beiname Oetäos.

Oetinger, Chriſtoph Friedrich, ſchwäb. Theoſoph, geb. 1702 zu Göppingen, ſtudirte Theologie und Medicin, um ſpäter die geſchichts- und naturwiſſenſchaftlichen Elemente ſeines ziemlich ausgebreiteten Wiſſens in einem theoſophiſchen Syſtem zu verarbeiten, welches in die Linie zwiſchen Jakob Böhme und Schelling fällt und in Würtemberg großen Anklang fand. Seit 1738 auf verſchiedenen Pfarreien angeſtellt, ſtarb er als Prälat zu Murrhardt 10. Febr. 1782. Seine Predigten ſind herausgegeben von Ehmann (Reutl. 1852—57, 3 Bde.), ſeine ſämmtlichen Schriften von demſelben (daſ. 1858—67, 5 Bde.), ſein Leben beſchrieben von demſelben (Stuttg. 1859).

Oetker, Friedrich, deutſcher Politiker, geb. 9. April 1809 zu Rehren in der Grafſchaft Schaumburg, ſtudirte 1831—34 in Marburg die Rechte und war von 1838—52, wo er rechtswidrig ſeines Amts entſetzt wurde, Anwalt an dem Obergericht zu Kaſſel. 1866 wurde er durch gerichtliches Erkenntnis wieder hergeſtellt, ohne jedoch ſeine Thätigkeit wieder aufzunehmen. Seit 1842 war O. publiciſtiſch thätig, redigirte anfangs den »Salon« und gründete 1848 die »Neuheſſiſche Zeitung«; um dieſe zu unterdrücken, wurde er 1850 ohne Verhör und gegen richterliches Erkenntnis vier Wochen gefangen gehalten. Seit 1851 kriegsgerichtlich verfolgt, hielt O. ſich bis 1854 in Helgoland, bis 1859 in Belgien auf. Er ſchrieb in dieſer Zeit: »Helgoland. Schilderungen und Erörterungen« (Berl. 1855); »Helgoland«, Sonette (Leipz. 1857); »De vlaemsche taelstryd« (Gent 1857). 1859 wurde er Redakteur der »Heſſiſchen Morgenzeitung« und eifriges Mitglied des Nationalvereins, auch gehörte er dem Sechsunddreißigerausſchuß an. In den heſſiſchen Landtag, in dem er bereits 1848—50 geſeſſen hatte, trat er 1862 ein. 1867 ward er in den Reichstag des Norddeutſchen Bundes und in das preußiſche Abgeordnetenhaus, 1871 in den deutſchen Reichstag gewählt. Er iſt noch heute Mitglied dieſer Vertretungen und zwar von der nationalliberalen Partei. Neuerlich veröffentlichte er: »Belgiſche Studien« (Stuttg. 1876).

Oetting, s. Altötting.

Oettingen, ein seit 1806 mediatisirtes Reichsfürstenthum im ehemaligen schwäbischen Kreis, eine fruchtbare Landschaft von 990 QKilom. (18 QM.), jetzt theils zum bayrischen Regierungsbezirk Schwaben, theils zu Mittelfranken, theils zum württembergischen Jagstkreis gehörig. Ein Theil derselben bildet das sogen. Ries. Die gleichnamige Hauptstadt liegt im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Nördlingen, an der Wörnitz und der Augsburg-Nürnberger Eisenbahn, ist Sitz eines Landgerichts und Residenz des Fürsten von O.-Spielberg, hat ein Schloß, eine evangelische und kathol. Pfarrkirche, lateinische Schule, Lein-, Woll- und Baumwollweberei, Orgelbau, Tabakfabrikation und (1875) 2893 Einw.

Oettingen, in den beiden Linien O.-Spielberg und O.-Wallerstein blühendes Geschlecht, das seine Abstammung auf die alten schwäbischen Herzöge zurückführt, war schon in den frühesten Zeiten im Riesgau ansässig und seit dem 13. Jahrh. im erblichen Besitz der Grafschaft O. Ersterer Zweig wurde 1734 in den Fürstenstand erhoben, letzterer erhielt 1774 die Reichsfürstenwürde und 1808 das Oberhofmeisteramt des Königreichs Bayern als Kronlehen. Der gegenwärtige Fürst von O.-Spielberg ist Karl Otto, erblicher bayrischer Reichsrath, geb. 14. Jan. 1815; der gegenwärtige Fürst von O.-Wallerstein Karl Friedrich Krafft Ernst Notger, geb. 16. Sept. 1840. Der namhafteste Sprößling des Geschlechts ist Ludwig Krafft Ernst, Fürst von O.-Wallerstein, geb. 31. Jan. 1791, folgte seinem Vater, dem Fürsten Krafft Ernst, 1802 unter Vormundschaft seiner Mutter, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, weigerte sich 1806, in französische Dienste zu treten, was die Mediatisirung seines Fürstenthums zur Folge hatte, studirte in Landshut, besonders unter Savigny, und wurde dann in Bayern Kronobersthofmeister und Reichsrath. 1812 übernahm er die Verwaltung seiner Besitzungen und begann jene Sammlung von mittelalterlichen Rüstungen und Waffen, Glasgemälden, Münzen und Schnitzwerken, besonders aber von Gemälden, welche König Ludwig I. 1828 großentheils für seine Gallerie acquirirte. 1813 leitete er die allgemeine Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken und einem Theil Altbayerns. Seine politische Wirksamkeit begann er 1815 als erster ständischer Kommissär auf dem württembergischen Landtag, wo er viel zur Vollendung des Verfassungswerks beitrug. Nicht minder war er als Vertreter des konstitutionellen Princips bei Entwerfung des bayrischen Staatsgrundgesetzes thätig. Auf dem Landtag von 1822 rügte er freimüthig die Mängel der Büreaukratie, zog sich aber dadurch die Feindschaft der herrschenden Partei in hohem Maße zu, so daß ihm die Regierung, als er sich 7. Juli 1823 mit Maria Crescentia Bourgin, der Tochter seines Garteninspektors in Hohenbaldern, vermählte und deshalb die Standesherrschaft seinem jüngern Bruder, Friedrich von O. (geb. 16. Okt. 1793, gest. 5. Nov. 1842), überließ, das Kronamt und den Sitz in der Kammer entzog. König Ludwig gab ihm jedoch 1825 diese Würden zurück. Nachdem O. auf dem Landtag von 1828 zur Durchführung der meisten Gesetzentwürfe mitgewirkt, ward er Regierungspräsident in Augsburg und 1831 Minister des Innern. Er legte zwar ein liberales politisches Glaubensbekenntnis ab, doch entsprach seine Verwaltung den hierauf gegründeten Erwartungen nicht. Auf dem Landtag von 1837 gerieth er in Zwiespalt mit dem Finanzminister wegen Verwendung der finanziellen Ersparnisse und erhielt infolge dessen seine Entlassung aus dem Ministerium; zugleich verzichtete er auf seine Stelle als Staatsrath, Generalkommissär und Regierungspräsident, gab seine sämmtlichen Orden zurück und behielt nur sein Kronobersthofmeisteramt und seinen Sitz im Reichsrath. Auf dem Landtag von 1840 nahm er von neuem das schon vorher behauptete Recht der Stände, über die Finanzüberschüsse frei zu disponiren, in Anspruch und ward durch die Angriffe, die er darüber vom Minister v. Abel erfuhr, in ein Duell mit letzterem verwickelt. Nachdem O. auf dem Landtag von 1845—46 der ultramontanen Partei lebhafte Opposition gemacht, ward er im Sommer als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt, kehrte aber nach dem Sturz des Ministeriums Abel im Frühling 1847 nach München zurück und bildete mit Beks Ende November eine neue Verwaltung, welche die Gegner das »Lola-Ministerium« nannten, und in der O. selbst das Ministerium des königlichen Hauses, des Aeußern und des Innern für Schul- und Kirchenangelegenheiten übernahm. In den stürmischen Tagen des März 1848 bot er mit Erfolg seinen Einfluß auf, um den Monarchen zu einem freiwilligen Opfer zu bewegen, und die königliche Proklamation vom 8. März war von ihm gegengezeichnet. Doch schon 12. März ward er seines Ministeriums enthoben. An den landständischen Arbeiten von 1848 wirkte der Fürst als Mitglied der Kammer der Reichsräthe mit, und auch 1849 erschien er wieder in dieser Kammer; im Sommer 1849 legte er indessen sein Kronobersthofmeisteramt nieder und bewarb sich um eine Stelle in der Abgeordnetenkammer, der er seitdem als ein Wortführer der Opposition angehörte, bis ihn seine zerrütteten Vermögensverhältnisse 1862 zwangen, vollständig aus dem öffentlichen Leben zu scheiden. Nach einer ziemlich langen Schuldhaft begab sich O. in die Schweiz, wo er in der Nähe von Luzern lebte und 22. Juni 1870 starb.

Oettinger, Eduard Maria, Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1808 in Breslau von israelitischen Eltern, trat zur katholischen Kirche über, wirkte nach beendetem Gymnasialkursus mehrere Jahre zu Wien als Mitarbeiter an Bäuerle's »Theaterzeitung«, gründete 1829 in Berlin das humoristisch-satirische Journal »Eulenspiegel« und nach Unterdrückung desselben 1830 die Zeitschrift »Figaro«, die er bis 1836 fortführte, darauf in Hamburg den »Argus«, worauf er 1838 nach Wien zurückkehrte. Hier wie bald darauf in München ausgewiesen, wandte er sich nach Mannheim und von da nach Leipzig, wo er 1842—52 den »Gharivari« und 1843—49 den »Narrenalmanach« herausgab. Seit 1852 lebte er in Paris, dann in Brüssel und ließ sich nach mehrjährigem Wanderleben 1860 dauernd in Blasewitz bei Dresden nieder, wo er 26. Juni 1872 starb. Neben seinen periodischen Unternehmungen schrieb O. zahlreiche Romane und Novellen, unter denen »Eau de mille fleurs« (Hamb. 1835, 2 Bde.), »Der Ring des Nostradamus« (Leipz. 1838, 3 Bde.; 4. Ausg., das. 1872), »Onkel Zebra« (das. 1843—44, 7 Bde.; 2. Aufl. 1846, 2 Bde.), »Rossini« (das. 1847, 2 Bde.), »Sophie Arnould« (das. 1847, 2 Bde.), »Potsdam und Sanssouci« (das. 1848, 3 Bde.), »König Jérôme Napoleon und sein Capri« (Dresd. 1852, 3 Bde.; 2. Aufl. 1861, 8 Bde.), »Der Dolch, oder Robespierre und seine Zeitgenossen« (Leipz. 1850; 3. Aufl., Prag 1861), »Die nordische Semiramis« (Berl. 1863, 6 Bde.) und »Gräfin Kielmannsegge« (Brünn 1864, 4 Bde.) am meisten

gelesen wurden. Alle diese Romane zeigen eine gewisse Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung, daneben aber widerliche Gefühlsroheit und äußerste Frivolität, neben der ganz unvermittelt eine Art schaler Sentimentalität steht, so daß sie alles in allem zu den unerfreulichsten Produkten der neuern deutschen Belletristik zählen. Aehnliche Eigenschaften offenbaren sich in der anonymen »Ehestandsgrammatik« (Leipz. 1844), in der »Kunst, in 24 Stunden ein Gentleman zu werden« (das. 1852) und in den Gedichtsammlungen: »Buch der Liebe« (Berl. 1832; 5. Aufl., Leipz. 1859) und »Neues Buch der Liebe« (Dresd. 1852). Von O. erschienen auch einige historische und bibliographische Arbeiten, so: die »Archives historiques« (Karlsr. 1841); »Bibliotheca Schahiludii«, Bibliographie des Schachspiels (Leipz. 1844); »Iconographia Mariana«, Literatur der wunderthätigen Madonnenbilder (das. 1852); »Bibliographie biographique« (das. 1850; 2. Aufl., Brüss. 1854); »Geschichte des dänischen Hofs von Christian VIII. bis Friedrich VII.« (Hamb. 1857—1859, 8 Bde.) und das biographische Datenlexikon »Moniteur des dates« (Dresd. 1866—68, 6 Bde.; fortgesetzt von Schramm).

Oetzthal, berühmtes Alpenthal in Tirol, Bezirkshauptmannschaft Imst, neben dem Zillerthal das größte Seitenthal des Inn, 60 Kilom. lang, von der Oetz durchströmt, welche oberhalb Haiming in den Inn fällt, ausgezeichnet durch seine landschaftlichen Reize: den wiederholten Wechsel weiter Thalkessel mit wilden Felsengen, ausgedehnte Gletscher und zahlreiche Wasserfälle. Die Thalstufen von Oetz, Umhausen, Lengenfeld und Sölden folgen in der Richtung von N. nach S. auf einander, bis bei Zwieselstein sich das Thal in zwei Aeste spaltet, die nach den Dörfern Vent (1867 Meter ü. M.) und Gurgl (1901 Meter), den höchst gelegenen ständig bewohnten Ortschaften Europa's, benannt werden. Der untere Theil des Oetzthals ist noch sehr fruchtbar, namentlich wird daselbst vortrefflicher Flachs, auch Mais und Getreide gebaut; weiter aufwärts ist die Viehzucht die fast ausschließliche Nahrungsquelle der Bewohner, deren Zahl gegen 6000 beträgt. Die Oetzthaler Alpen sind der mächtigste Gebirgsstock der Mittelalpen in Tirol, umgrenzt von Inn, Sill, Brenner, Eisack, Etsch und Reschenscheideck. Sie nehmen ein Gebiet von 4130 QKilom. (75 QM.) ein, wovon mehr als 550 QKilom. von (309) Gletschern bedeckt sind. Die Gruppen der Oetzthaler Alpen sind: a) Die Oetzthaler Gruppe im engern Sinn, d. h. die westliche und größte Abtheilung des Ganzen, durch Oetz, Timbljoch und Passer von den anderen getrennt, mit den Hauptgipfeln: Wildspitze (3776 Meter), Weißkugel (3742 M.) und Similaun (3600 M.). Unter den Pässen ist außer dem Timbljoch (2529 M.), welches den Verkehr zwischen dem O. und Passeier vermittelt, am meisten begangen das vergletscherte Hochjoch, welches nach Schnals führt. Die wichtigsten Thäler in dieser Gruppe sind: das Pitzthal, Kauns, Radurschel, Langtaufers, Matsch und Schnals. Das herrschende Gestein ist Glimmerschiefer, daneben Gneis und Hornblende. b) Die Stubayer Gruppe, östlich von der Oetz und nördlich vom Timbljoch, Passer, Waltenthal, Jaufenpaß und Jaufenthal, mit den Hauptspitzen: Zuckerhütl (3508 M.), Stubayer Wildspitze (3492 M.), Habicht (3275 M.). Die 80 Gletscher dieser Gruppe bedecken fast 220 QMeter (4 QM.). Hauptthäler außer dem Stubay sind: Selvain, Gschnitz, Obernberg, Pflersch und Ridnaun. c) Die Sarnthaler Gruppe, südlich der vorigen und östlich der Passer, bildet den Kern Tirols. Sie besteht im S. aus Porphyr, nördlicher aus Thonglimmerschiefer, Glimmerschiefer, Gneis und Granit. An Höhe steht sie den beiden vorigen weit nach, auch weist sie keinen Gletscher auf. Hauptgipfel: Ifinger (2553 M.), Sarner Scharte (2502 M.), Horntopf (2458 M.). Vgl. v. Sonklar, Die Oetzthaler Gebirgsgruppe (Gotha 1860); Barth und Pfaundler, Die Stubaier Gebirgsgruppe (Innsbr. 1865).

Oeversee, Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Flensburg, an der Treene, mit 300 Einw. Hier 6. Febr. 1864 Gefecht zwischen Oesterreichern und Dänen.

Oeynhausen (spr. öhn-, früher Rehme), Stadt (seit 1859) und sehr besuchter Badeort im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Minden, an der Werre, unweit ihrer Einmündung in die Weser, in einem schönen, von 220 Meter hohen Bergen umschlossenen Thal, 52 Meter ü. M., Station der Köln-Mindener und der Löhne-Vienenburger Bahn, mit evangelischer und kathol. Kirche, Kunsttischlerei, Fabrikation von Chemikalien, Thonwaaren und Cigarren, einer Saline (Neusalzwerk) und (1875) 2071 Einw. Der Ort verdankt sein Dasein dem Bade, dessen Thermalsoolquellen durch Bohren seit 1753 entstanden sind. Die vorhandenen 3 Bohrlöcher gehen bis 625 Meter unter den Meeresspiegel, und die Temperatur der ältesten und wärmsten Soolquelle beträgt 27° (in der Wanne 26°) R. bei 7° durchschnittlicher Lufttwärme. Die sehr stark kohlensäurehaltige Hauptquelle (in 1 Liter 1033 Kubikcentim. Kohlensäure) wird sowohl innerlich wie äußerlich zu Bädern (jährlich ca. 63,000) verwendet und namentlich gegen Lähmungen, Nerven- und Rückenmarkskrankheiten, Rheumatismus und Gicht, skrofulöse Haut- und Schleimhautaffektionen, Blutarmut, Blutschwäche und Frauenkrankheiten empfohlen. Die Luft ist frisch, rein, ozonreich und mäßig feucht. In der Nähe das Etablissement Wilhelmshöhe mit schöner Fernsicht. Vgl. Braun, Bad O. und die Grundzüge der Balneologie (Berl. 1865); Sauerwald, Bad O., für Kurgäste bearbeitet (das. 1873); Lehmann, Bad O. (das. 1874); Freytag, Bad O. (Oeynh. 1876).

Oeynhausen (spr. öhn-), Karl von, Bergbeamter, geb. 4. Febr. 1795 in Grevenburg bei Steinheim, Kreis Höxter, ward 1817 Bergreferendar, 1824 Oberbergamtsassessor in Tarnowitz und 1829 Oberbergrath, als welcher er zuerst in Dortmund, dann seit 1830 in Halle und 1831 in Bonn funktionirte. 1841 ward er als Geheimer Bergrath und vortragender Rath ins Finanzministerium berufen und avancirte 1845 zum Geheimen Oberbergrath. 1847 ging er als Berghauptmann und Direktor des schlesischen Oberbergamts nach Brieg und 1855 als Berghauptmann nach Dortmund. 1864 ward er pensionirt, lebte seitdem auf dem Familiengut Grevenburg und starb daselbst 1. Febr. 1865. Wegen seiner Verdienste um die Anlage des zu einem Bad benutzten artesischen Brunnens zu Neusalzwerk bei Rehme wurde dasselbe »königliches Bad O.« benannt. Er schrieb: »Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberschlesien« (Essen 1822); mit v. Dechen und La Roche: »Geognostische Umrisse der Rheinländer zwischen Basel und Mainz« (das. 1825, 2 Bde.); mit v. Dechen: »Ueber Schienenwege in England« (Berl. 1829); außerdem viele Aufsätze in Karstens »Archiv für Bergbau« und im »Archiv für Mineralogie«.

O. F., Abbreviatur für Odd Fellows (s. d.).

Ofanto (im Alterthum Aufidus), Fluß im südlichen Italien, entspringt östlich vom Monte Marano in

der Provinz Avellino, fließt nordöstlich durch die Provinz Foggia, nimmt den Olivento und Loccone auf und mündet nach 100 Kilom. Stromlänge nordwestlich von Barletta ins Adriatische Meer.

O'Farill, Don Gonzalo, span. General, geb. 22. Jan. 1754 zu Havana aus einer daselbst ansässigen irischen Familie, erhielt seine Bildung in Frankreich, trat in spanische Kriegsdienste und nahm an den Belagerungen von Mahon und Gibraltar rühmlichen Antheil. 1793 und 1794 focht er gegen die Franzosen in den westlichen Pyrenäen und drang in dem Feldzug von 1795 bis Perpignan vor. Nach dem Baseler Frieden übertrug ihm Karl IV. die Grenzberichtigung in den Pyrenäen und ernannte ihn 1798 zum Gesandten in Berlin. Unter Ferdinand VII. ward O. 1808 Generaldirektor der Artillerie und Kriegsminister und blieb, als der König nach Bayonne ging, als Mitglied der unter dem Infanten Don Antonio eingesetzten obersten Regierungsjunta zurück. Unter Joseph Bonaparte übernahm er wieder das Kriegsministerium und ward dafür nach Ferdinands Rückkehr als Hochverrätber zum Tode verurtheilt. So mußte er nach 50jährigen treuen Diensten, während seine Güter konfiscirt wurden, in Paris ein Asyl suchen, wo er 19. Juli 1831 starb. Wichtig für die Geschichte der spanischen Revolution ist die von ihm und seinem Freund Azanza herausgegebene »Memoria sobre los hechos que justifican su conducta política desde marzo 1808 hasta april 1814« (Par. 1815).

Ofen, von mehr oder weniger feuerfesten Materialien eingeschlossener Raum, in welchem durch Verbrennung Wärme entwickelt wird, die entweder in dem Raum selbst zu verschiedenartigen Zwecken benutzt, oder nach außen abgeleitet wird, um zu trocknen oder zu heizen. Die erstere Art der Oefen umfaßt die Apparate für chemisch-metallurgische Processe auf trockenem Weg und alle zu technischen Zwecken dienenden Oefen, z. B. Kalkbrennöfen, Ziegel-, Porzellan-, Töpferöfen, Glasschmelzöfen, Messingbrennöfen, Backöfen, dann auch Kochöfen, Kesselöfen ꝛc. Die zu hüttenmännischen Zwecken dienenden Oefen kann man nicht scharf klassificiren, aber doch nach einigen hervorragenden Eigenthümlichkeiten ihrer Konstruktion in Herd-, Schacht-, Flamm- und Gefäßöfen eintheilen. In den Herd- und Schachtöfen pflegt das Erz mit dem Brennmaterial in unmittelbarer Berührung zu sein, in den Flamm- und Gefäßöfen ist es davon getrennt und wird entweder von der Flamme direkt getroffen, oder befindet sich in Gefäßen, die durch rohe oder verkohlte Brennmaterialien erhitzt werden. Die Zuführung der zum Verbrennen der Brennmaterialien erforderlichen Luft geschieht bei allen diesen Oefen entweder durch natürlichen Zug (Roste, Eisen), oder durch einen komprimirten Luftstrom (Gebläse), und zwar soll die Luft entweder nur das Brennmaterial mehr oder weniger energisch verbrennen, oder sie soll auch auf das Erz ꝛc. oxydirend wirken. Die Herdöfen sind kasten- oder zirkelförmig ausgetiefte Feuerstätten, entweder ganz offen, oder an einer oder mehreren Seiten mit niedrigen Mauern, Eisenplatten, Gestübe ꝛc. geschlossen. Das mit den Erzen in Berührung befindliche Brennmaterial wird durch natürlichen Luftzug oder durch Gebläseluft verbrannt, und obwohl man hier mitunter eine höhere Temperatur als in Flamm- und Gefäßöfen erzielt, wird doch nur ein geringer Theil der entwickelten Wärme nutzbar. Die Herdöfen ohne Gebläse dienen meist zur Erhitzung von Körpern bis zu einer solchen Temperatur, bei welcher diese sich auflockern oder der Sauerstoff auf sie einwirken kann (Stadeln zum Rösten, Kalciniren, Brennen); die Herde mit Gebläse kommen in Anwendung, wenn entweder nur eine gewisse höhere Glühtemperatur (Schweißfeuer) oder Schmelztemperatur erzeugt (schottischer und amerikanischer Bleiherd), oder gleichzeitig eine oxydirende Wirkung ausgeübt werden soll (Frischfeuer, s. Tafel »Eisen II«, Fig. 15, 16, Feineisenfeuer, Eisenbratherd, Kupfergarherd, Freiberger Silberseinbrennherd). Seltener wird in Herden eine Reduktion beabsichtigt (Herd zum Hammergarmachen des Kupfers). Die Schachtöfen bestehen aus einem gemauerten, mehr hohen als weiten Raum (Schacht) von cylindrischer, konischer, ellipsoidischer oder prismatischer Gestalt, in welchem eine Glühung, Röstung oder Schmelzung der Erze ꝛc. vorgenommen wird. Letztere sind entweder mit dem Brennmaterial in unmittelbarer Berührung (s. Tafel »Eisen I«, Fig 2), oder werden nur durch dessen Flamme erhitzt, welche von einer oder mehreren zur Seite oder im Innern des Schachts gelegenen Feuerungen in denselben eintritt oder durch Generator- oder Gichtgase (s. Gasfeuerung) gebildet wird (s. Tafel »Eisen I«, Fig. 3). Zuweilen dient der in den Erzen ꝛc. enthaltene Schwefel als Hitzerzeuger (s. Tafel »Kupfer«, Fig. 7). In der Regel hat jeder Schachtofen drei Oeffnungen: die Mündung nach oben (Gicht, Aufgabeöffnung) zum Eintragen von Erz und Brennmaterial, eine zweite (Ausziehoder Stichöffnung, Stich, Auge) am tiefsten Punkte des Schachts zum Ausziehen oder Ablassen der im O. genugsam behandelten Massen und etwas höher als diese eine dritte Oeffnung (Formöffnung) zum Einführen der mittels eines Gebläses oder durch natürlichen Luftzug erzeugten Verbrennungsluft. Bei Schachtöfen ohne Gebläse (s. Tafeln »Eisen I«, Fig. 2; »Kupfer«, Fig. 7) fehlt die Formöffnung, indem man die Luft durch die Ausziehöffnung zum Brennmaterial gelangen oder durch Flammenlöcher die außerhalb des Schachts erzeugte Brennmaterialflamme mit Luft in denselben eintreten läßt. Die Zugschachtöfen dienen seltener zu Schmelzungen (z. B. für leichtschmelzige Weißbleierze) als zum Kalciniren (Eisenstein, Galmei) oder Rösten (Eisenstein, Schwefelungen) bei geringerer Hitze (s. Tafeln »Eisen I«, Fig. 2—5; »Kupfer«, Fig. 7). Sie gewähren im Vergleich zu Herdöfen eine bessere Ausnutzung des Brennmaterials, eine genauere Regulirung der Hitze und einen kontinuirlichen Betrieb; sie fördern mehr, erfordern aber auch höhere Arbeitslöhne. Die Gebläseschachtöfen werden hauptsächlich zu Schmelzprocessen benutzt, und es kommt dabei entweder nur die erzeugte Wärme zur Wirkung (Umschmelzen des Roheisens, Verschmelzen des Bleiglanzes mit Eisen, Roharbeit), oder gleichzeitig auch die reducirende Kraft der im O. emporsteigenden Gase (Roheisenbereitung, Darstellung von Kupfer, Zinn, Blei ꝛc.). Die Uebelstände beim Schachtofenbetrieb bestehen in dem dunkeln, unübersichtlichen Betrieb, einem bedeutenden Wärmeverlust durch Gasbildung bei der Verbrennung und durch Ausstrahlung, der Nothwendigkeit, verkohlte Brennmaterialien anzuwenden, wodurch häufig nur die Hälfte des im rohen Brennmaterial enthaltenen Kohlenstoffs zur Nutzung kommt, der mitunter schädlichen Einwirkung des Brennmaterials auf das Schmelzprodukt, der Nothwendigkeit einer kostspieligen Gebläsevorrichtung und der Wirkung der Hitze in einem kleinen Raum und somit auf eine verhältnismäßig geringe Menge Erz, wovon wieder das Durchsetzquantum in einer gewissen

Zeit abhängig ist. Neuerdings hat man das letztere vielfach dadurch wesentlich vermehrt, daß man bei erweitertem Schmelzraum eine größere Anzahl von Formen systematisch um denselben vertheilt (Pilz'scher O., s. Tafel »Kupfer«, Fig. 1 und 2). Hinsichtlich der innern Gestalt der Schachtöfen wählte man früher meist einen prismatischen Querschnitt mit geraden Wänden (s. Tafel »Blei«, Fig. 9, 14) oder einer Verengerung nach oben (s. Tafel »Blei«, Fig. 7), während man neuerdings Schachtöfen mit Erweiterung nach oben bei prismatischer Gestalt (Raschetteöfen) oder meist bei kreisrundem Querschnitt (Pilz'sche Oefen, s. oben) vorzieht, weil dieselben infolge der verminderten Geschwindigkeit der ausziehenden heißen Gase eine bessere Ausnutzung des Brennmaterials gestatten, weniger Flugstaub bilden und bei dem im Verhältnisse zur Gicht engern und somit stärker erhitzten Schmelzraum ein reineres Ausschmelzen der Metalle stattfindet, sich also ärmere Schlacken erzeugen. Auch in Betreff der äußern Gestalt der Schachtöfen hat man neuerdings in ökonomischer Beziehung dadurch wesentliche Fortschritte gemacht, daß man das innere feuerfeste Ofengemäuer (Kernschacht), statt mit massigem Rauhgemäuer (s. Tafel »Blei«, Fig. 7), mit einem eisernen Mantel umgibt (Pilz'scher O., s. oben), wozu die schottische Eisenhohofenkonstruktion (s. Eisen, S. 913) Veranlassung gewesen ist. Ein wesentlicher Fortschritt ist noch der, daß man neuerlich auch die Oefen zum Schmelzen von Metallen außer Eisen mit Chargirvorrichtungen und Rauchabzugskanälen, wie sie bei Eisenhohöfen (s. Tafel »Eisen II«, Fig. 7, und Gasfeuerung) üblich sind, versehen hat, z. B. den Pilz'schen O. (s. oben). Nach ihrer Höhe theilt man die Schachtöfen, ohne dabei eine scharfe Grenze innezuhalten, in Krummöfen von 1,3—2,2 Meter Höhe (s. Tafel »Blei«, Fig. 13), in Halbhohöfen von 2,2—4,4 Meter Höhe und Hohöfen mit über 4,4 Meter Höhe (s. Tafeln »Blei«, Fig. 7; »Kupfer«, Fig. 1; »Eisen II«, Fig. 7). Eine für den Erfolg des Schmelzens wichtige Eintheilung der Schachtöfen ist noch diejenige nach dem Zumachen oder Zustellen, worunter man die Herrichtung des Schmelzraums unterhalb der Formen (s. Gebläse) versteht, in Sumpf-, Spur- und Tiegelöfen. Bei den Sumpföfen sammeln sich die geschmolzenen Massen sowohl innerhalb des Ofens, als außerhalb desselben im Vorherd an (s. Tafeln »Blei«, Fig. 8; »Eisen II«, Fig. 7), bei den Tiegelöfen nur innerhalb des Ofens, von dessen Sohle sie dann durch einen Stichkanal von Zeit zu Zeit abgelassen werden (s. Tafel »Kupfer«, Fig. 1); bei den Spuröfen fließen die geschmolzenen Produkte durch eine Oeffnung (Auge) in der Ofenbrust in einen Vorherd, ohne sich gleichzeitig im Ofeninnern anzusammeln (s. Tafel »Blei«, Fig. 13). Flammöfen (auch Reverberiröfen genannt von dem Zurückstrahlen der Wärme von dem erhitzten Gewölbe) sind mehr lange und weite als hohe Räume, in welchen das Röst- oder Schmelzgut nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Brennmaterial sich befindet, sondern von demselben durch eine Mauer (Feuerbrücke) getrennt ist und von dessen Flamme getroffen wird. Die meisten Flammöfen (Zugflammöfen) bestehen aus drei Haupttheilen, dem Feuerungsraum (Windofen, Heizraum), dem mit einem Gewölbe überdeckten Herd- oder Arbeitsraum und der Esse. Letztere ist mit dem Arbeitsraum entweder unmittelbar durch einen Kanal (Fuchs) verbunden, oder es sind zwischen letzterem und der Esse noch Flugstaubkammern oder Kondensatoren zur Verdichtung aus dem Herdraum entweichender Gase und Dämpfe vorhanden. Man konstruirt aber auch die Flammöfen mit Gebläsevorrichtungen, um die theuren Essen zu ersparen, und leitet dann komprimirten Wind (Unterwind) unter den Rost oder läßt das Gebläse hinter dem Fuchs als Exhaustor saugend wirken (Puddelöfen). Bei Gasflammöfen (s. Gasfeuerung) verbrennt man die mittels Gebläseluft erzeugten Gase, und bei Treib- (s. Tafel »Blei«, Fig. 10, 11) und Spleißöfen (s. Kupfer, S. 456) wendet man die Gebläse an, um auf das Schmelzgut eine kräftig oxydirende Wirkung auszuüben. Die Feuerung bei den Röstflammöfen (s. Tafel »Kupfer«, Fig. 6) geschieht auf die Weise, daß man auf dem Rost eine so hohe Brennmaterialschicht unterhält, daß, wie in Gasöfen, wenig freier Sauerstoff sich in den auf den Herd tretenden Gasen befindet und dieselben reich an Kohlenwasserstoff und Kohlenoxyd sind. Die Gase nehmen den Raum über dem Röstgut im O. ein, verbrennen mittels der durch Löcher in den Arbeitsöffnungen oder durch einen Kanal vor der Feuerbrücke eingetretenen atmosphärischen Luft an ihrer untern Fläche und liefern so eine gleichmäßige, nicht zu hohe, zur Röstung hinreichende Temperatur. Die dabei entstandenen verbrannten heißen Gase steigen durch die über ihnen befindliche Schicht noch unverbrannter Gase empor, erhitzen das Gewölbe und drücken die Schicht brennbarer Gase nach unten. Letztere werden durch das Wärme ausstrahlende Gewölbe erhitzt und dadurch zu lebhafterer Verbrennung disponirt. Bei den Schmelzflammöfen (s. Tafel »Kupfer«, Fig. 8) ist der Herd kleiner, während auf dem größern Roste das Brennmaterial niedriger liegt und eine bei weitem größere Menge Gas erzeugt wird. Durch die überschüssige Luft oder auch wohl durch Einblasen besonders erhitzter Luft wird die Verbrennung sehr lebhaft, und es entsteht eine intensive Flamme, die den ganzen innern Raum des Ofens einnimmt und durch Stoß und Strahlung auf die Ofenwände und auf das Schmelzgut wirkt. Die beiden geschilderten Feuerungsmethoden können mehr oder weniger kombinirt werden, je nach der in den Oefen hervorzubringenden Temperatur und einer mehr oxydirenden oder reducirenden Wirkung. Glühöfen für Metalle (Eisen, Zink, Kupfer ꝛc.) erhalten eine hohe Feuerbrücke, damit das Metall von der Stichflamme nicht getroffen werde, weniger leicht sich oxydire und mit Glühspan überziehe. Muß der Luftzutritt ganz ausgeschlossen werden, so wendet man Gefäßöfen an (Drahtglühen). Die Flammöfen zeichnen sich den Schachtöfen gegenüber durch größere Uebersichtlichkeit des Betriebs, Anwendbarkeit eines rohen Brennmaterials, Entbehrlichkeit eines Gebläses und durch die Vortheile einer beliebig anzuwendenden oxydirenden und reducirenden Flamme aus. Sie gestatten auch unter Umständen ein größeres Durchsetzquantum, allein man kann in ihnen gewöhnlich keine so hohe Temperatur erzeugen wie in den Schachtöfen. Siemens ist es indeß gelungen, bei seiner Regenerativgasfeuerung (s. Gasfeuerung und Tafel »Eisen II«, Fig. 12) durch Verbrennung von stark erhitzten Generatorgasen mit stark erhitzter Gebläseluft Temperaturen in Flammöfen hervorzubringen, welche die im Gestell der Eisenhohöfen herrschenden erreichen. Die Flammöfen mit direkter Feuerung gestatten eine nur geringe Ausnutzung des Brennmaterials, denn es kommt fast nur die strahlende Wärme zur Verwendung, es geht viel Hitze in die Esse, man heizt das Gewölbe stärker als die Sohle, und die Ofenwände strahlen viel Wärme aus. Man bedient sich der Röstflammöfen, wenn die Erze oder Hüttenprodukte fein

gepulvert angewandt und sehr sorgfältig abgeröstet werden müssen, z. B. beim Ziervogel'schen und Augustin'schen Entsilberungsproceß, oder wenn rohes Brennmaterial billig und von genügender Qualität zu erhalten ist (englischer Kupferhüttenproceß). Zur möglichst vollständigen Ausnutzung der Wärme legt man noch über oder neben den Hauptherd einen Vorwärmherd (Doppelöfen), theilt auch wohl den Herd in mehrere terrassenförmig übereinander liegende Abtheilungen (Fortschaufelungsöfen), um verschiedene Röstemperaturen zu erzeugen, und benutzt die obere Fläche des Ofens zuweilen zum Trocknen der Erze. Um beim Rösten an Zeit- und Kraftaufwand zu sparen, läßt man den Herd rotiren (s. Tafel »Kupfer«, Fig. 4 u. 5; Gold, Fig. 9); auch sind kontinuirlich arbeitende Oefen konstruirt worden. Zu den Schmelzflammöfen gehören unter anderen die Puddelöfen (s. Tafel »Eisen I«, Fig. 17—19), die Oefen zum Umschmelzen des Roheisens, die Kupferschmelzöfen (s. Tafel »Kupfer«, Fig. 8) und die Kupferraffiniröfen. Neuerdings sind auch rotirende Schmelzöfen zur Ersparung an Handarbeit und zur Vergrößerung der Produktion in Anwendung gekommen, wie die Puddelöfen von Danks, Crampton, Sellers und Siemens (s. Tafel »Eisen«, Fig. 12, 13), welche meist mit Gasfeuerung oder Siemens'scher Regenerativgasfeuerung versehen sind, auch wohl mit pulverförmigem Brennmaterial gespeist werden (Cramptons O.). **Gefäßöfen** sind solche schacht- oder flammofenähnliche Oefen, in denen die zu behandelnden Substanzen in feuerfesten Gefäßen durch Glüh- oder Flammenfeuer erhitzt werden. Hierbei wird natürlich die Wirkung des Brennmaterials auf den zu erhitzenden Körper durch das dazwischen befindliche Gefäß geschwächt, und nur mittels eines größern Aufwandes an Brennmaterial ist es möglich, bestimmte Hitzgrade in den Gefäßen hervorzubringen. Solche Oefen benutzt man, wenn das Brennmaterial oder die Luft auf die zu behandelnde Substanz schädlich einwirken würden (Darstellung und Raffination von arseniger Säure, Gußstahlschmelzen, Cementiren des Eisens, Saigern des Schwefelantimons), oder wenn bei dem Erhitzen einer Substanz verflüchtigte Körper aufgefangen und kondensirt (Quecksilber-, Schwefel- und Zinkgewinnung) oder anderweitig benutzt werden sollen (schweflige Säure zur Schwefelsäurefabrikation). Man kann die Gefäßöfen eintheilen nach der Form der Gefäße oder des ganzen Apparats, z. B. in Tiegel-, Muffel-, Röhren-, Retorten-, Galerenöfen, oder nach den darin vorzunehmenden Processen in Röst-, Schmelz-, Sublimir-, Destillir-, Saiger- und Cementirgefäßöfen. Die Gefäße bestehen seltener aus Guß- und Schmiedeeisen als aus feuerfestem Thon, welcher meist aus dem Kohlengebirge gewonnen wird. Die Röstgefäßöfen (s. Tafel »Kupfer«, Fig. 3) kommen unter angegebenen Verhältnissen bei der Verarbeitung von Arsenerzen, Zinkblende, Kupfererzen, Kupfersteinen ꝛc. zur Anwendung; die Erhitzung geschieht meist durch direkte oder Gasfeuerung in einem mit Zügen umgebenen gemauerten oder aus Gußeisen hergestellten muffelförmigen Raum, und häufig kombinirt man mit einem solchen O. noch einen gewöhnlichen Flammofen. Das in den Muffeln geröstete Gut muß bisweilen noch im Flammofen vollständiger nachgeröstet werden (z. B. bei Zinkblende). Die Schmelzgefäßöfen bestehen gewöhnlich aus einem schachtförmigen Raum (und heißen auch wohl **Windöfen**, im Gegensatze zu den ebenso genannten Zimmeröfen und dem Heizraum an Treiböfen), in welchem Schmelzgefäße am häufigsten durch sie umgebende verkohlte Brennstoffe erhitzt werden (s. Tafel »Gold«, Fig. 13). Man wendet aber auch flammengebende Brennmaterialien an (Gußstahlöfen, Silberschmelzöfen, Messingöfen) und verstärkt in beiden Fällen die Temperatur wohl durch Gebläse. Bei den Sublimirgefäßöfen werden die Substanzen in gußeisernen Kesseln oder mehr oder weniger horizontal gelegten Thonröhren erhitzt und die Sublimationsprodukte in gemauerten Kammern (Schwefel) oder in eisernen stehenden Cylindern (arsenige Säure) oder in mehr oder weniger geneigten thönernen Röhren (Fliegenstein, Realgar) verdichtet. Ganz ähnlich sind die zur Darstellung des Quecksilbers, Zinks und Schwefels dienenden Destilliröfen konstruirt (s. Tafel »Gold«, Fig. 6). Die Saigeröfen sind hauptsächlich bei der Gewinnung des Wismuts und Grauspießglanzerzes in Anwendung und bestehen im wesentlichen aus Röhren oder Tiegeln, welche mittels Glüh- oder Flammenfeuer erhitzt werden, und aus thönernen oder eisernen Recipienten zur Aufnahme des ausgesaigerten Produkts. Die Cementiröfen bestehen aus einem oder mehreren thönernen Kästen mit eingeschichteten Eisen- und Kohlenlagen und werden meist durch flammende feste Brennstoffe oder durch gasförmige Brennmaterialien erhitzt. Vgl. **Kerl**, Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde (Freiberg 1861); **Derselbe**, Grundriß der allgemeinen Hüttenkunde, S. 140 (Leipz. 1872). Ueber die in den verschiedenen Zweigen der Technik benutzten Oefen s. die betreffenden Artikel. Ueber **Zimmeröfen** s. d.

Ofen (ungar. **Buda**), Hauptstadt des Königreichs Ungarn, seit 1873 mit dem am andern Ufer der Donau liegenden Pest zu Einer Gemeinde unter dem Namen **Budapest** vereinigt (s. Pest). — Die Stadt O. entstand aus einer römischen Kolonie und war dann Attila's und Arpads Sitz. Den Namen O. soll sie von einem dort befindlichen Kalkofen (lat. buda) oder von den dortigen ofenähnlich dampfenden heißen Bädern erhalten haben. Bald wurde die Stadt groß und reich, so daß sie allgemein als die Hauptstadt des Königreichs Ungarn angesehen ward. 1279 wurde hier ein vom päpstlichen Legaten Philipp versammeltes **Koncil** (**Budensisches Koncil**) gehalten, das jedoch durch König Wladislaw von Ungarn unterbrochen ward. Schon König Stephan residirte in O., das damals **Budavar** hieß; aber erst Ludwig I. wählte 1351 das Schloß zu seinem beständigen Aufenthalt. Matthias Corvinus erbaute dasselbe neu; seine hier aufgestellte berühmte Bibliothek wurde bei der türkischen Eroberung 1526 vernichtet. Soliman übergab O. dem Johann Zapolya, Woiwoden von Siebenbürgen, den er zum tributpflichtigen König von Ungarn ernannt hatte. Ferdinand I., König von Ungarn, vertrieb zwar Zapolya 1527; aber Soliman eroberte O. 1529 wieder, und es blieb seitdem 157 Jahre lang (1529—1686) in den Händen der Türken, obgleich es 1530, 1540, 1541, 1551, 1598, 1599, 1602 und 1684 durch die Kaiserlichen belagert wurde. Endlich aber eroberten es dieselben unter dem Herzog Karl von Lothringen 2. Sept. 1686, wobei die Stadt geplündert und verbrannt wurde. Seitdem blieb Oesterreich im ungestörten Besitz derselben. Im ungarischen Revolutionskrieg erstürmte Görgei O. nach tapferer Vertheidigung der Festung durch General Hentzi 21. Mai 1849. Nach dem Abzug der Ungarn wurde 11. Juli die Festung durch die Russen ohne Widerstand besetzt und dann den Oesterreichern übergeben. Vgl. **Nemedy**, Die Belagerungen der Festung O. 1686 und 1849 (Pest 1853).

Ofenbruch, amorphe, kryſtalliniſche oder kryſtalliſirte Anſätze von Metallen, Oxyden, Schwefel- oder Chlormetallen, Metallſalzen ꝛc. oben an den Wänden (Ofenſchwamm, Gichtſchwamm, Ofengalmei) oder auf und in der Sohle der Schmelzöfen.

Ofenfarbe, ſ. v. w. Graphit.

Ofenheim, Victor von, Ritter von Pontheurin, öſterreich. Induſtrieller, geb. 1820 in Wien als Sohn eines dortigen Großhändlers, ſtudirte Jurisprudenz und trat 1843 als Beamter in die Hofkammer. Der Handelsminiſter Bruck berief ihn 1849 in die Generaldirektion für Eiſenbahnbauten; 1856 quittirte er den Staatsdienſt und trat in die Verwaltung der Karl-Ludwigsbahn ein. Im Verein mit anderen einflußreichen Perſonen erhielt er 1864 die Conceſſion für die Lemberg-Czernowitzer Eiſenbahn und wurde Generaldirektor des Unternehmens; gleichzeitig betheiligte er ſich bei mehr als 100 anderen Unternehmungen, ſo daß er in die Reihe der einflußreichſten Finanzariſtokraten trat. Die Lemberg-Czernowitzer Bahn wurde ſpäter bis Jaſſy fortgeführt, erlitt aber eine Reihe von Unfällen, namentlich den Einſturz der Brücke über den Pruth; infolge deſſen wurde 1872 ſtaatliche Sequeſtration über ſie verhängt. Gleichzeitig ſchritt der Staatsanwalt gegen dieſelbe ein, ſo daß es 1875 zur Erhebung einer Anklage wegen Betrugs gegen O. kam. Er ſollte ſich von den Bauunternehmern und Lieferanten unerlaubte Gewinne von hohem Betrag heimlich haben zahlen laſſen. In der ſchwurgerichtlichen Verhandlung, die 4. Jan. begann, bewies er eine außergewöhnliche geiſtige Gewandtheit und wurde von den Geſchwornen freigeſprochen.

Ofenhorn, ſ. Sankt Gotthard.

Ofenpaß, fahrbarer Hochalpenpaß im ſchweizer. Kanton Graubünden, verbindet das Unterengadin mit dem Münſterthal. In Zernetz (1497 Meter) lenkt der Pfad in das enge Unterende des Spölthals ein, überſteigt zwei durch Bachtobel getrennte Gebirgsplateau's, Champ ſech und Champ löng, ſteigt von letzterem zu einem Seitenthal des Spöl (1804 M.) hinab, an den ehemaligen Schmelzöfen vorbei, von denen der Paß den Namen hat, dann das Thal aufwärts zur Höhe ſur Som (2155 M.), um von hier nach Cierfs (1664 M.) im Münſterthal hinabzuſteigen. Vgl. Muſtair.

Ofenwolle (Schlackenwolle), in ganz feine Fäden geformte Schlacke (ſ. d.).

Offa (lat.), der Biſſen; **inter os et offam**, »zwiſchen Mund und Biſſen«, d. h. in ſehr kurzer Zeit.

Offenau, Pfarrdorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Neckarſulm, am Neckar, mit 802 Einw. und der Saline Clemenshall mit Soolbad.

Offenbach, Stadt in der heſſ. Provinz Starkenburg, am Main (mit Schiffbrücke) und an der Bebra-Frankfurter Eiſenbahn, 6 Kilom. öſtlich von Frankfurt a. M., wohin noch eine Lokalbahn führt, Hauptort der Standesherrſchaft des Fürſten von Iſenburg-O.-Birſtein und Sitz eines Kreisamts, Landgerichts und eines Hauptzollamts ſowie einer Reichsbanknebenſtelle. Die Stadt iſt ſchön und regelmäßig gebaut, hat ein fürſtliches Palais und ein altes Schloß (mit Gemäldeſammlung und ornithologiſchem Kabinet), 5 Kirchen (3 evangeliſche, eine katholiſche und eine deutſch-katholiſche), eine Synagoge, eine Realſchule erſter Ordnung, eine Handels-, höhere Töchter- und Kunſtinduſtrieſchule, ein Armenhaus (Bernhardsſtift), ein Hoſpital, eine Handelskammer, zahlreiche Vereine und (1875) mit der Garniſon (ein Bataillon Infanterie) 26,012 Einw. (darunter 7000 Katholiken, 950 Deutſchkatholiken und 1200 Juden). O., der erſte Fabrikort des Großherzogthums, hat ſchwunghafte Fabriken für Wagen, Maſchinen, Bijouteriewaaren, Wachstuch, Portefeuilles, Albums, Seife, Stearinkerzen, Cigarren, Tabak, Schnupftabak, Hüte, Lackleder, Chemikalien, Anilin, Lackfirnis und Druckerſchwärze, ferner Eiſengießereien, Steindruckerei, bedeutenden Muſikalienverlag (André), Ziegelbrennerei ꝛc. Berühmt ſind die Offenbacher Pfeffernüſſe und Lebkuchen. Der lebhafte Handel wird durch die Eiſenbahnen und die günſtige Lage am Main gefördert. O. wird bereits 970 in Urkunden genannt und lag damals im Bann des Dreieicher Reichsforſtes. 1257 kam es an die Herren von Falkenſtein im Taunus, 1419 an die Herren von Sayn und die Grafen von Iſenburg-Büdingen, 1486 an die Iſenburger allein und nach deren Mediatiſirung 1816 an Heſſen-Darmſtadt. Der Ort blieb unbedeutend, bis die Fürſten von Iſenburg 1685 dahin überſiedelten und die Niederlaſſung von franzöſiſchen Flüchtlingen bald darauf dem Ort eine Induſtrie brachte, wiewohl eigentliche Fabriken erſt ſpäter entſtanden. Der gegenwärtige Aufſchwung der Stadt, die 1816 erſt 6210 Einw. zählte, datirt ſeit dem Anſchluß des Großherzogthums Heſſen an den Zollverein (1828). An O. knüpfen ſich zahlreiche Erinnerungen auf dem Gebiete der neuern deutſchen Literatur und Tonkunſt. Vgl. Heber, Geſchichte der Stadt O. (Frankf. 1838); Piragzi, Offenbachs Wohlthätigkeitsanſtalten (Offenb. 1858).

Offenbach, Jacques, franz. Komponiſt, geb. 17. Juni 1819 (nach anderen 20. Juli 1822) zu Köln, erhielt ſeine Ausbildung auf dem Konſervatorium zu Paris, machte ſich zuerſt als Violoncelliſt bekannt, lebte dann einige Jahre in Deutſchland und wurde bei ſeiner Rückkehr nach Paris zum Kapellmeiſter am Théâtre français ernannt. 1855 übernahm er die Direktion der »Bouffes parisiennes« und hatte hier ſo bedeutenden Erfolg, daß er ſchon nach Jahresfriſt ſein Theater in den Champs Elyſées mit dem größern der Salle Comte in der Paſſage Choiſeul vertauſchen mußte. Später beſuchte er mit ſeiner Truppe mehrmals die franzöſiſchen Provinzen, England und einige Städte Deutſchlands (Köln, Wien, Berlin), trat aber, nach Paris zurückgekehrt, 1866 von der Leitung des Unternehmens zurück und beſchränkte ſich nur auf Kompoſition. Von ſeinen zahlreichen komiſchen Operetten beſitzen die früheren, z. B. »Die Verlobung bei der Laterne«, »Das Mädchen von Elizondo«, »Fortunio's Lied«, »Herr und Madame Denis« ꝛc., Züge echter Komik; die meiſten aber, wie z. B. »Orpheus in der Unterwelt«, »Genoveva«, »Die Seufzerbrücke«, »Die ſchönen Weiber von Georgien«, »Die ſchöne Helena« u. a., übertragen nur die Art der Poſſe, die man mit dem Namen des höhern Blödſinns zu bezeichnen pflegt, auf das muſikaliſche Gebiet und ſind überdies noch ſo vom Geiſte der Demi-monde durchſetzt, daß ſie mit ihren ſchlüpfrigen Stoffen und ſinnlichen, zumeiſt trivialen Tonweiſen eine entſchieden entſittlichende Wirkung auf das größere Publikum ausüben müſſen. Außer den genannten führen wir von ſeinen Bouffes noch an: »Die beiden Blinden«, »Bataclan«, »Pepito«, »Dragonette«, »Croqueſer«, »Die Roſe von St. Fleur«, »Die Damen der Halle«, »Blaubart«, »Galatea«, »Die Großherzogin von Gerolſtein«, »Pariſer Leben« ꝛc. Seine Verſuche auf dem Felde der höhern muſikaliſchen Dramatik, wie die komiſche Oper: »Barcouf« (1860) und die romantiſche Oper: »Die Rheinnixe«, die 1864 in Wien gegeben ward, hatten keinen Erfolg.

Offenbánya (Offenburg), Marktflecken im siebenbürg. Komitat Thorda-Aranyos (vor 1876 zum Unterweißenburger Komitat gehörig), am Aranyos, mit Berg- und Hüttenverwaltung, Gold-, Silber-, Blei- und Spießglanzgruben und (1870) 1163 Einw.

Offenbarung (Revelatio), ein unentrathsamer Begriff aller Theologie, sofern die Religion selbst nur Realität hat unter Voraussetzung eines objektiven göttlichen Grundes der als Religion bezeichneten Vorgänge im menschlichen Seelenleben. O. und Religion sind daher Wechselbegriffe und bezeichnen ein und dasselbe Verhältnis nach den beiden Seiten, die es der Betrachtung darbietet. Schon auf den untersten Stufen der religiösen Entwickelung kommt der Offenbarungsglaube in der Gestalt roher Vorstellungen von Orakeln, Traumgesichten, Prodigien ꝛc. und anderen schlechthin übernatürlichen göttlichen Kundgebungen an die Menschen vor. Aber selbst noch das Alte Testament kennt Gottes- und Engelerscheinungen, himmlische Stimmen, Träume und Ekstasen als vereinzelt auftretende, gegen einander abgegrenzte Offenbarungsformen, während das Neue Testament seiner Anschauung von der Person Christi den Begriff einer stetigen, in der Entfaltung eines normalen religiösen Bewußtseins sich vollziehenden O. zu Grunde legt. Dennoch eignet dem später in die kirchliche Lehre übergegangenen Begriffe von O. eine einseitige Beziehung auf übernatürliche Belehrung oder übernatürliche Mittheilung übervernünftiger Wahrheiten, so daß der Begriff einer übernatürlichen O. in engste Verbindung mit dem der Inspiration (s. d.) trat und speciell auf die Bibellehre und das aus derselben gezogene kirchliche Dogma angewandt, von diesem aber eine sogen. natürliche O. unterschieden wurde. Den Begriff einer übernatürlichen O. bekämpften dann der Deismus, die Aufklärung, Lessing und die ganze rationalistische Verstandeskritik, während ihn die Restaurationstheologie wieder in modernisirter Gestalt aufrichtete. Im außertheologischen Sprachgebrauch dagegen erhält sich Name und Begriff der O. im Sinn einer originalen Geistesthat, einer genialen Entdeckung, besonders auch einer schöpferischen Idee auf künstlerischem Gebiet.

Offenbarung des Johannes (Apokalypse), s. Johannes 2).

Offenbarungseid, s. Manifestationseid.

Offenburg, Hauptstadt des bad. Kreises O., der 1593 QKilom. (29,04 QM.) mit (1875) 150,374 Einw. umfaßt, liegt an der Kinzig (mit Gitterbrücke) und der Mannheim-Baseler Eisenbahn, von der hier die Schwarzwaldbahn zum Bodensee abzweigt, ist Sitz eines Kreis- und Hofgerichts, eines Amtsgerichts und eines Bezirksamts, hat eine evangelische und kathol. Pfarrkirche, ein Progymnasium, eine Gewerbschule, höhere Töchterschule, ein weibliches Lehr- und Erziehungsinstitut, ein Waisen-, Armen- und Krankenhaus, Spital, freundliche und regelmäßig angelegte Straßen, ein schönes Rathhaus, ein alterthümliches Oberamtsgebäude, ein 1853 Sir Francis Drake (s. d.) errichtetes Denkmal, Spinnerei und Weberei (Baumwolle und Leinen), Tabak-, Maschinen-, Hut-, Musselinglasfabrikation, Glasmalerei, mechanische Werkstätten, Gerbereien, Bierbrauereien, Steindruckerei, bedeutenden Weinbau, lebhaften Speditionshandel, wichtige Märkte und (1875) 6587 Einw. (1149 Evangelische und 290 Juden). Nach der Sage soll der irische Missionär Offo den Ort gegründet haben. O. wurde später Reichsstadt, jedoch von Kaiser Ludwig dem Bayern 1334 an Baden verpfändet; 1351 mußte es den Bischöfen von Straßburg huldigen, denen es bis 1405 verblieb. 1504 wurden die Privilegien der Stadt, nachdem Kaiser Maximilian die eine Hälfte der Kurpfalz entrissen hatte, erneuert, später auch die andere Hälfte eingelöst und 1653 die Reichsstandschaft wieder hergestellt. O. stand nun unter dem Schutz Oesterreichs und war Sitz des Landvogts der Ortenau bis 1802. Von den Schweden wurde die Stadt 1632 unter Horn erobert, 1638 unter Bernhard von Weimar bloß angegriffen, 1689 von den Franzosen zerstört. Hier 24. Sept. 1707 Sieg der Oesterreicher über die Franzosen. In der Nähe die Gemeinde Ortenberg, an der Schwarzwaldbahn, mit 1364 Einw. und dem Stammschloß der Grafen von O., das im 17. Jahrh. von den Franzosen zerstört, 1834—40 wieder hergestellt wurde.

Offene Handelsgesellschaft, s. Handelsgesellschaft.

Offene Rechnung, s. v. w. Kontokorrent.

Offene Zeit, die Zeit, während welcher gejagt, gefischt und geweidet werden darf.

Offenkundigkeit, s. v. w. Notorietät, s. Notorisch.

Offensive (franz.), das angriffsweise Vorgehen gegen den Feind im Gegensatze zum Abwarten desselben in der Defensive. Man unterscheidet die sogen. strategische O., das Beginnen der kriegerischen Operationen durch Einrücken in Feindesland ꝛc., und die taktische O., den Angriff auf dem einzelnen Gefechtsfeld. Beide sind nicht nothwendig verbunden. Der Vortheil der O. ist, daß sie dem Gegner für seine Maßregeln das Gesetz gibt. Sie gestattet, mit versammelter Kraft ein Ziel zu verfolgen, während der Vertheidiger auf mehreren Punkten des Angriffs gewärtig sein, seine Kräfte also getrennt halten muß. Die O. ist aber von der Defensive nie ganz zu trennen. Um auf einem Kriegsschauplatz überlegen offensiv auftreten zu können, muß ein Staat auf anderen mit schwachen Kräften in der Defensive bleiben; um auf dem einzelnen Schlachtfeld bei gleichen Kräften den Gegner an einem Punkt überlegen anzufallen, hält man ihn auf anderen nur fest oder bleibt ganz in der Defensive, wenn er selbst dort angreift. Die eigenen Zwecke erreichen kann aber nur die O. Man wird deshalb stets zur O. übergehen, strategisch wie taktisch, sobald man sich stark genug glaubt, den Feind zu überwältigen.

Offeriren (lat.), anbieten, z. B. eine Geldsumme, jemandem ein Anerbieten machen; Offerént, derjenige, welcher einem andern etwas anbietet; Offérte, s. v. w. Anerbieten, Antrag; namentlich im Handelsverkehr die Aufforderung zum Abschluß eines Handelsgeschäfts. Wird eine derartige Offerte unter Gegenwärtigen gestellt, so muß die Erklärung über die Annahme derselben nach dem deutschen Handelsgesetzbuch sogleich abgegeben werden, widrigenfalls der Antragsteller an seine Offerte nicht länger gebunden ist, es sei denn, daß eine Frist zur Erklärung gewährt worden wäre. Bei einer unter Abwesenden gestellten Offerte bleibt der Offerent bis zu dem Zeitpunkt gebunden, in welchem er bei ordnungsmäßiger rechtzeitiger Absendung der Antwort den Eingang der letztern erwarten darf. Als Zeitpunkt des Abschlusses des Vertrags gilt unter Abwesenden derjenige, in welchem die Erklärung der Annahme der Offerte behufs der Absendung gegeben worden ist. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 318—321, 337, 297.

Offertorium (lat.), in der kathol. Kirche der erste Haupttheil der Messe, worin der Priester unter verschiedenen Gebeten und Gebräuchen die Hostie und den

Kelch zur Konsekration vorbereitet. Das O. benannte Musikstück wird zwischen dem Credo und dem Sanctus eingeschaltet.

Office (franz., spr. -fis), s. v. w. Officium; dann auch englisch (spr. óffis), s. v. w. Büreau, Geschäftslokal, Expedition ꝛc.

Officiāl (lat.), bei den Römern eine höheren Beamten zugeordnete Gerichtsperson; im Mittelalter Gehülfe, Schreiber ꝛc. der kaiserlichen Grafen; dann (Officiarius, Officiatus) der bischöfliche Vikar; Officialat, Geschäftskreis, Bezirk, Wohnung, Amtslokal eines Officials, besonders das bischöfliche Gericht, wo ein O. an des Bischofs Statt den Vorsitz führte und Recht sprach; Officialien, Arbeiten, welche die Beamten als solche (ex officio) zu verrichten haben; Officialsache, Dienstsache, im Gegensatze zur Parteisache; Officialanwalt, der Sachwalter, welcher einer Partei, die das Armenrecht (s. d.) erlangt hat, von Amtswegen bestellt wird.

Officiant (neulat.), Beamter niedern Ranges.

Officiell (lat.), das von einer Behörde Ausgehende, also s. v. w. amtlich; z. B. eine officielle Nachricht, eine officielle Zeitung. Wo eine Behörde nicht geradezu amtlich auftreten will, aber doch so, daß den von ihr veranlaßten Kundgebungen oder Vorschlägen ein größeres Gewicht als den von Privatpersonen ausgehenden beigelegt werden soll, nennt man eine solche Art des Verfahrens officiös; z. B. eine officiöse (halbamtliche) Zeitung.

Officier (franz.), Inhaber eines militärischen Grades, der den Befehl über andere bedingt. Man unterscheidet Ober- und Unterofficiere, doch bedeutet O. schlechtweg einen Oberofficier. Diese zerfallen in Generäle, Stabsofficiere, Hauptleute und Subalternofficiere oder Leutnants, jede dieser Rangklassen wieder mit verschiedenen Abstufungen. Die Gesammtheit der Officiere eines Heers, einer Waffe oder einer einzelnen Truppe bildet deren Officierkorps. Der O. ist im Dienste der taktisch gebildete Führer der Truppe, im Frieden zugleich der Erzieher und Lehrer der Soldaten, ihr Vorbild für die Haltung in und außer Dienst, im Krieg der sorgsame Lenker und das von allen Augen gesuchte Beispiel in ernster Gefahr. Für die Heranbildung zum O. bestehen theils besondere Anstalten (Kadettenkorps, Militärgymnasien ꝛc.), theils wird die wissenschaftliche Reife auf den allgemeinen Schulen gewonnen und vor dem Eintritt in das Heer durch eine Prüfung nachgewiesen, worauf die so Eingestellten nach kurzer Dienstzeit zum Portépéefähnrich (Junker in Rußland, Kadett in Oesterreich) oder in ähnliche Stellung aufrücken und nach weiterer praktischer und militärwissenschaftlicher Vorbereitung die eigentliche Prüfung zum O. ablegen, theils (in Deutschland nur im Krieg) findet das Aufrücken aus dem Stande der Unterofficiere und Gemeinen nach erlangter praktischer Brauchbarkeit mit geringeren Anforderungen hinsichtlich wissenschaftlicher Kenntnisse statt. Neben den Officieren des stehenden Heers stehen jetzt in fast allen Staaten für die Verstärkung der Heere im Kriegsfall mit gleichem Rang und gleichen Rechten die Officiere der Reserve und Landwehr, die aber, nur für die Stellungen der Hauptleute und Subalternofficiere ausgebildet, auf eine Beförderung darüber hinaus keinen Anspruch haben.

Officin (lat.), im allgemeinen Stätte zur Anfertigung von Fabrikaten, besonders solchen, die nicht von gewöhnlichen Handwerkern gemacht werden, und somit unterschieden von Werkstätte, dem Arbeitslokal der Handwerker; insbesondere s. v. w. Buchdruckerei und Apotheke, vorzüglich das Lokal der letztern, in welchem die gangbaren Arzneimittel aufgestellt sind, die zum Verkauf verlangten Gegenstände ausgegeben und nach den Recepten der Aerzte die verschriebenen Arzneien dispensirt werden.

Officinell (lat.), Bezeichnung derjenigen Naturprodukte, welche als Heilmittel benutzt werden und nach den gesetzlichen Vorschriften in den Apotheken vorräthig sein müssen; besonders nennt man officinelle Pflanzen solche, welche entweder selbst wegen ihrer Heilkräfte in den Apotheken zu haben sind, oder wenigstens Stoffe für dieselben liefern, daher häufig der Beisatz officinalis in der botanischen Terminologie zur Unterscheidung von Pflanzenarten dient.

Officiös (lat.), dienstfertig ꝛc., s. Officiell.

Officium (lat.), Pflicht, Amt, Dienst, amtliche oder pflichtmäßige Verrichtung; Ehrendienst, Ehrenbezeigung, namentlich der tägliche Morgengruß und die Begleitung, womit bei den Römern die Klienten ihre Patrone ehrten; im Kirchenwesen Dienst am Heiligen, Liturgie; Behörde, Verwaltung eines Amts nach ihrem Personal und Lokal, z. B. O. sanctum, heiliges O., s. v. w. Inquisition.

Officium gothicum (Officium Isidori), die 633 auf dem Koncil zu Toledo zur Herstellung einer Gleichmäßigkeit im Gottesdienst angenommene spanische Liturgie. 1063 ward zwar auf dem Koncil zu Jaca der römische Ritus auch von der spanischen Kirche angenommen; doch behielten mehrere Gemeinden, namentlich Toledo und Leon, das O. g. bei, das daher auch O. toledanum sowie O. mozarabicum (s. Mozaraber) heißt.

O'Flanagan, James Roderick, irischer Schriftsteller, geb. 1. Sept. 1814 in den Fermoy Barracks (Grafschaft Cork), ward 1838 Advokat und 1846 Staatsanwalt für Cork. Eine Reise auf dem Kontinent gab ihm den Stoff zu seiner ersten literarischen Arbeit: »Impressions at home and abroad« (Lond. 1837, 2 Bde.). Später veröffentlichte er: »Historical and picturesque guide to the Blackwater in Munster« (1844), lieferte Beiträge zu der Serie »Irish rivers«, die 1845—52 im »Dublin University Magazine« erschien, leitete eine Zeitlang das »Irish National Magazine« und war der Hauptmitarbeiter am »Dublin Saturday Magazine«. In den Sitzungsberichten der Royal Irish Academy, zu deren Mitglied er 1853 erwählt war, publicirte er: »The life and writings of the Irish historian John D'Alton«, dem sich die »History of Dundalk« (mit D'Alton, Dubl. 1861) und die Novellen »Gentle blood« und »Bryan O'Ryan« anschlossen. Seine bedeutendsten Werke sind aber: »Bar life of O'Connell« (1866) und »The lives of the Lord Chancellors and keepers of the great seal of Ireland« (1870, 2 Bde.).

Ofterdingen, s. Heinrich von Ofterdingen.

Ogden, Stadt im nordamerikan. Territorium Utah, an der Pacificbahn, wo die Bahn zur Salt Lake City abzweigt, hat (1870) 3187 Einw.

Ogdensburg, Stadt im nordamerikan. Staat New York, an der Mündung des Oswegatchie in den St. Lorenzstrom, der kanadischen Stadt Prescott gegenüber, mit welcher es durch die großartige Albertbrücke verbunden ist. O. steht durch Eisenbahnen mit allen Theilen der Vereinigten Staaten und Kanada's in Verbindung, betreibt einen schwunghaften Handel (Einfuhr 1875: 3,6 Mill. Mark, Ausfuhr 2,1 Mill. Mark) und hat (1875) 10,073 Einw.

Ogeechee (spr. ogitschi), Fluß im nordamerikan.

Staat Georgia, mündet nach einem Laufe von 400 Kilom. unterhalb Fort Mac Allister in den Ossabawsund.

Oger (franz. ogre, ital. orco, v. lat. orcus), menschenfressender Riese in Märchen ꝛc. Als weibliches Wesen entspricht ihm die Ogresse.

Oggersheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Speyer, an der Ludwigshafen-Wormser Eisenbahn, hat 2 Kirchen, ein 1845 neu errichtetes Minoritenkloster, eine große Baumwollspinnerei nebst Weberei, Baumwollsammet-, Cigarren-, Tauwerk-, Seil-, Malz- und Hefenfabrikation, Eisen- und Gelbgießerei, Bierbrauerei und (1875) 3469 Einw. (1786 Katholiken). Im Dreißigjährigen Krieg ward O. von den Spaniern bedroht, aber von dem Kuhhirten Hans Warsch, der bei der Flucht der Einwohner allein zurückgeblieben war, gerettet, indem er eine vortheilhafte Kapitulation mit jenen abschloß. In einem mit einer Gedenktafel versehenen Hause (»Zum Viehhof«) schrieb Schiller 1782 unter den dürftigsten Verhältnissen einen Theil seines Trauerspiels: »Kabale und Liebe«.

Oggione (spr. oddschóne), Marcode, auch d'Uglone und Uggione genannt, Historienmaler, geboren um 1470 zu Mailand, Schüler Leonardo da Vinci's, in dessen Stil er tüchtige Arbeiten lieferte; starb 1530. Besonders bekannt ist O. durch die zwei Kopien des Leonardo'schen Abendmahls, eine in Oel für das Refektorium der Kartause zu Pavia, jetzt in der Londoner Akademie, die andere al fresco für das Kloster Castellazzo bei Mailand. Seine Staffeleibilder stehen höher als die Freskogemälde, welche er in Santa Madonna della Pace ausführte und die jetzt in der Brera aufbewahrt werden. Dagegen sind seine drei Erzengel in der Brera ausgezeichnet. Im Louvre zu Paris befindet sich eine heilige Familie, in Santa Eufemia zu Mailand ein Altarblatt: die Madonna auf dem Thron, in der Sakristei von Santa Maria alla Grazie daselbst ein Johannes.

Ogier der Däne, in der mittelalterlichen Sage einer der Paladine Karls d. Gr., Held mehrerer Gedichte, auch zweier deutschen, hochdeutscher Bearbeitungen niederdeutscher Originale aus dem 16. Jahrh., von denen das kürzere die Jugendgeschichte, das längere die späteren Abenteuer des Helden enthält; nur Bruchstücke sind bis jetzt veröffentlicht.

Oginski, litauisches Adelsgeschlecht, führte langwierige Streitigkeiten mit dem Hause Sapieha, aus denen Karl XII. von Schweden große Vortheile zog. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Michael Kasimir, Graf von, Großhetman von Litauen, geb. 1731 zu Warschau, war ein Förderer der Kunst, selbst geschickter Zeichner, Meister auf mehreren Instrumenten und Erfinder des Harfenpedals. 1771 stellte er sich an die Spitze der Konföderation in Litauen gegen die Russen, war aber infolge des für die Polen unglücklichen Kampfes landflüchtig. 1776 zurückgekehrt, begann er auf eigene Kosten den Oginski'schen Kanal (s. d.) und stand während des Reichstags von 1791 auf Seiten der Patrioten. Er starb 3. Mai 1799 zu Slonim.

2) Michael Kleophas, geb. 25. Sept. 1765, Neffe des vorigen, wurde Abgeordneter beim Reichstag, außerordentlicher Gesandter in Holland, dann 1793 Großschatzmeister, aus welcher Stellung er jedoch schon 1794 bei dem von Kosciuszko geleiteten Aufstand zurücktrat, um Chef eines auf seine Kosten ausgerüsteten Jägerregiments zu werden. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes entfloh er, kehrte aber 1802 mit Erlaubnis des Kaisers Alexander I. auf sein Landgut Zaleste bei Wilna zurück. Nach dem Tilsiter Frieden ging er mit den Seinigen nach Frankreich und Italien, kehrte 1810 als Senator und Geheimer Rath nach Rußland zurück, begab sich aber 1815 wieder nach Italien und starb 1831 zu Florenz. O. lieferte auch Kompositionen von polnischen Nationalgesängen und Tänzen. Seine »Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815« (Par. 1826, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1827 und Bellevue 1845) enthalten interessante Aufschlüsse, besonders über die Zeit von 1794—98.

Oginski'scher Kanal, Kanal im russ. Gouvernement Minsk, verbindet die Schara (Nebenfluß des Niemen) mit der Jasselda (Nebenfluß des Pripet), also die Ostsee mit dem Schwarzen Meer, wird nur im Frühjahr von flachen Booten befahren. Seine Länge beträgt an 51 Kilom. Angefangen vom Hetman Oginski (s. d. 1), wurde er 1804 vollendet.

Ogive (franz., spr. ôschihw, Spitzbogenrippe), Bogengräte an gothischen Gewölben, daher ogival, bogenrippenförmig zugespitzt; Ogivalstil, zuweilen s. v. w. gothischer Stil. Die Geschosse der gezogenen Geschütze sind ogival zugespitzt (daher fälschlich zuweilen Ogivalgeschosse genannt), weil diese Form für die Ueberwindung des Luftwiderstands sowie für das Durchdringen von Panzerzielen ihrer Widerstandsfähigkeit wegen die günstigste ist; vgl. Flugbahn, Granate, Geschoß.

Oglio (spr. ôllo, sonst Ollius), Fluß in der ital. Provinz Bergamo, entspringt an der Grenze von Tirol am Monte Gavio, durchfließt das Val Camonica, bildet den Iseosee, nimmt den Cherio, Strone, die Chiese, Delmona, Mella u. a. auf und fällt nach 245 Kilom. langem Lauf (wovon 150 Kilom. schiffbar) bei Scorzarola links in den Po.

Ognon (spr. onnjóng), s. Oignon.

Ogowé (Ogowai), großer, in den Atlantischen Ocean mündender Strom im äquatorialen Westafrika, dessen oberer Lauf (Okandia, vielleicht identisch mit dem Uelle?) noch unbekannt ist, dessen Quellarme aber sich jedenfalls über einen bedeutenden Theil Centralafrika's ausbreiten. Von den Franzosen Marche und de Compiègne wurde er 1874 bis fast zum 13.° östl. L. v. Gr. befahren, wo er noch immer als bedeutender Strom sich zeigte. Er mündet in einem Delta (die zwei äußersten Mündungsarme schließen ein Gebiet von ca. 120 Kilom. Breite ein) unter 9° östl. L. und 1° südl. Br. und führt theils durch dichte, undurchdringliche Urwälder, theils durch hohe Prairien mit reichem Thierleben. In seinem untern Lauf bildet er zahlreiche Nebenwasser und kommunicirt mit zwei Seen, dem Eliva Jonanga und Eliva Isanga, die, wie der Fluß selbst, meist von Kanoe's und Fischerbooten belebt sind. Vom Juli bis September, in der trockenen Jahreszeit, schrumpft der O. auf mehrere seichte Wasseradern zusammen und zeigt allenthalben Sandbänke; in der Regenzeit, vom Oktober an, steigt er dagegen fast plötzlich um 4—5 Meter. Am O. wohnen zahlreiche in kleine Stämme zersplitterte, barbarische und der Menschenfresserei ergebene Negervölker, wie die Orungu, Bakalai, Okanda und Oscheba. Das Mündungsgebiet des Flusses wurde im August 1873 von den Franzosen unter Kontreadmiral du Quilio in Besitz genommen; auch beanspruchen dieselben die Herrschaft über den ganzen Fluß bis zur Einmündung seines großen, von S. kommenden Nebenflusses, des Nguniè. Am O. sind zahlreiche europäische (namentlich Ham-

burger) Faktoreien errichtet, die besonders Kautschuk exportiren. Vgl. Czerny, Entdeckungsgeschichte der Gabun- und Ogowéländer und die Ogowéquellen (in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«, Bd. 11, Berl. 1876).

Ogulin, Hauptort des 1876 durch Vereinigung des Oguliner und Slunier Regimentsbezirks gebildeten Grenzdistrikts in Kroatien (4047 QKilom. oder 70,3 QM. mit 158,345 Einw.), an der Dobra, welche sich hier in eine Höhle stürzt, hat ein altes Schloß und (1870) 2458 Einw.

Ogȳges (Ogygos), nach dem griech. Mythus ein böotischer Autochthon (nach anderen Sohn des Böotos oder Poseidon), Urkönig von Attika und Böotien. Zu seiner Zeit wurde Böotien von einer großen Wasserflut heimgesucht, welche nach ihm die Ogygische Flut heißt, und aus der sich O. mit nur wenigen gerettet haben soll.

Ogygia, bei Homer Insel der Kalypso, etwa 18 Tagereisen von der Phäakeninsel entfernt, »im Nabel des Meers« gelegen; auch s. v. w. Aegypten.

Ohio (spr. o-hai-o, von den Franzosen la belle rivière genannt), Fluß in Nordamerika, wegen der Länge seines Laufs, seiner Schiffbarkeit und der Fruchtbarkeit seines sehr bevölkerten Gebiets nach dem Mississippi der wichtigste der Vereinigten Staaten, entsteht aus dem von N. aus dem Staat New York kommenden Alleghany und dem auf den Laurel Mountains im Staat Virginien entspringenden Monongahela, die bei Pittsburg im westlichen Theil von Pennsylvanien 207 Meter ü. M. sich vereinigen. Von da an behält der Strom westsüdwestliche Richtung bei, zwischen den Staaten Ohio, Indiana und Illinois im N. und Westvirginien und Kentucky im S. die Grenze bildend, und ergießt sich nach einem Laufe von 1556 Kilom. (in gerader Linie von 988 Kilom.) unter 89° 10′ westl. L. v. Gr. in den Mississippi. Bei seiner Mündung liegt der Spiegel des Flusses 98 Meter ü. M., und sein durchschnittliches Gefälle beträgt demnach kaum 7 Centim. auf den Kilometer. Sein Gefälle ist fast durchgehends gleichförmig, und nur an einer einzigen Stelle, bei Louisville, kommen der Schiffahrt hinderliche Stromschnellen vor, wo der Fluß auf 3 Kilom. Wegs 7 M. fällt. Bei hohem Wasserstand befahren kleinere Fahrzeuge diese Fälle auf- und abwärts, größere umgehen sie auf einem Kanal. Die Breite des Flusses beträgt im Unterlauf durchschnittlich 730 M., an der Mündung 823 M. Der Wasserstand ist ein sehr wechselnder, und manchmal steigt der Strom in einer einzigen Nacht 3,5 M. Er ist am höchsten im März, am niedrigsten im Juli und August, so daß während der letzteren Monate, infolge der zahlreichen zu Tage tretenden Sandbänke, die Schiffahrt manchmal eine Unterbrechung erleidet. Auch durch Treibeis wird die Schiffahrt während des Winters in der Regel einige Wochen lang unterbrochen. Der Unterschied zwischen Hoch- und Tiefwasser übersteigt in der Regel 9 M. nicht, erreicht aber manchmal das Doppelte. Von den beiden Quellflüssen ist der Alleghany (s. d.) der bedeutendere und für kleinere Boote bis Olean im Staat New York, d. h. 418 Kilom. aufwärts, schiffbar. Der Monongahela ist 97 Kilom. aufwärts bis Brownsville für Dampfboote schiffbar, für kleinere Boote noch 190 Kilom. weiter aufwärts. Die bedeutendsten Nebenflüsse des O. sind auf der Nordseite: der Beaver, Muskingum, Scioto, Große und Kleine Miami, Whitewater und Wabash; auf der Südseite: der Kanowha, Big Sandy, Licking, Kentucky, Green, Cumberland und Tennessee. Die wichtigsten Städte am O. sind: Pittsburg mit Alleghany City, Wheeling, Portsmouth, Cincinnati, Louisville. Das vom O. bewässerte Becken hat 487,400 QKilom. (8852 QM.) Flächeninhalt, und die Wassermasse, welche der Fluß jede Sekunde in den Mississippi ergießt, beträgt 4475 Kubikm. — Der Ohio-Eriekanal, 496 Kilom. lang, verbindet Portsmouth am O. mit Cleveland am Eriesee; er ist 12,5 Meter breit, 1,5 Meter tief und mit 152 Schleusen versehen

Ohio (spr. o-hai-o), einer der westlichen Staaten der nordamerikan. Union, liegt zwischen 38° 27′—41° 57′ nördl. Br. und 80° 34′—84° 49′ westl. L. v. Gr., grenzt gegen N. an Michigan und an den Eriesee, gegen O. an Pennsylvanien und Westvirginien, gegen S. an letzteres und Kentucky, gegen W. an Indiana und umfaßt 103,502 QKilom. (1879,7 QM.) mit (1870) 2,665,260 Einw. (darunter 63,213 Farbige und 100 Indianer, außerdem 372,493 im Ausland, namentlich in Deutschland, Geborne). Die Oberfläche bildet eine sich sanft nach W. neigende, theilweise wellenförmige Ebene, welche zum Eriesee stellenweise in steilen, bis 230 Meter hohen Felswänden herabsinkt und südöstlich, am Ohio, in ein Hügelland übergeht. Der höchste Punkt des Staats liegt auf der Landhöhe, welche die dem Eriesee zufließenden Gewässer vom Becken des Ohio trennt, erreicht aber nur eine Höhe von 470 Meter, während die tiefste Stelle (da, wo der Ohio denselben verläßt) 122 Meter ü. M. liegt. Den mittlern Theil von O. nehmen fruchtbare Prairien ein; der ganze Rest war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dichtem Urwald bedeckt, reich an Eichen und Ahornen, Pappeln, Linden, Ulmen, Buchen, Birken und anderen Baumarten. Die Bewässerung des Staats ist reich. Der Ohio (s. d.) bildet 698 Kilom. weit die Ost- und Südgrenze. Unter seinen in O. entspringenden Nebenflüssen sind die bedeutendsten: der Muskingum, bis Dresden, 153 Kilom. weit, schiffbar; der Scioto, der Große und der Kleine Miami. Im N. grenzt O. auf eine Strecke von 370 Kilom. an den fischreichen Eriesee, in welchen sich der Maumee, Sandusky, Cuyahogin und Chagrin ergießen. Das Klima von O. ist im allgemeinen der Gesundheit zuträglich, weist aber große Gegensätze auf. Im nördlichen Theil bleibt der Schnee mehrere Wochen lang liegen, was im S. nur ausnahmsweise der Fall ist. Die Sommer sind nicht selten anhaltend dürr und sehr warm; aber im Mai und selbst im Juni kommen manchmal Fröste vor, welche dem Obst verderblich sind. Cincinnati hat eine mittlere Jahrestemperatur von 12,4° C., und in Marietta sind im Laufe von 28 Jahren —30° und +38° C. als Extreme beobachtet worden. Es fallen jährlich ca. 90 Centim. Regen. Der Boden ist fast durchgängig fruchtbar und, wenn nicht für den Ackerbau, so doch für die Viehzucht geeignet. Am ergiebigsten sind die sogen. Bottom-Lands, d. h. die Alluvialthäler der Flüsse, namentlich am Scioto und den beiden Miami. Angebaut waren 1873: 3,286,570 Hektar; 1,965,760 Hektar bestanden aus Weiden, 1,654,660 aus Wald. Hauptprodukte des Ackerbaues sind Mais, Weizen, Hafer, Gerste, Roggen und Buchweizen (zusammen 44 Mill. Hektol.), Kartoffeln (2,169,570 Hektol.), Tabak (39,572,558 Pfd.), Sorghum, Bataten, Flachs ꝛc. Sehr wichtig ist der Obstbau; in dem sehr günstigen Jahr 1872 erntete man 8,350,000 Hektol. Aepfel und 150,000 Hektol. Pfirsiche. Auch Weinbau wird ausgedehnt betrieben (7914 Hektar); 1873 kelterte man 937,000 Liter Wein. Die Wälder liefern außer Bauholz auch

Ahornzucker (2,150,000 Pfd.). Sehr bedeutend iſt die Viehzucht; 1874 zählte man 738,600 Pferde, 22,300 Maulthiere, 882,900 Rinder, 778,500 Milchkühe, 4,639,000 Schafe, 2,017,400 Schweine und 180,906 Hunde, welch letztere im Lauf des Jahrs nicht weniger als 35,440 Schafe tödteten. Unter den Erzeugniſſen der Viehzucht waren 1873: 365,000 Ctr. Käſe, 435,000 Ctr. Butter und 171,755 Ctr. Wolle; 822,935 Schweine wurden 1876 eingeſalzen (»packed«). Sämmtliche landwirtſchaftliche Produkte ſchätzte man 1870 auf 793 Mill. Mark. Auch die Fiſcherei iſt von Belang. Der Bergbau liefert Steinkohlen (32 Mill. Hektol.) und Eiſen (350,000 Tonnen). Außerdem werden gewonnen Salz aus Soolquellen (1½ Mill. Hektol.), Petroleum (1874: 6 Mill. Liter), Gips, Kalk, Töpfererde und vorzügliche Bauſteine. Den Werth ſämmtlicher Erzeugniſſe des Bergbaues ſchätzte man 1870 auf 31 Mill. Mark. In neuerer Zeit hat auch die Fabrikthätigkeit einen bedeutenden Aufſchwung genommen. Es gab 1870 bereits 22,773 gewerbliche Anſtalten mit 137,202 Arbeitern, welche Erzeugniſſe im Werth von 1079 Mill. Mark (1860 erſt 500 Mill. Mark) lieferten. Dem Werth nach waren am wichtigſten die Kornmühlen, die Walz- und Hammerwerke, die Eiſenhütten, die Herſtellung von Kleidern, der Bau landwirtſchaftlicher Maſchinen und die Schweineſchlächterei. Den Handel fördern Eiſenbahnen (7240 Kilom.) und Kanäle (1282 Kilom.). Die erſte Eiſenbahn wurde 1842 eröffnet und ſämmtliche Kanäle 1825—1844 mit einem Aufwand von 59 Mill. Mark erbaut. Die wichtigſten unter ihnen ſind der Ohio- und Eriekanal, 496 Kilom. lang, welcher Portsmouth am Ohio mit Cleveland am Erieſee verbindet, und der 402 Kilom. lange Miamikanal, welcher von Toledo am Erie nach Cincinnati am Ohio führt. O. beſitzt (1876) 587 Schiffe von 128,369 Tonnen auf dem Erieſee und 193 Schiffe von 55,313 Tonnen auf dem Ohio und ſeinen Nebenflüſſen. Die Häfen am Erieſee führten 1875—76 Waaren im Werth von 2,786,356 Mark ein und von 8 Mill. Mark aus, namentlich Weizen. O. hatte 1874: 165 National- und 243 andere Banken mit einem Kapital von 161 Mill. Mark. Für das Erziehungsweſen waren 1874 thätig: 14,356 Volksſchulen mit 21,664 Lehrern und 683,644 Schülern und 412 höhere Schulen mit 711 Lehrern und 24,299 Schülern. Unter letzteren waren 26 Univerſitäten und Colleges, 44 ſogen. Akademien ꝛc., 12 theologiſche Seminare, 3 Rechtsſchulen und 11 Arzneiſchulen. Für Schulzwecke wurden vom Staat verausgabt 33 Mill. Mark. Der Staat unterhält eine Strafanſtalt, eine Taubſtummenanſtalt, eine Blindenſchule, eine Schule für Blödſinnige, Beſſerungsanſtalten für Knaben und Mädchen und 6 Irrenhäuſer. — Die gegenwärtige, entſchieden demokratiſche Verfaſſung des Staats wurde 10. März 1851 abgefaßt und trat 1. Sept. d. J. in Kraft. An der Spitze der Staatsverwaltung ſteht ein Gouverneur mit einem Vicegouverneur, von welchen letzterer zugleich Präſident des Senats iſt; beide werden vom Volk auf 2 Jahre gewählt. Die geſetzgebende Gewalt üben ein Senat von 36 und ein Haus der Repräſentanten von 105 Mitgliedern, welche die General Aſſembly bilden und alle 2 Jahre nach Diſtrikten gewählt werden; die richterliche Gewalt iſt einem höchſten Gericht, 3 Obergerichten, 10 Diſtriktsgerichten übertragen. Außerdem beſtehen ein Handelsgericht und ein Kriminalgericht in Cincinnati. Sämmtliche richterliche Beamte werden auf 3—5 Jahre gewählt. Die Finanzen befinden ſich in geſundem Zuſtand. 1874 beliefen ſich die Einnahmen auf 23,578,984 Mark, und die Staatsſchuld war am Ende des Jahrs bis auf 31,952,820 Mk. abgetragen worden (noch 1862 belief ſie ſich auf das Doppelte). An Staats- und Lokalſteuern wurden 1874 erhoben: 110 Mill. Mk., wozu noch die Bundesſteuern kommen; das liegende Eigenthum ſchätzte man auf 4209 Mill. Mk. und das bewegliche Eigenthum auf 2112 Mill. Mk. Die Gemeinden hatten eine Schuldenlaſt von 87½ Mill. Mk. — Der Staat iſt in 88 Grafſchaften eingetheilt und hat Columbus (31,274 Einw.) zur politiſchen Hauptſtadt; am wichtigſten aber iſt Cincinnati (216,239 Einw.). Zum Kongreß der Vereinigten Staaten ſchickt der Staat O. 20 Repräſentanten und 2 Senatoren.

Die erſte Niederlaſſung in O. datirt von 1787 und fand an der Mündung des Muskingum in den Ohio zu Marietta ſtatt. Im folgenden Jahr wurde das Land als ein Theil des Weſtern Territory und ſpäter unter dem Namen des **Territory North-west of the O.** einem Territorialgouvernement unterſtellt, und 1799 verſammelte ſich die erſte Territoriallegislatur zu Cincinnati, in deſſen Nähe 1789 die zweite Niederlaſſung gegründet worden war. Die erſten Anſiedler lebten im ſteten Kampf mit den Indianern, bis General Wayne dieſe 1794 in der Schlacht am Kleinen Miami beſiegte und zum Frieden zwang. Nun mehrte ſich die Bevölkerung außerordentlich. Nach der dem Weſtern Territory gegebenen Organiſation iſt in dem Gebiete desſelben die Einführung der Sklaverei auf alle Zeiten verboten. 1800 gab der Staat Connecticut die Jurisdiktion, die er bis dahin über das Gebiet geübt hatte, auf, reſervirte ſich indeß 3,666,921 Acres Land am Erieſee (noch heute als »Western Reserve« bekannt). 1803 konſtituirte ſich O. als Staat und ward mit ſeiner aus demſelben Jahr herrührenden Verfaſſung, welche mit geringen Abänderungen bis 1850 in Kraft war, in die Union aufgenommen. Aus jüngſter Zeit (1873) iſt der von den Frauen ins Leben gerufene Mäßigkeitskreuzzug (Temperance crusade) bemerkenswerth, der indeſſen bald ins Stocken gerieth. S. Karte »Vereinigte Staaten am Atlantiſchen Ocean«.

Ohiothier (ſpr. o-hai-o-), ſ. v. w. Maſtodon.

Ohlau, Nebenfluß der Oder in Schleſien, entſpringt im NO. des Glatzer Gebirgslands und mündet, nachdem ſie in ihrem untern Lauf eine Strecke mit der Oder parallel gelaufen, nach 98 Kilom. langem Lauf oberhalb der Stadt Breslau.

Ohlau, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, am linken Ufer der Oder und am rechten der Ohlau, Station der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn (Breslau-Myslowitz), hat ein Kreisgericht, eine evangeliſche und 2 kathol. Kirchen, ein Gymnaſium (ſeit 1871), 2 Waiſenhäuſer, ein Schloß, Spital, bedeutende Tabak- und Cigarren- ſowie Maſchinen-, Bleiweiß-, Leim-, Knochenmehl-, Wagen- und Stärkefabrikation, Ziegelbrennerei, Tabakbau, beſuchte Pferde- und Viehmärkte und (1875) mit der Garniſon (2 Eskadrons Huſaren) 7963 Einw. (2130 Katholiken und 125 Juden). Auf der rechten Seite der Oder iſt der durch ſeine mannigfaltigen Holzarten berühmte Fürſtenwald mit Faſanerie. O. (Olawa) war ſeit 1650 öfters Reſidenz der Herzöge von Brieg und 1691—1734 des polniſchen Prinzen Sobieski; 1741 kam es an Preußen.

Ohlmüller, Joſeph Daniel, ausgezeichneter Architekt, geb. 10. Jan. 1791 zu Bamberg, beſuchte das techniſche Inſtitut und das Lyceum ſeiner Vaterſtadt

und widmete ſich dann zu München der Baukunſt. 1815 ging er nach Italien, ward 1820 Inſpektor des Baues der Glyptothek zu München, ſpäter auch k. Civilbauinſpektor und 1835 k. Regierungs- und Baurath. Er ſtarb daſelbſt 22. April 1839. O. baute 1831—39 die gothiſche Mariahilfkirche in der Münchener Vorſtadt Au, 1832 das Nationaldenkmal zu Oberwittelsbach, ſeit 1833 die Thereſienkirche zu Hallbergmoos in italieniſchem Stil, 1834 die gothiſche Ottokapelle in Kiefersfelden und vollendete ſeit 1837 nach Quaglio's Tode die mittelalterliche Burg zu Hohenſchwangau. Außerdem ſind nach ſeinen Plänen das Badehaus in Steben bei Würzburg, das Salinenamtsgebäude zu Reichenhall und eine Menge anderer öffentlichen Gebäude in Bayern errichtet. In ſeinem Nachlaß fanden ſich viele nicht zur Ausführung gekommene treffliche Entwürfe, namentlich mehrere grandioſe und prachtvolle Pläne zu einer bayriſchen Ruhmeshalle. Eine Sammlung lithographirter Blätter mit Grabdenkmälern in griechiſchem Stil gab er ſeit 1824 heraus (neue Ausg. 1839).

Ohm (Aam), Flüſſigkeitsmaß, beſonders für Wein, in Deutſchland, der Schweiz, Livland, Eſthland, den Niederlanden, Dänemark und Schweden, von ſehr abweichender Größe. In Deutſchland war die (oder das) O. = 2 Eimer oder 4 Anker; in Preußen enthielt ſie 120 Quart = 137,404 Liter, in Baden 150 L., in Rheinheſſen 160 L., in Hannover 155,758 L., in den Niederlanden 155,224 L., in Dänemark 154,579 L., in Schweden 157,0313 L.

Ohm, 1) Georg Simon, Phyſiker, geb. 16. März 1787 zu Erlangen, ward 1817 Lehrer der Phyſik und Mathematik am Gymnaſium zu Köln, 1826 an der Kriegsſchule in Berlin, 1833 Direktor der polytechniſchen Schule in Nürnberg, 1849 außerordentlicher, 1852 ordentlicher Profeſſor der Phyſik an der Univerſität München, wo er 7. Juli 1854 ſtarb. Von ſeinen Schriften nennen wir: »Die galvaniſche Kette mathematiſch bearbeitet« (Berl. 1827); »Beiträge zur Molekularphyſik« (Nürnb. 1849); »Erklärung aller in einarigen Kryſtallplatten zwiſchen geradlinig polariſirtem Licht wahrnehmbaren Interferenzerſcheinungen« (Münch. 1852—53); »Grundzüge der Phyſik« (Nürnb. 1854). Nach ihm iſt das Ohm'ſche Geſetz (ſ. d.) benannt, welches er in »Beſtimmung des Geſetzes, nach welchem die Metalle die Kontaktelektricität leiten« (»Schweiggers Journal« 1826) erörterte.

2) Martin, Mathematiker, Bruder des vorigen, geb. 6. Mai 1792 in Erlangen, ward 1811 Privatdocent an der dortigen Univerſität, 1817 Gymnaſiallehrer in Thorn, wirkte ſeit 1821 an der Univerſität Berlin, anfangs als Privatdocent, ſeit 1824 als außerordentlicher und ſeit 1839 als ordentlicher Profeſſor, auch als Lehrer an der Bauakademie, der Kriegs-, Artillerie- und Ingenieurſchule, war 1849—52 als Vertreter des Berliner Wahlkreiſes Mitglied der Zweiten Kammer; ſtarb 1. April 1872. Ohms Hauptverdienſt beſteht in der Heranbildung einer großen Anzahl tüchtiger Lehrer der Mathematik. Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: »Verſuch eines konſequenten Syſtems der Mathematik« (Nürnb. 1822—1852, 9 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1853—54); »Lehrbuch für den geſammten mathematiſchen Elementarunterricht« (Leipz. 1836, 5. Aufl. 1856); »Lehrbuch der Mechanik« (daſ. 1836—38, 3 Bde.); »Lehrbuch der geſammten höhern Mathematik« (daſ. 1839, 2 Bde.); »Geiſt der mathematiſchen Analyſis« (Berl. 1842).

Ohmacht, Landolin, vorzüglicher Bildhauer, geb. 6. Nov. 1760 zu Dunningen bei Rottweil in Würtemberg, erlernte das Schreinerhandwerk, kam aber dann zu dem geſchickten Bildhauer Melchior in Frankenthal, arbeitete ſpäter in Mannheim und Baſel und ging 1790 nach Italien. Nach zwei Jahren zurückgekehrt, war er in Lübeck, Mainz, Frankfurt a. M. ꝛc. beſchäftigt. Seit 1801 in Straßburg anſäſſig, ſtarb er daſelbſt 31. März 1834. In allen ſeinen Werken ſpricht ſich ein tüchtiges Studium der Natur und Antike aus. Wir nennen: das Monument des Bürgermeiſters Rodde in der Domkirche zu Lübeck, Klopſtocks Büſte in Marmor, das Monument des Generals Deſair auf der Rheininſel bei Straßburg, Hans Holbeins und Erwin von Steinbachs Marmorbüſten, die Monumente Oberlins und Kochs in der Thomaskirche zu Straßburg, das Denkmal des Dr. Bleſſig in der Neukirche daſelbſt, eine lebensgroße Venus in Marmor, Chriſtus zwiſchen zwei allegoriſchen weiblichen Figuren in der neuen proteſtantiſchen Pfarrkirche zu Karlsruhe, die koloſſale Statue Adolfs von Naſſau im Dom zu Speyer, die Statue des Generals Kleber im Dom zu Straßburg, die koloſſalen Muſen auf der Attika des neuen Theaters zu Straßburg, eine Flora, Hebe, Pſyche in Marmor u. a.

Ohm'ſches Geſetz. Die elektromotoriſche Kraft iſt die Kraft, welche an der Berührungsſtelle zweier heterogenen Leiter die Elektricitäten trennt und nach entgegengeſetzten Seiten treibt. Je größer dieſe Kraft iſt, deſto größer wird auch in der ungeſchloſſenen galvaniſchen Kette die Spannung an den Polen ſein, und ebenſo wächſt mit ihr die Stromſtärke, d. h. die Quantität der Elektricität, welche die geſchloſſene Kette durchſtrömt. Außerdem iſt die Stromſtärke bedingt durch die Größe des Widerſtands, welchen ſowohl die Kette ſelbſt, als auch der die Pole verbindende Leitungsdraht dem Strom entgegenſtellen. Den exakten Ausdruck für dieſe Beziehungen gibt das von Ohm (ſ. d. 1) 1825 aufgeſtellte Geſetz: Die Stromſtärke iſt der elektromotoriſchen Kraft direkt und dem Widerſtand umgekehrt proportional. Bezeichnet E die elektromotoriſche Kraft, L den Leitungswiderſtand und S die Stromſtärke, ſo iſt $S = \frac{E}{L}$. Dieſe Formel iſt von großer Wichtigkeit, da man mit ihrer Hülfe leicht ermitteln kann, welchen Einfluß unter verſchiedenen Umſtänden die Vermehrung der Elemente einer Säule oder die Vergrößerung der Oberfläche der einzelnen Elemente hat. Iſt e die elektromotoriſche Kraft eines einzigen Volta'ſchen Elements, l der Leitungswiderſtand im Element ſelbſt (der weſentliche Widerſtand) und l' der im Leitungsdraht, endlich s die entſprechende Stromſtärke, ſo iſt $s = \frac{e}{l + l'}$. Verbindet man nun n ſolcher Elemente zu einer Säule und ſchließt ſie wieder durch denſelben Leitungsdraht, ſo iſt die elektromotoriſche Kraft = ne, der Widerſtand in den Elementen nl und die neue Stromſtärke $s' = \frac{ne}{nl + l'}$. Iſt nun l' ſehr klein gegen l, ſo ändert die Weglaſſung von l' aus dem Nenner der beiden letzten Formeln die Werthe von s und s' wenig ab. Der erſtere wäre dann nahe $= \frac{e}{l}$ und der letztere $= \frac{ne}{nl}$ und mithin $s = s' = \frac{e}{l}$. Bei ſehr geringem Widerſtand im Leitungsdraht im Vergleich zu dem Widerſtand eines einzelnen Elements hat alſo eine Vermehrung der Anzahl der Elemente keine Vermehrung der Stromſtärke zur Folge. Iſt dagegen l' ſehr bedeutend, ſo wird auch s' um ſo größer im Verhältniſſe zu s werden, je größer die Anzahl der

Elemente ist. Vergrößert man die Oberfläche der Elemente, indem man n Elemente nicht hinter, sondern neben einander verbindet, so wird die elektromotorische Kraft nicht vermehrt, aber der Widerstand wird n mal kleiner, also $= \frac{1}{n}$. Man erhält also $s'' = \frac{e}{\frac{1+l'}{n}}$ oder, was dasselbe ist, $s'' = \frac{n\,e}{1+nl'}$. Ist jetzt l' sehr klein im Verhältnisse zu l, so sieht man, daß die Vergrößerung der Oberfläche eine Vergrößerung der Stromstärke zur Folge haben muß. Das Ohm'sche Gesetz lehrt uns ferner, in welcher Weise bei gegebenem Schließungsdraht eine gegebene Anzahl Volta'scher Elemente theils neben, theils hinter einander kombinirt werden müssen, um eine möglichst große Stromstärke zu erzielen. Das Maximum der Stromstärke wird nämlich in diesem Fall erreicht, wenn der wesentliche Widerstand dem Widerstand im Schließungsdraht gleich ist. Zur experimentellen Prüfung des Ohm'schen Gesetzes schaltet man in den Stromkreis der Reihe nach verschiedene Widerstände von bekannter Größe ein und bestimmt jedesmal an einem gleichzeitig eingeschalteten Rheometer (Tangentenbussole oder Voltameter) die Stromstärke. Die bequeme Einschaltung der Widerstände geschieht mittels des Rheostaten (s. d.). Die Uebereinstimmung der gemessenen Werthe der Stromstärke mit den aus dem Ohm'schen Gesetz berechneten beweist die Richtigkeit des letztern. Aus einer solchen Beobachtungsreihe ergeben sich zugleich die elektromotorische Kraft und der wesentliche Widerstand des benutzten Rheometers. Dieselbe Methode kann dazu dienen, die Widerstände verschiedener Leiter zu messen und mit einander zu vergleichen. Die Widerstände von Drähten aus gleichem Stoffe verhalten sich direkt wie ihre Längen und umgekehrt wie ihre Querschnitte oder, was dasselbe ist, umgekehrt wie die Quadrate ihrer Durchmesser. Den Widerstand für die Einheit der Länge und des Querschnitts nennt man den *specifischen Leitungswiderstand*; derselbe ist für verschiedene Stoffe ein anderer. Statt des specifischen Widerstands kann man auch die *Leitungsfähigkeit* angeben, welche jenem umgekehrt proportional ist. Die folgende Tabelle enthält die Leitungsfähigkeit der bekanntesten Metalle:

Metalle	Leitungsfähigkeit für Elektricität		Leitungsfähigkeit für Wärme nach Wiedemann und Franz
	nach E. Becquerel	nach Matthiessen	
Silber	100	100	100
Kupfer	91,51	77,43	73,6
Gold	64,96	55,91	53,2
Zink	21,06	27,39	28,1
Eisen	12,35	14,44	11,9
Zinn	14,01	11,45	14,5
Platina	7,93	10,53	8,4
Blei	8,27	7,77	8,5
Quecksilber	1,73	1,63	—
Neusilber	—	7,07	—
Gaskohle	—	0,0366	—

Wiedemann und Franz haben gezeigt, daß die Leitungsfähigkeit der verschiedenen Metalle für Wärme (s. letzte Kolumne der Tabelle) nahezu in demselben Verhältnisse steht wie diejenige für Elektricität. Die Leitungsfähigkeit der Flüssigkeiten ist weit geringer als diejenige der Metalle; so leitet z. B. eine gesättigte Kochsalzlösung 3millionen-, eine gesättigte Lösung von Kupfervitriol 18millionenmal schlechter als Silber. Die Leitungsfähigkeit der Flüssigkeiten steigt mit der Temperatur, während diejenige der Metalle abnimmt. Müller fand z. B. das Leitungsvermögen eines fast weißglühenden Eisendrahts 11mal geringer als bei gewöhnlicher Temperatur. Als Einheit des Widerstands brachte Jacobi den eines Drahts aus chemisch reinem Kupfer von 1 Meter Länge und 1 Millim. Durchmesser in Vorschlag. Vorzuziehen ist jedoch die jetzt allgemein angenommene Siemens'sche Einheit, welche gleich ist dem Widerstand einer Säule chemisch reinen Quecksilbers bei 0° von 1 Meter Länge und 1 QMillim. Querschnitt.

Ohnmacht (Animi deliquium), eine krankhafte Unterbrechung der Gehirnthätigkeit, also des Bewußtseins, der Sinne, der Empfindungsfähigkeit und der willkürlichen Muskelbewegung. Man kann mehrere Grade der O. unterscheiden; der schwächste Grad ist die *Ohnmachtneigung*, Schwächeanwandlung, ein Vergehen der Sinne und Kräfte mit Schwindel, Schwarzwerden vor den Augen, Ohrensausen, doch ohne vollständigen Verlust des Bewußtseins und des willkürlichen Bewegungsvermögens. Bei der *wirklichen* O. sind das Bewußtsein und die Empfindung sowie Bewegung ganz aufgehoben, das Athmen und der Puls sind kaum wahrnehmbar, die Stirn, die Hände und Füße fühlen sich kalt an, ein kalter Schweiß bedeckt die Stirn. Die eintretende O. verräth sich durch plötzlich entstehende Schwäche der Muskelbewegung, durch Schwindel, Flimmern vor den Augen, Schwarzwerden vor denselben, Ohrenklingen, Blässe und Kälte des Gesichts und der Lippen, kalten Schweiß auf der Stirn, Zittern, Herzklopfen, Angst, Neigung zum Brechen und Stuhlgang. Dann schwinden das Bewußtsein, die Empfindung und Bewegung, der Kranke sinkt um, der Puls ist kaum fühlbar, das Athmen geschieht langsam und oberflächlich, manchmal schwach schnarchend. Die Dauer des Ohnmachtanfalls ist sehr verschieden; sie beträgt wenige Minuten bis Stunden, ja sogar Tage. Das Erwachen aus der O. geschieht gewöhnlich unter tiefem Seufzen, Gähnen und Strecken der Glieder, zuweilen unter Aufstoßen und Abgang von Blähungen. Der Kranke fühlt sich nach dem Erwachen schwach, meist aber erleichtert. Der höchste Grad der O. ist der *Scheintod* (asphyxia), ein scheinbares Erlöschen, in Wahrheit eine Herabsetzung aller Lebenserscheinungen und aller Funktionen auf ein Minimum bei todtenähnlichem Aussehen. Der Scheintod ist bisweilen nur durch das Hören der schwachen Herztöne, welche niemals ganz verschwinden, von dem wirklichen Tode zu unterscheiden. Die O. ist ein Symptom der verschiedenartigsten krankhaften Zustände; oft hat sie nur die Bedeutung eines unbedeutenden und ganz gefahrlosen Zufalls, in anderen Fällen aber, zumal bei organischen Hirnkrankheiten, ist sie als eine sehr gefährliche Erscheinung zu betrachten. Als Ursachen der O. sind zu nennen heftige und unerwartete psychische Eindrücke, besonders Ueberraschung und Schreck, sodann heftige Sinneseindrücke, zumal solche, welche auf den Gehör- und Geruchsinn wirken. Heftiger Schmerz, sehr hohe und sehr niedrige Temperaturgrade, das Athmen von schlechter Luft und irrespirablen Gasarten, die Einwirkung des Alkohols und des Chloroforms, starken Tabaks, Erschütterungen des Gehirns beim Fall oder Schlagen auf den Kopf, schnelle Zunahme des Drucks auf das Gehirn können ebenfalls O. hervorrufen. Die gewöhnlichste Ursache der O. ist aber eine schnell eintretende Ueberfüllung des Gehirns mit Blut oder umgekehrt eine schnelle Verminderung des Bluts in

der Gehirnmaſſe. Die bloße Ohnmachtsneigung vergeht, wenn man den Kranken friſche Luft athmen läßt, oder wenn man ihm ein wenig kaltes Waſſer, Kaffee, Wein zu trinken oder ſcharf riechende Stoffe, z. B. Salmiakgeiſt, Eau de Cologne u. dgl., zu riechen gibt. Iſt aber eine wirkliche O. eingetreten und der Kranke niedergeſunken, ſo bringt man ihn in reine, kühle Luft, lockert die enganliegenden Kleider und beſprengt das Geſicht und die Herzgrube mit kaltem Waſſer. Zeigen die Kranken die Symptome der Blutwallung nach den Organen des Kopfs und der Bruſt, ſo muß man ſie mit dem Kopf und dem Oberleib hoch legen. Diejenigen aber, deren Geſicht und Lippen bei der O. bleich ausſehen, und die aus Ermattung und Säfteverluſt ohnmächtig werden, müſſen mit dem ganzen Körper horizontal gelagert werden, ohne Unterſtützung des Kopfs durch Kiſſen u. dgl. Das Beſprengen des Geſichts und der Herzgegend mit kaltem Waſſer kann bei allen Ohnmächtigen ohne Nachtheil angewendet werden. Dagegen vermeide man die Anwendung ſtark riechender Subſtanzen und flüchtiger Reizmittel bei ſolchen, welche vollblütig ſind und ein heißes, rothes Geſicht haben; man wende hier vielmehr kalte Ueberſchläge und Begießungen auf den Kopf an. Hat ſich ein Kranker den Magen überladen und ſich dadurch eine O. zugezogen, ſo gebe man ihm reichlich laues Waſſer zu trinken, damit Erbrechen eintritt. Bei ſchwereren Ohnmachten und da, wo die angegebenen Hülfsmittel nicht ausreichen, muß der Arzt ſo ſchnell wie möglich herbeigerufen werden.

Ohoſima (Oſima), die nordöſtlichſte Inſel der Liukiugruppe in Oſtaſien, 1341 QKilom. (24,4 QM.) groß, mit Bergen bis zu 500 Meter Höhe und zahlreichen Buchten und Häfen, iſt fruchtbar und ſtark bewohnt (mit vielleicht 50,000 Einw.). Ackerbau und Induſtrie ſtehen in Blüte, Handelsverkehr wird beſonders mit Japan unterhalten.

Ohr, ſ. Gehör.

Ohra, Pfarrdorf, ſüdlich bei Danzig, ſtadtähnlich gebaut, mit bedeutendem Gartenbau und (1875) 5093 Einw.

Ohraffe (Ohrenmaki, Galago *Cuv.* et *Geoffr.*), Halbaffengattung aus der Familie der Lemuriden, ſchmächtig gebaute Thiere mit reicher Behaarung, großem Kopf, ſehr großen, häutigen, nackten Ohren, großen Augen, mittellangen Vorder- und Hintergliedern, am Zeigefinger und der zweiten Zehe, bisweilen auch am Mittelfinger und der mittlern Zehe mit krallenartigen, ſonſt mit platten Nägeln. Sie ſind nächtliche, mordluſtige Raubthiere, die nur nebenbei Früchte genießen, halten ſich am Tag ſorgfältig verborgen und betreiben nur in der Nacht, unterſtützt durch hoch entwickelte Sinne, die Jagd auf alles Kleingethier. Sie bringen nur ein Junges zur Welt und leben in Afrika und auf den benachbarten Inſeln. Der Galago (G. senegalensis *Geoffr.*, Otolicnus Galago *Illig.*, ſ. Tafel »Halbaffen«), 16—20 Centim. lang, mit 23—25 Centim. langem Schwanz, auf der Oberſeite fahlgrau, am Kopf und auf dem Rücken ſchwach röthlich, an der Innenſeite der Gliedmaßen und am Bauche gelblichweiß, bewohnt die Wälder Weſt- und Südafrika's.

Ohrdruf, Stadt im Herzogthum Sachſen-Gotha, an der Ohra, am nördlichen Fuß des Thüringer Waldes, mit Gotha durch eine Eiſenbahn verbunden, Sitz eines Landrathsamts und eines Juſtizamts, hat 2 Kirchen, ein Schloß, ein neu erbautes Rathhaus, eine Realſchule zweiter Ordnung nebſt Progymnaſium, eine Gewerbſchule, Porzellan-, Bleiweiß-, Spielwaaren- und Papierfabrikation, Kupferhämmer, viele Mühlen, eine vorzügliche Waſſerleitung, große Waldungen und (1875) 5627 Einw. In der Nähe das frühere Eiſenhüttenwerk Luiſenthal (jetzt Bad und Sommerfriſche). Die Stadt bildet mit 6 Dörfern die Grafſchaft Obergleichen, welche dem Fürſten von Hohenlohe-Langenburg unter gothaiſcher Hoheit gehört. Schon um 725 war in O. ein Kloſter, welches durch Bonifacius einen Prior erhielt.

Ohre, Fluß im nördlichen Deutſchland, entſpringt bei Ohrdorf unweit Wittingen im Hannöverſchen, fließt ſüdöſtlich, bildet eine Strecke die Grenze gegen die preußiſche Provinz Sachſen, tritt dann ganz in dieſe über, durchſtrömt den Drömling und die braunſchweigiſche Enklave Kalvörde und mündet nach einem Laufe von 105 Kilom. bei Rogätz unterhalb Magdeburg links in die Elbe.

Ohrenbeichte, ſ. Beichte.

Ohrenkrankheiten, alle krankhaften Zuſtände, welche das Gehörorgan betreffen und deſſen Funktion vorübergehend oder bleibend ſtören. Die wiſſenſchaftliche Entwickelung der Ohrenheilkunde datirt erſt vom Beginn der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts, nachdem durch die pathologiſch-anatomiſchen Forſchungen Toynbee's in London, durch die Verbeſſerung der Unterſuchungsmethoden von Tröltſch in Würzburg und durch die Erfindung einer neuen Heilmethode durch Politzer in Wien die Grundlagen für die Erkenntnis und rationelle Behandlung der O. geſchaffen worden waren.. Gegenwärtig kann die Ohrenheilkunde (Otiatrik) den anderen Specialzweigen der Medicin als ebenbürtig angereiht werden. Zur Unterſuchung des äußern Gehörgangs und des Trommelfells bedient man ſich jetzt allgemein verſchieden weiter Trichter aus Metall oder Hartgummi, welche man zur Geradeſtreckung des Gehörgangs und zur Beiſeiteſchiebung der Häcchen bis zum knöchernen Theil des Gehörgangs vorſchiebt. Hierauf wird mittels eines in der Mitte durchlöcherten Hohlſpiegels Tageslicht oder künſtliches Licht in den Gehörgang geworfen und das beleuchtete Trommelfell durch die Oeffnung im Spiegel beſichtigt. Die krankhaften Veränderungen am Trommelfell: Durchlöcherungen, Kalkablagerungen, Narben, Einziehungen, durchſchimmernder gelber Schleim, bieten ſehr wichtige Anhaltspunkte für die Erkenntnis der Krankheiten im mittlern Ohr. Sehr wichtig für die Erkenntnis und Behandlung der O. iſt die Unterſuchung der Ohrtrompete, jener Röhre, welche die Rachenhöhle mit der Paukenhöhle verbindet. Man bedient ſich hierzu des ſogen. Valſalva'ſchen Verſuchs, der darin beſteht, daß man bei geſchloſſenem Mund und Naſe durch eine kräftige Ausathmungsbewegung die Luft durch die Ohrtrompete in die Paukenhöhle preßt, wobei der Arzt durch den ſein Ohr mit dem des Kranken verbindenden Auskultationsſchlauch das Anſchlagen der Luft am Trommelfell wahrnimmt. Da dieſer Verſuch wegen ſtarker Widerſtände in der Ohrtrompete häufig mißlingt, ſo muß man oft die Unterſuchung mit dem Ohrkatheter vornehmen. Es iſt dies eine gekrümmte Röhre aus Metall oder Hartgummi, welche durch die Naſe in die Ohrtrompete eingeführt wird, und durch welche Luft, Dämpfe und medikamentöſe Flüſſigkeiten in das Mittelohr eingebracht werden. Endlich wird ſehr häufig das Politzer'ſche Verfahren angewendet, welches darin beſteht, daß man beim Schlingen die Luft im Naſenrachenraum mittels eines Ballons verdichtet und in das Mittelohr preßt,

wobei das Instrument nicht bis zur Ohrtrompete, sondern bloß in den Anfangstheil der Nase eingeführt wird. Zur Prüfung der Hörfähigkeit bedient man sich des Tickens einer Taschenuhr oder des von Politzer in der Neuzeit erfundenen einheitlichen Hörmessers sowie der Flüstersprache und der Stimmgabel, durch welche man häufig zu bestimmen im Stande ist, ob die Krankheit im Mittelohr oder im Labyrinth ihren Sitz hat.

Was die einzelnen O. anlangt, so ist von den Krankheiten der Ohrmuschel besonders hervorzuheben die Ohrblutgeschwulst (othaematoma), ein durch Erweichung des Ohrknorpels bedingter Bluterguß in den erweichten Partien, welcher häufig bei Geisteskranken beobachtet wird. Von den Krankheiten des äußern Gehörgangs, welche ihren Sitz in der Auskleidung desselben, zuweilen auch in der Beinhaut des knöchernen Gehörgangs, haben, sind zu erwähnen: die übermäßige Absonderung von Ohrenschmalz mit Bildung von verstopfenden Pfröpfen, die Furunkelbildung, die diffuse Entzündung des äußern Gehörgangs, das Ekzema, die Polypenbildungen, die Knochengeschwulst und die durch Pilzbildung bedingte Entzündung, welche auch das Trommelfell ergreift. Die primäre Trommelfellentzündung mit Bildung von Blasen, Abscessen und Granulationen ist im ganzen selten; hingegen wird das Trommelfell häufig bei Krankheiten des Mittelohrs in Mitleidenschaft gezogen. Zerreißungen des Trommelfells können durch starken Schall (Kanonenschuß) oder durch Schlag auf das Ohr entstehen. — Als die häufigste Ursache der Schwerhörigkeit müssen die Krankheiten des Mittelohrs bezeichnet werden. Die Entzündung der Schleimhautauskleidung dieses Ohrtheils wird entweder durch Erkältung, oder durch Scharlach, Masern, durch Fortpflanzung der Entzündung vom Nasenrachenraum hervorgerufen. Die Krankheiten des Mittelohrs verlaufen akut oder chronisch, bald mit heftigen Schmerzen, bald schleichend, von zeitweiligem oder permanentem Ohrentönen begleitet, oft bei unverletztem Trommelfell mit oder ohne Schleimansammlung in der Trommelhöhle, häufig aber mit Durchlöcherung (Perforation) des Trommelfells und einem schleimig eiterigen Ausfluß aus dem Ohr (Otorrhoe). Die Ausgänge dieser Krankheiten sind entweder vollständige Heilung, oder es entwickeln sich Veränderungen im Mittelohr, welche Schwerhörigkeit oder Taubheit bedingen. Als solche sind anzuführen: die theilweise oder gänzliche Zerstörung des Trommelfells, Verwachsung desselben mit den Gehörknöchelchen und der innern Paukenhöhlenwand, Zerstörung der Gehörknöchelchen oder Verwachsung derselben mit den Wänden der Paukenhöhle, Verwachsung des Steigbügels im ovalen Fenster (Ankylose), Verengerung und Verwachsung der Ohrtrompete. Es kann aber auch bei vernachlässigten Ohreiterungen Knochenfraß des Felsenbeins entstehen und durch Fortpflanzung der Eiterung auf die Hirnhaut, das Gehirn und die venösen Blutleiter der Schädelhöhle ein tödtlicher Ausgang eintreten. — Die Krankheiten des Labyrinths kommen selten primär vor, sondern entwickeln sich zumeist sekundär bei Krankheiten der Paukenhöhle. Von den primären Labyrinthkrankheiten ist die sogen. Menieresche Krankheit zu erwähnen, bei welcher unter den Symptomen eines Schlaganfalls auf einem oder auf beiden Ohren plötzliche Taubheit entsteht. — Die Behandlung der O. ist in erster Linie eine örtliche, wobei stets auf das Allgemeinbefinden und auf den Zustand des Rachenraums Rücksicht genommen werden muß. Ohrenschmalzpfröpfe sind durch Mandelöl oder Glycerin aufzuweichen und mit lauem Wasser auszuspritzen; Furunkel im Gehörgang müssen frühzeitig geöffnet werden. Gegen Schmerzen bei Entzündungen des äußern und mittlern Ohrs wendet man lokale Blutentziehungen an, doch müssen die Blutegel vor dem Ohr angesetzt werden. Sind die Schmerzen nicht sehr stark, so genügen narkotische Einreibungen um das Ohr und Einträufelungen von warmem Wasser in den Gehörgang. Das wichtigste Mittel gegen Schwerhörigkeit bei Mittelohrkrankheiten sind die Lufteinblasungen durch den Katheter oder das Politzer'sche Verfahren, mit welchem oft glänzende Resultate erzielt werden. Die Entfernung von Schleim oder angesammeltem Eiter aus der Trommelhöhle muß zuweilen durch den Trommelfellstich (Paracentese) bewerkstelligt werden. Zur Beseitigung des Ohrenflusses bedient man sich adstringirender oder kaustischer Einträufelungen (Zink, Blei, Silbersalpeter), jedoch stets unter Aufsicht des Arztes. Bei ausgedehnter Zerstörung des Trommelfells wird manchmal durch das künstliche Trommelfell Toynbee's oder das Haisenstein'sche Zängelchen das Gehör bedeutend verbessert. Bei schmerzhafter eiteriger Entzündung im Warzenfortsatz muß die Eröffnung desselben mit dem Meißel vorgenommen werden, wenn Gefahr vorhanden ist, daß sich die Eiterung gegen die Schädelhöhle hin ausbreiten könnte. Polypen sind mit der Wilde'schen Schlinge oder mit dem Polypenmesserchen zu entfernen. Bei Gegenwart fremder Körper im Gehörgang versuche man zunächst den Körper durch kräftiges Ausspritzen mit lauem Wasser zu entfernen, bevor man sich zur Operation entschließt. Gegen Lähmungen der Hörnerven wurde die Anwendung des konstanten elektrischen Stroms empfohlen. Vgl. v. Tröltsch, Lehrbuch der Ohrenheilkunde (6. Aufl., Leipz. 1877); Politzer, Beleuchtungsbilder des Trommelfells im gesunden und kranken Zustand (Wien 1865); Moos, Klinik der O. (das. 1866); Hagen, Das Ohr und seine Pflege (Leipz. 1873).

Ohrenrobbe, s. v. w. Seebär.

Ohrenschmalz, s. Gehör und Ohrenkrankheiten.

Ohrentönen, eine Reihe subjektiver Gehörsempfindungen, welche, durch eine krankhafte Reizung des Hörnervs bedingt, als Sausen, Brausen, Zischen, Pfeifen, Klopfen, Brummen, Rauschen, Knacken, Zirpen ꝛc. empfunden werden. Sie entstehen durch Reizbarkeit des Nervensystems infolge von erschöpfenden Krankheiten, von Blut- und Säfteverlusten, bei gastrischen Zuständen, bei Hirn- und Geisteskranken. Auch können sie durch Verabreichung großer Dosen von Chinin und durch heftige Schallerschütterungen hervorgerufen werden. Am häufigsten aber ist das O. ein begleitendes, oft lästiges Symptom der Ohrenkrankheiten. Die Behandlung fällt mit jener des ursächlichen Grundübels zusammen. Es muß aber vor der Anwendung der in Unzahl gegen das O. empfohlenen Geheimmittel gewarnt werden, weil die Einträufelungen derselben in den Gehörgang oft von schädlichen Folgen begleitet sind.

Ohrenzwang, s. Otalgie.

Ohrringe, ein besonders beim weiblichen Geschlecht gebräuchlicher Schmuck, der jedoch zuweilen auch in abergläubischer Weise bei Augenkrankheiten als Heilmittel angewendet wird. Bei den Indern waren von Alters her O. bei beiden Geschlechtern im Gebrauch, ebenso bei den Babyloniern, Medern, Per-

fern, Arabern, Hebräern. Alle diese Völker schrieben den Ohrringen die Kraft von Amuleten zu und hielten sie für geeignet, Zaubertöne vom Ohr fern zu halten, daher die O. häufig mit geheimnisvollen Charakteren versehen wurden. Bei manchen Urvölkern (Pampaindianer in Brasilien, Macusi in Guayana, Sioux und Dakota in Nordamerika, Papuastämme auf Neuguinea ꝛc.) sowie in Südindien und Persien wird der Akt des Ohrlöcherstechens am Tag der Namengebung des Kindes feierlich begangen; auch findet bei den Badaga am Nilgirigebirge in Indien am 30. Tag nach der Geburt, an welchem dem Kinde die Ohren mit kleinen kupfernen Ringen durchbohrt werden, ein großes Fest statt. O. von Bronze finden sich in den Pfahlbauten der Schweiz sowie in alten Grabstätten in verschiedener Form; einige sind breit und gegen das Ohrläppchen hin verengt, andere sind nur einfache Bronzedrähte. Auch befinden sich unter den südgermanischen Gräberfunden der ältern Eisenzeit (z. B. im römisch-germanischen Museum zu Mainz) als Ohrschmuck dienende Gold- und Bronzeringe mit ungemein zierlichen Ornamenten, deren Geschmacksrichtung auf etruskische Herkunft deutet. Unter den Griechen kamen die Ohrgehänge nur als Schmuck des weiblichen Geschlechts vor. Unter den Römern kannten die Matronen schon zu Coriolans Zeit die Ausschmückung der Ohren; das männliche Geschlecht verachtete in der frühern Zeit dieselbe als weichlich. Die Sklaven trugen in dem durchbohrten Ohr einen Ring, entweder weil sie diese Sitte aus ihrer Heimat mitbrachten, oder als Abzeichen der Sklaverei. In unserer Zeit hat die Mode das Tragen der O. unter den civilisirten Völkern beim männlichen Geschlechte, die Italiener und Franzosen etwa ausgenommen, größtentheils verbannt; beim weiblichen dagegen wird auf die Kostbarkeit, Feinheit und Zierlichkeit dieses Schmucks noch immer ein besonderer Werth gelegt, obgleich sich jetzt auch gegen ihn mehr und mehr Stimmen erheben.

Ohrspeicheldrüse (Glandula parotis), eine Drüse mit Ausführungsgang, welche einen Teil des Mundspeichels absondert. Die O. ist die größte der Speicheldrüsen. Sie liegt zu beiden Seiten des Gesichts vor und unter dem Ohr und reicht vom Jochbogen bis fast zum Kieferwinkel herab, umgreift auch mit einem Lappen den untern Umfang des knorpeligen Gehörgangs und dringt in die Vertiefung zwischen Kiefergelenk und Zitzenfortsatz des Schläfenbeins ein. Die O. hat eine platte, fast dreieckige Gestalt und ein Gewicht von 20—30 Gramm. Der Ausführungsgang der O. (ductus Stenonianus) tritt am obern Drittel des vordern Drüsenrands hervor, läuft fast horizontal nach innen quer über die äußere Fläche des Kaumuskels hinweg und dringt an dessen vorderem Rande durch den Backenmuskel und die Backenschleimhaut hindurch, um in der Mundhöhle gegenüber dem ersten bis zweiten obern Backenzahn auszumünden; s. Speichel. Ueber die Erkrankungen der O. s. Parotitis.

Ohrwürmer (Forficulina *Burm.*), Insektenfamilie aus der Ordnung der Geradflügler (Orthoptera), steht den echten Geradflüglern (O. genuina) durch die allgemeine Anlage der Unterlippe sehr nahe, weicht aber durch die Bildung der Flugorgane so weit von ihnen ab, daß man sie als eigene Zunft (Dermatoptera *Burm.*) abgezweigt hat. Die O. haben einen freien, verkehrt herzförmigen Kopf, eine große, kreisrunde Oberlippe, gespaltene Unterlippe, keine Nebenaugen, fadenförmige Fühler, einen flachen, viereckigen Prothorax, abgekürzte hornige oder lederartige Flügeldecken, sehr dünnhäutige Hinterflügel, dreigliedrige Tarsen, lang gestreckten Hinterleib und zwei große, gebogene Zangen am letzten Ring desselben bei beiden Geschlechtern. Sie halten sich lichtscheu unter Steinen, Rinden ꝛc. verborgen und gehen nachts auf Nahrung aus, welche aus Blüten und dem Saft von Früchten besteht. Ihren Namen verdanken sie dem irrigen Volksglauben, daß sie sich mit Vorliebe in die Ohren der Menschen verkriechen. Die einzige Gattung Forficula *L.* umfaßt meist gelbliche oder braun gefärbte Arten, welche über die ganze Erde verbreitet sind. Der gemeine Ohrwurm (Oehrling, F. auricularia *L.*), 9—20 Millim. lang, glänzend dunkelbraun, mit rostrothem Kopf und gelblichen Beinen, ist überall in Europa sehr gemein, lebt gesellig, richtet an Nelken, Georginen, Blumenkohl, süßen Früchten ꝛc. Schaden an, frißt auch Insekten. Das Weibchen bewacht die im Frühjahr hinter Rinde oder unter einen Stein gelegten Eier und die nach etwa einem Monat ausschlüpfenden weißen Jungen, welche im Juli erwachsen sind. Man fängt die O. in den Hornschuhen der Klauenthiere, kleinen Blumentöpfen, hohlen Stengeln ꝛc. S. Tafel »Geradflügler«.

Oïdium *Link* (Eischimmel, Faulschimmel), Pilzgattung aus der Abteilung der Hyphomyceten, schimmelartige Pilze, welche aus einem kriechenden Mycelium aufrechte, einfache, farblose Fruchthyphen entwickeln, die an ihrer Spitze kettenförmig eine Spore nach der andern abschnüren, so daß die unterste der kettenförmig verbundenen, farblosen, eiförmigen oder länglichrunden, einzelligen Sporen die jüngste ist. O. lactis *Pers.* (Milcheischimmel) lebt als ein zarter, flaumiger, weißer Schimmelüberzug auf dem Rahm saurer Milch und wird oft irrthümlich mit dem wesentlich andern Pilz verwechselt, welcher die Milchsäuregährung veranlaßt und zu den Schizomyceten gehört; denn er ist ein gewöhnlicher Schimmel, der auf frischer süßer Milch, auf Brod, Mist u. dgl. gedeiht. O. albicans *Rob.* (Soorpilz) ist ein Schmarotzer auf der Zunge und der Mundschleimhaut des Menschen, wo er die Mundschwämmchen (Soor oder Aphthen) der kleinen Kinder verursacht. In dem weißen, schwammigen Beleg der erkrankten Theile finden sich auf den freien Rändern der Zellen des abnorm verdickten Epitheliums die Bestandtheile des Pilzes als farblose Hyphen von verschiedener Länge, die an der Spitze in eine kurze, ebenfalls farblose Sporenkette übergehen; die Hyphen haben einen Durchmesser von 0,003—0,004 Millim., die Sporen von 0,005—0,007 Millim. In diese Gattung stellte man früher auch die konidienbildenden Zustände der lebende Pflanzen bewohnenden Gattung Erysiphe, so lange man sie für selbständige Pilze hielt; vorläufig bedient man sich dieser Gattungsbezeichnung auch jetzt noch für diejenigen Arten von Erysiphe, die nur in der Konidienform bekannt sind, so besonders für O. Tuckeri *Berk.* (s. Traubenkrankheit).

Oignon (Ognon, beides spr. onnjóng), Fluß im östlichen Frankreich, entspringt auf den Vogesen im Departement Obersaône, fließt südwestlich, bildet dann die Grenze zwischen den Departements Obersaône und Doubs und mündet nach einem vielfach gewundenen Laufe von 192 Kilom. Länge bei Perrigny links in die Saône. Am O. bei Etuz und Cussey 22. Okt. 1870 siegreiches Gefecht der badischen Division und bei Villersexel (s. d.) 9. Jan. 1871 der Preußen gegen die Franzosen.

Oil (engl., spr. eul), Oel, oft auch für Petroleum.

Oil City (spr. eul-ssitti), Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, an der Mündung des Oil Creek in den Alleghany, Hauptort der Petroleumregion, mit (1870) 2276 Einw. Das Vorkommen von Petroleum war dort schon seit längerer Zeit bekannt; aber erst seit 1859, in welchem Jahr Oberst E. L. Drake in einer Tiefe von 22 Meter Oel erbohrte, wird es in großem Maßstab ausgebeutet (s. Erdöl, S. 265).

Oirschot, Landstadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, zwischen Eindhoven und Tilburg, mit Kantonalgericht, Schloß (Bijsterveld), mehreren Kirchen (darunter die Kirche St. Petri, eine der schönsten in Holland), einem Franciskanerkloster, Holzschuh- und Schuhfabriken und (1869) 3864 Einw.

Oisans (spr. oasáng), Landschaft der Dauphiné, jetzt zum franz. Departement Isère gehörig, ein von der Romanche durchströmtes wildromantisches Alpenthal, mit dem Hauptort Bourg d'O.

Oise (spr. oahs', sonst Esia oder Isaria), Nebenfluß der Seine, entspringt in der belg. Provinz Hennegau südlich von Chimay auf den Ardennen, tritt sehr bald nach Frankreich über und fließt dort in vorzugsweise südwestlicher Richtung durch die Departements Aisne, Oise und Seine-et-Oise, berührt die Städte Guise, La Fère, Chauny (wo sie schiffbar wird), Noyon, Compiègne, Pont St. Maxence, Beaumont und Pontoise und mündet nach 305 Kilom. langem Lauf bei Conflans Ste. Honorine rechts in die Seine. Ihre Nebenflüsse sind links: Ton, Serre, Lette, Aisne, Autonne und Nonette; rechts: Noirieu, Bresche und Thérain. Die O. steht mit mehreren Schiffahrtskanälen in Verbindung, und zwar mit dem Kanal von Manicamp und dessen Fortsetzung, dem Seitenkanal der O., welche parallel mit dem Lauf des Flusses von Chauny bis Janville (von da an ist die O. selbst kanalisirt) geführt sind und den Flußweg um 18 Kilom. abkürzen; ferner in ihrem Oberlauf mit den Kanälen der Sambre, der Somme und von St. Quentin.

Das danach benannte französische Departement umfaßt die Landschaften Valois, Beauvaisis, Noyonnais und Soissonnais der ehemaligen Provinz Isle de France, Santerre und Amiénois der Picardie, grenzt an die Departements Somme (nördlich), Aisne (östlich), Seine-et-Marne und Seine-et-Oise (südlich), Eure und Niederseine (westlich) und umfaßt 5855 QKilom. (106,3 QM.) mit (1872) 396,804 Einw. Der Boden ist im allgemeinen eben und fruchtbar, nur im N. hügelig (bis 250 Meter hoch); das Klima gemäßigt und gesund, außer in den morastigen Gegenden im nordwestlichen und südöstlichen Theil des Departements. Der Hauptfluß ist die hier schiffbare Oise, in welche die meisten Gewässer des Departements (Aisne, Verse, Matz, Aronde, Autonne, Bresche, Thérain, Nonette, Thève u. a.) münden; nur aus dem nördlichen Theil erhält die Somme und im südwestlichen Theil die Epte noch einige Zuflüsse; den südöstlichen Theil berührt der Ourcq, ein Nebenfluß der Marne. Vom Gesammtareal kommen auf Aecker 393,228, auf Wiesen 31,049, auf Weinberge 2339, auf Waldungen 84,427 (darunter die großen Forsten von Compiègne mit 14,600 Hektar, Ermenonville, Hallate, Chantilly u. a.), auf Heide- und Weideland 14,223 Hektar. Hauptprodukte sind Getreide (über den Bedarf), insbesondere Weizen (1872: 2,8 Mill. Hektol. im Werth von 61,6 Mill. Franken), Hafer (3,1 Mill. Hektol., das größte Quantum unter allen französischen Departements), Halbfrucht, Korn, Gerste; außerdem Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Zuckerrüben (7,9 Mill. metr. Ctr.), Flachs und Hanf, Raps (Erträgnis an Oel gegen 700,000 Kilogr.), viel Obst, besonders Aepfel zur Bereitung trefflichen Ciders, und etwas Wein. Die Viehzucht ist sehr entwickelt; in größerer Zahl werden Pferde (56,117 Stück), Schafe (510,508), dann Geflügel (1,197,480 Stück) und Bienen (30,000 Bienenstöcke) gehalten. Neben Ackerbau und Viehzucht, den Hauptbeschäftigungsarten der Bewohner, beide auf hoher Stufe befindlich, ist auch die Industrie von hervorragender Bedeutung (1872 waren bei der Agrikultur 152,797, bei der Industrie 141,658 Individuen thätig). Letztere umfaßt hauptsächlich die Gewinnung von Torf (in 150 Etablissements 325,000 metr. Ctr.); die hüttenmäßige Verarbeitung von Eisen zu Schwarz- und Weißblech und verschiedenen Eisenwaaren (ein großes Etablissement zu Montataire, 1873 mit einer Produktion von 293,000 metr. Ctr. im Werth von 13,2 Mill. Franken); die Fabrikation von Porzellan (ein ausgedehntes Etablissement zu Creil mit Produktion von 65,000 metr. Ctr. im Werth von 4,875,000 Franken) und Fayence (51 Etablissements mit Produktion von 120,000 metr. Ctr. im Werth von 2,4 Mill. Franken), mit welchen beiden Industriezweigen das Departement in ganz Frankreich den ersten Rang einnimmt; ferner die Fabrikation von Papier, Kerzen, Seife, Chemikalien, Gas (8 Fabriken), Rübenzucker (40 Etablissements mit 5796 Arbeitern, einer Dampfkraft von 2575 Pferdekraft und einer Produktion 1875 im Werth von 26½ Mill. Franken); die Baumwollspinnerei und Weberei (29,500 Spindeln und 160 Kraftstühle), Schafwollspinnerei und Weberei (4709 Arbeiter, 70,580 Spindeln, 360 Kraftstühle), Hanfweberei (sogen. demi-hollandes); Fabrikation von Spitzen (Chantilly), Wirk- und Posamentierwaaren, Teppichen (Beauvais) und Kunsttischlerarbeiten; die Bierbrauerei, Färberei und Gerberei. Dem Stande der Industrie entsprechend, ist auch der Handel sehr lebhaft und zwar außer in den Produkten der Landwirtschaft und der Industrie namentlich noch in Holz. Die französische Nordbahn (Linie Paris-Amiens) mit ihren Abzweigungen von Creil nach St. Quentin, Beauvais, Crespy und Pontoise durchschneidet das Departement. Die Einwohner, ein arbeitsamer, lebhafter Menschenschlag, sprechen einen eigenen, mit lateinischen und keltischen Ausdrücken vermischten Dialekt. Die Volksbildung steht auf ziemlich guter Stufe (unter je 100 über 6 Jahre alten Personen sind 22 des Lesens und Schreibens unkundig). An höheren Unterrichtsanstalten bestehen 3 Kommunalcollèges und 7 Privatmittelschulen. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements: Beauvais, Clermont, Compiègne und Senlis und hat Beauvais zur Hauptstadt.

Ojocaliente, Stadt im mexikan. Staat San Luis Potosi, mit warmer Quelle, etwas Bergbau und 6000 Einw.

Oka, Gewicht, s. Okka.

Oka, Nebenfluß der Wolga in Rußland, entspringt im Gouvernement Orel, bei Otschka, durchströmt in abwechselnd nördlicher und östlicher Richtung die Gouvernements Orel, Tula, Kaluga, Moskau, Rjäsan, Tambow, Wladimir und Nishnij Nowgorod, bewässert durch sein über 253,000 QKilom. (4600 QM.) großes Stromgebiet auch noch theilweise Smolensk und Pensa und mündet nach einem 1500 Kilom. langen Lauf bei Nishnij Nowgorod in die Wolga. Unter seinen vielen Nebenflüssen sind schiffbar: Ssuscha, Ugra, Moßkwa, Pronja, Para, Mokscha und

Kljasma. Für die russische Schiffahrt ist die O. einer der wichtigsten Flüsse, der Werth der auf ihr transportirten Waaren beläuft sich auf 20—30 Mill. Rubel. Die bedeutendsten daran gelegenen Verladungsplätze sind: Orel, Belejew, Kolomna, Schilowo, Sabjelino; aber noch größere Bedeutung haben die Häfen an den Nebenflüssen, besonders Moskau und Morschtschansk. Mit Eis bedeckt ist die O. (bei Orel) durchschnittlich 130 Tage. Der Fischreichthum hat nachgelassen, Störe und Hausen gehören zu den Seltenheiten; häufig kommen Sterlet und Wels vor.

Okeaniden, s. Okeanos.

Okeänos, in der griech. Mythologie einer der Titanen, ward von seiner Schwester Tethys der Stammvater der 3000 Okeaniden (Okeaninen), unter denen nach den Orphikern alle Gottheiten der unterirdischen Wasseradern begriffen sind. An dem Kampf seiner Brüder gegen ihren Vater Uranos nahm O., der älteste Sohn, allein keinen Antheil und theilte daher auch nicht deren furchtbares Schicksal. Er wurde dargestellt als ehrwürdiger Greis mit wallendem Haar, auf einem Seethiere reitend, oder neben Tethys auf einem von Seethieren gezogenen Wagen sitzend. Nach Homer und Hesiod ist O. der große, Erde und Meer rings umfließende Weltstrom, welcher in dem kimmerischen Felsen Leukas entsprang und in sich selbst zurückkehrte. In der spätern Zeit wird mit dem Namen O. das äußere große (Atlantische) Meer (aber auch die Nordsee) bezeichnet.

Okehampton (spr. ohk-hämpt'n), Stadt in der engl. Grafschaft Devon, am forellenreichen Okement (Zufluß des Torridge), hat ein literarisches Institut, Getreide- und Viehhandel und (1871) 1900 Einw. Südlich davon der Forst von Dartmoor.

Okelpfennige, s. v. w. Brakteaten.

Oken, Lorenz, eigentlich Ockenfuß, berühmter Naturforscher, geb. 1. Aug. 1779 zu Bohlsbach bei Offenburg in Baden, studirte in Würzburg und Göttingen Medicin, habilitirte sich in Göttingen als Privatdocent, ward 1807 außerordentlicher Professor der Medicin in Jena, wo er über Naturphilosophie, allgemeine Naturgeschichte, Zoologie und vergleichende Anatomie, Pflanzen- und Thierphysiologie las. 1812 erhielt er die ordentliche Professur der Naturwissenschaften und begann 1817 die Herausgabe der »Isis«, eines encyklopädischen Blattes, vorzugsweise aber naturhistorischen Inhalts. Die größere Freiheit der Presse, die Weimar damals gestattete, benutzend, nahm O. viele von den ihm zugesendeten Klagen und Beschwerden, sobald sie allgemeines Interesse hatten, in die »Isis« auf, erregte aber dadurch auswärts Mißfallen, daher ihm 1819 die weimarische Regierung die Alternative stellte, entweder die »Isis«, oder seine Professur aufzugeben. O. wählte das letztere und lebte, nachdem er um ebendieselbe Zeit in die Untersuchungen wegen des Wartburgfestes verwickelt, aber von aller Schuld frei gefunden worden war, als Privatgelehrter in Jena. Durch seine »Isis«, die nun in Rudolstadt gedruckt wurde, rief er 1822 die Naturforscherversammlungen ins Leben. 1827 ging er als Privatdocent an die Universität München und wurde daselbst 1828 ordentlicher Professor. Auf Versetzung an eine andere bayrische Universität nicht eingehend, nahm er auch hier seine Entlassung und folgte 1832 einem Ruf an die eben gegründete Universität Zürich, wo er 11. Aug. 1851 starb. Seine Büste, von Drake in Berlin gefertigt, ward 1853 auf dem Fürstengraben in Jena aufgestellt. Okens Hauptbestreben ging auf Darstellung eines in sich zusammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden Natursystems, das, obwohl auf Schelling sich stützend, doch ganz eigenthümlich ist. Die von O. erst geschaffene und meist aus neu gebildeten oder doch ungewöhnlichen Ausdrücken bestehende Nomenklatur ist Erzeugnis des Bestrebens, die leitenden Grundsätze für die Eintheilung durch die Namen anzudeuten. Das »Lehrbuch der Naturphilosophie« (Jena 1808—1811; 3. neu bearbeitete Aufl., Zür. 1843) ist eigentlich nur die philosophische Begründung des Systems, das in dem »Lehrbuch der Naturgeschichte« (Leipz. 1813—27, 3 Bde.) vollständig entwickelt ist. Nach demselben ist die Naturphilosophie die Wissenschaft von der ewigen Verwandlung Gottes in die Welt, und ihre Aufgabe ist, die Entwickelungsmomente der Welt von den Elementen an bis dahin, wo dieselben im Menschen zur Vernunft kommen, darzulegen. Sie wurde vielfach mißverstanden. Ein anderes Hauptwerk ist die »Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände« (Stuttg. 1833—45, 7 Bde. in 13 Thln.). Ferner nennen wir: »Die Zeugung« (Bamb. 1805); »Abriß des Systems der Biologie« (Götting. 1806); »Ueber das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems« (das. 1808); »Erste Ideen zur Theorie des Lichts, der Finsternis, der Farben und der Wärme« (das. 1808); »Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze« (Jena 1809); »Esquisse du système d'anatomie, de physiologie et d'histoire naturelle« (Par. 1821).

Okinawa (Ohinawasima, Groß-Lutschu), Hauptinsel der Liukiu-Inseln (Lutschu) in Ostasien, 2079 QKilom. (37,8 QM.) groß, lang gestreckt, von Korallenriffen umgeben, mit zahlreichen Buchten und Häfen, theils flach, theils hügelig, mit Bergen bis zu 475 Meter Höhe. Die Insel ist wohlangebaut und dicht bewohnt (gegen 100,000 Einw.); Ackerbau, Industrie, Handel sind in Blüte. Hauptstadt ist Nafakiang oder Napa an der Südküste, ein Hafen, der mit Japan und China in Verkehr steht und seit 1854 auch den Nordamerikanern geöffnet ist. Ein anderer Hafen an der Westküste wird durch die vorliegende kleine Insel Suko gebildet.

Okka (Oka, Unze), die frühere türk. Gewichtseinheit, je nach den verschiedenen Ländern und Orten, wo sie in Brauch war, verschieden. In Konstantinopel gingen 44 O. auf 1 Kantar. Die O. wurde eingetheilt in 400 Dramm oder Drachmen zu 64 Grän = 1275,25 Gramm, im Kleinhandel 1281,036 Gr., als Münzgewicht 1282,945 Gr. In Aegypten ist die gewöhnliche O. = 400 Drachmen = 1235,36 Gramm. Die Handelsokka = 420, die von Alexandria = 412 Drachmen.

Okkasionalismus (Okkasionalsystem, Systema causarum occasionalium), diejenige metaphysische Ansicht über das gegenseitige Verhältnis der Seele und des Körpers, vermöge welcher die Vorstellungen der Seele und die Bewegungen des Körpers gleichzeitig, aber unabhängig von einander, also in Bezug auf einander gelegentlich (daher der Name) durch unmittelbare Einwirkung (Assistenz) Gottes als der Ursache aller Bewegung stattfinden sollen. Urheber dieser Lehre, deren Anhänger als Okkasionalisten bezeichnet werden, war der Cartesianer Arnold Geulincx (1625—69); auch Louis de la Forge, Malebranche und Bayle vertheidigten den O. — Mit dem Wort O. bezeichnet man auch die Hypothese, nach der Gott bei jedem Akte der Zeugung in dem Moment der Berührung und Einwirkung der Zeugungsstoffe ein neues organisches Wesen körperlich und geistig schafft.

Ok-kee-cho-bee (spr. ok-ki-schó-bi), See in der Mitte der nordamerikan. Halbinsel Florida, nördlich vom großen Sumpf des Everglades, hat durch den Caloosa-hatchee Abfluß in den Golf von Mejiko.

Okkupation (lat.), die Aneignung einer Sache, namentlich einer herrenlosen Sache (s. d.). Nach römischem und gemeinem deutschen Recht reicht das bloße Faktum der Besitzergreifung und der Wille der Aneignung einer nicht im Eigenthum eines andern befindlichen Sache (res nullius) hin, Eigenthumsrechte zu begründen (res nullius cedit prius occupanti), während die Partikulargesetzgebung diesen Grundsatz namentlich durch die Bestimmungen über Jagd, Fischfang, Bergbau u. dgl. mehrfach eingeschränkt hat. Die früher allgemein statuirte O. im Krieg (Occupatio bellica, Beuterecht, Kriegsappropriation), d. h. die Wegnahme feindlichen Eigenthums, des Staats sowohl wie der Privaten, ist nach modernem Völkerrecht nur noch in beschränkter Weise, namentlich in Ansehung von Gegenständen, welche für die Kriegführung unmittelbar verwendbar sind, gestattet. Außerdem wird das Privateigenthum respektirt; das deutsche Militärstrafgesetzbuch (§§ 127 ff.) bedroht widerrechtliche Handlungen gegen dasselbe im Feld mit schwerer Strafe. Im Seekrieg unterliegt aber auch das Privateigenthum der O. (s. Prise). O. nennt man auch die militärische Besetzung eines Landes durch feindliche Truppen (Okkupationskorps), entweder um gewisse Rechtsansprüche geltend zu machen, oder um wegen Erfüllung der von dem betreffenden Staat eingegangenen Verbindlichkeiten eine Sicherheit zu haben. So erfolgt die O. einzelner Provinzen als Bürgschaft für Erfüllung der Friedensbedingungen, wie 1815 und 1871 in Frankreich, oder zur Niederhaltung von Aufruhr, wie 1849 die O. von Rom durch die Franzosen. Okkupiren, in Beschlag, in Besitz nehmen; okkupatorisch, auf O. beruhend oder bezüglich.

Oktachord (griech.), achtsaitiges Tonwerkzeug.

Oktaëder (griech., Achtflächner), in der Stereometrie einer der fünf regulären Körper und Grundform des tesseralen Krystallsystems. Er wird begrenzt von acht kongruenten gleichseitigen Dreiecken, die sich paarweise unter 109° 28′ in zwölf Kanten und zu je vier in sechs Ecken schneiden. Die Verbindungslinien je zweier Gegenecken, die Axen des Oktaëders, schneiden sich rechtwinklig in einem Punkt und sind gleich groß. Manche Krystallographen bezeichnen mit dem Namen O. auch die Grundgestalten des tetragonalen oder quadratischen Systems (mit drei rechtwinkligen Axen, von denen nur zwei gleich groß sind) und des rhombischen Systems (mit drei rechtwinkligen ungleichen Axen); nach Naumann werden aber diese Formen Pyramiden (eigentlich Doppelpyramiden) genannt. Wie beim regulären O., sind auch beim Quadratoktaëder (quadratischen O.) und beim Rhombenoktaëder (rhombischen O.) die Ecken des Körpers die Enden der drei rechtwinkligen Axen. Reguläre O. kommen unter anderem am Alaun, Magneteisenerz, Spinell, quadratische am Mellit (Honigstein), Anatas, Scheelit, rhombische am Schwefel vor. Oblongoktaëder nennt man eine von zweierlei gleichschenkligen Dreiecken begrenzte Kombination zweier rhombischen Prismen, welche verschiedenen Axen parallel gehen (des Makro- und Mikrodoma's nach Naumann), die sich am Arsenikkies, Schwerspat und anderen Mineralien des rhombischen Systems findet und ihren Namen von ihrem oblongen Querschnitt hat; Pseudoktaëder endlich ist eine Kombination des Rhomboëders mit den beiden Endflächen (Naumann's Pinakoïden), die häufig am Kalkspat vorkommt und von sechs gleichschenkligen (den Rhomboëderflächen) und zwei parallelen gleichseitigen Dreiecken begrenzt wird.

Oktaëteris (griech.), bei den Griechen Cyklus von 8 Jahren, bestehend aus 2292 Tagen oder achtmal 12 gewöhnlichen Mondmonaten (zu 29 und 30 Tagen) und 3 Schaltmonaten, wurde von Kleostratos von Tenedos zur Regulirung des Sonnen- und Mondjahrs eingeführt und durch Eudoxos von Knidos und Eratosthenes von Kyrene verbessert, bis er im ersten Jahr der 87. Olympiade durch Metons berühmte Enneadekaëteris (s. d.) verdrängt wurde.

Oktagon (griech.), s. v. w. Oktogon.

Oktant (lat.), in der Planimetrie der achte Theil des Kreisumfangs, daher auch in der Astronomie Bezeichnung eines Winkelmessers, der mit einem getheilten Achtelkreis versehen ist; in der Stereometrie der achte Theil einer Kugel, begrenzt durch drei im Mittelpunkt sich rechtwinklig schneidende Ebenen; auch jeder der acht Theile, in welche diese drei Ebenen den unendlichen Raum theilen.

Oktapla (griech.), in acht Sprachen auf acht Spaltseiten gedruckte Bibel.

Oktav (lat.), Bücherformat, zu welchem der Bogen in 8 Blätter gebrochen und mit 16 Seiten oder Kolumnen bedruckt wird.

Oktave (Octavus tonus, bei den Griechen Diapason), der achte Ton im diatonischen Tonsystem, von einem beliebigen Grundton an gerechnet, also ein Intervall von acht diatonischen Stufen. Die O. ist die Wiederholung des Grundtons im verjüngten Maßstab und deshalb die vollkommenste Konsonanz, indem sie zu ihrem Grundton im einfachsten Schwingungsverhältnis 1 : 2 steht, so daß eine Saite, in zwei gleiche Theile getheilt, in doppelt schneller Schwingung die O. derselben gibt. Nach unserem Tonsystem sind, abgesehen von der Enharmonik und der dadurch bedingten verschiedenen Schreibung der Töne, innerhalb des Raums einer O. 7 diatonische oder 12 chromatische Stufen enthalten; der 8. Ton in diatonischer und der 13. in chromatischer Folge ist als O. des ersten Tons der Schluß eines solchen Tonraums und zugleich der Anfang eines neuen, der wieder Abbild des ersten wird. So besteht denn unser modernes Tonsystem aus verbundenen Oktaven, d. h. Tonräumen und in diesen enthaltenen Tonreihen, die sich je innerhalb der angegebenen Grenze, nur an vermehrter oder verminderter Klanggröße verschieden, immer wiederholen. Die äußersten Grenzen des gesammten Tonumfangs nach der Höhe und Tiefe ihrer praktischen Anwendbarkeit auf Instrumente lassen sich zwar nicht ganz genau bestimmen, da z. B. das Pianoforte um eine O. erweitert wurde; doch setzt man sie innerhalb des Raums von 6 Oktaven, wozu man noch die sogen. Kontratöne zählt. Sowie nun die O. die Wiederholung der Prime ist, so ist der 9. Ton die Wiederholung der Sekunde, der 10. die der Terz ꝛc., und es erhalten die über den Raum einer O. hinausliegenden Intervalle wieder dieselben Namen, als wenn der höhere Ton eine O. tiefer läge, nur daß man, um sie zu unterscheiden, die innerhalb einer O. liegenden Intervalle einfache, die eine O. überschreitenden doppelte oder zweifache, die über zwei Oktaven hinausgehenden dreifache Intervalle nennt oder, was gebräuchlicher ist, nach der jedesmaligen O., der sie angehören, also nach der großen Kontra-, der einfachen Kontra-, der großen, kleinen,

ein-, zweigestrichenen ꝛc. O., näher bezeichnet. Als wesentlich harmonisches Intervall wird die O. nur vollkommen oder rein gebraucht, als Durchgangston erscheint sie verkleinert oder vermindert, z. B. c—ces, oder auch übermäßig, z. B. c—cis, in welch letzterem Fall man sie, da sie den Oktavenraum überschreitet, auch als zweifache übermäßige Prime angesehen wissen will. So mächtig ein musikalischer Satz im Unisono oder in Oktavenfortschritten wirken kann, und so unentbehrlich überhaupt für Tonmasse und Tonfarbe die Anwendung von Oktavenführungen einzelner Stimmen als Verstärkungen ꝛc. ist, so wenig dürfen im harmonischen Satz harmonische Realstimmen in Oktaven mit einander fortschreiten; denn da die O. mit ihrem Grundton gleichsam identisch ist, harmonische Realstimmen aber nächst geregeltem Zusammenklang gesonderte Führung unter sich erhalten müssen, wenn sie dem Zweck der Harmonie entsprechen sollen, so sind dergleichen Fortschreitungen mit Recht verboten, weil bei ihnen zwei Realstimmen in eine zusammenfallen und dadurch eine unstatthafte Unregelmäßigkeit und Reduktion des einmal angenommenen harmonischen Satzes eintritt. Außer diesen sogen. offenbaren Oktaven kommen noch verdeckte vor, wo in gerader Bewegung zwei Stimmen, von denen die eine stufenweise, die andere sprungweise geführt ist, in ein Oktavenverhältnis zu einander zu stehen kommen, die, je weniger sie verdeckt sind, also in den äußeren Stimmen, um so widriger erscheinen. In anderem Sinn findet sich das Wort O. in der ältern christlichen und in der griechischen Musik angewendet, wo es sich auf die Anfangs-, resp. Umschließungstöne der verschiedenen Tonleitern mit ihren zugehörigen Klanggeschlechtern bezieht und in der Zusammenstellung: dorische, lydische ꝛc. Oktavengattung zur Bezeichnung der beziehentlichen Tonarten selbst gebraucht wird. In der Orgelbaukunst ist die O. eine kleinere Principalstimme, die um eine, zwei, drei Oktaven höher steht als das Principal auf demselben Manual und die den Ton des Principals so unterstützt, daß er deutlicher und bestimmter hervortritt. Die Oktavregister des Pedals heißen Oktavenbaß und stehen zum Principalbaß oder Violonbaß in demselben Verhältnis wie die Manualoktaven zu ihren Principalen. — Ueber die O. in kirchlicher Hinsicht s. Octava; über das O. genannte Versmaß s. Stanze.

Oktavönen (span., »Achtelschwarze«), Abkömmlinge von einem Europäer und einer Quarteronin.

Oktett (ital. ottetto), achtstimmiges Musikstück, besonders bei Instrumentalkompositionen.

Oktillion (lat.), die achte Potenz einer Million, geschrieben 1 mit 48 Nullen. Vgl. Billion.

Oktöber (lat., Weinmonat), bei den alten Römern der achte, bei uns der zehnte Monat des Jahrs, der zweite Herbstmonat. Die Sonne steht im O. im Zeichen des Skorpions. Die mittlere Veränderlichkeit der Temperatur ist im O. geringer als im November und größer als im September. Sie beträgt für das nordöstliche Europa 1,9°, für die baltischen Länder 1,0°, für Deutschland 1,0°, für Westeuropa 0,9°, für Italien 0,9°, für England 0,9°.

Oktodēz (lat., Achtzehner), Bücherformat, zu welchem der Druckbogen in 18 Blätter gebrochen und mit 36 Seiten oder Kolumnen bedruckt wird.

Oktogōn (Oktagon, griech.), s. v. w. Achteck.

Oktogynisch (griech.), achtweibig, von Pflanzen mit acht gesonderten Pistillen in einer Blüte.

Oktostylon (griech.), Reihe von acht Säulen.

Oktroi (spr. -oa, franz. octroi, v. lat. auctoráre), im allgemeinen s. v. w. Monopol oder Privilegium, speciell die den Kommunen zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse verliehene Befugnis, von gewissen Gegenständen eine Steuer erheben zu dürfen, auch diese Steuer selbst. Ein Beispiel des Oktroi's ist die preußische Mahl- und Schlachtsteuer (s. d.). Auch Bier, Wein und Brennmaterialien bilden häufig einen Gegenstand des Oktroi's. Principielle Vertheidiger findet der O. gegenwärtig kaum noch; doch frisiet ihm die Schwierigkeit, ihn zu ersetzen, nicht selten die Existenz. Unendlich viel ist über den Pariser O. verhandelt worden. Vgl. Chevalier, L'industrie et l'octroi de Paris (2. Aufl., Par. 1867). In Belgien wurde der O., welcher in 78 Städten bestand und 11 Mill. Franken einbrachte, 1859 aufgehoben; den Kommunen wurden dafür von gewissen Staatseinkünften Antheile überwiesen. Vgl. »Zeitschrift des preußischen Statistischen Büreau's« 1868.

Oktroyiren (franz., spr. oktroaji-), aufnöthigen, aus höherer Machtvollkommenheit anordnen; daher oktroyirte (im Gegensatze zu paktirten) Verfassungen diejenigen, welche einseitig von der Staatsregierung gegeben und nicht zuvor mit einer Volksvertretung vereinbart wurden. Oktroyirungsrecht wird zuweilen das Verordnungsrecht des Regenten genannt, d. h. die Befugnis desselben, die zur Ausführung der Gesetze erforderlichen Bestimmungen, und zwar ohne Beirath und Zustimmung der Stände, zu erlassen.

Oktupliren (lat.), achtfach nehmen; Oktūplum, das Achtfache.

Okulär (lat., Okularglas), s. Fernrohr und Mikroskop.

Okularinspektion (lat.), Besichtigung, Beaugenscheinigung, namentlich durch eine Behörde.

Okulärriß, im allgemeinen bloß nach dem Augenmaß gemachte Zeichnung eines Gegenstands, welche die Bestimmung hat, eine ungefähre Idee von der Ausführung des Ganzen zu geben, s. v. w. Skizze; besonders das Brouillon, welches der Feldmesser, ehe er an die Feldmark geht, zu entwerfen und nach dessen Anleitung er dann die genauen Messungen im einzelnen zu vollziehen hat.

Okulärspektra, s. v. w. Augentäuschungen.

Okuliren, s. Impfung.

Okulist (lat.), Augenarzt.

Okunew, Nikolai Alexandrowitsch, russ. militärischer Schriftsteller, geb. 1792 in Petersburg, trat schon in seinem 15. Jahr im Ministerium des Auswärtigen in den Staatsdienst, ging aber 1811 zum Militär über und machte im Korps des Grafen Wittgenstein den Feldzug von 1812 mit. Von 1813 bis zu Ende des Kriegs war er dem 4. preußischen Armeekorps als Generalstabsofficier attachirt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland widmete er sich ganz den militärischen Studien. 1829 nahm er im Generalstab der Armee am türkischen Feldzug unter Diebitsch theil und folgte 1831 dem Grafen Paskewitsch nach Polen, wo er den Plan zu den kriegerischen Operationen ausarbeitete, die zuletzt Warschau's Einnahme herbeiführten. Infolge dessen ward er Adjutant des Kaisers, bald darauf Generalmajor und kam 1833 in die Suite des Kaisers. 1832 ward er Mitglied des Edukationsraths, 1837 des Ministeriums des Innern, 1839 des Staatsraths im Königreich Polen, in welcher Stellung er sich um den öffentlichen Unterricht im Königreich in hohem Grad verdient machte. 1849 zum Generallieutnant ernannt, starb er 23. Nov. 1851. Er schrieb: »Réflexions sur le système de

guerre moderne« (Petersb. 1823); »Histoire de la campagne de 1800 en Italie etc.« (daſ. 1825); »Examen raisonné des propriétés des trois armées« (Par. 1827, 2. Aufl. 1832); »Considérations sur la campagne de 1812 en Russie« (daſ. 1829); »Mémoires sur les principes de la stratégie« (daſ. 1830); »Histoire de la seconde époque de la campagne de 1831 en Pologne« (Petersb. 1835) und »Mémoire sur le changement qu'une artillerie peut produire dans le système de la tactique moderne« (Par. 1835).

Ol., Abbreviatur für Oleum.

Olaf (Oluf), Name mehrerer norweg. Könige. 1) O. Trygveſön, Urenkel Harald Harfagars, Sohn Trygve's, Unterkönigs in dem öſtlichen Theil von Wiken, wurde in Rußland erzogen, wohin ſeine Mutter nach Ermordung ihres Gatten geflohen war. Nachdem O. in England das Chriſtenthum angenommen hatte, ging er 995 mit wenigen Schiffen nach Norwegen hinüber, wo er nach Ermordung des Jarls Hakon als Königsſohn und Beherrſcher Norwegens anerkannt wurde. Während ſeiner kurzen Regierungszeit verwendete er ſeine ganze Kraft auf Ausbreitung des Chriſtenthums in Norwegen, und es gelang ihm, längs der ganzen Küſte von Wiken bis Finnmarken den heidniſchen Götzendienſt zu beſeitigen und die angeſehenſten Männer zur Taufe zu bewegen. Zuletzt unternahm er einen Kriegszug nach Wenden (Pommern), ward aber von den gegen ihn verbündeten Königen Sven von Dänemark und O. von Schweden nach langem Widerſtand beſiegt und ſtürzte ſich ins Meer (1000).

2) O. II., der Dicke oder Heilige, Sohn Harald Grönske's, geb. 995, unternahm verſchiedene glückliche Kriegszüge nach der Normandie und Großbritannien, wurde 1017 nach Vertreibung der Söhne Hakon Jarls König von Norwegen, ließ ſich taufen, betrieb mit Beharrlichkeit die Chriſtianiſirung des Volks und regierte eine Zeitlang mit Strenge und Gerechtigkeit. Er eroberte 1025 Island, Schottland, die Orkneyinſeln und die Färöer und dehnte die Grenzen Norwegens auch weit nach Schweden aus. Als aber Knut d. Gr., den er durch einen Angriff auf ſeine Reiche während ſeiner Abweſenheit in Rom gereizt hatte, 1028 in Norwegen ſelbſt erſchien, huldigte ihm das geſammte Volk, und O. mußte nach Rußland zu ſeinem Schwager Jaroslaw fliehen. Als er 1029 einen Verſuch machte, ſein Reich wieder zu erobern, ward er bei Stiklestad am Drontheimer Fjord von einem norwegiſchen Heer geſchlagen und getödtet (31. Aug. 1029). O. wurde ſpäter im Dom zu Drontheim beigeſetzt, wegen ſeines Eifers für die Ausbreitung des Chriſtenthums, das durch ihn zuerſt eigentlichen Boden in Norwegen gewann, kanoniſirt und 1164 zum Schutzheiligen Norwegens erklärt. Die Skalden der ſpätern Zeit haben ihm einen eigenen Sagen- und Liederkreis gewidmet, und die Geſänge, welche ſeinen Namen verherrlichen, reichen bis in die Neuzeit herab.

3) O. III. Kyrre (»der Friedfertige«), Sohn Haralds III. Hardrada, kam nach deſſen Tode 1066 nebſt ſeinem Bruder Magnus II. zur Regierung und herrſchte ſeit 1069 allein. Er war ſchön, mild und leutſelig, liebte das Hofleben des Auslandes und begünſtigte den Handel mit den Fremden, für den er Bergen anlegte. Er ſtarb 1093.

4) O. IV. (V.), Sohn Hakons und der Margarethe von Dänemark, geb. 1370, wurde 1374 von dem däniſchen Reichstag zum König gewählt und gelangte 1380 auch auf den norwegiſchen Thron. Er ſtand unter Vormundſchaft ſeiner Mutter und ſtarb noch vor erlangter Volljährigkeit 1387.

Olaf-Orden, norweg. Orden, geſtiftet von König Oskar I. von Schweden 21. Aug. 1847 zur Belohnung von Verdienſt um König und Vaterland, Wiſſenſchaft und Kunſt. Der Orden hat drei Klaſſen: Großkreuze, Komture und Ritter. Das Ordenszeichen iſt ein achtſpitziges, weiß emaillirtes, gekröntes Kreuz mit gekröntem angelſächſiſchen O zwiſchen den Flügeln, dem norwegiſchen Wappen auf dem Avers des rothen Mittelſchildes und den Worten: »Ret og Sandhet« (»Recht und Wahrheit«) auf dem Revers. Die Großkreuze tragen außer dem Kreuz am breiten Band einen achtſpitzigen Silberſtern mit dem darauf liegenden Kreuz. Die Komture tragen das Kreuz am Hals und dazu einen dem Kreuz ähnlichen ſilbernen Schuppenſtern, die Ritter ein kleineres Kreuz. Das Band iſt roth moirirt mit blauer und weißer Doppelkante.

Olathe (ſpr. olehth), Hauptort der Grafſchaft Johnſon im nordamerikan. Staat Kanſas, im Knotenpunkt mehrerer Eiſenbahnen, mit Taubſtummenanſtalt und (1870) 3032 Einw.

Olaus, ſ. v. w. Olaf.

Olavides, Don Pablo Antonio José, Graf von Pilos, ſpan. Staatsmann, geb. 1725 zu Lima in Peru von ſpaniſchen Eltern, ward mit 20 Jahren Auditor der Provinz Lima, aber auf Anklage der Klerikalen nach Madrid berufen und folgte Aranda, der als Geſandter Spaniens nach Frankreich ging, dorthin als Sekretär. Zu Paris gab er ſich einem zügelloſen Leben hin und ſchloß ſich den Freigeiſtern an. Nach ſeiner Rückkehr nach Spanien wurde er zum Intendanten von Sevilla, ſpäter von König Karl III. zum Grafen von Pilos erhoben. Die öden Gegenden der Sierra Morena in urbare Ländereien zu verwandeln, ſiedelte er 1775 in Verbindung mit dem Bayern Thierriegel mehr als 6000 deutſche Koloniſten, beſonders aus Bayern, Schwaben und den Rheingegenden, nach jenem Gebirgsland über. Von der ihm wegen ſeiner freiſinnigen Ideen feindſelig geſinnten klerikalen Partei beim König verdächtigt, als beabſichtige er, ſich in der Sierra Morena eine eigene ſouveräne Herrſchaft zu gründen, ward er 1776 der Inquiſition überliefert, die ihn unverhört über ein Jahr in Kerkerhaft hielt und ihn 1778 zwang, ſeine Ketzereien abzuſchwören. Gleichwohl zu achtjähriger Gefängnisſtrafe und harten Bußübungen in einem Kloſter verurtheilt, entkam er 1780 nach Frankreich und verfaßte hier die berühmte Schrift: »El Evangelio en triumfo«, welche die Religion gegen den Unglauben vertheidigt. Infolge deſſen erhielt O. 1798 die Erlaubnis, nach ſeinem Vaterland zurückzukehren. Er ſtarb 1803 in Andaluſien.

Olbernhau, Marktflecken in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Zwickau, Amtshauptmannſchaft Marienberg, an der Flöha und dem Zweig Pockau-O. der Chemnitz-Komotauer Eiſenbahn, mit Kupfer- und Meſſingwerken, Kupferdrahtzieherei, Gelbgießerei, Fabrikation von Spielwaaren, Kiſten, Pulver, Strumpfſtühlen und Strumpfwaaren, Kunſtgärtnerei, Holzſchleiferei und (1875) 4007 Einw.

Olbers, Heinrich Wilhelm Matthäus, berühmter Aſtronom, geb. 11. Okt. 1758 zu Arbergen im Herzogthum Bremen, ſtudirte ſeit 1777 in Göttingen Medicin und ließ ſich darauf als praktiſcher Arzt in Bremen nieder, wo er 2. März 1840 ſtarb. Neben einer ausgebreiteten ärztlichen Praxis beſchäftigte er ſich noch mit Aſtronomie, die zuletzt die Hauptaufgabe

eines Lebens wurde. Mit Jurine in Genf gewann er 1811 durch seine Abhandlung über die häutige Bräune die von Napoleon I. für die beste Arbeit über diesen Gegenstand ausgesetzte Prämie. Er entdeckte 1815 den nach ihm benannten Kometen, lieferte das erste vollständige Verzeichnis aller bis dahin beobachteten Kometen (129), lehrte in seiner Abhandlung: »Ueber die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen aus einigen Beobachtungen zu berechnen« (Weim. 1797) ein noch heute beobachtetes Verfahren für die direkte Bestimmung der Kometenbahnen und stellte über die physische Beschaffenheit der Kometen ꝛc. Hypothesen auf, welche noch immer zu den wahrscheinlichsten gehören. Am 1. Jan. 1802 fand er die von Piazzi beobachtete, seitdem aber nicht mehr gesehene Ceres wieder auf, 28. März 1802 die Pallas und 29. März 1807 die Vesta. Außerdem untersuchte er die Wahrscheinlichkeit eines lunarischen Ursprungs der Meteorsteine; auch entwickelte er eine Methode zur Berechnung der Sternschnuppen ꝛc. Viele seiner Abhandlungen sind niedergelegt in Zachs »Monatlicher Korrespondenz«, Schumachers »Astronomischen Nachrichten« und in anderen Zeitschriften. Seinen Briefwechsel mit Bessel gab A. Erman heraus (Leipz. 1852, 2 Bde.). 1850 wurde ihm zu Bremen eine von Steinhäuser modellirte Marmorstatue errichtet.

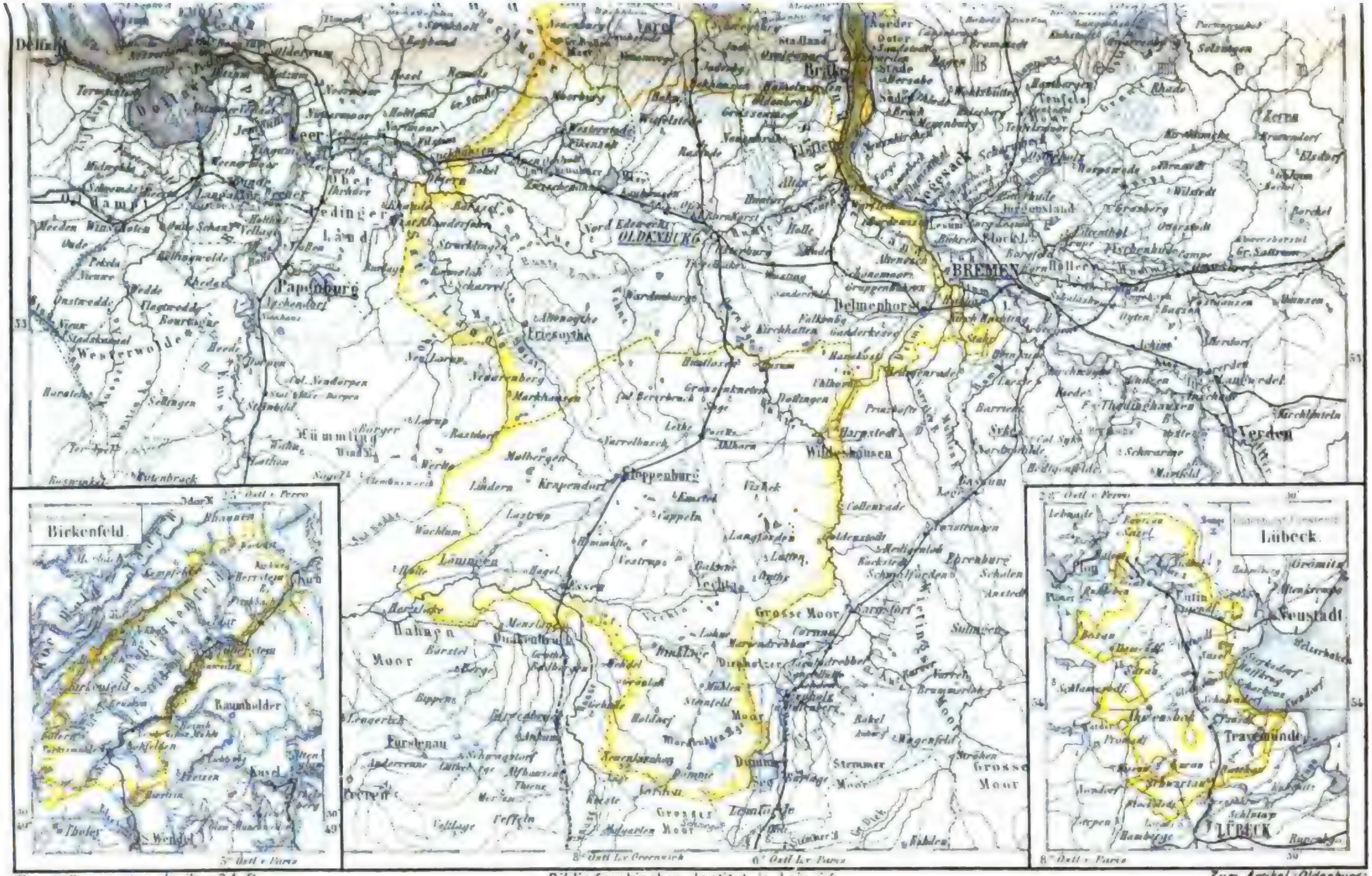
Olbersdorf, Fabrikdorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, südwestlich bei Zittau, mit bedeutenden Leinwandfabriken, Eisengießerei, Bierbrauerei, Papierfabrikation, Garnbleichen, Ziegelbrennerei, Braunkohlenwerken, Vitriolsiederei, Garnhandel u. (1875) 3256 Einw.

Oldbury (spr. öldbörri), Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, bei Dudley, am schiffbaren Teme, hat bedeutende Industrie (Dampfwägen, Werkzeuge, gußeiserne Töpfe, irdene Röhren und Chemikalien) und (1871) 16,410 Einw.

Oldenbarneveld (Barneveld), Johan van, Rathspensionär von Holland, das Haupt der republikanischen Partei, geb. 1547 zu Amersfoort in der Provinz Utrecht aus einem alten Rittergeschlecht, empfing eine ausgezeichnete Bildung an deutschen, französischen und italienischen Hochschulen, nahm am Unabhängigkeitskampf seines Vaterlands gegen Spanien rühmlichen Antheil, wurde 1576 zum Pensionär (Stadtschreiber) von Rotterdam erwählt und gehörte zu den vertrautesten Freunden und Räthen Wilhelms von Oranien. Nach dessen Ermordung 1584 spornte er seine Landsleute zur kräftigen Fortsetzung des Widerstands an und stand an der Spitze der Gesandtschaften, welche Elisabeth von England und Heinrich III. von Frankreich die Souveränität der Niederlande anboten. Als Moritz von Nassau auf seinen Betrieb zum Statthalter ernannt worden, nahm O. selbst die Würde eines Advokaten oder Rathspensionärs von Holland an und ward damit leitender Minister der dominirenden Provinz Holland und also der jungen niederländischen Republik selbst. Mit bewundernswerther Umsicht und Thätigkeit und doch in bescheidener Zurückhaltung führte er die schwierigen Geschäfte des Staats in den Finanzen, auswärtigen und Kolonialangelegenheiten und wurde der zweite Stifter des neuen, blühenden Gemeinwesens, das bald einen ebenbürtigen Rang unter den europäischen Mächten gewann. Er stand an der Spitze der republikanischen Partei, welche in den patricischen Magistraten der holländischen Städte ihre Hauptstütze hatte, und bewirkte einerseits 1609 den Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstands mit Spanien, anderseits trat er den religiösen Streitigkeiten der Arminianer (s. d.) und Gomaristen mit der vollen Staatssouveränität Hollands gegenüber. Hierdurch gerieth er in Streit mit den Generalstaaten und der Volksmeinung, welche seinen religiösen Indifferentismus mißbilligten und die Entscheidung der Frage einer von O. abgelehnten Synode überweisen wollten. Hartnäckig setzte O., auf sein formales Recht gestützt, an der Spitze der Staaten von Holland seinen Widerstand gegen die Generalstaaten, denen sich auch der Statthalter, Prinz Moritz, anschloß, fort, bis er 28. Aug. 1618 auf deren Befehl verhaftet und 7. März 1619 vor eine specielle Kommission von 24 Richtern, sämmtlich erbitterten Feinden, gestellt wurde, welche ihn trotz seiner glänzenden Vertheidigung wegen Störung der Religion zum Tode verurtheilten. Da O. und seine Angehörigen jedes Gnadengesuch ablehnten, ward er 24. Mai 1619 im Haag enthauptet. — Seine beiden Söhne Wilhelm und René van O., welche beim Tod ihres Vaters ihrer Aemter für verlustig erklärt wurden, verbanden sich insgeheim mit den Arminianern, um den Sturz ihres Vaters zu rächen; ja, Wilhelm verschwor sich sogar gegen das Leben des Statthalters, wovon ihm René vergeblich abzurathen suchte, der nur die Entsetzung desselben wünschte. Ihr Plan ward aber entdeckt und René gefänglich eingezogen und 1623 enthauptet, während der ältere Bruder entkam. Vgl. Deventer, Gedenkstukken van J. v. O. (Haag 1860, 2 Bde.); Motley, Life and death of John of Barneveld (das. 1873, 2 Bde.); Groen van Prinsterer, Maurice et Barneveld (Utr. 1875).

Oldenburg, zum Deutschen Reich gehöriges Großherzogthum, besteht aus drei gesonderten Gebieten: dem an der Nordsee, der untern Weser und der Hunte liegenden Herzogthum O., dem im östlichen Holstein belegenen Fürstenthum Lübeck und dem Fürstenthum Birkenfeld am südöstlichen Abhang des Hunsrücken. Die Bodenfläche des Ganzen beträgt 6349 QKilom. (116,22 QM.). Das Haupt- und Stammland, das Herzogthum O., erstreckt sich zwischen 52° 29′—53° 44′ nördl. Br. und 7° 37′—8° 37′ östl. L. v. Gr., wird von der Nordsee, welche an den Mündungen der Jade und Weser zwei Meerbusen bildet und die kleine Insel Wangeroge umgibt, der preußischen Provinz Hannover und dem Gebiete der Hansestadt Bremen begrenzt und hat einen Flächenraum von 5375 QKilom. (97,62 QM.). Zu ihm gehört seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit nach das an Preußen abgetretene Gebiet von Wilhelmshaven (s. d.); das Fürstenthum Lübeck mit der Hauptstadt Eutin, 1866 durch das von Preußen abgetretene holsteinische Amt Ahrensbök abgerundet, umfaßt 521 QKilom. (9,46 QM.); das Fürstenthum Birkenfeld, ganz von der preußischen Rheinprovinz umschlossen, ist 503 QKilom. (9,13 QM.) groß. Das Herzogthum O. und das Fürstenthum Lübeck gehören der norddeutschen Tiefebene an; das Fürstenthum Birkenfeld ist bergig. Das Hauptland wird nur im S. von einigen Hügelketten durchzogen, Verzweigungen des Wesergebirges, von denen die Dammerberge sich bis 85 Meter ü. M. erheben. Im übrigen ist das Land ganz eben. Es besteht meist aus Geestland (Heide-, Sand- und Moorboden) und, besonders an der Jade und Weser, aus fettem Marschboden. Vor den Marschen dehnt sich ein nur durch die Strommündungen und die Betten der Küstenflüßchen durchbrochener Landstrich, Watt oder Plate genannt, aus, welcher von der Flut größtentheils überspült, bei

OLDENBURG
und die
Deutschen Strommündungen
der Nordsee.
Maßstab 1:850 000
Deutsche Geogr. Meilen. 15 = 1° d. Aequ.
Kilometer. 111 = 1° d. Aequ.
Die Regierungssitze sind doppelt,
Kreis- od. Amtssitze einfach unterstrichen.
1° Östl. L. v. Greenwich
25° Östl. L. v. Ferro
26
27
NORD
SEE
Helgoland
(Britisch)
Nord Hafen
Süd Hafen
Oberland u. Unterland
Eiderstedt
Garding
Tönning
Friedrichstadt
Meldorf
Wilster
Wilster Marsch
Elbe
Neuwerk
Scharhörn
Knechtsand
Norderney
Juist
Baltrum
Langeoog
Spiekeroog
Wangerooge
Norden
Emden
Aurich
Ostfriesland
Jever
Wilhelmshaven
Jade Busen
Lehe
Bremerhaven
Geestemünde
Geestendorf
Bremervörde
Otterndorf
Cuxhaven
Ritzebüttel
Brunsbüttel
Glückstadt
Itzehoe
Hohe Moor
Leuchtturm
Feuerschiff



Meyer's Konversations-Lexikon 3 Aufl

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel Oldenburg.

Digitized by Google

tiefer Ebbe aber trocken gelegt wird. Künstliche Uferbauten, die sogen. Deiche, welche sich auch landeinwärts längs der Flüsse hinaufziehen, schützen die Marschen vor Ueberflutung. Hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit des Fürstenthums Lübeck und Birkenfeld verweisen wir auf die betreffenden Artikel. Das Hauptland ist gut bewässert. Die Weser, Grenzfluß gegen Bremen und Hannover (an dessen rechtem Ufer nur das kleine Amt Landwührden liegt), von Brake an für große Seeschiffe fahrbar, empfängt in O. die schiffbare Hunte, unter deren Zuflüssen die ebenfalls schiffbaren Ollen und die Lethe die bedeutendsten sind. Die Hase und die Leda münden in die Ems. Unter mehreren kleinen Küstenflüssen, welche durch in den Deichen befindliche Entwässerungsschleusen (Siele) in das Meer abfließen, ist die Jade der bedeutendste. Zahlreiche Kanäle dienen zur Entwässerung, zum Theil aber auch zur Bewässerung des Landes sowie zur Schiffahrt. Unter den letzteren verspricht von besonderer Bedeutung für die Aufschließung der binnenländischen Moore der Hunte-Emskanal zu werden. Die in Kanäle umgeschaffenen Küstenflüsse heißen Tiefe oder Sieltiefe. Das Fürstenthum Lübeck wird von der Trave berührt, welche aus demselben die Schwartau empfängt, während die Schwentine in den Kieler Meerbusen mündet. Das Fürstenthum Birkenfeld hat die Quellen der Nahe. Von Seen sind in O. hervorzuheben: der Dümmersee an der südöstlichen Grenze des Landes, 5,75 Kilom. lang, 3,25 Kilom. breit, von der Hunte durchflossen; das Zwischenahner Meer, nordwestlich von der Stadt O., 3 Kilom. lang, fast 2 Kilom. breit, und das sogen. Große Meer. Reicher an Seen ist das Fürstenthum Lübeck, wo der Plöner, Eutiner, Diek- und Kellersee hervorzuheben sind. Das Klima des Herzogthums ist gemäßigt und feucht; das ebene und waldarme Land ist den Stürmen sehr ausgesetzt. Die Feuchtigkeit bewirkt, daß Graswuchs und Laub im Herbst auffallend lange frisch bleiben, hat aber in den niedrig gelegenen Marschen vielfach Wechselfieber im Gefolge. In der Stadt O. war die Temperatur im kältesten Monat im Mittel −2,59°, im wärmsten +15,12°, in Jever −1,63° und +15,73° R. Der Boden zerfällt seiner Beschaffenheit nach in Geest und Marsch. Die höher gelegene sandige, heidereiche Geest ist im südlichen Theil des Landes am ausgedehntesten und erhebt sich zuweilen nicht unbedeutend über die nahen Flüsse. Der Hümling, eine bis zu 63 Meter ansteigende, mit Heidekraut bewachsene Sandfläche, zieht sich vom Hannöverschen ins Oldenburgische herein. In einzelnen Streifen erstreckt sich die Geest bis ans Meer und geht hier und da in Dünenketten über. Geest und Marsch sind von großen Mooren und moorigen Landstrichen mannigfach durchzogen. Fette Marschgegenden sind besonders das Jeverland, östlich vom Jadebusen, und das Butjadingerland, westlich von demselben. Mineralquellen besitzt das Land nicht, dagegen auf Wangeroge ein Seebad. Die Bevölkerung des Großherzogthums betrug 1837: 262,171, Ende 1875 dagegen: 319,314 Seelen, was eine jährliche Zunahme von etwa 0,53 Proc. seit 1837 und eine Dichtigkeit von 3479 Köpfen auf die QMeile ergibt. Davon kommen auf den Hauptbestandtheil des Staats 248,138 Seelen (77,71 Proc. oder 2597 Einw. auf der QMeile), auf das Fürstenthum Lübeck 34,085 Seelen (10,67 Proc. oder 3667 Einw. auf der QMeile) und auf das Fürstenthum Birkenfeld 37,093 Seelen (11,62 Proc. oder 4149 Menschen auf der QMeile). Im Herzogthum ist die Marsch weit dichter (bis zu 8000 Menschen auf der QMeile) als die Geest bevölkert, welch letztere an einigen Stellen kaum 1000 Seelen auf der QMeile ernährt. Die Bevölkerung wohnt in 2713 Wohnplätzen und zwar zu 17,77 Proc. in Städten (deren man 13 neben 11 Flecken und städtischen Orten zählt) und zu 82,23 Proc. auf dem Lande. Die Einwohner sind Deutsche und zwar im Herzogthum O. vom niedersächsischen und friesischen, im Fürstenthum Lübeck vom niedersächsischen, im Fürstenthum Birkenfeld vom fränkischen Stamm. Am 1. Dec. 1875 waren im Herzogthum O. 182,160 Evangelische (meist Lutheraner), 64,189 Katholiken, 892 andere Christen, 879 Israeliten; im Fürstenthum Lübeck 33,927 Evangelische (Lutheraner), 119 Katholiken, 16 andere Christen, 10 Israeliten; im Fürstenthum Birkenfeld 28,967 Evangelische (Unirte), 7435 Katholiken, 689 Israeliten. Die katholische Kirche ist in den früher münsterschen Aemtern Vechta, Löningen, Damme, Kloppenburg und Friesoythe die vorherrschende. Von christlichen Sekten sind in O. Baptisten, Mennoniten, Methodisten und Altkatholiken vertreten.

Haupterwerbsquelle der Bevölkerung ist die Landwirtschaft, für deren Hebung neuerdings sowohl von Seiten des Staats, als durch die Thätigkeit der landwirtschaftlichen Vereine viel geschehen ist. Im Herzogthum O. kommen auf die Marsch etwa 1000 QKilom., auf die Geest 4100 QKilom.; ferner auf die wirklich in Kultur genommene Fläche 57,17, auf das noch unkultivirte Areal 42,83 Proc. der Gesammtfläche. Die ackerbautreibende Bevölkerung ist von jeder Dienstbarkeit und Hörigkeit völlig befreit. Jeder hat das Jagdrecht auf eigenem Grund und Boden sowie das Fischereirecht in eigenen Gewässern. Am ergiebigsten ist der Ackerbau in der Marsch, namentlich an Weizen; außerdem wird gebaut Roggen (über Bedarf), Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen, Raps (besonders in der Marsch), Hanf (im Stedingerland) Flachs und Hopfen (in der Geest), Cichorien (im südlichen Theil des Herzogthums O.), Kartoffeln und Buchweizen (besonders in den Moorgegenden), wo das Land dazu, wie zum Roggenbau, durch Brennen vorbereitet wird, woher der unter dem Namen »Höhenrauch« weit in Deutschland bekannte Moorrauch stammt. Der Obstbau ist im Herzogthum O. und Fürstenthum Lübeck von geringer Bedeutung. Etwas Wein wird im Fürstenthum Birkenfeld gebaut. Von großer Bedeutung im ganzen Großherzogthum ist die Viehzucht. Die Pferde, besonders der Marsch, sind durch ihre Stärke ausgezeichnet. Die Rindviehzucht ist besonders in den mit fetten Weiden und Wiesen ausgestatteten Marschen und im Fürstenthum Birkenfeld von Bedeutung, die Schafzucht in den früher münsterschen Landestheilen, namentlich in den Aemtern Kloppenburg, Friesoythe und Wildeshausen, in blühendem Betriebe; Bienenzucht findet vornehmlich in den Heidegegenden statt. Reichen Ertrag gewährt die Fischerei, von geringem Belang dagegen ist die Jagd. Das Herzogthum O. und das Fürstenthum Lübeck sind sehr holzarm; im erstern beträgt der Forstboden nur 214 QKilom. (3,9 QM.), wogegen im Fürstenthum Birkenfeld der Waldbestand 204 QKilom. (3,7 QM.) ausmacht. Die vorherrschenden Holzarten sind im Herzogthum O. die Eiche und Kiefer, in den beiden anderen Landestheilen die Buche. Der Bergbau beschränkt sich im eigentlichen O. auf die Gewinnung von Roheisenstein, der namentlich an den Nebenflüssen der Ems in Menge gefunden und großentheils im Land verwerthet wird. Torflager gewähren vielen

Gegenden des Hauptlandes einen hervorragenden Nahrungszweig.

Die industrielle Thätigkeit, welche im Fürstenthum Birkenfeld schon früher von Bedeutung war, hat sich neuerlich, besonders seit Einführung der Gewerbefreiheit (1861), beträchtlich gehoben und wird durch mehrere Gewerbevereine gefördert. Die im Sommer 1876 in Oldenburg abgehaltene zweite Gewerbeausstellung zeigte auf diesem Gebiet einen erfreulichen Fortschritt, namentlich hinsichtlich der Eisenindustrie wie der Torf- und Holzverwerthung. Altberühmt ist die Achatschleiferei im Fürstenthum Birkenfeld (s. d.). Im N. des Herzogthums gibt es viele Ziegeleien, deren Betrieb durch den außerordentlichen Bedarf des nahen Wilhelmshaven in den beiden letzten Jahrzehnten sehr gewonnen hat. Delmenhorst und Lohne haben Fabriken, welche von Bremer Häusern angelegt sind. In Delmenhorst und Umgegend wird auch die Korkschneiderei in Fabriken und als häusliche Beschäftigung betrieben. Aus der Gegend von Wardenburg, südlich von Oldenburg, wandern jährlich viele Männer als Stukkaturarbeiter nach Holland. Von größerer Bedeutung als die Industrie ist die Schiffahrt. Dieselbe wirkt auf das gewerbliche Leben zurück im Schiffbau, der am Ufer der Weser, der Jade und der Nebenflüsse der Ems ziemlich lebhaft betrieben wird. Die Rhederei des Herzogthums O. umfaßte 1873: 224 Seeschiffe von 31,037 Lasten und 331 Fluß- und Küstenschiffe von 5699 Lasten Gehalt, zusammen 555 Schiffe von 36,736 Lasten Gehalt. Ganz besonders tragen die Hafenstädte Elsfleth, Brake (letzteres Freihafen), ferner Varel und Hooksiel zu diesen Zahlen bei. Der Umfang der Seeschiffahrt erhellt aus folgender Uebersicht. 1874 kamen in oldenburgischen Häfen an: 2597 Seeschiffe mit 145,824 Registertonnen Gehalt und 8200 Mann; es gingen ab: 2629 Seeschiffe mit 144,821 Registertonnen Gehalt und 8128 Mann. Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat 30 Zweigvereine und gegen 1500 Mitglieder im Herzogthum. Eisenbahnen bestanden noch bis 1866 im Großherzogthum nicht, abgesehen von der Rhein-Nahebahn, welche das Fürstenthum Birkenfeld der Länge nach durchzieht. Gegenwärtig haben alle drei Landestheile Bahnen. Eutin liegt an der von Lübeck nach Neumünster und Kiel führenden Bahn. Das Herzogthum hat 355 Kilom. Staatsbahnen, von denen 21 Kilom. Sekundärbahnen (darunter 8 Kilom. schmalspurige). Die Bahnen verbinden Osnabrück mit Wilhelmshaven und Jever, Bremen mit Neuschanz (holländische Grenze) und durch eine Zweigbahn von Hude nach Nordenhamm die genannten Orte mit der Wesermündung. Diese Bahnstrecken stellen den kürzesten Weg von Bremen, Hamburg, Berlin ꝛc. nach Holland, von Westfalen nach der Nordsee, endlich den einzigen Zugang für den Kriegshafen Wilhelmshaven her und versprechen daher für die Zukunft eine erhebliche Bedeutung zu gewinnen. Die wichtigste Kreuzung der Hauptrichtungen findet in der Stadt O. statt. Das Netz der Landstraßen ist in gutem Stand. Eigenthümlich sind im N. des Landes, vorzüglich in der Marsch, die vortrefflichen, von Backsteinen hergestellten Klinkerstraßen. Von erheblicher Bedeutung für den allgemeinen Verkehr sind die öffentlichen Kreditanstalten und Vereine, unter denen besonders die Oldenburger Landesbank, die Spar- und Leihbank mit Filialen zu Brake und Wilhelmshaven und die Genossenschaftsbank hervorragen.

Was die geistige Kultur betrifft, so bestehen im Großherzogthum gegenwärtig ca. 550 Volks- oder Elementarschulen, 2 Schullehrerseminare (ein evangelisches zu Oldenburg, ein katholisches zu Vechta), 14 höhere Volks- oder Bürgerschulen, 5 Gymnasien (zu Oldenburg, Jever, Eutin, Vechta [katholisch] und Birkenfeld), 3 Realschulen (zu Oldenburg, Oberstein-Idar und Varel), eine höhere Töchterschule (Cäcilienschule zu Oldenburg), eine Taubstummenanstalt zu Wildeshausen, 2 landwirtschaftliche Schulen zu Neuenburg und Kloppenburg, eine Navigationsschule zu Elsfleth. In Oldenburg sind auch eine öffentliche Bibliothek (als Staatsanstalt) mit ca. 100,000 Bänden, ein Naturalienkabinet, eine Münz- und Antiquitätensammlung, eine Bildergallerie und ein Hoftheater (als großherzogliche Anstalten).

Die Verfassung des Großherzogthums beruht auf dem revidirten Staatsgrundgesetz vom 22. Nov. 1852. Danach vereinigt der Großherzog als Staatsoberhaupt die gesammten Rechte der Staatsgewalt in sich und ist nur in der Gesetzgebung und Besteuerung an die entsprechende Mitwirkung des Landtags gebunden. Die Regierung ist erblich im Mannsstamm des Hauses Holstein-Gottorp jüngerer Linie nach dem Rechte der Erstgeburt und der Linealerbfolge. Die weibliche Linie bleibt auch nach Erlöschen des Mannsstammes von der Erbfolge ausgeschlossen. Gegenwärtig regiert Großherzog Nikolaus Friedrich Peter (geb. 8. Juli 1827), seit 27. Febr. 1853. Der Großherzog wird mit dem vollendeten 18. Lebensjahr volljährig. Im Fall der Minderjährigkeit oder dauernden Verhinderung desselben an der Regierung übt, wenn nicht eine andere Anordnung getroffen ist, der nächste Agnat oder die Gemahlin des Großherzogs die Regentschaft aus. Der Großherzog bekennt sich zur lutherischen Kirche und hat eine jährliche Civilliste von 255,000 Mark und den ebenso hoch angesetzten Ertrag der Krondomänen. Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetz gleich; Geburts- und Standesvorrechte finden nicht statt. Es besteht volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Patrimonialgerichtsbarkeit, die grundherrliche Polizei, Exemtionen ꝛc. sind für immer aufgehoben. Der Landtag bildet Eine Kammer und besteht aus 49 durch indirekte Wahlen berufenen Abgeordneten (40 für O., 4 für Lübeck, 5 für Birkenfeld). Außerdem ist in jedem der beiden Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld ein Provinzialrath, dort aus 12, hier aus 15 Mitgliedern bestehend, eingesetzt. Auf je 300 Einw. wird ein Wahlmann und auf je 6000 Einw. ein Abgeordneter gerechnet. Der gesammte Staatsbedarf wird für jede Finanzperiode (3 Jahre) mit Zustimmung des Landtags festgestellt. Der ordentliche Landtag wird alle 3 Jahre berufen, und zwar durch den Großherzog, der ihn auch vertagt oder auflöst. Bei einer Auflösung muß der neue Landtag spätestens binnen 5 Monaten einberufen werden. Die Provinzialräthe werden jährlich zweimal von den Provinzialregierungen einberufen. Den Gemeinden ist durch das Staatsgrundgesetz das Recht der freien Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten gewährleistet. Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so ordnet und verwaltet jede Religionsgenossenschaft ihre Angelegenheiten unter Oberaufsicht des Staats selbständig. Der evangelischen Kirche ist Presbyterial- und Synodalverfassung gewährleistet. Im Herzogthum O. ist die geistliche Oberbehörde der Oberkirchenrath. Die allgemeine Landessynode, welche aus geistlichen und weltlichen Vertretern besteht, wird alle 3 Jahre einberufen. In den Fürstenthümern steht die Leitung der evangelischen Kirchenangelegenheiten der Regie-

rung und dem Superintendenten zu. Die Katholiken des Herzogthums O. gehören zum Sprengel des Bischofs von Münster, jene im Fürstenthum Birkenfeld zu dem des Bischofs von Trier. Die katholische kirchliche Oberbehörde ist in O. das bischöfliche Officialat in Vechta. Die oberste Leitung der Regierung ist einem Staatsministerium übertragen, welches aus 3 Ministern, beziehentlich Ministerialvorständen besteht. Unter diese sind die verschiedenen Departements des großherzoglichen Hauses, des Aeußern, des Innern, der Justiz, der Kirchen und Schulen, der Finanzen, des Militärwesens vertheilt. Das Staatsministerium leitet die Verwaltung im Herzogthum O. unmittelbar, während die Fürstenthümer besondere Mittelbehörden für die Verwaltung, nämlich die Regierungen zu Eutin und Birkenfeld, haben. Diesen ist auch die unmittelbare Leitung des Schulwesens in ihren Bezirken anvertraut, während für dieses im Herzogthum ein evangelisches Oberschulkollegium (zu Oldenburg) und ein katholisches (zu Vechta) besteht. Was die Rechtspflege anlangt, so gilt im Herzogthum O. und im Fürstenthum Lübeck das gemeine deutsche Civilrecht, modificirt durch Partikularrechte und einzelne Gesetze, im Fürstenthum Birkenfeld der Code Napoléon, sofern nicht die gemeinsame Gesetzgebung des Deutschen Reichs dafür an die Stelle getreten ist. Die höchste Gerichtsinstanz für das Großherzogthum ist das Oberappellationsgericht zu Oldenburg, welches in Straf- wie in Civilsachen über die Nichtigkeitsbeschwerden erkennt. Für das Herzogthum bestehen ferner das Appellationsgericht in Oldenburg, das Schwurgericht, 3 Obergerichte (zu Oldenburg, Varel und Vechta) und 19 Amtsgerichte. Bei den Obergerichten fungiren Staatsanwälte, bei dem Oberappellationsgericht ein Oberstaatsanwalt. Für die Fürstenthümer besteht in Eutin und Birkenfeld je ein Obergericht. Schwurgerichte sind hier nicht eingeführt. Die Finanzen der drei Landestheile werden getrennt verwaltet. Für die Finanzperiode 1876—79 kommen rund 890,000 Mark jährliche Einnahme und Ausgabe auf das Großherzogthum als solches, wozu das Herzogthum 77, Lübeck 15, Birkenfeld 8 Proc. beitragen. Die Einnahme im Herzogthum ist zu 5,333,000 Mk., die Ausgabe zu 5,000,000 Mk. jährlich im Durchschnitt veranschlagt; im Fürstenthum Lübeck: Einnahme 718,000 Mk., Ausgabe 664,000 Mk. durchschnittlich; im Fürstenthum Birkenfeld: Einnahme 594,000 Mk., Ausgabe 551,000 Mk. Unter den Ausgaben des Großherzogthums figuriren die Matrikularbeiträge zur Reichskasse mit 525,000 Mk. Die Staatsschuld betrug Ende 1875 im Herzogthum rund 44 Mill. Mk. (darunter 14,400,000 Mk. Eisenbahnschuld und 12 Mill. Mk. konsolidirte Staatsschuld), im Fürstenthum Lübeck 352,366 Mk., im Fürstenthum Birkenfeld 20,000 Mk. Das Großherzogthum als solches ist schuldenfrei. Die oldenburgischen Truppen gehören seit 1867 dem preußischen Heer an als Infanterieregiment Nr. 91, Dragonerregiment Nr. 19 und 2 Batterien des 26. Feldartillerieregiments, deren Chef der Großherzog ist. Sie bilden Theile des 10. Armeekorps (Hannover). Das Wappen des Großherzogthums besteht aus einem Haupt- und einem Mittelschild; jenes enthält die Embleme von Norwegen, Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Kniphausen; das gekrönte Mittelschild die von O. (zwei rothe Querbalken in Gold), Delmenhorst, Lübeck (goldenes Kreuz mit Bischofsmütze in Blau), Birkenfeld (von Silber und Roth in vier Reihen geschacht) und Jever (Löwe in aufrecht schreitender Haltung). Das Ganze ist von einem Wappenzelt umgeben und mit einer Königskrone bedeckt. Die Landesfarben sind blau und roth; die Flagge (s. Tafel »Flaggen«) ist blau mit einem rothen, rechtwinklig stehenden Kreuz. Landeshauptstadt und großherzogliche Residenz ist Oldenburg. Im Sommer hält sich der Hof in dem Lustschloß Rastede, im Herbst auf den Hausgütern in Holstein und zu Eutin auf. Der einzige Orden (s. Tafel »Orden«) ist der Haus- und Verdienstorden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (gestiftet 17. Nov. 1838) mit vier Klassen (Großkreuze, Großkomture, Komture, Ritter erster und zweiter Klasse) und dazu gehörigem allgemeinen Ehrenzeichen (drei Klassen); außerdem bestehen einige Ehrenzeichen für Rettung aus Gefahr, für Verdienste im Jahr 1870/71 ꝛc. S. Karte »Oldenburg«. Vgl. »Statistische Nachrichten über das Herzogthum O.« (herausgeg. vom Statistischen Büreau, Oldenb. 1857 ff.); Böse, Das Großherzogthum O. (das. 1863); die Karten von Reymann (Glog. 1856), von Schrenck (Oldenb. 1856) und Böse (das. 1861).

Geschichte. In den ältesten Zeiten war O. von dem deutschen Volksstamm der Chaucen bewohnt, welche später in den Friesen untergingen. In Ammergau und Lerigau getheilt, gehörte das Land zu den Besitzungen der Herzöge von Sachsen. Als erste Grafen von O. werden in Urkunden (von 1088—1108) Elimar I. und sein Sohn Elimar II. erwähnt. Elimars II. Sohn und Nachfolger Christian I., der Streitbare (seit 1148), zog mit seinem Lehnsherrn, dem Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen, 1155 nach Italien, empörte sich aber 1168 gegen denselben und fiel bei der Vertheidigung seiner Veste O., worauf sein Vetter, Graf Johann, mit der Grafschaft O. belehnt, Christians Söhne aber von der Nachfolge ausgeschlossen wurden. Als jedoch Heinrich der Löwe 1179 selbst in die Reichsacht erklärt und verbannt worden war, erhielten Christians Söhne Christian II. und Moritz I. nicht nur ihre Grafschaft wieder, sondern erlangten auch die Reichsunmittelbarkeit. Moritz I. und seine beiden Söhne Otto II. und Christian III., suchten ihre Besitzungen durch Unterwerfung der freien Friesen zu erweitern, bauten Burgen im Stedingerland und reizten durch Bedrückung die Bauern zu einem allgemeinen Aufstande. Die Stedinger erlagen aber nach heldenmüthiger Vertheidigung in der Schlacht bei Oldenesch (28. Mai 1234) der Uebermacht und mußten die Hälfte ihres Landes an O. abtreten. Nach Otto's II. kinderlosem Tode folgten ihm seines Bruders Christian III. Söhne Johann X. und Otto III., die sich wahrscheinlich schon Grafen von O. und Delmenhorst schrieben; doch wurden beide Länder erst unter Johanns Urenkeln getrennt: um 1300 erhielt Konrad I. O., seine Vettern Otto V. und Christian V. Delmenhorst. 1400, als in O. Konrads I. Enkel Moritz III. und seine Vettern Christian VII. und Dietrich herrschten, kam es zu einer Fehde gegen Bremen, das schon seit Jahrzehnten bestrebt war, sein Gebiet durch das links der Wesermündung gelegene Land der Rüstringer zu vergrößern; doch mit Hülfe dieser blieben die Grafen von O. Sieger. Nach dem Tode Moritz' III. und Christians VII. wurde Dietrich Alleinherr und erwarb durch Verheirathung mit dem letzten Sprößling der Delmenhorster Linie, Adelheid, auch Delmenhorst. Er starb 1440 im Bann; von seiner zweiten Gemahlin, der Herzogin Hedwig von Holstein, hinterließ er drei

Söhne, Christian VIII., Moritz IV. und Gerhard. Ersterer ward 1448 von den Dänen als König gewählt und übergab 1454 seine Grafschaft seinem jüngern Bruder, Gerhard, da Moritz Geistlicher geworden war. Dieser griff aber zu den Waffen und errang nach hartnäckigen Kämpfen die Grafschaft Delmenhorst 1463. Als er 1464 starb, nahm Gerhard als Vormund seines unmündigen Sohns Jakob Delmenhorst wieder in Besitz. Nach mehrfachen Kämpfen um Holstein mit dem König Christian I. von Dänemark, der nach des Herzogs Adolf Tode 1460 als Herzog von Schleswig und Graf von Holstein von den Ständen dieser Länder anerkannt worden, schloß Gerhard mit Karl dem Kühnen von Burgund ein Bündnis zur Eroberung von Ostfriesland, rüstete von neuem und schlug 1475 die Bremer beim Dorf Paradies in einer blutigen Schlacht (die »Bremer Taufe« genannt). Im folgenden Jahr kam ein Vergleich zu Stande, worin der Graf versprach, die Bremer Kaufleute ungefährdet ziehen zu lassen; da er aber dessenungeachtet seine Räubereien auf Land- und Wasserstraßen von neuem begann, zog der Erzbischof Heinrich von Bremen in Verbindung mit Lübeck, Hamburg und Burtehude gegen ihn, eroberte Delmenhorst, vertrieb Gerhard aus O. und zwang ihn, zu Gunsten seiner Kinder die Regierung niederzulegen (1483). Verdient hatte sich Gerhard um sein Land dadurch gemacht, daß er eine regelmäßige Eindeichung der Marschen veranstaltete. Von Gerhards sechs Söhnen überlebten ihn drei: Adolf, Johann und Otto; doch führte Johann XIV. das Regiment fast allein. Er schlug die Butjadinger 1499; diese fielen aber infolge des Siegs der Dithmarschen bei Hemmingstedt (17. Febr. 1500) wieder ab und behaupteten sich im September siegreich gegen ein oldenburgisches Heer, das durch Braunschweiger und Bremer verstärkt war. Erst 1514 wurden sie von Johann und den Herzögen von Braunschweig abermals angegriffen und 14. Febr. bei Hartwarden entscheidend geschlagen. Graf Edzard von Ostfriesland wurde so hart gedrängt, daß er sich 1517 zur Abtretung des Stadinger- und Butjadingerlands verstand, wogegen ihm der Besitz von Jever überlassen wurde. Johann hatte bei der Vertheilung des eroberten Landes den vierten Theil erhalten; die übrigen drei Viertel erwarb er sich 1521 und 1523 von den Herzögen von Braunschweig durch Kauf. Er hinterließ 1525 vier Söhne: Johann XV., Georg, Christoph und Anton I., von denen letzterer vom Kaiser die Belehnung mit O. und Delmenhorst erlangte. Er beförderte die Reformation in seinem Land, hob die Klöster auf, zog die geistlichen Güter ein, schloß sich aber, als die Kaiserlichen 1547 in Niedersachsen eindrangen, an diese an und benutzte die Gelegenheit, um Delmenhorst zu erstürmen (2. April 1547) und zum bleibenden Besitzthum seines Hauses zu machen. Anton starb nach einer 44jährigen Regierung 1573. Die beiden Söhne Johanns XV., Johann XVI. und Anton, geriethen in Streit über die Theilung des Erbbesitzthums und erlebten beide das Ende des hierüber beim Reichshofrath geführten Processes nicht. Johann erhielt durch Erbschaft die Herrschaft Jever und zugleich die damit verbundenen Ansprüche auf Kniphausen. Vor seinem Tode 1603 hatte er das Recht der Erstgeburt für das Haus O. festgestellt. Dies galt aber, da sein Bruder Anton zu Delmenhorst Kinder hatte, zunächst nur für O., wo dem Vater nunmehr Anton Günther folgte, der durch ein vom Kaiser Ferdinand II. 1623 ausgestelltes und 1653 feierlich erneuertes Zolldiplom die Erlaubnis zur Erhebung eines Weserzolls erhielt, der später so einträglich wurde, daß er den fünften Theil der gesammten Einkünfte Oldenburgs ausmachte. Während des Dreißigjährigen Kriegs wußte Anton Günther durch sein kluges und standhaftes Benehmen die Neutralität seines Landes zu behaupten. Durch Vergleich gelangte er 1624 gegen Bezahlung von 50,000 Reichsthalern zum Besitz von Kniphausen, und durch den plötzlichen Tod des Grafen Christian IX. von Delmenhorst, des Sohns von Anton II., fiel auch Delmenhorst an ihn zurück. Da er aber selbst kinderlos war, ging die Succession an die Linie des Hauses O. über, welche in Dänemark und Holstein regierte; diese Linie aber hatte sich nach dem Tode König Friedrichs I. in zwei Linien getheilt (1544), in die von Holstein-Gottorp, von welcher Christian Albrecht das Haupt war, und in die königlich dänische, die noch einen Nebenzweig an den Herzögen von Holstein-Sonderburg hatte, von denen damals der älteste der Herzog Joachim Ernst zu Plön war. Letzterer wurde in dem Rendsburger Erbvertrag vom 16. April 1649 ganz übergangen, indem Dänemark und Holstein-Gottorp zu Lehnserben eingesetzt wurden, in deren Namen Anton Günther die Regierung bis an seinen Tod (19. Juni 1667) fortführte. In seinem Testament vermachte er seiner Schwester Magdalene, der Gemahlin des Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst, die Herrschaft Jever, mit der Bedingung, daß sie bei mangelnden Erben an O. zurückfallen solle. Gegen den Vollzug des Rendsburger Erbvertrags protestirte jedoch der von der Succession ausgeschlossene Herzog von Holstein-Plön, verglich sich aber vor Ende des Processes mit König Christian V. von Dänemark dahin, daß er gegen eine Entschädigung seine Ansprüche auf O. an den König abtrat und demselben auch seine Ansprüche auf den gottorpschen Antheil überließ. Obschon er nun den Proceß, der inzwischen beendigt war, wirklich gewann, trat doch Christian V. vermöge des Vergleichs in den alleinigen Besitz von O. (1676). Unter seinem Nachfolger Friedrich IV. ward O. von einem schwedischen und hannöverschen Heer feindlich überzogen und in der Christnacht 1717 durch eine ungeheure Wasserflut (die »Weihnachtsflut«) verwüstet. Unter Christian VI., Friedrich V. und Christian VII. genoß das Land einer glücklichen Ruhe; selbst die Stürme des Siebenjährigen Kriegs gingen unschädlich an ihm vorüber. Nach einem Familienhandel, den Christian VII. 1773 einging, hätten seine deutschen Besitzungen an den Großfürsten Paul von Rußland fallen und damit aus dänischer in russische Gewalt übergehen sollen. Paul nahm in der That 1. Juni 1773 O. in Besitz, das vom Kaiser Joseph II. 29. Dec. 1774 zu einem Herzogthum erhoben ward, trat es aber sofort an seinen Vetter, den Bischof von Lübeck, Friedrich August, von der jüngern gottorpschen Linie, und eventuell an die Nachkommen von dessen Bruder Georg Ludwig ab. Nach Friedrich Augusts Tode 1785 wurde seinem gemüthskranken Sohn, Peter Friedrich Wilhelm, dessen Vetter, der Koadjutor und nachmalige Fürstbischof von Lübeck, Peter Friedrich Ludwig, als regierender Administrator beigeordnet. Dieser vortreffliche Fürst tilgte alle Staatsschulden und widmete überhaupt seine ganze Sorgfalt den Landesangelegenheiten. Zwar verlor er durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 den einträglichen Elsflether Zoll, den dann der Wiener Kongreß für immer beseitigte, und einige kleine Gebietstheile an Bremen und Lübeck, erhielt aber dafür das bisherige Bisthum Lübeck als erbliches

Fürſtenthum, das hannöverſche Amt Wildeshauſen und die münſterſchen Aemter Vechta und Kloppenburg. 1806 wurde O. wegen der Verwandtſchaft ſeines Fürſtenhauſes mit Rußland durch Holländer und Franzoſen beſetzt und die herzogliche Familie zur Flucht gezwungen; im Tilſiter Frieden ward zwar O. zurückgegeben, und es trat 10. Okt. 1808 dem Rheinbund bei, aber ſchon 1810 ſchlug Napoleon I. dem Adminiſtrator vor, O. gegen Erfurt zu vertauſchen, und als er dies ablehnte, nahm Napoleon das Land 10. Dec. 1810 in Beſitz und verband es mit den Departements der Weſermündungen und der Oberems. Durch den Wiener Kongreß erhielt O. außer einem Gebietstheil von Hannover, dem ſpätern Amt Damme an der Südgrenze des Herzogthums, einen Theil des bisherigen franz. Saardepartements mit 20,000 Einw., woraus das Fürſtenthum Birkenfeld (ſ. d.) hergeſtellt ward, und 1818 trat Kaiſer Alexander I. auch die Herrſchaft Jever an O. ab. Nach dem 1823 erfolgten Tode des blödſinnigen Herzogs Peter Friedrich Wilhelm erhielt Peter Friedrich Ludwig nun auch dem Namen nach die Regierung. Es folgte ihm 1829 ſein Sohn Paul Friedrich Auguſt, der den ſchon vom Wiener Kongreß ſeinem Haus beſtimmten großherzoglichen Titel annahm und ſtatt der landſtändiſchen Verfaſſung dem Land eine tüchtige Kommunalverfaſſung gab. Im ganzen ward der Staat im Geiſt eines aufgeklärten Abſolutismus regiert, und die Milde und Gerechtigkeit des Großherzogs hielt lange Zeit höhere Wünſche fern. Endlich aber regte ſich das Verlangen nach einer ſtändiſchen Verfaſſung, und der Großherzog kam demſelben ſchon 1847 dadurch entgegen, daß er von einem Ausſchuß der höchſten Staatsdiener einen Verfaſſungsentwurf abfaſſen ließ und 11. März 1848 zur Berathung desſelben 34 Vertrauensmänner aus dem Großherzogthum nach Oldenburg berief. Deſſenungeachtet ſammelten ſich 16. März in der Reſidenz nicht weniger als 20 Deputationen aus allen Gegenden des Großherzogthums und ſtellten als die fünf dringlichſten Punkte ihres Verlangens auf: Steuerbewilligungsrecht und geſetzgebende Stimme der Kammer, Ergänzung des officiellen Verfaſſungsentwurfs und öffentliche Berathung desſelben, deutſche Volksvertretung und öffentliches Vereinsrecht. Obwohl nun der Großherzog nur den erſten jener fünf Punkte bewilligte, ſo erreichte gleichwohl, als 19. März die landesherrliche Bekanntmachung vom 18. erſchien, welche im weſentlichen einen Auszug des Verfaſſungsentwurfs enthielt, die Bewegung vorläufig ein Ende. In durchaus ruhiger Weiſe verlief die Bewegung im Fürſtenthum Lübeck, wogegen ſie in Birkenfeld einen mehr tumultuariſchen Charakter hatte, indem man den Präſidenten der dortigen Regierung, Staatsrath Fiſcher, nöthigte, das Ländchen zu verlaſſen. Als die 34 Abgeordneten gleich in ihrer erſten Sitzung 27. April die Berathung des miniſteriellen Entwurfs ablehnten, ernannte der Großherzog eine Kommiſſion, die eine neue Verfaſſungsvorlage berathen ſollte, und 15. Juli erſchien der zweite, weſentlich umgearbeitete Entwurf des Staatsgrundgeſetzes. Bald darauf (1. Aug.) legte der Miniſter Beaulieu-Marconnay ſein Amt nieder und ward durch den bisherigen Staatsrath Schloiſer, den Präſidenten der Verfaſſungskommiſſion, erſetzt. Am 1. Sept. ward der konſtituirende Landtag des Großherzogthums eröffnet. Die erſte Frage von Bedeutung war die über das Verhältnis Birkenfelds zum Geſammtſtaate. Die Birkenfelder dachten allen Ernſtes daran, ſich von O. loszuſagen, wurden aber nach einer ſtürmiſchen Debatte überſtimmt und verließen den Ständeſaal. Von noch größerer Bedeutung war die Berathung über die Einziehung des Domaniums und ſeine Verwandlung in eine Civilliſte. Zwar verlangte anfangs die Regierung, daß außer einer Civilliſte von 180,000 Thlr. auch ferner ein beſtimmter Theil des Domaniums zum Nießbrauch der großherzoglichen Familie ausgeſchieden werden ſolle, gab dann aber nach, indem ſie das ganze Domanium für Staatsgut erklären ließ und die Civilliſte auch noch bedeutend herabſetzte. Am 18. Febr. 1849 war das Verfaſſungswerk beendet und konnte 1. März im Geſetzblatt veröffentlicht werden. Am 17. Mai ward die deutſche Reichsverfaſſung in O. publicirt; nach Ablehnung der Kaiſerkrone ſeitens des Königs von Preußen trat aber der Großherzog durch Erklärung vom 13. Juli dem Dreikönigsbündnis bei. Die Sympathien für dasſelbe waren jedoch im Land ſehr gering, und der Landtag verſagte 1. Sept. mit 21 gegen 20 Stimmen ſeine Zuſtimmung, worauf 2. Sept. ſeine Auflöſung erfolgte. Als ſich aber 4. Dec. der neue Landtag in gleichem Sinn äußerte, trat das Miniſterium Schloiſer zurück, und ein neues wurde von Buttel gebildet, das ſeine Thätigkeit mit der Auflöſung des Landtags begann. Der neue Landtag, welcher 20. Febr. 1850 eröffnet und auch von Birkenfeld beſchickt ward, machte jede Rechtsverbindlichkeit von Erfurter Beſchlüſſen für O. von dem Beitritt Hannovers oder der Zuſtimmung des Landtags abhängig und wurde ſchon 27. April vertagt und ſpäter aufgelöſt. Der in dieſer Zeit (7. Juni) von Hannover angeregte Plan, mit O., Hamburg und Bremen unter Rücktritt von der Union ein nordweſtdeutſches Staatenbündnis einzugehen, wurde von der oldenburgiſchen Regierung unterm 13. Juni entſchieden zurückgewieſen; ebenſo ward die Beſchickung des Bundestags abgelehnt. Am 20. Dec. trat ein neuer Landtag zuſammen. Da das Berliner Bündnis inzwiſchen thatſächlich erloſchen war, ſo fielen die Verhandlungen in der deutſchen Frage weg. Dagegen hatte eine Meinungsdifferenz hinſichtlich des Militärbudgets die Vertagung des Landtags 4. April 1851 und die Abdankung des Miniſteriums Buttel zur Folge, das 10. Mai ſeine Thätigkeit mit der Einſetzung des Staatsgerichtshofs ſchloß. An die Spitze des neuen Miniſteriums trat 11. Mai der Obergerichtsrath v. Röſſing. Ende September trat der neu gebildete Landtag zuſammen, vor dem die Regierung mit dem Antrag auf eine vollſtändige Reviſion der Verfaſſung erſchien. Man beſchloß, daß ſchon der gegenwärtige Landtag durch ſeine Berathung die Reviſion vorbereiten, der nächſte Landtag aber ſie durch ſeine endgültige Entſcheidung erſt ſchlüſſig machen ſolle. In der Zeit vom 23. Febr. bis 12. Juni wurde die Reviſion des Staatsgrundgeſetzes vorgenommen, und der nachfolgende Landtag beſtätigte dies 22. Nov. Am 27. Febr. 1853 ſtarb unerwartet Großherzog Paul Friedrich Auguſt, und es folgte ihm ſein Sohn Nikolaus Friedrich Peter, der ſich ſogleich beim Antritt ſeines Regentenamts zu den beſonnenen Regierungsgrundſätzen ſeines Vaters bekannte. Zur Beſeitigung der Mißſtände in der evangeliſch-lutheriſchen Landeskirche ließ er durch eine Synode eine neue Kirchenverfaſſung berathen, welche dann 11. April 1853 veröffentlicht ward. Danach ſollte die Landeskirche wieder eine weſentlich evangeliſch-lutheriſche mit beſonderer Beziehung auf die Augsburgiſche Konfeſſion ſein, derſelben Selbſtverwaltung, Presbyterial- und Synodalverfaſſung gewährleiſtet werden und ein vom Großherzog zu ernennen-

der Oberkirchenrath den Synoden und Presbyterien vorgesetzt sein. Während durch eine Zollkonvention mit Dänemark 16. Jan. das Fürstenthum Eutin im Zoll- und Postwesen dem dänischen Gesammtstaat zugetheilt wurde, trat O. durch den Vertrag vom 19. Febr., der 1. Jan. 1854 in Geltung trat, dem Zollverein bei. Der wichtigste Vertrag war jedoch der mit Preußen wegen Anlegung eines preußischen Kriegshafens im Jadebusen unterm 20. Juli und 1. Dec. abgeschlossene, wonach O. ein Gebiet von 5500 Morgen für die Summe von 500,000 Thlr. an Preußen abtrat. Der Vertrag wurde 19. Jan. 1854 vom Landtag bestätigt. Die mit dem gräflich Bentinck'schen Haus wegen Abtretung des Bentinck'schen Fideikommisses gegen die ratenweise zu zahlende Summe von 2 Mill. Thlr. abgeschlossene Uebereinkunft machte im Lauf des Jahrs abermals die Einberufung eines außerordentlichen Landtags erforderlich, der 31. Juli seine Genehmigung zu dem Vertrag ertheilte. Darauf wurde 8. Aug. das Besitzergreifungs-Patent wegen der Herrschaft Kniphausen publicirt. Ein neuer Landtag brachte 1855 ein Staatsdienergesetz, eine neue Gerichtsverfassung, die auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Staatsanwaltschaft und Schwurgericht beruhte, sowie ein neues Ehegesetz zu Stande, wonach neben der kirchlichen Ehe die bürgerliche mit gleichen rechtlichen Wirkungen eingegangen werden konnte. Außerdem wurden ein Gesetz über die Staatsangehörigkeit, eine neue Gemeindeordnung, ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, eins über Regelung des Unterrichtswesens votirt. Dagegen stieß 1857 der Entwurf einer neuen Gerichtsordnung mit Geschwornengerichten im Landtag anfangs auf Widerspruch, wurde aber im August von einer neu berufenen Versammlung angenommen. Die neue Gerichtsverfassung trat 1. Nov. 1858 in Kraft, und zu Anfang des Jahrs 1859 wurde das Geschwornengericht eröffnet. Seitdem blieben die Angelegenheiten Oldenburgs in ihrem ruhigen Gang. Bei der durch den Tod des Königs von Dänemark von neuem angeregten Frage über die Succession in Schleswig-Holstein trat die oldenburgische Regierung den Ansprüchen Dänemarks entschieden entgegen und protestirte demgemäß 17. Nov. 1863 gegen den Regierungsantritt Christians IX., so weit sich derselbe auf die Herzogthümer bezog. Noch entschiedener trat der Landtag in dieser Frage auf, indem er unterm 18. Jan. 1864 sich mit 48 gegen 4 Stimmen für sofortige Anerkennung des Herzogs Friedrich von Augustenburg aussprach, was die Regierung aber ablehnte. Nachdem der Kaiser von Rußland in einem Schreiben an den Großherzog vom 15. Juni die formelle Bestätigung der auf der Londoner Konferenz erklärten Cession seiner Erbansprüche auf Holstein erklärt und der Großherzog demgemäß seine Erbansprüche geltend zu machen gesucht hatte, ward 19. Juli auf einer Versammlung der schleswig-holsteinischen Ausschüsse eine Adresse an den Großherzog beschlossen, die sich gegen seine Erbansprüche und deren weitere Geltendmachung aussprach. Dem gegenüber betonte der Großherzog 22. Mai 1865 noch einmal sein Erbrecht auf Schleswig-Holstein in einer Note, in welcher er Oesterreich und Preußen zur Beseitigung der Augustenburg'schen Nebenregierung aufforderte, scheint aber bei seinem Besuch in Berlin 7. Juni auf eine spätere Entschädigung vertröstet worden zu sein. In dem Konflikt vom Sommer 1866 stand O. entschieden auf der Seite Preußens, stimmte gegen den österreichischen Mobilmachungsantrag am Bund und folgte bereits 19. Juni der Aufforderung der preußischen Regierung, mit ihr ein Bündnis abzuschließen und das oldenburgische Kontingent zu mobilisiren. Am 4. Juli ertheilte der Landtag fast mit allen Stimmen seine Billigung des Geschehenen und stellte einen auf möglichst baldige Berufung des in Aussicht genommenen Parlaments gerichteten Antrag. Die Truppen Oldenburgs wurden mit denen der Hansestädte zu einer Brigade formirt und unter Führung des Generals v. Woltzien der Division Goeben zugetheilt. Am 18. Aug. trat O. dem neu gebildeten Norddeutschen Bund bei. Am 27. Okt. wurde sodann ein Vertrag zwischen der Krone Preußen und O. vereinbart. Darin gab der Großherzog seine Erbrechte an die Elbländer auf, erhielt aber von Preußen 1 Mill. Thlr. sowie das holsteinische Amt Ahrensbök (149 QKilom. mit 12,604 Einw.), wodurch das Fürstenthum Lübeck angemessen arrondirt werden sollte. Am 15. Juli 1867 schloß der Großherzog eine Militärkonvention mit Preußen ab. Danach leisten die oldenburgischen Wehrpflichtigen dem Großherzog den Fahneneid mit Einschaltung der Pflichten des Gehorsams gegen den Bundesfeldherrn. Sonst treten sie in den Verband der preußischen Armee, deren zehntem Armeekorps das oldenburgische Infanterieregiment Nr. 91, das oldenburgische Dragonerregiment Nr. 19 und die 1. Fußabtheilung des 10. Feldartillerieregiments angehören. Der Landtag Oldenburgs von 1868 vereinbarte mit der Regierung eine ganz neue Organisation der Verwaltung, der zufolge das Staatsministerium fünf Departements umfaßt, nämlich Angelegenheiten des großherzoglichen Hauses und Auswärtiges, Justiz, Inneres, Finanzen, Kultus. Diese fünf Abtheilungen stehen unter drei das Gesammtministerium bildenden Vorständen. Am Krieg von 1870/71 nahmen auch Oldenburgs Truppen im Verbande der 19. Division erfolgreichen Antheil. Bezeichnend für die nationale Gesinnung der Bewohner von Birkenfeld ist ein Antrag, der 18. Nov. 1871 im dortigen Provinzialrath gestellt wurde, daß »die Regierung die Einverleibung des Fürstenthums in den umliegenden preußischen Staat anstreben und sobald als möglich erwirken möge«. Doch wußte die Regierung dessen Annahme zu verhindern; sie machte mit Recht geltend, daß ein solcher Beschluß außerhalb der Kompetenz des Provinzialraths liege. Nach der neu revidirten Reichsverfassung besitzt O. eine Stimme im Bundesrath und ist in den Ausschüssen für das Seewesen, Eisenbahnen, Post und Telegraphen und für die Verfassung vertreten. Vgl. Halem, Geschichte des Herzogthums O. (Oldenb. 1794—1796, 3 Bde., unvollendet); Runde, Oldenburgische Chronik (3. Aufl., das. 1863).

Oldenburg, 1) Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums O., an der schiffbaren Hunte, welche einen Theil der Stadt durchfließt und einen Hafen bildet, besteht aus einem verhältnismäßig kleinen innern Kern, dessen Straßen ziemlich eng, wenn auch nicht unfreundlich, gebaut sind, und dem weit ausgedehnten, an Gärten reichen neuern Stadttheil. Zwischen beiden erstrecken sich Spaziergänge, mit Linden und Ulmen besetzt, an Stelle der alten Wälle. Bemerkenswerthe Gebäude aus älterer Zeit besitzt die freundliche, aufstrebende Stadt fast gar nicht. Das Schloß stammt aus dem 17. Jahrh. Die ursprünglich gothische St. Lambertikirche wurde im Anfang dieses Jahrhunderts zu einer Rotunde mit einer auf zwölf Säulen ruhenden Kuppel umgebaut, wozu der jüngst erbaute gothische Thurm freilich schlecht genug paßt. Stattlich ist die neue (gothische) katholische Kirche.

Noch sind zu nennen: das Augusteum, die Bibliothek, das großherzogl. Palais, das Seminar, das Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital, Pius-Hospital und Elisabeth-Kinderkrankenhaus, die Realschule (mit dem Denkmal des Philosophen Herbart davor), die Cäcilienschule, das im Bau begriffene Gymnasium, die Post, die Spar- und Leihbank, das Zeughaus und mehrere Kasernen. Die Stadt ist der Sitz der höheren und höchsten Behörden des Großherzogthums. Sie besitzt treffliche Schulen, darunter eine Realschule, höhere Töchterschule, Gewerbschule, Mittelschulen für Knaben und für Mädchen. Das Gymnasium und das Lehrerseminar sind Staatsanstalten, ebenso das Hebammeninstitut. An öffentlichen Sammlungen sind zu nennen: die Staatsbibliothek (100,000 Bände), die großherzogliche Münz-, Naturalien- und Antiquitätensammlung, die Bildergallerie (im Augusteum). Mehrere literarische Vereine, ein Kunstverein, Arbeiter- und Volksbildungsverein ꝛc. sorgen für die Pflege des ziemlich regen geistigen Lebens. Die gewerbliche Thätigkeit ist nicht unbedeutend, zumal auf den Gebieten der Tabak-, Leder-, Eisen-, Bier-, Glasfabrikation ꝛc. Berühmt sind die Vieh- und besonders die Pferdemärkte Oldenburgs. Ferner gibt es hier mehrere schwunghafte Bankinstitute. Von den (1875) 17,321 Einw. sind rund 15,500 Evangelische, 1500 Katholiken, 180 Juden. Nur durch die Hunte und den Hunte-Emskanal von O. getrennt, sonst mit der Stadt ein Ganzes bildend, liegt im Osten das städtisch gebaute Dorf Osternburg mit Kavalleriekaserne, Eisengießerei, Glashütte, dem Wagner'schen Goldfischteich und 3725 Einw. Südlich grenzt O. an ein dem Großherzog gehöriges wohlgepflegtes Gehölz, das viel besuchte Everstenholz, und an den stattlichen Schloßgarten. O. ward 1155 befestigt, 1168 von Heinrich dem Löwen, 1230 von den Stedingern belagert, 1345 mit dem Stadtrecht beliehen. — 2) (Aldenburg) Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, am Aldenburger Graben, der den Gruber und Dannauer See verbindet, mit Amtsgericht und (1875) 2627 Einw.

Oldenburgischer Haus- und Verdienstorden, s. Oldenburg, S. 297.

Oldendorf, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Rinteln (Grafschaft Schaumburg), an der Weser und der Bahnlinie Vienenburg-Hildesheim-Löhne, Sitz eines Amtsgerichts, mit mehreren Schlössern, Cigarren- und Zuckerfabrikation und (1875) 1370 Einw. Hier 28. Juni 1633 Sieg der vereinigten Schweden, Hessen und Braunschweiger über die Kaiserlichen. Vgl. Wehrhahn, Hessisch-O. und seine Schlachtfelder (Rinteln 1875).

Oldenhorn, s. Diablerets.

Oldensworth, Flecken in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Eiderstedt, mit 1280 Einw., bekannt durch den Oldensworther Vertrag vom 16. Nov. 1713, infolge dessen sich der schwedische Feldmarschall Steenbock den vereinigten Russen, Sachsen und Dänen mit 11,000 Mann kriegsgefangen ergab.

Oldenzaal (spr. -sāl), Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, hat eine alte kathol. Kirche von merkwürdiger Bauart, eine reformirte Kirche, ein Gymnasium, bedeutende Baumwollfabrikation und (1869) 3513 Einw.; war früher Festung.

Oldesloe (Odisloe, spr. -lo), Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Stormarn, an der Trave, Station der Hamburg-Lübecker Eisenbahn, von der hier eine Bahn nach Neumünster abzweigt, mit Amtsgericht, höherer Bürgerschule, großer Papierfabrik, Hutfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Sool- und Schwefelbädern, besuchten Pferdemärkten und (1875) 4303 Einw. O. wird bereits 1151 erwähnt, zu welcher Zeit Heinrich der Löwe die Salzquellen daselbst aus Eifersucht verschütten ließ; sie kamen erst im 18. Jahrh. wieder in Betrieb. Die alten Befestigungen der Stadt wurden 1310 vom Herzog Erich von Lauenburg und den Lübeckern zerstört. Große Feuersbrunst 1798.

Oldham (spr. öldhäm), Fabrikstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Lancashire, 8 Kilom. nordöstlich von Manchester, auf einer Anhöhe am Medlock, hat eine schöne Vorstadt, Greenacre's Moor, eine lateinische Schule, ein Lyceum, Handwerkerinstitut, öffentliche Markthallen und (1871) 82,629, als Parlamentsborough 113,092 Einw. Die Stadt ist verhältnismäßig neuen Ursprungs und äußerst rasch gewachsen, was seinen Grund in den reichen Kohlenlagern der Nachbarschaft und der dadurch hervorgerufenen Industrie hat. Die Zahl der gewerblichen Anstalten von O. beträgt 554 mit 32,698 Arbeitern, darunter 231 Baumwollfabriken, welche 22,440, und 51 Maschinenbauwerkstätten, welche 7253 Arbeiter beschäftigen. Außerdem gibt es ein Eisenwerk, Messinggießereien, Fabriken für seidene und wollene Waaren, Gerbereien, Brauereien ꝛc.

Oldisleben, Flecken im Großherzogthum Sachsen-Weimar, Justizamt Allstedt, an der Unstrut, eine Enklave zwischen dem preußischen und schwarzburg-sondershäusischen Gebiet bildend, mit Rübenzuckerfabrik, bedeutendem Mühlwerk und 1700 Einw. O. war sonst Benediktinerkloster, das 1089 gestiftet wurde.

Old red (engl., spr. öld redd, »alter rother«, nämlich Sandstein), s. Devonische Formation.

Old Sārum, s. Salisbury.

Oldtown (spr. öldtaun), Stadt im nordamerikan. Staat Maine, im Thal des Penobscot, mit Sägemühlen und (1870) 4072 Einw.

Olea *L.*, Pflanzengattung, s. Oelbaum.

Oleaceen (ölbaumartige Gewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Diandrae unter den Monopetalen, Sträucher und Bäume mit gegenständigen, gestielten, einfachen, ganzen oder auch unpaarig gefiederten, nebenblattlosen Blättern und in Trauben, Rispen oder Büscheln stehenden, zwitterigen oder durch Fehlschlagen eingeschlechtigen Blüten. Letztere sind bei einigen nackt, bei den meisten mit einem vier- oder fünfzähnigen oder -theiligen Kelch und einer aus ebenso vielen Blättern bestehenden, meist trichterförmigen, regelmäßigen Blumenkrone versehen, deren Saumabschnitte klappige Knospenlage haben. Die Blüte enthält zwei Staubgefäße, deren Filamente mit der Blumenröhre verwachsen sind, und deren zweifächerige Antheren mit Längsspalten nach innen aufspringen. Der oberständige, zweifächerige Fruchtknoten enthält meist zwei hängende Samenknospen in jedem Fach; der Griffel ist sehr kurz, die Narbe einfach oder zweispaltig. Die Frucht ist bald eine durch Fehlschlagen meist einsamige Steinbeere, bald eine Flügelnuß, bald eine zweiklappige, fachspaltige Kapsel. Die Samen sind meist zusammengedrückt, bisweilen mit einem häutigen Rand umgeben und enthalten ein fleischiges oder horniges Endosperm, in dessen Are der gerade, fast ebenso lange Keimling liegt. Die O. sind hauptsächlich in der gemäßigten Zone, besonders der nördlichen Halbkugel, einheimisch; die wichtigsten Gattungen sind: Olea *R. Br.*, Ligustrum *Tournef.*, Fraxinus *Tournef.* und Syringa *L.* Blattüberreste sind fossil in Tertiärschichten gefunden worden von den Arten der Gat-

tungen Elaeoïdes *Ung.*, Olea und Fraxinus. Einige sind wegen der an fettem Oel reichen Früchte, andere wegen ihres Holzes und ihrer adstringirenden Rinde, noch andere wegen des aus den Stämmen ausschwitzenden zuckerhaltigen Safts wichtige Nutz-, beziehentlich Arzneipflanzen, und mehrere sind ihrer schönen Blüten wegen allgemein beliebte Ziersträucher.

Oleander, Pflanzengattung, s. Nerium.

Olearius (latinisirt für Oelschläger), 1) Adam, einer der besten deutschen Prosaiker seiner Zeit, geboren um 1600 zu Aschersleben, studirte in Leipzig, wurde 1633 Bibliothekar des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp, der ihn mit einer Gesandtschaft an seinen Schwager, den Zaren Michael Fedorowitsch, nach Moskau, dann nach Persien an Schah Sefi schickte, und veröffentlichte nach seiner Rückkehr 1639 eine in mehrfacher Beziehung merkwürdige Beschreibung seiner Reise unter dem Titel: »Beschreibung der moskowitischen und persischen Reise« (Schlesw. 1647 u. öfter). In Persien mit der Landessprache vertraut geworden, lieferte er auch eine Uebersetzung von Saadi's »Gulistan« unter dem Titel: »Persianisches Rosenthal ꝛc.« (Schlesw. 1654 u. 1660). O. wurde 1651 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und starb 22. Febr. 1671 zu Gottorp.

2) Gottfried, namhafter Theolog, geb. 1604, ward Superintendent zu Halle, wo er 1685 starb, gab mit seinem Sohn Johann O. (geb. 1639, gest. 1713 als Professor der Theologie zu Leipzig) die »Acta Eruditorum« heraus. Sein Bruder Johann O., geb. 17. Sept. 1611 in Halle, gest. 14. April 1684 zu Weißenfels als Generalsuperintendent, war ein fruchtbarer Dichter geistlicher Lieder. Nicht zu verwechseln mit ihm, weil gleichfalls auf hymnologischem Gebiete thätig, ist Johann Christoph O., geb. 1668, gest. 1747 als Generalsuperintendent zu Arnstadt, der sich auch als Numismatiker bekannt gemacht hat.

Oleaster, Pflanzengattung, s. Elaeagnus; bei Plinius der wilde Oelbaum, s. Oelbaum.

Ole Bull, s. Bull.

Oleggio (spr. oleddscho), Stadt in der ital. Provinz Novara, an der Bahnlinie Arona-Genua, mit moderner Kirche, mehreren Klostergebäuden, sehr besuchter Wasserheilanstalt, Seidenfilanden, Baumwollwaarenfabrikation, lebhaftem Handel und (1871) 2128 (als Gemeinde 8058) Einw. Das alte Olegium, wo Scipio über Hannibal siegte.

Olein (Elaïn) $C_{57}H_{104}O_6$, Bestandtheil der meisten Fette, findet sich besonders reichlich in den fetten Oelen, wird von dem es stets begleitenden Stearin und Palmitin durch Temperaturerniedrigung, bei welcher letztere krystallisiren, getrennt und bildet im reinen Zustand ein farb-, geruch- und geschmackloses Oel, welches sich schwer in kaltem Alkohol, leicht in Aether, nicht in Wasser löst, bei —5° in Nadeln krystallisirt, im luftleeren Raum destillirt werden kann, an der Luft dunkel und ranzig wird, mit Bleioxyd oder Natron sich langsamer verseift als Stearin und Palmitin und mit salpetriger Säure Elaïdin gibt. Es besteht aus Oleïnsäure-Triglycerid und kann direkt durch Erhitzen von Glycerin mit Oelsäure erhalten werden.

Oleïnsäure (Elaïnsäure, Oelsäure) $C_{18}H_{34}O_2$ findet sich als Olein (Oleïnsäure-Triglycerid) in den meisten Fetten, am reichlichsten im Mandel- und Olivenöl, Gänseschmalz und Schweinefett. Zur Darstellung der O. verseift man die Fette mit Bleiglätte, zieht aus dem gebildeten Pflaster das oleïnsaure Blei mit Aether aus und zersetzt es mit Salzsäure. In den Kerzenfabriken wird ein Gemisch von Stearin-, Palmitin- und O. erhalten und letztere daraus durch Pressen abgeschieden. Reine O. bildet ein farb-, geruch- und geschmackloses Oel und hält sich an der Luft unverändert; unreine färbt sich und reagirt dann stark sauer (die reine kaum). Sie erstarrt bei +4°, krystallisirt in Nadeln, löst sich leicht in Alkohol und Aether, nicht in Wasser, ist mit Wasserdämpfen destillirbar, gibt bei trockener Destillation Sebacinsäure, Essigsäure ꝛc., mit salpetriger Säure isomere Elaïdinsäure, mit feuchtem Aetzkali Palmitinsäure und Essigsäure. Von ihren Salzen sind die der Alkalien in Wasser löslich, zum Theil schmierig und zerfließlich und durch viel Wasser zersetzbar. Die übrigen Salze sind in Alkohol und Aether, aber kaum in Wasser löslich und zum Theil krystallisirbar. Die Alkalisalze sind Bestandtheile der Seifen, das Bleisalz findet sich im Bleipflaster. Die unreine O. des Handels dient als Maschinenschmiere, zum Einfetten der Wolle und zur Bereitung ordinärer Schmierseifen.

Olenek, Fluß im sibirischen Gouvernement Irkutsk, entspringt auf dem Jenisseigebirge und mündet nach einem nordöstlichen Lauf unter 73° nördl. Br. bei Olensk (der nördlichsten Stadt des russischen Reichs), westlich von der Mündung der Lena, in das Nördliche Eismeer. Der Fluß ist an der Mündung kaum zwei Monate eisfrei, seine Ufer sind reich an Versteinerungen und Mammuthlagern. Zur Feststellung seines Unterlaufs ward 1873 unter Czekanowski von Jakutsk aus eine wissenschaftliche Expedition dahin unternommen. Vgl. Petermanns »Mittheilungen« (1873 u. 1875); »Russische Revue«, Bd. 10 (Petersb. 1877).

Oleron (spr. -ong), Insel an der Westküste von Frankreich, vor der Mündung der Charente und Seudre in den Biskayischen Meerbusen gelegen, zum Departement Niedercharente gehörig, ist von der Insel Ré durch die Meerenge Pertuis d'Antioche und vom Festlande durch die Pertuis de Maumasson getrennt, der Stadt Marennes gegenüber. O. ist 153 QKilom. groß, im W. felsig, östlich mit Sandbänken umgeben und erzeugt Getreide, Hülsenfrüchte und Gemüse, Wein und Obst sowie in zahlreichen Salzseen ein feinkörniges Salz. Zur Sicherung der Schiffahrt sind vier Leuchtthürme errichtet. Die 20,000 Einw. sind großentheils reformirt und als tüchtige Seeleute bekannt. Die Insel O., im Alterthum Uliarus, gehörte ehedem zu Aquitanien, später zum Reiche Karls V. und wurde dann von den Engländern erobert, unter Karl VII. aber diesen wieder genommen und unter Ludwig XIV. befestigt. Die vorzüglichsten Städte auf O. sind: Château d'O., stark befestigt, mit Lehrerbildungsanstalt, Schiffbau und (1872) 3328 Einw.; St. Georges d'O., mit 5255 Einw., und St. Pierre d'O., mit 4968 Einw. — Das nach der Insel benannte Oleronische Recht, Roole des Jugements oder Lois d'O. (korrumpirt Rôles de Leyron), ist eine Privatsammlung von Rechtsgewohnheiten und Urtheilssprüchen über Schiffahrt und Seehandel, welche vor dem 14. Jahrh. entstand und durch Edikt von 1364 Gesetzeskraft erlangte. Auch in anderen Staaten, in Spanien, den Niederlanden und auf den britischen Inseln, wurde dieses Seerecht in Anwendung gebracht. Die beste Ausgabe des Oleronischen Rechts ist die von Pardessus in seiner »Collection de lois maritimes«, Th. 1 (Par. 1828).

Olesa, Stadt in der span. Provinz Barcelona (Katalonien), an der Bahnlinie Barcelona-Sara-

gessa, mit Mineralquelle und 2600 Einw. In der Nähe Trümmer der alten Stadt Rubricata.

Olette (spr. -ett), Ortschaft im franz. Departement Ostpyrenäen, Arrondissement Prades, an der Tet, hat schwefelhaltige Mineralquellen (27—78° C.), welche jedoch nur zum kleinen Theil nutzbar gemacht sind, ein 1859 errichtetes großes Badeetablissement und 1100 Einw.

Olezko, ein Kreis im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen mit der Kreisstadt Marggrabowa (s. d.), benannt nach dem Schloß O. bei genannter Stadt.

Olĕum, Oel; O. amygdalarum, fettes Mandelöl; O. amygdalarum amararum, ätherisches Bittermandelöl; O. animale, s. Thieröl; O. anisi, Aniséöl; O. aurantii corticis, Pomeranzenschalenöl; O. aurantii florum, Pomeranzenblütenöl; O. bergamottae, Bergamottöl; O. betulinum, s. v. w. Birkentheer; O. cacao, Kakaobutter; O. cadinum, s. v. w. Kaddigöl; O. calami, Kalmusöl; O. camphoratum, Lösung von 1 Kampher in 8 Olivenöl; O. carvi, Kümmelöl; O. caryophyllorum, Gewürznelkenöl; O. castoris, Ricinusöl; O. Chaberti, Mischung aus 1 Thieröl und 3 Terpentinöl; O. chamomillae, ätherisches Kamillenöl; O. cham. infusum, durch Digeriren von Baumöl mit Kamillenblüten erhalten; O. cinnamomi, Zimmetöl; O. citri, Citronenöl; O. cocois, Kokosöl; O. crotonis, Krotonöl; O. Dippelii, s. Thieröl; O. foeniculi, Fenchelöl; O. hyoscyami, Bilsenkrautöl, durch Digeriren von Baumöl mit Bilsenkraut erhalten; O. jecoris aselli, s. v. w. Leberthran; O. juniperi, Wachholderöl; O. juniperi empyreumaticum, s. v. w. Kaddigöl; O. lauri, fettes Lorbeeröl; O. lavandulae, Lavendelöl; O. lini, fettes Leinöl; O. lini sulfuratum, Schwefelbalsam; O. macidis, Muskatblütöl; O. majoranae, Mairanöl; O. Martis, s. v. w. zerflossenes Eisenchlorid; O. menthae crispae, Krauseminzöl; O. menthae piperitae, Pfefferminzöl; O. myristicae, Muskatnußöl; O. olivarum, Olivenöl; O. papaveris, Mohnöl; O. phosphoratum, aus 1 Phosphor und 80 Mandelöl erhalten; O. petrae, s. v. w. Steinöl; O. ricini, Ricinusöl; O. rosae, Rosenöl; O. rosmarini, Rosmarinöl; O. rusci, s. v. w. Birkentheer; O. sabinae, Sadebaumöl; O. sinapis, ätherisches Senföl; O. succini, Bernsteinöl; O. templinum, das Terpentinöl des Terpentins von Pinus pumilio; O. terebinthinae, Terpentinöl; O. thymi, Thymianöl; O. valerianae, Baldrianöl; O. vitrioli, koncentrirte Schwefelsäure.

Olĕum et opĕram perdĭdi, lat. Sprichwort: »ich habe Oel und Mühe verloren«, d. h. ich habe mich vergeblich bemüht.

Olevāno, Ortschaft in der ital. Provinz Rom, 50 Kilom. östlich von der Hauptstadt, terrassenförmig an einem Bergabhang sich hinanziehend und mit einer Kastellruine gekrönt, ist seiner herrlichen Umgebung wegen weit berühmt. O. ist mittelalterlichen Ursprungs und zählt (1871) 3378 Einw.

Olevĭānus, Kaspar, einer der Kirchenreformatoren des 16. Jahrh., geb. 10. Aug. 1536 zu Trier, studirte die Rechte zu Paris, Orléans und Bourges, wo er die Calvinische Lehre kennen lernte, sodann zu Genf Theologie und ward 1559 Lehrer zu Trier. Hier begann er nun die Reformation nach Calvinischer Auffassung einzuführen, zog aber dadurch der Stadt Feindseligkeiten von Seiten des Erzbischofs zu und ging deshalb 1560 nach Heidelberg, wo er Lehrer, Kirchenrath und pfalzgräflicher Hofprediger wurde. In dieser Eigenschaft verfaßte er 1561 mit Ursinus den Heidelberger Katechismus und hatte wesentlichen Antheil an der Bearbeitung der Pfälzer Liturgie und Kirchenordnung von 1564. 1576 durch den lutherisch gesinnten Ludwig VI. seines Amts entsetzt, ging er nach Berleburg und 1584 nach Herborn, wo er die Reformation in den Ländern der Grafen von Wittgenstein und Nassau einführte; er starb 15. März 1587. Vgl. Sudhoff, O. und Ursinus (Elberf. 1857).

Olga, die Heilige, war eine einfache Bäuerin aus einem Dorf nahe bei Pskow, wurde aber Gemahlin des Großfürsten Igor von Kiew, der sie auf der Jagd kennen gelernt hatte. Geistig sehr begabt, führte sie, als Igor 946 in einer Schlacht gefallen war, bis 955 die Regierung für ihren minderjährigen Sohn Swjätoslaw, ging dann nach Konstantinopel, wo sie sich taufen ließ und den Namen Helena erhielt, und wurde nach ihrem Tode (968) heilig gesprochen. Ihr Tag: 11. Juli, in der römisch-katholischen Kirche 24. Juli.

Olga-Orden, würtemberg. Orden, gestiftet von König Karl 27. Juni 1871 zur Belohnung freiwilliger und aufopfernder Nächstenliebe in Krieg und Frieden. Er hat nur eine Klasse und kann an Männer, Frauen und Jungfrauen verliehen werden. Das Ordenszeichen ist ein mattsilbernes Kreuz mit in Kleeblattform auslaufenden Armen. Auf dem Avers des Mittelschilds stehen verschlungen die Anfangsbuchstaben der Namen des Königs und der Königin: »K. O.«, auf dem Revers »1870—71«. Das Band ist schwarz moirirt und karminroth eingefaßt.

Ol'gopol (Oligopol), Kreisstadt im russ. Gouvernement Podolien, an der Sfawranka, mit (1870) 6922 Einw., die sich hauptsächlich mit Ackerbau beschäftigen; 1795 gegründet.

Olgun (alban. Ulkin, ital. Dulcigno), Hafenstadt im türk. Wilajet Prisrend, südwestlich von Skutari am Adriatischen Meer, Sitz eines Mudirs, von hohen Mauern umgeben, hat eine Citadelle, die 1696 eine harte Belagerung der Venetianer aushielt, einen großen Bazar mit ca. 200 Buden und 8000 Einw. In der Nähe von O. liegt Eski O., das alte Olkinion.

Olhão (spr. oljãung), Stadt im portug. Distrikt Faro (Provinz Algarve), am Atlantischen Ocean, südöstlich von Faro, hat einen guten Hafen und 6931 Einw.

Olibānum (lat.), s. v. w. Weihrauch.

Olifánt (altfranz., »Elefant«), das »elfenbeinerne« Hifthorn der fahrenden Ritter, namentlich das berühmte, weit schallende Heerhorn Rolands, in das er in der Todesnoth beim Ueberfall von Ronceval stieß (s. Rolandslied).

Oligämie (griech.), Blutmangel.

Oligarchie (Oligokratie, griech., »die Herrschaft weniger«), eine Ausartung der Aristokratie (s. d.) und zwar eine solche, welche nur das Interesse der Herrscher berücksichtigt, gleichwie die Despotie die Ausartung der Monarchie und die Ochlokratie die der Demokratie ist.

Oligoklās, trikliner (oder plagioklastischer, d. h. schief spaltender) Feldspat, eine der Hauptspecies der Natronkalkfeldspate, krystallisirt, wie diese überhaupt, triklin, stets mit sehr feiner und oft wiederholter (lamellarer) Zwillingsbildung mit dem Brachypinakoid als Zwillingsfläche und durch dieselbe vom Orthoklas leicht unterscheidbar, ist vollkommen spaltbar nach der basischen Endfläche, von 6,0 Härte und 2,64—2,66 spec. Gew., mit Glasglanz auf der vollkommensten Theilungsfläche, auf dem Bruch fettartig, kantendurchscheinend, farblos oder ins Graue und Grüne spielend, hat die Formel $(Na_2Ca)Al_2Si_5O_{14}$, wobei ¼ der ersten Base Kalk, ¾ Natron sind, ist also an

Kalk- und Thonerde reicher, an Kieselsäure ärmer als Albit, aber umgekehrt an Kieselsäure reicher als Labrador, auch als der vielleicht in O. übergehende Andesin (vgl. Feldspat), schmilzt leichter als der Albit und Orthoklas und kommt selten krystallinisch, meist in derben, blätterigen Massen im Gneis Norwegens und Schwedens, in den Melaphyren und im Phonolith, auch in manchen Basalten, Diabasen und anderen Gesteinen vor.

Olim (lat.), ehemals, daher seit Olims Zeiten, s. v. w. seit undenklicher Zeit, vor Alters. O. meminisse juvabit, häufige Verkürzung des Citats: Forsan et haec olim etc. (s. d.).

Olinda, Stadt in der brasil. Provinz Pernambuco, am Atlantischen Ocean, 4 Kilom. von Pernambuco, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, ein Seminar, einen botanischen Garten, Fabrikation von berühmten Degenklingen (Olinden) und 7000 Einw. Eisenbahnen führen von O. nach Pernambuco, Nazareth und Brejo.

Olinsäure, die flüssige Säure der trocknenden Oele, unterscheidet sich von der Oleïnsäure dadurch, daß sie durch salpetrige Säure nicht in Elaïdinsäure umgewandelt wird.

Oliphant (spr. -fänt), 1) Margaret, geborne Wilson, beliebte engl. Romanschriftstellerin, geb. 1818 zu Liverpool von schottischen Eltern, hat sich hauptsächlich durch geschickte Darstellung des schottischen und englischen Landlebens, speciell in Dorf und Pfarrhaus, ausgezeichnet. Sie debütirte mit dem erfolgreichen Roman: »Passages in the life of Mrs. Margaret Maitland of Sunnyside« (1849), welchem eine lange Reihe gleich tüchtiger und gehaltvoller Werke (theilweise auch in Tauchnitz' »Collection«) nachfolgte. Wir nennen davon nur: »Merkland« (1851); »Adam Graeme of Mossgray« (1852); »Harry Muir« (1853); »Magdalen Hepburn« (1854); »Lilliesleaf« (1855); »Zaidee« (1856; deutsch, Leipz. 1858); »Chronicles of Carlingford« (1863); »The perpetual curate« (1864); »Agnes« (1866; deutsch, Berl. 1867); »The minister's wife« (1869); »John, a love story« (1870); »The three brothers« (1870); »Squire Arden« (1871); »At his gates« (1872); »Ombra« (1872); »Innocent« (1873; deutsch, Leipz. 1874); »May« (1873); »A rose in June« (1874); »The story of Valentine and his brother« (1875); »Phoebe Junior« (1876). Daneben hat sie historische und biographische Schriften verfaßt, z. B.: »The life of Edward Irving« (1862, 4. Aufl. 1865); »Historical sketches of the reign of George II.« (1869, 2 Bde.); »Francis of Assisi« (1871) und »A memoir of the Comte de Montalembert« (1872).

2) Lawrence, engl. Reiseschriftsteller, geb. 1832, kam frühzeitig nach Ceylon, begleitete dann Dschang Bahadur nach Nepal und lebte nach seiner Rückkehr eine Zeitlang in Edinburg als Advokat. Später durchreiste er ganz Europa und Nordamerika, begleitete nach Ausbruch des Krimkriegs 1856 Omer Pascha auf verschiedenen seiner Expeditionen, ging das Jahr darauf mit Lord Elgin als dessen Sekretär nach China und erhielt daselbst den Posten eines Gesandtschaftssekretärs in Jedo. Am 5. Juli 1861 wurde auf ihn in seiner Wohnung von bezahlten Mördern ein Anfall versucht, und die bei dieser Gelegenheit erhaltenen Wunden zwangen ihn, nach Europa zurückzukehren. 1865 finden wir ihn als Parlamentsmitglied für den Wahlbezirk Stirling und 1870 während des deutsch-französischen Kriegs im Hauptquartier der Deutschen. Seit 1872 lebt O. auf einer Farm auf Long Island bei New York. Von seinen Werken verdienen Erwähnung: »Journey to Katmandu« (Beschreibung der Reise nach Nepal, Lond. 1852); »The Russian shores of the Black Sea« (das. 1853, enthält Ergebnisse seiner Wanderungen durch Rußland bis zum Ural, dem Kaukasus und der Krim); »Minnesota« (das. 1855, Reisebilder aus dem britischen Nordamerika und dem Westen der Vereinigten Staaten); »The Transcaucasian campaign of Omer Pasha« (das. 1856); ferner »Narrative of the Earl of Elgin's mission to China and Japan« (das. 1860, 2 Bde.); »Patriots and filibusters« (das. 1860) und aus jüngerer Zeit: »On the present state of political parties in America« (1866) und »Piccadilly, a fragment of contemporary biography« (1870, 6. Aufl. 1875).

Olisipo, Stadt in Lusitanien, jetzt Lissabon.

Olitäten (v. lat. oleum), alle Arten von Oelen, Essenzen und wohlriechenden Wässern ꝛc., welche in Waldgegenden als Arzneimittel und Parfümerien fabricirt und von herumziehenden Olitätenhändlern in den Handel gebracht werden.

Olite, Stadt in der span. Provinz Navarra, am Cidaros und an der Bahnlinie Saragossa-Pamplona, hat ein vom König Karl III. von Navarra erbautes Schloß, eine Mineralquelle und 2444 Einw.

Oliva, 1) Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Danzig, am Fuß des 95 Meter hohen Karlsbergs und an der Bahnlinie Danzig-Stettin, hat zahlreiche Landhäuser reicher Bewohner von Danzig, ein königliches Palais nebst Park, eine evangelische und eine schöne kathol. Kirche, von denen letztere zu der ehemaligen sehr reichen Cistercienserabtei O. gehörte, ferner eine Armen- und Arbeitsanstalt und ein Waisenhaus der Stadt Danzig, eine Kaltwasserheilanstalt in dem zu O. geschlagenen Palonken und (1875) 3290 Einw. (1200 Evangelische). Die Abtei ward 1170 vom pommerellenschen Herzog Subislaw I. gegründet und war eine der ersten Kulturstätten am Ostseestrand. Sie ward in der Folge mehrfach zerstört (so 1234 von den heidnischen Preußen, 1432 von den Hussiten, 1576 von den Danzigern) und 1829 aufgehoben. In derselben ward 1. Mai 1660 der Friede geschlossen, welcher den schwedisch-polnischen Krieg zwischen den Schweden, Polen, dem Kaiser und dem Großen Kurfürsten von Brandenburg beendigte. Johann Kasimir, König von Polen, entsagte darin seinen Ansprüchen auf Schweden, und die Republik Polen überließ das nördliche Livland, Esthland und die Insel Oesel an Schweden, während dieses auf Kurland verzichtete und beide Theile die Souveränität des Herzogthums Preußen anerkannten. Dänemark sah sich hierauf genöthigt, ebenfalls mit Schweden den ungünstigen Frieden zu Kopenhagen vom 27. Mai 1660 abzuschließen. Vgl. Böhme, Acta pacis Olivensis inedita (Bresl. 1763 u. 1765). — 2) Stadt in der span. Provinz Valencia, unweit des Mittelländischen Meers, östlich von San Felipe, mit einem zerstörten Kastell, Leinwandfabrikation, Blutegelzucht und 7100 Einw. — 3) O. de Jerez, Stadt in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), am Ardila, unweit der portugiesischen Grenze, mit 4243 Einw.

Oliva, 1) Fernan Perez de, span. Dramatiker und Moralphilosoph, geboren um 1497 zu Cordova, studirte zu Salamanca und Alcalá Philosophie und schöne Wissenschaften, dann zu Paris Mathematik und Physik und hielt hierauf erst in Rom, dann zu Paris drei Jahre hindurch Vorlesungen

über Humaniora, später zu Salamanca über Moralphilosophie, Theologie und Mathematik. 1533 ward er Rektor der Universität. Karl V. ernannte ihn auch zum Lehrer des jungen Philipp (II.), doch starb O. wahrscheinlich schon vor 1534. O. hat sich als Schriftsteller um die Literatur seines Vaterlands bedeutende Verdienste erworben, indem er die spanische Sprache nach der altklassischen zu bilden und zu veredeln suchte. Indessen haben seine Bearbeitungen der »Elektra« von Sophokles, der »Hekabe« von Euripides und des »Amphitryon« von Plautus in spanischer Prosa sowie seine Gedichte nur einen geringen literarischen Werth. Sein Ruhm beruht vorzugsweise auf seinen moralphilosophischen Schriften, unter welchen besonders sein im Geist Cicero's geschriebener »Dialogo de la dignidad del hombre« mit Recht für das erste klassische Muster didaktischer Prosa in der spanischen Literatur gilt. O. hinterließ denselben unvollendet, er wurde aber später von Francisco Cervantes de Salazar fortgesetzt. Oliva's Werke wurden zuerst von Ambrosio de Morales herausgegeben (Cordova 1586) und erst, nachdem sie 200 Jahre lang auf dem Inder der verbotenen Bücher gestanden hatten, wieder gedruckt (Madr. 1787, 2 Bde.).

2) Pepita de, Balletttänzerin, geb. 1830 in Madrid, ward Mitglied des Balletts daselbst, unternahm 1852 eine Kunstreise nach Deutschland und fand hier durch das Charakteristische ihres Tanzes, besonders durch den berühmt gewordenen Nationaltanz »El Ole«, großen Beifall. Sie starb im März 1868 in Turin.

Olivarez (spr. -wäreds), Don Gasparo de Guzman, Graf von O., Herzog von San Lucar de Barrameda, Premierminister König Philipps IV. von Spanien, geb. 6. Jan. 1587 in Rom, wo sein Vater spanischer Gesandter am päpstlichen Hof war, studirte in Salamanca, kam unter Philipp III. an den Hof und erlangte hier durch Frauengunst bedeutenden Einfluß. Namentlich gewann er den Infanten Philipp durch Beförderung seiner Liebschaften für sich. Nach dessen Thronbesteigung 1621 wurde er allmächtiger Günstling, vereinigte die wichtigsten Aemter in Einer Person und beseitigte seine Gönner Miaga und Ujeda. O. traf anfangs viele Maßnahmen, die auf einen wohlwollenden, aufgeklärten und auch in der Finanzwissenschaft wohlerfahrenen Mann schließen ließen, bekundete aber bald einen maßlosen Egoismus. Er liebte den Krieg, weil er für sich und Philipp IV., der den Beinamen des Großen annahm, Ruhm erwerben und sich durch Beutemachen bereichern konnte, und so verwickelte er sein Vaterland 22 Jahre hindurch in die blutigsten Kriege mit Portugal, welches unter ihm abfiel, mit Frankreich und den Niederlanden und in die schrecklichsten Bürgerkriege, indem er die Katalonier und Andalusier durch Antastung ihrer alten Privilegien zum offenen Aufstand drängte. Die fortwährenden Niederlagen, welche die spanische Armee durch die Alliirten Portugals, die Franzosen zu Land und die Holländer zur See, zu erleiden hatte, und die unausgesetzten Erpressungen, welche O. sich gegen das unglückliche Spanien zu Schulden kommen ließ, brachten endlich eine gährende Bewegung in die Menge, die so drohend wurde, daß der König sich 1643 genöthigt sah, seinen Günstling vom Hof zu entfernen. Infolge der Veröffentlichung einer Schrift, die sein Regierungssystem vertheidigen sollte, aber mehrere hochgestellte, zum Theil der königlichen Familie anverwandte Personen bloßstellte, wurde O. nach Toro verbannt, wo er 22. Juli 1645 starb. Vgl. de la Rocca, Histoire du ministère du comte-duc d'O. (Köln 1673).

Oliven, die Früchte des Oelbaums (s. d.).

Olivenbaum, s. v. w. Oelbaum.

Olivenöl (Baumöl, Oleum olivarum), aus den gemahlenen Früchten des Oelbaums (Olea europaea) namentlich in der Provence, in Italien, Spanien, Nordafrika durch Pressen oder durch Extrahiren mit Schwefelkohlenstoff gewonnenes fettes Oel. Das feinste Oel wird sofort nach der Ernte gewonnen und fließt bei der ersten Pressung ab (Speiseöle, Provencer Oel, das beste von Aix). Die Preßkuchen, mit heißem Wasser übergossen, geben bei der zweiten Pressung das grüne Baumöl (huile lampante). Eine dritte Pressung der ausgekochten Preßkuchen gibt das Nachöl (gorgon), das nur zur Seifenfabrikation dienlich ist. Dickes, unreines Huile d'enfer scheidet sich in den Cisternen ab, in welchen das bei der Oelgewinnung benutzte Wasser aufbewahrt wird. Provencer Oel ist wenig gefärbt oder goldgelb, fast geruchlos, von mildem Geschmack, setzt unter +5° weiße, körnige Massen ab, erstarrt bei +2°, spec. Gew. 0,915—0,920 bei 17°, besteht aus Olein (72 Proc.), Stearin und Palmitin, ist sehr wenig löslich in Alkohol, in 1,5—2,5 Theilen Aether, trocknet nicht an der Luft und brennt mit heller, rußender Flamme; es wird leicht ranzig, hält sich aber in ganz gefüllten, verschlossenen Flaschen an einem kühlen, dunkeln Ort, besonders mit 0,5 Proc. wasserfreiem Alkohol, recht gut. Durch Einwirkung der Sonne und durch Knochenkohle kann es gebleicht werden. Man benutzt es in Südeuropa als Speiseöl statt der Butter, zum Braten und Backen, als Brennöl und Schmieröl, zum Einfetten der Wolle und des Leders, in der Türkischrothfärberei (dickes, trübes, ranziges Tournantöl), zur Seifen- und Haarölbereitung, zu Salben, Pflastern ꝛc. Das im Handel vorkommende O. ist namentlich häufig mit Baumwollsamen- und Erdnußöl verfälscht.

Olivénza, Stadt in der span. Provinz Badajoz, Grenzfestung gegen Portugal, mit 5717 Einw.; wurde im spanischen Erbfolgekrieg 1709 von den Franzosen und Spaniern belagert und 22. Jan. 1811 von den Franzosen unter Soult erobert.

Olivetäner (Fratres eremitae de monte Oliveti, Congregatio Sanctae Mariae montis Oliveti, Mönche von Monte Oliveto oder vom Oelberg), Benediktinerkongregation in Italien, gegründet durch Giov. Tolomei zu Siena, der sich, von einer Augenkrankheit genesen, 1313 mit anderen auf seiner Besitzung Acona bei Monte Alcino dem Dienst der heiligen Jungfrau weihte. Von Johann XXII. bestätigt, nahmen die O. 1319 die Regel Benedikts mit eigenthümlichen Verschärfungen an und gründeten auf einer nahegelegenen Anhöhe (Mons Oliveti, Monte Oliveto, Oelberg) ein Kloster. Auch Jungfrauenstifter (Nonnen vom Oelberg) schlossen sich ihnen an. Die Leitung des Ordens haben ein General, ein Generalvikar und sechs Visitatoren. Die Ordenskleidung ist weiß mit schwarzem Skapulier.

Olivetänus, Pierre Robert, reform. Theolog, geboren in Nyon zu Ende des 15. Jahrh., Verwandter Calvins, war 1533 als Lehrer zu Genf und übertrug theils hier, theils zu Neuchâtel die Bibel ins Französische. Diese Uebersetzung, die Grundlage der späteren französischen Bibelausgaben, erschien zuerst in Neuchâtel 1535, dann in Genf seit 1540. O. starb 1538 zu Ferrara.

Olivetten (franz.), olivenförmige, zum Rund-

ſchleifen ungeeignete Korallen; auch länglichrunde Glasperlen, die als Handels- und Tauſchartikel namentlich nach Aegypten und Afrika ausgeführt werden.

Olivier (ſpr. -wjeh), 1) Ludwig Heinrich Ferdinand, der Erfinder einer nach ihm benannten Leſemethode, geb. 19. Sept. 1759 zu La Sarra im Kanton Waadt, ſtudirte zu Lauſanne, wurde 1781 Lehrer an dem Philanthropin zu Deſſau und errichtete 1793 eine bald ungemein aufblühende Erziehungsanſtalt, die er aber 1801 wieder aufgab, um ganz für die weitere Ausbildung und Ausbreitung der von ihm erfundenen Leſemethode zu leben, die er in Leipzig und Berlin perſönlich in mehreren Lehranſtalten zur Einführung brachte. Mit Tillich errichtete er 1809 von neuem ein Erziehungsinſtitut, das er aber nach einigen Jahren jenem ganz überließ. Im Sommer 1811 kehrte er in die Schweiz zurück und ſtarb 31. März 1815 zu Wien. Seine Leſemethode gehört zu den Lautirmethoden, die von dem Grundſatz ausgehen, daß die Leſekunſt auf der Kenntnis des jedem Buchſtaben eigenthümlichen Lauts beruhe. Sein Hauptwerk iſt: »Orthoepographiſches Elementarwerk ꝛc.« (Deſſ. 1804—1806, 2 Bde.).

2) Heinrich, Hiſtorienmaler, Sohn des vorigen, geb. 1783 zu Deſſau, genoß mit ſeinem Bruder Ferdinand zunächſt den Unterricht des Malers K. W. Kolbe, ging dann 1804 nach Dresden und Paris und lebte ſeit 1810 in ſeiner Vaterſtadt, wo auch die meiſten ſeiner durch Anmuth der Kompoſition und Zartheit der Behandlung ausgezeichneten Werke ſich theils in Kirchen, theils in Privatſammlungen befinden. Später war er eine Zeitlang Wirtſchaftsrath in Deſſau und ging dann als Zeichen- und Sprachlehrer nach Berlin, wo er 3. März 1848 ſtarb.

3) Johann Heinrich Ferdinand, vorzüglicher Landſchaftsmaler, Bruder des vorigen, geb. 1785 zu Deſſau, machte ſeine erſten Kunſtſtudien unter K. W. Kolbe, bildete ſich ſeit 1804 zu Dresden und lebte mit ſeinem Bruder Heinrich 1807—1810 zu Paris, wo beide im Auftrag des Herzogs von Deſſau für die Kirche zu Wörlitz zwei große Bilder (Taufe Chriſti und Einſetzung des Abendmahls) im ſtrengen alten Kirchenſtil ſowie ein großes Reiterbild Napoleons I. malten. Nach einigen Jahren ging er nach Wien. Die Reſultate ſeiner dortigen Studien ſind eine Reihe hiſtoriſcher Landſchaften in Oel und 1823 eine Folge eigenhändig lithographirter Blätter unter dem Titel: »Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden«. Seit 1833 Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Akademie zu München und Generalſekretär, malte O. wenig mehr. Er ſtarb zu München 11. Febr. 1841. Seine Bilder zeichnen ſich durch Adel der Kompoſition, Sorgfalt der Ausführung, Tiefe und Wärme der Färbung aus.

4) Woldemar Friedrich, Hiſtorien-, Landſchafts- und Porträtmaler, Bruder der vorigen, geb. 23. April 1791 zu Deſſau, war erſt Hülfslehrer bei ſeinem Vater, ſtudirte ſeit 1811 zu Wien unter ſeinem Bruder Ferdinand und nahm 1813 und 1814 am Befreiungskrieg theil. 1814 kehrte er nach Wien zurück, vollendete ſeit 1818 ſeine Studien unter Overbeck und Cornelius zu Rom, malte ſeit 1824 wieder zu Wien meiſt Porträts und ging 1829 nach München, wo er an der Ausführung der Fresken im Königsbau, in den Nibelungenſälen und dem Saal der Homeriſchen Hymnen theilnahm. Beſonders bemerkenswerth iſt ſeine »Volksbilderbibel in 50 Darſtellungen aus dem Neuen Teſtament« (mit Text von G. H. v. Schubert, geſtochen von Thäter, Merz u. a., Gotha 1838, neue Ausg. 1862). Seit 1850 lebte O. in Deſſau, mit Unterrichten beſchäftigt. Hier ſchuf er eine Auferſtehung Chriſti (in der Kirche zu Riemeck). Er ſtarb 5. Sept. 1859 zu Deſſau.

5) Juſte Daniel, der populärſte Dichter und Schriftſteller der franz. Schweiz, geb. 18. Okt. 1807 zu Eyſins im Kanton Waadt, wirkte erſt als Profeſſor zu Neuchâtel und Lauſanne und privatiſirte ſeit 1845, durch bürgerliche Unruhen vertrieben, zu Paris. Hochbetagt kehrte er endlich in das Land ſeiner Jugend zurück, wo er bald darauf, 7. Jan. 1876, in Genf ſtarb. O. hat ſich durch die Dichtung: »Chansons lointaines« (Par. 1847, 2. Aufl. 1854) ſowie durch mannigfache Beiträge zur ſchweizeriſchen Geſchichte und Ethnographie, ganz beſonders aber durch ſeine Novellen, die ihn zu dem Rang eines Töpffer erheben, bekannt gemacht. Sie haben eine Menge von Nachahmern, aber keinen würdigen Rivalen Oliviers gefunden und ſind ins Deutſche und Engliſche überſetzt worden.

Olivier le Dain (ſpr. -wjeh lö däng, auch O. le Diable), Günſtling König Ludwigs XI. von Frankreich, geboren zu Thielt in Flandern als Sohn eines Bauern, kam an den franzöſiſchen Hof, wo ihn Ludwig XI. zum Barbier und Kammerdiener ernannte, ihm ſein Vertrauen ſchenkte und ihn zu wichtigen Dienſten verwendete. 1477 erhob er ihn zum Grafen von Meulant. Sein Verſuch, die Tochter Karls des Kühnen, Maria von Burgund, dafür zu gewinnen, daß ſie ſich Ludwig XI. anſchloß, oder durch einen Aufſtand in Flandern dies Land für Frankreich zu erwerben, mißlang; indeß behauptete er ſich in der Gunſt des Königs, der ihn zum Gouverneur von St. Quentin ernannte. Nach dem Tode desſelben wurde er auf Betrieb der durch ſeinen Uebermuth beleidigten Edelleute 21. Mai 1484 gehenkt.

Olivīn (Peridot, Chryſolith), Mineral aus der Klaſſe der waſſerfreien Amphoterolithe, kryſtalliſirt rhombiſch, meiſt in Tafeln und Säulen, findet ſich eingewachſen in körnigen Aggregaten und eingeſprengt, auch loſe, iſt grün, auch gelb und braun, ſelten roth, mit Glasglanz, durchſichtig bis durchſcheinend, Härte 6,5—7, beſteht aus baſiſcher kieſelſaurer Magneſia Mg_2SiO_4, wobei ein Theil der Magneſia durch Eiſenoxydul vertreten iſt (2—3 Proc. bei 43 Kieſelſäure und 54 Magneſia, anderſeits bis zu 29 Proc. hinauf bei 38 Kieſelſäure und 33 Magneſia). Der durchſichtige, ſchön grüne Chryſolith findet ſich in loſen Kryſtallen und Körnern im Orient, in Aegypten, Ceylon und Braſilien, gemeiner O. in faſt allen Baſalten, Doleriten und Laven, im Gabbro, Melaphyr, Nephelinfels ꝛc., beſonders in Meteorſteinen (vgl. Olivinfels). Der O. iſt iſomorph und bildet eine natürliche Gruppe (die der Olivine) mit dem (ganz eiſenfreien, ſonſt übereinſtimmenden) Forſterit (Monte Somma am Veſuv), dem Batrachit und Monticellit, welche Kalk neben (und oft überwiegend über) Magneſia führen, dem Favalit (Fe_2SiO_4 oder Eiſenolivin) von Faval, dem Knebelit (Manganolivin) und Tephroït (Manganeiſenzinkolivin).

Olivinfels (Dunit nach dem Fundort auf Neuſeeland, Lherzolith nach dem Teich Lherz an den Pyrenäen), ein ſehr augitreiches, nach einigen weſentlich aus dichtem Augit beſtehendes, daher auch wohl Pyrorenit, Augitfels genanntes Geſtein, das aber ſtets ziemlich viel Olivin, auch Enſtatit führt. In neuerer Zeit ſind noch mehrere Geſteine mit Olivin aufgefunden worden, und möchte der meiſte Serpentin

aus Zerſetzung des Olivin (Waſſeraufnahme und Entfernung von Magneſia) hervorgegangen ſein. Die betreffenden Geſteine ſind zum Theil kryſtalliniſche Schiefergeſteine, und es wird eine ſolche Struktur im großen und ganzen auch für den Lherzolith der Pyrenäen vielfach angenommen.

Olkuſch (Olkusz), Kreisſtadt im ruſſiſch-poln. Gouvernement Kjelzy, an der Pabia, mit (1876) 2300 Einw., meiſt Juden. Im Kreis iſt die Montaninduſtrie (Eiſen, Zink, Galmei) ſtark entwickelt; überhaupt nimmt O. in induſtrieller Hinſicht den erſten Platz im Gouvernement ein und liefert beſonders Branntwein, Mehl, Bretter, Tuch und Papier.

Olla podrida (ſpan., ſpr. ollja, »fauliger Topf«, auch Olla española), Nationalgericht der Spanier, Gemiſch aus mehreren Fleiſchſorten und Gemüſe; auch, wie das entſprechende franzöſiſche Pot pourri (ſ. d.), ſ. v. w. Miſchmaſch.

Ollech, Karl Rudolf von, preuß. General, geb. 1811 zu Graudenz, trat 1828 als Leutnant in das 16. Infanterieregiment ein und wurde ſpäter Lehrer an verſchiedenen militäriſchen Bildungsanſtalten. 1849 machte er als Hauptmann den badiſchen Feldzug mit, kam 1853 als Major in den Generalſtab der 13. Diviſion und zwei Jahre ſpäter in den Großen Generalſtab, wo ihm die Leitung der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung zufiel, hielt daneben Vorleſungen an der Kriegsakademie, war Mitglied der Studienkommiſſion des Kadettenkorps ſowie der Diviſionsſchulen und 1858 auch der Kriegsſchule. 1857 bereits zum Abtheilungschef im Generalſtab befördert, erhielt er 1858 den Rang eines Oberſtleutnants und 1860 den eines Oberſten. Bei der Krönung des Königs Wilhelm I. wurde ihm der Adel verliehen. 1861 wurde er Kommandeur des ganzen Kadettenkorps, und es iſt bekannt, wie ſchroff er 1862, indem er die Kadetten die Blüte der Nation nannte, den Gefühlen der damaligen Abgeordneten entgegentrat. Seit 1864 Generalmajor, erhielt O. 1865 die Führung der 17. Infanteriebrigade. An der Spitze derſelben nahm er im 5. Korps an dem Feldzug von 1866 Antheil und wurde bei Skalitz ſchwer verwundet, ſo daß er auch nach ſeiner Geneſung nicht mehr felddienſtfähig war. Ende 1866 erfolgte ſeine Ernennung zum Generalleutnant, 1870 zum General der Infanterie. Er iſt gegenwärtig Direktor der Kriegsakademie und Präſes der Studienkommiſſion. O., ein echter Vertreter des pflichttreuen, eifrigen, aber rauhen und ſtrammen preußiſchen Soldatenthums, dabei von ſtreng orthodoxer Frömmigkeit, hat ſich als kriegsgeſchichtlicher Schriftſteller einen bedeutenden Namen erworben. Es ſind von ihm zu nennen: »Hiſtoriſche Entwickelung der taktiſchen Uebungen der preußiſchen Infanterie« (Berl. 1848); »Die leichte Infanterie der franzöſiſchen Armee« (daſ. 1856); ferner, als Beihefte zum »Militärwochenblatt«: »Friedrich d. Gr. von Kollin bis Leuthen«, »Der Feldzug der Nordarmee im Jahr 1813« (1859—65, 3 Thle.), »General Reyhers Leben« (1861), »Friedrich d. Gr. und die Kadettenanſtalten« (1862), »Friedrich d. Gr. und der Friede zu Hubertsburg« (1863); dann »Geſchichte des Feldzugs von 1815« (Berl. 1876).

Olleria, Stadt in der ſpan. Provinz Valencia, in dem prächtig angebauten Albaydathal, mit Leinweberei, Branntweinbrennerei, römiſchen Alterthümern und 3700 Einw.

Ollioules (ſpr. -uhl), Stadt im franz. Departement Var, Arrondiſſement Toulon, am Ausgang einer ſchauerlichen Schlucht (Baux d'O.), Station der Eiſenbahn von Marſeille nach Nizza, hat bedeutenden Obſtbau, Fabrikation von Seife und Kerzen, Handel mit Wein, Früchten ꝛc. und (1872) 3357 Einw.

Ollivier (ſpr. -wjeh), Olivier Emile, franz. Staatsmann, Sohn des Demoſthenes O., der, Chef eines bedeutenden Handelshauſes in Marſeille, als eifriger Demokrat nach dem Staatsſtreich vom 2. Dec. 1851, um der Deportation zu entgehen, nach Florenz flüchtete und erſt 1860 nach Frankreich zurückkehrte, geb. 2. Juli 1825 zu Marſeille, ſtudirte die Rechte in Paris und war eben Advokat daſelbſt geworden, als Ledru-Rollin ihn 1848 als Kommiſſär der Republik nach Marſeille ſchickte. Cavaignac ernannte ihn zum Präfekten daſelbſt, dann in Chaumont; doch kehrte O. im Januar 1849 zur Advokatur zurück und zeichnete ſich durch beredte Führung mehrerer Proceſſe aus. Nachdem ihn 1857 einer der Pariſer Bezirke in den Geſetzgebenden Körper gewählt hatte, ward er der glänzendſte und beliebteſte Redner der kleinen Gruppe der fünf, aus denen die ganze Oppoſition beſtand. Seine redneriſche Begabung zeigte ſich namentlich 1858 in der Diskuſſion über die Sicherheitsgeſetze ſowie 1859 in der Debatte über den italieniſchen Krieg. Das Gleiche war 1860 der Fall gelegentlich der Verhandlungen über die Preſſe. Nach ſeiner Wiederwahl trat O. 1864 beſonders hervor als Berichterſtatter über das ſogen. Koalitionsgeſetz. Damals zeigte er ein ſolches Einverſtändnis mit den Ideen der Regierung, daß ſeine früheren politiſchen Freunde ſich von ihm trennten und bald förmlich von dem Abfall Olliviers die Rede war. Obwohl er in den nächſten Seſſionen keineswegs unbedingt auf der Seite der Regierung ſtand, ſo leiſtete er ihr doch große Dienſte, indem er 1865 im Geſetzgebenden Körper ſowohl die Italien wie die dem deutſch-däniſchen Konflikt gegenüber beobachtete Politik vertheidigte. Hervorragend und eine ſelbſtändige Auffaſſung bekundend waren namentlich ſeine Reden über die deutſche Frage, beſonders die vom 15. März 1867, in welcher er die Einigung Deutſchlands im Widerſpruch mit den Anſichten des franzöſiſchen Volks vertheidigte und als ein vollendetes Werk darſtellte. 1865 ernannte ihn der Vicekönig von Aegypten mit bedeutendem Gehalt zu ſeinem juriſtiſchen Beirath und Kommiſſär. Infolge davon legte O. die Advokatur nieder. Mehr und mehr tauchten nun aber Gerüchte auf, daß er in das Miniſterium berufen werden ſolle, um die liberale Regierung des Kaiſerreichs zu begründen. Er ſelbſt ſchrieb, als 1869 die Neuwahlen herannahten, über den liberalen Brief des Kaiſers Napoleon III. vom 19. Jan. 1867 eine Broſchüre (»Le 19 janvier«), in welcher er die Möglichkeit eines konſtitutionellen Kaiſerreichs auseinander ſetzte. Infolge davon erlitt er in Paris eine empfindliche Niederlage, nur im Departement Var ward er gewählt. Er trennte ſich nun völlig von der Oppoſition und wurde im Geſetzgebenden Körper der Stützpunkt einer neuen Regierungspartei von gemäßigt liberalem Charakter; nach längeren Verhandlungen wurde er 27. Dec. 1869 mit der Bildung eines konſtitutionellen Miniſteriums beauftragt, welches 2. Jan. 1870 zu Stande kam, und in dem O. das Portefeuille der Juſtiz und die oberſte Leitung, namentlich die Vertretung vor den Kammern, erhielt. O. glaubte aufrichtig an die Ausführbarkeit der übernommenen Aufgabe, die liberalen Parteien mit dem Bonapartismus auszuſöhnen und eine wirklich verfaſſungsmäßige, ſtreng geſetzliche Regierung zu errichten. Aber ſeine pedantiſche Eitelkeit verblendete ihn völlig und raubte ihm die klare Einſicht in die

wirklichen Verhältnisse. Als Advokat gewohnt, durch oratorische Effekte zu glänzen, glaubte er hierdurch den Gesetzgebenden Körper und die öffentliche Meinung beherrschen zu können, entfremdete sich aber durch seine zugleich selbstzufriedene und schwankende Haltung in seinen Reden, Maßregeln und Reskripten seine liberalen Anhänger und merkte nicht, daß er nur ein Werkzeug in der Hand der bonapartistischen Hofclique war. Das Plebiscit, welches den liberalen Principien durchaus widersprach und nur dynastischen Interessen nützen konnte, ließ er nicht nur zu, sondern betrieb dessen Annahme mit allen Mitteln des Bonapartismus, welche auf eine Fälschung der Volksmeinung berechnet waren, und feierte dieselbe als einen glänzenden Sieg. Kompromittirt bei sämmtlichen Liberalen, befangen durch die Schmeicheleien der Hofpartei, gab er sich, ohne eine Ahnung von der Tragweite seiner Worte und Handlungen zu haben, dazu her, die Kammern und die öffentliche Meinung in den Krieg mit Preußen fortzureißen. Während er noch 29. Juni mit Emphase gesagt, daß der Friede nie gesicherter gewesen, 12. Juli den Krieg durch die Thronentsagung des hohenzollernschen Prinzen für abgewendet erklärt hatte, half er 15. Juli den Gesetzgebenden Körper durch die bekannte Erklärung täuschen und übernahm »leichten Herzens« die Verantwortung für die Folgen seiner Handlungsweise. Ohne Urtheil über die wirkliche Lage und die Kräfte Frankreichs, hielt er einen leichten Sieg für gewiß und glaubte, daß die von neuem befestigte Dynastie die Krönung des Werks, die liberale Verfassung und Regierung, erst recht verwirklichen könne und werde. Als nach den ersten Niederlagen der französischen Armee die republikanische Bewegung begann, leistete O. nur sehr schwachen Widerstand. Der Gesetzgebende Körper faßte 9. Aug. 1870 den Beschluß, fernerhin nur ein Ministerium zu unterstützen, welches sich der Lage gewachsen zeige, und O. fühlte sich durch diesen Beschluß so beleidigt, daß er sofort seine Entlassung nahm. Er zog sich zunächst nach Italien zurück und lebt jetzt in Marseille. Er besaß den Takt, sich nicht, wie andere Genossen seiner Schuld, durch lange Schriften rechtfertigen und der Nation wieder aufdrängen zu wollen.

Olm (Proteus anguinus *Laur.*, Hypochthon Laurentii *Merr.*), Reptil aus der Ordnung der Schwanzlurche und der Unterordnung der Kiemenlurche (Ichthyodea), ist etwa eine Spanne lang, fleischfarben, nach einem längeren Aufenthalt am Licht bräunlichschwarz, rothbraun oder verschieden gefleckt, mit lang gestrecktem, cylindrischem Leib, langer, vorn abgestutzter Schnauze, ziemlich kleiner Mundspalte, drei kurzen, dreiästigen Kiemenbüscheln auf jeder Seite des Halses, sehr kleinen Augen, kurzen, dreizehigen Vorderbeinen, weit nach hinten gerückten, zweizehigen Hinterbeinen und kurzem, von einer Fettflosse umzogenem Schwanz. Der O. lebt in den unterirdischen Gewässern Krains, besonders in den Höhlen bei Adelsberg, in der Magdalenengrotte ꝛc., und wird nur bisweilen nach starken Regengüssen in den zu Tage kommenden Gewässern beobachtet. Ueber seine Lebensweise weiß man nichts Genaueres; er hält sich in der Gefangenschaft sehr lange, zeigt sich äußerst lichtscheu, frißt kleine Fische, Würmer, Muscheln, Schnecken, hält aber auch, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in oft erneuertem Wasser jahrelang aus. In sehr seichtem Wasser entwickeln sich besonders seine Lungen, in tiefem dagegen die Kiemen; aber niemals fallen diese ab. Außerhalb des Wassers geht der O. in wenigen Stunden zu Grunde. Ueber seine Fortpflanzung ist nichts bekannt. S. Tafel »Lurche«.

Olmütz (slaw. Olomouc), Stadt in Mähren, eine der stärksten Festungen der österreichischen Monarchie, liegt auf einer Insel der March, welche durch Schleusen so bedeutend geschwellt werden kann, daß sie einen großen Theil der Festungswerke und die Umgegend unter Wasser setzt, besteht aus der eigentlichen Stadt und der sogen. Vorburg und zählt ohne die starke Garnison (1869) 15,229 Einw. Zu Anfang der Schlesischen Kriege war O. mit Mauern, Thürmen und Gräben befestigt; durch Maria Theresia erhielt es eine starke bastionirte Befestigung mit Ravelins, Kontregarden und anderen Außenwerken. In der neuesten Zeit wurden im Umkreis von O. Forts angelegt, dagegen ein Theil der alten Festungswerke aufgelassen und das Burgthor demolirt, innerhalb der Werke aber Spaziergänge und 1867 ein Stadtpark angelegt, auch für Austrocknung der Sümpfe viel gethan. O. hat 3 Thore, 2 schöne Plätze (den Oberring mit einer 46 Meter hohen Dreieinigkeitssäule und den Niederring mit einer 23 Meter hohen Mariensäule). Merkwürdige Gebäude sind unter den 8 Kirchen der Stadt die Metropolitankirche zum heil. Wenzel (aus dem 14. Jahrh.), die Garnison- und ehemalige Jesuitenkirche Maria-Schnee, die Mauritiuskirche (aus dem 11. Jahrh.), die Dominikaner- und die Michaelskirche mit kühn gewölbter Kuppel; ferner das fürsterzbischöfliche Residenzschloß, das großartige Rathhaus mit 78 Meter hohem Thurm und einer alten Kunstuhr, das Konsistorialgebäude, das Zeughaus, die sogen. Jesuitenkaserne, die Gebäude des Klerikalseminars und der 1858 aufgehobenen Universität, das 1875 vollendete Oberrealschulgebäude, das Theater, der Bahnhof ꝛc. O. ist Sitz des Fürsterzbischofs, eines Domkapitels und Konsistoriums, eines Festungskommando's, eines Kreis- und Bezirksgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, einer Bezirkshauptmannschaft (O. und Umgegend, 483 QKilom. oder 8,78 QM. groß mit 47,711 Einw.), eines Bergrevieramts, einer Handels- und Gewerbekammer und anderer Behörden; es hat 3 Klöster (Dominikaner-, Kapuziner- und Ursulinerinnenkloster), eine k. k. theologische Fakultät (mit 1877: 81 Studirenden) als Rest der ehemaligen Universität von O., ein fürsterzbischöfliches Klerikalseminar, eine Hebammenlehranstalt, ein deutsches und ein slawisches Obergymnasium, eine Staatsoberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Fachschule für Handlungslehrlinge und eine Fortbildungsschule für Gewerbelehrlinge, ein Gewerbemuseum, eine öffentliche k. k. Studienbibliothek mit 61,752 Bänden, 2500 Handschriften (darunter Melanchthons Autograph der Loci communes in deutscher Sprache) und 1000 Inkunabeln, eine Filiale der Oesterreichischen Nationalbank, eine Handels- und Gewerbebank, eine Gebär- und Findelanstalt mit Impfinstitut, eine Landeskranken- und Bürgerversorgungsanstalt und andere Wohlthätigkeitsinstitute. Die Industrie ist in O. von geringer Bedeutung; es bestehen nur eine große Bierbrauerei, sodann Fabriken für Kupfer- und Metallwaaren, Spiritus, Likör, Roseglio, Preßhefe, chemische Präparate ꝛc. Doch bildet O. das geschäftliche Centrum für den Betrieb mehrerer industriellen und montanistischen Unternehmungen in der Umgebung. Die Stadt ist durch Eisenbahnen mit Wien, Prag, Brünn, Sternberg und Schönberg, Jägerndorf ꝛc. verbunden und ein Hauptstapelplatz des russischen und polnischen Rindviehhandels. Vergnügungsorte sind: die Schießstätte, der Stadtpark und

der 6 Kilom. nordöſtlich liegende Heiligenberg mit Prämonſtratenſerabtei und ſchöner Wallfahrtskirche. Die Gründung der Stadt wird gewöhnlich dem Kaiſer Julius Maximus zugeſchrieben, der hier im Kriege gegen die Markomannen eine Burg, Julimontana oder Julii mons, erbaute, welcher Name von den Deutſchen in Julomonz, Olomunz und O. verändert worden ſein ſoll. Lange Zeit war O. der Hauptort Mährens und der Sitz der Regierung, bis dieſe 1640 nach Brünn verlegt wurde. 1237 wurde O. vom König Wenzel I. erfolglos belagert, 1241 vertheidigte es Jaroslaw von Sternberg gegen die Mongolen und 1243 gegen die Kumanen. Hier wurde 1306 König Wenzel III. von Böhmen in der Domdechantei ermordet. 1642 wurde die Stadt von den Schweden unter Torſtenſon erobert und bis 1650 behauptet; 1742 beſetzten ſie die Preußen. Hierauf wurde O. befeſtigt und leiſtete der von den Preußen 10. Juni 1758 mit großem Nachdruck begonnenen Belagerung ſo lange Widerſtand, bis es durch Daun entſetzt wurde. Am 2. Dec. 1848 entſagte hier Kaiſer Ferdinand der Regierung. Dann fanden 28. und 29. Nov. 1850 Konferenzen zwiſchen dem preußiſchen Miniſter v. Manteuffel, dem öſterreichiſchen, Fürſten Schwarzenberg, und dem ruſſiſchen Geſandten am öſterreichiſchen Hof, Grafen Meyendorf, daſelbſt ſtatt, die zur Feſtſtellung der für Preußen ſo demüthigenden Olmützer Punktationen in Bezug auf die friedliche Schlichtung der deutſchen Wirren führten (ſ. Deutſchland, S. 382). Vgl. Fiſcher, Geſchichte der kaiſerlichen Haupt- und Grenzfeſtung O. (Olm. 1808—1811, 2 Bde.).

Das Erzbisthum O. ward als Bisthum 1073 gegründet. Schon 1588 erhielten die Biſchöfe die Reichsfürſtenwürde, und 1777 ward das Bisthum zum Erzbisthum erhoben. Die zu dem Erzbisthum gehörigen Herrſchaften und Lehnsgüter werden auf 5,100,000 Fl. geſchätzt, die Lehnsgüter allein auf 2 Mill. Fl. Der Erzbiſchof iſt der einzige in Oeſterreich, deſſen Wahl vom Domkapitel abhängt, das zur Belohnung ſeiner 1619 und 1620 dem Kaiſer bewieſenen Treue den Titel das »getreue« führt. Zur Befähigung der Aufnahme in das Kapitel gehörte bis zur neueſten Zeit der Nachweis von altem Ritterſtand oder höherer Geburt.

Olne (ſpr. oln), Fabrikort in der belg. Provinz Lüttich, Bezirk Verviers, mit Kohlengruben, Steinbrüchen, Wollſpinnerei, Tuch-, Wollzeug- und Gewehrfabrikation und (1874) 2990 Einw.

Olney (ſpr. ólnĭ), Stadt in der engl. Grafſchaft Buckingham, am Ouſe, ſüdöſtlich von Northampton, hat Spitzenfabrikation und (1871) 2547 Einw. Der Dichter Cowper wohnte hier bis 1798.

Olona (Olonna), Fluß in Oberitalien, entſpringt in der Provinz Como, nördlich von Vareſe, fließt in ſüdöſtlicher Richtung bis Mailand, wo er ſich in dem dort auslaufenden Kanalnetz (Naviglio grande und Naviglio di Pavia) verliert. Aus letzterem tritt ein Flüßchen O. bei Binasco wieder aus, welches ſich bei San Zenone in den Po ergießt.

Olonez, ruſſ. Gouvernement, grenzt im N. und NO. an Archangel, im SO. an Wologda, im S. an Nowgorod, im SW. an St. Petersburg und im W. an den Ladogaſee und Finnland und umfaßt 145,797 QKilom. (2647,8 QM.), wovon aber etwa 17,600 QKilom. (320 QM.) auf Waſſerflächen kommen. Der nördliche Theil iſt ein ſumpf- und ſeenreiches Bergland, gebildet von den Ausläufern der finniſchen Gebirge, den bis über 300 Meter hohen waldbewachſenen Olonezi ſchen Bergen. Nach S. und O. geht dieſes Bergland in eine Hochebene über, welche, von der breiten Niederung, die ſich vom Finniſchen Meerbuſen über den Ladoga- und Onegaſee bis zum Weißen Meer hinzieht, unterbrochen, ſüdöſtlich vom Onegaſee ſich wieder zu einem Plateau erhebt. Das Gouvernement zählt gegen 2000 Seen, unter welchen die bedeutendſten der Onega-, Sieg-, Wyg-, Wodl-, Tuloßſee, Latſcha, Sſundal, Sſjäm- und Lelſch-oſero ſind. Unter den vielen Flüſſen werden befahren: Widlitza, Sſwir und Sjatj vom Ladogaſeeſyſtem, Wytegra, Megra, Oſchta, Andoma und Sunna mit dem maleriſchen Kiwatſchwaſſerfall vom Onegaſeeſyſtem und Onega, Woſhma und Wyg vom Syſtem des Weißen Meers. Wichtigkeit für die Schifffahrt haben der Onega- und der Marienkanal (ſ. Marienkanalſyſtem). In geognoſtiſcher Hinſicht gehört der nördliche Theil der Primordialzeit an und beſteht aus kryſtalliniſchen Schiefern, Diorit, Granit, Porphyr, Thonſchiefer ꝛc. mit vielen Erzlagerſtätten (vgl. Helmerſen, Das Oloneziſche Bergrevier, in den »Memoiren« der Petersburger Akademie, 1860). An dieſes ſchließt ſich zwiſchen dem Ladoga- und Onegaſee ein breiter Streifen Schwemmland an; ſüdlich davon treten zwiſchen Sjatj und Sſwir ſiluriſche und öſtlich davon an beiden Ufern des Sſwir deboniſche Formationen zu Tage, an welche im SO. die nördliche Fortſetzung des Moskauer Steinkohlenbaſſins ſtößt. Ueber das ganze Gouvernement ſind erratiſche Blöcke, ſtellenweiſe in Maſſen, zerſtreut. Mineraliſche Produkte ſind: Bergkalk, Lehm, Thon (vorzüglich für feuerfeſte Gefäße), Marmor, Sandſtein, Schleifſteine, Edelmetalle (gegenwärtig nicht ausgebeutet), Eiſen (vorzügliches Kanonengußeiſen), Kupfer, Sumpfeiſen, Asbeſt, Kalkſpat, Schwefelkies, Bergkryſtall, Amethyſt, Torf, Mineralwäſſer (namentlich bei Kontſchoſersk eiſenhaltige Quellen). Im Onegafluß und ſeinem Syſtem finden ſich Perlen. Das Klima iſt kalt, rauh und feucht, die mittlere Jahrestemperatur beträgt +1,3° R.; doch iſt der Winter verhältnismäßig warm. Plötzliche ſtarke Temperaturwechſel ſind dem Gedeihen der Kulturpflanzen ſehr hinderlich. Vom Mai bis Ende Auguſt wird es nie dunkel, da die Sonne 21 Stunden über dem Horizont ſteht. O. iſt neben Wologda das waldreichſte Gouvernement Rußlands, gegen $^3/_4$ des Areals nehmen Kiefern- und Birkenwaldungen ein. Die häufig bis 900 QKilom. großen Sümpfe ſind meiſt von Ellern- und Weidengebüſchen bedeckt. Von Cerealien werden nur Roggen, Hafer und etwas Gerſte in unzureichender Menge gebaut; beſſer gedeihen Lein und Rüben, welch letztere neben Fiſchen das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ſind. Die Zahl der Einwohner betrug 1870: 296,392, darunter 14 Proc. Karelen, $2^1/_2$ Proc. Tſchuden, im übrigen Ruſſen. Nach der Konfeſſion gehören, außer etwa 9000 Anhängern der Danilow'ſchen Sekte (vgl. Raskolniken) ſowie 600 Katholiken und etwas über 1000 Proteſtanten, alle zur griechiſch-katholiſchen Kirche. Bei der geringen Menge Kulturland (auf Ackerland fallen 2,1 Proc., auf Wieſen 0,7 Proc. des Areals) ſowie bei den für Ackerbau und Viehzucht ungünſtigen klimatiſchen Verhältniſſen bilden die Hauptbeſchäftigung der Einwohner die verſchiedenen Branchen der Holzinduſtrie nebſt Fiſchfang und Jagd. Im Gouvernement werden jährlich bis 2 Mill. Hafel-, Schnee-, Birk- und Auerhühner und bis 300,000 Stück Bären, Wölfe, Haſen, Eichhörnchen, Hermeline und Marder erlegt, welche einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel nach St. Petersburg aus-

machen. Nur auf dem Wildjahrmarkt zu Schunga am Onegasee, wohin auch ein guter Theil der archangelischen Jagdbeute gebracht wird, beläuft sich der Umsatz für Federwild bis auf 1¼ Mill., der für Felle bis auf ½ Mill. Rubel. Nennenswerth als Industriezweig ist auch das Einsammeln von Pilzen und Beeren. Außerdem finden viele Einwohner Beschäftigung durch die nicht unbedeutende Montanindustrie und durch Fabrikation von Leinwand, Leder, Stricken und Grütze. Obgleich es im Gouvernement verhältnismäßig weder an Schulen noch Kirchen mangelt (1873 zählte man 255 Volksschulen mit 6675 Schülern und gegen 455 Kirchen und Klöster), so nimmt es in moralischer Hinsicht doch den letzten Platz im Reich ein; auf 1000 Einw. kommen 3,9 Verbrecher. Der Viehbestand repräsentirte 1871 auf 100 Einw. 18,1 Pferde, 34,8 Rinder, 28 Schafe und 1,5 Schweine. In administrativer Hinsicht wird O. in sieben Kreise getheilt: Kargopol, Lodejnoje Pole, O., Petrosawodsk, Powjenez, Pudosh und Wytegra. Hauptstadt ist Petrosawodsk. — Die Kreisstadt O., 16 Kilom. östlich vom Ladogasee, an der Olonka, wird schon 1137 erwähnt und spielte im 17. Jahrh. eine Rolle; jetzt hat sie nur 1350 Einw.

Oloron (spr. -rong), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niederpyrenäen, in der alten Grafschaft Béarn, am Gave d'O., welcher hier aus dem Zusammenflusse zweier Gießbäche, Aspe und Ossau, entsteht, hat einen Gerichtshof und ein Handelsgericht, ein Collége, eine alte Kathedrale (von 1080), Fabrikation von Strumpfwaaren, Tuch, Leinwand, Papier, Draht, Chokolade, Messern, Kämmen ꝛc., Gerbereien, Färbereien, Wollspinnereien, lebhaften Handel mit Wolle, Schaffellen, sogen. Bayonner Schinken, Vieh und Holz zum Schiffbau und zählt (1872) 8783 Einw. Schon frühzeitig ein Bischofsitz, wurde O. 732 von den Saracenen, später von den Normannen zerstört, um 1080 aber von dem Grafen Centull IV. von Béarn wieder aufgebaut.

Olót, Fabrikstadt in der span. Provinz Gerona (Katalonien), am Fuß der Pyrenäen, hat ein großes Hospital, bedeutende Baumwollspinnereien, Fabrikation von Quincailleriewaaren, Seiden-, Baumwoll- und Wollzeugen, Seife, Spielkarten, Leder ꝛc. und 10,262 Einw.

Olozaga, Don Salustiano de, span. Staatsmann, geb. 1803 zu Logroño, nahm als Advokat daselbst 1831 an einer Verschwörung gegen Ferdinand VII. theil, infolge deren er nach Frankreich floh. Nach Ferdinands Tode (1833) erschien er sofort in Madrid, ward in die Cortes gewählt und zeichnete sich bald durch seine Rednergabe und seine politische Beweglichkeit aus. Nach mannigfachem Wechsel der Parteien schloß er sich der Königin Christine an, deren erklärter Günstling er ward. 1840 erhielt er den Posten eines Gesandten zu Paris. 1843 wurde O. nach Madrid berufen, um ein neues Ministerium zu bilden, an dessen Spitze er selbst trat. Von Anfang an jedoch mit den Moderados und der Hofpartei, die sich auf Narvaez und auf den Kriegsminister Serrano stützte, zerfallen und auch von den Progressisten mit Mißtrauen angesehen, mußte O., nachdem er vergeblich die Cortes aufgelöst hatte, aus Furcht vor gerichtlicher Verantwortung nach Portugal, von da nach England und endlich nach Frankreich fliehen. Als er 1846 die Rückkehr nach Spanien wagte, wurde er sofort verhaftet und erhielt die Freiheit nur gegen das Versprechen, sich außer Landes zu begeben. O. ging wieder nach Paris, ward aber schon 1847 nach Madrid zurückgerufen, um den Sitz in der Kammer wieder einzunehmen. Er hielt sich von nun ab zur Progressistenpartei, half 1855 die neue Verfassung zu Stande bringen und ward von neuem als Botschafter nach Paris geschickt. 1865 durch O'Donnells Kontrerevolution abermals abgesetzt, wirkte er von Frankreich aus mit allen Mitteln für den Sturz der Königin Isabella, nach welchem ihn die provisorische Regierung December 1868 wieder zum Botschafter am französischen Hof ernannte. Während er sich als Mitglied der Cortes für eine streng konservative Verfassung aussprach, war er in Paris eifrig thätig, einen Napoleon III. genehmen König für Spanien ausfindig zu machen, und ließ sich 1870 dazu herbei, eigenmächtig den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern herbeizuführen. Ebenso eigenmächtig erkannte er im September 1870 sofort die französische Republik an, wofür er dem Scheine nach zur Verantwortung gezogen wurde. Indeß ließ man ihn auf seinem Posten, da er jeden Regierungswechsel in Spanien ebenso bereitwillig anerkannte wie in Frankreich. Er starb in Enghien bei Paris 26. Sept. 1873.

Olpe, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, an der Bigge und der Ruhr-Siegbahn, mit Kreisgericht, mehreren Puddlings- und Eisenblechwalzwerken, Kupferwalzwerk, Sohllederfabrikation, Leimsiederei und (1875) 2463 Einw.

Olshausen, 1) Hermann, protest. Theolog, geb. 21. Aug. 1796 zu Oldesloe im Holsteinischen, Sohn des als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller bekannten Detlev Johann Wilhelm O. (gest. 14. Jan. 1823 als Konsistorialrath zu Eutin), studirte in Kiel und Berlin, ward hier 1818 Repetent, 1821 außerordentlicher Professor der Theologie in Königsberg, 1827 ordentlicher Professor und ging 1834 in gleicher Eigenschaft nach Erlangen, wo er den Titel eines Geheimen Kirchenraths erhielt und 4. Sept. 1839 starb. Das bedeutendste und für seine weniger philologische als gemüthvolle und andächtige Erfassung des Stoffs bezeichnendste seiner Werke ist: »Biblischer Kommentar über alle Schriften des Neuen Testaments« (Bd. 1—4, Königsb. 1830—40 u. öfter; fortgesetzt von Wiesinger u. Ebrard, Bd. 5—7, 1852—1862).

2) Justus, hervorragender Orientalist, Bruder des vorigen, geb. 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in Holstein, studirte in Kiel, Berlin und Paris (hier unter Silvestre de Sacy) orientalische Sprachen, wurde 1823 außerordentlicher, 1830 ordentlicher Professor zu Kiel, unternahm 1841 eine wissenschaftliche Reise in den Orient und wurde 1848 Kurator der Universität, während er zugleich (bis 1849) als Vicepräsident der Landesversammlung fungirte und als solcher energisch gegen den immer fühlbarer werdenden Druck Dänemarks auf die deutschen Herzogthümer protestirte. Infolge dessen 1852 von der dänischen Regierung seiner Stellung als Kurator und bald darauf auch seines Lehramts enthoben, folgte er 1853 einem Ruf als Oberbibliothekar und Professor der orientalischen Sprachen nach Königsberg und wurde Ende 1858 als vortragender Rath in das preußische Kultusministerium (Abtheilung für die Unterrichtsangelegenheiten) zu Berlin versetzt, welche Stellung er bis 1874 bekleidete. Seit 1860 ist O. ordentliches Mitglied der Akademie. O. veröffentlichte eine kritische Ausgabe des Zendavesta unter dem Titel: »Vendidad. Zendavestae pars vicesima adhuc superstes« (Hamb. 1829); »Emendationen zum Alten Testament« (Kiel

1826); »Die Pehlewilegenden auf den Münzen der letzten Sassaniden« (Leipz. 1843); »Katalog der arabischen und persischen Handschriften der königlichen Bibliothek in Kopenhagen« (Kopenh. 1851); »Erklärung der Psalmen« (Leipz. 1853); »Lehrbuch der hebräischen Sprache« (Braunschw. 1861); »Prüfung des Charakters der in den assyrischen Keilschriften erhaltenen semitischen Sprache« (Berl. 1865).

3) Theodor, bekannt durch seine Theilnahme an der schleswig-holsteinischen Bewegung, Bruder der vorigen, geb. 19. Juni 1802 zu Glückstadt, studirte in Kiel und Jena die Rechte und verließ, um den Untersuchungen wegen seiner Theilnahme an den demagogischen Umtrieben zu entgehen, freiwillig sein Vaterland. Von 1824—29 lebte er bald in Frankreich, bald in der Schweiz, kehrte aber 1830 nach Kiel zurück, wo er Advokat, dann städtischer Beamter wurde und seit 1830 das »Kieler Korrespondenzblatt« redigirte, in welchem er muthig für die Selbständigkeit Schleswig-Holsteins eintrat, was ihm 1846 eine kurze Untersuchungshaft zuzog. Olshausens Einfluß wuchs, nachdem er 1847 in die holsteinische Provinzialständeversammlung gewählt worden war. Bei der Insurrektion von 1848 und der Einsetzung einer provisorischen Regierung wurde er eins der hervorragendsten Mitglieder der letztern. Nach dem Waffenstillstand von Malmö (26. Aug. 1848) trat er zurück, ließ sich indeß bald darauf von Itzehoe in den Landtag wählen. Den Einmarsch der preußischen Truppen hatte er mit Freuden begrüßt, der Intervention des Deutschen Bundes 1851 trat er indeß entschieden entgegen. Als die Statthalterschaft 1851 abtrat, wandte sich O., von der dänischen Amnestie ausgeschlossen, nach Hamburg und, von hier im Juli ausgewiesen, nach New York, später nach St. Louis. 1865 kehrte er nach Europa zurück, lebte zuerst in Zürich und dann in Hamburg, wo er 30. März 1869 starb. Seine »Geographisch-statistische Beschreibung der Vereinigten Staaten« (Kiel 1853—55, 3 Thle.) ist unvollendet; außerdem verdient seine »Geschichte der Mormonen« (Götting. 1856) Erwähnung.

Olten, industriellster Ort des schweizer. Kantons Solothurn, im Kreuzungspunkte der Bahnlinie Bodensee-Genfer See und der Centralbahn Basel-Luzern gelegen, mit der Werkstätte der Centralbahn, einer der ersten Maschinenbauanstalten der Schweiz, bedeutenden Strumpffabriken, Eisendrahtzieherei und (1870) 2998 Einw. In der Nähe das industrielle Schönenwerd. In den letzten Jahren war O. ein Ausgangspunkt der altkatholischen Bewegung in der Schweiz.

Oltenitza, Hafenstadt in Rumänien (Große Walachei), an der Mündung des Ardjesch in die Donau, Turtukay gegenüber, Sitz der Subpräfektur, mit 2 öffentlichen Schulen, Getreidehandel, Donauüberfahrt und 4100 Einw. Der Ort ist historisch merkwürdig durch die zahlreichen Kämpfe der Rumänen mit den Türken. Hier 2. Nov. 1853 Gefecht zwischen den Russen und den Türken unter Omer Pascha (das erste im russisch-orientalischen Krieg), in welchem erstere geschlagen wurden und über 1500 Mann verloren; 29. Juli 1854 abermals siegreiches Gefecht der Türken unter Said Pascha gegen die Russen.

Olvenstedt, preuß. Pfarrdorf, 6 Kilom. nordwestlich von Magdeburg, mit bedeutendem Ackerbau und (1875) 3360 Einw. In der Umgegend bedeutende Cichorien- und Rübenzuckerfabriken.

Olwiópol (spr. -polj), Stadt im russ. Gouvernement Cherson, an der Mündung der Sfinucha in den Bug, wurde 1744 als Grenzfestung Orlik angelegt und 1773 mit dem Stadtrecht belehnt, verlor aber bei der Erweiterung der russischen Grenze gegen die Türkei hin bald jede militärische Wichtigkeit. Seitdem sie von der Balta-Krementschug-Eisenbahn berührt wird, fängt sie an aufzublühen und hat gegenwärtig gegen 6000 Einw., welche Handel, besonders mit Weizen, Salz und getrockneten Fischen, treiben.

Olyka, Flecken im russ. Gouvernement Wolhynien, hat 3 Kirchen und ca. 3000 Einw. Schon 1149 erwähnt, gehörte der Ort im 16. Jahrh. der Familie Radziwill, die 1564 das später vergeblich von Kosaken und Tataren belagerte Schloß erbaute.

Olympia, 1) der berühmte Schauplatz der Olympischen Spiele im alten Griechenland, lag in der elischen Landschaft Pisatis, nur wenige Stunden vom Meer entfernt, der Insel Zakynthos (Zante) gegenüber und umfaßte einen weiten, im S. vom Alpheios, im W. vom Kladeos, im N. und O. durch mehrere Hügel (Kronion, Olympos) begrenzten Raum. Jetzt eine ungesunde, feuchte, mit Gebüsch und Weideland bedeckte Niederung ohne eine Spur menschlicher Ansiedelungen, war die Gegend im Alterthum eine geweihte, mit schönen Pflanzungen, zahlreichen Bauten und tausenden von Bildwerken (darunter Kunstwerke ersten Ranges) geschmückte Stätte täglicher Opfer und während der Tage des Festes ein Sammelplatz vieler tausende von Besuchern, selbst aus den fernsten Gegenden, wohin griechische Kultur gedrungen war. Der ganze Raum zerfiel in drei Theile: 1) den nur den Göttern gehörenden, von einer Mauer umschlossenen Tempelbezirk, die sogen. Altis, mit nur einem Haupteingang, durch welchen die Processionen einzogen, auf der Südseite; 2) die außerhalb derselben befindlichen Anlagen für die verschiedenen Wettkämpfe; 3) die nöthigen Räumlichkeiten für das Kultuspersonal, für das Unterkommen und die Bewirtung der Festgäste, für geschäftlichen und geselligen Verkehr. Den Mittelpunkt der Altis in räumlicher Beziehung wie hinsichtlich seiner religiösen Bedeutung bildete der große Altar des Zeus, der auf einem umfangreichen steinernen Unterbau aus der mit Wasser aus dem Alpheios vermischten Asche der verbrannten Schenkelknochen der Opferthiere errichtet war, und auf dem alltäglich Opfer dargebracht wurden. In der Nähe gegen W. standen zwei andere Heiligthümer: das Heräon, ein dorischer Tempel der Hera mit kostbaren Weihgeschenken (darunter der Kasten des Kypselos), und das Heiligthum des Pelops (Pelopion), ein mauerumschlossener, mit Statuen geschmückter Tempelhain, südlich von diesem aber der schönste Schmuck der Altis, der berühmte Tempel des olympischen Zeus (Olympieon), von den Eleern zur Erinnerung an ihren Sieg über die Pisaten errichtet. Es war ein dorischer Peripteros, an Größe fast dem attischen Parthenon gleich, mit 6×13 Säulen, aus mit feinem Stuck überzogenem Muschelkalk, der Unterbau aus Kalkstein, dagegen das Dach, die Architektur im Innern der Cella sowie der plastische Schmuck der beiden Giebelfelder (im östlichen die Vorbereitungen zum Wettkampf zwischen Pelops und Oenomaos von Päonios aus Mende, im westlichen der Kampf der Lapithen und Kentauren von Alkamenes) und der je sechs Metopen über dem Eingang zum Vortempel und zur Nachcella (Opisthodom) aus weißem Marmor. Das Innere enthielt in einer besondern Kapelle der Cella das größte und schönste Werk hellenischer Plastik, die Kolossalstatue des thronenden Zeus von Phidias, aus Gold und Elfenbein

nach der Schilderung Homers gearbeitet. In der Nähe des Opiſthodom ſtand der wilde Oelbaum, von dem ein Knabe mit goldenem Meſſer die Kränze für die Sieger abſchnitt, und zwiſchen dem Tempel und dem großen Altar vier Säulen mit einem Dach, die eine Holzſäule als Reſt vom Haus des Oenomaos ſchützten. Von anderen Baulichkeiten innerhalb der Altis kennen wir das Hippodamion, nahe dem Proceſſionsthor im Süden, worin die Frauen nur einmal im Jahr der Hippodamia opferten; ferner an der nördlichen Mauer das der Heſtia geweihte Prytaneon, worin den Siegern ein Feſtmahl gegeben wurde; das Philippeon, eine mit Bildſäulen geſchmückte Rotunde, von Philipp von Makedonien nach der Schlacht bei Chäronea errichtet; ſüdlich von dieſem das Metroon, ein der Göttermutter geweihter doriſcher Tempel, und das Buleuterion, das Sitzungslokal der Kampfrichter, mit einer Statue des Zeus Horkios (Schwurgott), endlich ein älteres Theater ſowie Altäre des Zeus und Hallen für Spaziergänge, Unterhaltungen ꝛc., deren Stätten nicht mehr zu beſtimmen ſind. An der Außenſeite der nördlichen Altismauer lagen an dem vortretenden Fuß des Kronionhügels in einer Reihe die Schatzhäuſer der verſchiedenen Städte; das letzte derſelben grenzte im Oſten an das Stadion, die Rennbahn für die Wettläufer (von N. nach S. faſt 200 Meter lang), von dem weiter öſtlich der Hippodrom, die doppelt ſo lange Anlage für Wettrennen und Wettfahrten mit Roſſen und Wägen, ſich erſtreckte. In der Nähe des letztern ſtand ein Tempel der Demeter, deſſen Prieſterin das Ehrenrecht hatte, den Kampfrichtern gegenüber dem Kampf zuzuſchauen. Außerhalb der Altis lag ferner das Gymnaſion, an der Weſtſeite des Kronion, mit den Wohnungen und Ringplätzen der Athleten, und das Leonidäon, an der Weſtſeite, ein großes Gaſthaus, dergleichen andere nebſt Prieſterwohnungen, Verkaufsläden, Zelten ꝛc. auch den äußern Raum im Süden bis zum Alpheios bedeckten. Die genannten Heiligthümer und Baulichkeiten kennt man insgeſammt nur aus der Beſchreibung des Pauſanias, der ſie noch ſah; in der Folge wurden ſie, von den Verwüſtungen und Plünderungen durch Menſchenhand abgeſehen, durch Erdbeben, Ueberſchwemmungen des Alpheios und andere Naturkataſtrophen zerſtört und verſchüttet, ſo daß ſie faſt ſpurlos vom Erdboden verſchwanden. Der erſte, welcher der geweihten Stätte wieder Aufmerkſamkeit zuwandte, war der Engländer Chandler, welcher in ſeinen »Travels in Greece« (1776) darüber berichtet. Winckelmann forderte zu Ausgrabungen daſelbſt vergeblich auf. Spätere Nachrichten brachten Dodwell, Gell und beſonders Stanhope (»O.«, 1824). Eine franzöſiſche Expedition (1831) hatte wenig Erfolg; doch brachte ſie mehrere Reliefſtafeln vom Zeustempel mit heim, welche jetzt im Louvre aufgeſtellt ſind. Seitdem ruhten die Forſchungen auf dem Boden des alten O. gänzlich, bis 1852 E. Curtius den Plan zu Nachgrabungen daſelbſt von neuem anregte, deſſen Verwirklichung endlich in unſeren Tagen vom Deutſchen Reich aus, nach Vereinbarung mit der griechiſchen Regierung, in Angriff genommen worden iſt. Die Ausgrabungen begannen im Oktober 1875 unter Leitung von E. Curtius und Baurath Adler, als nächſtes Ziel die Bloßlegung des Zeustempels verfolgend, und ſind ſeitdem mit überraſchend günſtigem Erfolg fortgeſetzt worden. Unter den zahlreichen bis jetzt ausgegrabenen Kunſtwerken iſt beſonders eine überlebensgroße Siegesgöttin (Nike) aus Marmor, das von Pauſanias beſprochene Weihgeſchenk der Meſſenier in Naupaktos, als das erſte urkundlich bezeugte Bildwerk eines griechiſchen Meiſters des 5. Jahrh. v. Chr. von hoher Bedeutung. Nicht geringern Werth hat der jüngſte Fund: eine wohlerhaltene marmorne Hermesſtatue von Praxiteles, deren Pauſanias ebenfalls gedenkt. Eine ausführliche Beſchreibung der Oertlichkeiten Olympia's gibt Curtius in »O.« (Berl. 1852) und in ſeinem »Peloponneſos« (Gotha 1852, 2 Bde.). Vgl. Curtius, Adler und Hirſchfeld, Die Ausgrabungen zu O. (Berl. 1877).

2) Hauptort des nordamerikan. Gebiets Waſhington, am obern Ende des Pugetſunds, mit 6 Kirchen, einem Kapitol und 1600 Einw.

Olympiade, bei den alten Griechen ein Zeitabſchnitt von vier Jahren, den man nach der gewöhnlichen Wiederkehr der Olympiſchen Spiele (ſ. d.) benannte. Die Olympiadenära beginnt mit 776 v. Chr., wo Koröbos den Sieg gewann, und ſchließt mit der 293. O. oder 394 n. Chr. Doch kam dieſe Art der Zeitrechnung, die übrigens nicht in das bürgerliche Leben überging, ſondern bloß von den Schriftſtellern gebraucht wurde, erſt um 260 v. Chr. durch den Geſchichtſchreiber Timäos aus Sicilien auf und iſt jetzt nur noch in der griech. Kunſtgeſchichte gebräuchlich.

Olympias, Tochter des Epirotenkönigs Neoptolemos aus dem Geſchlechte des Achilleus, ſeit 357 v. Chr. Gemahlin des Königs Philipp von Makedonien, 356 Mutter Alexanders d. Gr., verband mit Schönheit und Verſtand einen herrſchſüchtigen Charakter. Als infolge eingetretener Mißverhältniſſe Philipp ſich von ihr getrennt und Kleopatra, des Attalos Nichte, zu ſeiner Gemahlin erhoben hatte, hetzte ſie ihren Sohn gegen Philipp auf, trug zur Ermordung ihres frühern Gemahls 336 bei, ehrte das Andenken des Mörders und rächte ſich grauſam an der Kleopatra. Als Alexander nach Aſien zog, bekämpfte ſie den Reichsverweſer Antipater. Nach Alexanders Tod entfloh ſie zwar nach Epiros, kehrte aber 319 zurück, um die Vormundſchaft über ihren Enkel zu übernehmen, und opferte mehrere Mitglieder der königlichen Familie, wie den Stiefbruder und Nachfolger Alexanders, Arrhidäos, nebſt ſeiner Gemahlin, und andere vornehme Makedonier ihrer Rache. Kaſſandros, vom Volk zu Hülfe gerufen, ſchloß ſie in Pydna ein und ließ ſie, als ſie ſich, durch Hunger bezwungen, endlich ergab, 315 ermorden.

Olympier, ſ. v. w. Olymposbewohner, ſpeciell Beiname des Zeus.

Olympiodōros, Geſchichtſchreiber aus Theben in Aegypten, lebte am Hof des Honorius in der erſten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. und ſchrieb in 22 Büchern eine Geſchichte des weſtrömiſchen Reichs von 407—425, wovon ſich in der »Bibliothek« des Photius ein Auszug findet.

Olympiſche Spiele, die berühmteſten unter den vier großen Feſtkampfſpielen der alten Griechen, benannt nach ihrem durch ſie geweihten Schauplatz, dem Thal Olympia (ſ. d.) in Elis, wo ſie dem Zeus zu Ehren alle vier Jahre gefeiert wurden; die Blüte ſowohl als der Haupthebel der faſt ausſchließlich auf den Wettkampf hinzielenden griechiſchen Gymnaſtik und zugleich der beſtimmteſte Ausdruck der nationalen Einheit der verſchiedenen Stämme und zerſtreuten Kolonien der Griechen. Ihre Gründung wurde früh an die Sagen von Zeus, Pelops und Herakles angeknüpft, ihre Neugeſtaltung in geſchichtlicher Zeit auf den Eleer Iphitos zurückgeführt, welcher auch in Gemeinſchaft mit dem ſpartaniſchen Geſetzgeber

Lykurg (um 880 v. Chr.) den Gottesfrieden angeordnet haben soll, der zur Zeit der Feier, von elischen Herolden verkündet, für die Betheiligten in ganz Griechenland, für das olympische Gebiet aber dauernd gelten sollte. Seit 776, wo Koröbos im Wettlauf siegte, wurden die Namen der Sieger aufgezeichnet, weshalb später an dieses Jahr die Zählung der den vierjährigen Zeitraum von Fest zu Fest umfassenden Olympiaden anknüpfte. Die Blütezeit der Spiele ist das 6. Jahrh. und das 5. bis zum Peloponnesischen Krieg; aber auch später noch dauerten sie fort während aller Streitigkeiten der hellenischen Stämme und Bünde und selbst noch unter römischer Herrschaft; suchten doch auch römische Kaiser, wie Nero, die Ehre des olympischen Kranzes. Die Feier fiel in die Vollmondszeit nach der Sommersonnenwende und wurde nach und nach von einem auf fünf Tage ausgedehnt, als zu dem einfachen, die Laufbahn des Stadion durchmessenden Wettlauf mehr und mehr andere Wettkämpfe hinzukamen, wie der Doppellauf, Dauerlauf, Waffenlauf, Ringkampf, Faustkampf, der aus Sprung, Speerwurf, Lauf, Diskoswurf und Ringen zusammengesetzte Fünfkampf (Pentathlon, vgl. über diese Kämpfe Gymnastik) und Kämpfe der Knaben; ferner die ritterlichen Kämpfe des Wagenrennens mit Vier- und Zweigespannen, Reiterrennen und andere Wettleistungen, wie die von Herolden und Trompetern. An diese Kämpfe schlossen sich Aufzüge und Festopfer an, welche die Vertreter von Staaten oder einzelne Sieger darbrachten, vor allen die von den Eleern dem Zeus als Hauptdankopfer geweihte Hekatombe. Zu den Kämpfen wurden nur freie, unbescholtene Hellenen, die sich eine bestimmte Zeit auf einem griechischen Gymnasion geübt hatten, zugelassen; dieselben hatten um die Reihenfolge zu loosen und vor der Bildsäule des schwurhütenden Zeus sich eidlich zu ehrlichem Kampf zu verpflichten. Die Leitung des Festes stand bei den Eleern, deren angesehenste Männer als Hellanodiken (Hellenenrichter) die Kämpfe ordneten und die Beobachtung der Kampfgesetze überwachten, während als niedere Festpolizei die Alyten dienten. Die Belohnung für den Sieger (Olympionikes) bestand in einem Kranz, geflochten aus den Zweigen des heiligen wilden Oelbaums, die von einem Knaben, dessen beide Eltern noch lebten, mit goldenem Messer abgeschnitten wurden. Die Kränze waren im Tempel des Zeus zu den Füßen seines herrlichsten Standbildes auf einem prächtigen Tisch zur Schau aufgestellt und wurden hier den Siegern von einem Hellanodiken auf das Haupt gesetzt, nachdem dasselbe zuvor mit einer wollenen Binde umwunden worden war. Zu dem Kranz wurde noch eine Palme gereicht, welche auf vielen antiken Statuen und Vasen mit erscheint. In den Wettkämpfen mit Werthpreisen kamen auch Preise zweiten und dritten Ranges vor. Bei der Bekränzung wurde des Siegers Name nebst dem seines Vaters und Vaterlands durch den Herold ausgerufen. Die Sieger durften sich in dem heiligen Hain eine Statue setzen lassen, Siegesmahle wurden zu ihren Ehren gehalten, und die gefeiertsten Dichter, wie Simonides und Pindar, verherrlichten sie in Gesängen; galt doch ein olympischer Kranz den Hellenen als der Gipfel menschlicher Glückseligkeit. In ihrer Heimat wurden die Sieger in feierlichem Triumphzug eingeholt und ihnen Ehrenstatuen errichtet. In Athen wurden sie im Prytaneon gespeist, in Sparta durften sie in der Nähe des Königs kämpfen. Sie waren frei von allen Staatslasten und genossen sonst noch bedeutende Vorrechte. Als Zuschauer strömten zu den Olympischen Spielen die Hellenen aus allen griechischen Gauen und weit entlegenen Pflanzorten zusammen; die Zulassung des weiblichen Geschlechts dagegen zum Zuschauen war auf jeden Fall eine äußerst beschränkte. Besondern Glanz verliehen dem Feste die Gesandtschaften (Theorien), in denen die einzelnen Staaten ihre angesehensten Männer schickten. Wegen dieses in seiner Art einzigen Zusammenflusses entwickelte sich um diese Spiele nicht nur, wie natürlich, ein belebter Jahrmarkt mit Austausch der mannigfaltigsten Waaren, sondern sie wurden auch benutzt zu allerlei Bekanntmachungen, und Dichter, Redner, auch bildende Künstler, suchten vor so auserlesener Versammlung ihre Leistungen bekannt zu machen; auch von Herodot erzählt man ja, daß er Theile seines Geschichtswerks hier vorgelesen habe. — Nachbildungen der Olympischen Spiele, gleichfalls Olympien genannt, entstanden sowohl in Athen als später in einer Reihe von hellenischen, besonders asiatischen Städten. Vgl. Krause, Olympia, oder Darstellung der großen Olympischen Spiele (Wien 1838), und den anziehenden Vortrag von Ernst Curtius: »Olympia« (Berl. 1852).

Olympos (Olymp), Gebirge im N. Griechenlands, der südöstliche Zweig des die Grenze zwischen Makedonien und Thessalien bildenden Gebirgszugs; im engern Sinn der äußerste Theil desselben, der sich parallel mit der Küste Piëriens von der Stadt Dion bis zur Mündung des Peneios erstreckt und durch das Thal Tempe vom Ossa getrennt ist. Seine Höhe beträgt 2973 Meter. Er wird von den Alten als bis in die Wolken reichend und schneebedeckt geschildert und galt für den Sitz der Homerischen Götter, die hier im Palaste des Zeus zu Berathung und Schmaus zusammenzukommen pflegten. Später versetzten die Philosophen, namentlich die Mathematiker, die Gottheit auf die äußerste, um die Planetenkreise sich bewegende Himmelssphäre, und auch dieser neue Göttersitz erhielt den Namen O. Der jetzige Name des O. ist Elymbos (türk. Semawat Ewi, »Sitz der Himmlischen«). Auch noch mehrere andere Berge führten den Namen O., z. B. die nordwestliche Fortsetzung des Tauros in Mysien, ein Gebirge auf der Insel Cypern u. a. Vgl. Bufalo delle Valle, Der Olymp zur jetzigen Zeit (Wien 1876).

Olynthos, die bedeutendste griech. Kolonie an der Südküste Makedoniens, am Toronäischen Meerbusen, zwischen den Halbinseln Pallene und Sidonia, ward von Xerxes erobert und darauf mit Chalkidiern bevölkert. Zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs durch die Einwanderung vieler Bewohner der kleineren Seestädte von Chalkidike wesentlich vergrößert, behauptete O. seine Selbständigkeit gegen Athener, Spartaner und Makedonier, bis es 379 v. Chr. die Spartaner als Bundesgenossen, d. h. als Herren, anerkennen mußte. Bald darauf wurde ihr Gebiet von Philipp von Makedonien noch durch den Besitz von Potidäa verstärkt. Als aber der genannte König zur Gründung einer Seemacht alle griechischen Seestädte an der thrakisch-makedonischen Küste, darunter auch O., sich unterwerfen wollte, kam es zwischen ihm und den Olynthiern zum Kampf; letztere wurden in zwei Schlachten besiegt und die Stadt schließlich, da die Athener, trotzdem daß Demosthenes zu Gunsten von O. die sogen. Olynthischen Reden hielt, mit der erbetenen Hülfe zögerten, 348 von Philipp erobert und von Grund aus zerstört. Vgl. Vömel, De Olynthi situ, civitate, potentia et eversione (Frankf. 1827).

Oma (Haruku), eine der Molukkeninseln, zur Gruppe der Amboinen gehörig, östlich bei Amboina, 22 Kilom. lang, bergig, reich bewässert, mit Anbau von Gewürznelkenbäumen und Kokospalmen und 7158 Einw. Hauptort ist Haruku mit dem Fort Zelandia.

Omagh (spr. ommäh), Hauptstadt der Grafschaft Tyrone in der irischen Provinz Ulster, am Strule, mit Gerichtshof, Kaserne, 6 Kirchen, Irrenhaus, Getreide- und Leinwandhandel und 3724 Einw.

Omägra (griech.), Schultergicht.

Omagua (auch Campeva oder Plattköpfe), Gruppe von Indianerstämmen, welche theils in Brasilien am obern Marañon abwärts bis gegen den Putumayo hin und am Oberlauf des Yapura wie auch am Parime, theils (als Enagua ꝛc.) in den Vereinigten Staaten von Kolumbien am Guaviare wohnen, zur Zeit der spanischen Eroberung durch ihre Kultur sich vortheilhaft auszeichneten, jetzt aber herabgekommen sind. Sie gehören zum Volk der Tupi, haben aber eine hellere Hautfarbe. Den Schädeln ihrer Kinder geben sie durch künstliche Behandlung eine flach gedrückte Gestalt.

Omaha, Stadt im nordamerikan. Staat Nebraska, am Missouri, über welchen eine großartige Eisenbahnbrücke hinüber nach Council Bluffs führt, mit 25 Kirchen, einem großartigen Gebäude, in welchem der Gerichtshof der Vereinigten Staaten und das Postamt untergebracht sind, Schmelzhütten, Werkstätten der Union-Pacificbahn und (1875) 20,000 (1860 erst 1883) Einw. 1874 wurden hier für 5,400,000 Mark Gold und Silber und für 3,200,000 Mark Blei geschmolzen. O. wurde 1854 gegründet.

Omajjaden, s. Omejjaden.

Omân, Landschaft in Arabien (s. d., S. 785).

Omar, der zweite Chalif, geboren um 592 n. Chr. zu Mekka, ein Mann von gigantischer Gestalt, fabelhafter Kraft und großem Muth, war schon seit 618 Mohammeds Anhänger, begleitete ihn ins Exil nach Medina, zeichnete sich in den Kämpfen des Propheten gegen die Mekkaner, in denen er oft dessen weiße Fahne trug, namentlich in der Schlacht bei Ohod (625), durch seine Tapferkeit aus, bewirkte nach Mohammeds Tode 632 Abu Bekrs Wahl zum Chalifen und übte während der Regierung desselben großen Einfluß aus. Abu Bekr bestimmte ihn 634 zu seinem Nachfolger. O. zeichnete sich aus durch demüthige Frömmigkeit, Sittenreinheit, gewissenhafte Pflichterfüllung; auch besaß er Einsicht und Thatkraft und hielt die Gesetze des neuen Glaubens mit einer oft an Härte grenzenden Strenge aufrecht; seinen eigenen Sohn soll er wegen Weintrinkens haben zu Tode geißeln lassen. Er lebte in Medina, am Grab des Propheten, in größter Einfachheit von Gerstenbrod, Datteln oder Oliven und Wasser, während seine Feldherren Chalid und Amru große Reiche (Syrien, Persien, Aegypten) eroberten. Die ungeheure Beute aus deren Eroberungskriegen vertheilte O. mit verschwenderischer Freigebigkeit an die Krieger. Er begründete das Chalifenreich, indem er die Verwaltung organisirte; auch führte er den Titel »Fürst der Rechtgläubigen« ein sowie die Aern der Hedschra. 637 zog er in Jerusalem ein und befahl dort den Bau der nach ihm benannten Moschee. Gegen Juden und Christen zeigte er eine große Härte und belastete sie mit unerschwinglichen Steuern; als er einem christlichen Handwerker aus Kufa Firuz seine Bitte um Erleichterung derselben abschlug, ermordete ihn dieser 3. Nov. 644.

Ombay (Allor), Insel im Indischen Archipel, zu den Kleinen Sundainseln gehörig, durch die Straße von O. von der südlich liegenden Insel Timor getrennt, über 4400 QKilom. (80 QM.) groß, ist hoch und waldig und hat eine zahlreiche, sehr wilde Bevölkerung (Menschenfresser).

Ombrés (franz., spr. ongbré, ombrirte Zeuge), streifig gefärbte Wollstoffe, deren Streifen in der Mitte am dunkelsten sind und nach beiden Seiten lichter werden, so daß zwischen den dunkelsten Stellen Streifen entstehen, welche in der Mitte am hellsten sind. Man erhält die O., indem man die Stoffe über einen Satz von rotirenden Scheiben zieht, welche an ihrer Peripherie mit Wolle überzogen sind und zum Theil in die Färberflotte tauchen. So entstehen Streifen auf dem Gewebe, welche etwas in die Breite verlaufen und dadurch den bezeichneten Effekt hervorbringen. Aehnliche Gewebe werden aus den ombrirten Garnen hergestellt (s. Färberei, S. 528).

Ombrométer (griech.), s. v. w. Regenmesser.

Ombróne, Fluß in Mittelitalien (Toscana), entspringt auf den Apenninen, unweit des gleichnamigen Klosters, östlich von Siena, durchfließt in südwestlicher Richtung mit vielen Windungen bald sandige, flache Thalsohlen, bald öde, tiefe Gebirgsschluchten und mündet nach einem Laufe von 180 Kilom. südwestlich von Grosseto in das Mittelländische Meer.

O'Meara (spr. omihrä oder omehrä), Barry Edward, der Arzt Napoleons I. auf St. Helena, geb. 1786 in Irland, diente als Wundarzt auf der britischen Flotte und war 1815 auf dem Bellerophon, auf dem der bei Waterloo besiegte Kaiser Zuflucht suchte. Bei der Ueberfahrt von Rochefort nach Plymouth hatte O. mehreren französischen Officieren hülfreich beigestanden, daher ihn der Kaiser aufforderte, ihn nach St. Helena zu begleiten. O. stand drei Jahre lang dem Gefangenen treulich zur Seite, gerieth aber in Konflikt mit dem Gouverneur Hudson Lowe, welcher von ihm Berichte über den Kaiser verlangte. Er mußte deshalb 25. Juli 1818 St. Helena verlassen. Die Veröffentlichung seines Tagebuchs: »Napoleon in exile, or a voice from St. Helena« (Lond. 1822, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1822) hatte für O. den Verlust seiner Anstellung als Marinearzt zur Folge. Er starb zu London 3. Juni 1836.

Oméga, das lange oder gedehnte griech. o (Ω, ω), der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets; vgl. »A«.

Omejjaden (Omajjaden, Omajjiden), arab. Geschlecht, aus welchem mehrere Herrscherdynastien hervorgingen, gehörte, wie die Familie Haschem, aus welcher Mohammed abstammte, zum Stamm Koreisch, der über Mekka herrschte. Stammvater war Omejja, Sohn Abd Schems und Enkel Abd Menafs. Als Mohammed auftrat, hatten die O. bedeutendes Ansehen daselbst, und ihr Oberhaupt Abu Sofian, der Gemahl der schrecklichen Hind, Omejja's Enkel, war einer der Anführer der Koreischiten im Kampf gegen Mohammed, den er bei Ohod 625 besiegte, und dem er sich erst 630 unterwarf. Abu Sofians Sohn Muawija ward von Othman zum Statthalter von Syrien ernannt, trat nach dessen Ermordung 656 als Bluträcher für ihn auf und empörte sich gegen Ali. Nach dem unentschiedenen Kampf mit Ali bei Siffin 657 ward er in Damaskus zum Beherrscher der Gläubigen ausgerufen und nach Ali's Ermordung und Ausrottung seiner Nachkommen 661 allgemein als Chalif anerkannt. Mit ihm beginnt die erste Dynastie der O. im Araberreich, welche, in Damaskus residirend, dem Reich 14 Chalifen gab, die Herrschaft des Islam zur höchsten Blüte und Aus-

breitung brachte, Künste und Wissenschaften pflegte und bei der allgemeinen Ermordung der O. durch die Abbassiden mit Merwan II. 750 unterging (s. Chalifen). Der Ermordung entgingen nur zwei Mitglieder, von denen das eine, Abd ur Rahmân, nach Spanien entkam und dort 755 der Begründer der zweiten Dynastie der O. zu Cordova wurde; die Herrschaft derselben (755—1031) endigte mit der Thronentsagung Hischams III., nach welcher das schon seit längerer Zeit im Innern zerrüttete Chalifat von Cordova in einzelne kleine Königreiche zerfiel (s. Spanien, Geschichte). Vgl. Aschbach, Geschichte der O. in Spanien (2. Aufl., Wien 1860); Dozy, Geschichte der Mauren in Spanien (deutsch, Leipz. 1874). Als eine dritte Dynastie rechnet man zu den O. die der Beni Taher, welche 1453—1517 über Jemen herrschte und mit dem vierten Fürsten, Amir ibn Abd ul Wehhab, erlosch.

Omelette (franz.), in der Pfanne gebackener Eierkuchen; o. aux confitures, mit Fruchtkompott u. dgl. gefüllter Eierkuchen.

Omen (lat.), bei den Römern besondere Art der Vorzeichen, im allgemeinen jede Begebenheit, die etwas Zukünftiges voraus bezeichnet, speciell aber jedes gesprochene Menschenwort, insofern es von dem, der es hört, als Vorzeichen der Zukunft aufgefaßt wird. Durch gewisse Redeformeln glaubte man indeß die unglücklichen Worte unschädlich machen zu können. Der Opfernde verhüllte das Haupt, um sich gegen alle ungehörigen Eindrücke zu sichern; es wurde Stille geboten, man machte Musik, damit schlimme Omina nicht gehört werden könnten, ꝛc. Besonders vorsichtig zeigte man sich bei solennen Reden, bei Neujahrsglückwünschen ꝛc. Die Bedeutung solcher Omina festzustellen war Sache der sogen. künstlichen Divination, die besonders bei den Römern sehr ausgebildet war.

Omer Pascha, türk. General, ein Renegat, hieß ursprünglich Michael Latas, geb. 24. Nov. 1806 zu Plasky in dem kroatischen Militärgrenzland, wo sein Vater Verwaltungsleutnant des Oguliner Bezirks war, trat als Kadett in das Oguliner Grenzregiment und desertirte 1828 auf die Nachricht, daß sein Vater im Spiel 100 Fl. aus der Kriegskasse verloren habe und deshalb kassirt worden sei, nach Banjaluka in Bosnien; 1829 trat er zu Widdin in die Dienste des Wessirs Hussein Pascha und ward nach Annahme des Islam Erzieher von dessen Kindern. Mit Empfehlungen desselben ging er 1834 nach Konstantinopel, wo er eine Anstellung als Schreiber im Kriegsministerium fand. Bald darauf ward Omer Efendi, wie sich Latas jetzt nannte, zum Schreiblehrer des Prinzen und spätern Sultans Abd ul Medschid ausersehen und zugleich mit dem Rang eines Jüz Baschi (Kapitäns) in die türkische Armee aufgenommen. Rasch stieg er von Stufe zu Stufe, und schon vier Jahre später erhielt er das Patent eines Obersten und 1839 das Kommando eines nach Syrien gegen Ibrahim Pascha beorderten Korps, mit dem er den weit überlegenen Feind bei Beksava aufs Haupt schlug. Er erhielt dafür den Rang eines Liwa's oder Brigadegenerals. 1842 ward er mit dem Militärgouvernement im Libanon betraut, mußte es aber wegen allzu vieler Klagen der Christen über die Härte des Renegaten gegen sie bald wieder niederlegen. 1843 machte er unter dem Oberbefehl Redschid Pascha's den Feldzug in Albanien gegen den Rebellen Dschuleka mit, den er gefangen nahm, und 1846 erhielt er das Kommando gegen die aufständischen Kurden, welche er wieder unterwarf. Als 1848 die Unruhen in den Donaufürstenthümern ausbrachen, besetzte er dieselben mit den Russen gemeinschaftlich, beschoß die Kaserne zu Bukarest und blieb hier als Militärgouverneur bis April 1850. Im Sommer unterdrückte O. den Aufstand des bosnischen Adels, und im Herbst pacificirte er die Herzegowina. 1853 eröffnete er, nunmehr zum Pascha ernannt, den Kampf gegen Rußland an der Donau, siegte 2. Nov. bei Oltenitza, entsetzte 1854 Silistria und zog in Bukarest ein. Hierauf mit 30,000 Türken nach der Krim beordert, kämpfte er mit vor Sebastopol und ward 1855 mit einem türkischen Korps nach Batum eingeschifft, um die bedrängte Festung Kars zu befreien; er kam indessen zu spät. Später Gouverneur in Bagdad, fiel er 1859 wegen vielfacher Ueberschreitung seiner Amtsgewalt in Ungnade und ward nach Kursput verbannt. Schon 1861 aber ward er nach Konstantinopel zurückgerufen und erhielt den Oberbefehl in der Herzegowina, wo er 1862 den Aufstand unterdrückte und mit Erfolg den Krieg gegen Montenegro führte. 1864 aber ward er zum Feldmarschall ernannt und an die Spitze des 3. Armeekorps gestellt. Seinen Wohnsitz nahm O. nunmehr in Monastir. Der Frühling 1867 führte ihn nach Kreta zur Niederwerfung des dort entzündeten Aufstandes. Trotz der grausamen Strenge, mit der er zu Werke ging, gelang es ihm nicht, desselben Herr zu werden. Im Herbst 1867 kehrte er nach Konstantinopel zurück, lebte mit dem Titel eines Serdari Ekrem (Generalissimus) ohne dienstliche Stellung, war vorübergehend 1868 als Kriegsminister thätig und starb 18. April 1871

Omittiren (lat.), etwas weglassen, versäumen; Omissa, Ausgelassenes, Uebergangenes; Omission, Aus-, Unterlassung.

Omladina (»Jugend«), serb. Geheimverbindung zur Förderung der Einigung und Unabhängigkeit der serbischen Nation. Die O. war ursprünglich ein schon vor 1848 von serbischen Studenten in Preßburg gegründeter literarischer Verein, der seine gemeinschaftlichen Poesien unter dem Namen O. im Druck erscheinen ließ; O. wurde daher allgemein für die serbische Studentenschaft gebraucht. Erst als Wladimir Jovanowitsch 1866 nach der Woiwodina übersiedelte, erhielt die O. eine andere Gestalt und Organisation: in Nowisad (Neusatz) in Südungarn wurde ein Centralkomité, in allen serbischen Ortschaften diesseit und jenseit der Donau Subkomité's gebildet, von den Beiträgen der rasch sich mehrenden Mitglieder (2 Fl. jährlich) omladinistische Volksbücher, Kalender und Zeitungen, namentlich die von Miletitsch redigirte »Zastava«, herausgegeben, öffentliche Vorträge gehalten, Wanderversammlungen veranstaltet u. dgl. m. Die Befreiung und Einigung des Serbenthums war das Ziel der Agitation. Da die Wanderversammlung in Werschetz 1867 die Forderung der ungarischen Regierung, daß durch die Statuten die Unterthanen fremder Staaten von der Mitgliedschaft der O. ausgeschlossen würden, nicht annehmen wollte, auch Flüchtlinge aus der Herzegowina und Abgesandte aus Montenegro als Redner auftraten, so wurde die Versammlung von der Polizei gewaltsam gesprengt und alle omladinistischen Komité's in Ungarn aufgelöst und verboten. Auch in Belgrad wurde gleichzeitig die Versammlung der O. auf Befehl des Fürsten Michael Obrenowitsch vertrieben. Jedoch setzte sie ihre Thätigkeit mit verdoppeltem Eifer heimlich fort und wuchs sowohl in Serbien wie in Ungarn zu einer beträchtlichen Macht heran. Sie bekämpfte zugleich die absolutistische Regierung des Fürsten

Michael und die Konstituirung der ungarischen Krone nach dem Ausgleich. Die Ermordung Michaels (10. Juni 1868) hatte daher scharfe Maßregeln gegen die O. zur Folge. Die Ereignisse von 1875 und 1876, der Aufstand in der Herzegowina, der Anschluß an Rußland brachten die Partei der O. in Serbien völlig zur Herrschaft; der Ministerpräsident Ristitsch warf sich ihr in die Arme und verficht ihre Ideen in seinem Organ: »Jstok« (»Osten«), während in Ungarn die Regierung sich ihr mit Energie widersetzte, die Zuzüge von Freischaren nach Möglichkeit unterdrückte und einen ihrer Führer, Miletitsch, durch zeitweilige Verhaftung unschädlich machte.

Ommeganck, Balthasar Paul, berühmter Thier- und Landschaftsmaler, geb. 1755 zu Antwerpen, Schüler H. Antonissens, ward Professor an der Antwerpener Akademie, 1815 Kommissär zur Reklamirung der von den Franzosen entführten belgischen Kunstschätze, Mitglied des königlich niederländischen Instituts ꝛc.; starb in seiner Vaterstadt 18. Jan. 1826. Seine Werke zeichnen sich durch treffliche Komposition, Zeichnung, Perspektive und Beleuchtung, seltener durch Wärme und Frische des Kolorits aus. Zu den beliebtesten und besten Darstellungen Ommegancks gehören Schafe und Ziegen.

Ommen (Stadt O.), Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, an der Vecht, mit Kantonalgericht, einer reformirten und einer Separatistenkirche, einigen Fabriken und (1869) 3275 Einw.

Ommerschans, Ort in der niederländ. Provinz Overyssel, im SO. von Meppel, mit 1949 Einw. und einer Arbeitskolonie für Bettler, die 1821 von der Niederländischen Wohlthätigkeitsgesellschaft gegründet und später vom Staat übernommen wurde.

Omne nimium nocet, lat. Sprichwort: »alles Uebermaß schadet«, »allzu viel ist ungesund«.

Omne simile claudicat, lat. Sprichwort: »jedes Gleichnis hinkt«, d. h. es paßt nie ganz.

Omnia in majórem Dei glóriam (lat.), »alles zu größerer Ehre Gottes«; vgl. Jesuiten, S. 539.

Omnia mea mecum porto (lat.), »alles Meinige trage ich bei mir«, Denkspruch des Bias (s. d.), auch Motto des »Wandsbecker Boten« (Claudius).

Omnibus (lat., »für alle«), Gesellschaftswagen, eine Art vielsitziger Lohnwagen, welche zu bestimmten Zeiten regelmäßige Fahrten machen, in größeren Städten ein fast unentbehrliches Kommunikationsmittel. Sie wurden zuerst 1823 für den innern Verkehr von Paris eingeführt.

Omnigraph (lat.-griech.), eine von P. F. Becker 1841 in London erfundene Maschine zur Erleichterung einer gleichmäßigen und korrekten Gravirung von Schrift auf den lithographischen Stein. S. Graphische Künste, S. 59.

Omniparität (neulat.), allgemeine Rechtsgleichheit.

Omnipotenz (lat.), Allmacht.

Omnipräsenz (lat.), Allgegenwart.

Omniscienz (lat.), Allwissenheit.

Omnium (lat.), Ausdruck im englischen Anleihesystem, bezeichnet die den Staatsgläubigern als Unterpfand haftenden gesammten Staatseinkünfte.

Omnivören (lat., »Allesfresser«), Bezeichnung von Thieren, welche vegetabilisches und animalisches Futter fressen.

Omoa, Hafenstadt in der centralamerikan. Republik Honduras, am Karibischen Meer, mit Fort und 2000 Einw. Der Handel ist hier, wie im benachbarten Puerto Caballos, gering und harrt noch der Ausführung der Honduraseisenbahn.

Omophägen (griech.), Menschen, welche rohes Fleisch essen.

Omphacit, s. Eklogit.

Omphäle, s. Herakles.

Omphalomantie (griech.), Wahrsagung aus der Nabelschnur, deren Knoten die Zahl der nachfolgenden Kinder andeuten sollen.

Omphalopsychiten (Omphalopsychoi, griech., »Nabelseelen«), s. v. w. Hesychasten.

Omphalóptron (griech.), ein linsenförmig geschliffenes Vergrößerungsglas.

Omphälos (griech.), der Nabel; Erhöhung in der Mitte einer Fläche, Mittelpunkt; daher der Erdnabel, eine kuppelartige Erhebung von weißem Marmor, rings mit Binden behängt, im Tempel zu Delphi.

Omra (arab.), die Pilgerfahrt der Gläubigen nach Mekka.

Omri, König von Jsrael 899—875 v. Chr., wurde nach der Ermordung Ela's durch Simri vom Heer auf den Thron erhoben, überwand Simri und einen andern Nebenbuhler, Thibni, verlegte die Residenz nach Schomron (Samaria), herrschte mit Klugheit und Kraft und vererbte die Krone auf seinen Sohn Ahab.

Omsk, Hauptstadt des russ. Generalgouvernements Westsibirien, in der Provinz Akmolinsk, an der Mündung des Om in den Jrtysch gelegen, ist eine wichtige Festung und ein Hauptwaffenplatz der Garnisonen im östlichen Abschnitte der Kirgisensteppen, Sitz des Generalgouverneurs von Westsibirien und Telegraphenstation, hat 5 griechische, eine katholische und eine protest. Kirche, eine Moschee, eine Kadettenanstalt (300 Schüler), Reitschule für Kosaken, Militärtuchfabrik, ein Arbeitshaus für Verbannte, Handel mit den Kirgisen und Bucharen und (1871) 30,559 Einw., darunter viele Verwiesene u. 4000 Mann Garnison.

Onäger, s. Esel. Den Namen O. führte bei den Alten auch ein Wurfgeschütz, eine einarmige Katapulte.

Onagraceen, s. v. w. Oenothereen.

Onanie (Manustupration, Masturbation, Selbstbefleckung), eine Form der unnatürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebs, welche bei männlichen wie bei weiblichen Personen vorkommt und darin besteht, daß die betreffende Person sich selbst durch allerhand Manipulationen mit den Geschlechtstheilen diejenigen Wollustempfindungen zu verschaffen sucht, welche naturgemäß bei der Begattung empfunden werden. Der Name O. stammt her von Onan, einer biblischen Persönlichkeit (vgl. 1. Mos. 38, 4, 8—10). Die Gewohnheit der O., welche infolge des Säfteverlustes und der stets vorhandenen unnatürlichen Aufgeregtheit die körperliche und geistige Zerrüttung des betreffenden Individuums herbeiführen kann, ist mehr als eine geschlechtliche Unart, wie sie einige nennen, aber sehr oft auch weniger als ein Laster, wie andere sie bezeichnen. Die O. beobachtet man in ungemein zahlreichen Fällen schon bei Kindern, und sie pflegt selten eher unterlassen zu werden, als bis das eheliche Verhältnis die natürliche Befriedigung des Geschlechtstriebs mit sich bringt. Man darf annehmen, daß in vielen Fällen das böse Beispiel oder direkte Anleitung zur O. verleitet, sowie daß nicht leicht von der Gewohnheit durch bloße sittliche Kraft abgegangen werden wird, wenn nicht ein Ersatz dafür sich bietet. Jn einer Minderzahl von Fällen sind wirkliche Erkrankungen der Geschlechtstheile die erste Veranlassung der O. Unter solchen Umständen ist es dringende Pflicht, Kinder und zumal der Pubertät sich nähernde junge Leute streng zu beaufsichtigen, sie vor bösem Beispiel zu bewahren

und den erwachenden Trieb durch zweckmäßige körperliche und geistige Thätigkeit abzuleiten. Die Folgen, welche die O. für den Körper hat, sind offenbar vielfach arg übertrieben worden; doch pflegen sich, zumal bei Kindern, mannigfache Zeichen einzustellen, welche darauf hindeuten, daß dieselben der O. frönen. Diese Zeichen bestehen vorzugsweise in Magerkeit und Blässe bei sonstiger Gesundheit und gutem Appetit, in einer gewissen geistigen Trägheit, Unaufgelegtsein zur Arbeit, Neigung zur Melancholie, in dem Aufsuchen der Einsamkeit ꝛc. Daß die O. in einzelnen Fällen auch zur tiefern körperlichen Zerrüttung und zu Geisteskrankheiten die Veranlassung werden kann, ist nicht abzuleugnen. So viel steht aber fest, daß die sittliche Seite des Menschen durch die O. eine ungleich größere Einbuße erleidet als die körperliche. Daher kommt es denn auch, daß bei der O. der Arzt und die Medicin weniger in Frage kommen als der Erzieher und die Erziehungskunst. Der Arzt kann das Werk der Erziehung durch seine Anordnungen nur unterstützen. Die Hauptsache bleibt Verhütung des bösen Beispiels, angemessene körperliche und geistige Thätigkeit bei mäßiger Nahrungszufuhr und Vermeidung aller reizenden Speisen und Getränke, kühle Bekleidung und kühles Lager. Die letzte Mahlzeit am Tag muß 3—4 Stunden vor dem Schlafengehen eingenommen und eher knapp als reichlich sein; man dulde nie, daß Kinder, ohne zu schlafen, im Bett liegen bleiben. Im Sommer sind kühle Flußbäder und Schwimmübungen ein gutes Ableitungsmittel. Am meisten sind die, welche der O. sich hingegeben haben, vor ärztlichen Charlatanen zu warnen, welche durch die übertriebene Schilderung der Nachtheile der O. die betreffenden Individuen in eine furchtbar quälende Gemüthsverfassung zu bringen suchen, um sie desto sicherer zur Abnahme ihrer nutzlosen und unsinnigen Geheimmittel zu bestimmen.

Oñate (spr. onjáte), Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, an der Straße von Tolosa nach Vittoria, früher Hauptort einer Grafschaft sowie Sitz einer Universität, hat Industrie in Wolle, Kupfer, Eisen und Leder und 5646 Einw.

Onbaschi (türk., »Haupt von zehn«), in der türk. Armee etwa s. v. w. Korporal.

Onça, portug. und brasil. Handelsgewicht, = 1/16 Arratel (s. d.); als Gold- und Silbergewicht = 1/8 Marco = 28,688 Gramm. Auf Madeira nahe 1 pro Mille kleiner. Vgl. Onza.

Onchéstos, Ort im alten Böotien, am See Kopaïs, berühmt durch einen Tempel und Hain des Poseidon, dem man hier das Fest Onchestia feierte. Der Tempel, jetzt Kloster Mazaraki, lag auf dem sogen. Sphinxberg (jetzt Faga). O. war Sitz des Amphiktyonengerichts der alten Böoter.

Oncken, Wilhelm, Geschichtsforscher, geb. 19. Dec. 1838 zu Heidelberg, besuchte die Universitäten Heidelberg, Göttingen und Berlin, habilitirte sich 1862 als Privatdocent der Philologie und Geschichte zu Heidelberg, ward 1866 außerordentlicher Professor daselbst und 1870 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Gießen, seit 1873 hessischer Landtagsabgeordneter für die Stadt Gießen, 1874—76 Mitglied des deutschen Reichstags. Er schrieb: »Athen und Hellas« (1865—66, 2 Thle.); »Die Staatslehre des Aristoteles« (1870—75, 2 Thle.); »Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg« (Berl. 1876, Bd. 1).

Ondatra, s. Bisamratte.

Ondeggiaménto (spr. ondeddscha-, ital.), im musikalischen Vortrag die Bebung (s. d.).

On dit (franz., spr. ong di), »man sagt«; auch substantivisch, s. v. w. Gerücht.

Onéga (russ. Onéshskoje ózero), nächst dem Ladoga der größte europäische Binnensee, östlich vom Ladoga im russischen Gouvernement Olonez gelegen, mit einem Flächenraum von 9752 QKilom. (177 QM.), ist bei einer Küstenausdehnung von fast 1400 Kilom. 230 Kilom. lang und bis 81 Kilom. breit. Das nördliche Ufer ist reich an Klippen, Inseln und tief eingreifenden Buchten, welch letztere oft auch in eine Reihe langer, schmaler Seen übergehen. Die größte derselben ist die 122 Kilom. lange Powenezkaja, zwischen dem östlichen Festland und der Halbinsel Saoneshje. Das übrige Ufer ist meist flach und wenig gegliedert. Von den vielen Inseln sind die bedeutendsten: Klimezki mit über 30 Dörfern, Sjumari, die Gruppe der Olenji (Hirschinseln) mit reichen Kalklagern, Kish, Kerk, Sjenogubskij u. a. Der sehr fischreiche See ist durchschnittlich 156 Tage zugefroren. Die Tiefe soll stellenweise über 400 Meter betragen. Bemerkenswerth sind die hier, wie auf dem Nördlichen Polarmeer, vorkommenden Luftspiegelungen. Seit 1832 wird der O. von Dampfschiffen befahren, die hauptsächlich den regen Handel mit Korn und Industriewaaren als Einfuhr und Metall, Marmor, Lehm, Bausteinen, Holz und Fischen als Ausfuhr unterhalten. Um den das Marienkanalsystem befahrenden Barken die Schiffahrt zu erleichtern, ist der 1818 angefangene, aber erst 1851 ganz vollendete Onegakanal angelegt worden, welcher 68 Kilom. lang, 23 Meter breit und 2,14 Meter tief ist und die Mündung der Wytegra (am Süduser des Sees hinziehend und auf seinem Weg noch die Megra, Wodliza und Oschta kreuzend) mit dem Sswir, dem einzigen Abfluß des O. in den Ladoga, verbindet. Außer den eben genannten von S. kommenden Flüssen nimmt der O. noch von NW. die flößbare Schuja, Sjuna, Kumssa, Lumbusha, von O. die Njemina, Pjälma, Wodl, von SO. die Andoma, Ulets u. a. auf. — Der gleichnamige Fluß steht mit dem See in keiner Verbindung. Derselbe entspringt aus dem See Latscha im Gouvernement Olonez, nimmt die Wolokssa, Kena, Moscha und Kosha auf und ergießt sich nach einem Laufe von 425 Kilom. in die Onegabucht, den südlichsten Theil des Weißen Meers. An der Mündung des Flusses, im Gouvernement Archangel, liegt die Kreisstadt O. mit 2 Kirchen, Zollamt und (1873) 2500 Einw.

Oneglia (spr. onellja), Stadt in der ital. Provinz Porto Maurizio, an der Mündung des Impero in den Meerbusen von Genua, Station der Bahnlinie Nizza-Genua, hat ein Fort, ein Civil- und Korrektionstribunal, Hauptzollamt, Gymnasium, eine technische Schule, ein königliches Konvikt, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Taubstummeninstitut, einen Hafen, in dem 1875: 524 Schiffe mit 26,550 Tonnen ein- und ausliefen, eine Dampfmühle, Oelfabrikation und (1871) 8047 Einw. O. ist der Geburtsort Andreas Doria's.

Oneida, See im nördlichen Innern des nordamerikan. Staats New York, 35 Kilom. lang, 10 Kilom. breit und sehr fischreich, fließt westlich durch den Oneidafluß ab, welcher sich mit dem Senecafluß verbindet und dadurch den Oswego bildet. Der gleichnamige, zum Hauptstamm der Irokesen gehörige Indianerstamm bewohnt noch jetzt, 198 Seelen stark, eine Reservation im Staat New York; die Mehrzahl aber (1279 Seelen) ist nach Wisconsin versetzt worden. Südöstlich vom See liegt der gleichnamige Ort mit 5622 Einw.

Oneiromantie (griech.), Traumdeuterei.

Onĕra (lat., Mehrzahl von onus), im allgemeinen die mit dem Besitz einer Sache oder eines Rechts verknüpften Beschwerden und Leistungen. Daher onerös, mit Verpflichtungen verbunden; z. B. ein onerоses Rechtsgeschäft, im Gegensatze zu einem »lukrativen«, welches nur für den einen Teil eine Verpflichtung, für den andern aber lediglich einen Vorteil begründet.

Oniscus, die Assel.

Onkĕlos, angeblicher Verfasser der ältesten und besten, jedoch erst nachchristlichen chaldäischen Uebersetzung der fünf Bücher Moses'. S. Targum.

Onkologie (griech.), Lehre von den Geschwülsten (s. d.).

Onóbrychis *Tournef.* (Esparsette), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, ausdauernde Kräuter und Halbsträucher in Südeuropa und Westasien, mit unpaarig gefiederten Blättern, rothen oder weißlichen Blüten in winkelständigen Aehren, ansitzenden, eingliedrigen, zusammengedrückten, einsamigen, nicht aufspringenden, stacheligen, kammförmigen oder geflügelten Hülsen und nierenförmigen Samen. O. sativa *Lam.* (Hedysarum onobrychis *L.*, Esper), mit 60—90 Centim. hohem Stengel, sechs- bis zwölfpaarig gefiederten Blättern, kleinen Nebenblättern, bis 5 Centim. langen Blütenähren, blaßrothen, karminroth geaderten Blüten und erbsengroßen Hülsengliedern. Die Esparsette wächst wild in Süd- und Mitteleuropa und wird in Deutschland, Frankreich und England als Futtergewächs allgemein kultivirt, bei uns seit Anfang des 18. Jahrh. Sie verlangt einen kalkhaltigen, trockenen Untergrund und nimmt auf solchem auch mit geringerem Boden vorlieb, auf welchem die Luzerne nicht mehr wachsen würde. Sie mischt sich auch in das Gras dürrer Wiesen und erscheint auf besseren Wiesen in Gesellschaft mit Luzerne. Man säet sie in ein durch Hackfrüchte gereinigtes Land mit ihren Hülsen ohne Schutzfrucht ein und muß sie von Unkraut rein halten, welches besonders in den späteren Jahren immer mehr aufkommt. Sie hält 5—7 Jahre aus und liefert einen sehr reichen Schnitt, der in der Vollblüte abgebracht und gewöhnlich grün verfüttert wird. Das Futter übertrifft alle Kleearten und eignet sich für alle Hausthiere gleich gut. Den Samen nimmt man von alten Stöcken, welche umgebrochen werden müssen. Die Esparsette hinterläßt den Boden schön gekräftigt, und wenn man ihr Kompost gegeben hat, zeigt sich die Bodenkraft merklich erhöht. Da die Wurzeln sehr tief eindringen, so widersteht die Esparsette der größten Dürre.

Onod, Marktflecken im ungar. Komitat Borsod, am Einfluß des Kleinen Hernad in den Sajo, südöstlich von Miskolcz, mit Schloß des Grafen Török und (1870) 1939 Einw. In der Nähe 1241 siegreiche Schlacht der Mongolen gegen die Ungarn unter König Bela IV.; außerdem ist O. merkwürdig durch einen 1707 hier abgehaltenen Landtag der Rakoczischen Insurgenten.

Onolatrie (griech., »Eselsdienst«), die angebliche Verehrung eines Eselsbilds, deren die Juden, später auch die Christen, von den Heiden beschuldigt wurden.

Onolzbach, s. v. w. Ansbach.

Onomakritos, athen. Dichter zur Zeit der Pisistratiden, das Haupt einer Orphischen Sekte und wahrscheinlich Schöpfer der Orphischen Mystik, Poesie und Theologie, als solcher der erste Begründer einer griechischen Theologie überhaupt. Er sammelte die Weissagungen und Orakelsprüche, welche unter des Musäos und Orpheus Namen in Umlauf waren, und gehörte zu den Gelehrten, welche in Pisistratos' Auftrag die Gedichte des Homer ordneten, ward aber wegen seiner Fälschungen 516 v. Chr. aus Athen verwiesen und begab sich an den Hof des Xerres. Vgl. Eichhof, De Onomacrito Atheniensi (Elberf. 1840).

Onomastikon (griech.), eigentlich jedes Namen- oder Wortverzeichnis (vgl. Onomatik), insbesondere ein in systematischer Aufeinanderfolge nach Materien geordnetes Wörterbuch, in welchem die sachliche Erläuterung und, mit Rücksicht auf diese, vorzüglich die Synonymik einen Hauptgesichtspunkt bildet, während die sprachliche Erläuterung nur da herbeigezogen wird, wo sie zum Verständnis jener notwendig ist. Unter den verschiedenen Werken dieser Art ist uns aus dem Alterthum nur das griechische O. des Pollux (s. d.) aufbehalten worden. Später bezeichnete man mit O. ein meist kürzeres Gedicht auf den Namens- und Geburtstag einer Person.

Onomátik (Onomatologie, griech.), Aufstellung und Anordnung des Wortschatzes einer Sprache nach den Gesetzen ihrer Wortbildung, d. h. nach den in dieser Sprache liegenden Wurzeln, Ableitungen und Zusammensetzungen; dann auch die Lehre von der Bildung und Bedeutung der Eigennamen, eine erst in der neuern Zeit durch Pott (»Die Personennamen«, 2. Aufl., Leipz. 1859), für das Griechische durch Keil und Pape, für das Deutsche durch J. Grimm, Förstemann und Weiß begründete sprachwissenschaftliche Disciplin. Vgl. Name.

Onomatopöie (griech., Tonmalerei), die Bildung eines Worts nach dem Klang oder dem Laute des Dinges, welches das Wort bezeichnet, z. B. blöken, miauen, Kukuk; dem entsprechend in der Rhetorik und Poetik eine phonetische Figur, bestehend in der Bildung ganzer Sätze nach der Lautähnlichkeit des zu beschreibenden Gegenstands, wie bei Bürger: »Hurre, Hurre, Hurre, schnurre, Rädchen, schnurre« (vom Spinnrad), bei Ovidius: »Ranae *sub aqua*, *sub aqua* maledicere tentant«, um das Quaken der Frösche zu bezeichnen. Onomatopöëtisch (onomatopoetisch), tonnachahmend.

Onondaga, kleiner See im nordwestlichen Teil des nordamerikan. Staats New York, mit gleichnamigem Abfluß nach dem Eriesee. An seinem Südende liegt Syracuse (s. d.). Die gleichnamigen Indianer, 203 Seelen stark, bewohnen drei ihnen überlassene Gebiete im Staat New York.

Onónis *L.* (Hauhechel), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher in fast allen Teilen der Alten Welt, mit langen, kriechenden Wurzeln, aufrechten oder liegenden, dornigen, ästigen Stengeln, klebrigen Haaren, dreizähligen, gezähnten Blättern, blattwinkelständigen Blüten und etwas geschwollenen, fast sitzenden, wenigsamigen Hülsen. O. spinosa *L.* (Harnkraut), 30—90 Centim. hoch, mit unten drei-, oben einzähligen Blättern, meist einzeln stehenden, rosenrothen oder weißen Blüten, fast in ganz Europa, liefert die Radix Ononidis, welche diuretisch wirkt, aber nur wenig angewandt wird.

Onopórdon *L.* (Krebsdistel, Eselsdistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, große, zweijährige Disteln mit sehr großen, zackigen Blättern, von deren Arten besonders bekannt ist: O. Acanthium *L.* (Wolldistel, Krampfdistel), mit aufrechtem, ästigem, fast wollhaarigem Stengel, herablaufenden, elliptisch-länglichen, buchtigen, dornig

gezähnten, spinnwebenartig-wolligen Blättern, in Europa. Wurzel und Kraut waren früher officinell; gegenwärtig werden die jungen, fleischigen Wurzeln und die geschälten zarten Stengel in manchen Gegenden als Gemüse gegessen.

Onsernone, Val, s. Maggia.

Onslow, Georg, namhafter Instrumentalkomponist, geb. 27. Juli 1784 zu Clermont im französischen Departement Puy de Dôme aus einer englischen Familie, angeblich ein direkter Schüler Cramers und Dussecks, ging früh nach Wien, wo er Mozarts und Haydns Werke studirte, und später nach Frankreich, wo er abwechselnd in Paris und auf einem Landgut bei Clermont lebte, wurde Professor am Conservatoire, 1836 Mitglied des Instituts und starb 5. Okt. 1853 zu Clermont. Er schrieb Sonaten für Klavier, Klavier und Violine, Trio's, viele Quartette, Quintette, Sextette für Pianoforte und Blasinstrumente, Variationen, einige Symphonien, auch einige Opern, worunter: »L'alcalde de la Vega« und »Le colporteur«, die sich einst großer Anerkennung und Verbreitung erfreuten. In seinen Werken spricht sich ein solides Musikerthum, geläuterter Formensinn, Geist, kurz richtiges künstlerisches Gefühl aus; sie sind mit Fleiß und edlem Geschmack ausgearbeitet und zeichnen sich sowohl durch gründliche und gewandte thematische Ausführung, wie durch geschickte Behandlung und Benutzung der Instrumente aus, ermangeln aber des höhern Phantasie- und Ideenflugs und der genialen Inspiration und werden wegen ihres scholastischen Charakters trotz ihrer sonstigen Vorzüge nur selten mehr gespielt.

Onstmettingen, Pfarrdorf im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Balingen, an der Schmiecha, mit mechanischer Werkstätte, Holzwaarenverfertigung, Weißstickerei und (1875) 2081 Einw. Dabei die 290 Meter lange Linkenboldshöhle.

Ontariosee (spr. ontehrio-), der unterste (östlichste) und kleinste der fünf großen Kanadischen Binnenseen, wird im N. und W. von der britischen Provinz Ontario, im S. und N. vom Staat New York umschlossen, hat eine Länge (von SW. nach NO.) von 310 Kilom., eine Breite bis zu 90 Kilom., eine Küstenentwickelung von 760 Kilom. und einen Flächenraum von 19,823 QKilom. (360 QM.). Der O. liegt 76 Meter ü. M., um 98 M. tiefer als der Eriesee, aus welchem er durch den Niagara sein Wasser empfängt. Seine Tiefe ist sehr ungleich, beträgt aber fast nirgends unter 5 M., während die tiefsten Stellen auf 184 M. geschätzt werden, und enthält viele Fische, namentlich Lachse und Barsche. Ein merkwürdiges Phänomen ist das periodische, in einem geringern Grad alle 7, in einem höhern alle 30—40 Jahre wiederkehrende Steigen des Sees bis zu einer ungewöhnlichen Höhe. Die Ufer sind im allgemeinen flach, theilweise sogar sumpfig, und nur auf der Halbinsel von Quinté, an der Nordküste, erheben sich malerische Hügel. Das zunächst an den See angrenzende Land ist reich bewaldet und durch blühende Ansiedelungen belebt; seine Küsten sind reich an guten Häfen, vorzüglich auf der kanadischen Seite; die besten sind die in der Burlingtonbai, die Häfen Toronto und Kingston und Sacketts Harbour (auf der Südseite, zu New York gehörig). Inseln liegen nur am östlichen Ende bei der Ausmündung des St. Lorenzstroms. Da der See fast nie zufriert und seiner bedeutenden Tiefe wegen selbst für die größten Schiffe leicht und sicher fahrbar ist, so ist die Schifffahrt auf demselben weit bedeutender als auf den übrigen vier Kanadischen Seen; doch wird er öfters von heftigen Stürmen heimgesucht. Außer dem Niagara sind die bedeutenderen Zuflüsse des Sees noch: vom britischen Gebiet aus der Trent und der Toronto, vom Staat New York aus der Genesee, Oswego, Onandago und Black River. Seinen Abfluß bildet im NO. der St. Lorenzstrom, welcher in den Atlantischen Ocean mündet. Von dem O. aus führen folgende Kanäle: der Oswegokanal (von Oswego nach Syracuse am Eriekanal), der Rideaukanal (von Kingston nach dem Ottawafluß) und der Welland-kanal (von Port Dalhousie mit Umgehung der Niagarafälle zum Eriesee).

Onteniente, Stadt in der span. Provinz Valencia, am Albayda, hat bedeutende Papierfabrikation, Tuch-, Woll- und Leinweberei und 7793 Einw.

Ontologie (v. griech. on, das Seiende), die Lehre vom Sein und von dem Seienden, der Theil der Philosophie, welcher sich mit der begrifflichen Entwickelung dessen, was den Erscheinungen zu Grunde liegt, beschäftigt. Vgl. Metaphysik.

Ontologischer Beweis für das Dasein Gottes, s. Gott.

Ontostatik (griech.), allgemeine Theorie vom Gleichgewichte der Dinge.

Onus (lat.), Last, Beschwerde, Abgabe; s. Onera.

Onyx (griech., »Fingernagel«), s. v. w. Meernagel (s. d.).

Onyx, Spielart des gestreiften Achats (s. d.), die durch weiße oder lichtgraue, mit schwarzer, brauner oder überhaupt dunkler abwechselnde, scharf begrenzte Streifung ausgezeichnet ist. Wechseln bloß weiße und graue Streifen, so heißt er Chalcedonyx, fallen die dunklen Streifen ins Rothe, Sardonyx. Der O. war bei den Alten sehr geschätzt, man fertigte daraus besonders Kameen und Intaglio's sowie kostbare Gefäße, von welchen eins der schönsten, die sogen. Mantuanische Vase, angeblich aus dem Besitz des Mithridates, sich im Nachlaß des verjagten Herzogs Karl von Braunschweig wieder vorfand. Sie besitzt drei Farben, ist aus einem einzigen Stein geschnitten, 15,5 Centim. hoch, von 5,9 Centim. Durchmesser und mit zwölf Figuren und vielen Ornamenten in Hochrelief geschmückt. Das kaiserliche Kabinet zu Wien, die Bibliothek zu Paris und die des Vatikans besitzen berühmte Onyxkameen. Jetzt benutzt man den O. besonders zu Steinen für Siegelringe, indem man den Buchstaben, das Wappen ꝛc. durch die obere weiße Schicht hindurch in den dunkeln Grund gravirt, so daß ein dunkles, vertieftes Bild in weißer Umgebung erscheint. Durch künstliche Färbung weiß man jetzt poröse Chalcedonen ein onyxartiges Ansehen zu geben, daher der O. an Werth sehr gesunken ist.

Onza, älteres Handels-, Gold- und Silbergewicht in Spanien und dem span. Amerika, = 1/8 Marco = 28,756 Gramm. O. de Oro, Goldmünze, à 16 Peso duro; in Spanien früher Quadruvel (d. h. vierfache Pistole), im spanischen Amerika Doblon genannt, ist, wie der spanische Silberpiaster, Weltmünze geworden; gesetzmäßig = 3 Pfd. Sterl. 4 Shilling 8,25 Pence, aber in Central- und Südamerika geringhaltiger ausgeprägt; anderseits ist man in neuerer Zeit mehrfach zu einem andern Münzfuß übergegangen.

Onze, s. v. w. Pantherkatze.

Onze et demi (franz., spr. ongs' e d'mih, »elf und ein halb«), Name eines Hasardspiels.

Odeypoor, Stadt, s. Udaipur.

Oogen (Ojein), Stadt, s. Ujchain.

Oögonium (v. griech. ōón, Ei), das weibliche Organ mancher Algen und Pilze, welches nach empfangener Befruchtung die Oosporen erzeugt (s. Algen und Pilze).

Oölith, s. Kalkspat.

Oölithformation, s. Juraformation.

Oömantie (Ooskopie, griech.), das Wahrsagen aus dem Ei; man legte ein Ei aufs Feuer und beobachtete, an welcher Seite es schwitzte; zerplatzte es, so bedeutete es Unheil für den Befragenden.

Oóphŏron (griech.), Eierstock.

Oos, Pfarrdorf im bad. Kreis Baden, an der Bahnlinie Mannheim-Basel (mit Zweigbahn nach Baden-Baden), hat ein großherzogliches Jagdschloß und (1875) 1388 Einw. In der Umgegend werden merkwürdige Versteinerungen, römische Alterthümer, Brakteaten ꝛc. gefunden.

Oösporen, s. Oogonium.

Oostacker, Marktflecken in der belg. Provinz Ostflandern, Bezirk Gent, mit starker Oelfabrikation und (1874) 6925 Einw., ist in neuester Zeit in den Besitz einer Wundergrotte gerathen und, wie Lourdes ꝛc., zum Wallfahrtsort naivgläubiger Katholiken geworden.

Oostcamp, Dorf in der belg. Provinz Westflandern, Bezirk Brügge, an der Eisenbahn Gent-Brügge, hat wichtige Spitzenfabrikation, Bleichen, Bierbrauereien und (1874) 5317 Einw.

Oosterhout (spr. -haut), Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, Bezirk Breda, an einem Kanal, welcher in die Donge und von dort nach Geertruidenberg führt, mit Kantonalgericht, einer schönen römisch-katholischen und einer reform. Kirche, dem Norbertinerkloster St. Katharinenthal, großer Rübenzuckerfabrik, ansehnlichen Gerbereien und Schuhmachereien, Töpfereien, Brauereien, lebhaftem Handel mit Leinwand, Tuch und Holz und (1869) 8755 Einw.

Oostroosebeke, Marktflecken in der belg. Provinz Westflandern, Bezirk Thielt, hat Spitzenfabrikation, Handel mit Flachs, Zwirn ꝛc. und (1874) 4152 Einw.

Ootmarsum, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, Bezirk Almelo, mit Kantonalgericht, katholischer und reform. Kirche, lateinischer Schule, Baumwollfabriken und (1869) 1727 Einw.

Opāk (lat., franz. opaque), undurchsichtig, dunkel; Opacität, Undurchsichtigkeit.

Opāl (von upala, Stein, im Sanskrit), Mineral aus der Klasse der Säuren, findet sich nur amorph, derb, eingesprengt, in nierenförmigen, knolligen, stalaktitischen und traubigen Massen; er ist farblos und wasserhell bis weiß oder mannigfach gefärbt, mit Glas- oder Fettglanz, Härte 5,5—6,5, spec. Gew. 1,9—2,3; er besteht aus wasserhaltiger Kieselsäure $SiO_2 + 2$ bis 13% H_2O und ist in heißer Kalilauge löslich. Man unterscheidet mehrere Varietäten: 1) Edler O. (Element-, Firmamentstein), milchblau, in lebhaften Regenbogenfarben spielend, halbdurchsichtig bis durchscheinend, von Glasglanz bis Fettglanz, findet sich eingesprengt in Trachytgesteinen, in Quarzporphyr, sehr selten in Basaltgesteinen. Hauptfundorte sind: Czerwenitza bei Kaschau, Esperanza, nördlich von Juan del Rio in Mejiko, und Kalifornien. Als orientalischer O. wird er nur bezeichnet, weil ihn türkische und griechische Kaufleute früher aus Ungarn nach dem Orient brachten, von wo er dann über Holland nach Europa kam. Der edle O. ist ein sehr geschätzter Edelstein; man gibt ihm in der Regel eine halbkugel-, linsen- oder eiförmige Gestalt, schneidet ihn bisweilen aber auch tafelsteinartig und faßt ihn in einem schwarzen Kasten oder mit einer Folie. Er erheischt sehr vorsichtige Behandlung und bekommt bei schnell wechselnder Temperatur leicht Risse und Sprünge. Man unterscheidet im Handel Flammenopal, bei welchem die Flammen auf milchigem Grund parallel vertheilt sind, und Flimmeropal, bei welchem die Farben fleckweise auftreten. Wenn das Gestein, in welchem der edle O. vorkommt, hart genug und dieser nur in sehr kleinen Partien darin vertheilt ist, so wird das Gestein als Opalmutter zu Dosen, Ringsteinen ꝛc. verarbeitet. 2) Feueropal, derb, eingesprengt, in Trümmern, milchig, hyacinthroth bis feuergelb, stark glänzend, findet sich zu Villa seca bei Zimapan in Mejiko in trachytischem Konglomerat und auf den Färöern und wird als kostbarer Schmuckstein benutzt. 3) Gemeiner O., derb, eingesprengt, in Trümmern, nierenförmig, halbdurchsichtig, weiß bis braungrau, roth, honiggelb (Wachsopal), von Glasglanz bis Fettglanz, findet sich auf Adern, Gängen und Nestern und als Kluftausfüllung in Serpentin, Porphyr und namentlich in vulkanischen Gesteinen, seltener auf Erzgängen, bei Leisnig u. a. O. in Sachsen, Kosemitz in Schlesien, Eperies, Telkibanya in Ungarn, auf Island, auf den Färöern; man benutzt ihn wie edeln O., doch steht er wegen seiner Weichheit und Sprödigkeit nicht in hohem Werth. 4) Halbopal, derb, eingesprengt, in Trümmern, Lagen und schmalen Schichten, nierenförmig, als versteinertes Holz (Holzopal) mit deutlich erkennbarer Holzstruktur, kantendurchscheinend, wenig glänzend, weiß, grau, gelb, braun, gefleckt, gestreift, findet sich wie gemeiner O. und mit demselben, auch mit Chalcedon, bei Tokay, Telkibanya, Böddiger bei Felsberg, im Siebengebirge ꝛc. Er nimmt schöne Politur an und dient zu Ring- und Nadelsteinen, Dosen, Kameen. 5) Hydrophan (Weltauge), edler oder gemeiner O., welcher mit dem Wassergehalte Durchscheinenheit, Farbenspiel und Glanz verloren hat, diese Eigenschaften aber im Wasser wieder erlangt. Er ist weiß und hängt stark an der feuchten Lippe; findet sich bei Hubertsburg, Kosemitz in Schlesien, in Ungarn, Frankreich, auf den Färöern und ist ziemlich kostbar, seitdem er viel nach Ostindien exportirt wird, wo man ihn als Amulet trägt. 6) Kascholong (Cacholong, Perlmutteropal, Kalmückenopal), traubig, nierenförmig, als Ueberzug, derb, milchröthlichweiß, gelblichweiß, wenig glänzend bis matt, undurchsichtig, in Mandelstein auf Island und auf den Färöern, auf Brauneisenstein in Kärnten, in Serpentin bei Frankenstein, auf Elba, in der Bucharei; dient zu Schmucksteinen und, wenn er in wechselnder Lage mit Chalcedon vorkommt, zu Kameen. 7) Jaspopal (Eisenopal), derb und eingesprengt, roth, braun, gelb, fettglänzend, undurchsichtig, in Trachyt bei Telkibanya und Tokay, Mittweida in Sachsen, Rhonitz, Ratkowitz in Mähren, Kolywan, dient als billiger Schmuckstein, zu Dolch- und Säbelgriffen. 8) Glasopal (Hyalith, Gummistein, Müller'sches Glas), traubige und stalaktitische Masse, als Ueberzug, durchsichtig, wasserhell, farblos, glasglänzend, in Basalt, Dolerit, Trachyt, Mandelstein, Porphyr, Serpentin, bei Walsch in Böhmen, Frankfurt a. M., auf dem Kaiserstuhl im Breisgau, in Schlesien, Mähren, Ungarn, auf Ischia, Irland, am Ararat, in Mejiko; wird gelegentlich statt edeln Opals geschliffen und mit farbiger Folie gefaßt.

Opalenitza, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Buk, am Pruth und an der Eisenbahn von Frankfurt a. O. nach Posen, mit Reformatenmönchskloster, Schloß und (1875) 1542 Einw.

Opalisiren, ein bläulich schimmerndes Farbenspiel zeigen, wie der Opal und in geringerem Grad einige andere Mineralien. Flüssigkeiten o., wenn sie sehr geringe Mengen ungelöster Substanz in höchst feiner Vertheilung enthalten.

Oparo (Rapa), Insel im Stillen Ocean, südlich von den Societätsinseln, zum Australarchipel gehörig, 40 QKilom. groß, ist vulkanischen Ursprungs und von 120 christlichen hellfarbigen Südseeinsulanern bewohnt. O. wurde 1791 von Vancouver entdeckt. Frankreich hat 1867 die Insel unter sein Protektorat gestellt, nachdem die Postdampfer zwischen Panamá und Neuseeland 1866 in dem schönen Hafen Aurai eine Kohlenstation errichtet haben.

Opatow, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Radom, an der Opatowka, nordwestlich von Sandomir, mit mehreren Kirchen und (1872) 5018 Einw. Hier 29. März 1794 Niederlage eines polnischen Korps unter Madalinski durch die Russen. Im Kreis Eisen-, Zucker- und Porzellanfabriken.

Opatowek (Opatowek), Stadt im russisch-poln. Gouvernement Kalisch, an der preußischen Grenze (Posen), mit großer Tuchfabrik und ca. 3000 Einw.

Opo (lat.), mit Hülfe; opo et consilio, mit Rath und That.

Opeln-Bronikowski, s. Bronikowski.

Openshaw (spr. ohpenschá), Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancashire, dicht bei Manchester, hat Baumwollfabriken und 11,108 Einw.

Oper (ital. opera, sc. in musica, »Musikwerk«), ein etwa seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. für die ursprüngliche Bezeichnung Dramma per musica gebräuchliches Wort, bezeichnet ein dramatisches Gedicht, welches erst durch den musikalischen Ausdruck seine volle Wirkung von der Bühne herab zu erreichen strebt. Da außer der Mimik auch noch die Tanzkunst und (zur Ausschmückung der Bühne) Architektur und Malerei mitwirken, so ist sie ihrer innern Anlage nach ein Kunstwerk, zu dessen Vollendung fast alle schönen Künste sich vereinigen. Die dominirende Kunst bleibt hierbei natürlich die Tonkunst: erstens, weil bei einer Vereinigung von Musik und Poesie erstere selbst bei aufopfernder Hingabe an das Gedicht hinsichtlich der ersten unmittelbaren, sinnlichen Einwirkung stets das Vorwiegende sein wird, indem durch die Musik nicht allein das Wort, sondern weit mehr noch der grammatikalische und logische Gedankenzusammenhang an Präcision und Klarheit der äußern Darstellung verliert, je mehr die Tonkunst ihr eigenstes Wesen zu Gunsten des Gefühlsausdrucks geltend macht; zweitens, weil auch der poetische Rhythmus als solcher im musikalischen unterzugehen hat, um in letzterem potenzirt wieder zu erstehen, wofern er nicht bloß ein äußerliches konventionelles metrisches Schema war; endlich drittens, weil der Künstler, welcher die Künste verbinden will (hier also der Tonsetzer), aus kunsttechnischen Gründen sich den Endzweck einer einzigen Kunst zum Hauptziel setzen und diesem sodann die übrigen Künste dergestalt dienstbar machen muß, daß letztere mehr oder weniger nur Mittel zur Erreichung jenes Ziels werden. Folgerichtig wird daher die Dichtkunst, um sich mit der Tonkunst zu gemeinsamer Wirkung vollständig verbinden zu können, vorzüglich jene Eigenschaften entfalten müssen, welche sie mit der Musik gemein hat. In der äußern Erscheinung ist dies die vokalische Volltönigkeit und der aus dem jedesmaligen Stimmungscharakter sich natürlich ergebende rhythmische Fluß der Sprache, aus dem innern Wesen der Poesie hingegen vornehmlich das Gefühl, wodurch die Dichtkunst das Gebiet der Musik, als des unmittelbarsten Ausdrucks der Empfindung, zunächst berührt. Das für musikalische Behandlung zumeist geeignete Gedicht wird demnach vorwiegend lyrisch sein müssen. Damit sich aber das lyrische Element in der dramatischen Poesie geltend machen könne, hat der Dichter des Opernbuchs (des Libretto's) vor allem auf eine mehr skizzenhafte, in allgemeinen kräftigen Umrissen gehaltene Bearbeitung zu sehen und — im Gegensatze zum recitirenden Drama mit vorwaltender Gedankendialektik, für welche der Tonkunst die Ausdrucksmittel fehlen — hier (im Musikdrama) vorzugsweise die Gefühlsdialektik Platz greifen zu lassen. Die Musik, ihrer ganzen Natur nach zunächst nur dem Romantischen zusagend, geräth deshalb in Widerspruch mit sich selbst, wenn sie einem historischen Stoff oder gar einem scharf zugespitzten Intriguenspiel nicht nur etwa als gelegentliche Ausschmückung, sondern geradezu als Hauptausdrucksmittel zugesellt wird. Daß bei Abfassung eines Operntextes auch die allgemeinen Regeln der Dramaturgik zu beobachten sind, versteht sich von selbst. Das Gedicht entwickele sich nach wohlüberlegtem Plan auf Grund der drei Haupttheile: Situation, Kollision, Katastrophe in klarer, proportionirter Disposition und in strenger Einheit. Die Handlung, ebenso die Scenen, in welchen sich erstere abspielt, seien in kräftigen Konturen gehalten; der Dichter sehe auf wohlthuende Gegensätze sowie auf drastische Situationen, in denen sich eine möglichst reichhaltige Skala von Empfindungsmomenten ungesucht entfaltet, desgleichen auf eine stete, aus dem Gegenstand naturgemäß herauswachsende Steigerung und vermeide daher jede überflüssige Wiederholung, jede unnöthige Breitlegung in der Anlage. Ist schon dem recitirenden Drama gegenüber der Zuhörer schließlich nicht mehr im Stande, dem Werk seine vollkommene Aufmerksamkeit zu widmen, wenn es sich in allzu breite Dimensionen verliert, um wie viel mehr muß dies erst beim Musikdrama der Fall sein, welches ohnedies den Text schon in ungewöhnliche Breite zieht und außerdem die Sinne noch zu ungleich größerer Spannung anregt. Der Schluß der O. endlich werde durch innere Nothwendigkeit und Vollständigkeit der einzelnen Theile herbeigeführt, eine Forderung, welche für die komische O., insofern in ihr der Zufall um vieles selbständiger auftreten und mit mehr Behagen ausgeführt werden kann als in der der Tragödie entsprechenden ernsten O., allerdings nicht immer in vollem Umfang aufrecht zu erhalten ist, dennoch aber nie gänzlich aufgehoben werden darf. Eins der wichtigsten Erfordernisse für das Drama wie für die O. ist fernerhin die scharfe Auseinanderhaltung der als handelnd vorgeführten Charaktere und die dadurch nothwendig bedingte Rücksicht auf die einzelnen Rollen-, resp. die Stimmenfächer der Sänger, eine Rücksicht, die gerade neuere Opernverfasser so oft zum Nachtheil ihrer Werke außer Acht lassen. Die Charaktere dürfen sich nicht schwächlich, schemenhaft verschwommen zeigen, sondern müssen unzweideutig, in gesunder Realistik und in fester Abgegrenztheit ihres Einzelwesens vor uns hintreten, bedeutend und eines festen Willens, in der ernsten O. großer Leidenschaften fähig sein, so daß die Handlung nicht wie ein schon früher Fertiges, sondern recht eigentlich erst als ein Ergebnis der Willensäußerung in Wort und Handeln jener Charaktere erscheint. Eine je tiefere, reichere Menschlichkeit uns

aus den Charakteren eines Bühnenkunſtwerks entgegenklingt, eine deſto längere Dauer wird ein ſolches in den Gemüthern der Zuhörer haben, deſto länger wird es ſich auf den Repertoiren erhalten. Eine weitere Rückſicht hat der Dichter auf die mitwirkenden Augenkünſte (den Tanz, die Koſtüm-, Maſchinen- und Dekorationskünſte) zu nehmen; er darf ſie alle für ſeine Zwecke in Bewegung ſetzen, muß jedoch jeder einzelnen die ihr gebührende Rolle zuertheilen und ihre Inanſpruchnahme gehörig geiſtig motiviren, ſoll deren Hinzutritt nicht zum leeren Schaugepränge führen, das veraltet, ſobald es aufhört, den Sinnen etwas Neues, etwas Ueberraſchendes zu ſein. Wurde ſchon oben die Muſik als die zumeiſt auf romantiſchem Gebiet gedeihende Kunſt bezeichnet, ſo iſt es folgerichtig, daß auch das Muſikdrama dieſe Eigenſchaft beſitzt. Die O. liebt es deshalb, ihre Stoffe, anſtatt aus dem realen Leben, aus den Gebieten des Wunderbaren zu entnehmen, und dies iſt wohl ihre eigentliche Domäne, denn kein anderes Kunſtgenre vermag uns auf ſo anmuthende und zugleich vollſtändige Weiſe in das bunte Reich der Phantaſie einzuführen wie die O. Iſt dadurch das Stoffgebiet derſelben zwar auf einen engern Kreis beſchränkt, ſo können ſich doch Librettiſt wie Komponiſt auch hier wieder als echte Meiſter zeigen, indem ſie in die Tiefe des Gemüthslebens greifen, wo ſich im weiten Umkreis des realen Lebens nichts Würdiges oder Zweckentſprechendes für einen Opernvorwurf darbietet. Eine Widerlegung jener aber, die das Wunderbare überhaupt aus der Kunſt verbannt wiſſen wollen, weil ſie entweder troſtloſem Realismus huldigen, oder auf dem nüchternen Aufklärungsſtandpunkt Nicolai's ſtehen, der nicht begreifen konnte, wie ein ſo geſcheiter Menſch wie Goethe an einem Ammenmärchen, wie dem vom Erlkönig, Gefallen finden könne, — eine Widerlegung dieſer würde zu weit führen. Ihnen mögen folgende Worte Oerſteds genügen: »Es iſt nicht der Glaube an das Daſein der übernatürlichen Weſen in der Wirklichkeit des Alltaglebens, welcher ſie poetiſch macht, ſondern, ſo weit ſie es ſind, haben ſie ihren dichteriſchen Werth und ihre Bedeutung dadurch, daß eine von der Vernunft durchdrungene Einbildungskraft ſie gebraucht hat, um ſchöne Bilder des höhern Daſeins vor unſere innere Anſchauung zu ſtellen. Es iſt dem Dichter genug, daß dieſe Weſen Wirklichkeit für unſere Einbildung haben, während wir ſein Werk auffaſſen oder in unſerem Innern wiederholen. Die Forderung einer andern Wirklichkeit iſt lächerlich«.

Nach altem, von den Italienern überkommenem Brauch theilt man die O. in die **große** oder **ernſthafte** O. (opera seria) und in die **komiſche** oder **ſcherzhafte** O. (opera buffa); die erſtere iſt dem Epos und der Tragödie verwandt, letztere nähert ſich dem komiſchen Epos und dem Luſtſpiel. Eine ſtrenge Scheidung übrigens in die Extreme des Tragiſchen und Komiſchen iſt, gleichwie im modernen Drama überhaupt, ſo auch hier nicht durchzuführen. Man nahm deshalb ſchon im vorigen Jahrhundert den mezzo stilo auf. Ihm ſind vor allem die Opera semiseria der Italiener und zum großen Theil die Opéra comique der Franzoſen beizuzählen, da dieſer Name, ganz abgeſehen von dem Inhalt des Gedichts, in Frankreich überhaupt jeder O. mit geſprochenem Dialog beigelegt wird. Bezeichnungen endlich, wie **heroiſche**, **romantiſche**, **Konverſations-**, **Spieloper** ſowie deren Unterart, die **Zauberoper**, können eine weſentliche Berechtigung als Gattungsbegriffe nicht beanſpruchen, da ſie im beſten Fall nur die Sphäre genauer beſtimmen, innerhalb welcher ſich der Inhalt einer O. bewegt. Unter der gleichfalls noch hierher gehörigen **Operette** (Singſpiel) iſt das Luſtſpiel zu verſtehen, welches theilweiſe Geſang aufnimmt, und zwar meiſt da, wo der Dichter lyriſche Ruhepunkte herbeiführt. Natürlich kann hier die gegenſeitige Durchdringung von Poeſie und Muſik keine innige ſein, da ihr Verein theils ein mehr zufälliger ſein wird, hauptſächlich aber von den Launen des Dichters abhängt. Erſcheint hierbei das Niedrigkomiſche im Gewande des **Alltaglebens**, ſo verwandelt ſich die Operette in die **Poſſe mit Geſang**, und geſellt ſich dieſer das Wunderbare in einer Weiſe zu, daß es bei Ausführung eines ſolchen relativen Kunſtwerks hauptſächlich auf den Scharfſinn des Maſchiniſten ankommt, ſo entſteht hieraus die **Zauberpoſſe**. Ein gleichfalls mit der Operette verwandtes Genre iſt das **Vaudeville** (ſ. d.) der Franzoſen und das **Liederſpiel**, das mit letzterem und mit der engliſchen Balladenoper (ballad opera) in nächſter Verwandtſchaft ſteht.

Ueber die in der Operndichtung zu gebrauchenden Versmaße wie auch über die Anwendung des Reims laſſen ſich beſtimmte Geſetze nicht aufſtellen. An und für ſich iſt weder gegen die Durchführung beſtimmter Maße, noch gegen den Reim etwas einzuwenden, wofern ſie mit Geſchick und Geſchmack behandelt ſind; nothwendig aber ſind ſie keineswegs, zum Theil, wie ſchon oben erwähnt wurde, weil der poetiſche Rhythmus im muſikaliſchen untergeht, hauptſächlich jedoch, weil es ſich hier nicht um das fertige Kunſtwerk handelt, ſondern nur um die weſentlichſten Grundlinien zu einem ſolchen und die äußere zweckmäßige Anregung zur muſikaliſchen Weiterbildung und Ausgeſtaltung desſelben durch die Tonkunſt. Endlich iſt auch zu bedenken, daß überhaupt nur der Rhythmus (als ein der poetiſchen Rede Immanentes) zu beachten iſt, während Metrum und Reim acceſſoriſch ſind. Demnach braucht das Silbenmaß keineswegs gleichförmig zu ſein, und die Länge der reimloſen Verſe kann variiren, wenn, und dies iſt die Hauptſache, erſtens innerer Rhythmus vorhanden iſt und zu dieſem Zweck zweitens die einzelnen Sätze in knapper Faſſung erſcheinen, die Satztheile in ſymmetriſchem Verhältniſſe zu einander ſtehen, bequem trennbar ſind und in gerader Zahl abſchließen. Ein langer Vorderſatz und ein kurzer Nachſatz iſt ſtets mißlich für den Tonſetzer, desgleichen eine drei- oder gar fünftheilige Satzgliederung, zumal wenn ſie durch Einſchaltſätze entſteht.

Die **muſikaliſchen** Beſtandtheile einer O. ſind außer den reinen Inſtrumentalſätzen (dahin gehören Ouvertüre oder Introduktion und die ſonſtigen durch die Handlung bedingten **Orcheſternummern**, wie z. B. Märſche, Tanzſtücke u. dgl.) das **Recitativ**, das **Arioſo**, die **Cavatine**, die **Arie** und das **Vokalenſemble** vom **Duett**, **Terzett**, **Quartett** ꝛc. bis hinauf zum **Chor**, ebenſo die durch die franzöſiſchen Opern eingeführten Chanſons, Romanzen, Balladen. Hinſichtlich der Geſetze und der ſonſtigen äſthetiſchen und praktiſchen Rückſichten, welche der Muſiker bei jeder einzelnen der eben aufgeführten Formen zu beobachten hat, verweiſen wir auf die betreffenden Einzelartikel, indem wir uns hier auf einige mehr allgemeine Andeutungen beſchränken. Der an jedes Kunſtwerk vor allem zu ſtellenden Anforderung bezüglich ſtrenger **Stileinheit** hat auch der Opernkomponiſt Genüge zu leiſten. Ein für das Ganze feſtzuhaltendes Grundgefühl hat

durch alle Mannigfaltigkeit der Situationen durchzuklingen und die einzelnen muſikaliſchen Bilder zu einigen. Von der Ouvertüre an muß ſich dem Hörer ein Geſammtreſultat ergeben, und wie im Gemälde Eine Grundfarbe, ſo herrſche hier Ein Grundton vor, der übrigens bei einzelnen Meiſtern in ſolcher Weiſe ausgeprägt iſt, daß man ſogar von einem Lokalton reden kann; wir erinnern nur an den verſchiedenen Stimmungston in K. M. v. Webers »Freiſchütz« und »Oberon«, desgleichen in Mozarts »Zauberflöte« und »Don Juan«, trotzdem dieſe Opern das Gemeinſchaftliche haben, daß in ihnen allen das myſtiſche Element eine Rolle ſpielt. Daß aber dieſer Einheit zu Liebe keineswegs bis zum Aufgeben der nothwendigen Gegenſätze gegangen oder etwa die Wahrheit des Ausdrucks und ſcharfe Charakteriſtik geopfert werden darf, braucht wohl nicht näher erörtert zu werden, denn nächſt der eben bezeichneten Kardinaltugend eines jeden Kunſtwerks ſind beſonders für das dramatiſche Kunſtwerk wahrer gediegener Ausdruck und ideale Belebung des Charakteriſtiſchen zwei der wichtigſten Eigenſchaften. Als deren größter Feind iſt ohne Zweifel der koloritte Geſang zu bezeichnen, zumal in ſeiner monſtröſen Form als »Bravourarie«. Der Geſang zieht hier, ſein innerſtes Weſen als ein in der Menſchenrede wurzelndes erhöhtes Sprachvermögen vollſtändig mißkennend, einen Beſtandtheil der abſoluten (Inſtrumental-) Muſik auf ſein Gebiet herüber, wodurch die einſeitige Rückſicht auf die Melodie überwuchert und eine deklamatoriſch richtige und pſychologiſch wahre Behandlung der Textworte zur Unmöglichkeit wird. Koloratur, welche durch das Gedicht zu motiviren iſt, gehört zu den ſeltenen Ausnahmen, und ſo bleibt ihr denn in den meiſten Fällen nichts übrig, als der Eitelkeit der Sänger zu dienen und dem in Sinnlichkeit verkommenen Geſchmack der Dilettanten und Opernhabitués zu ſchmeicheln. Wenn die Komponiſten nur einigermaßen bedächten, wie ſehr der Ziergeſang von der Fähigkeit des Ausübenden, noch mehr aber von der Mode abhängt, ſchon deshalb, weil er als etwas ganz Unweſentliches zur Grundmelodie tritt, ſie würden ſicherlich dieſem Götzen der Eitelkeit kein Opfer mehr bringen. Man ſchlage nur die Geſchichte der Tonkunſt auf! Wer gedenkt z. B. noch jetzt der mit Koloraturen überladenen Arien Haſſe's? Mozart ſchon fand die Arien Händels altmodiſch, und heutzutage fällt man das gleiche Urtheil über jene Arien Mozarts, worin er vorwiegend jener Richtung huldigte. Wie ſchnell aber ein Tonſetzer, wenn er ſich faſt ausſchließlich dem koloritten Geſang zuwendet, veralten kann, beweiſt am deutlichſten Roſſini. Gleichwohl darf der Koloraturgeſang vom Standpunkte der Entwickelungsgeſchichte der Muſik nicht ſo ohne weiteres über die Achſel angeſehen werden, denn derſelbe hat nicht wenig dazu beigetragen, die melodiſche Führung freier, biegſamer und zur Ausſprache jeder Gefühlsregung geſchickter zu machen, wie denn die O. ſelbſt wieder durch ihr auf die Ausmalung verſchiedenartigſter Gemüthsvorgänge gerichtetes Streben die Muſik nöthigte, aus den beengenden Feſſeln des gebundenen Stils, den ſtarren Dogmen der Polyphonie des 18. Jahrh. herauszutreten, infolge deſſen dann auch die Tonkunſt erſt zu ihrem höchſten Eigenleben erblühte, wie es uns in den Sonaten, Quartetten und Symphonien unſerer Meiſter von Haydn an entgegentritt.

Geſchichte der O. Wenn wir von den Vorläufern der O., den bis in das Mittelalter hinaufreichenden Myſterien, den ſogen. Jeſuitenſpielen und dem Schäferſpiel, als deren erſtes das 1554 zu Ferrara aufgeführte, ausſchließlich für das Theater beſtimmte und mit Geſang verbundene Werk Agoſtino Beccari's: »Il sacrifizio«, anzuſehen iſt (die Muſik hierzu ſchrieben die Brüder Alfonſo und Andrea della Viola), ſowie von den in die zweite Hälfte des 13. Jahrh. fallenden, vereinzelt ſtehenden Beſtrebungen Adam de la Hale's abſehen, ſo haben wir die Geburtsſtätte der O. in Italien und zwar im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrh. zu ſuchen. Je tiefer ſich die Muſiker damaliger Zeit in die ausſchließliche Pflege des Kontrapunkts verloren, deſto mehr erhoben ſich auch Klagen gegen ihre trockenen, jedes individuellen Gepräges baren Erzeugniſſe, denen man, da ſie nur die kontrapunktiſche Geſchicklichkeit ihres Verfaſſers darthun ſollten, mit Recht Armut der Melodie und ſinnwidrige Behandlung des Textes zum Vorwurf machte. Die ſo hervorgerufene Unzufriedenheit fand um ſo fruchtbarern Boden, als der Kontrapunkt nach einer mehr denn 200jährigen Alleinherrſchaft in der That zu geiſtloſem Formalismus ausgeartet war. Hinſichtlich des kirchlichen Geſangs trat allerdings Paleſtrina mit heilſamen Reformen hervor; die weltliche Muſik aber konnte hiervon keinen Vortheil ziehen, weil man gerade in der Vielſtimmigkeit das Haupthindernis erkannte, wodurch eine erhöhte Wirkung der Poeſie zur Unmöglichkeit wurde. Noch feſtern Boden gewann dieſe Anſchauung, ſeit durch Wiederaufnahme der altklaſſiſchen Literatur die überſchwänglichſten Vorſtellungen von der Herrlichkeit der Muſik der Alten (zumal in ihrer Verbindung mit dem Drama) in den mit klaſſiſchen Studien ſich beſchäftigenden Kreiſen Platz gegriffen hatten. So ging man denn endlich mit nichts Geringerem um, als die verloren gegangene Muſik der alten Griechen wieder auffinden zu wollen. Dieſe Lieblingsidee wurde namentlich in Florenz gepflegt. Dort bildete ſich ein kleiner Kreis von Künſtlern und Gelehrten, die ſich ſeit etwa 1580 im Haus des Grafen Bardi da Vernio regelmäßig verſammelten, um durch ihre Berathungen das ihnen vorſchwebende Ideal zu realiſiren. Die erſten Verſuche, einen melodiſch herausgebildeten und dem Text entſprechenden Sologeſang zu ſchreiben, machten Vincenzo Galilei, der Vater des großen Phyſikers, und Giulio Caccini, ein am Mediceiſchen Hof engagirter Sänger. Für die Bühne waren dieſe Geſänge allerdings noch nicht beſtimmt; dieſes Ziel ſollte erſt der Sänger Jacopo Peri erreichen, der ſich, nachdem Graf Bardi um 1590 nach Rom übergeſiedelt war, im Verein mit Jacopo Corſi und dem Dichter Ottavio Rinuccini an die Löſung dieſer Aufgabe machte. So kam denn 1597 in Corſi's Hauſe Rinuccini's »Dafne« mit Muſik von Peri zur Aufführung. Der Beifall war ein außerordentlicher, obgleich die Muſik aus nichts weiter als aus ſteifen Recitativen und einigen ſchwerfälligen Chören beſtand. Man nannte den hier in Anwendung gebrachten Stil »nuova musica« oder den »stilo rappresentivo« und ſuchte in demſelben die erſten Anläufe zum eigentlichen Recitativ, als deſſen Erfinder man Emilio del Cavaliere bezeichnete, während daſſelbe doch ſchon in der kirchlichen Pſalmodie, ja ſogar in den Recitativen des griechiſchen Drama's und den Geſängen der Rhapſoden ſeinen Grundzügen nach vorhanden war, wie denn überhaupt die Ausſtattungskünſte, der Tanz, die mit Muſik begleiteten Umzüge u. dgl., ebenfalls exiſtirten und in der O. nur aus dem Dienſt volksthümlicher religiöſen Feierlichkeiten in den direkten Dienſt der Kunſt übergingen.

Das zweite Werk, womit Rinuccini und Peri vor die Oeffentlichkeit traten, war die »Euridice«. Sie wurde 1600 unter Schauſtellung eines bis dahin unerhörten Prunks zur Vermählungsfeier Heinrichs IV. mit Maria von Medici aufgeführt. Die hinter der Scene geſpielte Inſtrumentalbegleitung wurde (wie Peri ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem Werk berichtet) von Männern ausgeführt, die ſich durch edle Abkunft und muſikaliſche Bildung auszeichneten: Signor Jac. Corſi ſpielte ein Clavicembalo, Signor Don Garzia Montalvo eine Chitarrone, Giambattiſta del Violino (Jacomelli) eine große Lira und Giovanni Lapi eine große Laute. Auch Caccini hatte den Text Rinuccini's komponirt, und einige dieſer Kompoſitionen waren ſogar in das Werk Peri's eingelegt. Ein Vergleich beider Kompoſitionen jedoch ergibt, daß die beiden Muſiker vollkommen divergirende Wege beſchritten; denn während Peri der Hauptſache nach recitativiſch ſchrieb, waren die Geſänge Caccini's auf die Auszierung durch die Sänger hingewieſen. So ſehen wir, wie ſchon an der Wiege der O. ſich zwei Parteien gegenüber ſtehen: die Vertreter des deklamatoriſchen Geſangs und des Ziergeſangs. Der bereits genannte, für den stilo rappresentativo thätige Muſiker Emilio del Cavaliere komponirte als Hofmuſikintendant zu Florenz 1590 zwei von Laura Guidiccioni verfaßte Schäfergedichte, denen 1595 »Il giuoco della cieca« und 1600 (in Rom) »L'anima e corpo« folgten. Auch zu dieſen beiden Werken ſchrieb die genannte Dichterin den Text. Das erſte große Talent jedoch, welches ſich der Herausbildung des Muſikdrama's unterzog, war Claudio Monteverde. Indem er mit der bisher für unverletzlich gehaltenen Theorie des Zarlino (ſ. d.) brach, führte er, um die Worte des Textes in der Muſik ſinngemäß und wahr wiedergeben zu können, eine Art zu harmoniſiren ein, bei der zum erſtenmal frei eintretende Diſſonanzen erſcheinen. In der von dem Bruder Monteverde's verfaßten Vorrede zu des letztern »Scherzi musicali« wird auseinander geſetzt, die wahre Kunſt ſtrebe vor allem nach Vollendung der Melodie, dieſe aber beſtehe zunächſt aus der Rede, der Harmonie und dem Rhythmus; Konſonanz und Diſſonanz, Harmonie wie Rhythmus haben ſich nach der Rede zu richten und dieſe ſelbſt nach der jedesmaligen Gemüthsbewegung. Dieſen Grundſätzen gemäß war ſchon im erſten Muſikdrama Monteverde's, dem »Orfeo«, der recitativiſche Theil freier und für die Situation charakteriſtiſcher behandelt und mußte da, wo es der Tondichter für geboten erachtete, der Kantilene weichen. So ſehen wir hier die Keime der erſt in der nachfolgenden Periode ſich entwickelnden Formen der Arie. Da gleichzeitig das um vieles vergrößerte Orcheſter unter Benutzung ſeiner verſchiedenen Klangfarben ſelbſtändiger und zugleich der Situation ſich inniger anſchmiegend behandelt wurde, da weiterhin ſchon hier das Ballett eine ungebührliche Rolle ſpielte (»Orfeo« ſchloß mit einer Moreska, einem bei den theatraliſchen Darſtellungen damaliger Zeit ſehr beliebten Tanz), das komiſche Element eingeführt und endlich auch auf die Künſte des Dekorationsmalers und des Maſchiniſten ein ſehr hohes Gewicht gelegt wurde: ſo gewahrt man ſchon hier alle jene Elemente in Thätigkeit, die nachmals als Opera seria und Opera buffa die ganze gebildete Welt in Aufregung verſetzten. Weil ſie aber ohne einheitlichen dichteriſchen Zweck in einem unorganiſchen Nebeneinander wirkten, nicht ſelten ſogar ſich bekämpfen mußten, ſo war auch der Todeskeim des hierauf baſirten Kunſtgenre's ſchon erſichtlich, noch ehe dasſelbe den Höhepunkt ſeiner Ausbildung erreicht hatte. Monteverde ſchrieb außer dem »Orfeo« (1607) noch fünf Werke für das Theater; das letzte derſelben, »L'incoronazione di Poppea«, kam 1642 zur Aufführung. Von nun an begann das Intereſſe für die O. ein allgemeines zu werden, und hierdurch war die Errichtung öffentlicher Opernhäuſer geboten. Geleitet von Unternehmern (impresarii), welche die Verwaltung auf ihr eigenes Wagnis führten, wurden in allen größeren Städten Italiens zu beſtimmten Zeiten Opernaufführungen veranſtaltet, und angelockt von der Ausſicht auf Ruhm und Reichthum, drängten ſich Sänger, Dichter und Tonſetzer herbei, um der O. ihre Kräfte zuzuwenden. Alle die Namen der hierbei thätigen Künſtler anzuführen, würde zu viel Raum erfordern, und ſo ſei denn nur erwähnt, daß in Venedig allein 1637—1700: 357 Opern von 40 Komponiſten aufgeführt wurden.

Eine Vereinfachung erfuhr die bis dahin ſich allzu ſehr in Aeußerlichkeiten ergehende O. durch die Dichter Silvio Stampiglia, Apoſtolo Zeno (1695—1758), der beſonders die Handlung einheitlicher zu geſtalten und das Erſcheinen der Götter auf der Bühne zu beſchränken ſuchte, ferner durch Pietro Metaſtaſio, welcher bezüglich der Behandlung der Fabel vielfach verbeſſernd wirkte, während die Muſik jener Zeit keinerlei erheblichen Fortſchritt gewahren läßt. Zu weſentlichen Verbeſſerungen gelangten Recitativ, melodiſche Geſtaltung und der inſtrumentale Theil der O. erſt durch Cariſſimi, noch mehr aber durch Aleſſandro Scarlatti. Durch ihn ward die Blütezeit der »neapolitaniſchen Schule«, als deren Koryphäen Leonardo Leo und Francesco Durante zu nennen ſind, vorbereitet. Dieſe Schule hob die italieniſche O. einſeitig muſikaliſch zu jener Höhe, auf der ſie als erotiſche Zierpflanze in alle Staaten des civiliſirten Europa verſetzt und mit großen Koſten gepflegt wurde. Von nun aber, etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, eilte die Opera seria, obgleich die hervorragendſten Meiſter ſich ihr zuwandten, mit raſchen Schritten ihrem Verfall entgegen. Allmählich erſtarrte alles Künſtleriſche in geiſtloſem Formalismus und ſklaviſcher Nachahmung, da die übermüthige Herrſchaft der eiteln Sängerzunft jeden Fortſchritt unmöglich machte, das Publikum aber nichts Beſſeres zu thun wußte, als dieſem einſeitigen Virtuoſenthum Beifall zuzujauchzen. Nicht wenig trug auch der poetiſche Theil zu dieſem kläglichen Ausgang bei. Zwar kam man von der bloßen Allegorie zurück, und Apoſtolo Zeno wie Metaſtaſio entnahmen ihre Stoffe der antiken Heroenzeit; allein abgeſehen davon, daß hiermit ſchon der Uebergang zur rein hiſtoriſchen O. angebahnt war, wurde auch hier das geiſtige Element allzu ſehr dem ſinnlichen Wohlklange geopfert. So fand Metaſtaſio von 44,000 italieniſchen Wörtern bloß 7000 wohlklingend genug, um für die Opernbichtung verwendet zu werden! Als einer der beſten Librettiſten iſt auch Calzabigi zu bezeichnen, der für Gluck die Texte zu »Orpheus«, »Paris und Helena« und »Alceſte« ſchrieb. Unter Abrechnung einiger noch in unſerem Jahrhundert thätigen Nachzügler, wie Ferdinand Paër und Simon Mayer (die übrigens gleichzeitig auch als Vorläufer Roſſini's zu bezeichnen ſind), kann man die Opera seria als mit dem 18. Jahrh. abgelaufen betrachten. Die durch die franzöſiſche Revolution hervorgerufenen Kriege waren einem ſo luxuriöſen Kunſtgenre nicht günſtig. Deſto günſtiger war ihr die hierauf folgende Reſtaurationsperiode, welcher in der von rein

ſinnlicher Tendenz beherrſchten Virtuoſenoper Roſſini's (1792—1868) ein getreues Spiegelbild erwuchs. Die hiergegen von Bellini (1802—1835) ausgehende Reaktion zu Gunſten des dramatiſchen Ausdrucks mußte erfolglos bleiben, da der elegiſch angelegte Tonſetzer die hieraus ſich ergebende Subjektivität ſeines Stils nie gänzlich zu reprimiren vermochte. Donizetti (1797—1848) blieb für die Entwickelung der O. ohne Einfluß, obwohl gerade er vermöge ſeiner Anlagen und Studien Höheres zu leiſten im Stande geweſen wäre. Leider jedoch begnügte er ſich, ſeinen Stil aus dem der beiden vorgenannten Tonſetzer zu kombiniren, und verzichtete ſomit von vornherein auf jede künſtleriſche Vertiefung. Nichts Beſſeres kann man von Verdi, dem neueſten Hauptvertreter der italieniſchen O. (geb. 1814), ſagen. Zwar iſt auch ihm Streben nach dramatiſchem Ausdruck und ſcharfer Charakteriſtik nicht abzuſprechen; allein die Mittel, die er hierzu wählt, verrathen einestheils den gröbſten Eklekticismus, anderntheils einen Cynismus der bedenklichſten Art. Das Orcheſter ergeht ſich vielfach im Lärm einer Wachtparade; dabei iſt die Pathetik des Geſangs phraſenhaft und die Charakteriſtik nicht ſelten fratzenhaft, wozu allerdings die von Verdi gewählten poetiſchen Stoffe ihr gutes Theil beitragen, welche insgeſammt in der neufranzöſiſchen Schauerromantik wurzeln, wofern ſie ſich nicht, wie in »La traviata«, in das Gebiet der Demi-monde verirren oder, wie in »Nebucadnezar«, zu plattem Unſinn ausarten. Ein anderer berühmt gewordener italieniſcher Komponiſt iſt Mercadante (geb. 1798), deſſen Opern aber kaum nach Deutſchland gekommen ſind. Sein bekannteſtes Werk iſt »Il giuramento«, gleichfalls nach einem Stoffe Victor Hugo's bearbeitet. Barbieri endlich, ein Schüler Donizetti's und Mercadante's, vermochte mit ſeiner O.: »Pordita« auch keinen feſten Fuß in Deutſchland zu faſſen, da ihm zwar entſchiedene muſikaliſche und dramatiſche Begabung, nicht aber zugleich die Geſinnungstüchtigkeit zu theil ward, ſich einen einheitlichen, ſelbſtändigen Stil zu ſchaffen. Ehe wir zur franzöſiſchen O. übergehen, haben wir noch der Opera buffa zu gedenken. Wenn man deren Erfindung dem Horazio Vecchi zuſchreibt und als den Erſtling dieſes Genre's deſſen 1597 zu Modena gegebenen »Anfiparnasso« aufführt, ſo thut man dem Werk zu viel Ehre an, da es nichts weiter als eine Komödie war, wobei hinter den Kuliſſen ein Sängerchor fünfſtimmige Madrigale ſang. Die Opera buffa nahm vielmehr ihren Ausgang von den ſogen. Intermezzi, womit man die in die Zwiſchenakte der Schauſpiele und Opern eingeſchalteten Komödien zu bezeichnen pflegte. Ihr Zweck war, daß während dieſer Zeit den Zuſchauern Unterhaltung geboten werde, der Schauſpieler aber ausruhen und ſich umkleiden könne. Durch Pergoleſe's 1730 in Neapel aufgeführte »Serva padrona« erlangten ſie bleibende Bedeutung. Die anfänglich nur auf zwei Perſonen berechnete Handlung wurde allmählich durch Einführung komplicirterer Sujets erweitert, und ſo löſte ſich endlich das Intermezzo von der Opera seria ab und erſchien nun als ſelbſtändiges Kunſtwerk unter dem Namen Opera buffa. Logroscino, Galuppi und Niccolò Piccini waren die erſten, welche ſich auf dieſem Gebiet mit Erfolg verſuchten. Recitativ und Arie wurden aus der Opera seria herübergenommen, der Baſſiſt (Baßbuffo) Träger der Hauptrolle, der Kaſtrat hingegen ausgeſchloſſen und an ſeine Stelle als »erſter Liebhaber« der Tenor aufgenommen. Die in der komiſchen O. lebendigere Handlung mußte auch die Muſik anfeuern, und ſo entſtanden allmählich mehrſtimmige Sätze, von denen namentlich das »Finalenſemble« für die Entwickelung der dramatiſchen Muſik von Wichtigkeit war. Da endlich die Herrſchaft der Sänger hier keine ſo unumſchränkte war wie in der ernſten O., ſo wendete man auch der Inſtrumentalmuſik mehr Aufmerkſamkeit zu und benutzte ſie zu ſchärferer Zeichnung der Situation. Zufolge ſo naturgemäßer Principien konnte die Opera buffa die Opera seria um ein Gutes überdauern. Die in dieſer Gattung mit größtem Glück thätigen Meiſter waren Mozart, Paeſiello, Cimarosa und Roſſini. Die beſten Libretti ſchrieben Goldoni und Lorenzo da Ponte.

In ein von dem italieniſchen Dramma per musica vollkommen verſchiedenes Entwickelungsſtadium trat die O. mit ihrer Auswanderung nach Frankreich, wo ihr übrigens das Ballett ſchon frühzeitig gefährliche Konkurrenz machte, ſeitdem ſich unter der Regierung Ludwigs XIV. der Kunſttanz einer Pflege zu erfreuen hatte wie bisher noch nirgends. Zwar verſuchte Kardinal Mazarin, die italieniſche O. einzuführen; allein das Unternehmen vermochte ſich nicht zu halten. Theils war ihm die mehr als geringe Popularität des Protektors Mazarin hinderlich, theils das Nationalgefühl, welches eben eine franzöſiſche O. verlangte. Als die erſten Verſuche hierin ſind Robert Cambert's »Pomone« (1671) und »Les peines et les plaisirs de l'amour« (1672) anzuſehen. Zu erſterem Werk verfaßte Pierre Perrin den Text, zu letzterem Gabriel Gilbert. Allein noch in demſelben Jahr wurde das an Perrin verliehene Privilegium für die »Académie royale« wieder aufgehoben und auf Giovanni Battiſta Lully, den Liebling Ludwigs XIV., übertragen. Was die Opern Lully's gleich von vornherein beliebt machte, war, daß er das nationale Element des Chanson hereinzog. Als zweiten Hauptfaktor verwendete er den Chor und als dritten die Inſtrumentalmuſik, die nach zwei Seiten hin gepflegt wurde: einmal um das Ballett, welches Lully mehr als bisher durch die Handlung zu motiviren ſuchte, zu unterſtützen, in der Form des zweitheiligen Tanzſtücks, dann aber und hauptſächlich durch Neugeſtaltung des in Italien üblichen Einleitungsſatzes. Er ſchuf für dieſen eine vollkommen neue Form, die Ouvertüre (ſ. d.). Das Recitativ hingegen war noch ebenſo ſteif wie in der alten italieniſchen O. Lange Zeit war Lully der ausſchließliche Liebling des Publikums, und keiner ſeiner Nachfolger (wie Bonvard, Colaſſe, Deſtouches u. a.) vermochte ihn zu verdrängen, bis endlich 1732 J. Philippe Rameau mit ſeiner O.: »Hippolite et Aricie« vor die Oeffentlichkeit trat. Er ſetzte an die Stelle der knappen Form der Lully'ſchen O. die breitere Anlage der italieniſchen Formen, verlieh dem Enſemblеſatze ſchwungvollere Haltung, ſchrieb vorzugsweiſe polyphon und gab der Koloratur größere Selbſtändigkeit. Nur das Recitativ wußte auch er nicht in gehörigen Fluß zu bringen und mußte ſich, um den deklamatoriſchen Anforderungen gerecht zu werden, durch häufigen Wechſel des Taktes behelfen. Als weſentlicher Fortſchritt hingegen muß ſeine Behandlung des inſtrumentalen Theils angeſehen werden. Die von Rameau eingeſchlagene Richtung verfolgten Mondouville und Dauvergne. Erſterer führte namentlich die Arie mit Chor ein, letzterer machte das Recitativ geſchmeidiger und iſt zugleich mit Rameau als Begründer der Opéra comique anzuſehen. Das faſt ausſchließlich auf den muſikaliſchen Ausdruck gerichtete Augenmerk hatte, gleichwie in Italien, ſo auch hier

die natürliche Folge, daß die dramatiſche Dichtung, für kaum der Beachtung würdig gehalten, allmählich zur Schablone wurde. Da trat Gluck (1714—87) auf und wendete, die hieraus entſprungenen Uebelſtände mit klarem Auge durchſchauend, ſeine volle Kraft dem deklamatoriſchen Stil zu, während er das abſolut Muſikaliſche dem poetiſchen Inhalt unterordnete. Er entfaltete das Recitativ in ſeiner ganzen Größe und bereicherte es weſentlich; den ſpecifiſch muſikaliſchen Effekt hingegen ſchloß er überall aus, wofern er nicht durch den Gang des Drama's zu motiviren war. Dem Orcheſter endlich verlieh er eine größere Mannigfaltigkeit von Klangfarben und war auch der erſte, welcher in der O. die Poſaunen zur Anwendung brachte. Kurz, er hob die Muſik aus ihrer trippelnden Kleinheit und Zierlichkeit und ſtellte ſie auf den Kothurn, wenn er auch trotz der hohen Würde ſeines Ausdrucks immerhin noch in einer gewiſſen formaliſtiſchen Breite und Steifheit befangen blieb. Als die drei bedeutendſten Muſiker, welche mehr oder minder in die Fußſtapfen Glucks traten, ſind Méhul, Cherubini und Spontini zu nennen. Uebrigens zeigen ſich Gluck, Cherubini und ſelbſt Spontini in ihren Hauptwerken ſo ſehr vom deutſchen Geiſt beeinflußt, daß dieſe Meiſter nur mit großer Einſchränkung den Franzoſen zugezählt werden dürfen. Spontini bildet ſchon den Uebergang zu der »Ausſtattungsoper« Meyerbeers (1791—1864). Dieſer, einer der begabteſten Muſiker unſerer Zeit, zog es leider vor, ſtatt der ohnehin auf abſchüſſigem Boden wandelnden O. durch ernſtes Kunſtſtreben Hülfe zu bringen, zur Erzielung ſichern Beifalls mittels eines raffinirt eklektiſchen Stils und unter weitgreifendſter Beihülfe des Dekorationsmalers und des Ballettmeiſters auf den derben Geſchmack der großen Menge zu ſpekuliren. Das Gleiche gilt auch von Halévy. Die wenigen Opern endlich, womit H. Berlioz auftrat, ſind, wenngleich ihre ernſtere Richtung nicht zu verkennen iſt, leider auch nicht danach beſchaffen, um für die Folge fruchtbringend ſein zu können. Die ſchon oben erwähnte Opéra comique hingegen entfaltete ſich in den durch leichtfaßliche Melodien, ſcharf pointirte Rhythmen und pikante harmoniſche Wendungen erfreuenden Werken Grétry's, Monſigny's, Dalayracs, Iſouards u. a. auf das beſte, bis ſie mit Boieldieu's »Weißer Dame« und »Johann von Paris« ihren Gipfelpunkt erreichte. Als die bedeutendſten Epigonen ſind noch Adolphe Adam, Herold und vor allen Auber anzuführen. Letzterer erreichte in der vom Feuer revolutionärer Leidenſchaft durchglühten O.: »Die Stumme von Portici« nach der erſten Seite hin ſeinen Höhepunkt und gab wiederum in der komiſchen O.: »Maurer und Schloſſer« ein geiſtvoll gezeichnetes humoriſtiſches Charakterbild, in welchem eine Reihe feiner, wirkſamer Situationsmalereien vorkommen und beſonders der franzöſiſche Volkston in den Handwerkerſcenen gut getroffen iſt. Von nun an geht jedoch auch dieſes Kunſtgenre mit Rieſenſchritten abwärts, wofür in neueſter Zeit die nur dem vulgärſten Geſchmack ſchmeichelnden Opern Maillarts und die mit dem Hautgout der Demimonde parfümirten Bouffes parisiennes Offenbachs einen traurigen Beleg geben. Einer theilweiſen Auffaſſung begegnen wir noch einmal in Gounods »Fauſt«, deſſen lyriſche Partien manches Gelungene aufweiſen, während die Opern: »Mignon« und »Hamlet« von A. Thomas durch und durch unechte, forcirte Produkte und Auftakelungen frembden, ſpeciell Meyerbeer'ſchen, Flitterwerks ſind. Aus der großen Anzahl von franzöſiſchen Librettiſten können hier nur die vorzüglichſten genannt werden; dieſe ſind für die große O.: Quinault, Lafontaine, La Motte, Marmontel, du Rollet, Scribe und Saint-Georges, für die komiſche O.: Favart, Poinſinet, Sedaine, Bouilly und abermals Marmontel und Scribe.

In England hat die ernſte Nationaloper niemals in Blüte geſtanden. Zwar ſchien es, als ob ſie durch die Beſtrebungen des reich begabten Henry Purcell (des Jüngern) dieſes Ziel erreichen und die italieniſche O. ſowohl als die am Hof Karls II. mit Vorliebe gepflegte franzöſiſche verdrängen könne; aber der Künſtler ſtarb bereits in ſeinem 37. Jahr, und von nun an war der Opera seria die Alleinherrſchaft geſichert. Daß der Deutſche Händel gleichfalls eine Reihe von Jahren hindurch in dieſer Richtung thätig war, konnte im weſentlichen nichts ändern; noch weniger vermochten dies die völlig ſtilloſen Produkte des Engländers Thomas Arne. Nicht viel beſſer ſteht es mit der komiſchen O., welche mit Vorliebe ſich im Gebiete des Niedrig-Komiſchen bewegt und über die Liedform kaum hinausgeht. Eins der roheſten Produkte dieſer Art iſt die ſogen. »Bettleroper«, wozu Gay den Text ſchrieb und Pepuſch, ein Deutſcher, die Muſik beſorgte. Den meiſten Ruf erwarb ſich in neuerer Zeit der Irländer Balfe (geſt. 1870) durch ſeine Opern: »Die vier Haimonskinder« und »Gitana«, die durch leichte, gefällige Melodien gewinnen, welche aber nichts weniger als national, ſondern lediglich im Geiſte der franzöſiſch-italieniſchen O. erfunden ſind. Ein anderer engliſcher Opernkomponiſt iſt der Graf Weſtmoreland (geſt. 1859), welcher als Dilettant gleichfalls keine höhere künſtleriſche Bedeutung erlangte. Spanien und Portugal begnügten ſich bisher mit italieniſchen und in neuerer Zeit auch vielfach mit franzöſiſchen Opern, und in den ſkandinaviſchen und ſlawiſchen Ländern endlich waren bisher die Beſtrebungen zur Gründung einer nationalen O. noch viel zu gering, als daß ſie hier einer weitern Erörterung bedürften. Von ruſſiſchen und polniſchen Komponiſten ſind Glinka (1803—1867) und St. Moniuſzko (geb. 1820), von ungariſchen nur F. Erkel (geb. 1810) zu nennen, deren Opern in ihrem Vaterland Popularität erlangt haben.

Die den Deutſchen eigenthümliche Hinneigung zum Kosmopolitismus und der hiermit auf das engſte zuſammenhängende Reſpekt vor allem Fremdländiſchen erklären die ſpäte, erſt in unſer Jahrhundert fallende Blütezeit einer nationalen O. hinreichend. Der Verſuch, den Heinrich Schütz machte, indem er die von Opitz in das Deutſche überſetzte »Dafne« des Rinuccini komponirte (1627 zu Dresden aufgeführt), blieb vereinzelt ſtehen, und ſo hatte die italieniſche O. freies Feld. Schon ihrer Koſtſpieligkeit halber auf die Kaſſen der regierenden Herren angewieſen, war die Opera seria bis zu ihrem endlichen Abſterben das Punctum saliens aller Hoffeſte. So ſehen wir italieniſche Kapellmeiſter und Librettiſten, italieniſche Primadonnen und Kaſtraten die zahlreichen deutſchen Fürſtenhöfe überziehen und kein Mittel ſcheuen, um jede nationale Beſtrebung fern zu halten, die ihnen, den mit deutſchem Geld Bezahlten, hinderlich in den Weg trat. Fand ſich aber irgend ein deutſcher Muſiker, den es drängte, ſich der dramatiſchen Kunſt zuzuwenden, ſo mußte er, wenn er Erfolg haben wollte, zuerſt nach Italien ziehen und dann, unter Reſignation auf die eigene Nationalität, italieniſche Opern ſchreiben. Sagte doch noch 1777 Kurfürſt Maximilian III. von

Bayern von dem auf eine Anstellung hoffenden Mozart: »Jetzt ist es noch zu früh, er soll nach Italien reisen und sich berühmt machen«. Als die bedeutendsten der in dieser Richtung thätigen Musiker sind Hasse, Naumann und Graun zu nennen. Den ersten Schritt zu Gunsten des Nationalen hat man in der Errichtung der deutschen O. zu Hamburg zu erblicken. Es war das erste Unternehmen dieser Art und erhielt sich von 1678—1738. Die äußere Erscheinung dieser Opern setzte sich, gleichwie bei den Italienern, hauptsächlich aus allegorischen Figuren in mythologischem Gewand, Sologesang, Tanz und scenischem Pomp aller Art zusammen; nur scheint hier die Geschmacklosigkeit eine viel größere Rolle gespielt zu haben als in den italienischen Theatern. Dabei bewegte sich die Dichtung in einer so rohen und widerlich-unbehülflichen, mit italienischen Versen untermischten Diktion, daß selbst reich begabte Tondichter, wie Reinh. Keiser, Händel und Telemann (der sich der Richtung Lully's zuneigte), nicht verhindern konnten, daß diese erste Blüte der deutschen O. als verfrüht abwelkte, ohne irgendwie befruchtend wirken zu können. Die wälsche O. herrschte nach wie vor. Eine wesentliche Wendung trat erst mit Mozart (1756—91) ein. Ihm war es vorbehalten, die aus den Werken seiner großen Vorgänger resultirenden Stilmomente zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, die italienische Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit mit der deutschen Innerlichkeit und Idealität zusammenzufassen und so einen Gesammtstil herauszubilden, dessen Universalität von nun an der deutschen Tonkunst den Vorrang über das Ausland verschaffte. Zugleich mit der ernsten O. brachte er auch die komische auf eine bisher kaum geahnte Höhe, indem er sie aus jener pfahlbürgerlichen Sphäre emporhob, worin sich die Opern des immerhin reich begabten Dittersdorf und die dürftigen Operetten Georg Benda's, J. A. Hillers u. a. mit Vorliebe zu bewegen pflegten. Die den internationalen Stil Mozarts zu hausbackener Phraseologie verflachende Schule der »göttlichen Philister« (wie sie W. Riehl treffend nennt) ist sammt ihren zahlreichen Produkten längst der Vergessenheit anheim gefallen. Als ihre Koryphäen führen wir an: Gyrowetz, Hoffmeister, Wranitzky und als die bedeutendsten darunter: Weigl und Winter. Eine eigentliche deutsche O. wurde erst möglich, als die aus der französischen Revolution erwachsenden Völkerkriege den Sinn auf das Nationale zurückführten. Beethoven ging mit seinem »Fidelio« voran, jedoch blieb dieses Werk eine vereinzelte künstlerische Großthat. Eine neue Richtung schlugen dann die sogen. Romantiker ein, unter denen in der O. Karl Maria v. Weber (1786—1826) obenan steht, der, von echt nationalem Standpunkt ausgehend, mit Vorliebe Stoffe aus der Sagenwelt behandelte. Er legte zwar den Schwerpunkt in die Melodie, machte aber zugleich von allen harmonischen und orchestralen Ausdrucksmitteln in genialer Weise den ausgedehntesten Gebrauch und schuf sowohl nach Seite der Situationsschilderung wie der Charakterzeichnung aus seiner reichen, glühenden Phantasie Gebilde, wie sie leben- und poesieerfüllter auf dem Gebiete der O. keine andere Nation aufzuweisen hat. L. Spohr würde sich gemäß seiner künstlerischen Bildung Weber vollkommen ebenbürtig zur Seite haben setzen können, wenn er sich nicht mit allzu großer Einseitigkeit im Bereich des Sentimentalen gehalten hätte. In direktem Anschluß an Weber ist Heinrich Marschner (1795—1861) zu nennen, dessen großes dramatisches Talent besonders nach zwei extremen Richtungen hin, nach der humoristischen und der dämonischen, in seltener Ursprünglichkeit und Kraft der Phantasie Bedeutendes geleistet hat. Lediglich nach ersterer Richtung hin mit Glück wirkte A. Lortzing (1803—1851) und erwarb sich um die deutsche komische O. nicht abzusprechende Verdienste, da er überdies noch Dichter und Komponist in Einer Person war. Seine Opern halten sich hinsichtlich ihres Witzes und Gefühlstons innerhalb der Sphäre echt deutscher, bürgerlicher Gemüthlichkeit; sie sind mit größter Bühnenkenntnis gemacht und unterhalten durch ihr munteres Spiel harmloser, sprudelnder Laune. Theils an deutsche, theils und mehr an französische Vorbilder sich anlehnend, erzielten noch Nikolai (1810—49) und Flotow (geb. 1812) durchschlagende Erfolge mit ihren Opern. Von den weiteren Epigonenwerken ist nicht viel Gutes zu sagen; die für sie bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten sind charakterloses Anlehnen an die Erzeugnisse der italienischen und französischen O., Verflachung des Stils, Rath- und Thatlosigkeit bezüglich der Fortentwickelung des Vorhandenen und kritiklose Hingabe an die dekorativen Hülfskünste. Man pflegt diese von den sogen. »Restaurationskomponisten« vertretene Gattung kurzweg »Kapellmeistermusik« zu nennen. Was Franz Schubert in seiner O.: »Der häusliche Krieg«, Mendelssohn in seinen Bruchstücken aus »Lorelei«, Schumann in »Genoveva« im Bereich der O. geschaffen haben, steht zu vereinzelt da und hält sich auf zu specifisch musikalischem Standpunkt, als daß es einen besondern Einfluß auf die Entwickelung der hier in Rede stehenden Kunstform hätte üben können. Erst mit Richard Wagner (geb. 1813) tritt wieder ein neues Bewegungsmoment in den Entwickelungsgang der O. ein, der allerdings von der Gegenwart noch vielfach einem revolutionären Umsturz gleich geachtet wird. Wir können uns hier weder auf eine ästhetische Analyse, noch auf eine Polemik für oder wider einlassen, sondern müssen uns nur darauf beschränken, anzugeben, worin hauptsächlich die Neuerungen des Dichterkomponisten bestehen. Zunächst will Wagner in der O. alle drei Künste zu Einem harmonischen Ganzen verbinden; ferner gibt er die hergebrachten Formen der Arie ꝛc. auf, weil sie dem Fortgang der Handlung und dem natürlichen Gedanken- und Redefluß Fesseln anlegen; er setzt deshalb an deren Stelle eine erhöhte, mit allen instrumentalen und modulatorischen Glanzmitteln ausgestattete Recitation und theilt seine Musikdramen lediglich nach Scenen ein. Weiter führte Wagner die sogen. unendliche Melodie ein, desgleichen die sogen. Leitmotive, kurze charakteristische Tongebilde, welche sich in mannigfachen Reflexen durch das Gesammtwerk hindurchziehen und theils bestimmte Situationen, theils gewisse Nebenzüge im Seelenleben der handelnden Personen oder die Wechselbeziehungen zwischen beiden andeuten sollen. Endlich ist es noch die Wahl der Stoffe, womit Wagner einen neuen und zwar einen höchst glücklichen Griff gethan hat, indem er die sinnvollen, poetischen Sagen unserer deutschen Vorzeit seinen Schöpfungen zu Grunde legte und auf diese Weise neu belebte. Da die übrigen Komponisten der Gegenwart sich meistentheils auf die größeren Meister der Tonkunst stützen, so ist ihren Arbeiten auch durchgängig ein größerer Gesinnungsernst eigen als den Epigonenarbeiten der früheren Decennien. Von ersteren sind in vorderster Reihe zu nennen: Anton Rubinstein, Max Bruch, sodann Edmund

Kretzschmer, Hermann Götz, Peter Cornelius, Rheinberger, Franz v. Holstein, Ferd. Hiller, K. Reinecke, Reißmann u. a.

Die ältere Literatur über die O. findet sich in Forkels »Allgemeiner Literatur der Musik« (Leipz. 1792) und in Beckers »Systematisch-chronologischer Darstellung der musikalischen Literatur« (das. 1836, Nachtrag 1839) zusammengestellt. Von den neueren einschlägigen Schriften sind zu nennen: Hand, Aesthetik der Tonkunst (Leipz. 1837—41, 2 Bde.); Chrysander, G. F. Händel (das. 1858—67, 3 Bde.); Jahn, W. A. Mozart (2. Aufl., das. 1867, 2 Bde.); Kiesewetter, Geschichte der europäisch-abendländischen Musik (2. Aufl., das. 1846); Derselbe, Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesangs ꝛc. (das. 1841); Lindner, Die erste stehende deutsche O. (Berl. 1855); Derselbe, Zur Tonkunst (das. 1864); Rudhart, Geschichte der O. am Hof zu München (Freising 1865, Bd. 1: »Die italienische O. 1654—1787«); R. Wagner, O. und Drama (2. Aufl., Leipz. 1869) und dessen übrige Schriften; Schletterer, Die Entstehung der O. (Nördling. 1873); Hanslick, Die moderne O. (Berl. 1875). Eine allgemeine Geschichte der O., die nach pragmatischer wie nach ästhetischer Seite hin vollkommen genügen könnte, besitzen wir bis jetzt noch nicht. Beachtenswerthe Beiträge zu einer solchen lieferte L. Köhler in seinem Aufsatz: »Die Anfänge der O. ꝛc.« (in den »Signalen« 1876, Nr. 53). Das ausführlichste und gründlichste Lehrbuch über die O. und deren sämmtliche Formen enthält Lobe's »Kompositionslehre«, Bd. 4 (Leipz. 1867). Ueber die älteren deutschen Operndichter gibt Koberstein in seiner »Geschichte der deutschen Nationalliteratur«, Bd. 2 und 5 (5. Aufl., Leipz. 1872—73), Aufschluß.

Opĕra (lat.), Mühe, Arbeit; opera et studio, durch Mühe und Fleiß.

Opĕra (lat., Mehrzahl von opus), Werke, besonders gesammelte Werke eines Verfassers; O. posthuma, nachgelassene, d. h. nach dem Tod eines Autors herausgegebene Schriften desselben; O. quae supersunt, die noch vorhandenen Werke eines Autors.

Opera supererogatiōnis (lat., »überpflichtige Werke«), bei den Scholastikern Bezeichnung der Verdienste Christi und der Heiligen, welche sie sich dadurch erwarben, daß jener in und mit seiner Aufopferung mehr leistete, als zur Erlösung des Menschengeschlechts nothwendig war, diese aber nicht nur das von Gott Gebotene (praecepta), sondern auch das Gerathene (consilia) hienieden treu befolgten (meritum superabundans, m. supererogatorium). Clemens VI. bestätigte durch die 1343 erlassene Bulle: »Unigenitus« die Ansicht, daß jene Verdienste gleich einem Schatz der Kirche anheim fielen, was zur Entstehung des Ablasses (s. d.) Veranlassung gab.

Operation (lat.), im allgemeinen der Thätigkeitsakt bei Verrichtungen irgend einer Art. Man spricht von merkantilen, finanziellen, strategischen, militärischen ꝛc. Operationen. In der Medicin ist O. speciell ein mechanischer Eingriff seitens des Arztes, vorgenommen am Körper des Kranken behufs Heilung und Linderung von Krankheiten; in der Regel wird die thätige Hand des Arztes von geeigneten Instrumenten unterstützt. Man unterscheidet blutige und unblutige Operationen; erstere, so weit ein Blutverlust mit derselben verbunden ist (s. Chirurgie). Unter militärischen Operationen versteht man die Truppenbewegungen und Kämpfe, welche zur Erreichung des Kriegszwecks führen sollen. Ihre Gesammtheit bis zur endgültigen Entscheidung, sei es des Kriegs, sei es auf einem einzelnen Kriegsschauplatz durchgeführt, bildet einen Feldzug. Das Entwerfen des Plans, nach dem operirt werden soll (Operationsplan), also Bestimmen des Zwecks und der einzuschlagenden Wege sowie die Leitung der Truppen auf denselben, ist Aufgabe der Strategie; die Ausführung der O. durch die Truppen, deren Märsche und Gefechte ist Sache der Taktik. Jede O. ist auf ein bestimmtes Ziel (Operationsobjekt) gerichtet, das hauptsächlich die feindliche Armee ist, deren Vernichtung den Feldzug entscheidet, das aber auch sonst ein Punkt sein kann, dessen Besitz für beide Theile von Wichtigkeit ist. Das Terrain, auf welchem eine O. ausgeführt wird, nennt man das Operationsfeld. Die Ausgangspunkte der O., von denen die Truppen ihre Nachschübe ꝛc. beziehen, auf die sie nöthigenfalls zurückzugehen haben, um Sicherheit zu finden, womöglich durch einen leicht zu vertheidigenden Abschnitt im Terrain verbunden, bilden die Operationsbasis, die Eisenbahnen und Straßen von dort nach dem Punkt, wo man den Gegner sucht, die Operationslinien.

Operativ (neulat.), auf praktisches Handeln, im engern Sinn: auf chirurgische Operationen bezüglich; operative Heilkunde, s. v. w. Chirurgie; Operateur (franz., spr. -tör), Operationen ausführender Wundarzt.

Operette, s. Oper.

Operiren (lat.), eine Operation ausführen.

Operment, s. v. w. Auripigment.

Operntext (Libretto), s. Oper.

Opfer (lat. Oblatio, Sacrificium), im allgemeinen Gaben, welche man der Gottheit darbringt, entweder um ihr Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, oder auch um ihren Zorn zu versöhnen. Die Vorstellung, daß die Gottheit sinnliche Bedürfnisse habe, die Bildungsstufe, auf welcher die Opfernden standen, ihre Beschäftigung und Lebensweise und die Beschaffenheit der Produkte, welche ihr Boden hervorbrachte, bestimmten die Art der O. Hirten und Jäger brachten Thiere, ackerbauende Völker Früchte und Brod. Die neueren Untersuchungen über Völkerpsychologie und Vorgeschichte des Menschen haben es wahrscheinlich gemacht, daß die Idee des Opfers ganz im allgemeinen dem Manendienst entsprungen ist, da die Todtenopfer nicht allein noch jetzt die weiteste Verbreitung unter den Naturvölkern haben, sondern sich in ihren Spuren bis in die älteste Steinzeit zurückverfolgen lassen. Aus den Traumerscheinungen Verstorbener schließend, daß dieselben in einem wenn auch veränderten Zustand fortleben, legte man denselben früh Speise und Trank ins Grab oder brachte diese Liebesgaben zum Hügel; man gab dem Todten seine Waffen mit, opferte sein Lieblingspferd, ja seine Sklaven und seine Gattin, damit er im Jenseits ihrer Hülfe nicht entbehre. Mit der Entwickelung des Gottesbegriffs, der in vielen Fällen direkt aus dem Manendienst hervorgegangen ist, übertrug man diese Speise- und Trankopfer sowie die Thier- und Menschenopfer von den vermeintlich nahrungsbedürftigen Geistern der Abgeschiedenen auf die Götter. Mit der Entdeckung des Feuers hatten die letzteren ein sichtbares Symbol erhalten; das Feuer galt überall als die von den Göttern den Menschen gespendete Gabe, als ein Sendbote der Götter, der deshalb auch befugt war, die für dieselben bestimmten O. in Empfang zu nehmen, sie zu verzehren und als Rauch zum Göttersitz emporzutragen. So entwickelte sich mit

dem Brandopfer die Idee eines besondern Opfergottes der Urvölker, den die Turanier Silik-mulukhi, die Inder Agni, die Perser Mithras nannten, und von dem die allgemeine Idee des Brandopfers, dessen weitläufige Theorie die Rigweda gibt, herzuleiten ist. Dieses materielle O. an vegetabilischen wie animalischen Gaben, ja selbst an Menschen, wurde immer mehr ein symbolisches; die Auswahl der edelsten Erstlingsfrüchte, der reinsten und makellosesten Thiere kam schließlich nur noch den Priestern zu gute, sofern man nur die unbrauchbaren Theile der Thiere (Eingeweide, Fetttheile ꝛc.) mit Salz, Mehl, Honig und Weinspenden opferte, die brauchbaren und wohlschmeckenden Theile aber im Anschluß an die alten Leichenmahle selbst verzehrte. Darauf bezieht sich die griechische Sage vom Prometheus, der den Jupiter bei der Mahlzeit um die besten Theile betrogen haben sollte. Aus dem Brandopfer endlich entwickelte sich das noch mehr symbolische Rauchopfer, bei welchem an die Stelle der Speisen Spezereien traten, wie es noch jetzt in der katholischen Kirche gebräuchlich ist. Nur langsam verschwanden die ursprünglich bei den meisten Völkern gebräuchlichen Menschenopfer, zu denen man noch lange gefangene Feinde und Fremde bestimmte. Juden, Griechen und Römer kehrten, wenn sie den Zorn der Gottheit sühnen wollten, immer von neuem zu dem grausamen Brauch der Vorzeit zurück, worauf die O. Abrahams, Jephtha's, Agamemnons u. a. hindeuten. Am längsten hielten sich dieselben im Sonnendienste der semitischen Völker (Assyrier, Phöniker, Moabiter, Kanaaniter ꝛc.), die ihrem Baal oder Moloch die Erstgeburt darbrachten. Wittwenopfer finden in Indien bekanntlich noch heute statt. Mit der steigenden Kultur und dem zunehmenden Reichthum nahmen auch die O. an Zahl und Kostbarkeit zu. So schlachteten Griechen und Römer oft tausende von Opferthieren (vgl. Hekatombe), die überdies ganz untadelhaft sein mußten. Eine eigenthümliche Art der O. bildeten die Weihgeschenke und die Keuschheitsopfer. Jene bestanden in Waffen, in einem Theil der Kriegsbeute, in Kleidern, in Werkzeugen; Jünglinge und Jungfrauen gaben ihre Haare, Dichter und Philosophen die Werke ihres Geistes ꝛc. Die Keuschheitsopfer bestanden darin, daß das weibliche Geschlecht, besonders Jungfrauen, durch Preisgebung ihrer Keuschheit eine wohlgefällige Handlung zu verrichten glaubte. Dies geschah in Babylon im Dienste der Mylitta, in Persien in dem der Anaitis, auf Cypern in den Tempeln der Venus, in Phönikien im Dienste der Astarte. Hinsichtlich der einzelnen Völker wäre Folgendes hervorzuheben: Moses bestimmte in seinem Opfergesetz für das israelitische Volk reine, makellose Hausthiere und Früchte als Sinnbilder der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehovah. Das mosaische Gesetz hatte als Opferstätte allein den Tempelvorhof bestimmt; doch wurde vielfach auch auf Höhen geopfert, und im Reich Israel kannte man gar keine gesetzliche Opferstätte. Die Kosten mußte der Privatmann bestreiten, für die öffentlichen O. aber sorgte entweder der König oder der Tempelschatz. Rücksichtlich ihres Sinnes und Zwecks waren diese O. theils Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh bestanden, wovon die Fettstücke verbrannt wurden, Brust- und Schulterstücke den Priestern gehörten; theils gingen sie aus frommer, freiwilliger Entschließung oder aus einem Gelübde hervor und waren dann gewöhnlich mit Opfermahlzeiten verbunden, oder sie waren Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Sie zerfielen in größere und kleinere, von denen jene mit mehr öffentlichem Charakter jährlich am großen Versöhnungstag stattfanden. Die Priester pflegten die Darbringenden, zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehovah, mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen und, wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volks galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu genießen. Vgl. Kurtz, Das mosaische O. (Mitau 1842). Die Griechen brachten vorzugsweise Speiseopfer, Brandopfer waren auch in späterer Zeit wenig üblich. In der Homerischen Zeit erhielten vor jeder Mahlzeit die Götter ihren Antheil; bei feierlichen Gelegenheiten aber fanden öffentliche O. statt, unter denen das erste jedesmal der Hestia dargebracht wurde, wie die Inder zuerst dem Agni opferten. Ehe man das Thier schlachtete, schnitt man ihm die Stirnhaare ab, warf sie als Erstlinge ins Feuer und bestreute dann das Thier mit Gerstenschrot. Mit dem Blut besprengte man den Altar. Hierauf verbrannte man die Knochen und fleischigen Theile des Schenkels, wobei Wohlgerüche und Wein zugegossen und während des Opfers Leber, Herz und Lunge geröstet und verzehrt wurden. Zuletzt wurde die Zunge des Thiers mit einer Libation verbrannt. Mit den Opfern, die man vor wichtigen Unternehmungen vollbrachte, war in der Regel Weißagung durch Eingeweideschau verbunden. Die Libationen waren bei den Griechen ursprünglich nur den Manen gewidmete Trankopfer, meist mit Mahlzeiten verknüpft; die unblutigen O. bestanden in Darbringung der Erstlinge der Früchte, von Kränzen, Gebackenem ꝛc. Aehnlich denen der Griechen waren die O. der Römer. Den Göttern opferte man männliche, den Göttinnen weibliche, den himmlischen Gottheiten weiße, den unterirdischen schwarze Thiere, wie auch alle Handlungen bei jenen Opfern denen bei diesen entgegengesetzt waren. Bei dem Beginn des Opfers ward Stillschweigen geboten (s. Omen) und Wein, Weihrauch, Dinkelmehl mit Salz (mola salsa) zwischen die Hörner des Thieres gestreut. Die Götter erhielten Theile der inneren edeln Eingeweide, Stückchen von der Hüfte, vom Schwanz und vom Euter, die, mit Weihrauch, Wein und Salz vermischt, verbrannt wurden. Eigenthümlich den Römern waren die Göttermahlzeiten (Lektisternien), die nach einem Sieg in der Weise veranstaltet wurden, daß die Altäre mit Speisen besetzt und die Bildnisse der Götter um den Altar herumgelegt wurden; ferner die Suovetaurilia, welche darin bestanden, daß am Ende eines jeden fünften Jahrs nach vollendetem Census ein Schwein, ein Schaf und ein Stier (sus-ovis-taurus) um die Volksversammlung geführt und dann geopfert wurden. Menschenopfer kamen in den ersten Zeiten der Republik jährlich vor; später wurden sie zwar vom Senat verboten, allein noch zu Cäsars Zeiten geübt, wie denn z. B. Oktavian 300 Ritter und Senatoren auf dem Altar des Julius Cäsar tödten und Sextus Pompejus Menschen in das Meer werfen ließ, um sie dem Neptun zu opfern. Auch die skandinavischen und germanischen Völker opferten sowohl Menschen als Thiere. Die Schweden veranstalteten jährlich drei große O., um die Zeit der Herbstnachtgleiche, in der Mitte des Winters und zum Empfang des Sommers; außerdem beging man alle neun Jahre in Upsala ein großes Sühnfest, wobei neun Häupter von jeder Thiergattung dargebracht wurden, und ein anderes Opferfest, ebenfalls alle neun Jahre zur

Sühne, feierten die Dänen den Todesgöttern, indem sie in Lethra auf Seeland 99 Menschen sowie Pferde, Hunde und Hähne oder Habichte, jedes in gleicher Anzahl, schlachteten. Außerordentliche O. gab es vorzüglich bei kriegerischen Unternehmungen, bei Königswahlen und Leichenbestattungen. Die Germanen, besonders die Cherusker, Ubier, Marsen, Katten, Cimbern, Hermunduren, opferten Menschen nur dem höchsten Gott an bestimmten Tagen; für andere Fälle begnügten sie sich mit Thieren. Der Gebrauch, Kriegsgefangene zu opfern, dauerte sogar noch unter den zum Christenthum bekehrten Völkern, z. B. den Gothen, Herulern, Langobarden, Sachsen, fort. Bei den Galliern (Kelten) besorgten die Druiden den Opferdienst, und zwar hielt man Menschen für die den Göttern angenehmsten O. Götzenbilder, deren Glieder aus Weiden geflochten waren, wurden mit Menschen angefüllt und verbrannt. Man schlachtete Verbrecher, in deren Ermangelung aber auch Knechte, Kriegsgefangene, selbst Weiber und Kinder. Mit den Gestorbenen ward als Todtenopfer alles verbrannt, was ihnen theuer war, auch die Sklaven und Schutzgenossen. Im allgemeinen fast dieselben Gebräuche fanden sich bei den Finnen, Esthen, Liven, Preußen, Letten, Slawen, wenn auch nach Oertlichkeit, Glauben ꝛc. verschieden. Bei den Negern, Indianern, den Völkern der Südsee waren und sind Menschenopfer sehr häufig; die Mexikaner opferten oft an Einem Tag an 20,000 Menschen. Die bereits von den Propheten des Alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Mensch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht an und für sich schon ihr Eigenthum und ihre Gabe sei, machte das Christenthum dadurch geltend, daß es den jüdischen und heidnischen Opferdienst gänzlich beseitigte und den Tod Jesu als die ein- für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menschen und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Es ist dies übrigens eine Vorstellung, die auch dem Heidenthum nicht völlig fremd geblieben war und sich in dem Somadienste der Inder, dem Mithrasdienste der Perser sowie in dem Osiris-, Dionysos- und Baldrkultus ausprägte. Um diese Selbstopferungsidee symbolisch festzuhalten, genossen die Inder den Somatrank, feierte man Liebesmahle und führte das Meßopfer ein, welches in der katholischen Kirche noch jetzt das unblutige O. genannt wird, weil nach dem katholischen Lehrbegriff der Meßpriester durch Weihung des Brodes und Weins den Leib und das Blut Christi im Sinn der jüdischen Sühnopfer gleichsam aufs neue opfert. Ferner sind die Oblationen und Offertorien der Christen, das Räuchern in den katholischen Kirchen, die Vermächtnisse an Kirchen, Klöster, Wallfahrtsorte, überhaupt fromme Gaben für den religiösen Dienst (Opferpfennige, Kerzen und Votivbilder) Nachklänge und Uebergänge aus den heidnischen Opfern.

Opferstock (Gotteskasten, Cippus), schon im Tempel zu Jerusalem und in allen christlichen Kirchen, in denen nicht der Cymbel (Klingelbeutel) umhergetragen wird, an den Thüren angebrachte Behälter, in welche die Herausgebenden freiwillige Gaben, meist zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse, einlegen.

Ophidia (lat.), Ordnung der Reptilien, s. Schlangen.

Ophikleïde (franz. Basse d'harmonie), ein um 1806 von Prospero Guivier erfundenes, sehr umfangreiches Orchesterblasinstrument, das besonders in der Harmoniemusik mit Fagott und Kontrafagott zur Verstärkung des Basses zusammengestellt wird, besteht aus zwei weiten nebeneinander liegenden, unten durch einen Bogen verbundenen metallenen Rohrstücken, von denen eins in die geschlungene enge Röhre des Mundstücks, das andere in einen weiten, nach oben gekehrten Schallbecher ausläuft, ist weit mensurirt und mit 6—9 Tonlöchern für die gleiche Anzahl von Klappen versehen. Der Klang der O. ist sehr stark, aber rauh und dumpf, die Ansprache schwer, die Beweglichkeit nur gering. Die O. kommt in drei Größen vor, als Baßophikleïde, mit dem großen Umfang vom Kontra-B chromatisch bis zum g oder ā und noch darüber; als Kontrabaßophikleïde, eine Oktave tiefer gehend, und als Altophikleïde, letztere in Es oder F stehend, aber im Violinschlüssel notirt. Früher war nur die Baßophikleïde in Deutschland gebräuchlich; durch die Harmonie- und namentlich die Messingmusik bei dem Militär haben auch die kleineren Abarten Eingang gefunden. Eine Anweisung zum Spiel der O. findet sich in Nemetz' »Allgemeiner Musikschule für Militärmusik« (Wien 1840).

Ophiodonten (griech.), versteinerte Schlangenzähne.

Ophioglosseen (Natterzungen), kryptogamische Pflanzenklasse unter den Gefäßkryptogamen, welche jetzt von den Farnkräutern, mit denen sie die nächste Verwandtschaft hat, abgetrennt worden ist. Es sind perennirende Kräuter mit einem kurzen und dünnen unterirdischen Stamm und einem aufrechten Wedel, der sich alljährlich erneuert, und dessen oberer, besonders gestalteter Theil die Sporangien trägt, während der untere Theil steril und blattartig ist. Der Hauptunterschied von den Farnen liegt erstens darin, daß die Sporangien nicht mehr, wie bei diesen, bloße Erzeugnisse der Epidermis sind, sondern daß durch Umwandlung der ganzen Blattmasse besondere Abschnitte des Wedels entstehen, und zweitens in dem knollenförmigen, unterirdischen, chlorophyllosen Vorkeim. Durch beide Merkmale nähern sich die O. bereits der nächsten Klasse, den Lykopodiaceen. Die Klasse begreift nur eine gleichnamige Familie, welche aus ungefähr 30 Arten in drei Gattungen besteht und sowohl in der gemäßigten und kalten, als in der heißen Zone vertreten ist.

Ophioglossum *L.* (Natterzunge), Pflanzengattung aus der Familie der Ophioglosseen, perennirende Kräuter mit einem einzigen Wedel, der aus einem obern fruchtbaren und einem untern sterilen Theil besteht; der erstere stellt eine gestielte Aehre dar, welche aus zwei Reihen verwachsener Sporangien besteht, der letztere ist blattförmig, ungetheilt. Von den 15 Arten gehören die meisten der heißen Zone an; in Deutschland findet sich nur O. vulgatum *L.* (gemeine Natterzunge), mit 5—30 Centim. hohem Wedel, der in der Mitte den länglich eiförmigen, blattartigen Theil trägt, und dessen Stiel sich in die lang gestielte, zusammengedrückte, linealische Aehre fortsetzt; auf etwas feuchten Wiesen, Triften, an Waldrändern in ganz Europa und Asien. Früher war sie officinell (Herba Ophioglossi s. Lancea Christi) als Wundmittel und gegen Brüche.

Ophiolatrie (griech.), Schlangendienst (s. d.); vgl. Ophiten.

Ophiolith, s. v. w. Gabbro oder Serpentin.

Ophir (»Aschenland«), eine mehrmals im Alten Testament genannte Gegend, aus welcher Salomo auf Schiffen, die in den edomitischen Häfen ausgerüstet wurden, nach dreijähriger Reise ungeheure

Mengen Gold, Sandelholz, Elfenbein ꝛc. holen ließ, um seine Prachtbauten in Jerusalem auszuführen, wurde von den Forschern, welche die Feststellung der Oertlichkeit versuchten, bald nach Ländern Vorderasiens, bald nach Indien verlegt, dann, seit Colombo 1492 auf Hispaniola landete, in Amerika, später an der Ostküste von Asien gesucht. Unter den neueren Forschern sucht Mauch O. an der Ostküste von Afrika, westlich von Sofala, unter 20° 14′ südl. Br. (bei der Ruinenstätte Zimbabje), v. Baer (in den »Reden und Kleinen Schriften«, Bd. 3, S. 112 ff., Petersb. 1873) auf der Halbinsel Malakka, Lassen an der Nordwestküste von Ostindien, nahe der Mündung des Indusflusses. Trotz der Einwendungen Röslers (»Ausland« 1872) ist die Ansicht Lassens die am besten begründete und der Name vom Volksstamm Abhira abgeleitet, der noch heute im nördlichen Indien als Hirtenvolk zahlreich ist.

Ophit, Gestein, Abart des Diorits, aus Hornblende und triklinem Feldspat bestehend, aber mit beträchtlichem Vorwalten der erstern, meist dunkel, grün, körnig bis dicht, von den (äußerlich ähnlichen) Serpentinen durch die mineralogischen Eigenschaften der Hornblende (Härte, Krystallform) unterscheidbar. O. ist in den Mittelmeerländern und ganz besonders in den Pyrenäen verbreitet.

Ophiten (Ophiäner, v. griech. ophis, Schlange, oder Naassener, v. hebr. naas, Schlange, Schlangenbrüder), Namen verschiedener gnostischen Sekten des kirchlichen Alterthums, welche alle darin übereinstimmten, daß sie im Anschluß an vorderasiatische und ägyptische Vorstellungen einen Schlangenkultus pflegten, wobei sie sich in verschiedener Weise an die alttestamentliche Paradiesschlange und an christliche Vorstellungen anlehnten. Während bei Irenäus die O. in dem »Schlangengestaltigen« (Ophiomorphos) das dämonische Abbild des Judengottes Jaldabaoth sahen, bildeten andere O., weil durch die Schlange Jaldabaoths Mutter dem Menschen Keime höherer Erkenntnis zugeführt habe, diese Idee dahin weiter, daß die Schlange zuletzt als höchster Gegenstand eines Mysterienkultus, als Symbol der durch alle Gegensätze des physischen und geistigen Lebens sich hindurchwindenden Weltseele erschien. Vgl. Lipsius in der »Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie« 1863.

Ophiüchus (lat. Serpentarius, Anguifer, Schlangenträger), großes Sternbild zwischen 16° nördl. und 29° südl. Deklination und 240—280° Rektascension, südlich unter dem Herkules, östlich von der Wage, westlich von dem Adler und Antinous, nördlich von dem Skorpion, wird von der Milchstraße und dem Aequator durchschnitten und enthält einen Stern zweiter Größe am Kopf und 5 Sterne dritter Größe, in der Schlange einen Stern zweiter und 7 Sterne dritter Größe.

Ophiüra (Schlangenstern), s. Seesterne.

Ophiuride (griech., Schlangenschwanzlinie), eine ebene Kurve dritten Grades, welche ihr Erfinder Ulborn zur Lösung des Delischen Problems, zur Trisektion des Winkels ꝛc. benutzte. Vgl. Brandes, Lehrbuch der höhern Geometrie, Bd. 1 (Leipz. 1822).

Ophthalmiátrik (Ophthalmiatrie, Ophthalmotherapie, griech.), s. v. w. Augenheilkunde.

Ophthalmie (griech.), s. v. w. Augenentzündung.

Ophthalmiten (griech.), Steine vom Ansehen eines Auges, wie manche Achat- und Chalcedonarten.

Opiān, s. v. w. Narkotin.

Opiāte, pharmaceutische Präparate, wie Opiumextrakt, Opiumtinktur, Dower'sches Pulver ꝛc.

Opie (spr. ohpi), John, namhafter engl. Historienmaler, geboren im Mai 1761 zu St. Agnes in Cornwallis, zeigte früh Talent zum Zeichnen. Er lernte den Dichter Peter Pindar (Wolcot) kennen, der ihn um 1780 nach London brachte und als das »cornische Wunder« einführte. O. stellte seit 1782 aus und wurde 1788 ordentliches Mitglied und 1805 Professor der Akademie. Er starb 9. April 1807 zu London. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: Mord des Königs Jakob I. von Schottland, Mord Rizzio's. Für Bondells Shakespeare-Gallerie und für Macklins Prachtbibel malte O. verschiedene Darstellungen. Auch lieferte er viele Bildnisse und war als Schriftsteller thätig. Für das Anmuthige hatte O. kein Gefühl, dagegen zeichnet er sich durch tüchtige Komposition und Energie aus; die Ausführung läßt übrigens viel zu wünschen übrig. Seine zweite Frau, Amalie Alderson, geb. 1771, trat als Dichterin auf und starb 2. Jan. 1854 zu Norwich.

Opimius, Lucius, Römer aus plebejischem Geschlecht, eroberte 125 v. Chr. als Prätor die aufrührerische Stadt Fregellä, wurde 121 Konsul und leitete den Kampf des Adels gegen den Volkstribun C. Gracchus, in dem dieser erschlagen wurde und sich O. sehr unedel und rachsüchtig zeigte. Nachdem er 120 Censor gewesen, wurde er 115 als Gesandter an Jugurtha in Afrika geschickt, ließ sich von diesem bestechen und ward nach seiner Rückkehr deshalb vom Volk zur Rechenschaft gezogen und verurtheilt.

Opisthodómos (griech.), der in einigen griech. Tempeln, z. B. dem Parthenon, durch eine Querwand von dem das Bildnis der Gottheit enthaltenden Hauptraum (Cella) geschiedene Hinterraum, welcher zur Aufbewahrung des von Staatsbeamten verwalteten Staatsschatzes diente; s. Tempel.

Opitz, Martin, ein für die Entwickelung der deutschen Poesie des 17. Jahrh. bedeutsam gewordener Dichter, geb. 23. Dec. 1597 zu Bunzlau, besuchte die dortige Schule, dann das Magdalenäum zu Breslau und 1617 das akademische Gymnasium zu Beuthen, bekleidete darauf in der Familie des Tobias Scultetus eine Hauslehrerstelle und veröffentlichte 1618 sein erstes ins Gewicht fallendes Werk, die lateinisch abgefaßte, gegen die Vernachlässigung der deutschen Sprache gerichtete Schrift: »Aristarchus«. Nachdem er in demselben Jahr noch eine Zeitlang die Universität zu Frankfurt a. O. besucht hatte, wurde er 1619 Lehrer der Söhne des kurpfälzischen Geheimen Raths v. Lingelsheim zu Heidelberg und schloß mit einem Kreis junger Talente, unter denen Zinkgref später am bekanntesten geworden ist, Freundschaft. Von Heidelberg flüchtete er 1620 nach Holland, wo er sich die Gunst Daniel Heinsius' durch Uebersetzung von dessen Lobgesängen auf Bacchus und den Heiland erwarb, ging 1621 nach Jütland, wo sein ers 13 Jahre später veröffentlichtes »Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs« entstand, und folgte ein Jahr später dem Ruf des Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zur Uebernahme einer Lehrstelle der Philosophie und schönen Wissenschaften an der hohen Schule zu Weißenburg. Er verfaßte hier sein Gedicht: »Zlatna oder von Ruhe des Gemüths« und begann ein nie vollendetes großes Werk über die Alterthümer Daciens (»Dacia antiqua«). Von Heimweh getrieben, kehrte er schon 1623 nach Schlesien zurück und wurde im folgenden Jahr Rath beim Herzog von Liegnitz und Brieg. Bei einem Besuch in Wien 1625 wurde er für ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl vom Kaiser Ferdinand II. eigenhändig gekrönt

und ſpäter (1628) als »O. von Boberfeld« in den Adelſtand erhoben. Bereits 1626 war er als Sekretär in den Dienſt des durch ſeine grauſame Proteſtantenverfolgung berüchtigten Grafen Karl Hannibal von Dohna getreten, der ihn 1630 mit geheimen Aufträgen nach Paris ſchickte, wo O. mit Hugo Grotius bekannt wurde, deſſen Schrift: »Ueber die Wahrheit der chriſtlichen Religion« er in Verſen ins Deutſche übertrug. Nach dem Tode Dohna's (1633) folgte O. 1634 einem ältern Gönner, dem Herzog Johann Chriſtian von Brieg, auf deſſen Flucht nach Preußen und erwählte Danzig zum Wohnort, wo er nach kurzer Zeit vom König Wladislaw IV. von Polen, den er mit einem Lobgedicht angeſungen hatte, zum Sekretär und polniſchen Hofhiſtoriographen ernannt wurde. In dieſer Eigenſchaft begann O. das Studium der ſarmatiſchen Alterthümer, beſchäftigte ſich daneben viel mit altdeutſcher Poeſie und gab das »Annolied« mit lateiniſchen Anmerkungen heraus (Danz. 1639), deſſen Handſchrift ſeitdem verloren iſt. Während einer in Danzig wüthenden Peſtſeuche durch einen Bettler, dem er ein Almoſen reichte, angeſteckt, ſtarb er 20. Aug. 1639. O.'große literarhiſtoriſche Bedeutung beruht nicht ſowohl auf ſeinen Dichtungen als ſolchen, ſondern auf den in dieſen praktiſch bethätigten und in theoretiſchen Werken von ihm verkündigten äſthetiſchen und techniſchen Grundſätzen. Sein Einfluß auf den Bildungsgang des 17. Jahrh. iſt unberechenbar groß geweſen, und faſt volle 100 Jahre hindurch haben ſeine Poeſien im Anſehen unübertrefflicher Muſtergültigkeit geſtanden. Unter ſeinen theoretiſchen Schriften nimmt das Buch: »Von der teutſchen Poeterei« (Brieg 1624 u. öfter; neue Ausg., Halle 1876) den erſten Rang ein, und die im 17. Jahrh. geltenden ſchiefen und nüchternen Anſichten über Aufgabe und Weſen der Poeſie baſiren faſt ausſchließlich auf dieſem Werk, das ſich ſeinerſeits wieder eng an die lateiniſche Poetik des Franzoſen Scaliger anſchließt. Die Dichtkunſt iſt nach dem Dogma der »Poeterei« urſprünglich eine »verborgene Theologie« geweſen; ihr Zweck darf nicht in der »Ergötzung« allein geſucht werden, ſondern ſie ſoll auch »nützen«, nämlich belehren. Zwar könne, wer nicht zum Dichter geboren ſei, durch Unterweiſung allein es nie werden; jedoch auch der gelange nie zur wahren Poeſie, der dazu den Alten nicht den »rechten Griff« abgelernt habe. Ein Haupterfordernis echter Poeſie ſei ein reicher Vorrath von malenden und ſchmückenden Beiwörtern, und das Anſehen und die Dignität der dichteriſchen Rede beſtehe in den Tropen und Schematen, »wenn ein Wort von ſeiner eigentlichen Bedeutung auf eine andere gezogen werde«. Eine unglaubliche Dürftigkeit äſthetiſcher Einſicht verräth namentlich der Abſchnitt, in welchem O. die einzelnen dichteriſchen Gattungen charakteriſirt, wie er denn das Weſen der Tragödie darin ſieht, daß ſie nur von königlichem Willen, von Todſchlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermorden, Brand, Blutſchande, Kriegen und Aufruhr, Klagen, Seufzen u. dgl. handle. Erfreulicher als dieſe Anſchauungen waren O.' Beſtrebungen für das Anſehen der deutſchen Sprache und ſein Einfluß auf die metriſche Entwickelung der deutſchen Poeſie. Schon in ſeiner oben erwähnten Jugendſchrift: »Aristarchus« hatte er die Geringſchätzung, mit welcher der Gelehrtendünkel die deutſche Sprache ungepflegt ließ, wirkſam bekämpft. In metriſcher Hinſicht verhalf er den Anſchauungen, die Theobald Höck und einige andere Poeten bereits gehegt hatten, zum Sieg. Im 7. Kapitel der »Poeterei« ward zum erſtenmal beſtimmt ausgeſprochen, daß wir Deutſchen nicht nach Art der Alten »eine gewiſſe Größe der Silben in Acht zu nehmen, ſondern aus den Accenten und dem Ton zu erkennen« hätten, welche Silben »hoch und welche niedrig geſetzt werden ſollen«. Zugleich verlangte er Reinheit des Reims und ſtellte den Alexandriner als deutſchen Muſtervers auf, der ſeitdem über ein Jahrhundert lang herrſchend blieb. O.' eigene Dichtungen wurden zwar ſeiner Zeit und bis ins vorige Jahrhundert hinein überſchwänglich geprieſen und der Dichter als der unſterbliche »Boberſchwan« unzähligemal gefeiert; gleichwohl mag ſelten eine gemüthsärmere und phantaſieloſere Natur als gerade O. zu Dichterruhm gelangt ſein. Am meiſten ſagte ſeiner nüchternen Verſtändigkeit das Lehrgedicht zu, das er denn auch mit Vorliebe pflegte (außer den ſchon genannten Werken dieſer Art ſind anzuführen: »Das Lob des Feldlebens«, »Veſuvius«, »Vielgut«, »Das Lob des Kriegsgottes«). Dieſen hausbackenen Produkten ſchließen ſich Uebertragungen der Pſalmen, der Sophokleiſchen »Antigone« und der »Trojanerinnen« des Seneca an. Das nach dem Italieniſchen bearbeitete Singſpiel: »Daphne« (1627, von Schütz in Muſik geſetzt, zu Torgau aufgeführt) gilt in gewiſſem Sinn als erſte deutſche Oper; durch ſeine »Hercynia« führte O. die Schäferpoeſie ein. Auch in Bezug auf perſönliche Eigenſchaften: Liebedienerei und Schmeichelſucht, Schmiegſamkeit gegen Große und Gier nach äußerlichen Ehren, ward O. das unrühmliche Vorbild der deutſchen Dichter des 17. Jahrh. Seine Werke erſchienen geſammelt noch bei ſeinen Lebzeiten Breslau 1625, 1629 und 1637; eine vierte, von ihm noch ſelbſt geordnete Sammlung Danzig 1641. Die 1690 zu Breslau erſchienene Ausgabe iſt nicht vollſtändig und ſehr fehlerhaft. Eine kritiſche Ausgabe, von Bodmer und Breitinger unternommen, kam nur bis zum zweiten Theil (der erſte erſchien Zür. 1745), da ſie die Konkurrenz der ſchlechtern, von Triller beſorgten (Frankf. 1746, 4 Bde.) nicht beſtand. Ausgewählte Dichtungen von O. gab neuerdings Tittmann (Leipz. 1869) heraus. Vgl. Gottſched, Lobrede auf O. (Leipz. 1739); Strehlke, Martin O. (daſ. 1856); Weinhold, Martin O. (Kiel 1862); Palm, Martin O. (Bresl. 1862).

Opium (Mohnſaft, Laudänum, Meconium), aus angeritzten unreifen Kapſeln des Mohns (Papavor somniferum) ausfließender und eingetrockneter Milchſaft, eine der wichtigſten Droguen und ein im Orient ſehr beliebtes narkotiſches Genußmittel. Die Opiumgewinnung iſt in allen milderen und ſubtropiſchen Klimaten mit nicht zu ſtarkem Regenfall möglich; aber der Werth des Bodens und der Arbeit machen ſie an vielen Orten nicht lohnend, und gegenwärtig liefern nur Kleinaſien, Perſien, Indien und China, in geringerem Maß auch Aegypten das O. des Handels. Das an vielen Orten in Europa (auch in Deutſchland), in Algerien, Nordamerika und Auſtralien gewonnene O. hat für den Handel geringe Bedeutung. In Kleinaſien wird der Mohn (P. somniferum, var. *β* glabrum *Boiss.*) beſonders von kleinen Bauern kultivirt, und wenige Tage nach dem Abfallen der Blütenblätter macht man oberflächliche Einſchnitte in die Kapſeln, aus denen ſich nun über Nacht der Milchſaft ergießt. Man nimmt dieſen am Morgen mit einem Meſſer ab, ſammelt ihn auf einem Mohnblatt und knetet ihn zu größeren oder kleineren Kuchen zuſammen. Das kleinaſiatiſche O. kommt über Smyrna oder Konſtantinopel in den Handel und iſt die vorzüglichſte Sorte. Das Smyrnaer iſt bei uns officinell und bildet meiſt etwas zuſammengedrückte oder faſt

kugelförmige, bis 0,75 Kilogr. schwere Kuchen, eingehüllt in Mohnblätter oder bestreut mit Amyferfrüchten. Frisch sind sie etwas weich, innen blaßbraun und bestehen aus kleinen, auf dem Durchschnitte der Kuchen sichtbaren Körnchen; getrocknet sind sie dunkler, auf dem Bruch glänzend und rothbraun. Der Geruch ist widrig betäubend, der Geschmack bitter. O. löst sich nur zum Theil in Wasser und Alkohol, enthält 9—14, im Innern oft 24 Proc. Wasser, Gummi, Albumin, Zucker (bis 8 Proc.), eine kautschuk-, harz- oder wachsartige Substanz, sehr kleine Mengen eines flüchtigen, pfefferartig riechenden Körpers, Mineralstoffe (8 Proc. Asche) und eine große Reihe eigenthümlicher, meist krystallisirbarer Stoffe, zunächst folgende Alkaloïde:

Hydrolotarnin	$C_{17}H_{19}NO_3$	Mekonidin	$C_{21}H_{23}NO_4$
Morphin	$C_{17}H_{19}NO_3$	Laudanisin	$C_{21}H_{27}NO_4$
Kodein	$C_{18}H_{21}NO_3$	Lanthopin	$C_{23}H_{25}NO_4$
Thebain	$C_{19}H_{21}NO_3$	Protopin	$C_{20}H_{19}NO_5$
Thebenin	$C_{19}H_{21}NO_3$	Kryptopin	$C_{21}H_{23}NO_5$
Pseudomorphin	$C_{17}H_{19}NO_4$	Rhöadin	$C_{21}H_{21}NO_6$
Kodamin	$C_{20}H_{23}NO_4$	Rhöagenin	$C_{21}H_{21}NO_6$
Laudanin	$C_{20}H_{25}NO_4$	Narkotin	$C_{22}H_{23}NO_7$
Papaverin	$C_{21}H_{21}NO_4$	Narcein	$C_{23}H_{29}NO_9$

Außerdem finden sich im O. Mekonin (Opianyl) $C_{10}H_{10}O_4$, Mekonsäure $C_7H_4O_7$ und Thebolaktinsäure. Der Morphiumgehalt beträgt im Smyrnaer O. 7—15 Proc. und erreicht im deutschen O. 18 Proc. Das O. schafft, richtig angewandt, als Arzneimittel mehr Segen, gemißbraucht aber, als Berauschungsmittel, mehr Elend als irgend eine andere Drogue. Es wirkt in geringen Gaben zunächst erregend, dann beruhigend, schmerz- und krampfstillend, schweißtreibend, schlafmachend, die Absonderungen mäßigend und verringernd; in größeren Gaben erregend, erhitzend, betäubend; es stört, in großen Gaben verabreicht, die Sinnesthätigkeit, schwächt die Nerven, verwirrt den Geist, verursacht anhaltenden, oft mit den angenehmsten Träumen erfüllten Schlaf und führt schließlich den Tod herbei. Tödtlich können wirken für Kinder schon 0,01 Gramm, für Erwachsene 0,25—0,75 Gramm; manche Thiere, besonders Affen, vertragen sehr große Gaben. Gegengifte bei Opiumvergiftung sind starker Kaffee, Gerbsäure, größere Gaben Bittermandelwasser. Man benutzt das O. als Arzneimittel äußerlich und innerlich in sehr vielen Fällen, sowohl als O. wie als Extrakt oder Tinktur (Tinctura Opii 4 Theile O., 19 Th. Spiritus, 19 Th. Wasser; T. Opii crocata 16 O., 6 Crocus, 1 Gewürznelken, 1 Zimmet, 152 Wein; T. Opii benzoica 1 O., 4 Benzoësäure, 2 Kampher, 2 Anisöl, 192 Spiritus). Große Mengen O. werden verbraucht zur Darstellung von Morphium und anderen Alkaloïden, die größte Menge aber als Berauschungsmittel, als welches es sowohl gekaut, als geraucht wird. Dieser Mißbrauch des Opiums ist besonders im Orient, bei den Türken, Griechen, Persern, vorzüglich aber bei den Chinesen und in immerhin bedenklichem Grad auch in Nordamerika und England herrschend. Die Opiumesser sind bei den Türken verachtet und heißen Theriakides, sie finden sich in Konstantinopel auf dem sogen. Theriakmarkt ein und bringen ihr O. mit. Es sind nach Hammer blasse, abgezehrte Gestalten mit gestrecktem Hals und gereckten Gliedern, erstorbenen Augen und stammelnder Zunge, wandelnden Leichnamen gleich. Sie setzen sich auf Sopha's längs einer hölzernen Gallerie, und es verschluckt jeder die ihm zusagende Zahl von Pillen, die stärksten deren vier, größer als Oliven, mit einem Glas frischen Wassers; binnen einer Stunde sind sie dem beseligenden Rausch des Opiums hingegeben, der jedem die Wünsche seiner Einbildungskraft als erfüllt vorzaubert. Nach Oppenheim beginnen die Opiumesser mit ⅛ Gran O. und steigen bis auf 2 Drachmen und darüber, die Wirkungen beginnen nach einer Stunde und dauern je nach den Individualitätsverhältnissen fünf bis sechs Stunden. Die wenigsten Opiumesser sollen ein hohes Alter erreichen. In China und Java wird das O. behufs des Rauchens durch Kochen in Wasser gelöst, die Lösung wird filtrirt und verdampft. Wollen die Chinesen rauchen, so legen sie nach Fortuna ihren Kopf auf ein Kissen, nehmen mit einem nadelartigen Instrument etwas O., halten es an die Flamme eines Lichts, stecken es in den kleinen Kopf der Opiumpfeife, bringen das Licht während des Einziehens an den Pfeifenkopf und ziehen mittels eines Zugs oder zweier Züge den Rauch in die Lunge; habituelle Raucher wiederholen dies mehreremal. Nach Berichten englischer Aerzte sind die Opiumraucher anfangs aufgeweckt, gesprächig und heiter, oft aber auch jähzornig und zanksüchtig. Man bemerkt Röthe des Gesichts, funkelnde Augen, beschleunigte Respiration und Cirkulation, Wärmegefühl, allgemeines Wohlbehagen, größere Lebhaftigkeit der Empfindungen und der Phantasie ꝛc. Später tritt dann Abspannung ein. Ein höchst unangenehmes Gefühl am nächsten Morgen treibt zu neuem Opiumgenuß an. Wird dieser versagt, so erleiden namentlich habituelle Raucher eine Plage, welche nicht zu beschreiben ist. Plötzliche Unterlassung des Opiumrauchens, wenn es vorher stark und anhaltend betrieben wurde, hat die übelsten Folgen und kann den Tod herbeiführen. Der Mohn gehört zu den ältesten Arzneipflanzen, und für die Bekanntschaft mit seiner schlafmachenden Wirkung sprechen viele Zeugnisse. Schon zu Homers Zeiten muß er in Kleinasien angebaut worden sein. Theophrast, Dioskorides, Plinius, Galen beschreiben die Gewinnung des Mohnsafts, und Plinius erzählt, daß man Wein mit O. als Schlaftrunk benutze. In Persien scheint die Unsitte der Benutzung des Opiums als Erregungsmittel zuerst aufgekommen zu sein, und erst in einer verhältnismäßig späten Zeit dürfte sie sich über Asien verbreitet haben. Im Sanskrit fehlt wenigstens ein Name für O., während im ganzen Orient aus dem griechischen opos oder opios abgeleitete Bezeichnungen vorkommen. Offenbar hängt diese Erscheinung mit der Verbreitung des Islam zusammen, dessen Bekenner in dem Genuß des Opiums Muth und Todesverachtung erlangten und auf keine Weise besser in ihrem rauschähnlichen Fanatismus erhalten werden konnten. Gewiß hat das Verbot des Weins dazu beigetragen, den Mißbrauch des Opiums zu steigern. In Indien setzte sich die Mohnkultur zunächst in Malwa fest, sicher im Zusammenhang mit dem Einzug mohammedanischer Herrscher im 13. Jahrh. China erhielt das O. durch die Araber; es wurde aber nur als Arzneimittel benutzt, bis in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. das Opiumrauchen sich trotz vieler Verbote der Regierung schnell zu verbreiten begann. Bis 1717 kamen jährlich nur etwa 200 Kisten zu 70 Kilogr. aus Indien nach China, dann stieg der Import schnell auf 1000 Kisten. Die Englisch-Ostindische Kompagnie begann die Opiumkultur in Bengalen, monopolisirte dieselbe und führte seit 1773 O. in immer steigenden Quantitäten (1835 über 9600 Kisten) in China ein. Im Finanzjahr 1873—74 wurden in Indien 6,358,495 Kilogr. O. producirt und davon nach China und den Ländern mit chine-

ſiſchen Anſiedlern 6,144,132 Kilogr. exportirt. Für 1875 wird die Einfuhr von O. in China auf 3,805,479 Kilogr. angegeben. Zwei Drittel der Produktion entfallen auf Bengalen, der Reſt auf Bombay und Malwa. Seit 1853 wird in China ſelbſt O. gewonnen und die jährliche Produktion auf 20—30,000 Kiſten geſchätzt. Vgl. Calkin, O. and the opium-appetite (Philad. 1870); Cooke, The seven sisters of sleep (Lond. 1860); Vignet, Étude sur l'o. (Par. 1875); Turner, British opium-policy (Lond. 1876).

Opladen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Solingen, an der Wupper und der Eiſenbahn von Deutz nach Haan (Elberfeld), mit Streich- und Kammgarnſpinnerei, Zwirnerei und (1875) 2693 Einw. (600 Proteſtanten).

Opobalsămum (Opobalſam), ſ. Tolubalſam; O. verum, ſ. Mekkabalſam.

Opodéldok (Linimentum saponato-camphoratum), beliebtes Volksheilmittel zum äußerlichen Gebrauch gegen rheumatiſche Schmerzen, Verrenkungen ꝛc., bildet eine weiße, weiche, gelatinöſe, durchſcheinende und leicht ſchmelzende Maſſe, welche erhalten wird, indem man 16 Theile Hausſeife, 8 Th. Oelſeife und 8 Th. Kampher in 320 Th. Spiritus löſt, warm filtrirt, 1 Th. Thymianöl, 2 Th. Rosmarinöl und 16 Th. Ammoniak zufügt und in weithalſigen Gläſern erſtarren läßt. Flüſſiger O. (L. sap.-camph. liquidum) wird aus 30 Th. Oelſeife, 230 Th. verdünntem Spiritus, 5 Th. Kampher, 1 Th. Thymianöl, 2 Th. Rosmarinöl und 8 Th. Ammoniak bereitet und wie der vorige verwendet.

Oporin, Johann, eigentlich Herbſt, verdienter Buchdrucker, geb. 25. Jan. 1507 zu Baſel, ſtudirte zu Straßburg, ward Lehrer in der Ciſtercienſerabtei St. Urban zu Luzern, beſchäftigte ſich darauf zu Baſel mit Abſchreiben griechiſcher Kirchenväter für Frobens Druckerei und erhielt durch Erasmus 1529 die Schullehrerſtelle am Münſter. Auf Oecolampadius' Rath ſtudirte er Medicin bei Paracelſus, deſſen Amanuenſis er 1530 wurde, ihm auch nach zweijährigem Studium in das Elſaß folgend, als derſelbe Baſel zu verlaſſen genöthigt war. Als O. nach dieſer Zeit jedoch fand, daß er ſich vergeblich bemühte, in die geheime Wiſſenſchaft des Paracelſus eingeweiht zu werden, kehrte er nach Baſel zurück und wurde daſelbſt Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Hochſchule. 1539 gab er dieſe Stelle wieder auf und verband ſich mit dem Buchdrucker Robert Winter zur Gründung einer Buchdruckerei, die er bald ſelbſt ganz übernehmen mußte, und aus der eine Reihe der korrekteſten Drucke alter Klaſſiker und wiſſenſchaftlicher Werke hervorging, für deren würdige Ausſtattung O. ſelbſt in Verbindung mit mehreren gelehrten Freunden ſorgte. Er ſtarb 6. Juli 1568. Sein Druckerzeichen iſt Arion, auf einem Delphin reitend. Auch mit eigenen Schriften trat O. auf, beſonders Kommentaren und Scholien zu Solinus, Cicero, Demoſthenes ꝛc.

Oporto, Stadt, ſ. Porto.

Opoſchne, Flecken im ruſſ. Gouvernement Poltawa, an der Tarapunka, mit 5 Kirchen, Thongeſchirrfabrikation und über 6000 Einw., die Fruchtbau treiben; namentlich bilden getrocknete und geſalzene Pflaumen einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel.

Opoſſum (virginiſches Beutelthier, Didelphys virginiana *Shaw*), Säugetier aus der Familie der Beutelratten (Scansoria *Ow.*), 45 Centim. lang, am Widerriſt 21 Centim. hoch, mit 30 Centim. langem Schwanz, ziemlich plumpem Leib, kurzem, dickem Hals, langem Kopf, ſpitzer Schnauze, kurzen Füßen, ziemlich dickem, ſchuppigem, nur an der Wurzel behaartem Rollſchwanz, bewohnt die Wälder und Gebüſche von Mexiko bis zu den großen Seen, klettert vorzüglich, iſt aber auf dem Boden ziemlich langſam und unbehülflich; es beſitzt ungemein feinen Geruch, geht Tag und Nacht auf Raub aus und nährt ſich von allerlei kleinen Säugetieren, Vögeln, Eiern, Inſekten, frißt aber auch Früchte und Wurzeln. In Hühnerſtällen wüthet es mit unbeſchreiblicher Mordgier und vergißt dabei jede Gefahr. Es wirft nach 14tägiger Tragzeit 4—16 kaum mehr als erbſengroße Junge, welche es im Beutel herumträgt, bis ſie die Größe einer Ratte erreicht haben. Das Fleiſch duftet knoblauchartig, wird aber von Negern gegeſſen, welche das O. daher eifrig jagen. S. Tafel »Beutelthiere«.

Opotſchka, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Pſkow, auf einer Inſel und dem rechten Ufer der Welikaja, treibt ſtarken Flachshandel und hat 8 Kirchen, Gerbereien, eine Stadtbank und (1870) 3617 Einw.

Opotſchna (poln. Opoczna), 1365 gegründete Kreisſtadt im ruſſiſch-poln. Gouvernement Radom, an der Drzewica, hat 4 Kirchen, Ruinen eines königlichen Schloſſes, in welchem die durch ihre Schönheit berühmte Jüdin Eſther, Geliebte Kaſimirs d. Gr., lebte, und (1872) 4650 Einw., meiſt Juden. Hier 1655 Schlacht zwiſchen den Polen und Schweden.

Opp., Abbreviatur für oppositum, entgegengeſetzt, und für opera, Werke.

Oppa, linker Nebenfluß der Oder, entſpringt in drei Quellbächen am Altvater und am Bielekamm in Oeſterreichiſch-Schleſien, 979 Meter ü. M., fließt erſt nach SO., dann nach NO., von Jägerndorf an, die Grenze zwiſchen dem öſterreichiſchen und preußiſchen Schleſien bildend, wieder gegen SO. und mündet nach 105 Kilom. langem Lauf bei Hoichialkowitz (584 Meter ü. M.) auf der Südſpitze von Preußiſch-Schleſien, breiter (19 Meter) als die Oder. Von rechts empfängt ſie die 50 Kilom. lange Mohra.

Oppel, Albert, berühmter Paläontolog und Geolog, geb. 19. Dec. 1831 in Hohenheim, ſtudirte in Tübingen, bildete ſich dann namentlich auf langen Reiſen durch Frankreich und England weiter aus, indem er ſich der Richtung d'Orbigny's anſchloß, deſſen Anſichten er durch ſeine Schule in Deutſchland Eingang und großen Anhang verſchaffte. Wenn die Principien d'Orbigny's, nach welchen jeder Abſchnitt der Schöpfungsgeſchichte in ſich abgeſchloſſen war und keine Art mit den früheren und ſpäteren etwas gemein hatte, jetzt als beſeitigt angeſehen werden können, ſo ſind doch die Verdienſte Oppels um die Paläontologie und paläontologiſche Stratigraphie in vieler Hinſicht von jenem Theorem unabhängig und für alle Zeiten von Bedeutung. O. ſchrieb unter anderem: »Die Juraformation Englands, Frankreichs und des ſüdweſtlichen Deutſchland« (Stuttg. 1856—58); »Paläontologiſche Mittheilungen aus den Muſeen des bayriſchen Staats« (Münch. 1862—64). Die Feſtſtellung der »tithoniſchen Etage«, des obern, ſchon dem Wealden entſprechenden Abſchlußglieds der Juraformation (»Zeitſchrift der Deutſchen Geologiſchen Geſellſchaft«, Bd. 17), war ſein letztes Werk. O. ſtarb als Univerſitätsprofeſſor und Konſervator des paläontologiſchen Muſeums zu München 23. Dec. 1865.

Oppeln, Hauptort des gleichnamigen Regierungsbezirks und Kreiſes in der preuß. Provinz Schleſien, am rechten Ufer der Oder und an der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn, von der hier eine Abzweigung nach Großſtrehlitz ſtattfindet, und durch die Strecke O.-Woſſowska mit der Rechten Oderufer-Eiſenbahn verbun-

den, ist Sitz der Regierung, eines Kreisamts, eines Kreis- und Schwurgerichts, einer Oberpostdirektion und eines Hauptsteueramts, hat ein altes königliches Schloß auf einer Oderinsel, eine evangelische und mehrere kathol. Kirchen (darunter die vom heil. Adalbert gegründete Adalbertskirche, die älteste Kirche Oberschlesiens), eine Synagoge, ein katholisches Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein großartiges Hospital (Adalbertshospital), ein schönes Regierungsgebäude, ein ansehnliches Rathhaus, Cigarrenfabrikation, große Kalkbrennereien und Cementfabriken, Dampfsägemühlen, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, Töpferei, Gerberei, Schiffahrt, Getreide- und Viehmärkte, Speditionshandel und (1875) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie) 12,489 Einw. (darunter 2622 Evangelische und 702 Juden). Die Stadt war schon um 1000 vorhanden und 1200—1532 die Residenz der Herzöge von O. und Ratibor aus dem Geschlecht der Piasten. Nach dieser Zeit erhielt beide Gebiete der Markgraf Georg von Brandenburg, dem sie jedoch Kaiser Ferdinand I. 1556 abnahm, um sie mit Böhmen zu vereinigen, bei dem sie bis zur preußischen Besitznahme verblieben. Zu denselben gehörten die gegenwärtigen Kreise Ratibor, Kosel, O., Falkenberg, Lublinitz, Rosenberg, Großstrehlitz, Tost-Gleiwitz und Neustadt fast in ihrem ganzen Umfang. Vgl. Idzikowski, Geschichte der Stadt O. (Bresl. 1863). — Der Regierungsbezirk O., im wesentlichen der Theil der Provinz, den man Oberschlesien nennt (vgl. Schlesien), ist in 19 Kreise getheilt: Beuthen, Falkenberg, Grottkau, Kattowitz, Kosel, Kreuzburg, Leobschütz, Lublinitz, Neiße, Neustadt, O., Pleß, Ratibor, Rosenberg, Rybnik, Großstrehlitz, Tarnowitz, Tost-Gleiwitz und Zabrze, und zählt (1875) auf 13,213 QKilom. (239,9 QM.) 1,376,362 Einw. (darunter 120 811 Evangelische und 22,766 Juden). S. Karte »Schlesien«.

Oppenau, Stadt im bad. Kreis Offenburg, im Schlierthal am Fuß des Kniebis, hat eine Steingut- und Krügefabrik, Handel mit Kirschwasser, eine Eisenquelle mit Badeanstalt und (1875) 1950 Einw. Dabei die Ruinen des Klosters Allerheiligen (s. d.).

Oppenheim, Stadt in der hess. Provinz Rheinhessen, auf einem steilen Abhang am linken Rheinufer und an der hessischen Ludwigsbahn (Mainz-Worms) gelegen, Sitz eines Kreisamts, hat 2 Hauptkirchen: die evangel. Katharinenkirche (ein schöner gothischer Bau aus dem 13. und 14. Jahrh., leider halb zerstört) und die kathol. Franciskanerkirche, eine Simultankirche, Synagoge, eine Real-, Gewerb- und Zeichenschule, ein Entwässerungsmaschinengebäude, Chinin-, Drahtstift-, Leder-, Petroleumkochgeschirrfabrikation, Kalksteinbrüche, einen Flußhafen, eine fliegende Brücke über den Rhein, vorzüglichen Weinbau, Schiffahrt und (1875) 3160 Einw. Ueber der Stadt die Ruinen der im 11. Jahrh. erbauten Burg Landskrone. Bemerkenswerth ist noch die Schwedensäule sowie die zum Kriegerdenkmal 1870/71 verwendete Syenitsäule aus dem Kaiserpalast zu Nieder-Ingelheim. O. steht an der Stelle des Römerkastells Bauconica; es war im Mittelalter eine der bedeutendsten rheinischen freien Reichsstädte, wurde im Dreißigjährigen Krieg wiederholt abwechselnd von den Schweden und den Kaiserlichen besetzt, im Oktober 1688 aber von Franzosen genommen und zu Pfingsten 1689 von diesen unter Mélac fast gänzlich zerstört. Vgl. W. Franck, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt O. (Darmst. 1859).

Oppenheim, Heinrich Bernhard, politischer Schriftsteller, geb. 20. Juli 1819 in Frankfurt a. M., studirte die Rechte, habilitirte sich für kurze Zeit in Heidelberg, redigirte 1848 in Berlin mit Arnold Ruge zusammen die »Reform«, lebte dann elf Jahre als Flüchtling in der Schweiz, in Frankreich und England, redigirte nach seiner Rückkehr die »Deutschen Jahrbücher« und ist seit 1873 Reichstagsabgeordneter für Reuß ältere Linie. Seit längerer Zeit lebt er in Berlin. In den letzten Jahren überwiegend volkswirtschaftlichen Studien zugewandt, hat er den Ausdruck »Kathedersocialisten« (s. d.) erfunden. Er gehört der nationalliberalen Partei an. Von seinen Schriften führen wir an: »System des Völkerrechts« (Frankf. 1845; 2. Aufl., Stuttg. 1866); »Philosophie des Rechts und der Gesellschaft« (das. 1850); »Vermischte Schriften aus bewegter Zeit« (das. 1866—1869, 2 Thle.); »Ueber Armenpflege und Heimatsrecht« (das. 1870); »Friedensglossen zum Kriegsjahr« (Leipz. 1871); »Der Kathedersocialismus« (Berl. 1872, 2. Aufl. 1873); »Waldeck, der Führer der preußischen Demokratie« (das. 1873); »Gewerbegerichte und Kontraktbruch« (das. 1874).

Oppermann, Heinrich Albert, publicistischer Schriftsteller, geb. 22. Juli 1812 zu Göttingen, widmete sich daselbst 1831—35 juristischen und philosophischen Studien, gerieth jedoch durch seinen unter dem Namen Hermann Forsch veröffentlichten Roman: »Studentenbilder, oder Deutschlands Arminen und Germanen« (Hamb. 1835), worin er den Kampf zwischen Burschenschaften und Korps behandelte, in Konflikt mit der Regierung und wurde, da man ihm die Erlaubnis zur advokatorischen Praxis versagte, in die journalistische Laufbahn gedrängt. Erst 1842 konnte er sich als Rechtsanwalt in dem Flecken Hoya a. d. Weser niederlassen, von wo er 1852 als Obergerichtsanwalt und Notar nach Nienburg übersiedelte. 1849—56 und 1864—66 wiederholt Mitglied der Zweiten hannöverschen Kammer, machte er sich um die freisinnige Reorganisation der Justiz und Verwaltung verdient und trat dem Ministerium Borries mit Entschiedenheit entgegen. In diese Zeit fällt sein großes historisches Werk: »Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832—60« (Leipz. 1860—62, 2 Bde.; 2. Aufl., bis 1866, Berl. 1868). Nach der Katastrophe von 1866 trug er durch die Flugschrift: »Trostgründe eines Hannoveraners über die preußische Annexion« und sein »Tagebuch eines Annektirten« wesentlich zur Beruhigung der Gemüther und zur gegenseitigen Verständigung bei. 1867 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, starb er 16. Febr. 1870 in Nienburg. Seine letzte Arbeit ist der großartig angelegte Roman: »Hundert Jahre, 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen« (Leipz. 1870, 9 Thle.). Von Oppermanns sonstigen Schriften sind noch zu erwähnen: »Encyklopädie der Philosophie« (Hannov. 1844); »Pombal und die Jesuiten« (das. 1845); »Allgemeine bürgerliche Proceßordnung für das Königreich Hannover« (Götting. 1852); »Der Weg zum Jahr 1866« (Berl. 1869).

Oppert, Julius, ausgezeichneter Orientalist, geb. 9. Juli 1825 zu Hamburg von israelitischen Eltern, studirte erst Mathematik, dann zu Heidelberg die Rechte, hierauf zu Bonn Sanskrit und Arabisch. Nachdem er noch zwei Jahre zu Berlin zugebracht, promovirte er 1847 zu Kiel, widmete sich dem speciellen Studium des Zend und Altpersischen und veröffentlichte ein Werk über das Lautsystem der letztgenannten Sprache. Bald darauf wandte er sich nach Frankreich, wo er 1848 zum Professor der deutschen

Sprache am Lyceum zu Laval, 1850 an dem zu Reims ernannt wurde. Seine damals in der »Revue archéologique« und dem »Journal Asiatique« erschienenen Abhandlungen über die altpersische Sprache und die persepolitanischen Keilinschriften sammelte er später unter dem Titel: »Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses« (Par. 1852). Diese Schrift und seine Abhandlung über die Inschrift von Nakich-i-Rustam (im 11. Bd. der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«) brachten die Entzifferung der altpersischen Keilinschriften auch nach der philologischen und linguistischen Seite hin im wesentlichen zum Abschluß. 1852 erhielt O. vom Institut den Auftrag, unter Fulgence Fresnel an der von der französischen Regierung ausgerüsteten wissenschaftlichen Expedition nach Mesopotamien theilzunehmen. Nach seiner Rückkehr 1854 legte er dem Institut ein neues System der Entzifferung der assyrischen Keilschriften vor, über welches sich Näheres in seinen »Etudes assyriennes« (Par. 1857) und in der »Expédition scientifique et artistique en Mésopotamie« (daf. 1857—64, 2 Bde.) findet. Im Auftrag des Unterrichtsministers durchforschte O. 1855—56 die Museen in Frankreich und Deutschland. Er theilt mit den Engländern Rawlinson und Hincks das Verdienst, die assyrischen Keilinschriften zuerst entziffert zu haben, und hat sie nachher in zahlreichen Schriften in grammatischer und lexikalischer Hinsicht genauer durchforscht. Haben sich auch manche seiner Hypothesen als unhaltbar erwiesen, so sind doch im ganzen und großen seine Ergebnisse von seinen Mitforschern bestätigt worden (s. Keilschrift). Die französische Akademie zeichnete ihn durch Ertheilung des Volneypreises aus, auch wurde er 1857 zum Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft in Paris ernannt, welche Stelle er noch jetzt bekleidet. Noch sind von seinen Werken hervorzuheben: »Considérations générales sur la philologie comparée des langues indo-européennes« (Par. 1858); »Grammaire sanscrite« (daf. u. Berl. 1859; 2. Aufl. 1864); »Éléments de la grammaire assyrienne« (Par. 1860, 2. Aufl. 1868); »Remarques générales sur les différences des familles linguistiques« (daf. 1860); »Déchiffrements des inscriptions cunéiformes« (daf. 1861); »Inscriptions assyriennes des Sargonides« (daf. 1862) und die in Verbindung mit Ménant verfaßte Schrift »Grande inscription du palais de Chorsabad« (daf. 1863, 2 Bde.). Dazu kam: »Grande inscription de Chorsabad. Commentaire philologique« (Par. 1864—66); ferner »L'Arianisme« (daf. 1866); »Histoire des empires de Chaldée et d'Assyrie d'après les monuments (2000—150 avant J.-C.)« (daf. 1866); »Les inscriptions de Dour Sarkayan« (daf. 1870). Neuerdings hat sich O. vornehmlich der zweiten Gattung der Keilinschriften und der darin enthaltenen Sprache, gewöhnlich die akkadische, von ihm die sumerische genannt, zugewendet. Er hielt darüber Vorträge auf der deutschen Philologenversammlung zu Rostock 1875 (vgl. Bd. 30 der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«) und auf dem internationalen Kongreß der Orientalisten in St. Petersburg 1876.

Oppiānos, griech. Dichter, aus Kilikien, lebte wahrscheinlich zur Zeit des Marcus Aurelius Antoninus und verfaßte ein Gedicht über den Fischfang: »Halieutica«; ein anderes über die Jagd: »Cynegetica«, wird ihm fälschlich zugeschrieben. Beide wurden herausgegeben von J. G. Schneider (Leipz. 1813) und Lehrs (Par. 1846).

Oppidānen (lat.), Städter, besonders Kleinstädter; auf Landesschulen s. v. w. Externe, d. h. Schüler ꝛc., die in der Stadt, nicht in der Anstalt selbst, wohnen.

Oppido, 1) (Mamertina) Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, am Fuß der Apenninen, Bischofsitz, mit Gymnasium, Konvikt und (1871) 6494 Einw. O. war der Centralpunkt des fürchterlichen Erdbebens von 1783, welches auch die Stadt gänzlich zerstörte, so daß dieselbe von neuem wieder aufgebaut werden mußte, was jedoch nicht ganz an derselben Stelle geschah. — 2) S. Palmira.

Oppler, Edwin, hervorragender Architekt, geb. 1831 zu Oels in Schlesien, erhielt seine Ausbildung an der polytechnischen Schule zu Hannover unter Hase und studirte dann in Belgien und Frankreich. O. ist ein Anhänger der mittelalterlichen Baukunst und sucht dieselbe den Bedürfnissen der Neuzeit anzupassen. Unter seinen Bauten sind zu nennen: das Palais des Prinzen Solms-Braunfels in Hannover, das Schloß Marienburg, die Villa Plittersdorf bei Bonn, die Synagogen von Hannover und Breslau.

Oppolzer, Johann, berühmter Mediciner, geb. 3. Aug. 1808 zu Gratzau im böhmischen Kreis Budweis, ließ sich nach beendeten Studien zu Prag als praktischer Arzt nieder und ward 1841 daselbst Professor der medicinischen Klinik und Primärarzt am allgemeinen Krankenhaus, 1848 Professor der speciellen Pathologie und Therapie zu Leipzig und folgte 1850 einem Ruf an die Universität zu Wien. O. genoß als klinischer Lehrer und praktischer Arzt europäischen Ruf, und die Wiener medicinische Fakultät gelangte durch ihn zur höchsten Blüte. Vor allem ist es sein Verdienst, die nihilistische Richtung der alten Wiener Schule in der Therapie beseitigt zu haben. Er starb 16. April 1871. Seine vom Ritter v. Stasfela unter seiner Leitung herausgegebenen klinischen Vorträge (Erlang. 1867 u. 1866—72, 2 Bde.) sind infolge seines Todes leider unvollendet geblieben.

Opponiren (lat.), sich widersetzen, in Widerspruch treten. Daher Opponént, jeder, der mit einem andern in Widerspruch tritt, sich widersetzt; bei einer Disputation der besonders gewählte Gegner, welcher die Thesen des Disputanten angreift.

Opportūn (lat.), gelegen, bequem, zu geeigneter Zeit; Opportunität, Paßlichkeit, der geeignete Zeitpunkt.

Opposition (lat.), Gegensatz, Widerstand; namentlich im politischen Leben die gegen die Staatsregierung oder deren dermalige Vertreter, besonders in der Presse (Oppositionspresse) und in den Kammern sich geltend machende Richtung; dann auch Bezeichnung für diejenigen, welche dieser Richtung angehören, also s. v. w. Oppositionspartei. Eine eigentliche O. ist aber nur in einem Staatswesen möglich, in welchem dem Volk an der Gesetzgebung und an der Staatsverwaltung ein bestimmter Antheil eingeräumt ist, also in einer konstitutionellen Monarchie oder in einem republikanischen Staatskörper; sie ist in einer absoluten Monarchie, in welcher es an einer Volksvertretung fehlt und in welcher der Wille des Souveräns allein maßgebend ist, fast undenkbar, zumal da hier auch eine regierungsfeindliche Presse nicht geduldet zu werden pflegt. Für ein gesundes politisches Leben dagegen ist das Vorhandensein einer O. keineswegs schädlich, sondern gewissermaßen nothwendig, da hier alle Parteien vertreten sein sollen, und da uns gerade im politischen Leben der Gegner unsere Fehler am besten aufdeckt und uns durch seine Angriffe und seinen Widerstand oft besser

als unsere politischen Freunde auf den richtigen Weg führen wird. Freilich wird eine solche O. dann störend und hemmend wirken, wenn sie zu einer principiellen oder systematischen O. wird, d. h. wenn man opponirt, lediglich um zu opponiren, nämlich um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, und nicht aus inneren und sachlichen Gründen. Zu bemerken ist übrigens, daß nicht nothwendig der liberalen Partei die Rolle der Oppositionspartei zufallen muß, wenn dies auch häufig und namentlich in Deutschland der Fall gewesen ist. Vielmehr lehrt uns gerade ein Blick auf die dermaligen deutschen Parteistellungen, daß die liberale Partei und die Oppositionspartei keineswegs identisch sind. — In der Astronomie bezeichnet man mit O. (»Gegenschein«) eine Art der Aspekten (s. d.).

Oppositus (lat., »gegenüber stehend, gegenständig«), Bezeichnung für solche Blätter, welche paarweise auf gleicher Höhe am Stengel stehen; Gegensatz: alternus.

Oppugnation (lat.), Bestürmung, Belagerung; Angriff, namentlich vor Gericht; Oppugnationsschrift, früher die Proceßschrift, in welcher man die Mängel eines geführten Beweises darzuthun suchte.

Ops, Göttin der Fruchtbarkeit und Beschützerin des Feldbaues bei den Römern, Gemahlin und weibliches Gegenbild des Saturnus, wohnte unter der Erde und galt für identisch bald mit den italischen Gottheiten Bona Dea, Fauna, Fatua, Maia, bald mit den griechischen Rhea und Demeter, bald mit der phrygischen Kybele. Ihr und ihrem Gemahl gemeinsam galten die Opalia. Ihr gewöhnlicher Beiname ist Consivia, »die Pflanzerin«.

Opsigamie (griech.), das zu späte Heirathen, worauf in Sparta Strafe stand.

Opsis (griech.), das Sehen, das Gesicht.

Optativus (lat.), s. Verbum.

Optik (griech.), die Lehre oder Wissenschaft vom Licht (s. d.). Sie zerfällt in die physiologische O. oder die Lehre von den Gesichtswahrnehmungen und in die physikalische O., die Lehre von den Lichterscheinungen an sich, ohne Beziehung auf das menschliche Auge. Letztere umfaßt: die Lehre von der ungestörten Ausbreitung des Lichts und von der Lichtstärke (s. Photometrie); die Lehre von der regelmäßigen Reflexion oder Spiegelung des Lichts an glatten Oberflächen (Katoptrik); die Lehre von der Brechung der Strahlen beim Uebergang in ein anderes Medium (Dioptrik); die Lehre von der Farbenzerstreuung oder Dispersion; die Lehre von der Emission und Absorption des Lichts, welche die natürlichen Farben der Körper, die Principien der Spektralanalyse (s. d.) und die mit der Absorption zusammenhängenden Erscheinungen der Fluorescenz, Phosphorescenz und chemischen Wirkung (vgl. Photographie) behandelt; endlich die höhere O. oder die Lehre von der Interferenz, Polarisation und Doppelbrechung des Lichts. Dieser letzte Abschnitt wird häufig auch »theoretische O.« (von den Franzosen »optique physique«) genannt, weil die hierher gehörigen Erscheinungen eine Rücksichtnahme auf die über das Wesen des Lichts aufgestellten Hypothesen erheischen und zugleich besonders geeignet sind, zwischen diesen Theorien eine Entscheidung herbeizuführen; die Interferenzerscheinungen namentlich sind es, welche den Sieg der Undulationstheorie über die Emissionstheorie entschieden haben. — Eine besondere Farbenlehre (Chromatik), welche ihren Stoff aus den drei letzten Abschnitten der physikalischen O. (Dispersion, Absorption, Interferenz) und aus den betreffenden Kapiteln der physiologischen O. zusammenzustellen hätte, wird heutzutage wohl kaum noch unterschieden. Ueber die Geschichte der O. s. Physik. Vgl. Newton, Optics (Lond. 1704); J. Herschel, Treatise on light (1828; deutsch, Stuttg. 1831); Beer, Einleitung in die höhere O. (Braunschw. 1853); Billet, Traité d'optique physique (Par. 1858—59, 2 Bde.); Verdet, Leçons d'optique physique (das. 1869, 2 Bde.); E. Becquerel, La lumière (das. 1867—68, 2 Bde.); Helmholtz, Handbuch der physiologischen O. (Leipz. 1867); populäre Werke: Lommel, Das Wesen des Lichts (das. 1874); Pisko, Licht und Farbe (2. Aufl., Münch. 1875); Tyndall, Das Licht (deutsch, Braunschw. 1876).

Optimaten (lat. Optimates), ebenso wie Nobiles und Boni viri eine der Bezeichnungen für die aristokratische Partei, welche in den späteren Zeiten der römischen Republik im Gegensatz gegen die Volkspartei und deren Führer, die Popularen, die Herrschaft des Senats und der aristokratischen Institutionen aufrecht zu erhalten suchte. Der Kampf zwischen beiden Parteien begann mit den Bestrebungen der beiden Gracchen. Nachdem letztere an dem Widerstande der O. gescheitert waren, erneuerte sich der Kampf durch Marius und Cinna. Noch einmal siegten die O. durch Sulla, unterlagen aber dann Julius Cäsar gegenüber. Ein letzter Versuch der O., nach Cäsars Ermordung die alte Herrschaft wieder zu gewinnen, endete mit der Niederlage des Brutus und Cassius durch Antonius und Octavianus.

Optime (lat.), sehr gut, am besten.

Optimismus (v. lat. optimus), im allgemeinen die Neigung, Dinge und Verhältnisse als gut vorauszusetzen, ist entweder theoretisch, oder praktisch. Der praktische O. ist diejenige Illusion oder Täuschung, welche gegenwärtige oder zukünftige Zustände für besser ansieht, als sie wirklich sind, und sich namentlich in Rücksicht auf den Verlauf irgend einer Art privater oder öffentlicher Angelegenheiten in unbegründetes Vertrauen und schmeichelhafte Hoffnungen einwiegt. Man spricht daher von optimistischen Politikern und in Beziehung auf das individuelle Leben von optimistischen Launen und Charakteren. Der theoretische O. bezieht sich entweder auf einzelne Wissenschaften, oder auf die Philosophie überhaupt, oder endlich ganz speciell auf Religion und Metaphysik. So gibt es z. B. einen socialen und volkswirtschaftlichen O. (Bastiat und in einem gewissen Maß auch Carey). Der philosophische O. hat bisher fast nur eine metaphysische oder theologische Gestalt gehabt. Ein Hauptausdruck des theologischen O. findet sich im Bereich der jüdischen Weltanschauung und namentlich in jenem Satz des alttestamentlichen Schöpfungsberichts, in welchem Jehovah selbst sein vollendetes Werk für sehr gut erklärt: »Und siehe, es war alles sehr gut«. Von neueren Versuchen, den metaphysischen O. zu vertheidigen, ist Leibniz' (s. d.) »Theodicée« und besonders dessen Vorstellung berühmt geworden, der zufolge Gott unter allen möglichen Welten die beste zur Schöpfung ausgewählt habe. In jüngster Zeit ist der Gegensatz zwischen O. und Pessimismus (s. d.) durch Schopenhauers (s. d.) Philosophie und überhaupt durch die Gestaltung des Zeitbewußtseins sehr wichtig geworden.

Optimus Maximus (lat., »der Beste [und] Größte«), Beiname Jupiters.

Optiren (lat.), etwas (als wünschenswerth) wählen, wählend sich für etwas entscheiden; Option,

eine solche Wahl oder Entscheidung, namentlich auch das Wahlrecht (jus optionis) in Bezug auf das Vaterland oder die Staatsangehörigkeit, welches den Bewohnern einer annektirten Provinz bis zu einer gewissen Zeit gelassen wird. So stand es nach dem Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 den Bewohnern von Elsaß-Lothringen bis 1. Okt. 1872 frei, für Deutschland oder Frankreich zu o. Die Ausübung des Optionsrechts wurde durch Erlaß des Oberpräsidenten vom 7. März 1872 geregelt; bis 30. Sept. 1872 optirten 162,633 Personen, wovon 124,000 aber damit nur demonstriren wollten, daher nicht ihren Wohnsitz nach Frankreich verlegten, worauf ihre Option für ungültig erklärt wurde.

Optisch (griech.), was sich überhaupt auf das Licht und das Sehen bezieht. Daher optische Axe, bei sphärischen Spiegeln die gerade Linie, welche man sich durch den Mittelpunkt der Spiegelfläche (optischen Mittelpunkt) und durch den Mittelpunkt der Kugel (geometrischen Mittelpunkt), von welcher der Spiegel ein Abschnitt ist, gezogen denkt; bei Linsen die Verbindungslinie der beiden Krümmungsmittelpunkte; optische Instrumente, im allgemeinen Werkzeuge, durch welche man irgend eine vom Licht abhängige Erscheinung herbeiführen kann, besonders aber solche, welche zum deutlichern Sehen dienen, wie Brillen, Fernröhre, Mikroskope u. dgl.; optische Meteore (Lichtmeteore), atmosphärische Lichterscheinungen, wie die Morgen- und Abendröthe, die Höfe um den Mond und die Sonne, die Nebensonnen und Nebenmonde, der Regenbogen ꝛc.

Optische Täuschungen, s. v. w. Augentäuschungen.

Optometer (griech.), Instrument zur Messung der Sehweite, d. h. des Abstandes des Grenzpunktes, über welchen hinaus ein Objekt einem zu untersuchenden Auge nicht weiter genähert werden darf (Nahepunkt), von einem zweiten Punkt, über welchen hinaus er nicht weiter entfernt werden darf (Fernpunkt), ohne undeutlich zu werden. Die älteren Methoden der Optometrie beruhen im Princip auf der Beobachtung des Pater Scheiner, daß durch zwei im Abstand von 1—1,5 Millim. in ein Kartenblatt gestochene feine Oeffnungen, welche dicht vor das Auge gehalten werden, eine Nadel sowohl in sehr geringer, wie in sehr weiter Entfernung vom Auge, d. h. über den Nahe- und Fernpunkt hinaus, doppelt, innerhalb derselben aber einfach gesehen werde. Das verbreitetste O. ist das von Stampfer. Es besteht aus zwei ineinander geschobenen Blechröhren, und als Objekt dient ein beleuchteter Spalt, welcher durch zwei demselben parallele, etwa 1 Millim. von einander entfernte, 0,7 Millim. breite Einschnitte betrachtet wird, und dessen Entfernung vom Auge durch Hin- und Herschieben der einen Röhre in der andern geändert und zugleich gemessen werden kann. Innerhalb des Nahe- und Fernpunktes des untersuchten Auges erscheint der Spalt einfach. An einer Skala ist dabei das für das Auge passende Brillenglas angegeben. Das Lehotsche O. besteht aus einem etwa 1 Meter langen, mit schwarzem Sammet überzogenen Lineal, auf welchem der Länge nach ein weißer Faden ausgespannt ist. Legt man dies Lineal horizontal an das untere Augenlied, so erscheint der Faden in der Entfernung des deutlichen Sehens einfach, während er diesseits und jenseits in zwei divergirende Fäden auszulaufen scheint. Goebicke's recht brauchbares O. (von Stäger in Stettin) benutzt das Princip der Berechnung des natürlichen Nahe- und Fernpunktes aus dem künstlichen, d. h. dem durch Vorhalten von Konvergläsern modificirten. Alle Methoden der Optometrie geben keine genauen Resultate, besonders weil bei der Bestimmung des Fernpunktes ein höherer oder geringerer Grad von Akkommodation nicht ausgeschlossen bleibt, wodurch der Fernpunkt oft näher angegeben wird, als er in Wirklichkeit liegt.

Opulént (lat.), mächtig; reich; Opulénz, Machtfülle, Reichthum an allen Mitteln zu einem behaglichen und genußreichen Leben.

Opuntia *Tournef.* et *Haw.* (Fackeldistel, Feigendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, mit fleischigen, aus flachen Gliedern zusammengesetzten, seltener walzigen Stengeln, kleinen, stielrunden Blättern, die aber noch während der Entwickelung der Stengelglieder abfallen und nicht wieder ersetzt werden, aus den Stachelbüscheln, dem Rand oder Scheitel der Glieder entspringenden, gelben, rothen oder weißen, meist einzelnen Blüten und eiförmiger, feigenartiger, grüner, gelber oder rother, genabelter, stacheliger, schleimiger, mehr oder minder süßer oder fader, genießbarer Frucht. Die Opuntien sind sämmtlich strauchartig und kommen in allen Ländern Amerika's, wo überhaupt Kakteen gedeihen, vor, und zwar meist in den gebirgigen Gegenden, während die Cereen, vorzüglich in Brasilien, mehr die flachen Gegenden an den Seeküsten zu lieben scheinen. Sie erfordern größtentheils kein tropisches Klima und finden sich daher auch zum Theil im südlichen Spanien, in Portugal und Italien, ja selbst im südlichen Tirol verwildert. In den heißen Ländern werden mehrere Arten zu Einfriedigungen verwendet, welche wegen ihres dichten Wachsthums und wegen ihrer Stacheln einen guten Schutz abgeben. O. vulgaris *Mill.* (gemeine Fackeldistel), mit ovalen, flach zusammengedrückten Gliedern, kurzen, kaum borstenartigen Stacheln und citronengelben Blüten, ist überall in Südeuropa verwildert, hat die unfruchtbarsten Felswände und Steingründe der Mittelmeerländer überzogen und bietet in den Früchten monatelang ein Nahrungs- und Erfrischungsmittel des Volks, wie in ihrer Heimat. Die Stengelglieder frißt das Vieh, und die ganze Pflanze dient zu Einzäunungen. O. Ficus indica *Mill.* (Feigendistel, indische Feige), ebenfalls in Südeuropa kultivirt, ist wohl nur Spielart der vorigen. O. coccinellifera *L.* (Kochenilleopuntie, Nopalpflanze, s. Tafel »Kakteen«), mit eirund-länglichen, fast stachellosen Gliedern und rothen Blüten, wird im tropischen Amerika, wo man die jungen Triebe als Gemüse ißt und die Samen zu Mehl verwendet, vielfach kultivirt, da auf ihr die Kochenille gezüchtet wird. Im Interesse dieser Zucht ist die Pflanze auch nach Westindien, Malaga, Spanien, Algerien, Java, Teneriffa gebracht worden. O. Rafinesquiana, aus Texas, erträgt unsere Winter und reift auch ihre genießbaren, stachelbeerartigen Früchte in unserem Klima. Viele Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Opuntīnae, s. Sukkulenten.

Opus (lat.), Werk, in der Literatur ein schriftstellerisches Werk; in der Musik eine größere oder kleinere Komposition, daher in der Mehrzahl Opera (s. d.), die Werke eines Autors, und Opusculum, ein kleines Schriftwerk, sowie Opuscula, eine Sammlung kleiner Werke oder Abhandlungen. In der Baukunst bildet nach dem Vorgang Vitruvs O. die Gattungsnamen verschiedener technischen Arbeiten. So heißt O. alexandrinum ein zweifarbiger Steinbelag der Fußböden bei den Alten (s. Mosaik); O. incertum oder antiquum, unbestimmtes Werk, ein Stein-

verband, aus unregelmäßigen, rauhen Bruchsteinen bestehend; O. museum oder musivum, s. v. w. Mosaik; O. reticulatum, Netzwerk (s. d.); O. spicatum, ein ährenförmiges Pflaster aus Brandsteinen, wobei die Steine auf die hohe Kante unter einem Winkel so aneinander gelegt werden, daß sie wie die Körnerreihen zu beiden Seiten der Aehre gegeneinander stehen; O. tectorium, Bekleidungswerk, der äußerste und feine Mauerüberzug von Marmorstucco; O. tessellatum oder quadratarium, ein aus würfelähnlichen, gefärbten Steinen zusammengesetzter Mosaikfußboden; O. rusticum, bäuerisches Werk (s. d.).

Opus operātum (lat.), im allgemeinen eine Handlung ohne moralischen Gehalt, bei der es nur auf die äußere Form abgesehen ist, z. B. gedankenloses Beten, Fasten, Wallfahrten ꝛc.

Opzoomer, Karl Wilhelm, niederländ. Philosoph und Jurist, geb. 20. Sept. 1821 zu Rotterdam, studirte zu Leiden, ward 1846 Professor der Philosophie zu Utrecht und 1848 Mitglied und Sekretär einer königlichen Kommission, die ein neues Gesetz über die Universitäten entwerfen sollte. In dieser Stellung veröffentlichte er einen »Gesetzentwurf über die Reform der Universitäten«. Opzoomers philosophischer Standpunkt ist der eines rationalen Empirismus. In »De weg der wetenschap« (Utr. 1851; deutsch von Schwindt, das. 1852; 3. umgearb. Aufl. unter dem Titel: »Het wezen der kennis«, Amsterd. 1863) gab er ein Handbuch der Logik, in welchem er die Methode der Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf die ethischen Disciplinen darzulegen suchte. Ferner schrieb er: »Oratio philosophiae naturae« (Utr. 1852); »Konservatismus und Reform« (das. 1852); »Wetenschap en wijsbegeerte« (Amsterd. 1857); »De waarheid en hare kenbronnen« (das. 1862); »De godsdienst« (das. 1864) ꝛc. Als Jurist lieferte er viele Schriften über öffentliches und Privatrecht, darunter eine ausführliche Erklärung des holländischen Civilgesetzbuchs (4. Aufl.). Während des deutsch-französischen Kriegs 1870/71 hat er in zwei auch ins Deutsche übersetzten Reden das Recht der Deutschen warm vertheidigt. Seit 1861 ist er Präsident der königlichen Akademie der Wissenschaften.

Ora et labŏra! (lat.), bete und arbeite!

Orade, Fisch, s. Meerbrassen.

Orākel (lat. oraculum), im Alterthum eins der Mittel, wodurch die Götterwelt mit den Menschen in unmittelbare Wechselbeziehung trat, und als solches einer der wichtigsten Träger der Religion, zugleich aber auch, durch Priestereinfluß, ein nicht unbedeutendes Moment in der Geschichte der alten Völker. Die O. bilden einen Haupttheil der Divination, insofern sie besondere Offenbarungen eines Gottes sein sollen, die an einem bestimmten Orte den Verlangenden gegeben und durch gewisse Mittelspersonen, meist Priester des Gottes, mitgetheilt und verdeutlicht werden. Die Art und Weise, wie die Gottheit ihren Willen in den Orakeln mittheilte, war verschieden, weshalb man die ganze Gattung der O. zunächst in die drei Arten der Traumorakel, der Spruchorakel und der Zeichenorakel eintheilt. In dem berühmtesten aller, zu Delphi, erregte ein Dampf, welcher aus dem Schlund emporstieg, die Begeisterung der Wahrsagerin; in Dodona ward aus der Bewegung der Blätter an der heiligen Eiche, aus dem Ton der aufgestellten Erzbecken, aus dem Murmeln der Quelle auf den Willen der Gottheit geschlossen; in Delos beobachtete man das Rauschen des Lorbeers, im libyschen Ammonium gewisse Erscheinungen an dem aus Edelsteinen zusammengesetzten Bildnis des Gottes; bei den sibyllinischen Orakeln schlug man auf Befehl des Senats und in Gegenwart eines Magistrats die von den Sibyllen herstammenden Sammlungen nach. Inwieweit die Priester selbst von der Wahrheit dieser Offenbarungen überzeugt waren, läßt sich schwer entscheiden; jedenfalls aber würde es einseitig und unhistorisch sein, in denselben lediglich absichtlichen Priesterbetrug zu sehen. Sogar aus der dunkeln Form der Antworten, welche besonders das delphische O. charakterisirt, darf nicht sofort auf absichtliche Täuschung geschlossen werden, wenn auch zugegeben werden muß, daß sich die Priesterschlauheit gern durch die zweideutigen Antworten für alle Fälle sicherstellte. Die besonderen Anlässe, denen die einzelnen Orakelsitze ihre Entstehung verdankten, waren in der Regel physische, welche wegen ihrer vom Gewöhnlichen abweichenden Natur den Glauben an die Nähe der weißagenden Gottheit veranlaßten. Bald war es eine wohlthätige Quelle, woran das griechische sowohl wie auch das germanische Alterthum die Nähe einer Gottheit knüpfte, bald waren es Naturerscheinungen (Wasserdämpfe aus heißen Quellen ꝛc.), welche begeisternde Wirkungen hervorbrachten, bald Orte, wo die Ueberreste eines berühmten Sehers ruhten. Im letztern Fall fand in der Regel auf den Fragenden selbst noch eine unmittelbare göttliche, begeisternde Einwirkung statt; so mußte z. B. bei dem O. des Amphiaraos der Fragende nach eintägigem Fasten und dreitägiger Enthaltsamkeit von Wein im Tempel des Heiligthums schlafen, damit ihm im Traum der Wille der Gottheit kund würde (sogen. Inkubation), wobei jedoch eine Deutung des Traums durch die Priester nicht ausgeschlossen war. Der mit den Orakeln verbundene Zweck war übrigens nicht nur, im Namen der Gottheit Auskunft über zukünftige Dinge zu geben, sondern das gesammte Leben und Thun einer noch vielfach rathbedürftigen Bevölkerung durch göttliche Autorität da zu leiten, wo die eigene Einsicht den Einzelnen oder ganze Staaten im Stiche ließ, oder auch, wo der einzelne, geistig höher stehende und die Verhältnisse klarer als die Menge überschauende Mann ohne Beihülfe des Ansehens der Religion mit seinem Rath nicht durchdringen konnte. In diesem Sinn benutzten Staatsmänner häufig die O., weshalb man sie nicht mit Unrecht für gewisse Perioden der griechischen Geschichte geradezu politische Institute nennen darf. So übten die O. großen Einfluß auf Erhaltung des Bewußtseins gemeinsamer Nationalität sowie zur Erreichung allgemeiner vaterländischen Interessen unter den staatlich sehr getheilten und zwiespältigen Griechen, indem man bei allen wichtigen Unternehmungen, Einrichtungen u. dgl. den Rath der O. einholte. Neben ihrer Wirksamkeit für Hebung der religiösen Kultur, die sich in älterer Zeit nicht wegleugnen läßt, sorgten die O. aber auch für die Beförderung der Landeskultur, für Aussendung von Kolonien ꝛc.; sie besorgten also auch staatsökonomische und politische, ja soziale Zwecke. Das älteste O. befand sich zu Meroë in Aegypten, dem die im ägyptischen Theben und zu Ammonium, an welchen Orten der Dienst des Jupiter Ammon herrschend war, der Zeit nach am nächsten standen. In Griechenland erlangte das O. zu Dodona, später das zu Delphi den größten Einfluß. Außerdem hatten Zeus zu Elis, zu Pisa und auf Kreta, Apollon auf Delos und Klaros unweit Kolophon eigene O.; das der Branchiden zu Milet war ebenfalls dem Apollon und der Artemis geweiht. Heroenorakel waren: das

des Amphiaraos, des Trophonios und das des Herakles zu Bura in Achaia. Außerdem sind noch zu erwähnen die Todtenorakel (am See Aornos in Thesprotien und zu Heraklea in der Propontis). Zu den Orakeln zu rechnen sind auch die Sprüche der sogen. Sibyllen (s. d.), besonders der erythräischen und in Italien der cumäischen. Die Römer hatten, die Sibyllinischen Bücher (s. d.), das O. des Faunus und der Fortuna zu Präneste abgerechnet, keine einheimischen O.; sie befragten die bekannteren griechischen und ägyptischen, weshalb sie oft weite Reisen unternahmen. In Griechenland verloren die O. erst nach dem völligen Untergang der Freiheit und Selbständigkeit ihr Ansehen; doch fristeten sie nur ein kümmerliches Dasein, bis sie unter der Regierung des Theodosios für immer geschlossen wurden. Vgl. F. A. Wolf, Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus im Alterthum (in den »Vermischten Schriften«, Halle 1802); Clavier, Mémoire sur les oracles des anciens (Par. 1819); Wiskemann, De variis oraculorum generibus (Marb. 1835); König, Ueber das Orakelwesen im Alterthum (Kref. 1871); Döhler, Die O. (Berl. 1872).

Oräl (lat.), mündlich; Oralfideikommiß, s. Legat; Oralsubmission, mündlicher Nachsatz zu einem Erkenntnis.

Oräle (lat.), das Kopftuch des Papstes.

Oran, 1) Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Algerien, welche 289,600 QKilom. (5260 QM.) mit (1872) 513,492 Einw. umfaßt, liegt im Hintergrunde des Meerbusens von O., an der Mündung des kleinen Flusses El Rhi ins Mittelländische Meer, und ist Sitz des Gouverneurs sowie eine wichtige Festung mit vielen Gebäuden für militärische Zwecke und mehreren Forts, deren Werke schon die Spanier mit großem Kostenaufwand anlegten. Der eigentliche Hafen von O. ist Mers el Kebir, etwa 8 Kilom. nördlich von der Stadt, einer der besten an der ganzen nordafrikanischen Küste. Die Stadt, welche einen fast ganz europäischen Charakter zeigt, zerfällt in das Seeviertel, die maurische Stadt und die Neustadt und hat (1872) 40,254 Einw. (darunter ⅔ Europäer, meist spanischer Abkunft). Vielleicht schon im Alterthum (als Quiza?) von einer Römerkolonie besetzt oder gegründet, war O. im Mittelalter eine ansehnliche maurische Stadt. 1509 bemächtigten sich ihrer die Spanier. Seitdem blieb O. unter spanischer Herrschaft, und die Spanier behaupteten dasselbe sogar, als alle anderen Besitzungen längs der Küste verloren gingen (1535). 1708 wurde es von den Mauren belagert und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, aber 1732 von den Spaniern wieder erobert, die nun hier bedeutende und ausgedehnte Festungswerke anlegten. Ein furchtbares Erdbeben verwandelte in der Nacht des 9. Okt. 1791 die Stadt fast in einen Trümmerhaufen. Kaum waren Besatzung und Einwohner in die Stadt, die sie verlassen, zurückgekehrt, als der Bey Mohammed von Maskara die Belagerung begann, die im März 1792 mit der Kapitulation der Belagerten endigte. Die Franzosen, in deren Gewalt die Stadt 1831 kam, stellten die noch von spanischer Zeit her vorhandenen Forts wieder her und vermehrten sie durch neue Befestigungswerke. So erhob sich O. als der wichtigste Punkt des Westens der französisch-nordafrikanischen Besitzungen aus seinen Trümmern und wurde die Hauptstadt der Provinz. Seitdem war die Umgegend der Schauplatz vieler Kämpfe zwischen den Franzosen und den arabischen Stämmen unter Abd el Kader.

2) Stadt in der argentin. Provinz Salta, unweit des Rio Vermejo, mit (1869) 2345 Einw., wurde in der Nacht vom 22.—23. Okt. 1871 durch ein Erdbeben zerstört, doch verlor nur ein Mann dabei das Leben.

Orange (spr. -ángsche), die Frucht des Orangenbaums, s. Citrus.

Orange, 1) (spr. -ángsch) Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Vaucluse, 30 Kilom. nördlich von Avignon, an der Eisenbahn von Lyon nach Marseille gelegen, hat einen Gerichtshof, ein Collége, eine Bibliothek, eine kathol. Kathedrale und eine reform. Kirche, ergiebige Steinkohlengruben, Seidenmühlen und Seidenspinnereien, Fabrikation von Wollstoffen, Mosaiken, Oelen und Essenzen, Färbereien, Krapp-, Oel- und Weinbau, lebhaften Handel mit Wachs, Honig, Safran, Trüffeln, Sämereien, Branntwein ꝛc. und (1872) 10,064 Einw. O. ist berühmt durch seine zahlreichen römischen Alterthümer, worunter ein noch ziemlich erhaltenes Amphitheater, ein Triumphthor (Mariusbogen) mit drei Arkadenreihen, ein Cirkus, eine Wasserleitung, Bäder, alte Mauern, Mosaiken, Stücke alter Statuen, Münzen ꝛc. Die Stadt ist das alte Arausio, die Hauptstadt der Kavaren, wo 105 v. Chr. die Cimbern und Teutonen über Cäpio und Manlius siegten und später Julius Cäsar eine römische Kolonie anlegte (Colonia Secundanorum). Im Mittelalter gehörte die Stadt erst zum austrasischen Reich und bildete dann vom 11. Jahrh. an eine eigene Grafschaft, die nach einander vier Familien besaßen (darunter 1530—1714 das Haus Nassau, das davon den Beinamen Oranien [s. d.] führt) und Ludwig XIV. 1714 mit der Dauphiné vereinigte. Die von Kaiser Karl IV. in O. errichtete Universität wurde in der französischen Revolution aufgehoben. Vgl. Gasparin, Histoire de la ville d'Orange et de ses antiquités (Orange 1815). — 2) (spr. órrendsch) Stadt im nordamerikan. Staat New Jersey, 16 Kilom. von New York, mit 22 Kirchen, katholischem Seminar (Seton Hall), großem Park (Llewellyn) und (1870) 9348 Einw.

Orangeat (spr. -angschát) }
Orangeblüten }, s. Citrus.

Orangeblütenöl (Neroliöl), s. Pomeranzenblütenöl.

Orangeblütenwasser, s. Pomeranzenblütenwasser.

Orangefarbe (Orangegelb), Mischfarbe von Roth mit Gelb; s. Gelbfärben.

Orangelack (Orleanlack), Lackfarbe, welche durch Abkochen von Orlean mit verdünnter Kali- oder Natronlauge und Fällen des Filtrats mit Alaun bereitet wird, ist nicht sehr haltbar.

Orangelogen (spr. oránglsche- oder órrendsch-lohschen), Name der politischen Vereine, welche die englisch-protestantische Partei in Irland den Bestrebungen der Katholikenpartei entgegenstellte. Als gegen das Ende des 18. Jahrh. durch einen irischen Bund das englische Interesse in Irland bedroht schien, traten 21. Sept. 1795 die entschlossensten Orangemen oder Orangisten, wie nach der Besiegung Irlands durch Wilhelm von Oranien (1690) die protestantischen Anhänger des Königs genannt wurden, zu einer Art von Ordensverbindung zusammen, deren Zweck die Erhaltung des Uebergewichts der protestantischen Kirche in Irland und die Sicherung der Krone für das Haus Hannover war. Diesen Verbindungen, die O. genannt wurden, traten bald Protestanten der höheren Stände, selbst die Prinzen des königlichen Hauses, bei, was 1798 die Stiftung der

Großen Loge von Irland zur Folge hatte. Seit Durchführung der Union von Großbritannien und Irland 1800 ward der Bund immer mächtiger; seine Mitglieder setzten sich in den wichtigsten Staats- und Gemeindeämtern fest und verpflanzten ihre Grundsätze auch nach England, wo 1808 die erste Große Loge in Mancheſter errichtet, 1821 aber nach London verlegt wurde. Indeß äußerte sich die Wirksamkeit des Bundes geraume Zeit nur in Aufzügen, Versammlungen und Anfeindungen der Katholiken. Erst seit den Agitationen O'Connells (s. d.) in Irland begannen die O. einen erbitterten Kampf gegen den Katholicismus in England und Irland, zugleich aber auch gegen den Liberalismus und die in den Mittelklassen vorherrschende tolerante Gesinnung. Doch vermochten sie nicht zu hindern, daß mit der Durchführung der Emancipation dem in keiner Weise zu rechtfertigenden Uebergewichte der Protestanten in Irland ein Ende gemacht ward, und geriethen in Konflikt mit der Regierung und der öffentlichen Meinung. Nachdem unter dem Whigministerium 1832 die Auflösung aller politischen Vereine und auch der O. erfolgt war, dauerten letztere trotzdem als Geheimbund fort und gewannen zahlreiche neue Mitglieder im ganzen Reich, namentlich unter den höheren Ständen. Der Bischof von Salisbury war Prälat, der Herzog von Cumberland Großmeister des Ordens. In seiner Blütezeit zählte derselbe in Irland 1500, in England 350 Logen, und die Gesammtzahl seiner Mitglieder schätzte man auf 300,000. Nach dem Sturz der Whigs (November 1834) boten die O. ihre ganze Macht auf, um bei den Wahlen, namentlich in Irland, die Majorität zu erhalten; große Versammlungen wurden gehalten und der Regierung alle möglichen Schwierigkeiten bereitet. Daher wurde, als das Ministerium Wellington zurückgetreten war und die Whigs wieder ans Ruder kamen, in der Parlamentssession von 1836 durch Hume, einen der Führer der Radikalen, ein Antrag auf Untersuchung des Zustandes der O. gestellt, deren Ergebnis über die Staatsgefährlichkeit derselben keinen Zweifel ließ, ja sogar den Verdacht hochverrätherischer Umtriebe bei einigen Mitgliedern der O. nahelegte. Infolge dessen trennten sich 37 Logen von der Hauptloge. Die Regierung begann die Orangisten von den öffentlichen Aemtern auszuschließen, und das Unterhaus setzte es durch, daß den Militärpersonen alle Theilnahme an den O. untersagt wurde. Durch dies kräftige Auftreten des Unterhauses veranlaßt, empfahl der Herzog von Cumberland sämmtlichen Logen, sich aufzulösen, was auch binnen kurzem geschah. Mit den Logen waren jedoch die Orangisten selbst nicht verschwunden. Sie traten, als die Repealsache 1842 und 1843 Irland in Bewegung setzte, wieder aktiv auf, und auch nach O'Connells Tode war ihr Einfluß wiederholt, namentlich bei den Parlamentswahlen von 1852, erkennbar. Sie haben sich auch noch in neuerer Zeit, obgleich die alte Stärke, welche ihnen ihre centralistische Organisation gab, nicht mehr besteht, bisweilen bemerklich gemacht, und orangistische Demonstrationen, welche zu blutigen Auftritten geführt haben, sind noch in den 60er Jahren oft genug vorgekommen, z. B. 1865 in Belfast, 1868 zu Ashton under Lyne u. a. O. Doch hat die speciell orangistische Bewegung seit der »Entstaatlichung« der protestantischen Kirche in Irland ihr eigentliches Lebenselement verloren; seitdem hat man wenig mehr von ihr gehört.

Orangenbaum, Pflanzengattung, s. Citrus.

Orangengewächse, s. v. w. Aurantiaceen.

Orangerie (spr. -scherih), gemeinschaftlicher Name der zur Gattung Citrus *L.* (s. d.) gehörigen Gewächse, dann aller Pflanzen, die nur in südlichen Ländern im Freien ausdauern und darum in kälteren Ländern im Gewächshaus aufbewahrt werden; daher der Aufbewahrungsort für diese Pflanzen selbst (Orangeriehaus, Kalthaus; s. Gewächshäuser).

Orangeschalenöl, s. Pomeranzenschalenöl.

Orangisten (spr. orangsch-), in der vormaligen Republik der Vereinigten Niederlande die Partei, die es mit dem Erbstatthalter, dem Prinzen von Oranien, hielt; in neuerer Zeit in Belgien eine Partei für das Haus Oranien, die den Patrioten gegenüber stand; in Irland s. v. w. Orangemen, Oranienmänner, s. Orangelogen.

Orang-Utan (nicht Utang, Waldmensch, Meias, Majas, Pithecus satyrus *Geoffr.*), Affe aus der Familie der Katarrhinen und der Unterfamilie der Anthropomorphen, 1,35 Meter hoch, klaftert mit den bis zu den Knöcheln herabreichenden Armen 2,4 Meter, hat einen kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit weit vorstehender Schnauze, gerunzelten, aufgetriebenen Lippen, flach gedrückter Nase, kleinen Augen und Ohren und furchtbarem Gebiß, einen kurzen Hals, einen stark hervortretenden Bauch, spärliche Behaarung auf Rücken und Brust, längere und reichlichere an den Seiten; Gesicht, Handfläche und die Oberseite der Finger sind nackt, bläulich oder schiefergrau; das Haar ist dunkel rostroth. Der O. bewohnt Sumatra und namentlich Borneo, lebt in niedrig gelegenen sumpfigen Wäldern, meist auf Bäumen, auf welchen er geschickt und schnell in halb aufrechter Stellung von Ast zu Ast geht, und zwar auf den Knöcheln, nicht auf den Sohlen. Nachts ruht er in einem Nest, welches er 8—15 Meter über dem Boden aus Aesten und Laubwerk erbaut, am Tag sucht er Früchte, frißt aber gelegentlich auch Blätter, Knospen und Schößlinge. Nur selten steigt er auf den Boden herab, und niemals geht er aufrecht, es sei denn, daß er sich mit den Händen an höheren Zweigen festhalte. Den Menschen scheint er nicht sehr zu fürchten, und gelegentlich setzt er sich kräftig zur Wehr. Kein Thier greift ihn an, weil er stärker ist als alle. In der Gefangenschaft zeigt er sich gelehrig, anhänglich und verständig, aber niemals neckisch und lustig, wie der Schimpanse, vielmehr ernst, still und gemessen, oft traurig. Junge Orang-Utans sind namentlich in der Schädelbildung viel menschenähnlicher als alte, welche kaum noch an die frühere Form erinnern. Der O. war schon den Alten bekannt; aber bis in die neueste Zeit wurde viel über ihn gefabelt, und man sprach von ihm fast wie von einem wilden Menschen. Die Javaner halten dafür, daß der O. aus der Vermischung von Affen mit indianischen Weibern entstanden sei und wohl reden könnte, wenn er nur wollte. Sichere Nachrichten gab erst Wallace, und in den letzten Jahren sind häufig lebende Orang-Utans nach Europa gekommen.

Oranien, berühmtes Fürstengeschlecht, führt seinen Namen von Orange (s. d.) im südlichen Frankreich, das bis zu Anfang des 18. Jahrh., wo es mit Frankreich vereinigt ward, ein besonderes Fürstenthum war. Dasselbe, ehedem ein Theil Burgunds, wurde eine selbständige Herrschaft im 10., Grafschaft im 11. Jahrh. Der erste Graf von O. war Gerald Adhemar (1086—1096), unter dessen Nachfolgern mehrere Theilungen stattfanden und besonders ein Theil der Besitzungen an die Geistlichkeit kam, so daß beim Aussterben des Mannsstammes mit Rambold IV. 1174 nicht das

ganze Fürstenthum an dessen Schwester Tiburge und durch diese 1185 an ihren Gemahl Bertrand de Baux, den Gründer der zweiten Linie der Fürsten von O., kam. Das ganze Fürstenthum vereinigte zuerst wieder Bertrand III. (1282—1335). Der letzte Fürst dieser Linie war Raimond V. (1340—73), von dem Orange seine Tochter Maria erbte, welche das Fürstenthum ihrem Gemahl, Johann I. von Châlon, dem Begründer der dritten Linie der Fürsten von O., zubrachte. Als der letzte Sproß dieser Linie, Philibert (1502—1530), kinderlos starb, fiel das Fürstenthum Orange an seiner Schwester Sohn, den Grafen Renatus von Nassau-Dillenburg (s. Nassau, Geschichte, S. 933), welcher die vierte Linie der Fürsten von O. begründete. Weil auch Renatus' 1540 mit Anna von Lothringen geschlossene Ehe kinderlos blieb, so bestimmte er seinen Vetter Wilhelm I., ersten Statthalter der Vereinigten Niederlande, zu seinem Nachfolger, der den Titel eines Prinzen von O. annahm. Aber erst 1570 konnte das Haus Nassau zum ruhigen Besitz des Fürstenthums kommen. Nach Wilhelms I. Tode (1584) gingen Titel und Fürstenthum auf seine Söhne Moritz (gest. 1625) und Friedrich Heinrich (gest. 1647), dann auf dessen Sohn Wilhelm II. (gest. 1650) und dessen Sohn Wilhelm III. über, welche alle ebenfalls die Würde eines Statthalters der Niederlande bekleideten. Der Name O. wurde daher auch auf die statthalterliche Partei in den Niederlanden und, als Wilhelm III. 1689 nach dem Sturz der katholischen Stuarts König von Großbritannien und Irland wurde, auf die englisch-protestantische Partei in Irland übertragen (s. Orangelogen und Orangisten). Als 1672 zwischen den Niederlanden und Frankreich Krieg ausbrach, wurde das Fürstenthum O. von Ludwig XIV. besetzt, und erst 1697 im Ryswijker Frieden wurde dem Haus Nassau die Souveränität darüber bestätigt. Nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelms III. sollte ihm nach seinem Testament der Enkel von seines Großvaters Friedrich Heinrich zweiter Tochter, Albertine Agnes, Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, Erbstatthalter in Friesland, im Fürstenthum Orange folgen, wogegen sich König Friedrich I. von Preußen als näherer Verwandter (er war Sohn der Luise Henriette von O.) und nach dem Testament seines mütterlichen Großvaters, des Prinzen Friedrich Heinrich von O., erhob. Indessen erklärte Ludwig XIV. das Fürstenthum für ein an Frankreich heimgefallenes Lehen und ließ den Prinzen von Conti, der als Erbe des Hauses Longueville mit dem Haus Châlon entfernt verwandt war, als Prätendenten auftreten. Der hierdurch entstandene oranische Erbfolgestreit ward vom Pariser Parlament dahin geschlichtet, daß Orange dem Prinzen von Conti als Dominium utile unter Frankreichs Oberhoheit zugesprochen ward. Durch den Frieden von Utrecht 1713 ward dieser Spruch bestätigt und somit Orange mit Frankreich gänzlich vereinigt, dagegen wurden die Ansprüche des Hauses Longueville und Frankreichs auf Neuchâtel an Preußen abgetreten und überdies Titel und Wappen von Orange der Krone Preußen zugestanden. Johann Wilhelm Friso nahm aber zur Wahrung seiner Ansprüche den Titel eines Prinzen von O. an, welchen seine Nachfolger als Erbstatthalter der Niederlande führten und nach Verwandlung derselben in ein Königreich der jedesmalige Thronfolger führt.

Oranienbaum, 1) Stadt im russ. Gouvernement St. Petersburg, in malerischer Lage am Finnischen Meerbusen, der Festung Kronstadt gegenüber, 40 Kilom. von St. Petersburg, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, hat ein schönes, vom Fürsten Menschikow 1714 erbautes, jetzt kaiserliches Lustschloß mit prachtvollem Park, hübsche Datschen (Villen), 3 russische und eine luther. Kirche, ein Sommertheater und (1871) 4151 Einw. und ist ein beliebter Sommeraufenthaltsort der Residenzbewohner. In einem nahen Fichtenhain liegt die Solitude, zeitweilig die Residenz der Kaiserin Katharina II. — 2) Stadt im Herzogthum Anhalt, südöstlich von Dessau, mit Kreisgerichtskommission, einem stattlichen Schloß mit Park, 2 Kirchen, Tabak-, Cigarren- und Essigfabrikation und (1875) 2207 Einw.

Oranienburg, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Havel und der Berliner Nordbahn, mit Kreisgerichtsdeputation, königlichem Schloß, Schullehrerseminar, einem Denkmal der Kurfürstin Luise Henriette, die 1665 das dortige Waisenhaus stiftete und den Ort aus dem Dorf Bötzow zur Stadt erhob, großer chemischer Fabrik, Dampfmahl- und Dampfschneidemühle, Schiffahrt und (1875) mit der Garnison (Artillerie) 4402 Einw. — 2) Russ. Kreisstadt, s. Rasenburg.

Oranjefluß (holländ. Oranje Rivier, Groot Rivier, »großer Fluß«, in der Sprache der Hottentotten Kai Garib oder Gariep), der bedeutendste Fluß des Kaplandes, das er fast seiner ganzen Breite nach durchströmt, entsteht aus zwei großen Quellflüssen, von denen der eine, der Nu Garib (»schwarzer Fluß«), 2 Quellarme hat, den Oranje (Noko Sinku), welcher im Kathlambagebirge am Cathkinpik, und den Caledon (Mozokara), welcher etwas nördlich davon am Mont aux Sources in den Wittebergen entspringt. In der Regenzeit ist der Nu Garib ein wasserreicher und tiefer Strom von über 1000 Meter Breite, der jedoch stellenweise in ein nur 15 Meter breites Bett eingeengt ist. Er überflutet dann sein Ufer weithin und richtet oft beträchtlichen Schaden an. In der trockenen Jahreszeit ist er so seicht, daß man hindurchwaten kann. Der andere Quellstrom, der Kai Garib (Vaal Rivier, »gelber Fluß«), entsteht ebenfalls aus zwei von der Westseite des Kathlambagebirges herabkommenden Quellflüssen, dem Lekoua (Likwa) und dem beträchtlichern Donkin, und empfängt mehrere größere Nebenflüsse von S. her, von denen der Vet Rivier und der Modder Rivier (Kaiba) die bedeutendsten. Der vereinigte Hauptstrom fließt nun auf der Grenze des Kaplandes in großem Bogen nach W., empfängt auf diesem Lauf mehrere ansehnliche, aber noch ziemlich unbekannte Ströme, so von N. her den Malopa mit dem Nosop, von S. her den Hartebeest Rivier, und mündet unter etwa 29° südl. Br. in den Ocean. Auf seinem ganzen Lauf wird der O. von Felswänden begleitet oder fließt in einem tief eingeschnittenen Felsenbette dahin. Doch ist er den größten Theil des Jahrs hindurch äußerst wasserarm und daher für die Schiffahrt ganz ungeeignet. Seine nur etwa 120 Meter breite Mündung ist überdies durch eine Sandbank ziemlich unzugänglich gemacht. Infolge heftiger Gewitterregen steigt der Strom schnell bis 10 Meter über seine gewöhnliche Höhe und nimmt stellenweise eine Breite von fast 4 Kilom. an, sinkt aber ebenso schnell auf sein gewöhnliches Niveau zurück.

Oranjerivier-Republik (Oranjefluß-Freistaat), Staat in Südafrika, im südöstlichen Winkel des großen südafrikanischen Hochlandes, liegt zwischen 27°—31° südl. Br. und 25°—29° 40′ östl. L. v. Gr.

und wird begrenzt im S. durch den Oranjefluß, im W. durch die Kapkolonie (West-Griqualand), im N. durch den Fluß Vaal, welcher ihn von der Transvaal-Republik scheidet, und im O. durch das Kathlambagebirge (Drakenberge). Sein Flächeninhalt beträgt 110,000 QKilom. (1998 QM.), seine Einwohnerzahl 57,000, darunter 37,000 europäischen Ursprungs, die übrigen Eingeborne: Korana, Griqua (Mischlinge), Buschmänner und Reste zahlreicher versprengten Betschuanenstämme. Der Boden bildet im allgemeinen ein hohes Tafelland, welches sich ganz allmählich gegen W. zu senkt; der westliche und nördliche Theil besteht fast nur aus ungeheuren grasreichen Ebenen, woraus zahlreiche Tafelberge hervorragen; gegen O. erhebt sich der Boden allmählich zu dem Kathlambagebirge und zu den Wittebergen. Das Land wird von mehreren nicht unbedeutenden Flüssen bewässert, die aber im Sommer meist vertrocknen. Außer den beiden Grenzflüssen, dem Oranje und dem Vaal Rivier, ist der Caledon der bedeutendste, der sich in den Oranje ergießt; in den Vaal münden der Wilge mit dem Eland- und Liebenbergfluß, der Donkin, der Sand- und Vetfluß und der Moddert. Das Klima ist im ganzen sehr gesund und gemäßigter, als man es wegen der Nähe der Tropenzone erwarten sollte. Im Sommer ist es weniger warm als in der Kapkolonie, und im Winter herrscht oft empfindliche Kälte. Die Vegetation ist im allgemeinen spärlich; nur das Weideland ist mit üppigem Gras bewachsen, welches längs der Flußufer mit niederem Mimosen- und anderem Buschwerk abwechselt. Das Weideland wird von zahlreichen Bächen und Quellen bewässert, die eine Berieselung zu landwirtschaftlichen Zwecken ermöglichen. Von mineralischen Produkten hat man Steinkohlen an mehreren Orten, auch Eisen und verschiedene andere Metallerze, selbst Gold, im Caledonflußdistrikt gefunden. Am meisten eignet sich das Land zur Viehzucht. Hornvieh und Pferde werden in großer Menge gezogen und in großen Herden nach dem Kapland ausgeführt. Die Schafzucht blüht mehr und mehr empor, so daß jetzt schon Wolle den wichtigsten Ausfuhrartikel bildet. Ackerwirtschaft kann in dem östlichsten und gebirgigen Theil des Staats mit Erfolg getrieben und Weizen, Mais und Kafferkorn gebaut werden. Die großen Grasebenen sind schon jenseit Smithfield von zahlreichem Wild belebt, von Antilopen, Gnu's, Quagga's, Elenantilopen, Rhinocerossen und Elefanten; selbst Löwen finden sich. Der Freistaat ist eingetheilt in die Distrikte Caledon oder Smithfield, Bloemfontein, Faureſmith, Winburg und Harry Smith. Die Regierung ist in den Händen eines von den Bewohnern auf fünf Jahre frei erwählten Präsidenten, der mit dem Landdrost von Bloemfontein und drei Bürgern den **Uitvoerende Rad** (Exekutive) bildet, während der **Volksrad** die gesetzgebenden Funktionen ausübt. Geistliche und Lehrer sind in allen Distrikten angestellt; die herrschende Kirche ist die reformirte, amtliche Sprache die holländische. Die Finanzen sind in gutem Zustand. Die Ausgaben betrugen 1874—75: 1,893,640 Mark gegen 2,061,820 Mark Einnahme. Sitz der Regierung ist das Städtchen Bloemfontein. Der Handel, in Wolle, Straußenfedern, Vieh und Häuten bestehend, ist im Aufschwung begriffen und richtet sich namentlich nach dem zur Kapkolonie gehörigen Hafen Port Elizabeth. Die Ausfuhr betrug 1875: 30,617,660 Mark. Noch 1836 war das Land des jetzigen Oranjefluß-Freistaats eine öde, pfadlose Wildnis, die von einzelnen Buschmannhorden und Betschuanen bewohnt war. Um dieselbe Zeit begannen aus der Kapkolonie ausgewanderte Bauern (**Boers**) in diesem Gebiet sich niederzulassen, und es wurde dasselbe durch des Kapgouverneurs Harry Smith Proklamation vom 3. Febr. 1848 formell dem britischen Reich einverleibt, 23. Febr. 1854 aber als unabhängiger Freistaat konstituirt, dem, als die Diamantenentdeckungen am Vaalfluß stattfanden, von den Engländern der äußerste Westzipfel, an der Vereinigung des Vaal und Oranje, abgenommen ward, um zu West-Griqualand der Kapkolonie geschlagen zu werden. S. Karte »Kapland ꝛc.«.

Ora pro nobis (lat.), »bitte für uns«, Gebetformel der katholischen Kirche beim Anruf der Heiligen.

Oratio (lat.), Rede; O. pro domo, »Rede für das (eigene) Haus«, worin man für seine eigenen Interessen auftritt; auch s. v. w. Gebet, daher O. dominica, »Gebet des Herrn«, das Vaterunser.

Oratorianer (Priester vom Oratorium, Priester vom Bethaus, in Italien gewöhnlich Philippiner genannt, ursprünglich Orden der heiligen Dreieinigkeit), von Filippo Neri (s. d.) 1548 in Rom nach der Regel des heil. Augustin gestiftete Brüderschaft, widmete sich seit 1550 der Pflege hülfsbedürftiger Pilger. Daraus wurde ein Hospiz und eine der Dreieinigkeit geweihte Kirche. In dem Oratorium hielt Neri geistliche Uebungen, wissenschaftliche Unterredungen und viel besuchte Abendandachten. Daher erhielt die Verbrüderung den Namen »Priester vom Oratorium«, der aber erst seit der Kanonisation Neri's durch Gregor XV. (1622) in Aufnahme kam. Neri erhielt 1577 ein großes Oratorium in Florenz und verbreitete seine Stiftung in ganz Italien. Aus dem Orden gingen mehrere Kardinäle und namhafte Schriftsteller, z. B. Baronius, hervor. Vgl. Marciano, **Memorie istoriche della Congregazione dell' Oratorio** (1693, 2 Bde.). Verschieden davon ist die in Frankreich einheimische Kongregation der Priester des Oratoriums Jesu, nach dem Muster der italienischen durch Peter von Berulle gestiftet und 1613 von Paul V. unter dem Namen »Priester vom Oratorium Jesu« sanktionirt. Zweck der ebenfalls nicht auf Klostergelübde verpflichteten Stiftung war, das gesunkene Ansehen der Geistlichen durch Veredelung derselben wieder zu heben. Der Verein verbreitete sich namentlich in Frankreich, besonders nach Berulle's Tod (1629), und zählte unter seinen Mitgliedern ausgezeichnete Gelehrte, wie Richard Simon, Malebranche, Thomassin, Massillon. Nach der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich standen die Priester des Ordens an der Spitze vieler Seminare und Kollegien; ihre Thätigkeit zeigt sich noch jetzt namentlich im Missionswesen.

Oratorisch (lat., »der Rede angemessen, zur Rede gehörig«) bezeichnet alle Eigenschaften, durch welche die Rede sowohl in Bezug auf Anordnung der Gedanken und Ausdrucksweise, als auf Art des Vortrags sich von anderen Gattungen der Darstellung unterscheidet. Oratorik, Rednerkunst; vgl. Rhetorik.

Oratorisſen, s. v. w. Oratorianer.

Oratorium (lat.), überhaupt jedes zum Beten bestimmte, mit einem Krucifix, einem kleinen Altar ꝛc. versehene Zimmer, in den Klöstern der Betsaal. Nur mit Genehmigung des Bischofs kann Messe in ihnen gelesen werden. Aus dem Gebrauche jener Bethäuser gingen die Kapellen hervor. Priester vom O., s. Oratorianer.

Oratorium (lat.), eine aus der Vereinigung der Vokal- und Instrumentalmusik entstandene Kunstform, welche, da sie im Gegensatze zur Oper die

ſceniſchen Hülfsmittel ausſchließt, zunächſt als eine erweiterte Kantate (ſ. d.) aufzufaſſen iſt. Dieſe Erweiterung iſt eine doppelte: eine extenſive, inſofern dem O. eine viel breitere Anlage und detaillirtere Ausführung geſtattet iſt als der Kantate, und eine intenſive, inſofern ſich den rein lyriſchen Elementen der Kantate (und hierin beſteht die Verwandtſchaft des Oratoriums mit der Oper) auch dramatiſche Beſtandtheile zugeſellen. Daß übrigens dieſe für das auf die Kirche und den Betſaal, jetzt zum Theil auch wohl auf den Konzertſaal angewieſene O. mit noch größerer Vorſicht als in der Oper zu verwenden ſind, liegt in der Natur der Sache. Der geſchilderte Vorgang muß deshalb möglichſt einfach gegliedert und leicht überſehbar ſein, ſowie es auch gut iſt, einen Stoff zu wählen, der als allgemein bekannt angenommen werden kann. Dieſe letztere Rückſicht ſowohl als auch der durch die Entſtehungsgeſchichte des Oratoriums ſanktionirte Brauch (ſ. unten) haben es veranlaßt, daß der Stoff meiſt der Bibel entnommen wurde, in ſeltneren Fällen auch der Legende (dahin gehört z. B. das von Franz Liſzt komponirte O.: »Die heil. Eliſabeth«). Nothwendig iſt dies übrigens keineswegs; wir wollen in dieſer Beziehung nur an Händels »Acis und Galatea«, J. Haydns »Vier Jahreszeiten«, Löwe's »Johannes Huß« und Schumanns »Paradies und Peri« erinnern. Man unterſcheidet aus dieſem Grunde das bibliſche O. (auch azione sacra genannt) und das weltliche O. Anfänglich war das O. in ſeiner formellen Faſſung ſo ziemlich eins mit der Paſſionsmuſik. Bald aber traten beide Kunſtgattungen ihrem innern Weſen nach auseinander, inſofern letztere vielfach einen integrirenden Theil des Gottesdienſtes bildete, das O. aber niemals eigentliche rituelle Bedeutung erhielt und ſich daher lediglich in freierer, künſtleriſcher Weiſe fortentwickelte. Der Wege, die dem Dichter des meiſt in zwei (ſeltener in drei) Abtheilungen zerfallenden Oratoriums zu Gebote ſtehen, gibt es zweierlei: entweder wird gleich, wie in der »Paſſion«, der Verlauf der Handlung in Recitativen gegeben, wobei man ſich den Vortragenden als theilnehmenden Zuſchauer zu denken hat, oder der Stoff muß ſo behandelt ſein, daß der Hörer das in den einzelnen Theilen des Oratoriums nicht dargelegte Hiſtoriſche aus dem Stimmungston des Ganzen heraus zu ergänzen vermag, was namentlich in denjenigen Oratorien der Fall ſein wird, in denen die vorgeführten Charaktere eine vorwiegend ſymboliſche oder allegoriſche Bedeutung haben. Die erſte Art iſt die ältere und wahrſcheinlich aus der urſprünglichen Form des Oratoriums hervorgegangen, wobei noch der meiſt ſprechende und nur hier und da pſalmodirende »Erzähler« (Interlocutor) auftrat, der für das Volk natürlich die wichtigſte Perſon war. Hinſichtlich der metriſchen Behandlung des Textes gilt genau dasſelbe, was für muſikaliſche Poeſie im allgemeinen und ſpeciell für die Oper (ſ. d.) gilt. Auch die muſikaliſchen Formen ſind ganz dieſelben, welche ſchon bei der Oper erwähnt wurden. Ein Unterſchied beſteht nur im Charakter des Inhalts, welcher in der geiſtlichen Muſik ſelbſtverſtändlich ein würdevoller, ernſterer iſt, ſodann darin, daß das O. den Enſembleſatz ausſchließt, inſofern dieſer als Situationsſtück erſcheint, den Chor hingegen in weit ausgedehnterer Weiſe verwendet als die Oper. Theils zur Gewinnung größerer Breite und intenſiverer Macht, theils weil hier dem Sänger ohne Bedenken eine ſchwierigere Aufgabe zugemuthet werden kann als auf der Bühne, wird dabei eine beſondere Aufmerkſamkeit der Polyphonie zugewendet, zumal ihrer zur vollkommenſten Entwickelung gelangten Form, der Fuge. So erſetzt das O. durch reichere Gliederung des rein muſikaliſchen Baues, was ihm nach anderer Seite hin gemäß ſeiner innerſten Natur abgehen wird, nämlich eine bis in die einzelnſten Züge individuellen Seelenlebens eingehende Charakteriſtik; es werden in dem O. mehr große, allgemeine Gefühle und Stimmungen zum Ausdruck gebracht. Daß gleichwohl das rein Muſikaliſche ſich genau an die Eigenartigkeit des Oratorienbuchs zu halten habe, wenn irgend ein wahrhaft künſtleriſches Reſultat erzielt werden ſoll, bedarf wohl keines ausführlichen Beweiſes.

Das O. hat ſeine Vorläufer in den Wallfahrts- und Pilgergeſängen aus der Zeit der Kreuzzüge und in den chriſtlichen Myſterien. Geiſtliche Schauſpiele mit Muſik laſſen ſich bis in das 13. Jahrh. zurück verfolgen. Dies erweiſen, außer den in den Kirchen zur Aufführung gebrachten »Myſterien«, namentlich die Vorſtellungen privilegirter Geſellſchaften; ſo ſtellte z. B. zu Rom die Compagnia del Gonfalone in der Karwoche die Paſſion dar, und die Confrèrie de la passion, welche in Paris gleichfalls ähnliche Stücke gab, iſt hauptſächlich durch Einführung der ſogen. Moralitäten merkwürdig. Auch die Schöpfungen des Volkshumors, die Faſtnachtsſpiele ſowie die Narren- und ſogen. Eſelsfeſte des 14. und 15. Jahrh. gehören mit in die Reihe der Entwickelungsphaſen des Oratoriums, da ſich durch ſie gewiſſe Formen herausbildeten, welche ſpäter in die ernſte kirchliche Kompoſition übergingen. Endlich ſind auch noch die im 16. Jahrh. auftauchenden Jeſuitenſpiele hier anzuführen. Die Tonweiſen aller jener religiöſen Spiele waren, gleich dem textlichen Grundbau derſelben, höchſt primitive und theils pſalmodirend, theils (für die lyriſchen, kontemplativen Stellen in den ſogen. Marienklagen) in der Art der Sequenzenmelodien gehalten; nur den freudig erregten Momenten, wie z. B. dem Jubel bei der Auferſtehung des Heilands, verſuchte man durch kolorative Ausſchmückung, wie im Halleluja, gerecht zu werden, während in den Marienklagen mehr ein elegiſcher Ton oder ein tragiſches Pathos angeſtrebt wurde; ſpäter griff man ſogar zu einzelnen Tonweiſen der Meiſterſänger. Je nach Tendenz und Inhalt hatten die bibliſchen Spiele beſondere Namen; Figurae hießen ſie, wenn ihnen altteſtamentliche, Vangeli, wenn ihnen Begebenheiten des Neuen Teſtaments zu Grunde lagen; handelten ſie von Wundergeſchichten und Legenden, ſo nannte man ſie Exempla und, wenn allegoriſche Perſonen darin vorkamen, Tropi. Der Gründe für die faſt ausſchließliche Pflege dieſer geiſtlichen Luſtbarkeiten waren wohl verſchiedene: einmal war die noch in der Wiege liegende Tonkunſt auf das engſte mit dem kirchlichen Leben verknüpft, ſodann waren dem Volk andere als religiöſe Stoffe kaum geläufig, endlich lag es auch im Intereſſe des allmächtigen Klerus, den Sinn für alles Außerkirchliche nach Kräften niederzuhalten. Als nun gegen Ende des 16. Jahrh. der bisher ungekannte Stil der weltlichen Oper mit dem unwiderſtehlichen Reiz der Neuheit zu wirken begann, ſuchte man ſofort mit dem hier Gebotenen auch das geiſtliche Drama auszuſtatten, um hierdurch ein klerikales Gegengewicht zu erlangen. Der heil. Neri (1540—95) war der erſte, der dieſe Idee unter Beihülfe des Komponiſten Emilio del Cavaliere zur Ausführung brachte. Nachdem nämlich Neri die Congregazione del oratorio gegründet hatte, hielt er im Betſaal ſeines Vereins Erbauungsſtunden, worin er die heilige Geſchichte erklärte; zur Steigerung des Eindrucks verband er hier-

mit mehrſtimmige Geſänge (laudi), die ihm der päpſtliche Kapellmeiſter Giovanni Animuccia komponirt hatte. Neri's geiſtliche Dramen, von denen wir »Chriſtus und die Samariterin«, »Tobias und der Engel« ſowie die dramatiſirte Allegorie: »Glaube und Reue« nennen, waren in einfachſter dialogiſcher Form verfaßt; eine Hauptrolle ſpielte darin der Erzähler, welcher, wie ſchon bemerkt, ſeinen Text entweder nur ſprach, oder pſalmodirte; die in die Erzählung eingeflochtenen Chöre waren choralartig oder damals beliebte Volksgeſänge mit untergelegtem geiſtlichen Text und wurden theils mit, theils ohne Inſtrumentalbegleitung aufgeführt. In dieſer Form erhielten ſich dieſe geiſtlichen Uebungen, bis mit der Einführung des Madrigals (gegen 1540) und namentlich in dem Opernſtil die homophone Muſik eine beſondere Pflege erfuhr. Sofort wurde das geſammte Material der weltlichen Oper auf die Kirche übertragen und das erſte Werk dieſer Art, Cavaliere's »L'anima ed il corpo«, im Februar 1600 im O. der Chieſa nuova auf einer mit Dekorationen verſehenen Bühne von koſtümirten Sängern zur Aufführung gebracht. So waren denn urſprünglich dieſe geiſtlichen Muſikdramen, die nach dem Ort ihrer Aufführung Oratorien genannt wurden, hinſichtlich ihrer Form mit dem weltlichen Dramma per musica vollkommen übereinſtimmend und wurden ſogar unter Umſtänden für dieſes letztere als Surrogat benutzt, inſofern ſie ſpäterhin nur während der Faſtenzeit, in welcher die weltliche Oper unterſagt war, zur Aufführung kamen. Erſt im Verlauf der Zeit trat die theatraliſche Ausſtattung in den Hintergrund und an deren Stelle eine mehr konzertmäßige Aufführung. Während der Faſten hingegen erhielt ſich das O. noch ſehr lange als Bühnenſtück: ſo ſah noch Goethe 1787 zu Neapel im Theater San Carlo »Die Zerſtörung von Jeruſalem durch Nebukadnezar«. Nach alledem konnte es nicht ausbleiben, daß die Fortbildung des Oratoriums mit der Entwickelung der Oper auf das engſte verknüpft war. Wir begegnen deshalb hier abermals allen jenen Künſtlern, die ſich um die Opera seria wie überhaupt um breitere und freiere Entfaltung der muſikaliſchen Form verdient machten; unter den Dichtern ſind dies: Apoſtolo Zeno, Pietro Trapaſſi (Metaſtaſio) und Arcola Spagna, welch letzterer die Rolle des Erzählers wegließ, und unter den Muſikern: Stradella, Cariſſimi, Scarlatti, Clari, Sacchini, Jomelli, Pergoleſe u. a. Im weitern Verlauf aber fand das O. in Italien keine Pflegſtätte mehr; auch Frankreich leiſtete auf dieſem Gebiet nichts Erwähnenswerthes. Dagegen zeigte ſich in England, welches ſchon im 11. Jahrh. Paſſionsſpiele gehabt haben ſoll, im 17. und 18. Jahrh. ein reges Intereſſe, und es ſind aus jener Zeit die Dichter Milton, Pope und Humphrey ſowie die Muſiker Morley, Bull, Lawes, Blayford, Pepuſch, Purcell, Turner, Claſing ꝛc. zu nennen, obgleich ſich keiner dieſer Komponiſten nur entfernt mit irgend einem namhaften italieniſchen oder deutſchen Tonſetzer meſſen kann. Ueber die Leiſtungen der Niederländer und Deutſchen dieſer Zeit ſ. Paſſionsmuſik. Durch Aufnahme der Paſſionen in die lutheriſche Kirche wurde in demſelben auch der deutſche Text an Stelle des lateiniſchen üblich. Weitere Förderer des Oratoriums wurden nun der kurſächſiſche Kapellmeiſter A. Scandellus (gegen 1580 geſtorben), der zwar die Pſalmodie für den Erzähler beibehielt, aber die Worte des Heilands ſowie anderer Perſonen ſonderbarerweiſe in harmoniſchen Sätzen für zwei, drei und vier Singſtimmen wiedergab. Ferner ſind hier zu nennen: B. Goſius (geſt. 1613), J. Steuerlein, Machold, Joach. v. Burgk, Gallus und Vallius. Die Hauptverdienſte um die Weiterentwickelung des Oratoriums erwarb ſich aber Heinrich Schütz (geſt. 1672). Er begleitete auch, wie Scandellus, die Worte ſeiner Hauptperſonen mehrſtimmig, bemerkte aber ausdrücklich, daß nur die obere Stimme geſungen, die anderen dagegen von Inſtrumenten geſpielt werden ſollten; ſein bedeutendſtes Werk iſt die »Paſſion« nach den vier Evangeliſten (von 1665). Bei Sebaſtiani begegnen wir ſchon der recitativiſchen Behandlung des Evangeliſten, desgleichen einer durchgeführten Inſtrumentalbegleitung und den eingeſchalteten Chorälen, an deren Ausführung, nach evangeliſcher Sitte, die ganze Gemeinde theilnehmen konnte, welche Form auch ſpäter Seb. Bach acceptirte. In Hamburg, welches wir ſchon in der Oper als einen Vorort der Kunſtpflege kennen gelernt haben, finden wir auch ein rüſtiges Schaffen und manche Neuerung auf religiös-muſikaliſchem Gebiete. Die italieniſche Oper hatte auch hier ihren Einfluß geübt und ſelbſt in die kirchliche Arie die Koloratur hinübergetragen; ebenſo ward der erhöhten dramatiſchen Wirkung zu Liebe das Bibelwort in vielfach veränderter Weiſe angewandt, ſo in dem von Hunold gedichteten und von R. Keiſer (1673—1739) komponirten Paſſionsoratorium: »Der blutige und ſterbende Jeſus«. Hier fehlt, wie ſchon bei Spagna, der Evangeliſt. An Stelle der bisher üblichen Bibelſprüche und Choralverſe treten die Soliloquien, kantatenähnliche Sologeſänge reflektirenden, beſchaulichen Inhalts. In einer andern Schöpfung (Dichtung von Brockes) war die Partie des Evangeliſten nur in der Form der Erläuterung ins Textbuch aufgenommen. Die frommen Betrachtungen und Nutzanwendungen waren zwei allegoriſchen Perſonen, der »Tochter Zion« und der »gläubigen Seele«, in den Mund gelegt. Das ureigentliche Weſen des Oratoriums erkannte erſt G. Fr. Händel. Er entfaltete das O. zu einer bis dahin ungeahnten Größe und Selbſtändigkeit und kann deshalb mit vollſtem Recht als der Schöpfer dieſer Kunſtgattung betrachtet werden, zugleich aber auch als der letzte, für den das O. noch eine wahrhaft künſtleriſche und lebensfähige Bedeutung zu haben vermochte. Einen gewaltigen Partner fand Händel an Seb. Bach. Beide Tonſetzer blieben bis auf den heutigen Tag die unerreichten Heroen proteſtantiſcher Kirchenmuſik. Das Recitativ erlangte durch ſie die höchſte Ausdrucksfähigkeit, die Polyphonie gewinnt, wo ſie auftritt, gigantiſche Kraft und verliert jeden Schimmer bloß theoretiſcher Gelehrſamkeit. Bach nimmt noch den Choral als Gemeindegeſang in ſeine Werke auf, während Händel denſelben ausſchließt und ſich daher ſchon in dieſer äußern Hinſicht in ſeinen Werken von jenen unterſcheidet. Nach der Epoche dieſer beiden Meiſter änderte ſich die religiöſe Anſchauungs- und Empfindungsweiſe; mit dem Geiſt nüchterner Aufklärung ſchwand auch jene Gefühlstiefe, jene Glaubensfeſtigkeit, aus welcher einzig und allein ſo monumentale Werke, wie ſie Bach und Händel ſchufen, hervorgehen konnten. Wir begegnen zwar nun noch vielen tüchtigen kirchlichen Werken; alle laſſen ſie aber die Urkraft und Hoheit vermiſſen, die uns aus den Schöpfungen der eben genannten Meiſter entgegentritt. In den Arbeiten der folgenden Periode wiegt meiſt ein einſeitiges, zum Theil philiſtröſes Muſikerthum vor, und kaum dürften die Werke eines Homilius, Krebs, Stölzel, Doles, Rolle und Neumann eine Wiederaufnahme erfahren,

da sich selbst von den bevorzugtesten Männern jener Richtung, z. B. Ph. Em. Bach, Hasse, Graun und selbst Schicht, nur einzelne Kompositionen bis auf den heutigen Tag zu erhalten vermochten. Da bewirkte Jos. Haydn, der Begründer unserer heutigen Instrumentalmusik, durch sein ewig jugendfrisches O.: »Die Schöpfung« einen neuen Aufschwung. Schlug derselbe schon in diesem Werk nicht mehr den Ton strenger, tiefernster Religiosität, sondern mehr den Ton kindlich reiner Gläubigkeit an, so trat er mit dem andern O.: »Die Jahreszeiten«, ganz auf das weltliche Gebiet hinüber. In Haydns Fußstapfen trat auch Beethoven mit seinem »Christus am Oelberg«, ohne in diesem Werk sein Höchstes erreicht zu haben. Andere Meister im Bereich des Oratoriums waren Fr. Schneider, Klein, Spohr, vor allen aber Felix Mendelssohn-Bartholdy. Letzterer stellte das O. in seiner frühern Bedeutung insofern wieder her, als er das reine Bibelwort zu Grunde legte und auch den Choral wieder aufnahm, freilich in künstlerischer Bearbeitung, und nicht der realen, sondern dem Chor, gewissermaßen als der idealen Gemeinde zuertheilt. Nach Mendelssohn schufen Bedeutenderes in diesem Genre Ferd. Hiller, Molique, Liszt, Kiel und (dürfen wir auch das moderne Requiem mit hierher rechnen) Franz Lachner und Brahms. Unter den Komponisten der weltlichen Kantate und des weltlichen Oratoriums steht Rob. Schumann obenan. Eine eingehende Erörterung der Frage, ob die Mischgattung des religiösen Oratoriums als eine noch für unsere Zeit fortbildungsfähige Kunstform oder als eine lediglich der Geschichte angehörige zu betrachten sei, würde hier zu weit führen; ein neu auflebender religiöser Geist sowie der rechte schöpferische Genius dürften hier neue, ungeahnte Bahnen zu erschließen im Stande sein. Daß aber auch außerdem sich das O., ganz abgesehen von jeder Principienfrage, vorerst noch erhalten wird, hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß dem Tonsetzer hier viel mehr Gelegenheit geboten ist als in der Oper, seine specifisch musikalische Kunst nach Behagen zu entfalten und seine Beherrschung der Polyphonie an den Tag zu legen. Vgl. Chrysander, Ueber die Molltonart in den Volksgesängen und über das O. (Schwer. 1853); v. Winterfeld, Johannes Gabrieli und sein Zeitalter (Berl. 1834); Derselbe, Der evangelische Kirchengesang ꝛc. (Leipz. 1843—47, 3 Bde.); Derselbe, Zur Geschichte heiliger Tonkunst (das. 1850—52, 2 Bde.); Kiesewetter, Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesangs ꝛc. (das. 1841); Böhme, Das O. (das. 1861); Bitter, Beiträge zur Geschichte des Oratoriums (Berl. 1872).

Oravicza (spr. órowitza, Deutsch-O.), Stadt im ungar. Komitat Krassó, an einer Zweiglinie der südöstlichen Staatsbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, einer Berghauptmannschaft, mit höherer Töchterschule, Theater, Bergbau, Ziegelbrennerei, Bereitung von Sliwowitz und Obstkonserven und (1870) 4310 Einw. Südwestlich davon Roman-O., mit Fabrikation von Paraffin und Mineralöl (durch Destillation von Naphthaschiefer gewonnen), Weinbau und (1870) 2295 Einw. Die Berghauptmannschaft O. umfaßt hauptsächlich einen von Moldova über Szaszka und O. sich erstreckenden Erzstrich mit den Fundorten O., Szaszka, Dognacska, Moldova u. a. für Eisen- und Kupfererz, Steierdorf u. a. für Steinkohlen. Die Ausbeute betrug 1875 an Roheisen 45,566, Gußeisen 1710, Steinkohlen 249,238 Tonnen; auch gewann man kleinere Quantitäten Gold (6,9 Kilogr.), Silber, Blei und Bleiglätte, Kupfer, Chromerz und 807 Tonnen Petroleum. Die größten Eisenwerke befinden sich zu Anina, Reschitza, Ruszkitza, Nadrag und sind sowie die Steinkohlengruben meist im Besitz der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft. Der Arbeiterstand in der Berghauptmannschaft betrug 1875: 7925 Köpfe, der Gesammtproduktionswerth belief sich auf 5,014,065 Fl.; letzterer ist in fortwährender Steigerung begriffen und hat seit 1868 mehr als um 66 Proc. zugenommen.

Orb, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Gelnhausen, an der Orb, 5 Kilom. vom Bahnhof Wächtersbach (Bebra-Frankfurt a. M.), mit Amtsgericht, einem Kloster der Barmherzigen Schwestern, Cigarrenfabrikation und (1875) 3637 meist kathol. Einwohnern. O. besitzt auch drei jod- und bromhaltige Soolquellen, die zu Soolbädern besonders bei skrofulösen Affektionen und Krankheiten der weiblichen Genitalien angewendet werden, sowie einen Sauerbrunnen (zu Trinkkuren). Der Ort kam 1866 von Bayern an Preußen.

Orbán, Blasius, Baron, ungar. Historiker, geb. 3. Febr. 1830 zu Lengyelfalva im Udvarhelyer Stuhl (Siebenbürgen), absolvirte seine Studien am reformirten Kollegium in Udvarhely und begab sich mit seinen Eltern 1846 in einer Erbschaftsangelegenheit nach Konstantinopel. Während jene mit der Familienangelegenheit beschäftigt waren, bereiste er Arabien, Syrien, Palästina, Aegypten und die griechischen Inseln. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, wollte er an dem mittlerweile ausgebrochenen ungarischen Revolutionskrieg theilnehmen, kam aber zu spät, wandte sich mit den Flüchtigen, denen er begegnete, nach Konstantinopel zurück und nahm dann in Konstantinopel, London, auf Jersey und Guernsey an den Schicksalen der ungarischen Emigration bis 1855 theil. Darauf ging er wieder nach Konstantinopel, und 1861 kehrte er mit seinen Eltern in die Heimat zurück. Seine Hauptwerke sind eine Beschreibung seiner großen Orientreise in 6 Bänden und eine umfassende und gründliche Beschreibung des Szeklerlands, gleichfalls in 6 Bänden. O. ist seit 1871 wiederholt zum Landtagsdeputirten gewählt worden und gehört als solcher zur Opposition.

Orbe, Landstädtchen im schweizer. Kanton Waadt, am Austritte des Flusses O. (s. Thièle) aus seiner Juraschlucht in die versumpfte Ebene (s. Juragewässerkorrektion), mit (1870) 1843 Einw. O. hieß zur Römerzeit Urba und war unter den Merowingern und Karolingern ein stark befestigter königlicher Sitz, wo Karl der Dicke zuweilen residirte, und auch unter den Königen von Kleinburgund seit Rudolf I. längere Zeit königliche Residenz. Vgl. Echallens. Die Stadt ist Geburtsort des Reformators Viret, dem Mai 1877 ein Denkmal daselbst errichtet wurde.

Orbetello, Stadt in der ital. Provinz Grosseto, auf einer Landzunge im See von O., der durch schmale Landengen und das Vorgebirge Monte Argentario vom Mittelländischen Meer getrennt ist, Station der Maremmenbahn, hat ein Bisthum, eine schöne Kirche, Gymnasialschule, ein etruskisches Museum und (1871) 6461 Einw. Mit dem Monte Argentario ist die Stadt durch einen Damm mit drei Brücken verbunden. Südöstlich liegen die Ruinen der alten etruskischen Stadt Cosa (s. d.).

Orbigny (spr. -binji), Alcide Dessalines d', franz. Reisender und Naturforscher, geb 1. Sept. 1802 zu Couëron (Departement Unterloire), widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften, legte 1824 der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Denkschrift

über die Foraminiferen vor und bereiſte 1826—33 in deren Auftrag Südamerika für das naturhiſtoriſche Muſeum. Er kehrte mit ſehr umfangreichen Sammlungen zurück und veröffentlichte ſein »Voyage dans l'Amérique méridionale« (Par. 1835—49, 7 Bde. mit 415 Kupfern und 18 Karten) auf Regierungskoſten. Im Anſchluß hieran erſchien: »L'homme américain« (Straßb. 1840, 2 Bde.) und »Descripcion geografica, historica y statistica di Bolivia« (Par. 1846, Bd. 1). Ein ganz beſonderes Verdienſt hat ſich O. um die Geologie, namentlich aber die Paläontologie, erworben. Seiner »Paléontologie française« (1840—60, 8 Bde., wird von anderen fortgeſetzt) folgten die Werke: »Paléontologie universelle« und »Mollusques vivants et fossiles« (1846), welches Werk als zu umfaſſend aufgegeben werden mußte; doch veröffentlichte er noch den »Prodrome de paléontologie« (1858, 3 Bde.), in welchem er 18,000 Arten verzeichnet. Seine jetzt veralteten Anſichten über die Bildungsgeſchichte der Erdrinde hat er in dem »Cours élémentaire de paléontologie« (1851—52, 3 Bde.) dargelegt. Er ſtarb 30. Juni 1857 zu Paris. Sein Bruder Charles d'O., geb. 2. Dec. 1806, hat ſich als Naturforſcher durch ſeine Arbeiten über das Pariſer Becken, durch ein »Dictionnaire universel d'histoire naturelle« (Par. 1839—49, 13 Bde.; neue Ausg. von Fredol 1876 ff., 28 Bde.) und die »Géologie appliquée aux arts, aux mines et à l'agriculture« (mit Gente, daſ. 1851; deutſch, Leipz. 1852) bekannt gemacht.

Orbikulär (lat.), kreisförmig, rund.

Orbilius Pupillus, röm. Grammatiker, aus Benevent, diente erſt als Aufwärter, dann als Soldat in Macedonien und kam 63 v. Chr. nach Rom, wo er Lehrer der Grammatik wurde und im Alter von faſt 100 Jahren in großer Dürftigkeit ſtarb. Er war ſehr leidenſchaftlich, beſonders gegen ſeine Schüler, denen er ſo viel Hiebe gab, daß ihn Horaz den »Prügler« (plagosus) nennt. Noch jetzt iſt ſein Name Bezeichnung eines pedantiſchen Schultyrannen.

Orbis (lat.), alles Zirkelrunde: Kreis, Scheibe, Sonnenſcheibe, der ganze Himmel, die Welt, die Erde; daher O. terrarum, der Erdkreis, wie die Römer ihr über die bekannten Länder der Erde ſich erſtreckendes Reich nannten.

Orbis pictus (lat., »die gemalte Welt«), Titel zahlreicher Jugendſchriften, welche von der Erde, ihren Bewohnern und allem, was dahin gehört, das Merkwürdigſte behandeln und durch Bilder erläutern, alſo Begriff und Anſchauung zu verbinden ſuchen. Sie ſind ſämmtlich Nachahmungen des von Comenius (ſ. d.) herausgegebenen »Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura«, das unzählige Male aufgelegt und in viele Sprachen überſetzt wurde. Eine Erneuerung des O. p. im Sinn des 18. Jahrh. war Baſedows »Elementarwerk«. In neueſter Zeit gab Lauckhard einen O. p. (3. Aufl., Leipz. 1872, 3 Bde.) heraus.

Orbität (lat.), Kinder- oder Elternloſigkeit, das Verwaiſtſein.

Orcagna (ſpr. -kannja), Andrea, ſ. Cione.

Orcanette (franz.), ſ. v. w. Alkannaroth.

Orceïn, ſ. Orcin.

Orcheſter (griech. orchēstra), im Theater der Alten der Theil der Bühne, worauf ſich der Chor bewegte; im modernen Theater derjenige Raum für die Inſtrumentaliſten zwiſchen Bühne und Parterre, welcher ziemlich in gleichem Niveau mit letzterem liegt, den aber neuerdings Richard Wagner beträchtlich vertieft und den Augen der Zuſchauer entzogen wiſſen will; auch das für die ausübenden Künſtler im Konzertſaal errichtete Podium; ferner die Korporation der im Theater, im Konzertſaal und in der Kirche beſchäftigten Inſtrumentalmuſiker. Insbeſondere bezeichnet man aber mit dem Ausdruck O. die Vereinigung von muſikaliſchen Inſtrumenten verſchiedener Gattung, welche zur Ausführung irgend einer Inſtrumentalkompoſition nöthig ſind. In letzterer Beziehung unterſcheidet man wieder: Kleines O., Großes O., Streichorcheſter, Harmonieorcheſter und Meſſingorcheſter. Das Kleine O. verwendet neben dem aus erſten und zweiten Violinen, Violen, Violoncellen und Kontrabäſſen beſtehenden Geigenchor nur einige Gattungen Blasinſtrumente; ſo fehlen ihm Poſaunen, Tuben und, mit Ausnahme der Pauken (obwohl auch dieſe zuweilen wegbleiben), die ſämmtlichen Schlaginſtrumente. Ferner benutzt das Kleine O. nur je 2 Hörner und Trompeten, auch fehlen ihm hier und da (wie z. B. in der G moll-Symphonie Mozarts) die Klarinetten. In noch früherer Zeit blieben auch nicht ſelten Hörner und Fagotte weg. Das Große O. enthält das geſammte Material des Kleinen Orcheſters, vermehrt jedoch die Blechinſtrumente, indem es Poſaunen und Tuben herbeizieht und ſtatt 2 Hörner deren 4 benutzt. Der Holzbläſerchor, aus je 2 Flöten, Oboen, Klarinetten und Fagotten beſtehend, iſt immer vollſtändig vertreten, und je nach der Intention des Tondichters geſellen ſich ihm noch Piccolo, Engliſch-Horn, Baßklarinette, Baſſethorn, Kontrafagott, Harfe und die Schlaginſtrumente zu. Daß bei ſo großer Beſetzung auch die Anzahl der Streichinſtrumente einer verhältnismäßigen Vermehrung bedarf, verſteht ſich von ſelbſt. Streichorcheſter nennt man das nur durch Saiteninſtrumente (Violinen, Bratſchen, Violoncelle und Kontrabäſſe) vertretene O. In älterer Zeit ward es vielfach angewendet, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. aber ging man von ſeiner alleinigen Benutzung allmählich ab, bis daſſelbe in jüngſter Zeit durch Volkmann, Grimm, Fuchs u. a. ſogar für größere Kompoſitionen wieder in Aufnahme kam. Unter Harmonieorcheſter endlich (auch Harmoniemuſik genannt) verſteht man eine bloß mit Blasinſtrumenten beſetzte Muſik. Ihre Zuſammenſetzung kann ſehr verſchiedenartig ſein, jedoch dürfen die weicheren Holzblasinſtrumente darin nicht durch die Meſſinginſtrumente übertönt werden. Bisweilen ſind der Harmoniemuſik Pauken, öfters aber noch, namentlich in Militärmärſchen, die unter dem Namen »Janitſcharenmuſik« begriffenen Inſtrumente, als: große und kleine Trommel, Becken, Triangel und Glockenſpiel, beigegeben. Wird endlich die Muſik ausſchließlich von Blechinſtrumenten ausgeführt, ſo entſteht hieraus das ſogen. Blechorcheſter (auch Hornmuſik genannt). Die erſten O. waren ſehr dürftig; bei Cavaliere beſtand es aus Lira doppia (vermuthlich große Viola, Viola di Gamba), Clavicembalo, Chitarrone und 2 Flauti oder Tibie all' antica, bei Schütz (geſt. 1672) ſchon aus Violine, Violon, Gamba, Flöte, Horn, Poſaune, Trompete, Fagott, Clavicembalo, Laute und Orgel. Die erſten Anfänge eines großen und zugleich ſelbſtändigen Orcheſters, welches mittels der Klangfarben verſchiedener Inſtrumente zur Charakteriſirung einzelner Scenen und Stimmungen benutzt wurde, verdanken wir Claudio Monteverde. Sein O. beſtand aus 2 Clavicembali, 2 Contrabaſſi da Viola, 10 Viole da braccio, 1 Arpa doppia, 2 Violini piccoli

alla Francese, 2 Chitarroni, 2 Organi di legno, 3 Bassi da Gamba, 4 Tromboni, 1 Regal, 2 Cornetti, 1 Flautino alla vigesima seconda, 1 Clarino und 3 Trombe sordine. Die hier noch mit Vorliebe verwendeten Kneifinstrumente, zu welchen mit Rücksicht auf die Erzeugung des Tons auch das Clavicembalo zu rechnen ist, verschwanden erst allmählich aus dem O., nachdem die italienischen Violinenbauer (Amati, Guarneri, Stradivari u. a.) die Bogeninstrumente wesentlich vervollkommnet und Künstler wie Corelli, Geminiani, Tartini u. a. auch für die Handhabung der Geigen ein neues Feld eröffnet hatten. So werden z. B. schon in Bachs O. neben einzelnen Blasinstrumenten auch die Streichinstrumente mit den ausgeführtesten, schwierigsten Solopartien bedacht; in der Matthäuspassion bedient er sich sogar zweier O., und unter der Leitung Hasse's bestand in dem als Muster gepriesenen Dresdener O. der Geigenchor bereits aus 25 Musikern, während die Harmonie nur aus Flöte, Oboe, Fagott und 2 Hörnern zusammengesetzt war. Als der Schöpfer des modernen Orchesters ist J. Haydn zu bezeichnen: er wies den bis dahin noch immer mehr oder minder von der Oper abhängigen orchestralen Elementen ein zu selbständiger Bebauung geeignetes Gebiet an, das der Symphonie, und schuf so eine Gattung, in welcher sich kontrapunktische Kunst und ausdrucksvoller Stil zu einem bruchlosen Ganzen vereinigen konnten. Beethoven war es vor allen, der in seinen unvergänglichen Symphonien das von J. Haydn Geschaffene praktisch weiter führte und die Instrumente zu beredten Organen seiner Ideen machte, während diese von anderen, namentlich von den neueren Franzosen, häufig nur zur Erzielung möglichster Klangeffekte benutzt werden. Was alte und neue Meisterwerke für das Studium der Orchestrirung bieten, hat Berlioz in seiner vortrefflichen »Instrumentationslehre« zusammengefaßt und theoretisch zu begründen gesucht. Einen weitern Fortschritt endlich in Herausbildung des orchestralen Sprachvermögens machte R. Wagner, indem er in seinen Opern die Anzahl der Blasinstrumente erhöhte, auch die Streichinstrumente nach dem Vorgang anderer modernen Komponisten vielfach getheilt schrieb. Die orchestralen Klangfarben wurden hierdurch wesentlich vermehrt und eine Vielseitigkeit in der Farbenmischung ermöglicht, wie man sie bis dahin kaum ahnte. Eine andere Art, die Klangwirkung zu steigern, ist die bloße Verstärkung des Orchesters durch mehrfache Besetzung einer und derselben Stimme, wie sie bei großen Musikfesten gebräuchlich ist; bei dem Düsseldorfer 1872 waren z. B. 47 Violinen, 20 Bratschen, ebenso viele Violoncelli, 14 Kontrabässe und dem entsprechend alle Holzblasinstrumente, desgleichen die Waldhörner doppelt besetzt. Bei solchen Massen ist die Aufstellung von besonderer Wichtigkeit, denn es müssen behufs exakten Zusammenspiels alle Musiker den Dirigenten sehen können; ferner dürfen die Klangfarben nicht auseinander gerissen werden, und endlich ist darauf zu achten, daß nicht durch eine falsche Anordnung die schwächeren Instrumente durch die stärkeren übertönt werden. Ein anderes wichtiges Moment ist die reine Stimmung im O., die sich nach dem eingestrichenen a der Oboe richtet. Neuerdings ist in den größeren Musikstädten in Rücksicht auf die Sänger an Stelle der frühern hohen die tiefere Stimmung getreten. Das Orchesterspiel erfordert große Intelligenz und ein Aufgeben jedes Einzelnen im Ganzen. Das O. zu einem einheitlichen Zusammenwirken im Geiste des jedesmaligen Tonwerks zu vereinen, ist Hauptaufgabe des Orchesterdirigenten. Zwischen letzterem und dem O. steht in besonderer Eigenschaft vermittelnd der Konzertmeister und zwar an der Spitze der ersten Violinen, ebenso bei den übrigen Saiteninstrumenten der betreffende Vorspieler. Aufgezeichnet werden die verschiedenen Stimmen des Orchesters in der Partitur (s. d.).

Orchéstik (griech.), die griech. Tanzkunst, jetzt besonders die höhere theatralische Tanzkunst; s. Tanzkunst.

Orchestrál, zur Orchestermusik gehörig.

Orchestrion (griech.), eine vom Abt Vogler um 1785 erfundene Orgel, die alle gangbaren Instrumente nachahmt (daher der Name), besteht aus drei Klavieren mit je 63 Tasten und 39 Pedaltasten nebst einem Schweller zum Crescendo und Diminuendo und soll an Stärke und Fülle des Klanges einer 16füßigen Orgel gleichkommen. Ferner heißt O. ein mit einem Orgelwerk verbundenes Pianoforte, 1791 von Kunz in Prag erfunden; es besteht aus einem flügelförmigen Kasten mit zwei Manualklavieren von je 65 Tasten und einem Pedalklavier von 25 Tasten, enthält im ganzen 230 Saiten und 21 Register und läßt sich 105mal verändern, so daß es die Wirkung eines ganzen Orchesters gewährt. Endlich ist O. Name eines von Theodor Kaufmann (s. d.) erfundenen selbstspielenden Werks mit kunstvollem Mechanismus, das in sich sämmtliche Blasinstrumente des Orchesters nebst Pauken, Trommeln, Triangeln, Becken ꝛc. vereinigt und größere Stücke, wie Ouvertüren ꝛc., leicht und brillant ausführt.

Orchestriren (franz., spr. ort-), für Orchestermusik arrangiren.

Orchideen (Kukuksblütler), monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung Gynandrae, perennirende Kräuter von sehr mannigfaltiger, mehrfach eigenthümlicher Beschaffenheit. Die auf der Erde wachsenden O. haben meist einen aufrechten, einfachen Stengel mit wechselständigen, seltener gegenständigen, oft am Grund mehr zusammengedrängten, einfachen, an der Basis scheidenförmigen, ganzen, parallel-nervigen, grünen Blättern und entweder ein kriechendes Rhizom, oder statt dessen zwei Wurzelknollen, welche der Stengel an seinem in der Erde verborgenen Ende trägt, und die entweder ganz, und zwar rund oder länglich, oder handförmig getheilt und stets um ein Jahr im Alter verschieden sind, weil jedes Jahr eine neue Wurzelknolle gebildet wird, welche die Knospe des für das folgende Jahr bestimmten Stengels trägt. Wenige O. haben einen auf der Erde lang hinkriechenden, seiner ganzen Länge nach mit Blättern besetzten Stengel, welcher durch Seitenwurzeln sich befestigt. Viele tropische O. wachsen auf den Stämmen der Bäume; diese haben meist einen verkürzten, mit fleischig verdickten, grünen Blattbasen besetzten, daher mehr eine zwiebelähnliche Verdickung bildenden Stengel, aus welchem die Blütenschäfte getrieben werden, und welcher gewöhnlich Luftwurzeln entwickelt, die in der Luft herniederhängen und zum Theil die Pflanzen an den Baumrinden befestigen. Es gibt auch einige chlorophyllose, der grünen Farbe

Orchidee.

entbehrende O., welche nur im Humus wachsen, der ihnen organische Nährstoffe liefern muß. Die Blüten stehen am Ende des Stengels selten einzeln, meist in Aehren, Trauben oder Rispen vereinigt, wobei jede von einem Deckblatt gestützt wird. Sie sind vollständig, zwitterig, aber unregelmäßig und von sehr eigentümlicher Bildung. Auf der Spitze des unterständigen Fruchtknotens befindet sich das Perigon, welches aus drei äußeren und drei mit jenen abwechselnden inneren Blättern besteht. Erstere sind einander ziemlich gleich an Größe und Gestalt; von den drei inneren sind zwei einander gleich und den äußeren ähnlich, meist wie diese aufgerichtet und zusammenneigend; das nach hinten gekehrte aber ist das größte und mannigfaltigst gestaltete, es bildet eine vorgestreckte oder herabgeschlagene Lippe, ist meist dreilappig und meist mit farbigen Zeichnungen versehen. An seiner Basis sackt es sich zu einem abwärts gerichteten, hohlen, oft sehr langen Sporn aus. Die aufgeblühte Blüte steht stets so, daß die Lippe nach vorn und unten gewendet ist, was dadurch bewirkt wird, daß entweder der Fruchtknoten spiralig um seine Are um ungefähr 180° sich dreht, oder daß der Blütenstiel durch eine Krümmung die Blüte auf die entgegengesetzte Seite der Aehre wendet. In der Mitte der Blüte befindet sich ein aus den verwachsenen Staubgefäßen und dem Griffel entstandener Körper (gynostemium). Von den sechs Staubgefäßen, die in der regelmäßig gedachten Blüte vorhanden sein würden, ist meist nur das dem vordern äußern Perigonblatt gleichgestellte, also an der der Lippe entgegengesetzten Seite befindliche, ausgebildet, und außerdem finden sich nur zu beiden Seiten desselben in Form von kleinen Staminodien die Rudimente zweier Staubgefäße des innern Kreises. Bei Cypripedium sind diese beiden die ausgebildeten, das andere stellt ein Staminodium dar. Die Anthere ist zweifächerig, die Pollenkörner jedes Faches sind mit einander zu einer einzigen staubigen oder wachsartigen Masse (pollinium) verwachsen, welche nach unten in ein Stielchen ausgeht, dessen unteres Ende eine klebrige Drüse, den sogen. Halter, bildet. Zwischen beiden Haltern befindet sich noch ein schnabelartiger Fortsatz (rostellum). Wenn größere Insekten die Blüten besuchen, um ihren Rüssel nach dem im Sporn enthaltenen Zuckersaft auszustrecken, so bleiben die Pollinien mit ihrem Halter an demselben kleben, werden aus den Antheren herausgezogen und von dem Insekt beim Verlassen der Blüten mitgenommen. Wenn das Thier eine neue Blüte besucht, so kommen die Pollinien auf die große, stark klebrige Narbe derselben und werden hier festgehalten. Die letztere befindet sich nämlich am Gynostemium unterhalb der Anthere am Eingang in den Sporn. So ist bei den O. die Befruchtung nur durch Insekten möglich. Das auswendig gerippte Ovarium ist einfächerig und trägt auf der Innenwand drei Placenten, welche den Rändern der drei verwachsenen Karpelle entsprechen. Diese tragen viele sehr kleine Samenknospen, die erst nach erfolgter Befruchtung sich ausbilden. Die Frucht ist eine Kapsel, die sich mit sechs Längsspalten so öffnet, daß die Placenten von den zwischenliegenden Theilen der Wand getrennt werden und die sechs Klappen oben und unten mit einander verbunden bleiben. Die zahlreichen Samen sind fast staubartig klein, besitzen eine schlaffe Schale, kein Endosperm und nur einen kleinen, unvollständig gebildeten, samenlappenlosen Keimling. Die O. sind über die ganze Erde verbreitet, doch nimmt ihre Anzahl nach dem Aequator hin bedeutend zu, und der heißen Zone gehören zugleich die Arten mit den mannigfaltigsten, größten und schönsten Blüten an. Die in den gemäßigten Zonen vorkommenden O. wachsen auf der Erde, besonders auf feuchten Wiesen und in Wäldern, die tropischen dagegen meistens auf den Baumstämmen in feuchten, schattigen Wäldern. Es sind ungefähr 2000 Arten bekannt, von denen über 500 im tropischen Amerika, gegen 400 im Indischen Archipel, über 200 in Neuholland, nur wenig über 100 in Europa vorkommen. Die kleine, den O. in ihren Blüten sehr ähnliche, nur durch drei freie Staubgefäße und durch die dreiklappige, dreifächerige Kapsel unterschiedene Familie der Apostasieen, deren wenige Arten im tropischen Asien vorkommen, rechnen manche Botaniker mit in diese Familie. Die an Schleim und Stärkmehl reichen Wurzelknollen der auf der Erde wachsenden O. liefern das unter dem Namen Salep gebräuchliche einhüllende und nährende Arzneimittel; die kriechenden Wurzelstöcke einiger anderen erdbewohnenden O. waren früher als tonisch-reizende oder diaphoretische oder diuretische Mittel im Gebrauch. Wenige, wie die Vanille, sind durch den Reichthum an einem aromatisch riechenden ätherischen Oel in den Früchten ausgezeichnet. Die größte Bedeutung haben sie als Zierpflanzen, und in dieser Beziehung sind die tropischen O. wegen des oft wunderbaren Baues und der meist prachtvollen Färbung ihrer Blüten zu einer Modeliebhaberei, besonders in England, geworden, die an die Tulpenwuth der Holländer erinnert. Die Kultur der O. hat manche Schwierigkeiten. Größere Orchideensammlungen hält man in besonderen Warmhäusern (Orchideenhäuser). Dieselben müssen hell, aber vor dem Sonnenbrand geschützt, niedrig und nur in dem Maß der Luft zugänglich sein, daß diese nicht austrocknend wirkt. Für die meisten eignet sich am Tag eine Temperatur von 18—24°, nachts eine solche von 12—16°. Sie fordern leichte Erde, welche man aus Lauberde, Kohlen, Torfmoos und Sand mengt. Manche Arten stehen in Kübeln oder Töpfen; andere hängt man in Ampeln auf, die mit großen Löchern versehen sein müssen, aus denen die Luftwurzeln sowie die langen Blütenschäfte hervorkommen; wieder andere sind auf Klötzen oder Rindenstücken befestigt. Die Vanillen ziehen sich rebenartig an den Wänden und unter dem Glasdach hin. Um die exotischen O. zur Bildung von Früchten zu veranlassen, muß man sie durch Uebertragung ihrer Pollinien auf die Narben künstlich befruchten, weil die zu ihrer Befruchtung dienenden Insekten ihrer Heimat bei uns fehlen. Berühmte Firmen zum Bezug von O. sind oder waren Loddiges zu Hackney, Veith in Chelsea und Ereter, Low in Upper-Clapton, Linden in Brüssel. Besondere Emporien für die Einführung neuer Arten sind die Auktionen in London bei Stevens, Coventgarden Street. Vgl. Lindley, Genera and species of orchidaceous plants (Lond. 1830—40); Reichenbach, Xenia orchidacea (Leipz. 1854—75, 2 Bde.); Derselbe, Zur Orchideenkunde Centralamerika's (Hamb. 1867); Burbidge, Die O. des temperirten und kalten Hauses (Stuttg. 1875).

Orchideenöl (Ylang-Ylang, Alan-Gilan), ätherisches Oel aus Unona odoratissima auf Manila, ist farblos, etwas dicklich, spec. Gew. 0,98, riecht durchdringend stark, nach Verdünnung mit Alkohol sehr angenehm, siedet zwischen 160 und 300°, wird durch Kalilauge theilweise unter Bildung von Benzoësäure verseift und in der Parfümerie benutzt.

Orchides (griech.), die Hoden.

Orchies (spr. -schih), Stadt im franz. Departement Nord, Arrondissement Douai, mit Fabrikation von Branntwein, Oel und Ziegeln, Brauerei, Gerberei, Vieh-, Getreide- und Oelhandel und (1872) 3723 Einw.

Orchila, Felseninsel im Karibischen Meer, zu den Kleinen Antillen gehörig, im NO. von La Guaira und im Besitz des Staats Venezuela, hat verwilderte Ziegen, Kalkphosphatlager und große Massen von Wasservögeln.

Orchis *L.* (Knabenkraut, Ragwurz, Kuksblume), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, ausdauernde Kräuter mit zwei einfachen oder getheilten Knollen, beblättertem Stengel, scheidenartigen Blättern, ährenförmigem Blütenstand, gedrehtem Fruchtknoten, dreilappiger, gespornter Lippe und trockener, dreiklappiger Kapsel. Von den zahlreichen in Europa und den Mittelmeerländern verbreiteten Arten kommen auch mehrere in Deutschland vor, wo sie mit ihren meist rothen Blüten die Wiesen schmücken. Sie besitzen zur Blütezeit zwei Knollen, eine derbe, vollsaftige, die an der Spitze das Knöspchen zeigt, aus welchem sich im nächsten Jahr der neue Stengel entwickelt, und eine verwelkte Knolle, auf deren Kosten sich der jetzt blühende Stengel entwickelt hat. Man sammelt die vollsaftigen Knollen nach der Blütezeit, brüht sie nach dem Reinigen und Abreiben der lockern braunen Außenhaut und trocknet sie. Sie bilden den Salep (s. d.).

Orchitis (griech., Hodenentzündung), s. Hoden.

Orchomĕnos, uralte berühmte Stadt in Böotien, an der Mündung des Kephissos in den See Kopaïs, später wegen Versumpfung der Gegend weiter nordwestlich am Abhang des Akontion aufgebaut, dessen Höhe die Akropolis (Phlegya) krönte. O. war in ältester Zeit Hauptstadt eines mächtigen Reichs unter eigenen Königen, welches das ganze westliche Böotien umfaßte, aber zur Zeit des Trojanischen Kriegs bereits im Sinken begriffen war. In der Folge erscheint O. als böotische Bundesstadt, welche 367 v. Chr. von den Thebanern aus Eifersucht von Grund aus zerstört wurde. Philipp von Makedonien stellte sie zwar wieder her, indessen die Blüte der Stadt war für immer dahin. In der römischen Geschichte ist O. merkwürdig durch den Sieg, welchen hier Sulla über Archelaos, den Feldherrn des Mithridates, 85 erfocht. Von einem merkwürdigen Gebäude, dem Schatzhaus des Minyas, haben sich noch Trümmer erhalten; auch von der Akropolis finden sich noch bedeutende Spuren bei dem Dorf Skripu. Vgl. O. Müller, O. und die Minyer (2. Aufl., Bresl. 1844).

Orcīn (Orcit) $C_7H_8O_2$ findet sich zum Theil fertig gebildet in allen Flechtenarten (Roccella, Lecanora), die zur Darstellung von Orseille und Lackmus dienen, und entsteht aus verschiedenen aus diesen Flechten dargestellten Säuren und ätherartigen Verbindungen bei trockener Destillation oder bei Einwirkung von Alkalien, auch beim Schmelzen von Aloë mit Aetzkali. Es bildet farblose Prismen, schmeckt süß, ist löslich in Wasser, Alkohol und Aether, schmilzt bei 58° im Krystallwasser, zum zweitenmal bei 86°, sublimirt bei 290°, wird an der Luft röthlich, durch Eisenchlorid dunkelviolett, durch Salpetersäuredämpfe roth und gibt bei gleichzeitiger Einwirkung von Ammoniak und Sauerstoff Orcein oder Flechtenroth $C_7H_7NO_3$. Dies ist amorph, roth, schwer löslich in Wasser, leicht in Alkohol; aus seiner purpurfarbenen Lösung in Alkalien fällen die meisten Metallsalze unlösliche Farblacke, mit Chlorkalk färbt es sich blutroth, und durch Reduktionsmittel wird es entfärbt. Es ist der Hauptbestandtheil der Orseille, und der Lackmusfarbstoff scheint ein Oxydationsprodukt desselben zu sein.

Orco, Fluß in der ital. Provinz Turin, entspringt am Monte Iseran, durchströmt das Gebirgsthal Locana, nimmt hier die reißende Soana auf, verzweigt sich dann in der Ebene in mehrere Arme und mündet, nachdem er sich mit dem Malone vereinigt, bei Chivasso links in den Po; 75 Kilom. lang.

Orcus (lat.), das Reich des Pluto, überhaupt die Unterwelt (s. d.).

Orczy (spr. orzi), Lorenz, Baron, ungar. Dichter und Soldat, geb. 9. Aug. 1718, zeichnete sich im Siebenjährigen Krieg mehrfach aus und wurde 1756 Oberst des von ihm auf seine eigenen Kosten errichteten Palatinal-Husarenregiments. 1764 in den Ruhestand getreten, wurde er erst Administrator, später Obergespan des Abaúj-várer Komitats, war 20 Jahre als Civilbeamter thätig und lebte dann theils in Pest, theils zu Tarna-Ors im Hevéser Komitat. Seine Gedichte haben eine didaktisch-philosophische Richtung und gehören zu den ersten und vorzüglichsten Erscheinungen der ungarischen Literatur des 18. Jahrh. Er starb 28. Juli 1789 in Pest.

Ordal, Dorf in der span. Provinz Barcelona (Katalonien), zwischen Barcelona und Villafranca, merkwürdig durch ein hier 13. Sept. 1813 stattgefundenes siegreiches Gefecht der Franzosen unter Suchet gegen die Engländer unter Bentinck.

Ordalien (mittellat., v. angelsächs. ordâl, »Urtheil«, Gottesurtheile, lat. Dei judicia), Handlungen, durch welche man in peinlichen und zuweilen auch in bürgerlichen Rechtsfällen eine Entscheidung der Gottheit über Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht herbeizuführen glaubte, wobei die Ueberzeugung zu Grunde lag, daß Gott stets der Unschuld und dem Recht beistehen werde. Schon in der Bibel und in den ältesten persischen Religionsschriften finden wir zahlreiche Hindeutungen auf allerlei Formen von Gottesurtheilen, zu denen das in der Bibel so oft gerügte »durch das Feuer Gehen«, das bittere Wasser des Moses, welches Schuld oder Unschuld einer Frau erweisen sollte, u. a. gehören. Zoroaster schritt unversehrt durch hell brennendes Feuer und ließ sich geschmolzenes Erz auf die Brust träufeln, ohne Schaden zu nehmen, ein Experiment, welches Aderbât Mahresfand unter der Bedingung wiederholte, daß sich alle Zuschauer zur Lehre Zoroasters bekehren sollten, wenn er, wie selbstverständlich, unversehrt blieb. Stellen bei alten Schriftstellern beweisen, daß auch den Griechen die O. nicht fremd waren, z. B. in der »Antigone« von Sophokles, woselbst die Wächter erklären:

> Und willig wollen heißen Stahl wir fassen,
> Durch Feuer geh'n,
> Nicht Schuld zu haben und mit dem Gemeinschaft,
> Der solches ausgesonnen und hinausgeführt.

Am meisten waren aber die O. ausgebildet und verbreitet bei den Indern, welche in ihren Gesetzbüchern besondere Vorschriften darüber besitzen und die O. bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. Nicht weniger waren die O. unter den Deutschen üblich, namentlich folgende Arten derselben. In dem gerichtlichen Zweikampf (s. Duell) wurde der Besiegte für schuldig erachtet. Bei dem Kreuzurtheil (judicium crucis), wobei jeder von beiden Theilen mit ausgestreckten Armen an einem Kreuze stehen mußte, galt derjenige, der zuerst die Arme sinken ließ oder nur bewegte, für besiegt; es ward von Ludwig dem Frommen 816 als

unchriſtlich verboten. Bei der Feuerprobe (judicium ignis, probatio per ignem) mußte der Beſchuldigte ſeine Hand eine beſtimmte Zeit lang in das Feuer halten, oder im bloßen Hemd oder auch in einem mit Wachs überzogenen Hemd (Probe des wächſernen Hemdes) durch einen brennenden Holzſtoß gehen, oder ein Stück glühendes Eiſen von beſtimmter Schwere gewöhnlich neun Schritte weit in der bloßen Hand tragen, oder über glühende Kohlen oder über neun glühende Pflugſchare mit bloßen Füßen gehen, und die Nichtverletzung durch das Feuer galt als Beweis der Schuldloſigkeit. Die Waſſerprobe (judicium aquae) zerfiel in die Probe des kalten Waſſers und in die Probe des heißen Waſſers oder den Keſſelfang. Bei der letztern mußte der Beklagte aus einem Keſſel mit heißem Waſſer einen hineingeworfenen Ring oder eigroßen Stein mit bloßem Arm herausholen, ohne Blaſen zu bekommen; bei erſterer band man dem Betreffenden die linke Hand an den rechten Fuß oder umgekehrt und warf ihn, mit einem Strick um den Leib, um ihn wieder herausziehen zu können, einmal oder mehrere Male in das Waſſer. Sank er unter, ſo galt er für unſchuldig; blieb er aber ſchwimmend auf der Oberfläche, ſo galt er für ſchuldig, weil dann das reine Waſſer ihn nicht in ſich dulden wollte, ſondern auswarf. Auch dieſe Probe, welche ſpäter beſonders in Hexenproceſſen Anwendung fand, ward ſchon 829 von Ludwig dem Frommen der Aehnlichkeit mit der Taufe Chriſti halber und 1601 nochmals vom Pariſer Parlament als unchriſtlich verboten. Das Brodurtheil oder die Probe des geweihten Biſſens (judicium offae, panis adjurati, casibrodeum), bei den Angelſachſen ſehr beliebt, beſtand darin, daß ein unter eigenen Verwünſchungsformeln zubereiteter Biſſen Brod oder Käſe dem Angeklagten gegeben und dieſer für ſchuldig gehalten wurde, wenn ihm der Biſſen im Halſe ſtecken blieb. Die Abendmahlsprobe (purgatio per eucharistiam, eucharistia, examen corporis et sanguinis Domini), beſonders bei Geiſtlichen und Mönchen angewandt, beruhte auf dem Glauben, daß dem Verbrecher der Genuß des Abendmahls zum Verderben gereichen werde. Das Bahrrecht (ſ. d.) diente zur Ermittelung des Thäters bei einer verübten Mordthat. Das Loos wird ſchon bei Tacitus erwähnt und kommt auch in den Verordnungen der fränkiſchen Könige ſowie in den Volksgeſetzen als Ordal bei Diebſtahlsbeſchuldigungen vor. Alle O. bis auf den Zweikampf ſtanden unter der Leitung der Geiſtlichkeit; ſie wurden daher auch, mit Ausnahme der kalten Waſſerprobe, unter beſonderen Ceremonien in der Kirche vollzogen, und zwar meiſt in Haupt- und biſchöflichen Kirchen oder ſolchen, die durch ein beſonderes Privilegium dazu berechtigt waren. Der Ausſpruch über Schuld oder Unſchuld erfolgte bei einigen O. ſogleich, bei anderen erſt nach einigen Tagen; beim Zweikampf thaten ihn die Kampfrichter, bei der Kreuzprobe, der Probe des geweihten Biſſens und der Abendmahlsprobe die Geiſtlichen. Bei den Eiſen- und heißen Waſſerproben war es Sitte, die Hand ſogleich nach überſtandener Probe einzuwickeln, zu verſiegeln und erſt nach drei Tagen in Gegenwart der Gegenpartei und von Zeugen zu öffnen. Daß bei allen dieſen O. auch Betrug zu Hülfe genommen wurde, um ein günſtiges Reſultat zu erzielen, wobei beſonders viel auf den ankam, der das Gottesgericht zu leiten hatte, wird ſchon durch vorbeugende Beſtimmungen in den Geſetzbüchern konſtatirt. Von Zoroaſter erzählten perſiſche Schriften, daß ihn ſeine Feinde vor der Probe mit geſchmolzenem Erz ſorgfältig abreiben ließen, eine Vorſicht, die bei dieſer Probe, die niemanden ſchädigte, gern zugeſtanden werden konnte. Freie reinigten ſich von Anſchuldigungen gewöhnlich theils durch Eide und Eideshelfer, theils durch den Zweikampf; durch die übrigen O. dagegen mußten nach den Rechtsbeſtimmungen ihr Recht darthun: Unfreie, für die ihr Herr nicht ſchwören wollte; Frauen, welche, auf Kampf angeklagt, keine Kämpfer für ſich ſtellen konnten, und Freie, welche keine Eideshelfer finden konnten. Ueberhaupt galten die O. als äußerſtes Beweismittel. Bei welchen Rechtsſtreitigkeiten die Ermittelung des Thatbeſtands durch O. zuläſſig war, hing von den je nach der Zeit und dem Lokal verſchiedenen Beſtimmungen ab. Nur allmählich verſchwanden die O. durch die Bemühungen des päpſtlichen Stuhls und aufgeklärter Fürſten aus den Rechtsbüchern, und ihre Stelle erſetzte in den meiſten Ländern die Tortur, bis die Hexenproceſſe die O., beſonders die kalte Waſſerprobe, wieder heraufbeſchworen. Als etwas Neues trat das Wägen der Hexen hinzu, das, wie die Waſſerprobe, ſich auf den Glauben gründete, daß die vom Teufel beſeſſenen Hexen ihre natürliche Schwere verloren hätten. Am längſten unter den Gottesgerichten hat ſich das Bahrrecht erhalten, und das gänzliche Verſchwinden der O. aus dem Gerichtsverfahren kann erſt in die Mitte des 18. Jahrh. geſetzt werden. In voller Kraft aber beſtehen die O. noch bei einer Menge außereuropäiſcher, namentlich afrikaniſcher Völker, die ſich ſehr heftiger organiſchen Gifte, beſonders aus der Klaſſe der Herzgifte, wie in Sierra Leone der Rinde des Rothwaſſerbaums (Erythrophleum judiciale), in Oberguinea der Kalabarbohne (Physostigma venenosum), anderwärts des furchtbaren, erſt kürzlich bekannt gewordenen Incaſſagifts ꝛc., bedienen, um ſich von irgend welcher Schuld zu reinigen. Derjenige, deſſen Körper durch Erbrechen den Giftſtoff von ſich weiſt, oder der ihn durch Gegenmittel wirkſam zu bekämpfen weiß, gilt für unſchuldig. Der Gebrauch des bittern Waſſers iſt alſo ſeit den Zeiten der moſaiſchen Geſetzgebung (4. Moſ. 5, 12—28) in Afrika unvergeſſen. Vgl. Majer, Geſchichte der O. (Jena 1795); Zwicker, Ueber die Ordale (Götting. 1818); Wilda, O., in Erſch und Grubers Encyklopädie; Dahn, Studien zur Geſchichte der germaniſchen Gottesurtheile (Münch. 1857); Pfalz, Die germaniſchen O. (Leipz. 1865); B. Hilſe, Das Gottesurtheil der Abendmahlsprobe (Berl. 1867).

Orden (v. lat. ordo), im allgemeinen jeder Verein, deſſen Mitglieder behufs gemeinſchaftlicher Beſtrebungen ſich die Befolgung gewiſſer Regeln und Ordnungen (ordines) zur Pflicht machen. Faßt man das Wort in dieſem weitern Sinn, ſo kann man die O. in geiſtliche und weltliche eintheilen. Zu den geiſtlichen O. gehören dann zunächſt die Mönchs- und Nonnenorden. Nur ſolche geiſtliche Verbrüderungen führen den Namen O., welche ſich zu einer gemeinſchaftlichen Regel (Ordensregel) durch Gelübde (Ordensgelübde) lebenslänglich verpflichten, und ſie unterſcheiden ſich dadurch von den bloßen religiöſen Brüderſchaften, welche fromme, durch keine dauernden Gelübde zu wohlthätigen Zwecken verbundene Vereinigungen ſind (ſ. Brüderſchaft). Nach dieſer Beſtimmung kann das Ordensweſen als rein occidentaliſche Einrichtung angeſehen werden, welche der heil. Benedikt von Nurſia durch ſeine das geſammte Mönchsweſen des Abendlands umfaſſende Grundregel hervorrief; denn richten ſich auch alle Klöſter des Orients nach der Regel des heil. Baſilius, und führen ſie auch nach Stif-

tern und Schutzheiligen gemeinschaftliche Namen, so fehlt ihnen doch die strenge Gliederung. Der Benediktinerorden läßt sich bis zum 10. Jahrh. als der einzige im Abendland bezeichnen, insofern fast alle Klöster daselbst seine Regel annahmen. Von ihm zweigten sich später einzelne Kongregationen (s. d.) ab, welche zu der Grundregel des heil. Benedikt neue, jene meist verschärfende Bestimmungen hinzusetzten, und die Päpste begünstigten das Entstehen neuer O. um so mehr, als sie sich der Macht des einen herrschenden Ordens bald nicht mehr gewachsen fühlten. Das Ansehen, welches die Ordensmitglieder in der öffentlichen Meinung genossen, veranlaßte häufig auch die Weltgeistlichen, sich zu einem klösterlichen Leben zu vereinigen. So entstanden nach der Regel des heil. Augustinus (s. d.), der nur Geistliche seines Sprengels zu einem kanonischen Leben vereinigt hatte, die Kongregationen der regulirten Chorherren, aber auch eigentliche Mönchsorden, wie der Prämonstratenser-, Augustiner-, Serviten-, Hieronymiten-, Jesuiten- und Brigittenorden. Am einflußreichsten auf weltliche Angelegenheiten wurden die zu Anfang des 13. Jahrh. gestifteten Bettelorden (s. Bettelmönche). Spätere Kirchenversammlungen verboten die Stiftung neuer O.; der Abbruch aber, welchen die Reformation ihnen that, bewog die Päpste, dieselben wieder zu begünstigen. So entstanden die Barnabiten, Oratorianer, Lazaristen, Bartholomäer, Piaristen, die Barmherzigen Brüder und Schwestern und vor allen die Jesuiten. Die Nonnenorden bestanden nur selten, wie die Hospitaliterinnen, Ursulinerinnen u. a., für sich allein; in der Regel schlossen sich bei der Bildung neuer Mönchsorden auch Nonnen an, wie die Klarissinnen, Urbanissinnen u. a., welche zum O. des heil. Franz, die Angeliken, welche zu dem der Barnabiten gehörten. Man nannte in diesen Fällen den männlichen Zweig des Ordens den ersten, den weiblichen den zweiten O. Später kam bei den meisten O. noch eine dritte Abtheilung (Tertiarier) hinzu. Schon früher nämlich hatten sich den O. sogen. Laienbrüder und Laienschwestern angeschlossen, welche, ohne die Gelübde abzulegen, die Hausarbeiten im Kloster und den Verkehr mit der Welt besorgten oder ihr Vermögen und ihren Einfluß unter dem Namen Donaten und Oblaten dem Dienste der O. widmeten. Dies Verhältnis erhielt zuerst vom heil. Franz von Assisi eine bestimmte Form, indem er die Tertiarier als dritten O. der Minoriten in Eine Korporation vereinigte, wie sich solche nachher auch anderen, besonders den Bettelorden, zugesellten (s. Tertiarier). Die älteren O. hatten anfangs eine aristokratisch-republikanische Verfassung und waren von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe eximirt, wiewohl die letzteren fort und fort die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels beanspruchten. Unabhängiger stellten sich mit ihrer monarchisch-militärischen Verfassung gleich von vornherein die Bettelorden, welche durch ihren General in direkter Verbindung mit dem päpstlichen Stuhl blieben. Auch die meisten übrigen O. nahmen letzteres System an. Demzufolge steht an ihrer Spitze ein General, welcher in Rom wohnt und dem Papst verantwortlich ist. Manche O. geben ihm noch einen Admonitor zur Seite, der im Namen des Ordens seine Schritte beobachtet. Mit dem General zusammen bilden das Generalkapitel die Provinciale, welche die Aufsicht über die Klöster des Ordens in den einzelnen Provinzen führen und als Generalvikare bei den aus den Oberen der einzelnen Klöster als stimmfähigen Kapitularen (suffraganei) zusammengesetzten Provinzialkapiteln präsidiren. Diese Oberen führen die Titel: Abt, Prior, Superior, Minister, Guardian, Propst, Rektor, gehören nach dem kanonischen Recht zu den Prälaten und verhandeln über die Angelegenheiten ihres Klosters gemeinschaftlich in einem Kapitel oder Konvent, weshalb sie auch Konventualen oder Patres heißen, im Gegensatze zu den niederen Mönchen (fratres), welche die höheren Weihen noch nicht haben, zu den Novizen, d. h. den in den O. noch nicht aufgenommenen Aspiranten, und zu den Laienbrüdern. Nonnenklöster, die keinem zweiten O. angehören, stehen unter Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Bischofs, in dessen Sprengel sie liegen. S. Kloster. — Aus der Verbindung des mönchischen und des ritterlichen Geistes des Mittelalters gingen die geistlichen Ritterorden hervor. Zwar gab es schon früh Vereine von Rittern zu christlichen Zwecken, ihre Blüte aber datirt erst seit der Zeit der Kreuzzüge. Dieselben verpflichteten sich nach bestimmten vom Papst genehmigten Regeln nicht bloß zu beständigem Kampf gegen die Ungläubigen, weshalb sie auch als gemeinsames Abzeichen das Kreuz trugen, sondern auch zur Hospitalität und zu geregelten Religionsübungen. Im einzelnen aber waren ihre Regeln so verschieden wie die der Klosterorden, und es ist daher in Bezug darauf sowie in Bezug auf alle die Geschichte derselben betreffenden Einzelheiten auf die einzelnen Artikel, wie Alcantara-, Aviz-, Calatravaorden, Deutscher O., Johanniterorden, Tempelherren ꝛc., zu verweisen. Vgl. Wernher, Die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit (Berl. 1874). Ueber die kirchlichen O. (ordines minores u. majores) s. Ordination.

Die weltlichen Ritterorden waren eine Nachahmung der geistlichen Ritterorden und wurden seit dem 13. und 14. Jahrh. meist von Fürsten gestiftet, welche dadurch die Ritter enger an sich fesseln und mit dieser Auszeichnung zugleich geleistete Dienste belohnen wollten. Die Bedingungen der Aufnahme waren verschieden und wurden nach gewissen Bestimmungen (Ordensstatuten) geregelt; die Mitglieder des Ordens hatten besondere Insignien. Später, als die Stiftung der O. immer allgemeiner wurde, hörten sie ganz auf, wirkliche Vereine zu sein; sie wurden einzig und allein Mittel zur Auszeichnung erworbener Verdienste, und der Name O. ging daher auch auf die Ordensinsignien oder Dekorationen über, da diese jetzt die Hauptsache wurden; auch behielten sich seitdem die souveränen Fürsten ausschließlich das Recht vor, neue O. zu stiften. Als Hauptabzeichen bei den meisten O. blieb das Kreuz, wurde aber reicher und verzierter, Sterne und Bänder traten hinzu; auch die Ordensstatuten wurden mit Modifikationen beibehalten und bei der Gründung neuer O. ähnliche entworfen, um danach die Verleihungen innerhalb gewisser Grenzen zu regeln. Diese Verleihungen gehen vom Landesfürsten aus, welcher stets Ordensmeister oder Großmeister seiner O. ist, und sind bei mehreren O. an besondere Bedingungen, z. B. an adlige Abkunft, an eine gewisse Anzahl Ahnen, an die katholische Religion ꝛc., geknüpft; andere werden nur nach Verdienst oder aus Rücksichten der Konvenienz verliehen. Häufig sind, um auch da das Verdienst belohnen zu können, wo Standesrücksichten das Verleihen des wirklichen Ordens nicht gestatten, besondere Ehrenzeichen den O. affiliirt oder auch für sich bestehend gestiftet worden. Bei mehreren O. ist die Anzahl der Mitglieder bestimmt, kann

Orden Albrechts des Baren
ANHALT

Ernestin Haus-Orden
SACHS HERZOGTH

Haus-Orden der Rautenkrone
SACHSEN

Orden Pour le merite fü
PREUSS

Orden „Dell' Annunciata"
ITALIEN

Orden des Heil Andreas
RUSSLAND

Oldenburgischer
Haus- u Verdienst-Orden

Eisernes Kreuz
PREUSSEN

Louisen
PREUSS

Schwarzer Adler Orden
PREUSSEN

Seraphinen Orden
SCHWEDEN & NORWEGEN

Orden des blauen Hosenbandes
GROSSBRITANNIEN

Orden Philippe d. Grossmuthigen
HESSEN

Orden der Ehrenlegion
FRANKREICH

Orden Karls III
SPANIEN

Verdienst Orden v. Heil. Michael
BAYERN

Maximilians-Orden für
BAYERN

Digitized by Google

...te Friedensklasse
...SSEN

...n-Orden
...SSEN

Orden der eisernen Krone
OESTERREICH

...ur Wissenschaft u. Kunst
...AIERN

Orden der Württembergischen Krone

Verdienstkreuz für Frauen u. Jungfrauen
PREUSSEN

Militär-Max.Joseph-Orden
BAYERN

Haus-Orden der Wendischen Krone
MECKLENBURG

Haus-Orden vom weifsen Falken
S. WEIMAR

Militär-Maria Theresia-Orden
OESTERREICH

Orden d. Niederland. Löwen

Ritter-Orden vom goldenen Vliefs
OESTERREICH

Christus-Orden
PORTUGAL

Orden vom Zähringer Löwen
BADEN

Dannebrog-Orden
DÄNEMARK

Orden vom goldenen Sporn
jetzt S. Sylvester
PÄPSTL. STUHL

Medschidie-Orden
TÜRKEI

Digitized by Google

jedoch unter Umständen meist überschritten werden. Mit einigen O. sind bestimmte Einkünfte verknüpft, andere verleihen den Erb- oder den persönlichen Adel, die meisten wenigstens adligen Rang; dagegen haben ehrlose Handlungen den Verlust des Ordens zur Folge. Bei einigen O. ist die Annahme mit einem vorgeschriebenen Eid verbunden, bei allen fremden O. darf sie nur mit Bewilligung des Landesherrn geschehen; außerdem war es früher Gesetz, neben manchen O. (z. B. dem Goldenen Vlies) keine anderen zu tragen. Die meisten O. eines Landes zusammen haben einen besondern, jährlich wiederkehrenden Festtag (Ordensfest), an welchem die Ernennungen mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogen werden und die anwesenden Mitglieder in ihrer Ordenstracht erscheinen, wenn eine solche mit dem O. verbunden ist. Die sämmtlichen O. eines und desselben Landes stehen in einem gewissen Rangverhältnis, und meist soll man, um die höheren zu erlangen, erst die niederen besitzen, was namentlich für Inländer gilt, bei denen überhaupt strenger an den Satzungen gehalten wird als bei den Ausländern. Auch unter den O. der verschiedenen Länder stehen in der öffentlichen Meinung gewisse obenan, wie das Goldene Vlies, der Hosenbandorden, der Elefantenorden, der preußische Schwarze Adlerorden, der russische Alexander-Newsky-O., der österreichische Maria-Theresia-O. Die Angelegenheiten eines Ordens pflegen der Leitung einer Ordenskommission, eines Ordenskapitels oder eines Ordensraths anvertraut zu sein. Man theilt die O. ein: in große O., welche nur gekrönten Häuptern gegeben werden; Hausorden, welche ursprünglich nur für die Glieder der fürstlichen Familie und deren Diener bestimmt sind, jedoch auch an befreundete und andere Familien verliehen werden; Verdienstorden, die als Belohnung für erworbene Verdienste ertheilt werden und in Militär- und Civilverdienstorden zerfallen. Um Abstufungen nach dem Rangverhältnis der Ordensmitglieder und nach der Größe der erworbenen Verdienste zu haben, pflegt jeder O. aus verschiedenen Klassen zu bestehen, welche sich durch die Dekorationen von einander unterscheiden. Die meisten O. zerfallen in drei Hauptklassen: Großkreuze, welche ihre Dekoration in etwas größerem Maßstab an einem breiten Band von bestimmter Farbe (Ordensband), das über die linke Schulter geht, und außerdem noch einen Stern auf der Brust zu tragen pflegen; Komture oder Kommandeure, welche ihre Dekoration um den Hals, und Ritter, welche sie an einer Bandschleife auf der Brust oder im Knopfloch tragen. Bei einigen O., wie beim preußischen Rothen Adlerorden, werden die Klassen nur nach der Nummer unterschieden; die Dekorationen sind indessen in einer der obigen ähnlichen Weise verschieden. Statt der Bänder trug man früher auch goldene Ordensketten, und zum Theil werden einzelne O., vorzüglich solche, bei denen eine besondere Ordenstracht vorgeschrieben ist, bei festlichen Gelegenheiten noch jetzt so getragen. Die Insignien sind meist nach dem Tode des Inhabers von den Hinterlassenen an die Ordenskommission zurückzusenden. Manche Staaten geben aber auch nur das Dekret, und man hat den O. selbst anzuschaffen. Noch zu erwähnen sind die weiblichen O., welche nur für Frauen und zwar, den preußischen Luisenorden ausgenommen, für solche aus den höheren Ständen bestimmt und nicht zahlreich sind. In der Regel bestehen sie nur aus Einer Klasse. Eine Uebersicht der bekanntesten O. gibt unsere Tafel »Orden«, zu welcher die den einzelnen O. gewidmeten Artikel zu vergleichen sind. Vgl. Schoonebek, Histoire des ordres militaires (Amsterd. 1721, 2 Bde.); Schwan, Abbildungen der vorzüglichsten geistlichen und weltlichen O. (Mannh. 1791); Gottschalk, Almanach der Ritterorden (Leipz. 1817—19, 3 Bde.); Wietz, Die geistlichen und weltlichen Ritter- und Damenorden (Prag 1821—27, Kostümbilder); Perrot, Collection historique des ordres de la chevalerie civils et militaires (Par. 1828, wichtig wegen der erloschenen O.); Wippel, Die Ritterorden (Berl. 1824); Gelbke, Abbildung und Beschreibung der Ritterorden (das. 1832—39, mit 44 Kupfertafeln); Biedenfeld, Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen Ritterorden (Weim. 1841, 2 Bde.); Wahlen, Ordres de chevalerie et marques d'honneur (Brüss. 1854, mit Kupfertafeln; 2 Suppl.); Ackermann, Ordensbuch (Annaberg 1855); Schulze, Chronik sämmtlicher bekannten Ritterorden und Ehrenzeichen (Berl. 1855, mit 122 Kupfertafeln; Suppl. 1870); Hollebeke, Histoire et législation des ordres de chevalerie et marques d'honneur (Brüss. 1875 ff.).

Politische O. können die geheimen Gesellschaften genannt werden, welche besonders zahlreich seit der französischen Revolution aufkamen, politische Zwecke verfolgten und neben der allgemeinen Bezeichnung O. noch besondere Namen trugen, z. B. der Tugendbund, die Carbonari, die Illuminaten, die Studentenorden. Auch die Freimaurervereine sind zu den O. gezählt worden, haben aber diesen Namen abgelehnt und wollen nur zu den geheimen Gesellschaften gerechnet sein. Literarische O. entstanden im 17. Jahrh. zur Förderung der Kunst und Wissenschaft, besonders der Poesie, z. B. der Pegnitzorden, Schwanenorden an der Elbe ꝛc.

Ordensband (Catocăla *Ochsenh.*), Schmetterlingsgattung aus der Familie der Eulen (Noctuina), die größten Eulen mit schön gefärbten Hinterflügeln, einem Querschopf auf dem Thorax und Haarbüscheln auf den Basalringen des Hinterleibs. Die Raupen sind sehr lang gestreckt, seitlich gewimpert, spannerartig und leben auf Bäumen. Das blaue O. (C. fraxini *L.*), mit aschgrauen, schwärzlich und gelblich gezeichneten Vorderflügeln und schwarzen, weiß gefransten Hinterflügeln mit blauer Binde, wird 10,5 Centim. breit; die weißliche Raupe lebt auf Pappeln. Das rothe O. (C. nupta *L.*, s. Tafel »Schmetterlinge«), mit graubraunen, aschgrau schattirten Vorderflügeln und mennigrothen Hinterflügeln mit zwei schwarzen Binden, wird 7 Centim. breit; die graue Raupe lebt auf Weiden.

Ordenswesen, s. Orden.

Ordinär (v. lat. ordinarius, franz. ordinaire), gewöhnlich, gemein (mit und ohne tadelnden Sinn); im Buchhandel vom Ladenpreis, im Gegensatze zum Nettopreis, dem den Buchhändlern, Kolporteuren ꝛc. vom Verleger bewilligten.

Ordinalia (lat.), Ordnungszahlen, Gattung der Zahlwörter, s. Numeralia.

Ordinándus, s. Ordination.

Ordinariae authenticae (lat.), s. Corpus juris.

Ordinariāt, s. Ordinarius.

Ordinarium (lat.), Ritualbuch für das Kirchenjahr; im Staatswesen s. v. w. der gewöhnliche Belauf des Steuerfußes oder Kostenanschlags in der Aufstellung des Jahresbudgets, im Gegensatze zum »Extraordinarium« (s. Budget und Staatshaushalt).

Ordinarius (lat.), der »regelmäßige« Richter in geistlichen Sachen, d. h. jeder wirkliche Bischof, inso-

fern er im Umfang seiner Diöcese die Jurisdiktion ausübt; außerdem Bezeichnung jedes Professors, der in einem Lehrkörper einen der für die verschiedenen Disciplinen festgesetzten Lehrstühle einnimmt; auf Gymnasien ꝛc. s. v. w. Klassenlehrer, d. h. Hauptlehrer einer Klasse. Das Amt eines O. heißt Ordinariat, insbesondere (bischöfliches Ordinariat) die Behörde, welche im Namen des Bischofs die Jurisdiktion über den bischöflichen Sprengel übt.

Ordinaten (lat.), s. Koordinaten.

Ordination (lat., »Anordnung, Einrichtung«), der Akt, durch welchen Geistlichen die Befugnis zur Verrichtung der eigentlichen Amtshandlungen, namentlich zur Verwaltung der Sakramente, ertheilt wird. Derselbe findet schon in der Praxis der nachapostolischen Kirche seine Begründung und bestand in der feierlichen Handauflegung mit Gebet. Nach protestantischen Grundsätzen kann die O. von jedem von der Kirchenbehörde damit beauftragten Pfarrer vollzogen werden; doch hat sich die kirchliche Praxis dahin ausgebildet, daß dem Ordinandus, d. h. dem zu weihenden Kandidaten, von einem obern Geistlichen unter Assistenz zweier Amtsbrüder die Pflichten des geistlichen Amts vorgehalten und die Rechte und Befugnisse desselben durch Anrede, Segensspruch und Auflegung der Hände ertheilt werden. In der katholischen Kirche ist die O. oder Priesterweihe, die bald als ein ausschließliches Vorrecht der Bischöfe betrachtet wurde, ein Sakrament, das ihn für immer über den Laien erhebt, also dem Ordinandus einen character indelebilis verleiht. Ihr geht die Tonsur voran. Bis zum eigentlichen Priesterthum gibt es in der römischen wie griechischen Kirche sieben Stufen oder Weihen (ordines), von denen jede mit besonderen Feierlichkeiten ertheilt wird, nämlich die vier nicht von eigentlich sakramentlicher Wirkung begleiteten niederen (o. minores) der Ostiarien oder Kirchenthürhüter (Sakristane und Glöckner), Lektoren, Exorcisten und Akoluthen und die höheren (o. majores) der Subdiakonen, Diakonen und Presbyter. Der Episkopat macht bezüglich des Altarsakraments keinen Unterschied aus, zählt deshalb auch nicht als ein achter ordo. — O. heißt auch die Verordnung eines Arztes.

Ordines (lat., Mehrzahl von ordo), die sieben Stufen der katholischen geistlichen Weihen: O. minores, die vier niederen; O. majores, die drei höheren. Vgl. Orden und Ordination.

Ordiniren, einem Geistlichen die kirchlichen Weihen ertheilen; s. Ordination.

Ordnung, im allgemeinen eine nach bestimmten leitenden Gesichtspunkten geschehene, regelmäßige und zweckmäßige Zusammenstellung einer oder mehrerer Reihen von Dingen und Handlungen. In wissenschaftlichen Systemen ist O. eine der Hauptabtheilungen, die gewöhnlich unter eine Klasse gestellt ist und Gattungen unter sich hat, z. B. in den naturhistorischen Systemen. Im juristischen Sinn bezeichnet O. (ordinatio) ein umfassendes Gesetz, durch welches ein bestimmtes Rechtsgebiet normirt wird, z. B. Civil- und Strafproceß-, Gemeinde-, Kirchen- und Polizeiordnung. In der Geometrie und Arithmetik sind Ordnungen im allgemeinen Abtheilungen mathematischer Größen, welche nach besonderen Eintheilungsgründen bestimmt werden.

Ordnungsstrafe, s. v. w. Disciplinarstrafe; s. Disciplinargewalt.

Ordnungsübungen, dasjenige Gebiet der Turnkunst, welches sich mit den verschiedenen Anordnungsformen einer Mehrzahl von Uebenden, sei es an Ort, sei es in der Bewegung, beschäftigt, deutlicher also Anordnungsübungen genannt. Sie umfassen die Bildung von Reihen und Reihenkörpern, die Gliederung und Verschiebung derselben, die Drehungen, Schwenkungen ꝛc. und schreiten vor bis zu den künstlicheren zusammengesetzten Bewegungsformen des sogen. Reigens. Die O. geben somit die Grundformen ab auch für gewisse Gestaltungen der Tanzkunst wie für die militärische Taktik (griech., s. v. w. Anordnungslehre) und sind ein wesentlicher Gegenstand des Schulturnens, besonders verwendet zur Gewinnung der Aufstellungsformen für die Freiübungen, von denen sie wieder die verschiedenen Gangarten in ihren Bereich ziehen. Das Gebiet der O. für die Turnkunst erschlossen und systematisch gegliedert zu haben, ist das Verdienst von Adolf Spieß (s. d.) in dem 4. Theil seiner Turnlehre: »Das Turnen in den Gemeinübungen« (Baf. 1845). Eine gute Uebersicht gibt Lions »Leitfaden für den Betrieb der Ordnungs- und Freiübungen« (5. Aufl., Leipz. 1875).

Ordnungszahlen (Ordinalia), s. Numeralia.

Ordo (lat.), Rang, Stand, Ordnung; bei den Römern staatsrechtliche Bezeichnung der drei Hauptstände: Senatoren, Ritter und Plebejer; auch s. v. w. Orden (s. d.); eine Reihe Soldaten in der Schlachtordnung; dann (o. ecclesiasticus) liturgisches Buch der katholischen Kirche, das die Vorschriften für den Ritus enthält.

Ordonnánz (franz.), Befehl, Verordnung des Souverains, besonders auch militärische Dienstvorschrift; dann ein Militär, welcher einem höhern Vorgesetzten zugetheilt wird, um seine Befehle schnell und sicher zu überbringen. Je nach Stellung und Rang des Vorgesetzten und der Art der Dienstleistung wird zu diesem Dienst ein Officier (Ordonnanzofficier), Unterofficier (Ordonnanzunterofficier) oder Gemeiner (O. schlechthin) verwendet. Letztere Art Ordonnanzen werden in der Regel auf 24 Stunden kommandirt, auf längere Zeit nur die O. oder der Bursche, der jedem Officier zusteht. In einigen Armeen gibt es auch eigene Truppengattungen, welche zum beständigen Ordonnanzdienst bei den höheren Officieren bestimmt sind, wie die Armeegendarmen bei den deutschen Generälen, die Leibgendarmen bei dem Kaiser und dessen Adjutantur. Ordonnanzofficiere werden als Aushülfe neben den Adjutanten zu höheren Führern kommandirt für die Dauer von Uebungen, für Gefechtstage, bei Inspicirungen im Frieden. Bei einigen Souveränen haben Ordonnanzofficiere ganz die Stellung persönlicher Adjutanten, gehören dann aber meist den jüngeren Rangstufen an. Ordonnanzanzug heißt im deutschen Heer der Anzug in Uniform mit Seitengewehr und Helm. Ordonnanzkompagnien, unter Karl VII. von Frankreich 1445 errichtet, 15 zu je 100 Reitern, die meist dem Adel angehörten, bildeten den Kern der neu zu schaffenden königlichen Streitmacht.

Ordonnánzen (Ordonnances), in Frankreich vor der Revolution von 1789 alle Erlasse des Königs oder Regenten. Man unterschied dann unter diesen O. im weitern Sinn die O. im engern Sinn, welche Gegenstände des öffentlichen Rechts, die Edikte, welche das Finanzwesen, und die Deklarationen, offenen Briefe (lettres patentes) und Reglements, welche die Erläuterung, Bestätigung und Anwendung der Gesetze zum Gegenstand hatten. Die O. im engern Sinn waren, wie die Edikte und Deklarationen, vom König unterzeichnet, von einem Staatssekretär kontra-

signirt, mit dem großen Siegel beurkundet und vom Siegelbewahrer visirt. Wie die Edikte, waren die O. gewöhnlich nur vom Monat des laufenden Jahrs datirt und schlossen mit den Worten: »Car tel est notre plaisir«. Die auf Befehl Ludwigs XIV. begonnene officielle Sammlung aller O. der Könige der dritten Dynastie (Bd. 1, 1723) zählt gegenwärtig 21 Folianten, welche die O. von 1051—1514 enthalten (gewöhnlich »Collection du Louvre« genannt). Vgl. Néron und Girard, Recueil d'édits et ordonnances royaux (Par. 1720).

Ordre (franz., spr. ordr), Ordnung; Befehl, besonders im Militärwesen; auch kaufmännisch s. v. w. Auftrag, Bestellung; im Wechselverkehr s. v. w. Giro; Ordrepapiere, solche Werthpapiere, die auf den Namen eines bestimmten Berechtigten lauten, von diesem aber durch Giro weiter begeben werden dürfen; hierher gehört der Wechsel.

Ordre de bataille (franz., spr. -tâj), s. v. w. Schlachtordnung. Im deutschen Heer heißt O. die ein- für allemal im Frieden bestehende und bei der Mobilmachung für die Dauer des Kriegs festgesetzte Zutheilung der Truppenkörper zu den höheren Truppenverbänden, innerhalb deren die Art der Formation und die Reihenfolge der Aufstellung bei Versammlungen, im Bivouak ꝛc. durch die Reglements festgesetzt ist, im Gegensatze zu der für solche Verbände an dem einzelnen Gefechts- oder Marschtag Platz greifenden Truppeneintheilung. Der Vortheil solcher feststehenden Ordres de bataille ist die Möglichkeit, sich durch kurze Befehle zu verständigen, Truppen rasch zu versammeln, Zweifel der untergebenen Befehlshaber zu vermeiden und unter allen Umständen jeden Truppentheil an seinem bestimmten Platze zu finden.

Ordu (türk., »Lager, Niederlassung«), techn. Ausdruck für eine größere Heeresabtheilung, so z. B. Rumeli-Orduju, s. v. w. Armeekorps Rumeliens.

Ordubat, Kreisstadt im russisch-kaukas. Gouvernement Eriwan, in fruchtbarer Gegend am Aras, mit (1867) 4697 Einw. Die concessionirte kaukasisch-persische Eisenbahn biegt vor O. nach Süden um.

Orduña (spr. -dúnja), Stadt in der span. Provinz Biscaya, an der Eisenbahn von Bilbao nach Miranda und Tudela, in dem von hohen Gebirgen eingeschlossenen Quellthal des Nervion, mit Wollzeugweberei, Weinbau (Chacoli) und 3140 Einw.

Oreaden, Nymphen der Berge, s. Nymphen.

Oreadenschwamm, s. Agaricus.

Oregon, der nordwestlichste Staat der nordamerikan. Union, zwischen 42°—46° 20′ nördl. Br. und 116° 40′—124° 30′ westl. L. v. Gr. gelegen, wird im W. vom Stillen Ocean, im übrigen von den Staaten Nevada und Kalifornien und den Territorien Washington und Idaho begrenzt und enthält einen Flächeninhalt von 246,750 Q.Kilom. (4481,8 QM.). O. besteht aus zwei in ihrer Beschaffenheit wesentlich verschiedenen Theilen. Die Küstenregion erstreckt sich bis zum Kamm des Cascade Range, einer nördlichen Fortsetzung der Sierra Nevada Kaliforniens, welche aus vulkanischem Gestein besteht, und deren höchste Gipfel Mountshood (3421 Meter) und Jefferson (3200 M.), die »drei Schwestern« (three Sisters, 2871 M.) und Mount Pitt (3350 M.) sind. Unter 43° 20′ nördl. Br. führt über dieses Gebirge der Summitpaß (1705 M.). Die von dieser Kette sich abzweigenden Gebirgszüge treten dicht an die Küste heran und bilden hier steile Vorgebirge. Die ganze Küstenregion ist ein Waldland mit ungeheuren Tannen, Fichten und Cedern. Die Thäler haben fruchtbaren Boden, das Klima ist mild und gleichmäßig. Die Regenzeit dauert vom November bis zum April (ca. 130 Centim. im Jahr); es fällt nur wenig Schnee, und Gewitter sind äußerst selten. Die mittlere Jahrestemperatur an der Nordgrenze beträgt 11° C. Von den Flüssen ergießen sich der Rogue und der Umpqua ins Stille Meer, der von S. nach N. zwischen dem Küstengebirge und dem Cascade Range fließende Willamette in den Columbia. Sehr verschieden von dieser Küstenregion ist das fast baumlose Binnenland mit seinen ausgedehnten Prairien, deren nahrhaftes Büschelgras große Herden zu nähren im Stande ist, und großen Strecken wüsten Landes. Hier erheben sich die Blauen Berge. Die Mehrzahl der Flüsse gehört zum Becken des Columbia, welcher die Grenze gegen Washington bildet, so der Snake River, der Umatilla und der Des Chutes; andere verlieren sich in Seen ohne Abfluß. Der Sprague im SW. durchfließt den Klamathsee (1259 Meter), durchbricht dann, bereits auf kalifornischem Gebiete, den Cascade Range und ergießt sich (als Klamath) ins Stille Meer. Dieses Binnenland eignet sich nur wenig für den Ackerbau, wohl aber für die Viehzucht. O. ist noch sehr reich an Wild, namentlich an Hirschen, Antilopen, Bären, Wölfen, Füchsen und Mardern. Die Biber sind jetzt fast verschwunden. Die Flüsse sind reich an Fischen. Von Mineralien findet sich Gold in ansehnlicher Menge in dem Salmon und anderen Nebenflüssen des Snake River; außerdem werden Steinkohlen, Bausteine ꝛc. gewonnen. Die Einwohnerzahl betrug 1870: 101,883, darunter 11,278 Indianer, 3330 Chinesen und 346 Farbige. Hauptprodukt des Ackerbaues ist Weizen. An Vieh zählte man 1874: 86,400 Pferde, 3700 Maulthiere, 123,700 Rinder, 73,500 Milchkühe, 171,200 Schweine und 561,500 Schafe. Die Industrie ist erst im Entstehen begriffen; wichtig sind jetzt nur die Getreidemühlen, Sägemühlen und Tuchfabriken. Auch die Fischereien am Columbia sind von Bedeutung; 1876 schätzte man den Werth der in Büchsen verpackten Lachse, Hummer ꝛc. auf 24 Mill. Mark. Die 7 Kilom. weite Mündung des Columbiaflusses bildet einen vorzüglichen, für Schiffe von 7,5 Meter Tiefgang zugänglichen Hafen. Die Koosbai (43° 20′ nördl. Br.), in deren Nähe ergiebige Kohlenlager, ist nur für kleinere Schiffe zugänglich. O. besaß 1876: 112 Schiffe von 25,609 Tonnen Gehalt und führte über See für 1½ Mill. Mark Waaren ein und für 16½ Mill. Mark aus. Eine Eisenbahn (413 Kilom. lang) führt von Portland aus das Thal des Willamette hinan, übersteigt das Calapooyagebirge, welches das Cascade Range mit der Küstenkette verbindet, kreuzt die Thäler der Umpqua und des Rogue River und schließt sich südlich an die kalifornischen Bahnen an. Den Columbia befahren große Dampfer bis zu den Stromschnellen bei Dalles, kleinere oberhalb derselben. Auch die Schiffahrt des Willamette wird durch Stromschnellen unterbrochen, welche 16 Kilom. oberhalb Portland liegen. Für die Bildung des Volks bestanden 1874: 561 Elementar- und 39 höhere Schulen mit zusammen 23,606 Schülern. Unter den höheren Schulen sind 3 Universitäten, 3 Colleges und eine landwirtschaftliche Schule. Die Verfassung stammt im wesentlichen aus dem Jahr 1857. Der Gouverneur und andere hohe Beamte werden vom Volk auf vier Jahre gewählt. Die gesetzgebende Gewalt übt eine Versammlung, die aus 30 Senatoren und 60 Volksvertretern besteht, von denen erstere auf 4, letztere auf 2 Jahre gewählt werden.

Hauptstadt ist Salem. Die Einnahmen des Staats betragen etwa 1,280,000 Mark, die Staatsschuld beläuft sich auf 2,384,000 Mark. Zum Kongreß sendet O. zwei Senatoren und einen Repräsentanten. S. Karte »Vereinigte Staaten am Stillen Ocean«.

O. hieß ursprünglich das ausgedehnte Küstengebiet an der Nordwestküste von Nordamerika, das Stromgebiet des Oregon River oder Columbiaflusses, das, im W. vom Großen Ocean, im O. von den Rocky Mountains begrenzt, im S. bis zum 42.° nördl. Br. reichend und im N. mit unbestimmter Grenze, einen Flächenraum von ungefähr 24,000 QM. einnahm. Das Land wurde 1775 von Spaniern entdeckt und 1778 von Cook besucht. 1791 befuhr der englische Kapitän Gray den Oregon, und 1792 nahmen die Engländer das Gebiet in Besitz. Bis 1804 wurde das Land nur von amerikanischen Pelzjägern und Pelzhändlern besucht. Nachdem aber Jefferson, der Präsident der Vereinigten Staaten, 1805 und 1806 eine Expedition zur Rekognoscirung des Landes ausgesandt hatte, wurde der Besitz desselben eine Streitfrage zwischen England und Nordamerika, die durch den Vertrag vom 13. Juni 1846 dahin geschlichtet wurde, daß die Grenze des nordamerikanischen Gebiets von den Rocky Mountains längs des 49.° nördl. Br. bis zu der Fucastraße reichen sollte. Seitdem zerfiel O. in das englische Gebiet nördlich vom 49.° nebst den Vancouversinseln, das als Neukaledonien oder Britisch-Columbia bis 1871 im Besitz der Hudsonsbaikompagnie war, seitdem aber zum Kanadischen Bund gehört, und in den den Vereinigten Staaten gehörigen Theil zwischen 42 und 49° nördl. Br. Derselbe ward durch die Kongreßakte vom 14. Aug. 1848 als Territorium der Union organisirt. 1853 wurde die nördlich vom Columbiafluß liegende Hälfte davon abgetrennt und als eigenes Territorium Washington organisirt, die südliche Hälfte aber 14. Febr. 1859 vom Kongreß als selbständiger Staat in die Union aufgenommen. Vgl. Dunn, History of the O. Territory (Lond. 1846); Gray, History of O. 1792—1849 (Portland 1870); H. G. Müller, O. und seine Zukunft (Leipz. 1872).

Orĕgon City (spr. -ſiti), Stadt im nordamerikan. Staat Oregen, am Willamettefluß, der hier Fälle bildet, welche durch einen Kanal umgangen werden, hat 2 Kornmühlen, eine Wollfabrik und (1870) 1382 Einw.

Oreïde, s. Messing.

Orel (spr. arjól), russ. Gouvernement, grenzt im N. an Kaluga und Tula, im O. an Tambow und Woronesh, im S. an Kursk und im W. an Smolensk und Tschernigow und umfaßt ein Areal von 46,726 QKilom. (848,58 QM.) mit (1872) 1,610,045 Einw. Das Land, eine leichtwellige Ebene, in welche die Flüsse tiefe Schluchten gegraben, hebt sich gegen S. bis zu ca. 280 Meter Höhe. Der Boden gehört im O. und N. den mittleren Schichten der devonischen Formation, im S. und W. der Kreideformation an und zerfällt sowohl in ökonomischer als in physischer Hinsicht in drei Theile. Der östliche, zum Stromgebiete des Don, welcher hier die schiffbare Ssosna aufnimmt, gehörend, ist am dichtesten bevölkert, waldarm, hat fetten Humusboden und reichen Ackerbau; der mittlere Theil, zum Stromgebiete der Oka, welche hier die schiffbare Ssuscha aufnimmt, gehörend, hat Humus und Lehmboden gemischt; neben dem Ackerbau (besonders Hanf) ist die Industrie hier am stärksten vertreten. Der westliche Theil endlich, zum Stromgebiete der Desna (Nebenfluß des Dnjepr), welche hier die schiffbare Bolwa aufnimmt, gehörend, hat vornehmlich Sandboden und ist reich an Seen und Sümpfen wie an Wald; der Ackerbau ist hier unzureichend, dafür sind Holz-, Wander- und Hausindustrie sowie Kleinhandel und Bienenzucht entwickelt. Das Areal des ganzen Gouvernements zerfällt in 57 Proc. Acker, 8 Proc. Wiesen, 24 Proc. Wald und 11 Proc. Weiden und steriles Land. Das Klima ist kontinental, die mittlere Jahrestemperatur ist +5,1° C. Alle Getreidearten gedeihen gut, auch Hopfen, Gemüse und Früchte; der bedeutende Getreidehandel, der besonders Roggen und Hafer zur Ausfuhr bringt, konzentrirt sich hauptsächlich in Orel, Mzensk, Jelez und Liwny. Die Viehzucht repräsentirte 1871: 352,000 Rinder, 772,000 Schafe, 4500 Ziegen, 256,000 Schweine und 406,000 Pferde; letztere haben an Stückzahl seit 1851 um 250,000 abgenommen, doch wird für die Veredelung der Rasse in gegen 100 Gestüten gesorgt. Die Einwohner, fast ausschließlich Russen, bekennen sich zur griechischen Kirche, auf verschiedene Sektirer kommt ca. 1 Proc. Volksschulen zählte man 1874: 469 mit 21,153 Schülern (darunter nur 2361 Mädchen). Die Industrie ist im raschen Wachsen begriffen, der Produktionswerth sämmtlicher industriellen Etablissements betrug 1852: 5⅓ Mill., 1876 mindestens 16 Mill. Rubel. In erster Linie stehen: Branntwein, Hanfprodukte (Hede, Stricke ꝛc.), Mehl, Leder, Geschirre, Metall (Maschinen, Kanonen ꝛc.) und Talg, dann Oel, Ziegel, Zucker, in geringem Grad auch Tuch, Bretter, Wachs, Tabak und Lein. Eingetheilt ist das Gouvernement in zwölf Kreise: Bolchow, Brjansk, Dmitrowsk, Jelez, Karatschew, Kromy, Liwny, Maloarchangelsk, Mzensk, O., Sjewsk und Trubtschewsk.

Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Orlik in die Oka, mit (1873) 46,910 Einwohnern, hat 25 griechisch-katholische, eine lutherische, eine römisch-katholische Kirche sowie 2 der Altgläubigen, ein Nonnenkloster, mehrere Buchhandlungen, ein Theater, ein hübsches steinernes Kaufhaus, mehrere Banken und Schulanstalten, darunter ein Real-, ein Militär-, ein klassisches und ein Mädchengymnasium, das Alexandrinische Fräuleininstitut und ein geistliches Seminar, eine öffentliche Bibliothek, Irren-, Armen- und Krankenhäuser, große Frucht- und Gemüsegärten, über 100 industrielle Etablissements, besonders für Fabrikation von Hanfprodukten, Grütze, Talglichten, Maschinen, Ziegel und Grünspan. Den regen Handel, vornehmlich mit Cerealien, Hanfprodukten und Talg, vermitteln die schiffbare Oka sowie die Eisenbahnen nach Moskau, nach Grjäsy mit einer Zweigbahn nach Liwny, nach Kursk und nach Smolensk. Bemerkenswerth ist auch der schöne, über 8 Hektar große, 1823 eröffnete Stadtgarten. Die um 1564 unter Johann dem Grausamen als Grenzfestung gegen die Tataren gegründete Stadt ist wiederholt ein Raub der Flammen geworden (1848 verbrannten 1237 Häuser und 1858 wiederum 600).

Orelli, Johann Kaspar von, namhafter Philolog und Kritiker, geb. 13. Febr. 1787 zu Zürich, wurde 1813 Professor an der Kantonschule in Chur und 1819 der Beredsamkeit und Hermeneutik am Carolinum zu Zürich, wo ihm auch an der neu errichteten Hochschule eine ordentliche Professur der klassischen Philologie übertragen wurde. Ein begeisterter Philhellene, erhielt er von den Hellenen das griechische Bürgerrecht. Er starb 6. Jan. 1849. Unter seinen zahlreichen, mit kritischem Geist veranstalteten Ausgaben griechischer und besonders römischer Klassiker sind vor allen zu nennen: die des Horaz

(Zür. 1837—38, 2 Bde.; 3. Aufl. von Baiter 1850—1852; kleine Ausg., daſ. 1838, 2 Bde.; 5. Aufl. von Baiter 1868), des Tacitus (daſ. 1846—47, 2 Bde.; Bd. 1, 2. Aufl. 1859; kleine Ausg., daſ. 1846—47, 2 Bde.) und der »Opera« Cicero's (daſ. 1826—31, 4 Bde.; 2. Aufl. mit Baiter und Halm 1845—64), an die ſich eine Ausgabe der Scholiaſten des Cicero als 5. Bd. (daſ. 1833) und ein »Onomasticon Tullianum« als Bd. 6—8 (daſ. 1836—38) anſchließen. Letztere beiden Werke bearbeitete O. gemeinſchaftlich mit Baiter. Mit Baiter und A. Ch. Winckelmann veranſtaltete er auch eine neue Ausgabe des Platon (Zür. 1839) in Einem Band nebſt einer kleinen Ausgabe in 21 Bändchen. Von ſeinen übrigen Arbeiten ſind zu nennen: »Geſchichtliche Darſtellung der Reformation in der Schweiz und Bündten« (Chur 1819); »Rationalismus und Supranaturalismus« (Zür. 1822); »Collectio inscriptionum latinarum selectarum amplissima« (daſ. 1828, 2 Bde.; in neuerer Zeit von K. Henzen berichtigt und durch einen neuen Band vermehrt). Orelli's Leben beſchrieb Adert (Genf 1849). Vgl. auch »Zürcher Neujahrblatt« (1851). — Sein Bruder **Konrad**, geb. 6. Nov. 1788 in Zürich, ſeit 1833 Profeſſor der Philoſophie am Gymnaſium daſelbſt, beſorgte die 3.—17. Auflage (Aarau 1853) von Hirzels »Franzöſiſcher Grammatik«, ſchrieb unter anderem eine »Altfranzöſiſche Grammatik« (2. Aufl., Zür. 1848) und »Spinoza's Leben und Lehre« (2. Aufl., daſ. 1850) und ſtarb in Zürich 10. Juli 1854.

Orēmus (lat., »laſſet uns beten«), im katholiſchen Gottesdienſt Aufforderung des Liturgen an das Volk beim Beginn des öffentlichen Gebets.

Orenburg, ruſſ. Gouvernement auf der Grenze von Europa und Aſien, grenzt im N. an Perm, im NO. an Tobolsk, im O. und SO. an das Gebiet Turgai (Turgaisk), im S. an das Land der Orenburgiſchen Kirgiſen, im W. an das Land der Uraliſchen Koſaken und an die Gouvernements Sſamara und Ufa und umfaßt ein Areal von 191,364 QKilom. (3475 QM.) mit (1872) 915,887 Einw. Der weſtliche Theil iſt ein Gebirgsland, gebildet vom Ural, mit einer abſoluten Höhe von ca. 1500 Meter, und deſſen mehr als um die Hälfte niedrigeren Ausläufern, unter denen bemerkenswerth ſind der Kurkiu und Irendyk, die Guberliniſchen Berge und der Obſchtſchij Sſyrt. Nach S. flacht ſich das Gebirge ab, ſo daß bei der Mündung des Ik in den Ural die Höhe nur noch 125 Meter beträgt. Der Landſtrich zwiſchen der Grenze des Gouvernements Sſamara und dem Ik ſowie der ganze öſtliche Theil vom linken Ufer des Ural trägt den Charakter einer Steppe, die im NO. zwiſchen den Flüſſen Tobol und Ui einer- und dem Mijaß anderſeits in eine Tiefebene von nur 14 Meter Höhe übergeht. Außer von den letztgenannten, zum Gebiete des Tobol gehörenden Flüſſen, wird O. von dem in ſüdlicher Richtung fließenden und bei Orsk nach W. biegenden, ſehr fiſchreichen, aber nicht ſchiffbaren Ural bewäſſert, welcher die Sſakmara, den Ik, Or, Ilek u. a. aufnimmt. Zum Gebiete der Wolga gehören die auf dem weſtlichen Abhang der Gebirge entſpringende Bjelaja (Nebenfluß der Kama) und die Sſamara. Seen zählt man bis 1500 (über $^2/_3$ davon im Kreis Tſcheljabin), darunter 70 Bitterſalzſeen und 12 Salzſeen, von denen der Kulat, Tſchirotkal, Kopulowskoje, Taufatkul, Gurtulukul und einige andere ausgebeutet werden. Das Klima iſt kontinental. Die mittlere Jahrestemperatur in der Hauptſtadt beträgt 2,4° R. (Januar —12°, Juli 16,8°), dabei ſind Fröſte von unter —30° und eine Sommerhitze von über 30° nichts Ungewöhnliches. Die Zahl der Regentage iſt 119,8, mit einem Niederſchlag von 420 Millim. Der Boden iſt lehmig, oft ſtark mit Sand gemiſcht, in den Bergen ſteinig, in den Flußthälern humusreich. Der Mineralreichthum iſt groß; ausgebeutet werden beſonders Kupfer am weſtlichen Abhang des Uralgebirges, Gold im obern Lauf der Nebenflüſſe des Ural und Tobol am öſtlichen Abhang des Ural, Magneteiſenſtein am bekannten Magnetberg (Kreis Werchne Uralsk), Silber, Blei und Salz bei Jletzk ſowie in den Seen. Große Nadelwälder finden ſich im N. des Uralgebirges und an deſſen Abhängen, dagegen kommen Laubwälder nur ſelten in der Ebene vor. Außer der Montaninduſtrie hat in letzter Zeit auch die Fabrikation von Leder, Branntwein, Talg und Seife einen Aufſchwung genommen. Viel wichtiger iſt jedoch der Handel (ſ. unten), der ſich in der Hauptſtadt und in Troizk ſowie auf den Jahrmärkten in Tſchejaba, Kurtamyſch und Tſchumljak koncentrirt. Die Einwohner, unter denen ca. 246,000 Baſchkiren, 229,000 Koſaken, 42,000 Kirgiſen, im übrigen ein buntes Gemenge ſlawiſcher, finniſcher und aſiatiſcher Volksſtämme, über welche nach der Theilung des Gouvernements (ſ. unten) noch keine genaueren Angaben vorliegen, gehören der Konfeſſion nach (mit Ausnahme von 245,000 Mohammedanern, 20,000 Sektirern und einigen hundert Katholiken, Proteſtanten, Juden und Heiden) zur griechiſch-katholiſchen Kirche. Hauptbeſchäftigung ſind Viehzucht und Ackerbau, nebenbei auch Fiſcherei, Bienenzucht und die erwähnte Induſtrie. O. iſt das viehreichſte Gouvernement Rußlands; 1871 kamen auf 100 Einw. 69,1 Pferde, 52,4 Rinder, 104,7 Schafe, 7,7 Schweine, 6,6 Ziegen und außerdem noch eine beträchtliche Menge der zum Waarentransport nothwendigen Kamele. Die Grenzen des Gouvernements ſind vielfach geändert worden, zuletzt 1865, wo das jetzige Gouvernement Ufa von O. abgetrennt und zu gleicher Zeit das Land der Orenburgiſchen Koſaken letzterem mit der Beſtimmung einverleibt wurde, daß der Ataman der Koſaken zugleich auch den Poſten eines Gouverneurs von O. verwalten ſollte. Das Gouvernement zerfällt in fünf Kreiſe: Tſcheljabinsk, Orsk, O., Troizk und Werchne Uralsk.

Die gleichnamige **Hauptſtadt** beſteht aus der eigentlichen **Stadt** in einer weiten Ebene am rechten hohen Ufer des Ural und dem feſtungsartig angelegten **Tauſchhof**, welcher die Karawanen beherbergt, am andern Ufer. Sie iſt Sitz eines Generalgouverneurs, unter welchem außer Orenburg auch das Gouvernement Ufa, das Gebiet von Turgai u. a. ſtehen, hat breite, regelmäßige Straßen, einen großen Marktplatz, 12 griechiſch-orthodoxe, eine lutheriſche und eine römiſch-kathol. Kirche, 4 Moſcheen, ein Theater, einen Stadtgarten, ein Arſenal, Kaſernen, Banken, Buchhandlungen, verſchiedene Lehranſtalten (darunter das Nikolajew'ſche Inſtitut), ein klaſſiſches, ein Militär-, ein Mädchengymnaſium und ein Militärprogymnaſium. Nicht von Belang iſt die Fabrikation, welche ſich bisher hauptſächlich auf Talg, Juften und Gußeiſen beſchränkte, dagegen von großer Wichtigkeit der Handel, der durch die 1877 eröffnete Eiſenbahnlinie Sſamara-O. noch viel an Bedeutung gewinnen wird. Jährlich kommen bis über 100 Karawanen aus Bochara, Chiwa, Chokand und Taſchkend, welche die Produkte dieſer Länder, beſonders Baumwolle, Vieh, Seide, Felle ꝛc., gegen gewebte Stoffe, Metallwaaren, Zucker, Getreide ꝛc. ein-

tauschen. O., ursprünglich 1735 auf der Stelle des jetzigen Orsk am Or (woher der Name) als Grenzfestung angelegt, wurde 1740 zuerst 190 Kilom. weiter nach den Rothen Bergen zu (jetzt Krassnogorsk) und von da 1743, des ungesunden Klima's halber, auf den jetzigen Standpunkt verlegt. Nachdem sich die Stadt sechs Monate lang gegen die Belagerung durch Pugatschew tapfer vertheidigt hatte, wurde sie zur Gouvernementsstadt erhoben, welche Bestimmung sie, nachdem sie von 1802 an Kreisstadt im Gouvernement gewesen, 1865 wieder erhielt. Mit der Erweiterung der russischen Grenzen nach Centralasien hin (seit 1862) hat O. als Festung jede Bedeutung verloren.

Orendel, eine Spielmannsdichtung des 12. Jahrh., in welcher eine altgermanische Sage (im Nordischen Örrandil) und eine christliche Legende verschmolzen sind. Die Einleitung des Gedichts erzählt die Geschichte des heiligen Rocks, der nach verschiedenen Abenteuern von einem Walfisch verschlungen wird. O. ist der Sohn des Königs Eigel von Trier und will um die schöne Brida, die Herrin des Heiligen Grabes, werben. Mit 22 Schiffen fährt er aus, leidet Schiffbruch, kommt zu dem Fischer Eise und fängt im Dienste desselben den Walfisch, der den heiligen Rock verschlungen hat. Derselbe macht seinen Träger unverwundbar; O. heißt von da an nur der »Graurock«. Er besteht zahlreiche Abenteuer und erwirbt Bridens Hand. Eine Engelsbotschaft ruft ihn nach Trier, wo er neue Abenteuer besteht und den heiligen Rock in einen Steinsarg legt. Ihm und seiner Gemahlin wird durch einen Engel ihr baldiger Tod verkündigt, worauf sie der Welt entsagen. Das Gedicht ist uns nur in einer Handschrift des 15. Jahrh. und einem Druck von 1512 erhalten (herausgeg. durch v. d. Hagen, Berl. 1844; von Ettmüller, Zür. 1858; übersetzt von Simrock, Stuttg. 1845).

Orense, die südlichste Provinz des span. Königreichs Galicien, 7093 QKilom. (128,8 QM.) groß mit (1870) 402,796 Einw., ist gebirgig (Kantabrisches Gebirge), wird im O. vom Sil, im W. vom Minho und im Innern vom Lima und Tamega durchflossen, besitzt Zinnbergwerke, Goldwäschen, zahlreiche Mineralquellen und bedeutende Waldungen und erzeugt Wein, Hanf, Mais, Oel, Gemüse, Gartenfrüchte, Mandeln und Kastanien. Die gleichnamige Hauptstadt, am Minho (mit hoch gewölbter Brücke), ist Sitz eines Bischofs, hat eine gothische Kathedrale, ein großes Priesterseminar, Wollzeugweberei, Chokoladenfabrikation, heiße Schwefelquellen und 6872 (mit dem Stadtgebiet 11,012) Einw.

Oreodóxa *Willd.* (Kohlpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, schöne hohe Bäume in Westindien und Südamerika, mit geringeltem Stamm, langen, endständigen, gefiederten Blättern, einhäusigen, gelblichen Blüten und ovaler Steinbeere mit faseriger Außenschicht. O. regia *H. B. K.* (Königspalme von Havana), eine der häufigsten Palmen Cuba's, auch auf Teneriffa, wird 20—25 Meter hoch; der Stamm ist unten am dicksten, verdünnt sich dann etwa bis zur Hälfte seiner Höhe etwas, wird hierauf wieder stärker und treibt schließlich einen grasgrünen, glatten, dünnen Schaft, aus welchem die Blätter entspringen. Die Rinde ist grünlichweiß; unter ihr liegt eine 5—8 Centim. starke holzartige Schicht von außerordentlicher Härte, welche dauerhaftes Gebälk und Sparrenwerk für Häuser gibt. Mit den Blättern deckt man Dächer, die Blütenscheiden dienen zu Wasserbehältern und zum Verpacken, die Früchte benutzt man als Schweinefutter. O. oleracea *Mart.*, auf den Antillen, besonders auf Cuba, auch in Guayana und Venezuela, wird über 50 Meter hoch, hat ebenfalls sehr hartes, aber dünnes Holz; die Epidermis der frisch abgehauenen Blätter benutzt man als Papier, das Herz wird in Essig eingemacht oder als Gemüse gekocht, das Mark gibt Sago, die abgekochten Nüsse liefern Oel. S. Tafel »Palmen II«.

Oréstes, 1) im griech. Mythus der Sohn des Agamemnon und der Klytämnestra, Bruder der Chrysothemis, Elektra (Laodike) und Iphigenia, sollte, als Agamemnon gegen Troja gezogen war und dessen Gemahlin von Aegisthos (s. d.) verführt ward, das Schicksal seines Vaters theilen, ward aber von Elektra (s. d.) zu dem Phokeerkönig Strophios gebracht, wo er bis zu seinem 20. Jahr blieb und mit dessen Sohn Pylades innige Freundschaft schloß. Beide kamen dann nach Mykenä, und O. rächte die Ermordung seines Vaters an der Mutter und ihrem Buhlen, indem er beiden den Tod gab. Von den Eumeniden deshalb verfolgt, irrte er lange umher und wurde von ihrer Rache endlich dadurch befreit, daß Athene auf dem Areopag ein Gericht über ihn niedersetzte und bei der Abstimmung einen weißen Stein in die Stimmurne warf, der die Freisprechung entschied, nach anderer Sage dadurch, daß er das Bild der Artemis von den Tauriern nach Griechenland brachte. Dort war seine Schwester Iphigenia (s. d.) Priesterin und sollte den O. als Fremden der Sitte gemäß opfern; sie erkannte aber in ihm ihren Bruder, entwendete das Bildnis durch List, und beide entkamen glücklich nach Griechenland. Nach seiner Rückkehr nahm O. die väterliche Herrschaft von Mykenä in Besitz und erhielt außerdem die Herrschaft von Argos und Lakonike. Er vermählte sich mit Hermione, der Tochter des Menelaos, und starb in Arkadien an einem Schlangenbiß. Die Sage ist vielfach als Stoff zu Tragödien benutzt worden, so von Aeschylos in einer Trilogie (Oresteia): »Agamemnon«, »Choëphoren« und »Eumeniden«, von Sophokles in der »Elektra«, von Euripides im »O.« und in der »Elektra«. Vgl. Becker, Die Orestessage der Griechen (Wittenb. 1858).

2) Röm. Feldherr zur Zeit des Untergangs des weströmischen Reichs, Sohn des Tatulus, aus Pannonien, durch seine Verheirathung mit der Tochter des Romulus aus Noricum mit dem Kaiser Constantius verschwägert, wurde Geheimschreiber des Attila und von diesem mehrmals an den oström. Kaiser Theodosius II. abgesendet. Nach Attila's Tode 453 diente er den abendländischen Kaisern, wurde römischer Patricier und Anführer der barbarischen Hülfstruppen, empörte sich gegen den Kaiser Julius Nepos, stürzte diesen vom Thron (475) und schmückte seinen Sohn Romulus Augustulus in Ravenna mit der römischen Kaiserkrone, wurde aber hierauf von den aufständischen Hülfstruppen unter Odoaker in Pavia belagert und nach Eroberung der Stadt 28. Aug. 476 enthauptet.

Oretäner (Oretani), mächtige Völkerschaft im westlichen Theil von Hispania tarraconensis bis zum Bätis (in der heutigen Mancha und Theilen von Granada und Murcia), mit den Städten Castulo (Cazlona) am Bätis, Tugia (Ruinen bei Quesada) und Biatia (Baëza). In den Punischen Kriegen war ihr Gebiet öfters der Schauplatz des Kriegs; hier fielen die beiden älteren Scipionen, und hier erfocht Scipio Africanus einen Hauptsieg über Hasdrubal.

Orezza, kleine Ortschaft auf der Insel Corsica, Arrondissement Corte, am Fiumalto, mit Marmor-

und Amianthbrüchen, zwei kalten kohlensäurehaltigen Eisenquellen (15° C.) und 340 Einw.

Orfa (Urfa, auch Roha), asiatisch-türk. Stadt im obern Mesopotamien (El Dschesireh), nordöstlich von Birebschik, Sitz eines armenischen Bischofs, hat ein festes Kastell, zahlreiche Moscheen, Bazare und Karawanseraien, Fabriken in Leder (Maroquin), Gold- und Silberwaaren (während die früher berühmten Kattundruckereien meist eingegangen sind) und etwa 30,000 Einw. O. ist das Kallirrhoë der Griechen, das Edessa (s. d.) des Mittelalters und gilt auch für die Stätte des biblischen Ur.

Orfáni, Stadt im türk. Wilajet Salonichi, am Golf von Rendina, unweit der Mündung des Struma, mit 3000 Einw. In der Nähe die Ruinen der alten Städte Amphipolis, Ekon und Kontessa.

Orfévrerie (franz.), Goldschmiedekunst, Goldschmiedearbeit.

Orfila, Matthieu Joseph Bonaventura, Toxikolog, geb. 24. April 1787 zu Mahon auf Minorca, bereiste 1801 Aegypten und Italien, studirte seit 1805 in Valencia, Barcelona, Madrid und Paris Medicin und Naturwissenschaften und hielt seit 1811 an der Pariser Universität Vorlesungen. 1819 ward er Professor der gerichtlichen Medicin und Toxikologie, 1823 der gerichtlichen Chemie und konsultirender Arzt des Königs, 1832 Mitglied des königlichen Raths der Universität und des Conseil général der Hospitäler, beständiger Dekan der medicinischen Fakultät und Président des jurys médicinaux. Durch seine Thätigkeit als Sachverständiger vor Gericht wurde O. in manche Streitigkeiten, namentlich mit dem als Naturforscher und Republikaner bekannten François Vincent Raspail, verwickelt. Der letzte berühmte Fall, über den O. öffentliche Erörterungen anstellte, war der von dem Grafen Bocarmé an seiner Gattin vollzogene Giftmord. Der Bericht Orfila's über diesen Proceß an die medicinische Akademie enthält viele neue Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Arseniks. Seit der Februarrevolution seiner Funktionen bei der medicinischen Fakultät enthoben, starb er 12. März 1853 zu Paris. Von seinen zum Theil höchst bedeutenden Werken sind hervorzuheben: »Traité des poisons« (Par. 1813—15, 2 Bde.; 5. Aufl. unter dem Titel: »Traité de toxicologie« 1852; deutsch, Braunschw. 1853, 2 Bde.); »Éléments de chimie médicale« (Par. 1817, 2 Bde.; 8. Aufl. 1851; deutsch, Erf. 1829); »Secours à donner aux personnes empoisonnées« (Par. 1812; deutsch, Berl. 1819 u. 1831); »Leçons de médecine légale« (Par. 1821—23, 4. Aufl. unter dem Titel: »Traité de médecine légale«, auch den 1830 zuerst erschienenen »Traité des exhumations juridiques« von O. und Lesueur enthaltend, 1847, 4 Bde.; deutsch, Leipz. 1848—50, 3 Bde.). O. war auch Mitherausgeber der »Annales d'hygiène publique«.

Orford, Stadt in der engl. Grafschaft Suffolk, 8 Kilom. oberhalb der Mündung der schiffbaren Ore in die Nordsee, mit etwa 900 Einw. Auf der Nehrung, welche den Fluß vom offenen Meer trennt, bei Orford Neß, zwei Leuchthäuser. O. hat eine merkwürdige alte Kirche, die Ruinen eines alten königl. Schlosses sowie Austernbeete und ist eine der sogen. »faulen Städte« (rotton boroughs), deren Lokalregierung von der städtischen Reformakte nicht berührt wurde.

Organ (v. griech. organon, »Werkzeug«), gegenwärtig in den Naturwissenschaften jeder geformte und an sich individuelle Theil eines lebendigen Ganzen, also eines Thiers oder einer Pflanze. Jedes O. hat den Grund seines Daseins nicht in sich selbst, sondern in dem Ganzen, welchem es angehört; daher besitzt es auch nur im Zusammenhang mit diesem wahres Leben und ist getrennt von ihm ein Todtes. Die Vereinigung einer gewissen Anzahl von verschiedenen Organen zu einem lebensfähigen Ganzen heißt Organismus. Die einzelnen unter sich vereinigten Organe bestehen nur durch einander, sie geben einander die ihnen im Organismus zukommende Bedeutung und erhalten einander gegenseitig. Der Modus der Vereinigung heterogener Glieder oder Organe zu einem Ganzen, welchem ein vernünftiger Plan zu Grunde liegt, heißt Organisation. Den Gegensatz zu den organisirten Wesen bilden diejenigen Naturkörper, deren einzelne Theile nur äußerlich mit einander zusammenhängen. Die Theile der nicht organisirten Körper existiren bloß neben einander; sie bedingen sich nicht wechselsweise und hören selbst dann, wenn sie aus ihrem Zusammenhange gerissen werden, nicht auf zu sein, was sie eben sind. Die Erscheinungen, deren Gesammtheit man Leben (s. d.) nennt, verlaufen nur an den Organismen; die allgemeinste und hervorragendste Erscheinung an letzteren aber ist der Stoffwechsel, dessen die unorganisirten Naturkörper gänzlich entbehren. Diejenigen chemischen Körper, welche nur in den Organismen vorkommen und im Verlauf des diesen eigenthümlichen Stoffwechsels entstehen, nennt man organische Körper, im Gegensatze zu den anorganischen Körpern, welche sich im Mineralreich vorfinden und ganz unabhängig von den Organismen sind. Doch kommen auch anorganische Körper in den Organismen vor. Auch die chemischen Elemente, aus welchen die organischen Körper bestehen, finden sich sämmtlich in den anorganischen Körpern wieder. Uebrigens darf man den Begriff organisch nicht mit organisirt verwechseln. Der organische Körper ist als solcher noch nicht organisirt; jeder organisirte Körper ist deshalb, weil er organisirt ist, auch organischer Natur. Diejenigen Theile des thierischen und pflanzlichen Organismus, welche wir im gewöhnlichen Leben als Organe zu bezeichnen pflegen, zeigen sich bei näherer Untersuchung wiederum aus feineren Organen zusammengesetzt. Die menschliche Zunge z. B. ist ein O., welches aus einer eigenthümlich gebauten Schleimhaut, aus Gefäßen, Nerven, Muskeln ꝛc. besteht. Jedes der genannten Gebilde stellt für sich wiederum ein O. vor, denn jeder Muskel z. B. besteht aus Bindegewebe, Gefäßen, Nerven und Muskelfasern, jede Muskelfaser wieder aus einem feinen Schlauch, in welchem eine kontraktile Substanz und Kerne enthalten sind, und selbst die kontraktile Substanz zeigt eine Zusammensetzung aus feinsten Längsfasern, welche endlich aus zweierlei, hellen und dunklen, Scheiben aufgebaut sind. Hiernach wird die Annahme wahrscheinlich, daß uns die letzten organisirten Elemente, aus denen sich die Organismen aufbauen, noch ganz unbekannt sind. Vorläufig hat man sich allgemein daran gewöhnt, als sogen. Elementarorgan die thierische und pflanzliche Zelle zu betrachten. (Vgl. Leben und Zelle.) Die Summe aller Organismen zerfällt nach der gewöhnlichsten Eintheilung in ein Pflanzen- und ein Thierreich, und innerhalb dieser Grenzen, von den niedrigsten Pflanzen und Thieren bis zum Menschen hinauf, ist ein wachsender Reichthum der Organe und ihrer Funktionen zu bemerken. — Das Wort O. wird auch übertragen auf Gegenstände anderer Art, z. B. Wissenschaften, Kunstwerke, insbesondere aber auf das Staatsleben (Staatsorganismus). In

weiterer Bedeutung bezeichnet O. jedes Mittel der Gedankenmittheilung, also zunächst die menschliche Stimme mit besonderer Rücksicht auf ihre Höhe und ihren Klang, namentlich in ihrer oratorischen Anwendung, sodann auch den Redenden selbst, sobald er nämlich im Namen und Auftrag anderer das Wort führt, und endlich gewisse Wege der schriftlichen Gedankenmittheilung, namentlich Zeitungen und Zeitschriften, welche einer bestimmten Richtung ausschließlich dienen, woher Benennungen, wie Regierungsorgan, Parteiorgan ꝛc.

Organdies (Organdis, franz., spr. -gangd-), glatte, lockere, feine Baumwollgewebe, dem Musselin ähnlich, aber dichter und steifer appretirt, wurden zuerst in Ostindien dargestellt, dann aber auch in europäischen Musselinwebereien nachgeahmt und dienen besonders zu Unterfutter für Frauenkleider.

Organisation (griech.-lat.), die eigenartige Beschaffenheit eines organischen (lebenden) Wesens, welche vermöge des zweck- und gesetzmäßigen Zusammenwirkens seiner Organe bedingt, erhalten und weiter entwickelt wird (s. Organ). Der Begriff wird auch übertragen auf Gesellschaftskörper (Staat, Heer, Korporation, Gesellschaft ꝛc.) und umfaßt sodann alle die Einrichtungen, die zum Bestehen, zur Fortentwickelung eines solchen Körpers und zur Erreichung seiner Zwecke getroffen worden sind. Im faktitiven Sinn, in welchem auch der Ausdruck Organisirung gebräuchlich ist, versteht man darunter die durch organische Thätigkeit sich vollziehende Bildung eines organischen Wesens oder die nach bestimmten Regeln und zu bestimmten Zwecken geschehende Bildung oder Errichtung eines Gesellschaftskörpers (eines Heers ꝛc.). Organisatörisch, organisirend, auf O. gerichtet oder ihr gemäß.

Orgänisch, **Organismus**, s. Organ.

Orgänon (griech.), s. v. w. Werkzeug, Instrument, Organ (s. d.), besonders seit des Aristoteles unter diesem Titel zusammengefaßten logischen Schriften Bezeichnung solcher philosophischen Werke, in denen auseinander gesetzt wird, unter welchen Bedingungen die Erkenntnis der Wahrheit möglich ist und wirklich erlangt wird.

Organsin, gezwirnte Seide zur Kette der Gewebe im Gegensatze zur Trama oder Tramseide, welche den Einschlag bildet.

Orgasmus (griech., »Schwellung«), veralteter Ausdruck für jeden starken Trieb irgendwohin, insbesondere für übermäßigen Andrang von Säften nach irgend einem Organ, hauptsächlich vom Blut gebraucht, wonach O. in einem beschleunigten Kreislauf mit vermehrter Blutausdehnung, großer Wärmeentwickelung und ungewöhnlichem Bluteintritt in die Haargefäße besteht.

Orgeade (franz., spr. -schäde, Orgeat, Gerstenmilch), überhaupt ein mit Zucker versüßter Kühltrank, aus Gerste und zu einer Emulsion angestoßenen Mandeln, Mohn, Hanfkörnern u. dgl. bereitet; insbesondere dasjenige Getränk, welches aus dem säuerlich-süßen Mark der süßen Orangen mit Wasser und Zucker bereitet wird.

Orgejew, Kreisstadt im russ. Gebiet Bessarabien, am Reut, hat 3 Kirchen, berühmte Kalkbrennereien und (1867) 5738 Einw. (meist Juden). Die höchst schmutzige Stadt ist Privateigenthum der Familie Pangalo.

Orgel (v. griech. órganon, »Werkzeug«), musikal. Tonwerkzeug, das seinem eigentlichen Wesen nach als ein Verein vieler Blasinstrumente anzusehen ist. Diese werden aus einem Windbehälter, welcher mittels der Bälge, deren Mechanismus dem der gewöhnlichen Blasebälge gleichkommt, mit Luft versehen wird, geblasen und zum Tönen gebracht, sobald der Spieler durch Niederdrücken von Tasten der Luft Zutritt zu den entweder aus Metall, oder aus Holz gefertigten Pfeifen gestattet. Man unterscheidet hiernach drei Haupttheile der O.: das Windwerk (Bälge, Windkanal, Windladen, Kancellen, Windkästen, Pfeifenstöcke), die Pfeifen, in welchen die aus der Windlade strömenden Luftmengen verschiedenartige Klänge, nach Maßgabe der Größe und Beschaffenheit der Pfeifen, erregen, und die Mechanik, durch welche eine willkürliche Absonderung ganzer Reihen homogener Pfeifen (d. h. aller zu Einer Stimme gehörigen Pfeifen) bewirkt wird, und durch die anderseits für jeden einzelnen Ton (für alle zu einer Taste gehörigen Pfeifen) der Luft der Zugang verstattet oder verwehrt werden kann. Die erstere Art der Mechanik nennt man Registratur, die letztere Traktur. Der erwähnten Tastenreihen (Klaviaturen) finden sich an der O. in der Regel mehrere: eine, gewöhnlich zwei, bei ganz großen Werken aber auch vier bis fünf, welche mit den Händen gespielt werden und terrassenartig übereinander stehen (Manuale), und eine, bei großen Werken zwei, welche für die Füße bestimmt sind (Pedale). Ist die O. zu klein, als daß ein Pedal angebracht werden könnte, so nennt man sie Positiv, und ist dieses so eingerichtet, daß es bequem von einem Ort zum andern gebracht werden kann, so erhält es den Namen Portativ. Die Manuale haben dieselbe Einrichtung wie die Tastatur des Klaviers und gewöhnlich einen Umfang vom großen C bis zum dreigestrichenen e oder f (auch g). Das Pedal ist ähnlich gebaut, nur sind seine Tasten größer und weiter auseinander gelegt, weshalb es nur vom großen C bis zum eingestrichenen d, in besonderen Fällen (z. B. in der Merseburger Domorgel) bis f geht. Dennoch ist die O. das einzige Instrument, welches den gesammten in der Musik möglichen Tonumfang von acht Oktaven besitzt. Zur Erreichung dieses Zwecks verwendet man Pfeifen von verschiedenem Fußtonmaß (s. Fuß) und zwar vom 32-Fußton an bis zum 1-Fußton. Die 32füßige Stimme klingt nämlich zwei Oktaven tiefer, als sie geschrieben wird, und die 16füßige eine; der 8-Fußton entspricht der Notation sowie der Menschenstimme, und mit 4-Fußton ꝛc. gelangt man jedesmal um eine Oktave höher. Da nun der Umfang des Manuals mit Benutzung eines 8füßigen Registers (unter Register oder Stimme versteht man die durch eine bestimmte Klangart zusammengehörigen Pfeifen) dem Tonumfang der menschlichen Stimme vom tiefsten Baß bis zum höchsten Diskant entspricht, also die schon oben erwähnten vier Oktaven umfaßt, so haben sich nach Tiefe sowohl als Höhe je zwei weitere Oktaven anzuschließen. Man gibt deshalb dem Manual ein 16füßiges Register bei und gewinnt so in der Tiefe die Kontraoktave (C 1), während eine Pedalstimme von 32-Fußton noch die große Kontraoktave (C 2) hinzufügt. Nach der Höhe hin aber erreicht man durch ein 4füßiges Manualregister das viergestrichene c, durch ein 2füßiges das fünfgestrichene, durch ein 1füßiges (z. B. Flageolet) das sechsgestrichene. Schon hieraus ergibt sich, daß zu jeder Klaviatur mehr als eine einzige Pfeifenreihe (Register) nöthig ist. Die Anzahl solcher Register richtet sich natürlich nach der Größe der O., so daß ein Positiv deren nur wenige besitzt, während in einem großen Werk ihre Anzahl oft eine sehr bedeutende ist. So

besitzt die Domorgel zu Merseburg deren 81, die in Ulm 100, die im Dom zu Schwerin 84, die in der Alberthalle zu London 120. Außer den schon genannten Registern, welche verschiedene Tonhöhen und zwar immer im Abstand einer Oktave geben, bestehen nämlich auch solche, welche statt des Eigentons der Taste dessen Terz, Quinte oder Septime (höher oder tiefer) erklingen lassen. Andere Register hinwieder haben für jede Taste mehrere Pfeifen, welche in Oktaven, Quinten, Terzen und Septimen gestimmt sind und gleichzeitig ertönen, so daß also eine Taste, wenn sie niedergedrückt wird, nächst ihrem eigenen Ton auch dessen Oktave oder Oktave und Quinte ꝛc. oder diese Intervalle mehrmals in mehreren Oktaven, allein oder auch im Verein mit der großen Terz erklingen läßt. Man nennt sie deshalb Mixturen oder gemischte, auch Neben- oder Füllstimmen. Eine andere Reihe von Registern endlich hat den Zweck, durch verschiedene Klangfarben Mannigfaltigkeit zu erzeugen. Auch diese theilen sich wieder in solche, deren Klangcharakter nur bei der O. vorkommt (dahin gehören vor allem die Principale), und in solche, die bestimmt sind, theils ältere, außer Gebrauch gekommene, theils noch übliche Blas- und Streichinstrumente nachzuahmen. Dahin gehören die Register: Cornet, Dolcian, Flûte d'amour, Viola da Gamba, Fagott, Oboe, Trompete, Violon u. a. Jedes Register der Grundstimmen kann sowohl für sich allein, als auch in Verbindung mit anderen oder allen gespielt werden, wenn dem Winde die verschiedenen Pfeifenreihen zugänglich gemacht werden. Dies geschieht durch Züge, welche zu beiden Seiten des Manuals angebracht sind und Registerzüge (Manubrien) heißen. Manuale und Pedale können auch unter einander durch Koppeln verbunden werden, dann tönen alle Register der gekoppelten Klaviere mit einander. Die Koppelung der einzelnen Manuale wird neuerdings sehr wesentlich durch die von Barker erfundene pneumatische Maschine erleichtert. Durch dieselbe lassen sich leicht auch verschiedene Kombinationen ganzer Stimmgruppen (Kollektivzüge) und Crescendo- und Decrescendozüge (Schweller) ermöglichen. Hinsichtlich des Baues der Pfeifen unterscheidet man Labialpfeifen und Zungenpfeifen und nach der Bestimmung ihrer Tonhöhe durch Offenlassen oder Verschließen (Decken) der Mündung offene und gedeckte Pfeifen (Gedackte). Die Labialpfeifen (auch Flötenwerke genannt) haben, ähnlich wie das Flageolet, eine von innen verengerte Einmündung. Zu ihnen gehören vor allem die Principalregister, welche meist von Metall sind und öfters in der Front (Prospekt) der O. stehen. Die Eigenthümlichkeit der Zungenpfeifen (auch Rohr- oder Schnarrwerke genannt) besteht hingegen darin, daß sich an der Mundstückröhre der Pfeife ein länglich-schmales Blättchen (Zunge) von doppelt gewalztem Messing oder Neusilber befindet, welches, da es nur auf einer Seite befestigt ist, an seinem freien Ende durch die einströmende Luft in Schwingung versetzt wird. Hinsichtlich der offenen und gedeckten Pfeifen ist noch zu bemerken, daß sie sowohl zu Flöten- als Zungenwerken verwendet werden können. Ein detaillirteres Eingehen auf die Struktur der O. würde hier zu viel Raum in Anspruch nehmen und schließlich dennoch dem Tadel der Unvollständigkeit nicht entgehen können. Vgl. Töpfer, Lehrbuch der Orgelbaukunst (Weim. 1855), das vorzüglichste und wahrhaft epochemachende Werk über diesen Gegenstand.

Notirt wird für die O. in der Regel ebenso wie für das Klavier, d. h. auf zwei Systemen, mit Violin- und Baßschlüssel. In älteren Kompositionen findet man außerdem auch die sämmtlichen C-Schlüssel und den F-Schlüssel auf dritter und fünfter Linie. Ueber die erst durch Einführung der Mensuralnoten allmählich obsolet gewordene Orgeltabulatur (auch deutsche Tabulatur genannt) s. Tabulatur. Die Pedalnoten werden mit Ped. (Pedale), die Manualnoten mit Man. (Manuale, manualiter) oder auch mit s. p. (senza pedale) bezeichnet. Tritt neben dem Manual das Pedal mit einer vollkommen selbständig geführten Stimme auf, so schreibt man diese in ein drittes System. Die beiden über ihm stehenden Systeme sind sodann nur für das Manual bestimmt. Die Registrirung wird, namentlich in älteren Kompositionen, vom Komponisten nur selten angegeben. Ganz genau kann sie schon deshalb nicht vorgeschrieben werden, weil die Orgeln hinsichtlich ihrer Register große Verschiedenheiten aufweisen. Der Tonsetzer begnügt sich deshalb meist mit einigen allgemeinen, zu Anfang des Stücks verzeichneten Bestimmungen, wenn er seiner Komposition eine bestimmte Tonhöhe oder Klangfarbe für angemessen hält. Werden die sämmtlichen Register zugleich benutzt, so nennt man dies das volle Werk (organo pieno) spielen; in allen übrigen Fällen jedoch hat die Registrirkunst des Organisten (d. h. dessen Geschmack hinsichtlich des Wechsels und der Verbindung einzelner Register) endgültig zu entscheiden.

Die erste Idee zur Erbauung der O. (die Legende schreibt sie der heil. Cäcilia zu) ging aller Wahrscheinlichkeit nach von der Panflöte (Syrinx) aus, welche man, nachdem man sie vergrößert und mit Tonlöchern versehen hatte, endlich mit künstlich erzeugtem Wind zum Klingen bringen lernte. Hierher gehören das schon von den Hebräern bei ihrem Gottesdienst gebrauchte Instrument Magrepha oder Ugabb und die Hydraule oder Wasserorgel (s. d.) der alten Griechen, ein bei den Festlichkeiten der antiken Welt äußerst beliebtes Instrument. Im Abendland scheint die O. um das 9. Jahrh. in Gebrauch gekommen zu sein, und zwar noch immer als Wasserorgel. Erst zu Anfang des 14. Jahrh. wurde diese Gattung durch die Windorgel gänzlich verdrängt, nachdem diese bis zu jenem Zeitpunkt nur die Ausnahme g bildet hatte, wie die O., welche Karl d. Gr. 812 für den Dom zu Aachen erbauen ließ. Sponsel (in seiner »Orgelhistorie«) bezweifelt überhaupt, daß die Wasserorgel jemals in der Kirche verwendet worden sei; in nördlicheren Gegenden war sie schon wegen des Einfrierens des Wassers im Winter nicht gut zu gebrauchen. Zwar wird berichtet, daß schon Papst Vitalian I. (gest. 672) die O. in die Kirche eingeführt habe; allein Sponsel meint wohl mit Recht, daß unter den »Organis«, welche in jenem Bericht erwähnt werden, ebenso gut Blasinstrumente überhaupt verstanden werden könnten. Das Pedal scheint schon gegen Ende des 14. Jahrh. in Gebrauch gewesen zu sein; allgemeiner bekannt wurde es erst, nachdem es der seiner Zeit hochgefeierte Orgelspieler Bernhard der Deutsche 1479 in Venedig eingeführt hatte. Am spätesten fand diese Erfindung in England Eingang, während sie in Deutschland mit großer Vorliebe gepflegt wurde. Gleichwohl war die Einrichtung der O. noch immer sehr primitiver Natur; so war das aus acht Tönen bestehende Pedal mit Stricken an die Pfeifenventile angehängt, und die 5—6 Zoll breiten und ½ Zoll von einander abstehenden Tasten des Manuals hatten einen beinahe fuß-

tiefen Fall. Ein Spielen mit den Fingern war daher unmöglich, und die Tasten mußten mit der Faust niedergeschlagen werden; daher noch jetzt der Ausdruck »Orgelschlagen«. Wie unter solchen Verhältnissen die für die O. bestimmten Kompositionen beschaffen sein konnten, ist leicht zu errathen. Erst im 16. und 17. Jahrh. wurden allmählich jene Verbesserungen erfunden, wodurch die O. endlich zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gelangen konnte. Zu den Orgelbaumeistern, welche sich hierin die meisten Verdienste erworben haben, gehören: Buchholz, Förner, Friedrici, Ladegast, Mende, Silbermann, W. Sauer in Frankfurt a. O. (der leistungsfähigste der gegenwärtigen deutschen Orgelbauer), Schulze, Gehrhardt, Walcker u. a. Als neueste Errungenschaft auf dem Gebiete des Orgelbaues muß der Gebrauch der Elektricität und des Galvanismus für die Mechanik, wodurch das Spiel außerordentlich erleichtert wird (elektromagnetische Orgeln), bezeichnet werden. Empfehlenswerthe Werke über die Geschichte der O. sind: Sponsel, Orgelhistorie (Nürnb. 1771); Antony, Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Vervollkommnung der O. (Münst. 1832); Wangemann, Geschichte des Orgelbaues; Ritter, Geschichte des Orgelspiels.

Da der Ton der O. so lange in gleicher Stärke erklingt, als die Taste niedergedrückt wird, so liegt es nahe, daß sich die O. unter allen Tasteninstrumenten am meisten zu dem einen gebundenen Vortrag erfordernden strengen Stil eignet. Der Orgelspieler soll deshalb ein tüchtig gebildeter Musiker sein, sowohl in technischer Beziehung, als auch hinsichtlich seiner Kenntnisse im polyphonen Satz, in der Behandlung der sogen. Kirchentonarten und in der Choralkunde. Der in der katholischen Kirche beschäftigte Organist muß überdies ein gewandter Generalbaßspieler sein. Zu den hervorragendsten Orgelspielern gehörten im 14. Jahrh. Fr. Landino; im 15. der schon genannte Bernhard der Deutsche, Paul Hoffheimber, Konrad Paumann (fälschlich Paulmann genannt) und A. Squarcialupo (dagli Organi); im 16. Andrea und Giovanni Gabrieli, Claud. Merulo und Striggio; im 17. Buxtehude (der Vorläufer Seb. Bachs), Schlick, Frescobaldi, Froberger, Georg Muffat, Pachelbel und Sam. Scheidt; im 18. Seb. Bach und dessen Söhne Friedemann und Philipp Emanuel, Buttstedt, Händel, Homilius; endlich im 19. Jahrh. K. F. Becker, D. H. Engel, Herzog, Hesse, Mendelssohn, Ritter, Schellenberg, Joh. Schneider, Töpfer, der blinde Orgelmeister K. Grothe, A. G. Fischer und G. Merkel in Dresden, Otto Dienel und Haupt in Berlin, Palme in Magdeburg, Wald in Wiesbaden, Papier und Piutti in Leipzig, Volckmar in Homberg, letzterer zugleich der fruchtbarste Orgelkomponist der Gegenwart. Auch viele andere der eben Genannten zeichneten sich zugleich im Fach der Komposition aus. Empfehlenswerthe Orgelschulen lieferten: Knecht (Leipz. 1795), Schneider (Halberst. 1829—30), Ritter (9. Aufl., Erf. 1855), Volckmar, Frankenberger, Brähmig, Lemmens (für katholische Organisten), Schütze ꝛc. Organ für Orgelbau und Orgelspiel ist Gottschalgs Musikzeitschrift: »Urania« (Erf., seit 1844).

Orgelet (spr. orsch'lä), Stadt im franz. Departement Jura, Arrondissement Lons le Saunier, mit Resten eines alten Schlosses, altem Hospital (seit 1292), Käsebereitung (sogen. Gruyères) und (1872) 1834 Einw.

Orgelgeschütz, ein jetzt nicht mehr gebräuchliches Geschütz aus der Periode der niederländisch-span. Kriege von 1568—1609, welches das heutige Kartätschenfeuer ersetzen sollte, bestand aus einer, auch wohl mehreren Reihen auf einem Gestell neben und über einander befestigter Röhren von kleinem Kaliber, die durch eine Leitvorrichtung zu gleicher Zeit abgefeuert werden konnten. Nicht selten waren an der Stirnseite auch noch lange Spieße angebracht (daher auch Igelgeschütze). Eine Art O. ist die Espingole (s. d.).

Orgelpunkt (aushaltende Kadenz, Corona), im allgemeinen ein zu mehreren Harmonien nach Orgelart, d. h. in einer dem Fortklingen der Orgel entsprechenden Weise, beibehaltener Baßgrundton; insbesondere eine Stelle am Schluß gewisser, meist kirchlicher Tonstücke, bei welcher die oberen Stimmen eine Zeitlang zum Schlusse sich fortbewegen, während die Baßstimme schon längst den Schlußton festhält; zuweilen aber auch am Anfang eines größern Tonwerks angewandt, wie z. B. in Bachs Matthäuspassion. Die Intervalle der Zusammenklänge machen dabei unter sich stets ein (gleichviel ob konsonantes oder dissonantes) Akkordverhältnis aus, worin jedoch der liegende Baß nicht immer mit eingeschlossen zu sein braucht.

Orgeni (von Görger St. Jörgen), Aglaja, Opernsängerin, geb. 17. Dec. 1844 zu Lysmienitza in Galizien, Tochter eines österreich. Generals von deutscher Herkunft, genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und Ausbildung ihres früh sich verrathenden musikalischen Talents, erregte bei verschiedenen Wohlthätigkeitskonzerten als Sängerin allgemeines Aufsehen und widmete sich endlich ganz der Künstlerlaufbahn. Schon in München, wo sie 1863 sich hören ließ, war der Erfolg derart, daß ihr ein Engagement daselbst angetragen wurde; sie lehnte aber ab, um zunächst bei der Viardot-Garcia in Baden-Baden ihre musikalische Ausbildung zu vervollkommnen. Im December 1865 debütirte sie im Opernhause zu Berlin als Nachtwandlerin mit glänzendem Erfolge, gab aber, da es ihrem patriotischen Gefühl widerstrebte, bei der Festvorstellung nach dem Feldzug von 1866 im »Feldlager in Schlesien« mitzuwirken, ihre ausgezeichnete Stellung auf und hat auch seitdem kein festes Engagement mehr angenommen. Sie gastirte in allen größeren Städten Deutschlands, wirkte auch saisonweise in England, Italien und sang einige Zeit am Théâtre lyrique in Paris. Zu ihren Glanzrollen gehören: Valentine, Senta, Agathe, Lucia, Amine, Rosine, Selika, Zerline.

Orgères (spr. -schähr), Dorf im franz. Departement Eure-et-Loir, Arrondissement Châteaudun, bekannt geworden durch die Kämpfe 2. Dec. 1870.

Orges, Hermann, Ritter von, namhafter Publicist, geb. 12. April 1821 in Braunschweig, trat nach Absolvirung des dortigen Gymnasiums in die preußische Artillerie ein und wurde Officier, verließ 1848 den Militärdienst und machte auf einem russischen Schiff eine Reise um die Welt, während welcher er der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« Korrespondenzartikel lieferte. Zurückgekehrt, ward er 1851 von dieser Zeitung nach Paris, 1853 nach dem Orient geschickt und trat 1854 in die Redaktion selbst ein, der er bis 1864 angehörte. Er vertrat in derselben mit großem Eifer und nicht ohne Geschick den großdeutschen Standpunkt und die österreichischen Interessen; namentlich 1859 suchte er mit wahrer Leidenschaft Deutschland zur Theilnahme am italienischen Krieg fortzureißen. 1864 trat er in österreichische Dienste über, ward im auswärtigen Ministerium publicistisch beschäftigt, 1866 Regierungsrath und Ritter der Eisernen Krone. Er starb 9. Juni 1874 infolge eines Unglücksfalls.

Orgien (griech.), ursprünglich Verrichtungen beim Gottesdienst, namentlich Opfergebräuche, die von den Göttern einigen Auserwählten besonders mitgetheilt wurden (so von der Demeter dem Triptolemos, Eumolpos); in späterem Sprachgebrauch vorzüglich solche heilige Verrichtungen, bei denen unter enthusiastischer Gemüthsstimmung Weihen stattfinden, die den Menschen reinigen und ihm vor oder nach dem Tod ein gutes Loos zusichern sollen. Die berühmtesten dieser Weihen waren die eleusinischen der Demeter und Persephone. In dieser Hinsicht fallen die O. mit den Mysterien zusammen. Die Dionysischen O. wurden an vielen Orten gefeiert, wobei ausgelassene, durch Genuß des Weins und durch Tanz hervorgerufene Fröhlichkeit herrschte, und deshalb heißen jetzt O. in übertragener Bedeutung wilde, auch mit geschlechtlichen Ausschweifungen verbundene Trinkgelage.

Orgiva, Stadt in der span. Provinz Granada (Andalusien), die Hauptstadt der westlichen Alpujarras, am Fluß O., mit Oel-, Feigen-, Mandel- und Weinbau und 3632 Einw.

Orgon (spr. -góng), Stadt im franz. Departement Rhônemündungen, Arrondissement Arles, an der Durance, hat Getreide- und Seidenhandel, Reste eines römischen Aquädukts und eines alten Schlosses und (1872) 3160 Einw. Merkwürdig sind die Schleusen und der Tunnel des Kanals von Boisgelin.

Oria (das antike, von Kretern gegründete Uria oder Hyria), Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Brindisi, unweit zweier Seen malerisch auf einer Anhöhe gelegen, mit herrlicher Aussicht auf das Adriatische Meer und auf den Golf von Tarent, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, eine mittelalterliche Burg, Tabakbau, Fabrikation von Baumwollwaaren und Hüten und (1871) 7085 Einw.

Orianda (Uerjanda), Besitzung der russischen Kaiserfamilie, an der Südküste der Krim (Kreis Jalta) malerisch gelegen, mit schönen Lustschlössern (davon eins in orientalischem Stil), prächtigen Parks und alten Ruinen.

Oriani, Barnabé, verdienter ital. Astronom, geb. 17. Juli 1752 zu Garegnano bei Mailand, von 1786 bis zu seinem Tode, 12. Nov. 1832, Direktor der dortigen Sternwarte, von Napoleon I. zum Grafen und Senator des Königreichs Italien ernannt, berechnete als einer der ersten die Bahn des Uranus und nahm an der Meridiangradmessung zwischen Mailand und Genua sowie an der Triangulirung der Lombardei theil. Von seinen literarischen Arbeiten sind zu nennen: »Observationes et tabulae novi planetae« (1785), die »Theoria planetae Mercurii« (1798) und die klassische »Trigonometria sphaerica« (Bol. 1806).

Oribasius, griech. Arzt aus Pergamon oder Sardes, 326—403 n. Chr., Schüler des alexandrinischen Dogmatikers Zeno von Kypros, ward Quästor von Konstantinopel und Leibarzt des Kaisers Julian des Abtrünnigen. Julians Nachfolger Valens und Valentinian verbannten O., doch ward er später zurückgerufen. Auf Julians Befehl verfertigte O. aus Galen und den Werken griechischer Aerzte einen vollständigen Auszug in 70 Büchern (Synagogia iatrikē), von welchem er 20 Jahre später zunächst für seinen Sohn Eustathius eine kürzere Uebersicht in 9 Büchern (Synopsis) zusammenstellte. Nur einzelne Bücher haben sich in griechischer Sprache erhalten, von denen unter dem Titel: »Medicinalia collecta« die 2 ersten Bücher von Gruner (Jena 1782, 2 Bde.), Buch 1—15 von Matthäi in »Veterum et clarorum medicorum graecorum varia opuscula« (Mosk. 1808), Buch 44, 45 und 48—50 von Mai in den »Classici auctores e vaticanis codicibus editi« (Bd. 4, Rom 1831) aus Handschriften zuerst bekannt geworden sind. Außerdem findet sich in der Sammlung von Cocchi (»Graecorum chirurgorum libri«, Flor. 1754) das 46. und 47. Buch nebst Fragmenten des 48. und 49. griechischen und lateinischen, das 43. und 45. lateinische in »Vidi Vidii chirurgia« (Par. 1544). Die meisten Bücher des O. kannte man nur aus einer lateinischen Uebersetzung, die von Rosarius unter dem Titel: »Oribasii opera omnia« (Bas. 1557, 3 Bde.) herausgegeben und von Stephanus in »Medicae artis principes« (Par. 1567, 2 Bde.) wieder abgedruckt wurde. Die vollständigste Ausgabe ist die von Bussemaker und Daremberg (Par. 1852—76, 6 Bde.).

Orient (v. lat. oriens, »aufgehend«), zunächst die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar aufgeht, also s. v. w. Morgen, Osten; dann s. v. w. Morgenland, d. h. die den Europäern nach Morgen gelegenen Länder, insbesondere der Theil von Asien, welcher in der Geschichte des Alterthums eine Rolle gespielt hat; in der Freimaurerei (franz. Grand-Orient) die versammelte Loge, als von der das Licht ausgeht, und der nach Osten gerichtete erhöhte Sitz des Meisters vom Stuhl.

Orientalische Frage, die Frage der Lösung der durch die Verhältnisse des Orients bedingten Schwierigkeiten. Dieselben beruhen auf der Lebensunfähigkeit des Türkischen Reichs (s. d.), welches weder den Umfang seines Gebiets mit eigener Kraft behaupten, noch ein gedeihliches Verhältnis zwischen seinen mohammedanischen und christlichen Unterthanen herzustellen vermag. Die öfteren Versuche seiner Vasallenstaaten, wie Rumäniens, Aegyptens, Serbiens, Montenegro's, von Tripolis und Tunis, oder der unterworfenen Völker, wie der Griechen, sich der türkischen Herrschaft zu entziehen, haben wiederholt »orientalische Fragen« oder Krisen hervorgerufen, indem die übrigen europäischen Mächte theils hemmend, theils fördernd in dieselben eingriffen. Während noch im 18. Jahrh. unter dem Eindruck der ausgezeichneten und starken, dem Christenthum so verderblichen Militärmacht der Türkei einzelne europäische Mächte dieselbe gegen die Eroberungskriege Oesterreichs und Rußlands nur indirekt und schüchtern unterstützten, stand zuerst England derselben 1798 gegen die ägyptische Expedition Bonaparte's bei, und seitdem wetteiferten die Mächte, um im Orient entweder selbst, wie Rußland, Eroberungen zu machen, oder, wie Oesterreich und England, den Status quo zu erhalten und, da sie selbst dort keine Eroberungen machen können oder wollen, fremde Eroberungen zu hindern, oder, wie wiederum England und Frankreich, den herrschenden Einfluß im Orient zu erlangen zur Beförderung politischer und Handelsinteressen. Besonders heftig entbrannte die o. F. während des griechischen Aufstandes, des Angriffs Aegyptens auf Syrien und vor und während des Krimkriegs (s. d.) sowie seit 1875 aus Anlaß des Aufstandes in der Herzegowina und in Bulgarien und des Angriffskriegs Serbiens und Montenegro's gegen die Türkei. Als diese 1876 ihre Gegner besiegte, trat Rußland 1877 selbst in den Kampf ein, während die übrigen Mächte, nachdem die Pforte ihre Einmischung in innere türkische Angelegenheiten zurückgewiesen, neutral blieben. Die Schwierigkeit der Lösung liegt einestheils in der von religiösen und panslawistischen Motiven inspirirten Eroberungssucht Rußlands, das seit Katharina II. sich als den Rechtsnachfolger des

byzantinischen Kaiserreichs und Konstantinopel als seine legitime Hauptstadt betrachtet und daher, wenn es nicht offen Krieg führt, die griechisch-orthodoxen slawischen Unterthanen der Pforte in fortwährender Gährung erhält, anderntheils in der Zerrüttung des türkischen Reichs und dem bösen Willen und der Unfähigkeit seiner Regierung, den christlichen Unterthanen, der sogen. Rajah, eine erträgliche ökonomische Lage und Rechtssicherheit zu gewähren, da diese Mißwirtschaft Rußland zu immer neuen Beschwerden ermuthigt, die Schutzmächte Oesterreich, Frankreich und England aber lähmt.

Orientalische Kirche, s. Griechische Kirche.

Orientalische Philologie. Das Studium der Sprachen und Literaturen der Kulturvölker des Orients, insbesondere Vorder- und Mittelasiens, verdankt seine Begründung der Ausbreitung des Christenthums in Europa; doch wurde während des ganzen Mittelalters das Hebräische, als die Sprache des Urtextes der Bibel und, wie man annahm, die Ursprache der Menschheit, zwar hoch verehrt, aber die Beschäftigung damit meist den Juden überlassen, welche, unterstützt durch die trefflichen Arbeiten arabischer Grammatiker über das nahe verwandte Arabische, den Grund zur wissenschaftlichen Bearbeitung des Hebräischen gelegt haben. Erst die Reformation veranlaßte auch die Christen, sich eingehender mit der Sprache der Bibel zu beschäftigen, bald auch mit dem Syrischen, Chaldäischen, Aethiopischen und dem Arabischen, auf das schon früher die Berührung mit der arabischen Kultur in Spanien, Sicilien und Palästina und das dadurch erweckte Interesse an der reichen Literatur der Araber, besonders an ihren Uebersetzungen Aristotelischer Schriften, hingeführt hatte. Ebenfalls in das 16. Jahrh. fällt der großartige Aufschwung der Missionsthätigkeit, welche in die europäische Wissenschaft einen noch viel weitern Kreis von orientalischen Sprachen einführte. Papst Gregor XIII. stiftete eine Missionsanstalt mit vier Kollegien für morgenländische Nationen in Rom, Urban VIII. ebendaselbst 1627 das berühmte Collegium de propaganda fide zur Ausbildung von Missionären und Anleitung derselben zum Studium orientalischer Sprachen, das auch das Verdienst hat, eine Menge wichtiger orientalischen Werke veröffentlicht zu haben. Noch in der Gegenwart sind die Missionäre, besonders die englischen, an der Entwickelung der orientalischen Philologie in hervorragender Weise betheiligt. Weitere Förderung brachten ihr der rasch zunehmende Handelsverkehr mit dem Orient, die Eroberung Ostindiens durch die Engländer, welche gegen Ende des 18. Jahrh. die reiche alte Sprache und Literatur Indiens der europäischen Wissenschaft erschloß, Napoleons I. Feldzug nach Aegypten und wissenschaftliche Reisen, besonders in der neuesten Zeit die verschiedenen gelehrten Expeditionen nach Assyrien (s. Keilschrift). Das Studium des Sanskrit und die Entdeckung seiner Verwandtschaft mit dem Persischen und Zend sowie mit den Kultursprachen Europa's führte im Anfang des 19. Jahrh. in Deutschland zur Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft (s. d.), welche dann ihrerseits auf alle orientalischen Studien erweiternd und vertiefend zurückwirkte. Bis in den Anfang des 19. Jahrh. noch ein bloßes Anhängsel der Theologie, sind dieselben jetzt an allen Universitäten, wenigstens in Deutschland, durch besondere Lehrstühle in den philosophischen Fakultäten vertreten; meistens tritt dabei noch eine weitere Theilung der Fächer nach Sprachstämmen ein, in je eine Professur für semitische Sprachen und für Sanskrit und die damit verwandten Sprachen, wozu manchmal noch ein Lehrstuhl für Aegyptologie kommt. Außerdem lehrt ein Mitglied der theologischen Fakultät Hebräisch und Exegese des Alten Testaments. Mit dem Studium der semitischen Sprachen: Hebräisch, Syrisch, Aethiopisch, Chaldäisch, Assyrisch, Arabisch wird gewöhnlich das des Neupersischen sowie des Türkischen verbunden wegen der vielfachen Beziehungen dieser beiden Sprachen zu der arabischen; die Sanskritisten verbinden aus ähnlichen Gründen häufig mit ihrem eigenen Studium das der indogermanischen und der allgemeinen Sprachwissenschaft sowie des Zendavesta und der altpersischen Keilinschriften. Mit den Forschungen über das alte Aegyptische endlich geht das Studium des Koptischen und anderer neueren Sprachen Afrika's Hand in Hand. Ein viertes Centrum bildet die Sinologie, die gegenwärtig besonders in Frankreich und England blüht, wo auch eigene Lehrstühle dafür bestehen; erst in neuester Zeit ist man im Anschluß daran auch der von China aus stark beeinflußten Sprache und Literatur Japans näher getreten. Die finnisch-tatarischen, die malayisch-polynesischen, die dravidischen Sprachen (im Dekhan), das Siamesische, das Tibetanische und andere asiatische Sprachen ohne hervorragende Literatur und Kultur sind noch am wenigsten untersucht. Am meisten und in der systematischsten Weise werden seit Beginn des 19. Jahrh. die orientalischen Studien in Deutschland getrieben; selbst bei den orientalischen Völkern, die sich mehr und mehr an den Arbeiten europäischer Gelehrten über ihre eigene Vergangenheit betheiligen, sind die Namen der hervorragendsten deutschen Orientalisten wohlbekannt. Doch ist keine der anderen Kulturnationen des Westens an der Entwickelung der genannten Studien unbetheiligt; glänzend vertreten ist in der neuesten Zeit Italien durch Amari, Ascoli, De Gubernatis u. a., Nordamerika durch Whitney, Frankreich und England besonders auf dem Gebiete der Assyriologie und Sinologie durch Ménant, Stanislas Saint-Julien, Rawlinson, G. Smith, Sayce, Legge u. a. England besitzt die reichsten Sammlungen an Handschriften des Orients, namentlich diejenige des India Office in London und der Bodleiana in Oxford; das British Museum in London, welches ebenfalls reich an indischen, persischen ꝛc. Handschriften ist, besitzt zugleich die größte Sammlung assyrischer Kunstwerke, die meist mit Keilschriften bedeckt sind, zahlreiche indische Alterthümer das India Museum daselbst. Die Pariser Bibliothek ist besonders reich an chinesischen, die Madrider des Escorial an arabischen Handschriften; in Deutschland sind die Bibliotheken von Berlin, München, Dresden, Gotha, Leipzig, in Oesterreich ist Wien reich an orientalischen Manuskripten. Höchst förderlich als Sammelpunkte dieser Studien wirken seit lange die Asiatischen Gesellschaften (s. d.), namentlich die Royal Asiatic Society in London, die ein werthvolles Journal herausgibt, und die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, deren höchst bedeutsame, in Leipzig erscheinende »Zeitschrift« bereits bis zum 31. Band vorgerückt ist. Nicht minder wichtig ist das »Journal Asiatique«, das in Paris herauskommt, sowie die Veröffentlichungen der Asiatischen Gesellschaft in Bengalen (Indien). Besondere Lehranstalten für orientalische Sprachen gibt es in Rom, Paris, Wien (Orientalische Akademie) und Petersburg. — Abgesehen von der Begründung der Sprachwissenschaft im Beginn des 19. Jahrh., ist das Aufblühen der orientalischen Studien von besonderer Bedeutung für die vergleichende Reli-

gionswissenschaft geworden. Bei allen Literaturen des Orients steht das religiöse Interesse im Vordergrund, und das Studium der heiligen Schriften des Morgenlands, das von Alters her der Schoß aller großen religiösen Bewegungen gewesen ist, namentlich die erst neuerdings angebahnte Kenntnis der Weda's, des Zendavesta, der buddhistischen und der chinesischen Religionsbücher, ermöglicht jetzt eine wahrhaft unbefangene, universalhistorische Auffassung vom Wesen der Religion. Auch für die Urgeschichte der Menschheit bildet die orientalische Literatur die Hauptquelle, und die Leistungen der Völker des Ostens auf dem Gebiete der Philosophie, des Rechts, der Grammatik, der Dichtkunst sind nicht minder vom höchsten geschichtlichen Interesse. Die Methode, nach welcher das Studium der orientalischen Literatur betrieben wird, ist die nämliche wie bei den älteren Zweigen der Philologie; namentlich wird die Aufgabe, kritisch sichere Texte der wichtigeren Originalwerke herzustellen, mit derselben Genauigkeit gelöst wie bei den römischen und griechischen Autoren und durch Uebersetzungen in europäische Sprachen (besonders ins Deutsche) ihr Verständnis den weitesten Kreisen erschlossen sowie durch gründliche grammatische und lexikalische Bearbeitung der Sprachen der Zugang zu den Quellen erleichtert. Weniger entwickelt ist bis jetzt die orientalische Alterthumskunde. Vgl. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland (Münch. 1869).

Orientalisches Kaiserthum, s. Oströmisches Reich.

Orientalisten (neulat.), diejenigen Gelehrten, welche irgend einen Zweig der orientalischen Philologie (s. d.) zu ihrem besondern Studium gemacht haben.

Orientiren (franz.). Sich o. heißt eigentlich am Horizont den Orient (Osten) suchen, um danach die übrigen Himmelsgegenden zu bestimmen, daher überhaupt s. v. w. sich zurechtzufinden suchen durch Beobachtung von Merkzeichen; besonders durch Beobachtung der Gestirne, mit Hülfe des Kompasses und durch Vergleichung der Karten auf dem Meer, wenn kein Land in Sicht ist, den Ort bestimmen, wo man weilt. Die Segel o. heißt: sie so wenden, daß sie den Wind gehörig fassen und mit Hülfe des Steuers dem Schiff den verlangten Lauf geben; den Meßtisch o., ihn parallel zu einer gewissen Richtung stellen; einen Himmelsglobus o., demselben seine richtige Lage gegen die Weltgegenden geben; eine Karte ꝛc. o., sie so legen, daß bei aufrecht zu lesender Schrift Norden nach oben, Süden nach unten, Osten rechts und Westen links sich befinden.

Oriflamme, s. Fahne.

Origänum *L.* (Dosten), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, einjährige oder ausdauernde Kräuter mit gegenständigen, behaarten, harzig-punktirten Blättern und auf große Deckblätter gestützten, ährenförmig zusammengedrängten Blütenquirlen, welche trugdoldig am Ende des Stammes und der Aeste angeordnet sind. O. smyrnaeum *L.* (O. creticum *Hayne*, spanischer Hopfen, kretischer Diptam oder Dosten), mit fast herzförmigen, kurz- und dichtfilzigen Blättern, ovalen oder länglichen Blütenähren und vierzeilig ziegeldachförmig gestellten, eiförmigen, zugespitzten Deckblättern, riecht durchdringend aromatisch, schmeckt scharf gewürzhaft, wächst in Griechenland, Kleinasien und Nordafrika und war früher officinell. Auch bereitet man daraus ein ätherisches Oel. O. Majorana *L.* (Majoran, Mairan), 30 Centim. hoch, mit oben rispig verästeltem Stengel, spatelförmigen, ganzrandigen, graugrünen oder grauen, kurz und dicht behaarten Blättern, fast kugeligen, zu dreien dicht beisammenstehenden Blütenköpfchen, weißen Blüten und vierzeilig ziegeldachförmig gestellten, abgerundeten Deckblättchen, riecht und schmeckt eigenthümlich aromatisch, stark kampherartig, ist in Südeuropa heimisch und wird bei uns als Küchengewürz kultivirt. Das Kraut ist officinell, wird aber, wie die daraus bereitete Salbe, nur als Hausmittel angewendet. Durch Destillation mit Wasser gewinnt man aus dem Kraut ein ätherisches Oel. O. vulgare *L.* (gemeiner Dosten), 30—60 Centim. hoch, mit eiförmigen, ganzrandigen oder undeutlich gesägten, auf der Oberseite dunkelgrünen, kaum behaarten Blättern und kurzen, eiförmigen, in einer Doldentraube stehenden Aehrchen mit violetten, angedrückten Deckblättchen, riecht stark aromatisch, majoranähnlich, schmeckt gewürzhaft, bitterlich herb, wächst in Europa und Mittelasien und war früher, wie das daraus gewonnene ätherische Oel, officinell.

Origĕnes, von den Alten wegen seines eisernen Fleißes Adamantius (»der Diamantene«) genannt, einer der gelehrtesten Lehrer der alten Kirche und der genialste, wurde 185 zu Alexandria geboren. Sein Vater Leonidas, der 202 den Märtyrertod starb, hatte ihn in der hellenischen Literatur unterweisen lassen; zugleich aber war O. durch Clemens von Alexandria für das Christenthum begeistert worden. Da nach dem Tode des Vaters das Familienvermögen vom Fiskus eingezogen wurde, ernährte O. seine Mutter und Geschwister durch Bücherabschreiben und den Verkauf seiner Sammlung von Manuskripten griechischer Klassiker, während er, erst 19 Jahre alt, an dem christlichen Katecheteninstitut lehrte. Schon selbst Lehrer, war er zugleich Zuhörer des Neuplatonikers Ammonios Sakkas. Ein so emsiges Studium der Philosophie machte O. fähig, Anknüpfungspunkte einerseits für Spuren der Wahrheit in allen Sekten und Religionen aufzufinden, anderseits der christlichen Glaubenslehre eine Form zu verleihen, in der sie der hellenischen Welt annehmbarer erscheinen konnte. Wenigstens gelang es ihm, zahlreiche Proselyten unter den Heiden zu machen, und auch christliche Häretiker führte er zur orthodoxen Kirche zurück. Unter Caracalla (211) besuchte er Rom, setzte dann in Alexandria seinen Unterricht fort, bis ein Volksaufruhr 215 ihn bewog, nach Cäsarea in Palästina zu flüchten. Vom Bischof Demetrios zurückgerufen, kehrte er bald wieder nach Alexandria heim, gerieth aber, nachdem er sich auf einer abermaligen Reise nach Cäsarea 228 zum Presbyter hatte weihen lassen, mit jenem in dauernden Zwiespalt. Auf Antrieb des Demetrios untersagte eine alexandrinische Synode 231 dem O. die Ausübung seines Lehramts und den Aufenthalt in Alexandria; eine zweite 232 exkommunicirte ihn sogar, und das Abendland erkannte die Exkommunikation an, während O. fortan zu Cäsarea in Palästina als Presbyter wirkte. Der Verfolgung unter Mariminus Thrax entzog er sich durch die Flucht nach Kappadocien; unter Gordianus (um 238) begab er sich auf längere Zeit nach Athen, dann (244) zur Widerlegung des Beryll von Bostra nach Arabien. In der Verfolgung unter Decius erduldete er schwere Mißhandlungen, an deren Folgen er 254 zu Tyros starb. Die Werke des O., angeblich 6000 an der Zahl, sind theils exegetischen und textkritischen, theils dogmatischen und dogmatisch-apologetischen Inhalts. Seine Briefe sind fast alle verloren ge-

gangen. Die exegetischen Schriften zerfallen in kürzere Scholien, in ausführlichere Kommentare über verschiedene Schriften des Alten und Neuen Testaments und in praktische Auslegungen oder Homilien. O. ging darin von dem hermeneutischen Grundsatze seiner Zeit, insonderheit der in Alexandria schon von den Juden gepflegten Exegese, aus, wonach, wie im Menschen Leib, Seele und Geist unterschieden werden, so auch jede Stelle der Schrift einen dreifachen Sinn habe, einen buchstäblichen, moralischen und mystischen. Unter den textkritischen Arbeiten des O. steht sein großes Bibelwerk: »Hexapla« obenan. Unter den dogmatischen Werken nehmen die vier Bücher »De principiis«, der erste Versuch einer systematischen Entwickelung der Glaubenslehre, den ersten Platz ein; doch sind sie, einige größere Fragmente ausgenommen, nur noch in der Uebersetzung des Rufinus vorhanden, welcher alles ihm Anstößige nach dem zu seiner Zeit herrschenden Lehrbegriff abänderte. Die »Stromata« in zehn Büchern, welche in mehreren einzelnen Abhandlungen eine Vergleichung der christlichen Lehren mit den Grundsätzen der griechischen Philosophen, namentlich der Platoniker, enthielten, sind verloren gegangen. Die acht Bücher »Contra Celsum« (deutsch von Mosheim, Hamb. 1745) sind die umfassendste Apologie des Christenthums aus der alten Kirche. Außerdem sind noch vorhanden eine »Ermahnung zum Märtyrerthum«, die im Original erhaltene Schrift: »Ueber das Gebet« und die neuerdings dem Hippolytus (s. d.) zugeschriebenen »Philosophumena«. Die beste ältere Ausgabe der Werke des O. (mit Einschluß der unechten) ist die Benediktinerausgabe von de la Rue (Par. 1733—59, 4 Bde.; neue Ausg. 1856), die beste neuere von Lommatzsch (Berl. 1831—1848, 25 Bde.). Die Schule des O. pflanzte sich sowohl in Alexandria, als in Cäsarea fort. Während aber noch im 4. Jahrh. mehrere der ausgezeichnetsten Kirchenlehrer, ein Eusebios von Cäsarea, Basilius d. Gr., Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa u. a., vornehmlich dem Studium der Schriften des O. ihre theologische Bildung verdankten, behandelte ihn schon Ende dieses Jahrhunderts Epiphanius, Bischof von Salamis auf Cypern, als reinen Irrlehrer, und alexandrinische Synoden um 400 erklärten O.' Lehre für ketzerisch, welches Urtheil 544 auf einer Synode zu Konstantinopel unter Kaiser Justinian bestätigt wurde. Vgl. Thomasius, O., ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrhunderts (Nürnb. 1837); Redepenning, O., eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre (Bonn 1846, 2 Bde.); Böhringer, Kirchengeschichte in Biographien, Bd. 1 (2. Aufl., Stuttg. 1869), und Schultz in den »Jahrbüchern für protestantische Theologie« 1875.

Originär (lat.), ursprünglich; daher originärer Rechtserwerb, der unabhängig von dem Recht eines andern erfolgende Erwerb eines Rechts, im Gegensatze zum derivativen oder abgeleiteten Erwerb, welcher der Ausfluß des Rechts eines andern ist.

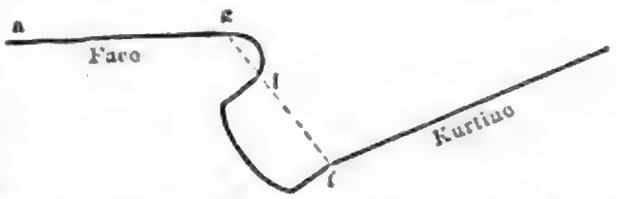
Original (lat.), alles, was im Gegensatze zu dem Nachgebildeten und Nachgeahmten das Erste und also Ursprüngliche ist, z. B. eine Schrift, von der man eine Abschrift (Kopie) genommen hat, oder ein vom Künstler selbst nach eigenen Ideen ausgeführtes Kunstwerk, im Gegensatze zu Kopie und Wiederholung. Daher Originalität, s. v. w. Ursprünglichkeit, ein Begriff, der vorzüglich im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wo sich die schöpferische Kraft des Genies offenbart, Geltung hat. Wir sagen von einem Künstler: er hat Originalität, wenn er frei aus der Ursprünglichkeit seines eigenen Genius schafft. Im gewöhnlichen Leben versteht man dann unter Originalität auch das durch seine Eigenthümlichkeit vom Allgemeinen Abweichende, Ueberraschende, Seltsame und Wunderliche; in diesem Sinn gebraucht man (statt o.) das Eigenschaftswort originell.

Originalgrün, arsenhaltige Kupferfarbe, ähnlich dem Schweinfurtergrün.

Originis forum (lat.), s. Forum.

Orihuela, Stadt in der span. Provinz Alicante (Valencia), am Segura, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale nebst 4 anderen Kirchen, ein bischöfliches Seminar, 3 Bibliotheken, ein Theater, Hut-, Seifen- und Salpeterfabrikation, Leinen- und Seidenweberei, lebhaften Handel, Seiden- und Südfrüchtebau und 9933 Einw. O. war früher Sitz einer Universität und litt 1829 sehr stark durch ein Erdbeben. In der Nähe der Salzsee Mara.

Orillon (franz., spr. orijong, »Ohrchen«, Bollwerksohr), im Bastionärtracé die Abrundung gi des der Face ag zunächst liegenden Drittheils der



Flanke, deren übriger Theil if dann meist noch zurückgezogen wurde, um so die Flanke besser gegen bestreichendes Feuer zu sichern. Im übrigen vgl. Festungsbau, Fig. 6.

Orinoko (Orenoko), einer der Hauptströme Südamerika's, hat seine noch von keinem Europäer besuchten Quellen zwischen 2° und 3° nördl. Br., nahe den Quellen des Rio Parime, eines Nebenflusses des Marañon, in der Sierra Parime im Hochland von Guayana (wahrscheinlich nicht über 1500 Meter ü. M.), durchströmt in seinem obern Lauf das Hochland, das er nach seinem Austritt aus demselben umsäumt, indem er eine große Spirale um seine Quelle beschreibt, so daß seine Mündung in gerader Linie nur etwa 800 Kilom. von seiner Quelle entfernt ist, während seine ganze Stromentwickelung einschließlich der großen Krümmungen 2500 Kilom. beträgt. Auf der ersten Strecke seines Laufs (von etwa 560 Kilom.) ist er sehr reißend und führt schon eine mächtige Wassermasse mit sich, indem er bereits 6½ Tagereisen oberhalb Esmeralda eine Breite von 600—750 Meter hat. Sobald der Strom bei Esmeralda sein Quellenland verlassen hat, tritt er in seinen mittlern Lauf, nimmt eine westliche Richtung, strömt in denselben Ebenen wie der Marañon, aber in völlig entgegengesetzter Richtung und nimmt hier bei einer Breite von 1000 Meter und darüber einen ruhigen Lauf an. Auf dieser Strecke entsendet er in einer Bifurkation einen Theil seiner Gewässer in den Cassiquiare, der in den Rio Negro mündet und so eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen dem Marañon, in welchen der Rio Negro mündet, und dem O. vermittelt. Bald darauf, unterhalb San Fernando de Atabapo, wendet sich der Strom gegen N. und betritt das Gebiet der Katarakte (Raudales). Zahlreiche Granitketten durchsetzen hier das Bett des nun schon 3—5000 Meter breiten Stroms, wodurch Stromschnellen und Katarakte entstehen, von denen die von Mavpures und Atures die berühmtesten sind. Zahlreiche Nebenflüsse strömen von den

Gebirgen Guayana's, von den Andes und den Gebirgen Venezuela's zum O. hinab. Die größten sind links: Guaviare, Meta, Vichada, Arauca, Apure ꝛc.; rechts: Ventuari, Caura, Caroni. Bei der Mündung des Apure beginnt der Strom seinen Unterlauf, in welchem er sich ostwärts wendet und nun in einer Breite von 6—7000 Meter zwischen dichten Waldungen langsam die Ebenen (Llanos) durchfließt, welche hier an seinen Ufern beginnen und sich zwischen der Sierra Parime und dem Küstengebiet von Venezuela bis zur Mündung des O. in den Atlantischen Ocean erstrecken. Nach der Aufnahme des Caroni beginnt der O. sein 22,000 QKilom. (400 QM.) großes Delta zu bilden, indem er sich in eine unübersehbare Menge von Mündungsarmen und Kanälen theilt, die, zwischen zahllosen größeren und kleineren Inseln sich hindurchdrängend, dem Atlantischen Ocean zueilen. So entsteht ein Labyrinth von Mündungen, deren man an 50 zählt, welche einen Raum von 265 Kilom. einnehmen, von denen aber nur sieben schiffbar sind; die Hauptmündung, La Boca de Navios, die einzige, in welche große Schiffe einlaufen können, ist gegen 6 Kilom. breit und erweitert sich zwischen Punto Barima und der Insel Ruima zu fast 37 Kilom. Der Strom ist vom Meer an bis zu den Kataraften von Atures gegen 1500 Kilom. weit schiffbar; auch oberhalb Maypures ist er wieder auf eine Strecke von 940 Kilom. fahrbar. Andere wichtigere Mündungsarme sind: Marinsa, Macareo, Capure, Pedernales, Manamo, Vagre, Loran, die Boca Araguao ꝛc. Durch die Boca's Vagre, Manamo, Pedernales und Capure werden dem Golfo de Paria oder Ttriste ungeheure Wassermassen zugeführt, die in demselben große Strömungen verursachen, welche, sich durch die Boca's de Dragos ihren Weg suchend, den Atlantischen Ocean erreichen und dann, zunächst die Küste von Paria entlang, nach W. laufen. Die mit Heftigkeit ausströmenden milchweißen Gewässer des O. sind auf eine weite Strecke im Ocean sichtbar. Der Spiegel des O. liegt 37 Kilom. unterhalb Esmeralda unter 3° 6′ nördl. Br. 283, bei der Vereinigung mit dem Guaviare, wo er seine erste große Biegung macht, 227, bei seiner zweiten Hauptbiegung unter 7° 30′ nördl. Br. nur noch 63 Meter ü. M. Seine jährliche Ueberschwemmung beginnt mit April, erreicht im September ihre Höhe und endet mit dem Februar. Das Wasser tritt dabei stellenweise 190 Kilom. über die Ufer hinaus. Die Tiefe des Stroms ist an manchen Stellen sehr beträchtlich. Sein Stromgebiet umfaßt einen Flächenraum von ca. 975,000 QKilom. (17,700 QM.). Unter den wenigen Städten, die am O. liegen, ist Ciudad Bolivar (Angostura) die bedeutendste. Zwischen hier und Trinidad besteht monatliche Dampferverbindung, und während der Hochwasserzeit laufen kleinere Dampfschiffe von Ciudad Bolivar bis San Fernando de Apure. Die Ufer des O. sind ungemein reizend und bieten ein stets wechselndes Gemälde von höchster Pracht.

Oriólus galbúla, der Pirol.

Orion (El Sesesenze, Geuze, Ingula, Audar), das größte und glänzendste Sternbild am Himmel, zwischen 15° nördlicher und 10° südlicher Deklination und 69°—95° Rektascension, ist in Europa in den Winternächten sichtbar und zeichnet sich durch den Glanz und die Zahl seiner Sterne aus. Schon Huygens zählte in demselben gegen 2000 Sterne, und Flamsteed bestimmte in seinem Katalog 78 derselben genauer; von diesen sind 2 (Beteigeuze und Rigel) Sterne erster, 4 zweiter, 4 dritter, 9 vierter, 24 fünfter und 18 sechster Größe. Das Sternbild ist nördlich von den Hörnern des Stiers, westlich vom Stier und Eridanus, südlich vom Hasen, östlich vom Einhorn und den Zwillingen umgeben und leicht kenntlich an 3 Sternen zweiter Größe, welche am Gürtel in gerader Linie nahe beisammenstehen und unter dem Namen Jakobsstab bekannt sind. 4° unter dem mittelsten dieser drei Sterne, in 81° 58′ Rektascension und 5° 30′ südlicher Deklination, befindet sich ein prachtvoller Nebelfleck, der sowohl durch seine große Ausbreitung, als durch die Abwechselung in der Lichtvertheilung merkwürdig ist. S. Karte »Fixsterne«.

Orion, 1) im griech. Mythus ein schöner und gewaltiger Riese und Jäger, Sohn des Königs Hyrieus, aus Hyria in Böotien, nach anderen ein Sohn des Poseidon oder ein Erdgeborner. Eos ward von heftiger Neigung zu ihm ergriffen, worüber die Götter so lange zürnten, bis Artemis den allzu kühnen Sterblichen mit ihren Pfeilen erlegte. Nach anderer Sage ist seine Gemahlin Side stolz und gewaltig, wie er selbst; sie wurde von Hera in den Hades entrückt, weil sie in der Schönheit den Vorrang haben wollte. O. wandert über das Meer nach Chios, wo er der Merope, der Tochter des Oenopion, Gewalt anthun will; dafür blendet der Vater den Schlafenden und wirft ihn ans Meeresufer. Geführt von Kedalion, zieht er gegen Sonnenaufgang, wo ihm die Sonnenstrahlen sein Augenlicht wieder anzünden. In Kreta droht er, alle Thiere auf der Erde zu erlegen; über diese Vermessenheit erzürnt, schickt die Erde einen Skorpion, der ihn durch einen Stich tödtet, worauf ihn Zeus auf die Bitten der Artemis unter die Sterne versetzt. Noch einen andern Mythus berichtet Pindar. Pleione zieht mit ihren Töchtern (den Plejaden) durch Böotien; ihnen begegnet O. und faßt Neigung zu ihr. Fünf Jahre lang fliehen sie, bis sie Zeus unter die Sterne versetzt, wo ihnen jedoch ihre Furcht vor O. geblieben ist. Bei den späteren Dichtern erscheint O. sammt seinem Hund (Sirius) fast nur als Sternbild; sein Erscheinen und sein Niedergehen bedeuten stürmische Zeit.

2) Griech. Lexikograph, aus Theben in Aegypten, im 5. Jahrh. n. Chr., Verfasser eines »Etymologicon«, welches in lexikalischer Form griechische Etymologien behandelt (herausgeg. von Sturz, Leipz. 1820), und einer Anthologie aus älteren griechischen Dichtungen (herausgeg. von Schneidewin, Götting. 1839). Vgl. Ritschl, De Oro et Orione (Bresl. 1834); Passow, De anthologia Orionis Thebani (das. 1831).

Orissa, eine Provinz der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, 61,902 QKilom. (1124 QM.) groß mit (1871) 4,317,999 Einw., liegt an der innersten Westküste des Meerbusens von Bengalen und wird im S. von der Präsidentschaft Madras, im W. von den Centralprovinzen begrenzt. Der innere, größere Theil des Landes ist von einer Reihe dicht bewaldeter, von einer halbcivilisirten Bevölkerung dünn bewohnter Hügelketten durchzogen, der Theil gegen das Meer aber umsäumt von einem verhältnismäßig schmalen Strich angeschwemmten Flachlandes, das sich von der Hugli-mündung bis zur Grenze gegen Madras erstreckt und an der Küste in einer Breite von 8—16 Kilom. mit Walddickicht bestanden, im übrigen fruchtbar und dicht bevölkert ist. Große, den Hügelreihen entströmende Flüsse lagern beim Eintritt in die Ebene große Mengen Gerölles ab und verursachen bei hohem Wasserstand in der Regenzeit verheerende Ueberschwemmungen. Zu ihrer Abwehr wie zur Vertheilung der

Gewäſſer während der heißen Jahreszeit ſind ſeit 1866 mit Aufwand von 55 Mill. Mark ſchiffbare Kanäle ausgeführt (oder noch in Ausführung begriffen), die bereits 600,000 Hektar bewäſſern und weiteren 800,000 Hektar Waſſer zuführen werden. Im SO. der Provinz, nahe dem Meer, liegt der 891 QKilom. (16 QM.) große Tſchilkaſee. Die durchſchnittliche Regenmenge beträgt 1420 Millim., die Jahrestemperatur im Flachland 26,8° C. Reis iſt die Hauptnahrungsfrucht, im Gebirge werden europäiſche Getreidearten gebaut. Hervorragend iſt die Salzgewinnung durch Abdampfung aus Seewaſſer. Vom Land wie vom Meer aus iſt O. zur Zeit noch ſchwer zugänglich; Falſe Point an der Mahanadimündung allein bietet Schiffen einen geſchützten Ankergrund. Keiner der Flüſſe iſt für Seeſchiffe benutzbar. Der Handel geht hauptſächlich über Balaſor; 1874 werthete die Ausfuhr 1,6, die Einfuhr 2,5 Mill. Mark. Die Bevölkerung beſteht aus 939,906 Aboriginern und 74,466 Mohammedanern, den Reſt bilden Hindu. Die Aboriginer bewohnen das innere Gebirgsland und enthalten in den Khand, Sabar, Santhal ꝛc. Reſte der älteſten Bewohner Indiens, wahre Wilde. Drei Viertheile der Hindu gehören dem Volksſtamm der Uriya (ſ. d.) an. O. iſt das heilige Land der Hindu; ſchon in der alten Literatur gilt es als das von den Göttern geſtiftete Reich, welches alle Sünden hinwegnimmt. Jetzt zieht es aus allen Theilen Indiens Pilger an, deren Zahl danach bemeſſen werden mag, daß durchſchnittlich im Jahr 12,000 den Mühſalen der Reiſe erliegen, und daß allein den heiligen Tempel des Gottes Dſchagannath (ſ. d.) zu Puri an Feſttagen 300,000 Pilger beſuchen. Durch dieſe Wallfahrten wurde O. weltbekannt und ſeine Bevölkerung wohlhabend. Das Land iſt reich an Ruinen alter Bauwerke und an ſchönen Tempeln der Neuzeit. In der Geſchichte iſt O. viel umworben von Eroberern, hat aber ſelbſt nur örtlich bedeutende Herrſcher hervorgebracht; dagegen griff O. in die Geſchicke Indiens durch den Dienſt der Gottheiten Dſchagannath und Siwa ein, die das religiöſe Leben der Inder ſo ſtark beeinfluſſen. Die alte Hauptſtadt war Dſchadſchpur an der Baitarani; um 1000 n. Chr. wurde Kattak Reichshauptſtadt und blieb der Sitz der Verwaltung bis zur Gegenwart. Im 16. Jahrh. kam O. in die Gewalt der Mohammedaner; ſeit 1761 verarmte die Provinz unter der Gewaltherrſchaft der Marathen; bereits 1765 erlangte die Oſtindiſche Kompagnie von den Mogulkaiſern das Recht der Steuererhebung in O., aber es dauerte bis 1803, bis das Land den Marathen entriſſen und wirklich engliſche Provinz wurde. Für Verwaltungszwecke iſt O. in vier Kreiſe eingetheilt, wovon Kattak, Puri und Balaſor in der Ebene liegen und von engliſch-indiſchen Beamten verwaltet werden, während das Gebirgsland, der vierte Kreis, von indiſchen Fürſten beherrſcht wird und in 21 kleine Staaten zerfällt. S. Karte »Oſtindien«. Vgl. Hunter, O. (Lond. 1872, 2 Bde.); Rajendralal Mitra, The antiquities of O. (Kalk 1875).

Oriſtáno, Kreishauptſtadt in der ital. Provinz Cagliari, an der Weſtküſte der Inſel Sardinien, unweit der Mündung des Tirſo in den Golf von O., Sitz eines Erzbiſchofs, Unterpräfekten, Civil- und Korrektionstribunals, hat eine Kathedrale, ein Gymnaſium, Seminar, einen weiten, aber wenig beſuchten Hafen, Salzſiederei, Thunfiſchfang, Getreidehandel und (1871) 6996 Einw. In der Umgegend Weinbau (Vernacciawein) und eine Queckſilbermine. O. war ſeit 1409 Hauptſtadt der gleichnamigen Markgrafſchaft, nach welcher ſich die Könige von Spanien »Markgrafen von O.« nannten.

Orithyia, ſ. Boreas.

Oritúco, Ortſchaft im Staat Guárico der Republik Venezuela, am Rio O., welcher in ſüdweſtlicher Richtung durch die Llanos zum Guárico läuft, hat ein heißes, aber geſundes Klima, erzeugt Kaffee, Kakao und Tabak und zählt 5000 Einw.

Orizába, Stadt im mexikan. Staat Veracruz, 1223 Meter ü. M., an der Eiſenbahn von Veracruz nach Mexiko gelegen, hat 12 Kirchen und Kapellen, Woll- und Baumwollweberei, eine große Baumwollſpinnerei, Tabakbau, Novalpflanzungen und 16,000 Einw. Dabei der 5425 Meter hohe Vulkan von O. oder Citlaltepetl.

Orizónte, Maler, ſ. Bloemen 2).

Orjéchow, Stadt im ruſſ. Gouvernement Taurien, Kreis Berdjanſk, an der Konka, mit 2 Kirchen, Senffabrikation, Ziegelbrennerei und (1872) 5600 Einw. (meiſt Kleinruſſen).

Orkadiſche Inſeln, ſ. Orkneys.

Orkán, ſ. Wind. Das Wort O. (franz. ouragan, ſpan. huracán) ſtammt vom karibiſchen Wort uragan u. wurde erſt ſpät durch Schiffer nach Europa gebracht.

Orkla, Fluß in Norwegen, entſpringt auf dem Dovrefjeld, durchſtrömt die Vogtei Orkedal des Amts Süddrontheim und mündet bei dem ganz unbedeutenden Handelsplatz Orkedalsören in den großen Fjord von Drontheim. Die Vogtei Orkedal beſteht aus dem Thal der O. und iſt eine ſchöne und anziehende, recht fruchtbare Gegend, die auch mineraliſche Schätze (Kupfer) beſitzt. Die alte Hauptſtraße von Chriſtiania nach Drontheim folgt mehrere Meilen weit dem O.

Orkneys (ſpr. órknis, Orkaden, Orkadiſche Inſeln), brit. Inſelgruppe, zwiſchen der Nordſee und dem Atlantiſchen Ocean, an der nördlichen Spitze von Schottland, durch die 10 Kilom. breite Pentlandſtraße (Pentland Firth) vom Feſtland geſchieden. Die Inſeln, 67 an der Zahl, haben zuſammen einen Flächenraum von 642 QKilom. (11,7 QM.), doch ſind nur 29 davon bewohnt (zuſammen von 31,274 Seelen); die übrigen, Holme genannt, werden zu Weideplätzen, zur Jagd und Fiſcherei benutzt. Hierzu kommen noch die bei hohem Waſſer überfluteten Skerries oder Schären, nackte Felſen, auf denen aus den Meerpflanzen Soda bereitet wird. Die größte Höhe hat die ſüdweſtliche Inſel Hoy (474 Meter). Die Meerengen, welche die Inſeln von einander trennen, ſind durch reißende Strömungen gefährlich; namentlich ſind zwei Strudel bei der kleinen Inſel Swinay den Schiffern furchtbar. Flüſſe, Bäche und Seen ſind zahlreich. Das Klima iſt verhältnismäßig mild, was es namentlich dem Golfſtrom verdankt, der die Weſtküſten beſpült und an dieſelben manchmal aus Weſtindien ſtammende Hölzer und andere Pflanzentheile anſchwemmt. Februar, der kälteſte Monat, hat eine Temperatur von 3,4° C., Juli von 12,9° C., und nur ſelten kommt es vor, daß die mittlere Temperatur eines Monats unter den Gefrierpunkt fällt. Es fallen jährlich etwa 93 Centim. Regen. Ein großer Theil der Oberfläche beſteht aus Moräſten und Torfmooren. Nur 50 Proc. des Areals ſind unter dem Pflug, 12 Proc. beſtehen aus Wieſen und Weiden. An Vieh zählte man 1876: 5697 Pferde, 26,156 Rinder, 30,048 Schafe und 4687 Schweine. Die Inſeln ſind reich an See- und Landvögeln; die Eier derſelben dienen den Einwohnern zur Speiſe, und ihre

Federn bilden einen wichtigen Handelsartikel. Sehr reichen Ertrag gibt die Fischerei (namentlich auf Häringe), welche an 600 Boote und 2500 Menschen beschäftigt. Auch das Brennen des Seetangs zu Kelp beschäftigt während des Sommers viele Menschen. Von Industrie kann kaum die Rede sein. Die Inseln besitzen 41 Seeschiffe von 2200 Tonnen Gehalt, doch ist der direkte Verkehr mit dem Ausland nur unbedeutend. Die Einwohner sind normannischer Abkunft, sprechen auch noch einen eigenen Dialekt, der indeß jetzt rasch von dem Englischen verdrängt wird. Die wichtigeren der bewohnten Inseln sind: Pomona oder Mainland (16,541 Einw.), South Ronaldsbay (2501), Sanday (2053), Westray (2090), Hoy (1385), Ronsay (1267) und Swapinsbay (949 Einw.). O. bildet mit den Shetlandinseln eine einzige Grafschaft. Hauptstadt ist Kirkwall auf Pomona. In der Nähe von Stromneß auf derselben Insel findet man kolossale Ueberreste kreisförmiger Druidentempel, und auf Sanday entdeckte man 1818 Gebäude und Grabmäler von hohem Alterthum, welche von einer Steinmauer von ¼ Stunde im Umfang umgeben waren. Die Inseln (im Alterthum Orcades genannt), vielleicht das Thule der Alten, wurden von Julius Agricola entdeckt und der römischen Herrschaft unterworfen. Zu Ende des 9. Jahrh. eroberte der norwegische König Harald Harfagar die O. und die Hebriden und setzte Ronald, Grafen von Mercar, den Großvater Wilhelms des Eroberers, als Statthalter über sie. Aus der Familie desselben entsprossen die alten normannischen Grafen von Orkney. 1266 verkaufte der König Magnus von Norwegen die Inseln an Alexander, König von Schottland, welcher einen Edelmann damit belehnte. Die neuen Grafen von Orkney unternahmen kühne Seeräuberzüge und unterwarfen sich selbst Caithneß und andere Distrikte in Nordschottland. Nach ihrem Aussterben 1325 fiel die Grafschaft an das verwandte Geschlecht Strathearne und 1379 durch Heirath an die Sinclairs, deren einer sich Fürst von Orkney nannte und mit einer dänischen Prinzessin vermählt war. Später behaupteten die Könige von Dänemark und Norwegen die Oberherrschaft. 1468 verpfändete König Christian I. von Dänemark, Schweden und Norwegen seine Oberlehnsherrschaft über die orkadischen und shetländischen Inseln an seinen Schwiegersohn, den König Jakob III. von Schottland, und 1470 vertauschte der letzte Graf, William Sinclair, seine Rechte auf dieselben gegen Besitzungen in Schottland. 1590 wurden die Inseln förmlich an Schottland abgetreten, und 1776 kam die Lehnsherrlichkeit über dieselben an die Familie Dundas. Früher waren die O. weit stärker bevölkert und konnten namentlich im 12. Jahrh. 7000 Streiter nach fremden Küsten schicken.

Orla, rechter Nebenfluß der Saale in Thüringen, entspringt bei Triptis im weimarischen Kreis Neustadt, fließt westlich in den altenburgischen Westkreis und mündet dort bei Freienorla unterhalb Orlamünde.

Orlamünde, Stadt im sachsen-altenburg. Westkreis, Gerichtsamt Kahla, auf hohem Felsenrand über der Saale gelegen, in welche unweit von hier die Orla mündet, Station der Saalbahn, mit Spielwaarenfabrikation und den Ruinen des alten Residenzschlosses der ehemaligen Grafen von O., hat mit der im Thal unmittelbar am Fluß liegenden Vorstadt Naschhausen (1875) 1407 Einw. Graf Wilhelm I. von Weimar (gest. 963) ist der Stammvater der Grafen von O.; als erster Graf erscheint um 1034 Otto, Sohn Wilhelms III. von Weimar. Nach dem Aussterben des Mannsstammes ging O. 1095 auf die Ballenstedter über, wurde 1112 durch Anfall von Weimar vergrößert, und beide Grafschaften fielen 1140 Albrecht dem Bären zu, der noch Rudolstadt erwarb. Bei der Theilung von 1247 erhielt Hermann III. O. und Otto II. Weimar und Rudolstadt. Hermanns III. Söhne Heinrich II. und Otto II. begründeten (um 1310) jener die jüngere Orlamünder, dieser die Lauensteiner Linie. Als Heinrich II. von O., der seinem Sohn Heinrich III. nur die Herrschaft Schaunforst übergab, 1342 O. an den Landgrafen Friedrich den Ernsten von Thüringen gegen ein Leibgeding verkaufte, begannen die Grafen von Weimar, Schwarzburg und Schaunforst mit Hülfe Erfurts den Krieg gegen Thüringen, den sogen. Grafenkrieg. Nach hartnäckigen Kämpfen, in denen der Landgraf im Vortheil war, einigte man sich 1346 dahin, daß O. bei Thüringen bleiben, Weimar und Rudolstadt vom Landgrafen lehnsabhängig werden sollten. Die noch unabhängige Lauensteiner Linie, welche auch Schaunforst erwarb, erlosch 1476 mit Friedrich IV.; ihre Hauptgüter waren schon 1430 an die Grafen von Gleichen verkauft worden. Die Stadt O. theilte seitdem die gemeinsamen Kriegsleiden der Saalgegenden und ward besonders im Dreißigjährigen Krieg hart mitgenommen. Vgl. Michelsen, Urkundlicher Ausgang der Grafschaft O. (Jena 1856); Reitzenstein, Regesten der Grafen von O. (Baireuth 1869 ff.).

Orlándo furióso (ital.), »der rasende Roland«, berühmtes Epos Ariosto's (s. d.); Orlando innamorato, »der verliebte Roland«, episches Gedicht Bojardo's (s. d.).

Orlándo Lasso, s. Lassus.

Orleän (Achioti, Uruku, Attalo, franz. Rocou, Roucou, engl. Anotta, Annotto), orangegelber Farbstoff, welcher aus dem Fruchtmark von Bixa orellana *L.* gewonnen wird. Man zerreibt die Früchte unter Wasser und überläßt sie mit diesem der Gährung. Die Flüssigkeit wird zur Abscheidung der Samen durch Siebe gegossen, der Ruhe überlassen und von dem Niederschlag abgezapft, den man nun im Schatten austrocknen läßt. Der O. bildet dann einen gleichförmigen rothen, widrig und salzig, bitter und herb schmeckenden Teig, welcher leicht austrocknet und dann rothbraun, hart und geruchlos wird. Um dies zu verhindern, befeuchten ihn die Händler mit Urin. Er löst sich wenig in Wasser, leicht und mit gelbrother Farbe in Alkohol und Aether und mit dunkelrother Farbe in ätzenden und kohlensauren Alkalien, fetten Oelen und Terpentinöl. Schwefelsäure färbt ihn erst indigblau, dann grün und endlich violett. Wasser entzieht dem O. gelbes, auch in Alkohol, nicht in Aether lösliches Orellin, welches mit Alaun gebeizte Zeuge gelb färbt; im Rückstand bleibt der wichtigere Farbstoff, Birin $C_{18}H_{18}O_4$, welches zinnoberroth, amorph, in heißem Alkohol leicht löslich ist. Ein an diesem Farbstoff reicheres Präparat kommt unter dem Namen Birin aus Frankreich in den Handel. Guter O. hinterläßt höchstens 13 Proc. Asche. O. wird in Cayenne, Guadeloupe und Brasilien dargestellt. Man braucht ihn zum Färben von Wolle und Seide; er gibt lebhafte, glänzende, morgenrothe oder orangefarbene Nüancen, welche Säuren und Seifen gut widerstehen, am Licht und an der Luft aber nicht sehr haltbar sind; er dient auch in der Kattundruckerei und zum Färben von Papier, Tapeten, Firnissen, Wasser- und Oelfarben, Käse und Butter.

Orléanais (spr. -nä), alte franz. Provinz, umfaßte die Landschaften O. (das eigentliche O.),

Gâtinais-O., Blaisois, Sologne und Beauce, mit der Hauptstadt Orléans, und bildet jetzt den größten Theil der Departements Loiret, Loir-et-Cher, Eure-et-Loir und zum kleinern Theil die Departements Seine-et-Oise, Indre, Indre-et-Loire, Cher und Nièvre.

Orleänbaum, s. Bixa.

Orléanisten, in Frankreich die Anhänger der Familie Orléans, sowohl während der französischen Revolution die Partei des Herzogs von Orléans (Egalité), wie seit 1830 die Anhänger der Julidynastie; die letzteren gehörten meist dem gebildeten, reichern Mittelstande, der Bourgeoisie, an und traten nach dem Sturz Ludwig Philipps von Orléans 1848 um so mehr zurück, als sie außer an Zahl auch an Entschlossenheit und Energie den rivalisirenden Parteien der Legitimisten, Bonapartisten und Republikaner nachstanden. Nach dem Krieg von 1870/71 traten die O. wieder mehr in den Vordergrund; indeß ihre ängstliche Bedutsamkeit, ihre übertriebene Rücksichtnahme auf die Klerikalen, endlich der Fusionsversuch der konservativen Elemente mit der legitimistischen Partei, um dem Haupte der Orléansschen Familie, dem Grafen von Paris, nach dem Tod oder der Abdankung des Grafen von Chambord die legitime Nachfolge im Königthum zu sichern, entfremdeten der Partei alle liberalen Mitglieder, welche sich der Republik zuwandten, so daß die O., welche einst die berühmtesten literarischen Größen Frankreichs zu ihren Mitgliedern zählten, nur noch eine kleine, wenig geachtete Schar eigensinniger Doktrinärs, ehrgeiziger Stellenjäger und Helfershelfer der klerikalen Reaktion sind. Vgl. Orléans, S. 374.

Orléans (franz., spr. -angs), halbwollene glatte Gewebe mit einer Kette aus gezwirntem Baumwollgarn und einem Einschlag aus Kammgarn, Mohair oder Wolf. Man stellt sie einfarbig, melirt, moirirt, bedruckt, gerippt, façonnirt, auch mit Seidenstreifen dar. Die Garne werden meist auf Maschinenstühlen, für die gemusterte Waare mit Jacquardvorrichtung, roh verwebt, die Gewebe dann gedämpft, gesengt, gewaschen, gefärbt und gepreßt. Die englischen O. werden in Huddersfield, Bradford, Halifax und Wakefield in großer Menge für den Welthandel dargestellt; die Lausitz liefert die geringste Waare, bessere Schedewitz in Sachsen, Elberfeld, Barmen, Reichenau in Böhmen, Wüstegiersdorf in Schlesien, Berlin.

Orléans (spr. -ang), Hauptstadt des franz. Departements Loiret, liegt in einer freundlichen Ebene am rechten Ufer der Loire, an der von Paris kommenden Eisenbahn, welche sich hier in zwei Linien: über Tours nach Nantes und Bordeaux, über Vierzon ins Innere Frankreichs, verzweigt, 121 Kilom. von Paris entfernt. Eine Brücke von neun Bögen, 333 Meter lang, in der Mitte des 18. Jahrh. erbaut, verbindet die Stadt mit der Vorstadt St. Marceau. Der zunächst dem Fluß gelegene Theil der Stadt besteht meist aus engen, gewundenen Straßen, wogegen die neuen, namentlich die an Stelle der alten Festungswerke angelegten, Straßen und Boulevards sich durch Breite und Reinlichkeit auszeichnen und mit schönen Häusern und Schauläden besetzt sind. Der Platz du Martroi, der größte und schönste der Stadt, ist seit 1855 mit einer bronzenen Reiterstatue der Jeanne d'Arc (von Foyatier) geschmückt, wogegen das früher (seit 1804) hier aufgestellte Standbild der Jungfrau an die Stelle des Monuments gesetzt wurde, das zum Andenken an die 8. Mai 1429 durch Jeanne d'Arc bewirkte Befreiung der Stadt ehedem auf der Loirebrücke stand, aber in der Revolution 1793 zerstört wurde. Zu den hervorragendsten öffentlichen Gebäuden der Stadt gehören: die Kathedrale (Ste. Croix), welche theilweise aus dem 13. und 14. Jahrh. stammt, größtentheils aber unter Heinrich IV. erbaut wurde und in dem fünfschiffigen Innern mehrere schöne Gemälde und werth gehaltene Reliquien besitzt; die Kirche St. Aignan, aus dem 15. Jahrh., im Innern neuestens restaurirt; die alten Kirchen St. Euverte und St. Pierre le Puellier, letztere aus dem 12. Jahrh., beide in jüngster Zeit bedeutenden Restaurationsarbeiten unterzogen; das Stadthaus, 1530 erbaut, mit schöner Façade, zwei durch Karvatiden gestützten Balkonen und mehreren Statuen (darunter eine der Jeanne d'Arc), im Innern mit schönen historischen Sälen; die Präfektur, 1864 vergrößert, früher Benediktinerkloster; das allgemeine Krankenhaus, dessen Bau mehrere Millionen Franken gekostet hat; das alte Stadthaus, in welchem das 1825 gegründete Museum der Gemälde und Skulpturen untergebracht ist, u. a. O. ist Sitz eines Präfekten, Bischofs, Generalkommando's (5. Korps) und zahlreicher anderen Behörden, hat eine reform. Konsistorialkirche, Synagoge, einen Appellhof, ein Tribunal erster Instanz, ein Lyceum, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, protest. Schule, Gewerbschule, ein Taubstummeninstitut, eine Zeichen- und Architekturschule, Bibliothek von 42,000 Bänden, Museen für Gemälde und Skulpturen (s. oben), Antiquitäten und Naturwissenschaften, einen botanischen Garten, Gesellschaften für Archäologie, Wissenschaften und Künste, Musik und Gartenbau, eine der bedeutendsten Sparkassen Frankreichs, welche 1873: 17 Filialen und 23,260 Einlagen mit einem Guthaben von 6½ Mill. Franken zählte, eine Handels- und Ackerbaukammer, Börse, Filiale der Bank von Frankreich, Eskomptebank, zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine. Die Einwohner, deren Zahl (1872) 48,976 beträgt, betreiben außer Gemüse- und Obstbau auch Industrie in lebhafter Weise, insbesondere Fabrikation von Wolldecken, Wirkwaaren, orientalischen Kappen, Seilerwaaren, Weinessig, Branntwein, Mehl, Maccaroni, Feilen, Nadeln, Nägeln, Fayencewaaren, Schmelztiegeln, Beinschwarz und Farben wie auch Pergament- und Lohgerberei und Wachsbleicherei. Der Handel hat zu Hauptgegenständen: Schafwolle (von der Beauce und Sologne), Wein (aus dem Orléanais), Getreide, Oel, Seife, Käse (Olivet), Salz, Branntwein und Bauholz. Als Verkehrsmittel dienen außer den von O. auslaufenden Eisenbahnlinien die schiffbare Loire mit den von ihr zur Seine abzweigenden Kanälen d'O., Briare und Loing. Infolge der Lage an der Loire, dem größten Strom Frankreichs, der mit seinen Nebenflüssen ein Fünftel des ganzen Territoriums dieses Reichs bewässert und nach dem bis hierher gegen N. gerichteten Lauf plötzlich nach W. umbiegt, um dem Meer zuzufließen, hat O. zugleich die Bedeutung einer wichtigen strategischen Position und spielte denn auch von jeher in der Geschichte Frankreichs eine hervorragende Rolle.

O. ist eine alte keltische Stadt. Bisher hielt man das alte Genabum, eine Stadt der Karnuten, wo 52 der große Aufstand gegen Julius Cäsar ausbrach, für O., nach neueren Forschungen aber für Gien (s. d.). O. erhielt unter Aurelian (270—275) den Namen Civitas Aureliani, woher der jetzige Name entstanden ist. 451 wurde die Stadt von Attila belagert. Später kam sie unter die Herrschaft der Franken und wurde die Hauptstadt eines ihrer Königreiche. Die

Normannen plünderten sie zweimal (856 und 865). Dann ward sie als Hauptstadt einer Grafschaft unter Hugo Capet einer der wichtigsten Plätze seiner Besitzungen. 1309 wurde hier eine Universität errichtet. 1428 wurde O. von den Engländern unter dem Regenten, Herzog von Bedford, belagert, 1429 jedoch durch Jeanne d'Arc entsetzt (s. oben). Während der Hugenottenkriege wurden hier 1560—61 die Generalstaaten abgehalten und das Edikt von O. erlassen (Juli 1561), welches den Hugenotten eine Amnestie bewilligte. 1562 besetzten es diese und machten es zu ihrem Hauptquartier, und 1563 ward es durch den Herzog Franz von Guise belagert, der vor der Stadt ermordet wurde. Auch im deutsch-französischen Krieg 1870/71 spielte O. eine sehr wichtige Rolle. Die republikanische Regierung vom 4. Sept. 1870, welche eine Delegation in Tours etablirt hatte, bestimmte O. zum Ausgangspunkte der Operationen zum Entsatz von Paris, da es der geeignetste Punkt war, um Heere aus dem von der Invasion unberührt gebliebenen Süden zu vereinigen und von hier aus gegen die cernirte Hauptstadt vorzuschieben, während zugleich die straßenarme und wasserreiche, beinahe öde Sologne die Verfolgung des etwa von O. nach dem Süden zurückweichenden Heers erschwerte. So ward denn zu verschiedenen Malen O. und die Umgegend dieser Stadt der Schauplatz bedeutender kriegerischen Ereignisse. Dieselben begannen im Oktober mit der Entsendung des 1. bayrischen Korps und der preußischen 22. Division von der Pariser Cernirungsarmee gegen das bei O. sich sammelnde 15. französische Korps, welche in Gemeinschaft mit der 2. und 4. Kavalleriedivision die Franzosen 10. Okt. bei Artenay angriffen und zurückwarfen und am 11. nach hartnäckigem Widerstand auch O. erstürmten; die Sieger verloren 60 Officiere und 1200 Mann, die Franzosen allein 3000 Gefangene. Die Bayern unter v. d. Tann hielten O. bis 9. Nov. besetzt und räumten es infolge des Angriffs der französischen Loirearmee bei Coulmiers mit Hinterlassung von 1000 Kranken und Verwundeten. O. wurde nun Hauptquartier des Generals Aurelle de Paladines und der großen französischen Loirearmee (150,000 Mann), welche Ende November den Vormarsch auf Paris begann, aber nach dem Mißerfolg ihrer Vorstöße bei Beaune la Rolande (28. Nov.) und Loigny (2. Dec.) 3. und 4. Dec. von der zweiten Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl (3., 9. und 10. Korps) und der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg (1. bayrisches Korps, 17. und 22. Division) koncentrisch angegriffen und nach heftigen, blutigen Gefechten auf O. zurückgeworfen wurde, das in der Nacht auf den 5. nach Erstürmung der Vorstädte durch die Spitzen der Armeeabtheilung des Großherzogs vom Kommandanten diesem übergeben und um Mitternacht von drei Brigaden besetzt wurde. Im Lauf des 5. Dec. räumten die letzten Franzosen die Stadt. Dieselben verloren in der Schlacht bei O., abgesehen von ihren starken Verlusten an Todten und Verwundeten, über 12,000 Gefangene und 60 Kanonen, während die Deutschen 1300 Mann an Todten und Verwundeten verloren. O. blieb darauf bis Anfang März 1871 von den deutschen Truppen besetzt. Die Geschichte von O. schrieb Bergnaud-Romagnesi. Vgl. v. d. Goltz, Die Operationen der zweiten Armee an der Loire (Berl. 1875); General Aurelle de Paladines, Die erste Loirearmee (a. d. Franz., Braunschw. 1874—75, 2 Bde.); General Chanzy, Die zweite Loirearmee (a. d. Franz., Hannov. 1873).

Orléans (spr. -ang), Name mehrerer Zweige des französischen Königshauses, deren zwei den Thron Frankreichs bestiegen, von der Grafschaft, dem spätern Herzogthum O. herrührend, welches seit 1344 von den Königen aus dem Haus Valois, dann den Bourbons wiederholt jüngeren Söhnen als Apanage verliehen wurde. Der erste Herzog von O. war Philipp, vierter Sohn des Königs Philipp VI. (1344—75). Da er kinderlos starb, so verlieh nach dem Tode seiner Wittwe Karl VI. das Lehen 1392 an seinen jüngern Bruder, Ludwig I., Graien von Valois, geb. 13. März 1372. Derselbe, ein schöner, ritterlicher, begabter Fürst, Führer der französischen Aristokratie, ward durch die Gunst der Königin Isabeau 1404 vom König zum Reichsverweser für die Zeiten ernannt, wo er selbst durch Krankheit zu regieren verhindert sein würde, erregte aber durch die Erhebung drückender Steuern, deren Erträge er im verschwenderischen Hofleben vergeudete, die Unzufriedenheit des Volks, an dessen Spitze sich der von Ludwig persönlich beleidigte Herzog Johann von Burgund stellte. Nach mehreren vorgeblichen Versöhnungsversuchen ließ Johann den Herzog von O. 23. Nov. 1407 in Paris ermorden. Aus des letztern Ehe mit Valentine von Mailand stammten fünf Söhne und drei Töchter; ein unehelicher Sohn O.' war der Graf von Dunois, auch Bastard von O. genannt, welcher der Stifter des Hauses Dunois und Longueville (s. d.) wurde. Ludwigs ältester Sohn, Karl, Graf von Angoulême, dritter Herzog von O., geb. 26. Mai 1391 zu Paris, vermählte sich zuerst mit Isabella, der Wittwe Richards II. von England, dann mit der Tochter des Grafen von Armagnac. Er trat an die Spitze der Adelspartei der Armagnacs, um den Tod seines Vaters zu rächen, trieb aber hierdurch den Herzog von Burgund zum Bündnis mit England. In der Schlacht von Azincourt gerieth er in die Gefangenschaft der Engländer (1415), aus der er erst nach 25 Jahren zurückkehrte. Hierauf vermählte er sich mit der Nichte des Herzogs von Burgund, Maria von Kleve, und lebte auf seinem Schlosse zu Blois in dichterischer Muße. Er starb 4. Jan. 1465. Ausgaben seiner Gedichte besorgten Guichard (1842), Champollion (1842) und Héricaut (1875, 2 Bde.). Vgl. Beaufils, Etude sur Charles d'O. (1861). Sein Sohn Ludwig, aus der dritten Ehe, bestieg 1498 nach Karls VIII. Tod unter dem Namen Ludwig XII. den Thron von Frankreich und vereinigte die sämmtlichen Besitzungen des Hauses O. wieder mit der Krone. König Franz I. gab das Herzogthum O. zuerst seinem zweiten Sohn, der als Heinrich II. zur Krone gelangte. Derselbe trat Besitz und Titel 1536 an seinen jüngern Bruder, Karl, geb. 1522 zu St. Germain en Laye, ab, der 1547 unvermählt starb, worauf das Herzogthum an die jüngeren Söhne König Heinrichs II. fiel, nämlich an Ludwig, der 1550 als Kind starb, an Karl Maximilian, der 1560 als Karl IX. den Thron bestieg, und an Heinrich, der erst König von Polen, dann 1574 als Heinrich III. König von Frankreich wurde und das Geschlecht der Valois beschloß.

König Ludwig XIII. aus dem Haus Bourbon gab 1626 das Herzogthum O. und die Grafschaft Blois seinem Bruder Jean Baptiste Gaston, geb. 25. April 1608 zu Fontainebleau, bei Gelegenheit von dessen Vermählung mit Maria von Montpensier als Aussteuer. Talentvoller als sein Bruder, erweckte Gaston dessen Eifersucht, der ihm daher absichtlich eine schlechte Erziehung zu theil werden ließ und nur seine Leidenschaft für Sammlung von Alterthümern und Kunstschätzen nährte. Der Herzog nahm an allen

Ränken und Verschwörungen gegen Richelieu theil. Mehrmals aus Frankreich flüchtig, vermählte er sich 1632 heimlich mit Margarethe von Lothringen und erlangte die Gnade seines Bruders und die Erlaubnis zur Rückkehr nur, indem er seine Genossen feig im Stiche ließ. Nach Ludwigs XIII. Tode ward er Generalstatthalter des Königreichs und führte 1644—46 glückliche Feldzüge in den Niederlanden. In den Kriegen der Fronde schloß sich der Herzog 1648 an die Unzufriedenen an, zeigte sich aber auch hier wankelmüthig und versöhnte sich wiederholt mit dem Hof. Als Mazarin 1652 aus der Verbannung zurückkehrte, sammelte Gaston Truppen für den Prinzen Condé, worauf er 1652 vom Parlament zum Generalleutnant des Königs ernannt wurde. Als aber der König nebst Mazarin die Gewalt wieder erlangt hatte, wurde der Herzog auf sein Schloß zu Blois verwiesen, wo er 2. Febr. 1660 starb. Aus seiner zweiten Ehe hinterließ er drei Töchter; seine einzige Tochter erster Ehe war Anna Maria Luise, Herzogin von Montpensier (s. d.). Vgl. »Mémoires du duc d'O.« (Amsterd. 1683, 2. Aufl. 1756).

Das erledigte Herzogthum O. verlieh Ludwig XIV. nun seinem einzigen Bruder, Philipp, früher Herzog von Anjou, geb. 21. Sept. 1640 zu St. Germain, dem Stammvater des noch blühenden Hauses O. Derselbe erhielt außerdem noch die Herzogthümer Valois und Chartres, die Herrschaft Montargis, 1672 das Herzogthum Nemours, endlich auch Montpensier. Seine Erziehung wurde vernachlässigt, und er ergab sich frühzeitig einem zügellosen, ausschweifenden Leben. 1661 vermählte er sich mit Henriette von England; doch war die Ehe keine glückliche, und als Henriette 1670 plötzlich starb, traf ihren Gemahl der Verdacht der Vergiftung. Am 16. Nov. 1671 verband er sich in zweiter Ehe mit der Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz. Von 1672 an nahm er an mehreren niederländischen Feldzügen theil; 1677 besiegte er den Prinzen von Oranien bei Mont Cassel. Hierauf von seinem Bruder aus Eifersucht zurückgerufen, widmete er sich fortan nur den Zerstreuungen des Hoflebens und starb 9. Juni 1701 in dem von ihm neu erbauten Schloß von St. Cloud. Aus seiner ersten Ehe hinterließ er zwei Töchter: Maria Luise, Mademoiselle d'O., geb. 1662, verheirathet an Karl II. von Spanien, starb 1689, und Anna Maria, Mademoiselle von Valois, geb. 1669, heirathete den Herzog Victor Amadeus von Savoyen, starb 1728; aus seiner zweiten Ehe drei Kinder: Alexander Ludwig, Herzog von Valois, geb. 1673, gest. 1676; Philipp, Herzog von O., und Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Chartres, geb. 1676, heirathete den Herzog Karl Leopold von Lothringen, starb 1744. Sein Nachfolger im Besitz des Herzogthums O., Philipp II., bis dahin Herzog von Chartres, geb. 4. Aug. 1674 zu St. Cloud, zeigte große geistige Anlagen und bekundete, 17 Jahre alt, bei der Belagerung von Mons, dann in den Schlachten von Steenkerken und Neerwinden hohen persönlichen Muth. Durch den deshalb auf ihn eifersüchtigen Ludwig XIV. aber vom Heer abberufen, überließ er sich nun zügellosen Ausschweifungen. Im spanischen Erbfolgekrieg erhielt er 1706 den Oberbefehl in Italien, wo er gegen den Prinzen Eugen die Schlacht bei Turin verlor. 1707 bekam er das Kommando in Spanien, unterwarf die Provinzen Valencia und Aragonien, drang in Katalonien ein und erstürmte Lerida. 1708 eroberte er Denia und Alicante, zwang Tortona zur Kapitulation und zog in Madrid ein. Damals faßte er den Entschluß, den spanischen Thron, auf den er direkten Anspruch zu haben glaubte, für sich zu gewinnen. Als dies in Versailles bekannt wurde, wollte Ludwig ihm den Proceß als Hochverräther machen lassen, und nur der Widerstand des Herzogs von Burgund im Kabinet brachte ihn von diesem Vorhaben zurück. Als aber bald danach schnell nach einander der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund und deren ältester Sohn, der Herzog von Bretagne, starben und der nunmehrige Thronfolger, Ludwigs Urenkel, der erst zwei Jahre alte Ludwig XV., erkrankte, ward Philipp, der sich viel mit Chemie beschäftigte, von dem Gerüchte der Ermordung dieser Personen durch Gift beschuldigt. Die Gerüchte verstummten aber allmählich, und Ludwig XIV. ernannte ihn in seinem Testament zum Präsidenten der Regentschaft. Nach des Königs Tode ließ er sich aber vom Parlament als Regent mit voller königlicher Gewalt anerkennen. Er änderte das Regierungssystem, beraubte die Jesuiten ihrer Macht, entließ einen Theil des Heers und tilgte 400 Mill. Livres Staatsschulden. In der auswärtigen Politik näherte er sich England und widersetzte sich der Eroberungspolitik Spaniens unter Alberoni. Doch begünstigte er den verderblichen Aktienschwindel und gab nebst seinem frühern Lehrer, dem sittenlosen Kardinal Dubois, dem Hof und dem Lande das Beispiel schamloser Verderbtheit und Zügellosigkeit. Um sich der Regierungsbürde gänzlich zu entledigen, beeilte sich O., den König schon 15. Febr. 1723 krönen zu lassen, und legte die Regentschaft nieder, ließ sich aber nach Dubois' Tode (10. Aug.) bewegen, an dessen Stelle als erster Minister einzutreten. Er starb jedoch schon 2. Dec. 1723. Vgl. »Vie du duc d'O.« (Par. 1737, 2 Bde.); Pioſſens, Mémoires de la régence (das. 1749, 5 Bde.); Lemontey, Histoire de la régence (das. 1832, 2 Bde.). Aus seiner Ehe mit Mademoiselle von Blois, natürlicher Tochter Ludwigs XIV. von der Montespan, hinterließ Philipp sieben Kinder: Maria Luise Elisabeth, geb. 1695, vermählt mit dem Herzog von Berri, später im Geheimen mit dem Obersten Riom, ihrem Vater an Sittenlosigkeit ähnlich, starb 1719; Luise Adelaïde, Mademoiselle de Chartres, geb. 1698, Aebtissin von Chelles, berühmt als eifrige Jansenistin, starb 1743; Charlotte Aglaë, Mademoiselle de Valois, geb. 1700, Gemahlin des Prinzen Franz Este von Modena, starb 1761; Ludwig, Herzog von O.; Luise Elisabeth, Mademoiselle de Montpensier, geb. 1709, verheirathet an den Prinzen von Asturien, nachmaligen König von Spanien, starb 1742 zu Paris; Philippine Elisabeth, geb. 1714, starb 1734; Luise Diana, geb. 1716, verheirathet an den Prinzen Ludwig von Bourbon-Conti, starb 1736. Die Gräfin von Argenton gebar ihm außerdem drei Kinder, von denen aber nur eins anerkannt wurde: Johann Philipp, Chevalier d'O., der als Großprior von Frankreich starb. Herzog von O. wurde nach Philipps II. Tode sein Sohn Ludwig, geb. 4. Aug. 1703 zu Versailles. Derselbe vermählte sich 1724 mit der Prinzessin Auguste Maria von Baden und zog sich nach deren Tode (1726) in die Abtei Ste. Geneviève zurück, wo er sich gelehrten Studien widmete und 4. Febr. 1752 starb. Ihm folgte sein Sohn Ludwig Philipp, geb. 12. Mai 1725, während des Vaters Lebzeiten Herzog von Chartres. Er widmete sich dem Kriegsdienst, nahm 1742—44 an den Feldzügen in den Niederlanden theil und ward 1744 Generalleutnant, später Gouverneur der Dauphiné. Nach dem Tode seiner Gemahlin, der Prinzessin Luise Henriette

von Bourbon-Conti (1759), zog er sich auf sein Landgut zu Bagnolet zurück, wo er seine Zeit im Umgang mit Künstlern und dramatischen Zerstreuungen hinbrachte. Er war wohlthätig und vorurtheilsfrei und der erste in Frankreich, der seine Kinder impfen ließ. 1773 verheirathete er sich mit der Frau von Montesson. Er starb 18. Nov. 1785. Aus seiner ersten Ehe hinterließ er außer einem Sohn eine Tochter, Luise Maria Theresia Bathilde, geb. 9. Juli 1750, die ihrem Gemahl, dem Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon, den Herzog von Enghien (s. d.) gebar und 10. Jan. 1822 zu Paris starb. Der Sohn des vorigen, Ludwig Philipp Joseph, geb. 13. April 1747 zu St. Cloud, erhielt zuerst den Titel eines Herzogs von Montpensier und 1752 den eines Herzogs von Chartres. Er zeichnete sich als Jüngling ebenso sehr durch ein schönes Aeußere wie durch glückliche Geistesanlagen aus, denen nur die Willenskraft fehlte, ergab sich aber früh zügellosen Ausschweifungen. Selbst seine Vermählung mit der Prinzessin Luise Maria Adelaïde von Bourbon-Penthièvre (1769) änderte seinen wüsten Lebenswandel nicht. 1778 zeichnete er sich in der Seeschlacht bei Ouessant aus, ohne jedoch die gewünschte Admiralswürde zu erlangen. Um auch im politischen Leben eine Rolle zu spielen, begann er die in der Familie O. gleichsam erblich gewordene Opposition gegen den Hof fortzusetzen. 1787 hatte er wegen seiner oppositionellen Haltung auf der Notabelnversammlung eine Zeitlang den Hof meiden müssen. Beim Ausbruch der französischen Revolution in Crespy zum Abgeordneten gewählt, betrieb er beim Zusammentritte der Generalstaaten sogleich die Konstituirung derselben zur Nationalversammlung, trat zum dritten Stand über und ließ die im Juli 1789 zu Paris beginnenden Aufstände durch Agenten und Geld unterstützen, da er den geheimen Plan verfolgte, sich mit Hülfe der Revolution selbst auf den Thron zu schwingen. Vom Hof beschuldigt, den Aufstand der Pariser Weiber 5. und 6. Okt. hervorgerufen zu haben, ward er unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung nach England verwiesen und kehrte erst, nachdem er freigesprochen, im Juli 1790 zurück, doch nur, um seine Umtriebe von neuem zu beginnen. Nachdem ein Versöhnungsversuch an dem Mißtrauen Ludwigs XVI. und des Hofs gescheitert, warf er sich nun ganz den Revolutionsmännern in die Arme. Er trat in den Jakobinerklub, legte sich den Namen Philipp Egalité bei, wurde von der Stadt Paris zugleich mit Danton, Robespierre u. a. als Deputirter in den Nationalkonvent gewählt und nahm seinen Platz unter der Partei des Bergs ein. Zur Entrüstung seiner eigenen Parteigenossen stimmte er 1793 für Ludwigs XIV. Tod. Nun wurde er jedoch, des Strebens nach der Königskrone verdächtigt, verhaftet und vom Revolutionstribunal zu Paris trotz seiner geschickten Vertheidigung 6. Nov. 1793 zum Tode verurtheilt und guillotinirt. Vgl. Montjoie, Conjuration d'O. (Par. 1793, 3 Bde.); Tournois, Histoire de Louis-Philippe-Jos. d'O. et du parti d'O. dans ses rapports avec la révolution française (3. Aufl., das. 1876). Seine Gemahlin Luise Maria Adelaïde von Bourbon, Tochter des Herzogs von Penthièvre, hatte sich 1792 von ihm getrennt, ward aber 1794 ebenfalls ins Gefängnis nach Marseille gebracht und erhielt erst 1795 ihre Freiheit und 1797 ihr Vermögen zurück. Sie starb 23. Juni 1821 zu Paris. Aus ihrer Ehe entsprangen: Ludwig Philipp (s. Ludwig 41), der spätere König der Franzosen, welcher nach seines Vaters Tode den Titel eines Herzogs von O. annahm; Anton Philipp, Herzog von Montpensier (s. d. 3); Alfons Leodegar, Graf von Beaujolais, geb. 1779, starb 1808 zu Malta; Maria Adelaïde Eugenie Luise, Mademoiselle d'O., geb. 23. Aug. 1777, starb 31 Dec. 1847 (s. Adelheid 2).

Der Ehe des Königs Ludwig Philipp von O., welcher durch die Februarrevolution von 1848 den Thron verlor und 26. Aug. 1850 zu Claremont in England starb, mit der Prinzessin Maria Amalie von Sicilien entsprangen acht Kinder, von denen der älteste Sohn, Ferdinand, geb. 3. Sept. 1810 zu Palermo, bei seiner Geburt den Titel eines Herzogs von Chartres erhielt. Nach der Restauration der Bourbons mit seinen Eltern nach Paris zurückgekehrt, besuchte er hier die öffentlichen Bildungsanstalten, seit 1819 das Collége Henri IV. und dann die polytechnische Schule und wurde 1824 zum Oberst des 1. Husarenregiments ernannt. Nach Ludwig Philipps Thronbesteigung (1830) wurde er Herzog von O. und Kronprinz von Frankreich. 1831 und 1832 wohnte er den französischen Expeditionen in Belgien, 1835—40 denen in Algerien bei und beschäftigte sich hierauf vorzugsweise mit der Organisation und Musterung der Truppen; die Einrichtung der Jäger von Vincennes (Chasseurs d'O.) ist sein Werk. Künste und Wissenschaften fanden in ihm einen freigebigen Beschützer. Er fand seinen Tod 13. Juli 1842 auf dem Weg von Paris nach Neuilly durch einen Sprung aus seinem Kabriolet, dessen Pferde durchgingen. Vgl. Mendelssohn, Ferdinand Philipp, Herzog von O. (Altenb. 1842). Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, geb. 24. Jan. 1814, gest. 18. Mai 1858 (s. Helene 2), entsprangen Ludwig Philipp, Graf von Paris, nach dem Tode seines Vaters bis 1848 der präsumtive Thronerbe, zu dessen Gunsten Ludwig Philipp 24. Febr. 1848 vergeblich dem Thron entsagte, geb. 24. Aug. 1838, und Robert, Herzog von Chartres, geb. 9. Nov. 1840. Der erstere, welcher seit 1864 mit einer Tochter seines Oheims, des Herzogs von Montpensier, vermählt ist und einen 6. Febr. 1869 gebornen Sohn, den Prinzen Ludwig Philipp Robert, hat, während der Herzog von Chartres sich mit einer Tochter des Prinzen von Joinville verheirathete, ist also seit 1850 Haupt der Familie, jedoch ohne den Titel eines Herzogs von O. zu führen. Er wurde nebst seinem Bruder in Deutschland (Eisenach) erzogen, nahm dann im Heer der Union am amerikanischen Bürgerkrieg theil, über welchen er ein tüchtiges Werk (»Histoire de la guerre civile en Amérique«, 1875, 3 Bde.) veröffentlichte, und lebte bis 1871 in völliger Zurückgezogenheit, die seinem Charakter mehr entspricht als die Ränke seiner Verwandtschaft, in England, seitdem wieder in Frankreich. Die übrigen Söhne Ludwig Philipps sind: der Herzog von Nemours (s. d.), der Prinz von Joinville (s. d.), der Herzog von Aumale (s. d. 4) und der Herzog von Montpensier (s. d. 3). Seine älteste Tochter, Luise von O., geb. 3. April 1812, vermählt 1832 mit Leopold I., König der Belgier, starb 11. Okt. 1850. Die zweite Tochter, Maria von O. (s. Maria 14), geb. 12. April 1813, Gemahlin des Herzogs Alexander von Würtemberg, starb 6. Jan. 1839. Die dritte Tochter, Klementine von O., geb. 3. Juni 1817, ist seit 1843 mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha vermählt.

Nach der Restauration der Bourbons 1814 erhielt auch Ludwig Philipp, der damalige Herzog von O., die immer noch ansehnlichen Trümmer seiner Familiengüter zurück. Dieselben bestanden aus Apanage-

gütern, die Ludwig XIV. zu Gunsten seines Bruders, des Stifters der Familie, ausgesetzt hatte und die von einem Haupte der Familie zum andern übergegangen waren, und in Privatgütern. Die ersteren fielen 1830, als Ludwig Philipp den Thron bestieg, an die Krone zurück und wurden durch das Gesetz vom 2. März 1832 zur Immobiliardotation der Civilliste, nach der Februarrevolution von 1848 aber durch die Nationalversammlung zum Staatseigenthum geschlagen. Die Privatgüter der Familie ließ Ludwig Philipp 7. Aug. 1830 durch eine gerichtliche Schenkungsakte auf seine Kinder übertragen und vermehrte sie durch spätere Schenkungen aus den Ersparnissen der Civilliste ansehnlich. Obwohl die Nationalversammlung durch Dekret vom 26. Mai 1848 die Familie O. aus Frankreich verbannte, so lehnte sie doch die beantragte Konfiskation ihrer Güter ab. Diese verhängte erst 22. Jan. 1852 der damalige Präsident der Republik, Prinz Ludwig Napoleon, über die in der Schenkungsakte vom 7. Aug. 1830 begriffenen Güter auf Grund des Gesetzes vom 8. Nov. 1814, wonach alle den Prinzen gehörigen Güter bei ihrer Thronbesteigung der Krondomäne anheim fallen, und befahl deren Veräußerung zu Gunsten öffentlicher Zwecke und des Fiskus. Zugleich wurde den Mitgliedern der Familie O. verboten, in Frankreich Mobiliar- oder Immobiliarvermögen zu besitzen, und ihnen befohlen, dasselbe binnen einer bestimmten Frist zu verkaufen. Diese Dekrete erregten allgemeines Mißfallen, selbst unter den politischen Gegnern der O. Die betroffenen Mitglieder der Familie O. einigten sich über einen Protest, welcher 28. Jan. dem Präsidenten der Republik überreicht wurde, und erhoben, als sich die Regierung im April des Schlosses Neuilly und der Domäne Monceaux bemächtigte, bei dem Seinetribunal Klage, wogegen der Seinepräfekt Protest gegen die Zuständigkeit des Gerichts einlegte, der 15. Juni 1852 vom Staatsrath gebilligt wurde. Im übrigen hielten sich die O. während ihrer Verbannung in England meist von der Politik fern, während ihre Partei (s. Orléanisten) durch eine Fusion mit den Legitimisten die royalistischen Bestrebungen zu fördern suchte. Gleichwohl verfolgte die Regierung Napoleons III. gerade die O., denen der Kaiser eigentlich sein Leben dankte, mit kleinlichen Chikanen, wie namentlich beim Erscheinen des Buches des Herzogs von Aumale über die Prinzen von Condé. 1870 boten die Prinzen von O. der Regierung ihre Dienste für den Krieg mit Deutschland an, wurden aber sowohl vom Kaiserreich wie von der Republik zurückgewiesen. Nach dem Frieden kehrten sie nach Frankreich zurück. Ihre Aussichten für die Wiedererrichtung eines orléanistischen Königthums waren nicht ungünstig, da bei den Wahlen zur Nationalversammlung nicht bloß eine bedeutende Anzahl Orléanisten, sondern auch zwei Prinzen, der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville, gewählt worden waren. Indeß hatten sie nicht den Muth, die Verantwortung für den nothwendigen Friedensschluß und den Kampf mit der Pariser Kommune auf sich zu nehmen, sondern überließen dies Thiers und begnügten sich damit, daß 8. Juni 1871 das Verbannungsdekret von 1848 gegen sie aufgehoben und die Wahlen ihrer Prinzen für gültig erklärt wurden. Gegen ihr ausdrückliches Versprechen traten diese auch im December in die Nationalversammlung ein. Im November 1872 wurde auch das Konfiskationsdekret vom 22. Jan. 1852 aufgehoben und die noch nicht verkauften Güter, im Werth von 60 Mill. Franken, der Familie O. zurückgegeben. Die Eile, womit die O. dies betrieben hatten, begegnete mehrfachem Tadel. 1876 wurde die Asche der im Exil gestorbenen Mitglieder der Familie von Claremont nach Dreux gebracht. Siedelten so die O. vollständig wieder nach Frankreich über, so nahm doch ihr politischer Einfluß mehr und mehr ab. Nachdem der günstige Augenblick, die Krone zu ergreifen, versäumt worden, zeigte sich, wie wenig das Julikönigthum im Volk Wurzel geschlagen hatte. Nur durch offene, energische Proklamation und Vertheidigung freiheitlicher Grundsätze hätten die O. wieder Fuß fassen können. Dagegen zeigten sich einige Glieder geradezu klerikal, wie die Herzöge von Nemours und Montpensier; andere kannten nur geheime Machinationen und Parteiintriguen. Um den Mangel eines politischen Princips als Grundlage ihres Thronanspruchs zu ersetzen, bemühten sich die O., nachdem sie Thiers gestürzt, der sich nicht zu ihrem willenlosen Werkzeug hatte hergeben wollen, eine Fusion mit dem Grafen von Chambord zu Stande zu bringen. Diese schien auch zu gelingen, als im Sommer 1873 der Graf von Paris sich zu einem Besuch bei demselben entschloß, scheiterte schließlich aber doch an der Halsstarrigkeit des Grafen Chambord und seiner Anhänger, in deren Augen die O. nie die rechtmäßigen Erben der Bourbons (diese sind die spanischen und sicilischen Bourbons), sondern Rebellen sind. Wie der König Ludwig Philipp, haben auch die Prinzen der Familie O. meist wohl die Tugenden eines Privatmanns, aber nicht die Eigenschaften eines Herrschers, und ihr Prätendententhum, das kein rechtliches oder politisches Princip vertritt, wird, wohl auch infolge des geringen Ehrgeizes des Grafen von Paris, bald völlig verschwinden. Vgl. »Précis historique de la maison d'O.« (Par. 1830); Laurentie, Histoire des ducs d'O. (das. 1832—34, 4 Bde.); Marchal, La famille d'O. depuis son origine jusqu'à nos jours (das. 1845); Yriarte, Les princes d'O. (1872).

Orléans, Jungfrau von, s. Jeanne d'Arc.

Orléansville (spr. orleangwil), Stadt in Algerien, Provinz Algier, am Schelif, mit Kasernen, Theater und (1872) 2257 Einw., wurde 1842 vom Marschall Bugeaud gegründet und als ein strategisch wichtiger Punkt 1843 und 1844 von Cavaignac befestigt. Der Hafen von O. ist Tenes. In der Nähe das 1848 gegründete Kolonistendorf Ponteba mit den Ruinen des römischen Castrum Tingitii.

Orley, Barend (Bernhard) van, berühmter niederländ. Maler, geboren zwischen 1488—90 zu Brüssel, ging um 1508 nach Italien, wo er sich unter Raffael ausbildete. Nach Brüssel zurückgekehrt, war er von 1518—27 Hofmaler der Statthalterin Margarethe von Parma, seit 1532 der Maria von Ungarn. Er starb 6. Jan. 1541 zu Brüssel. Ursprünglich noch in der Art Quintin Massys' malend, veränderte er seinen Stil infolge der italienischen Reise, jedoch nicht gerade zu seinem Vortheil, indem er sich die volle italienische Formenschönheit nicht aneignen und den Niederländer in Form und Kolorit nicht verleugnen konnte. Eine gewisse Feinheit der Empfindung ist ihm übrigens eigen. In Belgien, England und Deutschland findet man mehrere Bilder von ihm. O. entwarf auch Patronen zu Tapeten und Glasgemälden.

Orlich, Leopold von, namhafter Schriftsteller, geb. 30. Juni 1804 in Stallupönen, war Officier im preußischen Kaiser Alexander-Regiment, ging 1841 nach Indien, um sich am Kriege gegen die Sikhs zu betheiligen, kehrte 1843 in die Heimat zurück und ward

zum Major befördert. Er starb 2. Juni 1860 zu London. Literarisch machte er sich bekannt durch die Werke: »Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst« (Berl. 1836), »Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrhundert« (das. 1838—39, 3 Bde.) und die »Geschichte der Schlesischen Kriege« (das. 1841, 2 Bde.) sowie durch seine »Reise in Ostindien« (Leipz. 1845, 3. Aufl. 1858, 2 Bde.) und »Indien und seine Regierung« (das. 1859—61, 3 Bde.).

Orlik, Stadt, s. Olwiopol.

Orlog (holländ. Oorlog), Krieg; daher Orlogsflotte, s. v. w. Kriegsflotte; Orlogschiff, Kriegsschiff, besonders ersten Ranges.

Orlów, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, an der Wjatka, mit 7 Kirchen, etwas Fabrikation in Leder und Fayence, Getreidehandel u. (1870) 3440 Einw.

Orlów, russ. Adelsfamilie, leitet ihren Ursprung von Rurik her. Der historisch nachweisbare Ahn des Geschlechts war ein gemeiner Strelitze, Iwan O., welcher auf Befehl Peters d. Gr. hingerichtet werden sollte, dabei aber solche Kaltblütigkeit bewies, daß er begnadigt und später zum Officier ernannt wurde. Die namhaftesten Träger des Namens sind:

1) Grigorij, geb. 17. Okt. 1734, Enkel des Genannten, Sohn Grigorijs O., Gouverneur von Nowgorod Weliki, kam mit seinen beiden älteren Brüdern in das Landkadettenkorps, dann in ein Garderegiment und ward Adjutant des Artilleriechefs Grafen Schuwalow. Im Siebenjährigen Krieg mit dem gefangenen Grafen von Schwerin nach Petersburg als Eskorteofficier geschickt, zog er bei seinen körperlichen Vorzügen die Augen der Kaiserin Katharina II. auf sich, die ihn zu ihrem Geliebten erhob, und für die er nebst seinen Brüdern den Sturz Peters III. 9. Juli 1762 vorbereitete. Grigorij wurde zwar nicht, wie er gehofft, Gemahl der Kaiserin, jedoch reich belohnt und zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Ohne höhern Ehrgeiz, begnügte er sich mit der Stellung eines Günstlings. Schon 1762 nebst seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben, wurde er 1772 auch noch von Joseph II. zum deutschen Reichsfürsten ernannt. Als russischer Gesandter auf dem Friedenskongreß zu Fokschani 1772 erlangte er infolge seines anmaßenden Auftretens gegen die Türken nur wenig Vortheile für Rußland. Auf die Nachricht, daß Katharina Potemkin ihre Gunst zugewandt habe, eilte er rasch nach Petersburg; ehe er aber noch dort eintraf, erhielt er den Befehl, sich auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Doch bedachte ihn die Kaiserin mit neuen bedeutenden Schenkungen an Bauern und baarem Geld und überwies ihm bald darauf den Marmorpalast zu Petersburg. O. lebte fortan theils auf Reisen, theils in Moskau und verheirathete sich später mit seiner Nichte. Er starb 24. April 1783 in Geisteszerrüttung zu Moskau. Aus seiner Verbindung mit Katharina entsprang die noch blühende Familie der Grafen Bobrinskij.

2) Alexej, Bruder des vorigen, geb. 1737, ausgezeichnet durch gewaltige Gestalt und riesige Kraft, spielte bei der Thronrevolution von 1762 von allen seinen Brüdern die kühnste Rolle. Er holte Katharina II. aus Peterhof ab, rief dieselbe zur Kaiserin aus und erdrosselte eigenhändig den entthronten Peter III. in Ropscha, wofür er zum Generalleutnant, 1764 auch zum Kammerherrn und Präsidenten der Tutelkanzlei ernannt wurde. 1768 wurde er zum Admiral der ganzen russischen Flotte im Archipelagus ernannt. Sein glänzender Sieg bei Tschesme 5. Juli 1770 erwarb ihm den Beinamen Tschesmenskoi. Nach beendetem Krieg rückte er zum General en Chef auf und erhielt bedeutende Schenkungen. Paul I. nahm an ihm und Barjatinskij, dem einzigen noch lebenden Mordgenossen, dadurch Rache, daß sie bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskykloster das Bahrtuch tragen mußten und hierauf den Befehl erhielten, sich auf Reisen zu begeben. O. ging nach Deutschland und kehrte erst nach Pauls Tode nach Moskau zurück, wo er 5. Jan. 1809 starb. Iwan, der älteste der Brüder, wurde 1762 Mitglied des Senats; starb 1791. Wladimir, der jüngste Bruder, studirte in Leipzig, wurde Oberstleutnant der Garde und 1766 Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg; starb 1832. Fedor, der vierte Bruder, rückte bis zum Generalleutnant (1770) und Kommandeur des St. Georgenordens auf; starb 1796.

3) Grigorij Wladimirowitsch, Sohn des eben genannten Wladimir, geb. 1777, seit 1812 Senator, beschäftigte sich mit Geschichte, Staatskunde und Literatur und ward Mitglied der Akademien zu Petersburg und Neapel. Seiner Gesundheit wegen lebte er größtentheils im Ausland, namentlich in Paris. Er starb kinderlos 4. Juli 1826 zu Petersburg. Seine »Mémoires historiques, politiques et littéraires de Naples« (mit Anmerkungen von Duval, 2. Aufl., Par. 1825, 5 Bde.) erschienen auch deutsch (Leipz. 1824). Außerdem schrieb er: »Histoire des arts en Italie« (Par. 1822, 4 Bde.) und »Voyage dans une partie de la France« (das. 1824, 3 Bde.). Mit ihm erlosch die legitime männliche Linie O.

4) Alexej Fedorowitsch, natürlicher Sohn des unter O. 2) genannten Fedor O., geb. 8. Okt. 1788, zeichnete sich in den französischen Kriegen aus, ward Adjutant des Großfürsten Konstantin, dann Oberst und Kommandeur des Garderegiments zu Pferd. Am 26. Dec. 1825 trug seine Geistesgegenwart viel zur Dämpfung des Aufstandes der Garden bei, worauf er in den Grafenstand erhoben, zum Generaladjutanten ernannt wurde und das Kommando einer Kavalleriedivision erhielt, an deren Spitze er sich in dem türkischen Feldzug von 1828 auszeichnete. Nachdem er den Friedensvertrag von Adrianopel vom 14. Sept. 1829 abgeschlossen, ging er als außerordentlicher Botschafter nach Konstantinopel. 1833 erschien er als Oberbefehlshaber der am Bosporus gelandeten russischen Truppen von neuem in Konstantinopel und bewog den Sultan, den Vertrag von Hunkiar Skelessi zu unterzeichnen. Bald darauf ward er General der Kavallerie und Mitglied des Reichsraths, und 1844 erhielt er das Oberkommando des Gendarmenkorps und die Leitung der geheimen Polizei. Er begleitete den Kaiser Nikolaus auf allen seinen Reisen, z. B. 1853 nach Olmütz und Berlin. Seine Sendung nach Wien 1854, um Oesterreich für die russische Politik zu gewinnen, war erfolglos. Am Friedenskongresse zu Paris 1856 wirkte er mit Erfolg als russischer Bevollmächtigter, ward hierauf zum Präsidenten des Reichs- und Ministerraths und 7. Sept. 1856 in den Fürstenstand erhoben. Nachdem er den ihm 1858 übertragenen Vorsitz im Leibeigenschaftskomité niedergelegt, starb er 21. Mai 1861 zu Petersburg.

5) Nikolai Alexejewitsch, Fürst, einziger Sohn des vorigen, trat zuerst in die Armee, dann, nachdem er 1854 bei der Belagerung von Silistria eine besondere Tapferkeit bewiesen, aber auch ein Auge sowie einen Arm eingebüßt hatte, in den diplomatischen Dienst und wurde 1860 Gesandter in Brüssel, 1870 kurze Zeit in Wien. Seit 1872 ist er Botschafter

in Paris. Auch als militärischer Schriftsteller hat er sich versucht mit einer russisch geschriebenen »Geschichte des preußischen Kriegs von 1806« (Peterob. 1856).

Orlowskij, 1) Alexander, russ. Zeichner en gouache und Maler, geb. 1777 zu Warschau, bildete sich auf der Petersburger Akademie der Künste, besuchte dann Frankreich, Deutschland und Italien und war bereits 1812 Hofmaler zu Petersburg. O. malte Bildnisse, historische Darstellungen, Landschaften, Marinen, Genrestücke und Schlachtenbilder, durch die er seinen Ruf begründete; meisterhaft stellte er besonders Pferde dar. Eine seiner besten Arbeiten ist die in der kaiserlichen Eremitage aufgestellte Gruppe: Großfürst Konstantin Pawlowitsch und seine Suite. Er starb 14. Mai 1832 zu Petersburg.

2) Boris Iwanowitsch, einer der gefeiertsten Bildhauer Rußlands, geb. 1793, besuchte die Petersburger Akademie der Künste, wo er besonders den Unterricht des Rektors Martos und des Professors Pimenow genoß, und schuf schon damals eine große Zahl trefflicher Modelle zu Büsten und Statuen und Skizzen aller Art, worunter sich besonders das Modell einer kolossalen Büste des Kaisers Alexander I. auszeichnete, welche, später in Marmor ausgeführt, gegenwärtig im Palast des dirigirenden Senats zu Petersburg aufgestellt ist. Als kaiserlicher Pensionär nach Italien geschickt, hatte er hier noch Thorwaldsen zum Lehrer. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ward er an die kaiserliche Akademie der Künste als Professor der Skulptur berufen. Unter seinen Kunstschöpfungen sind hervorzuheben: eine Gruppe, Faun und Bacchantin, in Marmor, eine Statue des Paris mit dem Apfel, eine Statue eines auf der Syrinx spielenden Fauns und eine Skizze des Helden Iwan Ustimowitsch, wie er einen wüthenden Stier bändigt. Ferner lieferte O. zu dem vom Architekten Montferrant ausgeführten Denkmal des Kaisers Alexander I. auf dem Palastplatze zu Petersburg den Engel, der über dem bronzenen Kapitäl der granitenen dorischen Säule sich auf einer Halbkugel erhebt. Die beiden Hauptwerke Orlowskijs sind aber die beiden kolossalen Bildsäulen des Feldmarschalls Fürsten Golenischtschew-Kutusow-Smolenski und des Feldmarschalls Fürsten Barclay de Tolly zu Petersburg. O. starb 28. Dec. 1837 zu Petersburg.

Orme, Philibert de l', s. L'Orme.

Ormes (spr. orm), franz. Dorf, 8 Kilom. nordwestlich von Orléans, bekannt durch die Kämpfe der 17. deutschen Division gegen weichende französische Heerestheile 4. Dec. 1870. Vgl. Orléans, S. 371.

Orme's Head (spr. órms hedd), Vorgebirge an der Nordküste des engl. Fürstenthums Wales, 229 Meter hoch, mit Leuchthaus; wird vom nahen Badeort Llandudno (s. d.) aus oft besucht.

Ormonde (spr. órmönd), Grafen, Marquis und Herzöge von O. Die Familie Butler, deren Haupttitel O. ist, gehört zu den ältesten und vornehmsten Geschlechtern Irlands. Ihren Ursprung führt dieselbe auf Theobald zurück, den Heinrich II. im 12. Jahrh. nach der Eroberung der Insel zum Hereditary Chief Butler of Ireland (erblichen Erzschenken) ernannte, und der davon den Namen Butler annahm. 1328 erhielt James Butler den Titel eines Grafen von O. Dessen bemerkenswertheste Nachkommen sind:

1) James Butler, vierter Graf O., war unter Heinrich V. Lordstatthalter von Irland, zeichnete sich in den Kämpfen mit den einheimischen Fürsten aus und starb 1451.

2) James Butler, fünfter Graf O., ward 1453 zum Vicekönig von Irland ernannt, kämpfte für Heinrich VI. gegen die Yorks, befehligte in der Schlacht von Wakefield 1460 einen Flügel des königlichen Heers, wurde aber 1461 in der Schlacht von Towton gefangen genommen und 1. März enthauptet.

3) James Butler, erster Herzog von O., geb. 19. Okt. 1610 in London, war seit 1644 Vicekönig von Irland und bewährte sich als treuen Anhänger der Stuarts. Er machte nach Karls I. Hinrichtung den vergeblichen Versuch, Irland für Karl II. zu behaupten, und war dann dessen steter Begleiter im Exil. Nach der Restauration 1661 zum Herzog von O. erhoben, war er noch zweimal Vicekönig von Irland, erwarb sich um die Insel große Verdienste und starb auf Kingston Hall in Dorsetshire 21. Juli 1688.

4) James Butler, Herzog von, Enkel des vorigen, ging bei der Revolution von 1689 zu Wilhelm III. über und bekleidete seit 1702 das in seiner Familie fast erbliche Amt des Vicekönigs von Irland. 1711 nach Marlboroughs Entsetzung wurde er dessen Nachfolger im Oberkommando der gesammten englischen Landmacht, sah sich aber zu einer traurigen Rolle verurtheilt, da die englische Regierung trotz allen Drängens des Prinzen Eugen ihm weder eine Schlacht zu schlagen, noch eine Belagerung zu unternehmen gestattete. 1715, als nach der Thronbesteigung Georgs I. die Whigs wieder ans Ruder kamen, wurde er wegen Hochverraths angeklagt und, da er sich nicht stellte, durch die Bill of attainder seiner Titel und Ehren beraubt. Er ging darauf zu dem Prätendenten über und starb 1745 in der Verbannung. Die Folgen des attainder wurden erst 1791 aufgehoben, indem John Butler, aus einer Nebenlinie stammend, zum Grafen von O. ernannt wurde. 1825 erhielt die Familie den Titel Marquis von O.; gegenwärtiges Haupt derselben ist James Edward William Theobald Butler, Marquis von O., geb. 5. Okt. 1844.

Ormonds, Val d' (spr. wall dormóng), s. Grande-Eau.

Ormskirk, Marktstadt in der engl. Grafschaft Lancashire, inmitten einer fruchtbaren Gegend, 19 Kilom. nördlich von Liverpool, hat eine schöne gothische Kirche (mit dem Grabmal des Grafen von Derby), eine lateinische Schule, Seidenfabrikation, Seilerei, Brauerei, Lebkuchenbäckerei und (1871) 6127 Einw. In der Nähe die Ruinen von Lathomhouse, das von der Gräfin Charlotte von Derby unter Karl I. so lange gegen die Truppen des Parlaments vertheidigt ward, bis Prinz Rupert ihr zu Hülfe kam.

Ormus (Hormus), eine jetzt dem Imam von Maskat gehörige kahle Felseninsel in der gleichnamigen Meerenge, durch welche der Persische Meerbusen mit dem Indischen Ocean verbunden ist, Bender Abassi gegenüber, stand 1515—1622 unter der Herrschaft der Portugiesen und war damals einer der wichtigsten Handelsplätze in den asiatischen Meeren, gerieth aber nach der Eroberung durch Abbas d. Gr. in Verfall. Von der alten Stadt O., welche 40,000 Einw. zählte, ist nur noch ein Ruinenhaufen übrig, den jetzt kaum 300 Menschen bewohnen.

Ormuzd (Ormazd), spätere pers. Form des Namens für die höchste Gottheit der Bekenner der alten Nationalreligion Irans (s. Zoroaster), im Zendavesta Ahuramazda (»weiser Herr«?), auf den Keilinschriften der persischen Großkönige Auramazda genannt. In der Naturreligion der noch ungetrennten Arier Indiens und Irans hatte dieser Gott noch keine Stelle, daher er sich auch in Indien nicht wieder-

findet; er gehört der vorherrſchend abſtrakten Religionsſchöpfung des Zarathuſtra (Zoroaſter) an. Die Griechen, welche ihn Oromazes oder Oromasdes nennen, kannten ihn bereits als oberſten Gott der Perſer, als den aus dem reinſten Licht entſtandenen Urheber der guten Dinge und als Schöpfer der Welt; auf den von Darius I. herrührenden Keilinſchriften von Biſutun heißt er »der größte der Götter«. Die authentiſche Quelle für die Erkenntnis ſeines Weſens iſt das Zendaveſta (ſ. d.), beſonders der älteſte, von Zarathuſtra ſelbſt oder ſeinen Jüngern herrührende Theil desſelben, die »Gâthâ« (Lieder). Hiernach iſt er der heiligſte, Gedeihen ſpendende Geiſt, der Sonne, Mond und Sterne und den Himmel, die Erde und die Gewäſſer, die Bäume und die Menſchen geſchaffen hat und erhält. Er iſt allwiſſend, der Freund und Schützer der Guten, der Feind der Lügner und der Rächer des Unrechts, der Erfinder der guten Sprüche (daena) zur Abwehr der Unholde (daeva). Man bittet zu ihm um Verleihung irdiſcher Güter, aber auch um Vollkommenheit und Unſterblichkeit oder langes Leben. Er iſt die Quelle der guten Gedanken, Worte und Werke, der Vater der Armaiti, welche die Gottheit der Demuth und Frömmigkeit und zugleich der Erdgeiſt iſt; »Wahrheit« und »guter Sinn« ſtehen ihm, halb perſonificirt, halb nicht, zur Seite. Sein Gegner iſt Anromainyu (der »böſe Geiſt«), der ſpätere Ahriman (ſ. d.). Zwiſchen dieſem und Ahuramazda hat der Menſch zu wählen, doch hat im ganzen der erſtere eine ſehr inferiore Stellung und tritt erſt in den ſpäteren Theilen des Zendaveſta mehr hervor. O. ſelbſt erſcheint in der ſpätern Religion als Schöpfer ſämmtlicher anderen Götter, insbeſondere der ſechs Amſchaspands (ſ. d.), die im Himmel neben ihm thronen; auch die Erſchaffung der Welt, beſonders der 16 Landſchaften von Oſtiran, wird mehr im Detail ausgeführt, und es werden viele Unterredungen mitgetheilt, die O. mit ſeinem Propheten Zarathuſtra über verſchiedene Fragen des Glaubens und der Moral gehalten. Freilich bleibt er eine etwas abſtrakte und paſſive Figur im Vergleich mit den lebensvollen alten Naturgöttern, wie Mithra (ſ. d.). Nur ſein Kampf mit dem böſen Geiſte, der 3000 Jahre lang dauern und mit der Niederlage desſelben enden ſoll, wird breiter ausgeführt; auch erſcheint er nun als Todtenrichter, der die Seelen um ihren Wandel befragt und ſie, wenn die Antwort befriedigend ausfällt, einladet, ſein Paradies mit ihm zu theilen. Noch entſchiedener tritt ſeine Geſtalt in der Pehlewi-Literatur der Saſſanidenzeit, am meiſten in der Religion der heutigen Parſen (ſ. d.) hervor, die weſentlich monotheiſtiſch iſt. Vgl. Windiſchmann, Zoroaſtriſche Studien (Berl. 1863); Spiegel, Eraniſche Alterthumskunde, Bd. 2 (daſ. 1873); Duncker, Geſchichte des Alterthums, Bd. 4 (4. Aufl., daſ. 1877).

Ornain (ſpr. -nâng), rechter Nebenfluß der Marne in Frankreich, entſpringt im Departement Obermarne, fließt erſt nordöſtlich, dann nordweſtlich durch die Departements Maas und Marne, größtentheils parallel mit dem Marne-Rheinkanal, und mündet unterhalb Vitry; 150 Kilom. lang.

Ornamént (lat.), Verzierung, das ſchmückende Beiwerk an Arbeiten menſchlicher Kunſtfertigkeit, beſonders an Werken der Baukunſt und der Kunſtgewerbe. Dieſes Beiwerk iſt keineswegs willkürlich, ſondern ſteht mit der Beſchaffenheit und dem Zweck des Gegenſtands, welchen es ſchmücken ſoll, oder mit den einzelnen Theilen desſelben im engſten Zuſammenhang. Das O. ſoll nämlich nicht nur ſchmücken, ſondern zugleich den Zweck und die Bedeutung des Theils, an welchem es ſich befindet, d. h. ſeine tektoniſche und äſthetiſche Funktion, ausdrücken, ſoll z. B. andeuten, ob ein architektoniſches Glied tragend oder getragen, ob es umſchließend, bekrönend ꝛc. iſt. Daher muß z. B. der Fuß einer Vaſe anders ornamentirt ſein als ihr Bauch oder ihr Deckel, die Umfaſſung eines Fenſters anders geſtaltet ſein als ein Bildrahmen ꝛc. Die Ornamente ſollen gleich den Erzeugniſſen der Natur organiſch gebildet ſein, im engſten Zuſammenhang mit dem Gegenſtand ſtehen, den ſie ſchmücken, und der Geſammtform in beſcheidener Weiſe ſich unterordnen. Die Formen der Ornamentik ſind zum Theil der Thier- und Pflanzenwelt entnommen, zum Theil ein bloßes Linienſpiel; in den meiſten Fällen ſind alle drei Formenkreiſe phantaſtiſch mit einander vermiſcht. Die Ornamente beſtehen entweder in Zeichnung, einfarbig oder bunt, oder ſie ſind plaſtiſch, als Reliefs, zuweilen auch als vollrunde Figuren und zwar wieder entweder einfarbig oder bunt. — Eine beſondere Art von O. iſt das Flachornament zum Schmuck von Flächen, alſo gewebten Stoffen, Fußböden, Wänden ꝛc. Es bezweckt einfach eine Belebung der Fläche als ſolcher, darf daher niemals Gegenſtände der Natur oder Reliefs nachahmen, womit nicht geſagt iſt, daß es nicht ſelbſt in (freilich ganz flachem) Relief ausgeführt ſein kann. Ornamente können in und auf jedem beliebigen Material ausgeführt werden; doch muß auf die Beſchaffenheit des Materials, theils wegen der Technik, theils wegen der äſthetiſchen Wirkung, ſtets gebührende Rückſicht genommen werden. Ein Reliefornament in Stein muß weſentlich anders komponirt werden als ein ſolches in Holz, und ein O. auf Porzellan muß anders behandelt werden als ein ſolches auf Bronze. Die Ornamentik hat eine große geſchichtliche Entwickelung, welche mit der allgemeinen Kunſtgeſchichte im engſten Zuſammenhang ſteht. Die einfachſten Ornamente finden ſich auf Geräthen der ſogen. Bronzeperiode und an gewebten Stoffen wenig entwickelter Völker. Die helleniſche Kunſt entnahm ihre Vorbilder der aſiatiſchen, wußte ſie jedoch viel künſtleriſcher zu behandeln und ſchuf eine in allen Theilen ſtreng durchgebildete Ornamentik, d. h. Lehre von der Anwendung der Ornamente. Auf den ſpätgriechiſchen und byzantiniſchen Ornamenten beruhte die arabiſche Dekoration, unter Hinzufügung phantaſtiſcher Einzelheiten und eigenthümlicher Geſtaltung. Ein Abkömmling der griechiſch-römiſchen Ornamentik iſt die romaniſche, während die Gothik die Phantaſtik der romaniſchen noch überbot und durch das Verwenden von geometriſchen Formen eine ganz eigenartige Dekorationsweiſe entwickelte. Auf die griechiſch-römiſchen Ornamente ging die Renaiſſance zurück, fiel in der Barockzeit ins Ueberladene und Plumpe und im Rokoko in haltungsloſe, krauſe Formen. Die moderne Zeit hat den Ornamenten der früheren Kunſtperioden große Aufmerkſamkeit geſchenkt. Ueber das Princip der Ornamentik vgl. Böttticher, Tektonik der Hellenen (2. Aufl., Berl. 1869); Semper, Der Stil (Münch. 1860—64, 2 Bde.); Jacobsthal, Grammatik der Ornamente (Berl. 1874 ff.); über die Geſchichte der Ornamentik vgl. Owen Jones, Grammatik der Ornamentik (Lond. 1865); Racinet, Das polychrome O. (Stuttg. 1875 ff.).

Ornamẽntſtiche, Kupferſtiche, welche Ornamente darſtellen und dazu beſtimmt ſind, Künſtlern ſowie Handwerkern bei ihren Arbeiten als Vorbilder zu dienen. In unſeren Tagen verſteht man unter

Ornamentstichen im engern Sinn besonders die ornamentalen Kupferstiche (im weitesten Sinn des Worts) der älteren Meister, besonders jener des 16. Jahrh. Eine sehr große Sammlung solcher (jetzt meist sehr seltenen) Stiche besitzt das k. k. Museum für Kunst und Industrie zu Wien (»Illustrirter Katalog« von Scheftag, Wien 1872).

Ornano, San Pietro Bastelica, Herr von, s. Bastelica.

Ornans (spr. -ăng), Stadt im franz. Departement Doubs, Arrondissement Besançon, an der Loue, hat ein schönes Hospital, eine große Kirche mit schönen Gemälden, renommirte Gerbereien, Papier- und Käsefabrikation (Gruyèrekäse), bedeutenden Weinbau und (1872) 3173 Einw. In der Umgegend viele Grotten und Kaskaden.

Ornāt (lat. ornātus), überhaupt Schmuck, vorzugsweise die Kleidung, welche die Geistlichen bei Amtsverrichtungen tragen. Der O. der katholischen Geistlichen ist nach den verschiedenen Rangstufen verschieden; einfacher und für alle Grade gleich ist der O. der reformirten und lutherischen Geistlichen.

Orne (spr. orn), 1) Fluß im nördlichen Frankreich, entsteht auf den Hügeln der Perche, östlich von Séez im Departement O., fließt nordwestlich durch dasselbe, dann nördlich durch das Departement Calvados, eins der herrlichsten Thäler der Normandie bildend, ist von Caen an durch einen Kanal schiffbar gemacht und mündet 18 Kilom. davon nach einem Gesammtlauf von 158 Kilom. in den Kanal La Manche.

Das nach der O. genannte Departement, gebildet aus einem Theil der eigentlichen Normandie, aus dem Herzogthum Alençon und dem nördlichen Theil der Landschaft Perche, grenzt an die Departements Calvados (nördlich), Eure (nordöstlich), Eure-et-Loir (östlich), Sarthe und Mayenne (südlich), Manche (westlich) und umfaßt 6097 QKilom. (110,7 QM.) mit (1872) 398,250 Einw. (1841: 442,100). Das Land bildet eine Hochebene, welche in ihrer ganzen Länge von O. nach W. von einer Hügelkette (Collines de Perche) durchschnitten wird, die das Stromgebiet der Loire von dem des Kanals La Manche scheidet, in ihrem höchsten Punkt 417 Meter erreicht und zahlreiche Zweige gegen N. und S. entsendet. Die bedeutendsten Flüsse sind: Eure mit Iton und Rille mit Charentone, die in die Seine, Toucques, Dives und Orne, die in den Kanal, Sarthe mit Huisne und Mayenne mit Varenne, welche in die Loire münden. Einige kleine, rund geformte Seen sieht man für Krater erloschener Vulkane an. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, der Landbau aber noch wenig vervollkommnet worden. Vom Gesammtareal kommen auf Aecker 338,662, Wiesen 131,205, Wälder 62,816, Heiden und Weiden 16,275 Hektar. Hauptprodukte sind Getreide, dessen Ertragsmenge jedoch eben nur für die Bedürfnisse der Bewohner ausreicht, und zwar außer Weizen (1872: 1,4 Mill. Hektol.) und Hafer besonders Gerste und Buchweizen, auch Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Rüben, Raps, Hanf und Flachs, Gemüse und sehr viel Obst; insbesondere Aepfel und Birnen zur Bereitung von Cider und Birnmost (jährlich über 1 Mill. Hektol.) werden gebaut. Der Weinstock gedeiht nicht. In den Waldungen gibt es noch viele Wölfe und Füchse, außerdem Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Hasen und Kaninchen. Die trefflichen Weiden und Wiesen unterstützen die Viehzucht in hohem Grad; berühmt sind: die Pferde (67,409 Stück), das Rindvieh (198,934 Stück) und zwar sowohl Mastochsen als Milchkühe mit ihren Produkten, Butter und Käse (camembert), sodann Schweine und Gänse. Auch Fischerei und Bienenzucht wird stark betrieben. Das Mineralreich liefert Eisen, Granit, sehr reinen Quarz (Diamanten von Alençon), Marmor und Kalkstein. Die Industrie bietet einem großen Theil der Bevölkerung den Lebensunterhalt (120,228 neben 181,225 bei der Agrikultur beschäftigten Personen). Die hervorragendsten Zweige derselben sind: die Eisenindustrie (8 Eisengießereien, Fabrikation von Eisen- und Stahlwaaren), die Gewinnung von Kupfer und Messing (3 Unternehmungen mit einer Produktion von 9200 metr. Ctr. im Werth von 2,116,000 Franken), die Glasindustrie, die Fabrikation von Papier, Kerzen, Handschuhen, Horn- und Beinarbeiten, Holzschuhen, die Baumwollspinnerei und Weberei (32 Fabriken mit 103,300 Spindeln, 515 mechanischen und 3220 Handstühlen), die Hanfspinnerei und Leinwandweberei (6 Unternehmungen mit 80 mechanischen und 1714 Handstühlen), die Fabrikation gemischter Gewebe (6 Fabriken mit 783 mechanischen und 701 Handstühlen), die Färberei, Bleicherei und Gärtnerei. Die ehemals so berühmte Fabrikation von Spitzen (points d'Alençon) hat fast ganz aufgehört. Der Handel mit den Erzeugnissen des Bodens und der Industrie ist sehr schwunghaft; als Verkehrsmittel dienen ihm die das Departement durchschneidenden Eisenbahnlinien von Le Mans über Alençon nach Caen und von Paris über Argentan nach Granville, denen sich noch die Linien Caen-Flers-Laval und Le Mans-Chartres anschließen. Die Volksbildung steht auf guter Stufe; unter 100 über 6 Jahre alten Personen waren 1872 nur 16 des Lesens und Schreibens unkundig. An höheren Lehranstalten bestehen: ein Lyceum, 3 Kommunalcollèges und 6 Privatmittelschulen. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements: Alençon, Argentan, Domfront und Mortagne und hat Alençon zur Hauptstadt.

2) Linker Nebenfluß der Mosel, entspringt in Frankreich nördlich von Verdun, tritt bei Grand Moyeuvre nach Deutschland über und mündet oberhalb Hückingen; 86 Kilom. lang. In ihrem Thal befinden sich (auf deutschem Boden) große Eisenwerke.

Orniren (lat.), zieren, schmücken.

Ornithichnites, s. Vögel.

Ornitholithen (griech.), fossile Reste ausgestorbener Vögel, s. Vögel.

Ornithologie (griech.), Vogelkunde (s. Zoologie); Ornithológ, Vogelkenner.

Ornithŏpus *L.* (Krallenklee, Vogelfuß), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, zottige Kräuter in Mittel- und Südeuropa mit unpaarig gefiederten Blättern, kleinen, weißen oder röthlichen Blüten in Köpfchen oder Dolden und gekrümmten, gleich den Zehen eines Vogels auseinander stehenden Gliederhülsen (daher der Name), deren Glieder zusammengedrückt, länglich und netzadrig sind. O. sativus *Brot.* (Serradelle), mit 45 Centim. hohem Stengel, vielpaarig gefiederten Blättern, vielblütigen Blütenköpfchen, lilafarbigen Blüten und 2,5 Centim. langen Gliederhülsen, stammt aus den Mittelmeerländern, findet sich besonders in Portugal und ist als Futterpflanze für Sandboden empfohlen worden. Die Serradelle bedarf keines Kalkgehalts, fordert aber immerhin einen Boden, in welchem noch weißer Klee gedeiht, oder wenigstens guten Roggenboden. Man kann sie auf gut hergerichtetem und von Quecken gereinigtem Boden ohne Schutzfrucht säen oder bringt sie in gedüngten Roggen. Ihr kräftiger

Wuchs beginnt erst im August, man erntet vor oder nach Michaelis und trocknet wie Klee. Sie liefert 800—1000 Ctr. Grünfutter oder 160—200 Ctr. Heu, das alle Hausthiere gern fressen und das dem Wiesenheu in Nährkraft gleichkommt. Sie hinterläßt den Boden so kräftig, daß man eine schöne Roggenernte erhält. Bei uns kommt eine kleine Art, O. pusillus *L.*, auf sandigen Anhöhen vor.

Ornithorhynchus, s. Schnabelthier.

Orobanche *L.* (Sommerwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Orobancheen, Schmarotzergewächse mit angeschwollener Stengelbase, fleischigem, schuppigem, blaßbraunem, röthlichem oder weißlichem, nicht beblättertem Stengel, in Aehren oder Trauben stehenden Blüten mit gefärbten Deckblättern und einfächeriger Kapsel. Sie leben auf den Wurzeln sehr verschiedener Pflanzen, besonders von Papilionaceen, kommen in Deutschland seltener, in den Mittelmeerländern häufig vor und richten auf Kulturpflanzen großen Schaden an, z. B. O. speciosa *Dec.* auf Erbsen, O. racemosa *Coss.* auf Tabak und Hanf.

Orodus *Ag.*, eine der Gattung Acrodus *Ag.* sehr nahestehende Gattung fossiler Fische (s. Fische, S. 826).

Orognosie (griech.), Gebirgslehre, Zweig der Geognosie (s. Geologie).

Orographie (griech.), Beschreibung der Gebirge nach ihren äußeren Formen u. Gruppirungen; orographische Karten sind Landkarten, auf denen vorzugsweise die Gebirgs- und Höhenzüge berücksichtigt sind. Die O. ist ein wichtiger Theil der physischen Geographie (s. Erdkunde) und wesentliches Hülfsmittel für denjenigen Theil der Geologie, welcher den Bau der Gebirge beschreibt, indirekt auch für die Lehre von deren Entstehung (s. Geologie); ebenso sind die orographischen Karten, jetzt gewöhnlich solche mit einfachen Angaben von Horizontalen in gleichen (äquidistanten) Vertikalabständen, unerläßliche Grundlage der geognostischen Karten. Vgl. v. Sonklar, Allgemeine O. (Wien 1873).

Orometrie (griech.), die Lehre von der Messung der Gebirge nach Gipfel-, Paß- und Kammhöhe, einer der wichtigsten Bestandtheile der Orographie (s. d.), besonders durch den Wiener Geographen v. Sonklar wissenschaftlich begründet.

Orono, Stadt im nordamerikan. Staat Maine, im Penobscotthal, mit Sägemühlen und (1870) 2889 Einw.

Oronsay, s. Colonsay.

Orontes, der Hauptfluß Syriens, jetzt Nahr el Asi (»der Stürmische«) genannt, entspringt am Antilibanon, nordöstlich von Baalbeck, in 1140 Meter Höhe, verfolgt nördliche Hauptrichtung, bis er sich in seinem Unterlauf bei Antiochia nach W. zum Mittelländischen Meer wendet. Oberhalb Antiochia empfängt er den Karasu, den Abfluß des Sees von Akdeniz. Sein Thal ist an vielen Stellen kultivirt und besonders in seinem untern Theil durch malerische Scenerien und zum Theil prächtige Vegetation ausgezeichnet. Seine Länge beträgt 237 Kilom., seine Breite unterhalb Antiochia ca. 60 Meter.

Oropos, im Alterthum feste Hafenstadt in Attika, am Euripos, mit eigenem Gebiet, in dem sich ein Tempel des Amphiaraos mit berühmtem Traumorakel befand. Die ursprünglich böotische Stadt wurde frühzeitig von den Athenern in Besitz genommen; jetzt das Dorf Oropo.

Orosháza (spr. órrôschhásá), Stadt im ungar. Komitat Békes, an der Alföld-Fiumaner Bahn, mit einem Einzelgericht, Wein- und Getreidebau, starker Viehzucht und (1870) 14,554 Einw.

Orosius, Paulus, röm. Geschichtschreiber des 5. Jahrh. n. Chr., aus Spanien gebürtig, geboren um 390, christlicher Presbyter, schrieb auf Veranlassung des Augustinus, bei dem er sich längere Zeit in Hippo aufhielt, zu dem Zweck, um die Behauptung der Heiden zu widerlegen, daß der Verfall des römischen Reichs durch die Christen verschuldet sei, ein Geschichtswerk: »Historiarum libri VII adversus paganos«, worin er mit Benutzung des Livius, Tacitus, Justinus, Suetonius, Eutropius und der lateinischen Uebersetzung der Chronik des Eusebios die Geschichte mit geringer Sachkenntnis und unter übertreibender Hervorhebung des Elends und der Verbrechen der heidnischen Zeit von Erschaffung der Welt bis 410 n. Chr. herabführte. Am besten ward es von Haverkamp (Leid. 1738; neue Ausg., Thorn 1876) herausgegeben. Vgl. Mörner, De Orosii vita ejusque historiarum libris VII (Berl. 1844). Außerdem besitzen wir von ihm noch eine durch die Pelagianischen Streitigkeiten veranlaßte Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Orotáva (sonst Aurotopala), Stadt auf der Nordwestküste der Kanarischen Insel Teneriffa, am Fuß des Pico de Teyde, hat einen schönen botanischen Garten, lebhaften Handel, besonders mit Wein und Seide, und gegen 9000 Einw. In der Nähe das Landhaus La Paz, welches 1799 Humboldt bewohnte, der hier den berühmten »Drachenbaum von O.« beschrieb, dessen Stamm 15 Meter Umfang hatte, einen der ältesten Bäume der Erde, der in einem Sturm 2. Jan. 1868 zu Grunde ging.

Orotschonen, Volk tungusischen Stammes in Sibirien, am obern Amur und an der Küste des Japanischen Meers bis zum 46.° nördl. Br., sind nur theilweise seßhaft, im übrigen ein Fischer- und Jägervolk, dessen Zahl bereits auf 1200 sich gemindert hat.

Oroville, Bergstadt im nordamerikan. Staat Kalifornien, Grafschaft Butte, mit (1870) 1425 Einw.

Orphaniten, Partei der Hussiten (s. d.), welche sich nach ihres Führers Ziska Tode (11. Okt. 1424) die Waisen (O.) nannte und eine Mittelstellung zwischen Kalixtinern und Taboriten einnahm, indeß meist mit den letzteren im Bunde war.

Orphanotrophium (griech.), Waisenhaus.

Orphéon (griech., Orphéum), Name von Sänger- oder Musikvereinen (besonders in Frankreich); auch Lokal solcher Vereine (»Tonhalle«); daher Name von Vergnügungslokalen ꝛc.

Orpheus, griech. Sängerheros der mythischen Vorzeit, den man zugleich für den Repräsentanten einer eigenen, nach Thrakien eingewanderten Dichterschule hält, war nach der gewöhnlichen Sage ein Sohn des Apollon und der Muse Kalliope und wurde nebst Thamyris und Herakles von Linos im Gesang unterrichtet. Der ursprüngliche Sitz der Sagen über ihn war Piërien mit den alten Musenquellen und das thrakische Hebronthal. Die Macht seines Gesangs zur siebensaitigen Leier war so gewaltig, daß er selbst Bäume und Felsen bewegte und die wildesten Thiere zähmte. Als er seine Gattin, die Nymphe Eurydike, durch den Biß einer Schlange verloren hatte, erfüllte er mit seinen Klagen Berge und Thäler, stieg endlich in den Hades hinab, um die Geliebte zurückzuholen, und rührte durch seinen Gesang und sein Saitenspiel das Herz Persephone's so sehr, daß sie der Eurydike gestattete, dem Gemahl zur Oberwelt zu folgen, unter der Bedingung, daß er nicht eher nach ihr umblicke, als bis sie dieselbe erreicht hätten. Aber

der Ungeduldige hielt diese Bedingung nicht, und so mußte die Gattin in den Hades zurückkehren. Eine vorzügliche antike Darstellung dieser erneuten Trennung der Liebenden durch den Seelenführer Hermes ist uns erhalten in einem Marmorrelief der Villa Albani zu Rom. O. soll auch die Argonauten begleitet haben. Seinen Tod fand er auf dem Hämos, wo er nächtlich während der Dionysosfeier von den rasenden Bakchantinnen zerrissen ward. Das Haupt aber und die Leier des Sängers schwammen auf den Wogen des Hebros und durch das Meer nach der Sängerinsel Lesbos, wo man beides in einem Grabe bei Antissa beisetzte. In späterer Zeit, besonders seit Pisistratos, bildete man O. zu einem Weihe- und Sühnepriester um, der fortan von dem Sänger O. ganz getrennt erscheint. Er galt als der Stifter und das Haupt der Orphiker, einer seit etwa 600 v. Chr. entstandenen mystischen Sekte, die in dem mystischen Kult des Dionysos Zagreus ihren Mittelpunkt hatte und eine eigenthümliche spekulative Theologie mit pantheistischen Anschauungen sowie einer auf asketischen Lehren beruhenden Lebensweise ausbildete. Diese Sekte schrieb dem O. allerlei Sühngebräuche, Weihungen, wie sie bei den Mysterien üblich waren, sowie zahlreiche Dichtungen und Schriften zu, welche in ihrer Mitte, zum Theil erst ziemlich spät, entstanden waren. Die frühesten Anfänge dieser Orphischen Literatur lassen sich in dem Zeitalter der Pisistratiden nachweisen, in dem Onomakritos (s. d.) die Orphischen Lieder und Sagen sammelte (zum Theil auch fälschte) und das Hauptwerk über die »Orphische Theologie« schrieb. Letztere bearbeiteten außerdem die Peripatetiker Eudemos und Hieronymos sowie der Stoiker Chrysippos, später die Neuplatoniker, Proklos u. a.; am meisten aber blühte sie in Alexandria, wo sie sich mit ägyptischen Elementen so verschmolz, daß O. auch in Aegypten als Begründer der Mystik galt. Die noch jetzt erhaltene Orphische Literatur umfaßt drei (noch bis um die Mitte des 18. Jahrh. für echt gehaltene) Werke: die »Argonautica«, ein episches Gedicht mythologischen Inhalts, vielleicht im 4. Jahrh. n. Chr. entstanden (herausgeg. von Schneider, Jena 1803; deutsch von Voß, Heidelb. 1806); 88 Weihungslieder oder Hymnen, aus der Zeit der Neuplatoniker (deutsch von Dietsch, Erlang. 1822), und die »Lithica«, Gedicht über die magischen Kräfte der Steine, wahrscheinlich aus dem 4. Jahrh. n. Chr. (herausgeg. von Tyrwhitt, Lond. 1781). Die beste Ausgabe sämmtlicher Werke besorgte Hermann in »Orphica« (Leipz. 1805), die sorgfältigste Sammlung der zerstreuten Fragmente der Orphischen Dichter Lobeck im »Aglaophamus« (Königsb. 1829, 2 Bde.) und in verschiedenen Königsberger Programmen. Vgl. Bode, De Orpheo (Götting. 1824); E. Gerhard, O. und die Orphiker (in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1859).

Orphiker, s. Orpheus.

Orscha (poln. Orsza), Kreisstadt im russ. Gouvernement Mohilew, an der Mündung der Orschitza in den Dnjepr, hat 9 Kirchen (darunter 2 römisch-katholische), ein Kloster, mehrere Synagogen und (1870) 5300 Einw. Die schon 1116 erwähnte Stadt spielte in den Kriegen zwischen Rußland und Litauen als Festung eine wichtige Rolle.

Orseille (franz., spr. -ßeille, Archil), teigartige, röthliche Masse von veilchenartigem Geruch und alkalischem Geschmack, welche als rother Farbstoff in den Handel kommt und aus gemahlenen Flechten besteht, in welchen sich der Farbstoff durch einen Gährungsprocess entwickelt hat. Die hierzu benutzten Flechten aus den Gattungen Roccella, Usnea, Lecanora, Variolaria wachsen an felsigen Küsten und werden besonders auf den Azoren, Kanaren und Kapverdischen Inseln, an den Küsten von Portugal, Spanien, England, Südfrankreich, in Angola, Benguela, auf St. Helena, Madagaskar, Sansibar, an der Küste von Mosambik und auf Ceylon gesammelt und in Lissabon, Liverpool, London, Havre, Hamburg, Bremen auf den europäischen Markt gebracht. Außerdem sammelt man in Schweden, im Thüringer Wald, in der Rhön, im Jura, in den Pyrenäen und in Schottland ähnliche Flechten, welche auf der Erde, an Steinen und Rinden wachsen und als minder werthvolle Erdorseille in den Handel kommen. Zur Darstellung der O., welche ursprünglich von den Florentinern geheim gehalten wurde, wird das Flechtenpulver mit Urin oder Ammoniak angerührt und der Gährung überlassen. Aus dem Urin entwickelt sich Ammoniak, und dies wirkt gemeinsam mit der Luft auf die in der Flechte enthaltene eigenthümliche Säure (Lekanorsäure, Orseillesäure, Erythrinsäure, Gyrophorsäure, Evernsäure, Usninsäure ꝛc.) in der Art ein, daß Orcin entsteht, welches dann weiter in Oreïn übergeht. Letzteres ist der wesentliche Farbstoff der O., die ohne weiteres als steifer Brei in den Handel kommt. Persio, Persico, Cudbear, rother Indigo ist ziemlich dasselbe Präparat wie O., nur reiner und getrocknet. Er wurde früher in Schottland aus den dortigen Flechten dargestellt, später aber in großer Menge in Deutschland (Stuttgart), Frankreich und England fabricirt. Orseillepurpur (pourpre français) wird erhalten, indem man die Flechten mit Ammoniak schnell extrahirt, den Auszug mit Salzsäure fällt, den Niederschlag (wesentlich die genannten Flechtensäuren) in Ammoniak löst, die Lösung der Luft aussetzt, bis sie kirschroth geworden ist, dann kocht, anhaltend auf 70—75° erhitzt und die purpurfarben gewordene Flüssigkeit mit Alaun oder Chlorcalcium fällt. Ein ähnliches Präparat ist Orseillekarmin. Man benutzt alle diese Präparate zum Roth- und Violettfärben von Wolle und Seide, noch mehr mit anderen Farbstoffen zu braunen Nüancen, den Purpur auch in der Kattundruckerei. Durch die Anilinfarbe hat die O. an Bedeutung sehr verloren.

Orseilleflechte, s. Roccella und Variolaria.

Orsini (Ursini, Ursins in Frankreich), berühmtes röm. Fürstengeschlecht, Rival der Familie Colonna, Anhänger der guelfischen Partei und des Papstthums, das seinen Stammbaum auf den römischen Ritter Vipio Ursinus zurückführt, theilte sich um 1200 durch die drei Söhne des Matthäus Rubeus O. in drei Linien, von denen die jüngste, O.-Gravina, gestiftet von Napoleon O., noch gegenwärtig blüht. Jener Matthäus Rubeus oder Rossi war der erste, der als Präfekt von Rom 1153 gegen Kaiser Friedrich I. die Waffen ergriff, wofür ihm der Papst den Titel »Vater des Vaterlands« verlieh und ein mit Edelsteinen geziertes Stirnband schenkte, welches der im Orsini'schen Wappen befindlichen Binde die Entstehung gegeben haben soll. Johann Cajetan O. bestieg als Nikolaus III. 1277 den päpstlichen Thron. Francesco O. ward 1417 zum ersten Grafen, sein Sohn Jacopo O. 1463 zum Herzog von Geovina und Beroald O. 1724 zum deutschen Reichsfürsten und später zum Fürsten des päpstlichen Stuhls ernannt. Andere berühmte Glieder des Geschlechts waren: Niccolò O., Graf von Petigliano, geb. 1442, diente als General nach ein-

ander dem Haus Anjou in den Kriegen um Neapel, der Republik Siena, dem Papſt Sixtus IV., den Florentinern, endlich ſeit 1495 den Venetianern. Beim Ausbruch des Kriegs mit der Ligue von Cambrai als Generalkapitän an die Spitze der venetianiſchen Heere geſtellt, eroberte er Padua und vertheidigte es mit Erfolg gegen die kaiſerliche Armee. Er ſtarb 1510 zu Lunigo bei Vicenza. — Virginio O., Herr von Bracciano, einer der ausgezeichnetſten Feldherren Italiens, ergriff in dem Krieg des Papſtes Sixtus IV. mit dem Herzog von Ferrara Partei für den Papſt und ſiegte bei Campo Morto über die Neapolitaner 1482. In dem Krieg Neapels gegen die Franzoſen ſtand er erſt auf Seite der erſtern, ſpäter (1496) der letztern Macht, gerieth aber bei der Kapitulation zu Atella mit ſeinem Bruder Paolo O. in neapolitaniſche Gefangenſchaft und ſtarb 1497. — Paolo Giordano, geb. 1541, ward 1560 von Pius IV. zum Herzog von Bracciano erhoben, kommandirte 1566 des Papſtes Paul IV. Truppen, als die Türken Italiens Küſten bedrohten, und führte in dem Feldzug von 1571 das Kommando über die geſammten italieniſchen Völker; ſtarb 1585 zu Salo am Gardaſee. — Anna Maria, Fürſtin O., geb. 1643, Tochter des Prinzen de la Trémoille, heirathete zuerſt den Fürſten Talleyrand-Chalais, der 1670 ſtarb, dann zu Rom 1675 den Herzog O.-Bracciano, der 1698 ſtarb. Hierauf zur Oberhofmeiſterin (camarera-mayor) der jungen Königin von Spanien, Gemahlin Philipps V., ernannt, beherrſchte ſie dieſe und durch ſie den König und leitete die Regierung Spaniens. Nach dem Tode der Königin empfahl ſie Philipp als zweite Gemahlin Eliſabeth Farneſe, in der Hoffnung, auch bei dieſer ihren Einfluß zu behaupten, wurde aber von derſelben ſofort aus Spanien verwieſen und ſtarb 1722 zu Rom. Vgl. Combes, La princesse des Ursins (Par. 1858). — Der Herzog Pietro Francesco O. beſtieg 1724 als Benedikt XIII. den päpſtlichen Stuhl. Er hatte abermals einen O., Lorenzo, unter dem Namen Clemens XII. zum Nachfolger, der 1740 ſtarb. Ihren Wohnſitz hat die Familie in Rom. Jetziges Haupt iſt Fürſt Philipp, geb. 10. Dec. 1842. Von den O. leitet auch das deutſche Fürſtenhaus Roſenberg ſeinen Urſprung her und nennt ſich O. und Roſenberg.

Orſini, Felice, Graf von, durch ein Attentat auf Napoleon III. bekannt, geb. 1819 zu Meldola in der römiſchen Delegation Forli, ward Rechtsanwalt, nahm an der Verſchwörung der Brüder Bandiera 1844 theil und ward deshalb zu lebenslänglicher Galerenſtrafe verurtheilt, 1846 aber begnadigt. 1854 wiederum an Revolutionsverſuchen in Italien betheiligt, flüchtete er endlich nach England, wo er Sprachunterricht ertheilte und Vorleſungen über italieniſche Literatur hielt. Als Leiter eines gegen das Leben Napoleons III., als Verräthers an der italieniſchen Sache, gerichteten Komplotts, welches das Attentat vom 14. Jan. 1858 zu Paris zur Folge hatte, ward er tags darauf verhaftet, vor Gericht geſtellt und 13. März 1858 hingerichtet.

Orsk, ſeit 1866 Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Orenburg, früher eine der zur Orenburgiſchen Linie gehörigen Feſtungen, unweit der Mündung des Or in den Ural, hat 2 Kirchen, 2 Moſcheen, einen Tauſchhof, eine Stadtbank und (1871) 5584 Einw.

Orſova (ſpr. órſchówa), Name zweier Orte am Eiſernen Thor, der letzten Strompforte der Donau. Alt-O., Marktflecken im ungar. Komitat Szörény, dem ehemaligen Romaniſch-Banater Militärgrenzbezirk, auf einer Donauinſel an der Mündung der Czerna, Station der Donaudampfſchiffahrt und Sitz der öſterreichiſchen Maut, hat 2 Kirchen, Weinbau, Bereitung von konſervirtem Obſt und (1870) 1555 Einw. Die Eiſenbahn von Temesvár nach O. war Anfang 1877 noch im Bau, während die rumäniſche Anſchlußlinie bereits bis zu dem gegenüber gelegenen Verciorova reicht. 2 Kilom. abwärts liegt gegenüber im ſerbiſchen Diſtrikt Poſcharewatz, zum Theil ebenfalls auf einer Inſel in der Donau, Neu-O., mit alten, ganz verfallenen Feſtungswerken und ca. 3000 Einw. Letzteres wurde 1716 von den Oeſterreichern den Türken abgenommen und ihnen von den letzteren im Frieden zu Poſcharewatz (Paſſarowitz) 1718 abgetreten. Am 15. Aug. 1738 wurde jedoch die inzwiſchen verſtärkte Feſtung von den Türken nach vierwöchentlicher Belagerung durch Kapitulation wieder genommen und blieb ſeitdem in ihrer Gewalt.

Orſoy, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Mörs, am Rhein, mit evangeliſcher und kathol. Kirche, Seidenwaaren-, Cigarren- und Stärkefabrikation, Lachsfiſcherei und (1875) 1727 Einw.

Ort, in der Sprache des Mittelalters ſ. v. w. der vierte Theil; daher im Münzweſen der vierte Theil einer Münze, vorzugsweiſe ¼ Reichsthaler, 1⅓ O. = 1 Mark lübiſch. Unter Ortskronen verſtand man die däniſchen und kaiſerlichen Viertelkronen, unter Ortsthaler oder Reichsort in einigen Gegenden Deutſchlands die nach dem 20-Guldenfuß geprägten Viertelthalerſtücke, unter Ortsgulden Viertelgulden, im Kanton Zürich die 10-Schillingſtücke, Oertli oder Vierbätzler, unter Ortsgroſchen das alte Mecklenburger 3-Pfennigſtück, unter Ortspfennig (Brabanter O.) eine Rechnungs- und Kupfermünze in Lüttich, Brabant und Flandern, deren 160 nach jetzigem Geld 2 Mark 10 Pf. betrugen, und die auch im Kleve'ſchen und in den angrenzenden Gebieten unter dem Namen Ortjen ꝛc. kurſirte. O. war in einigen Gegenden auch ein Flüſſigkeitsmaß, = ¼ Maß.

Ort, im Bergbau das Ende eines Grubenbaues, z. B. einer Strecke, eines noch nicht durchſchlägigen Stollens ꝛc. (ſ. Bergbau, S. 997); Ortsbetrieb iſt die Fortſetzung dieſes Grubenbaues; beim Minenbau das Ende eines Ganges, wo der Mineur noch arbeitet; dann das ſcharfe Ende verſchiedener Inſtrumente, z. B. des Bergeiſens, des Spitzhammers, der Keilhaue ꝛc.; bei den Schuhmachern ſ. v. w. Ahle.

Orta (Novareſe), Stadt in der ital. Provinz Novara, am See von O. maleriſch gelegen, hat ein hübſches Rathhaus und (1871) 971 Einw. Ueber O. erhebt ſich der Monte Sacro, mit herrlicher Ausſicht und berühmter Wallfahrtskirche. Gegenüber von O. mitten im See liegt die Felſeninſel San Giulio.

Ortelsburg, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, an einem See, hat ein altes Schloß (ehemals Jagdſchloß der Deutſchen Ordensritter), ein Kreisgericht und (1875) 2061 Einw.

Ortenau, Landſchaft in Baden, erſtreckt ſich zwiſchen dem Rhein und dem Schwarzwald vom Breisgau an bis unterhalb Achern, mit Offenburg (ſ. d.) als Mittelpunkt, und liefert guten Weiß- und Rothwein (Ortenauer).

Ortenberg, 1) Stadt in der heſſ. Provinz Oberheſſen, Kreis Büdingen, an der Nidder, hat eine hübſche Kirche, ein Schloß des Grafen von Stolberg-Roßla und 1100 Einw. — 2) Dorf und Schloß in Baden, ſ. Offenburg.

Ortenburg, Marktflecken im bayr. Kreis Nieder-

bayern, Bezirksamt Vilshofen, mit (1875) 987 meist protest. Einwohnern und der Burg Altortenburg, dem Stammhaus der Grafen von O.

Orthagŏras, ein ionischer Aegialeer aus Sikyon, dem es 665 v. Chr. gelang, die dorische Aristokratie mit Hülfe der ionischen Bevölkerung zu stürzen und sich die Alleinherrschaft zu verschaffen, welche seine Nachkommen, die Orthagoriden, unter denen Myron und Klisthenes die berühmtesten waren, bis 565 behaupteten.

Orthez (spr. -tés), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niederpyrenäen, am Gave de Pau und an der Eisenbahn von Bayonne nach Pau gelegen, hat ein Civiltribunal, mehrere Unterrichtsanstalten, eine Handelskammer, bedeutende Gerberei, Fabrikation von Papier, Oel, Chokolade und Zündhölzchen, Getreide- und Sägemühlen, Flachsspinnerei, Bereitung von Schinken und eingesalzenem Fleisch, Steinölquellen, eine Saline und (1872) 6526 Einw. Mit der jenseit des Gave de Pau gelegenen Vorstadt Départ ist O. durch zwei Brücken verbunden. Ein fünfeckiger Thurm (tour de Moncade) ist das einzige Ueberbleibsel des alten Schlosses der Fürsten von Béarn, in welchem Blanka, Tochter des Königs von Aragonien und Gattin Heinrichs IV. von Kastilien, durch ihre Schwester, die Gattin des Grafen Gaston IV. von Foix, vergiftet wurde. Die Aufhebung des Edikts von Nantes zerstörte den frühern Glanz der Stadt. Hier 27. Febr. 1814 Schlacht zwischen Wellington und Soult, wobei letzterer zurückgedrängt wurde.

Orthis, s. Mollusken, S. 663.

Orthobiótik (griech.), die Kunst, sein Leben recht zu führen.

Orthocēras, s. Kopffüßer.

Orthoceratiten (griech.), Unterfamilie aus der Ordnung der Vierkiemer und der Klasse der Kopffüßer (Cephalopoda), unterscheiden sich von ihren nächsten Verwandten, den Nautilen, durch wenig gekrümmte, oder gerade gekammerte Schalen, von denen die letzte, die Wohnkammer, klein ist, und wohl noch wesentlicher durch eine enge Mundöffnung. Die Geschlechter derselben sind das gebogene Cystoceras, das ebenfalls gebogene und am Mund außerordentlich verengerte Phragmoceras, das schlauchförmige, sonst mit letzterem übereinstimmende Ascoceras, das spiralig (aber nicht umschließend) gerollte, noch nicht ganz vollständig bekannte Gyroceras und das durch gerade Schale ausgezeichnete Hauptgeschlecht Orthoceras. Die beiden letzteren und Cystoceras reichen von den Silurbildungen noch weiter nach oben, Gyroceras aber auch nur bis in die devonischen Schichten, während die Geschlechter mit stark verengerter Mundöffnung nur silurisch sind. Orthoceras nebst Cystoceras reichen aber vom Silur bis in die Trias (der Alpen). — Die Schale der O. ist meist lang gestreckt, selten kurz kegelförmig, meist rund im Querschnitt, selten (Untergattung Goniocoras) elliptisch, die Außenfläche meist glatt oder gewellt, selten höckerig. Im Innern sind die Kammerscheidewände durch einen mehr oder weniger der Mitte genäherten Sipho oder Verbindungskanal verbunden; derselbe ist oft breit, in zwei Röhren, die ineinander stecken, getheilt und dann mit strahlförmigen Verbindungsstücken zwischen den Röhren versehen.

Orthodoxie (griech., »Rechtgläubigkeit«), im Gegensatze zur Häresie oder Heterodorie (Ketzerei) die Uebereinstimmung mit dem Lehrbegriff der Kirche oder diejenige Glaubensüberzeugung, welche im Hinblick auf den in den Symbolen der Kirche aufgestellten Lehrbegriff den Anspruch auf Korrektheit erheben darf. Der Ausdruck kam in den allgemeinsten Gebrauch besonders seit den Koncilien zu Nicäa (325), zu Konstantinopel (381) und zu Chalkedon (451) und bedeutet demnach hauptsächlich die Festhaltung der Lehre von der Trinität und von der Gottheit Christi nach den auf jenen Kirchenversammlungen festgestellten Formeln. Während des Bilderstreits galt der Eifer für die Bilder und Reliquien für orthodox, und die Kaiserin Theodora ließ den 842 errungenen Sieg der Bilderfreunde durch ein jährliches Fest (am ersten Fastensonntag) verewigen, das sie das Fest der O. nannte. Seit dem Beginn des Schisma's, welches die orientalische und die occidentalische Kirche einander feindlich gegenüber stellte, galt in ersterer vorzugsweise das für orthodox, was die sieben ersten ökumenischen Koncilien festgestellt hatten. In diesem Sinne nennt sich die byzantinische Kirche noch immer die orthodoxe im Gegensatze zu der eine Fortentwickelung des Dogma's bis zu dem Tridentinum und Vaticanum statuirenden römischen. Während Rom die Gesammtheit der Protestanten für Ketzer erklärte, knüpften diese den Begriff der O. an das gläubige Bekenntnis zu den Symbolen der einen oder der andern Kirche, und bald war man dahin gekommen, daß die O. fast einzig auf die interkonfessionellen Unterscheidungslehren bezogen wurde. Die Abendmahlslehre und die Lehre von der Prädestination waren im 16. und 17. Jahrh. die Hauptkriterien für O. und Heterodoxie. Neuerdings haben den im Grund unprotestantischen Begriff der O. die Häupter der herrschenden Theologie in ziemlich gedankenloser und auf allen einzelnen Punkten sofort die bedenklichsten Schwankungen verrathender Weise erneuert. Vgl. Ketzer.

Orthoëpīe (griech., Orthoëpik), in der Grammatik die Lehre von der richtigen Aussprache der einzelnen Sprachelemente (Vokale, Doppelvokale und Konsonanten) sowie der aus diesen zusammengesetzten Silben und Wörter, insofern dieselben als Sprachtheile im allgemeinen, nicht als Glieder eines besondern Gedankenausdrucks (eines rhetorischen Satzes, einer Periode ꝛc.) betrachtet werden. Vgl. Lautlehre.

Orthogonāl (griech.), in der Geometrie s. v. w. rechtwinklig, namentlich bei Koordinaten und Projektionen üblich.

Orthographīe (griech., »Rechtschreibung«), die richtige Wiedergabe der Sprachlaute durch Schriftzeichen. Schon das griechische und lateinische Alphabet, von denen alle jetzt in Europa üblichen Schriftarten, mit Ausnahme der türkischen, abstammen, erfüllten diese Aufgabe jeder Schrift nur unvollkommen, da sie aus der fremden und nur die Konsonanten, nicht die Vokale bezeichnenden phönikischen Sprache zurecht gemacht waren. Weit größer ist aber der Abstand zwischen Schrift und Sprache in den modernen Sprachen Europa's, weil sie nicht nur ebenfalls mit Alphabeten geschrieben werden, die ihnen ursprünglich fremd waren, sondern auch weil von Anfang an ein großes Schwanken in der Art der Einführung dieser Alphabete herrschte, und besonders weil die Veränderungen der Schrift mit den Aenderungen in der Sprache nicht gleichen Schritt hielten. In Deutschland ließ die klassische Literatur des 13. Jahrh. eine einheitliche und zweckmäßige O. entstehen, die aber in den folgenden Jahrhunderten rasch wieder verfiel. Im 16. Jahrh. trat Luther der Verwilderung der O. entgegen, und im 17. konsolidirte sie sich mehr und mehr; so kam damals die noch jetzt bestehende Sitte auf, alle Haupt-

wörter groß, die übrigen klein zu ſchreiben. Im 18. Jahrh. galt Adelung als große Autorität für O.; aber der bekannte Grundſatz, den er aufſtellte: »Schreibe, wie du ſprichſt«, ließ ſich weder ſo, noch in der modificirten Faſſung Späterer: »Schreibe, wie du richtig ſprichſt« durchführen. So wünſchenswerth eine rein phonetiſche, d. h. den Sprachlauten genau entſprechende O. wäre, ſo ſteht ihr doch ſchon die Verſchiedenheit der Mundarten, welche auch die Ausſprache des Schriftdeutſchen in den verſchiedenen Provinzen beeinflußt, entgegen, mehr noch der oben berührte Umſtand, daß die Entwickelung der Schrift und die der Sprache ſich in den modernen Sprachen Europa's immer mehr von einander getrennt haben. Nur die Beſeitigung mancher pedantiſchen Auswüchſe, z. B. des y in deutſchen Wörtern, drang nach und nach durch. Der bekannte Germaniſt J. Grimm und ſeine Schule betonten die Berechtigung der hiſtoriſchen Ueberlieferung und der Etymologie in der O., die ſie möglichſt wieder auf den Stand des 13. Jahrh. zurückzuführen ſuchten und daher z. B. »Sintflut« ſtatt des modernen und unrichtigen »Sündflut«, kleine Anfangsbuchſtaben ſtatt großer auch bei Hauptwörtern ꝛc. einzuführen ſtrebten. Ein zugleich die Fortentwickelung der Sprache berückſichtigender Vertreter dieſer Richtung iſt Weinhold, deſſen weitgehenden Reformvorſchlägen jedoch ein anderer Germaniſt, R. v. Raumer, in der »Zeitſchrift für öſterreichiſche Gymnaſien« (1855) als oberſten Grundſatz für die deutſche O. den entgegenſtellte, »daß die in der Hauptſache vorhandene Uebereinſtimmung der deutſchen Rechtſchreibung nicht wieder zerriſſen werde«. In der That dienten ſowohl die von Germaniſten, als die von anderen Seiten gemachten vielfachen Reformverſuche nur dazu, die ohnedies ſchon große Unſicherheit der O. zu vermehren; daher trat Anfang 1876 eine durch die preußiſche Regierung berufene Konferenz von Vertretern der Schule und der Wiſſenſchaft ſowie der Buchhändler und Buchdrucker »zur Herſtellung größerer Einigung in der deutſchen Rechtſchreibung« zuſammen. Ihren Berathungen wurde ein Regel- und Wörterverzeichnis mit Erläuterungen von R. v. Raumer zu Grunde gelegt; in letzteren waren aber, Raumers früheren Anſichten entgegen, über den Zweck der Einheitlichkeit weit hinausgehende Reformvorſchläge enthalten. Die Beſchlüſſe der Konferenz gehen theils auf Feſtſtellung ſchwankender Schreibungen, wobei ſtets das Einfachere dem Umſtändlichen, anderſeits das hiſtoriſch beſſer Begründete dem Mißbräuchlichen vorgezogen wird, theils aber auch auf Reformen, beſonders in der Bezeichnung der gedehnten Vokale. Dieſe werden jetzt auf ſechſerlei Arten bezeichnet: durch Verdoppelung (z. B. Meer), durch nachgeſetztes h (z. B. Jahr), durch nachgeſetztes e (z. B. Sieg), durch ein h, das dem vorausgehenden oder nachfolgenden t beigeſetzt wird (z. B. Thal, Muth), durch ß (z. B. mäßig, im Gegenſatze zu Waſſer, Flüſſe); endlich kann die Länge unbezeichnet bleiben, z. B. in »wir, war«, wo die Ausſprache ebenſo gedehnt iſt wie in »ihr, Waare«. Die Konferenz bevorzugte die letztgenannte Methode als die einfachſte, beſchloß jedoch, nur das längſt als Mißbrauch erkannte th (außer in Fremdwörtern wie Theodor, Pathos) radikal abzuſchaffen, wie es ja auch in Heimat, Monat und vielen anderen Wörtern ſchon längſt abgekommen iſt. Das längſt eingelebte »ie« wurde im allgemeinen nicht angetaſtet, dagegen ſprach ſich die Majorität dafür aus, im allgemeinen die Vokalverdoppelung und das Dehnungs-h nach den dunklen Vokalen a, o, u und den Umlauten ä, ö, ü zu beſeitigen und nur nach den hellen Vokalen e, i zu belaſſen, wonach alſo nun z. B. Schar, wonen, aber Scheere, ihnen ꝛc. wie früher zu ſchreiben wäre; ferner entſchied ſich die Majorität dafür, den Auslaut wie den Inlaut zu ſchreiben, alſo z. B. Fuß, Füße, aber Fluſs, Flüſſe (in lateiniſcher Schrift Fuſs, Füſse, aber Fluss, Flüsse). Die Beſchlüſſe der Konferenz riefen eine lebhafte Diskuſſion in der geſammten Preſſe und in eigenen Schriften hervor, welche ſich überwiegend gegen das radikale und doch inkonſequente Verfahren der Konferenz mit ihren beiden letzten Beſchlüſſen erklärte. Anderſeits meinten die Phonetiker, daß man noch lange nicht weit genug gegangen ſei und die vorgeſchlagenen Reformen in gar keinem Verhältniſſe ſtünden zu dem für ihre Durchführung erforderlichen Apparat an Miniſterialverordnungen für die Schulen, Agitation in der Preſſe, Behelligung der ganzen ältern Generation mit Umlernung der O. ꝛc. Ob auch nur eine größere Einigung der O. auf dem eingeſchlagenen Weg zu erzielen iſt, bleibt abzuwarten. Für das Durchdringen einer phonetiſchen Reform gewährt ein Blick auf den Erfolg ähnlicher Beſtrebungen in den Nachbarländern wenig Hoffnung. So hat man ſich in Frankreich ſchon im 17. Jahrh. vielfach bemüht, die vielerlei Schreibungen für einen und denſelben Laut und die überflüſſigen Buchſtaben zu reduciren; aber die ſtummen e ſind noch heute nicht verſchwunden. Nirgends iſt die O. in traurigerem Zuſtand als bei den Engländern, welche z. B. langes o auf 13, langes i auf 20 verſchiedene Arten ausdrücken. Allein die Bemühungen von Mr. Pitman in ſeiner Zeitſchrift: »Fonetic Nuz« (für Phonetic News), von Alexander J. Ellis, Whitney, Max Müller u. a., eine möglichſt oder durchaus phonetiſche Schreibung, theilweiſe mit neuen Buchſtaben, einzuführen, haben bisher noch wenig Anklang gefunden. Weit günſtiger ſind die orthographiſchen Zuſtände bei den Italienern und Spaniern, hauptſächlich deshalb, weil dieſe Nationen ſchon früh zu einer klaſſiſchen Literatur gelangten, deren Sprache und O. auf die ganze Folgezeit beſtimmend einwirkten. Einiges Verdienſt hierbei mag in Italien auch die alte florentiniſche Accademia della Crusca haben, wie auch die franzöſiſche Akademie in Paris manches zur Reinigung der franzöſiſchen O. beigetragen hat, weshalb der deutſche Naturforſcher Du Bois-Reymond vorſchlug, in Berlin zu gleichem Zweck eine Akademie für deutſche Sprache zu begründen. Vgl. Weinhold, Ueber deutſche Rechtſchreibung (Wien 1852); »Verhandlungen der orthographiſchen Konferenz zu Berlin« (Halle 1876); Michaelis, Die Ergebniſſe der orthographiſchen Konferenz (Berl. 1876); Duden, Die Zukunftsorthographie (Leipz. 1876); Schmits, Ueber Rechtſchreibung und Druckſchrift (Köln 1876); Max Müller, On spelling (Lond. 1876).

Orthographiſch, der Orthographie (ſ. d.) gemäß, auf dieſelbe bezüglich. Im Projektionszeichnen heißt o. eine Projektion (ſ. d.), wenn die Projektionsſtrahlen rechtwinklig auf der Zeichenebene ſtehen.

Orthoklās, ſ. Feldſpat.

Orthopädie (v. griech. orthos, gerade, und paideia, Erziehung), derjenige Theil der Medicin, welcher ſich mit den Verkrümmungen des menſchlichen Körpers und deren Heilung beſchäftigt. Verkrümmungen beſtehen entweder in einer wirklichen Verbiegung der Knochen ſelbſt, oder in Biegungen und Verdrehungen an den Gelenkverbindungen der Knochen bei ſonſt normaler Geſtalt der letzteren. Die Knochen erfahren bei den Verkrümmungen weder

eine Trennung ihrer Kontinuität, wie dies bei den Knochenbrüchen der Fall ist, noch sind ihre Gelenkflächen von Anfang an völlig von einander entfernt, wie bei den Verrenkungen. Dagegen kommt es bei länger bestehenden Verkrümmungen oft zu theilweise stattfindenden bleibenden Abweichungen der Gelenkflächen von einander; ja, die ganze Form der betreffenden Knochen kann mit der Zeit wesentlich verändert werden, indem an einzelnen Stellen die Knochensubstanz schwindet, während an anderen Stellen eine krankhafte Neubildung von solcher stattfindet. Am frühesten und im höchsten Grad pflegen die Gelenkflächen der Knochen von diesen krankhaften Processen betroffen zu werden. Die Verkrümmungen sind entweder Fehler der ersten Bildung und als solche angeboren, oder sie werden erst nach der Geburt im Verlauf des weitern Lebens erworben. Die Ursachen der angebornen Verkrümmungen sind nicht sicher bekannt, vermuthlich aber zum großen Theil von derselben Art wie die der erworbenen Verkrümmungen; die der letzteren dagegen liegen in krankhaften, meist entzündlichen Processen, welche bald den Knochen selbst oder seine Gelenkkapseln und Gelenkbänder, bald die Muskeln, bald auch die äußere Haut betreffen. Die Knochenkrankheiten, welche zu Verkrümmungen führen, sind vorzugsweise die Rhachitis (englische Krankheit), die Osteomalacie (Knochenerweichung) und die Knochenvereiterung. In allen diesen Fällen verliert der Knochen seine natürliche Festigkeit und Starrheit und wird deshalb bald durch den Zug der sich an ihm befestigenden Muskeln, bald durch den Druck des auf ihm lastenden Körpers in mannigfacher Weise verzogen und verkrümmt. Von den Gelenkkrankheiten, welche zu Verkrümmungen führen, sind namentlich akute und chronische Gelenkentzündungen aller Art, Rheumatismus, Gicht ꝛc. zu nennen. Von größter Wichtigkeit für das Entstehen von Verkrümmungen sind ferner gewisse Affektionen der Muskeln, welche theils in einer fehlerhaften Innervation, theils in Gewebserkrankungen derselben bestehen. Erlangt nämlich eine bestimmte Muskelgruppe, sei es durch Gewohnheit, Uebung oder aus irgend einem andern Grunde, das Uebergewicht über eine andere, zu ihr in dem Verhältnis des Antagonismus stehende Muskelgruppe, oder ist der eine Muskel verhältnismäßig schwach gegenüber der normalen Thätigkeit seines Antagonisten, so wird das Glied bleibend nach der Richtung verzogen, in welcher der an Kraft überwiegende Muskel wirkt. Auf diese Weise entstehen die sogen. Gelenkkontrakturen, zumal der Hände, nach Lähmungen. Besteht, wie so häufig gerade im Alter des Wachsthums bei schlecht genährten und schwächlichen Subjekten, eine mangelhafte Thätigkeit der Muskeln, welche den Körper in seiner normalen Stellung erhalten sollen, und wird derselbe demzufolge, nur gehalten von Knochen und Bändern, ganz dem Einfluß der Schwere überlassen, so entstehen die bekannten Rückgratsverkrümmungen, das Schiefwerden, das krumme Knie ꝛc. Von den Gewebserkrankungen der Muskeln, welche Ursache von Verkrümmungen werden können, sind zu nennen die Narbenbildung in den Muskeln nach Wunden und Entzündungen, indem jede Narbe das Bestreben zeigt, sich zusammenzuziehen, wodurch der Muskel als Ganzes abnorm verkürzt wird. In derselben Weise führen umfangreiche Hautwunden und Hautgeschwüre, vorzugsweise diejenigen, welche nach ausgebreiteten Verbrennungen entstehen, durch die nachfolgende Verkürzung der sich bildenden Narbe zu Verkrümmungen in den Gelenken. Angeborne wie erworbene Verkrümmungen kommen an allen Theilen des menschlichen Körpers vor. Die wichtigsten und häufigsten derselben sind der schiefe Hals (caput obstipum), die Ausweichung der Wirbelsäule nach der Seite, vorn und hinten (Skoliosis, Lordosis, Kyphosis, Buckel), verbunden mit mehr oder weniger hochgradiger Difformität des Brustkastens und des Beckens, ferner der Klumpfuß und Plattfuß, der Pferdefuß und Hackenfuß, das krumme Knie (genu valgum), die Kontrakturen im Handgelenk, die Difformität des ganzen Skeletts, zumal des Beckens und der langen Röhrenknochen, bei Rhachitis und Osteomalacie ꝛc. Hierzu gesellen sich als Objekt der O. noch diejenigen Verunstaltungen der Glieder, welche durch schlecht geheilte Knochenbrüche, durch verkürzte Hautnarben und auf ähnliche Weise entstanden sind. Was die Aussicht auf Heilung bei den Verkrümmungen anbetrifft, so kommt alles darauf an, in welchem Grad und wie lange die Verkrümmung besteht, und inwiefern die derselben zu Grunde liegenden ursächlichen Momente entfernt werden können. Je jünger das Subjekt, je geringer die Verkrümmung selbst ist, um so günstiger sind die Aussichten. Bei älteren Subjekten und lange dauernden Verkrümmungen ist die Behandlung immer langwierig, und in vielen Fällen kann oft nur eine Verschlimmerung des Uebels verhütet werden. Wo bei Verkrümmungen in den Gelenken organische Veränderungen der Knochen, Zerstörungen, Verwachsungen ꝛc. zugegen sind, da ist das Uebel, wenn nicht unheilbar, so doch nur durch schwere operative Eingriffe zu verbessern. Verkrümmungen, welche durch Muskelkontraktionen bedingt sind, gewähren im allgemeinen bessere Aussichten für die Heilung. Nur wenn die Muskeln durch die lange Dauer der Verkrümmung so atrophisch geworden sind, daß sie ihre Funktionsfähigkeit vollständig verloren haben, ist die Heilung unmöglich. Die Aufgabe der O. besteht in der kunstgemäßen Behandlung der Verkrümmungen, in der Entfernung der Ursachen und in der Wiederherstellung der natürlichen Richtung des betroffenen Gliedes. Die Mittel, deren sich die O. zu diesem Zweck bedient, sind sehr verschiedener Art; wesentlich aber bestehen sie in gymnastischen Uebungen, verbunden mit elektrischer Reizung der mangelhaft thätigen Muskeln, in der Anwendung von Apparaten und Maschinen und endlich in operativen Eingriffen, blutigen wie nicht blutigen, welche Mittel bald für sich allein, bald mit einander verbunden benutzt werden. In allen diesen Richtungen hat die O. in den letzten Jahrzehnten wahrhaft großartige Fortschritte gemacht und die segensreichste Wirksamkeit entfaltet. Gymnastische Uebungen sind da am Platz, wo das aufgehobene Gleichgewicht in der Thätigkeit der verschiedenen Muskelgruppen und eine absolute Schwäche derselben die Ursache der Verkrümmung ist. Sowohl die schwedische Heilgymnastik, welche durch Kneten, Streichen und Pochen der Muskeln sowie durch Bethätigung derselben in der Form des aktiven und passiven Widerstands zu wirken sucht, als auch das gewöhnliche deutsche Turnen, zumal die Freiübungen, wenn sie unter Anleitung und Beaufsichtigung eines einsichtsvollen Arztes geschehen, üben den heilsamsten Einfluß auf die genannten Verkrümmungen aus. Leichte Grade derselben können bei sorgfältiger Berücksichtigung des allgemeinen Gesundheitszustands durch gymnastische Uebungen und Manipulationen allein entfernt werden. Da bei längerer Dauer der Verkrümmung sowohl die zusammengezogenen und

verkürzten Muskeln, als die zu ihnen führenden Bewegungsnerven verkümmern und ihre Funktionsfähigkeit einbüßen, so kann schon eine passive Bewegung und die Anwendung der Elektricität und anderer Reizmittel auf die genannten Theile von wesentlichem Nutzen sein. Ist die Verkrümmung bedeutender, so muß mit der Gymnastik die Anwendung zweckmäßiger Maschinen und Apparate verbunden werden. Solche orthopädische Apparate hat man für die einzelnen Formen der Verkrümmungen in der mannigfachsten Weise angefertigt. Alle gehen darauf hinaus, bald durch Druck, bald durch Zug oder auch durch Druck und Zug zugleich in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, in welcher die Verkrümmung selbst hervorgebracht wurde, auf das betreffende Glied einzuwirken. Die dritte Reihe von Mitteln, welche die O. anwendet, sind die chirurgischen Operationen. Die wichtigste und nutzbringendste derselben ist ohne Zweifel die subkutane Durchschneidung der Sehnen (Tenotomie) verkürzter Muskeln. Sie wird jetzt mit dem besten Erfolg vorzugsweise bei den angebornen Verkrümmungen des Halses und der Füße angewendet und ist ohne Gefahr leicht und schnell auszuführen. Nach der Durchschneidung der Sehne wird das betreffende Glied in die natürliche Lage gebracht und durch Verbände, namentlich Gipsverbände, oder Maschinen in derselben erhalten, bis Heilung erfolgt ist. Auch die gewaltsame Streckung (vorzüglich des Kniegelenks) in der Chloroformnarkose mit vorhergehender Sehnendurchschneidung oder ohne dieselbe, die Ausschneidung von Hautnarben, die Resektion von Gelenkenden bei Unbeweglichkeit des Gelenks mit nachfolgender Bildung eines falschen Gelenks und andere Operationen sind hier zu erwähnen. Die O. war zu einer gewissen Zeit im Begriff, sich als ganz selbständiger Zweig aus der Medicin auszulösen und sich zu einer Art mechanischer Wissenschaft umzuformen, die in nur losem Zusammenhang mit der Anatomie und auf Grund eines sehr mangelhaften physiologischen Verständnisses in abgeschlossenen Heilanstalten, sogen. orthopädischen Instituten, vermittels äußerst komplicirter, quälender und oft genug wenig zweckmäßiger Maschinen und Apparate als eine Art Geheimwissenschaft ausgeübt wurde. Die physiologisch-chirurgische Bildung der Leiter solcher Institute war oft eine sehr geringe. Seit man die anatomisch-physiologischen Verhältnisse der Deformitäten genauer studirt hat, ist die O. dahin zurückgegangen, wohin sie gehört, d. h. in die Hände der Aerzte und Chirurgen. Die komplicirten Maschinen und Apparate sind ersetzt durch viel sicherer wirkende Operationen und einfache Verbände; wo maschinelle Hülfsmittel nicht zu entbehren sind, ist man bestrebt, an Stelle der komplicirten, schwer zu handhabenden und kostspieligen Apparate einfache Vorrichtungen zu setzen. So verschwinden die eigentlichen orthopädischen Institute immer mehr und mehr, und jede chirurgische Klinik, jede chirurgische Abtheilung eines größern Krankenhauses ist heutzutage auch eine Heilanstalt für Verkrümmungen und Deformitäten. Vgl. Stromeyer, Beiträge zur operativen Orthopädik (Hannov. 1838); Dieffenbach, Operative Chirurgie (Leipz. 1844—49, 2 Bde.); Volkmann, Knochenkrankheiten, in Pitha's und Billroths »Chirurgie« (Erlang. 1872).

Orthopnöe (griech.), der höchste Grad der erschwerten Athmung, bei welchem es dem Kranken nur bei größter Anstrengung aller der Athmung dienenden Muskeln gelingt, das augenblicklich genügende Quantum von Luft in die Luftwege gelangen zu lassen.

Orthoptĕra (Orthoptēren), s. Geradflügler.

Ortje, alte kleine Münze, s. Ort.

Ortleralpen, die östliche Fortsetzung der südlichen Graubündner oder Rätischen Alpen, umfassen im weitern Sinn das ganze Gebiet zwischen dem Stilfser Joch, dem Trafoithal, der Etsch, der lombardischen Tiefebene, dem Oglio, der Einsenkung von Aprica (zwischen Edolo und Tresenda) und der obern Adda, liegen demnach theils in Tirol, theils in der Lombardei und zerfallen in folgende Gruppen: 1) Die Ortlergruppe im engern Sinn wird im O. vom untern Ultenthal, dem Sattel am Spitznerberg, dem Val di Rumo und im S. von dem Sulzberg (Val di Sole), dem Val Vermiglio, dem Tonalepaß und dem Oglio umgrenzt. In ihrer Mitte erheben sich die Königsspitze (3854 Meter) und der Monte Cevedale (3800 M. hoch). Vom Hauptkamm werden mehrere Zweige strahlenförmig zwischen das Trafoi-Sulden-Laaser und Ultenthal, den Nonsberg, das Val della Mare und Val Furva entsandt. Auch der höchste Gipfel der Gruppe und aller österreichischen und deutschen Alpen, der Ortler (3906 M.), liegt nicht im Hauptkamm. Er galt früher für den höchsten Berg Europa's nach dem Montblanc, während die Gebrüder Schlagintweit ihn ungerechtfertigt selbst dem Großglockner nachsetzten. Seine dreikantige stumpfe Pyramide wurde zuerst 27. Sept. 1804 von dem Tiroler Gemsenjäger Josele Pichler, im folgenden Jahr dreimal von dem Botaniker Gebhard und 1826 wieder von Pichler erstiegen. In neuerer Zeit wird die Ersteigung häufig von Sulden wie von Trafoi aus vorgenommen, doch ist sie sehr schwierig und anstrengend. Außer den genannten höchsten Spitzen zählt man noch eine bedeutende Anzahl von Gipfeln, welche 3000 M. übersteigen. Die Gletscher sind in dieser Gruppe nicht so ausgedehnt wie in den Berner, Walliser, Oetzthaler und Adamello-Alpen oder in den Hohen Tauern; doch sind immerhin sehr bedeutend der Madatsch-, Trafoier-, Obere und Untere Ortler-Ferner, die Vedretta Zebru, V. Vitelli, V. Scorluzzo u. a. Die Ortlergruppe besteht aus Urgesteinen, zumal Schiefer, Gneis und Urkalklagern. Ueber das Stilfser oder Wormser Joch (2782 M.) führt eine Kunststraße (seit 1824), die höchste Europa's. 2) Die Adamello-Presanella-Alpen, südlich vom Tonalepaß (1876 M.), werden umschlossen von dem Oglio, Nos, Selva, dem Sattel oberhalb Madonna di Campiglio, dem Thal des Nambino, der Sarca, des Arno und dem Val Dorne, dem Uebergang südlich vom Monte del Castello und dem Val Pallobia. Das Hauptthal der Gruppe ist das Val di Genova (das oberste Sarcathal), welches mit dem Val Marocaro die Presanellamasse von jener des Adamello scheidet. Als höchste Spitzen erheben sich hier die beiden namengebenden Berge: Adamello (3557 M.) und Presanella (3562 M.). Die vorzüglichsten Gletscher sind die Vedretta Mandron, della Lobbia, di Lares, di Fumo, di Narbis. In der Adamellogruppe erreicht der Granit seinen Kulminationspunkt in den österreichischen Alpen. 3) Die Gruppe des Monte Frerone (2564 M.), der Cima Bruffione und des Monte Muffetto (2562 M.) erhebt sich südlich der vorigen und ist um vieles niedriger. 4) Die Trientiner Alpen oder südlichen Tiroler Kalkalpen (im engern Sinn), östlich der Linie Chiese, Arno, Sarca, Nambino, Madonna di Campiglio, Selva, Nos, Val di Rumo, Spitznersattel und des Falzauer Baches (Ulten), zerfallen in: a) die Mendel- und Gampengruppe oder Nonsberger Alpen zwischen Etsch und Nos (bis 1964 M. hoch); b) die Gruppe der Cima di Brenta

(3249 M.), südlich der vorigen und nördlich der Linie Doblinosee-Tione; c) die Gruppe des Monte Tenero, nördlich von den Thälern Ledro und Ampola; d) die Gruppe des Monte Meano zwischen Garda- und Idrosee; e) den Monte Gaza (1987 M.) und f) den Orto d'Abramo (2177 M.), von einander getrennt durch die Einsattelung von Vezzano und Cadine; g) den Monte Baldo zwischen Gardasee und Etsch und durch das Thal des Comerafo vom Orto d'Abramo geschieden. Der hervorragendste Gipfel ist der Monte Maggiore (2195 M.). Vgl. J. Payer in den Ergänzungsheften zu Petermanns »Mittheilungen«, Nr. 17: »Die Adamello-Presanella-Alpen« (1865), Nr. 18: »Die O.« (1867), Nr. 23: »Die westlichen O.« (1868), Nr. 27: »Die südlichen O.« (1869), Nr. 31: »Die centralen O.« (1872); »Der Ortlerführer« (Wien 1876); Noë, Die deutschen Alpen (in Meyers Reisebüchern, Leipz. 1877).

Ortloff, Friedrich, Rechtsgelehrter, geb. 10. Okt. 1797 zu Erlangen, studirte 1814—16 in Jena, Göttingen, Erlangen die Rechte, wurde in Erlangen 1816 Doktor der Philosophie und ließ sich in demselben Jahr als Hofadvokat in Koburg nieder, mit welcher Stellung er seit 1817 die Professur der Geschichte am Gymnasium Casimirianum verband. 1818 zum Doktor der Rechte promovirt, folgte er 1819 einem Ruf als ordentlicher Professor und Mitglied des Schöppenstuhls nach Jena, wo er 1826 Rath, 1844 Präsident des Oberappellationsgerichts ward. Er präsidirte 1848—49 der Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs einer thüringischen Strafproceßordnung sowie zur Revision des thüringischen Strafgesetzbuchs und nahm an der in Dresden tagenden Konferenz zur Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuchs und einer bürgerlichen Proceßordnung 1856—63 hervorragenden Antheil. Er starb 10. Okt. 1868 zu Jena. Von seinen Schriften nennen wir: »Von den Handschriften und Ausgaben des Salischen Gesetzes« (Kob. u. Leipz. 1819); »Grundzüge eines Systems des deutschen Privatrechts mit Einschluß des Lehnrechts« (Jena 1828); »Sammlung deutscher Rechtsquellen« (das. 1836—60, 2 Bde.); »Allgemeine deutsche Wechselordnung« (das. 1848). Mit K. W. E. Heimbach u. a. gab er »Juristische Abhandlungen und Rechtsfälle« (Jena 1847—57, 2 Bde.) heraus. Ein Muster der Specialgeschichtschreibung ist seine »Geschichte der Grumbachischen Händel« (Jena 1868—70, 4 Thle.). — Sein Sohn Hermann Friedrich O., geb. 1829, seit 1855 Privatdocent in Jena, 1862—66 außerordentlicher Professor des Kriminalrechts daselbst, schrieb: »Die Encyklopädie der Rechtswissenschaft in ihrer gegenwärtigen Bedeutung« (Jena 1857); »Das Strafverfahren in seinen leitenden Grundsätzen« (das. 1858); »Lüge, Fälschung, Betrug« (das. 1862); »Methodologie der Rechts- und Staatswissenschaft« (Braunschw. 1863); »Der Adhäsionsproceß« (Leipz. 1864).

Ortnit, Held einer Dichtung aus dem Kreis der deutschen Heldensage, deren Inhalt in kurzem folgender ist. O., König von Lamparten (Lombardei), erfährt durch seinen Oheim, den Reußenkönig Elias, von der schönen Tochter des Heidenkönigs von Montabaur, der jedoch jedem Bewerber das Haupt abschlägt. O. beschließt, die Jungfrau zu erwerben. Mit Hülfe seines Vaters, des Zwergs Alberich, gelingt es ihm, die Königstochter zu entführen, die in der Taufe den Namen Sydrat empfängt. Der heidnische König sendet aus Rache den Jäger Velle mit zwei jungen Drachen in Ortnits Land, wo dieselben heranwachsen und große Verwüstungen anrichten; O. selbst zieht gegen sie aus und verliert im Kampf mit ihnen das Leben. Die Dichtung weist durch Anspielungen auf morgenländische Ereignisse auf die Zeit von 1227—28 als Abfassungszeit in ihrer ursprünglichen Gestalt, wovon wir jedoch nur spätere Umarbeitungen besitzen. Die meisten Texte verbinden den O. mit dem Wolfdietrich (s. d.), der als eine Art Fortsetzung hier angereiht wird, indem Wolfdietrich den Tod Ortnits rächt. Herausgegeben ward die Dichtung von Mone (Berl. 1821), von Eitmüller (Zür. 1838), am besten von Amelung im »Deutschen Heldenbuch«, Bd. 3 (Berl. 1871).

Ortolān
Ortolānkönig }, s. Ammer.

Ortona, Stadt in der ital. Provinz Chieti, Kreis Lanciano, am Adriatischen Meer und an der Bahnlinie Ancona-Brindisi, ist Bischofsitz, mit Citadelle, Kathedrale, Zollamt, Schloß der Margarethe von Oesterreich, einem (in jüngster Zeit vergrößerten) Hafen, in welchem 1875: 200 Schiffe mit 4562 Tonnen ein- und ausliefen, Weinbau, Handel und (1871) 7126 (als Gemeinde 11,884) Einw.

Ortrand, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Liebenwerda, an der Pulsnitz und der Bahnlinie Kottbus-Großenhain, mit Tuch- und Wollweberei und (1875) 1373 Einw.

Ortsarmenverbände, die aus einer oder mehreren Gemeinden oder aus einem oder mehreren Gutsbezirken oder aus Gemeinden und Gutsbezirken zur Leistung der infolge des Unterstützungswohnsitzes zu gewährenden Armenverpflegung bestehenden Vereinigungen. S. Heimat.

Ortsbestimmung, in der Geographie die Ermittelung der Länge und Breite eines Punktes auf der Erde. Dieselbe erfolgt gewöhnlich und am genauesten auf astronomischem Weg (vgl. Länge und Breite). Daneben wendet man aber zur See auch Log und Kompaß (s. d.) an, um Länge und Richtung des vom Schiff zurückgelegten Wegs zu finden (das sogen. Gissen), woraus man dann annäherungsweise den jeweiligen Ort des Schiffs bestimmt. Doch sind diese Bestimmungen so oft als thunlich durch astronomische Längen- und Breitenmessungen zu kontrolliren.

Ortstein, s. v. w. Raseneisenerz.

Ortus (lat.), Ursprung, Geburt; Anfang; Aufgang (s. d.) eines Gestirns.

Ortwin (Ortwein, »Freund des Schwerts«, gleichbedeutend mit Ortlieb), in der deutschen Heldensage Sohn des Königs Etzel und der Helke, zog, wie die »Ravennaschlacht« erzählt, mit seinem Bruder Scharfe zu Dietrich von Bern, welcher sich verbindlich machte, beide ihren Eltern unversehrt zurückzubringen, und sie daher, als er gegen Ermrich zog, in Bern (Verona) unter der Obhut des Meisters Ilsan zurückließ. Als letzterer ihnen aber erlaubte, außerhalb der Stadt spazieren zu reiten, verirrten sie sich auf die Heide bei Raben (Ravenna) und fielen hier im Kampf gegen Wittich. — Ein anderer O. (O. von Metz), Hagens von Tronege Schwestersohn, des Königs Gunther Neffe und Truchseß, ist im Nibelungenlied einer der gewaltigsten von Gunthers Dienstmannen, erscheint aber in dem letzten großen Kampf der Nibelungen gegen Etzels Recken nicht mehr, da er mit Rumold in Worms zurückbleibt. — Ein dritter O. (König von Ortland) ist der Sohn des Königs Hettel von Hegelingen und Bruder der Gudrun, die er aus der Gefangenschaft Ludwigs, Königs der Ormanie (Normandie), befreit.

Oruba, Insel, s. Aruba.

Oruro, ein Departement der südamerikan. Re-

publik Bolivia, westlich an Peru grenzend, im übrigen von den Departements La Paz, Potosi und Cochabamba umschlossen, 68,388 QKilom. (1242 QM.) groß mit (1858) 110,931 Einw. Das Gebiet umfaßt einen großen Theil der Hochebene von Bolivia, den Ostabfall der Küstenkordillere und einen Theil der Binnenkordillere und hat ein kühles, sogar kaltes Klima. Größere Strecken haben Wassermangel, andere sind mit Sümpfen und Seen (größter die Laguna de Aullagas) bedeckt. Der Boden ist im allgemeinen wenig fruchtbar, doch reich an nutzbaren Mineralien, namentlich Silbererzen, sodann an Gold, Zinn, Blei ꝛc. — Die gleichnamige Hauptstadt (San Felipe de Asturia de O.), 3680 Meter ü. M. gelegen, hat ein Fort (Libertad), Silber- und Zinnminen und 7980 Einw. und war seit der Entdeckung der Goldminen (um 1550) bis gegen 1700 eine reiche Stadt mit 70,000 Einw.; jetzt ist sie in Verfall.

Orviēto (das alte Herbanum, später Urbs vetus oder Urbibentum), Hauptstadt eines Kreises in der ital. Provinz Perugia, bis 1860 Hauptstadt der gleichnamigen päpstlichen Legation, liegt malerisch auf der Höhe eines isolirten Tuffhügels an der Eisenbahn von Siena über Orte nach Rom, ist Sitz eines Bischofs und der Kreisbehörden, hat außer der berühmten Kathedrale 5 Kirchen, einen schönen bischöflichen Palast, mehrere Privatpaläste, ein hübsches Theater, einen Brunnen (seit 1527), in welchen zwei Spiraltreppen von je 248 Stufen hinabführen, eine 1865 angelegte Wasserleitung, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und (1871) 7423 (als Gemeinde 14,455) Einw., welche trefflichen Wein bauen und Getreide-, Vieh-, Seiden- und Weinhandel betreiben. Der Bau der berühmten Kathedrale von O. wurde 1290 von Lorenzo Maitani aus Siena begonnen und bis 1580 fortgesetzt. Die Hauptkraft wurde auf die Façade verwandt und in dieser wohl eins der größten Wunder der Baukunst geschaffen. Nach den drei Schiffen gegliedert, mit drei zart profilirten Portalen versehen (die seitlichen mit Spitzbögen, das mittlere mit Rundbogen, alles aus weißem Marmor), steigt sie, von einer horizontalen zierlichen Arkadengallerie durchzogen und mit einer prächtigen Rose im mittlern Oberbau geschmückt, in die Höhe und läuft in einen weit aufragenden Mittelgiebel, zwei kleinere Seitengiebel und in vier hoch ragende, die Giebel abgrenzende Strebethürme aus. Die Vorsprünge des Erdgeschosses der vier Streben tragen berühmte Basreliefs (wahrscheinlich von Giovanni Pisano); die großen Flächen innerhalb der Giebel und die Quadrate, welche die Portalgiebel umschließen, enthalten farbenprächtige Mosaiken (zum großen Theil bereits erneuert). Das Innere, 89½ Meter lang, 32¾ Meter breit und 34 Meter hoch, zeigt deutlich die Aufgabe Maitani's, eine Basilika nach dem Muster der Santa Maria Maggiore in Rom zu schaffen. Es enthält Glasmalereien, zahlreiche Bildsäulen und ein schönes Taufbecken, an der Decke und den Wänden der Kapelle der Madonna di San Brizio aber Fresken von höchstem künstlerischen Werth (von Fiesole 1447 und Luca Signorelli 1499—1501 gemalt). Im linken Seitenschiff befindet sich das berühmte silberne Tabernakel vom Goldschmied Ugolino aus Siena (1337), im Chor das Stuhlwerk mit trefflichen Ornamenten.— O. wurde zur Zeit der Völkerwanderung nach einander von Alarich, Odoaker, Theoderich und den Gothen besetzt, dann wieder von den Griechen und Langobarden erobert, bis sich die Stadt für unabhängig erklärte. Im 14. Jahrh. herrschten hier die Monaldeschi, von denen O. 1420 an Papst Martin V. kam. 3 Kilom. von O. wurden 1864 etruskische Gräber mit Inschriften und Malereien, wahrscheinlich die Gräberstadt der Urbs vetus, entdeckt. Vgl. Gruner, Die Basreliefs am Dom zu O. (Leipz. 1858, 83 Tafeln, mit Text von E. Braun).

Orville (spr. orwil), Jacques Philippe d', berühmter holländ. Philolog und Kritiker, geb. 28. Juli 1690 zu Amsterdam, studirte zu Leiden unter Gronov und Burmann, bereiste dann fast ganz Europa und wurde nach seiner Rückkehr 1730 zum Professor der Geschichte und griechischen Sprache am Athenäum zu Amsterdam ernannt. 1742 zog er sich auf sein Landgut bei Haarlem zurück, fortan ausschließlich mit Studien der altklassischen Literatur beschäftigt. Als Hauptfrucht derselben ist seine Ausgabe des »Chariton« (Amsterd. 1750) mit einem von Gelehrsamkeit strotzenden Kommentar zu bezeichnen. Auch gab er eine Fortsetzung der von mehreren holländischen Philologen begonnenen »Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores« (Amsterd. 1732—1740, 10 Bde.) unter dem Titel: »Miscellaneae observationes criticae novae« (das. 1740—51, 4 Bde.) heraus und lieferte ein vortreffliches Reisewerk über Sicilien, welches die alten Denkmäler jener Insel philologisch und ästhetisch würdigt, dessen Herausgabe aber erst nach seinem Tode durch Peter Burmann (»Sicula«, das. 1764, 2 Bde. mit Karten und Kupfern) erfolgte. D'Orville's lateinische Dichtungen (Oden, Epigramme ꝛc.) erschienen unter dem Namen seines Bruders Pierre d'O.: »Petri d'O. jurisconsulti poëmata« (Amsterd. 1740). O. starb 13. Sept. 1751 zu Gronendal bei Amsterdam.

Oryktognosīe (griech.), s. v. w. Mineralogie (s. d.), im engern Sinn die Lehre von den allgemeinen Eigenschaften, die Klassificirung und die Beschreibung oder »Physiographie« der einfachen Mineralien enthaltend.

Oryktographīe (Oryktologie, griech.), früher derjenige Theil der Geognosie, welcher die mineralogische Beschreibung der Fels- und Gebirgsarten enthält. Neuerdings gebraucht man dafür mehr das Wort Petrographie.

Oryx, s. v. w. Spießbock, s. Antilopen.

Oryza *L.*, Pflanzengattung, s. Reis.

Orzegow, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, mit Zinkhütten und Steinkohlengruben und (1875) 5281 Einw. Dazu gehört der Bahnhof Morgenroth an der Oberschlesischen Eisenbahn, einer der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte im oberschlesischen Steinkohlengebirge.

Orzesche, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Pleß, an der Ratibor-Kattowitzer Eisenbahn, mit Eisenwerk (Mariahütte), Glashütten, Steinkohlengruben und (1875) 2441 Einw.

Os, in der Chemie Zeichen für Osmium.

Os (Genitiv ossis, lat.), der Knochen.

Os (Genitiv oris, lat.), der Mund, das Maul; bei leblosen Dingen die obere Oeffnung, die Mündung.

Os (spr. oß), Georg Jakob Johannes van, der berühmteste neuere holländ. Blumen- und Früchtemaler, Bruder des tüchtigen Thiermalers Pieter Gerard van O. (1776—1839), geb. 20. Nov. 1782 im Haag, zeichnete die meisten Pflanzen und Blumen zu der berühmten »Flora Batava« von J. Kops, gewann 1809 den Preis der Gesellschaft Felix Meritis in Amsterdam, ließ sich daselbst nieder und begann nun erst in Oel zu malen. Bald sah man fast auf jeder

Kunstausstellung Bilder von ihm, die in ihm einen würdigen Nacheiferer Jans van Huysum erkennen lassen. 1812 begab er sich nach Paris. Er verzierte unter anderem kostbare Gefäße der Porzellanmanufaktur in Sèvres mit Blumen und Früchten, erhielt zugleich den goldenen Preis und malte nun neben Blumen und Früchten auch Vögel und Federwild. 1817 nahm er in Sèvres ein Engagement an. Die Franzosen nannten ihn den Rubens der Blumenmalerei. O. hat sich auch mit Erfolg in der Landschaft versucht; er starb 11. Juli 1861 in Paris.

Osagen (engl. Osages, Wawsosch), Indianerstamm in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, gehört zur Sprachfamilie der Siour und wohnt gegenwärtig, 3956 Seelen stark, in dem Indian Territory. Die O. werden als ein tapferes und kriegliebendes Volk von allen Stämmen im N. und S. ihres Gebiets gefürchtet und zeichnen sich durch hohen Wuchs und ziegelrothe Hautfarbe aus. Sie scheren ihren Kopf glatt, mit Ausnahme des Scheitels, wo sie das Haar lang wachsen und in kleinen Flechten rückwärts herabhängen lassen. Beinkleider von Hirschfell und ein breiter Gürtel um die Mitte des Körpers machen ihre ganze Kleidung aus. Noch heute ziehen die O. die Beschäftigung mit der Jagd einem seßhaften Leben vor, und vergeblich hat man sie mit Ackerbaugeräthen, Vieh ꝛc. versehen, um ihrem Umherschweifen in den Prairien ein Ende zu machen. Nur einzelne Stämme wohnen in ziemlich volkreichen, doch planlos gebauten Dörfern und treiben etwas Mais- und Bohnenbau. Früher hatten sie Gebiete in den Staaten Arkansas und Missouri inne. Letztern durchströmt von W. nach O. und NO. der Osagefluß, der unterhalb Jefferson in den Missouri mündet.

Osáka, Stadt auf der Südwestküste der japanischen Insel Nippon, an der Mündung des Jedogawaflusses in die Osakabai, in reizender und gesunder Lage, seit Jahrhunderten der hervorragendste Platz für den inländischen japanesischen Verkehr, ist seit 1868 auch dem fremden Handel eröffnet und hat eine große Zukunft. Hier befinden sich die Banken der Eingebornen und die Waarenniederlagen der Grossisten; mit dem Innern verbinden es gute Land- und Wasserstraßen, seit August 1876 mit dem 150 Kilom. entfernten Miako oder Kioto sogar eine Eisenbahn (auch eine Küstenbahn bis Jokohama ist projektirt). Das Einlaufen größerer Schiffe hindert eine Barre, zu deren Beseitigung die japanesische Regierung bisher vergebliche Anstrengungen machte; mit dem hierin begünstigtern Hiogo (s. d.) auf der andern Seite der Bai besteht jedoch ein Dampferverkehr. Die Ausfuhr von O. und Hiogo werthete 1874: 4,06 Mill. Doll. an Waaren und 3,98 Mill. Kontanten, die Einfuhr 6,08 Mill. Doll. an Waaren und 1,62 Mill. Kontanten. Es haben sich hier sieben europäische Firmen niedergelassen, der deutsche Konsul residirt in Hiogo. Ein Hauptgebäude der Stadt ist das Kastell, vor welchem eine in französische Uniform gekleidete Schildwache steht; Tempel zählt O. 1380 buddhistische und 538 für die Bekenner des altnationalen Sintokultus, doch sind sie fast alle ohne architektonisches Interesse. Die Einwohnerzahl betrug 1872: 271,992.

O sancta simplicitas! (lat.), o heilige Einfalt! Ausruf, den Huß auf dem Scheiterhaufen gethan haben soll, als er sah, wie eine Bauersfrau glaubenseifrig ihr Stück Holz zu den Flammen herbeitrug.

Osann, 1) Emil, Mediciner, geb. 25. Mai 1787 zu Weimar, studirte in Jena und Göttingen Medicin, ließ sich als Arzt zu Berlin nieder, wurde hier 1810 Assistenzarzt an dem poliklinischen Institut, 1814 außerordentlicher Professor an der Militärakademie, 1818 außerordentlicher und 1826 ordentlicher Professor an der Universität und starb 11. Jan. 1842. Außer den Jahresberichten über die Leistungen des poliklinischen Instituts schrieb er: »Die Mineralquellen zu Kaiser-Franzensbad« (2. Aufl., Berl. 1828) und »Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's« (das. 1829—32; 2. Aufl., das. 1839—41; Bd. 3, von Zabel bearbeitet, 1843). Seit 1824 war er Mitarbeiter und seit 1837 alleiniger Herausgeber des »Journals der praktischen Heilkunde« und der »Bibliothek der praktischen Heilkunde«.

2) Friedrich Gotthilf, Philolog, geb. 22. Aug. 1794 zu Weimar, studirte zu Jena und Berlin Philologie unter Eichstädt, Böckh und Wolf, machte darauf eine längere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien, kam 1821 als außerordentlicher Professor der Philologie nach Jena und folgte 1825 dem Ruf als ordentlicher Professor der alten Literatur nach Gießen, wo er 30. Nov. 1858 starb. Die Resultate seiner mit Vorliebe betriebenen Forschungen über griechische und römische Inschriften sind niedergelegt in der »Sylloge inscriptionum antiquarum graecarum et latinarum« (Darmst. u. Leipz. 1822—34, 10 Hefte). Die Lexikographie förderte O. durch sein »Auctuarium lexicorum graecorum« (Darmst. 1824); außerdem gab er heraus den Grammatiker Philemon (Berl. 1821), Cornutus' »De natura Deorum« (Götting. 1844), Cicero's »De republica« (das. 1847) u. a., ferner ein Stück aus den Pandekten (»Pomponius de origine juris«, Gieß. 1848) und eine bisher ungedruckte Schrift: »De notis veterum criticis« (das. 1851). Noch sind die »Analecta critica poesis Romanae scenicae« (Berl. 1816, seine Erstlingsschrift), seine »Beiträge zur griechischen und römischen Literaturgeschichte« (Darmst. u. Kaisl. 1835—39, 2 Bde.), seine Uebersetzung von Stuarts und Revetts »Alterthümern von Athen« (Darmst. 1831, mit erläuternden Abhandlungen) und seine Ausgabe von des Vitalis Blesensis »Amphitryon et Aulularia« (das. 1836) zu nennen.

Osborne (spr. ósborn), Sommerresidenz der Königin von England, bei Cowes auf der Insel Wight.

Osborne (spr. ósborn), Ralph Bernal, engl. Politiker, geb. 1811, Sohn von Ralph Bernal, nahm 1849 nach seiner Heirath mit einer Tochter des Baronet Sir Thomas O. den Namen O. an. Er begann seine Laufbahn in der Armee, verließ dieselbe aber bald, um 1841 ins Unterhaus einzutreten, dem er seitdem als eins der bemerkenswerthesten Mitglieder der fortgeschrittenern liberalen Partei angehört. Ein Amt bekleidete er nur von 1852—58, während welcher Zeit er Sekretär der Admiralität war; seitdem hat er sich von allen auf eine officielle Stellung zu nehmenden Rücksichten frei erhalten. Seine Redegewandtheit, der sarkastische Ton, der ihm zu Gebote steht, und der geistreiche Witz, mit dem er seine Reden würzt, machen O. zu einem der beliebtesten Redner und zu einem der, wenn auch nicht einflußreichsten, so doch gefürchtetsten Mitglieder des Hauses der Gemeinen.

Oschatz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, an der Döllnitz und der Leipzig-Riesa-Dresdener Eisenbahn, welche unweit von O. auf einem 500 Meter langen Viadukt das Döllnitz- oder Zschöllauthal überschreitet, Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts, hat infolge eines Brandes, welcher 1842 einen großen

Theil der Stadt einäscherte, viele schöne, neue Bauten, wie die gothische Hauptkirche zu St. Aegidien mit Doppelthurm (seit 1846 unter Heidelofs Leitung aufgeführt) und das stattliche Rathhaus, ein Schullehrerseminar, eine Reiterkaserne, schöne Promenaden, 2 bedeutende Fabriken für Brückenwagen, Fabrikation von wollenen Häkelwaaren, Filzwaaren, Tuch, Handschuhen und Leder und (1875) mit der Garnison (ein Ulanenregiment) 7243 Einw. Eine Stunde westlich davon der Kolm (s. d.). O. wurde unter Kaiser Otto d. Gr. neben der von König Heinrich I. hier erbauten Burg gegründet und kam durch die Landestheilung von 1495 an die sächsische albertinische Linie, bei der es seitdem verblieb. Vgl. Hoffmann, Historische Beschreibung der Stadt ꝛc. O. (2. Aufl., Oschatz 1873—74, 2 Bde.).

Oschersleben, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Bode, Station der Magdeburg-Halberstädter und Braunschweigischen Eisenbahn, mit 2 Kreisgerichtskommissionen, einer evangelischen und kathol. Kirche, Hospital, Runkelrübenzucker-, Maschinen-, Malz- u. Düngermehlfabrikation, Bierbrauereien, Ziegeleien, Ackerbau und (1875) 7927 Einw. O., schon 803 erwähnt, kam 1545 an Halberstadt. In der Nähe bedeutende Braunkohlenwerke.

Oschmjany, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wilna, mit 2 Kirchen (früher auch mit einer calvinistischen Kathedrale), mehreren jüdischen Bethäusern und (1874) 5019 Einw. Hier Gefecht zwischen den Russen und Polen im Mai 1831.

Osel, Volk, s. Osker.

Oscillaria *Bosc.* (Oscillatoria *Vauch.*, Schwingfaden), kryptogamische Pflanzengattung in der Klasse der Algen, spangrüne, stahlblaue oder schmutziggrüne, einzellige Algen, deren kurze, scheibenförmige Zellen zu geraden, stabförmigen Fäden verbunden sind, besonders merkwürdig wegen der schleichenden und hin- und herschwingenden Bewegung, welche die lebenden Fäden im Wasser zeigen, weshalb diese Pflanzen früher zu den Thieren gerechnet wurden. Sie bilden meist schleimig-häutige, am Rand oft strahlig auseinander fahrende Massen, überall auf Schlamm, in Sümpfen, Pfützen, auf nassem Boden, manche auch in heißen Quellen.

Oscillation (lat.), s. Schwingung.

Oscŭlum (lat., »Mündchen«), Kuß; O. caritatis, Liebeskuß; O. pacis, Friedenskuß, insbesondere der, welchen die Kardinäle von dem neu gewählten Papst empfangen.

Osemundschmiede, nach dem Namen einer schwed. Eisenhütte eine in Schweden übliche Eisenfrischmethode in Herden bei Einmalschmelzerei.

Osenbrüggen, Eduard, namhafter Rechtsgelehrter, geb. 24. Dec. 1809 zu Uetersen in Holstein, ward 1843 Professor in Dorpat und lehrt seit 1851 als Professor in Zürich. Er hat sich besonders um die Theorie des Strafrechts Verdienste erworben. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Die Brandstiftung« (Leipz. 1854); »Kasuistik des Kriminalrechts« (Schaffh. 1854); »Der Hausfrieden« (Erlang. 1857); »Das alamannische Strafrecht« (Schaffh. 1860); »Das Strafrecht der Langobarden« (das. 1863); namentlich aber die für ein größeres Publikum bestimmten »Kulturhistorischen Bilder aus der Schweiz« (Leipz. 1862 u. 1864, 2. Aufl. 1867); ferner die »Wanderstudien aus der Schweiz« (Schaffh. 1867—76, 5 Bde.); endlich noch die »Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte« (das. 1868); »Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit« (Berl. 1876).

Oserow, Wladislaw Alexandrowitsch, russ. Trauerspieldichter, geb. 29. Sept. 1770 im Gouvernement Twer, trat 1776 in das Landkadettenkorps und ward 1788 Leutnant in der Armee. Später trat er in den Civildienst über und ward Mitglied im Forstdepartement, nahm aber 1808 seine Entlassung; er starb 1816. Seine besten, aber noch nach französischem Geschmack gearbeiteten Trauerspiele sind: »Olga's Tod«, »Oedip in Athen«, »Fingal«, »Dmitri Donskoi«, »Polyxena«. Seine Werke nebst Lebensbeschreibung gab Fürst Wäsemski (Petersb. 1818, 2 Bde.) heraus.

Oshkosh, Stadt im nordamerikan. Staat Wisconsin, an der Mündung des Fox River in den Winnebagosee, hat 19 Kirchen, ein Irrenhaus, zahlreiche Sägemühlen und (1870) 12,663 Einw.

Osi, Fluß in Ostafrika, entspringt aus zwei kleinen Seen unter 1° 35′ südl. Br., fließt südwärts und mündet unter 2° 30′ in die Formosabai, mit veränderlicher, durch eine Barre geschlossener Mündung, über welcher 3—4 Faden Wasser sind. Parallel mit ihm läuft der Dana (s. d.), mit welchem der O. in seinem untern Lauf durch den Belondsonikanal verbunden ist. Er ist etwa 45 Kilom. weit schiffbar.

Osiander (gräcisirt für Hosemann), Andreas, gelehrter Theolog, geb. 19. Dec. 1498 zu Gunzenhausen bei Nürnberg, studirte zu Ingolstadt und Wittenberg und ward, nachdem er sich für Luthers Reformation entschieden hatte, 1522 erster evangelischer Prediger an der Lorenzkirche zu Nürnberg. In dieser Stellung nahm er an mehreren theologischen Verhandlungen, wie am Marburger Gespräch, am Augsburger Reichstag, an der Unterschrift der Schmalkaldischen Artikel ꝛc., Antheil und schrieb unter anderem: »Harmonia evangelica« (Bas. 1537). Infolge des Augsburger Interim, dem er sich nicht fügen wollte, 1548 seines Amts entsetzt, folgte er einem Ruf als Prediger und Professor der Theologie an die neu gestiftete Universität zu Königsberg und ward hier 1551 auch zum Vicepräsidenten des samländischen Bisthums ernannt. Seine mit großem Eifer vorgetragene Ansicht, daß die Rechtfertigung nicht als ein gerichtlicher Akt Gottes, sondern als etwas Subjektives, als Mittheilung einer innern Gerechtigkeit aufzufassen sei, welche aus einer mystischen Vereinigung mit Christus hervorgehe, rief einen mit vieler Bitterkeit geführten Streit mit den strengen Lutheranern hervor. Nachdem O. während der Verhandlungen 17. Okt. 1552 gestorben war, dauerten die Streitigkeiten fort, bis 1566 alle Osiandristen entsetzt und durch das Corpus doctrinae pruthenicum der Osiandrismus 1567 aus Preußen verbannt wurde. Sein Leben beschrieb W. Möller (Elberf. 1870). Sein Sohn Lukas, geb. 16. Dec. 1534 zu Nürnberg, ward 1555 Diakonus zu Göppingen, 1567 Hofprediger des Herzogs Friedrich von Würtemberg, dann Pastor in Eßlingen, endlich zu Stuttgart, wo er 1604 starb. Er betheiligte sich an mehreren Kolloquien, namentlich an denen zu Maulbronn (1564) und zu Mömpelgard (1586), und verfaßte mit Balth. Bidenbach den ersten Aufsatz zur Maulbronn'schen Friedensformel. Auch dessen gleichnamiger Sohn, geb. 6. Mai 1571 zu Stuttgart, der 1587 Pfarrer zu Göppingen, später Abt zu Maulbronn ward und 10. Aug. 1638 als Propst und Kanzler zu Tübingen starb, bekundete sich im Kampf mit den Gießener Theologen über die Communicatio idiomatum und in seinem »Bedenken gegen Arndts wahres Christenthum« (Tübing. 1623) als heftigen Polemiker.

Osimo, Stadt in der ital. Provinz Ancona, auf

einem 260 Meter hohen Hügel, unweit des Musone, an der Eisenbahn Ancona-Brindisi gelegen, Sitz eines Bischofs, mit alten Mauern, Kathedrale, 3 anderen Kirchen, einem bischöflichen Palast, Museum römischer Alterthümer, Gymnasium, Theater, stattlichen Privatpalästen, Fabrikation von Floretseidenwaaren und (1871) 4853 (als Gemeinde 17,086) Einw. O. ist das antike Auximum, die festeste und größte Stadt im Gebiete der Picentiner.

Ofinski, Ludwig, poln. Dichter und Redner, geb. 1775 zu Kock, erhielt seine Ausbildung im Piaristenkonvikt zu Radom, wurde bei der Errichtung des Herzogthums Warschau Generalsekretär im Justizministerium, dann Greffier beim Kassationshof und erregte durch seine formvollendeten Reden allgemeines Aufsehen. Später eine Zeitlang Direktor des Nationaltheaters, wurde er 1818 zum Professor der Literatur an der Universität ernannt, hielt sich 1830 von der nationalen Bewegung fern, wurde 1834 Referent im Staatsrath und starb 27. Nov. 1838. Die Gesammtausgabe seiner Werke (Warsch. 1861, 4 Bde.) enthält: Uebersetzungen (z. B. des »Cid«, der »Horaces« und des »Cinna« von Corneille, der »Alzire« von Voltaire ꝛc.), eigene Gedichte, eine vergleichende Literaturgeschichte, Reden und Kritiken. Als Dichter unbedeutend, weil es ihm an poetischer Auffassung vollständig gebrach, hat O. als Kritiker einen großen, freilich rein negativen Einfluß ausgeübt, insofern er, im Gegensatze zu seinem Kollegen Brodzinski, als starrer Anhänger des Pseudoklassicismus und Verächter der deutschen und englischen Dichter (insbesondere Byrons) den Sieg der neuen sogen. romantischen Richtung des A. Mickiewicz lange Zeit verzögerte.

Osiris, ägypt. Gottheit, welche neben der Isis am höchsten verehrt wurde, der älteste Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea), Bruder und Gemahl der Isis, die ihm den jüngern Horos gebar. Er war ursprünglich der Lokalgott zu This in Oberägypten und eine Form des Sonnengotts Ra. Nach Plutarch (»De Isido et Osiri«) ward ihm die Gesittung der Aegypter zugeschrieben, namentlich die Erfindung des Pflugs, der Gesetze und des religiösen Kultus. Auch Aethiopien, Arabien, Indien und Vorderasien durchzog er, theils als siegreicher Kriegsherr, theils um durch die Gewalt der Rede und die Macht der Musik Kultur zu verbreiten. Aber nach seiner Rückkehr verschwor sich Typhon, sein ihm feindlicher Bruder, mit 72 anderen zu O.' Untergang. Sie schlossen ihn durch List in eine prächtige Lade und warfen diese in den Nil, auf dem sie ins Meer hinaustrieb. Isis legte Trauerkleider an, als sie die Kunde erhielt, und suchte klagend die Leiche des O. Endlich fand sie die Lade in der Gegend von Byblos an das Land geworfen und verbarg sie an einem sichern Orte. Typhon aber entdeckte dieselbe und zerschnitt nun den Körper in 14 Theile, die er überall hin zerstreute. Isis suchte dieselben wieder und begrub sie, jeden an den Ort, wo sie ihn gefunden hatte (daher die zahlreichen Osirisgräber in Aegypten). Als aber Horos, des O. Sohn, der in Buto aufwuchs, zu Kraft gelangt war, nahm er den Kampf gegen Typhon auf, und dieser wurde endlich gänzlich besiegt. Nach Plutarch bedeutet das Einschließen des O. in den Sarg das Verschwinden des Nilwassers; doch faßt er den O. auch allgemeiner als das Princip des Schaffenden, während er in Typhon die zerstörende Gewalt der Natur erkennt. Mag nun auch der Mythus des O. sich theilweise auf das Austreten und Versinken des Nils beziehen, so liegt ihm doch jedenfalls eine weit tiefere Anschauung zu Grunde. Isis wird aufgefaßt als die Mutter Erde, als empfangende Naturkraft, und ihr gegenüber bedeutet O. die der Erde einverleibte Zeugungskraft der Sonne. Wenn das Leben auf der Oberwelt erstorben ist, herrscht O. mit Isis in der Unterwelt, lebt aber auf der Oberwelt fort in seinem Sohn Horos (der jungen Frühlingssonne), in dem er sich immer wieder erneuert. O. wird stets in menschlicher Gestalt, stets mit dem Menschenhaupte dargestellt; die Hauptstätten seiner Verehrung waren in Oberägypten Philä und Abydos, in Unterägypten Memphis, Saïs und Busiris. Vgl. Engel, Isis und O. (Nordhaus. 1866).

Oskaloosa (spr. -lusa), Hauptstadt der Grafschaft Mahaska im nordamerikan. Staat Iowa, in fruchtbarer Gegend, 1844 gegründet, mit (1870) 3205 Einw.

Oskar, Könige von Schweden und Norwegen: 1) O. I. Joseph Franz, geb. 4. Juli 1799 in Paris als Sohn des damaligen Generals Bernadotte, wurde nach dessen Ernennung zum Kronprinzen von Schweden 1810 zum Herzog von Södermanland ernannt und erhielt in Schweden eine im nationalen Sinn geleitete Bildung. Seit 1811 Oberstleutnant in der Svealeibgarde, ward er 1818, nach der Thronbesteigung seines Vaters, Kronprinz von Schweden, Großadmiral des Reichs, Generalleutnant und Chef der 1. Kavalleriebrigade, außerdem Kanzler der Universitäten Upsala, Lund und Christiania. Erstere bezog er 1819 selbst. 1822 bereiste er Deutschland und Italien, später auch Rußland; 1824 ward er Vicekönig von Norwegen, 1826 Großmeister der Artillerie, 1833 Generalbefehlshaber im vierten Artilleriedistrikt. In allen diesen verschiedenen Stellungen erwarb er sich die Liebe des Volks in hohem Grad. Als er 4. März 1844 den Thron bestieg, legte er zwar den Ständen mehrere zeitgemäße Reformen in liberalem Sinn vor; doch entsprachen die Ergebnisse der durch ihn veranlaßten Berathungen über die Revision der Verfassung den gehegten Erwartungen nicht (s. Schweden, Geschichte). 1852 unternahm er eine größere Reise nach dem Festland. Seit Jahren leidend, starb er 8. Juli 1859. Als Schriftsteller versuchte sich O. unter anderem mit Abhandlungen über Volkserziehung, 1839 in der schwedischen »Staatszeitung« abgedruckt, und in der Schrift: »Ueber Strafverfahren und Gefängniswesen« (Stockh. 1841; deutsch, Leipz. 1841). O. war auch Komponist; man hat von ihm eine Oper, Lieder, Walzer und Märsche. Vermählt war er seit 1823 mit Josephine Maximiliane Auguste Eugenie (geb. 22. Dec. 1808, gest. 7. Juni 1876), einer Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, die ihm fünf Kinder gebar: Karl Ludwig Eugen, den spätern König Karl XV. (s. d.), geb. 3. Mai 1826, gest. 18. Sept. 1872; Gustav Franz Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827, gest. 24. Sept. 1852; Oskar Friedrich, Herzog von Östgothland, den jetzigen König, geb. 21. Jan. 1829; Charlotte Eugenie Auguste Amalie, geb. 24. April 1830; Nikolaus August, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831, gest. 4. März 1873.

2) O. II. Friedrich, Sohn des vorigen, geb. 21. Jan. 1829, erhielt gleich seinen Brüdern eine ausgezeichnete Erziehung, trat 1840 als Kadett in die Marine, studirte nach einer längern Reise auf einer Kriegsbrigg, die er befehligte, in Upsala und widmete sich dann eingehenden Studien über Kriegsgeschichte und Seewesen, über die er in der Schwedischen Militärgesellschaft zu Stockholm wiederholt Vorträge

hielt. Auch schrieb er: »Einige Beiträge zur Kriegsgeschichte Schwedens 1711—13«; »Historische Nachrichten über die Regimenter und Korps der schwedischen und norwegischen Armeen und Flotten« (Stockh. 1870); »Karl XII.« (das. 1868; deutsch von Jonas, Berl. 1875). Sein Dichterwerk: »Erinnerungen der schwedischen Flotte« erhielt von der schwedischen Akademie den Konkurrenzpreis. Auch übersetzte er Herders »Cid« und Goethe's »Tasso«. Die Universität Lund ernannte ihn 1868 zum Doktor der Philosophie. Nach dem Tode seines söhnelosen Bruders Karl XV. (18. Sept. 1872) bestieg er den Thron, wurde 11. Mai 1873, nachdem der schwedische Reichstag die Kosten der Krönung abgelehnt hatte, auf eigene Kosten in Stockholm gekrönt und 18. Juli in Drontheim. In der innern Verwaltung nahm er sofort die Heeresreorganisation in die Hand, ohne indeß beim Reichstag mit seinen Vorschlägen durchzudringen. In der äußern Politik schloß er sich dem Dreikaiserbund an und besuchte den Kaiser Wilhelm im Mai 1875 in Berlin und den Kaiser Alexander im Juli in Petersburg. Vermählt ist er seit 6. Juni 1857 mit der Prinzessin Sophie von Nassau (geb. 9. Juli 1836), welche ihm vier Kinder geboren hat: den Kronprinzen Gustav Adolf, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858; Prinz Oskar, Herzog von Gothland, geb. 15. Nov. 1859; Prinz Karl, Herzog von Westgothland, geb. 27. Febr. 1861, und Prinz Eugen, Herzog von Nerike, geb. 11. Aug. 1865.

Osker (Osci, Opsci, bei den Griechen Opiker), einer der ältesten Völkerstämme Italiens, gleich den übrigen Völkern Mittel- und Unteritaliens zu dem indogermanischen Volksstamm gehörig. Sie wohnten nach der Ueberlieferung ursprünglich in der Gegend zwischen Benevent und Cales und verbreiteten sich von da über ganz Kampanien, über Samnium und Apulien, wurden aber später, als die sabellischen Völker sich erobernd über die genannten Landschaften verbreiteten, von diesen unterworfen, so daß sie aufhörten, ein besonderes Volk zu bilden; nur die Aurunci oder Ausones, die wahrscheinlich mit ihnen identisch sind, behaupteten sich in einem kleinen Teil von Kampanien. Die oskische Sprache, mit den übrigen Ursprachen Italiens, also mit der lateinischen, verwandt, war auch nach der Unterwerfung des Volks in Mittel- und Unteritalien weit verbreitet und wurde noch in der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. auf dem Land gesprochen. Außer einer Anzahl von Wörtern und Notizen bei den römischen Schriftstellern sind in oskischer Sprache noch zahlreiche Münzlegenden (vgl. Friedländer, Die oskischen Münzen, Leipz. 1850) und Inschriften (vgl. Lepsius, Inscriptiones umbricae et oscae, das. 1841) auf uns gekommen, unter denen der Stein von Abella und die bantinische Tafel (vgl. Kirchhoff, Das Stadtrecht von Bantia, Berl. 1853) die nambaftesten sind. Vgl. Huschke, Die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler (Elberf. 1856), und Fabretti, Glossarium italicum (Tur. 1858—60). Als das Volk verschwunden war, nannte man den römischen Bauerndialekt oskisch. Die oskische Schrift, gleichen Ursprungs mit der griechischen und lateinischen, wurde von der rechten zur linken Hand geschrieben und entbehrte des Zeichens für O und der weichen Konsonanten, B ausgenommen. Ueber das Oskische im allgemeinen vgl. Grotefend, Rudimenta linguae Oscae (Hannov. 1839); Mommsen, Oskische Studien (Berl. 1845, Nachträge 1846); Derselbe, Die unteritalischen Dialekte (Leipz. 1850). Die späteren Römer gebrauchten den Namen O., um das Plumpe, Pöbelhafte (s. Atellanen) zu bezeichnen.

Oskulation (lat., »das Küssen«), in der Geometrie die Berührung einer ebenen Kurve durch einen Kreis (Krümmungskreis, s. Krümmungsmaß) oder einer Kurve doppelter Krümmung durch eine Ebene (Oskulationsebene), wenn im Berührungspunkte drei gemeinschaftliche Punkte beider Gebilde zusammenfallen.

Osma, uralte, jetzt herabgekommene Stadt und Bischofsitz in der span. Provinz Soria, am Ucero, mit etwa 850 Einw. Hier 938 Sieg des Königs Ramiro von Leon über die Saracenen unter Abd ur Rahmân von Cordova.

Osman (Othman), 1) O. I., mit dem Beinamen Al Ghasi (der Eroberer), erster Sultan der Türken, geb. 1259 zu Sukut in Bithynien, Sohn des Hordenfürsten Ertoghrul, folgte seinem Vater 1288 in der Herrschaft über die türkische, in Phrygien angesiedelte Nomadenhorde, die nach ihm den Namen Osmanen annahm, und ward Gründer des türkischen oder osmanischen Reichs, indem er 1299 sich für unabhängig erklärte, den Titel Sultan annahm und das ganze westliche Kleinasien eroberte; starb 1326. Vgl. Türkisches Reich, Geschichte.

2) O. II., geb. 1605, bestieg 1618 den Thron an Stelle seines abgesetzten Oheims Mustapha I., kämpfte unglücklich gegen die Polen und ward 1622 bei einem Janitscharenaufstand ermordet.

3) O. III. folgte 1754 seinem Bruder Mahmud I. und regierte bis 1757.

Osmänen (Osmanli), Anhänger oder Kinder Osmans, s. v. w. Türken, nach Osman I., dem Gründer ihres Reichs, benannt.

Osmanisches Reich, s. v. w. Türkisches Reich.

Osmanje-Orden, türk. Orden, gestiftet vom Sultan Abd ul Asis bei seiner Thronbesteigung 1861 zur Belohnung wichtiger dem Staat geleisteten Dienste. Das Ordenszeichen besteht in einem sechsspitzigen goldenen, grün emaillirten Stern mit silbernen, brillantirten Strahlen in den Ecken. Im roth emaillirten, grün umsäumten Mittelschild stehen in Gold die türkischen Worte: »Der Erwählte durch die Gnade Gottes unseres Herrn Abd ul Asis, Chan, Beherrscher des osmanischen Reichs als Zeichen besondern Verdienstes«; auf der Rückseite befindet sich für die drei ersten Klassen in Gold, für die vierte in Silber das Reichswappen. Der Orden hängt an einem Halbmond mit Stern und an grünem, roth gerändertem Band. Der Bruststern, den die erste und zweite Klasse tragen, ist achtspitzig, brillantirt und von Silber; im Mittelschild befindet sich obige Legende mit einem Halbmonde. Die dritte Klasse trägt den Orden am Hals, die vierte im Knopfloch.

Osmannstedt, weimar. Dorf, zwischen Weimar und Apolda, an der Thüringischen Eisenbahn, mit 597 Einw. Das Gut daselbst war ehedem im Besitz Wielands, der auch hier begraben liegt.

Osman Pascha, türk. Admiral, geb. 1792, trat früh in die Marine Mehemed Ali's von Aegypten und nahm 1827 als Kommandant einer Brigg theil an der Schlacht bei Navarin. Um 1830 erhielt er den Befehl über eine ägyptische Fregatte; später aber trat er in türkische Dienste und avancirte 1840 nach dem Bombardement von St. Jean d'Acre, wobei er ein Linienschiff befehligt hatte, zum Viceadmiral. Im Herbst 1853 erhielt er den Befehl über die Expedition, welche eine Ladung Kriegsmaterial nach Kleinasien überschiffen sollte, wurde jedoch 30. Nov. bei

Sinope vom russischen Admiral Nachimow überfallen und nach Zerstörung seiner Flottille gefangen nach Odessa abgeführt. Nachdem er durch den Pariser Frieden 1856 seine Freiheit wieder erlangt, ward er zum Mitglied des großherrlichen Admiralitätsraths ernannt.

Osmium Os, chem. Element, eins der Platinmetalle, findet sich gemeinschaftlich mit Platin, namentlich legirt mit Iridium (als Osmiridium und Iridosmium), und wird aus den sogen. Platinrückständen gewonnen. Ueberosmiumsäuredampf gibt, mit Wasserstoff geglüht, metallglänzendes, bläulichweißes O. Dies ist sehr spröde, ritzt Glas, kann nur zum Sintern gebracht werden, Atomgewicht 199,2, spec. Gew. 21,3. Fein vertheiltes O. verglimmt beim Erhitzen an der Luft und verflüchtigt sich als Ueberosmiumsäure; mit Salpetersäure und Königswasser gibt es Ueberosmiumsäure; nach starkem Glühen widersteht es den Säuren, gibt aber mit schmelzendem Aetzkali und Salpeter osmiumsaures Kali. In trockenem Chlor gibt es dunkelrothes Osmiumchlorid $OsCl_4$, welches mit Chlorkalium ein krystallisirbares, schwer lösliches, braunes Doppelsalz bildet. Mit Sauerstoff bildet O. schwarzgrünes Orydul OsO, schwarzes, sehr unbeständiges Oxyd OsO_2, schwarzes Diosmiumoxyd Os_2O_3, Osmiumsäureanhydrid OsO_3 und Ueberosmiumsäureanhydrid OsO_4. Osmiumsäure ist nur in Verbindung mit Basen bekannt. Ueberosmiumsaures Kali scheidet beim Erwärmen mit Alkohol violettes osmiumsaures Kali ab. Ueberosmiumsäureanhydrid bildet farblose Prismen, riecht höchst stechend (daher der Name O., v. griech. osmē, Geruch), wirkt stark entzündend auf die Schleimhäute, besonders die Augen, schmeckt scharf brennend, nicht sauer, schmilzt unter 100°, siedet bei wenig höherer Temperatur, verflüchtigt sich auch mit Wasserdampf, löst sich langsam, aber reichlich in Wasser und wird durch Metalle und organische Körper leicht reducirt. Man benutzt die Ueberosmiumsäure in der Mikroskopie als Reagens zur Schwärzung der Präparate. Das Osmiridium dient zu Stahlfederspitzen.

Osmologie (griech.), Geruchlehre, besonders Lehre von den Riechstoffen.

Osmōse (Diosmose), s. v. w. Endosmose und Exosmose (s. Diffusion); auch das Diffusionsverfahren in den Rübenzuckerfabriken.

Osmunda *L.* (Traubenfarn, Rispenfarn), Pflanzengattung aus der Familie der Farne, charakterisirt durch die dünnhäutigen, nur an einer Seite mit einem undeutlichen, unvollständigen Ring versehenen, an der andern Seite der Länge nach aufspringenden Sporangien. Es sind krautartige Farne mit kurzem, aufrechtem Wurzelstock und zweierlei Wedeln, fruchtbaren rispenähnlichen und sterilen. Von den sieben meist in Asien vorkommenden Arten findet sich in Europa nur: O. regalis *L.* (Königsfarn), mit 30—90 Centim. hohen, doppelt gefiederten sterilen und eine dreifach gefiederte Rispe bildenden fruchtbaren Wedeln, in feuchten Gebüschen und Wäldern. Der an schleimigen und adstringirenden Bestandtheilen reiche Wurzelstock sowie die Fruchtrispen waren früher gegen Skrofeln, Rhachitis und andere Krankheiten sowie als Wurmmittel im Gebrauch.

Osnabrück, Hauptstadt einer Landdrostei in der preuß. Provinz Hannover, in einem fruchtbaren Thal an der Haase gelegen, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen von Löhne (Köln-Mindener Eisenbahn) nach Rheine und von Hamburg nach Venloo, von welchen Linien hier noch eine Bahn nach Oldenburg abzweigt, Sitz einer Landdrostei, eines Bischofs, eines Domkapitels und eines Generalvikariats, eines evangelischen und katholischen Konsistoriums, einer Reichsbankstelle, eines Ober- und eines Amtsgerichts, eines Kreisamts, eines Amts, eines Hauptsteueramts, einer Handelskammer ꝛc. Die Stadt, deren alte Befestigungen in jüngster Zeit niedergelegt wurden, hat meist enge und winklige Gassen und Mangel an stattlichen öffentlichen Plätzen; zu erwähnen sind: die Domfreiheit, auf welcher das Erzstandbild Justus Mösers (von Drake) steht, und der Neumarkt mit dem neu erbauten Justizpalast. Die hervorragendsten Gebäude sind: das ehemalige bischöfliche Residenzschloß, das Rathhaus (aus dem 15. Jahrh., mit den Porträts der 44 Friedensunterhändler und anderen Erinnerungen an den Westfälischen Frieden), der große kathol. Dom in byzantinischem Stil (im 12.—14. Jahrh. erbaut, mit vielen Kostbarkeiten, Reliquien und schönen bischöflichen Grabmälern), die gothische evangel. Marienkirche (aus dem 14. Jahrh., mit prächtigem Portal), die evangel. Katharinenkirche, deren Inneres im gothischen Stil neuerlich restaurirt worden, und die kathol. Johanniskirche. O. hat ferner ein evangelisches und ein kathol. Gymnasium (ersteres mit großer Bibliothek und werthvoller Münzsammlung), ein evangelisches und ein kathol. Schullehrerseminar, eine Realschule erster Ordnung, Handwerker-Fortbildungsschule, Handelsschule, höhere Töchterschule, Taubstummenanstalt, ein Entbindungsinstitut, ein Waisenhaus, eine Provinzial-Irrenanstalt und viele wohlthätige Stiftungen. O. verdankt seinen Wohlstand ursprünglich der bedeutenden Ackerwirtschaft; gegenwärtig ist es aber bereits zu einer Fabrikstadt herangewachsen. Es besitzt ein großes Eisen- und Stahlwerk, Drahtzieherei nebst Walzwerk, große Papier- und Nägelfabriken, Eisengießereien und Maschinenfabriken; dann eine Flachsspinnerei, Fabriken in Leinen- und Baumwollwaaren, in Tabak und Cigarren, in Eisen-, Leder- und chemischen Waaren, in Stärke, Möbeln, Gasuhren, Marmorwaaren, musikalischen Instrumenten (Pianino's), Tapeten, Wagen und Mineralfarben; ferner viele Färbereien und Zeugdruckereien, Dampfmühlen, Gerbereien, Bierbrauereien, große Brodbäckerei ꝛc. Der Handel ist lebhaft, besonders mit Pferden, Rindvieh, Schinken, Leinwand, Getreide, Droguen ꝛc. Die Bevölkerung beträgt (1875) mit Einschluß der Garnison (ein Bataillon Infanterie, 4 Eskadrons Dragoner) 29,850 Seelen (7724 Katholiken und 138 Juden). O. ist der Geburts- und Sterbeort Justus Mösers. Auf dem nahen Piesberg sind ergiebige Steinkohlengruben und große Steinbrüche, welche Norddeutschland weithin mit Pflasterungsmaterial versehen. Die Stadt war schon 772 eine fränkische Missionsanstalt, erhielt 888 Markt-, Zoll- und Münzrechte, war bereits 1082 umwallt, trat der Hansa bei, war aber nie freie Reichsstadt. Im 15. Jahrh. stand sie in ihrer höchsten Blüte, sank aber seit 1521, besonders infolge der durch die Einführung der Reformation hervorgerufenen Streitigkeiten. Der Dreißigjährige Krieg ruinirte den Wohlstand der Stadt noch mehr, und auch noch später hatte sie durch bischöflichen Druck und Kriegsdrangsale mehrfach zu leiden. Erst seit der Mitte des 18. Jahrh. begann sie sich wieder zu heben. Hier Abschluß des Westfälischen Friedens, welcher von 1644—48 in O. und Münster verhandelt und 24. Okt. auf dem Rathhaus in O. abgeschlossen wurde. Vgl. Möser, Osnabrückische Geschichte, in dessen »Sämmtlichen Werken«, Bd. 6—8

(Leipz. 1842—43); Friderici und Stüve, Geschichte der Stadt O. (Osnabr. 1816—26, 3 Bde.); E. Müller, Geschichte der Stadt O. (Berl. 1866). Die Landdrostei O. umfaßt 6262 QKilom. (113,7 QM.) mit (1875) 277,761 Einw. (darunter 120,673 Evangelische, 146,791 Katholiken und 1060 Juden) und zerfällt in fünf Kreise: Bersenbrück, Lingen, Melle, Meppen und O.

Osnabrück, Bisthum, wurde von Karl d. Gr. bald nach der Besiegung des Sachsenherzogs Wittekind 787 gestiftet. Der erste Bischof war der Friese Wiho (803), zu dessen Sprengel die Länder zwischen der Ems und Hunte gegeben wurden. Bischof Franz, Graf von Waldeck, öffnete der Reformation den Zugang in sein Stift und trat selbst dem Schmalkaldischen Bund bei, wandte sich dann aber der katholischen Kirche wenigstens äußerlich wieder zu. In dem Westfälischen Frieden 1648 wurde festgesetzt, daß O. abwechselnd einen katholischen und evangelischen Bischof, und zwar letztern aus dem Haus Braunschweig-Lüneburg, haben solle. Kein Bischof solle das Jus reformandi haben. Während der Regierung des evangelischen Bischofs sollte die Ausübung der geistlichen Gerechtsame über die Katholiken jedesmal dem Kurfürsten von Köln als Metropoliten übertragen werden. Unter den drei evangelischen Bischöfen war Ernst August I., nachmals erster Kurfürst von Hannover. Der letzte Bischof war der Herzog Friedrich von York. 1803 ward das Hochstift säkularisirt und kam an Hannover; das Domkapitel ward aufgehoben und die Diöcese in geistlicher Hinsicht mit dem Bisthum Hildesheim vereinigt. Nach dem Tilsiter Frieden ward das Land zum Königreich Westfalen geschlagen, in welchem es den westlichen Theil des Departements der Weser bildete, 1810 zum französischen Kaiserreich, in dem es unter dem Namen des Arrondissements O. und Quackenbrück einen Theil des Departements der Oberems ausmachte, und 1815 zu Hannover. Im April 1857 ward O. als Bisthum, natürlich ohne weltlichen Besitz, wieder hergestellt und ihm die nordischen Missionen untergeordnet. Das neue Stift besteht aus dem Dechanten, 6 Domherren und 4 Vikaren. Vgl. Stüve, Geschichte des Hochstifts O. bis 1623 (Jena 1853—72, 2 Bde.).

Osorkow (Ozorków), Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Kalisch, mit bedeutender Woll- und Baumwollfabrikation und (1870) 9058 Einw.

Osroënisches Reich, s. Edessa.

Ossa (lat., Plural von os), Knochen, Gebeine.

Ossa, Gebirge in der thessal. Landschaft Magnesia, vom Olympos im NW. durch das Thal Tempe getrennt, im SO. mit dem Pelion zusammenhängend, 1953 Meter hoch. Der O., jetzt Kissabos genannt, galt für den Sitz der Kentauren und Giganten.

Ossa, Nebenfluß der Weichsel im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, entspringt in den Waldungen westlich vom Geserichsee und mündet 8 Kilom. unterhalb Graudenz; 120 Kilom. lang.

Ossa, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, an der Ossinka, mit 2 Kirchen, Handel mit Lein und Holzprodukten und (1872) 3817 Einw. Im Kreis befinden sich bedeutende Eisen- und Kupferbergwerke.

Ossa, in der griech. Mythologie Personifikation des schweifenden Gerüchts und zwar des dämonischen, ohne bestimmten Anlaß sich verbreitenden, bei Homer Botin des Zeus genannt, nach Sophokles eine Tochter der Hoffnung. Sie hatte in Athen einen Altar. Bei den römischen Dichtern entspricht ihr die Fama (s. d.).

Ossarium (lat.), Beinhaus auf Kirchhöfen ꝛc.

Ossegg, Marktflecken in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Teplitz, am Erzgebirge und an der Bahnlinie Brüx-Klostergrab, besonders bekannt durch die reiche Cistercienserabtei (1193 gestiftet), mit prachtvoller Klosterkirche und reicher Bibliothek, hat außerdem ein Kloster der Barmherzigen Schwestern, Wollzeug- und Hutfabrikation, einen Fasanengarten, bedeutende Braunkohlengruben und (1869) 1263 Einw.

Osseten, ein zum indogerman. Stamm (und zwar zur iranischen Gruppe desselben) gehörendes Volk im Kaukasus, bewohnt verschiedene Thalschluchten und Bergwände nördlich und südlich von der Centralkette des Gebirges, da, wo der Paß von Dariel als einzige natürliche Straße dasselbe spaltet, im N. vorzugsweise im Thal des Terek, im S. bis zu den Quellen des Rion sich ausdehnend. Sie selbst nennen sich Iron (gleichbedeutend mit Iran); der Name O. stammt vom georgischen Ossethi, womit das von den Os oder Osen bewohnte Land bezeichnet wird. Ob diese Os mit den alten Alanen, die sich As genannt haben sollen, zusammenhängen, wie Klaproth meint, oder mit den Osiliern des Ptolemäos, welche an der Mündung des Tanais (Don) ihre Sitze hatten, wie andere behaupten, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Die Sprache der O. zeichnet sich durch alterthümliche Anlage aus, indem sie sich zunächst an das Pehlewi und Armenische anschließt, und zerfällt in mehrere Mundarten, von denen die von Südossetien (der Dsau'sche Dialekt) durch v. Rosen (Lemgo 1846) und die beiden wichtigsten von Nordossetien, die tagaurische und die digorische Mundart, von Sjögren (Petersb. 1844) grammatisch behandelt worden sind. An Adel der Gestalt und im Ausdruck der Gesichtszüge stehen die O. den Tscherkessen und anderen Völkerschaften des südlichen Kaukasus weit nach (viele scheren den Kopf und lassen den meist dünnen Bart wachsen); namentlich sind die Frauen, auf denen alle Last der häuslichen Arbeiten ruht, meist klein und von grobem und stumpfem Gesichtsausdruck. Die Kleidung der O. besteht in einem kurzen Hemd, mitunter Beinkleidern und einem tscherkessischen Ueberrock von grobem Tuch. Als Fußbekleidung dienen Schuhe, die aus Bindfaden und Riemen geflochten sind, im Winter Filzstiefel; den Kopf bedeckt eine einfache Filzmütze. Ihre Religion ist ein seltsames Gemisch von Mohammedanismus, Christenthum, zu dem sie sich früher bekannten, und heidnischen Gebräuchen. Tempel und öffentlichen Gottesdienst haben sie nicht. Vgl. Fuchs, Ethnologische Beschreibung der O. (im »Ausland« 1876). Die O. waren in älterer Zeit ein mächtiges Volk, welches unter Einem Oberhaupt einen großen Theil des Kaukasus und die ebenen Steppengegenden bis zum Don und zur Wolga innehatte. Batuchan trieb im 13. Jahrh. die O. aus den Ebenen der jetzigen Kabarda in das hohe Gebirge des Kaukasus, wo sie sich in den Felsenthälern anbauten. Timur besiegte sie und setzte einen Emir über dieselben. Später wurden die O. noch mehr aus den niedrigen Gebirgen verdrängt, besonders durch die Tscherkessen, die sich an ihrer Statt in den beiden Kabarda's niederließen.

Ossett-with-Gawthorpe (spr. -gäthorp), Stadt in der engl. Grafschaft York (West Riding), in der Nähe von Wakefield, mit Wollspinnereien, Tuchfabriken und (1871) 9190 Einw.

Ossian (gael. Oisian, irisch Oissin oder Oisein), keltischer Barde des 3. Jahrh., Sohn eines Königs Fingal (Finnghal) von Alba (Hochschottland), in seinem Alter erblindet: so erscheint er in den Gedichten, die seinen Namen tragen. Die Frage nach

der Echtheit dieser Gedichte ist eine sehr streitige. Richtiger müßte man nach ihrem Alter fragen, denn zwischen der Meinung, daß sie von jenem O. des 3. Jahrh. herrühren, und der Ansicht, daß sie um 1760 von ihrem Herausgeber Macpherson gemacht worden seien, liegt eine dritte Ansicht in der Mitte, nämlich daß sie im 11. Jahrh. am Hof der schottischen Könige entstanden oder wenigstens in die Form, welche der gaelische Text darstellt, gebracht worden seien. Ein Blick auf die Geschichte ihres Bekanntwerdens ist hier unerläßlich. Einen gaelischen Dichter O. erwähnt schon der mit keltischer Sitte und Literatur gründlich bekannte Giraldus Cambrensis (gest. 1220); der Humanist Johnston (um 1520) sprach von größeren epischen Gedichten der Gaelen, und Buchanan (1582) redet ebenfalls von der Existenz solcher Gedichte. Seit der jakobitischen Erhebung gegen das Haus Hannover waren die keltischen Hochschotten für das englisch redende Publikum ein Gegenstand des Argwohns und der Verachtung geworden, ein heruntergekommenes Geschlecht; ihre Literatur wurde völlig vergessen. Erst der Rektor Hieronymus Stone (1756) wurde auf die Schönheit gaelischer Bardenpoesie aufmerksam und veröffentlichte einige Proben. Durch die Dichter und Gelehrten John Home und Hugh Blair angeregt, sammelte dann James Macpherson (s. d.) diese gaelischen, den Namen Ossians tragenden Gesänge, indem er sie sich mündlich vorsagen ließ und sie niederschrieb, und um sie dem mit der schwierigen gaelischen Sprache unbekannten großbritannischen Publikum zugänglich zu machen, übersetzte er sie in englischer Prosa. Eine erste Probe gab er unter dem Titel: »Remains of ancient poetry, collected in the highland of Scotland and translated from the Galic or Erse language« (Edinb. 1760) heraus; 1762 ließ er das Epos: »Fingal«, 1763 das Epos: »Tighmora« (engl. »Temora«) und 1765 die Gesammtausgabe der »Works of O.« folgen. Diese Gedichte erregten durch ihre wunderbare Schönheit das größte Aufsehen und die Bewunderung eines Home, Hume, Robertson, Herder, Goethe und wurden bald in die verschiedensten Sprachen Europa's übersetzt. Als 1764 das »Journal des Savants« mit der später von Shaw und Laing wiederholten Behauptung auftrat, diese Gedichte seien von Macpherson gemacht und seien gaelisch gar nicht vorhanden, sprach letzterer gegen seinen Freund Carlyle seine Verachtung solcher Aiterkritik aus, trat aber nicht öffentlich dagegen auf, weil es ihm schmeichelte, daß die Welt ihm einen solchen Dichtergenius zutraute. Dafür aber lieferte er an die inzwischen gegründete Highland Society in Edinburg seine niedergeschriebenen gaelischen Urterte, so weit er sie noch besaß (manche waren verloren gegangen), ab, und diese sind dann von der genannten Gesellschaft in zwei Großoktavbänden herausgegeben worden (»Dana Oisein mhic Finn«, Lond. 1807). Die Meinung, als habe Macpherson diese Epopöen fabricirt, darf getrost als eine unhaltbare bezeichnet werden. Zu geschweigen, daß seine eigenen 1758 edirten Gedichte die zopfigste Wasserpoesie enthalten, so ist schon das entscheidend, daß er den gaelischen Text oftmals nicht verstanden und falsch übersetzt hat, z. B. »meine Seele komme auf die Nachkommen«, statt »mein Name« (ainm mit anim verwechselt). Hierzu kommt die historische Gewißheit, daß lange vor Macpherson diese Gedichte in Manuskripten existirt haben. Es ist noch heute eine schriftliche Aufzeichnung eines Peter Macdonald (um 1670) vorhanden, worin er sagt, daß er eine Sammlung alter gaelischen Gedichte angelegt habe; ein Glied dieser Familie, John Macdonald, hat dann eidlich vor der Highland Society erklärt, sein alter Vater habe eine Sammlung gaelischer Gedichte noch besessen; er selbst aber als 15jähriger Knabe habe mehrere derselben auswendig gewußt (1740), darunter viele, die Ossians Namen trugen, und unter diesen eins, worin von einem Mädchen vorkam, das zu Fingals Stamm floh, sowie eine Beschreibung der Rosse vor Cuchullins Streitwagen. Beides findet sich bekanntlich in Ossians »Fingal« wieder. Er erklärte weiter, daß Macpherson viele dieser Gedichte sich von ihm habe diktiren lassen. Ebenso ist die Existenz eines zweiten, im Besitz eines irischen Bauern gewesenen Manuskripts nachgewiesen, das unter anderem den »Carthonn« enthielt. Beide Manuskripte gingen verloren, das erstere 1763 durch Entwendung. Ein drittes Manuskript besaß um 1745 eine Mistreß Fraser; ihr Sohn nahm es mit nach Amerika, wo es verloren ging, als er in Kriegsgefangenschaft gerieth. Von diesem Manuskript hatte sich aber J. Farquharson, Vorsteher eines schottischen College in Dinant, eine Abschrift genommen, die er 1773 dem Schottenkloster in Douai schenkte, wo sie 1793 in der Revolution mitsammt dem Kloster in Flammen aufging. Als Farquharson 1767 Macphersons Ossian-Uebersetzung zu Gesicht bekam, erklärte er diese Gedichte für identisch mit den in seiner Abschrift befindlichen. Und noch um 1800 fanden die Mitglieder der Highland Society ganze Stücke dieser Gedichte im Munde der Hebridenbewohner lebend. Von einem vierten Manuskript, einem Pergamentkoder, gab Lachlan Mac Muirich die Erklärung, daß dasselbe seit 1600 Erbgut seiner Familie gewesen, zuletzt aber, da kein Glied derselben mehr die alten angelsächsischen Schriftzeichen habe lesen können, zu Schneidermaßen verschnitten worden sei. Zu diesen urkundlich bezeugten Thatsachen (vgl. Sinclair, Introduction in Ossians works) nehme man noch folgende: Die Carthonnsage ist eine uralt indogermanische, nämlich identisch mit der persischen Rustemsage, welch letztere dem Macpherson noch nicht bekannt sein konnte. Ferner: die Sitten, Gebräuche und Rechtsordnungen in Ossians Gedichten entsprechen bis ins einzelnste dem, was neuere Forschungen über die Sitten der alten Gaelen einerseits und der ältesten Normannen anderseits zu Tage gefördert haben; von diesen Forschungen und ihren Resultaten hatte man aber zu Macphersons Zeit noch nicht die leiseste Ahnung. Endlich: der gaelische Urtext, den dieser aufgezeichnet, entspricht nicht der gaelischen Sprache des 18., sondern genau der des 12. Jahrh., namentlich im Sprachschatz, in Konstruktionen und Redensarten. Nach alledem muß wohl die Meinung, daß Macpherson diese Gedichte gemacht und nachträglich erst ins Gaelische übersetzt habe, als eine unhaltbare bezeichnet werden. Aber nicht minder unhaltbar ist die entgegengesetzte Ansicht, daß diese Poesien, so wie wir sie besitzen, aus dem 3. Jahrh., vom wirklichen O., herrührten. In diesem Fall müßten sie in der altirischen Sprache verfaßt sein, die von ihrer gaelischen Tochter viel mehr abweicht als die althochdeutsche Sprache von der des Nibelungenlieds. Ossians Gedichte in ihrer gaelischen Form stammen offenbar aus dem 11. Jahrh., jener Zeit, als ganz Schottland (Alba und das Piktenreich nebst Strathclyde, Bernicia und Galloway), unter Einem Herrscherhaus vereinigt, in Frieden und Glanz und gaelischer Eigenart existirte. Ihrem Stoff nach sind

diese Gedichte allerdings noch älter. Während das Nibelungenlied alte Sagen in das ritterliche Kostüm des 12. Jahrh. umgekleidet hat, ist in Ossians Gedichten Kostüm und Kolorit der uralten Heidenzeit unberührt erhalten. Von Ackerbau kommt nicht die geringste Spur vor, nur Jagd und Viehzucht; in offener Halle hält der König Hof, sein Mahl auf offener Heide; Fürstentöchtern dienen Grotten zur Wohnung; das eheliche Band ist noch sehr locker und lösbar; die im Mittelalter so beliebte Sackpfeife ist noch nicht erfunden. Auf die Normanneneinfälle Hogni's, Fridli's, Rings, Rolfs (353—500) findet sich nicht die leiseste Beziehung, nur auf den Einfall des Normannenkönigs Suaran, der als König von Westgothland (gest. 240) durch Suhm nachgewiesen ist, und auf die Zeit Caracalla's. Dem Stoff nach sind es also wirklich uralte Schlachtgesänge und Sagen des 3. Jahrh. Nach Bardensitte mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, erlitten dieselben ganz allmählich in der sprachlichen Form die Wandlungen, welche die Sprache selbst allmählich erlitt; direkte Anspielungen auf heidnischen Götterkult wurden seit der Bekehrung Schottlands zum Christenthum ausgemerzt, die poetischen Schilderungen und lyrischen Ergüsse sicherlich mannigfach bereichert und umgegossen, bis denn endlich im 11. Jahrh. die Recension entstand, die von da an in einzelnen Pergamenthandschriften sowie in der fernern mündlichen Tradition fixirt wurde und welche Macpherson in der letzten Stunde vor völligem Untergang gerettet hat. Seine Uebersetzung, welche, wie schon bemerkt, fehlerhaft, dabei geschmacklos sentimental und nicht ohne eigene Zuthaten ist, liegt vielen Tochterübersetzungen (deutsch von Denis, Harald, Petersen, Rohde, Stolberg u. a., ital. von Cesarotti, franz. von Le Tourneur, niederländ. von Bilderdijk, span. von Ortin, poln. von v. Krasicki) zu Grunde. Sinclairs lateinische Interlinearversion hat Ahlwardt (Leipz. 1811) ins Deutsche übersetzt, direkt aus dem gaelischen Urtext A. Ebrard den »Finnghal« (das. 1868). Ueber die kritische Frage ist gegen Fink (»Ueber die Echtheit der Ossianischen Gedichte«, Berl. 1811) und Talvj (»Die Unechtheit der Lieder Ossians«, Leipz. 1840) zu vergleichen: »Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung« 1843, Nr. 27—29, und Augsburger »Allgemeine Zeitung« 1869, Nr. 29. Schließlich sei bemerkt, daß in Irland im Volk Märchen von Finn und Oissin existiren, die den wälischen mabinogion analog sind und sich zu unseren alten bardischen Epopöen genau so verhalten wie in Wales jene Volksmärchen zu den bardischen (d. h. von zünftigen Hofsängern herrührenden) Epopöen des Taliesin, Meilyr und Gwalchmai. Vgl. Stephens, Geschichte der wälischen Literatur (deutsch von San Marte, Halle 1864); Waddell, O. historical and authentic (Lond. 1875).

Ossifikation (lat., Verknöcherung), derjenige Proceß, bei welchem gewisse Gewebe des Körpers in Knochensubstanz umgewandelt werden. Dieser Proceß findet vorzugsweise bei dem wachsenden Knochen (s. d.) statt. Es gibt aber auch eine krankhafte O., bei welcher Bindegewebe oder Knorpel gegen die Norm in Knochengewebe umgewandelt werden. So verknöchern z. B. im Alter die Kehlkopf- und Rippenknorpel, die Dura mater; selbst pathologische Neubildungen, wie Krebse, Sarkome, Fibroide, können verknöchern. Vgl. Osteoid.

Ossóla, Stadt, s. Domo d'O.

Ossolinski, 1) Jerzy (Georg), poln. Staatsmann, geb. 1595, studirte zu Graz, bereiste dann England, Frankreich und Italien, machte die Feldzüge gegen Rußland bis zum Waffenstillstand von Deulina mit und ging 1621 als Gesandter des Königs Sigismund nach England. 1629 nahm er wesentlichen Antheil an den Konferenzen von Altmark, durch welche Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand erlangte, und 1630 ward er Großschatzmeister der Krone, in welcher Stellung er die Wahl des Prinzen Wladislaw zum König von Polen durchsetzte und von nun an die Geschicke des Reichs leitete. Auf einer Sendung nach Wien (1634) wurde er hier in den Reichsfürstenstand erhoben, nachdem schon vorher Papst Urban VIII. ihn zum Fürsten von Ossolin ernannt hatte. 1635 begab er sich als Kriegsgouverneur nach Preußen, wo er im September durch den Vertrag von Stumsdorf die Verlängerung des Waffenstillstands mit Schweden auf 26 Jahre zu Stande brachte; 1636 erschien er als Gesandter auf dem Reichstag zu Regensburg, um Ferdinands III. Wahl zum römischen Kaiser zu unterstützen und zugleich den Ehevertrag zwischen seinem König und der Erzherzogin Cäcilia Renata abzuschließen. Nach seiner Rückkehr ward er Woiwod von Krakau, 1639 Vicekanzler, 1643 Krongroßkanzler. 1645 präsidirte er dem Religionsgespräch zu Thorn zwischen Katholiken und Protestanten, 1648 setzte er die Wahl des Prinzen Johann Kasimir zum König durch und schloß mit den aufständischen Kosaken und Tataren den Frieden vom 17. Aug. 1649. Er starb im August 1650. Seine Staatsreden gab Georg Förster (Danz. 1640) heraus.

2) Joseph Maximilian, Graf von Tenczyn, poln. Schriftsteller, Urenkel des vorigen, geb. 1748 zu Wola Mielecka in der Woiwodschaft Sandomir, widmete sich frühzeitig dem Studium der vaterländischen Geschichte und Literatur, kam als Mitglied der galizischen Ständedeputation 1789 nach Wien und wählte diese Stadt in der Folge zu seinem bleibenden Aufenthalt. Er widmete sich daselbst fast ausschließlich nationalliterarischen Bestrebungen und machte sein Haus zu einem Sammelplatz slawischer Gelehrten. Franz I. ernannte ihn 1808 zum Geheimen Rath und 1809 zum Vorsteher der kaiserlichen Hofbibliothek. Zur Begründung eines Nationalinstituts für Galizien in Lemberg (des noch heute bestehende »Ossolinski'schen Instituts«) bestimmte O. außer beträchtlichen Geldsummen seine reichen literarischen und antiquarischen Sammlungen. Er starb erblindet 17. März 1826. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Wiadomosci historyczno-krytyczne do dziejów literatury polskiéj etc.« (Krak. 1819, 3 Bde.), »Rozmyslania slepego« (»Betrachtungen eines Erblindeten«) und »Wieczory badenskie« (»Badener Abende«, das. 1852), Erzählungen und humoristische Schriften nach Art des »Decamerone«.

Ossuña (spr. -únja), Stadt in der span. Provinz Sevilla (Andalusien), in olivenreicher Ebene, hat eine gothische Kollegiatkirche, ein großes Schloß (Stammsitz der Herzöge von O.), mehrere Klöster und Hospitäler, ein Kollegium, Seiden-, Leinwand-, Sparterie- und Lederfabrikation und 15,130 Einw.

Ossuña (spr. -únja), Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von, span. Staatsmann, geb. 1579 zu Valladolid, kam 1581 mit seinem Großvater nach Neapel, wo derselbe Vicekönig wurde, kehrte 1588 nach Spanien zurück, studirte zu Salamanca und kam sodann an Philipps II. Hof, fiel aber bei denselben wegen seiner Sarkasmen in Ungnade und ward nach Saragossa exilirt, entwich jedoch von da nach

Frankreich und lebte ſpäter in Portugal, von wo er erſt nach Philipps II. Tode nach Spanien zurückkehrte. Hier verheirathete er ſich mit der Tochter des Herzogs von Alcalá und nahm den Titel eines Herzogs von O. an. Von König Philipp III. abermals verbannt, ging er nach Flandern und machte an der Spitze eines aus ſeinen Mitteln geworbenen Regiments ſechs Feldzüge mit. Von hier beſuchte er den Hof Heinrichs IV. von Frankreich und Jakobs I. von England. Durch die Bemühungen ſeines Gönners, des Herzogs von Lerma, ward ihm 1607 geſtattet, an den Madrider Hof zurückzukehren; er ward Kammerherr, Ritter des Goldenen Vließes und Geheimer Rath des Königs. Durch ſeinen Einfluß bewog er die Miniſter zum Waffenſtillſtand mit Holland (1609). Als er im folgenden Jahr die Vertreibung der Moriskos (Mauren) in zwei Denkſchriften widerrieth, ward er von der Inquiſition in Anklageſtand verſetzt, doch ohne Erfolg für die Ankläger. 1611 als Vicekönig nach Sicilien geſandt, ſtellte er bald die Ruhe daſelbſt her, brach die Macht der großen Barone und der in ihrem Sold ſtehenden Banditen, that viel für Belebung des Ackerbaues und Handels und ſchlug die ſeeräuberiſchen Türken in einem dreitägigen Kampf in der Nähe der Küſte von Karamanien. 1615 nach Spanien zurückgerufen, ward er bereits 1616 als Vicekönig nach Neapel geſandt. Auch hier erwarb er ſich große Popularität, indem er der Willkür des Adels entgegentrat und dem Volk die Steuerlaſt erleichterte. In dem Krieg zwiſchen dem Erzherzog Ferdinand und den Venetianern 1617 fügte er den letzteren durch Störung ihres Handels im Adriatiſchen Meer empfindliche Verluſte zu. Seine entſchiedene Oppoſition gegen die von Philipp III. beabſichtigte Einführung der Inquiſition in Neapel machte ihn dem Klerus ſo verhaßt, daß dieſer 1620 ſeine Abberufung durchſetzte. Man gab ihm Schuld, er habe ſich zum ſouveränen König von Neapel machen wollen; zwar rechtfertigte ſich O. zu Madrid, doch ward 1621 nach Philipps III. Tode eine neue Unterſuchung gegen ihn eingeleitet und er verhaftet. Er ſtarb noch vor geendigter Unterſuchung 1624 im Schloß Almande. Nach ſeinem Tode ward er von allen Beſchuldigungen freigeſprochen. Sein einziger Sohn, Don Juan Tellez y Giron, folgte dem Vater in allen Majoraten und ſtarb als Vicekönig von Sicilien zu Palermo 1656.

Oſt (Oſten), ſ. Morgen.

Oſtade, Adrian van, berühmter niederländ. Maler, geb. 1610 zu Haarlem, Schüler von Fr. Hals, lebte zu Haarlem in günſtigen Verhältniſſen und ſtarb daſelbſt 1685. Er malte faſt nur Darſtellungen aus dem Bauernleben mit trefflichem Humor und feiner Charakteriſtik. Farbe und Halbdunkel ſind ganz Rembrandtiſch. Nicht minder bewundernswerth ſind ſeine zahlreichen Radirungen. Seine Biographie ſchrieb Gädertz (Lüb. 1869). — Sein Bruder und Schüler Iſaak van O., geb. 1621 zu Haarlem, geſt. 1649 daſelbſt, malte gleichfalls Bauernintérieurs, zumeiſt jedoch Landſchaften mit reich entwickelter Staffage. Seine meiſten Bilder ſind in England.

Oſtangeln (Eaſt Anglia), ſ. Angelſachſen.

Oſtara (Eoſtre), eine Göttin der Angelſachſen und alten Deutſchen, von der aber jede Ueberlieferung verwiſcht iſt, wahrſcheinlich Göttin des aufſteigenden Lichts, der Morgenröthe wie des Frühlings. Ihr Name hat ſich im Oſterfeſt erhalten, das jedenfalls auf die Zeit eines ihr geweihten Feſtes fällt. Nach Einhard hieß auch nach ihr der April Oſtarmánoth.

Oſtaſchkow, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Twer, auf einer Halbinſel im Seliger See, mit 6 Kirchen (darunter die durch ihren Silberreichthum ſich auszeichnende Treizíſche Kathedrale), 2 Klöſtern, einer öffentlichen Bibliothek, Stadtbank, Baumwollſpinnerei, großen Gerbereien, Fabrikation von Schmiede- und Schuhmacherwaaren, die einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden, und (1870) 10,806 Einw.

Oſtaſien, Geſammtbezeichnung der Länder an der Oſtküſte Aſiens (Anam, China, ruſſiſche Küſtenprovinz) und des ihr vorgelagerten Inſelreichs Japan, ſeitdem dieſe Länder dem europäiſchen Handel zugänglich wurden und nicht bloß Handelsſchiffe, ſondern auch Poſt- und Paſſagierdampfer aus Europa ſowie Amerika regelmäßige Fahrten dahin machen. Dieſe Länder ſind von rund 470 Mill. Menſchen bewohnt; auf dem Weg dahin wird Vorderindien berührt mit 240 Mill. Einw., die hinterindiſchen Reiche mit 25 Mill. und die Inſeln des Oſtindiſchen Archipels mit 30 Mill. Einw. Dieſe Nebenländer mit ihren ausgedehnten Küſten ſind an zahlloſen Häfen leicht zugänglich, nach innen theilweiſe (Vorderindien) ſogar durch ein Netz von Eiſenbahnen aufgeſchloſſen und bei einer tropiſchen Vegetation die Haupterzeugungsgebiete einer Reihe von Artikeln des Welthandels, unter denen obenan ſtehen: Getreide (Reis) und Baumwolle, Gewürze, Thee, Kaffee. Der auswärtige Handel mit dieſen Ländern nahm einen außerordentlich raſchen Aufſchwung und werthete mit China 1871 angeblich 2600 Mill. Mark, Japan 1874: 178 Mill. Mk., Oſtindien 1874: 2580 Mill. Mk., Niederländiſch-Indien 1861: 288 Mill. Mk., Singapur an der Südſpitze von Malakka 1869: 103 Mill. Mk., Manilla 1869: 100 Mill. Mk. Schon die alten Römer handelten mit China; 166 n. Chr. ſandte Kaiſer Mark Aurel zur See eine Geſandtſchaft dahin. Araber und Malayen unterhielten dieſe alte Verkehrsſtraße, bis nach Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien um das Kap der Guten Hoffnung (1497) die europäiſchen Weſtmächte um den Handel in O. wie um den Beſitz von Faktoreien daſelbſt kämpften. In jedem europäiſchen Seeſtaat wurden Handelsgeſellſchaften und Privilegien gewährt und ſtreng aufrecht erhalten; anderſeits ſchloſſen ſich die Ufer- und Inſelſtaaten Oſtaſiens ängſtlich von den Fremden ab. China blieb bis 1842, Japan bis 1854 den Fremden unzugänglich, einzelne Häfen ausgenommen, wo ſie mehr aus Neugierde und um durch die Ankommenden etwas vom Ausland zu erfahren, als zur Begründung eines Handels zugelaſſen waren. Bis 1813 blieb ſelbſt für engliſche Schiffe, ſofern ſie nicht der Oſtindiſchen Kompagnie gehörten, der Handel mit Oſtindien unterſagt; erſt von 1833 an fiel das Monopol dieſer Geſellſchaft, ausſchließlich den Handel mit China zu pflegen. Eine großartige Umwälzung im Handel mit O. brachte die Eröffnung des Suezkanals; ſie erlaubte direkte Verfrachtung aus der Heimat unter Abkürzung des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung, der 13,600 Seemeilen (à 1,85 Kilom.) beträgt, auf 7960 Seemeilen. Der periodiſchen Winde wegen iſt regelmäßige Schifffahrt auf dem Rothen Meer nur durch Dampfkraft möglich; mit Vollendung des Kanals (11. Nov. 1869) verlängerte deswegen die bekannte italieniſche Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft Rubattino ihre Linien bis Bombay, der Oeſterreichiſche Lloyd unterhält ebendahin ſeit März 1870 regelmäßige Verbindungen, und der 1874 projektirte Italieniſche Lloyd beſchloß, ſeine Fahrten bis China und Japan auszudehnen, »in der Erwartung, daß (nach Vollendung der Gotthardbahn)

die deutſchen Frachtgüter, die jetzt dahin über Trieſt befördert werden, künftig ihren Weg über Genua nehmen«. So ſehr hob ſich bereits der italieniſche Verkehr, daß die bisher einmonatlichen Fahrten der ſelbſt unter engliſchen Firmen ſehr beliebt gewordenen Rubattino-Geſellſchaft 1876 zu 14tägigen wurden. Frankreich, das ſeines hinterindiſchen Beſitzes wegen an einem eigenen Verkehrsinſtitut Intereſſe hatte, ermöglichte der Compagnie des services maritimes des Messageries regelmäßige (monatliche) Fahrten nach O. Auch Amerika trat in Mitbewerbung, im Januar 1867 dehnte die Pacific Mail Steamship Company von San Francisco ihren Dienſt nach China über Japan aus und erhielt hierin ſeit Ende 1874 eine Konkurrentin in der Occidental and Oriental Steamship Company; zwiſchen beiden ward jedoch inzwiſchen eine Verſtändigung erzielt. Die Dauer der Fahrt eines Paſſagierdampfers beträgt von Brindiſi bis Bombay 21 Tage, von San Francisco bis Japan 22; die Koſten eines Paſſagierbillets ſind von Europa nach Bombay 1060 Mark, von Point de Galle (Ceylon) bis Hongkong (China) 600 Mark, von dort nach San Francisco 1200 Mark. Mit Europa iſt O. durch eine Telegraphenleitung über Perſien und ein Kabel im Rothen Meer verbunden; eine Depeſche nach China koſtet 120 Mark, der Preis wird jedoch um ein Bedeutendes verringert, wenn man ſich des Reuter'ſchen Telegraphic Office in London bedient, wo aus vielen Einzeldepeſchen billige Sammeldepeſchen zuſammengeſetzt werden; die Durchſchnittszeit für Uebermittelung einer Depeſche London-Kalkutta beträgt 3 Stunden 18 Minuten. Bald wird auch der Traum einer Umſpannung der Welt mit einem Telegraphendraht zur Wirklichkeit geworden ſein; unterm 16. Aug. 1876 genehmigte der Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Legung eines 8915 Kilom. langen Kabels zwiſchen San Francisco und Jokohama (Japan). Im Briefverkehr brachte der auf Anregung des Deutſchen Reichs unterm 9. Okt. 1874 zu Stande gekommene Weltpoſtverein den lange vermißten billigen Portoſatz von 20 Pf. für eine Poſtkarte, 40 Pf. für einen Brief, 10 Pf. für Waarenproben und Druckſachen (50 Gramm); ſeitdem ſind Britiſch-Indien, Japan, die franzöſiſchen Kolonien ſowie England für ſein Gebiet Hongkong in China dem Verein beigetreten, und es beſteht Ausſicht, daß auch die Korreſpondenz nach dem übrigen China noch an den Vortheilen des Vereins theilnehmen werde.

Nach dem Rechenſchaftsbericht für 1875 an die Aktionäre des Suezkanals zog dieſes Unternehmen wenigſtens die Hälfte aller Waaren aus O. vom Weg um das Kap der Guten Hoffnung ab. Die Tage der Theeklipper, welche ſonſt mit dem in China geladenen Thee Wettfahrten um das Kap der Guten Hoffnung machten, ſind vorüber. Mit der Eröffnung des Kanals mehrte ſich in O. auch die Zahl der Dampfer, und ihr Auftreten vernichtete die glänzenden Erfolge, welche im Küſtenverkehr zwiſchen den Seehäfen in den oſtaſiatiſchen Gewäſſern hauptſächlich durch Segelſchiffe deutſcher Nation vermittelt worden waren. Am weiteſten gingen die Japaneſen; im December 1875 ſtellte die Mitſu-Biſchi-Schokuwai-Dampfſchifffahrtskompagnie 35 Dampfer von 26,000 Tonnen Gehalt in Dienſt und unterhält nun mit Unterſtützung der Regierung einen regelmäßigen Verkehr mit allen Häfen des Reichs. Seither haben deutſche Plätze, insbeſondere Hamburg, den Verſuch gemacht, die deutſche Induſtrie im Verkehr mit O. unabhängiger von London zu machen und direkte Beziehungen mit den dortigen Ländern anzuknüpfen. Regelmäßige Dampfſchifffahrten nach O. haben ſich auch als eine dauernde Bereicherung der mächtigen nautiſchen Ausrüſtung dieſer Plätze erwieſen. Nach den Aufſtellungen des kaiſerl. ſtatiſtiſchen Amts über die Seereiſen deutſcher Schiffe 1873 richteten den Lauf nach der Südküſte Aſiens, einſchließlich der Indiſchen Inſeln, 291 Schiffe, nach O. 544; die durchſchnittliche Größe der Schiffe war für Fahrten nach Südaſien 488 Tonnen (à 1000 Kilogr.), nach O. 341 Tonnen. Unter den einzelnen Schiffshäfen verzeichnet Hamburg 1874 aus Oſtindien 30, aus O. 16 Schiffe; Altona 7, beziehentlich ein Schiff; Geeſtemünde nach und aus Oſtindien 1874: 32 Schiffe. In Bremen nahm die Einfuhr aus Aſien von 1847—71 um 1120 Proc. zu, die Ausfuhr dahin um 564 Proc.; in Hamburg hatte 1851 die Einfuhr aus Indien 1,7 Mill. Mark gewerthet, aus China 3,1 Mill., 1871 dagegen 6,1, beziehentlich 4,8 Mill. Mark. Dieſer Aufſchwung iſt nicht Folge einer beſondern Machtentfaltung der deutſchen Kriegsflagge; erſt 1876 trat das Deutſche Reich in O. als Macht erſten Ranges mit Forderungen auf, die noch keine der älteren Seemächte aufzuſtellen wagte. Es handelte ſich um Genugthuung für Ermordung der europäiſchen Bemannung, dann Beraubung des deutſchen Schooners Anna 23. Sept. 1875 nahe bei Futſchau an der Küſte von China. Deutſchland ſtellte die Forderung einer Geldentſchädigung, Beſtrafung der Schuldigen und Erlaß einer Strandungsordnung, um der Wiederkehr ſolcher Seeräubereien vorzubeugen. Um ſeinen Forderungen Nachdruck zu geben, entſandte Deutſchland in die chineſiſchen Gewäſſer 6 Fahrzeuge mit 57 Geſchützen und 1380 Mann und veranlaßte England wie Rußland, ſeine Forderungen gleichfalls durch Entfaltung maritimer Streitkräfte zu unterſtützen, ſo daß dort im März 1876 eine kombinirte deutſch-engliſch-ruſſiſche Flotte von 36 Kriegsſchiffen mit 340 Geſchützen aufgeſtellt war. Nach längeren Unterhandlungen gewährte China die deutſchen Forderungen, der erſte Fall, daß eine europäiſche Macht die chineſiſche Regierung für ſolche Raubanfälle verantwortlich machte und volle Genugthuung erreichte.

Der Verkehr mit dem Orient und O. war von jeher die hohe Schule des Kaufmanns; im Mittelalter vermittelte Italien den Verkehr, wodurch die zahlreichen italieniſchen Ausdrücke in die Geſchäftsſprache des deutſchen Kaufmannsſtands eindrangen; mit der Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien wurden dann die Produkte Oſtaſiens dem Kontinent von Europa faſt ausſchließlich von W. her über England zugeführt. Eine neue Umwälzung ſteht dieſem Handel bevor nach Vollendung der Gotthardbahn, durch welche die faſt gerade Richtung zwiſchen den Häfen des alten Deutſchen Meers (der Nordſee) und den Mittelmeerhäfen hergeſtellt wird; dann erſt wird Deutſchland aus der Anlage des Suezkanals vollen Nutzen ziehen und insbeſondere in ſeinem Handel mit O. neue Bezugs- und Frachtverhältniſſe entſtehen ſehen, ähnlich wie ſie England im Handel mit O. zu hohem Wohlſtand gelangen ließen.

Oſte, linker Nebenfluß der Elbe, entſpringt unweit Toſtedt im hannöverſchen Kreis Harburg, wird bei Bremervörde ſchiffbar, verſtärkt ſich durch mehrere kleine Zuflüſſe und mündet nach 135 Kilom. langem Lauf bei Belum, über 180 Meter breit.

Oſtealgie (griech.), der (nervöſe) Knochenſchmerz.

Oſteitis (griech., Knochenentzündung) kommt meiſt in Verbindung mit Entzündung der Knochen-

haut oder des Knochenmarks vor und zeigt sich vorzugsweise an dem kompakten Knochengewebe, z. B. in der Rinde der langen Röhrenknochen. Die O. dokumentirt sich anatomisch dadurch, daß die vorher solide Knochensubstanz porös wird, und daß die Poren sich mit sogen. Granulationsgewebe (rothem Mark) oder mit Eiter füllen. Durch die wuchernden Granulationen wird der Knochen auch nach außen hin aufgetrieben und erscheint zuletzt seiner ganzen Dicke nach in ein schwammiges Gewebe umgewandelt. Die O. verläuft meist chronisch und kann bald unmittelbar in Heilung übergehen, bald kann sie auch zu Caries und Nekrose des Knochens führen. Die Krankheit charakterisirt sich durch andauernde, mehr oder weniger heftige Schmerzen in dem betroffenen Theil, durch ein Gefühl von Schwere daselbst und in höheren Graden durch die Anschwellung des Knochens. Die Behandlung der O. ist eine rein chirurgische; in der Regel ist die operative Entfernung der erkrankten Theile geboten.

Osten (Ost), s. Morgen.

Ostende, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, Bezirk Brügge, an der Nordsee, durch Kanäle mit Gent, Nieuport und Dünkirchen sowie als Endpunkt der großen Eisenbahnlinie Köln-Lüttich-Mecheln-O. mit sämmtlichen größeren Städten Belgiens, Hollands, des nordöstlichen Frankreich und der deutschen Rheinlande verbunden. O. ist der zweite Seehafen Belgiens, hat schöne, regelmäßige Straßen, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, ein schönes Stadthaus (1711 erbaut), ein Handelsgericht, eine Börse, Schiffahrtsschule, ein Schauspielhaus, eine Schiffswerfte, Leinwand-, Segeltuch-, Spitzen-, Tabak- und Kerzenfabrikation, Taudrehereien, Bierbrauereien, Salzsiedereien, bedeutende Seefischerei und Austernparke, lebhaften Handel (besonders mit Wein, Likör, Wolle, Tuch, Salz, Bauholz, Guano ꝛc.) und (1874) 16,533 Einw. Die ehemaligen beträchtlichen Festungswerke sind in den letzten Jahren geschleift worden. Von höchster Bedeutung für die Stadt sind die vortrefflich eingerichteten Seebäder, die jährlich von etwa 12,000 Menschen (meist Deutschen) besucht werden. Die Küste entlang zieht sich, die Stadt vom Meer trennend, ein gewaltiger Steindamm (digue), ca. 1 Kilom. lang, 3—4 Meter breit, der Korso von O. mit großartigen Hotels und Restaurants. Nordöstlich schließt sich an den Damm die sogen. Estakade, zwei weit ins Meer hineinragende Doppelreihen eingerammter Pfähle mit darüber liegenden Bohlen, die zum Schutz des Hafens dienen und ebenfalls als Spaziergang benutzt werden. Der Hafen besteht aus dem Vorhafen, dem Handelshafen, mit Kaianlagen zum Verladen, und dem Binnenhafen. Die meisten Hafenanlagen wurden unter Joseph II. erbaut; Napoleon I. ließ das großartige Bassin de retenue mit mächtigen Schleusenthoren anlegen, dessen bei der Flut zurückgehaltene Wassermassen hinausstürzend das Fahrwasser vertiefen. Jenseit der Hafeneinfahrt, die 150 Meter lang ist, steht der Leuchtthurm, 52,5 Meter hoch. Regelmäßige Dampfschiffahrt verbindet O. mit London sowie mit den wichtigsten Seehäfen der Nordsee und des Landes. 13 Kilom. westlich davon liegt das Dorf Westende. O. war lange ein offenes, unbedeutendes, nur von Fischern bewohntes Dorf, das 1072 von Robert von Friesland zum Flecken erhoben, 1445 von Philipp dem Guten von Burgund mit Mauern umgeben ward. Nach dem Genter Frieden vom 8. Nov. 1576 schlug sich O. zu der Partei der vereinigten Niederlande und widerstand 1583 einem zweimaligen Angriff der Spanier. Am berühmtesten wurde O. durch die Belagerung vom 7. Juli 1601 bis 20. Sept. 1604, die mit der Uebergabe des Platzes an die Spanier unter Spinola endete. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde O. 1706 von den Alliirten belagert und zur Kapitulation genöthigt. Die hier 1718 gestiftete Ostindische Handelsgesellschaft mußte auf das Andringen der eifersüchtigen Engländer und Holländer infolge des Wiener Traktats von 1731 wieder aufgehoben werden. Im österreichischen Erbfolgekrieg ward O. 1745 von den Franzosen erobert. Im Aachener Frieden kam die Stadt wieder an die Oesterreicher. Nachdem Joseph II. O. 1781 zu einem Freihafen erklärt hatte, erhob es sich in kurzer Zeit auf Unkosten der Holländer zu einem der blühendsten Handelsplätze Europa's. Im französischen Revolutionskrieg fiel O. durch die Schlacht von Fleurus (1793) mit dem übrigen Belgien in die Hände der Franzosen, wurde aber von den Engländern blokirt, verlor dadurch seinen Handel und hat sich nie wieder zu seiner frühern Blüte erheben können. Durch den ersten Frieden von Paris 1814 kam es an die Niederlande und durch die belgische Revolution 1830 an das Königreich Belgien. Vgl. Verhaeghe, Das Seebad O. (Ostende 1872).

Osten-Sacken, s. Sacken.

Ostensibel (lat.), zum Vorzeigen geeignet; oft verwechselt mit »ostensiv« (s. d.).

Ostension (lat.), das Zeigen, Vorzeigen, besonders das Ausstellen von Reliquien; Ostensionstheater, s. v. w. anatomisches Theater.

Ostensiv (lat.), etwas anschaulich darstellend, z. B. ostensiver Beweis (Gegensatz: apagogischer); ostensive Methode, s. v. w. zeigende (nicht erklärende) Lehrweise; in einem tadelnden Sinn heißt o. auch s. v. w. etwas zur Schau tragend, damit prunkend.

Ostensorium (lat.), s. v. w. Monstranz.

Ostentation (lat.), absichtliches Zurschautragen, Prunken; ostentiös, auf O. gegründet, darauf berechnet, die Augen auf sich zu ziehen.

Osteoid (griech., »knochenähnlich«), thierisches Gewebe, welches sich von dem wirklichen Knochen dadurch unterscheidet, daß ihm die dem Knochen seine Festigkeit gebenden Kalksalze fehlen. Während es daher morphologisch mit dem Knochen identisch ist, erscheint es äußerlich mehr knorpelähnlich. Dasselbe erscheint in normalen und krankhaften Bildungen vielfach als Vorläufer des wahren Knochens; gewisse Geschwülste bestehen ausschließlich aus demselben.

Osteologie (griech., Knochenlehre), derjenige Abschnitt der beschreibenden Anatomie, welcher sich mit der Beschreibung der Knochen nach ihrer äußern Gestalt beschäftigt. Die Anfänge der O. lassen sich bis in die Zeit des griechischen Alterthums, vorzüglich auf Hippokrates und Aristoteles, zurückführen. Der römische Arzt Celsus lieferte einen kurzen Abriß der O. als Einleitung zu der Lehre von den Verletzungen und Krankheiten der Knochen, welcher freilich noch sehr unvollkommen war. Galen empfahl seinen Schülern angelegentlich das Studium der O., auch erwähnt er die künstliche Zusammenfügung der Knochen unter dem Namen Skelett und beschreibt einzelne Knochen und ihre Gelenkverbindungen. Am schnellsten entwickelte sich die O. um die Zeit des 15. und 16. Jahrh., als die Zergliederung der Leichen allmählich Eingang gewann und man die einzelnen Knochen durch Maceration für die Untersuchung gehörig zurichten konnte. So entdeckte Aler. Achillini 1480 den Hammer und Amboß im Ohr; Vesalius untersuchte besonders die Schädelknochen, deren Zahl er aber noch fälschlich acht sein läßt; Berengar und Ingrassiat wand-

ten ihre Aufmerksamkeit dem seltsam gebildeten Keilbein zu, letzterem ist auch die Entdeckung des Steigbügels zuzuschreiben. Eustachio entdeckte die nach ihm genannte Ohrtrompete, Fallopia machte werthvolle Entdeckungen über den feinern Bau des Felsenbeins. Die früheste Arbeit über die Knochen des Fötus rührt von Koyter (aus Nürnberg, Ende des 15. Jahrh.) her. In Bezug auf die morphologischen Verhältnisse kann man die O. als eine abgeschlossene und fertige Disciplin ansehen. Was dagegen den feinern, mikroskopischen Bau der Knochen, ihre Entwickelungsgeschichte, ihre Lebenserscheinungen und Erkrankungen anbetrifft, so kann man trotz der zahlreichen und gründlichen Arbeiten auf diesem Gebiet noch lange nicht von einem Abschluß reden. Große Verdienste um die Kenntnis des mikroskopischen Baues der Knochen haben sich Purkinje, Joh. Müller, Kölliker, Virchow, Heinrich Müller u. a. erworben, deren Leistungen, mit Ausnahme der der beiden ersten, sämmtlich in die beiden letzten Jahrzehnte fallen. Vgl. Henle, Handbuch der Knochenlehre (3. Aufl., Braunschw. 1871).

Osteomalacie (griech., Knochenerweichung), eine höchst merkwürdige, im ganzen nur selten vorkommende Krankheit des Skeletts, die bei Menschen sowohl als auch bei Thieren, namentlich Rindern, vorkommt, welche aber nicht mit der Rhachitis (englischen Krankheit) verwechselt werden darf. Die O. kommt fast nur beim weiblichen Geschlecht vor, wenigstens tritt sie beim männlichen Geschlecht in ungleich geringerer Ausdehnung auf. Sie erscheint vornehmlich bei erschöpften, durch Elend, schlechte Nahrung, ungesunde Wohnung ꝛc. herabgekommenen Personen und wurde fast immer nur als sekundäres Leiden entweder während der Schwangerschaft, was das Gewöhnlichste ist, oder im Verlauf anderer Krankheiten beobachtet. Die eigentliche Ursache der O. ist unbekannt; nur so viel weiß man, daß endemische, namentlich tellurische, Verhältnisse, Beschaffenheit des Bodens, Trinkwassers ꝛc. von Einfluß sind. So ist die Krankheit in gewissen Theilen Mitteleuropa's, Hollands, des Rheinlandes relativ häufig, während sie sonst nur sporadisch vorkommt. Welchen Einfluß die Schwangerschaft, die Geburt und das Wochenbett gerade auf die in Rede stehende Krankheit haben mögen, ist bis jetzt ein vollständiges Räthsel geblieben. Bei der O. werden gewöhnlich eine größere Anzahl von Knochen oder auch das ganze Skelett zugleich befallen, doch werden einzelne Knochen immer mehr als andere davon betroffen. Am meisten sind die Knochen des Rumpfes afficirt, sehr beträchtlich gewöhnlich auch die Knochen der Extremitäten, während die des Kopfs im geringsten Grad heimgesucht werden. Die Knochen verlieren bei der O. ihre erdigen Bestandtheile, es bleibt nur das organische, knorpelartige Substrat der Knochen zurück, welches sich hochgradig porotisch und in den Markräumen mit röthlichem Fett gefüllt zeigt. Infolge des Verlustes seiner Kalksalze, welche dem Knochen seine Härte und Starrheit verleihen, büßt derselbe im höchsten Grad seine Widerstandsfähigkeit ein, wird nicht nur durch Druck und Zug sehr leicht und in beliebiger Richtung gebogen, sondern bricht und knickt auch sehr leicht bei geringfügigen Gelegenheiten. Die Krankheit beginnt damit, daß sich zuerst leichte reißende Schmerzen in verschiedenen Theilen des Körpers zeigen. Die Schmerzen nehmen bald zu, werden heftig, bohrend und nagend. Die Kranken selbst geben an, daß die Schmerzen von den Knochen ausgehen. Am heftigsten sind die Schmerzen in den Gliedern, im Becken und im Brustbein. Ist die Kranke (wie gesagt, werden fast nur Frauen von der Krankheit befallen) noch nicht bettlägerig, so wird der Gang schwierig, schwankend, unbeholfen und nach und nach unmöglich. Die Knochen verbiegen und knicken sich unter der Last des Körpers oder durch das Gewicht einzelner Glieder, durch die Zusammenziehung der Muskeln wie durch äußere Veranlassungen. Während sich das Rückgrat bogenförmig nach hinten krümmt, sinkt der Brustkasten ein, indem die Rippen und das Brustbein geknickt und gebogen werden. In ganz charakteristischer Weise wird das Becken verunstaltet. Dasselbe wird gewissermaßen von rechts nach links zusammengedrückt, so daß die Schambeinverbindung schnabelartig nach vorn sich zuspitzt, während das Kreuzbein sich stärker wölbt und den Beckenausgang beträchtlich verengert. Die Extremitäten werden nach den verschiedensten Richtungen verbogen, und meist sind bei hohem Grad von O. mehrfache Knochenbrüche zugegen. Zufällige äußere Einflüsse, die Art der Lagerung ꝛc. können mannigfache Abweichungen von der Regel bedingen. Bei längerer Dauer der O. hat man die Verkrüppelung so weit gehen sehen, daß Personen von mittlerer Körperlänge bis auf 1 Meter verkürzt wurden. Neben der Knochenaffektion treten bei der O. noch manche andere Störungen ein, besonders gehen die Ernährung, die Athmung und die Herzbewegung nicht gehörig von statten. In keinem Fall von O. wurde bis jetzt mit Sicherheit eine vollkommene Herstellung erzielt; doch lassen die Erscheinungen öfters zeitweilig nach, um sich später in ihrem ganzen Umfang wieder einzustellen. Da das Wesen der O. darauf beruht, daß den Knochen die Kalksalze entzogen werden, so hat man durch medikamentöse Darreichung von phosphorsaurem Kalk, von Kalkwasser ꝛc. der Krankheit begegnen zu können geglaubt; jedoch sind die Versuche dieser Art ohne jeden Erfolg geblieben. Dagegen kommt es vor, daß nach verschieden langem Bestande der O. eine freiwillige Verkalkung der erweichten Knochen eintritt, wodurch diese zwar wiederum fester und starrer werden, aber dafür ihre verunstaltete Form nun unveränderlich beibehalten. Es ist also in diesem Fall durchaus nicht von einer Heilung der Krankheit zu reden. Ein besonderes geburtshülfliches Interesse gewährt das osteomalacische Becken. Selbst wenn der Raum des kleinen Beckens fast auf Null reducirt ist, können gleichwohl natürliche Geburten in ganz leichter Weise erfolgen. Die austreibende Kraft der Gebärmutter, welche auf den Körper des zu gebärenden Kindes drückt, bringt die aneinander gerückten, abnorm weichen, fast elastischen Beckenknochen leicht in die ihnen normal zukommende Distanz, der Beckenkanal wird bei der Geburt gleichsam wie ein Gummischlauch ausgedehnt und nimmt nach der Geburt sofort wieder seine ursprüngliche fehlerhafte Gestaltung an. Vgl. Litzmann, Die Formen des weiblichen Beckens nebst einem Anhang über O. (Berl. 1861); Virchow im »Archiv für pathologische Anatomie«, Bd. 4 ꝛc.

Osteomyelitis (griech., Entzündung des Knochenmarks) kommt bald selbständig vor und pflegt dann sehr bösartig zu sein, bald tritt sie neben Entzündung der Knochenhaut und des ganzen Knochengewebes auf. Ursachen der O. sind Verletzungen und Kontusionen des Knochens, z. B. durch Fall, durch stumpfe Werkzeuge. Die O. tritt auch nach Amputationen an den freigelegten Stellen des Knochenmarks, ferner unter dem Einfluß von Syphilis, Rheumatismus und Skrofulose auf. Manchmal verläuft die O. unter dem Charakter der Pyämie

(s. d.). Der Verlauf der O. ist meist ein sehr schneller und mit Eiterbildung verbunden, seltener mehr chronisch und führt dann zu Knochenbrand und Knochenfraß (s. d.). Die Symptome der O. bestehen vorzugsweise in heftigem Fieber und einem dumpfen, aber heftigen Schmerz, welcher in der Tiefe sitzt und sich deshalb, weil der Krankheitssitz der ärztlichen Hülfeleistung nicht direkt zugänglich ist, oft ins Qualvolle steigert. Wenn bei der akuten O. nicht der Tod unter typhusähnlichen oder pyämischen Erscheinungen auftritt, so kommt es unter Umständen zur Durchbohrung des Eiters, der sich in der Markhöhle gebildet hatte, durch die äußere Knochenrinde in die umgebenden Weichtheile, von wo der Eiter sich entweder auf dem Weg der Absceßbildung einen Ausweg verschafft, oder auf künstliche Weise entfernt wird. In den letzteren Fällen wird die Krankheit meist chronisch und führt zu Caries und Nekrose des Knochens. Letztere hat ihren Sitz am häufigsten in den Hand- und Fußwurzelknochen, namentlich bei Kindern, wo sie das gewöhnlichste Knochenleiden darstellt, seltener bei Erwachsenen. Der Patient, welcher an O. leidet, wird sich schon wegen seiner Schmerzen ganz ruhig verhalten. Horizontale Lagerung des Gliedes, Auflegen von Eisblasen auf die kranke Stelle sind von Vortheil. Daneben gibt man Morphium zur Stillung des Schmerzes. Gelingt es nicht, die kranke Stelle vor dem Zustandekommen der Eiterung zu zertheilen, so werden, wenn nicht der Tod eintritt, fast immer chirurgische Nachhülfen nöthig. Auf gewisse, den entzündlichen nahestehende Veränderungen des Knochenmarks, welche mit Erkrankungen der blutbereitenden Organe, namentlich der Milz und der Lymphdrüsen, im engsten Zusammenhang stehen, ist man in neuerer Zeit aufmerksam geworden.

Osteophyt (griech., Knochengewächs), krankhaft neu gebildete Knochenmasse, welche man an allen Knochen des Skeletts findet, entsteht infolge entzündlicher Reizung, am häufigsten von der Beinhaut aus. Der Form nach unterscheidet man ein sammetartiges, blätteriges, warzen- und tropfsteinförmiges O. ꝛc. Merkwürdig ist das O., welches sich regelmäßig an der innern Schädelfläche schwangerer oder im Wochenbett gestorbener Frauen vorfindet, über dessen Ursachen und dessen konstantes Auftreten man sich noch keine Rechenschaft zu geben vermag.

Osteoporöse (griech.), diejenige Knochenaffektion, bei welcher der Knochen seiner Haupteigenschaft, d. h. seiner Festigkeit, verlustig geht dadurch, daß sich ein Theil seiner festen, dichten Substanz in weiches Gewebe umwandelt. Die O. ist in geringerem Grad ein regelmäßiger Begleiter des vorgerückten Greisenalters und dann über alle Knochen des Skeletts verbreitet; an einzelnen Theilen desselben findet sie sich, wenn die betreffenden Glieder lange außer Funktion gesetzt werden, sehr häufig auch bei entzündlichen Krankheiten einzelner Knochen und Gelenke, Knochenfraß ꝛc. Unter dem Einfluß der O. wird der Knochen weicher, biegsam, in hochgradigen Fällen sogar zerdrückbar und ist mit dem Messer leicht zu schneiden. Bei geeigneter Behandlung ist der Zustand heilbar.

Oster, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, an der Mündung der Oster in die Desna, mit 3 Kirchen und (1870) 2831 Einw., die sich mit Fischerei, Verfertigung von Holzgefäßen und Netzen beschäftigen und nicht unbedeutenden Handel treiben.

Osterblume, s. v. w. Anemone nemorosa und A. sylvestris; Bellis perennis; Narcissus Pseudonarcissus.

Osterburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Biese und Bahnlinie Magdeburg-Wittenberge, mit Kreisamt, zwei Kreisgerichtskommissionen, Schullehrerseminar, Taubstummenanstalt, Dampfschneidemühlen und (1875) 3639 Einw.

Osterfeld, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, mit Gerichtskommission, Schloß (der Dompropstei zu Naumburg gehörig), Taubenmarkt und (1875) 1609 Einw.

Osterfest, s. Ostern.

Osterhofen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Vilshofen, an der Donau und der Eisenbahn von Regensburg nach Passau, mit Landgericht und (1875) 1558 Einw.

Osterholz, Flecken mit Stadtrechten in der preuß. Landdrostei Stade, an der Eisenbahn von Bremen nach Geestemünde, mit Kreisamt, Amtsgericht, Maschinen- und Lederfabrikation und (1875) 1415 Einw.

Osteria (ital.), Gasthof, Wirtshaus.

Osterinsel (Waihu, Rapanui), austral. Insel, östlich vom Archipel der Niedrigen Inseln, 118 QKilom. (2,14 QM.) groß, mit schwer zugänglichen Küsten, die nur einen einzigen Landungsplatz (Cooks-haven) darbieten, im Innern gebirgig, mit vielen erloschenen Kratern (bis zu 600 Meter Höhe). Hauptprodukte sind: Pisang, Bataten, Zuckerrohr ꝛc. Die Einwohner, kaum noch 600 an Zahl, sind malayischer Rasse. Roggeween entdeckte die Insel am Ostertag 1722 (daher der Name). Chilenische Missionäre landeten daselbst 1863; bald darauf wurde die Insel durch Menschenraub (Einführung »freier Arbeiter« in Peru) und durch die Pocken entvölkert. Merkwürdig sind die zahlreichen (jetzt meist nach Paris gebrachten) grob gearbeiteten Steinmonumente.

Osterkuß, s. Ostern.

Osterlamm, s. Passah.

Osterland (Marchia orientalis), ursprünglich Name der alten nordthüringischen Mark, welche Gero (940—965) gründete und von der Saale über die Mulde und Elbe ausdehnte. Ihr Kern war die spätere Mark Landsberg, doch umfaßte sie auch die spätere Mark Eilenburg und den westlichen Theil der Niederlausitz. Von Gero's Nachkommen ging das O. 1017 auf Dietrich aus dem Haus Wettin über und ward 1123 mit der Mark Meißen und 1136 mit der Lausitz vereinigt. Bei der Theilung von 1265 behielt Heinrich der Erlauchte, außer Meißen und der Lausitz, vom Osterlande das Gebiet an der Elbe um Torgau; die Mark Landsberg mit ihren Erweiterungen im Süden um Weißenfels und Kamburg, was man jetzt zusammen O. nannte, gab er seinem zweiten Sohn, Dietrich dem Feisten. Als man nach Heinrichs des Erlauchten Tode (1288) zu einer neuen Theilung schritt, erhielt der eine Enkel, Dietrich, die Lausitz, der andere, Friedrich (Tutta), Meißen und O.; beide Lande aber nannte man Marchia orientalis. 1298 kam die Mark Landsberg durch Kauf an Brandenburg und wurde erst 1347 von Meißen wieder erworben. Im 14. Jahrh. erweiterte sich der Begriff O., indem man auch das Pleißnerland sowie Gera und Schönburg hinzurechnete. 1382 wurde für die Söhne Friedrichs III. von Meißen ein Fürstenthum O. geschaffen, das jedoch nur kurze Zeit bestand. In der spätern, sächsischen Zeit verschwindet der Name O. ganz. Vgl. v. Posern-Klett, Zur Geschichte der Verfassung der Mark Meißen (Leipz. 1863).

Osterlilie, s. v. w. gemeine Narcisse.

Osterloh, Ernst Robert, namhafter Processualist, geb. 13. März 1813 zu Dresden, wirkte erst als

Advokat zu Leipzig und ist seit 1850 Professor des Proceßrechts an der Universität daselbst. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Der ordentliche bürgerliche Proceß nach sächsischem Recht« (Leipz. 1843—1844, 2 Bde.; 4. Aufl. 1860, 2 Bde.); »Die summarischen bürgerlichen Processe« (das. 1845, 3. Aufl. 1857); »Lehrbuch des gemeinen deutschen ordentlichen Civilprocesses« (das. 1856, 2 Bde.); »Die Reform der Civilproceßgesetzgebung in Sachsen und in Deutschland« (das. 1865).

Osterluzei, Pflanzengattung, s. Aristolochia.

Ostermann, 1) Heinrich Johann Friedrich (russ. Andrej Iwanowitsch), Graf, ausgezeichneter russ. Diplomat, geb. 30. Mai 1686 zu Bochum in Westfalen, floh wegen eines Duells, in welchem er seinen Gegner tödtete, von Jena nach Holland, trat, durch den Viceadmiral Cruys Peter d. Gr. empfohlen, 1704 in russischen Seedienst, gewann bald des Zaren vollstes Vertrauen und ward zu den wichtigsten Geschäften verwendet. Er wirkte wesentlich zur Abschließung des Friedens am Pruth (23. Juli 1711) und leitete die Friedensunterhandlungen zu Nystad (10. Sept. 1721), worauf er zum Freiherrn und Geheimen Rath und 1725 zum Reichsvicekanzler ernannt wurde. Katharina I. bestimmte ihn auf dem Sterbebett zum Oberhofmeister des nachherigen Kaisers Peter II. und zum Mitglied des Regentschaftsraths während der Minderjährigkeit ihres Nachfolgers. 1730 ward O. in den Grafenstand erhoben und von der Kaiserin Anna mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Als 1740 die Prinzessin Anna von Braunschweig sich zur Reichsverweserin erklärte, behauptete O. seine einflußreiche Stellung; die Thronbesteigung Elisabeths aber führte seinen Sturz herbei. Unter der Anschuldigung, Elisabeths Ausschließung von der Thronfolge bei der Kaiserin Anna bewirkt und das Testament der Kaiserin Katharina I. unterschlagen zu haben, wurde er zur Hinrichtung durch das Rad verurtheilt. Schon hatte er 27. Jan. 1742 das Blutgerüst bestiegen, als das Todesurtheil in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt wurde. Hier starb er zu Beresow 25. Mai 1747. Seine beiden Söhne, welche kinderlos starben, adoptirten die Söhne ihrer an den General Tolstoi verheiratheten Schwester, die seitdem O.-Tolstoi hießen. Unter ihnen zeichnete sich besonders aus

2) Alexander Iwanowitsch, Graf O.-Tolstoi, geb. 1772, nahm an den Kriegen gegen die Türken und Polen rühmlichen Antheil, wurde 1798 Generalmajor und erhielt 1805 als Generallieutnant den Oberbefehl über das russische Korps, welches mit schwedischen und englischen Hülfstruppen die Diversion nach dem nördlichen Deutschland zu machen bestimmt war. Nach seiner Rückkehr ward er Gouverneur von Petersburg. 1806 führte er eine Division in Bennigsens Heer, erhielt 1812 das Kommando des 4. Armeekorps und nahm mit diesem an dem ganzen Feldzug von 1812 mit Auszeichnung theil. 1813 ward er bei Bautzen verwundet, focht dann bei Dresden und befehligte das russische Gardekorps 29. und 30. Aug. bei Kulm, wo ihm der linke Arm zerschmettert wurde. Vereinigt mit Klenau bewirkte er die Uebergabe Dresdens; dann war er 1815 kurze Zeit Gesandter in Paris. 1817 erhielt er das Patent eines Generals der Infanterie. Nachdem er mehrere Jahre in Frankreich und Italien zugebracht, unternahm er 1831 in Begleitung Fallmerayers eine Reise nach dem Orient und ließ sich 1837 zu Petit-Saconnex am Genfer See nieder, wo er 12. Febr. 1857 starb.

Ostermonat, der April, weil Ostern meist in diesen Monat fällt. Vgl. Ostern.

Ostermundingen, kleiner Ort in der Nähe von Bern, bekannt durch die in großem Maßstab ausgebeuteten Sandsteinbrüche, welche (seit 1871) mit der Bahnstation O. durch eine Zweigbahn verbunden sind. Die Ausbeutung des sehr kompakten Sandsteins, der in einer Mächtigkeit von 45—60 Meter auf einer Nagelfluhschicht ruht, geschieht durch eine Aktiengesellschaft (seit 1865), die jährlich 45,000 Kubikm. Steine absetzt.

Ostern (Osterfest), das Fest der Auferstehung Jesu, hat wahrscheinlich seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostara (s. d.), welches die alten Sachsen zu derselben Zeit zu feiern pflegten, in welche das christliche Osterfest fällt. Mit dem Kultus, der jener Frühlingsgöttin vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die Gebräuche des Osterfeuers, Osterwassers, der Ostereier ꝛc. zusammen. Der Ursprung des Festes dagegen ist jüdisch. Die ersten judenchristlichen Gemeinden begingen, zugleich mit dem von ihnen beibehaltenen jährlichen Passahmahl, 14. Nisan auch das Andenken an das letzte Mahl Christi und gedachten am darauf folgenden dritten Tag der Auferstehung Jesu. Die römische und andere an sie sich anschließenden Gemeinden dagegen begingen die Jahresfeier der Auferstehung an einem Sonntag, dem sie zur Erinnerung an das Leiden und den Tod Jesu einen vorbereitenden Buß- und Fasttag vorhergehen ließen, zu welchem sie einen Freitag ausersahen. Seit Mitte des 2. Jahrh. wurde diese Verschiedenheit der Feier Gegenstand des Streits (Osterstreit) zwischen den verschiedenen Kirchen, und das Nicäische Koncilium (325) entschied sich im wesentlichen für die römische Sitte, indem es die Feier des seitdem vorzugsweise der Auferstehung geltenden Osterfestes auf den Sonntag nach dem 14. Nisan festsetzte. Die Anhänger der judenchristlichen Osterfeier bezeichnete man mit dem Ketzernamen »Quartodecimani« oder »Tessareskaidekatiten«. Der Feier des Auferstehungsfestes ging schon früh ein vorbereitendes Fasten (s. d.) voran, dessen Dauer anfangs sehr verschieden war. Das Fest selbst galt als die beliebteste Taufzeit, auch nahm die Kirche an demselben die reuigen Gefallenen (s. Lapsi) wieder auf. Die Bedeutung des Festes sowie der Umstand, daß nach ihm alle übrigen »beweglichen« Feste des Sommers berechnet wurden, führte dahin, daß man an vielen Orten mit dem Osterfeste das Jahr begann. Nach Art der jüdischen Festeinrichtung machte der achte Tag (die Osteroktave) den Beschluß des Festes, und diese Woche hieß die Osterwoche. Später bildete sich für die Feier des Festes in der abendländischen Kirche folgende Praxis. Der Osterfeier ging ein vierzigtägiges strenges Fasten (Quadragesimalzeit) voraus, welches am Aschermittwoch (s. d.) begann. Der Palmsonntag, mit welchem die Kar- oder Marterwoche (hebdomas magna oder sancta) anfing, galt dem Andenken an den letzten Einzug Jesu in Jerusalem. Am Mittwoch der großen Woche wird noch jetzt in Rom in der Sixtinischen Kapelle das »Miserere« gesungen. Der darauf folgende Tag, der Gründonnerstag (s. d.), wurde zur Erinnerung an die Einsetzung des heiligen Abendmahls (coena domini), der Karfreitag (s. d.) zum Andenken an das Leiden und den Tod Christi gefeiert. Der letzte Tag dieser Woche, der Ostersonnabend, war in der alten Kirche ein allgemeiner Fasttag, bestimmt zur Vorbereitung auf die Taufe. Am Abend versammelte sich die Gemeinde zu einem

feierlichen Nachtgottesdienst (Ostervigilie), der bis zum Ostermorgen dauerte. Jetzt zeichnet sich der Ostersonnabend in Rom durch die Taufe und Konfirmation der Neubekehrten im Lateran und durch die große Messe in der Sixtinischen Kapelle aus. In der päpstlichen Kapelle wird das Feuer und die Osterkerze (cereus paschalis) geweiht; alle Familien lassen das Ostermahl segnen, welches in einer Eiersuppe, einem Fladen und einem gerösteten Zicklein besteht. Auch werden an diesem Tag in der römischen Kirche die Ampeln in den Gotteshäusern mit frischem Oel versehen, alle Kerzen ausgelöscht und frische angezündet (Lichtersabbath). Die Glocken schweigen vom Karfreitag bis zum Ostersonntagmorgen. Dieser Ostersonntag wurde schon in der alten Kirche als erstes Freudenfest begangen. Die Christen empfingen sich früh morgens mit dem Osterkuß und dem Zuruf: »Surrexit!« (»er ist auferstanden«), worauf der Begrüßte antwortete: »Vere surrexit!« (»er ist wahrhaftig auferstanden«). Aehnliches existirt heute fast nur noch in der griechischen Kirche. Eine mittelalterliche Unsitte war das sogen. Ostergelächter (risus paschalis). Es wurden nämlich in den Osterpredigten zur Erheiterung der Zuhörer allerlei Schwänke (Ostermärlein) erzählt. An einigen Orten pflegten auch die Bischöfe und Prälaten mit ihren Klerikern zur Symbolisirung der Osterfreude Bret und Ball zu spielen oder lustige Reigen mit Gesang aufzuführen, in der Weise der alten Saturnalien. Die Dauer der Feier erstreckte sich in der alten Kirche auf die ganze Osterwoche, daher der nächste Sonntag Oktave hieß; jetzt wird wenigstens der Ostermontag fast noch überall kirchlich, noch mehr in volksthümlicher Weise gefeiert. In der evangelischen Kirche gilt das Osterfest für eins der drei hohen Feste. Gegenwärtig wird das Osterfest immer am Sonntag nach dem Frühlingsvollmond und, wenn dieser selbst auf einen Sonntag trifft, an dem nächst folgenden gefeiert. Unter dem Frühlingsvollmond aber, der die Ostergrenze (terminus paschalis) genannt wurde, versteht man denjenigen, welcher entweder auf oder zunächst nach dem zum Behuf dieser Osterberechnung auf 21. März feststehend angenommenen Frühlingsanfang fällt. Die sogen. Gauß'sche Formel bietet eine leichte Methode, den jedesmaligen Ostertermin aus der Jahreszahl zu berechnen (s. Kalender, S. 692). Das jüdische Osterfest (s. Passah) fällt gewöhnlich in die Karwoche und nie vor dem 26. März und nie nach dem 25. April Gregorianischen Stils, während das christliche Osterfest zwischen 22. März und 25. April fallen muß. Vgl. Piper, Karls d. Gr. Kalendarium und Ostertafel (Berl. 1858); Hilgenfeld, Der Paschastreit der alten Kirche (Halle 1860).

Osterode, 1) Kreisstadt in der preuß. Landdrostei Hildesheim, am Harz und dem Zweig Herzberg-O. der Northeim-Nordhäuser Eisenbahn, hat ein Amt, ein Amtsgericht, eine Handelskammer, ein Schloß, stattliches Rathhaus, die 724 gegründete und 1578 restaurirte Johanniskirche mit schönen Gemälden, eine Realschule erster Ordnung, eine Badeanstalt für künstliche Bäder, ein großes Kornmagazin, woraus die Bergleute des Harzes in Theurungszeiten mit wohlfeilem Getreide versorgt werden, Fabrikation von Drahtstiften, Schrot, Maschinen, Bleiweiß, chemischen Produkten, Tuch, Woll- und Baumwollzeugen, Leinwand, Holzwaaren, Tabak und Leder, einen Kupferhammer, mehrere Blechschmieden, Ziegelbrennereien, Säge-, Oel- und Kalkmühlen und (1875) 5658 Einw. In der Umgegend bedeutende Gipsbrüche und Gipsmühlen. O. war 1361—1449 Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg-Grubenhagen. — 2) Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, am Einfluß der Drewenz in den Drewenzsee und am Ausgang des Elbing-Oberländischen Kanals, Station der Thorn-Insterburger Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, Hauptsteueramts und einer Reichsbanknebenstelle, hat 2 evangelische und eine kathol. Kirche, Synagoge, ein evangelisches Schullehrerseminar, 2 Waisenhäuser, ein Hospital, Krankenhaus, ein Schloß (1270 vom Deutschen Ritterorden erbaut) mit großen, theilweise unter dem Wasser des Sees fortlaufenden Gewölben, eine Eisenbahnmaschinenwerkstätte, Maschinen- und Spiritusfabrikation, 3 Sägemühlen, Bierbrauerei, Vieh- und Wollmärkte, Schiffahrt und (1875) mit der Garnison (eine Eskadron Husaren) 5735 Einw.

Osterwald, Gebirgszug im südlichen Theil der preuß. Landdrostei Hannover, zwischen den Flüssen Leine und Hamel, mit Steinkohlengruben.

Osterwieck, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, an der Ilse, 6 Kilom. vom Bahnhof Wasserleben (Halberstadt-Vienenburg), mit Gerichtsdeputation, Bleiweiß-, Farben-, Cigarren-, Leder- und Handschuhfabrikation, Ziegelbrennerei, bedeutendem Ackerbau und (1875) 3376 Einw.

Ostfalen (Ostphalen), eine der drei Hauptvölkerschaften (O., Engern, Westfalen), in welche nach der Lex Saxonum die alten Sachsen zerfielen, zwischen Weser, Elbe, Saale und Unstrut seßhaft (s. Sachsen, Geschichte). Der Name erhielt sich auch später noch als Bezeichnung eines Gaues, in welchem Hildesheim lag, und der bis Hannover reichte.

Ostflandern, belg. Provinz, s. Flandern.

Ostfranken, in älterer Zeit s. v. w. Austrasien, das ganze östliche Franken im Gegensatze zu Neustrien; nach dem Vertrag von Verdun 843 s. v. w. Deutschland, im Gegensatze zu Frankreich; zuletzt das Herzogthum Franken am Main, im Gegensatze zu Rheinfranken; s. Franken, S. 1022.

Ostfriesland, ehemaliges Fürstenthum im nordwestlichsten Winkel von Deutschland, bildet mit dem Harlingerland (s. d.) jetzt die preußische Landdrostei Aurich, reichte aber ehedem ostwärts bis zu seiner Naturgrenze, der oldenburgischen Jade, so daß das Ländchen Jever noch zu ihm gehörte. Ueber Bodenbeschaffenheit, Einwohner ꝛc. s. Hannover. Zur Römerzeit saßen auf dem Küstenstrich von der Ems bis zur Elbe die Chaucen, seit dem 5. Jahrh. die Friesen. Diese wurden im 8. Jahrh. von den Franken unterworfen und 870 dem durch den Vertrag von Mersen neu entstandenen Deutschen Reich unterthan. O., das Land zu beiden Seiten der Emsmündung oder die holländische Provinz Gröningen, das preußische O. und das oldenburgische Jever umfassend, theilte dann bis in die Mitte des 14. Jahrh. die Geschicke Mittelfrieslands (s. Friesen). Unter den Häuptlingen, welche seit dem 13. Jahrh. in O. emporkamen, erwarb die größte Macht Edzard Cirksena von Gretsyl um 1435. Sein Bruder Ulrich wurde 1454 in den Reichsgrafenstand erhoben und von Friedrich III. mit dem Butjadinger- und Stadland und Jever belehnt, was zu blutigen Kämpfen mit Oldenburg und den Häuptlingen von Jever führte. Edzard II., der bedeutendste ostfriesische Regent, zwang die Häuptlinge von Harlingerland und Jever, ihn als Oberherrn anzuerkennen, und ward für Gröningen von Karl V. zum Statthalter bestellt; dagegen

mußte er das Butjadinger- und Stadland an Oldenburg abtreten. Er gab das ostfriesische Landrecht (1515), wendete sich der evangelischen Lehre zu, führte unter seinen Söhnen die Primogenitur ein und starb 1528. Unter Enno III. kam 1611 zwischen den Ständen und dem Grafen der osterhusische Vergleich zu Stande, der noch unter der preußischen Regierung als das Fundamentalgesetz der ostfriesischen Verfassung galt. Enno Ludwig (1651—60) wurde vom Kaiser Ferdinand III. (1654) in den Reichsfürstenstand erhoben, O. blieb aber Grafschaft. Als mit Karl Edzard 1744 die männliche Linie des Cirksenaschen Regentenstamms erlosch, erhob die Tante des verstorbenen Fürsten, Friederike Wilhelmine, Erbanspruch; aber auf Grund der vom Kaiser Leopold I. 1694 dem Kurhaus Brandenburg ertheilten Anwartschaft ließ Friedrich II. 7. Juni 1744 Aurich von einem preußischen Korps besetzen, worauf 23. Juni das Land der preußischen Krone huldigte. Nach der Schlacht bei Jena (1806) wurde O. von holländischen Truppen besetzt und 1807 nach dem Frieden von Tilsit dem Königreich Holland einverleibt, 1810 aber als Departement der Ostems zum französischen Kaiserreich gezogen. Am 17. Nov. 1813 ward O. für Preußen in Besitz genommen, 1815 aber an Hannover abgetreten. Vgl. Wiarda, Ostfriesländische Geschichte (Aurich, Götting. u. Brem. 1791—1817, 10 Bde.); Klopp, Geschichte Ostfrieslands (Hannov. 1854—58, 3 Bde.; dazu die Kritik von Möhlmann, Emd. 1862); »Ostfriesisches Urkundenbuch«, herausgeg. von Friedländer (das. 1874 ff.); Kern u. Willms, O., wie es denkt und spricht (3. Aufl., Brem. 1875); H. Meier, O. in Bildern und Skizzen (Leer 1868).

Ostgothisches Reich, s. Gothen.

Ostgothland (Oestergötland), Landschaft und Län (Linköpingsläns) im südlichen Schweden, zwischen der Ostsee und dem Wettersee, 10,735 QKilom. (194,97 QM.) groß mit (1874) 262,872 Einw., ist im N. und im S. von waldigen Gebirgshöhen (dort vom Tylöskog und Kälmorden, hier vom Holaveden) erfüllt, während die Mitte eine fruchtbare und wohlangebaute Ebene bildet. Am Wettersee ragt der Omberg (797 Meter) empor. Die Ostsee macht hier zwei tief ins Land einschneidende Busen, den Bråviken und den Slätbaken, zwischen denen sich die fruchtbare Halbinsel Wilboland erstreckt; in den erstern mündet der Hauptfluß der Landschaft, der Motala, der Abfluß des Wettersees. Der bedeutendste See ist der Sommen. Neben ihm bedeckt den südlichen Theil noch eine Reihe von Seen, welche, durch Kanäle mit einander in Verbindung gesetzt, einen bequemen Wasserweg (Kindakanal) bilden, der jetzt durch die Anlage eines Kanals nach Linköping mit dem Götakanal (s. d.) verbunden wird. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Ackerbau und Viehzucht, am Meer auch Fischfang und Schiffahrt, außerdem Bergbau. Das Kupferwerk Atvidaberg, das bedeutendste in Schweden, lieferte 1874: 297,498 Ctr. Kupfer, woraus 9045 Ctr. Garkupfer gewonnen wurden. Daneben lieferten die vorhandenen Eisengruben 305,384 Ctr. Eisenerz, die Hohöfen, Gießereien, Eisen- und Stahlhämmer 258,467 Ctr. Roheisen, 265,047 Ctr. Stabeisen, 53,880 Ctr. Gußeisen und 194,173 Ctr. Stahl und Manufaktureisen. Unter den Gießereien und mechanischen Werkstätten stehen die von Motala obenan; auch die Stückgießerei Finspång ist wichtig. Von sonstigen industriellen Anlagen (die meisten in Norrköping) sind zahlreiche Tuch- und Baumwollfabriken, einige mechanische Spinnereien, Zuckerraffinerien, Tabakfabriken, Oelschlägereien, Glashütten, mehrere Papier- und chemisch-technische Fabriken ꝛc. anzuführen. Die Küste hat gute Häfen. Die von Stockholm nach Schonen führende Eisenbahn durchschneidet die Landschaft von N. nach S. In administrativer Hinsicht wird das Län in 21 Härader getheilt.

Osthavelland, Kreis im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, mit der Kreisstadt Nauen.

Ostheim, 1) (O. vor der Rhön) Stadt im sachsen-weimar. Fürstenthum Eisenach, Verwaltungsdistrikt Dermbach, in einer Enklave im Bayrischen, an der Streu, mit Justizamt, Schuhmacherei, Weberei und (1875) 2408 Einw. Bekannt sind die Ostheimer Weichseln, eine Sauerkirschenart, welche der kaiserliche Feldarzt Klinghammer 1714 aus der Sierra Morena in Spanien hierher verpflanzte. — 2) (Großostheim) Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Aschaffenburg, mit kathol. Pfarr- und Wallfahrtskirche, Bierbrauerei und (1875) 2584 Einw.

Osthofen, Marktflecken in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Worms, unweit des Rheins, an der Eisenbahn von Mainz nach Worms, mit einer katholischen und 2 evangel. Kirchen, Papier-, Zucker-, Maschinen-, Malz- und Hefenfabrikation, Dampfmühlen, Weinbau, einer Schwefelquelle und 3000 Einw. O. wird bereits 765 genannt.

Ostia, die Hafenstadt des alten Rom, an der Mündung des Tiber (südlich am linken Flußarm), von Ancus Marcius gegründet, gelangte durch Schiffahrt und Handel bald zu großem Wohlstand, wurde später zwar von Marius verwüstet, hob sich jedoch wieder. Seitdem aber Claudius einen bessern Hafen (bei Porto) am rechten Tiberarm angelegt, versandete der Hafen von O. mehr und mehr; doch war die Stadt noch unter den späteren Kaisern volkreich und ein beliebter Badeort. Der Verfall derselben begann mit den Gothenzügen Alarichs und nahm rasch zu. Die Ruinen von O., vom Meeressand bedeckt, liegen jetzt einige Miglien von der Küste entfernt beim heutigen Städtchen O., welches einen bischöflichen Palast nebst Kirche und etwa 250 Einw. hat. Das hiesige Bisthum gilt für das älteste der katholischen Welt. Ausgrabungen der alten Stadt wurden schon im 18. Jahrh. begonnen, namentlich aber seit 1855 unter Visconti's Leitung planmäßig fortgesetzt, so daß die Aufdeckung eines »zweiten Pompeji« in Aussicht steht.

Ostiarius (lat.), der Thürhüter, Portier bei den Römern; Ostiarii (janitores) hießen in der alten christlichen Kirche die untersten Geistlichen als Thürhüter, Sakristane, Glöckner, später Kirchner.

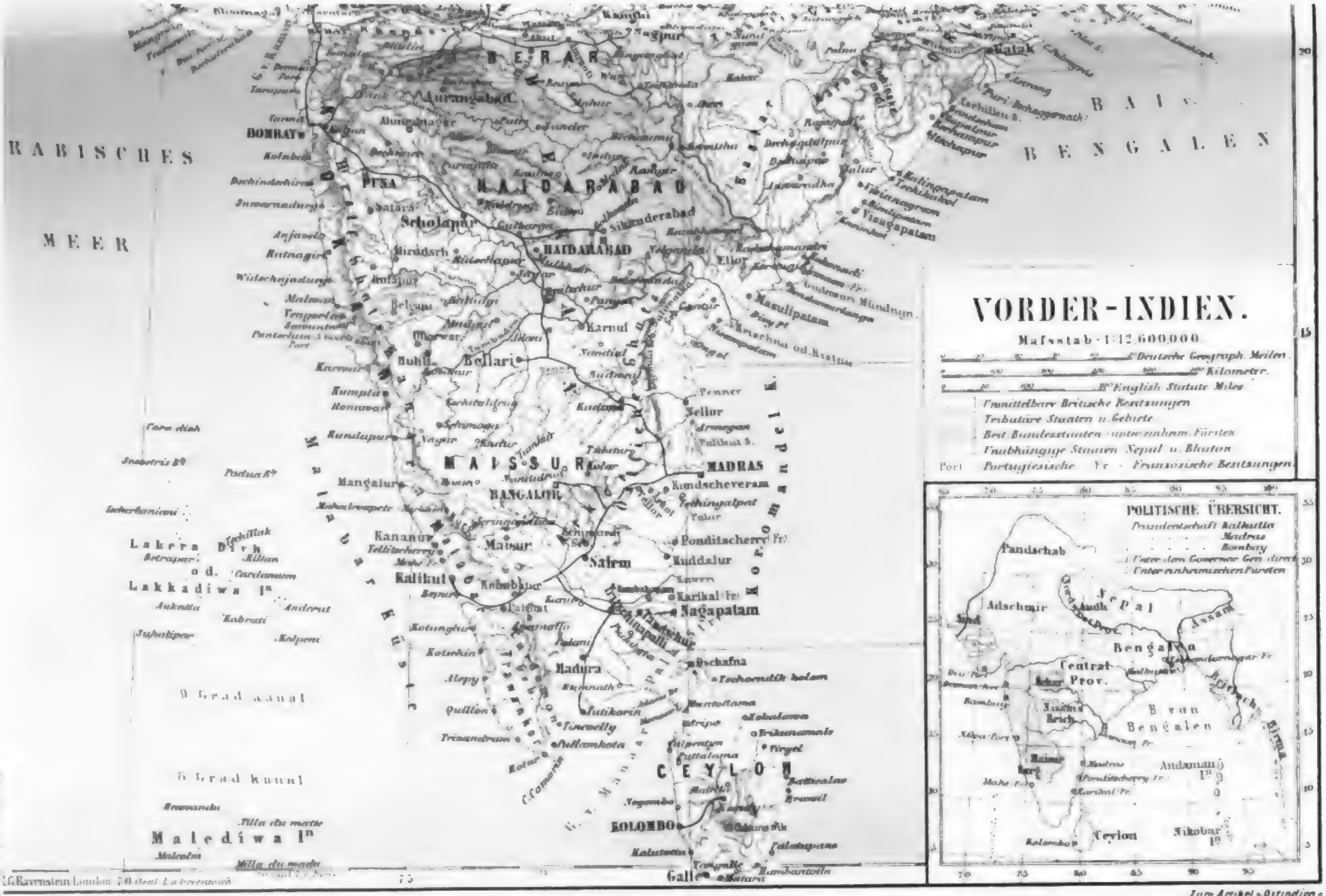
Ostiglia (spr. -ilja), Distriktshauptort in der ital. Provinz Mantua, an der Mündung des Kanals Fossa in den Po, mit 2 Kirchen, Theater, Spital, Gerbereien, Fabrikation von Korb- und Flechtwaaren, Seidenfilanden, bedeutendem Handel, starkem Reisbau und (1871) 6829 Einw. O. ist das alte Hostilia, der Geburtsort des Cornelius Nepos.

Ostinato (ital., »beharrlich«) bezeichnet bei kontrapunktistisch bearbeiteten Tonstücken das stetige Fortführen einer angenommenen Figur in einer oder in allen Stimmen, vorzugsweise im Baß (s. Bass o.).

Ostindien, im weitern Sinn die beiden Halbinseln Vorder- und Hinterindien mit den Inseln des Indischen Oceans von den Lakediven bis zu den Philippinen, im engern Sinn Bezeichnung für Vorderindien, auch bloß Indien oder Englisch-indisches Kaiserreich genannt (s. die Karte). Der Name entstand aus

Sindhu, womit die Inder den weſtlichen Grenzfluß Indus bezeichnen; die alten Perſer machten daraus Hindu und die Griechen Indos. Die Eingebornen haben nur in der Kosmographie für die ganze Halbinſel den gemeinſamen Namen Dſchambudwipa (»Inſel des Roſenapfels«); unter den hiſtoriſchen ſind die bedeutſamſten Aryâwarta (»Sammelplatz der Arier«) für das nördliche Indien, Koläntſcha, ein noch unerklärter Name, welcher jedenfalls von den Kol (ſ. d.) oder vorariſchen Indern herrührt, für das ſüdliche wie mittlere Indien, und Hindoſtan (neuperſ., »Land der Inder«). Die Grenzen ſpringen ziemlich deutlich ins Auge: das ſüdliche Dreieck des Landes wird auf zwei Seiten vom Meer umſpült; im N. wird Indien durch die lang geſtreckte Gebirgskette des Himalaya (ſ. d.) von Central- und Hochaſien (ſ. d.) geſchieden; im W. bildet die Suleimankette eine erkennbare Scheide; eine weniger fortlaufende Kette von Gebirgen trennt dagegen das Land von Hinterindien ab. Das engliſche Kaiſerreich Indien hat ſich über dieſe natürlichen Grenzen hinaus auch über Theile von Hinterindien ausgebreitet, ſeine politiſche Grenze reicht von 8—37° nördl. Br. und von 66° 44′—99° 40′ öſtl. L. v. Gr.; die größte Ausdehnung iſt von N. nach S. 22,000, von O. nach W. 17,000 Kilom. Die trigonometriſche Landesvermeſſung begann 1803, wurde unter großen Gefahren und Beſchwerden, denen viele Beamten erlagen, fortgeſetzt und wird zu ihrer gänzlichen Durchführung in allen Theilen noch Jahrzehnte bedürfen (vgl. Markham, A memoir on the Indian surveys, Lond. 1871). Auf Grund der Vermeſſung der Hauptlinien wurde 1875 das Areal des Engliſch-indiſchen Kaiſerreichs amtlich berechnet zu 2,401,486 QKilom. unmittelbaren, 1,526,301 QKilom. mittelbaren Reichsgebiets, zuſammen 3,927,787 QKilom. (70,930 QM.). Mit Einſchluß der franzöſiſchen Beſitzungen von 508 QKilom. und der portugieſiſchen Gebiete von 4187 QKilom. berechnet ſich ſohin die Geſammtfläche Vorderindiens zu 3,854,202 QKilom. (69,993 QM.). Zu einer Ueberſicht über die Bodenverhältniſſe der ſo mannigfach geſtalteten Halbinſel wird man am beſten durch eine Eintheilung in fünf Gruppen gelangen. 1) Das Himalayagebirge (ſ. d.) bedeckt einen Flächenraum von rund 400,000 QKilom.; ſeine Bergketten erſtrecken ſich längs des ganzen Nordrandes von Indien von 73—67° öſtl. L. v. Gr. Die höchſten Gipfel liegen bei 8837 Meter (Gaurisankar), die Päſſe bei 4200, beziehentlich 5200 Meter; die Temperatur nimmt durchſchnittlich um 1/10° C. auf 100 Meter Höhe ab und beträgt in der bei 2000 Meter hoch gelegenen Zone der üppigſten Vegetation 12,4° C. im O., 14,8° im Centrum, 13,8° im W. Die Regenmenge iſt groß im O., nimmt aber ab, je weiter man nach NW. vordringt. Schnee fällt wenig; die mittlere Höhe der Schneegrenze wird zu 4000 für den Süd-, zu 5000 Meter für den Nordabhang beſtimmt. Gletſcher ſind zahlreich und reichen bis unter die Schneegrenze herab. 2) Die große, im mittlern Theil durch Ablagerungen erhöhte, im untern Theil durch Anſchwemmung entſtandene Ebene dehnt ſich in einer zuſammenhängenden Kurve von den Mündungen des Ganges bis zu denen des Indus in einer Breite von 200—300 Kilom. aus und ſchließt in ihren verſchiedenen Theilen Bengalen, die Nordweſtprovinzen, Audh, Pandſchab und Sindh mit der angrenzenden Wüſte und dem Salzmoor Ran ein. Den Nordweſten zwiſchen Dſchelam und Indus nimmt das Kalabagh oder Salzgebirge ein, ſo genannt von ſeinem außerordentlichen Reichthum an Salz, das in einer Mächtigkeit bis zu 600 Meter vorkommt. Schroff iſt der Gegenſatz zum Gebirge in der Tiefebene; nirgends Hügel höher als 90 Meter, ſtreckenweiſe fehlt anſtehendes Geſtein ganz. Der Winter kommt hier dem Frühling von Meſſina gleich; im Sommer ſteigt die Hitze im Mittel zu 30°, beträgt im Maximum 53°, und das Jahresmittel iſt durchſchnittlich 25° C. Die Regenmenge iſt bedeutend geringer als an den Seeküſten; ſie beträgt für Behar 1,01 Meter, in den Nordweſtprovinzen und Audh 1,10 Meter bis 760 Millim., im mittlern Pandſchab 500 Millim., in Sindh nur 250—130 Millim. Die große, ganz flußarme indiſche Sandwüſte Thar zwiſchen 70—75° öſtl. L. v. Gr. hat trockene Hitze; nur in den Niederungen, wo Lehmboden den Sand überwiegt, werden unter Benutzung der Bodenfeuchtigkeit von der Regenzeit her gute Getreideernten und üppiger Graswuchs erzielt. Südöſtlich von der Wüſte liegt das Ran, von einer Flächenausdehnung von 20,720 QKilom. (376 QM.), an der Weſtküſte Indiens hinter der Inſel Katſch, je nach der Jahreszeit ein Salzſumpf, ein Binnenſalzſee oder ein Meeresarm. 3) Die Ebenen an der Meeresküſte ſind im NW. trocken und nur längs der Ufer der Flüſſe mit üppiger Vegetation bedeckt; breiter wird das Kulturland nur an der Bombayküſte in Gudſcherat. Das Meeresufer iſt felſig, ſchwer zugänglich; Karatſchi im N., Bombay in der Mitte, Karwar, Kalikat im S. haben allein geſchütztern Ankergrund. An der Südoſtküſte treten die Berge weiter zurück; die wohlbewäſſerten breiten Ebenen zwiſchen dem Kap Comorin im S. und der Godaweri im N. ſind durch ihre reichen Reisernten die Kornkammer Indiens. Die Alluvialebenen Oriſſa's leiden unter zeitweiligen Ueberſchwemmungen; die Sanderbands, in einer Ausdehnung von 13,833 QKilom. (251 QM.) zwiſchen den Mündungen der zahlreichen Rinnſale, in denen ſich die vereinigten Gewäſſer des Ganges und Brahmaputra ins Meer ergießen, mit ungeſundem Rohrdickicht beſtanden, ſind ſeit einigen Jahrzehnten im nördlichen Theil ſtellenweiſe mit großem Erfolg dem Anbau von Reis, Zucker und Kokosnußpalmen gewonnen. Auf der ganzen Weſtſeite der Bai von Bengalen findet ſich kein ordentlicher Hafen. Beſſer ſind die Verhältniſſe auf der Oſtſeite der Bai, in Hinterindien. Wird die Küſte zwar gleich hinter Akyab felſig, ſo lagern ihr doch mehr Inſeln vor, und einzelne Häfen ſind ſehr befriedigend. Dem Klima geben die Monſune ſeinen Charakter. An der Weſtküſte ſetzen Anfang Juni unter Stürmen die Südweſtmonſune ein, und mit ihnen beginnt die feuchte Jahreszeit. Bis Mitte Juli nehmen die Regen an Heftigkeit zu und erreichen in den Wochen ſtärkſten Regenfalls in Bombay 80—100 Millim. (180 Millim. im Maximum) des Tags, 1,5—2,5 Meter im Jahr; an der Südküſte ſteigt das Jahresmittel dagegen auf 1700 Millim., bei ſtarkem Regen ſogar auf 3650 Millim. November mit Februar ſind die wolkenloſeſten Monate. Zwiſchen Juli und Oktober ſchwankt die Lufttemperatur vom Jahreszeitenmittel (26,2° C.) kaum 1° auf und nieder, fällt dann bis Januar auf 22,7° und erreicht mit 29° C. im Juni ihren höchſten Stand, ſo daß die Jahreszeiten nur 3 1/2° unter einander abweichen. An der Oſtküſte iſt der Nordoſtmonſun, der in der letzten Hälfte des Oktober anfängt, die Zeit des Regens, die bis Ende November währt; der Südweſtmonſun hat beim Hinwegziehen über die Breite der Halbinſel ſeine Feuchtigkeit bereits abgeben müſſen, die Niederſchläge erreichen nur noch 800 Millim.

Digitized by Google



Digitized by Google

in trockenen, 1,5 Meter in den regenreichſten Lagen. Die Luftemperatur ſteigt dagegen um 2° C. Die Bai von Bengalen und ihre Uferländer ſind ſtark heimgeſucht von Drehſtürmen (Cyklonen), die hohe Sturmflut bringen, ganze Städte einreißen und ſelbſt Eiſenbahnzüge entgleiſen laſſen (äußerſt heftig war der Orkan vom 31. Okt. 1876, wobei 60,000 Menſchen in Unterbengalen ums Leben kamen). 4) Das nördliche Plateau findet ſeine Grenzen im N. bei Debli (252 Meter ü. M.), Agra (204 M.), Allahabad (61 M.) und Saſſeram (136 M., an den Ausläufern der Kaimurberge). Gegen S. und W. nach Centralindien hinein ſteigt das Land zu Plateau's von 600 M. an und iſt im W. durch die Arawallikette, die Abuberge, ſüdlicher durch die Weſtghats, im S. durch den lang geſtreckten Grat der Satpurakette, im O. durch die Berge der Kattak Mehals begrenzt. In ſeinen geologiſchen Formen hebt ſich dieſer Abſchnitt ebenſo ſcharf von den benachbarten Ländern Aſiens ab, wie dies hinſichtlich ſeiner Ethnographie und Zoologie der Fall iſt. Die Geſteine in den nordweſtlich ſich anſchließenden Landſchaften Gudſcherat, Katſch und Sindh müſſen faſt noch Innerafien zugerechnet werden; das Land der Marathen und Dekhan dagegen zeichnen ſich durch eine außerordentliche Einfachheit aus: der größte Theil beſteht aus horizontalen Schichten von Baſalt und verwandten Geſteinsarten. Daher die ununterbrochene Folge von ausgedehnten Plateau's, die lang geſtreckten Hügelketten, deren höchſte Theile zu den rauheſten Gegenden der Halbinſel gehören, Terraſſen auf beiden Abhängen und ſteile Abſtürze, die den örtlichen Verkehr vielfach hemmen. Daher aber auch die große Fruchtbarkeit des Bodens. Durch die Flußthäler der Narbada und Sone, deren Quellen hart bei einander liegen, wird eine faſt geradlinige Einſenkung vermittelt, welche ſich vom Golf von Cambay bis Patna am Ganges erſtreckt. Nördlich davon gibt die in der indiſchen Mythologie viel genannte Hügelreihe der Windhya dem Gebirge und der geologiſchen Formation ihren Namen; es iſt dies kein Kammgebirge, ſondern eine ſteile Böſchung, deren höchſte Spitzen ſich über die Thalſohlen der Plateau's kaum 150 Meter hoch erheben. Der Abfall der Kette gegen S. iſt nicht ſteil und faſt unmerklich im Oberlauf; erſt im Unterlauf ſchuf die auswaſchende Kraft der zeitweiſe ſtark anſchwellenden Waſſer der Narbada tiefere und engere Schluchten. Früher rechnete man zum Windhyagebirge auch das im O. ſich anſchließende Hochplateau von Amarkantak (1095 M. hoch); aber geologiſch gehört dieſes zu der Gruppe der Satpurakette, die meiſt aus Trapp beſteht, den Gneis ſowie kryſtalliniſche und metamorphiſche Geſteine einſchließen. Die einzelnen Theile dieſer etwa 1000 Kilom. langen Kette tragen verſchiedene Namen; ihre Spitzen ſind mehr oder weniger Tafelland und erreichen im Dupgarh 1357 M. Höhe. Die tiefſte Einſenkung iſt hart bei Aſigarh; der Paßübergang, über den die alte Heerſtraße (jetzt die Eiſenbahn von Bombay nach Kalkutta) führt, liegt bei 378 M. Durch Zerſetzung des Trapp bildet ſich die für den Landbau im mittlern Indien ſo wichtige »ſchwarze Erde«. Das Klima wird ein kontinentales und iſt nur in der kalten Jahreszeit angenehm, ſonſt unter dem Einfluß der ſüdlichen Lage wärmer als in der Ebene. Die mittlere Jahrestemperatur ſchwankt von 24,2°—25° im N., ſteigt aber auf 27,6° in den bei 300 M. liegenden Ebenen am Südabhang der Satpurakette. Die Regenmenge erreicht 1 M. 5) Das ſüdliche Plateau umfaßt das Dekhan (ſ. d.) oder das Dreieck zwiſchen der Satpurakette im N. und den Weſt- und Oſtghats zu beiden Seiten, die ſich im S. im Gebirgsſtock der Nilgiri vereinigen. Das ganze Land dacht ſich von W. nach O. ab und iſt durchweg ein Hügelland mit wenigen größeren Ebenen, aus dem einzeln ſtehende Bergkuppen hervorragen. Der Weſtrand hat durchſchnittlich eine Höhe von 750 M., der Oſtrand zeigt Höhen von 150 M., ehe die Landſchaft den Charakter der Tiefebenen an der Meeresküſte annimmt. Alle größeren Flüſſe entſpringen auf den Weſtghats und finden ihren Weg durch die öſtlichen Ghats nach dem Bengaliſchen Meerbuſen. Die Weſtghats (Sahyadri bei den Indern) beginnen ſüdlich des Taptifluſſes und erſtrecken ſich parallel dem Meer in einem Abſtand von 80—100 Kilom. von der Küſte bis zur Südſpitze Indiens (hier von der Hauptfrucht Kardamomengebirge genannt) in einer Länge von 1500 Kilom. und einer Breite, die im mittlern Theil durchſchnittlich 30, im ſüdlichen 60 Kilom. beträgt. Die mittlere Höhe der Bergkette iſt 550 M., die höchſten Spitzen erreichen im Centrum mehr als das Doppelte und überſteigen auf der Südſpitze Indiens ſogar 2692 M. Der Weſtabfall iſt plötzlich und ſteil; wie alle Trappgebirge, fallen die Ghats in Terraſſen ab, zwiſchen deren ſteilen Wänden meiſt bequeme Steige hinabführen. Die von Bombay weſtlich führenden Eiſenbahnen überſteigen die Weſtghats in Höhen von 581 und 621 M. Die Oſtghats bilden nicht, wie die weſtlichen, eine einzige ſteile Mauer, ſondern mehrere parallele, vom Meer in ſüdweſtlicher Richtung zurücktretende und öfters unterbrochene Gebirgszüge mit eigenen Namen (Palanatha, Elgonda im N., Tirapatti im Centrum, Schiwarai [Malialim] im S.). Sie erſtrecken ſich zwiſchen 11½—17° nördl. Br., ihre Spitzen erreichen 900 M. Zwiſchen den weſtlichen und öſtlichen Ghats erheben ſich unter 11½° nördl. Br. die 2632 M. hohen Nilgiri (ſ. d.). Die letzteren ſind ein gehobenes Hügelland mit weiten Thälern, welche erſt da ſteil werden, wo ſie den Rand des Hügellands verlaſſen und nach den Ebenen hinabführen; die Gipfel erheben ſich bis zu 2632 M. ü. M. Eine an 35 Kilom. breite Einſenkung trennt die Nilgiri von dem ſich anſchließenden metallreichen Hochland Wynad; ſüdlich hängen die Nilgiri mit den Weſtghats durch die um die höchſte Erhebung der Ghats gelagerten Anamallibergezuſammen; davon ſüdlich liegen, gegen O. gerichtet, die 224 M. hohen Palniberge. Die Wärmeabnahme mit der Höhe iſt raſch; die Jahrestemperatur ſchwankt in 600—900 M. Höhe zwiſchen 23,8—22,5° C.; die Geſundheitsſtationen der Nilgiri kühlen ſich bis auf 13,3° C. ab. Die jährlichen wäſſerigen Niederſchläge betragen auf der Kammhöhe der Weſtghats 1136 Millim., vermindern ſich im Innern Dekhans auf 710—520 Millim.; die Nilgiri erhalten in 2290 M. Höhe 2500 Millim. Regenmenge, in den Hügeln der Oſtghats fällt dieſe auf 1250 Millim. herab.

Was das Klima im allgemeinen betrifft, ſo iſt die Südſpitze von Indien im Jahresmittel die heißeſte Gegend. Die Jahresiſothermen folgen im S. deutlich den Uferlinien; wo ſie dagegen über die centrale Are Indiens hinwegziehen, werden ſie um fünf Breitengrade gegen N. gehoben. Jahreszeiten ſind meteorologiſch vier zu unterſcheiden. Die kühle Jahreszeit (November, December, Januar) zeigt den erwärmenden Einfluß des feſten Landes durch Erhöhung der Temperatur in den vom Meer entfernteren Theilen; dieſe Zeit iſt für Europäer die angenehmſte und

erfriſchendſte. Die Kurven der heißen Jahreszeit (März bis Mai) ſchließen ſich ſtark der Form der Halbinſel an. Die Regenzeit (Juni bis Auguſt) iſt beſonders in Centralindien (dem nördlichen Plateau) von einer ſehr raſchen Verminderung der Hitze begleitet; der Geſundheit iſt ſie nicht günſtig, Verdauungsbeſchwerden und Fieber ſind häufig. Für Eingeborne iſt dieſe Jahreszeit die Zeit der Ruhe und der Freude; hinreichende Regenmenge iſt ja das Wichtigſte, was ſie für eine gute Ernte zu wünſchen haben. Der Herbſt (September bis November) zeichnet ſich durch gleichmäßigen Temperaturgang und eine ſehr geringe Abnahme mit der Breite aus; meiſt bringen weitbin überflutete Strecken ſchädliche Ausdünſtungen hervor, dagegen haben Landſchaften, die darunter nicht leiden (oberes Pandſchab, Centralindien), ein mildes, ſüdeuropäiſches Klima. Mit 900 Millim. Regenmenge im Jahr ändert ſich der wirtſchaftliche Charakter des Landes inſofern, als darunter Reisbau unmöglich wird. Für ſonſtige Einzelheiten fehlt noch ein völlig entſprechendes meteorologiſches Reichsinſtitut; aber die Beobachtungsreihen gehen für einzelne Orte zurück bis 1785, und die Ableſungen werden ſeit 1865 nach einem einheitlichen Plan gemacht. Vgl. H. v. Schlagintweit, Meteorology of India (Lond. 1866).

Was die Gewäſſer Indiens betrifft, ſo iſt es an Seen äußerſt arm. Der größte iſt der 891 QKilom. (16 QM.) umfaſſende Tſchilka in Oriſſa, der zweitgrößte der Sambhar, ein Salzſee in Radſchputana (nördlich von Adſchmir). Der Himalaya hat nur wenige ſehr kleine Seen, den an 260 QKilom. (5 QM.) großen Wularſee ausgenommen, der zu Kaſchmir gehört. Im Unterlauf der Flüſſe bilden ſich an tiefen Stellen Stillwaſſer, deren Umfang je nach der Jahreszeit wächſt oder abnimmt; im Ganges-Brahmaputra-Delta wird die Gegend zeitweiſe zu meerähnlichen Seen. Bezeichnender für indiſche Verhältniſſe als dieſe natürlichen Seen ſind die künſtlichen Waſſerbecken (die meiſten in Südindien, 20,000 allein in Maiſſur), zu Bewäſſerungszwecken durch Querdämme in Thälern hergeſtellt, von denen einige überraſchend große Ausdehnung haben. Der Radſchnagarbteich in Mewar (Radſchputana) bedeckt 30 QKilom., der Karakwaslateich bei Puna 14 QKilom.; auf dem Mir Alam im Staat Haidarabad unterhält der Fürſt ſogar einen kleinen Dampfer. Die Flüſſe haben, den Indus, ſeinen Zufluß Satledſch, einige Zuflüſſe des Ganges und den Brahmaputra ausgenommen, Urſprung, Verlauf und Mündung innerhalb des Landes. Das größte Stromgebiet hat der Ganges (ſ. d.); er nimmt im Tiefland Hindoſtans ſüdöſtliche Richtung an und empfängt zahlreiche Zuflüſſe, unter denen die Dſchamna beim Zuſammenfluß nahezu ebenſo waſſerreich iſt wie der Hauptſtrom. Der Fluß mündet nach einem Laufe von 2460 Kilom., in der Ebene mit einem mittlern Gefälle von 0,08 Meter auf den Kilometer, in den Bengaliſchen Meerbuſen, nachdem er mit dem Brahmaputra zuſammengefloſſen iſt. Letzterer kommt aus Hochaſien; ob er nordöſtlich oder weſtlich von Lhaſſa, der Hauptſtadt Tibets, entſpringt, iſt noch immer unentſchieden. Von ſeinem Eintritt in die Ebene an hat er ſüdweſtliche, ſpäter ſüdliche Richtung; auf eine Länge von 150 Kilom. vereinigen ſich ſeine Gewäſſer mit jenen des Ganges, ehe ſie in zahlreichen Mündungen den Bengaliſchen Meerbuſen erreichen. Im mittlern Lauf entladen der Ganges 589, der Brahmaputra (nach den neueſten Ermittelungen) 3900 Kubikm. bei niederem, dagegen 35,039 Kubikm. bei höchſtem Waſſerſtand (wonach die veralteten Zahlen im Art. »Brahmaputra« zu berichtigen ſind). Im Delta ſchützen Dämme von 3400 Kilom. Länge das Kulturland vor verheerenden Ueberflutungen. Der Indus (ſ. d.) tritt oberhalb Peſchawar, in Hazara, auf engliſches Gebiet über; er ſammelt die großen Waſſermaſſen, welche die Flüſſe des Pandſchab (des »Fünfſtromlands«) vom Himalaya herabführen (Satledſch, Bias, Rawi, Tſchenab und Dſchelam). Eine Beſonderheit ſeines Ober- und Mittellaufs ſind Aufſtauungen, verurſacht durch Erdſtürze, welche ſein Bett an tief eingeriſſenen Stellen zeitweiſe ausfüllen und beim Dammbruch im Unterland verheerende Ueberſchwemmungen verurſachen. Die Breite wechſelt von 440—1460 Meter, die größte Tiefe mit 60 Meter hat der Fluß in ſeinem mittlern Lauf bei Atok. Das nördliche Plateau Indiens wird entwäſſert durch die Flüſſe Subarmati, Mahi, Narbada (ſ. d.) und Tapti (ſ. d.), die ſämmtlich gegen W. ablaufen, die Mahanadi (ſ. d.) und Godaweri (ſ. d.), welche in den Bengaliſchen Meerbuſen ausmünden. Auch die Flüſſe des Dekhan, wie Kiſtna, Pennar und Kaweri, die ungeachtet ihrer Hochfluten in der Regenzeit zur landwirtſchaftlichen Bewäſſerung eingerichtet worden ſind, münden in den Bengaliſchen Meerbuſen. Die Küſtenflüſſe der Weſtküſte haben einen ſehr kurzen Lauf, ſtürzen aber über die Weſtghats in jähem Lauf herab; die Scherawati bildet beim Niederfall eine Reihe von Waſſerfällen, von denen einer die bedeutende Höhe von 271 Meter erreicht. Als Waſſerſtraßen ſind die indiſchen Flüſſe meiſt von geringem Werth; ſtarkes Gefälle, raſches Anſchwellen des Waſſerſtands, ſtarke Verdunſtung bedingen für Dampfer kräftige Maſchinen und nicht tief gehende Fahrzeuge. Den größten Erſatz für gute Wege bietet der Brahmaputra, der von Paſſagier- und Frachtdampfern am regelmäßigſten befahren wird. Größern Einfluß auf den Frachtverkehr haben die Bewäſſerungskanäle, deren Hauptzuleitungsgräben zugleich der Schiffahrt dienen.

Die Produkte Oſtindiens ſind mannigfaltiger als die jedes andern Landes von Süd- und Oſtaſien. Unter den Geſteinen ragen die Diamanten hervor, von denen in den ſekundären Sandſteinſchichten des mittlern Indien (Haidarabad, Sagar) berühmte Lager ſich finden; von den weltbekannten großen Diamanten ſtammen verſchiedene (z. B. der Kohinur) aus Indien (vgl. Diamant). Goldſeifen kommen mehrfach vor, lohnen aber nirgends; dagegen verſprechen eine Zukunft die Goldquarzminen, welche in den letzten Jahren in Wynad, Präſidentſchaft Madras, weſtlich der Nilgiriberge, in Angriff genommen wurden. Weiter verbreitet ſind Steinkohlenlager; nur dem Süden fehlen ſie. Das größte Kohlenfeld iſt jenes von Ranigandſch, in 97 Meter Höhe an der Kalkutta-Patnabahn, wo die Kohle nahe der Oberfläche lagert und jetzt in 44 Minen (mit 61 Dampfmaſchinen) ausgebeutet wird. Für techniſche Zwecke eignet ſich das Erzeugnis der großen Lager ſehr gut, andere ſind nicht viel werthvoller als Braunkohle. Die Eingebornen brennen faſt nirgends Kohlen, ſondern Holz oder getrockneten Kuhdünger. Eiſenſtein wird noch häufiger angetroffen als Kohle; die Eingebornen verſtehen aber das Schmelzen ſchlecht und bedienen ſich zur Herſtellung von Schmiedeeiſen äußerſt einfacher Apparate, der ſogen. Rennöfen. Europäiſche Geſellſchaften haben ſich des Betriebs noch nicht angenommen. Bedeutender Ausbeute ſind Salpeter und Petroleum fähig, welch letzteres als Beleuchtungsmaterial bereits in Birma Verwendung findet. Die Flora zählt 12—15,000 Pflanzenarten; nahezu jede Familie des

weiten Erdkreiſes iſt vertreten. Indien ausſchließlich eigen ſind wenige Pflanzen; am meiſten nähert ſich die Flora jener des tropiſchen Afrika. Arm an Species ſind die Ebenen; es dürfte ſogar wenige Gegenden auf der Erde geben, wo die Vegetation ſo kurze Blütenzeiten und ſo wenig Schönheiten zeigt wie hier. In den regenreichen Weſtghats ſind zahlreiche Arten malaviſch. Der Himalaya bildet die Grenze zwiſchen der reichen ſüdlichen und der ärmern nördlichen Flora. Wald findet ſich in Indien als Hochwald nur in den Gebirgen; dichter, aber unter mangelhafter Pflege, die ihm erſt in der neueſten Zeit zu theil wird, verkümmerter Niederwald (Dſchangel) breitet ſich an vielen Stellen im gewellten Terrain und in ungeſunden oder unfruchtbaren Niederungen aus; er liefert Brennholz und in einzelnen hochſtämmigen Bäumen und dem üppig emporſchießenden Bambusrohr auch Bauholz. Die Vermeſſung des Waldbodens iſt vollſtändig noch nicht durchgeführt, ſchon jetzt erweiſt ſich jedoch die ältere Annahme eines Waldbeſtands von 100,000 QKilom. als viel zu niedrig. Die techniſch wichtigſten Bäume ſind: der Teak (kommt nicht vor in Sindh und dem nördlichen Indien, wurde verſuchsweiſe angepflanzt im Himalaya), das Schwarzholz (in den Varietäten Dalbergia Sissoo, D. latifolia), Dalbergia Udschainensis (Tiwas, weit verbreitet), Pterocarpus Marsupium, Ebenholz, verſchiedene Akazien, Sandelholz, Bambus ꝛc. Zwiſchen den Nutzholzbäumen ſtehen viele wegen ihrer Früchte, Nüſſe und Beeren geſchätzte Bäume, wie der Mangobaum, Brodfruchtbaum (im S.), der Bael (Oegle Marmelos, von dem ein hochgehaltenes Mittel gegen Dyſenterie gewonnen wird), Terminalia Chebula (welche in den Handel gerbſäurereiche Myrobalanen liefert), Bassia latifolia (aus deren Blüten ein geiſtiges Getränk dargeſtellt wird, und deren Früchte ein zur Darſtellung von Seife benutztes Oel liefern). In den Niederwalddſchangeln kommen Gummibäume vor; von Babulbäumen wird Stocklack gewonnen, für welchen Indien faſt ein Monopol beſitzt. Außerordentlich reich iſt Indien an Palmenarten, die meiſt zu Hainen vereinigt ſtehen: ſo die Kokospalme, die wirkliche und Baſtarddattelpalme (Phoenix dactylifera und sylvestris), Palmyra, Sagopalme, Caryota urens (Bheralimar), Betelnußpalme ꝛc. Charakteriſtiſch ſind ferner: der Tamarindenbaum (im S.), der Feigenbaum (Ficus religiosa, reichlichen Schatten gebend, im N.), Kardamomenwaldungen (im SW.). Die engliſche Regierung wendet der Verpflanzung der Baumarten große Fürſorge zu und hat auch ausländiſche Arten akklimatiſirt; am bemerkenswertheſten ſind hierunter die Pflanzungen von Chinarindenbäumen (Cinchona succirubra und calisaya, im öſtlichen Himalaya und in den Nilgiri), Ipecacuanha (ebenda) und Eucalyptusarten (aus Auſtralien, zum Schutz gegen Fieber); letztere Pflanzungen ſind noch Verſuche, die Chinarindenbäume dagegen bedecken ſchon viele Hektar. Vom Ackerfeld ſind zwiſchen 60—83 Proc. mit Nahrungsgetreide bepflanzt; 4—6 Proc. entfallen auf Sämereien, 8—20 Proc. auf Geſpinſtpflanzen, Indigo, Kaffee ꝛc. Reis (Paddy, Dhan ꝛc.) wird im ganzen Land in unzähligen Varietäten gezogen, die ſich auf die zwei großen Gruppen des ſchnell (Aos) und langſam (Amun) reifenden Reiſes zurückführen laſſen. Erſterer wird in bergigen Lagen bei den erſten Frühjahrsſchauern geſäet und zwiſchen Juli und September geerntet; er erfordert große Aufmerkſamkeit und mißräth leicht; die Pflanzen werden nicht verſetzt, ſondern müſſen reifen, wo ſie geſäet wurden. Amunreis wird entweder aus der Hand geſäet, oder verpflanzt. Der verpflanzte iſt die verbreitetſte Art; man ſäet ihn im April in trockenes Land und verbringt ihn im Auguſt, wenn er ⅓ Meter hoch, in verſumpftes oder künſtlich überflutetes Land; unter kniehohem Waſſer treibt er am beſten; im Auguſt wird er geſchnitten. Der nicht verpflanzte Reis wird neben Flußbetten geſäet und hält im Wachsthum mit dem Steigen des Waſſers Schritt; er wächſt am ſchnellſten und kann eine Höhe bis zu 6 Meter erreichen. Der früh reifende Reis dient dem Verbrauch im Lande, der andere iſt Ausfuhrartikel. Im Durchſchnitt ſind 18—20 Proc. der Ackerfläche mit Reis beſtanden. Viel ausgedehnter wird der Bau von anderen Getreidearten betrieben. Obenan ſteht Hirſe in vielen Arten, dann Mais (das ſpecifiſche »indiſche Korn«), Weizen und Gerſte. Weizen unterlag bis 1873 einem Ausfuhrzoll; damals ging derſelbe im Werth von 1⅛ Mill. Mark nach aſiatiſchen und afrikaniſchen Häfen, nach England faſt keiner. Unter dem plötzlichen Sinken des Silberpreiſes außerhalb Indiens hob ſich aber die Weizenausfuhr nach England ſo ſehr, daß 1874 dahin 904,356 Ctr., in den erſten acht Monaten von 1876 ſogar 1,8 Mill. Ctr. ausgeführt wurden. Dem örtlichen Verbrauch dienen Hülſenfrüchte und Gemüſe aller Art. An Obſtfruchtarten iſt Indien außerordentlich reich; doch kennt es unſere Obſtſorten nicht, ſo daß Aepfel einen Einfuhrartikel bilden. Oelhaltige Sämereien ſpielen im Haushalte der Inder eine große Rolle; Kartoffeln wurden durch die Engländer eingeführt und gedeihen in größeren Höhen (Nilgiri, Himalaya) gut. Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Opium ſind geſuchte Handelsartikel. Kaffee gedeiht nur im S. in den Provinzen Madras, Maiſſur, Kurg und in den Staaten Travankor und Kotſchin. Thee wurde 1825 in Aſſam wild wachſend entdeckt und wird ſeit 1835 im N. im Himalaya, im S. in den Nilgiri kultivirt. Der indiſche Thee hat nicht das feine Aroma der beſten chineſiſchen Sorten; er iſt ſtärker, aber eben deswegen ausgiebiger und darum in England ſehr beliebt (Ausfuhr dahin 1875: 25 Mill. Pfd.). Die Sorten gehen im Handel in der Regel unter den chineſiſchen Namen. Zucker wird entweder aus dem Zuckerrohr dargeſtellt, oder aus dem Safte der Dattelpalme abdeſtillirt; letztere Bereitungsart nimmt zu. Tabak wird mehr zum Hausbedarf als zur Ausfuhr gebaut; jedes Haus hat ſein kleines Tabakfeld. Der Anbau von Mohn zur Bereitung von Opium iſt in Bengalen ein Monopol der Regierung und nur auf Rechnung der letztern geſtattet; in Bombay und Malwa unterliegt das Produkt einer ſtarken Beſteuerung. Die Kultur iſt für den Bauer ſehr lohnend, wenn auch die fiskaliſchen Kontrollmaßregeln drückend ſind. Unter den Farbſtoffen nimmt Indigo den erſten Rang ein; er gedeiht noch unter 12° nördl. Br. Sein Anbau macht den Bauer äußerſt abhängig vom Grundbeſitzer oder Unternehmer; er empfängt, gleich dem Opiumbauer, Vorſchüſſe unter der Verpflichtung, ſein Feld mit Indigo zu bebauen. Schlechte Jahre ergaben Abrechnungen zu Ungunſten des Bauern; es ſchlichen ſich Mißbräuche ein, und dieſe hatten 1860 in Bengalen Unruhen und engliſche Geſetze zur Folge, welche Vertragsbruch zwar ſtrafen, dem Verhältnis aber doch wieder den Charakter eines freien, kündbaren Vertrags wahren. Neuerdings machen chemiſche Fabrikate dem Indigo Konkurrenz und thun ſeinem Anbau Abbruch. Von ſonſtigen Farbſtoffen ſind Krapp, Saflor, Drachenblut, von Harzen verſchiedene Gummiarten und

Benzoë hervorzuheben. Unter den Geſpinſtfaſern ſteht obenan in Weltbedeutung die Baumwolle, deren Heimat wahrſcheinlich O. iſt. Die ausgedehnteſten Pflanzungen finden ſich im mittlern Indien, in den engliſchen Landſchaften Berar, Centralprovinzen, Bombay und den angrenzenden Vaſallenſtaaten; dieſe ſind im Handel die geſchätzteſten, für ihre Ausfuhr iſt Bombay Handelsmarkt. An ſie reiht ſich der Güte nach das Produkt von Südoſtindien; geringwerthiger ſind die Pflanzen in Bengalen und Britiſch-Birma. Am geſchätzteſten im Handel ſind die Sorten Hinganghat und Amraoti aus Centralindien, Dhollerah aus Gudſcherat und Dharwar in Südweſtindien. Der amerikaniſche Bürgerkrieg hatte die engliſchen Fabriken genöthigt, den Ausfall an Zufuhr aus Amerika aus anderen Ländern zu decken; die indiſche Regierung leiſtete dem Anbau von Baumwolle großen Vorſchub und ſorgte durch Einſetzung einer Centralbehörde für Einrichtung von Muſterkulturen; es erfolgte Ausſaat von amerikaniſchem Samen, und wenn der Verſuch auch nicht überall gelang, ſo macht der Anbau ausländiſcher Samen doch im S. der Präſidentſchaft Bombay große Fortſchritte; aus Dharwar kommt nur noch aus amerikaniſchem Samen gezogene Baumwolle zur Verſendung. Der Anbau hat ſich ſeit 20 Jahren, wenigſtens im weſtlichen Indien, mehr als verdoppelt. Die Baumwollkultur nimmt gegenwärtig wohl 5½ Mill. Hektar in Anſpruch. Jute (ſ. d.), die ſeidenſchimmernde Faſer von Corchorus olitorius und capsularis, hat unter den textilen Pflanzenfaſern nach Baumwolle die größte Bedeutung für den Export. Die Pflanze wird in Bengalen gebaut, erreicht eine ſolche Höhe, daß daraus Faſern von 4 Meter erhalten werden, und eignet ſich vorzüglich zu Sackleinwand, Teppichen ꝛc. Noch vor 20 Jahren wurde Jute nur zum Hausbedarf gepflanzt; 1862 werthete die Ausfuhr 10 Mill. Mark, 1873 aber 100 Mill. Mark. Indiſcher Hanf wird mehr zur Gewinnung eines berauſchend wirkenden Genußmittels (ſ. Haſchiſch), Flachs des Oelſamens wegen gezogen; dagegen bilden Chinagras (eine Neſſelart), Kokosnuß- und Aloëfaſer Ausfuhrgegenſtände. Hier ſei ſogleich die Seide erwähnt, die in großer Menge in Bengalen (faſt $^9/_{10}$ der ganzen Ernte), außerdem in Pandſchab, Centralindien, Maiſſur und den ſüdlichen Diſtrikten von Bombay gewonnen wird und von großer Güte iſt. Botaniſche Gärten und landwirtſchaftliche Verſuchsſtationen haben der Akklimatiſirung und Verpflanzung vieler anderen Gewächſe Vorſchub geleiſtet. Vgl. Hooker u. Thomſon, Flora indica (Lond. 1855 ff.); Watſon, The international exhibition of 1862 (daſ. 1862, mit zahlreichen Analyſen); Balfour, Cyclopaedia of India (2. Aufl., Madras 1873, 5 Bde.).

Die Thierwelt zeigt viele eigene Arten. Der Elefant (Elephas indicus) kommt wild vor im NO. in den Waldungen von Aſſam, in den Dickichten unter dem Himalaya, in Kattak, Tſchota Nagpur und im angrenzenden Centralindien; in Südindien im Diſtrikt Koimbatur und im angrenzenden Maiſſur mit Kurg. Der Elefant des centralen und ſüdlichen Indien ſcheint eine eigene Species zu bilden und wird mit jenem des Indiſchen Archipels als Elephas sumatranus bezeichnet. Es galt von jeher als ein Ausfluß der königlichen Würde, gezähmte Elefanten zu reiten; ihr Fang wurde jederzeit betrieben, iſt aber jetzt bloß in Bengalen und im Himalaya noch Privaterwerbszweig, ſonſt nur ein Kronrecht. In Bengalen werden jährlich 250, im übrigen Indien etwa 100 gefangen; junge Thiere koſten 2000, erwachſene bis zu 4000 Mark. An ſonſtigen Jagdthieren ſind die Walddickichte überreich (vgl. aus der ausgedehnten Jagdliteratur: »The forest and the field by the old Shikary«, Lond. 1867, und »Times of India« 1876). Das edelſte Jagdthier iſt der Tiger, der ſich in allen Theilen Indiens findet und im Himalaya noch bei 3300 Meter Höhe angetroffen wird. Löwen gab es im 17. Jahrh. noch im weſtlichen Himalaya, jetzt iſt ihre Heimat nur noch die Halbinſel Kattiwar. Der indiſche Löwe iſt eine eigene Art, mit ſehr kurzer Mähne. Panther trifft man überall; ſie ſind kräftiger als der ebenſo weit verbreitete Leopard (Tſchita), der, gezähmt, zu der bei den Eingebornen ſo ſehr beliebten Antilopenjagd verwendet wird. Bären, Wölfe, Hyänen, Schakale ſind ebenfalls häufig. Sie greifen ſämmtlich Thiere, die größeren (der Löwe ausgenommen) auch Menſchen an. In den nächſten Umgebungen der Dickichte ſind die Menſchen deshalb großen Gefahren ausgeſetzt; einzelne Tiger haben bis 127 Menſchen zerriſſen, ehe man ihrer habhaft wurde, wochenlang einen ſonſt belebten Verbindungsweg geſperrt und die Bebauung weiter Strecken unmöglich gemacht; 1871 wurden im ganzen Reich 18,078 durch wilde Thiere verurſachte Todesfälle gezählt. Indien iſt ferner außerordentlich reich an giftigen Schlangen, unter denen die Brillenſchlange am gefürchtetſten iſt; 1869 ſtarben 14,529 Perſonen am Schlangenbiß. Die Regierung ſetzt für Tödtung wilder Thiere und Schlangen Preiſe aus, läßt Gift legen und gab große Summen aus für Ermittelung eines wirkſamen Gegengifts gegen den Schlangenbiß. Den Beſtrebungen der Regierung wirkt jedoch theilweiſe der Aberglaube entgegen. In Bezug auf die Vögel iſt hervorzuheben, daß der Papagei fehlt. Für Schmetterlinge iſt Indien die Mutter der geſammten Fauna der Alten Welt; unter dem kleinen Gewürm ſind herauszugreifen die weißen Ameiſen und ſonſtige Inſekten, welche Papier anfreſſen und ſchon ganze Archive und Bibliotheken zerſtört haben, ferner Moſchusratten, Heuſchrecken ꝛc., die bald im ganzen Land, bald nur in einzelnen Theilen desſelben zur Landplage werden. Der landwirtſchaftliche Viehſtand beſteht aus Hornvieh, Pferden, Eſeln und Maultbieren, Schafen und Ziegen, ſtellenweiſe Kamelen und zahlreichem Geflügel. Eine Viehzählung fehlt noch für einzelne Provinzen; verallgemeinert man die vorliegenden Zahlen, ſo treffen auf 100 Einw. 36 Stück Hornvieh, 18 Schafe, ein Pferd, ein Eſel. Vergleicht man lediglich die Ziffer, ſo iſt das Verhältnis ſelbſt beim Rindvieh bedeutend niedriger als bei uns; aber bei der in den Hauptackerbaugegenden drei- bis fünfmal dichter als bei uns wohnenden Bevölkerung iſt die Zahl der Rinder eine fühlbar große, ja der Viehſtand im Verhältniſſe zum Futtervorrath zu ſtark. Das Hornvieh iſt theils von der Büffelraſſe, theils die indiſche Höckerkuh (Zebu); erſtere Thiere ſind kräftiger und milchreicher und werden mit der Zebukuh gekreuzt. Milch iſt das Lieblingsgetränk der beſſeren Klaſſen, auch wird ſie gebuttert; namentlich bildet zerlaſſene Butter (Ghi) einen großen Konſumartikel. Der Inder iſt kein Viehzüchter; Stallfütterung kennt man faſt nirgends, das Vieh iſt trupp- und herdenweiſe ſich ſelbſt überlaſſen; ſeine Ernährung iſt ungenügend, es geht in Größe und Fleiſch zurück. Auch Viehſeuchen richten große Verheerungen an. Die Kuh iſt dem Inder heilig und das Symbol der Fruchtbarkeit, daher der Göttin Lakſchmi, der Gattin des gewaltigen Wiſchnu, geheiligt. Der heilige Stier iſt dagegen dem Gott Siwa geweiht, der zerſtörend, aber auch befruchtend wirkt. In Tempel-

architekturen kehrt das heilige Rind häufig wieder; die für Brahmanentempel gehaltenen Stiere ſind die einzigen für Aufzucht eingeſtellten Thiere, ſie werden aber durch zu häufigen Sprung geſchwächt. Kuhmiſt, überhaupt alles, was mit der Kuh in Zuſammenhang ſteht, iſt dem Hindu Mittel der Reinigung von den Verunreinigungen, die nach ſeiner Religion Nachtheile im Gefolge haben; ſo wird der Erd- oder Stubenboden gereinigt, wenn man ihn mit Kuhmiſt bewirft. Ganz im Gegenſatze zu dieſem Rindkultus ſteht die Thierquälerei, welcher der Inder ſein Arbeitsvieh unterwirft; er treibt das Thier durch Drehen des Schwanzes an und überladet es dabei mit Laſten. Die Schafe ſind ebenfalls meiſt ärmliche Thiere; auf ihre Zucht ſind die weniger dicht bewohnten Striche mit großen Weiden angewieſen, wie die Provinz Pandſchab. Die Wolle geht in ſehr bedeutenden Mengen nach England, iſt aber hart, hat einen großen Procentſatz an grauen, rothen und ſchwarzen Locken und erleidet ſtarken Gewichtsverluſt in der Wäſche. Bedeutender iſt die Aufzucht von Ziegen. Jeder Zwergbauer hält deren; die Ziegen im Himalaya, in Afghaniſtan und Tibet liefern das Material zu den weltberühmten Kaſchmirſhawls (im Paſchm genannten Flaum unter den langen Zotteln). Man trägt ſich mit dem Plan, aus Kleinaſien die in der Wolle viel ertragfähigere Angoraziege einzuführen, und für die Gras- und Wüſtenſteppen Radſchputana's wird neuerdings der Akklimatiſirung von Straußen das Wort geredet. Das eingeborne Pferd iſt durchgehends ein Pony (hier Tattu genannt), dem es an Stärke und Blut mangelt; eine Ausnahme macht das Pandſchabpferd, doch ſind auch dieſe Thiere nicht ſtark genug, um 135 Kilogr., das durchſchnittliche Gewicht eines ausgerüſteten engliſchen Kavalleriſten, zu tragen. Kreuzung mit dem engliſchen Hengſt liefert ein ſchlechtes Produkt; dagegen wirkt die Züchtung mit arabiſchem Blut beſſernd, und die Regierung fördert durch Geſtüte, Beſchäler, Preismärkte und höhere Remontepreiſe die insbeſondere im weſtlichen Indien (Pandſchab, Gudſcherat) beſtehende Neigung zur Pferdezucht. Bis jetzt wird die europäiſche Reiterei meiſt mit Pferden aus dem Kap und Auſtralien beritten gemacht. Der indiſche Eſel iſt klein, kann aber ſchwere Laſten tragen. Kamele kommen im NW. vor, wo ſie unentbehrlich ſind.

Was die Landwirtſchaft betrifft, ſo war das Land urſprünglich nicht in Einzelbeſitzungen eingetheilt, ſondern die Flur bildete ein Gemeingut; keiner hatte Recht auf einen beſtimmten Acker, individuelle Eigenthumsrechte kannte man nicht. Dieſe Einrichtung bildete die Grundlage der indiſchen Dorfverfaſſung, welche die nöthigen Handwerker und Wächter als Gemeindebeamten anſtellte und mit Aeckern ausſtattete. Aemter haben aber überall im Orient die Neigung, erblich zu werden; Recht am Grund und Boden iſt hier jederzeit mehr oder weniger mit einem Amt verbunden. So entwickelte ſich auch in Indien, als an den Staat größere Verwaltungsaufgaben herantraten, insbeſondere ſeit der mohammedaniſchen Fremdherrſchaft, aus dem Rechte der Vorſtandſchaft und Führung die Pflicht der Haftung für die Abgaben der Geſammtheit. Der Staat gewährte dagegen den Steuerablieferern Rechte gegen die übrigen; unter ſeinem Schutz vollzogen ſie die Flurvertheilung gegen Feſtſetzung der jeden Bauer treffenden Abgabe, und aus dem Bedürfnis, den Eingang der Grundſteuer zu ſichern, entwickelte ſich geſicherter Einzelbeſitz. Dieſen geſchichtlich gewordenen Rechtszuſtand ließ die engliſche Landesverwaltung fortbeſtehen, regelte ihn jedoch im einzelnen. Privateigenthum in unſerem Sinn wurde nicht eingeführt, Eigenthümer des Landes blieb der Inhaber der Staatsgewalt. Dagegen dauert jetzt jeder Beſitz ſo lange, als der Inhaber die von ſeinem Gut fällige Steuer entrichtet. An überkommenen Mißſtänden beſtrebte ſich die engliſche Regierung zu beſſern; aber es gelang ihr dies, ſelbſt in ſo großen und alten Beſitzungen wie Bengalen, durchgehends erſt im laufenden Jahrhundert. Die alte Dorfverfaſſung mit ungetheiltem Beſitzſtand, ſo daß derjenige, der auf Dauer ein beſtimmtes Feld bebaut, dies von der Geſammtheit in Zeit- oder Erbpacht nimmt, beſteht nur in wenigen Theilen des nordweſtlichen Indien noch fort; Regel iſt bei Gemeinheitsbeſitz Theilung der Ackerflur, Gemeinſamkeit der Weide. Die Geſammtheit der Dorfgenoſſen haftet für die für die Dorfflur berechnete Steuer. Direkt vom Staat leitet der Bauer ferner im ſüdlichen Indien ſeinen Beſitz ab; eine Muſterkarte aller möglichen Beſitzarten iſt Centralindien, doch herrſcht auch hier Dorfgemeinheitsbeſitz vor. In Audh erkannte die engliſche Regierung dem großen Grundbeſitzer große Vorrechte zu; dasſelbe geſchah Ende des vorigen Jahrhunderts in dem dicht bevölkerten Bengalen, doch gelangten dort auch Beſitzer mittlerer, ſelbſt kleiner Güter dazu, ihren Beſitz vom Staat beſtätigt zu erhalten. Ueberall ſind die Verhältniſſe jener Bauern, die ihren Beſitz vom Landesherrn direkt ableiten, die günſtigſten; dagegen ſind maßloſen Bedrückungen ausgeſetzt die Zwergbauern (Raiot, Ryot), Erb- oder Zeitpächter, welche ihren Grund und Boden von den erſten Steuerpflichtigen ableiten. Die engliſche Regierung unterzog ſich ſeit 1859 der ſchwierigen Aufgabe, die Vertragsrechte zwiſchen Beſitzer und Zwergwirt zu ſichten und dem Unterdrückten Schutz zu gewähren; doch iſt dieſe geſetzgeberiſche Thätigkeit noch nicht zum Abſchluß gebracht, und es erfordert noch große Anſtrengungen, ſoll die Lage des kleinen Ackerwirts befriedigender werden. Die Regel bildet eine chroniſche Ueberſchuldung, er lebt von der Gnade der mit Wucherzinſen arbeitenden Gelddarleiher. Hatten den kleinen Mann früher Landesherr, Beamte und Wucherer bedrückt, ſo weiß jetzt letzterer den engliſchen Civilproceß ſich zu nutze zu machen und den Bauer mit Hülfe der Gerichte in Bande zu ſchlagen, die den Ruin ſicher herbeiführen. Ein Fortſchritt in der Landwirtſchaft iſt erſt zu hoffen, wenn die begüterten oder in Schulen gebildeten Inder im Landbau ihren Beruf ſuchen, ſtatt ſich ſchöngeiſtiger Beſchäftigung zuzuwenden oder ihre Zeit im Nichtsthun zuzubringen. — Bei den beſonderen klimatiſchen Verhältniſſen Indiens iſt die Ernte da am meiſten geſichert, wo der leicht eintretenden Dürre durch künſtliche Bewäſſerung entgegengewirkt werden kann. Die engliſche Regierung hat großartige Waſſerbauten ausgeführt; aber ſo groß iſt die Gleichgültigkeit der Bevölkerung, daß die Regierung beabſichtigt, das überſchwemmbare Land mit einem Waſſerzins zu belegen, mag die Berieſelung vollzogen ſein oder nicht. Verglichen mit China und Japan, iſt der Landbau ſehr weit zurück; die Geräthe ſind äußerſt einfach, plump und alterthümlich; Düngung kennt der Inder nicht, in der Bodenbearbeitung iſt er vielfach nachläſſig. Der Ertrag der Felder iſt deshalb ſehr gering und bleibt nicht nur hinter dem China's zurück (z. B. für Reis), ſondern iſt in Weizen und Gerſte auch niedriger als von unſeren Aeckern. Europäern wurde der Erwerb von Grundbeſitz erſt 1833 geſtattet. Vgl. über Einzelheiten der indiſchen Landwirtſchaft

Schrottky, Principles of rational agriculture applied to India and its staple products (Bombay 1876).

Das Gewerbsweſen anlangend, ſo führte Indien vor Aufrichtung der engliſchen Herrſchaft große Mengen von Baumwollſtoffen aus, und noch im 18. Jahrh. verſorgte es Europa theilweiſe mit Baumwollgeweben. Dieſe alte Induſtrie hat ihren Glanz verloren; die ſtarke Einfuhr engliſcher Baumwollgewebe hat die feineren indiſchen Sorten verdrängt, die weltberühmten Dakkamuſſeline ſind wenig mehr begehrt, dagegen wird in gröberen Sorten ein ſtarkes Geſchäft gemacht; ſtatt einheimiſchen Garns verarbeiten die Weber vielfach engliſches Geſpinſt. Ueberhaupt iſt das Handwerk in O. zurückgegangen, nachdem Ackerbau der lohnendere Erwerbszweig geworden; doch vollzieht ſich neuerdings ein Umſchwung, beſonders ſeit Maſchinenbetrieb Eingang gefunden (ſeit 1859). 1875 hob ſich in der Präſidentſchaft Bombay die Zahl der Baumwollſpinnereien von 22 auf 40; die Zahl der Spindeln betrug 886,098, die der Webſtühle 8537. In Einführung begriffen iſt dieſe Induſtrie in Bengalen, wo 1873 erſt drei Fabriken beſtanden, in Madras und im Innern des Reichs; doch ſind bereits indiſche Fürſten, wie der Holkar zu Indor (ſ. d.), zur Errichtung von Spinnereien geſchritten, um ſich eine neue Einnahmequelle zu ſchaffen. Ein Fabrikgeſetz wird erwogen, Schutz der Arbeiter durch Feſtſetzung der Zeiten und Bedingungen der Arbeit iſt auch nothwendig. Für die Zukunft dieſer Fabrikation iſt nicht gleichgültig, daß ſelbſt Kaſten, die ſonſt ängſtlich Berührungen fern halten, an demſelben Spinnſtuhl mit anderen arbeiten, ohne darin eine Verunreinigung zu ſehen. Nächſt Baumwolle iſt Maſchinenbetrieb eingeführt in Bengalen für Herrichtung von Jute (61,000 Spindeln), für Seide (ſeit 1875 in Bombay) Sehr bedeutend iſt die Teppichfabrikation und die Herſtellung grober Gewebe; Decken, Tücher, Teppiche ſpielen im Haushalt eine große Rolle. Seile werden in Bengalen aus Jute, ſonſt aus Hanf, Flachs oder Baumwolle ſehr dauerhaft hergeſtellt. Für wollene Tuche iſt der Nordweſten Sitz der Fabrikation; die feinen Kaſchmirſhawls gehen durch die ganze Welt, die dort gefertigten Teppiche und Ueberwürfe bilden einen wichtigen Ausfuhrhandel nach Innerafien. Die Seidenfabrikation liefert Stoffe mit ſehr ſchönen Muſtern, Sammet, Bänder und zahlreiche Façonartikel. Das Spitzenklöppeln wurde neuerdings in Travankor (Südindien) durch Miſſionäre eingeführt. Goldſchmiede und Schmuckarbeiter finden bei der Vorliebe für Schmuckgegenſtände und Tand überall Abſatz, ebenſo die Verfertiger von Gold- und Silberborten. Berühmt ſind die Emailarbeiten des Pandſchab, die Papiermachéfabrikate von dort und von Kaſchmir. Die Waffenſchmiede liefern ſehr ſchöne Waare; ihr Gewerbe iſt aber im Rückgang, da im engliſchen Indien das ſonſt allgemeine Tragen von Waffen bereits unterſagt iſt und auch in den Vaſallenſtaaten bald ablommen wird. Hauptſitze der Lederinduſtrie ſind: Bengalen, Hindoſtan, Pandſchab, Madras. Ueberall werden Töpferwaaren hergeſtellt, die Formen ſind häufig ſehr gefällig. Die Glasfabrikation dagegen wird ſehr wenig betrieben, der Eingeborne kennt weder Fenſterglas, noch Trinkgläſer; grüne Flaſchen verfertigt man im Pandſchab, ebendort weißes Glas aus Bruchtheilen europäiſchen Glaſes; in buntem Glasſchmuck hat es Centralindien weit gebracht. Weit zurück iſt man in Verfertigung von Handwerkszeug; die Hohöfen für Eiſen ſind von unglaublich einfacher Konſtruktion. Geiſtige Getränke aus Reis, Zucker, Datteln ꝛc. ſind eine Specialität Indiens und genießen ſeit alter Zeit wohlverdienten Ruf. Den letzten Jahren gehört die Einrichtung von Bierbrauereien durch Europäer im weſtlichen Himalaya an; ſie blühen raſch auf; der dort gezogene Hopfen iſt gut und ausgiebig. Fabriken für Rauchtabak und Cigarren der Manillaform ſind hauptſächlich in Oberbengalen (Behar) anzutreffen. Vgl. Watſon, The textile manufactures and the costumes of India (Lond. 1866); Plowell, Handbook of the manufactures and arts of the Panjab (Lahor 1872).

Der Handel hat einen ungemeinen Aufſchwung genommen. 1813, als die Oſtindiſche Kompagnie noch im Vollgenuß ihrer Handelsvorrechte ſich befand, wurde der auswärtige Handel zu 140 Mill. Mark im Werth geſchätzt; 1834, nach theilweiſer Aufhebung des Monopols, ſtieg der Werth des Umſatzes auf 290 Mill. Mk.; in den nächſten zehn Jahren hoben die Freihandelsprincipien den Handel auf 635 Mill. Mk. 1856 ward der durchſchnittliche Werth aller Waaren auf 720 Mill. Mk. veranſchlagt, der ſich nach Ausbruch des ruſſiſch-engliſchen Kriegs infolge erhöhter Nachfrage nach Hanf, Flachs, Häuten ꝛc. auf 1115 Mill. Mk. ſteigerte. Der amerikaniſche Bürgerkrieg nöthigte England, ſich für ſeinen Baumwollbedarf nach Indien zu wenden wie auch Jute in größeren Mengen zu beziehen, und der Handel belief ſich 1862—63 auf 1495 Mill. Mk. Das Jahr 1866—67 zeigte mit 2500 Mill. Mk. die größte Zunahme; ſpäter fiel der Handel, werthet aber ſeither im Jahr durchſchnittlich noch 2000 Mill. Mk. im auswärtigen, 500 Mill. Mk. im Küſtenverkehr. Außerordentlich lebhaft iſt der Binnenhandel. Auf der Waſſerſtraße des Ganges verkehren auf der Fahrt nach und von dem Oberland täglich durchſchnittlich 100 Schiffe mit einer Ladung von je 25—40 Ctr.; die East-Indian Eiſenbahn (Kalkutta-Lahor, Allahabad-Bombay) verfrachtete 1874—75 bei je 2050, beziehentlich 2060 Kilom. Länge 4200, die Great-Peninſular Eiſenbahn (Bombay-Madras) 2820 Mill. Ctr. In den Handel theilen ſich hauptſächlich die fünf großen Häfen: Kalkutta, Bombay, Madras, Rangun (in Britiſch-Birma) und Karatſchi (an der Indusmündung). Sonſt hatte Kalkutta ſelbſt Bombay um über 100 Mill. Mk. an Umſatz übertroffen; in den letzten Jahren ſtellte ſich jedoch der Verkehr in jedem der beiden Häfen nahezu auf dieſelbe Höhe von 950 Mill. Mk. (der Suezkanal kommt weſentlich Bombay zu gute). Madras hat einen Umſatz von 120 Mill. Mk., Rangun von 135 Mill. Mk., Karatſchi von 80 Mill. Mk. Nach Provinzen vertheilt, entfallen auf die an der See liegenden Provinzen Bengalen 42,6, Bombay 36,6, Sindh 1,6, Madras 11,5 und Britiſch-Birma 5,6 Proc. des Seehandels; kaum 2 Proc. treffen auf den Landhandel (Afghaniſtan, Centralaſien, inneres China). Nach Ein- und Ausfuhr vertheilt, werthete 1874—75 die Einfuhr 855, die Ausfuhr 1136 Mill. Mk. Unter den Einfuhrgegenſtänden nehmen Baumwollwaaren mit 360 Mill. Mk. die größte Ziffer in Anſpruch; von anderen Gegenſtänden wertheten 1872—73 Schirme (ein viel gebrauchter Artikel) 35 Mill. Mk., Maſchinen 10 Mill. Mk., Wein und Bier ebenſoviel, Spirituoſen 12 Mill. Mk., Eis (aus Amerika) 320,000 Mk. Einer beſondern Erwähnung bedarf die Einfuhr von Edelmetallen; ſie betrug an Gold 1860: 95,6, 1866: 137, 1873: 71,1 Mill. Mk.; an Silber 1860: 241, 1866: 403, 1872: 160, 1875: 156 Mill. Mk., wovon 38 Mill. Mk. wieder nach anderen Län-

dern ausgeführt wurden. Münzen bilden in Indien schon seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung einen Einfuhrartikel aus Europa; Silber blieb bis zur Neuzeit das Wahrzeichen des Handels mit Indien, dessen große Ausfuhr an Produkten niemals durch Waareneinfuhr ausgeglichen werden konnte. Die Zunahme in der Waarenausfuhr ist aus folgender Tabelle ersichtlich, welche den Werth derselben in Pfd. Sterl. (à 20 Mark) ausdrückt:

Waaren	1850—51	1873—74
Kaffee	100509	1123549
Baumwolle, roh	3414780	14022148
Baumwollwaaren	673510	402493
Indigo	1280696	3426824
Reis (1865 u. 1873)	5573536	5702456
Brodgetreide (1873 u. 1874)	752294	827300
Häute	328477	2921415
Jute	196936	4142549
Opium	5459135	11426279
Sämereien (Oel ꝛc.)	339517	1507241
Rohseide	619319	1256356
Zucker	1823965	492671
Thee	—	1577691
Rohe Wolle	68235	538042

Die Aus- und Einfuhr wurde 1873—74 durch 9157 Schiffe von 3,9 Mill. Tonnen Gehalt vermittelt; in der Küstenschifffahrt waren 21,000 Schiffe von 3,6 Mill. Tonnen Gehalt verwendet, fast nur Segelschiffe von sehr schlechter Bauart; der erste Dampfer wurde in Indien 1829 gebaut. Leuchtthürme ꝛc. stehen an allen bedrohten Punkten, ihre Erhaltung und Vermehrung bildet eine ständige Fürsorge der Regierung. Nach Ländern betrachtet, kommen 80 Proc. der Einfuhr aus England, 10 Proc. aus asiatischen Ländern; von der Ausfuhr kommen 55 Proc. auf England, 18 Proc. auf asiatische Länder. In Deutschland traten 1503 die deutschen Kaufherren Welser, Fugger, Imhof ꝛc. in Augsburg über Portugal erfolgreich in den direkten Handel mit O. ein und erzielten hohen Gewinn (vgl. Kaufmann, Die Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien, Münch. 1861). Unter der Ungunst der Zeitverhältnisse konnte aber dieser Handel nicht fortgesetzt werden, und erst seit 1834 durften Hamburger und Bremer Schiffe mit Indien verkehren. Eine große Beschleunigung erfuhr der Verkehr durch Eröffnung des Suezkanals. Der Seeweg von Großbritannien nach Kalkutta beträgt um das Kap der Guten Hoffnung 24,500, über Suez nur 16,000 Kilom. Segelschiffe brauchen bis Indien um das Kap 120, Dampfer 83 Tage; über Suez bringen die Postdampfer 20½ Tage zu. 1837 ging die englisch-indische Post zum erstenmal über Suez und legte den Weg in 50—60 Tagen zurück; 1845 ging der gesammte englische Postdienst in die Hände einer einzigen Gesellschaft über, welche sich seitdem Peninsular and Oriental Steam Navigation Company nennt; daneben machen französische, österreichische und italienische Dampfer regelmäßige Fahrten. Einen Begriff von der Bedeutung des Verkehrs mag geben, daß jede wöchentlich in Southampton an Bord genommene Post, bestehend aus Briefen, Zeitungen, Waarenmustern und Büchern, 1000 Ctr. wiegt; im Jahr befördert die Gesellschaft, die 53 gut eingerichtete Dampfer unterhält, durchschnittlich 12,000 Personen. Der Ueberfahrtspreis ist 1060, resp. 967 Mark. Für Deutschlands Bezug indischer Produkte wird wichtig die in Ausführung begriffene St. Gottbardbahn, die den Rhein in direkte Verbindung mit Genua bringt. Die Russen setzen große Hoffnungen auf die einstige Vollendung einer centralasiatischen Bahn, welche die russischen an die indischen Eisenbahnen anschließen wird; Kalkutta würde über Berlin von Calais nur 9500, über Bombay-Suez dagegen 15,150 Kilom. entfernt bleiben; den muthmaßlichen Preis einer Fahrkarte berechnen Russen auf 450 Mark seit 1872 im ganzen Kaiserreich.

Die Bevölkerung ist nach Zahl, Rasse, Religion, Beschäftigung ꝛc. durch genaue Zählung erhoben, ein gewaltiger Fortschritt, der mit solcher Genauigkeit noch in keinem andern asiatischen Reich, selbst nicht im asiatischen Rußland, erreicht wurde. Die bei der Zählung zu überwindenden Schwierigkeiten waren theilweise ganz besonderer Art. Es galt, die Befürchtungen zu zerstreuen, als ob es sich um eine neue Steuer handle; selbst so alberne Gerüchte, daß es sich um Zwangsaushebung von Weibern für die Soldaten handle, wurden ernsthaft genommen. Auch galt es, der Vorliebe der Eingebornen zu Erpressungen vorzubeugen. Stellenweise ersetzten Fäden in verschiedenen Farben die Hausbogen, Knoten die Zahlen; in anderen Fällen verstanden die Zähler nur in unhandliches Palmenblatt zu ritzen. Hierzu kamen Gefahren durch Klima, Hochwasser, Tiger, was alles an die meist den Eingebornen entnommenen Zähler und das statistische Amt ungewöhnliche Aufgaben stellte. Durch diese Volkszählung stellte sich für 1872 die Bevölkerung zu 189,613,238 Seelen im Reichsgebiet, 50,325,457 in Vasallenstaaten, 259,918 in französischen, 527,517 in portugiesischen Besitzungen, zusammen zu 240,726,130 Einw. Die Dichtigkeit berechnet sich für die ganze Halbinsel zu 61 Einw. auf den QKilometer (3250 auf die QMeile), für das englische Reichsgebiet zu 79 auf den QKilometer (4409 auf die QMeile), in den Vasallenstaaten zu 33 auf den QKilometer (1864 auf die QMeile). Da große Strecken Landes wüst liegen oder nur zur Weide dienen, so ist die Bevölkerung in den bewohnten Bezirken in Wirklichkeit viel dichter; ja, einzelne Theile gehören zu den dichtest bevölkerten Ackerbaudistrikten der Erde. So wohnen auf 1 QKilom. (1 QM.) im Gangesdelta bis zu 392 (21,574), am mittlern Ganges im Distrikt Sarun, auf der linken Uferseite, wo es keine Stadt von mehr als 50,000 Einw. gibt, 300 (16,530) Menschen, in der Provinz Audh im Durchschnitt 183 (10,054) Personen. Selbst für Gegenden mit so üppig treibender Vegetation sind dies zu hohe Bevölkerungsziffern; nicht bloß fehlt es an Ackerland und Nahrung, auch das enge Zusammenwohnen bringt der Gesundheit Nachtheile. Der Inder hängt an seiner Heimat; dies ist die Ursache, daß trotz der Ersparnisse, welche viele auswärts machen, die Auswanderung von Taglöhnern (Kuli's) in außerindische Länder wenig zunimmt. 1874—75 verließen nur 20,230 Inder das Reich, die sich als Taglöhner meist nach Mauritius, dann nach Westindien anwerben ließen. Diesem Kulihandel (s. Kuli) hängen in O. dieselben Mängel an wie in China; es ist bezeichnend, daß trotz des Gesetzes von 1871 mit seinen strengen Strafbestimmungen und der scharfen Ueberwachung der Agenten, Schiffe und Unternehmer die Sterblichkeit in den Depots wie auf den Schiffen sehr groß ist, daß 1874—75: 5 Proc. der Angeworbenen aus den Depots durch Flucht der Einschiffung sich entzogen, und daß die Härten, denen die Kuli's im Ausland ausgesetzt sind, selbst im englischen Parlament wiederholt (so erst im Mai 1876) zur Sprache kamen.

Der Klassificirung dieser Völkermenge stellen sich große Schwierigkeiten entgegen. Nach der Zeit der

Einwanderung ſind zweifellos zu unterſcheiden: 1) Waldbewohner, die ſogen. Aboriginer, Bhil, Kol, Santhal ꝛc., die Indien wohl von NO. betreten haben; 2) Drawida, die von NW. einzogen und theils freiwillig, theils geſchoben von ſpäteren Eindringlingen den Süden der Halbinſel einnahmen; 3) Arier, deren Einwanderung aus NW. lange vor Chriſto ſtattfand und ſich über viele Jahrhunderte erſtreckte; zur See kamen ſeit der Entdeckung des Seewegs (1497) Europäer nach Indien; 4) türkiſch-tatariſche Stämme aus Innerаſien, die ebenfalls aus NW., jedenfalls um den Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung, einzogen. Noch weiteren Unterſuchungen iſt es vorbehalten, feſtzuſtellen, ob der ariſchen Einwanderung nicht ſchon eine ſolche dieſer Völker in das Pandſchab vorherging; dieſe erſten Abkömmlinge jener Raſſe würden dann die Drawidier ſüdwärts getrieben und durch Verſchmelzung ihrer Sprache mit dem Sanskrit zur Bildung der Präkrit genannten Dialekte Anlaß gegeben haben. Jahrhundertelang nebeneinander lebend, haben dieſe verſchiedenen Raſſen gegenſeitig auf einander eingewirkt; insbeſondere dienten die Arier den anderen in ihren Stammeseinrichtungen zum Vorbilde. Die Scheidung zwiſchen den einzelnen Raſſen mag urſprünglich eine ſehr ſtrenge geweſen ſein; jetzt iſt ſie dies nicht mehr, es gibt in Wirklichkeit keine Grenzen, die verſchiedenen Raſſen ſind ineinander gefloſſen. Die Körperformen geben deshalb auch keine haltbaren Merkmale, ſo ſehr auch die einzelnen Gruppen unter dem Einfluß des Kaſtenweſens Aehnlichkeiten ausgebildet haben. Die ſonſt übliche Eintheilung in ariſche und nichtariſche Inder läßt ſich nicht aufrecht erhalten; ſie findet nicht einmal in den Sprachen ihre Berechtigung, die, jetzt in zahlreiche Dialekte zerſplittert, in dieſer Zweitheilung nicht untergebracht werden können (ſ. unten). Ebenſowenig bietet die Religion allein einen zutreffenden Maßſtab der Eintheilung; genügt es auch vielfach für praktiſche Fragen der Landesverwaltung und Politik, die Inder in Hindu oder Anhänger des Brahmakultus und in Mohammedaner oder Bekenner des Islam zu gruppiren, ſo ergibt ſich doch aus der Religion für ethnographiſche Zwecke kein Merkmal. Die altindiſche Kaſtenordnung (ſ. unten) mit ihrer Viertheilung iſt aufgelöſt, und daher ſind ſelbſt ſolche, die daran als Klaſſifikationsmaßſtab noch feſthalten wollen, genöthigt, wenigſtens eine Gruppe von Kaſtenloſen hinzuzufügen. Zu befriedigenderen Ergebniſſen gelangt man, wenn man die ſämmtlichen hervorgehobenen Merkmale zur Klaſſificirung verwendet und unterſcheidet: 1) Raſſe (Unterſcheidungsmerkmal: Abſtammung), 2) Nationalität (Merkmal: Sprache und Kaſte), 3) Religion, 4) als Merkmal der Gliederung in jeder Gruppe: Beſchäftigung, die in der Kaſtenordnung in der Familie vererbt.

Raſſen. 1) Waldbewohner, die Aboriginer der engliſch-indiſchen Zählungsliſten; ſie bewohnten einſt die Ebenen, wurden aber aus dieſen fruchtbaren Strichen durch die ariſchen Einwanderer verdrängt. Einige Stämme wurden eingekreiſt und mußten immer weiter in das Innere der Waldgebirge zurückweichen, andere wurden von den Ariern nach S. gedrängt, mit wieder anderen vermiſchten ſich die Arier und nahmen ſie in ihre Gemeinweſen auf. Die Frage, ob die Reſte der Waldbewohner die Autochthonen oder ihrerſeits ſelbſt wieder Einwanderer ſeien, läßt ſich nicht beantworten; dagegen iſt vielfach ihre Zugehörigkeit zu anderen Raſſen erwogen worden. Einige meinten, daß ſie Eines Stammes ſeien mit den mongoliſchen und türkiſch-tatariſchen Völkern Centralaſiens; andere finden in einzelnen Gruppen Anklänge an die Auſtralneger, wieder andere an afrikaniſche Formen; der vergleichenden Ethnographie iſt hier noch ein weites Feld der Forſchung eröffnet. Sicher iſt, daß nach Aeußerem, Sprache und Sitten mehrere Hauptſtämme unterſchieden werden müſſen, und daß ſämmtliche Waldbewohner ſich noch im Urzuſtande der Geſittung wie der ſtaatlichen Verhältniſſe befanden, als die Arier auf ſie ſtießen. Noch jetzt finden ſich auf der ganzen Halbinſel einzelne Stämme, welche die urſprünglichſten, roheſten Formen bewahrt haben. Ihre Sprachen zeigen höchſt einfache Formen, Schrift und Literatur fehlen ihnen; ihre Religion iſt ein Fetiſchdienſt der böſen Geiſter, das Kleidungsſtück ein Stück Baumwollzeug um die Lenden; ja, einige begnügen ſich mit Bretchen an einem Strick, die beim Gehen klappern (Naga). Die Mehrzahl hat jedoch von den Hindu in Sprache, Religion und Gebräuchen etwas angenommen und ihre urſprüngliche Roheit abgeſchliffen; dieſe nennt man halbhinduiſirte Aboriginer, jene ſchlechthin Aboriginer. Eine Eintheilung dieſer unter zahlreichen Einzelnamen gehenden Stammesreſte iſt mehrfach verſucht worden; aber weder in der Bezeichnung der Gruppen, noch in der Zutheilung herrſcht Uebereinſtimmung. Als der eigentliche indiſche Urtypus wird die Centralindien bevölkernde Gruppe der Kol (ſ. d.) aus den übrigen nur an der Grenze wohnenden Stämmen herausgehoben und als kolariſche Raſſe bezeichnet; wie ſchon oben angeführt, wird einer der Namen für Indien auf dieſes Volk zurückgeleitet. Die Zahl aller Aboriginer und halbhinduiſirten Aboriginer wurde 1872 zu 9½ Mill. oder 4 Proc. der Geſammtbevölkerung erhoben; hiervon haben 2,8 Mill. noch ihre Mutterſprache bewahrt. Die Annahme ihres Ausſterbens beſtätigte die Volkszählung von 1872 nicht, die Zahl der Kinder war theilweiſe ſogar auffallend groß. Die zum Theil ſehr dunkle Hautfarbe iſt wohl klimatiſches Produkt; die geringe Größe von durchſchnittlich 155—160 Centim. bei Männern, 145—152 Centim. bei Frauen iſt nicht Anlage, ſondern eher Folge der Verkümmerung unter ungenügender Ernährung. Das Aeußere iſt bei den noch unvermiſchten Stämmen ſehr abſtoßend: das Geſicht iſt flach, die Backenknochen ſind breit, die Augen weit vorliegend, die Stirn iſt gerade, aber niedrig und weit vortretend, Mund und Lippen ſind dick, Unterkiefer und Kinn zurücktretend. Der Körper iſt häufig verſchoben infolge von Ueberanſtrengung im Laſtentragen.

2) Die Drawidavölker bilden die Hauptmaſſe der Bevölkerung des Dekhan und ſüdlichen Indien; vereinzelt reicht im O. der Stamm der Santhal bis zum Ganges hin; im W. bilden die Brahui (ſ. d.) das Band, durch welches dieſe Raſſe den Bewohnern Innerаſiens angegliedert werden kann, mit denen ſie zu einer großen Völkergruppe zuſammenzufaſſen ſind. In die Geſchichte Indiens haben dieſe Völker zu wiederholten Malen eingegriffen. Centralindien gaben die Gond (ſ. d.), die noch heute an 1½ Mill. zählen, ihren Namen (Gondwana); ſpäter vermiſchten ſie ſich theilweiſe mit den ariſchen und mohammedaniſchen Eroberern, und dieſe Miſchlinge gründeten als Gond-Radſchputen im 16. Jahrh. eine patriarchaliſche, wenn auch nicht widerſtandsfähige Regierung. Später als die Gond treten die Tamil- und Telugugruppen in der Geſchichte hervor; ſie bilden jetzt mit 15, beziehentlich 20 Mill. Köpfen den wichtigſten und geiſtig fortgeſchrittenſten Theil der Drawidier. Tamil hat die umfaſſendſte Literatur, in Urſprünglichkeit und Durch-

bildung nimmt es nach Sanskrit den erſten Platz unter den indiſchen Sprachen ein. Im Aeußern zeichnet ſich der Drawida aus durch den kleinen Hinterkopf bei großem Vorderkopf, weitem Mund und Naſenflügeln; das Geſicht iſt nicht ebenmäßig, die Lippen ſind dick, die Augen klein, der Bart mangelhaft; Haar wie Geſichtsfarbe ſind dunkel. Von Statur iſt die Raſſe mittlerer Größe: 160—165 Centim.

3) Die Arier ſind der öſtliche Theil der indogermaniſchen Völkergruppe; ſie drangen über die Indien von Iran im NW. trennenden Paßeinſchnitte (vgl. Chaiber) nach dem Fünfſtromland (Pandſchab) vor. Die Zeit dieſer Niederlaſſung läßt ſich aus Urkunden nicht erweiſen; nimmt man aber mit Grigorjew (vgl. »Ruſſiſche Revue«, Bd. 6, Petersb. 1875) als erwieſen an, daß Nomaden niemals freiwillig auswanderten, und betrachtet man mit dieſem in Fragen centralaſiatiſcher Geſchichte ſo bewanderten Forſcher den Einfall der Hykſos genannten »Hirten« in Aegypten um 2300 v. Chr. als Folge des Vordringens der Arier aus NO. nach den Ländern am Perſiſchen Golf, ſo iſt wenigſtens nach oben der Zeitraum begrenzt, in welchem die Weiterwanderung nach Indien ihren Urſprung genommen haben kann. In den Handelsfahrten der Phöniker nach dem Land Ophir (ſ. d.) oder den Häfen an der Indusmündung beſitzen wir das Zeugnis einer Ausdehnung der Arier bis ans Meer und von Handelsbeziehungen derſelben mit ihren ſüdlichen Landesgenoſſen auf Malabar. Zwiſchen 1200—1000 iſt der im »Mahâbhârata« (ſ. d.) beſungene entſcheidende Kampf der Pandawa gegen die Kuru zu ſetzen; man darf deswegen die Arier im 16. Jahrh. als bereits vollſtändig ſeßhaft im Fünfſtromland bis zum Meer ſich vorſtellen. Von hier verbreiteten ſie ſich, der Richtung der Gebirgsſyſteme und dem Lauf der Flüſſe folgend, über Hindoſtan, dann längs der Küſten bis zur Südſpitze des Landes. Den früheren Bewohnern waren die Arier in geiſtiger Anlage und Befähigung zu ſelbſtändiger Bildung weit überlegen; ihre Stellung zu ihnen beſtimmte weſentlich die Kaſtenordnung (ſ. unten).

4) Centralaſiatiſche Völker kamen, wenn nicht früher, ſo doch um den Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung nach Indien und haben insbeſondere im nordweſtlichen Theil große Völkerwanderungen veranlaßt ſowie ihr Blut den Bewohnern beigemiſcht. Zu Anfang des 8. Jahrh. n. Chr. erreichten Araber Indien und beeinflußten insbeſondere die Völkerverhältniſſe in Sindh; Afghanen gründeten ſeit dem 11. und 12. Jahrh. Reiche in Hindoſtan; hierher wandten ſich auch die türkiſch-tatariſchen Horden, welche den weltberühmten Thron der Großmoguln aufrichteten. — Aus der Miſchung dieſer verſchiedenen Völker entſtand der Hindu (ſ. d.), was einen Bewohner Indiens bedeutete, bis ihm der Nebenbegriff eines Anhängers des Brahmakultus gegeben wurde (im Gegenſatze zum Mohammedaner). Das Aeußere wechſelt nach Landestheilen je nach der größern oder geringern Beimiſchung von anderem Blut zum ariſchen Grundſtock; rein gehaltene Nationen und Kaſten zeichnen ſich durch eine große Regelmäßigkeit der Geſichtszüge aus, ſelbſt wenn viele Beſchäftigung im Freien auf die Hautfarbe eingewirkt hat. Die Größe iſt durchſchnittlich 162 bei den nördlichen, 158 Centim. bei den ſüdlichen Indern.

Die Sprache iſt keine einheitliche. Das klaſſiſche Sanskrit war nicht Volks-, ſondern Bücherſprache; dem Sanskrit zunächſt an Alter ſteht als Volksſprache das Pâli, jünger ſind die Prâkrit genannten Sprachen, und aus dieſen gingen die gegenwärtigen Volksſprachen des nördlichen und weſtlichen Indien hervor (vgl. Indiſche Sprachen), die eine eigene Gruppe bilden. Eine zweite Gruppe bilden die Volksſprachen des ſüdlichen Indien, eine dritte die Sprachen der Waldbewohner oder Aboriginer (vgl. E. Schlagintweit, Die Volksſprachen Oſtindiens, Münch. 1875, mit einer Karte). Die Anlage eines Netzes von Schulen über das ganze Reich bot Gelegenheit, das ſo weit verbreitete Hindi außerhalb ſeines eigentlichen Geltungsgebiets zum Lehrgegenſtand und ſeine Kenntnis zur Bedingung der Beförderung in höhere Stellen des Civil- wie Armeedienſtes zu machen; aus demſelben Grund wurde Engliſch als neue lebende Sprache eingefügt. Bereits ſind 4—6 Mill. Inder neben indiſchen Sprachen des Engliſchen mehr oder weniger kundig, und mit reißender Schnelligkeit erhebt ſich neben Hindi Engliſch zur »lingua franca« des Reichs. Mannigfaltig ſind die Schriftſyſteme; der größere Theil iſt der gangbaren Sanskritſchrift (Dewanagari) nachgebildet, doch ſind die Verſchiedenheiten ſo groß, daß Uebung dazu gehört, die einzelnen davon abgeleiteten Schriftarten zu leſen. Für Hindi mit ſeinen zahlreichen perſiſchen Zuſätzen (woher es auch Hindoſtani oder Urdu heißt) ſowie für Sindhi iſt das perſiſche (ſemitiſche) Alphabet eingeführt. Die geplante Erſetzung der einheimiſchen Alphabete durch die engliſche Schrift wird von indiſchen Sprachgelehrten als unausführbar bezeichnet.

Der Religion nach zerfällt die unmittelbare Reichsbevölkerung in 140½ Mill. Hindu, 40¾ Mill. Mohammedaner, 1½ Mill. Chriſten, darunter 250,000 Europäer oder ſolche europäiſcher Abkunft, gezeugt mit indiſchen Frauen (Euraſier); der Reſt entfällt auf Buddhiſten nebſt Dſchaina, Parſen und Juden. Die Hindu bekennen ſich zum Brahmanismus (ſ. d.); die uralten Lehren ſind zu ganz neuen Folgerungen geführt, und zahlreiche Sekten blühen unter dem tief religiös angelegten indiſchen Volk. Trotz aller Anläufe zu einer befriedigendern Volksreligion fehlen dem neuern Brahmanismus, wie er ſich ſeit dem 9. Jahrh. nach erfolgreichem Kampf mit dem Buddhismus entwickelte, ſchöpferiſche, zündende Gedanken. Das Volk verſinkt immer mehr in einen groben Götzendienſt. Es gibt kein brahmaniſches Papſtthum, keinen das ganze Hindvolk umfaſſenden hierarchiſchen Organismus, ſondern eine große Anzahl ſolcher Organismen, die nicht einmal räumlich getrennt ſind, ſondern in einer und derſelben Stadt neben einander auftreten können, ſich mehr oder weniger von einander abſchließen und mehr oder weniger abweichende religiöſe Anſichten und Gebräuche haben. So macht der neuere Brahmanismus den Eindruck eines großen Trümmerhaufens aus verſchiedenen Jahrhunderten. Die wichtigſten Gegenſätze unter dieſen Sekten oder Konfeſſionen, deren Spaltung in Unterabtheilungen noch immer fortgeht, bilden der Siwaismus und Wiſchnuismus; die Lingaiten (ſ. d.) ſind aus erſterem hervorgegangen (vgl. Wurm, Geſchichte der indiſchen Religion, Baſ. 1874). — Der Islam fand ſeit dem 8. Jahrh. in Indien Eingang und iſt am meiſten verbreitet im Pandſchab, wo ſeine Bekenner 53 Proc. der Geſammtbevölkerung bilden; in den anſchließenden Nordweſtprovinzen zählen ſie 14, in Audh 10 Proc., in anderen Provinzen überall unter 10 Proc. Sie ſind gleich den Hindu in zahlreiche Sekten geſpalten und durch den Umgang mit ihnen ebenſo abergläubiſch geworden wie dieſe; ſie halten mancherlei Vorſchriften ſtreng, welche nicht im Koran ſtehen, während ſie wieder manches nicht

beachten, was dort auferlegt wird. Die Wallfahrt nach Mekka wird nur von den verhältnismäßig wenigen, welche die Mittel dazu haben, ausgeführt. Die große Menge der Mohammedaner Indiens ſind nicht ſo unzuverläſſige Unterthanen, als aus manchen Vorgängen (Soldatenmeutereien, Sipahiaufſtand von 1857, der ſogen. Patna-Anſchlag von 1863, Adreſſen zu Gunſten des türkiſchen Sultans) gefolgert werden könnte; gleichwohl bedürfen ſie der Ueberwachung ſeitens der Regierung und dies insbeſondere, wenn, wie 1876—77, dem Islam in ſeinem Hauptſitz Gefahr droht; denn mit Ausnahme von 4—5 Proc. ſind alle indiſchen Mohammedaner Sunniten, ſomit Anhänger der in der Türkei herrſchenden Sekte. (Vgl. Hughes, Notes on Mohammedanism, Lond. 1876.) Dem Buddhismus hängen an die tibetiſch redenden Unterthanen im Hochgebirge des Nordens, die Birmanen in Hinterindien; aus dem Buddhismus hervorgegangen ſind die Dſchaina (ſ. d.) des ſüdlichen und weſtlichen Indien. Das Chriſtenthum ſoll in Indien ſchon im 2. Jahrh. durch den Apoſtel Thomas verkündigt worden ſein, und in der That kommt unter den Unterſchriften des Nicäiſchen Koncils (325) ein Biſchof von Perſien und Indien vor. Wahrſcheinlich iſt das Chriſtenthum nach Indien gekommen durch arabiſche und perſiſche Sektirer, ſpeciell Neſtorianer, die im 5. Jahrh. entſtanden. Die Portugieſen fanden bei ihrer Ankunft in Südindien Chriſten in der Geſammtzahl von 200,000 vor, die 1500 Kirchen beſeſſen haben ſollen. Die Unduldſamkeit der Jeſuiten machte dieſen alten Gemeinden bis auf einen kleinen Reſt von 200,000 Seelen an der Südweſtküſte ein Ende, und noch 1875—76 ſah ſich die engliſche Regierung veranlaßt, dem vom Patriarchen der ſyriſchen Kirche zu Antiochia für Indien eingeſetzten Metropoliten Schutz gegen die Anmaßungen des päpſtlichen Generalvikars im portugieſiſchen Goa zu gewähren. Die jeſuitiſche Miſſion erkaufte ihren Erfolg in Indien mit dem Preis der Duldung des Kaſtenunterſchieds innerhalb der chriſtlichen Kirche. Die Engländer verboten anfangs alle Verbreitung des Chriſtenthums; dagegen gewährte Dänemark Miſſionären in ſeinen kleinen Beſitzungen Aſyl, und Deutſchen gebührt das Verdienſt, 1706 in Trankebar (ſüdlich von Madras) die erſte evangeliſche Miſſion eingerichtet zu haben. Gegen den Einſpruch der Oſtindiſchen Kompagnie geſtattete dann das engliſche Parlament 1813 engliſchen und 1833 nichtengliſchen Miſſionären die Wirkſamkeit. Noch jetzt wird den Beamten Schonung der einheimiſchen Religion ſtreng anbefohlen; ein Erlaß vom 28. Juli 1859 unterſagt, ſich amtlich des Worts Heidenthum zur Bezeichnung der indiſchen Religionen zu bedienen, und ein neuerer von 1876 gebietet, ſich bei öffentlichen Aufzügen aller vermeidbaren Beſchränkungen zu enthalten. Dagegen hat die engliſche Regierung die Schauſtücke öffentlicher Selbſtpeinigungen, wie das Nacktgehen von Fakiren und Asketen, unterdrückt, Ordnung und Ruhe bei öffentlichen Aufzügen geſichert und der Verſchleppung des Tempelvermögens einige Schranken geſetzt. Trotzdem glaubt der Inder nicht an religiöſe Toleranz der Engländer und ſchiebt manchem gleichgültigen oder wohlwollenden Erlaß die Abſicht der Unterdrückung ſeines Glaubens unter. Noch ſind die Proteſtanten unter den bekehrten Indern mit (1874) 229,261 Seelen in der Minderheit, aber ihnen gehört die Zukunft. Die Militärgeiſtlichen der vielen Garniſonsorte für engliſch-europäiſche Soldaten ſorgen für Verbreitung der Lehren der anglikaniſchen Kirche; Kalkutta, Bombay und Madras ſind bereits Biſchofſitze, Allahabad (am Ganges), Lahor (im Pandſchab) und Rangun (Hinterindien) ſollen es 1877 werden. Die Geiſtlichen ſind mit wenigen Ausnahmen Europäer. Man rechnet (mit Einſchluß der Vaſallenſtaaten) 760,000 römiſch-katholiſche Chriſten (meiſt in Südindien), 5000 armeniſche Chriſten, alſo mit Proteſtanten und ſyriſchen Chriſten 1,2 Mill. eingeborne Chriſten. Die verachtetſten Kaſten liefern die meiſten Bekehrten; am zahlreichſten (6 Proc.) ſind ſie in Tinnevelly (Madras). Die Parſen oder Feueranbeter (80,000 Köpfe) wanderten aus Perſien bald nach Aufrichtung des Islam (717) anfangs nach Gudſcherat (ſ. d.) aus, haben jetzt ihren Mittelpunkt in Bombay, ſind aber als geachtete Handelsleute über ganz Indien verbreitet und theilweiſe ſehr reich; ihre Religion iſt die Lehre Zoroaſters. Juden (8000) trifft man als Ackerbauer und Händler in Südindien wie in großen Städten (681 in Kalkutta); ſie gelten bewährten Forſchern als die wahren Nachkommen der viel geſuchten verlornen zehn Stämme und hatten 1840 noch keine Geſetzesrollen.

Die ſtändiſche Gliederung und geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſtimmt die Kaſtenordnung. Der altindiſche Staat kannte noch keine Kaſten; Weiden der Herden war die Beſchäftigung der Arier, ſo lange ſie im Pandſchab ſich bewegten; das Gefühl der gemeinſamen Abſtammung und die Nothwendigkeit, ſich im Kampf gegen die Völker, gegen welche ſie andrangen, gegenſeitig zu unterſtützen, durchdrang alle. Die Scheidung der Bevölkerung in Prieſter, Krieger, Ackerbauer und Diener vollzog ſich in Indien wie anderwärts auf ganz natürlichem Wege. Nur iſt hier der Prieſterſtand mit größeren Forderungen hervorgetreten als ſonſt und lehrt, daß ſchon bei der Schöpfung der Welt vom oberſten göttlichen Weſen Stufen der menſchlichen Geſellſchaft beabſichtigt geweſen ſeien; die Auflehnung gegen die jeder Abtheilung zuerkannten Rechte und Pflichten wird als Verhöhnung des göttlichen Willens mit der Strafe der Ausſtoßung aus der Geſellſchaft geahndet, der größten und empfindlichſten Strafe, welche nicht bloß den Ausgeſtoßenen, ſondern auch ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten aus dem Gemeinweſen verbannt und ihnen die unſauberſten, wenigſt lohnenden Geſchäfte zuweiſt. Nach der Ordnung, wie ſie in Manu's Geſetzbuch (5. Jahrh. v. Chr.) ausführlich niedergelegt iſt, ſtehen an der Spitze die Brahmanen, die Hymnen- und Opferkundigen; dann folgen die Kſchatria's oder Krieger, die Waiſia's oder Ackerbauer und Gewerbtreibenden, endlich die Sudra's oder Arbeiter gegen Lohn; außerhalb des Gemeinweſens ſtehen die unreinen Kaſten, die Verſtoßenen. Die drei oberſten Kaſten genoſſen allein das Recht, die heilige Schnur zu tragen, die von der linken Schulter unter dem rechten Arm hindurchgeht, und die Umgürtung mit derſelben iſt noch jetzt bei den Brahmanen eine große Feierlichkeit (upanayana), welche am Knaben zwiſchen ſeinem 8.—16. Jahr vollzogen wird. Der erſte, der es wagte, das Vorrecht der Brahmanen, allein die Auserwählten zu ſein, denen volle Glückſeligkeit zu theil werden könne, anzugreifen, war der Gründer des Buddhismus (6. Jahrh. v. Chr.); im übrigen erkannte er Stufen der Erkenntnis an, eine Folge der Verſchiedenheit in Berufsarten, und hierdurch erklärt es ſich, daß das Kaſtenvorurtheil das tauſendjährige Uebergewicht ſeiner Anhänger über die Brahmanen überdauerte. Die Beſchäftigung der Brahmanen iſt vorwiegend eine weltliche; kaum 15 Proc. widmen ſich gelehrten und religiöſen Arbeiten, die übrigen ſind in allen Berufs-

klaſſen anzutreffen, am zahlreichſten als Landwirte und Bettler. In ſittlicher Beziehung ſind ſie tiefer geſunken als die von ihnen verachteten Kaſten; in raffinirter Wolluſt und Scheuslichkeit ſind ſie Meiſter, ſie verſtehen ſich vortrefflich aufs Lügen und Kriechen; als Tempeldiener preſſen ſie den Pilgern rückſichtslos den letzten Pfennig als Opfer ab. In die Kriegerkaſte (Kſchatria) brachte um den Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung der Vormarſch türkiſch-tatariſcher Horden aus dem Innern Aſiens nach Iran und Indien große Umwälzung. Die Bewohner des weſtlichen Indien wurden dadurch zur Auswanderung gezwungen; im Kampf, zuerſt mit den nordiſchen Eindringlingen, dann mit den Nachbarn im S. und O., hatte ein kriegeriſcher Geiſt alle von dort Ausgewanderten durchdrungen. Ihrer Tapferkeit widerſtand nichts, alle betrachteten ſich als »Söhne des Fürſten« (Radschaputra), und ſo erhielten auch Leute aus unteren Kaſten in den neuen Niederlaſſungen die Rechte der Krieger. Ebenſo hatten durch den Erwerb von Ländereien oder den größern Wohlſtand, den kaufmänniſche Geſchäfte in den unruhigen Zeiten gebracht hatten, viele aus der Sudrakaſte die Rechte der dritten, ſelbſt zweiten Kaſte erworben. Die Kaſtenloſen ihrerſeits ſchloſſen ſich gleichfalls zuſammen, bildeten Gruppen, die unter ſich und im Verkehr mit anderen Kaſten über Verehelichung, gemeinſchaftliche Mahlzeit ꝛc. Regeln aufſtellten, wegen ſolcher Ordnung unter gewiſſen Bedingungen zu den Heiligenſchreinen zugelaſſen wurden, kurz ſich allmählich zu Sudra's emporſchwangen. So waren die Verhältniſſe bereits verändert, als ſeit 1000 n. Chr. mohammedaniſche Herrſcher den Thron einnahmen. Unter dem Einfluß der Fremdherrſchaft griff die Zerſetzung noch weiter um ſich. Die Zahl der Verbände mehrte ſich, das Kaſtenvorurtheil nahm aber ſogar zu; denn die Mohammedaner ſchloſſen ſich ebenfalls ſtreng ab, und Bruch des Kaſtengeſetzes ward mit Strafe belegt. Die Engländer rüttelten an dem Kaſtengeſetz nicht, trugen ihm ſogar Rechnung, wo das öffentliche Intereſſe es gebot, traten dagegen 1850 durch Geſetze den Mißbräuchen entgegen, die ſich hier unter den Kaſten wie bei uns unter den Zunftgenoſſenſchaften gebildet hatten. Die neueren Beſtrebungen im Brahmanismus, der zunehmende Beſuch von Mittelſchulen, der Verkehr mit Europäern haben in den beſſeren Ständen das Kaſtenvorurtheil bei einzelnen etwas gelockert; der große Haufe hängt aber ſo ſtarr daran, daß im Grund nur der zugewanderte Europäer als Kaſtenloſer daſteht. Entſcheidend für die Stellung eines jeden iſt, welche Kaſten mit ihm eine Ehe erlauben, mit ihm eſſen und verkehren. Die Ehe wird zwar jetzt innerhalb viel weiterer Kreiſe geſtattet als früher, und die Frauen werden gegenwärtig ſogar meiſt unter verwandten Kaſten, ſtatt innerhalb der eigenen, geſucht. Aber noch immer entſcheiden Schiedsgerichte (pantschayat) mit derſelben Autorität wie früher alle Streitigkeiten über Kaſtenfragen (Ehezuläſſigkeit, Gemeinſchaft von Eſſen und Schlafen ꝛc.), und Jahrhunderte werden noch vergehen, bis das ſo tief eingewurzelte Kaſtenweſen beſeitigt ſein wird.

Den Charakter des Inders kennzeichnet überraſchend große Duldſamkeit mit Gleichgültigkeit gegen körperliche Schmerzen, verbunden mit kriechender, geradezu widerlicher Schmeichelei gegen Mächtigere. Ein trauriges Merkmal desſelben iſt ſeine Unzuverläſſigkeit; Eidestreue kennt er nicht, Meineide erſchweren den Gerichten die Arbeit in kaum glaublicher Weiſe. Ein Erbübel iſt kleine Veruntreuung. Doch ſind auch zahlreiche Beiſpiele von Religioſität, Ehrgefühl, Selbſtaufopferung und Treue, perſönlicher Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Menſchlichkeit und Wohlthätigkeitsſinn bekannt. Der Umgang mit Europäern und Schulbildung wirken ſichtlich beſſernd, und es iſt anzunehmen, daß Fehler und Schwächen der Inder abnehmen (vgl. Sykes, Traits of Indian character, Lond. 1859). Im Familienleben äußert ſich der Einfluß der Religion in hohem Grad. Ehe und Kindererzeugung gilt den Hindu wie Muſelmanen als eine religiöſe Pflicht; trotz des Kaſtenzwangs beſtimmt auch in Indien beim gewöhnlichen Mann Liebe die Wahl. So wichtig gilt dem Hindu ein männlicher Nachkomme zur Verrichtung der Todtenopfer, daß Männern nicht nur eine zweite Frau erlaubt iſt, ſondern dies ſelbſt zur Polygamie einen Vorwand gibt. Das indiſche Recht gewährt der Frau ſehr wenig Rechte und noch weniger dem Mädchen; der Vergleich, daß die Frau ein nothwendiges Uebel und der Ackerboden ſei, deſſen der Same des Mannes bedürfe, iſt nirgends ſo folgerichtig durchgeführt als in den indiſchen Geſetzbüchern. Die Mitgift an Kleidern, Kühen ꝛc. ſpielt eine große Rolle bei Hindu wie Muſelmanen; die älteſte Form der Eheſchließung war ſogar der Frauenkauf. Die Mitgift wird jetzt übertrieben, die Sitte führt zum Ruin der Hausväter, und da die Morgengabe die Subſiſtenz der Familie doch nicht ſichert, ſo ſind Regierung wie Vereine dagegen eingeſchritten. Meiſt werden die Ehen durch die Eltern im Kindesalter geſchloſſen; die Ehegatten verbleiben im Elternhaus bis zur körperlichen Reife, die bei Mädchen durchſchnittlich im 12., bei Knaben im 16. Jahr erreicht iſt. Die Form der Eheſchließung gipfelt in der Uebergabe der Braut an den Bräutigam unter Verbindung der Hände und Bedeckung mit einem gemeinſamen Schleier, bei höheren Kaſten in Umgürtung mit einer gemeinſamen heiligen Schnur. Die meiſten Kaſten ziehen Brahmanen zu, die dafür ſehr gut bezahlt werden. Vielweiberei iſt beim Hindu nur in der Weiſe zugelaſſen, daß die erſte Frau die geſetzliche, die übrigen Konkubinen ſind; ſie findet ſich faſt nur in den höheren Kaſten. Die meiſten Konkubinen (bis zu 60) haben einzelne Brahmanen aus beſonders rein geachteten Familien, weil ihnen Emporkömmlinge aus niederen Kaſten nicht ſelten große Summen bieten und ſelbſt den Unterhalt der Frau und ihrer Kinder übernehmen, indem dadurch die ganze Familie der Frau einem Brahmanen ebenbürtig wird. Unverheirathete Mädchen ſind ſelten, ſie ſind faſt alle öffentliche Dirnen; viele ſind ſchon in der Jugend einem Tempel geweiht worden und werden als Tänzerinnen gebildet, dies ſind die berühmten Bajaderen. Die nächtlichen, ſehr obſcönen Tanzvorſtellungen (natsch) ſind beſonders an hohen Feſttagen beliebt. Vielfach beſprochen iſt die Unſitte der Wittwenverbrennung (satti); dieſer Gebrauch geht in hohes Alter zurück, iſt zwar ſeit 1829 durch engliſche Geſetze verboten, kommt aber in entlegeneren Vaſallenſtaaten noch ab und zu vor. Vgl. Jolly, Ueber das Frauenrecht der Hindu (in den »Sitzungsberichten der bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaften«, Münch. 1876). Das mohammedaniſche Eherecht ſchließt ſich genau an den Koran an. Vom Verkehr mit Männern wird die Frau bei den Hindu wie bei den Mohammedanern zurückgehalten. In haremartiger Zurückgezogenheit lebt die Frau des Reichen, doch iſt die alte Sitte bereits durchlöchert, die Zeichen des Fortſchritts mehren ſich; beim gewöhnlichen Mann iſt die Frau fleißige Gehülfin bei der Arbeit. Verſchleierung iſt Regel bei der Mohammedanerin, Ausnahme bei den Hindu.

Eltern ohne Söhne adoptiren einen Sohn. Die Zahl der Kinder iſt nicht ſehr groß, ſie beträgt im Durchſchnitt drei für eine Familie, iſt aber höher, wo immer viel Aboriginerblut beigemiſcht iſt. Die Urſache der geringen Kinderzahl liegt in der unglaublichen Rückſichtsloſigkeit, mit welcher die Frau bei der Entbindung behandelt wird, in dem Mangel an Aufſicht über die Kinder, dann in Klima und Lebensweiſe, welche die Kräfte der Eltern raſch verzehren. Mitunter wirkt auch verbrecheriſches Verhalten ein; ſo hat die Unerſchwinglichkeit der Mitgift in einzelnen Landſchaften (beſonders im mittlern Hindoſtan und Pandſchab) zur Ermordung der Mädchen geführt, und der Kindermord wurde hier früher ſo ſtark getrieben, daß auf 100 Knaben kaum etliche Mädchen trafen; ſtrenge Geſetze (zuletzt 1862 und 1870) ſteuerten dieſem Uebel mit Erfolg. Das Geſchwiſterband und Verwandtſchaftsgefühl iſt ſehr ſtark; während vieler Generationen leben verwandte Familien bei einander, der Schwächere den Aeltern unterſtützend. Die Todtenbeſtattung iſt je nach der Konfeſſion verſchieden. Begraben der Todten herrſcht vor, doch iſt Verbrennen auf offenen Feuern Herkommen unter mehr als einem Viertheil der Hindu; Siwaiten, Lingaiten, Mohammedaner werden begraben, Wiſchnuiten meiſtens verbrannt. Indien eigenthümlich iſt die Sitte, die Todten in heilige Flüſſe (Ganges) zu werfen, was aber im Intereſſe der öffentlichen Geſundheit beſchränkt wird, oder ſie den Geiern zum Fraß auszuſetzen (Parſi in Bombay).

Die Nahrung iſt vorwiegend vegetabiliſch. Reis bildet den Hauptbeſtandtheil der Mahlzeit bei Wohlhabenden und iſt faſt die einzige kraftgebende Speiſe in Centralbengalen, Oriſſa und Theilen von Madras; im übrigen bilden Weizen, Gerſte und Hirſegerichte den Kern der Mahlzeit. Hülſenfrüchte, mit Gewürzen, Oel, auch Mehl zu einem Brei (dal) angemacht, dann Früchte, beſonders vom Mango- und Palmbaum, erſetzen die nahrhaften Speiſen unter der Taglöhnerbevölkerung. Das Brod iſt ungeſäuert; die flachen Kuchen (tschipatti) bilden in den kleineren Garniſonen auch für die Europäer das einzige Brod. Fleiſch wird nur wenig gegeſſen; den Hindu iſt durch ihre Religion nur Fleiſch vom Ziegenbock, von Wild und Geflügel erlaubt, ferner Eier von anderen Vogelarten als Hühnern. Die Mohammedaner dürfen jedes Fleiſch eſſen, nur nicht das vom Schwein. Viel gewöhnlicher als Fleiſch iſt der Genuß von Fiſchen. Durch das Klima bedingt iſt ſtarker Zuſatz ſcharfer, zur Verdauung anregender Gewürze, z. B. von Curry, einem Gemenge aus pulveriſirten Kräutern, das auch von Europäern zu jeder Mahlzeit genoſſen wird. Salz iſt den unteren Klaſſen durch die Steuer leider ſo vertheuert, daß ſie ſich daran Abbruch thun müſſen und unter anderem ſalzdurchtränkte Erde ſtatt Salz den Speiſen beimengen. Geiſtige Getränke ſind ſehr beliebt und bei dem vielfach ſehr ſchlechten Zuſtande des Waſſers ein Bedürfnis, insbeſondere für Europäer. Sehr allgemein iſt Betelkauen ſelbſt unter den vornehmen Hindu; dem Genuß von Opium ſind ebenfalls viele ergeben. Auch Tabak wird gern geraucht, doch iſt die für den inländiſchen Konſum gebaute Sorte gering. Das Haus des Inders zeigt alle Konſtruktionen und Bauſtile vom ſteinernen, mit Platten oder Ziegeln gedeckten Palaſt bis zur Hütte aus einem Rahmen von Bambus und Abfallholz, deſſen Fächer mit Matten belegt oder mit Lehm und Laub ausgefüllt ſind, und deſſen Dach mit Blättern gedeckt iſt. Bei der Sorgloſigkeit, mit welcher das Feuer in Küchen und Werkſtätten behandelt wird, äſchern häufige Schadenfeuer oft ganze Stadttheile ein. Im Innern bilden die Häuſer ſelbſt der Reichſten eine Miſchung von Luxus und Verwahrloſung. In Prunkgemächern der Großen fehlen europäiſche Möbel, Spiegel und Bilder nicht; der Inder ſelbſt gebraucht keine Stühle, und Tiſche nur in beſchränktem Maß. Eine indiſche Beſonderheit der beſſeren Wohnungen der Eingebornen wie der Europäer iſt die Pankha (ſ. d.). Der Anzug beſteht vorwiegend aus langen Tüchern, die kunſtvoll um den Körper geſchlungen werden; doch fehlen auch genähte Kleider nicht. Bei den arbeitenden Klaſſen bildet ein Stück Baumwolle, welches um Hüften und Schenkel gelegt, von rückwärts vorgezogen und in den die Hüften umgebenden Theil geſteckt wird, den ganzen Anzug. Der Schutz, den dieſer »Dhuti« genannte Gürtel dem Unterleib gewährt, iſt für das Klima ſehr wichtig, und deswegen fehlt der Dhuti auch bei den Soldaten, Jockey's ꝛc. nicht. Bei den Frauen gilt es für unanſtändig, die Bruſt zu entblößen; die Aermſten tragen deswegen ein Leibchen, das bis unter die Brüſte reicht, den Rücken und untern Theil des Körpers aber bis zu den Hüften freiläßt; erſt hier beginnt wieder ein Rock in reichen Falten bis zur halben Wade. Wohlhabende tragen über dem Leibchen einen hochfeinen Muſſelin, welcher ſo geſchlungen wird, daß er auch den Kopf einhüllt. Warme Kleider, insbeſondere Decken und Shawls, ſelbſt Pelze, ſind in der kalten Jahreszeit Bedürfnis; ſeidene Röcke und Jacken ſind Feieranzüge bei Männern wie Frauen. Als Kopfbedeckung dient der Turban, deſſen Form nach Kaſte und Religion verſchieden iſt. Man ehrt Höhere im Freien durch Stehenbleiben und Berühren der Stirn, im Haus durch Ausziehen der Pantoffeln. Die Fußbekleidung beſteht aus Schuhen und Sandalen, die man vor der Hausthür ablegt. Schmuck bildet den Maßſtab der Wohlhabenheit, alle Frauen ſind damit reich behangen. Bei Armen iſt es Tand aus Glas, Zinn und Meſſing; die Reichen tragen ſchwere Arm- und Fußſpangen aus Silber und Gold, Diademe mit Edelſteinen u. dgl. Im allgemeinen braucht der Mann für Dhuti, Turban, Decke ꝛc. jährlich 6—10 Mark, die Frau für Ueberwurf (longi), Leibchen, langen Rock, Gürtel und Schmuck 10—15 Mark; mit 80—100 Mark beſchafft eine junge Haushaltung ſchon einen ſehr vollſtändigen Trouſſeau an Kleidern, Geſchirr, Meſſern, Decken und Matten, welche die Stelle von Betten vertreten.

Die Lebensweiſe der Europäer in O. iſt gänzlich abweichend von den heimatlichen wie zum Theil auch von den indiſchen Gewohnheiten. Die Geſammtzahl aller Europäer iſt 140,000 (wovon ca. 59,000 nicht zum Militär gehören); ſodann gibt es noch 112,000 Euraſier, d. h. von Europäern mit Inderinnen gezeugte Individuen. Aus Anlaß des Baues und Betriebs von Eiſenbahnen und Fabriken kamen neuerlich auch zahlreiche gewöhnlichere Arbeiter nach O.; viele derſelben erliegen der Verführung oder dem Klima und verfallen in Armut, und dieſe ſind es, welche die Landſtreicherakte von 1869 (verſchärft 1874) nothwendig machten und ein europäiſches Proletariat bildeten, das der Regierung viele Sorge macht. Die Beamten im Staatsverwaltungsdienſt, die Officiere und ſelbſt Soldaten beziehen gute Gehalte; der ſtrebſame Kaufmann, der trotz der Anſtrengungen, bedingt durch das heiße Klima, an Fleiß nicht nachläßt, kommt ſicher zu Vermögen. Amtsſitze und Wohnungen liegen abſeits jener der Eingebornen; ſie bilden in den größten Städten (Bombay, Kalkutta, Madras) eigene Viertel, ſonſt »Stationen«,

die 1—5 Kilom. von der Eingebornenstadt entfernt liegen. Die Bauart der Häuser entspricht dem heißen Klima; man trifft überall luftige Stuben, neben jedem Schlafzimmer eine Badestube, da ein tägliches, selbst mehrmaliges Bad Bedürfnis ist. Breite Gänge ziehen um den Unterstock des Hauses und wehren mit mächtigen Matten die Sonnenstrahlen ab; die Punkha fehlt in keinem Zimmer, auch Eis und Verdunstungsgefäße sind zur Abkühlung aufgestellt. Nichts genügt aber gegen die Hitze; kommt die heiße Jahreszeit, so tritt für das Familienoberhaupt die Nothwendigkeit ein, die Familie entweder in eine Gesundheitsstation im Gebirge (Himalaya, Westghats, Nilgiri) oder nach England zu senden; Kindern ist das Klima so gefährlich, daß sie ohne solchen Luftwechsel verkommen. Auf Reisen hat man Zelte; sie sind Muster an Dauerhaftigkeit, Zweckmäßigkeit und entsprechend schöner Ausstattung. Neben dem Wohnzelt wird auch ein Badezelt mitgeführt. An Dienern braucht auch der Europäer eine nach unseren Begriffen sehr große Anzahl (Unverheirathete 7, Familien 12—20 Diener); Klima und Kastensitte nöthigen dazu. Die Löhne sind niedrig und betragen im Monat 12—30 Mark, wofür sich der Mann auch verköstigen muß. Große Summen verschlingen Wäsche, Wägen und Pferde. In der Kost ist größte Mäßigung und Einfachheit nöthig. Gastfreundschaft wird in edelster Weise geübt, jeder Europäer hält offenes Haus; Hotels finden sich nur in den größeren Hauptorten und sind theuer und schlecht. Eine große Sorge macht der Regierung die Bereitstellung von Lehrern für die Kinder von Europäern an kleineren Stationen und die Ausmittelung von Arbeit für gewöhnliche Arbeiter. Vgl. **Braddon**, Life in India (Lond. 1872); **Fler**, Pflanzerleben in Indien (2. Aufl., Berl. 1875); »Das europäische Proletariat in O.« (in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« 1874).

Für die Zwecke der **Verwaltung** ist Britisch-Indien in 13 Provinzen und 8 Aufsichtsbezirke eingetheilt (deren Areal und Bevölkerung s. nebenstehende Tabelle). Die oberste Leitung aller politischen Geschäfte mit dem Recht, gegen jeden gesetzgeberischen Akt der Lokalbehörden ein Veto einzulegen, liegt seit 1859 beim **Staatssekretär** für Indien, einem dem Parlament verantwortlichen Mitglied des englischen Staatsministeriums, mit dem Sitz in London, dem der erforderliche Stab von Unterstaatssekretären (2), technischen Departementschefs (6) und einem berathenden Kollegium (Council) aus 15 Mitgliedern, die früher in Indien Posten bekleidet haben müssen, beigegeben ist. In Indien selbst steht an der Spitze der Geschäfte seit 1773 ein **Generalgouverneur**, seit 1858 **Vicekönig** betitelt; seine von ihm ernannten Civilsekretäre haben die Funktionen der Departementschefs im deutschen Reichskanzleramt und bilden mit den beigegebenen Departementsräthen die indische Regierung (Government of India). Die militärischen Angelegenheiten werden von drei Generalkommandeuren in Bombay, Madras und Bengalen verwaltet; letzterer ist zugleich Oberstkommandirender, residirt in Kalkutta, ist jedoch dem Vicekönig unterstellt. Beim Staatssekretär in London ist ein eigener militärischer Sekretär mit dem Decernat über militärische Fragen betraut. Sitz des Government für Indien und Reichshauptstadt ist Kalkutta, das jedoch in der heißen Jahreszeit mit der Gesundheitsstation Simla im Pandschab-Himalaya vertauscht wird. Oberster gesetzgebender Körper für Indien ist das **englische Parlament**. Es ist der Grundsatz festgehalten, »wo

A. Unmittelbares Reichsgebiet*).

Provinz	Areal QKil.	Areal QMeil.	Bevölkerung
1) Präsidentschaft Madras.	358 243	6506	31 312 150
2) » Bombay.	322 754	5854	16 228 774
3) » Bengalen	549 092	9972	62 655 233
4) Assam	145 097	2635	4 201 630
5) Nordwestprovinzen. . .	234 140	4252	30 781 204
6) Pandschab	264 171	4797	17 596 752
7) Audh	62 458	1108	11 220 747
8) Centralprovinzen . . .	210 875	3903	8 201 519
9) Britisch-Birma. . . .	229 356	4165	2 747 148
10) Berar	43 925	797	2 231 565
11) Maissur	60 128	1273	5 055 413
12) Kurg	5 180	94	168 312
13) Adschmir	6 889	125	316 590

B. Vasallenstaaten

(343 an Zahl, darunter 153 Lehnsträger der englischen Krone, die übrigen Aftervasallen und Lehnsträger indischer Fürsten).

Aufsichtsbezirke	Areal QKil.	Areal QMeil.	Bevölkerung	Staaten
1) Centralregierung:				
Radschputana .	318 568	5784	10 000 000	27
Centralindien .	216 450	3931	7 500 000	96
Haidarabad. .	202 025	3669	11 000 000	1
Sikkim, Bhutan, Subhimalaya, Manipur ꝛc. .	260 833	4738	62 000	—
2) Madras. . . .	82 753	1502	3 488 584	6
3) Bombay. . . .	163 931	2977	8 714 405	106
4) Bengalen . . .	149 963	3720	1 779 203	28
5) Assam	55 243	1003	360 363	—
6) Nordwestprovinz .	13 960	253	1 284 691	5
7) Pandschab . . .	113 637	2063	5 086 502	33
8) Centralprovinz .	72 678	1356	1 049 710	15

*) Die Addirung ergibt etwas höhere Zahlen als die amtlichen Zusammenstellungen für ganz Indien, weil Vermessungen, theilweise auch Volkszählungen noch fortgehen und die zu Grunde gelegten Zahlen hierdurch fortwährend Berichtigungen erfahren. — Provinz Nr. 5 und 7 werden zu einer einzigen verschmolzen.

immer es in einer Rechtsfrage in Indien an einem Gesetz oder festen Herkommen fehlt, mögen englische Gesetze zur Bescheidung von Civilklagen herangezogen werden«. Von seinem selbständigen Rechte des Eingreifens in indische Verhältnisse hat das Parlament wiederholt Gebrauch gemacht; früher in den Charten an die Ostindische Kompagnie, seit 1858 in der jährlichen Berathung des indischen Budgets und in zahlreichen Einzelgesetzen, theils allgemein für alle Unterthanen des englischen Weltreichs, theils nur indische Angelegenheiten regelnd. Die Führer der politischen Aktionspartei in Indien erheben die Forderung einer Vertretung Indiens im Parlament durch eigens in Indien gewählte Mitglieder. Kenner indischer Verhältnisse fürchten von Stärkung des englischen Parlaments eine schädliche Beschneidung der Befugnisse der indischen obersten Landesbehörden, halten auch den Inder noch nicht reif für Selbstverwaltung und wünschen ihm erst im Land selbst einen größern Wirkungskreis, insbesondere durch Reform des **indischen Gesetzgebenden Körpers**. Dieser ist geschaffen durch das 1. März 1861 im englischen Parlament durchgegangene »indische Rathsgesetz« (Indian-Councils act), das dem Generalgouverneur wie den Gouverneuren der drei Präsidentschaften (Bengalen, Bombay und Madras) zum Zweck, Gesetze zu erlassen, die für das ganze Reichsgebiet, beziehentlich die einzelnen Provinzen Gültigkeit haben, einen Gesetzgebenden Körper von 24, beziehentlich 12 Mitgliedern an die Seite gibt, von

denen ein Drittheil durch Ernennung aus Nichtbeamten beſtehen muß. Am 16. Nov. 1861 trat der Geſetzgebende Körper für das Reich zum erſtenmal zuſammen. Gegen die Beſchlüſſe aller geſetzgebenden Körper kann, wie erwähnt, der Staatsſekretär für Indien ein Veto einlegen und unterſagt hierdurch den Vollzug. Die Beſchlüſſe unterliegen der Beſtätigung ſeitens des Vicekönigs und können ſich über alle Verhältniſſe erſtrecken, ausgenommen die öffentliche Schuld, Münz- und Poſtweſen, Strafrecht, Religionsverhältniſſe, Militärweſen, Gewerbsprivilegien und auswärtige Angelegenheiten.

Im Detail der Verwaltung ſind Reichsgebiet und Vaſallenſtaaten ſo verſchieden, daß beide Gruppen geſondert betrachtet werden müſſen. Im Reichsgebiet beſteht in der Art der Verwaltung ein Unterſchied darin, daß die Verwaltung bald mit der Rechtspflege vereinigt, bald ganz, bald nur theilweiſe davon getrennt iſt. Vollkommene Vereinigung beider bildete früher den Grundzug der Verwaltung des Pandſchab und hieß davon »Pandſchabſyſtem«, während jetzt die amtliche Sprache den Ausdruck »nicht-regulirt« gebraucht, und zwar herrſcht jetzt (die Fälle völliger Vereinigung aller Gewalten in etlichen Grenzdiſtrikten ausgenommen) Nichtregulirung in der Form, daß die Civilrechtspflege durch eigene Beamte verwaltet wird, die Kriminalfälle dagegen von den Verwaltungsämtern als Gerichten entſchieden werden. Vollkommene Trennung iſt durchgeführt in Bombay, Madras und Theilen von Bengalen. Die Zahl der Beamten iſt ſelbſt da, wo die Regulirung durchgeführt iſt, ſehr gering. Nach Art der Vorbildung und Anrecht auf Stellen wie Penſion unterſcheidet man einen Covenanted und Uncovenanted Service, was ſich als bevorzugter und nicht bevorzugter Beamtenſtand wiedergeben läßt. Covenanted ſind faſt nur Europäer. Vorbedingung des Covenanted Service iſt Beſtehen einer Aufnahmeprüfung ſowie zweier Probejahre, während welcher 2—4000 Mark Suſtentation gewährt werden, und einer Anſtellungsprüfung, welche ſämmtlich nur in London abſolvirt werden können. Bewerber zur Aufnahmeprüfung dürfen nicht älter als 17—21 Jahre ſein. Nach Erlaſſen des Staatsſekretärs für Indien von 1875 ſoll jedoch künftig das Zulaſſungsalter auf 25 Jahre erhöht, Univerſitätsſtudium verlangt und das Staatsexamen in England nur für Europäer beſtimmt werden, während für Inder ein ihren Verhältniſſen angepaßter Parallelkurs in ihrer Heimat eröffnet wird. Das neue Syſtem wird in London mit Gründung einer den Univerſitäten gleichgeſtellten Anſtalt (Indian Institute) ins Leben treten. Die Beamten des Uncovenanted Service werden theils auf Grund anderer Befähigungszeugniſſe berufen (ſo die Deutſchen, welche als Forſtleute und im Erziehungsfach an indiſchen Univerſitäten und landwirtſchaftlichen Schulen als Schulinſpektoren, Techniker ꝛc. in Dienſt treten), theils auf Empfehlung, theils infolge Anwartſchaft aus einem Examen angeſtellt. Urſprünglich hatten beſtimmte Kaſten die Mehrzahl der Beamten geliefert, jetzt kommen immer mehr Abſolventen der indiſchen Mittelſchulen in Aemter. In den drei Präſidentſchaftshauptſtädten werden Staatskonkursprüfungen abgehalten; es gibt beſondere Mittelſchulen, welche ſich mit der Vorbereitung zu dieſem Examen befaſſen; künftig werden zu einflußreicheren Stellen nur Abſolventen der drei Landesuniverſitäten Anwartſchaft erhalten. Eine Beſonderheit des indiſchen Dienſtes ſind die zahlreichen Ablommandirungen von Officieren des ſtehenden Heers auf Anſuchen zum Civildienſte, der viel mehr Anregung bietet als der Garniſondienſt und auch im Avancement Vorzüge hat. Die Gehalte der Europäer erſcheinen, mit europäiſchen Verhältniſſen verglichen, ſehr hoch; allein Klima und Lebensweiſe erfordern auch große Ausgaben, und bedenkt man die Zerſtörung der Geſundheit unter den Einwirkungen von Klima und Anſtrengungen, ſo iſt das Gehalt nicht übermäßig groß, und Erſparniſſe in Mittelſtellen ſind ſchwierig. Den Betrag mögen folgende Ziffern andeuten: Vicekönig 1,130,000 Mark, 1½ Mill. Mk. Averſum für Repräſentations- und Reiſekoſten; Gouverneure und Provinzialchefs 250,000—180,000 Mk. und 150,000 Mk. Averſum; Commiſſioners und Oberrichter 100—60,000 Mk., Diſtriktschefs, Magiſtrate, Deputy-Commiſſioners ꝛc. bis 36,000 Mk., Richter und Beamte niedern Ranges 15—10,000 Mk., Büreauvorſtände herab bis 2400 Mk. im Jahr. Eingeborne werden viel geringer bezahlt.

An der Spitze der Geſchäfte ſtehen in den Präſidentſchaften je ein Gouverneur, in den Nordweſtprovinzen und dem Pandſchab je ein Gouverneur-Lieutenant, ſonſt ein Oberkommiſſär. Sämmtliche ſtehen direkt unter der indiſchen Regierung; die drei Gouverneure genießen jedoch das Vorrecht, direkt, ohne Vermittelung des Generalgouverneurs, ſich an den Staatsſekretär wenden zu dürfen. Die Provinzchefs vereinigen in allen Fragen der Landes- und Steuerverwaltung die höchſte Gewalt; die Gerichte ſtehen unter der Kontrolle eigener Gerichtshöfe und Oberrichter, ſelbſt hinſichtlich der Rechtsverwaltung erhalten ſich jedoch die Gouverneure ꝛc. zur Wahrung des Staatsintereſſes auf dem Laufenden. Eine Mittelſtelle zwiſchen Provinzchef und Unterbehörde (Diſtrikte) ſind die Kommiſſäre (commissioners), welche nur in Madras nicht eingeführt wurden; ſie ſammeln die Berichte, legen Beiakten und Gutachten bei, üben dabei Aufſichtsrechte aus, ſind insbeſondere auch erſte Rechnungsreviſionsbehörde und Mittelſtelle in Kriminalfällen. Hauptvollzugsorgan für Verwaltungsangelegenheiten ſind ſodann die Diſtriktsvorſtände (Magiſtrates in regulirten, Deputy-Commiſſioners in nicht-regulirten Diſtrikten) der 224 Diſtrikte, in welche das Reich eingetheilt iſt; bei ihnen laufen alle Fäden der Lokalverwaltung zuſammen, in ihnen tritt die Einheit der Staatsverwaltung zu Tage. Die Größe der Diſtrikte wechſelt von 3—15,000 QKilom. und 75,000—2½ Mill. Einw. Der Wirkungskreis eines Diſtriktschefs iſt ſehr umfaſſend: er liefert die Staatsſteuern ab, die ſich für den Diſtrikt durchſchnittlich auf 1—2 Mill. Mark belaufen, erhebt die Kreis- und Diſtriktsabgaben (local funds), iſt Polizeichef, Forſtpolizeibehörde, Diſtriktsſchulinſpektor, Civilſtandsbeamter, Mitglied aller Stadtverwaltungen, in deren Verhandlungen er jederzeit den Vorſitz übernehmen kann; er überwacht den Zuſtand der Straßen, Brücken, Fähren (die beim Mangel an Brücken für Indien große Bedeutung haben), wirkt für Hebung der Landwirtſchaft und Viehzucht. Unter ihm ſtehen die Gefängniſſe, Poliziſten und öffentlichen Aerzte; er haftet für Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, zieht ſtatiſtiſche Nachrichten ein ꝛc. Daneben hat er in nicht-regulirten Diſtrikten Kriminaljuriſdiktion, kraft welcher er bis auf 7 Jahre Gefängnis erkennen kann; in einzelnen Provinzen iſt er Notar, in eximirten Diſtrikten ſogar noch Civilrichter erſter, beziehentlich zweiter Inſtanz. Die Dorfverfaſſung war einſt ſehr vorzüglich organiſirt, iſt aber jetzt vielfach, ſo insbeſondere in Bengalen, verfallen; der Gutsbeſitzer hat die Rechte der alten Dorfbeamten an ſich geriſſen. Am

besten erhalten hat sich die Dorfpolizei; eine Eigenthümlichkeit ist, daß bei Diebstählen und Raub vielfach das ganze Dorf für Auffindung der Spur der Thäter verantwortlich ist. Städteordnungen machten sich unter der englischen Verwaltung in den Hauptstädten bald als Bedürfnis geltend. Außerdem bestehen seit 1869 in Bombay, seit 1872 in Pandschab und Bengalen Distriktsausschüsse aus regierungsseitig ernannten Vertrauensmännern zur Verwendung der Local funds für Straßen, Brücken und Schulen. Diese Distriktsräthe sind jedenfalls der Kern, an den sich die weitere Ausbildung des Repräsentativsystems anlehnen muß, das unter englischer Verwaltung Indien seiner Zeit noch zu theil werden wird. — Den Geschäftsgang regeln ausführliche Instruktionen. Das Etatsjahr läuft seit 1866 vom 1. April bis 31. März. Jeder Beamte soll der Landessprache seines Bezirks kundig sein, was aber nicht immer der Fall ist; doch wiegt das Dolmetscherunwesen nicht mehr vor. Uniformen sind nicht eingeführt; im Range gehen Civilbeamte Officieren vor. In Urlaub abwesend sind durchschnittlich 16 Proc. aller europäischen Beamten. Die eingebornen Beamten treten stolz, selbstbewußt auf; Erbübel des Unterpersonals sind Ausbeutungen des Publikums, Ueberforderungen, Erpressungen durch Mißbrauch des Amts. Für treu geleistete Dienste werden Titel und Ehrenkleider verliehen, englische Orden nur an Fürsten und ihre ersten Minister; diese sowie angesehene englisch-indische Untertbanen werden auch unter Verleihung des Titels »Sir« in den englischen Ritterstand erhoben. Der hohe Orden des Sterns von Indien wurde 1861 gestiftet. Die Polizeimannschaft ist durch das Gesetz von 1861 als Civilinstitut organisirt; ihre Gesammtzahl beträgt 131,440 Mann. Das Gefängniswesen erfreute sich jederzeit großer Fürsorge und erfuhr insbesondere seit 1836 wesentliche Verbesserungen. In jeder Provinz ist ein Generalinspektor der Gefängnisse bestellt. Die Zahl aller Distriktsgefängnisse zur Verbüßung von Freiheitsstrafen über ein Jahr ist 20,247 mit einer täglichen Bevölkerung von durchschnittlich 250,000 Verbrechern. Die Justizverwaltung macht große Schwierigkeiten. Falsche Zeugenaussage hält der Inder für erlaubt, in großen Städten leben hunderte vom Zeugengeschäft; Streitsucht ist allgemein. Die Mehrzahl der Richter sind Eingeborne; ihre Bestechlichkeit wird behauptet und verneint, jedenfalls bedürfen sie strengerer Ueberwachung als europäische Richter und nöthigen, Appellationen auch in geringfügigeren Sachen zu gestatten. Das Strafgesetzbuch datirt von 1860; Nachträge brachte das Jahr 1862. Der Strafproceß wurde geregelt durch Gesetz von 1861 mit Novellen von 1869, 1873 und 1875. Zu Grunde gelegt ist der englische Proceß, jedoch mit einigen Abänderungen. Der aburtheilende Richter ist in der Regel ein Einzelrichter; reisende Richter, nach englischem Vorbild, halten mit Beisitzern die Session Courts ab, Gerichtshöfe mit Strafbefugnis bis zur Todesstrafe. Eine Geschwornenbank wird gebildet in gewissen Fällen, wo der oberste Provinzgerichtshof (High Court) in erster Instanz zu Gericht sitzt; sie besteht, anders als in England, aus neun Geschwornen (Eingeborne und Europäer gemischt); seit 1875 wird Stimmenmehrheit, nicht -Einheit zur Verurtheilung geiordert. Die Strafen bestehen in Hinrichtung durch den Strang, in Deportation in eine Verbrecherkolonie (vgl. Andamanen), in Gefängnis, Geldstrafe und Prügel mit einem Rohr oder der neunschwänzigen Katze. Hinrichtungen erfolgen jährlich 200—300; die Prügelstrafe wurde durch Gesetz von 1874 eingeführt und bis zu 50 Streichen gestattet. Unter den abzuurtheilenden Verbrechen sind Diebstähle am häufigsten. Im Civilproceß ist als eine große Neuerung zu bezeichnen, daß mündliche und öffentliche Verhandlung der Klage eingeführt ist. Wie in allen Gebieten des mündlichen Verfahrens, ist der Proceßgang höchst formell, so daß es den Privaten selbst in einfachen Sachen nicht möglich ist, ohne Rechtsbeistand aufzutreten; für Heranbildung von Anwälten sorgen eigene Rechtsschulen. Der Entscheidung hat der Richter zu Grunde zu legen die für Hindu oder Muselmanen geltenden Vorschriften und Rechtsbücher ihrer Religion, das Herkommen und Statuten, »so weit diese Rechtsquellen nicht der Gerechtigkeit, Billigkeit oder gesunden Rechtsgrundsätzen widerstreiten«. Vgl. Stephen, On the administration of justice in India (Kalk. 1872).

Im Schulwesen begann mit 1859 das Riesenunternehmen, europäische Erziehung über ganz Indien zu verbreiten. Die Ostindische Kompagnie hatte sich damit begnügt, Privaten und Gesellschaften, insbesondere den Missionen, zur Unterstützung in ihren Anstrengungen für Errichtung von Schulen Gelder zu bewilligen; ein Erlaß von 1854 forderte sodann auf, durch solche Zuschüsse insbesondere die Dorfschulen zu heben. Auf neuer Grundlage baute das Schulwesen dann der grundlegende Erlaß vom 7. April 1859 auf, ein Werk des gegenwärtigen englischen Premierministers Lord Derby, damals Lord Stanley und Staatssekretär für Indien. Dieser Erlaß fordert in Schulsachen strengste religiöse Neutralität und Aufbringung der Mittel durch Provinz-Zwangssteuern. Für jede Provinz ist ein Schuldirektor bestellt, mit dem erforderlichen Personal an Inspektoren; Ortsschulen sichern den Elementarunterricht, Mittel- und Hochschulen bilden die Begabteren weiter; für Heranbildung von Lehrern sorgen Seminare; den Abschluß bilden Universitäten, für welche das Zeugnis der Reife in einer Abgangsprüfung erworben wird. Der Unterricht wird in der örtlichen Landessprache ertheilt; neben indischen Fächern soll europäische Kunst und Wissenschaft, auch Philosophie, in möglichst weite Kreise getragen werden. In Mittel- und Hochschulen wird neben klassischen orientalischen Sprachen (Sanskrit, Arabisch) Latein und Griechisch, auch Englisch gelehrt. Fortwährend werden neue Schulen errichtet, die nachstehenden Zahlen sind deshalb nicht die neuesten. Außer den 4 Universitäten (in Kalkutta, Bombay, Madras, Lahor) gab es 1872: 42 Colleges, 257 höhere, 1998 mittlere, 91 Specialschulen (Schullehrerseminare, Hebammenschulen ꝛc.) und 12,802 Elementarschulen (darunter 10,542 für Knaben, 2260 für Mädchen). Neben diesen unter amtlicher Aufsicht stehenden Schulen gibt es noch tausende von Dorfschulen, in welchen in Hindudörfern der Dorfguru, in mohammedanischen Orten der Koranvorbeter den Kindern im Lesen, Schreiben und Rechnen nothdürftigen Unterricht ertheilt. In Bengalen wurde der Anfang gemacht, diese Dorfschulen dem allgemeinen Unterricht zu gewinnen, und die Verallgemeinerung dieser Maßregel wird dem Schulwesen großen Aufschwung geben. Eine Neuerung unter der englischen Verwaltung ist die Gründung von Schulen für Mädchen, die im allgemeinen aber wenig Anklang finden; Mohammedaner erheben sogar Schwierigkeiten gegen Inspektion durch einen Mann, selbst wenn er hinter einem Vorhang steht und nur hört, nichts sieht. Subventionirte Missions-

ſchulen (jahrzehntelang die einzigen nach europäiſchen Grundſätzen eingerichteten Schulen) leiſteten insbeſondere im ſüdlichen Indien ſehr viel und ſind noch jetzt unter den Aboriginern wie im Himalaya faſt die einzigen. Die Zahl der des Leſens und Schreibens Kundigen iſt am größten im S. und SW. mit 5 Proc. der Geſammtbevölkerung; in Hindoſtan fällt ſie auf 2, in Centralindien und im Pandſchab auf 1—2 Proc. Die vier Landesuniverſitäten ſind keine Anſtalten im Sinn unſerer Hochſchulen; ſie haben weder Profeſſoren noch Schüler, ſondern nur ernannte Mitglieder (fellows), aus Beamten des Erziehungs- und anderer Departements, auch aus Miſſionären genommen, mit dem Rechte der Verleihung akademiſcher Grade. Vorleſungen halten ſie nicht; ſie bilden einen oberſten, das höhere Schulweſen leitenden Schulrath, haben vier Fakultäten (für Kunſt, Rechtswiſſenſchaft, Medicin und Ingenieurweſen) und wählen aus ihrer Mitte von Zeit zu Zeit einen geſchäftsleitenden Ausſchuß. Zu Kunſtleiſtungen fehlt es den Indern nicht an Anlage, ſie leiſten insbeſondere ſeit Alters im Porträtfach Tüchtiges und verſuchen ſich in der Gegenwart mit Erfolg im Holzſchnitt wie in der Photographie. Auch ihre Muſik zeigt theoretiſch wie praktiſch eine beachtenswerthe Ausbildung und wurde ſchon im Alterthum an den Fürſtenhöfen mit Fleiß geübt; ſie beruht auf einer Tonleiter von ſieben Noten mit verſchiedenen Schlüſſeln und wird in Muſikſchulen methodiſch gelehrt. Auch die Literatur iſt an muſiktheoretiſchen Werken reich. Die Preſſe entwickelte ſich langſam. Die erſte Druckerpreſſe wurde um die Mitte des 16. Jahrh. durch die Jeſuiten in Goa (an der Weſtküſte) aufgeſtellt; die Wiſſenſchaft verfiel hier, dagegen wurde um den Beginn des 19. Jahrh. die däniſche Beſitzung Serampur, nördlich von Kalkutta, Standort einer berühmten Preſſe; hier ward 1818 die erſte Zeitung in einer Landesſprache (Bengali) gedruckt. 1835 erfolgte die Erlaſſung eines freiſinnigen, 1867 revidirten Preßgeſetzes. Die älteſten indiſchen Zeitungen verdanken den Reformbeſtrebungen in indiſchen ſocialen Fragen und in der Vertheidigung der bisherigen Gebräuche ihre Entſtehung und Verbreitung. Die engliſchen Zeitungen ſind älter als die indiſchen und in der Behandlung der Gegenſtände von den Blättern des Mutterlands nicht verſchieden. Es erſcheinen zur Zeit 68 engliſche Blätter, 10 zweiſprachige und ca. 130 in indiſchen Sprachen. Wochenblätter bilden die Regel, andere erſcheinen ein- bis zweimal im Monat. Die Verbreitung allgemeiner Kenntniſſe wie die Gewährung von Preßfreiheit haben die öffentliche Ordnung oder den Beſtand der engliſchen Herrſchaft noch nicht gefährdet; Regierung wie Unterthanen haben davon Vortheil.

Zu großer Wohlthat werden die Beſtrebungen des engliſchen Geſundheitsamts (Indian Medical Department) und dies nicht bloß für das indiſche Volk, ſondern für die ganze weſtaſiatiſche und europäiſche Menſchheit, da Indien der Herd der Cholera iſt, die ſofort hier bewältigt werden muß. In Indien iſt der Arztberuf wie jede andere Beſchäftigung in der Familie erblich: es gibt Arztkaſten. Der gebildete Arzt (hakim) wird mit den Schriften der alten arabiſchen Aerzte bekannt gemacht, erwirbt dann praktiſche Kenntniſſe als Aſſiſtent eines ältern Arztes und läßt ſich nach kurzer Lehre ſelbſtändig nieder. Einige wenige bringen es zu guter Diagnoſe und haben Erfolge aufzuweiſen; die Mehrzahl aber glaubt an Talismane, die Wirkung von zerriebenen Edelſteinen ꝛc. und hält die theuerſten Medicinen für die kräftigſten. Chirurg iſt der Bader. Am ungebildetſten ſind die Hebammen, unter deren verkehrter Behandlung eine große Zahl von Wöchnerinnen zu Grunde geht. Zur allmählichen Ueberführung in beſſere Zuſtände ſind mediciniſche Schulen, Hebammenſchulen, Hoſpitäler und Apotheken nach europäiſchem Muſter errichtet. In Fällen von Cholera u. dgl. werden in wandernder Praxis ärztlicher Rath und Medicin gewährt und die Poliziſten in Verabreichung der erſten Hülfe unterrichtet. Große Erfolge ſind durch das Impfweſen erreicht, das von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung gewinnt. Für Reinlichkeit, Beſchaffung ordentlichen Trinkwaſſers ꝛc. herrſcht noch aller Orten wenig Sinn.

Das Steuerweſen erlitt unter der engliſchen Verwaltung eine völlige Umwälzung. Von Alters her bildete die Abgabe von Grund und Boden die Haupteinnahme; nur ein Sechstheil der Ernte ſollte gefordert werden dürfen, häufig wurde aber ein Viertheil verlangt; daneben gingen, beſonders ſeit der mohammedaniſchen Fremdherrſchaft, höchſt drückende und willkürliche Nebenabgaben an Weidegeld, Viehſteuer, Binnenzöllen ꝛc. her. Die engliſche Verwaltung hat in der Erhebung der Grundſteuer bald das altindiſche Verfahren mittels beſonderer Dorfbeamten, bald das mohammedaniſche Verfahren der Verleihung des Rechts an Zemindare (»Beſitzer von Ländereien«) angenommen; doch herrſcht erſteres vor und zwar in der Form, daß die Steuer für das ganze Dorf beſtimmt wird und die Ortsvorſtände die Vertheilung auf die Einzelnen beſorgen. Sonſt dienten die Abgaben zur Füllung des fürſtlichen Schatzes; jetzt beſtimmt eine Parlamentsakte, daß alle Einnahmen für das Land verwendet werden müſſen. Mit dem Jahr 1856 waren ſämmtliche Provinzen in ordentliche Verwaltung hinübergeführt; ſeit 1861 werden auch regelmäßige Jahresbudgets aufgeſtellt. 1857 betrugen die Einnahmen 634 Mill. Mark, das Budget für 1876—1877 weiſt eine Einnahme von 1001 Mill. Mark auf. Dieſer Zuwachs iſt nur theilweiſe Folge neuer Steuern, wie der Stempelſteuer; im übrigen rührt er von der größern Ergiebigkeit alter Steuern her. Es ertrugen in Millionen Mark:

Steuern	1855	1872	Zunahme
Grundſteuer	335	410	75
Opium	80	153	73
Salz	56	110	54
Stempel	10	47	37
Zölle	20	46	26

Von den Einnahmen entfallen 43,5 Proc. auf direkte, 27,75 Proc. auf indirekte Abgaben; der Reſt wird durch Opium (20 Proc.) und Einnahmen aus Benutzung von Staatsanſtalten (Poſt, Telegraph, Eiſenbahn, Waſſerzins ꝛc.) aufgebracht.

Die Grundſteuer wird nach vier verſchiedenen Grundſätzen erhoben: 1) Freileben wird auf Grund der Geſetze von 1860 von europäiſchen Pflanzern an ödem Land erworben, das ſich zu Thee- und Kaffeekulturen ꝛc. eignet; doch iſt dieſe Art des Landbeſitzes verſchwindend klein. 2) Unabänderlich im Betrag ſteht die Abgabe feſt unter dem Zemindariſyſtem (ſ. oben), welches 1793 für Bengalen und Behar, bald darauf für Benares, 1802 in einem Theil von Madras eingeführt wurde; die Steueranlage wurde nicht mit den Bauern ſelbſt, ſondern mit der Mittelsperſon der Zemindare gemacht. 3) Für 30 Jahre unabänderlich feſtgeſetzt, heißt die Anlage Mauſawarſyſtem. Die Ertragsfähigkeit eines

jeden Stücks Feld wird bei Ablauf der Friſt eingeſchätzt und die Steuer ſo abgeſtuft, daß dem Bauer die Hälfte des Reinertrags verbleibt abzüglich von 4 Proc. für örtliche und Provinzauflagen für Wege, Schulen und Polizeizwecke; dieſes Syſtem gilt in ganz Hindoſtan und im weſtlichen Indien (Bombay). 4) Raiotwari heißt das Syſtem der jährlichen Feſtſetzung der Steuer nach dem Reinertrag; ein Aufſchlag erfolgt nur bei Aenderung des Betriebs, z. B. bei Einführung von Bewäſſerung. Dieſes Syſtem gilt in Centralindien, Madras, Aſſam und Britiſch-Birma. Es entfallen auf das Syſtem unabänderlicher Abgabe 22, auf Mauſawar 58, Raiotwari 20 Proc. der geſammten Grundabgabe. Eine Einkommenſteuer ward 1861 eingeführt, 1873 wieder aufgehoben; ſie war ſehr unbeliebt, dabei ſehr wechſelnd im Ertrag (30—12 Mill. Mark). Die Fehler der Einkommenſteuer werden jetzt vermieden bei den Provinzſteuern (local rates), für welche mit großer Sorgfalt das Reineinkommen eines jeden einzelnen Bauern und Gewerbtreibenden erhoben wird. Eine Gewerbeſteuer beſteht unter dem Namen Pandhri in Centralindien, eine Handelsſteuer in Audh und dem Pandſchab. Britiſch-Birma eigen iſt eine Kopfſteuer, welche nahezu die Hälfte aller Abgaben einbringt. Unter den Einnahmen aus indirekten Steuern ſteht die Opiumſteuer obenan, die aber zum weitaus größten Theil die Chineſen zahlen, nicht die Inder, deren Konſum ſehr gering iſt. Sehr drückend iſt für den kleinen Mann die Salzſteuer, deren Abſchaffung immer wieder und immer vergebens beantragt wird. Ihre Erhebung nöthigte, im Innern des Landes eine Binnenzolllinie (eine 3—4 Meter hohe lebendige Dornenhecke) zu errichten, welche in Multan am Tſchenab (Pandſchab) beginnt, in den Vaſallenſtaaten längs der Nord- und Oſtgrenze von Radſchputana wie Centralindiens hinzieht, an der ſüdlichen Grenze Berars endet und in ihrer geſammten Länge (2400 Kilom.) von 10,832 Zollbeamten bewacht wird. Der Steuer auf Spirituoſen und narkotiſche Genußmittel (Hanfpräparate, Betel) thut die Einfuhr billigen Fabrikats aus Europa Abbruch und fördert die Trunkſucht. Die Steuerlaſt berechnet ſich im allgemeinen für den Kopf der Bevölkerung auf 3 Mark 75 Pf., was ſehr wenig iſt, wenn man einen Vergleich zieht mit England (48 Mk.) oder Sachſen-Weimar (1874: 7,34 Mk.); aber in England ſtellt die Abgabe kaum 8 Proc. des durchſchnittlichen Einkommens, in Sachſen-Weimar 3 Proc. des Steuerkapitals dar, in Indien 15 Proc. des durchſchnittlichen Jahreseinkommens. Unter den Ausgaben ſtehen obenan die Summen für Militär und Marine, Landesverwaltung, Polizei und Rechtspflege; dieſe Ausgaben betrugen 1868: 636, 1875: 586 Mill. Mk. und ſind ſomit in erfreulicher Abnahme begriffen. Die Erhebungskoſten der Steuern belaufen ſich auf 100 Mill. Mk. Sehr hoch ſind die Ausgaben an Penſionen (28 Mill. Mk.) und für die öffentliche Schuld. 1812 hatte die Oſtindiſche Kompagnie bereits 600 Mill. Mk. an Paſſivkapitalien aus indiſchen Einnahmen zu verzinſen; 1823 war ſie durch Abzahlungen auf den niedrigſten Stand von 480 Mill. gebracht, ſtieg aber von jetzt an faſt ſtändig, am meiſten ſeit 1857 infolge der Ausgaben für Bewältigung des Aufſtandes und Rente abwerfende Anlagen, insbeſondere Bewäſſerungswerke und Eiſenbahnen, dann Anlehne für Bewältigung von Hungersnothgefahr (1873). Am 1. April 1876 betrug die Schuldenlaſt 2447 Mill. Mk., welche jährlich eine Ausgabe von 106 Mill. Mk. an Zinſen erfordert. Hierunter iſt eine Reſtſchuld an die Aktionäre der Oſtindiſchen Kompagnie mitbegriffen, welche nach einer Bill von 1873 mit dem Betrag von rund 83 Mill. nach einem beſtimmten Plan getilgt wird. Der Kredit des Landes iſt gut.

Im öffentlichen Bauweſen leiſtete die engliſche Regierung Außerordentliches. 1855 wurde hierfür in jeder Provinz eine eigene Behörde gegründet, 1875 die Leitung des geſammten Bauweſens centraliſirt unter einem mit Miniſterialbefugniſſen ausgerüſteten Beamten. Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Herſtellung von Kaſernen, Beamtendienſtwohnungen, Hoſpitälern, namentlich aber (zur Fernhaltung von Hungersnothjahren) der großartigen Bewäſſerungsanlagen, wie z. B. der tauſende von Kilometern langen Kanäle aus den Flüſſen Ganges, Godaweri, Tungabhadra, Penner, Mahanadi, die zum Theil Wunder der Architektur ſind. Auch die aus der Hindu- und Muſelmanenperiode überkommenen Kanäle und Deichanlagen werden erhalten und erweitert. Für den Verkehr ward zunächſt durch Straßen und Ueberbrückung der Flüſſe geſorgt, ſeit 1853 auch durch Eiſenbahnen; doch dauerte es bis 1871, ehe Bombay mit Kalkutta wie Madras durch einen Schienenſtrang verbunden war. Die indiſchen Bahnen, meiſt von Geſellſchaften unter Staatsgarantie gebaut, hatten 1874 eine Geſammtlänge von 8869 Kilom.; ſeitdem ſind noch über 500 Kilom. eröffnet. 1874 wurden 24 Mill. Menſchen befördert, darunter 23½ Mill. in der unterſten Wagenklaſſe. Die Länge der Telegraphenlinien betrug 1876: 25,772 Kilom. Das Poſtweſen iſt ſeit 1854 nach europäiſchem Muſter organiſirt. Der Poſtſatz iſt im Inland ein einheitlicher von 6 Pf.; den Satz mit dem Ausland beſtimmt der Allgemeine Poſtverein, dem England für ſein Nebenreich Indien 1876 beitrat. Verglichen mit 1854, wo 2,8 Mill. Briefe befördert wurden, hat ſich der Verkehr vervierfacht.

Das Heer beſteht aus einem europäiſchen Kern und einer Eingebornenarmee (Sipahi-Armee, verderbt Sepoy) und zählte 1876: 109,937 Mann Linie und 25,700 Lokaltruppen. Bis 1858 bildeten die europäiſchen Truppen theilweiſe eine beſondere »indiſche Armee«, indem der Oſtindiſchen Kompagnie die Anwerbung von Europäern (Engländern) bis zur Höhe von 20,000 Mann geſtattet war, neben denen die engliſche Krone zur Fernhaltung jeder Gefahr von dieſer jederzeit als überaus wichtig erkannten Kolonie ſeit 1814 »königliche« Truppen in der Stärke bis zu 29,000 Mann auf Rechnung der Kompagnie hinſandte. Jetzt entſendet das Mutterland die mit dem Parlament jährlich vereinbarte Anzahl von Regimentern nach Indien, wo ſie einige Jahre bleiben, um dann wieder nach der Heimat zurückzukehren. Der Dienſt in Indien iſt in der Armee nicht beliebt, viele Soldaten entziehen ſich nach amtlichen Ausweiſen der Verſchiffung durch Deſertion. Die ſonſt erſchreckend hohe Sterblichkeitsziffer wurde durch Vorkehrungen für die Geſundheit (luftige Gebäude, zweckmäßige Beſchäftigung in Gärten und Hausarbeiten während dienſtfreier Zeit, Wechſel der Garniſon, insbeſondere Anlage von Geſundheitsſtationen für Rekonvalescenten und zeitweiſe Geſchwächte) 1859—74 von 43 auf 16 vom Tauſend im Jahr herabgedrückt, was immer noch das Doppelte der Sterblichkeit in England iſt. Taktiſch bilden die europäiſchen Truppen keinen geſchloſſenen Verband, ſondern ſind mit Eingebornen-Regimentern zu Brigaden, Diviſionen und Armeekorps vereinigt. Die Eingebornenarmee rekrutirt ſich, gleich der engliſch-europäiſchen, durch

Werbung; ausgehoben werden (durchſchnittlich 24 fürs Regiment) nur die Kinder von Soldaten, denen die Verpflichtung zu dienen aus der Ausbildung in den Lehranſtalten für Soldatenkinder erwächſt, deren ſeit 1858 jedes Regiment beſitzt. Der neue Zuwachs ſteht im Alter von 18—22 Jahren. Von Kaſten drängen ſich unter den Hindu die zwei oberſten, Brahmanen und Radſchputen, unter den Mohammedanern niedrige Kaſten zum Dienſt; nach Nationen ſind 40 Proc. Hindoſtani, 25 Proc. Pandſchabi, 15 Proc. Himalayabewohner, der Reſt Telugu (10,000) und Tamil Südindiens. Die Uniformen ſind eine Muſterkarte europäiſchen und orientaliſchen Zuſchnitts und ſpielen in allen Farben; bei europäiſchem Schnitt iſt Roth Grundton der Röcke, ſonſt Grün, Blau und Grau. Der Anzug beſteht aus einem Waffenrock und engen Beinkleidern; den Kopf bedeckt eine Schirmmütze (ſonſt ein Tſchako). National iſt der Anzug bei den Lokaltruppen und einzelnen Kavallerieregimentern. Der Sold iſt 14 Mark im Monat, eine im Vergleich mit den Preiſen der Lebensmittel und Arbeitslöhne hohe Summe. Der größere Theil der Soldaten iſt ſchon bei der Anwerbung verheirathet; wegen des großen Troſſes von Frauen, Kindern und Dienern der Officiere iſt die Kaſernirung ganz eigenthümlich und beſteht in langen Reihen niedriger Häuſer, die häufig baufällig ſind und aller Bequemlichkeit entbehren. Zu den ſonſtigen Schwierigkeiten der Abrichtung kommt noch das Kommando in engliſcher Sprache. Die Infanterie hatte bis 1857 glatte Vorderlader, dann erhielt ſie gezogene Vorderlader; 1874 wurde mit Ausgabe der vorzüglichen Snider-Hinterlader begonnen. Jedes Bataillon bildet ein Regiment, bei der Infanterie von 800, bei der Kavallerie von 420 Mann; die Artillerie beſteht lediglich aus Europäern. Die geſammte engliſch-indiſche Armee iſt in drei Armeekorps eingetheilt: eine Bengalarmee (38,000 Europäer und 74,200 Eingeborne), Bombayarmee (11,200 Europäer und 25,947 Eingeborne), Madrasarmee (13,700 Europäer und 34,390 Eingeborne). Der Oberkommandant für Bengalen iſt zugleich Höchſtkommandirender über alle indiſchen Truppen. Kommandeure und Oberofficiere (durchſchnittlich 6—7 im Regiment) ſind Engländer. An einer Reſerve ausgebildeter Mannſchaft fehlt es. Erſt nach 40jähriger aktiver Dienſtzeit erwirbt der Mann Penſionsrecht (jetzt 8 Mark monatlich).

Die indiſchen Vaſallenſtaaten Englands ſind in Beſitz und Rechten durch Sannads oder Patente geſchützt, für ſämmtliche regierende Fürſten (Radſcha's), aber an jeden ſpeciell, ausgefertigt unterm 11. März 1862. Die ſtaatsrechtliche Fortdauer von unter eingebornen Fürſten ſtehenden Staaten ward damit anerkannt. Mehrfach bilden die Duodezfürſten einer beſtimmten Landſchaft einen ſtaatsrechtlichen Bund mit gemeinſamen Einrichtungen, und ſolche Vereinigungen werden als Einheit gezählt. Die Liſte der ſelbſtändigen, regierenden, mit Patent ausgeſtatteten Fürſten zählt deshalb 153 Vaſallenreiche; die einzelnen Gebiete ſind dabei noch häufig in viele Parcellen zerſplittert. Die Fürſten ſind in ihrer Machtfülle durch die Großen ihrer Länder beſchränkt, die zu ihnen im Verhältnis von Untervaſallen ſtehen und ſchon viele Revolutionen wie Thronſtreite anzettelten. Es gehörte zu den ſchwierigſten Aufgaben der engliſchen Aufſichtsbeamten, dieſe Verhältniſſe friedlich zu ordnen; Streitigkeiten werden theilweiſe durch gemiſchte (»internationale«) Staatsgerichtshöfe ausgeglichen. Der Religion nach ſind 28 Fürſten Hindu, die übrigen Mohammedaner; der Kaſte und Raſſe nach wiegen Radſchputen (Kriegerkaſte) und Pathan (Afghanen) vor. Die Erziehung dieſer Fürſten iſt unglaublich vernachläſſigt; ſeitens der engliſchen Regierung werden deshalb Minderjährige nicht dem Einfluß ihrer Umgebung überlaſſen, ſondern in Fürſtenkollegien erzogen. Erwachſenen Thronfolgern wird zur Erwerbung von Kenntniſſen und beſſeren Sitten ein engliſcher Officier beigegeben. Verwaltung und Rechtspflege, Verſchwendung der Fürſten und Druck von ihnen wie ihren Beamten auf die ſteuerzahlende Menge, Einfluß der Weiber und der Verwandtſchaft auf den Gang der Geſchäfte und die Auswahl der Beamten erinnern bei der Mehrzahl noch an alte Zeiten und ſind ein Beweis, wie wenig ſich Indien ändert, wenn es ſich ſelbſt überlaſſen iſt. An der Spitze der Geſchäfte ſteht ein Kollegium, der Darbar; der oberſte Rathgeber, mit dem Titel Diwan, nimmt die Stelle unſeres Miniſterpräſidenten ein; Europäer bekleiden dieſe Stelle nur in den ſeltenſten Fällen. Die Gehalte ſind gering, ja geradezu ungenügend zur Beſtreitung des Lebensunterhalts und der Standesausgaben; die Beamten entſchädigen ſich aber durch Mißbrauch bei der Erhebung der Büreaugelder. Am ſchlimmſten ſteht es mit der Rechtspflege aus, ſie iſt, wie in allen aſiatiſchen Staaten, eine Poſſe; Geld wird faſt nie verfehlen, den Strafausſpruch oder Proceßverluſt abzuwenden. Aehnlich wie in China, iſt der niedere Gerichtsbeamte eine gefürchtete Perſon; eingeſchritten wird nur, wenn er ſich an einer einflußreichen Familie vergreift. Für Gefängniſſe geſchieht gar nichts; willkürliche Einſperrungen oder Verlängerung der Strafhaft bis zur Erlegung eines Geſchenks ſeitens der Verwandten ſind mit Peinigung der Gefangenen an der Tagesordnung. Schulen und Volksbildung erſcheinen den meiſten Radſcha's entbehrlich. Die Staatseinkünfte ſind perſönliches Einkommen der Fürſten; nur wenig, faſt nichts wird davon für die Civilverwaltung oder das Militär ausgegeben; die Koſten hierfür werden in den meiſten Staaten durch Extrazuſchläge aufgebracht. Man ſchätzt das Jahreseinkommen aller Fürſten auf 260 Mill. Mark. Haupteinnahmequelle ſind Grundſteuer und Binnenzölle in einigen Staaten (insbeſondere von Radſchputana), auch Salz. Der Hof lebt ſtets in höchſter Pracht; Wohnung, Anzug, Glanz der Feſte ſind pomphaft; eine Neuerung ſeit der engliſchen Herrſchaft ſind Feſte, die unter Einladung von Europäern, in europäiſchen Formen und mit Speiſen ꝛc. nach europäiſcher Art abgehalten werden. Auf das Heerweſen müſſen die größeren Fürſten ſchon deswegen etwas verwenden, weil ſie vertragsmäßig verpflichtet ſind, den Engländern im Kriegsfall eine gewiſſe Anzahl Soldaten zu ſtellen. 1875 gab es 315,000 Mann ſolcher Truppen; die Artillerie zählte 5300 große Geſchütze. Dieſe der Ziffer nach ſtattliche Armee iſt für England ohne alle Gefahr und geradezu verächtlich. Die Heeresfolge bildet eine Grundlaſt; die Bewaffnung beſteht in Piken oder alten Vorderladern, die Artillerie hat veraltete Geſchütze und ſchlechte Beſpannung. Die engliſche Herrſchaft hat ſich übrigens für die indiſchen Fürſten ſehr nützlich erwieſen; unter keiner orientaliſchen Großmacht wäre ihr Beſitz in gleicher Weiſe geſichert geweſen und Anarchie fern gehalten worden.

Vgl. Martin, The Indian empire (Lond. 1858—1861, 3 Bde.); Humphreys, Manual of British government in India (daſ. 1857); Markham, A memoir on the Indian surveys (daſ. 1871); Duncan, Geography of India (Madras 1876); Prichard,

The administration of India from 1859 to 1868 (Lond. 1869, 2 Bde.); E. de Valbezen, Les Anglais et l'Inde (Par. 1875); »Annals of Indian administration« (Kalk. 1857 ff., 19 Bde.). Eine sehr gute Uebersicht enthält: »The Times of India, handbook of Hindostan« (Bomb. 1857).

Geschichte. Von den weltgeschichtlichen Ereignissen, welche unter den abendländischen Völkern die Perioden des Alterthums, Mittelalters und der Neuzeit abgrenzen, äußerte auf die Geschicke Ostindiens nur die Entdeckung des Seewegs dahin (1498) einen so mächtigen Einfluß, daß damit ein Wendepunkt seiner Geschicke beginnt; für die ältere Zeit müssen wir dagegen die Eintheilung nach den Hauptabschnitten in der eigenen Geschichte vornehmen. I. Von der ältesten Zeit bis zu Buddha's Tode (544 v. Chr.). Ueber die älteste Geschichte fehlen glaubwürdige Nachrichten; die Geschichtsforscher waren Dichter, welche Gebilde ihrer Einbildungskraft als wirkliche Personen und Thaten hinstellten; die chronologischen Reihen wurden von Astronomen in der Absicht aufgestellt, die irdischen Ereignisse mit den kosmologischen, auf himmlischer Satzung beruhenden Zeitaltern in Einklang zu bringen; das Heldenepos: »Mahábhárata« drängt in Tage zusammen, was in Jahren sich zutrug. Für Zeiträume von Jahrtausenden sind wir auf Sagen angewiesen, die Schwierigkeiten ihrer Würdigung vermehrt Vielartigkeit der indischen Völker; aber dennoch vermochten die Forscher einzelne Vermuthungen aufzustellen, die der Wahrheit nahekommen werden. a) Die Weda's, die ältesten heiligen Gesänge der Arier, erhielten ihre gegenwärtige Fassung wahrscheinlich um 1400; ihr Alter reicht aber viel höher hinauf, läßt sich jedoch nicht einmal annähernd feststellen. In der Zeit, in welcher unsere Vorfahren in Deutschland noch in Pfahlbauten hausten und sich der Steinwerkzeuge bedienten, pflegte der Inder schon lange den Ackerbau, hatte Mühlen und Maße, wohnte unter selbstaufgerichteten Dächern und übte die Kunst des Webens. b) Schon vor Moses (16. Jahrh.) stand Indien mit Kleinasien in Verkehr; Schiffe verkehrten zwischen den Ufern des Rothen wie Persischen Meers und den Indusmündungen, und der sabäische wie phönikische Handel dieser Zeit war sicher einer der einträglichsten in der Geschichte des Welthandels. c) Die fabelhaften Ueberlieferungen über die Königsreihen vom Sonnengeschlecht und vom Mondgeschlecht beruhen auf Thatsachen; das Heldengedicht: »Rámayána« (s. d.) verzeichnet die Thaten des Helden des Sonnengeschlechts, welcher etwa um 1200 erobernd bis Ceylon gelangte; das »Mahábhárata« (s. d.) ist das große Thatenbuch der Monddynastie. Mit dem Auftreten des Buddha (s. Buddhismus), als dessen Todesjahr 544 festgestellt ist, vollzieht sich eine große religiös-sociale Wandlung.

II. Von Buddha bis zu den Mohammedanern (700 n. Chr.). Der erste auswärtige König, von dem wir beglaubigte Nachrichten über Beziehungen zu Indien haben, ist Darius, der um den Beginn des 6. Jahrh. die Uferländer des Indus sich tributbar gemacht hatte. Weiter drang Alexander d. Gr. vor, der 326 über den Indus setzte, bis östlich von Lahor gelangte und den Indus hinabfuhr; eine Menge Kolonien wurden angelegt, und makedonische Truppen blieben zurück. Das Verdienst, die fremden Krieger vertrieben zu haben, wird dem König Tschandragupta (315—291) zugeschrieben, dem Stifter der Mauryadynastie, welche Benares zur Hauptstadt hatte, dem jedenfalls die Auszeichnung bleibt, der erste Herrscher gewesen zu sein, welcher das ganze nördliche Indien unter seinem Scepter vereinigte. Sein Enkel Asoka (263—226) ließ sich die Ausbreitung der buddhistischen Religion angelegen sein; sein Reich erstreckte sich bis an den Ganges. Große politische Umwälzungen und dauernde Aenderungen in den Völkersitzen des nördlichen Indien brachte im letzten Jahrhundert v. Chr. der Einbruch der Indoskythen genannten türkisch-tatarischen Völker aus Centralasien und die Aufrichtung ihrer Königreiche im Pandschab. Um 57 macht sich der König Wikramaditya von Malwa (s. d.) mit der Hauptstadt Udschain dauernd berühmt; noch heute ist die ihm zu Ehren eingeführte chronologische Sanwat-Aera (57) im ganzen nördlichen Indien am verbreitetsten. Gleichfalls als Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung ist Salivahana, König von Magadha, verewigt; von 77 n. Chr. beginnt die nach ihm Saka genannte Aera. Ein volles Jahrtausend noch behielt jeder einzelne Staat seine Selbständigkeit wie seine eigenen Herrscher; in den vielen Kriegen, Fehden und Thronstreitigkeiten warf sich keiner zum alleinigen Gebieter über einen großen Theil Indiens auf, nur zeitweise herrschte die Radschputendynastie zu Kanodsch über Hindostan und Theile von Bengalen, dann die Yadavakönige, deren Stamm bei Mattra in Hindostan seine Heimat hatte und von hier im 4. Jahrh. bis zur Ost- und Westküste (Orissa und Gudscherat) streifte. In Südindien behaupteten ihren uralten Einfluß die Dynastie der Tschola in Kondscheweram und die hochberühmte Pandyadynastie mit der Hauptstadt Madura, die Jahrhunderte hindurch Sammelpunkt aller südindischen Gelehrten und Bauplatz für die prachtvollsten Bauten in der Zeit der mittelalterlichen Hindubauwerke blieb.

III. Von den Mohammedanern bis zur Entdeckung des Seewegs nach Indien 1498. In dieser Periode fließen die Zeitangaben aus Geschichtswerken außerindischer Völker reichlicher, die Geschichte wird zuverlässiger, das Bild aber trauriger; das nordwestliche und nördliche Indien raucht buchstäblich von der Menge des vergossenen Bluts. Auf ihren Zügen nach Osten machten die Araber 683 Kabul tributpflichtig, im angrenzenden Sindh erlangten sie dauernden Einfluß 705; auf Befehl des Chalifen Valid drang Mohammed ben Kasim, Statthalter von Chorasan, vom Meer aus nach dem Indus vor, unterwarf sich 712 Multan und formte aus dieser neu eroberten Provinz drei Statthaltereien. Seine Nachfolger im Kommando eroberten auch die Halbinsel Gudscherat. Den verdrängten Fürsten gelang es zwar wiederholt, die Fremdlinge zu verjagen; aber die Araber setzten sich immer wieder in den Besitz. 812 kam der erste Fall einer Auflehnung der Statthalter gegen die Chalifen vor, deren Macht erblaßt war; die indischen Eroberungen wurden dadurch vom Hauptland getrennt und gelangten ebenfalls zur Unabhängigkeit. Im Beginn des 11. Jahrh. wurden sie eine Beute des Sultans Mahmud von Ghasna in Afghanistan nahe der indischen Grenze, des Gründers der Herrschaft der Ghasnawiden. Mahmuds erster Zug fällt in das Jahr 1001, Multan wurde gezüchtigt wegen Tributverweigerung. Nun ging es nach Sindh; die am höchsten verehrten Tempel mit ihren reichen Schätzen und die Residenzen der Fürsten wurden heimgesucht, geplündert, die Einwohner niedergemetzelt, die Beute in die Heimat zurückgebracht und dann wieder ein anderer Bezirk mit Krieg überzogen; so gelangte Mahmud bis Dehli, zerstörte den Brahmanentempel zu Thanesar, gleichfalls aus bloßer Habsucht

1017 die Stadt Mattra, 1020 Lahor. Mahmud blieb in offener Feldschlacht auch gegen überlegene Feinde Sieger; die indischen Fürsten rafften sich zwar wiederholt zu einem Bund auf, aber den religiösen Gegensatz zwischen den Verehrern Wischnu's und Siwa's vermochten selbst so schwierige Zeiten dauernd nicht zu beseitigen. 1030 starb Mahmud; eine neue staatliche Organisation hatte er nicht zu Stande gebracht, schon 1043 finden wir Thanesar und Dehli von den Indern zurückerobert. Rasch änderten sich die Dinge seit dem Aufrichten des Reichs der Ghor- (Pathan- oder Afghan-) Sultane mit dem Sitz in Dehli. Gründer dieser Dynastie ist Schahab eddin Mohammed aus afghanischem Stamm, dessen Vorfahren sich im Beginn des 12. Jahrh. Ghasna's bemächtigten; um 1190 hatte der energische Schahab eddin auch die Indusprovinzen des ghasnawidischen Reichs erworben. Die Erweiterung seines Reichs in Indien datirt von seinem Sieg über Prithwiradscha, den mächtigen Herrscher der zu Dehli residirenden Tschohandynastie. In sieben Schlachten hatte der indische Fürst den Eindringling geschlagen und in sein Land zurückgetrieben. 1192 brach Schahab eddin mit einem neuen Heer von 120,000 Afghanen auf; am heiligen Fluß Saraswati, heute Gegar, erschütterten die Afghanen die feindliche Heerstellung und durchbrachen deren Reihen; auf dem Zuge gegen Osten erlaubten sie sich die größten Grausamkeiten. Durch Geschenke von Millionen Mark im Werth ließ sich ihr Führer bestimmen, nicht nach Dehli zu ziehen, und kehrte nach Ghasna zurück. Statthalter mit dem Sitz in Dehli wurde Kutb eddin, ein äußerst begabter, energischer Mann, der sich die Ausbreitung des Islam eifrig angelegen sein ließ. Unter seinen Nachfolgern ragt Altamsch hervor, der sich in Malwa und Bandelkand in Bengalen gefürchtet machte; überall, wo Mohammedaner befahlen, ward auf Annahme des Islam hingewirkt. Mit Dschalad uddin Feroz Schah gelangt 1288 die zweite afghanische Dynastie auf den Thron. Sein Sohn Allah uddin regierte 20 Jahre (1296—1316); ihm gebührt der Beiname des Blutvergießers. Die Regierungsgeschäfte blieben in den Händen von begabten Männern niederer Herkunft, die zu den höchsten Stellen gelangten; wiederholt strebten diese nach dem Thron, welchen mit Gründung der dritten Dynastie 1321 Ghias uddin Tughlak, von Gudscherat aus niederer Kaste, erwarb. Seine Nachfolger waren unfähig zu regieren, die Macht der Centralregierung nahm an Kraft stetig ab. Die vierte Dynastie (1414—51) weist ganz schwache Fürsten auf; mehr Kraft zeigte die fünfte Dynastie, doch wurde diese jetzt in Kämpfe mit den aus Centralasien heranstürmenden türkisch-tatarischen Stämmen verwickelt. Sultan Baber zog von Kabul aus gegen Lahor, erstürmte, plünderte dieses und vernichtete 20. April 1526 bei Panipat (29° 25′ nördl. Br., 76° 45′ östl. L. v. Gr.) mit nur 12,000 Mann das 100,000 Reiter und 300 Elefanten zählende Heer Ibrahim Sultans. Ibrahim fiel, Dehli und Agra wurden genommen, und von dieser Zeit datirt die Ausbreitung des Kaiserreichs der indischen Großmoguln. Im mittlern Indien vollzog sich in dieser Zeit langsam die Gründung von Radschputstaaten, ob lediglich durch glückliche Kriege abenteuerlicher Eroberer oder infolge einer stärkern Einwanderung, muß noch dahingestellt bleiben. Im mittleren Dekhan und Südindien erlangten im 14. Jahrh. vorübergehend die mohammedanischen Sultane von Dehli Einfluß; doch wurde ihnen die Herrschaft in Dekhan durch die in Vider residirende Dynastie der Bahmani entrissen, die von hier aus zwischen 1356—1450 selbst Orissa beherrschten; im südlichen Indien erwarb sich großen Glanz die mächtig sich regende Dynastie der Widschajanagarkönige, die von den Yadava (s. oben) abzustammen behaupteten und schließlich über alles Land südlich der Krischna Oberherrlichkeit beanspruchten.

IV. Vom 16. Jahrh. bis auf die neueste Zeit. 1) Das Mogulkaiserreich bildet eine der glänzendsten Epochen in der indischen Geschichte; neben vielen Greueln dankt ihnen insbesondere Hindostan viele zweckmäßige Verwaltungseinrichtungen, großartige Paläste, Moscheen und Kanäle. Die mohammedanischen Annalen zählen bald 15, bald 17 Könige, je nachdem zwischen dem 11. und 12. zwei Herrscher von äußerst kurzer Dauer eingerechnet werden oder nicht. Gründer dieser neuen Dynastie, mit der Residenz in Dehli, ist Baber, tatarischer Abstammung (1526—30); recht eigentlich Mehrer des Reichs wurde Akbar (1556—1605). Akbar ist unstreitig der bedeutendste dieser Könige, voll Weisheit und Umsicht in allen Regierungshandlungen; er trug seine Waffen siegreich bis zur Ost- und Westküste, nur der Süden Indiens blieb von ihm unbezwungen. Sein Sohn Dschehangir (1605—1628) gefiel sich im Blutvergießen und entfremdete sich die Hindu durch seinen religiösen Fanatismus; Schah Dschehan wurde Gefangener seines Sohns Aurengzib (1658—1707), welcher mit derselben Blutgier, die er gegen seine nächsten Verwandten bewies, gegen alle Andersgläubigen wüthete; in seinem unter tüchtiger Führung stets siegreichen Heer hielt er strenge Mannszucht. Mit seinem Tode beginnt der Verfall, nur dem Namen nach besteht noch das alte Reich; die mohammedanischen Statthalter und Hinduradscha's, welchen ihr Land gegen bestimmte Abgaben zu Lehen belassen worden war, machten sich mehr und mehr unabhängig; besonders gefährlich wurden die Marathen (s. unten). Der Raub- und Eroberungszug des persischen Königs Nadir Schah, der 1739 in Dehli ein schreckliches Blutbad angerichtet und Beute im Werth von 2500 Mill. Mark von dort weggeschleppt haben soll, beschleunigte nur den Niedergang und bahnte den Eroberungen der Europäer den Weg. Die Fürsten folgten sich in raschem Wechsel; 1803 wurde die Hauptstadt Dehli an die Engländer abgetreten, dem Namen nach gab es aber noch einen Mogulkönig bis 1857; damals erhob sich Mohammed Bahadur Schah gegen die englische Herrschaft, leistete den Rebellen Vorschub und wurde nach Eroberung der Stadt nach Mulmen in Hinterindien gebracht, wo er 1872 unbeachtet starb.

2) Die Marathen. In Centralindien richten im 15. Jahrh. die Gond, die seit einigen Jahrhunderten von Radschputen-Emporkömmlingen beherrscht gewesen waren, ein Reich ein, das der Fürst von Garha, Mandla, bis in die untere Narbadagegend ausdehnte; die Marathenkriegszüge machten dieser patriarchalischen Regierung ein Ende, und es folgte jetzt eine Zeit der Wirren, reich an tapferen Kriegsthaten der Marathen. Gründer ihres Reichs wurde Siwadschi, geb. 1627, vom niedern Stamm der Kurmikaste. 300 Jahre lang hatten die Marathen oder der Volksstamm, welcher sich auer durch die Halbinsel von der Westküste bei Bombay bis gegen Orissa hinzieht, unter mohammedanischer Herrschaft gestanden. Ihr Name war vergessen; Sprache und Religion waren fast die einzigen Momente, welche sie von ihren Herren schieden und unter einander ver-

banden. Von seinem Vater verstoßen, der sich im Dienste des Königs von Bidschapur eines kleinen Besitzes bemächtigt hatte, wuchs Siwadschi in Puna (18½° nördl. Br.) unter Leitung der ihm beigegebenen Erzieher auf. Im Alter von 17 Jahren begann er seine Karrière als Plünderer; bei seinem Tode 1682 hatte er ein Reich gegründet, das den größten Theil des Konkan genannten Landstrichs an der Westküste umfaßte. Siwadschi wollte nichts sein als ein erfolgreicher Kämpfer gegen die niedergehende Macht der Großmoguln, der er zu Wasser und zu Lande den größten Abbruch that. Unter seinem Sohn und Nachfolger gingen die Eroberungen größtentheils wieder verloren; Kaiser Aurengzib ließ ihn 1689 grausam zu Tode martern, vermochte aber nicht, die Nation wieder zu unterwerfen. Unter der schwachen Regierung des Großmoguls Mohammed Schah (1719—48) kräftigten sich die Marathen wieder; Sahodschi, ein Enkel Siwadschi's, wurde zum Oberhaupt erhoben und schlug seine Residenz in Sattara auf; er gab sich jedoch nur Vergnügungen hin, die Geschäfte besorgte dagegen sein Minister Balladschi, in dessen Familie nun, wie dies unter den Marathen die Regel war, dieser hohe Posten eines Peischwa erblich wurde. Die Söhne des zweiten Peischwa, Badschi Rao (1720—40), wurden Gründer neuer Dynastien; Peischwa wurde sein jüngster Sohn, der den Engländern bei dem Kampf in Konkan wirksamen Beistand leistete. In dieser Zeit vollzog sich ein für die Folge wichtiges Ereignis: aus untergeordneten Stellungen erhoben sich der Sindia und der Holkar zu Führern der Marathenheere, ganz Malwa wurde unter sie getheilt. Die Marathen standen auf der höchsten Macht; nach Dehli wurden sie zur Vermittelung der Hauszwistigkeiten eingeladen, 1758 eroberten sie Lahor und Multan; doch zog gerade dieser Erfolg wieder die Afghanen unter Achmed Schah Abdalli ins Land, der nun Indien überflutete und die Marathen 6. Jan. 1761 bei Panipat, wo nun zum drittenmal über Indiens Schicksal entschieden wurde, überwand; damit war ihrer Herrschaft im nördlichen Indien für längere Zeit ein Ende gemacht. 1772 stellte ihren Einfluß in Rohilkand und Dehli der Sindia her; 1775 trat der Peischwa einige Inseln an der Bombayküste an die Engländer ab; dieser Vertrag gab aber Anlaß zum ersten Krieg der Engländer gegen die Marathen. Innerer Hader zersplitterte die Macht des Peischwa; die Engländer, deren anwachsende Macht denselben argwöhnisch machte und zu Bündnissen mit Nachbarn veranlaßte, schlossen mit diesen selbständige Verträge. 1802 unterlagen die vereinigten Armeen des Peischwa und Sindia gegen jene des Holkars zu Indor; die Engländer führten den erstern wieder nach Puna zurück. Zwischen 1803—1805 machten die englischen Heere dem Bunde der Marathenfürsten in siegreichen Kämpfen ein Ende. Treubruch und unbesonnener Angriff auf die britische Sicherheitswache des politischen Aufsichtsbeamten zu Puna führten dann 1818 zur Absetzung des Peischwa, Einziehung seiner Besitzungen und Anweisung eines Jahrgehalts mit dem Sitz in Bithur bei Khanpur. Vgl. Grant Duff, **History of the Mahrattas** (Lond. 1826, 3 Bde.).

3) Geschichte der europäisch-indischen Handelsgesellschaften bis zur Einsetzung eines englischen Generalgouverneurs für Indien (1774). 1497 umschiffte Vasco da Gama das Kap der Guten Hoffnung, durchschiffte den Indischen Ocean und landete 1498 bei Kalikat an der Malabarküste, wo er vom Landesfürsten mit großen Ehren aufgenommen wurde. Vasco da Gama kehrte nach Portugal zurück; mit Alvarez Cabral kamen 1500 acht Priester zur Bekehrung der Inder; die Portugiesen handhabten aber das Schwert eifriger als die Bibel, und es kam zum Krieg. Kalikat wurde eingeäschert, 50 Einwohner (1502) grausamer Behandlung durch Abhauen der Hände und Füße unterworfen. Die Portugiesen machten sich hierdurch verhaßt; 1505 wurde als erster Statthalter Almeida gesandt, ihm folgte 1508 Albuquerque, der bedeutendste Mann in der portugiesisch-indischen Geschichte. 1509 nahm er Goa ein und ließ sich mit den Nachbarn in Krieg ein; nach seinem Tode kamen die Portugiesen ins Gedränge und verloren allmählich ihre Besitzungen bis auf den noch jetzt ihnen gehörenden Rest (Goa, Daman, Din). Die portugiesischen Jesuiten führten mancherlei Verbesserungen ein; sie brachten aber auch die verabscheuungswürdige Inquisition mit, und ihr Wirken kann im ganzen als Wohlthat für Indien nicht betrachtet werden. Die Erfolge der Portugiesen hatten die Bildung von vier europäisch-ostindischen Handelsgesellschaften zur Folge: der niederländischen 1594, der englischen 1600, der dänischen 1616, der französischen 1664. Die niederländischen und dänischen Ansiedelungen gelangten niemals zu Bedeutung; erstere gingen Mitte des 18. Jahrh., letztere (Trankebar, Frederikenagor und Serampur) durch Vertrag vom 22. Febr. 1845 gegen einen Kaufpreis von 2½ Mill. Mark an England über. Die Englisch-Indische Handelskompagnie erhielt ihren ersten Freibrief unterm 31. Dec. 1600. Diese Gesellschaft sollte das vermittelnde Glied werden im Verkehr Englands mit Südasien; sie erwirkte 1609 Erneuerung ihres Freibriefs ohne Zeitbeschränkung, gab sich 1612 eine festere Organisation und erhielt 1624 die peinliche Gerichtsbarkeit verliehen; von da an ward die Handelsgesellschaft zugleich als politische Regierung anerkannt. 1612 ward mit Bewilligung des Mogulkaisers Dschehangir die erste Faktorei in Surat (an der Taptimündung), 1620 an der Ostküste Masulipatam und kurz darauf Armogum (nördlich von Palikat) gegründet, 1639 mit Verwilligung des Radscha's von Tschandergharі das Fort St. George in Madras erbaut. 1640 gelangten die ersten britischen Schiffe nach Bengalen (Hugliмündung), wo Schah Dschehan ihnen Zollfreiheiten gewährte zum Dank für ärztliche Hülfe bei einer Krankheit seiner Tochter. Gern gesehen waren die Fremden nicht; nur durch Duldsamkeit, Nachgiebigkeit und Unterstützung des einen Gewalthabers gegen den andern gelangten sie zu Verträgen. Die Zahl der Ansiedelungen mehrte sich rascher an der West- als an der Ostküste; die Insel Bombay, 1532 von den Portugiesen besetzt, kam 1661 als Mitgift der Gemahlin Karls II. an die englische Krone, welche sie 1668 an die Kompagnie abtrat. Im Osten wurde 1691 bei Tegnapatam Fort David erbaut, 1698 wurden drei Dörfer am Hugli (Kalkutta ꝛc.) erworben und hier Fort William errichtet. 1695 erlangte eine Vereinigung schottischer Kaufherren Handelsprivilegien für Indien; 1702 erfolgte dauernd die Verschmelzung beider Kompagnien zu einer einzigen. Seit 1664 beginnt die durch den berühmten Colbert ins Leben gerufene Französisch-Ostindische Handelskompagnie in der Nähe der englischen Besitzungen Niederlassungen anzulegen; die Gesellschaft blühte rasch auf, erwarb durch Kauf 1674 Pondischerri an der Koromandelküste, Tschandernagor in Bengalen. 1746, nach Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England, fiel Madras in die Hände der Franzosen,

die es aber im Frieden von Aachen (1748) wieder zurückgaben. Fast ganz Südindien war damals dem Nizam von Haidarabad unterthan, der Nabob von Karnatik war sein Vasall; die Maratben dagegen hielten Tandschor und Umgebung. Die Engländer verhalfen einem Marathen-Kronprätendenten zum Thron und erhielten dafür Dewikotta; die Franzosen schützten Tschanda Sahib, einen Nachkommen der Dynastie, welcher der Nizam die Nabobwürde von Karnatik (Arkot) entzogen hatte; Tschanda Sahib war ein alter Feind der Tandschorfürsten, die nun die Engländer zu ihrer Unterstützung aufboten. In dem sich entspinnenden Kampf erfochten die Franzosen Sieg auf Sieg, bis Clive auf die Bühne trat und durch die Einnahme von Arkot (30. Aug. 1751) die ganze Lage änderte. Die Einschließung Clive's in Arkot mußte Tschanda Sahib aufheben; dagegen befreite Clive Tritschinapalli von der französischen Belagerungsarmee und nahm diese im Juni 1752 gefangen. Die Einmischung der Franzosen in die Händel von Maissur brachte zunächst keine bedeutenden Verwickelungen, der Schauplatz der Kriegsthätigkeit der Engländer ward jetzt Bengalen. Die Engländer hatten Verbrechern und Beamten, die vor dem Nabob oder Herrscher von Bengalen entflohen, in Kalkutta Unterkunft gewährt; dies nahm den damaligen Nabob Seradschid ud Daulah gegen die Engländer ein, er setzte sich 1756 in den Besitz der Veste, wobei 146 gefangene Engländer durch Einsperrung in einem Raum von nur 20 Quadratfuß, das »schwarze Loch« genannt, bis auf 23 elend den Erstickungstod starben. Clive war es vorbehalten, diese That zu rächen und überhaupt den Grund zu legen zur englischen Herrschaft über Indien. Bei Plassey (Palasi) kam es zum entscheidenden Kampf; mit 3000 Mann, worunter 900 Engländer, schlug Clive 26. Juni 1757 in offener Feldschlacht 60,000 Gegner und machte unermeßliche Beute, angeblich im Werth von 44½ Mill. Mark. Der hierauf geschlossene Vertrag vom Februar 1757 machte die Bewilligung der Niederlassung in Kalkutta dauernd, gestattete den Kompagnieminzen Cirkulation, gestand dieser überhaupt die ersten Territorialrechte in Bengalen zu. Inzwischen wurde die Lage wieder kritischer in Madras. Der französische General Lally nahm im April 1758 die englische Veste David und zog mit 6700 Mann, darunter 2700 Europäern, gegen Madras. Die 14. Sept. begonnene Belagerung des dortigen Forts mußte er aber bei dem Anrücken eines Hülfskorps aufheben; sein Heer gerieth in völlige Auflösung, die Engländer nahmen eine Besitzung nach der andern. In Bengalen brachten die Verträge vom 4. Juni 1757 und 27. Nov. 1760 Erweiterungen des Gebiets; Land im Umfang von 30,000 QKilom. mit 5 Mill. Einw. wurde abgetreten. Die nördlichen, Circars (s. d.) genannten, an Orissa anstoßenden Distrikte trat der Großmogul 1765 ab. Mit Hülfe des Fürsten von Audh versuchte der Großmogul Schah Alam die gefährlichen Fremden zu vertreiben. Die Schlacht bei Bagsar (Burar) 24. Okt. 1764 vernichtete aber alle Hoffnungen; »wir sind«, schrieb Clive, »Herren von Audh und können morgen das ganze moguliſche Reich in Besitz nehmen«. Unterm 12. Aug. 1765 mußte der Großmogul in ganz Unterbengalen und Behar das Recht der Steuererhebung und Civilverwaltung für immer an die Ostindische Kompagnie abtreten. Im Pariser Frieden vom 10. Febr. 1763 erhielten die Franzosen Pondischerri und andere unbedeutende Plätze zurück; jedoch die Französisch-Ostindische Kompagnie löste sich 1770 ganz auf, und England hatte von nun an in O. keinen europäischen Nebenbuhler mehr zu fürchten. Gegen die Fürsten Südindiens gingen die Engländer zunächst noch sehr vorsichtig vor. In Maissur erkannten sie im Vertrag vom 27. Mai 1763 den glücklichen Abenteurer Haider Ali (s. d.) als Herrn an; doch erregten seine Erfolge ihren Argwohn, der Nizam von Haidarabad erklärte ihm auf ihr Andrängen den Krieg. Beide nahmen aber vereint Stellung gegen die Engländer, die sich unterm 3. April 1769 zu einem schimpflichen Vertrag bequemen mußten. Nach mancherlei Zwischenfällen, welche die Lage für die Engländer verschlechterten, erzielte unterm 2. Juni 1782 General Sir E. Coote einen durchschlagenden Erfolg; doch hätte sich der Krieg noch in die Länge ziehen können ohne den plötzlichen Tod Haider Ali's (10. Dec. 1782). An Indiens Westküste fanden nördlich von Bombay bedeutendere Erwerbungen statt: 1775 wurde Broach erworben und 1782 vorübergehend an den Sindia abgetreten; 1780 wurde Ahmedabad genommen und zwei Jahre später dem Peischwa zu Lehen gegeben.

4) Die Generalgouverneure Britisch-Indiens (seit 1774) hatten zunächst die schwierige Aufgabe, England zur höchsten Autorität in Indien zu machen; um 1818 war dies erreicht, und nun beginnt der innere Ausbau. In der Heimat erregten die Erfolge in Bengalen ungeheures Aufsehen. 1767 ward der Satz aufgestellt und seither festgehalten: kein Unterthan der Krone kann für sich die Oberherrlichkeit über Land und Leute in O. erwerben; im Juni 1773 ging das Parlament an die Ordnung der Verhältnisse der Ostindischen Kompagnie. Kein Beamter darf hiernach Geschenke annehmen oder Handel treiben; Kriegserklärungen und alle Verhandlungen über Ländererwerb sind stets dem englischen Gesammtministerium zur Einsicht vorzulegen. Eine Verschärfung erhielt diese Bill durch Pitts Bill vom 18. Mai 1784 (verbessert 1793), welche in England einen Aufsichtsrath (Board of control) einsetzte, dessen Präsident ein verantwortlicher Minister der Krone ist. Die alten Privilegien wurden 1793 auf weitere 20 Jahre verlängert. Der erste Generalgouverneur wurde Warren Hastings, eine bedeutende Persönlichkeit; dieser ging rücksichtslos vor und wurde dadurch Herr über die von allen Seiten anstürmenden Gegner. Zur Herstellung des Gleichgewichts in den Finanzen wurde dem Nabob von Bengalen die Hälfte des ihm zugestandenen Einkommens zu Gunsten der Kompagnie gestrichen, dem Großmogul unter nichtigem Vorwande der bedungene Tribut verweigert und im Innern durch den Proceß gegen den Betrüger Nandkumar, der Hastings der Untreue zieh und dafür trotz seiner hohen Kaste gehenkt wurde, dessen Ansehen befestigt. Als Bundesgenosse des Wessirs von Audh fand die Armee, gegen eine Miete von ½ Mill. Mark im Monat, Beschäftigung gegen die Rohilla, einen kriegerischen Volksstamm afghanischen Ursprungs, der im Beginn des 18. Jahrh. den Mogulkaisern große Dienste geleistet und Rohilkand erhalten hatte, und in einem kurzen, aber blutigen und grausam geführten Feldzug wurden die Rohilla 1774 in den Staat Rampur (s. d.) in den Nordwestprovinzen zurückgedrängt. Ghazipur, Benares und Mirzapur (am Ganges) wurden dem anhänglichen Nabob aus reinen Eroberungsgelüsten abgenommen, unter Verletzung aller Verträge. In der Landesverwaltung gingen inzwischen große Veränderungen vor; die Organisation in Bengalen beruht noch heute zum Theil auf Hastings' Erlassen. Dagegen klebt Hastings und seinen Beamten der

Schandfleck größter persönlicher Geldgier an, zu deren Befriedigung Fürsten die Treue gebrochen und die Unterthanen unsäglichen Bedrückungen und Mißhandlungen unterworfen wurden. Warren Hastings wurde endlich 1785 abberufen, vom Parlament aber von der gegen ihn erhobenen Anklage freigesprochen, sogar noch mit Ehren überhäuft. Lord Cornwallis (1785—1796) widmete sich der Regelung der Grundsteuerfrage, trat jedoch sehr entschieden gegen Maissur auf (s. unten); eine ganz friedliche Politik befolgte Sir John Shore (1793—98). Die Einverleibung eines großen Theils Indiens bewirkte sodann Lord Wellesley (1798—1805). In Maissur hatte Tippu, Sohn Haider Ali's, 1782 die Regierung übernommen; die französischen Hülfstruppen, die seinem Vater beigestanden, verblieben ihm bis zum nächsten Jahr, mußten aber dann infolge des Friedensschlusses zwischen England und Frankreich abziehen. In seinem religiösen Fanatismus zwang Tippu die Christen in Kanara zur Annahme des Islam und machte zu gleichem Zweck einen Einfall in Travankor, richtete aber nichts aus, als daß das Land verwüstet wurde. In sein Land zurückgekehrt, stellten sich ihm die Engländer entgegen und nahmen 1790 eine Veste nach der andern. Lord Cornwallis übernahm 29. Jan. 1791 selbst das Kommando; der Nizam von Haidarabad und die Marathen schlossen sich den Engländern an, die Bergvölker in Kurg standen gegen Tippu auf; 5. Febr. 1792 hatte ein gewaltiges Heer die Hauptstadt Seringapatam eingeschlossen; da schloß unterm 24. Febr. Tippu Frieden, der England insbesondere Malabar und Kurg eintrug. Tippu sann aber auf Rache und erwirkte von der Regierung der französischen Republik Zusicherung eines Hülfskorps. 1798 landeten in Mangalor 95 Mann der französischen Besatzung von Mauritius. So lächerlich klein das Korps war, so lieferte sein Eintreffen doch den Beweis seiner Thätigkeit. Den Antrag, seiner Seebesitzungen sich zu entäußern, wies Tippu zurück; im März 1799 rückten die Engländer mit 24,000 Mann eigener Truppen und einem 10,000 Mann starken Hülfskorps des Nizam von Haidarabad von Karnatik und zugleich von Westen aus Malabar vor. Bereits 27. März erlitt Tippu eine empfindliche Niederlage, doch blieb er hartnäckig; es mußte zum Sturm auf Seringapatam, die Hauptstadt, geschritten werden; bei der Einnahme 4. Mai fand man Tippu unter den Todten. Das Binnenland ließ man den Nachkommen Tippu's unter strenger Ueberwachung, bis es 1832 wegen schlechter Regierung in englische Verwaltung genommen wurde. Der größere Theil des Reichs wurde eingezogen und hiermit die Erwerbungen im S. der Halbinsel abgeschlossen.

Die nächsten größeren Kämpfe fanden in Centralindien statt. Als der berühmte Vertrag von Bassein (31. Dec. 1802) England festen Einfluß in der Hauptstadt des Peischwa, in Puna, gesichert hatte, erkühnte sich der Sindia, den Engländern sich entgegenzustellen; geschlagen, mußte er im Frieden von 1803 seine Besitzungen in Hindostan aufgeben, nachdem kurz vorher die Seeküsten von Kattak vom Fürsten von Berar nach der Schlacht von Assage (23. Sept. 1803) an England abgetreten worden waren. Die Macht dieses mächtigen und einflußreichen Fürsten war gebrochen, auch der letzte Prätendent auf das Großmogulreich unschädlich gemacht. In diesen Kämpfen war der Holkar von Indor unthätig geblieben; ein anderes Oberhaupt im Marathenbunde, der entkräftete Sindia, schien ihm einen Angriff zu lohnen; er belagerte 8. Okt. 1804 selbst Delhi, weil die Engländer sofort für den Sindia Partei ergriffen. Vergeblich stürmten die Engländer Bhartpur; der Holkar erreichte jedoch seinen Hauptzweck nicht, erlangte aber günstige Bedingungen. Unter diesen beständigen Kriegen verringerten sich die Einnahmen; der Kriegszustand mißfiel in England, Lord Wellesley wurde abberufen und der alte Lord Cornwallis 1805 nochmals Generalgouverneur mit der Aufgabe, Frieden um jeden Preis zu schließen; dem Holkar kam diese Wendung zu statten. Auf Cornwallis folgte noch in demselben Jahr Sir G. Barlow bis 1807. Der Sindia wurde zufrieden gestellt durch Uebergabe des festen Gwalior, das er zu seiner Residenz machte. Unter Barlow erfolgte der erste Militäraufstand; das 33. eingeborne Madrasregiment revoltirte 10. Juli 1806 zu Vellor wegen Neuerungen im Anzug, die als Zeichen gewaltsamer Bekehrung zum Christenthum aufgefaßt wurden. Unruhiger wurden die Zeiten unter seinem Nachfolger Earl of Minto (1807—1813); mit Travankor (an der Südostküste) entspann sich 1809 ein kurzer und erfolgreicher Krieg. Minto's Nachfolger, der Marquis von Hastings (1813—23), leistete Bedeutendes. Die Händel unter den Marathenfürsten Centralindiens (Sindia, Holkar und ihren Vasallen) hatten die Räuberbanden der Pindari (s. d.) erstarken machen. 1817 wurde der Sindia veranlaßt, sich von ihnen loszusagen, der Holkar und die Pindari bei Mehidpur durch ein Heer von 100,000 Mann, von welcher Größe England in Indien noch nie ein Heer aufgebracht hatte, geschlagen, der Holkar unter britischen Schutz gestellt und die Pindari so lange von Ort zu Ort getrieben, bis ihre Führer sich unterwarfen. In derselben Zeit wurde Puna (1818), der Vorort der Marathen und Sitz des Peischwa, zu Bombay geschlagen und dem Bhonslastaat in Centralindien (Hauptstadt Nagpur) ein tödtlicher Streich versetzt. Erweiterungen fanden ferner statt im Himalaya; im Vertrag von Sigauli vom 4. März 1816 mußte Nepal Kamaon abtreten: ein Keil war hierdurch zwischen Nepal und Kaschmir getrieben, die von nun an aufhörten, Nachbarn zu sein. Der achte Generalgouverneur, Lord Amherst (1823—1828), legte zuerst Hand an Birma (s. d.); sein Nachfolger Lord Bentinck (1828—35) untersagte die Wittwenverbrennung, trat dem Räuberunwesen (der Thugklassen) entgegen und baute das von Hastings und Cornwallis in Angriff genommene Werk der innern Verwaltung weiter aus. Lord Aucklands Verwaltung (1836—42) kennzeichnet der afghanische Krieg (s. Afghanistan, S. 207), der England nur Niederlagen und Geldopfer brachte, und die Betheiligung indischer Truppen am Opiumkrieg in China. Unter Lord Ellenborough (1842—44) wurde durch Sir Charles Napier 1843 Sindh, die Provinz zu beiden Seiten des untern Indus, erworben.

Den Direktoren der Ostindischen Kompagnie waren alle diese Eroberungen nicht angenehm; sie sandten 1844 Sir W. Hardinge mit den friedlichsten Instruktionen nach O. Dieser wurde wider Willen in einen Krieg mit den Sikhs (s. d.) verwickelt, welche 12. und 13. Dec. 1845 unter Anführung von Tedsch Singh über den Satledsch gingen und die Engländer angriffen. Die Folge davon war ein kurzer, aber gefährlicher Krieg. Der Friede zu Lahor 9. März 1846 zerrüttete das Sikhsreich und vermehrte das britisch-indische Reich um alles Land östlich des Biasflusses sowie um die Gebirgsländer zwischen Bias und Indus; letztere wurden im Vertrag von Amritsar an Kaschmir überantwortet. Lord Hardinge's Nachfolger Earl of Dalhousie landete 12. Jan. 1848. Viele Sikhhäupt-

linge waren mit den englischen Maßnahmen zur Ueberführung des Landes zu friedlichen Zuständen nicht zufrieden und bereiteten eine allgemeine Erhebung vor, die 1848 ausbrach. Die Entscheidungsschlacht ward 21. Febr. 1849 bei Gudschrat geschlagen, in welcher die Sikhs mit 60,000 Mann gegen 25,000 Briten unterlagen. Dost Mohammed, der aus Afghanistan, zur Hülfe bereit, mit 16,000 Mann den Indus überschritten hatte, zog sich ruhig wieder zurück. Infolge dieses Siegs ward der Rest des Reichs der Sikhs 29. März 1849 mit Britisch-Indien vereinigt. Der nächste Ländererwerb erfolgte in Hinterindien in Birma (s. d.). In Centralindien rundete Nagpur 1854 die englischen Besitzungen ab. Wider ihren Willen ward die Kompagnie im Herbst 1851 mit Birma in einen Krieg verwickelt, der im December 1852 mit der Einverleibung Pegu's in das britisch-indische Reich endete. Audh (s. d.) in Nordhindostan schloß sodann die Reihe der Erwerbungen; wegen schlechter Verwaltung nahm England 1856 auf Grund eines allerdings zu sehr zum Vortheil Englands gedeuteten Vertrags die Verwaltung des Landes an sich, unter Anweisung eines Geldgehalts an den Fürsten.

Mit 30. April 1854 erlosch der 1833 erneuerte Freibrief der Ostindischen Kompagnie. Am 3. Juni 1853 legte der Minister der ostindischen Angelegenheiten dem Unterhaus den Gesetzentwurf über die neue Gestaltung der Verfassungsverhältnisse des indischen Reichs vor, durch welchen der Krone erweiterte Aufsichtsrechte zuerkannt werden; der Freibrief der Kompagnie ward nicht erneuert, sondern die neuen Bestimmungen sollten einfach Gesetzeskraft haben, aber auf dem Weg der Gesetzgebung jederzeit abgeändert und aufgehoben werden können. Das neue Gesetz über die indischen Verhältnisse trat 4. Mai 1854 in Kraft. Der Bau von Eisenbahnen und Telegraphenlinien begann, ein wohlgeregeltes Postbriefsystem trat ins Leben. Am 8. April 1854 erfolgte die feierliche Eröffnung des großen Gangeskanals (s. Ganges). Zu Afghanistan und Beutschistan trat Indien 1855—56 in freundschaftliche Beziehungen. Viscount Canning, Dalhousie's Nachfolger, überkam 1. April 1856 das Amt und führte es bis 1862; die Zeit seiner Amtsdauer wird in der Geschichte Englands sowie Hindostans unvergeßlich bleiben. Das Reich erfreute sich damals des tiefsten Friedens. Es gährte jedoch unter dem Volk. Die Einverleibung von Audh, die Rücksichtslosigkeit gegen die dortigen Großgrundbesitzer hatten eine tiefe Erbitterung erregt. Dazu kam, daß die Gerüchte von der kläglichen Rolle, welche die Engländer in dem orientalischen Kriege gespielt, in Indien die Furcht vor Englands Kriegsmacht verscheucht hatten. So bedurfte es nur eines geringen Anlasses, um einen allgemeinen Aufstand hervorzurufen. Einen solchen Anlaß gab die Einführung der Enfieldbüchse und deren mit Rindertalg und Schweineschmalz (ersterer den Hindu, letzteres den Mohammedanern ein Greuel) bestrichenen Patronen. Die eingebornen Truppen geriethen darüber in bedenkliche Gährung, so daß die Regierung den Befehl an die Arsenale erließ, die neuen Patronen nicht zu vertheilen. Der erste massenhafte Aufstand der Truppen, das grauenhafte Schauspiel der Ermordung aller Europäer und Christen und des Niederbrennens ihrer Besitzungen, fand 10. Mai 1857 in Mirat unweit Dehli statt. Zwar gelang es den Schützen des 60. britischen Regiments, die Rebellen in die Flucht zu treiben; aber diese entkamen nach Dehli, wo drei einheimische Infanterieregimenter sich ihnen anschlossen und die Fahne des Aufstandes erhoben. Das dort angehäufte bedeutende Kriegsmaterial der Engländer fiel den Aufständischen in die Hände; auch hier wurden alle Europäer, die sich nicht durch die Flucht retteten, niedergemacht. Rasch verbreitete sich nun der Aufstand über ganz Hindostan, und aller Orten erhoben sich die eingebornen Truppen. In den Präsidentschaften Madras und Bombay schlossen sich die Truppen der Bewegung nur vereinzelt an; auch das Pandschab blieb dank der ausgezeichneten, Milde mit Strenge paarenden Verwaltung Sir John Lawrence's nicht bloß ruhig, sondern stellte auch die meisten und zuverlässigsten Soldaten. Von den mittelbaren Fürsten hielten viele für rathsam, erst den Gang der Ereignisse abzuwarten, oder zogen es sofort vor, sich durch Einschreiten gegen den Aufstand den Dank der Engländer zu verdienen (Gwalior, Haidarabad, Nepal). Ebenso verhielten sich die Afghanen ruhig. Unterdessen wandten sich die Aufständischen hauptsächlich Dehli zu, an dessen Besitz man die Entscheidung der Sache knüpfte. Zu Khanpur (Cawnpore) war 3. Juni der Aufstand ausgebrochen, und der hier befehligende Oberst Wheeler hatte sich mit wenigen Truppen zum Schutz der dort befindlichen Frauen, Kinder und bürgerlichen Personen im Hospital befestigt. General Havelock rückte zu ihrer Befreiung heran, fand sie jedoch alle auf Befehl von Nana Sahib (s. d.) grausam ermordet. Vor Dehli hatte sich inzwischen ein englisches Belagerungskorps gesammelt und siegreich festgesetzt. Die Aufforderungen zur Uebergabe wurden höhnend beantwortet. Vom Besitz dieser Stadt hing aber geradezu der Fortbestand der englischen Herrschaft ab; sie zu behaupten, machten die Aufständischen die größten Anstrengungen: von Dehli her hoffte der glaubenseifrige Mohammedaner wie der unzufriedene Hindu Vertreibung der Feinde und Wiederaufrichtung eines neuen indischen Reichs. Nach regelrechter Belagerung wurde die Stadt endlich 20. Sept. 1857 unter furchtbarem Blutvergießen erstürmt. In Agra mußten sich die englischen Truppen 5. Juli in die Festung zurückziehen. Dagegen wurden die Meuterer vor Sialkot 17. Juli durch den britischen General Nicholson vernichtet, und an demselben Tage zersprengte Havelock die Streitmacht Nana Sahibs und zerstörte seine Residenz (19. Juli). Ein Regiment Sipahi, welches sich in Lahor empörte, ward 20. Juli vernichtet; dagegen warfen drei andere bei Dinapur 29. Juli 400 Mann Engländer und Sikhs mit dem Verluste der Hälfte von deren Mannschaft zurück. Das Kriegsglück wogte hin und her; es war ein Parteikrieg, kein regulärer Kampf mit großen Mitteln. In England erkannte man die ganze Tragweite des Aufstandes. Die schon lange schwebende Frage einer Umwandlung des Reichs der Ostindischen Kompagnie in eine großbritannische Kolonie nach dem Muster Ceylons tauchte auch in Indien selbst auf; 3. Aug. 1857 vereinigten sich die Einwohner von Kalkutta zu einem Gesuch an das britische Parlament, daß es die nöthigen Maßregeln ergreifen wolle, die Regierung des indisch-britischen Reichs der Ostindischen Handelsgesellschaft zu entziehen und dafür die unmittelbare Regierung der Königin von England einzuführen. Nach mehrfach eingebrachten Bills brachte dann Lord Stanley (jetzt Earl of Derby) eine neue Bill ein, welche angenommen und als Gesetz (21 a. 22 Vict. c. 106) unterm 2. Aug. 1858 publicirt wurde. Hiermit ging die Verwaltung Indiens an das englische Parlament über; 1. Sept. 1858 hörten die

Behörden auf, im Namen der Kompagnie zu amtiren. Seit Ende Oktober kamen täglich neue Regimenter aus England in Kalkutta an, dieselben hatten aber noch 100 deutsche Meilen bis zum Kriegsschauplatze zurückzulegen. Es gelang jedoch dem Oberfeldherrn Sir Colin Campbell, die Aufständischen in Audh vom nordwestlichen und von Mittelindien abzuschneiden und den freien Verkehr zwischen Khanpur, Agra und Debli sowie zwischen Allahabad, Benares und Kalkutta herzustellen. Hierdurch wurden die feindlichen Truppen in Audh und Rohilkand von den Insurgenten im Lande der Marathen und der Radschputen sowie von denen in Bandelkhand getrennt, und es begann nun die Entwaffnung des Volks; viele Fürsten des nordwestlichen und mittlern Indien, selbst Nepal, stellten hierzu Hülfsmannschaften. Gleichwohl war die Lage der Briten Anfang 1858 noch eine bedenkliche. Am 25. Jan. brach endlich das britische Heer unter Colin Campbell gegen den andern Hauptsitz der Empörung, Lakhnau, auf, und Anfang März gelang es jenem, sich mit den beiden Generälen Frank und Outram, die Vortheile über die Sipahi davon getragen hatten, zu vereinigen, worauf er mit 50,000 Mann Fußvolk, 1000 Mann Reiterei und 120 Geschützen eine feste Stellung vor Lakhnau bezog. Am 19. März fiel die Stadt nach blutigen Kämpfen in die Hände der Briten, doch entkamen etwa 5000 Insurgenten nach Rohilkand und Bandelkhand. Nunmehr fiel eine Veste nach der andern. Am 13. Juni trug Hope Grant in der Nähe von Lakhnau einen entscheidenden Sieg über 16,000 Mann Rebellen davon. Am 17. und 18. Juni eroberte Rose die Stadt und Festung Gwalior und setzte hier den Sindia wieder ein, der den Briten treu geblieben und in ihr Lager geflüchtet war. Viele der gefangenen Meuterer wurden rottenweise mit Kanonen erschossen. Es blieb nur noch eine Jagd auf vereinzelt operirende Gegner übrig, deren Stärke etliche Tausende nicht überstieg. Viele der Führer entkamen und starben später unter Entbehrungen, so auch das Scheusal Nana Sahib (s. d.). Hauptwerk über diesen Aufstand ist J. W. Kaye's »History of the Sepoy war« (Lond. 1864 ff., der letzte Band steht noch aus).

V. O. als Nebenreich der englischen Krone (seit 1858). Mit der Proklamation vom 1. Nov. 1858 übernahm die Königin Victoria die Regierung Indiens. Neuer Ländererwerb hört jetzt auf; Hauptbestreben wird und bleibt, das weite Gebiet zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen, die Staatsverfassung auszubauen und die Verwaltung so zu ordnen, daß ein einheitlicher Wille sich Geltung zu verschaffen im Stande ist. Mit dem Uebergang der Landesverwaltung an die englische Krone nimmt der Generalgouverneur den Titel Vicekönig an. Der Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung wird größte Sorgfalt gewidmet. 1863 kam man einer weit verbreiteten Gährung unter den Bekennern des Islam auf die Spur; man hob das Nest von Verschwörern in Patna aus (daher die ganze Bewegung als »Patna-Anschlag« bezeichnet wird), verfolgte die in Sittana am linken Indusufer (34° nördl. Br.) gesammelten Aufständischen, zersprengte sie und unterwarf Sekten von bekannter Feindseligkeit gegen Staaten unter christlicher Führung, wie die Wahabi im Pandschab, strenger Aufsicht, ja sogar Ausnahmegesetzen und summarischer Aburtheilung (Mopla oder Mapilla in Malabar, Südindien). Jedem Räubereinfall der Grenznachbarn in indisches Gebiet ward sofort mit bewaffneter Macht entgegengetreten; doch machte diese Politik die Unterhaltung einer starken Grenzwache nöthig (gegen Afghanistan-Belutschistan allein 18,000 Mann Lokaltruppen); die einzelnen Expeditionen brachten viele Verluste an Menschenleben und verursachten große Geldopfer. 1860 glaubte der kleine Fürst von Sikkim mit seinen 7000 Unterthanen, Gebirgsbewohnern des unwirtlichsten Theils im östlichen Himalaya, dem englischen Koloß Forderungen abringen zu können; etwas über 1000 Mann genügten jedoch, seine Hauptstadt zu besetzen und ihn von seiner Ohnmacht zu überzeugen. Größere Anstrengungen kostete es 1863, seinen Nachbarstaat Bhutan zu vermögen, ähnlichen hochtrabenden Plänen zu entsagen; ein förmlicher Feldzug mußte eröffnet werden, um ihn Englands Macht anerkennen zu lassen. In beiden Fällen fand die nöthige Grenzberichtigung in sehr bescheidenem Umfang statt. Lord Cannings Nachfolger Lord Elgin starb im Jahr seines Amtsantritts (1863). Große Hoffnungen knüpften sich an Sir John Lawrence (1864—67), der sich bis 1858 so große Verdienste im Pandschab erworben hatte; der schwierigern Aufgabe als Vicegouverneur zeigte er sich indeß nicht gewachsen: die Hungersnoth in Orissa (1866) deckte große Mängel der englischen Verwaltung auf; in der auswärtigen Politik trat Lawrence zu nachgiebig auf, so in Afghanistan (s. d.) und insbesondere in Birma, dessen Verlangen er sich fügte und anordnete, der englische Gesandte müsse sich der demüthigenden Sitte des Niederwerfens fügen. Sein Nachfolger Lord Mayo (1867—72) war bemüht, sich durch Reisen im Land Kenntnis von Land und Leuten zu verschaffen; er erkannte, daß die Engländer das Land und seine Bedürfnisse erst noch kennen lernen müßten. Unter ihm wurden Provinzsteuern unter großen Schwierigkeiten eingeführt; von ihm datiren Normative über Abfassung der Jahresberichte über die englische Verwaltung, die seitdem außerordentlich belehrend werden. Leider fand Mayo ein trauriges Ende; beim Besuch der Verbrecherkolonie auf den Andamanen (s. d.) wurde er dort 8. Febr. 1872 aus Privatrache von einem Sträfling mohammedanischen Glaubens meuchlings ermordet. Kurz vorher war der Lord-Oberrichter Normann in Kalkutta ebenfalls aus Privatrache am hellen Tag beim Heraustreten aus dem Gerichtssaal ermordet worden. Es ist ein Verdienst seines Nachfolgers Lord Northbrook (1872—76), daß diese Meuchelmorde nicht zu politischen Aktionen ausgebeutet wurden und nicht zu Bedrückungen der Mohammedaner führten, dann, daß die Verwaltungsreformen keinen Stillstand erfuhren. Der Aufstand der Kukasekte im westlichen Theil der Nordwestprovinzen (1872) wurde energisch unterdrückt, eher unter Aufwand zu großer als zu kleiner Mittel. Eine größere Expedition wurde auch gegen die Luschai entsandt, einen Grenzstamm von Birma, welche die Grenzen nicht beachteten. Weniger glücklich war Northbrook gegen Kelat; er zog seinen Gesandten zurück, ließ die Anarchie zunehmen und rächte erlittene Beleidigungen nicht; erst 1877 erfolgte Einlagerung englischer Truppen in Kelat und Wiederbefestigung des englischen Ansehens. Großen Erfolg hatte die Gesandtschaft von 1873 an den Hof Jakub Begs in Kaschgar; der im Februar 1874 dort geschlossene Handelsvertrag legte den Grund zu dem seither so lebhaft betriebenen Importhandel nach dem östlichen Centralasien unmittelbar durch englische Agenten. Großes leistete Northbrook 1873—74 bei der Hungersnoth in Behar, wo durch umfassende Vorkehrungsmaßregeln Millionen Menschen vor dem sonst sichern Hungertod bewahrt wurden (vgl. Augsburger »Allgemeine Zeitung«

1874, Nr. 49 ff.). Von großer Tragweite war ſodann ſein Vorgehen gegen den Gaikawar (ſ. d.), Fürſten von Baroda (ſ. d.). Wegen Mordverſuchs an dem politiſchen Reſidenten an ſeinem Hof wurde der Fürſt vor einem aus engliſchen Beamten und indiſchen regierenden Fürſten zuſammengeſetzten Staatsgerichtshof einem förmlichen Kriminalproceß unterworfen und auf Grund der Zeugenausſagen entſetzt, ſein Land aber nicht eingezogen, ſondern einem jüngern Prätendenten überantwortet. Dies befeſtigte das Vertrauen der Fürſten auf die loyale Auslegung der beſtehenden Staatsverträge. Politiſch das bedeutendſte Ereigniß war die Rundreiſe des Prinzen von Wales in Indien. Nachdem ſein Bruder, der Herzog von Edinburg, wenige Jahre früher den Hauptſtädten einen Beſuch abgeſtattet hatte, landete der engliſche Kronprinz 2. Nov. 1875 zu Bombay und bereiſte während fünf Monaten das Land nach allen Richtungen. Ungeheurer Enthuſiasmus begleitete denſelben, überall drängten ſich die Fürſten zu ihm. 1875 legte Northbrook ſein Amt nieder, und Lord Lytton folgte ihm. Dieſem fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, die Parlamentsakte vom 29. April 1876 in Vollzug zu ſetzen, durch welche die Königin von England ſich den Namen »Kaiſerin von Indien« (»Empress of India, Kaiser-i-Hind«) beilegte, »ein Zuſatz, der bezeichnen ſoll, wie groß das Intereſſe Ihrer Majeſtät an dem großen Nebenreich der Krone und Ihr königliches Vertrauen in die Anhänglichkeit und Zuneigung der Völker und Fürſten Indiens iſt«. Am 1. Jan. 1877 erfolgte zu Dehli, der Hauptſtadt der berühmteſten Dynaſtien indiſchen wie mohammedaniſchen Urſprungs, feierlich vor einer Verſammlung, in welcher alle größeren Fürſten Indiens perſönlich anweſend und die Nachbarfürſten durch Geſandte vertreten waren, die Verkündigung des neuen Kaiſertitels. »Nach meinen Begriffen von Größe halte ich die indiſchen Angelegenheiten für die größten aller Gegenſtände«, dieſen Ausſpruch des großen engliſchen Staatsmanns William Pitt des Aeltern ruft die Schilderung der Entſtehung und Entwickelung des engliſchen Kaiſerreichs in Indien in Erinnerung. England verdankt dieſem Beſitz ſeinen Reichthum und ſeine Weltſtellung; Indiens 240 Mill. Einw. verdanken der Beherrſchung durch die Engländer einen Fortſchritt, wie ihn kein anderes Land des Welttheils Aſien erlebte. Vgl. Ch. Laſſen, Indiſche Alterthumskunde (2. Aufl., Leipz. 1866 ff., 4 Bde.); Fr. Neumann, Geſchichte des engliſchen Reichs in Aſien (daſ. 1857, 2 Bde.); R. Hunter, The history of India from the earliest ages to the fall of the East India Company (Lond. 1863); Wheeler, History of India from the earliest ages (daſ. 1868—76, 4 Bde.). Aus der umfaſſenden amtlichen, durch die beſondere Güte der indiſchen Regierung hier benutzbar gewordenen Literatur vgl. C. U. Aitchiſon, Treaties engagements and sannads relating to India (Lond. 1862—66), die Volksſtatiſtiken von 1872 und die »Administrative reports for the year 1872—73«.

Oſtindienfahrer, große Handelsſchiffe, welche den Waarenverkehr von und nach Oſtindien vermitteln; ſie ſind in der Regel gut bemannt und meiſtens mit einigen Kanonen ausgerüſtet, um ſich gegen Seeräuber, welche in manchen Gegenden noch vorkommen, vertheidigen zu können.

Oſtindiſche Kompagnien, ſ. Oſtindien, Geſchichte; vgl. Handelskompagnien.

Oſtindiſcher Archipel, Kollektivname für die zu Oſtindien gehörigen Inſeln und Inſelgruppen: Ceylon, die Lakediven und Malediven, die Andamanen, Nikobaren, die Mergui-, die Prinz-Walesinſeln; auch für die Sundainſeln, die Gewürzinſeln, den Suluarchipel und die Philippinen.

Oſtium (lat.), Mündung, Oeffnung.

Oſtjaken, Volk in Sibirien, welches vom Uralgebirge bis zum Jeniſſei zwiſchen 52—61° nördl. Br. längs des untern Ob und Jeniſſei wohnt und 32,200 Köpfe zählt. Radloff bezeichnet die am Jeniſſei wohnenden O. (etwa 1000 Köpfe ſtark) als »ein vereinzeltes Volk, mit den großen Sprachgruppen in keiner Verbindung ſtehend«; die O. am untern Tom rechnet er den Samojeden zu, der Reſt zwiſchen dem Ural und dem Ob gehört zum finniſch-ugriſchen Stamm und bildet die Mehrzahl. Sämmtliche O. leben hauptſächlich vom Fiſchfang; ſie haben eine dunkle Geſichtsfarbe und pechſchwarzes Haar, doch iſt bei vielen auch die Geſichtsfarbe heller und das Haar blond. Ihre Religion iſt der Schamanismus (ſ. d.). Für die Zukunft Sibiriens hat dieſes Volk keine Bedeutung; es iſt einer nennenswerthen Kultur nicht zugänglich, ſoll früher 100,000 Seelen gezählt haben und geht überall da am meiſten zurück, wo ſich, wie am Jeniſſei, Ruſſen unter ihnen niedergelaſſen haben. Vgl. »Ruſſiſche Revue«, Bd. 9 (Petersb. 1876).

Oſtkap, Oſtſpitze Aſiens, an der Beringsſtraße.

Oſtmeer (Oſtocean), ſ. v. w. Stilles Meer.

Oſtphalen, ſ. Oſtfalen.

Oſtpreußen, die öſtliche Hälfte der bisherigen Provinz Preußen, die von 1878 an eine eigene Provinz bildet, grenzt im N. an die Oſtſee und Rußland, im O. und S. an das ruſſiſche Polen und im W. an Weſtpreußen und hat einen Flächenraum von 36,975 QKilom. (671,50 QM.). Die Provinz liegt im norddeutſchen Tiefland, iſt aber durchaus keine Ebene, ſondern bietet eine große Abwechſelung von Hügelland und ebenen Flächen dar. Von W. nach O. durchzieht ſie in der ſüdlichen Hälfte der Norddeutſche Landrücken in großer Breite als Oſtpreußiſche Seenplatte, die gegen die nördliche Küſtenebene etwa mit der Linie abfällt, welche die Städte Preußiſch-Holland, Heiloberg und Stallupönen verbindet. In dieſem Rand liegen der Kreuzberg (136 Meter), das Simſerthal bei Heilsberg, der Kuklinsberg (164 M.), nicht weit von Darkehmen, und die Plickener Berge (112 M.), ſüdlich von Gumbinnen. Im S. dacht ſich die Seenplatte zu einer ebenen Landſchaft ab, die an Waldungen und Sumpfſtrichen reich iſt und ſich weit nach Polen hinein ausdehnt. In dieſer Abdachung ſind die Goldberge (235 M.), am ſüdlichen Rande der Forſt von Rapinoda und der Damerau (201 M.), nördlich von Ortelsburg, bemerkenswerth. Auf der Höhe des Landrückens ſind wiederum drei Hochflächen zu unterſcheiden. Die erſte liegt ſüdlich von Oſterode und von den Seen des Oberländiſchen Kanals und hat in der Kernsdorfer Höhe ihren höchſten Gipfel (313 M.); die zweite, zwiſchen den Seen an der obern Alle und den Maſuriſchen Seen, iſt außerordentlich reich an Seen und erhebt ſich im Voigtsdorfer Berg, öſtlich vom Großen Lauternſee, zu 221 M. Höhe; die dritte endlich, im O. der Maſuriſchen Seen, bildet einen flach gewölbten Rücken, auf deſſen Seiten im S. und N. auf niederen Platten anſehnliche Waldungen liegen; die wichtigſten Höhenpunkte ſind hier: der Pillacker Berg (219 M.), die Goldaper Berge (272 M.), der Friedrichower Berg (309 M.), der Seesker Berg (309,5 M.) und die Höhe bei Dagutſchen (285 M.). In der Küſtenebene, die bis 100 M. anſteigt, treten noch einige kleinere Hügel-

Digitized by Google

PROVINZ
PREUSSEN.
Maßstab – 1: 1,700 000
Geograph. Meilen. 15 = 1° d. Aequ.
Kilometer 111 = 1° d. Aequ.
Regierungssitze sind doppelt, Kreissitze einfach unterstrichen.
O S T - S
Stolp
Lauenburg
Lebork
Bütow
Rummelsburg
Baldenburg
Neustettin
Schlochau
Tempelburg
Deutsch Krone
Flatow
Czarnikau
Schneidemühl
Bromberg
Thorn
Culm
Graudenz
Marienwerder
Marienburg
Dirschau
Neuenburg
Preuß. Friedland
Neu Stettin
Cöslin
Belgard
Rummelsburg
Pollnow
Bublitz
Börnicke
Kamin
Zempelburg
Filehne
Znin
Inowrazlaw
Briesen
Strasburg
Gollub
Lissa
Putzig
Danziger Bucht
Frische Nehrung
Kurische Nehrung
Frisches Haff
Weichsel-Delta
Nogat
Drewenz
Ossa
Brahe
Netze
Warthe
Küddow
Persante
Rega
Wipper
Stolpe
Leba
Lupow
Zarnowitz
Rixhöft
Hela
Oxhöft
Gr. Tuchen
Pr. Friedland
Mark Friedland
Wissek
Lobsens
Samotschin
Marienwerder
Schwetz
Culmsee
Briesen
Strasburg
Gollub
Lissa
Putzig
Danziger Bucht
Frische Nehrung
Kurische Nehrung
Frisches Haff
Weichsel-Delta
Nogat
Drewenz
Ossa
Brahe
Netze
Warthe
Küddow
Persante
Rega
Wipper

Memel
Tilsit
Labiau
KÖNIGSBERG
Pillau
Insterburg
Braunsberg
Heiligenbeil
Preuss. Eylau
Gerdauen
Friedland
Mehlsack
Goldapp
Angerburg
Rastenburg
Heilsberg
Wormditt
Allenstein
Rhein
Lötzen
Lyck
Lötzen
Lyck
Lehau
Gilgenburg
Neidenburg
Soldau
Lautenburg
Kudsburg
Zuromin
Sierpc
Rypin
Lipno
Plock
Strasburg
Mlawa
Ostrolenka
Lomza
Johannisburg
Nikolaiken
Sensburg
Bischofsburg
Bartenstein
Preuss. Eylau
Domnau
Creutzburg
Landsberg
Darkehmen
Stallupönen
Pillkallen
Schirwindt
Eydtkuhnen
Wirballen
Janusburg
Ortelsburg
Passenheim
Neidenburg
Willenberg
Hohenstein
Osterode
Deutsch Eylau
Marienwerder
Marienburg
Elbing
Frauenburg
Tolkemit
Pr. Mark
Sanfeld
Preuss. Holland
Mohrungen
Liebemühl
Soldau
Gilgenburg
Lautenburg
Strasburg
Rypin
Lipno
Plock
Sierpc
Skempe
Lautenburg
Soldau
Neidenburg
Ortelsburg
Lötzen
Lyck
Johannisburg
Nikolaiken
Sensburg
Rhein
Bischofsburg
Bartenstein
Heilsberg
Wormditt
Allenstein
Braunsberg
Heiligenbeil
Preuss. Eylau
Domnau
Creutzburg
Landsberg
Darkehmen
Stallupönen
Pillkallen
Schirwindt
Eydtkuhnen
Wirballen
Janusburg
Tilsit
Ragnit
Memel
Labiau
KÖNIGSBERG
Pillau
Insterburg
Mehlsack
Goldapp
Angerburg
Rastenburg
Heilsberg
Wormditt
Allenstein
Rhein
Lötzen
Lyck

Digitized by Google

massen hervor. Unterhalb Tilsit erstreckt sich die Tilsiter Niederung (82 Kilom. lang, 52 Kilom. breit); dieselbe ist theilweise sehr fruchtbar, trägt in den niedrigsten Stellen Erlenwaldungen und Wiesen und gestattet an einigen Stellen gar keine Benutzung (Moosbruch zwischen Deime und Gilge). Längs der Küste ziehen sich kahle Dünenketten hin, die 50—62 M. ansteigen. Die Ostsee hat an der Küste der Provinz einen großen Busen, die Danziger Bucht, durch die Landspitzen von Rixhöft (in Westpreußen) im W. und von Brüsterort (mit Leuchtthurm) im O. bezeichnet. Große Strandseen sind das Kurische und das Frische Haff, von der Ostsee durch die gleichnamigen Nehrungen geschieden; ersteres der Mündungssee der Memel, letzteres der des Pregel und eines Theils der Weichsel. Die Hauptflüsse der Provinz sind Memel (Niemen) und Pregel. Die Memel, ganz im NO., theilt sich in der Tilsiter Niederung in die Ruß und Gilge und empfängt die Scheschuppe, Jura und im Kurischen Haff den Nemonien, die Minge und Dange. Der Pregel, aus Angerap, Pissa und Inster gebildet, wird bei Insterburg schiffbar, nimmt die Alle auf und entsendet die Deime zum Kurischen Haff. Zur Weichsel fließt die Drewenz von den Hochflächen von Osterode; auch gehören zu ihrem Gebiete durch den polnischen Fluß Narew mehrere Flüsse, welche der Ostpreußischen Seenplatte nach S. zu entfließen (Lykfluß, Pischfluß, Omulett, Neide). In das Frische Haff gehen noch die Passarge und die Jarft, zum Drausensee (Elbing) die Sorge. Das Kanalsystem erweitert sich. Schon längere Zeit bestehen der Große Friedrichsgraben und der Seckenburger Kanal zwischen Deime und Gilge sowie die Masurische Wasserstraße, welche die großen Seen zwischen Johannisburg und Angerburg verbindet; in neuester Zeit sind angelegt der Elbing-Oberländische Kanal (s. d.) mit seinen geneigten Ebenen zwischen den Seen auf der Grenze von Westpreußen und der König Wilhelms-Kanal bei Memel; projektirt ist noch ein Kanal, gleichfalls mit geneigten Ebenen, zwischen der Angerap bei Angerburg und der Alle bei Allenburg. Die zahlreichen Landseen der Provinz bilden mehrere Gruppen. Die Masurische Seengruppe, im südlichen Theil des Regierungsbezirks Gumbinnen, enthält zunächst den Rosche- und den Spirdingsee mit zahlreichen Verzweigungen, den Löwentin- und Mauersee, alle vier durch die Masurische Wasserstraße verbunden; ferner sind daselbst: der Mucker-, Nieder-, Arys-, Lyk-, Große Sellment-, Raygrod-, Laszmiaden- und Szonstagsee, die kleinere Seengruppe bei der Oberförsterei Rothebude und vereinzelt auf der polnischen Grenze der Wyszutter See, aus dem die Pissa entspringt. Eine andere Seengruppe bei Passenheim enthält kleinere Seen; nördlich von derselben sind der Dadey- und Groß-Lauternsee, westlich an der obern Alle der Lansker See und neben diesem der Große Plauzigsee. Zur Seengruppe von Liebemühl gehören: der Drewenz-, Schillings-, Geserich-, Röthlossee u. a. auf der Höhe am Elbing-Oberländischen Kanal, der Drausensee am Elbing, bereits in der Niederung, und der Nariensee östlich von Mohrungen; der Geserich- und der Drausensee liegen zum Theil schon in Westpreußen. Das Klima ist gesund, aber rauher als in irgend einem andern deutschen Lande (Durchschnittstemperatur in Königsberg 5,30, Tilsit 5,12, Memel 5,31° R.; mittlere Temperatur des Januar in Tilsit —3,78°). Die jährliche Regenmenge beträgt etwa 50—65 Centim. Von der Gesammtfläche der Provinz entfallen 49,4 Proc. auf Ackerland, 0,4 Proc. auf Gärten, 13,8 Proc. auf Wiesen, 10,0 Proc. auf Weiden und 18,8 Proc. auf Waldungen. Die größten Ackerflächen haben die Kreise der Küstenebenen südlich vom Pregel. Dieses Gebiet ist zugleich auch das fruchtbarste der ganzen Provinz, der Thonboden leidet aber mehrfach durch Mangel an Entwässerung und durch ungünstige klimatische Einflüsse. Das schlechteste Ackerland findet sich in der südlichen Abdachung der Seenplatte; nicht minder ungünstig sind die Bodenverhältnisse im N. vom Memelthal, von Tilsit bis Memel, wo umfangreiche Landstriche nur als Weideländereien benutzt werden. Der Roggen und die Kartoffeln sind die Hauptfrüchte des Feldes; mehrfach wird noch die graue Erbse angebaut. Garten- und Obstbau werden in mehreren Kreisen der Mitte und im Memelthal getrieben; sehr gering sind diese Kulturzweige aber auf dem Landrücken und in der südlichen Grenzregion der Provinz. Flachsbau ist vorzüglich im Ermland von Bedeutung, dagegen ist die Einbürgerung der Zuckerrübe nicht gelungen. Vorzügliche Wiesen gibt es am Pregel bei Königsberg; umfangreich, obschon weniger gut, sind sie auch in mehreren Kreisen des Regierungsbezirks Gumbinnen, besonders in der Tilsiter Niederung. Als Unland werden die Moosbrüche am Kurischen Haff und die Dünen auf den Nehrungen bezeichnet. Die Waldungen sind im südlichen Theil der Provinz bedeutend; daselbst sind auf der Höhe des Landrückens die Osteroder Heide, die Waldungen an der obern Alle, der Forst von Napiwoda, die Romintische Heide und der Forst von Rothebude und in der südlichen Abdachung der Seenplatte die Johannisburger Wildnis mit der Ortelsburger Heide. Kiefer und Rothtanne sind hier die vorherrschenden Waldbäume. Im nördlichen Theil der Provinz sind die Kaporn'sche Heide auf Samland und der Baumwald am Kurischen Haff bemerkenswerth, wo in den sumpfigen Strichen die Erle dominirt. Die Buche erreicht in der Provinz mit der Linie von Tenkitten über Rastenburg bis zum Spirdingsee ihre Polargrenze. Nach der Viehzählung von 1873 hatte die Provinz 350,478 Pferde, 785,646 Stück Rindvieh, 1,841,437 Schafe, 463,718 Schweine, 9378 Ziegen und 108,455 Bienenstöcke. In keinem Theil des Deutschen Reichs erfreut sich die Pferdezucht einer solchen Sorgfalt wie in O.; sie blüht namentlich in den Kreisen zwischen dem Pregel und der Seenplatte und wird unterstützt durch das Hauptgestüt zu Trakehnen sowie die litauischen Landgestüte zu Trakehnen, Insterburg und Gudwallen. Auch die Rindviehzucht erfreut sich einer steigenden Bedeutung. Die Schafzucht ist am erheblichsten in den Kreisen der Mitte. Von wilden Thieren sind besonders hervorzuheben: der Edelhirsch, der hier fast seine Ostgrenze erreicht, und das Elenthier, das noch in der Stärke von etwa 100 Stück im Ibenhorster Forst am Kurischen Haff gehegt wird; außerdem Rehe, Hasen und Füchse. Auch der Luchs, der Wolf und der Dachs finden sich noch in den größeren Waldungen. Von großer Wichtigkeit ist die Zucht des Geflügels. Fischerei wird besonders auf Störe (Kaviar von Pillau), Lachse und Neunaugen emsig betrieben. Aus dem Mineralreich sind der Bernstein, ein echt ostpreußisches Produkt, das durch Graben und Schöpfen vorzüglich im Samland und im Kurischen Haff bei Memel gewonnen wird, und der Torf in erster Linie zu nennen; ferner gibt es vorzügliche Thone, Kalk, etwas Raseneisenerz und einige nicht gerade bedeutende Braunkohlenlager. Salz und eigentliche Mineralquellen fehlen. Nach der Zählung von 1875 hatte die

Provinz 1,856,421, nach der von 1871: 1,822,934 Einw.; unter letzteren waren 1,569,365 Evangelische, 232,903 Katholiken, 982 Mennoniten, 3625 Baptisten, 14,425 Juden ꝛc. Die evangelische Kirche besitzt 419, die katholische 113 Mutter- und Töchterkirchen. Die Katholiken bilden die Mehrzahl der Bewohner in den vier Kreisen des Ermlandes (s. d.), außerdem sind sie zahlreich in den südlichen Kreisen des Regierungsbezirks Königsberg. Die Mennoniten leben in der Tilsiter Niederung. Die Mehrzahl der Bewohner (1,320,000) sind Deutsche; außerdem gibt es 145,000 Litauer im Memelgebiet und 390,000 Polen, welche in den südlichen Kreisen wohnen und, mit Ausnahme der Polen in den Kreisen Allenstein und Rößel, meist evangelisch sind (Masuren). Auf der Kurischen Nehrung und bei Memel reden noch etwa 400 Personen die kurische Sprache. Die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Landwirtschaft, die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe, Handel, Schiffahrt und Schiffbau. Der Großgrundbesitz ist unter den sechs nordöstlichen Provinzen des preußischen Staats hier und in Westpreußen am wenigsten vertreten; auf denselben kommen, wenn man die Grundstücke von mehr als 150 Hektar dazu rechnet, in beiden Provinzen 44 Proc., dagegen auf den eigentlichen Bauernstand mit Grundstücken von 8—80 Hektar 45 Proc. von der Fläche des Grundbesitzes überhaupt. Die Industrie ist nur in einigen Orten (Königsberg, Memel, Tilsit, Insterburg) von Bedeutung, wo neben Schiffahrt und Schiffbau auch nicht unbedeutende Eisenwerke bestehen. Ferner gibt es in der Provinz zahlreiche Sägemühlen (bei Memel), mehrere große Papierfabriken, Glashütten, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien ꝛc. Auf dem Land wird die Leinweberei stark betrieben. Die Rhederei der Provinz zählte zu Anfang 1875: 115 Seeschiffe und vertheilte sich hauptsächlich auf die Seeplätze Memel und Königsberg (Hafen Pillau). Einer höhern industriellen und kommerciellen Entwicklung steht besonders die russische Grenzsperre entgegen. Den Binnenverkehr unterstützen die schiffbaren Gewässer, die Chausseen und Eisenbahnen (1200 Kilom.). Letztere haben sich erst in neuester Zeit zu einem Netz entwickelt, das einigermaßen dem Bedürfnis der Provinz Rechnung trägt. Staatsbahnen sind: die Ostbahn (Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen) mit ihrem Zweig Thorn-Insterburg, die Tilsit-Memeler und die im Bau begriffene Masurische Eisenbahn (Insterburg-Prostken); Privatbahnen: Marienburg-Mlawka, die Ostpreußische Südbahn (Pillau-Königsberg-Prostken) und Insterburg-Tilsit. Für die geistige Bildung sorgen: eine Universität (Königsberg), 13 Gymnasien, 5 Realschulen erster Ordnung, 2 höhere Bürgerschulen, 7 Schullehrerseminare, eine Gewerbschule, 3 Navigationsschulen, 3 Taubstummenanstalten, ein Blindeninstitut ꝛc. Doch gab es 1871 unter den über zehn Jahre alten Bewohnern noch 37 Proc., die weder schreiben noch lesen konnten. Die Provinz, deren Hauptstadt Königsberg ist, wird in zwei Regierungsbezirke getheilt: Königsberg mit 20 und Gumbinnen mit 16 Kreisen. Für die Justiz bestehen 2 Appellationsgerichte: das ostpreußische Tribunal zu Königsberg mit einem Stadt- und 13 Kreisgerichten und das Appellationsgericht zu Insterburg mit 16 Kreisgerichten. Militärisch gehört die Provinz zum Bezirk des 1. Armeekorps. In den deutschen Reichstag entsendet O. 17, in das preußische Abgeordnetenhaus 32 Mitglieder. Die ehemaligen Provinzialstände sind durch die neue Provinzial- und Kreisordnung aufgehoben worden (s. Preußen, Staat). Von älteren Benennungen sind noch im Gebrauch: Litauen, der Regierungsbezirk Gumbinnen bis Goldap; Masuren, der südliche Theil dieses Regierungsbezirks; Samland, die Insel zwischen Deime, Pregel, Ostsee und den beiden Haffen; Ermland, die Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rößel und Allenstein vom Regierungsbezirk Königsberg. Altpreußen umfaßt das ehemalige Herzogthum Preußen, also O. ohne das Ermland, und von Westpreußen die Kreise Rosenberg und Marienwerder, so weit dieser östlich von der Weichsel liegt. Vgl. beifolgende Karte der Provinz Preußen.

Geschichte des Landes Preußen im allgemeinen und der Provinz O. insbesondere. Der an der Ostseeküste gefundene Bernstein machte Preußen frühzeitig zu einem des Handels wegen besuchten Lande. Der griechische Seefahrer Pytheas (um 320 v. Chr.) nennt die Guttonen (Gutten oder Gudden, ein Volk litauischen Stammes) als Einwohner. Tacitus nennt die Bewohner Aestier, d. h. Ostleute. Diese schickten um 500 n. Chr. eine Gesandtschaft mit Bernsteingeschenken an den Ostgothenkönig Theoderich d. Gr. nach Italien. Genaueres berichtet über sie der englische König Alfred d. Gr. nach den Berichten eines Reisenden, Wulfstan. Späterhin verschwand der gemeinsame Name Aestier oder Esten und ging auf ein weiter ostwärts gelegenes Volk, die finnischen Bewohner Estlands, über. Für die Stämme der alten Gutten oder Aestier kamen besondere Namen auf, wie Kuren, Semben und Pruzzen (die Klugen, die Wissenden), letzterer für die Bewohner Samlands und der Küste des Kurischen Haffs bis tief in das Binnenland hinein. Das Gebiet der Pruzzen zerfiel in 11 Gaue: Kulm und Pomesanien an der Weichsel, Pogesanien, Warmien (Ermland) und Natangen am Frischen Haff, Samland, Nadrauen und Schalauen am Kurischen Haff, Barten, Sudauen und Galinden im Binnenland. Die Pruzzen (Preußen) waren große, kräftige Menschen mit blonden oder hellbraunen Haaren und blauen Augen. Sie lebten in Dörfern und Höfen von Ackerbau und Viehzucht; an den Küsten trieben sie auch Handel und Schiffahrt. Ihre Genüsse waren Jagd, Krieg und Trinkgelage. Doch waren sie sittenrein und schlicht und einfach in ihrer Lebensweise. Ihre vor 200 Jahren ausgestorbene Sprache war eine Mundart des Litauischen. Als Gottheiten verehrten sie die Mächte der Natur; der Priesterstand war angesehen und mächtig. Sie waren tapfere, wohlgeübte Krieger, grausam gegen ihre Feinde, aber gastfreundlich gegen fremde Besucher. Der Bischof Adalbert von Prag versuchte zuerst das Christenthum den heidnischen Bewohnern des Landes zu verkündigen, drang auch tief landeinwärts, bezahlte aber (23. April 997) seinen Eifer mit dem Leben. Ein weiterer, von dem Benediktinermönch Bruno gemachter Versuch, das Christenthum bei den Preußen einzuführen (1008), hatte keinen bessern Erfolg. Herzog Boleslaw Chrobry von Polen machte seit 1015 die Preußen tributpflichtig, zerstörte den Hauptgötterſitz zu Romowe und nahm ihnen das Versprechen ab, sich taufen zu lassen. Weitere Erfolge in der Unterwerfung der immer wieder gegen die Polenherrschaft und gegen das Christenthum sich auflehnenden Preußen hatten Kasimir I., Boleslaw II., der Kühne, welcher 1064 an der Ossa wiederholt über ein großes Preußenheer siegte, und Wladislaw I. Hermann, welcher die verbündeten Preußen und Pommern bei Nakel aufs Haupt schlug (1091). Als jedoch innere

Unruhen und Thronſtreitigkeiten in Polen ausbrachen, ſchüttelten die Preußen das polniſche Joch nicht nur wieder ab, ſondern fielen auch oft raubend und plündernd in Polen ein. Boleslaw IV. überzog ſie zwar wieder mit Krieg, wurde aber mit ſeinem Heer in eine moraſtige Gegend gelockt und erlitt eine gänzliche Niederlage (1161). Nun fanden längere Zeit keine Angriffe auf Preußen von Seiten der Polen ſtatt. Der Bekehrungsverſuch, welchen der Abt Gottfried von Lulina 1207 machte, war ganz erfolglos. Mehr Ausſicht auf günſtigen Erfolg ſchienen die Bemühungen des Bernhardinermönchs Chriſtian aus Oliva zu haben, ſeit 1208, da ſich mehrere vornehme Preußen taufen ließen. 1210 reiſte Chriſtian daher nach Rom, erſtattete dem Papſt Innocenz III. Bericht über die Fortſchritte des Chriſtenthums in Preußen und ward 1215 zum erſten Biſchof von Preußen erhoben. Allein die Hoffnungen dieſes würdigen Biſchofs auf die endliche Chriſtianiſirung des Landes ſcheiterten gänzlich an der Furcht der Preußen, mit der Annahme des Chriſtenthums ihre Unabhängigkeit einzubüßen. Da ſie wiederholt in das Gebiet des Herzogs Konrad von Maſovien einfielen, verband ſich der Biſchof Chriſtian mit dieſem, und beide ſammelten in den benachbarten chriſtlichen Ländern ein großes Kreuzheer gegen die Preußen. Aber dieſer erſte Kreuzzug gegen dieſelben lief ſehr unglücklich ab. Das Kreuzheer zerſtreute ſich nach einigen unbedeutenden Unternehmungen, und die Preußen fielen 1223 wiederholt in das Kulmer Land ein, verheerten Maſovien, zerſtörten viele Kirchen und plünderten die Stadt Plock. Biſchof Chriſtian gründete darauf nach dem Muſter der Schwertbrüder in Livland 1225 zu Dobrin an der Drewenz den Orden der Ritter Chriſti; indeß auch dieſer vermochte nichts auszurichten, in zahlreichen Verheerungszügen vernichteten ihn die Preußen. Chriſtian und Konrad ſuchten und fanden nun 1226 Hülfe bei dem Deutſchen Orden (ſ. d.), deſſen Hochmeiſter damals Hermann von Salza war. Der Orden ſollte das Kulmer und Löbauer Land erhalten, wenn er ſich zur Bekämpfung der heidniſchen Preußen verpflichten würde. Dem Hochmeiſter war dieſes Anerbieten willkommen, da gerade damals der Orden im Orient ſich in einer mißlichen Lage befand. Kaiſer Friedrich II. und Papſt Gregor IX. verhießen dem Orden den unbeſchränkten Beſitz alles deſſen, was Herzog Konrad ihm bereits zugeſagt hatte und was der Orden ſich erobern würde, ſowie dem Hochmeiſter alle Rechte eines Fürſten des römiſchen Reichs. Auf dem linken Weichſelufer, dem jetzigen Thorn gegenüber, wurde 1228 die erſte Deutſchordensburg, Vogelſang, erbaut. 1230 ſendete Hermann von Salza eine größere Zahl von Ordensrittern (20) mit 200 Knappen und Hermann Balk als erſtem Landmeiſter nach Preußen. Sie legten als Rückhalt für ihre Streifzüge die Burgen Thorn und Kulm an. Nun ſtrömten, als die Kirche in Deutſchland das Kreuz gegen die heidniſchen Preußen predigte und den Kreuzfahrern dieſelben Gnadenſchätze wie denen nach Jeruſalem verhieß, zahlreiche Pilger herbei, welche unter dem Befehl der Ordensritter durch todesmuthigen Kampf ſich den verſprochenen Himmelslohn verdienen wollten. Ihnen folgten zahlreiche deutſche Anſiedler, Kaufleute, Handwerker und Bauern, welche das Deutſchthum immer weiter ausbreiteten. Bereits 1232 entſtanden um die Burgen die Städte Kulm und Thorn. Der Orden begünſtigte die Einwanderung, welche ſeine Eroberungen dauernd ſicherte, durch große Privilegien und gewährte den Städten durch die »Kulmer Handfeſte« ſelbſtändige Verwaltung. Durch immer neue Scharen Kreuzfahrer unterſtützt, befolgte er fortan bei ſeinen Eroberungen einen beſtimmten Plan; mit jedem Schritte, den er weiter vorwärts drang, legte er Burgen an, ſo 1233 Marienwerder in Pomeſanien, 1237 Elbing in Pogeſanien, beſetzte ſie mit Mannſchaft und bevölkerte die daneben errichteten Städte mit deutſchen Einwanderern. Zu dieſen kamen nun auch die Kaufleute der Hanſa, namentlich lübiſche, welche um die Burg Elbing eine Stadt bauten. 1237 wurde auch der livländiſche Schwertbrüderorden mit dem Deutſchen Orden vereinigt. Die Preußen ihrerſeits ſetzten dem Orden einen ſehr hartnäckigen Widerſtand entgegen; da aber die Stämme meiſt einzeln für ihre Freiheit ſtritten, ſo wurde dem Orden ihre endliche, wenn auch nur allmähliche Bezwingung weſentlich erleichtert. Ueberdies wurden ſie von Hermann Balk mild und ſchonend behandelt. Aber als die Preußen die drohende Gefahr völliger Unterjochung erkannten, erhoben ſich 1242 die unterworfenen Stämme; die noch freien brachen in das Ordensgebiet ein, während Herzog Swantopolk von Pommern von der andern Seite dasſelbe angriff. Nach langem, gefahrvollem Kampf wurde Swantopolk 1248 zum Frieden gezwungen, die Aufſtändiſchen 1253 wieder unterjocht, und der Orden und die Kreuzherren konnten wieder erobernd vorgehen. Die Landſchaften Barten und Galinden wurden bald unterworfen. Dasſelbe ſollte nun auch mit Samland geſchehen. Um zunächſt den Samländern die Verbindung mit den heidniſchen Samaiten und Litauern zu erſchweren, wurde 1253 die Burg und Stadt Memel erbaut. Bald darauf (1255) traf abermals ein Kreuzheer von 60,000 Mann, welches der König Ottokar von Böhmen und der Markgraf Otto von Brandenburg befehligten, an der Weichſel ein. Nun wurde ganz Samland unterworfen, und ein großer Theil der Einwohner, die Edlen voran, ließ ſich taufen. Auch wurde in dem Walde Twongſte eine Burg errichtet, welche, wie die nachher dabei erbaute Stadt, dem König Ottokar zu Ehren den Namen Königsberg erhielt. Da indeß mit der wachſenden Macht des Ordens auch die Behandlung des unterworfenen Volks immer härter und willkürlicher wurde, ward dieſem das Joch endlich unerträglich, und als 1260 der Orden an der Durbe in Livland von den Litauern eine ſchwere Niederlage erlitten hatte, kam es zu einer offenen und allgemeinen Empörung. Die Leiter des Aufruhrs, Glanda aus Samland, Herkus Monte aus Natangen, Glappo aus Warmien, Auktumo aus Pogeſanien, Diwan aus Barten, erfochten Sieg auf Sieg, zerſtörten Burgen, Kirchen und Städte; aber während der Orden den todesmuthigen Preußen immer neue Kreuzheere entgegenwarf und die Verluſte der Niederlagen aus der unerſchöpflichen Volkskraft Deutſchlands erſetzte, verbluteten ſich die Preußen in langem Vernichtungskampf. Einer ihrer Führer nach dem andern fiel, zuletzt der tüchtigſte und tapferſte, Monte (1271). 1275 wurde Nadrauen, 1276 Schalauen, endlich 1283 nach ſechsjähriger hartnäckiger Vertheidigung der letzte noch freie Preußenſtamm, die Sudauer, unterworfen. Die wenigſten der Ueberlebenden nahmen das Chriſtenthum an und blieben wohnen, viele wanderten nach Litauen aus. So hatte der Orden nach 53jährigem hartnäckigen und wechſelvollen Kampf endlich ſein Ziel, die Eroberung und völlige Unterwerfung Preußens, erreicht.

Der Deutſche Orden nahm für ſich die Landesherrlichkeit, die höchſte Gerichtsbarkeit und das Eigen-

thumsrecht an Grund und Boden in Anſpruch. Dieſes Ordensgut beſaß er entweder unmittelbar ſelbſt, oder gab es als Lehns-, Erb-, Eigen- oder Zinsgut an andere. Die Bewohner Preußens beſtanden aber theils aus eingewanderten Deutſchen, die in drei Klaſſen, die Landesritterſchaft, den Bürger- und Bauernſtand, zerfielen, theils aus den unterworfenen Preußen, welche ebenfalls drei Klaſſen bildeten, die Witinge oder alten Grundbeſitzer, die Freilehnsleute oder Freien, die Bauern und Hinterſaſſen. Die Witinge, eine wegen ihrer Ergebenheit vom Orden bevorzugte Klaſſe, hatten ihre angeſtammten Güter mit den Bauern erb- und eigenthümlich; Zehnten und Zins hatten ſie nicht zu entrichten, ſondern nur den Heerdienſt zu leiſten. Die übrigen mußten Abgaben zahlen, Frondienſte leiſten und dem Ordensheer als Fußkämpfer folgen. Doch bemühten ſich die Ritter, mit der heidniſchen Religion auch die alte Sprache und Sitte auszurotten und das Deutſchthum zur alleinigen Herrſchaft zu bringen. Dieſe Germaniſirung wurde vom Orden planmäßig und überaus geſchickt betrieben. Nicht bloß Bauern, welche von einem Unternehmer als Freiſchulzen oder Dorfrichter in einer Dorfgemeinde angeſiedelt wurden, ſondern auch Edelleute wanderten in Preußen ein und machten das Land urbar. 1288 wurden niederländiſche Anſiedler in die Weichſel- und die Nogatniederung berufen, welche dieſelben trocken legten und in üppigen Marſchboden verwandelten. Die Städte wurden durch Verleihung beſonderer Stadtrechte begünſtigt und blühten durch Handel und Gewerbe ſo raſch auf, daß mehrere, wie Elbing, Kulm, Braunsberg und Königsberg, bald in die Hanſa eintraten. So lange der Hochmeiſter noch außerhalb Preußens reſidirte, führte hier der von ihm und dem Kapitel ernannte Landmeiſter als Statthalter die Regierung. Er ſchloß Bündniſſe und Verträge, verwaltete die hohe Gerichtsbarkeit nach beſtehenden Geſetzen und Formen, entwarf allgemeine Landesgeſetze und Verordnungen, die jedoch der Beſtätigung von Seiten des Hochmeiſters und Ordenskapitels bedurften, und leitete die allgemeinen Landesangelegenheiten, war aber dem Hochmeiſter und dem ſich alljährlich verſammelnden Kapitel für alle Anordnungen verantwortlich. Unter dem Landmeiſter ſtand zunächſt der Marſchall, welchem die Ausrüſtung der Ritter und des Heers ſowie auch nächſt dem Landmeiſter die Führung desſelben oblag. Nach dem Marſchall folgten die Komture. Das ganze Land war in Kreiſe getheilt, die als ihren Mittelpunkt eine Ordensburg hatten, in welcher ſich ein Konvent von 12—24 Rittern befand. In dieſem Konvent hatte der Komtur den Vorſitz. Unter ſeiner Verwaltung ſtand der ganze zur Burg gehörige Diſtrikt; er ſorgte für die Ausrüſtung der Bewohner desſelben und führte ſie beim allgemeinen Aufgebot zum Heer. Im Kapitel des Landmeiſters mußten die Komture jährlich von der Verwaltung ihres Amts Rechenſchaft ablegen und konnten, wenn ſie grober Pflichtverletzung überwieſen wurden, ihres Amts entſetzt werden. Dieſe ariſtokratiſche Verfaſſung erlitt jedoch mehrfache Abänderungen, als die Reſidenz des Hochmeiſters des Deutſchen Ordens 1309 durch Siegfried von Feuchtwangen von Venedig nach Preußen und zwar nach Marienburg verlegt wurde. 1329 ſetzte der Hochmeiſter Werner von Orſelen neue Statuten durch, welche nicht bloß den Brüdern die alte Strenge und Zucht als Grundlage des Ordens einſchärften, ſondern auch die Verfaſſung desſelben in eine monarchiſche umwandelten. Der Hochmeiſter konnte jetzt unbedingten Gehorſam von allen Rittern fordern und über die Kräfte des Ordens frei verfügen, ohne jedoch der Verantwortlichkeit gegen das Generalkapitel (die Verſammlung der Gebietiger) ganz entledigt zu ſein. Unter der weiſen Regierung vortrefflicher Hochmeiſter blühte der Ordensſtaat daher wunderbar auf. Krieg wurde nur noch gegen die heidniſchen Litauer geführt, gegen welche faſt alljährlich »Kriegsreiſen« unternommen wurden, meiſt von »Gäſten«, Kreuzfahrern aus Deutſchland, Frankreich, England, die nicht ſelten Heere von 60,000 Mann bildeten. Im Innern herrſchten Friede, Recht und Geſetz. Die Einwohner regierten ſich in ihren Städten und Gemeinden ſelbſt und zahlten wenig Abgaben. Beſonders der Handel entwickelte ſich zu großer Blüte. Mittelpunkt desſelben war das ſeit 1310 im Beſitz des Ordens befindliche Danzig. Auch das Ordensgebiet vergrößerte ſich: 1310 wurde Pommerellen, 1398 die Inſel Gothland erobert, 1346 Eſthland von den Dänen, 1402 die Neumark von Brandenburg erworben; es reichte von der Oder bis zur Düna und umfaßte 3000 QM. mit 55 Städten, 20,000 Dörfern, 2000 Edelhöfen, 48 feſten Schlöſſern. Die Glanzzeit des Ordens war die Regierung ſeines glorreichſten, größten Hochmeiſters, Winrich von Kniprode (1351—82). Unter ihm wurde der gefeierte Sieg bei Rudau (17. Febr. 1370) über die litauiſchen Fürſten Olgert und Keiſtut erfochten, bei welchem zwar der tapfere Ordensmarſchall Henning Schindekopf mit 26 Komturen und 200 Rittern fiel, der aber auch dem eroberungsluſtigen jungen litauiſchen Staat Halt gebot. Nicht lange nach Kniprode's Tod erwuchs jedoch dem Orden eine große Gefahr durch den Uebertritt der Litauer zum Chriſtenthum und durch ihre Vereinigung mit Polen zu Einem Reich infolge der Vermählung ihres Großfürſten Jagello mit Hedwig von Polen (1386). Der Orden konnte jetzt nicht mehr die Hülfe von Kreuzfahrern gegen die Litauer in Anſpruch nehmen, ſondern mußte mit Miethstruppen den Krieg wider ſie führen, wodurch das Land mit Steuern belaſtet wurde, und hatte nun mit einem doppelt mächtigen Feind zu kämpfen, da die Polen voll Neid gegen den Orden ihm das Weichſelgebiet zu entreißen trachteten. Während aber ſo die Macht des Ordens nach außen hin ſank, wurde derſelbe auch im Innern zerrüttet. Wohlleben, Müßiggang und Uebermuth waren an die Stelle der alten Sittenſtrenge getreten. Unter den Rittern herrſchten Parteiungen. Die früher ſo milde Herrſchaft über die Unterthanen wurde rückſichtslos und hart. Der einheimiſche Adel und die Städte trugen immer unwilliger das Joch dieſer Fremdlinge, der armen Ritter aus dem Reich, welche den Ordensſtaat als ihre Verſorgung anſahen. Adel und Städte wollten als Landſtände anerkannt ſein und Antheil an der Verwaltung haben, was aber der Orden ſchroff zurückwies. Bereits 1397 ſtiftete der weſtpreußiſche landſäſſige Adel den Eidechſenbund, um ſeine Rechte zu wahren. So wurde Polen zu immer neuen Angriffen ermuthigt, und von ſeinem Vetter Witold von Litauen unterſtützt, fiel Wladislaw Jagello 1410 mit 160,000 Mann und 60 Geſchützen in Preußen ein. Mit 80,000 Mann ſtellte ſich der Hochmeiſter Ulrich von Jungingen den Feinden entgegen, und bei Tannenberg (zwiſchen Gilgenburg und Hohenſtein) kam es 15. Juli 1410 zur Entſcheidungsſchlacht, welche für den Orden trotz tapferſten Kampfes durch den verrätheriſchen Abfall der Eidechſenritter verloren ging. Der Hochmeiſter, die meiſten Komture, 600 Ritter und 40,000 Ordenskrieger fielen, viele Tauſende wurden gefangen, alle übrigen zerſprengt, das Lager die

Beute der Polen. Ritter und Knechte, Städte und Burgen ergaben sich ohne Widerstand dem Sieger, und die vier Landesbischöfe gelobten ihm Treue. In einem Monat war fast ganz Preußen im Besitz des Polenkönigs, und der Orden schien verloren. Da rettete ihn der tapfere Komtur von Schwedt, Heinrich von Plauen, von dem drohenden Untergang. Er hatte mit einer Schar von 4000 Mann Pommerellen gedeckt. Auf die Kunde von der schrecklichen Niederlage der Seinen hatte er sich sogleich nach der Marienburg geworfen, entschlossen, diesen Hauptsitz des Ordens um jeden Preis zu behaupten. In der That schlug er alle Angriffe der Polen auf das tapferste ab, und nach zehnwöchentlicher Belagerung hob der König, dessen Heer durch die tapfere Gegenwehr des Ordens, durch Mangel an Lebensmitteln und durch Seuchen beträchtlich zusammengeschmolzen war, die Belagerung Marienburgs auf. Heinrich von Plauen wurde nun zum Hochmeister gewählt (1410—13) und schloß bald darauf, 1. Febr. 1411, den ersten Frieden zu Thorn, welcher das Ordensgebiet nur wenig verkürzte und dem Orden bloß hohe Geldopfer auferlegte.

Nachdem der neue Hochmeister den Orden gerettet, wollte er durch weise Reformen dessen weitern Bestand sichern. Er verlangte daher von den Brüdern Erneuerung der strengen Sittenzucht und wollte dem Adel und den Städten, denen er hohe Steuern auferlegen mußte, auch Antheil an der Verwaltung und landständische Rechte gewähren, indem er 1412 aus 20 Edelleuten und 27 Bürgern einen Landesrath bildete. Hierüber waren aber die stolzen Ritter aufs höchste erbittert, und ein nach Marienburg 1413 berufenes Ordenskapitel setzte den Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen ab; ja, als er seine Herrschaft wieder erlangen wollte, warfen sie ihn in den Kerker, in dem er 1429 starb. Die Zustände im Innern wurden durch Parteiungen der Ritter selbst und die Widerspenstigkeit der Unterthanen immer bedenklicher. Der Krieg mit Polen erneuerte sich und zwang den Orden, fortwährend ein kostspieliges Söldnerheer zu unterhalten. Der Steuerdruck wurde daher immer härter, und Adel und Städte schlossen 1440 zu Elbing den Preußischen Bund zur Vertheidigung ihrer Gerechtsame. Dieser Bund fand weit und breit in Preußen Anklang und erhob sich bald als eine neue Macht über den Orden. Der Hochmeister wagte nicht, demselben entgegenzutreten; vielmehr unterzeichnete er in der Hoffnung, an ihm eine Stütze gegen seine Gegner zu finden, selbst den Bundesbrief. Da sich aber ein Theil der Ordensritter entschieden gegen den Bund erklärte, so standen sich im Orden zwei Parteien feindlich gegenüber. Als der Bund 1450 einen Geheimen Rath zur Leitung der Bundesangelegenheiten einsetzte, wandte sich der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen an Kaiser und Papst, um mit ihrer Hülfe den Bund zu stürzen, und brachte es auch dahin, daß der Kaiser den Bund für gesetzwidrig erklärte und ihm befahl, sich aufzulösen (December 1453). Dieser aber fügte sich dem Spruch des Kaisers nicht. So kam es zum offenen Bruch zwischen dem Orden und dem Bund. Letzterer kündigte 6. Febr. 1454 dem Hochmeister durch einen Absagebrief den Gehorsam förmlich auf, trug dem König Kasimir IV. von Polen die Herrschaft über Preußen an und eröffnete sofort die Feindseligkeiten gegen den Orden. In kurzer Zeit bemächtigte er sich einer großen Zahl von Ordensburgen; die Danziger belagerten Marienburg, und der König von Polen nahm die Abgefallenen als Unterthanen auf und erklärte dem Orden den Krieg. Hans von Baisen, eins der Häupter des Bundes, wurde zum Statthalter in Preußen eingesetzt; als aber der König selbst nach Preußen kam, huldigte ihm alles, auch die Bischöfe von Kulm, Samland und Pomesanien. Nun begann ein 13jähriger Krieg, der »westpreußische Städtekrieg«, gegen den Orden. Dieser hatte Söldnerscharen in seine Dienste genommen und wehrte sich tapfer gegen die Polen und den Bund. Aber Mangel an Geld brachte ihn bald in neue Verlegenheit, die Söldnerscharen wollten bezahlt sein; auch ließen der Deutschmeister und der Landmeister in Livland den Orden im Stiche. Daher verpfändete der Hochmeister seinen Söldnern Marienburg und alle Ordensstädte, Länder und Leute, die der Orden in Preußen und in der Neumark noch besaß, und verkaufte 1455 an Brandenburg die Neumark. Aber die erhaltenen Summen wurden von dem kostspieligen Kampf rasch verschlungen. Die Söldner verkauften daher 15. Aug. 1456 Marienburg und alle anderen von ihnen besetzten Schlösser und Städte dem König von Polen für 436,000 Fl. Der Hochmeister mußte 1457 das Ordensschloß, wo während 148 Jahren 17 Hochmeister residirt hatten, verlassen und nach Königsberg übersiedeln. Zwar hielt sich der Orden noch mehrere Jahre gegen seine Feinde; aber Kaiser und Papst leisteten ihm keine andere Hülfe, als daß ersterer über den Bund die Acht, letzterer den Bann aussprach. Aus dem Reich bekam der Orden keine Unterstützung mehr, und so zwang ihn völlige Erschöpfung zu dem zweiten Frieden zu Thorn (19. Okt. 1466), in welchem der Orden die westliche Hälfte Preußens, nämlich Kulm, Michelau und Pommerellen mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg und den Bisthümern Kulm und Ermland, an Polen abtrat, die östliche Hälfte (O.) aber, Samland und Pomesanien, als polnisches Lehen behielt. Es hatte nun der Hochmeister dem König von Polen als polnischer Fürst den Huldigungseid zu leisten, die Komture aber wurden in den Rath des Königs aufgenommen. Sonst blieb die innere Ordensverfassung noch die alte, doch sollten die Ordensritter künftig zur Hälfte Polen sein. Auch verpflichtete sich der Orden, dem König von Polen in jedem Krieg beizustehen. Der Preußische Bund wurde aufgelöst.

Der geschwächte und seiner Unabhängigkeit beraubte Ordensstaat, dessen Hauptstadt nun Königsberg ward, suchte, nachdem er sich von seiner Erschöpfung etwas erholt, sich durch eine Reform zu kräftigen und wenigstens die polnische Lehnshoheit abzuschütteln. Aber die Reform scheiterte an dem Widerspruch des Deutschmeisters, und selbst als der Orden Mitglieder deutscher Fürstenhäuser, wie 1498 den Markgrafen Friedrich von Meißen und 1511 den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach, zu Hochmeistern wählte, um das Reich und die angesehensten Fürstenfamilien zur Hülfe gegen Polen zu veranlassen, erreichte er nichts. Beide Hochmeister wurden, als sie die Lehnshuldigung verweigerten und es auf einen Krieg mit Polen ankommen ließen, von Kaiser und Reich im Stiche gelassen, und ihre eigenen Hülfsmittel waren zu gering. Albrecht mußte nach fruchtlosem Kampf aus Mangel an Geld 7. April 1521 zu Thorn einen Waffenstillstand mit Polen schließen. Hierauf ernannte er den Bischof von Samland, Georg von Polenz, zum Statthalter und reiste 1522 nach Deutschland, um durch Vermittelung des Kaisers einen annehmbaren Frieden zu erlangen. Aber seine Bemühungen scheiterten, und mit dem Deutschmeister verwickelte er sich in einen ärgerlichen Streit. Auf dieser Reise hatte

er 1523 eine Zusammenkunft mit Luther, welcher ihm den Rath ertheilte, den Orden aufzugeben und Preußen in ein weltliches Herzogthum zu verwandeln. Diesen Rath nahm sich der Hochmeister zu Herzen, und die in Preußen inzwischen eingetretenen Verhältnisse begünstigten die Ausführung desselben. In Preußen nämlich hatte die Reformation bereits viele Anhänger gefunden, und der Bischof Georg von Polenz erklärte sich 1524 öffentlich für dieselbe. Da Albrecht keine Hoffnung hatte, den Krieg erfolgreich führen zu können, so faßte er den Entschluß, Luthers Rath zu folgen und dem König von Polen als weltlicher Herzog zu huldigen. So kam 8. April 1525 der Friede von Krakau zu Stande. König Sigismund I. belehnte Albrecht 10. April zu Krakau freiwillig mit Preußen in den durch den zweiten Thorner Frieden festgestellten Grenzen, also dem jetzigen O., das seitdem das herzogliche Preußen genannt wurde im Gegensatze zum königlich polnischen Westpreußen, als einem weltlichen Herzogthum, weil der Orden durch hartnäckige Verweigerung der Huldigung seine Ansprüche auf Preußen verwirkt habe. Am 9. Mai hielt nun der neue Herzog seinen Einzug in Königsberg, wo er von den zahlreichen Anhängern der Reformation mit offenen Armen empfangen wurde. Am 25. Mai setzten königliche Bevollmächtigte den Herzog in die landesherrliche Gewalt ein, und die Bischöfe von Pomesanien und Samland sowie die Städte huldigten ihm als erblichem Fürsten, wogegen er dem Adel und den Städten landständische Rechte zuerkannte. Die wenigen Ritter, welche dem Orden treu blieben, wandten sich mit dem Herzog Erich von Braunschweig nach Deutschland. Bei weitem die meisten blieben im Land, erhielten Lehnsgüter und verheiratheten sich. Der Herzog selbst vermählte sich 1526 mit der Prinzessin Anna Dorothea von Dänemark. Der Papst Clemens III. erklärte nun zwar das Verfahren des Herzogs für unrechtmäßig, der Deutsche Orden protestirte gegen die Säkularisirung des Ordensgebiets und stellte in Walther von Kronberg einen neuen Hochmeister auf, welcher 1527 vom Kaiser zum Administrator des Hochmeisterthums von Preußen ernannt wurde und seinen Sitz in Mergentheim aufschlug; auch der Kaiser verlangte 1530 vom Herzog die Räumung des Landes und bestätigte die 1533 vom Reichskammergericht gegen Albrecht ausgesprochene Acht. Allein dieser blieb im ungestörten Besitz des Landes, da der Kaiser die Reichsacht gegen ihn nicht durchzuführen vermochte.

Nichtsdestoweniger hatte der Herzog einen schweren Stand: Unruhen, Religionsstreitigkeiten und Zwistigkeiten mit den Ständen machten ihm viel zu schaffen. Der Adel suchte die fürstliche Gewalt zu seinen Gunsten zu schwächen und ein Privilegium nach dem andern zu erringen. In allen Streitigkeiten riefen die Stände die Einmischung Polens an, das bereitwilligst die Gelegenheit ergriff, sein Oberlehnrecht geltend zu machen. Indeß wurde die Reformation in Preußen doch dauernd begründet und 1544 durch Stiftung der Universität Königsberg die Herrschaft deutschen Geisteslebens gesichert. Am 20. März 1568 starb Herzog Albrecht. Sein Sohn Albrecht Friedrich, obwohl noch minderjährig, empfing 1569 die Belehnung mit Preußen. Hierbei erlangte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg für sich und seine Leibeserben die Mitbelehnung. 1572 übernahm Albrecht Friedrich die Regierung, zeigte aber infolge der Anmaßungen des Adels und der streit- und herrschsüchtigen lutherischen Geistlichkeit bald Spuren von Schwermuth. Aus seiner Ehe mit Maria Eleonore von Jülich gingen nur Töchter hervor. Die älteste derselben, Anna, wurde 1594 mit dem Kurprinzen von Brandenburg, Johann Sigismund, vermählt, wodurch die Anwartschaft der Brandenburger auf den Besitz Preußens verstärkt wurde. Bei der zunehmenden Schwäche Albrecht Friedrichs hatte sich indeß schon seit längerer Zeit eine Regentschaft nöthig gemacht, welche nach längeren Streitigkeiten 1577 Markgraf Georg Friedrich, Herzog von Jägerndorf, erlangte. Dieser regierte nun das Land unter mancherlei Zerwürfnissen mit den Ständen bis zu seinem Tode (1603). 1605 wurde Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg vom König von Polen zum Kurator, Administrator und Gubernator des Herzogthums Preußen ernannt. Nach seinem Tode (1608) erlangte Kurfürst Johann Sigismund 1609 die Vormundschaft über seinen blödsinnigen Schwiegervater und wurde 1611 mit Preußen förmlich belehnt. Dadurch, daß er, von Polen veranlaßt, den Katholiken in Preußen freie Religionsübung gestattete, und daß er 1613 selbst von der lutherischen zur reformirten Kirche übertrat, gerieth er in mißliche Stellung zu den streng lutherischen Ständen, welche, nach völliger Unabhängigkeit strebend, dem neuen Herrscherhaus, dessen Macht ihnen Gefahr drohte, alle möglichen Schwierigkeiten bereiteten und bei der Krone und dem Reichstag von Polen für alle Klagen und Beschwerden ein stets offenes Ohr fanden. So war die Stellung des Kurfürsten eine äußerst schwierige und seine Gewalt eine höchst geringe. Auch als nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich (28. Aug. 1618) Preußen an Brandenburg fiel und mit dem brandenburgisch-preußischen Staat vereinigt wurde, änderten sich die Verhältnisse nicht zum Bessern. Bei jedem Regierungswechsel verlangten die Stände als Preis ihrer Huldigung Erweiterung ihrer Rechte und Privilegien und Beschränkung der landesfürstlichen Gewalt, und Polen kam ihnen mit Verweigerung der Belehnung zu Hülfe, welche sowohl Georg Wilhelm (1619—40) wie Friedrich Wilhelm (1640—88) erst nach jahrelangen Verhandlungen durch namhafte Geldopfer erreichen konnten. Dazu kam, daß Preußen durch seine Lage und sein Lehnsverhältnis zu Polen in die schwedisch-polnischen Kriege verwickelt wurde. Während des Dreißigjährigen Kriegs, der übrigens Preußen mit seinen Verheerungen verschonte, besetzte Gustav Adolf mehrere Jahre die bedeutendsten Häfen Preußens und bemächtigte sich der Zolleinnahmen, welche sehr beträchtlich waren, da Preußens Handel noch immer in hoher Blüte war. Namentlich während des Kriegs von 1655—60 hatte Preußen durch Verwüstungen seitens der Polen, Tataren und Moskowiter furchtbar zu leiden. Indeß brachte dieser Krieg dem Großen Kurfürsten endlich die ersehnte Befreiung von der fremden Oberlehnsholheit. Nachdem er 1656 Preußen von dem siegreichen König Karl X. Gustav von Schweden hatte zu Lehen nehmen müssen, erlangte er nach der Schlacht bei Warschau von diesem, 1657 im Wehlauer Vertrag auch von Polen die Anerkennung der Souveränität seines Herzogthums Preußen, welche im Frieden von Oliva (1660) bestätigt wurde. Daß die selbstsüchtigen und anmaßenden Stände ihm die Huldigung als souveränem Landesfürsten verweigerten, wenn er nicht ihre früher erpreßten Vorrechte anerkenne, veranlaßte ihn, sofort den Kampf mit denselben aufzunehmen und sie 1662 zur Unterwerfung zu zwingen. Die Führer der ständischen Opposition, Johannes Roth, der Schöppenmeister von

Königsberg, und die beiden Kalckſtein, wurden verhaftet, einer der letzteren 1672 wegen Hochverraths hingerichtet. Die brandenburgiſche Herrſchaft ward hiermit in Preußen erſt dauernd begründet, und dieſes bildete fortan ein Glied des Staats Preußen (ſ. d.). Als einziger ſouveräner Beſitz der brandenburgiſchen Hohenzollern wurde Preußen 18. Jan. 1701 zum Königreich erhoben, als Kurfürſt Friedrich III. ſich in Königsberg ſelbſt zum König in Preußen krönte. Doch war die Regierung dieſes erſten Königs für das junge Königreich, deſſen Name nun auf Staat und Volk der Hohenzollern überging, beſonders verhängnisvoll: um die Koſten des verſchwenderiſchen Hofhalts zu beſtreiten, wurden Domänen und Wälder verkauft, namentlich der herrliche Eichenwald auf der Kuriſchen Nehrung niedergeſchlagen und dem Lande dadurch unermeßlicher Schaden zugefügt. 1709—1711 raffte eine von Polen her eingeſchleppte Peſt 236,000 Menſchen, ein Drittel der Bevölkerung, hinweg; in Litauen lagen weite Strecken wüſt. Dieſen Schaden machte Friedrich Wilhelms I. Fürſorge wieder gut, der durch Befreiung der Bauern, Beförderung der Einwanderung (20,000 Familien bis 1728, 1732: 17,000 Salzburger) und Wiederaufbau der zerſtörten Häuſer und Höfe, wofür er viele Millionen verwendete, die Provinz wieder zur Blüte brachte; 12 Städte und 332 Dörfer wurden neu angelegt oder wieder aufgebaut. Unter Friedrich d. Gr. wurde Preußen nach der Schlacht von Großjägersdorf (30. Aug. 1757) von den Ruſſen beſetzt und blieb 1758—62 in deren Beſitz; dieſelben zwangen die Stände, der Kaiſerin Eliſabeth zu huldigen, und beabſichtigten, es für immer mit Rußland zu vereinigen. 1772 wurde durch die erſte polniſche Theilung Weſtpreußen wieder gewonnen und mit dem Königreich Preußen, ſeitdem meiſt O. genannt, wenigſtens unter Einem Scepter vereinigt. Adminiſtrativ blieben beide Preußen geſchieden. O. zerfiel in das deutſche Kammerdepartement mit acht und das litauiſche mit drei Kreiſen. Der Krieg von 1806—1807 legte Preußen wiederum große Opfer auf; aber das Land bewährte ſich als Kern des Staats, dem es den Namen gegeben. Die glorreiche Erhebung des preußiſchen Volks 1813 ging von O. aus; die oſtpreußiſchen Stände gingen mit der Organiſation der Landwehr voran, welche ſich auf dem Schlachtfelde den größten Ruhm erwarb. Doch brachte die Neugeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe 1815 Preußen, das mit die größten Opfer gebracht hatte, nicht nur keinen Lohn, ſondern erhebliche Nachtheile. Während die 1813 von den Korporationen und Gemeinden für den Staat gemachten Schulden nicht von dieſem übernommen wurden, ſondern jenen zur Laſt blieben, ſchadete die Abtretung ganz Polens an Rußland, das ſich nun kommerciell abſchloß, dem preußiſchen Handel außerordentlich, und die aus Rückſicht auf die neu erworbenen weſtlichen Lande in Preußen eingeführten Schutzzölle, beſonders auf Eiſen und Zucker, vernichteten faſt völlig die mit ausländiſchen Rohprodukten arbeitende preußiſche Induſtrie. 1824 wurden Oſt- und Weſtpreußen zu Einer Provinz, dem Königreich Preußen, vereinigt. Politiſch blieb das Vaterland eines Kant, Schön, Auerswald u. a. ſtets freiſinnig. Die preußiſchen Stände ſtanden an der Spitze der konſtitutionellen Bewegung vor 1848 und verzichteten auf Beſchleunigung des Baues der Oſtbahn, um dem verfaſſungsmäßigen Recht nichts zu vergeben. Die Reaktion 1850—58 ſuchte daher ganz beſonders Preußen mit ihren gehäſſigen Unterdrückungsmaßregeln heim. Durch Geſetz vom 19. März 1877 wurde die Provinz Preußen wieder in eine öſtliche und weſtliche Hälfte getheilt, welche Theilung 1. Jan. 1878 in Kraft tritt. Vgl. Voigt, Geſchichte Preußens von der älteſten Zeit bis zum Untergang der Herrſchaft des Deutſchen Ordens (Königsb. 1827—39, 9 Bde.); Derſelbe, Handbuch der Geſchichte Preußens bis zur Zeit der Reformation (2. Ausg., daſ. 1850, 3 Bde.); Baczko, Geſchichte Preußens (daſ. 1793—1800, 6 Bde.); Voigt, Codex diplomaticus Prussicus (daſ. 1836—61, 6 Bde.); »Scriptores rerum Prussicarum«, herausgeg. von Hirſch, Töppen, Strehlke (Leipz. 1861—74, Bd. 1—5); Pierſon, Elektron (Berl. 1869).

Oſtpyrenäen (Pyrénées-Orientales), Departement im ſüdlichen Frankreich, gebildet aus der ehemaligen Landſchaft Rouſſillon, dem durch den Pyrenäenvertrag an Frankreich gekommenen Theil von Cerdagne und einem Theil von Languedoc, grenzt im N. an die Departements Aude und Ariége, im O. an das Mittelländiſche Meer, im S. an Spanien, im W. an die Republik Andorra und hat einen Flächenraum von 4122 QKilom. (74,9 QM.) mit (1872) 191,856 Einw. Den ſüdlichen und weſtlichen Theil des Landes erfüllen die Pyrenäen, welche ſich von dem Gebirgsknoten des Puy de Prigue (2810 Meter) nordweſtlich von Montlouis aus in mehrere Bergketten verzweigen, wovon eine nordöſtlich zwiſchen den Flüſſen Tet und Agly, eine andere ſüdweſtlich gegen die Quellen der Ariége mit dem 2828 M. hohen Pik Pédrour und eine öſtlich zwiſchen Tet und Segre ſich hinzieht. Von der letztern Kette (Puigmal, 2909 M. hoch) zweigen ſich wieder mehrere Gebirgszüge ab, welche gegen N. tief in das Land hineinſtreichen, darunter insbeſondere der das Gebiet zwiſchen Tet und Tech ausfüllende Gebirgsſtock des Canigou (2785 M.). Zwiſchen dieſen theilweiſe mit ewigem Schnee bedeckten Bergketten liegen ſchöne, fruchtbare Thäler, und den Nordoſten des Departements nimmt die weite, von zahlreichen Kanälen durchſchnittene Alluvialebene von Perpignan ein. Längs der Küſte befinden ſich mehrere Seen, darunter Etang de Leucate, Etang de St. Nazaire, und viele Sümpfe. Die Hauptflüſſe ſind die bereits erwähnten Küſtenzuflüſſe des Mittelländiſchen Meers, Agly, Tet und Tech, von denen jedoch keiner ſchiffbar iſt; außerdem haben die Aude und der ſeine Richtung nach Spanien nehmende Segre hier ihren Urſprung. Das Klima iſt im Sommer ſehr heiß, auf den Gebirgen rauher; die Küſtengegenden ſind wegen der Sümpfe theilweiſe ſehr ungeſund. Vom Geſammtareal kommen auf Aecker 89,626, Wieſen 9395, Weinberge 54,326, Wälder 48,306, Heiden und Weiden 191,272 Hektar. Die Gebirgsgegenden liefern Holz, Eiſen, Blei, Steinkohlen, Bauſteine und Mineralwäſſer; die Ebene erzeugt Getreide, insbeſondere Korn, Kartoffeln, Wein (569,000 Hektol. im Werth von 14 Mill. Franken, darunter der Maccabeo, Riveſalte, Collioure und andere Rouſſillonweine), Südfrüchte, Gemüſe, Oel und Seide. Der Ackerbau iſt nicht von Belang, wichtiger iſt die Viehzucht (beſonders edle Pferde, Schafe mit feiner Wolle, Tibetziegen, Mauleſel, aber wenig Rindvieh). Beträchtlich iſt die Fiſcherei auf Thunfiſche, Anchovis und Sardellen; auch wird ſtarke Bienenzucht getrieben. Ebenſo iſt der Bergbau, beſonders auf Eiſen (1873: 610,000 metr. Ctr. Eiſenerz), von Bedeutung. Die Induſtrie iſt auf Fabrikation von Eiſenwaaren, Oel, Tuch, Woll- und Seilerwaaren, Papier und Leder, Faßbinderei, Korkſchneiderei, Branntweinbrennerei und Salzſchlämmerei beſchränkt. Der Handel iſt

hauptsächlich Küstenhandel und vertreibt besonders Wein, Branntwein, Olivenöl, Seide, Eisen, feine Wolle, Tuch und Hanf. Das Departement besitzt vier Häfen: Barcarès St. Laurent, Collioure, Port Vendres und Banyuls, von welchen 1875: 665 Seeschiffe mit 23,448 Tonnen und 508 Küstenfahrer mit 16,652 Tonnen, letztere vornehmlich nach Marseille und Cette (Weintransport), ausliefen. Der Hauptantheil am Schiffahrtsverkehr entfällt auf Port Vendres. Die Einwohner sind meist arm und sprechen ein verdorbenes Spanisch. Die Volksbildung ist auf niedriger Stufe (von je 100 über 6 Jahre alten Personen konnten 1872 nur 50 lesen und schreiben). An höheren Bildungsanstalten bestehen: ein Kommunalcollége und 5 Privatmittelschulen. Die Eisenbahn von Narbonne nach Perpignan durchschneidet den östlichen Theil des Departements. Dasselbe zerfällt in die drei Arrondissements: Perpignan, Céret und Prades und hat Perpignan zur Hauptstadt.

Ostra, Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Ungarisch-Hradisch, auf einer Insel der March, umfaßt die Christenstadt, eine Judengemeinde und die Vorstadt Ungarisch-O., mit (1869) zusammen 2847 Einw., ist Sitz eines Bezirksgerichts, mit Schloß, hübscher Kirche, Zuckerfabrik, Bierbrauerei und Weinbau.

Ostracismus (griech. Ostrakismos, Scherbengericht), ein Volksgericht bei den alten Griechen, hauptsächlich zu Athen, aber auch in Argos, Megara, Milet, Syrakus, wo es Petalismos (»Blättergericht«) hieß, welches Männer, die ein die Freiheit des Staats gefährdendes Ansehen erlangt hatten, verbannte, ohne daß sie jedoch an Ehre und Vermögen dadurch geschädigt wurden. In Athen wurde der O. 509 v. Chr. durch Klisthenes eingeführt. Das Volk ward alljährlich zu einer Abstimmung darüber aufgefordert, ob der O. vorzunehmen sei oder nicht. Wurde die Frage bejaht, so gab in der nächsten, von den neun Archonten und dem Rathe der Fünfhundert geleiteten Volksversammlung jeder Bürger seine Stimme, auf ein Ostrakon (Scherbe, irdenes Täfelchen) geschrieben, ab, und wenn einer wenigstens 6000 Stimmen gegen sich hatte, mußte derselbe auf zehn, später auf fünf Jahre das Land verlassen; doch konnte er durch Volksbeschluß auch früher zurückgerufen werden. Der O. war also eine rein politische Maßregel, um die friedliche Entwickelung des Staatslebens durch Beseitigung einer störenden Opposition zu wahren. Der erste vom O. Betroffene war Hipparchos, des Charmos Sohn. Aber auch Klisthenes selbst wurde wegen eines Bündnisses mit Persien durch den O. verbannt (507), ferner Aristides (483), Themistokles (470), Kimon (459), Thukydides, des Melesias Sohn (444); der letzte war der Demagog Hyperbolos (417), nach dessen Verbannung der O. in Mißkredit kam und nicht mehr angewandt wurde. Vgl. Heumann, De ostracismo Atheniensium (1839); Lugebil, Ueber das Wesen und die hohe Bedeutung des O. (Leipz. 1861).

Ostrau, 1) (Mährisch-O.) Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Mistek, im sogen. Kuhländchen, an der Ostrawitza (Grenze gegen Oesterreichisch-Schlesien) und an der Ferdinands-Nordbahn, von der hier eine Flügelbahn nach Friedland abzweigt, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Privatbergschule, Fabriken für Paraffin und Petroleum, Rum und Rosoglio, Selchwaaren, Zinkwalzwerk, Eisenblechwalzhütte und Dampfkesselfabrik, bedeutendem Steinkohlenbergbau und (1869) 6881 Einw. Jenseit der Ostrawitza liegt der zur schlesischen Bezirkshauptmannschaft Freistadt gehörige Markt Polnisch-O., mit Sandsteinbrüchen, Steinkohlenbergbau, 2 großen Kohksfabriken und (1869) 4620 Einw. — 2) S. Filehne.

Ostrëa, die Auster.

Ostritz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, an der Lausitzer Neiße und der Görlitz-Zittauer Eisenbahn, mit Gerichtsamt, Lein- und Baumwollweberei und (1875) 1556 meist kathol. Einwohnern.

Oströmisches Reich (Byzantinisches Reich, Griechisches Kaiserthum), das eine der beiden Reiche, in welche Theodosius d. Gr. 395 n. Chr. das römische Weltreich theilte, umfaßte alle asiatischen Provinzen, in Afrika die Provinzen Cyrenaïca, Marmarica, Aegypten, in Europa Thracien, Mösien, Dacien, Macedonien, Achaia mit der Residenz Konstantinopel, während die westlich davon gelegenen Länder mit der Residenz Rom das weströmische Reich (s. Rom, Staat) bildeten. Die Provinz Illyrien wurde zwischen beiden Reichen getheilt, gerieth aber bald in den Besitz der Westgothen und Alarichs. Weil das oströmische Reich für den bessern und gesichertern Theil des großen römischen Reichs galt, so erhielt es der ältere der beiden Söhne des Theodosius, Arcadius, während die andere Hälfte an den jüngern, Honorius, fiel. Jedem von beiden wurde wegen ihrer Jugend ein Vormund und Reichsverweser beigegeben, dem Honorius der Vandale Stilicho, dem Arcadius der Gallier Rufinus. Dieser war der eigentliche Regent, während Arcadius (395—408) nur den Namen eines solchen führte. Nachdem Rufinus noch in demselben Jahr (27. Nov.) im geheimen Auftrag Stilicho's von Gainas, dem Führer der gothischen Hülfsschar in den römischen Legionen, ermordet worden war, trat an seine Stelle Eutropius, das Haupt der Eunuchen, der, um den Einfluß Stilicho's fern zu halten, welcher auch nach der Herrschaft des östlichen Reichs strebte, die Trennung beider Reiche möglichst zu vergrößern suchte. Der byzantinische Staat nahm mehr und mehr die Formen des Orients an; mit der Zeit wurde die griechische Sprache, im Verkehr die herrschende, auch zur Amtssprache erhoben und damit das letzte Band zerrissen. Statt vereint die Einbrüche der Barbaren abzuhalten, blickte jedes der Reiche mit Schadenfreude auf die Unfälle des andern und forderte zu Einfällen in das Gebiet desselben auf. Eutropius erlag nach vierjähriger schmachvoller Regierung den von Gainas angelegten Intriguen (399), der indeß selbst schon im nächsten Jahr die Hauptstadt verlassen mußte und den Arcadius unter dem Einflusse seiner ränkevollen Gemahlin Eudoria zurückließ. Ihm folgte in der Regierung sein siebenjähriger Sohn Theodosius II. (408—450), bis 414 unter der Leitung des Präfekten Antbemius, eines fähigen und kraftvollen Mannes, dann unter der seiner Schwester Pulcheria. Ein Krieg mit den Persern (422) endigte mit der Theilung Armeniens zwischen Persien und Ostrom; von dem Hunnenkönig Rugilas ward Ruhe und Friede für einen jährlichen Tribut von 350 Pfd. Goldes erkauft, der nach dem Tode Rugilas' (433) seinen Neffen und Nachfolgern Attila und Bleda gegenüber auf das Doppelte erhöht wurde. So ruhmlos die Regierung des Theodosius in der Geschichte ist, so ist doch sein Name verewigt durch einen Reformversuch im Gerichtswesen, den Codex Theodosianus, eine Sammlung aller seit Konstantin in Kraft getretenen Verordnungen (438). Nach seinem Tode wurde seine Schwester Pulcheria zur Kaiserin des Morgenlands ausgerufen und wählte unter dem Vorbehalt ehelicher Getrenntheit den Marcianus, einen

bejahrten, aber thatkräftigen und rechtſchaffenen Senator, zu ihrem Gemahl und Mitregenten. Zwar ſtarb Pulcheria ſchon 453, indeſſen hielt Marcian bis zu ſeinem 457 erfolgten Tode die Ehre und Würde des Reichs aufrecht. Dagegen erkaufte ſein Nachfolger, der durch den Einfluß des mächtigen und reichen Patriciers Aſpar auf den Thron erhobene Feldherr Leo I. von Illyrien (457—474), von den damals die Küſten des Mittelmeers verwüſtenden Vandalen um beträchtliche Summen Ruhe und Sicherheit ſeines Reichs und erlitt, als er 468 durch ſeinen Feldherrn Baſiliscus einen Verſuch machen ließ, den Vandalen mit bewaffneter Macht entgegenzutreten, eine blutige Niederlage. Ihm folgte ſein Schwiegerſohn Zeno der Iſaurier (474—491), zuerſt als Mitregent des Bruders ſeiner Gemahlin, Leo II., dann nach dem verdächtigen raſchen Hinſterben des letztern (November 474) im eigenen Namen. Er wurde zwar 476 durch ſeine Schwiegermutter Verina vertrieben und an ſeiner Stelle deren Bruder Baſiliscus auf den Thron erhoben, kehrte aber ſchon im nächſten Jahr, nachdem Baſiliscus einer Verſchwörung zum Opfer gefallen war, zurück und rächte ſich grauſam an ſeinen Gegnern. Nur Verina entging ſeiner Hand und beharrte bis an ihr Ende in fruchtloſer Empörung. Als Gemahl ſeiner Wittwe Ariadne folgte Anaſtaſius (491—518), dieſem Juſtinus I. (518—527), ein alter Kriegsmann, der Sohn eines bulgariſchen Bauern, von ſchwachem, ungebildetem Geiſt, welcher, ſelbſt kinderlos, ſeinen Neffen Juſtinianus I. adoptirte und als Mitregenten annahm. Noch bei Lebzeiten des alten Kaiſers galt letzterer als der rechtmäßige Herrſcher des Morgenlands. Seine mehr als 38jährige Regierung (527—565), glänzend nach außen, bietet im Innern das Bild einer grenzenloſen Tyrannei, Bedrückung und Unſittlichkeit. Ein Staat, Eine Kirche, Ein Geſetz ſollten die Welt beherrſchen. Von dieſen Ideen geleitet, vernichtete er 540 durch die Auflöſung des Konſulats die letzten Spuren republikaniſcher Einrichtungen und Erinnerungen, ſchloß 529 die Schule von Athen und zwang die letzten Bekenner und Anhänger des Heidenthums und der Platoniſchen Philoſophie zur Auswanderung, verhängte über alle Häretiker blutige Verfolgungen und gab endlich (19. Jan. 532) dem Reich in dem Codex Justinianeus und in den Pandekten oder Digeſten ein einheitliches, weltbeherrſchendes Rechtsbuch. Die innere Ruhe wurde durch einen Kampf der unter den Zuſchauern in der Rennbahn zu Konſtantinopel beſtehenden politiſchen Parteien der Grünen und Blauen geſtört, wie ſie nach den Farben der Wagenlenker genannt wurden. Durch den Uebermuth der vom Kaiſer begünſtigten Blauen veranlaßt, ward dieſer Aufruhr (der ſogen. »Nikaaufſtand«, ſ. d.) nach vorübergehender Vereinigung beider Parteien gegen die Regierung von Beliſars Truppen durch Niedermetzelung von 30,000 Grünen im Cirkus unterdrückt (19. Jan. 532). Nachdem Juſtinian die Grenzen des Reichs im Norden gegen die Bulgaren durch eine Reihe von mehr als 80 befeſtigten Plätzen an der Donau von Belgrad bis zur Mündung des Fluſſes und im Oſten theils durch Verſchanzungen und Bündniſſe, theils durch Beendigung eines Perſerkriegs vermittels Erkaufung des »ewigen« Friedens geſichert glaubte, unternahm er die Wiederherſtellung des alten römiſchen Reichs. Er ließ durch Beliſar das Vandalenreich (533—534) und nach einem 20jährigen, durch Beliſar begonnenen, durch Narſes beendeten Krieg das Oſtgothenreich in Italien erobern (555). Dieſe Erfolge erregten die Furcht des Perſerkönigs Chosru I. Nuſchirwan, welcher 540 den Krieg erneuerte, in Syrien einfiel, Antiochia verbrannte und ſchon Paläſtina und die heilige Stadt Jeruſalem bedrohte, als Beliſars Erſcheinen ihn zum Rückzug bewog. Nach langen Unterhandlungen, welche durch Streitigkeiten über den Beſitz der öſtlichen Küſtenländer am Schwarzen Meer (Lazica und Kolchis) unterbrochen wurden (549—551), kam endlich 561 ein neuer Friede zu Stande, der die Grenzen beider Reiche im weſentlichen ſo ließ, wie ſie vor dem Krieg beſtanden hatten, und das Land Kolchis mit den dazu gehörigen Territorien dem byzantiniſchen Kaiſer zurückgab, jedoch nur gegen die Zuſage eines jährlichen »Geſchenks« von 30,000 Goldſtücken. Auch in die Verhältniſſe des Weſtgothenreichs griff Juſtinian ein, indem er, von Athanagild, dem Anſtifter einer Empörung, eingeladen, eine Flotte und ein Heer nach Spanien ſandte (554), den Weſtgothenkönig ſchlug und ihm eine Anzahl von Seeſtädten abnahm, die indeſſen zum Theil ſchon unter Juſtinian ſelbſt, zum Theil unter ſeinen Nachfolgern wieder verloren gingen. Der Glanz, den Juſtinian dem oſtrömiſchen Reich verliehen, erloſch bald. Schon unter ſeinem nächſten Nachfolger, ſeinem Neffen Juſtinus II. (565—578), begannen die Eroberungen der Langobarden in Italien (568), erneuerte Chosru den Krieg mit der Eroberung von Dara, der wichtigſten Stadt Meſopotamiens (572), ſo daß der Kaiſer, um eine Stütze zu haben, den Befehlshaber der Leibwache, Tiberius, zu ſeinem Mitregenten und Nachfolger ernannte. Dieſer, ein edler Fürſt von ſittenreinem Leben, von 578—582 regierend, kämpfte glücklich gegen Chosru, den er 579 bei Melitene in Syrien beſiegte, worauf er ihn bis in das Innere ſeines Reichs verfolgte und ſich ſchon ſeiner Hauptſtadt näherte, als der greiſe König ſtarb. Dem Tiberius folgte deſſen auf ſeinem Sterbebett zum Nachfolger ernannter tapferer Feldherr und Schwiegerſohn Mauritius (582—603); gegen ihn wurde auf einem Feldzuge gegen die Avaren infolge einer Meuterei der Soldaten, die wegen der Gefahren und Mühen eines ununterbrochenen Kriegerlebens und wegen Kürzung des Soldes mißmuthig waren, ein unbekannter Hauptmann, Namens Phokas, von den Legionen zum Kaiſer ausgerufen (Oktober 602) und von der Bevölkerung der Hauptſtadt mit Jubel begrüßt. Seine Regierung (603—610) iſt erfüllt von Akten unmenſchlicher Grauſamkeit: 605 wurde Mauritius mit ſeinen fünf Söhnen ermordet, kurz darauf ſeine Gemahlin Conſtantina nebſt drei ſchuldloſen Töchtern; ſelbſt Narſes, deſſen Tapferkeit hauptſächlich die Erfolge im Oſten zu verdanken waren, mußte auf dem Markte der Hauptſtadt den Feuertod erleiden. Als Phokas endlich das Leben ſeines eigenen Schwiegerſohns Criſpus bedrohte, reizte dieſer den Sohn des Statthalters von Afrika, Heraklios, zum Aufruhr. Derſelbe ſegelte nach Konſtantinopel, Phokas wurde gefangen genommen und getödtet, und Heraklios beſtieg den byzantiniſchen Thron, den er bis 641 innehatte. Unter ſeiner Regierung beginnen von neuem die Perſerkriege. Chosru II. eroberte 614 Jeruſalem, unterwarf 616 Aegypten und ſchlug ſein Lager der Hauptſtadt gegenüber in Chalkedon auf. Schon wollte der bedrängte Kaiſer nach Karthago fliehen, ließ ſich jedoch vom Patriarchen überreden zu bleiben, erkaufte, um Zeit zu Rüſtungen zu gewinnen, den Abzug der Perſer gegen ein hohes Löſegeld und begann 622 den Krieg gegen ſie von neuem, der 1. Dec. 627 mit der ſiegreichen Schlacht auf den Ruinen von Ninive und nach dem Tode

Chosru's II. (628) mit einem Frieden endigte, der beide Reiche in ihren alten Grenzen herstellte. Jedoch verlor Heraklios Syrien nebst Palästina und Phönikien (634—639) und Aegypten (640) bald an die Araber, nachdem ihm schon vorher (624) die letzten Besitzungen in Spanien von den Westgothen entrissen worden waren. Ihm folgte sein Sohn aus erster Ehe, Konstantin III., dem als Reichsgehülfe Herakleonas, der Sohn seiner zweiten Gemahlin, Martina, zur Seite stand; Konstantin starb bald darauf (22. Juni 641), Herakleonas und seine Mutter wurden vertrieben und Constans II. (641—668), der Sohn Konstantins, auf den Thron erhoben. Verschiedene von ihm verübte Frevel, wie die Ermordung seines Bruders Theodosius (660), reizten das Volk so gegen ihn auf, daß er die Hauptstadt verließ und nach Sicilien ging, wo er in Syrakus (668) ermordet wurde. Unter die Regierung seines Sohns und Nachfolgers Konstantin IV. (668—685), mit dem Beinamen Pogonatos (»der Bärtige«), fällt die erste Belagerung Konstantinopels durch die Araber (668—675), das nur durch das griechische Feuer gerettet wurde. Zehn Jahre lang ertrugen die Unterthanen die Grausamkeiten seines Sohns Justinian II., dessen erste Regierungsperiode von 685—695 reicht; da erregte Leontius, ein Feldherr von Ruf, einen Aufstand, Justinian wurde verstümmelt (davon sein Beiname »Rhinotmetos«) und verbannt und Leontius (695—698) auf den Thron erhoben. Er wurde gestürzt und verstümmelt von Apsimar, der an seine Stelle trat und unter dem Namen Tiberius III. regierte (698—705). Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte Justinian II. an der Spitze eines bulgarischen Heers von 15,000 Reitern nach Konstantinopel zurück und nahm den Thron seiner Väter wieder ein. Diese zweite Regierungsperiode (705—711) ist eine sechsjährige Tyrannei, wie Rom und Byzanz noch keine erlebt, die erst mit der Ermordung des Kaisers endigte. In rascher Reihenfolge regierten dann der Armenier Bordanes unter dem Namen Philippicus (711—713), Anastasius II. (713—716) und Theodosius II. (716—718), bis mit Leo III., dem Isaurier (718—741), ein neues Herrschergeschlecht auf den Thron kam. Nachdem dieser 718 einen neuen Angriff der Araber auf seine Hauptstadt glücklich abgeschlagen hatte, veranlaßte er durch das Verbot der unchristlichen Bilderverehrung 726 den langwierigen und verderblichen Bilderstreit, der das Volk in die zwei Parteien der Bilderdiener (Ikonodulen) und Bilderstürmer (Ikonoklasten) spaltete und über ein Jahrhundert Reich und Thron erschütterte. Eine Folge jenes Verbots war der Verlust des Landstrichs von Ravenna und Ancona, deisen Bewohner sich lieber unter die Herrschaft der Langobarden stellten (728), als dem Bilderdienst entsagten; vergeblich war der Versuch des Kaisers, das Land mit Waffengewalt zurückzuerobern (733). Ein ebenso heftiger Gegner des Bilderdienstes wie Leo war sein Sohn und Nachfolger Konstantin V. Kopronymos (741—775), der zwar von dem Vorwurf der Grausamkeit nicht freizusprechen ist, aber mit Ehren und Tapferkeit das Reich gegen innere und äußere Feinde schützte; so unterdrückte er mit kräftiger Hand einen Aufstand, den sein Schwager Artavasdes in Konstantinopel erregt hatte, als er selbst auf einem Feldzuge gegen die Saracenen begriffen war (742), erfocht einen Seesieg über die Araber bei Cypern (747), kämpfte glücklich gegen die Bulgaren (762). Ihm folgte sein Sohn Leo IV. (775—780), diesem dessen zehnjähriger Sohn Konstantin VI. Porphyrogennetos, bis 792 unter der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter Irene, welche durch die zweite Synode von Nicäa (September und Oktober 787) auf kurze Zeit die Bilderverehrung wieder herstellte, von da bis 797, wo er auf Befehl seiner Mutter geblendet wurde, selbständig. Als Wiederherstellerin des Bilderdienstes von den kirchlichen Schriftstellern gepriesen, regierte Irene noch fünf Jahre lang (797—802), bis sie durch den Großschatzmeister Nikephoros gestürzt wurde, der als einer der unfähigsten und verächtlichsten Herrscher neun Jahre lang den Thron behauptete (802—811) und, nachdem er zwei unglückliche Feldzüge gegen die Araber unternommen hatte (806—807), 811 in einem Kriege gegen die Bulgaren getödtet wurde. Nach der Regierung des schwachen Michael I. Rhangabe (811—813) folgte Leo V., der Armenier (813—820), ein tapferer Kriegsmann, der in vielen Dingen seinem Vorgänger gleichen Namens aus Isaurien glich. Nachdem er den Bulgarenfürsten Krum, der schon bis Konstantinopel vorgedrungen war und die Vorstädte geplündert und zerstört hatte, durch eine Niederlage im April 814 zum Abschluß eines 30jährigen Friedens gezwungen hatte, hob er die Beschlüsse der zweiten Synode von Nicäa auf (815), wurde aber schon 820 durch ein blutiges Verbrechen, an dem die erbitterte Priesterschaft wohl nicht ohne Antheil gewesen, aus dem Wege geräumt. An der Spitze der Verschwörung hatte einer seiner Feldherren gestanden, Michael II., der Stammler, der nun sein Nachfolger wurde. Er unterdrückte in dreijährigem wechselvollen Krieg (821—823) einen Aufstand eines frühern Feldherrn des Nikephoros, Thomas aus Kappadokien, konnte aber nicht verhindern, daß die Saracenen auf der Insel Kreta einen Piratenstaat errichteten (825) und in Sicilien landeten (827). Als Michael nach fast neunjähriger Regierung im Oktober 829 starb, folgte sein Sohn Theophilos (829—842); nach außen hin erlitt dieser zwar trotz seiner Tapferkeit verschiedene Unfälle durch die Araber, gegen die er Sicilien bis auf zwei Städte (Syrakus und Taormina) verlor (832) und eine blutige Niederlage bei Amorium in Phrygien erlitt; dagegen blühten im Innern Handel, Gewerbsamkeit, Künste und Wissenschaften, letztere besonders durch den Lehrer des Kaisers, Johannes Grammatikos, ausgezeichnet als Staatsmann und Gelehrter, und den Mathematiker, Architekten und Astronomen Leo gefördert. Nach Theophilos' Tode führte seine Gemahlin Theodora über 13 Jahre lang (842—856) unter dem Beistand ihres tapfern Oheims Manuel und ihres verständigen Kanzlers Theoktistos mit Geschick die Herrschaft über das Reich und ihren unmündigen Sohn Michael; als sie sah, daß ihr Einfluß vorüber sei, trat sie in das Privatleben zurück und überließ die Regierung ihrem Sohn Michael III. (856—867), der sich vollständig von seinem ränkesüchtigen Oheim Bardas leiten ließ, das Vergnügen als den Zweck des Lebens betrachtend. Sein einziges Verdienst ist, daß die zwei größten Gelehrten der Zeit, Photius und Leo, sich seiner Gunst und Unterstützung erfreuten. Die Araber bedrohten das Reich von neuem und drangen in den Jahren 859—861 bis Sinope vor, und ein neuer Feind entstand dem Reich in den Russen, deren Flotte 865 im Hafen der Hauptstadt ankerte, die nur durch einen Sturm gerettet wurde, der die feindlichen Schiffe zerstreute oder versenkte. Michael wurde 23. Sept. 867 von Basilius dem Makedonier, seinem Günstling seit dem Sturz des Bardas (866), ermordet, und Basilius bestieg nun den Thron als der Stifter einer neuen Dynastie, der Makedoni-

ſchen, die mit geringen Unterbrechungen gegen zwei Jahrhunderte regierte (bis 1056). Baſilius I. (867—886) regierte mit Kraft und Weisheit, kämpfte glücklich gegen die Araber und die Paulicianer, eine religiöſe, mit jenen im Bund ſtehende Sekte in Armenien (873), und vererbte den Thron auf ſeinen Sohn Leo VI. (886—911), der die von ſeinem Vater begonnenen Baſiliken, eine Umarbeitung des Codex Justinianeus, vollendete. Er erwarb ſich durch ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften den Beinamen des Philoſophen, konnte aber, in Unthätigkeit und Weichlichkeit verſunken, die Angriffe der Bulgaren unter ihrem König Simeon (890) und der Araber nicht abwehren, welche letzteren 904 Theſſalonich, die zweite Stadt des Reichs, nach tapferer Vertheidigung eroberten. Sein Sohn Konſtantin VII. Porphyrogennetos, nur mit Büchern, Muſik und Malerei beſchäftigt, überließ, nachdem er bis 912 unter der Vormundſchaft ſeines laſterhaften Oheims Alexander geſtanden hatte, bis 944 die Regierung ſeinem Mitkaiſer und Schwiegervater Romanus I. Lecapenus. Konſtantin VII. ſtarb 959, und es ruhte auf ſeinem Sohn und Nachfolger Romanus II. (959—963) der Verdacht, daß er auf Anſtiften ſeines herrſchſüchtigen Weibes Theophania den Vater vergiftet habe. Doch genoß er nicht lange die Früchte ſeiner frevelhaften That, denn er wurde von ſeiner eigenen Gemahlin aus dem Wege geräumt, die ſich nun mit dem vom Heer zum Kaiſer ausgerufenen tapfern Nikephoros II. (963 bis 969) vermählte, der bisher in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Leo Phokas über die Hamadaniden in Syrien und Meſopotamien eine Reihe glänzender Siege erfochten (960—961), Kreta erobert, Aleppo ſowie 60 andere Städte und Burgen eingenommen hatte, auch als Kaiſer nach außen und innen große Energie bewies. Verhaßt durch Strenge und Abgabendruck, fiel er durch eine von ſeiner Gemahlin veranlaßte Verſchwörung (11. Dec. 969), deren Haupt, der tapfere Johannes Tzimisces, nun den Thron beſtieg, aber ſchon nach ſiebenjähriger, von glücklichen Kämpfen gegen Araber, Bulgaren und Ruſſen erfüllter Regierung 10. Jan. 976 mit ſtarken Zeichen der Vergiftung ſtarb. Ihm folgte des Kaiſers Romanus II. Sohn Baſilius II. (bis 1025), der Bruder der deutſchen Kaiſerin Theophania, welcher mit ſeinem Bruder Konſtantin IX. (geſt. 1028; als Konſtantin VIII. wird ein Sohn Romanus' II. gezählt, der mit ſeinem Vater und ſeinen Brüdern einige Zeit die Regierung führte) den Kaiſertitel theilte, bis 988 unter Leitung des Oberkammerherrn Baſilius, dann ſelbſtändig. Unter ſeine Regierung fällt die Unterwerfung Bulgariens (1018), die dem Kaiſer wegen der dabei verübten Grauſamkeiten den Namen des »Bulgarentödters« verſchaffte. Konſtantins Tochter Zoë erhob durch Vermählung und Adoption vier Kaiſer auf den Thron: Romanus III. (1025—1034), Michael IV. (1034—1041), Michael V. Kalaphates (1041—1042), Konſtantin X. Monomachos (1042—1054), unter denen das Reich von den Petſchenägren, Seldſchukken und Normannen hart bedrängt wurde. Ihre Schweſter Theodora (1054—1056) ernannte, da mit ihr das makedoniſche Kaiſerhaus erloſch, einen bejahrten Feldherrn, Michael VI. Stratiotikos (1056—1057), zum Nachfolger; allein an deſſen Stelle erhob das öſtliche Heer einen ausgezeichneten Feldherrn aus der angeſehenen Familie der Komnenen, Iſaak I., auf den Thron, welcher des Reichs Wohlfahrt und Sicherheit kräftig förderte, aber wegen Kränklichkeit ſchon 1059 abdankte. Unter ſeinen zum Theil der Familie Dukas angehörenden Nachfolgern Konſtantin XI. Dukas (1059—1067), Romanus IV. Diogenes (1067—1071), Michael VII. Parapinakes (1071—1078), Nikephoros III. Botoniates (1078—1081) gingen faſt alle aſiatiſchen Beſitzungen an die Seldſchukken verloren, und auch des Reichs innerer Zuſtand verfiel; erſt der von dem Heer ausgerufene Neffe Iſaaks, Alexios I. Komnenos (1081—1118), ſtellte Kriegszucht und Ordnung in der Verwaltung wieder her, behauptete ſich durch muthvolle Unterdrückung von Verſchwörungen, beſiegte Petſchenägren (1091) und Kumanen und entfaltete den Kreuzfahrern gegenüber eine kluge, überlegene Politik. Sein Sohn Johannes (Kaloſohannes, 1118—43), ein Herrſcher von fleckenloſem Charakter, beſchränkte den Sultan von Ikonion auf ſeine Hauptſtadt, drängte die Barbaren zurück, ſchützte die Kreuzfahrer und Pilger. Zu noch größerer Macht ſtieg das Reich unter ſeinem Sohn Manuel I. (1143—80), deſſen Perſon wegen ſeiner ritterlichen Tapferkeit mit ähnlichem Glanz der Romantik umgoſſen iſt wie die ſeines Zeitgenoſſen Richard Löwenherz. Mit ſeinem Tode (24. Sept. 1180) begann für das Reich eine Periode von Verwirrung und Greueln, wie die Weltgeſchichte kaum eine zweite aufzuweiſen hat. Manuels unmündiger Sohn Alexios II. wurde nach einer kurzen Regierung (1180—83) von ſeinem ruchloſen Vormund Andronikos ermordet, welcher nach einem Leben voll mannigfaltiger Abenteuer ſelbſt den Thron beſtieg, aber ſchon 1185 nach grauſamer Herrſchaft durch die Empörung des Iſaak Angelos vom Thron geſtürzt wurde, den dieſer nun ſelbſt als Iſaak II. beſtieg. Er war ein charakterloſer Schwächling, der den Abfall der Bulgaren und den Verluſt Cyperns nicht verhindern konnte, und wurde 1195 von ſeinem Bruder Alexios III. entſetzt, geblendet und ins Gefängnis geworfen. Zwar ließen ſich die Kreuzfahrer und die Venetianer in dem ſogen. vierten Kreuzzug bewegen, den geſtürzten Kaiſer, den Schwiegervater des deutſchen Kaiſers Philipp, mit ſeinem Sohn Alexios als Mitregenten wieder auf den Thron zu ſetzen (1203); da er jedoch die gemachten Verſprechungen nicht erfüllen konnte, ſein Sohn Alexios auf Anſtiften eines frühern Günſtlings des Alexios Dukas, Murzuphlos, von ſeinen eigenen Unterthanen getödtet wurde, er ſelbſt aber aus Gram und Schrecken ſtarb (Februar 1204), ſo ſetzten die Franken und Venetianer den Krieg gegen die Griechen fort. Konſtantinopel wurde 12. April 1204 zum erſtenmal, ſeit der Sitz des Reichs dahin verlegt worden war, durch Sturm genommen, mehr als zur Hälfte verbrannt, die zahlloſen Kunſtwerke zertrümmert, eingeſchmolzen oder, wie die vier herrlichen Bronzepferde und das Thor der Sophienkirche, nach Venedig geſchleppt. Die Eroberer wählten aus ihrer Mitte den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiſer und gründeten ſo das Lateiniſche Kaiſerthum, welches indeß nur 57 Jahre (1204—1261) beſtand. Der zum Kaiſer gewählte Graf Balduin von Flandern erhielt jedoch nur den vierten Theil des Reichs, die Venetianer nahmen Küſten und Inſeln, Bonifacius von Montferrat wurde König von Theſſalonich; andere Landſchaften, wie Epiros unter Michael Angelos, behaupteten ſich unabhängig, im griechiſchen Kleinaſien entſtand ein Kaiſerthum Nicäa unter Theodor Laskaris (geſt. 122?) und ein anderes zu Trapezunt unter Alexios Komnenos. Die innere Einrichtung des lateiniſchen Kaiſerthums war nach dem Vorbilde der früher im Königreich Jeruſalem eingeführten Lehnsverfaſſung geordnet, die Macht der Kaiſer durch die Vaſallen ſehr beſchränkt. Balduins Regierung war

eine ſehr kurze: er verlor 1205 bei Adrianopel gegen die Bulgaren, die furchtbarſten Feinde des neuen Reichs, Schlacht und Freiheit, und ſeine immer ohnmächtigeren Nachfolger (Heinrich 1206—1216, Peter von Courtenay 1216—19, Robert bis 1221 unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Jolanthe, bis 1228 ſelbſtändig, Johann von Brienne 1228—37, Balduin II. 1237—61) wurden von dem kräftigen und einſichtsvollen Johannes Vatatzes, Kaiſer von Nicäa (1222—55), der auch dem Königreich Theſſalonich ein Ende machte (1247), faſt auf die Hauptſtadt beſchränkt. Michael Paläologos, aus einem alten, dem Kaiſerhaus verwandten Geſchlecht, welcher den Sohn des Vatatzes, Theodor II. (1255—59), des Throns beraubt hatte, machte, mit den auf Venedig eiferſüchtigen Genueſen verbündet, durch die Eroberung Konſtantinopels 1261 dem lateiniſchen Kaiſerthum ein Ende. Michael VIII. (1261—82) regierte mit Kraft und Umſicht, vermochte aber nicht alle Länder des griechiſchen Kaiſerthums wieder zu vereinigen, indem ſich nicht allein der Fürſt von Epiros gegen ihn behauptete, ſondern auch viele abendländiſchen Herrſchaften fortbeſtanden. Die Verbindung der griechiſchen Kirche mit Rom, welche Michael aus Haß gegen den feindlich geſinnten Patriarchen Arſenius, den Vormund und Beſchützer des geſtürzten und geblendeten Theodor II., angeſtrebt und 1274 auf dem Koncil von Lyon zu Stande gebracht hatte, wurde durch den Widerſtand des byzantiniſchen Klerus und den Fanatismus der Bevölkerung wieder zerriſſen und veranlaßte nur verderbliche innere Spaltungen und Zerrüttungen. Im Norden bedrängten Bulgaren und Serben das Reich, im Süden und Oſten die Osmanen, deren erſter Schwarm ſich 1282 zu Karahiſſar in Kleinaſien niederließ, während es im Innern durch Hofintriguen und Bürgerkriege geſchwächt wurde, die Erſchöpfung der Finanzen aufs höchſte ſtieg, zumal der Handel faſt ganz in den Händen der Genueſen war. Michaels Sohn und Nachfolger Andronikos II. wurde 1328 von ſeinem eigenen gleichnamigen Enkel geſtürzt (geſt. 1332), der nun ſelbſt als Andronikos III. den Thron beſtieg. Er ernannte vor ſeinem Tode (1341) ſeinen erprobten Freund Johannes Kantakuzenos zum Reichsverweſer und Vormund ſeines 19jährigen Sohns Johannes. Ihn ſuchten der Großadmiral Apokaukos und die Kaiſerin-Mutter Anna zu verdrängen, und dies veranlaßte ihn, den Purpur anzunehmen (1341); indeß hatte ſein Unternehmen keinen Fortgang, er erlitt bei Theſſalonich eine Niederlage und floh zuerſt zu den Serben, dann zu dem Türkenfürſten Umurbeg. Es kam zu neuen Bürgerkriegen, die endlich, nach der Ermordung des Apokaukos (1345), im Januar 1347 mit einem Vertrag endigten, wonach Johannes Kantakuzenos zehn Jahre lang die vormundſchaftliche Regierung führen ſollte. Indeſſen wurde er ſchon 1356 geſtürzt, und es folgte Johannes VI. Paläologos (bis 1391). Unter ſeiner Regierung beſetzten die Osmanen 1356 die erſte europäiſche Stadt, Gallipoli, 1361 Adrianopel, 1362 Philippopel und machten 1365 Serbien und Bulgarien zinspflichtig; vergebens ſuchte Johannes durch eine Reiſe nach Italien und Frankreich die abendländiſche Chriſtenheit zu kriegeriſchen Anſtrengungen wider den gemeinſamen Feind zu bewegen, mußte ſich vielmehr zu Ende ſeiner Regierung zu einem jährlichen Tribut verſtehen. Sein Nachfolger Manuel II. (1391—1425) wurde von den Osmanen mehrere Jahre in ſeiner Hauptſtadt eingeſchloſſen, und nachdem die Beſiegung dieſer Feinde durch den Mongolenfürſten Timur dem Reich unter Johannes VII. Paläologos (1425—48) und Konſtantin XII. Dragades Paläologos (1448—53) noch einige Zeit ein kümmerliches Daſein gefriſtet hatte, erreichte es durch die Eroberung Konſtantinopels (29. Mai 1453), bei welcher der letzte Kaiſer tapfer kämpfend fiel, ſein Ende. Das Kaiſerthum Trapezunt hatte 1461 dasſelbe Schickſal.

Vgl. »Corpus historiae Byzantinae« (Par. 1648 ff., Veneb. 1728 ff., 27 Bde.); »Corpus scriptorum historiae Byzantinae« (Bonn 1828 ff.); Gibbon, History of the decline and the fall of the Roman Empire (Lond. 1782—88, neue Ausg. 1855, 8 Bde.; deutſch von Sporſchil, 4. Aufl., Leipz. 1862, 12 Bde.); Du Cange, Historia Byzantina (Par. 1688, 2 Bde.); Le Beau, Histoire du Bas-Empire en commençant à Constantin le Grand (fortgeſetzt von J. Ameilhon, daſ. 1757—1811, 27 Bde.; neue Aufl. 1824—33, 13 Bde.; 1863, 5 Bde.); Keri, Imperatores Orientis compendio exhibiti a Constantino Magno ad Constantinum ultimum (Tyrnau 1744); Royou, Histoire du Bas-Empire depuis Constantin jusqu'à la prise de Constantinople (Par. 1804—1814, 4 Bde.); Schloſſer, Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs (Frankf. 1812); Finlay, History of the Byzantin and Greek Empires (Lond. 1853—54, 2 Bde.); Zinkeiſen, Geſchichte des osmaniſchen Reichs in Europa (Hamb. u. Gotha 1840—63, 7 Bde.); Gfrörer, Byzantiniſche Geſchichten (Graz 1872—74, 2 Bde.); Krug, Aufklärung der byzantiniſchen Chronologie (Petersb. 1840); Muralt, Essai de chronographie Byzantine (daſ. 1855 u. 1873, 2 Bde.); F. Hirſch, Byzantiniſche Studien (Leipz. 1876).

Oſtrog, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wolhynien, früher Reſidenz des gleichnamigen polniſchen Fürſtengeſchlechts, an der Mündung der Wilja in den Gorün, mit Schloß, griech. Kloſter, Ritterſchule, Lehrerſeminar, 5 Kirchen und (1873) 7771 Einw. (meiſt Juden), die regen Handel mit Weizen, Wolle, Leder, Holz, Zucker und Mehl treiben. Die aus dem 9. Jahrh. ſtammende Stadt iſt bekannt durch den Eifer ihrer alten Fürſten für die griechiſch-katholiſche Religion ſowie durch die berühmte erſte altſlawiſche Bibelüberſetzung, welche 1581 hier auf Veranſtaltung des Fürſten Konſtantin von O. nach einer von Iwan Waſiljewitſch aus Moskau geſchickten Abſchrift gedruckt wurde. Nachdem die Stadt 1648 vom Koſakenhetman Chmelnicki verwüſtet und 1655 von den Ruſſen eingenommen worden, gerieth ſie ganz in Verfall. Von der frühern Pracht zeugen nur noch die vielen Ruinen.

Oſtrog, ein ehemals ſouveränes poln. Fürſtengeſchlecht, deſſen Reſidenz die Stadt O. war, und deſſen namhafteſte Sprößlinge folgende ſind:

1) Konſtantin, Fürſt von, ein berühmter Feldherr zu Anfang des 16. Jahrh., beſiegte die Tataren und Moskowiter in mehr als 30 Schlachten.

2) Helszka (Eliſabeth), Fürſtin von, Enkelin des vorigen, durch ihre Schönheit berühmt, wurde Nonne, aber 1554 von dem Fürſten Sanguſko entführt, mit dem ſie ſich vermählte. Nach der Ermordung ihres Gemahls gab ſie der polniſche König Sigismund Auguſt dem Grafen Gorka zur Gemahlin, der ebenfalls bald ſtarb, worauf ſie in Wahnſinn verfiel.

3) Konſtantin Baſili, Fürſt von, einer der mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit, fiel in dem Kampf der Polen gegen die Ruſſen in die Gefangenſchaft des Zaren Iwan Waſiljewitſch, ward ſpäter vom polniſchen König Sigismund I. zum Großhetman von Litauen und nach ſeinem glänzenden Sieg über die

Russen bei Orsza (8. Sept. 1514) zum Woiwoden von Wilna erhoben; starb 1532.

4) **Konstantin, Herzog von**, Enkel des vorigen, ein ebenso eifriger Anhänger des griechisch-christlichen Glaubens als heftiger Gegner der Jesuiten und der Union der griechischen und römischen Kirche, suchte dagegen auf der Synode zu Thorn 1645 eine Vereinigung mit den Reformirten in Polen herbeizuführen. In seiner Residenzstadt O. gründete er eine hohe Schule und eine Buchdruckerei, wo die Ostroger Bibel gedruckt wurde (s. Ostrog, Stadt); starb 1668. — Durch die Fürstin **Anna Aloiza von O.** fanden die Jesuiten Eingang in Ostrog und gründeten hier 1629 ein sehr ansehnliches Kollegium. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Fürsten von O. (1673) mit dem Fürsten **Alexander** gingen die großen Güter an die Fürsten Sanguszko über.

Ostrogóshsk (beim Volk auch **Rúbna**), Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesh, an der Tichaja Ssosna, 1652 gegründet, hat 10 steinerne Kirchen, eine Buchhandlung, Stadtbank, 3 Jahrmärkte, regen Handel mit Cerealien und Vieh, Talg- und Wachslicht-, Seifen- und Tabakfabriken und (1870) 9904 Einw. In der Nähe befindet sich die 1765 angelegte große deutsche Kolonie **Ribensdorf**.

Ostroléńka, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Lomsha, am Narew, 1427 erbaut, mit (1875) 6000 Einw. (meist Juden). Hier 16. Febr. 1807 Sieg der Franzosen unter Savary über die Russen unter Essen und 26. Mai 1831 Sieg der Russen unter Diebitsch über die Polen unter Skrzynecki. Im waldreichen Kreis wird viel Bernstein gefunden.

Ostrow (»Insel«), 1) Kreisstadt im russ. Gouvernement Pskow, an der Welikaja, hat 7 Kirchen, Flachshandel und (1870) 3667 Einw. Auf einer Insel im Fluß die Ruinen der alten Festung mit der 1582 erbauten Nikolaikirche. — 2) Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Lomsha, an der Tysmienica, mit Schloß und (1871) 6142 Einw.

Ostrówo, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Adelnau, unweit des Olobok, an der Posen-Kreuzburger Eisenbahn, Sitz des Landrathsamts für den Kreis Adelnau, eines Kreis- und Schwurgerichts sowie einer Reichsbanknebenstelle, hat eine evangelische und kathol. Pfarrkirche, Synagoge, ein kathol. Gymnasium, Hospital, Tuchmacherei und (1875) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie und eine Eskadron Ulanen) 8343 Einw. (darunter 3100 Evangelische und 1650 Juden). — 2) (Ostrau) Pädagogium, s. Filehne.

Ostrowskaja Staniza, Ort im Lande der Donischen Kosaken in Südrußland, Bezirk Ust-Medujediza, erst 1835 gegründet, mit bereits 10,000 Einw.

Ostrowski, berühmtes poln. Adelsgeschlecht, das schon im 14. Jahrh. erwähnt wird, und dessen namhafteste Sprößlinge die folgenden sind:

1) **Christinus**, war unter Jagello Kastellan von Krakau und focht als dessen Heerführer in der Schlacht bei Tannenberg 1410.

2) **Tomasz, Graf**, einflußreicher poln. Staatsmann, geb. 21. Dec. 1739, war unter August III. Landbote und trat dann unter Stanislaus August in den Senat. Da er sich weigerte, der Targowitzer Konföderation vom 3. Mai 1791 beizutreten, verlor er seine Würden und wurde auf seine Güter in der Ukraine verbannt. Erst 1809 trat er wieder in die Oeffentlichkeit hervor, ward Landtagsmarschall und nachher Präsident des Senats, welche Würde er auch in dem neu errichteten Königreich Polen bekleidete. Aus seinen Händen empfingen die Polen ihre Konstitution. Er starb 5. Mai 1817.

3) **Antoni Johann, Graf**, Sohn des vorigen, geb. 27. Mai 1782 zu Warschau, studirte zu Leipzig, übernahm dann die Güter seines Vaters, ließ sich aber 1806, als die Franzosen unter Murat in Warschau einzogen, in die französische Ehrengarde aufnehmen. Während des Reichstags von 1809, auf welchem sein Vater als Marschall präsidirte, betrat O. als Landbote seine legislative Laufbahn, auf welcher er sich zur Opposition hielt. Nach dem Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich wurde er Mitglied der provisorischen Regierung. Er folgte 1813 Napoleon I. nach Dresden, wohnte der Schlacht bei Leipzig bei und wurde gefangen, durfte aber nach Warschau zurückkehren. Nachdem Polen eine Konstitution erhalten hatte, war er bei der Auseinandersetzung zwischen den Höfen von Berlin, Petersburg und Wien polnischer Geschäftsführer. Seit seines Vaters Tode (1817) Senator-Kastellan, bildete er eine ebenso nachdrückliche als umsichtige Opposition gegen die Willkür des Großfürsten Konstantin. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution 1830 ward er vom Diktator zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde und bald darauf zum Woiwoden ernannt. Als Krukowiecki fast diktatorische Gewalt erhalten, nahm O. seine Entlassung, focht aber 6. und 7. Sept. als Freiwilliger auf Warschau's Wällen und stimmte in der Reichstagsversammlung für Kampf auf Tod und Leben. Nachdem er als Vorsitzender des Senats die Absetzung Krukowiecki's ausgesprochen, folgte er dem polnischen Heer nach Modlin. Als Vorsitzender bei dem Reichstag zu Zakroczin sprach er für Fortsetzung des Kriegs; doch ward auch der entschlossene Theil des Heers, bei dem er sich befand, zum Uebertritt auf das preußische Gebiet genöthigt. Im Hauptquartier zu Swiedziebno 4. Okt. 1831 entwarf O. noch das Manifest an alle Könige und Nationen Europa's und suchte dann ein Asyl in Frankreich, wo er 1847 zu Paris starb. Sein Vermögen wurde von der russischen Regierung konfiscirt.

4) **Wladislaw Tomasz**, Bruder des vorigen, geb. 7. März 1790 in Warschau, focht als Hauptmann 1808 in der Schlacht bei Roscyn, zeichnete sich im Feldzug von 1812 unter dem Marschall Macdonald aus und bildete auf dem Rückzug die äußerste Nachhut. Auf dem Landtag von 1830 erschien er als Landbote von Petrikau, ward beim Ausbruch der Revolution vom 29. Mai in den Ministerrath aufgenommen, schloß mit dem Großfürsten den Vertrag wegen der Räumung Polens von Seiten der Russen, ward nach Konstituirung der Gesetzgebenden Versammlung zum Marschall der Landbotenkammer ernannt und verwaltete unter Chlopicki's Diktatur das Departement des öffentlichen Unterrichts. Nach der Eroberung Warschau's folgte er dem polnischen Heer nach Modlin und leitete bis zuletzt die Arbeiten des Landtags. Am 6. Sept. 1831 überschritt er die preußische Grenze, kehrte aber 1862 aus der Verbannung nach Polen zurück. Er starb 23. Nov. 1869 in Krakau.

Ostrya *L.* (**Hopfenbuche**), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, Bäume und Sträucher mit hartem Holz, nicht stielrundem Stamm, ziemlich glatter Rinde, länglichen oder länglich-lanzettförmigen, gesägten Blättern und monöcischen Blüten in Kätzchen. O. carpinifolia *Scop.* (gemeine Hopfenbuche, Hopfenhainbuche), ein kleiner Baum mit dicht geschlossener Krone oder ein Strauch, in ganz Südeuropa und dem Orient, mit eigenthümlichen, denen des Hopfens ähnlichen, bis

5 Centim. langen, aufrechten Blütenſtänden, wird in Parkanlagen angepflanzt.

Oſtſee (Baltiſches Meer), das große, im allgemeinen von SW. nach NO. geſtreckte, in ſeinem nördlichen Theil gabelförmig geſpaltene Meeresbecken im N. Europa's, das durch den Sund, den Großen und Kleinen Belt mit dem Kattegat und der Nordſee zuſammenhängt und von Dänemark, Deutſchland (lübeckiſches und oldenburgiſches Gebiet, Mecklenburg, Preußen), Rußland und Schweden umſchloſſen wird. Das Becken hat eine größte Länge von 1550 Kilom. und zwiſchen Deutſchland und Schweden eine Breite von 75—220 Kilom. und bedeckt ein Areal von ca. 358,000 QKilom. (6500 QM.); die Küſtenlänge beträgt etwa 8100 Kilom. Die O. hat ganz den Charakter eines Binnenmeers. Die Tiefe iſt ſehr verſchieden, im ganzen aber gering (im Mittel 63 Meter) und im allgemeinen von W. nach O. zu abnehmend; die tiefſte Stelle (395 Meter) findet ſich bei der Inſel Gothland. Das Waſſer iſt kälter und klarer als das des Oceans und enthält auch, infolge der geringen Verbindung mit dem offenen Meer und der zahlreichen in die O. mündenden Flüſſe, fünfmal weniger Salzgehalt als jener (im ganzen nur 2 Proc.). Mitte December bilden ſich an den nördlichen Meeresküſten breite Ränder von Eis, welche ſich über die ſchmäleren Buchten und Kanäle ausdehnen und die Schiffahrt auf Monate hemmen. In beſonders kalten Jahren frieren auch größere Theile der O. (wie z. B. im Winter 1875—76 der ganze Bottniſche Meerbuſen) vollſtändig zu. Ebbe und Flut findet nach der gewöhnlichen Annahme in der O. nicht ſtatt; gleichwohl ſind ſchwache, nicht ganz unregelmäßige Gezeiten wahrzunehmen. Die Wellen ſind an und für ſich minder ſtark als in der Nordſee und den Seefahrten nicht gefährlich, dagegen bringt der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechſel der Winde den Schiffen oft große Gefahr. Deſſenungeachtet iſt die Schiffahrt auf der O. ſehr lebhaft, und dieſelbe wird von Dampfern und Segelſchiffen nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Im O. läuft das Meer in zwei große Meerbuſen aus, nordwärts in den Bottniſchen Meerbuſen (zwiſchen Schweden und Finnland), welcher im S. durch die Alandsinſeln geſchloſſen wird, oſtwärts in den Finniſchen Buſen (zwiſchen Eſthland und Finnland); ſüdlicher liegt ein dritter großer Meerbuſen, der Riga'ſche, von den Inſeln Dagö und Oeſel gedeckt. An der Südküſte ſind als eigenthümliche Erſcheinungen hervorzuheben die drei Haffe: das Kuriſche Haff mit der Kuriſchen Nehrung, das Friſche Haff mit der Friſchen Nehrung und das Stettiner Haff mit den Inſeln Uſedom und Wollin ſowie vier Buchten: die Danziger Bucht mit dem Putziger Wiek, die Pommerſche Bucht mit dem Greifswalder Bodden, die Neuſtädter Bucht vor Lübeck und die Kieler Bucht. Von den ca. 250 Flüſſen, welche ſich in die O. ergießen, ſind die namhafteſten: Trave, Oder, Perſante, Wipper, Stolpe, Weichſel, Pregel und Memel (Niemen), aus Deutſchland kommend; Windau, Düna, Narowa und Newa, aus Rußland; Torneå, Luleå, Piteå, Umeå und Dalelf, aus Schweden. Durch die Einmündung dieſer Flüſſe, von denen fünf zu den Hauptſtrömen Europa's gehören, ſteigt das Seegebiet der O. auf mehr als 1 Mill. QKilom. (ca. 20,000 QM.), welche dem größten Theil vom nördlichen Europa angehören, und dadurch vermittelt die O. den Verkehr dieſer Länder mit dem Ocean und den oceaniſchen Küſtenländern. Außer durch die oben genannten Straßen ſteht die O. auch durch den Eider- und Schleswig-Holſteinkanal mit der Nordſee in Verbindung; in gleicher Weiſe verbindet der Götakanal vermittels der Seen und Flüſſe Südſchwedens beide Meere. Von den Inſeln in der O. ſind die bedeutendſten: im W. die unter däniſcher Herrſchaft ſtehenden, an den Straßen zum Kattegat, Seeland, Fünen, Falſter, Laaland ꝛc., weiter öſtlich Bornholm; ferner das preußiſche Rügen, die ſchwediſchen Inſeln Oeland und Gothland, die zu Rußland gehörenden Alandsinſeln, Oeſel und Dagö. Die Küſten Schwedens und Finnlands ſind außerdem von zahlloſen Klippeninſeln, ſogen. Schären, umſäumt. Im übrigen ſind die nördlichen Küſten der O. meiſt felſig und ſteil, während die ſüdlichen faſt durchgängig flach und ſandig erſcheinen. Erwähnung verdient noch die ſtets fortſchreitende Abnahme des Waſſers in der O., die an der ſchwediſchen Küſte jährlich ca. 1 Centim., im Lauf eines Jahrhunderts 1—1½ Meter betragen ſoll. Die wichtigſten Handelshäfen an der O. ſind in Dänemark: Kopenhagen; in Deutſchland: Flensburg, Schleswig, Kiel, Travemünde (Lübeck), Roſtock, Stralſund, Stettin, Swinemünde, Neufahrwaſſer (Danzig), Elbing, Königsberg mit Pillau und Memel; in Rußland: Libau, Riga, Reval, Narwa, Kronſtadt (Petersburg) und Helſingfors-Sweaborg; in Schweden: Stockholm, Karlskrona und Yſtad. Vgl. v. Etzel, Die O. (3. Aufl., Leipz. 1874); »Die Expedition zur phyſikaliſchen, chemiſchen und biologiſchen Erforſchung der O.« (Berl. 1873).

Oſtſeeprovinzen, die drei längs der Oſtſee gelegenen ruſſ. Gouvernements Kurland, Livland und Eſthland (ſ. Karte bei Art. »Livland«).

Oſtſibirien, ein Generalgouvernement im aſiat. Rußland, umfaßt 10,270,135 QKilom. (186,516 QM.), d. h. etwa 46,5 Proc. des geſammten ruſſiſchen Reichs in Europa und Aſien, und zerfällt in die zwei Gouvernements Jeniſſeisk und Irkutsk, dann in die Gebiete Jakutsk, Transbaikalien, das Amurgebiet und das Küſtengebiet. Die Geſammtbevölkerung wurde 1873 zu 1,497,985 Einw. ermittelt, die äußerſt ungleich vertheilt iſt und von 0,5 Perſonen auf 1 QM. im hohen Norden bis zu 228 im Kreis Krasnojarsk im S. wechſelt. In Klima und Produkten weicht O. von Sibirien weſtlich des Jeniſſei ſtark ab, nur der Südrand iſt ertrags- und kulturfähig. Weiteres ſ. Sibirien.

Oſtſibiriſches Küſtengebiet, der öſtlichſte Theil des Generalgouvernements Oſtſibirien, reicht von der Grenze von Korea im S. bis zur Nordſpitze Aſiens (41½—76° nördl. Br.), hat ſeine größte Breite am Unterlauf des Amur wie nördlich von Kamtſchatka und ſchrumpft zwiſchen Udski im S., Ochotsk im N. auf einen wenige Meilen breiten Strich Landes zuſammen. Das Gebiet umfaßt 1,895,650 QKilom. (34,427 QM.) mit (1873) 50,726 Einw. Im Südkreis Uſſuri ſchließt es ein kulturfähiges und für Rußland ſtrategiſch wichtiges Gebiet ein, von wo aus dies gegen China vordringen wird, ſobald es in guten Seehäfen Stützpunkte für eine Kriegsflotte beſitzt. Den rauhen, faſt unbewohnten Norden und Kamtſchatka beſetzte Rußland ſchon 1696 unter Peter d. Gr., das (früher zur Mandſchurei gehörige) Uſſuriland erwarb es erſt 1859 von China. Selbſt die Uſſuriländer harren noch der Koloniſten. Kaum zehn ruſſiſche Anſiedelungen entſtanden; zahlreicher ſind dagegen die Einwanderer aus Korea, von woher ſeit 1873 mehrere Tauſende einzogen. Die eingeborne Bevölkerung gehört dem tunguſiſchen Stamm an. Der nördliche Theil des Gebiets hat äußerſt niedrige Tem-

peratur; dem mittlern kommt eine Jahrestemperatur von —2,5 bis —1,9° C. zu, dem Süden dagegen eine ſolche von +6° C. Dem Norden ſind niedrige Nadelholzbeſtände, dem mittlern Theil dichter Nadelholz-, dem Süden Laubhochwald eigen. Getreidebau beeinträchtigt ſelbſt im mittlern Theil der früh eintretende Winter, erſt der äußerſte Süden hat längere und heiße Sommer; hier gedeihen Weizen, Roggen, Hirſe. Hauptorte ſind: Wladiwoſtok, Nikolajewsk, Ochotsk und Petropawlowsk, ſämmtlich am Meer.

Oſtturkiſtan, ſ. Turkiſtan.

Oſtuni, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Brindiſi, an der Eiſenbahn Ancona-Brindiſi, iſt Biſchofſitz, hat eine ſchöne Kathedrale (von 1435), 6 andere Kirchen, eine techniſche Schule, Oliven- und Mandelbau und (1871) 16,295 Einw.

Oſurgeti, Kreisſtadt im ruſſiſch-kaukaſ. Gouvernement Kutaïs, unfern der Küſte des Schwarzen Meers, mit (1869) 2289 Einw. (darunter zahlreiche Armenier), war ſonſt Reſidenz des Fürſten von Gurien, hat eine ſchöne Kirche mit vielen Heiligthümern und eine Telegraphenſtation.

Oswald, der heilige, eine Spielmannsdichtung des 12. Jahrh., die jedoch nicht viel mehr als den Namen von dem heil. Oswald, König von England (geſt. 642), entlehnt hat und im übrigen ganz auf freier Erfindung beruht. Wie alle Spielmannsdichtungen, hat auch dieſe eine Brautfahrt des Helden zum Ausgangs- und Mittelpunkt. O. vernimmt durch den Pilgrim Warmund von der ſchönen Tochter des heidniſchen Königs Aaron, der aber jedem Bewerber den Kopf abſchlagen läßt. Auf des Pilgers Rath wird ein Rabe, den O. erzogen, als Bote geſandt, nachdem ſein Gefieder mit Gold beſchlagen worden. Derſelbe gelangt auch glücklich in das heidniſche Land und zu der Königstochter, die ihm einen Brief und Ring an O. mitgibt. O. kommt mit einem großen Heer und entführt die Jungfrau. Aaron verfolgt die Fliehenden; in der Noth gelobt O., jede Bitte, die in Gottes Namen an ihn gerichtet würde, zu erfüllen. Nach England heimgekehrt, hält er Hochzeit. Da erſcheint Chriſtus als Pilger und verlangt in Gottes Namen Weib und Reich von dem König. Trauernd gewährt es O., da gibt ſich der Pilger zu erkennen. O. und ſeine Gemahlin führen von da an ein keuſches Leben und ſterben nach zwei Jahren. Das Gedicht iſt nur überarbeitet erhalten: die eine Bearbeitung herausgegeben von Ettmüller (Zür. 1835), die andere von Pfeiffer (in Haupts »Zeitſchrift für deutſches Alterthum«, Bd. 2). Vgl. Bartſch, Die deutſchen Gedichte von Sankt O. (in Pfeiffers »Germania«, Bd. 5); Strobl, Ueber das Spielmannsgedicht von Sankt O. (Wien 1870); Edzardi, Unterſuchungen über das Gedicht von Sankt O. (Hannov. 1876).

Oswaldtwisle (ſpr. oswal-twiſſl), Fabrikſtadt in der engl. Grafſchaft Lancaſhire, 20 Kilom. ſüdweſtlich von Blackburn, mit Baumwollſpinnereien und (1871) 10,283 Einw.

Oswald von Wolkenſtein, Dichter, aus einem tirol. Adelsgeſchlecht, geb. 1367 zu Gröden, führte ein viel bewegtes, unſtetes und abenteuerliches Leben. Schon mit zehn Jahren nahm er an dem Zuge Albrechts III. von Oeſterreich nach Preußen theil, trieb ſich dann in Kriegsdienſten bei verſchiedenen Herren herum und kam bis nach Perſien und Armenien. Mit 25 Jahren kehrte er nach Tirol zurück, wo ihn niemand erkannte; er verliebte ſich in Sabina Jäger und machte auf ihren Wunſch eine Fahrt nach dem Heiligen Land, von wo er 1401 zurückkam. Hierauf zog er mit Kaiſer Ruprecht nach Italien, abenteuerte in England, Portugal, Spanien und Afrika herum und betheiligte ſich als Mitglied des tiroliſchen Elefantenbunds an dem Krieg zwiſchen den Brüdern Ernſt und Friedrich von Oeſterreich, indem er es mit erſterem hielt. Sein letzter Feldzug war 1419 der gegen die Huſſiten. Von da an lebte er auf ſeiner Burg Hauenſtein. Er ſtarb 2. Aug. 1445. O. iſt ein Spätling des alten Minnegeſangs, deſſen Romantik er theilweiſe ins Leben einzuführen ſuchte. Seine zahlreichen Lieder machen den Eindruck von Ueberkünſtelung und Geſchraubtheit ſowohl in Form wie in Inhalt. Die Erzählung ſeiner Lebensſchickſale hat er meiſt in ſeine Gedichte verflochten. Herausgegeben ſind dieſelben von B. Weber (Innsbr. 1847). Vgl. Zingerle, O. v. W. (Wien 1870).

Oswegatchie (ſpr. -gattſchi), Fluß im nordamerikan. Staat New York, mündet bei Ogdensburg in den St. Lorenzſtrom. Nach ihm wird ein Zollbezirk genannt.

Oswego, Stadt im nordamerikan. Staat New York, an der Mündung des Fluſſes O. in den Ontariosee, iſt ſchön und regelmäßig gebaut, hat einen trefflichen, durch Steindämme geſicherten und durch ein Fort vertheidigten Hafen, ein Schullehrerſeminar, große Kornmühlen, Stärkefabriken und (1870) 22,280 Einw. Der Handel der Stadt mit Kanada iſt lebhaft (Einfuhr 1875—76: 23 Mill. Mark, Ausfuhr 4 Mill. Mark). Der längs des gleichnamigen Fluſſes hinlaufende Oswegokanal verbindet O. mit Syracuſe am Eriekanal.

Osweſtry, Stadt in der engl. Grafſchaft Shrop, zwiſchen Shrewsbury und Cheſter, hat 7 Kirchen, eine ſchöne Markthalle, lateiniſche Schule, ein Theater, Gefängnis und (1871) 7306 Einw. In der Umgegend Papier- und Kornmühlen und Kohlengruben.

Oswiecim, ſ. Auſchwitz.

Otägra (griech.), Ohrenzwang, ſ. Otalgie.

Otaha (Tahaa), eine der Societätsinſeln im ſüdöſtlichen Polyneſien, zur Leewardgruppe gehörig, 110 QKilom. (2 QM.) groß, gebirgig, doch fruchtbar, mit mehreren guten Häfen und ca. 400 Einw., welche durch engliſche Miſſionäre zum Chriſtenthum bekehrt wurden.

Otaheiti, ſ. Tahiti.

Otalgie (griech.), nervöſer Ohrenſchmerz (neuralgia acustica s. auricularis), in ſeinem höchſten Grad auch Otagra (Ohrenzwang) genannt, eine in geſteigerter Senſibilität des Gehörs bei Verminderung des Hörvermögens beſtehende Krankheit, die ihren Sitz in den Empfindungsnerven der Paukenhöhle hat. Sie äußert ſich durch einen drückenden, reißenden, ſtechenden Schmerz im Ohr, welcher paroxysmenweiſe plötzlich erſcheint, mit einem Mal verſchwindet oder in einen andern Theil des Kopfs wandert. Während des Schmerzanfalls hat der Kranke ein Brauſen, Sauſen, Klingen in dem leidenden Ohr, iſt etwas ſchwerhörig und gegen Geräuſche empfindlich. Bei ſehr heftigem Schmerz verbreitet ſich derſelbe zuweilen durch Ausſtrahlung in die Nervenfäden, die in das Geſicht und die übrigen Kopftheile gehen; es entſteht heftiges Stechen in Schläfen und Wangen, Schwere in der Zunge, Zuckungen in den Geſichtsmuskeln und Augenliedern. Vorzüglich werden reizbare, an Hyſterie, Gicht oder Rheumatismus leidende Perſonen davon ergriffen. Gelegenheitsurſachen ſind: Erkältung, Kopferſchütterungen, ſchneller Wechſel der Temperatur, naſſe Füße, Unterdrückung gewohnter Sekretionen, gaſtriſche Reize, verſchiedene Dyskraſien u. dgl. Die Behandlung beſteht in der Beſeitigung

der Ursachen oder, wo diese nicht erkannt werden, in der Milderung und Stillung des Schmerzes auf indirekte Weise. Man wasche den Kopf mit warmem Wasser ¼ Stunde lang und reibe nachher die Haare mit einem sehr heißen Flanellappen so lange, bis sie wieder trocken sind, worauf der Kopf mit einem warmen wollenen Tuch umwickelt oder mit einer Mütze von Wachstaffet bedeckt wird. Hierauf muß reichliche Transpiration erfolgen, worauf der Schmerz verschwindet. Innerlich leistet ein kräftiges Brechmittel oft die besten Dienste.

Otaria, der Seelöwe.

Otavālo (Otabalo), Stadt in der südamerikan. Republik Ecuador, Distrikt Quito, hat Baumwollmanufakturen, Viehzucht, Getreide- und Gemüsebau und 8000 Einw.

O tempŏra, o mŏres! (lat., »o Zeiten, o Sitten!«), Citat aus Cicero's Rede »Pro rege Dejotaro«.

Otfried, Verfasser einer poetischen »Evangelienharmonie« (s. d.), die zu den wichtigsten Denkmälern unserer althochdeutschen Sprach- und Literaturperiode gehört, war aus Weißenburg im Elsaß gebürtig und genoß eine Zeitlang den Unterricht des berühmten Hrabanus Maurus in Fulda und wahrscheinlich auch den Salomo's, des spätern Bischofs von Konstanz, welchen er neben Hraban seinen Erzieher und Meister nennt. Zugleich machte er dort die Bekanntschaft zweier Mitschüler, Hartmuot und Werinbraht (gest. 22. Mai 884) aus St. Gallen, durch welche der briefliche Verkehr mit Notker Balbulus und anderen gelehrten Männern eingeleitet wurde. Von Fulda kehrte O. in das Benediktinerkloster Weißenburg zurück, und hier hat er sein Gedicht, dem er den Titel: »Liber Evangeliorum Domini gratia theodisce conscriptus« gab, um 868 beendet. Dasselbe enthält 5 Bücher und ist dem König Ludwig dem Deutschen gewidmet. O. beabsichtigte mit seiner Dichtung der Volkspoesie (dem »laicorum cantus obscoenus«) entgegenzuwirken und eine Art von christlichem Kunstepos zu bieten, für welches ihm heidnische und christliche Autoren wie Virgil, Lukan, Ovid, Juvencus, Aratos, Prudentius ꝛc. seiner eigenen Angabe zufolge als Vorbilder vorschwebten. Der poetische Werth seines Werks ist nicht groß und namentlich unvergleichlich geringer als der des stoffverwandten »Héliand«. Der Verfasser bringt seine Gelehrsamkeit, wo es irgend geht, in den Vordergrund; er schiebt mit Vorliebe mystische und moralische Deutungen in die Darstellung ein, trockene Lehrhaftigkeit macht den überwiegenden Charakter der letztern aus. Seine literarhistorische Wichtigkeit beruht zum größern Theil in dem Umstande, daß er zuerst mit Entschiedenheit den freilich oft nur assonirenden Endreim statt der Alliteration als Bindemittel der Verse angewendet hat, die übrigens dem Grundtypus nach noch ganz wie in der Alliterationspoesie gebaut und nur nach dem Muster der lateinischen Hymnenpoesie geregelt sind. Bemerkenswerth ist, daß schon O. sich in allerlei sprachlichen Künsteleien versucht hat, wie denn in den Zueignungsgedichten, mit denen er sein Werk an König Ludwig, Salomo von Konstanz und Liutbert sandte, nicht nur aus den Anfangs-, sondern sogar aus den Endbuchstaben Akrosticha gebildet sind. Es existiren von Otfrieds Gedicht zwei ausgezeichnet schöne Handschriften zu Heidelberg und Wien sowie eine minder genaue in München; außerdem in Wolfenbüttel, Bonn, Berlin Bruchstücke einer vierten Handschrift. Neuere Ausgaben des Gedichts besorgten Graff (»Kriste«, Königsb. 1831), am besten Kelle (Regensb. 1856—69, 2 Bde.) und Piper (Paderb. 1877); Uebersetzungen Rapp (Stuttg. 1858), Rechenberg (Chemn. 1862) und Kelle (Prag 1870). Vgl. Lachmann (in Ersch und Grubers »Encyklopädie«) und Wackernagel (in den »Elsässischen Neujahrsblättern« 1847).

Othello, der »Mohr von Venedig«, vornehmer Afrikaner in Venedig und Feldherr der Republik, war mit Desdemona vermählt, ließ dieselbe aber aus Eifersucht ermorden. Shakespeare hat den aus einer italienischen Novelle von Giraldi Cintio entlehnten Stoff zu einem Trauerspiel verarbeitet.

Othman, dritter Chalif, Mohammeds Schwiegersohn, war einer der frühesten Anhänger desselben und schon alt und schwach, als er 644 nach Omars Tode zum Beherrscher der Gläubigen erwählt wurde. Er ließ sich ganz von Verwandten und Günstlingen leiten, welche früher zu den heftigsten Gegnern Mohammeds gehört hatten, jetzt aber dessen treuesten Anhängern vorgezogen wurden und die Sache des Islam durch Erpressungen und Sittenlosigkeit schändeten, und erregte dadurch allgemeine Unzufriedenheit und Empörung fast in allen Provinzen. 656 wurde er von einem aufständischen Statthalter, Mohammed, in Medina ermordet. Er hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er durch Revision aller Abschriften einen in Sprache, Anordnung und Inhalt korrekten Text des Koran herstellen und alle übrigen Ausgaben vernichten ließ.

Otho, Marcus Salvius, röm. Kaiser, geb. 32 n. Chr. zu Ferentinum in Etrurien, ward Nero's Vertrauter und Genosse seiner Ausschweifungen, trat demselben 59 seine Gemahlin Poppäa Sabina ab und wurde dann, um von Rom entfernt zu werden, nach Lusitanien als Statthalter der Provinz geschickt, die er der von ihm zu hegenden Erwartung entgegen mit Milde und Einsicht verwaltete. Als Galba sich 68 gegen Nero empörte, war O. der erste, welcher zu jenem übertrat, und leistete ihm große Dienste. Da jedoch derselbe statt seiner Piso zu seinem Nachfolger wählte, gewann O. einen großen Theil der Prätorianer für sich und ließ sich 15. Jan. 69 von diesen zum Kaiser ausrufen. An demselben Tag wurde Galba ermordet, und nun huldigten auch Senat und Volk dem neuen Kaiser. Indessen aber hatten die Legionen in Germanien ihren Anführer Vitellius zum Kaiser ausgerufen, und zwei bedeutende Heere zogen gegen Italien; wider diese zog O. ins Feld, doch erlitt sein Heer, nachdem es mehrfach siegreich gewesen, bei Cremona eine entscheidende Niederlage, worauf sich O., um den Staat vor blutigem Bürgerkrieg zu bewahren, 16. April 69 den Tod gab. Sein Leben beschrieben Sueton und Plutarch, die beste Quelle für seine Geschichte sind jedoch die Historien des Tacitus.

Othrys, alter Name eines Gebirges in Thessalien (Phthiotis), das sich im N. des Malischen Meerbusens in östlicher Richtung erstreckt und seine nördlichen Zweige bis in die Ebene von Pharsalos ausdehnt. Es erreicht eine Höhe von 1728 Meter und ist gegenwärtig ohne Gesammtnamen.

Otia (lat.), Mußestunden; O. dant vitia, Sprichwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Otis, die Trappe.

Otium (lat.), Ruhe, Muße; O. cum dignitate (»Muße mit Würde«), s. v. w. ehrenvolle Muße, Citat aus Cicero's Rede »Pro Sestio« (c. 45).

Otley (spr. ottli), Stadt in der engl. Grafschaft York, am Wharfe, hat 8 Kirchen, eine Lateinschule,

Papier- und Kornmühlen, Worstedfabrikation und (1871) 5855 Einw.

Otodus *Ag.*, eine der Gattung Lamna *Cuv.* sehr nahestehende Gattung fossiler Fische (s. d., S. 826).

Otomaken (Otomaco), Indianerstamm in der südamerik. Republik Venezuela, besonders am Apure und südlich von diesem Fluß, mit den Guarani- und Omaguastämmen verwandt. Als besondere Eigenthümlichkeit wird ihnen die Gewohnheit des Erdeessens zugeschrieben (vgl. Eßbare Erde).

Otomi (Ot'homi, auch Hiaihiu), mexikan. Indianerstamm, welcher das Gebirgsland im N., W. und O. von Mexiko (von San Luis Potosi bis Mexiko) bewohnt und in verschiedene Zweige zerfällt. Die Sprache der O. ist unter den 35 in Mexiko gesprochenen die eigenthümlichste und wahrscheinlich die älteste, wesentlich einsilbig und in ihrem grammatischen Bau noch einfacher als das Chinesische. Grammatiken hat man von Neve y Molina (Mex. 1767) und Piccolomini (Rom 1841). Vgl. Narcra, De lingua Othomitorum (Philad. 1835); Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indígenas de Mexico (2. Aufl., Mex. 1876); Buschmann, Die Grammatik der sonorischen Sprachen (in »Abhandlungen« der Berliner Akademie 1863 ff.).

Otophon (griech.) Hörrohr; Otoskop, Ohrspiegel (s. Ohrenkrankheiten).

Otranto, Stadt in der ital. Provinz Lecce (früher Terra d'O. genannt), am Capo d'O., wo sich das Adriatische Meer vom Jonischen scheidet, und an der diese beiden Meerestheile verbindenden, 63 Kilom. breiten Meerenge von O. gelegen, Station der von Brindisi kommenden Eisenbahn, ist alterthümlich und schlecht gebaut, Sitz eines Erzbischofs, mehrerer Konsulate fremder Staaten und eines Zollamts, hat eine nach der Zerstörung durch die Türken restaurirte Kathedrale mit schönem Mosaikfußboden und alter Unterkirche, ein Seminar, einen kleinen, wenig frequentirten Hafen, Oel- und Feigenbau und (1871) 2092 Einw. O. ist das Hydruntum der Alten. Hier 811 Seesieg der Venetianer über die Araber. 1480 wurde die Stadt von Mohammed II. erobert.

Otranto, Herzog von, s. Fouché.

Otricŏli, Ortschaft in der ital. Provinz Perugia, Kreis Terni, unweit des Tiber, an der Via Flaminia und der Eisenbahn von Orte nach Rom gelegen, mit (1871) 1496 Einw. O. ist das alte umbrische Otriculum, von welchem noch Tempelruinen, Aquädukte, Grabmäler ꝛc. übrig sind. Die berühmte Zeusbüste in der Sala rotonda des Vatikans und der schöne Mosaikboden dieses Saals wurden in O. gefunden. Hier 1799 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner.

Otschakŏw (Oczakow, bei den Alten Ariake), Stadt im russ. Gouvernement Cherson, am Dnjeprliman, Kinburn gegenüber, hat einen Kauffahrteihafen, eine Stadtbank, Kirche, Synagoge und (1870) 5227 Einw. In der Nähe an der Bugmündung liegen die Trümmer der einst berühmten Stadt Olbia, einer ehemaligen milesischen Kolonie, wo viele Kunstschätze ausgegraben wurden. Auf der Stelle Otschakows soll zu Herodots Zeiten die griechische Festung Alektor gestanden haben. Die jetzige Stadt wurde 1492 vom krim'schen Chan Mengli Girei gegründet und war später unter türkischer Herrschaft eine der bedeutendsten Festungen, daher vielen Kriegsstürmen ausgesetzt. 1737 wurde sie von den Russen unter Münnich genommen, kam dann 1738 wieder an die Türken, ward aber 18. Dec. 1788 nach langer Belagerung von den Russen unter Potemkin erstürmt und bis auf die Citadelle ganz geschleift. Im Juni 1853 litt O. durch eine Pulvererplosion wieder sehr bedeutend; 17. Okt. 1855 wurde es durch englische und französische Schiffe bombardirt, worauf die Russen die noch übrigen Festungswerke zerstörten.

Otsego, See im nordamerikan. Staat New York, 15 Kilom. lang, von Hügeln umgeben und fischreich. In ihm entspringt der Hauptarm des Susquehannaflusses. Am O. spielt Coopers bekannter Roman: »Lederstrumpf« (Leather stocking).

Ottajano, Stadt in der ital. Provinz Neapel, Kreis Castellamare, nordöstlich am Vesuv, mit Weinbau und (1871) 4111 (als Gemeinde 17,776) Einw.

Ottakring (Ottagrünn), Dorf und Vorort von Wien, westlich von der Hauptstadt gelegen und zur niederösterreich. Bezirkshauptmannschaft Hernals gehörig, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Fortbildungsschule für männliche Hülfsarbeiter, 2 Kinderbewahranstalten, industriellen Etablissements für Zündwaaren, chemische Produkte und Farben, Waffen, Metall- und Gelbgießerwaaren, Porzellannägel und Knöpfe, einer Eisengießerei und Maschinenfabrik, großem Brauhaus (1875: 164,000 Hektol. Bier), Spiritus- und Preßhefenfabrik und (1875) 27,389 Einw. (1845 erst 6226).

Ottave rime (ital.), s. Stanze.

Ottawa (Ottawäer), nordamerikan. Indianervolk vom Hauptstamm der Algonkin, früher in Kanada, namentlich am Ottawa River, jetzt auf zwei Reservationen am Obern See im Staat Michigan (5011 Seelen) und im Indianergebiet (292 Seelen).

Ottawa (Grand River), einer der bedeutendsten Nebenflüsse des St. Lorenzstroms in Kanada, entspringt im Grand Lake, fließt westlich durch den Lac Quince in den Temiscamangee (186 Meter ü. M.), wendet sich sodann südöstlich, bildet die Grenze zwischen den Provinzen Ontario und Quebek und spaltet sich beim Austritt aus dem 3 Kilom. breiten Lake of the two Mountains in zwei Arme, von denen der kürzere Hauptarm in den St. Louissee des St. Lorenzstroms eintritt, der längere aber hinter der Insel Montreal herumfließt und den St. Lorenz nach einem Laufe von weiteren 55 Kilom. erreicht. Das Flußgebiet des O. hat ein Areal von 207,000 QKilom. (3800 QM.), und seinen Lauf schätzt man auf 1000 Kilom. Der O. empfängt zahlreiche Zuflüsse, wie Mattawa, Mississippi, Madawasca und Rideau auf der rechten, Gatineau, Rivière du Moine und Rivière du Lièvre auf der linken Seite. Stellenweise verbreitert er sich seeartig; an anderen Stellen bildet er, zwischen Felsen eingeengt, der Schiffahrt hinderliche Stromschnellen. Eine derselben, zwischen dem St. Lorenz und der Stadt O., wird durch einen Kanal umgangen, so daß Schiffe bis zum Fuß der Chaudièrefälle bei genannter Stadt gelangen können. Der O. fließt durch ein ausgedehntes Waldgebiet, und ungeheure Massen von Bauholz werden auf demselben herabgeschwemmt. Der Rideaukanal, 217 Kilom. lang, verbindet den Strom mit Kingston am Ontariosee.

Ottawa, 1) Hauptstadt der brit. »Dominion of Canada«, an der Mündung des Rideauflusses in den Ottawa gelegen, mit (1871) 21,545 Einw. Sowohl über den Rideau als über den Ottawa, der oberhalb der Stadt die berühmten Chaudièrefälle bildet, führen Brücken. Der Stadt gegenüber liegt Hull, in dessen Nähe Eisengruben. Die Lage Ottawa's ist ungemein malerisch; die Terrainverhältnisse haben die Anlage rechtwinklig sich durchschneidender Straßen unmöglich gemacht. Auf dem 106 Meter hohen

Barrack Hill thronen das stattliche, im gothischen Stil aufgeführte Parlamentsgebäude, die königliche Druckerei und das Regierungsgebäude, welche 10 Mill. Mark gekostet haben. Unter den Kirchen zeichnet sich die katholische Kathedrale aus. Die Stadt betreibt lebhaften Handel mit Holz. Zahlreiche Sägemühlen liegen in der Nähe derselben. O. wurde 1823 vom Ingenieurofficier By, dem Erbauer des Rideaukanals, gegründet und hieß bis 1854 Bytown. — 2) Hauptstadt der Grafschaft La Salle im nordamerikan. Staat Illinois, an der Mündung des Fox River in den Illinois River, hat starken Getreidehandel und (1870) 7736 Einw. — 3) Stadt im nordamerikan. Staat Kansas, am Marais des Cygnes, hat (1870) 3500 Einw. und ist Sitz einer Universität.

Ottensen, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Stadtkreis Altona, unmittelbar westlich bei dieser Stadt, hat ein Hauptzollamt, schöne Landhäuser reicher Hamburger, Tabak-, Cigarren-, Seife-, Baumwollwaaren-, Maschinen- und Glasfabrikation und (1875) 12,409 Einw. (400 Kathol.). Auf dem Kirchhofe von O. befinden sich die Gräber Klopstocks, seiner ersten Gattin (Meta) und seiner 1821 verstorbenen Wittwe sowie des Dichters Schmidt von Lübeck. Auch starb hier der bei Auerstädt verwundete Herzog Karl Wilh. Ferdinand von Braunschweig 10. Nov. 1806, dessen Gebeine 1814 nach Braunschweig gebracht wurden.

Otteraa, Fluß im südlichen Norwegen, entspringt im N. der Vogtei Robygdelaget, durchfließt in einer Länge von 220 Kilom. das Sätersdal und fällt bei Christiansand ins Meer. Im südlichen Theil seines Laufs wird der Fluß Torrisdalselven genannt.

Otterberg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kaiserslautern, am Otterbach, mit Landgericht, einer katholischen und 2 evangel. Pfarreien, einer 1144 gestifteten, in der Reformationszeit aufgehobenen Cistercienserabtei, deren prächtige Kirche im byzantinischen Stil seit 1705 Simultankirche ist, Synagoge, Wollspinnerei, Leinengarnzwirnerei, Baumwollweberei, Gerberei, Obstbau, Viehzucht und (1875) 2607 Einw. In der Nähe die Ruinen der Otterburg.

Otterburn (spr. -börn), Dorf in der engl. Grafschaft Northumberland, am Rede (Nebenfluß des Tyne), in dessen Nähe 1338 die Schlacht von O. oder Chevy Chase gefochten wurde.

Otterköpfchen, s. Kauri.

Ottern (Viperina *Gthr.*), Unterordnung der Schlangen, Giftschlangen mit meist deutlich vom Hals abgesetztem, hinten breitem Kopf, Zähnen im Ober- und Unterkiefer, ersterer aber nur mit durchbohrtem, ungefurchtem Giftzahn. Man theilt die O. in zwei Familien, die Grubenottern (Crotalidae *Bp.*) und die Ottern (Viperidae *Bp.*). Erstere, zu welchen die Klapperschlange gehört, haben zwischen Augen und Nasenloch eine tiefe Grube, und der Schwanz ist Greifschwanz oder mit Hornanhängen versehen. Den Ottern fehlt jene Grube, und der Schwanz ist weder Greifschwanz, noch hat er Hornanhänge. Zu dieser Familie gehören die Hornschlange (Cerastes aegyptiacus *Dum.* et *Bibr.*), die Aspis (Vipera aspis *Merr.*), die Sandotter (V. ammodytes *Dum.* et *Bibr.*), die Kreuzotter (Pelias berus *Merr.*) ꝛc. S. Tafel »Schlangen«.

Otterndorf, Hauptort des Landes Hadeln in der preuß. Landdrostei Stade, an der Medem, 4 Kilom. vor deren Mündung in die Elbe, hat ein Amt und Amtsgericht, eine höhere Bürgerschule, ein altes Schloß, Papier- und Knochenmehlfabrikation, einen kleinen Hafen, Schiffahrt und (1875) 1760 Einw.

Otternfelle, die Felle der Fischottern, bilden ein beliebtes Pelzwerk, welches im Handel, von den geringsten zu den besten Qualitäten aufsteigend, in folgenden Sorten vorkommt: ostindische, mexikanische, spanische, französische, deutsche, russische, dänische, schwedische, süd- und nordamerikanische, die der Hudsonsbailänder, aus Neuengland und Labrador. Diese letzteren sind hellbraun bis bräunlichschwarz mit sehr dichtem und feinem Grundhaar und werden besonders in China zu Männermützen benutzt. In Bayern macht man daraus Hauben für Frauen, in Preußen Husarenmützen, in Kanada Frauenhandschuhe. Die Seeotternfelle aus Kalifornien, Alaska, Kamtschatka und Nordasien sind braunschwärzlich mit silberglänzendem, langem, dichtem, sammetartigem Haar; sie sind sehr kostbar, werden in Rußland zu Mantelkragen und Kopfbedeckungen benutzt, und die Mandarine, welche sie dem Zobel vorziehen, tragen ganze Röcke daraus.

Ottersleben (Groß- und Klein-O.), zwei Pfarrdörfer im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, 6 Kilom. südwestlich von Magdeburg, mit 4860 und 1700 Einw., bedeutendem Ackerbau und Rübenzuckerfabriken.

Ottery-Saint-Mary (spr. -ssént-mehri), Stadt in der engl. Grafschaft Devon, östlich von Exeter, am Otter, hat Spitzenfabrikation und (1871) 4110 Einw.

Ottilienberg (Odilienberg), ein 801 Meter hoher Gipfel des Wasgenwalds, über der Stadt Barr in Unterelsaß (Kreis Molsheim). Auf der Höhe desselben befinden sich noch alte Befestigungen (Heidenmauer) und das Ottilienkloster (Hohenburg), an seinem Fuß Niedermünster, zwei Klöster, die um 680 vom Alemannenherzog Eticho I. zu Ehren seiner Tochter Ottilia, der Schutzpatronin des Elsaß, gegründet wurden, im Ruf hoher wissenschaftlicher Bildung standen, seit der Mitte des 16. Jahrh. aber verfielen. Das Kloster auf dem O. ist im 17. Jahrh. und zuletzt noch 1853 wieder hergestellt worden. Vgl. Schricker, Der Odilienberg (Straßb. 1874).

Ottmachau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Grottkau, an der Neiße und der Eisenbahn von Kamenz nach Neiße, hat eine Kreisgerichtskommission, eine evangelische und 2 kathol. Kirchen, ein Schloß, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, eine große Mahlmühle, Knochenstampfe und (1875) 3483 Einw. Dabei das Gut O., mit dem W. v. Humboldt 1818 für seine Verdienste dotirt ward. Hier 11. Jan. 1741 Treffen zwischen den Preußen und Oesterreichern.

Ottmer, Karl Theodor, Architekt und Maler, geb. 19. Jan. 1800 zu Braunschweig, besuchte bis 1819 das Carolinum seiner Vaterstadt, war zugleich bei den öffentlichen Bauten daselbst thätig und bildete sich sodann auf der Bau- und Kunstakademie zu Berlin weiter aus. Nachdem er hier von 1822—1827 den Bau des Königsstädter Theaters und der Berliner Singakademie geleitet, begab er sich nach Italien, wo er in Rom neben dem Studium der Denkmäler des Alterthums zugleich seiner Neigung zur Malerei lebte. 1829 nach Braunschweig zurückgekehrt, gab O. seine »Architektonischen Mittheilungen« (2. Abth., Braunschw. 1830—38) heraus und ward hierauf zum braunschweigischen Hofbaumeister ernannt. Zum Zweck der Wiederherstellung des 1830 eingeäscherten herzoglichen Residenzschlosses unternahm er 1831 eine neue Reise nach Italien. Nach Vollendung des Baues erfolgte seine Ernennung zum Hofbaurath. Außer den erwähnten Bauten sind von seinen

Werken besonders das Theater im Schlosse zu Wolfenbüttel und die Kaserne in Braunschweig zu nennen. Er starb 22. Aug. 1843 zu Berlin. O. besaß eine reiche und blühende Phantasie, lebendigen Sinn für architektonische Schönheit und Geschmack für malerische Dekoration.

Otto (Odo, Otho, Udo, Audo), deutscher Name (v. altd. ot, Gut, also s. v. w. »Herr von Besitzthum«). Die merkwürdigsten Träger desselben sind:

1) Römisch-deutsche Kaiser: a) O. I., der Große, Sohn des deutschen Königs Heinrich I. und dessen zweiter Gemahlin, Mathilde, geb. 22. Nov. 912, wurde noch bei seines Vaters Lebzeiten, mit Uebergehung seines ältern Bruders Thankmar, zum Nachfolger bestimmt und 8. Aug. 936 zu Aachen von den Vertretern aller deutschen Stämme gewählt und vom Erzbischof von Mainz gekrönt. Entschieden in seinem Wollen, kühn und ausdauernd im Handeln, von imponirender Gestalt und gewandt in ritterlichen Uebungen, tiefinnerlich fromm im Sinn seiner Zeit, ernst von Ansehen und Haltung, mild und freundlich gegen das Volk, Freunden treu und zur Versöhnung mit Feinden geneigt, trug er viel zur Hebung des Ansehens des deutschen Namens und zur Kräftigung des Reichs nach innen und außen bei. Gleich anfangs hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: die Böhmen und Wenden empörten sich, und in Bayern nahmen die Söhne Herzog Arnulfs nach dessen Tod eigenmächtig von der herzoglichen Gewalt Besitz. O. unterwarf die letzteren und beraubte sie ihrer Herrschaft und schlug auch die Erhebung seines Bruders Thankmar, der 938 in der Eresburg getödtet wurde, und des Herzogs Eberhard von Franken nieder. Langwieriger war der Kampf gegen den Aufstand seines jüngern Bruders, Heinrich, der sich mit Eberhard von Franken sowie mit Giselbert von Lothringen und Friedrich von Mainz verbündet hatte und auch vom französischen König Beistand erhielt. O. siegte bei Birthen 939, die beiden Herzöge fanden bei Andernach ihren Untergang, und auch Heinrich mußte sich unterwerfen; er machte zwar 941 noch einen Mordversuch, indeß erlangte er die Verzeihung des Königs wieder und ward fortan sein treuester Anhänger. O. vergab nun die Herzogthümer an seine nächsten Verwandten, Lothringen an seinen Schwiegersohn Konrad den Rothen, Bayern an seinen Bruder Heinrich, Schwaben an seinen Sohn Ludolf, während er Franken und Sachsen, das er erst 961 an Hermann Billung abtrat, für sich behielt; sein Bruder Brun ward Erzbischof von Köln. Er waltete als strenger, aber gerechter Richter, hielt die Vasallen in Gehorsam, machte seinen glänzenden Hof zum Mittelpunkte des Reichs, vermehrte den Besitz der Krone und suchte eine wirksame Stütze in der Geistlichkeit. Auch unterwarf er die Wenden und Böhmen (950) wieder und unternahm 947 einen siegreichen Feldzug gegen die Dänen. Durch Gründung zahlreicher Bisthümer suchte er das Christenthum an der Nord- und Ostgrenze Deutschlands zu befestigen und auszubreiten. Als er sein Reich zum mächtigsten der Christenheit erhoben, zog er 951, von der Wittwe Lothars von Italien, Adelheid, zu Hülfe gerufen, über die Alpen, vermählte sich, da seine erste Gemahlin, die angelsächsische Prinzessin Editha, 946 gestorben war, mit Adelheid und nannte sich König von Italien. Nachdem er eine Empörung seiner Söhne Ludolf und Konrad des Rothen 953—954 niedergeschlagen und dieselben ihrer Herzogthümer beraubt hatte, errang er 10. Aug. 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg einen glänzenden Sieg über die Ungarn, denen er die bayrische Ostmark entriß. 961 zog er von neuem nach Italien, wurde 2. Febr. 962 in Rom zum Kaiser gekrönt und stiftete damit das heilige römische Reich deutscher Nation. Er wies hierdurch seinen Nachfolgern den Weg zur Weltherrschaft und verwickelte sie in Kämpfe, welche zwar die Entwickelung der Kultur förderten, aber dem Frieden und der Eintracht Deutschlands sehr nachtheilig wurden. Zwei Aufstände der Römer schlug er nieder und entsetzte Johann XII. und Benedikt V. der päpstlichen Würde. Er vereinigte die höchste weltliche und geistliche Gewalt im Abendland in seiner Hand. Dagegen gelang es ihm nicht, Unteritalien zu erobern. Er starb 7. Mai 973 zu Memleben in Thüringen und ward in dem von ihm gegründeten Dom zu Magdeburg beigesetzt, wo ihm ein Reiterstandbild errichtet wurde. Sein Nachfolger in der Regierung war sein Sohn Otto II. Vgl. Vehse, Kaiser O. d. Gr. und sein Zeitalter (3. Aufl., Leipz. 1867); Köpke und Dönniges, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter O. I. (Berl. 1838—39, 2 Bde.); Köpke u. Dümmler, Kaiser O. d. Gr. (Leipz. 1876).

b) O. II., der Rothe, Sohn des vorigen und seiner zweiten Gemahlin, Adelheid, geb. 955, von kleiner, zierlicher Gestalt, seiner Bildung, heiterem, ritterlichem Wesen und kriegerischer Tüchtigkeit, doch jugendlichem Ungestüm, ward schon bei seines Vaters Lebzeiten 967 zum römischen Kaiser gekrönt und regierte seit 973 eine Zeitlang (bis 977) unter dem Beirath seiner Mutter. Er hatte gleich zu Anfang heftige Kämpfe zu bestehen. Kaum hatte er den Herzog Heinrich II. von Bayern, der sich mit Harald von Dänemark, Boleslaw von Böhmen und Mieczyslaw von Polen gegen ihn verbündet hatte, 977 unterworfen und gefangen genommen, als König Lothar von Frankreich in Lothringen einfiel. Auch er ward von O. zurückgeworfen und 979 bis Paris verfolgt. In dem darauf folgenden Frieden von Chiers 980 mußte Lothar allen Ansprüchen auf Lothringen entsagen. In Rom und Mailand entstandene Unruhen dämpfte O. durch sein bloßes Erscheinen; in Unteritalien entriß er Apulien und Kalabrien den Griechen und brachte auch die Städte Neapel und Salerno, 982 sogar Tarent in seine Gewalt. Als aber der griechische Kaiser die Araber von Sicilien zu Hülfe rief, wurde O. durch einen Hinterhalt derselben bei Squillace in Kalabrien 13. Juli 982 völlig geschlagen und rettete sich selbst kaum auf einem griechischen Schiff nach Rossano. Zwar ward auf dem Reichstag zu Verona ein neuer Feldzug gegen die Griechen und Araber und sogar die Eroberung von Sicilien beschlossen; ehe derselbe jedoch zu Stande kam, starb O. 7. Dec. 983 zu Rom und wurde in der Vorhalle der Peterskirche beigesetzt. Er war vermählt seit 972 mit der griechischen Prinzessin Theophania. Ihm folgte sein schon auf dem Reichstag in Verona zu seinem Thronerben erwählter Sohn Otto III. Vgl. Giesebrecht, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft Kaiser Otto's II. (Berl. 1840).

c) O. III., das Wunder der Welt (mirabilia mundi) genannt, einziger Sohn des vorigen, war bei seines Vaters Tode drei Jahre alt, entwickelte unter des Bischofs Bernward und später des berühmten Gerbert Leitung seine körperlichen wie geistigen Vorzüge auf das glänzendste, während seine Mutter Theophania, seine Großmutter Adelheid und die staatskluge Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, Otto's II. Schwester, unter dem Beistande des Erzbischofs Willigis

von Mainz ihm die Krone gegen Heinrichs des Zänkers Umtriebe retteten und mit Einsicht und Glück die Regierungsangelegenheiten leiteten. Lothar von Frankreich, der einen neuen Versuch zur Eroberung Lothringens machte, ward zurückgetrieben, die Aufstände der Wenden wurden mit Erfolg bekämpft, und O. nahm an den Feldzügen von 986 und 991 persönlich theil. 996 von Papst Johann XV. nach Italien eingeladen, stellte er dort die Ordnung her und ward durch den von ihm ernannten Papst Gregor V. 21. Mai 996 in Rom zum Kaiser gekrönt. Neue, von dem römischen Senator Crescentius veranlaßte Unruhen riefen O. 998 zum zweitenmal über die Alpen. Im Februar zog er an der Spitze des deutschen Heers in Rom ein. Die stolzesten Pläne: das alte römische Reich in seinem Glanz wieder herzustellen und Rom zum Mittelpunkte der Weltherrschaft zu machen, erfüllten seine Seele. Mit barbarischer Strenge stellte er die Ruhe wieder her und erhob 999 seinen Lehrer Gerbert unter dem Namen Sylvester II. auf den päpstlichen Stuhl. Asketische Neigungen, welche neben den Weltherrschaftsplänen die Seele des jungen Kaisers erfüllten und ihn zu Wallfahrten und strengen Bußübungen antrieben, bewogen ihn 1000 zu einem Besuch des Grabes des heil. Adalbert in Gnesen, wo er ein Erzbisthum gründete, und dessen Karls d. Gr. in Aachen. Nach Rom zurückgekehrt, sah er sich hier 1001 von dem Volk in seinem eigenen Palast belagert. Er entfloh nach Ravenna, um hier die Ankunft eines deutschen Heers abzuwarten, starb aber schon 23. Jan. 1002 zu Paterno unweit Viterbo. Er wurde zu Aachen beigesetzt. Er war unvermählt. Ihm folgte in der Regierung Heinrich II. Vgl. Wilmans, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Kaiser O. III. (Berl. 1840).

d) O. IV., dritter Sohn Heinrichs des Löwen und der Mathilde, Tochter König Heinrichs II. von England, geb. 1174, führte nach der Aechtung seines Vaters (1180) nach den den Welfen gehörenden Allodialgütern den Namen O. von Braunschweig. Er wurde am Hof seines Oheims, des Königs Richard Löwenherz, erzogen und erhielt von demselben für seine Theilnahme an dem Kriege gegen Philipp II. August von Frankreich die Grafschaft Poitou und das Herzogthum Aquitanien. Er war ein stattlicher Kriegsmann, kühn und tapfer, aber leidenschaftlich und roh. Seine Bildung war überwiegend französisch. Nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. ward er April 1198 zu Köln von der welfischen Partei dem Hohenstaufen Philipp von Schwaben als Gegenkönig entgegengestellt, unterlag aber, wiewohl von England, Dänemark und dem Papst, mit dem er 8. Juni 1201 das demüthigende Konkordat von Neuß schloß, unterstützt, in dem nun ausbrechenden Krieg und mußte 1207 nach England fliehen; indeß verweigerte er hartnäckig jede Versöhnung. Erst nach Philipps Ermordung 1208 wurde er allgemein als deutscher König anerkannt und in Frankfurt nochmals gewählt sowie vom Papst, dem er das Investiturrecht und das Recht der Berufung in allen geistlichen Angelegenheiten nach Rom bewilligt hatte, 4. Okt. 1209 in Rom zum Kaiser gekrönt. Als er aber letzterem die gegebenen Versprechungen nicht hielt, vielmehr die kaiserlichen Hoheitsrechte über Italien wieder herstellte, that ihn derselbe November 1210 in den Bann und erklärte 1212 den Hohenstaufen Friedrich II. für den rechtmäßigen König Deutschlands, und ganz Süddeutschland fiel diesem zu. In dem nun beginnenden Kampf unterlag O., 27. Juli 1214 auch von dem französischen König bei Bouvines geschlagen, bald seinem Gegner. Er zog sich nach Friedrichs II. Krönung in Aachen 1215 in seine Erbländer zurück und kämpfte von da aus noch mit dem Dänenkönig Waldemar und dem Erzbischof von Magdeburg. Er starb 10. Mai 1218 auf der Harzburg. Er war seit 1212 mit Beatrix, der Tochter seines Rivalen Philipp von Schwaben, und in zweiter Ehe mit Maria, Tochter des Herzogs Heinrich IV. von Brabant, vermählt. Vgl. O. Abel, Kaiser O. IV. und König Friedrich II. (Berl. 1856); Langerfeldt, Kaiser O. IV. (Hannov. 1872); Winkelmann, Philipp von Schwaben und O. IV. von Braunschweig (Leipz. 1872 ff.).

2) O. I. Friedrich Ludwig, König von Griechenland, zweiter Sohn König Ludwigs I. von Bayern, geb. 1. Juni 1815 zu Salzburg, wurde in München unter der Leitung des geistlichen Raths v. Oettel erzogen, durch Schelling, Thiersch u. a. unterrichtet und erwarb sich eine gediegene Bildung, die er auch noch durch Reisen in Deutschland und Italien förderte. Von der Londoner Konferenz 7. Mai 1832 zum König von Griechenland gewählt und als solcher 8. Aug. von der griechischen Nationalversammlung anerkannt, nahm er 5. Okt. die königliche Würde an und bestieg 25. Jan. (6. Febr.) 1833 den Thron Griechenlands. Da er noch nicht 18 Jahre alt war, so ward ihm ein aus drei Mitgliedern bestehender Regentschaftsrath an die Seite gegeben, bis er 1. Juni 1835 selbst die Regierung übernahm. Es fehlte ihm eine höhere staatsmännische Begabung; er vermochte besonders sich nicht der fremden Einflüsse, namentlich des russischen, zu erwehren und das Vertrauen der Nation zu gewinnen, obwohl er den besten Willen bewies, ihren Wünschen entgegenzukommen, für die Bildung durch Schulen und Universitäten sorgte und uneigennützig, versöhnlich und gerecht regierte. Näheres über seine Regierung s. Griechenland, S. 143. Durch die griechische Revolution vom Oktober 1862 seines Throns beraubt, kehrte er, ohne indessen auf die dem Haus Wittelsbach garantirten Ansprüche auf denselben Verzicht zu leisten, in sein Vaterland zurück und lebte seitdem in Bamberg, wo er 26. Juli 1867 starb. Vermählt war er seit 1836 mit Amalie von Oldenburg (gest. 20. Mai 1875), doch blieb seine Ehe kinderlos.

3) Herzöge von Bayern: a) O. von Nordheim, aus einer alten sächsischen, bei Göttingen begüterten Familie gebürtig, umsichtig und schlau, gleich groß als Feldherr wie als Krieger, aber selbstsüchtig, rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes, undankbar und treulos, erhielt nach Heinrichs III. Tode von der Kaiserin Agnes das Herzogthum Bayern, verschwor sich 1062 mit Anno von Köln und Ekbert von Braunschweig zum Raub des jungen Heinrich IV. in Kaiserswerth, befehligte 1063 den Feldzug gegen Ungarn, half 1066 in Tribur Adalbert von Bremen stürzen, erlangte maßgebenden Einfluß auf die Reichsregierung und war einer der hartnäckigsten Widersacher Heinrichs IV. Als er daher von einem gewissen Egino eines Mordanschlags gegen den König beschuldigt wurde und sich weigerte, durch ein Gottesurtheil seine Unschuld zu beweisen, wurde er 1070 geächtet und seines Herzogthums beraubt. Er versuchte bewaffneten Widerstand, mußte sich indeß 1071 unterwerfen und erhielt seine Allodialgüter zurück. 1073 stellte er sich an die Spitze des Aufstandes der Sachsen, erzwang im Frieden von Gerstungen (2. Febr. 1074) die Rückgabe Bayerns, wurde aber 9. Juni 1075 bei Langensalza von Hein-

rich IV. geschlagen und mußte sich 26. Okt. bei Sondershausen zum zweitenmal dem König unterwerfen. Er fand Gnade und wußte sich so sehr das Zutrauen Heinrichs zu gewinnen, daß dieser ihm die Verwaltung Sachsens übertrug. Aber O. vergalt diese Milde mit Undank und fiel 1076 von neuem ab; er trug am meisten zur Absetzung Heinrichs IV. in Tribur und zur Wahl Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönig 1077 in Forchheim bei, führte dann in den Kämpfen zwischen den beiden Königen den sächsischen Heerbann bei Melrichstadt (1078), Flarchheim und Zeitz (1080), wo er den Sieg entschied, und setzte auch nach Rudolfs Tode den Widerstand fort, bis er Januar 1083 starb. Vgl. Mehmel, O. von Nordheim (Götting. 1870).

b) O. I., Graf von Wittelsbach, geboren um 1120, begleitete als Bannerträger Friedrich I. auf seinem ersten Römerzug 1154, erzwang 1155 durch kühne Eroberung einer Felsenburg den Durchzug durch die Veroneser Klause für das kaiserliche Heer, ward dafür zum Pfalzgrafen von Bayern ernannt und erwarb sich durch kühne Tapferkeit und staatsmännische Geschicklichkeit so große Verdienste um den Kaiser in Deutschland und Italien, daß ihm dieser 24. Juni 1180 auf dem Reichstag zu Regensburg das Heinrich dem Löwen aberkannte Herzogthum Bayern übertrug und ihn 10. Sept. in Altenburg feierlich damit belehnte. O. starb 11. Juli 1183.

c) O. II., der Erlauchte, geb. 1206, Sohn Ludwigs des Kelheimers, erhielt von diesem 1228 die Pfalz am Rhein und folgte ihm nach dessen Ermordung 1231 als Herzog von Bayern. Obwohl mit der welfischen Fürstentochter Agnes vermählt, war er doch ein treuer Anhänger des staufischen Kaiserhauses. Zwar wußte ihn die päpstliche Partei eine Zeitlang in seiner Anhänglichkeit an Friedrich II. wankend zu machen; jedoch in der Zeit der höchsten Gefahr 1246 vermählte er seine Tochter Elisabeth mit dem König Konrad IV. und stand demselben im Kampf gegen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland treulich bei, wofür er in den Bann gethan und sein Land mit dem Interdikt belegt wurde. Als Konrad IV. 1251 nach Italien zog, ernannte er ihn zum Reichsverweser. O. starb im Bann 29. Nov. 1253 auf Schloß Trausnitz bei Landshut.

4) O. VII., Graf von Wittelsbach, Pfalzgraf von Bayern, ein heftiger, jähzorniger Mann, ermordete, vermuthlich aus Privatrache, 21. Juni 1208 in Bamberg den König Philipp von Schwaben, ward dafür von Otto IV. geächtet und von Heinrich v. Kalindin in der Nähe von Regensburg erschlagen.

5) Markgrafen von Brandenburg: a) O. I., 1170—84, Sohn Albrechts des Bären, erwarb die Lehnshoheit über Mecklenburg und Pommern. — b) O. II., 1184—1205, Sohn des vorigen, gerieth in Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg, der über ihn den Bann aussprach, und mußte, um sich von diesem zu lösen, alle seine Allodien in der Altmark vom Erzstift zu Lehen nehmen. — c) O. III., jüngerer Sohn Albrechts II., regierte gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann I. 1220—67, erwarb die Ukermark, Lebus, die Neumark und die Oberlausitz und beförderte die Kultur durch Kolonisationen und Anlegung von Städten (Berlin und Köln a. d. Spree) und Klöstern. — d) O. IV., mit dem Pfeil, 1266—1309, wurde 1287 von den Magdeburgern in der Schlacht bei Frose gefangen und in einen Käfig gesperrt, aus dem ihn sein Diener Johann v. Buch mit 4000 Pfd. Silber loskaufte, 1280 bei Staßfurt durch einen Pfeil getroffen, den er ein Jahr lang im Kopf herumtrug, erwarb die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen und die Niederlausitz; auch als Minnesänger berühmt. — e) O. V. der Faule, Sohn des Kaisers Ludwig des Bayern, wurde Markgraf und Kurfürst nach Abdankung seines Bruders Ludwig des Römers 1365, liederlich und verschwenderisch, verkaufte im Vertrag von Fürstenwalde 1373 die Mark an Karl IV. für 500,000 Goldgulden; starb 1379.

6) O. das Kind, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1204, Sohn des Grafen Wilhelm, des Sohns Heinrichs des Löwen, Neffe des Kaisers Otto IV., folgte diesem 1218 im Besitz von Lüneburg, unterstützte 1226 seinen Oheim, König Waldemar von Dänemark, im Kampf gegen die norddeutschen Fürsten, ward 22. Juli in der Schlacht bei Bornhövede gefangen und erst 1230 entlassen, nachdem ihm 1227 durch den Tod seines Oheims Heinrich auch Braunschweig zugefallen war, versöhnte sich auf dem Reichstag zu Mainz 1235 mit Kaiser Friedrich II., indem er allen Groll und alle Feindschaft des Welfenhauses abschwor, und erhielt für seine Lande die Herzogswürde. Er starb 9. Juni 1252. Er ist der Stammvater des Hauses Braunschweig-Lüneburg.

7) O. der Reiche, Markgraf von Meißen, ältester Sohn des Markgrafen Konrad d. Gr., aus dem Haus Wettin, geb. 1116, erhielt 1156 bei Theilung der väterlichen Besitzungen die Markgrafschaft Meißen. 1160 verpflichtete er sich dem Kaiser zu einer Heerfahrt gegen Mailand, und 1165 und 1179 kämpfte er gegen Heinrich den Löwen. 1189 wurde er von seinem ältern Sohn, Albrecht, gefangen genommen, da er sich von seiner Gemahlin Hedwig, Tochter Albrechts des Bären, hatte bestimmen lassen, die Markgrafschaft auf seinen jüngern Sohn, Dietrich, zu übertragen. Auf des Kaisers Befehl freigelassen, bekämpfte er nun seinen Sohn, wodurch das Meißener Land sehr verheert wurde. Unter seiner Regierung wurden die Freiberger Bergwerke entdeckt, mit denen er 1183 belehnt ward. Er starb 18. Febr. 1190 und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Altenzell begraben. Ihm folgten Albrecht der Stolze in Meißen und Dietrich der Bedrängte in der Grafschaft Weißenfels.

8) O., der Heilige, Apostel der Pommern, geboren um 1069 in der Grafschaft Bregenz, ward Kaplan des polnischen Herzogs Wladislaw Hermann, war für Verbreitung des Christenthums in Pommern und Polen thätig, ward dann Domherr in Regensburg und Kaplan des Kaisers Heinrich IV. und 1103 Bischof von Bamberg. Er pflegte die Wissenschaften und stiftete mehrere Klöster, in denen sie eifrig betrieben wurden; drei Mönche (Ebo, Herbord und ein ungenannter Prieflinger Mönch) haben Otto's Leben beschrieben (bei Jaffé, »Bibliotheca rerum germanicarum«, Bd. 5, und Pertz, »Monumenta«, Bd. 12 u. 20). Bei dem 1122 zwischen dem Kaiser und Papst abgeschlossenen Konkordat leistete O. ersterem wichtige Dienste. 1124 vom Herzog Boleslaw III. von Polen zur Bekehrung der unterworfenen Pommern berufen, unternahm er zwei erfolgreiche Missionsreisen zu denselben. Er starb 30. Juni 1139 in Bamberg und ward 1189 kanonisirt. Sein Gedächtnistag ist der 2. Juli. Sein Leben beschrieb Busch (Jena 1824).

Otto, 1) Ernst Julius, Komponist und besonders eifriger Beförderer des deutschen Männergesangs, geb. 1. Sept. 1804 zu Königstein in Sachsen, besuchte die Kreuzschule in Dresden und erhielt hier durch den Kantor Th. Weinlig den ersten Unterricht in der Komposition, den er nachmals bei Fr. Uber fortsetzte.

Durch den Beifall, den mehrere seiner Motetten und Kantaten fanden, und besonders durch K. M. v. Weber aufgemuntert, machte O. die Musik zu seinem eigentlichen Studium und verweilte zu diesem Behuf 1822—25 zu Leipzig, worauf er Gesang- und Klavierlehrer an dem Blochmann'schen Institut in Dresden und 1830 Kantor an der Kreuzkirche ward, welche Stelle er bis Ende 1875 bekleidete. Eine lange Reihe von Jahren fungirte er auch als Musikdirektor an den übrigen evangelischen Hauptkirchen Dresdens sowie als Liedermeister der Dresdener Liedertafel. Außer mehreren Festkantaten, Motetten, Liedern ꝛc. sind von Otto's späteren Werken besonders zu nennen die Oratorien: »Des Heilands letzte Worte«, »Die Feier der Erlösten am Grabe Jesu« und »Hiob« (Text von Mosen); ferner eine Huldigungskantate, ein Tedeum, einige Messen, die Opern: »Das Schloß am Rhein« und »Der Schlosser von Augsburg« und die komische Oper für Liedertafeln: »Die Mordgrundbrück bei Dresden«. Er redigirte die für Liedertafeln bestimmte Originalsammlung: »Ernst und Scherz« und gründete im Verein mit J. Schladebach in Dresden die »Teutonia, literarisch-kritische Blätter für den deutschen Männergesang«. Zu seinen hervorragenden Kompositionen gehören noch: »Der Sängersaal«, die »Burschenfahrten«, die »Gesellenfahrten«, »Soldatenleben«, die Kompositionen zu Fr. Hofmanns »Kinderfesten«: »Schulfest«, »Weihnachtsfest«, »Pfingstfest« und »Vaterlandsfest«. Er starb zu Dresden 5. März 1877. — Sein Sohn Julius O., geb. 11. Juli 1825, gest. 5. Nov. 1849 zu Pirna, wo ihm 1874 ein Denkmal errichtet ward, hat sich als Dichter bekannt gemacht. Viele seiner Lieder wurden von seinem Vater komponirt, darunter das allverbreitete: »Das treue deutsche Herz«.

2) Friedrich Julius, Chemiker, geb. 8. Jan. 1809 zu Großenhain in Sachsen, erlernte dort die Pharmacie, studirte 1829—30 in Jena Pharmacie und Chemie, ward nach 1830 Lehrer der Chemie bei Nathusius in Althaldensleben, ging 1833 als Chemiker für die zu errichtende landwirtschaftliche Lehranstalt nach Braunschweig, ward daselbst 1834 außerordentlicher Assessor für die pharmaceutischen Angelegenheiten des Obersanitätskollegiums, 1835 außerordentlicher Professor der Chemie am Carolinum und 1841 am genannten Kollegium ordentlicher Assessor. Seit 1842 ordentlicher Professor am Carolinum, erhielt er 1846 das Patent als Medicinalrath. 1866 ward er Direktor des Carolinums und starb 13. Jan. 1870. O. schrieb unter anderem: »Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirtschaftlichen Gewerbe« (Braunschw. 1838, 6. Aufl. 1865—67, 2 Bde.; 7. Aufl., bearbeitet von Birnbaum, 1875 ff.); »Lehrbuch der Essigfabrikation« (das. 1840, 2. Aufl. 1857); anfänglich und zum Theil auf Grundlage von Grahams »Elements of chemistry«: »Lehrbuch der Chemie« (das. 1840; 4. Aufl., das. 1865—72, 4 Bde.) und »Anleitung zur Ausmittelung der Gifte« (5. Aufl., das. 1875). Für Bolley's Handbuch der chemischen Technologie schrieb er: »Die Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Likörfabrikation« (Braunschw. 1865). »Der Essig-, Zucker- und Stärkefabrikant« (das. 1868).

3) Johann Karl Theodor, Ritter von, protest. Theolog, geb. 4. Okt. 1816 zu Jena, habilitirte sich 1844 in der dortigen theologischen Fakultät für historische Theologie und Exegese des Neuen Testaments, wurde 1848 zum außerordentlichen Professor ernannt, folgte aber 1851 einem Ruf nach Wien als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte. Am 18. Juli 1871 wurde er in den erblichen österreichischen Ritterstand erhoben. Sein Hauptwerk ist das »Corpus Apologetarum christianorum saeculi secundi« (Jena 1842—72, 9 Bde.; 3. Aufl. 1876 ff.); sonst schrieb er: »De Justini Martyris scriptis et doctrina« (das. 1841); »De Epistola ad Diognetum« (das. 1845; 2. Aufl., Leipz. 1852); »Zur Charakteristik des Justinus Martyr« (Wien 1852); »Des Patriarchen Gennadios von Konstantinopel Konfession, kritisch untersucht und herausgegeben« (das. 1864); »De gradibus in theologia« (das. 1871). Aus Baumgarten-Crusius' handschriftlichem Nachlaß gab er den »Kommentar über die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas« (Jena 1844—45, 2 Bde.) heraus.

Ottobeuern, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Memmingen, an der westlichen Günz, hat ein Landgericht, ein Benediktinerpriorat (sonst Reichsabtei, welche mit ihrem Gebiet von 206 QKilom. und 10,000 Einw. 1802 an Bayern kam) mit berühmter Wallfahrtskirche, ein Institut für verwahrloste Knaben und (1875) 1484 Einw.

Ottokar, Könige von Böhmen: 1) O. I. Przemysl, kämpfte lange Zeit mit verschiedenen Prätendenten um die Herrschaft, wurde 1194 von Heinrich VI. abgesetzt, verdrängte aber seinen Nebenbuhler Heinrich von Prag 1197 und erhielt von Philipp von Schwaben für seinen Anschluß an denselben 1198 die Königswürde und fast vollständige Landeshoheit. 1203 ward er zwar von Philipp abgesetzt, weil er seine Gemahlin Adela von Meißen verstieß, erlangte aber dafür Anerkennung seiner Herrschaft durch Innocenz IV. und Otto von Braunschweig; 1204 versöhnte er sich wieder mit Philipp. Mit Otto IV., den er anfangs anerkannt, entzweite er sich wieder und schloß sich Friedrich II. an. Er starb nach unruhiger, wechselvoller Regierung 1230.

2) O. II. Przemysl, Sohn des Königs Wenzel I., ward schon bei Lebzeiten seines Vaters auf Veranlassung des Kaisers Friedrich II., dessen Partei jener 1247 verlassen, 1248 von einigen böhmischen Großen zum König gewählt, aber von Wenzel 1249 wieder unterworfen. Nach dem mit Friedrichs des Streitbaren Tode (1246) erfolgten Erlöschen der Babenberger von den österreichischen Ständen 1251 zum Herzog gewählt, setzte er sich mit Hülfe der päpstlichen Partei in den Besitz der österreichischen Lande und vermählte sich im Alter von 23 Jahren zu größerer Befestigung seiner Herrschaft mit der doppelt so alten Margarethe, Tochter des Herzogs Luitpold und Wittwe des hohenstaufischen Königs Heinrich VII. (s. Heinrich 1 g). Nach seines Vaters Tode (1253) kam er auch in den Besitz von Böhmen und Mähren. 1254 unternahm er in Gemeinschaft mit den Deutschen Rittern und dem Markgrafen Otto von Brandenburg einen erfolgreichen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen und ließ 1255 am Pregel den Grund zur Stadt Königsberg legen. 1267—68 zog er zum zweitenmal nach Preußen. Die Ungarn, welche Steiermark hart bedrängten, schlug er 12. Juli 1260 bei Kroissenbrunn auf dem Marchfeld, erwarb im Wiener Frieden (31. März 1261) Steiermark und befestigte hierauf den Frieden durch eine Heirath zwischen seiner Nichte Kunigunde von Brandenburg und dem Sohn des ungarischen Königs Bela IV. Da seine erste Ehe kinderlos blieb, trennte er dieselbe 1261 und vermählte sich mit Kunigunde, Bela's IV. Enkelin. Am 9. Aug. 1262 wurde O. von dem zum römischen Kaiser gewählten Richard von Cornwallis mit Oesterreich und Steiermark förmlich belehnt. Einen neuen Zuwachs von Land

erhielt O. 1269 durch den Tod des Herzogs Ulrich von Kärnten und Krain, der ihn zu seinem Erben und Nachfolger eingesetzt hatte. Gegen die Ungarn mußte er noch mehrmals zu Felde ziehen, erlangte aber von denselben 1273 die Abtretung mehrerer Grenzbezirke. Als 1273 die Kurfürsten zu einer neuen Königswahl schritten und O. vom Wahlrecht ausschlossen, erhob er Widerspruch gegen die Wahl Rudolfs von Habsburg und wollte denselben nur gegen Zusicherung seines gesammten Länderbesitzes anerkennen. Rudolf lud O. zweimal vergeblich nach Nürnberg und Würzburg zur Huldigung vor und erklärte ihn 1275 zu Augsburg der österreichischen Lande als heimgefallener Reichslehen verlustig und 24. Juni 1276 in die Reichsacht. Zugleich unternahm er einen Heereszug gegen ihn, eroberte Neuenburg und belagerte Wien, während Graf Meinhard von Tirol Kärnten und Steiermark unterwarf und König Wladislaw von Ungarn mit einem Heer nahte. Von so vielen Seiten bedroht, sah sich O. 26. Nov. 1276 zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt, durch den er alle seine deutschen Länder verlor und nur mit Böhmen und Mähren von Rudolf neu belehnt wurde. 1278 fiel er von neuem in Oesterreich ein, verlor aber 26. Aug. auf dem Marchfeld gegen den mit den Ungarn verbündeten Kaiser nach tapferem Kampf Sieg und Leben. Um Böhmens innere Verhältnisse hatte er sich wichtige Verdienste durch Schaffung eines freien Bürgerstands, Organisation der Gerichte, Kolonisationen und Städtegründungen, Hebung von Industrie und Verkehr erworben. Ihm folgte in Böhmen und Mähren sein Sohn Wenzel II., mit welchem 1305 der Mannsstamm der Przemysliden erlosch. Der Schicksale Ottokars und seines tragischen Ausgangs hat sich die Sage vielfach bemächtigt; auch haben sie den Stoff geliefert zu Grillparzers Trauerspiel: »König Ottokars Glück und Ende«. Vgl. O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert (Wien 1863—67, 2 Bde.).

Ottokar von Steiermark, irrthümlich auch O. von Horneck genannt, deutscher Dichter und Geschichtschreiber, war Dienstmann des Ritters Otto von Lichtenstein, des Sohns des Dichters Ulrich von Lichtenstein, und lebte in der zweiten Hälfte des 13. und zu Anfang des 14. Jahrh. in Steiermark. Aufgefordert, die wichtigsten Ereignisse seiner eigenen Zeit aufzuzeichnen, schrieb er zu verschiedenen Zeiten die aus mehr als 83,000 Versen bestehende »Steirische Reimchronik« (herausgeg. von Pez in den »Scriptores rerum Austriacarum«, Bd. 3, 1745). Dieselbe behandelt die Zeit von Manfreds Tode bis zum Tode Kaiser Heinrichs VII. und enthält viele wichtige Notizen zur Geschichte Rudolfs von Habsburg, Ottokars von Böhmen, Adolfs von Nassau und Albrechts I. Die merkwürdigen, von dem Verfasser miterlebten Begebenheiten ausführlich erzählend, entbehrt sie des eigentlich poetischen Charakters, fesselt aber durch anziehende Charakterschilderungen und Beschreibungen von Festlichkeiten, Turnieren und Schlachten, denen der Verfasser oft selbst beiwohnte. Auch zeigt sie Wahrheitsliebe, und es wird Gerücht und Sage von wirklicher, verbürgter Geschichte gewissenhaft unterschieden, wenngleich die Chronik in Einzelheiten selbstverständlich nicht immer genau und zuverlässig ist. Vgl. Jacobi, De Ottocari chronico austriaco (Bresl. 1839).

Ottomänen, s. v. w. Osmanen.

Ottomanne (franz. Ottomane), ein Sopha (s. d.) nach türkischer Art (vgl. Diwan), ohne Füße, ohne oder mit niedriger Rückenlehne und mit zwei cylindrischen niedrigen Seitenlehnen.

Otto von Botenlauben, Minnesänger, aus dem gräflichen Haus von Henneberg, ein jüngerer Sohn des Grafen Poppo VI., zwischen 1175—80 geboren, nahm 1197 das Kreuz und zog über Unteritalien nach dem Heiligen Land. Am 9. Juli 1197 bezeugte er in Sicilien eine Urkunde Heinrichs VI. In Syrien vermählte er sich mit Beatrix, der Tochter eines französischen Herrn, Josselin v. Courtenay, die ihm reichen Besitz in Syrien zubrachte. Erst 1220 kehrte er nach Deutschland zurück, nachdem er die syrischen Erbgüter seiner Gemahlin veräußert hatte. 1234 verkaufte er die ihm gehörige Stammburg B. bei Kissingen (s. Botenlauben) an den Bischof von Würzburg und verlebte seine letzten Jahre in dem nahen, von ihm gestifteten Kloster Frauenroda, wo er und seine Gemahlin begraben liegen. Er starb gegen Ende 1244. Seine Lieder, die sich zum Theil auf seine Kreuzfahrt beziehen, zeichnen sich durch Innigkeit und Anmuth aus. Vgl. Bechstein, Geschichte und Gedichte des Minnesängers O. v. B. (Leipz. 1845); Wegele, Graf O. von Henneberg-Botenlauben und sein Geschlecht (Würzb. 1875).

Otto von Freising, Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters, geboren um 1112, dritter Sohn des Markgrafen Leopold IV. von Oesterreich und Agnes', der Tochter Kaiser Heinrichs IV., der Wittwe Friedrichs von Staufen, wurde in seinem 14. Jahr von seinem Vater zum Propst des Stifts Kloster-Neuburg ernannt und studirte zu Paris, ließ sich 1130 zu Morimund in Burgund in den Cistercienserorden aufnehmen und wurde 1132 Abt dieses Klosters und 1137 Bischof zu Freising, wo er den äußern Bestand der Kirche sicherte und ihre innere Reformation mit Erfolg betrieb. 1147—49 machte er den unglücklichen Kreuzzug Konrads II. mit. Er starb auf einer Reise in seinem Kloster Morimund 21. Sept. 1158. Er verfaßte 1143—46 ein geschichtsphilosophisches Werk: »De duabus civitatibus«, welches sich durch Reinheit der Sprache und Beherrschung des Stoffs auszeichnet und auch manche wichtige Nachrichten enthält; es wurde weit verbreitet und übte auf die Geschichtsauffassung der damaligen Zeit großen Einfluß. Historisch werthvoller sind die auf Anregung des Kaisers selbst verfaßten »Gesta Friderici imperatoris« (bis 1156), die sein Schüler Ragewin fortgesetzt hat. Herausgegeben wurden sie zuerst von Cuspinian (Straßb. 1515), dann von Wilmans in Pertz' »Monumenta«, Bd. 20, und in Separatausgabe (Hannov. 1867). Vgl. über ihn die Schriften von Huber (Münch. 1847), Wiedemann (Pass. 1849), Grotefend (Hannov. 1870) und Sorgenfrey (Berl. 1875).

Otto von St. Blasien, Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters, Mönch des Benediktinerklosters St. Blasien im Schwarzwald, seit 1222 Abt desselben, gest. 23. Juli 1223, schrieb eine Fortsetzung des Geschichtswerks von Otto von Freising 1153—1209 im kaiserlichen Sinn. Sie ist abgedruckt in Pertz' »Monumenta«, Bd. 20.

Ottumwa, Stadt im nordamerikan. Staat Jowa, am Des Moines, hat Kohlengruben, Steinbrüche, Sägemühlen, Schlächtereien und (1870) 5214 Einw.

Ottweiler, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, an der Blies und an der Rhein-Nahebahn (Bingerbrück-Neunkirchen), hat ein Kreisamt, eine evangelische und eine kathol. Kirche, ein evangelisches Schullehrerseminar, eine höhere Bürgerschule, Thon- und Eisenwaaren- sowie Leistenfabrikation, Feilenhauerei und (1875) 4639 Einw. O. war bis 1602 die Residenz der Grafen von Nassau-Saarbrücken.

Otus, ſ. v. w. Wild- oder Ohreule, ſ. Eulen.

Otway (ſpr. otwä), Thomas, engl. Dichter, geb. 3. März 1651 zu Trotton in Suſſex, Sohn eines Geiſtlichen daſelbſt, erhielt ſeine erſte Bildung zu Winchester und bezog 1669 die Univerſität zu Oxford, die er aber noch vor Beendigung ſeiner Studien verließ, um ſich der Bühne zu widmen. Zwar fand er als Schauſpieler keinen Beifall; dagegen erwarb er ſich durch die Trauerſpiele: »Alcibiades« (1673) und »Don Carlos« (1676) einen Namen als dramatiſcher Dichter. Durch den Grafen von Plymouth mit einer Officierſtelle betraut, ging er 1677 mit ſeinem (Dragoner-)Regiment nach Flandern; doch mußte er ſeiner Ausſchweifungen wegen bald ſeinen Abſchied nehmen und friſtete nun ſein Leben durch Ueberſetzungen und die Wiederaufnahme von dramatiſchen Arbeiten, von denen die Trauerſpiele: »The orphan« (1680) und »Venice preserved, or the plot discovered« (1681) die namhafteſten ſind. Er ſtarb in tiefſter Dürftigkeit 14. April 1685. Offenbart ſich in Otway's Dichtungen bei hohem Schwung der Phantaſie Wärme des Gefühls und Schlagkraft des Witzes, ſo findet ſich daneben, beſonders in ſeinen Luſtſpielen, eine große Zügelloſigkeit in Charakteren und Sprache. Sein »Venice preserved« (neue Bühnenbearbeitung, deutſch von Gätſchenberger, Lond. 1874) aber wird neben Shakeſpeare's Dramen immer noch in England geſchätzt. Weniger poetiſchen Werth als die dramatiſchen haben ſeine anderen Dichtungen. Otway's ſämmtliche Werke gab Thornton in 2 Bänden (Lond. 1812) heraus; eine andere Ausgabe (mit Biographie) erſchien in 3 Bänden (daſ. 1813).

Oubliette (franz., ſpr. ubliĕt), ſ. v. w. Verließe, unterirdiſche Gefängniſſe, oft mit einer Fallthür verſehene tiefe Gruben, wie ſolche früher faſt eine jede Ritterburg beſaß, für zu ewigem Gefängnis Verurtheilte oder heimlich Hinzurichtende.

Oubril (ſpr. ub-), Paul von, ruſſ. Diplomat, wurde 1848 Geſandtſchaftsſekretär in Wien, nahm während des Krimkriegs unter Gortſchakow theil an den wichtigen Verhandlungen mit Oeſterreich über die orientaliſche Frage, wurde 1856 als erſter Botſchaftsrath nach Paris verſetzt, wo er 1862 Bismarck kennen lernte und zu ihm in ein Freundſchaftsverhältnis trat, und iſt ſeit 24. Jan. 1863 Botſchafter in Berlin, wo er die freundlichen Beziehungen zwiſchen Rußland und Preußen-Deutſchland mit Eifer und Erfolg pflegte und ſich als warmen Freund des deutſchen Volks und der deutſchen Kultur bewies.

Ouche (ſpr. uſch), rechter Nebenfluß der Saône im franz. Departement Côte d'Or, nimmt den Suzon auf, ſpeiſt theilweiſe den Kanal von Bourgogne und mündet bei St. Jean de Losne; 100 Kilom. lang.

Ouchy (ſpr. uſchi), ſ. Lauſanne.

Oude (ſpr. aud'), ſ. Audh.

Oudenaarde (ſpr. aud-), ſ. Audenaarde.

Oudenbosch (ſpr. auden-), Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, Bezirk Breda, an der Eiſenbahn Moerdijk-Antwerpen, mit Kantonalgericht, anſehnlichen Brauereien, Rübenzuckerfabrikation und (1869) 3831 Einw.

Oudendorp (ſpr. aud-), Franz van, holländ. Philolog, geb. 31. Juli 1696 zu Leiden, ſtudirte daſelbſt die klaſſiſche Literatur und war zuerſt eine Zeitlang Lehrer am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, dann ſeit 1724 Rektor in Nimwegen, ſeit 1726 in Haarlem, ſeit 1740 Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit in Leiden, wo er 14. Febr. 1761 ſtarb. Von Werth ſind ſeine mit reichhaltigen Anmerkungen verſehenen Ausgaben des Jul. Obſequens (Leid. 1720), Lucanus (daſ. 1728), Frontinus (daſ. 1731, 2. Ausg. 1779), Cäſar (daſ. 1737), Sueton (daſ. 1751, 2 Bde.) und die von Boſſcha aus ſeinem Nachlaß beſorgte des Apulejus (daſ. 1786—1823, 3 Bde.). Unter ſeinen übrigen Schriften ſind beſonders »De veterum inscriptionum usu« (Leid. 1745) und ſeine Anmerkungen zu den »Eclogae vocum atticarum« des Thomas Magiſter in der Bernard'ſchen Ausgabe (daſ. 1757) hervorzuheben.

Oudewater (ſpr. aude-), Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, an der Yſſel und der Utrecht-Rotterdamer Eiſenbahn, mit alten Feſtungswerken, großen Seilereien, Käſehandel und (1875) 2208 Einw. Wegen der Grauſamkeiten, welche die Spanier bei der Eroberung der Stadt 1575 an den Proteſtanten hier verübten, wird jährlich 8. Aug. die ſogen. Mordpredigt gehalten. Auch erinnert ein Gemälde im Stadthaus (von Dirk Stoop) an den Vorfall. Bekannt iſt die O.-Wage, wo noch zu Anfang des 18. Jahrh. der Zauberei verdächtige Perſonen gewogen wurden, um zu beſtimmen, ob ſie das gehörige Gewicht hätten.

Oudinot (ſpr. udino), 1) Nicolas Charles, Herzog von Reggio, Pair und Marſchall von Frankreich, geb. 25. April 1767 zu Bar le Duc (Maas), Sohn eines Kaufmanns, ſollte ſich ebenfalls dem Handelsſtand widmen, trat aber im Alter von 17 Jahren in das Regiment Médoc. 1787 verließ er zwar den Militärdienſt, kehrte aber beim Ausbruch der Revolution zu demſelben zurück, ward 1791 Kommandant des 3. Bataillons der Freiwilligen aus dem Maasdepartement, mit dem er 1792 das Schloß Bitich gegen die Preußen vertheidigte, hierauf Oberſt des Regiments Picardie und infolge der glänzenden Tapferkeit, mit welcher er ſich 23. Mai 1794 bei Morlautern vier Stunden lang gegen 10,000 Mann, größtentheils Kavallerie, behauptete, zum Brigadegeneral befördert. Am 6. Aug. bemächtigte er ſich der Stadt Trier, kam dann zur Rhein- und Moſelarmee, ward bei Neckarau 18. Okt. 1795 verwundet und gefangen, bald aber ausgewechſelt, 1799 zum Diviſionsgeneral ernannt, trug als ſolcher viel zu dem Sieg bei Zürich bei, erhielt aber dort einen Schuß in die Bruſt. Kaum geneſen, ward er Chef des Generalſtabs bei Maſſéna und hielt mit dieſem die Belagerung von Genua aus, während welcher er ſich durch mehrere kühne Ausfälle auszeichnete. 1800 kam er als Chef des Generalſtabs zu Brune und entſchied durch einen tapfern Handſtreich die Schlacht am Mincio. 1805 zeichnete er ſich an der Spitze einer Elitediviſion von zehn Bataillonen Grenadieren bei Wertingen, Anſtetten, Hollabrunn, wo er ſchwer verwundet wurde, und Auſterlitz aus. 1806 bildete er mit ſeinen Grenadieren die Reſerve, ſiegte 16. Febr. 1807 bei Oſtrolenka, ward dann zur Verſtärkung des Marſchalls Lefebvre, welcher Danzig belagerte, abgeſandt und hielt 14. Juni bei Friedland die ruſſiſch-preußiſche Armee ſo lange in Schach, bis Napoleon mit der Hauptmacht herankam, um den Sieg zu vollenden. Während dieſes Feldzugs erhielt er vom Kaiſer den Grafentitel mit einer Dotation von 1 Mill. Franken in Gütern. 1808 ward er Gouverneur von Erfurt während des dort gehaltenen Kongreſſes, ſiegte 19. April 1809 an der Spitze ſeines Grenadierkorps über die Oeſterreicher bei Pfaffenhofen, 1. Mai bei Ried, am 3. bei Ebersberg und rückte am 13. in Wien ein. An Lannes' Stelle übernahm er in der Schlacht bei Eßling den Befehl über das 2. Armeekorps und trug mit dieſem viel zum

Sieg bei Wagram bei, worauf ihn Napoleon zum Marschall und Herzog von Reggio ernannte. 1810 besetzte er Holland und blieb daselbst als Oberbefehlshaber fast zwei Jahre. Im russischen Feldzug 1812 wurde er an der Spitze des 2. Korps 17. Aug. bei Polock durch eine Kanonenkugel schwer verwundet und begab sich erst im November wieder zu seinem Korps; er focht bei Borissow und an der Beresina, wo er einen Theil der Heeresträmmer rettete. Im April 1813 übernahm er den Oberbefehl über das 12. Armeekorps, focht bei Bautzen auf dem äußersten rechten Flügel, dann in der südlichen Mark gegen Bülow. Im August erhielt er den Oberbefehl über das 4., 7. und 12. Korps, im ganzen 65,000 Mann, um damit gegen Berlin vorzudringen; da er aber von Bülow 23. Aug. bei Großbeeren geschlagen wurde, mußte er den Oberbefehl an Ney abgeben und erlitt nun mit diesem bei Dennewitz 6. Sept. eine neue Niederlage. Bei Leipzig befehligte er zwei Divisionen der jungen Garde und bei dem Rückzug an den Rhein die Arrièregarde, erkrankte aber gefährlich und wurde nach Bar le Duc gebracht. Dessenungeachtet übernahm er 1814 wieder das Kommando der jungen Garde und focht bei Brienne, Champeaubert, Nangis, Bar sur Aube und Arcis, wo er zum 23. Mal verwundet wurde. Nach Napoleons I. Abdankung unterwarf er sich Ludwig XVIII., der ihm mit dem Befehl über die 23. Militärdivision auch die Würde eines Pairs und Staatsministers verlieh. Bei der Rückkehr des Kaisers suchte O. vergeblich seine Truppen der Sache des Königs zu erhalten und zog sich deshalb nach Montmorency auf seine Güter zurück. Ludwig ernannte ihn dafür nach der zweiten Restauration zum Majorgeneral der königlichen Garden und zum Kommandanten der Nationalgarde von Paris, die jedoch 1827 aufgelöst ward. 1823 übernahm O. im spanischen Feldzug das Kommando eines Armeekorps. Später schloß er sich der Julidynastie an und ward von Ludwig Philipp 1839 zum Großkanzler der Ehrenlegion, 1842 zum Gouverneur des Invalidenhauses ernannt. Er starb 13. Sept. 1847. Seine Vaterstadt errichtete ihm eine Statue. Vgl. **Nollet**, Histoire de Nic.-Charles O. (Par. 1850).

2) **Nicolas Charles Victor, Herzog von Reggio**, Sohn des vorigen, geb. 3. Nov. 1791 zu Bar le Duc, war von 1805—1809 Page Napoleons I., trat dann in die Armee, wohnte seit 1809 den Feldzügen des Kaisers bei und ward von demselben kurz vor dessen Abdankung zum Obersten ernannt. Da er sich während der Hundert Tage nicht für den zurückgekehrten Kaiser erklärte, so ward er nach der zweiten Restauration zum Maréchal de Camp ernannt, führte als solcher das 1. Gardechasseurregiment und organisirte später die Kriegsschule zu Saumur. Um seinen jüngern Bruder, der als Oberst eines Kavallerieregiments bei Mulay Ismaïl in Algerien 26. Juni 1835 gefallen war, zu rächen, ging er nach Afrika und ward daselbst zum Generalleutnant befördert. Seit 1842 war er für das Departement Maine-et-Loire Mitglied der Deputirtenkammer, wo er mit Thiers stimmte. Er schloß sich 1848 der Februarrevolution an und wurde vom Departement Maine-et-Loire in die Konstituirende Versammlung gewählt, wo er Mitglied des Kriegskomité's war und im April zum Kommandeur der Alpenarmee ernannt wurde. Im April 1849 erhielt er den Oberbefehl der für Rom bestimmten Interventionsarmee und nahm dieses 1. Juli ein. In der Nationalversammlung gehörte er bis 1851 zur Bonapartistenpartei und stimmte mit derselben für die Verfassungsrevision, ging aber sodann zu den Orléanisten über. Beim Staatsstreich vom 2. Dec. ward er verhaftet, doch 8. Dec. wieder in Freiheit gesetzt. Er starb im Juli 1863. O. trat auch als militärischer und nationalökonomischer Schriftsteller auf.

Oudry (spr. udri), Jean Baptiste, Maler und Radirer, geb. 17. März 1686 zu Paris, bildete sich unter seinem Vater, einem Maler und Gemäldehändler, und unter de Serre und arbeitete dann fünf Jahre im Atelier des Porträtmalers Largillière. 1719 wurde er volles Mitglied der königlichen Malerakademie zu Paris, 1743 Professor. Seit 1727 pflegte er mit Vorliebe die Thiermalerei; die meisten seiner Thier- und Jagdstücke kamen in die königlichen Schlösser und in das Museum zu Paris. Als eins der vorzüglichsten gilt das im Schloß Marly, welches den König mit 12 Großen des Reichs zu Pferd und von vielen Jagdhunden umgeben darstellt. 36 seiner schönsten Werke besitzt die Gallerie zu Schwerin. In der letzten Zeit seines Lebens hielt sich der Künstler in Beauvais auf und starb hier 30. April 1755. Viele seiner Werke sind von verschiedenen Meistern gestochen, so auch seine Zeichnungen zu Aesops und Lafontaine's Fabeln. Seine radirten Blätter sind in Robert-Dumesnils »Peintre-graveur français« beschrieben.

Ouessant (franz., spr. u-essáng), Insel im Atlantischen Ocean, an der Westküste der Bretagne, zum Arrondissement Brest des Departements Finistère gehörig, hat 50 QKilom. Flächenraum, steile, nur auf einigen Punkten zugängliche Küsten, ein befestigtes Schloß, einen kleinen Fischerhafen, 2 Leuchtthürme, eine Telegraphenstation, einen Semaphor und ca. 2400 Einw., meist Piloten und Fischer. Hauptort ist der Flecken St. Michel. Auf der Höhe von O. 27. Juni 1779 Seesieg des französischen Admirals d'Orvilliers über den englischen Admiral Keppel.

Ouida (spr. ŭ-idă), Pseudonym der engl. Schriftstellerin Louise de la Ramée (s. d.).

Oullins (spr. ulăng), Stadt im franz. Departement Rhône, Arrondissement Rhône, am Rhône und an der Lyoner Eisenbahn gelegen, hat große Maschinenwerkstätten (1200 Arbeiter), Erzeugung von Seidenstoffen, Kattun und Leim, ein katholisches Kollegium und (1872) 5126 Einw.

Ounce (engl., spr. auns), Gewicht, s. v. w. Unze.

Oundle (spr. ŭnndel), Marktstadt in der engl. Grafschaft Northampton, am Fluß Nen, hat eine gothische Kirche mit 61 Meter hohem Thurm, eine Lateinschule und (1871) 2829 Einw.

Ouragan (franz., spr. uragáng), s. v. w. Orkan.

Ourcq (spr. urk), Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt im Departement Aisne, durchfließt dann die Departements Oise und Seine-et-Marne und fällt hier unterhalb Lizy in die Marne; Länge 80 Kilom. Der Kanal de l'O. versieht die Hauptstadt Paris mit gutem Trinkwasser (täglich über 100,000 Kubikm.) und dient zur Beförderung des Pariser Verkehrs und Handels, namentlich in Baumaterialien. Er beginnt im O. bei Mareuil sur O., läuft am rechten Ufer des Flusses hin bis zu dessen Mündung, dann eine Strecke weit an der Marne, verläßt sie bei Meaux, geht westlich nach Paris und ergießt sich bei La Villette in ein großes Bassin, von wo aus eine Wasserleitung nach der Hauptstadt führt. Der Kanal ist 108 Kilom. lang, schiffbar und ohne Schleusen. Ein Arm geht über St. Denis in die Seine und speist den Kanal von St. Denis, ein anderer bildet den Kanal St. Martin. Der Ourcqkanal wurde von Napoleon I. 1802—1805 angelegt.

Ourem (spr. ourâng), Stadt im portug. Distrikt Santarem (Estremadura), auf steilem Berg, hat ein altes festes Schloß, eine Stiftskirche und 2976 Einw. O. ist Domäne des Königs.

Ourique (spr. ourike), Stadt im portug. Distrikt Beja (Alemtejo), mit 3380 Einw., berühmt durch den Sieg, welchen unweit davon Graf Heinrich von Portugal 1139 über die Mauren erfocht.

Ouro-Preto (spr. ouro-, Villa imperial del Oiropreto, früher Villarica), Hauptstadt der brasil. Provinz Minas Geraës, am Ribeirao do Carmo und am Fuß der Serra Montiqueira, hat 18 Kirchen, mehrere Kapellen und Klöster, einen Regierungspalast, ein Münz- und ein Zollamt, Theater, eine Goldschmelze, Goldwäscherei, Baumwollmanufaktur, Pulverfabrikation, lebhaften Handel, besonders nach Rio de Janeiro, einen Versuchsgarten für Theekultur und 6000 Einw. Mit O. verbunden ist jetzt auch Villa Mariana mit Kathedrale, einem erzbischöflichen Palast, Seminar und 7000 Einw.

Ourthe (spr. urt, Ourt), Fluß in Belgien, entsteht bei Ortho in der Provinz Luxemburg aus der Vereinigung zweier auf den Ardennen entspringenden Quellflüsse, durchfließt in nördlicher Richtung die Provinzen Namur und Lüttich, nimmt die Amblève und Vesdre auf und fällt nach einem Laufe von 166 Kilom. (wovon 56 schiffbar) bei Lüttich rechts in die Maas.

Ouse (spr. auf' oder uhs'), Fluß im nordöstlichen England, entsteht durch die Vereinigung von Swale und Ure beim Dorf Boroughbridge in Yorkshire, fließt an der Stadt York vorbei, nimmt von rechts die Flüsse Nidd, Wharfe, Aire und Don, von links den Derwent auf und vereinigt sich unterhalb Goole mit dem Fluß Trent zum Humber (s. d.). Zur Unterscheidung von anderen Flüssen gleichen Namens heißt diese O. die Nördliche. Die sogen. Große O. fällt unterhalb Kings Lynn in die Bai the Wash.

Ouſt (spr. ust), Fluß im nördlichen Frankreich (Bretagne), entspringt an den Menezbergen im Departement Côtes-du-Nord, ist sehr wasserreich, speist ein Reservoir des Kanals von Nantes nach Brest, vereinigt sich später mit diesem Kanal und mündet bei Redon in die Vilaine; Länge 150 Kilom.

Outrage (franz., spr. utrahsch), Schimpf, Schmach; outragiren (spr. -schi-), beschimpfen.

Outram (spr. autrem), Sir James, berühmter engl. General, geb. 29. Jan. 1803 zu Butterly Hall in der Grafschaft Derby, ging 1819 als Kadett nach Indien und schwang sich im Dienste der Ostindischen Kompagnie zum Generalmajor auf, während er daneben an verschiedenen Höfen eingeborner Fürsten den Posten eines politischen Agenten, später den eines britischen Residenten und Kommissärs bekleidete. Als die Ostindische Kompagnie durch Proklamation vom 6. Febr. 1856 die Annexion von Audh und die Entsetzung des Königs ausgesprochen hatte, rückte O. an der Spitze von 12,000 Mann in die Hauptstadt Lakhnau ein und wurde sodann hier zum Chief-Commissioner ernannt. Nachdem er aus Gesundheitsrücksichten den Sommer in England zugebracht hatte, erhielt er im Herbst d. J. als Generalleutnant den Oberbefehl der britischen Truppen in Persien, das wegen Herat mit der Ostindischen Kompagnie in Zwiespalt gekommen war, schlug 8. Febr. 1857 den überlegenen Feind bei Kuhschab und forcirte 19. März die Mündung des Karumflusses, worauf der Friede folgte. Bald darauf ward er durch den Ausbruch des indischen Aufstandes wieder auf das Schlachtfeld gerufen, und zwar nach Lakhnau, wo etwa 900 Engländer in einem alten Schloß von Tausenden belagert wurden. Nachdem er und General Havelock 25. Sept. 1857 nach mörderischem Kampf die weit überlegenen Meuterer bei Alumbagh, 1½ Stunden von Lakhnau entfernt, geschlagen, sahen sie sich hier von 70,000 Mann eingeschlossen, vertheidigten sich aber, indem O. die Operationen leitete und Havelock das Detail der Vertheidigung führte, mit Glück, bis endlich nach acht Wochen, 17. Nov., dem Oberbefehlshaber der britischen Armee, General Campbell, die Entsetzung Lakhnau's gelang. Doch mußte derselbe, seinen Rückzug bedroht sehend und darum zurückeilend, O. mit einer Division zu Alumbagh zurücklassen, und hier sah sich derselbe bald abermals von einem übermächtigen Feind bedrängt. Erst Anfang März 1858 nahm Campbell seine Operationen gegen Lakhnau wieder auf, an dessen Erstürmung 9.—14. März O. den wesentlichsten Antheil hatte. Seine weitere Thätigkeit erstreckte sich auf die Verfolgung der flüchtigen Rebellen. Nach der Unterwerfung Audhs im März 1858 ward er zum obersten Civilgouverneur für dieses Land ernannt und 9. Okt. 1858 zum Baronet erhoben, kehrte aber 1860 nach England zurück, wo er im März 1863 starb. Er schrieb: »Notes of the campaign in Scinde and Affghanistan« (1840) und »The conquest of Scinde« (1846).

Outremer, d' (spr. dutr'mähr, »der Ueberseeische«), Beiname Ludwigs IV. von Frankreich (s. Ludwig 4 d).

Outriren (franz., spr. ut-), übertreiben.

Ouvertüre (franz., spr. uw-), »Eröffnung, Einleitung«, besonders das einleitende Musikstück zu einer Oper oder irgend einer andern größern Komposition, zur Eröffnung eines Konzerts, Schauspiels ꝛc. Gewöhnlich schreibt man Lully die Erfindung der O. zu; gewiß ist, daß er zu ihrer Ausbildung viel beigetragen und ihr neben dem neuen Namen einen wesentlich höhern Schwung verliehen hat. Nachdem sich der Begriff von Symphonie dahin umgestaltet hatte, daß man darunter nicht mehr Vokalmusik, sondern einleitende Instrumentalsätze verstand, blieb seit Scarlatti in Italien die Benennung Symphonie für die Instrumentalsätze, die wir Ouvertüren nennen, und erst in den neuesten Zeiten haben auch die Italiener den gewöhnlicher gewordenen Ausdruck O. (overtura) angenommen, für welchen auch die Franzosen noch mitunter den Ausdruck Symphonie gebrauchen. Die älteren Ouvertüren begannen mit einem weitläufig ausgeführten Grave im C-Takte, das in der Dominante schloß und dann in eine Fuge oder einen mit kontrapunktischen Nachahmungen versehenen Satz von einer beliebigen Tonart überging, woran sich die theilweise Wiederholung des Grave schloß. Bei Ouvertüren, die für das Konzert bestimmt waren, setzte man wohl auch noch eine muntere Tanzmelodie hinzu. Die Instrumentation war noch eine höchst einfache: Streichquartett mit Oboen und Hörnern oder Oboen und Flöten, auch Oboen und Fagotten zusammen; nur einzelne, wie z. B. Rameau, wendeten schon stärkere Besetzung an. Darauf trat Gluck mit dem bereits von Mattheson aufgestellten Grundsatz auf, daß die O., ihrem Zweck zufolge, das Gemüth des Zuhörers auf den Inhalt des Folgenden vorbereiten und das Instrumentalspiel sich nach dem Maß der Wichtigkeit oder der Leidenschaft richten müsse. Er selbst gab dazu in seiner O. zu »Iphigenia in Aulis« das Vorbild. Somit war die bisherige und überhaupt jede konventionelle Form aufgehoben. Auf dieser Bahn schritten Mozart, Beethoven, Méhul, Cherubini u. a. nach Maßgabe der Verhältnisse und vorherrschenden Ge-

mütbszustände der Werke in größter Mannigfaltigkeit der Bearbeitung weiter, bis Weber in seinem »Freischütz« einen neuen Weg einschlug, indem er eine schärfere Charakterisirung der Oper durch künstliche Ineinanderflechtung und Verwebung der Hauptmotive derselben mit Verbindungssätzen zu erzielen sich bestrebte. Diese Weise fand allgemeinen Anklang und zahlreiche Nachahmer, führte aber bald zu der Verirrung, daß der geistige Gehalt und die künstlerische Verarbeitung vernachlässigt wurden und die O. vielfach zur bloßen quodlibetartigen Aneinanderreihung der in der Oper vorkommenden Hauptmelodien herabsank, bis Felix Mendelssohn durch seine geistvollen Schöpfungen dieser Kunstform ihre frühere Bedeutung wiedergab. Die Ausarbeitung der Ouvertüren geschieht in neuerer Zeit meist in der Form eines ersten Sonatensatzes, mit zwei Themen, Durchführung und Wiederkehr der beiden Hauptthemasätze, ohne jedoch allzu viel Breite der Ausführung zu erfahren, und häufig wird noch eine Introduktion von gemessener Bewegung und spannender Haltung vorausgeschickt. Auch kann nach der Kadenz in der Dominanten- oder sonstigen Verwandtschaftstonart, in der das zweite Thema gehalten ist, ein langsamer Satz eingeschoben werden, wie dies in der O. zur »Entführung« von Mozart und zu »Euryanthe« von Weber der Fall ist. Andere Komponisten der neuesten Zeit haben den Opern gar keine eigentliche O. vorangeschickt, sondern nur eine kürzere oder längere Instrumentaleinleitung in freier Form oder auch nur ein bloßes Vorspiel gegeben, z. B. Meyerbeer zu den »Hugenotten« und zum »Propheten«, Wagner zu »Lohengrin«, Donizetti zu »Lucia« ꝛc.

Ouvrier (franz., spr. uwrieh), Arbeiter, besonders Fabrik-, Handarbeiter, Handwerker.

Ovāda, Stadt in der ital. Provinz Alessandria, Kreis Novi, an der Vereinigung der Flüsse Orba und Sture, mit Gymnasium, bemerkenswerthen Privatpalästen (Marchese Spinola u. a.) und (1871) 7053 Einw., welche vorzüglichen Weinbau, Seidenspinnerei, Weberei und Handel betreiben.

Ovaherēro, Negervolk, s. Damara.

Ovāl (lat. ovālis, »eirund«), Bezeichnung für eine ebene krumme Linie, welche aus Kreisbögen zusammengesetzt ist und im allgemeinen der Ellipse ähnelt, auch Korblinie genannt. Sie wird bei Konstruktion von Gewölbebögen angewandt. Es gibt sehr viele Arten, solche Linien zu zeichnen. Vgl. Behse, Die Arbeiten des Maurers und Steinhauers, § 53 (Weim. 1869); Küpper in Grunerts »Archiv der Mathematik«, Bd. 28, S. 256; Delabar, Anleitung zum Linearzeichnen (2. Aufl., Freiburg 1873).

Ovampo, Negervolk im westlichen Südafrika, dem Hauptstamm der Congoneger angehörend. Ihr Gebiet liegt nördlich von dem der Damara und westlich von dem der Matsanyana und ist ziemlich fruchtbar, daher sie auch großentheils vollständig seßhaft sind, ausgebreiteten Acker- und Gartenbau, auch Eisenfabrikation und andere Industriezweige kultiviren. Die Hauptstadt der O. ist Ondonga, in einer fruchtbaren, getreide- und palmenreichen Gegend.

Ovār, Stadt im portug. Distrikt Aveiro (Beira), nördlich am Strandsee von Aveiro, mit Fischerei, lebhaftem Handel, regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit Aveiro und 10,359 Einw.

Ovarium (lat.), Eierstock (s. d.); in der Botanik s. v. w. Fruchtknoten (s. Blüte, S. 358).

Óváry (spr. ówari), Leopold, ungar. Diplomatiker und Paläograph, geb. 1834 zu Veszprim, studirte daselbst, in Pava, Pest und Wien und ging, nachdem er bis dahin auf dem Felde der ungarischen Journalistik thätig gewesen, 1860 nach Italien, nahm Kriegsdienste, zeichnete sich in mehreren Schlachten aus und erhielt die italienische Tapferkeitsmedaille. Bei der Einnahme von Reggio pflanzte er die erste Nationalfahne auf den Bastionen der Stadt auf. Seit 1862 lebte er in Neapel, wo er theils wissenschaftlichen Studien oblag, theils als italienischer Publicist thätig war und zu Anfang der 70er Jahre zum ordentlichen Bevollmächtigten der ungarischen Akademie ernannt wurde. O. schrieb über die Pergamente der neapolitanischen Anjou's und über die im Farnesischen Archiv zu Neapel aufbewahrten Dokumente aus dem 16. Jahrh. eine ausgezeichnete Abhandlung, infolge deren ihm der italienische Kronenorden verliehen wurde. Auf Grund eines Berichts über die italienischen Archive und eines Gutachtens über die Organisation eines ungarischen Staatsarchivs, beides im Auftrag der ungarischen Regierung abgefaßt, wurde O. 1876 zum zweiten ungarischen Staatsarchivar ernannt. Seitdem ist er nach Budapest übergesiedelt und gegenwärtig mit der Bearbeitung des in Italien gesammelten archivarischen Materials beschäftigt.

Ovation (lat.), bei den Römern der republikanischen Zeit der sogen. »kleine Triumph«, d. h. die dem Triumph (s. d.) zunächst kommende militärische Auszeichnung eines Feldherrn wegen bewiesener Tapferkeit und kriegerischer Tüchtigkeit. Der Feldherr zog zu Fuß in Rom ein, nur mit der Toga praetexta bekleidet und mit der aus Myrtenzweigen geflochtenen Corona ovalis geschmückt; auch brachte er nicht einen Stier zum Opfer, wie ein Triumphator, sondern ein Schaf (ovis). Flöten und Blasinstrumente begleiteten seinen Zug; der Senat, manchmal auch das Heer, folgte ihm nach. Die O. wurde 503 v. Chr. zuerst eingeführt. Jetzt ist O. im allgemeinen s. v. w. Huldigung, Feierlichkeit.

Overbeck, 1) Christian Adolf, Dichter, geb. 21. Aug. 1755 zu Lübeck, ward Obergerichtsprokurator daselbst, dann Syndikus des Domkapitels, Konsulent der Bürgerschaft, Senator und unter der Napoleonischen Herrschaft Vorstand mehrerer Administrativämter, nach 1814 Bürgermeister und Präsident des Obergerichts; starb 9. März 1821. Er hat sich durch sinnige und zarte Lieder (gesammelt, Lüb. 1794 u. 1800), von denen mehrere in den Mund des Volks übergingen, bekannt gemacht.

2) Johann Friedrich, berühmter Maler, geb. 3. Juli 1789 in Lübeck, Sohn des vorigen, bildete sich seit 1806 auf der Wiener Akademie. Hier gewann Eberh. v. Wächter, der damals aus Italien nach Wien zurückgekehrt war, mit seiner Lehre von der Seelenmalerei über O. und einige junge Freunde desselben bald so entschiedenen Einfluß, daß sich dieselben endlich offen von der durch die Akademie vorgeschriebenen klassischen Richtung lossagten und, von der Akademie verwiesen, 1810 nach Rom gingen. Hier trafen sie mit W. v. Schadow zusammen; im folgenden Jahr gesellte sich Cornelius zu ihnen, noch später Ph. Veit und J. Schnorr, und diese fünf bildeten nun im Verein mit anderen jene Kunstbrüderschaft (»Nazarener«), die ihr Atelier im Kloster Sant' Isidoro aufschlug und durch ihren Grundsatz, die Antike dürfe nicht länger als Muster dienen, sondern Religion und Moral müßten als Richtschnur künstlerischer Bestrebungen gelten, eine Wiederbelebung der deutschen Kunst auf der Grundlage der italienischen Quattrocentisten (Präraffaeliten) erstrebte, wie sie Carstens auf der Basis der Antike und der italienischen Cinquecentisten an-

gestrebt hatte. O. hatte sich bereits allgemeine Anerkennung verschafft durch eine Madonna, die er 1811 ausstellte. Dasjenige Werk aber, wodurch die neu gegründete romantische Malerschule sich Geltung sicherte, waren die Fresken aus der Geschichte Josephs, womit der preußische Generalkonsul Bartholdy ein Zimmer des obersten Stockwerks der in seinen Besitz übergegangenen Casa Zuccaro bei Trinità de Monti ausschmückte; O. malte daselbst 1816 den Verkauf Josephs (Karton im Städel'schen Museum zu Frankfurt) und die sieben mageren Jahre. Zu den Fresken, welche später Marchese Massimi fertigen ließ, lieferte O. fünf Kompositionen, für die er den Stoff aus Tasso's »Befreitem Jerusalem« nahm. Bald darauf folgte das vorzüglichste seiner Freskobilder: das Rosenwunder des heil. Franz in Santa Maria degli Angeli bei Assisi. Von seinen Oelgemälden, die weniger zahlreich sind, da O. nicht rasch arbeitete, sind hervorzuheben: der Einzug Christi in Jerusalem (in der Marienkirche zu Lübeck); Italia und Germania (in der Neuen Pinakothek zu München); Christus auf dem Oelberg (in Hamburg); eine Vermählung der Maria (im Besitz des Grafen Raczynski); mehrere heilige Familien; der Tod des heil. Joseph (im Museum zu Basel); die Krönung Mariä (in einer Chorkapelle des Kölner Doms) und als das hervorragendste von allen das große Bild im Städel'schen Institut zu Frankfurt, welches den Einfluß der Religion auf die Künste darstellt und 1840 vollendet wurde, ꝛc. Eine Grablegung vollendete er 1846 für seine Vaterstadt, worauf er die Verfolgung Christi in Tempera für ein Zimmer des Quirinals malte (1848). Ein für England bestimmtes Altargemälde, die Bekehrung des heil. Thomas, wurde 1851 vollendet; als seine letzten bedeutenden Oelgemälde aber sind die 1866 vollendete Krönung Mariä, die nach Mexiko gelangt ist, und der aus gleicher Zeit stammende Christus auf dem Berg von Nazareth (im Museum zu Antwerpen) zu bezeichnen. Nicht minder bedeutend sind seine Zeichnungen: Jesus segnet die Kinder; Johannes, der Prediger in der Wüste; die Auferweckung des Lazarus; das Mannalesen; das Leben Jesu Christi, 40 Zeichnungen, eine Hauptzierde der Baron Lotzbeck'schen Sammlung zu Weihern bei Augsburg, gestochen von Keller, Bartoccini, Pflugfelder, Steifensand u. a.; die Passion (14 Stationen, in Buntdruck bei Winckelmann u. Sohn in Berlin erschienen) und als letztes cyklisches Werk die sieben Sakramente, in Holzschnitt von Gaber in Dresden (2. Aufl. 1870). O. ist unter den Stiftern der romantischen Schule fast der einzige, der mit Entschiedenheit die anfängliche Richtung der Schule festgehalten hat. Seine Werke zeichnen sich aus durch eine künstlerisch in sich vollendete Komposition, stilvolle Einfachheit des Ausdrucks und Anmuth der äußern Linienführung, wodurch er an Perugino, Francia und an die Frühzeit Raffaels erinnert. Ein Mangel seiner Werke ist dagegen die Weichlichkeit seiner allerdings innigen religiösen Empfindung, eine völlige Verschmähung des Nackten und eine große Vernachlässigung alles Körperlichen. Selbst seine Bilder mit romantischem Stoff, so viel Schönes in Einzelheiten sie enthalten, kränkeln an dem Bestreben des Meisters, ihren weltlichen Charakter möglichst zu tilgen. O. war Professor an der Akademie von San Luca in Rom und Mitglied mehrerer Akademien. Er starb 12. Nov. 1869 zu Rom. Mit seiner künstlerischen Richtung hing auch sein Uebertritt zum Katholicismus (1814) zusammen. Als die bedeutendsten seiner wenigen Schüler gelten E. Steinle und Führich.

3) Johannes Adolf, namhafter Archäolog, geb. 27. März 1826 zu Antwerpen, Neffe des vorigen, studirte zu Bonn, habilitirte sich 1850 daselbst und folgte 1853 einem Ruf als Professor der klassischen Archäologie und Vorstand der archäologischen Sammlung zu Leipzig. Er schrieb außer einer großen Zahl von Aufsätzen und Abhandlungen, deren Mehrzahl in den Schriften der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften publicirt ist: »Katalog des königlichen rheinischen Museums vaterländischer Alterthümer« (Bonn 1851); »Die römische Villa bei Weingarten« (das. 1851); »Gallerie heroischer Bildwerke der alten Kunst« (Halle 1851—53, mit Atlas); »Kunstarchäologische Vorlesungen« (Braunschw. 1853); »Pompeji« (Leipz. 1858, 3. Aufl. 1875); »Geschichte der griechischen Plastik« (das. 1857—58, 2 Bde.; 2. Aufl. 1869—70); »Beiträge zur Erkenntnis und Kritik der Zeusreligion« (das. 1861); »Ueber die Lade des Kypselos« (das. 1865); »Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen« (das. 1868); »Griechische Kunstmythologie« (im Erscheinen begriffen, das. 1871 ff., mit einem Atlas von Originalabbildungen).

Over Darwen (spr. ōwer-), Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancashire, südlich von Blackburn, mit Baumwollspinnereien, Papiertapetendruckereien, Eisenhütten und Kohlengruben und (1871) 21,278 Einw.

Overflakkee, niederländ. Insel, zur Provinz Südholland gehörig, zwischen der Nordsee und den Mündungsarmen der Maas und des Rheins, mit den Hauptorten Sommelsdijk und Middelharnis. Auf O. wird viel Krapp gebaut und bereitet.

Oversfou, Thomas, dän. Dichter und Literarhistoriker, geb. 11. Okt. 1798 in Kopenhagen, wurde 14 Jahre alt Schmiedelehrling, ging dann 1818 zum Theater über und wurde 1823 als Hofschauspieler angestellt. Zugleich begann er auch selbst für die Bühne zu schreiben, und namentlich seine 1828 zur Aufführung gebrachten Liederspiele: »Tre Maaneder oster Brylluppet«, »Missforstaaelse paa Missforstaaelse« u. a. wurden von dem Publikum mit Beifall aufgenommen. O. machte darauf 1831 eine Reise nach Paris, redigirte 1831—36 ein Blatt: »Dagen«, und wurde 1849 unter Heibergs Direktorat als Sceneninstruktor bei dem königlichen Theater angestellt, in welchem Amt er bis 1858 verblieb. Inzwischen hatte er 1854 seine verdienstvolle Arbeit: »Den danske Skueplads, i dens Historie fra de første Spor af dansk Skuespil indtil vor Tid« (Bd. 1—5, 1854—64) begonnen, welcher der 6. und 7. Band unter dem Titel: »Den danske Skuepladses Historie fra dens Overdragelse til Staten i 1849 indtil 1874« (1873—76) folgten. In der Saison 1864—65 war O. Direktor des Theaters im Kasino. 1868 gab er seine interessante Selbstbiographie: »Af mit Liv og min Tid« (1798—1830) heraus. Er starb 7. Nov. 1873. Das Lustspiel und das Vaudeville waren sein eigentliches Feld. Von seinen Stücken, die gesammelt unter dem Titel: »Komedier« (Kopenh. 1850—51, 5 Bde.) und »Nyeste dramatiske Arbeider« (1853) erschienen, verdienen besonders hervorgehoben zu werden: »Östergade og Vestergade« (1828); »Vor Tids Mennesker« (1830); »En Brylluppsdags Fataliteter« (1840); »Capriciosa« (eine Volkskomödie) und »Pak« (1845). O. hat auch mehrere Stücke von Molière für das Theater in Kopenhagen bearbeitet.

Overstone (spr. ōwerstōn), Samuel John Lloyd, Baronet, engl. Finanzmann, geb. 25. Sept. 1796

zu London, unter dem bürgerlichen Namen Lloyd Mitinhaber eines der ersten Diskonthäuser Londons, 1850 als Lord O. in das Oberhaus befördert, war der geistige Urheber der durch Peel herbeigeführten Reform des englischen Bankwesens, für die er 20 Jahre lang in Schriften und Gutachten gekämpft hatte. Seine Abhandlungen wurden von Macculloch herausgegeben unter dem Titel: »Tracts and other publications on metallic and paper currency« (Lond. 1858). Dieselben bilden die Grundlage der sogen. Currencytheorie.

Overweg, Adolf, berühmter Afrikareisender, geb. 24. Juli 1822 zu Hamburg, studirte zu Bonn und Berlin Naturwissenschaften und nahm 1849 mit H. Barth (s. d. 4) an der Expedition Richardsons nach Afrika theil, auf der er sich hauptsächlich mit astronomischen, meteorologischen, hypsometrischen und geologischen Beobachtungen beschäftigte. Seinen Bemühungen besonders hat man eine richtige Kenntnis der physikalischen Beschaffenheit der Sahara zu danken. Nachdem im November 1851 die beiden Deutschen Richardson, der direkt nach Kuka gehen wollte, aber unterwegs dem Klima zum Opfer fiel, verlassen hatten, um sich südwestlich nach Katsena zu wenden, trennten sich in der kleinen Stadt Tassaua auch diese beiden, um ein möglichst großes Gebiet in den Bereich ihrer Forschungen zu ziehen. O. schlug eine westliche Richtung ein, besuchte die vorher noch nie von einem Europäer betretenen Landschaften Mariadi und Gober und gelangte über Sinder und Maschma nach Kuka (7. Mai 1851), wo Barth bereits eingetroffen war. Von hier aus unternahm O. theils allein, theils in Begleitung Barths eine Reihe kürzerer Reisen, die für die Geographie der den Tsadsee umgebenden Länder von der höchsten Bedeutung sind. O. ist überdies der einzige Reisende, dem es gelang, den Tsadsee zu durchschiffen, wobei er nachwies, daß dieser See an seinen tiefsten Stellen nur ca. 6 Faden Tiefe hat. Er starb zu Maduari am Tsad 27. Sept. 1852. Seine wissenschaftlichen Resultate sind in Petermanns »Mittheilungen« und in der Berliner »Zeitschrift für Erdkunde« veröffentlicht.

Overyssel (Overijssel, spr. -eißel), eine Provinz des Königreichs der Niederlande, grenzt im N. an die Provinzen Friesland und Drenthe, im O. und SO. an Preußen (Hannover und Westfalen), im S. und SW. an Gelderland, im W. an die Zuidersee und umfaßt 3322 QKilom. (60,3 QM.) mit (1872) 258,590 Einw. Das Land ist eben und hat nur einige sandige Hügel; der Boden ist zum Theil moorig und heidig, im W. aber sehr fruchtbar. Hauptfluß ist die Yssel, welche die Grenze gegen Gelderland bildet und die Schipbeek aufnimmt; außerdem wird die Provinz von der Vecht und ihren Zuflüssen durchströmt, welche in das Zwartewater mündet. Für Kanalisirung des Landes ist sehr viel geschehen; die wichtigsten Kanalverbindungen sind: die Willemsvaart (zwischen der Yssel und dem Zwartewater), der Kanal von Zwolle nach dem Fluß Regge und weiter nach Almelo, die Dedemsvaert, der Kanal von Daarle nach der Vecht, der von Deventer nach Damsholte u. a. Hauptprodukte sind: Roggen, Buchweizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs- und Leinsaat, Gemüse ꝛc. Die Haupterwerbszweige sind Viehzucht und Torfstecherei. Der industrielle Theil der Provinz ist die Landschaft Twenthe, wo sich eine große Zahl Baumwollspinnereien und Webereien befindet (besonders in Enschede und dem daran stoßenden Lonneker, Almelo, Goor, Nijverdal, Hengelo, Oldenzaal und Denekamp); doch wird auch noch viel mit der Hand gewebt. Einen andern Industriezweig bilden die Steinöfen- und Ziegelbrennereien an der Yssel; nicht unbedeutend sind ferner die Mattenfabriken und Besenbindereien. Eine Eisenbahn verbindet die Hauptstadt Zwolle mit den nördlichen und südlichen Provinzen, eine andere die östlichen Fabrikstädte mit Deutschland. Eingetheilt wird O. in die Gerichtsbezirke: Zwolle, Deventer und Almelo. Hauptstadt ist Zwolle.

Ovibos, der Moschusochs, s. Rind.

Ovidius, Publius, mit dem Beinamen Naso, berühmter röm. Dichter, geb. 43 v. Chr. zu Sulmo im Lande der Peligner, kam frühzeitig nach Rom, wo er nebst seinem Bruder den Unterricht ausgezeichneter Lehrer genoß. Seine Neigung zog ihn zur Dichtkunst hin; doch studirte er auf den Wunsch seines Vaters Beredsamkeit und wurde bald Trimvir capitalis, dann Centumvir und Richter. Nachdem er Griechenland und Kleinasien bereist, führte er zu Rom ein der Kunst und den geselligen Vergnügungen gewidmetes Leben, bis er plötzlich, schon über 50 Jahre alt, von Augustus, zu dessen Haus er durch seine dritte Heirath in näheren Beziehungen stand, aus uns unbekannten, vom Dichter nur dunkel angedeuteten Ursachen nach Tomi, einer Stadt in Mösien am Schwarzen Meer, verwiesen wurde. Hier starb er im achten Jahr der Verbannung, 17 n. Chr. Als Dichter zeichnet sich O. aus zunächst durch seine große Gewandtheit in der Form und durch die Leichtigkeit und Anmuth seiner Darstellung. Tiefes Gefühl, Kraft der Empfindung, Erhabenheit der Gedanken stehen nicht auf gleicher Höhe; ohne Stetigkeit springt er von einer Empfindung zu der entgegengesetzten über, weil er sich ganz dem Eindruck des Augenblicks überläßt und mehr nach rhetorischen als nach poetischen Regeln komponirt. Dadurch wird er zwar oft witzig und geistreich, oft aber auch leer und nichtssagend. Am meisten entsprach seiner Eigenthümlichkeit die erotische Elegie. Die bekannteste seiner Dichtungen sind die »Metamorphoses« (»Verwandlungen«) in 15 Büchern, welche die ganze Reihe von Mythen, so weit sie sich auf Verwandlung der Körper beziehen, von der Entwickelung des Weltalls aus dem Chaos bis auf Cäsars Tod meist nach griechischer Tradition, aber auch nach eigener Erfindung möglichst chronologisch und kunstvoll in eine laufende Erzählung geordnet enthalten. Vorzügliche Ausgaben lieferten Gierig (Leipz. 1804—1807, 2 Bde.; 3. Aufl. von Jahn 1821—23), Bach (Hannov. 1831—36, 2 Bde.), Baumgarten-Crusius (Leipz. 1835) und M. Haupt (5. Aufl., Berl. 1871; Bd. 2 von Korn 1876). Gleichfalls mythologischer und sagenhafter, aber mehr didaktischer Art sind die »Fasti« (»Festkalender«) in 6 Büchern (ursprünglich auf 12 Bücher, eins für jeden Monat, angelegt), worin an die merkwürdigsten Tage und Feste des römischen Kalenders Erzählungen aus der römischen Mythologie und aus der ältern römischen und italischen Geschichte geknüpft sind. Herausgegeben wurden sie unter anderen von Gierig (Leipz. 1812—14), Merkel (Berl. 1841) und Peter (Leipz. 1874). Als Dichter der sinnlichen Liebe erscheint O. in den »Amores« (»Liebeselegien«) in 3 Büchern, in der »Ars amandi« (»Kunst zu lieben«) in 3 Büchern und in den »Remedia amoris« (»Mittel gegen die Liebe«), alle drei herausgegeben von L. Müller (Berl. 1861). Eine eigenthümliche Gattung der elegisch-didaktischen Poesie schuf O. in den »Heroïdes«, d. h. Liebesbriefen, welche von Heroïnen des mythi-

schen oder heroischen Zeitalters an ihre abwesenden Geliebten und Ehemänner gerichtet sind. Von den 21 noch vorhandenen hat jedoch die Kritik einige für unecht erklärt. Sie wurden von Terpstra (Leid. 1829) und Lörs (Köln 1829—30, 2 Bde.) herausgegeben. Elegien im eigentlichen Sinn sind die während seines Aufenthalts in der Verbannung geschriebenen »Tristia« (»Klagelieder«) in 5 Büchern, kritisch herausgegeben von Jahn (Leipz. 1829), Merkel (Berl. 1837), Lörs (Trier 1839), und die »Epistolae ex Ponto« in 4 Büchern (herausgeg. von Korn, Leipz. 1868). Außerdem findet sich in der Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: »Ibis« ein nach Name und Art dem Kallimachos nachgeahmtes Schmähgedicht gegen einen Unbekannten; das Trauerspiel: »Medea« ist, ein herber Verlust für die Literatur, verloren gegangen. Einige andere kleinere Gedichte, wie die »Elegia ad Liviam Augustam«, werden dem O. mit Unrecht beigelegt. Die wichtigsten Gesammtausgaben von O.' Werken sind die von Dan. Heinsius (Leid. 1629, 3 Bde.), Nik. Heinsius (Amsterd. 1658 u. 1661, 3 Bde.), Burmann (das. 1727, 4 Bde.), Jahn (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1828—32, unvollendet), Merkel (das. 1853, 3 Bde.) und Riese (das. 1872—74, 3 Bde.). Den Text mit Uebersetzung gab Lindemann (Leipz. 1853—67, 6 Bde.) heraus. Vollständige deutsche Uebersetzungen befinden sich in den Sammlungen von Metzler und Hoffmann. Vgl. auch Schönfeld, Ovids Metamorphosen in ihrem Verhältnis zur antiken Kunst (Leipz. 1877).

Oviedo, Hauptstadt der span. Provinz Asturien, in einer fruchtbaren, amphitheatralisch von Bergen umgebenen Ebene gelegen, Sitz eines Bischofs und einer königlichen Gerichtshofs, hat eine schöne gothische Kathedrale (mit sehr hohem Thurm und einer Reihe von Königsgräbern), 4 andere Kirchen, ein altes Schloß, einen schönen Aquädukt von 41 Bögen und viele Paläste spanischer Großen; ferner an Bildungs- und anderen Anstalten eine Universität (seit 1580), eine lateinische Schule, eine Oekonomische Gesellschaft mit Lehrstühlen für Chemie, Geometrie und Staatswirtschaftslehre, ein Schullehrerseminar, eine Zeichenschule, ein Theater, großes Hospiz und Armenhaus, Militärspital, eine Strafanstalt und (1860) 14,156 Einw. Von industriellen Anstalten sind hervorzuheben: eine königliche Waffenfabrik, außerdem Fabriken für Leder, Hüte ꝛc. Im Gebiete der Stadt, wo außerdem noch über 12,000 Menschen in zerstreuten Häusern und Häusergruppen wohnen, liegt unweit des Rio Nalon das Warmbad Caldas do Priorio, mit schönem Badehaus. O. ist das alte Asturum Lucus oder Ovetum in Hispania Tarraconensis. In der Geschichte der Befreiung Spaniens von der Gewalt der Mauren nimmt O. eine wichtige Stelle ein, indem das hier von Don Froila 756 errichtete sogen. Königreich O. der Mittelpunkt der ganzen Angriffslinie ward, auf welcher die Nachkommen der Westgothen die saracenischen Herrschersitze bestürmten.

Ovipăra (lat.), eierlegende Thiere.

Ovis (lat.), das Schaf.

Ovoskōp, s. Ei.

Ovŭlum (lat., »Eichen«), s. v. w. Samenknospe der Pflanzen.

Ovum (lat.), Ei.

Owaihi, Insel, s. v. w. Hawaii.

Owasso, Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, am Shiawasseefluß, hat Korn- und Sägemühlen, eine Eisenbahnwagenfabrik und (1870) 2065 Einw.

Owego, Hauptstadt der Grafschaft Tioga des nordamerikan. Staats New York, an der Mündung des Owego Creek in den Susquehanna, hat 7 Kirchen, Wollmanufakturen und (1870) 4756 Einw.

Owen, Städtchen im württemberg. Donaukreis, Oberamt Kirchheim, an der Lauter, hat eine schöne gothische Stadtkirche mit den Begräbnissen der Herzöge von Teck, Fabrikation von Rollgerste, Obst-, Wein-, Hopfen- und Maisbau und (1875) 1393 Einw. Nahe dabei der steile, mit der Burgruine Teck gekrönte Teckberg (787 Meter, mit Belvedere) und an dessen Abhang die sagenreiche Höhle Sibyllenloch.

Owen (spr. ōën), 1) John (latinisirt Audoenus oder Ovenus), neulat. Dichter, geb. 1560 zu Armon in Wales, studirte zu Oxford die Rechte und erwarb sich 1590 das Bakkalaureat, mußte aber wegen Armut 1591 eine Schullehrerstelle in Cryleigh und 1594 in Warwick annehmen. Er starb 1622 zu London. Seine »Epigrammata« (Lond. 1612; beste Ausg. von Renouard, Par. 1795, 2 Bde.), die sich durch ungezwungenen und beißenden Witz, weniger durch Feinheit der Sprache und Eleganz des Versbaues auszeichnen, geißeln die Thorheiten der Menschen, insbesondere auch die Mißbräuche in der katholischen Kirche, daher sie auf den »Index« gesetzt wurden. Eine Auswahl (»Epigrammata selecta«) mit Uebersetzung gab Jördens (Leipz. 1813), einen »Libellus epigrammatum« Ebert (das. 1825) heraus; die neueste Uebersetzung erschien anonym (von J. L. B., Nördl. 1863).

2) Robert, engl. Socialschriftsteller, geb. 14. Mai 1771 zu Newtown in der Grafschaft Montgomery, kam durch geschäftliche Umsicht und durch Heirath zu Vermögen und bethätigte seine wohlwollenden Absichten durch humanitäre Einrichtungen in seiner Fabrik zu New Lanark. In einer Schrift: »New views of society, or essays upon formation of human character« (1812), entwickelte er seine phantastischen Ansichten, die dem Kommunismus nahestehen. Ein besonders charakteristischer Zug ist aus denselben nicht hervorzuheben. Ein Versuch, seine Ansichten in Amerika praktisch durchzuführen (1823—27), schlug fehl (vgl. Kommunismus, S. 179). In seinen späteren Schriften trat seine Neigung für den Spiritismus hervor; neue wirtschaftliche Ansichten sind darin nicht enthalten. Hervorzuheben ist etwa: »The book of the new moral world« (Lond. 1836). Er blieb bis zu seinem Tode, 17. Nov. 1858 in Newtown, seinen philanthropischen Ansichten treu, verlor aber allmählich jeden persönlichen Einfluß. Die als Chartismus (s. d.) bezeichnete Bewegung ist mittelbar zum Theil auf seine Anregungen zurückzuführen. Für die heutige Gestaltung des Kommunismus sind seine Ideen ohne Bedeutung. Vgl. W. L. Sargant, R. O. and his social philosophy (Lond. 1860); Booth, R. O., the founder of socialism in England (das. 1869). Sein ältester Sohn, Robert Dale O., geb. 1804 in New Lanark, war eine Zeitlang Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Neapel und schrieb unter anderem ein seltsam spiritistisches Werk: »Footfalls on the boundary of an other world« (Philad. 1860, neue Ausg. 1875), und »Threading my way, 27 years of autobiography« (1873). Sein zweiter Sohn, David Dale O., geb. 1807, gest. 1860, war Geolog.

3) Richard, berühmter Naturforscher, geb. 20. Juni 1804 zu Lancaster, studirte seit 1824 Medicin in Edinburg, ließ sich dann als Wundarzt in London nieder, ward 1826 Mitglied des College of surgeons, 1835 Konservator des Museums und Professor der Physiologie an diesem Institut; auch lehrte er Paläontologie

an der School of mines und Physiologie an der Royal Institution, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten seine Lehrthätigkeit aufgeben und ward Vorstand der naturhistorischen Abtheilungen des British Museum. Er fungirte auch als Mitglied mehrerer sanitarischen Untersuchungskommissionen und als Jurypräsident auf der Londoner und Pariser Industrieausstellung von 1851 und 1855. Er lieferte einen fünfbändigen illustrirten Katalog der anatomischen, physiologischen, vergleichend-anatomischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen von Hunters Museum, eine musterhafte Anatomie des Nautilus (1832), der Brachiopoden ꝛc.; vor allem aber waren es seine systematischen Arbeiten über fossile Thiere, durch welche er nicht nur den Werth strenger Vergleichung mit Bezug auf die Wiedererkennung und Rekonstruktion selbst nur bruchstückweise erhaltener ausgestorbenen Thiere in glänzender Weise darlegte, sondern aus welchen er auch umgekehrt wichtige Beiträge zur Erläuterung des gesetzmäßigen Baues der Thiere überhaupt ableitete. Er versuchte mit außerordentlichem Scharfsinn und strenger Konsequenz die Grundformen der einzelnen anatomischen Systeme der Wirbelthiere, zunächst des Knochensystems, nach ihren verschiedenen Wandlungen zu entwickeln, und wenn auch einzelnes in seinen Ausführungen wegen zu geringer Berücksichtigung der Entwickelungsgeschichte nicht im ganzen Umfang haltbar erscheint, so waren doch seine Arbeiten ungemein fördernd, insofern sie zum erstenmal ein in seltener Reichhaltigkeit zusammengebrachtes Material konsequent nach einer bestimmten Theorie geordnet darboten. Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachjournalen schrieb er: »Archetype and homologies of vertebrate skeleton« (Lond. 1848); »British fossil reptilia of the cretaceous period« (daſ. 1851); »Comparative anatomy, invertebrate animals« (daſ. 1855) und »vertebrate animals« (daſ. 1855); »Crocodilia and Ophidia of the London clay« (daſ. 1859); »Description of the extinct gigantic Sloth« (daſ. 1843); »On parthenogenesis« (daſ. 1849); »On the nature of limbs« (daſ. 1849); »Fossil reptilia of the wealden« (daſ. 1853—57); »History of the British fossil mammalia and birds« (daſ. 1846) und »reptiles« (daſ. 1849); »On the classification of mammalia« (daſ. 1859); »Memoir on the Megatherium« (daſ. 1861); »Odontography« (2. Aufl., daſ. 1845, 2 Bde.); »On forms of the skeleton and the teeth« (daſ. 1856); »Palaeontology« (4. Aufl., daſ. 1869); »Principes d'ostéologie comparée« (Par. 1855); »Anatomy of vertebrates« (Lond. 1866—68, 3 Bde.).

Owensboro' (spr. ōënsbŏro), Stadt im nordamerikan. Staat Kentucky, am Ohio, in der Nähe ergiebiger Kohlengruben, hat lebhafte Schiffahrt u. (1870) 3437 Einw.

Owen Sound (spr. ōën ſaund), Stadt in der britisch-amerikan. Provinz Ontario, an einer Bucht der Georgian Bay des Huronsees gelegen, mit (1871) 3369 Einw.

Owidiópol, Stadt im ruſſ. Gouvernement Cherſon, Kreis Odeſſa, am Dnjeſtrliman, früher Feſtung, jetzt eine der erbärmlichſten Städte mit aus Schilf und Lehm errichteten Häuſern und (1870) 4687 Einw. O. iſt das alte Nikonion, wo ſpäter unter türkiſcher Herrſchaft das Dorf und die Veſte Chadſhi-Dere (Gadſhider) ſtanden. Die Stadt wurde früher fälſchlich für Tomi, das Exil des Ovid, gehalten, weshalb ſie zwei Jahre nach der Abtretung an Rußland (1793) den jetzigen Namen erhielt.

Owinsk, Dorf im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Poſen, an der Warthe, mit der ſchönen Kirche eines ehemaligen (1797 aufgehobenen) Ciſtercienſerkloſters, Irrenanſtalt, Schloß mit Park und 900 Einw.

Owrutſch, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wolhynien, an der Norina, mit 4 Kirchen und (1873) 6066 Einw.; wird zuerſt 977 erwähnt unter dem Namen Wrutſchija, als Reſidenz des Drewljanenfürſten Oleg, Bruders des Großfürſten Jaropolk.

Oxaläte, ſ. v. w. Oxalſäureſalze.

Oxalideen (Sauerkleegewächſe), dikotyledoniſche Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Gruinales, einjährige oder perennirende, bisweilen mit Zwiebeln oder Knollen verſehene Kräuter, wenige Halbſträucher und Bäume, mit wechſelſtändigen, geſtielten, meiſt handförmig drei- oder mehrzählig zuſammengeſetzten Blättern mit meiſt verkehrt herzförmigen Blättchen und ohne Nebenblätter. Die vollſtändigen, regelmäßigen Blüten ſtehen einzeln auf den Blütenſtielen oder bilden Dolden oder Riſpen. Der Kelch iſt fünftheilig, die fünf Blumenblätter ſtehen auf dem Blütenboden abwechſelnd mit den Kelchblättern, ſind kurz genagelt, in der Knoſpenlage gedreht; die 10 Staubgefäße ſind abwechſelnd länger und kürzer, alle fruchtbar oder zum Theil ohne Antheren; die Filamente ſind fadenförmig oder flach, die Antheren zweifächerig, nach innen der Länge nach aufſpringend. Der oberſtändige Fruchtknoten wird von fünf Karpellen gebildet, iſt daher fünffächerig und trägt fünf fadenförmige, freie oder an der Baſis verwachſene Griffel. Im Innenwinkel jedes Faches befinden ſich zahlreiche anatrope Samenknoſpen. Die Frucht iſt eine grüne, häutige Kapſel, welche der Länge nach fachſpaltig ſich öffnet, ſeltener eine Beere. Die Samen ſind mit einer Haut überzogen, welche an ihrer Spitze elaſtiſch aufreißt und die Samen aus der Kapſel fortſchleudert; die Samenſchale iſt kruſtig, meiſt gerippt und runzelig, der gerade oder gekrümmte Keimling liegt in der Axe eines fleiſchigen Endoſperms. Die O. beſtehen nur aus den Gattungen Oxalis *L.* und Averrhoa *L.*, ſind hauptſächlich in der heißen und ſüdlichen gemäßigten Zone einheimiſch, in Europa nur durch wenige Arten von Oxalis vertreten und wegen ihres Reichthums an Oxalſäure, manche auch wegen der Reizbarkeit ihrer Blättchen bemerkenswerth.

Oxălis *L.* (Sauerklee), Pflanzengattung aus der Familie der Oxalideen, Kräuter oder Sträucher mit drei- oder vierzähligen, einen ſtark ſauern Saft enthaltenden Blättern (daher der Name), blattwinkelſtändigen, weißen oder gelben Blüten, häutiger, fünffächeriger, aufſpringender Kapſel und einer fleiſchigen, elaſtiſch aufſpringenden Samenhülle. O. acetosella *L.* (gemeiner Sauerklee, Haſenklee, Kukuksklee), eine zarte Pflanze mit gegliedertem, kriechendem, beſchupptem, ſtengelloſem Wurzelkörper, dreizähligen, verkehrt herzförmigen Blättern, einblütigem Schaft und weißer Blüte, findet ſich in feuchten, ſchattigen Wäldern Europa's, war früher officinell und diente auch zur Gewinnung des in ihrem Saft reichlich vorhandenen oxalſauren Kali's. Zwei andere Arten mit gelben Blüten, O. stricta *L.* und corniculata *L.*, ſind auch bei uns einheimiſch, die erſte aus Nordamerika, die zweite aus Südeuropa eingewandert; andere, wie O. tetraphylla *Cav.*, aus Nordamerika, mit violetten Blüten in Dolden, werden als Zierpflanzen in Gärten kultivirt; O. crassicaulis *Zucc.* (esculenta *hort.*), aus dem tropiſchen Amerika, hat einen knolligen, nußartigen, genießbaren Wurzelſtock und wird deshalb in Amerika vielfach angebaut; die Blüten ſind gleichfalls violett.

Oxalit (Humboldtin, Eiſenreſin), Mineral

aus der Klasse der Anthracide, findet sich in haarförmigen Krystallen, auch traubig, in Platten, derb und eingesprengt, faserig, feinkörnig bis dicht, als Beschlag und Anflug, gelb, schwach glänzend bis matt, undurchsichtig, Härte 2, besteht aus oxalsaurem Eisenoxydul $2C_2FeO_4 + H_2O$ und findet sich in Klüften der Braunkohle zu Großalmerode in Hessen, bei Duisburg und Bilin.

Oralium, s. v. w. Sauerkleesalz; s. Oxalsäure.

Oxälsäure (Kleesäure, Acidum oxalicum) $C_2H_2O_4$ findet sich sehr weit verbreitet im Pflanzenreich, meist als saures Kali- oder Kalksalz, besonders in Oxalis-, Rumex-, Rheumarten, in Spinacia oleracea, als Kalksalz wohl in den meisten Pflanzen, namentlich in Wurzeln (Krapp) und Rinden, und bis zu 50 Proc. in manchen Flechten, auch im Harn, besonders nach Genuß vegetabilischer Nahrungsstoffe, moussirender Weine, kohlensäurereicher Biere und der Alkalibicarbonate, in Harnsedimenten, Blasensteinen (Maulbeersteine), in Excrementen der Raupen und im Mineralreich den Thierschit sowie als oxalsaures Eisenoxydul den Oxalit (Humboldtin) bildend. O. entsteht bei Einwirkung von Kohlensäure auf geschmolzenes Natrium

$$\underset{\text{Kohlensäure}}{2CO_2} + \underset{\text{Natrium}}{2Na} = \underset{\text{oxalsaures Natron}}{Na_2C_2O_4},$$

beim Erhitzen von ameisensaurem Natron, ganz allgemein bei der Oxydation fast aller zur Klasse der Fettkörper gehörigen und der damit verwandten wasserstoffärmeren Substanzen mit Salpetersäure oder ätzenden Alkalien. Zur Darstellung erhitzt man 1 Theil Rohrzucker mit 8 Th. Salpetersäure, so lange noch rothe Dämpfe entweichen, und läßt krystallisiren; im großen erhitzt man Sägespäne von weichem Holz mit Aetzkali oder mit einem Gemisch aus Aetzkali und Aetznatron, laugt mit Wasser aus, läßt das oxalsaure Natron krystallisiren oder zersetzt sofort mit Kalkmilch und den dabei entstehenden unlöslichen oxalsauren Kalk mit Schwefelsäure; die vom schwefelsauren Kalk getrennte Lösung von O. wird dann zur Krystallisation gebracht. Die O. bildet farb- und geruchlose Prismen mit 2 Molekülen Krystallwasser, schmeckt stark sauer, löst sich in 8 Th. kaltem, viel leichter in heißem Wasser und in Alkohol, verwittert an der Luft zu Anhydrid C_2O_3, welches bei 150—160° schmilzt und unzersetzt sublimirt, und dessen Dämpfe stark zum Husten reizen. Mit Oxydationsmitteln gibt O. Wasser und Kohlensäure, sie fällt Gold aus seinen Lösungen; mit concentrirter Schwefelsäure gibt sie Kohlenoxyd, Kohlensäure und Wasser. Die O. ist eine der stärksten organischen Säuren, sie treibt Kohlensäure und viele andere Säuren aus und bildet die Oxalsäuresalze. Sie ist giftig (äußerlich dem Bittersalz [schwefelsaure Magnesia] ähnlich, Gegengift: geschlämmte Kreide); als Arzneimittel wirkt sie wie Citronen- und Weinsäure, nur stärker; sie wird aber medicinisch nicht benutzt, dagegen technisch als Enlevage in der Kattundruckerei, in der Woll- und Seidenfärberei, zum Beseitigen von Dinte- und Rostflecken, zum Bleichen des Strohs und als Reagens. Die Oxalsäuresalze, Oxalate, sind bis auf die der Alkalien in Wasser und sämmtlich in Alkohol unlöslich; sie zersetzen sich beim Glühen unter Bildung von Kohlenoxyd und Kohlensäure, Carbonat, Metalloxyd oder Metall, einige unter Detonation. Oxalsaures Eisenoxyd $Fe_2(C_2H_4)_3$ entsteht beim Lösen von Eisenoxydhydrat in O., ist leicht löslich und zersetzt sich im Sonnenlicht, indem sich die braune Lösung unter Entwickelung von Kohlensäure und Abscheidung von gelbem, krystallinischem, schwer löslichem oxalsauren Eisenoxydul FeC_2O_4 entfärbt. Dies wird auch aus Eisenvitriol durch oxalsaures Alkali gefällt und findet sich in der Natur als Oxalit. Oxalsaures Kali $K_2C_2O_4$ bildet leicht lösliche Säulen mit 1 Molekül Krystallwasser, wird an der Luft matt, bei 160° wasserfrei. Saures oxalsaures Kali KHC_2O_4 findet sich in vielen Pflanzen, entsteht, wenn man kohlensaures Kali mit O. neutralisirt und dann noch so viel O. hinzufügt, wie man verbraucht hat. Es bildet luftbeständige Säulen mit 1 Molekül Krystallwasser, schmeckt sauer und bitter, ist leicht löslich in heißem, schwer in kaltem Wasser und in Alkohol und kommt als Sauerkleesalz (fälschlich Bitterkleesalz genannt) in den Handel, enthält aber häufig ein noch saureres und schwerer lösliches Salz. Oxalsaurer Kalk CaC_2O_4 wird aus heißen oder concentrirten Kalksalzlösungen durch oxalsaures Alkali gefällt, findet sich weit verbreitet im Pflanzen- und Thierreich, als Thierschit im Mineralreich, ist unlöslich in Wasser und Essigsäure, löslich in Mineralsäuren und in den Salzen der Metalle der Magnesiagruppe, verliert erst über 200° sein 1 Molekül Krystallwasser und gibt beim Glühen, ohne sich vorher zu schwärzen, kohlensauren Kalk. Das Magnesiasalz ist ein sandiges, geschmackloses, sehr schwer lösliches Pulver; auch das Natronsalz ist schwer löslich, und das Quecksilberoxydsalz ist leicht empfindlich, detonirt bei 162° und explodirt heftig durch Schlag.

Oxenstierna (spr. -scherna), 1) Axel, Graf von, berühmter schwed. Staatsmann, geb. 16. Juni 1583 zu Fånö in Upland als Sprößling einer altadligen Familie, studirte fünf Jahre lang in Rostock, Jena und Wittenberg Theologie, Staats- und Rechtswissenschaften nebst alten und neuen Sprachen, bis er 1603 zurückgerufen wurde. Er trat als Kammerjunker in die Dienste Karls IX. und, nachdem er von 1606—1608 als Gesandter in Mecklenburg fungirt hatte, mit dem Titel eines schwedischen Reichsraths in den Senat. Von Karl IX. zu einem der Vormünder Gustav Adolfs ernannt, setzte er auf dem Reichstag zu Nyköping 1611 die Mündigkeitserklärung desselben durch. Gustav Adolf erhob ihn hierauf zum Reichskanzler und schloß auf seinen Rath Frieden mit Dänemark (1612) und mit Rußland (1617). Als 1621 der Krieg mit Sigismund III. von Polen begann, erhielt O. in Verbindung mit neun Reichsräthen die Verwaltung des Reichs. Nur selten begab er sich in das Feldlager, bis ihn 1626 Gustav Adolf zum Generalgouverneur aller in Preußen den schwedischen Waffen unterworfenen Distrikte ernannte. Als Gustav Adolf 1630 an dem Dreißigjährigen Krieg theilnahm, ließ er O. in Preußen zur Verwaltung der eroberten Provinzen und zur Ausrüstung frischer Truppen zurück; nach dem Sieg bei Breitenfeld aber rief er ihn nach Deutschland und übergab ihm, ehe er nach Franken und Bayern vordrang, zu Frankfurt a. M. die gesammte Leitung der diplomatischen Geschäfte und des Kriegswesens am Rhein und Main, und durch den Tod des Königs (16. Nov. 1632) fiel ihm die ganze Leitung der schwedischen Politik in Deutschland zu. Durch seine genaue Kenntnis der deutschen Verhältnisse, seinen tiefen diplomatischen Scharfblick, seine Charakterfestigkeit und Mäßigung gelang es ihm, die Zersplitterung der protestantischen Kräfte möglichst zu verhüten, daher ihn die Verbündeten auf dem Kongreß zu Heilbronn 1633 als den Leiter der evangelischen Union anerkannten. O. ging nach Frankreich und Holland, um diese Mächte zur Theil-

nahme an der protestantischen Sache zu bewegen, fand aber nach seiner Rückkehr alles in solcher Verwirrung und Uneinigkeit, daß er 1636 nach Schweden zurückkehrte, wo er sich zunächst der Erziehung Christine's, der Tochter seines königlichen Freundes, mit väterlicher Sorgfalt annahm. Um den Krieg in Deutschland zu Ende zu bringen, sandte er seinen Sohn Johann als Bevollmächtigten dahin, während er durch den Vertrag zu Brömsebro (13. Juli 1645) von den Dänen einen ehrenvollen Frieden für Schweden erlangte. Christine erhob ihn hierauf zum Grafen von Sedermere, und gleichzeitig ward er zum Kanzler der Universität Upsala ernannt. Da er sich später dem Entschluß Christine's, einen Nachfolger zu ernennen, aus allen Kräften widersetzte, entstand eine Spannung zwischen ihm und der Königin; doch ward auch fernerhin kein wichtiger Beschluß ohne ihn gefaßt. Noch dringender rieth er ihr von dem Entschluß ab, die Regierung niederzulegen, und nahm daher auch keinen Antheil an den hierauf bezüglichen Verhandlungen. Auch Karl X. Gustav schenkte ihm fortdauernd sein volles Vertrauen. O. starb 28. Aug. 1654. Man schreibt ihm mit Unrecht die Abfassung des 1653 zu Stockholm erschienenen 2. Theils des Chemnitz'schen Werks vom schwedischen Krieg in Deutschland sowie die Flugschrift: »De arcanis Austriacae domus« zu. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf und die 1634 von den schwedischen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Vgl. Lundblad, Schwedischer Plutarch, Bd. 2 (deutsch, Stralsund 1827). Sein älterer Sohn, Johann, geb. 1611, führte in jüngeren Jahren mehrere diplomatische Aufträge aus, ward 1639 Reichsrath, Präsident des Tribunals in Wismar sowie Schwedens erster Gesandter bei dem Friedenskongreß in Osnabrück, lebte aber während desselben mit seinem Kollegen, dem von der Königin Christine begünstigten Adler-Salvius, im bittersten Streit; starb 1657. Der jüngere Sohn Axels, Erik, geb. 1624, wurde 1645 Oberkammerherr, 1646 Gouverneur in Esthland, 1651 Reichsrath und Präsident im Handelskollegium, 1654 Reichsvicekanzler und noch in demselben Jahr nach dem Tode seines Vaters dessen Nachfolger in der Reichskanzlerwürde. Während des polnischen Kriegs Karls X. regierte er in Polnisch-Preußen und schloß die Traktate mit Brandenburg und den Holländern ab. Er starb 1656. Mit seinem Enkel Karl Gustav, der jung starb, erlosch diese gräfliche Familie.

2) Johann Gabriel, schwed. Dichter des Zeitalters Gustavs III., geb. 4. Juli 1750, betrat die diplomatische Laufbahn, war längere Zeit bei der Gesandtschaft in Wien angestellt, wurde 1786 Reichsrath und Kanzleipräsident, späterhin Reichsmarschall und starb 29. Juli 1818. Seine Sprache in Prosa wie in Poesie ist wohlklingend und angenehm, seine Phantasie reich, doch vom Geschmack der Zeit beeinflußt. Als die vorzüglichsten seiner Produktionen sind die durch schöne Naturschilderungen ausgezeichneten Gedichte: »Skördarne« (»Die Schnitter«) und »Dagens stunder« (»Tagesstunden«) sowie die leicht hingeworfenen »Sagor, epigrammer och skaldebref« zu nennen. Er übersetzte auch Miltons »Verlornes Paradies« und einen Theil von Tasso's »Befreitem Jerusalem«. Seine »Arbeten« erschienen gesammelt Stockholm 1805—1815, 4 Bde. (3. Aufl. 1836—1842, 3 Bde.).

Oxford (Oxfordshire), eine der Binnengrafschaften Englands, von Northampton, Buckingham, Berks, Gloucester und Warwick umschlossen, 1902 QKilom. (34,5 QM.) groß mit (1871) 177,975 Einw. Das Land bildet eine wellenförmige Ebene; längs der Nordwestgrenze zieht sich eine Hügelkette (Broom Hill, 255 Meter); im SO. liegen die Chiltern Hills (Nettlebed Hill, 250 Meter hoch). Der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima im allgemeinen feucht und kühl. Die Grafschaft wird bewässert von der Themse, welche bei der Stadt O. aus der Vereinigung der Isis und des Cherwell entsteht, sowie von einigen kleinen Nebenflüssen derselben. Hauptprodukte sind: Getreide (besonders Gerste), Garten- und Hülsenfrüchte, Gemüse, Hopfen, Flachs; Wild, die gewöhnlichen Hausthiere, Fische; Eisenerze, Pfeifenthon; auch gibt es zahlreiche Mineralquellen. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, Viehzucht (besonders Schaf- und Rindviehzucht mit reichem Buttergewinn). Von der Oberfläche sind 59 Proc. unter dem Pflug, 29 Proc. bestehen aus Weideland. Der Viehstand betrug 1876: 16,967 Ackerpferde, 51,724 Rinder, 328,057 Schafe und 34,870 Schweine. Auch Bergbau auf Eisenerz (Ausbeute 1873: 49,963 Tonnen) wird betrieben. Die Industrie ist im Vergleich mit anderen Grafschaften Englands nicht von großer Bedeutung und beschränkt sich vorzugsweise auf Fabrikation von grobem Wollzeug, Stahlwaaren, Spitzen und Leder. Der Oxfordkanal durchzieht die Grafschaft von N. nach S. und mündet bei der Stadt O. in die Themse. Außerdem wird die Grafschaft von einigen anderen Kanälen durchschnitten sowie von vier Eisenbahnlinien, welche sich bei der Stadt O. vereinigen und dieselbe mit dem großen Eisenbahnnetz des mittlern England verbinden.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, in anmuthiger hügeliger Gegend am Zusammenfluß der Isis und des Cherwell, woraus hier die Themse entsteht, eine der schönsten Städte Englands und die einzige Stadt außer London, welche einen Lord-Mayor hat, ist der Sitz eines Bischofs und reich an öffentlichen Gebäuden, worunter 15 anglikan. Kirchen und mehrere Bethäuser der Katholiken, Baptisten und anderer Dissenters, namentlich aber die zahlreichen, monumental großartigen Gebäulichkeiten, die zur Universität gehören. Die Oxforder Universität ist die größte und älteste Hochschule Englands und gehört nebst der etwas später gegründeten in Cambridge zu den ältesten in ganz Europa. Schon unter Alfred d. Gr. war die Stadt der Sitz einer blühenden gelehrten Schule, und als Universitas literaria im eigentlichen Sinn erscheint sie bereits im 12. und 13. Jahrh., wo sie sich eines sehr zahlreichen Besuchs erfreute und bald mit Cambridge zusammen als »die beiden Geistesaugen Englands« bezeichnet wurde. Doch fällt die Gründung des ältesten Kollegiums, University College, erst ins Jahr 1249, worauf dann meist im 13.—16. Jahrh., zum Theil aber erst in neuerer und neuester Zeit die Stiftung und meist sehr reiche Dotirung der übrigen Kollegien erfolgte. Weitaus das bedeutendste ist Christ Church College, das, nachdem Kardinal Wolsey den ersten Grund dazu gelegt hatte, von Heinrich VIII. 1546 mit glänzender Freigebigkeit ausgestattet wurde, indem er stiftungsmäßige Mittel für einen Vorsteher (dean), 8 Kanoniker, 101 Fellows, 8 Kapläne, einen Organisten, 8 Clerks, einen Schulmeister und einen Gehülfen anwies. Außer diesen beherbergt gegenwärtig der prächtige, im reichen gothischen sogen. Tudorstil des 16. Jahrh. aufgeführte und später mehrfach erweiterte Bau in der Regel noch etwa 200 Studenten und mit Dienerschaft im ganzen über 400 Personen. Auch die übrigen Kollegien gehören meist zu den interessan-

testen Denkmälern der englischen Baukunst und verleihen den beiden Hauptstraßen, High- und Broadstreet, einen eigenthümlichen Reiz. Im Innern herrscht alterthümliche Pracht, besonders in den reich mit Porträts berühmter Zöglinge aus allen Jahrhunderten geschmückten Speisesälen. Ausgedehnte Gärten mit schattigen Alleen und Spielplätzen für Cricket erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthalts; auf den beiden Flüssen schießt eine enorme Menge von Kähnen ab und zu, gerudert von der Universitätsjugend, die, mit den Abzeichen der Ruderklubs (Vereinigungen, welche die Stelle der deutschen Studentenkorps vertreten) versehen, hier ihre Vorübungen machen für die große Wettfahrt, die alljährlich auf der Themse in London mit den Studenten von Cambridge stattfindet. Jedes Kollegium bildet sozusagen eine Universität für sich und ist mit einem vollständigen Lehrkörper, einer Bibliothek und anderem wissenschaftlichen Zubehör ausgestattet. Jeder Student muß einem Kollegium angehören, in das er nach Bestehen einer Aufnahmeprüfung, meist im 16.—18. Jahr, eintritt; neuerdings wird von diesem Examen dispensirt, wer durch eins der von O. aus regelmäßig inspicirten Gymnasien gegangen ist. Der Unterricht im Kolleg wird von Fellows ertheilt, die als solche Tutors (Privatlehrer) heißen und die jungen Leute in Philologie, Mathematik ꝛc. unterrichten, für die Prüfungen vorbereiten und mit Rath unterstützen. Die Form des Unterrichts ist vorwiegend seminarartig; doch gibt es auch Kathedervorträge, namentlich neuerdings die Intercollegiate lectures, die von Angehörigen einer größern Anzahl (bis zu fünf oder sechs) Kollegien besucht werden. Dem Stoff nach herrscht Lektüre der griechischen und römischen Klassiker vor; doch wird auch Mathematik, Geschichte (besonders alte), Theologie, Philosophie, Nationalökonomie und etwas Naturwissenschaften und Jurisprudenz docirt und examinirt. Besonders fleißige Studenten empfangen Preise und Scholarships (Stipendiatenstellen). Der Aufenthalt in O. während der sieben Studienmonate, die in drei Terms zerfallen, ist kostspielig, und theils deshalb, theils der orthodoxen Richtung der Universität wegen, die noch nicht lange den Testeid (d. h. den Schwur auf die 39 Artikel der anglikanischen Kirche) beim Eintritt in ein Kolleg abgeschafft hat und noch jetzt den Dissenters manche Beschränkungen in den Weg legt, ist die Frequenz gering und beträgt, obwohl gegen früher gestiegen, kaum mehr als 2000 Studenten, von denen ein verhältnismäßig hoher Procentsatz der Aristokratie angehört. Nach drei- bis vierjährigem Studium erfolgt die Ablegung der Schlußprüfung vor einer von der Universität ernannten Kommission, und durch Bestehen derselben erlangt man die Würde eines B. A. (Baccalaureus artium), dann nach drei weiteren Jahren den Grad eines M. A. (Magister artium) ohne neues Examen; auch die Erlangung der weiteren Grade eines Baccalaureus und Doktors der Theologie (B. D. und D. D.), desgleichen der Jurisprudenz und der Medicin ist wesentlich nur an den Ablauf einer weitern Anzahl von Jahren und die Erfüllung gewisser Förmlichkeiten geknüpft. Etwa die Hälfte der Studenten begnügt sich mit dem »gewöhnlichen Grade«; die anderen unterwerfen sich einem schwierigern Examen, um mit Auszeichnung (with honours) promovirt zu werden. Neben der Schlußprüfung existiren eine Reihe meistens erst neuerdings eingeführter vorbereitenden Examina. Die beste Vorbereitung für die Laufbahn des Geistlichen, des Schulmanns, des Richters und Staatsmanns, ist das Universitätsstudium zugleich die unerläßliche Vorbedingung zur Wahl als Mitglied (fellow) eines der Kollegien. Die Fellowships, deren es in O. etwa 400 mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 300 Pfd. Sterl. gibt, sind für besonders tüchtige junge Leute bestimmt, um ihnen in den Jahren nach Vollendung ihrer Studien bis zu erlangter Selbständigkeit eine Unterstützung zu gewähren, laufen daher in der Regel nach einer bestimmten Zeit, meistens bei der Verheirathung, ab. Da die Wahl dazu durch die Mitglieder der Kollegien erfolgt und keine Verpflichtung mit dem Gehalte der Fellows verknüpft ist, so wirft man dieser Einrichtung Beförderung des Nepotismus und der Faullenzerei vor, und es besteht eine starke Partei an und außer den Universitäten, welche sie zu reformiren sucht, auch schon manche Erfolge erzielt hat. Das Schlagwort derselben ist »Endowment of research« (»Belohnung der wissenschaftlichen Forschung«), während die Konservativen darauf dringen, daß die Universität eine Unterrichtsanstalt, keine Akademie sei. Nach dem Muster der deutschen Universitäten suchen die Reformer ihr Ziel hauptsächlich durch Vermehrung der Professuren zu erreichen, deren es bis jetzt nur einige 30 gibt. Rektor der Universität ist der jährlich vom Kanzler ernannte Vicekanzler; die Stelle des Kanzlers selbst, eines auf Lebenszeit gewählten hohen Würdenträgers aus den Reihen der Aristokratie, ist nur ein Ehrenamt ohne Geschäfte. Die wichtigsten der Universität gehörigen Gebäulichkeiten, lauter Prachtbauten, sind: die Schools, für die üblichen Disputationen, Examina und Promotionen dienend; das Theatre, für feierliche Akte bestimmt; die schöne gothische Marienkirche; die berühmte Bodleiana (Bodley'sche Bibliothek), im 12. Jahrh. angelegt und besonders an kostbaren Manuskripten reich; der daran stoßende Kuppelbau der aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Radcliff'schen Bibliothek, meist naturwissenschaftliche Werke enthaltend; das Ashmolesche Museum mit vorwiegend naturhistorischen Sammlungen, die Sternwarte und der botanische Garten. — Die Stadt O., die, abgesehen von einiger Fabrikthätigkeit, wesentlich von der Universität lebt, hat (1871) 31,404 Einw. und sendet zwei Abgeordnete in das Unterhaus. O. soll um 1000 v. Chr. von dem britischen König Membric gegründet und Caer-Membric genannt worden sein. Der jetzige Name soll dadurch veranlaßt worden sein, daß die Angelsachsen sie Rydychen nannten, was so viel wie »Ochsenfurt« bedeutet. König Stephan belagerte die Stadt 1142, und König Heinrich II. ernannte 1155 Anton von Vare zum ersten Grafen von O. Das Bisthum zu O. wurde 1541 gegründet. Vgl. Huber, Geschichte der englischen Universitäten (Kass. 1839—1840); Arnold, O. and Cambridge, their colleges etc. (Lond. 1873); »Essays on the endowment of research« (das. 1875); Parker, O., a handbook for visitors (1876); Wiese, Deutsche Briefe über englische Erziehung (Berl. 1877).

Oxford, Robert Harley, Graf von, brit. Staatsmann, aus einem alten Geschlecht in Shropshire stammend, ward 5. Dec. 1661 zu London geboren. Sein Vater, Sir Edward Harley, bekannte sich zum Presbyterianismus; der junge Harley kehrte jedoch zur bischöflichen Kirche zurück. Wie jener, führte er dem Prinzen von Oranien 1688 eine auf eigene Kosten ausgerüstete Reiterschar zu und trat 1690 als Parlamentsmitglied in das Unterhaus, wo er zu den Führern der Tories gehörte und 1701 und 1702 zum Sprecher des Hauses gewählt ward. Nach Wilhelms III.

Tod und unter dem Einfluß der großartigen Erfolge der Whigs unter Marlboroughs Führung näherte er sich allmählich mit anderen gemäßigten Tories dem letztern und trat 1705 sogar als Staatssekretär in die Regierung ein, indem er zugleich Sprecher des Hauses der Gemeinen blieb. In dieser doppelten Stellung, die er bis zur Auflösung des Parlaments beibehielt, erwarb er sich das Verdienst, die Union zwischen England und Schottland durchgeführt zu haben. Als jedoch die Whigs immer entschiedener die innere Regierung für sich in Besitz zu nehmen suchten, wurde Harley, der überdies mit dem Minister Godolphin in Zwiespalt gerathen war, 1708 aus dem Ministerium entlassen und trat in die Opposition zurück. Harley gewann dadurch, daß er 1710 in dem Proceß gegen den Prediger Sacheverel dessen Lehre von der absoluten Staatsgewalt billigte, die Gunst der Königin Anna, verdrängte die Herzogin von Marlborough aus dem Vertrauen derselben und trat, als die Königin einen völligen, durch die ganz torystisch ausgefallenen Parlamentswahlen von 1710 unterstützten Systemwechsel vollzog, wieder in die Regierung ein, deren Führung er selbst mit St. John, dem spätern Lord Bolingbroke, übernahm. Bald darauf wurde er zum Grafen von O. ernannt und veranlaßte 1711 jenen berühmten ersten Peersschub, welcher der bis dahin whigistischen Majorität des Oberhauses ein Ende machte. Auch der auswärtigen Politik gab O. eine neue Wendung, indem er nach dem Tode Kaiser Josephs I. (April 1711) zu Utrecht die Friedensunterhandlungen eröffnete. Marlborough wurde 1712, der Unterschlagung öffentlicher Gelder angeklagt, zurückberufen und durch den Herzog von Ormond ersetzt. Kaum war aber der Abschluß des Utrechter Friedens (1713) erreicht, so vereinigte sich O. mit Bolingbroke, und da er durch seine eifrigen Bemühungen zu Gunsten der Succession des Hauses Hannover auch die Gunst der Königin verscherzte, welche den Thronfolger, so lange sie lebte, aus England fern zu halten suchte, so wurde O. 27. Juli 1714, nachdem es zwischen ihm und Bolingbroke in Gegenwart der Königin zu einer heftigen Scene gekommen war, seines Amts entlassen. Mit Georgs I. Thronbesteigung schien Orfords Glückssonne wieder aufzugehen, aber schon im April 1715 ward er wegen geheimen Einverständnisses mit Frankreich bei den Friedensunterhandlungen des Hochverraths angeklagt und in den Tower geworfen. Im August 1717 freigesprochen, ward er vom König auf seine Güter verwiesen, wo er sich nur der Literatur widmete und bis zu seinem Tode (21. Mai 1724) eine bedeutende Bücher- und Handschriftensammlung zusammenbrachte. Dieselbe wurde von seinem Sohn, dem Grafen Edward von O., eifrig vermehrt und nach dessen Tode 1741 an einen Buchhändler Osborn verkauft. Die Manuskriptensammlung, an 2000 Nummern stark, wurde unter dem Namen **Harleyan Miscellanies** der Bibliothek des Britischen Museums einverleibt. Mit Alfred, sechstem Grafen von O., erlosch 19. Jan. 1853 die Familie.

Orhoft (Orhoofd, holländ.), Flüssigkeitsmaß für Wein und Spirituosen, erhielt seinen Namen von der Ochsenhaut, weil man sich früher zur Aufbewahrung des Weins aus Rindsleder angefertigter Schläuche bediente. In Deutschland begriff das O. 1½ Ohm, 3 Eimer oder 6 Anker; in Frankreich ist O. s. v. w. **Barrique** (s. d.), in England s. v. w. **Hogshead** (s. d.).

Oxonĭa (neulat.), Name der Stadt Oxford.

Ox-tail soup (engl., spr. ŏks-tēl süp), Ochsenschwanzsuppe.

Oxus, Fluß, s. Amu Darja.

Oxychloride, s. Salze.

Oxycoccos, s. Vaccinium.

Oxydation (Oxydirung), s. Sauerstoff.

Oxyde, chemische Verbindungen einfacher oder zusammengesetzter Körper mit Sauerstoff, im engern und jetzt gebräuchlichen Sinne nur die Sauerstoffverbindungen der Elemente. Diese haben verschieden starke Neigung, sich mit Sauerstoff zu vereinigen, unterliegen mehr oder minder leicht der Oxydation, welche stets als eine Verbrennung aufzufassen ist (s. Sauerstoff). Die Oxydationsprodukte sind gasförmig, flüssig oder starr; viele Elemente bilden aber mit Sauerstoff in mehreren Verhältnissen O., und man muß daher mehrere Oxydationsstufen unterscheiden: Suboxydule, Suboxyde (Hyproxyde, Unteroxyde), O., Sesquioxyde, Superoxyde (Hyperoxyde). Diese Verbindungen sind Basenanhydride und bilden dann mit Wasser die Hydroxydule und Hydroxyde, oder sie sind Säurenanhydride und geben mit Wasser Säuren. Die Nomenklatur der O. ist aber noch vielfach schwankend, und namentlich bedient sich die neuere Chemie oft wesentlich anderer Bezeichnungen. So heißt die ältere »Kohlensäure« CO_2 jetzt Kohlensäureanhydrid oder Kohlendioxyd ꝛc. Vgl. Sauerstoff.

Oxydirte Salzsäure, s. v. w. Chlor.

Oxydirt-salzsaurer Kalk, s. v. w. Chlorkalk.

Oxydül, s. Oxyde.

Oxygēn (Oxygenium, Oxygengas), s. v. w. Sauerstoff (s. d.).

Oxygenoide, s. Metalloïde.

Oxylos, ein König der Aetolier, welcher, einäugig auf einem Maulthiere reitend, den Herakliden bei ihrem Zug nach dem Peloponnes begegnete und dem Orakel gemäß, welches den Herakliden rieth, einem Dreiäugigen als Führer zu folgen, von diesen als Anführer gewählt wurde. O. führte sie über die Meerenge von Rhion und besetzte nach der Eroberung des Peloponnes mit den Aetoliern Elis.

Oxȳmel (Sauerhonig), ein Gemisch von 1 Theil verdünnter Essigsäure mit 40 Th. gereinigtem Honig, welches als Arzneimittel benutzt wird. Nimmt man statt des reinen Essigs 1 Th. Colchicumessig oder Meerzwiebelessig und verdampft ihn mit 2 Th. gereinigtem Honig auf 2 Th., so erhält man die entsprechenden Präparate, welche als O. Colchici und O. Scillae officinell sind.

Oxymōron (griech., »scharfsinnig-dumm«), eine Verbindung von Begriffen, die, wenn sie ihrer eigentlichen Bedeutung nach aufgefaßt werden, einander widersprechen, die aber, indem der eine nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung gebraucht wird, einen witzigen, geistreichen Gedanken enthalten. So spricht Horaz von einer **insaniens sapientia**, einer unweisen Weisheit, von einer **stronua inertia**, einem geschäftigen Müßiggang; so sagt Wieland: »Wie sauer lassen wir's uns werden, nichts zu thun«.

Oxysäuren, s. v. w. Sauerstoffsäuren, s. Säuren.

Oxysalze, **Oxysulfurēte**, s. Salze.

Oxytŏnon (griech.), im Griechischen ein Wort mit dem scharfen Ton (Akut) auf der Endsilbe.

Oxyūris, der Mastdarmwurm.

Oyapok, südamerikan. Fluß, der das französische Guayana (Cayenne) von dem brasilischen Guayana (Provinz Pará) trennt, entspringt auf der Sierra de Tumucuraque, fließt nordöstlich und mündet in den Atlantischen Ocean, die gleichnamige Bai bildend, welche südöstlich vom Kap Orange, nordwestlich

vom Silbergebirge begrenzt wird. Er ist 330 Kilom. lang und dient trotz seiner Wasserfälle und Stromschnellen der kleinen Schiffahrt; Tragplätze führen zu den Zuflüssen des Marañon hinüber.

Oybin, Berg in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, bei Zittau in der Oberlausitz, erhebt sich, von drei Seiten ganz frei stehend, auf der vierten durch einen schmalen Rücken mit dem nahen Gebirge verbunden, in glockenartiger oder kolbiger Kegelgestalt 519 Meter ü. M. und gewährt eine sehr schöne Aussicht. Die verschiedenen Felsenterrassen sind durch Treppen zugänglich gemacht. Auf dem Gipfel ward 1384 an der Stelle eines durch Kaiser Karl IV. zerstörten Raubschlosses ein Cölestinerkloster gestiftet, das durch den Hussitenkrieg in Verfall kam und 1577 durch einen Blitzstrahl zerstört wurde. Vgl. Pescheck, Der O. bei Zittau (Zitt. 1804); Derselbe, Geschichte der Cölestiner des Oybins (das. 1840); Moschkau, Der O. (3. Aufl., das. 1873).

Oynhausen, s. v. w. Oeynhausen.

Oyster (engl., spr. auster), Auster.

Ozäna (griech., Stinknase, franz. Punaisie, Ozène), eine krankhafte Affektion der Nasenhöhle, deren hauptsächlichste und zuerst auffallende Erscheinung ein äußerst übler, widerwärtiger, manchmal direkt fauliger Geruch ist, der die aus der Nase ausströmende Luft sowohl für den Patienten selbst, als auch namentlich für die Umstehenden bemerklich macht. Derselbe rührt in vielen Fällen von einer fauligen Zersetzung des zurückgehaltenen Schleimhautsekrets her, besonders bei engen und verbogenen Nasenkanälen und Krankheiten der Nebenhöhlen der Nase. In anderen Fällen ist ein wirklich jauchiger Ausfluß vorhanden, herstammend von wirklichen Nasengeschwüren und am häufigsten durch syphilitische oder skrofulöse Verschwärung der Schleimhaut und der Nasenknochen bedingt. Wenn die Ursachen der Krankheit nicht aufzufinden sind, tappt auch die ärztliche Behandlung im Dunkeln herum. Vor allem kommt es auf die Beseitigung der syphilitischen oder skrofulösen Dyskrasie an, doch darf die örtliche Behandlung darüber nicht vernachlässigt werden. Am dienlichsten sind Ausspritzungen der Nase theils mit lauem Wasser, theils mit zusammenziehenden Flüssigkeiten (Alaunlösung, Bleiwasser). Gegen den übeln Geruch sind Einziehungen von verdünntem Chlorwasser anzurathen. Die zugänglichen Stellen kann man mit Höllenstein betupfen oder auch eine Höllensteinlösung in die Nase einspritzen. Von inneren Mitteln können Quecksilber- und Jodpräparate, Leberthran u. dgl. guten Erfolg haben.

Ozanam (spr. ozanamm), Antoine Frédéric, geistvoller franz. Geschichtschreiber und katholisirender Philosoph, geb. 23. April 1813 zu Mailand, Nachkomme des berühmten Mathematikers Jacques O. (gest. 1717 zu Paris), war erst Advokat zu Lyon, ward 1840 Professor der ausländischen Literatur an der Fakultät der Wissenschaften zu Paris; starb 8. Sept. 1853 zu Marseille. Er ist Mitbegründer des Ordens des heil. Vincenz von Paula. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Dante et la philosophie catholique au XIII. siècle« (Pgr. 1839, 2. Aufl. 1845; deutsch, Münster 1858); »Études germaniques« (Par. 1847—49, 2 Bde.); »Documents inédits pour servir à l'histoire de l'Italie depuis le VIII. siècle jusqu'au XII.« (das. 1850) und »Les poètes franciscains en Italie au XIII. siècle« (das. 1852; deutsch, Münster 1853). Seine »Oeuvres complètes« wurden herausgegeben von Ampère (2. Aufl., Par. 1862—1865, 11 Bde.). Vgl. Karker, F. O. (Paderb. 1867); O'Meara, Life and works of F. O. (Lond. 1876).

Ozark Mountains (spr. ōßärk mauntins), Höhenzug im südwestlichen Theil des nordamerikan. Staats Missouri, die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und Missouri bildend. Eigentliche Berge oder Gipfel kommen darin nicht vor; das allgemeine Niveau beträgt 425—460 Meter.

Ozelot, s. Pantherkatze.

Ozene, bei Ptolemäos Name der Hauptstadt des Reichs Larica in India intra Gangem, das heutige Udschain in Centralindien, war im 1. Jahrh. v. Chr. der Sammelpunkt der indischen Weisen zur Zeit der höchsten Blüte altindischer Gelehrsamkeit.

Ozieri, Kreishauptort in der ital. Provinz Sassari (Sardinien), ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale, ein Seminar, eine Sekundärschule, Getreidebau, Schafzucht, Handel und (1871) 7965 Einw.

Ozokerit (Erd- oder Bergwachs, Bergtalg, Neft-gil), Mineral aus der Klasse der Anthracide, findet sich nur amorph, ist sehr weich, geschmeidig und biegsam, beim Kneten zwischen den Fingern klebrig, spec. Gew. 0,94—0,97, gelb, lauchgrün bis grünbraun und schwarzbraun, kantendurchscheinend, von aromatischem Geruch, schmilzt bei 60—80°, brennt mit stark leuchtender Flamme und besteht im wesentlichen aus Kohlenwasserstoffen. Er findet sich in den Steinkohlengruben von Urpeth bei Newcastle, bei Gaming und Gresten in Oesterreich im Quadersandstein, hauptsächlich in Galizien, in der Moldau und am Kaspisee. In Galizien zieht sich von Borysław bei Drohobycz eine Kette von Lagern am nördlichen Fuß der Karpathen in südöstlicher Richtung durch das siebenbürgische Hügelland bis in das Donautiefland der Moldau (Slanik) und verschwindet erst an der Küste des Schwarzen Meers. Bei Borysław findet sich der O. in geringer Tiefe in tertiärem Gestein in Schichten von 2 Centim. bis 1,25 Meter; er stammt entweder aus der Kohlenformation, oder, wie das Erdöl in Pennsylvanien, aus dem Devon, dessen Vorhandensein unter jenen tertiären Schichten wahrscheinlich gemacht ist. Er wird dort in großer Menge gewonnen (1866 etwa 3000 Ctr., 1873 aber 325,000 Ctr.), zeigt alle Uebergänge von dem festesten Material bis zu flüssigem Erdöl und wird auf Kerzenmaterial und Wachssurrogat (Ceresin) verarbeitet. Man destillirt ihn, preßt das Destillat behufs der Entfernung flüssiger Produkte, behandelt die feste Masse mit Schwefelsäure und trennt sie von letzterer. So erhält man ein weißes Paraffin, welches bei 60° schmilzt und vortreffliche Kerzen liefert. Bei der Destillation wird aber der O. unter Bildung leicht schmelzbarer Produkte zersetzt, und man begnügt sich deshalb auch mit einer Entfärbung ohne Destillation, wodurch man ein bei 83° schmelzendes Material erhält.

Ozöler (Ozolae, die »Stinkenden«), Beiname eines Zweigs des lokrischen Volksstammes (s. Lokris).

Ozon (aktiver, polarisirter Sauerstoff), eine Modifikation des Sauerstoffs, welche sich durch eigenthümlichen phosphorigen Geruch (daher der Name) und durch viel stärkeres Oxydationsvermögen von gewöhnlichem Sauerstoff unterscheidet. Die Atmosphäre enthält nach Jahres- und Tageszeiten, klimatischen und lokalen Verhältnissen schwankende geringe Mengen O.; man kann dasselbe auch künstlich darstellen, doch gelingt es immer nur, Sauerstoff oder Luft mehr oder minder stark zu ozonisiren, niemals den Sauerstoff vollständig in O. umzuwandeln. Das O. läßt sich auch aus einem derartigen Gasgemisch nicht

abscheiden, und reines O. ist daher noch nicht bekannt. Schönbein entdeckte das O. 1840 bei der elektrochemischen Zersetzung des Wassers, bei welcher der frei werdende Sauerstoff durch Ozongehalt einen eigenthümlichen Geruch besitzt. Denselben Geruch bemerkt man auch in der Nähe einer thätigen Elektrisirmaschine (van Marum 1785), und wenn zahlreiche elektrische Funken durch Luft oder Sauerstoff schlagen. Seit dem Alterthum kennt man den »Schwefelgeruch«, welchen ein Blitzstrahl in geschlossenen Räumen zurückläßt, und dieser Geruch ist ohne Zweifel auf O., gebildet durch den mächtigsten elektrischen Funken, zurückzuführen. Elektrische Apparate benutzt man auch zur Darstellung von O. Das durch Einfachheit sich auszeichnende Siemens'sche Instrument besteht z. B. im wesentlichen aus zwei koncentrisch ineinander steckenden Glasröhren mit Stanniolbelegung der innern Röhre an der innern und der äußern Röhre an der äußern Wand. Die innere Röhre ist an einem Ende geschlossen und so in die äußere eingeschmolzen, daß ein Zwischenraum zwischen beiden bleibt, durch welchen man den zu ozonisirenden Sauerstoff leitet. Die äußere Röhre ist an einem Ende zu einem dünnen Ansatzrohr ausgezogen, ein ähnliches ist am andern angelöthet. Bringt man nun die von den Polen eines Ruhmkorff'schen Induktionsapparats ausgehenden Drähte mit dem Stanniolbelag der beiden Rohren in Verbindung, so beginnt der Zwischenraum zu leuchten, und der in ihm befindliche Sauerstoff wird ozonisirt. O. entsteht auch bei vielen chemischen Processen, z. B. wenn Phosphor halb unter Wasser an der Luft sich orydirt, und vielleicht wird bei allen Orydationsprocessen der Sauerstoff zunächst ozonisirt. So sind die Gase im äußern Mantel der Flamme einer Weingeistlampe oder eines Bunsen'schen Brenners stark ozonhaltig, und wenn man ätherische Oele, wie Terpentinöl, Citronenöl, Wachholderöl, in einer nur halb gefüllten Flasche, namentlich am Sonnenlicht, einige Zeit stehen läßt und öfters schüttelt, so werden sie stark ozonhaltig und wirken sehr kräftig orydirend. Hierbei verläuft jedenfalls, wie beim Liegen des Phosphors an der Luft, ein Orydationsproceß; aber auffallenderweise wird mehr Sauerstoff ozonisirt, als sich unmittelbar mit dem Phosphor oder dem Oel verbindet. Manche sauerstoffreiche Verbindungen, wie die Superoxyde des Silbers, Baryums, Wasserstoffs, mangansaures, übermangansaures und überjodsaures Kali, entwickeln mit Schwefelsäure bei nicht erhöhter Temperatur ozonhaltigen Sauerstoff. O. bildet sich aber auch beim Schütteln von Quecksilber mit Luft, bei lebhaftem Verdunsten von Wasser (auf dem Meeresspiegel, an Wasserfällen, Gradirwerken), hierbei wahrscheinlich infolge starker Elektricitätsentwickelung; man entdeckte O. endlich auch im Luftstrom einer Gebläsemaschine und fand den Ozongehalt der Atmosphäre bei starkem Wind erhöht.

Wenn Sauerstoff ozonisirt wird, verringert sich gleichzeitig sein Volumen (höchste erreichte Volumverminderung 10 Proc.); zerstört man dann das O. durch Erhitzen, so wird auch das ursprüngliche Volumen wieder hergestellt. Man hat ermittelt, daß O. gerade 1,5mal so dicht ist als gewöhnliches Sauerstoffgas, und daraus gefolgert, daß das Molekül des Ozons 3 Atome Sauerstoff enthalte, während das Molekül des gewöhnlichen Sauerstoffs zweiatomig ist. O. riecht eigenthümlich durchdringend und so intensiv, daß es selbst in 500,000facher Verdünnung bemerkbar ist; beim Einathmen reizt es die Respirationsorgane ähnlich wie Chlor. 1 Liter Wasser löst bei Abwesenheit von Stickstoff 8 Kubikcentim. O., doch wird dasselbe bei Berührung mit Wasser allmählich in gewöhnlichen Sauerstoff übergeführt. Bei gewöhnlicher Temperatur kann trockenes O. in Glasröhren sehr lange aufbewahrt werden, beim Erwärmen zersetzt es sich allmählich, und bei 237° verwandelt es sich fast augenblicklich in gewöhnlichen Sauerstoff. Ganz ähnlich wie die Wärme wirken Silberoxyd, Mangansuperoxyd und Glaspulver. O. wirkt, wie erwähnt, höchst energisch orydirend auch schon bei gewöhnlicher Temperatur, meist aber nur bei Gegenwart von Wasser; es greift Quecksilber und Silber sehr energisch an, verwandelt Blei, Bleioxyd, Thalliumoxydul, Manganoxydul in Superoxyde, orydirt Arsen zu Arsensäure, Schwefel, Schwefelwasserstoff zu Schwefelsäure, Schwefelmetalle zu Sulfaten, Ammoniak zu salpetriger Säure und Salpetersäure, Alkohol zu Aldehyd und Essigsäure; es macht aus Jodkalium Jod frei, welches durch seine eigene Farbe oder bei Gegenwart von Stärke durch Bildung einer tief dunkelblauen Verbindung erkennbar wird. Mit jodkaliumhaltigem Stärkekleister bestrichenes Papier dient daher zur Nachweisung des Ozons. Rothes Lackmuspapier, mit Jodkaliumlösung befeuchtet, wird durch O. infolge der Bildung von Aetzkali gebläut; frisch bereitete Guajaktinktur wird ebenfalls durch O. gebläut; Papier, mit schwefelsaurem Manganoxydul oder mit Thalliumoxydullösung getränkt, wird unter Bildung von höheren Orydationsstufen gebräunt. O. zerstört organische Farbstoffe, namentlich auch Indigo, ebenso Fäulnisgase und Miasmen, überhaupt sehr viele organische Substanzen, während andere nur bis zu einem gewissen Punkt umgewandelt werden. Nitroglycerin, Schießbaumwolle, Jodstickstoff, Borstickstoff und pikrinsaure Alkalien explodiren in ozonreicher Luft.

Schönbein, welcher 1840 das O. entdeckte, glaubte, daß es zwei Modifikationen des Sauerstoffs gäbe: elektropositives O. und elektronegatives Antozon; bei der Polarisation sollte das Sauerstoffgas in diese beiden Modifikationen zerfallen, welche bei ihrer Vereinigung wieder gewöhnliches Sauerstoffgas gäben. Ueber die Existenz des Antozons ist bis in die neueste Zeit viel gestritten worden; jetzt scheint sicher zu sein, daß das Antozon nicht gleichzeitig mit dem O., sondern erst bei Zerstörung des letztern bei Gegenwart von Wasser gebildet wird und nichts ist als Wasserstoffsuperoxyd. Nach neueren Untersuchungen soll der im Terpentinöl gelöste Sauerstoff kein O., sondern Sauerstoff im Zustand freier Atome sein, und für diesen ist nun der Name Antozon vorgeschlagen worden. Würde sich diese Annahme bestätigen, so hätten wir drei Modifikationen des Sauerstoffs zu unterscheiden:

(OO)	(OO)O	O
gewöhnlicher Sauerstoff	Ozon	Antozon.

Dies neue Antozon wäre aber von dem Schönbein'schen ganz verschieden, da man sich nicht aus seiner Vereinigung mit O. den gewöhnlichen Sauerstoff konstituirt denken kann.

Das O. als Bestandtheil der Atmosphäre nimmt ein hohes Interesse in Anspruch, weil es vermöge seiner chemischen Eigenschaften offenbar eine große Rolle im Haushalte der Natur spielen muß. Der Ozongehalt der Luft ist stets nur äußerst gering; aber man bemerkt auch stets nur den augenblicklich disponibeln Rest des überhaupt sich bildenden Ozons, weil das letztere immer sehr bald Gelegenheit findet, sich mit orydirbaren Körpern zu verbinden. Zuverlässige Methoden zur Bestimmung des Ozongehalts

der Luft sind nicht bekannt, doch gibt die Farbenveränderung der erwähnten ozonometrischen Papiere einigen Anhalt zur Schätzung desselben. Mittels dieser Papiere hat man gefunden, daß Zimmerluft niemals O. enthält. Im Freien ist relativ feuchte Luft ozonreicher als trockene, und parallel dem Steigen und Fallen des Feuchtigkeitsgehalts der Luft im Lauf des Jahrs erreicht der Ozongehalt vom März bis Mai sein Maximum, vom September bis November sein Minimum. Süd- und Südwestwind erhöht mit der Feuchtigkeit den Ozongehalt der Luft, während Ost- und Nordostwind ihn herabdrückt. Bei feuchtwarmer, regnerischer, stürmischer Witterung und bei Gewitter ist die Luft in der Regel sehr ozonreich, bei starkem Nebel aber ganz ozonfrei. Mit der Stärke des Windes wächst der Ozongehalt, aber Blitze zeigen nur einen geringen, oft gar keinen Einfluß. Die Nähe der Meere und großer Seen, Wälder, feuchte Gebirgshöhen wirken günstig auf den Ozongehalt der Luft. Im Wald ist aber nicht die Sauerstoffausathmung des Laubes als Ozonquelle zu betrachten, sondern wahrscheinlich nur die Feuchtigkeit; ebenso bildet feuchter Boden an seiner Oberfläche O., und dadurch erklärt sich die bleichende Wirkung einer Schnee- oder feuchten Rasendecke. Enthält der Boden aber faulende organische Stoffe, so wirken die aus ihm aufsteigenden Gase desozonisirend; daher ist die Luft in dicht bevölkerten Städten ozonfrei, und auch in der Nähe von Dungstätten, Viehställen ꝛc. findet man in der Regel kein O., im Wald aber die größte Ozonmenge in den Wipfeln der Bäume. Die Wirkung des Ozons in der Luft besteht vor allem in der Zerstörung von Fäulnisgasen, die aus zerfallenden Pflanzen- und Thierstoffen aufsteigen, und man hat deshalb auch dem O. der Atmosphäre eine große Bedeutung für das Auftreten epidemischer Krankheiten zugeschrieben. Die Luft enthält im Herbst am wenigsten O.; in dieser Zeit werden auch Darmkatarrhe, Ruhrkrankheiten häufiger, es entstehen Choleraepidemien, Malariakrankheiten, Typhusepidemien ꝛc. Ob nun aber thatsächlich Beziehungen zwischen beiden Erscheinungen bestehen, ist bis jetzt noch völlig ungewiß. Man ist auch noch weiter gegangen und hat die Salubrität der Luft im allgemeinen nach dem Ozongehalt bemessen wollen. Das O. wirkt aber keineswegs direkt günstig auf den Körper. Ozonisirter Sauerstoff, welcher höchstens 10 Proc. O. enthält, tödtet kleine Thiere, welche man darin athmen läßt. Die Respiration wird dabei verlangsamt, der Puls geschwächt und das Blut in allen Körpertheilen in venöses verwandelt. Diese Wirkung ist auf das hohe Volumgewicht des Ozons (24), welches das der Kohlensäure noch übertrifft und darum die Diffusion der Kohlensäure aus dem Blut verzögert, zurückzuführen. Außerdem aber wirkt das O. reizend auf die Schleimhäute, zerstörend auf die Gewebe, und man hat es geradezu eins der energischsten Gifte genannt. Ebenso wie die Infektionskrankheiten mit dem geringen Ozongehalte der Luft im Herbst in Verbindung gebracht sind, hat man auch die Krankheiten der Athmungsorgane, Katarrhe und Lungenentzündungen mit den Schwankungen des Ozongehalts der Luft verglichen und gefunden, daß jene Krankheiten gleichzeitig mit dem Ozongehalt ihr Maximum erreichen und mit dem letztern schnell abnehmen. Nachts ist die Luft ozonreicher als am Tag, und man weiß, wie leicht man sich in der Nachtluft einen Katarrh zuzieht. Nach allem diesem erscheint die Anwendbarkeit des Ozons zu Heilzwecken mindestens unsicher; die Benutzung einer Ozonlösung (Ozonwasser) ist aber, ganz abgesehen von deren zweifelhafter Natur, an sich sehr unrationell, weil ihr Ozongehalt im Magen jedenfalls völlig zerstört wird und sicher auch nicht die geringste Menge O. ins Blut gelangt. Auch bei der Einathmung zerstäubten Ozonwassers wird das O. schon auf dem Weg zu den Respirationsorganen völlig zersetzt. Ueberdies ist nachgewiesen, daß in den Lungen, wahrscheinlich durch den Blutfarbstoff, der eingeathmete Sauerstoff ozonisirt wird, so daß also der Körper jedenfalls viel mehr O. selbst erzeugt, als man ihm zuführen kann. Dieser Thatsache gegenüber scheint auch der höhere Ozongehalt der Luft im Wald oder im Gebirge für die Salubrität derselben mindestens von geringem Werth und nur insofern wichtig zu sein, als er unzweideutig die Reinheit der Luft darthut, während die Abwesenheit von O. dem Verdacht Raum gibt, daß die Luft der Gesundheit schädliche Stoffe enthalte. Man hat auch versucht, das O. technisch zu benutzen; doch fehlt bis jetzt eine hinreichend wohlfeile Ozonquelle. Rasenbleiche und Desinfektion mittels ätherischer Oele beruhen allerdings auf Ozonwirkung, ebenso das Bleichen von Elfenbein mit Terpentinöl am Licht und an der Luft; die Darstellung von ozonreicher Luft und deren Benutzung zur Darstellung von Essigsäure und zur Reinigung von Alkohol scheint aber mindestens aus dem Versuchsstadium noch nicht herausgetreten zu sein. Vgl. Dachauer, O. (Münch. 1864); Meißner, Untersuchungen über den elektrischen Sauerstoff (Götting. 1869); Hammerschmied, Das O. und seine Wichtigkeit im Haushalt der Natur und des menschlichen Körpers (Wien 1873); Fox, Ozone and antozone, their history and nature (Lond. 1873); Andrews, über O., in »Nature« 1874 und Poggendorffs »Annalen«, Bd. 152.

Ozorków, Stadt, s. Osorkow.

P.

P (pe), **p**, lat. **P, p**, in der griech. und lat. Sprache sowie auch in den neueren abendländischen Sprachen der 16. Buchstabe im Alphabet, heißt im Griechischen Pi (*Π*, *π*), im Hebräischen Pe (»Mund«), wahrscheinlich von der ursprünglichen, wenn auch in den bekannten phönikischen Alphabeten nicht mehr erkennbaren Gestalt des Schriftzeichens, welches den rohen Umriß eines Mundes zeigte. Das p wird eben vorzugsweise mit den Lippen hervorgebracht, indem dieselben bis zum völligen Verschluß zusammengebracht werden und durch plötzliches Oeffnen das Athemgeräusch daraus entsendet wird. In den ger-

manischen Sprachen findet sich p ursprünglich nicht als Anlaut; finden sich im Gothischen mit p beginnende Worte, so sind sie, wie alle die hochdeutschen, in denen f, pf oder ph durch Lautverschiebung aus dem ursprünglichen p entstand, Fremdwörter, welche aus dem Lateinischen sowie aus dem Slawischen und Keltischen in das Deutsche übergegangen sind (z. B. Pflanze vom lat. planta, Pfalz vom lat. palatium, Pforte vom lat. porta, Pferd aus dem mittellat. paraveredus ꝛc.). Erst im Althochdeutschen tritt es auch im Anlaut echt germanischer Wörter als theilweiser Vertreter eines ursprünglichen b auf; doch herrscht hier sowie im Mittelhochdeutschen und theilweise noch jetzt auch in denselben Wörtern ein starkes Schwanken zwischen p und b, daher z. B. der Eigenname Bauer auch in der Form Pauer (Paur), Betz und Pezold (von bez, »Bär«) auch in den Formen Petz, Pezold (Petzold, Pätzold) ꝛc. auftreten. In den oberdeutschen Mundarten wird jetzt p meist wie b gesprochen. Ph kommt im Neuhochdeutschen nur noch in Fremdwörtern vor, welche aus dem Griechischen stammen, doch wollen es manche auch hier durch F ersetzt wissen (z. B. Fantasie); im Althochdeutschen ist es bloß eine andere Schreibweise für f; pf aber ist ein verschärfter F-Laut und entspricht öfters dem niederdeutschen pp. Im Lateinischen ist p fast immer ursprünglich und bleibt auch in den romanischen Sprachen meist unverändert im Anlaut, während es inlautend häufig zu b, im Französischen auch zu v, auslautend im Französischen auch zu f geworden ist. Was die Assimilation betrifft, so liebt p, wie alle Labialen, die verwandten Vokale u und o in seiner Nähe, so daß diese in solcher Stellung häufig aus anderen entstanden sind; ferner assimilirt es sich oft anderen Konsonanten, oder diese assimiliren sich ihm; ja, es bildet oft den Vermittler der Assimilation verwandter Konsonanten (z. B. im deutschen mundartlichen »eppes« statt etwas), auch vermittelt es gern den Uebergang des m zu t und s (z. B. lat. sumptus, hiemps, franz. dompter). Mit a findet sich der Laut p in vielen interjektionellen Ausdrücken der verschiedensten Sprachen, z. B. deutsch und franz. pah!, engl. pooh!, und aus Interjektionen entstandenen Ausdrücken der Kindersprache für Vater, wie Papa, das in vielen Sprachen diese Bedeutung hat. Die lateinische Form des P ist aus der griechischen *Γ*, für welche später *Π* eingeführt wurde, entstanden und findet sich auch auf älteren römischen Münzen in dieser ältern Gestalt. Als Zeichen bedeutet P in der Logik entweder Prädikat oder Untersatz. Als Zahlzeichen war bei den Hebräern P (pho) = 80; im Griechischen ist *Π* = 16, seit der alexandrinischen Zeit *π′* = 80, ‚*π* = 80,000. Bei den Römern war P = 400 und $\overline{\text{P}}$ = 400,000. Auf älteren französischen Münzen bedeutet P die Münzstätte Dijon. Als römischer Vorname ist P. die Abkürzung von Publius, in Citaten pagina; bei Neueren bedeutet es Papst, Professor, Paar, Père, Pars, por, pro, par, pour; bei den Juristen Pandekten und auf Urkunden publicatum, in den Maßsystemen der Franzosen Pied oder Pouce, auf Wechseln protestirt; in der Chemie Phosphor und in der Musik piano, auch poco; auf Recepten pugillus.

Paalſtab (Palſtab), eine in der Bronzezeit (s. d.) von den Bewohnern eines großen Theils Europa's benutzte, mittels Bronzeguß hergestellte Art, welche mit einer Vorrichtung zur Schäftung, d. h. mit einer flachen Schaftbahn und mit seitlichen Lappen (Schaftlappen), versehen ist. Das Instrument, dem insbesondere die skandinavischen Alterthumsforscher den Namen P. gaben, wurde vermittels dieser Lappen durch Einklemmen an einem gespaltenen Stiel befestigt und konnte sowohl als Streitart wie als Beil, doch auch als Stemmeisen oder Meißel benutzt werden. S. Tafel »Bronzezeit I«.

Paalzow, Henriette von, geborne Wach, Romanschriftstellerin, geb. 1788 zu Berlin, verheirathete sich mit dem Major P., dem sie nach Westfalen und an den Rhein folgte, lebte später, nachdem ihre Ehe getrennt worden, bei ihrem Bruder, dem Maler Wach zu Berlin, wo sie 30. Okt. 1847 starb. Sie begründete ihren Ruf durch den Roman: »Godwie Castle« (Bresl. 1838, 3 Bde; 5. Aufl. 1849), dem »St. Roche« (das. 1839, 3 Bde.; 3. Aufl. 1843), »Thomas Thyrnau« (das. 1843, 3 Bde.; 3. Aufl. 1845), »Jakob van der Nees« (das. 1847, 3 Bde.) folgten. Mit einer gewissen Breite und optimistischen Auffassung der Lebensverhältnisse verband die Verfasserin viel Feinheit der Beobachtung und klaren, sorgfältigen Stil, so daß der bedeutende Erfolg ihrer Romane nicht unberechtigt war. Sie erschienen gesammelt in neuer Ausgabe Stuttgart 1874—75, 12 Bde. Vgl. »Ein Schriftstellerleben«, ihre Briefe an ihren Verleger Joseph Max enthaltend (Bresl. 1855).

Paar, zwei rechte Nebenflüsse der Donau in Bayern: die Große P. fließt in nordöstlicher Richtung durch den westlichen Theil des Regierungsbezirks Oberbayern und mündet unterhalb Ingolstadt, nicht weit von Manching; die Kleine P. mündet Steppberg gegenüber oberhalb Neuburg.

Paar, altes, aus Italien stammendes, in Steiermark und Böhmen begütertes gräfliches Geschlecht, dessen Haupt seit 1769 die Fürstenwürde hat. Die Familie besaß seit 1624 das General-Erblandpostmeisteramt in den österreichischen Erbstaaten, und auch nachdem dasselbe unter Kaiser Karl VI. abgelöst war, behielt sie die Direktion des Postwesens. Jetziger Chef des Geschlechts ist Fürst Karl P., geb. 6. Jan. 1806, Obersthof- und General-Erblandpostmeister zu Wien. Von seinen Brüdern ist Graf Alfred von P., geb. 30. Dec. 1806, österreichischer Feldmarschallleutnant und Graf Ludwig von P., geb. 26. März 1817, nachdem er österreichischer Geschäftsträger am Hof zu Turin, dann seit 1857 Gesandter in Parma, Modena und Stockholm gewesen, seit 1874 Botschafter beim päpstlichen Stuhl in Rom.

Paarzeher (Paridigitaten, Artiodactyla *Ow.*), Ordnung der Säugethiere, Hufthiere mit paarigen Zehen, von denen die beiden äußeren meist kleine Afterzehen darstellen, die zwei mittleren von gleicher Größe den Boden berühren, meist mit vollständigem Gebiß, oft ohne Eckzähne und Schneidezähne des Oberkiefers, stets mit schmelzfaltigen Backenzähnen. Die Ordnung umfaßt plumpe, gedrungene, niedrige, aber auch leicht gebaute, hochbeinige Formen, die ersteren mit dicker, nackter Haut und strassem Borstenkleid, die anderen mit dichtem, eng anliegendem Haarpelz. Der Gang erfolgt stets vornehmlich mittels der dritten und vierten Zehe, die stets an Größe vor den beiden äußeren hervorragen und mit ihren Hufen den Boden berühren. Die zweite und fünfte Zehe können jedoch auch beim Auftreten an der Unterstützung des Körpers theilnehmen, rücken aber meist als rudimentäre Zehen nach hinten und berühren als Afterzehen den Boden nicht. Man ordnet die hierher gehörigen Thiere in zwei Reihen, in die Pachydermen (Dickhäuter) und in die Wiederkäuer (Zweihufer, Ruminantia, Bisulca). Erstere haben vollstän-

digere Bezahnung und ſtets Eckzähne, bisweilen ſogar vollkommen geſchloſſene Zahnreihen, ſtets aber eine einfachere Magenform. Bei den Wiederkäuern findet man nur im Embryonalzuſtand Vollſtändigkeit des Gebiſſes, die oberen Schneidezähne und auch die Eckzähne kommen meiſt nicht mehr zur Ausbildung. An den Backenzähnen beſitzt die quadratiſche Krone vier Haupthöcker, welche durch tiefe, nicht mit Cement gefüllte, aber zuweilen mit Nebenhöckern verſehene Thäler geſchieden ſind. Der Magen zeigt ſtets komplicirte Formen. Die Pachydermen theilt man in drei Familien: Obesa, mit der einzigen Gattung Nilpferd; Suina, die Schweineartigen, und Anoplotheridae; die Wiederkäuer zerfallen in Hornthiere (Cavicornia: Rinder, Schafe, Antilopen); Hirſche (Cervina); Abſchüſſige (Devexa: Giraffe); Moſchusthiere (Moschidae); Zwergmoſchusthiere (Tragulidae) und Schwielenfüßer (Tylopoda: Kamel, Lama). Die geographiſche Vertretung der lebenden P. weiſt auf ein Zurückgehen der Pachydermen hin. Mit Ausnahme der Gattung Schwein (Sus), welche, vielleicht zum Theil infolge der Zähmung, in alle Klimate verſetzt iſt, ſind alle anderen P. den Tropen eigen; doch haben die Alte und die Neue Welt beſondere Formen. Hippopotamus (Nilpferd) und Phacochoerus (Warzenſchwein) ſind afrikaniſch, Dicotyles (Biſamſchwein) amerikaniſch; die Gattung Sus und die verwandten, Porcula, Porcus, ſind altkontinental. Auch unter den Wiederkäuern, von welchen einige nördliche Formen beider Kontinente vielleicht ſpecifiſch identiſch ſind, haben Amerika und der Alte Kontinent beſondere Formen. Camelopardalis (Giraffe) und Camelus (Kamel) ſind altkontinental, Auchenia (Lama) ſüdamerikaniſch. Bovina (Rinder) fehlen im ſüdlichen, Ovina (Schafe) wohl (urſprünglich) in ganz Amerika, während Cervina (Hirſche) in allen Welttheilen, mit Ausnahme von Afrika (und Auſtralien, welches überhaupt keine P. beſitzt), vorkommen. Geologiſch kommen nicht wiederkäuende Formen ſchon in alttertiären Schichten vor; an die hier auftretenden Gattungen Anoplotherium, Anthracotherium u. a. ſchließen ſich in mitteltertiären Formationen Thiere, welche einerſeits direkt in Suina (Schweineartige) übergehen, anderſeits mit Wiederkäuern ſchon viel näher übereinſtimmen, wie ſchon Anoplotherium ſelbſt, bis dann im Diluvium die meiſten Arten theils zu den Pachydermen ſind, theils den Wiederkäuern entſprechen.

Pabianize (poln. Pabianice), Fabrikſtadt im ruſſiſch-poln. Gouvernement Pietrkow, Kreis Lask, am Ner, ſüdlich von Lodz, hat regen Handel, Fabrikation, beſonders in Baumwolle, einen großen Jahrmarkt und (1870) 6399 Einw.

Pabſt, Heinrich Wilhelm, Landwirt, geb. 26. Sept. 1798 zu Maar in Oberheſſen, erlernte die Landwirtſchaft auf den Gütern des Freiherrn v. Riedeſel, ward 1823 Lehrer und Buchhalter bei dem landwirtſchaftlichen Inſtitut zu Hohenheim, folgte 1831 dem Ruf als Oekonomierath und beſtändiger Sekretär der landwirtſchaftlichen Vereine im Großherzogthum Heſſen. Hier ſtiftete er eine landwirtſchaftliche Lehranſtalt zu Darmſtadt und pachtete für dieſelbe das Gut Kranichſtein. 1839 ward er Direktor der landwirtſchaftlichen Akademie zu Eldena, 1843 als Geheimer Finanzrath in das königliche Hausminiſterium nach Berlin berufen und zum Mitglied des königlichen Landesökonomiekollegiums ernannt. 1845 übernahm er die Direktion der landwirtſchaftlichen Akademie zu Hohenheim, und 1856 folgte er einem Ruf als öſterreichiſcher Miniſterialrath für Landeskultur und Direktor der Reichslehranſtalt zu Ungariſch-Altenburg. 1861 wurde er als Vorſtand des Departements für Landeskultur in das Miniſterium für Handel und Volkswirtſchaft berufen. Doch trat er bereits 1867 wieder zurück und ſtarb 10. Juli 1868 zu Hütteldorf bei Wien. Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: »Lehrbuch der Landwirtſchaft« (Darmſt. 1832—34, 2 Bde.; 6. Aufl., Wien 1866); »Landwirtſchaftliche Taxationslehre« (daſ. 1853, 2. Aufl. 1863); »Anleitung zur Rindviehzucht« (Stuttg. 1829; neu bearb. 1851, 3. Aufl. 1859).

Pabŭlatores (lat., »Futterſucher«), im 3. Jahrh. diejenigen Anachoreten, die, völlig nackt oder nur mit einem kleinen Schurz verſehen, wie die Thiere in den Wäldern umherſtrichen und größtentheils von Kräutern und Wurzeln lebten.

Pacaraima, Sierra, ſüdamerikan. Gebirgskette, auf der Grenze von Venezuela und der braſiliſchen Provinz Amazonas, hängt weſtlich mit der Sierra Parima und nordöſtlich mit der Sierra Nincotta zuſammen. Nördlich davon, in Venezuela, wohnt der Indianerſtamm der Purigoto.

Pacca, Bartolommeo, röm. Kardinal, geb. 25. Dec. 1756 zu Benevent, ward 1785 Erzbiſchof in partibus und Nuntius zu Köln, 1794 Nuntius in Liſſabon und 1801 Kardinal, worauf er nach Rom zurückkehrte. In den Streitigkeiten des Papſtes mit Frankreich bewies er ſich als treuen Anhänger von jenem und ward daher von ihm 1808 als Probator zu ſeinem Miniſter ernannt. Da er die Bannbulle gegen Napoleon I. 1809 in Rom verbreitet hatte, ward er 6. Juli von den Franzoſen mit dem Papſt gefangen aus Rom weggeführt, in Grenoble von demſelben getrennt und 2½ Jahre auf der Feſtung San Carlo bei Feneſtrelles in Haft gehalten. Infolge des Konkordats von Fontainebleau 1813 wieder frei, überredete er den Papſt, dasſelbe zu brechen, und wurde deshalb vom Kaiſer im Januar 1814 nach Uzès verbannt. Nach Napoleons I. Sturz in ſeine Würden wieder eingeſetzt, ward er Mitglied der Kongregation für die Miſſionsangelegenheiten China's, der Kongregation zur Aufſtellung eines Syſtems für den Univerſitätsunterricht und der Kommiſſion zur Unterſuchung der Finanzen des Kirchenſtaats ſowie 1830 Biſchof von Oſtia und Velletri. 1824 legte er ſein Amt als Camerlengo nieder; ſtarb 19. April 1844 zu Rom. Literariſch hat er ſich bekannt gemacht durch ſeine »Memorie istoriche del ministerio di due viaggi in Francia e della cattività nel castro di San Carlo« (Rom 1830, 3 Bde.; neue Ausg., Orvieto 1843), »Notizie sul Portogallo« (Rom 1835), »Relazione del viaggio di papa Pio VII etc.« (daſ. 1833), welche Werke (Augsb. 1831—36, 6 Bde.) auch deutſch erſchienen.

Paccanariſten (Ordensgeſellſchaft des heiligen Herzens, Congrégation du sacré cœur), kathol. Orden, nach Paccanari, der zu Spoleto 1799 eine ähnliche Kongregation geſtiftet hatte, benannt, aber ſchon 1794 von den Exjeſuiten Charles de Broglie, Abbé de Tournely und Abbé Pey bei Löwen zur Wiederherſtellung des Jeſuitenordens begründet. Die Geſellſchaft wurde mit Unterſtützung des Abtes Beck und des Kanonikus Pinder zu Lautershofen auch nach Deutſchland verbreitet, durch die Franzoſen von Augsburg nach Paſſau und dann nach Neudorf bei Wien (1796) vertrieben, unter dem Schutz des Kardinals Migazzi und der Erzherzogin Marianne nach Hagenbrunn verpflanzt und 1798 in Prag mit einer neuen Anſtalt verſehen. Zu der-

selben Zeit verwandte sich Kardinal Russo für sie bei Pius VI., welcher sie mit der von Paccanari gestifteten Kongregation 18. April 1799 verschmolz und neben ihr auch eine Gesellschaft von Damen des heiligen Herzens gründete. Die P. stifteten Ordenskolonien in Italien, Holland, Frankreich und England und wurden 1800 in Rom aufgenommen. Als aber 1801 die alten Jesuiten in Rußland wieder erstanden waren, gingen viele P. zu den Jesuiten über, und nach Wiederherstellung dieses Ordens 1814 traten sie sämmtlich in diesen zurück.

Pacchioni'sche Granulationen (spr. pakjóni-, Pacchioni'sche Drüsen), kleine warzige, zotten- oder kolbenförmige Auswüchse auf der Außenseite der Spinnwebenhaut des Gehirns, welche vom spätern Kindesalter an fast in allen Leichen gefunden werden, gewöhnlich aber keine größere Fläche bedecken und meist nicht über hirsekorn- oder hanfkorngroß werden, so daß man kaum etwas Krankhaftes in ihnen erblicken kann. Werden sie aber größer (bis erbsengroß) und zahlreicher, so kann ihre Entwickelung mit lang andauerndem Kopfschmerz verbunden sein, welcher daher rühren mag, daß die Pacchioni'schen Granulationen durch Druck die harte Hirnhaut und die Schädelknochen an der betreffenden Stelle zum Schwund bringen, ja selbst ganz durchbohren. Die Pacchioni'schen Granulationen bestehen nur aus Bindegewebe und höchstens spärlichen Gefäßen und sind demnach nur als das Produkt einer chronischen Entzündung der Spinnwebenhaut zu betrachten.

Pace (engl., spr. pēß), Schritt (als Längenmaß = 5 Fuß engl.); in der Reitkunst s. v. w. Gangart des Pferdes.

Pacem (lat., franz. Paix), in Frankreich eine silberne oder vergoldete Münze mit dem Bilde des Heilands oder auch eines Heiligen, die gewöhnlich unten an den Rosenkranz gehängt wird; dann der Backenstreich, den der firmelnde Bischof ertheilt.

Pacentro (spr. -tschéntro), Flecken in der ital. Provinz Aquila, Kreis Solmona, mit Weberei, Fabrikation von Kupferschmiedewaaren, Seidenzucht und (1871) 4032 Einw.

Pacetti (spr. -tschetti), Camillo, ital. Bildhauer, geboren um 1760 zu Rom, kam auf Canova's Empfehlung als Professor an die Akademie zu Mailand, wo er 1826 starb. P. trug zur Wiedergeburt der Bildhauerei in Mailand viel bei und lieferte mehrere vortreffliche Werke, wie die kolossale Minerva in der Gallerie der Brera, die Bilder des Frieses und die zwei Viktorien am Arco della pace, eine überlebensgroße Statue des schlafenden Apollo (von Cacciatori nach Pacetti's Modell ausgeführt), Ganymed mit Jupiters Adler, mehrere Porträtbüsten ꝛc. Die Akademie der Brera ließ ihm durch seinen Schwiegersohn Cacciatori ein Monument errichten.

Pachämie (griech.), s. v. w. Pachyämie.

Pache (spr. pasch), Jean Nicolas, franz. Politiker, geb. 1746 zu Paris, wurde Erzieher im Haus des Marschalls von Castries, lebte später mit seiner Familie in der Schweiz, von wo er beim Ausbruch der Revolution zurückkehrte, arbeitete sodann als Volontär im Ministerium des Innern unter Roland und ward als Girondist 18. Okt. 1792 zum Kriegsminister ernannt, aber, seiner Partei als Mitglied des Bergs verdächtig geworden, schon 2. Febr. 1793 wieder entlassen. P. ward nun Abgeordneter der Hauptstadt und im Mai mit Hülfe der Bergpartei Maire von Paris. Jetzt trat er als offener Gegner der Girondisten auf und führte auch 2. Juni deren Sturz herbei. Nach Robespierre's Fall ward auch P., nachdem er kurz zuvor sein Amt verloren, 9. Dec. 1794 als Theilnehmer der Schreckensherrschaft angeklagt; doch kam das Verurtheilungsdekret nicht zur Ausführung. Gegen die Beschuldigung der Theilnahme an anarchischen Bestrebungen vertheidigte er sich im April und Mai 1797 in zwei Denkschriften und zog sich dann nach Thin le Moutiers bei Charleville zurück, wo er 18. Nov. 1823 starb.

Pacheco (spr. -tscho), Donna Maria, s. Pabilla 2).

Pachino (spr. -kino), Hafenort in der ital. Provinz Syrakus (Sicilien), Kreis Noto, unweit des Kap Passero, mit Kastell, großer Kirche, bedeutendem Viehmarkt, Thunfischerei, Wein- und Olivenbau und (1871) 6452 Einw.

Pachometer (griech.), Werkzeug zum Messen der Dicke der Spiegelgläser ꝛc.

Pachomius, St., Stifter des eigentlichen Klosterlebens. Er gilt als Schüler des heil. Antonius und gründete 340 auf der Nilinsel Tabenna eine Hütte, die er bald zum geräumigen Kloster erweiterte, um Anachoreten zu einem gemeinsamen asketischen Leben zu vereinigen. Auch ein Frauenkloster stiftete er für seine Schwester und die um dieselbe versammelten Frauen. Er starb 348 und übergab seinem Nachfolger über 7000 Cönobiten. Vgl. Weingarten in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte« 1876.

Pacht (Pachtung, Pachtvertrag, Pachtkontrakt, Miet- und Pachtvertrag, lat. Locatio conductio), im allgemeinen derjenige Vertrag, vermöge dessen der eine Kontrahent (Verpächter, Vermieter, lat. Locator) dem andern (Pächter, Mieter, lat. Conductor) den Gebrauch eines Gegenstands (Pacht- und Mietobjekt) gegen das Versprechen einer Gegenleistung (Pachtzins, Pachtgeld, Pachtschilling, Mietzins, Mietgeld, lat. Merces, Locarium) überläßt. Nach deutschem Sprachgebrauch wird aber zwischen P. und Miete (s. d.) im engern Sinn so unterschieden, daß man mit P. vorzugsweise die Ueberlassung einer fruchttragenden Sache, also z. B. eines Feldgrundstücks, zum Zweck der Fruchtziehung bezeichnet. Handelt es sich dagegen bloß um den Gebrauch einer Sache, also z. B. eines Gebäudes oder von Theilen eines solchen, so wird der Ausdruck Miete gebraucht. Es können jedoch keineswegs bloß Sachen, die aber unverbrauchbar sein müssen, sondern auch Kräfte Gegenstand des Mietvertrags sein, sei es unmittelbar, wenn es sich um zu leistende Dienste handelt (Dienstmiete, Locatio conductio operarum), wie z. B. bei der Dienstbotenmiete (s. Gesinde), oder mittelbar, wenn eine gewisse Leistung der Gegenstand des Vertrags ist, wie z. B. die Verfertigung oder der Transport einer Sache. Im einzelnen finden aber auf P. und Miete ebendieselben Rechtsgrundsätze Anwendung, nur daß bei fruchttragenden Sachen der Pachtschilling auch in einem bestimmten Quantum oder in einem Quotetheil der eingeernteten Früchte (sogen. Theilpacht, lat. Colonia partiaria) bestehen kann. Der Pachtvertrag nähert sich alsdann dem Gesellschaftsvertrag; ja, nach österreichischem Recht geht er geradezu in einen solchen über. Die Gültigkeit eines Pachtvertrags ist aber regelmäßig nicht an die Beobachtung einer besondern Form geknüpft; doch kommen hier partikularrechtliche Abweichungen vor, wie z. B. die Bestimmung des preußischen Landrechts, wonach bei Verpachtung eines Guts gegen einen Pachtzins von mindestens 600 Mark gerichtliche oder notarielle Form

erfordert wird. Die wesentlichen Verbindlichkeiten des Verpächters und des Vermieters, deren Erfüllung von dem Pächter und dem Mieter nöthigenfalls klagend gefordert werden kann, sind aber folgende: Er muß dem Pächter das Pachtobjekt rechtzeitig übergeben und dafür einstehen, daß diesem der Genuß desselben die bedungene Zeit hindurch ermöglicht werde. Er haftet dabei für jegliches Verschulden seinerseits und muß auch sogar für den Untergang und für die Verschlechterung des Pacht- oder Mietobjekts einstehen. Trifft ihn nämlich in letzterer Beziehung eine Schuld, so muß er dem Mieter vollständigen Schadenersatz leisten, während er bei zufälligem Untergang des Pachtobjekts wenigstens auf das Pachtgeld ganz oder theilweise verzichten muß. Ebenso muß der Verpächter dem Pächter den Schaden ersetzen, welcher den letztern durch etwaige Mangelhaftigkeit der Sache bei deren Gebrauch trifft, wofern ihm dabei der Vorwurf einer Unredlichkeit, z. B. eines gestissentlichen Verhehlens, oder einer Nachlässigkeit zur Last gelegt werden kann. Da der Vermieter dem Mieter den Gebrauch der vermieteten Sache prästiren muß, so hat er auch, wofern im Pachtvertrag nichts anderweites ausbedungen, die nöthigen Reparaturen zu tragen, es müßte denn dabei ein Verschulden des Mieters selbst vorliegen. Außerdem ist es auch dem Mieter gestattet, das Mietobjekt weiter zu vermieten oder zu verpachten (Aftermiete, Afterpacht, Sublocatio). Hierdurch wird jedoch an dem Verhältnis zwischen dem ursprünglichen Vermieter und dem Mieter nichts geändert, der Aftermieter tritt zu dem erstern in keinerlei Vertragsverhältnis und steht vielmehr nur zu seinem Aftervermieter in einem solchen. Eine Eigenthümlichkeit des Pachtvertrags im engern Sinn ist es aber, daß dem Pächter auch heute noch bei unverschuldeten Unglücksfällen ein Nachlaß an dem Pachtgeld (remissio mercedis) gewährt wird. Dies Recht, welches ihm aus Billigkeitsrücksichten eingeräumt und dessen Umfang nöthigenfalls nach billigem richterlichen Ermessen zu bestimmen ist, kann freilich nur dann geltend gemacht werden, wenn der Unglücksfall nicht abgewendet werden oder gegen den Schaden nicht Versicherung genommen werden konnte. Je nach Partikularrecht gibt es heute noch gesetzliche Vorschriften darüber; meistens aber läßt man specielle Bestimmungen in den Verträgen weg und verlangt weder, noch gewährt man Remissionen. Endlich ist noch zu bemerken, daß die Grund- und Gebäudesteuern und die etwaigen sonstigen Abgaben von dem Verpächter zu tragen sind. Was dagegen die Verbindlichkeiten des Mieters und des Pächters anbelangt, deren Erfüllung von dem Gegentheil im Weg der Klage erzwungen werden kann, so hat derselbe namentlich das Miet- und Pachtgeld rechtzeitig zu entrichten. Die Zahlungstermine richten sich aber nach den darüber getroffenen Verabredungen oder nach dem bestehenden Lokalgewohnheitsrecht. Fehlt es an solchen Bestimmungen, so gilt die Regel, daß das Pacht- und Mietgeld nicht voraus zu bezahlen ist. Bei größeren Pachtungen wird jedoch nicht selten die Vorausbezahlung des Pachtzinses (Pachtvorschuß, Pachtpränumeration) ausbedungen, oder der Pächter muß eine Pachtkaution, meist durch Deponirung von Werthpapieren, für die rechtzeitige Entrichtung des Pachtschillings leisten. Außerdem steht aber auch dem Vermieter gemeinrechtlich an dem Mobiliar (invecta et illata) des Mieters und dem Verpächter eines Landgrundstücks an den eingeernteten Früchten des Pächters ein gesetzliches Pfandrecht in Ansehung des von letzterem zu entrichtenden Pachtzinses zu. Außerdem haftet der Mieter für jedes Verschulden, welches ihm zur Last fällt, also namentlich auch für die dadurch der Sache zugefügten Beschädigungen, während er für die bloße Werthverminderung, welche durch die naturgemäße Abnutzung des Pachtobjekts verursacht wird, nicht aufzukommen braucht. Wesentlich ist ferner die Verpflichtung des Mieters zur Zurückgabe der gemieteten Sache nach Beendigung des Mietverhältnisses. Dieses letztere endigt aber namentlich durch den Ablauf der entweder beim Vertragsabschluß bestimmt festgesetzten, oder auf Kündigung gestellten Miet- oder Pachtzeit; doch kann dasselbe auch nach Eintritt dieses Endtermins durch beiderseitige stillschweigende Uebereinkunft (relocatio tacita) fortgesetzt werden. Ohne vorgängige Kündigung und Kündigungsfrist und vor Ablauf der festgesetzten Mietzeit kann der Verpächter das Vertragsverhältnis aufheben wegen Mißbrauchs der Sache durch den Pächter, wegen einer nothwendigen, den Gebrauch hindernden Reparatur, wegen zweijährigen Rückstandes des Pachtzinses und wegen ganz dringenden eigenen Bedürfnisses. Der Pächter ist hierzu befugt wegen wesentlicher Mängel des Pachtobjekts, die dessen Gebrauch hindern oder doch wesentlich erschweren und beeinträchtigen, und wenn er durch die Säumnis des Verpächters am rechtzeitigen und geeigneten Gebrauch der verpachteten Sache gehindert wird. Verfällt der Pächter in Konkurs, so kann nach der deutschen Konkursordnung sowohl der Verpächter als der Masseverwalter aufkündigen, während, wenn der Gemeinschuldner verpachtet oder vermietet hatte, der Vertrag durch den Verkauf der Sache im Konkursverfahren beendigt wird. Außerdem wird der Pacht- und Mietvertrag noch durch den etwaigen Untergang des Gegenstands beendigt. Wenn man endlich auch noch den freiwilligen Verkauf des Mietobjekts als einen Beendigungsmodus des Mietvertrags bezeichnet (»Kauf bricht Miete«), so ist dies so zu verstehen, daß der Käufer einer vermieteten Sache sich nicht an den Mietvertrag zu kehren braucht, so daß also der Mieter dem Käufer weichen muß, unbeschadet jedoch seiner Ansprüche auf Entschädigung gegenüber dem Vermieter, der durch den Verkauf des Mietobjekts seiner vertragsmäßigen Verpflichtungen keineswegs enthoben wird. Ist der Pachtvertrag zu einem erblichen Nutzungsrecht umgestaltet, so spricht man von Erbpacht (s. d.) im Gegensatze zur Zeitpacht.

Für die Landwirtschaft ist die Normirung richtiger Grundsätze bei Abfassung von Pachtverträgen ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit. Sowohl für ganze Länder wie für Einzelne kann man im allgemeinen sagen, daß die Verpächter um so weniger ängstlich in Bezug auf derartige Kontrakte zu Werke gehen, je mehr sie selbst mit dem Betrieb und mit den Gesetzen des Verkehrslebens vertraut sind, je entwickelter der Landbau ist, und je mehr sie mit Sicherheit darauf rechnen können, daß sie unter unterrichteten, sachkundigen und gebildeten Pächtern die Auswahl haben. Da, wo man allgemein aus Furcht, übervortheilt werden zu können, nur mit Widerstreben oder gar nicht zum Verpachten sich entschließt, was z. B. unter den österreichischen Großgrundbesitzern noch vielfach der Fall ist, kann man sicher annehmen, daß die Landwirtschaft überhaupt nicht die ihr mögliche Höhenstufe der Entwickelung zeigt, folglich also auch die Gutskomplexe selbst nicht das mögliche Maximum des Ertrags geben. Die englische Aristokratie hat sich schon seit Jahrhunderten davon überzeugt,

daß ihr die Selbstbewirtschaftung großer Komplexe keine genügenden Vortheile bringt, aber auch davon, daß die Pächter, wenn sie dauernd und mit Sicherheit hohe Pachtgelder zahlen sollen, ein genügendes Auskommen haben müssen; die Pachtgüter (Farmen) werden deshalb in angemessener Größe eingerichtet, und der Gutsherr, selbst für die Landwirtschaft und deren Leistungen in hohem Grad interessirt, sucht seine Pächter in dem Bemühen, das Höchste zu leisten, nach Kräften zu unterstützen. Die traurige Halbscheidwirtschaft, d. h. die Verpachtung der Güter in kleinen Zwergwirtschaften an arme Bauern oder Arbeiter zum halben Ertrag mit Lieferung von Vieh, Saatgut ꝛc., welche in Spanien, Italien und Südfrankreich beliebt ist, hat im eigentlichen England nie Boden gefunden und nur in Irland sich einigermaßen verbreiten können. Der Gedanke, das System der Antheilswirtschaft durch die Halbscheidpacht verwirklichen zu wollen, muß überhaupt als ein verfehlter betrachtet werden; wohl aber soll der Verpächter davon ausgehen, daß der Pächter gewissermaßen sein Associé ist, welchem also auch ein entsprechender Antheil am Gewinn gebührt. Je mehr Kapital der landwirtschaftliche Betrieb erfordert (vgl. Betriebssystem), um so nothwendiger wird es, sich dieser Ueberzeugung bewußt zu bleiben, um so rascher wird aber auch der Eigenthümer gezwungen, zur Bewirtschaftung großer Komplexe fremde Kapital- und Arbeitskraft mit zu Hülfe zu nehmen. Solche bietet am besten der Pächter. Der Moment, von welchem an es dem Verpächter nicht mehr möglich wird, selbst bei sehr großem Vermögen, das zur Bewirtschaftung erforderliche (Betriebs-) Kapital selbst zu beschaffen, läßt sich selbstverständlich nicht immer leicht finden; gekommen aber ist er sicher, wenn trotz hoher Belastung mit Hypotheken pekuniäre Verlegenheiten sich einstellen oder aus mangelnder Kapitalkraft nothwendige und nützliche Beschaffungen oder Verbesserungen unterlassen werden müssen.

Ueberall da, wo der Grund und Boden noch sehr billig ist und nur wenig Betriebskapital dafür angelegt wird, sind tüchtige und vermögensreiche Pächter kaum zu finden; jeder zu den besseren Klassen sich rechnende Landwirt wird lieber Eigenthümer sein wollen. Da aber, wo viel Kapital auf sehr theures Land verwendet werden muß, zwingt die natürliche Vorliebe für die Bewirtschaftung großer Güter von selbst dazu, zum Pachten sich zu entschließen, und wird es den Verpächtern also nicht an Anerbietungen fehlen, damit aber das Verpachten für sie weniger riskant sein. Wer viele Güter besitzt, kann sich zudem das Risiko noch dadurch wesentlich verringern, daß er eins der Güter selbst bewirtschaftet oder administriren läßt, wodurch er in den Stand gesetzt wird, die Wirtschaftsweise der Pächter, deren Gebote und Gewinne selbst beurtheilen zu können. Selbstverständlich wird jeder Verpächter zunächst ein möglichst hohes Pachtgeld erlangen, jeder Pächter ein möglichst geringes bezahlen wollen. Korrigirend wirken auch hier Angebot und Nachfrage; für beide Theile aber gibt es eine Grenze, über welche hinaus Konzessionen nicht mehr gemacht werden können. Das ist für den Verpächter dann der Fall, wenn das Pachtgeld eine weit unter dem landesüblichen Zinsfuß bleibende Rente von dem in den übergebenen Werthen fundirten Kapital ergibt; für den Pächter aber dann, wenn er sich keinen Gewinn mehr berechnen kann und Arbeitskraft und eigenes Kapital nur mäßig verwerthet. Früher hat man sich vielfach darüber gestritten, wie Pächter und Verpächter sich die ihnen zukommenden Antheile vom Ertrag berechnen sollen; noch heute sind alle diejenigen, welche mit den Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre nicht vertraut genug sind, sich darüber unklar, und leider muß gesagt werden, daß die Mehrzahl der Pächter und Verpächter nicht auf Grund exakter Berechnungen ihre Gebote stellen, sondern sich von allgemeinen Annahmen leiten lassen. Zur Bewirtschaftung eines Guts muß Arbeitskraft und Kapital verwendet werden; das geschieht in der Absicht, Gewinn zu erzielen. Der Ertrag eines Guts zerfällt also stets (nach Abzug der allgemeinen Kosten) in 1) Kapitalzins, 2) Arbeitsrente für den Wirtschafter und 3) Unternehmergewinn. In der Regel stellt der Verpächter nur einen Theil des erforderlichen Kapitals, in sehr seltenen Fällen nur den Grund und Boden, in den meisten Boden und Gebäude, hier und da auch noch einzelne Inventargegenstände und in sehr seltenen Fällen das ganze todte und lebende Inventar, d. h. Vieh, Geräthe und Maschinen, während dann der Pächter nur das baare Geld, so weit noch nöthig, zu beschaffen hat, je unter Umständen auch noch Vorräthe verschiedener Art leihweise erhält. Man spricht in diesen Fällen von eisernem Inventar, weil der Pächter für die ganze Dauer der Pachtung solches leiht und sich nur verpflichtet, am Ende der Pachtzeit ein gleichwerthiges Inventar wieder abzugeben. Der Verpächter kann nun billigerweise 1) nur für solche Kapitalwerthe Zins verlangen, welche er darleiht; 2) von der Vergütung der Arbeitsleistung keinen Antheil beanspruchen; 3) wohl aber eine Art von Versicherungsgebühr von solchen Gegenständen, welche leicht durch die Benutzung seitens eines andern beschädigt, d. h. im Werth verringert, oder selbst verloren gehen können; 4) streng genommen am Unternehmergewinn nicht participiren, weil diesen nur die Geschäftsleitung ermöglicht, nicht aber das geliehene Objekt. Für dieses ist der Zins und die etwaige Versicherungsgebühr das hinreichende Entgelt für den Darleiher. Umgekehrt wird also der Pächter beanspruchen müssen: 1) Zins und Versicherung für das Kapital, welches er selbst noch außer dem geliehenen zum Betrieb verwendet; 2) die volle Arbeitsrente, zu bemessen etwa nach dem Maßstab dessen, was einem völlig selbständig wirtschaftenden Administrator gezahlt werden müßte; 3) den Unternehmergewinn. Auf diesen kann er, sind 1 und 2 ihm gesichert, zum Theil, schlimmstenfalls selbst ganz, verzichten; ferner kann er noch bei für ihn sehr ungünstigen Zeiten mit nur geringer Verzinsung seiner Vermögenswerthe sich begnügen. Der Verpächter kann am ehesten auf Antheil am Gewinn verzichten, dann die Versicherungsprämie riskiren und endlich auch noch mit nur geringem Zinse sich begnügen. Inwieweit nun Verzichtleistungen stattfinden müssen, hängt von Angebot und Nachfrage ab; der Verpächter ist bei ihm ungünstigen Zeiten schließlich oft noch in der Lage, das Gut selbst zu bewirtschaften oder administriren zu lassen; der Pächter kann anderwärts sein Heil versuchen, wenn man zu viel von ihm verlangt. So einfach die Grundsätze für die Bestimmung des Pachtgeldes für beide Theile sind, so fällt es doch vielen in der Praxis oft schwer genug, das für sie Richtige zu finden. In dieser Lage wird jeder sein, welcher nicht richtig zu rechnen versteht, resp. die Kunst, den Ertrag eines Guts möglichst gut berechnen zu können, sich nicht zu eigen gemacht hat. Bis jetzt hat man allgemein angenommen, daß man dazu einer besondern Art von Veranschlagung bedürfe, und solche als Pachtanschlag

vom Kaufanschlag ꝛc. unterschieden. So lange man an dieser Methode festhält, wird man nie die erforderliche Klarheit gewinnen. Ein Gut kann stets nur im ganzen veranschlagt werden; ist das richtig geschehen, dann ist es leicht, sich die Fragen zu beantworten: was kann der Verpächter verlangen? wie viel darf der Pächter zahlen? welches ist der angemessene Kaufpreis? wie hoch kann das Gut beliehen werden? ꝛc. (vgl. Ertragsanschlag). Ein weiterer Irrthum, welchen man bisher bei Pachtungen ganz allgemein noch findet oder finden muß, ist der, daß man zwischen Verpächtern und Pächtern die Grund- und Gebäudesteuern theilen oder doch im Vertrag bestimmen will, welcher Theil diese zahlen soll. Steuern soll die Person und nicht das Objekt tragen; sie sind gar nicht unter die Ausgaben für den Betrieb zu rechnen, sondern als das Aequivalent zu betrachten, welches der Einzelne nach seinem Können (Vermögen) dem Staat für die von diesem gewährten Vortheile zu leisten hat, oder als die Verpflichtung, welche er diesem schuldet. So lange freilich das Einkommen in Form von Grund- und Gebäudesteuer herangezogen wird, liegt die Versuchung zu nahe, die Steuer auf die Mieter zu schlagen, so weit es Gebäude betrifft, und muß in Bezug auf die Grundsteuer, welche jetzt quasi Einkommen- und Kapitalsteuer repräsentirt, eine (freilich sehr schwer vorzunehmende) Theilung zwischen den beiden Kontrahenten stattfinden. Haben beide sich über die Höhe des Pachtgeldes geeinigt, dann hat der Verpächter nur noch das Interesse der guten Instandhaltung der übergebenen Objekte zu wahren. In Bezug auf Gebäude und Inventarien kann es nicht sehr schwer fallen, geeignete Bestimmungen im Vertrag zu treffen; anders aber steht es in Bezug auf die Grundstücke, welche in ihrem Werthbestand erhalten, verringert oder vermehrt werden können. Die Vermehrung liegt an sich in beiderseitigem Interesse: dem einen erhöht sie den Werth des Guts, dem andern gibt sie allein die Möglichkeit, Maximalerträge zu erzielen. Der Pächter wird sich aber nur so lange dazu entschließen, als er hoffen darf, die Auslagen wieder erstattet zu bekommen. Wird ihm also eine solche Entschädigung für den Fall des Rücktritts nicht gesichert, oder kann sie nicht annähernd richtig berechnet werden, so wird er stets gegen Ende der Pachtzeit nur noch an das Nehmen denken und das Geben unterlassen, und der günstigste Fall für den Verpächter wird dann der sein, wenn am Ende der Zustand, wie er zu Anfang war, sich wiederfindet. Für den Pächter liegt, so lange man sich nicht zur Entschädigung für die Verbesserung entschließen kann, die Versuchung zu nahe, mehr zu nehmen, als zu geben; der Verpächter muß sich also dagegen, so gut es gehen mag, zu schützen suchen. Man suchte das bis jetzt dadurch zu ermöglichen, daß man eine bestimmte Bewirtschaftungs- und Bestellungsweise, besonders in Bezug auf die Düngung, vorschrieb und vor allem den Verkauf von solchen Materialien, mit welchen gedüngt werden kann, oder welche die Düngerproduktion bedingen, geradezu verbot. Die heutigen Erfenntnisse über das Leben der Pflanzen und über Natur und Verhalten des Bodens zeigen uns aber, daß trotz der schärfsten Verbote und Vorschriften, bei genauester Beachtung derselben, doch ein Gut erschöpft werden kann und anderseits Verkaufsverbote oft die besten Geschäfte dem Pächter unmöglich machen. Man möchte sich daher gern entschließen, dem Pächter völlig freie Hand zu lassen, anderseits aber auch nicht schwere Verluste riskiren.

Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, über Erschöpfung und Ersatz brauchbare Berechnung zu liefern, und die Ansicht, daß der Pächter einfach verpflichtet werden soll, genau Buch darüber zu führen, damit dann am Ende der Pachtzeit ein etwaiges Plus oder Minus gegenseitig vergütet werden könne, hat sich bis jetzt noch nicht realisiren lassen und nicht einmal Anklang bei den Fachgenossen gefunden. Man muß sich bis jetzt noch mit der Erwägung, daß der Pächter nur dann gute Geschäfte machen kann, wenn er die Felder gut im Stande hält, beruhigen und annehmen, daß das bloße Nehmen in den letzten Jahren nicht allzu viel schaden kann. Lange Pachtzeiten und Vorrechte bei Ablauf derselben anderen Bewerbern gegenüber sowie vorbehaltenes Kündigungsrecht schon innerhalb der Pachtzeit bei sorgloser oder habsüchtiger Bewirtschaftung, das sind die besten Mittel, welche man zur Zeit anwenden kann. Wie im einzelnen die Bestimmungen zu treffen sind, um sich zu sichern und dem Pächter das Wirtschaften nicht zu erschweren, muß aus speciellen Werken über Pachtverträge entnommen werden; vollkommenen Schutz kann auch der umfangreichste Vertrag nicht gewähren, und überall da, wo man vom Grundsatz ausgeht: Leben und leben lassen, wird man mit nur wenigen Paragraphen vollkommen ausreichen und am sichersten gehen. Die Zeit, in welcher Pächter und Verpächter sich als natürliche Feinde betrachteten, ist zum Glück, bei uns wenigstens, vorbei, und nur vereinzelt kann es noch vorkommen, daß einer dem andern absichtlich das Dasein erschwert. Vollkommen mustergültige Werke über Grundsätze bei Abfassung von Pachtverträgen gibt es zur Zeit noch nicht. Am besten thut man daran, die juristische Seite von sachkundiger Hand sich wahren zu lassen, von dem Pächter eine gute, auch für andere verständliche Buchführung zu verlangen und sich vorzubehalten, diese zur Einsicht verlangen zu können, wenn über Instandhaltung oder Verschlechterung des Guts die Ansichten auseinander gehen.

Pachtvertrag, s. Pacht.

Pachuca (spr. -tschúka), Stadt im mexikan. Staat Mexiko, im NO. der Hauptstadt, 2600 Meter ü. M. gelegen, in fruchtbarer Umgebung, hat 12,000 Einw. Der uralte Bergbau, früher mit sehr reicher Ausbeute, ist neuerdings wieder aufgenommen worden.

Pachyämie (griech.), die Eindickung des Bluts, der eingedickte Zustand desselben.

Pachydermăta (griech.), s. v. w. Dickhäuter.

Pachygräphisch (griech.), der Dicke, dem Querdurchschnitt nach darstellend.

Pachymĕres, Georgios, byzantin. Schriftsteller, geb. 1242 zu Nicäa, folgte dem Michael Paläologos nach Konstantinopel und bekleidete hier mehrere hohe Staats- und Kirchenämter; starb nach 1308. Er schrieb die Geschichte des Michael und des Andronikos Paläologos (herausgeg. von Possinus, Rom 1666—1669, 2 Bde., und Imm. Bekker, Bonn 1835, 2 Bde.); »Declamationes« (herausgeg. von Boissonade, Par. 1848); eine bisher nur in lateinischem Text vorhandene »Epitome in Aristotelicam philosophiam« (herausgeg. von Bechius, Bas. 1560) u. a.

Pachytröp (griech.), s. Magnetelektrische Maschinen.

Pacifer (lat.), der Friedenbringer.

Pacific (spr. pässifik), Name mehrerer Orte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, z. B. P. in Missouri, an der Pacificbahn, meist von Deutschen bewohnt, und P. City, im Gebiet Washington, unweit der Mündung des Columbia.

Pacificbahnen, die Eisenbahnlinien Nordamerika's, welche, das Innere des Kontinents durchschneidend, den Verkehr zwischen der West- und Ostküste desselben vermitteln. Die erste und einzige Linie der Art, die bis jetzt vollendet und dem Verkehr übergeben wurde, ist die Union and Central Pacific Railroad. Asa Whitney war der erste, welcher (1846) den Bau von Uebersandbahnen befürwortete, und seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß mehrfache Expeditionen ausgesandt wurden, um die günstigsten Bahnübergänge über die Hochgebirge des Westens ausfindig zu machen. Die Linie von Omaha westlich, welche sich im allgemeinen in der Nähe des 41. Breitengrads hält, wurde infolge dieser Untersuchungen als die günstigste befunden, und inmitten des Bürgerkriegs (1. Juli 1862) erließ der Kongreß das Gesetz zum Bau dieser Verbindungsbahn zwischen den östlichen Staaten und denen an der Küste des Stillen Meers (Pacific Ocean), welche besonders durch die infolge der Goldentdeckungen in Kalifornien und der Silberentdeckungen in Nevada herbeigeführte und rasch um sich greifende Kolonisation der pacifischen Küstenstaaten zum unabweisbaren Bedürfnis geworden war. Der erste Spatenstich geschah 2. Dec. 1863; im Frühjahr 1864 wurden die Arbeiten ernstlich begonnen, und zwar von zwei Gesellschaften zugleich: auf dem östlichen Theil der Strecke von Omaha aus von der Union Pacific Railroad Company, im W. von Sacramento aus von der Central Pacific Railroad Company. Die beiden so sich entgegenarbeitenden Gesellschaften hatten das Uebereinkommen getroffen, daß sich die beiderseitigen Bahnenden in der Nähe des Great Salt Lake treffen sollten, und man ging von der einen und der andern Seite mit einer beispiellosen Energie ans Werk, um so viel wie möglich von den Landschenkungen und Prämien der Regierung für sich zu retten. Die beiden Gesellschaften erhielten als absolutes Geschenk der Regierung 12,800 Acres Ländereien pro Mile Bahnlänge, was für die Länge der ganzen Linie ca. 25 Mill. Acres (über 10 Mill. Hektar) ausmachte. Ferner hatten sie infolge von Kongreßgesetzen nach Vollendung fortlaufender Abtheilungen von 20 Miles (32 Kilom.) ihrer respektiven Bahnen Anspruch auf den Empfang von Regierungsobligationen in folgendem Verhältnis: zwischen dem Missouri und dem Ostabhang der Rocky Mountains (500 Miles) 16,000 Doll. pro Mile, über die Rocky Mountains (150 Miles) 48,000 Doll. pro Mile, vom Westabhang der Rocky Mountains bis zum Fuß der Sierra Nevada (900 Miles) 32,000 Doll. pro Mile, über die Sierra Nevada (150 Miles) 48,000 Doll. pro Mile und westlich davon bis Sacramento (127 Miles) 16,000 Doll. pro Mile. Die Union-Pacificbahn hatte bis an den Fuß der Rocky Mountains verhältnismäßig sehr leichte Arbeit, und das Werk ging mit riesiger Schnelligkeit vorwärts. Täglich wurden 2½ Miles und noch mehr Bahnstrecke vollendet. Dicht hinter den thätigen Arbeiterhaufen fuhren auf den eben gelegten Schienen Züge, die mit allen nöthigen Materialien zum Bahnbau beladen waren; zugleich waren für die Arbeitenden auch Schlaf- und Verpflegungszüge eingerichtet. Das Material zu diesem Bau wurde hauptsächlich von Omaha aus geliefert, wo die Fabriken der Gesellschaft ein Areal von über 3 Hektar bedeckten. Die in der Nähe der Linie liegenden Iron Mountains lieferten das nöthige Eisen, und späterhin wurden auch Kohlen in der Nähe der Bahnlinie entdeckt. Die Route der Bahn geht von Omaha aus 16 Kilom. südlich, dann 56 Kilom. weit nordwestlich bis Fremont, wo sie in das Thal des Platteflusses eintritt, an dessen nördlichem Ufer sie nach W. weiter geht; 468 Kilom. westlich von Omaha überschreitet sie dann den nördlichen Arm dieses Flusses, tritt nach Nebraska über und folgt dem Südplattefluß in die Prairien, auf welchen der Bau der Linie ungemein rasch gefördert werden konnte. Den nördlichen Theil der Wüste von Colorado passirend, gelangte die Route an die Black Hills, welche bei Sherman, 885 Kilom. von Omaha entfernt, in einer Höhe von 2521 Meter von ihr durchbrochen wurden. Selbstverständlich mehrten sich die Schwierigkeiten für den Bau der Bahn in dem Maß, als dieselbe in die Gebirge vordrang. Weiterhin führte die Linie durch die weite sandige Laramie Plain auf die Wasserscheide zwischen den östlich und westlich fließenden Gewässern bei Creston (2142 Meter), dann den Bitter Creek entlang, über den Green River auf die Wasserscheide des Bear River (2385 Meter). Von hier aus war noch ein schwieriges Stück zu bewältigen, nämlich die Strecke bis an und über die Wahsatch Mountains, welche im Thal des Weber River überschient wurde; vom Ausgang dieses Thals an wandte sich die Bahn nördlich zum Nordende des Great Salt Lake, in dessen Nähe sie bei Promontory Point 10. Mai 1869 mit der von W. kommenden Bahnlinie zusammentraf. Dieser Punkt liegt 1645 Kilom. von Omaha und 1507 Meter ü. M., und die Entfernung von dort nach San Francisco beträgt noch 1435 Kilom. Ungleich größere Schwierigkeiten hatte die Central Pacific Railroad Company gleich im Anfang ihrer Thätigkeit (von Sacramento aus) zu überwinden. Das Meisterwerk der Ueberschienung der Sierra Nevada wurde nach den Plänen T. D. Judahs durch chinesische Arbeiter ausgeführt. Auf dem steilen westlichen Abfall dieses Gebirges mußten auf eine Strecke von 192 Kilom. Bahnlinie nicht weniger als 19 Tunnels hergestellt werden, von denen der bedeutendste 509 Meter lang ist. Der Gipfelpunkt dieses Bahnübergangs (Summit) liegt in 2144 Meter Höhe; selbst im Hochsommer läuft hier die Bahn meistens durch hohen Schnee. Durch sechs bedeutende Tunnels führt sie dann nach dem Donner Lake und der Truckee Station (1788 Meter ü. M.) hinab, um in den Silberdistrikt von Washoe einzutreten. Hierauf kreuzt die Route die 60 Kilom. breite Truckeewüste und erreicht zwischen den Trinity Mountains im N. und den West Humboldt Mountains im S. den Humboldt River und somit die alte Auswandererstraße. Dem genannten Fluß folgt die Bahn ca. 370 Kilom. weit in östlicher Richtung und geht dann hinter Elko zwischen den vulkanischen Tafelländern im N. und den parallelen Gebirgsketten von Nevada im S. hindurch. Den Humboldt River verlassend, führt die Route meistentheils durch hohe, spärlich bewachsene Thäler nach den nördlichen Ufern des Great Salt Lake, um mit der Union Pacific Railroad zusammenzutreffen. Die ungeheuren Schwierigkeiten beim Bau in der Sierra Nevada wurden mit eiserner Energie und Ausdauer überwunden; von Sacramento aus bis Summit (168 Kilom.) wurde die Linie bis zum Juli 1867 fertig gebaut. Die Fahrt über die Sierra Nevada bietet, besonders im Vergleich zu der auf den Prairien, viel Interessantes, für nervenschwache Passagiere freilich auch Furchtbares. Trotz der bedeutenden Höhe (Summit z. B. 2144 Meter ü. M.) ist im Sommer selbst in den höchsten, den Schnee- und Eisregionen, die Luft nicht unangenehm kalt; besonders schön ist

der Weg auf dem östlichen Abfall des Gebirges, am Donner Lake vorbei und das Truckeethal hindurch. Das traurigste Stück auf der ganzen Linie in landschaftlicher Beziehung liegt zwischen der Sierra Nevada und den Rocky Mountains; in einer Beziehung ist dieses Gebiet jedoch von großer Bedeutung für die Bahn selbst, indem während des Baues derselben sowohl im Wahsatchgebirge, als an den Quellflüssen des Humboldt River mächtige Kohlenlager entdeckt wurden. Am 10. Mai 1869, 2 Uhr mittags, wurde bei Promontory Point, nördlich von der Great Salt Lake City, die Verbindung der beiden Bahnzweige hergestellt und mit dieser Verbindung eine Telegraphenfeier in der ganzen Union veranstaltet. Der Draht des an der Bahn hinlaufenden Telegraphen war an den letzten Bolzen, welcher die Vereinigung schloß, befestigt, so daß die Hammerschläge auf denselben in jeder Telegraphenstation des Landes gefühlt werden konnten. Von Omaha ging das ganze Arrangement aus; der Direktor des Telegraphenamts in Washington setzte den Draht mit einer Glocke in Verbindung, und als 10. Mai kurz vor 3 Uhr nachmittags die Glocke von den Hammerschlägen im »Far West« erklang, da bedeutete der endlose Jubel des ganzen amerikanischen Volks, welches in einem und demselben Augenblick durch die paar Hammerschläge von dem Ereignis Nachricht erhielt, daß ein Werk von unabsehbarer Bedeutung für den ganzen Kontinent in seinem ersten Abschnitt vollendet war. Sicherlich kann das amerikanische Volk stolz auf dieses Unternehmen zurückschauen, das in einer Ausdehnung von 5315 Kilom. die Küsten des Pacifischen Oceans mit denen des Atlantischen verknüpft. Selbstverständlich ist, daß bei der rapiden Herstellungsweise manche Strecke an gefährlichen Stellen in nicht hinlänglich sicherer Art gebaut wurde, und es wird wohl Jahre dauern, ehe die Bahn, was Solidität und Sicherheit anlangt, auf das Niveau der europäischen Bahnen kommt. Für die Bequemlichkeit der Passagiere ist übrigens nach Kräften gesorgt, indem es bei jedem Zug Schlaf- und Speisewaggons gibt, was bei einer Fahrt von so langer Dauer (6 Tage 15 Stunden von New York nach San Francisco) eine große Annehmlichkeit ist. Gegen die durch den starken Schneefall in den Hochgebirgen verursachten Stockungen des Verkehrs errichtete man lange und feste Ueberbaue. Ueberhaupt ist seit der Vollendung der primitiven Bahn viel geschehen, um den Betrieb in möglichste Unabhängigkeit von den Elementen und anderen Einflüssen zu bringen; gleichwohl ist der Verkehr durch Schneewehen noch in den letzten Jahren mehrmals unterbrochen worden

Sofort nachdem die Bahn der Benutzung des Publikums übergeben worden war, nahm sie der Verkehr derartig in Anspruch, daß schon bald der Fahrpreis von New York nach San Francisco auf 142 Doll. ermäßigt werden konnte (wozu noch 22 Doll. für die Benutzung von Schlaf- und Salonwägen kommen), während Reisende dritter Klasse nur 60 Doll. zahlen. Für den Personenverkehr und die Güterbewegung innerhalb der Vereinigten Staaten ist die Bahn von der größten Bedeutung; die Träume aber von der Bewegung des asiatisch-europäischen Handels über die Pacificbahn sind vorderhand nicht in Erfüllung gegangen, da die Fracht auf diesem Weg zu enorme Kosten verursachen würde. Doch hat diese Route für den Post- und Reisendenverkehr mit Japan, China und Australien der östlichen Route über Indien mit großem Erfolg Konkurrenz gemacht, denn bei einer Reise von London nach Jokohama erspart sie über 1000 Kilom. Weg und ca. 10 Tage Reisezeit. Eine zweite Folge dieses Bahnbaues ist die rasche Besiedelung der westlichen Territorien und die Ausbeutung und Nutzbarmachung ihrer natürlichen Hülfsmittel sowie namentlich der kolossalen Mineralschätze, die bisher nur zum geringsten Theil verwerthet werden konnten. Unter solchen Umständen war es selbstverständlich, daß das eine Geleis den Anforderungen, welche an die Bahn gestellt wurden, bald nicht mehr genügte, und daß man sich genöthigt sah, an die Legung eines zweiten zu gehen. Der Lokalverkehr erheischte im Lauf der Jahre vielfach den Bau von Zweigbahnen, um reich bevölkerte Distrikte oder wichtige Minencentren durch die große Pulsader der Vereinigten Staaten mit dem übrigen Land in unmittelbare Berührung zu bringen. Die Zahl derselben wächst natürlich im Lauf der Zeit immer mehr; eine Anzahl sind bereits in Thätigkeit, andere sind noch im Bau begriffen oder erst projektirt. Erwähnt seien hier nur die Zweigbahnen von Cheyenne nach Denver City, die von der Central Pacific Railroad nach den Washoedistrikten und die von Ogden City nach Great Salt Lake City.

Der ungeheure Erfolg der Union and Central Pacific Railroad gab Veranlassung, daß Projekte verschiedener Art für den Bau von anderen Ueberlandbahnen auftauchten, und daß man, um Konkurrenten den Rang abzulaufen, schleunigst an die Ausführung der Pläne ging. Die wichtigste dieser Linien ist die Nördliche Pacificbahn, welche, bereits 1864 konzessionirt, gleichfalls von der Regierung mit einer ungeheuren Landschenkung von 19 Mill. Hektar bedacht wurde. Diese Bahn soll die junge Stadt Du Luth, am Obern See, mit der Mündung des Columbiaflusses und dem Pugetsund des Stillen Meers verbinden und wird eine Gesammtausdehnung von 2950 Kilom. erhalten. Die Arbeiten wurden im Juli 1870 in Angriff genommen; aber Ende 1876 waren erst 918 Kilom. dem Verkehr übergeben, nämlich die Strecken von Du Luth bis zum Missouri bei Bismarck (750 Kilom.) und die von Tacam am Pugetsund bis Kalama (168 Kilom.) am untern Columbia. Die Bahn wird das Felsengebirge im Deer Lodge (1913 Meter) oder Gadotts Paß (1860 Meter) überschreiten. Als Vortheile dieser Bahn werden bezeichnet, daß sie durch fruchtbarere Gebiete führt als die Union Pacific, daß eine Unterbrechung des Verkehrs durch Schneefall kaum zu fürchten, und daß sie die Seereise nach Japan im Vergleich mit San Francisco um 740 Kilom. verkürzt, während die Landreise von New York aus nur um wenige Kilometer länger ist. Eine dritte Gesellschaft, fast gleichzeitig mit der vorigen gebildet, beabsichtigt Shreveport in Louisiana mit San Francisco in Verbindung zu setzen. Diese Bahn wird Texas und Arizona durchschneiden und den Columbiafluß beim Fort Yuma erreichen, wo sie sich an die Süd-Pacificbahn von Kalifornien anschließen würde. Diese Texas-Pacificbahn hat indeß erst 300 Kilom. (von Shreveport nach Dallas) dem Verkehr übergeben, und die schwierigste Strecke, bis Fort Yuma (1530 Kilom.), scheint noch nicht weit fortgeschritten zu sein. Dagegen ist die Süd-Pacificbahn von Kalifornien, welche von San Francisco über Santa Barbara und Los Angeles nach Fort Yuma führt (1072 Kilom.), bis auf eine kurze Strecke von 160 Kilom. bereits vollendet und wird wohl noch 1877 in ihrer ganzen Ausdehnung dem Verkehr übergeben werden. Zweigbahnen von Los Angeles nach den Hafenstädten Wil-

mington und San Diego sind bereits vollendet. Eine vierte Pacificbahn, die sogen. Atlantic and Pacific Railroad, wurde 1872 in Angriff genommen und soll St. Louis mit San Francisco verbinden. Die vorläufig angenommene Trace hat eine Länge von 5693 Kilom. (bis San Francisco). Die Bahn wird von St. Louis aus in südwestlicher Richtung Missouri durchschneiden, dann westlich nach Albuquerque in Neumexiko führen, bei den »Needles« genannten Felsen den Colorado kreuzen und sich bei Los Angeles an die Süd-Pacificbahn anschließen. Der höchste zu überwindende Paß ist der Tonto (2295 Meter) in Arizona. Erst 551 Kilom. des westlichen Theils dieser Bahn (bis Vinita) sind bis jetzt dem Verkehr übergeben worden. Auch für das britische Gebiet ist eine Pacificbahn projektirt, welche den Obern See und Kanada mit der Vancouverinsel verbinden und das Felsengebirge im Yellow Head-Paß überschreiten wird. Die Länge dieser Bahnlinie wird 3269 Kilom. betragen, wovon 365 Kilom. bereits in Angriff genommen sind. Der Kostenanschlag beträgt 80 Mill. Doll.; doch hat sich die britische Regierung bis jetzt geweigert, die Zinsen dafür zu garantiren. Endlich mag darauf hingewiesen werden, daß man auch in Südamerika den Bau von P. anstrebt, daß aber diese sämmtlichen amerikanischen Unternehmungen in den Schatten gestellt werden würden durch die projektirte Bahn zwischen St. Petersburg und dem Stillen Meer. Vgl. R. v. Schlagintweit, Die Pacificbahn (Köln 1870); Poor, Railroad manual of the United States (jährlich).

Pacific Ocean (engl., spr. päßiffik ohsch'n), s. v. w. Stiller Ocean.

Pacification (lat.), »Friedensstiftung«, insbesondere die Zurückführung eines im Krieg oder Aufruhr begriffenen Landes in den Friedensstand, sei es auf gütlichem Weg oder durch Gewalt. In Frankreich hießen besonders im 16. Jahrh. Edits de pacification die Verfügungen, worin die Könige den Protestanten freie Religionsübung bewilligten.

Pacini'sche Körperchen (spr. patschini-), Endigungen der Nervenfasern, schon von Vater aufgefunden, von Henle und Kölliker aber nach ihrem zweiten Entdecker, Pacini, benannt, sind sehr kleine eiförmige Körperchen, welche als Endapparate an einzelnen Nervenfäden ansitzen. Beim Menschen sind sie in größerer Zahl an den Hautnerven der Handfläche und Fußsohle bis zu den Nagelgliedern hin gefunden worden, sehr viel spärlicher finden sie sich an anderen Stellen. Nach Henle und Kölliker sollen sie den elektrischen Organen einiger Fische entsprechen. Vgl. Kölliker, Gewebelehre (5. Aufl., Leipz. 1867).

Pacisciren (lat.), einen Vertrag (Pakt) schließen, sich vergleichen.

Pack, mehrere zusammengelegte gleichartige Dinge; in England (pack, bag) Gewicht für Wolle à 12 Scores = 240 Pfd. Avoirdupois = 108,862 Kilogr., für Leinen- oder Hanfgarn à 3—6 Bundles à 200 Leas oder 60,000 Yards.

Pack, Otto von, Rath des Herzogs Georg von Sachsen, der wegen verschiedener zweideutigen Handlungen behufs Geldgewinnung in Untersuchung gewesen und entlassen worden war, machte 1528 dem Landgrafen Philipp von Hessen die Anzeige von einem geheimen Bündnis, das König Ferdinand und mehrere katholische Stände, darunter der Herzog Georg, 12. Mai 1527 zu Breslau zur Vernichtung des Protestantismus und der ihm anhangenden Fürsten, namentlich des Kurfürsten von Sachsen und Philipps selbst, geschlossen hätten. Der Landgraf reiste sogleich nach Dresden, und hier zeigte ihm P. 18. Febr. 1528 eine Kopie des Vertrags. Ohne sich erst der Echtheit dieser Urkunde zu vergewissern, eilte Philipp im März nach Weimar zum Kurfürsten und schloß mit diesem zur Aufrechthaltung der evangelischen Lehre 9. März ein Bündnis. Die Verbündeten rüsteten sich sofort zur Abwehr, aber auf Luthers Rath gingen sie die von P. beschuldigten Fürsten erst um Aufklärung über die Pack'sche Anklage an. Diese leugneten die Existenz des Breslauer Bündnisses, suchten mit äußeren und inneren Gründen die Grundlosigkeit des Gerüchts darzuthun und verlangten gerichtliche Untersuchung gegen den falschen Angeber. Hierdurch sah sich der Landgraf genöthigt, P. zu nennen. Derselbe wurde in Kassel einem Verhör (aber ohne Folter) unterworfen, wobei sich einige seiner Angaben als falsch erwiesen; jedoch konnte er nicht zum Widerruf seiner Aussage, daß er die Originalurkunde mit den Siegeln der Fürsten in Händen gehabt, gebracht werden, und Philipp beharrte daher bei seinem Verdacht und erzwang durch Vermittelung von Pfalz und Trier eine Geldentschädigung von Kurmainz und Bamberg für seine Rüstungen, was ihn später sehr gereut hat. P. wurde aus Deutschland verwiesen und nach einem mehrjährigen Abenteurerleben 1537 in den Niederlanden hingerichtet. Die Pack'schen Händel hatten aber eine Gereiztheit und Verbitterung auf beiden Seiten, auch beim Kaiser, hervorgebracht, welche lange nachwirkten.

Packeis, in den Polarmeeren das zu großen Massen zusammengehäufte Treibeis. Vgl. Meer, S. 376.

Packetboot, s. Paketboot.

Packfong (Pakfong, Tutenago), s. v. w. chinesisches Neusilber.

Packhof, s. v. w. Entrepot.

Packlage, s. Straßenbau.

Packmaschine (Packpresse, franz. Presse à empaqueter), Maschine zum Zusammenpressen verschiedener zu verpackenden Gegenstände, wie Heu, Baumwolle, Wolle, Garne (Garnpresse, Bündelpresse, engl. Bundle- oder Bundling press), Gewebe ꝛc. Die Konstruktion dieser Pressen ist, besonders nach der Größe des erforderlichen Drucks, sehr verschieden. Gewöhnlich bestehen sie aus einem Kasten mit starkem Boden, in welchen die Waaren gelegt, mit einer geeigneten Platte bedeckt und durch einen Hebel (Hebelpresse) oder einen Kniehebel (Kniehebelpresse) oder die Kraft einer hinabgehenden Schraubenspindel (Schraubenpresse), häufig auch, bei umgekehrter Lage des Preßkastens, durch den aufsteigenden Druckklotz einer hydraulischen Presse oder durch eine gezahnte Stange, die man, wie bei einer Wagenwinde, mit einem Getriebe verbindet und durch eine Kurbel bewegt, zusammengedrückt werden.

Packwerk, s. Wasserbau.

Pacotille (franz., spr. -tilj, Beilast), die Waaren und Effekten, welche der Kapitän und die Mannschaft eines Handelsschiffs mit sich führen. Treiben sie Handel damit, so nennt man dies Pacotillehandel. Contrat de p. heißt der Vertrag, durch welchen sie diese Waaren vom Eigenthümer übernehmen, um sie für dessen Rechnung zu verkaufen. Gewöhnlich untersagen die Rheder den Pacotillehandel wegen der damit verbundenen Gefahr des Schmuggels. Allgemein heißt P. auch s. v. w. schlechte Waare, Schund.

Pacta (lat.), Verträge; z. B. P. conventa (»abgeschlossene Verträge«), die Uebereinkommen, welche der König von Polen vor seiner Wahl mit den Ständen

abzuschließen genöthigt war; P. dotalia, Ehepakten; P. familiae, Familienhausverträge.

Pactum (lat., Pakt), Vertrag.

Pacuvius, Marcus, röm. Tragiker, geb. 220 v. Chr. zu Brundusium, begab sich mit seinem Oheim Ennius nach Rom, wo er sich als Maler, mehr aber noch als tragischer Dichter großen Ruhm erwarb; starb um 154 zu Tarent. Er bildete theils griechische Tragödien (besonders von Sophokles und Euripides) frei nach (hierher gehören »Teucer«, »Chryses«, »Hermione«, »Niptra«, »Antiope« und »Dulorestes«), theils bearbeitete er vaterländische Stoffe (fabulae praetextae) und ward durch sein Pathos und die kräftige, bilderreiche Sprache Schöpfer des tragischen (d. h. vorwiegend rhetorisch gefärbten) Stils in der römischen Literatur. Die erhaltenen Fragmente hat Ribbeck in »Reliquiae poetarum latinorum tragicorum«, Bd. 1 (Leipz. 1871) gesammelt.

Pacy (spr. paßi), Städtchen im franz. Departement Eure, Arrondissement Evreux, an der Eure, mit 1600 Einw.; hier 5. Okt. 1870 Gefecht des deutschen Generals v. Bredow gegen französische Truppen.

Padang, Hauptstadt der niederländ. Residentschaft Padang-Bovenlande (mit 605,374 Einw.), auf der Westküste der Insel Sumatra, an der Mündung des Flusses P., ist die älteste und wichtigste Niederlassung der Niederländer auf der Insel, Sitz der ersten Civil- und Militärbehörden, ein bedeutender Handelsplatz, besonders für Kaffee (jährliche Ausfuhr 11 Mill. Kilogr.), Kampher, Pfeffer, Benzoë, und zählt 10,000 Einw. Die Niederländisch-Ostindische Kompagnie bemächtigte sich bereits in der Mitte des 17. Jahrh. dieser Stadt, welche seitdem der Stapelplatz für den Handel auf Sumatra wurde.

Paddington, ursprünglich Dorf und Kirchspiel in der engl. Grafschaft Middlesex, jetzt einer der schönsten Stadttheile Londons, im N. des Hyde Park, mit (1871) 96,784 Einw.

Paddy (spr. päddi), Abbreviatur für Patrick (Name des Schutzheiligen Irlands, desbalb dort häufiger Vorname), in England Spitzname der Irländer; in Ostindien Bezeichnung für unenthülsten Reis.

Paderborn, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Minden, ehemalige Hansestadt mit reichsstädtischen Freiheiten, am Ursprung der Pader, eines Nebenflüßchens der Lippe, das unter dem Dom aus vielen starken Quellen entspringt und in fünf Armen durch die Stadt fließt, hat 8 Thore, 2 öffentliche Plätze, eine evangelische und 6 kathol. Kirchen, eine Synagoge, ein Kloster der Barmherzigen Schwestern, ein katholisches Gymnasium, Lehrerinnenseminar, eine Hebammenlehr- und Entbindungsanstalt, ein Hospital, Blindeninstitut, ein katholisches und jüdisches Waisenhaus und einen Verein für die Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Die Stadt ist ferner Sitz eines Kreisamts, eines Appellations-, Kreis- und Schwurgerichts sowie eines katholischen Bischofs, Domkapitels und Generalvikariats. Die ausgezeichnetsten Gebäude sind: der Dom, eins der vorzüglichsten byzantinischen Bauwerke (1163 vollendet), 107 Meter lang, mit schönen Portalen, dem Leichnam des heil. Liborius in einem silbernen und vergoldeten Sarg, früher mit den goldenen Statuetten der zwölf Apostel, welche Herzog Christian von Braunschweig 1622 entführte (vgl. Giefers, Der Dom zu P., Münst. 1860); die Jesuitenkirche und das Rathhaus (1615 erbaut und 1870—76 im ursprünglichen Stil renovirt und im Innern umgebaut). Die aus dem 1592 von dem Bischof Theodor von Fürstenberg gestifteten Jesuitenkollegium 1614 entstandene Universität mit einer theologischen und philosophischen Fakultät wurde 1819 aufgehoben und dafür ein Priesterseminar (Seminarium Theodorianum) mit einem theologischen Konvikt errichtet, welche Anstalten jedoch 1873 aufgehoben wurden. Die Industrie beschränkt sich auf Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Fabrikation von Tabak und Mühlprodukten; außerdem besteht eine Maschinenbauwerkstatt der Westfälischen Staatsbahn, welche hier vorbeiführt. Wichtig sind noch der Frucht-, Vieh- und Wollhandel (Wollmarkt). Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1875) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie und eine Eskadron Husaren) auf 13,728 Seelen (darunter 1677 Evangelische und 384 Juden). Zehn Minuten von der Stadt entfernt liegt das Inselbad, mit einer stickstoffreichen, kochsalzhaltigen Eisenquelle von 18° C., die hauptsächlich zu Inhalationskuren bei Tuberkulose benutzt wird. P. (lat. Paderae fontes, Partis brunna) war zur Zeit Karls d. Gr. ein Dorf. Letzterer hielt hier 777 den ersten Reichstag mit den unterworfenen Sachsen ab. Zu Anfang des 11. Jahrh. erhielt die Stadt Mauern. P. ward dann Hansestadt und erwarb reichsstädtische Freiheiten. Infolge der Annahme der Reformation gerieth es mit den Bischöfen in Zwist und wurde 22. April 1604 von dem Bischof Theodor eingenommen und seiner reichsstädtischen Privilegien beraubt, worauf die katholische Lehre wieder eingeführt wurde. 1622 ward es vom Herzog Christian von Braunschweig überrumpelt und im Lauf des Dreißigjährigen Kriegs von den streitenden Parteien noch mehrmals besetzt. Vgl. Löher, Geschichte des Kampfes um P. (Berl. 1875).

Paderborn, ehemaliges reichsunmittelbares Hochstift im westfälischen Kreis, grenzte gegen O. an Hessen, das Stift Korvei und das Fürstenthum Kalenberg, von welchem es durch die Weser getrennt war, gegen S. an das Herzogthum Westfalen und die Grafschaft Waldeck, gegen W. an die Grafschaften Rietberg und Lippe und das Herzogthum Westfalen und gegen N. an die Grafschaft Lippe. Es war 2423 QKilom. (44 QM.) groß und zählte etwa 100,000 Einw. Das Land war durch die Egge in zwei Hauptdistrikte, den vor- oder unterwaldischen und den oberwaldischen, geschieden. Es war im ganzen sehr fruchtbar, nur im N. bildete die Senne eine große Heide. Das Wappen des Hochstifts war ein goldenes Kreuz im rothen Feld. Als Reichsfürst hatte der Bischof auf dem Reichstag seinen Sitz zwischen den Bischöfen von Hildesheim und Freising, und als Bischof stand er unter dem Erzbischof von Mainz; unter den westfälischen Kreisständen hatte er den ersten Platz. Das Domkapitel bestand aus 24 Prälaten, Kapitular- und Domherren. Die Einkünfte wurden auf 400,000 Thlr geschätzt. Den Aemtern waren adlige Drosten vorgesetzt, und der Vorgesetzte des Oberamts Dringenberg führte den Titel Landdrost. Das Bisthum P. ward, obwohl schon 777 daselbst eine Kirche erbaut wurde, erst 795 von Karl d. Gr. gegründet. Der erste Bischof, Hathumar, ein geborner Sachse (bis 815), gründete viele Kirchen, zu deren Unterhalt Karl d. Gr. schon vorher je einen Hof und zwei Hufen Landes nebst 120 Hörigen angewiesen hatte. Sein Nachfolger Badurad (gest. 852) erbaute eine große Domkirche, von der heute noch die Geroldskapelle an der Nordseite des Doms übrig ist, und gründete mehrere Schulen. Er war es, der 834 als Gesandter Ludwigs des Frommen Lothar zur Unter-

werfung unter seinen Vater überredete und zur Belohnung den Leichnam des heil. Liborius für sein Stift erhielt. Als bei dem Brande des Doms (1000) viele Urkunden vernichtet wurden, ließ sich Bischof Rothar 1001 die Rechte und Besitzungen Paderborns von Otto III. bestätigen, darunter die freie Bischofswahl und die Immunität. Meinwerk (gest. 1036), Hofkaplan Otto's III. und Heinrichs II., vergrößerte die Stadt P., umgab dieselbe mit Mauern, baute binnen sechs Jahren den neuen, zum Theil noch jetzt stehenden Dom (vollendet 1015) und einen bischöflichen Palast und erwarb dem Bisthum nicht weniger als 15 Gaue, d. h. die Grafschaften P., Rinteln, Bückeburg, Detmold, Lemgo, Almerfeld und einen Theil von Waldeck. Er brachte die Domschule zu hohem Glanz und stiftete das Kloster Abdinghof. Den Sitz des Bisthums verlegte er nach dem Flecken Neuhaus in der Nähe der Stadt, woselbst er ein Schloß erbaute. Den größten Theil der Erwerbungen erhielten die Grafen von Westfalen und von der Lippe zu Lehen, nur das Gebiet zwischen der Senne und Diemel blieb im unmittelbaren Besitz Paderborns. Die Vogtei über P. stand bis 1190 den Grafen von Schwalenberg zu, dann erlosch sie. Unter Bernard IV., Grafen von Lippe (gest. 1247), wurde das klösterliche Zusammenleben im Domkapitel aufgehoben und theilten sich die Domherren in die Güter, Archidiakonate und Obedienzen. Unter Simon I. (1247—77) und Otto (1277—1307) kam es wegen eines Streits über die Gerichtsbarkeit zum Aufruhr in der Stadt P.; doch gelang es Otto, die Städter zu unterwerfen; leider war inzwischen Burg Neuhaus niedergebrannt worden. Schon Simon I. hatte die Residenz nach Salzkotten verlegt. Seit dem 13. Jahrh. finden sich in dem Hochstift Spuren regelmäßig abgehaltener Landtage, auf denen das Domkapitel, die Ritterschaft und die Bürgermeister der 23 Städte Sitz und Stimme hatten. Heinrich III. von Spiegel (gest. 1380) war der erste Bischof von P., welcher durch den Papst eingesetzt wurde. Sein Nachfolger Simon II., Graf von Sternberg, gerieth mit dem Adel des Hochstifts in Streit und blieb vor Brobeck bei Brilon 1389. Unter Erich, Herzog von Braunschweig und Bischof von Osnabrück (gest. 1532), fand die lutherische Lehre in P. Eingang. Hermann II., Graf von Wied und Erzbischof von Köln, suchte als Administrator des Hochstifts P. sie wieder zu unterdrücken, erklärte sich aber dann für dieselbe, was seine Abdankung (1547) herbeiführte. Der darauf zum Bischof gewählte Rembert von Kerssenbrock (gest. 1568) wirkte eifrig für die Aufrechterhaltung der katholischen Kirche. Unter Ferdinand I., Herzog von Bayern (gest. 1650), Erzbischof von Köln, wüthete der Dreißigjährige Krieg auch im Bisthum P. Gleich in den ersten Jahren dieses Kriegs zog Herzog Christian von Braunschweig verheerend durch das Paderbornische und nahm die Stadt P. 1622 ein, wurde aber noch in demselben Jahr von Tilly vertrieben. 1631 eroberten die Hessen P. und blieben bis 1634 Herren des Landes, wo die Kaiserlichen unter Gallas sie vertrieben. Erst unter Ferdinand II. von Fürstenberg (gest. 1683) gelangte das Land wieder zu blühendem Wohlstande, dem jedoch der Siebenjährige Krieg durch die Invasion der Franzosen Eintrag that. Wilhelm Anton von der Asseburg (gest. 1782) zog in das entvölkerte Land Kolonisten aus benachbarten Ländern und sorgte für Verbesserung der Rechtspflege. Der letzte Fürstbischof von P. (seit 1789) war Franz Egon, Freiherr von Fürstenberg. Unter ihm wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 das Hochstift säkularisirt und das Land als Erbfürstenthum an Preußen gegeben, das bereits 3. Aug. 1802 davon Besitz ergriffen hatte und nun sofort die landständische Verfassung aufhob. Durch den Tilsiter Frieden von 1807 wurde P. Bestandtheil des Königreichs Westfalen und zum Departement der Fulda gezogen. 1814 fiel es an Preußen zurück und ward dem Regierungsbezirk Minden einverleibt. Am 16. Juli 1821 ward P. als Suffraganbisthum von Köln wieder hergestellt und durch die Bulle »De salute animarum« neu geordnet, doch sollte dieselbe erst nach dem Tode Franz Egons in Kraft treten. Letzterer starb 11. Aug. 1825. Vgl. Bessen, Geschichte des Bisthums P. (Paderb. 1820, 2 Bde.); Giefers, Die Anfänge des Bisthums P. (das. 1860); »Urkunden des Bisthums P.«, herausgeg. von Wilmans (Münst. 1874, Bd. 1).

Padiham (spr. pädidhäm), Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancashire, am Calder, 4 Kilom. von Burnley, hat Baumwollspinnerei und (1871) 6675 Einw.

Padilla (spr. -dilja), 1) Juan de, genannt el Cartujano (»der Kartäuser«), span. Dichter, geb. 1468 zu Sevilla, gestorben nach 1518, Verfasser religiöser Gedichte, unter welchen »Los doce triunfos de los doce apostoles« (Sevilla 1522; neu herausgeg. von M. de Riego, Lond. 1843), eine mißlungene Nachahmung von Dante's »Divina Commedia«, nur wegen seiner guten Versifikation bemerkenswerth ist.

2) Juan, eins der Oberhäupter des Comuneroaufstands gegen Karl V., Sprößling eines edlen toledanischen Geschlechts, geb. 1484, war einer der edlen Schöffen der Stadt Toledo, erhielt 1520 bei dem Ausbruch des Aufstandes der kastilischen Städte, der sogen. Comuneros, von der Santa Junta den Oberbefehl über das Heer derselben, ward aber in der Schlacht bei Villalar (21. April 1521) gefangen und 24. April hingerichtet. Eine vorzügliche Rolle spielte in diesen Kämpfen Padilla's Gemahlin, Donna Maria Pacheco, geborne Gräfin von Tendilla, eine geistvolle, ehrgeizige Frau, welche ihren Gemahl so beherrschte, daß man sie der Zauberei beschuldigte, nach seinem Fall noch bis zum 26. Okt. Toledo vertheidigte und, als die Stadt den Kaiserlichen die Thore öffnete, sich bis zum 10. Febr. 1522 im Alcazar hielt, worauf sie nach Portugal floh, wo sie 1531 starb. Die beiden Briefe, welche P. noch am Tag seines Todes an sie schrieb, gelten als ein Muster erhabener Beredsamkeit (abgedruckt in Robertsons »Geschichte Karls V.«, Buch 3). Sie ist nebst ihrem Gatten Gegenstand vieler Dramen und Gedichte geworden.

3) Pedro de, span. Dichter, geboren zu Linares, war ein Zeitgenosse und Freund des Cervantes und auch als Improvisator bekannt. In seinem höhern Alter entsagte er plötzlich der Welt, trat in den Karmeliterorden und machte sich von da an auch als geistlicher Redner einen Namen. Er starb 1599. Seine Poesien bestehen aus lyrischen, bukolischen, satirischen und geistlichen Gedichten und Romanzen und gehören zum Theil zu den besten ihrer Zeit; besonders werden die Eklogen geschätzt. Er selbst gab seine poetischen Werke unter verschiedenen Titeln heraus, als: »Tesoro de varias poesias« (Madr. 1575 u. 1580); »Eclogas pastoriles, sonetos etc.« (Sev. 1582); »Romancero« (Madr. 1583); »Jardin espiritual« (das. 1585); »Grandeza y excelencias de la Virgen nuestra Señora« (das. 1587).

Padischah (pers., »Wohnort des Königs«, unserem »Hof« entsprechend), Titel der Landesfürsten im

ganzen moslimischen Asien, also nicht unserem »Kaiser« oder »König« entsprechend. Nur in Persien wird der König in der Umgangssprache »Schah«, in der officiellen Schrift aber auch »P.« benannt. Der Titel wird amtlich nur den moslimischen Fürsten ertheilt, während christliche Potentaten die entlehnten Benennungen Kral (König) oder Tschassar (Kaiser) erhalten.

Padoggen (Batocken, Batogen, russ.), früher Prügelstrafe beim russ. Militär und der Marine.

Pädre (ital.), Vater, Pater.

Padstow (spr. -sto), Hafenstadt in der engl. Grafschaft Cornwall, an der Mündung des Camel in den Atlantischen Ocean, mit starker Fischerei, Schiffswerfte und (1871) 1991 Einw. Auch der Küstenhandel ist von einiger Ausdehnung. Der Sand an der Meeresküste enthält 80 Proc. kohlensauren Kalk und wird als Dünger benutzt.

Padŭa (ital. Padŏva), ital. Provinz, zur Landschaft Venetien gehörig, grenzt im N. an die Provinz Treviso, im O. an Venedig, im S. an Rovigo und im W. an Vicenza und Verona, bildet ein ebenes Alluvialland, aus welchem sich nur die Euganeischen Hügel erheben, und enthält eine große Zahl von Wasseradern, theils Flüsse, wie Etsch, Brenta mit Musone, Bacchiglione mit Frassine, theils Bewässerungs- und Schiffahrtskanäle, darunter die Kanäle von Battaglia, Pontelongo und Piovego. Das Gebiet umfaßt 2086 QKilom. (37,9 QM.) mit (1871) 364,430 Einw. Die Hauptbeschäftigung bildet Ackerbau; der Boden ist sehr fruchtbar und wird vollständig, wenn auch noch nicht sehr rationell ausgenutzt. Die wesentlichsten Produkte sind Weizen und Mais. Gering ist der Waldstand; auch der Viehstand ist nicht bedeutend. Unter den Zweigen der gewerblichen Industrie verdienen, von den in der Stadt P. vertretenen Branchen abgesehen, Erwähnung die Fabrikation von landwirtschaftlichen Geräthen, Ziegeln und Kalk, Töpferwaaren, Hanf- und Leinengeweben, Seidengarn, Seilerwaaren, Filzhüten, Papier, Mehl und konservirten Früchten. Die Provinz wird von den Bahnlinien Venedig-P.-Mailand und P.-Bologna durchzogen. — Die gleichnamige Hauptstadt, eine der ältesten Städte Italiens, liegt in schöner, gartenähnlicher Ebene am Bacchiglione und an der oberitalienischen Eisenbahn. Außer dem Bacchiglione wird dieselbe von zahlreichen aus dem genannten Fluß und aus der Brenta abzweigenden Kanälen durchzogen, über welche viele Brücken (darunter vier antike) führen; die Kettenbrücke über den Fluß ist die älteste Italiens (1829). P. ist mit Mauern, Bastionen und einem breiten Graben umgeben, hat sieben Thore, hohe Häuser und enge, schlecht gepflasterte, meist mit Bogengängen versehene Straßen, aber schöne freie Plätze. Der Hauptplatz ist die große ovale Piazza Vittorio Emmanuele (früher Prato della Valle), gegen 89,000 QMeter umfassend, einst die Stätte des antiken Theaters, alljährlich (12. Juni) zu den seit 1275 bestehenden Wettrennen, sonst als Korso benutzt. In der Mitte des Platzes befindet sich eine von einem Wassergraben gebildete Insel mit Anpflanzungen, an deren Ufern 78 Bildsäulen berühmter Männer stehen; die Westseite des Platzes wurde 1863 mit einer Halle im gothischen Stil (Loggia municipale, mit schönen Statuen von Dante und Giotto) geschmückt. Andere öffentliche Plätze sind: Piazza delle Erbe, der eigentliche Centralpunkt und besuchteste Platz Padua's, welcher als Markt für das Volksleben von Bedeutung ist und durch die hier befindlichen Gebäude (darunter Palazzo della Municipalità) ein monumentales Ansehen gewinnt; Piazza dei Frutti; Piazza dell' Unità d'Italia (früher dei Signori), mit dem Palazzo del Capitano und der Loggia del Consiglio; Piazza del Santo, mit der Kirche Sant' Antonio und dem berühmten ehernen Reiterstandbild des venetianischen Condottiere Gattamelata von Donatello. Unter den (47) Kirchen Padua's befinden sich mehrere berühmte Bauwerke. Zu diesen gehören: der Dom (1552 nach Michelangelo's Entwurf ausgeführt), mit unvollendeter Façade; nahe dabei das alte Baptisterium, mit schönen Fresken aus der Schule Giotto's; die Kirche del Carmine, ein einschiffiger Renaissancebau, mit welchem die Scuola del Carmine, Fresken von Tizian und seiner Schule enthaltend, verbunden ist; die Kirche Sant' Agostino degli Eremitani (gewöhnlich Eremitani genannt), ein einschiffiger, neuerdings restaurirter Bau aus dem 13. Jahrh., mit Grabmälern der Signori von P. aus der Familie Carrara, schönen Fresken im Chor und großartigen Wandgemälden von Mantegna und seinen Genossen in der Cappella Jacopo e Cristoforo von 1448, die Legende dieser Heiligen behandelnd; die Kapelle der Annunziata dell' Arena aus dem Jahr 1303, mit trefflich erhaltenen Fresken Giotto's und einem Grabmal des Stifters Scrovegni von Giovanni Pisano. Die hervorragendsten religiösen Bauwerke sind jedoch die Kirche Santa Giustina, eine der großartigsten Renaissancekirchen (1502 gegründet, 1521—32 nach neuem Plan des Andrea Riccio erbaut), mit schönen Chorstühlen und einem Altarblatt von Paolo Veronese, dann die berühmte Kirche Sant' Antonio, gewöhnlich Il Santo genannt, zu Ehren des Paduaner Heiligen 1256—1307 errichtet. Die letztere ist ihrem Grundriß nach eine regelmäßige dreischiffige Basilika mit sieben Kuppeln; sie enthält an der (restaurirten) Façade ein Fresko von Mantegna, im Innern, welches in der Länge 95 Meter, in der Breite 34 Meter und in der Höhe der Kuppeln 37 Meter mißt, ein gefälliges Grabmal des Kardinals Bembo von Sammichele (1547), dann Grabmäler des venetianischen Generals Al. Contarini, des Condottiere Gattamelata, seines Sohns u. a., im linken Kreuzarm die berühmte Cappella del Santo, eine der herrlichsten Kapellen der Renaissance (1500—1533), mit großen Marmorwandreliefs von Sansovino, Antonio und Tullio Lombardo u. a., im Presbyterium reiche Erzarbeiten, bronzene Eingangsthüren und Statuen, am Hochaltar Bronzereliefs von Donatello und den 3½ Meter hohen berühmten Bronzekandelaber von Andrea Riccio (1505—1515). Das rechte Querschiff enthält die schöne Cappella San Felice (1372 errichtet), mit trefflichem Freskenschmuck von Altichiero aus Verona und mehreren Grabmälern. Auf der Piazza del Santo steht auch die Cappella San Giorgio (1377 erbaut), mit 22 Fresken aus der neutestamentlichen Geschichte geschmückt; unmittelbar daneben die Scuola del Santo mit Oratorium, in welchem Tizian und seine Schüler 16 Fresken aus der Legende des heil. Antonius ausführten. Andere öffentliche Gebäude von architektonischer Bedeutung sind: der Palazzo della Municipalità oder della Ragione, ein ursprünglich gothischer Bau aus dem 13. Jahrh., mit gewaltigem Obergeschoß, an welchem eine große Gallerie hinzieht, deren Bögen auf Marmorsäulen ruhen. Hier ist der berühmte Salone, ein weiter viereckiger Saal, welcher 81 ½ Meter in der Länge und je 27 Meter in der Breite und Höhe mißt, anfänglich in drei Säle getheilt, 1420 nach einer Feuersbrunst unter Entfernung der Zwischenwände wieder hergestellt; die Decke bildet ein gothisches

hölzernes, mit Blei eingedecktes Langgewölbe. Der Saal ist mit astronomischen Fresken von Miretto u. a. geschmückt und enthält das von Donatello gefertigte hölzerne Pferd. Ferner: der Palazzo del Capitano (einst Residenz der Carrara), mit altem Uhrthurm, triumphbogenartigem Portal, schöner Loggia und eleganter Treppe; die Loggia del Consiglio (auch Gran Guardia genannt), ein treffliches Werk der Frührenaissance (1493—1526 erbaut); die Universität, ein stattlicher Renaissancebau (1493—1552 ausgeführt), mit elegantem viereckigen Hof; der Palazzo Giustiniani (1524); das neue Theater (außer welchem P. noch vier andere Theater besitzt); das Kaffeehaus Pedrocchi, das berühmteste Kaffeehaus Italiens, von Giuseppe Jappelli erbaut; der Palast Papafava, der bischöfliche Palast, das Gefangenhaus, das Schlachthaus u. a. — P. ist der Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, der Provinzial- und Distriktsbehörden und einer Handels- und Gewerbekammer. Die Zahl der Bewohner beträgt (1871) in der eigentlichen Stadt 44,607, mit Einschluß der Vorstadt Bassanello und des Gemeindebezirks 66,107. Die im Mittelalter hochberühmte Universität, angeblich schon 1222 von Friedrich II., nach anderen erst 1260 gestiftet und 1263 vom Papst Urban IV. bestätigt, umfaßt vier Fakultäten: für Jurisprudenz und Politik, Medicin nebst Chirurgie und Pharmacie, Mathematik und Philosophie, und zählt (1875) 52 Lehrer und 1217 Studirende. Annere der Universität bilden: ein Hebammeninstitut, ein anatomisches, pathologisches und geburtsärztliches Kabinet, ein physiologisches Institut, eine medicinische, chirurgische und okulistische Klinik, ein Veterinärinstitut, ein naturhistorisches und physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, ein botanischer und landwirtschaftlicher Garten, ein berühmtes astronomisches Observatorium, eine Schule für Architektur und geometrisches Zeichnen, ein Antiquitätenkabinet. Außerdem hat P. ein königliches Lyceum und Gymnasium (Davila), ein bischöfliches Gymnasium, ein Seminar mit reicher Bibliothek, eine technische Schule, ein Mädchenkollegium (dello Dimesse), sieben andere weibliche Erziehungsanstalten in verschiedenen Frauenklöstern, zwei Erziehungsinstitute für Knaben, eine Akademie für Wissenschaften und Künste, eine reiche königliche Universitätsbibliothek (mit 115,000 Bänden), eine städtische Bibliothek mit Gemäldesammlung (800 Bilder), Sammlungen von Bronzen, Terrakotten, Elfenbein- und Marmorarbeiten, Medaillen und Münzen, sämmtlich in dem neu hergerichteten Museo civico untergebracht. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt P. ein allgemeines Krankenhaus, ein Gebär-, Findel- und Irrenhaus, eine Centralblindenanstalt, ein Arbeitshaus, Waiseninstitut und drei Kinderbewahranstalten, Versicherungs- und Kreditgesellschaften ꝛc. Die Industrie ist in P. nur durch einige Fabriken und zwar für Teigwaaren, Leder, Darmsaiten, Pianoforte's, Korbflechtwaaren und Matten, für Seidenspinnerei und Färberei vertreten. Auch der Handel hat keine größere Bedeutung; er ist auf den Vertrieb von Bodenprodukten (Getreide, Wein, Oel, Gemüse) und Vieh beschränkt. In der Umgegend gibt es viele, zum Theil prachtvolle Landhäuser, besonders auf der Straße nach Venedig, z. B. Campo Vecado, mit der reichen Kupferstichsammlung des Grafen Manfredini, Villa Altichiero ꝛc. P. ist der Geburtsort des Malers Mantegna (geb. 1431, s. oben dessen Werke) und zahlreicher anderen Künstler und Gelehrten. Auch hatte von der Stadt der französische General Arrighi den Namen »Herzog von P.«

P. läßt die Sage von dem Trojaner Antenor gegründet sein. Zur Zeit der Römer hieß es Patavium, war eine Stadt im Gebiete der Veneter, und sein Gebiet erstreckte sich bis zur Küste. Es konnte 20,000 Mann ins Feld stellen und schlug 302 v. Chr. einen Angriff des spartanischen Königs Kleonymos mit Erfolg zurück. Unter römische Herrschaft kam die Stadt nach der Besiegung der Gallier durch die Römer um 224 v. Chr. Sie wurde Municipium und durch Handel und Gewerbfleiß bald eine der reichsten römischen Städte. Hier wurde 59 v. Chr. der berühmte Geschichtschreiber Livius geboren. 413 n. Chr. litt die Stadt sehr durch die Gothen unter Alarich. 421 legten die Paduaner auf der Lagunneninsel Rialto eine Hafenstadt an. Nachdem P. 452 von Attila zerstört, aber von Narses wieder aufgebaut worden war, zerstörten es 610 die Langobarden, gegen deren König Agilulf es sich empört hatte, abermals. Nur allmählich erholte es sich wieder, genoß aber dann großer Freiheit und wurde durch Konsuln und einen Senat regiert. Karl d. Gr. brachte es 774 unter fränkische Herrschaft, und späterhin war es vom Deutschen Reich abhängig. Nachdem es von Kaiser Otto d. Gr. zur Freien Stadt erhoben worden war, errichtete es eine Municipalverfassung mit zwei Konsuln an der Spitze. Unter Kaiser Friedrich Barbarossa trat es 1164 dem lombardischen Städtebund bei, schloß aber 1177 zu Venedig einen Waffenstillstand mit dem Kaiser, nachdem es 1175 einen Podesta an die Spitze der städtischen Regierung gestellt hatte. Die Podesta's bedrohten bald die Selbständigkeit Padua's, besonders die aus dem Haus Romano, von denen Ezzelino III. 1237—56 eine drückende Tyrannei ausübte. 1256 wurde es von den Guelfen erobert. Infolge der Eifersucht zwischen Volk und Adel übertrug man das Podestat wieder Einer Familie, nämlich dem Haus Carrara. 1311 ergab sich P. dem Kaiser Heinrich VII., und dieser setzte Gerhard von Isola als kaiserlichen Statthalter ein. Die Paduaner fielen jedoch schon 1312 wieder von dem Kaiser ab, weshalb sie in die Reichsacht erklärt wurden, und stellten 1313 wieder Niccolò und Obbizzo von Carrara an die Spitze des Staats, worauf es zu neuen blutigen Kämpfen mit Vicenza kam. 1318 wurde Jakob von Carrara als Capitano generale zum Fürsten von P. erhoben, in welcher Würde sich das Haus Carrara bis 1405 behauptete. Franz I. aus diesem Haus, der sich mit Joh. Galeazzo von Mailand gegen Venedig verbunden hatte, wurde, nachdem Galeazzo sich mit dem Feind gegen ihn vereinigt hatte, von den Mailändern gefangen und starb 1393 im Gefängnis. Auch sein Sohn Franz II. wurde von Venedig geschlagen und auf P. beschränkt. Auch dieses nahmen die Venetianer 1405, ließen Franz II. mit seinen beiden Söhnen 1406 zu Venedig erdrosseln und vereinigten P. mit ihrer Republik, deren Schicksal es von nun an theilte. 1509 wurde die Stadt von Maximilian I. vergebens belagert. Am 28. April 1797 wurde sie von den Franzosen besetzt und im Frieden von Campo Formio 17. Okt. 1797 an Oesterreich abgetreten, aber im Preßburger Frieden vom 26. Dec. 1805 kam sie an das von Napoleon I. gegründete Königreich Italien. Der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 brachte P. an Oesterreich zurück. Am 8. Febr. 1848 fand in P. ein bewaffneter Aufstandsversuch statt, der jedoch von den österreich. Truppen unterdrückt ward, und in dessen Folge die Universität bis 1850 geschlossen wurde. Durch den Wiener Frieden vom 3. Okt. 1866 kam P. mit Venetien an das Königreich Italien. Vgl. Cappelletti, Storia di Padova (Pad. 1875, 2 Bde.).

Paducah, Hauptstadt der Grafschaft Mac Cracken im nordamerikan. Staat Kentucky, an der Mündung des Tennessee in den Ohio, hat lebhafte Industrie in verschiedenen Zweigen, Dampfschiffahrt, Handel (besonders mit Vieh und Tabak) und (1870) 6866 Einw.

Padúla, Stadt in der ital. Provinz Salerno, Kreis Sala Consilina, mit Gipsmühlen und (1871) 8662 Einw.; litt im December 1857 sehr bedeutend durch ein Erdbeben. Südlich von P. liegt die ehemals berühmte Kartause San Lorenzo aus dem 13. Jahrh., jetzt ganz verfallen.

Padus, Fluß, s. Po.

Päan (Päon, der »Heilende«), bei Homer ein Arzt der olympischen Götter, später in der Bedeutung von »Retter, Befreier« Beiname verschiedener Götter, z. B. des Apollon, Helios, Dionysos, sogar des Thanatos (Tod), weil dieser von den Drangsalen des Lebens befreit. Auch heißt P. ein feierlicher vielstimmiger Gesang zu Ehren des Apollon, später auch anderer Götter, dann überhaupt s. v. w. Lob- und Siegesgesang, Danklied, Schlachtgesang ꝛc.

Pädagóg (griech.), bei den Griechen und Römern Begleiter und Aufseher der Knaben, meist ein gelehrter oder wenigstens gebildeter Sklave, der manchmal auch zugleich als Lehrer fungirte; jetzt allgemein s. v. w. Erzieher. S. Erziehung.

Pädagógik (griech.), der Wortbedeutung nach die »Kunst oder Wissenschaft des Pädagogen (s. d.), d. h. der Knabenführung«, »Knabenerziehung«, nach dem gewöhnlichen Sinn des Worts die gesammte Erziehungslehre, d. h. die Theorie der Erziehung und zumal des Unterrichts, als des wichtigsten Mittels der Erziehung (s. d.). Von einer Theorie der Erziehung oder Erziehungswissenschaft kann erst bei höherer Kulturentwickelung in einem Volk die Rede sein. Auf den niederen Stufen der Kultur folgt die Erziehung rein empirisch der überlieferten Sitte; doch weist diese oft einzelne Züge praktischer Weisheit auf, die für die pädagogische Forschung immer beachtenswerth bleiben. In diesem mittelbaren Sinn kommt das Erziehungs- und Unterrichtswesen aller Völker für die P. in Betracht, die sich, wie jede Wissenschaft, auf dem Grunde der Erfahrung aufbauen muß. Wirklich vorhanden ist die P. als Wissenschaft aber erst seit der Blütezeit der griechischen Philosophie. In Griechenland waren durch die dorische und die ionische Stammessitte (jene durch Lykurg, diese durch Solon gesetzlich entwickelt und festgestellt) wie durch die herrliche Begabung des hellenischen Volks für leibliche und geistige Bildung (Gymnastik und Musik), welche in der künstlerischen Thätigkeit zusammenfließen, die empirischen Voraussetzungen der P. in der glücklichsten Weise gegeben. Auf dorischer Grundlage erwuchsen die ersten Ansätze dieser Wissenschaft in den Lebensregeln des Pythagoreischen Bundes, in dem es sich indeß mehr um Einwirkung älterer Männer auf jüngere als um eigentliche Erziehung handelte. Tiefer und nachhaltiger war auch auf diesem Gebiete der Einfluß des Sokrates, dessen gesammte Philosophie ein pädagogisches Gepräge hat, indem sie, an die griechische Sitte der Knabenliebe anknüpfend, das sinnliche Verhältnis des Liebhabers zum Geliebten zur Seelenleitung und zum gemeinsamen Streben nach wahrer Weisheit veredeln sollte.

Als Schöpfer der Ethik ist Sokrates zugleich der wissenschaftliche Begründer der P. geworden. Indem er die Weisheit als die erste Tugend und daher die Tugend für lehrbar erklärt, wird ihm die Erziehung, d. h. die Führung der Jugend zur Weisheit und Selbsterkenntnis, eine sittlich nothwendige Lebensaufgabe. Daneben verdankt ihm die Unterrichtskunst die Methode, welche noch heute unter dem Namen der Sokratischen einen bedeutenden Platz in unserer Didaktik einnimmt. Es ist dies die heuristische, entwickelnde Methode des Unterrichts, bei welcher der Zögling durch geschickte Fragen auf induktivem Weg zur selbständigen Erkenntnis angeleitet wird. Sokrates selbst nannte sie, nach dem Geschäft seiner Mutter, geistige Hebammenkunst (Mäeutik). In verschiedener Weise bauen auf diese Grundlage die beiden großen Nachfolger des Sokrates, Platon und Aristoteles, fort. Doch tritt auch bei ihnen die P. nicht als selbständige Wissenschaft auf, sondern, bezeichnend für die Auffassung des Alterthums, als Theil der Politik oder Staatslehre. Platon knüpft dabei an die dorische Sitte an, welche seiner aristokratischen Natur mehr zusagte als die heimische athenische; doch führt ihn, besonders in den Vorschriften für die Erziehung der herrschenden Stände, der Krieger und Philosophen, sein Idealismus weit über diese hinaus. Das wahrhaft Gute, zu dem die Jugend angeleitet werden soll, fällt ihm zusammen mit dem Schönen; Harmonie zwischen Leib und Seele wie zwischen den einzelnen Seelenkräften ist ihm das Ziel der Erziehung. Für die ersten drei Jahre verlangt er vor allem leibliche Pflege, vom 3.—6. Jahr tritt Mythenerzählung, vom 7.—10. gymnastische Uebung, vom 11.—13. Lesen und Schreiben, vom 14.—16. Dichtkunst und Musik, vom 16.—18. Mathematik, vom 18.—20. kriegerische Uebung in den Vordergrund. Die Krieger schließen damit ab, die Herrscher oder Philosophen dagegen verwenden noch fernere zehn Jahre auf das tiefere Studium der Wissenschaften. Aristoteles, der besonnene, realistische Forscher, entfernt sich minder als Platon von dem gebahnten Weg der griechischen, zumal der athenischen, Weise der Erziehung. Er verlangt eine doppelte Erziehung: durch Gewöhnung zu den ethischen (Gemüths-), durch Belehrung zu den dianoëtischen (Verstandes-) Tugenden. Die Tugend und die durch sie bedingte Glückseligkeit bilden das Ziel, Grammatik und Gymnastik, Musik und Zeichenkunst die wichtigsten Mittel der Erziehung, der aber vor allem auch der Kunstgenuß durch reinigende Entladung der Affekte dienen soll. In der Zeit nach Aristoteles überwog immer mehr die verständige Belehrung die Pflege der Tugend, und die Erziehung nahm eine einseitig rhetorische Färbung an. Bei den Stoikern trat daneben immer mehr der Gedanke einer allgemein menschlichen Erziehung in den Vordergrund, während bis dahin der national griechische Gesichtspunkt der herrschende gewesen war. In dieser Gestalt wurde die P. der Griechen nach Rom übertragen, das bis dahin manches leuchtende Beispiel patriarchalischer, sittenstrenger Erziehung, aber keine systematische P. aufgestellt hatte. Auch die P., welche sich in Rom unter dem Einfluß der griechischen Bildung allmählich herausbildete (Cicero, Quintilian), übertrifft die griechische nur in der praktischen Anbequemung an die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens, zumal in der Schulung des künftigen Redners, erreicht sie aber nicht in der Tiefe der Grundgedanken.

Es lag im Wesen des Christenthums, daß es in unmittelbare und engste Beziehung zu der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts treten mußte. In dem Charakter der christlichen Erziehung trat aber, namentlich in den ersten Jahrhunderten und besonders vom Ende des 2. bis in die Mitte des 5., entschieden die Nichtachtung der Nationalität hervor sowie der neue

Grundsatz eines rein religiösen Humanismus, d. h. einer Erziehung zu dem höchsten, für alle gleichen Lebenszweck des Menschen auf Grund des Glaubens. In der ersten Zeit, da die christliche Kirche den erhabenen Beruf einer Gesittung des Menschengeschlechts überkam und ihn zu üben die Macht gewann, war die reine Absicht und die tiefgehende wohlthätige Wirkung ihrer Mission unverkennbar. Sie heilte den Zwiespalt der Zeit, erfrischte die übersättigte Kultur mit neuem, gesundem Nahrungsstoff, trug unter die barbarischen Völker das Licht der Aufklärung und war in Wahrheit die Bewahrerin und Pflegerin der Kultur aller Länder. Aber die Kirche, einmal zur Schaffnerin der Kultur geworden, wurde bald ihre Beschließerin. Sie ließ sich mehr und mehr von hierokratischen Grundsätzen leiten: als höchster Zweck der Erziehung ward der Gehorsam gegen die Kirche ins Auge gefaßt. Das Streben der Hierarchie nach einheitlicher Weltherrschaft fand seinen Ausdruck in einer universellen Sprache, dem barbarischen Kirchenlatein. Daher der tiefe Verfall der anfänglich segensreich wirkenden Kloster- und Domschulen in äußerliche und oberflächliche Beschäftigung mit den sogen. sieben freien Künsten (artes liberales), dem weder in der weltförmigern und freiern ritterlichen Erziehung ohne tiefern Unterricht, noch in den städtischen Schulen, welche in der letzten Hälfte des Mittelalters das Bedürfnis der erwerbenden Stände hervorrief, ein genügendes Gegengewicht die Wage hielt. Aus dieser Barbarei erhob sich die P. seit dem 15. Jahrh. durch die Rückkehr zu den Schriften der Alten, denen zuerst in Italien wieder tiefer eingehende Beachtung gewidmet ward. Die Liebe zu den Alten führte die italienischen Humanisten fast zu heidnischer Lebensauffassung zurück, während in Deutschland und den Niederlanden durch die von Gerhard Grote gestiftete Gesellschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens und mehr noch durch die Reformatoren mit dem Studium der »Sprachen« sich eine tiefere Erneuerung des sittlichen und religiösen Sinnes verband. Enge Verbindung der Philologie mit der Religion ist das auszeichnende Merkmal der P. im Kreis der Reformatoren, ihr typischer Vertreter Philipp Melanchthon und neben ihm Johannes Bugenhagen, der Organisator der Kirchen und Schulen. Dem Gedanken einer allgemeinen Volksbildung, der im Mittelalter einzelnen erleuchteten Geistern, wie z. B. Karl d. Gr., vorgeschwebt hatte, trat man vom religiösen Standpunkt aus näher. Luther schuf den Boden und streute die Saat der spätern deutschen Volksschule in seiner deutschen Bibel und im Kleinen Katechismus. Doch machte man sich diese Aufgabe weder ihrem Inhalt, noch ihrem Umfang nach recht klar, daher denn auch nur das gelehrte Schulwesen glänzendere Früchte von bleibendem Werth in jener Zeit trieb, wie sie in dem Wirken eines P. Friedland von Trotzendorf in Goldberg (Schlesien), Johannes Sturm in Straßburg, Michael Neander in Ilfeld u. a. vorliegen. Aber immer mehr trat in der herrschenden humanistischen P. jener Zeit die einseitig formalistische und gelehrte Richtung hervor; sie verlor immer mehr die Fühlung mit dem wirklichen Leben. Der Widerspruch gegen diese Einseitigkeit und gegen die Abkehr der Schule vom Leben fand den kräftigsten Ausdruck in dem Franzosen Montaigne (gest. 1592) und dem Engländer Baco von Verulam (gest. 1626), mit denen das Princip des Realismus in die Geschichte der P. eintrat und den Kampf gegen den bloß grammatischen Humanismus heftig aufnahm; zumal auf Baco von Verulam stützten sich die pädagogischen Neuerer Wolfg. Ratich (Ratke, gest. 1534) und Joh. Amos Comenius (gest. 1671), welche engen Anschluß der Erziehung an den natürlichen Entwickelungsgang des Geistes, Voranstellung der bisher zu Gunsten des Lateinischen verstoßenen Muttersprache, Begründung des Sprachunterrichts auf Beispiele und Ausgehen von der sachlichen Anschauung, nicht vom Namen und Wort, für allen Unterricht verlangten. Nüchterner als der prahlerische Ratke und der prophetisch tiefsinnige Comenius, dessen Schriften die anerkannten Grundlagen der neuern P. in staunenswerther Klarheit enthalten, wirkte in gleicher Richtung, besonders auf die Erziehung der höheren Stände, John Locke (gest. 1704) durch seine »Gedanken von der Erziehung der Kinder«. An der Spitze dieses Buches steht der Grundsatz: Eine gesunde Seele in einem gesunden Leib. Locke empfiehlt einfache Lebensweise, Abhärtung, erklärt sich gegen körperliche Züchtigung der Kinder, verwirft sinnliche Reizmittel, empfiehlt dagegen den schlimmsten aller Köder, den Ehrgeiz. Die Kenntnisse betrachtet Locke als »das unwichtigste Stück« der Erziehung; ein tugendhafter, weiser Mann sei einem großen Gelehrten weit vorzuziehen. Er dringt auf stete Verbindung der Realkenntnisse mit den Sprachkenntnissen, aber die Methode soll aus jeder einzelnen Wissenschaft geschöpft werden.

Die humanistische P. hatte indeß eine ihrer ursprünglichen Richtung sehr fern liegende Verwendung gefunden in den Schulen der Jesuiten, welche sich im 16. und 17. Jahrh. großes Ansehen zu verschaffen wußten und nicht wenig zur Wiederbefestigung des Katholicismus beitrugen. Das Studium der Sprachen und die Pflege der Religion traten bei ihnen in den Dienst des hierarchischen Princips, welches den Werth und die Würde des einzelnen Menschen völlig verkennt und denselben zum bloßen Werkzeug herabwürdigt. Das fehlende innere Leben ist bei ihnen durch strenge äußere Schulung und Lebensordnung ersetzt; aber auch nach diesen Seiten hin lassen neuere Forschungen auf den lange behaupteten Ruhm der Jesuitenschulen selbst in der Blütezeit des Ordens ein zweifelhaftes Licht fallen. Dagegen schloß der Pietismus, jene auf innerliches Glaubensleben dringende Bewegung im protestantischen Deutschland, in Spener und mehr noch in Francke, Hecker, Hähn u. a. einen um so engern Bund mit der realistischen P., je inniger sich gegenüber Orthodoxie und Humanismus verbrüderten. Aus jenem Kreis gingen die ersten Realschulen und Lehrerseminare hervor. Doch hat es der Pietismus zu einer folgerechten Durchführung seiner religiös-pädagogischen Grundsätze auf die Dauer nur in der Brüdergemeinde des Grafen Zinzendorf gebracht, welche das Erziehungswesen in einer höchst eigenthümlichen und wirksamen Weise dem Gemeindeleben einzugliedern wußte. In die Volksschule, welche durch Pflege einsichtiger Fürsten und Geistlichen nach dem Westfälischen Frieden in manchen deutschen Gebieten einen kräftigern Aufschwung nahm, drang nur hier und da ein belebender Strahl der neuen pädagogischen Erkenntnis ein, wie z. B. in der »Schulordnung und Schulmethodus« des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha (gest. 1675).

Zu einer großen und für die bestehenden Verhältnisse gefahrdrohenden Macht brachten es die neuen Ideen durch Jean Jacques Rousseau (gest. 1778). Der Unnatur der Rokokozeit gegenüber war schon hier und da das Stichwort: »Rückkehr zur Natur«

ausgegeben worden; Rousseau machte Ernst mit demselben, namentlich auf dem Gebiete der P. Er verwirft die bestehende Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, als der Natur widerstreitend, mit heftigem Widerspruch. Rousseau hat aus den Schriften Montaigne's und Locke's, aus den Erfahrungen seines eigenen bewegten und haltlosen Lebens und aus dem eigenen, reich begabten Geist sich eine P. gebildet, deren Einfluß auf seine und die nachfolgende Zeit unberechenbar ist. Eine ausführliche Darlegung derselben gab er in seinem »Émile, ou de l'éducation«, einem Buch, das bei vielen Einseitigkeiten und Uebertreibungen dennoch eine tiefe Kenntnis der Kindesseele zeigt und gegen verjährte Erziehungsthorheiten mit zermalmender Beredsamkeit auftritt wie keine andere Schrift vorher. Man soll sich nach Rousseau zuvörderst klar sein, ob man einen Menschen oder einen Bürger, ob man den Zögling für das Leben in der Natur oder für das Leben in der naturwidrigen Gesellschaft erziehen will. Man muß nach dem verschiedenen Alter der Kinder sie verschieden behandeln; jedes seiner Natur gemäß, damit es als Naturmensch heraufwachse und sich bilde. Die Entwickelung beschleunige man nicht, lieber schiebe man sie weiter hinaus. Die erste Erziehung ist bloß abwehrend (negativ), sie gedeiht am besten auf dem Lande. Der Grundtrieb des Kindes ist Selbstliebe und hieraus entstehendes Wohlwollen gegen andere; das religiöse Element im Menschen tritt bei Rousseau sehr zurück. Man studire jedes einzelne Kind, komme seinen Bedürfnissen freundlich entgegen, schütze es vor unnöthigen Unfällen, hüte es aber auch nicht zu sorglich vor Beschädigungen, lasse es gehorchen und nicht gebieten, gewöhne es, auch Unannehmlichkeiten zu ertragen. Man gebiete und verbiete den Kindern nicht zu viel, man moralisire ihnen nicht vor. Die Strafen müssen natürliche Folgen des Vergehens sein. Erfahrung muß den Zögling bilden, die Pflichten lehre man durch Beispiel. Die Lügen der Kinder, so auch der Eigensinn, kommen eigentlich dem Erzieher zu Schulden. Die körperlichen und die geistigen Kräfte muß man durch sich selbst sich üben lassen; durch gewonnenes Selbstgefühl muß man Lust zum Lernen erwecken und die Kinder nichts lehren wollen, wozu in ihnen nicht Lust erweckt worden ist. Aller Unterricht gehe von dem Anschaulichen aus. Die Kinder sollen nichts auf Autorität annehmen. Der Religionsunterricht für Kinder ist Unsinn; vor dem 18. Jahr lasse man den jungen Menschen nichts von Gott hören. Der Glaube der Kinder und vieler Erwachsenen ist eine Sache der Geographie; es kommt darauf an, ob sie in Rom oder in Mekka geboren sind. Rousseau's gewaltiger Einfluß machte sich rasch auch in Deutschland auf allen Lebensgebieten geltend. In der P. waren es die sogen. Philanthropen, Johann Bernhard Basedow (gest. 1790) an der Spitze, welche seine Grundsätze in Deutschland verbreiteten und ins Leben einzuführen suchten. Die Philanthropen polemisiren entschieden gegen das zu ihrer Zeit herrschende Unterrichts- und Erziehungswesen; die Unterrichtsweise der Grammatici (Philologen) charakterisiren sie als ein blindes Herumtappen ohne Weg und Ziel. Sie versprechen nicht etwa eine verbesserte Methode, da sie vielmehr behaupten, es existire noch gar keine Methode in den Schulen; sondern eine Methode als etwas ganz Neues. Dieselbe soll den Zögling von der Anschauung und Erfahrung aus naturgemäß ohne allen Zwang zur vollendeten Wissenschaft führen. Sie wollen den Unterricht beleben, indem sie in ebendem Maß den »Verstand« der Kinder in Anspruch nehmen, als sie die Uebung des Gedächtnisses hintansetzen. Weil ihre Methode naturgemäß, sagen die Philanthropen, so lernen die Kinder freiwillig, mit Lust und Liebe, daher nach ihrer Versicherung Strafen, besonders körperliche, von selbst wegfallen. Sie berücksichtigen die Muttersprache, ja bevorzugen dieselbe und kämpfen gegen die tyrannische Herrschaft des Latein. In der Fortentwickelung dieses Grundsatzes kommen sie zu der Ansicht, daß die Scheidung zwischen Studirten und Nichtstudirten durch eine vom Latein unabhängige Bildung verringert oder ganz aufgehoben werden könne. Sie führen die Realien ein und empfehlen die Leibesübungen. Wie das Gedächtnis, so wird auch die Phantasie von ihnen unbillig hinter dem überlegenden Verstand zurückgestellt, der letztere dagegen vorzeitig zur Frühreife entwickelt. Sie dringen darauf, daß nichts Unverstandenes von den Schülern angeeignet werden soll, lassen sich aber durch diesen an sich richtigen Grundsatz dazu fortreißen, vor der Zeit die Kinder zum Nachdenken über Dinge zu führen, welche sie noch nicht bewältigen können oder welche geradezu ihre sittliche, naturgemäße Entwickelung gefährden. Als höchstes Ziel der Erziehung stellen sich die Philanthropen die Aufgabe, die Zöglinge zur eigenen Glückseligkeit wie zur Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit zu befähigen. Sie berühren sich in diesem »Eudämonismus« mit der rationalistischen Richtung der damaligen Theologie, mit welcher sie auch die Vorliebe für die abstrakte Natur- oder Vernunftreligion und die verschieden abgestufte Gleichgültigkeit gegen das positive Element in der christlichen Religion gemein haben. Neben Basedow sind besonders J. H. Campe, Verfasser des deutschen »Robinson«, und Salzmann, Begründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, unter den Philanthropen hervorzuheben; ferner wegen ihrer Verdienste um den gymnastischen und den ersten Leseunterricht Guts Muths und Olivier. Von den Grundideen der Philanthropen ging auch der Domherr F. E. v. Rochow aus, der sich aber bei der berühmten Schulverbesserung auf seinem Gut Rekahn bei Brandenburg enger als jene an die wirklichen Bedürfnisse des Lebens anschloß. Daher erfreute er sich auch eines dauernden unmittelbaren Erfolgs, während die meisten Unternehmungen der Philanthropen (Philanthropine) nach kurzer Blüte in Stillstand oder Rückgang geriethen und ihre Schriften, bei dem ersten Erscheinen von den leicht beweglichen Zeitgenossen mit großem Beifall aufgenommen, nach kurzer Zeit der Geschichte der P. verfielen. Als verwandt und mehrfach verbunden mit der Richtung der Philanthropen kann die der sogen. Sokratiker bezeichnet werden, welche hauptsächlich eine zeitgemäße verständige Ertheilung des Religionsunterrichts nach Sokratischer Methode anstrebten, dabei aber oft vergaßen, daß den Kindern der konkrete Stoff der religiösen Anschauungen erst gegeben werden muß, ehe von ihm induktiv zu tieferen Erkenntnissen fortgeschritten werden kann. Aus diesem Kreise sind J. L. v. Mosheim (gest. 1755), G. F. Dinter (gest. 1831) und der Kantianer Gräfe (gest. 1868) zu nennen.

Von den Grundideen Rousseau's und theilweise von denen der Philanthropen ging endlich der Begründer der neuern P., J. H. Pestalozzi (gest. 1827), aus; nur wollte er die allgemeine Menschenerziehung, welche allein der Natur folgen darf und in allen Menschen den Grund der höhern Bildung legen muß, neben der besondern Standes- und Berufsbildung,

nicht im feindlichen Gegensatz gegen diese pflegen. Allgemeine Emporbildung der natürlichen Menschenkräfte war ihm für die erstere, welche er vorzugsweise bearbeitet hat, das Ziel und die Aufgabe; das Ausgehen von der Anschauung, der lückenlose Fortschritt bei fester Einprägung des durchgearbeiteten Lehrstoffs, stets parallele Entwickelung des Erkenntnis- und des Sprachvermögens sind die Grundzüge seiner Methode. Zahl, Form und Sprache bezeichnet er als die Grundformen der geistigen Anschauung, aus denen er die großen Gebiete des Unterrichts ableitet. Unterricht und Erziehung werden überall in die engste Beziehung gesetzt. Das eigentliche Gebiet, auf dem Pestalozzi's P. unmittelbaren Einfluß gewonnen hat, ist der niedere, beziehentlich der erste Jugendunterricht; hier aber ist sein Einfluß geradezu unberechenbar groß gewesen, obwohl seine praktischen Unternehmungen es nie zu dauernder Blüte gebracht haben. Neben dem gesunden Kern in seinen oft parador vorgetragenen pädagogischen Ideen trug zu diesem Erfolg die aufopfernde Begeisterung Pestalozzi's für das leibliche und geistige Wohl der Jugend das meiste bei. Als Verbreiter und theilweise Fortbildner seiner Ideen sind besonders Zeller, v. Türk, Plamann, Fröbel, Blochmann, Harnisch, Diesterweg auf praktischem, Fichte und Herbart auf theoretischem Gebiet zu nennen. Fichte (gest. 1814), welcher im Winter 1807—1808 seine berühmten Reden an das deutsche Volk hielt, empfahl in diesen die P. Pestalozzi's als die beste Anweisung, der gesunkenen Nation wieder zu neuem und gesunderem Leben zu verhelfen. Er betonte dabei aber zugleich das nationale Element in der Erziehung, welches bei Pestalozzi hinter dem philanthropischen und kosmopolitischen zurücktritt. In dieser Gestalt fand die P. Pestalozzi's einen empfänglichen Boden in dem tief gedemüthigten preußischen Volk, dessen Lenker, besonders die Königin Luise und der Reichsfreiherr vom Stein, schon vorher auf Pestalozzi aufmerksam geworden waren. In der preußischen Volksschule fanden die Ideen des Schweizers zuerst eine umfassende Verwirklichung und trieben hier frische und fruchtbare Blüten, wenn auch Dinter Pestalozzi nur als König in den Unterklassen anerkennen, Sokrates dagegen in den Oberklassen als Herrscher festhalten wollte.

J. F. Herbart (gest. 1841) erweiterte die P. Pestalozzi's nicht bloß dadurch, daß er das gesammte Gebiet der P. nach dessen Grundideen umzugestalten unternahm, sondern vertiefte sie, indem er sie auf die Psychologie als ihre natürliche Unterlage gründete. Seine pädagogischen Ansichten legt er im Zusammenhang dar in den Büchern: »Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung, untersucht und wissenschaftlich ausgeführt« (Götting. 1802, 2. Aufl. 1804), »Allgemeine P., aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet« (das. 1806) und »Umriß pädagogischer Vorlesungen« (2. Aufl., das. 1841) sowie in einer Reihe von kleineren Abhandlungen, unter welchen besonders die über »die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung« hervorragt. Er theilt die ganze Erziehung in drei Thätigkeiten: Unterricht, Regierung und Zucht, oder auch in Unterricht und Erziehung im engern Sinn und verlangt das innigste Zusammengehen zwischen Erziehung und Unterricht, welche, von einander getrennt, beide ihr Ziel verfehlen müssen. Dies Ziel ist, zugleich Charakterstärke der Sittlichkeit und Vielseitigkeit des Interesses zu erwecken und so die Anlagen des Geistes nach seinen beiden natürlichen Hauptrichtungen zur gesunden Entwickelung zu bringen. Herbart kann mit Fug als der Begründer der spekulativen P. bezeichnet werden; er zählt unter den Pädagogen der Gegenwart weit über Deutschlands Grenzen hinaus eine treu ergebene Schule. Neben ihm hat unter den großen Philosophen Deutschlands besonders Schleiermacher (gest. 1834) die P. angebaut (»Erziehungslehre«, herausgeg. von Platz, Berl. 1849). Nach beiden hat E. Beneke (gest. 1856) im engen Zusammenhang mit seinem psychologischen System die spekulative P. fortzubilden gesucht in seiner »Erziehungs- und Unterrichtslehre« (Berl. 1835—36, 2 Bde.; 4. Aufl. 1877). Wie Herbart, bekämpft Beneke die herkömmliche Lehre von den sogen. Seelenvermögen und lehrt, daß sich die Anlagen aus wenigen, zunächst nur sinnlichen Grundvermögen durch die Spuren der äußeren Eindrücke bilden, eine Lehre, die ohne Zweifel einen Kern bedeutsamer Wahrheit enthält und geeignet ist, das Geschäft der Erziehung und des Unterrichts, d. h. der planmäßigen Einwirkung auf die Entwickelung der sinnlichen Grundvermögen zu geistigen Anlagen und Vermögen, in seiner ganzen Bedeutung erscheinen zu lassen.

Neben diesen Vertretern der philosophischen P. ist eine Reihe von Männern zu nennen, welche, mehr oder minder abhängig von den verschiedenen philosophischen und theologischen Richtungen der Zeit, das Gesammtgebiet der P. systematisch und praktisch bearbeitet haben. So die Schellingianer J. J. Wagner, der die Erziehung als Erregung des jugendlichen Geistes auffaßt, und J. B. Graser mit seinem Buch: »Divinität oder Princip der einzig wahren Menschenerziehung« (Bair. 1811, 3. Aufl. 1830, 2 Bde.). So die mehr auf das Praktische gerichteten Pädagogen A. H. Niemeyer (gest. 1828) in seinen »Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts« (6. Aufl., Halle 1810), F. H. C. Schwarz (gest. 1837) in seinem »Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts« (7. Aufl. von Curtmann, Leipz. 1866), H. Gräfe (gest. 1868) in seiner »Allgemeinen P.« (das. 1845). So die Theologen K. Palmer (gest. 1875) in der »Evangelischen P.« (4. Aufl., Stuttg. 1866), G. Baur und der Hegelianer K. Rosenkranz. Auch das katholische Deutschland hat in J. J. v. Felbiger in Schlesien und Oesterreich, F. Kindermann in Böhmen, J. Overberg in Münster, J. M. Sailer in Bayern u. a. seine ehrwürdigen Vertreter zu dieser Schar von Pädagogen gestellt.

Die Früchte dieser regen Geistesarbeit auf dem Felde der P. für die verschiedenen Gebiete des praktischen Schul- und Erziehungswesens können hier nicht im einzelnen verfolgt werden. In dieser Beziehung muß der Hinweis auf die Artikel genügen, welche diese einzelnen Gebiete besonders behandeln. Doch muß anerkannt werden, daß der Erfolg dieser Arbeit ein überaus bedeutender für das Leben der modernen Völker und zumal für die leibliche und geistige Erziehung des deutschen Volks gewesen ist. Besonders ist die Volksschule, bis dahin fast nur eine Forderung, seit den letzten 100 Jahren zu einer geistigen Macht im deutschen Volksleben geworden und zu selbständigem Leben erstarkt, wenn auch noch viele wichtige Fragen, z. B. nach ihrem Verhältnis zu Staat, Gemeinde, Kirche wie zu den Ansprüchen eines weitergehenden Bildungsbedürfnisses im Volk, der völligen Lösung harren und kärgliche Ausstattung noch an vielen Orten ihr segensreiches Wirken hemmt. Neuerlich sind auf dem Gebiete des höhern Schulwesens die Realschulen und neben ihnen die gewerblichen und landwirtschaftlichen Fachschulen den

älteren humaniſtiſchen Gymnaſien an die Seite getreten. Wenn auch ihre Organiſation bis dahin noch nicht alle Schwankungen überwunden hat, ſo iſt doch ihre Grundform an ſich als bewährt und geſichert anzuſehen. Die Gymnaſien, als weſentlich hervorgegangen aus dem Humanismus der früheren Jahrhunderte, haben ſich den neueren pädagogiſchen Bewegungen gegenüber am meiſten zurückgehalten und ſelbſt hier und da feindlich geſtellt. Sie halten noch immer entſchieden an der Beſchäftigung mit dem klaſſiſchen Alterthum als der Grundlage ihrer unterrichtlichen und erziehlichen Thätigkeit feſt. Aber einerſeits iſt dieſes Gegengewicht gegen die Ueberſtürzungen des neuen pädagogiſchen Geiſtes oft ſehr heilſam geweſen, anderſeits hat ſich auch die Auffaſſung des klaſſiſchen Alterthums geſchichtlich vertieft und dadurch dem Leben der Neuzeit angenähert, dem überdies auch nach realiſtiſcher Seite hin nicht unerhebliche Zugeſtändniſſe (durch Aufnahme der Phyſik, der neueren Sprachen ꝛc. in den Lehrplan, Abſchaffen des Lateinſprechens ꝛc.) gemacht worden ſind. Auch für die Mitarbeit an den ganz der Neuzeit angehörigen Naturwiſſenſchaften, den gewerblichen Beſtrebungen der Gegenwart ꝛc. hat ſich dieſe gemäßigt humaniſtiſche Vorbildung noch immer als der realiſtiſchen mindeſtens ebenbürtig bewieſen. Für diejenigen Berufsarten, welche ihre Wurzeln weiter zurück in die Vergangenheit erſtrecken, darf ſie noch immer als unerläßlich bezeichnet werden. Ganz beſonders iſt die neuere Zeit fortgeſchritten auf dem Gebiete der weiblichen Erziehung; wenn auch Maß und Richtung der Ausbildung, welche der weiblichen Jugend vorzüglich in den auf Erwerb angewieſenen mittleren Ständen gegeben oder wenigſtens zugänglich gemacht werden ſoll, noch vielfach Gegenſtand ſtreitiger Verhandlung ſind, ſo iſt doch, während die weibliche Jugend des niedern Volks an allen Wohlthaten der öffentlichen Schule theilnimmt, auch für die höhere Ausbildung der Mädchen in Deutſchland ein ſicherer Grund gelegt, der eine geſunde Fortentwickelung zuverſichtlich erwarten läßt. Nach allen Seiten hin zeichnet das die P. unſerer Zeit vor allen ihren bisherigen Erſcheinungsformen aus, daß ſie überall und zumeiſt in Deutſchland als eine Angelegenheit von hervorragender nationaler Bedeutung auftritt und daneben doch nach einer allgemein wiſſenſchaftlichen, anthropologiſchen Grundlage ſucht. Der Aufſchwung der modernen P. ſpiegelt ſich in der pädagogiſchen Literatur, welche einen erheblichen und ſchwunghaften Theil des Büchermarkts bildet, wenn auch eingeräumt werden muß, daß unter der faſt übergroßen Menge pädagogiſcher Schriften, welche jährlich erſcheinen, neben dem Trefflichen und Tüchtigen recht viel Oberflächliches und Ephemeres ſich findet.

Außer den bereits erwähnten Schriften über P. führen wir hier noch folgende als bemerkenswerth an: Kant, Ueber P. (herausgeg. von Rink, Königsb. 1803); Denzel, Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre (Stuttg. 1825—35, 3 Tle.); Schwarz, Das Leben in ſeiner Blüte, oder Sittlichkeit, Chriſtenthum und Erziehung in ihrer Einheit (Leipz. 1837); Strümpell, Die P. der Philoſophen Kant, Fichte, Herbart (Braunſchw. 1843); Derſelbe, Erziehungsfragen (Leipz. 1869); Ziller, Die Regierung der Kinder (daſ. 1857); Derſelbe, Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht (daſ. 1865); Th. Waitz, Allgemeine P. (2. Aufl., Braunſchw. 1875); Stoy, Encyklopädie der P. (Leipz. 1861); H. Kern, Grundriß der P. (Berl. 1873); K. v. Raumer, Geſchichte der P. ſeit dem Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit (4. Aufl., Gütersloh 1872—74, 4 Bde.); K. Schmidt, Geſchichte der P. (3. Aufl. von W. Lange, Köth. 1875—76, 4 Bde.); Schmid, Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtsweſens (Gotha 1857—1876, 11 Bde.; 2. Aufl. 1877 ff.).

Pädagogium (griech.-lat.), Erziehungsanſtalt, zumal für Knaben; berühmt war das P. in Halle (ſ. d.).

Pädarthrokace (griech.), die bei Kindern vorkommende Gelenkentzündung, welche namentlich die Gelenke zwiſchen Finger und Mittelhandknochen befällt und mit Auftreibung der Gelenkenden, Schiefſtellung der Finger ꝛc. einhergeht. Von der P. werden meiſt nur mit ſkrofulöſem Habitus oder mit ererbter Syphilis behaftete Kinder befallen. Oertlich wird die P. wie jede andere Gelenkauftreibung behandelt; weſentlich iſt dabei die Verbeſſerung der Geſammtkonſtitution des kindlichen Körpers, namentlich die Beſeitigung der Syphilis und eine beſſere Ernährung bei Skroſulöſe. Die Krankheit führt oft zu Knochenfraß und Gelenkſteifigkeit.

Pädatrophie (griech., Darrſucht der Kinder), die dem frühern Kindesalter eigenthümliche Art von Abzehrung, welche gewöhnlich auf tuberkulöſer Entartung der Gekrösdrüſen beruht, wobei aber oft auch Tuberkuloſe anderer Organe, beſonders der Lungen, vorhanden iſt. Oft leiden ſolche abzehrende Kinder auch nur an chroniſchem Magen- und Darmkatarrh (lang dauerndem Durchfall ꝛc.), oder ſie ſind einfach verhungert, z. B. infolge unverſtändiger oder vernachläſſigter Pflege. Der Unterleib iſt ſtark aufgetrieben, und manchmal fühlt man die vergrößerten und verhärteten Gekrösdrüſen als feſte Knoten durch die Bauchdecken hindurch. Dabei fallen die Dünnheit und Magerkeit der Arme und Beine und das Schwinden ihrer Muskeln um ſo mehr in die Augen. Die Haut iſt welk, faltig, auffallend blaß oder auch von graugelber, kachektiſcher Farbe. Oft iſt die Haut mit reichlichen Miteſſern (ſogen. Zehrwürmern) beſetzt. Das Geſicht bekommt frühzeitig ein zuſammengeſchrumpftes, altes, ſelbſt greiſenhaftes Ausſehen. Der Appetit iſt entweder geſteigert und wahrer Heißhunger, beſonders nach grober mehliger Nahrung (Schwarzbrod, Kartoffeln, Klößen), vorhanden, oder es beſteht Widerwille gegen alle Speiſen. Die Stuhlausleerung iſt unordentlich, bald flüſſig, hellgelb, gehackt, bald derb, ſelbſt hart, mit öfterer Leibesverſtopfung. Die Geiſteskräfte bleiben lange Zeit gut erhalten, oder es zeigt ſich ſelbſt eine Art Frühreife. Nur wenn ſich zugleich Waſſerkopf ausbildet, werden die Kinder ſtumpfſinnig. Später geſellen ſich ſchleichendes Fieber, Huſten, Röcheln, übelriechender Athem, Schwämmchen u. dgl. hinzu, und der Ausgang iſt in den meiſten Fällen tödtlich, obſchon ſich die Krankheit oft lange hinzieht. Erholt ſich das Kind wieder, ſo bleibt doch ein ſchwächlicher Körper mit Anlage zu Lungenſchwindſucht zurück. Angemeſſene Diät iſt das einzig richtige Vorbauungsmittel gegen die P. Die Kinder müſſen an der Mutterbruſt oder durch Ammenmilch genährt, vor ſchwerer und unverdaulicher Koſt bewahrt und in geſunden Wohnräumen gehalten werden. Iſt die Krankheit einmal da, ſo iſt kaum noch etwas gegen dieſelbe zu thun. Am zweckmäßigſten erſcheint noch eine paſſende leichte, aber nährende Diät (vorzüglich Milchdiät) ſowie die Darreichung von Lebertbran und ſchwachen, leicht verdaulichen Eiſenpräparaten bei ſorgfältiger Ueberwachung des Stuhlgangs. Rührt die Krankheit von einem Magendarmkatarrh

her, so hat sich die ärztliche Behandlung natürlich zunächst gegen diesen zu wenden.

Päderastie (griech., »Knabenliebe«), auf geistigem und sinnlichem Wohlgefallen beruhende Zuneigung älterer Personen männlichen Geschlechts zu Knaben und Jünglingen und der daraus entstandene innige Verkehr zwischen beiden; dann Knabenschänderei, unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebs bei Männern am eigenen Geschlechte durch Mißbrauch eines jugendlichen Körpers. Bei vielen Völkern des Alterthums, z. B. bei Hebräern, Tyrrhenern, Persern, Kelten, war Knabenliebe und auch Knabenschändung nichts Ungewöhnliches; am berühmtesten oder auch berüchtigtsten ist aber die griechische P. (griechische Liebe) geworden, welche zunächst als die nothwendige Folge der Unzulänglichkeit des häuslichen Umgangs mit dem weiblichen Geschlecht anzusehen ist. Die Bedeutung dieser Knabenliebe, allerdings zunächst der höhern und sittlichen, war in Griechenland eine solche, daß sie selbst von denkenden Männern und Philosophen als ein Vorzug vor den Barbaren, als ein Bildungsmittel des Charakters und als Förderung des geistigen und seelischen Lebens gepriesen werden konnte, und es darf daher nicht wundern, wenn gewisse Staaten (Kreta, Böotien, Elis u. a.) die Knabenliebe öffentlich und gesetzlich begünstigten, und wenn in der öffentlichen Meinung der Gegenstand einer solchen für beneidenswerth galt. Allerdings hatten (z. B. in Athen) Gesetz und Sitte den Mißbrauch, d. h. den unzüchtigen Umgang, verpönt; indessen nur der Verführte spürte deren Strenge (wahrscheinlich sogar nur im Fall bezahlter, gewerbsmäßiger Prostitution), während der Verführer (außer wenn ihm Anwendung von Gewalt, d. h. Nothzucht, nachgewiesen werden konnte) frei ausging. In Athen hatte schon Solon auf die P. sein Augenmerk gerichtet und dieselbe, nämlich die reine und edle, den freien Bürgern, nicht den Sklaven, erlaubt. Auch Aristides, Sophokles, Phidias, selbst Sokrates sollen ihre Liebe Knaben gewidmet haben. Seit dem Peloponnesischen Krieg verlor die Knabenliebe ihre sittliche Haltung immer mehr, und seit Alexander d. Gr. artete sie gänzlich aus. In Sparta war die P. als Erziehungsmittel eingeführt worden, und es galt für eine Schmach, keinen Liebhaber zu haben. Nach dem Fall der Lykurgischen Verfassung artete auch hier die Lauterkeit des Verhältnisses aus. Auch in Makedonien, Thrakien, auf den griechischen Inseln und in Kleinasien war überall Knabenliebe, edle und unedle, verbreitet; ebenso verbreitete sie sich nach Großgriechenland, Sicilien und den benachbarten Inseln und fand sogar bei den Etruskern und Samnitern Eingang. Bei den Römern war die P. während der Blütezeit des Staats überhaupt unbekannt; erst durch die Berührung mit Griechenland und Kleinasien schleppte sich die Unsitte auch in Rom ein, woselbst sie bei der Derbheit der römischen Naturanlage sofort auch den schlimmsten Charakter annahm, der während der Kaiserzeit sich zur ekelhaften Monstrosität steigerte. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. (die sogen. Carolina) bedrohte die P. mit dem Feuertod, während sie nach der modernen Strafgesetzgebung und namentlich auch nach dem neuen deutschen Reichsstrafgesetzbuch (§ 175) als widernatürliche Unzucht mit Gefängnis bestraft wird.

Pädenterium (griech.-lat.), Erziehungsanstalt, besonders Klosterschule.

Pädeutik (griech.), Erziehung zur Tugend.

Pädiatrie (griech.), die Behandlung der Kinderkrankheiten; **Pädiatrik**, die Lehre davon; **Pädiäter**, Kinderarzt.

Pädotribes (griech.), Lehrer der allgemeinen Gymnastik und Athletik, Turnlehrer.

Pädotrophie (griech.), die Ernährung, Aufziehung der Kinder, Kinderdiät.

Pägnia (griech.), kleine lyrische Gedichte scherzhaften Inhalts, wie Loblieder auf Wein und Liebe.

Päjane (Päijäne), See im finnischen Gouvernement Tawastehus, 77,7 Meter ü. M. gelegen, ist 126 Kilom. lang und bis 26 Kilom. breit, bildet zahlreiche Buchten, empfängt mehrere Wasserzüge und fließt durch den Kymmeneelf in den Finnischen Meerbusen ab. Der See ist sehr fischreich und enthält auch mehrerere Inseln, darunter Päjässalo mit einem Berg, der den Schiffern als Fahrmerkmal dient.

Päon, s. v. w. Päan (s. d.); sodann in der Metrik ein viersilbiger Takt (Versfuß), aus einer langen und drei kurzen Silben bestehend, der in vierfacher Form vorkommt: – ⏑ ⏑ ⏑ (erster P.), ⏑ – ⏑ ⏑ (zweiter), ⏑ ⏑ – ⏑ (dritter), ⏑ ⏑ ⏑ – (vierter P.).

Paeŏnia *Tournef.* (Päonie), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, Stauden, selten Halbsträucher, mit wechselnden, ein- bis dreifach dreispaltigen Blättern, großen, gipfelständigen, rothen, weißen, sehr selten gelben Blüten, vielsamigen, aufspringenden Kapseln und kugelig ovalen, glänzenden Samen. **P. peregrina** *Mill.* (P. officinalis *L.*, Pfingstrose, Gichtrose), mit unterirdischem, kurzem, walzenförmigem, knollig verdicktem Wurzelstock, 30—60 Centim. hohen Stengeln, zerstreut stehenden, doppelt oder dreifach dreizähligen, fast lederartigen, oberhalb dunkelgrünen, kahlen Blättern, gestielten, 5—8 Centim. im Durchmesser haltenden, karminrothen Blüten und von der Mitte an auswärts gekrümmten Kapseln, wächst in Südeuropa und wird in mehreren Varietäten, auch mit gefüllten Blüten, als Zierpflanze kultivirt. Wurzeln und Samen waren früher officinell; die letzteren werden auf Schnuren gereiht und kleinen Kindern um den Hals gehängt, weil sie, wie man irrthümlich glaubt, das Zahnen erleichtern. Im Alterthum galt die Päonie als Schutzmittel gegen die Neckereien der Faune (s. Faunus). Die Blumenblätter benutzt man ihrer Farbe wegen zu Räucherpulver. **P. tenuifolia** *L.*, mit mehrfach fiedertheiligen Blättern mit schmal linealen, spitzen Abtheilungen und mit tiefrothen Blüten, wächst im südlichen Rußland, in Ungarn und in der Türkei wild und wird bei uns häufig in Gärten kultivirt. **P. albiflora** *Pall.*, 40—60 Centim. hoch, mit zweimal dreizähligen, stark glänzenden Blättern, glattem Kelch, weißer Blüte und drei behaarten, umgebogenen Fruchtknoten, wächst im südlichen Sibirien wild und ist ebenfalls eine beliebte Zierpflanze. **P. Moutan** *Sims.* (**P. arborea** *Don.*) wird 2—3 Meter hoch, hat braune, rundliche Stengel, die im Alter mit einer schilferigen Rinde umgeben sind, zweimal dreitheilige oder dreispaltige Blätter mit länglichen Abtheilungen, eine fünf- bis zehnblätterige Korolle mit Hülle und meist fünf, aber auch mitunter mehr zottige, krause Narben tragende Fruchtknoten und wird in zahlreichen, auch gefüllten Varietäten kultivirt. Die schönsten mit sehr großen Blüten wurden von Fortune aus China und v. Siebold aus Japan eingeführt.

Päonier (Paeŏnes), Name eines im Alterthum in Thrakien und Makedonien verbreiteten Volks, dessen Stammheros Päon bald ein Sohn des Aoliden Endymion, bald ein Sohn Poseidons und der Helle genannt wird, während es nach seiner eigenen

Nationalsage von den trojischen Teukrern abstammte. Die P., vermuthlich Phryger, wurden 513 v. Chr. von den Persern unterworfen und zu einem großen Theil nach Kleinasien verpflanzt.

Päonin, s. v. w. Korallin, s. Rosolsäure und Phenylfarbstoffe.

Paër, Fernando, Opernkomponist, geb. 1. Juni 1771 in Parma, studirte Komposition im Conservatorio della Pietà zu Neapel unter Ghiretti, komponirte schon in seinem 18. Jahr zu Venedig eine Oper, die vielen Beifall fand, und bereiste darauf die bedeutendsten Städte Italiens, bis ihn der Herzog von Parma zu seinem Kapellmeister ernannte. Die damaligen Kriegsunruhen trieben ihn jedoch 1795 nach Wien, wo er 1798 bei dem Nationaltheater eine Anstellung als Komponist erhielt, während seine Gattin, die berühmte Riccardi, als erste Sängerin bei der Italienischen Oper debütirte. Besondern Ruhm erwarb sich P. unter anderem durch seine Oper: »Camilla« (1799). 1801 folgte er einem Ruf nach Dresden zur Leitung der Italienischen Oper und schrieb dort »Sargino«. Bei dem Aufenthalt Napoleons I. zu Dresden 1806 erhielten P. und seine Gattin von demselben die Aufforderung, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, um vor ihm und seinem Gefolge musikalische Abendunterhaltungen zu geben, welches Engagement 1807 zu einer förmlichen Anstellung Paërs als Kapellmeister Napoleons I. führte. Einige Jahre danach ernannten ihn die Akademien der schönen Künste in Neapel, Bologna und Venedig zu ihrem Mitglied, und Napoleon I. übertrug ihm 1812 an Spontini's Stelle die Direktion der Italienischen Oper zu Paris. Später (1831) wurde P. Mitglied der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Paris. Als 1832 die seit der Julirevolution aufgehobene königliche Kammermusik von Ludwig Philipp wieder hergestellt wurde, ernannte ihn dieser zum Direktor derselben. P. starb 3. Mai 1839. Seine Opern sind ganz im Zeitgeschmack geschrieben, glatt und glänzend, aber meist ohne Charakter und Geist. Seine Nachbildung der Mozart'schen Muster war in rein äußerlicher Weise auf die vollere Instrumentirung beschränkt. Im Durchschnitt sind seine Bussoopern gelungener als die ernsten und in den letzteren wieder (z. B. in Sargino, Camilla ꝛc.) diejenigen Partien am besten, welche rein lyrischer Natur sind. Von seinen Opern sind außer den genannten die namhaftesten: »Griselda«, »Leonora ossia l'amor conjugale« (dasselbe Sujet wie Beethovens »Fidelio«), »Sofonisbe«, »Achille«, »I fuoriseiti« (»Die Wegelagerer«), »Dido«, »Agnese« und »Olinto e Sofronia«. Auch lieferte P. einige Oratorien, Motetten und Kantaten, französische Romanzen ꝛc. mit Klavierbegleitung sowie reine Instrumentalsachen.

Paësiello, Giovanni, fruchtbarer ital. Opernkomponist, geb. 9. Mai 1741 zu Tarent, machte, zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, die Vorstudien im Jesuitenkollegium daselbst, trat aber in seinem 13. Jahr in das Konservatorium Sant' Onofrio zu Neapel, dem er fünf Jahre angehörte. Der Beifall, den zwei für Bologna komponirte Opern fanden, bewirkte ähnliche Aufträge aus mehreren Hauptstädten Italiens, die er mit Glück ausführte. Man rühmte an seinen dramatischen Kompositionen den Melodienreichthum, die geschmackvolle Behandlung der bis dorthin noch sehr vernachlässigten Blasinstrumente, eine drastisch-komische Kraft und in ernsthaften Opern hinreißende Effekte der bisher unbekannten vielstimmigen Finale's. 1776 folgte er einem Ruf als Kapellmeister nach Petersburg, wo er neun Jahre blieb. Auf seiner Rückreise schrieb er auf den Wunsch des Königs von Polen in Warschau ein Tedeum und das Oratorium: »La passione di Gesù Christo« sowie zu Wien im Auftrag Josephs II. zwölf Symphonien (Ouvertüren) und die ausgezeichnete Oper: »Il Rè Teodoro in Venezia«. Von nun an komponirte P. wieder für die Haupttheater Italiens, besuchte 1792 Paris, wo er eine glänzende Aufnahme fand, ging dann nach Neapel zurück und wurde Kapellmeister König Ferdinands IV. 1799 ernannte ihn die Nation wegen Komposition einer patriotischen Hymne an die Freiheit zum Musikmeister; als aber bald darauf der vertriebene Hof zurückgekehrt war, verlor er seine Stelle und kam selbst zwei Jahre in Gefangenschaft. Auf Napoleons I. Verlangen schrieb er in Konkurrenz mit Cherubini die »Trauerkantate zur Gedächtnisfeier des Generals Hoche« und erhielt den Auftrag, das Tedeum zur Friedensfeier in Notre Dame 1802 zu komponiren. Bald darauf begab er sich nach Paris, wo er die Stelle eines Kapelldirektors erhielt und noch mehrere Opern (darunter »Zingari in fiora« und »La modista raggiratrice«) sowie Messen, die Musik zur Kaiserkrönung ꝛc. schrieb, kehrte aber 1804 nach Neapel zurück. Unter den Königen Joseph und Joachim war er hier Präsident des Konservatoriums, auch ward er Mitglied des französischen Instituts. Er starb 5. Juni 1816 zu Neapel. Unter seinen 148 Opern haben sich zum Theil bis jetzt auf dem Repertoir erhalten: »Il Rè Teodoro in Venezia«, »Nina«, »Il barbiere di Soviglia«, »La molinara« (»Die schöne Müllerin«), »La grotta di Trofonio«, »La pazza per amore«, »La serva padrone« u. a.

Pästum (früher Posidonia), eine von den Sybariten an der Westküste Lukaniens gegründete Kolonie, lag südlich von der Mündung des Silarus, ursprünglich wenige Meilen nördlich von dem Vorgebirge Posidonium und an dem Golf von P., wurde aber der sumpfigen Gegend wegen weiter ins Innere gerückt. Die Stadt wurde bald groß und reich, mußte sich aber zwischen 438 und 424 v. Chr. den Lukanern unterwerfen und verlor dadurch nach und nach ihren griechischen Charakter. Unter der Herrschaft der Römer, die P. 294 durch Latiner kolonisirten, sank die Stadt immer mehr, und nur die schönen Rosen der Umgegend erhielten ihr Andenken. 871 n. Chr. ward sie von den Saracenen zerstört. Ihre höchst bedeutenden Ruinen (Stadtmauer, Neptun- und Cerestempel, Basilika ꝛc.) liegen nordwestlich von Capaccio; sie sind erst seit 1750 genauer bekannt geworden.

Pätus, Cäcina, röm. Konsular, Gemahl der Arria (s. d.), nach deren heldenmüthigem Tod er sich ebenfalls entleibte.

Paez (spr. pa-eds), José Antonio, ehemaliger Präsident der Republik Venezuela, geb. 1790 zu Araure in der Provinz Barinas als Sohn indianischer Eltern, war in seiner Jugend Hirt, trat 1810 in die Reihen der Freiheitskämpfer und machte sich als Anführer eines von ihm gesammelten Reiterhaufens den Spaniern furchtbar. Wichtige Dienste leistete er besonders 1813 und 1814, wo er unter anderem sich bei Palmerito, Miel, Mantecal auszeichnete. 1816 von der Regierung mit dem Rang eines Brigadegenerals an die Spitze eines Heers gestellt, schlug er in der Provinz Apure die Spanier in mehreren Gefechten. Durch die Schlacht bei Carabobo 1821 und die Einnahme von Puerto Caballo (1823) führte er die Entscheidung zu Gunsten der jungen Republik herbei, die sich unter dem

Namen Colombia (s. Kolumbien) konstituirte. An den Parteiungen im neuen Staat eifrig sich betheiligend und auf Bolivars Ansehen eifersüchtig, war er einer der Führer der Föderativpartei, riß 1829 Venezuela von Kolumbien los und war 1830—38 Präsident der neuen Republik. Als solcher bemühte er sich, Industrie und Landbau zu heben. Von 1839—42 abermals Präsident, erwarb er sich vom Kongreß den Titel des »berühmten Bürgers« (es clarecido ciudadano). Bei dem Ausbruch des Kriegs zwischen den Kreolen und Farbigen 1846 wurde er zum Diktator ernannt und ließ nach der Beilegung der Zwistigkeiten Monagas zum Präsidenten wählen. Gleichwohl ward er von diesem angefeindet und mußte 1848 nach Maracaïbo und dann nach Curassao fliehen, von wo er im Juli zu Monagas' Sturz nach Venezuela zurückkehrte. Da er aber keine hinlängliche Unterstützung fand, mußte er sich mit zwei Söhnen an den General Sylva ergeben, ward gefangen gesetzt und 1850 des Landes verwiesen, worauf er sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika begab. Im December 1858 in sein Vaterland zurückgerufen, war er 1860—1861 Gesandter in Washington, 1861—63 wieder Präsident mit diktatorischer Gewalt. Da er jedoch der Parteiungen nicht Herr werden konnte, dankte er ab und kehrte nach den Vereinigten Staaten zurück. Nach einem Besuch in Argentina und Peru (1872) starb er 6. Mai 1873 zu New York. Seine Autobiographie erschien 1867—69 in 2 Bänden.

Pagan, tempelreiche Stadt im hinterind. Reich Birma, am Irawadi, 150 Kilom. unterhalb Ava, ehemals Hauptstadt des Reichs.

Paganälien (lat.), altes, von Servius Tullius erneuertes, 24. Jan. gefeiertes religiöses Fest, vorzüglich Ceres und Tellus zu Ehren. Jeder Genosse des Pagus (s. d.) sowie jede Frau und jedes Kind mußten ein gewisses Geldstück abgeben, damit sich aus deren Zahl diejenige der Bewohner ergäbe.

Paganini, Niccolò, berühmter Violinvirtuos, geb. 18. Febr. 1784 zu Genua als der Sohn eines Kaufmanns, war streng genommen Autodidakt und spielte schon vor seinem 11. Lebensjahr gewöhnlich die Soli in den sonntäglichen Kirchenmusiken seiner Vaterstadt, versuchte sich auch bereits in der Komposition. Seine ersten Lehrer waren Servetto und Costa; in seinem 12. Jahr kam er nach Parma, wo er, ebenfalls nur kurze Zeit, Rolla's Unterricht im Violinspiel und den Ghiretti's in der Komposition genoß. Nachdem er in mehreren Städten Italiens Konzerte gegeben, ward er 1805 am Hof zu Lucca als erster Violinist angestellt, wo er drei Jahre blieb und unter anderem seine berühmte Sonate für die G-Saite, »Napoleone« genannt, schrieb. Nachdem er 1808 Lucca verlassen, reiste er 19 Jahre lang in Italien umher, plötzlich in irgend einer Stadt erscheinend und Bewunderung erregend, dann wieder ebenso plötzlich verschwindend. Großen Beifall erntete er besonders 1817 in Piacenza, wo er mit Lipinski einige Doppelkonzerte gab. In Mailand errang er über den berühmten Violinisten Lafont einen Triumph, ging später nach Venedig und Neapel und 1827 nach Rom, wo ihn der Papst zum Ritter vom Goldenen Sporn ernannte. Im folgenden Jahr unternahm P., anfangs von Jos. Panny, der den »Sturm« für ihn schrieb, begleitet, eine Kunstreise durch Deutschland, Frankreich, England, Schottland, Irland und die Niederlande, überall grenzenlosen Enthusiasmus erregend und reichen Lohn erntend. Ueber Frankreich ging er in sein Vaterland zurück und ließ sich 1834 auf der Villa Gajona bei Parma nieder, machte aber noch mehrere Reisen in Italien, wobei er Konzerte, häufig auch zum Besten der Armen, gab. 1836 ernannte ihn die Herzogin von Parma zum Theaterintendanten, um ihn an ihre Residenz zu fesseln. Von 1835 an durfte er wegen Nervenleiden fast nicht mehr spielen; 1839 wurde er so leidend, daß er seine Violine kaum mehr halten konnte. Als er sich wieder etwas kräftiger fühlte, begab er sich, um durch Luftveränderung sein Befinden zu bessern, wieder auf Reisen, kehrte aber bald nach Italien zurück, wo er 27. Mai 1840 zu Nizza starb. Seinem Sohn Achilles (Alexander) von der Sängerin Antonia Bianchi, welche mehrere Jahre Paganini's Kunst- und Lebensgenossin war, hinterließ er ein Vermögen von 2 Mill. Franken. Acht Meister des Violinspiels erbten, wie er testamentarisch bestimmt hatte, seine kostbaren Geigen, nämlich: Bériot, Ernst, Lipinski, Molique, Mayseder, Ole Bull, Spohr und Vieuxtemps; seine Lieblingsgeige aber, ein wundervoller Guarnerius, liegt in Genua in einem Wandschrank in einem fest versiegelten Glasgehäuse aufbewahrt. P. war auch ein bedeutender Guitarrenvirtuos und ein ebenso wunderbarer Künstler wie ein seltsamer Mensch. Alles an ihm, Talent, Gestalt, Gesicht, Bewegung, Lebensweise, hatte etwas Unheimliches und Dämonisches und bewirkte, daß sich allerlei seltsame Märchen an seinen Namen heften. Sein Spiel, obgleich mannigfach angefochten, wird doch immer einzig in seiner Art dastehen, und selbst die strengste Kritik muß anerkennen, daß er die Technik seines Instruments auf eine vor ihm ungeahnte und nach ihm nicht wieder erreichte Höhe gebracht hat. Seine Variationen auf der einzigen G-Saite, das eigenthümliche Flageolet- (»Les clochettes«) und Pizzicatospiel, die unerhörte Fertigkeit in Doppelgriffen und Passagen aller Art ꝛc. machten den ungeheuersten Effekt. Dabei wußte er eine romantische Zauberwelt zu erschließen und prägte seine ganze ungewöhnliche und bizarre Individualität in seiner Kunst eigenthümlich aus. Von den unter seinem Namen erschienenen Kompositionen gab P. selbst als echt an: 24 Capricen, 12 Sonaten für Violine und Guitarre (2 Hefte, Op. 2 und 3), 6 Quartette für Violine, Viola, Guitarre und Violoncell (2 Hefte, Op. 4 und 5). Nach seinem Tod erschienen noch (Par. 1851): ein Konzert in Es dur, ein anderes in H moll (mit dem erwähnten Glöckchenrondo), »Le streghe« (Hexentanz), »God save the king«, »Der Karneval von Venedig«, »Il moto perpetuo«, »Non più mesta«, »I palpiti« (sämmtlich Variationen) u. a. Vgl. Tottmann, Kritisches Repertorium der Violinliteratur (Leipz. 1873); H. v. Wasielewski, Die Violine und ihre Meister (das. 1869); Polko, Niccolò P. und die Geigenbauer (das. 1875). Paganini's Leben beschrieben Schottky (Prag 1830) und Pruni (Flor. 1873).

Paganismus (v. lat. pagāni, »Landleute«), Heidenthum, im Gegensatze zum Christenthum und Judenthum. Der Name kam auf, als das Christenthum die herrschende Staatsreligion im römischen Reiche geworden und die alten heidnischen Kulte nur noch in den entlegeneren Provinzen und insbesondere auf dem Land anzutreffen waren. Neuerdings wird er den veränderten Umständen gemäß gebraucht.

Pagānus (lat.), ursprünglich der Bewohner eines Pagus (s. d.), im Gegensatze zu Miles (Soldat) der friedliche Landmann und jeder, der nicht Waffen trug; später s. v. w. Heide (s. Paganismus).

Pagăsä, im Alterthum Küstenstadt der thessal.

Landschaft Pelasgiotis, am Pagasäischen Meerbusen (jetzt Golf von Volo), der Hafenplatz von Pherä, wo die Argonauten zusammenkamen und Jason sein Schiff gebaut haben soll.

Page (franz., spr. pahsche, v. ital. paggio), Edelknabe. Schon bei den Römern war es Sitte, schöne, reich gekleidete Knaben zur Bedienung im Hause zu halten, welche unter der Aufsicht alter Sklaven erzogen wurden und deshalb den Namen paedagogianus puer führten, woraus das Wort P. entstanden ist. Von den Römern bürgerte sich der Brauch, Pagen zu halten, an den Höfen ein. Als das Ritterwesen sich zu einer geschlossenen, zunftartigen Form ausbildete, erhielten die Pagen nach der Natur des Verhältnisses den Rang, den in der Zunft die Lehrlinge einnehmen, und zwar mußte jeder, um einst die Ritterwürde zu erlangen, die Pagenlaufbahn betreten. Sobald er das siebente Jahr erreichte, wurde er der Aufsicht der Frauen entnommen und durch eine mannhafte Erziehung an einem Hof oder in einer Ritterburg vorbereitet »zu Schimpf und Ernst«. Des Pagen Verrichtungen waren die eines gewöhnlichen Dieners, weshalb er auch in Frankreich varlet (valet) hieß; er begleitete seinen Gebieter auf der Jagd wie auf Reisen, richtete seine Botschaften aus, bediente ihn bei Tafel und übte dabei besonders das Mundschenkenamt. Den Damen war es vorbehalten, die Pagen im Katechismus, in den hergebrachten Höflichkeitsformen und in der Verehrung Gottes und der Damen zu unterrichten. Mit der Erhebung zum Schildknappen (s. Knappe) wurde der Jüngling, meist im 14.—18. Lebensjahr, wehrhaft gemacht. Das Pagenwesen sank infolge der Ausbildung der stehenden Heere. Vom Dreißigjährigen Krieg ab finden sich Pagen nur noch vereinzelt an fürstlichen Höfen. Die sogen. Leibpagen treten gewöhnlich nach Ablauf ihrer Dienstzeit als wirkliche Kammerherren ein. Die noch jetzt hier und da bestehenden Pageninstitute (Pagerien) mit einem Pagenhofmeister an der Spitze kommen mit den sogen. Ritterakademien ziemlich überein.

Pages Islands (spr. pehdsches eilends), drei kleine Inseln an der Küste der Kolonie Südaustralien, zwischen dem Festland und der Känguruhinsel, in der Backstairsstraße.

Paget (spr. pädd'schet), Clarence Edward, Lord, engl. Admiral, wurde 17. Juni 1811 als Sohn des Marquis von Anglesey geboren. Er trat früh in die Marine und diente während des Krimkriegs auf der Ostseeflotte. 1847 wurde er ins Unterhaus gewählt und war zuerst Sekretär seines Vaters, der das Amt eines Master general of the Ordnance (Generalfeldzeugmeisters) bekleidete, sodann aber von 1859—66 unter Palmerston Sekretär der Admiralität. 1858 zum Kontreadmiral ernannt und 1865 zum Viceadmiral befördert, schied er 1866 aus dem Parlament, um das Kommando des Mittelmeergeschwaders zu übernehmen.

Pagina (lat.), die Seite eines Blattes in einem Buch; die Seitenzahl eines Blattes; daher paginiren, die Blattseiten eines Buches ꝛc. mit Zahlen bezeichnen. P. honorum, am Piedestal der Statuen von Triumphatoren angebrachte Platte mit Angabe der Titel, Würden und Thaten des Gefeierten.

Paginirmaschine, s. Numerirmaschine.

Pago, zum österreich. Kronlande Dalmatien (Bezirkshauptmannschaft Zara) gehörige Insel, eine der größten im Quarnerobusen, von der nahen kroatischen Küste durch den Kanal della Morlacca getrennt, ist 210 QKilom. groß, gebirgig (San Vito 355 Meter hoch), hat viele Landspitzen und Buchten an der Küste und (1869) 5152 Einw., welche sich von Weinbau, Schafzucht, Fischfang und Seesalzbereitung nähren und zu den betriebsamsten und wohlhabendsten Inselbewohnern Dalmatiens gehören. Der gleichnamige Marktflecken daselbst, im SO. der Insel, an einer tief ins Land eingreifenden Meeresbucht (Valle di Zasca), hat ein Schloß, ein Bezirksgericht, eine Seesanitätsagenzia, eine Salzniederlage, eine Kollegiatkirche, mehrere Klöster und (1870) 3219 Einw.

Pagode (v. ind. bhaguvati, »heiliges Haus«), Name der frei stehenden Tempelanlagen der Hindu und anderer südasiatischen Völker, welche durch Massenhaftigkeit, Originalität des Stils, Pracht der Ausstattung und Feinheit der daran befindlichen Skulpturen gleich ausgezeichnet sind. Meist von einem oder mehreren Höfen umgebene, durch hohe, bisweilen von Thürmen unterbrochene Umfangsmauern umschlossene Gebäudegruppen, bestehen sie aus Haupt- und Nebentempeln, Kapellen, Sälen zur Beherbergung der Pilger, Säulenhallen, Gallerien und Reinigungsbassins verschiedener Art. Dann ist der Name P. auch auf die in diesen Tempeln befindlichen Statuen der Götter übertragen worden, die, meist von gebrannter Erde gefertigt, unförmlich und fratzenhaft, aber reich vergoldet, nackte oder bekleidete, stehende oder mit gekreuzten Beinen sitzende Figuren darstellen. Pagoden heißen ferner auch die kleinen bunten, gewöhnlich nach chinesischen Mustern gebildeten Figuren von Gips mit beweglichen Händen und Köpfen, die man als Nachahmungen jener Götzen zur Zeit des Rokokogeschmacks zur Verzierung auf Kaminesimsen, Schränken ꝛc. aufzustellen pflegte. Der neuere Geschmack hat die Pagoden in kleineren Verhältnissen aus Porzellan nachgebildet und in die Nippsachen eingereiht. S. Tafel »Baukunst I«, Fig. 6.

Pagode, 1) ostind. Goldmünze, 1 Sternpagode in Madras gesetzlich = 8,025 Mark, nach gewöhnlicher Annahme 7,5226 Mark; 1 P. = 42 Fanams. — 2) Ostind. Gold-, Silber- und Juwelengewicht, = 3,4058 Gramm.

Pagürus, der Einsiedlerkrebs.

Pagus (lat.), in altröm. Zeit ein ländlicher Distrikt, deren es mehrere gab, welche das städtische Gebiet Roms ausmachten. Servius Tullius vereinigte die bisherigen Pagi mit dem Gebiete der Stadt, so daß sie Unterabtheilungen der Tribus (s. d.) wurden; sie behielten ihre alten Namen, ihre von Numa angeordneten Vorsteher (magistri pagi), welche die Flurbücher führten, die Paganalien (s. d.) leiteten und bei Aushebungen und Tributvertheilung halfen, bildeten jedoch zuletzt bloß plebejische Genossenschaften mit gemeinschaftlichem Gottesdienst (sacra). Wie in Rom, so fand im Alterthum in ganz Italien die Eintheilung in Pagi (Fluren, Gaue) statt, und auch auf fremde Völker trugen die Römer den Namen P. über, so auf die Germanen und die Helvetier.

Pahang (Pahan, Pakang), mohammedan. Malayenstaat an der Ostküste der hinterindischen Halbinsel Malakka, 15,000 QKilom. (280 QM.) groß mit etwa 20,000 Einw., früher Theil von Dschohor, machte sich 1855 unabhängig und neigt jetzt zu England hin.

Pahlen, aus Deutschland stammendes, in den russ. Ostseeprovinzen ansässiges, seit 1679 freiherrliches Geschlecht; seine namhaftesten Sprößlinge sind:

1) Peter Ludwig von, geb. 1746, trat jung in die russische Armee, focht im Türkenkrieg von 1769 unter Rumjanzow und kommandirte beim Sturm auf Otschakow eine Kolonne. 1790 Generalleutnant, ging

er als Gesandter nach Stockholm, ward 1793 Gouverneur von Livland und, als Kurland 1795 an Rußland fiel, Gouverneur dieser Provinz. Kaiser Paul I. erhob ihn 1799 zum Grafen und zum General der Kavallerie und 1801 zum Generalgouverneur von Petersburg. Gleichwohl stellte er sich an die Spitze jener Verschwörung, welche in der Nacht zum 24. März 1801 zur Ermordung des Kaisers führte. Von dem Kaiser Alexander I. mit Mißtrauen behandelt, nahm er 1804 seinen Abschied. Er starb 13. Febr. 1826 auf seinem Landgut bei Mitau.

2) Peter, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 1775, trat als Officier in die russische Garde und stieg bis zum General. Als solcher erwarb er sich in den Feldzügen von 1812 und 1813 als Anführer einer Kavalleriedivision Ruhm, ward aber 17. Febr. 1814 bei Nangis geschlagen. Nachdem er 1823 seinen Abschied genommen, trat er nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus wieder in den Dienst, ward 1827 General der Kavallerie und befehligte im Türkenkrieg ein eigenes Korps, mit welchem er zum Sieg bei Kulewtscha (1. Juni 1829) viel beitrug. Auch im polnischen Feldzug von 1831 focht er mit Auszeichnung, namentlich beim Sturm auf Warschau. Von 1835—42 war er Botschafter in Paris, und 1847 erhielt er die Charge eines Generalinspektors der ganzen russischen Kavallerie. Später ward er auch Mitglied des Reichsraths. Er starb, nachdem er 1862 seinen Abschied genommen, 1. Mai 1864.

3) Friedrich, Graf von, Bruder des vorigen, wählte die diplomatische Karrière und ward russischer Gesandter in Washington, dann in München. 1829 schloß er nebst dem Grafen Orlow den Frieden von Adrianopel ab, und 1834 ward er zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt; starb im Januar 1863. Einer Nebenlinie gehört an Matthias, Freiherr von P., der sich 1813 als Oberst in dem Treffen von Lüneburg hervorthat und 1830—45 Generalgouverneur von Liv-, Esth- und Kurland war. Er ward später General der Kavallerie, Senator und Mitglied des Reichraths; starb 1. Juni 1863.

Pai-Choi (samojed., »Stein-Bergrücken«), die über 200 Kilom. lange marine Fortsetzung der Gebirge auf den Inseln Nowaja Semlja und Waigatsch im russ. Gouvernement Archangel, erstreckt sich parallel der Südküste des Karischen Meers in der Richtung von OSO., in seinem höchsten Punkte, dem Wosai-Pai, 400 Meter ansteigend. Durch das über 50 Kilom. breite, sumpfige Flußthal der Kara wird es vom Uralgebirge, von dem es nach Helmersen geologisch unabhängig ist, getrennt.

Paignton (spr. pehnt'n), Hafenstadt in der engl. Grafschaft Devon, an der Torbai, dicht bei Torquay, mit Obst- und Gemüsebau und (1871) 3590 Einw.

Paillasse (franz., spr. pajáß), Bajazzo, Hanswurst.

Paille (franz., spr. paj), Stroh.

Paillen (franz. paillons, spr. pajóng), bei den Gold- und Silberarbeitern die kleinen Stückchen Schlagloth, welche auf die Verbindungsstelle oder Fuge der zu löthenden Gegenstände kommen und durch einen heißen Löthkolben zum Schmelzen gebracht werden.

Paimboeuf (spr. pängböff), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niederloire, links an der hier 4 Kilom. breiten Loire, unweit deren Mündung in den Atlantischen Ocean, hat einen Gerichtshof, ein Zollamt, eine Handelskammer, ein Kommunalcollége, eine Kirche mit bemerkenswerthen Skulpturen, eine als Vorhafen für Nantes dienende Rhede, welche gegen W. durch einen 1778—82 erbauten, 65 Meter langen Molo (mit Leuchtthurm) geschützt ist, ferner Rhederei, Schiffbau, Seilerei, eine Dampfbretsäge, ansehnlichen Handel, besonders mit Bauholz, Kohle, Dünger, Kolonial- und Manufakturwaaren in der Einfuhr, Getreide, Mehl, Kartoffeln, Wein, gesalzenen Fischen, Leder- und Manufakturen in der Ausfuhr, und zählt (1872) 2849 Einw. Der Hafen von P. hat in letzter Zeit durch Versandung viel von seiner frühern Bedeutung verloren, während das gegenüber liegende St. Nazaire (s. d.) einen immer großern Aufschwung nahm. 1875 sind aus dem Hafen von P. auf der internationalen Schiffahrt 33 Schiffe mit 3400 Tonnen Gehalt ausgelaufen.

Paimpol (spr. pängpoll), Stadt im franz. Departement Côtes-du-Nord, Arrondissement St. Brieuc, an der Küste des Kanals La Manche, hat ein Handelsgericht, eine hydrographische Schule, ein Zollamt, einen Hafen, eine Mineralwasseranstalt, Seilerei, Gerberei, Baumwollspinnerei, Salz- und Oelraffinerie, Handel mit Getreide, Mehl, Alkalien, Oelsaat in der Ausfuhr, Salz, Obst, Cider, Wein, Holz und Baumaterialien in der Einfuhr, Austern- und Stockfischfang und (1872) 2917 Einw. Im Hafen von P. sind 1875 auf der internationalen Schiffahrt 138 Schiffe mit 7075 Tonnen ein- und 141 Schiffe mit 8303 Tonnen ausgelaufen, wozu noch 330 Küstenfahrzeuge mit 14,500 Tonnen kommen.

Paimpont (spr. pängpong), Stadt im franz. Departement Ille-et-Vilaine, Arrondissement Montfort, am Rande des schönen Forstes von P. (6000 Hektar), hat große Eisenhütten, Fabrikation von Eisenwaaren, Werkzeugen, Wachskerzen und Papier, Leinwandbleichen und (1872) 3250 Einw.

Paine (spr. pehn), Thomas, berühmter engl. Publicist, geb. 29. Jan. 1737 zu Thetford in der Grafschaft Norfolk, betrieb in seiner Jugend das Korsettmacherhandwerk, erhielt später eine Anstellung als Zollbeamter, 1766 das Acciseamt zu Lemanstreet, wo er zugleich in der Ortsschule Unterricht zu ertheilen hatte, und wirkte später in beiden Eigenschaften zu Kensington und seit 1768 in Lewes. Hier übernahm er infolge einer Heirath eine Tabakfabrik, machte aber 1774 Bankerott und ging hierauf nach Philadelphia, wo er ein Unterkommen bei einem Buchhändler fand und sich daneben mit Chemie beschäftigte. Die Freiheitsbestrebungen der Nordamerikaner fanden in ihm einen eifrigen Anhänger. Sein Pamphlet: »The common sense addressed to the inhabitants of America« (Philad. 1776), das eine fast beispiellose Verbreitung fand, wirkte wesentlich auf den Gang der amerikanischen Revolution ein, und Männer wie Franklin und Washington schenkten dem kühnen Publicisten ihre Freundschaft. Inzwischen trieben ihn Schulden zum Eintritt in das Heer Washingtons. Als nach dem Rückzug desselben der Kongreß sich auflöste, schrieb P. zur Stärkung des republikanischen Sinnes ein periodisches Blatt: »The Crisis« (1777—83, 13 Lfgn.), nebst anderen Flugschriften und erhielt infolge dessen das Sekretariat in den auswärtigen Angelegenheiten, mußte aber schon 1779 wegen angeblicher Verletzung des Amtsgeheimnisses sein Amt niederlegen. Er trat nun als Lehrer an der Universität zu Philadelphia auf, eine vom französischen und spanischen Hof ihm angebotene Geldunterstützung ausschlagend, begleitete dann den Obersten Laurens in politischen Angelegenheiten nach Frankreich und ließ sich nach seiner Rückkehr auf den Ländereien nieder, welche ihm der Kongreß geschenkt hatte. Um seinen Reformideen auch in Europa Gel-

tung zu verschaffen, kehrte er 1786 dahin zurück, nahm nach kurzem Aufenthalt in Frankreich seinen Wohnsitz zu London und veröffentlichte hier seine berühmte Schrift: »Rights of man« (Lond. 1790, 2 Bde.), in welcher er gegen Burke die Ideen der französischen Revolution vertheidigte. Das in England in mehr als 1½ Mill. Exemplaren verbreitete Werk zog ihm jedoch den Haß der englischen Aristokratie zu, und er fand sich bewogen, nach Paris überzusiedeln, wo er die Naturalisation erlangte und 1792 vom Departement Pas de Calais in den Nationalkonvent gewählt wurde. Er gehörte hier zu den Häuptern der Bergpartei und veröffentlichte unter dem Namen Achille Duchâtelet ein Flugblatt. Da er im Proceß Ludwigs XVI. nur für dessen Verbannung stimmte, ließ ihn Robespierre 1793 aus dem Konvent stoßen und verhaften. Nach 14monatlicher Haft, während welcher er sein gegen den Atheismus gerichtetes Buch: »The age of reason« (Par. 1793) schrieb, wurde er auf Verwenden der nordamerikanischen Regierung im December 1794 freigegeben und trat von neuem in den Nationalkonvent, nach dessen Auflösung (1795) er sich ins Privatleben zurückzog. Er beschäftigte sich fortan mit statistischen und finanziellen Untersuchungen und veröffentlichte 1796 eine scharfe Kritik der britischen Finanzverwaltung seit den letzten zwölf Jahren (»Decline and fall of the English system of finance«, 14. Ausg., Lond. 1796). 1802 kehrte er auf Jeffersons Veranlassung nach Amerika zurück und starb 8. Juni 1809 zu New York in Armut. Eine vollständige Ausgabe seiner »Works« erschien zu Boston 1856; die einzelnen Schriften mehrfach deutsch, gesammelt Philadelphia 1876, 2 Bde. Sein Leben beschrieben Cobbett (1795) und Vale (New York 1850).

Painesville (spr. pehnswill), Hauptstadt der Grafschaft Lake im nordamerikan. Staat Ohio, am Grand River, 4 Kilom. oberhalb dessen Mündung in den Eriesee, mit Akademie, Bank, Eisenwerken, Maschinenbau und (1870) 3723 Einw.

Pairie (franz., spr. päri), s. Pairs.

Pairs (franz., spr. pähr, engl. Peers, spr. pihrs, lat. Pares, »Gleiche«), in England und vordem auch in Frankreich die mit mehr oder minder großen nationalpolitischen Vorrechten ausgestatteten Mitglieder des hohen Adels. Die Pairswürde (Pairschaft, franz. Pairie, engl. Peerage) läßt sich, wenigstens in England, auf das erste Entwickelungsstadium des Lehnswesens (s. d.) zurückführen. Die P. waren nämlich ursprünglich die dem Thron am nächsten stehenden Kronvasallen, welche in Lehnsstreitigkeiten nur von ihres Gleichen (pares curiae) Recht nahmen. Während aber in Deutschland aus dem ursprünglichen Vasallenthum der Großen des Reichs sich mit der Zeit die Landeshoheit der deutschen Reichsfürsten entwickelte, welche die schließliche Auflösung des Deutschen Reichs herbeiführte, verblieb der englische hohe Adel des Mittelalters, welcher sich theils aus angelsächsischen, theils aus normannischen Elementen zusammensetzte, der Krone gegenüber in einem Unterthanenverhältnis, und die Staatseinheit ward erhalten. Dafür erlangten aber die Barone als die Rathgeber der Könige bald wesentliche politische Vorrechte, welche sie auf den Reichstagen geltend machten, aus welch letzteren das englische Parlament (s. d.) hervorging, dessen Geschichte mit der der englischen Peerage eng verwachsen ist. Die dem König Johann ohne Land von dem siegreichen Adel abgerungene Magna charta von 1215, welche bis auf den heutigen Tag die Grundlage der englischen Verfassung bildet, hatte nicht umsonst bestimmt, daß nur mit Zustimmung des Adels neue Steuern erhoben werden dürften, und daß die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, die Grafen und die großen Barone persönlich durch königliche Briefe zu dem Parlament geladen, während alle übrigen Vasallen des Königs durch dessen Beamte dazu insgesammt berufen werden sollten. Aus den letzteren ging das spätere Unterhaus hervor, während sich aus den ersteren Elementen das jetzige Oberhaus entwickelte (s. Großbritannien, S. 203). Uebrigens kommen den englischen Peers, welche also hiernach die Erbstände des Reichs bilden, deren Würde aber auch von der Krone verliehen werden kann, außer dem Rechte der Mitgliedschaft im Oberhaus noch verschiedene sonstige Vorrechte von hoher Bedeutung zu (s. Adel, S. 116 f.). In Frankreich wurden im Mittelalter zwölf Große des Reichs P. (P. de France) genannt, nämlich die Herzöge von Burgund, Aquitanien und von der Normandie, die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne und sechs geistliche Herren. Diese P. trugen bei den Krönungsfeierlichkeiten die Insignien der königlichen Gewalt; sie hatten jederzeit Zutritt zu dem König, auch Sitz und Stimme in dem Parlament (s. d.), dem königlichen Gerichtshof zu Paris, vor welchem sie auch allein zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Später wurde die Zahl der P. erheblich vermehrt, namentlich durch Verleihung der Pairswürde, mit welcher der Herzogstitel verbunden war, an Prinzen des königlichen Hauses und sonstige Große des Reichs, ohne daß jedoch diese Pairie eigentliche politische Vorrechte hatte. Der Sturm der Revolution von 1789 zerstörte, wie den französischen Adel überhaupt, so namentlich die Pairie, und eben darum waren die Versuche der Restauration, den französischen Adel neu zu beleben und eine der englischen Peerage analoge Aristokratie sowie eine dem englischen Oberhaus entsprechende Pairskammer zu errichten, so gut wie erfolglos. Allerdings schuf die Charte constitutionelle vom 4. Juni 1814 eine Pairskammer, welche, abgesehen von der Theilnahme an der Gesetzgebung, zugleich der Gerichtshof für etwaige Vergehen der Minister und für Staatsverbrechen sein sollte. Allein dieselbe konnte nie zu wirklichem Ansehen und zu wesentlicher politischer Bedeutung und Wirksamkeit gelangen, zumal da die Krone von ihrem Recht zur Ernennung der P. den ausgiebigsten Gebrauch machte und sich durch wiederholten Pairsschub, d. h. eine massenweise Ernennung gefügiger P., die Möglichkeit der Beeinflussung sicherte, damit aber auch zugleich das Ansehen der Pairskammer mehr und mehr abschwächte. Die Februarrevolution von 1848 beseitigte dieses Institut, an dessen Stelle alsdann der Senat trat. Uebrigens wird zuweilen auch in Deutschland der Ausdruck P. zur Bezeichnung derjenigen Mitglieder der Ersten Kammern gebraucht, welche entweder von der Krone ernannt werden, oder, wie die deutschen Standesherren, mit dem Besitz gewisser Güter auch das Recht der Mitgliedschaft in der Ersten Kammer haben.

Pairsschub, die gleichzeitige Ernennung einer größern Anzahl von Pairs (s. d.) oder Mitgliedern der Ersten Kammer, um dadurch eine der Regierung günstige Majorität in der letztern zu erzielen.

Paisley (spr. pehsli), Fabrikstadt in der schott. Grafschaft Renfrew, am schiffbaren Cart, 4 Kilom. oberhalb dessen Mündung in den Clyde und 10 Kilom. westlich von Glasgow, mit dem es durch Kanal und Eisenbahn verbunden ist. P. ist eine der ältesten Städte Schottlands, nahm aber erst seit Ende des

vorigen Jahrhunderts einigen Aufschwung als Fabrikstadt. Es hat 30 Kirchen (darunter die theilweise in Ruinen liegende Abteikirche aus dem 12. Jahrh.), einen Gerichtshof, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, Armenhaus, eine Besserungsanstalt und zahlreiche andere Wohlthätigkeitsanstalten, wichtige Fabrikation von halbseidenen Waaren, Plaids, Flor und Sammet, Eisenwaaren, Maschinen ꝛc. und (1871) 48,240 Einw.

Paixhans (spr. pätsáng), Henri Joseph, franz. Ingenieur, geb. 22. Jan. 1783 zu Metz, trat, nachdem er den Kursus der polytechnischen Schule durchgemacht hatte, zur Marineartillerie und avancirte bis zum General. Er hat sich durch mehrere Schriften über das Seewesen und die Schiffsartillerie, unter anderen die »Considérations sur l'artillerie des places etc.« (Par. 1815), »Nouvelle force maritime« (das. 1821), »Force et faiblesse de la France« (das. 1830; deutsch von Kausler, Stuttg. 1841), »Constitution militaire de la France« (Par. 1849), wie durch die Erfindung der Paixhans'schen Kanonen (canons à la P., canons à bombes) bekannt gemacht. Diese letzteren sind Bomben- oder Granatkanonen (s. d.), meist von großem Kaliber (23—32 Centim.), mit kegelförmiger Kammer zum Schießen von Bomben mit größerer Perkussionskraft, als es aus Haubitzen geschehen konnte; sie sind, wie alle glatten Kanonen, durch die gezogenen Geschütze gänzlich verdrängt. P. starb 20. Aug. 1854 auf seinem Gut Jouy aux Arches bei Metz.

Pajon (spr. -schong), Claude, franz. reformirter Theolog, geb. 1626 in Romorantin, studirte zu Saumur unter Amyrald, ward 1650 Prediger in Machecoir und 1666 Professor in Saumur, gab aber, wegen seiner Versuche, das Prädestinationsdogma und die Alleinwirksamkeit des Heiligen Geistes zu beschränken, angefeindet, seine Professur wieder auf und ward Prediger in Orléans; starb 27. Sept. 1685 in Nantes. Seine Lehre, Pajonismus, fand in der französisch-reformirten Kirche viele Anhänger.

Pajou (spr. -schu), Augustin, namhafter Bildhauer, geb. 1730 zu Paris und in Lemoine's Schule gebildet, erhielt 1748 den großen akademischen Preis und setzte dann seine Studien in Rom fort. Eine Marmorgruppe, Pluto mit dem Höllenhund, verschaffte ihm 1767 die Aufnahme in die Akademie. P. hielt sich treu an die Natur und trug wesentlich dazu bei, die damals gesunkene Bildhauerkunst wieder zu heben. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die Statuen von Descartes, Pascal, Turenne, Bossuet und Buffon; Psyche, in der Gallerie des Luxembourg; die drei Najaden an der Fontäne des Innocents; die Statuen im Palais Royal: Mars, Apollo, Prudentia und Libertas; die Büste Cäsars in der Gallerie der Konsuln. Sein Werk sind auch die Frontons im Hof des Palais Royal, wo die Statue Ludwigs XVI. aufgestellt wurde. Dann fertigte er die Skulpturen des großen Theatersaals im Schlosse zu Versailles und die neuen Zierwerke in der Kathedrale zu Orléans. 1767 wurde er Professor an der Akademie zu Paris und 1803 Mitglied des Instituts. Er starb 1809 zu Paris.

Paka (Neupaka), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Gitschin, an der Nordwestbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Krankenhaus (ehemaligem Paulanerkloster mit schöner Wallfahrtskirche), Flachsspinnerei, Baumwollwaaren- und Leinwandfabrik, Strumpfwirkerei, Dachsteinpappenerzeugung und (1869) 4485 Einw. Unfern das Dorf Altpaka, eine wichtige Station der Nordwestbahn, deren Linie Chlumetz-Parschnitz hier von der Pardubitz-Reichenberger Bahn durchkreuzt wird, mit (1869) 1180 Einw.

Pakerort, gefährliches, 25 Meter steil ins Meer abfallendes Kap beim Eingang in den Finnischen Meerbusen, an der Nordwestküste Esthlands, unfern Baltisch-Port. Auf demselben ein Leuchtthurm.

Paketboot (engl. Packet-boat, Packet-ship, franz. Paquebot), ein schnell fahrendes Schiff, welches im Dienst einer Regierung oder von Privatpersonen oder Gesellschaften zwischen bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten fährt und zum Transport von Briefen, Paketen und Personen dient.

Pákh, Albert, namhafter ungar. Schriftsteller, geb. 11. März 1823 zu Rosenau im Gömörer Komitat, studirte in Miskolcz, Igló, Leutschau, Oedenburg und Debreczin, zeichnete sich als humoristischer Genredichter aus und machte sich durch die Gründung des illustrirten Wochenblatts: »Vasárnapi Ujság« (»Sonntagszeitung«), das er zwölf Jahre mit Takt und Umsicht redigirte, um die Förderung der Volksbildung verdient. Er war Mitglied der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft; starb 10. Febr. 1867.

Pakhoi, ein 1876 dem Handel neu eröffneter chines. Hafenplatz in der Provinz Kwangtung, ein ärmlicher Fischerort mit etwa 10,000 Einw. Hauptausfuhrartikel sind getrocknete Fische (nach dem Innern), Zucker, Erdnuß- und Anisöl; zur Einfuhr kommen besonders Opium, rohe Baumwolle (aus Anam), Shirting, Glaswaaren, Lampen und Zündhölzer (aus Europa).

Pakington (spr. pekingt'n), Sir John Somerset, brit. Staatsmann, geb. 20. Febr. 1799 auf Powick Court in der Grafschaft Worcester, Sohn William Russells, ward in Eton und auf der Universität Oxford gebildet, erbte 1830 die ansehnlichen Güter seines mütterlichen Oheims, Sir John P., und nahm darauf dessen Namen an. 1837 von dem Burgflecken Droitwich ins Parlament gewählt, hielt er sich hier zu den eifrigsten Konservativen und zählte zu den treuesten Anhängern Robert Peels, durch den er zum Baronet befördert ward. Als derselbe jedoch die Aufhebung der Korngesetze betrieb, sagte sich P. von ihm los, stimmte 1846 gegen die Abschaffung der Kornzölle, kämpfte neben Bentinck und Disraeli in den vordersten Reihen der Protektionisten und ward, als sich im Februar 1852 ein Ministerium aus seinen Parteigenossen bildete, mit dem Portefeuille der Kolonien betraut. Nach der Auflösung des Ministeriums 1852 neigte P. sich nach und nach liberaleren Ansichten zu und bemühte sich namentlich für die Hebung des Volksunterrichts, in Betreff dessen er selbst Anträge vor das Parlament brachte. In der Session von 1857 erklärte er sich sogar für die Emancipation der Juden. Trotzdem übernahm er in dem konservativen Ministerium Derby, Februar 1858 bis 18. Juni 1859, das Portefeuille der Admiralität und erwarb sich solche Verdienste um die Hebung der Marine, daß er bei dem Rücktritte des Kabinets das Großkreuz des Bathordens erhielt. In Derby's dritter Regierung übernahm er im Juni 1866 wieder das Marineministerium, vertauschte dasselbe aber, als infolge der Reformbill im März 1867 eine theilweise Umbildung des Ministeriums vor sich ging, mit dem Kriegsministerium, das er bis zum Rücktritte der konservativen Regierung, December 1868, beibehielt. Seitdem ist er zwar Mitglied des Parlaments geblieben, hat aber ein Amt nicht wieder übernommen.

Pako, s. Alpako.

Pákosch, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Brom-

berg, Kreis Mogilno, an der Netze, die hier aus dem Trlonger See fließt, hat eine evangelische und 2 kathol. Kirchen, ein Reformatenkloster (berühmt wegen Wallfahrten und großen Ablasses), ein Johanniterkrankenhaus und (1875) 1481 Einw.

Pakrać (Pakrac), Marktflecken im kroatisch-slawon. Komitat Pozega, an der Pakra (Nebenfluß der Save), Sitz eines griechisch-nichtunirten Bischofs, mit 3 Kirchen, einer nichtunirten griechischen Diöcesanlehranstalt und (1870) 1721 Einw. P. ist Heimatsort des berühmten Pandurenführers Trenck.

Paks (spr. patsch), Marktflecken im ungar. Komitat Tolna, an der Donau, Dampfschiffahrtstation, mit Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Weinbau, Hausenfang und (1870) 9434 Einw.

Paktólos, Fluß im alten Lydien, entspringt auf dem Tmolos, fließt bei Sardes vorbei und ergießt sich in den Hermos. Früher soll er Goldsand mit sich geführt und dadurch den großen Reichthum des Krösos bewirkt haben; jetzt Sarabat.

Palacky (spr. pálazki), Franz, ausgezeichneter böhm. Geschichtsforscher, geb. 14. Juni 1798 zu Hodslawitz in Mähren als Sohn eines evangelischen Schulrektors, trat, nachdem er in Preßburg und Wien seine wissenschaftliche Vorbildung erhalten hatte, schon früh als Schriftsteller auf und zeigte eine große Vielseitigkeit und Schärfe des Urtheils. 1823 wurde er von den Grafen von Sternberg zu ihrem Archivar zu Prag ernannt und ihm Gelegenheit verschafft, in den verschiedensten Archiven nach Dokumenten zur böhmischen Geschichte zu forschen. 1828 ward er mit der Redaktion der deutschen und der tschechischen »Zeitschrift des Nationalmuseums« betraut. Für beide lieferte er viele interessante Aufsätze verschiedenen Inhalts. Die erstere ging 1831 ein, die Redaktion der letztern aber führte er bis 1838 fort, wo er sie, um eine zweite Reise nach Italien antreten zu können, an Schafarik abgab. 1839 ward er auf Vorschlag der böhmischen Stände zum Historiographen Böhmens ernannt. Von denselben war ihm früher die Fortsetzung von Pubitschka's »Chronologischer Geschichte Böhmens« aufgetragen worden; er entwarf jedoch einen andern Plan zu einer »Geschichte Böhmens«, welche auf Kosten der Stände (tschechisch u. deutsch, Prag 1836—67, Bd. 1—5) herausgegeben ward. Da er aber in Böhmens ältester Geschichte das slawische Element zu entschieden hervortreten ließ, zog er sich eine Menge Angriffe von deutschen Historikern in verschiedenen Zeitschriften zu. Einen heftigen Streit hatte er namentlich mit Kopitar über den byzantinischen Ursprung der slawischen Liturgie. Nicht mindern Widerspruch erfuhren seine Bestrebungen, die tschechische Sprache wieder in Aufnahme zu bringen und innerhalb derselben, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Rechtschreibung, ein neues System einzuführen. Im April 1848 wohnte P. dem deutschen Vorparlament zu Frankfurt bei, erklärte sich jedoch gegen die Vertretung Böhmens auf dem Parlament selbst. Er war dann Mitglied des böhmischen Gouvernementsraths, hierauf einer der Leiter des slawischen Kongresses, und zuletzt das Haupt der slawischen Partei auf dem Reichstag zu Kremsier. 1861 wurde er zum Mitglied des Herrenhauses ernannt. Namentlich aber seit 1863 trat er politisch hervor als Führer der tschechisch-föderalistischen Partei auf dem böhmischen Landtag; er und sein Schwiegersohn Rieger verfochten mit hartnäckigem Eifer die Idee der Wenzelskrone und bekämpften die österreichische Verfassung mit solcher Verblendung, daß P., obwohl Protestant, selbst den engsten Bund mit Ultramontanen und Feudalen nicht scheute. Auch am Slawenkongreß in Moskau 1867 nahm er theil. Er starb 26. Mai 1876 zu Prag. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: »Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber« (Prag 1830, neue Ausg. 1869); »Synchronistische Uebersicht der höchsten Würdenträger, Landes- und Hofbeamten in Böhmen« (das. 1832); »Dobrowski's Leben und gelehrtes Wirken« (das. 1833); »Literarische Reise nach Italien im Jahr 1837 zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte« (das. 1838); »Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache« (mit Schafarik gemeinschaftlich, das. 1840); »Archiv český«, seit 1840; »Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhmische Geschichte« (das. 1842—47, 2 Abgn.); »Oesterreichs Staatsidee« (das. 1866); »Die Geschichte des Hussitenthums und Professor Konstantin Höfler, kritische Studien« (das. 1868); »Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs« (das. 1872—74, 2 Bde.); »Documenta Magistri Joannis Hus vitam, doctrinam, causam etc. illustrantia« (das. 1869); »Gedenkblätter ꝛc. aus den letzten 50 Jahren« (das. 1874); »Zur böhmischen Geschichtschreibung; aktenmäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr« (das. 1871). — Auch sein Sohn Johann, geb. 10. Okt. 1830 in Prag, Professor in Prag, hat sich durch wissenschaftlich-geographische Arbeiten in tschechischer Sprache bekannt gemacht.

Paladin (franz., ital. paladino, v. mittellat. palatinus), mittelalterliche Bezeichnung der zur Umgebung eines Fürsten gehörigen und in seiner Hofstatt (palatium) wohnenden Vornehmen; in den alten Ritterromanen Name der Ritter von der Tafelrunde des Königs Artus und später der Begleiter Karls d. Gr.; jetzt allgemein s. v. w. Ritter, Beschützer.

Paläanthropologie (griech.), Beschreibung der fossilen Menschenreste und der Erzeugnisse menschlicher Industrie der Urzeit; ein erst neuerdings wichtig gewordener Zweig der Paläontologie (s. d.), da man früher (noch Cuvier) die Existenz vorweltlicher Menschen leugnete.

Palämon, s. Melikertes.

Paläographie (griech.), die Kunde von den verschiedenen Schriftarten des Alterthums und Mittelalters, welche das Verständnis der alten Handschriften und sonstigen geschriebenen Denkmäler eröffnet. Sie zieht sowohl das Material als die Form der Schrift in Betracht und gibt Anleitung, nicht nur alte Schriften zu lesen, sondern sie auch bis zu ihrer Entstehung hinauf zu verfolgen und die Veränderungen und Umbildungen, welche eine und dieselbe Schrift im Lauf der Zeit erlitten, kennen zu lernen. Weil früher alles Geschriebene aus älterer Zeit Gegenstand der P. war, so fiel diese mit der Diplomatik zusammen, weshalb in den diplomatischen Schriften von Mabillon, Maffei, Gatterer u. a. auch vieles in die P. Gehörige enthalten ist. Auch die Epigraphik, die Kunde von den auf alten, besonders griechischen und römischen, Inschriften vorkommenden Schriftarten sowie auch vom Inhalte dieser Inschriften, hat sich neuerdings von der P. ganz abgetrennt. Für die Kenntnis der griechischen Handschriften hat zuerst Montfaucon in seiner »Palaeographia Graeca« (Par. 1708), dann Bast in seiner »Commentatio palaeographica« (der Ausgabe des »Gregorius Corinthius« von Schäfer, Leipz. 1811, beigefügt) Treffliches geleistet; aber erst neuerlich hat man die paläographische Wissenschaft in theoretischer

und technischer Hinsicht weiter ausgebildet. Die bedeutendsten Förderer derselben sind Fr. Kopp (»Palaeographia critica«, Mannh. 1817—29, 4 Bde.; »Bilder und Schriften der Vorzeit«, das. 1819—21, 2 Bde.) und Champollion-Figeac (»Paléographie universelle«, mit Silvestre de Sacy, Par. 1839—41, 4 Bde.). Vgl. außerdem Klaproth, Les alphabets des anciens peuples (Par. 1823); Pertz, Schrifttafeln zum Gebrauch bei diplomatischen Vorlesungen (Hannov. 1844—69, 10 Hefte); Wattenbach, Schrifttafeln zur Geschichte der griechischen Schrift (Berl. 1876); W. Arndt, Schrifttafeln (das. 1876); Wattenbach, Anleitung zur lateinischen P. (2. Aufl., Leipz. 1872), zur griechischen P. (2. Aufl., das. 1877).

Paläologen, die letzte Dynastie des oström. Reichs (s. d.), deren Stifter Michael Paläologos 1259 nach dem Sturz des Kaisers Theodor II. Laskaris den Kaiserthron von Nicäa bestieg und 1261 nach Vernichtung des lateinischen Kaiserthums auch in Konstantinopel zur Herrschaft kam, und deren letzter Kaiser, Konstantin XII., 1453 bei der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen seinen Tod fand. Durch das Testament des Markgrafen Johann von Montferrat, welcher 1305 kinderlos starb, war dessen Schwester Jolanthe (bei den Griechen Irene), Gemahlin des Kaisers Andronikos I., nebst ihren Söhnen als Erbin der Grafschaft Montferrat eingesetzt worden, und so kam es, daß ein Zweig der P. zu Montferrat herrschte. Theodor Komnenos, zweiter Sohn der Jolanthe, eröffnete die Reihe der Markgrafen von Montferrat aus dem Geschlechte der P. Mit Johann Georg Sebastian starb 1533 das Geschlecht aus. Ein dritter Zweig der P. herrschte in Morea von 1380—1460. Nach der Eroberung des Peloponnes durch die Türken flohen die P. nach Italien, und ein Neffe Konstantins XII., Andreas Paläologos, trat dem König Karl VIII. von Frankreich seine Rechte auf das byzantinische Reich ab. Nachkommen der P. leben noch jetzt in Frankreich.

Palaeoniscus, s. Fische, S. 827.

Paläontographie (griech.), s. v. w. Paläontologie.

Paläontologie (griech.), Lehre von den Versteinerungen oder Petrefakten; daher auch Petrefaktenkunde, ein sehr wichtiger Zweig der Geologie (s. d.), indem die eine Hauptabtheilung der Gesteine, an Masse die bei weitem größere, nämlich die der geschichteten, von Resten organischer Wesen erfüllt ist, die man meist fossile Thier- und Pflanzenreste, aber auch wohl schlechthin Fossilien nennt. Die P. betrachtet dieselben in zweierlei Richtungen: 1) Die erste ist die hinsichtlich der Aufeinanderfolge der verschiedenen Thier- und Pflanzenformen und der gleichzeitig vorkommenden Gruppen derselben, der Faunen und Floren der einzelnen Schichtenabtheilungen. Für die Unterscheidung der letzteren werden besonders gut kenntliche und häufige Arten als Leitversteinerungen hervorgehoben, der Hauptaccent ist aber immer auf die Gesammtheit der Formen zu legen. Die Annahme, daß jede Hauptschichtengruppe besondere, nie in der folgenden sich wiederholende Formen aufzuweisen habe (Schule d'Orbigny's), ist durch den Nachweis einer allmählichen Umbildung durch successives Aussterben einiger und Neuauftreten anderer Arten beseitigt, welches oft mit so allmählichen Uebergängen der Arten und Geschlechter geschieht, daß die Darwinsche Theorie an der P. eine besonders wichtige Stütze gefunden hat. Die Abtheilungen der Floren und Faunen entsprechen selbstverständlich den Formationen (s. d.). Man nennt die ältesten Sedimentärgebilde mit sicheren Thierresten (Silur) nach der Hauptgruppe der Petrefakten die des Zeitalters der Trilobiten (s. d.); darauf folgt das Zeitalter der Panzerfische (s. Fische, S. 825 ff.) oder das Devon, dann die Steinkohlenformation, das Zeitalter der kryptogamischen Gefäßpflanzen; den Beschluß der altthierischen oder paläozoischen Gruppe macht die Dyas oder das Zeitalter der Schmelzschupper. Im Sekundärgebirge hat man die Trias als Zeitalter der Panzerlurche (deren Hauptverbreitung hier stattfindet, wenn sie auch schon früher begannen, neben denen aber wahre Reptilien sicher und in größerer Zahl auftreten), den Jura als Zeitalter der Ammoniten, Belemniten, Fisch- und Flugsaurier, die Kreide als Zeitalter der Rudistenmuscheln und ammonitischen Nebenformen, im Tertiärgebirge (dem Zeitalter der Säugethiere) die ältere Abtheilung als die der Paläotherien, die jüngere als die der Mastodonten bezeichnet; die Quartärzeit ist die des Menschen, zerfallend in die des Urmenschen und Mammuth und in die Jetztzeit. 2) Die zweite Richtung ist die systematisch zoologische und botanische. Die P. theilt sich nach der Art der Wesen, von welchen die Petrefakten stammen, in die Paläophytologie oder die Lehre von den ausgestorbenen Pflanzen, die als Hauptabtheilungen Zellenpflanzen (Algen, Moose), Gefäßkryptogamen, Gymnospermen oder nacktsamige Pflanzen (Koniferen, Cykadeen), Monokotyledonen und Dikotyledonen kennt, und in die Paläozoologie, von welcher neuerdings sich die Paläanthropologie abgezweigt hat. Das Auftreten der Pflanzen geschieht im allgemeinen in der angegebenen Ordnung; nur über das der Monokotyledonen ist man im Zweifel, da von vielen dasselbe erst in die Tertiärzeit gesetzt wird, während Dikotyledonen sicher schon massenhaft in der Kreide vorkommen. Die Nacktsamer gehören zumeist dem ältern Sekundärgebirge an, die Gefäßkryptogamen herrschen in der eigentlichen Steinkohle und in den noch älteren Schichten fast ausschließlich. Von den Hauptstämmen des Thierreichs (Urthiere mit Foraminiferen ꝛc.; Cölenteraten, also Polypen ꝛc., nebst Schwämmen; Würmer; Stachelhäuter oder höhere Strahlthiere; Mollusken; Gliederthiere; Wirbelthiere) sind sämmtliche sehr früh schon vertreten, und jeder derselben bildet sich in eigenthümlicher Weise weiter. Besonders interessant und wichtig ist in dieser Beziehung die Entwickelung der Wirbelthiere (Fische finden sich schon im Silur, Amphibien, nämlich Labyrinthodonten, in der Kohle, Reptilien sicher von der Trias an, Säugethiere von der obern Trias, Vögel mit Sicherheit vom Jura an, Säugethiere mit Mutterkuchen erst im Tertiär). Beachtenswerth ist auch das Erlöschen früher sehr gut entwickelter Abtheilungen (viele Saurier, von wirbellosen Thieren Ammoniten und Belemniten, Trilobiten). Das Studium der P. ist stets aufs engste mit dem der Geologie verbunden gewesen (s. Geologie, S. 629 ff., bes. 631). Doch hat die P. auch an allen Wandlungen der Zoologie und Botanik (und wegen des fast durchgängigen Ueberwiegens der Thierreste über die Pflanzenreste mehr noch an denen der erstern) theilgenommen; sie ist der Nomenklatur, der Methode und Systematik derselben gefolgt, hat namentlich (ganz besonders die Lehre von den fossilen Pflanzen) weit früher als die Mineralogie und Petrographie sich des Mikroskops bedient und ist so von sehr empirischen, rohen Bezeichnungsarten allmählich zu wahrhaft wissenschaftlichen vorgeschritten. Während man zu Anfang dieses Jahrhunderts sich begnügte, einer meist sehr ungenauen Bestimmung des Charakters des Fossils die Ableitungssilbe ites

(auch wohl lithus, v. griech. lithos, ſ. v. w. Stein) anzuhängen, danach z. B. foſſile Blätter als Phyllites, foſſile Hölzer als Lignites, foſſile Schnäbel von Kopffüßern nach dem griechiſchen rhynchos, Schnabel, Rhyncholithus, foſſile Zähne Odontolithus, foſſile Inſekten Entomolithus, foſſile Auſtern Ostracites, andere Muſcheln Chamites, Armfüßer Terebratulites, Schnecken Helicites ꝛc. nannte, ſind jetzt auch die ganz ausgeſtorbenen Thier- und Pflanzenformen feſt ins Syſtem eingereiht und den lebenden Arten gleichwerthig bearbeitet. Aus den ſpeciellen hiſtoriſchen Daten greifen wir die Polemik Fracaſtoro's (um 1500) gegen die gleichwohl noch bis ins 18. Jahrh. vorherrſchende Anſicht, die Verſteinerungen ſeien Naturſpiele, Produkte ſchöpferiſcher Naturkraft im Stein, heraus; ferner den Einfluß Buffons, Linné's und die epochemachende Erſcheinung Cuviers, der in ſeinen »Ossements fossiles« das erſte Beiſpiel einer wiſſenſchaftlichen Behandlung foſſiler Thierreſte gab. Von Konchyliologen reihen ſich ihm zunächſt Lamarck, Deshayes, in Deutſchland L. v. Buch, v. Schlotheim, in England Sowerby, ſpäter in Frankreich d'Orbigny und ſeine Schule an; ſpätere Namen von Bedeutung ſind: H. v. Meyer (für Wirbelthiere), Agaſſiz, Goldfuß, A. und F. Römer, Beyrich, Oppel, Zittel, Owen (für Wirbelthiere), Marſh (desgleichen, in Amerika); für Paläophytologie: Graf Sternberg, Aler. Brongniart, Göppert, Schimper, Schenk, Osw. Heer. Unter den Hülfsmitteln (vgl. Geologie, S. 633) ſtehen neben den Werken dieſer und anderer Autoren (zu den a. a. O., S. 634 angeführten möchten noch die ſeither, 1876, begonnene »P.« von Zittel und Schimper [Münch. 1876] und die ebenfalls erſt ganz neue Bearbeitung der Lethaea, die paläozoiſche Fauna von F. Römer hinzuzufügen ſein) beſonders die akademiſchen Sammlungen (London, Paris, Berlin, Bonn, München, Breslau, Wien, Prag u. a.) und das eigene Sammeln auf Exkurſionen obenan; als Hülfswiſſenſchaften ergeben ſich von ſelbſt Zoologie und Botanik und deren Hülfswiſſenſchaften. Ueber die mineralogiſche Seite der Verſteinerungskunde vgl. Petrefakten.

Paläophytologie (griech.), die Beſchreibung der foſſilen Pflanzenreſte, ſ. Paläontologie.

Palaeotherium *Cuv.*, ausgeſtorbene Säugethiergattung aus der Familie der Palaeotherina und der Ordnung der Unpaarzeher (Perissodactyla), etwa zwiſchen Tapir und Einhufern die Mitte haltend. Sie wurde, ebenſo wie Anoplotherium (eine ebenfalls zu den Huftthieren gehörige, aber paarzehige, zwiſchen Schweinen und Wiederkäuern ſtehende Gattung, bei der aber die Zähne eine geſchloſſene Reihe bilden), von Cuvier aus den zahlreichen, aber zerſtreuten Skeletreſten, die ſich im alttertiären Gips am Montmartre bei Paris finden, in verſchiedenen Arten, unter denen P. magnum *Cuv.* 1—1,25 Meter Höhe erreichte, wieder reſtaurirt. Die Backenzähne, deren die hierher gehörigen Thiere oben und unten ſieben beſaßen, nähern ſich ſehr denen des Nashorns; außerdem beſaßen ſie oben und unten ſechs Schneidezähne und lange, ſpitze, aber nicht aus dem Mund hervorragende Eckzähne. Der Bildung der Naſenbeine nach hatten ſie einen beweglichen Rüſſel, wie der Tapir, dem ſie auch im Bau der Gliedmaßen glichen, nur daß ſie vorn und hinten dreizehige Füße hatten; die Statur war ſchlanker als die der Tapire, der Schwanz von mäßiger Länge. Die Paläotherien ſind charakteriſtiſch für das ältere Tertiärgebirge.

Paläotypen (griech.), ſ. v. w. Inkunabeln (ſ. d.).

Paläozoïſch (griech., »altthieriſch«), was ſich auf die Thiere der älteſten Formationen bis zur Dyas inkl. bezieht.

Paläozoologie (griech.), die Beſchreibung der foſſilen Thierreſte, ſ. Paläontologie.

Paläphätos, nach Herkunft und Zeitalter unbekannter Verfaſſer einer gewöhnlich unter dem Titel: »De incredibilibus« aufgeführten Schrift, welche weder vollſtändig, noch in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen iſt. Was wir davon beſitzen, iſt eine planloſe Zuſammenſtellung von allegoriſch-hiſtoriſchen Mythendeutungen in 53 Abſchnitten. Beſte Ausgabe von Weſtermann in den »Mythographi Graeci« (Braunſchw. 1843); deutſche Ueberſetzung von Büchling (2. Aufl., Halle 1821).

Paläſtina, röm. Name für das hebräiſche Peleſchet, bezeichnete urſprünglich nur die Küſtenebene der Philiſter ſüdlich von Joppe (Jaffa), iſt alſo mit Philiſtäa gleichbedeutend. Griechiſche und römiſche Autoren dehnen den Namen P. auf das ganze Land der Juden aus von Dan im N. bis Berſaba im S., und dieſer Sprachgebrauch hat ſich bis heute erhalten, während die Bibel dafür verſchiedene Ausdrücke braucht, wie Land der Hebräer, Land Iſraels, Juda (nachexiliſch), Jehovahs Land, Heiliges Land, Land der Verheißung (Gelobtes Land) ꝛc. Kanaan hieß nur das Weſtjordanland; im engern Sinn bezeichnete es Philiſtäa und die nördlich anſtoßende phönikiſche Küſte. Letztere beiden Gebiete gehörten jedoch nur zeitweilig zu P., deſſen Weſtgrenze im weſentlichen mit dem Beginn des Hügellands zuſammenfällt. Die nördliche Grenze lag bei Rama (Rame) und Dan (Tell el Kadi) am Fuß des Hermon, die öſtliche etwa zwiſchen 35° 50′ und 36° 20′ öſtl. L. v. Gr., wo ſich der röthliche, ackerbaufähige Boden ſcharf von dem weſtlichen Weidelande der Steppe abhebt, die ſüdliche etwa unter 31¼° nördl. Br. beim heutigen Bir es Seba'a und im Oſtjordanland unter 31½° am Fluß Arnon (Wadi Modſchib). Somit beträgt die größte Breite Paläſtina's im S. etwa 133 Kilom., die geringſte im N. 45—50 Kilom., die größte Länge von Berſaba bis Dan 220, vom Arnon bis Dan 200 Kilom. Der Flächeninhalt belief ſich rund auf 24,800—27,500 QKilom. (450—500 QM.); ihn genau anzugeben, iſt unmöglich, da nach allen Seiten die Grenzen oft wechſelten, z. B. in der ſüdlichen Wüſte die Weidegebiete des Stammes Simeon von ſehr ſchwankender Ausdehnung waren und die Stämme des Oſtjordanlands, namentlich halb Manaſſe und Ruben, mit den Nachbarvölkern (Syrern und Moabitern) im ſteten Kampf um ihr Land lagen.

Das ſo umgrenzte Gebiet zerfällt in vier von Natur ſcharf geſchiedene Theile: die Ebene am Meer, das weſtjordaniſche Hochland, die Jordanniederung und das oſtjordaniſche Hochland. Die Ebene am Meer hat vom Vorgebirge Karmel im N. bis Gerar (Umm Dſcherär) im S. eine Länge von 118 Kilom. und eine durchſchnittliche Breite von 15 Kilom. Das Geſtade ſelbſt iſt flach und ſandig, mit Dünen beſetzt und zu Landungsplätzen wenig geeignet. Erſt nördlich von Cäſarea (Kaiſarieh) tritt das Gebirge ſtellenweiſe ſteiler an das Meer heran und wird buchtenreicher, bis nördlich vom 33. Breitengrad im eigentlichen Phönikien Steilküſten die Regel und Strandebenen die Ausnahme bilden. Die philiſtäiſche Küſte ſcheint übrigens in langſamer Hebung begriffen zu ſein, wie man aus den Veränderungen des Hafens von Jaffa geſchloſſen hat. Jene Ebene, das eigentliche Kanaan, iſt ein beſonders in ſeiner nördlichen Hälfte ungemein

fruchtbarer Alluvialboden, welcher im Alterthum, von wenigen Ausnahmen im Hochland abgesehen, die meisten und größten Städte von ganz P. trug. Ihre südliche Hälfte führte den Namen Sephela, ihre nördliche hieß Saron; Joppe oder etwa der 32. Breitengrad machte die Grenze. Auf diese im N. vom Karmel begrenzte Ebene, deren östlichste Theile am Fuß des Hochlandes eine Höhe von 50—80 Meter erreichen, folgt östlich ein terrassenförmiges Hügelland von derselben Breite wie die Ebene und von 200—500 Meter Meereshöhe und, damit zusammenhängend, das westjordanische Hochland von 600—900 Meter Höhe. Ursprünglich hingen das west- und ostjordanische Plateau, deren Höhenverhältnisse und geologische Beschaffenheit sich genau entsprechen, zusammen und wurden erst später in der Tertiärzeit durch Spaltung und tiefe einseitige Senkung des dazwischenliegenden Theils, des jetzigen Jordanthals (Ghor), von einander getrennt. Dies beweisen unter anderem die auf dieser Spalte hervortretenden vulkanischen Erscheinungen, wie heiße Quellen und Erdbeben. Heiße Quellen sprudeln in Hamath (jetzt Hamam) bei Tiberias, in Amatha beim heutigen Mkes und in der Kallirrhoë im Thal des Wadi Zerka Ma'in. Die geologische Zusammensetzung dieser Plateau's, welche sich von NNW. nach SSO. hinziehen und, westlich vom Jordan durch größere und kleinere Ebenen unterbrochen, das Verbindungsglied des Libanon und Hermon im N. mit dem Sinai und den westarabischen Gebirgen im S. bilden, ist im großen und ganzen folgende. Urgebirgsmassen (Granit und Gneis) bilden die beiden Ufer des Rothen Meers und den südlichen Sinai und reichen nördlich vereinzelt bis in die Nähe des Todten Meers. Diese Urgesteine werden nördlich von einem besonders in Nubien weit verbreiteten, sehr harten, braunrothen bis schwärzlichen Sandstein überlagert, welcher nordwärts bis an das südöstliche Ufer des Todten Meers reicht und an den Westabhängen des Libanon und Antilibanon wieder zu Tage tritt. Diesem Sandstein ist ein zur untern Abtheilung der Kreideformation gehöriger Kalkstein (Neokom) aufgelagert, welcher die Hauptmasse des Libanon und Hermon, das ganze ost- und westjordanische Plateau und die nördliche Hälfte der Sinaihalbinsel bildet und noch im Nilthal weit nach S. hinaufreicht. Erdige Kreide, öfters mit Feuersteinbänken, Kreidemergel, Kreidekalk ꝛc., liegt größtentheils in ungestörten Lagerungsverhältnissen über einander. Nummulitenkalk, dem untern Tertiär angehörig, tritt nur selten (z. B. am Karmel, am Ebal und Garizim, nördlich und südlich von Sichem) auf. Der quartären Formation gehören die Ebenen, wie Jesreel (s. unten), Sephela und Saron, das Ghor u. a., an, während vulkanische Erscheinungen, namentlich Basalte, im N. auftreten. Vulkanisch ist das Gebirge Alsadamus (Hauran) mit seinen zahlreichen Eruptionskegeln und das Produkt derselben, das Lavaplateau Trachon (Ledscha), ferner die Landschaft Gaulonitis (Dscholân), Manasse's Stammgebiet westlich vom Merom- und Tiberiassee, mit einer doppelten, genau nordsüdlich verlaufenden Vulkanreihe sowie westlich vom Jordan einzelne Partien bei Nazareth, Tiberias und Safed.

Das westjordanische Plateau fällt namentlich gegen W. und O. mit sehr scharfen Rändern ab; diese Naturform war es, welche die Isolirung des Landes und Volks begünstigte, kräftigen Schutz gegen feindliche Angriffe darbot und somit einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung des jüdischen Volks ausgeübt hat. Auch im großen wiederholt sich diese Abgeschlossenheit des Landes, welches im W. das Meer, im N. die hohen Gebirge des Libanon und Antilibanon und im S. und O. die Wüste umgeben. Von S. (Idumäa) her ist der Aufstieg zum Gebirge von Juda kein so steiler, wie aus folgenden Höhenzahlen erhellt: im S. Bersaba 335 Meter, durchschnittliche Höhe der Straße von Petra her 300—400 M.; weiter nördlich Dhaharie 662 M., Es Semua 694 M., El Karieten 705 M., endlich Hebron auf dem Plateau 885 M. Letzteres selbst steigt unweit östlich von Hebron zu 963 M., westlich davon in Dora (Dura) zu 887 M., in Thekoa (Tekua) zu 730 M., in Herodion (Dschebel Ferdis) zu 813 M., westlich von Bethlehem zu 1040 M., in Jerusalem zu 760 M., im Oelberg zu 806 M. an. Die das Plateau mitten durchziehende große Straße von Hebron über Jerusalem nach Sichem hält sich stets auf oder nahe an der Wasserscheide und zeigt nur geringe Höhenunterschiede. Meist senkt sich von ihr aus das Terrain allmählich nach beiden Seiten, um dann plötzlich nach W. und O. abzustürzen. An fruchtbaren Ebenen besitzt dieses Gebirge nur das Thal Rephaim, südwestlich von Jerusalem. Berühmt ist der Dschebel Karantel (Quarantana) über Jericho, welcher senkrecht über 300 M. in das Ghor abfällt und eine Anzahl schwer zugänglicher und jetzt meist verlassener, uralter Einsiedlerhöhlen besitzt. Eine in der Kreuzfahrerzeit entstandene Legende verlegte hierher den Schauplatz, wo Christus während seines 40tägigen Fastens vom Satan versucht wurde. Dieser Berg gehört schon zum Gebirge Ephraim, welches alles Land von Kiriath Jearim (Kariet el Enab) und Jerusalem bis zum Gebirge Karmel und der Ebene Jesreel umfaßt. Dasselbe ist ziemlich fruchtbar und auch heute noch relativ gut angebaut, umschließt auch, besonders in seinem nördlichen Theil, der Landschaft Samaria (s. d.), mehrere kleinere Ebenen, wie die von Sichem (600 M.), Samaria (500 M.) und Tamun. Gegen den Jordan hin sind seine Abhänge kahl und rauh, die Felsschluchten wild und öde und von jeher ein Zufluchtsort für Räuber. An einzelnen Bergen sind hier zu nennen: der von Mizpa (Nebi Samwil, 914 M.), der spitze Karn Sartabe (310 M. ü. M., 567 M. über dem Jordanthal), der Ebal (924 M.) und Garizim (864 M.), in der Nähe von Sichem. Die große Straße zeigt folgende Höhenverhältnisse: Jerusalem 760 M., Gibea (Tell el Ful) 820 M., Beera (Bire) 780 M., Libona (Lubban) 640 M., Sichem 800 M., Samaria 500 M., En Gannim (Dschenin) 200 M., Jesreel (Sera'in) 128 M. An das Gebirge Ephraim schließen sich nördlich die Gebirge Gilboa (523 M., heute Dschebel Fukua) und Karmel an, welche beide von SO. nach NW. ziehen, die Ebene Jesreel einschließen und die Grenze zwischen Samaria und Galiläa machen. Der Karmel (»Baumgarten«, jetzt Dschebel Mar Elias oder Eliasberg genannt) ist reich an Quellen und Vegetation, erhebt sich bis zu 570 M. Höhe, ist ca. 52 Kilom. lang und fällt schroff gegen das Meer ab. Dort liegt in 184 M. Höhe das Karmeliterkloster Mar Elias. Bekannt sind auch die in seinen Kalkfelsen vorhandenen Höhlen, welche schon in den ersten christlichen Jahrhunderten von Einsiedlern bewohnt waren. Wie die sie einschließenden Gebirge, der Karmel im W., der Gilboa und der Dschebel Dahi (553 M., auch Kleiner Hermon genannt) im O., so erstreckt sich auch die Ebene Jesreel (Esdrelon, jetzt Merdsch ibn Amir) von SO. nach NW. Vom

Kison (Nahr el Mukatta'a) durchflossen, ist sie heute zwar stellenweise sumpfig, aber sehr fruchtbar. Bis vor kurzem war sie wegen der räuberischen Einfälle der Beduinen wenig bebaut, doch hat sich dies jetzt gebessert. Gegen O. steht sie durch den Einschnitt zwischen dem Gebirge Gilboa und dem Kleinen Hermon mit dem Jordanthal bei Bethsean (Skythopolis, heute Besan) in Verbindung. Nördlich von ihr erhebt sich das großartige, fruchtbare Gebirgsland von Galiläa, welches im S. von Ebenen durchsetzt ist, im N. sich unmittelbar an den Libanon anschließt. Auf den Kleinen Hermon folgen nördlich der kegelförmige Tabor (615 M.), die Berge von Nazareth (Nasira, 545 M.), welche nördlich die fruchtbare Ebene Sebulon (heute Battauf) begrenzt; dann die Berge über Tiberias, speciell der heutige Karn Hattin (362 M.) und das Asamongebirge (Dschebel Dschermak, 1220 M.) westlich von Safed. Dann wird das Gebirge zum Fluß Lita (Litani) hin wieder niedriger.

Der dritte Haupttheil von P. ist das Thal des Jordan (s. d.), im Alterthum Aulon, heute El Ghor genannt, durchweg eben, an den Mündungen der größeren Zuflüsse, wie des Jarmuk (Scheriat el Menadhire), des Jabbok (Wadi Zerka), des Wadi Kefren, am See Genezareth, um Bethsean (s. oben) und namentlich um Jericho (s. d.) ꝛc. fruchtbar, wenn auch wenig bebaut, sonst aus Steppe bestehend. Dieser einzig nambafte Fluß Palästina's entspringt am Hermon (nördliche Quelle bei Hasbeya 670 M., südliche bei Dan [Tell el Kadi] 183 M. ü. M.); er durchfließt das Sumpfthal Ulatha (El Hule), den See Merom (83 M.), dann mit starkem Fall in zahllosen Kaskaden ein nur 17 Kilom. langes enges, steiniges Thal und mündet dann in den See von Genezareth, welcher schon 191 M. unter dem Mittelmeer liegt. Darauf tritt er in die 7—16 Kilom. breite, fast 110 Kilom. lange Thalspalte des Ghor ein, in welche er sich seinen vielfach gewundenen, auf beiden Ufern mit üppigem Baumwuchs bestandenen Weg eingegraben hat. Von seinem Fall geben folgende Höhenzahlen eine Vorstellung: See Merom +83 M., See von Genezareth —191 M., Dschisr-Medschami'a (10 Kilom. südlicher) —220 M., Furt bei Jericho —375 M., Todtes Meer —394 M. Die Gebirge des Ostjordanlands, unter dem Namen Gilead zusammengefaßt, steigen vom Todten Meer und dem Ghor aus steil an und verflachen sich ostwärts mit allmählicher Senkung in das Steppen- und Wüstengebiet Nordarabiens. Von ihren einzelnen Theilen sind zu nennen: das Gebirge Abarim in Moab mit dem Fluß Arnon (Wadi Modschib), das Gebirge Pisga mit dem Berg Nebo (845 M.; weitere Höhen: Hesbon 900 M., Rabbath-Ammon oder Amman 840 M., Tyros oder Arak el Emir 446 M.), Mizpa (heute Dschebel Oscha, 1058 M.); dann nördlich vom Jabbokfluß das eigentliche Gebirge Gilead bis zum tief eingeschnittenen Thal Jarmuk (Höhen: Gerasa oder Djerasch 536 M., das Schloß Kala'at er Robod 996 M., Gadara oder Mkes 370 M., Kapitolias oder Bet Ras 628 M. ꝛc.) und nördlich vom Jarmuk bis zum Hermon und der Nordgrenze Palästina's die vulkanische Landschaft Golan (Dscholan), im Hami Kursah zu 1150 M., im Tell Abu Nida zu 1210 M. ansteigend. Im allgemeinen ist das Ostjordanland heutigen Tags besser bewaldet und bewässert als das Westjordanland, und obwohl meist von Beduinen durchzogen und weniger Dörfer enthaltend, entbehrt es doch nicht fruchtbarer Ebenen; hervorzuheben sind namentlich die auf dem Plateau der Belka um Medaba und Baal Me'on (heute Madeba und Ma'in), im Thal des Jabbok und die nicht mehr zum eigentlichen P. gehörige, noch heute Korn exportirende weite Ebene Basan (jetzt En Nukra) zwischen dem Hauran (s. d.) einerseits, Gilead und Golan anderseits. Unter Wüsten, von denen die Heilige Schrift spricht, ist Steppenland zu verstehen, welches, wie im Alterthum, so noch heute nur im Winter von Nomaden beweidet wird. So beschaffen ist der größte Theil des Ghor und namentlich die Wüste Juda, welche zwischen dem Todten Meer und den Orten Herodion, Thekoa, Kapharbarucha, Arad und Aroer sich hinzieht, nördlich von der Straße von Jerusalem nach Jericho, südlich etwa vom 31. Breitengrad begrenzt wird.

Der Unterschied im natürlichen Reichthum Palästina's von einst und jetzt ist nicht so bedeutend, als viele glauben. Einerseits sind die Schilderungen der Bibel (»das Land, wo Milch und Honig fließt«) von orientalischer Phantasie eingegeben, anderseits ist P., wenn es auch früher eine größere Einwohnerzahl ernährte, wie die überall zahlreichen Reste von Ortschaften, Terrassen, Cisternen ꝛc. beweisen, doch auch noch heute fruchtbar und für den Ackerbau von Wein, Oel und Korn sehr geeignet. Nur fehlen ihm menschliche Kräfte und vor allem eine redliche, geordnete Verwaltung, um wieder aufzublühen. Waldreich war das Westjordanland wohl nie, und darum sind auch seine Bäche nie viel wasserreicher gewesen als jetzt. In der Regenzeit tosende Giessbäche, trocknen sie schon im April und Mai fast völlig aus und sind zudem für die Bewässerung des Landes wegen ihrer tief eingeschnittenen Schluchten von geringem Werth. Nach dem Meer fließen nur kleine Küstenflüßchen von 35—45 Kilom. Länge, wie der Kison (Nahr el Mukatta'a), Kana (Wadi e' Schа'ir), Nahr el Audsche bei Jaffa u. a.; die westlichen Nebenflüsse des Jordans und des Todten Meers sind noch kürzer. Von letzteren sind nur die Namen des Krith (Wadi Kilt) bei Jericho und des bei Jerusalem entspringenden und ins Todte Meer mündenden Kidron (Wadi en Nar) aus dem Alterthum überliefert. Länger und bedeutender sind die östlichen Zuflüsse, wie der Jarmuk (Scheriat el Mandûr), der seine fernsten Quellen im Hermon und Hauran hat, der Wadi Abschlun, der Jabbok (Wadi Zerka), der Lasa (Wadi Zerka Ma'in) und der Arnon (Wadi Modschib). Was das Klima Palästina's anlangt, so unterscheiden seine Bewohner eigentlich nur die Regenzeit und die regenlose Periode. Der Frühling fällt von Mitte März bis Mitte Mai und ist, abgesehen von Regenschauern und selbst Hagel und Schnee (auf dem Plateau), die angenehmste Jahreszeit. Im März und April fallen die zum Gedeihen des Getreides und der Weide unentbehrlichen Spätregen, deren Ausbleiben oft Mangel und Hungersnoth erzeugt. Von Anfang Mai bis Ende Oktober ist der Himmel fast ohne Ausnahme wolkenlos. Gegen den Sommer hin erscheinen noch Nebel in den Bergen, verschwinden aber im Hochsommer ganz, wo dann die Atmosphäre wunderbar klar ist und Mond und Sterne mit doppelter Kraft leuchten. Meist fällt alsdann auch während der Nacht Thau, oft tritt sogar empfindliche Kälte ein. Der Wind kommt gewöhnlich von NW.; Ostwind bringt Dürre, während der ermattende, heiße Südwind (Chamsin) immer nur wenige Tage anzuhalten pflegt. Schon Mitte Mai bekommt das Land infolge des Regenmangels ein vertrocknetes Ansehen, und nur bei künstlicher Bewässerung erhält sich die Vege-

tation noch frisch. Die »Wüste« ist im Sommer völlig verdorrt, so daß die Nomaden sich in die Berge ziehen. Alles Obst reift, die Bäche trocknen aus, der Boden wird steinhart. In den tiefer liegenden Gegenden wird das Getreide schon gegen Ende Mai, weiter oben in der ersten Hälfte des Juni geerntet, so daß um Pfingsten in alter Zeit das Erntefest gefeiert werden konnte. Gegen Ende Oktober zeigen sich zuerst wieder Wolken, und es fallen einige Gewitter- und Frühregen, worauf das Pflügen und Säen beginnt. Die Regen, von einigen schönen Tagen noch unterbrochen, werden häufiger, zu Anfang November entlauben sich die Bäume; der December ist schon stürmischer, neblig und regnerisch, und schon gegen Ende des Jahrs fällt auf den Bergen etwas Schnee. Januar und Februar sind kalt und bilden den eigentlichen Winter; sie bringen Schnee, der sich aber nur auf den Bergen länger als 24 Stunden hält, und spärliches, rasch schmelzendes Eis auf den Gewässern. Gegen Anfang März bedecken sich die Fluren wieder mit Grün. Die Temperaturunterschiede in P. sind bedeutend; die mittlere Jahreswärme in Jerusalem beträgt +14° R. Ganz abweichende Verhältnisse zeigt wegen seiner tiefen Depression das Jordanthal, wo die Hitze schon zu Anfang Mai über 40° steigt und die Ernte bereits Mitte April beginnt.

Die Vegetation des Küstenstrichs ist im großen und ganzen die Mittelmeerflora, wie in Spanien, Sicilien, Algerien, und wird durch eine Menge immergrüner, schmal- und lederblätteriger Sträucher und rasch verblühender Frühlingskräuter (Oleander, Myrte, Pinie, Oelbaum, Scilla, Tulpe, Anemone, einjährige Gräser) charakterisirt. Oestlich vom Libanon und von dem Gebirge Juda beginnt die orientalische Steppenvegetation, durch große Mannigfaltigkeit der Arten, geringen Baumwuchs, dagegen viele Dorngesträuche ausgezeichnet, während das Ghor eine mit indischen und nubischen Formen verwandte subtropische Flora besitzt (so die Acacia Seyal, den Papyrus am Meromsee, die sogen. »Rose von Jericho« ꝛc.). Ceder und Cypresse kommen jetzt nur noch selten vor. Die Knoppereiche wächst im N. und O. Palästina's, die Steineiche südlich vom Karmel, die Terebinthe und der Johannisbrodbaum überall, die Tamariske und Pappel im untern Jordanthal. Weizen, von welchem der Bauer meist lebt, dann Gerste, Dinkel, Hirse, Sorghum, Bohnen, Erbsen, Linsen, auch Roggen und Mais sind die hauptsächlichsten Getreidearten, welche schon im Alterthum angebaut wurden. Auch Anis, Fenchel, Senf, Kümmel, Sesam, Hanf und Flachs kommen vor; ferner Blumenkohl, Gurken, Lattich, Zwiebeln, Melonen, Artischoken, Spargeln, Trüffeln in der Wüste (letztere drei wild wachsend). Baumwolle gedieh in P. in alter wie neuer Zeit; im Mittelalter war die Baumwollweberei berühmt, jetzt arbeitet sie meist nur für den inländischen Verbrauch. Maulbeerbäume gab es schon in alten Zeiten; Morus alba jedoch, welche Art jetzt infolge der Seidenzucht namentlich im Libanon verbreitet ist, wurde erst in byzantinischer Zeit in P. eingeführt. Das Zuckerrohr und die Balsamstaude gediehen einst bei Jericho, ersteres jetzt noch bei Jaffa und Akka; die Dattelpalme findet sich im S. Palästina's und wild am Todten Meer. Weit verbreitet waren und sind der Oelbaum, der Feigenbaum und der Weinstock, dessen Trauben bedeutende Größe und Süßigkeit erreichen (Rosinenbereitung namentlich bei Damaskus). Erst seit neuester Zeit keltern deutsche Kolonisten in Hebron, Bethlehem ꝛc. gute Weinsorten; der von Juden (z. B. in Tiberias) aus Rosinen gekochte Trank ist schlecht. Birn- und Aepfelbäume waren zu jeder Zeit selten, Granaten anscheinend einst verbreiteter als jetzt. Berühmt sind die ausgedehnten Baumgärten des heutigen Jaffa, wo Apfelsinen, Citronen, Pfirsiche, Mandeln ꝛc. in üppiger Fülle gedeihen. Die Viehzucht bildete einen der Haupterwerbszweige der Bewohner Palästina's. Heute wie vor Zeiten gibt es zahlreiche Herden von Schafen, meist mit Fettschwänzen, und Ziegen, welche neben Hühnern ausschließlich die Fleischnahrung liefern. Das Rind diente mehr zum Pflügen und Dreschen; der zahme Büffel wird jetzt im Jordanthal gehalten; Kamele finden sich mehr im Ostjordanland und in der südlichen Wüste als im W. Pferde sind jetzt häufiger als in alter Zeit, dafür waren damals Esel und Maulthiere weit mehr im Gebrauch als jetzt. Besonders geschätzt sind heute die großen weißen Esel aus der Wüste. Schweine fanden sich nur bei den heidnischen Bewohnern des Ostjordanlands. Die Gans scheint in alten Zeiten nicht gezüchtet worden zu sein, das heute verbreitete Haushuhn erst seit dem Exil. Der Hund und die erst spät gezähmte Katze lebten stets in P. in halbwildem Zustand. Von wilden Thieren kamen und kommen vor: Hyänen, Schakale, Füchse, Dachse, Igel, Stachelschweine, Löwen (jetzt ausgestorben), Leoparden (jetzt sehr selten), Geparden, Wildschweine, Bären (im Libanon), Gazellen, Steinböcke; sodann Fledermäuse, allerlei Nagethiere, Klippschliefer, wilde Enten, Rebhühner, wilde Tauben, Wachteln, Störche, Adler, Geier; allerlei Schildkröten, Schlangen und Eidechsen. Im See Genezareth, der nicht weniger als zehn Species afrikanischer Fische enthält, ward einst bedeutende Fischerei getrieben; die Bienenzucht liefert Ersatz für den Zucker. Von Ausbeutung etwa vorhandener Metalle ist in P. nie die Rede gewesen. Von den verschiedenen, zum Theil sehr verheerenden Landplagen Palästina's stehen die häufigen Erdbeben obenan, deren in der Heiligen Schrift mehrere erwähnt werden. Auch aus dem 8. und 12. Jahrh. werden schwere Erderschütterungen erwähnt. In neuerer Zeit waren die Jahre 1762, 1834 und vorzüglich 1837 (1. Jan.) dadurch ausgezeichnet. Heiße, versengende Ostwinde, Hagelwetter, Wolkenbrüche, Heuschreckenzüge, allgemeine Dürre behaupten noch jetzt, wie ehedem, ihre Gewalt und vermehren die Unsicherheit der Existenz in dem Grad, als ihnen eine geregelte Kultur durch geeignete Präservativmittel nicht mehr entgegenwirkt. Auch die Plage des Aussatzes sucht jetzt noch die Bewohner Palästina's, namentlich die ärmeren Klassen, heim.

Heute bildet P. das türkische Wilajet El Kuds (Jerusalem), welches auch die nur zeitweilig abhängige Belka jenseit des Jordans umfaßt, sowie Theile des Wilajets von Damaskus (die Liwa's Akka, Nabulus und Hauran). Die Bevölkerung des Paschaliks Jerusalem mag heute noch nicht ¼ Mill. Seelen betragen, die des Liwa's Hauran, so weit es zum alten P. gehört, 18,000 Seelen, die von Akka 42,000, von Nabulus 110,000, so daß die Gesammtzahl ca. 400,000 (höchstens ½ Mill.) Seelen erreicht. Dagegen lassen die (freilich wohl übertriebenen) Angaben der Bibel schließen, daß die Juden etwa in der Stärke von 2½ Mill. einwanderten und in der Zeit der Richter vielleicht das Doppelte (?) zählten. Immerhin mag das Land einst vier- bis fünffach stärker bevölkert gewesen sein. Ethnographisch setzt sich die heutige Bevölkerung aus Syrern und Arabern zusammen, wozu in kleinerer Zahl noch Griechen, Türken,

Juden und Franken kommen; nach der Religion ſcheiden ſie ſich in Mohammedaner (80 Proc.), Chriſten der verſchiedenen Riten und Juden, welch letztere übrigens keine Reſte der alten Juden, ſondern in neuerer Zeit aus Europa eingewandert ſind. S. Karte »Paläſtina«.

Die allſeitige Erforſchung des Heiligen Landes iſt namentlich ſeit etwa drei Jahrzehnten mit vermehrtem Eifer und größeren Hülfsmitteln fortgeſetzt worden. Die wichtigſten Reiſeunternehmungen der Neuzeit ſind die von Seetzen (1806 ff.), Burckhardt (1810—1812), Buckingham (1816), Irby und Mangles (1817 und 1818), Prokeſch v. Oſten (1829), Titus Tobler (ſeit 1835), Roth (1837, 1856, 1858), Ruſſegger (1838), Edward Robinſon und Ely Smith (1838 und 1852), E. G. Schultz (1843), Sepp (ſeit 1845), Lynch (1848), de Saulcy (1850—51, 1863), van de Velde (1851 f. und 1862), de Vogué (1853 und 1861), V. Guérin (ſeit 1854), G. Roſen (ſeit 1855), G. Rey (ſeit 1857), Herzog von Luynes (1864). Die geſammte Literatur über P., gedruckte Bücher, Handſchriften, Karten und Bilder von den älteſten Zeiten bis zum Jahr 1866 umfaſſend, hat Titus Tobler in der »Bibliographia geographica Palaestinae« (Leipz. 1867) zuſammengeſtellt. Man findet daſelbſt von ca. 1600 Verfaſſern die Titel ihrer Werke bis auf einzelne Aufſätze herab angegeben und meiſt von einer kurzen, treffenden Kritik begleitet. Die wichtigſten ſeitdem über das eigentliche P. veröffentlichten Werke und dort ausgeführten Reiſen ſind: die beſonders auf die Umgebung von Jeruſalem bezüglichen Arbeiten des dortigen Inſtitutsdirektors K. Schick (Modelle, Karten, Aufſätze ꝛc.); die geologiſch werthvolle Reiſe von Fraas (»Das Todte Meer« und »Aus dem Orient«, Stuttg. 1867); V. Guérin, Description géographique, historique et archéologique (Par. 1868 ff., 5 Bde.); die Reiſe von H. Kiepert 1870 (für das Oſtjordanland wichtig, »Neue Wandkarte von P.«, Berl. 1874, und »Neue Handkarte von P.«, daſ. 1875, die genaueſten der jetzt vorhandenen); Duc de Luynes, Voyage d'exploration à la Mer Morte etc. (Par. 1871 ff.); Tristram, The land of Moab (Lond. 1873); K. Bädeker, P. und Syrien (bearbeitet von Socin, Leipz. 1875); Burton, The inner life of Syria, Palestine and the Holy Land (2. Aufl., Lond. 1876, 2 Bde.). Am wichtigſten ſind jedoch die Arbeiten der 1865 in London zuſammengetretenen Geſellſchaft zur Erforſchung Paläſtina's, welche mit großen Mitteln eine genaue ſyſtematiſche Erforſchung zunächſt des Weſtjordanlands unternommen hat. Ihre Arbeiten, an denen ſich beſonders Wilſon, Anderſon, Warren, Conder, Drake, Palmer u. a. betheiligten, erſtrecken ſich auf genaue geographiſche und geognoſtiſche Aufnahme des Landes (dieſelbe ſoll im Herbſt 1877 vollendet werden), Erforſchung der Ruinen, der heutigen Bevölkerungsverhältniſſe, der Fauna und Flora, auf Ausgrabungen in Jeruſalem und anderen hiſtoriſch wichtigen Orten, auf photographiſche Abbildungen, Meteorologie ꝛc. Die Veröffentlichungen der definitiven Reſultate ſollen 1877 beginnen; doch ſchon jetzt iſt das ſeit 1869 vierteljährlich erſcheinende »Quarterly statement« dieſes »Palestine Exploration Fund« eine Fundgrube von verſchiedenartigſten Mittheilungen über P. (vgl. »Our work in Palestine«, Lond. 1873; ferner Warren, Recovery of Jerusalem, daſ. 1872, und die 1865 erſchienene »Ordnance survey of Jerusalem«). Eine ähnliche amerikaniſche Geſellſchaft, deren Exekutivkomité in Beirut ſitzt, hat ſich die Erforſchung des Oſtjordanlands zum Ziel geſteckt, ohne es bis jetzt zu mehr als einigen vorbereitenden Ausflügen und Reiſen gebracht zu haben. Ein deutſcher Verein zur Erforſchung Paläſtina's, gegründet von Zimmermann, Kautzſch und Socin, trat im April 1877 ins Leben.

Geſchichte. Die älteſten Einwohner von P. waren die ſemitiſchen oder kanaanitiſchen Stämme der Chetiter, des hervorragendſten, mächtigſten Volks, deſſen Gebiet ſich um das Bergland von Hebron vom Jordan bis zum Mittelmeer erſtreckte, der Cheviter und Amoriter nördlich, der Moabiter öſtlich, der Philiſter ſüdlich von den Chetitern. Sie zählten eine zahlreiche Bevölkerung, wohnten in ſtattlichen ummauerten Städten und betrieben nicht nur einträglichen Ackerbau, ſondern auch Handelsverkehr und Gewerbe. Ihre höchſten Götter waren Baal und Aſtarte. Hof und Heer ihrer Könige waren ſtattlich und wohlgeordnet. Die Chetiter konnten im 14. Jahrh. v. Chr. 2500 Streitwägen ſtellen. Schon um 2000 wurden die Kanaaniter von Elam und Babylonien aus bekriegt, und nach der Vertreibung der Hykſos aus Aegypten zwangen die Pharaonen von Theben die Kanaaniter wiederholt zur Zahlung anſehnlicher Tribute, ohne jedoch eine dauernde Herrſchaft über ſie zu erlangen. Im 13. Jahrh. trat eine bedeutende Veränderung in P. ein, indem die Amoriter nach Unterwerfung der Moabiter das Reich der Chetiter ſtürzten und auch den Chevitern den ſüdlichen Theil ihres Gebiets entriſſen. Die Chetiter flohen theils nach Phönikien, theils blieben ſie inmitten der Amoriter wohnen, die ebenfalls kein einheitliches Gemeinweſen bildeten, ſo daß P. in zahlreiche kleine Fürſtenherrſchaften zerfiel. Um 1250 fielen die Iſraeliten unter Joſua in Kanaan ein, eroberten Jericho und beſiegten mit Hülfe der Cheviter die Amoriter in der Schlacht bei Gibeon. Hierauf eroberten ſich die einzelnen Stämme (Ruben, Gad und der größere Theil von Manaſſe blieben auf dem öſtlichen Jordanufer) in Einzelkämpfen ihre Gebiete; lange Zeit blieben noch Reſte der alten Einwohner unter den Iſraeliten wohnen. Die Philiſter behaupteten nicht nur ihre Unabhängigkeit, ſondern eroberten ſich in den Zeiten der Spaltung der Iſraeliten einen großen Theil des Landes, und erſt unter David wurde ihre Macht gebrochen und die Unterwerfung von ganz P. unter die Herrſchaft der Juden vollendet, die ſich 953 in die Reiche Juda und Iſrael theilten. Im Verlauf der geſchichtlichen Entwickelung (ſ. Juden) erlitt die alte Eintheilung Paläſtina's bedeutende Abänderungen. Seit der Babyloniſchen Gefangenſchaft verlor die Unterſcheidung von zwölf Stammgebieten alle Bedeutung. Vielmehr zerfiel ſeit jener Zeit der weſtliche, zwiſchen dem Mittelmeer und dem Jordan gelegene Theil des Landes in die drei Diſtrikte Judäa, Samaria und Galiläa. Judäa, der ſüdlichſte und größte Theil des Weſtjordanlands, zwiſchen dem Mittelmeer, dem untern Jordan und dem Todten Meer, wurde zu Jeſu Zeiten in das nördliche oder eigentliche Judäa und in das ſüdliche Judäa oder Idumäa eingetheilt. Johannes Hyrkanos (135—106) hatte letzteres erobert, die Idumäer zur Annahme des moſaiſchen Geſetzes gezwungen und die Länder zu einem Ganzen vereinigt. Unter Herodes d. Gr. wurde der idumäiſche Stamm in ganz P. ſogar der herrſchende. Peräa oder das geſammte Oſtjordanland Paläſtina's zerfiel in die Provinzen: Trachonitis, die nördlichſte, am Antilibanon und ſüdwärts nach dem Gebirge Gilead zu, nebſt Ituräa, Gaulonitis, an der Oſtküſte des Sees Genezareth, Batanäa, ſüdlich vom vorigen, und Peräa im engern

Sinn, die alten Stammgebiete von Gad und Ruben. Im 4. Jahrh. n. Chr. theilte man P. mit Zurechnung von Arabia peträa ein in: P. prima, Nordjudäa und Samaria umfaſſend, mit der Hauptſtadt Cäſarea; P. secunda, das alte Galiläa mit der ganzen Umgegend des Sees Genezareth, ſowohl an der Oſt- als an der Weſtſeite, und der Hauptſtadt Skythopolis; P. tertia (P. salutaris), Südjudäa, Idumäa und das Peträiſche Arabien, mit der Hauptſtadt Petra. Bei der Theilung des römiſchen Reichs (395) fiel P. dem morgenländiſchen Kaiſerthum zu und theilte deſſen Schickſale. 636 bemächtigte ſich der Chalif Omar Paläſtina's. Nur auf kurze Zeit (1099—1187) ward das unter faſt 500jährigem Druck ſeufzende Land, welches alle Geſchicke der wechſelnden Herrſchaft der ſaraceniſchen Oberhäupter in Aegypten theilte, durch die chriſtlichen Kreuzfahrer von der Herrſchaft der Ungläubigen befreit. Von nun an war P., ſchon ſeit dem Anfang der Kreuzzüge jammervoll verheert, der ſtete Schauplatz wüthender Kämpfe zwiſchen den Saracenen und den chriſtlichen Kreuzfahrern, die bis 1291 die Wiedereroberung desſelben vergeblich verſuchten, ſowie zahlreicher Eroberungszüge aſiatiſcher Horden, bis es 1517 unter dem Sultan Selim I. in die Hände der osmaniſchen Türken kam. 1799 fiel Napoleon I. von Aegypten aus in P. ein, zog ſich aber nach vergeblicher Belagerung von Ptolemaïs (St. Jean d'Acre) wieder zurück. Das Schickſal Paläſtina's ſchien einer Wendung zum Beſſern entgegenzugehen, als Ibrahim Paſcha 1832 Beſitz von demſelben nahm und Mehemed Ali es mit Aegypten vereinte. Die ſchweren Bedrückungen der Bewohner dauerten zwar auch unter dieſer Regierung fort und wurden noch obendrein durch die früher unbekannten Soldatenaushebungen geſteigert; allein die Konſequenz, mit der die Regierung von Kairo ihre Anordnungen durchführte, hatte doch die wohlthätige Folge, daß Sicherheit nach außen herrſchte und Ackerbau und Induſtrie wenigſtens vor gewaltſamen Störungen geſchützt waren. Seit der Vertreibung der Aegypter aus Syrien und P. 1841 ſeufzt P. jedoch wieder unter türkiſcher Herrſchaft. Der Plan, es wieder mit Juden zu bevölkern, wird von dieſen ſelbſt nicht befördert, und die Verſuche von Chriſtengemeinden, z. B. der Tempelgemeinde aus Würtemberg, durch Anlegung von Kolonien das Land den Ungläubigen allmählich zu entreißen, ſind bis jetzt auch nur von geringem Erfolge geweſen.

Paläſtra, bei den Griechen der Ringplatz, die Ringſchule und zwar theils im Gegenſatze zum Gymnaſium (ſ. d.), als dem Uebungsplatz der Erwachſenen, die Turnſtätte der Knaben bezeichnend, theils einen Theil des Gymnaſiums, theils (und ſo beſonders bei den Römern) überhaupt ſ. v. w. Gymnaſium bedeutend. Danach verſteht man auch unter Paläſtrik entweder im engern Sinn die Ringkunſt, oder auch, wie unter Gymnaſtik (ſ. d.), die geſammte Kunſt der Leibesübungen.

Palafox y Melzi (ſpr. -fóß i melßi), Don José de, Herzog von Saragoſſa, geb. 1780 aus einer vornehmen aragoniſchen Familie, diente in der ſpaniſchen Garde zuletzt mit dem Rang eines Brigadegenerals und begleitete 1808 Ferdinand VII nach Bayonne. Als die Bourbons hier zur Thronentſagung gezwungen wurden, kehrte P. nach Spanien zurück und ward nach dem Ausbruch des Aufſtandes gegen die franzöſiſche Herrſchaft zum Generalkapitän von Aragonien ernannt. Nachdem er den Einfall der Franzoſen in Aragonien unter dem Marſchall Lefebvre vergeblich zu verhindern geſucht, vertheidigte er Saragoſſa vom 27. Juli bis 14. Aug. 1808 gegen den Feind, mußte ſich aber, ſeit 20. Dec. hier von neuem belagert, 21. Febr. 1809 kriegsgefangen ergeben. P. ward krank nach Frankreich abgeführt, wo er bis zum Abſchluß des Vertrags von Valençay (11. Dec. 1813) zurückgehalten wurde. Bei der Auflöſung der Cortes 4. Mai 1814 erklärte ſich P. für die unumſchränkte königliche Gewalt und ward darauf zum Generalkapitän von Aragonien ernannt, wo er der Anarchie der Bürgermilizen Einhalt that. Bei der Revolution von 1820 verlor er alle ſeine Würden und blieb bis zur Befreiung des Königs (1823) ohne Anſtellung, dann lebte er als General in Madrid. Nach Ferdinands Tod erklärte er ſich für die junge Königin und das Estatuto real, ward 1836 zum Herzog von Saragoſſa, 1837 zum Mitglied des immerwährenden Ausſchuſſes der Granden und zum Generalkapitän der Garden ernannt. Er ſtarb 16. Febr. 1847 zu Madrid.

Palafrenière (ital.), Reit-, Stallknecht.

Palagonit, nach dem Fundort Palagonia auf Sicilien benannte Mineralien der Ordnung der waſſerhaltigen Amphoterolithe, derb und oft (in Tuffen) in Körnern und Brocken, außer an oben genanntem Fundort in vielen vulkaniſchen (Island, pacifiſche Küſten) und Baſaltdiſtrikten (Kaſſel) auftretend. Die Palagonite ſollen amorph ſein, ſind meiſt gelblich und bräunlich, fettglänzend, durchſcheinend, gummiartig oder pechſteinartig, von dieſen ähnlichen Subſtanzen aber durch ihre Härte von 4—5 unterſchieden. Sie haben nicht ganz gleiche chemiſche Zuſammenſetzung, ſind aber im allgemeinen ſtark waſſerhaltige und mehr oder weniger eiſenreiche Silikate von Thonerde, Kalk, Bittererde, Kali und Natron. Die ſtets vorkommende theilweiſe Vertretung der Thonerde durch Eiſenoxyd unterſcheidet ſie von den Zeolithen, denen Waltershauſen die ihres Vorkommens halber wichtigen Palagonite als eine natürliche Mineralgruppe entgegenſtellt.

Palagonittuff, ein baſaltiſches, an Palagonit (ſ. d.) reiches Tuffgeſtein.

Palais (franz., ſpr. -läh), Palaſt (ſ. d.); **P. Royal,** ſ. Paris.

Palais, Le (ſpr. lö palä), Stadt im franz. Departement Morbihan, Arrondiſſement Lorient, Hauptort der Inſel Belle-Isle, am Ocean, hat einen Hafen, eine ſtarke Citadelle und feſte, in jüngſter Zeit hergeſtellte Umwallungsmauern, einen Leuchtthurm, ein Militärhoſpital und (1872) 5456 Einw., welche Fiſchfang, Zubereitung von Fiſchen, Fabrikation von Konſerven und lebhaften Handel betreiben. Im Hafen von P., welcher mit dem von Auray in täglicher Paketbootverbindung ſteht, laufen jährlich im Durchſchnitt je 900 Schiffe mit 30,000 Tonnen (faſt ausſchließlich Küſtenfahrer) ein und aus.

Palamas, Gregorios, aus Aſien gebürtig, lebte am Hof des Kaiſers Johannes Kantakuzenos in angeſehener Stellung, zog ſich aber als Mönch in ein Kloſter auf dem Berg Athos zurück und verſenkte ſich ganz in die Lehren einer überſpannten Myſtik, über welche er in einen langen Streit mit Nikephoros Gregoras (ſ. d.) gerieth, den die Synode zu Konſtantinopel 1351 zu ſeinen Gunſten entſchied. Von ſeinen zahlreichen (60) Traktaten ſind einige in verſchiedenen theologiſchen Sammelwerken gedruckt.

Palamedes, im griech. Mythus Sohn des Nauplios und der Klymene, ein Held des nachhomeriſchen troiſchen Sagenkreiſes, vor anderen durch Einſicht

und Weisheit ausgezeichnet. Er war es, der den Odysseus, dessen verstellten Wahnsinn er entdeckte, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Troja nöthigte. Aus Neid auf seinen Ruhm, und weil er an der Spitze der griechischen Friedenspartei stand, ließen Odysseus und Diomedes einen angeblich von Priamos geschriebenen, von Verrath und Lohn dafür sprechenden Brief an ihn senden, diesen auffangen und P. hierauf steinigen. P. gilt auch als Erfinder der Leuchtthürme, der Maße, des Bretspiels und der Würfel, der Wurfscheibe ꝛc.; auch Dichter soll er gewesen sein. An der Küste von Kleinasien, Lesbos gegenüber, hatte er ein Heiligthum und Standbild. Vgl. O. Jahn, P. (Hamb. 1836).

Palan (pers.), weicher Tuchsattel für Esel und Maulthiere, zum Gebrauch der Frauen und Molla's.

Palancia, Küstenfluß im span. Königreich Valencia, bewässert das reizende Thal von Segorbe und mündet unterhalb Murviedro in das Mittelmeer.

Palanka (Deutsch-P.), Marktflecken im ungar. Komitat Bács, an der Donau, Hauptort eines Stuhlbezirks, hat Wein- und Holzhandel und mit den nahegelegenen Orten Alt- und Neu-P. (1870) 9821 Einw.

Palanken, Pfahlwerk, dicht aneinander gesetzte Palisaden mit Erdbrustwehr dahinter, so daß die Pfähle als äußere Verkleidung dienen. Oft ist vor den Pfählen ein Graben, der die Erde lieferte. P. dienen als Befestigung für Grenzposten, auch für Dörfer und kleine Städte in der Türkei.

Palankin (engl. palkee), in Ostasien eine Sänfte, in der sich Vornehme tragen lassen, und deren man sich in Gegenden, welche nur für Fußgänger zugänglich sind, selbst bei größeren Reisen bedient. Sie besteht aus einem mit vier Füßen, einem Geländer und einer gewölbten Decke versehenen Gestell, welches für eine oder mehrere Personen eingerichtet und im Innern mit Polstern, Decken und Vorhängen versehen ist. Ein P. erfordert acht Träger, von denen je vier und vier mit einander abwechseln. Vgl. Dak.

Palanpur (Pahlunpore, früher Pralhadan), Landschaft in der britisch-ostind. Präsidentschaft Bombay, westlich an das Ran-Moor, nördlich an Radschputana grenzend, besteht aus einer Gruppe von elf zu einem Aufsichtsbezirk vereinigten Vasallenstaaten von zusammen 15,646 QKilom. (284 QM.) Areal mit (1871) 502,586 Einw., unter welchen der Staat P. mit 215,972 Einw. der größte und bestregierte ist. Die Stadt P. hat 17,189 Einw.; Disa, westlich davon, mit 5940 Einw. und einer Garnison, ist der Sitz der englischen Aufsichtsbehörden.

Palao (Palau, Pelzinseln, engl. Pelew), austral. Inselgruppe im O. von Mindanao, gewöhnlich zur westlichen Abtheilung der Karolinen (s. d.) gerechnet, besteht aus 26 hügeligen, meist schmalen, von Korallenriffen umgebenen und stark bewaldeten Inseln, mit einem Gesammtareal von 898 QKilom. (16,3 QM.). Das Klima ist gesund, der Boden fruchtbar und gut bewässert. Flüsse gibt es nicht, dagegen Bäche, Quellen und Süßwasserteiche. Vortrefflich gedeihen hier Kohl- und Kokospalmen, Brodfruchtbäume, Arecanüsse, Bambus, Katappanußbäume, Zuckerrohr, Pisang, Yams ꝛc. Von einheimischen vierfüßigen Thieren gibt es nur Ratten und Vampyre; Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine sind von den Europäern eingeführt und gut gediehen. Schildkröten gibt es im Ueberfluß, und das Meer ist reich an Fischen und Trepang. Von den Inseln ist Babeldzuab oder Babelthouap mit 660 QKilom. (12 QM.) Areal und ca. 8000 Einw. die größte. Die Bewohner der P., deren Zahl man auf etwa 10,000 anschlägt, sind Malayen, dunkel kupferfarbig, von mehr als mittlerer Größe, mit langen, schwarzen Haaren. Die Männer gehen nackt; die Weiber tragen kleine, um die Hüften gebundene Schürzen von Kokos- oder Pisangfasern. Sie tättowiren Arme und Beine mit großer Sorgfalt. In Bezug auf ihren Charakter werden sie als liebenswürdig und gutmüthig geschildert; doch gelang es den Missionären nur mit Mühe, bei ihnen Eingang zu finden. Ueber ihre seltsamen socialen Einrichtungen, ihr Zusammenleben in Familiengruppen (Clöbbergölls) ꝛc. berichtet K. Semper (»Die Palauinseln«, Leipz. 1873), der sich 1862 längere Zeit dort aufhielt. Die P. wurden 1696 entdeckt und 1710 von dem Spanier Padilla besucht, aber erst 1783 durch Wilson, der hier scheiterte und auf Orulong freundliche Aufnahme fand, bekannter. Seitdem werden die Inseln häufig von englischen Schiffen besucht, welche Trepang, Schildpatt und Muscheln daselbst holen. Eine treffliche Karte der P. (1:300,000) entwarf Friederichsen (Hamb. 1873).

Palaprat (spr. -pra), Jean, Seigneur de Bigot, franz. Lustspieldichter, geb. 1650 zu Toulouse, widmete sich dem Studium der Rechte, wandte sich dann der belletristischen Thätigkeit zu, ward 1675 Kapitular und Präsident des Konsistoriums seiner Vaterstadt, begab sich später auf Reisen, ward zu Paris Sekretär des Herzogs von Vendôme und starb daselbst 14. Okt. 1721. Palaprats Produkte gehören hauptsächlich dem Lustspiel an; nicht ohne Verdienst für ihre Zeit, sind sie jetzt von der Bühne verschwunden; nur »Le grondeur« (1691), den Voltaire allen Possen Molière's vorzog, ist noch von Interesse für die Gegenwart. Einen großen Theil seiner Stücke, in denen, neumodisch zugestutzt, der alte Pathelin wieder auflebte, hat P. in Gemeinschaft mit seinem Freunde David Augustin Brueys (gest. 1723 zu Montpellier) bearbeitet. Palaprats Werke erschienen zuerst 1711, dann mit denen von Brueys zusammen in 5 Bänden (Par. 1755).

Palar, Fluß in der britisch-ostind. Präsidentschaft Madras, entspringt in Maissur in der Nähe von Bangalur, fließt südöstlich, durchbricht die Ostghats und mündet nach 353 Kilom. Stromlauf bei Sadras im S. von Madras in den Bengalischen Meerbusen. In der heißen Jahreszeit fast wasserlos, schwillt er durch die Frühjahrsregen mächtig an und verursacht dann große Ueberschwemmungen. Seinen mittlern Lauf begleitet die Madras-Bangalorbahn.

Palast (mittelhochd. pálas), schloßartiges Wohngebäude eines Fürsten; dann überhaupt großartiges Prachtgebäude. Das Wort (franz. palais, ital. palazzo) stammt vom lat. palatium (s. d.) ab und bezeichnete ursprünglich in den Burgen des Mittelalters ein größeres, nur Ein Hauptgemach enthaltendes, gewöhnlich einzeln stehendes Gebäude, das zu Versammlungen, zum Empfang und zur Bewirtung von Gästen diente; dann bedeutet es auch bloß s. v. w. Speisesaal, womit die Bedeutung von palatium in den Klöstern übereinstimmte. Vgl. Pfalz.

Palatīna bibliothēca (lat., palatinische Bibliothek), eine der beiden von Augustus zu Rom angelegten öffentlichen Bibliotheken, welche sich in einer dem Tempel des Apollo Palatinus auf dem Palatinischen Hügel angebauten Säulenhalle befand. Sie war eine zweifache, eine lateinische und griechische, und ist wahrscheinlich bei dem Neronischen Brand (64 n. Chr.) mit zu Grunde gegangen. Auch die von den Kurfürsten von der Pfalz gesammelte Heidelberger Bibliothek (s. Heidelberg).

Palatinātus (lat.), Gebiet der Comites palatini, die an den Höfen der fränkischen Könige zu und nach der Zeit der Karolinger Oberrichter waren. Späterhin wurden diese Aemter und die damit verbundenen Besitzungen erblich; der Name jedoch blieb nur einigen Strichen, wie P. ad Rhenum (die Rheinpfalz), P. superior oder Bavariae (Pfalz-Bayern), P. inferior (Unter- oder Kurpfalz), P. Neoburgicus (Pfalz-Neuburg), P. Saxoniae (Pfalz-Sachsen), P. Sueviae (Pfalz-Schwaben); vgl. Pfalz.

Palatinischer Berg, s. Rom.

Palatīnus (lat.), im byzantin. Reich jeder, der als Hof- oder Staatsbeamter zum kaiserlichen Hoflager (palatium) gehörte, insbesondere Titel der hohen Finanzbeamten. Im Mittelalter wurden die Großen des Reichs, die sich am königlichen Hof aufhielten, P. genannt (vgl. Paladin), und der einflußreichste von ihnen war der Comes palatinus oder Pfalzgraf (s. d.). Im ehemaligen Königreich Polen führte jeder Statthalter einer Provinz diesen Titel, den vor Zeiten auch in Frankreich die Grafen von Champagne und Béarn trugen weil in ihren Pallästen Recht gesprochen ward. In Ungarn dagegen hieß P. (auch comes magnus, Großgraf, ungar. Nagy Ur Ispan) der vornehmste unter den Magnaten, der aus vier vom König vorgeschlagenen Kandidaten von den zum Reichstag versammelten Ständen gewählt ward, um Stellvertreter des Königs und Vermittler zwischen ihm und dem Volk zu sein. Zuletzt fungirte als solcher der Erzherzog Stephan, welcher 1847 zum P. (Erzherzog-P.) ernannt worden war.

Palatium (lat.), ursprünglich in Rom der von Romulus angebaute Hügel, auf welchem später Kaiser Augustus mit seinem Hof und dann seine Nachfolger ihre Wohnung hatten; daher s. v. w. Prachtgebäude für Kaiser und Hof, auch für einen Gott; in den Klöstern im Mittelalter auch s. v. w. Speisesaal. Vgl. Palast und Pfalz.

Palātum (lat.), der Gaumen (s. d.).

Palaun, Oberlauf des Sitangflusses in Britisch-Birma, s. Sitang.

Palawan, ostind. Insel zwischen dem Chinesischen Meer und der Mindorosee, nordöstlich von Borneo, 14,646 QKilom. (266 QM.) groß, ist von NO. nach SW. lang gestreckt, an den Küsten eben, im Innern gebirgig, waldig und reich bewässert. Das Klima ist heiß und ungesund, der Boden aber höchst fruchtbar. Die Waldungen haben viel Wild (Stachelschweine, Eichhörnchen, Pelzflatterer, Turteltauben, Papageien); gebaut werden Mais, Yams, Muskatnüsse ꝛc., auch findet man Gold und Eisen. Die Bevölkerung ist malayischen Stammes und wird auf 28,000 Seelen geschätzt. Der nördliche Theil (Paragoa) gehört den Spaniern, welche an der Küste einige kleine Niederlassungen und den befestigten Hafenort Taytay haben; den größern südlichen Theil, welcher unter der Oberherrschaft des Sultans von Sulu steht, haben Eingeborne und malayische Seeräuber inne. Zu letzterem gehört auch die am Südende von P. gelegene Insel Balabak, 336 Kilom. (6,1 QM.) groß.

Palazzo (ital.), s. v. w. Palast.

Palazzōlo, 1) P. Acreide, das alte Akrä, Stadt in der ital. Provinz Syrakus (Sicilien), Kreis Noto, mit Resten der alten Stadt (Theater, Odeon), einer Sammlung von Alterthümern (im Palazzo Judica) und (1871) 10,132 Einw. Vgl. Judica **Le antichità di A.** (1819). — 2) P. sull' Oglio, Ortschaft in der ital. Provinz Brescia, Kreis Chiari, am Oglio und der Eisenbahn Venedig-Mailand, mit Burgruinen, einem reich verzierten modernen Thurm, lebhafter Seidenzucht und Seidenspinnerei, Fabrikation von hydraulischem Kalk und (1871) 4309 Einw.

Pale (engl., spr. pehl, »Grenzpfahl«), Gau, Bezirk; zur Zeit, wo Irland nach und nach unter englische Botmäßigkeit kam, der hauptsächlich von Engländern bewohnte, ein Drittel des Landes begreifende Bezirk an der Ostküste, welcher bereits englische Sprache, Sitten und Verfassung angenommen hatte, während die übrigen zwei Drittel bei ihren alten Einrichtungen verharrten und die Anerkennung der englischen Oberhoheit noch immer verweigerten. Wenn daher der königliche Statthalter das Parlament versammelte, so erschienen nur die aus England stammenden Lords, daher dasselbe Parliament of the P. genannt wurde.

Palēa (lat.), in der Botanik die Blütenspelzen der Gräser (s. Gräser); auch die Deckblätter (Spreublätter) in den Blütenköpfchen der Kompositen (s. Kompositen).

Paleario, Antonio (latinisirt Antonius Palearius), evangel. Märtyrer, geboren um 1500 in der Campagna di Roma, studirte zu Padua und Florenz Philosophie, die Rechte und Patristik, lehrte, in ganz Italien und im Ausland hochgefeiert, seit 1532 zu Siena Rhetorik, seit 1545 zu Lucca und seit 1555 zu Mailand Philologie, ward hier aber, sich schon länger zu den reformatorischen Principien hinneigend, von der Inquisition eingekerkert und 2. Juli 1570 in Rom verbrannt. Berühmter als seine Dichtungen und theologischen Schriften wurde das ihm seit 1737 fälschlich zugeschriebene Buch: »Del beneficio di Giesù Cristo crocifisso« (Vened. 1543 u. öfter), das in viele Sprachen übersetzt, aber seit 1549 von der Inquisition allenthalben unterdrückt ward. Neuerdings wurde es zu Cambridge wieder aufgefunden und gleichzeitig (1855) sowohl dort von Babington, als auch in Leipzig von Tischendorf mit deutscher Uebersetzung (»Von der Wohlthat des Todes Christi«) herausgegeben. Ranke und Benrath haben als den wirklichen Verfasser einen Benediktiner Namens Benedetto aus Mantua erwiesen, welcher es in Sicilien abfaßte. Vgl. Young, **Life and times of A. P.** (Lond. 1860, 2 Bde.); Bonnet, A. P. (deutsch, Hamb. 1863).

Palembang, ehemaliges Königreich im nordöstlichsten Theil der Insel Sumatra, war früher einer der mächtigsten unter den unabhängigen Malayenstaaten der Insel, bis 1821 der Sultan infolge von Streitigkeiten, in die er mit den Holländern gerieth, von diesen nach langem Kampf unterworfen und abgesetzt, das Land aber mit Hinzuziehung einiger anderen Fürstenthümer zu einer holländischen Residentschaft erklärt wurde. Letztere hat ein Areal von 160,343 QKilom. (2912 QM.) mit (1871) 481,081 Einw., zusammengesetzt aus Malayen, Arabern, Javanern, Chinesen und Siamesen. Die Küste ist flach und morastig, das Innere fruchtbar; Hauptfluß ist der Palembang (oder Muji), welcher die Landschaft von SW. nach NO. durchströmt. Die gleichnamige Hauptstadt, am Fluß P., welcher in die Bangkastraße mündet, ist einer der wichtigsten Handelsplätze des Sunda-Archipels, aber wegen häufiger Ueberschwemmungen fast ganz auf Pfählen erbaut. Die Einwohner (25—30,000) treiben lebhaften Handel, besonders mit Pfeffer und Zinn. Die Stadt hat ein Fort und niederländische Besatzung. Vgl. Mohnike, Banka und P. nebst Mittheilungen über Sumatra (Münst. 1874). S. Karte »Hinterindien«.

Palencia, eine Provinz der span. Landschaft Alt-

kastilien, von den Provinzen Santander, Burgos, Valladolid und Leon umschlossen, 8097 QKilom. (147 QM.) groß mit (1870) 184,668 Einw., ist im äußersten Norden Gebirgsland (mit reichen Steinkohlenflötzen), im übrigen eben und sehr baumarm und erzeugt Getreide im Ueberfluß, auch guten Wein. Die gleichnamige Hauptstadt, links am Carrion, an der spanischen Nordbahn, von welcher unfern von hier Linien nach Leon und Santander auslaufen, und unweit des Kanals von Kastilien, welcher den Carrion mit dem Pisuerga verbindet, ist eine sehr alte, angeblich schon von den Römern gegründete Stadt (Pallantia) von theilweise gothischer Bauart, Sitz eines Bischofs, hat eine schöne gothische Kathedrale und viele andere Kirchen, mehrere Klöster, ein Priesterseminar, Kollegium, schöne Promenaden, Fabrikation von wollenen Decken (mantas) und anderen Wollzeugen, Hüten, Waffen, Leder ꝛc., Weinbau, lebhaften Handel, eine große Messe (Anfang September) und 13,120 Einw. In P. wurde 1239 die erste spanische Universität gegründet, diese aber später nach Salamanca verlegt.

Palenque (spr. -lénnke, San Domingo de P.), Indianerdorf im mejikan. Departement Chiapas, unweit der Grenze von Yucatan, am Rio Mikol, mit etwa 4000 Einw. In der Nähe sind die Ruinen der alten Indianerstadt P. (Calhuacan), von den Umwohnenden Casas de Piedras (»steinerne Häuser«) genannt, die großartigsten und wichtigsten Baudenkmäler des amerikanischen Alterthums. Die alte Indianerstadt ist durch eine vulkanische Eruption theilweise verschüttet worden; die Ruinen derselben wurden seit 1787 von der spanischen Regierung untersucht und von mehreren Reisenden, wie Cabrera (Lond. 1821; deutsch, Meining. 1823), Dupaix (im »Recueil des antiquités mexicaines«), Catherwood, Lord Kingsborough (Prachtwerk), Waldeck und Stephens, beschrieben. Dieselben haben einen Umfang von 25—30 Kilom. und bestehen aus Tempeln, Festungswerken, Gräbern, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen und Häusern. Außerdem fand man hier Geräthe, Götzenbilder, Medaillen, musikalische Instrumente, kolossale Bildsäulen und Basreliefs von schöner Arbeit und mit hieroglyphenartigen Charakteren verziert, die mit den ägyptischen und indischen Hieroglyphen eine auffallende Aehnlichkeit haben. Vgl. Morelet, Reisen in Centralamerika (deutsch von H. Hertz, Jena 1872).

Palérmo, ital. Provinz auf der Insel Sicilien, grenzt nördlich an das Tyrrhenische Meer, östlich an die Provinzen Messina und Catania, südlich an Caltanissetta und Girgenti, westlich an Trapani und umfaßt 5087 QKilom. (92,3 QM.) mit (1871) 617,678 Einw., die sich auf vier Kreise (P., Cefalù, Corleone, Termini) vertheilen. Das Land ist großentheils gebirgig und enthält verschiedene Verzweigungen des Madonischen Gebirges, von dessen Abhängen zahlreiche Flüßchen, wie Milicia, Termini u. a., dem Tyrrhenischen Meer, theilweise auch, wie der Bellici, nach S. dem Sicilischen Meer zueilen. Der sehr fruchtbare Boden erzeugt Getreide aller Art, gute Weine, ausgezeichnetes Olivenöl, treffliche Früchte (darunter Orangen, Citronen, Nüsse, Mandeln und Pistacien), Baumwolle, Lein, Hanf, Manna, Sumach, Süßholz; an mineralischen Produkten Eisen, Schwefel, Marmor, Achat, Alabaster und Mineralwässer. Das Meer liefert Fische in reicher Menge, namentlich Thunfische, dann Mollusken und Schalthiere. Auf den weidereichen Bergen wird die Schafzucht in großem Umfang betrieben. Die Industrie ist unbedeutend; es sind außer der Fabrikation von ordinären Geweben und Gußwaaren nur wenige Industriezweige (Sumachfabrikation, Schwefelraffinerie, Leder-, Weinstein- und Leimfabrikation), in welchen die Provinz mit den Fabriken des italienischen Festlandes zu konkurriren vermag. Der Handel koncentrirt sich in der Stadt und dem Hafen von P.; an Kommunikationsmitteln stehen ihm zu Lande nur die Eisenbahnlinie P.-Caltanissetta, welche gegen S. bis nach Girgenti und östlich bis nach Catania fortgeführt ist, dann ein bisher wenig entwickeltes Netz von Landstraßen zur Verfügung. — Die gleichnamige Hauptstadt, einer der wichtigsten Hafen- und Handelsplätze Italiens, liegt an einer weiten, tiefen Bucht der Nordküste Siciliens, in einer durch landschaftlichen Reiz, mildes Klima und Ueppigkeit der Natur gleich ausgezeichneten Gegend (daher der Beiname Conca d'oro, »goldene Muschel«), zerfällt in vier Stadttheile und ist von einer Mauer umgeben. Sie hat 8 Kilom. im Umfang, 20 Thore, von denen die im 17. Jahrh. mit reicher Architektonik hergestellte Porta nuova das bemerkenswertheste ist, und einen Bahnhof der erwähnten Eisenbahn. Die Stadt zeigt halb orientalische Bauart. Die Straßen laufen größtentheils in die beiden regelmäßigen und schön gepflasterten Hauptstraßen Corso Vittorio Emmanuele (früher Toledo oder Cassaro) und Macqueda (Strada nuova) aus, die sich rechtwinklig auf dem achteckigen Platz Quattro Cantoni oder Vigliena schneiden, von wo aus man die vier Hauptthore der Stadt erblickt. Längs des Hafens zieht sich als schöne Promenade die Marina hin, von Palästen des Adels eingefaßt und in den öffentlichen Garten La Flora auslaufend. Die übrigen Straßen sind meist eng. Erst in der neuesten Zeit werden Anstrengungen gemacht, um die unter der bourbonischen Herrschaft in Bezug auf Verschönerung und Erweiterung der Stadt sowie ihre Salubrität begangenen Unterlassungssünden gutzumachen. Mit ausgezeichnet gutem Trinkwasser ist die Stadt durch die von den Arabern angelegten Aquädukte reichlich versehen. Von öffentlichen Plätzen sind außer dem erwähnten, mit Statuen und Fontänen geschmückten Platz Vigliena und der Marina zu nennen: Piazza Bologni mit dem Standbild Karls V., Piazza Senatoria mit schöner, statuengezierter Fontäne, Piazza Santo Spirito, Piazza della Libertà mit den Statuen des Staatsmanns Ruggiero Settimo und des Fürsten von Castelnuovo, Piazza San Domenico u. a., theilweise ebenfalls mit monumentalen Brunnen und Denkmälern ausgestattet. Die Hauptstraßen werden, wie die weitläufigen Plätze der Stadt, größtentheils von öffentlichen Gebäuden, Kirchen oder Palästen sicilischer Großen gebildet. Alle aber tragen das Gepräge schwerfälliger Prunksucht; allenthalben verunzieren Eisenbalkone im Rokokostil, von Konsolen getragen, Karyatiden, gewundene Säulen und ähnliche Auswüchse des Zopfstils die Façaden. Auch bieten die Paläste meist den schneidenden Kontrast der Größe und Pracht mit dem Verfall dar. Unter den Gebäuden steht der Palazzo reale voran, ein Konglomerat von Bauwerken altgothischen und maurischen Stils. Ausgezeichnet ist darin die 1144 erbaute Kapelle des normannischen Königs Roger I. (palatinische Kapelle), mit prachtvollen Wandmosaiken auf Goldgrund. Die Decke ist mit maurischem Schnitzwerk von ausgezeichneter Schönheit geschmückt. Unter den übrigen Räumlichkeiten erinnert ein Saal, das Zimmer Rogers genannt, durch seine Architektur

und die Mosaikverkleidung der Wände vollständig an die Normannenzeit. Auf dem höchsten Theil des Schlosses (Torre di Santa Ninfa) befindet sich die 1791 errichtete, mit vortrefflichen Instrumenten versehene Sternwarte, auf welcher Piazzi den Planeten Ceres entdeckte. Andere öffentliche Gebäude, wie der Palazzo de' Tribunali, ein sehr altes Baudenkmal (1307 erbaut), der Senatspalast (jetzt Stadthaus), das Universitätsgebäude und der erzbischöfliche Palast, zeichnen sich hauptsächlich nur durch ihre Größe aus. Unter den Privatgebäuden sind die ausgezeichnetsten die Paläste Butera, Camposranco, Forcella, Trabia, Ajutamicristo, Geraci und Belmonte (gegenwärtig Riso). P. zählt 295 Kirchen und Kapellen nebst mehr als 70 ehemaligen Klöstern. Imposant ist die Kathedrale der heil. Rosalie (auch Madre Chiesa genannt), welche auf dem Grund einer arabischen Moschee unter dem Normannenkönig Wilhelm II. 1169—85 erbaut worden ist. Ursprünglich ganz in arabisch-normannischem Stil errichtet, erhielt sie 1781 und 1801 ihre jetzige Gestalt, in welcher sie trotz des gemischten Stils einen höchst malerischen Effekt macht, der nur durch eine später hinzugefügte, zu den übrigen leichten gothischen Thürmchen nicht passende Kuppel gestört wird. Von besonderer Schönheit ist das altgothische Portal. Das Innere schmücken 84 Säulen von Granit und Lapislazuli, einige gute Gemälde und die Kapelle der heil. Rosalie mit einem Altar von gediegenem Silber und dem silbernen Sarg der Heiligen. Sarkophage von rothem Porphyr umschließen die Ueberreste des Königs Roger I., der normannischen Königin Constantia, ihres Gemahls, des Kaisers Heinrich VI., und seines Sohns Friedrich II. Mit der Kathedrale durch zwei Bögen verbunden ist der erzbischöfliche Palast, ein imposantes Bauwerk im gothischen Stil. Von Kirchen sind ferner merkwürdig: San Domenico, die weitläufigste Kirche der Stadt, mit mehreren schönen Gemälden und Skulpturen, großer Orgel und Grabmälern berühmter Sicilier; die Kirche des heil. Joseph, mit einem unterirdischen Tempel, dessen Marmorsäulen den obern Bau tragen; die Kirche Olivella, ehemals zum Olivetanerkloster Filippo Neri gehörig, mit schönen Gemälden, Marmorarbeiten und reichem Schmuck von Edelsteinen, Lapislazuli und Jaspis; die Kirche der Casa professa; die kleine, am Ende des Corso Vittorio Emmanuele gelegene Kirche Santa Maria della Catena, mit schönem Portikus aus dem 15. Jahrh.; die Kirche Martorana, ein Musterbild normannischen Stils, mit interessanten Mosaiken aus der Zeit König Rogers. Die herrliche Kirche San Giovanni degli Eremiti, ein Bauwerk aus dem 12. Jahrh., hat von ihrem frühern maurischen Charakter nur die Kuppeln gerettet; das Innere ist nüchtern weiß übertüncht, und die Ornamente sind zertrümmert. P. ist der Sitz des Präfekten, eines Erzbischofs, Kassations- und Appellhofs, Civil- und Korrektionstribunals, einer Finanzintendanz, eines Hauptzollamts, einer Provinzialpost- und Landestelegraphendirektion, eines Generalkommando's, Militärtribunals, einer Handelskammer, eines Handelstribunals, zahlreicher Konsulate fremder Staaten und vieler anderen Civil- und Militärbehörden. Die hiesige Universität hat vier Fakultäten (für Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, Naturwissenschaften und Mathematik, Philosophie und Literatur) und zählte 1875: 78 Lehrkräfte und 340 Studirende. Mit ihr sind eine Notariats- und Ingenieurschule, ein Kollegium der schönen Künste, ein pharmaceutischer und ein Hebammenkurs vereinigt. Zu ihren Lehrmitteln gehören: ein physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, eine naturhistorische Sammlung, ein anatomisches Theater, ein physiologisches Kabinet, 4 Kliniken, eine Anstalt für Chemie in ihrer Anwendung auf Gewerbe, ein astronomisches und meteorologisches Observatorium (im königlichen Schloß), ein botanischer Garten u. a. Außerdem hat P. ein Lyceum, 2 Gymnasien, ein Gewerbinstitut, 2 technische Schulen, ein Institut für die Handelsmarine, eine Ackerbauschule (1830 vom Fürsten Castelnuovo gegründet), ein erzbischöfliches Seminar, ein königliches Kollegium für Musik (del Buon Pastore), ein Nationalkonvikt, eine königliche Erziehungsanstalt für Mädchen, ein Taubstummeninstitut, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Akademie der medicinischen Wissenschaften, eine homöopathische Akademie, Gesellschaften für vaterländische Geschichte, Agrikultur und Gewerbewesen. In dem ehemaligen Kloster Olivella befindet sich das Museum (Museo nazionale) mit zahlreichen und werthvollen antiken und modernen Kunstwerken. Von Bibliotheken sind zu nennen: die städtische Bibliothek mit gegen 130,000 Bänden und mehr als 1000 Manuskripten, die Nationalbibliothek, ehemals dem Jesuitenkollegium gehörig, mit 110,000 Bänden und 500 Manuskripten; außerdem mehrere Privatbibliotheken. Andere gemeinnützige Anstalten sind: ein großes Hospital (für 370 Kranke), ein Militärspital, Spital der Priester, der Barmherzigen Brüder ꝛc., mehrere Waisen- und Versorgungshäuser für Frauen und Mädchen, eine Kinderbewahranstalt, ein Armenhaus mit Gelegenheit zur Erlernung von Handwerken und Künsten, ein Findelhaus, Irrenhaus, 2 Leihhäuser ꝛc., endlich eine Spar- und eine Eskomptekasse. Theater gibt es in P. vier: das königliche Teatro Bellini für die Oper, zwei für kleine Schau- und Lustspiele und das der heil. Cäcilia; außerdem ein schönes Konzerthaus an der Marina. Ferner besitzt P. einen ständigen Cirkus, ein prachtvolles, ganz aus Stein erbautes Sommertheater, Politeama genannt, das in seiner Art wohl das schönste Italiens sein dürfte. Außerdem ist ein großartiges Theater für Oper und Ball (Teatro Massimo) gegenwärtig im Bau begriffen. Spaziergänge sind auf der Marina und der Terrasse daran und in der Villa Giulia (Flora) sowie im Englischen Garten (Giardino Inglese). Merkwürdig ist in P. das jährlich im Juli mehrere Tage hindurch mit Ausschmückung der Stadt, Illumination und Feuerwerken gefeierte Fest der heil. Rosalie. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1871) in der eigentlichen Stadt auf 186,406, im Gemeindegebiet auf 219,398, so daß P. an Einwohnerzahl unter den italienischen Städten nur Neapel und Rom nachsteht. Zu den vorzüglichsten Kunsterzeugnissen Palermo's gehören treffliche Tischlerarbeiten und Stühle, welch letztere man nebst Körben, Seilen ꝛc. aus den Blättern der Chamaerops humilis verfertigt. In Steinschleifereien werden aus den verschiedenartigsten Marmorarten und Achaten namentlich ungemein schöne Tischplatten zusammengesetzt. Außerdem gibt es Fabriken für Seiden- und Baumwollwaaren, Muschelseide, Leinwand, Gold- und Silberwaaren, Korallen, Wachsbleichen, Gerbereien ꝛc. Die Stadt sendet die meisten sicilischen Erzeugnisse, wie Weizen, Wein, Oel, Seide, werthvolle Steine und Marmor, Thunfische und Sardellen, in das Ausland und führt Baumwoll- und Schafwollwaaren, Steinkohlen, Holz und Holzarbeiten, Metallwaaren, Kurzwaaren, Ge-

realien, Mehl, Kolonialwaaren und Droguen, Stearinkerzen, Maschinen, Porzellan u. a. (zusammen im Jahreswerth von 25 Mill. Lire) ein. Die palermitanische Seide wird in der Umgegend gewonnen und gewöhnlich roh versendet. P. hat eine Börse sowie mehrere bedeutende Banken und ist Verwaltungssitz der größten italienischen Handelsflotte (über 40 Dampfboote), welche regelmäßige Verbindungen mit dem italienischen Kontinent und den Inseln, mit Marseille, den Küstenplätzen des Adriatischen Meers, der Levante, dem Schwarzen Meer und Nordamerika unterhält. Außerdem bestehen regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindungen mit Spanien, Holland, England und Hamburg. Der Hafen ist zum Theil durch einen Molo gebildet, auf welchem sich ein Leuchtthurm befindet, aber den Nord- und Nordostwinden beständig offen; doch ist die Bai nach den übrigen Seiten von hohen Gebirgen umgeben und dadurch vor den Winden geschützt, sowie auch die Citadelle Schutz gewährt. Im Hafen von P. liefen 1875 im ganzen 11,692 Schiffe mit 1,812,195 Tonnen ein und aus (1865 erst 6876 Schiffe mit 822,143 Tonnen). Hiervon entfielen auf die italienische Flagge 10,366 Schiffe mit 925,018 Tonnen, auf andere Flaggen nur 1326 Schiffe, jedoch mit 887,177 Tonnen; auf die Segelschiffahrt 9413 Fahrzeuge mit 372,923 Tonnen, auf die Dampfschiffahrt 2279 Schiffe mit 1,439,272 Tonnen. Der Hafen von P. ist daher seiner Bedeutung nach der fünfte in Italien und steht hinsichtlich des Tonnengehalts der ein- und ausgelaufenen Schiffe nur den Häfen von Genua, Neapel, Livorno und Messina nach. Der Schiffbau auf den Werften von P. ist von geringem Belang. Die Hauptzierde der Umgebungen der Stadt ist der 635 Meter hohe Monte Pellegrino mit einer Kapelle der heil. Rosalie, einer Grotte, in welcher dieselbe im 12. Jahrh. gestorben sein soll, und viel besuchten Wallfahrtsorten auf dem Gipfel des Bergs, zu dem ein kunstvoll angelegter Weg hinaufführt. Erst 15. Juli 1624 wurden die Gebeine der heil. Rosalie hier aufgefunden und nach P. gebracht, wo damals eine Pest wüthete. Da dieselbe aufhörte, nachdem man die Gebeine der Heiligen in Procession durch die Stadt getragen, so ward letztere seitdem als Schutzheilige von P. verehrt. Sehenswerth sind auch die unweit P. gelegenen beiden alten normannischen Paläste, der Palazzo della Ziſa, mit arabischen Grottengewölben, schönen Säulen und Mosaiken und herrlicher Aussicht vom Dach, und das alte Schloß Cuba in Form eines mächtigen Würfels (jetzt Kaserne), sowie das palastähnliche Benediktinerkloster San Martino, hoch im Gebirge. Erwähnung verdienen noch die ehemalige Villa Butera, jetzt Florio, und die des Herzogs von Serra di Falco, mit einem außerordentlichen Reichthum an prachtvollen Tropenpflanzen, die hier in außerordentlicher Ueppigkeit gedeihen. Merkwürdig ist endlich noch das ½ Stunde von der Stadt entfernte Kapuzinerkloster mit den unter demselben befindlichen Katakomben, ausgemauerten hellen Kellergewölben mit Grotten, die als Begräbnisplätze dienen, und in denen die Leichen infolge der trockenen, warmen Luft mumificirt werden.

P., das Panormos der Alten, wurde von den Phönikern, bei denen es Machanath (»Lager«) hieß, gegründet, gehörte später den Karthagern und war im ersten Punischen Krieg die Hauptstation der Flotte derselben. Nachdem die Römer die Stadt 254 v. Chr. erobert und einen Angriff der Karthager 250 zurückgeschlagen hatten, machten sie dieselbe zur Kolonie (Colonia Augusta Panormitanorum). Bei der Theilung des römischen Reichs kam P. an das weströmische Reich, wurde zwar 515 von den Gothen erobert, doch 534 von Belisar wieder besetzt. 831 eroberten es die Saracenen. 1072 bemächtigte sich der Normanne Robert Guiscard der Stadt. Die späteren Könige von Sicilien, Roger II., Wilhelm I. und Wilhelm II., wurden in P. gekrönt, das nun Residenz wurde. Durch Constantia, Tochter Rogers II., kam es an den hohenstaufischen Kaiser Heinrich VI. Kaiser Friedrich II. wurde hier erzogen, hatte hier als König beider Sicilien seinen prächtigen Hofhalt und wurde, wie sein Vater, hier begraben (s. oben). Sein natürlicher Sohn, Manfred, regierte von P. aus Sicilien erst als Reichsverweser, dann (seit 1258) als König. Nachdem er bei Benevent 1266 gefallen, bemächtigten sich die Franzosen Siciliens und seiner Hauptstadt. Aber das Volk rächte blutig das Andenken Konradins, des letzten Sprößlings des schwäbischen Herrschergeschlechts; die Sicilianische Vesper, durch welche alle Franzosen auf der Insel ermordet wurden, begann 1282 in P. Hierauf ward Peter von Aragonien in P. zum König gekrönt. Dieses blieb nun Hauptstadt und nominell Residenz, wenigstens Sitz des Vicekönigs. Am 3. Juni 1676 wurde die spanisch-holländische Flotte bei P. von der französischen unter Vivonne und Duquesne geschlagen. 1693 und 1. Sept. 1726 wurde die Stadt durch Erdbeben bedeutend beschädigt. 1799 mußte sich Ferdinand IV. vor den Franzosen von Neapel nach P. flüchten und residirte hier mit kurzer Unterbrechung bis 1815. Als Ferdinand IV. Neapel und Sicilien als »Königreich beider Sicilien« zu Einem Reich vereinigte, brach in P. 1820 ein Aufruhr aus, welcher die Stadt allen Greueln einer Pöbelherrschaft preis gab, bis sie 5. Okt. sich dem General Pepe ergeben mußte. Am 5. März 1823 wurde P. abermals durch ein Erdbeben bedeutend beschädigt. 1837 raffte die Cholera in P. innerhalb 6 Wochen 26,000 Menschen hinweg. Im September 1847 brachen in P. neue Unruhen aus, die 12. Jan. 1848 zu einem allgemeinen Aufstand führten. Nach blutigem Kampf wurden die königlichen Truppen zurückgeschlagen und zogen sich in die nahegelegenen Forts und in den königlichen Palast zurück, der 25. Jan. aber ebenfalls vom Volk erstürmt wurde. Am 4. Febr. konstituirte sich das Generalkomitat von P. als provisorische Regierung für ganz Sicilien, und 25. März wurde das sicilische Parlament nach P. einberufen. Nachdem aber Messina gefallen und der größte Theil der Insel von den königlichen Truppen besetzt worden war, ergab sich 15. Mai 1849 auch P. Am 26. Mai 1860 erschien Garibaldi vor der Stadt und nahm sie, vom Volk unterstützt, tags darauf. Nur die Citadelle hielten die königlichen Truppen noch besetzt und bombardirten von hier aus die Stadt, wurden aber schon 30. Mai zur Kapitulation gezwungen und schifften sich einige Tage später nach Neapel ein. Seitdem gehört P. zu Italien, ist aber wieder der Hauptherd der Unzufriedenheit gegen die neue Regierung. Vgl. Oppermann, P. (Bresl. 1860); Löher, P. (Münch. 1864); »P., il suo passato, il suo presente, i suoi monumenti« (Pal. 1875); Gsell-Fels, Unteritalien und Sicilien (in »Meyers Reisebücher«, Leipz. 1876); Springer, Die mittelalterliche Kunst in P. (Bonn 1869); Schubring, Historische Topographie von Panormus (Lüb. 1871).

Palës, alte Hirtengottheit der italischen Völker, meist als weibliches Wesen geschildert und mit der Vesta

oder mit den Göttinnen Anna Perenna, Panda ꝛc. zuſammengeſtellt. Ihr zu Ehren wurde 21. April das ländlichheitere Feſt der Palilien (zugleich Stiftungsfeſt der Stadt Rom) gefeiert, an welchem die Hirten nebſt dem Vieh zur Reinigung durch ein angezündetes Strohfeuer ſpringen mußten und die Göttin aus Hirſe gebackene Kuchen und Milch als Opfer erhielt.

Paleſtrina (das alte Präneſte), Stadt in der ital. Provinz Rom, ſüdöſtlich von Tivoli, terraſſenförmig am ſteilen Monte Gliceſtro gelegen, Sitz eines Biſchofs, mit einer Kathedrale, einem Seminar, dem weitläufigen Palazzo Barberini, intereſſanten alten Mauern aus verſchiedenen Epochen (von den vorrömiſchen Kyklopenmauern bis zu den ſaraceniſchen Arbeiten des Mittelalters) und (1871) 6015 Einw. Die Stadt iſt auf den Trümmern eines antiken Fortunatempels erbaut, von welchem noch bedeutende Reſte vorhanden ſind, darunter ein prächtiger Moſaikfußboden mit ägyptiſchen Darſtellungen (gegenwärtig im Palaſt Barberini). ¾ Stunde über der Stadt liegt auf ſteiler Höhe mit herrlicher Ausſicht die antike Arx Prænestina, jetzt Kaſtell San Pietro, mit Reſten der 1332 erbauten Burg der Familie Colonna und hübſcher Kirche, die ganz mit Alabaſter und Marmor verkleidet iſt. Auch ſonſt befinden ſich in der Umgebung Ueberreſte römiſcher Bauten. P. iſt die Vaterſtadt des berühmten Muſikers Paleſtrina. Vgl. Präneſte.

Paleſtrina, Giovanni Pietro Aloiſio Pierluigi da, der berühmteſte Tonmeiſter der römiſchen Schule, hieß, nach den neuen Forſchungen Cicerchia's, mit dem Familiennamen Sante und war nicht, wie Baini angibt, 1524, ſondern 1514 zu Paleſtrina, dem alten Präneſte, geboren, daher auch il Praenestino genannt. Er zeigte ſchon früh ungewöhnliches muſikaliſches Talent und kam 1540 nach Rom, um bei Claude Goudimel zu ſtudiren. 1551 wurde er an der Kapelle bei der vatikaniſchen Baſilika von St. Peter beſchäftigt, erſt als Magister puerorum, dann als Magister capellae. Durch ſein erſtes veröffentlichtes, dem Papſt Julius III. dedicirtes Werk, das aus vier Meſſen zu vier und einer zu fünf Stimmen beſtand und 1554 zu Rom erſchien, erwarb er ſich die Gunſt dieſes Kirchenfürſten und erhielt eine Stelle unter den Sängern der päpſtlichen Kapelle, bei deren Annahme er 1555 ſein Amt als Kapellmeiſter bei St. Peter niederlegte. Auch Marcellus II. war ein mächtiger Gönner Paleſtrina's. Da dieſer Papſt aber ſchon 21 Tage nach ſeinem Regierungsantritt ſtarb und deſſen Nachfolger Paul IV. Anſtoß daran nahm, daß unter den Mitgliedern der päpſtlichen Kapelle ſich Leute befanden, die nicht dem geiſtlichen Stand angehörten und ſogar verheirathet waren, ſo mußte P. ſeinen Poſten ſchon in demſelben Jahr, wo er ihn angetreten hatte, wieder verlaſſen; doch erhielt er kurze Zeit darauf die eben erledigte Kapellmeiſterſtelle an San Giovanni im Lateran und 1561 die beſſer beſoldete an Santa Maria Maggiore. In dieſe Zeit fallen ſeine achtſtimmig für zwei Chöre geſchriebenen Improperien (ſ. d.), die 1560 am Karfreitag zum erſtenmal aufgeführt wurden und einen ſo tiefen Eindruck machten, daß der Papſt Pius IV. eine Abſchrift davon für die päpſtliche Kapelle verlangte. Mit dieſem Werk beginnt Paleſtrina's eigenthümliches Schaffen im Gebiete der heiligen Tonkunſt. 1562 überreichte er dem Papſt Pius IV. zwei Motetten und eine ſechsſtimmige Meſſe (super ut re mi fa sol la), in welcher namentlich das »Crucifixus etiam pro nobis« für vier hohe Stimmen entzückte, und im folgenden Jahr eignete er den erſten Theil ſeiner vierſtimmigen Motetten dem Kardinal Rudolfo Pio von Carpi zu. Infolge der bei dem Koncil von Trient über die Reinigung der Kirchenmuſik von profanen Beſtandtheilen geführten Verhandlungen erhielt der Meiſter den Auftrag, eine Meſſe zu ſchreiben, welche volltönende Harmonie, Reichthum an kunſtvoller Verflechtung, Abweſenheit aller Ausſchweifungen mit andächtigem Ausdruck und vollkommener Verſtändlichkeit des Worts in ſich vereinige. P. lieferte damals drei Meſſen für ſechs Stimmen, und nach Aufführung derſelben (19. Juni 1565) mußte man der heiligen Tonkunſt ihren Sieg zuerkennen. Den Hauptpreis erhielt die dritte (für Sopran, Alt, zwei Tenore und zwei Bäſſe geſetzt), ein Werk der reinſten Begeiſterung, dem P., in dankbarer Erinnerung an ſeinen ehemaligen Gönner, Papſt Marcellus II., den Titel: »Missa Papae Marcelli« beilegte, unter welchem ſie noch jetzt weltberühmt iſt. Die Widmung dieſer und mehrerer anderen Meſſen 1567 und 1570 an Philipp II. von Spanien verbreitete zwar den Ruhm Paleſtrina's auch in Spanien, trug aber dem Komponiſten keinerlei ſonſtige Vortheile ein. Dagegen wurde P. in Anerkennung ſeiner Verdienſte zum Kompoſitor der päpſtlichen Kapelle ernannt, mit einer Gehaltserhöhung, einſchließlich der früher bezogenen Penſion, auf monatlich 11 Scudi (ca. 50 Mark). 1571 trat er wieder in das früher von ihm aufgegebene Amt eines Kapellmeiſters an St. Peter im Vatikan ein und übernahm zugleich die Leitung des Geſangs bei den geiſtlichen Uebungen des heil. Philipp von Neri, für welchen Zweck er auch vieles ſchrieb, was ſich theils in den Archiven der Kirche Santa Maria in Vallicella vorfindet, theils in den Sammlungen des Simon Verovio und Francesco Soto erſchien. Um dieſelbe Zeit (1571) eröffnete er mit ſeinem Freund Nanini die berühmte »römiſche Muſikſchule«, welcher viele ausgezeichnete Komponiſten ihre Ausbildung verdankten. Seinen Schmerz über den Tod ſeiner Gattin legte er nieder in dem Pſalm: »An den Waſſern zu Babel ſaßen wir und weinten ꝛc.« Zu immer würdigeren Schöpfungen ſich erhebend, war er raſtlos thätig bis an ſeinen Tod, welcher 2. Febr. 1594 erfolgte. Sein Leichnam ward in der Peterskirche beigeſetzt; ſeinen Grabſtein ziert die Aufſchrift: »Musicae princeps«. Von ſeinen zahlreichen Werken (Meſſen, Motetten, Hymnen, Litaneien ꝛc.) iſt noch nicht die Hälfte veröffentlicht. Außer den genannten und einigen anderen Werken werden noch alljährlich an beſtimmten Feſttagen, beſonders in der Karwoche, in Rom aufgeführt: die glänzende Mariä-Himmelfahrtsmeſſe: »Assumpta est Maria in coelum«, das erhabene Offertorium am Gründonnerstag: »Fratres ego enim accepi«, das Meiſterſtück der Motetten: »Surge illuminare Jerusalem«, das zweichörige »Stabat mater«. Manches von den Werken Paleſtrina's wurde von Sammlern in Partitur geſetzt; ſo iſt unter anderen auch die in Leipzig erſchienene »Musica sacra« eine Partiturausgabe. Paleſtrina's Stil trägt den Charakter der erhabenen Großartigkeit und Strenge, iſt aber nicht, wie viele meinten, als ein ganz neuer Stil, ſondern nur als die geiſtige Potenzirung, gewiſſermaßen als die Verklärung bereits beſtehender, vollſtändig ausgebildeter Kunſttheorien aufzufaſſen, denn P. hat ſelbſt in ſeinen beſten Werken den Einfluß der früher alles beherrſchenden niederländiſchen Schule nicht verleugnet. Alle Abſtufungen kontrapunktiſcher Kunſt ſind bei ihm zu finden: von der einfachſten Gattung (Note gegen Note), bis zu den ſtupendeſten Kombinationen und künſtlichſten Geweben

kanonischer und fugirter Setzart; alles aber ist vom Feuer des Genius durchglüht und bewegt sich frei und zwanglos auch inmitten der beengendsten Schranken der Kontrapunktik und Polyphonie. Beispiele des einfachsten Stils bei P. sind die Improperien, die Litaneien und Lamentationen; die künstlichsten Setzarten finden sich in mehreren seiner Messen, in den Offertorien und den Schlußstrophen seiner Hymnen. Selbst die sonst einfach gehaltene »Missa Papae Marcelli« zeigt allenthalben Imitationen in den Stimmen. Den vollendetsten Vortrag der Gesänge Palestrina's besitzt, als der Erbe einer langen Tradition, noch heute der Chor der Sixtinischen Kapelle in Rom. In Deutschland hat der Berliner Domchor viel zur Verbreitung der Kenntnis und Würdigung Palestrina's mitgewirkt; auch sind in dessen Sammlung klassischer Kirchenstücke a capella zahlreiche Stücke von P. enthalten. Vgl. **Baini**, Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giovanni Pierluigi da P. etc. (Rom 1828, 2 Bde.; deutsch von Kandler und Kiesewetter, Leipz. 1834); **Naumann**, Italienische Tondichter von P. bis auf die Gegenwart (Berl. 1876).

Palestro, Dorf in Oberitalien, bei Vercelli; hier 31. Mai 1859 siegreiches Gefecht der verbündeten Franzosen und Piemontesen gegen die Oesterreicher, Vorspiel zur Schlacht von Magenta.

Paletot (franz., spr. palleto), Ueberrock, Ueberzieher.

Palette (franz.), in der Malerei eine kleine Tafel, worauf die Farben aufgetragen werden. Für die Oelmalerei besteht sie aus einer ovalen dünnen Scheibe von polirtem Apfel- oder Nußbaumholz oder von Horn, Porzellan, Elfenbein, Schildkrötenschale ꝛc. Nahe an dem einen Ende der längern Seite ist eine Oeffnung angebracht, durch die der Maler mit dem Daumen der linken Hand, die zugleich auch Pinsel und Malerstock hält, die P. erfaßt. Auf die P. setzt der Maler die Farben in ihren einzelnen Abstufungen auf, um aus ihnen die zum Gemälde einzeln anzuwendenden Töne zu mischen. Die P. für Freskomaler ist viereckig, von verzinntem Eisenblech und hat einen nach oben eingebogenen Rand, damit das Wasser nicht ablaufe. In der Töpferei heißt P. ein hölzernes Instrument, welches bald breit-oval und mit einer Handhabe versehen, bald rund oder ausgehöhlt triangelförmig ist, bald in der Gestalt eines breiten Messers endigt und dazu dient, den Gefäßen die gehörige Rundung und Fläche zu geben.

Pálffy (spr. pahlfi), Albert, ungar. Novellist und Publicist, geb. 1821 zu Gyula im Bekeser Komitat, besuchte die Schulen in Debreczin, Nagy-Bánya und Arad, trat dann in das geistliche Seminar der Szathmárer Diöcese, wandte sich nach einigen Jahren vom geistlichen Beruf ab, studirte noch die Rechte und kam 1842 zur juridischen Praxis nach Pest. Hier betrat er die literarische Laufbahn und gehörte zu dem »Bunde der Zehn«, den Petöfi, Jókai, Obernyik u. a. bildeten. Er schrieb Novellen und Romane und gab 1848 ein lebendig und pikant geschriebenes Tagblatt: »Marczius tizenötödike« (»15. März«), heraus, das vielfach verurtheilt, aber immer mit großer Begierde gelesen ward. Nach der Revolution, während welcher P. fortwährend publicistisch thätig war, hielt er sich mehrere Jahre im Land verborgen, wurde aber bald, nachdem er 2. Febr. 1853 nach Pest gekommen war, vor das Kriegsgericht citirt, fünf Monate lang im Pester »Neugebäude« gefangen gehalten und dann zu Budweis internirt, wo er zwei Jahre blieb. Nach seiner Befreiung setzte er seine literarische Thätigkeit fort und bekundete auf dem Felde der Erzählung einen ansehnlichen Fortschritt. Eine kurze Zeit war er auch wieder publicistisch thätig, läßt aber seine Feder nun schon seit Jahren ruhen. Die Kisfaludy-Gesellschaft wählte ihn 1864 zum Mitglied.

Pálffy von Erdöd (spr. pahlfi), fürstliches und gräfliches ungar. Geschlecht, dessen Größe Nikolaus II., geb. 1552, begründete. Derselbe bekleidete die Hauptmannschaften von Komorn, Gran und Neuhäusel, zeichnete sich durch glänzende Waffenthaten gegen die Türken, besonders durch die Einnahme der Festung Raab (29. März 1598), aus und ward dafür Obergespan des Preßburger Komitats; starb 23. April 1600. Sein Sohn Stephan II. (gest. 1646), Nachfolger des Vaters als Obergespan von Preßburg, zugleich Kronhüter und k. k. Rath, erwarb sich den Beinamen des »Türkenschreckens« und ward 1634 in den Grafenstand erhoben. Durch seine beiden Enkel Nikolaus VI. (1657—1732) und Johann IV. (1663—1751, Palatin von Ungarn) theilte sich das Geschlecht in zwei Hauptlinien, von denen die jüngere durch Graf Johann P., geb. 12. Aug. 1829, Erbobergespan von Preßburg, repräsentirt wird, die ältere, Nikolaische, sich 1720 abermals in drei Aeste spaltete: einen ältern, gestiftet von Nikolaus VIII. (1710—73), 1807 mit Karl Hieronymus (geb. 30. Sept. 1735, gest. 25. Mai 1816) in den österreichischen Fürstenstand erhoben und gegenwärtig durch den Fürsten Anton, geb. 26. Febr. 1793, vertreten; einen mittlern, gestiftet von Leopold II. (geb. 1716, gest. 9. April 1773 als General), gegenwärtig durch den Grafen Ferdinand Leopold P.-Daun (geb. 2. Dec. 1807) repräsentirt, und einen jüngern, gestiftet vom Grafen Rudolf (geb. 1719, gest. 1. April 1768). Derselbe zerfiel durch dessen Söhne Johann (geb. 1744, gest. 22. Febr. 1794) und Rudolf (geb. 1750, gest. 29. März 1802) wieder in zwei Abtheilungen. Erstere erlosch 21. Jan. 1858 mit dem Grafen Karl, letztere wird vertreten durch den Grafen Moritz (geb. 12. Juli 1812), österreichischen Feldmarschallleutnant und 1861—65 Statthalter von Ungarn. Oheime desselben sind Graf Johann, geb. 7. Juni 1797, österreichischer Feldmarschallleutnant, gest. 14. Dec. 1870, und Graf Aloys, geb. 26. Juni 1801, der bis 1848 Gouverneur von Venedig war.

Palfrey (spr. pälfri), John Gorham, amerikan. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 2. Mai 1796 zu Boston, studirte Theologie und ward 1818 Pastor an der Unitarian Church in Boston, 1831 Professor der biblischen Literatur an der Divinity School der Harvarduniversität, legte aber diese Stelle 1839 nieder, um sich ganz literarischen Arbeiten zu widmen. Unter seinen Schriften nennen wir: »Elements of Chaldee, Syriac, Samaritan and Rabbinical grammar« (1835); »Academical lectures on the Jewish scriptures and antiquities« (1838—52, 4 Bde.); »Lowell lectures on the evidences of Christianity« (1843, 2 Bde.); »Papers on the Slave power« (1846); »The relation between Judaism and Christianity« (1854); »A history of New England, during the Stuart dynasty« (1858—64, 3 Bde.), sein bedeutendstes Werk, von dem 1866 ein kürzerer Abriß in 2 Bänden erschien. — Seine Tochter Sarah hat sich ebenfalls als Schriftstellerin bethätigt und neben anderen Werken einen Band Gedichte: »Promices« (1855), und zwei Romane: »Hermann« (1866) und »Agnes Wentworth« (1869), veröffentlicht.

Palgrave (spr. pällgrēw oder pahl-), 1) Sir Francis, engl. Geschichtsforscher, geboren im Juli 1788 zu

London von jüdiſchen Eltern (Cohen), widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft und dem Studium der engliſchen Verfaſſungsgeſchichte, wurde 1832 zum Ritter geſchlagen und war ſeit 1838 Direktor der Staatsarchive; ſtarb 6. Juli 1861 in Hampſtead. Von ſeinen Werken ſind zu nennen: »History of the Anglo-Saxons« (1832, 5. Aufl. 1876); »Rise and progress of the English commonwealth« (1832, 2 Bde.); die »History of Normandy and England« (1851—64, 4 Bde.) iſt unvollendet; ſeine »Parliamentary writs« erſchienen 1827—34 in 4 Bänden.

2) Francis Turner, engl. Dichter und Kunſtkritiker, Sohn des vorigen, geb. 28. Sept. 1824, erzogen im Balliol College zu Oxford, gegenwärtig Fellow am Exeter College daſelbſt, veröffentlichte: »Idylls and songs« (1854); »The golden treasure of English songs« (1861); »Handbook to the fine-art collections in the International Exhibition of 1862« (1862); »Essays on art« (1866); »Hymns« (1867, 2. Aufl. 1868); »The five day's entertainments at Wentworth Grange« (1868) und »Lyrical poems« (1871).

3) William Gifford, Bruder des vorigen, geb. 24. Jan. 1826, ausgebildet im Trinity College zu Oxford, nahm in Indien Militärdienſte und machte, nachdem er 1853 Indien verlaſſen, Reiſen in Arabien und Theilen des türkiſchen Reichs, worauf er 1863 nach Europa zurückkehrte und von der Geographiſchen Geſellſchaft in Paris die goldene Medaille erhielt. Die reichen und wichtigen Reſultate ſeiner Wanderungen durch Arabien hat er in dem Werk: »Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia 1862—63« (1865, 2 Bde.; 3. Aufl. 1868; deutſch, Leipz. 1867—68, 2 Bde.) niedergelegt. Im Juli 1865 ward P. von der engliſchen Regierung zur Befreiung des Konſuls Cameron und der anderen Gefangenen in Abeſſinien ausgeſandt, blieb in Aegypten bis zum Juni 1866 und ging kurz darauf als engliſcher Konſul nach Suchum-Kalé, 1867 in gleicher Eigenſchaft nach Trapezunt und 1873 nach der Inſel St. Thomas. Er veröffentlichte noch: »Essays on eastern questions« (1872), einen Roman: »Hermann Agha« (1872, 2 Bde.), u. »Dutch Guiana« (1876).

Pâli, die heilige Sprache der ſüdlichen Buddhiſten, iſt nach Laſſen die älteſte noch erhaltene Form der Volksſprache im nördlichen Theil der oſtindiſchen Landſchaft Malwa, während die Buddhiſten ſelbſt und mit ihnen viele Gelehrte es als ſpätere Form der Magadhiſprache erachten, welche zwiſchen dem 6.—3. Jahrh. v. Chr. am mittlern Ganges die Landesſprache war und vom Stifter des Buddhismus (ſ. d.) zur Verkündigung ſeiner Lehren gebraucht wurde. Von Malwa aus verbreitete ſich das P. durch das Werk des Grammatikers Kâtyâyana, der um 250 in Udſchain, der Hauptſtadt von Malwa, lebte, zu den Tamil ſprechenden Völkern des ſüdöſtlichen Indien, von woher die Singhaleſen auf Ceylon Kenntnis desſelben erhielten. Im 5. Jahrh. n. Chr. begannen dieſe die heiligen buddhiſtiſchen Schriften in P. zu übertragen. Mit dem Buddhismus gelangte das P. als Bücherſprache in alle buddhiſtiſchen Länder des ſüdlichen Aſien, insbeſondere nach Hinterindien und Java. In Indien ſelbſt erloſch es bei der gewaltſamen Vernichtung des Buddhismus im 5. Jahrh. Die Literatur des P. iſt trotz ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit faſt nur auf Religion und Philoſophie des Buddhismus und Lebensbeſchreibungen buddhiſtiſcher Heiligen beſchränkt. Den bahnbrechenden Arbeiten von Spiegel (»Kamavâkya, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum«, Bonn 1841; »Anecdota palica«, Leipz. 1845), Laſſen und Burnouf (»Essai sur le P. etc.«, Par. 1826) reihen ſich an die von Turnour in Ceylon 1833—36 beſorgte Ausgabe des »Mahavanso«, v. Hardy, »Eastern monachism« (Lond. 1850), und in der neuern Zeit die Arbeiten über die Pâliliteratur von Weber, Fausböll, M. Müller, Childers, Alabaſter, Grimlot, Coomara Swamy in Ceylon ꝛc. ſowie die über Grammatik von dem Ceyloneſen d'Alwys, von Childers und E. Kuhn. In Europa beſitzen die meiſten Pâlihandſchriften die Bibliotheken zu London, Paris und Kopenhagen.

Paliano, befeſtigter Ort in der ital. Provinz Rom, Kreis Froſinone, reizend auf einem Hügel gelegen, mit einem Schloß der Colonna, Getreide-, Wein- und Olivenbau und (1871) 5100 Einw.

Palikão, ſ. Couſin-Montauban.

Palikat, kleine Hafenſtadt in der indobrit. Präſidentſchaft Madras, an der Küſte von Koromandel, am Ende eines großen Haffs (Palikatſee); war früher eine Kolonie der Niederländer, die hier das Fort Geldern (Gueldria) erbauten.

Palillogie (griech.), Wiederholung eines Satzes, mit dem die vorhergehende Periode ſich endigte, zu Anfang einer neuen.

Palimpſeſt (griech., lat. Codex rescriptus), ein Pergament, von welchem die Schrift, mit der dasſelbe urſprünglich beſchrieben war, abgekratzt, weggewiſcht oder ſonſt unſichtbar gemacht wurde, damit man Neues darauf ſchreiben konnte. Da im Mittelalter das Schreibmaterial koſtſpielig war, ſo bediente man ſich dieſes Mittels namentlich in Klöſtern häufig, um ſchon beſchriebene Pergamentrollen wieder benutzen zu können. In neuerer Zeit iſt es, zum Theil durch chemiſche Mittel, gelungen, die ſpätere Schrift zu vertilgen und die ältere wieder lesbar zu machen. Schon im 18. Jahrh. entdeckte man auf dieſe Weiſe ein Bruchſtück aus dem 91. Buch des Livius, die gothiſche Bibelüberſetzung des Ulfilas in der Wolfenbütteler Bibliothek u. a. Den Verſuchen A. Mai's und Peyrons gelang es, aus Palimpſeſten, welche dem Kloſter Bobbio im Genueſiſchen angehört hatten, Reſte von Reden Cicero's, einen großen Theil der Schrift desſelben über den Staat und Bruchſtücke von den Briefen und Reden Fronto's zu gewinnen. Auch die Inſtitutionen des Gajus ſind auf dieſe Weiſe (aus Veroneſer Palimpſeſten) entdeckt worden. Vgl. Handſchrift.

Palindrôm (griech. Palindrômon), Räthſel über ein Wort, das vor- und rückwärts geleſen einen Sinn gibt, z. B. Neger und Regen, Gras und Sarg; auch ein Vers, der vor- und rückwärts geleſen dieſelben Worte ergibt (versus cancrinus), z. B. Otto tenet mappam, madidam mappam tenet Otto, und der bekannte, dem Teufel in den Mund gelegte Hexameter: Signa te, signa, temere me tangis et angis (»Kreuz'ge dich, kreuz'ge dich nur, du berührſt und quälſt mich vergebens«).

Palingeneſie (griech.), Wiederentſtehung aus dem Alten und Vergangenen im Sinn mehrerer Naturphiloſophen des Alterthums, welche die Meinung aufſtellten, die Natur werde, wie ſie aus einem Chaos hervorgegangen ſei, auch wieder in dasſelbe zurückkehren, nicht aber darin verharren, ſondern neu und zwar vollkommener und ſchöner daraus hervorgehen. Im theologiſchen Sinn iſt P. die Auferſtehung der Todten und die ſogen. Apokataſtaſe oder Wiederbringung des urſprünglichen, durch den Sündenfall verloren gegangenen Zuſtandes der Dinge; im moraltheologiſchen die geiſtige Wiedergeburt oder Beſſerung

des Menschen; im metaphorischen die Verjüngung und Erneuerung alles Veralteten, so z. B. die Wiedergeburt eines Staats, dessen Institute veraltet sind, oder auch des ganzen Menschengeschlechts im Fortgang seiner Kultur. Vgl. Ballanche, Essais de palingénésie sociale (Par. 1828).

Palingraphie (griech.), wie der anastatische Druck (s. d.), ein um 1850 zuerst angewendetes Verfahren, alte Drucke und Handschriften ohne Schädigung des Originals diesem vollkommen getreu zu reproduciren; ist ohne Erfolg geblieben.

Palinodie (griech.), ein neues, einem frühern entgegengesetztes und dasselbe widerrufendes Lied. Berühmt war die P. des Stesichoros, in der er ein früheres die Helena beleidigendes Gedicht, wegen dessen er mit Blindheit bestraft worden sein sollte, widerrief, worauf er das Augenlicht wieder erhielt. Im weitern Sinn wird P. von jedem, auch nicht poetischen, Widerruf gebraucht.

Palintŏna (griech., »Winkelspanner«), die Wurfgeschütze der alten Griechen, im Gegensatze zu den Euthytona (s. d.), den Geradspannern. In der Konstruktion sind beide Geschützarten ähnlich; doch liegt beim Palintonon das hintere Ende der Läuferbahn unmittelbar auf dem Boden, und es wirft Steine oder auch Balken (dann nach deren Länge benannt, z. B. viereliges Palintonon) unter einem Winkel von 45°. Die Läuferbahn ist eine Art Leiter (klimax) mit durch Sprossen und der Länge nach aufgenagelte Federchen gebildeter Nuthe für den das Geschoß aufnehmenden Läufer. Die Kaliber der P. sind schwerer als die der Euthytona, von 11—27 Daktylen, 21,3—55,6 Centim., das Gewicht der Geschosse 10 Minen bis 3 Talente, 4½—81 Kilogr.; für gewöhnlich aber waren die eintalentigen P. (Kaliber 38,7 Centim., Geschoß 27 Kilogr.) das schwerste Belagerungsgeschütz. Die Wurfweite, gewöhnlich 150—200 Meter, konnte 4 Stadien (800 Meter) erreichen. Das Gewicht der P. war sehr beträchtlich, für eintalentige über 100 Ctr. Die Bedienung erforderte wenigstens 6 Mann.

Palinūrum, Vorgebirge an der Westküste Lukaniens, welches seinen Namen von Palinurus, dem Steuermann des Aeneas, hatte, der nach der Sage hier im Schlaf ins Meer stürzte und ertrank. Das Vorgebirge heißt noch jetzt Kap Palinuro.

Palinūrus, die Languste.

Palisāden (Palissades, Schanzpfähle), 20—30 Centim. starke, 3—4 Meter lange, oben zugespitzte Pfähle, dienen in der Befestigungskunst als Hindernismittel oder als Vertheidigungsaufstellung. Als Hindernismittel setzt man die P. mit Zwischenräumen von 6—8 Centim. Man gräbt sie etwa 1 Meter tief ein und verbindet sie in der Erde durch eine Grundschwelle, außen, ½ Meter vom obern Ende, durch eine aufgenagelte Latte. Diese Art P. benutzt man in Vorgräben, am Fuß der Kontreskarpe trockener Gräben, im gedeckten Weg ꝛc., seltener zum Abschluß der Kehle offener Werke oder zur Sperrung von Zugängen in Dörfern u. dgl. Solche P., liegend eingegraben unter der Eskarpe oder Kontreskarpe breiterer Gräben, heißen Sturmpfähle. Vertheidigungspalisaden sollen gegen feindliches Gewehrfeuer decken und die Abgabe eigenen Feuers ermöglichen. Man setzt je drei Hölzer dicht neben einander und läßt dann eine Lücke von 8—10 Centim., die bis zur Anschlaghöhe durch eine schwächere Brustpalisade gefüllt wird, oder man schlägt zwischen jede dritte und vierte Palisade eine Scharte ein. Zur Deckung gegen Feuer schüttet man gegen die P. von außen bis zur Schartenhöhe Erde an aus einem Spitzgraben, der zugleich die Benutzung der Scharten von außen verhindert; letzterem Zweck dient auch das Anschütten eines Banketts hinter der aus P. gebildeten Brustwehr. Vertheidigungspalisaden wendet man an zum Schluß der Kehle offener Werke, zu Reduits und Abschnitten im Innern von Werken, im gedeckten Weg und auf der Sohle breiter Gräben (Coehoorn); ebenso auch bei der Ortsvertheidigung, ja selbst im freien Feld in Gestalt von runden sogen. Tambours, z. B. zur Deckung einzelner Feldwachen gegen Ueberfall durch Kavallerie. Neuerdings wendet man statt hölzerner P. häufig Drahtgeflecht oder Eisengitter an.

Palisadenwurm, s. Strongyliden.

Palisanderholz (Palyrander), s. Jacaranda.

Palisse, La (spr. -liß), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Allier, an der Bebre und an der Eisenbahn von Nevers nach St. Etienne, mit altem Schloß, Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und (1872) 2771 Einw.

Palissot de Montenoy (spr. -ßo d' mongt'noa), Charles, franz. Dichter, geb. 3. Jan. 1730 zu Nancy, ward schon in seinem 14. Jahr Baccalaureus der Theologie, verließ jedoch dieselbe wieder, um sich ganz der Literatur zu widmen. Seine ersten Trauerspiele fanden geringen Beifall, größern seine Lustspiele: »Les tuteurs« und »Le barbier de Bagdad«. Sein satirisches Schubladenstück: »Le cercle«, worin er namentlich Rousseau geißelte, zog ihm viele Angriffe von Seiten der Encyklopädisten zu, die er in den »Petites lettres contre les grands philosophes« (1756) und der Komödie: »Les philosophes« (1760) zurückgab. In seinem satirischen Epos: »La Dunciade« (Par. 1764, 2 Bde.) griff er als glühender Verehrer Voltaire's in freigeistigem Sinn alle mittelalterlichen Institutionen in Staat und Kirche an. Noch sind hervorzuheben die Lustspiele: »Les nouveaux Ménechmes«, »Le satirique« und »Les courtisanes« und die kritische Abhandlung über die französischen Schriftsteller seit dem 16. Jahrh.: »Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française« (Par. 1769 u. öfter, 2 Bde.; zuletzt 1813). P. starb zu Pantin als Vorsteher der Mazarin'schen Bibliothek 15. Juni 1814. Seine Werke erschienen Paris 1809, 6 Bde. Geschätzt ist seine Ausgabe von Voltaire's Werken (1789). Vgl. Meaume, P. et les philosophes (Nancy 1864).

Palissy, Bernard de, bedeutender Thon- und Glasmaler, geboren um 1510 zu Chapelle-Biron im franz. Departement Lot-et-Garonne, wurde Töpfer in der Fabrik zu Saintes, bildete sich aber zu einem der vorzüglichsten Thonbildner aus und wurde als Fabricateur des rustiques figulines du roi et de la reine-mère nach Paris berufen. Als Hugenott hatte er schwere Verfolgungen zu erdulden und soll auch 1590 zu Paris in der Bastille gestorben sein. Seine bedeutendsten Glasgemälde enthalten die Fabel der Psyche nach Raffael und befanden sich früher im Schloß Ecouen bei Paris. Nicht minder werthvoll sind seine kleinen Thonarbeiten, besonders seine Ornamente und Arabesken, die zu dem Zierlichsten gehören, was die Renaissance geschaffen hat. P. hat auch einige Schriften hinterlassen, die sich auf Quellen- und Brunnengrabung beziehen. Sein Leben beschrieben Morley (neue Ausg., Lond. 1869) und Audiat (2. Aufl., Par. 1868).

Palitzsch, Johann Georg, ein durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse berühmter Bauer, geb. 11.

Juni 1732 in Prohlis bei Dresden, geſt. 22. Febr. 1788 daſelbſt, beſchäftigte ſich neben ſeinen Berufsarbeiten viel mit Botanik, Phyſik und namentlich mit Aſtronomie und entdeckte in der Nacht vom 25. zum 26. Dec. 1758 den Halley'ſchen Kometen zuerſt und faſt einen Monat früher als irgend ein Aſtronom. 1782 bemerkte er gleichzeitig mit Goodrick die periodiſche Veränderlichkeit des Sterns Algol im Perſeus.

Palksſtraße, Meerenge zwiſchen der Nordweſtſpitze von Ceylon und der Süſtoſtküſte von Vorderindien, hängt ſüdlich, wo ſie durch die Inſel Rameswéram und die Adamsbrücke (ſ. d.) faſt geſchloſſen wird, mit dem Golf von Manaar zuſammen und verbindet dieſen mit dem Bengaliſchen Meerbuſen. Die Sandbänke, welche die Adamsbrücke bilden, ragen bis zu 1 Meter Höhe über das Waſſer empor und haben daneben ſo geringes Fahrwaſſer, daß ein Ausbaggern für Seeſchiffe nicht ausführbar erſcheint. Seit 1876 wird dagegen in Indien der Plan erwogen, eine Eiſenbahn bis zur Südſpitze Indiens zu führen und zwiſchen dieſer und der von zahlreichen Pilgern beſuchten Inſel Rameswéram eine Brücke zu ſchlagen, von hier aber die Bahn künftig über die Adamsbrücke nach Ceylon fortzuführen. S. Karte »Oſtindien«.

Palla (lat.), langes, bis über die Füße herabgehendes, viereckig zugeſchnittenes Gewand, welches die Frauen in Rom beim Ausgehen über den anderen Kleidern trugen, wobei ſie einen Theil desſelben über die linke Schulter ſchlugen und ihn unter dem Arm feſthielten. Auch Sänger und Tragöden trugen dieſes Kleid. P. corpŏralis, das Tuch, welches bei der katholiſchen Meſſe auf Altar, Brod und Kelch gedeckt wird.

Palladio, Andrea, berühmter Architekt, geb. 30. Nov. 1518 zu Vicenza, ſtudirte, durch Triſſino beſtimmt, zu Rom die Alten und legte die Reſultate ſeiner Forſchungen in mehreren Reſtaurationen an den Tag. In Vicenza, wohin er 1547 zurückkehrte, ſtellte er eine alte Baſilika ganz im alten Stil wieder her und erhielt infolge davon einen Ruf nach Rom, um an den Berathungen über den Bau der Peterskirche theilzunehmen. Später kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück. Die Zahl der Gebäude, die ſich nach ſeinen Entwürfen in Vicenza und in der Umgegend, in Venedig und in anderen Städten des öſtlichen Oberitalien erhoben, iſt ſehr bedeutend. Unweit Venedig baute er an der Brenta unter anderem den berühmten Palaſt Foscari. In Venedig waren ſeine Schöpfungen das ſpäter abgebrannte Kloſter San Giovanni in Laterano, das Refektorium und die Kirche von San Giorgio Maggiore, die Façade von San Francesco della Vigna, die Sala delle quattro Ponte im Dogenpalaſt, die Kirche bei Redentore ꝛc. In Vicenza baute er die Baſilika, den Palazzo Barbarano und den Palazzo Chierigati. Auch um Verbeſſerung des Brückenbaues erwarb ſich P. große Verdienſte. Die von ihm errichtete Brücke über den Cismone, zwiſchen Trient und Baſſano, hat 33 Meter weite Joche, die von einem höchſt einfachen und ſehr verſtändig angeordneten Hängewerk überſpannt werden. Von den durch ihn erbauten Villen ward vor allen die Villa Capra oder Rotondo bei Padua bewundert. Das Werk, in dem er am erfolgreichſten die Früchte ſeines Studiums der Antike niederlegte, iſt das ſogen. Olympiſche Theater zu Vicenza, deſſen Vollendung er jedoch nicht mehr erlebte. Er ſtarb 19. Aug. 1580 als Baumeiſter der Republik Venedig. Palladio's Werke ſind für die nächſtfolgenden Zeiten normgebend geweſen. Obgleich keins den Forderungen der heutigen Kunſtkritik völlig genügt und beſonders die übermäßige Anwendung gekuppelter Halbſäulen, eine gewiſſe Trockenheit der Form u. a. Tadel gefunden haben, ſo iſt die Meiſterſchaft ſeiner Proportionen und ſeiner Dispoſition bewundernswerth. Von der ſpätern Verwilderung des Barockbaues iſt er noch ſehr entfernt, obwohl er ihn vorbereiten half. P. fertigte auch die Zeichnungen für Barbaro's Ausgabe des Vitruv und gab Cäſars »Commentarii« (Veneb. 1665) heraus. Sein Hauptwerk iſt »Quattro libri dell' architettura« (Vicenza 1776—83, 4 Bde.; deutſch von Böckler, Nürnb. 1698). Eine neue Ausgabe der Werke Palladio's beſorgten Chapuy und Beugnot (Par. 1825—42, 2 Bde.). Sein Leben beſchrieben Temanza (Venedig. 1763), Quatremère (Par. 1830, 2 Bde.) und Magrini (Pad. 1846).

Palladium Pd, Metall, welches zu etwa 2 Proc. im Platinerz, zu 5—10 Proc. in einigen Sorten braſiliſchen Goldes, faſt rein im braſiliſchen Platinſand und außerdem in ſelenhaltigen Erzen von Tilkerode vorkommt. Zur Darſtellung extrahirt man Platinerze mit Königswaſſer, macht die Löſung möglichſt neutral, fällt ſie mit Cyanqueckſilber und glüht den Niederſchlag an der Luft. P. iſt etwas weißer, weicher, geſchmeidiger, leichter ſchweißbar und ſchmelzbar als Platin, es verflüchtigt ſich im Knallgasgebläſe, ſpratzt beim Erſtarren wie Silber und wird poros, Atomgewicht 106,6, ſpec. Gew. 11,8. Beim Erhitzen an der Luft läuft es an, aber bei ſtärkerem Erhitzen wird es durch Reduktion des Oxyds wieder glänzend. In der Spiritusflamme berußt es und bildet ſchwarze Auswüchſe von Kohlenſtoffpalladium. Es ſchwärzt ſich nicht durch Schwefelwaſſerſtoff, löſt ſich in koncentrirter Salpeterſäure, fein zertheilt auch in koncentrirter Salz- und Schwefelſäure, ſehr leicht in Königswaſſer, und die braunen Löſungen enthalten Chlorür oder Oxydulſalz. Es löſt ſich auch in ſchmelzendem Kaliumſulfat und wird durch ſchmelzendes Aetzkali oxydirt. In Waſſerſtoff erhitzt und erkaltet, abſorbirt es davon 939 Volumina, vergrößert dabei ſein eigenes Volumen um 9,8 Proc., verliert aber den Waſſerſtoff beim Erhitzen im Vakuum und unter Selbſterhitzung an der Luft. Von Sauerſtoffverbindungen kennt man ſchwarzes Suboxydul Pd_2O, ſchwarzes Oxydul PdO und ſchwarzes Oxyd PdO_2. Das Chlorür $PdCl_2$ bildet braune Nadeln, zerſetzt ſich beim Stehen in Löſung und beim Erhitzen, wobei zuletzt Metall zurückbleibt; in Königswaſſer löſt es ſich mit dunkelbrauner Farbe zu Chlorid $PdCl_4$, welches ſich beim Verdünnen mit Waſſer in Chlor und Chlorür zerſetzt und mit Chlorkalium einen rothen Niederſchlag von Kaliumpalladiumchlorid K_2PdCl_6 gibt; eine möglichſt ſäurefreie Löſung des Chlorürs iſt ein gutes Reagens auf Leuchtgas, Kohlenoxyd, Grubengas, indem damit getränkte Leinwand durch jene Gaſe ſchwarz wird. Man benutzt P. und Palladiumlegirungen zu Skalen und Kreistheilungen, zu Impfnadeln, zum Befeſtigen künſtlicher Zähne; auch eine Legirung aus 1 Silber und 9 P. wird von Zahnärzten benutzt, und eine ſolche aus P., Silber, Gold und Kupfer eignet ſich zu Zapfenlagern in Uhren. Das P. wurde 1803 von Wollaſton entdeckt. Verſilberte Gegenſtände überzieht man ſehr dünn mit P., damit ſie durch Schwefelwaſſerſtoff nicht anlaufen.

Palladium (griech. Palladion), ein altes Schnitzbild der Städteſchirmerin Pallas Athene, welches auf der Burg von Troja als Unterpfand der öffentlichen Wohlfahrt aufbewahrt wurde, 3 Ellen hoch, ſtehend, mit eng aneinander gefügten Füßen, in der Rechten den gezückten Speer, in der Linken Spindel und Rocken oder einen Schild. Zeus hatte es dem Ilos

bei der Gründung Ilions als günstiges Zeichen vom Himmel zugeworfen; nach anderer Mittheilung war es ein Weihgeschenk der Elektra. Da Troja nicht erobert werden konnte, so lange es im Besitz des Palladiums war, raubten Odysseus und Diomedes das Bild und gaben es dem Demophon in Verwahrung, der es nach Athen brachte. Aber auch Argos rühmte sich, das P. zu besitzen. Nach anderer Sage gab es zwei Palladien in Troja, welche Chryse dem Dardanos als Mitgift gebracht hatte; das eine raubte Odysseus, während das andere Aeneas als Unterpfand für einen neuen Staat nach Italien mitnahm, wodurch Rom ebenfalls in Besitz eines Palladiums kam. Es wurde hier im Tempel der Vesta bewahrt und vor allen profanen Blicken aufs strengste gehütet. Allgemeiner heißt P. jede heilig gehaltene Sache, die etwas schützt, und auf deren Erhaltung viel ankommt (z. B. das Gesetz P. der Freiheit).

Palladius, Rutilius Taurus Aemilianus, röm. Schriftsteller in der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr., aus Sardinien oder Neapel gebürtig, schrieb ein zwar rohes, aber sachlich wichtiges Werk: »De re rustica«, in 14 Büchern. Den Hauptinhalt bildet die Aufzählung der ländlichen Geschäfte, nach den Monaten geordnet; das letzte Buch, von der Baumzucht, ist in elegischen Versen abgefaßt. Herausgegeben ward es von Schneider in den »Scriptores rei rusticae«, Bd. 3 (Leipz. 1795).

Pallánza, Kreishauptort in der ital. Provinz Novara, auf einer Landzunge am westlichen Ufer des Lago Maggiore, gegenüber den Borromeischen Inseln, Sitz eines Civil- und Korrektionstribunals, hat ein Gymnasium mit Konvikt, eine Notariatsschule, einen Dom und eine Kirche der Madonna di Campagna, stattliche Villen, einen Hafen mit Molo, römische Alterthümer (vom alten Pallantia), Handel, Industrie in Baumwoll- und Seidenwaaren und (1871) 3534 Einw. Dabei die alte romanische Kapelle San Remigio mit schöner Aussicht über den See.

Pallas (P. Athene), s. Athene.

Pallas, Peter Simon, russ. Reisender und Naturforscher, geb. 1741 zu Berlin, studirte Medicin und Naturwissenschaften, hielt sich dann längere Zeit in Holland und England auf und ward 1768 von der Kaiserin Katharina II. als Akademiker und Kollegienassessor nach Petersburg berufen und an die Spitze der großen, zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne und zur Erforschung des östlichen Rußland ausgerüsteten Expedition gestellt. P. blieb den Winter über in Simbirsk an der Wolga, folgte im nächsten Frühjahr dem Lauf des Jaïk bis zu seiner Mündung in das Kaspische Meer und verweilte längere Zeit am Gurjew. 1770 untersuchte er die beiden Abhänge des Uralgebirges, 1771 die Gruben von Kolywan, drang darauf bis Krasnojarsk am Jenissei vor und erforschte 1772 die Daurischen Gebirge bis an die chinesische Grenze, 1773 die kaukasischen Gegenden. Die Resultate dieser Reise waren sowohl großartige Sammlungen, welche jetzt den Kern des akademischen Museums zu Petersburg bilden, als Werke über die naturhistorischen und geographischen Verhältnisse der bereisten Gegenden. 1777 ward P. Mitglied des Ausschusses zur Topographirung des russischen Reichs, 1785 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1787 Historiograph des Admiralitätskollegiums. Von der Kaiserin mit zwei Dörfern in der Krim und einem Hause zu Simferopol beschenkt, lebte P. hier seit 1796 schriftstellerisch beschäftigt, kehrte darauf 1810 nach Berlin zurück und starb 8. Sept. 1811. Von seinen naturwissenschaftlichen Schriften sind hervorzuheben: »Miscellanea zoologica« (Haag 1766); »Spicilegia zoologica« (Berl. 1767—1804, 2 Bde.); »Flora rossica« (das. 1784—88, 2 Bde. mit 100 Kupfern); »Zoographia Rossico-asiatica« (Petersb. 1811, 3 Bde.) ꝛc.

Pallasch (slaw.), langer, gerader oder doch nur an der Spitze wenig gekrümmter Degen zu Stoß und Hieb, mit Korbgefäß in Stahlscheide; Waffe der Kürassiere.

Palleske, Emil, Schriftsteller und dramatischer Vorleser, geb. 5. Jan. 1823 zu Tempelburg in Pommern, studirte zu Berlin und Bonn, ward dann Schauspieler und wirkte von 1845—51 als Charakterspieler am Hoftheater zu Oldenburg. Später lebte er in Arnstadt und Weimar und ließ sich schließlich in Thal bei Eisenach nieder, von wo aus er seine Reisen unternimmt, um als Vorleser dramatischer, namentlich Shakespeare'scher, Stücke aufzutreten. Durch seine Meisterschaft auf diesem Feld sowohl wie durch mehrere dramatische Arbeiten: »König Monmouth« (Berl. 1853), »Achilles« (Götting. 1855), »Oliver Cromwell« (Berl. 1857), und insbesondere durch das Buch: »Schillers Leben und Werke« (das. 1858—59, 2 Bde.; 9. Aufl., Stuttg. 1876) hat er sich wohlverdienten Ruf erworben.

Palliáta fabúla (lat.), s. Komödie.

Palliativ (v. lat. pallium, Hülle, Mantel, Palliativmittel), Bezeichnung für diejenigen Heilmittel (remedia palliativa), durch welche eine Krankheit nicht gänzlich gehoben, sondern bloß in ihren Aeußerungen und Erscheinungen gemildert wird, so daß für den Kranken und seine Umgebung die Krankheit selbst geändert oder gebessert erscheint, während sie doch ihrer Hauptsache nach fortbesteht und ihre Folgen nur weniger fühlbar gemacht werden. Wenn jemand einen Bruch hat und durch das Tragen eines Bruchbandes den üblen Folgen desselben vorgebeugt wird, so ist das eine Palliativkur, während die wirkliche Beseitigung des Bruchs das radikale Verfahren sein würde. Die Behandlung eines sehr schmerzhaften Magengeschwürs mit schmerzstillenden Mitteln ist eine palliative; radikal ist sie, wenn durch anderweitige Mittel das Geschwür zur Heilung gebracht wird.

Pallikären, s. Klephten.

Pallium (lat.), bei den Römern ein weites mantelähnliches Oberkleid, gewöhnlich von weißer Farbe, wie es die Griechen trugen; dann überhaupt s. v. w. Decke, Hülle, Mantel. Bei den Katholiken heißt P. insbesondere ein Theil des bischöflichen Ornats, bestehend in einem handbreiten weißwollenen Schulterkragen, von welchem vorn und hinten 2 Streifen herabhängen; auf Kragen und Streifen sind 4 oder 6 Kreuze von schwarzer Seide eingewirkt oder aufgenäht. Dieses P. wurde in der morgenländischen Kirche seit dem 4. Jahrh. allen Bischöfen bei der Weihe ertheilt; in der abendländischen Kirche findet sich der Brauch seit Anfang des 6. Jahrh. Auf dem Laterankoncil von 1215 wurde die erzbischöfliche Jurisdiktion ausdrücklich an den Empfang des P. durch den Papst geknüpft, und die dafür zu entrichtenden Abgaben (Palliengelder) beliefen sich zuweilen auf viele Tausende.

Pall-Mall (engl., spr. pell-mell, »Mailstock, Mailspiel«, v. ital. palla, Ball, und maglio, Schlägel), bekannte Straße in einem der feinsten Theile von London. Der Name findet sich auch in kontinentalen Städten, wie Lyon, Utrecht, Altona (»Palmaille«), wieder und weist auf die ursprüngliche Benutzung

jener Straßen (Alleen) oder Plätze zum Mailspiel hin, welches unter Karl I. in England fashionabel wurde.

Pallor und **Pavor** (»Erbleichen« und »Furcht«), als Personifikationen des Schreckens Schlachtengötter der Römer, denen Tullius Hostilius im Treffen mit den Fidenaten Heiligthümer gelobte, wodurch er die wankenden Römer zum Stehen brachte. Man sieht die Bilder der beiden auf Münzen der Hostilia: Pavor in Gestalt eines entsetzten Mannes mit gesträubtem Haar, Pallor in knabenhafter Bildung.

Palm (Palme), Längenmaß, nach welchem in einigen Ländern die Rundung der Schiffsmasten bestimmt wird, so in England = 0,25 engl. Fuß, in Hamburg = 0,09552 Meter; in Holland = 0,1 Meter.

Palm, ein ursprünglich schweizerisches, jetzt in Würtemberg und Sachsen begütertes Geschlecht, theilte sich 1689 in drei Linien, von denen die beiden jüngeren, noch blühenden 1735 die reichsfreiherrliche Würde erhielten. Der ältesten gehörte an Johann David von P., geb. 1657, vertheidigte als Hofkammerrath und Generalkriegskommissariats-Direktor mit dem Grafen Rüdiger von Starhemberg Wien gegen die Türken und rettete die ungarische Krone. Er starb 21. Febr. 1721. Seine Nachkommen erhielten 1750 die Reichsgrafen- und 1783 die Fürstenwürde, doch starb diese Linie 14. Dec. 1851 mit dem Fürsten Karl von P.-Gundelfingen aus.

Palm, Johann Philipp, ein Opfer französischer Tyrannei in Deutschland, geb. 1766 zu Schorndorf, erlernte in Erlangen den Buchhandel und erwarb als Schwiegersohn des Buchhändlers Stein zu Nürnberg die Stein'sche Buchhandlung. Im Frühjahr 1806 versandte P. eine Flugschrift: »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung« (neue Ausg., Würzb. 1877), in welcher Napoleon I. und das Benehmen der französischen Truppen in Bayern hartem Tadel unterworfen waren, an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg, ohne jedoch den Inhalt der Schrift zu kennen. Diese gerieth zufällig in die Hände französischer Officiere und zog den Zorn derselben auf sich, welche den Kaiser Napoleon I. auf dieselbe aufmerksam machten. Dieser befahl, ein abschreckendes Exempel zu statuiren. Sechs Personen wurden der Verbreitung der Schrift angeklagt, zwei davon, ein Kaufmann Schoderer aus Donauwörth und P., der nach einem Fluchtversuch im Vertrauen auf seine Unschuld und seine Eigenschaft als Bürger einer ehemals freien Reichsstadt nach Nürnberg zurückgekehrt war, verhaftet und einer außerordentlichen Militärkommission in Braunau überwiesen, welche von Napoleon den bestimmten Befehl hatte, die Schuldigen in 24 Stunden zu verurtheilen und hinrichten zu lassen. Die Verurtheilung zum Tode »wegen absichtlicher Verbreitung ehrenrühriger Schriften wider Frankreich« erfolgte auch 25. Aug. 1806; Schoderer wurde begnadigt, P. aber, der sein Schicksal mannhaft und gottergeben ertrug, 26. Aug. in Braunau erschossen. Die brutale That erregte im deutschen Volk ingrimmigen Haß gegen den rohen Gewalthaber und seine feigen Schergen sowie das Bewußtsein der tiefen Erniedrigung Deutschlands. 1866 wurde P. in Braunau ein lebensgroßes Bronzestandbild von Knoll errichtet. Sein Haus in Nürnberg hat König Ludwig I. durch eine Gedenktafel ausgezeichnet. Vgl. »Biographie Johann Philipp Palms, Buchhändler zu Nürnberg« (Münch. 1842).

Palma (lat.), die Palme; dann s. v. w. Siegespreis, Sieg, weil Palmzweige zu Kränzen für die Sieger in Wettkämpfen verwendet wurden.

Palma, die westlichste der Kanarischen Inseln, 670 QKilom. (12,2 QM.) groß mit 32,000 Einw., ist durchaus vulkanischen Ursprungs und sehr gebirgig, mit zahlreichen Gipfeln (Pico de los Muchachos 2345 Meter hoch) und tiefen Schlünden, unter denen die Caldera, ein ungeheurer elliptischer Thalkessel mit 400 Meter hohen, fast senkrechten Wänden, die Hauptmerkwürdigkeit Palma's ist. Der Boden besteht meist aus verwittertem vulkanischen Gestein und ist besonders im N. sowie an den Küsten und in den Thälern außerordentlich ergiebig. Das Klima ist angenehm und gesund. Hauptprodukte sind Wein (Palmensekt), Südfrüchte, Mandeln, Zuckerrohr, Gemüse, viel Holz (zum Schiffbau), Honig, Wachs, Seide und namentlich Kochenille. Die Viehzucht erstreckt sich auf Rindvieh, Schweine, Schafe, Ziegen. Von Industriezweigen sind besonders Branntweinbrennerei und Zuckerfabrikation vertreten. Die vorzüglichsten Häfen sind: Santa Cruz de P. im O. und Tazacorte im W. Von archäologischem Interesse sind die sogen. hieroglyphischen Inschriften der Höhle von Belmaco, die jedoch nur zweifelhaft der guanchischen Urbevölkerung zugeschrieben werden können.

Palma, 1) (Ciudad de los Palmas) Hauptstadt der span. Provinz der Balearen, auf der Südwestküste der Insel Mallorca, im Hintergrunde der gleichnamigen Bai gelegen, wird von einer durch 13 Batterien vertheidigten Mauer umgeben, hat schöne öffentliche Plätze, viele stattliche Gebäude und freundliche Promenaden, 7 Kirchen, zahlreiche Klöster, ein Kollegium (vormals auch eine Universität), ein Seminar, eine nautische Schule, Zeichenakademie und mehrere andere Unterrichtsanstalten, 2 öffentliche Bibliotheken, eine Börse, ein Theater ꝛc. Die merkwürdigsten Gebäude sind: die Kathedrale, ein altgothischer, unter Jakob II. von Aragonien begonnener Prachtbau mit drei Schiffen und dem marmornen Grabmonument ihres Begründers; das Dominikanerkloster, mit dem prachtvollen Grabmal des Marquis de la Romana; ein königlicher Palast, vormals Residenz maurischer Fürsten, jetzt Sitz des Generalkapitanats und des Obergerichts; das Börsengebäude (Lonja); das Stadthaus, mit einer berühmten (»balearischen«) Uhr und Gemäldesammlung; die Audienza, ein alterthümliches Gebäude mit schönen Gärten, und zahlreiche Privatpaläste reicher Adelsgeschlechter (manche mit werthvollen Kunstsammlungen und Bibliotheken). Die Stadt ist Sitz des Generalkapitäns der Balearen, eines Bischofs und eines Obergerichts. Der Haupthafen von P. ist für die größten Seeschiffe zugänglich und hat einen Molo von 1385 Meter Länge; der Leuchtthurm steht bei dem kleinen, durch zwei Forts vertheidigten Hafenort Puerto Py, westlich von P. 1874 sind im Hafen von P. 1260 Schiffe mit 88,742 Tonnen, meist der spanischen Flagge angehörig, eingelaufen. Der Export umfaßt Brodfrüchte, Wein, Oliven, Mandelöl, Südfrüchte, Liköre, Potasche, Häute, Lederwaaren, Käse, grobe irdene Waaren, Branntwein, Seife und Borstenvieh; der Import Kolonialwaaren, Baumwolle, Eisen, Manufakturen, Glas und Porzellan, Werk- und Bauholz, Stockfisch, englische Steinkohlen, Petroleum, Getreide und Mehl. Die Bevölkerung der eigentlichen Stadt belief sich nach der letzten Zählung auf 40,418 Einw., mit den Vorstädten und Caserios des Weichbildes auf 53,109 Einw., die sich vornehmlich mit Woll-, Lein- und Seidenweberei, Schuhwaarenerzeugung (in lebhaftem Aufschwung begriffen, Export nach Spanien und den Antillen), Hutfabrikation

und Fischerei beschäftigen wie auch lebhaften Handel treiben. Letzterer hat durch die Eröffnung der 28 Kilom. langen Eisenbahn nach Inca, welche bis Monacor und La Puebla fortgesetzt werden soll, ein neues Kommunikationsmittel erlangt. Die Umgebung ist reich an schönen Landhäusern und Gärten. — 2) (P. del Rio) Stadt in der span. Provinz Cordova (Andalusien), am Einfluß des Jenil in den Guadalquivir und an der Eisenbahn von Cordova nach Sevilla gelegen, mit Kupferminen, Oelmühlen und 5390 Einw. — 3) (La P.) Stadt in der span. Provinz Huelva (Andalusien), mit eleganten Häusern, mehreren Kirchen, einem Theater, schönen Promenaden, bedeutenden Branntweinbrennereien, Ziegeleien und Töpfereien, Wein- und Oelbau und 4112 Einw. — 4) (P. Campania) Stadt in der ital. Provinz Caserta (Terra di Lavoro), Kreis Nola, an der Eisenbahn von Neapel nach Avellino nordöstlich vom Vesuv gelegen, mit altem Schloß, Ruinen eines großen Kastells, Spital, Leihhaus und (1871) 7077 Einw. — 5) (P. di Montechiaro) Stadt in der ital. Provinz Girgenti (Sicilien), unweit der Küste und der Mündung des gleichnamigen Flusses, hat einen Hafen, in welchem 1875: 278 Schiffe mit 14,072 Tonnen ein- und ausliefen, Ausfuhr von Wein, getrockneten Früchten, Soda, Schwefel ꝛc. und (1871) 13,497 Einw.

Palma, 1) Giacomo, genannt il Vecchio (»der Alte«), berühmter Maler, war geboren um 1477 zu Serinalta bei Bergamo, starb Ende Juli oder Anfang August 1528 zu Venedig. P. trat wahrscheinlich in Giovanni Bellini's Atelier, seine früheren Bilder sind wenigstens vollkommen im Geiste desselben gehalten; allmählich aber machte sich der Einfluß Giorgione's und dann der Tizians geltend. Seine späteren Bilder sind von wunderbarer Weichheit und Klarheit und von einem eigenthümlichen hellgelben Lokalton, und besonders gelang ihm der Ausdruck des Liebreizes auf Frauenköpfen. In der Akademie zu Venedig befindet sich der heil. Petrus mit Heiligen, ferner eine Himmelfahrt Mariä, in San Zaccaria daselbst eine Madonna mit Heiligen, in Santa Maria Formosa sein berühmtestes Bild, das sich zugleich durch eine gewisse, sonst bei ihm nicht häufig anzutreffende Großheit auszeichnet: die heil. Barbara. Treffliche Bilder von ihm besitzen der Louvre, die Gallerie zu Dresden (namentlich die sogen. »Töchter von P.«), Wien, Berlin, München, der Palazzo Pitti u. a.

2) Giacomo, genannt il Giovine (»der Junge«), Brudersenkel des vorigen, war ebenfalls Maler, 1544 zu Venedig geboren, starb 1628 daselbst. P. hatte sich nach Tintoretto gebildet und wurde ein ganz ähnlicher Schnellmaler. Bilder von ihm sind sehr häufig; Venedig, Wien, München und andere Gallerien besitzen deren. Er hat auch eine Anzahl flüchtiger Radirungen geliefert.

Palmacites *Brong.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Palmen (s. d.).

Palmae, Pflanzenfamilie, s. Palmen.

Palma nuōva (Palmanova), befestigter Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, nahe an der österreichischen Grenze, ist eine sehr regelmäßige Festung von 9 Bastionen, mit doppeltem Graben und 18 Lünetten, hat regelmäßige Straßen, in der Mitte einen schönen Platz, einen Dom, ein Theater, Hauptzollamt, Armenspital, einen schönen Aquädukt, Seidenindustrie, Handel und (1871) 4247 Einw. Die Festung, 1593 von der Republik Venedig erbaut, wurde 1797 den Oesterreichern freiwillig übergeben. Im März 1848 erklärte sie sich für die italienische Bewegung, ward darauf von Schwarzenberg blokirt und ergab sich 25. Juni 1848.

Palmaria, ital. Insel vor dem Golf von Spezzia, dicht an der Küste gelegen, zur Provinz Genua gehörig, hat Marmor- und Kalkbrüche, Wein und Olivenbau und ist mit Befestigungswerken versehen.

Palmarium (lat.), Siegeslohn; Honorar des Advokaten für einen gewonnenen Proceß.

Palmarōla, s. Ponzainseln.

Palmarōsaöl, äther. Geraniumöl, in Südfrankreich aus Pelargonium radula gewonnen, riecht rosenähnlich und dient zur Verfälschung des Rosenöls.

Palmārum (eigentlich Dies oder Dominica p.), s. Palmsonntag.

Palmas, Kap, Vorgebirge an der Guineaküste Westafrika's, im Greboland, unter 7° 45′ westl. L. v. Gr. und 4° 22′ nördl. Br., ist eine felsige, 25 Meter hohe Halbinsel mit Leuchtthurm. Dabei die Negerstadt Harper, über welche die Republik Liberia Oberhoheit ausübt. Vgl. Schönlein, Kap P. (in der Berliner »Zeitschrift für Erdkunde« 1875).

Palmas (Ciudad de los P.), 1) s. Palma 1). — 2) Hauptstadt der Kanarischen Insel Canaria, die größte Stadt der ganzen Inselgruppe, ist Bischofsitz, hat eine schöne alte Kathedrale, Wasserleitung, Seiden- und Hutfabrikation, Handel und 12,572 Einw.

Palmblad, Wilhelm Fredrik, schwed. Schriftsteller, geb. 16. Dec. 1788 in Liljestad in Ostgothland, studirte zu Upsala, wo er in freundschaftliche Verhältnisse zu Atterbom trat und Mitglied des Aurorabunds wurde, und kaufte, um die literarischen Zwecke der Gesellschaft zu fördern, 1810 die akademische Buchdruckerei daselbst, aus welcher die wichtigen Zeitschriften: »Phosphoros« (1810—12), »Svensk litteratur tidning« (1813—24) und »Poetisk kalender« (1812—22) hervorgingen. Durch die Novellen (»Schloß Sternburg«, »Der Holm im Dallsee«, »Amala« u. a.) und die kritischen und wissenschaftlichen Abhandlungen, die er in diese Zeitschriften lieferte, bekundete er sich als einen ebenso vorzüglichen Erzähler wie glücklichen Polemiker. Er wurde 1822 Docent, 1835 Professor der griechischen Sprache in Upsala und starb daselbst 2. Sept. 1852. P. hatte späterhin mehrere wissenschaftliche, namentlich geographische, Werke veröffentlicht, so das nach Form und Inhalt ausgezeichnete »Handbok i physiska och politiska äldre och nyare geographien« (Upsl. 1826—1827, 5 Bde.), an welches sich mehrere geschichtliche Lehrbücher anschlossen: »Palästina« (das. 1823, 3. Aufl. 1842), »Historisk-statistisk beskrifning öfver konungariket Norge« (1846—47) u. a. Früchte seiner klassischen Studien waren die Uebersetzungen des Sophokles (1838—41), Aeschylos (1841—44) und »Grekisk fornkunskap« (1843—45, 2 Bde.). Von schönwissenschaftlichen Werken sind noch einige Novellen (herausgeg. mit den älteren 1840—51), der humoristische Roman: »Familjen Falkensvärd« (Oerebro 1844—45, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1846) und der geschichtliche: »Aurora Königsmarck och hennes slägt« (das. 1846—47, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1848) zu verzeichnen. Ein wichtiges Werk ist ferner sein »Biographisk lexikon öfver namnkunnige svenska män« (Upsl. 1835—59, 23 Bde.; fortgesetzt von Wieselgren, Oerebro 1857 ff.). P. redigirte auch die Zeitschrift: »Läsning för bildning och nöje« (Upsl. 1847—48) und später das konservative Blatt: »Tiden« (das. 1847—51), wie er denn zu den mannhaftesten Streitern der antiliberalen Partei gehörte. Auch

war P. ein thätiger Mitarbeiter an deutſchen Blättern und Zeitſchriften.

Palmella, Don Pedro de Souſa-Holſtein, Herzog von, portug. Miniſter, geb. 1786 zu Turin, trat früh in Militärdienſte, ward 1802 portugieſiſcher Botſchaftsrath und 1805 Geſchäftsträger zu Rom, wohnte 1808 als portugieſiſcher Geſandter der Verſammlung der ſpaniſchen Cortes zu Cadiz bei, wurde dann bevollmächtigter Miniſter in London, nahm 1814 am Kongreſſe zu Wien, 1815 an dem zu Paris theil, ging ſodann als Botſchafter nach London und ward 1816 zum braſiliſchen Staatsſekretär für das Auswärtige ernannt. Als in Portugal die Revolution ausbrach, trat P. an die Spitze der Regentſchaft und reiſte im Auftrag der Junta nach Braſilien, um den König von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu ſetzen. 1823 ward er Miniſter des Auswärtigen und Miniſterpräſident, zog ſich aber als Anhänger der liberalen Partei und Englands den Haß Dom Miguels zu und ward auf deſſen Befehl im April 1824 ſogar verhaftet. Zwar erhielt er durch Johann VI. mit ſeiner Freiheit auch das Portefeuille des Auswärtigen wieder; doch fiel dies Kabinet ſchon 25. Jan. 1825, worauf P. als Botſchafter nach England ging. 1827 ward er wieder Miniſter des Auswärtigen, legte aber ſein Amt ſofort nieder, als Dom Miguel die Konſtitution aufhob, begab ſich 1828 zur Regentſchaft nach Oporto und flüchtete mit dieſer nach England. Während in der Heimat Dom Miguel ihn 1829 zum Tode verurtheilen ließ, ſtellte ihn Dom Pedro an die Spitze der Regentſchaft auf Terceira. 1832 ward P. Miniſter des Auswärtigen. Zu Anfang des folgenden Jahrs bei Dom Pedro in Ungnade gefallen, begleitete er als Kommiſſär der Königin die Expedition des Admirals Napier nach Algarbien und trat an die Spitze der in Faro errichteten Regentſchaft. 1834 ward er zum Herzog erhoben und 1835 von Dom Pedro kurz vor deſſen Ableben an die Spitze des Kabinets von deſſen Tochter ernannt. In dieſer Stellung ſetzte er die wichtigen Cortesbeſchlüſſe von 1834 und 1835 gegen die hauptſächlich vom Marſchall Saldanha geleitete heftige Oppoſition durch, mußte aber ſpäter dem Einfluß der ihm feindlichen Camarilla weichen; jedoch behielt er in dem 27. Mai 1835 neu gebildeten Miniſterium, deſſen Präſident Saldanha wurde, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Die Revolution vom 4. Nov. 1836 zwang P. zur Flucht nach England; doch kehrte er bald wieder zurück und trat aufs neue in das Miniſterium, in welchem er ſich bis 1842 behauptete. Im Mai 1846 beauftragte ihn die Königin mit der Bildung eines neuen Kabinets, deſſen Präſident er wurde. Allein ſchon 6. Okt. d. J. wurde daſſelbe wieder geſtürzt. P. ſtarb 12. Okt. 1850 zu Liſſabon. Vgl. Portugal, Geſchichte.

Palmelleen, kryptogamiſche Pflanzenfamilie in der Klaſſe der Algen (ſ. d.).

Palmen (Palmae), monokotyledoniſche Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Spadicifloren, den vollendetſten Typus der Monokotyledonen darſtellend, lauter große, baumartige oder zur Baumform ſich hinneigende Gewächſe von eigentümlichem Habitus, welcher durch die Verbaumung des monokotyledonen Typus bedingt wird. Denn der Palmenſtamm iſt meiſt einfach, indem er nur durch die einzige Terminalknospe, mit welcher er abſchließt, ſich ſtetig verjüngt und höher wächſt und letztere zugleich die ganze einfache Krone von Blättern, die an der Spitze des Stammes ſitzen, erzeugt und verjüngt. Nur wenige P. haben einen oben gabelförmig in einige Aeſte getheilten Stamm, deren jeder dann mit einer einfachen Blätterkrone abſchließt, wie die Dumpalme (Hyphaena). Die meiſten baumartigen P. werden 9—25 Meter hoch, wobei die Stammdicke 30—60 Centim. erreicht; doch werden die Dattelpalmen mitunter 47, die Wachspalmen auf den Andes Südamerika's 56 Meter hoch. Dabei hat der Stamm meiſt in ſeiner ganzen Länge gleiche Dicke oder iſt auch in der Mitte oder nach unten bauchig verdickt. Von dieſen majeſtätiſchſten Bäumen gibt es alle Uebergänge bis zu den Formen, deren Stamm faſt unterirdiſch iſt oder nur als ein 1—2 Meter hoher Stock ſich erhebt, wie bei der Zwergpalme. Einen mehr an

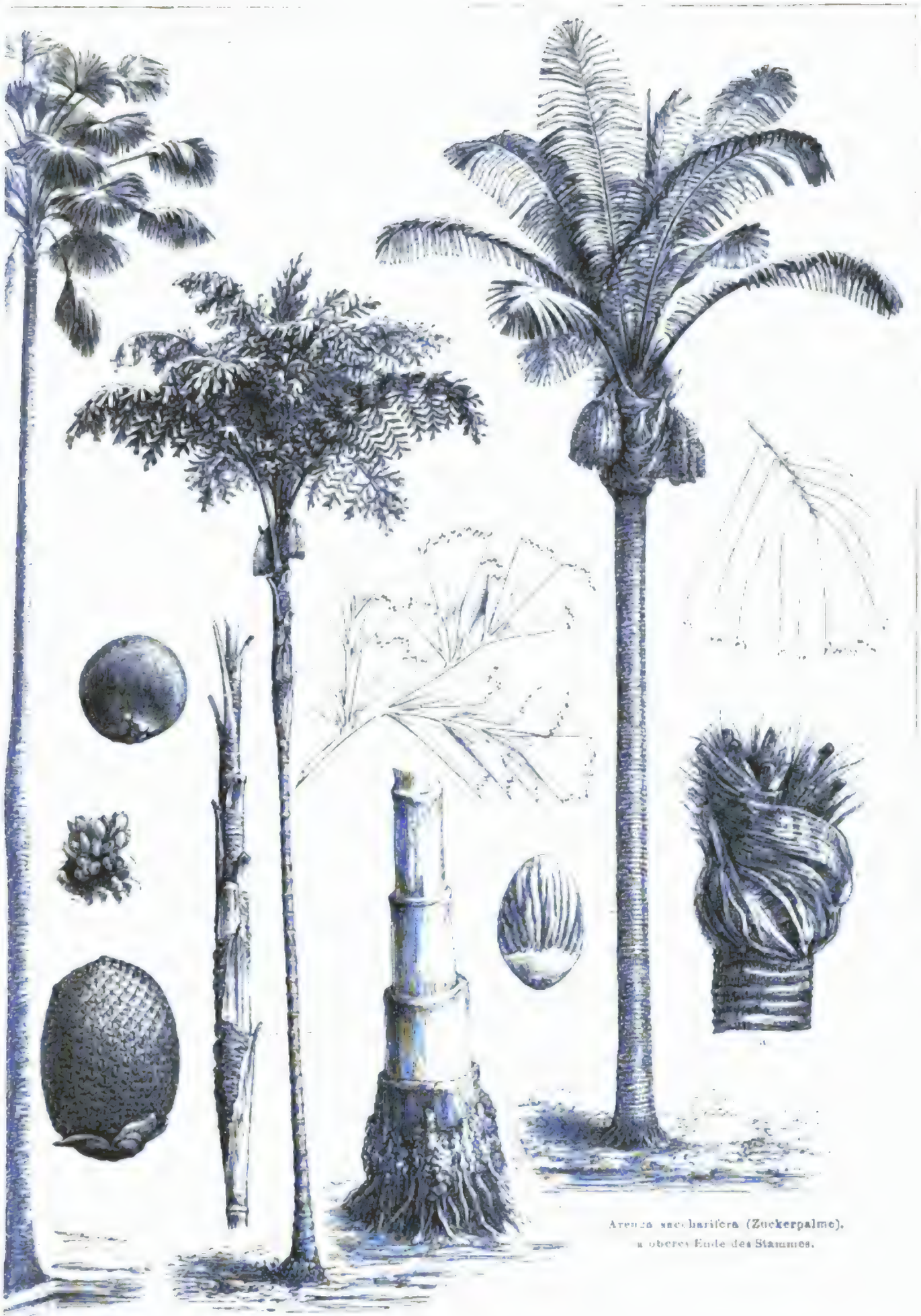
Stammſtück von Geonoma Willdenowii.

die Gräſer erinnernden beſondern Typus repräſentirt die Gattung Calamus mit ihren 90—160 Meter langen und kaum 25 Centim. dicken ſchilfähnlichen und äſtigen Stämmen, welche andere Bäume wie Stricke umſchlingen und keine Blätterkrone auf dem Gipfel tragen, ſondern aus geſtreckten Internodien beſtehen und daher in Abſtänden der Länge nach mit großen, in eine Rankenſpitze auslaufenden Blättern beſetzt ſind. Nach dem Bildungsgeſetz der Monokotyledonen geht der Palmenſtamm nach unten nicht in eine Pfahlwurzel aus, ſondern iſt nur mit kräftigen Nebenwurzeln befeſtigt, welche eine dichte, nach oben gegen den Stamm zu kegelförmig zuſammenneigende Maſſe bilden und bisweilen, wie z. B. bei Iriartea ventricosa, ſchon oberhalb des Bodens beginnen, ſo daß der Stamm gleichſam auf Stelzen ſteht. Ein weſentlicher Charakter des Palmenſtamms iſt der von den dikotyledonen Bäumen abweichende Bau, in welchem ſich der Typus der Monokotyledonen

ausspricht: auf dem Querdurchschnitt stehen die Gefäßbündel regellos zerstreut; aus den breit inserirten Blättern treten sie nämlich zahlreich neben einander in den Stamm, dringen schief abwärts in denselben ein, um dann wieder, auswärts biegend und absteigend, sich weiter unten der Stammoberfläche zu nähern, ein Verlauf, den ein radialer Längsschnitt deutlich macht. Da die Gefäßbündel somit keinen Kreis bilden, so fehlt auch ein eigentlicher Cambiumring; die Folge davon ist, daß der Palmenstamm im spätern Alter nicht, wie andere Bäume, an Dicke zunimmt, sondern sich beständig in gleichem Durchmesser verlängert, und daß er kein aus Jahresringen bestehendes eigentliches Holz bildet. Denn sein Inneres ist weich, markartig, und nur der peripherische Theil, in welchem die aufsteigenden Gefäßbündel beginnen, bildet eine härtere, holzige Schicht. Die Oberfläche des Stammes ist durch die Ueberreste der Blattscheiden schuppig oder, wenn die Blätter sich glatt vom Stamm ablösen, von den ringförmigen Blattbasen bedeckt, bisweilen auch mit regelmäßig gestellten Stacheln besetzt. Die sehr großen Blätter, bei den P. Wedel genannt, umfassen mit scheidenförmiger Basis den Stamm, haben einen großen, unterseits konveren Blattstiel und eine hand- oder fächerförmig (Fächerpalme) oder fiederförmig (Fiederpalme) getheilte Blattfläche. Die Theilung entsteht hier durch wirkliches Zerreißen der ursprünglich ganzen Fläche, ist daher mehr oder weniger vollständig; in der Knospenlage ist die Blattfläche gefaltet, und an den Faltenlinien tritt die Zerreißung des Zellgewebes ein; die Nerven bleiben dann bisweilen als Fasern stehen. Die Blattabschnitte sind von Längsnerven durchzogen. Die Blütenstände sind große, straußförmige Rispen, welche in den Achseln der älteren Blätter entspringen, daher in der Blätterkrone oder unterhalb derselben sitzen, meistens abwärts hängen, oft kolossale Größe besitzen und unzählige, verhältnismäßig kleine, unansehnliche Blüten enthalten. Am Grund sind diese Blütenstände von einem oder mehreren weiten dütenförmigen Hüllblättern (spatha) umgeben, welche anfangs dieselben ganz einschließen. Meist hat nur eins derselben die Größe des ganzen Blütenstands und ist bei der Ansehnlichkeit des letztern oft von außerordentlicher Länge (z. B. bei Oreodoxa regia bis zu 2,5 Meter) und wegen der lederartigen Beschaffenheit zu allerlei Geräthschaften, selbst zu Hängematten für Kinder, geeignet. Die mehr oder weniger lang ruthenförmigen Aeste des Blütenstands sind im Verhältnis zu den Blüten dick und tragen dieselben oft in einer Vertiefung eingesenkt, daher sie zu den kolbenartigen Inflorescenzen (spadix) gerechnet werden. Die Blüten sind häufig durch Fehlschlagen eingeschlechtig, entweder ein- oder zweihäusig. Das kelchartige Perigon besteht aus drei äußeren und ebenso vielen, mit jenen abwechselnden inneren Blättern, welche frei oder etwas verwachsen sind und stehen bleiben. Staubgefäße sind meist sechs, ebenfalls in zwei Kreisen vorhanden. Sie stehen auf einem fleischigen Blütenboden, haben freie oder am Grund verwachsene Filamente und zweifächerige, lineallische, am Rücken befestigte Antheren, welche nach einwärts mit einer Längsspalte sich öffnen. Der oberständige Fruchtknoten ist mehr oder weniger kugelig oder dreilappig, meist dreifächerig, jedoch häufig nur mit einem fruchtbaren Fach, und enthält im Innenwinkel jedes Faches meist eine einzige Samenknospe. Die drei Griffel sind verwachsen oder etwas getrennt und tragen eine einfache, ungetheilte Narbe. Die Früchte sind meist von dem erhärtenden Perigon umgeben, entweder beeren- oder steinbeerenartig, mit fleischigem oder faserigem Fruchtfleisch und papierartigem oder holzigem, knochen- oder steinhartem Kern. Dieser ist drei- oder durch Fehlschlagen einfächerig, daher drei- oder einsamig. Der Same füllt den Innenraum des Kerns aus; sein reichliches Endosperm ist anfangs milchartig flüssig, später verdichtet es sich, wird knorpelig oder hornig, trocken oder ölig, massiv oder gehöhlt. Der Embryo liegt in einer Vertiefung des Endosperms an der Seite des Samens, wird aber noch von einer dünnen Schicht Endosperm wie mit einem Deckelchen bedeckt; er ist cylindrisch oder kegelförmig, das Wurzelende ist gegen die Peripherie des Samens gekehrt. Bei der Keimung wird der Embryo an dieser Stelle aus dem Samen hervorgeschoben, indem die untere Partie des scheidenförmigen Kotyledons sich streckt, während nur der oberste Theil desselben als Saugorgan im Endosperm stecken bleibt, bis dieses aufgesogen ist. Durch beträchtliche abwärts gerichtete Streckung des Kotyledons wird die von ihm umhüllte Keimknospe sammt dem Wurzelende in das Erdreich vertieft. Die Keimknospe bricht dann mit ihren scheidigen ersten Blättern aus der Kotyledonenscheide nach oben hervor, während das Wurzelende sich anfangs zu einer vertikal abwärts wachsenden Pfahlwurzel entwickelt, welche aber bald durch Nebenwurzeln ersetzt wird. Man kennt ungefähr 800 Palmenarten, welche mit Ausnahme von etwa 40 Arten ausschließlich den Tropen angehören. Auf der nördlichen Halbkugel gehen sie bis zum 44.°, und hier treffen wir die einzige europäische Palmenart, die Zwergpalme (Chamaerops humilis *L.*), wild; ihr schließt sich die Dattelpalme an, welche auch im südlichen Europa kultivirt werden kann. Auf der südlichen Hemisphäre gehen die P. in Neuholland in wenigen Arten bis zum 34.°, in Neuseeland bis 38°. In Afrika, welches arm an Palmenarten ist, liegt die Grenze bei 30°, in Südamerika bei 34°. Je mehr man sich von diesen Grenzen aus dem Aequator nähert, desto reicher wird die Anzahl der Arten und der Individuen; zwei Drittel der Gesammtzahl der Arten sind auf die Zone vom 10.° nördl. bis 10.° südl. Br. beschränkt, und Amerika allein hat die Hälfte der bekannten Arten aufzuweisen. Dem Gemälde der Landschaft geben die P., welche Linné die Fürsten (principes) des Pflanzenreichs nannte, wegen ihrer majestätischen Gestalt ein eigenthümliches Gepräge. Je aufstrebendere Blätter eine Palmenart hat, je spitzer der Winkel ist, den dieselben mit der Fortsetzung des Stammes nach oben bilden, desto großartiger ist ihr Wuchs. Die P. wachsen nur selten in größeren, reinen Beständen; meist einzeln oder in kleinen Gruppen unterbrechen sie die niedere Vegetation der Ebenen, Flußufer und Küsten oder stehen gemischt mit anderen Bäumen in den Wäldern. Die meisten vegetiren in der Ebene bei einer mittlern Temperatur von 22—24° R.; doch kommen in den Andes mehrere Arten, besonders die Wachspalme, zwischen 1900—2800 Meter ü. M. vor, wo die mittlere Temperatur kaum 11° R. beträgt und das Thermometer nachts bis 5—6° R. herabsinkt. In der vorweltlichen Vegetation finden wir die P. vom Kohlengebirge an bis in die Tertiärzeit, in letzterer jedoch am häufigsten; es sind vorzüglich die Gattungen Flabellaria *Sternb.*, welche in großen, fächerförmigen Blättern, Phoenicites *Brong.*, welche in gefiederten Blättern, Fasciculites *Corda*, welche in Stammstücken mit zerstreuten Gefäßbündeln, und Palma-

Digitized by Google

'almen I.



Caryota urens (Brennpalme).

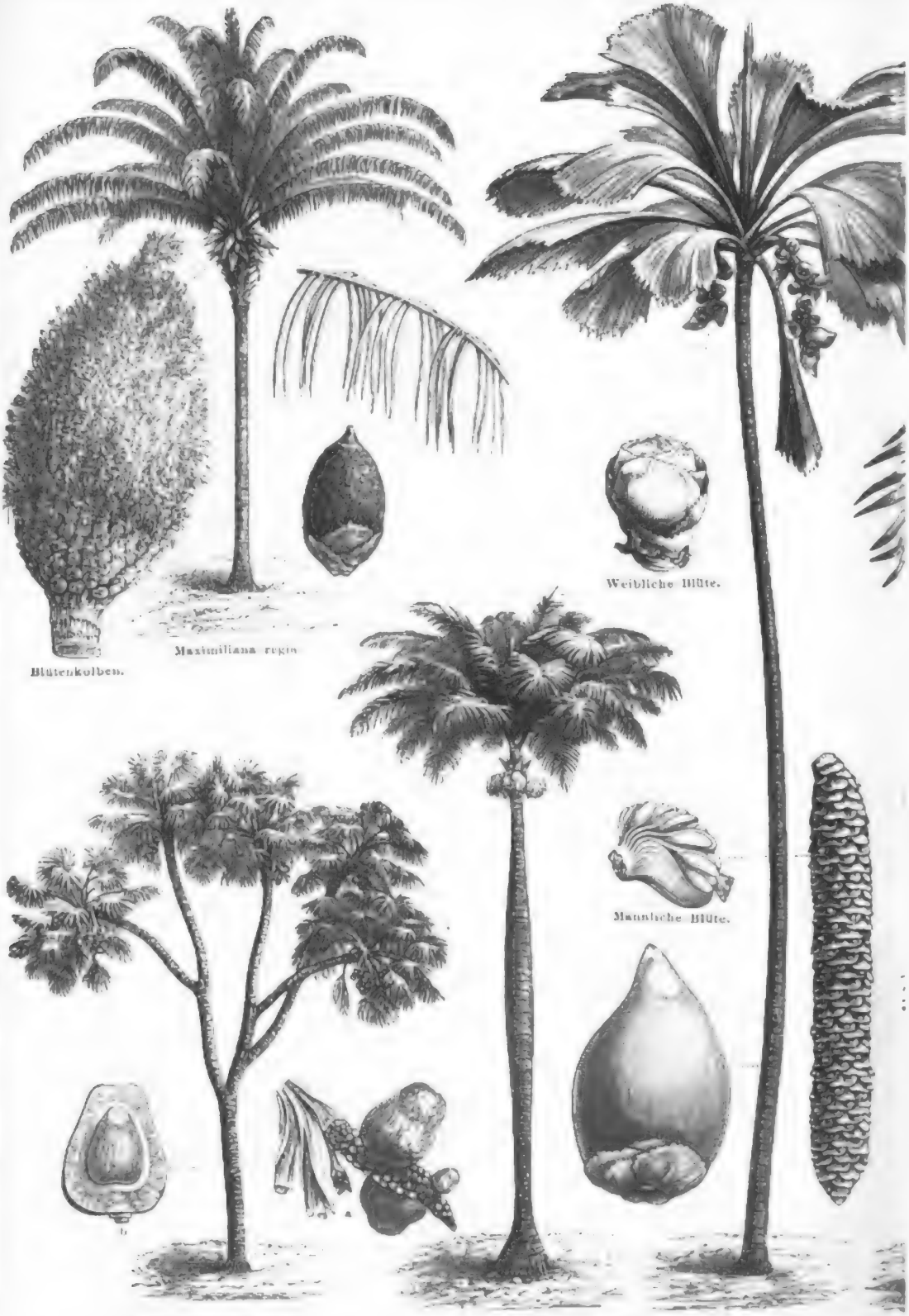
Arenga saccharifera (Zuckerpalme).
a oberes Ende des Stammes.

ifera ariti).

bisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Palmen«.

Digitized by Google



Hyphaene thebaica (Doumpalme). a Früchte, b durchschnittene Frucht. Oreodoxa regia (Königspalme). Lodoicea seychellarum (Seekokos).

e ...ng., welche in Stämmen erhalten ist, deren Oberfläche mit den stehen bleibenden Blattbasen bedeckt ist. Diesen schließen sich Arten der noch lebenden Gattungen Sabal *Ad.* und Chamaerops *L.*, mit fächerförmigen Blättern, an. S. Tafel »Palmen I und II«.

Als Nutzpflanzen stehen die P. mit in erster Linie, denn sie liefern Brod, Wein, Oel und Holz. Die baumartigen enthalten ein an nährendem Stärkmehl reiches Mark (Sago); die jungen Wedel und Knospen sind ein wohlschmeckendes Gemüse (Palmenkohl); das Fruchtfleisch der Steinbeeren mehrerer Arten ist reif eßbar; die Samenkerne, welche anfangs fast ganz aus süßem, flüssigem Endosperm (Kokosmilch) bestehen, später hart und ölig werden, dienen zur Nahrung und zur Darstellung der Palmbutter oder des Palmöls, bei dessen Bereitung als Rückstand das Palmenmehl gewonnen wird. Auch aus der Fruchthülle mancher Arten wird Speise- und Brennöl gewonnen. Mehrere lassen aus ihren Stämmen einen zuckerreichen Saft ausfließen, den man zu einem weinartigen Getränk (Palmwein) vergähren läßt, oder aus dem man Palmzucker gewinnt. Palmzweige dienten schon im hohen Alterthum als ein Symbol der Siegesfreude, so bei den Festen des Osiris in Aegypten und den feierlichen Einzügen der Könige und Kriegshelden in Jerusalem, bei den Olympischen Spielen und auf dem Kleid römischer Imperatoren, und in der Folge nahm sie auch die christliche Kirche in dem gleichen Sinn in ihre Bildersprache auf (s. Palmsonntag). Die Stämme einiger Palmenarten schwitzen ein Wachs aus. Die Fasern am Grunde der Blattstiele oder auf den Früchten dienen zu starken, dauerhaften Geweben, die Stämme der P. zu Bauholz, die dünneren Stämme und Wedelstiele zum Bedachen der Wohnungen, zu Körben, Hüten, Stöcken, Spießen, Pfeilen, Matten u. dgl., und die harten Fruchtschalen verwendet man zu allerhand Drechslerarbeiten. Als Zierpflanzen spielen die P. eine große Rolle; abgesehen von Chamaerops humilis und Phoenix dactylifera halten einige harte P. im südlichen Europa im Freien aus; für die zarteren baut man Palmenhäuser, welche wegen des hohen Wuchses vieler P. eine bedeutende Höhe erfordern, während man sie verhältnismäßig nicht sehr stark zu heizen braucht. Die P. nehmen vielmehr mit niederer Temperatur vorlieb und sind überhaupt viel härter, als man bis vor nicht langer Zeit allgemein glaubte. Viele eignen sich auch vortrefflich zur Zimmerkultur, und einige Arten sind Marktpflanzen geworden, welche in manchen Gärtnereien zu vielen Tausenden herangezogen werden. Vgl. Seemann, Die P. (2. Aufl., Leipz. 1863).

Palmenfarne, s. Cykadeen.

Palmenfest, s. v. w. Laubhüttenfest (s. d.); auch s. v. w. Palmsonntag (s. d.).

Palmenholz (Palmyraholz, Zebraholz), das Holz mehrerer Palmen und Pandaneen, welches in den europäischen Handel kommt. Kokos-, Dattel- und Arecapalme liefern Nutzholz, welches aber nicht exportirt wird. Manche Palmen liefern dagegen ein schön gezeichnetes, sehr festes, hartes und dauerhaftes Holz, welches auch schöne Politur annimmt und in der europäischen Kunsttischlerei Anwendung findet.

Palmenkohl, in den Tropen beliebtes Gemüse, welches aus den jungen, noch unentwickelten Blättern verschiedener Palmen besteht. Von den bekannteren Palmen liefern P. namentlich Arenga saccharifera, Chamaerops Ritchiana, Cocos nucifera, Lodoicea, Maximiliana regia, Oreodoxa oleracea. Den wohlschmeckendsten Kohl liefert vielleicht Areca Catechu; doch wird derselbe bei dem hohen Werthe dieser Palme selten benutzt, da das Ausschneiden der Herzblätter den Baum unfehlbar tödtet.

Palmenmehl, s. Sago.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmenpapier. Die Blätter von Borassus flabelliformis werden in Indien neben denen der Kokospalme und der Talipot (Corypha umbraculifera) statt des Papiers benutzt. Die für den Eindruck des Griffels vorbereiteten Blätter heißen Ollahs. Die Buchstaben werden lesbarer gemacht, indem man sie mit Oel und einer schwarzen Substanz, z. B. einem angebrannten Lappen, einreibt. Die »Palmyrabücher« sind selten länger als 60 Centim. und 5 Centim. breit; man rollt sie zusammen, versiegelt sie mit etwas Gummi und versendet solche Briefe bisweilen mit der Post. Diese Manuskripte sind sehr dauerhaft, und manche Autoren nehmen an, daß sie sich 400—500 Jahre halten. Der erste Hindu-Schriftsteller, welcher diese Art zu schreiben erwähnt, ist Panningrishee, der vor etwa 4170 Jahren zu Arittuwarum, nahe der Gangesquelle, gelebt haben soll. Die innere Seite der Blattstiele von Oreodoxa oleracea trägt eine zarte Haut, die getrocknet Schreibpapier liefert.

Palmer, 1) (spr. pahmer) Sir Roundell, engl. Staatsmann, s. Selborne, Lord.

2) Christian von, namhafter Theolog, geb. 27. Jan. 1811 zu Winnenden bei Stuttgart, studirte zu Tübingen Theologie, war 1836 Repetent am Seminar daselbst, 1839 Diakonus in Marbach, 1843 Diakonus in Tübingen, 1845 außerordentlicher Professor, 1851 Dekan und 1852 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität daselbst sowie später auch Vorsteher der evangelischen Predigeranstalt. Seit 1853 geadelt, vertrat er die Stadt Tübingen 1870—72 im Landtag. Er starb 29. Mai 1875. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Evangelische Homiletik« (Stuttg. 1842, 5. Aufl. 1867); »Evangelische Katechetik« (das. 1844, 6. Aufl. 1875); »Evangelische Pädagogik« (das. 1852, 4. Aufl. 1869); »Evangelische Pastoraltheologie« (das. 1860, 2. Aufl. 1863); »Die Moral des Christenthums« (das. 1864); »Evangelische Predigten« (das. 1857); »Evangelische Kasualreden« (in Verbindung mit anderen Predigern herausgegeben, das. 1843—55, 12 Bde.; Auswahl in 4 Bdn., 4. Aufl. 1865); »Evangelische Hymnologie« (das. 1865); »Die Gemeinschaften und Sekten Würtembergs« (Tübing. 1876, aus seinem Nachlaß).

3) Edward Henry, engl. Orientalist, geb. 7. Aug. 1840 in Cambridge, studirte daselbst im St. John's College und ward im November 1871 zum Lord Almoner's Professor des Arabischen an der Universität Cambridge ernannt. Schon sehr früh hatte er das Studium der orientalischen Sprachen begonnen und sich, fast ganz als Autodidakt, außerordentliche Kenntnisse darin erworben. Er begleitete 1868—1869 die Sinai-Survey-Expedition zum Sinai und machte 1869—70 mit Tyrwhitt Drake eine weitere Entdeckungsreise durch die Wüste Et Tih und durch Moab. Seine hauptsächlichsten Werke sind: »Oriental mysticism, a treatise on the Sufistic and Unitheosophy of the Persians« (Cambr. 1867); »Catalogue orientalischer Manuskripte auf verschiedenen Cambridger Bibliotheken; »The Negeb, or South country of Scripture and the desert of Et Tih« (1871); »The desert of the Exodus: journeys on foot in the wilderness of the forty years' wander-

ings« (1871, 2 Bde.; deutsch, Gotha 1876); »A grammar of the Arabic language« (1874) und »Dictionary of the Persian language« (1875). Außerdem hat er »Javidan i Hirad, the wisdom of ages« u. a. aus dem Persischen übersetzt und Moore's Dichtung: »Paradise and the Peri« in arabische Verse übertragen, auch mannigfache Gedichte und Essays in der Urdu- wie in persischer Sprache in indischen Zeitungen veröffentlicht.

Palmerston (spr. pahmerst'n), Henry John Temple, Viscount, brit. Staatsmann, geb. 20. Okt. 1784 zu Broadlands in Hampshire aus dem alten Geschlechte der Temple, besuchte mit Byron und Peel die Schule zu Harrow und dann die Universitäten Edinburg und Cambridge. Erst 23jährig, erhielt er im April 1807 durch Lord Portland die Stelle eines Lord der Admiralität und wurde im Mai d. J. für die Insel Wight ins Unterhaus gewählt, wo er 3. Febr. 1808 seine Jungfernrede hielt. Er hatte das im August 1807 über Kopenhagen verhängte Bombardement zu vertheidigen, und es ist bezeichnend für den jungen Lord, daß er, weit entfernt, jene Gewaltthat vom sittlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen, bloß die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit jener Maßregel nachwies und dadurch die Ankläger zum Schweigen brachte. Im Oktober 1809 erhielt er die Stelle eines Sekretärs im Kriegsministerium und hatte die Aufgabe, das Kriegsbudget einzubringen und zu vertheidigen, was er mit Geschick und Sachkenntnis that, indem er im übrigen eine auffallende Zurückhaltung beobachtete. Vielleicht hing diese Zurückhaltung schon damals mit einem innern Zwiespalt zusammen, in welchem sich der jugendliche Staatsmann befand, dessen persönliche Meinungen nicht überall mit den Tendenzen der Torypartei, der er den Familientraditionen gemäß angehörte, übereingestimmt haben mögen. Schon in der Frage der Katholikenemancipation neigte P. sich den Liberalen zu; aber erst als 1822 Canning das Portefeuille des Aeußern übernommen hatte, trat auch er mit seinen liberalen Ansichten entschiedener hervor. Nachdem Canning 1827 an die Spitze des Kabinets getreten war, erhielt P., indem er sein Amt beibehielt, Sitz und Stimme in demselben. Nach Cannings Tod übernahm Wellington die Leitung des Ministeriums, und bald darauf schied P. im Mai 1828 mit einigen Gesinnungsgenossen, denen die entschieden torystischen Ansichten des Herzogs zu weit gingen, aus demselben aus. Seitdem finden wir ihn bis 1830 auf der Oppositionsbank des Hauses, wo er die auswärtige Politik der Regierung angriff und zu Gunsten Portugals, Griechenlands und des bedrohten Konstitutionalismus auf dem Festland sprach. Als die Tories 1830 das Staatsruder den Whigs überlassen mußten, trat P. als Staatssekretär des Auswärtigen in das Ministerium, nachdem er seinen Parlamentssitz für die konservative Universität Cambridge zwar verloren, aber sofort von anderer Seite wiedergewählt worden war. Er entfaltete elf Jahre hindurch in den großen Fragen, welche in dieser Epoche sowohl Großbritanniens innere Verhältnisse, als auch das politische Gleichgewicht des gesammten Europa berührten, eine rastlose Thätigkeit. Sein Werk hauptsächlich war die 22. April 1834 zum Schutz der konstitutionellen Interessen in Portugal und Spanien zwischen diesen beiden Ländern mit England und Frankreich abgeschlossene Quadrupelallianz. Er wirkte 1838 durch den mit Oesterreich und der Pforte geschlossenen Vertrag dem russischen Uebergewicht im Orient entgegen, schritt aber auch gegen den französischen Einfluß in Syrien und Aegypten ein und brachte mit den übrigen Großmächten den bekannten Vertrag vom Juli 1840 zu Stande, durch welchen Frankreich in den orientalischen Angelegenheiten von dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken der Großmächte ausgeschlossen wurde. Er hatte die auswärtigen Angelegenheiten Englands in dieser Zeit, mit Ausnahme der fünf Monate vom 15. Nov. 1834 bis 18. April 1835, ununterbrochen geleitet; als aber im August 1841 das liberale Ministerium Melbourne in die Minorität kam, mußte er mit zurücktreten und übernahm nun die Führung der Opposition im Unterhaus, wo er, obschon vergeblich, die Korngesetze und andere Maßregeln der Peel'schen Politik bekämpfte. Im December 1842 erbte er von seinem Vater den Titel eines Viscount P., behielt aber, da dies eine irische Pairie war, seinen Sitz im Unterhaus. Nachdem Peel 25. Juni 1846 seine Entlassung eingereicht, trat P. in das 3. Juli neu gebildete Kabinet Russell mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Doch war sein ferneres Benehmen nicht geeignet, seine zahlreichen Gegner zu versöhnen und mit seiner vielgeschäftigen, sich überall einmischenden, oft unüberlegten Politik, die ihm den Namen »Lord Firebrand (Feuerbrand)« einbrachte, England aber überall Feinde erweckte und zu einer diplomatischen Isolirung desselben führte, zu befreunden. In der Angelegenheit der spanischen Heirathen, durch die Besiegung Sardiniens und die Niederwerfung der Revolutionen in Sicilien und Ungarn, die er begünstigt hatte, erlitt P. ebenso viele Niederlagen und überwarf sich der Reihe nach mit Frankreich, Spanien und Oesterreich, während seine Parteinahme für Dänemark in der schleswig-holsteinischen Frage ihn zu Preußen in Gegensatz brachte. Das Auftreten gegen Griechenland im November 1849 sollte den englischen Einfluß in Konstantinopel erhöhen und Rußland bedrohen, zu welchem Zweck P. bereits die Türkei gegen die Drohungen Rußlands und Oesterreichs in der Flüchtlingssache in Schutz genommen hatte. Der Zweck wurde jedoch zum größten Theil verfehlt, und ein starker Makel blieb auf dem Charakter Palmerstons haften. Das Asylrecht, welches P. den politischen Flüchtlingen aller Länder in England einräumte, veranlaßte Frankreich, den Deutschen Bund, vornehmlich aber Oesterreich zu heftigen Anklagen, und dieser Umstand sowie die übereilte, ohne die Genehmigung der Königin oder des Kabinets ertheilte Anerkennung des französischen Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 veranlaßten seinen unfreiwilligen Rücktritt 22. Dec. 1851. Seine Stellung im Parlament war gegen seine früheren Amtsgenossen nicht offen feindlich, gleichwohl trug er durch seinen Antrag über die Milizbill 20. Febr. 1852 zum Sturz des Ministeriums Russell bei. Im darauf folgenden Ministerium Derby sollte er wieder das Auswärtige übernehmen, schlug es aber aus, da der baldige Sturz der Tories vorauszusehen war, der in der That kaum ein Jahr später durch die Koalition der Whigs und Peeliten herbeigeführt ward. Als die Koalition unter Lord Aberdeen ans Ruder gelangte, übernahm P. 28. Dec. 1852 das Ministerium des Innern und erwarb sich in dieser Stellung namentlich um die Gesundheitspolizei Londons große Verdienste. Der Krimkrieg stürzte das Ministerium Aberdeen, und P., durch die Stimme des Volks von der Mitschuld an den Unfällen desselben freigesprochen, übernahm nun die Bildung eines neuen Kabinets, in dem er selbst die Präsidentschaft, Lord J. Russell aber das Ministerium des Auswärtigen

bekleidete. Unmittelbar auf den Krimkrieg folgte der indische Aufstand, der P. Gelegenheit gab, eine in der That jugendliche Energie zu zeigen. Bald aber gerieth er wieder durch das Verfahren gegen China mit der öffentlichen Meinung in Kollision; die als servil und für England demüthigend allgemein verdammte Verschwörungsbill, die er infolge des Orsini'schen Attentats auf Napoleons III. Forderung erließ, stürzte ihn 20. Febr. 1858, und sein Besuch in Compiègne, wo er auf Einladung seines kaiserlichen Freundes eine Reihe von Tagen verweilte, war nicht geeignet, ihn in der öffentlichen Gunst zu rehabilitiren. Aber der Ausbruch des italienischen Kriegs 1859 brachte ihn 30. Juni zum zweitenmal an die Spitze des Ministeriums. Auf diesem Posten behauptete er sich bis zu seinem Tod, obgleich sein passives Verhalten bei der Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich ihm wieder manche Anfechtung zuzog. Auch die Haltung, die er während des letzten polnischen Aufstandes und in der schleswig-holsteinischen Sache beobachtete, zog ihm vielfachen Tadel zu. Viele Engländer riefen nach Krieg und Genugthuung für die beleidigte Nationalehre; aber dem alten Premier galt noch, wie zu Anfang seiner staatsmännischen Karrière, die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit als der einzige Maßstab seines Handelns, und er vermied es, die Schrecken des Kriegs heraufzubeschwören, von dem er sich keinen reellen Nutzen für sein Vaterland versprach. Die allgemeine Trauer, die sein 18. Okt. 1865 auf seinem Landgut Brocket Hall erfolgter Tod in England hervorrief, bewies, daß ihm die Verunglimpfungen von Seiten seiner Gegner die Sympathien seines Volks nicht hatten rauben können. Sein Leichnam ward in der Westminsterabtei beigesetzt. Vgl. Francis, Opinions and policy of viscount P. (Lond. 1852); Ficquelmont, Lord P., l'Angleterre et le Continent (Par. 1852, 2 Bde.; deutsch, Wien 1852); Sir H. L. Bulwer, Life of H. J. Temple, viscount P. (3. Aufl., Lond. 1871, 2 Bde.; deutsch von Ruge, Berl. 1871, Bd. 1); Juste, Lord P. (Brüss. 1873); Ashley, Life of Henry J. Temple, viscount P. (Lond. 1876, 2 Bde.).

Palmeselprocession, s. Palmsonntag.

Palmette.

Palmette, palmenblattartige Verzierung, die besonders im griechischen Baustil sehr oft zur Zierde der Stirnziegel und Gesimsglieder gemalt oder in Relief (s. Figur) angewendet ward; auch palmenblätterähnliche Stickerei auf Teppichen, Tüchern ꝛc.

Palmfett, s. v. w. Palmöl.

Palmi (Palme), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, auf einer Anhöhe dicht am Tyrrhenischen Meer gelegen, ist Sitz eines Civil- und Korrektionstribunals, eines Zollamts und der Kreisbehörden, hat Fabrikation von Baumwoll- und Seidenwaaren, Oelbau, Fischerei, Spezereihandel, einen Hafen (Schiffsverkehr 1875: 183 Schiffe mit 2412 Tonnen) und (1871) 10,025 Einw. Die Stadt wurde nach der Zerstörung durch das Erdbeben 1783 fast ganz neu aufgebaut.

Palminseln, kleine Inselgruppe an der Nordostküste des australischen Festlandes, unter 19° südl. Br., zu Queensland gehörig.

Palmipēdes (lat.), Schwimmvögel.

Palmīra (früher Oppido), Stadt in der ital. Provinz Potenza, mit Weinbau, Seidenzucht, Papierfabrikation und (1871) 3710 Einw.

Palmitīn $C_{51}H_{98}O_6$, Hauptbestandtheil der meisten Fette, in welchen es neben Stearin und Olein vorkommt. Zur Darstellung preßt man Palmöl ab, um das Olein zu entfernen, extrahirt den Rückstand zur Lösung des Stearins mit Alkohol und krystallisirt ihn aus Aether um. P. ist farblos, schuppig krystallinisch, sehr schwer löslich in Alkohol und in kaltem, leicht in heißem Aether, nicht in Wasser, reagirt neutral, schmilzt bei 48°, erstarrt wachsartig und wird durch Alkalien leicht verseift. Es besteht aus Palmitinsäure-Triglycerid und kann direkt durch Erhitzen von Palmitinsäure mit Glycerin erhalten werden.

Palmitīnsäure (Cetylsäure, Cetinsäure, Aethalsäure) $C_{16}H_{32}O_2$ findet sich in fast allen natürlichen Fetten neben Stearinsäure als Glycerid (Tripalmitin), zum Theil frei in altem Palmöl, als P.-Cetyläther im Walrath und als P.-Myricyläther im Bienenwachs; sie entsteht beim Erhitzen des Cetylalkohols mit Natronkalk und beim Schmelzen der Oleïnsäure mit Kalihydrat. Auch aus der Mischung mit Stearinsäure (s. d.), welche zur Kerzenfabrikation fabrikmäßig dargestellt wird, kann man die P. durch partielle Fällung und Krystallisation rein darstellen. Sie bildet farb-, geruch- und geschmacklose, sich fettig anfühlende Nadeln, ist löslich in kochendem Alkohol und Aether, nicht in Wasser, reagirt sauer, schmilzt bei 62°, erstarrt in glänzenden Schuppen und ist bei vorsichtigem Erhitzen flüchtig. Von ihren Salzen sind die der Alkalien in Wasser löslich, werden aber durch viel Wasser zersetzt; in Kochsalzlösung sind sie unlöslich. Die übrigen Salze sind unlöslich. Erstere sind Bestandtheile der Seifen, palmitinsaures Bleioxyd findet sich im Bleipflaster.

Palmkerne, die Samen der Oelpalme (Elaeis guineensis), welche zur Oelgewinnung dienen.

Palmo (ital., span. u. portug., »Spanne«), Längenmaß; in Brasilien und Portugal der P. de Craveiro = 0,22 Meter, der italienische P. in Rom = 1/8 Canna = 0,24908 M. in Spanien der P. mayor = 0,209 M., der P. menor = 0,06966 M.

Palmöl (Palmbutter), fettes Oel aus den Früchten von Elaeis guineensis, welches in den Küstenländern Westafrika's auf sehr rohe Weise gewonnen und namentlich aus dem Gebiete des Beninflusses, Kap Palmas und Umgegend, Lagos, Porto nuovo und Umgegend, Whydah ꝛc. in den Handel gebracht wird. Man wirft die besenartigen Fruchtbüschel, welche in dem Fruchtfleisch das eigentliche P. enthalten, in siedendes Wasser, schöpft das dabei sich ausscheidende Oel ab und gewinnt einen weitern Antheil durch Auspressen des Fruchtfleisches. Die Samen, welche gleichfalls sehr ölreich sind, werden jetzt in Deutschland (Groß-Gerau bei Mainz, Hamburg, Itzehoe, Felsenburg in Schleswig) in ausgedehntem Maß auf Fett und Futterkuchen verarbeitet. P. ist butterartig, orangegelb, riecht veilchenartig, schmeckt mild, wird an der Luft farblos, riecht und schmeckt dann aber ranzig. Frisches P. schmilzt bei 24—27°, ranzig gewordenes, welches viel freie fette Säuren enthält, bei 30—35°, selbst 42°. Es besteht vorwiegend aus Palmitin und Olein, löst sich wenig in kaltem, leicht in heißem Alkohol und in Aether und wird durch ätzende Alkalien leicht verseift. Beim Erhitzen auf 210—220° oder durch

Behandeln mit chromſaurem Kali und Schwefelſäure wird es gebleicht. Man benutzt es hauptſächlich zur Darſtellung von Kerzen und Seife, zu Maſchinenſchmiere und zu Weißbädern in der Türkiſchrothfärberei. Auch andere Palmen liefern Fette, namentlich **Cocos nucifera** (ſ. Kokosöl), **Elaeis melanococca** in Süd- und Mittelamerika, Oenocarpusarten in Südamerika, **Acrocomia sclerocarpa** daſelbſt und in Weſtindien, **Attalea Cohune** in Honduras und Panamá ꝛc.

Palmoſkopie (griech.), die Beobachtung des Pulſes mittels des Stethoſkops.

Palmſonntag (Palmtag, Blumenſonntag, blauer Oſtertag, lat. Dominica palmārum), der letzte Faſtenſonntag oder Sonntag vor Oſtern, an welchem die griechiſche und römiſche Kirche die Gewohnheit hat, Palmen (Palmzweige) zu weihen, um damit die Kirchen zu ſchmücken, und die Proceſſion zur Erinnerung an den Einzug Chriſti in Jeruſalem abzuhalten, bei welchem die Juden ebenfalls Palmzweige trugen und auf den Weg ſtreuten. In der griechiſchen Kirche fand dieſer Umzug, bei welchem ein Geiſtlicher zur Nachahmung Chriſti auf einem Eſel ritt, ſchon im 4. Jahrh. ſtatt, und die Kaiſer vertheilten zu Ehren desſelben Geſchenke, die in Münzen u. dgl. beſtanden und ebenfalls Palmen genannt wurden. In der lateiniſchen Kirche ward die Feier des Palmſonntags erſt einige Jahrhunderte ſpäter, wahrſcheinlich von Gregor d. Gr., eingeführt, und da der P. für ein Freudenfeſt galt, ward er von der Karwoche (Woche vor Oſtern) abgeſondert und dieſe als Trauerzeit (hebdomas poenosa oder nigra) erſt mit der Feria secunda, dem Montag, begonnen. Die ſogen. Palmeſelproceſſion, eine Nachahmung der urſprünglichen Palmproceſſion, welche unter der Benennung »Ritt auf dem Eſel« noch bis zum Jahr 1700 in Moskau üblich war, erhielt ſich an manchen Orten Deutſchlands bis zu Anfang des 19. Jahrh. und verdankte ihre Bezeichnung einem Eſel von Holz, dem Palmeſel, auf welchem eine geſchnitzte Figur Chriſti ſaß, und der unter Geſängen feierlich in den Straßen herumgefahren wurde, während das Volk mit geweihten Palmzweigen in den Händen folgte. Die feierliche Weihe der Palmzweige (Palmenweihe) nimmt in Rom der Papſt ſelbſt vor, der ſie an alle Kirchen der Stadt vertheilt. Rom wird damit faſt ausſchließlich von Bordighera (ſ. d.), an der Uferſtraße von Nizza nach Genua, verſorgt; es ſind durch Entziehung des Lichts gebleichte Wedel der Dattelpalme, wie ſie auch aus dem Palmenwald von Elche in Spanien nach Portugal, Irland, Schottland, England und Frankreich verſchickt werden. Wo echte Palmenwedel nicht zu haben ſind, hat man vielfach Surrogate angewandt, die dann im Volksmund ebenfalls Palmen heißen, z. B. Oelbaumzweige, Stechpalmen, die Zweige mit den Blütenkätzchen der Sahlweide (auch bei Shakeſpeare in »Wie es euch gefällt«), am Rhein und an der Moſel Burbaum ꝛc.

Palmus (lat.), die Breite der Hand oder der zuſammengelegten Finger mit Ausſchluß des Daumens, die für den vierten Theil der Länge des Fußes gilt; daher P. = ¼ Fuß. Erſt ſpäter finden wir den P. major, = ¾ Fuß, woraus der Palmo (ſ. d.) der heutigen Römer entſtanden iſt.

Palmwachs, das Wachs des Stammes von Ceroxylon andicola.

Palmweide, ſ. v. w. Sahlweide, ſ. Weide.

Palmwein (gegohrner Palmenſaft), in den Tropenländern ſehr beliebtes alkoholiſches Getränk, welches aus verſchiedenen Palmen bereitet wird. Zur Darſtellung desſelben aus Arenga saccharifera wird der männliche Blütenkolben bei dem erſten Erſcheinen der Frucht drei Tage hinter einander mit einem Stöckchen gepeitſcht und dann etwas über ſeiner Baſis abgeſchnitten. Der ausfließende zuckerreiche Saft (Toddy) iſt klar und ſchmeckt wie friſcher Moſt; er wird bald trüb, weißlich, ſäuerlich und geht in weinige Gährung über. Die Chineſen, welche auf den indiſchen Inſeln leben, bereiten aus dieſem P. durch Deſtillation Arak. Die Blütenkolben von Cocos nucifera liefern vor dem Aufbrechen der Blüten ebenfalls Toddy. Derſelbe wird auf Ceylon und in Bengalen von Leuten gewonnen, die einer beſondern Kaſte angehören. Er ſchmeckt ſehr angenehm, regt leicht auf und öffnet gelind. Ein paar Stunden nach der Gewinnung tritt Gährung ein, und in dieſem Zuſtand wird der Toddy von den Singhaleſen am liebſten getrunken. Der gegohrne Toddy gibt einen guten Eſſig, und durch Deſtillation gewinnt man aus 100 Gallons 25 Gallons Arak. Cocos butyracea liefert einen Wein, welchen Seemann dem Champagner vollkommen gleichſtellt. Der Stamm wird gefällt und da, wo Blätter und Blüten hervorbrechen, ausgehöhlt. In dem gebildeten Loch ſammelt ſich der P. 18—20 Tage lang, und zwar ſind die letzten Portionen am alkoholreichſten, obwohl weniger ſüß. Phoenix sylvestris liefert bei einem ähnlichen Verfahren ebenfalls P. Dasſelbe gilt von Elaeis guineensis, Attalea Cohune und Mauritia vinifera. Mauritia flexuosa liefert den ſüßen, berauſchenden P. der Guarani, und Raphia vinifera gibt eine Art Wein, welche Bourbon heißt. Auf Ceylon iſt die Gewinnung von Toddy aus Borassus flabelliformis ſehr entwickelt. Das Anzapfen geſchieht bei dieſer Palme im weſentlichen auf gleiche Weiſe wie bei Cocos, doch liefert ſie mehr Saft. Auch Caryota urens liefert, namentlich in der heißen Jahreszeit, eine außerordentliche Menge Toddy.

Palmyra (ſyriſch Tadmor, »Palmenſtadt«), einſt große und prächtige Hauptſtadt der ſyriſchen Landſchaft Palmyrene, ward von König Salomo als Karawanenſtation zur Vermittelung des Handels zwiſchen dem Mittelmeer und dem Innern Aſiens und Indien angelegt und verdankte dieſem Handel ihre frühe Blüte. Unter den Seleukiden nahm ſie griechiſche Kultur an und wurde von griechiſchen Baumeiſtern mit Tempeln und Paläſten auf das herrlichſte geſchmückt. Von ihrer Geſchichte iſt aber geraume Zeit kaum irgend etwas bekannt. Zum erſtenmal wird ſie wieder im 1. Jahrh. v. Chr. genannt, als Marcus Antonius ſie plündern ließ. Trajan brachte die ganze Landſchaft unter römiſche Oberherrſchaft. In der letzten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. ſpielte P. während der Regierung der römiſchen Kaiſer Gallienus und Aurelianus eine bedeutende Rolle. Odenathus, ein reicher Palmyrener, gründete damals das palmyreniſche Reich, indem er vom Kaiſer Gallienus wegen eines Siegs über die Perſer zum Auguſtus ernannt wurde. Des Odenathus Reich erſtreckte ſich von der Gegend um Damaskus nordöſtlich bis an den Euphrat mitten durch die Wüſte, wozu er noch Striche am Libanon und Paläſtina zog, und umfaßte viele Städte. Nach ſeiner Ermordung 267 übernahm ſeine Wittwe Zenobia, die ihre Herkunft von Kleopatra ableitete, die Regierung und verwaltete ſie, obgleich von Rom aus nicht anerkannt, im Namen ihres unmündigen Sohns Vaballathus, welchem ſie den Kaiſertitel

beilegte. Bei der Schwäche der damaligen römiſchen Kaiſer entzog ſie ſich nicht nur der Oberherrſchaft derſelben, ſondern eroberte auch Kleinaſien, Aegypten und Meſopotamien und nannte ſich Königin des Morgenlands. Erſt Kaiſer Aurelianus machte ihrer Herrſchaft durch die Eroberung Palmyra's (272) ein Ende, und mit dieſer Kataſtrophe ſank für immer der Glanz der Wüſtenſtadt. Bei der Uebergabe der Stadt vom Sieger mit Milde behandelt, empörten ſich die Einwohner gegen die zurückgelaſſene kleine Beſatzung und machten ſie bis auf den letzten Mann nieder. Auf die Nachricht davon kehrte Aurelianus, der ſchon über den Helleſpont zurückgegangen war, ſofort um, und jetzt wurde die Stadt völlig zerſtört. Obwohl er ſpäter dem Reſte der Palmyrener erlaubte, ihre Stadt wieder aufzubauen, und die Kaiſer Diokletian und Juſtinian ſie zu heben ſuchten, ſo blieb ſie doch unbedeutend, beſonders nachdem ſie 744 eine zweite Verwüſtung durch die Saracenen erfahren hatte. Die Geſchichte ſchweigt nun lange beinahe gänzlich über P. Der jüdiſche Reiſebeſchreiber Benjamin von Tudela, der es 1172 beſuchte, fand daſelbſt etwa 2000 ſeiner Glaubensgenoſſen. Auch der arabiſche Geograph Abulfeda erwähnt Palmyra's 1321 unter dem Namen Tedmor. Aber in Europa ſcheint die Stadt völlig vergeſſen geweſen zu ſein, bis 1678 einige engliſche Kaufleute von der Faktorei zu Aleppo von den Eingebornen des Landes Berichte über die Ruinen von P. erhielten, wodurch ſie veranlaßt wurden, den Ort zu beſuchen. Erſt 1691 wurde die Stadt wieder von Europäern aufgeſucht, und zwar von einigen zu Aleppo ſich aufhaltenden Engländern, die 1695 auch umſtändliche Nachrichten darüber mittheilten. Später wurde P. von Bruyn, Maundrel, O. v. Richter, Buckingham, Botta u. a. beſucht; am meiſten aber ward Licht über ſeine Alterthümer verbreitet durch die Reiſe, welche in der Mitte des 18. Jahrh. die Engländer Wood, Bouverie und Dawkins unternahmen. Die Reſultate ihrer Forſchungen erſchienen in dem Prachtwerk: »Ruins of P.« (Lond. 1753), das noch heute die ausführlichſte Auskunft über die Stadt gibt. Die Ruinen von P. liegen auf einem etwas erhöhten Grund in einer weiten Ebene, etwa 90 Kilom. weſtlich vom Euphrat, und dehnen ſich von SO. gegen NW. in einer ununterbrochenen Linie faſt 6 Kilom. weit aus. An dem öſtlichſten Ende ſteht der großartigſte und prachtvollſte Bau, der berühmte Sonnentempel. Ein Quadrat von 225 Meter Seitenlänge iſt von einer etwa 15—18 Meter hohen, aus ſchön behauenen Steinen aufgeführten und mit korinthiſchen Halbſäulen dekorirten Mauer umſchloſſen, von welcher aber nur die Nordſeite noch größtentheils erhalten iſt. Auf drei Seiten lief innerhalb der Mauer eine doppelte Säulenhalle von je 60 Säulen Front herum, während die Eingangsfront auf der Weſtſeite eine einfache Kolonnade von 45 gewaltigen Säulen trug. In der Mitte des ſo gebildeten Tempelhofs, in deſſen Schutz ſich das moderne Dorf Tudmur mit etwa 50 Lehmhütten zwiſchen den Säulen eingeniſtet hat, ſtand auf einer erhöhten Terraſſe das Heiligthum, ein mäßig großer Peripterostempel mit 16 und 8 Säulen, deſſen Eingang an der weſtlichen Breitſeite mit einem vortretenden hohen Bogenthor geſchmückt war. Die Säulen, von denen ein Theil noch wohlerhalten aufrecht ſteht, waren kannelirt, ſind aber jetzt ihrer Kapitäle beraubt. Das Innere des Tempels bietet gewölbte Räume mit ſchönen Kaſſettendecken und vorzüglicher Ornamentirung an Frieſen und Bändern, meiſt Blätter und Früchte darſtellend und wohlerhalten. In der nördlichen Apſis des Tempels findet ſich in einer Niſche der Thierkreis in den bekannten Figuren dargeſtellt, und zu beiden Seiten der Thür, welche zu demſelben führt, treten hohe, reich gegliederte Tabernakel aus der Wand hervor. Auch dem äußern Eingangsthor in der weſtlichen Mauerfront war (nach Wood) ein Portikus vorgebaut, von dem jedoch keine Spur mehr vorhanden iſt; neben demſelben erhebt ſich ein erſt in ſpäter Zeit hinzugefügter ungeſtalter Feſtungsthurm. Der Nordweſtecke des Tempels gegenüber liegt die dem Konſtantinsbogen in Rom ähnliche Eingangspforte zu den großen Kolonnaden, die ſich bis zum nördlichen Thor der Stadt erſtrecken, und an die ſich zu beiden Seiten große offene Säulenhallen nebſt dem königlichen Palaſt ſchließen. Von letzterem iſt wenig mehr übrig; dagegen iſt der Anblick des Säulenwalds, obſchon von den 2—3000 Säulen, welche einſt vorhanden waren, nur noch etwa der zehnte Theil ſteht, ein überaus großartiger. Außerhalb der Mauer liegt in einem kleinen Thal die Nekropolis von P., außer zahlreichen Felſengräbern 60 Thürme aus großen behauenen Steinen (jeder das Erbbegräbnis einer Familie) enthaltend, und auf der Spitze eines nahen Hügels thront ein faſt unnahbares Kaſtell, aus arabiſcher Zeit ſtammend. Die meiſten Gebäude Palmyra's ſcheinen einem und demſelben Zeitalter anzugehören, wahrſcheinlich den erſten drei Jahrhunderten n. Chr., der Blütezeit der Stadt. Das palmyreniſche Alphabet, worin einige Inſchriften geſchrieben ſind, wurde von Barthélemy entziffert und die Inſchriften ſelbſt von Eichhorn überſetzt und erläutert. Vgl. Saint-Martin, Histoire de P. (Par. 1823); Irby u. Mangle, Travels in Egypt, Nubia, Syria and Asia minor (Lond. 1823, neue Ausg. 1861); Ritter, Erdkunde, Th. 14 (Berl. 1851); Seiff, Reiſen in der aſiatiſchen Türkei (Leipz. 1875).

Palmyraholz, ſ. Palmenholz.

Palmyrapalme, ſ. v. w. Borassus flabelliformis.

Palmzucker (Jagrezucker, Jaggery), aus Palmenſaft nach höchſt einfachem Verfahren gewonnener Zucker. Große Quantitäten desſelben werden aus Arenga saccharifera gewonnen, indem man den Saft (Toddy, ſ. Palmwein) eindampft und den Sirup in kleine Formen füllt, deren Geſtalt er beim Erſtarren annimmt. Dieſer Zucker, der einzige, welchen die Eingebornen anwenden, iſt dunkelfarbig, von fettiger Beſchaffenheit, aber von beſonderem Wohlgeſchmack. Cocos nucifera liefert ebenfalls viel Toddy, welcher beim Eindampfen Palmenhonig und nach weiterem Einkochen einen groben braunen Zucker (Jaggery) gibt, der, in runde Kuchen geballt, im Rauch der Hütten getrocknet wird. Man führt ihn von Ceylon nach verſchiedenen Theilen Indiens aus. Im Innern wird aus dem Kittulbaum (Caryota urens) ein Jaggery gewonnen, welcher für zuckerreicher als der der Kokospalme gilt. Phoenix sylvestris gibt ebenfalls Zucker. Die Zuckermacher ſteigen gegen den Monat November in die Dattelbäume hinauf, befeſtigen um den Stamm mehrere irdene Krüge und machen über jedem Krug einen Einſchnitt, in welchen ſie ein Stück Bambusrohr ſtecken. Der Saft wird am andern Tag eingekocht und der erhaltene Sirup in Weidenkörbe gegoſſen, die mit Erde ausgefüttert ſind und auf einem flachen größern Gefäße ſtehen. Der Zucker kryſtalliſirt nun und bleibt in den Körben zurück, während die Melaſſe durch die Erde filtrirt und in die unteren Gefäße fließt. Der Rohzucker wird in Kalkutta nach europäiſchem Ver-

fahren raffinirt. Borassus flabelliformis liefert auf Ceylon ebenfalls sehr viel Zucker. In den oberen und unteren Provinzen Birma's bildet P. einen Handelsartikel, in Sawnu ernähren sich die Einwohner bei Mißernten davon, und auf Timur bildet er einen Theil des Jahrs hindurch das Hauptlebensmittel. Unter dem von Madras nach Europa exportirten Zucker befindet sich viel P. Die Melasse des Palmzuckers besitzt einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen Geruch und Geschmack, wahrscheinlich infolge eines Gehalts an Kumarin. Sie wird von den Bewohnern der Tropen gern konsumirt. Der raffinirte P. gleicht vollkommen dem raffinirten Rohrzucker. Man schätzt die jährliche Produktion des Palmzuckers auf 110 Mill. Kilogr.

Palo, 1) (P. del Colle) Stadt in der ital. Provinz Bari, mit großem Palaste des Fürsten della Rocca Filomarino, trefflichem Wein- und Obstbau, Fabrikation von Teigwaaren und Seife und (1871) 11,960 Einw. — 2) Kleine Ortschaft in der ital. Provinz Rom, zur Gemeinde Civita Vecchia gehörig, am Meer und an der Eisenbahn Rom-Civita Vecchia gelegen, mit altem Kastell, Schloß der Odescalchi und Trümmern der etruskischen Stadt Alsium.

Palóczen (spr. -lözen), Magyaren, die im Hevéser und Borsoder, zum Theil auch im Neograder und Gömörer Komitat ansässig sind und sich durch eigenthümliche Aussprache des Ungarischen von den übrigen unterscheiden. Sie sollen von jenen Kumanen abstammen, die Arpad bei Kiew huldigten und mit den Magyaren nach Ungarn zogen. Der Name wird von dem slawischen Palovce (»Feldbewohner«) abgeleitet.

Palomīno y Velasco, Don Acisilo Antonio, ausgezeichneter span. Maler, geb. 1653 zu Bujalance bei Cordova, studirte erst die Wissenschaften, dann die Malerei unter Valdes. 1678 ging er nach Madrid, wo er mit Careño und Coello in Verkehr trat und sich namentlich durch seine Fresken aus der Psychefabel in der Hirschgallerie des Prado berühmt machte. 1688 wurde er königlicher Hofmaler in Madrid. 1697 ging er nach Valencia, wo unter anderem die großen Fresken in der Kirche San Juan del Mercado von seiner Hand sind. Später malte er in Salamanca, Granada und Cordova. Er starb 13. April 1725 zu Madrid. Weniger seine mit einer gewissen Oberflächlichkeit ausgeführten Bilder verschafften ihm Ruf als sein Werk: »El museo pictorico y escala optica etc.« (Madr. 1715—24, 3 Bde.; deutsch, Dresd. 1781), eine Anleitung zur Malerei und Biographien der berühmtesten spanischen Künstler enthaltend.

Pālos, Stadt in der span. Provinz Huelva (Andalusien), an der Mündung des Rio Tinto in den Atlantischen Ocean, mit 1145 Einw., ehedem ein guter Hafenplatz, von wo Colombo 3. Aug. 1492 zur Entdeckung von Amerika ausfuhr.

Palota (spr. pálo-), Marktflecken im ungar. Komitat Veszprim, an der Bahnlinie Stuhlweißenburg-Stein am Anger, mit altem Schloß, Weinbau und (1870) 5536 Einw.

Palpābel (lat.), greifbar, tastbar; Palpation, das Betasten, Befühlen.

Palpĕbrae (lat.), die Augenlieder; s. Auge.

Palpen (franz.), Taster, fühlerähnliche Organe am Unterkiefer und an der Unterlippe der Insekten (s. d.).

Palūdamentum (lat.), weites, mantelartiges Kriegsgewand, Auszeichnung des Feldherrn eines römischen Heers, wurde nur während der Dauer des Kriegs und über der Rüstung getragen und war von weißer oder purpurner Farbe, oft auch mit Gold gestickt.

Paludan-Müller, Frederik, ausgezeichneter dän. Dichter, geb. 7. Febr. 1809 zu Kjerteminde auf Fünen als der Sohn eines auch literarisch bekannten Geistlichen, bezog 1828 die Universität Kopenhagen, wo er durch einige Romanzen, namentlich aber durch sein romantisches Schauspiel: »Kjärlighed ved Hoffet« (1832; deutsch von Zoller, Leipz. 1871) die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog. Einen Namen als Dichter erwarb er sich aber erst durch sein byronisirendes, durch Witz und Gedankenreichthum ausgezeichnetes Gedicht: »Dandserinden« (1833) und das idyllisch-lyrische Drama: »Amor og Psyche« (1834; diese drei gesammelt in »Ungsomsarbeider«, 1847, 4. Ausg. 1872), dem sodann die poetische Erzählung: »Zuleima's Flugt« (1835), das polemisirende Gedicht: »Trochäer og Jamber« (1837) und die »Poesier« (1836—38, 2 Bde.) folgten. Letztere enthalten außer den vortrefflichen »Poetiske Fortällinger« (Beatrice, Vestalinden und Slaven) und »Blandede Digte« die dramatischen Poesien: »Eventyr i Skoven«, »Alf og Rose« und »Fyrste og Page«. Nachdem P. 1838—40 Deutschland, Frankreich und Italien bereist hatte, ließ er sich in Kopenhagen nieder und schrieb das dramatische Gedicht: »Venus« (1841), das sich besonders durch glänzende Darstellung auszeichnet. Von seinen späteren dramatischen Dichtungen sind noch »Dryadens Bryllup« (1844) und »Tithon« (1844) zu nennen; sein Hauptwerk aber ist das didaktisch-humoristische Gedicht: »Adam Homo« (1841—49, 3 Bde.; 5. Aufl. 1873), worin er ein treffendes Bild der realistischen Richtung unserer Zeit gibt, indem er zeigt, wie der Mensch in seinem Drang nach Ehre und Ansehen Schritt für Schritt das Idealmenschliche aufgibt, welches das Leben zu reicherer Entfaltung bringen sollte. Nach dem Abschlusse seines »Adam Homo« wandte er sich einer ganz neuen Richtung zu, die im Gegensatze zu der rein ästhetischen Dichtung seiner Jugend und der ethischen Hauptarbeit seines Mannesalters als religiös-spekulative Poesie bezeichnet werden kann. Die erste Andeutung gibt er im »Luftskipperen og Atheisten« (1853); sie spricht sich aber voll aus in den schönen und geistvollen Gedichten: »Kalanus«, »Paradiset«, »Abels Död«, »Kain«, »Ahasverus« und »Benedict af Nursia«, womit ein neuer Kreis tiefsinniger und frischer Ideen in die nordische Literatur eingeführt worden ist. In Prosa folgten die Erzählung: »Ungdomskilden« (1865) und der umfangreiche Roman: »Jvar Lykke's Historie« (1866—73, 3 Thle.), eine Schilderung des Lebens in Dänemark unter Friedrich VI. Angeregt durch eine Reprise von »Kjärlighed ved Hoffet«, schrieb er 1874 das Schauspiel: »Tiderne skifte«. In demselben Jahr erschien in 2 Auflagen das kleine formschöne Gedicht: »Adonis«, mit welchem er wieder zu den mythologischen Stoffen zurückkehrte. P. ist unbedingt der bedeutendste dänische Dichter unseres Jahrhunderts, sowohl was die Fülle der Ideen, als was die Tiefe des sittlichen Ernstes und die formelle Schönheit der Darstellung betrifft. Er starb 29. Dec. 1876. Eine meisterhafte Charakteristik Paludan-Müllers entwirft G. Brandes in »Danske Digtere«. — Sein Bruder Kaspar Peter P., geb. 25. Jan. 1805, seit 1872 Professor der Geschichte an der Universität zu Kopenhagen, hat sich als Geschichtschreiber namentlich durch »Cola de Rienzi« (1838), »Grevens Feide« (1853—1854, 2 Bde.) und »De förste Konger af den Oldenborgske Slägt« (1874) bekannt gemacht.

Palugyay (spr. paludjai), Emerich, ungar. Histo-

riker und Statiſtiker, geb. 6. Okt. 1818 zu Mád im Zempliner Komitat, ſtudirte in Satoralja-Ujhely, Roſenau und Kaſchau und begann 1840 als Praktikant bei der königlich ungariſchen Statthalterei ſeine Laufbahn als ungariſcher Verwaltungsbeamter. Infolge ſeines umfangreichen Werks: »Megyerendszer hajdan és most« (»Das Komitatsſyſtem einſt und jetzt«) wählte ihn die ungariſche Akademie 1847 zu ihrem Mitglied, und er nahm ſeinen Sitz mit einer hiſtoriſchen Abhandlung über das Verhältnis Dalmatiens zu Ungarn ein. Sein Hauptwerk: »Magyarország történeti, földirati, s állami legujabb leirása« (»Neueſte hiſtoriſche, geographiſche und ſtaatliche Beſchreibung von Ungarn«), konnte er nicht mehr vollenden. Er ſtarb 7. Dec. 1866.

Palungo, ſ. v. w. Gambohanf.

Palyxanderholz, ſ. Jacaranda.

Pamela, Bezeichnung einer Tugendheldin, nach der Hauptperſon in Richardſons gleichnamigem Roman.

Pamiers (ſpr. -mjeh), Arrondiſſementshauptſtadt im franz. Departement Ariége, am Ariége und an der Eiſenbahn von Toulouſe nach Foix, Sitz eines Biſchofs, mit Gerichtshof, Handelskammer, Collége, Bibliothek, Schloß, Kathedrale, großen Sandſteinbrüchen, Wollſpinnerei, Papier- und Eiſenwaarenfabrikation, Handel mit Vieh und Käſe und (1872) 8690 Einw.

Pamir, türk.-tatariſch allgemeine Bezeichnung für unbewohnte Wildnis, ſpeciell der wüſtenähnlichen Hochflächen in Centralaſien, welche ſich zwiſchen dem Hindukuſch und dem Thianſchangebirge auf der Waſſerſcheide zwiſchen den Quellflüſſen des Amu Darja und Tarim, an der Grenze von Oſt- und Weſtturkiſtan, hin erſtrecken. Dieſe Wüſten ſind eine Reihe breiter, leicht gewellter, grasreicher Thäler auf einer gewaltig gehobenen Ebene, die in der Mitte von einer 4—5000 Meter hohen, von SO. nach NW. ziehenden Kette durchſetzt wird. Etliche Thäler haben den Abfluß in Steppenſeen. Die Thalſohle reicht in den gegen W. abfallenden Hochthälern nirgends unter 3000 Meter herab; das Gras weiden Kirgiſen mit ihren Herden ab, welche ſtehende Anſiedelungen noch bis 3400 Meter ü. M. anlegten. Auf die Länge von 200 Kilom. erſtrecken ſich gegen O. abfallende Hochthäler (Kiſiljart, Tagharma ꝛc.) mit tiefer liegender Thalſohle, die beſſer bewäſſert und bewaldet ſind als die Steppen im W. Ihren Oſtrand bildet eine großartige Kette von Schneebergen, welche die engliſchen Officiere in Uebereinſtimmung mit Humboldt und neueren ruſſiſchen Reiſenden gegen Fedtſchenko's (ſ. d.) Anſicht nicht für die aneinander ſtoßenden Endſpitzen von Längsketten, ſondern für eine wirklich meridional verlaufende Gebirgskette halten. Es iſt dies offenbar die Bolorkette unſerer Karten, obgleich keins der anwohnenden Völker dieſen Namen kennt oder gebraucht (die Engländer nennen ſie Kiſiljart, die Ruſſen Konſtantinow'ſches Gebirge). Durchbrochen wird dieſe ſchwer zu überſteigende Kette mit Gipfeln bis zu 7770 Meter Höhe (Tagharma) vom Ghez oder Jamuniar genannten Ausfluß des kleinen Karakulſees, ähnlich wie der Kuenlün und Himalaya von Bergſtrömen durchbrochen werden. Früher zu den unbekannteſten Theilen der Erde gehörend, wurden die Pamirhochthäler zuerſt von den Engländern und zwar zunächſt 1869 von dem Mirza genannten Kundſchafter, dann 1873 von europäiſchen Mitgliedern der Geſandtſchaft nach Jarkand unter Forſyth, 1874 wieder von indiſchen Kundſchaftern in ihrem ſüdlichen Theil erforſcht. Von N. herab drangen Ruſſen in dieſes Gebiet herein, zuerſt Fedtſchenko 1871, dann 1875—76 eine Kolonne unter General Skobolew, welche den Auftrag hatte, die Kirgiſen auf dem Alaiplateau zu züchtigen, und wobei Koſtenko bis in die Berge gelangte, welche das zum Stromſyſtem des Amu Darja gehörende Alaiplateau von dem Kiſiljart-Hochthal trennen, deſſen Gewäſſer nach dem Tarim abfließen. Ein Streifen von 100—200 Kilom. Breite trennt die von beiden Parteien von N. und S. her erreichten Punkte. Vgl. Forſyth, A mission to Yarkand 1873 (Kalk. 1875); »Great trigonometrical survey« (Dehra Dun 1876); Paquier, Le P., étude géographique, physique et historique (Par. 1876).

Pamlicofund, ausgedehntes Haff an der Küſte des nordamerikan. Staats Nordcarolina, welches im N. mit dem Albemarlefund, gleichfalls einem Haff, zuſammenhängt und durch zahlreiche Oeffnungen in der Nehrung (unter welchen Hatteras Inlet beim gleichnamigen Kap die bedeutendſte) mit dem Atlantiſchen Ocean in Verbindung ſteht. Das an den P. angrenzende Land iſt größtentheils ſumpfig und dicht bewaldet. Der Tar River, in ſeinem Aeſtuarium Pamlico genannt, und der Fluß Neuſe ergießen ſich in dasſelbe. An letzterem liegt die Stadt Newbern (ſ. d.), Hauptort des Zollbezirks P.

Pampa Aullagas, Binnenſee in der ſüdamerikan. Republik Bolivia, nach der in ihm liegenden Inſel auch See von Panza und nach einer an ihm liegenden Stadt See von Poopo genannt, liegt auf dem Hochlande der Provinz Oruro, 3743 Meter ü. M., iſt 110 Kilom. lang, 30—45 Kilom. breit, empfängt von N. den Desaguadero, den Abfluß des Titicacaſees, und von O. zahlreiche Bäche, während er ſelbſt keinen Abfluß hat; denn der Rio Laca Ahuira, welcher früher das überflüſſige Waſſer in die Cienaga (Salzſumpf) de Coipaſa führte, liegt jetzt theilweiſe trocken.

Pampalōni, Luigi, ital. Bildhauer, geb. 1800 zu Florenz, ſtudirte daſelbſt, dann in Rom. Unter ſeinen früheren Werken iſt der betende Knabe durch Nachahmungen in Gips, Alabaſter ꝛc. bekannt. Auch verfertigte er die koloſſalen Statuen Arnolfo di Cambio's und Bruneleſchi's, welche 1830 in Rom auf dem Domplatz an der Canonica aufgeſtellt wurden. Sein Hauptwerk iſt aber eine büßende Magdalena. Für Piſa lieferte P. die koloſſale Bildſäule des Großherzogs Leopold I., für Lucca das Denkmal Lazzaro Papi's, des Geſchichtſchreibers der franzöſiſchen Revolution, im Kloſtergang von Santa Croce, zu der Statuenreihe berühmter Toskaner unter den Uffizien die Bildſäule Leonardo da Vinci's. Er ſtarb 1847 zu Florenz.

Pampas (in der Quechuaſprache ſ. v. w. »Ebene«), die ſüdliche Hauptmaſſe der Flach- und Tiefländer Südamerika's, die ſich von der bolivianiſchen Provinz Chiquitos, ungefähr unter 20° ſüdl. Br., an der Weſtſeite und zum Theil an der Oſtſeite des Paraguay und Paraná hin und von da ſüdlich vom Rio de la Plata bis weit nach Patagonien hinein erſtrecken und ſich in ihrem ſüdlichen Theil von dem Atlantiſchen Ocean bis zu den weſtlichen Abfällen der Andes ausbreiten. Im weiteſten Sinn gehören alſo das ſüdweſtliche Braſilien, Uruguay, Paraguay, Chiquitos, Chaco, der größte Theil der Argentiniſchen Republik und Patagoniens zu dieſem großen Tieflande, deſſen Flächenraum man auf 4,185,000 QKilom. (76,000 QM.) ſchätzt. Insbeſondere begreift man aber unter den P. die großen, in Steinwüſten und Salzſteppen übergehenden Ebenen der Argentiniſchen Staaten bis tief nach Patagonien hinein. Faſt ohne

alle Bäume und Gesträuche und ohne Anbau, bieten diese mit Gras und hohen Kräutern bewachsenen Ebenen den einförmigsten Anblick dar. Die aus N. und NW. kommenden spärlichen Gewässer versiegen meist während der trockenen Jahreszeit, während sie in der nassen eine Menge von Seen und Sümpfen bilden. Der Boden ist mehr oder weniger von Salz durchdrungen, vornehmlich im W., wo sich die sandigen, nur mit kümmerlicher Vegetation bedeckten Travesias ausbreiten, welche gleich den Wüsten fruchtbare, wohlbewässerte Oasen einschließen. Die Flüsse (Salado, Dolce, Rio Primero, Rio Secundo, Rio Tercero, Rio Quarto, Desaguadero ꝛc.) führen nur in der obern Gebirgsgegend reines, süßes Wasser; nach einem Laufe von 70—150 Kilom. hat dieses schon die Salztheile des Bodens angenommen und ist nicht mehr trinkbar. Eine Menge dieser Flüsse verliert sich in Salzseen. Die trockene Zeit, die jährlich im Oktober beginnt, dauert oft 3—4 Monate, ohne daß ein Regentropfen den glühenden und geborstenen Boden erfrischt. Die P. von Buenos Ayres sind weithin mit Klee, hohen Disteln ꝛc. bewachsen, welche einen undurchdringlichen Wald bilden, aber gegen Ende des Sommers absterben. Der südlich daran grenzende, 750 Kilom. breite Landstrich bringt bloß hohes Gras hervor, und noch weiter nach S., dem östlichen Abfall der Andes zu, ist die Ebene mit niedrigen Bäumen und Sträuchern bedeckt. Das Klima der P. ist sehr warm, aber im allgemeinen gesund; in San Juan steigt das Thermometer oft auf 38—43° C. Im December hauptsächlich weben sehr warme Winde, welche Sand und Staub mitführen; im Frühling und Sommer ist der Nordwind, im Winter aber der raube und oft heftige Südwestwind (Pampero) vorherrschend. Die P. mit ihren unermeßlichen Grasflächen ernähren zahlreiche Herden von Rindvieh, Pferden und Schafen; außerdem werden sie von Katzenarten, verwilderten Hunden, amerikanischen Straußen, Viscacha's (Hasen) ꝛc. bewohnt. Die Bevölkerung der P. besteht aus vielen Stämmen, die zusammen die Pampasindianer heißen, aber sehr verschiedenen Familien angehören: Quechua im NW., Verwandte der Araukaner längs der Andes, Abiponer, Puelchen, Tehuelchen ꝛc. (s. Patagonien) in der östlichen Zone der P. Die Viehhirten heißen Gauchos (s. d.). Das Wort P. kommt auch in zahlreichen Namenzusammensetzungen vor, in denen zum Theil P in B verwandelt wurde, wie in den Fluß- und Ortsnamen Moyobamba, Urubamba, Micuipampa, Pampamay ꝛc. S. Karte »Südamerika«.

Pampatar, guter Hafen an der Südküste der venezuelanischen Insel Margarita; früher wegen seiner Perlenfischerei berühmt.

Pamphilos, Maler aus Amphipolis, lebte um 390—350 v. Chr., ward mit seinem Lehrer Eupompos der Gründer der sikyonischen Malerschule. Er zeichnete sich durch gründliche wissenschaftliche Bildung vor seinen Genossen aus; bemerkenswerth ist der von ihm aufgestellte Satz, daß ohne Arithmetik und Geometrie die Malerei nicht zur Vollendung gebracht werden könne. Wer bei ihm Unterricht nehmen wollte, mußte sich zu einem zehnjährigen Kursus und einem Honorar von 1 Talent verpflichten. Dennoch war die Zahl seiner Schüler bedeutend, der größte unter ihnen Apelles. Man nennt von den Bildern des P. unter anderen: das Treffen bei Phlius, Ulysses auf dem Schiff und als sein Hauptwerk die Ankunft der um Schutz flehenden Herakliden in Athen, in der Poikile Stoa daselbst.

Pamphlét, gleichbedeutend mit Flugschrift (s. d.), manchmal auch s. v. w. Schmähschrift, Libell. Das seinem Ursprung nach noch unerklärte Wort kam zuerst in England auf und findet sich bereits bei Shakespeare (»Heinrich VI.«, 1. Th., III, 1) im Sinn einer Klagschrift gebraucht. Pamphletist, Schmähblattschreiber.

Pamphylien, im Alterthum eine Landschaft Kleinasiens, umfaßte ursprünglich den schmalen Küstenstrich zwischen Lykien und Kilikien an dem danach benannten Pamphylischen Meer (Golf von Adalia), im weitern Sinn als römische Provinz auch das ganze nördlich daran stoßende Pisidien zu beiden Seiten des Tauros und war im ganzen ein gebirgiges Land. Wenige Meilen von der Küste erhebt sich der Tauros, der mehrere Zweige aussendet, z. B. an der Westgrenze den Klimax (jetzt Ekter). Das einzige Vorgebirge ist das Leukotheion (jetzt Karaburun). Flüsse sind: Katarrhaktes, der, nachdem er zweimal unter der Erde verschwunden, östlich von Attaleia (Adalia) mündet (jetzt Dudensu), Kestros (Aksu), Eurymedon (Köprüsu) und Melas (Manawgatsu). Die Bewohner des Landes waren eine Mischung von Ureinwohnern mit eingewanderten Kilikern und Griechen, daher der Name Pamphyli (»allerlei Völker«). Sie theilten die Schicksale der anderen Küstenvölker Kleinasiens, indem sie nach einander unter persische, makedonische und syrische Herrschaft kamen. Nach des Antiochos Besiegung durch die Römer bildete P. einen Theil des pergamenischen Reichs, bis es sammt diesem an Rom fiel. In ihren Sitten hatten die Pamphyler viel Aehnlichkeit mit den Kilikern; sie trieben in Gemeinschaft mit ihnen Seeraub, und ihre Seestädte waren Marktplätze für den Raub der kilikischen Seeräuber. Städte waren: Attaleia (Adalia) und Kibyra am Meer; Aspendos am Eurymedon, Perge (im N. von Adalia); östlich davon Syllion, Side (Eski Adalia).

Pamplóna (Pampeluna), 1) befestigte Hauptstadt der span. Provinz Navarra, am Fluß Arga und an der Eisenbahn von Saragossa nach Alsasua gelegen, ist der Sitz eines Generalkapitäns, eines Bischofs und eines königlichen Gerichtshofs, hat breite, gerade, aber meist unebene Straßen, eine schöne gothische Kathedrale (1397 von König Karl III. von Navarra erbaut) mit zwei Glockenthürmen (aus neuerer Zeit) im florentinischen Stil, eine Citadelle, einen Palast des Vicekönigs, einen neuen Gouvernementspalast, ein Institut mit naturhistorischen Sammlungen, Bibliothek und botanischem Garten, eine Zeichen- und eine mathematische Schule, ein medicinisch-pharmaceutisches Kollegium, ein Seminar und mehrere andere Unterrichtsanstalten, einen schönen Cirkus für Stiergefechte (8000 Personen fassend), Fabrikation von Leder, Pergament, Tuch, Wachs, Guitarrensaiten, Töpfer- und Steingutgeschirr, Eisen- und Stahlwaaren, eine Kugelgießerei, Handel (besonders mit Wein) und 22,900 Einw. P. ist das Pompejopolis der Alten und war eine Stadt der Vasconer. In Besitz der Mauren gelangt, wurde es 778 von Karl d. Gr. erobert. 907 belagerte es der saracenische Statthalter von Saragossa, wurde aber von Sancho von Navarra geschlagen. P. war fortan Hauptstadt von Navarra, seit 1512 des spanischen Theils. 1521 eroberten es die Franzosen unter Lesparre (bei der Vertheidigung erhielt Ignaz Lovola, der Stifter der Jesuiten, seine verhängnisvolle Verwundung), erlitten aber bald nachher eine Niederlage durch die Spanier. 1808—1813 war die Stadt in den Händen der Franzosen. Vom 3. Sept. 1823 an wurde

P. durch die Franzosen unter Marschall Lauriston belagert und kapitulirte nach lebhafter Beschießung 18. Sept. Im Karlistenkrieg von 1836—40 blieb P. in den Händen der Christinos. Ende September 1841 suchte sich General O'Donnell vergebens der Stadt zu bemächtigen, um von hier aus für die Königin Christine gegen Espartero zu wirken. 1854 erklärte sich die Stadt für den Aufstand O'Donnells. Auch im letzten Karlistenkrieg 1873—76 blieb P. in der Gewalt der Liberalen. — 2) Stadt im kolumbischen Staat Santander in Südamerika, 2500 Meter ü. M., von hohen Bergen eingeschlossen, Bischofsitz, mit 8000 Einw.

Pān (griech.), das All, Alles; häufig in Zusammensetzungen vorkommend.

Pān, in der griech. Mythologie ein arkadischer Wald- und Weidegott, Sohn des Zeus und der Nymphe Kallisto oder des Hermes und einer Tochter des Dryops, dessen Schafe jener weidete, kam gehörnt, bärtig, krummnasig, geschwänzt und bocksfüßig zur Welt, so daß seine Mutter erschrocken floh; sein Vater Hermes aber trug ihn nach dem Olymp. Sein Dienst breitete sich von Arkadien weiter aus. Er wohnt in Grotten, schweift auf Bergen und in Thälern umher, bald jagend, bald mit den Nymphen Tänze aufführend, und ist Beschützer der Herden, deren Fruchtbarkeit er vermehrt, sowie tüchtiger Jäger auf Wild und Fische. Er liebt die Musik, ist Erfinder der Syrinx-Hirtenflöte (Pansflöte), auf der er abends in seiner Grotte bläst, und machte sich aus einer Seemuschel eine Art Trompete, durch deren Schall er die Titanen während ihres Kampfes mit den Göttern in Schrecken versetzte. Als Gott, der die Waldeinsamkeit liebt, jagt er auch plötzliches Grauen und Schrecken ein (panischer Schrecken). Als Walddämon besitzt P. auch die Gabe der Weißagung und unterrichtet Apollon in derselben; auch ist er Diener und Begleiter der Kybele und des Dionysos. Zum Symbol des Weltalls ward er erst später aus Mißverstand (to pān, »das All«) erhoben. Geheiligt waren ihm die Fichte und die Steineiche. Er ist verwandt mit dem Faunus und Innus der Römer. Man opferte ihm Böcke, Lämmer, Kühe, Honig, Most und Milch Heiligthümer des P. gab es besonders in Arkadien; aber auch in Argolis, Sikyon, zu Oropos, Athen, bei Marathon (wo er den Athenern in der Schlacht geholfen haben soll), um den Parnaß und in Thessalien ward er verehrt. Neben ihm erscheinen auch Pansfrauen und Panskinder, das Geschlecht der sogen. Panisken, einer Art Waldteufel. In der Kunst unterscheidet man eine ältere und eine jüngere Darstellung des P. Die ältere, aus der besten Zeit der griechischen Kunst, ist mit Ausnahme der keimenden Hörner an der Stirn eine rein menschliche; später stellte man ihn dar mit ausgebildeten Hörnern, langem Ziegenbart und Ziegenfüßen. Die gewöhnlichen Attribute sind Syrinx und Hirtenstab, auch wohl ein Fichtenkranz. Vgl. Schröter, Ueber den Mythus des P. (Saarbr. 1838); W. Gebhard, Zur Geschichte des Pankultus (Braunschw. 1872).

Panacee (griech.), »All-Heilmittel«, welches alle Krankheiten heilen oder doch wenigstens in den meisten Krankheiten ausgezeichnete Wirkungen zeigen sollte. Selbstverständlich kann es ein solches alle Krankheiten heilendes »Universalmittel« nicht geben.

Panache (franz., spr. -asch), Helm-, Federbusch; panachiren, buntstreifig machen (wie die Farben eines Federbusches); Panaché, panachirtes Eis, buntstreifiges Gefrornes aus verschiedenen Fruchtsäften.

Panätios, Stoiker, geboren um 180 v. Chr. auf Rhodos, lebte zu Rom, wo er viel zur Verbreitung der griechischen, besonders stoischen, Philosophie beitrug und in freundschaftlichem Umgang mit Lälius und dem jüngern Scipio stand, den er nach Karthago und zwei Jahre später auf einer Reise nach Aegypten und Asien begleitete. Von seinen Schriften sind nur unbedeutende Reste auf uns gekommen; sein Hauptwerk über die Pflicht hat Cicero in seinem Werk: »De officiis« vielfach benutzt. Vgl. van Lynden, De Panaetio (Leid. 1802).

Panamá (Isthmo), ein Staat der südamerikan. Föderativrepublik Kolumbien, 81,770 QKilom. (1485,3 QM.) groß, umfaßt die Nord- und Südamerika verbindende und den Atlantischen Ocean vom Stillen Meer scheidende Landenge von P. (auch Isthmus von Darien genannt), welche an ihrer schmalsten Stelle (zwischen der Stadt P. und der Navybai) nur 37 Kilom. breit ist. Im NW. bildet Costarica, im SO. der kolumbische Staat Cauca die Grenze. Die Kordilleren Südamerika's sinken hier zu einer Kette niedriger Hügel von selten mehr als 300 Meter Höhe ab; erst gegen die Grenze von Costarica hin nehmen sie wieder Hochgebirgscharakter an und steigen im Vulkan von Chiriqui zu 3383 Meter Höhe an. Von den sehr zahlreichen Küstenflüssen sind der Rio Tuira, Rio Bagano (Clapo) und Rio Chagres die bedeutendsten und zugleich die einzigen auf eine Strecke von der Mündung aus schiffbaren Flüsse. Die Küsten, an deren Südseite der große Golf von P. mit den Perlen- und anderen Inseln sich öffnet, enthalten zahlreiche treffliche Buchten und Hafenplätze; das Innere aber ist zum größten Theil eine noch wenig gekannte, unkultivirte und mit üppigster Vegetation bedeckte Wildnis. Produkte des Mineralreichs sind Gold, das sich in vielen Flüssen findet, reichliche Kohlen, auch Eisen; die früher in der Bai von P. eifrig betriebene Perlenfischerei hat fast gänzlich aufgehört. In den besiedelten Theilen gedeihen Reis, Mais, Kaffee, Kakao und Zucker vorzüglich. Von der Bevölkerung, die (1871) 220,542 Seelen zählt, sind nur etwa 6 Proc. Weiße (meist in den Städten); die große Masse besteht aus Mischlingen. Indianer zählt man etwa 13,000, wovon die Hälfte civilisirt, d. h. mit Kleidern versehen und ansässig ist, theilweise auch Handel treibt, die andere Hälfte aber den Europäern sich vielfach feindlich gezeigt hat. Im W. des Staats deuten alte Gräber und Bauwerke mit Hieroglypheninschriften auf eine uralte indianische Kultur hin, die wahrscheinlich unter mejikanischem Einflusse sich entwickelt hat. Bedeutender als der Ackerbau ist die durch ausgedehnte Savannen sehr begünstigte Viehzucht. Für den großen Weltverkehr ist die 1850—55 von einer Gesellschaft New Yorker Kapitalisten erbaute, 73 Kilom. lange P.-Eisenbahn über den Isthmus von P. (Wasserscheide 80 Meter ü. M.), zwischen Colon am Atlantischen Ocean und der Stadt P. am Stillen Meer, von großer Wichtigkeit, insofern sie den Seeweg nach den Westhäfen Amerika's, insbesondere nach Valparaiso und San Francisco, wesentlich abkürzt; indessen hat sie in den letzten Jahren sowohl durch die Errichtung einer direkten Dampferlinie zwischen Liverpool und Valparaiso, wie durch die Eröffnung der Pacificbahn in Nordamerika sehr viel verloren, so daß sie 1872 nicht einmal die jährlich an die Centralregierung von Kolumbien zu zahlende Summe von 250,000 Doll. bezahlen konnte. Der schon oft aufgetauchte Plan einer Durchstechung derselben

Landstrecke, um eine schiffbare Verbindung zwischen beiden Meeren herzustellen, ist bis jetzt Projekt geblieben. In neuester Zeit ist von A. de Gogorza eine andere Linie zu gleichem Zweck untersucht und warm befürwortet worden, nämlich die Strecke zwischen dem Golf von Uraba und dem Busen von San Miguel, unter 8° nördl. Br., etwa 75 Kilom. breit, wo in den Busen von San Miguel der Tuira, anderseits in den Atrato der Cacarica mündet, welche beiden Flüsse auf der flachen Wasserscheide in natürlicher, für Kähne zugänglicher Verbindung stehen. Auf dieser Linie soll ein großer Kanal ohne Schleusen gebaut werden, und bereits hat sich 1876 eine Gesellschaft gebildet, welche die Vorarbeiten in die Hand nahm. — Der Staat P. hängt nur lose mit den übrigen kolumbischen Republiken zusammen; nur in Betreff der auswärtigen Verhältnisse, der Naturalisation der Fremden, der nationalen Einnahmen und Ausgaben, des Wappens und der Flagge, der Maße und Gewichte und der öffentlichen Staatsländereien ist er von der Centralregierung abhängig, in allen anderen Angelegenheiten aber selbständig. An der Spitze der Regierung steht ein Präsident, neben ihm eine Gesetzgebende Versammlung, die alljährlich zusammentritt; im übrigen ist die Verfassung außerordentlich liberal. Das Gebiet ist in sieben Departements eingetheilt: P., Chiriqui, Fabrera, Herrera, Los Santos, Coclé und Colon. Als wichtigere Städte sind außer der Hauptstadt P. zu nennen: Colon oder Aspinwall und Santiago; die früher bedeutenden Hafenplätze Puerto Bello und Chagres sind jetzt herabgekommen. Seit 1823 war P., das bis dahin Tierra Firme im engern Sinn genannt wurde, der von Bolivar gegründeten Republik Colombia einverleibt und blieb bei dem Zerfall derselben 1830 als Provinz P. bei der Republik Neugranada, bis es sich 1855 von derselben trennte und für selbständig erklärte. 1861 schloß sich P. wieder den Vereinigten Staaten von Kolumbien (s. d.) an.

Die gleichnamige Hauptstadt des Staats liegt an der Nordseite des Golfs von P. und am südlichen Ausgangspunkte der von Colon (Aspinwall) kommenden P.-Eisenbahn, in einer heißen, theilweise sehr ungesunden Gegend am Fuß einer Hügelkette, zerfällt in eine obere und untere Stadt und bietet mit ihren vielen, jetzt zum Theil in Ruinen liegenden Kirchen und Klöstern, verfallenen Bastionen, umgeben von bergigen Inseln, vom Meer aus gesehen einen höchst malerischen Anblick dar. P. ist der Sitz der Staatsbehörden, eines katholischen Bischofs, hat eine alte Kathedrale, ein Post- und Zollhaus, aber wenig eigene Industrie, denn die sogen. »Panamahüte« und andere Fabrikate aus Binsen, Palmstroh u. dgl. kommen aus Südamerika (Guayaquil, Lima). Wichtiger ist der Handel, der zum größten Theil Transithandel ist und in den Händen der Fremden, namentlich der Nordamerikaner, liegt, welche den überwiegenden Theil der Bevölkerung bilden. Von Landesprodukten kommen nur Thierhäute, Droguen, Farbhölzer und etwas Perlen zur Ausfuhr. P. hatte 1872 (mit Einschluß von 3160 Fremden) 18,378 Einw.; es ist einer der wichtigsten Seeplätze der Westküste Amerika's. Der Hafen der Stadt wurde 1849 zum Freihafen erklärt; doch müssen die Schiffe wegen der Flachküste 2 Kilom. von der Stadt ankern, so daß sich auch die eigentliche Rhede über 15 Kilom. weit von ihr bei den Inseln Taboga und Taboguilla befindet. Die erste hier 1518 angelegte Stadt P. wurde 1670 von dem Flibustier John Morgan niedergebrannt und nachher von Cordova 3 Kilom. von ihrer frühern Stelle wieder aufgebaut. Sie war zur Zeit der spanischen Herrschaft sehr reich und der Stapelort des Handels mit Peru und den Philippinen. In der Folge verfiel sie, hob sich aber wieder seit 1833, als eine Dampfbootverbindung mit Peru und Chile und von der Ostküste mit Jamaica errichtet wurde. Geschichtlich merkwürdig wurde P. durch den Generalkongreß sämmtlicher südamerikanischen Freistaaten, der 1825 hier eröffnet, aber später nach Tacubaya bei Mejiko verlegt wurde. S. die Karten »Centralamerika«, »Peru ꝛc.«

Panamahüte, s. Hut.

Panamarinde, s. Quillaja.

Panama's, halbwollene Modezeuge mit dreifadiger baumwollener Kette und doppeltem wollenen Einschuß, sieht den geflochtenen Panamahüten ähnlich.

Panard (spr. -ar), Charles François, franz. Volksdichter, geboren um 1694 zu Courville bei Chartres, machte sich durch eine Menge trefflicher Chansons sowie durch eine Anzahl Vaudevilles und komischer Opern berühmt. Er lebte von der Unterstützung seiner Freunde und vornehmer Gönner, die er mit Versen bezahlte, und soll seine meisten Lieder im Rausch gedichtet haben; starb 13. Juni 1765 zu Paris. Seine dramatischen Versuche wie seine Lieder und Gelegenheitsgedichte zeichnen sich meist durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Feinheit aus, sind aber im Stil nachlässig und inkorrekt. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: »Théâtre et œuvres divers« (Par. 1763, 4 Bde.; Auswahl von Gouffé, das. 1803, 3 Bde.). Vgl. Gonzalle, P. et la chanson (Par. 1866).

Panāro, Fluß in Italien, entspringt als Scoltenna am Fuß der Apenninen bei Pelago in der Provinz Modena, durchströmt diese Provinz in nördlicher und nordöstlicher Richtung, bildet theilweise die Grenze gegen die Provinz Ferrara, tritt dann in diese über und mündet bei Bondeno in den Po di Volano. Seine Stromlänge beträgt 200 Kilom.

Panathenaen (griech.), das größte und älteste religiös-politische Fest der Athener, welches zu Ehren der Athene, der Schutzgöttin Athens, gefeiert ward. Schon der König Erechtheus hatte Athenäen gestiftet; Theseus verwandelte, nachdem er die attischen Flecken zu einer gemeinschaftlichen Stadt verbunden, das Fest in P. (»Fest für alle Athener«). Unter dem Archonten Hippoklides, sechs Jahre vor Pisistratos, erhielten auch fremde Staaten Theil daran, und das Fest wurde überhaupt glänzender. Die P. zerfielen in große und kleine; diese wurden alljährlich, jene jedes fünfte Jahr, je im dritten Olympiadenjahr, gefeiert. Die Festlichkeiten erstreckten sich vom 25. bis zum 28. des Monats Hekatombäon; der letzte Tag war der glänzendste. Sie bestanden theils in Opfern, Aufzügen und scenischen Darstellungen, theils in Wettkämpfen und zwar in ritterlichen, gymnischen (seit 566 v. Chr.) und musischen (seit Perikles). Mit letzteren begann das Fest; sie fanden im Odeon statt. Für sämmtliche Wettkämpfe wurden zehn Kampfrichter (Athlotheten) aus den zehn Phylen gewählt. Die Kampfpreise bestanden in einem Kranz aus Zweigen des geweihten Oelbaums und zugleich in einem großen und schönen irdenen Gefäß (panathenäische Vase), das mit heiligem Oel gefüllt war. Den Glanzpunkt des ganzen Festes bildeten aber der feierliche Aufzug der gesammten athenischen Bürgerschaft (Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen), mit Einschluß der Schutz-

verwandten (Metöken), und das große Festopfer mit gemeinsamem Mahl. Das prächtigste Schaustück bei der Procession war das reich gestickte safranfarbige Obergewand der Athene, das für jede Feier von den attischen Frauen neu gewebt ward und auf dem sogen. panathenäischen Schiff, einer beweglichen Maschine in der Form eines Schiffs, fortbewegt wurde. Das Festopfer bildete den Schluß der Feierlichkeit und bestand in einer Hekatombe. Die kleinen P. waren weniger glänzend. Vgl. H. A. Müller, Panathenaica (Bonn 1837).

Panax *L.* (Kraftwurz, Ginseng), Pflanzengattung aus der Familie der Araliaceen, Sträucher und Bäume in wärmeren Ländern, mit drei- bis fünfzähligen Scheidenblättern, Blüten in traubenartigen Dolden und zusammengedrückter, zweifächeriger Beere. Von P. quinquefolius *L.*, in Nordamerika, von Kanada bis Carolina, ist die Wurzel in Nordamerika ein Surrogat der Süßholzwurzel und findet sich sehr häufig der Senegawurzel beigemischt. Sie enthält einen dem Glycyrrhizin einigermaßen ähnlichen Stoff, das Panaquilon. P. Schinseng *Nees ab Esenb.* (echte Ginsengwurzel), in Ostindien, China und Japan, liefert die in China und Japan als Arzneimittel am höchsten geschätzte Ginseng- oder Schinsengwurzel (Radix Ginsing, Ginzing, Genfing), von der man verschiedene Sorten hat. Durch Brühen wird die Wurzel fast durchscheinend. Man schreibt ihr sehr bedeutende Kräfte zu, und von den chinesischen Aerzten wird sie fast jedem Kranken, der dem Tode nahe ist, als letzte Arznei gereicht. Früher glaubte man auch in Europa, wo sie durch Bourdelin 1697 bekannt wurde, an ihre Kräfte und bezahlte sie sehr theuer; jetzt kommt sie nur selten oder fast gar nicht im Handel vor, nachdem man sie als indifferente, schleimige, zugleich etwas bitterlichsüße, werthlose Drogue erkannt hat.

Panay, eine der Philippineninseln span. Antheils, zur Gruppe der Bissayas gehörig, südöstlich von Mindoro, 11,780 QKilom. (214 QM.) groß mit 453,000 Einw., welche großentheils nominell zum Christenthum übergetreten sind. Die Insel ist reich an schönen Waldungen; Hauptprodukte sind Reis und Tabak. Hauptstadt ist Antigua.

Panchréstum (griech.-lat.), s. v. w. Panacee.

Panckoucke (spr. pangkut), franz. Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie, deren Stammvater André Joseph P. (geb. 1700 zu Lille, gest. 17. Juli 1753 daselbst) zugleich ein freisinniger Schriftsteller war. Sein Sohn Charles Joseph P., geb. 26. Nov. 1736 zu Lille, siedelte 1754 nach Paris über, wo sein Haus der Sammelplatz der vorzüglichsten literarischen Notabilitäten ward. Er schrieb unter anderem eine »Grammaire raisonnée« (Par. 1795), übersetzte Tasso und Ariost, verlegte den »Mercure de France«, ferner Buffons Werke, Laharpe's Reisen, das große französische »Vocabulaire«, das »Répertoire universel de jurisprudence« und die »Encyclopédie méthodique«, ein Riesenwerk, das die Diderot'sche »Encyclopédie« ersetzen sollte und nach seinem Tode fortgesetzt wurde. Auch ist er der erste Begründer des »Moniteur« (s. d.), der zum Theil noch heute das Eigenthum der Panckoucke'schen Familie ist. Er starb 19. Dec. 1798. Sein Sohn Charles Louis Fleury P., geb. 23. Dec. 1780 zu Paris, war gleichfalls Schriftsteller und Verleger. Seine bedeutendsten Verlagsartikel sind das »Dictionnaire des sciences médicales« (seit 1810, 60 Bde.); die »Description de l'Égypte«, ein Prachtwerk in 25 Bänden, mit 900 Kupfern, das Napoleon I. beginnen, Ludwig XVIII. vollenden ließ; die »Bibliothèque française-latine«, eine kostbar ausgestattete Sammlung römischer Klassiker mit französischer Uebersetzung, die jedoch den Stand der französischen Philologie in keinem günstigen Licht zeigt (er selbst lieferte dazu die Uebersetzung des Tacitus). Von Panckoucke's eigenen Schriften sind zu erwähnen: »Essai sur l'exposition, la prison et la peine de mort«; »Voyage pittoresque aux îles Hebrides etc.«, mit 25 von ihm selbst gezeichneten Kupfern, u. a. Er starb 11. Juli 1844. Sein Sohn Ernest P., geb. 1808 zu Paris, übersetzte den Horaz für oben genannte »Bibliothèque« und war bis Ende 1868 Theilhaber der Druckerei und Gérant des »Moniteur«; seitdem lebt er vom Geschäft zurückgezogen.

Pancratius, Heiliger, dessen Gedächtnistag auf den 12. Mai fällt, soll als 14jähriger Knabe mit seines Vaters Bruder Dionysius nach Rom gekommen, dort bekehrt und in der Diokletianischen Christenverfolgung 293 enthauptet worden sein. Im Witterungskalender ist P. berüchtigt als einer der Eisheiligen (s. Herren, die drei gestrengen).

Pandämonion (griech.), ein allen Göttern geweihter Tempel; dann Inbegriff aller übermenschlich gedachten Wesen, besonders der bösen Geister oder Dämonen, welche das Reich des Teufels bilden.

Pandaneen, monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Spadicifloren, perennirende Pflanzen mit baumartig aufrechtem, oft auf halb aus dem Boden hervorragenden Wurzeln stehendem oder mit schwachem, niederliegendem oder klimmendem Stock und meist büschelförmig dicht beisammenstehenden Blättern, welche entweder einfach lang und schmal und am Rand oft dornig oder blattartig und hand- oder fiederförmig gespalten sind. Die Blüten sind eingeschlechtig, ein- oder zweihäusig oder polygam und stehen an einem einfachen oder ästigen Kolben mit ein- oder mehrblätteriger, oft gefärbter Spatha. Die männlichen Blüten sind nackt oder mit einem mehrblätterigen, regelmäßigen Perigon versehen und enthalten zahlreiche Staubgefäße mit fadenförmigen Filamenten und zwei- oder vierfächerigen, mit Längsspalten aufspringenden Antheren. Die weiblichen Blüten haben selten ein Perigon; sie bestehen aus mehreren einfächerigen Fruchtknoten, welche entweder eine einzige Samenknospe an ihrer Bauchnaht, oder deren zahlreiche an mehreren wandständigen Placenten tragen und meist mit einer sitzenden Narbe endigen. Die Frucht ist beeren- oder steinbeerenartig, entweder aus mehreren verwachsenen Fruchtknoten zusammengesetzt oder einfächerig. Die Samen enthalten ein fleischiges oder horniges Endosperm und im Grunde desselben einen kleinen Keimling. Die P. finden sich in den Tropenländern der Alten Welt; sie liefern eßbare Früchte und in ihren Stämmen und Blättern Material zum Bauen und zu mancherlei häuslichen Gegenständen.

Pandănus *L. fil.* (Pandang, Schraubenbaum, Pandane), Pflanzengattung aus der Familie der Pandaneen, baum-, seltener strauchartige Gewächse von palmenähnlichem Habitus, meist mit schlankem, ungetheiltem oder nur an der Spitze verästeltem, auf einem Gerüst von Luftwurzeln ruhendem Stamm, großen, einfachen, linealen, am Rand und an der Mittelrippe dornigen, gedrängt und in dreifacher Spirale stehenden Blättern, monöcischen, in meist verzweigten Kolben stehenden männlichen und in einem einfachen Kolben stehenden weiblichen

Blüten und zusammengesetzten, beeren- oder steinbeerenartigen Früchten. Die zahlreichen Arten finden sich in den wärmeren Ländern der östlichen Halbkugel, die meisten von ihnen auf den Inseln des Indischen Oceans und den Maskarenen, wo sie in der Nähe des Meers wachsen und bisweilen große Strecken Landes mit einer undurchdringlichen Vegetation bedecken. P. utilis *Bory*, auf den Maskarenen und Madagaskar, mit 6 Meter hohem Wurzelstock und sehr langen, schwertförmigen Blättern, wird besonders auf den Antillen und auf Mauritius kultivirt; seine kugeligen, orangenförmigen Früchte sind genießbar, und aus den Blättern gewinnt man Fasern, die zu Packmaterial verarbeitet werden. Dies gilt auch von den Blättern von P. odoratissimus *L.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen II«), der 5,5 Meter hoch wird, zahlreiche Luftwurzeln treibt, mit rothen Dornen besetzte, lange, schwertförmige Blätter, wohlriechende Blüten und kugelrunde, sehr große, gelbliche oder röthliche Früchte trägt. Er wächst auf den Inseln der Südsee, wird dort, in Ostindien und China kultivirt, und seine Früchte bilden auf mehreren Inselgruppen ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Er eignet sich vor anderen, in unseren Gewächshäusern ebenfalls kultivirten Arten besonders für das Zimmer und gedeiht auch in trockener Luft vortrefflich. Ebenso P. furcatus *Roxb.*, aus Indien, welcher auch bei uns kolossale Dimensionen erreicht und überraschend schnell wächst. Man hat beobachtet, daß ein Blütenkolben sich in drei Stunden um fast 1 Meter verlängerte. Eine sehr schöne Blattpflanze ist P. javanicus *hort.* (s. Tafel »Blattpflanzen II«), welcher auch mit panachirten Blättern vorkommt.

Pandarĕos, im griech. Mythus Sohn des Merops, nahm an den Diebereien des Tantalos theil und stahl unter anderem den goldenen Hund, der den Tempel des Zeus auf Kreta bewachte, entfloh hierauf nach Sicilien und ward hier in einen Stein verwandelt. Seine drei Töchter wurden von den Harpyien geraubt und den Erinnyen als Sklavinnen übergeben.

Pandataria, im Alterthum Insel im Tyrrhenischen Meer, vor der Küste Kampaniens, diente unter den Kaisern häufig als Verbannungsort, namentlich der weiblichen Glieder der kaiserlichen Familie; jetzt Vendotena.

Pandekten (griech., »allumfassend«), Sammlung von Erörterungen, Aussprüchen und Gutachten römischer Rechtsgelehrten; s. Corpus juris.

Pandemie (griech.), eine über ein ganzes Land, eine ganze Bevölkerung gleichzeitig sich verbreitende Krankheit, schließt die Epidemie und Endemie mit ein.

Pandēmos (griech., »dem ganzen Volke gehörig«), Beiname der Aphrodite, ursprünglich als der Volkvereinenden, deren Verehrung Theseus in Athen eingeführt haben soll (s. Aphrodite); dann im unkeuschen Sinn als der sich Jedem Hingebenden (Venus vulgivaga).

Pandharpur (Punderpur), Stadt in der indobrit. Präsidentschaft Bombay, Distrikt Scholapur, an der Bhima, mit (1872) 16,275 Einw., fast ausschließlich Hindu, eine der heiligen Städte Ostindiens, deren Wischnutempel von zahlreichen Wallfahrern besucht wird.

Pandĭon, der Flußadler.

Pandĭon, mythischer König von Athen, Sohn des Erechtheus (s. d.), Vater der Prokne u. Philomela (s. d.).

Pandōra (die »Allbegabte«), in der griech. Mythologie Name des Weibes, welches von Zeus den Sterblichen zum Unheil geschickt wurde, als Prometheus das Feuer vom Himmel geholt hatte. Hephästos hatte sie aus Erde und Wasser gebildet; Aphrodite und die Musen verliehen ihr Liebreiz, Hermes Lüge, einschmeichelnde Rede und List, Zeus endlich eine Büchse, in welcher alle Uebel, aber auch die Hoffnung, verschlossen waren. Epimetheus, der Bruder des Prometheus, nahm sie zur Frau. Aus der geöffneten Büchse flogen nun jene Uebel hervor und verbreiteten sich unter die Menschen; nur die Hoffnung blieb am Boden haften.

Pandrŏsos, im griech. Mythus Tochter des Kekrops und der Agraulos, Schwester des Erysichthon, der Herse und der Aglauros, Thaugöttin, hatte in Athen neben dem Tempel der Athene Polias ein Heiligthum, Pandroseion genannt.

Pandschab (Pendschab, engl. Punjab, »Fünfstromland«), Grenzprovinz des englisch-ind. Kaiserreichs gegen Afghanistan, umschließt alles Land nördlich von Sindh und Radschputana zwischen dem Fluß Dschamna im O. und dem Suleimangebirge im W., im N. an Kaschmir, im W. an Afghanistan grenzend. Das ganze Areal mit Einschluß der Vasallengebiete beträgt rund 518,000 QKilom. (9407 QM.), wovon 268,703 QKilom. (4880 QM.) unmittelbar englisches Reichsgebiet sind. Etwas über $^1/_3$ der Bodenfläche ist unter Kultur; 40 Proc. sind kahles Gebirge, öde Weide und Wüste. In den nördlichen Theil ragt durchweg der Himalaya hinein, der Kangradistrikt schließt sogar auf einem schmalen Strich den Hauptkamm dieses mächtigsten Gebirges der Erde ein und muß auf Pässen von 3294 Meter Höhe überschritten werden. Von Mittelgebirgen gehören dem P. zwei an, die beide dem Himalaya parallel verlaufen: die Siwalikkette, vom rechten Gangesufer bis Huschiarpur jenseit des Satledschflusses in einer Breite bis zu 16 Kilom. streichend, und die Salzberge, die in drei Ketten am Dschelamufer ihren Ursprung nehmen, bei Rasul sich vereinigen und nun in einer einzigen, an Steinsalzlagern überaus reichen Kette bis Kalabugh am Indus fortziehen, um sich schließlich mit Ausläufern der Suleimankette Afghanistans zu verschmelzen, welche die Westgrenze auf eine Länge von 500 Kilom. begleitet. Das Wahrzeichen des P. ist die Menge großer Ströme, die nach einem Laufe von hunderten von Kilometern als reißende Gebirgsflüsse von N. her in die Ebene eintreten, diese in verschiedene Doab (Länder zwischen zwei Strömen) theilen und in einer meist südlichen Richtung dem Meer zueilen. In der Regenzeit seeartig sich erweiternd, schrumpfen sie im Sommer zu schmalen Wasseradern zusammen, aus deren schlammigen, von Bodenfeuchtigkeit getränkten Ufern dann reiche Ernten an Getreide erzielt werden. Sammelfluß der meisten Ströme des P. ist der Indus (s. d.) an der Westgrenze, der sich in das Arabische Meer ergießt; ihm entgegengesetzt fließt die Dschamna (s. d.) nach O. ab. Zwischen beiden nun fließen die fünf Ströme, welche der Provinz den Namen geben: der Satledsch (bei den Alten Hesydros), welcher den Bias (Hyphasis) aufnimmt, der Rawi (Hydraotes), der Tschenab (Akesines) und der Dschelam (Hydaspes), die nach ihrer Vereinigung in den Satledsch fließen, worauf dieser als Pandschnat bei Mithankot in den Indus fällt. Flüsse geringern Wassergehalts sind der Kabul und Swat im Distrikt Peschawar, der Kuram in Deradschat, der Markanda und Ghagar in Ambalah, der Sohan bei Rawalpindi. Die zwischen diesen Flüssen sich ausbreitenden Ebenen wechseln in Fruchtbarkeit; Kornkammer des Landes ist der Dschalandhar Doab genannte Strich zwischen

Bias und Satledsch. Der Landbau wird durch Bewässerung wesentlich gefördert. Neben zahllosen kleinen Wasservertheilungsgräben erfreut sich das P. noch von der Zeit der Mohammedaner her einiger größeren Bewässerungskanäle, welche die englische Regierung noch bedeutend erweitert und vermehrt hat. Der schiffbare Firuzschahkanal (jetzt westliche Dschamna genannt) wurde seit 1824 mit einem Aufwand von 5,4 Mill. Mark gereinigt und wirft jetzt eine Rente von 26 Proc. ab. Als Wasserstraße wird er eine große Zukunft haben nach Vollendung der eifrigst geförderten Firuzpur-Sirhind-Patiala-Kanäle, welche Satledsch und Dschamna oder Indus und Ganges mit einander verbinden werden. Ein großartiges Werk ist der Bari-Doab-Kanal, dessen Hauptstrang zwischen 1849—71 mit einem Aufwand von 25 Mill. Mark hergestellt wurde, während zwei weitere große Nebenzweige in Arbeit sind. Das Klima bewegt sich mehr als in anderen Gegenden des nördlichen Indien in Extremen; die kalte Jahreszeit dauert länger an. Für Lahor ist das Jahresmittel 23,9° C. Regen fällt hauptsächlich im Juli und August, Schnee im Winter fast nur im Himalaya; die Regenmenge im Jahr wechselt von 1 Meter im N. bis 0,177 Meter im S. Aeußerst lästig sind Staubstürme. An Mineralien ist P. reich. Eisenerz aus Kangra im Gebirge liefert ausgezeichnetes Gußeisen; aber Steinkohle fehlt, und man bezieht deswegen europäisches Eisen billiger. Blei und Kupfer werden vielfach ausgebeutet, ebenso Silber; das Auswaschen des Flußgrieses liefert etwas Gold. Steinsalz liegt im Salzgebirge häufig zu Tage und kann steinbruchartig statt bergmännisch gewonnen werden; durchschnittlich werden 1,6 Mill. Ctr. in den Handel gebracht. Eine Zukunft hat die Bearbeitung der Schieferbrüche in Kangra. Nutzholz liefern die ausgedehnten Waldungen im Hochgebirge; der Ebene fehlen Hochwaldungen, es gibt nur Niederwald in Dickichten (Dschangeln). Hauptackerfrüchte der Frühjahrsernte sind: Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Gemüse (darunter im N. die durch Europäer eingebürgerte Kartoffel), Tabak und Mohn; der Herbsternte: Hirse, Mais, Reis, Baumwolle, Zucker, Oel- und Gemüsepflanzen, Indigo. Dem Süden sind Datteln, dem Gebirge im N. Thee- und Hopfenpflanzungen eigen, beide von Engländern seit einigen Jahrzehnten angelegt. Die Viehzucht ist bedeutend, Hornvieh zählte man 1869: 7 Mill. Stück; eine große Zukunft hat die sorgsam gepflegte Pferdezucht, Rawalpindi im NO. ist Hauptpferdemarkt. Die Besitzrechte der Bauern wurden durch Gesetz von 1868 auf neuer, dem Kleinbesitzer äußerst günstiger Grundlage geordnet; $^4/_5$ des Grund und Bodens sind Privateigenthum, der Rest Eigenthum des englischen Staats. Was die Industrie betrifft, so werden für den inländischen Bedarf alle Arten baumwollener, wollener und seidener Gewebe, Matten aus Filz und Pflanzenfasern und eiserne Geräthe verschiedenster Form dargestellt; zur Ausfuhr gelangen Shawls in Nachbildung der weltberühmten Muster von Kaschmir, wo diese Industrie im Verlöschen ist, und ausgezeichnete Goldschmiedwaaren; der aufgelegte, mit Edelsteinen verzierte Silberschmuck aus Kangra wird zu den besten dieser Art gezählt. Der neuesten Zeit gehört die Errichtung von Bierbrauereien im äußern Himalaya an, die schon große Lieferungen für das Militär übernehmen (vgl. Powell, Handbook of the manufactures and arts of P., Lahor 1871). Im Handel werden durchschnittlich Güter im Werth von 100 Mill. Mark verfrachtet. Obenan steht Salz, dann folgt Getreide, Zucker und Reis; den größten Verkehr haben Dehli, Amritsar (Stapelplatz für Kaschgar in Centralasien), Bhewani, Multan. Am meisten Zunahme erfuhr in den letzten Jahren der Handel nach Kaschgar, rückgängig aus politischen Gründen ist der Verkehr mit Afghanistan. Die schiffbaren Wasserstraßen haben (1875) eine Länge von 3900 Kilom. (der Indus wird bis Attok, der Satledsch bis Adamwahan, Bahawalpur gegenüber, mit Flußdampfern befahren), die eröffneten Eisenbahnen eine solche von 912 Kilom.

Die Bevölkerung beträgt nach der letzten Volkszählung (1872) im britischen Gebiet 17,611,498 Einw. (in den Vasallenstaaten 5,8 Mill.), wovon ca. 53 Proc. Mohammedaner, 34,7 Proc. Hindu, 6,5 Proc. Sikhs sind; die Zahl der Europäer beläuft sich auf 17,500. Die meisten Mohammedaner finden sich längs des Indus, die wenigsten sind um Dehli anzutreffen; Sikhs sitzen hauptsächlich von Lahor westlich bis Ambalah. Der Abstammung nach sind in P., in welches als Grenzland alle Einwanderer und Eroberer zuerst einbrachen, mehr Rassen und Nationen vertreten und noch zu unterscheiden als anderwärts. Nach Cunningham (»Ethnology of the P.«, in Bd. 2 der »Archaeological survey«, Simla 1871) sitzen zu Hindu gewordene Reste der Ureinwohner (Meg, Takka) noch im äußern Himalaya. Die Arier, die sich zunächst in der Salzkette und östlich davon niederließen, wurden daraus vertrieben durch die Indoskythen (Juetschi), türkisch-tatarische Nomadenvölker, die auf ihrer Wanderung aus Centralasien Indien um 120 v. Chr. erreichten; ihre Hauptvertreter sind gegenwärtig die Dschat (s. d.) in Gudschar. Die späteren arabischen, mongolischen, afghanischen, türkisch-tatarischen Eroberer haben gleichfalls Spuren ihrer Herrschaft zurückgelassen; die große Menge der Mohammedaner ist jedoch indischer Abkunft. Die Sikhs, aus deren Reich England die Provinz P. bildete, sind eine deistische brahmanische Religionssekte, die ihre Anhänger meist aus Dschat und Gudschar warb. Die Sprache ist im O. des Indus Hindi (s. d.) in der Pandschabi genannten Mundart; jenseit des Indus wird im N. Paschtu, die Sprache der Afghanen, im S. Belutschi gesprochen; im Nordhimalaya ist die Landessprache Tibetisch. Die Schrift ist persisch. Behufs der Verwaltung ist P. in 10 Commissionerships (Regierungsbezirke), 32 Districts (Kreise) und 132 Polizeibezirke abgetheilt. Beim Uebergang des Landes in englischen Besitz 1849 wurden Verwaltung und Justizpflege in der Hand eines einzigen Beamten vereinigt und blieben es, bis 1875 diese Einrichtung (das sogen. »Pandschabsystem«) durch die speciell indische ersetzt ward, wonach den Verwaltungsämtern die niedere Kriminaljustiz zusteht, während schwerere Fälle und die Civiljustiz durch eigene Richter ausgeübt werden. P. hat einen eigenen Appellhof. Für öffentliche Sicherheit sorgt ein von Europäern geführtes Polizeikorps von 22,000 Mann. An Einkünften bringt P. 75 Mill. Mark auf, darunter 40 Mill. durch Grundabgaben. An Bildungsanstalten bestehen (1874) 2 Hochschulen, 22 Mittelschulen höherer, 180 mittlerer Ordnung, 1686 Elementarschulen (außer den Privatschulstuben für Lesen und Schreiben, deren unter einem freilich wenig kundigen Lehrer kein Dorf entbehrt). An Zeitungen erscheinen: 3 englische (zweimal wöchentlich), 16 in der Landessprache und 11 Zeitschriften wissenschaftlichen und religiösen Inhalts. S. Karte »Ostindien«.

In die Geschichte Indiens hat P. durch die Könige der indoskythischen Zeit (1. Jahrh. v. Chr. bis 2. Jahrh. n. Chr.), die Herrscher Kaschmirs (s. d.), von welchem Nordpandschab bis zum Erscheinen der Mohammeda-

ner (11. Jahrh.) ein Theil war, und in neuerer Zeit unter der (zeitweise sehr wenig ausgedehnten) Herrschaft der Sikhs (1419—1849) eingegriffen. England eroberte es 1845—49, hierzu veranlaßt durch einen ganz unberechtigten Angriff, und besitzt darin das natürliche Ausfallthor gegen Afghanistan und Kaschmir sowie ein festes Bollwerk gegen Angriffe von Russisch-Asien her. Hasan Abdal, östlich von Attok, ist der Punkt, wo Armeen, die von Westen kommen, sei es über den Chaiberpaß oder, wie Alexander d. Gr., von Nordwesten aus Swat, in die Ebene eintreten. Daß hier Eroberern der Weg nicht verlegt wurde, war nach englischen Strategen der größte Fehler der alten Inder, dem die englische Regierung durch starke Vorwerke diesseit und jenseit des Indus wie durch die wiederholten großen Truppenübungen bei Hasan Abdal abhilft. Vgl. »Panjab administrative report for the year 1872—73« (Lahor 1873).

Pându, in der ind. Sagengeschichte Stammvater des Geschlechts der Pandava, deren Geschichte den Kern des indischen Epos: »Mahâbhârata« (s. d.) bildet.

Pandulf, genannt der Eisenkopf, langobard. Herzog von Benevent und Spoleto, folgte seinem Vater P. 959 im Fürstenthum Capua und rief Otto I. von Deutschland zu Hülfe gegen Berengar. Er huldigte Otto als Oberlehnsherrn, wurde deshalb vom griechischen Kaiser Nikephoros bekriegt, verwundet gefangen genommen und erst 970 befreit, worauf er den Frieden zwischen dem oströmischen und dem weströmischen Kaiserreich vermittelte. Er starb 981.

Pandüren, unregelmäßige ungar. Miliz zu Fuß, waren mit einer langen Flinte, zwei Pistolen, einem ungarischen Säbel und zwei türkischen Messern bewaffnet und trugen weiße, auch farbige Hemden von Kattun, weite türkische Beinkleider, geschnürte Schuhe nach Art der Kroaten und kurze Oberröcke. Sie kämpften zuerst in kleiner Zahl im spanischen Erbfolgekrieg, in größerer Anzahl in den Kriegen gegen die Türken und 1740 im österreichischen Erbfolgekrieg, wo sie namentlich in Bayern durch ihre Raubsucht und Grausamkeit Schrecken verbreiteten. Einer ihrer vorzüglichsten Anführer war Oberst Franz Freiherr von der Trenck (s. d.). Eine regelmäßige Organisation erhielten die P. im Siebenjährigen Krieg, wo sie den Dienst der leichten Truppen versahen. Später erhielten sie als Grenzregimenter einen bleibenden Etat, und der Name P. verschwand. Jetzt sind P. in Ungarn und Kroatien s. v. w. Polizeisoldaten, Sicherheitsorgane.

Paneel (Paneelwerk, franz. Panneau, engl. Panel), das hölzerne, aus Rahmenwerk und Füllungen bestehende Getäfel, womit in manchen Zimmern die unteren Theile der Wände bekleidet sind. Erhalten feuchte Wände eine solche Bretterbekleidung, so bringt man hinter das Tafelwerk eine Schicht von trockenem Sand und Asche, ein Gemisch, welches zugleich auch gegen das Einnisten des Ungeziefers schützt.

Panegyrikos (griech.), eine vor einer Festversammlung (Panegŷris) gehaltene Rede, welche durch Wahl des Stoffs und Glanz des Ausdrucks dem Volk zu gefallen strebte. Das Thema hatte oft Beziehung auf das Fest; rühmliche Thaten der Vorfahren wurden gepriesen und zur Nachahmung derselben aufgemuntert. Später wurden Lobreden auf einzelne Personen P. genannt. Der berühmteste erhaltene P. ist der des Isokrates, der auch den allgemeinen Namen »P.« hat. In Rom, wohin diese Gattung der Beredsamkeit (Panegyrik) von Griechenland gebracht wurde, bildete der P. eine Unterart der Orationes suasoriae. Die bedeutendste Rede dieser Art ist der P. des jüngern Plinius auf Trajan. Unter den »Panegyrici veteres« versteht man zwölf Reden, die fast 200 Jahre nach Plinius fallen, Dankadressen gallischer Städte an die Kaiser, von den berühmtesten Rhetoren Galliens gefertigt (herausgeg. von Arntzen, Utr. 1790—97, 2 Bde.; von Valpy, Lond. 1838, und von Bährens, Leipz. 1874).

Panem et circénses (lat.), »Brod und circensische Spiele« (s. Cirkus), das Losungswort des gemeinen Volks im alten Rom.

Pangäos, Gebirge im alten Makedonien, zwischen dem Strymon und Nestos, in der Nähe von Philippi, mit reichen Gold- und Silbergruben; jetzt Pirnari.

Pangani, Fluß in Ostafrika, mündet nördlich von Sansibar unter 5° 29′ südl. Br. in den Indischen Ocean, kann bis mehrere Meilen oberhalb seiner Mündung befahren werden, wird aber weiter aufwärts durch große Wasserfälle und bewaldete Inseln unschiffbar. In seinem mittlern, noch unerforschten Lauf, welcher Lufu (Rufu) heißt, bildet er eine seeartige Erweiterung. Seine zahlreichen Quellflüsse kommen vom Südabhang des Kilima Ndscharo; auch nimmt er in seinem obern Lauf den Jipe, den Abfluß des gleichnamigen Sees, auf. Seine Länge beträgt 450—500 Kilom. An der Mündung liegt die Stadt P., dem Sultan von Sansibar gehörig, von der aus Trägerkarawanen nach dem Innern gehen.

Pangenĕsis (griech.), bei Darwin Hypothese zur Erklärung des Atavismus (s. d.), insbesondere der Erscheinungen, wonach eine individuelle Eigenthümlichkeit der Ahnen, welche Generationen hindurch geschlummert hat, plötzlich in späteren Nachkommen wieder auftritt.

Pangeometrie oder »imaginäre Geometrie« nach N. Lobatschewski, »nichteuklidische Geometrie« nach Gauß, »absolute Raumlehre« nach Joh. Bolyai, ein erst neuerdings entwickeltes System der Geometrie, welches von der der Erfahrung widersprechenden Annahme ausgeht, daß die Summe der Winkel eines ebenen Dreiecks weniger als zwei Rechte beträgt. Vgl. Frischauf, Elemente der absoluten Raumlehre (Leipz. 1876).

Pangermanismus, ein nur selten gebrauchter Ausdruck für die Gemeinsamkeit der germanischen Nationen (Deutsche, Engländer, Nordamerikaner, Niederländer, Skandinavier) oder auch bloß der Deutschen in ihren Charaktereigenschaften und Kulturbestrebungen. Nur in der Beschränkung auf die Deutschen kann von P. in politischem Sinn die Rede sein als dem Streben der politischen Einigung der Deutschen außer dem Deutschen Reich mit diesem; in der allgemeinen Bedeutung nicht, weil keine germanische Nation die anderen (wie z. B. Rußland die anderen slawischen Völker) in Zahl, Macht und Kultur so überragt, daß sie die alleinige Führung beanspruchen könnte oder je beansprucht hat. Vgl. Panslawismus.

Panglos (griech.), Vielsprecher, Schwätzer.

Panhagia (Panagia, die »Allheilige«), bei den Neugriechen Name der Jungfrau Maria.

Panharmonikon (griech.), eine 1807 von Mälzl erfundene Art Orchestrion, d. h. ein Instrument, welches ziemlich das ganze Orchester nebst Pauken, Trommel und Triangel nachahmt. Die darin angebrachten wirklichen Instrumente werden durch Walzen und Blasebälge zum Tönen gebracht.

Panhellenios (griech., der »von allen Hellenen Verehrte«), Beiname des Zeus, welchem Aeakos auf einem Berg der Insel Aegina einen Tempel (Panhellenion) errichtete. Hadrian erbaute später in Athen dem Zeus P. ebenfalls ein Heiligthum und

ließ dort ihm zu Ehren die Panhellenien feiern. Daher erhielt Hadrian selbst den Beinamen P.

Panhidrōsis (Panidrosis, griech.), ein anhaltender Schweiß am ganzen Körper.

Panicŭla (lat.), s. v. w. Rispe, s. Blütenstand.

Panicum *L.*, Pflanzengattung, s. Hirse.

Panier (Pannier), Fahne, s. v. w. Banner (s. d.).

Panification (lat.), Brodbereitung; Umwandlung in Brod.

Pānik (franz. panique), s. Panischer Schrecken.

Panikonographie (griech.), auch Gillotage genannt nach ihrem Erfinder Firmin Gillot zu Paris (1850), Verfahren, mittels Aetzung Hochdruckplatten aus Zink für die Buchdruckpresse herzustellen. Mit Hülfe der P. werden Holzschnitte, Lithographien jeder Art (auch Kreidezeichnungen), Kupfer- und Stahlstiche in Hochdruckplatten verwandelt, indem man den auf präparirtes Papier gemachten Druck auf die entsprechend vorbereitete Zinkplatte überdruckt; auch mit autographischer Dinte ausgeführte Zeichnungen oder Schriftstücke lassen sich zur Herstellung panikonographischer Platten benutzen. Zum Ueberdrucken wendet man eine lithographische Presse an, wäscht sodann das Ueberdruckpapier vorsichtig ab, überzieht die Platte mit einer mit ein wenig Salzsäure versetzten Gummilösung, welche man alsdann trocknen und so lange als möglich auf derselben stehen läßt. Soll zum Aetzen geschritten werden, so wird die Gummilösung abgewaschen und die Zeichnung auf der Platte mit einer harten lithographischen Walze eingeschwärzt, worauf man sie mit Kolophonium oder Harz einstäubt, welches die Striche der Zeichnung gegen die Einwirkung der Säure zu schützen bestimmt ist. Nachdem man alles Harzpulver außerhalb der Zeichnung entfernt hat, werden Rückseite und Rand der Platte mit Wachs oder Schellack überzogen und diese in ein flaches, mit sehr verdünnter Schwefel- oder Chlorwasserstoffsäure gefülltes Gefäß gebracht und fortwährend in Bewegung gehalten, um die sich bildenden Zinksalze stets wegzuspülen. Bei Kreidezeichnungen kann schon nach einer halben Stunde der Aetzproceß vollendet sein; größere lichte Flächen werden mit dem Stichel nachgetieft oder ganz herausgeschnitten. Bei Platten, welche einer tiefern Aetzung unterzogen werden müssen, darf diese nur stufenweise erfolgen; sie müssen öfters aus dem Aetzwasser genommen, getrocknet, wieder eingeschwärzt und aufs neue geätzt werden. Ist die Aetzung vollendet, so muß die Platte sorgfältig mit Kalilauge und Benzin gewaschen werden, um die harzigen und farbigen Bestandtheile auf derselben zu entfernen und ein vollkommen reines Bild der Zeichnung zu erlangen. Seitdem es gelungen ist, auch die Photographie zur Uebertragung von Zeichnungen auf Zink, namentlich von Landkarten und ähnlichen linearen oder Schriftbildern, zu verwenden, hat die P. sehr an Werth und Bedeutung gewonnen. S. auch Photogravüre.

Pānin, Nikita Iwanowitsch, Graf von, russ. Staatsminister, geb. 26. Sept. 1718, trat jung in ein Garderegiment, ward bei der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth zum Kammerherrn ernannt und als bevollmächtigter Minister 1747 nach Kopenhagen, 1749 nach Stockholm gesandt und erhielt nach seiner Rückkehr 1760 die Gouverneursstelle beim Großfürsten Paul Petrowitsch. Von Peter III. ward er 1762 zum Geheimen Rath befördert, nahm nichtsdestoweniger an der Verschwörung theil, welche jenen stürzte, wurde dann von der Kaiserin Katharina in den dirigirenden Senat, 1763 in den Geheimen Kabinetsrath berufen und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, während ihm zugleich die oberste Leitung der Erziehung des Großfürsten blieb. Er galt als Hauptstütze des preußischen Systems im russischen Kabinet. 1767 in den Grafenstand erhoben, starb er 13. März 1783. Peter Iwanowitsch, Graf von P., russ. General, geb. 1721, focht mit Auszeichnung im Siebenjährigen und im Türkenkrieg von 1770, erstürmte Bender (26. Sept.), unterdrückte 1775 den Aufstand Pugatschews; starb 26. April 1789 zu Moskau als General en Chef. Sein Sohn Nikita Petrowitsch, Graf von P., war längere Zeit russischer Botschafter in Berlin, dann Reichsvicekanzler; starb 1837 in Moskau. Dessen Sohn Victor Nikititsch, Graf von P., geb. 1800, war einige Zeit Geschäftsträger in Athen, dann Staatssekretär, 1840—61 Justizminister, trat hierauf an die Spitze des behufs der Redaktion des Gesetzes über Aufhebung der Leibeigenschaft berufenen Komité's, wurde im März 1864 Generaldirektor der kaiserl. Kanzlei für Gesetzgebungsangelegenheiten, nahm 1867 seinen Abschied und starb 24. April 1874 zu Nizza.

Panīni, der bedeutendste ind. Grammatiker, lebte um 330 v. Chr. in der mittlern Gangesgegend. Seine Grammatik (herausgeg. von Böhtlingk, Bonn 1839, 2 Bde.) blieb für alle folgenden ähnlichen Werke maßgebend. Vgl. Goldstücker, P., his place in Sanskrit literature (Lond. 1862).

Panionien, im Alterthum Fest der ionischen Bundesstädte auf der Westküste Kleinasiens zu Ehren des Poseidon Helikonios. Bei Mykale war das Panionion, der Bundestempel der zwölf Städte, zu welchen später als 13. noch Smyrna hinzutrat.

Panipat (Paneeput), Stadt in der britisch-ostind. Provinz Pandschab, nordwestlich von Dehli, mit (1872) 25,276 Einw. Hier 1526 Sieg des ersten Großmoguls, Baber, über Ibrahim Lodi, König von Dehli; 1556 Sieg des Großmoguls Akbar über den Anhang des abtrünnigen Ministers Hemu; 1761 Sieg des Afghanenfürsten Achmed Durani über die Marathen unter Sedascheo Rao Bhao.

Paniren (franz.), in der Kochkunst s. v. w. mit geriebenem Brod bestreuen oder darin rollen.

Panis (lat.), Brod.

Panisbriefe (Litterae panis, Vitalitium, Alimoniae), Brod- oder Versorgungsbriefe, wodurch deutsche Kaiser seit dem 13. Jahrh. dürftige Laien (Panisten) zur lebenslänglichen oder zeitweiligen Versorgung an eine geistliche Stiftung zu überweisen pflegten, ohne daß jene irgend welche Leistungen zu übernehmen hatten. Seit Friedrich d. Gr. hörte das Institut thatsächlich, seit dem Ende des Reichs auch rechtlich auf.

Panischer Schrecken (Panik), aus dem Alterthum überkommener Ausdruck, womit man jeden heftigen Schrecken bezeichnet, welcher unerwartet und schnell und oft ohne sichtbare Veranlassung die Gemüther der Menschen ergreift. Der Name kommt jedenfalls vom Gott Pan (s. d.) her.

Panixer Paß, ein beschwerlicher und bei ungünstigem Wetter gefährlicher Paßübergang in den Glarner Alpen, führt von Ilanz im Rheinthal (Graubünden) an dem Paßdorf Panix vorbei zwischen dem Vorab und Hausstock hindurch nach Elm im Sernfthal (Glarus). Die Paßhöhe beträgt 2410 Meter. Der Paß wurde 5.—10. Okt. 1799 von Suworow mit Reiterei und Gepäck passirt, wobei tausende von Soldaten in den Abgrund stürzten. Jetzt geht über denselben jährlich viel Vieh nach Italien.

Panizzi, Antonio, ital. Literarhiſtoriker und Bibliograph, geb. 16. Sept. 1797 zu Brescello bei Modena, ſtudirte zu Parma und widmete ſich dann der advokatoriſchen Praxis. Da er ſich an der piemonteſiſchen Revolution von 1821 betheiligte, ward er in Cremona verhaftet, rettete ſich zwar durch die Flucht, ward aber in contumaciam zum Tode verurtheilt und ſein Vermögen konfiscirt. Er begab ſich nach Genf und von da nach England, wo er in Liverpool als Lehrer der italieniſchen Sprache wirkte, bis er 1828 auf den Lehrſtuhl der italieniſchen Sprache und Literatur an der Londoner Univerſität berufen wurde. 1831 zum Hülfsbibliothekar und 1837 zum Kuſtos der gedruckten Bücher im Britiſchen Muſeum ernannt, hat er ſich in letzterer Stellung außerordentliche Verdienſte um dasſelbe erworben. Mit den vermehrten Zuſchüſſen, welche die Regierung auf ſeinen Betrieb verwilligte, brachte er die Zahl der Bücher bis auf 800,000 und führte ein ſtreng geordnetes Syſtem in allen Zweigen der Verwaltung der Bibliothek ein. 1856 wurde er an Sir Henry Ellis' Stelle Oberbibliothekar am Britiſchen Muſeum, zog ſich jedoch 1866 in das Privatleben zurück. Insbeſondere ſind ihm die überaus zweckmäßigen Anſtalten zur Aufſtellung und Konſervirung der Bücher und die ebenſo bequeme wie großartige Einrichtung des Leſezimmers zu verdanken. Um die italieniſche Literatur hat er ſich durch ſeine vorzügliche kritiſche Ausgabe des »Orlando innamorato« Bojardo's und des »Orlando furioso« Arioſto's (Lond. 1830—34, 9 Bde.), in welcher er den Text des erſtgenannten Gedichts in ſeiner urſprünglichen Reinheit wieder herſtellte, ſowie durch eine Ausgabe von Bojardo's »Sonetti e canzoni« (daſ. 1835, Mail. 1845) ſehr verdient gemacht. Außerdem ſchrieb er: »A short guide to that portion of the printed books in the British Museum now open to the public« (Lond. 1851 u. öfter), »Chi era Francesco da Bologna?« (daſ. 1858) und »Le prime quattro edizioni della Divina Commedia« (daſ. 1858). Vgl. Cowtan, Sir A. P. (Lond. 1873).

Pankha, in Oſtindien eine Vorrichtung, um Kühlung zu verbreiten, beſteht in einem langen, an der Decke des Zimmers befeſtigten und mit Kattun beſpannten Rahmen, der von Dienern oder durch eine Mechanik mittels Ziehens in Bewegung gehalten wird und wie ein großer Fächer wirkt.

Pankow, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, nördlich von Berlin, mit vielen Landhäuſern der Berliner und (1875) 3956 Einw.

Pankrätion (griech., »Allkampf«), die Verbindung von Ring- und Fauſtkampf in der alten griechiſchen Gymnaſtik (ſ. d.).

Pankräz, ſ. v. w. Pancratius.

Pankreas (griech., Bauchſpeicheldrüſe), wie die Mundſpeicheldrüſen, eine zuſammengeſetzte traubenförmige Drüſe von länglich platter Geſtalt in der Oberbauchgegend. Das P. iſt durchſchnittlich 23 Centim. lang, 4—5 Centim. hoch, 3 Centim. dick und wiegt 80—100 Gramm. Es hat in der Bauchhöhle eine ſehr verborgene Lage hinter dem Magen, vor dem zwölften Bruſt- und erſten Lendenwirbel. Sein rechtes Ende, der Kopf des P., iſt der breiteſte und dickſte Theil der Drüſe; er liegt in der hufeiſenförmigen Krümmung, welche der Zwölffingerdarm bildet, und ſchickt eine Portion nach abwärts (p. parvum Winslowii). Das linke Ende, der Schwanz des P., iſt dünner als der Kopf und heftet ſich locker an die innere Fläche der Milz und die linke Nebenniere an. Der zwiſchen Kopf und Schwanz liegende Theil iſt der Körper des P. Die vordere Fläche des Organs ſieht gegen die hintere Magenwand und iſt mit einem Ueberzug von dem Bauchfell verſehen. Die hintere Fläche iſt ohne dieſen glatten Ueberzug und nur durch Zellgewebe an die hintere Bauchhöhlenwand befeſtigt. Durch die ganze Drüſenmaſſe und zwar in ihrer Mitte verläuft von links nach rechts der Ausführungsgang des P. (ductus pancreaticus s. Wirsungianus). Von ihm gehen zahlreiche Seitenäſte zu den einzelnen Drüſenläppchen. Am Kopf des P. tritt der Ausführungsgang aus dem Drüſengewebe heraus, legt ſich an den Gallengang an und ſenkt ſich mit dieſem gemeinſchaftlich von hinten her in den ſenkrecht abſteigenden Theil des Zwölffingerdarms ein, in welchen ſich alſo der Bauchſpeichel ergießt. Der feinere Bau des P. ſtimmt ganz und gar mit demjenigen der übrigen Speicheldrüſen überein. Das Abſonderungsprodukt des P., der Bauchſpeichel, iſt eine farb- und geruchloſe, ſchwach fadenziehende und ſtark alkaliſch reagirende Flüſſigkeit. Der Gehalt derſelben an feſten Beſtandtheilen ſchwankt ſehr bedeutend, nämlich zwiſchen 1½ und 6 Proc. Einen geringern Gehalt an feſten Beſtandtheilen zeigt die Flüſſigkeit, wenn ſie reichlich abgeſondert, einen höhern, wenn ſie in ſpärlicher Menge ausgeſchieden wird. Außer den mineraliſchen Beſtandtheilen (⅛—1 Proc.) kommt noch ein eigenthümlicher, nicht genauer charakteriſirter Eiweißkörper in dem Bauchſpeichel vor. Die Angaben verſchiedener Phyſiologen über die 24ſtündige Abſonderungsgröße beim Menſchen ſchwanken zwiſchen 200 und 7500 Gramm. Die Abſonderung ſteigt beträchtlich in der Zeit der Verdauung und ſinkt während des Hungers. Die an die Drüſe herantretenden Nerven ſind auf dieſelbe von nachweisbarem Einfluß. Dem pankreatiſchen Saft werden drei Funktionen zugeſchrieben: 1) Die Umwandlung von Stärke in Zucker vermöge eines in ihm enthaltenen Fermentkörpers; dieſe Fähigkeit beſitzt der Bauchſpeichel in noch höherem Grad als der Mundſpeichel. 2) Die feine Vertheilung und theilweiſe chemiſche Zerlegung der Fette. Die Wirkung iſt eine mechaniſche, indem das dickflüſſige Sekret, mit flüſſigem Fett vermengt, dieſes in eine bleibende Emulſion verwandelt. Chemiſch zerlegt der Bauchſpeichel Fette in Fettſäuren und Glycerin, von denen die erſteren mit freien Alkalien ſich zu löslichen Seifen verbinden. 3) Die Eiweißkörper werden durch den Bauchſpeichel in die nämlichen löslichen Körper, Peptone, übergeführt, die der Magenſaft aus ihnen bildet; jedoch geht dieſe Einwirkung nur in alkaliſcher Löſung vor ſich. In ungleich größerer Menge werden von dem Pankreasſaft weitere Zerſetzungsprodukte des Eiweißes gebildet, wie Leucin, Tyroſin, flüchtige Fettſäuren ꝛc. Krankheiten des P. ſind nur äußerſt ſelten beobachtet worden. In einzelnen Fällen fand man Pankreaserkrankungen als Urſache der Zuckerharnruhr. Sie ſind niemals mit Sicherheit zu diagnoſticiren, wir haben keine Mittel gegen dieſelben in den Händen, und ſie nehmen daher nur ein pathologiſch-anatomiſches Intereſſe für ſich in Anſpruch. S. Tafel »Eingeweide«, Fig. 4.

Panmure (ſpr. pän-mjuhr), For Maule-Ramſey, ſ. Dalhouſie 2).

Pannartz, Arnold, namhafter Buchdrucker, arbeitete mit Konrad Sweynheym in der Druckerei von Juſt und Schöffer bis 1462 und gründete dann mit jenem 1464 zu Subiaco bei Rom die erſte Druckerei in Italien, die ſie 1467 nach Rom verlegten. Sweynheym trennte ſich 1473 von P., worauf

dieſer bis zu ſeinem 1476 erfolgten Tode das Geſchäft allein fortführte, während erſterer, der ſich ganz der Schriftgravirung gewidmet hatte, ihn um etwa zwei Jahre überlebte.

Pannaſch, Anton, öſterreich. dramatiſcher Dichter, geb. 25. Jan. 1789 zu Brüſſel, entſtammte väterlicherſeits einer Familie, die ihres Proteſtantismus wegen aus Frankreich geflohen war, wurde in der Militärakademie zu Wiener-Neuſtadt erzogen und trat 1809 als Officier in die Armee. Er machte den Feldzug von 1809 mit und kam 1813 mit den deutſchen Siegern nach Paris. Frühzeitig regte ſich in ihm die dichteriſche Neigung, und ſchon 1807 auf der Akademie hatte er ſich in einem Drama, »Fernando«, mit Geſchick verſucht. Allmählich öffneten ſich ſeinen dramatiſchen Dichtungen die Pforten des kaiſerlichen Hoftheaters in Wien, und nicht weniger als zehn Stücke gelangten von ihm im Lauf der Jahre zur Aufführung, darunter mehrere mit großem Beifall. »Alboin« (1835) erhielt ſich ein Jahrzehnt als Repertoirſtück auf den meiſten deutſchen Bühnen, ebenſo die »Chriſtnacht« (1837), ein einaktiges Drama. »Clemence Iſaura« (1835) und »Czerny Georg« (1847) wurden von der Kritik ſehr hoch geſtellt. P. trat bereits 1844 mit dem Rang eines Oberſtleutnants aus der aktiven Armee, um ſich mehr ſeiner Muſe zu widmen. Aus dieſem Stillleben berief den hochgebildeten Mann die Stimme des Volks 1. Mai 1848 zum Oberkommandanten der neu geſchaffenen Nationalgarde. Bald aber kamen ſeine militäriſchen Anſichten mit den Anſchauungen jener Zeit und denen der Führer in Konflikt, und P. fand ſich nach wenigen Monaten bewogen, von ſeinem Poſten zurückzutreten. Er ſtarb 6. Okt. 1855. Die Mehrzahl ſeiner Dramen erſchienen einzeln in Wien; vieles iſt ungedruckt geblieben. Auch »Geſammelte militäriſche Schriften« (Wien 1848) hat er veröffentlicht.

Panneau (franz., ſpr. -noh), ſ. Paneel.

Pannerden, Dorf in der niederländ. Provinz Gelderland, bekannt durch den 1701—1706 in der Nähe gegrabenen Pannerd'ſchen Kanal, zur Verbindung des Rheins und der Waal.

Pannetiers Grün (ſpr. pann'tjeh), ſ. Chromoxydhydrat.

Panniculus adipōsus (lat.), ſ. v. w. Fettgewebe; ſ. Haut, S. 650.

Pannōnien, im Alterthum ein wichtiges Land an der Donau, wurde im W. durch den Mons Cetius (Wiener Wald) von Noricum, durch die Juliſchen Alpen von Oberitalien, im S. durch den Savusfluß (Save) von Illyricum, im O. durch den Danubius (Donau) von Dacien und im N. durch denſelben Fluß von Germanien geſchieden und umfaßte ſomit den öſtlichen Theil von Oeſterreich, Steiermark und einen Theil von Kärnten, ferner ganz Ungarn zwiſchen der Donau und Save, Slawonien und Bosnien. Nach der Unterwerfung Pannoniens durch die Römer wurde es in zwei Haupttheile getheilt, deren Grenze eine vom Fluß Arrobo (Raab) ſüdlich bis zum Savus gezogene Linie bildete; der weſtliche Theil hieß Oberpannonien (Pannonia superior oder prima), der öſtliche Unterpannonien (P. inferior). Seiner phyſiſchen Beſchaffenheit nach bildete P. eine große, nur im NW. und S. von bedeutenden Gebirgen umſchloſſene Ebene, die bloß von niedrigen Hügelreihen durchzogen wurde. Als Hauptflüſſe ſind außer dem Grenzſtrom Danubius deſſen Nebenflüſſe: Dravus (Drau) mit Murus (Mur) und Savus mit Colapis (Kulpa), ferner Oeneus (Unna) und Valdaſus (Bosna) zu nennen. Der bedeutendſte See war der Pelſo (Plattenſee). P. galt für rauh, ſteinig und wenig ergiebig. Das Holz war das wichtigſte Produkt; den Metallreichthum des Landes ſcheinen die Alten noch nicht gekannt zu haben. Die Einwohner (Pannonier) waren illyriſcher Abkunft, ein tapferes, kriegeriſches, aber auf ſehr niedriger Stufe der Kultur ſtehendes Volk. Als einzelne Völkerſchaften werden genannt: die Aravisci, Hercuniates und Scordisci im SO. und an der Donau; die Breuci und Jassii an der Drau; die Latovici im SW. Die wichtigſten Städte waren in Oberpannonien: Vindobona (Wien), Carnuntum (Ruinen bei Hainburg), Sabaria (Stein am Anger), Arrabona (Raab), Siscia oder Segeſtica (Siſſa), Celeja (Cilli); in Unterpannonien: Pötovio (Pettau), Aquincum (Alt-Ofen), Taurunum (Semlin), Murſa (Eſſek) ꝛc. In den früheſten Zeiten hatten ſich in P. keltiſche Völkerſchaften niedergelaſſen, die von eigenen Fürſten beherrſcht wurden. Den erſten Angriff auf P. machte Auguſtus noch als Triumvir (35 v. Chr.); durch Eroberung der Stadt Siscia brach er die Kraft des Volks, ſein Feldherr Vibius vollendete die Unterwerfung. Als jedoch bald darauf der Kampf Marbods gegen Rom begann, erhoben ſich, in Verbindung mit anderen Völkerſchaften, auch die Pannonier wieder und konnten erſt nach blutigen Kämpfen unter Anführung des Tiberius (9 n. Chr.) von neuem unterworfen werden. In dieſem Verhältnis blieb P. bis zur Zeit der Völkerwanderung; in dieſem Zeitraum wurde das Land bedeutend kultivirt, der Verkehr gehoben, die Grenzen geſichert. In der Mitte des 5. Jahrh. wurde P. von Kaiſer Theodoſius II. an die Hunnen förmlich abgetreten; nach dem Untergang des Hunnenreichs kam es 453 in den Beſitz der Oſtgothen, 527 in den der Langobarden, die es um 568 den Avaren (ſ. d.) überließen.

Pannychīdes (griech.), feierlicher Nachtgottesdienſt in der erſten chriſtlichen Kirche, wurde ſpäter auch von einzelnen Sekten, wie den Herrnhutern und Methodiſten, beibehalten.

Panófka, 1) Theodor, verdienter Alterthumsforſcher, geb. 25. Febr. 1801 zu Breslau, ſtudirte daſelbſt Philologie, bereiſte ſeit 1822 Italien und Sicilien, ging 1826 nach Paris und habilitirte ſich ein Jahr ſpäter in Berlin. Bald darauf begab er ſich von neuem nach Paris, um die Kunſtſchätze des Herzogs von Blacas zu ordnen und zu veröffentlichen, und reiſte mit demſelben 1828 abermals nach Italien, wo er die Ausgrabungen von Nola leitete, deren Ergebniſſe er im »Kunſtblatt« veröffentlichte. Bei der Gründung des Archäologiſchen Inſtituts in Rom (1829) veranlaßte er die Errichtung einer Zweiganſtalt desſelben in Paris, welche namentlich in engerer Verbindung mit Deutſchland ſtehen ſollte; nach Ausbruch der Julirevolution rettete er dieſes Inſtitut durch bedeutende Geldopfer vom Untergang. Nach ſeiner Rückkehr nach Berlin (1836) wurde er zum ordentlichen Mitglied der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften, 1843 zum außerordentlichen Profeſſor der Archäologie ernannt. Er ſtarb 20. Juni 1858 zu Berlin. Von ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: »De rebus Samiorum« (Berl. 1822); »Lettera sopra una inscrizione del teatro Siracusano« (Fieſole 1825); »Vasi di premio« (Heft 1, mit Kupfern, Flor. 1826); »Museo Bartoldiano« (Berl. 1827); »Neapels Antiken« (Stuttg. 1828); »Recherches sur les noms des vases grecs« (Par. 1829); »Musée Blacas« (daſ. 1830—33, 4 Lfgn.); »Cabinet du comte de Pourtalis« (daſ. 1834);

»Bilder antiken Lebens« (Berl. 1843); »Griechinnen und Griechen, nach Antiken skizzirt« (das. 1844); »Der Tod des Skiron und Patroklos« (das. 1836); »Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuchs« (das. 1850). Außerdem hatte er einen nicht unbedeutenden Antheil an Gerhards »Hyperboreisch-römischen Studien für Archäologie« (Bd. 1, Berl. 1833). Für die Abhandlungen der Akademie schrieb er: »Zeus und Aegina« (1837) und »Argos Panoptes« (1837); »Von einer Anzahl antiker Weihgeschenke« (1840); »Ueber verlegene Mythen in Bezug auf die Antiken des königlichen Museums« (1839); »Terrakotten des königlichen Museums zu Berlin« (1841—42); »Die Heilgötter der Griechen« (1843); »Asklepios und die Asklepiaden« (1846); »Von den Namen der Vasenbildner in Beziehung zu ihren bildlichen Darstellungen« (1848); »Die griechischen Trinkhörner und ihre Verzierungen« (1850); »Parodien und Karikaturen auf Werken der klassischen Kunst« (1851); »Gemmen mit Inschriften in den Museen zu Berlin ꝛc.« (1852); »Dionysos und die Thyaden« (1852, Fortsetzung 1853); »Proben eines archäologischen Kommentars zu Pausanias« (1853); »Zufluchtsgottheiten« (1854); »Dichterstellen und Bildwerke in ihren wechselseitigen Beziehungen« (1856). Seine letzte Schrift war: »Ueber merkwürdige Marmorwerke des königlichen Museums zu Berlin« (Berl. 1857).

2) Heinrich, tüchtiger Violinspieler, geb. 2. Okt. 1808 in Breslau, lebte früher in Berlin, ging 1835 nach Paris, sodann 1844 nach London, um sich an der artistischen Leitung der Italienischen Oper zu betheiligen, kehrte aber 1852 nach Paris zurück, wo er als anerkannter Gesanglehrer wirkte und Anfang 1875 starb. Seine zahlreichen Violinkompositionen gehören dem bessern Salongenre an und sind sehr melodiös. P. übersetzte auch Rousseau's »Canticum cygni Bohemici« und schrieb geistvolle Charakteristiken über Paganini sowie verschiedene Exercitien für Gesang und eine viel verbreitete Gesangschule.

Panompeng (Phum-pen), Stadt im franz. Vasallenreich Kambodscha in Hinterindien, am Mekhong, bei der Einmündung des Abflusses des großen Binnensees Tale-sab, mit angeblich 300,000 Einw., war früher Hauptstadt des Landes und kann für den auswärtigen Handel noch Bedeutung erlangen, da der Mekhong erst hinter P. durch Stromschnellen aufhört, schiffbar zu sein.

Panophobie (griech.), große allgemeine Furcht ohne äußern Grund; vgl. Panischer Schrecken.

Panophthalmītis (Panophthalmie, griech., allgemeine Entzündung des Augapfels), eine höchst gefährliche Krankheit, deren Symptome die Gesammtheit aller der Erscheinungen sind, welche die Entzündung der einzelnen Abtheilungen und Gewebe des Auges charakterisiren. Unter den heftigsten Schmerzen, welche anfangs auf die dem ergriffenen Auge entsprechende Kopfseite beschränkt sind, aber bald den ganzen Kopf einnehmen, schwellen die Augenlieder so sehr an, daß es oft unmöglich ist, sie zu öffnen. Die Bindehaut des Auges ist der Sitz einer hochgradigen entzündlichen Schwellung; sie bildet bei der P. eine glänzende Geschwulst, die aus einem sehr lebhaften, rund um die Hornhaut herumgehenden Roth besteht, wodurch letztere Membran zum Theil von dieser Geschwulst verdeckt wird. So lange die Hornhaut noch durchsichtig bleibt, kann man beobachten, wie die Regenbogenhaut sich entfärbt und weicher wird. Man sieht die außerordentliche Verengerung der Pupille, und manchmal zeigt sich selbst der Anfang einer Eiterbildung in der vordern Augenkammer oder Spuren einer entzündlichen Gewebsneubildung in der Pupille. Der Umfang des Augapfels hat sich vergrößert, und das Auge ist gegen Berührung äußerst schmerzhaft. Dabei sind andauernde subjektive Gesichtsempfindungen (Funkensehen ꝛc.) sowie reichlicher Abfluß von Thränen vorhanden. Der Gesammtorganismus ist bei der P. von einem entzündlichen Fieber ergriffen. Die Krankheit setzt sich manchmal bis zum Gehirn fort, und es treten dann zu den Schmerzen im Auge noch heftige Kopfschmerzen und Delirien hinzu. Der Verlauf der P. ist häufiger akut als chronisch; im letztern Fall sind alle Symptome gelinder, und es fehlt besonders die entzündliche Anschwellung der Bindehaut oft gänzlich. Die akute Form verläuft übrigens sehr schnell, und schon nach wenigen Tagen ist der Ausgang der Krankheit entschieden. Vollständige Heilung tritt nur dann ein, wenn frühzeitig entscheidende Maßregeln getroffen werden. Eine unvollständige Heilung, aber stets mit Verlust des Sehvermögens auf dem betreffenden Auge, kann noch erfolgen, wenn im Verlauf der P. eine Eiterung im Innern des Auges oder Brand des Augapfels sich eingestellt hatte. Am häufigsten tritt vollständige Schrumpfung des Augapfels mit Verlust des Sehvermögens ein. Von den Ursachen der P. sind mechanische Verletzungen zu nennen, durch welche das Auge heftig erschüttert oder gequetscht wird, das Eindringen von Fremdkörpern, operative Eingriffe, welche zur Beseitigung anderer Augenkrankheiten, z. B. des Staars, unternommen werden, und chemische Einwirkungen, welche bis in die Tiefe des Auges vordringen. In den meisten Fällen entwickelt sich die Krankheit rasch aus der Entzündung eines innern Theils des Augapfels (besonders der Regenbogenhaut), zumal unter dem Einfluß der Syphilis, der Gicht, Skrofulose und ähnlicher dyskrasischen Krankheiten. Die P. gehört zu den gefährlichsten Erkrankungen des Sehorgans. Sie veranlaßt, wenn ihr nicht frühzeitig Einhalt gethan wird, nicht allein oft Blindheit und Entstellung des Gesichts, sondern sogar den Tod, wenn sie auf das Gehirn sich fortsetzt. Wenn auch die P. sich zur Besserung wendet und Zertheilung der Entzündung eingetreten ist, so ist doch stets die Gefahr eines Rückfalles vorhanden. Die Behandlung besteht in der energischen Anwendung des entzündungswidrigen Verfahrens: fortgesetzte Eisumschläge auf das Auge, vollständige Ruhe desselben und des ganzen Körpers, energische Einträufelungen von Atropin, nach Ermessen des Arztes örtliche oder selbst allgemeine Blutentziehungen, knappe und reizlose Diät, kühles und säuerliches Getränk und leichte Abführmittel versprechen, bei Zeiten angewendet, den meisten Erfolg. Es versteht sich von selbst, daß sofort ein Augenarzt beizuziehen ist, welcher die Behandlung ausschließlich zu leiten hat.

Panoplīten (griech.), Schwergerüstete; auch Statuen in voller Rüstung.

Panopŏlis, Stadt, s. Chemmis.

Panóptikon (griech.), Name umfassender Sammlungen, in denen »alles zu sehen« ist.

Panorāma (griech., »Allschau, Allübersicht«), eine besondere Art von Landschaftsgemälden, welche theils durch die Totalität der Rundschau, theils durch die als Wirkungsmoment angewandte Bewegung des Standpunktes weniger auf den künstlerischen Schein als auf natürliche Illusion berechnet sind. Bei dem Landschaftsgemälde im gewöhnlichen Sinn ist näm-

lich der Standpunkt des Beschauers als fest angenommen, und es wird nur so viel von dem Natur-Sichtbaren dargestellt, als (das Auge als Spitze eines Kegels angenommen, dessen Winkel 90° beträgt) in den dadurch gebildeten Sehkreis fällt. Ein natürliches P. bietet sich dem Beschauer dar, wenn er, etwa auf einem hohen Berg stehend, sich allmählich im Kreis dreht und so die ganze Umgegend nach und nach an seinem Auge vorüberziehen sieht. Denkt man sich nun dieses Band, welches den Beschauer cylinderförmig umgibt, an einer Stelle von oben nach unten zerschnitten und der Breite nach auf eine gerade Fläche ausgebreitet, so hat man die Darstellung eines Panorama's. Um dasselbe zu sehen, ist also eine künstliche Vorrichtung nöthig, wodurch die Bewegung des Nacheinander wieder hergestellt wird. Dies kann auf doppelte Weise geschehen: entweder wird das Längenbild langsam vor den Augen des Beschauers vorübergezogen (Cyklorama, s. unten), oder es bedeckt, in sich zurückkehrend, die Wand eines cylinderförmigen Raums, an welcher der Beschauer allmählich herumwandelt (eigentliches P.). Indem nun durch künstliche, dem Beschauer, der sich selbst im Dunkeln befindet, nicht direkt sichtbare Beleuchtung, sei es von oben durch koncentrirtes Tageslicht, sei es durch Lampen, das Gemälde derartig in Wirkung gesetzt wird, daß es dem Natureindruck möglichst nahekommt, so entsteht jene Illusion, welche der eigentliche Zweck des Panorama's ist und zuweilen noch durch künstliche Naturnachahmung atmosphärischer Erscheinungen, wie Donner, Regen, Schneefall u. dgl., verstärkt wird. Die Panoramen sind von dem irischen Maler Robert Parker 1787 erfunden, welcher zuerst einen Versuch im kleinen mit der Ansicht von Edinburg machte und später in London eine 30 Meter im Durchmesser haltende Rotunde aufführen ließ, worin er die Darstellung der russischen Flotte zu Spithead zeigte. Etwas später stellte man Panoramen zu Paris auf, wo sie durch Fontaine, Bourgeois und Prevost sehr verbessert wurden, und von wo sie dann in allen größeren Städten Europa's Eingang fanden. Die Erfindung des Panorama's zog die einer Menge anderer Dramen nach sich. Dahin gehören außer dem Diorama (s. d.), Georama (s. d.) und Neorama (s. d.): das Myriorama, von Boés in Paris erfunden, verbessert von Clark in London, worin landschaftliche Darstellungen zu immer neuen Bildern zusammengesetzt werden können; das Kosmorama, eine Zusammenstellung von Bildern einzelner Gegenden, welche, unter künstlicher Beleuchtung und durch vergrößernde Gläser angesehen, in natürlicher Größe erscheinen; das Pleorama, von Langhans oder von Kopisch in Breslau 1831 erfunden und Strandgegenden so darstellend, wie sie dem Vorüberschiffenden erscheinen, indem das durch optische Täuschung möglichst naturgetreu erscheinende Bild an dem Beschauer vorübergeführt wird; das Cyklorama, gewöhnlich große Flüsse mit ihrem nähern oder entferntern Ufer von der Quelle bis zum Ausfluß und unter gelegentlicher Abänderung der Beleuchtung zu verschiedenen Tageszeiten dem Auge vorführend. Kahleis brachte 1853 in einem großen Cyklorama »3000 Jahre Weltgeschichte«, d. h. eine zeitlich angeordnete Darstellung aller Hauptbauwerke von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, zur Ansicht. Außerdem nennt man noch Panoramen im uneigentlichen Sinn graphische Darstellungen großer Längenansichten von Gebirgen, Flüssen ꝛc., welche, da sie nicht successiv in ihren einzelnen Theilen, sondern mit einem Mal gesehen werden, unperspektivisch sind und aus den Gesetzen der künstlerischen wie der Naturwahrheit heraustreten.

Panórmos, antiker Name von Palermo.

Panotyp (richtiger Pannotyp, v. lat. pannus, Zeugstück), s. Photographie.

Pansen (Ingluvies, Rumen, Wanst), bei den Säugethieren, die einen zusammengesetzten Magen haben, die erste und vorderste Abtheilung desselben, in welche unmittelbar die Speiseröhre mündet.

Panseron (spr. pangß'rong), Auguste, franz. Komponist, geb. 26. April 1795 in Paris, Schüler des Konservatoriums daselbst, besuchte Italien, Deutschland und Rußland, brachte in Wien ein Requiem und De profundis zur Aufführung und kehrte dann nach Paris zurück, wo er 1824 Gesanglehrer am Konservatorium ward. Größern Erfolg als mit seiner Oper: »La grille du parc« hatte er mit seinen zahlreichen Romanzen, unter denen »Le petit blanc«, »La nouvelle Nina«, »La ballade du cor« und »Le songe de Tartini« die bekanntesten sind. Berühmt machte er sich auch durch seine Gesangschule. Er starb 29. Juli 1859 zu Paris.

Panslawismus, das Einheitsstreben der slawischen Stämme (Russen, Ruthenen, Tschechen, Wenden, Slowaken, Kroaten, Slowenen, Serben, Bosnier, Bulgaren u. a.), welches infolge ihrer örtlichen und staatlichen Zersplitterung, ihrer religiösen Spaltung, ihrer theilweisen Unterdrückung durch fremde Despotie in hervorragenden Geistern, besonders der westlichen Slawenstämme, im 19. Jahrh. erwachte. Eine literarische geistige Vereinigung der Slawen wurde zuerst angeregt durch den Slowaken Johann Kollár (s. d.), fand besondern Anklang bei den Tschechen und führte zu einer ersten Manifestation des P. in dem Slawenkongreß in Prag im Juni 1848. Die panslawistischen Ideen wurden dann von Agitatoren in Oesterreich weiter gepflegt und durch Aksakow u. a. in Rußland eifrig befördert, das, als einziger selbständiger slawischer Staat und die meisten Slawen umfassend, sich, zunächst allerdings nur in Zeitungen und Vereinen, zum Protektor aller Slawen aufwarf und bei der ethnographischen Ausstellung in Moskau im Mai 1867 von zahlreichen Deputationen slawischer Stämme auch als solcher gefeiert wurde; nur die Polen schlossen sich entschieden aus. Seitdem haben die panslawistischen Tendenzen einer politischen Einigung aller Slawen unter russischer Aegide in Rußland immer mehr Anklang und in der Moskauer Wohlthätigkeitsgesellschaft ein Centrum gefunden als ein Mittel zu Förderung seiner politischen Pläne, und besonders in der orientalischen Frage tritt Rußland nicht mehr bloß als Beschützer der griechischen Christen, sondern auch als der Hort der Slawen auf. Seitdem durch den österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 die Slawen in Oesterreich politisch zurückgedrängt wurden, suchen auch die österreichischen Slawen, besonders die Tschechen, immer mehr ihren Mittelpunkt in Rußland, dessen Kaiser »Kaiser aller Slawen« genannt wird. S. Slawen.

Pantänus, christl. Philosoph, Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandria und Lehrer des Clemens Alexandrinus, lebte gegen Ende des 2. Jahrh., schloß sich in seinen philosophischen Ansichten dem Stoicismus an und zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und begeisternden Vortrag, vorzüglich als Ausleger der Heiligen Schrift, aus. Er schrieb viele Kommentare zu den alttestamentlichen Büchern, aus denen indessen nur einzelne Erklärungen in den Schriften der Kirchenväter auf uns gekommen sind.

Pantaleon, Märtyrer unter Maximian, einer der 14 Nothheiligen oder Nothhelfer (s. d.), dessen Gedächtnistag auf den 28. Juli fällt.

Pantalon (franz., spr. -ong), lange und weite, bis zur Sohle reichende Beinkleider, eigentlich die Tracht des Pantalone, der lustigen Maske der italienischen Schaubühne. Die Pantalons waren ursprünglich eine venetianische Tracht, und die Venetianer hatten den Spitznamen Pantaloni, weil sie den heil. Pantaleon besonders verehrten und daher dieser Name als Taufname häufig vorkam. Außerdem ist P. der (noch von Schiller in »Kabale und Liebe« gebrauchte) Name einer Art Cymbal oder Klöpfelklavier (nach seinem Erfinder Pantaleon Hebenstreit, um 1695).

Pantatypie (griech.), eine von Schönert in Reudnitz bei Leipzig erfundene, resp. veränderte Art der Zinkographie (s. d.), welche ebenso wie diese und die Panikonographie (s. d.) zur Herstellung erhabener Platten für den Buchdruck, sei es nach neuen Zeichnungen, sei es durch Reproduktion schon in Lithographie, Holzschnitt oder Kupferstich vorhandener Bilder, dient. Sie eignet sich namentlich zur schleunigen Herstellung flüchtiger Skizzen, wobei der Künstler entweder mit schwarzer Tusche auf dünnes weißes Papier zeichnet und die Kopirung durch das Licht erfolgt, oder mit autographischer Dinte auf gewöhnliches glattes Papier zeichnet, von welchem alsdann ein Ueberdruck auf die Metallplatte gemacht und in eine erhabene Platte verwandelt wird.

Pantellaria (Pantelleria, im Alterthum Kossyra), vulkanische Insel im Mittelländischen Meer, 98 Kilom. südwestlich von Sicilien, zur ital. Provinz Trapani gehörig, mit 150 QKilom. (2,7 QM.) Flächeninhalt und (1871) 7011 Einw. Die Insel wird von einem aus Trachytlava gebildeten Gebirgskreis eingefaßt, in dessen Mitte sich ein 744 Meter hoher erloschener Vulkan erhebt, hat schöne, fruchtbare Thäler und heiße Quellen und erzeugt Getreide, Baumwolle, Wein, Oliven und Agrumen in nicht unbedeutender Menge. Die Bevölkerung spricht ein mit arabischen Idiomen gemischtes Italienisch. Die gleichnamige Hauptstadt (auch Oppidola genannt), auf der Nordwestspitze der Insel, hat einen Hafen (Schiffsverkehr 1875: 888 Schiffe mit 17,592 Tonnen), ein Fort (früher Verbannungsort für Staatsverbrecher) und 2290 Einw. Von einer römischen Kolonie bevölkert, kam P. später an die Karthager und im Mittelalter an die Saracenen, denen es Roger, der Normanne, entriß.

Panthai (verderbt aus dem birman. Pathi, »Mohammedaner«), Name der mohammedan. Einwohner in Jünnan (s. d.), der Südprovinz von China, die hier zwischen 1863—73 die chinesischen Beamten vertrieben, deren Heere in die Flucht schlugen und unter einem eigenen Sultan, Suleiman, ein selbständiges Reich gründeten, welches aber infolge innerer Zwistigkeiten nach der Einnahme von Tali (3. Mai 1873) durch die Chinesen zerfiel. Ein großer Theil der P. ward vernichtet, andere wanderten nach Nord- und Englisch-Birma aus und gründeten hier aufblühende Gemeinden. Ueber ihre Herkunft herrscht Unklarheit, wahrscheinlich gelangten Mohammedaner nach Jünnan als Militärkolonisten bei Ueberflutung von Nordchina durch türkisch-tatarische Horden. Die P. sind fanatische Sunniten.

Pantheismus (griech., von pan, das All, und theos, Gott) im weitern Sinn heißt im Gegensatze zu der dualistischen (theologischen) Weltansicht, welche Gott und Weltall (Schöpfer und Schöpfung, das Eine und das Viele) als verschieden, die monistische, welche beide als eins ansieht. Im engern Sinn wird nur derjenige Monismus als P. bezeichnet, welcher Gott mit dem All, dagegen als Kosmotheismus derjenige, welcher das All mit Gott identificirt. Derselbe ist zwar dem Theismus, der einen vom Weltall unterschiedenen Gott, aber auch dem Atheismus (s. d.), der eine »Welt ohne Gott«, und dem Akosmismus, der einen »Gott ohne Welt« lehrt, entgegengesetzt. Weder behauptet der P. (wie der Nihilismus), daß weder ein Gott noch eine Welt, noch (wie der Atheismus), daß nur die Welt, noch (wie der Akosmismus), daß nur Gott sei, sondern vielmehr (wie der Theismus), daß sowohl Gott als die Welt (nur nicht, wie diesem zufolge, als unter sich verschieden, sondern als ein und dasselbe) seien. Der gegen denselben von Seiten der Theologie häufig gerichtete Vorwurf, daß er atheistisch sei, ist daher nur in dem Sinn gerechtfertigt, daß er in der That keinen von der Welt unterschiedenen, keineswegs aber in dem Sinn, daß er überhaupt keinen Gott anerkennt. Richtiger, als ihn der »Gottlosigkeit«, wäre es, ihn der »Gotttrunkenheit« zu beschuldigen, weil er im All allenthalben nur Gott gewahrt. Vanini, als »Atheist« zum Feuertod verurtheilt, hob an der Thür seines Kerkers einen Strohhalm auf und rief laut, daß dieser allein hinreichen würde, ihn von der Existenz Gottes in der Natur zu überzeugen. Da der P. nur das All, welches als solches nur Eins ist, nicht aber Theile des Alls mit Gott identificirt, so ist er nicht mit dem Polytheismus (der Vielgötterei), da er Gott in der Natur erblickt, nicht aber diese zum Gott erhebt, nicht mit dem Naturalismus (der Naturvergötterung), weil er zwar Gott im All, aber nicht dieses in Gott erkennt, auch nicht mit dem Panentheismus (Krause's, s. d.) zu verwechseln. Ebensowenig aber fällt, obgleich das mit Gott identische Weltall nur Eins sein kann, der P. mit dem Monotheismus (der Lehre von Einem Gott) zusammen, welcher entweder eine Welt außer Gott setzt (wie der Deismus und jüdisch-christliche Theismus), also dualistisch ist, oder eine solche ausschließt, d. h. die Welt außer Gott in eine bloße Scheinwelt verwandelt (wie der Idealismus der indischen Philosophie und die orientalisch-christliche Mystik), also Akosmismus ist. In der Geschichte der Philosophie ist der P. im Alterthum in der indischen Wedantaphilosophie, welche die Welt als Emanation aus Brahma, und bei den Griechen in der eleatischen Schule, welche durch Xenophanes (s. d.) das »Eine, welches Alles ist« (hen to pan), als Gott bezeichnete, hierauf in der neuplatonischen Schule, welche die orientalische Emanationslehre mit der Platonischen Ideenlehre verschmolz, aufgetreten. Während des Mittelalters zeigte sich der P. im Morgenland bei den islamitischen Arabern und Persern als Mystik der Sufi's sowie bei den jüdisch-christlichen Gnostikern, im Abendland bei Scotus Erigena, den ketzerischen Sekten des Amalrich von Bena und David von Dinant und in der mystischen Theosophie des Meisters Eckart. In der philosophischen Uebergangsepoche findet der P. in Bruno und Vanini phantasievolle, in der italienischen und deutschen Naturphilosophie des Bernardinus Telesius und Theophrastus Paracelsus phantastische Repräsentanten. In der neuern Philosophie stellt die Ethik Spinoza's dessen reinsten und konsequentesten Ausdruck dar, von welchem alle nachherigen Formen desselben in der Schule des nachkant'schen Idealismus (der P. der Schelling'schen Naturphilosophie; der P. der Hegel'schen Linken: Strauß, Feuerbach ꝛc.) abhängen. Vgl. Jäsche,

Der P. nach seinen Hauptformen, seinem Ursprung und Fortgang ꝛc. (Berl. 1826—32, 3 Bde.).

Pantheon (griech.), ursprünglich ein der Verehrung »aller Götter« geweihter Tempel, dann aber auch Bezeichnung von Gebäuden, die dem Andenken berühmter Männer gewidmet sind. Die berühmtesten Pantheen sind: das ursprünglich zu den Thermen des Agrippa gehörige, unter Augustus 26 v. Chr. umgebaute P. des Agrippa zu Rom, welches aus einem im Innern 42 Meter weiten Mauercylinder besteht, der durch den Eingang und sieben Nischen unterbrochen und durch eine mit 8,5 Meter im Durchmesser weitem Oberlicht versehene, kassettirte Kuppel bedeckt ist (s. Rom und Tafel »Baukunst V«, Fig. 14—16); das P. des Hadrian zu Athen, auf 120 Marmorsäulen ruhend, in der Hadriansstadt, von Hadrian erbaut und zum Olympieion gehörig (s. Athen, S. 100); das P. zu Paris, vor der Julirevolution die Basilika der heil. Genoveva, mit den Grabmälern von Voltaire, Rousseau, Soufflot, dem Baumeister desselben, und anderen großen Männern (s. Paris).

Pantherkatzen (Pardina *Gieb.*), Raubthiergruppe aus der Gattung Katze (Felis *L.*), große Arten mit vollen oder geringelten Flecken, ohne Mähne, Quasten, Pinsel, mit kurzen Ohren und runder Pupille, alt- und neukontinental. Der Jaguar (die Unze, Onze, F. onca *L.*), 1,45 Meter lang, 80 Centim. hoch, mit 68 Centim. langem Schwanz, etwas schwerfälliger gebaut als der Tiger und mit verhältnismäßig kürzeren Gliedmaßen, hat einen kurzen, dichten, weichen Pelz, am Hals, an der Brust und Unterseite verlängertes Haar, ist auf röthlichgelber Grundfarbe theils mit runden oder unregelmäßigen schwarzen Flecken, theils mit gelblichrothen, schwarz umrandeten Ringen, die in der Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen, gezeichnet. Im Innern des Ohrs, an der untern Schnauze, der Kehle, der Unter- und Innenseite der Beine herrscht Weiß vor. Er findet sich in Südamerika von Buenos Ayres und Paraguay bis Mejiko und in den südwestlichen Theil von Nordamerika und ist am häufigsten in den gemäßigten Theilen Südamerika's; er bewohnt einzeln bewaldete Flußufer, Waldränder in der Nähe der Sümpfe und Moorland. Tags ruht er im Gras oder Dickicht; in der Dämmerung und in der Nacht jagt er alle größeren und kleineren Wirbelthiere, auch Alligatoren und Schildkröten. Seine Kraft ist nur der des Löwen und des Tigers vergleichbar, seine Sinne sind scharf, er schwimmt gut, und sein Gang ist leicht und geschwind. Er richtet in Viehherden großen Schaden an und raubt besonders junges Hornvieh, Pferde und Maulesel. Stiere und Ochsen greift er nur in der Noth an, und niemals tödtet er mehr als ein Stück Vieh auf einmal. So lange er den Menschen nicht kennen gelernt hat, weicht er ihm aus; in bewohnten Gegenden verliert er aber bald alle Scheu, und hat er einmal Menschenfleisch gefressen, so zieht er dies allem andern vor. Wie der Löwe, springt er nicht zum zweitenmal auf dieselbe Beute und kann durch unverwandtes Anschauen verjagt werden. In der Begattungszeit lebt er einige Wochen mit dem Weibchen zusammen, welches 2—3 Junge wirft. Diese werden zwar in der Gefangenschaft nicht recht zahm, sind aber gelehrig; man hat selbst die wildesten Jaguare gebändigt. Die Botokuden genießen das Fleisch des Jaguars, das Fell dient zu Fußdecken. Der Leopard (Pardel, Parder, F. leopardus *Cuv.*, Leopardus antiquorum, s. Tafel »Raubthiere I«) ist 1,60 Meter lang, mit 0,8 Meter langem Schwanz, im Bau dem Jaguar ähnlich, blaß röthlichgelb, auf dem Rücken dunkler, an der Kehle und Vorderbrust weißgelb, auf der Unter- und der Innenseite der Gliedmaßen gelblichweiß, mit schwarzen Streifen und länglichrunden Flecken im Gesicht, kleinen, schwarzen Flecken am Vorderkörper und an den Beinen und licht rothgelben, schwarz umrandeten Flecken auf dem Rücken und an den Seiten. Wie beim vorigen, gibt es auch schwarze Spielarten. Er findet sich in fast ganz Afrika. Der Panther (F. pardus *Cuv.*) ist 2 Meter lang, mit 85 Centim. langem Schwanz, ähnlich gefärbt wie der vorige, aber anders gefleckt; die Streifen im Gesicht sind undeutlicher, der Kopf ist durch kleinere Flecke heller, die röthlichgelben Flecke sind viel größer und werden von 5—8 schwarzen Mondflecken umgeben. Er bewohnt einen großen Theil Asiens; auf Ceylon kommt eine schwarze Spielart vor. Der Sunda- oder Langschwanzpanther (F. variegata *Wagn.*), mit kleinerem Kopf, mindestens rumpflangem Schwanz und so dicht stehenden kleinen und dunklen Flecken, daß das Fell einen schwarzblauen Schimmer erhält. Eine dunklere Varietät dieses Thiers ist der Schwarzpanther oder schwarze Leopard. Er bewohnt die Großen Sundainseln, besonders Java und Sumatra, und wird von manchen mit den beiden vorigen als zu einer und derselben Art gehörig betrachtet; jedenfalls stimmt die Lebensweise dieser Thiere im wesentlichen überein. Der Leopard vereinigt in sich gewissermaßen die Vorzüge aller Katzen; er ist ebenso schön wie gewandt, kräftig wie kühn, klug und listig; er bewohnt in verhältnismäßig großer Zahl die afrikanischen Waldungen, streift, wie seine Verwandten, weit umher, lebt ebensoviel auf Bäumen wie im Busch, läuft nicht schnell, macht aber gewaltige Sprünge; auch schwimmt er gut und erückt selbst das flüchtigste Wild. Er ist wild, raub- und mordlustig; er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, und richtet unter den Herden oft ein furchtbares Blutbad an. Unverschämt kommt er bis in das Dorf und raubt selbst aus bewohnten Hütten. Den erwachsenen Menschen greift er in der Regel nicht an, aber verwundet stürzt er sich auf ihn und bringt ihm furchtbare Wunden bei. Kinder raubt er, wo er kann. Zur Paarungszeit kämpfen die Männchen grimmig unter einander; das Weibchen wirft 3—5 Junge. Man führt gegen den Leopard überall einen Vernichtungskrieg, jagt ihn auf die verschiedenste Weise und fängt ihn vielfach in Fallen. Das Fell dient zu Fußdecken und Schabracken und wird von den Eingebornen als Siegeszeichen getragen. Leopard und Panther lassen sich zähmen und abrichten; von den Römern wurden sie viel zu Kampfspielen benutzt; den Namen Leopard erhielt das Thier, weil man glaubte, daß es ein Bastard von Löwe und Panther sei. Der Irbis (F. Irbis *Ehrbg.*) ist 1,3 Meter lang, mit 90 Centim. langem Schwanz, langen Beinen, gekräuseltem, im Grund wolligem, am Bauch weichem und schlaffem Pelz, auf weißlich graugelber Grundfarbe am Kopf klein und voll schwarz gefleckt, am Hals mit schwarzen, ringförmigen und am Rumpf mit Tüpfelflecken. Er bewohnt Mittelasien bis Sibirien, besonders im Westen, und überfällt gern von Bäumen aus seine Beute. Der Ozelot (Pardelkatze, F. pardalis *L.*), 90—95 Centim. lang, mit 40—50 Centim. langem Schwanz, auf der Oberseite bräunlichgrau, unterseits gelblichweiß, schön schwarz gestreift und gefleckt, findet sich vom südlichen Theil Nordamerika's bis Nordbrasilien, meist in tiefen Wäldern, wo er Vögel und Säugetiere jagt; doch kommt er gelegentlich auch in die Bauernhöfe und

richtet unter dem Geflügel ein Blutbad an. Er lebt paarweise, doch jagt das Pärchen nicht gemeinschaftlich; das Weibchen wirft selten mehr als zwei Junge. Man verfolgt ihn des schönen Pelzes halber, welcher zu Winterstiefeln benutzt wird, fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden. Jung eingefangene Thiere werden sehr zahm.

Pantherschwamm, s. Agaricus.

Pantikapäon, alte Kolonie der Milesier auf der taurischen Chersones, an der Mündung der Palus Maeotis, dem asiat. Phanagoria gegenüber, mit Akropolis und gutem Hafen (jetzt Kertsch). P. wurde in der Folge Hauptstadt des bosporan. Reichs und war ein bedeutender Handelsplatz; später fiel es an Mithridates.

Pantīne, in Mecklenburg, auch Berlin ꝛc. Holzpantoffel, Holzschuh.

Pantoffelbaum, s. v. w. Korkeiche, s. Eiche.

Pantoffelblume, s. Calceolaria.

Pantoffelholz, s. v. w. Kork.

Pantograph (griech.), s. Storchschnabel.

Pantometer (griech., »Allmesser«), zur Messung von Winkeln, Höhen und Längen bestimmtes Instrument, als dessen Erfinder Anastasius Kircher gilt. Obgleich mehrfach verbessert, hat das Instrument bis jetzt noch keine praktische Bedeutung erlangt.

Pantomime (v. griech. pantomimos, »alles nachahmend«), Geberdenspiel, Darstellung von Empfindungen und Handlungen durch bloße Geberden mit gänzlichem Ausschluß der Rede und des Gesangs; auch ein solcher Spieler selbst. Die Kunst, in obiger Weise eine bestimmte Rolle oder ein ganzes Stück auf dem Theater darzustellen (Pantomimik), ist römischen Ursprungs und war im Alterthum nur in Rom heimisch. Sie entstand nach und nach aus der Vortragsweise des alten Canticum (s. d.), erlangte unter Augustus ihre höchste Blüte und blieb bis in die späteste Kaiserzeit beliebt. Nero war ein so großer Freund dieser Kunstübungen, daß er sich nicht scheute, selbst als P. öffentlich aufzutreten. Die berühmtesten Künstler dieser Art waren zur Zeit des Augustus Pylades und sein Schüler Hylas für tragische wie Bathyllos für komische Sujets; aus späterer Zeit sind P. Mnester (unter Caligula), Paris (unter Nero), Latinus (unter Domitian) zu nennen. Aus den römischen Pantomimen entwickelten sich später die improvisirten pantomimischen Possenspiele der Italiener mit stehenden Masken, welche sich später auch in andere Länder verbreitet haben und noch jetzt in Italien, Frankreich, Deutschland ꝛc. vorkommen. Eine künstlerische Entwickelung fand die P. in der Neuzeit hauptsächlich im Ballett (s. d.) und in den Lebenden Bildern (s. d.). Auch finden sich einzelne in dramatische Stücke verwebte, durchweg pantomimische Rollen, z. B. in der »Stummen von Portici« u. a.

Pantschatántra, Titel einer indischen Sammlung von Fabeln, in 5 Büchern, das älteste Fabelwerk im Sanskrit, wurde von Wischnuarman zwischen dem 4. und 6. Jahrh. n. Chr. zusammengestellt, dann auf Befehl des Sassaniden Nuschirwan (531—578) in die Huzvareschsprache (Pehlewi) übertragen, im 9. Jahrh. auch in das Arabische, später in das Hebräische, Syrische, Griechische und endlich in alle modernen Sprachen übersetzt. Der älteste Text erlitt durch die vielen orientalischen Ausgaben und Uebersetzungen mancherlei Zusätze und Veränderungen. Textausgaben besorgten Rosegarten (Bonn 1848) und Kielhorn und Bühler in den »Bombay Sanskrit series« (1868 ff.); eine Uebersetzung Th. Benfey (»Fünf Bücher indischer Fabeln ꝛc.« (Leipz. 1859, 2 Bde.).

Pantschmaschine (Pantschmühle, Prätschmaschine), Maschine, mit welcher Gewebe, die gebleicht oder gefärbt werden sollen, von der Schlichte befreit und bereits gefärbte Zeuge gewaschen werden. Sie ist eine Art Walkmühle, in welcher horizontal und parallel nebeneinander liegende Hölzer (Klopfhölzer, Prätscher) durch eine Daumenwelle gehoben werden, durch ihr Gewicht von selbst wieder niederfallen und dabei das Gewebe, welches unter ihnen auf einem Tisch liegt und oft gewendet und hin- und hergezogen wird, unter beständigem Zufließen von Wasser bearbeiten.

Pántschowa (Pancsova), königliche Freistadt im ungar. Komitat Torontal (ehemals zum Serbisch-Banater Militärgrenzland gehörig), am Temes, unweit der Mündung desselben in die Donau, Sitz eines Gerichtshofs, hat ein Militärerziehungshaus, eine Staatsoberrealschule, eine Normalschule, eine katholische und eine griechisch-nichtunirte Kirche, Seidenzucht, Weinbau, Dampfmühlenbetrieb, Stärkefabrikation, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, lebhaften Handel und (1869) 13,748 Einw. P. ward 1716 von den Oesterreichern unter Mercy den Türken entrissen und mit Festungswerken versehen. Am 30. Juli 1739 siegten hier die Oesterreicher unter Feldmarschall Wallis über die Türken; 1778 wurde die Stadt durch die Oesterreicher beim Rückzug verbrannt. Am 2. Jan. 1849 siegten daselbst die Oesterreicher unter Meyerhofer über die Ungarn unter Kiß.

Panúco, Fluß, s. Tampico.

Panúrg (griech., »Allesthuer«), nach einer Rabelais'schen Person dieses Namens s. v. w. durchtriebener, verschmitzter Mensch, Schelm; panúrgisch, verschmitzt, verschlagen.

Panyasis, griech. Epiker, aus Halikarnassos, Verwandter Herodots, ward um 454 v. Chr. von Lygdamis, Tyrannen von Halikarnassos, getödtet, ist Verfasser von zwei Gedichten, einer »Heraklea« in epischem Versmaß in 14 Büchern, die des Herakles Thaten, und einer »Jonika«, welche in elegischem Versmaß die Geschichte des Kodros, Neleus und der ionischen Niederlassungen besingt. Die Fragmente davon hat Lehrs in seinem »Corpus der griechischen Epiker« (Par. 1868) herausgegeben.

Panza, See, s. Pampa Aullagas.

Panzer, eine aus Metall oder anderen dichten Stoffen bestehende Bekleidung zum Schutz gegen Verwundungen. Insgemein braucht man das Wort gleichbedeutend mit Harnisch; richtiger jedoch versteht man unter letzterem eine alle Theile des Körpers, unter P. dagegen (vom franz. panse, Wanst) eine nur den Ober- und Unterleib deckende Rüstung. Schon in den ältesten Zeiten kommen P. als Schutzwaffe vor. Die Homerischen Helden trugen einen P. (thorax) von Erz, Silber oder Gold, der in zwei Stücken vom Hals über Brust und Rücken herab bis an die Scham reichte und an beiden Seiten durch Schnallen zusammengehalten ward. In ähnlicher Art waren die späteren Griechen gepanzert; doch bedienten sie sich auch lederner und leinener P., welche aus dünnen geflochtenen und zwei- bis dreifach übereinander gelegten Riemen oder Schnüren bestanden. In Stoff und Form wenig verschieden war der P. (lorica) der Römer, nur reichte er etwas tiefer herab. In der Regel begnügte man sich auch mit halben Panzern (semiloricae, pectoralia). In Deutschland, Frankreich und den benachbarten Ländern kamen die P. erst mit der Gestaltung des Ritterwesens in allgemeinere Aufnahme. S. Harnisch und Panzerhemd.

Panzer, Georg Wolfgang, Bibliograph, geb. 16. März 1729 zu Sulzbach, seit 1773 Hauptpastor an der Sebalduskirche zu Nürnberg und Aufseher der Stadtbibliothek daselbst; starb daselbst 9. Juli 1804. Seine Hauptwerke sind: »Entwurf einer vollständigen Literaturgeschichte der deutschen Bibelübersetzung von 1517—81« (Nürnb. 1783, mit neuen Zusätzen 1791) und »Annales typographici« (das. 1793—1803, 11 Bde.), ein Verzeichnis der alten Drucke aller Länder und Sprachen in alphabetischer Folge der Druckorte, kurz und genau (meist nach eigener Ansicht) charakterisirt, mit Angabe der Bibliotheken, in denen sie verwahrt, und der Werke, in denen sie beschrieben werden.

Panzerbatterien, s. Batterie, Panzerschiff und Panzerungen.

Panzerechsen, s. Krokodile.

Panzerhemd (franz. Cotte de maille, Chemise de maille), eine früher vorzugsweise von der Reiterei getragene Schutzkleidung, war entweder aus geglühtem Draht künstlich gestrickt, oder bestand aus lauter kleinen, ineinander greifenden Ringen und wurde theils mit, theils ohne Aermel, bis zur Hüfte oder tiefer reichend, über einem mit Wolle oder Werg gesteppten Leinen- oder Lederrock, unter dem sich auch wohl noch ein Brustharnisch befand, getragen. Das P. kam aus dem Orient nach Deutschland. Hier wurde seine Herstellung erst mit der Erfindung des Drahtziehens allgemein. Vgl. Ringhemd.

Panzerkette, aus Drahtringen bestehende Kette, welche bei den Pferden der Kavallerie auf dem Riemen zwischen beiden Ohren aufgenäht ist, damit das Zerhauen dieses Riemens, wodurch die ganze Zäumung auseinander fällt, gehindert werde.

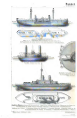
Panzerrock, s. v. w. Panzerhemd.

Panzerschiff (franz. Vaisseau cuirassé, engl. Iron clad), ein Kriegsschiff, dessen Wände durch eine ihnen gegebene Verstärkung gegen das Eindringen feindlicher Geschosse besonders geschützt sind. Diese Verstärkung, Panzerung, besteht bei den modernen Panzerschiffen der Hauptsache nach aus Eisenplatten, welche, meist in Verbindung mit einer dicken Hinterlage aus festem (Teak-) Holz, die Panzerwand bilden. Der äußere Eisenpanzer wird zusammengesetzt aus Platten, welche bis zur Größe von 7 Meter Länge und 1,5 Meter Breite mit der größten Sorgfalt aus dünnen Platten besten Eisens zusammengeschmiedet werden. Die Stärke der Platten ist sehr verschieden: vor 20 Jahren genügten 12 Centim., zur Zeit werden 50 Centim. starke gefordert, da mehrere dünne Platten weniger Widerstand bieten als Eine von derselben Dicke. Ihre Anfertigung ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, einmal, weil ihr enormes Gewicht die Handhabung erschwert, dann, weil die durchaus erforderliche fehlerlose Beschaffenheit um so schwerer zu erreichen ist, je größer die Masse. Die einzelnen Platten werden, nachdem sie der Stelle des Schiffsrumpfes, für die sie bestimmt sind, entsprechend gebogen und mit Löchern versehen wurden, an der Panzerhinterlage oder mit dieser an der Schiffswand mittels enormer Bolzen angeschraubt. Die Hinterlage, meist, wie erwähnt, aus festem Holz, bildet den zweiten wesentlichen Theil einer Panzerung, nothwendig als ein elastisches, den Stoß des auftreffenden Geschosses abschwächendes Mittel. Man stellt dieselbe aus zwei oder mehreren Lagen abwechselnd horizontal und vertikal geordneter Balken her, welche eine Gesammtdicke von 0,3–0,8 Meter haben. Nach innen ist die Panzerwand abgeschlossen durch die Innenhaut, einen Ueberzug aus 2,5—4,0 Centim. starken Eisenplatten, welcher auch etwaige Splitter, die beim Durchschlagen eines feindlichen Geschosses losgerissen werden, abhalten soll, ins Innere des Schiffs zu dringen und dort Verwüstung anzurichten. Ein Geschoß, welches eine Panzerwand, z. B. des König Wilhelm, trifft, hat also der Reihe nach erst eine Eisenplatte von 20,3 Centim., dann eine Teakholzlage von 52 Centim., endlich die eiserne Innenhaut von 3,1 Centim. und in den meisten Fällen noch einen Konstruktionstheil des Schiffs, ein Spant oder dergleichen, zu durchschlagen, ehe es in das Innere des betreffenden Schiffs gelangen kann. Vgl. Tertfigur, S. 540.

Die Panzerschiffe zerfallen ihrem Bau und ihrer Bestimmung nach in zwei Hauptklassen: Hochsee- und Küstenvertheidigungsschiffe. Die Hochseepanzerschiffe sind bestimmt, den Feind aufzusuchen, also eventuell auf die offene See zu gehen, und müssen daher einmal genügende Stabilität besitzen, dann auch so ausgerüstet sein, daß sie längere Zeit ohne die Hülfsmittel, welche die Vorräthe und Werkstätten der Heimat bieten, aushalten können. Sie stehen deswegen den Holzschiffen der Vorzeit in der Form einigermaßen nahe, sind nämlich 1) hochbordig, d. h. ein großer Theil des Schiffsrumpfes liegt über dem Wasser, den feindlichen Schüssen exponirt, 2) von erheblichem Tiefgang, hauptsächlich der Stabilität wegen, und 3) mit einer Takelage (s. d.) versehen, falls die Dampfmaschine versagt oder bei längeren Reisen Kohlen gespart werden müssen. Einige Hochseepanzerschiffe der Engländer haben trotzdem keine Takelage. Die Küstenvertheidigungsschiffe gewinnen ihre Eigenthümlichkeiten aus folgenden Rücksichten: um dem Feind ein möglichst kleines Zielobjekt zu bieten, ragen sie nur wenig aus dem Wasser hervor; um ferner an allen Küstenpunkten gegen Angriffe, z. B. Landungen, wirken oder auf flachem Wasser eine Aufstellung nehmen zu können, wohin ihnen der Angreifer nicht folgen kann, müssen sie einen geringen Tiefgang haben, und endlich, da sie nicht bestimmt sind, sich von Küstenplätzen, wo eine nothwendige Reparatur oder Ergänzung der Vorräthe vorgenommen werden kann, weit zu entfernen, haben sie keine Takelage.

Alle Panzerschiffe besitzen einen Gürtelpanzer, welcher ca. 2 Meter über der Wasserlinie beginnt und bis 2 Meter unterhalb derselben reicht. Die Panzerung unter dem Wasserspiegel ist erforderlich, weil bei Schlingerbewegungen (s. d.) des Schiffs auch diese Theile zuweilen den feindlichen Schüssen ausgesetzt sind. Der Gürtelpanzer pflegt in der Mitte des Schiffs stärker zu sein als an den Enden, einmal, weil dort die Maschinentheile liegen, welche besonders geschützt werden müssen, dann, weil die meist scharfen Schiffsenden nur wenig Tragfähigkeit besitzen, mithin durch eine große Belastung derselben das Schiff in seiner Haltbarkeit gefährdet werden würde. Im Folgenden geben wir eine Uebersicht der wichtigsten Konstruktionen. Von den Hochseepanzerschiffen sind die Batterieschiffe die ältesten, sie bilden den Anschluß an die vor der Panzerepoche vorhandenen Schiffe; die früher übliche Aufstellung der Geschütze, an beiden Seiten des Schiffs von vorn bis hinten, ist beibehalten und die Batterie ihrer ganzen Länge nach gepanzert (Gloire, franz., und Minotaur, engl.), oder die Armirung und mit ihr die Panzerung ist an den beiden Schiffsenden weggelassen oder beschränkt (König Wilhelm, deutsch; Achilles, engl.; Belliqueuse, franz.). Auch das einzige Panzerlinienschiff (Solferino, franz.) ist hierzu zu rechnen. Die Ausdrücke Panzerfregatte und Panzerkor-

Fig. 1. Longitudinal section of the Cranium of a Dog, showing the Cerebrum, Cerebellum, Medulla oblongata, Medulla spinalis, Pituitary body, Pineal gland, Optic nerves, Corpora quadrigemina, Pons Varolii, Corpus callosum, Fornix, Septum lucidum, Lateral ventricle, Third ventricle, Fourth ventricle, Infundibulum, Corpus striatum, Thalamus opticus, Velum interpositum, Choroid plexus, Middle commissure, Anterior commissure, Posterior commissure, Olfactory nerve, Ethmoid bone, Nasal bone, Frontal bone, Parietal bone, Occipital bone, Temporal bone, Sphenoid bone, Palate bone, Superior maxillary bone, Inferior maxillary bone, Tongue, Hyoid bone, Soft palate, Hard palate, Nasal cavity, Pharynx, Larynx, Trachea, Œsophagus, Atlas, Axis, Vertebræ, Ligamentum nuchæ, Spinous process, Transverse process, Articular process, Intervertebral substance, Sacrum, Coccygeal vertebræ.



Digitized by Google

ſchiffe mit nur Einem Stück Gürtelpanzer bei der Maſchine, einem Panzerſchild vorn und hinten in der Batterie und einem Panzerdeck (ſ. unten), z. B. Nelſon (engl.).

Auch die Küſtenvertheidigungsſchiffe zeigen mehrere verſchiedene Formen: Die ſchwimmenden Panzerbatterien (ſ. Batterie) ſind in der Mehrzahl Fahrzeuge ohne Anſprüche auf Manövrirfähigkeit und nur beſtimmt, mit ihren Geſchützen zu kämpfen; ſie beſitzen eine ſchwache Dampfmaſchine, um ſich fortzubewegen, doch kann dieſe auch fehlen, in welch letzterem Fall das Fahrzeug von einem andern Dampfer auf den Kampfplatz geſchleppt und dort verankert wird. Die Monitors, nach dem erſten Schiff dieſer Art benannt, liegen ſo tief im Waſſer, daß nur ein ſehr kleiner Theil (bei Flußmonitors oft nur wenige Centimeter) des Schiffsrumpfes aus dem Waſſer hervorragt, derſelbe alſo dem Feind faſt gar kein Ziel bietet. Oben auf dem Deck ſtehen, ähnlich wie bei den Thurmſchiffen, der oder die gepanzerten Thürme, welche die Geſchütze enthalten und entweder feſt oder drehbar ſind. Nicht ſelten kommt noch ein kleinerer Panzerthurm dazu, welcher zur Aufnahme des Kommandanten und des Steuers beſtimmt iſt (Arminius, deutſch; Onondaga, franz.; Miantonomoh, amerikan.; Cyclops, engl.). Die Panzerkanonenboote ſind kleine Fahrzeuge mit nur einem Geſchütz von großem Kaliber, deſſen Bedienungsmannſchaft und Lademechanismus durch einen feſtſtehenden halbkreisförmigen Schild oder dergleichen geſchützt iſt (Weſpe, deutſch). Ihr Vortheil beruht in ihrer Beweglichkeit und Billigkeit ſowie darin, daß der Verluſt eines ſolchen Fahrzeugs in der Schlacht einer Flotte nicht ſo empfindlich iſt wie der eines großen Schiffs, während ein wohlangebrachter Torpedo (ſ. d.) oder ein Rammſtoß (ſ. unten) ebenſo gut ein großes wie ein kleines Schiff mit Einem Schlage kampfunfähig machen kann. Die Kreisſchiffe oder Popoffka's (nach dem Erbauer des erſten Schiffs dieſer Art, dem ruſſiſchen Viceadmiral Popoff, benannt) haben der Hauptſache nach die Form einer Linſe von etwa 35 Meter Durchmeſſer und ſind nach unten ſtärker gewölbt als nach oben; in der Mitte ſteht ein feſter Thurm mit zwei ſehr ſchweren Geſchützen auf drehbaren Rahmen (ſ. Laffette), welche über Bank feuern. Sie haben Dampfmaſchinen, welche ſechs Schrauben in Bewegung ſetzen, vermittels derer ſie ſich ſehr raſch drehen und leidlich ſchnell fortbewegen. Dieſe Schiffe können bei geringem Tiefgang enormen Panzer und Armirung tragen, aber ſie ſind zum Rammgefecht nicht geeignet (Nowgorod, ruſſ.). Neuere Panzerſchiffe erhalten außer den oben erwähnten Panzerungen noch einen horizontal liegenden Deckpanzer, welcher das Fahrzeug gegen Wurfgeſchoſſe ſchützen ſoll. Er beſteht in der Regel aus 2—3 Centim. ſtarken Stahlplatten, iſt aber bei den Kreisſchiffen ſtärker.

In der obigen Aufzählung und Klaſſifikation der Panzerſchiffe ſind nur die Hauptgruppen genannt; man könnte bei den ca. 300 vorhandenen Panzerſchiffen aller Nationen wohl 70—80 Typen unterſcheiden, entſprechend der Mannigfaltigkeit der Beweggründe, nach denen der Plan zum Bau eines Panzerſchiffs gefaßt wird. Im allgemeinen ſucht man folgenden Anforderungen zu entſprechen. Das Schiff ſoll ſchnell und manövrirfähig ſein, d. h. in kurzem Bogen und in wenig Zeit drehen; es ſoll möglichſt ſtark gepanzert und ſtark armirt ſein. Da das ganze Schiff, wie ſchon erwähnt, nicht gepanzert werden kann, muß man ſich auf die wichtigſten Theile beſchränken; dies ſind: Waſſerlinie und Maſchine (Gürtelpanzer) und die Geſchützſtände (Batterie-, Kaſematten-, Thurm- und Schildpanzer). Die Munitionsvorräthe, das Steuer und die Schraube ſucht man durch eine möglichſt tiefe Lage unter Waſſer zu ſchützen. Allerdings nicht nothwendig, aber ſeit zwölf Jahren doch allgemein iſt jedes P. außer mit dem Panzer als Schutz- und den Geſchützen als Trutzwaffe noch mit einem zweiten Offenſivmittel, dem Sporn (Ramme), verſehen. Die ſo ausgerüſteten Panzerſchiffe heißen danach Ramm- oder Widderſchiffe. Ihr Vorſteven (ſ. Schiff) hat nach vorn eine naſenartige Ausbiegung, welche zum Theil maſſiv, zum andern Theil ſehr ſtark gebaut, gleichſam ein Bajonnett des Schiffs ſelbſt iſt, nur daß es nicht, wie dieſes, durch ſeine Schärfe, ſondern hauptſächlich durch die koloſſale Wucht des Stoßes, ausgeführt von dem ganzen Gewicht des Schiffs und der ihm von ſeiner Maſchine ertheilten Geſchwindigkeit, zu wirken beſtimmt iſt. Gegen einen ſolchen Rammſtoß, wenn er gut, d. h. womöglich rechtwinklig, trifft, iſt auch die ſolideſte Konſtruktion und der ſtärkſte je ausgeführte Panzer vollſtändig machtlos; das gerammte Schiff erhält ein ungeheures Loch unter Waſſer, füllt ſich in kurzer Zeit, wenn nicht dagegen durch waſſerdichte Querſchotten Vorſorge getroffen iſt, und muß in wenigen Minuten untergehen (ſ. Seeſchlacht).

Die Idee der Panzerſchiffe iſt ſehr alt und wurde beiſpielsweiſe ſchon von den Normannen ausgeführt; dagegen treten ernſthaftere Verſuche erſt mit Anwendung der Dampfkraft um 1815 auf, von wo bis 1857 eine Periode der Schwankung und mannigfacher Verſuche dauert. Hervorragende Momente derſelben ſind im amerikaniſchen Freiheitskrieg die Erbauung einer, wenn auch nur mit Holz gepanzerten, ſchwimmenden Batterie, in den 30er Jahren die Anwendung von Granaten, wodurch der Wunſch nach Schutz erheblich geſteigert wurde, und endlich im Krimkrieg die Anwendung von wirklichen Panzerbatterien, deren England und Frankreich je fünf erbauten, und welche unzweifelhaften Erfolg errangen. Den Beginn der zweiten, bis zur Gegenwart reichenden Periode bildet die Erbauung des erſten Hochſeepanzerſchiffs, der Gloire, in Frankreich durch den Ingenieur Dupuy de Lôme von 1857—59. In beinahe fieberhafter Haſt wurde von dieſem Zeitpunkt an bei den beiden konkurrirenden Seegroßmächten, England und Frankreich, im Panzerſchiffbau fortgeſchritten, beſonders nachdem im amerikaniſchen Bürgerkrieg Erfahrungen gemacht waren, welche auch dem blindeſten Gegner der neuen Waffe klar machen mußten, daß derjenige in einem Seekampf Sieger ſein werde, welcher die meiſten Panzerſchiffe in die Schlacht ſchicken könne. Anfangs, und das ließe ſich füglich als erſte Epoche der zweiten Periode bezeichnen, war man nur darauf bedacht, die Zahl der Panzerſchiffe ſo raſch wie möglich zu vergrößern. Die Panzerſtärke blieb, der Kraft der damals vorhandenen Geſchütze entſprechend, bei 11—15 Centim. ſtehen. Weil der Neubau hölzerner Schiffe viel Zeit erforderte, der Eiſenſchiffbau noch nicht in Aufnahme gekommen war, verfiel man darauf, die ohnehin im Werth ſtark geſunkenen alten ungepanzerten Holzſchiffe in Panzerſchiffe umzuwandeln, indem man z. B. von einem Dreidecker (ſ. Linienſchiffe) die beiden oberen Decke (Stockwerke) abtrug und die übrig gebliebene unterſte Batterie panzerte, reſp. das Schiff als Thurmſchiff einrichtete. Dieſe Epoche dauerte indeß nur bis 1864. Die ſol-

gende zeichnete sich dadurch aus, daß die Konkurrenz der Nationen sich mehr auf die Qualität als die Quantität der Panzerschiffe verlegte. Die Geschützwirkung wird erhöht, deshalb der Panzer verstärkt, und unter der Wechselwirkung dieser beiden Faktoren entsteht jener merkwürdige Wettkampf zwischen Artillerie und Panzerschiffbau, der, nachdem er über zehn Jahre mit äußerster Energie fortgeführt worden ist, erst in allerneuester Zeit mit dem Unterliegen des letztern geendet hat. Als letztes Moment dieser Epoche ist noch die Einführung des Eisens zum Schiffbau zu erwähnen, wodurch es erst ermöglicht wurde, die Panzerschiffe von der großen Länge und Stärke, wie sie jetzt häufig sind, und in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erbauen. Wie ungeheuer rasch die Umwandlung aller Kriegsmarinen vor sich ging, geht daraus hervor, daß, nachdem 1858 die ersten Anfänge gemacht worden waren, bereits 1866 Oesterreich und Italien, zwei Marinen zweiten Ranges, sich mit kompletten Panzerflotten in der Seeschlacht bei Lissa gegenüber standen. Gegenwärtig befinden sich alle betheiligten Staaten mehr oder minder im Besitz einer Marine, die aus sehr vielen verschiedenen Schiffsgattungen besteht; denn eben in der letzten Epoche steigerten sich die Anforderungen an die Artillerie einerseits und den Schiffbau anderseits so rapid, daß nicht selten, selbst bei der durch Verwendung des Eisens ermöglichten raschen Herstellung neuer Schiffe, ein Schiff häufig schon wieder veraltet war, als es vom Stapel lief. Vgl. Tafel »Panzerschiffe«, auf welcher die wichtigsten Typen in Ansicht und Grundriß dargestellt sind. Vgl. Reed, Our iron cladships (Lond. 1869); Derselbe, Our naval coast-defences; P. Dislère, La marine cuirassée (Par. 1873; deutsch, Wien 1877); Griffin, The royal navy in a series of illustrations (Portsm. 1875); Werner, Das Buch von der deutschen Flotte (Leipz. 1874); Bromme, Die Marine (3. Aufl., neu bearbeitet von v. Kronenfels, das. 1877).

Panzerthiere, mit Knochen oder Hornplatten gepanzerte Säugethiere, wie das Gürteltier, das Schuppenthier u. a.

Panzerungen. Die zunächst zur Bekleidung von Schiffen (s. Panzerschiff) benutzten Eisenpanzerungen hat man in der Folge zum Schutz gegen das Artilleriefeuer auch auf solche Punkte der Land- und Küstenbefestigung übertragen, deren dauernde Vertheidigung für besonders wichtig gehalten wurde. Für die vorgeschobenen Werke der Küstenbefestigung stellten sie sich bald als unentbehrlich heraus, da Erde und Mauerwerk gegen die immer schwerer gewordenen Geschosse der Schiffsartillerie (s. Geschütz) nicht genügenden Widerstand leisteten. Die Verwendung des Eisenpanzers ist bisher in folgender Weise geschehen: 1) als Panzer- (Scharten-) Schild an der hintern Schartenöffnung offener Erdbrustwehren; 2) als Stirnpanzer kasemattirter Batterien oder Geschützstände. Die Panzerschilde sind dann entweder hinter die Stirn der Pfeiler und das freitragende Gewölbe zurückgezogen, oder sie decken auch die Pfeiler- und Gewölbestirnen, wie bei 3) den kasemattirten Panzerbatterien oder Thürmen, Thurm- oder Panzerforts (stehende Panzerthürme). Letztere sind geschlossene Werke von rundem oder ovalem Grundriß, auf kasemattirtem, nicht vertheidigungsfähigem Unterbau, häufig (namentlich in England) in der See (s. Küstenbefestigungen) und, zur möglichsten Ausnutzung der kostspieligen Fundamentirung, meist in zwei Stockwerken mit einem oder mehreren drehbaren Panzerthürmen auf der Plattform erbaut, um auf beschränktem Raum große Geschützmassen aufstellen zu können. Die Panzerung liegt entweder an der Stirn der Mauerpfeiler, wie bei dem Thurmfort »No man's land«, Rhede Spithead bei Portsmouth, oder hinter der Panzerwand befinden sich nur freistehende Bétonpfeiler mit Eisenumhüllung, wie beim Breakwaterfort von Portland, auf welchen die eiserne Deckenkonstruktion ruht. Da bei diesen fortifikatorischen Werken dem Gewicht des Panzers keine Grenze gesetzt ist, so ist seine Konstruktion von den Schiffspanzern auch insofern abweichend, als man die größere Widerstandsfähigkeit durch Vermehrung nicht der Plattenstärke, sondern der Plattenzahl zu erreichen sucht. Die Panzerschilde sind daher aus 2—4 Platten von 10—13 Centim. Stärke mit Zwischenräumen von gleicher Weite, welche mit Béton ausgefüllt sind, zusammengesetzt, so daß z. B. die Panzerwand des Portland-Breakwaterforts, aus vier Eisenplatten und drei Bétonschichten bestehend, 89 Centim. stark ist. Die Platten werden durch Bolzen nach der Konstruktion des Leutnants English von 9—10 Centim. Dicke, an jedem Ende mit einem aufgeschraubten kugelförmigen Kopf, zusammengehalten. Diese Konstruktion soll das Zerreißen und Abscheren der Bolzen verhindern, wenn Geschosse den Panzer treffen. Die P. finden ferner 4) bei den drehbaren Panzerthürmen Anwendung. Diese sind entweder konisch, kuppelförmig oder cylindrisch um eine feste senkrechte Are durch Hand- oder Dampfbetrieb drehbar, wobei eine Anzahl Rollen (bis 32) unter der Basis des Thurms die leichte Bewegung vermitteln. In der Regel sind sie für zwei Geschütze bestimmt, die auf parallel in den Thurm eingebauten Rahmen stehen, so daß den Geschützen die Seitenrichtung durch das Drehen des Thurms gegeben wird. Da sie somit den ganzen Horizont durch ihr Feuer beherrschen können, werden sie auf den Plattformen von Festungswerken (s. Festungsbau), Küstenbatterien oder Thurmforts errichtet (die Spitheadforts von Portsmouth haben deren je fünf). Um jedoch hier die zu bewegende Last des Thurms mit den Geschützen nicht auf Kosten der schnellen Bedienung zu steigern und der Drehvorrichtung eine bedeutende Stärke geben zu müssen, konnte die Bauart der stehenden P. auf die Drehthürme nicht übertragen werden. Man folgt hier im allgemeinen den Konstruktionen der Schiffspanzer (s. Panzerschiff). — Nach den von Brialmont 1863 gemachten Vorschlägen wurde 1866 auf dem Fort Nr. 3 von Antwerpen ein Drehthurm in Form eines abgestumpften Kegels errichtet, der erste auf dem Kontinent. Später wurden auf den Forts La Perle und Philippe von Antwerpen sowie in Kronstadt cylindrische Drehthürme von wenig abweichender Konstruktion erbaut (s. Figur), nachdem bereits 1865 die Stirnwände der Batterien des Forts Konstantin (Kronstadt) durch den General Todleben mit Stirnpanzern versehen waren. Die Panzerplatte a der belgischen Thürme ist an den Scharten 30, sonst 25 Centim. dick; der äußere Durchmesser beträgt 9,23 Meter, das Gewicht des Thurms 280,000 Kilogr. und der Kostenpreis 200,000 Mark. — 1865 machte Gruson (Erfinder der Hartgußgranaten) den Vorschlag, kuppelförmige Panzerdrehthürme aus Hartguß herzustellen. Ein solcher Versuchsthurm wurde 1869—70 bei Berlin beschossen und nach weiteren Versuchen 1874 für die deutschen Küstenwerke und einige Festungen eingeführt. Diese Konstruktion bietet den Vortheil, daß die bis 40,000 Kilogr. schweren

mächtigte er sich an der Spitze von 600 Korsen der Insel Capraja. Nachdem die Genuesen 1768 Corsica den Franzosen abgetreten hatten, vertheidigte P. die Insel noch ein volles Jahr gegen die letzteren. Erst Graf von Vaux besiegte mit 22,000 Franzosen P. bei Ponte Nuovo, eroberte die ganze Insel und zwang P., ein Asyl in England zu suchen. Als 1789 die flüchtigen Freiheitsfreunde auf Mirabeau's Antrag durch Beschluß der Nationalversammlung zurückgerufen wurden, eilte P. nach Paris und erhielt von Ludwig XVI. den Titel eines Generalleutnants und das Kommando von Bastia, und hier ward er 1790 von seinen Mitbürgern an die Spitze der Nationalgarde gestellt und zum Präsidenten der Verwaltung erhoben. Nach Ludwigs XVI. Hinrichtung sagte er sich jedoch von der demokratischen Partei der Insel los und versprach der Gegenpartei seine Unterstützung. Deshalb beim Konvent als Verräther denuncirt, pflanzte er nun offen die Fahne der Empörung gegen die Republik auf, rief die Engländer zu Hülfe, vertrieb mit Hülfe derselben die Franzosen von der Insel, und eine Versammlung zu Corte 10. Juni 1794 übertrug dem König von Großbritannien die Krone von Corsica und stellte die alte Verfassung mit einigen Veränderungen wieder her. Da P. aber von Pozzo di Borgo verleumdet wurde, verließ er 1796 zum zweitenmal die Insel, reiste nach London und trug dem Parlament seine Klagen vor, mußte aber erfahren, daß seine Rolle für das Vaterland ausgespielt sei. Er starb 5. Febr. 1807 in einem Dorf bei London. Seinem Vaterland vermachte er ansehnliche Summen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Sein Leben beschrieben Arrighi (Par. 1843, 2 Bde.) und Klose (Braunschw. 1853).

2) Betty, Pseudonym der Dichterin Elisabeth Glück (s. d. 2).

Páolo (Paul, Pauliner), Silber- und Rechnungsmünze des ehemaligen Kirchenstaats, = 10 Bajocchi oder $^1/_{10}$ Scudi = 0,426 Mark.

Papa, einer der ersten Kinderlaute, s. v. w. Vater; in der griechischen Kirche (pappas) Bezeichnung für alle (namentlich höhere) Geistliche; in der lateinischen Kirche s. v. w. Papst.

Papa, Stadt im ungar. Komitat Veszprim, Station der Bahnlinie Raab-Stein am Anger, hat ein schönes Schloß des Fürsten Esterházy mit Garten, 3 Kirchen (darunter eine schöne kathol. Pfarrkirche von 1778), 2 Klöster, 2 Synagogen, eine juridische und eine theologische Lehranstalt, ein katholisches und ein reformirtes Obergymnasium, eine Irrenanstalt, mehrere Kranken- und Armenanstalten, eine Volks-, Handels- und Gewerbebank, Papier-, Steingut-, Thonpfeifen- und Tuchfabrikation und (1870) 14,223 Einw. Hier 12. Juni 1809 Avantgardengefecht zwischen den Franzosen und Oesterreichern.

Papageien (Psittaci *Sundev.*), Ordnung der Vögel, kräftig gebaute Klettervögel mit großem Kopf, kurzem und hohem, im Halbkreis gebogenem und gezähntem Oberschnabel, welcher an seiner mit dem Stirnbein gelenkig verbundenen Wurzel von einer Wachshaut bedeckt ist und mit langer, hakenförmiger Spitze den breit abgestutzten Unterschnabel überragt, fleischiger Zunge, bis zur Ferse befiederten Schienen, kurzen, netzförmig getäfelten Läufen und paarzehigen Füßen, welche handartig zum Ergreifen der Nahrung benutzt werden und mit kräftigen, stark gekrümmten, spitzigen Krallen an den Zehen bewaffnet sind. Das lebhaft gefärbte, vorherrschend grüne, oft sehr bunte Gefieder mit einer verhältnismäßig geringen Zahl großer, zerstreut stehender Konturfedern, zwischen denen sich häufig dichte, oft lebhaft gefärbte Dunen finden, enthält bei solchen P., denen die Oeldrüse fehlt, sogen. Staub- oder Puderdunen, von deren pulverförmig sich abstoßenden oberen Enden der die Haut bedeckende puderartige Belag herrührt. Die verhältnismäßig nicht besonders großen, aber kräftigen Flügel enthalten 9—10 Handschwingen, von denen in der Regel die zweite und dritte am längsten sind, und 9—12 Armschwingen, der Schwanz stets 12 Steuerfedern. Um das Auge herum findet sich oft eine nackte Stelle. Die P. fliegen theilweise sehr geschickt, theilweise aber langsam und schwerfällig; sie klettern mit Beihülfe ihres ungemein beweglichen Schnabels ebenso sicher wie behend von Zweig zu Zweig, gehen auf dem Boden aber meist unbeholfen. Ihre Sinnesorgane sind gut entwickelt, auch besitzen sie ein treffliches Gedächtnis, sind gelehrig und leicht zähmbar; ihre geistigen Eigenschaften werden von manchen Forschern sehr hoch geschätzt und in gewissem Sinn mit denen der Affen verglichen. Ihre Stimme ist höchst bildsam und zur Nachahmung der verschiedenartigsten Laute, namentlich auch der menschlichen Stimme, befähigt. Sie leben gesellig in bewaldeten Ebenen, kommen aber auch an der Küste, im Gebirge, in völlig baumlosen Gegenden vor und unternehmen zur Zeit der Reife gewisser Baumfrüchte, der Ernte und der Samenzeit mancher Grasarten große und regelmäßige Wanderungen. Sie nähren sich von den verschiedensten Pflanzenstoffen, einige vom Nektar der Blüten, und nehmen nebenbei oft auch thierische Nahrung. Sie leben in, wie es scheint, auf Lebenszeit geschlossener Ehe, nisten in Baumlöchern, Höhlungen, Felsenspalten oder auf der Erde, legen 2—10 glatte, weiße, rundliche Eier, und die großen Arten brüten nur einmal im Jahr. Sie sind vorwiegend auf die Tropen beschränkt; nur einige Formen kommen nördlich, mehrere südlich von den Wendekreisen vor. In Amerika gehen sie bis 43° nördl. Br. und 53° südl. Br., auf den Inseln der Südsee bis 59°; in Asien dagegen überschreiten sie den 27.° nördl. Br. nicht. Von den mehr als 350 Arten gehören über 140 Amerika an; nächstdem sind sie auf den Molukken und in Australien am zahlreichsten; weniger Formen finden sich in Polynesien und Asien mit den Sundainseln. Ebenso arm ist Afrika, wo sie in noch engeren Grenzen zu beiden Seiten des Aequators vorkommen. Fossil sind nur einzelne Reste in südamerikanischen Knochenhöhlen und eine Art im Diluvium von Mauritius gefunden worden; zwei Arten von der Philipps- und Norfolkinsel sind in neuerer Zeit ausgestorben. Die P. liefern den Eingebornen Schmuckfedern und werden auch vielfach gegessen. Ueberall im angebauten Land sind sie schädlich; bei ihrem massenhaften Auftreten können sie den Baum- und Feldfrüchten sehr verderblich werden und werden daher mit dem größten Eifer verfolgt. Trotz ihrer Schlauheit und ihres Mißtrauens gelingt es bei ihrer großen Anhänglichkeit an einander doch leicht, sich ihrer zu bemächtigen, und so werden sie oft zu Tausenden gemordet. Dagegen zähmten Inder und Peruaner P. seit alten Zeiten und zollten ihnen sogar göttliche Verehrung. Schon unter Alexander d. Gr. sollen lebende Sittiche nach Europa gebracht worden sein. Plinius erwähnt bereits die Fähigkeit des Halsbandpapagei's, Worte nachzusprechen. Seitdem wurden die P. sehr beliebt und Gegenstand des Luxus, so daß ein sprechender Papagei oft mehr galt als ein Sklave. Um die Zeit der Kreuzzüge kamen sie auch nach Deutschland. Später wurden in

schneller Folge immer mehr Arten entdeckt und importirt, und in der neuesten Zeit hat der durch die Verbesserung der Verkehrsmittel sehr stark gesunkene Preis der P. manche Arten zu den beliebtesten Käfigvögeln gemacht. Sie eignen sich dazu auch vortrefflich, wenngleich einige durch ihre Zerstörungslust oder die rauhe, durchdringende Stimme lästig werden können. Die meisten P. sind anspruchslos und leicht zu erhalten, manche erreichen sogar ein sehr hohes Alter, andere sind hinfällig und erliegen allerlei Krankheiten. Einzelne Arten wurden mit großem Erfolg bei uns gezüchtet.

Die Familie der eigentlichen P. (Psittacinae *Finsch*), charakterisirt durch die gedrungene Gestalt, den kurzen oder mittellangen, geraden oder abgerundeten Schwanz, die nicht abgestuften Steuerfedern, die befiederten Wangen und meist befiederten Zügel, umfaßt nur Baumvögel, von denen mehr als die Hälfte in Amerika heimisch ist, und zu welchen fast alle afrikanischen P. gehören. Der Jako (Psittacus erithacus *L.*), ca. 30 Centim. lang, aschgrau, mit rothem Schwanz, gelber, bei jungen Vögeln aschgrauer Iris, schwarzem Schnabel, weißlicher, nackter Gesichtshaut und grauen Füßen, bewohnt West- und Innerafrika und wurde auf den Maskarenen eingebürgert. Er lebt gesellig, oft in großen Scharen, nistet im Dickicht der Wälder in Baumlöchern, legt 4—5 Eier und vertheidigt die Jungen sehr muthig. Er kommt in großer Zahl nach Europa, zeichnet sich durch außerordentliches Sprachtalent aus und kann sehr alt werden. Sein Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Die Amazonenpapageien (Grün-, Kurzflügelpapageien, Chrysotis *Swains.*) sind gedrungen gebaut, mit großem, stark gebogenem Schnabel, kantig abgesetzter First, bogig vorspringender Wachshaut, verhältnißmäßig kurzen Flügeln und kurzem, breitem, abgerundetem Schwanz. Das Gefieder ist vorherrschend grün; Kopf und Flügelbug sind meist gelb, ein Spiegel auf den Flügeln meist roth. Sie bewohnen besonders die Uferländer des Amazonenstroms, sind echte Waldvögel, fliegen schwerfällig, schreien unaufhörlich und laut und werden den Maisfeldern sehr schädlich. Sie sind vortreffliche und sehr gelehrige Käfigvögel und werden auch des wohlschmeckenden Fleisches halber viel gejagt. Der eigentliche Amazonenpapagei (C. amazonica *L.*) ist mittelgroß, dunkel grasgrün, unterseits kaum heller, an der Stirn lilablau, an Kopf und Backen hochgelb, am Flügelbug roth; die seitlichen Schwanzfedern sind innen blutroth. Er ist in Südamerika sehr gemein, namentlich in Mittel- und Nordbrasilien, Venezuela, Bogotá, Ecuador. Die Zwergpapageien (Psittacula *Kuhl*) haben etwa die Größe eines Staars oder Sperlings, sind sehr gedrungen gebaut, mit sehr kräftigem, hohem Schnabel, langen, spitzen Flügeln und kurzem oder stummelhaftem, fanft abgerundetem oder fast geradem Schwanz. Das Gefieder ist vorherrschend glänzend grün, mit sanfterem oder grellerem Roth am Kopf, lebhaftem Blau auf dem Bürzel und schönfarbiger Fleckenzeichnung auf dem Schwanz. Sie finden sich in Asien, Afrika, Amerika und Australien. Hierher gehört der Unzertrennliche (Inséparable, P. pullaria *L.*), welcher mittelgroß, lebhaft grasgrün, am Vorderkopf, Backen und Kinn zinnoberroth, am Bürzel himmelblau, auf dem Schwanz mit schwarzer Querbinde gezeichnet ist. Er bewohnt West- und Innerafrika und kommt häufig zu uns. Das Pärchen gibt ein anmuthiges Bild vollkommenster Harmonie und wird deshalb gern im Käfig gehalten; er ist aber etwas hinfällig, und wenn einer den schädlichen Einflüssen erliegt, so folgt der andere (man sagt oft, aus Gram) gewöhnlich bald nach.

Die Familie der Kakadu's (Plictolophinae *Bp.*), charakterisirt durch den aufrichtbaren Federschopf auf Stirn oder Scheitel, den äußerst kräftigen Schnabel, die langen, spitzen Flügel, den meist kurzen, geraden Schwanz u. das mehr oder weniger einfarbige, vorherrschend schwarze oder weiße Gefieder, bewohnt Australien, Neuguinea und die Indischen Inseln westlich bis Timor und Flores, nördlich bis zu den Philippinen. Sie leben vorzugsweise in lichten Buschhölzern, fallen oft in großen Scharen in die Pflanzungen ein, fliegen ausgezeichnet, graben und wühlen mit ihrem Schnabel im Boden und nisten besonders in Eukalypten. Sie stehen an Begabung den Grau- und Grünpapageien kaum nach, lernen sprechen und zeigen sich sehr anhänglich und zärtlich. Das Wort Kakadu, welches fast alle Arten aussprechen, ist angelernt; von ungezähmten Vögeln hört man es nie. Der Gelbhaubenkakadu (Plictolophus galeritus *Lath.*) ist 40 Centim. lang, blendend weiß, mit gelbem Federschopf, bewohnt Australien und Tasmanien, ist in allen Ansiedelungen gemein und besonders häufig in offenen Ebenen. Der Inka-Kakadu (Leadbeater Kakadu, P. Leadbeateri *Vig.*, s. Tafel) ist mittelgroß, weiß, rosenroth angeflogen, mit an der Wurzel zinnoberrothen, in der Mitte hochgelben, am Ende weißen, vorn von weißen Federn halb bedeckten Haubenfedern; die Schwingen sind unterseits innen dunkel rosenroth, die Steuerfedern in der Wurzelhälfte innen rosenroth gerandet. Er ist über ganz Australien verbreitet und im Süden und Westen häufig; wie der vorige, eignet er sich vortrefflich für die Gefangenschaft. Die Nymphe (Corella, Callipsittacus Novae Hollandiae *Gray*), von der Größe einer Drossel, ist dunkel olivengraubraun, am Kopf und an der Haube gelblich, mit safranrothem Ohrfleck und weißen Flügeldecken. Sie findet sich sehr verbreitet in Australien, fliegt leicht und ausdauernd und eignet sich für den Käfig in besonderem Grad; sie ist anspruchslos, hart, wird sehr zahm, pflanzt sich leicht in der Gefangenschaft fort und lernt ein Lied pfeifen.

Die Familie der Sittiche (Sittacinae *Finsch*), charakterisirt durch den mehr oder weniger langen, keilförmigen oder abgestumpften Schwanz und den meist kräftigen Schnabel, umfaßt mehr als die Hälfte aller bekannten P., fehlt nur in Europa und ist am zahlreichsten in Amerika und Australien vertreten; die Sittiche sind meist Baumvögel. Die Arara's (Ara's, Sittace *Finsch*), Charaktervögel Süd- und Mittelamerika's, unter ihnen die größten P. mit enorm großem Schnabel, meist nacktem Zügel und Augenkreis, langen, spitzen Flügeln und sehr langem, spitzigem, stufig verkürztem Schwanz, sind fast ausnahmslos lebhaft grün, roth oder blau, meist bunt gefärbt, finden sich in Südbrasilien bis Nordmexiko, westlich bis Peru, auch in Westindien, leben meist im Wald, fliegen meist gut, haben eine rauhe Stimme und brüten in Baumlöchern. Sie werden wegen des Schadens, welchen sie in Pflanzungen anrichten, ihres kräftigen Fleisches und der schönen Federn halber gejagt, aber auch von den Eingebornen gezähmt und lernen sprechen. Der Makao (Arakanga, S. macao *L.*, s. Tafel), 87 Centim. lang, scharlachroth, auf dem Rücken und Bürzel, an den Schwingen und oberen Schwanzdeckfedern blau, an den größten Flügeldeckfedern gelb, an den mittleren Schwanzfedern roth, an den nackten, fleischfarbenen Wangen weiß bepudert, bewohnt den Norden Südamerika's bis Guatemala und Honduras und lebt besonders in den Uferwäldern. Die Keilschwanz-

sittiche (Perüschen, Perikiten, Conurus *Finsch*), gestreckt erscheinende Vögel von Drossel- bis Dohlengröße mit einem Schnabel, der so lang wie hoch und auf der Firste stumpf abgesetzt ist, langen, spitzen Flügeln und meist nur mittellangem, keilförmig abgestumptem Schwanz. Das Gefieder ist vorherrschend grün, mannigfach bunt gezeichnet und läßt nur einen deutlichen Kreis um das Auge frei. Man unterscheidet mehrere Gruppen nach der Färbung, nämlich solche, bei denen die Schwanzfedern nicht oder nur theilweise roth, Kopf- und Flügelbug nicht roth sind und auf den Flügeln kein Blau sich findet. Hierher gehört die Garuba (C. luteus *Bodd.*), ein 37 Centim. langer, dunkel citronengelber Vogel mit dunkel grasgrünen Schwingen und Schwanz, bewohnt das Gebiet des Amazonenstroms. Bei einer zweiten Gruppe sind Kopf und Flügelbug mehr oder weniger roth; am Schwanz aber findet sich kein Roth, an den Flügeln kein Blau; bei einer dritten Gruppe fehlt auch das Roth am Schwanz, aber auf den Flügeln zeigt sich Blau, und bei grüner Hauptfärbung ist der Kopf oder die Bauchmitte meist gelb. Die Keilschwanzsittiche gehören hauptsächlich dem wärmern östlichen Südamerika an, nur der Carolinasittich (C. carolinensis *L.*) geht in Nordamerika bis 42° nördl. Br. und erträgt, wie der Smaragdsittich (C. smaragdinus *Gml.*), welcher sich noch an der Magelhaensstraße findet, sehr niedrige Temperaturen. Sie bewohnen Wälder und steppenartige Triften oft in unzählbaren Schwärmen, fliegen und klettern äußerst geschickt, haben eine scharfe, klirrende Stimme, schlafen zum Theil in Baum- und Felsenhöhlen dicht aneinander gedrängt und senkrecht angehängt an den Wandungen der Höhle und scheinen auch gesellig zu brüten. Einzelne Arten richten in Plantagen großen Schaden an; manche werden von den Indianern mit Vorliebe gezähmt und kommen auch nach Europa, am häufigsten der Carolinasittich, welcher in ungeheizten, im Freien stehenden Flugbauern überwintern kann. Zur Gattung Singsittich (Melopsittacus *Gould*) gehört der Wellenpapagei (M. undulatus *Gould*), welcher 21—23 Centim. lang wird und sehr gestreckt erscheint; er ist am Hinterkopf, Nacken, Oberrücken, an der Schulter und an den Flügeldecken blaß grüngelb, jede Feder ist an der Spitze schwärzlichbraun, an der Unterseite grün, am Vorderkopf, Scheitel und an der Gurgel gelb, seitlich mit je vier blauen Flecken. Die Wachshaut ist beim Männchen hochblau, beim Weibchen graugrün. Er bewohnt das ganze Festland Australiens, unternimmt förmliche Wanderungen je nach der Reife der Samen, erscheint in großen Schwärmen und brütet gesellig in Eukalypten. Er fliegt höchst geschickt und besitzt einen ansprechenden, wenn auch nicht reichhaltigen Gesang. Seit Anfang der 50er Jahre kommt der Wellenpapagei nach Europa und ist seitdem einer der beliebtesten Stubenvögel geworden. Er ist ziemlich dauerhaft, von höchst anmuthigem Wesen, lebhaft, liebenswürdig und verträglich. Kein Papagei eignet sich als Zimmervogel so gut wie dieser, und es werden daher auch jährlich Tausende eingeführt, und trotzdem finden auch die in Europa gezüchteten Vögel stets schnellen Absatz. Der Wellenpapagei pflanzt sich im Käfig, besonders im Flugbauer, bei richtiger Behandlung sehr leicht fort, und die Zucht desselben kann sehr einträglich werden. Die Plattschweifsittiche (Platycercus *Vig.*), Vögel von Drossel- bis Elstergröße, mit kurzem, kräftigem Schnabel, langen, abgerundeten Flügeln und langem, breitem, meist leicht stufig abgerundetem Schwanz, sind sehr bunt gefärbt, über den Osten der Alten Welt verbreitet, meist nur bis zum Aequator, und bilden die Mehrzahl der australischen P. Sie sind hauptsächlich auf die grasreichen Ebenen angewiesen, fliegen vortrefflich, laufen auch behend, haben eine verhältnismäßig schwache, nicht kreischende Stimme, leben meist in kleinen Trupps, nach der Brutzeit auch in größeren Schwärmen, welche weit herumschweifen, und brüten in Baumhöhlen. Seit etwa zehn Jahren kommen mehrere der sehr zahlreichen Arten nach Europa, sie sind aber in der Gefangenschaft etwas schwierig zu erhalten.

Die Familie der Lori's (Trichoglossinae *Finsch*), charakterisirt durch die pinselförmige Zungenspitze mit zahlreichen, fadigen, hornig bekleideten Papillen, den mäßig gekrümmten, komprimirten Schnabel und den kurzen, abgerundeten oder verlängerten, keilförmig abgestuften Schwanz, ist über Australien und die zugehörigen Inseln, den Indischen Archipel mit Ausschluß der Sundainseln und in Polynesien verbreitet. Die Breitschwanzlori's (Domicella *Wagl.*) sind etwas schlank gebaut, haben lange, spitze Flügel und einen verhältnismäßig kurzen, abgerundeten Schwanz; das Gefieder ist vorherrschend prächtig roth mit blauer Zeichnung, ausnahmsweise einfarbig schwarz oder blau. Sie sind über Polynesien und die Papualänder verbreitet, leben in kleinen Trupps in den Wäldern, nähren sich von Früchten und Blütensaft, nisten in Baumhöhlen und werden wegen ihrer Schönheit von den Eingebornen in Gefangenschaft gehalten und als Tauschgegenstände von einer Insel zur andern verführt. Sie kamen bis jetzt noch wenig nach Europa und fordern sehr sorgfältige Behandlung. Der Frauenlori (Papualori, D. lori *L.*) ist 30 Centim. lang, glänzend karminroth, am Ober- und Hinterkopf tiefschwarz, auf der Oberseite der Flügel grün, auf den Schenkeln himmelblau, auf der Brust mit gelber Binde; die Schwanzfedern sind scharlachroth, gegen die Spitze schwarz gebändert. Er bewohnt Neuguinea, Waigiu, Maisory. Die Keilschwanzlori's (Trichoglossus *Vig.* et *Horsf.*) sind schlank gebaut, prachtvoll gefärbt, mit kurzen, spitzen Flügeln und keilförmigem Schwanz und haben etwa dasselbe Verbreitungsgebiet wie die vorigen. Sie leben außerordentlich gesellig in unzählbaren Scharen, selbst verschiedene Arten innig mit einander vereint, nähren sich zur Zeit der Eukalyptusblüte wohl ausschließlich von deren Nektar, sonst wohl von Sämereien, fliegen und klettern ungemein geschickt und besitzen eine gellende, wenig biegsame Stimme. Der Pflaumenkopf (T. Novae Hollandiae *Gm.*) ist von mittlerer Größe, an Kopf, Backen und Kehle pflaumenblau, am Hinterhals, Rücken, Bürzel, an den Flügeln und dem Schwanz dunkel grasgrün, an der Brust zinnoberroth, an der Brustseite hochgelb und am Bauch dunkelblau; er findet sich in ganz Australien und gelangt nicht selten nach Europa, ist auch in der Gefangenschaft längere Zeit zu erhalten, während die Keilschwanzlori's im allgemeinen äußerst hinfällig sind. S. Tafel »Papageien«. Vgl. Le Vaillant, Histoire naturelle des oiseaux des perroquets (Par. 1801—1805, 2 Bde.); Wagler, Monographia psittacorum (Münch. 1835); Finsch, Die P. (Leid. 1867—69, 2 Bde.).

Papageifisch (Scarus *Bleek.*), Fischgattung aus der Familie der Lippfische (Labroidei) und der Unterordnung der Pharyngognathen, schönschuppige und prächtig gefärbte Fische, bei denen der Unterkiefer über den Oberkiefer vorspringt und die Zähne so dicht mit einander verwachsen sind, daß sie eine einzige konvere

Schneideplatte bilden. Sie bewohnen namentlich die Meere der Tropen; nur Scarus cretensis *C. V.* kommt im Mittelmeer, bei den Kanaren und bei Madeira vor. Er ist länglich rund, über 30 Centim. lang, mit stumpfer Schnauze, kleinem Mund und großen, eiförmigen, abgerundeten, glattrandigen Schuppen; auf dem Rücken ist er purpurroth, an den Seiten rosenroth und violett, an Brust- und Bauchflossen orangegelb, an letzteren veilchenblau liniirt. Rücken- und Afterflosse sind grauviolett, roth gefleckt, die sehr große Schwanzflosse außerdem weiß gerandet. Aus dem griechischen Inselmeer ließ ihn Tiberius Claudius an die Küste von Kampanien versetzen, doch ist er jetzt aus den italienischen Meeren wieder verschwunden.

Papageigrün, s. v. w. Schweinfurtergrün.

Papágo, nordamerikan. Indianerstamm, in Arizona, 6000 Köpfe stark, treibt Ackerbau und Viehzucht.

Papāl (neulat.), päpstlich.

Papālsyſtem, im kathol. Kirchenrechte die Theorie von der absoluten Machtvollkommenheit des Papstes, im Gegensatze zu dem sogen. Episkopalsystem (s. d.), welches die Gesammtheit der Bischöfe über den Papst stellt und diese mit der höchsten Kirchengewalt ausstattet, während nach dem P. die Kirchengewalt der Bischöfe nur eine von der päpstlichen abgeleitete sein soll und letztere nur als die Gehülfen des Papstes erscheinen. Auf den Reformkoncilien des 15. Jahrh. war das Episkopalsystem zur Anerkennung und, indem man damals verschiedene Päpste absetzte, zur praktischen Anwendung gekommen. Das Koncil von Trient (1545—63), welches zwar dem P. günstiger war, gab keine direkte Entscheidung der Frage; doch war das P. thatsächlich das herrschende, bis es auf dem vatikanischen Koncil durch die Konstitution vom 18. Juli 1870 (Constitutio »Pastor aeternus«) zum Dogma erhoben und in der damals proklamirten Theorie von der päpstlichen Unfehlbarkeit auf die Spitze getrieben ward, freilich nicht, ohne eine staatliche Reaktion sowie in der katholischen Kirche selbst durch die Trennung der sogen. Altkatholiken eine Spaltung hervorzurufen. S. Koncil.

Papāt (neulat.), päpstliche Würde, Papstthum.

Papāver *Tourn.* (Mohn), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, mit weißem oder bläulichem Milchsaft erfüllte Kräuter mit ein- bis zweifach fiedertheiligen oder ganzen Blättern, einzel-, end- oder achselständigen, lang gestielten Blüten, hinfälligen Kelchblättern, vier Blumenblättern und krug- oder keulenförmiger, ovaler oder fast kugelrunder, einfächeriger, von der schildförmigen Narbe gekrönter, vielsamiger, unter der Narbe meist in Löchern aufspringender Kapsel. P. somniferum *L.* (Gartenmohn) ist 60—120 Centim. hoch, mit kahlem, bläulich bereiftem Stengel und kahlen, länglichen Blättern, von denen die unteren gestielt, zerschlitzt, die oberen stengelumfassend, eingeschnitten oder ganzrandig sind. Die Kapsel ist kugelig oder oval, kahl, geschlossen oder in Poren aufspringend. Diese einjährige Pflanze stammt aus dem Orient und wird bei uns als Zierpflanze und zur Samengewinnung kultivirt. Man unterscheidet weißen Mohn, mit weißen, hochrothen oder weiß und rothen Blüten, großen, geschlossenen Kapseln und weißen Samen; gemeinen Schließmohn, mit fleischrothen oder lilafarbenen, an der Basis dunkel gefleckten Blumenblättern, großen, geschlossenen Köpfen und blauen und grauen Samen; Schüttelmohn, mit weißen, am Grunde tief lila gefleckten Blumenblättern, etwas kleineren, aufspringenden Kapseln und blauen oder grauen Samen. Der Mohn verlangt einen milden, warmen Boden in warmer Lage und gedeiht am besten in mildem Kalkmergellehm und sandigem Lehm, der frei von Unkraut ist und reiche Dungkraft besitzt. Man bringt ihn nach gut gedüngter Hackfrucht früh ins Land und hilft mit Jauche oder Guano nach. Ein Hektar fordert 1 Kilogr. Samen. Haben die Pflanzen das vierte Blättchen getrieben, so werden sie gejätet und so gestellt, daß sie 8—10 Centim. von einander entfernt stehen. Später behackt man sie und stellt sie 15—30 Centim. weit von einander, auch pflegt man wohl noch einmal zu behacken und zu stellen. Die geernteten Kapseln des Schüttelmohns werden nur ausgeschüttelt, die des Schließmohns werden auf Mohnmühlen zerbrochen und darauf die Samen abgesiebt. Im Orient gewinnt man aus den noch nicht völlig reifen Kapseln das Opium (s. d.); getrocknet sind diese Kapseln officinell, sie enthalten bis 0,25 Proc. Morphium und 0,15 Proc. Narkotin, und ihre sehr gebräuchliche Anwendung als schlafmachendes Mittel für kleine Kinder ist deshalb verwerflich. Der Mohnsame wird häufig gegessen, noch mehr benutzt man ihn zur Gewinnung des Mohnöls; der weiße Same ist officinell, er enthält ca. 50 Proc. fettes Oel, 15 Proc. Proteinsubstanzen, 20 Proc. Gummi ꝛc., aber keine narkotischen Substanzen und dient zur Darstellung von Emulsionen. Bei uns wachsen drei Arten mit rothen Blüten: P. Argemone *L.*, mit am Grund schwarz gefleckten Blumenblättern und mit aufrechten Borsten besetzten, keulenförmigen Kapseln; P. rhoeas (Klatschmohn, Feldmohn, Kornrose), mit in der Regel auch schwarz gefleckten Blumenblättern und verkehrt eiförmigen, am Grund abgerundeten, mit 8—12 sich deckenden Narbenlappen versehenen Kapseln; P. dubium *L.*, mit nicht gefleckten Blumenblättern und 7—9 sich nicht deckenden Narbenlappen an den länglich keulenförmigen, am Grund verschmälerten Kapseln. Der Klatschmohn kommt besonders im Getreide vor, seine Blumenblätter sind als schleimiges Mittel officinell. Der Mohn war bei den Alten der Demeter heilig, weil er ihren Schmerz über den Raub ihrer Tochter gelindert hatte, als sie ihn bei Mekone in Sikyonien fand. Der weiße Mohn ist die Wappenblume der Türkei.

Papaverāceen (Mohnpflanzen), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Krucifloren, einjährige und perennirende Kräuter mit Milchsaft, wechselständigen, sitzenden oder gestielten, meist gelappten oder getheilten oder zusammengesetzten Blättern und vollständigen, regelmäßigen Blüten, welche einzeln auf langen Blütenstielen stehen oder eine Dolde bilden. Der Kelch besteht aus zwei beim Aufgehen der Blüten bereits abfallenden Blättern; die großen, lebhaft gefärbten, ebenfalls hinfälligen Blumenblätter stehen in der doppelten oder dreifachen Anzahl auf dem Blütenboden und haben unregelmäßig gefaltete Knospenlage. Die Staubgefäße stehen in großer Anzahl in mehreren Reihen hinter einander auf dem Blütenboden; die Staubfäden sind faden- oder bandförmig, frei, die Antheren zweifächerig, mit Längsspalten aufspringend; der Fruchtknoten ist oberständig, zwei- bis mehrblätterig, einfächerig und mit unvollständigen Scheidewänden versehen. Die zahlreichen amphitropen oder anatropen Samenknospen stehen an einer wandständigen Placenta, welche von den verwachsenen Fruchtblatträndern gebildet wird, oder an den unvollständigen Scheidewänden. Der Fruchtknoten trägt meist unmittelbar eine große, sitzende, scheibenförmige Narbe, welche meist aus so vielen Strahlen besteht, als Fruchtblätter und Scheide-

wände vorhanden sind. Die Frucht ist eine Kapsel und zwar entweder schotenförmig, indem sie unter Stehenbleiben der wandständigen Placenta in zwei Längsklappen zerfällt, oder streubüchsenförmig, indem sie mittels Löcher sich öffnet, welche unterhalb der Narbenscheibe sich bilden und mit den Scheidewänden abwechseln. Die zahlreichen, oft kleinen, etwas nierenförmigen Samen haben eine krustige Schale, ein fleischig-öliges Endosperm und im Grunde desselben einen sehr kleinen Keimling. Die P. gehören hauptsächlich der nördlichen gemäßigten Zone, besonders Europa und Nordamerika an und sind durch eigenthümliche narkotische und scharfe Bestandtheile zum Theil wichtige Arzneipflanzen. In den Samen enthalten sie ein mildes fettes Oel.

Pape, 1) Johann Georg Wilhelm, Lexikograph, geb. 3. Jan. 1807 zu Kulm, wirkte seit 1831 als Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und starb daselbst 23. Febr. 1854. Seine namhaftesten Werke sind: »Handwörterbuch der griechischen Sprache« (Braunschw. 1842, neue Aufl. 1875, 3 Bde.) und »Wörterbuch der griechischen Eigennamen« (3. Aufl., bearb. von Benseler, das. 1875).

2) Eduard, tüchtiger Landschaftsmaler, geb. 28. Febr. 1817 zu Berlin, besuchte 1834—39 die Berliner Akademie und gleichzeitig Gerst's Atelier für Dekorationsmalerei. Seit 1848 widmete er sich ganz der Oelmalerei. 1849—53 war er an den Wandgemälden im Neuen Museum zu Berlin thätig, und 1853 wurde er königlicher Professor und Mitglied der Berliner Akademie. Von seinen Bildern besitzt die königliche Nationalgallerie zu Berlin den Rheinfall bei Schaffhausen (1866) und Grindelwaldgletscher.

Papebroek (spr. -bruk), Daniel, gelehrter Jesuit und Hauptarbeiter unter den Bollandisten (s. d.), geb. 17. März 1628 zu Antwerpen, studirte in Douai, trat im 18. Jahr in den Jesuitenorden und ward bald für das von Bolland begründete Unternehmen der »Acta Sanctorum« gewonnen. 1660 ward er mit Henschen zur Sammlung des Materials auf zwei Jahre nach Italien geschickt und stand nach Bollands Tode mit jenem der Redaktion vor. Mit dem Karmeliterorden und der Inquisition gerieth er wegen Leugnung des hohen Alters jenes Ordens in Streit. Er starb 28. Juni 1714.

Papeiti (Papeëte), Hauptstadt und Haupthandelsplatz der Insel Tahiti, Residenz der Königin der Societätsinseln, Sitz der Regierung und des französischen Gouverneurs, hat eine katholische und eine evangel. Kirche, eine Buchdruckerei, einen Hafen und zahlreiche europäische Ansiedler.

Papeln (v. lat. papulae, Knötchen), kleine rundliche, meist etwas zugespitzte und solide Erhebungen auf der äußern Haut, deren Größe von der einer Nadelspitze bis zu der eines Hirsekorns und darüber wechseln kann. Diese Erhebungen oder Knötchen fühlen sich verschieden fest an, sind weiß, roth, bläulich oder schwärzlich gefärbt und bald von einem gerötheten Hof umgeben, bald nicht. Die P. wandeln sich bei manchen Ausschlägen in Bläschen oder Pusteln um (wie bei den Pocken); bei anderen Ausschlägen bleiben sie unverändert und heilen unter einfacher Abschwellung, häufig unter Abschilferung der Epidermis. Zu den papulösen, d. h. wesentlich oder für immer aus Knötchen bestehenden, Hautausschlägen rechnet man die Schwindknötchen, die Schälknötchen und die Juckblattern. Die Schwindknötchen (Schwindflechte, Lichen) stellen kleine P. von rother oder weißer Farbe dar, welche zuweilen vereinzelt (d. h. nicht zusammenfließend), meist aber in Gruppen bei einander stehen, bisweilen einen leichten Hof haben und sich unter kleienartiger Abschilferung verlieren. Die Schälknötchen (scrophulus), welche hauptsächlich durch äußere Hautreize hervorgerufen werden, stehen vereinzelt oder in Gruppen auf einem gerötheten und entzündeten Boden (Feuerflechte), besonders im Gesicht und auf den Armen, und kommen bei Säuglingen sowie zur Zeit des Zahnens vor. Ueber Juckblattern (Hautjucken, prurigo) s. Jucken.

Papen (Pfaffen, Erdkegel), kleine, steil abgestochene Hügel oder Kegel, welche man beim Graben der Kanäle oder bei Abtragung von Höhen stellenweise stehen läßt, um die ausgestochene oder abgetragene Erde danach abzuschätzen.

Papenburg, Stadt in der preuß. Landdrostei Osnabrück, Kreis Meppen, an der Bahnlinie Seest-Emden und am Papenburger Moor, das mit den Mooren Ostfrieslands und des Amts Hümmling in Verbindung steht, ist erst seit 1860 Stadt und die blühendste Fehnkolonie der Provinz Hannover, deren Anlage 1675 durch Dietrich v. Beelen in unwirtbaren Mooren nach holländischem Muster bewirkt wurde. Der Ort hat sich seitdem großartig entwickelt; die Kanäle desselben haben zusammen eine Länge von 34 Kilom. Der Hauptkanal ist 8 Kilom. lang und mündet durch das Drosten-Siel, Halte gegenüber, in die Ems, in die bis dahin die Flut hinaufgeht. Der Ort selbst hat eine Länge von 8 Kilom.; seine Häuser liegen zu beiden Seiten der Kanäle. P. ist zugleich der wichtigste Seehandelsplatz der Provinz und besitzt 190 Seeschiffe von 14,000 Lasten. Es hat ein Amt und ein Amtsgericht, eine evangelische und 2 kathol. Kirchen, eine höhere Bürger- und eine Navigationsschule, mehrere Assekuranzgesellschaften, große Schiffswerften und alle zum Schiffbau nöthigen Einrichtungen, Tau- und Reepschlägerei, Ankerschmieden, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, eine chemische und eine Glasfabrik, Strohpapier- und Tabakfabrikation, Dampfschneide- und Dampfölmühlen, große Holzlager, bedeutenden Torfstich und (1875) 6819 meist kathol. Einwohner.

Papenwasser, s. Oder.

Papenziner See, Landsee im preuß. Regierungsbezirk Köslin, Kreis Rummelsburg, 8 Kilom. lang und 3 Kilom. breit, hat seinen Abfluß zur Wipper.

Paperling (Boblink, Dolichonyx oryzivorus *Swns.*), Sperlingsvogel aus der Familie der Stärlinge (Icteridae), 28 Centim. lang, 29 Centim. breit, mit gedrungenem Leib, großem Kopf, mittellangem, starkem, kegelförmigem, geradem Schnabel mit am Mundwinkel eckig herabgebogener Schneide, mittellangen Flügeln und Schwanz (letzterer mit scharf zugespitzten Federn), ziemlich langen, kräftigen Füßen und sporenartiger Kralle an der Hinterzehe. Das Männchen ist im Hochzeitskleid am Kopf, Schwanz und der Unterseite schwarz, am Nacken bräunlichgelb, auf dem Oberrücken, den Schwingen und Flügeldeckfedern schwarz, aber jede Feder gelb gesäumt; Schulter und Bürzel sind weiß, Augen und Schnabel braun, die Füße lichtblau. In der Wintertracht ähnelt das Männchen dem einfacher gefärbten Weibchen. Der P. bewohnt Nordamerika, geht im Winter bis Mittelamerika und Westindien, lebt gesellig in großen Scharen, brütet zwischen Gras und Getreide und richtet in letzterem große Verwüstungen an, vertilgt aber auch viele schädliche Kerbthiere und singt vortrefflich. In der Gefangenschaft ist er sehr lebendig und regsam.

Paphlagonien, im Alterthum Landschaft in Klein-

asien, am Pontos Eurinos, zwischen Bithynien, Galatien und Pontos gelegen, war besonders im S. durch den hohen Olgassos (jetzt Ilkas Dagh), der vom untern Halys aus gegen SW. zum Orminion (Ala Dagh) hinzieht, gebirgig, enthielt aber im N. auch schöne, fruchtbare Ebenen. Unter den Vorgebirgen sind Karambis (Kerembe) und Lepte (Indsche Burun) die hervorragendsten. Außer den Grenzflüssen Halys (Kisil Irmak) im O. und Parthenios (Bardon Tschai) im W. enthielt das Land nur unbedeutende Küstenflüsse. Im Innern floß noch der Aminas (Göl Irmak), ein bedeutender Nebenfluß des Halys. Die Bewohner waren der Hauptmasse nach syrischer oder leukosyrischer Abstammung und zeichneten sich als treffliche Reiter aus; im übrigen standen sie in schlimmem Ruf wegen ihres Aberglaubens, ihrer Grobheit und Beschränktheit. Am meisten Kultur herrschte in den hellenischen Küstenstädten. In früherer Zeit selbständig, wurde das Land von Krösos unterworfen und kam nach dessen Fall unter persische Oberhoheit. Unter letzterer ward es von Satrapen verwaltet, die nur in sehr lockerer Abhängigkeit vom König standen. Da Alexanders d. Gr. Züge das Land nicht berührten, blieb es anfangs von der makedonischen Herrschaft verschont; bei der Ländertheilung nach Alexanders Tode ward es Eumenes zugetheilt, fiel aber bald darauf an Kappadokien. Mithridates bemächtigte sich endlich des Landes, theilte es aber bald mit seinem Nachbar Nikomedes von Bithynien. In der römischen Zeit herrschten anfangs tributpflichtige Fürsten, als deren letzter Dejotarus Philadelphus, der zu Gangra residirte, genannt wird. Nach der Besiegung des Pompejus, welchem Dejotarus in der Schlacht bei Pharsalos beigestanden, wurde P. zu Bithynien und bei der neuen Eintheilung des Reichs im 1. Jahrh. zu Galatien geschlagen. Unter den Städten Paphlagoniens sind die wichtigsten: Sesamos, später Amastris (Amasra), Kytoros (Kidros), Kromna, Stephane (Istifan), Sinope (Sinob), Gangra (Kiankari), Kastamon (Kastamuni), Pompejopolis am Amnias ꝛc.

Paphos, zwei Städte auf der Insel Kypros: Altpaphos, eine phönikische Kolonie, auf der Westküste, 10 Stadien vom Meer, am Vokaros, und Neupaphos, von jenem etwa 11 Kilom. landeinwärts gelegen, beim heutigen Baffa. Beide Städte zeichneten sich durch schöne Tempel aus; namentlich aber war Altpaphos berühmt als Lieblingsaufenthalt der Aphrodite, die hier dem Meer entstiegen sein sollte und hoch verehrt wurde. Mit dem überaus reichen Tempel derselben, dessen Oberpriester eine hierarchische Herrschaft über die ganze Insel ausübte, war ein Orakel verbunden. Die Stadt ward öfters von Erdbeben heimgesucht und namentlich 14 v. Chr. unter Augustus fast ganz zerstört, indessen mit Unterstützung des Kaisers unter dem Namen Augusta wieder neu erbaut. Von beiden Städten sind Ruinen vorhanden.

Papias, einer der frühesten Kirchenschriftsteller, in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. Bischof zu Hierapolis in Phrygien, soll ein Schüler des Apostels Johannes gewesen sein und um 163 zu Pergamon den Märtyrertod erlitten haben. P. war ein Hauptvertreter des Chiliasmus (s. d.). Von seiner leider verlornen Schrift: »Auslegung von Herrnsprüchen« finden sich die bedeutendsten Fragmente bei Eusebios.

Papier (franz. papier, engl. paper), ein durch Verfilzung feiner Fäserchen auf nassem Weg dargestelltes Blatt (Platte), dessen Dicke von 0,02—0,3 Millim. variirt, und dessen Größe (Format) seit der Anfertigung auf Maschinen in der Länge ganz unbeschränkt ist, in der Breite bis 3 Meter sich erstrecken kann. Der Name »P.« ist dem gefilzten Schriftblatt fälschlich gegeben worden, da er von Babyrn, dem ältesten Namen Babylons, und dieser Name von babyr, die Spinnpflanze, herstammt, womit eine dem ägyptischen Papyros verwandte Schilfpflanze benannt wird. In den Ländern, wo das gefilzte Blatt das Papyrusblatt verdrängte, nannte man es kurzweg ebenfalls P., so in Deutschland, Frankreich, England ꝛc. Das P. im jetzigen Sinn des Worts datirt seinen Ursprung von 123 v. Chr. und stammt aus China (Schina), wo es Schi heißt. In den vorderasiatischen Ländern wird es kaghás und tafir (persisch), kágad (bengalisch), kirtas (hindostanisch, bis Kaschmir), chartes (altphönikisch) genannt, was alles »Blatt« bedeutet. Aus letzterem Wort ist das lateinische charta und das deutsche Karte (kartâ, aus dem Sanskrit hergeleitet) entnommen. Von dem P. im europäischen Sinn des Worts unterscheidet man zwei durch ihre Zubereitung verschiedene Gattungen, nämlich Hand- oder Büttenpapier und Maschinenpapier. Bei der Handarbeit oder Papiermanufaktur werden die Blätter auf bestimmte Formen geschöpft, und das Blatt entspricht der Größe der benutzten Form. Aus Form ist das Wort Format entstanden; der Bogen ist ein in der Mitte umgebogenes Blatt. Bei der Bereitung des Papiers auf Formen sind die Größen auf jene beschränkt, und nur die Qualitäten der verwendeten Fasermaterialien, die Festigkeit der Verfilzung, die Dünne oder Dicke der Blätter, die Farbe und Zurichtung (Appretur) ergeben die den verschiedenen Bedürfnissen angepaßten Sorten. Die Hauptsorten der europäischen Papiere sind: Briefpapiere, in 3 Qualitäten und 3 Formaten in plano (in folio, in quarto, in octavo) gelegt und verpackt; Schreibpapiere, in 5 Qualitäten Kanzlei- und 3 Qualitäten Konceptstoff und in 7 Formaten in folio gelegt, in Lagen gebrochen (gebogen); Bücher- und Aktenpapiere in 3 Qualitäten und 5 Formaten in folio; Noten- und Zeichenpapiere in 2 Qualitäten und 9 Formaten in plano; Druckpapiere in 7 Qualitäten und 10 Formaten in plano; Noten-, Kupfer- und Steindruckpapiere in 2 Qualitäten und 5 Formaten in plano; Seiden-, Goldschlag-, Kopir- und Cigarettenpapiere in 2 Qualitäten und 4 Formaten in folio; farbige Umschlag- und Zettel- (Avischen-) Papiere in 2 Qualitäten und 3 Formaten in plano; farbige, graue und halbweiße Packpapiere, Dütenpapiere, in 5 Formaten in plano; dann Karton-, Pappen-, Hanf-, Bast-, Stroh- und Löschpapiere in 8 Formaten und nach den Urstoffen sich ergebenden Qualitäten in plano. Endlich Papiere für Tapeten- und Buntpapierfabrikation, für Telegraphenstreifen, Photographie u. a.

Die Qualitäten oder Feinheitsgrade der Papiere sind in Fabrikation und Handel genau bestimmte, und nur in der Textur (Durchsicht, épair, web) weichen die gleichen Qualitäten der verschiedenen Manufakturen und Fabriken von einander ab, was aber nur der genaue Kenner zu beurtheilen im Stande ist. Die Benennungsweise der Qualitäten ist fast in jeder Fabrik eine verschiedene; am verbreitetsten waren bei der Handpapierbereitung (Büttenmanufaktur) die Bezeichnungen nach den Wasserzeichen, z. B. Adler, Lilien, Löwen, Propatria ꝛc., oder nach Rang und Qualitäten der Papiersorten: superfein Post, fein Post, Post, fein Kanzlei, Kanzlei, fein Koncept, Kon-

cept, ordinär Koncept, fein Pack, ordinär Pack ꝛc. (wie man die Hadernsorten ebenfalls benannte, woraus die betreffenden Papiere meist ausschließlich gemacht wurden), oder nach Buchstaben oder Zahlen. Als ein Unterschied besteht dann noch die Bezeichnung: »geripptes« und »gleiches« (vergé und vélin) P.

Die Formate waren in den ersten Zeiten der Papiermacherei sehr wenig zahlreich und wurden nach der Größe der damals allein gebräuchlichen Pergamente eingehalten, somit in dem Format der Kanzleien, des Stempelpergaments und dem für Diplome oder Urkunden. Aus jenen Zeiten haben sich die Namen: Stempelformat (Neu- und Alt-Stempel), Kanzleipapier und Kanzleiformat, Registerpapier und Registerformat ꝛc. bis heute erhalten. Berühmte Bücher und Kupferstiche liehen auch den Papierformaten, auf welche sie gedruckt waren, den Namen, z. B. Dekretalien-, Cicero-, Katechismus-, Kalender-, in neuerer Zeit Lexikon-, Schiller- ꝛc. Format für Bücher, Jesus-, Colombier-, Abendmahl-, Gallerie- ꝛc. Format für Kupfer- und andere Stiche. Am meisten und verbreitetsten haben sich die Formatbenennungen: Kanzlei und klein Kanzlei oder Neustempel, Schulformat, Altstempel oder Propatria, klein und groß Median (in medio liegendes Format, engl. medium), Regal oder Royal, Imperial, groß Imperial erhalten. Gegenwärtig hat man jedoch in den Vereinen der deutschen und österreichisch-ungarischen Papierfabrikanten festgestellt, die alten Benennungen und Formate der Papiere zu verlassen und alle kuranten Lagersorten im Papierhandel auf folgende zehn zu beschränken, welche für alle Bedürfnisse des gewöhnlichen Gebrauchs ausreichen:

	Höhe in Centim.	Breite in Centim.	Alter Name	Gewicht in Kilogr.
Nr. 1	34	42	Stempel	3½
» 2	36	45	Kanzlei	4
» 3	37	48	Propatria	5
» 4	40	50	Register	6
» 5	42	52	Groß Register	8
» 6	46	59	Median	9
» 7	48	62	Groß Median	10
» 8	50	70	Royal	12
» 9	54	76	Groß Royal	15
» 10	57	78	Imperial	18—22

Das für alle deutschen Reichs- und Staatsbehörden bestimmte Aktenformat ist seit 1877: 34 auf 43 Centim.

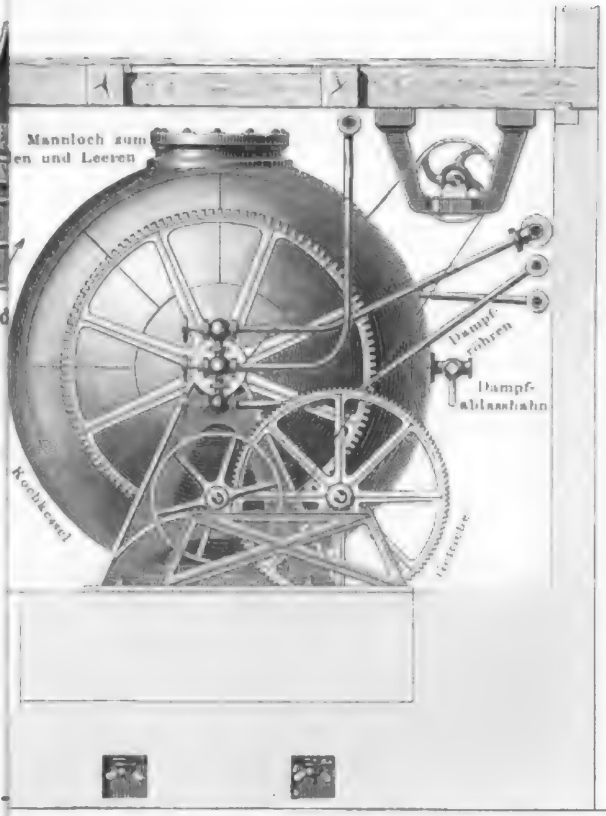
Die Eintheilung des Papiers für den Groß- und Kleinhandel ist zwar in den verschiedenen Welttheilen nicht gleich; doch stimmt die Haupteintheilung des Ballens in 10 Ries überein, und nur die Bogenzahl der Riese variirt zwischen 200—500. In Europa war allgemein die Eintheilung des Ballens in 10 Ries, das Ries zu 20 Buch, das Buch zu 24 Bogen Schreib- oder 25 Bogen (1 Bogen als Zuschuß beim Drucken) Druckpapier eingeführt, und nur in Italien, Frankreich und England ändert man noch heute diese Zählung für die Versendungen nach Mittel- und Südamerika, Aegypten und dem Orient. In Deutschland zählt man seit Januar 1877 das Neuries zu 1000, das Buch zu 100, das Heft zu 10 Bogen und das Ries Druckpapier ebenfalls zu 1000 Bogen. Ganze, halbe, Viertelbogen werden, unabhängig vom Format, auch zu 1000 Blättern gezählt.

Die Hand- oder Büttenpapiere verschwinden immer mehr aus dem Gebrauch, weil die mühsame Bereitungsweise die Konkurrenz mit der Maschinenarbeit unmöglich macht. Die Stahlfeder, die Tapeten- und Buntpapierfabrikation, der Stahlstich und Holzschnitt, die Schnellpressen ꝛc. fordern eine Gleichmäßigkeit in der Stärke und eine Glätte der Oberfläche, wie sie die Handarbeit nicht zu liefern vermag. Nur die Zeichenpapiere, einige besondere Sorten von Packpapieren, Filtrir-, Lösch- und Cigarettenpapiere sowie geringe Sorten von Pappen liefern heute noch die Papiermanufakturen einiger Gegenden Europa's. Schließlich mögen noch einige besondere Papiersorten näher beschrieben werden. Das Cigarettenpapier ist ein aus sehr festem Fasermaterial bereitetes, sehr dünnes (0,02 Millim.), ungeleimtes P., das sich durch seine innige Verfilzung und leichte Verbrennlichkeit ohne Geruch auszeichnet. Das ihm ähnliche, 0,03 Millim. dicke Seidenpapier aus Hanffaser dient als Einlage beim »Spiegel« zur Schonung des Glanzes des vordersten Endes der Seidenzeuge (Atlas). Dasselbe P., nur in anderen Formaten, gibt das Kopir- und das Goldschlagpapier zum Einlegen der Goldblättchen. Das Visitenkartenpapier ist ein feines Karton- oder geringeres, mit Kreide, Blei- oder Zinkweiß, Gips ꝛc. überstrichenes und stark geglättetes P. Das Nadelpapier besteht aus festen, schwarz oder dunkel violettblau gefärbten Stoffen; weniger fest sind die farbigen Natur- und die Anschlagzettelpapiere, ebenfalls schon in der Faser vor der Bereitung gefärbt. Das Pergamentpapier wird aus ungeleimten Papieren mittels Durchziehens durch zu ⅓ verdünnte Schwefelsäure bereitet. Die Crayonpapiere zeichnen sich durch Festigkeit und ihre matten Farbentöne aus, während das Photographiepapier die höchste Leistung der Papierfabrikation repräsentirt und untadelhaft in Reinheit, Geschlossenheit der Verfilzung, Leimung und Gleichmäßigkeit der Oberfläche sein muß. Das sogen. Reispapier (chines. rice) von der Insel Formosa ist kein P. in unserem Sinn des Worts, sondern ein fein geschältes Blatt aus der schneeweißen Wurzel der Aeschynomene paludosa (Familie der Papilionaceen) und wird zur Aquarellmalerei und Blumenverfertigung verwendet.

Papierfabrikation. Die Darstellung von P. aus dem Papyrus (s. d.) war eine ägyptische Erfindung. Man löste von dem dreikantigen Stengel der Binse die Rinde ab, spaltete das Mark in sehr feine und möglichst breite Längsstreifen, ordnete letztere auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel zu einem Blatt, bedeckte dies mit einer zweiten Schicht von Streifen, welche die der untern Schicht rechtwinklig kreuzten, verband beide Schichten durch Pressen oder Hammerschläge mit einander, wobei ein angeblich in der Pflanze enthaltener Klebstoff oder vielleicht auch zugesetzter vegetabilischer Leim als Bindemittel wirkte. Die erhaltenen Platten wurden schließlich, um genügend große Blätter zu erhalten, zusammengeleimt. Später wurde das Rohmaterial auch nach Rom exportirt und dort mit Weizenmehlkleister verarbeitet. Die Fabrikation unseres Papiers besteht noch heute, wie vor 2000 Jahren, in der Zurichtung von Faserstoffen bis zu feiner Zertheilung, Reinigung und Veredelung der Fasern durch mechanische und chemische Mittel, Verfilzung der im Wasser vertheilten Fäserchen durch Ausbreitung auf siebartigen Formen und Schütteln zur gleichzeitigen Entfernung des überschüssigen Wassers, Ablösung des gewonnenen Blattes vom Sieb durch Abdrücken auf Filztuch und schließliches Leimen und Glätten je nach der beabsichtigten Verwendung. Bis 1290 wurde das P. in Europa aus Baumwolle nach orientalischer Art bereitet; erst durch die Holbein in

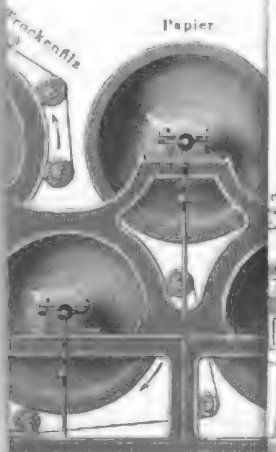
Fig. 2. Stoffmühle od

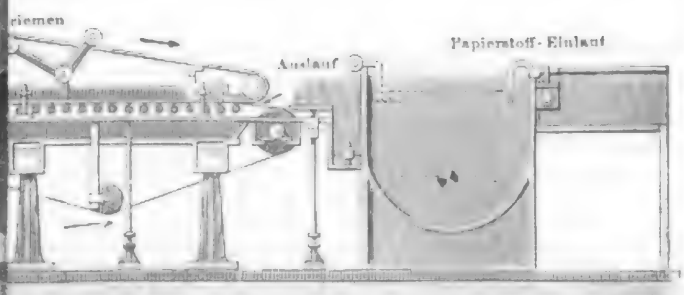
Anfang



g. 1. Rotirender kugelförmiger Hadern- etc. Kocher.
$2\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser.

Anfang





5 Dampfcylindern. de Metallsiebtafel. Quirl Sandfang.
Knotenfang.

Robert-Fourdrinier, mit

Digitized by Google

Digitized by Google

Ravensburg wurde die Verwendung der Hadern oder Lumpen und zugleich der Betrieb durch Wasserkraft eingeführt. Anfänglich konnte man nur die feineren und weichen Hadern verwenden; das Bedürfnis zwang jedoch, immer weiter in den Qualitäten herabzugehen, bis in diesem Jahrhundert mit Hülfe immer kräftiger konstruirter Maschinen und der neu eingeführten chemischen Operationen alle Gewebe- und Faserarten Verwendung gefunden haben. Die Hadern werden auf Sortirtischen nach Feinheit, Reinheit und Farbe in 30—40 verschiedene Sorten geschieden und auf dem Hadernschneider klein geschnitten. Letzterer gleicht einer sehr kräftigen Häckselschneidemaschine oder besteht aus einer schweren rotirenden eisernen Trommel mit 2—4 starken Stahlmessern, welche die zugeführten Hadern an einem feststehenden Stockmesser im Verhältnis der langsamern oder schnellern Zuführung in größere oder kleinere Stücke zertheilt. Die geschnittenen Hadern werden durch den Stäuber oder Wolf, eine lange, mit Eisendrahtgitter überzogene Trommel mit innerer Zinkenbewegung, vom noch anhängenden Schmutz zunächst trocken möglichst gereinigt und darauf in hölzernen oder eisernen Bütten oder in rotirenden eisernen Cylindern oder kugelförmigen Kesseln (s. Tafel »Papierfabrikation«, Fig. 1), welche 10—30 Ctr. Hadern fassen, mittels Natron- oder Kalklauge je nach der Qualität 4—10 Stunden gekocht, um fettige und farbige Beimischungen aufzulösen, die Fasern zu erweichen und aufzulockern. Die gekochten Hadern werden ausgewaschen und in der Halbstoffmühle (Halbstoffholländer, s. Tafel, Fig. 2), einem eisernen Trog mit Mittelwand, einer mit 40—60 Stahlschienen besetzten Walze und dem darunter festliegenden Grundwerk aus 6—12 schräg zur Walze stehenden Stahlschienen oder Messern, entfasert (effilochage), wozu je nach Größe, also nach dem verarbeiteten Hadernquantum und vorhandener Triebkraft, 2—4 Stunden nöthig sind. Diese Mühlen werden für Eintragung von 30—100 Kilogr. Hadern konstruirt. Der gewonnene, mittels Waschscheiben oder Waschtrommel gewaschene Halbstoff wird entweder unmittelbar in der Stoffmühle mittels Chlorkalks gebleicht und dann zum Nachbleichen in hölzerne oder steinerne Kästen abgelassen, oder er kommt, nach erfolgter Ausschwingung in einer Centrifuge, in steinerne Bleichkästen, um durch Chlorgas gebleicht zu werden, wenn anders der Hadernstoff nicht ungebleicht bleiben soll. Dann bringt man ihn in verschiedener Mischung der Qualitäten (Stoffmischung), wie solche die zu fabricirende Papiersorte bedingt, in die Ganzstoffmühle (Ganzstoffholländer), um ihn in 2—4, bei feinsten Papieren bis 6 Stunden fein zu mahlen. Bis zu dieser Stelle unterscheidet sich die Büttenpapiermanufaktur nur durch die Menge des verarbeiteten Materials und die dadurch bedingte Anzahl von Maschinen gleicher Sorte von der Maschinenpapierfabrikation.

Bei der Büttenpapiermanufaktur läßt man den fertigen Ganzstoff (nach oder ohne erfolgte Büttenleimung mit Harzseife und Alaun) in die Schöpfbütte ab. Letztere ist ein hölzerner, kupferner oder steinerner Trog, in welchem ein Quirl die Papiermasse in Bewegung erhält, Dampf zur Erwärmung des Wassers einströmt und stets neues Wasser nach Bedarf zufließen kann. Aus dieser Bütte schöpft der Büttgesell oder Schöpfer (plongeur) den Papierstoff auf die Siebform und macht eine seitliche Hin- und Herbewegung mit den Armen, wodurch das überflüssige Wasser über und unter der Form abfließt und die Fasern sich verfilzen. Nach dieser Manipulation schiebt er die Form auf einem Bret (Schlitten) dem Leger oder Gautscher (coucheur) zu, der sie ergreift, um das Papierblatt durch einen geschickten Druck auf einen Filz abzulegen. Je nach Format und Dicke des Papiers legt man mehr oder weniger Papierbogen und Filze auf einander, und in der Regel besteht ein Stoß (Busch, Bausch) aus 180 Bogen und 181 Filzen. Das P. wird mit den Filzen in eine Presse gebracht und bleibt darin über Nacht. Dann nimmt der zweite Leger die noch feuchten Papierbogen mit äußerster Vorsicht von den Filzen ab und legt sie in Riese auf einander. Nach abermaliger, sehr gelinder Pressung werden die Bogen dem Stuben- oder Saalgesellen überlassen, der das Aufhängen zum Trocknen, das Durchsehen des Papiers und die Aufsicht über die Papiersortirerinnen zu besorgen hat. Soll das P. geleimt werden, da die Stoff- oder Büttenleimung mittels harzsaurer Thonerde meist nicht ausreicht, so geschieht dies nach dem Trocknen. Der Leimer bereitet die Gelatine aus Kalbsfüßen, Hautabfällen ꝛc., klärt sie mit Alaun, bringt den Leim in gehörige Verdünnung, taucht packweise das P. in die Leimbrühe, so daß jeder Bogen gesättigt wird, bringt das geleimte P. unter die Leimpresse und hängt dann mit dem Stubengesellen oder Meister die Bogen abermals auf den Hängeboden zum Trocknen auf, wobei freilich noch mancher Bogen verdirbt. Die getrockneten Bogen werden von den Schnuren aus Kuhhaar durch die Saalmädchen abgenommen und abermals der Durchsicht unterworfen, worauf sie in die Presse und schließlich zum Glätten kommen. Bei farbigen Papieren wird die Farbe in der Ganzstoffmühle dem Papierstoffe vor oder nach der Büttenleimung zugesetzt. Eine Bütte, womit täglich 50—75 Kilogr. fertiges P. geliefert werden, beschäftigt 5 männliche und 3—5 weibliche Arbeiter. Die meisten Papiermühlen besaßen nur eine solche Bütte; weniger häufig waren Mühlen mit 2, selten solche mit 3—4 Bütten. Eine Jahresproduktion von 18,000 Kilogr. ernährte daher schon 10 Arbeiter und den Herrn mit Familie, eine Jahresproduktion von 72,000 Kilogr. brachte den Papiermüller in großen Ruf in und außer Landes.

Bei der Maschinenpapierfabrikation übernimmt die Papiermaschine alle beschriebenen Funktionen ganz allein und leistet durchschnittlich in 24 Stunden mit 12 Personen so viel wie bei der Handarbeit 120 Personen; denn eine Papierfabrik mittlerer Größe, mit einer Tagesproduktion von 1500 Kilogr. repräsentirt 20 Bütten, somit durchschnittlich 15 Papiermühlen, und braucht zur Speisung der Papiermaschine 8—10 Stoffmühlen neuester Art. Von den verschiedenen Papiermaschinensystemen haben zwei besondere Wichtigkeit: die Maschine mit horizontal laufendem Metallsieb ohne Ende oder die Langsiebmaschine (Robert-Fourdrinier, s. Tafel, Fig. 3) und die Maschine mit einem rotirenden Siebcylinder oder die Cylindermaschine (Leistenschneider-Dickenson, Fig. 4). Der Vorgang bei ersterem System ist folgender: Der fertige, fein gemahlene, geleimte und, wenn erforderlich, gefärbte Papierstoff wird aus den Stoffmühlen in den einen der zwei vor der Papiermaschine stehenden großen Bottiche durch kupferne Rohre abgelassen, indem das Stoffventil der Mühle aufgehoben wird. In jedem dieser Vorrathsbottiche kreist ein Quirl (agitateur), um das Absetzen der Fasern und damit die

Ungleichheit der Zulaufsmenge von Stoff nach dem Regulator zu verhindern. Aus dem Regulator tritt der Stoff in ein weitarmiges Schöpfrad (danaïde), wird von diesem in den Zulaufkasten gebracht und unter Wasserzulauf, zur Verdünnung der Papiermasse, über den Sandfang geleitet, wo Sand, gemahlene Metallstückchen und gröberer Schmutz sich absetzen. Die einmal gereinigte Papiermasse läuft nun auf 1—3 Knotenfänger, damit die Knoten der Nähte und sonstige leichtere Unreinigkeiten, zu lang gebliebene Fasern ꝛc. zurückgehalten werden und die Masse möglichst gereinigt auf das horizontal laufende Metallsieb fließen kann. Der Sandfang besteht aus einer Platte mit den Lauf hemmenden Querstäben oder am Boden befindlichen Vertiefungen; der Knotenfang ist im wesentlichen ein auf und ab sich bewegender Kasten mit fein geritzten Messingplatten oder ein quadratisch oder cylindrisch geformter hohler Körper aus Messing mit ebenfalls feinen Schlitzen, der in rotirender Bewegung und mit oder ohne Luftpumpe arbeitet. Vom Knotenfänger gelangt die Papiermasse auf das horizontal laufende, durch 40—60 kleine Walzen getragene und unterhalb durch größere Walzen gespannte Metallsieb ohne Ende, welches 10—15 Meter Totallänge, 4—6 Meter horizontalen Laufs besitzt, und an dessen beiden Seiten die Deckelriemen laufen, welche nach Format des zu arbeitenden Papiers weiter auseinander- oder näher zusammengestellt werden. Ein seitlich stehendes Schüttelwerk bewirkt die Verfilzung der Papiermasse, und die Tragwälzchen, die Tropfwalzen, die Saugpumpen oder pneumatischen Wannen (Saugapparate) und die Vordruckwalze (égoutteur, dandy roller) bewirken die erste Entwässerung des Papierblatts. Das schon einige Konsistenz besitzende Papierblatt geht nun zwischen Metalltuch und zwei fest aufeinander gepreßten, mit Filz überzogenen eisernen Walzen (Gautschwalzen) hindurch, um von da auf den ersten Naßfilz überzugehen. Das auf den Filz ohne Ende gebrachte P. unterliegt einer zweiten und dann einer dritten Pressung durch Leitung zwischen weitere zwei Walzenpaare, um mehr und mehr vom Wasser befreit zu werden, und gelangt dann auf 4—8 mit Dampf geheizte Trocknungscylinder. Eine zwischen den Trocknungscylindern stehende Glättmaschine glättet das P. halbfeucht, die zweite und dritte nach den Cylindern gibt dem P. die für alle gewöhnlichen Zwecke ausreichende Maschinenglätte. Ein Längsschneideapparat mit Tellermessern schneidet endlich das P. längs seines Laufs, eine Querschneidemaschine schneidet den fertigen Bogen. Die Totalbreite einer Langsiebmaschine mit Triebwerk ist 3—7 Meter, die Arbeitsbreite 1½—3 Meter, die Totallänge 16—30 Meter. Die Cylindermaschine ist einfacher; anstatt des großen Metallsiebs mit den Nebeneinrichtungen ist hier nur eine mit Messingdrahtgewebe überzogene große Trommel (Cylinder) vorhanden, welche in dem mit Papierstoff fortwährend gefüllten Kasten rotirt und vermöge des im Innern durch eine Luftpumpe gebildeten luftverdünnten Raums mit Papiermasse und zwar je nach Verhältnis der Luftverdünnung stärker oder schwächer belegt wird. Eine Gautschwalze mit Filzüberzug nimmt das formirte Papierband auf, zwei Filze ohne Ende führen dasselbe zwischen eine zweite und dritte Presse, dann zwischen zwei Trocknungsfilze und über 3—5 Trocknungscylinder, worauf es eine Glättpresse passirt und auf Haspeln aufgerollt wird, um dann in Bogen geschnitten zu werden, wenn nicht auch hier schon ein Längs- und Querschneideapparat angebracht ist. Eine Cylindermaschine hat selten mehr als 1 Meter Arbeitsbreite und ist etwa im ganzen 12 Meter lang. Während eine Langsiebmaschine bis 30 Meter bei stärkeren und 40 Meter bei dünnen Papieren pro Minute zurücklegen kann, ist die Schnelligkeit einer Cylindermaschine nicht über 20 Meter. Die Leistungsfähigkeit beider Systeme verhält sich daher: Langsiebmaschine 1500—4000 Kilogr., Cylindermaschine 800—1000 Kilogr. in 24 Stunden, da diese meist auch nur halb so breit als jene ist.

Für Druck-, Affichen-, farbige Umschlag-, Pack-, Seiden-, Tapetenpapiere genügt die Maschinenglätte. Für Schreib-, Brief-, Kupferdruck- und sonstige feine Papiersorten wird noch eine besondere Glättung mittels der Satinirmaschine durch glatte Zinkbleche oder mittels der Kalander durch 3—8 polirte Stahl- und Papierwalzen nöthig. Liniirte, quadrillirte und gemusterte Briefpapiere und Werthpapiere mit Wasserzeichen werden mittels gravirter Stahlplatten oder fester Kartons und ebenfalls durch Druck der Satinirwalzen hervorgebracht. Erwähnung mögen noch die Leimmaschinen finden, welche hauptsächlich in England und Amerika benutzt werden und dazu dienen, die Maschinenpapiere mit thierischem Leim nachträglich zu leimen und dieselben hierdurch den in dieser Beziehung vorzüglicheren Büttenpapieren ähnlich zu machen. Solche Leimmaschinen sind aber zum Theil so groß und so kostspielig als die Papiermaschinen selbst und haben sich deshalb trotz der Vorzüglichkeit dieser sogen. thierischen Leimung im Gegensatze zur gewöhnlichen vegetabilischen (Harzseifen-) Leimung bis jetzt in Deutschland nur wenig eingeführt.

Zur Darstellung von Pappen bediente man sich bis vor wenigen Jahren nur der Büttenarbeit, und zwar wurden dieselben nicht aus einem, sondern durch Aufgautschen einer beliebigen Menge geschöpfter Bogen naß auf einander erhalten, worauf sie bauschweise gepreßt und an der Luft getrocknet wurden. Seit einigen Jahren benutzt man aber auch dazu eine Maschine der einfachsten Art (s. Tafel, Fig. 5), indem man zwei Siebcylinder zugleich mit einander arbeiten läßt und die Pappen in zwei Bahnen auf einer das Format der Pappe in der Peripherie ergebenden hölzernen Trommel laufen läßt, sie dort durchschneidet, darauf weiter durch Pressen gehen läßt und auf Trocknungscylindern trocknet.

Die Rohmaterialien zur Bereitung des Papiers sind von unbeschränkter Zahl, da jede Pflanzenfaser dazu geeignet ist. Nur der Umstand, daß die Spinnerei und Weberei die langen Fasern weit höher zu verwerthen im Stande ist, und daß die Gewinnung der Fasern aus faserarmen Pflanzen zu große Kosten verursacht, legt der Papierfabrikation gewisse Fesseln an, und diese Fesseln bedingen die Einkaufspreise der Hadern oder Lumpen. Als im Lauf dieses Jahrhunderts und namentlich seit den 50er Jahren die Papierfabrikation mit Hülfe der Fortschritte der Chemie und Mechanik die geringen Gewebefasern immer energischer der Reinigung, Bleichung und Verfeinerung unterwerfen lernte, wurde der Verwendungskreis der Hadern ein viel mannigfaltigerer. Aber der immer höher steigende Papierverbrauch überschritt doch allmählich das von der Bevölkerung gelieferte Quantum von Seilwerk, Gespinsten, Geweben und Faserabfällen, und man sah sich gezwungen, nach anderen Rohmaterialien zu suchen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren Weizen-, Mais- und Reisstroh in Italien ohne dauernden Erfolg versucht worden. Auch die Ver-

ſuche von Schäffer in Regensburg, einheimiſche Pflanzen für die Papierfabrikation zu verwerthen, lieferten zunächſt keine Reſultate. Da war es dem Webermeiſter Keller zu Künheide in Sachſen vorbehalten, durch Schleifen des Holzes vertikal der Längsfaſer den ſogen. Holzſtoff zu erfinden. Selbſt mittellos und die Unterſtützung aus Staatsmitteln nicht erreichend, wandte er ſich 1846 an den techniſchen Leiter der Fiſcher'ſchen Papierfabriken, Heinrich Völter in Bautzen, überließ demſelben ſeine Erfindung, und dieſer brachte es nach mühevollen Arbeiten und bedeutenden Geldopfern 1854 zur Konſtruktion einer Maſchine, nach deren Princip alle in Europa und Amerika thätigen Holzſtoffapparate gebaut ſind. Als wirklicher Induſtriezweig begann die Holzſtoffabrikation in dem Werk von Kauffmann u. Rudel zu Hütten bei Königſtein in Sachſen 1861 mit einem Völter'ſchen Apparat. Der Jahresverbrauch kann gegenwärtig auf mehr als 100 Mill. Kilogr. Holzſtoff in der Papierfabrikation und zu anderen Zwecken veranſchlagt werden. Seit 1865, nachdem ein Jahrzehnt früher die Verſuche begonnen, ſind das Espartogras (Macrochloa tenacissima) aus Spanien, dort Atocha genannt, das Alfa oder Halfa (Macrochloa arenaria) von Algerien, der Diß (Festuca patula) von Tunis in die Papierfabrikation eingeführt, und der Verbrauch kann jetzt bereits auf 12 Mill. Kilogr. berechnet werden. Dann nehmen die Geſpinſt- und Gewebeabfälle der Jute aus Oſtindien (Corchorusarten), des Neuſeelandflachſes (Phormium tenax), des Sunhanfs (Crotalaria juncea) Indiens und der Sundainſeln, des Gambohanfs oder Meſtá der Inder (Hibiscus cannabina), einiger Aloë- und Palmenarten und der Neſſeln bereits eine bedeutende Stelle ein, wozu ſich in neueſter Zeit das friſche, noch junge Bambusrohr geſellen will. Alle dieſe Faſerſtoffe müſſen einer ſtarken Kochung mit alkaliſchen Laugen unter vier Atmoſphären Druck in eiſernen rotirenden Kochgefäßen und abwechſelnder Behandlung mit Säuren unterworfen werden, um ſie für die Papierfabrikation geſchickt zu machen, ſie bleichen und zu einem brauchbaren P. geſtalten zu können. Eine ſchon ziemlich umfangreich gewordene Verwendung hat ferner die auf chemiſchem Weg bloßgelegte Celluloſe des Strohs und des Holzes in der neuern Zeit erlangt. Das zu Häckſel geſchnittene Stroh wird, wie die vorher genannten Faſerſtoffe, in rotirenden Kochapparaten mit alkaliſchen Laugen gekocht, dann ausgewaſchen, etwas gemahlen, angeſäuert und mittels Chlorkalks gebleicht. Das Holz wird in kleine Scheiben oder Scheite geſchnitten, gebrochen und im Kochapparat mit ſtarker Aetznatronlauge unter Druck von 8—10 Atmoſphären 6—12 Stunden lang gekocht, wodurch es in eine breiartige Faſermaſſe zerfällt, dann in großen Holländermühlen oder im Lespermont'ſchen Waſchapparat ſorgfältig ausgewaſchen und zuletzt der Bleichung unterworfen. Stroh- und Holzſtoff nehmen die höchſte Weiße an. Für farbige Umſchlag- und Packpapiere wird in neueſter Zeit auch eine Celluloſe aus Holz dadurch bereitet, daß man das Holz in kleinen Scheiben mit oder ohne Kalklauge kocht und dann auf dem Holzſtoffapparat, wie das rohe Holz, zu Holzſtoff ſchleift, wobei dieſe Procedur viel ſchneller und mit viel weniger mechaniſcher Kraft von ſtatten geht als beim rohen Holz. Dieſe bräunliche Lignitcelluloſe, welche äußerlich dem Lignit ähnlich iſt, liefert ein zu vielen Zwecken ſehr brauchbares P., theils für ſich allein, theils mit anderen Faſerſtoffen verarbeitet, ein vorzügliches Pack-, Briefumſchlag-, Affichen- und Tapetenpapier ſowie feine Qualitäten von Pappen. Alle Papiere, auch wenn ſie ſorgfältig gebleicht wurden, nehmen mit der Zeit eine gewiſſe Färbung an. Beſonders vergilbt aber Holzpapier unter dem Einfluß von Licht und Luft. Es iſt deshalb von Wichtigkeit, einen Holzgehalt im P. nachweiſen zu können, und dies gelingt durch Betupfen mit ſchwefelſaurem Anilin, Naphthylamin oder Salpeterſäure, wodurch Holzpapier gelb gefärbt wird. Nach der mehr oder weniger intenſiven Färbung eines zu unterſuchenden Papiers durch dieſe Reagentien ſchließt man auf den Holzſtoffgehalt. Zu den Hadernſurrogaten ſind übrigens auch mineraliſche Stoffe hinzugekommen, beſonders Thon (China-Clay), Gips (Annaline), Blanc fixe ꝛc. Man findet davon durch Einäſchern abgewogener Papierproben bis 30 Proc., und derartig gefälſchtes P. iſt dann oft ſehr brüchig.

Die wichtigſten Verwendungen des europäiſchen Papiers ſind außer zu Schrift, Druck und Verpackung die zu den Bunt-, Tapeten-, Iris- und Kreidepapieren, zu Papierwäſche, zu Kartonnagen und in neueſter Zeit zu Gefäßen ꝛc. Die Buntpapierbereitung umfaßt alle mit Farbe, Muſtern und Metallfolien überzogenen, künſtlich moirirten, gepreßten und geglätteten Papierarten. Die Herſtellung geſchieht theils durch Handarbeit (Marmor-, Iris- ꝛc. Papiere), theils durch Maſchinen, welche mit einer Anzahl Bürſten die durch Walzen auf das P. ohne Ende zugeführte Farbe verreiben und außerordentlich gleichmäßig vertheilen. Die Papierwäſche wurde ſchon vor etwa 50 Jahren in den Handel gebracht, fand aber erſt ſeit ca. 20 Jahren ſteigende Anerkennung und hat von Amerika aus immer größere Verbreitung gefunden. Das dazu verwandte P. muß aus feſten, weißen Stoffen hergeſtellt ſein und erhält durch Appretur das Anſehen des Gewebes. Beſſere Sorten der Papierwäſche erhalten Einlage oder Ueberzug von Baumwollgewebe. Die Herſtellung der einzelnen Stücke geſchieht mittels Formenmeſſer und Preßmaſchinen.

Die Papiere Oſtaſiens und Vorderaſiens unterſcheiden ſich weſentlich von den unſerigen. In China, Japan, Korea, bis nach Kaſchmir beſteht noch die urſprüngliche, 2000jährige Manipulation, welche darauf beruht, daß man die Rohpflanze in Bündeln bis zur Fäulnis (Waſſerröſte) in Waſſer einlegt, dann die Faſer auswäſcht und reinigt, in Käſten mit Kalkſchichten ein paar Wochen überdeckt ſtehen läßt, wieder auswäſcht, trocknet und die feine Faſer durch Schlagen oder Stampfen zerkleinert. Die breiige Maſſe der zerkleinerten Faſern wird auf Formſieben aus feinſten Bambusfäden aus einer Bütte geſchöpft, auf Filze oder Tücher abgegautſcht, auf langen, ſchräg liegenden Porzellanöfen getrocknet, wenn erforderlich, mit Reis oder Orenwurzel und Alaun geleimt (fanirt) und endlich geglättet. Die wichtigſten Rohmaterialien ſind in China, Japan und Korea der Bambus und der Papierbaum (Broussonetia papyrifera), in Siam außer jenen auch Trophis aspera und Chinagras (Boehmeria nivea), in Vorderindien die Jute (Corchorus capsularis), die Agave, der Sunhanf (Crotalaria juncea), der Piſang, Daphne, Astragalus und Borassus ꝛc. In Japan werden Papiere von ganz überraſchender Beſchaffenheit hergeſtellt und zu den verſchiedenſten Zwecken, zu allerlei Gefäßen, Teppichen, zu Gegenſtänden, welche ſonſt aus Leder oder Geweben hergeſtellt werden, zu Fenſtern, Laternen, Fächern, Schirmen ꝛc. benutzt.

Geſchichte des Papiers. Die Erfindung des durch Verfilzung feinſter Faſern in wäſſerig-breiartiger Vertheilung auf Siebformen dargeſtellten Schreibblattes gehört den Chineſen. Der Ackerbauminiſter Tſailün unter dem Kaiſer Hiao-Wuti (um 123 v. Chr.) lehrte die Bereitung des Schreibblattes aus der Baumwolle und der Baſtfaſer des Papiermaulbeerbaums (Kadſi), des Strohs, des Bambus, der Ulme und, wie die Sage geht, ſelbſt aus abgebrauchten Geweben (Hadern, Lumpen), und alsbald entſtanden zahlreiche Werkſtätten in den Hauptſtädten und Provinzen, wo die geeigneten Rohſtoffe zu finden waren. Tſailün lehrte das Schriftblatt Schi in der vollkommenen Weiſe bereiten, wie ſie heute noch in China, auf der Hochebene des Himalaya, im Pandſchab, in Vorderindien, Bengalen, Siam, Korea und Japan zu finden und wie ſie bis zu uns gekommen iſt. Um 610 n. Chr. brachten die vom König von Korea nach China geſandten Prieſter Donchô und Hojo dieſe Kunſt nach Japan und Korea, und die Tataren, welche ſie auf ihren Eroberungszügen um 580 n. Chr. in China kennen lernten, verpflanzten ſie in ihre Heimat. In und um Samarkand errichteten ſie zahlreiche Papierhäuſer; doch diente als Material zumeiſt die Baumwolle und die Neſſelwolle, da ſie den Papiermaulbeerbaum und den Bambus nicht beſaßen. Um 650 lernten die Araber auf ihren Streifzügen in die Tatarei die Papiermacherkunſt kennen, brachten ſie nach Mekka, Medina und einigen anderen Städten und errichteten überall, wo ſie als Eroberer ſich niederließen, bedeutende Papierhäuſer, wo, ebenfalls aus Baumwolle, ſehr feſtes, freilich aber auch ſehr dickes P. gemacht wurde, das ſich durch vorzügliche Glätte der Oberfläche vor allen, auch den chineſiſchen, auszeichnete. Meiſt waren die arabiſchen und mauriſchen Papiermacher Gelehrte, was erklärt, daß dieſelben auf den Titeln oft das Wort »al warrâk« hinzuſetzen, was (von wark, das Blatt) »Blattmacher« bedeutet. In Griechenland, Sicilien, Spanien, die Nordküſte Afrika's entlang und in Aſien gab es zahlreiche mauriſche Papierhäuſer.

Auf den Kreuzzügen hatten die Deutſchen Ritter und Templer und die franzöſiſchen Kreuzritter das Papiermachen im Orient kennen gelernt, und um 1190 finden ſich die erſten Spuren der Papiermacherei in Deutſchland, um 1250 in Frankreich, um 1275 in Italien (Ancona), und im 15. Jahrh. ging, nach Vertreibung der Mauren, dieſe Kunſt in Spanien ebenfalls in den Beſitz der Chriſten über. Die Zubereitung des Papiers fand bis 1290 in Deutſchland und überall in Europa durch Zerſtoßen der Baumwolle in Mörſern, Schöpfen der breiartigen Maſſe auf lockere Gewebe, Preſſen, Trocknen und Ebnen der rauhen Bogen mit Eberzähnen ſtatt. Hier ſind die erſten, welche als Beſitzer von Mühlen auch die Papiermaſſe durch Mühlenbetrieb zubereiteten, die Holbein in Ravensburg, aus welcher Familie dann auch die beiden großen Maler hervorgegangen ſind. Die Holbein benutzten zuerſt wieder die abgenutzten Stücke baumwollener und leinener Gewebe, weil durch die Vertreibung der Mauren die Zufuhr der Baumwolle nach Italien und von da nach Deutſchland geringer und die Rohbaumwolle ſeltener und darum zu theuer geworden war. Die Holbein führten auch Siebformen aus Meſſingdraht ein, wodurch das P. eine dichtere, geſchloſſenere Verfilzung erlangte. Nach der Ravensburger entſtanden Papiermühlen in Au bei München (1347), Leesdorf in Oeſterreich (1356), in Baſel (1380), Nürnberg (1390), Augsburg (1468), Liegnitz (1420), Kulmbach, Kempten (1477) und in der Nähe von Kloſterſchulen und den Univerſitäten Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Ingolſtadt, Roſtock, Wittenberg u. a. In Frankreich wurden die erſten Papiermühlen in Troyes um 1500, in England bei Deptford um 1460 gegründet, und auch in Italien entſtanden um dieſe Zeit Papiermühlen in Savoyen, in der Lombardei, Toscana und der Romagna (Fabriano und Ancona).

Einen großen Aufſchwung erhielt die Papiermanufaktur durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt (1440), ſo daß in der Mitte des 15. Jahrh. ſchon zahlreiche Mühlen anzutreffen ſind, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich, Dänemark und Schweden (1550). In hohem Grad wirkte ſeit der Mitte des 16. Jahrh. die Kirchenreformation auf die Papiermanufakturen günſtig ein durch die große Anzahl von erſcheinenden religiöſen Schriften und Schulbüchern, wozu ſich auch der übrige allgemeine geiſtige Aufſchwung geſellte. Durch den Dreißigjährigen Krieg (1618) wurde in Deutſchland die gewerbliche Thätigkeit gelähmt, und erſt nach dem Weſtfäliſchen Frieden (1648) fand ein neuer Aufſchwung auch in der Papiermanufaktur ſtatt, welche dann hier wie in Holland und England durch die einwandernden Hugenotten zur höchſten Blüte gelangte. Da in Holland die Papiermühlen nur für den Betrieb mit Wind eingerichtet werden konnten, den Kraftaufwand daher möglichſt beſchränken mußten, ſo verließ man das bisherige Syſtem der Stampfen und nahm das »deutſche Geſchirr« mit Walzen an, das aber weſentlich verbeſſert ward und um Mitte des vorigen Jahrhunderts allmählich in allen holländiſchen Papiermühlen Aufnahme fand, weshalb es in ſeiner neuen Geſtalt auch ſelbſt in Deutſchland den Namen Holländer erhielt. Da gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſich das Bedürfnis größerer Papierformate für den Druck, die Tapetenfabrikation, die Verpackungen ꝛc. immer fühlbarer machte und die bereits eingeführten Doppelformen nicht mehr ausreichten, ſo ſannen intelligente Köpfe über die Konſtruktion einer Maſchineneinrichtung nach, um die Handarbeit zu beſeitigen und lange Papierbogen auf mechaniſchem Weg darzuſtellen. Michael Leiſtenſchneider in Saarlouis hatte zuerſt 1797 ein Syſtem ausgedacht, kam jedoch erſt 1803 damit ordentlich zu Stande, und doch war es immer noch ſehr unvollkommen. Louis Robert, Werkführer bei Didot in Eſſonnes, hatte 1798 eine Maſchine konſtruirt, die nicht aus einem Cylinder, wie die Leiſtenſchneiders, ſondern aus einem 4—5 Meter langen Siebtuch beſtand, das ſich ohne Ende über eine Anzahl kleiner, horizontal liegender Kupferwalzen, wie über eine Tafel, bewegte und darunter mittels größerer Walzen angeſpannt war. Zur Unterſcheidung dieſer beiden Syſteme nannte man die Maſchine Ferdinand Leiſtenſchneiders Cylindermaſchine oder Ferdinande, die Maſchine Roberts Langſiebmaſchine, wohl auch à la Didot, weil dieſer das Patent von Robert übernommen hatte, da letzterer ſelbſt aus Mangel an Mitteln ſeine Idee nicht ausführen konnte. Didot Saint-Leger ging als politiſcher Flüchtling zu ſeinem Schwager John Gamble nach London, wo Robert eine neue Maſchine ausführte, welche im Stande war, 24 Zoll breit zu arbeiten und das damals in Frankreich ſehr begehrte Colombierformat zu liefern. Noch 1799 erhielt Robert ein Patent in Frankreich und eine

Nationalbelohnung von 8000 Franken; Didot aber verkaufte das Patent und die Maſchine für 25,000 Franken, worauf Gamble 1801 ein Patent für England nahm, das er an die Gebrüder Fourdrinier abtrat, durch deren Vervollkommnungen die Bahn zu den heutigen großen Papiermaſchinen gebrochen wurde. Das Cylinderſyſtem Michael Leiſtenſchneiders verbeſſerte weſentlich ſein Sohn Ferdinand, nach dem es darum auch den Namen erhielt. Es verbreitete ſich außer im Elſaß und den Papiermühlen in den Vogeſen und Ardennen nach der Schweiz und Süddeutſchland; doch vergingen viele Jahre, ehe es aus ſeiner großen Urſprünglichkeit und Einfachheit heraustrat. Wie die Robert'ſche Maſchine bis in die 20er Jahre dieſes Jahrhunderts noch keinen Trockenapparat mit Dampfheizung hatte, ſo auch die Cylindermaſchine; ferner fehlten bis dahin Sand- und Knotenfänger, Saugpumpe, Glättvorrichtung und Schneidemaſchine bei beiden Syſtemen. Nach Leiſtenſchneider waren es beſonders Dickenſon, Brahma und Deniſon, welche deſſen Syſtem verbeſſerten. Ein drittes Papiermaſchinenſyſtem iſt das Wittmann-Schäuffelen'ſche, welches ſich von dem Robert'ſchen Princip nur dadurch unterſcheidet, daß anſtatt 4—8 Trocknungscylinder nur 1—2 ſehr große angebracht ſind, bei welchen durch ſtarke Preſſung einer mit Filz umwickelten Walze (Wickelwalze) die Entwäſſerung, reſp. Trocknung beſchleunigt wird. Die Pappenmaſchinen werden meiſt nach dem Syſtem Leiſtenſchneider-Dickenſon (ſ. Tafel, Fig. 5), aber mit zwei Cylinderſieben und ſtärkeren Preſſen gebaut, damit die Gautſchung der Blätter ſchneller vor ſich geht. Dieſe Maſchinen haben keine Trocknungscylinder. 1818 errichteten Corty in Berlin, 1823 die Gebr. Rauch in Heilbronn, die Gebr. Kiesling in Arnau, 1828 Smith u. Mequier in Fiume, 1829 Güdl u. Komp. in Pitten (Oeſterreich), Buhl in Ettlingen und Gebr. Juſt in Sebnitz die erſten Maſchinenpapierfabriken. Seit 1840 iſt die Maſchinenpapierfabrikation zur vollen Bedeutung gelangt und hat die Büttenmanufaktur bis auf eine geringe Zahl von Mühlen verdrängt. Die Verbeſſerungen aller Haupt- und Hülfsmaſchinen und ſonſtigen Einrichtungen haben es ermöglicht, allen Anforderungen des verſchiedenſten Papierverbrauchs zu entſprechen, wozu in neueſter Zeit die Lieferung von Rollendruckpapier von bis 2 Kilom. Länge und 1¾ Meter Breite für die ſogen. »endloſen Druckmaſchinen« ſich geſellt hat.

Schließlich wird eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung einen Einblick über die Bedeutung der Papierbereitung auf der Erde gewähren. Von den 1400 Mill. auf der Erde lebenden Menſchen bedienen ſich 276 Mill. keiner Schrift; 30 Mill. ſchreiben auf Palmblätter, Rinden, Baſt und Holztafeln (jenſeit des Ganges, Himalaya und in Afrika); 620 Mill. brauchen das chineſiſch-japaniſche und 350 Mill. das europäiſche P. Die letzteren 350 Mill. konſumiren jährlich 21 Mill. Ctr. P. und Pappen und brauchen dazu 350 Mill. Schafe, Ziegen ꝛc., welche 7 Mill. Ctr. Gewebe liefern, wovon jedoch nur 3 Mill. an die Papierfabriken gelangen. Ferner ergeben 20 Mill. Ctr. Rohbaumwolle 10 Mill. Ctr. Gewebe für die Papiere, 22 Mill. Ctr. Flachs, Hanf und Jute 6 Mill. Ctr., 3 Mill. Ctr. Eſparto, Agave, Aloë ꝛc. 2 Mill. Ctr. Faſern, 8 Mill. Ctr. Holz 4 Mill. Ctr. Holzfaſern, 6 Mill. Ctr. Stroh 4 Mill. Ctr. Strohfaſern, und man verbraucht ferner 7½ Mill. Ctr. Chemikalien und Erden, 4½ Mill. Ctr. Zuſatz, 30½ Mill. Ctr. Kohlen. Somit ergeben 72 Mill. Ctr. Materialien 21 Mill. Ctr. fertiges P. Dieſe Menge darzuſtellen, ſind gegen 2500 Papierfabriken mit gegen 3500 Papiermaſchinen und 800 Manufakturen mit 1500 Bütten erforderlich. Von den 21 Mill. Ctr. P. kommen auf Schreibpapier 4 Mill. Ctr., Druckpapier 10 Mill. Ctr., Tapeten und Packpapier 4½ Mill. Ctr., Pappen ꝛc. 2½ Mill. Ctr., und dieſe werden verbraucht von:

	Proc.	Mill. Ctr.
Behörden und Kanzleien	10—12	oder 2,31
Schulen aller Art	13—14	„ 2,73
Handel	10—12	„ 2,31
Induſtrie	6— 8	„ 1,47
Brief- und Privatverkehr	4— 6	„ 1,05
Druckereien	50—56	„ 11,13
	Zuſammen:	21,00.

Der Jahresverbrauch pro Kopf vertheilt ſich zur Anfertigung:

	Kilo	Kilo		Kilo	Kilo
Belgien	mit 3½	zu 4½	Norwegen u. Schweden	mit 1¾	zu 2¼
Dänemark	„ 2	„ 2	Portugal	„ 1¾	„ 1½
Deutſchland	„ 4	„ 4½	Donaufürſtenthümer	„ ¼	„ —
Oeſterreich	„ 1¾	„ 2	Rußland	„ ½	„ ½
Frankreich	„ 3½	„ 4	Schweiz	„ 3½	„ 4
Griechenland	„ ¼	„ —	Spanien	„ ½	„ ½
Großbritannien	„ 5½	„ 6	Türkei	„ ¼	„ —
Italien	„ 2	„ 2	Ver. Staaten	„ 5	„ 5½
Niederlande	„ 3	„ 3			

Vgl. Schäffer, Verſuche, ohne Lumpen P. zu machen, mit Muſtern (Erlang. 1765); Webrs, Vom P. (Halle 1789); Piette, Traité de la fabrication du p. (Par. 1831); dazu noch fünf verſchiedene Werke desſelben Verfaſſers über Papierfabrikation, theils franzöſiſch, theils deutſch, bis 1863; Lenormand, Manuel du fabricant de p. (daſ. 1833); Planche, De l'industrie de la papeterie (daſ. 1853); Rudel, Ueber die Papierfabrikation (Halle 1854 u. 1862); Müller, Die Fabrikation des Papiers (4. Aufl., Berl. 1876); Hofmann, Handbuch der Papierfabrikation (daſ. 1875); Derſelbe, Treatise on the manufacture of paper (Lond. 1874); »Centralblatt der deutſchen Papierfabrikation«, herausgegeben von Rudel (Halle, ſeit 1850); »Journal des fabrications de p.«, herausgegeben von Piette (Par., ſeit 1854); »The Stationer« (Lond., ſeit 1858); »Paper-maker's monthly Journal«, »Paper-maker's Circular« (beide daſ., ſeit 1862); »Le moniteur de la papeterie« (1865); »Paper-trade Reporter« (New York, ſeit 1868); »Paper-trade Journal« (daſ., ſeit 1871); »Wochenblatt für Papierfabrikation« von Günther und Staib (1871); »Papierzeitung« von Hofmann (Berl. 1875).

Papiergeld (franz. Papier-monnaie, engl. Paper-money), eine Art des ſymboliſchen Geldes (ſ. Geld). Nach dem Sprachgebrauch des gemeinen Lebens verſteht man unter P. alle auf einen beſtimmten Geldbetrag lautenden unverzinslichen, im Handel und Wandel ſtatt baaren Geldes von Hand zu Hand gehenden Werthpapiere. Man würde dann zwei Hauptarten zu unterſcheiden haben, Staatspapiergeld und Banknoten (ſ. d.), neben denen als dritte, weniger wichtige Abart das Korporationsgeld ſtände, welches öffentliche Korporationen mit Genehmigung des Staats ausgeben (wie früher die Thalerſcheine der Leipzig-Dresdener Eiſenbahngeſellſchaft und das Stadt-Hannover'ſche P.). Nach ſtrengerem, an den Begriff des Geldes ſich anlehnendem Sprachgebrauch verſteht man indeſſen unter P. nur ſolche papierne Umlaufsmittel, denen (im allgemeinen oder wenigſtens für ſpecielle Fälle) Zwangskurs, alſo die Kraft beigelegt iſt, den Schuldner zu befreien. Dem Staats-

papiergeld ist regelmäßig mindestens Zwangskurs für alle Zahlungen an Staatskassen beigelegt; der Inhaber desselben hat also die Möglichkeit, durch Zahlung seiner Steuern und Gebühren sich von demselben ohne Schaden zu befreien. Wo den Banknoten der Zwangskurs beigelegt ist, da hat man in geordneten Verhältnissen diese Bestimmung stets dadurch unschädlich gemacht, daß man den Banken die Pflicht auferlegt hat, die ihnen präsentirten Noten einzulösen. Wo mit Zwangskurs versehenes uneinlösliches P. besteht, spricht man von dem Vorhandensein einer Papierwährung (vgl. Währung). In den verschiedenen deutschen Staaten bestand früher ein Uebermaß von dem verschiedenartigsten P. Das Reichsgesetz vom 30. April 1874 hat hier Ordnung geschaffen. Das Reich hat etwa 174 Mill. Mark P. ausgegeben, die in 15 Jahren bis auf 120 Mill. Mark ermäßigt werden müssen. Alles übrige P. ist eingezogen. Das P. des Reichs führt den Namen Reichskassenscheine. Im Privatverkehr findet ein Zwang zur Annahme desselben nicht statt; die Kassen des Reichs und der Bundesstaaten haben es zum Nennwerth anzunehmen. Die Reichshauptkasse löst es gegen baares Geld ein. Vgl. Adolf Wagner, Staatspapiergeld, Reichskassenscheine und Banknoten (Berl. 1874).

Papierkohle, s. Braunkohle.

Papiermaulbeerbaum, s. Broussonetia.

Papiernautilus (Papierboot, Argonauta Argo *L.*), Kopffüßer aus der Unterordnung der Oktopoden. Das bis vor etwa 20 Jahren allein bekannte Weibchen hat einen rundlichen Körper, kleinen Kopf, sehr großen Trichter und ein lappenartig verbreitertes oberes Armpaar. Die Färbung ist prachtvoll und mannigfach, zum Theil mit silberartigem Schimmer. Die papierdünne Schale ist ungemein elegant und ziemlich elastisch, sie ist spiralig gewunden, doch so, daß der letzte Umgang die früheren völlig bedeckt; auch scheint sie zu dem herausgenommenen, nirgends enger mit ihr verwachsenen Thier gar nicht zu passen, so daß man lange Zeit glauben konnte, das Thier bewohne die Schale einer fremden, noch nicht bekannten Gattung. Das Männchen ist viel kleiner, und seine Arme sind gleich gestaltet; nur der dritte linke Arm entwickelt sich in einer birnförmigen Blase, ist länger als die übrigen und endet in einen fadenförmigen Anhang. Er füllt sich mit Samen, reißt bei der Begattung ab und bleibt in der Mantelhöhle des Weibchens noch längere Zeit frisch und beweglich, bis die eigentliche Begattung und Befruchtung vollzogen ist. Das Weibchen trägt die Eier im hintern Raum des Gehäuses mit sich herum. Der P. bewohnt das Mittelmeer, besonders die sicilische Küste und den Busen von Tarent. Er war schon den Alten bekannt, und man fabelte, daß das Weibchen, die verbreiterten Arme als Segel benutzend, auf dem Meer schwimme, während es thatsächlich mit denselben rudert.

Papierstereotypie, s. Stereotypie.

Papierwährung, s. Papiergeld und Währung.

Papierwäsche, s. Papier, S. 553.

Papierwespe, s. Wespen.

Papilio, Schmetterling; speciell Name einer Tagfaltergattung, wozu der Schwalbenschwanz (P. Machaon *L.*) und Segelfalter (P. Podalirius *L.*) gehören.

Papilionacĕa corolla (lat.), Schmetterlingsblume, s. Blüte, S. 360.

Papilionaceen (Schmetterlingsblütler), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Leguminosen, einjährige und perennirende Kräuter, Sträucher und Bäume. Die Blätter sind wechselständig, gestielt und selten einfach, meist zusammengesetzt, entweder handförmig, meist dreizählig oder auch mehrzählig, oder unpaarig oder paarig gefiedert; im letztern Fall endigt der Blattstiel mit einer einfachen Spitze oder mit einer Ranke, bisweilen hat er dann nur ein einziges Paar Fiederblättchen, oder letztere fehlen wohl auch ganz, und der Blattstiel ist dann manchmal blattförmig als Phyllodium entwickelt. Nebenblätter sind meist am Grunde des Blattstiels vorhanden, bald verhältnismäßig klein, bald sehr groß, blattartig, stehen bleibend, bisweilen auch in Form von Dornen. Die Blüten bilden meist end- oder achselständige Trauben, Aehren oder Köpfchen; bisweilen ist die Inflorescenz auf eine einzige Blüte reducirt. Die Blüten sind meist vollständig, unregelmäßig und schmetterlingsförmig. Der Kelch besteht aus fünf verwachsenen Blättern, ist mehr oder weniger trichterförmig, mit meist ungleich fünfzähnigem Saum, indem die beiden hinteren Zähne einander mehr genähert, bisweilen auch mit einander verwachsen sind. Die fünf Blumenblätter sind am Grunde des Kelchs befestigt, wechselständig mit den Kelchzähnen und von ungleicher Bildung. Das hintere (Fahne, vexillum) ist das größte, meist aufgerichtet und ausgebreitet, gleichhälftig; die beiden seitlichen (Flügel, alae) sind unter sich gleich, aber ungleichhälftig; die beiden vorderen sind meist nur am Grund mit ihren Nägeln frei, mit ihrem obern Theil mit einander zu einem kielartig konkaven Blatt (Kiel oder Schiffchen, carina) verwachsen. Die Staubgefäße entspringen an derselben Stelle wie die Blumenblätter und sind in der doppelten Anzahl derselben vorhanden. Die Filamente sind selten frei, meist diadelphisch in der Weise, daß sie zu einer Röhre verwachsen sind, welche an der hintern Seite gespalten ist, indem das zehnte Staubgefäß, welches vor der Fahne steht, frei bleibt; seltener ist dasselbe auch mit verwachsen, die Staubgefäße also monadelphisch. An der Spitze sind die Filamente immer von einander frei, und jedes trägt daselbst eine zweifächerige Anthere, welche nach innen zu mit Längsspalten oder auch mit Poren sich öffnet. Der oberständige Fruchtknoten wird von einem einzigen Karpell gebildet; er ist daher einfächerig, bildet mit seinen verwachsenen Rändern eine Bauchnaht, welche der Fahne zugekehrt ist, und an derselben trägt er inwendig die in zwei Reihen übereinander stehenden, seltener auf wenige oder eine reducirten, anatropen oder amphitropen Samenknospen. Der Fruchtknoten wird von der Staubgefäßröhre umgeben, an der Spitze setzt er sich in einen einfachen Griffel fort, welcher mit einer endständigen oder einseitigen, kahlen oder gebarteten Narbe endigt. Die Frucht ist meist eine Hülse, die sich an der Bauch- und Rückennaht zweiklappig öffnet; bisweilen ist sie durch Querscheidewände, die sich zwischen den Samen ausbilden, in eine Reihe von Fächern getheilt; oft schnürt sich dabei auch die Frucht an diesen Stellen ein und bildet eine Gliedernuß (lomentum), indem sie in ebenso viele einsamige Glieder zerfällt; oder endlich sie ist nußartig und dann gewöhnlich einsamig. Die mehr oder weniger nierenförmigen oder eiförmigen Samen hängen meist an einem deutlichen Samenstrang, haben eine glatte, lederartige Schale, kein Endosperm und einen meist gekrümmten Embryo mit sehr großen und dicken Kotyledonen, welche bei der Keimung entweder unterirdisch bleiben, oder über den Boden hervortreten und dann mehr oder weniger blattartig und grün gefärbt sind. Man theilt die P. ein in: 1) Podalyricae, mit

meist hülsenförmiger Frucht, freien Staubgefäßen, bei der Keimung blattartigen Kotyledonen und einfachen oder handförmig dreizähligen Blättern; 2) **Loteae**, mit hülsenförmiger Frucht, bei der Keimung blattartigen Kotyledonen, mona- oder diadelphischen Staubgefäßen und hand- oder fiederförmig zusammengesetzten Blättern, die Mehrzahl der einheimischen P. enthaltend; 3) **Viciеae**, mit hülsenförmiger Frucht, diadelphischen Staubgefäßen, dicken, bei der Keimung unterirdisch bleibenden Kotyledonen und meist gefiederten Blättern; 4) **Hedysareae**, mit Gliedernüssen, mona- oder diadelphischen Staubgefäßen, bei der Keimung blattartigen Kotyledonen und hand- oder fiederförmig zusammengesetzten Blättern; 5) **Phaseoleae**, mit hülsenförmiger Frucht, monadelphischen Staubgefäßen, dicken, bei der Keimung meist unterirdischen Kotyledonen und unpaarig gefiederten, meist mit einem Paar Fiederblättchen versehenen Blättern; 6) **Dalbergieae**, mit nicht aufspringender, innen häufig gefächerter Frucht, mona- oder diadelphischen Staubgefäßen, dicken, unterirdischen Kotyledonen und gefiederten Blättern; 7) **Sophoreae**, mit freien Staubgefäßen, geschlossener oder zweiklappiger Hülse, blattartigen Kotyledonen und unpaarig gefiederten oder einfachen Blättern; 8) **Caesalpinieae**, mit fast regelmäßiger oder fehlender Blume, zehn oder weniger meist freien Staubgefäßen, geradem Keimling und unpaarig oder paarig gefiederten, bisweilen einfachen Blättern. Die P., deren man über 3000 Arten in fast 400 Gattungen kennt, sind über die ganze Erde verbreitet und in allen Klimaten vertreten; doch gehört die größte Anzahl derselben den wärmeren und der heißen Zone an, welche ihre eigenthümlichen Arten haben, unter denen die strauch- und baumförmigen vorherrschen, während die P. der gemäßigten und kalten Zonen zum allergrößten Theil Kräuter sind. In der fossilen Flora finden sich Ueberreste dieser Familie zahlreicher als die aller übrigen dikotyledonischen Angiospermen zusammengenommen; dieselben gehören vorzüglich den jüngeren und mittleren Tertiärschichten an und kommen als Blätter, Früchte und Samen vor, besonders aus folgenden theils noch lebenden, theils rein fossilen Gattungen: **Cytisus, Glycyrrhiza, Phaseolites, Palaeolobium, Caesalpinia, Podocarpium, Cassia, Bauhinia.** Als Nutzpflanzen sind die P. nächst den Gramineen die wichtigsten des Pflanzenreichs. Die Samen sind wegen ihres Reichthums an Proteïnstoffen (Legumin) und meistentheils auch an Stärkmehl von hohem Nährwerth, insbesondere diejenigen der Leguminosen genannten Kultur- und Nahrungspflanzen (Erbse, Linse, Bohne, Wicke, Kicher, Lupine). Die unreifen Früchte und Samen mancher Arten enthalten Schleim und Zucker und sind genießbar, z. B. die von **Phaseolus** und **Pisum**, oder es gilt dies auch von der reifen Frucht, z. B. bei **Ceratonia**. Wegen des nährenden, milden, süßen, bisweilen aromatischen Krauts sind mehrere wichtige Futterpflanzen (Klee, Luzerne, Esparsette, Serradella, Arten von **Melilotus, Lotus, Trigonella, Vicia**). Andere sind wichtig als Farbepflanzen (**Caesalpinia, Indigofera**). Wegen besonderer Stoffe, die sie enthalten oder secerniren, sind viele Arten wichtige Arzneipflanzen und Droguen. Manche enthalten scharfe, bittere, brechenerregende und purgirende Bestandtheile, besonders gewisse Arten von **Coronilla, Spartium, Genista, Cytisus**; als Abführmittel wichtig sind die Blätter von **Cassia** und die zugleich als Obst in ihrer Heimat genießbaren Früchte von **Tamarindus**. Durch ihre zuckerreiche Wurzel officinell ist die Gattung **Glycyrrhiza**. Wegen des aus den Stämmen ausschwitzenden Tragantgummi's sind bemerkenswerth gewisse Arten von **Astragalus** und wegen der Sekretion wichtiger Harze und Gummiharze: **Hymenaea, Copaifera, Myroxylon**. Mehrere liefern auch werthvolle Nutzhölzer.

Papilla (lat.), Papille, Wärzchen, namentlich die rundlichen, platten Hervorragungen auf der Oberfläche der äußern Haut und von Schleimhäuten, welche besonders Gefäße und Nerven enthalten; auch s. v. w. **P. mammae, Mammilla**, Brustwarze; dann jeder warzenähnlich gebildete Theil.

Papillargeschwulst (**Papillōma**, Zottengeschwulst), gemeinschaftliche Bezeichnung für sehr verschiedenartige pathologische Bildungen, welche jedoch alle das Gemeinsame haben, daß sie, ähnlich wie die gefäßhaltigen Hautpapillen, aus einem bald einfachen, bald mehr oder weniger verästelten und gefäßtragenden Stamm von Bindegewebe bestehen, und daß sie einen Ueberzug aus Epithelzellen tragen. Die Gefäße der Geschwulst bestehen aus einer einfachen Kapillarschlinge oder aus einem größern auf- und absteigenden Gefäß mit zwischenliegendem Kapillarnetz. Der Epithelialüberzug entspricht im allgemeinen der Haut- oder Schleimhautstelle, von welcher die P. ausgeht. Man unterscheidet harte und weiche, einfache und verschwärende, gutartige und krebsige Zottengeschwülste. In den harten Papillargeschwülsten, zu welchen die gewöhnliche Warze, die nässende Warze und die hahnenkamm- und beerenförmige Feigwarze (s. d.) gehören, ist ein mächtiger Bindegewebsstamm mit dickem, verhornendem Epithelüberzug vorhanden. Sie kommen ungleich häufiger auf der äußern Haut als auf Schleimhäuten vor. Weiche Papillargeschwülste mit zartem Bindegewebsgerüst, reichlichen Gefäßen und dünnem Epithelialüberzug kommen in der Harnblase, am Scheidentheil der Gebärmutter (als Blumenkohlgewächs), im Magen und Darmkanal vor. Außerdem gibt es noch eine P. auf krebsig infiltrirtem Mutterboden (s. Zottenkrebs) und eine sogen. destruirende P. Später wuchern die Papillen auch in die Tiefe, indem sich ihre Stämme und Balken unter einander vereinigen, von denen aus nach allen Seiten hin neue Papillen auswachsen. Hierdurch kann eine völlige Zerstörung der Haut und der unterliegenden Weichtheile, ja selbst der Knochen, erfolgen. Die destruirende P. kommt sehr selten vor. Die Papillargeschwülste haben eine ausgesprochene Tendenz zur Verschwärung; die weichen Formen, wie sie an inneren Organen vorkommen, sind gefürchtet wegen der aus ihnen erfolgenden, schwer zu beseitigenden Blutungen. In der Mehrzahl der Fälle ist die operative Entfernung der P. anzurathen; die sogen. Feigwarzen sind durch antisyphilitische Kuren zu beseitigen.

Papillote (franz., spr. -pijott), Haar-, Lockenwickel; in der Kochkunst: **côtelettes en papillotes**, in Papier gebackene Koteletten; **papillotiren**, die Haare, damit sie sich kräuseln, auf Papierstreifen ꝛc. wickeln.

Papin (spr. -päng), Denis, Physiker, geb. 22. Aug. 1647 zu Blois, studirte Medicin und prakticirte sodann zu Paris, beschäftigte sich aber unter der Leitung van Huyghens' vorzüglich mit Physik und Mathematik. 1665 ging er nach England, wo er mit Robert Boyle bekannt und auf Grund mehrerer wichtigen physikalischen Arbeiten Mitglied der Royal Society wurde. 1680 veröffentlichte er seine Erfindung, mit gespanntem Dampf zu kochen (Papin'scher Topf). 1681 ging er nach Venedig, um dort eine wissenschaftliche Akademie zu begründen; aber enttäuscht und verarmt

kehrte er 1684 nach London zurück, wo es ihm indeß nicht wieder gelingen wollte, eine vortheilhafte und anerkannte Stellung, wie er sie vordem innegehabt, zu gewinnen. Er begann nun, sich mit dem Luftdruck zu beschäftigen; allein mehrere darauf bezügliche Experimente scheiterten. 1687 als Professor der Mathematik nach Marburg berufen, nahm er seine Arbeiten wieder auf und gelangte endlich unter Benutzung der Eigenschaft des Dampfes, sich durch Abkühlung niederschlagen zu lassen, zu dem gesuchten Ziel. Sein Apparat glich vollständig dem heutigen Cylinder einer Dampfmaschine, in welchem sich ein Kolben luftdicht auf und ab bewegt. Unter dem Kolben erhitzte er Wasser zum Sieden, und wenn der Kolben durch den Dampf gehoben war, verdichtete er letztern durch Abkühlung, worauf der Kolben durch den Druck der Luft alsbald niedergedrückt wurde. Diesen Apparat konstruirte P. in der Absicht, ihn als eine industriell nutzbare Maschine zu verwerthen. Durch Widerspruch entmuthigt, ließ er aber von dieser Idee ab und wandte sich der Savery'schen Maschine zu, welche er wesentlich verbesserte. Er gedachte, die Dampfmaschine auch zur Bewegung von Schiffen zu benutzen, und baute zunächst ein Boot mit Ruderrad, welches durch die Maschine bewegt werden sollte. Mit diesem Schiff befuhr er 1707 die Fulda, um sich nach England zu begeben; bei Münden aber gerieth er mit den Schiffern in Streit, diese zerschlugen das Schiff, und mittellos und niedergebeugt kam P. in England an, wo er 1714 starb. 1859 wurde ihm in Blois ein Denkmal errichtet. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Expériences du vuide, avec la description des machines servant à les faire« (Par. 1674); »A new digestor or engine for softing bones etc.« (Lond. 1681); »A continuation of the new digestor« (das. 1687); »Recueil de diverses pièces touchant quelques nouvelles machines« (Kass. 1695); »Manière pour lever l'eau par la force du feu« (das. 1707). Vgl. La Saussaye und Péan, La vie et les œuvres de D. P. (Par. 1869); Ernouf, D. P., sa vie et son œuvre (das. 1874).

Papinianus, Aemilius, der vorzüglichste unter den röm. Rechtsgelehrten, geboren um 140 n. Chr., stammte nach einigen aus Benevent in Italien, nach anderen aus Syrien. Er war mit Septimius Severus ein Schüler des Cervidius Scävola, folgte dem erstern in der Würde eines Advocatus fisci, ward nach der Thronbesteigung des Severus Magister scrinii libellorum, dann Praefectus praetorio und begleitete als solcher den Kaiser auf seinem Feldzug nach Britannien. Sterbend empfahl Severus seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, der besondern Obhut P.'; aber schon 212 ließ Caracalla seinen Bruder Geta und P. ermorden. P.' 37 Bücher »Quaestiones« und 19 Bücher »Responsa« bildeten bis auf Justinian den Mittelpunkt des unmittelbar an die Erläuterung von Rechtsfällen anknüpfenden Theils der Rechtswissenschaft. Außer diesen Hauptwerken werden von P. 2 Bücher »Definitiones«, d. h. allgemeine Rechtsregeln, 2 Bücher und noch abgesondert ein Buch »De adulteriis« aufgeführt. Aus P.' Schriften sind Excerpte in die Pandekten übergegangen, welche ungefähr den 18. Theil derselben bilden. Zu seinen Werken schrieben Ulpian, Paulus und Marcian Noten, welche zwar von Konstantin, Valentinian III. und Justinian verworfen, indessen theilweise mit den Excerpten aus P. in die Pandektensammlung mit aufgenommen wurden.

Papin'scher Topf, s. Digestor.

Papirianum Jus, s. Papirius 1).

Papirius (früher Papisius), Name eines römischen theils patricischen, theils plebejischen Geschlechts (die mit dem Beinamen Cursor sind Patricier, die mit Carbo Plebejer); seine namhaftesten Glieder sind:

1) Ein P., dessen Vorname verschieden angegeben wird, und der als Pontifex maximus in der ältesten Zeit eine Sammlung königlicher Gesetze (jus Papirianum) veranstaltet haben soll, die als erste Gesetzsammlung betrachtet und von Granius Flaccus zu Ende der Republik kommentirt wurde.

2) Lucius P. Cursor, fünfmal Konsul und zweimal Diktator, der Hauptheld des zweiten Samnitischen Kriegs (327—304 v. Chr.), ein ausgezeichneter Feldherr und ein Mann von altrömischer Strenge und Tüchtigkeit. 324 verurtheilte er als Diktator seinen Magister equitum Quintus Fabius Maximus Rullianus (s. Fabius 8) wegen einer gegen seinen Befehl von ihm gelieferten Schlacht zum Tod und ließ sich nur durch die vereinten Bitten des Vaters, des Senats und des Volks bewegen, ihn zu begnadigen; 320 rächte er die Niederlage der Römer in den kaudinischen Pässen, indem er das zu den Samnitern abgefallene Luceria zur Uebergabe zwang, alle bei Caudium verlornen Feldzeichen wieder erbeutete und 7000 Samniter durchs Joch schickte; 309 wiederum zum Diktator ernannt, besiegte er die Samniter bei Longula und triumphirte zum zweitenmal über sie. Seinen Beinamen Cursor (der Läufer) soll P. von der Schnelligkeit seiner Füße erhalten haben. Auch sein Sohn Lucius P. Cursor, Konsul 293, kämpfte siegreich gegen die Samniter, und in seinem zweiten Konsulat (272) wurde die Unterwerfung Samniums vollendet. Er feierte einen besonders glänzenden Triumph über die Tarentiner, Samniter, Lukaner und Bruttier.

3) Gajus P. Carbo, Freund des Tiberius Gracchus, ausgezeichneter Redner, setzte im Dienste der Volkspartei als Volkstribun 131 v. Chr. ein Gesetz (lex tabellaria) durch, wonach für alle die Gesetzgebung betreffenden Volksbeschlüsse die schriftliche Abstimmung angeordnet ward; dagegen wurde in demselben Jahr sein Antrag, daß Volkstribunen auch für das nächstfolgende Jahr wieder wählbar sein sollten, hauptsächlich durch den jüngern Scipio Africanus abgewiesen. Als Scipio 129 plötzlich, wie es schien durch Meuchelmord, starb, wurde er vielfach für den Mörder gehalten. Er fiel später von der Sache der Volkspartei ab und gab sich 119, als er von dem berühmten Redner Lucius Licinius Crassus angeklagt wurde, selbst den Tod.

4) Gajus P. Carbo Arvina, Sohn des vorigen, 89 v. Chr. Volkstribun, 85 Prätor, wurde als Anhänger der optimatischen Partei in dem Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla 82 auf Befehl des jüngern Marius ermordet. Cicero nennt ihn den einzigen guten Bürger aus diesem Geschlecht. Von ihm und seinem Amtsgenossen im Tribunat, Marcus Plautius Silvanus, ging im Bundesgenossenkrieg 89 das Gesetz (lex Plautia Papiria) aus, durch welches allen italischen Bundesgenossen, die sich binnen 60 Tagen beim Prätor melden würden, das römische Bürgerrecht gewährt wurde.

5) Gnäus P. Carbo, Prätor 89 v. Chr., eifriger Marianer und Genosse des Cinna, 85 und 84 Kollege desselben im Konsulat, ließ sich 82 zum drittenmal zum Konsul ernennen und führte als solcher mit dem jüngern Marius den Krieg gegen Sulla, lieferte demselben bei Clusium eine unentschiedene

Published by Blackie & Son, Limited, London, Glasgow, Bombay, Dublin, Edinburgh, New York, Toronto, Melbourne, Sydney, Cape Town, Auckland, Calcutta, Madrid, Paris, Amsterdam, Berlin, Vienna, Milan, Copenhagen, Stockholm, Christiania, Buenos Aires, Montevideo, Rio de Janeiro, Valparaiso, Lima, Bogota, Mexico, Havana, Shanghai, Yokohama, Hong Kong, Singapore, Manila, Constantinople, Cairo, Jerusalem, Athens, Belgrade, Sofia, Bucharest, Budapest, Prague, Moscow, Odessa, Tiflis, Teheran, Tokio, Peking, Seoul, Bangkok, Rangoon, Colombo, Bombay, Calcutta, Madras, Karachi, Delhi, Agra, Allahabad, Lucknow, Simla, Nagpur, Hyderabad, Mysore, Trivandrum, Cochin, Ootacamund, Kandy, Penang, Kuala Lumpur, Ipoh, Taiping, Malacca, Seremban, Johore, Singapore, Batavia, Semarang, Soerabaya, Bandoeng, Medan, Padang, Macassar, Amoy, Foochow, Swatow, Canton, Hankow, Ichang, Shanghai, Nanking, Tientsin, Peking, Yokohama, Kobe, Osaka, Kioto, Nagoya, Tokio, Sendai, Hakodate, Sapporo, Seoul, Fusan, Gensan, Chemulpo, Wonsan, Vladivostok, Port Said, Alexandria, Cairo, Suez, Jerusalem, Jaffa, Haifa, Beirut, Damascus, Tripoli, Athens, Patras, Corfu

Schlacht, ward aber bei Faventia von Metellus geschlagen und floh nun nach Afrika und von da nach der Insel Cossyra, wo er ergriffen und nach Sicilien gebracht wurde, wo ihn Pompejus in Lilybäum hinrichten ließ.

Papismus (neulat.), die Lehre von dem Papst als dem Statthalter Christi auf Erden und von dessen Infallibilität oder Untrüglichkeit in Sachen der Religion und Kirche, dann die daraus hervorgehende unbedingte Verehrung des Papstes; daher Papisten, die sich zu dieser Lehre bekennen. In neuerer Zeit gebraucht man für P. oft das Wort Romanismus. Vgl. Papst.

Pappe, s. Papier.

Pappel (Pappelbaum, Populus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Salicineen, meist hohe Bäume in Europa, Nordasien, Nordamerika mit vorherrschend eirunden Blättern, oft langen, seitlich zusammengedrückten Blattstielen, vor den Blättern erscheinenden Blütenkätzchen und aus zwei später zurückgeschlagenen Klappen bestehenden Kapseln. Die Silberpappel (Albernbaum, Weißpappel, P. alba *L.*), ein aus Mittel- und Nordasien, vielleicht auch aus Südeuropa stammender, 25 Meter hoher Baum von mehr als 1,9 Meter Stammdurchmesser, mit wenigen tief eindringenden, aber zahlreichen flach streichenden Wurzeln, sehr starken, weit ausgreifenden Aesten, an alten Stämmen borkiger, an den oberen Aesten aber stets hell grünlichgrauer Rinde, kurzen Blattstielen, deutlich, aber seicht drei- bis fünflappigen, außerdem buchtig gezähnten, oberseits dunkelgrün glänzenden, unterseits weißfilzigen Blättern, liebt feuchten Boden, findet sich besonders in Flußniederungen, wächst ungemein schnell, bildet reichlichen Stock- und Wurzelausschlag und variirt stark in der Form der Blätter. Häufig wird mit ihr verwechselt die graue P. (P. canescens *Sm.*), deren Blätter nicht gelappt, sondern nur buchtig oder eckig gezähnt und unterseits mit leichtem, grauem Haarfilz besetzt sind. Letztere wird auch als Blendling der Silberpappel mit der Zitterpappel betrachtet. Die Zitterpappel (Espe, P. tremula *L.*, s. Tafel »Pappel«), ein 20—22 Meter hoher Baum von 45—60 Centim. Stammdurchmesser, mit zahlreichen weit und flach verlaufenden Wurzeln, lange glatt bleibender, grüngrauer, im Alter kleinborkenrissiger Rinde, rundlichen, ausgeschweift gezähnten, in der Reife völlig unbehaarten Blättern und 5—6,5 Centim. langen Blattstielen, gedeiht fast auf jedem Boden und ist durch ganz Europa, Mittel- und Vorderasien bis China und Japan, auch in Nordafrika verbreitet. Sie wächst sehr schnell, besitzt ein sehr großes Ausschlagsvermögen; ihre forstliche Bedeutung ist jedoch sehr untergeordnet, und man betrachtet sie sogar als Unkraut in Saatkulturen. Wo aber bessere Holzarten nicht gedeihen oder zu langsam Abhülfe schaffen, ist sie von Werth. Bestandbildend kommt sie in Deutschland nicht vor, höchstens tritt sie horstweise auf, meist aber untermischt im Nadel- und Laubholzwalde. Die Schwarzpappel (Saarbaum, Saarbuche, P. nigra *L.*), ein über 25 Meter hoher Baum von oft an 1,8 Meter Stammdurchmesser, mit theilweise tief eindringenden, theilweise aber auch flach verlaufenden Wurzeln, wenig zahlreichen, weit ausgreifenden Aesten und Zweigen, welche eine sehr lockere Krone bilden, im Alter sehr stark- und tiefrissiger Rinde und rauten- oder deltaförmigen, kahlen Blättern, findet sich in ganz Europa, Nord- und Mittelasien, in Nordamerika verwildert, wächst sehr schnell, besitzt großes Ausschlagsvermögen und kann, wie die Weide, als Kopfholz behandelt werden (daher Pappelweide). Sie wächst bei uns wenig in Wäldern, viel mehr in der Nähe menschlicher Wohnungen, hat auch nur geringe forstliche, dagegen immerhin eine gewisse Bedeutung für landwirtschaftliche Holzzucht; ihr Laub dient vielfach als Futter für Schafe und Ziegen. In Ungarn, Südrußland und Unteritalien zeigt die Schwarzpappel insofern eine Abweichung von ihrer uns geläufigen Form, als sich ihre Krone mehr und mehr in die Länge zieht, und weiter ostwärts geht sie allmählich in unsere Pyramiden- oder italienische P. über, mit welcher sie nach der Ansicht mehrerer Botaniker identisch sein soll. Unsere italienische P. stammt aber aus Oberitalien und kam erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Frankreich, wo sie bald vielfach angepflanzt wurde. Sie findet sich noch jetzt allgemein bei Bologna, Ferrara und Modena, wird dort aus Samen erzogen und von vielen Botanikern als selbständige Art (P. italica *Ludw.*, P. pyramidalis *Roz.*) betrachtet. Die kanadische P. (P. canadensis *Mnch.*, P. monilifera *Ait.*) wird 18—25 Meter hoch, bildet eine längliche Krone, hat deltaförmige, in der Jugend am Rand behaarte Blätter, stammt aus Nordamerika und kam erst im vorigen Jahrhundert nach Frankreich, von wo sie sich sehr schnell verbreitete. Sie ist ungemein schnellwüchsig und gewährt viel höhere Erträge als die Schwarzpappel. Sie hat letztere bei uns stark zurückgedrängt und ist für Alleen und Parkanlagen sehr empfehlenswerth. Die Balsampappel (P. balsamifera *L.*) ist ein in Nordamerika, Sibirien und Nordchina heimischer und dort eine Höhe von 25 Meter erreichender Baum mit länglicher oder eirund länglicher Krone, sehr veränderlichen, eirunden oder herzförmigen, mit verlängerter Spitze versehenen, auch länglichen, gesägten, auf der Unterseite weißlichen, in der Jugend mehr oder weniger behaarten Blättern. Sie wird in mehreren Varietäten kultivirt und wurde früher viel an Wegen angepflanzt, während man sie jetzt nur noch wenig benutzt. Die Pappeln haben vor allem einen hohen landschaftlichen (italienische P., Silberpappel) und wegen der schnellen und reichlichen Holzproduktion auch praktischen Werth. Das Holz ist weich, leicht, regelmäßig spaltbar, nur im Trockenen dauerhaft und wird zu manchen Zwecken als Nutzholz, namentlich auch in der Papierfabrikation und zu Zündhölzern, benutzt. Die Knospen der Schwarzpappel und anderer Arten sind sehr balsamisch und dienen zur Bereitung der Pappelsalbe.

Pappelblattkäfer, s. Blattkäfer.

Pappelbock, s. Bockkäfer.

Pappelrose, s. v. w. Althaea rosea.

Pappelsalbe (Unguentum populeum), veraltetes Arzneimittel, welches durch Digeriren von Schmalz mit Pappelknospen bereitet und gegen Verstauchungen und Hämorrhoidalknoten angewandt wurde.

Pappelstein, s. v. w. Malachit.

Pappenheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Weißenburg, an der Altmühl und der München-Würzburger Eisenbahn, ist der Hauptort der Herrschaft P. (183 QKilom.), hat ein Landgericht, eine sehenswerthe Burgruine, ein schönes, 1819—22 nach Klenze's Plan erbautes Schloß der Grafen von P. mit prächtigen Gärten, eine lateinische Schule, naturhistorische Sammlungen, einen Marmorbruch und (1875) 1781 Einw. P. erhielt 1288 durch König Rudolf die Rechte der Stadt Weißenburg. P. ist sehr alt und der Stammsitz des reichsgräflichen Geschlechts von P., das ursprünglich

Kalindin (Calatin) hieß und schon im 10. Jahrh. urkundlich vorkommt. Treu zu dem salischen Kaiserhaus und zu den Hohenstaufen haltend, deren Banner die P. eine Zeitlang allein gegen die Welfen hielten, thaten sie sich auch in den Kreuzzügen wie in den Fehden des Reichs überall hervor. Berühmt machte sich namentlich der Marschall Heinrich von Kalindin (s. d.). Die älteste Spur von der Erblichkeit des Reichsmarschallamts findet sich in Urkunden von 1197 und 1298; Kaiser Ludwig der Baier bestätigte 1334 Rudolf V. von P. im Besitz desselben. Die Goldene Bulle Karls IV. nennt den von P. als den für den Reichserzmarschall, den Kurfürsten von Sachsen, fungirenden Vicemarschall. Mit Bezug auf das Reichsamt bestand in der Familie seit 1473 ein Seniorat, der Senior war amtsführender Reichserbmarschall und hatte den Besitz und Genuß der Stammbesitzungen. Doch führte jeder Graf von P. den Titel Reichserbmarschall. Außerdem besaß die Familie P. das Reichsforst- und Jägermeisteramt im Nordgau. Erst 1618 ließ sie sich wegen der Landgrafschaft Stühlingen in das schwäbische Grafenkollegium einführen, und seitdem schrieben sich ihre Glieder Grafen und Herren zu P. 1806 kam die Herrschaft unter bayrische Hoheit. 1807 bewilligte der König von Bayern der Familie die Standesherrlichkeit. Für den Verlust des Reichserbmarschallamts wies die Wiener Kongreßakte dem Haus einen Landesbezirk von 9000 Einw. im vormaligen französischen Saardepartement unter preußischer Oberhoheit zu, doch ließen sich die Grafen von P. mit einer Aversionalsumme von Preußen abfinden. Ein Dekret des Königs von Bayern vom 5. Dec. 1818 ernannte das jedesmalige Haupt der Familie zum erblichen Reichsrath mit Sitz und Stimme in der bayrischen Kammer der Reichsräthe, und ein anderes verlieh 1831 dem jedesmaligen Chef des Hauses das Prädikat »Erlaucht«. Von den vier Linien des Hauses P., die im 15. Jahrh. entstanden, erloschen die zu Gräfenthal, Algöw und Treutlingen schon früher; dagegen blüht die von Altzheim noch in dem protestantischen Zweig. Haupt desselben ist gegenwärtig Graf Ludwig von P., geb. 5. Dec. 1815, bayrischer Reichsrath, Sohn des Grafen Albert von P. (geb. 18. Juli 1777, gest. 1. Juli 1860 als bayrischer Kavalleriegeneral) und Neffe von Pappenheim 2) (s. unten).

Pappenheim, 1) Gottfried Heinrich, Graf von, kaiserl. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. 29. Mai 1594 aus der Treutlinger Linie des Geschlechts der von P. auf deren Stammburg, besuchte seit seinem 14. Jahr die Hochschule Altdorf und ward zwei Jahre später zum Rector Magnificus derselben ernannt. Nach Vollendung seiner Studien in Tübingen bereiste er Frankreich, England, Spanien und Italien, kehrte 1614 nach Deutschland zurück, trat zur katholischen Kirche über und ward vom Kaiser Matthias zum Reichshofrath ernannt. Nachdem er im Heer des Königs Sigismund von Polen gedient und den Pseudo-Demetrius auf seinem Zug nach Rußland unterstützt hatte, trat er in die Dienste des Kurfürsten Maximilian von Bayern, des Oberhaupts der katholischen Ligue. In dem Kürassierregiment seines Stiefvaters, des Grafen Adam von Herbersdorf, welcher bayrischer Oberst und Statthalter zu Linz war, nahm er bereits 1615 an der jülich'schen Erbfolgefehde Antheil und zog 1620 als Oberstlieutnant mit dem bayrischen Hülfskorps gegen die empörten Böhmen. Der ungestüme Muth, mit welchem er in der Schlacht am Weißen Berg an der Spitze der bayrischen Reiterei auf das Infanterieregiment des Grafen Schlick eindrang, trug nicht wenig zur Entscheidung des Siegs bei; aus 20 Wunden blutend, sank P. vom Pferd und wurde erst am nächsten Vormittag von einem Wallonen gefunden und erkannt. Auf dem Reichstag zu Regensburg (1623) schlug ihn der Kaiser persönlich zum Ritter, machte ihn zum Chef eines Kürassierregiments (der berühmten Pappenheimer) und stellte ihn in der Lombardei an die Spitze der spanischen Reiterei (1623–26). Von Maximilian zurückgerufen, dämpfte er 1626 den Bauernaufstand in Oberösterreich, nahm hierauf an dem niedersächsisch-dänischen Krieg theil und ward nach Wallensteins erster Abdankung und Tilly's Ernennung zum kaiserlichen Generalissimus unter dessen Befehlen General der Kavallerie. An Magdeburgs Erstürmung 20. Mai 1631 hatte er hervorragenden Antheil. In der Schlacht bei Breitenfeld führte sein Ungestüm die Niederlage Tilly's herbei. Hierauf führte er von Magdeburg aus einen Parteigängerkrieg gegen Banner und die Herzöge Georg von Wolfenbüttel und Wilhelm von Weimar. Hierauf wandte er sich nach dem Niederrhein und Westfalen, vereinigte sich im Oktober 1632 mit 9000 Reitern bei Merseburg mit Wallenstein und zog dann nach Halle, um von neuem einen Streifzug an den Rhein zu machen. In Halle erhielt er Befehl zur schleunigen Umkehr. Die Ankunft seiner Reiterei stellte die Schlacht bei Lützen 16. Nov., in welcher sich der Sieg bereits auf die Seite der Schweden neigte, wieder her, und schon begannen diese, dem ungestümen Angriff zu unterliegen, als P. durch zwei Musketenkugeln tödtlich verwundet ward. Er starb am folgenden Tag, 17. Nov. 1632, zu Leipzig. Vgl. Heß, G. H. Graf zu P. (Leipz. 1855).

2) Karl Theodor Friedrich, Graf von, bayr. General, geb. 17. März 1771, trat 1783 in österreichische Dienste, wohnte der Kaiserkrönung Franz' II. 1792 als Reichsmarschall bei, machte dann die drei Feldzüge der ersten Koalition gegen Frankreich mit, focht 1793 bei Château-Cambrésis, 1794 bei Charleroi und Fleurus und nahm dann seine Entlassung. Nach seiner Mediatisirung trat er in bayrische Dienste, ward 1809 Generaladjutant des Kronprinzen und kommandirte 1813 eine Infanteriebrigade, mit der er 30. Okt. während der Schlacht bei Hanau die Kinzigbrücke vertheidigte. Im Feldzug von 1814 war er unter Wrede bei der Belagerung von Hüningen und von Schlettstadt thätig, nahm am Kongreß zu Wien theil und wurde 1815 bei der Reorganisation der bayrischen Armee sowie in der Folge zu mehreren diplomatischen Sendungen verwendet. Später ward er Reichsrath, Generalfeldzeugmeister und Generaladjutant des Königs und Inhaber des 1. bayrischen Chevaulégersregiments. Er starb 10. März 1855 zu Pappenheim.

Pappus (lat., Samenkrone, Haarkrone, Federkrone), der aus Haaren, Borsten oder Blättchen bestehende Anhang auf der Spitze der Achenen bei den Kompositen und einigen verwandten Familien (s. Achene und Kompositen).

Pappus, einer der ausgezeichnetsten Geometer des Alterthums, lebte gegen Schluß des 4. Jahrh. n. Chr. in Alexandria. Sein Hauptwerk, die »Mathematischen Sammlungen«, welches eine Hauptquelle für unsere Kenntnis der Geometrie der Alten bildet, enthält die zerstreuten Entdeckungen anderer Mathematiker und vieles dem P. Eigenthümliche. Man trifft

darin unter anderem Sätze über Doppelverhältniſſe, Involutionen, Kegelſchnitte, deren Tragweite erſt eine viel ſpätere Zeit erkannt hat; auch die von dem Jeſuiten Guldin (1577—1633) aufs neue entdeckte centrobariſche Regel zur Beſtimmung des Inhalts und der Oberfläche von Rotationskörpern findet ſich ſchon bei P. Von den acht Büchern der »Mathematiſchen Sammlungen« ſind nur noch die ſechs letzten und der Schluß des zweiten Buches handſchriftlich vorhanden (in lateiniſcher Ueberſetzung, Peſaro 1588 u. 1602, Bol. 1660), welche neuerlich von Hultſch (Berl. 1876—77, 2 Bde.) herausgegeben wurden; das ſiebente und achte Buch hat auch C. J. Gerhardt griechiſch und lateiniſch herausgegeben (Halle 1871). Den Namen »Lehrſatz des P.« führen verſchiedene Theoreme, beſonders eine Erweiterung des Pythagoreiſchen Lehrſatzes auf ſchiefwinklige Dreiecke, bei welcher ſchiefwinklige Parallelogramme an die Stelle der Quadrate treten.

Paprika, ſ. Capsicum.

Paprocki (ſpr. -rotzki), Bartholomäus, polniſch-böhm. Geſchichtſchreiber und Heraldiker, geboren um 1540 zu Paprockawola in Maſovien, ſtudirte an der Krakauer Univerſität, veröffentlichte die erſte polniſche Heraldik: »Panosza, tj. herby etc.« (Krak. 1575), ſodann Ergänzungen: »Gniazdo cnoty etc.« (daſ. 1578) und »Herby rycerstwa polskiego« (daſ. 1584). Während des Interegnums nach Báthori's Tode ſchloß er ſich der habsburgiſchen Partei an, ſchrieb Pasquille gegen Zamoyski, kämpfte in der Schlacht bei Bitſchin auf der Seite des Erzherzogs Maximilian und flüchtete darauf nach Mähren. Hier ſchrieb er eine Geſchichte der Markgrafſchaft mit beſonderer Berückſichtigung der genealogiſchen Verhältniſſe, welche in böhmiſcher Ueberſetzung unter dem Titel: »Zrcadlo etc.« (Olm. 1593) erſchien. Dann ſiedelte er nach Prag über und veröffentlichte hier den »Ogrod Krolowski« (1595), den »Diadochas« (1602) und kleinere Schriften hiſtoriſchen Inhalts. Als Frucht ſeiner Durchforſchung der ſchleſiſchen Archive erſchien das »Stammbuch slezsky« (1609). Nach Polen zurückgekehrt, war er bis zu ſeinem Tode literariſch thätig, ſtarb 1614 und wurde in Lemberg begraben. Seine Schriften wurden vielfach ins Lateiniſche überſetzt; deutſch: »Kern und Auszug aus Paprocki's mähriſchem Geſchichtsſpiegel« (Breſl. u. Leipz. 1734), »Compendioſer Schauplatz des ehemaligen alten Adels in der Markgrafſchaft Mähren« (Breſl. 1641).

Paps (»Bruſtwarzen«), Name mehrerer Berge auf den brit. Inſeln, wie die P. beim See von Killarney in Irland (696 Meter) und die P. der ſchottiſchen Inſel Jura (772 Meter).

Papſt (v. griech. pappas, Vater), Titel des Biſchofs zu Rom als des Primas der ganzen katholiſchen Kirche. Nach der römiſch-katholiſchen Auslegung von Matth. 16, 17—19, Luk. 22, 31 u. 32, Joh. 21, 15—17 hat Chriſtus ſeinem Jünger Petrus eine vorzügliche Gewalt vor den anderen Apoſteln und über dieſelben in ſeiner Kirche verliehen und hiermit zugleich einen erblichen Primat eingeſetzt, wonach die Biſchöfe Roms als Nachfolger Petri und Erben ſeiner Macht und Würde zu erachten ſeien. Die wahren Grundlagen der römiſchen Hierarchie liegen in den Umſtänden, unter welchen ſich die chriſtliche Kirche in dem Römerreich ausbreitete, und in der Stellung, welche Rom und ſeine Biſchöfe dabei einzunehmen durch örtliche und zeitliche Verhältniſſe veranlaßt und befähigt wurden. Roms alter Ruhm und ſeine überwiegende Weltſtellung gingen auf die in Rom frühzeitig entſtandene Chriſtengemeinde über, und hierzu geſellten ſich noch neue, kirchengeſchichtlich bedingte Vorzüge. Die Gemeinde in Rom war im Abendlande die einzige, welche ſich apoſtoliſchen Urſprungs und eben darum auch des Beſitzes der allein wahren Lehrüberlieferung rühmen konnte. Der Apoſtel Paulus hatte an ſie geſchrieben, ſie beſucht, in ihrer Mitte den Tod gefunden, und ſchon im 2. Jahrh. findet ſich die Angabe, daß auch das Haupt der zwölf Apoſtel, Petrus, den Grund des römiſchen Chriſtenthums gelegt habe. Hier mußten jedenfalls die inneren Gegenſätze und Kämpfe des urſprünglichen Chriſtenthums zur Ausgleichung und Entſcheidung kommen. Frühzeitig waren daher die Blicke aller abendländiſchen Kirchen vorzugsweiſe auf Rom gerichtet, und von dorther entnahmen die Gemeinden in Italien, Gallien, Spanien, Britannien, Afrika ꝛc. die Normen ihres eigenen Verhaltens um ſo lieber, als auch gerade von Rom aus das meiſte für Verbreitung des Chriſtenthums im Weſten und Norden geſchah. Dazu kam, daß gerade in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten viele durch glänzende Talente und politiſchen Scharfblick ausgezeichnete Männer den römiſchen Stuhl innehatten. Der Gedanke der Herrſchaft über die geſammte Kirche ward von ihnen früh erfaßt und weiſe und konſequent verfolgt. Was einer erwarb an Gütern, Ehren oder Macht, vermehrte das Erbe des heil. Petrus und gab dem Nachfolger die Mittel zu weiterem Erwerb. Endlich begünſtigten die politiſchen ſowie die kirchlichen Zerwürfniſſe im ſpätern Römerreich die Erhöhung Roms. Die morgenländiſchen Prälaten waren unter einander durch Eiferſucht und Jahrhunderte währenden Ketzerſtreit entzweit. In ſolchen Fehden gab der römiſche Biſchof als mächtiger Alliirter oder als Schiedsrichter oft die Entſcheidung. Er konnte auch, als minder erreichbar von Hofgunſt oder Ungunſt, eine deſto freiere Sprache führen, und es erſchien den Streitenden weniger demüthigend, ſich dem Ausſpruch eines Fremden zu fügen, als einen einheimiſchen Feind zum Richter zu haben.

Die Geſchichte des Papſtthums läßt ſich in acht Perioden zerlegen. Die erſte Periode umfaßt die drei erſten Jahrhunderte der Kirche. Hier iſt die Succeſſion bis in die Hälfte des 2. Jahrh. nicht mehr ganz beſtimmt zu ermitteln. Die Papſtkataloge gehen von dem angeblichen Primat des Apoſtels Petrus aus, ſchwanken dann in der Reihenfolge der drei Namen Linus, Anacletus (Anencletus oder Cletus) und Clemens I. und zählen dann folgendermaßen weiter:

Evariſtus (bis 108),
Alexander I. (bis 116),
Sixtus I. (bis 126),
Telesphorus (bis 137),
Hyginus (bis 141),
Pius I. (bis 156),
Anicetus (bis 167),
Soter (bis 175),
Eleutherus (bis 189),
Victor I. (bis 199),
Zephyrinus (bis 217),
Calixtus I. (bis 222),
Urban I. (bis 230),
Pontianus (bis 235),
Anterus (bis 236),
Fabianus (bis 250),
Cornelius (251—253),
Lucius I. (bis 254),
Stephan I. (bis 257),
Sixtus II. (bis 258),
Dionyſius (bis 268),
Felix I. (bis 274),
Eutychianus (bis 283),
Cajus (bis 296),
Marcellinus (bis 304),
Marcellus I. (bis 309),
Euſebius (April bis Aug. 309),
Miltiades (Melchiades, 310—314).

Vgl. hierüber Lipſius, Chronologie der römiſchen Biſchöfe (Kiel 1869). Im ganzen windet ſich die Geſchichte der römiſchen Biſchöfe ziemlich dürftig durch dieſe Jahrhunderte des Drucks; indeß erheben doch einige unter ihnen, wie namentlich Victor I., ſchon jetzt mit mehr oder minder Glück Anſprüche auf einen

kirchlichen Primat, und die centrale Bedeutung Roms wird ſchon von Irenäus im Abendland anerkannt.

Die zweite Periode begreift die drei folgenden Jahrhunderte (300—600), von Sylveſter I. bis Gregor I.; ſie iſt die Zeit der weitern Durchbildung der hierarchiſchen Ideen und ihrer praktiſchen Verwirklichung in einem großen Theil des Römerreichs und bei mehreren germaniſchen Völkern. Wie der Uebertritt des kaiſerlichen Weltbeherrſchers zur chriſtlichen Kirche, ſo kam auch die gleichzeitige Verlegung der kaiſerlichen Reſidenz nach Konſtantinopel dem römiſchen Patriarchen ſehr zu ſtatten, ſofern ſie ihn aus der dem Aufblühen ſeiner Macht nicht günſtigen Atmoſphäre der Hofluft befreite. Rom blieb doch in den Augen der Völker die erſte Stadt der Welt und ihr Patriarch demnach der erſte Biſchof der Chriſtenheit, wenngleich die Koncilien von Konſtantinopel (381) und Chalkedon (451) den Patriarchen von Konſtantinopel dem römiſchen unmittelbar zur Seite ſtellten. Allerdings aber waren und blieben die römiſchen Biſchöfe trotz mancher Privilegien, womit ſie von den erſten chriſtlichen Kaiſern ausgeſtattet wurden, durchaus deren Unterthanen. Dagegen bezeichnete es einen Fortſchritt in der kirchlichen Machtſtellung der römiſchen Biſchöfe, als Julius I. auf der Athanaſianiſchen Parteiſynode zu Sardica 343 von dem Präſidenten derſelben, Biſchof Oſius von Corduba, als Schiedsrichter in Sachen appellirender Biſchöfe proklamirt wurde. Bald war das Urtheil des römiſchen Biſchofs auch in Glaubensſtreitigkeiten kaum mehr zu umgehen. Unter den römiſchen Biſchöfen finden wir keine ſpekulativen Köpfe, ſelbſt nur wenige Gelehrte; deſto mehr praktiſchen Takt und ſtrenge Konſequenz beſitzen ſie. Rom kehrte ſich nie an Theorien, ſondern hielt ſich an das Bewährte, Sichere; was auf einer allgemeinen Synode entſchieden war, das war für Rom faſt ausnahmslos Glaubensnorm, und es hatte dabei faſt immer den Ruhm der Orthodoxie für ſich. Bei dem Eindringen der germaniſchen Stämme wußte der römiſche Biſchof das ganze Gewicht geltend zu machen, wodurch jemals geiſtliche Würde der Unkultur imponirt hat. Attila's Abzug von Rom, durch Leo's d. Gr. Zureden bewirkt, galt bald als Wunderbeweis für die päpſtliche Macht. Den Gothen gegenüber ſchloß ſich das italieniſche Volk nur noch enger an den einheimiſchen Machthaber an, der am ſicherſten gegen die fremden, dazu arianiſchen Eroberer Schutz verhieß. Eine Einbuße an Anſehen erlitt der römiſche Stuhl erſt infolge der Unterwerfung Italiens unter die oſtrömiſche Herrſchaft durch Beliſar, ſo daß zu Ende des 6. Jahrh. der P. ſeiner politiſchen Bedeutung nach in der That nur als Vaſall des griechiſchen Kaiſers und ſeines Stellvertreters, des Exarchen zu Ravenna, gelten kann. Mehr als einmal haben byzantiniſche Kaiſer, wie Juſtinian, über römiſche Biſchöfe Gericht gehalten, Abſetzungsurtheile, Verbannungen und andere Strafen ausgeſprochen. Trotzdem blieb man im Abendlande daran gewöhnt, von Rom aus den erſten Rang in Anſpruch nehmen zu hören; ſchon ein Dekret Valentinians III. vom Jahr 445 hatte den dortigen Biſchof für die letzte Inſtanz der Biſchöfe erklärt und ihm den unbedingten Primat zuerkannt. Ließ ſich derſelbe auch noch lange nicht faktiſch durchführen, erhoben namentlich auch unter den abendländiſchen Biſchofſitzen die wichtigſten, wie Mailand, Ravenna, Aquileja, von Zeit zu Zeit gegen die Einmiſchung des Papſtes in ihre Angelegenheiten Proteſt, ſo überzeugte man ſich doch immer allgemeiner davon, daß, wenn die Kirche eine Einheit bilden ſolle, das dieſelbe repräſentirende Oberhaupt in Rom reſidiren müſſe (ſ. Hierarchie). Manche Einzelheiten der Praxis verrathen, zu welcher Bedeutſamkeit der apoſtoliſche Stuhl in dieſer Periode nach und nach gelangte. So drückt die Anſtellung von Vikaren des römiſchen Biſchofs in entlegenen Ländern die Idee aus, daß dort, wohin das päpſtliche Auge ſelbſt nicht blicken könne, ein Vertreter dafür gehalten werden müſſe. Ebenſo wurde es jetzt ſchon als nothwendig angeſehen, das biſchöfliche Pallium von Rom zu holen. Das Selbſtgefühl des dortigen Stuhls ſprach ſich darin aus, daß er ſich ſchon jetzt zuweilen jeglicher Verantwortlichkeit entbot mit der Behauptung, der P. habe keinen Richter über ſich als Gott. Den Ehrentitel P., den in der griechiſchen Kirche alle Kleriker führten, gebrauchte in der lateiniſchen zuerſt der römiſche Biſchof Siricius zur Bezeichnung ſeiner Stellung, und ſeit dem Schluß dieſer Periode verſchwindet das Wort im kirchlichen Sprachgebrauch des Abendlands, ſofern es noch etwas anderes als die Würde des römiſchen Biſchofs bezeichnete. Die Päpſte der zweiten Periode umfaſſen, wie die der erſten, 33 Namen:

Sylveſter I. (314—335),
Marcus (Jan. bis Okt. 336),
Julius I. (bis 352),
Felix II. (bis 358),
Liberius (bis 366),
Damaſus (bis 384),
Siricius (bis 398),
Anaſtaſius I. (bis 402),
Innocenz I. (bis 417),
Zoſimus (bis 418),
Bonifacius I. (bis 422),
Cöleſtin I. (bis 432),
Sixtus III. (bis 440),
Leo I. (bis 461),
Hilarius (bis 468),
Simplicius (bis 483),
Felix III. (bis 492),
Gelaſius I. (bis 496),
Anaſtaſius II. (bis 498),
Symmachus (bis 514),
Hormisdas (bis 523),
Johann I. (bis 526),
Felix IV. (bis 530),
Bonifacius II. (bis 532),
Johann II. (bis 535),
Agapetus (bis 536),
Sylverius (bis 537, geſt. 538),
Vigilius (bis 555),
Pelagius I. (bis 560),
Johann III. (bis 573),
Benedikt I. (bis 578),
Pelagius II. (bis 590),
Gregor I. (bis 604).

Die beiden bedeutendſten Päpſte in dieſer Reihe ſind unſtreitig Leo I. (ſ. d.) und Gregor I. (ſ. d.), welche beide das Prädikat »der Große« erhalten haben. Beide überſahen mit ſcharfem Blick ihre Zeiten und redeten gleichſam im Vorgefühl der künftigen Papſtwürde. Bezeichnend für die Praxis des chriſtlichen Rom, welches ſich als direkte Nachfolgerin der heidniſchen Weltherrſcherin faßte, iſt, daß beide auch den Titel Pontifex maximus oder Summus pontifex annahmen. Zu derſelben Zeit kamen auch die Ausdrücke auf: »apoſtoliſcher Herr«, »apoſtoliſcher Sitz« ꝛc. Auch unter den übrigen römiſchen Biſchöfen dieſer Periode iſt noch mancher ſtaatskluge und charakterſtarke Mann. Liberius, zuerſt wegen ſeiner Oppoſition gegen den Arianismus von Conſtantius exilirt, erwarb 358 durch Uebertritt zum Semiarianismus ſeinen Biſchofſtuhl wieder, den ſeit 355 der Arianer Felix II. eingenommen hatte, wodurch die Orthodoxie Roms zum erſtenmal befleckt erſchien. Uebrigens ſind dieſe beiden ketzeriſchen Päpſte von ſpäteren Päpſten heilig geſprochen worden.

Die dritte Periode reicht vom Anfang des 7. bis in die Mitte des 9. Jahrh. oder von Gregor I. bis auf Pſeudo-Iſidor. Der Orient erklärt ſich je länger, deſto entſchiedener gegen den Supremat Roms, und die Trennung der occidentaliſchen und orientaliſchen Kirche wird unvermeidlich, zumal die letztere zum großen Theil der Gewalt der Araber preis gegeben erſcheint, der Patriarch von Konſtantinopel aber ſeine Rechte deſto ängſtlicher wahrt. Immer feſter begründet

dagegen Rom ſeine Hierarchie unter den germaniſchen Stämmen. Die fränkiſchen Könige zwar behaupteten lange Zeit auch in kirchlichen Dingen große Selbſtändigkeit, und ihre Biſchöfe ſtanden zu der königlichen Macht in einem viel unmittelbarern Abhängigkeitsverhältnis als zu Rom. Dasſelbe war in Spanien zur Blütezeit des Weſtgothenreichs der Fall. England dagegen war durch ſeinen Apoſtel Auguſtinus in möglichſt enge Beziehung zu dem römiſchen Stuhl gebracht, und auch Bonifacius, der »Apoſtel der Deutſchen«, hatte dem römiſchen Stuhl den Eid der Treue geleiſtet und war vom P. zum Primas von Deutſchland ernannt worden. Dieſes Beiſpiel entſchied auch für Frankreich, wohin gleichfalls Bonifacius, um die desorganiſirten kirchlichen Verhältniſſe zu ordnen, berufen ward. Gleichzeitig trennte der Bilderſtreit (ſ. Bilderdienſt und Bilderverehrung) die Päpſte, welche hier ganz offen als Feinde der byzantiniſchen Kaiſermacht auftraten, und Rom auf die Dauer von der letztern. Das Exarchat fiel zwar zunächſt den Langobarden zu, aber eben gegen dieſe ging nun das Papſtthum einen dauernden Bund mit den Karolingern in Frankreich ein. So wurde es vorbereitet, daß Pipin die fränkiſche Krone aus der Hand des Papſtes ſich geben ließ und zum Gegendienſte dieſen dafür von den Langobarden befreite und mit einem anſehnlichen Land belieh, welches Karl d. Gr. nachmals noch bedeutend erweiterte. So kam das Land zwiſchen Ravenna und Ancona unter päpſtliches Regiment. Die weltliche Herrſchaft des Biſchofs von Rom war begründet (ſ. Kirchenſtaat). Die Landeshoheit zwar behielt ſich Pipin unter dem Titel eines Patriciers der Stadt Rom vor, und auch ſein großer Sohn betrachtete und behandelte fortwährend den P. als ſeinen Vaſallen, regierte das römiſche Gebiet wie jede andere Provinz durch ſeine Beamten, leitete und beſtätigte die Wahlen neuer Päpſte; indem er aber aus den Händen Leo's III. die römiſche Kaiſerkrone empfing, räumte er dem apoſtoliſchen Stuhl eine Ehre ein, die bald nachher als Recht von den Päpſten beanſprucht und geltend gemacht wurde, und in welcher die nachmalige Erhebung des Papſtes über den Kaiſer ſelbſt vorgebildet war. Auch die neuen Eroberungen der Franken durch die Sachſenkriege, wie die Bisthümer zwiſchen Rhein und Elbe, kamen nun natürlich in Abhängigkeit von Rom, das jetzt an der Hand des Kaiſers den Häuptern der Landeskirchen mit Nachdruck entgegentreten konnte. Erſtreckte ſich die Gewalt des Papſtes auch nur auf Sachen des Dogma's und des religiöſen Ceremoniells, da der Kaiſer das eigentliche Kirchenregiment ſelbſt übte, Biſchöfe ernannte, Synoden berief, kirchliche Geſetze beſtätigte und ihnen durch Aufnahme in die Kapitularien erſt verbindende Kraft verlieh: ſo ließ doch jene Stellung den römiſchen Biſchof als den erſten Mann nächſt dem Kaiſer erſcheinen und ſchon die Möglichkeit ahnen, daß der P. einem ſchwachen Kaiſer gegenüber als der abſolute Gebieter der Chriſtenheit auftreten könne. Jetzt erſt war ſein Primat nicht mehr bloß ein Primat des Ranges. Aber der Ruhm der Rechtgläubigkeit wurde auch in dieſer Periode ſchwer kompromittirt durch Honorius I., welchen das ſechste ökumeniſche Koncil 680 und Papſt Agatho ſelbſt als Ketzer verdammt hatten. Die Päpſte der dritten Periode (im Verzeichnis der Päpſte 65—108) ſind:

Sabinianus (bis 606),
Bonifacius III. (607),
Bonifacius IV. (bis 615),
Deusdedit (bis 618),
Bonifacius V. (bis 625),
Honorius I. (bis 638),
Severinus (bis 640),
Johann IV. (bis 642),
Theodorus I. (bis 649),
Martin I. (bis 655),
Eugen I. (bis 657),
Vitalianus (bis 672),
Adeodat (bis 676),
Donus (bis 678),
Agatho (bis 682),
Leo II. (bis 683),
Benedikt II. (bis 685),
Johann V. (686),
Conon (bis 687),
Theodorus II. (687),
Sergius I. (bis 701),
Johann VI. (bis 705),
Johann VII. (bis 707),
Siſinnius (bis 708),
Konſtantin I. (bis 715),
Gregor II. (bis 731),
Gregor III. (bis 741),
Zacharias (bis 752),
Stephan II. (752),
Stephan III. (bis 757),
Paul I. (bis 767),
Konſtantin II. (bis 768),
Philippus (768),
Stephan IV. (bis 772),
Hadrian I. (bis 795),
Leo III. (bis 816),
Stephan V. (817),
Paſchalis I. (bis 824),
Eugen II. (bis 827),
Valentin (827),
Gregor IV. (bis 844),
Sergius II. (bis 847),
Leo IV. (bis 855),
Benedikt III. (bis 858).

Die vierte Periode begreift die Zeit von der Mitte des 9. bis gegen Ende des 11. Jahrh., d. h. von Pſeudo-Iſidor bis auf Gregor VII. Waren ſchon ſeit etwa 500 eine Reihe von einflußreichen Fälſchungen zur Verherrlichung des Papſtthums vorgenommen worden, und waren ſchon faſt zu Lebzeiten Pipins und Karls ihre Schenkungen an den römiſchen Biſchof in die Anfangszeiten der Reichskirche zurückverlegt, zur mythiſchen »Schenkung Konſtantins« an Sylveſter I. umgedichtet worden: ſo gewann jetzt das Papſtthum eine neue und zwar weitaus die mächtigſte Stütze durch die zu Mainz aufgetauchten, angeblich vom Biſchof Iſidor von Sevilla verfaßten Dekretalen (ſ. Pſeudo-Iſidorus). Durch die Aufnahme von vielen der neuen Dekretalen in die Rechtsbücher der Kirche gingen jene allmählich in das gemeine Recht über. Päpſten aus den früheſten Jahrhunderten werden hier die entſprechenden Worte in den Mund gelegt und ſo eine andere Vergangenheit dem damaligen Zuſtand untergeſchoben. Mit dem Ausdruck eines Episcopus ecclesiae universalis werden Rechte und Befugniſſe in Verbindung geſetzt, wodurch die kollegialiſche Gleichheit aller Biſchöfe nach der Cyprianiſchen Idee völlig vernichtet ward. Der Inhaber dieſes Stuhls heißt das von Gott eingeſetzte Haupt, von dem die ganze Kirchenregierung ausgeht, auf deſſen Veranſtaltung und unter deſſen Autorität nur Synoden gehalten werden dürfen, dem höchſte Jurisdiktion zukommt ꝛc. Was in den abgelaufenen 800 Jahren nicht hatte errungen werden können, das galt jetzt auf einmal als beſtätigt durch das Zeugnis einer ehrwürdigen Vergangenheit, und keine Kritik enthüllte eine ſo ungeheure Täuſchung. Die Päpſte nahmen gern an, was ihnen das Zeitalter bot. Nikolaus I., einer der erſten Päpſte, die ſich krönen ließen, war ganz der Mann, Vortheil aus dem neuen Privilegienbuch zu ziehen. Er zwang den König Lothar II. von Lothringen, ſeine verſtoßene Gemahlin wieder anzunehmen, bot, die Dekretalen in der Hand, dem ganzen franzöſiſchen Klerus unter ſeinem Führer Hinkmar von Reims die Spitze, kaſſirte die in beſter Form ſchon vollzogene Abſetzung des Biſchofs Rothad von Soiſſons und ſetzte die Biſchöfe von Köln und Trier ab. Sein Nachfolger Hadrian II. gab zwar dieſes ganze Gebiet wieder preis; dagegen gelangte Johann VIII., nachdem er Karl dem Kahlen die Kaiſerkrone zugewendet hatte, wieder zur ausgedehnteſten Herrſchaft über die franzöſiſche Kirche. Die Schwäche der letzten Karolinger gab der päpſtlichen Politik eine treffliche Gelegenheit, ſich bei allen wichtigeren Angelegenheiten einflußreich zu beweiſen; indeß hatte dieſelbe Schwäche der regierenden Häupter auch die Folge, daß in Italien, ja in Rom ſelbſt,

Bürgerkriege ausbrachen, in denen der P. mehrmals das Geſchick der beſiegten Partei theilen mußte. Römiſche Adelsfamilien, an ihrer Spitze Theodora und Marozia, konnten es verſuchen, das Papſtthum ganz zu einer nationalen Macht und zu einem weltlichen Beſitzthum umzugeſtalten. Mit Sergius III. begann die Zeit des ſogen. Hurenregiments (Pornokratie), welchem erſt das Einſchreiten der deutſchen Kaiſer ein Ende machte; aber jetzt ruhte die Hand der Ottonen ſchwer auf den Italienern. Die völlige Unterordnung der päpſtlichen unter die Kaiſergewalt war nie entſchiedener als unter dieſen ſächſiſchen Kaiſern, und die Ueberzeugung, daß die Kaiſerkrone wiederum vom P. genommen werden müſſe, that dem keinen Abbruch. Die drei Ottonen ernannten Päpſte; gleichwohl ſtand nach der Synode von Sutri (1046), wo Kaiſer Heinrich III. drei ſich befehdende Päpſte abſetzte, das Papſtthum bald wieder in ſeinem alten Glanz da. Dies war hauptſächlich die perſönliche Leiſtung Hildebrands, unter deſſen Einfluß die nun folgenden Päpſte ſtehen. Die Pſeudo-Iſidoriſchen Dekretalen kamen jetzt zu vollſter Geltung, und der P. erntete für die Handhabung der ihm darin übertragenen Macht den Dank der Mitwelt. Ueberall war er der Unterſtützung des Volks gewiß, wenn er unwürdige Geiſtliche abſetzte und auf Synoden ziemlich willkürlich verfuhr. Es galt ja der Regeneration der Kirche, und in Betracht des allgemeinen Wohls fragte man nicht nach der Quelle, aus welcher Rom ſeine reformatoriſche Befugnis ableitete. Selbſt ſeine während der Pornokratie verloren gegangene lokale Unabhängigkeit und Würde gewann der päpſtliche Stuhl zurück durch die unter Nikolaus II. 1059 ins Werk geſetzte Abänderung der Papſtwahl. Damals übertrug Hildebrand letztere dem Kardinalkollegium, brach dadurch den Einfluß, den das römiſche Volk und der Adel darauf geübt hatten, und hob das Recht auf, welches bisher dem Kaiſer zuſtand. Die Unmündigkeit Kaiſer Heinrichs IV. ausbeutend, ſetzte er als P. feſt, daß das Beſtätigungsrecht der Papſtwahl von jetzt an als ein perſönliches Privilegium vom päpſtlichen Stuhl ſelbſt erlangt werden ſollte. Ausdrücklich ſtempelte er das Wort P. zur ausſchließlichen Prärogative des römiſchen Biſchofs. Seitdem nimmt der P. in dem allgemeinen Bewußtſein der weſteuropäiſchen Chriſtenheit den höchſten, ſelbſt die Hoheit des Kaiſers überragenden Rang ein. Die Kaiſer mußten ſich damit begnügen, die Lehnsherrlichkeit der Päpſte abzulehnen; ſie waren zu ſchwach, um noch die Staatshoheit über die Päpſte geltend machen zu können. Gleichfalls auf Hildebrand läuft die enge Verkettung der Ordensgeiſtlichen mit den päpſtlichen Intereſſen zurück. Die neuen Ordensſtiftungen ſeit dem Anfang des 11. Jahrh., wodurch die alte Benediktinerregel ſtets geſchärft ward, bis endlich die Bettelmönche im Anfang des 13. Jahrh. auftraten, verſtärkten die Zahl ergebener Diener des päpſtlichen Intereſſes; von Rom mußten ſie ihre Anerkennung, die Beſtätigung ihrer Regeln und Privilegien erbitten, und dafür waren ſie die natürlichen Verbündeten des Papſtes bei allem, was er gegen Volk, Weltgeiſtliche und Fürſten ins Werk ſetzte. Hierzu kam endlich die für Rom günſtige Löſung des alten Streits mit dem Nebenbuhler in Konſtantinopel; derſelbe endigte zwar mit einem Schisma zwiſchen dem Orient und dem Occident (ſ. Griechiſche Kirche und Römiſch-katholiſche Kirche), allein Rom verlor dadurch keine einzige Provinz, in der es bis jetzt Rechte von Belang ausgeübt hatte, und ſtand nun im unbeſtrittenen Primat an der Spitze des geſammten Abendlands. Die Päpſte dieſer Periode (im Katalog der Päpſte die Zahlen 109—162 umfaſſend) ſind:

Nikolaus I. (bis 867),
Hadrian II. (bis 872),
Johann VIII. (882),
Marinus I. (Martin II., bis 884),
Hadrian III. (bis 885),
Stephan VI. (bis 891),
Formoſus (bis 896),
Bonifacius VI. (bis 896),
Stephan VII. (bis 897),
Romanus (897),
Theodorus III. (897),
Johann IX. (bis 900),
Benedikt IV. (bis 903),
Leo V. (903),
Chriſtoph (bis 904),
Sergius III. (bis 911),
Anaſtaſius III. (bis 913),
Lando (bis 914),
Johann X. (bis 928),
Leo VI. (bis 929),
Stephan VIII. (bis 931),
Johann XI. (bis 936),
Leo VII. (bis 939),
Stephan IX. (bis 942),
Marinus II. (Martin III., bis 946),
Agapetus II. (bis 955),
Johann XII. (bis 963),
Leo VIII. (bis 965),
Benedikt V. (bis 965),
Johann XIII. (bis 972),
Benedikt VI. (bis 974),
Bonifacius VII. (bis 974),
Benedikt VII. (bis 983),
Johann XIV. (bis 984),
Johann XV. (bis 985),
Johann XVI. (bis 996),
Gregor V. (bis 999),
Johann XVII. (bis 998),
Sylveſter II. (bis 1003),
Johann XVIII. (1003),
Johann XIX. (bis 1009),
Sergius IV. (bis 1012),
Benedikt VIII. (bis 1024),
Johann XX. (bis 1033),
Benedikt IX. (bis 1045),
Gregor VI. (bis 1046),
Clemens II. (bis 1047),
Damaſus II. (1048),
Leo IX. (bis 1054),
Victor II. (bis 1057),
Stephan X. (bis 1058),
Benedikt X. (bis 1059),
Nikolaus II. (bis 1061),
Alexander II. (bis 1073).

Die fünfte Periode reicht von Gregor VII. bis zur Verlegung des päpſtlichen Stuhls nach Avignon, vom Ende des 11. bis zum Anfang des 14. Jahrh., und zeigt uns das Papſtthum, deſſen weltlicher Beſitz durch die Erbſchaft der Gräfin Mathildis vermehrt ward, auf dem Gipfel ſeiner Macht und ſeines Glanzes. Jene neu organiſirte Papſtwahl, welche Nikolaus II. unter bloß ſcheinbarem, auch nicht lange mehr gültigem Vorbehalte der kaiſerlichen Rechte angeordnet hatte, ſicherte der römiſchen Kirche den Beſitz talentvoller Häupter und erleichterte die konſequente Durchführung eines und desſelben Plans. Die Idee, welche ſich Gregor VII. vom Papſtthum gebildet hatte und die in vieler Beziehung auch ſchon von Pſeudo-Iſidor ausgeſprochen und in der Handlungsweiſe des Papſtes Nikolaus I. an den Tag gelegt worden war, hat eine doppelte Seite, eine politiſche und eine kirchliche. Nur die erſtere iſt faſt ganz die Erfindung Gregors. Alle früheren Verherrlicher des Papſtthums wollten den römiſchen Biſchof nur zum Primas der Kirche erheben; nach Gregors Plan aber ſollte derſelbe als Repräſentant Gottes auf der Erde erſcheinen, von dem nicht bloß die kirchlichen, ſondern auch die weltlichen Gewalten dependiren, dem nicht bloß die biſchöfliche Autorität, ſondern auch die Majeſtät der Könige ihren Urſprung verdanke. Es iſt die Idee einer alles umfaſſenden Theokratie, an deren Spitze der P. ſteht, eines großen Lehnsverbands, der allen kirchlichen und weltlichen Beſitz umſchließt, und dieſer Idee gemäß handelten Gregor VII. und ſeine Nachfolger, wenn ſie Fürſten bannten und abſetzten, über Kronen verfügten und Länder verſchenkten. Den erſten Schritt zum Kampf gegen die weltliche Macht that Gregor in der Aufnahme des Inveſtiturſtreits. Es handelte ſich um das wichtige Kronrecht, wonach der Landesherr dem neu erwählten Biſchof die Temporalien ſeiner Pfründe durch Belehnung mit Ring und Stab zu verleihen hatte. Was Gregor hier freilich nur anbahnen konnte, das ſetzte Innocenz III. zuletzt ſiegreich durch, und ſtatt der alten feudalen Belehnung blieb dem Kaiſer nichts als ein Petitions-

und Empfehlungsrecht. Der zweite Hauptzweck, die Unterwerfung des geiſtlichen Standes und aller kirchlichen Autoritäten unter die Alleingewalt des Papſtes, wurde bereits von Gregor VII. vollſtändig erreicht. Die Geiſtlichkeit wurde durch den Glaubenseid, durch den Cölibat ꝛc. von allem Verband mit Staat und Familie abgelöſt und zu einem großen Heer von päpſtlichen Vaſallen und Beamten umgewandelt. Der P. iſt nicht bloß die höchſte, ſondern auch die einzige ordentliche Würde in der Kirche, alle übrigen ſind nur ein Ausfluß von ihm; er iſt alſo nicht bloß Nachfolger des Petrus, ſondern Stellvertreter Chriſti auf Erden. Von dieſer Unterwürfigkeit legten alle Kirchenbeamten gleich bei ihrer Einführung Zeugnis ab: die Erzbiſchöfe holten in Rom das Pallium, die Biſchöfe erhielten von Rom ihre Konfirmation, und während ihrer Amtsführung ward ihnen das Vaſallenverhältnis dadurch ſtets ins Gedächtnis zurückgerufen, daß alle einzelnen Rechte des Biſchofs und Erzbiſchofs auch vom P. in ihrem Sprengel ausgeübt wurden, er ſich als Ordinarius, ſie aber als Delegirte hinſtellte. Die höchſte Entſcheidung in kirchlichen und Eheſachen wohnte fortan dem römiſchen Stuhl bei. Faſt alles, was bisher in der Befugnis der Metropoliten gelegen hatte, gelangte jetzt in Rom zur Entſcheidung. Was ſonſt jedem Biſchof in ſeiner Diöceſe freiſtand, und zwar nur ihm allein: von Verbrechen zu abſolviren, von Strafen zu dispenſiren, die niederen Pfründen und Beneficien zu verleihen, Heilige zu kanoniſiren, kirchliche Auflagen auszuſchreiben, dies geſchah jetzt ebenfalls nur kraft von Rom erhaltenen Auftrags. Durch die Ausſendung von päpſtlichen Legaten mit allgemeiner Vollmacht zur Viſitation der Kirche ſetzte Gregor VII. ſeiner hierarchiſchen Autokratie die letzte Spitze auf. Wohin ein ſolcher Legat kam, war ſofort jedes Recht des Ortsbiſchofs erloſchen, und die Rechtspflege wie die Adminiſtration geſchah im Namen des Papſtes. Die päpſtliche Univerſalmonarchie, wie ſie während des 12. und 13. Jahrh. faktiſch beſtand, vielleicht die großartigſte Realiſirung einer Idee, welche je zur Darſtellung gekommen iſt, fand ihre Hauptträger und Vertreter nach Gregor VII. in Hadrian IV. und Alexander III. zu Friedrichs I. Zeit, dann in dem größten aller Päpſte, dem erſten wirklichen Souverän des Kirchenſtaats, Innocenz III., nach ihm in Gregor IX. und Innocenz IV., den furchtbaren Gegnern Friedrichs II., endlich in Bonifacius VIII., von welchem indeß ſchon der Verfall der päpſtlichen Macht datirt. Die Kaiſer hatten ſich beugen müſſen, aber die Händel mit Frankreich bewieſen zuerſt, daß der P. nicht unwiderſtehlich ſei; ſie hatten ſogar die Verſetzung des Stuhls Petri von Rom nach Avignon zur Folge, eine Demüthigung, von der ſich das Pontifikat nicht wieder erholt hat. Bis dahin aber war es ſtets aufwärts gegangen mit den Hildebrand'ſchen Ideen. England, Polen, Ungarn, Bulgarien, Aragonien, Sicilien waren dem päpſtlichen Stuhl zinspflichtige Königreiche; hätten die Kreuzzüge, an ſich ſchon ein Erweis päpſtlicher Macht über die Gemüther, Erfolg gehabt, ſo wäre auch der Orient tributpflichtig geworden. Die Könige der Erde nannten ſich Söhne des Papſtes und waren bei den ſchlechten Verfaſſungsverhältniſſen ihrer Länder, bei der Furcht der Völker vor dem Interdikt, bei der Empörungsluſt der Vaſallen gegen Könige, deren Recht und Macht fraglich zu werden anfing, der Obervormundſchaft des Papſtes faſt rettungslos verfallen. Die Päpſte der fünften Periode (im Katalog der Päpſte 163—203) ſind:

Gregor VII. (bis 1085),
Victor III. (bis 1087),
Urban II. (bis 1099),
Paſchalis II. (bis 1118),
Gelaſius II. (bis 1119),
Calixtus II. (bis 1124),
Honorius II. (bis 1130),
Innocenz II. (bis 1143),
Cöleſtin II. (bis 1144),
Lucius II. (bis 1145),
Eugen III. (bis 1153),
Anaſtaſius IV. (bis 1154),
Hadrian IV. (bis 1159),
Alexander III. (bis 1181),
Lucius III. (bis 1185),
Urban III. (bis 1187),
Gregor VIII. (bis 1187),
Clemens III. (bis 1191),
Cöleſtin III. (bis 1198),
Innocenz III. (bis 1216),
Honorius III. (1227),
Gregor IX. (bis 1241),
Cöleſtin IV. (1241),
Innocenz IV. (bis 1254),
Alexander IV. (bis 1261),
Urban IV. (bis 1264),
Clemens IV. (bis 1268),
Gregor X. (bis 1276),
Innocenz V. (1276),
Hadrian V. (1276),
Johann XXI. (1277),
Nikolaus III. (bis 1280),
Martin IV. (bis 1285),
Honorius IV. (bis 1287),
Nikolaus IV. (bis 1292),
Cöleſtin V. (1294),
Bonifacius VIII. (bis 1303),
Benedikt XI. (bis 1304),
Clemens V. (bis 1314),
Johann XXII. (bis 1334),
Benedikt XII. (bis 1342).

Viele dieſer Päpſte haben übrigens Gegenpäpſte ſich gegenüber ſtehen, welche meiſt die Sache der Kaiſer vertraten. So ſtanden ſich Alexander III. und Victor IV. gegenüber, jener durch König Wilhelm von Sicilien, dieſer durch Kaiſer Friedrich unterſtützt. Auch nach dem Tode Victors (1164) wählte die kaiſerliche Partei neue Gegenpäpſte: Paſchalis, Calixtus und Innocenz; aber dennoch behauptete ſich Alexander.

Die ſechste Periode reicht von der Verlegung des päpſtlichen Stuhls nach Avignon bis zur Reformation (1305—1517) und bezeichnet die Zeit des tiefſten Verfalls des Papſtthums. Clemens V. war durch franzöſiſche Unterſtützung zum P. erhoben worden und ſtand fortwährend unter franzöſiſcher Gewalt, ſo daß er, wie ſeine Nachfolger, nur gegen andere Mächte, namentlich gegen den Kaiſer, die alte Papſtſprache anwenden konnte. Der P. wurde zum Werkzeug der Eiferſucht, die Frankreich gegen Deutſchland nährte, herabgewürdigt; ſeine ganze Stellung aber ward noch verächtlicher dadurch, daß das Streben der päpſtlichen Kurie im Grund nur noch auf Geldgewinn gerichtet war. Nach der Entfernung von Rom hörte bald der Zuſchuß aus dem dortigen Patrimonium Petri auf, und die koſtſpielige Hofhaltung war allein auf Finanzſpekulationen bei den Gläubigen angewieſen. Die geiſtlichen Beneficien und Pfründen wurden jetzt von den Päpſten ebenſo verhandelt, wie es unter der Herrſchaft der von den Kaiſern und Fürſten geübten Simonie geſchehen war. Unter ſtets neuen Vorwänden (Ablaß von Sünden, Steuer zum Türkenkrieg, Taxen und Annaten, Spolien, Zehnten, Vakanzen) wurde das Abendland vom P. gebrandſchatzt. Die Sitten waren nirgends und nie tiefer geſunken als am päpſtlichen Hof zu Avignon. Vermehrt wurden dieſe Uebelſtände und jene Erpreſſungen, als beim Beginn des päpſtlichen Schisma's die Haushaltungen verdoppelt wurden. Das Schisma entſtand, als nach Gregors XI. Tode 1378 die Wahl Urbans VI. beinahe von denſelben Kardinälen, die ihn ernannt, auch wieder vernichtet und Clemens VII. ihm entgegengeſetzt ward; die 70jährige ſogen. Babyloniſche Gefangenſchaft hieß dadurch beendigt, daß Urban in Rom blieb, während Clemens nach Avignon zurückging. Das Abendland zerfiel in zwei Hälften, und auch nach dem Abſterben der Rivalen war an keine Vereinigung zu denken; denn ſofort beeilte ſich jede Kardinalpartei, durch die Wahl eines Nachfolgers ſich einen neuen Stützpunkt zu verſchaffen. So kam es, daß 40 Jahre lang kein allgemein aner-

kannter P. zu finden war, und ebenſo lange vernahm man die Bannflüche des einen Papſtes gegen den andern. Gleichzeitig konſolidirten ſich die Staatsgewalten, beſonders in Frankreich, immer ſelbſtbewußter und ſtieg zugleich die Autorität der weltlichen Wiſſenſchaften. Nur ſchwer vermögen ſich jetzt die Päpſte in ihrer Herrſchermacht mehr zu behaupten. Eine Kriſe nahte; man rief nach »Reform an Haupt und Gliedern«, und bald fand man, nach dem Vorgang der Univerſität Paris, nur in einem allgemeinen Koncil die Möglichkeit der Rettung (ſ. Epiſkopalſyſtem und Koncil). Zwar zu Piſa 1409, wo man einen neuen P. in der Perſon Alexanders V. einſetzte, noch ehe man die allgemein erſehnte Reform der Kirche in Angriff genommen hatte, gewann man, da auch die abgeſetzten Päpſte nicht von ihren Poſten wichen, ſtatt zweier hinfort drei Oberhäupter. Dieſe drei Päpſte wurden ſodann zu Koſtnitz zur Abdankung beſtimmt und der Grundſatz durchgefochten, daß das Koncil über dem P. ſtehe. Abermals beging man indeß den Fehler, noch vor beendigter Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ein neues Oberhaupt, Martin V., einzuſetzen. Dieſer erregte alsbald Parteiungen im Schoß der Verſammlung, unterhandelte mit den einzelnen, räumte wenig ein, verſprach mit Rückhalt und lähmte die Thätigkeit des Koncils ſo ſehr, daß dieſes ſelbſt in den Augen der Welt die Achtung verlor. Gegenüber dem auf dieſen Bahnen fortwandelnden Eugen IV. ernannte das Koncil zu Baſel 1431 in Felix V. einen neuen P. Aber die Furcht vor einem abermaligen Schisma, die Huſſitenunruhen und die allgemeine Bewegung der Geiſter machten die Verſammlung ängſtlich; es gelang der römiſchen Schlauheit, Frankreich und Deutſchland vom Koncil zu trennen: mit jenem ward die Pragmatiſche Sanktion zu Bourges 1438 abgeſchloſſen, mit dieſem das Aſchaffenburger Konkordat verhandelt (1448). Das Baſeler Koncil ward durch eine päpſtliche Synode zu Ferrara in Schach gehalten und war der ultramontanen Partei gegenüber bald ganz ohnmächtig. So brachten die großen Koncilien der Welt nicht nur die Reform der Kirche nicht, ſie verſtärkten ſelbſt die Macht des Mißbrauchs, indem ſie ſich letzterem gegenüber ohnmächtig erwieſen. Schon im 15. Jahrh. brachten es die Päpſte wieder ſo weit, daß ihnen die volle Hälfte aller geiſtlichen Einkünfte des Occidents zufloß. Man ſchien ſich fortan durch vermehrten Druck für die Furcht rächen zu wollen, welche die entſchiedene Sprache der Koncilien eingeflößt hatte. Beſonders legten es die ſechs letzten Päpſte dieſer Periode recht darauf an, der Welt zu beweiſen, daß dem P. alles zu thun erlaubt ſei; unter ihnen ragte vor allen Alexander VI. hervor, der an Mord, Blutſchande, Gewaltthätigkeiten unter allen Tyrannen in der Weltgeſchichte wenige ſeines Gleichen findet. Julius II., ein Soldat auf St. Peters Stuhl, und Leo X., der freie, epikureiſche Mediceer, reichen zwar nicht an ſeine Verworfenheit; aber dem Charakter eines Kirchenfürſten entſprechen auch ſie nicht. Die Päpſte der ſechsten Periode (204—226) ſind:

Clemens VI. (bis 1352),	Gregor XII. (bis 1415),
Innocenz VI. (bis 1362),	Johann XXIII. (bis 1415),
Urban V. (bis 1370),	Martin V. (bis 1431),
Gregor XI. (bis 1378),	Eugen IV. (bis 1447),
Urban VI. (bis 1389),	Felix V. (bis 1449),
Bonifacius IX. (bis 1404),	Nikolaus V. (bis 1455),
Innocenz VII. (bis 1406),	Calixtus III. (bis 1458),
Alexander V. (bis 1410),	Pius II. (bis 1464),
Paul II. (bis 1471),	Pius III. (bis 1503),
Sixtus IV. (bis 1484),	Julius II. (bis 1513),
Innocenz VIII. (bis 1492),	Leo X. (bis 1521).
Alexander VI. (bis 1503),	

Die Reihe der römiſchen Päpſte während des Schisma's iſt: Urban VI., Bonifacius IX., Innocenz VII., Gregor XII.; in Avignon dagegen reſidirten als ſchismatiſche Päpſte: Clemens VII. (bis 1394) und Benedikt XIII. Zu Piſa wurden 1409 Gregor XII. und Benedikt XIII. abgeſetzt und Alexander V. ernannt, welchem Johann XXIII. folgte, an deſſen Stelle zu Koſtnitz 1415 Martin V. trat. Zwiſchen Eugen IV. und Felix V. kam es nicht mehr zum förmlichen Schisma.

Die ſiebente Periode reicht von der Reformation bis auf Kaiſer Joſeph II. (1517—1782). Der Abfall der germaniſchen Nationen in der Reformation erſchütterte das Papſtthum in ſeinen Grundveſten; es entſtanden proteſtantiſche Mächte, welche den Päpſten ganz frei gegenüber ſtanden und ihnen keinerlei Vorrang, am wenigſten das Privilegium eines mit beſonderen Gaben und Vorrechten ausgeſtatteten Prieſterthums und einer ſichtbaren Repräſentation Chriſti, zugeſtanden. Das Papſtthum mußte daher alles aufbieten, um nicht bloß die Verluſte an ſeinem Herrſchaftsterritorium zu erſetzen, ſondern vor allem ſeine Autorität als geiſtliche Macht der Welt gegenüber zu reſtauriren. Die nächſten Schritte wurden im Kampf gegen den Proteſtantismus zum Schutz des noch Gebliebenen und zur Wiedereroberung des Verlornen gethan. Unter den Maßregeln dieſer Art ſteht das Tridentiner Koncil obenan, welches den katholiſchen Lehrbegriff ſcharf begrenzte und mit einem Bollwerk von Anathemen umzog. Hierher gehört auch die Geltendmachung der dogmatiſchen Principien in der äußern Praxis durch Reviſion der liturgiſchen und kanoniſchen Schriften, durch Einführung des Index librorum prohibitorum und durch die Stiftung des Jeſuitenordens, in welchem der römiſche Stuhl eine überaus wichtige Stütze erhielt. Von dem Papſtideal eines Gregor VII. und Innocenz III. war man ſtillſchweigend zurückgekommen. Oft lag während dieſer Jahrhunderte die Mutterkirche mit ihren Söhnen im Hader, ohne endlich etwas anderes als Nachgeben oder Ignoriren ihrer trotzigen Sprache übrig zu behalten. Bann und Interdikt hatten ihre Schrecken verloren. In dem Streit über die galliſaniſche Kirchenfreiheit mit Ludwig XIV. wurde dem römiſchen Stuhl bei allem Reſpekt gegen ſeine Glaubensſätze doch gerade der Gehorſam verweigert, den er am liebſten zum Glaubensſatz erhob. Anderſeits iſt nicht zu verkennen, daß der päpſtliche Stuhl nach den Stürmen der Reformation ſich wieder auf mehr religiöſen als politiſchen Grundlagen befeſtigte, zuweilen ſogar auch in politiſchen Verwickelungen die Löſung herbeiführte oder vermittelte. In letzterer Hinſicht war nämlich ſeine Stellung um ſo wichtiger, als in Italien die Pläne Oeſterreichs, Frankreichs und Spaniens ſich durchkreuzten und die Freundſchaft des Papſtes ein förderlicher Bundesgenoſſe für jede der ſtreitenden Parteien war. Ferner machte ſich auch die Ueberlegenheit des italieniſchen Geiſtes in diplomatiſchen Künſten geltend, ehe durch Ludwig XIV. Frankreich tonangebend für das übrige Europa ward. Unter ſolchen ſchützenden Umſtänden blieb der ſchamloſe Nepotismus, den viele Päpſte übten, die furchtbare Finanzverwirrung, die unter Innocenz X. ſogar den Kornhandel zum Monopol der päpſtlichen Kammer machte, für die Ehre des Stuhls Petri ohne weſentliche Nachtheile; Rom

und der Kirchenſtaat erfuhren allein die Folgen der Korruption ihres Regenten. Der Ackerbau verödete, die Banditen ſtreiften bis vor die Thore Roms, und die faſt alljährlich wiederkehrende Hungersnoth raffte viele tauſende der Einwohner weg. Das Papſtthum ſelbſt blieb ziemlich unangefochten. Die Aufhebung des Jeſuitenordens, welchem das Papſtthum den beſten Theil ſeiner neuen Erfolge verdankte, führte neue und bedenkliche Verlegenheiten herbei. Dieſelbe war von den weltlichen Mächten geradezu erzwungen worden; ſie kann als Thatbeweis dafür gelten, daß durch die Reformation ſelbſt die katholiſchen Staaten ihrer nationalen Selbſtändigkeit und ihrer politiſchen Freiheit und Hoheit wieder bewußt geworden und nicht länger mehr geſonnen waren, päpſtlichen Anſprüchen blind zu dienen. Erſt der Rückſchlag gegen die franzöſiſche Revolution brachte einen Stillſtand in dieſe Bewegung. Zeichen der Zeit aber waren es, daß der Weſtfäliſche Friede, die Grundlage der modernen Staatenverhältniſſe, vom P. allein vergeblich verworfen wurde, daß ſich ſeit Karl V. kein deutſcher Kaiſer mehr vom P. krönen ließ, daß die Nationalkirchen, beſonders in Frankreich, wieder nach Selbſtändigkeit verlangten (ſ. Gallikaniſche Kirche). Die Päpſte der ſiebenten Periode (227—258) ſind:

Hadrian VI. (bis 1523),	Gregor XV. (bis 1623),
Clemens VII. (bis 1534),	Urban VIII. (bis 1644),
Paul III. (bis 1549),	Innocenz X. (bis 1655),
Julius III. (bis 1555),	Alexander VII. (bis 1667),
Marcellus II. (1555),	Clemens IX. (bis 1669),
Paul IV. (bis 1559),	Clemens X. (bis 1676),
Pius IV. (bis 1565),	Innocenz XI. (bis 1689),
Pius V. (bis 1572),	Alexander VIII. (bis 1691),
Gregor XIII. (bis 1585),	Innocenz XII. (bis 1700),
Sixtus V. (bis 1590),	Clemens XI. (bis 1721),
Urban VII. (1590),	Innocenz XIII. (bis 1724),
Gregor XIV. (bis 1591),	Benedikt XIII. (bis 1730),
Innocenz IX. (1591),	Clemens XII. (bis 1740),
Clemens VIII. (bis 1605),	Benedikt XIV. (bis 1758),
Leo XI. (bis 1605),	Clemens XIII. (bis 1769),
Paul V. (1621),	Clemens XIV. (bis 1774).

Die achte Periode reicht von Kaiſer Joſeph II. bis auf die Gegenwart. Die Päpſte dieſer letzten Periode (259—264) ſind:

Pius VI. (1775—99),	Pius VIII. (bis 1831),
Pius VII. (bis 1823),	Gregor XVI. (bis 1846),
Leo XII. (bis 1829),	Pius IX. (ſeit 1846).

Stürme, wie ſie ſeit den Zeiten Bonifacius' VIII. und Leo's X. nicht wieder vorgekommen waren, brachen in dieſer Periode über den Stuhl Petri herein und führten ihn an den Rand des Abgrundes. Sie begannen auf dem kirchlichen Gebiet mehrere Decennien früher als auf dem Boden des Staats. Nicht allein die dogmatiſche Grundlage des Katholicismus war durch die Einreden der engliſchen und franzöſiſchen Freigeiſter längſt erſchüttert, ſondern durch die kirchenrechtlichen Unterſuchungen eines Juſtinus Febronius (Hontheim) war auch die päpſtliche Univerſalherrſchaft in ihrer Unhaltbarkeit dargethan und eine ariſtokratiſche Regierung der Landeskirchen mit den Primaten an der Spitze als der Normalzuſtand empfohlen worden. Solcherlei fand damals in der katholiſchen Welt allgemein Anklang; die vier Erzbiſchöfe Deutſchlands traten in Bad Ems (1786) zuſammen, um der päpſtlichen Nuntiatur in München zum Trotz die Unabhängigkeit der biſchöflichen Gewalt von der römiſchen feſtzuſetzen (ſ. Emſer Kongreß). Noch weiter ging der Kaiſer Joſeph II., indem er den geſunkenen kirchlichen Zuſtand aus landesherrlicher Machtvollkommenheit umzugeſtalten und einen aufgeklärten, von Rom unabhängigen Prieſterſtand heranzuziehen verſuchte. Zu dem Ende verbot er die Bekanntmachung aller päpſtlichen Verordnungen ohne ſeine Einwilligung, löſte den Verband der Mönchsorden, der ſie mit auswärtigen Oberen verknüpfte, hob viele Klöſter auf und verwendete die Einkünfte auf Pfarreien, zur Gründung von Schulen und Seminaren, die nach ſeinem Sinn organiſirt wurden. Die franzöſiſche Revolution ſchien nicht nur dem Prieſterthum und der Hierarchie, ſondern der Kirche überhaupt, ja dem Chriſtenthum ein Ende machen zu wollen, und ſelbſt die weltliche Souveränität des Papſtes über den Kirchenſtaat wurde aufgehoben, als franzöſiſche Armeen Italien überſchwemmten und auch Rom in eine Republik verwandelten. Napoleon I. erkannte zwar bald die Herſtellung einer Nationalkirche als dringendes Erfordernis zur Organiſation der zerrütteten Zuſtände und ließ ſich deshalb mit Pius VII. in Unterhandlungen ein; aber in dem Konkordat von 1801 iſt kein Schatten der alten Papſtgewalt mehr zu finden, und auch daß der franzöſiſche Kaiſer ſich 1804 vom heiligen Vater in Paris krönen ließ, hatte nichts Analoges mit den Kaiſerkrönungen der früheren Jahrhunderte, denn der P. erſchien dabei nur als Vaſall des neu geſchaffenen Herrſcherthrons. Die politiſche Geſetzgebung Frankreichs ſtieß gegen die alten Satzungen der Kirche faſt durchgehends an, beſonders in den Beſtimmungen über Schließung und Trennung der Ehe; auch die weltliche Stellung des Kirchenfürſten ſah ſich durch des Kaiſers Pläne vielfach beengt und verdunkelt. Als Pius VII. ſich weigerte, zu des Kaiſers Abſichten auf Oeſterreich und England die Hand zu bieten, verlor er 1809 weltliche Macht und perſönliche Freiheit zugleich. Vergeblich griff er zu der alten geiſtlichen Waffe des Bannes. Die Wiederherſtellung des Papſtthums mit voller Souveränität über den Kirchenſtaat war nicht Wirkung des Bannes, ſondern ein diplomatiſcher Akt des Wiener Kongreſſes, wozu vornehmlich Rußland, England und Preußen mitgewirkt hatten. Von nun an verfolgte Pius VII. einen Reſtaurationsplan der päpſtlichen Herrſchaft, wodurch er unbemerkt, bei wenigen fehlgeſchlagenen Verſuchen, der Kurie eine Prärogative nach der andern wieder gewann. Die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens (7. Aug. 1814), der Abſchluß günſtiger Konkordate mit katholiſchen Staaten, die Wiedereinführung der Inquiſition in Rom (1814), der Inder, das Verbot des Freimaurerordens, der Stil ſeiner Bullen, Breven und Hirtenbriefe charakteriſiren das unausgeſetzte Streben dieſes Papſtes nach neuer Begründung der Hierarchie. Leo XII. und Pius VIII. fuhren fort, im Geiſte der begonnenen kirchlichen Reſtauration zu handeln; aber ſie beſaßen nicht die kluge Umſicht ihres Vorgängers, geriethen in harte Konflikte und ließen den Kirchenſtaat im Zuſtand höchſter politiſcher Aufregung zurück. Gregor XVI. verkannte als Regent des Kirchenſtaats die Forderungen des Zeitgeiſtes und erregte immer von neuem Empörungsverſuche gegen ſein hartes, mittelalterliches Syſtem, für deſſen Aufrechterhaltung er auf den Schutz Metternichs zählte. Mit beſſerem Erfolg trat er als Kirchenfürſt den katholiſchen und akatholiſchen Staaten gegenüber. Einer ſeiner erſten Erlaſſe war die Konſtitution »Sollicitudo ecclesiarum« (vom 31. Aug. 1831), worin erklärt wurde, daß der heilige Stuhl aus Rückſicht auf das Wohl der Chriſtenheit und zur Aufrechterhaltung der geiſtlichen Verbindungen die faktiſch beſtehenden Regierungen jedesmal anerkennen werde, ohne dadurch in der Rechtsfrage irgendwie zu entſcheiden. Sein Nachfolger

Pius IX. schien als Mann der Reform das Pontifikat einer bessern Zeit entgegenführen zu wollen, und nie ist eine Papstwahl mit solchem Enthusiasmus begrüßt worden wie diese; aber nur zu bald wurden Wünsche laut, denen der Inhaber des Stuhls Petri nicht gerecht werden konnte, und Rom sah 1848 wieder eine ephemere Republik, welcher die französische Schwester 1849 ein Ende mit Schrecken bereitete. Dagegen sah der P. seinen Einfluß völlig schwinden in Sardinien, wo seit 1848 infolge der Konstitution nach einander die päpstlichen Verfügungen dem Exequatur des Staats unterstellt, die kirchliche Gerichtsbarkeit aufgehoben, das Eheweſen durch weltliche Gesetze geordnet, Klöster aufgehoben wurden ꝛc. und alle päpstlichen Gegenvorstellungen, Breven und selbst Exkommunikationen erfolglos blieben. Den empfindlichsten Schlag aber erlitt das Papsttum, als auch Kaiser Napoleon III. die Frage der weltlichen Herrschaft des Papstes als eine rein weltliche Frage ansah und zuließ, daß Victor Emanuel 1860 den größten Theil des Kirchenstaats dem Königreich Italien annektirte. Dem Verlangen desselben, Rom zu seiner natürlichen Hauptstadt zu erheben und den P. mit Verwilligung seiner Residenz daselbst sowie einer entsprechenden Besoldung abzufinden, widerstand Frankreich bis zum großen deutschen Krieg. Im September 1870 zogen die italienischen Truppen in Rom ein, nachdem unmittelbar zuvor das vatikanische Konzil die Theorie vom P. durch dogmatische Feststellung der Unfehlbarkeit desselben vollendet und gekrönt hatte. Seitdem ist der P. eigentlich nur noch Kirchenhaupt, und es ist daher sein Verhältnis zu den Staatshäuptern Europa's, zu welchen er bisher gezählt, auf einen neuen staats- und völkerrechtlichen Ausdruck zu bringen.

Was die Papstwahl anlangt, so wurde in den ersten drei Jahrhunderten der P., wie jeder andere Bischof, von Geistlichkeit und Volk gewählt. Als die Kaiser Christen wurden, beanspruchten sie bald das Recht, bei der Papstwahl mitzusprechen. Odoaker verordnete 483, daß nur ein dem König wohlgefälliges Individuum gewählt werden solle, und Theoderich der Ostgothe ernannte selbst den P. Felix IV. Nach Vernichtung der gothischen Herrschaft übten die Kaiser von Konstantinopel und in ihrem Auftrag die Exarchen von Ravenna das Bestätigungsrecht aus; sie ließen sich für die Bestätigung eine bestimmte Taxe zahlen, welche erst von Konstantin V. erlassen wurde. Inzwischen gaben die römischen Konzilien von 606 und 769 manche Vorschriften für die Regulirung der Papstwahl. Im 9. und 10. Jahrh. fiel dieselbe der Gewalt italienischer Aristokraten anheim (Pornokratie). Otto I. bestimmte, daß die Papstweihe nur in Gegenwart und nach Einwilligung der kaiserlichen Gesandten geschehen könne, und in der That übten von nun an die deutschen Kaiser eine Zeitlang einen mehr oder weniger unmittelbaren Einfluß auf die Besetzung des heiligen Stuhls aus, bis P. Nikolaus II. die Papstwahl dem kaiserlichen Einfluß mehr entzog. Sein Nachfolger Alexander II. wurde bereits ohne Zustimmung des kaiserlichen Hofs gewählt und konsekrirt; Gregor VII. wurde ebenfalls ohne Wissen des Kaisers gewählt, doch holte er dessen Genehmigung wenigstens für die Konsekration ein. Das dritte Laterankonzil (1179) übertrug die Papstwahl ausschließlich den Kardinälen, und das Konzil von Lyon (1274) richtete das dem Wesen nach noch heute bestehende Konklave (s. d.) ein. Vgl. Barmann, Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. (Elberf. 1868—69, 2 Bde.); Jaffé, Regesta Pontificum Romanorum usque ad annum 1198 (Berl. 1851); Zöpfel, Die Papstwahlen vom 11.—14. Jahrhundert (Götting. 1871); Ranke, Die römischen Päpste in den vier letzten Jahrhunderten (6. Aufl., Leipz. 1874, 3 Bde.); P. Müller, Die römischen Päpste (Wien 1847—57, 17 Bde.); Haas, Geschichte der Päpste (Tübing. 1859); Wattenbach, Geschichte des römischen Papsttums (Berl. 1876); Nielsen, Die römische Kirche im 19. Jahrhundert, Bd. 1: Das Papsttum (a. d. Dän., Gotha 1877).

Papstregesten, s. Regesten.

Papstthum, s. Papst.

Papúa (v. malaiischen papuwah, »kraushaarig«, auch Negritos, Australneger genannt), ein Menschenstamm, welcher ein Mittelglied zwischen der malaiischen und der Negerrasse bildet und hauptsächlich den australischen Kontinent und die ganze Reihe der westaustralischen Inseln von Neuguinea bis Neukaledonien bewohnt, dann aber auch, zerstreut und meist ins Innere der Gebirge zurückgedrängt, auf vielen Inseln des hinterindischen Archipels, auf Formosa und in Malakka vorkommt. Auf den Philippinen heißen sie Aëta, auf den Andamanen Minkopie, auf Malakka Semang. Hinsichtlich der Schädelbildung sind die P. von den eigentlichen Negern verschieden, ähneln ihnen aber hinsichtlich der Hautfarbe und zum Theil auch hinsichtlich des wolligen Haars. Sie sind von mittlerer Größe und wohlproportionirtem Bau, nur haben die meisten dünne und lange Arme und Beine, eine rauh anzufühlende Haut von schwarzbrauner Farbe, büschelförmig wachsende, schwarze, dichte und krause Haare, einen dünnen Bart, eine stumpfe Nase, dick aufgeworfene Lippen und hervorstehende Backenknochen. Ihr Schädel zeigt vorn und hinten eine Abplattung, der Scheitel steht hervor, und das Gesicht ist bedeutend breit. Rücksichtlich ihrer Bildungsstufe gehören die P. des australischen Festlandes zu den am tiefsten stehenden Völkern der Erde. Ihre Stämme leben zur Zeit noch im Zustand äußerster Roheit und Wildheit und ohne gesellschaftliche oder politische Verbindung; Kannibalismus ist ihnen nicht fremd. Sie sind weder Ackerbauer, noch Hirten, kaum eigentliche Jäger oder Fischer und erhalten sich meist von dem, was ihnen der Zufall bietet. Bei der Wärme des Klima's, in welchem sie leben, gehen sie bis auf einen Gürtel oder ein dünnes, aus Kokosfasern verfertigtes Stück Zeug, das um die Mitte des Leibes gewunden wird, meist nackt. Dagegen schmücken sie sich auf mancherlei Weise mit Halsketten, Arm- und Ohrringen, Federn, Muscheln ꝛc. Ihre Haut zeigt nicht jene kunstreiche Tättowirung, welche auf den Inseln des Großen Oceans so gewöhnlich ist, sondern eine groteske Bemalung mit bunten, meist rothen, Erdarten im Gesicht und bisweilen am ganzen Körper. Vorzügliche Pflege verwenden sie auf die Gestaltung des üppig wachsenden Haupthaars. In Neuguinea wohnen sie in kleinen Dörfern am Meeresstrand; ihre Hütten stehen auf eingerammten Pfählen, so daß bei der Flut das Wasser darunter durchfließen kann. Im Bau wie in der Führung ihrer mit schönem Schnitzwerk verzierten Piroguen (Kähne) sind sie sehr geschickt. Sie sind nicht ganz ohne religiöse Begriffe, namentlich haben einige der mehr vorgeschrittenen Horden unter ihnen auf einigen der westaustralischen Inseln ausgebildetere religiöse Ansichten mit bestimmten religiösen Gebräuchen und Uebungen. Durch ihr lärmendes, geschwätziges, ausgelassenes Wesen wie durch ihre rege Wißbegierde unterscheiden sich die P. von den verschlossenen, bedachtsamen Malayen. Man rühmt auf Neuguinea ihre Sittsamkeit, ihr gut geord-

netes Familienleben, für welches auch ſinnige Gebräuche bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen zeugen. Vgl. Auſtralien und Neuguinea.

Papulſch (perſ.), die kleinen Pantoffeln der türk. Frauen, auch Pantoffel im allgemeinen. P.-paraſſi, »Pantoffelgeld«, entſpricht unſerem Nadelgeld.

Papyrograph (Zuccato's P.), ein in England erfundener Apparat zum raſchen Kopiren von Zeichnungen und Schriftſtücken. Die Schrift wird mit einer ſcharfen Feder und einer beſondern chemiſchen Dinte auf die unpräparirte Seite eines Papiers, deſſen andere Seite waſſerdicht gemacht worden, geſchrieben; die Dinte durchdringt dasſelbe, zerfrißt die waſſerdichte Schicht und bildet hierdurch eine Art Schablone, welche jetzt mit der beſchriebenen Seite auf eine Lage chemiſch durchtränkten Fließpapiers gebracht und in einen eigens hierfür angefertigten Apparat gelegt wird, der mit einer Art Rähmchen verſehen iſt. In dieſes bringt man das zu bedruckende, vorher ebenfalls chemiſch gefeuchtete und vorräthig gehaltene gewöhnliche Papier, ſchließt Rähmchen und Apparat, ſchiebt denſelben in eine gewöhnliche Kopirpreſſe, dreht zu, und der ausgeübte Druck genügt, um die chemiſche Feuchtigkeit der Fließpapierlage durch die Linien der Schablone zu drängen und hier mit dem gefeuchteten Papier in Berührung zu bringen, auf dem ſie jetzt als genaues Fakſimile der Handſchrift oder Zeichnung erſcheint. Eine Niederſchrift genügt für 200—300 gute Abdrücke.

Papyrus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen, der Gattung Cyperus *L.* ſehr naheſtehend. P. antiquorum *Willd.* (Cyperus P. *L.*, Papyrusſtaude) hat eine ſehr ſtarke, kriechende Wurzel, einen bis 5 Meter hohen, nackten, blattloſen, faſt dreikantigen Schaft, welcher unten armsdick wird und an der Spitze eine zuſammengeſetzte, dichte Blütentrugdolde mit mehrblätteriger allgemeiner Hülle trägt. Der P. wächſt in ſeichtem Waſſer an Ufern, in Flüſſen und Sümpfen Afrika's, Syriens, Paläſtina's, auch Siciliens und bildet namentlich in Afrika ein charakteriſtiſches Glied der dortigen tropiſchen Flora. Er iſt eine uralte Kulturpflanze; ſeine Wurzel, das Stengelmark und der untere Stengeltheil lieferten beliebte Speiſe, die Wurzel auch Brennmaterial. Der Stengel diente zu allerlei Hausgeräthen; man fertigte Flechtarbeiten daraus, auch Stricke, Matten und Segel, Sandalen, ſelbſt Boote; das Mark benutzte man als Lampendocht; namentlich aber lieferte der Schaft das Material zu dem Papier der Alten (ſ. Papier). Die Pflanze iſt in Aegypten wahrſcheinlich niemals heimiſch, ſondern dort ſtets nur Kulturpflanze geweſen und gedieh wegen ihrer ſchweren Köpfe in einem ſo ebenen, den Winden ausgeſetzten Land wohl nur an einigen Orten, weshalb auch ihre Kultur ſtets beſchränkt blieb und ſie jetzt vollſtändig aus Aegypten verſchwunden iſt. Die Griechen bezogen ihr Byblosmaterial aus dem Niltal, aber niemals wuchs der P. in Griechenland; nach Sicilien kam er aus Syrien durch die Araber kurz vor dem 10. Jahrh., und von dort ſtammen wohl die Exemplare, welche man jetzt in Gärten als Zierpflanzen kultivirt. Abbildungen des P. finden ſich häufig auf altägyptiſchen Denkmälern, und der büſchelförmige Blütenſtand, mit welchem man die Tempel ſchmückte, diente als Bezeichnung von Unterägypten.

Papyrusrollen, Rollſchriften, die, auf Papyrus mit hieratiſcher und demotiſcher, auch mit griechiſcher Schrift geſchrieben, aus den älteſten Zeiten (1866 v. Chr.) ſtammen und bis in das 5. und 6. Jahrh. n. Chr. herabreichen. Sie ſind in neuerer und neueſter Zeit theils in Herculaneum, theils in Aegypten und anderwärts zahlreich aufgefunden worden und für das Studium der orientaliſchen Sprachen ſowohl wie für die Kenntnis der alten, beſonders der ägyptiſchen, Geſchichte ſehr wichtig. Die Rollen ſind von verſchiedener Länge; eine 1821 auf der Inſel Elephantine aufgefundene Papyrusrolle, welche den Schluß der »Ilias« enthält, hat 2,5 Meter Länge und 25 Centim. Breite. Die herkulaneiſchen P. gehören zu den älteſten, welche man kennt (daher auch »Bibliolithen« genannt), ſind aber ſo verkohlt, daß ſie weder eine klare Anſchauung ihrer urſprünglichen Geſtalt geben, noch den vollſtändigen Text der Schriften bieten, welche ſie enthalten. Von den wichtigſten und am beſten erhaltenen dieſer Rollen hat die Akademie zu Oxford Abſchriften (Oxf. 1824 u. 1825, 2 Bde.) herausgegeben. Kopien und Beſchreibungen dieſer Rollen begann auch Blanca »Varietà no' volumi Ercolani« (Neap. 1847). Die Schriften ſind in Kolumnen geſchrieben, jede Kolumne enthält durchſchnittlich 3—5 Worte oder hat 4—5 Finger Breite. Die herkulaneiſchen Rollen ſind ſämmtlich nur auf einer Seite, derjenigen, deren Faſern wagrecht laufen, mit ſehr ſchwarzer Dinte beſchrieben. Die ägyptiſchen P. fand man meiſtens theils zwiſchen den Schenkeln, theils zwiſchen den Armen und auf dem Leib der Mumien, theils unter dem Knie, von ſehr verſchiedener Länge und Breite (Todtenpapyrus). Die alten Aegypter beſaßen bereits große Sammlungen ihrer P. in eigenen Bibliotheken; die größte darunter war die von Theben, aus welcher mehrere der auf unſere Tage gekommenen P. datirt ſind. Am berühmteſten iſt das von Lepſius herausgegebene »Todtenbuch«, der neueſte wichtige Fund der »Papyrus Ebers« (vgl. Hieroglyphen).

Para, türkiſche und ägypt. Rechnungsmünze, = 3 Asper; 40 P. = 1 türk. Piaſter; 1 P. = 0,4475 Pfennig.

Pará, eine Provinz Braſiliens, umfaßte urſprünglich das ganze nördliche Braſilien zu beiden Seiten des Amazonenſtroms, mit einem Flächeninhalt von 2,753,000—3,304,000 QKilom. (50—60,000 QM.) und zerfiel in zwei Comarca's: P. und Rio Negro. Seit 1851 iſt letztere, welche den nordweſtlichen Theil der Provinz einnahm, davon getrennt und als eigene Provinz unter dem Namen Amazonas (ſ. d.) organiſirt, ſo daß nun die gegenwärtige Provinz P. 1,149,700 QKilom. (20,880 QM.) mit (1875) 259,821 Einw. umfaßt. Das Land, welches vom Atlantiſchen Ocean, von Guayana und den Provinzen Amazonas, Matogroſſo, Goyaz und Maranhão eingeſchloſſen wird, bildet eine ungeheure Ebene, nur im S. und O. finden ſich niedrige Hügelketten; höher ſind an der Nordgrenze gegen Guayana zu die Serras de Acaray und Tumucumaque. Der Hauptſtrom der Provinz iſt der Amazonenſtrom, welcher ſie von W. nach O. durchſtrömt und hier zahlreiche andere Flüſſe aufnimmt, von denen die bedeutendſten von S. her der Tapajoz und Xingu ſind; von N. kommen der Trombatas (Oririmina), Gurupatuba u. a. Zu dieſem ungeheuren hydrographiſchen Netz geſellt ſich auf eigenthümliche Weiſe der Rio P., der ſüdöſtliche Mündungsarm des Amazonenſtroms, der einen Süßwaſſerarchipel an der Mündung des mächtigen Tocantins darſtellt. Andere ſelbſtändige Flüſſe ſind noch: der Oyapok, Grenzfluß gegen das franzöſiſche Guayana, der Arawary, Gurupy und Turiaſſu. Am Maranon ziehen ſich Seen und Sümpfe hin, weite Landſtriche beſtehen aus moraſtigen Niederungen. Das Klima zeigt den tropiſchen Charakter in ſeiner größten Reinheit. Die Verſchiedenheit der Temperatur

und der atmosphärischen Verhältnisse während des ganzen Jahrs ist nur sehr gering; ebenso bleiben sich Tag und Nacht wegen der Lage unter dem Aequator stets gleich. Die durch Nebel und Feuchtigkeit ungesunden Landstriche gehören meist den östlichen Gegenden der Provinz an. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, doch fast noch überall ohne Kultur. Auch überschwemmen die meisten Flüsse während der Regenzeit die umliegende Landschaft und hindern dadurch die Kultur. Die Vegetation ist höchst üppig, der Reichthum der organischen Produktion unendlich groß. Es gibt weit ausgebreitete Urwälder von feinen, kostbaren Holzarten, viele Gewürze edelster Art sowie zahlreiche Arzneipflanzen; wichtig ist auch der Gummibaum (Siphonia elastica). Gebaut werden Reis, Maniok, Hirse, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Südfrüchte (ausgenommen die Feige, welche ebensowenig wie der Wein gedeiht), Jalape, Ipecacuanha, Ingwer, Sassaparille, Vanille ꝛc. Nicht minder reich und mannigfaltig ist die Fauna vertreten, und zwar durch Herden von Visamschweinen, durch Jaguare, Tapire, Rehe, Gürtelthiere, Ameisenfresser, Faulthiere, zahlreiche Affenarten, Manati's und Delphine, eine Menge verschiedener Vögel und Fische, Schildkröten, Schlangen, blutsaugende Insekten ꝛc. Die Viehzucht steht auf einer so niedern Stufe als der Ackerbau, sie kann nur in den grasreichen und offenen Savannen unfern der Meeresküste in größerem Maßstabe betrieben werden. In der Nähe des Meers sind auch die Fischerei und der Schildkrötenfang von Bedeutung. Der Mineralreichthum der Provinz ist gering oder doch wenigstens noch nicht erforscht. Die Bevölkerung zerfällt in Ureinwohner (Indianer), Neger und Weiße, welche aber durch gegenseitige Kreuzung eine sehr große Menge von Mischlingen der mannigfachsten Abstufungen erzeugt haben. P. enthält unter allen brasilischen Provinzen die meisten Indianer, welche als Diener, Fischer und Lastträger, auch als Matrosen und ausschließlich als Ruderer bei der Flußschiffahrt sowie auf den Werften gebraucht werden. Neger finden sich in größerer Anzahl nur in den Gegenden, welche, unweit der Küste gelegen, eine größere Betriebsamkeit und eine stärkere, seit langer Zeit ansässige Bevölkerung besitzen, und zwar überall meist nur als gekaufte oder geborne Sklaven (1875 noch 27,199) der Weißen. Diese letzteren stammen großentheils von portugiesischen Voreltern ab. Der bei weitem größere Theil der Bewohner des waldigen Innern (Sertanejos) lebt nach Art der Indianer auf kleinen Pflanzungen in den Wäldern zerstreut. Die Industrie steht noch überall auf niedriger Stufe und hat nur in der Hauptstadt eine wesentliche Bedeutung. Man spinnt und webt etwas Baumwolle, macht Stricke, Taue, Leder, Ziegel, Backsteine, irdenes Geschirr ꝛc. Der Handel von P. fängt an, lebhafter zu werden, seit der Amazonenstrom regelmäßig befahren wird; die Einfuhr beträgt jährlich 30, die Ausfuhr 39 Mill. Mark. An Gummi (Kautschuk) wurden 1861: 40,000 Ctr., 1875: 135,260 Ctr. ausgeführt. Die Civil- und Militärverwaltung der Provinz befindet sich in den Händen eines Generalgouverneurs (Präsidente), der unmittelbar unter der Regierung in Rio de Janeiro steht. Es gab 1875: 247 Schulen mit 10,163 Schülern (4215 mehr als 1872). Eine Eisenbahn von Pará nach Braganza und Vigia-Ourem ist projektirt. Die Provinz P. zerfällt in zwei Regierungsbezirke (Comarca's); zu ihr gehören noch die Inseln Caviana, Machiana und Joanes oder Marajo. S. Karte »Brasilien«.

Die gleichnamige Hauptstadt (Santa Maria de Belem do Gran P., auch bloß Belem) liegt an der Mündung des Guama in den Rio P. (s. oben), 110 Kilom. vom Atlantischen Ocean, ist Sitz des Präsidenten, der Provinzialregierung und eines Bischofs und zählt 26,000 Einw. Hauptgebäude sind: der Gouvernementspalast, die Kathedrale und andere Kirchen, das ehemalige Jesuitenkollegium (jetzt bischöflicher Palast), das Zeughaus. Auch hat die Stadt ein Kauf- und Zollhaus, ein Krankenhaus, Militärhospital, viele Klöster, einen botanischen Garten, ein Museum (Alterthümer, Naturalien), ein theologisches Seminar, Gymnasium, einen großen, für die größten Seeschiffe zugänglichen Hafen, ziemlich lebhafte Industrie in verschiedenen Zweigen, Handel, eine Handelsbank und (1875) 11 Zeitschriften. Mit Pernambuco, Bahia ꝛc. steht P. in unterseeischer Telegraphenverbindung.

Parabase (griech.), in der alten griech. Komödie ein Theil des Chors (s. d.). Vgl. Komödie.

Parabel (griech., »Vergleichung«, Gleichnis), in der Poetik diejenige Form des moralisch-didaktischen Gleichnisses, welche ihr veranschaulichendes Bild aus dem Menschenleben entlehnt. Dieselbe hat den Lehrzweck mit allen übrigen Formen der didaktischen Poesie, dagegen im Unterschied von der Paramythie (s. d.), welche eine theoretische Wahrheit veranschaulicht, die Verbildlichung einer moralischen Wahrheit mit der (Aesopischen) Fabel gemein, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß die letztere ihr Gleichnis aus dem Untermenschlichen (Thier- und Pflanzenleben) entlehnt. Während in der Fabel Menschliches unter dem Bild eines Thierischen oder Pflanzlichen, wird in der P. ein Menschliches unter dem Bild eines andern Menschlichen dargestellt, daher in der Fabel der Kontrast, in der P. dagegen die Aehnlichkeit größer ist, jene folglich (nach Lessing) schlagender erscheint. Musterparabeln sind die neutestamentlichen Gleichnisse (z. B. der verlorne Sohn); die berühmte P. des Menenius Agrippa gehört streng genommen zu den Fabeln, weil sie Menschliches (das sociale Verhältnis der Bürger im Staat) mit Thierischem (dem Verhältnis der Leibesglieder zum Lebenscentrum) vergleicht.

In der Geometrie heißt P. derjenige Kegelschnitt (s. d.), welchen man erhält, wenn man einen Kegel durch eine Ebene schneidet, die parallel zu einer Erzeugenden liegt. Sie besteht aus einem Zweig, der sich nach einer Seite hin ins Unendliche erstreckt, und wird durch eine Gerade, die Axe, in zwei symmetrische Hälften getheilt. Der Schnittpunkt der P. mit ihrer Axe heißt der Scheitel. Nimmt man die Axe der P. als Abscissenaxe und den Scheitel O als Anfang rechtwinkliger Koordinaten x und y an, so ist $y^2 = 2px$ die Gleichung der P. Der Punkt F der Axe, dessen Abscisse $\frac{1}{2}p$ ist, heißt der Brennpunkt; eine auf der andern Seite des Scheitels in der gleichen Entfernung von letzterem gelegene, zur Axe senkrechte Gerade heißt die Direktrix. Jeder Punkt der P. ist gleich weit entfernt von der Direktrix und dem Brennpunkt; die letztere Entfernung heißt auch der Leitstrahl (radius vector) des Parabelpunkts. Eine Gerade schneidet die P. in nicht mehr als zwei Punkten; fallen dieselben zusammen, so ist die Gerade eine Tangente. Eine solche bildet mit der Axe und dem Leitstrahl des Berührungspunkts gleiche Winkel; ist daher P der Berührungspunkt und

T der Schnittpunkt der Tangente mit der Axe, so ist FT=FP. Um beliebige Punkte einer P. zu zeichnen, gibt man sich die Axe, auf ihr den Scheitel O und auf der einen Seite den Brennpunkt F, auf der andern einen Punkt D (den Schnittpunkt der Direktrix) an, beide um ½ p von O entfernt; darauf nimmt man zwischen O und F oder auch über F hinaus einen Punkt M beliebig auf der Axe an, errichtet dort ein Perpendikel und schlägt um F einen Kreis mit dem Halbmesser DM, welcher das Perpendikel in zwei Parabelpunkten schneidet. Die P. findet nicht nur in der reinen Mathematik Verwendung, sondern kommt auch in der Physik und Astronomie vielfach vor, z. B. als Wurflinie (s. Wurf), als Kometenbahn ꝛc.

Parabiago, Ortschaft in der ital. Provinz Mailand, Kreis Gallarate, an der Olona und der Eisenbahn Mailand-Arona, mit großer Seidenfilande, Seidenmanufakturen und (1871) 4602 Einw.

Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus P. von Hohenheim, genannt Bombastus, berühmter Arzt und Naturforscher, geb. 17. Dec. 1493 zu Maria-Einsiedeln im Kanton Schwyz, erhielt von seinem Vater, einem Arzt und Chemiker, den ersten Unterricht und beschäftigte sich dann unter der Leitung des Abtes Tritheim in Sponheim mit Chemie sowie bei dem Wundarzt Fugger mit Alchemie. Auf langen abenteuerlichen Irrfahrten wußte er seine Kenntnisse wesentlich zu bereichern, und als er dann wieder in Deutschland auftrat, erregte er durch glückliche Kuren großes Aufsehen. 1526 wurde er als Stadtarzt nach Basel berufen und hielt an der dortigen Hochschule viel besuchte Vorlesungen; er verbrannte öffentlich die Werke des Galen und Avicenna, suchte sich die Alleinherrschaft in der Medicin anzumaßen und gewann in der That viele Anhänger. Wegen einer Streitigkeit mit dem Magistrat verließ er 1528 Basel, führte nun im Elsaß, in der Schweiz und im südlichen Deutschland ein unstetes Leben und starb 23. Sept. 1541 in Salzburg, wo sich in der St. Sebastianskirche sein Grabmal noch findet. Seine Lehren (vgl. Medicin, S. 364) sind in seinen Schriften zerstreut, vielfach mit theosophischen, kabbalistischen und astrologischen Vorstellungen sowie mit apokalyptischen und chiliastischen Träumereien verwebt. Auf die praktische Medicin aber gewann er dadurch einen bedeutenden Einfluß, daß er die Chemie in die Apotheken einführte. Er verschaffte sich kräftiger wirkende Arzneien theils durch die Extrakte und Auszüge aus Pflanzen, theils besonders durch die Anwendung vieler Mittel aus dem Mineralreich. Waren auch mehrere dieser Mittel schon vor ihm entdeckt, so hat er doch die Kenntnis derselben verbreitet und die Aerzte zuerst wieder auf den Weg der Beobachtung und Erfahrung zurückgeführt. Er kannte außer der atmosphärischen Luft mehrere Gasarten, machte auf die Schädlichkeit der Metalldünste und auf den Einfluß der verdorbenen Luft in den Hospitälern aufmerksam ꝛc. Als Schriftsteller erscheint P. verworren und dunkel; sein Stil ist schwülstig, nicht selten pöbelhaft. Die vollständigsten Ausgaben seiner Schriften erschienen zu Basel (1589, 10 Bde.), Straßburg (1616—18, 3 Bde.) und Genf (1658, 3 Bde.). Vgl. M. B. Lessing, P. (Berl. 1839); Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim (Götting. 1842); Mook, T. P. (Würzb. 1876).

Paracentēse (griech., Durchstechung), die künstliche Eröffnung einer Leibeshöhle oder eines Hohlorgans zu dem Zweck, um widernatürlich angesammelte Flüssigkeiten oder Gase aus denselben zu entfernen. Die P. wird besonders häufig vorgenommen an der Bauchhöhle, um massenhaft angesammelte Flüssigkeiten aus dieser selbst oder aus in ihr liegenden Geschwülsten abfließen zu lassen (Bauchwassersucht, Eierstockcysten), zumal dann, wenn durch jene Flüssigkeiten das Zwerchfell stark nach oben gedrängt und schwere Athemnoth verursacht wird. In den meisten Fällen von P. der Bauchhöhle bringt die Operation nur ganz vorübergehende Erleichterung, denn der Erguß sammelt sich sofort wieder an, und nach wenigen Tagen schon muß die Operation wiederholt werden, was wegen des damit verbundenen Säfteverlustes die Kranken außerordentlich schwächt und ihren Untergang zu beschleunigen pflegt. In einzelnen Fällen wird die P. des Bauches 30—40mal an demselben Individuum wiederholt. Ebenso häufig als die P. der Bauchhöhle wird die der Brusthöhle wegen Ansammlung von Wasser oder Eiter in derselben vorgenommen. Auch macht man zuweilen die P. der Harnblase (Blasenstich) bei Harnverhaltungen, wenn diese durch den Katheter nicht beseitigt werden können. Selten wird am Menschen die P. des Darmkanals wegen hochgradiger Auftreibung desselben durch zurückgehaltene Gase vorgenommen. Am seltensten ist die P. des Herzbeutels wegen Ansammlung von Eiter oder wässeriger Flüssigkeit in demselben. Man führt die P. bald mittels des Messers, bald und bei weitem häufiger vermittels des Troikarts (s. d.) aus, welch letzterer den Vorzug hat, daß die durch ihn verursachten Wunden bei ihrer Kleinheit und eigenthümlichen Form außerordentlich schnell heilen.

Parachronismus (griech.), s. v. w. Anachronismus, Verstoß gegen die Zeitrechnung.

Parachute (franz., spr. -schüt), Fallschirm der Luftschiffer.

Parád, Ortschaft im ungar. Komitat Hevés, berühmt durch seine Mineralquellen, deren heilkräftiges Wasser in großen Mengen versandt wird.

Parāde (franz.), im allgemeinen Schaustellung, Prunk; im Militärwesen Schaustellung der Truppen und ihrer Ausrüstung. Der Parademarsch ist Vorbeimarsch vor dem höchsten anwesenden Vorgesetzten; er erfolgt gewöhnlich in Zügen und mit voller Distanz, doch auch in Kompagnie-, Eskadron- und Batteriefront, bei größeren Truppenmassen auch in geschlossenen Kolonnen. Das Marschtempo war dabei im vorigen Jahrhundert sehr langsam, etwa 75 Schritt auf die Minute; jetzt ist der Geschwindschritt zu 112 Schritt auf die Minute allgemein üblich. Der Vorbeimarsch der Kavallerie und reitenden Artillerie geschieht sowohl im Schritt als auch im Trab und Galopp. Die Paradeaufstellung geschieht bei kleineren Abtheilungen in Linie, bei größeren Massen in Kolonnen und in mehreren Treffen. Vor dem Vorbeimarsch reitet oder geht der Vorgesetzte die Front der Truppen entlang, wobei diese unter präsentirtem Gewehr stehen. Wachtparade ist die in einer Garnison in der Regel um 11 oder 12 Uhr stattfindende Besichtigung der für die nächsten 24 Stunden aufziehenden Wachtmannschaft und gewöhnlich mit Austheilung der Parole und der Tagesbefehle verbunden. Kirchenparaden sind Paraden, mit denen ein Militärgottesdienst verbunden ist. — In der Fechtkunst ist P. Abwehr des Angriffs mit der Waffe (s. Fechtkunst); in der Reitkunst das kurze, plötzliche Anhalten des Pferdes im Lauf, wobei sich dasselbe auf die Hinterbeine setzt.

Paradebett, ein mit schwarzem Tuch oder anderem Stoff behängtes Gerüst, auf dem der Sarg

mit der Leiche eines Vornehmen öffentlich zur Schau ausgestellt wird.

Paradies (v. perſ. pardes, ſ. v. w. Park), nach der Bibel der Aufenthaltsort der erſten Menſchen vor dem Sündenfall, im hebräiſchen Text Eden (d. h. Luſt, Wonne), lag an einem Strom, der ſich in vier Arme theilte: Piſchon, der um das goldreiche Land Hevila, Gihon, der um das Mohrenland, Chiddekel, der in Aſſyrien floß, und Phrat. Die beiden letzten Namen bedeuten zweifellos den Tigris und den Euphrat. Je nach der Deutung der beiden erſten verlegt man das P. entweder in die Hochebene von Armenien, oder nach Nordindien. Bei den Mohammedanern ſcheint das P. mehr an den ſüdlichen Theil des Euphrat verlegt worden zu ſein, wenigſtens iſt nach ihrer Sage das Grab des Adam in der Ruinenſtadt Kufa am Euphrat (Wilajet Bagdad). Neben dem irdiſchen P. gedenkt die Bibel, insbeſondere in den Büchern des Neuen Teſtaments, auch eines himmliſchen Paradieſes als des Aufenthaltsorts der Seligen nach dem Tode. Vgl. Schultheß, Das P. (2. Aufl., Zür. 1821); O. Schmidt und Unger, Das Alter der Menſchheit und das P. (Wien 1866).

Paradiesapfel, ſ. v. w. Pompelmus, ſ. Citrus; auch ſ. v. w. Liebesapfel, ſ. Lycopersicum.

Paradiesfeige, die Frucht von Musa paradisiaca.

Paradiesholz, ſ. v. w. Aloëholz.

Paradieskörner, ſ. Amomum.

Paradiesvögel (Paradiseïdae *Boie*), Familie aus der Ordnung der Sperlingsvögel, prachtvolle Vögel mit mittellangem, geradem oder etwas gebogenem, komprimirtem, am Grund mit einer befiederten Haut bedecktem Schnabel, mittellangen Flügeln, in welchen die ſechste und ſiebente Schwinge am längſten ſind, mittellangem Schwanz, in welchem die beiden mittleren Steuerfedern bisweilen außerordentlich als nackte, gar keine oder nur an der Spitze Strahlen tragende Schäfte verlängert ſind, und mit kräftigen, großzehigen Füßen. Das Gefieder der Männchen iſt durch Büſchel aus lang zerſchliſſenen Federn, welche beliebig ausgebreitet und zuſammengelegt werden können, ausgezeichnet. Die P. bewohnen Neuguinea und die benachbarten Inſeln, und von dort kommen ihre Bälge ſeit Jahrhunderten der prachtvollen Federn halber in den Handel, während wir über die lebenden Thiere noch ſehr wenig wiſſen. Der Paradiesvogel (Göttervogel, Paradisea apoda *L.*) der Aruinſeln iſt 33 Centim. lang, vorherrſchend kaſtanienbraun, an der Stirn ſchwarz, am Scheitel und Oberhals gelb, an der Kehle goldgrün, am Vorderhals violettbraun; die langen, zerſchliſſenen Seitenfedern ſind orangegelb, am Ende roth getüpfelt; die Augen ſind weißlichgelb, Schnabel und Füße blaugrau. Das Weibchen iſt düſterer gefärbt. Der Tſianka oder Wumbi (P. papuana *L.*) iſt 30 Centim. lang, auf dem Rücken hell kaſtanienbraun, auf dem Unterkörper dunkel rothbraun, am Scheitel, Oberhals, Nacken und an den Seiten blaßgelb, an der Kehle ſmaragdgrün; die Augen ſind weißlichgelb, der Schnabel und die Füße dunkel blaugrau. Er bewohnt die nördliche Halbinſel von Neuguinea, Salawati und Meiſol. Der rothe Paradiesvogel (P. rubra *L.*) iſt ca. 30 Centim. lang, mit aufrichtbarem, goldgrünem Federbuſch am Hinterkopf, auf dem Rücken und der Unterſeite graugelblich, an der Bruſt und den Flügeln rothbraun, an der Kehle ſmaragdgrün; die ſeitlichen Federbüſche ſind roth, die Augen ſind hellgelb, der Schnabel und die Füße graublau; er lebt auf der Inſel Waigiu. Die P. ſind Strichvögel, welche je nach dem Reifen der Früchte bald an der Küſte, bald im Innern der Inſel weilen; ſie leben in den Wäldern, ſind ſehr munter und beweglich und namentlich die alten Männchen ſehr ſcheu; ſie erſcheinen in Flügen von 30—40 Stück und ſchreien wie die Staare oder krächzen wie die Raben. Außer Früchten freſſen ſie auch Inſekten. Man findet viel mehr Weibchen als Männchen, weil letzteren allein nachgeſtellt wird. In der Gefangenſchaft halten ſie ſich, wie es ſcheint, ſehr gut; in Aſien hat man ſie ſeit langer Zeit in Käfigen unterhalten, nach Europa gelangten die erſten durch Wallace. Der Königsparadiesvogel (Cicinnurus regius *Vieill.*) hat die Größe einer Droſſel, einen ſchwachen, dunkelbraunen Schnabel, iſt auf der Oberſeite rubinroth, auf der Stirn und am Scheitel orangegelb, an der Kehle gelb, am Bauche graurweiß, am Hals dunkel, an der Bruſt mit einem metalliſch grünen Band gezeichnet; die nur wenig verlängerten Seitenfedern ſind grau mit weißlicher und röthlicher Querlinie und glänzend ſmaragdgrünem Endbande; die beiden verlängerten Schwanzfedern ſind an der Spitze mit rundlichen Fahnen beſetzt, welche ſich ſchraubenartig verſchnörkeln. Er iſt am weiteſten verbreitet; man ſieht ihn häufig am Strand auf niedrigen Bäumen, wie die anderen P. ſtets bemüht, ſeine Schönheit zu zeigen. Er iſt die eigentliche Manucodiata, von welchem Vogel man fabelte, daß er ohne Füße beſtändig in der Luft ſchwebe, nur vom Thau lebe, den Krieger in der Schlacht vor Verwundung ſchütze ꝛc. Die Fabelei von dem Fehlen der Füße erklärt ſich leicht aus der Gewohnheit der Eingebornen, jene an den Bälgen abzuſchneiden. S. Tafel »Paradiesvögel«.

Paradieswittwe, Vogel, ſ. Wittwe.

Paradigma (griech., »Beiſpiel«), in der Grammatik das durchflektirte Muſterwort (Nomen oder Verbum) für die Abwandlung aller anderen Wörter von gleicher Biegung; in der Rhetorik Beiſpielsanführung, ein aus der Geſchichte, aus der Reihe wirklicher Ereigniſſe entlehntes Beiſpiel, das zur Vergleichung angeführt wird.

Paradóxa (griech.), bei den ſtoiſchen Philoſophen ſolche Sätze, die, beſonders für Uneingeweihte, durch ihre pikante Faſſung auffallend und ſogar dem geſunden Sinn widerſtreitend erſcheinen, bei näherem Eingehen aber ſich als wahr und wohlbegründet zeigen. Nach Rouſſeau ſind P. Wahrheiten, die hundert Jahre zu früh erſcheinen. Daher Paradoxie, Seltſamkeit und auffallende Sonderbarkeit in Meinungen, kühnen (paradoxen) Behauptungen ꝛc., und Paradoxomanie, die Sucht, Paradoxen zu behaupten oder ſonderbare, gegen allgemein anerkannte Grundſätze verſtoßende Sätze aufzuſtellen, um damit zu imponiren.

Paradoxĭdes, ſ. Trilobiten.

Paränēſe (griech.), Ermunterung, Warnung, Rath; ermahnende Rede; Nutzanwendung einer Predigt. Paränetiſche Schriften ſind Schriften ermahnenden, demnach moraliſchen Inhalts.

Paraffin, in der Technik eine aus Holz-, Torf-, Braunkohlen-, Boghead- und Kannelkohlentheer ſowie aus Erdöl, Ozokerit und aus dem Bitumen gewiſſer ſchieferigen Geſteine zu gewinnende farb-, geruch- und geſchmackloſe Maſſe, iſt dem Wachs ähnlich oder mehr kryſtalliniſch, alabaſterartig durchſcheinend, hart, klingend, wenig ſpröde, fühlt ſich etwas ſchlüpfrig an, iſt härter als Talg, weicher als Wachs, ſpec. Gew. 0,88, erweicht beim Erwärmen, ſchmilzt je nach ſeiner Zuſammenſetzung bei 43—65° und beſteht aus einem

Gemiſch von Kohlenwaſſerſtoffen, welche der Reihe C_nH_{2n+2} angehören. Die weicheren Paraffine ſind zuſammengeſetzt nach der Formel $C_{19}H_{40}$ und $C_{20}H_{42}$, die härteren nach der Formel $C_{21}H_{44}$ und $C_{22}H_{46}$. P. iſt löslich in Alkohol, Aether, Benzol, Schwefelkohlenſtoff und in faſt allen flüchtigen und fetten Oelen, läßt ſich mit Wachs, Stearin- und Palmitinſäure, auch mit Harz und Fett zuſammenſchmelzen, ſiedet bei mehr als 300° und läßt ſich deſtilliren. Es widerſteht ſehr gut den gewöhnlichen chemiſchen Agentien (daher der Name; parum: wenig, affinis: verwandt), beſonders bei mittlerer Temperatur, wird aber bei tagelangem Erhitzen an der Luft unter Abſorption von Sauerſtoff braun, gibt mit Chlor bei höherer Temperatur Subſtitutionsprodukte, wird auch von Brom angegriffen, entwickelt beim Erhitzen mit Schwefel Schwefelwaſſerſtoff und gibt mit Salpeterſäure Bernſtein-, Baldrian- und Butterſäure. Während amerikaniſches Erdöl nur wenig P. enthält, finden ſich davon in der Naphtha von Burmah (Rangoontheer) bis 10 Proc., im Erdöl von Java bis 40 Proc., und auch die Bergnaphtha in Oſtgalizien iſt reich daran. Man gewinnt daraus das P. durch Trennung der Beſtandtheile mittels fraktionirter Deſtillation und erhält aus den ſchwer flüchtigen Oelen durch Abkühlung kryſtalliniſch ſich ausſcheidendes Oel, welches weiter gereinigt wird. Das P. aus dem Rangoontheer wird als Belmontin, namentlich in England, zu Kerzen benutzt. Ozokerit wird der Deſtillation unterworfen, das erſtarrende Deſtillat durch Preſſen von flüſſigen Beſtandtheilen getrennt und das P. alsdann mit koncentrirter Schwefelſäure gereinigt. Bituminöſe Schiefer unterwirft man der Deſtillation, worauf man den erhaltenen Theer in ähnlicher Weiſe wie die erwähnten Rohſtoffe weiter verarbeitet. Am ausgebildetſten iſt die Fabrikation des Paraffins aus Braunkohlentheer, welcher aus gewiſſen waſſerſtoffreichen Braunkohlenſorten (Schwelkohle) zwiſchen Halle, Weißenfels und Zeitz, in neuerer Zeit auch aus knorpeliger Braunkohle gewonnen wird. Man deſtillirt die Kohlen aus liegenden ovalen gußeiſernen Retorten oder nach neuerem Syſtem aus ſtehenden gußeiſernen Cylindern, welche kontinuirlich arbeiten, weit größere Mengen als die Retorten bewältigen, weniger Feuerung fordern, aber trotzdem nicht in allen Fällen den Retorten vorzuziehen ſind. Der gewonnene Theer wird durch Erwärmen und ruhiges Stehen entwäſſert und dann aus großen gußeiſernen Blaſen deſtillirt, wobei zuerſt leichte, dann ſchwere, beim Erkalten erſtarrende Oele übergehen und eine aſphaltartige Maſſe oder bei noch weiter getriebener Deſtillation Kohle als Rückſtand bleibt. Die ſchweren Oele, welche durch Kryſtalliſation des Paraffins erſtarren, behandelt man mit koncentrirter Schwefelſäure, um Brandharze zu entfernen, läßt dann das P. kryſtalliſiren, trennt es durch Preſſen von den flüſſig gebliebenen Kohlenwaſſerſtoffen, ſchmelzt es mit reinſtem Photogen zuſammen, preßt es nach abermaligem Kryſtalliſiren von neuem, entfernt die letzten Spuren des Photogens durch Behandlung mit geſpanntem Waſſerdampf, entfärbt das P. dann mittels Thierkohle, filtrirt es durch Papier und vergießt es zu Blöcken, Tafeln oder Kerzen (ſ. d.). Das ſächſiſche P. kommt in acht durch den Härtegrad verſchiedenen Sorten in den Handel, deren Schmelzpunkt zwiſchen 35° und 58° liegt. 1 Tonne (138—150 Kilogr.) Braunkohle liefert 18—25 Kilogr. Theer. 100 Kilogr. dieſes Theers liefern 8—10 Kilogr. hartes und ebenſoviel weiches P., außerdem 20 Kilogr. Photogen und 23 Kilogr. Solaröl. Nur das härteſte P. dient zu Kerzen, auch wohl zum Ueberziehen von Fleiſch und Früchten, um dieſelben vor Fäulnis zu bewahren; das weichere dient als Zuſatz zu Stearin und Wachs, zum Tränken der Salonzündhölzer, als waſſerdichte Appretur von Wäſche, Geweben, Leder, zur Herſtellung der ſogen. Wachspuppen, als Schmiermittel, zum Konſerviren von Holz, zur Gewinnung zarter Parfüme durch Enfleurage (ſ. Parfümerie), zum Dichten der Wein- und Bierfäſſer, zum Verhüten des Schäumens und Ueberſteigens beim Verkochen des Zuckerſafts im Vakuum, zum Satiniren und Poliren der Glanzpapiere, als Surrogat des Wachſes (Ceresin, ſ. Ozokerit), zum Tränken von Gipsfiguren, zur Herſtellung von Patronen und wegen ſeiner chemiſchen Beſtändigkeit als Hülfsmittel bei mancherlei chemiſchen Operationen. Das P. wurde 1830 vom Freiherrn v. Reichenbach im Holztheer entdeckt, nachdem Buchner ſchon 1820 eine fettartige Subſtanz aus dem Erdöl von Tegernſee abgeſchieden hatte, deren Identität mit dem P. ſpäter v. Kobell erkannte. Um 1850 wurde P. in England im großen dargeſtellt, und in demſelben Jahr entſtand eine Fabrik bei Bonn, wo man die bituminöſen Blätterkohlen des Siebengebirges zu Leuchtſtoffen verarbeitete. Größere Bedeutung gewann die Induſtrie aber erſt in der Provinz Sachſen, wo man 1855 und 1856 aus der hellen Schwelkohle eine überraſchend große Ausbeute erhalten hatte. Nach manchen Wechſelfällen entwickelte ſich dieſelbe ſehr glücklich, erfuhr aber nach dem Auftreten des amerikaniſchen Erdöls inſofern eine Wendung, als nunmehr der Schwerpunkt nicht mehr, wie zuerſt, auf die Leuchtöle, ſondern auf das P. gelegt werden mußte. 1874 wurden 36,069,489 Kilogr. Theer dargeſtellt und daraus 6,25 Mill. Kilogr. P., 12 Mill. Kilogr. Leuchtöle und 4 Mill. Kilogr. Schmieröle gewonnen. Vgl. Albrecht, Das P. und die Mineralöle (Stuttg. 1875).

Paraffinöl, in den Paraffin- und Mineralölfabriken erhaltenes ſchweres Theeröl von hellerer oder dunklerer Farbe, wird zur Darſtellung von Schmiermitteln und Leuchtgas benutzt. Es liefert mit Hülfe ſehr einfacher Vorrichtungen pro Centner 30 Kubikm. Gas, welches drei- bis viermal heller leuchtet als Steinkohlengas.

Paragium (neulat.), die den nachgebornen Prinzen fürſtlicher Häuſer und deren Deſcendenz bewilligte Abfindung und zwar »mit Land und Leuten«, d. h. mit Grundbeſitz, wie ſie im Mittelalter vielfach üblich war. Vgl. Apanage.

Paragoa, oſtind. Inſel, ſ. Palawan.

Paragöge (griech.), bei den Grammatikern der alten Schule die Verlängerung eines Worts durch Anhängung eines oder mehrerer Buchſtaben an das Ende desſelben; indeſſen zeigt die Sprachgeſchichte, daß in den meiſten Fällen dieſer Art die längere Form in der That die ältere, die kürzere erſt daraus entſtanden iſt, z. B.: »Herz« aus »Herze«. In der Rhetorik bedeutet P. Beweis mittels Hinweiſes auf Aehnliches.

Paragonit, ſ. Glimmer.

Paragramm (griech.), etwas Daneben- oder Hinzugeſchriebenes, ein eingeſchobener Zuſatz; Fälſchung einer Schrift durch Buchſtabenveränderung ꝛc.; auch eine Art Wortwitzſpiel, entſtehend aus der Weglaſſung oder Aenderung des erſten Buchſtabens, z. B. Biberius (»Trunkenbold«) ſtatt Tiberius.

Paragraph (griech.), eigentlich jedes daneben- oder beigeſchriebene Zeichen (Linie, Punkt ꝛc.), bei den Alten ein Zeichen, deſſen ſich die Grammatiker und

Kritiker zur Interpunktion, zur Unterscheidung der im Drama sprechenden Personen oder auch zur Andeutung unechter Worte und Stellen in den Schriften der Klassiker bedienten. Später bezeichnete man, wie noch gegenwärtig geschieht, mit P. die in Gesetzeswerken sowie in wissenschaftlichen Schriften der bequemern Uebersicht wegen gemachten, meist kleineren Abschnitte, denen man das mit fortlaufenden Ziffern numerirte Paragraphenzeichen (§) vorsetzt.

Paragras, s. v. w. Piassaba, s. Attalea.

Paraguay (spr. -gwäi, Rio P., in der Guaranisprache Para-qua-y, »Quelle des Meers«), Strom in Südamerika, entspringt in der brasilischen Provinz Matogrosso in den Campos dos Parecis unter 13° 30′ südl. Br., 305 Meter ü. M., aus mehreren Seen und durchströmt, nachdem er bei Villa Maria aus dem Gebirgsland herausgetreten, südliche Hauptrichtung verfolgend, eine große Ebene, in welcher er links und rechts von den Gebirgen sehr bedeutende Nebenflüsse erhält. Die weite Ebene wird von ihm und seinen Nebenflüssen während der Regenzeit (Januar bis März) vollständig überschwemmt und hierdurch unter anderen der See de los Xarayes gebildet, der sich theils auf brasilischem, theils auf bolivianischem Gebiet ausbreitet und eine Fläche von etwa 150 Kilom. Länge und 80 Kilom. Breite einnimmt. Von dieser weiten Ueberschwemmungsgegend an sind die Ufer des P. meist hoch und trocken. Während er bis hierher die Grenze zwischen Brasilien und Bolivia gebildet hat, trennt er nun den Staat P. bis zum 22.° südl. Br. von Bolivia und dann bis zu seiner Mündung von den Staaten der Argentinischen Konföderation. Er ist durchgehends schiffbar, hat nirgends Klippen und Stromschnellen, fließt an 450 Meter breit bei Asuncion vorüber und vereinigt sich nach einem Stromlaufe von 2660 Kilom. an der Südwestgrenze des Staats P. unter 27° südl. Br. oberhalb Corrientes mit dem Paraná. Er enthält viele Inseln und nimmt zahlreiche Flüsse auf, die ihm meist von der östlichen Seite zufließen. Die größten derselben sind der Mondego, Taguary und São Lourenzo mit dem Cuyabá, während von W. her der Pilcomayo und Vermejo in ihn münden. Der P. wurde zuerst 1526 von Gaboto beschifft. Jetzt gehen Dampfboote in seinem Gebiet bis Cuyabá (am gleichnamigen Fluß, in der Provinz Matogrosso) aufwärts.

Paraguay, ein Freistaat in Südamerika, nach dem gleichnamigen Fluß benannt, vormals ein Theil des spanischen Vicekönigreichs La Plata und noch früher das Land, in welchem bis in die Mitte des 18. Jahrh. die Jesuiten einen förmlichen Staat gegründet hatten, liegt zwischen 22°—27° südl. Br. und 19° 20′—23° 20′ westl. L. v. Gr. und wird im N. und O. von Brasilien, im SO., S. und W. von den Staaten der Argentinischen Konföderation begrenzt. Die officiellen Berichte von 1864 geben den Flächeninhalt auf 913,000 QKilom. (16,577 QM.) an, freilich mit Einschluß eines Theils von Gran-Chaco (westlich vom Rio P.) und eines Landstrichs zwischen dem Paraná und Uruguay, welche beide nicht zu P. gehörten, da ihr Besitz schon damals eine fortwährende Streitfrage war. Im Januar 1872 wurden durch Vertrag mit Brasilien und Argentinien die neuen Grenzen festgestellt: P. wurde auf das Land zwischen dem Paraná und Paraguay beschränkt, und auch von diesem Gebiet mußte der nordöstliche Theil an Brasilien abgetreten werden. So geht denn jetzt die Nordgrenze vom Paraguay aus (unter 22° südl. Br.) am Apa hinauf bis zu dessen Quelle, wendet sich auf der Wasserscheide (der Serra Nanbiu-recai) gegen S. bis zum 24.°, geht auf der Serra de Maracaya ostwärts, verfolgt den Lauf des Rio Igatim und erreicht den Paraná bei dem Salto grande de siete Quedas unter 24° südl. Br. Dieses Gebiet enthält nach kartographischer Berechnung 146,900 QKilom. (2668 QM.), wovon bis zum Krieg höchstens 55,000 QKilom. (1000 QM.) kultivirt waren. Durch P. zieht sich von N. nach S. eine mäßig hohe Bergkette, welche gegen O. und W. in Plateau- und Hügelland übergeht, wahrscheinlich nirgends die Höhe von 600 Meter erreicht und die Zuflüsse des Paraná und Paraguay scheidet. Sie führt die Namen Cordillera de Maracayu oder Sierra Amanbay und Cordillera d'Uricuty, heißt aber gewöhnlich nur Cordillera de los Montes (»Waldgebirge«). Im S. löst sie sich in zahlreiche, aber unbedeutende Anhöhen auf. Längs des Paraguay und im S. des Landes längs des Paraná breiten sich weite, oft sumpfige, seenreiche Tiefebenen aus, aus denen sich hin und wieder vereinzelte Hügel erheben. Die mittlere Erhebung des Landes ist sehr gering. Von vulkanischer Thätigkeit bietet dasselbe keine Zeichen; es fehlt auch an Mineralien und Mineralquellen. Die Gewässer gehören den beiden Hauptflüssen, Paraná und Paraguay, an, welche auf zwei Seiten das Land umgeben, alle in demselben entspringenden kleineren Flüsse aufnehmen und an der südlichsten Grenze sich vereinigen. Der Boden ist überall mit Salz in gebundener Form geschwängert, daher sind auch salzige Quellen und salzige Seen im ganzen Land häufig. Das Klima von P. ist gemäßigter, als man seiner Lage nach erwarten sollte. Hart neben dem Wendekreis und in geringer Erhöhung über dem Meer sinkt das Quecksilber im Juli und August des Nachts nicht selten bis auf den Nullpunkt; die gewöhnliche Temperatur jener Jahreszeit ist 15—19°C. am Tag und um die Hälfte weniger des Nachts. In den entgegengesetzten Monaten tritt das tropische Verhältnis reiner hervor; neun Monate hindurch steht mittags das Quecksilber selten unter 25° C., gewöhnlich 30—31°, in den nördlichsten Gegenden sogar 37°. In den Stand der Temperatur werden durch die Winde große Veränderungen gebracht; besonders steigert der Nordwind, welcher über die wärmsten Theile Südamerika's herüberstreicht, die Wärme in den Sommermonaten außerordentlich. Der Charakter der Jahreszeiten ist in P. zwar nicht so scharf getrennt als in dem südlichern Buenos Ayres, aber deutlicher ausgesprochen als in den Aequatorialgegenden. P. bietet an allen Naturerzeugnissen den reichsten Ueberfluß dar. Man findet eine unendliche Mannigfaltigkeit von Nutz- und Zierhölzern, von Pflanzen, Sträuchern, Früchten und Blumen; herrliche Waldungen bieten Brenn- und Schiffbauholz in Menge sowie Gummiarten und Harze, welche auf den europäischen Märkten noch ganz unbekannt sind. Der Ackerbau, obschon eine Hauptbeschäftigung der Einwohner, ist noch im Zustande der Kindheit. Das Land wird gehackt oder leicht gepflügt und dann besäet; die Asche der nach der Ernte zurückgebliebenen Pflanzen und Wurzeln dient als Dünger. Wenn der Boden nach einigen Jahren etwas erschöpft ist, so läßt man ihn einige Zeit brach liegen und bebaut indeß eine neu gerodete Waldstelle. Hauptgegenstand des Feldbaues ist Mais, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Andere Nahrungspflanzen sind Maniok und Bataten, Mani (eine Oelfrucht), Zuckerrohr, Weizen, Reis (erst im 18. Jahrh. eingeführt), Kürbisse, Melonen und Wassermelonen. Auch viel Tabak wird gebaut, der jähr-

lich drei Ernten gibt, sowie in neuerer Zeit Baumwolle, die im Land selbst verarbeitet wird. Ein wichtiges Produkt ist der Paraguaythee (s. Ilex), doch wurde der ehedem so wichtige Handel mit diesem Produkt durch die Revolution und die spätere Absperrung des Landes sehr gestört. Das Thierreich entspricht dem Reichthum der Vegetation und der eigenthümlichen Bildung des Bodens. Neben großen Herden verwilderter Rinder und Schafe finden sich Jaguare und kleinere Raubthiere aus dem Katzengeschlecht; zahlreiche, meist prächtig gefärbte Vögel, namentlich Papageien, beleben die Wälder; auch Amphibien hat das theilweise dicht bewaldete und sehr feuchte Land in Menge. Die Sümpfe sind mit Krokodilen angefüllt, und in den östlichen Gebirgswäldern haust die Boa; einzelne Landstriche sind durch Giftschlangen besonders berüchtigt. Der Fang der artenreichen Fische, welche nach Ueberschwemmungen in den austrocknenden Lachen in großer Menge zurückbleiben, ist die Nahrungsquelle der noch nicht unterjochten Stämme von Ureingebornen und beschäftigt in minderem Grad auch die Weißen. Unter den zahllosen lästigen Insekten nehmen verschiedene Arten von Ameisen und die Mosquito's eine hervorragende Stelle ein. Verwüstungen durch wandernde Heuschrecken kommen aber hier weniger als in den westlichen und südlichen Nachbarländern vor. Der Viehzucht, welche in P. auf demselben Fuß wie in den Pampas betrieben wird, thun die Ueberschwemmungen und Insekten viel Eintrag; dennoch ist die Zahl der Herden bedeutend. Die Pferde sind gut und haben Form und Naturell ihrer andalusischen Voreltern wohl erhalten. Die Industrie liefert mancherlei Baumwollgewebe, Poncho's (die bekannten Mäntel der Südamerikaner), Manta's, Pferdedecken, Metallwaaren, Leder und Sattlerarbeiten. Bei der Menge roher Produkte und der großen Fruchtbarkeit könnte sich P., durch seine herrlichen Wasserwege unterstützt, leicht zu kommercieller Größe erheben. Gegenwärtige Hauptausfuhrartikel sind: Paraguaythee (1873: 181,515 Arroben im Werth von 635,000 Pesos), Tabak und Cigarren (1,118,000 Pesos), Häute (38,000 Stück im Werth von 134,000 Pesos), Sohlleder (30,384 Pesos), Gerberrinden (24,000 Pesos), Holz (13,327 Pesos) ꝛc., während Kattune (150,000 Pesos), Manufakturwaaren (124,000 Pesos), Wein und Spirituosen (160,000 Pesos) und Zucker (72,000 Pesos) als die Haupteinfuhrartikel anzuführen sind. Der gesammte Handel ergab:

	1869:	1873:
Einfuhr.	1234196	1147683 Pesos
Ausfuhr.	1869349	1100000 „

Die Bevölkerung belief sich nach officiellen Angaben 1857 auf 1,337,441 Einw.; davon kamen 4125 auf Gran-Chaco, 270 auf Candelaria östlich vom Paraná, so daß auf das eigentliche P. 1,333,044 Bewohner entfielen. Die wenigen Horden vollständig unabhängiger Indianer sind dabei, wie es scheint, nicht mitgerechnet worden. Der furchtbare Krieg von 1865—70 hat aber unter der Bevölkerung so verheerend gewirkt, daß die Zahl derselben auf den sechsten Theil herabsank. Die Volkszählung von 1873 ergab nur noch 221,079 Seelen, darunter 86,079 Kinder unter 15 Jahren und nur 28,746 männliche Bewohner über 15 Jahren. Auf die Hauptstadt Asuncion kamen 17,890 Bewohner, während die Zahl derselben früher mindestens 100,000 betrug. Die Bevölkerung des Staats zerfällt in die Ureinwohner indianischer Rasse, die Weißen von europäischer Abstammung (Kreolen) und die Farbigen, welche aus der Vermischung der Europäer mit den Indianern oder mit Negern entstanden sind. Die Hauptmasse der Bevölkerung machen noch jetzt die Guarani aus, die sich hier lange tapfer gegen die spanische Herrschaft vertheidigten, aber endlich unterworfen wurden und in zwei Klassen, die Bewohner der ehemaligen Jesuitenmissionen und abhängige, aber friedliche Stämme in den nördlichen und östlichen Wäldern, zerfallen. Die freien Urbewohner Paraguay's, von denen die Petermann'sche Karte von 1875 nur noch die Cayngua im N. und NO. und die Guadjana im O. anführt, sind gegenwärtig im raschen Aussterben begriffen. Die Kreolen sind von schönem Körperbau, lebhaftem Geist, gastfrei, edelmüthig, aber auch sehr leichtsinnig; die Mulatten sind stolz und treulos (ihr Name ist daher ein Schimpfwort); die Neger dagegen zeigen häufig viel Anhänglichkeit an ihre Herren. Die sogen. weiße Bevölkerung der Eingebornen stammt aber keineswegs in gerader Linie von spanischen Eltern ab, denn da europäische Frauen nur selten die Beschwerden der ersten Niederlassungen theilten, so verheiratheten sich die Spanier mit Weibern der kupferfarbigen Ureinwohner, und so bestand die Bevölkerung der Kolonie anfangs größtentheils aus Mestizen. Nach und nach wurde jedoch die weiße Farbe durch immer neuen Zuzug von Europäern, die sich mit leichtfarbigen Weibern verheiratheten, fast wieder hergestellt. Versuche, die man in den letzten Jahren mit Herbeiziehung europäischer Einwanderung (namentlich von England aus) machte, sind gescheitert, theils infolge der klimatischen Verhältnisse, theils infolge der socialen Zustände. Die Zahl der Fremdlinge beträgt ca. 8000 (darunter 4000 Brasilier, 2500 Italiener, etwa 100 Deutsche ꝛc.). Man sprach bis in die neuesten Zeiten die Guaranisprache als Sprache der Konversation, und sehr viele Landbewohner wußten, wie in Peru, sehr wenig mit dem Spanischen umzugehen. Bis 1840 stand das Land unter einem Diktator (Francia), der es mit unumschränkter despotischer Gewalt beherrschte und hermetisch abschloß (s. unten). Nach seinem Tode wurde P. eine Republik, erhielt eine Konstitution mit einem aus Abgeordneten, welche das Volk ernennt, bestehenden legislativen Kongreß und einem auf 10 Jahre ernannten Präsidenten. Die Finanzen des Staats befanden sich vor 1865 in einem sehr guten Zustande; die Ueberschüsse der Einnahmen gegen die Ausgaben betrugen jährlich im Durchschnitt über 2 Mill. Mark, und P. war unter allen südamerikanischen Staaten der einzige schuldenfreie, denn eine Emission von unverzinslichen Schatzscheinen im Betrag von 900,000 Pesos (3½ Mill. Mark) war durch das Vorhandensein hinreichenden Metallvorraths gedeckt. Die Staatseinkünfte (1859 nahe an 2½ Mill. Pesos) flossen, außer einigen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen, hauptsächlich aus dem Zehnten von fast allen Bodenerzeugnissen, dem Theemonopol und dem Betrag von etwa 40 großen Estancia's (Landgütern) und ebenso vielen städtischen Grundbesitzungen. Jetzt sind die Einkünfte gering; sie betrugen nach dem Budget von 1874 nur 856,713 Pesos (wovon 563,456 Pesos auf Zölle und 203,649 Pesos auf den Verkauf von Staatseigenthum kommen), während die Ausgaben sich auf 3,172,130 Pesos beliefen (mithin Deficit von 2,315,417 Pesos). Die innere Schuld hatte, dieses Deficit nicht mitgerechnet, die Höhe von 1,374,000 Pesos; die äußere bestand in einer 8proc. Anleihe von 7,350,000 Pesos. Das Militär (stehende Heer) zählte früher 15,000

Mann an Infanterie, Kavallerie und Artillerie; die Reserve (beurlaubt) betrug ungefähr 46,000 Mann. Die Marine zählte 15 Dampfer. Jetzt ist auch die Wehrkraft des Staats auf ein Minimum zusammengeschmolzen (ca. 2000 Mann), doch ist allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Die öffentliche Erziehung befand sich ehemals ganz in den Händen der Mönche, so daß es nur in den Klöstern Schulen gab; jetzt gibt es Primärschulen und andere Unterrichtsanstalten, freilich durchgängig in schlechtem Zustande. Das zu Asuncion 1785 gegründete Kollegium für Theologie wurde 1822 von Francia aufgehoben. Von Eisenbahnen ist nur die von Asuncion nach Paraguary (72 Kilom.) zu nennen. P. zerfällt in 24 unter Kommandanten stehende Kreise (Departementos) und hat Asuncion zur Hauptstadt, neben welcher nur noch fünf Villa's, nämlich Concepcion, Villarica, Curuguati (San Isidro), Pilar und Ytapua, vorhanden sind. S. Karte »Argentinische Republik« und Tafel »Flaggen«.

Geschichte. P. wurde durch die Spanier unter Don Juan Diaz de Solis entdeckt, der 1516 die Mündung des La Plata-Stroms erreichte, aber hier durch die Eingebornen seinen Tod fand. Die weitere Verfolgung seiner Entdeckung geschah 1525 durch Diego Garcia, sodann durch Sebastian Caboto (Cabot). Juan de Ayolas gründete 1536 Asuncion und drang mit 200 Spaniern zu Lande bis nach Peru vor, wurde aber auf seiner Rückkehr am Paraguay mit seiner ganzen Mannschaft von den Indianern erschlagen. Asuncion ward nun der Mittelpunkt für die ganze fernere Kolonisation nicht allein Paraguay's, sondern auch der La Plata-Staaten. Zur Zeit der Eroberung dieses Theils von Südamerika begriff man unter dem Namen P. auch einen Theil des spätern Vicekönigreichs Rio de la Plata und selbst einige Provinzen Brasiliens, welch letztere mit dem Namen des portugiesischen P. bezeichnet wurden. Der erste Generalkapitän von P. war Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca (1542—44). Während der trefflichen Verwaltung des Hernandez Arias de Saavedra (um 1608) erschienen die ersten Jesuiten in P. Dieselben erwarben sich bald das Vertrauen der Indianer und unterrichteten dieselben im Ackerbau, in Handwerken, Künsten und Viehzucht. Ihr erstes Augenmerk war auf die überaus reiche Provinz Guayra gerichtet. Ihr Bestreben, die Bedrückungen und Willkürlichkeiten zu verhindern, welche das System der Encomienda's trotz aller Verordnungen zu Gunsten der Eingebornen stets mit sich führte, hatte Reibungen mit den Besitzern jener Ländereien, den Gebietern der leibeigenen Indianer, den Encomenderos, zur Folge, und mehrere Missionäre wurden verjagt. Philipp III. erließ zwar ein Dekret zu Gunsten der Jesuiten; dasselbe vermehrte jedoch nur die Abneigung der Spanier in P. gegen sie, und der Gouverneur Diego Martin Negroni (1609—1615) wies sie daher an die beiden Völker der Guayeuru und Guarani, wogegen sie sich der Einmischung in die Angelegenheiten aller anderen Gegenden Paraguay's enthalten sollten. Innerhalb der ihnen gesteckten Grenzen gründeten die Jesuiten hierauf ein theokratisch-patriarchalisches Reich, das zwar formell unter spanischer Hoheit stand, von dem sie aber lange Zeit mit großer Sorgfalt jeden spanischen Einfluß abzuwehren wußten. Ihre Missionsbezirke (doctrinae) wuchsen bis gegen 40 mit mehr als 100,000 bekehrten Indianern heran, die in festen Niederlassungen (reducciones) von den Andes bis zum brasilischen Küstengebirge wohnten. Den Mittelpunkt ihrer Verwaltung hatten die Jesuiten in ihren Kollegien zu Asuncion und Cordova; in letzterer Stadt residirte der dirigirende Provincial mit seinen vier Konsultadoren. In jeder Niederlassung war ein Priester, zugleich als höchste obrigkeitliche Person, mit einem Vikar, der zugleich die Geschäfte führte. Die Ortspolizei übte ein aus den Indianern gewählter Kazike, welcher dafür sorgte, daß die Indianer die festgesetzten Arbeiten, landwirtschaftliche und gewerbliche, verrichteten. Alle Arbeiten geschahen für das Allgemeine; ihr Ertrag kam in Magazine, aus denen die Indianer mit allen Bedürfnissen versehen wurden. Den Ueberrest verkauften die Jesuiten, und dieser mit vielem Geschick betriebene Handel war für sie so einträglich, daß sie bedeutende Geldsummen nach Europa schicken konnten. Sie duldeten weder Spanier, noch andere Europäer in ihren Niederlassungen; ja, sie erfüllten die Indianer geflissentlich mit Haß gegen jene. Die Guaranisprache blieb die herrschende, doch mußte jeder Indianer lesen und schreiben lernen. Dieselben wurden in ihren häuslichen Angelegenheiten von ihren geistlichen Vätern wie Kinder geleitet, zu regelmäßigen Stunden zum Gebet, zur Arbeit, zur Erholung geführt, freigebig mit Nahrung und Kleidung versorgt, mild behandelt und überall, wo keine Kollision mit den Zwecken des Ordens eintrat, zum besten berathen. Mit der Zunahme der Jesuitenmissionen, welche den größern Theil des östlichen und südöstlichen P. einnahmen (1618), hielt aber auch die Ausbreitung der Paulistas gleichen Schritt, einer Kolonie, die von den Portugiesen in der brasilischen Provinz São Paulo um die Mitte des 16. Jahrh. gegründet worden war, und es kam mit ihnen zu einem beständigen Grenzkrieg, der mit wechselndem Glücke geführt wurde. Von den Paulistas fort und fort belästigt, entschlossen sich die Jesuiten endlich, ihre Missionen aus der Provinz Guayra in das Land zwischen dem Uruguay und Paraná zu verlegen, wozu sich indeß die Indianer nur mit Mühe bereden ließen. 1726 erwirkten die Jesuiten ein königliches Dekret, das ihre Missionen am Paraná von P. sonderte und dieselben unter den Gouverneur des La Plata stellte, d. h. fast unabhängig machte. Nun wurde P. mehr als je ein Kampfplatz der Parteien, und nachdem man den vom Vicekönig von Lima zum Gouverneur ernannten Ignacio Soroteа im Januar 1731 gewaltsam zurückgewiesen hatte, kam es zum förmlichen Bürgerkrieg. Trotz aller Bannflüche vertrieb man die des spanischen Interesses verdächtigen Jesuiten aus Asuncion. Jedoch 1733 unterwarf der Gouverneur von Buenos Ayres, Zavala, an der Spitze von 3000 Guarani die Gegner der Jesuiten und nahm blutige Rache für die Vertreibung derselben, womit die Ruhe vorläufig wieder hergestellt war. Am 16. Jan. 1750 wurde zwischen Johann V. von Portugal und Ferdinand VI. von Spanien ein Grenzberichtigungsvertrag in Betreff der südamerikanischen Besitzungen beider Kronen abgeschlossen, nach welchem das Land zwischen dem Uruguay, Yacuy und Ybicuy mit sieben Missionen der Jesuiten (darunter Asuncion) gegen die Colonia del San Sacramento an Portugal abgetreten werden sollte. Die Jesuiten setzten 1754—58 der Ausführung dieses Vertrags bewaffneten Widerstand entgegen, unterlagen aber endlich nach mehreren glücklichen Gefechten den gegen sie gesendeten vereinten portugiesischen und spanischen Heeren, und als 1766 die Verbannung des Jesuitenordens aus Spanien beschlossen ward, wurden 1768 auch die Jesuiten in allen spanisch-amerikanischen

Besitzungen an einem und demselben Tag festgenommen und des Landes verwiesen, ihre Missionen aber, über 40 mit mehr als 100,000 Einw., zwischen Portugal und Spanien getheilt und den Civilbehörden übergeben. Die Indianer, durch ihre geistlichen Väter zu unbedingtem Gehorsam erzogen, jeglicher Selbstregierung und Selbstvertheidigung unfähig, fügten sich anfangs in ihr Schicksal und fanden bald Ursache, sich nach den vertriebenen Vätern zurückzusehnen. Die neue Herrschaft unterschied sich von der vorigen nur durch rohe, drückende Härte und Habsucht. Die Spanier nahmen zwar das von den Jesuiten begründete Werk in ihre Hände, verstanden aber nicht, es zu erhalten und fortzuführen, und in kurzer Zeit gaben die Indianer den Anbau des Landes wieder auf oder kehrten ganz zu dem wilden Leben zurück. 1778 ward P. zum spanischen Vicekönigreich La Plata geschlagen und umfaßte auch die Banda oriental mit Montevideo, 1801 ward die Provinz der Missionen an Brasilien abgetreten. Doch war die Verbindung des Landes mit Buenos Ayres eine durchaus lose. Als 1810 die Unabhängigkeitsbestrebungen offen an den Tag traten, kam 15. Mai 1811 die Revolution auch in Asuncion zum Ausbruch, und P. war die erste Kolonie, welche sich unbedingt für unabhängig von Spanien erklärte. Die für P. ernannte Staatsjunta bestand aus einem Präsidenten, zwei Beisitzern und einem Sekretär. Letzterer war Doktor José Gaspar Tomas Rodriguez da Francia. Derselbe wurde bald die Seele der ganzen Regierung, ließ sich 1812 zum ersten Konsul, 1814 zum Diktator auf drei Jahre und 1817 zum Diktator auf Lebenszeit ernennen, regierte das Land mit eiserner Hand, schloß es gegen die Nachbarstaaten völlig ab und behielt auch nach gelungener Befestigung seiner Macht das Schreckenssystem bei (s. Francia 2). Nach des Diktators Tode (1840) verbündete sich Don Mariano Roque Alonso, der Viertelsmeister der Hauptstadt, mit einem Neffen Francia's, Don Carlos Antonio Lopez; beide nahmen den Titel Konsul an und beriefen dann 1842 einen Kongreß, der alle von ihnen vorgelegten Gesetze genehmigte, die Unabhängigkeit Paraguay's aufs neue erklärte und die beiden Konsuln bestätigte, doch so, daß Lopez erster und Alonso zweiter Konsul ward. Ein neuer Kongreß beschloß 13. März 1844 ein Staatsgrundgesetz und ernannte in Gemäßheit desselben 14. März Lopez zum Präsidenten auf zehn Jahre mit ziemlich unbeschränkter Gewalt. Lopez stellte einen seiner Brüder als Erzbischof an die Spitze der Geistlichkeit, sein zweiter Bruder ward Minister des Innern; sein Sohn erhielt den Oberbefehl über die 5000 Mann starke Armee. Ein Dekret vom 20. Mai 1845 öffnete das Land den Fremden und dem Verkehr, und ein anderes vom 2. Jan. 1846 änderte das ganze Zollwesen im Sinn des Freihandelssystems. Der Hafen von Villa del Pilar wurde für den Handel geöffnet; doch blieb derselbe zumeist in den Händen von Lopez und seinem Sohn, welche die wichtigsten Landeserzeugnisse aufkauften und auf ihren Schiffen ins Ausland verschickten. Die Zölle für Importartikel wurden für alle fremden Völker gleichgestellt. Mit England, Frankreich, Nordamerika und Sardinien wurden Schiffahrtsverträge abgeschlossen, von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasilien, Uruguay und den meisten europäischen Staaten die Anerkennung der Selbständigkeit Paraguay's erlangt. Die Argentinische Republik unter Rosas, welcher P. für eine Provinz derselben ansah, verweigerte sie, worauf ein Krieg ausbrach, in welchem die argentinischen Staaten Corrientes und Entre Rios P. unterstützten. Nach dem Sturz Rosas' erfolgte 15. Juli 1852 die Anerkennung der Unabhängigkeit Paraguay's von Seiten der Argentinischen Konföderation und von Seiten Großbritanniens durch den Traktat von Asuncion vom 4. Jan. 1853. Unter Lopez' weiteren Verdiensten um das Land sind seine Regelung des Gerichtswesens, die Gründung von Schulen, Verbesserung der Verkehrsmittel ꝛc. namhaft zu machen. Die Nordamerikaner waren die ersten, die von der Freiheit der Schiffahrt Gebrauch machten; allein zu schroff in ihrem Auftreten, geriethen sie bald mit dem Präsidenten in Zwist, infolge dessen dem nordamerikanischen Konsul das Exequatur entzogen wurde, und 3. Okt. 1854 wurde allen fremden Kriegsschiffen das Befahren der Flüsse Paraguay's untersagt. Ein nordamerikanischer Dampfer, welcher 1. Febr. 1855 dessenungeachtet nach Asuncion hinauffahren wollte, wurde durch Kanonenschüsse zurückgewiesen. Jedoch 1858 wurde die Schiffahrt auf dem Paraguay wieder freigegeben und 1859 auch der Konflikt mit Nordamerika beigelegt. Gegen Ende 1856 ließ sich Lopez vom Kongreß wieder auf sieben Jahre zum Präsidenten ernennen, starb jedoch 10. Sept. 1862 nach 18jähriger beinahe unumschränkter Regierung, nachdem er testamentarisch die Präsidentschaft seinem Sohn Francisco Solano Lopez übertragen hatte. P. befand sich damals in blühender Verfassung. Es hatte keine Schulden, dagegen lagen mehrere Millionen baar im Schatz; doch durch Lopez' Streben nach Machterweiterung ward P. nach kurzer Zeit in einen verhängnisvollen Krieg hineingezogen. In dem Nachbarstaat Uruguay standen Blancos und Colorados in heftigem Kampf einander gegenüber; Brasilien nahm für das Haupt der letzteren, den Expräsidenten General Flores, Partei und drohte mit Gewaltmaßregeln und Besetzung des Landes. Dagegen erhob P. 30. Aug. 1864 Protest. Als die Brasilier dennoch in Uruguay eindrangen, eröffnete Lopez die Feindseligkeiten, indem er 11. Nov. 1864 das auf der Fahrt nach der Provinz Matogrosso begriffene brasilische Postschiff Marquez de Olinda aufbringen ließ und in die brasilische Provinz Matogrosso einfiel. Der brasilische Gesandte forderte natürlich seine Pässe, und der offene Krieg wurde erklärt. Da Lopez die militärischen Streitkräfte Paraguay's vortrefflich organisirt hatte und mit absoluter Gewalt über Person und Eigenthum seiner Unterthanen gebot, so lagen die Dinge für P. nicht ungünstig. Jedoch gelang es den Brasiliern, in Uruguay Flores zur Herrschaft und dadurch diesen Staat auf ihre Seite zu bringen, und die Argentinische Republik wurde von Lopez selbst in frevelhaft leichtsinniger Weise zum Kriege gereizt. Im April 1865 erschienen plötzlich paraguitische Schiffe in dem Hafen von Corrientes, einer Stadt der Argentina, nahmen hier ankernde brasilische Schiffe weg und bemächtigten sich, ohne daß eine Kriegserklärung geschehen war, der Stadt. Die Folge war, daß sich 4. Mai Brasilien, die Argentina und Uruguay zu gemeinsamer Kriegführung wider P. verbündeten. Eine Unternehmung Lopez' gegen Uruguay schlug gänzlich fehl. Dennoch behauptete sich P. mit Erfolg gegen die Uebermacht seiner Gegner, da Uruguay und Argentina durch innere Unruhen geschwächt wurden und der letztere Staat durch seinen Anspruch auf die Oberleitung der militärischen Operation sich mit Brasilien entzweite. 1865—66 hatte der Krieg daher gar

keinen Fortgang. Im Juli 1867 begannen die Brasilier, denen fast allein die Last der Kriegführung zufiel, unter Caxias den Angriff auf Humaitá, den festesten Punkt Paraguay's am Fluß P. Ende des Jahrs gelang ihnen, obwohl Lopez entschlossen und tapfer immer wieder Offensivstöße unternahm, die theilweise Einschließung der Festung. Im Februar 1868 wurde auch die brasilische Panzerflotte auf dem Paraguay aus der gefährlichen Lage befreit, in welche sie durch die Einschließung zwischen Curupaity und Humaitá gerathen war, darauf die Estancia de Santa Anna, ein nördlich von Humaitá gelegenes Werk, erstürmt. Lopez gab jetzt Humaitá preis, dessen kleine, aber tapfere Besatzung sich erst 3. Aug., durch den Hunger bezwungen, ergab, und zog sich nach dem Norden zurück, wohin ihm im Oktober die brasilische Flotte auf dem Strom und das Landheer folgten. Lopez' befestigtes Lager bei Lomas-Valentinas wurde 25. Dec. erstürmt, Asuncion im Januar 1869 besetzt. Dennoch setzte der Diktator den Kampf mit verzweifelter Hartnäckigkeit fort und zwang durch grausame Unterdrückung jeder Opposition auch die Bevölkerung, ihre letzten Kräfte für seine verlorne Sache aufzuopfern. Anfang Mai 1869 übernahm der Graf d'Eu, Gemahl der Kronprinzessin von Brasilien, den Oberbefehl des brasilischen Heers, stürmte 12. Aug. die feste Position Lopez' bei Piriteba und schlug ihn 15. Aug. vollständig bei Curupaity. Lopez mußte sich nach den nordwestlichen Wäldern und Höhen von P. zurückziehen und führte noch den ungleichen Kampf fort, bis er schließlich dem Verrath zum Opfer fiel. Ein brasilisches Kavalleriedetachement, auf seine Spur geleitet, erreichte ihn 1. März 1870, als er im Begriff war, den Rio Aquidabanigui zu überschreiten, und machte ihn mit den meisten seiner Begleiter nieder. Dies war der Schlußakt des fünf Jahre lang dauernden grausamen Kriegs, der P. furchtbar verwüstet zu den Füßen der Sieger legte. Der Hunger und epidemische Krankheiten wütheten unter dem Reste der Bevölkerung. Vier Fünftel der Einwohner gingen im Krieg und an seinen Folgen zu Grunde. Am 1. Jan. 1873 gab es im Land nur noch 28,746 Männer über 15 Jahre, im ganzen 221,000 Einw. Am 10. Dec. 1870 wurden provisorisch C. A. Rivarola, ein früherer Sergeant in der Lopez'schen Armee, zum Präsidenten und Cupo Miltos zum Vicepräsidenten von P. gewählt. Es wurde eine neue Verfassung vereinbart, welche Religionsfreiheit garantirte und zur Einwanderung aufmunterte. Am 12. Dec. 1871 ward dann definitiv Don Salvador Jovellanos auf drei Jahre zum Präsidenten gewählt. Nach dem Friedensvertrag zwischen Brasilien und P., der im April 1872 zu Stande kam, wurde der nördlichste Theil der Republik an Brasilien abgetreten, und P. verpflichtete sich auch zur Zahlung der Kriegskosten (200 Mill. Pesos an Brasilien, 35 Mill. an Argentina und 1 Mill. an Uruguay), an welche bei der Erschöpfung des Landes vorläufig natürlich nicht zu denken ist. Die Argentinische Konföderation zeigte sich zwar über diesen Separatfrieden entrüstet, mußte sich aber fügen, zumal sie sehr wenig für den Krieg gethan hatte, dessen Lasten und Erfolge allein Brasilien zufielen. Im Oktober schloß sie einen Vertrag mit P., der den Pilcomayo als Grenze im streitigen Chacogebiet festsetzte. Erst im Juni 1876 verließen die letzten fremden Truppen das Gebiet von P. Das Heer von P. wurde auf 2000 Mann vermindert und durch eine Anleihe in London den dringendsten Finanznöthen abgeholfen. Am 25. Nov. 1874 wurde J. Bautista Gill zum Präsidenten der Republik erwählt, aber 12. April 1877 ermordet. Vgl. Rengger, Reise nach P. 1818—26 (Aarau 1835); de Castelnau, Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud 1843—47 (Par. 1850—51, 6 Bde. und noch 6 weitere wissenschaftliche Theile); Demersay, Histoire physique, économique et politique du P. (das. 1860—65, 2 Bde. u. Atlas); Dugraty, La république du P. (2. Aufl., Brüss. 1865); Mulhall, Handbook of the River Plate Republics (Lond. 1874); Washburn, The history of P. (das. 1871, 2 Bde.); Schneider, Der Krieg der Tripleallianz gegen die Republik P. (Berl. 1872—75, 3 Bde.); v. Versen, Reisen in Südamerika und der südamerikanische Krieg (Bresl. 1872). Karten von P. lieferten Mouchez (1862), du Graty (1861—66), Habenicht (Petermanns »Mittheilungen« 1875, Ergänzungsheft 39, mit Text von Petermann u. Burmeister), Wisner v. Morgenstern (1875).

Paraguay-Roux (spr. -gwäi-ruh, Tinctura Spilanthis oleraceae composita), Zahnschmerzmittel, welches sich in vielen Fällen bewährt, wird bereitet, indem man 8 Theile frische, blühende Parakresse (Spilanthes oleracea *Jacq.*) und 4 Th. Bertramswurzel mit 16 Th. stärkstem Alkohol drei Tage lang digerirt und die Tinktur abfiltrirt. Man benutzt letztere, indem man damit ein Stückchen Feuerschwamm tränkt und diesen auf den schmerzenden Zahn legt.

Paraguaythee, s. Ilex.

Parahyba (spr. para-iba, P. do Sul), Fluß in Brasilien, entspringt auf der Serra Cayricis in der Provinz Pernambuco, fließt von W. nach O., bildet in seinem obern Lauf mehrere Katarakte und mündet nach einem Laufe von ungefähr 750 Kilom., wovon ziemlich die Hälfte schiffbar, bei der Stadt P., weite Sümpfe bildend, in den Atlantischen Ocean.

Die gleichnamige brasilische Küstenprovinz, im NO. des Reichs, grenzt im O. an den Atlantischen Ocean, im S. an die Provinz Pernambuco, im W. an Ceara, im N. an Rio Grande do Norte und hat einen Flächenraum von 74,731 QKilom. (1345 QM.) mit (1875) 362,557 Einw., darunter an 100,000 Indianer, die aber meist Christen sind, und 20,914 Sklaven. Das Land ist an der Küste flach, tiefer landeinwärts von niedrigen Bergketten durchzogen und gehört zu den am wenigsten gesegneten Provinzen des großen Reichs. Das Ausbleiben der gewöhnlichen Regenzeit in Perioden von 4—7 Jahren verursacht Versiegen der Quellen, Eintrocknen der Flüsse, Mißwachs und Sterben der Herden, besonders im hügeligen und meist sandigen Innern. Das Klima ist tropisch, doch wird die Hitze durch die Seewinde gemäßigt. Nur in dem regenreichern Küstenland baut man die gewöhnlichen Feldfrüchte Brasiliens und als Ausfuhrgegenstände Zucker und Baumwolle. Zu den übrigen Produkten des Pflanzenreichs gehören Farb- und Bauholz. Im wasserarmen Innern wird nur Viehzucht betrieben, und diese ist wenig lohnend. Auch der Gewerbfleiß ist unbedeutend, der Handel dagegen lebhaft, besonders in der Hauptstadt. Die Ausfuhr beträgt jährlich 8, die Einfuhr 3 Mill. Mark. In 141 Schulen werden 3635 Schüler unterrichtet; daneben bestehen 9 Sekundärlehranstalten. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, an der Mündung des Rio P. gelegen, hat mehrere Kirchen, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, eine lateinische Schule, lebhaften Handel mit Baumwolle, Zucker, Brasilienholz, Droguen ꝛc. und 16,000 Einw. Um die Mitte des 16. Jahrh. von Portugal aus kolonisirt, wurde die Provinz bald darauf von den Franzosen erobert

und bis 1584 besetzt gehalten. 1635—54 war sie im Besitz der Holländer, seitdem gehörte sie wieder den Portugiesen. S. Karte »Brasilien«.

Paraklēt (griech., »Beistand, Anwalt«), im Neuen Testament der den Aposteln verheißene Geist der Wahrheit (s. Heiliger Geist). Mit dem Anspruch, der erschienene P. zu sein, traten Montanus, Mani und Mohammed auf. P. ist auch der Name eines Klosters unweit Troyes, welches von Abälard gegründet, und wo er auch begraben wurde.

Paralipomĕna (griech., »Uebergangenes, Ausgelassenes«), in der Septuaginta Titel der alttestamentlichen Bücher der Chronik als Ergänzungen der Bücher Samuelis und der Könige; späterhin im allgemeinen Bezeichnung von Nachträgen zu früheren Werken gleichen oder ähnlichen Inhalts.

Paralipse (griech., lat. Praeteritio, »Uebergehung«), rhetor. Figur, wobei man bemerkt, etwas übergehen zu wollen, dabei aber gerade und zwar recht nachdrücklich davon spricht (vgl. Asteismus).

Paralläge (griech.), Verwechselung; Geistesverwirrung.

Parallaxe (griech., Abweichung), in der angewandten Mathematik der Winkel, den zwei von den Standpunkten A und B (Fig. 1) nach dem Punkt S gezogene gerade Linien einschließen, also der Winkel, unter welchem die Strecke AB, von S aus gesehen, erscheint. Derselbe ist im allgemeinen um so kleiner, je weiter S von A und B entfernt ist. Bewegt man sich von dem Standpunkt A nach B, so dreht sich die Gesichtslinie AS um den Winkel ASB, und wenn hinter S in weiter Ferne ein Hintergrund liegt, so hat es den Anschein, als rückte S auf demselben fort, aber in einer Richtung, die der Bewegung des Beobachters entgegengesetzt ist. Diese scheinbare Bewegung des Objekts S ist um so stärker, je näher dasselbe liegt. Diese Wahrnehmung, die wir an irdischen Gegenständen täglich machen, wiederholt sich auch bei Beobachtung des Mondes und der uns näher liegenden Planeten: sie erscheinen an einer andern Stelle des scheinbaren Himmelsgewölbes, an einem andern scheinbaren Ort, je nach dem Punkte der Erdoberfläche, von dem aus die Beobachtung erfolgt. Infolge dessen werden auch Bedeckungen der Sterne und der Sonne durch den Mond (Sonnenfinsternisse) sowie Vorübergänge des Merkur und der Venus vor der Sonne von verschiedenen Beobachtern zu verschiedener Zeit und in verschiedener Weise gesehen. In den astronomischen Tafeln gibt man aber die geocentrischen Orte der Himmelskörper an, d. h. die Orte, an denen sie bei der Beobachtung vom Erdmittelpunkt aus erscheinen würden. Um daraus die scheinbaren Orte der Gestirne für jeden Punkt der Erde abzuleiten, bedarf es der Kenntnis der P., d. h. des Winkels, unter welchem, vom Stern aus gesehen, der Erdhalbmesser erscheint. In Fig. 2 ist O der Erdmittelpunkt, der Kreis ein Meridian der Erde, AH der Horizont des Punktes A, OH′ parallel zu OH; der Beobachtungspunkt B liegt so, daß der Stern S im Zenith erscheint, während ihn der Beobachter in A in der Höhe HAS = h erblickt. Der Winkel ASO = p′ ist dann die Höhenparallaxe des Sterns S. Erscheint im Punkt A der Stern S am Horizont, wie in Fig. 3, so ist der Winkel ASO = p die Horizontalparallaxe von S. Durch die P. wird die Höhe eines Sterns vermindert, denn erfolgte in Fig. 2 die Beobachtung des Sterns S von O aus, so daß OH′ parallel OH der Horizont ist, so wäre H′OS = HAS + p′ die Höhe von S. Wenn die P. bekannt ist, so findet man leicht die Entfernung OS = d des Sterns vom Erdmittelpunkt, ausgedrückt in Erdhalbmessern OA = r. Aus Fig. 2 folgt nämlich $d = \frac{r \cdot \cos h}{\sin p'}$, und aus Fig. 3 ergibt sich $d = \frac{r}{\sin p}$. Wegen der Kleinheit von p′ und p setzt man dafür $d = \frac{r \cdot \cos h}{p'} = \frac{r}{p}$, wo aber p und p′ nicht in Gradmaß, sondern als Bogen, ausgedrückt in Teilen des Halbmessers, anzugeben sind ($360° = 3{,}1415927$; $1° = \frac{1}{57{,}296}$, $1' = \frac{1}{3437{,}75}$, $1'' = \frac{1}{206264{,}8}$). Aus der Vergleichung der beiden Ausdrücke für d folgt: $p' = p \cdot \cos h$, d. h. die Höhenparallaxe ist gleich der Horizontalparallaxe, multiplicirt mit dem Kosinus der Höhe. Die erstere verschwindet also im Zenith (h = 90°), der scheinbare Ort fällt dann mit dem geocentrischen zusammen. Es wurde bereits erwähnt, daß die Parallaxen der Sterne sehr klein sind. Am größten ist die Horizontalparallaxe des Mondes; sie schwankt zwischen 54 und 61′ und beträgt im Mittel 57,03′, d. h. in Bogenmaß $\frac{57{,}03}{3437{,}7} = \frac{1}{60{,}29}$, und die mittlere Entfernung des Mondes vom Erdmittelpunkt ist daher 60,29 Erdhalbmesser. Um die Horizontalparallaxe des Mondes zu finden, beobachtet man an zwei auf demselben Meridian gelegenen Punkten A und B der Erde (Fig. 4) die Kulminationshöhen h und h′ des Mondmittelpunkts S; ist dann der Winkel AOB oder der Unterschied der geographischen Breiten von A und B bekannt (= w), so ergibt sich der Winkel ASB oder $p'' = h' - h - w$, und die Horizontalparallaxe von S ist: $p = \frac{p''}{\cos h + \cos h'}$. In gleicher Weise läßt sich auch die P. des Mars und der uns am nächsten kommenden Planetoïden zur Zeit der Opposition finden. Bei der Sonne aber kann man auf diese Weise die P. nicht finden, weil sie viel zu klein ist. Sie beträgt nämlich (nach Leverrier) 8,86″, d. h. in Bogenmaß $\frac{8{,}86}{206264{,}8} = \frac{1}{23300}$, und die Entfernung der Erde von der Sonne beträgt daher 23,300 Erdhalbmesser. Ueber die Bestimmung dieser wichtigen Größe vgl. Sonne. Die bisher betrachtete P., die scheinbare Größe des Erdhalbmessers für einen Beobachter auf einem Stern, heißt auch die tägliche P. Für genaue Rechnungen ist noch die vorstehend vernachlässigte Abweichung der Erde von der Kugelform in Betracht zu ziehen. Vgl. Brünnow, Sphärische Astronomie, 3. Abschnitt (Leipz. 1862). Für die Fixsterne läßt sich ihrer ungeheuren Entfernung wegen eine tägliche P. nicht finden; wohl aber läßt sich

Fig. 1.

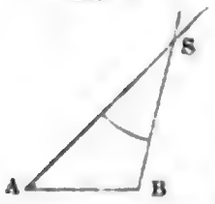


Fig. 2.

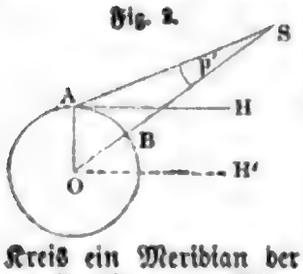


Fig. 3.

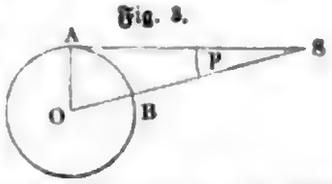
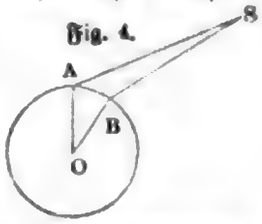
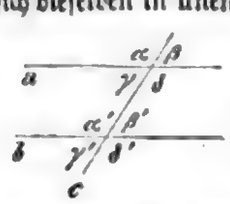


Fig. 4.



erwarten, daß die uns zunächst liegenden Fixsterne eine scheinbare Ortsveränderung zeigen werden, wenn man sie von zwei einander diametral entgegengesetzten Punkten der Erdbahn, also in zwei um ½ Jahr von einander abstehenden Zeitpunkten beobachtet. Durch solche Beobachtungen hat man bei einer kleinen Anzahl von Fixsternen die jährliche P. gefunden, d. h. den Winkel ASO = p (Fig. 3), welchen zwei Gerade einschließen, von denen die eine vom Stern S nach der Sonne O, die andere nach einem Punkt A der Erdbahn gezogen ist, vorausgesetzt, daß der Radius OA senkrecht auf AS steht. Wenn die jährliche P. 1″, d. h. in Bogenmaß $\frac{1}{206264,8}$, beträgt, so ist der Stern 206,264,8 Erdbahnhalbmesser oder Sonnenweiten (148,670,000 Kilom. oder ungefähr 20 Mill. geogr. Meilen) von der Sonne entfernt; das Licht, welches nach Cornu in einer Sekunde 300,400 Kilom. zurücklegt, braucht für diese Entfernung nahezu 3¼ Jahre. Die größte Fixsternparallaxe, die des Sterns α Centauri, beträgt aber nur ungefähr 0,9″; auch dieser nächste Fixstern ist also noch weiter als die angegebene Strecke von uns entfernt. Weiteres s. Fixsterne. — Unter parallaktischer Aufstellung eines Fernrohrs versteht man eine solche, bei welcher es dem beobachteten Stern durch dessen Parallelkreis so nachgeführt werden kann, daß derselbe stets im Gesichtsfelde des Instruments bleibt (s. Aequatoreal).

Parallel (griech., »nebeneinander stehend«, gleichlaufend), in der Geometrie Bezeichnung für zwei gerade Linien oder zwei Ebenen oder eine Gerade und eine Ebene, die überall denselben senkrechten Abstand haben und sich daher nirgends in endlicher Entfernung schneiden, wie weit man sie auch verlängern mag. Nach dem Vorgang von Desargues (1593—1662) und Newton sagt man auch, daß sich dieselben in unendlicher Ferne schneiden. Werden zwei parallele Gerade a und b von einer dritten Geraden c geschnitten, so heißen die Winkel α und α′, β und β′, γ und γ′, δ und δ′ korrespondirende Winkel, α und δ′, β und γ′ äußere Wechselwinkel, γ und β′, δ und α′ innere Wechselwinkel, α und γ′, β und δ′ äußere Winkel auf einer Seite, γ und α′, δ und β′ innere Winkel auf einer Seite. Je zwei korrespondirende Winkel und ebenso je zwei Wechselwinkel sind einander gleich, je zwei äußere und ebenso je zwei innere Winkel auf einer Seite dagegen betragen zusammen zwei Rechte. Aus jedem dieser Sätze ergeben sich die anderen, und wenn einer dieser Sätze für zwei gegebene Linien a und b gilt, so sind dieselben p. Der Inbegriff dieser Sätze bildet die Parallelentheorie. Euklid gründet dieselbe in seinen Elementen auf das berühmte elfte Axiom: zwei Gerade, die von einer dritten so geschnitten werden, daß die beiden inneren Winkel an einerlei Seite zusammen weniger als zwei Rechte betragen, schneiden sich auf dieser Seite. Es sind bis in die neueste Zeit zahlreiche Versuche gemacht worden, dieses und überhaupt jedes besondere Axiom für die Parallelentheorie entbehrlich zu machen und letztere bloß auf die Eigenschaften der geraden Linie zu gründen. Erst Gauß, N. Lobatschewski und J. Bolyai haben die Unmöglichkeit des Gelingens dieser Versuche erkannt, was zur Begründung der »nichteuklidischen« oder »absoluten« Geometrie Anlaß gegeben hat. Vgl. Frischauf, Elemente der absoluten Geometrie (Leipz. 1876). In der Rhetorik heißt p. dasjenige, was eine Vergleichung in seinen Theilen oder Eigenschaften gestattet, daher Parallele eine solche Vergleichung selbst. Namentlich ist letzterer Ausdruck gebräuchlich bei der historischen Vergleichung verschiedener Zeiten nach ihren Staatseinrichtungen und deren Veränderungen, leitenden Persönlichkeiten ꝛc. (z. B. Plutarchs biographische Parallelen).



Parallele (franz. Parallèle), s. v. w. Parallellinie; im Festungskrieg die Laufgräben, welche den angegriffenen Theil der Festung bogenförmig umschließen. Ueber die Art ihrer Anlage und ihrer Benutzung s. Laufgräben und Festungskrieg. Die Parallelen wurden zuerst 1673 vor Maastricht von Vauban angewendet und in der regelmäßigen Anordnung von drei Parallelen 1697 vor Ath.

Parallelepipēdon (griech., Parallelepipēd), ein Prisma (s. d.), dessen Grundfläche ein Parallelogramm ist. Dasselbe wird begrenzt von 6 Parallelogrammen, von denen je 2 parallel liegen und kongruent sind; von den 12 Kanten laufen je 4 parallel und sind gleich groß, die Zahl der Ecken ist 8. Als Grundfläche kann man jede der Flächen annehmen; ihr senkrechter Abstand von der parallelen Gegenfläche ist die Höhe des Parallelepipedons. Stehen die vier Kanten, welche die Ecken der Grundfläche mit denen der parallelen Fläche verbinden, senkrecht auf diesen beiden Flächen, so ist das P. ein normales oder gerades; im Gegenfall ist es ein schiefes. Beim normalen P. müssen alle Flächen, mit Ausnahme der Grundfläche und der ihr parallelen Gegenfläche, Rechtecke sein. Sind auch diese zwei Flächen Rechtecke, so heißt das P. ein rechtwinkliges, und wenn in demselben noch außerdem drei in einer Ecke zusammenstoßende Kanten und mithin alle gleich lang sind, so ist es ein Würfel oder Kubus (s. d.). Der räumliche Inhalt eines Parallelepipedons ist gleich dem Produkt aus Grundfläche und Höhe; beim rechtwinkligen P. ist dies s. v. w. das Produkt der drei in einer Ecke zusammenstoßenden Kanten, beim Würfel die dritte Potenz einer Kante.

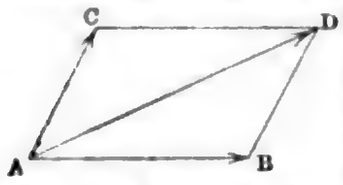
Parallelismus (griech.), das Verhältnis, worin ähnliche Gegenstände zu einander stehen; in der Rhetorik und Poetik vergleichende Nebeneinanderstellung, Zusammenstellung mehrerer Bücherstellen, die einander gegenseitig erklären (s. Parallelstellen). In der hebräischen Poesie ist P. der Glieder das rhythmische Ebenmaß der größeren Redeabschnitte hinsichtlich des Inhalts und der Form oder wenigstens hinsichtlich der Form oder des Inhalts, z. B. Ps. 8, 5: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, Und des Menschen Sohn, daß du auf ihn siehest? oder Spr. 27, 7: Der Satte tritt Honigseim mit Füßen, Dem Hungrigen ist alles Bittere süß.

Parallelkreise, Kreise auf der Erde (und überhaupt auf einer Kugel), deren Ebenen senkrecht auf der Drehungsaxe stehen, und deren Mittelpunkte in der letztern liegen. Alle Punkte eines Parallelkreises haben gleiche Breite (s. d.). Ist die letztere φ, und sind r und R die Halbmesser des Parallelkreises und der Kugel, so ist r = R cos φ. Die P. nehmen daher mit wachsender Breite, also nach den Polen hin, an Größe ab. Der größte von ihnen ist der Aequator, dessen Breite Null ist, und dessen Mittelpunkt und Halbmesser mit denen der Kugel selbst zusammenfallen. Die P. von 23½° Breite heißen auf der Erde und auf der Himmelskugel Wendekreise, die von 66½° Breite Polarkreise.

Parallelogramm (griech.), ein geradliniges, ebenes

Viereck, in welchem je zwei Gegenseiten parallel und gleich lang sind. Die beiden Diagonalen eines Parallelogramms halbiren sich. Von den vier Winkeln sind je zwei gegenüber liegende gleich groß, je zwei an einer Seite liegende betragen zwei Rechte, alle vier sind zusammen vier Rechte. Ist ein Winkel ein rechter, so sind alle Winkel rechte, und das P. ist ein **Rechteck** oder **Oblongum**; sind in einem solchen zwei aneinander stoßende Seiten und also alle gleich groß, so heißt es ein **Quadrat**. In einem Rechteck sind die beiden Diagonalen gleich lang. Ein schiefwinkliges P. mit ungleich langen Seiten wird auch ein **Rhomboïd** genannt, ein gleichseitiges heißt ein **Rhombus** oder eine **Raute**. Im Rhombus stehen die Diagonalen senkrecht auf einander. Um die Fläche eines Parallelogramms zu ermitteln, mißt man eine Seite, die **Grundlinie**, und ihren senkrechten Abstand von der parallelen Gegenseite, die **Höhe**, nach gleichem Maß; die Fläche ist das Produkt aus Grundlinie und Höhe, ausgedrückt in Quadrateinheiten. Beim Rechteck ist die Fläche gleich dem Produkt zweier sich schneidenden Seiten, beim Quadrat gleich der zweiten Potenz der Seite.

Parallelogramm der Kräfte heißt der wichtige Satz der Mechanik, welcher lehrt, zwei unter einem Winkel an einem Punkt angreifende Kräfte durch eine einzige Kraft zu ersetzen. Würde die eine Kraft, wenn sie allein wirkte, den Punkt in einer gewissen Zeit von A nach B treiben, die andere in derselben Zeit von A nach C, so wird derselbe unter gleichzeitiger Einwirkung beider Kräfte den dazwischenliegenden Weg AD durchlaufen, welcher dargestelltist durch die von A aus gezogene Diagonale des Parallelogramms, das aus den beiden Wegen AB, AC und dem von ihnen eingeschlossenen Winkel ABC konstruirt werden kann. Ein Schiff z. B., welches durch den Wind allein quer über den Strom von A nach C, durch die Strömung allein in der gleichen Zeit stromabwärts von A nach B getrieben würde, wird durch beide zugleich auf dem Weg AD nach dem weiter stromabwärts gelegenen Punkte D des jenseitigen Ufers gelangen. Da sich die Kräfte ebenso verhalten wie die unter ihrer Einwirkung in gleichen Zeiten zurückgelegten Wege, so kann man dieselbe Konstruktion auch auf die Kräfte selbst anwenden, wenn man sich dieselben ihrem Größenverhältnis und ihrer Richtung nach durch gerade Linien dargestellt denkt. Zwei Kräfte (**Seitenkräfte** oder **Komponenten**), welche unter irgend einem Winkel an einem Punkt angreifen, können demnach ersetzt werden durch eine **resultirende** oder **Mittelkraft** (**Resultante**), welche ihrer Größe und Richtung nach gleich ist der Diagonale des aus den Seitenkräften und dem von ihnen eingeschlossenen Winkel konstruirten Parallelogramms. Um mehrere auf einen Punkt wirkende Kräfte zu einer einzigen Mittelkraft zusammenzusetzen, braucht man nur dieselbe Konstruktion zu wiederholen, indem man die dritte Kraft mit der Mittelkraft aus den beiden ersten, die vierte mit der Mittelkraft aus den drei ersten u. s. f. vereinigt. Der Satz vom P. d. K. lehrt ferner, eine gegebene Kraft (AD) in zwei Seitenkräfte (AB und AC) zu zerlegen, welche zusammen dieselbe Wirkung hervorbringen wie jene allein; man braucht nur ein Parallelogramm zu konstruiren, welches die gegebene Kraft zur Diagonale hat. Da unzählig viele solcher Parallelogramme möglich sind, so ist die Aufgabe in dieser Allgemeinheit unbestimmt. Damit eine bestimmte Lösung möglich sei, muß entweder 1) eine der beiden Seitenkräfte der Richtung und Größe nach, oder 2) die eine Seitenkraft der Richtung, die andere der Größe nach, oder 3) beide Seitenkräfte der Größe nach, oder endlich 4) beide Seitenkräfte der Richtung nach gegeben sein. Der Satz vom P. d. K. ist als eine Folgerung aus Newtons zweitem Bewegungsgesetz (s. Mechanik) anzusehen, und dieser Auffassung entspricht auch die oben gegebene Erläuterung. Verschiedene Mathematiker haben aber auch versucht, denselben unabhängig von dem Begriff der Bewegung zu beweisen. Vgl. Westphal, **Demonstrationum compositionis virium expositio** (Götting. 1817); Jacobi, **Praecipuorum indo a Newtono conatuum, compositionem virium demonstrandi, recensio** (das. 1818); Matzka, Ein neuer Beweis des Kräfteparallelogramms (Prag 1856).



Parallelstellen, solche Stellen eines und desselben oder mehrerer Schriftsteller, die dem Inhalt nach unter sich verwandt sind, namentlich beim Bibelstudium von Bedeutung und in den meisten Bibelausgaben angegeben.

Paralleltonarten, diejenigen Tonarten, die mit einander gleiche Vorzeichnung haben, also eine Dur- und die ihm nächst verwandte Molltonart, so C dur und A moll oder F dur und D moll ꝛc.

Parallelwerk, s. Wasserbau.

Paralogie (griech.), der (der Vernunft widerstreitende) Irrthum; das Gegentheil von Analogie.

Paralyse (griech.), s. Lähmung; **paralysiren**, durch Schlagfluß lähmen, besonders übertragen: unwirksam machen, entkräften; **paralytisch**, vom Schlagfluß getroffen oder dazu neigend.

Paramagnetismus, s. v. w. Magnetismus im Gegensatze zu Diamagnetismus; s. Magnetismus, S. 93.

Paramaribo, Hauptstadt des niederländ. Guayana (Surinam), in einer weiten Ebene am Surinam, 30 Kilom. oberhalb seiner Mündung in den Atlantischen Ocean gelegen, ist regelmäßig gebaut, Sitz des Gouverneurs und der Kolonialbehörden, hat einen schönen Gouvernementspalast, mehrere Kirchen und Synagogen, einen 6 Meter tiefen Hafen, 2 Forts (Zeelandia und Neuamsterdam), 2 Theater, ein Militärhospital, 2 Bibliotheken, mehrere Schulen, lebhaften Handel und (1872) 22,191 Einw. An gutem Trinkwasser fehlt es der Stadt.

Paramatta (Paramata), Hauptstadt der Grafschaft Cumberland in der austral. Kolonie Neusüdwales, unweit der Mündung des Flusses P. in den Port Jackson, hat ein Gouvernementshaus, Observatorium, Waisen- und weibliches Arbeitshaus, Hospital, Gefängnis, eine Kaserne, Tuchfabrikation und (1871) 6103 Einw. Früher hatte der Ort große Baracken für die Deportirten, die hierher gesandt zu werden pflegten; jetzt hat dies aufgehört. P. ist Knotenpunkt der Eisenbahnen von Neusüdwales.

Paramẽnte (Paramenta, neulat.), die Prachtgewänder der katholischen Geistlichkeit, auch die Altarbekleidungen und überhaupt der Kirchenschmuck.

Paramẽras, in Spanien Bezeichnung für eine gewisse Form von Gebirgsketten, die aus gewölbten, steil abfallenden und meist kahlen Plateau's besteht und besonders im sogen. Iberischen System auftritt.

Parameter (griech.), in jedem der drei Kegelschnitte (s. d.) die Sehne, welche senkrecht zur Hauptaxe durch

den Brennpunkt geht; auch überhaupt eine Konſtante, die in einer Gleichung vorkommt.

Paramorphöſe (griech.), ſ. Afterkryſtalle.

Páramos (ſpan.), in Südamerika (Kolumbien, Quito ꝛc.) die rauhen, trockenen und unbewohnten, von kalten Stürmen und zeitweiſe Hagel- und Schneegeſtöber heimgeſuchten Gebirgseinöden in 3000—3500 Meter Höhe, wo nur niedrige Bäume, ſchirmartig ausgebreitet, mit immergrünem Laub und knorrigen Zweigen, und meiſt großblütige, myrten- und lorbeerartige Alpenſträucher fortkommen.

Paramuſchir (Paramuſir, Poromaſchir), die zweitgrößte Inſel der Kurilen, 2048 QKilom. (37,s QM.) groß, von Kamtſchatka durch eine 2 Kilom. breite Straße getrennt, iſt theilweiſe felſig, hat aber guten Graswuchs, viel Füchſe, Marder, Bären, Robben, Fiſche und Seevögel. P. wurde mit den anderen Kurilen 1875 von den Ruſſen gegen die ſüdliche Hälfte Sachalins an Japan abgetreten, und die wenigen Kurilen, die damals auf der Inſel wohnten, ſollen dieſelbe verlaſſen haben.

Paramythie (griech.), Ermunterung oder Ermahnung; dann eine durch Herder zuerſt in die Literatur eingeführte didaktiſche Dichtungsart, die in Form einer mythiſchen oder an irgend einen alten Mythus ſich anſchließenden Erzählung eine (im Gegenſatze zur Parabel theoretiſche) Wahrheit zur Anſchauung bringt. Die ſchönſten Paramythien ſind diejenigen, die zum Behuf jener Verſinnlichung eine kunſtgemäße Fortbildung des urſprünglichen Mythus enthalten, dergleichen mehrere von Herder vorhanden ſind.

Paraná, 1) (Rio P.) der eine der beiden großen Ströme, welche den La Plata bilden, entſpringt an der Südgrenze der braſiliſchen Provinz Minas Geraës auf dem nordweſtlichen Abhang der Serra de Mantiqueira, fließt anfangs unter dem Namen Rio Grande (Pará) in nordweſtlicher, dann in weſtlicher Richtung durch die Provinz São Paulo und erhält, nachdem er ſich mit dem von der Serra dos Vertentes herabkommenden Paranahyba vereinigt hat, den Namen P. Er nimmt hierauf ſüdweſtlichen, ſpäter ſüdlichen Lauf an, ſcheidet die Provinzen São Paulo und Matogroſſo, ſodann die Republik Paraguay von Braſilien und von der Argentiniſchen Konföderation und fließt darauf bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Rio Paraguay (oberhalb Corrientes) weſtlich, dann ſüdſüdweſtlich durch die La Plata-Staaten, bis er zuletzt ſüdöſtlichen Lauf einſchlägt und ſich mit dem Uruguay oberhalb der Stadt Buenos Ayres zum La Plata (ſ. d.) vereinigt. Der P. hat eine Stromlänge von 3560 Kilom., ein Stromgebiet von 2,880,000 QKilom. (52,300 QM.) und gehört ſomit zu den bedeutendſten Strömen der Erde. Er bildet den Abzugskanal aller Gewäſſer, welche von den in weitem Bogen herumziehenden Bergketten Weſt- und Südbraſiliens, des Hochlandes von Bolivia und der Andes herabſtrömen. In ſeinem Oberlauf bildet er drei Waſſerfälle, von denen der Salto grande de P., in der Nähe der zerſtörten Stadt Guayra, der berühmteſte iſt. Hier bildet der Fluß die große Inſel Ilha grande do Salto und iſt, ehe er die Cordillera de los Montes (Gebirge Maracayu) erreicht, an 4000 Meter breit und ſelbſt bei mittlerer Waſſerhöhe ſehr tief; plötzlich aber verengt er ſich zu einem Kanal von nicht mehr als 60 M. Breite, ſtürzt ſich 17 M. hoch ſchräg mit ungeheurer Gewalt in die Tiefe hinab und ſtrömt die ganze 120 Kilom. lange Strecke bis zur Einmündung des Yguazu zwiſchen ſteilen Felſenufern, welche ſein Bett bis auf 100 M. verengen, dahin. Ein anderer Waſſerfall iſt der Salto Chico, den ein Riff im Flußbett verurſacht. Bis Corrientes iſt der P. ſelbſt für Kriegsſchiffe fahrbar. Da, wo der Paraguay ſich mit dem P. vereinigt, iſt dieſer an 300 M. breit. Unfern Santa Fé empfängt der P. einen zweiten großen Nebenfluß, den Rio Salado. Andere bedeutende Nebenflüſſe ſind: Rio Verde, Rio Pardo, Amambahy, Monday u. a. rechts; Tiete, Paranapanema, Yvahy, Rio Grande de Curytiba (Yguazu) u. a. links. Das Waſſer des P. zeichnet ſich durch ſeine Wärme aus. Er iſt ſehr reich an Inſeln, die er auch während ſeiner Anſchwellungen im Juni und December häufig zerſtört und dafür neue bildet. Die vornehmſten an dem P. gelegenen Städte ſind: Corrientes, Santa Fé, Bajada bei Paraná und Roſario, ſämmtlich zu den argentiniſchen Staaten gehörig. Bei der weiten Verzweigung ſeines Stromgebiets und ſeiner leichten Beſchiffbarkeit hat der P. eine große Zukunft und verſpricht der Weg zu werden, auf welchem die Civiliſation ſpäter in jetzt noch ganz unbekannte Wildniſſe vordringen wird. S. Karte »Braſilien«.

2) Provinz im ſüdlichen Braſilien, am Atlantiſchen Ocean, grenzt im N. an die Provinz São Paulo (Grenzfluß der Paranapanema), im W. an Matogroſſo, Paraguay (Grenzfluß Rio P.) und Argentinien (Corrientes), im S. an die Provinz Rio Grande do Sul und umfaßt 221,319 QKilom. (4019 QM.) mit (1875) 126,722 Einw. (darunter 10,560 Sklaven). Das Land iſt erſt wenig angebaut und hat Curityba (9000 Einw.) zur Hauptſtadt. Es beſtehen in P. 115 Schulen mit 2903 Kindern, daneben 15 Anſtalten mit 269 Schülern für Sekundärunterricht. Der Handel fängt an, lebhaft zu werden; die Einfuhr beträgt 10, die Ausfuhr 9½ Mill. Mark. Die Induſtrie der Provinz iſt erſt im Werden begriffen: man verfertigt grobes Wollzeug und bereitet in Waſſer- und Dampfmühlen den Paraguaythee. Eine Eiſenbahn vom Dom Pedro II.-Hafen über Morretes nach Curityba (104 Kilom.) iſt im Bau. In der Nähe von Paranaguá ſind neuerdings Kolonien (Aleſſandra, Euphraſina) angelegt worden; im Innern hat man drei Indianerdörfer (San Pedro de Alcantara, San Jeronymo und Paranapanema, mit zuſammen 1400 Einw.) angelegt, um die Indianer zu regelrechter Arbeit in Zuckerfabriken und anderen Induſtrien heranzuziehen. Vgl. Hutchinſon, P. (Lond. 1868).

3) Stadt, ſ. Bajada de P.

Paranaguá, anmuthige Hafenſtadt in der braſil. Provinz Paraná, an der gleichnamigen Bai des Atlantiſchen Oceans, mit 4 Kirchen, Theater, Zollamt, lebhaftem Handel (beſonders mit Maté) und 5000 Einw. Vgl. Platzmann, Aus der Bay von P. (Landſchaftsſchilderungen, Leipz. 1872).

Paranahyba (ſpr. -iba), Fluß in Braſilien, entſpringt in der Provinz Goyaz am Weſtabhang der Serra dos Vertentes zwiſchen 16—17° ſüdl. Br., nimmt links den Rio dos Velhas und den Tijuco, rechts den Rio de Corumba auf und mündet nach einem Laufe von ungefähr 750 Kilom. in den Paraná.

Paranaïbe (Rio Xingu), Fluß in Braſilien, entſpringt in der Provinz Matogroſſo an der Serra Geral etwa unter 15° ſüdl. Br., fließt nordöſtlich durch die Provinzen Matogroſſo und Pará, führt im obern Lauf Gold und fällt nach einem Laufe von etwa 1930 Kilom. in mehreren Armen in den Maraſſon. Mehrere Waſſerfälle und feindſelige Indianer haben bis jetzt die Schiffbarkeit des mächtigen Stroms gehindert. Große Schiffe gehen von Porto de Moz aufwärts bis Souzel.

Paranapanema, linker Nebenfluß des Paraná in Braſilien, entſpringt am Weſtabhang der goldreichen Serra do Mar an der Küſte der Provinz São Paulo und bildet in ſeinem Unterlauf die Grenze zwiſchen den Provinzen São Paulo und Paraná. Länge 480 Kilom.

Paranöa (griech.), Verſtandesverwirrung.

Paranomīe (griech.), Geſetzwidrigkeit.

Paranüſſe, die Früchte der Bertholletia (ſ. d.).

Paranußöl (Braſilnußöl), aus den Samen von Bertholletia excelsa gewonnenes fettes Oel, iſt blaßgelb, geruchlos, leicht löslich in kochendem Alkohol, erſtarrt bei 0°, enthält Stearin, Palmitin, Oleïn. Die Ausbeute beträgt 50 Proc.

Paranymphos (griech., auch Parochos), bei den alten Griechen der Brautführer, der nach uralter Sitte im Verein mit dem Bräutigam die Braut am Abend nach dem im Vaterhaus gefeierten Hochzeitsfeſt in das Haus des Gatten führte. Vgl. Hochzeit.

Parapet (franz., ſpr. -pä), ſ. Bruſtwehr.

Parapetäla (griech.), Nebenkronenblätter; vgl. Blüte, S. 356.

Paraphe (franz., auch Parafe, zuſammengezogen aus paragraphe), einer Namensunterſchrift beigefügter Handzug; das die vollſtändige Ausſchreibung des Namens erſetzende Handzeichen; auch ſ. v. w. Stempel, Amtsſiegel. Daher Paraphengebühren (Paraphenjura), ſ. v. w. Stempelgebühren; paraphiren, mit dem Namenszug oder Handzeichen verſehen oder ſtempeln.

Paraphérna (griech., Paraphernälgut, Bona paraphernalia), das Sondervermögen der Ehefrau, welches der Ehemann nur zu verwalten hat. S. Güterrecht der Ehegatten.

Paraphimöſe (griech.), derjenige Zuſtand, bei welchem die zu enge Vorhaut des männlichen Gliedes über die Eichel zurückgezogen wird und nicht wieder vorgebracht werden kann. Die P. beruht ebenſo wie die Phimoſe (ſ. d.) auf mangelhafter Ausdehnbarkeit des innern Vorhautblatts. Ueber die Entſtehung der P. iſt Folgendes zu ſagen: Wenn die zu enge Vorhaut beim Beiſchlaf oder auf andere Weiſe über die Eichel zurückgezogen wird, ſo legt ſich die verengte Stelle der Vorhaut bandartig hinter die Eichel, die Folge iſt eine Stockung der Blut- und Lymphbewegung und wulſtartige Anſchwellung der ganzen Vorhaut, die nunmehr noch weit weniger über die Eichel zurückgeſchoben werden kann. Die Zufälle, zu welchen die P. führt, ſind gewöhnlich nicht bedeutend, wenn ſich die Vorhaut vorher in geſundem Zuſtand befand. Iſt letztere dagegen bereits entzündet und erulcerirt, ſo können ſehr ſchwere Zufälle auftreten, indem eine heftige Entzündung und Anſchwellung der betreffenden Theile ſich einſtellt, welche unter Umſtänden ſelbſt in Brand des Gliedes übergehen kann. Die Behandlung der P. bezweckt ſtets eine möglichſt baldige Repoſition der umgeſtülpten Vorhaut, welche nur von einem Arzt vorgenommen werden darf. Oftmals gelingt dieſe Zurückführung der Vorhaut durch die gewöhnlichen Handgriffe aber nicht, und es muß dann zur Operation geſchritten werden, welche darin beſteht, daß das umgeſtülpte innere Vorhautblatt der Länge nach eingeſchnitten wird, womit die Möglichkeit einer Repoſition wieder gegeben iſt.

Paraphonīe (griech.), bei den Griechen die melodiſche Fortſchreitung in Quarten und Quinten, die einen Mißklang bilden, nach anderen die melodiſche Fortſchreitung in bloßen Konſonanzen überhaupt; auch ſ. v. w. Mißton oder falſcher Ton.

Paraphräſe (griech.), die erweiternde oder verdeutlichende Uebertragung einer ganzen Schrift oder einer einzelnen Stelle in andere Worte oder auch in eine andere Sprache. Von der Metaphraſe oder wortgetreuen Ueberſetzung unterſcheidet ſich die P. demnach dadurch, daß ſie den Text durch Umſchreibung erklärt, ohne doch eigentlich Kommentar zu ſein; der Verfaſſer einer ſolchen Ueberſetzung heißt Paraphraſt. Paraphraſiren, eine P. von etwas geben, es übertragend umſchreiben. In der Muſik gebraucht man den Ausdruck P. für Tonſtücke, die ſich ausſchließlich mit der Wiedergabe und variirenden Umſchreibung fremder Themata beſchäftigen.

Paraphronēſis (Paraphroſyne, griech.), zeitweilige Geiſtesabweſenheit, Aberwitz.

Paraphyſen (griech., Nebenfäden, Saftfäden), fadenförmige Organe, welche bei den Farnkräutern zwiſchen den Sporangien, bei den Mooſen bisweilen zwiſchen den Antheridien und in den Apothecien der Flechten ſowie in den Perithecien und anderen Fruchtkörpern der Pilze zwiſchen den Sporenſchläuchen ſtehen.

Paraplāsma (griech.), Mißbildung, Mißgebilde.

Paraplegīe (griech., Querlähmung), derjenige Zuſtand, bei welchem beide Beine, gewöhnlich zuſammen mit den Schließmuskeln des Maſtdarms und der Blaſe, gelähmt ſind, daher Unfähigkeit zum Gehen, unfreiwilliger Abgang des Koths und des Urins vorhanden ſind. Dazu geſellt ſich in ſelteneren Fällen auch noch eine Lähmung beider Arme. Die P. hat ihren Grund meiſt in einer Erkrankung (Blutung, Erweichung, Schwund, Geſchwülſte) des Rückenmarks, und es kann daher jede Schmälerung des Bewußtſeins und der höheren Sinnesthätigkeiten fehlen, da das Gehirn von Anfang an wenigſtens unbetheiligt iſt. Uebrigens iſt die P. bald mit Störungen der Empfindung verbunden, bald tritt ſie ohne ſolche auf. Das Fortſchreiten der P. erfolgt aufwärts von den Füßen nach dem Rumpf, den Armen und dem Kopf zu. Von der P. gilt dasſelbe, was von der Lähmung (ſ. d.) im allgemeinen geſagt worden iſt. Nur gibt die P., da ſie meiſt von ſchweren und unheilbaren Gewebserkrankungen des Rückenmarks abhängt, in den meiſten Fällen eine ſchlechte Prognoſe.

Parapluis (franz., ſpr. -plüih), Regenſchirm.

Paraſchen (hebr.), Abſchnitte der Bücher Moſes', welche bei den Juden am Sabbath vorgeleſen werden.

Paraſit (griech.), bei den alten Griechen Getreideverwalter, ein Beamter, welchem allerlei mit Getreidelieferung verbundene Geſchäfte oblagen; auch einer, welcher auf öffentliche Koſten geſpeiſt wurde; dann in übler Bedeutung ſ. v. w. Schmarotzer. Das Paraſitenweſen im letztern Sinn fand von Griechenland aus in Rom Eingang und erhielt beſonders hier die Ausbildung zu einem eigenen Gewerbe und Stand. Der P. mit den Zügen der Hungerleiderei, Gefräßigkeit und Kriecherei wurde eine ſtehende Figur der griechiſchen und römiſchen Luſtſpieldichter.

Paraſitismus, dasjenige Verhältnis, bei welchem ein Organismus an oder in einem andern fremden Organismus und mehr oder weniger auf deſſen Koſten lebt. S. Schmarotzer.

Paraſkeue (griech., »Zurüſtung«), der Tag vor dem Sabbath, der Freitag, beſonders der Karfreitag.

Paraſol (franz.), Sonnenſchirm.

Paraſpadīe (griech.), die Oeffnung der Harnröhre an der Seite des männlichen Gliedes, eine Mißbildung.

Paraſtichon (griech.), ſ. v. w. Akroſtichon.

Parāt (lat.), bereit, fertig.

Paratrāpeza (griech., »Nebentisch, Nebenaltar«), im spätern kirchlichen Sprachgebrauch der Ort, wohin die Oblationen der Eucharistie, nachdem sie von den Altardienern entgegengenommen sind, vor dem Anfang des Abendmahls gelegt werden.

Paravent (franz., spr. -wang), Windschirm, spanische Wand.

Parawadi (Prawadi, das alte Marcianopolis), Stadt im türk. Tunawilajet, in malerischer Gebirgsgegend am Fluß P., der bei Warna ins Schwarze Meer mündet, Station der Eisenbahn von Rustschuk nach Warna, ehedem befestigt, mit 5—6000 Einw. (großentheils Griechen).

Paray le Monial (spr. -rä lö monnjall), Stadt im franz. Departement Saône-et-Loire, Arrondissement Charolles, an der Bourbince und an der Eisenbahn von Mâcon nach Moulins, an die sich hier die Linie von Dijon anschließt, hat eine schöne gothische Kirche (11. Jahrh.), ein ehemaliges Benediktinerkloster, Holz- und Kohlenhandel und (1872) 3550 Einw.

Parbleu! (franz., spr. -blöh), potztausend!

Par bricole (franz., spr. -kol), rückprallsweise, besonders beim Billard und in der Schießkunst (vgl. Bricolschuß); übertragen s. v. w. auf Umwegen.

Parcelle (lat.), Theil eines Ganzen, besonders Bezeichnung für die einzelnen Grundstücke, welche einen Gutskomplex oder eine Flurgemarkung bilden; Parcellirung, s. v. w. Dismembration (s. d.).

Parchent, s. Barchent.

Parchim (Parchem), mecklenburg-schwerinsche Vorderstadt (d. h. diejenige, welche auf den Landtagen das Direktorium des zweiten Standes oder der Landschaft des Kreises führt), an der Elde und unweit des Wokensees, ist alt und unregelmäßig gebaut, von Ringmauern umgeben und wird in die Alt- und Neustadt getheilt. P. ist Sitz eines vereinigten Civil- und Kriminal-Patrimonialgerichts, hat 2 Kirchen (die gothische St. Georgenkirche aus dem 14. Jahrh., mit 70 Meter hohem Thurm, und die Marienkirche aus dem 13. Jahrh., mit 76 Meter hohem Thurm und einem interessanten Taufkessel von Bronze), eine Synagoge, ein altes gothisches Rathhaus, Gymnasium, eine Gewerbschule, ein Armenhaus, Lazareth, schöne Promenaden rings um die Stadt, ein Denkmal des Feldmarschalls Moltke (seit 1876), welcher hier geboren wurde, eine bedeutende Cichorienfabrik, Tuchfabriken, Weißgerberei, Lohgerberei, Tabak-, Cigarren- und Papierfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Fischerei, Handel und (1875) mit der Garnison (ein Regiment Dragoner) 8200 Einw. 2 Kilom. südlich in reizender Lage der zum Stadtgebiet gehörige Brunnen, ein Vergnügungsort mit Eisenquelle. Die Gründung der Stadt fand vermuthlich am Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh. statt. Heinrich Borwin I. von Mecklenburg verlieh der Stadt 1218 das lübische Recht. Bei der Theilung der mecklenburgischen Lande nach Heinrich Borwins II. Tod erhielt sein Sohn Pribislaw II. P. Dies war nach dem Erlöschen dieser Linie (1261) noch einmal (1283—1354) Residenz eines Zweigs der fürstlichen Familie. Die Reformation fand 1528 in P. Eingang; damals war es eine blühende Stadt von 7000 Einw., wohlhabend durch Hopfenbau, Tuch- und Leinweberei. Ihr Wohlstand wurde durch den Dreißigjährigen Krieg zerrüttet, wo sie 1626 von den Dänen besetzt und 1627 von Georg Friedrich von Baden gebrandschatzt wurde. 1628 mußte P. Wallenstein huldigen und ward in den folgenden Jahren wiederholt von den Schweden und den Kaiserlichen geplündert. 1667 wurde das fürstliche Land- und Hofgericht hierher verlegt. Erst in der neuern Zeit hat die Stadt sich wieder gehoben.

Parchwitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Liegnitz, an der Katzbach, mit Schloß, 2 evangelischen und einer kathol. Kirche und (1875) 1368 Einw. Am 28. Nov. 1757 eröffnete Friedrich d. Gr. hier mit einem siegreichen Gefechte den Kampf bei Leuthen, und 15. Aug. 1760 schlug er hier und bei dem Dorf Bienowitz den General Laudon.

Parcival (mittelhochd. Parzivâl), einer der glorreichsten Helden der mittelalterlichen Sage, dessen Leben und Thaten am schönsten und tiefsten in dem gleichnamigen Gedicht Wolframs von Eschenbach (s. d.) dargestellt sind.

Pardel (Parder, aus dem lat. pardus oder pardalis gebildet), in der Bibel ein reißendes Thier überhaupt, besonders eine gefleckte Katze, Panther oder Leopard; auch Trivialname für letztern.

Pardessus (spr. pard'ssüh), Jean Marie, berühmter franz. Jurist, geb. 11. Aug. 1772 zu Blois, ward 1795 Advokat, 1805 Maire von Blois, 1807 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers und 1810 Professor des Handelsrechts an der Universität zu Paris. Nach der Restauration ward er Mitglied der Kammer (1815—1816 und 1824—27) und 1820 Rath am Kassationshof. Nach der Julirevolution legte er seine Professur und seine Stelle am Kassationshof nieder und widmete seine Thätigkeit seitdem hauptsächlich dem »Journal des savants« und der Herausgabe der »Collection des ordonnances des rois de France«, wozu er durch die Akademie der Inschriften, deren Mitglied er seit 1829 war, beauftragt wurde. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: »Traité des servitudes« (Par. 1806 u. öfter); »Cours de droit commercial« (das. 1813—17, 4 Bde.; 6. Aufl. 1857); »Collection de lois maritimes antérieures au XVIII. siècle« (das. 1828—45, 6 Bde.). Auch begann er eine neue Bearbeitung von Brequigny's und Laporte du Theils »Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia« (Par. 1843—49, Bd. 1 u. 2). Werthvoll ist auch seine Ausgabe der »Loi Salique« (Par. 1843), mit Erläuterungen und Exkursen. Außerdem hat man von ihm noch einige rechtshistorische Werke und eine Ausgabe der Schriften von d'Agueſſeau (Par. 1818—20, 16 Bde.). Er starb 26. Mai 1853 zu Pimpeneau bei Blois. Vgl. H. Eloy, P., sa vie et ses œuvres (Par. 1868).

Pardo, 1) (El P.) Stadt in der span. Provinz Madrid, am Manzanares, 10 Kilom. nördlich von der Hauptstadt, hat ein schönes königliches Schloß, welches als Jagdschloß und Winterpalast dient, ein großes Jagdgehege und 2874 Einw. — 2) Fluß in Brasilien, entsteht in der Provinz Matogrosso aus der Vereinigung des Sangueruga und Vermelho und mündet rechts in den Paraná. Ungeachtet zahlreicher Stromschnellen und Wasserfälle ist er doch für kleinere Boote schiffbar. Die kurze Portage von Camapuam bildet einen viel besuchten Weg zum Rio Taquary und Paraguay.

Pardoe (spr. pārdo), Miß Julia, engl. Schriftstellerin, geb. 1812 zu Beverley in Yorkshire, Tochter eines britischen Majors, gab schon 1824 unter dem Titel: »The nun« eine Sammlung von Gedichten heraus. Ein längerer Aufenthalt in Portugal (1826—1827) lieferte ihr den Stoff zu dem Werk: »Traits and traditions of Portugal« (Lond. 1829). 1835

begleitete sie ihren Vater nach dem südlichen Frankreich und der Türkei, 1839 und 1840 nach Ungarn und Oesterreich. Sie starb zu London im December 1862. Außer mehreren historischen Novellen (»Speculation«, 1831, 2 Bde.; »The Mardyns and the Daventrys«, 1835; »The romance of the Harem«, 1839, 3 Bde.; neue Ausg. 1857; deutsch, Berl. 1840) veröffentlichte sie eine Reihe von Reisewerken, als: »The river and the desert; or recollections of the Rhine and the Chartreuse« (1838, 2 Bde.); »The city of the sultan and domestic manners of the Turcs« (1837); »The beauties of the Bosphorus« (1838, mit Kupfern, neue Ausg. 1861; deutsch, Hamb. 1854) u. a. Ferner erschienen von ihr: »The Hungarian castell«, eine Sammlung ungarischer Sagen und Märchen (1842, 3 Bde.); »Louis XIV. and the court of France in the seventeenth century« (1847, 3 Bde.; 3. Aufl. 1849). In den »Confessions of a pretty woman«(1846, 3 Bde.; neue Ausg. 1860) wandte sie sich wieder dem Roman zu. Ihre wiederholt aufgelegten Werke zeichnen sich durch klare Darstellung und treffliche Charakterschilderung aus.

Pardon (franz., spr. -ong), Verzeihung; im Kriegswesen Schonung des Lebens, die der Sieger dem Besiegten gewährt, wenn letzterer sich auf Gnade und Ungnade ergibt. Unverträglich mit der militärischen Ehre ist es, um P. zu bitten, so lange nicht alle Mittel zum Widerstand erschöpft sind; auch gab es in allen längeren Kriegen Truppentheile, die es sich zum Gesetz gemacht hatten, durchaus keinen P. zu nehmen.

Pardubitz, Hauptstadt einer böhm. Bezirkshauptmannschaft (813 QKilom. oder 14,76 QM. mit 74,813 Einw.), an der Einmündung der Chrudimka in die Elbe und an der Bahnlinie Wien-Prag gelegen, in welche hier die Linien von Reichenberg und Deutsch-Brod einmünden, Sitz eines Bezirksgerichts und eines Brigadekommando's, hat eine Kommunal-Oberrealschule, Kinderbewahranstalt, mehrere Privatlehranstalten, ein Armenspital, 2 Krankenhäuser, 2 Vorstädte und (1869) ohne die Garnison (ein Dragonerregiment) 8197 Einw. An interessanten Bauwerken besitzt P. ein aus dem 16. Jahrh. stammendes Schloß mit Gräben und Bastionen und einer alten Schloßkapelle, eine Dechanteikirche und 3 andere Kirchen, eine neue, schön gebaute Synagoge, ein alterthümliches Rathhaus und ein hohes, thurmartiges Thor (»grünes Thor«) von 1538. Von industriellen Unternehmungen sind anzuführen: eine Zuckerfabrik, 2 Brauhäuser, eine Spiritusraffinerie und Likörfabrik, Dampfschneidemühle, Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, große Ziegelbrennerei, Buchdruckerei, Chokoladen- und Kanditenfabrik, Alkoholfabrik und 5 Wassermühlen. Auch stark besuchte Pferdemärkte finden hier statt. Alljährlich werden hier große Jagden und Pferderennen abgehalten. P. ist eine sehr alte Stadt, welche 1300 in den Besitz eines nach der Stadt benannten böhmischen Herrengeschlechts gelangte (aus demselben stammte unter anderen der erste Prager Erzbischof, Ernst von P., zur Zeit Karls IV.), in den Hussitenkriegen viel zu leiden hatte und 1560 Staatsherrschaft wurde. 1863 wurde die Domäne an die Oesterreichische Kreditanstalt verkauft.

Paré, Ambroise, der Vater der franz. Wundarzneikunst, geb. 1517 zu Bourg Hersent bei Laval im Departement Maine, bildete sich drei Jahre hindurch unter den Barbiers-chirurgiens des Hôtel-Dieu zu Paris, machte 1536 als Wundarzt den Feldzug in Italien mit, ward 1545 Schüler des Anatomen Jacques Dubois, 1552 Leibwundarzt Heinrichs II. und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. 1554 wurde er in das Collége de St. Côme aufgenommen. Er starb zu Paris 20. Dec. 1590. P. hat für die gesammte Chirurgie die Bedeutung eines Reformators; seine größten Verdienste sind aber unzweifelhaft erstens die Umgestaltung der Lehre von den Schußwunden, welche er zuerst als bloße Kontusionswunden mit einem einfachen Verband, gegenüber der bis dahin herrschenden Sitte, dieselben als »vergiftete« Wunden mit heißem Oel zu kauterisiren, behandelte, und zweitens die Verbesserung der Amputation durch Einführung der Unterbindung der blutenden Gefäße an Stelle der früher gebräuchlichen blutstillenden Medikamente und des Glüheisens. Seine in der Geschichte der Chirurgie epochemachenden Werke (neue Ausg. von Malgaigne, Par. 1840—41, 3 Bde.), unter denen die »Cinq livres de chirurgie« das wichtigste sind, wurden ins Lateinische (das. 1562, Frankf. a. M. 1594) und Deutsche (das. 1604 u. 1631) übersetzt. Vgl. Penard, Ambroise P. (Versailles 1874).

Parechēsis (griech.), Verbindung ähnlich lautender Wörter.

Parecis, Serra dos, Gebirge in der brasil. Provinz Matogrosso, ein Theil der Cordillera Geral, ist nach O. in ein welliges Tafelland abgeplattet (Campos dos P.), das fast ganz mit lockerem Sand überschüttet und so unfruchtbar ist, daß man daselbst nur hartblätterige, saftlose Halbsträucher findet. Der noch wenig erforschte eigentliche Kamm der Serra zieht sich von den Campos aus in nordwestlicher Richtung 1330 Kilom. weit dem Guapore parallel, und die östliche Fortsetzung derselben bildet mit der anstoßenden Serra do Pary einen Theil der Grenze zwischen dem Stromgebiete des Paraguay und des Amazonenstroms. Der südliche Abhang gibt allen Quellflüssen des Paraguay, der nördliche denjenigen des Tapajoz den Ursprung. Den Namen hat das Gebirge von den P. oder Pareri, einem den Tupi verwandten Indianerstamm, der noch in schwachen Resten daselbst haust.

Paredes de Nava, Stadt in der span. Provinz Palencia (Altkastilien), am Kanal de Campos und an der Eisenbahn Palencia-Leon, mit Wollmanufakturen und 4769 Einw.

Pareja (spr. -cha), Juan de, genannt el Esclavo, span. Maler, geb. 1606 zu Sevilla, bildete sich als Dienstbote im Haus des berühmten Velasquez zum Maler aus, erhielt durch König Philipp IV. für ein Bildnis desselben die Freiheit. Er starb 1670 zu Madrid. Seine Werke bestehen in Bildnissen und historischen Darstellungen, unter welchen die Berufung des heil. Matthäus (1661, in dem Museo del Prado zu Madrid), die Taufe Christi (in Santa Trinidad zu Toledo), die Heiligen Johannes Evangelista und Orontius und die Madonna de Guadalupe (bei den Rekollekten zu Madrid) die vorzüglichsten sind.

Parenchym (griech.), ursprünglich Bezeichnung für eine Mehrheit eigenthümlich angeordneter pflanzlichen oder thierischen Zellen, wird gegenwärtig, wenigstens wenn von thierischen Körpern die Rede ist, beinahe gleichbedeutend mit dem Wort Gewebe gebraucht, so weit dasselbe für das Organ, in welchem es angetroffen wird, etwas Charakteristisches hat oder ihm sogar ausschließlich zukommt. So spricht man von einem P. der Leber und versteht darunter die Galle absondernden Drüsenzellen der Leber, von einem P. der Niere und versteht darunter die Harnkanälchen mit ihrem Epithel, während man das Bindegewebe

und die Gefäße, welche in beiden Organen vorkommen, nicht mit zu dem P. rechnet. Parenchymatöse Entzündung nennt man entzündliche Veränderungen, welche sich in dem eigentlichen P. (nicht im gefäßtragenden Zwischengewebe) abspielen. Dieser Zustand kann zur Norm zurückkehren, es kann aber auch zum schnellern oder langsamern Zerfall solcher angeschwollenen und albuminös infiltrirten Gewebselemente kommen. Das in den Zellen des Parenchyms befindliche Entzündungsprodukt bezeichnet man als parenchymatöses Exsudat. In der Botanik heißt P. eine Art des Zellgewebes der Pflanzen (s. Zellgewebe).

Parentalien (lat.), s. Feralien.

Parentation (lat.), Grab- oder Leichenrede.

Parentēl (lat. Parentēla), im deutschen Rechte des Mittelalters die Gesammtheit der durch den nächsten gemeinsamen Stammvater Verbundenen. Hierauf gründete sich die namentlich im Lehnswesen (s. d.) übliche Parentelordnung (Parentelensystem, Lineal-Gradualerbfolge), wonach die Erbberechtigung sich nach der Nähe der P. und innerhalb der letztern durch Gradesnähe bestimmte. Das römische Recht verstand unter Respectus parentelae das Verhältnis derjenigen Seitenverwandten (Oheime, Tanten), welche nur einen Grad von dem gemeinschaftlichen Verwandten entfernt sind, zu denjenigen (Neffen, Nichten), welche mehrere Grade von jenem entfernt stehen.

Parenthēse (griech., »Einschaltung«), in der Rhetorik eine nicht nothwendig zu der eben behandelten Hauptsache gehörige Erwähnung, welche, den Zusammenhang unterbrechend, in der Mitte des Hauptsatzes eingeschoben oder auch am Schluß desselben hinzugefügt wird; auch s. v. w. Einschaltungszeichen in Schrift und Druck, bestehend in Klammern, ( ), [ ], oder Gedankenstrichen am Anfang und Schluß der Einschaltung. In der Algebra haben diese Einschließungs- oder Zusammenfassungszeichen, auch Klammern genannt, die Bestimmung, eine gewisse angedeutete Rechnung auf den mehrgliedrigen Ausdruck zwischen ihnen, nicht bloß auf das unmittelbar neben dem Rechnungszeichen stehende Glied zu beziehen; sie sind ( ), [ ], { }. Eine P. auflösen heißt einen mit Klammern versehenen Ausdruck in einen gleichwerthigen ohne Klammern verwandeln, und umgekehrt heißt eine P. bilden, die Glieder eines Ausdrucks durch Absondern gemeinschaftlicher Faktoren, Divisoren ꝛc. zusammenziehen, so daß eine vorher im einzelnen vorgeschriebene Rechnung sich nun auf den ganzen Inhalt einer Klammer bezieht.

Parénzo, Stadt in der Provinz Istrien des österreichisch-illyr. Küstenlands, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft (795 QKilom. oder 14,43 QM. mit 39,460 Einw.), auf einem Felsen im Adriatischen Meer gelegen, der durch eine schmale Landenge mit dem Festland zusammenhängt, ist Sitz des Provinziallandtags von Istrien, des Landesausschusses und Landesschulraths, eines Bischofs, eines Bezirksgerichts und einer Seesanitätsdeputation, hat eine bemerkenswerthe, 540 vom Bischof Euphrasius auf den Ruinen eines antiken Tempels erbaute Basilika mit schönen Säulen und Mosaiken, Reste zweier römischen Tempel und andere Alterthümer, eine städtische Bibliothek, einen guten Hafen, in welchem 1875: 1424 Schiffe mit 154,595 Tonnen einliefen, und welcher in täglicher Dampferverbindung mit Triest und den Hafenplätzen Istriens steht, und zählt (1869) mit zwölf zum Gemeindegebiet gehörigen Ortschaften 6333 Einw., welche bedeutenden Fischfang, Schiffbau und Handel (Export von Bau- und Brennholz, Wein, Fischen) treiben. Die Stadt ist sehr alt, war eine römische Bürgerkolonie, unterwarf sich 1271 der Republik Venedig und gehörte zu dieser bis zu deren Untergang. Vgl. Lohde, Der Dom von P. (Berl. 1859).

Parépa-Rosa, Euphrosyne, Sängerin, geb. 1838 in Edinburg, Schülerin ihrer Mutter, einer tüchtigen Opernsängerin, trat zuerst 1855 in Malta in Bellini's »Nachtwandlerin« mit großem Erfolg auf und zählte bald zu den geachtetsten Künstlerinnen ihrer Zeit, so daß sie in ganz Italien sowie in England und Deutschland als Kirchen-, Theater- und Konzertsängerin gefeiert wurde. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in London ging sie nach New York, wo sie sich 1866 in zweiter Ehe mit dem Violinspieler Rosa aus Hamburg verheirathete. Mit einer Operngesellschaft, der sie vorstand, machte sie Kunstreisen in den amerikanischen Staaten, wo sie mit ihrem Gemahl in hohen künstlerischen Ehren stand. Sie starb 21. Jan. 1874 in London.

Parére (ital., franz. Pardre), Gutachten, welche die Vorsteher des Handelsstands an großen Handelsplätzen in Streitigkeiten, die im Handelsverkehr vorfallen, oder auch Handelskammern kollegialisch abfassen und dem Anfrager schriftlich ausstellen. P. medicum, s. v. w. Visum repertum (s. Obduktion).

Parérga (griech.), Nebenwerke; als Büchertitel s. v. w. zusammengestellte kleine Schriften.

Pares curiae (lat.), die Vasallen der fränk. Könige, die besonders als Richter, namentlich in Lehnssachen, fungirten und sich im Range gleichstanden.

Parésis (griech., Erschlaffung), der Zustand unvollkommener Lähmung der motorischen Nerven, wobei letztere nur unkräftige Zusammenziehungen der Muskeln auszulösen vermögen. Von der P. gilt im allgemeinen alles dasjenige, was von der Lähmung (s. d.) gesagt worden ist. Sie hat nicht selten ihren Grund im Verluste der Leitungsfähigkeit der Bewegungsnerven, noch häufiger aber geht sie von einer Affektion der Nervencentralorgane aus.

Paresseuse (franz., spr. -ssöhs', »Faulenzerin«), Ruhekissen auf einem Sopha.

Paretz, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Ost-Havelland, mit königlichem Lustschloß an der Havel und 360 Einw.; Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms III. und gegenwärtig des kronprinzlichen Paars.

Par excellence (franz., spr. -ekssellängs), vorzugsweise, recht eigentlich, im wahrsten Sinn des Worts (griech. kat exochēn).

Parfait (franz., spr. -fä), Perfektum als Zeitform.

Par force (franz., spr. -fórs), mit Gewalt; daher Ausdrücke wie Parforcekur, Gewaltkur, u. dgl.

Parforcejagd (französische Jagd, franz. Chasse à courre, Chasse aux chiens courants), die Art der Jagd, bei welcher das Wild (vorzugsweise Hirsche, aber auch Sauen, Rehe, Hasen und Füchse) durch Hunde und Jäger zu Pferde so lange verfolgt wird, bis es nicht weiter fliehen kann, und dann mit dem Hirschfänger oder nach Umständen mit der Büchse erlegt wird. Diese Jagdweise stammt aus dem Orient und wurde zur Zeit Karls d. Gr. in Deutschland bekannt, ihrer Kostspieligkeit wegen aber fast nur von Fürsten geübt. Am verbreitetsten war sie im vorigen Jahrhundert, wo sie sich von Frankreich aus an kleinen und großen Höfen so fest einbürgerte, daß sie das Hauptjagdvergnügen der Fürsten und des Adels ausmachte. Jetzt ist sie mehr und mehr abgekommen;

nur die Hetzjagd mit Hunden auf Hasen und Füchse, wobei die Jäger zu Pferde folgen, ist, die erstere in Frankreich und anderwärts, die letztere besonders in England, noch sehr beliebt. Die bei der P. gebrauchten Hunde sind theils Leithunde zum Vorsuchen und Bestätigen des Wildes, theils eigentliche Parforcehunde, welche eigens dressirt die Meute bilden, zu der 50—100 und mehr Stück gehören. Die Parforcepferde sind von mittlerer Höhe und werden zur Jagd eingeübt. Zu einer gewöhnlichen Jagdequipage gehören 60—70 Pferde mit einem ganzen Troß von Jagdbedienten, von welchen namentlich die 3—4 Piqueure hirschgerechte Jäger, tüchtige Reiter und gute Hornisten sein müssen. Ihnen vorgesetzt ist der Oberpiqueur (Erzpiqueur, Oberjäger), der älteste Piqueur, dem die Aufsicht über das untere Jagdpersonal ꝛc., die Ermittelung des Wildes und bei der Jagd selbst die Aufstellung des Relais obliegt. Der Vorgesetzte der ganzen Jagdequipage war früher der Kommandant (Direktor), dem gewöhnlich ein Jagdjunker als Vicekommandant beigegeben ward. Die P. selbst geschieht, nachdem tags vorher die bestätigten Hirsche angemeldet worden sind und der Jagdherr den zu jagenden Hirsch gewählt und das Rendez-vous, den Zusammenkunftsort, bestimmt hat. Eine ausgezeichnete poetische Schilderung einer solchen Jagd findet sich in Immermanns »Tristan und Isolde«.

Parfümerie (franz.), Industriezweig, welcher sich mit der Darstellung wohlriechender Präparate beschäftigt. Die zu letzteren verwendeten Stoffe sind einerseits natürliche oder künstliche wohlriechende Substanzen, anderseits verschiedenartige Stoffe, welche jenen Substanzen als Vehikel dienen, besonders Fette (zu Pomaden), Spiritus (zu Tinkturen, Essenzen, Wässern ꝛc.), Oele (zu Haarölen), Essig, Pulver, Seife, fein zerschnittene Pflanzentheile (zu Räucherpulvern ꝛc.). Die natürlich vorkommenden Riechstoffe stammen mit wenigen Ausnahmen (Moschus, Ambra, Zibeth) von Pflanzen und sind meist ätherische Oele, seltener Balsame, Harze, aromatische Säuren ꝛc. Außer diesen benutzt man noch Essigsäure, die Aether der fetten Säuren (Fruchtäther), Chloroform und Ammoniak zur Belebung des Geruchs. Die ätherischen Oele (s. d.) werden häufig aus den Pflanzen abgeschieden und dann weiter benutzt. Weil aber besonders die zarteren Gerüche durch die Destillation leiden, so sucht man letztere zu umgehen und die Oele sofort an Fett zu binden. Diese Industrie, welche bei dem ausgedehnten Verbrauch von Parfümerieartikeln in großem Maßstabe betrieben wird, blüht besonders im südlichen Frankreich, unter dessen heiterem Himmel die Pflanzen reichlichere und feinere Riechstoffe entwickeln als in höheren Breiten. Dazu kommt, daß die Franzosen große Geschicklichkeit in der Komposition der Parfüme besitzen; während Deutschland fast nur sein Eau de Cologne, England sein Ess-bouquet und Spring-flowers, der Orient seine Duftkissen und das Rosenöl besitzt, bereiten die Franzosen aus verhältnismäßig wenigen ätherischen Oelen und Pflanzen eine unzählbare Menge gemischter Wohlgerüche, wie sie an Fett, Spiritus, Pulvern, Essig, Seife ꝛc. haften. Die Grundlage der meisten Parfümerieartikel sind die parfümirten Fette, welche man in Südfrankreich auf zwei verschiedene Arten bereitet. Nach der Infusionsmethode werden die Blumen mit warmem fetten Oel oder Fett von etwa 65° C. übergossen und nach einigen Stunden wieder herausgenommen, worauf man sie durch frische ersetzt, bis die Fettkörper mit dem Riechstoff gesättigt sind; zur Erreichung dieses Resultats sind von manchen Blüten bis 6 Kilogr. auf 1 Kilogr. Fett erforderlich. Nach der andern Methode (enfleurage) gewinnt man den Riechstoff durch Schichtung des Fettes mit den Blüten, indem man eine kalte Fettschicht auf einer Glastafel ausbreitet, mit einer Lage Blüten bedeckt und in eine Horde legt. Derartig beschickte Horden werden zu Säulen geordnet und die erschöpften Blüten täglich durch frische ersetzt. Nach 25—30 Tagen ist dann das Fett mit dem Duft gesättigt. Pivet erreicht dasselbe Resultat in 48 Stunden, indem er das Fett in dünne, nudelähnliche Fäden zertheilt und diese auf in Rahmen gespannte Drahtgewebe legt. Letztere werden dann abwechselnd mit Metallblechen, auf welchen die Blüten ausgebreitet sind, in hermetisch verschließbare Schränke geschoben, durch welche man einen schwachen Luftstrom leitet. Da nach dieser Methode das Fett gar nicht mit den Blüten in Berührung kommt, so nimmt es nur den Duft und keine Spur von krautigem Geruch an. Nach einem neuen Verfahren extrahirt man die Blüten systematisch mit Aether, Schwefelkohlenstoff oder Chloroform und destillirt die mit Riechstoff beladene Flüssigkeit bei niedriger Temperatur, so daß der Riechstoff als ein nach längerer Zeit stets erstarrender Körper zurückbleibt. Dieser wird nun in einem Schaukelgefäß im Wasserbad erwärmt, während ein Luftstrom die letzten Spuren des Lösungsmittels entfernt, und schließlich mit schwach alkalischem Wasser gewaschen. Die so erhaltenen kondensirten oder koncentrirten Parfüme zeichnen sich durch eine merkwürdige Frische und Reinheit aus. Die mit dem Riechstoff Einer Pflanze beladenen festen Fette heißen Pomaden. Diese werden unter fortwährendem Umschütteln 24 Stunden lang mit Weingeist behandelt und liefern so die Extrakte, während gewaschene Pomade zurückbleibt. Letztere wird entweder nochmals extrahirt, um billigeres Parfüm zu liefern, oder sie wird zu Haarpomaden verarbeitet. Der Alkohol hat aber bei dieser Operation auch etwas Fett aufgenommen, welches allmählich ranzig wird und dem Extrakt einen übeln Geruch ertheilt. Man kühlt ihn deshalb mit Hülfe der Eismaschine sehr stark ab und trennt ihn von dem in der Kälte sich ausscheidenden Fett. Wurde zum Extrahiren der Blüten Olivenöl angewandt, so erhält man die Huiles antiques. Aetherische Oele, in Alkohol aufgelöst, liefern die Essenzen (esprits), und durch Mischung verschiedener Extrakte oder Essenzen unter einander erhält man die Bouquets (fleurs), in welchen in der Regel kein einzelner Geruch vorwalten darf. Die Extrakte übertreffen die Essenzen bei weitem in der Feinheit des Geruchs und liefern daher auch schönere Bouquets. In Frankreich benutzt man meistentheils Weinspiritus, in England Korn- und bei uns oft Kartoffelspiritus. Die eigenthümlichen Fuselöle modificiren aber namentlich zarte Gerüche sehr bedeutend, und manche Parfüme können nur mit bestimmten Spiritussorten bereitet werden. Die Fette müssen bei sehr niedriger Temperatur ausgelassen und sorgfältig gereinigt werden. Man schmilzt das Fett unter Zusatz von etwas Alaun und Kochsalz, gießt es klar ab und wäscht es nach dem Erkalten unter fortwährendem Zerreiben auf einer geneigten Steinplatte und unter einem kontinuirlichen Wasserstrahl, bis alle Salz- und Eiweißtheilchen entfernt sind, oder man kocht das klare Fett etwa eine Stunde mit Rosenwasser und Benzoëharz und läßt dann erkalten. Die Riechpulver, welche

billiger und beständiger sind als die flüssigen Parfüme, werden aus verschiedenen gepulverten Pflanzentheilen, Moschus ꝛc. zusammengesetzt und in Säckchen, Kissen oder Kouverts gefüllt, um in Wäschschränke u. dgl. gelegt zu werden. Die Riechbüchschen sind durchbrochene Büchschen von Elfenbein, Horn oder Metall und enthalten Mischungen aus Moschus, Ambra, Vanilleschotenpulver, Rosenöl, mit arabischem Gummi und Wasser zu einer Paste geknetet; die Riechfläschchen sind mit Schwamm oder Salz gefüllt, welche mit essigsäure- oder ammoniakhaltigem Parfüm getränkt wurden. Die Vorschriften zu den einzelnen Parfümen weichen ungemein von einander ab und liefern fast niemals den Geruch, welchen man nachahmen will, weil die Zusammensetzung der einzelnen Präparate gewöhnlich sehr komplicirt und Fabrikgeheimnis ist. Zur Darstellung des Eau de Cologne sind mehr als 100 Vorschriften gegeben; doch übertrifft das echte Fabrikat von »Jean Maria Farina, Köln, gegenüber dem Jülichsplatz« alle diese Nachahmungen. Wohlriechende Stoffe hat man schon in den ältesten Zeiten angewandt; man ehrte Lebende und Todte durch Räucherungen, Salbungen mit parfümirtem Oel, sprengte bei religiösen Gebräuchen wohlriechende Wässer aus oder verbrannte Balsame und Harze zu Ehren der Gottheit. Diese Gewohnheit findet sich bereits im alten Aegypten. Moses regelte sie durch besondere Gesetze, und in der katholischen Kirche wird noch heute geräuchert. Später aber, noch vor Konstantin, kamen die Parfüme in allgemeinern Gebrauch und wurden lediglich ihres angenehmen Geruchs halber angewandt. Damals trieb Persien ausgedehnten Handel mit Balsamen, Myrrhen und Gewürzen. Die Athener hatten für jeden Theil ihres Körpers besondere Parfüme. Dies deutet darauf hin, daß der Gebrauch wohlriechender Substanzen in Verschwendung ausgeartet war, und so erklären sich die tadelnden Worte des Sokrates und das Gesetz des Solon, welches den Athenern den Verkauf von Parfümerien, wenigstens an Männer, verbot. Ein ähnliches Gesetz wurde in Rom unter dem Konsulat des Licinius Crassus erlassen; aber in der spätern Zeit trieb man wieder die großartigste Verschwendung mit Parfümerien, bis der Zerfall des römischen Reichs die Benutzung wohlriechender Stoffe völlig in Vergessenheit gerathen ließ. Aus dieser tauchten sie erst sehr spät wieder auf und gelangten zu einer nie gekannten Bedeutung unter der Regierung Ludwigs XV. Wie früher der Ritter die Farben seiner Dame trug, so benutzte jetzt der Kavalier das Parfüm, welches die Dame als ihr angenehm bezeichnet hatte. Gegenwärtig ist der Verbrauch der Parfümerien ein viel größerer als damals; während er sich aber früher nur auf die höchsten Kreise beschränkte, hat er sich jetzt über alle Volksschichten ausgedehnt und eben dadurch bedeutende Industriezweige geschaffen. Es fehlen genaue statistische Angaben über die Produktion von Parfümerien; aber Barreswil berechnete, daß der Umsatz in diesen Artikeln in Frankreich über 40 Mill. Franken beträgt (20mal mehr als 1810). Vgl. Hirzel, Toilettenchemie (3. Aufl., Leipz. 1874); Rimmel, The book of perfumes (4. Aufl., Lond. 1866); Deite in Bolleys »Handbuch der chemischen Technologie« (Braunschw. 1867); Askinson, Die Parfümeriefabrikation (Wien 1876); Piesse, Des odeurs, des parfums, etc. (2. Aufl., Par. 1877).

Parga, feste Stadt im türk. Wilajet Janina, am Adriatischen Meer, in herrlicher, an Fruchtbäumen reicher Gegend, hat eine Citadelle (auf einem vom Meer umspülten Felsen) und einen von den Venetianern 1572 errichteten Hafendamm, ist aber seit der Auswanderung der Bevölkerung 1819 (s. unten) heruntergekommen und zählt jetzt kaum 1500 Einw. Die alte Stadt P. (Paläoparga) lag westlich von der jetzigen, an der Stelle des antiken Torone; bei dem Einfall der Türken in Europa bauten sich die Bewohner (Pargioten) auf der jetzigen Stelle an, und in dieser festen Stellung trotzten sie jahrhundertelang der Macht der Türken. Sie hatten eine freie Verfassung und trieben lebhaften Handel. 1401 begaben sie sich in den Schutz Venedigs und blieben mit der Republik im Bündnis bis zum Untergang derselben (1797), worauf sie französische Truppen aufnahmen. Ali Pascha von Janina wünschte die Stadt in seiner Gewalt zu haben; die Pargioten schlugen jedoch alle Angriffe des letztern siegreich zurück und suchten um Einverleibung in die Republik der Jonischen Inseln nach, worauf die Engländer sofort eine Besatzung nach P. legten, ohne indeß die Bitte um Einverleibung zu gewähren. Sie übergaben vielmehr die Stadt 1819 Ali Pascha. Nun wendeten sich die Einwohner fast alle nach den Jonischen Inseln, so daß Neuparga ganz verödete. Vgl. Mustoridis, Précis des événements qui ont précédé et suivi la cession de P. (Par. 1820).

Pargasit, s. Hornblende.

Parhelien (griech.), s. v. w. Nebensonnen, Dunstbilder der Sonne (helios).

Pari (ital. al pari, franz. pair, au pair, engl. par), der Kursstand eines Werthpapiers, bei welchem der Kurswerth mit dem Nennwerth übereinstimmt; bei auswärtigen Wechseln der Kursstand, bei welchem der Kurswerth mit dem Metallwerth der in dem Wechsel verschriebenen Summe übereinstimmt. Vgl. Kurs.

Paria, Halbinsel an der Küste von Venezuela, gegen NO. gerichtet, reicht bis ziemlich an die Nordwestspitze der Insel Trinidad und war in der Vorzeit mit derselben verbunden. Durch den ungeheuren Andrang eines Theils der Wassermassen des Orinoko hat sich hier ein Durchbruch gebildet; zwischen der Spitze von P. und der Insel Trinidad erheben sich noch mehrere kleine Inseln, und die zwischen denselben befindlichen Oeffnungen heißen Bocas de Drágos, durch welche der durch das Festland und durch die Insel Trinidad gebildete Golfo de P. oder Golfo Triste mit dem Atlantischen Ocean verbunden wird. Europäische Schiffe laufen durch die Boca Grande zwischen der Spitze von P. und der Insel Chacachacares, wenn sie in den Golf gelangen wollen. In P. endigt das malerische Küstengebirge Venezuela's und läuft bis an die Spitze der Halbinsel, welche Kaffee, Kakao und alle anderen Früchte der Tropen erzeugt. An der Südküste, innerhalb des Golfs, liegt die Stadt Guiria.

Pariah (eigentlich Paraiyan, von parai, die Trommel, welche der Mann zu rühren hat), Leute der niedrigsten Kaste in der indischen Kastenordnung, stehen eigentlich außerhalb der Kastenordnung und befanden sich deshalb vor Aufrichtung der englischen Herrschaft vielfach in einer der Sklaverei ähnlichen Lage, während sie jetzt die freien Handarbeiter sind und alle Hantirungen treiben. Die Portugiesen fanden diesen Namen an der Küste von Madras den unreinen, niedrigen Kasten gegeben; fälschlich wurde er dann auf das ganze Reich übertragen, man kennt ihn aber nur in der Präsidentschaft Madras.

Paries (lat., »Wand«), Bezeichnung für eine Wolkenform, s. Wolken.

Parietales, Ordnung im natürlichen Pflanzen-

syſtem unter den Dikotyledonen, charakteriſirt durch meiſt fünfgliedrige Blütenblattkreiſe und meiſt drei Karpelle, welche einen oberſtändigen, einfächerigen Fruchtknoten bilden, an deſſen Wänden die wenig vorſpringenden Samenträger hinlaufen, und durch meiſt zahlreiche, endoſpermhaltige Samen, umfaßt die Familien der Reſedaceen, Droſeraceen, Violaceen, Frankeniaceen, Loaſaceen, Turneraceen, Papayaceen, Datiſceen, Paſſifloreen, Bixaceen und Samydeen.

Parieu (ſpr. pariöh), Marie Louis Pierre Felix Esquirou de, franz. Staatsmann und Gelehrter, geb. 13. April 1815 zu Aurillac, ward 1841 Advokat am Appellhof zu Riom und 1848 Repräſentant für das Departement Cantal in der Nationalverſammlung, wo er zu den gemäßigten Republikanern gehörte und 5. Okt. vergeblich die Wahl des Präſidenten durch die Verſammlung verlangte. In der Legislative gehörte er zur Ordnungspartei, war vom 1. Nov. 1849 bis 13. Febr. 1851 Unterrichtsminiſter und übte einen unheilvollen und dem herrſchſüchtigen Klerus vortheilhaften reaktionären Einfluß aus. Nach dem Staatsſtreich ernannte ihn Ludwig Napoleon zum Mitglied der konſultativen Kommiſſion; 18. Dec. ward er Vorſitzender der Kommiſſion für Inneres, Juſtiz und Unterricht, im Januar 1852 Staatsrath und 1855 Vicepräſident desſelben, welche Stelle er bis 1856 bekleidete. Er wurde aus einem Republikaner ein ſtarrer Abſolutiſt, der ſich allen liberalen Reformverſuchen Napoleons ſelbſt mit Hartnäckigkeit widerſetzte. 1870 wurde er Präſident des Staatsraths, 1876 Senator. Während ſeine politiſche Thätigkeit berechtigtem Tadel begegnete, wurden ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen allgemein anerkannt. Er ſchrieb: »Études historiques et critiques sur les actions possessoires« (Par. 1850); »Histoire des impôts généraux sur la propriété et le revenu« (daſ. 1856); »Traité des impôts en France et à l'étranger« (daſ. 1862—64, 5 Bde.; 2. Aufl. 1866—67, 4 Bde.); »Principes de la science politique« (daſ. 1870, 2. Aufl. 1875); »Essai sur la statistique agricole du département du Cantal« (4. Aufl., daſ. 1875). Beſonders um die Münz- und Maßeinigung, im Sinn der Goldwährung, hat er ſich durch zahlreiche Schriften und ſeine Thätigkeit in Kommiſſionen und Konferenzen große Verdienſte erworben.

Parime, 1) (Sierra de P.) ſüdamerikan. Gebirgsſyſtem, bildet den weſtlichen Flügel des Hochlandes von Guayana, zwiſchen den Ebenen des untern Orinoko und denen des Rio Negro und des Amazonenſtroms. Das geſammte, gegen 607,000 QKilom. (11,000 QM.) umfaſſende Syſtem beſteht aus einer unregelmäßigen Zuſammenhäufung von Gebirgen, welche durch Ebenen und Savannen von einander getrennt und auf der ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Seite vom Orinoko umfloſſen ſind. Die nördlichſte Kette des Syſtems ſtreicht, bis gegen 600 Meter hoch, unter 7° 40′ nördl. Br. vom Rio Arui bei Ciudad Bolivar nach dem großen Katarakt des Rio Caroni und trennt öſtlich von dieſem Strom als Sierra Imataca die Zuflüſſe des Orinoko von denen des Cuyuni. Ein viel verzweigtes Gebirgsſyſtem erfüllt den weiten Raum zwiſchen dem Orinoko, dem Ventuari und dem mittlern Caroni; die einzelnen, meiſt von SW. nach NO. gerichteten Ketten desſelben, wie die Kette von Chaviripe, die des Baraguan, die von Catichana und des Paruaci, die Kette von Quittuna oder Mayrures, ſtreichen meiſt von SW. nach NO., werden von den Strömen (zumal dem Caura und ſeinen Zuflüſſen) in zahlreichen Thalengen mit Waſſerfällen durchbrochen und erheben ſich wenig über 1000 Meter. Nur im ſüdweſtlichen Theil dieſes Berglandes, an dem Knie des Orinoko, tritt die Kette der Cerros de Sipapo (4° 50′ nördl. Br.) als eine ungeheure Zackenmauer hervor und bildet den Anfang einer Reihe von hohen Gebirgen, welche das rechte Ufer des Orinoko aufwärts bis in ſein Quellgebiet begleiten. Hier breitet ſich die eigentliche Sierra de P. aus, zwiſchen deren Zweigen der Orinoko, der Caura, der Parime, der Paraba und andere Flüſſe entſpringen; unter ihren Gipfeln ſind der 2500 Meter hohe Duida und der vielleicht über 3000 Meter hohe Maravaca bekannt. Die ſüdlichen Verzweigungen des Syſtems bis gegen den Rio Negro hin gehören noch zu den unbekannteſten Theilen Südamerika's. Nach O. zweigt ſich als Waſſerſcheidekette die Sierra Pacaraima ab, und an ihr Oſtende ſchließt ſich wiederum ein viel verzweigtes Bergland mit höheren Gipfeln an, unter denen der Roraima, der Zarumaica und der Erimitebub genannt werden. Zwiſchen den Zuflüſſen des Parime und des Eſſequibo (dem Rupununi) verflacht ſich die Waſſerſcheide zu einem Tragplatz, ja zur Regenzeit ſtehen die Gewäſſer mit einander in Verbindung. Der etwa 385,000 QKilom. (7000 QM.) große öſtliche Theil des Berglandes von Guayana mit der Sierra Acarai und der Sierra Tumucumaque, vom Parime und Rupununi bis zur Marañonmündung, kann nicht mehr zum Parimeſyſtem gerechnet werden. — 2) Fluß in Braſilien, entſpringt auf dem gleichnamigen Gebirge, nimmt nach einem Laufe von faſt 750 Kilom. den Tacutu auf (durch dieſen mit dem Rupununi und Eſſequibo in zeitweiliger Verbindung ſtehend) und fließt dann als Urariquira oder Rio Branco noch 590 Kilom. weit ſüdwärts bis zum Rio Negro. Sein ganzes Gebiet liegt in der äquatorialen Zone und iſt äußerſt waſſerreich und durchgehends bewaldet.

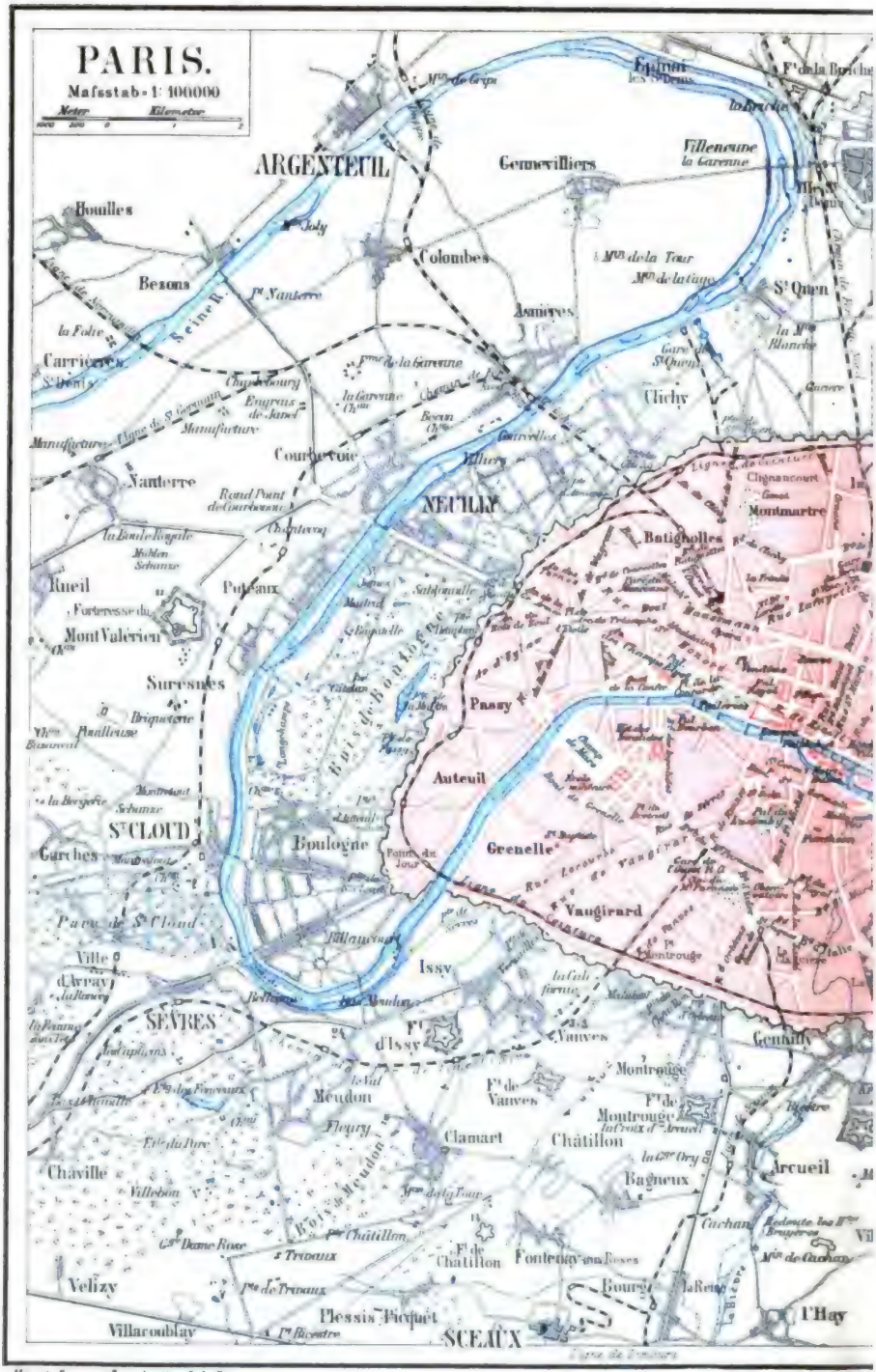
Parini, Giuſeppe, ital. Lyriker und Satiriker, geb. 22. Mai 1729 in dem mailändiſchen Dorf Boſiſio, zeigte ſchon frühzeitig ungewöhnliche Talente und widmete ſich anfangs dem Studium der Theologie, mußte aber, durch eine ſchwere Krankheit zum Theil gelähmt, auf den geiſtlichen Beruf verzichten und wandte ſich daher der Literatur zu. Nachdem ſeine erſten poetiſchen Arbeiten ziemlich unbeachtet geblieben waren, trat er 1763 mit einem didaktiſch-ſatiriſchen Gedicht: »Il mattino«, auf, welches ſeinen Ruhm begründete. Zwei Jahre ſpäter folgte als Fortſetzung »Il mezzogiorno«; aber erſt nach ſeinem Tode wurden »Il vespro« und »La notte« bekannt gemacht. Dieſe vier Gedichte, in welchen das müßige, frivole und laſterhafte Leben des mailändiſchen Adels mit der feinſten Ironie gegeiſelt wird, bilden ſomit ein Ganzes unter dem gemeinſamen Titel: »Il giorno« und gehören zu den vortrefflichſten Erzeugniſſen der neuern italieniſchen Literatur. Die Mailänder Ariſtokratie fühlte ſich dadurch tief verletzt, und P. würde ſich ernſtlichen Verfolgungen ausgeſetzt geſehen haben, wenn er nicht an dem öſterreichiſchen Gouverneur der Lombardei, Grafen Firmian, einen Beſchützer gefunden hätte. Dieſer übertrug ihm die Redaktion der »Gazetta milanese« und ernannte ihn zum Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit an der Palatiniſchen Schule zu Mailand und nach Aufhebung derſelben 1769 zum Lehrer am Gymnaſium der Brera; ſpäter ward er Direktor dieſer Anſtalt. Nach der franzöſiſchen Invaſion ward P. Mitglied der Mailänder Municipalität, verlor jedoch dies Amt nach der Rückkehr der Oeſterreicher. Er ſtarb 15. Aug. 1799.

Treffender Witz und Ironie, originelle Phantasie, blühender, kraftvoller Stil und eine meisterhafte Versifikation zeichnen sein Hauptwerk aus. Seine übrigen Poesien stehen zum Theil weit hinter demselben zurück, und nur unter seinen Oden sind einige vortreffliche. Der »Giorno« ist sehr oft gedruckt worden (am besten Flor. 1818). Seine »Opere«, herausgegeben von Reina, erschienen Mailand 1801—1804, 6 Bde.; seine Poesien, besonders gesammelt, Florenz 1823; seine prosaischen Arbeiten (akademische Reden, Briefe, Programme ꝛc.) Mailand 1821.

Pariren (lat.), gehorchen; in der Fechtkunst einen Stoß oder Hieb abwenden, s. Parade; ein Pferd in schnellem Lauf plötzlich zum Stehen bringen.

Päris *L.* (Einbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Asparageen, ausdauernde Kräuter in Europa und Sibirien, von denen die wichtigste, P. quadrifolia *L.* (Wolfsbeere, Fuchstraube, Steinbeere, s. Tafel »Giftpflanzen I«), mit 10—25 Centim. hohem, einfachem Stengel, 4 in einen Quirl gestellten, elliptischen, zugespitzten Blättern, einer einzelnen, gipfelständigen Blüte und blauen Beere, in ganz Europa in schattigen und feuchten Wäldern wächst. Der Wurzelstock, die Blätter und die Beeren waren früher officinell. Der Wurzelstock riecht beißend-flüchtig, schmeckt ekelerregend und wirkt brechenerregend. Die Blätter riechen beim Reiben widerlich betäubend und wirken narkotisch-giftig, drastisch-purgirend und brechenerregend.

Paris, die Hauptstadt Frankreichs, aber seit März 1871 nicht mehr der officielle Sitz der Regierung und der Landesvertretung, der seitdem vielmehr in Versailles liegt, nächst London die volkreichste Stadt Europa's, erstreckt sich an beiden Ufern der Seine zwischen zwei Hügelketten, den Höhen von Belleville, Chaumont und Montmartre auf der einen und jenen von Meudon und Bellevue mit dem 136 Meter hohen Mont Valérien auf der andern Seite, und in dem Bette der Seine selbst zwei Inselchen, die Ile St. Louis und die Cité, in sich schließend. P. liegt unter 12° 20′ östl. L. v. Gr. und 48° 50′ nördl. Br., 30—40 Meter ü. M., in einem milden Klima, dessen Durchschnittstemperatur im Winter 3,3°, im Sommer 18,1°, im Jahresmittel 10,74° beträgt. Es ist die Hauptstadt des Seinedepartements und nimmt einen Flächeninhalt von 7802 Hektar ein, wovon 714 auf das Strombett entfallen. Die Bevölkerung der Stadt belief sich nach der Zählung von 1872 auf 1,851,792 Einw., eine Zahl, die im December 1876 auf 1,986,748 angewachsen war. Die Seine durchschneidet die Stadt in einer Windung, welche die Form eines römischen S bildet. Die nördliche Hälfte (rechtes Ufer) ist etwas größer als die südliche; die ältesten Niederlassungen gehören der letztern und der Citéinsel an, sind aber bis auf wenige Trümmerspuren verschwunden. Die ganze Stadt ist seit 1840 von einer 33,930 Meter langen Festungsmauer umgeben; an diese 10 M. hohe und im Durchschnitte 3,5 M. dicke Mauer lehnen sich ihrer ganzen Länge nach eine 7 M. breite Militärstraße, ein 6 M. dicker Wall, ein 15 M. breiter Festungsgraben und ein Glacis. Die Mauer ist von 55 Thoren, 9 Eisenbahndurchgängen und 2 Passagen für den Kanal St. Louis und für den Kanal de l'Ourcq durchschnitten; jedes Thor dient zugleich als städtische Mautstelle. Im weitern Umkreis bilden 16 detachirte Forts einen zweiten Festungsrayon um die Stadt; es sind dies: auf dem rechten Seineufer das Fort de la Briche, das Fort du Nord und das Fort de l'Est, welche hauptsächlich zum Schutz des Vororts St. Denis dienen, die Forts von Aubervilliers, Romainville, Noisy, Rosny, Nogent und Vincennes; auf dem linken Ufer der Marne, unweit der Stelle, wo diese sich in die Seine ergießt, das Fort von Charenton; auf dem linken Seineufer die Forts von Ivry, Bicêtre, Montrouge, Vanves, Issy und vom Mont Valérien. Endlich hat man neuerdings zur weitern Verstärkung der Riesenstadt einen dritten Ring von 17 detachirten Forts auf den das Seinethal beherrschenden Höhen angelegt, nämlich auf dem rechten Seineufer: das Fort von Cormeilles, welches den Lauf des Stroms vom Einfluß der Oise ab, die Halbinseln von Argenteuil und Gennevilliers und das Thal von Enghien beherrscht, die Forts von Domont, Montlignon, Montmorency und Ecouen, die den Wald von Montmorency krönen und die Linien von Amiens und Pontoise decken, das Fort von Stains vor St. Denis, das Fort von Vaujours auf den Höhen des Waldes von Bondy, welches den Ourcqkanal und die Linien von Soissons und Straßburg deckt, das Fort von Villiers oberhalb des linken Marneufers vor Nogent, das Fort von Villeneuve-St. Georges zum Schutz der Linien von Orléans- und Lyon; auf dem linken Seineufer: die Forts von Buttes Chaumont und Palaiseau vor Sceaux, das Fort von Châtillon zum Schutz der südlichen Ausläufer der Hauptstadt, die Forts von Villeras, Le Haut Buc und St. Cyr, welche die Zugänge von Versailles vertheidigen, die Forts von Marly und Ste. Jamme auf dem südlichen Abhang des Plateau's von St. Germain und das Fort von Aigremont, welches Poissy, die Eisenbahn nach Rouen und die Seine beschützt. P. zählt über 45,000 Häuser und etwa 80 öffentliche Plätze. Die bedeutendsten und historisch merkwürdigsten der letzteren sind auf dem rechten Seineufer: der Konkordienplatz (Hinrichtungsstätte Ludwigs XVI., mit dem Obelisk von Luksor und acht Kolossalstatuen französischer Städte), Karoussellplatz, Vendômeplatz (mit der 43 Meter hohen, im Mai 1871 zerstörten, später wieder hergestellten Vendômesäule), die Place du Palais Royal, Place des Victoires (Standbild Ludwigs XIV.), Place de l'Europe, du Châtelet, de l'Hôtel de Ville (früher der als Richtstätte bekannte Grèveplatz), Place Royale und Place de la Bastille; auf dem linken Ufer: die Place du Palais Bourbon, de Belle-Chasse, de St. Sulpice, de l'Odéon, du Panthéon ꝛc. 27 Brücken verbinden die beiden Seineufer, die meisten von monumentalem Ansehen und einige darunter, wie die Jena-, die Alma- und die Invalidenbrücke, mit Standbildern oder sonstigen Skulpturen geschmückt; die bedeutendste von ihnen ist der zwischen 1578 und 1604 gebaute, auf 12 Bögen ruhende, 229 Meter lange, 23 Meter breite Pont Neuf, in dessen Mitte sich auf der westlichen Spitze der Citéinsel das Reiterstandbild des Königs Heinrich IV. erhebt. Die nördliche Hälfte der Stadt läßt sich in drei fächerförmig koncentrische Halbkreise zerlegen, deren erster von den sich vom Konkordien- bis zum Bastilleplatz hinziehenden alten Boulevards, der zweite von den äußeren Boulevards, den ehemaligen Barrièren, der dritte endlich von der Festungsmauer begrenzt wird; die südliche Hälfte fließt in ein von neuen Boulevards durchschnittenes Ganze zusammen. Die Mittelpunkte des modernen Lebens, die großen Kaufläden, Café's, Restaurants, Theater, die Börse, die Post, die Bank, die Kunstsammlungen, sind vorwiegend auf dem rechten, die alterthümlichen Baudenkmäler, die



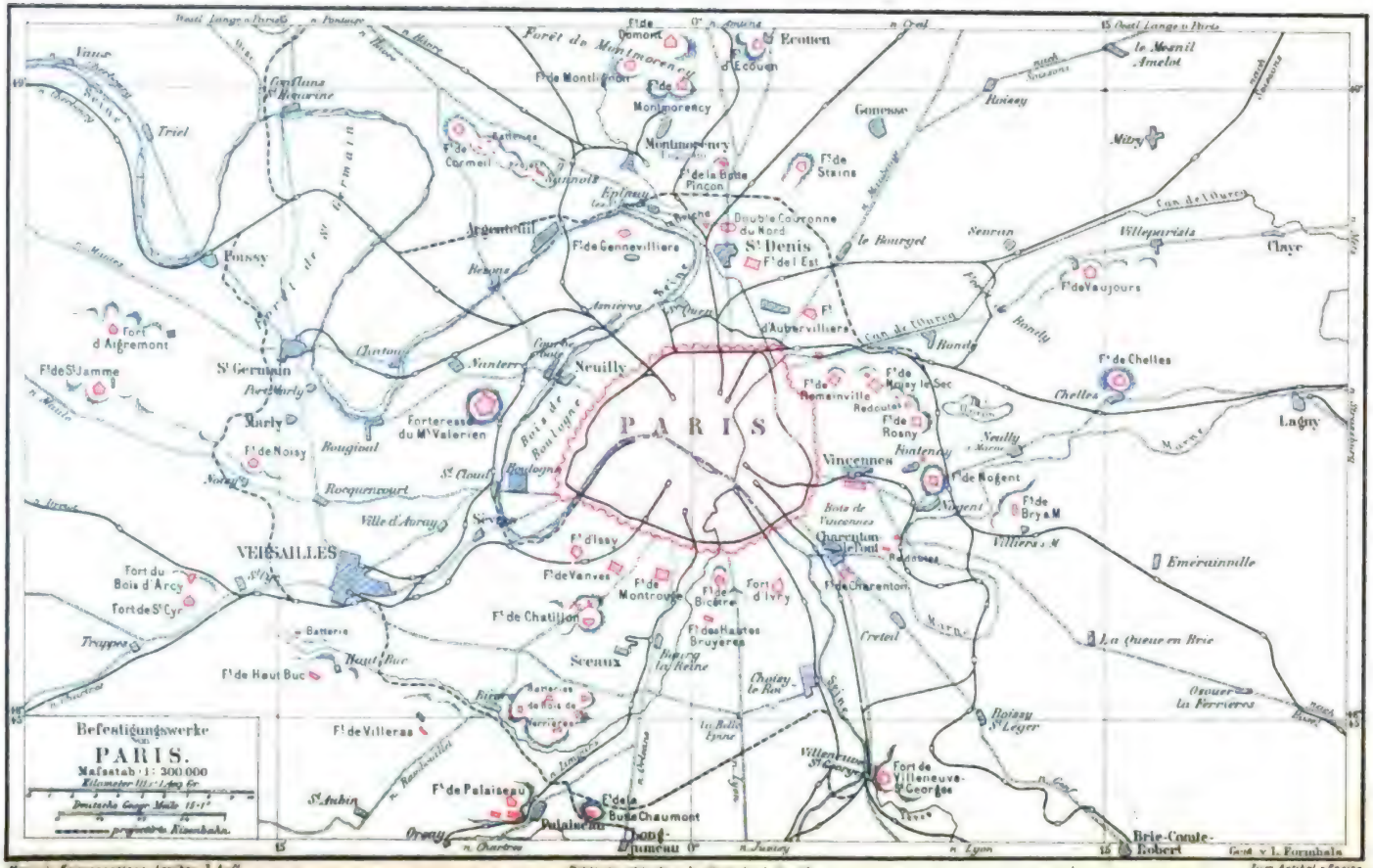
Meyer's Konversations Lexikon 3. Aufl.

Bibliographische

Institut in Leipzig

Lem Artikel v Paris

Digitized by Google


Befestigungswerke
von
PARIS.
Maßstab 1 : 300 000
Kilometer
Deutsche Geogr. Meile
Preußische Ruthenhahn.
PARIS
Forêt de Montmorency
Forêt de St Germain
Bois de Boulogne
Bois de Vincennes
Versailles
Poissy
St Germain
Marly
Nanterre
Neuilly
Argenteuil
St Denis
Ermont
Eaubonne
Montmorency
Sannois
Gonesse
Le Bourget
Stains
Pierrefitte
Villepinte
Aulnay
Sevran
Livry
Clichy
Vaujours
Chelles
Lagny
Gournay
Noisy le Grand
Villiers s/M.
Bry s/M.
Nogent
Joinville le Pont
Charenton
Maisons Alfort
Créteil
Ivry
Bicêtre
Montrouge
Vanves
Issy
Meudon
Sèvres
Clamart
Châtillon
Bagneux
Arcueil
Cachan
Bourg la Reine
Sceaux
Fontenay aux Roses
Châtenay
Sceaux
Haut Buc
Villeras
Palaiseau
Orsay
Chartres
Dourdan
Étampes
Melun
Meaux
Lagny
Brie-Comte-Robert
Villeneuve St Georges
Boissy St Léger
Choisy le Roi
Thiais
Orly
Rungis
Wissous
Antony
Longjumeau
Juvisy
Corbeil
Fort d'Aubervilliers
Fort de Romainville
Fort de Noisy le Sec
Fort de Rosny
Fort de Nogent
Fort de Vaujours
Fort de Chelles
Fort d'Aigremont
Fort de St Germain
Fort du Bois d'Arcy
Fort de St Cyr
Fort de Villeneuve St Georges
Double Couronne du Nord
Double Couronne du Sud
Redoute
Batterie
Fortresse du Mont Valerien
Emerainville
La Queue en Brie
Osny
Pontoise
Triel
Conflans Ste Honorine
Maisons
Poissy
Versailles
Meudon
Sèvres
Clamart
Châtillon
Bagneux
Arcueil
Cachan
Bourg la Reine
Sceaux
Fontenay aux Roses
Châtenay
Haut Buc
Villeras
Palaiseau
Orsay
Chartres
Dourdan
Étampes
Melun
Meaux
Lagny
Brie-Comte-Robert
Villeneuve St Georges
Boissy St Léger
Choisy le Roi
Thiais
Orly
Rungis
Wissous
Antony
Longjumeau
Juvisy
Corbeil

Ministerien, der Justizpalast, die Polizeipräfektur, die höheren Lehranstalten, die Akademie, die Münze auf dem linken Ufer oder in der Cité zu suchen. Die ganze Stadt zerfällt seit 1. Jan. 1860 in 20 Arrondissements, deren jedes von einem Maire und zwei Adjunkten verwaltet wird, nämlich: 1) Louvre 2) Börse, 3) Temple, 4) Stadthaus, 5) Panthéon, 6) Luxembourg, 7) Palais Bourbon, 8) Elysée, 9) Oper, 10) Enclos St. Laurent, 11) Popincourt, 12) Reuilly, 13) Gobelins, 14) Observatoire, 15) Vaugirard, 16) Passy, 17) Batignolles-Monceaux, 18) Buttes Montmartre, 19) Buttes Chaumont, 20) Ménilmontant. Das Budget der Stadt, welches dasjenige manches kleinen Königreichs übersteigt, ist 1877 zu 271,345,210 Franken festgesetzt. Die Stadt zählt 340,896 Urwähler und stellt mit den Vororten St. Denis und Sceaux zur Armee ein jährliches Kontingent von durchschnittlich 14,000 Mann. Von den nahezu 2 Mill. Einw. der Stadt fallen 20,368 Männer, 35,125 Frauen, 56,226 Kinder der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last, deren Budget sich für 1876 auf 28,800,000 Franken bezifferte. P. ist, wie erwähnt, nicht mehr der officielle Sitz des Staatsoberhaupts und der Regierung, beherbergt aber nichtsdestoweniger die Büreau's aller Centralstellen. Der Präsident der Republik residirt officiell im Präfekturgebäude von Versailles, weilt aber thatsächlich die meiste Zeit und neuerdings auch wieder bei den amtlichen Gelegenheiten im Elyséepalast. Nach wie vor beherbergt P. die Seinepräfektur, die Polizeipräfektur, den Staatsrath, den obersten Gerichtshof, die Rechnungskammer, die Universität, das Institut, die Ehrenlegion, den Generalstab der Armee, das Collége de France, die Normalschule, die polytechnische Schule, die Pharmaceutenschule, die Schule für orientalische Sprachen, die Ecole des chartes, die Ecole des beaux-arts, das Konservatorium für Musik und Deklamation, das Konservatorium für Kunstgewerbe, das naturwissenschaftliche Museum, die Staatsdruckerei, das Büreau für Längenmessungen, das Erzbisthum für die Diöcesen Chartres, Meaux, Orléans, Blois und Versailles, das protestantische, reformirte und israelitische Konsistorium, das Appellationsgericht für die Departements Aube, Eure-et-Loir, Marne, Seine, Seine-et-Marne, Seine-et-Oise und Yonne, das Gericht erster Instanz und das Handelsgericht, ein Polizeigericht, 12 Friedensgerichte und 4 Conseils de Prud'hommes. Besonders reich ist P. an Bibliotheken, wie aus folgenden 1875 aufgenommenen Ziffern hervorgeht: Nationalbibliothek mit 1,700,000 Bänden, 80,000 Handschriften, 1 Mill. Stichen und Karten, 120,000 Medaillen; Bibliothek Mazarin mit 200,000 Bänden, 4000 Handschriften, 80 Reliefmodellen; Bibliothek des Arsenals mit 200,000 Bänden, 8000 Handschriften; Bibliothek Ste. Geneviève mit 160,000 Bänden, 35,000 Handschriften; Bibliothek der Sorbonne mit 80,000 Bänden; Bibliothek Bourbon mit 80,000 Bänden; Bibliothek der Ecole de médecine mit 35,000 Bänden. (Ueber die Kunstsammlungen s. unten.)

Man kann darüber rechten, ob P. den stolzen Beinamen der Hauptstadt der Welt verdient, den es sich selbst so gern beilegt und welchen ihm seine Schmeichler, mit Victor Hugo an der Spitze, bei jeder Gelegenheit und nicht ohne die lächerlichsten Variationen (P.-Lumière, P.-Monde ꝛc.) als schwache Huldigung darzubringen pflegen. Nach der Einwohnerzahl und als Weltemporium steht ihm London weit voran; an historischer und kulturgeschichtlicher Bedeutsamkeit kann es sich nicht mit Rom, an natürlicher Schönheit nicht mit Neapel, Lissabon oder Stockholm messen; in bunter Völker- und Rassenmischung wird es von Konstantinopel, Wien und New York übertroffen; als wissenschaftlicher Centralpunkt steht es, wie man gegenwärtig wohl behaupten darf, Berlin und den sonstigen großen deutschen Universitäten nach. Gleichwohl übt P. noch heute auf die Eingebornen wie auf die Fremden aller Nationen, ohne Unterschied des Ranges und Bildungsgrads, einen Zauber, welchen selbst die schroffsten politischen, religiösen und socialen Gegensätze nicht brechen, die von anderen Hauptstädten im Lauf unseres Jahrhunderts erzielten riesenhaften Fortschritte nicht entkräften konnten. Zu diesem für jedermann unwiderstehlichen Reiz der französischen Metropole wirken verschiedene Faktoren zusammen: P. ist der Sitz einer vielhundertjährigen Civilisation, der Brennpunkt der Kultur einer hochbegabten, von der Natur reich gesegneten, auf den verschiedensten Gebieten geistiger Thätigkeit hervorragenden, auf dem des Geschmacks und der Mode bis auf den heutigen Tag tonangebenden Nation, deren ganzes öffentliches Leben sich vermöge der straffsten politischen Centralisation durch tausend Kanäle (zum nicht geringen Schaden des Staatskörpers selbst) in dieser einzigen und wahren Hauptstadt zusammendrängt. Sinnliche und geistige Genußsucht, Frivolität und ernstes Streben, das Bedürfnis nach eitler Zerstreuung und das Verlangen, recht unmittelbar am »sausenden Webstuhl der Zeit« zu stehen, der gröbste und der raffinirteste Geschmack finden in P. ihre Rechnung. Keine andere Stadt ist durch langjährige Uebung besser darauf eingerichtet, die Fremden aller Nationen zu empfangen und es ihnen bei sich heimisch zu machen, und nicht mit Unrecht durfte einer der größten Kenner von P., der Mann, welcher in diesem Jahrhundert das meiste zur Verjüngung dieser Kapitale beigetragen, der Seinepräfekt des Kaiserreichs, Baron Haußmann, von ihr sagen, daß sie längst aufgehört habe, einen wesentlich französischen oder gar lokalen Charakter zu tragen, und daß sie in Wahrheit die ewig wechselnde Karawanserai, die ungeheure Herberge der ganzen gesitteten Welt geworden sei. Endlich ist das Verdienst der Stadtverwaltung um den unvergleichlichen Universalerfolg der Stadt P. nicht zu unterschätzen: von jeher haben sich die Regierungen Frankreichs in dem Bestreben, P. zu verschönern, zu vervollkommnen, mit Sehenswürdigkeiten aller Art zu bereichern, überboten, und wenn dies häufig und namentlich unter dem zweiten Kaiserreich nur mit Hülfe einer unverhältnismäßigen Belastung der öffentlichen und städtischen Steuerkraft geschah, so blieben die Resultate für die Stadt selbst darum nicht minder gewonnen. Von allen großen Städten Europa's ist P. die gesündeste; seine Einrichtungen für die öffentliche Verpflegung, für Licht, Wasser, Luft, freie Cirkulation, Reinlichkeit, kurz, für alle materiellen Bedürfnisse eines großen Bevölkerungscentrums sind mustergültig und haben in der denkwürdigen 133tägigen Belagerung, vom 18. Sept. 1870 bis 29. Jan. 1871, die furchtbarste und entscheidendste aller Proben bestanden. Dabei ist die Bevölkerung dichter zusammengedrängt als irgendwo anders: auf den QKilometer entfallen nicht weniger als 23,400 Seelen. Besonders staunenswerth ist die Verproviantirung, welcher die in zwölf Pavillons zerfallenden Centralhallen nebst zahlreichen auf die einzelnen Stadtviertel vertheilten Märkten,

die alte, aus dem Jahr 1763 datirende Getreidehalle und das große, an den Jardin des Plantes grenzende Weinentrepot, dessen Keller über 1 Mill. Hektol. Wein fassen können, als Mittelpunkte dienen.

Die Physiognomie der Stadt hat sich auch durch die Ereignisse von 1870—71 im großen und ganzen nur wenig geändert. Die Belagerung und Beschießung durch die deutsche Armee hat keine nachhaltige Spur zurückgelassen; die durch den Kampf der Kommune von 1871 gegen die Versailler Truppen herbeigeführten Verwüstungen beschränken sich heute auf einige monumentale Ruinen, welche bald ebenfalls verschwunden sein werden. Die bedeutendste und ehrwürdigste derselben ist diejenige des 1564 von Philibert Delorme im Auftrag der Katharina von Medici erbauten, später mehrfach erweiterten und unter Napoleon III. mit dem Louvre verbundenen Schlosses der Tuilerien, welches durch drei Jahrhunderte den französischen Souveränen zur Residenz diente und im Mai 1871 von den Vertheidigern der Kommune in Asche gelegt wurde. Die Trümmer des gewaltigen Baues sind noch heute nicht weggeräumt, die beiden Eckpavillons und die Flügelgallerien sogar bloß nothdürftig wieder hergestellt; über das definitive Schicksal der Ruine, beziehungsweise des Terrains ist noch keine Bestimmung getroffen. Von den anderen monumentalen Opfern des Bürgerkriegs sind das Palais Royal und der Palast der Ehrenlegion vollkommen restaurirt; das erstere, ehedem die Residenz des Herzogs von Orléans (nachmaligen Königs Ludwig Philipp) und des Prinzen Napoleon, dient jetzt dem Staatsrath und dem obersten Gerichtshof zum Sitz; der große rechteckige Anbau mit seinen Säulengängen, welche in zahllosen Läden einen der reichsten Bazare der Welt beherbergen, und mit dem an historischen Erinnerungen reichen, mit Standbildern und einem großen Springbrunnen geschmückten Garten hatte von den Straßenkämpfen nicht gelitten. Das in diesen Kämpfen niedergebrannte, in der Rue de Rivoli gelegene Finanzministerium ist gänzlich abgetragen worden, um einem Privatbau Platz zu machen; der für den Staatsrath und die Rechnungskammer bestimmte, aus dem Anfang dieses Jahrhunderts datirende Palast am Kai d'Orsay steht noch mitten in einem der vornehmsten und heitersten Quartiere von P. als eine gigantische Ruine da; das Rathhaus (Hôtel de ville) endlich, in künstlerischer Hinsicht das werthvollste der in den Schreckenstagen des Mai 1871 in Flammen aufgegangenen öffentlichen Gebäude, das der besten Renaissancezeit angehörige Werk des Italieners Domenico Boccadoro, soll schon binnen einigen Jahren genau in seiner ursprünglichen Gestalt wieder auferstehen. Beinahe nur durch ein Wunder blieb vor der wahnwitzigen Zerstörungswuth, die sich damals der durch eine doppelte Belagerung zur Verzweiflung getriebenen Bevölkerung von P. bemächtigt zu haben schien, dasjenige Bauwerk gerettet, welches nicht nur wegen seiner mannigfaltigen architektonischen Schönheiten an der Spitze aller öffentlichen Monumente der Stadt steht, sondern auch in seinen weiten und lichten Räumen die reichste und werthvollste Kunstsammlung der Welt beherbergt: das Louvre. Schon hatten die Flammen nicht nur die Tuilerien, sondern auch die mitten in dem nördlichen Flügelbau, welcher dieselben mit dem Louvre verbindet, gelegene Louvre-Bibliothek mit ihren 80,000 Bänden, die fast ebenso viele bibliographische Seltenheiten waren, in Asche gelegt, schon soll die Hand eines modernen Herostratos sogar das Petroleum über das Erdgeschoß des Louvre selbst ergossen haben, als der erste siegreiche Trupp der regulären Armee auf dem Schauplatz der Unthat erschien und so P. nicht nur vor einem unersetzlichen Verlust, sondern auch vor einer in der Geschichte der Civilisation unauslöschlichen Schande bewahrte. Die Pracht des Louvre (s. Tafel »Baukunst XIII«, Fig. 4) wird jetzt durch den Anblick der majestätischen Trümmer des benachbarten Königsschlosses nur noch gehoben. In seinen ersten Anlagen noch älter als die Tuilerien, verdankt es seine heutige Gestalt einer ganzen Reihe von Kunstperioden, die durch die Regierungen Franz' I. und Katharina's von Medici, Heinrichs IV., Ludwigs XIII. und XIV. und endlich Napoleons III. bezeichnet werden. An den Mauern verkünden die Namenszüge der Souveräne oder ihrer Gemahlinnen und Herzensdamen den jeweiligen Ursprung, so namentlich in dem unvergleichlich schönen Haupthof und in der berühmten östlichen, der Kirche St. Germain l'Auxerrois gegenüber gelegenen Façade mit dem erst ganz neuerdings sorgfältig restaurirten offenen Säulengang, die erstere ein Meisterwerk der französischen Renaissance, die letztere im 17. Jahrh. nach den Zeichnungen Claude Perraults ausgeführt. Aus der Zeit Napoleons III. datiren die beiden endlosen, an die Seine, beziehungsweise an die Rue de Rivoli grenzenden, durch reichen plastischen Schmuck und Mannigfaltigkeit der Struktur glücklich gegen den Vorwurf der Monotonie geschützten Gallerien, mit welchen das Louvre dem benachbarten Residenzschloß die Hand reichte. Um nur eine dieser beiden von den Baumeistern Visconti und Lefuel aufgeführten oder ergänzten Gallerien zu analysiren, so zerfällt die auf den Strom blickende erstlich in einen selbständigen, fünf Fenster breiten Bau, dann in einen schon unter den Valois begonnenen, durch den Pavillon de la Bibliothèque unterbrochenen Flügel, weiter in drei große Bogengänge, die aus dem Innern des Schlosses nach dem Seinekai führen, sodann wiederum in einen dem erstern an Länge und Höhe entsprechenden Flügel und endlich in den ganz neuen, 1863—69 von Lefuel erbauten dreistöckigen Pavillon de Flore, der zugleich die südliche, von den Flammen verschonte Flanke des Tuilerienschlosses bildet. Nimmt man die Tuilerien noch immer als architektonisches Komplement an, was sie ja unter allen Umständen bleiben werden, so bedeckt das Louvre einen Quadratraum von 120 Meter, und die Gallerien erstrecken sich in einer Länge von 480 Meter. Im Innern sind zwei Gärten angelegt, theils um diese steinerne Welt durch etwas Grün zu beleben, theils um das Auge des Beschauers darüber zu täuschen, daß Tuilerien und Louvre einander nicht ganz parallel liegen. Erhalten blieb ferner in diesem innern Raum, schier erdrückt von den ihn umringenden Riesenmauern, der 1806 nach dem Muster des Triumphbogens des Septimius Severus begonnene, 14,6 Meter hohe und 19,5 Meter breite Arc de Triomphe du Carrousel, dessen Attika eine Bronzegruppe von Bosio: die Restauration (1828), dargestellt in einer auf einem vierspännigen Siegeswagen daherrollenden Frauengestalt, trägt. Ein anderes, in seinen Haupttheilen ebenfalls der Renaissanceperiode angehöriges Staatsschloß, welches den Stürmen der Zeit und der Revolutionen siegreich Trotz geboten, ist der 1615 von Jacques Desbrosses begonnene und schon fünf Jahre darauf beinahe ganz vollendete Palast Luxembourg, welcher, auf dem südlichen Seineufer gelegen, der Reihe nach fürstliche

Personen (zuerst Maria von Medici), Regierungen, wie das Direktorium und das Konsulat, politische Körperschaften, wie den Senat der beiden Kaiser Napoleon I. und III., die Pairskammer des Königthums und das Socialistenparlament von 1848, beherbergt, dazwischen in der großen Revolution als Staatsgefängnis gedient und endlich nach dem Brande des Stadthauses die Seinepräfektur aufgenommen hat. Zu den besonderen Sehenswürdigkeiten dieses Palastes gehören außer der Gemäldesammlung, auf die wir besonders zurückkommen werden, die ehedem von der Gemahlin Heinrichs IV. bewohnten Prachtgemächer, worunter der Salon de Napoléon I, der Thronsaal, in dem gegenwärtig der Pariser Gemeinderath tagt, und der ehemalige Sitzungssaal des Senats wegen ihres malerischen und plastischen Schmucks sowie ihrer reichen historischen Erinnerungen besondere Beachtung verdienen. In letzterer Hinsicht gibt dem Luxembourg, um auf dem linken Seineufer zu bleiben, das zwar bedeutend jüngere sogen. Palais Bourbon, das jetzt verlassene Parlamentshaus an der Konkordienbrücke, nur wenig nach. Dieses Gebäude theilte in unserem Jahrhundert mit dem Stadthaus die Ehre, allen Volkserhebungen zum Stelldichein zu dienen. Zum letztenmal wurde es 4. Sept. 1870 von den empörten Massen bezwungen; seitdem stehen die herrlichen Räume, deren Plafonds von der Meisterhand eines Delacroix ausgemalt sind, leer; der Sitz der Landesvertretung ist mit jenem der Regierung nach Versailles verlegt, und nur ab und zu tagt noch eine Kammerkommission in dem Konferenzzimmer oder in der übrigens nicht weniger als 80,000 Bände starken Bibliothek. Man überschreitet nun die Brücke und gelangt durch die Elysäischen Felder bald nach dem letzten Schloß, mit welchem wir uns hier zu beschäftigen haben, dem von dem Staatsoberhaupt, dem Präsidenten der Republik, bewohnten Elysée. Dieser reizlose, in seiner jetzigen Gestalt von Napoleon I. herrührende und in den 50er Jahren restaurirte Bau, welchen die Bonaparte's gern bewohnten, und der während der Weltausstellung von 1867 die meisten fremden Souveräne mit ihrem Gefolge aufnahm, verdient im übrigen eben nur als dermalige Residenz des französischen Regenten Erwähnung.

Dem Glaubensbekenntnis nach zerfiel die Pariser Bevölkerung von 1872 in 1,760,168 Katholiken, 19,424 Calvinisten, 12,634 Lutheraner, 9615 sonstige Protestanten, 23,434 Juden und 1572 Mohammedaner und Buddhisten; 13,905 Individuen erklärten, überhaupt keinem Kultus anzugehören, und 11,041 bekannten sich zu religiösen Ueberzeugungen, die in ihrer Eigenthümlichkeit sich jeder Klassificirung entziehen. Den Katholiken stehen 69 Kirchen zur Verfügung, davon 49 auf dem rechten und 20 auf dem linken Seineufer gelegen sind; dazu kommen noch die zahllosen Kapellen der Lehranstalten, Pensionate, Hospitäler, Gefängnisse und Klöster. 108 geistliche Orden (28 männliche und 80 weibliche) besitzen in P. 227 Klöster; zwei weibliche Kongregationen, die, bis vor kurzem wenigstens, das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen wollten, würden daher dem Altkatholicismus beizuzählen oder vielleicht richtiger als versprengte Ausläufer des Jansenismus zu betrachten sein. Die Zahl der Mönche beläuft sich nur auf 1233, wobei freilich die geheimen Angehörigen des Jesuitenordens nicht eingerechnet sind; die Zahl der Nonnen auf 4712. An der Spitze des aus 1193 Geistlichen zusammengesetzten Klerus von P. steht der Erzbischof, gegenwärtig Kardinal Guibert. Der Posten gilt für ebenso ehren- und einflußreich als gefährlich; drei Erzbischöfe von P. sind im Lauf des letzten Menschenalters eines gewaltsamen Todes gestorben: Affre in den Junitagen 1848 auf der Barrikade des Faubourg St. Antoine, Sibour 1857 in der Kirche St. Etienne du Mont von Mörderhand, Darboy im Mai 1871 als Geisel der Kommune in dem Gefängnis La Roquette. Die in der letztgedachten Revolution an dem Pfarrer der Madeleine, den Dominikanern von Arcueil und anderen Geistlichen verübten Greuel sind ebenfalls noch in frischer Erinnerung. Die Masse der Bevölkerung hegt gegen Priester und Mönche einen schlecht verhehlten Haß; doch beweist eine vergleichende Statistik der Civilstands- und Kirchenregister, daß die Fälle, in denen der Pariser bei Geburten (Taufen), Eheschließungen und Begräbnissen auf die Mitwirkung der Geistlichkeit verzichtet, noch immer eine verschwindende Minorität bilden. Die Civilbeerdigungen sind ein Zankapfel für die Presse und die Kammern geworden; ihre Zahl ist aber eine sehr geringe und würde wahrscheinlich noch abnehmen, wenn nicht die Plackereien seitens der Behörden zu Demonstrationen dieser Art herausforderten. Die fremden Schismatiker können in der von Gold strotzenden russischen Kirche (im Faubourg St. Honoré), die orientalischen Katholiken in der armenischen Kirche (Rue de Monsieur) ihre Andacht verrichten; den Protestanten öffnen 47 Tempel (26 reformirte, 11 lutherische, 7 anglikanische, 2 für Methodisten und einer für Wiedertäufer), den Israeliten 3 Synagogen (worunter zwei monumentale in der Rue de la Victoire und in der Rue des Tournelles) und ein Tempel portugiesischen Ritus ihre Pforten; die Muselmanen und Buddhisten entbehren eines Gotteshauses. Unter den Kirchen steht die altehrwürdige Kathedrale von Notre Dame in der Cité obenan. Der Grundstein derselben wurde 1163 an der Stelle zweier älteren Kirchlein gelegt, der Chor 1185 vollendet; das Hauptschiff und die Façade datiren aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Alle Theile des mächtigen gothischen Baues wurden im 17. und 18. Jahrh. durch die Hand ungeschickter Restauratoren vielfach verstümmelt, in unserer Zeit aber von Lassus, Viollet-Leduc und Boeswillwald in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt. Die Kathedrale ist 126 Meter lang, 48 Meter breit und 34 Meter hoch; die beiden unvollendeten Thürme erheben sich zu einer Höhe von 71 Meter; der südliche enthält die aus dem Roman V. Hugo's bekannte große Glocke (Bourdon), welche 13,000 Kilogr. und deren Schlägel allein 488 Kilogr. wiegt. Das Innere zerfällt in fünf Schiffe und 37 Kapellen; man zählt darin 79 Grundpfeiler, 297 Säulen oder Säulchen und 113 Glasfenster. Das reich geschnitzte Chorgestühl, die Denkmäler der Erzbischöfe von P. und der Schatz, mit der von Ludwig dem Heiligen aus dem Gelobten Land zurückgebrachten Dornenkrone und vielen anderen Reliquien, bilden die Hauptsehenswürdigkeiten des Heiligthums, welches in der Revolution als Tempel der Vernunft diente, um bald darauf der Schauplatz der Krönung Napoleons I., der Taufe des Königs von Rom, später der Vermählung Napoleons III. und der Taufe seines Sohns zu sein. Künstlerischen Werth haben von den übrigen Kirchen nur noch die folgenden: die in dem Hof des Justizpalastes verborgene, aber mit ihrem vergoldeten Dach und Thurm weithin schimmernde Ste. Chapelle, ein Meisterwerk des 13. Jahrh., unter dem heil. Ludwig 1242—

1247 von Peter von Montereau erbaut und ebenfalls in neuester Zeit von Duban, Lassus, Viollet-Leduc und Boeswillwald restaurirt, von dem Brande des Justizpalastes im Mai 1871 glücklicherweise ganz unversehrt geblieben; die romanische Kirche St. Germain des Prés aus dem 11. und 12. Jahrh., mit bedeutenden Wandgemälden von Hippolyte Flandrin; die vielfach durch Restaurationen verdorbene Kirche St. Germain l'Auxerrois (aus dem 13. Jahrh.), von deren noch erhaltenem Thurm das Signal zu dem Blutbade der Bartholomäusnacht erscholl; St. Etienne du Mont, mit dem Grabmal der heil. Genovefa, und St. Eustache, beide zwischen dem 16. und 17. Jahrh. in einem eklektischen Geschmack erbaut; St. Sulpice, mit seinen zwei ungleichen Thürmen, derselben Epoche angehörig; das schicksalreiche Pantheon (Ste. Geneviève), ein nach dem Plan Soufflots 1764 begonnener griechisch-römischer Bau, der bald als Mausoleum berühmter Männer (Mirabeau, Marat, Voltaire, Rousseau) diente, bald wieder, zuerst von Napoleon I. und definitiv 1851 von dem Prinz-Präsidenten, dem katholischen Kultus zurückgegeben wurde; die zwischen 1764 und 1832 im griechischen Stil aufgeführte, 15 Meter hohe, von 37 mächtigen korinthischen Säulen umsäumte Madeleine; endlich von den neueren die Kirchen Notre Dame de Lorette, St. Vincent de Paul, Ste. Clotilde, St. Laurent, Trinité und St. Augustin. Noch gehört hierher ein Gebäude, welches freilich einen vorwiegend weltlichen Charakter trägt: der Invalidendom mit der berühmten Gruft des Kaisers Napoleon I. unter seiner hehren Kuppel. Eine weiße Marmortreppe führt in das Innere der offenen Krypta, in welcher der Kaiser in einem aus rothem finnländischen Granit (einem Geschenk des Kaisers Nikolaus von Rußland) gehauenen Sarkophag ruht, von zwölf Kolossalfiguren umgeben, welche die zwölf Hauptsiege Napoleons darstellen. Der Dom beherbergt ferner die Gräber von Turenne, Vauban und dem Prinzen Jérôme, König von Westfalen.

Wie in keinem andern Staate der Welt, ist in Frankreich auch das Unterrichtswesen in der Hauptstadt centralisirt. Unter dem Wort Universität ist hier der gesammte officielle Unterrichtskörper zu verstehen, wie ihn Napoleon I. 1808 auf militärisch straffen Grundlagen organisirt hat. Dem Unterrichtsminister, welcher zugleich Rektor der Pariser Akademie ist, steht ein aus verschiedenen gelehrten, religiösen und politischen Centralstellen rekrutirter, aus 39 Mitgliedern bestehender Unterrichtsrath zur Seite; beide Faktoren vereint bilden die höchste Instanz für sämmtliche Staatsanstalten für höhern, mittlern und Elementarunterricht. Die höheren Lehranstalten von P., zu denen kürzlich, seitdem der akademische Unterricht durch ein Gesetz freigegeben worden, auch eine einstweilen noch in den Windeln liegende katholische Universität getreten ist, sind schon oben kurz aufgezählt worden. Die älteste von ihnen ist die 1253 von Robert de Sorbon gegründete, in der Geschichte der geistigen Bewegung des Mittelalters besonders hervorragende Sorbonne, in dem 1629 unter Richelieu, der in der Kirche der Anstalt beigesetzt ist, errichteten Gebäude noch heute Sitz dreier Fakultäten, nämlich der katholischen Theologie mit 7, der Naturwissenschaften mit 18 und der schönen Literatur mit 12 Lehrstühlen, die ehrwürdige Wiege des höhern Unterrichts, der auch hier seine Feste und Preisvertheilungen feiert. Das benachbarte Collége de France, von Franz I. 1529 ins Leben gerufen, ertheilt ebenfalls Unterricht in Literatur, Geschichte und Naturwissenschaften und umfaßt 30 Lehrstühle. Die Blüte dieser beiden Anstalten fällt in die Zeit der Restauration und der Julimonarchie, als Guizot, Villemain, Victor Cousin, Michelet, Quinet, Mickiewicz eine europäische Zuhörerschaft (die Vorlesungen sind öffentlich und unentgeltlich) zu ihren Füßen versammelten. Gegenwärtig zehren sie nur noch von ihrem alten Ruhm und stehen theilweise unter bedenklichen, der Wissenschaft fremden, wenn nicht feindlichen Einflüssen. Die Juristen erhalten in der am Pantheonplatz gelegenen Faculté de droit (19 Lehrstühle, Bibliothek von 10,000 Bänden), die Aerzte in der École de médecine (29 Lehrstühle, Bibliothek von 30,000 Bänden, Amphitheater für 1400 Zuhörer) ihre Ausbildung; die letztere wird gegenwärtig umgebaut, erweitert und mit zeitgemäßen Laboratorien und sonstigen für ihre speciellen Aufgaben erforderlichen Räumlichkeiten ausgestattet. Die École pratique dient noch besonders für anatomische, chemische, physische, physiologische und biologische Studien und Uebungen. Außer ihr gehören noch hierher die École de pharmacie, mehrere Écoles d'accouchement, die auf alle größeren Hospitäler vertheilten Kliniken, das von Orfila angelegte Musée Dupuytren und der Jardin des Plantes mit seinen zahlreichen naturwissenschaftlichen Sammlungen. Hieran reiht sich eine ganze Anzahl höherer Fachschulen, so die École normale supérieure, ein vom Konvent gegründetes Seminar für Gymnasialprofessoren, die École pratique des hautes études, die École des chartes zur Ausbildung von Archivaren und Paläographen, die École des langues orientales vivantes, die École polytechnique, welche unter der Direktion eines Generals steht und Armee-, Marine- und Civilingenieure heranzieht, die École des ponts et chaussées für Brücken- und Straßenbauingenieure, die École des mines für Bergleute, endlich einige neuerdings vom Staat unabhängig gegründete Institute, wie die École des sciences politiques und die École d'anthropologie. Dem Kunstunterricht dienen: die École des beaux-arts für Malerei, Bildhauer- und Baukunst sammt den Nebenfächern, eine der reichhaltigsten Anstalten ihrer Art, aus welcher schon viele bedeutende Künstler hervorgegangen sind, das Conservatoire de musique et de déclamation, mit werthvollen Sammlungen musikalischer Instrumente (dermaliger Direktor A. Thomas), und das Conservatoire des arts et métiers für Kunstgewerbe. P. zählt ferner an Mittelschulen 6 Lyceen, 3 Colléges und mehrere aus Privatmitteln gegründete Anstalten (darunter die 1874 geschaffene École alsacienne), endlich an Elementarschulen 273 öffentliche und 1056 Privatanstalten, welche zusammen von 157,355 Kindern besucht werden. Die Krone des gesammten geistigen Lebens von Frankreich bildet das 1795 ebenfalls vom Konvent ins Leben gerufene Institut de France, zerfallend in: 1) die Académie française, 2) die Académie des inscriptions et belles-lettres, 3) die Académie des sciences, 4) die Académie des beaux-arts, 5) die Académie des sciences morales et politiques. Jede dieser Akademien wählt ihre Mitglieder und ständigen Sekretäre selbst; dem Staatsoberhaupt ist ein rein formales Bestätigungsrecht vorbehalten (Weiteres s. Akademie). Diese einzelnen Akademien haben meist schon eine 100jährige Geschichte hinter sich, aber der Konvent hat sie erst zu einem organischen Ganzen vereinigt. Die berühmteste von ihnen ist die 1635 von Richelieu zur Pflege der französischen Sprache

gegründete Académie française, die »Akademie« im engern Sinn des Worts, welche in ihren 40 Mitgliedern die bedeutendsten Dichter, Schriftsteller und Redner der Nation vereinigen soll, diese Aufgabe jedoch durchaus nicht immer im Sinn der öffentlichen Meinung, sondern häufig vom Standpunkt einer gelehrten, politischen oder religiösen Koterie erfüllt. So stand sie in neuerer Zeit während der ganzen Dauer des zweiten Kaiserreichs unter dem beinahe ausschließlichen Einfluß Guizots, des Orléanismus und des liberalen Katholicismus, und es galt für ein epochemachendes Ereignis, als sie in den letzten Jahren diesen Einfluß abschüttelte und Männer wie Littré, den jüngern Alex. Dumas und Jules Simon in ihren Schoß berief. Ihrer alten Vorliebe für Prinzen von Geblüt, mit welcher sie sich einst so weit verirrte, daß sie einen fünfjährigen natürlichen Sohn Ludwigs XIV. zu ihrem Mitglied ernannte, ist sie bis auf die neueste Zeit treu geblieben, wie die durch literarisches Verdienst kaum gerechtfertigte Aufnahme des Herzogs von Aumale beweist; auch der französische Episkopat fand von jeher in ihren Hallen leichten Zutritt. Sie arbeitet mit sprichwörtlicher Langsamkeit an ihrem »Dictionnaire de la langue française«, dessen neue Auflage jetzt dem Abschluß nahe ist, und vertheilt alljährlich in zwei öffentlichen Sitzungen eine große Anzahl von Freunden der Humanität (Montyon), der Geschichtschreibung und schönen Literatur gestifteter Preise. Unabhängig von dem Institut ist die erst aus unserem Jahrhundert datirende Académie de médecine mit 100 wirklichen Mitgliedern, 10 freien, 20 nationalen und 20 ausländischen Genossen sowie einer unbeschränkten Zahl von Korrespondenten. Sie wird von der Regierung für alles, was die öffentliche Gesundheitspflege betrifft, zu Rathe gezogen, gibt Abhandlungen und Denkschriften heraus und vertheilt ebenfalls viele Preise. Die Zahl der gelehrten Gesellschaften von P. ist Legion; es gibt ihrer für alle Wissenschaften und Hülfswissenschaften, Künste und Gewerbe, für Schriftsteller, Theaterdichter, Komponisten und noch insbesondere für den Schutz des literarischen Eigenthums. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt P. 16 Hospitäler (mit ca. 6500 Betten), worin die Kranken unentgeltliche Aufnahme finden (am bemerkenswerthesten: l'Hôtel-Dieu, Lariboisière, St. Antoine, Cochin, Necker, Beaujon, la Pitié, la Charité, St. Louis, la Maternité, la Salpêtrière, les Quinze-Vingts ꝛc.); ferner das sogen. Maison municipale de santé, 11 Hospize und Zufluchtshäuser (darunter eins für aufgefundene Kinder), 12 Wohlthätigkeitsbüreau's, endlich 54 Salles d'asile für kleine Kinder (mit etwa 7000 Insassen) ꝛc. Die jährlichen Einnahmen der Hospitäler, Hospize und Wohlthätigkeitsbüreau's belaufen sich auf durchschnittlich 8,5 Mill. Franken, die Ausgaben auf 12—13 Mill.; das Deficit wird von der Municipalkasse gedeckt.

In dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit seiner Kunstschätze steht P. unübertroffen da, denn wenn Rom und Florenz als die Brennpunkte der größten Epochen der christlichen Kunst sowie des im 16. Jahrh. neu erwachten Studiums der Antike im einzelnen Unerreichtes und Unerreichbares aufzuweisen haben, so sind doch nirgends die Kunsterzeugnisse aller Länder und Zeiten vollständiger vertreten und übersichtlicher zusammengestellt, dem Liebhaber und Forscher sozusagen mundgerechter gemacht als in der französischen Hauptstadt. Das Louvre allein kann dem Kunstfreund eine Reise durch alle Stätten der menschlichen Civilisation ersparen. In architektonisch bedeutsamen Räumen, deren Wände und Decken schon das höchste kunstgeschichtliche Interesse bieten, birgt dieses unvergleichliche Schloß nicht weniger als 18 Museen, von denen beinahe jedes einzelne für den Ruhm des Hauses genügen würde, nämlich: 1) Gemälde, mehrere tausend der ausgewähltesten Stücke aller Schulen, deren ausbündigste wiederum in dem sogen. Salon carré vereinigt sind; 2) Handzeichnungen; 3) Kupferstiche; 4) Antiken, darunter eine der edelsten Perlen der griechischen Bildhauerkunst: die Venus von Milo; 5) Bildwerke des Mittelalters und der Renaissance; 6) Werke der modernen französischen Bildhauerkunst; 7) assyrische Antiken; 8) und 9) ägyptische Antiken und sonstige Merkwürdigkeiten; 10) griechische und etruskische Alterthümer; 11) algerisches Museum; 12) Marinemuseum; 13) ethnographisches Museum; 14) Emails und Geschmeide; 15) die Sauvageot'schen Fayencen- und Majolikensammlungen; 16) das Museum Campana (Terrakotten, Vasen, phönikische, etruskische, lydische, griechische und römische Alterthümer); 17) das Museum Lacaze, namentlich reich an Werken der französischen Maler des 18. Jahrh., endlich 18) das orientalische Museum und die Lenoir'sche Sammlung. Die Kunst- und Prachtliebe der französischen Könige und Kaiser, das Entdeckerglück französischer Reisenden im Orient und in Griechenland, ein seit bald einem Jahrhundert reicher als irgendwo anders (es sei denn in England) dotirtes Kunstbudget, endlich die patriotische Liberalität mehrerer großen Sammler, deren Namen in den von ihnen gestifteten Museen fortleben, haben zur Aufstapelung dieses in seiner Art einzigen und den Besucher wahrhaft bewältigenden Kunstbazars zusammengewirkt. Auf das Louvre beschränkt sich aber das künstlerische Inventar von P. keineswegs. Es besitzt ferner im Palast Luxembourg eine ansprechende Sammlung von Werken lebender französischen Künstler, denen erst der Tod den Zutritt in die geweihten Hallen des Louvre öffnet; in dem mittelalterlichen Hôtel Cluny (an der Stelle römischer Thermen, von deren Mauern noch einige Trümmer gerettet sind, im 15. Jahrh. erbaut) ein buntes Museum alter Skulpturen in Stein, Holz, Elfenbein, Bronze sowie von Möbeln, Glasgemälden, Fayencen, Tapisserien und kostbaren Geräthschaften vergangener Zeit und nochmals eine gallo-römische Sammlung; in dem als Bauwerk nicht minder interessanten Hôtel Carnavalet (aus dem 16. Jahrh.) ein ganz neu angelegtes, aber schon sehr reichhaltiges städtisches Museum, in welchem man die Kunstgeschichte von P. bis zu ihren ersten Anfängen hinauf verfolgen kann, nebst einer Bibliothek von 35,000 Bänden, endlich noch etliche hundert theilweise überaus werthvolle Privatsammlungen, von denen freilich bei der übertriebenen Eifersucht der Eigenthümer die meisten für das große Publikum schwerer als irgendwo anders zugänglich sind. Auch damit noch nicht genug, werden alljährlich, sei es in dem für die Weltausstellung von 1855 in den Elysäischen Feldern errichteten Industriepalast, sei es in den Räumen des Palais Bourbon, größere Specialausstellungen veranstaltet, die nicht wenig zur Verbreitung und Veredelung des öffentlichen Geschmacks und der Kunstgewerbe beitragen. Die schaffenden Maler, Bildhauer, Zeichner und Stecher finden jedes Frühjahr in dem »Salon« Gelegenheit, in unmittelbaren Verkehr mit dem kunstliebenden Publikum zu treten.

Die Industrie ist in P. in allen ihren Zweigen

vertreten. Die Luxusgewerbe weisen in den sogen. »Articles de P.« ihre vollkommensten Erzeugnisse auf; dahin gehören namentlich die Goldschmiedekunst, der Wagenbau, die Kunsttischlerei, die Bekleidungsindustrie und die Kurzwaaren. Als Arbeitercentrum wird es höchstens London nachstehen, denn es zählt nicht weniger als 404,408 männliche und 411,632 weibliche Arbeiter. Der Kuriosität wegen seien noch folgende Ziffern der neuesten Statistik beigefügt: es gibt in P. 16 Ateliers für künstliche Augen, 6000 ambulante Obst- und Gemüsehändlerinnen, 5932 Lumpensammler, 7 große Häuser für alte Briefmarken, über 3000 Blumenhändler und an 200,000 erwerbslose Individuen. 1873 wurden in P. 102,900 Kilogr. falsche Haare umgesetzt. Das Erträgnis des städtischen Oktroi's von P. erreichte 1876 gegen 130 Mill. Franken.

Wie die hauptstädtischen Zeitungen aller civilisirten Länder, so ist auch die Tagespresse von P. ein getreuer Spiegel des geistigen und gesellschaftlichen Lebens der Nation und zwar in dem Maß getreuer, je weniger sie gesetzlich und administrativ beengt ist. An Raschheit, Zuverlässigkeit und Mannigfaltigkeit der Informationen wird sie nicht nur von der englischen, sondern in neuerer Zeit auch von der deutschen und österreichischen Presse weit übertroffen. Das Institut der Specialkorrespondenten in fremden Hauptstädten ist in ihr nur sehr spärlich entwickelt, wie denn der französische Zeitungsleser noch heute für auswärtige Angelegenheiten wenig Verständnis und noch weniger Interesse hat. Die Kenntnis fremder Sprachen, selbst des Englischen, ist bei den Pariser Journalisten eine seltene Erscheinung; sie empfangen daher die Aufschlüsse über die Vorgänge außerhalb der Landesgrenzen meist aus dritter Hand und häufig in verstümmelter Form, was die zahlreichen und oft dem Gelächter Europa's verfallenden Mißverständnisse erklärt, deren sie sich schuldig machen. Dagegen liegt ihre Stärke in dem Schwung, der Klarheit und dialektischen Schärfe ihrer räsonnirenden Artikel, des sogen. Premier-P., in welchem die bedeutendsten politischen Federn Frankreichs glänzen, da der Journalismus hier ohne den mühseligen Durchgang durch Prüfungen und langjährige Dienste direkt zu den höchsten Staatsämtern, zu parlamentarischen Stellen, zu einem Sitz in der Akademie führt. Fast alle namhaften französischen Staatsmänner dieses Jahrhunderts haben eine Zeitlang in der Presse gewirkt und dort den offenen Blick für die Wünsche und Neigungen der Nation, die Freiheit vom büreaukratischen und Standesvorurtheil gewonnen, welche sie vor den Politikern anderer Völker auszeichnen, freilich auch die nervöse Empfindlichkeit für die Stimmung des Tags und den skrupellosen Hang zu beständigem Meinungswechsel. Daß von den zahlreichen Parteien und Fraktionen, in welche das politische Frankreich zerfällt, keine einzige in P. ihres besondern Organs entbehrt, manche deren sogar ein ganzes Dutzend aufzuweisen hat, versteht sich von selbst; desgleichen, daß Ton und Haltung von der vornehmen akademischen Würde an durch alle Schattirungen hindurch bis zum gröbsten Cynismus variiren. Vor der anderwärts wüthenden sogen. Revolverpresse ist P. durch die Strenge der Gesetze und die Schlagfertigkeit der gerichtlichen Verfolgungen ziemlich wirksam geschützt. Auch die Pariser Zeitungen haben, wie dies nicht anders möglich ist, ihre stark entwickelte industrielle Seite, halten sich aber mit seltenen Ausnahmen von der Schande der Erpressung frei; das Standesgefühl in ihnen ist durch den Gebrauch, alle wichtigeren Artikel zu unterzeichnen, wohlthätig belebt, und die Autoreitelkeit übt hier eine heilsame Wirkung. Dagegen ist in einem gewissen Theil der Pariser Tagespresse der Skandalsucht und Frivolität ein nur allzu weites Feld eingeräumt; anstößige Begebenheiten, Stadtklatsch, Verbrechergeschichten, Hinrichtungen, obscöne Romane füllen mit Hintansetzung aller ernsteren öffentlichen Interessen die Spalten dieser Blätter, die leider zu den weitaus gelesensten der Hauptstadt gehören. Zu rühmen ist der außerordentliche Reichthum an gediegenen Fachzeitschriften, die wohl nirgends in gleicher Mannigfaltigkeit zu finden sind. 1876 betrug die Zahl der in P. erscheinenden periodischen Schriften 836, worunter 51 politische Journale. 85 Blätter beschäftigten sich mit Finanzen und Volkswirtschaft, 16 mit Sport, 49 mit kirchlichen Angelegenheiten, 66 mit Rechtswissenschaft, 20 mit Geographie und Geschichte, 20 mit Unterrichtsangelegenheiten, 52 mit Literatur und Philosophie, 3 mit Photographie, 9 mit Baukunst, 4 mit Alterthumswissenschaft, 8 mit Tonkunst, 7 mit Theater, 63 mit Moden (worunter 3 speciell mit Kopfputz), 77 mit Technologie, 74 mit Medicin und Pharmacie, 43 mit exakten Wissenschaften, 22 mit Armee und Flotte, 31 mit Landwirtschaft, 16 mit Pferdezucht und 17 mit verschiedenen anderen Materien. Die Zahl der Revüen beläuft sich auf 14, die der illustrirten Blätter verschiedenen Formats auf 54, die der Unterhaltungsblätter auf 74.

Das Bühnenwesen steht in P. anerkanntermaßen auf einer sehr bedeutenden Höhe. Die französische Schauspielkunst, in den leichteren Gattungen des Konversationsstücks und der Posse, im drastischen Volksschauspiel und im blendenden Ausstattungsstück unübertroffen, bietet hier für alle diese Gattungen die hervorragendsten Muster. Die heroische, die komische Oper, die Operette, das Ballett verfügen, wenn nicht immer über die ersten künstlerischen Kräfte, so doch über das reichhaltigste und geschulteste Personal und Material. Die Produktion ist in beständiger Thätigkeit, und nirgends findet man eine gleich lebendige Wechselwirkung zwischen Scene und Publikum. Das Theater ist in Frankreich recht eigentlich ein Nationalinstitut; es lebt und webt in der Denk- und Empfindungsweise des Tags und liefert das bunteste, treueste und vollständigste Sittenbild der Epoche. Jeder geistigen Mode, wenn man so sagen darf, trägt es mit erstaunlicher Lebendigkeit Rechnung; es ist in rascher Abwechselung kriegerisch und friedliebend, heldenmüthig hochtrabend und bürgerlich sentimental, bigott und ungläubig, aristokratisch und volksthümlich, leidenschaftlich bewegt und still beschaulich, wie es eben der Geschmack des Augenblicks mit sich bringt. Dieser innige Zusammenhang der Bühne mit dem Leben erklärt den Zauber, welchen das französische Schauspiel trotz seiner argen sittlichen Gebrechen und seines eigensinnig nationalen Inhalts auch auf die fremden Völker übt. P. ist unleugbar die theatralische Hauptstadt Europa's, durchaus nicht, weil seine Autoren noch heute wie in den letzten beiden Jahrhunderten den literarischen Geschmack der Welt beherrschten, sondern weil sie kecker und mit sichrerer Hand als diejenigen irgend einer andern Nation mitten in das Leben ihrer Gesellschaft und zwar einer großen, geistreichen, interessanten Gesellschaft hineingreifen und ihr ganzes Dichten und Trachten auf den Bretern wiedergeben, die dann auch wirklich die Welt bedeuten. Die Anmuth und Leichtigkeit der

französischen Umgangssprache, die Souveränität der Nation in allem, was Inscenesetzung, Ausstattung, Tracht und Moden betrifft, endlich die angeborne und in 100jähriger Ueberlieferung bis zur höchsten Virtuosität gesteigerte Kunst der Darstellung thun dann das Uebrige. Das musikalische Drama allein steht nicht mehr auf der Höhe, welche es Ende des vorigen Jahrhunderts errungen und bis in die Mitte des unserigen behauptet hat. Wenigstens auf dem Gebiete der großen Oper ist die Produktion entschieden ermattet; Rossini, Meyerbeer, Auber und Halévy waren ihre letzten glänzenden Vertreter, und von ihren Schöpfungen zehrt noch heute fast ausschließlich der herrliche Kunsttempel, welcher dieser dramatischen Gattung seit 1875 am Boulevard des Capucins seine Pforten öffnet. Dieses Opernhaus, nach den Plänen Charles Garniers erbaut, nimmt einen Flächeninhalt von 11,237 QMeter ein und hat einen Kostenaufwand von über 36 Mill. Franken erfordert. Alle hohen und alle dekorativen Künste haben sich in diesem Bau Stelldichein gegeben, den man nicht mit Unrecht einen Klavierauszug des französischen Kunstgeschmacks genannt hat. Von dem plastischen Schmuck der Façade zieht die verwegen realistische Gruppe von Carveaur: »der Tanz« schon wegen des Kontrastes gegen die akademisch steifen benachbarten Skulpturen die Blicke des Beschauers auf sich, die sich dann über die von Marmor und polychromer Ornamentik schimmernde Loggia und die noch überladenere Attika hinweg bis zu der vergoldeten Kolossalfigur des Apollo von Millet erheben, welche das Dach krönt und beinahe ebenso weithin sichtbar ist wie die Thürme von Notre Dame. Im Innern bewundert man die prachtvolle Hauptstiege, das 54 Meter lange Foyer mit den trefflichen Deckengemälden von Paul Baudry, welche in zehn großen Kompositionen symbolisch die Geschichte der Musik darstellen, mit den 7 Meter hohen Spiegeln, den größten, welche die Fabrik von St. Gobain geliefert hat, mit den üppigen Tapisserien und Vorhängen, die ebenfalls als die glänzendste Probe der einschlägigen französischen Industrien angesehen werden können, endlich den von Gold strotzenden Saal selbst (mit 2156 Sitzplätzen) und die 15 Meter breite Bühne. Das Ganze athmet verschwenderische Pracht und vornehme Behaglichkeit; die strenge Aesthetik wird mehr als ein Detail zu tadeln finden. Obgleich die Franzosen die Große Oper als das nationalste ihrer Schauspielhäuser ansehen, findet ihr musikalisches Genie doch einen viel eigenthümlichern Ausdruck in der komischen Oper, die bei ihnen, wenn auch ebenfalls nicht entstanden, doch zur höchsten und anmuthigsten Blüte gediehen ist. Auch hier ist zwar ihre schöpferische Kraft nicht mehr so bedeutend wie in den Zeiten Boieldieu's, Herolds, Aubers und Adams; doch bietet die Gegenwart noch in Ambr. Thomas, Victor Massé, Maillart, Delibes u. a. einen trefflichen Nachwuchs. Das an der Place Boieldieu gelegene Haus wurde 1838 eröffnet und faßt 1500 Personen. Die Komische Oper wird, wie die Große, von der Regierung subventionirt. In entschiedenem und allem Anscheine nach unaufhaltsamem Verfall befindet sich die Italienische Oper (Salle Ventadour), die sich zwar noch immer eines besonders aristokratischen Publikums erfreut, aber in ihrem Repertoir auf die bis zur Uebersättigung wiederholten Werke Rossini's, Bellini's, Donizetti's und Verdi's angewiesen ist und in ihren Künstlern nur noch hier und da einen Stern (Patti), aber keine Spur mehr von dem entzückenden Ensemble aufweist, welches einst Rubini, Lablache, Tamburini, die Malibran, Pasta, Persiani ꝛc. boten. Opernwerke jüngerer Meister, die bei dem schwerfälligen Mechanismus der Großen Oper viele Jahre warten mußten, um auch nur mit einer ihrer Schöpfungen in die Oeffentlichkeit zu dringen, finden in dem Théâtre lyrique (nach mehrfachen Wanderungen gegenwärtig am Boulevard Sebastopol in der ehemaligen Gaieté gelegen) eine Stätte; hier legte Gounod mit seinem »Faust«, der seitdem in die Große Oper hinübergewandert ist, den Grund zu seinem Ruf. Das von Offenbach in den ersten Jahren des zweiten Kaiserreichs auf den unscheinbaren Bretern der Folies Marigny ins Leben gerufene Genre der Operette hat sich, ein bedauerliches Zeichen des Zeitgeschmacks, schnell eine ganze Reihe von Bühnen erobert, so die Bouffes parisiens, die Renaissance, die Folies dramatiques und theilweise sogar die Variétés und das Palais Royal, die sonst der klassische Boden der Pariser Posse sind und auf diesem Feld noch heute Unübertreffliches bieten. An der Spitze der recitirenden Bühnen steht das altehrwürdige und seinen Ruhm bis auf die neueste Zeit rechtfertigende Théâtre français (Salle Molière), ebenso mustergültig für die Darstellung der klassischen französischen Tragödie (Corneille, Racine, Voltaire) und Komödie (Molière, Marivaux, Regnard) als für jene des modernen Schauspiels höherer Gattung (V. Hugo, Augier, Feuillet, die beiden Dumas, Henri de Bornier, Gondinet u. a.). Das an das Palais Royal anstoßende Haus ist durch sein mit der berühmten Houdon'schen Statue Voltaire's und den Marmorbüsten aller großen französischen Dramatiker geschmücktes Foyer bemerkenswerth. Auch auf diesem Feld findet die jüngere Schule von Dichtern und Schauspielern ein besonderes Asyl in dem stattlichen, dem Luxembourg gegenüber gelegenen Odéontheater, aus welchem schon viele bedeutende Talente hervorgegangen sind, um dann, wie man sagt, den Weg über die Seine zurückzulegen, der nämlich nach dem Théâtre français führt. Kehren wir ebenfalls nach dem rechten Ufer und zu den großen Boulevards zurück, so finden wir dort das Vaudeville und das Gymnase dramatique, die beide auf dem Gebiete des modernen Konversationsstücks Vorzügliches leisten, die Porte St. Martin, das Ambigu comique und in der Nähe des Bastilleplatzes, nachdem wir eine ganze Reihe kleinerer Schauspielhäuser und den Wintercirkus passirt, das Theater Beaumarchais, welche sich alle mit Melodramen und Rührstücken an die große Menge wenden. Dem Ausstattungsstück (féerie) dient mit seinen riesigen Räumen und komplicirten Maschinerien das Theater Châtelet, an dem gleichnamigen Platz; ihm gegenüber sucht das Théâtre historique auf verwandten Bahnen sein Glück. Eine empfindliche und vom ästhetischen wie vom moralischen Standpunkt gleich bedauerliche Konkurrenz machen den niederen Bühnen in neuerer Zeit die zahllosen Singspielhallen (Cafés chantants), die in jedem Viertel von P. und in den Elysäischen Feldern allein in mehreren Exemplaren zu finden sind und mit Gassenhauern oder noch bedenklicheren Schaustellungen den Sinn und Geschmack des Publikums verderben. Kunstreiterei, Equilibristik und Taschenspielerkünste zeigen sich außer in dem bereits erwähnten Wintercirkus in dem den ganzen Sommer hindurch täglich geöffneten Cirkus der Elysäischen Felder, im Cirque Fernando am Boulevard Rochechouart und in dem amerikanischen Cirkus am Platz Château d'Eau. Einen eigentlichen Konzertsaal, welcher den Ansprüchen

einer Weltſtadt genügte, beſitzt P. merkwürdigerweiſe nicht. Die berühmten Konzerte des Konſervatoriums, in welchen die klaſſiſche Inſtrumentalmuſik eine weihevolle Pflege findet, haben in dem engen und unanſehnlichen Saal dieſer Anſtalt eine ihrer unwürdige Stätte, und die ſonſtigen ſymphoniſchen Aufführungen (Pasdeloup, Colonna u. a., mit theilweiſe ſehr ſtarken und verdienſtlichen Orcheſtern) ſind auf die noch zweckwidrigeren Räume der Reitercirkus oder eines Theaters angewieſen. Virtuoſen pflegen ſich in den Sälen der großen Klavierfabrikanten (Erard, Pleyel, Herz) hören zu laſſen.

Als Kapitale des Genuſſes, als Eldorado des Müßiggangs beſitzt P. ſelbſtverſtändlich eine große Anzahl öffentlicher Spaziergänge und Vergnügungsorte. Unter den erſteren iſt das von den Kriegsereigniſſen von 1870–71 zwar hart mitgenommene, aber nach Möglichkeit wieder hergeſtellte und aufs neue verſchönerte Boulogner Gehölz, am weſtlichen Ende der Stadt zwiſchen den Feſtungswerken und dem rechten Seineufer gelegen, der bedeutendſte. Aus alten, aber ſchon durch die Invaſionen von 1813 und 1815, wo ſie als Bivouak der fremden Armeen dienten, ſtark gelichteten Waldungen gebildet und unter der Regierung Napoleons III. mit ungeheuren Geldopfern in einen modernen Park verwandelt, bietet dieſes tägliche Rendez-vous der vornehmen Welt von P. dem Spaziergänger erquickenden Schatten, herrliche Luft und einen bunten Wechſel der anziehendſten Naturbilder, auf der Ebene von Longchamps das Schauſpiel von Pferderennen und Revüen, in dem Jardin d'Acclimatation die reichhaltigſte Menagerie und die ebenſo unterhaltenden als lehrreichen Proben der ganz modernen Kunſt, fremde Thierraſſen in Europa einzubürgern und die einheimiſchen durch Züchtung zu vervollkommnen, in dem Pré Catelan eine Auswahl von Meiereien, Kaffeehäuſern, Reſtaurants ꝛc., in den benachbarten Ortſchaften Paſſy, Auteuil, Neuilly, St. Cloud ꝛc. das Ziel angenehmer Ausflüge. Am öſtlichen Ende der Hauptſtadt empfängt uns das nicht minder ausgedehnte und liebliche Gehölz von Vincennes, welches vorwiegend von den bürgerlichen und arbeitenden Bevölkerungen der benachbarten Vorſtädte (Faubourg St. Antoine, Charonne, St. Mandé) beſucht wird. Der Norden der Stadt hat die aus den unwirtlichen Hügeln von Belleville hervorgezauberten Buttes Chaumont mit dem Tempel der Sibylle, wie er in Tivoli ſteht, und mit ihren Waſſerfällen, Hängebrücken und Grotten, der Süden endlich den Park von Montſouris mit ſeinem großen Waſſerreſervoir aufzuweiſen. Im Innern der Stadt fehlt es ebenfalls nicht an Grün; zu den alten und wohlgepflegten Gärten der Tuilerien, des Luxembourg, des Palais Royal und dem Jardin des Plantes, in denen man die Kunſt Lenôtre's und Jacques Desbroſſes' ſtudiren kann, und die auch an plaſtiſchem Schmuck reich ſind, geſellten ſich in neuerer Zeit der vollkommen verjüngte Park von Monceaux und zahlreiche Squares, die hier nicht, wie in London, nur für die Anwohnenden, ſondern für das Publikum überhaupt zugänglich ſind. Dieſe kleinen und großen Parkanlagen, deren Zahl noch immer nach Thunlichkeit vermehrt wird, bewirken hauptſächlich, daß P. von allen großen Städten Europa's noch den erträglichſten Sommeraufenthalt gewährt, wie denn der Fremdenſtrom auch in der ſchönen Jahreszeit am ſtärkſten iſt. Die Zahl der ſogen. Vergnügungslokale iſt Legion; eines beſondern, aber im Grund unverdienten Rufs erfreuen ſich die Sommergärten von Mabille, Bullier (Closerie des Lilas) und Château rouge ſowie die geſchloſſenen Räume von Frascati, Valentino und Tivoli-Vauxhall. Der Fremde glaubt dort Pariſer Sitten zu ſtudiren; er findet aber, wenn man etwa die viel von Studenten beſuchten Bälle des lateiniſchen Viertels ausnimmt, eine aus den bunteſten und verdorbenſten internationalen Elementen zuſammengewürfelte Geſellſchaft, dieſelbe, die er geſtern in den Argyll Rooms in London, im Berliner Orpheum oder im Wiener Sperl geſehen hat. Selbſt der urſprünglich allerdings echt nationale Cancan hat ſich längſt auch dieſe auswärtigen Vergnügungsorte erobert.

Es erübrigen noch einige Worte über »P., wie es ſtirbt«. Zur Aufnahme der irdiſchen Reſte der Bevölkerung dienen gegenwärtig nur fünf Friedhöfe, und von dieſen ſind drei, der Père-Lachaiſe, Montmartre und Montparnaſſe, die wegen ihres impoſanten Umfangs, der Pracht ihrer Monumente und des Reichthums an berühmten Todten zu den größten Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören, nur noch für als Grundeigenthum erworbene Grabſtätten (sépultures à perpétuité) reſervirt, während die Friedhöfe von St. Ouen und Ivry die Leichen aufnehmen, die ſich mit einer zeitweiligen Ruheſtatt von fünf Jahren begnügen müſſen. Seit Jahr und Tag beſchäftigt ſich die ſtädtiſche Verwaltung mit dem Projekt der Anlage einer ungeheuren »Nekropole« in dem etwa eine Eiſenbahnſtunde nördlich von P. gelegenen Méry ſur Oiſe, welche einen Raum von 827 Hektar einnehmen ſoll, deren Koſten auf 8 Mill. Franken berechnet ſind, und die geſtatten würde, auf den widerwärtigen Gebrauch der Umpflügung der Leichenfelder für eine unabſehbare Zeit zu verzichten. Die reiche Stadt hat ſich aber bis jetzt zu dieſer eminent nützlichen und humanen Ausgabe nicht aufraffen können, weniger aus Sparſamkeit als infolge des zähen Widerſtands, auf welchen der Plan bei dem Eigennutz der Pariſer Geiſtlichkeit und theilweiſe auch bei dem Vorurtheil der Bevölkerung ſtößt, die ſich zwar gern ihren pietätvollen Kultus der Todten nachrühmen läßt, aber ſich dieſes fromme Amt nicht durch eine umſtändliche und mit Koſten verbundene Eiſenbahnfahrt verleiden laſſen will. Zur Zeit wandern die auf den Friedhöfen ausgegrabenen Gebeine in die Katakomben, eine großartige, aus alten Steinbrüchen ſüdlich von der Stadt gewonnene Gruft, nach welcher aus verſchiedenen Quartieren 70 Treppen hinabführen, und in der die menſchlichen Schädel und Knochen in zwei ungeheuren Reihen ſymmetriſch aufgeſchichtet ſind: der Franzoſe konnte ſelbſt hier ſeinen Sinn für Zierlichkeit und dekorative Wirkungen nicht verleugnen.

Geſchichte. Zur Zeit Julius Cäſars war die Gegend, wo jetzt P. ſteht, im Beſitz des keltiſchen Stammes der Pariſier. Die Hauptſtadt der Pariſier, Lutuhezi, d. h. Waſſerwohnung, bei den Römern und Griechen Leucotetia, Lucotocia, Lutetia (gewöhnlich Lutetia Parisiorum) genannt, lag auf einer Seineinſel (der Stelle der heutigen Cité). Geſchützt durch zwei Arme der Seine ſowie durch eine hölzerne Mauer, diente Lutetia dem Volk der Pariſier in Kriegszeiten als Zufluchtsort für Greiſe, Weiber, Kinder und Vieh; in Friedenszeiten aber hielten die Druiden hier ihre geheimnisvollen Verſammlungen ſowie ihre Gerichtstage. Cäſar veranſtaltete 54 hier eine Verſammlung der galliſchen Völker. An der Erhebung des Vercingetorix nahmen auch die Pariſier theil, wurden aber nach tapferer Vertheidigung ihrer

Hauptstadt durch Labienus unterworfen. Cäsar ließ das während des Kriegs zerstörte Lutetia auf der Citéinsel wieder aufbauen und befestigen. Von jetzt an wurde P. Urbs vectigalis (tributäre Stadt), und seine Bewohner, welche nicht unbedeutenden Handel auf der Seine trieben, wurden bald wohlhabend. Mehrere römische Kaiser hielten sich kürzere oder längere Zeit hier auf, so Constantius Chlorus, welcher auf dem linken Seineufer einen Palast baute (die Ruinen heißen jetzt Thermen), Konstantin d. Gr., Constans, Julian Apostata, welcher hier 360 zum Kaiser ausgerufen wurde, Valentinian I., Valens und Gratian, welch letzterem die in der Nähe von P. gegen Marimus verlorne Schlacht Reich und Leben kostete. Seit 358 ward der Name Lutetia durch die Bezeichnung Civitas Parisiorum, auch bloß Parisii oder Parisia verdrängt. 451 rettete die heil. Genoveva P. vor einem Angriff durch Attila und wurde dafür Schutzpatronin der Stadt. 486 eroberte es Chlodwig ohne Schwertstreich und erhob es 508 zu seiner Hauptstadt, nachdem er es mit Mauern umgeben. Er residirte anfangs im Thermenpalast, ließ sich aber später einen zweiten Palast in der Nähe der Petri-Paulskirche erbauen und gründete die Kirche Ste. Geneviève. Auch bei den Theilungen unter Chlodwigs Nachfolgern blieb P. eine der wichtigsten Städte des Frankenreichs, so daß bei der Neutheilung des Reichs nach Chlotars I. Tode 561 die Söhne desselben über einen gemeinschaftlichen Besitz von P. sich verständigten. Später wurde es Hauptstadt von Neustrien. Unter Karl d. Gr. wurde es Sitz eines Grafen von P. Im 9. Jahrh. hatte es von den Plünderungszügen der Normannen (841, 845, 855, 861) und verheerenden Hungersnöthen (850, 855, 868, 873, 899) zu leiden. 885—886 hielt es unter der tapfern Leitung des Grafen Odo von P. eine 13monatliche Belagerung durch die Normannen aus. Graf Odo erhielt dafür die königliche Würde. Die Nachkommen desselben wählten P. zur bleibenden Residenz, und Hugo Capet erklärte es 987 zur Hauptstadt des französischen Reichs, erweiterte es und fügte den Bürgern zu ihren alten Vorrechten neue hinzu. Ein königlicher Prévôt (Vogt) verwaltete unter ihm und seinen Nachfolgern im Namen des jedesmaligen Königs die Civil- und Kriminaljustiz, nahm die Gerechtsame des Fiskus wahr und führte die Oberaufsicht über die Polizei. Der Prévôt der Kaufmannschaft stand an der Spitze der Verwaltung der städtischen Einnahmen und der öffentlichen Gebäude, wachte über die Aufrechterhaltung der Freiheiten sowie über den Seinehandel und übte die Polizei über die sechs Körperschaften der Kaufleute aus. Nur der Adel, die Geistlichkeit und die Studenten waren jenen beiden Behörden nicht unterworfen. Die Pariser Schulen wurden durch berühmte Lehrer, wie Petrus Lombardus und Abälard, weit bekannt und sehr besucht. 1034 legte eine Feuersbrunst fast die ganze Stadt in Trümmer, aus denen sie regelmäßiger und schöner wieder erstand. König Philipp II. August befahl den Bürgern, während seines Kreuzzugs (1190—92) P. in seiner ganzen Ausdehnung zu ummauern und zu befestigen. Es ward demzufolge eine 7—8 Fuß dicke, von 500 Thürmen und einem tiefen Graben vertheidigte Mauer um die Stadt erbaut, und auch die Seine wurde durch auf Pfählen und Kähnen ruhende Ketten abgesperrt. Unter Philipp August ward auch der Thurm des Louvre erbaut, die Straßen wurden seit 1184 gepflastert und die Stadt in acht Quartiere getheilt. Nur die Kirchen und die Paläste des Königs und des Bischofs waren damals von Stein, die übrigen Gebäude von Holz. 1200 wurde die Universität errichtet, die berühmteste des Mittelalters, welche bald 20,000 Studenten zählte und in der theologischen Wissenschaft eine große Autorität genoß. 1206 litt P. durch eine große Ueberschwemmung. König Ludwig der Heilige (1226—70) beseitigte viele bei der Prévôté eingeschlichene Mißbräuche, führte ein Appellationsgericht sowie vereidigte Notare ein, gab den Künstlern und Handwerkern eine geregelte Verfassung, hob den Handel möglichst, erließ Abgaben, schuf ein organisirtes Korps städtischer Truppen und ordnete überhaupt die städtischen Verhältnisse auf eine durchgreifende Weise. Unter Philipp IV., dem Schönen, verlegte das Parlament 1302 seinen Sitz nach P., und seitdem wurde diese Stadt der Vereinigungspunkt der höheren Staatsanstalten; auch versammelten sich die Generalstaaten daselbst. 1348 raffte der schwarze Tod ein Drittel der Bevölkerung hinweg. Während der Gefangenschaft des Königs Johann in England erregte 1358 König Karl der Böse von Navarra im Verein mit dem Prévôt der Kaufleute, Marcel, bedeutende Unruhen in P., um es in die Hände der Engländer zu liefern; doch wurde Marcel von Maillard ermordet und der Dauphin des Aufstandes bald wieder Herr. Die unter Philipp II. August aufgeführten Mauern und Wälle hatten das Wachsthum der Stadt nicht zu hemmen vermocht, und unter Karls V. Regierung waren die Neubauten außerhalb der Ringmauern so bedeutend angewachsen, daß man aus ihnen acht neue nördliche Quartiere bilden konnte, die 1367—83 die Anlage von neuen Wällen und Gräben nöthig machten, welche bei dem Thurm Billy anfingen und an der Seine endigten. Damals zählte die Stadt bereits 280,000 Einw. 1382 kam es zum Aufstande der Maillotins gegen die vom Regenten, dem Herzog von Anjou, aufgelegten neuen Steuern, der blutig unterdrückt wurde. Die Unruhen der Burgunder und Armagnaken während des französisch-englischen Kriegs blieben für P. nicht ohne fühlbare Folgen. 1411 erlangten die Zünfte unter Führung der Schlächter, namentlich des Thierabhäuters Caboche (Cabochiens), die Herrschaft in P. und vereinigten sich mit der burgundischen Partei, wurden zwar 1413 gestürzt, erhoben sich aber 1418 zum zweitenmal unter Perrinet le Clerc, ermordeten den Grafen von Armagnac und rächten sich grausam an ihren Unterdrückern. Sie riefen den Herzog von Burgund nach P. und lieferten die Stadt 1420 in die Hände der Engländer. 1429 versuchte Jeanne d'Arc vergebens einen Sturm auf sie, aber 1436 eroberte sie Dunois für Karl VII. Da sie durch Pest und Hungersnoth über 100,000 Menschen verloren hatte, so zog man viele Fremde herbei, so daß die Stadt bei Ludwigs XI. Tode 1483 schon wieder 300,000 Einw. zählte, die sich in 17 Viertel oder Quartiere vertheilten. Ueberhaupt genoß die Stadt jetzt einer längern Friedenszeit und wurde nur durch Epidemien, welche hauptsächlich der Straßenschmutz erzeugte, wiederholt heimgesucht. 1464 wurde die Briefpost, 1470 die erste Buchdruckerei in den Gebäuden der Sorbonne (Universität) errichtet, und 1472 erhielt P. medicinische Unterrichtsanstalten. Zur Zeit des Königs Franz I. war die Stadt schon der Vereinigungspunkt alles dessen, was Frankreich Großes und Schönes aufzuweisen hatte. Ein Freund der Wissenschaften und Künste, stiftete Franz das königliche Kollegium, die alte Burg des Louvre verschwand, die durch Jean Goujon mit herrlichen Skulpturarbeiten geschmückten Paläste nahmen die Meisterwerke der italienischen Maler

auf, neue Straßen wurden angelegt. Der gothische Geschmack mußte unter Franz I. der Renaissance weichen. 1553 wurde der Bau des neuen Stadthauses begonnen. Nun folgte die Schreckenszeit der Religionskriege und der bürgerlichen Zerrüttungen, in denen die Bürgerschaft von P. leidenschaftlich für den Katholicismus und die Ligue Partei nahm. Hier fand 24. Aug. 1572 die »Bluthochzeit« statt, bei der die Pariser 2000 Hugenotten ermordeten. P. litt dann durch Belagerung, Pest und Hungersnoth und ergab sich, nachdem es am »Tag der Barrikaden« (12. Mai 1588) Heinrich III. vertrieben, erst 1593 nach zweimaliger Belagerung, als bereits 13,000 Menschen den Hungertod gestorben waren, an Heinrich IV., nachdem derselbe in St. Denis eine Messe besucht hatte. Heinrich vollendete den Pont neuf und das Stadthaus, erbaute mehrere neue Straßen (Dauphine, Christine und Anjou), erweiterte die Tuilerien, begann die Gallerie, durch welche diese mit dem Louvre in Verbindung stehen, legte die Place royale an, ließ die Kai's ausbauen und fortsetzen und erweiterte die Bibliothek. Maria von Medici legte 1615 den Grund zum Palais Luxembourg. 1622 wurde P. zum Erzbisthum erhoben. Der Bau der Sorbonne, die Stiftung des Collége Louis le Grand, die Anlage des botanischen Gartens und die Errichtung der Académie française waren besonders für wissenschaftliche Bestrebungen von bedeutendem Einfluß. Richelieu, von dem ein Theil dieser Anstalten gegründet ward, begann 1629 auch den Bau des Palais Royal. 1642 wurde ein neues Quartier (Faubourg St. Germain) in Angriff genommen, und gleichzeitig wurden mehrere Dörfer mit den Vorstädten St. Honoré und St. Antoine verbunden. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. war P. Hauptschauplatz der Unruhen der Fronde und erbitterter Kämpfe in seinen Vorstädten. Ludwig XIV. legte 80 neue Straßen an und erweiterte und verschönerte die schon vorhandenen Plätze und Räumlichkeiten. Mit Bäumen bepflanzte Promenaden (Boulevards) entstanden auf der Nord- und Südseite der Stadt, und die Wälle wurden in Straßen verwandelt. An die Stelle der engen Pforten traten die Triumphbögen der Thore St. Denis, St. Martin, St. Antoine und St. Bernard, von denen aber nur zwei die Revolution überdauerten. Die Stadt erhielt die Plätze Vendôme und des Victoires und die Kolonnade des Louvre (1665). 1664 wurden die Tuilerien vollendet, Lenôtre steckte den Tuileriengarten ab, und die Elysäischen Felder wurden angelegt; das Invalidenhaus, Findelhaus und Hospital général erstanden, der Justizpalast wurde erweitert, die Höhe St. Roche geebnet, die Ponts au Change, de la Tournelle und Rouge umgestaltet und der Pont royal zur Beförderung des Verkehrs zwischen den Tuilerien und der Vorstadt St. Germain errichtet. Auch erhielt P. damals seine erste Straßenbeleuchtung. Obwohl Ludwig XIV. die Residenz nach Versailles verlegte, wo sie bis 1789 blieb, war P. doch immer der Mittelpunkt der französischen Gesellschaft, wohin alle durch ihre Stellung und ihren Geist bedeutenden Persönlichkeiten Frankreichs und des Auslandes zusammenströmten, um feinere Sitten zu lernen und dann in ihrer Heimat zu verbreiten. Künste und Wissenschaften feierten in P. ihre Glanzperiode, die Universität erhielt das Collége Mazarin, Akademien wurden gegründet, das Observatorium ward erbaut, die Oper und das Théâtre français errichtet, und die französische Literatur erlebte jetzt in P. ihr goldenes Zeitalter. Unter Ludwig XV. wurde die Stadt 1726 mit neuen Ringmauern versehen. Der Adel schmückte die Vorstädte St. Honoré und St. Germain mit neuen Palästen, 1722 begann der Bau des Palais Bourbon, 1751 wurde die Militärschule auf dem Marsfeld gegründet und die Kirche Ste. Geneviève neu aufgebaut. 1754 wurde der Platz Ludwigs XV. mit seinen Kolonnaden angelegt und die Elysäischen Felder neu bepflanzt. In P. wurde 10. Febr. 1763 der Friede zwischen Frankreich und Spanien einer- und Großbritannien und Portugal anderseits geschlossen, welcher das Ende des Siebenjährigen Kriegs vorbereitete. Ludwig XVI. erbaute das französische Theater, das Opernhaus sowie das Theater der Italiener und erweiterte den botanischen Garten (Jardin des Plantes). 1784 drangen die Generalpächter zur Verhütung der Kontrebande auf eine neue Umfriedigung der Stadt, und so wurde 1786 die zum Theil bis 1860 bestehende Ringmauer errichtet. Die Revolution von 1789 zertrümmerte vieles. Alles, was im entferntesten an Adel und Königthum erinnern konnte, wurde niedergerissen und vernichtet. Die Erstürmung der Bastille 14. Juli 1789 gab das Signal zu einer Reihe von Verwüstungen und Unruhen, welche bis 1799 ganz Frankreich erschütterten. P. stand damals unter der terroristischen Herrschaft der aus Jakobinern und Cordeliers gebildeten Municipalität, dann der radikal-socialistischen Kommune, welche an der Spitze des militärisch organisirten Pöbels die Nationalvertretungen, ja sogar den Wohlfahrtsausschuß, durch Drohungen und Gewaltstreiche zu den Ausschreitungen der Revolution zwang und einen verderblichen Einfluß auf Frankreichs Geschicke ausübte. Der Pöbel von P., welches damals etwa ½ Mill. Einw. zählte, lernte in der ersten Revolution seine auf dem Uebergewichte der großen, die geistigen und materiellen Kräfte ganz Frankreichs in sich koncentrirenden Hauptstadt über die Provinz beruhende Macht kennen und fühlte sich fortan als das Herz Frankreichs, dessen Pulsschlag die ganze Nation folgen müsse, während die Provinz trotz ihres bewußten Gegensatzes gegen die Hauptstadt nur selten die Kraft und den Muth besaß, ihre eigenen Wege zu gehen. Erst unter dem Konsulat trat wieder Ruhe ein; P. wurde von Napoleon I. politisch mundtodt gemacht, um durch großartige Bauten zu einer seines Weltreichs würdigen Hauptstadt umgeschaffen zu werden. Doch hat Napoleon I. nur einen Theil seiner Pläne durchführen können. Ganze Stadttheile entstanden in erneuter Pracht, und was er auf seinen Siegeszügen an Schätzen der Kunst und Wissenschaft erbeutete, kam der Hauptstadt seines unermeßlichen Reichs zu gute. Die Kai's längs der Seine wurden fortgesetzt, neue Häfen angelegt, die Wasserleitung von Ourcq begonnen; für den Handel erhoben sich neue und bequemere Hallen, die Marktplätze St. Martin, Blancs Manteaux, St. Germain und des Carmes wurden eingerichtet. Der Karousellplatz wurde mit Mauern umgeben und erweitert. Ein Triumphbogen erhob sich auf demselben, und eine neue Gallerie dehnte sich gegen das Louvre hin aus. Der Tuileriengarten wurde verschönert, die Triumphsäule auf dem Vendômeplatze sollte die Thaten Napoleons I. und seiner großen Armee der Nachwelt überliefern. Der Grund zur Börse sowie zum Handelstribunal wurde gelegt, und die während der Revolution theils verwüsteten, theils ihrer Bestimmung entfremdeten Kirchen und Kapellen wurden wieder hergestellt und neu ausgeschmückt. Der Triumphbogen de l'Etoile ward begonnen, die Brücken

von Austerlitz und Jena sowie der Pont des Arts erbaut. 1814 war P. das Hauptobjekt der Operationen der Alliirten in Frankreich. Als die letzteren nach mehreren mißlungenen Versuchen endlich durch die Siege von Laon und Arcis sur Aube sich den Weg nach P. geöffnet hatten, versuchte Napoleon durch den kühnen Marsch auf Nancy dieselben nach Osten abzuziehen; die Verbündeten folgten ihm jedoch nicht, sondern erschienen 29. März vor P., das von Marmonts und Mortiers Korps besetzt war. Am 30. März früh begann der Angriff der Russen und der preußischen Garden von Nordosten, der schlesischen Armee von Norden, des Kronprinzen von Würtemberg von Osten her, und nach tapferem Widerstande der Franzosen erstürmten die Verbündeten unter großen Verlusten das Plateau von Romainville und den Montmartre, so daß die französischen Marschälle den weitern nutzlosen Kampf aufgaben, am Nachmittag einen Waffenstillstand und in der Nacht eine Kapitulation abschlossen, welche ihnen freien Abzug gewährte und die eroberte Stadt der Großmuth der Sieger empfahl. Am Mittag des 31. März hielten der König von Preußen und der Kaiser von Rußland an der Spitze ihrer Garden ihren Einzug in P. durch die Porte St. Martin nach den Elysäischen Feldern unter jubelnder Begrüßung durch die des Kriegs müde Bevölkerung. Am 3. Mai zog Ludwig XVIII. ein. Am 30. Mai wurde der erste Pariser Friede zwischen Frankreich und den Verbündeten abgeschlossen, welcher Frankreich die Grenzen von 1792 sicherte. Am 20. März 1815 hielt Napoleon wieder seinen Einzug in P. und gab 1. Juni ein glänzendes Fest auf dem Marsfeld. Aber nach der Niederlage bei Belle-Alliance verließ er P. 25. Juni für immer; in der Nacht vom 6.—7. Juli räumte Davoust nach einer Kapitulation mit Blücher und Wellington die Stadt, und 7. Juli zogen die verbündeten Truppen, 8. Juli Ludwig XVIII. zum zweitenmal in P. ein. Dies verlor jetzt die von Napoleon zusammengeraubten Kunstschätze, welche an ihre früheren Eigenthümer zurückgegeben werden mußten. Am 20. Nov. wurde in P. der zweite, für Frankreich erheblich ungünstigere Pariser Friede mit den Alliirten unterzeichnet. Unter Ludwig XVIII. wurden die Hospitäler und Armenhäuser erweitert; die Kanäle von Ourcq, St. Denis und St. Martin, die Hauptniederlage des Weins, das Salz- und Getreidemagazin, die Marktplätze St. Martin, St. Germain, Blancs Manteaux und des Carmes wurden vollendet, die Gebäude der Kollegien Heinrichs IV. und Ludwigs des Heiligen vergrößert. Von 1817—25 erhoben sich über 2500 neue Häuser. Unter Karl X. wurde die Kirche St. Germain des Prés neu gebaut; mehrere Quartiere und Kirchspiele erhielten neue Kirchen, der Königs- und der Siegesplatz die Statuen Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV.; das Quartier bei La Madeleine entstand. Die Produkte der Manufakturen und Fabriken hatten einen jährlichen Werth von 214 Mill. Franken, wovon P. selbst für 112 Mill. verbrauchte. 1830 war P. Schauplatz der Julirevolution, in welcher zum erstenmal wieder die republikanische Partei sich geltend machte, aber doch nicht stark genug war, die Gründung der Monarchie der Orléans zu verhindern. Unter Ludwig Philipp erlitten der Garten und der Palast der Tuilerien große Veränderungen, mehrere Kai's wurden erweitert und verschönert, ein neuer Getreidehafen entstand, eine Hängebrücke vereinigte Bercy mit La Garre, zwischen dem Pont des Arts und dem Pont royal erhob sich die Karousellbrücke; die Kirche La Madeleine, der Triumphbogen de l'Etoile, die Gebäude des Kai's Orsay, die Schule der schönen Künste, die Kirche Notre Dame de Lorette wurden vollendet; auf dem Konkordienplatz ward der Obelisk von Luksor, auf dem Bastilleplatz die Julisäule, auf der Vendômesäule wieder die Statue Napoleons I. aufgestellt. P. erhielt besseres Pflaster, mehr Abzugskanäle, bessere Beleuchtung; die Bièvre wurde geschlämmt, und besonders ward unter Ludwig Philipp die 1840 von den Kammern genehmigte Befestigung von P. (s. oben) ausgeführt, trotz deren die Februarrevolution von 1848 den Thron des Bürgerkönigs umstürzte. In der Februarrevolution 1848 zeigte sich wieder die herrschende Stellung der Pariser niedern Bevölkerung Frankreich gegenüber, da nur diese die Republik ernstlich verlangte, um ihre socialistischen Ideen durchzuführen. Die Schwäche der Regierung beförderte die Anmaßung des Pöbels, bis derselbe in der furchtbaren Junischlacht von Cavaignac niedergeworfen wurde. Die Reaktion der Provinz gegen P. erleichterte Napoleon III. die Errichtung des zweiten Kaiserreichs, welches durch großartige Straßendurchbrüche und Anlagen P. gesünder und schöner, zugleich die Revolutionen schwieriger machen wollte. Unter Haußmanns, des Seinepräfekten, energischer, wenngleich verschwenderischer Leitung wurde das Bois de Boulogne zu einem glänzenden Park umgeschaffen, die äußeren Boulevards angelegt, die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien vollendet. Am 30. März 1856 ward zu P. der Friede zwischen Frankreich, England, Sardinien und der Türkei einer- und Rußland anderseits geschlossen. 1860 wurde das Weichbild bis zur Enceinte erweitert. 1855 fand zu P. die erste, 1867 die zweite, weit großartigere Weltausstellung statt. Trotzdem zeigte sich die Bevölkerung dem Kaiserthum nicht geneigt, und die Wahlen in P. waren stets oppositionell, 1869 sogar radikal. Unruhige Bewegungen mehrten sich und fanden in der rasch angeschwollenen Arbeiterbevölkerung der östlichen Stadttheile stets bereitwilligen Anhang. Nach dem Tag von Sedan wurde daher 4. Sept. 1870 das Kaiserreich ohne Widerstand beseitigt und auf dem Stadthaus die Regierung der nationalen Vertheidigung eingesetzt, welche ihren Ursprung und die anmaßende Stellung von P. dadurch kennzeichnete, daß sie aus den Deputirten von P. im Gesetzgebenden Körper gebildet war. Am 19. Sept. 1870 schlossen die dritte und vierte deutsche Armee die Cernirung um die Stadt (s. Deutsch-französischer Krieg, S. 251 ff.), und es begann nun ein gewaltiger Kampf zwischen dem weit ausgedehnten, nur dünnen, aber festen Einschließungsring des Belagerers und den großen Massen der unter General Trochu's Oberbefehl stehenden bunt gemischten Truppen des Belagerten. Dieser Kampf ward deutscherseits gewissermaßen passiv, in der Absicht, die Stadt auszuhungern, geführt, während zahlreiche Ausfälle der Franzosen die Durchbrechung der Cernirung zum Zweck hatten. Im deutschen Hauptquartier rechnete man auf eine baldige Kapitulation infolge Mangels an Lebensmitteln, traf aber doch schon im Oktober Vorbereitungen zu einer Beschießung für den Fall, daß erstere Hoffnung sich nicht verwirklichen sollte. In der That hatte die französische Regierung ganz außerordentliche und erfolgreiche Anstrengungen zur Verproviantirung gemacht und täuschte hierdurch alle Berechnungen über die Widerstandsfähigkeit der Stadt. Das große Heer in P., zusammen 580,000 Mann zählend, war in drei

Armeen getheilt worden, welche verschiedene Bestimmung hatten. Der Nationalgarde, welche die erste Armee bildete, ward die Vertheidigung der Enceinte und die Sicherung der öffentlichen Ruhe übergeben. Eine zweite Armee ward aus den regulären Truppen und Matrosen gebildet, um Ausfälle zu machen, und eine dritte Armee aus regulären Truppen und Matrosen zur Vertheidigung der Forts organisirt. Die Vertheidigung leitete der Gouverneur General Trochu, der besonders in der Organisation der Truppen, der Beschaffung des Geschützmaterials und der Verstärkung der Befestigungen Großes leistete. Weniger erfolgreich waren seine Bemühungen, den Einschließungsring zu durchbrechen, da er in diesen Operationen nicht selbständig, sondern von der Delegation in Tours abhängig war, mit der durch Luftballons und Brieftauben nur eine mangelhafte Verbindung bestand. Unter den zahlreichen Ausfällen sind bemerkenswerth die gegen Villejuif 23. und 30. Sept. gegen das deutsche 6. Korps, 13. Okt. gegen Clamart, während dessen durch die Granaten des Mont Valérien das Schloß von St. Cloud in Brand gesteckt wurde, 21. Okt. gegen Malmaison, 28. Okt. gegen Le Bourget, das der preußischen Garde entrissen, aber 31. Okt. von dieser wieder erobert wurde. Dieser Verlust, verbunden mit der Nachricht von der 27. Okt. erfolgten Kapitulation von Metz und der Ankunft von Thiers mit Waffenstillstandsanträgen, veranlaßte in der Nacht vom 31. Okt. auf den 1. Nov. einen Aufstand der Socialisten. Unter Führung von Flourens, Felix Pyat, Delescluze u. a. umringten aufrührerische Bataillone der Nationalgarde das Hôtel de Ville, bedrohten die Regierungsmitglieder und wurden nur durch den glücklichen Zufall der Ankunft treu gebliebener Truppen an Errichtung der »Kommune« verhindert; doch wagte man nicht, die Urheber der Revolte zu bestrafen. Die Nachricht von dem günstigen Treffen bei Coulmiers, zu einem großen Sieg des Generals Aurelle aufgebauscht, veränderte jedoch die Situation in P. vollständig und flößte der Besatzung neuen Muth ein. Am 30. Nov. begann der größte Ausfall, welcher überhaupt geschehen ist. Derselbe richtete sich nach Südosten und hatte den Zweck, einen Durchbruch zu bewirken, um mit der von Süden heranringenden Loirearmee in Verbindung zu treten. Der Kampf dauerte mehrere Tage hindurch (s. Villiers, Schlacht bei), und erst 3. Dec. zog Trochu seine durch Waffen und strenge Kälte stark gelichteten Heerhaufen wieder in die Stadt zurück. Durch so anhaltendes schweres Mißgeschick war bei allen einsichtigen Militärs in der Stadt jede Hoffnung auf das endliche Gelingen eines Ausfalls zerstört worden; namentlich General Trochu, welcher von Anfang an die Vertheidigung für einen patriotischen Wahnsinn gehalten hatte, hielt die Kapitulation nur für eine Frage der Zeit. Aber es war eine große Partei in der Stadt, welche, ohne jedes Verständnis für militärische Verhältnisse, den Gouverneur zu immer neuen Versuchen drängte. Klubredner reizten in täglichen Versammlungen das niedere Volk fortwährend zur Aktion auf und täuschten es absichtlich und unabsichtlich über die wirkliche Lage der Dinge. Besonders die Nationalgarde, wohl damit zufrieden, daß sie selbst ruhig außer Schußweite bleiben durfte und dafür jeder 1½ Franken täglich erhielt, verlangte beständig neue Ausfälle der übrigen Truppen. Die höheren und mittleren Schichten der Bevölkerung begannen zwar schon unter dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln zu leiden, ertrugen aber diese Entbehrungen mit heroischer Entsagung und traten aus gesteigertem Patriotismus und Nationalstolz dem Drängen auf fortgesetzten Kampf nicht entgegen. So opferte Trochu denn wiederholt Tausende, um den Beweis zu führen, daß es nicht seine Schuld sei, wenn schließlich doch kapitulirt werden mußte. Am 21. Dec. erfolgte ein größerer Ausfall auf der ganzen Nordfront. Der Tag blieb aber für die Franzosen ohne irgend ein günstiges Ergebnis. Ende December begann nun deutscherseits der Artillerieangriff, zunächst gegen den Mont Avron, vom 5. Jan. 1871 an aus einer Reihe von Batterien auf den Höhen südwestlich von P. gegen die Forts der Südfront und auf die Stadt selbst. Der Transport der schweren Geschütze und des zur Beschießung erforderlichen enormen Materials hatte bedeutende Schwierigkeiten gemacht, zunächst auf dem Weg von Deutschland bis an den Endpunkt der Eisenbahn, die Station Lagny bei P., dann aber besonders von dort auf Wägen bis Villa Coublay, wo der Belagerungspark aufgestellt ward, und in die einzelnen Batterien. Auch der Bau der Batterien ward durch die feste Beschaffenheit des Bodens und durch das beständige Feuer aus den schweren Geschützen der Forts sehr erschwert. Die Wirkung der deutschen Artillerie sollte der Berechnung nach eine vorwiegend moralische sein und war es auch, wenngleich in nicht erwünschtem Sinn. Während die in der Stadt angerichtete Zerstörung im Verhältnis zur Größe der Stadt nur ganz unbedeutend war und auch das Feuer der am meisten beschädigten Forts, Issy und Vanves, nicht andauernd zum Schweigen gebracht werden konnte, erzeugte die Beschießung in den Gemüthern der Pariser mehr Erbitterung als Niedergeschlagenheit. Und unter diesem Eindruck ward 19. Jan. 1871 noch einmal vor dem vollständigen Sieg des Hungers über die große Bevölkerung ein bedeutender Ausfall auf der Westfront vom Mont Valérien aus versucht, zu dem auch die bis jetzt geschonte Nationalgarde infolge ihres bisherigen Renommirens mit verwandt wurde. 100,000 Mann unter Trochu selbst gingen in drei Kolonnen auf Versailles vor; jedoch die Verspätung des rechten Flügels unter General Ducrot brachte den Angriff ins Schwanken, der infolge des tapfern Widerstands des 5. deutschen Korps mit dem Rückzug der Franzosen nach einem Verlust von etwa 7000 Mann endete. Mit dieser neuen Niederlage erlosch die Hoffnung auch der hartnäckigsten Vertheidiger, und eine neue Pöbelrevolte 22.—23. Jan. bedrohte die Regierung mit völligem Umsturz. Die Noth in der Stadt war auf einen hohen Grad gestiegen. Brod und Pferdefleisch, ersteres zu 300, letzteres zu 30 Gramm für die Person berechnet, wurden seit Wochen schon von der Regierung in Rationen ausgegeben, und dazu war das Brod von einer sehr schlechten Beschaffenheit. So entschloß sich die Regierung endlich zur Kapitulation. Am 23. Jan. begannen zwischen Jules Favre und dem Grafen Bismarck zu Versailles Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstands, und dieselben führten 28. Jan. zur Konvention von Versailles, in welcher hinsichtlich P. bestimmt ward, daß die Außenforts dem Feind übergeben, die Enceinte entwaffnet werden sollte, während die Garnison mit Ausnahme der Nationalgarde, 7500 Officiere und 241,000 Mann, kriegsgefangen wurde. P. mußte 200 Mill. Franken städtische Kontribution zahlen. Die Entwaffnung der Nationalgarde sowie die Besetzung von P. durch die deutschen

Truppen waren von Bismarck verlangt worden, aber auf Favre's und Thiers' Bitten stand man davon ab. Am 29. Jan. wurden die Forts besetzt, und sofort begann die Verproviantirung der Stadt. Da der Abschluß der Friedenspräliminarien sich über den dreiwöchentlichen Waffenstillstand hinaus verzögerte, forderte Bismarck 26. Febr. als Bedingung der Verlängerung desselben die Besetzung des westlichen Theils von P. bis zum Abschluß. Dieselbe erfolgte auch 1. März mit 30,000 Mann, hörte aber nach Genehmigung der Präliminarien durch die Nationalversammlung in Bordeaux 2. März wieder auf. Die höheren Schichten der Bevölkerung hatten zum großen Theil nach dem Ende der Belagerung P. verlassen; der Rest war ermüdet und gegen die Regierung gereizt durch die Festsetzung des Verfalltags der Wechsel auf 13. März, wodurch viele kleine Leute ruinirt gewesen wären, und die Verlegung des Sitzes der Nationalversammlung und der Regierung nach Versailles (10. März). Daher war das Feld völlig frei für die Wühlereien der rothen Republikaner, der Socialisten und Kommunisten, zu deren Unterdrückung die Regierung trotz der Revolten vom 31. Okt. 1870 und 22. Jan. 1871 nichts that. Die Nationalgarde war regelmäßiger Thätigkeit gänzlich entwöhnt, seit Monaten von Agitatoren bearbeitet und in fortwährender Erregung und wünschte die weitere Zahlung ihres Soldes. Am 26. Febr. begannen ihre Eigenmächtigkeiten, indem sie 27 Kanonen vom Wagramplatz nach der Vorstadt St. Antoine schleppte, denen 3. März weitere folgten. Am 9. März that sich unter dem Namen »Centralkomité der Nationalgarden« auf dem Montmartre eine förmliche Gegenregierung auf, die 417 Kanonen dort aufpflanzte und die freie Wahl aller Officiere sowie Fortbezug des Tagessolds verlangte. Der Versuch des Generals Vinoy, 18. März die Kanonen der Nationalgarde zu entreißen und den Montmartre zu besetzen, mißglückte, da das 88. Linienregiment zu den Rebellen überging; die Generäle Lecomte und Thomas wurden von diesen erschossen, und das Centralkomité nahm von dem Stadthaus Besitz, während am 19. die Regierung und Vinoy mit den Linientruppen P. räumten. Das Centralkomité pflanzte die rothe Fahne auf und ordnete die Wahl einer Kommune an, welche die echte Republik begründen sollte. Die Bevölkerung verhielt sich meist passiv, eine Ordnungsdemonstration von 4000 Bürgern wurde 22. März durch eine Salve der Nationalgardisten auf dem Vendômeplatz auseinander getrieben, und ein Vermittelungsversuch des Admirals Saisset 23. März hatte nur zur Folge, daß der Kommune, die 26. März gewählt worden war und sich am 28. konstituirte, die Herrschaft in P. gänzlich zufiel. Dieselbe zu befestigen, dekretirte sie den Zwangsdienst in der Nationalgarde vom 19.—40. Jahr, schloß die Thore, um das Entweichen der Flüchtlinge zu verhindern, schickte Agenten in die Provinz, um dort kommunistische Aufstände zu entzünden, welche eine Föderativrepublik begründen sollten, und unternahm 3. April unter Flourens' Führung einen Zug nach Versailles, um die dortige Regierung zu stürzen. Derselbe wurde aber zurückgeschlagen, wobei Flourens selbst fiel; die Aufstände in der Provinz wurden unterdrückt. Die Kommune wurde auf P. beschränkt, das im Westen und Süden nun von einer eiligst zusammengezogenen französischen Armee cernirt wurde, während im Norden und Osten die Deutschen die Forts besetzt hielten. In der Kommune nahmen inzwischen die internationalen socialistischen Ideen immer mehr überhand, deren entschlossenste Fanatiker, Blanqui, Felix Pyat und Cluseret, die Herrschaft an sich rissen und 19. April ein Programm veröffentlichten, das die Umwandlung des centralisirten Frankreich in eine Eidgenossenschaft unabhängiger Stadtrepubliken mit einer Delegation als gemeinsamer Regierung ohne Klerus, Beamtenthum, stehendes Heer und Hauptstadt mit unbeschränkter Gewährleistung der Freiheit der Person, des Gewissens und der Arbeit proklamirte. Seine Verwirklichung begann mit dem ärgsten Terrorismus gegen die Freiheit der Presse und der Person. Nach jedem unglücklichen Kampf gegen die Versailler wurden die Anführer nicht bloß abgesetzt, sondern auch ins Gefängnis geworfen, harmlose Bürger mit Gewalt zum Kriegsdienst und zur Annahme von Aemtern gepreßt. Ihre Kosten, die sich im ganzen auf 52 Mill. Franken beliefen, bestritt die Kommune durch Konfiskation öffentlicher Gelder und durch Erpressungen bei der Bank, bei Eisenbahnen, auch bei Privaten. Inzwischen verlief der Kampf gegen die Versailler Armee von Tag zu Tag unglücklicher. Langsam, aber unaufhörlich drang diese vor und bombardirte die südlichen Forts, die im Besitz der Kommune waren, sowie vom Mont Valérien aus P. selbst. Am 9. Mai mußte Fort Issy, am 14. die Forts Vanves und Montrouge aufgegeben und die Vertheidigung auf die innere Stadt beschränkt werden. Selbst die Enceinte wurde verlassen, und 21. Mai nachts drang das Korps Douay's, von einem gewissen Ducatel davon benachrichtigt, bei der Porte St. Cloud in P. selbst ein. In fünf Kolonnen rückten die Versailler Truppen koncentrisch auf das Stadthaus vor, während die Kommune, nachdem sie das Haus Thiers' und die Vendômesäule zerstört hatte, 24. Mai die Ermordung der Geiseln, am 25. die Anzündung der öffentlichen Gebäude befahl. Dies geschah auch wirklich, während der Kampf in den Straßen der Stadt aufs heftigste wüthete. Die Tuilerien, die Gebäude des Finanzministeriums, der Polizeipräfektur, das Stadthaus u. a. brannten nieder; der Erzbischof Darboy und die übrigen Geiseln wurden erschossen. Indeß wurde eine Barrikade nach der andern von den Regierungstruppen genommen und über die gefangenen Kommunarden sofort ein blutiges Strafgericht verhängt. Am 28. Mai wurde auch die Vorstadt Villette und die Buttes Chaumont erobert und der Aufstand erstickt. Am 29. Mai ergaben sich die letzten Insurgenten in Vincennes. 30,000 Kommunisten wurden gefangen genommen und nach Versailles gebracht, um dort durch Kriegsgerichte abgeurtheilt zu werden, 20,000 etwa waren gefallen. Hierauf wurde die Stadt entwaffnet und die Nationalgarde aufgelöst, General Ladmirault zum Gouverneur ernannt. Die Ruhe in P. war hiermit für längere Dauer hergestellt, da die Arbeiterbevölkerung beträchtlich vermindert und durch das Blutbad eingeschüchtert war. Die Bevölkerung betrug 1872: 1,795,000 gegen 1,875,000 im Jahr 1869. Die politischen Wahlen fielen gemäßigt republikanisch, die municipalen sogar zum Theil monarchistisch aus. Die städtischen Behörden haben seitdem mit Mäßigung, doch ohne ihren Freisinn zu verleugnen, und mit überraschendem Erfolg daran gearbeitet, die Schäden der Jahre 1870—71 zu heilen, die Gemüther zu beruhigen und Handel und Industrie zu heben.

Vgl. »P., ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von V. Hugo, L. Blanc, E. Pelletan u. a.« (deutsche Ausg., Berl. 1871, 5 Bde.); die Reisehandbücher von Meyer, Bädeker u. a.;

Du Camp, P., ses organes, ses fonctions et sa vie (5. Aufl., Par. 1876, 6 Bde.). Die Geſchichte der Stadt und ihrer nähern Umgebung behandeln: Lebeuf (1754—58, 15 Bde.; neue Ausg. von Cocheris 1863 ff., 4 Bde.), Dulaure (1821, 7 Bde.; neue Ausg. von Leynadier und Ronquette 1874), de Gaulle (1840, 4 Bde.), Gabourd (1863—65, 5 Bde.), die von der ſtädtiſchen Behörde herausgegebene, großartig angelegte »Histoire générale de la ville de P.« (ſeit 1866), Lefeuve (5. Aufl. 1874, 5 Bde.), A. Schmidt (»Pariſer Zuſtände während der Revolutionszeit 1789—1800«, Jena 1874), Arago (»Histoire de P. moderne«, 2. Aufl., Par. 1867, 2 Bde.), Budinßky (»Die Univerſität in P. und die Fremden an derſelben im Mittelalter«, Berl. 1876). Die Kriegsereigniſſe 1870—71 behandeln: Viollet le Duc, Mémoire sur la défense de P. (Par. 1872); La Roncière le Noury, La marine au siége de P. (2. Aufl., daſ. 1872); Vinoy, Opérations de l'armée de P. (daſ. 1872) und »Siége de P., opérations du XIII. corps et de la III. armée« (daſ. 1872); Ducrot, La défense de P. (daſ. 1876, 2 Bde.); F. Sarcey, Le siége de P. (30. Aufl., daſ. 1872; deutſch, Wien 1872); de Heylly, Journal du siége de P. (Par. 1875); Heyde und Fröſe, Geſchichte der Belagerung von P., auf Befehl der Generalinſpektion des Ingenieurkorps bearbeitet (Berl. 1874—75, 3 Bde.); Schneider, Pariſer Briefe (Leipz. 1872, 4 Bde.); »Die Kommune zu P.« (»Unſere Zeit« 1871, Bd. 2); Morin, P. sous la Commune (3. Aufl., Par. 1871); Sempronius, Histoire de la Commune de P. (6. Aufl., daſ. 1871); Beaumont-Vaſſy, Histoire authentique de la Commune de P. (neue Ausg., daſ. 1873).

Paris (ſpr. párris), 1) Stadt in der britiſch-nordamerikan. Provinz Ontario, am Grand River (Zufluß des Eriſees), mit Mühlen, Mineralquellen und (1871) 2640 Einw. — 2) Hauptſtadt der Grafſchaft Bourbon im nordamerikan. Staat Kentucky, hat eine berühmte Whiskeybrennerei und (1870) 2655 Einw. Gleichnamige Orte findet man in Illinois, Maine, Michigan, Miſſouri, New York, Texas ꝛc.

Paris, Louis Philippe Albert von Orléans, Graf von, ſ. Orléans, S. 373.

Páris (auch Alexandros genannt), der zweite Sohn des Priamos und der Hekabe, bekannt als Veranlaſſer des Trojaniſchen Kriegs. Vor ſeiner Geburt träumte ſeiner Mutter, ſie habe einen Feuerbrand geboren, der Ilion einäſchere, und Priamos ließ deshalb den Neugebornen auf dem Ida ausſetzen. Man fand jedoch nach fünf Tagen das Kind wohlerhalten, da eine Bärin es geſäugt hatte, gab ihm den Namen P. und ſorgte für ſeine Erziehung. Den Namen Alexandros erhielt P. ſpäter wegen ſeiner muthigen Vertheidigung der Herden. Auf dem Ida vermählte er ſich mit Oenone, der Tochter des Flußgottes Kebren, einer Seherin, mit der er in der Einſamkeit glückliche Tage verlebte. Da erſchienen vor ihm einſt Hera, Aphrodite und Athene, um ſein Urtheil zu vernehmen, welche von ihnen die Schönſte ſei. Auf der Hochzeit des Peleus hatte nämlich Eris einen goldenen Apfel mit der Aufſchrift: »Der Schönſten« unter die Gäſte geworfen. Die drei Göttinnen hatten ſich alsbald dieſen Preis ſtreitig gemacht, und Zeus, den ſie um Entſcheidung baten, ſchickte ſie zu P. Hera verſprach dem ſchönen Hirten Herrſchaft und Reichthum, Athene Ruhm und Weisheit, Aphrodite das ſchönſte Weib. P. entſchied ſich für die Liebesgöttin. Als er um jene Zeit einſt einen Opferſtier zu einem Opferfeſt nach Troja brachte, wurde er von den Seinigen entdeckt, als Sohn anerkannt und blieb nun in Troja. Mit Hülfe der Aphrodite entführte er darauf das ſchönſte Weib, die Gemahlin des Menelaos, bei dem er auf einer Reiſe nach Griechenland gaſtliche Aufnahme gefunden, aus Sparta und brachte ſie nebſt einem großen Theil der Schätze des Hauſes über Aegypten und Phönikien nach Troja. Dieſer Raub veranlaßte den Trojaniſchen Krieg (ſ. d.). Homer rühmt die Schönheit des P. und ſchildert ihn als einen Freund des Saitenſpiels und der Frauen, auch wohl als kundig des Kriegs, wie er denn Achilleus durch einen Bogenſchuß tödtete, aber von unſtetem Charakter und als Urheber des Kriegs den Seinigen verhaßt. Bei der Eroberung der Stadt ward er von Philoktetes mit einem Pfeil des Herakles verwundet; da wandte er ſich wieder zu ſeiner erſten verlaſſenen Gattin, Oenone, um ſich von ihr heilen zu laſſen; ſie ſchlug es dem Treuloſen ab, und ſo ſtarb er an der erhaltenen Wunde. Die Kunſt ſtellt den P. dar als einen unbärtigen Mann von jugendlich ſchöner Geſtalt, mit der phrygiſchen Mütze.

Paris (ſpr. -ih), 1) Alexis Paulin, franz. Schriftſteller, geb. 25. März 1800 zu Avenay, ſeit 1837 Mitglied der Akademie der Inſchriften, ward 1853 Profeſſor der altfranzöſiſchen Sprache und Literatur am Collége de France zu Paris und hat ſich durch eine Reihe von Ausgaben altfranzöſiſcher Schriftwerke ſowie durch zahlreiche Beiträge zur Geſchichte der ältern franzöſiſchen Sprache und Literatur verdient gemacht. Auch eine Ueberſetzung von Byrons Werken (1830—32, 13 Bde.) veröffentlichte er. Sehr verdienſtlich iſt endlich der von ihm angefertigte Katalog der franzöſiſchen Manuſkripte der großen Pariſer Bibliothek (ſeit 1836). — Sein Sohn Gaſton P., geb. 1839, Profeſſor an einer der höheren Lehranſtalten zu Paris, hat unter anderem eine »Histoire poétique de Charlemagne« (1866, preisgekrönt), eine »Grammaire historique de la langue franç.« (1868) und intereſſante Sammelwerke, wie »Chansons du XV. siècle« (1877), »Les plus anciens monuments de la langue française« (1877) ꝛc., veröffentlicht.

2) Antoine Louis, Bruder von P. 1), geb. 14. Aug. 1802 zu Epernay, Bibliothekar und Archivar zu Reims, hat ſich als Alterthumsforſcher und Lokalhiſtoriker (namentlich der Stadt Reims) bekannt gemacht.

Pariſcher Marmor, ſ. Paros und Marmor.

Pariſer Becken, ſ. Frankreich, S. 7.

Pariſerblau, ſ. Berlinerblau.

Pariſer Bluthochzeit, ſ. Hugenotten.

Pariſer Formation (Pariſien), eine der Hauptſtufen der (untern) Tertiärformation (ſ. d. und Grobkalk). Seltener werden die ſämmtlichen Tertiärbildungen des Pariſer Beckens (ſ. d.) als P. F. bezeichnet.

Pariſergelb, ſ. v. w. Chromgelb von beſtimmter Nüance, auch ſ. v. w. Mineralgelb, Kaſſelergelb.

Pariſergold, ſ. v. w. blaßgelbes Blattgold.

Pariſergrün, ſ. v. w. Schweinfurtergrün.

Pariſer Kreide, ſ. v. w. ſchwarze Kreide, ſ. Thonſchiefer.

Pariſerroth, ſ. v. w. Engliſchroth oder Zinnober oder Orangemennige.

Pariſerweiß, ſ. v. w. gemahlener Kalkſpat.

Pariſh-Alvars, Elic, bis jetzt unerreichter Harfenvirtuos und bedeutender Komponiſt für ſein Inſtrument, geb. 28. Febr. 1808 (nach anderen 1816) in London, ein Schüler Labarre's und Dizi's, bereiſte

Deutſchland, Italien und ſogar den Orient, lebte einige Zeit in England, ſodann ſeit 1847 in Wien, wo er 26. Jan. 1849 als kaiſerlicher Kammervirtuos ſtarb. P. ſchrieb außer Kompoſitionen für die Harfe auch Symphonien und Ouvertüren für das Orcheſter und ſoll Chopins große Klavieretüden, desgleichen faſt ſämmtliche Beethoven'ſche und Hummel'ſche Klavierkonzerte mit bewundernswerther Bravour auf der Harfe vorgetragen haben.

Pariſien (ſpr. -ſiäng), ſ. v. w. Pariſer Formation; dann Art Stoßdegen, dreiſchneidig, kaum 60 Centim. lang, mit Bügel und ſehr kleinem Stichblatt.

Pariſienne (Pariſer Hymne), das von Delavigne (ſ. d.) zur Verherrlichung der Julirevolution 1830 gedichtete, in Frankreich ſehr populär gewordene Freiheitslied mit dem Anfangsvers: »Peuple français, peuple des braves, etc.«; dann ein zweirädriges Fuhrwerk von eleganter Form.

Pariſii, Volk im lugdunenſiſchen Gallien, zu beiden Seiten der Seine; ihre Hauptſtadt war Pariſium (Lutetia Parisiorum), jetzt Paris.

Pariſius, Ludolf, Abgeordneter und Schriftſteller, geb. 15. Okt. 1827 in Gardelegen, ſtudirte 1846—49 erſt Mathematik, dann die Rechte in Halle, war 1858—64 Kreisrichter in Gardelegen, ſeit 1861 Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes (Fortſchrittspartei) und ſeit 1867 Mitglied des norddeutſchen, dann des deutſchen Reichstags. 1864 wegen Wahlagitation ſeines Amts durch Diſciplinarurtheil des Obertribunals entſetzt, lebt er in Berlin, wo er mit Eugen Richter die fortſchrittliche Korreſpondenz redigirt und die Fortſchrittspartei leitet. P. ſchrieb: »Kommentare zum preußiſchen (Berl. 1867) und zum norddeutſchen Genoſſenſchaftsgeſetz« (daſ. 1868); »Ein preußiſcher Kultusminiſter, der ſeinen Beruf verfehlt hat« (15. Aufl. 1871); »Excellenz, warum ſo mißvergnügt?« (1871) ſowie die Romane »Pflicht und Schuldigkeit« (Hannov. 1872, 3 Bde.) und »Ein Freiheitsmüder« (1873).

Pariſyllabiſch (griech.), gleichſilbig.

Parität (lat.), »Gleichheit«, insbeſondere der Rechte der Proteſtanten und Katholiken; paritätiſche Kirchen, kirchliche Gebäude, in denen zwei verſchiedene Religionsparteien, z. B. Lutheraner und Reformirte, Proteſtanten und Katholiken ꝛc., ihren Gottesdienſt entweder nach einander in demſelben Raum, oder zu gleicher Zeit in verſchiedenen Abtheilungen der Kirche abhalten; paritätiſche Staaten, Staaten mit ungefähr gleich ſtarker und, wie namentlich im Deutſchen Reich, gleichen Rechtsſchutzes ſich erfreuender katholiſcher und proteſtantiſcher Bevölkerung. In manchen Reichsſtädten, z. B. in Augsburg, beſtanden früher auch paritätiſche Regierungen, indem entweder der Magiſtrat aus Katholiken und Proteſtanten zuſammengeſetzt war, oder beide Religionsgeſellſchaften im Regiment abwechſelten.

Pariter (lat.), auf gleiche Weiſe.

Park (engl., franz. parc, v. ſpätlat. parcus, »umzäunter Ort«), ein in ſich abgeſchloſſener oder abgeſonderter Raum. Die urſprüngliche Bedeutung dieſes Worts, welche zunächſt auf den Thiergarten (Wildpark) und, da viele Thiergärten in England bei der Einführung der neuen Gartenkunſt in Landſchaftsgärten verwandelt wurden, von dieſen auf die modernen Landſchaftsgärten überging, iſt faſt ganz in dieſer letztern Bedeutung aufgegangen. P. iſt jetzt gleich Landſchaftsgarten, welcher nach dem Fürſten Pückler-Muskau nur den »Charakter der freien Natur und Landſchaft haben darf«. Der P. iſt eine idealiſirte Natur und ſucht die ſchönſten nachbildungsfähigen landſchaftlichen Bilder im kleinen auf einem begrenzten Raum zu vereinigen. Die Hand des Menſchen darf, obwohl die Kunſt alle Theile, beſonders die Baumvertheilung und Farbenmiſchung, berechnet, nur an Wegen und Gebäuden ſichtbar ſein. Blumenverzierungen auf Beeten ſind im P. ausgeſchloſſen; aber Blumen ſollen mehr als in der rohen Landſchaft Wälder, Gebüſche, Wieſen und Waſſer ſchmücken, jedoch ſo ungeſucht, daß die künſtliche Anpflanzung nicht bemerkt wird. Der P. iſt ein großer Garten im natürlichen Stil, aber nicht alle Gärten dieſes Stils können P. genannt werden oder ſind Parkgärten. Anſehnliche Größe des Parks iſt wünſchenswerth, aber nicht nothwendig. Im kleinen P. wird der Wald zum Wäldchen und Hain, der See zum Weiher (Teich). Der große P. wird in traurigen, baumloſen Gegenden zum Bedürfnis, während in ſchönen Gegenden ein kleiner P. genügt, wenn derſelbe derart mit der Umgebung in Verbindung geſetzt wird, daß die Bäume des Parks die ſchönſten Bilder der Umgebung gleichſam einrahmen. Vortheilhaft beſteht der P. vorzugsweiſe aus einheimiſchen, auf dem Platz und der Gegend am beſten gedeihenden Holzarten; er wird aber ſchöner und mannigfaltiger, wenn in großer Anzahl die für das Klima am beſten geeigneten Holzarten angepflanzt werden. König Heinrich I. ſoll den erſten Wildpark in England angelegt haben, indem er bei Woodſtock in Oxfordſhire eine Fläche von 7 engl. Meilen (ca. 18 QKilom.) mit einer Mauer umziehen ließ. Seinem Beiſpiel folgte Heinrich, Graf von Warwick, und dann der übrige reiche und mächtige Adel Englands und anderer Länder. Vgl. v. Skell, Beiträge zur bildenden Gartenkunſt (Münch. 1818); Fürſt Pückler-Muskau, Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei (Stuttg. 1834); G. Meyer, Lehrbuch der ſchönen Gartenkunſt (Berl. 1860); H. Jäger, Lehrbuch der Gartenkunſt (Berl. u. Leipz. 1876). Vgl. auch Garten und Landesverſchönerung. — Im militäriſchen Sinn heißt P. die Vereinigung von Artillerie- und Pioniermaterial im Krieg oder bei Uebungen, daher Geſchützpark, Munitionspark ꝛc.; Fuhrpark heißt die Vereinigung der Wägen für den Transport der Armeebedürfniſſe; ſ. Belagerungspark.

Park, Mungo, berühmter Afrikareiſender, geb. 10. Sept. 1771 zu Fowlſhiels bei Selkirk in Schottland, ſtudirte in Edinburg Medicin, fungirte hierauf als Wundarzt in London und zu Benkulen auf Sumatra und erhielt im Mai 1795 von der Afrikaniſchen Geſellſchaft in London den Auftrag zu einer Reiſe ins Innere von Afrika. P. ging den Gambia aufwärts bis Piſania, der letzten Niederlaſſung der Engländer, und durchwanderte von hier aus die Reiche Mullö, Bondu, Kädſchaga, Kaſſon, Kaarta und Ludamar. Anfang März 1796 gerieth er in die Gefangenſchaft des mauriſchen Königs Ali, entkam jedoch und gelangte unter den größten Gefahren und Strapazen im Juli endlich wieder an den Niger. Dieſen abwärts verfolgend, erreichte er 16. Sept. Kamilia im Königreich Manding, wo er 7 Monate lang krank lag. Hier ſchloß er ſich einem Sklaventransport nach der Faktorei Piſania an, von wo er im December 1797 nach England zurückkehrte. 1805 von der Regierung von neuem zur Erforſchung des Niger ausgeſandt, brach er im Mai von Piſania mit ſeinen Gefährten auf, erreichte nach unſäglichen Mühen im Auguſt bei Bamaku den Niger, wurde

aber auf der Fortsetzung seiner Reise von Negern angefallen und verlor bei einem Versuch, sich durch Schwimmen zu retten, das Leben (vgl. Afrika, S. 212). Parks Verdienst besteht darin, daß er den Weg durch den Sudân von W. her eröffnet hat und die erste genauere Kenntnis des großen Stroms, welcher das ganze Innere Westnigritiens von W. nach O. und SO. durchströmt, nach Europa brachte. 1859 ward ihm in Selkirk ein Denkmal errichtet. Seine erste Reise erschien unter dem Titel: »Travels in the interior districts of Africa« (Lond. 1799; deutsch, Erf. 1807), die zweite unter dem Titel: »The journal of a mission to the interior of Africa etc.« (Lond. 1815; deutsch, Sondersh. 1821), eine Ausgabe beider Reisen zu London 1816, 2 Bde., und 1861. Vgl. »M. P., life and travels« (Lond. 1870).

Parker, 1) brit. Familie, von der besonders folgende Sprößlinge als Seehelden berühmt wurden:

a) Sir Hyde, stieg im britischen Seedienst zum Viceadmiral der Blauen Flagge auf und lieferte 5. Aug. 1781 dem holländischen Admiral Zoutman die blutige Schlacht bei Doggerbank, die mit der Vernichtung dreier holländischen Schiffe und dem Rückzug der übrigen endete. 1783 zum Oberbefehlshaber der britischen Flotte in Ostindien ernannt, fand er auf der Fahrt dahin durch Schiffbruch sein Ende.

b) Sir Hyde, geb. 1740, zeichnete sich im amerikanischen Krieg aus, blokirte 1782 mit einem kleinen Geschwader die holländischen Häfen, kommandirte 1795 die britische Seemacht in Westindien und erhielt im März 1801 den Oberbefehl über die Flotte, welche nach der Ostsee gesandt ward, um der von Paul I. von Rußland gebildeten nordischen Koalition die Spitze zu bieten. Die Schlacht bei Kopenhagen ward von Nelson gegen seinen Willen geliefert, durch sein Erscheinen vor Karlskrona erzwang er jedoch die Neutralität Schwedens. P. starb als Admiral der Weißen Flagge 29. April 1807.

c) Sir William, Vetter des vorigen, trug als Viceadmiral zum glücklichen Ausgang der Schlachten vom 1. Juni 1794 und bei St. Vincent vom 14. Febr. 1797 wesentlich bei und starb 31. Dec. 1802 auf seinem Landsitze zu Ham in Surrey.

d) Sir Peter, geb. 1716, that sich im Siebenjährigen und im amerikanischen Krieg hervor, wurde 1782 Baronet und starb als Admiral der Flotte mit Feldmarschallsrang 21. Dec. 1811. Sein Leben beschrieb Dallas (Lond. 1815). Sein Sohn Christopher P. starb 1804 als Viceadmiral.

e) Sir George, Neffe des vorigen, geb. 1766, erhielt, nachdem er in Europa und Indien mit Auszeichnung gedient, das Kommando eines Geschwaders in der Ostsee, womit er 22. März 1808 das dänische Linienschiff Prinz Christian Frederik von 74 Kanonen eroberte und dadurch den spanischen General La Romana in den Stand setzte, mit seinem Korps aus Jütland zu entkommen. In der Folge nahm er an der Expedition nach Walcheren theil, ward 1814 Kontreadmiral, 1825 Viceadmiral und starb als Admiral der Rothen Flagge zu Great Yarmouth 24. Dec. 1847.

f) Sir William, geb. 1781, nahm als Kapitän der Fregatte Amazon 15. März 1806 die zum Geschwader des französischen Admirals Linois gehörige Fregatte Belle Poule und bemächtigte sich 1809 der Citadelle von Ferrol. Im Juni 1830 avancirte er zum Kontreadmiral, 1832 befehligte er das britische Geschwader im Tejo, 1835 ward er Lord der Admiralität. 1841 mit dem Oberbefehl über die gegen China gesandte Seemacht betraut, eroberte er in Verbindung mit dem von Gough befehligten Truppenkorps Tschusan, Ningpo, Tschapu, erzwang den Eingang in den Jantsekiang und schloß hierauf 26. Aug. 1842 den Frieden zu Nanking. Im November 1844 zum Baronet erhoben, erhielt er bald darauf den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeer, wo er während der italienischen Erhebung von 1847—48 sich vergeblich bemühte, zwischen der neapolitanischen Regierung und den insurgirten Siciliern zu vermitteln. Im Herbst 1849 segelte er nach den Dardanellen, um die wegen der Flüchtlingsfrage von Oesterreich und Rußland bedrohte Pforte durch die Aussicht auf britische Unterstützung zu ermuthigen, und 1850 nöthigte er durch die Blokade der griechischen Häfen die dortige Regierung, sich den Forderungen Englands zu fügen. Im April 1851 zum Admiral der Blauen Flagge befördert, legte er sein Kommando nieder und ward 1854 Hafendirektor zu Plymouth. Am 27. April 1863 zum Admiral der Weißen Flagge ernannt, starb er 12. Nov. 1866. Seine Biographie schrieb Phillimore (Lond. 1876, 2 Bde.).

g) Sir Hyde, Sohn von P. e), bekleidete seit März 1852 als Viceadmiral den Posten eines Lordkommissärs der Admiralität und starb zu Ham in Surrey 25. Mai 1854. Sein Sohn Hyde P. ward als Kapitän der Dampffregatte Firebrand beim Angriff auf das russische Fort Sulina getödtet.

2) John Henry, engl. Kunsthistoriker, geb. 1806 zu London, lernte als Buchhändler und ward 1832 der Nachfolger seines Oheims Joseph P. in Oxford. Seine Thätigkeit auf kunsthistorischem Gebiet, insbesondere dem der Architektur, eröffnete er mit dem »Glossary of terms used in Grecian, Roman, Italian and Gothic architecture« (1836, 5. Aufl. 1850, 3 Bde.), wovon ein Auszug unter dem Titel: »A concise glossary of terms etc.« (4. Aufl. 1875) erschien. Vom Komité der Oxforder Architectural Society aufgefordert, hielt er 1849 für die jüngeren Mitglieder einen Kursus von Vorlesungen über gothische Architektur, die später unter dem Titel: »An introduction to the study of Gothic architecture« (4. Aufl. 1874) im Druck erschienen, und widmete sich dann der Vollendung des 2. und 3. Bandes von Turners Werk: »Some account of domestic architecture in England« (Oxf. 1853—59), welche zusammen die Zeit von Eduard I. bis Heinrich VIII. umfassen. Eine Reihe kleinerer Abhandlungen ꝛc., wie »The medieval architecture of Chester« (1858), »The architectural antiquities of the city of Wells« (1866), »Mosaic pictures in Rome and Ravenna« (1866), folgten nach. Ueber die hauptsächlich unter seiner Leitung von der British Archaeological Society gemachten Ausgrabungen in Rom hielt P. verschiedene Vorlesungen daselbst, so: »The different modes of construction employed in ancient Roman buildings« (Rom 1868), »Recent excavations in Rome« (das. 1869 u. 1871). 1869 von der Universität zu Oxford zum ersten Kustos des Ashmolean Museum ernannt, inaugurirte er seine neue Stellung mit »The Ashmolean Museum, its history etc.« (1870) und ließ ferner erscheinen: »The archaeology of Rome« (Oxf. 1874 ff., bis jetzt 4 Bde.). P. ist (seit 1871) Ritter des Bathordens und Präsident der Oxforder Architectural Society.

3) Theodor, berühmter amerikan. Theolog, geb. 24. Aug. 1810 zu Lexington in Massachusetts als der Sohn eines Farmers, studirte zu Cambridge und ward 1836 Prediger bei einer Unitariergemeinde in

Norbury. Seine freieren Ansichten, die er sowohl auf der Kanzel, als in der von ihm seit 1840 herausgegebenen Zeitschrift: »Dial« entwickelte, erregten jedoch auf Seiten der Strenggläubigen solchen Anstoß, daß er sich veranlaßt fand, sein A...t niederzulegen. Er bereiste nun England, Deutschland, Frankreich und Italien und machte sich mit der Literatur dieser Länder, insbesondere auch mit der deutschen Sprache und Wissenschaft, vertraut. 1844 nach Boston zurückgekehrt, nahm er seine Predigerwirksamkeit wieder auf. Seit 1845 widmete er alle seine Kräfte dem Kampf gegen die Sklaverei. Aufgerieben von der innern Glut seines Wirkens, starb er 10. Mai 1860 zu Florenz. Eine Gesammtausgabe der Werke Parkers erschien nach seinem Tode London 1863—71, 14 Bde.; theilweise sind sie (2. Aufl., Leipz. 1857—1861, 5 Bde.) in deutscher Uebersetzung erschienen. Seine Biographie schrieben Weiß (Lond. 1863, 2 Bde.). Réville (Par. 1866, auch deutsch), Frothingham (Lond. 1876).

Parkersburg, Hauptstadt der Grafschaft Wood im nordamerikan. Staat Virginien, an der Mündung des Little Kanawha in den Ohio, im Petroleumbezirk, hat Oelraffinerien, Gerbereien, Brauereien, Schweineschlächtereien und (1870) 5546 Einw. Eine großartige Brücke, 2146 Meter lang, 27 Meter hoch, mit zwei 75 Meter breiten und 47 kleineren Oeffnungen, führt hier über den Ohio nach Belpré; dieselbe wurde 1869—71 erbaut.

Parkesin, von Parkes dargestellte hornartige, der Gutta Pertscha ähnliche, aber billigere Masse, angeblich aus Schießbaumwolllösung (Kollodium) dargestellt, kann durchsichtig, durchscheinend und undurchsichtig, in jeder beliebigen Färbung erhalten werden und eignet sich vortrefflich zur Nachahmung des verschiedensten Materials. Man verarbeitet das P. zu allerlei kleinen Gebrauchs- und Schmuckwaaren, Verzierungen ꝛc.; auch wird es in Form von Blättern und Fäden hergestellt.

Parkett (franz. Parquet), ein abgesonderter Raum; in Frankreich bei den öffentlichen Gerichtssitzungen der für die Richter bestimmte Raum, sowie Bezeichnung für das Büreau der Staatsanwaltschaft, auch in den Rheinlanden üblich; im Theater die vordersten, gewöhnlich gesperrten (Sperrsitze) Bankreihen im Parterre; auch Bezeichnung der Kapitalisten, welche die Börse nur aus Interesse am Steigen und Sinken der Papiere besuchen, ohne sich am Börsenspiel thätig zu betheiligen. — Ueber Parkettfußböden s. Fußboden.

Parkgarten, kleiner Landschaftsgarten, welcher mit Blumen und künstlichen Gegenständen reich geschmückt ist. Er ist oft zum Theil regelmäßig, namentlich am Haus. Der P. ist entweder Theil eines Parks und liegt dann an der Wohnung, oder er ist ein kleiner, für sich bestehender Landhaus- oder Villagarten.

Parkhurst (spr. -hörst), Ortschaft dicht bei Newport, auf der engl. Insel Wight, mit großen Kasernen und einer berühmten Anstalt für jugendliche Verbrecher (P. Reformatory).

Parkman (spr. -mân), Francis, amerikan. Schriftsteller, geb. 16. Sept. 1823 zu Boston, machte 1846 eine Reise in die Rocky Mountains, deren Resultate er in dem Werk: »Prairie and Rocky Mountain life« (1849) niederlegte, widmete sich dann der Erforschung der frühern Geschichte Amerika's und hat auf diesem ziemlich jungfräulichen Gebiet mehrere beachtenswerthe Werke publicirt, so die »History of the conspiracy of Pontiac« (Bost. 1851, 2 Bde.; 6. Aufl. 1871); »Vassall Morton«, Roman (1856); »The pioneers of France in the New World« (1865; deutsch von Kapp, Stuttg. 1875); »The Jesuits in North America« (1866); »The discovery of the Great West (1869) und »The old regime in Canada« (1874).

Parlament (franz. Parlement, engl. Parliament), der englische Reichstag. Schon bei den Angelsachsen gab es solche Reichstage, Witenagemot, Versammlung der Wissenden, genannt, deren Mitglieder die Witans hießen. Als die Normannen England eroberten, hörten diese Witenagemote zwar als solche zu existiren auf; dafür brachten jene aber ein vollständig ausgebildetes Feudalsystem mit nach England, und wie in anderen Lehnsstaaten, so versammelten sich auch hier die großen Vasallen der Krone bei bestimmten Gelegenheiten um ihren Lehnsherrn, der in wichtigen Angelegenheiten ihren Rath und ihre Zustimmung einholte. Dabei sahen sich die Genossen der Eroberung und ihre Nachkommen gewissermaßen als die Rechtsnachfolger der angelsächsischen Großen an; sie beanspruchten so zugleich die Befugnisse der alten Witans und die der Vasallen eines mittelalterlichen Feudalstaats. Die Thronstreitigkeiten unter den Nachfolgern Wilhelms und die Kämpfe derselben mit der Kirche kamen diesen Bestrebungen der Barone zu statten; ja, unter König Johann ohne Land kam es zu einem allgemeinen Aufstand gegen denselben, infolge dessen er 15. Juni 1215 die Magna Charta unterzeichnen mußte, worin er unter anderem zusagte, Hülfsgelder (aids) außer in den herkömmlichen Fällen und Schildgelder (scutagium) statt der Lehnsdienste nur mit Zustimmung der Versammlung der Barone erheben zu wollen, wozu die Barones majores namentlich (durch writs), die anderen insgesammt durch die Sheriffs berufen werden sollten; einem Ausschuß von 25 Baronen wurde der Schutz der Magna Charta, nöthigenfalls durch Waffengewalt, übertragen. So bildet denn diese Magna Charta den Anfang wirklicher Verfassungsrechte, daher die Engländer stets wieder zu derselben zurückgekehrt sind und bis zum Schluß des Mittelalters 38mal ihre Bestätigung verlangt und erhalten haben. Um die Mitte des 13. Jahrh. wurde für die Versammlung der Barone der Ausdruck P. gebräuchlich, und diese Parlamente erhielten nunmehr eine wichtige Erweiterung, indem auch der niedere Adel und das Bürgerthum hinzugezogen wurden. Simon von Montfort (s. Montfort l'Amaury 3) berief nämlich zuerst die Ritter und 1265, nach Gefangennehmung des Königs, zwei Ritter aus jeder Grafschaft und je zwei Bürger aus gewissen Städten zum P. Damit war die Grundlage des nachmaligen Unterhauses gelegt; der 20. Jan. 1265, an welchem das neue P. zuerst zusammentrat, ist mit Recht als sein Geburtstag bezeichnet worden. Unter den drei ersten Eduard (1272—1377) wurden die parlamentarischen Versammlungen immer mehr zu einem anerkannten festen Bestandtheil der Staatsregierung. Die Barone traten periodisch mit den ständigen königlichen Räthen zum Großen Reichsrath (magnum oder commune concilium) zusammen. Alle wichtigen Angelegenheiten wurden vor diesen gezogen, insbesondere die Prüfung von Petitionen, die Besetzung der großen Reichsämter, die Theilnahme an der vom König geübten außerordentlichen Gerichtsbarkeit. Hieraus entwickelte sich gemäß dem mittelalterlichen Rechtsgrundsatz, daß jeder von seinen Standesgenossen zu richten sei, der Gerichtsstand der Peers (pares terrae, peers of the land) vor dem Reichstag, nachmals vor dem Ober-

haus, und im Zusammenhang damit die Peerage als ein abgeschlossener Stand (s. Pairs). Gleichzeitig vereinigten sich die kleinen Barone mit den Aftervasallen zu einer Klasse, der Ritterschaft, an welche die Bürger der angesehneren Städte sich anreihten, eine Vereinigung, welche für die Entwickelung der englischen Verfassung sehr folgenreich geworden ist.

Wie nämlich die steigende Bedeutung des städtischen und des Grafschaftsbesitzes und seine Besteuerung das Gewicht dieser Klasse (der Commoners) vermehrten, so gewann auch ihr Antheil am Reichstag festere Gestalt. Unter Eduard II. kam es 1322 bereits zu einem Statut, welches bestimmte, daß in England nur das Gesetzeskraft haben sollte, was vom König mit Zustimmung der zum P. versammelten Prälaten, Grafen, Barone und Gemeinen des Landes verfügt werden würde. Unter Eduard III. (1327—77) vollzog sich dann die Theilung des Parlaments in zwei Häuser: in seinen ersten Regierungsjahren beriethen die vier genannten Stände noch in getrennten Versammlungen; allmählich aber traten die beiden ersteren zum Ober-, die beiden letzteren zum Unterhaus (Haus der Gemeinen, house of commons) zusammen. Seit 1384 kommen Specialberufungen der Gemeinen nicht mehr vor, womit die Erstreckung ihres Beiraths- und Zustimmungsrechts auf alle im P. vorkommenden Sachen anerkannt war. Seit dem Jahr 1377 besaß das Unterhaus in seinem Sprecher ein Organ zu seiner Vertretung dem König wie den Lords gegenüber; bereits 1376 hatte es zum erstenmal den Versuch einer Anklage (impeachment) gegen Lord Latimer gemacht. Während der Regierung Richards II. (1377—99), Heinrichs IV. (1399—1413) und Heinrichs VI. (1422—61) überstieg theils infolge der französischen Kriege, theils wegen der Persönlichkeit einzelner Regenten, theils wegen ihres unsichern Rechtstitels die Macht des Adels die des Königthums. Allein nach Beendigung der französischen Kriege rieb sich während des Kampfes der beiden Rosen die Macht des Adels auf, so daß mit der Thronbesteigung Heinrichs VII. (1485) einerseits das Uebergewicht der Krone wieder hergestellt war, anderseits die Gemeinen dem Oberhaus mit gleicher Geltung an die Seite getreten waren.

Unter den Tudors (1485—1603) gewann die Krone einen außerordentlichen Machtzuwachs durch die Reformation. Das P. zeigte sich zudem meistens gefügig, die Kontrolle der Verwaltung kam fast ganz außer Uebung. Wie tief aber schon die Parlamentsverfassung gewurzelt war, zeigte gleichwohl ein gefährlicher Aufstand, den der Versuch Heinrichs VIII. (1509—1547) hervorrief, ohne Bewilligung des Parlaments Steuern zu erheben, und so blieb die Verfassung auch unter den Tudors ihrem Wesen nach unangetastet. Dagegen unternahmen es die Stuarts (1603—1688), ohne Verständnis und Achtung für das Recht und die Anschauungen des englischen Volks die unbeschränkte Macht, welche die Krone in geistlichen Dingen durch die Reformation erlangt hatte, auch in weltlichen Dingen anzusprechen. Aber sie fanden in dem eingewurzelten Rechtsbewußtsein und in der presbyterianischen Opposition nachhaltigen Widerstand. Der Kampf führte zu dem Ende Karls I. auf dem Blutgerüst (1649) und zur Abschaffung des Königthums. Die Regierung Karls II. (1660—85) vollzog sich in streng parlamentarischen Formen, dagegen erneuerte Jakob II. (1685—88) den offenen Kampf gegen die Verfassung; er unterlag um so leichter, da er zugleich die religiösen Gefühle des Volks aufs tiefste verletzte. Bei der Berufung Wilhelms von Oranien auf den erledigten Thron wurden durch die Bill of rights (13. Febr. 1689) die Grundzüge der Verfassung festgestellt, alle bisherigen Ueberschreitungen der königlichen Prärogative für ungesetzlich erklärt und neue Garantien der Rechte des Parlaments gegeben. Unter dem Haus Hannover (seit 1714) befestigte sich die Stellung des Parlaments noch mehr; beruhte ja auf seinem Beschluß die Thronfolge dieses Hauses. Die Act of settlement, welche dasselbe auf den Thron berief, entzieht dem König die Begnadigung der vom P. angeklagten Minister. Der nun aufkommende Gebrauch, statt auf Lebenszeit des Königs, die Abgaben nur auf ein Jahr zu bewilligen, machte die jährliche Berufung des Parlaments nöthig, während seine Wahlperiode unter Georg I. auf sieben Jahre bestimmt wurde. Die Versuche der ersten Könige aus dem Haus Hannover, eine persönliche Regierung zu führen, erwiesen sich bald als unausführbar und sind bis zur Gegenwart nicht wieder erneuert worden. Eine äußere Veränderung erfuhr das P. durch die Vereinigung mit dem von Schottland (1707) und dem von Irland (1800).

Innerhalb des Parlaments aber hatten sich von jeher zwei Parteien gegenüber gestanden: in der ersten Revolution (1640—49) Kavaliere und Rundköpfe, während der Restauration (seit 1660) Royalisten und Presbyterianer, dann Rekusanten und Petenten. Seit 1680 kommen für diese Parteien die Namen Tories und Whigs auf. Beide stehen auf dem Boden der Verfassung; die Tories betonen aber vorzugsweise die Anhänglichkeit an die bestehende Gewalt in Staat und Kirche und die Nothwendigkeit einer dauernden, selbständigen Staatsgewalt, die Whigs die Unverletzbarkeit der Verfassungsrechte und das Recht des Widerstands des Volks gegen verfassungswidrige Eingriffe der Krone. In neuester Zeit haben diese alten Parteinamen ihre Bedeutung verloren, die großen Gegensätze von Liberalen und Konservativen sind an ihre Stelle getreten. Die Staatsregierung ist eine streng parlamentarische. Das Kabinet besteht nämlich aus einer kleinen Anzahl der ersten Reichsbeamten, welche über die wichtigeren Staatsangelegenheiten sich verständigen und ihre Beschlüsse entweder sofort zur Ausführung bringen, oder dem König, bisweilen nach formeller Berathung des Staatsraths (privy council), zur Bestätigung unterbreiten. Ebenso muß aber auch zwischen der herrschenden Mehrheit des Unterhauses und dem Kabinet Uebereinstimmung bestehen; es werden demgemäß die Mitglieder des letztern derjenigen Partei, welche im P. die Mehrheit bildet, entnommen, und diese treten ab, wenn die Mehrheit im P. sich gegen sie erklärt, um Männern der neuen Majorität Platz zu machen. Einige der hervorragendsten Mitglieder des Kabinets, in neuerer Zeit gewöhnlich auch der Leiter desselben, gehören selbst dem Unterhaus an, um dort die Politik der Regierung zu vertreten.

Während ganz Europa durch die erste französische Revolution erschüttert wurde, blieb die englische Verfassung fast unverändert, obwohl längst die großen Mängel der Bestimmungen über die Parlamentswahlen hervorgetreten waren. So waren z. B. die Katholiken sowohl vom Recht zu wählen, wie von der Wählbarkeit gänzlich ausgeschlossen. Ferner entbehrten viele erst in neuerer Zeit zu Größe und Bedeutung herangewachsene Städte des Wahlrechts, während die Mehrzahl der Burgflecken, welchen das Wahlrecht zustand, jede Bedeutung verloren hatte; von 75 solcher Rotten boroughs hatte keiner 50 Wähler; in 125 Flecken übten 89 Mitglieder des Oberhauses und in weiteren 70

andere Personen das Patronat, so daß über 218 Sitze im Unterhaus Mitglieder des Oberhauses verfügten. Neben dem Patronat hatte sich bei der kleinen Anzahl von Wählern trotz vieler Gesetze ein ausgedehntes System der Wahlbestechung gebildet. Schon Pitt hatte 1780 vergeblich einen Reformversuch gemacht. Aber erst 1829 ward die Zulassung der Katholiken zum P. und 1832 nach dem zähesten Widerstreben der Tories und des Oberhauses unter dem Eindruck einer gewaltigen Gährung des Volks und der Furcht vor einem großen Peersschub die Reformbill Lord John Russells durchgeführt. Diese Parlamentsreform erhöhte die Zahl der Vertreter der Grafschaften und theilte das einer Anzahl Burgflecken entzogene Wahlrecht den größeren Städten zu. Danach saßen im Unterhaus 143 Vertreter der 40 englischen Grafschaften, 324 Abgeordnete von 185 Städten und Flecken, 4 Vertreter der Universitäten, 29 Vertreter von Wales, ferner für Schottland 64 Vertreter der Grafschaften und 23 der Städte und für Irland 64 aus den Grafschaften, 39 aus den Städten, endlich 2 Abgeordnete der Universität Dublin. Eine weitere wesentliche Veränderung erfuhren aber die Bestimmungen über die Parlamentswahlen durch die nach heftigen Kämpfen durchgebrachte neue Reformbill von 1867. Das aktive Wahlrecht wurde dadurch in den Städten, abgesehen von den Grundeigenthümern, allen Mietern eines ganzen Hauses ohne Rücksicht auf den Mietzins nach einjähriger Wohnzeit, ferner den Zimmermietern mit 10 Pfd. Sterl. jährlichem Mietzins gewährt, auf dem Land aber an einen Census von nur 12 Pfd. Sterl. geknüpft. In den zwölf größten Städten erhielt die Minorität das Recht, einen der drei Vertreter zu wählen, wenn sie über ⅓ aller Stimmen verfügte. Mit dieser Reformmaßregel geschah ein ungeheurer Schritt; das englische P., bis dahin doch nur eine Vertretung der Mittelklassen, näherte sich nun in der That einer Vertretung des ganzen Volks; die ganze englische Verfassung war auf eine neue, demokratische Grundlage gestellt; die Wählerzahl war bei den Wahlen von 1868 um 1,200,000 oder 82 Proc. größer als bei den letztvorangehenden. Noch eine weitere demokratische Forderung erfüllte die Session von 1872: seit ihr geschieht die Wahl zum P. nicht mehr durch öffentliche und mündliche, sondern durch geheime und schriftliche Abstimmung (by ballot). Trotz dieser Reformen hat sich bei den letzten allgemeinen Wahlen eine weit überwiegende konservative Mehrheit herausgestellt, ein überraschendes Resultat, das zugleich die auch anderswo, z. B. in Deutschland, gemachte Erfahrung bestätigt, daß, im Grund genommen, das Wahlsystem einen weit geringern Einfluß auf das Wahlresultat ausübt, als man früher annahm.

Das Oberhaus besteht theils aus erblichen Peers, theils aus den Bischöfen von England; die Krone hat das Recht der Peersernennung, wovon wiederholt umfassender Gebrauch gemacht worden ist. Im Oberhaus ist Stellvertretung bei der Stimmabgabe unter gewissen Bedingungen gestattet. Die Peers gelten als erbliche Räthe der Krone; jeder hat das Recht, vom König Gehör zu verlangen, um ihm über Staatsangelegenheiten Vorstellungen zu thun.

Die Mitglieder des Parlaments sind wegen ihrer Reden und Abstimmungen in demselben unverantwortlich und nur der Disciplin des Hauses, in welchem sie sitzen, unterworfen; dagegen besteht ein Schutz derselben gegen kriminelle Verhaftung nur in beschränktem Maß. Jedes Mitglied des Unterhauses muß sein Mandat niederlegen, wenn es von der Krone ein Amt annimmt. Beide Häuser haben zusammen das Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung und das Recht der Bewilligung aller Abgaben und der Mitwirkung bei Feststellung des Staatshaushaltsetats. Die Initiative in der Gesetzgebung wird in der Regel vom P. ergriffen, indem selbst die Gesetze, welche die Krone zu erlassen wünscht, von den Ministern nicht als solchen, sondern als Mitgliedern des Parlaments eingebracht werden. Der Krone steht in der Gesetzgebung das absolute Veto zu, Wilhelm III. hat zum letztenmal davon Gebrauch gemacht. Die Verhandlungen über Finanzgesetze finden zuerst im Unterhause statt, welches dadurch und in der Kontrolle der Verwaltung die überwiegende Bedeutung hat; das Oberhaus kann die desfallsigen Beschlüsse des Unterhauses nur im ganzen annehmen oder verwerfen, nicht aber im einzelnen abändern. Die Kontrolle der Staatsverwaltung wird seitens des Parlaments mittels Interpellationen, Untersuchungen durch besondere Kommissionen, Resolutionen, Adressen, Anklage sowohl gegen die Minister, als auch gegen jeden andern Beamten geübt. Die Anklage (impeachment) wird vom Unterhaus beschlossen, von einer Kommission desselben vor dem Oberhaus angebracht und von diesem verhandelt und entschieden. Ohne eigentliches Rechtsverfahren, aus Zweckmäßigkeitsgründen kann die Bestrafung eines Beamten nur durch ein für den Einzelfall besonders zu erlassendes Gesetz (bill of attainder) erfolgen, welches von beiden Häusern genehmigt und vom König sanktionirt werden muß. Einen wichtigen Theil der Beschäftigung des Unterhauses, wovon ein großer Theil seiner Zeit zum Nachtheil für die übrige Thätigkeit des Parlaments in Anspruch genommen wird, bilden die Privatgesetze (private bills), indem die Naturalisation (Ertheilung des Bürgerrechts an Fremde), die Ertheilung der Rechtspersönlichkeit an Gesellschaften, die Konzessionen zu Eisenbahnen und Straßen, die Gemeinheitstheilungen, die Lokalstatuten und andere auf dem Festlande den obersten Verwaltungsbehörden überlassenen Gegenstände der Zustimmung des Parlaments bedürfen. Das Oberhaus bildet noch immer in gewissen Fällen zugleich das Oberappellationsgericht des Reichs, doch steht eine andere Organisation des Gerichtsverfahrens in Aussicht. Hinsichtlich der Geschäftsordnung sei bemerkt, daß in jedem Haus jeder Antrag dreimal verlesen wird. Die erste Lesung wird selten abgelehnt, bei der zweiten dreht sich die Debatte meist um principielle Fragen; ist sie genehmigt, so geht der dritten Lesung und Schlußabstimmung eine Ausschußberathung voran, sei es, daß ein besonderer Ausschuß, gewöhnlich nach dem Vorschlag des Antragstellers und unter Berücksichtigung aller Parteien, gewählt wird, sei es, daß das Haus sich in ein Komité unter einem besondern Vorstand (chairman) anstatt des Präsidenten (speaker) zur freiern Berathung auflöst. Wird eine der Lesungen abgelehnt oder auf sechs Monate vertagt, so ist der Antrag verworfen. Eine Amendirung kann nur im Komité erfolgen. Jedes Mitglied kann über einen Gegenstand außer im Komité nur einmal sprechen; wer reden will, erhebt sich und nimmt den Hut ab; das Wort hat der, den »des Sprechers Auge zuerst erblickt«. Die Genehmigung der Gesetze erfolgt im Oberhaus, vor dessen Schranken das Unterhaus entboten wird, unter Anwendung bestimmter Formeln in französischer Sprache durch eine königliche Kommission. Man hat amtliche Sitzungsberichte für das Ober-

haus seit 1509, für das Unterhaus seit 1547, Aufzeichnung der Reden seit 1680. Eine umfassende Darstellung der Parlamentsverhandlungen geben: »The parliamentary history of England, from the Norman conquest to 1803« (Lond. 1806—1820, 36 Bde.), »The parliamentary debates published under the superintendency of Hansard«, von 1803 an. Jetzt füllen die vom Unterhause zum Druck beförderten Papiere jährlich einige 50 Foliobände. Vgl. May, Treatise upon the law, privileges, proceedings and usage of parliament (7. Aufl., Lond. 1873; deutsch bearb. von Oppenheim, Leipz. 1860); Todd, Ueber die parlamentarische Regierung in England (deutsch, Berl. 1869—71, 2 Bde.), und die bezügliche Literatur im Art. »Großbritannien«.

Auch in Schottland bestand ein dem englischen ähnlicher Reichsrath und zwar gebildet aus den weltlichen und geistlichen Großen, später auch aus Abgeordneten der Städte und seit Jakob VI., der nachmals als Jakob I. den englischen Thron bestieg, auch aus Vertretern der Ritterschaft. Das schottische P. übte eine sehr ausgedehnte Gewalt. Die Festsetzung und Verwendung der Abgaben, die Aushebung der Kriegsmacht, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Gesetzgebung: alles war Sache des Parlaments, das auch die höchste gerichtliche Instanz bildete und sich sogar in die Familienverhältnisse des Königs mischte. Die Krone suchte in den aufblühenden Städten und in der Ritterschaft ein Gegengewicht gegen den Adel zu finden und gewann durch die Reformation sehr an Macht. Nachdem die schottische Königsfamilie mit Jakob I. den englischen Thron bestiegen (1603), gelang es, die Macht des schottischen Parlaments sehr zu beschränken, welches indessen während der ersten englischen Revolution selbständig die Zügel der Regierung ergriff. Die nach der Restauration erfolgte Unterordnung Schottlands unter die englische Regierung führte zu Reibungen, welche in Schottland eine Revolution befürchten ließen. Dies veranlaßte die Union mit England 1. Mai 1707 (s. Schottland).

Das irische P., das auf die Zeit der Eroberung zurückgeführt wird, war aus den Baronen und Prälaten zusammengesetzt. Stellvertreter des Bürgerstands erschienen wahrscheinlich erst unter Eduard III.; 1399 werden aber die Gemeinen als ein wesentlicher Theil des Parlaments genannt. Wichtig für Irland war das sogen. Poyningsgesetz von 1445, wonach die englischen Verordnungen in Irland nur Gültigkeit erlangten, wenn sie vom irischen P. angenommen waren, aber kein P. in Irland gehalten werden konnte, wenn nicht zuvor die königliche Bewilligung eingeholt worden war. Die Reformation auch in Irland vollständig durchzuführen, gelang Heinrich VIII. nicht, und noch unter Elisabeth wurde der Supremateid, wodurch die königliche Gewalt in kirchlichen Dingen anerkannt wurde, vom P. verweigert. Aber unter Karl I. schloß Strafford 1641 alle Eidesverweigerer vom P. aus, überhaupt wurde dessen Macht sehr beschränkt. 1661 saß nur noch Ein Katholik im P., und etwas später mußten alle Mitglieder desselben den Supremateid und die Erklärung gegen die Transsubstantiation ablegen. Ja, die Katholiken, aus welchen die weit überwiegende Mehrzahl der Einwohner Irlands bestand, verloren 1729 auch das aktive Wahlrecht. Während aber so aller katholische Einfluß aus dem P. entfernt wurde, begann dieses nach dem Muster des englischen sich zu entwickeln und wirklichen Antheil an der Gesetzgebung zu nehmen. 1793 mußte indessen den Katholiken das aktive Wahlrecht wieder eingeräumt werden, und seitdem strebte die englische Regierung nach einer Verschmelzung des irischen Parlaments mit dem englischen, welche durch die 1. Jan. 1801 in Kraft getretene Union durchgeführt wurde.

Nach Analogie des englischen Parlaments werden überhaupt im gewöhnlichen Sprachgebrauch ständische Versammlungen oder Volksvertretungen Parlamente genannt und davon auch Adjektiva, wie parlamentarisch (s. d.), abgeleitet. Ueber das sogen. deutsche P. (die konstituirende Nationalversammlung) in Frankfurt a. M. 1848—49 s. Deutschland, S. 373 ff.

Eine ganz andere Bedeutung hatte das P. in Frankreich. Dasselbe bezeichnete hier die obersten Reichsgerichte, unter welchen das P. von Paris, aus dem alten Pairshof (s. Pairs) entstanden, das älteste war und nach dem altgermanischen Rechtsgrundsatz, daß das Recht an Ort und Stelle des Vergehens oder Streits gesprochen werden mußte, den König auf seinen Reisen begleitete. Es war zusammengesetzt aus Edelleuten und hohen Geistlichen, denen der König seine Hofbeamten und rechtskundigen Räthe beiordnete, die allmählich dem Gerichte den Charakter eines königlichen berufsmäßigen Gerichtshofs aufdrückten. Die Reformen Ludwigs IX. (1226—70) begünstigten diese Umwandlung. Von nun an ward es auch Gesetz, daß alle Klagen über ein todeswürdiges Verbrechen an den obersten Gerichtshof zur Entscheidung abgegeben werden sollten. Außerdem nahm es Berufungen von den Entscheidungen niederer Gerichtshöfe entgegen, erkannte in allen Angelegenheiten der Reichsstände und der königlichen Beamten und registrirte Gesetze, Edikte und Ordonnanzen. Dies Register hieß von dem Anfangswort Olim, und ein Theil (1254—1318) ward 1840 in den »Documents inédits sur l'histoire de France« von Beugnot veröffentlicht. Auf eine Ordonnanz Philipps IV. vom 22. März 1302 nahm das P. seinen festen Sitz in Paris, wo es sich zweimal jährlich versammelte. Seit 1380 tagte es daselbst permanent. Regelmäßige Kommissionen sollten zur Abhaltung der Lehnsgerichtstage (seaccaria, échiquiers) nach Rouen und Troyes gehen. Sämmtliche Pairs erhielten kraft ihres Privilegiums Sitz und Stimme im neuen P. Um den großen Zudrang der Juristen zu hindern, beschränkte Philipp VI. 1344 die Zahl der Räthe auf 78 und die der Präsidenten auf 3; doch ertheilte er dem P. zugleich das Recht, dem König bei Erledigungen neue Mitglieder zu präsentiren. Durch Gesetz von 1468 wurden die Richter für unabsetzbar erklärt, außer durch richterliches Urtheil. Früher vom König ernannt, wurden die Räthe seit 1401 vom P. selbst bestimmt. Franz I. führte den Mißbrauch der Käuflichkeit der Stellen ein, welcher bis zur Revolution bestand und dem P. eine gewisse Unabhängigkeit verlieh, aber auch eine eigennützige Haltung desselben beförderte. Kein Gesetz hatte gültige Kraft, bevor es nicht in die Protokolle des Parlaments eingetragen war. Mit Einziehung der Kronlehen und dem Erwerb fremder Länder errichteten die Könige auch in den neuen Gebietstheilen Parlamente, die mit dem Pariser zusammen eine Korporation bildeten; so in Toulouse 1302, Grenoble 1451, Bordeaux 1462, Dijon 1477, Rouen 1499, Aix 1501, Rennes 1553, Pau 1620, Metz 1633, Besançon 1676, Trévoux 1696, Douai 1713, Nancy 1773. Indeß wußte das P. der Hauptstadt sein besonderes Ansehen zu behaupten. Diese Gesammtkorporation nahm, besonders durch die schon erwähnte Einregistrirung der Gesetze, eine Theil-

nahme an der Staatsregierung in Anspruch, und die Könige, welche einer Art Bekräftigung ihrer willkürlich erlassenen Verordnungen bedurften, räumten dem P. gern diese Befugnis ein, indem sie demselben nicht nur die Civil- und Kriminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsakte, wie Friedensschlüsse, Verträge, Regentschaftsbestimmungen, zur Einzeichnung und Publikation vorlegten. Verweigerte das P. die Einzeichnung, so pflegten die Könige selbst im P. zu erscheinen und dieselbe zu befehlen; dies nannte man ein Lit de justice (s. d.). Besonders unter Heinrich IV., den das P. gegen die Ligue unterstützte, und unter der Regentschaft der Maria von Medici erlangte das P. große Macht. Richelieu dagegen bestrebte sich, dessen politische Bedeutung zu vernichten. In dem Lit de justice vom 20. Febr. 1640 wurde dem P. jede politische Gewalt für immer abgesprochen. Aber nach Ludwigs XIII. Tode vernichtete es dessen Testament und erklärte die Königin zur Regentin. Kühner gemacht durch die errungenen Erfolge, versuchte es auch wieder in Regierungsangelegenheiten mitzureden und mitzuhandeln und erregte gegen Mazarin, der die absolute Monarchie vertheidigte, die Unruhen der Fronde (s. d.), welche aber mit dem Sieg des Königthums endeten. Von nun an regierte Ludwig XIV. unumschränkt; das P. hatte weder Muth noch Kraft, Widerstand zu leisten, und selbst der Aufhebung des Edikts von Nantes wagte man sich nicht zu widersetzen. Kaum aber war Ludwig todt, als das P. sich auch seine alte Macht wieder zu erringen strebte. Der Herzog von Orléans, der des Parlaments bedurfte, half dazu. Sogleich wurde das Testament des Königs vernichtet und dem Herzog von Orléans die Regentschaft zuerkannt. Das P. erhielt dafür das Recht zurück, Vorstellungen zu erheben. Als es aber davon gegen Laws Finanzprojekte Gebrauch machte, wurde es auf mehrere Jahre nach Blois verbannt. Unter Ludwig XV. ward das P. wegen seiner Parteinahme für die Jansenisten (s. Jansen) 1752 nach Pontoise verwiesen. Schon 1754, um eine Stütze gegen die Geistlichkeit zu bilden, nach Paris zurückberufen und über die Jesuiten siegreich, wandte es sich nun gegen die heillose Politik des Hofs im Innern wie im Auswärtigen, besonders gegen die Finanzpolitik. Da löste im Januar 1771 der Kanzler Maupeou das P. auf und organisirte einen neuen Gerichtshof ohne das Recht der Einzeichnung, das Maupeou-P., wie man ihn nannte, ein Gewaltstreich, welcher die tiefste Entrüstung des ganzen Volks erregte. Deshalb war es eine der ersten Regentenhandlungen Ludwigs XVI., die alte Korporation wieder herzustellen. Aber von seinen eigenen Interessen befangen, begriff das P. die Lage des Staats und die Bedürfnisse der Nation nicht; es verhinderte die Reformbestrebungen des Königs, Malesherbes', Turgots, Neckers und stellte sich sogar in Verbindung mit dem hohen Adel der durch die Notabeln bewilligten Einführung der allgemeinen Grundsteuer und Stempeltaxe entgegen, wobei es noch als Drohung die Generalstaaten in Erinnerung brachte. Der Minister erzwang endlich durch das Lit de justice von 1787 die Einregistrirung der Finanzedikte, verbannte das P. von Paris nach Troyes und ersetzte 1788 sogar die aufgelöste Korporation durch einen Hofrath (cour plénière). Necker stellte zwar das P. wieder her; aber die Zusammenberufung der Generalstaaten machte das P. überflüssig, und durch Dekret vom März 1790 wurden die Parlamente aufgehoben. Das P. von Paris, zuletzt aus sieben Kammern bestehend, war sehr zahlreich (mit einem Präsidenten, 9 Vicepräsidenten [présidents à mortier, nach der Mütze, die sie trugen], 15 Präsidenten der Kammern, 150 Räthen) besetzt und zählte zu Ehrenräthen die Prinzen von Geblüt und die weltlichen und geistlichen Pairs. Alle beim P. Angestellten hatten Adelsrang und ihren Gerichtsstand vor demselben. Vgl. Voltaire, Histoire du parlement de Paris (Par. 1769); Dufey, Histoire des actes et remontrances des parlements (das. 1826, 2 Bde.); Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs (2. Ausg., Frankf. 1859, 4 Bde.); Bastard de l'Estang, Les parlements de France (Par. 1857, 2 Bde.); Demaze, Histoire du parlement de Paris (das. 1857, 2 Bde.); Mérilhou, Les parlements de France (bis 1789, das. 1863); Pierre, Histoire des assemblées politiques en France 1789—1876 (das. 1876, 2 Bde.).

Parlamentär (franz. parlementaire), Abgeordneter, der mit Aufträgen an die feindliche Armee gesandt wird, in der Regel ein Officier. Er gibt sich durch Signale oder durch eine weiße Fahne ꝛc. als P. zu erkennen und ist völkerrechtlich unverletzlich. Nur ausnahmsweise wird ein P. durch die Vorpostenlinie eingelassen und zu höheren Führern gebracht; gewöhnlich muß er Briefe ꝛc., die er bringt, dem Officier der ersten Feldwache, auf die er trifft, übergeben und außerhalb der Postenlinie die Antwort abwarten. Parlamentärschiff (auch Kartellschiff genannt) ist im Seekrieg das Schiff, auf welchem ein P. an die feindliche Flotte abgeschickt wird; es führt die weiße Parlamentärflagge.

Parlamentarisch (franz.), das Parlament (s. d.) betreffend, dahin gehörig, z. B. parlamentarische Beredsamkeit, parlamentarische Verhandlung. Parlamentarische Regierung nennt man im Gegensatze zu einer absoluten diejenige Staatsregierung, welche bei den wichtigeren Regierungshandlungen verfassungsmäßig an die Zustimmung der Stände gebunden ist und sich thatsächlich an dieselbe bindet; aber auch die Ausartung dieses Systems, bei welcher der Schwerpunkt der Regierungsgewalt zum Nachtheil des monarchischen Princips (s. Monarchie) in dem Parlament liegt, wird so genannt. Parlamentarisches System, Parlamentarismus ist dasjenige Regierungssystem, nach welchem sich das jeweilige Ministerium mit der Kammermajorität in Uebereinstimmung befinden und aus dieser Majorität hervorgehen soll (s. Minister). Unparlamentarisch, den parlamentarischen Takt verletzend, ist eine Handlungsweise oder Aeußerung, welche der parlamentarischen Geschäftsordnung zuwiderläuft oder doch gegen parlamentarischen Brauch und Sitte verstößt (s. Geschäftsordnung).

Parlamentarismus, s. Parlamentarisch.

Parlándo (ital., »redend«) bezeichnet in der Musik, daß sich der Gesang mit gleichsam sprechendem Vortrag der Rede nähern soll. Das P. kommt oft in einzelnen kürzeren Stellen vor, wird aber auch auf ganze Tonstücke ausgedehnt, z. B. in der komischen Oper, wo es oft sehr effektvoll angewendet wird. Es erhält dann jede Silbe eine Note, und eine derartige Arie heißt Aria parlante.

Parlatorium (neulat.), in Klöstern ꝛc. der für Unterredungen mit Besuchern dienende vergitterte Raum.

Parliamentary borough (engl., spr. parliméntari börro), Parlamentsflecken, s. Borough.

Parliren (franz.), sprechen, schwatzen.

Parlour (engl., spr. pārlör), Sprechzimmer, Versammlungszimmer, das den Familiengliedern und

den besuchenden Gästen zur gemeinsamen Unterhaltung dient.

Parma, bis 1860 selbständiges Herzogthum in Italien, welches aus den beiden Herzogthümern P. und Piacenza und einigen kleineren Theilen bestand, gegen N. an den Po, gegen O. an Modena, gegen S. an Toscana, gegen W. an das Königreich Sardinien grenzte und einen Flächenraum von 6158 QKilom. (112 QM.) hatte. Nach der Vereinigung des Herzogthums P. mit dem Königreich Italien wurden aus dem Gebiete desselben die zwei Provinzen P. und Piacenza gebildet, ein kleiner Theil aber (P. Lunigiana) der Provinz Massa-Carrara als Kreis Pontremoli zugeschlagen. Die gegenwärtige Provinz P. grenzt nördlich an die Provinz Cremona, östlich an Reggio dell' Emilia, südlich an Massa-Carrara und Genua, westlich an Piacenza und umfaßt 3240 QKilom. (58,8 QM.) mit (1871) 264,381 Einw., welche sich auf drei Kreise (P., Borgo San Donnino und Borgotaro) vertheilen. Das Gebiet ist im S. Gebirgsland (Apenninen), das sich gegen N. zur Poebene abdacht, und wird von den Flüssen Enza, Parma, Baganza, Taro, Ongina, die sämmtlich dem Po zufließen, sowie durch künstliche Kanäle reich bewässert. Landbau, Viehzucht und Industrie blühen. Als die wichtigsten Produkte sind zu nennen: Käse, feine Fleischwaaren, Wein, Segeltuch, Seide, Papier, Hüte, Seife, Schleier, Töpferwaaren, Piano's ꝛc.

Die gleichnamige Hauptstadt, ehemalige Residenzstadt des Herzogthums P., in einer fruchtbaren Ebene an der Eisenbahnlinie Piacenza-Bologna gelegen und von dem Fluß P. durchströmt, über den drei alte Brücken führen, ist von sehr breiten Mauern umgeben, welche zugleich als Spaziergänge dienen und in das südlich gelegene Kastell auslaufen, und hat fünf Thore (aus den Jahren 1792—1865). Die Straßen sind vorwiegend breit und gerade, aber wenig belebt; als Hauptverkehrsader zieht sich die antike Via Aemilia (hier Strada Maestra genannt) schnurgerade durch das Herz der Stadt und erweitert sich im Centrum zum Viereck der Piazza grande, welche durch einen Uhrthurm und die Statue Correggio's (1872) geschmückt ist. In der Nähe des genannten Platzes ist die interessante Piazza della Steccata. Größere Plätze gibt es außerdem sehr wenige. Von den mehr als 60 Kirchen Parma's ist die Kathedrale, 1060—1074 im lombardisch-romanischen Stil erbaut, die älteste. Sie hat an der Façade drei Reihen Loggien mit Halbkreisbögen und kleinen Säulchen mit Marmorkapitälen; in dem weiten Innern sind drei lange Schiffe, von welchen das Mittelschiff über den Bögen Loggien (mit Fresken von Mazzola) enthält. Querschiff und Chor sind vom Langhaus in malerischer Weise durch eine 16stufige Treppe geschieden; die Kuppel enthält berühmte Fresken von Correggio (1526 — 30), die Himmelfahrt Mariä darstellend (jetzt leider zum Theil beschädigt); in der Krypta findet sich unter anderen ein Denkmal zu Ehren Petrarca's, der Archidiakon der Kirche war. Südwestlich neben dem Dom steht das Battisterio, der bedeutendste Bau dieser Art in Oberitalien (1196 begonnen), 30 Meter hoch, von achteckiger Form, ganz mit Marmor bekleidet und von vier Reihen Loggien umgeben, darüber mit einer Blendloggia in Spitzbögen, über welcher sich schließlich eine Marmorbalustrade und acht sechseckige Marmorlaternen erheben. Drei prächtige Portale mit Skulpturen von Antelani führen in das Innere, welches 16 Seiten hat und mit Hochreliefs und alten Fresken ausgestattet ist. Hinter dem Dom steht die Kirche San Giovanni Evangelista, ein schöner Renaissancebau von Zaccagni (1510), dessen Façade im Barockstil erneuert wurde, im Innern mit Statuen von Begarelli, Gemälden verschiedener Meister und berühmten Fresken von Correggio (darunter der Apostel Johannes, im Begriff, die Apokalypse zu schreiben). Andere interessante Kirchen sind: San Paolo (jetzt San Lodovico), mit schönem Marmorgrabmal des Grafen Neipperg, Gemahls von Marie Luise; Madonna della Steccata, die schönste Renaissancekirche Parma's (1521 nach Zaccagni's Plan erbaut), mit Fresken von Mazzola und der Gruft der Herzöge aus dem Haus Farnese. In dem ehemaligen Kloster San Paolo befindet sich ein von Correggio 1518 mit mythologischen Fresken geschmücktes Zimmer. Zu den hervorragenden weltlichen Gebäuden gehören: der riesige Palazzo della Pilotta, ein unvollendeter Backsteinbau mit gewaltigen Arkaden, welcher Palast, Akademie der schönen Künste, archäologisches Museum, Pinakothek, Bibliothek, Staatsarchiv und das 1618 für 7000 Zuschauer erbaute, jetzt verfallene Teatro Farnese in sich vereinigt; der Palazzo ducale (jetzt Präfekturgebäude); der Palazzo del Giardino (1564 unter Ottavio Farnese erbaut), mit schönen Fresken von Carracci u. a. (jetzt Militärschießschule); der Palazzo del Comune, ehemals Gouvernementspalast (1627 begonnen und in den letzten Jahren vollendet), mit schönem Atrium; von Privatpalästen die der Familie Sanvitali, des Fürsten Soragna, des Marchese Pallavicini u. a. P. ist Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, eines Appell- und Assisenhofs, eines Civil- und Korrektionstribunals, zweier Präturen, einer Handelskammer ꝛc. Unter den Anstalten für Wissenschaft und Kunst nimmt den ersten Rang ein die 1422 gestiftete Universität mit drei Fakultäten für Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, Mathematik und Naturwissenschaften (1875 mit 42 Lehrern und 205 Studirenden). Zu derselben gehören: ein anatomisches Theater, physikalisches und naturhistorisches Kabinet, 2 chemische Laboratorien, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein physiologisches und Thierarzneiinstitut, ein pharmaceutischer und Hebammenlehrkurs. Außerdem hat P. ein königliches Lyceum, Gymnasium, ein königliches Kollegium (Maria Luigia, mit dem ehemaligen Collegio de' Nobili vereinigt), eine technische Schule, ein landwirtschaftliches Institut (1865 gegründet), ein Seminar, eine königl. Musikschule, ein Alterthümermuseum, welches unter anderem die berühmte große Bronzetafel (1747 bei Velleja ausgegraben) enthält, eine königl. Akademie der schönen Künste mit Gemäldesammlung (über 600 Bilder), deren Hauptbedeutung in den Werken Correggio's und seiner Schule besteht (San Girolamo, Madonna della Scodella, Kreuzabnahme, die Heiligen Placidus und Flavia, Madonna della Scala), eine Nationalbibliothek, mit welcher die Palatinische Bibliothek vereinigt wurde (zusammen über 205,000 Bände, 4525 Manuskripte, über 1000 Inkunabeln, 6160 seltene Ausgaben in Pergament und 8183 Musikstücke enthaltend). Die Stadt besitzt ferner 3 Theater und ist an Wohlthätigkeitsanstalten besonders reich; sie hat ein großes allgemeines Krankenhaus, Siechenhaus, Gebär- und Findelhaus, Irrenhaus, eine Knabenbeschäftigungsanstalt (Ospizio delle arti), Erziehungsanstalt für arme und verwaiste Kinder, das Erziehungsinstitut San Vincenzo de Paoli, 2 Konservatorien, eine Kinderbewahranstalt, viele Armen- und Krankenunterstützungsfonds ꝛc. Die Zahl der Einwohner beträgt

(1871) 45,511. Die Industrie beschränkt sich auf Seiden- und Wollspinnerei und -Zwirnerei, Fabrikation von Seiden- und Baumwollspitzen und Strümpfen, Thonwaaren, Papier und Seife. Bemerkenswerth ist auch die Buchdruckerei von Bodoni, welche wegen ihres schönen Drucks (namentlich Notendrucks) guten Ruf genießt, und aus der zahlreiche Prachtwerke hervorgegangen sind. Der Handel ist meist Kleinhandel; im Juni jedes Jahrs findet eine Art Messe für den Seidenhandel statt. Anmuthige und beliebte Spaziergänge sind der Stradone, zwischen der Stadt und der Umwallung, zunächst gegen das Kastell im S. zu angelegt, mit vierfacher Kastanienallee, Kasino und Café, dann der nordwestlich gelegene Giardino pubblico. Von den zahlreichen Landhäusern, welche die Stadt umgeben, ist das Lustschloß Colorno hervorzuheben. Außerhalb der Stadt befindet sich ferner der Triumphbogen San Lazzaro (1628 zur Vermählungsfeier Margarethe's von Medici mit Odoardo Farnese erbaut), und nördlich von P. liegen die Ruinen der alten Stadt Velleja, die im 4. Jahrh. durch einen Bergsturz verschüttet wurde. P. ist der Geburtsort der Maler Mazzola, genannt Parmeggianino, und Lanfranchi, des Dichters Bondi, des Orientalisten de Rossi, der Aerzte Rasori und Tommasini und des Physikers Melloni.

Geschichte. Die Stadt P. war von den Kelten gegründet. 183 v. Chr. zur römischen Kolonie umgewandelt und mit 2000 römischen Bürgern bevölkert, wurde sie bald eine wichtige Handelsstadt. Unter Kaiser Augustus hieß sie Colonia Julia Augusta, nach dem Untergang des weströmischen Reichs Chrysopolis (Goldstadt). 570 kam sie an die Langobarden, 774 an das fränkische Reich. Nach dem Tode des Kaisers Otto I. riß sie sich mit Piacenza vom Reichsverband los, lag aber von jener Zeit an mehrmals mit dieser Stadt in blutigem Streit. Auch in die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen wurde sie verwickelt, von denen die letzteren sie dem Reich zu erhalten, die ersteren als Theil des Patrimoniums Petri dem römischen Stuhl zu unterwerfen trachteten. Kaiser Friedrich II. eroberte 1245 Parma, vertrieb die päpstliche Partei und setzte einen Podesta, Heinrich Testa, ein. Diesen schlugen die Päpstlichen 1247 und besetzten die Stadt, worauf das Volk Gherardo Correggio zum Podesta ernannte. Der Kaiser belagerte hierauf Parma mit großer Heeresmacht, weihte es in Siegesgewißheit dem Untergang und gedachte bereits an seiner Stelle eine neue Stadt Vittoria auf dem Grolafeld zu gründen; aber die Parmesen vertheidigten sich unter Führung des Kardinallegaten Gregor aufs tapferste und schlugen 1248 durch einen Ueberfall das kaiserliche Heer völlig in die Flucht. 1326 ergab sich die Stadt dem Papst Johann XXII.; doch ward dessen Statthalter schon 1328 vertrieben, und Mastino della Scala warf sich zum Herrn von Parma auf. Da sich die Scala's jedoch durch ihre Tyrannei verhaßt machten, so wurden sie 1341 von den Correggio's wieder gestürzt. Nun herrschten Azzo und Guido Correggio eine Zeitlang in Parma; schon 1344 aber verkauften dieselben die Stadt um 60,000 Goldgulden an Obizzo III. von Este, von dem sie im Oktober 1346 wieder an Luchino Visconti von Mailand kam. 1365 tödtete die Pest 40,000 Einwohner. Nach der Eroberung Mailands durch die Franzosen 1499 nahm der Papst 1511 Parma und Piacenza mit Gebiet als Eigenthum der Kirche in Besitz. Der berühmte Geschichtschreiber Guicciardini war eine Zeitlang päpstlicher Gouverneur von P. 1515 ward Papst Leo X. von Franz I. von Frankreich genöthigt, P. als Theil des Herzogthums Mailand wieder herauszugeben; doch fiel es 1521 nach Vertreibung der Franzosen aus Italien wieder an den päpstlichen Stuhl. Papst Paul III., aus dem Haus Farnese, erhob P. und Piacenza 1545 zu erblichen Herzogthümern und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Pietro Luigi Farnese; doch ward derselbe wegen seiner tyrannischen Willkür infolge einer Verschwörung des Adels 1547 ermordet. Der kaiserliche Statthalter von Mailand, Ferrante Gonzaga, nahm hierauf das Herzogthum Piacenza in Besitz, während P. Ottavio Farnese, den Sohn Pietro Luigi's, zum Herzog ausrief. Die Versuche des Papstes Paul III., P. dem Kirchenstaat einzuverleiben, scheiterten daran, daß Ottavio nun auf die Seite des Kaisers trat. Durch ein Bündnis mit Philipp II. von Spanien erhielt er 1558 auch Piacenza zurück. Als er 1586 starb, folgte ihm sein zweiter Sohn, Alessandro Farnese (s. d.), der während des größten Theils seiner Regierung als Statthalter der Niederlande die spanischen Heere gegen die Niederländer und Franzosen befehligte. Er baute zu Parma eine Citadelle und starb 1592. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Ranuzio I., zog sich durch die Härte, mit der er eine Verschwörung unterdrückte, allgemeinen Haß zu, förderte aber Kunst und Wissenschaft, erbaute den Palast Pilotta und das Teatro Farnese und starb 1622. Ihm folgte Odoardo, sein zweiter Sohn, vermählt mit Margarethe, der Tochter des Großherzogs Cosimo II. von Toscana, und deshalb ein Bundesgenosse des Hauses Medici und Frankreichs. Odoardo hatte 1646 seinen Sohn Ranuzio II. zum Nachfolger. Dieser starb 1694. Ihm folgten seine Brüder Francesco und 1727 Antonio. Als mit diesem 1731 der Mannsstamm des Hauses Farnese erlosch, war noch Elisabeth, eine Tochter Odoardo Farnese's, eines Sohns des Herzogs Ranuzio II., übrig, seit 1714 Gemahlin des Königs Philipp V. von Spanien. Dieselbe wußte es dahin zu bringen, daß ihrem ältesten Sohn, Karl, der als ein Prinz aus zweiter Ehe keine Anwartschaft auf den spanischen Thron hatte, die Anwartschaft auf die Herzogthümer P. und Piacenza von den Mächten, namentlich dem Kaiser, zugesichert wurde. In der That nahm 1731 der Infant Karl von Spanien Besitz von P. und Piacenza und entführte 1733 von da die herrlichsten Kunstwerke nach Neapel. Nachdem aber Spanien das Königreich beider Sicilien erworben hatte, wurden durch die Friedenspräliminarien von 1735 die Herzogthümer P. und Piacenza an Oesterreich abgetreten. Im österreichischen Erbfolgekrieg wurden sie 1745 von Spanien zurückerobert. Zwar gewann Oesterreich sie schon im folgenden Jahr wieder; aber im Aachener Frieden von 1748 trat Maria Theresia beide Herzogthümer nebst Guastalla (das seitdem zu P. gehörte) an den spanischen Infanten Don Philipp ab. Auf Philipp, dessen Minister, der Franzose Dutillot, P. durch Gründung von wissenschaftlichen und Kunstinstituten und Fabriken hob sowie die Jesuiten vertrieb, folgte 1765 sein Sohn Ferdinand unter der Vormundschaft Dutillots. Nachdem er 1711 die Volljährigkeit erlangt hatte, gab er Dutillot den Abschied und führte 1787 die Inquisition in seinen Herzogthümern ein. Im französischen Revolutionskrieg mußte er, von Oesterreich im Stiche gelassen, seinen Thron von Bonaparte 5. Nov. 1796 mit 6 Mill. Lire, einer großen Menge von Kriegsbedürfnissen und 20 der besten Gemälde Parma's erkaufen. Der Friede von Campo Formio (17. Okt. 1797) riß

ein Stück seines Landes am linken Pouser zu Gunsten der Cisalpinischen Republik ab. Der Lüneviller Friede (9. Febr. 1801) bestätigte Ferdinand in seinem bisherigen Besitzthum. Zufolge einer Uebereinkunft zwischen Frankreich und Spanien zu Madrid vom 21. März 1801 erhielt sein und Marie Amaliens von Oesterreich Sohn, Don Ludwig, das aus dem Großherzogthum Toscana gebildete neue Königreich Etrurien. Dagegen mußte Ludwig, als der Herzog Ferdinand 1802 an Gift starb, die Herzogthümer P., Piacenza und Guastalla an Frankreich abtreten, welches sie durch Moreau de Saint-Méry verwalten ließ, bis Napoleon I. 21. Juli 1805 sie dem französischen Reich völlig einverleibte. Aber schon 30. März 1806 gab der Kaiser Napoleon I. seiner Schwester Marie Pauline das Herzogthum Guastalla und später das Gebiet Parma's an Cambacérès sowie Piacenza an Lebrun als französische Lehen; jedoch hatten die letzten beiden keine Hoheits- und Fürstenrechte darüber, sondern nur den Herzogstitel mit dem Genuß jährlicher Einkünfte. Nach Verfügung vom 30. Mai 1808 sollten P. und Piacenza das Departement Taro bilden. Durch den Pariser Frieden von 1814 und die Wiener Kongreßakte von 1815 kamen die Herzogthümer P., Piacenza und Guastalla als souveränes Eigenthum an die bisherige Kaiserin von Frankreich, die Erzherzogin Marie Luise, jedoch mit der 1817 hinzugefügten Bestimmung, daß die Herzogthümer nach dem Tode derselben an die in Lucca herrschenden Bourbons, die Nachkommen des Königs Ludwig von Etrurien, fallen sollten. Marie Luise suchte Handel und Industrie zu heben und regierte im ganzen gemäßigt. Im Februar 1831 verbreitete sich der Geist des Aufruhrs von Ferrara und Modena aus auch auf das parmesanische Gebiet, und es konstituirte sich in P. eine revolutionäre Regierung, die sich aber infolge der Annäherung eines österreichischen Heerhaufens schon 9. März auflöste. Eine neue Bewegung in den parmesanischen Gebieten 27. Okt. 1833 wurde durch die österreichischen Truppen sofort unterdrückt. Von den 1846 in Italien ausgebrochenen revolutionären Stürmen blieb auch P. nicht ganz verschont, doch bewies die Herzogin auch damals einen milden Sinn. Als sie 17. Dec. 1847 starb, fiel den Verträgen zufolge das Herzogthum P. an den ehemaligen Herzog von Lucca, Karl II. Ludwig von Bourbon. Sogleich nach dem Uebergang des Landes an den Herzog Karl hatten die Bewohner Parma's an denselben eine Gesammtadresse abgehen lassen, welche die dringende Bitte um verschiedene nothwendige Reformen enthielt. Als Antwort erfolgte von Seiten des Herzogs ein noch engerer Anschluß an Oesterreich, und ein Korps ungarischer Truppen besetzte das Land (9. Febr. 1848). Nachdem 19. März vergebens Entfernung der Truppen und freie Institutionen begehrt worden waren, brach 20. März eine Revolution aus, die nicht ohne Blutvergießen ablief und den Herzog zu kapituliren zwang. Das seitherige Ministerium wurde entlassen, und alle Forderungen des Volks wurden bewilligt, worauf der Herzog, nachdem er noch eine Regentschaft eingesetzt hatte, 19. April das Land verließ. Als Karl Albert von Sardinien sich an die Spitze der italienischen Bewegung stellte und Oesterreich den Krieg erklärte, schloß sich auch P. durch Proklamation vom 10. Mai 1848 an Sardinien an und wurde von sardinischen Truppen besetzt. Infolge des Waffenstillstands vom 9. Aug. 1848 zwischen Sardinien und Oesterreich mußte sich ersteres verpflichten, Modena sowie P. und Piacenza zu räumen, und 12. Aug. nahm der österreichische Feldzeugmeister Baron d'Aspre wieder Besitz von P. Nach Kündigung des Waffenstillstands 12. März 1849 erklärte sich der Magistrat der Stadt P. 16. März für die Einverleibung in Sardinien, und es rückten abermals Sardinier unter dem General Lamarmora in P. ein. Allein nach der Schlacht von Novara (23. März) mußte sich Sardinien abermals verpflichten, P. zu räumen, worauf bereits 6. April die Oesterreicher wieder einrückten. Inzwischen hatte 14. März 1849 Herzog Karl II. Ludwig zu Gunsten seines Sohns Karl III. die Regierung niedergelegt, der im August 1849 dieselbe antrat. Sein nächstes Bestreben war, das Regierungssystem vor 1848 zu restituiren. Schwer Gravirte wurden nach einem kurzen Verfahren hingerichtet, andere ausgepeitscht. Das Land erhielt darauf eine strenge Polizei und eine österreichische Besatzung. Die Citadelle von Parma ward zur Festung umgewandelt. Am 26. März 1854 ward Herzog Karl von einem Meuchelmörder so gefährlich verwundet, daß er tags darauf verschied, worauf sein älterer Sohn, Robert, als Herzog proklamirt wurde. Da derselbe noch minderjährig war, übernahm seine Mutter Luise Marie Bourbon, Schwester des Grafen Chambord, die Regierung. Sie änderte das Ministerium, setzte die Civilliste von 1,800,000 Franken auf 600,000 herab, verringerte das Militär um $^2/_3$, milderte die preßpolizeilichen Maßregeln und traf manche heilsame Reform in der Verwaltung. Am 7. Febr. 1857 verließen die Oesterreicher das Herzogthum, nur Piacenza blieb vertragsmäßig von ihnen besetzt. So herrschten beim Ausbruch der italienischen Bewegung von 1859 in P. im allgemeinen befriedigende Verhältnisse. Das Volk forderte gleichwohl laut Anschluß an Sardinien. Bis zum 1. April 1859 hatten sich bereits 1000 Freiwillige aus P. ins sardinische Heer aufnehmen lassen. Als auf die Kunde vom Ausbruch der nationalen Bewegung in Toscana 30. April die Officiere der Truppen Parma's die Regentin ersuchten, ebenfalls offen gemeinschaftliche Sache mit Victor Emanuel zu machen, verließ dieselbe, um ihre Neutralität bewahren zu können, mit ihrem Sohn das Land und begab sich nach Mantua. Kaum war sie abgereist, als sich der größte Theil der Truppen und fast die gesammte Bevölkerung für die unmittelbare Vereinigung mit Sardinien erklärten. Nur ein kleiner Theil des parmesanischen Truppenkorps war für die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit und rief 4. Mai die Herzogin zurück. Dieselbe leistete der Aufforderung sofort Folge und ließ die Nationalgarde entwaffnen, suchte aber im übrigen ihre Neutralität streng zu wahren. Ein Theil des Herzogthums empörte sich jedoch und ward im Namen Victor Emanuels vom General Ribotti besetzt. Am 27. Mai flüchteten die Kinder der Herzogin nach der Schweiz, und als die Oesterreicher nach der Schlacht bei Magenta Anstalt trafen, Piacenza zu räumen, entband jene 9. Juni ihre Truppen des Eides der Treue und reiste noch an demselben Tag nach der Schweiz ab. Die bereits 8. Juni in der Stadt P. konstituirte revolutionäre Behörde wählte hierauf eine provisorische Regierung von drei Mitgliedern, und diese ersuchte nun Victor Emanuel, die Regierung des Herzogthums zu übernehmen. Bereits 16. Juni kam der von der sardinischen Regierung ernannte Gouverneur an. Die allgemeine Volksabstimmung in P. über die Vereinigung mit Sardinien ergab 63,403 Stimmen dafür und 506 dagegen, und durch Dekret vom 18. März 1860 erfolgte hierauf die

Einverleibung Parma's in das neue Königreich Italien. Die herzogliche Familie wohnt seitdem in Rom oder auf Schloß Wartegg im schweizerischen Kanton St. Gallen. Vgl. Affo, Storia della città di P. (Parma 1792—95, 4 Bde.), und Scarabelli, Storia civile di P. (das. 1858, 2 Bde.).

Parma, Herzog von, s. Cambacérès.

Parmeggianino (spr. -medschanino, Parmeggiano), Maler, s. Mazzola.

Parmelia *Ach.* (Schildflechte, Schüsselflechte), Flechtengattung aus der Familie der Parmeliaceen, charakterisirt durch einen laubartigen, kriechenden, an der Unterseite mittels Haftfasern befestigten Thallus und durch auf der Fläche desselben schild- oder schüsselförmig aufgewachsene Apothecien, häutige oder lederartige, meist viellappige, ausgebreitete und centrifugal wachsende, weißliche, graue, braune, schwarze, gelbe oder grünliche Flechten auf Baumrinden und Steinen. Den Bäumen werden sie, wenn sie überhand nehmen, schädlich (s. Baumkrätze). Bemerkenswerth sind: P. saxatilis *Ach.* (Lichen s. *L.*, Imbricaria s. *Kbr.*), mit bis fußgroßem, hellgrauem, netzförmig grubigem, unterseits schwarzem Thallus und braunen Apothecien, gemein an Bäumen, altem Holz, Steinen und Felsen, wurde früher, da sie auch auf halb verwitterten Knochen wächst, besonders von Menschenschädeln gesammelt und als Hirnschädelmoos, Muscus cranii humani, gegen Epilepsie gebraucht. P. parietina *Ach.* (Lichen parietinus *L.*, Physcia parietina *Kbr.*), mit meist rosettenförmig ausgebreitetem, gelbem oder pomeranzenfarbigem, unterseits blasserem Thallus und gleichfarbigen Apothecien, an Baumstämmen, Bretterwänden und Steinen kosmopolitisch, in Deutschland die gemeinste Art, diente wegen ihres zusammenziehenden, bitterlichen Geschmacks während der Kontinentalsperre als Surrogat der China, enthält Chrysophansäure $C_{14}H_8O_4$, welche in goldglänzenden, geruch- und fast geschmacklosen Tafeln krystallisirt, in kaltem Wasser sehr wenig, in heißem Wasser, Alkohol und Aether leichter löslich ist, bei 162° schmilzt, theilweise sublimirt und sich in Alkalien mit rother Farbe löst.

Parmeliaceen, kryptogamische Pflanzenfamilie in der Klasse der Flechten (s. d.).

Parmenides, griech. Philosoph, Haupt der »eleatischen Schule« (s. d.), kam 460 mit seinem Schüler Zenon nach Athen. Seine einzige Schrift ist ein philosophisches Lehrgedicht in epischem Versmaß und ionischem Dialekt, dessen zahlreiche Fragmente am vollständigsten von Kersten (in »Philosophorum Graecorum reliquiae«, Bd. 1, Th. 2, Brüss. 1835) gesammelt sind. Die Lehre des P., außer seinen Fragmenten auch durch Platon, Aristoteles u. a. bekannt, schließt sich zunächst an die des Xenophanes an und theilt mit dieser die Tendenz, alle Vielheit und Veränderlichkeit des Seins zu leugnen und Alles auf Eins zurückzuführen. Unter den Schülern des P. ist nach Zenon der bedeutendste Melissos.

Parmenion, Vertrauter und Feldherr des Königs Philipp von Makedonien, führte 356 v. Chr. einen glücklichen Krieg mit den Illyriern, zog 342 gegen Eretria und Oreos auf Euböa und eröffnete 337 mit Attalos und Amyntas den Perserkrieg. Während sie in Kleinasien beschäftigt waren, wurde Philipp ermordet. Unter den Feldherren Alexanders galt er als der bedeutendste, weshalb er auch an der Spitze der Phalangen stand, zeigte aber eine übertriebene Vorsicht, rieth Alexander von allen Entscheidungsschlachten ab und empfahl einen baldigen Frieden mit Persien. Nach der Schlacht bei Arbela, von der er ebenfalls abgerathen, ward er 330 zur Bewachung der Schätze in Ekbatana zurückgelassen. Als sein Sohn Philotas, einer Verschwörung verdächtig, 329 hingerichtet wurde, fürchtete Alexander die Rache des Vaters und ließ denselben durch ausgesandte Mörder ebenfalls tödten.

Parmentier (spr. -mangtjeh), Antoine Augustin, Pharmaceut und Agronom, geb. 17. Aug. 1737 zu Montdidier, bildete sich hier und in Paris zum Pharmaceuten aus und fungirte hierauf als solcher seit 1757 bei den Hospitälern der in Hannover operirenden Armee und seit 1766 am königlichen Invalidenhaus. Als bei der Hungersnoth 1769 die Akademie zu Paris einen Preis auf die beste Abhandlung über diejenigen Vegetabilien aussetzte, welche das Brod ersetzen könnten, erwarb sich P. diesen Preis durch seine Schrift über den Kartoffelbau, zu dessen Verbreitung in Frankreich er in der Folge wesentlich mit beitrug. Viel verdanken auch der Ackerbau überhaupt und die Fabriken seinen Beobachtungen und Untersuchungen, die er in vielen Schriften niederlegte. Während der Kontinentalsperre beschäftigte er sich auf Napoleons I. Befehl mit der Fabrikation des Trauben- und Runkelrübenzuckers, die er zu hoher Vollkommenheit brachte. Die Armeelazarethe hatten durch ihn manche zweckmäßige Einrichtung erhalten. 1796 ward er Mitglied des Instituts, unter der Konsularregierung Generalinspektor des Medicinalwesens. Er starb 17. Dec. 1813 zu Paris. Seine Vaterstadt errichtete ihm ein Standbild.

Parmesänkäse, s. Käse.

Parnahyba, 1) Fluß in Brasilien, entspringt zwischen 10—11° südl. Br. auf der Serra Mangabeiras, scheidet von seinem Ursprung an die Provinzen Piauhy und Maranhão, nimmt von beiden Seiten zahlreiche Nebenflüsse auf und mündet nach einem Laufe von 1040 Kilom. bei der gleichnamigen Stadt in den Atlantischen Ocean. Seine sechs Mündungsarme schließen fünf niedrige, aber der Ueberschwemmung nicht ausgesetzte Inseln ein. Trotz seines schnellen Laufs wird er, da er frei von Fällen ist, auf 670 Kilom. weit mit Booten befahren. — 2) (San Luiz de P.) Stadt an der Nordküste der brasil. Provinz Piauhy, am östlichen Hauptmündungsarm des gleichnamigen Flusses, hat Handel, besonders mit Häuten, Schlachtvieh und Baumwolle, und 8000 Einw. Der Hafen ist nur für kleine Schiffe zugänglich.

Parnassos, ein gleich dem Olympos, Helikon und Kithäron in der Mythologie der Griechen viel genanntes Gebirge Griechenlands, das als Sitz des pythischen Orakels von den Dichtern als Mittelpunkt (»Nabel«) der Erde betrachtet wurde. Man versteht im weitern Sinn darunter die vom Oeta her südöstlich durch Doris und Phokis hinstreichende Gebirgskette, welche unter dem Namen Kirphis (jetzt Xerovuni am Thal von Dhistomo) zwischen Kirrha und Antikirrha am Korinthischen Meerbusen endigt. Im engern Sinn bezeichnet P. bloß den höchsten Kamm dieses Gebirges, mit den beiden Spitzen Tithorea (jetzt Gerontobrachos) im NW. und Lykorea (jetzt Liakura, 2459 Meter) im SO. in der Nähe von Delphi. Von dem Kirphis wird dieser eigentliche P. durch das meist trockene, schmale Thal des Pleistos (jetzt Xeropotamos) getrennt. Die Gipfel sind den größten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckt; die Abhänge tragen dichte Tannenwaldungen, denen sich im Alterthum am Fuß Haine von Lorbeer-, Myrten- und Oelbäumen anschlossen

und haben zahlreiche Klüfte und Abgründe. In einem derselben, am südlichen Abhang, befanden sich das delphische Orakel und die Kastalische Quelle. Etwa 250 Meter oberhalb Delphi und 627 Meter ü. M. lagen die Phädriaden, Felsen, von denen die Gotteslästerer und Tempelschänder hinabgestürzt wurden. Der Berg war dem Apollon, dem Dionysos und den Musen, auch den korykischen Nymphen geheiligt, und besonders galt die Kastalische Quelle (s. d.) als die Quelle dichterischer Begeisterung. Daher die Redensart »den P. besteigen« für »dichten«, wie auch poetische Wörterbücher den Titel: Gradus ad Parnassum (s. d.) erhielten.

Parnes (jetzt Ozia), ein bis 1413 Meter ansteigendes Waldgebirge im nördlichen Theil von Attika, eine östliche, bis zum See bei Rhamnos sich hinziehende Fortsetzung des Kithäron, war sehr wald- und wildreich (Wildschweine, Bären) und trug auf seinem Gipfel eine Erzstatue sowie einen Altar des Zeus.

Parnitz, einer der beiden Arme, in welche sich derjenige Oberarm, der nach der ersten Trennung des Hauptstroms bei Garz den Namen Oder fortführt, bei Stettin zertheilt.

Par nobile fratrum (lat.), »ein edles Bruderpaar«, Citat aus Horaz' Sat. II, 3, 243, durchgängig in ironischem Sinn gebraucht.

Parny, Evariste Désiré Desforges, Vicomte de, berühmter franz. Dichter, geb. 6. Febr. 1753 auf der Insel Bourbon, kam als Kind nach Frankreich, besuchte das Gymnasium zu Rennes, trat dann, um Trappist zu werden, in das Seminar St. Firmin zu Paris, schlug aber in der Folge die militärische Laufbahn ein. Seine um 1775 geschriebenen »Poésies érotiques«, durch eine unglückliche Liebe veranlaßt, erwarben ihm den Namen des »französischen Tibull«. Nachdem er als Officier in Rio de Janeiro und Ostindien gedient, zog er sich auf ein Landgut zwischen St. Germain und Marly zurück. Die Revolution brachte ihn um sein Vermögen, daher er ein untergeordnetes Amt beim Unterrichtsministerium, später beim Steuerwesen annahm. Napoleons I. Gunst verscherzte er sich durch sein schmutzig-komisches Epos: »La guerre des Dieux anciens et modernes«, in 10 Gesängen (Par. 1799 u. öfter). Seit 1803 Mitglied des Institut national, starb er 5. Dec. 1814 zu Paris. Seine Dichtungen (Elegien, »Le paradis perdu«, »Les déguisements de Vénus«, »Les Rose-croix« ꝛc.) wurden von Tissot (Par. 1827, 3 Bde.), Béranger (das. 1831, 4 Bde.) und in Auswahl von Pons (1877) herausgegeben; sie zeichnen sich meist durch Anmuth, Geist und Phantasie aus, bekunden aber auch fast ausnahmslos des Verfassers frivole Sinnlichkeit. Sein antichristliches Gedicht: »La Christianide« soll die französische Regierung der Restaurationsperiode von den Erben des Dichters für den Preis von 30,000 Franken angekauft und verbrannt haben.

Parochie (griech.), Kirchsprengel, in der alten Kirche der gesammte bischöfliche Sprengel, also s. v. w. Diöcese, seit dem 5. Jahrh. eine einzelne, selbständige Kirchengemeinde, deren Mitglieder Parochianen heißen, und welcher die Beschaffung aller zur Erhaltung des Kirchen- und Pfarrwesens nöthigen Mittel (Parochiallasten) zukommt. Der Geistliche einer solchen Genossenschaft heißt Parochus (Pfarrer). Nächst der Mutterkirche (Parochialkirche, Pfarrkirche) umfaßt eine P. oft mehrere Filialkirchen oder eingepfarrte Gemeinden. Parochialschule heißt die gewöhnliche Schule eines ganzen Kirchspiels im Gegensatze zu Schulen für einzelne Orte ohne Kirche. In Deutschland that besonders Karl d. Gr. viel für Einrichtung von solchen Schulen.

Parochus, s. Parochie.

Parodie (griech., »Nebengesang«), in der Rhetorik die Umformung einer ernstlich gemeinten Rede eines andern in eine scherzhafte, satirische Phrase unter möglichster Beibehaltung derselben Worte; in der Poetik eine besondere satirische Dichtungsart, in welcher ein ernst gemeintes poetisches Erzeugnis dadurch lächerlich gemacht wird, daß seine äußere Form beibehalten, aber derselben ein anderer (zu ihr nicht passender) Inhalt gegeben wird, während bei der Travestie (s. d.) das Umgekehrte geschieht, der Inhalt beibehalten und demselben eine andere (zu ihm nicht passende äußere) Form gegeben wird. Beide haben das Gemeinsame, daß sie durch den Kontrast wirken. Als Erfinder der P. wird Hipponax (530 v. Chr.) genannt, welchem die älteren Gedichte des Homer und des Hesiod den Stoff darboten. Daß die P. auch in die attische Komödie überging, lag in der Natur der Sache; Aristophanes hat sie (gegen Euripides) trefflich zu handhaben gewußt. Unter den neueren Nationen erhielt sie bei den Franzosen (Scarron) großen Beifall. Gute deutsche Parodien schrieben Mahlmann (»Herodes vor Bethlehem«, auf Kotzebue's »Hussiten vor Naumburg«), Röller (»Der Kaffee«, auf Schillers »Glocke«) und Schütz.

Paroikie (griech.), Niederlassung eines Fremden auf einem Staatsgebiet ohne Staatsbürgerrecht.

Paromie (griech.), Sprichwort, Sinnspruch. Paroemia juris, Rechtssprichwort, sprichwörtliche Rechtsregel. Paromiolog, einer, der sich mit Sprichwörtern beschäftigt (vgl. Paromiographen).

Paromiographen (griech.), in der spätern griech. Literatur die Sammler der alten griechischen Sprichwörter. Die bedeutendsten sind Zenobios und Diogenianos aus dem 3. Jahrh. n. Chr., Gregorios aus Cypern, um 1283 Patriarch von Konstantinopel, und Michael Apostolios aus Byzanz, der 1450 aus Griechenland nach Italien flüchtete. Vgl. Gaisford, Paroemiographi graeci (Orf. 1836); Leutsch und Schneidewin, Corpus paroemiographorum graecorum (Götting. 1839—51, 2 Bde.).

Paronien (griech.), Trinklieder.

Parole (franz.), Wort, Ehrenwort (p. d'honneur); im Kriegswesen ein Erkennungswort, gewöhnlich der Name einer Stadt, s. Feldgeschrei; dann die tägliche, öfters mit dem Aufziehen der Wache (Wachparade) verbundene Versammlung aller Officiere und Unterofficiere oder bloß der Adjutanten und Feldwebel, wobei die täglichen Befehle (Parolebefehl) ausgegeben werden. Daher sagt man auch: »zur P. gehen«.

Paröli (span.), im Pharospiel Bezeichnung für eine Karte, die vom Besitzer, nachdem sie gewonnen hat, durch Aufwärtsbiegen einer Ecke bezeichnet wird, was andeutet, daß er auf das Inkasso des Gewinns vorläufig verzichtet, denselben vielmehr mit dem ursprünglichen Satze zusammen aufs Spiel setzt. Gewinnt das P., so erhält der Spieler von der Bank das Dreifache des ursprünglichen Satzes. Hiervon die sprichwörtliche Redensart: jemandem ein P. biegen (auch bieten), jemandes Pläne durch unvermuthete Maßnahmen vereiteln.

Paromöon (griech.), Wiederholung derselben oder ähnlicher Wörter, wie: Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant (»Knaben sind Knaben und treiben Knabenhaftes«).

Paromologie (griech.), rhetorische Figur, bestehend

in einem ſcheinbaren Zugeſtändnis, das man dem Gegner nur macht, um ihn zu widerlegen und ad absurdum zu führen.

Paronomaſie (griech., lat. Annominatio), in der Rhetorik eine Figur, beruhend auf der Zuſammenſtellung zweier gleich- oder ähnlich lautenden, aber der Bedeutung nach verſchiedenen oder einander entgegengeſetzten Wörter; auch Anſpielung auf einen Namen.

Paronychieen, eine Abtheilung in der Familie der Karyophylleen (ſ. d.).

Paronyma (griech.), die von einem Wort abgeleiteten oder gebildeten, mithin ſtammverwandten Wörter, z. B. eques, equus; reden, Rede, Redner; Paronymie, die Ableitung eines Worts aus einem andern; Paronymik, Lehre von der Ableitung der Wörter.

Paropamiſos (richtiger Parapaniſos), bei den alten Geographen Name des Hindukuſch (ſ. d.), ſpäter ſeines weſtlichen, Ghor genannten Theils; Paropamiſaden, bei den Alten das iraniſch-indiſche Miſchvolk in den Hochthälern am Südabhang des Hindukuſch.

Paros, Inſel im Aegeiſchen Meer, zur griech. Nomarchie der Kykladen gehörig, weſtlich von Naxos, ſchon im Alterthum wegen ihres ausgezeichnet ſchönen weißen Marmors (pariſcher Marmor) berühmt, aus dem viele vom Alterthum uns hinterlaſſene Meiſterwerke verfertigt ſind, hat einen Flächenraum von 203 QKilom. (3,7 QM.) mit (1870) 2507 Einw. In der Mitte erhebt ſich der 780 Meter hohe St. Eliasberg (der alte Marpeſſa), die Lagerſtätte des koſtbaren, bis jetzt noch unerſchöpften Marmors, der in zwei Thälern daſelbſt gebrochen wird, und zu deſſen rationeller Ausbeutung ſich neuerdings eine griechiſch-engliſche Geſellſchaft gebildet hat. An Waſſer fehlt es der Inſel, welche daher nur wenig bebaut iſt. Hauptſtadt iſt Parikia (Parökia), an der Stelle der alten Stadt P., an der Nordweſtküſte, mit einem kleinen Hafen, einem Schloß und einer Kirche (beide mit reichem antiken Säulenſchmuck). Ein anderer Hafenplatz iſt Nauſſa. P. iſt das Vaterland des Dichters Archilochos und des Malers Polygnotos. Unweit ſüdweſtlich davon liegt die durch ihre Stalaktitenhöhle berühmte Inſel Antiparos (ſ. d.). Anfangs von Kretern und Arkadiern bewohnt, gelangte die Inſel durch Handel und Schifffahrt früh zu Wohlſtand und Anſehen und ſendete bald auch Kolonien aus, wie nach Thaſos, Pharos ꝛc. Zur Zeit des ioniſchen Aufſtandes erſcheint P. unter der Hegemonie von Naxos, ward dann wieder ſelbſtändig, vertheidigte ſich mit Erfolg gegen Miltiades, mußte aber nach den Perſerkriegen Athens Oberherrſchaft anerkennen. Nach Alexander kam es unter den ägyptiſchen König Ptolemäos Lagi, dann wieder an Athen und zuletzt an die Römer. 1207 wurde es zum Herzogthum Naxos geſchlagen. In der Folge kam es als Mitgift an das Haus Sommariva, im 15. Jahrh. an das Haus Venier und ſchließlich an die Türken. Am 10. Juli 1651 wurden die Türken bei P. zur See von den Venetianern unter Mocenigo geſchlagen. An Griechenland kam die Inſel im griechiſchen Freiheitskampf. P. iſt noch merkwürdig als Fundort des ſogen. »Arundeliſchen Marmors« (ſ. Arundel). Vgl. Roß, Reiſen auf den griechiſchen Inſeln des Aegeiſchen Meers, Bd. 1 (Stuttg. 1840).

Paroſkōp (griech., fälſchlich oft Baroſkop), ſ. Wetterglas.

Parōtis (griech.), ſ. Ohrſpeicheldrüſe.

Parotitis (griech.), Entzündung der Ohrſpeicheldrüſe, kommt, abgeſehen von den Fällen, welche durch Verletzung der Ohrſpeicheldrüſe entſtehen, in zwei verſchiedenen Formen vor, nämlich als idiopathiſche (ſelbſtändige) und als metaſtatiſche (d. h. von einer anderweitigen Erkrankung des Körpers abhängige) P. In den meiſten Fällen, zumal der idiopathiſchen P., kommt es nur zu einer Durchtränkung der Drüſe und des ſie umgebenden Bindegewebes mit einem ſerösen Exſudat, welches nach Ablauf der Entzündung wieder aufgeſaugt wird. Weit ſeltener und zwar beſonders in der metaſtatiſchen P. kommt es zu einer reichlichen Eiterbildung in dem entzündeten Organ. Durch Schmelzung des Gewebes entſtehen dann Abſceſſe, welche die Haut durchbrechen und ſich nach außen öffnen. In anderen Fällen endlich ſterben die entzündeten Drüſenpartien brandig ab, und es kommt zur Verjauchung der Drüſe.

Die idiopathiſche oder ſpontane P. (Bauerwetzel, Mumps, Ziegenpeter, P. polymorpha) tritt meiſt epidemiſch, ſeltener in vereinzelten Fällen auf. Die Urſachen der Krankheit müſſen wir in unbekannten atmoſphäriſchen oder telluriſchen Einflüſſen ſuchen. Kinder in den erſten Lebensjahren und Greiſe pflegen von der P. verſchont zu bleiben, das männliche Geſchlecht häufiger zu erkranken als das weibliche. Wie bei anderen Entzündungen, geht auch bei der P. den örtlichen Erſcheinungen häufig ein leichtes Fieber voraus. Das Allgemeinbefinden iſt geſtört, es ſind Hinfälligkeit, Kopfſchmerz, Appetitmangel, unruhiger Schlaf und ähnliche Symptome vorhanden, welche man als Vorboten der P. bezeichnen kann. Nachdem das Fieber 2—3 Tage angedauert hat, bildet ſich in der Gegend des Ohrläppchens eine Geſchwulſt, welche ſich ſchnell über den Backen und bis zum Hals ausbreitet und anfangs nur Eine Seite des Geſichts einnimmt. Die Geſchwulſt iſt ziemlich feſt, die ſie überziehende Haut blaß oder nur ſchwach geröthet. Die Anſchwellung iſt von einem ſpannenden und drückenden, nicht ſehr heftigen Schmerz begleitet. Das Geſicht iſt dabei auffallend entſtellt, die Bewegungen des Kopfs ſind gehindert, der Kranke vermag den Mund nur wenig zu öffnen und hat Beſchwerden beim Sprechen, Kauen und Schlingen. Die Speichelabſonderung iſt unverändert. Häufig iſt die P. doppelſeitig, und die gleiche Schwellung zeigt ſich dann nach einiger Zeit auch auf der andern Seite der Wange. Gegen den fünften oder ſechsten Tag beginnt die Geſchwulſt ſich zu verlieren, das Fieber verſchwindet gänzlich, und nach 8—10 Tagen hat das Geſicht wieder ſeinen normalen Ausdruck angenommen. Weit ſeltener wird um den fünften oder ſechsten Tag, unter heftiger Steigerung des Fiebers, die Geſchwulſt ſchmerzhafter, härter, ſtärker geröthet, und es bilden ſich Eiterherde in derſelben, welche nach außen oder in den äußern Gehörgang durchbrechen. Merkwürdigerweiſe ſchwillt zuweilen ein Hode nebſt dem Hodenſack im Verlauf der P. entzündlich an, und zwar häufiger bei jüngeren Männern als bei Kindern und Greiſen. Die Entzündung dieſer Theile pflegt einen ebenſo günſtigen Verlauf als die P. ſelbſt zu nehmen und nach wenigen Tagen zu verſchwinden. Manchmal ſcheinen die P. und die Hodenſchwellung förmlich abzuwechſeln; erſtere verſchwindet, während ſich letztere entwickelt, und umgekehrt. In anderen Fällen jedoch laufen beide Entzündungen neben einander her. Auch bei den Weibern findet etwas Aehnliches ſtatt; die äußeren Schamtheile und die Brüſte ſchwellen an, und Schmerzen in der Gegend des einen oder andern

Eierstocks lassen schließen, daß auch letztere leicht entzündet sind. Der Zusammenhang zwischen diesen Krankheiten ist ganz unbekannt. Da die idiopathische P. meist von selbst heilt, so hat man nichts anderes zu thun, als den Kranken während der Dauer des Uebels vor Schädlichkeiten zu bewahren und etwaige Unregelmäßigkeiten in der Verdauung und Stuhlentleerung zu reguliren. Der Kranke muß das Zimmer hüten, die Geschwulst ist mit Watte oder einem Kräuterkissen zu bedecken, und die Diät muß eher knapp als reichlich sein. Wenn größere Härte der Geschwulst, vermehrte Empfindlichkeit derselben und die Steigerung des Fiebers den Uebergang in Eiterung befürchten lassen, so kann man denselben durch Ansetzen von Blutegeln zu verhüten suchen. Ist es zur Eiterung gekommen, so macht man warme Umschläge und eröffnet die Abscesse frühzeitig mit dem Messer, damit es nicht zu größeren Zerstörungen der Drüse komme.

Die metastatische (bösartige) P. kommt im Gefolge schwerer Krankheitsprocesse, namentlich des Typhus, vor. Seltener wird sie im Verlauf des Choleratyphoids, der Jauchevergiftung des Bluts, des Kindbettfiebers, der Masern, Pocken, der Ruhr oder als Begleiterin schwerer Lungenentzündungen beobachtet. Jedenfalls ist es falsch, wenn man glaubt, daß diese P. von günstigem Einfluß auf die Grundkrankheit sei. Im Gegentheil bildet eine hinzutretende P. unter allen Umständen eine unerwünschte Komplikation jener Krankheiten und ist ein Zeichen, daß die Grundkrankheit einen besonders schweren Verlauf nimmt. Wenn sich die metastatische P. zu einem Typhus oder zu einer andern der erwähnten Krankheiten hinzugesellt, so pflegen die gleichgültig daliegenden Kranken weder über Schmerzen, noch über sonstige Unbequemlichkeiten zu klagen. Entwickelt sich aber die P. während der Genesung von einem Typhus, so ist sie von denselben subjektiven Symptomen wie die idiopathische P. begleitet. Auch die metastatische P. kann sich zertheilen und verschwinden, besonders wenn sie langsam entstanden und nicht zu umfangreich geworden ist. Ebenso kann sie in Eiterung übergehen. Beim Uebergang in Brand und Verjauchung wird die Haut auf der meist steinharten und mit großer Schnelligkeit entstandenen Geschwulst bläulichroth, die Geschwulst sinkt ein, wird teigig, und nach der Oeffnung entleert sich eine mißfarbige, mit Gewebstrümmern vermischte jauchige Flüssigkeit. Ist die Geschwulst hart, gerötbet, bei Druck schmerzhaft, so mache man Umschläge mit kaltem Wasser oder mit Eis. Bildet sich Eiter, so ist die Anwendung warmer Umschläge und frühzeitige Eröffnung der Abscesse angezeigt.

Paroxysmus (griech., lat. Exacerbatio), eigentlich Verschärfung, bei Krankheiten, welche mit periodisch wiederkehrenden Anfällen von Fieber, Krampf, Delirium ꝛc. verbunden sind, das Auftreten dieser Erscheinungen in Form von Anfällen, welche gleichsam den höchsten Punkt bezeichnen, den die Störung im Organismus unter den vorhandenen Umständen erreichen kann.

Paroxytŏnon (griech.), Wort, welches auf der vorletzten Silbe einen Acutus hat.

Parquet (franz., spr. -kä), s. Parkett.

Parr, Katharina, Königin von England, s. Katharina 3 d).

Parret, Fluß in der engl. Grafschaft Somerset, entspringt bei Crewkerne in der Grafschaft Dorset, nimmt bei Ilchester den Yeo oder Ivel auf, wird bei Bridgewater für Seeschiffe fahrbar und ergießt sich durch die Brentmarsch in die Bridgewaterbai des Bristolkanals; 60 Kilom. lang. Die Flut an der Mündung steigt häufig bis zu 10 Meter.

Parrhăsios, griech. Maler aus Ephesos, Sohn und Schüler des Euenor, lebte um 400 v. Chr. in Athen. Um 395 war er bereits gestorben, daher ist die Geschichte des Seneca, wonach P. nach der Einnahme von Olynth einen Greis als Sklaven kaufte, um ihn zu martern und Studien für seinen Prometheus zu machen, erfunden. P. ist neben Zeuris Hauptvertreter der ionischen Malerschule. Mit Timanthes wetteiferte er in einem Gemälde, Ajax mit Odysseus um die Waffen des Achilleus kämpfend. Bekannter ist sein angeblicher Wettstreit mit Zeuris, dessen gemalte Trauben die Vögel anlockten, während durch einen von P. gemalten Vorhang Zeuris selbst getäuscht wurde. Der strengern monumentalen Richtung des Polygnot gegenüber strebte P. mehr nach äußerlicher Vollendung und Gefälligkeit, er betonte das rein Malerische; genauere Beobachtung der Verhältnisse, plastische Rundung der Formen, lebendiger, sprechender Gesichtsausdruck werden als seine Hauptvorzüge gerühmt. Seine Götter und Heroengestalten wurden von anderen Künstlern als Tradition beibehalten, und seine Zeichnungen dienten später noch als Studien. Gerühmt wurden seine beiden Waffenläufer, von denen der eine im Lauf zu schwitzen, der andere während des Ablegens der Waffen aufzuathmen schien. Sein Bild des athenischen Volks zeigte dasselbe, nach den Berichten der Alten, zugleich als veränderlich, jähzornig, ungerecht, unbeständig, nachsichtig, erhaben und niedrig, muthig und feig, kurz alles in einem.

Parrhesie (griech.), Freimüthigkeit im Reden, auch leichter, natürlicher, ungezwungener Anstand.

Parricida (lat.), einer, der sich des Verbrechens eines Parricidium (s. d.) schuldig gemacht hat; insbesondere Beiname des Herzogs Johann von Schwaben (s. Johann 12).

Parricidium (Paricidium, lat.), bei den Römern früher jedes schwere, todeswürdige Verbrechen gegen den römischen Staat oder einen römischen Bürger; später speciell Verwandten-, namentlich Vatermord.

Parrocel (spr. -ssell), 1) Joseph, franz. Maler und Radirer, geb. 1648 zu Brignolles, ging nach Marseille und bildete sich später in Rom unter Bourguignon zum Schlachtenmaler. 1675 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1676 Mitglied der Pariser Akademie. In einem der großen Säle des Invalidenhauses stellte er die Siege Ludwigs XIV., im Schlosse zu Versailles andere Thaten französischer Könige dar. Die Kathedrale zu Paris besitzt von ihm ein sogen. Maigemälde von 1694, die Predigt des Täufers Johannes; außerdem bewahren das Schloß zu Versailles, das Hotel der Invaliden zu Paris, das Rathhaus zu Toulouse und andere Orte Denkmäler seiner Kunst. Auch radirte Blätter lieferte er, unter anderen Les mystères de la vie de Notre Seigneur, etc., 27 Blätter. P. starb 1. März 1704 zu Paris.

2) Pierre, Maler und Radirer, Neffe des vorigen, geb. 1664 zu Avignon, war zuerst Schüler seines Oheims und widmete sich später unter Leitung Carlo Maratti's in Rom dem historischen Fach. Sein umfangreichstes Werk befindet sich in einer Gallerie des Hotels Noailles in St. Germain en Laye und stellt in 16 Gemälden die Geschichte des Tobias dar; sein Meisterstück aber ist die von dem Jesuskind gekrönte Mutter Gottes in der Marienkirche zu Mar-

feille. P. verband mit Grazie der Zeichnung und des Kolorits Feſtigkeit der Ausführung und Harmonie des Effekts. Auch lieferte er mehrere geiſtreiche Radirungen, Paſtorale's, Kindergruppen, ländliche Figuren in Gruppen, Bettler ꝛc. Er war ſeit 1730 Agrégé der Akademie zu Paris und ſtarb daſelbſt 1739.

3) **Charles**, Maler und Radirer, Sohn von P. 1), geb. 1688 zu Paris, bildete ſich unter Th. de la Foſſe und in Italien und wandte ſich mit Vorliebe der Schlachtenmalerei zu. Er wurde 1721 Mitglied, 1745 Profeſſor an der Pariſer Akademie. Er nahm Dienſte in einem Kavallerieregiment, um die Natur des Pferdes genauer beobachten zu können. 1744 begleitete er Ludwig XV. in den Krieg und malte Darſtellungen daraus; er lieferte jedoch auch Jagdſtücke und Darſtellungen öffentlicher Feſte. Nach ſeinen Gemälden wurde viel geſtochen, z. B. von Thomaſſin ein großes Blatt mit dem Reiterbild Ludwigs XV., von Desplaces die Löwen- und Tigerjagd ꝛc. Auch er übte die Radirkunſt. Er ſtarb 24. Mai 1752 zu Paris.

Parrot, Johann Jakob Friedrich Wilhelm, Naturforſcher, geb. 14. Okt. 1792 zu Karlsruhe, widmete ſich zu Dorpat dem Studium der Medicin, unternahm 1811—12 mit Moritz von Engelhardt eine mineralogiſche Reiſe in die Krim und den Kaukaſus und ſtellte auf dieſer ein Barometernivellement zwiſchen dem Schwarzen und dem Kaſpiſchen Meer an. 1815 wurde P. Stabsarzt bei der ruſſiſchen Armee, bereiſte Südeuropa und ward 1821 Profeſſor der Phyſiologie, Pathologie und Semiotik, ſpäter (1826), ſtatt des Vaters, auch der Phyſik an der Univerſität Dorpat. 1824 bereiſte er den Ararat und ſtellte am Manytſch, an der Wolga und am Don ein barometriſches Nivellement an, deſſen Abweichungen von dem erſten die Akademie zur Entſendung einer geodätiſchen Expedition veranlaßte. 1837 ging er nach dem Nordkap. Die Veröffentlichung der auf dieſer letzten Reiſe gewonnenen Ergebniſſe wurde durch Parrots lange Kränklichkeit und frühen Tod (15. Jan. 1840) gehindert; über die erſtere berichten die Werke: »Reiſe in die Krim und den Kaukaſus« (Berl. 1815—18, 2 Bde.) und »Reiſe zum Ararat« (daſ. 1834, 2 Bde.).

Parry, Sir William Edward, brit. Polarreiſender, geb. 19. Dec. 1790 zu Bath, diente ſeit 1808 auf der Fregatte Tribune in den Gefechten gegen die Dänen, ward 1811 zum Schutz des Walfiſchfangs in den nördlichen Meeren ausgeſchickt, auf welcher Fahrt er beſondere (ſpäter veröffentlichte) Regeln für die Beſtimmung der Polhöhe nach dem Stande der Fixſterne erfand, und erhielt 1818 bei der zur Aufſuchung einer nordweſtlichen Durchfahrt unter Kapitän Roß abgeſandten Expedition den Oberbefehl über das zweite Schiff, Alexander. Während einer zweiten Entdeckungsreiſe dahin, die er ein Jahr ſpäter unternahm, überwinterte er auf der Melvilleinſel, drang im Polarmeer bis 76° nördl. Br. vor und erhielt nach ſeiner Rückkehr im November 1820 den dafür ausgeſetzten Preis von 5000 Pfd. Sterl. Eine dritte Nordweſtpolarfahrt unternahm er 1821 mit Kapitän Lyon und 1824 eine vierte, von der er im Oktober 1825, nachdem er unter 71° nördl. Br. in der Prinz-Regentenbai überwintert hatte, zurückkehrte. Das wichtigſte Reſultat dieſer Reiſen war die Auffindung und Unterſuchung der Barrowſtraße (ſ. d.). Mit dem einzig übrig gebliebenen Schiff, Hecla, unternahm P. 1827 eine fünfte Expedition nach dem Norden, kehrte jedoch noch im Oktober d. J. zurück. 1829 zum Ritter ernannt, ging er als Kommiſſär der Auſtraliſchen Ackerbaugeſellſchaft nach Port Stephens, wo er bis 1834 blieb, erhielt dann 1837 den Auftrag, den der Admiralität übertragenen Paketpoſtdienſt zu organiſiren, wurde 1852 Kontreadmiral der Blauen Flagge, 1853 Vicegouverneur des Marinehoſpitals in Greenwich und ſtarb 8. Juli 1855 in Bad Ems. Seine Reiſebeſchreibungen erſchienen geſammelt unter dem Titel: »Four voyages to the North Pole« (Lond. 1833, 5 Bde.). Biographiſche Nachrichten über ihn veröffentlichte ſein Sohn (Lond. 1857).

Parryinſeln (Parry-Archipel), Inſelgruppe im arktiſchen Nordamerika, nördlich von 74° 30′ nördl. Br., beſteht aus drei Gruppen, welche durch den Byam Martin- und Wellingtonkanal geſchieden werden. Zur weſtlichen Gruppe gehören die Prinz Patrick- und Melvilleinſeln, zur mittlern die Bathurſtinſel und Cornwallis, zur öſtlichen Grinnell-Land und Norddevon. Areal 129,000 QKilom. (2450 QM.).

Pars (lat.), Theil. Pars adversa oder contraria, ſ. v. w. Gegenpartei; p. aliquota, ſ. v. w. aliquoter Theil; p. quota, Quotetheil, z. B. ein Theil einer Erbſchaft, der bloß relativ in ſeinem Verhältnis zum Ganzen beſtimmt iſt, z. B. 1/3, im Gegenſatze zur p. quanta, einem abſolut beſtimmten Theil, z. B. einer beſtimmten Geldſumme.

Parsberg, Marktflecken und Landgerichtsſitz im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Velburg, an der Schwarzen Laber, mit (1875) 802 Einw.

Parsdorf, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Ebersberg, mit 172 Einw. Hier 18. Juli 1800 Waffenſtillſtand zwiſchen den Franzoſen und Oeſterreichern.

Parſen (Gebern, Feueranbeter), die noch übrigen Anhänger der von Zoroaſter (ſ. d.) geſtifteten iraniſchen Nationalreligion, deren Anzahl ſich in Indien auf etwa 100,000 beläuft, wozu noch ca. 5500 in den perſiſchen Landſchaften Jezd und Kerman kommen. Die erſteren wanderten aus ihrer Heimat aus, weil nach dem Sturz des Saſſanidenreichs der Islam in ganz Iran mit Feuer und Schwert verbreitet wurde; doch ſcheinen ſie erſt etwa mehrere Jahrhunderte nach jenem Ereignis der Unduldſamkeit der mohammedaniſchen Herrſcher ausgewichen zu ſein, indem ſie nach ihrer eigenen Tradition zuerſt nach der Inſel Ormus im Perſiſchen Meerbuſen ſegelten, dann nach der Halbinſel Gudſcherat im nordweſtlichen Teil Indiens weiter zogen, woſelbſt ſowie auf der Küſte gegenüber, beſonders in der Stadt Bombay, ſie noch heutzutage leben. Durch Fleiß und kaufmänniſche Betriebſamkeit gelangten ſie bald zu großem Wohlſtand und bilden gegenwärtig in Indien ein weit wichtigeres Element in der dortigen Bevölkerung, als ihre geringe Anzahl erwarten ließe. Neuerdings wurde ein durch ſeinen koloſſalen Reichthum und die daraus gemachten ſehr bedeutenden Schenkungen ausgezeichneter Parſe Namens Dſchidſhibhoy von der engliſchen Regierung in den Adelſtand erhoben; auch befinden ſich unter den in Indien fungirenden engliſchen Juriſten verſchiedene von parſiſcher Herkunft, die ihre Studien in London gemacht haben. Wie durch ihren körperlichen Habitus, ihre helle, nur hier und da leicht gebräunte Hautfarbe und ihre intelligenten Geſichtszüge, ſo nähern ſich die P. durch ihre hervorragende geiſtige Begabung den Europäern. An ihrer alten Religion und den damit zuſammenhängenden Gebräuchen hängen ſie mit großer Zähigkeit feſt, und die chriſtlichen Miſſionäre konnten bisher bei ihnen nichts ausrichten. Eine berühmte Sehenswürdigkeit ſind ihre Dakhma (»Thürme des Schwei-

gens«) unweit Bombay, d. h. Begräbnisstätten, auf denen die Leichen den Vögeln zum Fraß ausgesetzt werden, ganz nach den Vorschriften des Zendaveſta, der die Verbrennung oder das Begraben der Leichen als unsühnbare Verbrechen bezeichnet, weil dadurch das Feuer oder das Waſſer, die heiligen Elemente, verunreinigt würden. Die Verehrung der P. für das Feuer, die ihnen den populären Namen der »Feueranbeter« eingetragen hat, zeigt ſich auch z. B. in ihrer Gewohnheit, Lichter nicht auszublaſen, ſondern allmählich durch Wedeln mit dem Aermel zu verlöſchen. Andere uralte Gebräuche ſind: das Haomaopfer, wobei ein gewiſſer Pflanzenſaft unter Absingung einer Litanei aus dem Zendaveſta der Gottheit dargebracht wird; die Umgürtung mit dem Koſti oder heiligen Gürtel, die urſprünglich das Symbol der Mündigwerdung war, jetzt aber ſchon im Knabenalter ſtattfindet; der Nirang oder die Waſchung mit Kuhurin, die, ein Ueberreſt von der alten Verehrung der Kuh, als des unentbehrlichen Hausthiers, noch jetzt bei der Umgürtung, an Wöchnerinnen und ſonſt bei gewiſſen Ceremonien vollzogen wird; die Heirathen zwiſchen nahen Verwandten, die unter dem Namen Khetûda für eine verdienſtliche Handlung gelten. Doch werden die meiſten dieſer Gebräuche nur noch von den Orthodoxen in aller Strenge beobachtet; eine ſtarke liberale Partei hat namentlich die häßlichen Waſchungen mit Kuhurin ganz aufgegeben. Von den Indern haben die P. die Sitte ſehr früher Heirathen ſowie ihre Sprache, das Gudſcherati, angenommen, das eine Tochterſprache des Sanskrit iſt und mit einer von dem Sanskrit-(Devanagari-)Alphabet abſtammenden Schriftart geſchrieben wird. Ihre Religion iſt laut eines in Gudſcherati abgefaßten Katechismus, abgeſehen von der Beibehaltung der alten Ceremonien, auf einen einfachen Monotheismus mit ſehr anſprechender Moral reducirt. Die an verſchiedene Gottheiten gerichteten Gebete ihrer heiligen Schrift, des Zendaveſta, ſagen ſie auswendig her, aber ohne ihren Sinn zu kennen. Auch ihre gelehrteſten Prieſter, Deſturs und Mobeds genannt, können den Zendaveſta, den die P. aus ihrer Heimat nach Indien mitbrachten, nicht mehr in der Sprache des Originals, dem Zend, verſtehen, ſondern nur nach einer Ueberſetzung ins Pehlewi oder Mittelperſiſche, die zur Zeit der Saſſaniden gemacht wurde (ſ. Zendaveſta). Doch nehmen die P. ein thätiges Intereſſe an den Forſchungen europäiſcher Gelehrten über ihre alte religiöſe Literatur, unter deren Anleitung ſie neueſtens auch ſelbſt als Forſcher auf dieſem Gebiet auftreten. Vgl. M. Müller, Chips from a German workshop, Bd. 1 (2. Aufl., Lond. 1868); Spiegel (in den Einleitungen zu ſeiner Ueberſetzung des Aveſta, Leipz. 1852—63).

Parſi, die unmittelbar dem Neuperſiſchen vorausgehende, noch nicht durch das Eindringen arabiſcher Elemente getrübte Sprachſtufe des Perſiſchen (ſ. Iraniſche Sprachen).

Parſismus, ſ. Parſen, Zendaveſta und Zoroaſter.

Párskoje, Dorf im ruſſ. Gouvernement Koſtroma, Kreis Jurjewez, an der Parſcha, mit 3 Kirchen, bekannt durch ſeine Hausinduſtrie. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit der Verfertigung von Hornkämmen (bis ½ Mill. Stück jährlich) und blauen Ziegeln, mit Weberei und Färben von Baumwollſtoffen ſowie mit Backen von Wituſchki (auf Schnüre gereihte trockene Weizenkringel), welche Gegenſtände einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden.

Parſons (ſpr. parſ'ns), Theophilus, namhafter amerikan. Juriſt, geb. 24. Febr. 1750 zu Byfield in Maſſachuſetts, ward Advokat, nahm am nordamerikaniſchen Befreiungskrieg thätigen Antheil, bekleidete ſodann mehrere richterliche Aemter und ward 1806 Oberrichter von Maſſachuſetts; er ſtarb 30. Okt. 1813. Seine »Commentaries on the law of the United States« genießen hohes Anſehen. Auch ſein Sohn Theophilus P., geb. 17. Mai 1797, der längere Zeit Profeſſor an der Harvard-Univerſität war, hat ſich durch zahlreiche Bearbeitungen der amerikaniſchen Geſetze, namentlich des Handels- und Seerechts, bekannt gemacht.

Parſonstown (ſpr. párſenstaun), Stadt in der iriſchen Kings County, am Birr, oberhalb deſſen Mündung in den Shannon, hat 2670 Einw. Dabei Schloß Birr, mit Lord Roſſe's berühmtem Teleſkop.

Pars pro toto (lat., »der Theil für das Ganze«), rhetor. Figur, bei welcher ein Beſtandtheil einer Sache zur Bezeichnung des ganzen Gegenſtands gebraucht wird, z. B. Dach für Haus (ſ. Synekdoche).

Parſteiner See, Landſee im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, nordweſtlich von Oderberg, 12 Kilom. lang und 4 Kilom. breit, fließt in den Wolletzer See ab.

Part (v. lat. pars), ſ. v. w. Theil, Antheil; daher Partner, Theilnehmer, Kamerad, Genoß.

Partage (franz., ſpr. -ahſch), Theilung, daher Partagetraktat, Theilungsvertrag, wie der Oeſterreichs, Rußlands und Preußens über Polen (ſ. d., Geſchichte).

Partana, Stadt in der ital. Provinz Trapani (Sicilien), Kreis Mazzara del Vallo, hat ein Gymnaſium, Waiſen- und Leihhaus, eine ſchöne Kirche aus dem 14. Jahrh., Getreide-, Obſt-, Oel- und trefflichen Weinbau und (1871) 12,467 Einw.

Parteck, im ältern Deutſch des 16. und 17. Jahrh. ſ. v. w. Theilchen, Stückchen, insbeſondere ein Stückchen Brod; daher Parteckenſtecher (bei Fiſchart), wer nach Brodſtücken ſticht; Parteckenſack, Brodbeutel der Schulkinder; Parteckenhengſt (bei Luther), ſ. v. w. Kurrendeſchüler.

Partei (lat.), eine Anzahl zuſammengehöriger Perſonen; im Rechtsleben Bezeichnung für denjenigen, welcher in einer Proceßſache als ſtreitender Theil vor Gericht auftritt, dann im öffentlichen und namentlich im politiſchen Leben die zur gemeinſamen Verfolgung eines beſtimmten Zwecks beſtehende Vereinigung; Parteigeiſt iſt die Neigung, ſich einer P. anzuſchließen und den Beſtrebungen derſelben Geltung zu verſchaffen. Parteilichkeit iſt die rückſichtsloſe, meiſt tadelnswerthe Hinneigung zu einer P. und ihrem Intereſſe, im Gegenſatze zu der beſonders für ein richtiges, Gründe und Gegengründe abwägendes Urtheil geforderten Unparteilichkeit (Parteiloſigkeit).

Parteigänger (franz. Partisan), in früheren Zeiten Anführer von Kriegerſcharen, die, nur des Gewinns wegen dienend, nicht ſelten den Dienſt wechſelten, ſobald ihnen vom Gegner glänzendere Anerbietungen gemacht wurden, wie im Mittelalter die italieniſchen Condottieri (ſ. d.), oder die aus rein perſönlichen Gründen Partei ergriffen, wie im Dreißigjährigen Krieg die länderloſen Fürſten Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Später nannte man P. die Führer kleiner Abtheilungen, die, ohne ſteten Zuſammenhang mit dem Heer, durch kleinen Krieg meiſt im Rücken des Feindes dieſem durch Störung ſeiner Verbindungen, Wegnahme

und Zerstörung von Transporten, Befreiung von Gefangenen, Auffangen von Befehlen und Meldungen u. dgl. zu schaden suchten. Da Heimlichkeit im Parteigängerkrieg die Grundlage des Gelingens ist, dürfen die Truppen nicht zu stark sein und müssen in der Hauptsache aus Reiterei bestehen. In den Napoleonischen Kriegen, wo P. wie Schill, der Herzog von Braunschweig, v. Colomb, v. Lützow u. a. auftraten, betrug die Stärke ihrer Truppen von 100—2000 Mann. Vgl. auch Freikorps und Streifkorps.

Partenkirchen, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Werdenfels, im Thal der Loisach, 40 Kilom. vom Bahnhof Weilheim, 708 Meter ü. M., mit 2 Kirchen, einer Distriktsschnitzschule und (1875) 1345 Einw., wegen seiner romantischen Lage inmitten hoher Berge und seines milden Klima's ein beliebter Sommeraufenthaltsort. Dabei das Kainzen- oder Kanitzer Bad, mit einer schwach alkalischen Quelle, die bei Tuberkulose und Katarrh der Luftwege und der Lungen mit Erfolg gebraucht wird. Auch ist eine Molkenanstalt vorhanden. P. ist das Partanum der Römer und war das Standquartier der ersten rätischen Kohorte.

Parterre (franz., entstanden aus par terre, »auf der Erde«), in der Gartenkunst ursprünglich ein am Fuß terrassenförmiger Parkanlagen befindlicher Lustgarten; dann im allgemeinen der tiefer liegende, in der Regel mit Blumen geschmückte Theil von größeren Gärten; in der Baukunst die untersten, unmittelbar über dem Keller befindlichen Wohnräume (franz. rez-de-chaussée); im Theaterwesen die zu ebener Erde liegenden Zuschauerplätze, deren vorderste Reihen gewöhnlich das Parkett bilden, sowie die Zuschauer darin.

Parthe (Bergparthe, richtiger Barde), beilähnliches Instrument an einem Stock, welches die Bergbeamten bei feierlichen Aufzügen und auch sonst (Harzer Häckel) als Abzeichen tragen.

Parthe, Fluß in der sächs. Kreisbauptmannschaft Leipzig, entspringt im Kolditzer Wald, fließt anfangs nordwestlich, zuletzt südwestlich und fällt nordwestlich bei Leipzig in die Pleiße; 48 Kilom. lang.

Parthenay (spr. part'nä), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Deux-Sèvres, am Thouet, mit mehreren alten Kirchen, Resten ehemaliger Befestigungswerke, Gerichtshof, Lehrerseminar, Handelskammer, Fabrikation von Porzellan, Hüten, Tuch ꝛc., großen Mahlmühlen, Vieh- und Getreidehandel und (1872) 4778 Einw. P. litt viel im Vendéekrieg.

Parthenien (griech., v. parthénos, Jungfrau), bei den alten Griechen Lieder, Hymnen u. dgl., welche an gewissen Götterfesten von Jungfrauenchören vorgetragen wurden.

Parthenier (griech.), Jungfernkinder oder Bastarde, die Sprößlinge der Ehen, welche während des ersten Messenischen Kriegs (743—723 v. Chr.) zwischen spartiatischen Frauen und Achäern mit Zustimmung der Könige geschlossen worden waren; da die Spartiaten nach ihrer Rückkehr vom Krieg diese Ehen nicht als rechtmäßig anerkennen wollten und die Kinder spottend P. nannten, empörten sich diese, und da die Spartiaten ihrer nicht Herr werden konnten, kam es zu einem Vertrag, wonach die P. nach Italien auswandern sollten. Unter Führung des Herakliden Phalanthos zogen sie 708 aus und gründeten Tarent.

Parthenios, griech. Dichter aus Nikäa in Bithynien, ward im Mithridatischen Kriege gefangen nach Rom gebracht, dort aber seiner hohen Bildung wegen freigelassen und lebte angeblich bis zur Zeit Tiberius', welcher an seinen Dichtungen großes Gefallen fand. Letztere, meist erotischen Inhalts, bewegten sich, dem Geschmack der alexandrinischen Schule gemäß, vorzugsweise auf dem Gebiet apokryphischer Fabeln. Erhalten hat sich unter anderem von ihm die prosaische Schrift: »Ueber die Leiden der Liebe«, deren Erzählungen sämmtlich aus der Mythologie entlehnt sind (am besten herausgeg. von Hercher in den »Scriptores erotici graeci«, Bd. 1 (Leipz. 1858).

Parthenogenĕsis (griech.), s. Zeugung.

Parthenōn (griech., der), Jungfrauengemach; insbesondere ein Tempel der jungfräulichen Athene, namentlich der unter Perikles auf der Akropolis von Athen (s. d., S. 97) erbaute.

Parthenŏpe, eine der Sirenen, von deren Grabmal die Stadt Neapolis den Namen P. gehabt haben soll.

Parthenopeïsche Republik, Name des republikan. Staats, in welchen 1799 das Königreich Neapel durch die Franzosen umgewandelt wurde. Als Ferdinand I., König beider Sicilien, sich 1798 von neuem der Koalition gegen Frankreich angeschlossen, eroberte ein französisches Heer unter Championnet Neapel und proklamirte 23. Jan. 1799 die Republik, welche nach dem ältesten Namen Neapels, Parthenope, genannt wurde. Eine Regierung von 21 Mitgliedern ward eingesetzt. Der neue Staat wollte indessen bei dem Widerstande der Provinzen, bei der Roheit des fast allein der Regierung anhängenden Pöbels und bei den Bedrückungen der Befreier keinen rechten Halt gewinnen. Da Championnet selbst gegen letztere auftreten mußte, ward er bald durch Macdonald ersetzt. Der Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich zwang die Franzosen, Neapel zu verlassen; das vom Kardinal Ruffo befehligte Royalistenheer landete mit Unterstützung der britischen Flotte, zog 21. Juni in Neapel ein und machte der Parthenopeischen Republik nach fünfmonatlichem Bestehen ein Ende. Vgl. Neapel (Geschichte) und Pahl, Geschichte der Parthenopeischen Republik (Frankf. 1801).

Parther, s. Parthien.

Parthey, Gustav Friedrich Konstantin, Alterthumsforscher, geb. 27. Okt. 1798 zu Berlin, studirte daselbst und in Heidelberg und unternahm 1820—24 eine wissenschaftliche Reise durch Frankreich, England, Italien, Aegypten und Vorderasien, deren Resultate theilweise in den »Wanderungen durch Sicilien und die Levante« (Berl. 1834—40, 2 Bde.) niedergelegt sind. 1825 übernahm er zu Berlin die Nicolai'sche Buchhandlung. Seit 1857 Mitglied der Akademie daselbst, starb er 2. April 1872 in Rom. Außer einzelnen Ausgaben griechischer und römischer Schriften über alte Geographie und ägyptische Archäologie veröffentlichte er: »De Philis insula ejusque monumentis« (Berl. 1830); »Das alexandrinische Museum« (das. 1838); »Vocabularium coptico-latinum« (das. 1844); »Zur Erdkunde des alten Aegypten« (das. 1859); »Deutscher Bildersaal« (das. 1861—64, 2 Bde.); »Das Orakel und die Oase des Ammon« (das. 1862); »Aegyptische Personennamen bei den Klassikern, in Papyrusrollen auf Inschriften« (das. 1864); »Zwei griechische Zauberpapyri des Berliner Museums« (das. 1866); »Die thebanischen Papyrusfragmente im Berliner Museum« (das. 1869) u. a. Auch gab er Millins »Mythologische Gallerie« in verbesserter Auflage (Berl. 1836) heraus.

Parthien, bei den Alten im weitern Sinn das Land zwischen dem Euphrat und Oxus, dem Kaspischen und Indischen Meer; im engern Sinn das von den Parthern bewohnte Land, welches, rings von hohen Gebirgen eingeschlossen, im W. von Medien,

im N. von Hyrkanien, im O. von Ariana und Margiana, im S. von der Karamanischen Wüste begrenzt ward. Theile der heutigen persischen Provinzen Chorasan, Taberistan und Kuhistan in sich begreifend, wurde P. unter persischer und makedonischer Herrschaft lange zu Hyrkanien gerechnet. Die nördlichen Striche waren waldig, bergig und unfruchtbar; im S. aber fanden sich sehr fruchtbare, vornehmlich zum Gartenbau geeignete, Striche. Die Flüsse waren meist Steppenflüsse, die nach Bewässerung einzelner Striche im Sand versiegten, wie der Zirbetes oder Stibötes und Ridagnos. Das wichtigste Erzeugnis des Landes waren Pferde, wie denn auch die Bewohner als tüchtige Reiter in Ruf standen. P. zerfiel in fünf Theile: Komisene, neben Hyrkanien, im NO. der Caspia porta (s. d.), ohne Stadt; Parthyene, mit Parthaunisa (Nisäa), den königlichen Gräbern (jetzt Sari) und Hekatompylos; Choarene (Chorene), das heutige Hochthal Chawar, südöstlich von Teheran, mit Apamea (jetzt Veramin); Parautikene, mit Ragau (jetzt Rujan) und der Festung Dara; Tabikene, an Karamanien angrenzend.

Die Parther sind arischer Abstammung und waren in ältester Zeit ein tapferes Nomadenvolk, dessen Reiterscharen sich im Gebrauch von Lanze und Bogen auszeichneten. Sie waren zuerst den Assyriern unterworfen, dann dem medischen und persischen Reich. Als die Macht dieses Reichs durch Alexander d. Gr. gebrochen wurde, huldigten sie dessen Herrschaft. In den nach Alexanders Tode folgenden Kämpfen schlossen sie sich erst an Eumenes, nach dessen Ueberwindung durch Antigonos an diesen und dann an Seleukos von Syrien an, fielen aber, als unter Antiochos Theos die Auflösung des syrischen Reichs begann, von demselben ab und gründeten unter Arsakes I., welcher seinen Ursprung von dem altpersischen Königsgeschlecht herleitete, 256 v. Chr. ein selbständiges Reich mit der Hauptstadt Hekatompylos. Unterstützt von den Magiern, welche den altpersischen Feuerdienst wieder herstellten, erweiterte Arsakes sein Reich durch Eroberungen bis zum Indus im O. und bis an das Kaspische Meer im W. Sein Nachfolger war 253 sein Bruder Arsakes II. Tiridates, welcher sich mit Erfolg der Angriffe seitens der syrischen Könige erwehrte. Er starb 216. Sein Sohn Arsakes III. Artabanos I. behauptete nach Räumung Mediens gegen Antiochos III. von Syrien zuletzt durch Vertrag sein übriges Reich; starb 196. Arsakes IV. Phriapatios hinterließ 181 nach friedlicher Regierung das Reich seinem Sohn Arsakes V. Phraates I., der es durch Besiegung der Marder erweiterte und auf seinen Bruder Arsakes VI. Mithridates I. (175—136) vererbte. Dieser erhob P. rasch zu einem großen Reich durch Unterwerfung von Medien, dem noch unabhängigen Rest Hyrkaniens, Baktriens und der Nachbarländer bis zum indischen Kaukasus sowie eines großen Theils des in Auflösung begriffenen syrischen Reichs. Er vertilgte die letzten Spuren hellenischer Kultur und begründete die parthische Großmacht auf der altiranischen Nationalität und Religion. Sein Sohn und Nachfolger Arsakes VII. Phraates II. beendigte die Kämpfe zwischen Syrern und Parthern durch seine Vermählung mit einer syrischen Prinzessin und fiel 127 im Kampf gegen die östlichen Barbaren. Sein Oheim und Nachfolger Arsakes VIII. Artabanos II. fand 124 im Kriege gegen die Tocharen seinen Tod. Dessen Sohn Arsakes IX. Mithridates II. rächte seine Vorgänger durch mehrere Siege über jene östlichen Barbaren und erweiterte das Reich namentlich durch Eroberungen gegen Armenien hin. Die nach seinem Tode (87) ausgebrochenen Thronstreitigkeiten zwischen Arsakes X. Mnaskires (gest. 76) und Arsakes XI. Sinatroikes schwächten nicht nur die parthische Macht, namentlich Armenien gegenüber, sondern es traten zu den Verwickelungen mit diesem und Mithridates d. Gr. von Pontos neue mit Rom, infolge deren die Herrschaft der Parther im Osten große Einbußen erlitt. Der dritte Mithridatische Krieg, welcher die Römer unter Lucullus und Pompejus auch nach Mesopotamien führte, brachte dieselben zuerst mit den Parthern in feindliche Berührung, da Arsakes XII. Phraates III. den Euphrat als Grenze verlangte. Von seinen zwei Söhnen bahnte sich durch Ermordung des ältern Bruders, Arsakes XIII. Mithridates III., Arsakes XIV. Orodes I. um 60 den Weg zum Thron, welchen er 53 durch die Vernichtung des römischen Heers unter Crassus bei Carrä siegreich vertheidigte. Erst Ventidius unternahm (38) einen glücklichen Rachezug gegen ihn. Zwei Jahre darauf starb der König (36). Unter Arsakes XV. Phraates IV. erlitten die römischen Waffen unter Antonius 36 von den Parthern die zweite Niederlage. Wegen seiner Grausamkeit vom Thron gestoßen, den ein Nebenbuhler, Tiridates, einnahm, vertrieb Phraates diesen zwar mit Hülfe der östlichen Barbaren wieder (24); doch fand derselbe im römischen Reich Aufnahme, und obwohl Phraates den Römern Armenien abtrat und ihnen die bei Carrä erbeuteten Feldzeichen sowie fast seine ganze Familie auslieferte, wurde er doch 4 v. Chr. gestürzt. Nach ihm brachen blutige Thronstreitigkeiten und Aufstände aus, welche das Reich zerrütteten. Erst der 19. Arsakide, Artabanos III., erlangte wieder eine dauernde Herrschaft, knüpfte mit Germanicus eine freundschaftliche Verbindung an, mußte aber, als er gegen Tiberius einen Krieg begann, flüchten, da der Kaiser ihm, unterstützt von den unzufriedenen Parthern, in Phraates und Tiridates mit Erfolg Gegenkönige entgegenstellte. Nach seinem Tode (44 n. Chr.) wurden die Könige durch die um die Herrschaft kämpfenden Parteien bald auf den Thron gehoben, bald gestürzt und regierten ohne Ruhm und Glück; die äußere Macht des Reichs schwand infolge dessen, und die Kriege mit Rom wurden entweder aus Schwäche vermieden, oder unglücklich geführt. Als Arsakes XXV. Chosroës I. seinem Neffen 114 die armenische Krone zu verschaffen suchte, ward er von Trajan besiegt und hierauf sein Nebenbuhler Parthamaspates, ein armenischer Prinz, 115 in der Hauptstadt Ktesiphon vom Kaiser gekrönt. Der friedliebende Hadrian, der sich mit der alten Reichsgrenze, dem Euphrat, begnügte, gab jenem jedoch sein Reich zurück. Er starb 121. Arsakes XXVI. Vologeses II. (121—150) hütete sich, trotz der Vernichtung des parthischen Einflusses in Armenien, mit Rom den Kampf zu erneuern. Der lange verhaltene Groll der wiederum erstarkten Parther gegen Rom brach endlich unter seinem Sohn Arsakes XXVII. Vologeses III. von neuem hervor; aber Avidius Cassius brachte die Bundesgenossen des Vologeses zum Abfall, drängte die Parther über den Tigris zurück, eroberte und zerstörte Seleukia und plünderte die Königsburg in Ktesiphon (162—165). Armenien und Mesopotamien wurden von neuem dem römischen Reich einverleibt. Da der auf Vologeses (gest. 192) folgende Arsakes XXVIII. Vologeses IV. den römischen Thronbewerber Niger gegen Septimius Severus begünstigt

und einen Einfall in Mesopotamien unternommen hatte, warf sich Severus 198 auf die Parther, eroberte Ktesiphon und gewann hierdurch den Beinamen Parthicus, begnügte sich indeß mit Sicherung der römischen Grenzen. Vologeses starb zwischen 206—209 in Frieden. Nach jenem Namen Parthicus lüstern, nährte Caracalla die in dem Partherreich ausgebrochenen Bruderkämpfe zwischen Arsakes XXIX. Vologeses V. und Arsakes XXX. Artabanos IV., machte die Parther durch Vorspiegelungen von Frieden und Ehebündnis mit einer Tochter des Artabanos sicher und überfiel hinterlistig die Wehrlosen, um sie niedermetzeln zu lassen (216). Sein Nachfolger Macrinus zog gegen die Parther, welche aus Rache in das römische Gebiet eingefallen waren, mußte aber 217 einen schimpflichen Frieden schließen. Dies war der letzte Kampf zwischen den Römern und Parthern. Denn eben jetzt erhoben sich gegen diese die Neuperser unter Artaxerres I., der zuerst (219) Vologeses V. in Karamanien Herrschaft und Leben raubte und dann Artabanos im Norden nach drei Schlachten dasselbe Loos und dem parthischen Reich nach einer Dauer von 481 Jahren den Untergang bereitete (226). Obwohl die Parther ein tapferes Kriegsvolk waren und im Kampf gegen die Römer sich unsterblichen Ruhm erworben hatten, war doch die Verfassung des Reichs zu locker, um dauerhaft zu sein, und die Parther, trotzdem sie altpersische Religion und Kultur annahmen, den Altiraniern als Fremdlinge verhaßt und nicht fähig, die Iranier national zu einigen. Vgl. Schneiderwirth, Die Parther oder das neuperssische Reich unter den Arsaciden (Heiligenst. 1874); Rawlinson, The sixth great oriental monarchy, or geography, history and antiquities of Parthia (Lond. 1873).

Partiāl (neulat.), s. v. w. partiell (s. d.); auch s. v. w. parteiisch.

Partiāle (lat.), die mit fortlaufender Nummer versehenen Verschreibungen über kleinere Theile einer größern Anleihe; auch Partialobligationen, Partialloose ꝛc.

Particip (lat. Participium), in der Grammatik diejenige Form des Zeitworts, welche den Begriff desselben als Adjektiv angibt und besonders zur Bildung der zusammengesetzten Zeitformen gebraucht wird. Von Haus aus ist das P. in allen Sprachen nichts als ein gewöhnliches Adjektiv oder Substantiv (s. d.) und kehrt auch, wenn sein Zusammenhang mit verwandten Wörtern sich verdunkelt hat, leicht zu dieser seiner ursprünglichen Bedeutung zurück, z. B. in Freund, Feind (eigentlich der Liebende, Hassende), Participien von jetzt nicht mehr gebräuchlichen Zeitwörtern. Doch ist das P. namentlich im Griechischen in sehr innige Beziehungen zu den Zeitwörtern getreten und kann hier gerade wie diese Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausdrücken, während es im Lateinischen weniger und im Deutschen am wenigsten entwickelt ist. Auch die Konstruktion mit dem P. (Participialkonstruktion) ist in der deutschen Sprache deshalb nur in beschränkter Anwendung, und die Versuche neuerer Schriftsteller, ihr auch hier eine ausgedehntere Anwendung zu verschaffen, sind ohne Erfolg geblieben. Beim Uebersetzen aus fremden Sprachen (auch aus dem Französischen, Englischen, Italienischen ꝛc.) müssen solche Konstruktionen in der Regel durch Nebensätze wiedergegeben werden. Der Name des Particips bedeutet »das Theilhabende« und ist nur Uebersetzung eines von den griechischen Grammatikern gebrauchten Kunstausdrucks, der eine Doppelnatur, die zwischen Adjektiv und Zeitwort schwankt, kennzeichnen sollte; auch die deutsche Bezeichnung Mittelwort weist auf diese Mittelstellung des Particips hin.

Participiren (lat.), theilnehmen; Participation, Theilnahme, Betheiligung; Participationsgeschäft, Handelsunternehmung für gemeinschaftliche Rechnung und zwar, je nachdem dabei zwei oder mehrere Personen betheiligt sind, »Unternehmung auf ½ Rechnung« oder »in conto à moitié«, »auf ⅓, ¼ Rechnung« ꝛc. Participationsgesellschaft (zufällige, Gelegenheitsgesellschaft), Vereinigung zu einzelnen Handelsgeschäften für gemeinschaftliche Rechnung (s. Handelsgesellschaft).

Partick, westliche Vorstadt der schott. Stadt Glasgow, hat zahlreiche Landhäuser, große Schiffswerften und 15,845 Einw.

Particulier (franz., spr. -tülje), ein Mann, der ohne Anstellung und Gewerbe von seinem Vermögen lebt.

Partie (franz.), Theil (als Ganzes für sich betrachtet); im Handel s. v. w. Waarenposten; in der Musik s. v. w. Stimme, der für ein Instrument bestimmte Theil einer Partitur; im Theaterwesen s. v. w. Rolle; auch s. v. w. Heirath, besonders in Bezug auf das durch eine solche zu gewinnende Vermögen.

Partiell (franz.), zum Theil oder theilweise vorhanden, sich nur über einen Theil erstreckend (besonders von Sonnen- und Mondfinsternissen).

Parties honteuses (franz., spr. partih ongtöhs'), Schamtheile; auch Schandflecke.

Partikeln (lat. Particŭlae, »Theilchen«), allgemeiner Name für diejenigen formellen Redetheile, welche die Beziehung der materiellen Bestandtheile des Redesatzes auf einander ausdrücken. Die P. haben im allgemeinen dieselbe Bestimmung wie die Flexionen, indem sie, wie diese, zur Bezeichnung des gegenseitigen Verhältnisses und der Wechselbeziehung der Wörter im Satz dienen, nur mit dem Unterschiede, daß, während die Flexionen nur die allgemeinen Richtungen der Verhältnisse angeben, die P. deren specielle und individuelle Gestaltung bezeichnen. Zu den P. gehören die Präpositionen, die Konjunktionen und die Adverbien. Am reichsten an P. ist die griechische Sprache, die dadurch feinere Beziehungen auszudrücken und ihre Sätze besser zu gliedern vermag als irgend eine andere Sprache. Doch steht in dieser Hinsicht das Deutsche dem Griechischen am nächsten.

Partikŭlar (lat.), was einen Theil (pars) betrifft; auch s. v. w. für sich bestehend; daher Partikularaccept (Theilaccept), die nur zu einem Theil der Wechselsumme erfolgte Annahme eines Wechsels seitens des Bezogenen; Partikularlegat, das Vermächtnis eines bestimmten Erbschaftsgegenstands im Gegensatze zum Vermächtnis eines aliquoten Theils der Erbschaft (Universalfideikommiß).

Partikularismus (lat.), die politische Richtung derjenigen, welche in einem zusammengesetzten Staat, also z. B. im Deutschen Reich, den Einzelstaaten eine möglichst große Selbständigkeit bewahrt wissen wollen; Partikularist, ein Anhänger dieser Parteirichtung. — In der Theologie nennt man speciell P. den Inbegriff der Lehrsätze der Partikularisten, d. h. der theologischen Partei, die ein göttliches Decretum particulare oder einen Rathschluß zur Beseligung nur eines bestimmten Theils der Menschheit vertheidigt, im Gegensatze zu den Universalisten, die einen solchen Rathschluß sich auf das gesammte Menschengeschlecht ausdehnen lassen (s. Prädestination);

dann auch die Ansicht der Juden, daß Gott in besonderem Sinn ihr Gott sei.

Partikularrecht (partikuläres [»besonderes«] Recht), das in den deutschen Einzelstaaten geltende Recht im Gegensatze zu dem gemeinen deutschen Recht. S. Deutsches Recht.

Partiménto (ital., »Theilung«), bezifferte Baßstimme; auch Begleitung nach den Regeln des Generalbasses; Partimenti, Uebungsstücke zur Begleitung bezifferter Läufe.

Partinico, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sicilien), mit Woll- und Seidenmanufakturen, Wein- und Oelhandel und (1871) 20,154 Einw.

Partirerei, s. Hehlerei.

Partisan (franz., spr. -sáng), s. v. w. Parteigänger.

Partisáne (Halbpike), alte Stoßwaffe, bestehend aus einem 2—3 Meter langen Schaft mit breiter eiserner, zweischneidiger Spitze, unter der sich oft eine kurze Querstange zum Pariren der feindlichen Hiebe, aber kein beilartiger Ansatz befand, wodurch sie sich von der Hellebarte (s. d.) unterschied.

Partis brunna, lat. Name für Paderborn.

Partíte (ital. Partita, franz. Partie), Theil, Antheil, Zahl, Menge; eine Post (eine Summe Geldes), die in Rechnung gebracht wird; daher Partiten saldiren, die (Schuld-) Posten ausgleichen; Partitengirate, die einem andern zum Einziehen angewiesenen Schuldposten; auch s. v. w. Ränke, daher Partitenmacher, Ränkemacher.

Partitio (lat.), Theilung, bei den röm. Rhetorikern die Eintheilung der Rede in ihre einzelnen Theile.

Partitúr (neulat., ital. Partizione, franz. Partition), die übersichtliche Zusammenstellung aller zu einem mehr- und vielstimmigen Tonstücke gehörigen Stimmen (Parten), die Takt für Takt untereinander geschrieben werden, so daß man sowohl die Bewegung jeder einzelnen Stimme verfolgen, als auch das harmonische Zusammenwirken aller mit einem Blick überschauen kann. Am bequemsten wäre es daher freilich, sämmtliche Grund-, resp. Baßstimmen in die untersten, die höheren Stimmen dagegen in die darüber befindlichen Linien zu setzen. Im allgemeinen folgt man bei Anordnung der P. auch diesem Princip, jedoch mit der besondern ästhetischen Rücksicht auf die Gruppirung und Zusammenlegung der verwandten Klangfarben, nach welcher die verschiedenen Familien der Instrumente, z. B. der Holzbläserchor, die Messing-, die Streich- und die Schlaginstrumente, desgleichen die Singstimmen in Partituren von Vokalwerken im Hauptsystem wieder ihre eigenen kleinen Systeme erhalten, die links am Rande durch die sogen. Akkoladen für das Auge kenntlich gemacht sind. Am meisten gang und gäbe ist jetzt, bei gewöhnlicher Orchesterbesetzung, folgende Stellung der Instrumente in der P.: auf der obersten Linie die Flöte, dann die Oboen, Klarinetten, Fagotte, Hörner, Trompeten, Posaunen, Pauken, erste Violine, zweite Violine, Viola, Violoncell und Baß. Sind neben den Instrumenten auch Singstimmen in der Komposition, so kommen diese zuweilen zwischen die ersten Violinen und die Pauken, öfter aber noch über die Violoncell- und Kontrabaßzeile zu stehen. Der Raumersparnis wegen werden zwei gleichnamige Instrumente, z. B. 2 Flöten, 2 Hörner ꝛc., gewöhnlich auf Ein Liniensystem gebracht, das erste mit aufwärts, das andere mit abwärts gestrichenen Noten; ebenso erhalten große Trommel, Becken und Triangel meist kein volles System, sondern nur je eine Linie. Das Partiturspielen, d. h. ein für mehrere Instrumente, für Singstimmen mit Orchesterbegleitung ꝛc. gesetztes Tonstück nach der P. unmittelbar auf dem Klavier darstellen, und zwar so, daß dadurch ein möglichst getreues Abbild von der innern Einrichtung des Tonstücks gegeben wird, ist eine der schwierigsten Aufgaben für den Musiker, aber auch zugleich eins der wirksamsten Förderungsmittel für den Musiklernenden. Vgl. Gaßner, Partiturkenntnis, ein Leitfaden für angehende Tonsetzer ꝛc. (Karlsr. 1838).

Partner, s. Part.

Partnership (engl., spr. -schipp), s. v. w. Theilhaberschaft (s. d.).

Parton (spr. part'n), James, nordamerikan. Schriftsteller, geb. 9. Febr. 1822 zu Canterbury in England, kam, vier Jahre alt, nach Amerika, wurde bereits mit 19 Jahren akademischer Lehrer und erwarb sich als Schriftsteller, namentlich als Biograph, einen geachteten Namen. Wir erwähnen von seinen Werken zunächst die Biographien von Horace Greeley (New York 1855, neue Ausg. 1866), Aaron Burr (das. 1857, 17. Aufl. 1864) und Jackson (das. 1859—60, 3 Bde.), denen sich »General Butler in New Orleans« (das. 1863, 8. Aufl. 1864) und die Lebensbeschreibungen B. Franklins (das. 1864, 2 Bde.), J. J. Astors (das. 1865) und neuestens die Jeffersons (das. 1874) anschlossen. Außerdem veröffentlichte er: »Famous Americans of recent times« (1867), »The people's book of biography« (1868), »Smoking and drinking« (1868) u. a. und gab »Humorous poetry of English language from Chaucer to Saxe« (1856, 7. Aufl. 1867) heraus. — Auch seine Gattin Sarah Payson P., geborne Willis, geb. 7. Juli 1811 zu Portland in Maine, seit 1856 mit P. verheirathet, machte sich unter dem Namen Fanny Fern als Schriftstellerin bekannt, besonders durch die in vielen tausenden von Exemplaren verbreiteten »Fern leaves« (2 Serien, 1853 u. 1854) und »Little Ferns« (1853). Andere beifällig aufgenommene Werke von ihr sind die Romane: »Ruth Hall« (1854); »Rose Clark« (1855); »Fresh leaves« (1857); »The play-day-book« (1857) und »Folly as it flies« (1868). Sie starb 10. Okt. 1872. James P. veröffentlichte ihre Biographie (1874).

Partout (franz., spr. -tuh), überall; in der Bulgärsprache (unfranzösisch) s. v. w. schlechterdings. P.-Billet, s. v. w. Passe-partout.

Partout (spr. -tuh), F., Pseudonym des franz. Vaudevillendichters B. Boyer (s. d.).

Parturiunt montes, nascētur ridiculus mus (lat.), »die Berge kreißen, es wird eine lächerliche Maus geboren«, Citat aus Horaz (»De arte poetica«, 139), s. v. w. »viel Geschrei und wenig Wolle«.

Partus (lat.), die Geburt (s. d.); P. abortivus, unzeitige Geburt, Fehlgeburt; P. suppositítius, ein untergeschobenes Kind; P. vulgo quaeritus, Hurenkind von ungewissem Vater. Partus abactio, Abtreibung der Leibesfrucht.

Parúlis (griech.), s. Epulis.

Parure (franz., spr. -ühr), Putz, Schmuck; en p., im Staatskleid, in Gala.

Parus, die Meise.

Parusíe (griech.), Erscheinung, besonders die Wiederkunft Christi zum Gericht.

Parvenu (franz., spr. parw'nü), Emporkömmling.

Parvität (lat.), Kleinheit, Unbedeutendheit.

Parwati (Parwadi, »Herrscherin der Gebirge«), in der ind. Mythologie Gemahlin des Siwa, wird unter vielerlei Namen verehrt als die große Naturmutter, als Rächerin und Verderberin und als letztere

in den Tempeln durch schreckenerregende Bilder dargestellt, mit wildem Blick, schwarzem Angesicht, von Schlangen umwunden, mit Schwert und Dreizack bewaffnet, auf einem Höllenpferd sitzend ꝛc. Die ihr dargebrachten Opfer sind blutige.

Parysätis, Stiefschwester und Gemahlin des persischen Königs Darius II. Nothus (424—404 v. Chr.), eine listige, herrschsüchtige Frau, suchte vergeblich ihrem jüngern Sohn, Cyrus, die Thronfolge zuzuwenden, verschaffte ihm wenigstens die Statthalterschaft in Kleinasien und beherrschte ihren Sohn Artaxerres II. Mnemon (404—359) so, daß sie nach dem verunglückten Aufstand und Tode des Cyrus (401) alle Feinde desselben mit Grausamkeit ausrotten und des Königs Gemahlin Statira tödten konnte, ohne ihren Einfluß zu verlieren.

Parzen (Parcae), s. Mören.

Parzival, s. Parcival.

Pas (franz., spr. pa), Schritt, Bewegung mit den Füßen, wie sie bei den verschiedenen Tänzen vorkommt; auch Benennung ganzer Tänze, die durch zwei, drei und mehrere Tänzer zugleich ausgeführt und nach der Zahl derselben P. de deux, P. de trois ꝛc. genannt werden. Vgl. Tanzkunst.

Pasages, Los (Passajes), Flecken in der span. Provinz Guipuzcoa, östlich von San Sebastian, am Biskayischen Meerbusen, Station der Eisenbahn von Madrid nach Irun, hat ein Fort, Marinearsenal u. 1335 Einw. Der früher vortreffliche Hafen ist jetzt versandet.

Pasagier (Passagini), judaisirende Sekte in Oberitalien während des 12. Jahrh., welche auf buchstäbliche Beobachtung des jüdischen Gesetzes, mit Ausnahme der Opfer, drang, vielleicht geradezu geheime Juden; daher auch »Beschnittene« genannt.

Pasargädä (Pasargada), die älteste Stadt Persiens, in der Landschaft Persis (Farsistan), mit dem Grabmal des Cyrus (s. Tafel »Baukunst II«, Fig. 6), der die Stadt um 555 v. Chr., nach der endgültigen Besiegung der Meder, erbaut und sie zur Residenz- und Krönungsstadt der Achämeniden gemacht hatte. Grotefend, Spiegel u. a. glauben die Trümmer bei Murghab, nordöstlich von Persepolis, zu finden, wo sich ein altes Grabmal und verschiedene Basreliefs mit dem Namen Cyrus erhalten haben; allein nach den Angaben der Alten sind sie südöstlich von Persepolis zu suchen, wo auch die Pasargadä, der edelste Stamm der Perser, welchem Cyrus angehörte, wohnten.

Pascagoula, Fluß im nordamerikan. Staat Mississippi, mündet nach einem Laufe von 300 Kilom. bei der Stadt P. in den Golf von Mexiko. Nur Schiffe von 1 Meter Tiefgang können in denselben einlaufen, doch ist er 80 Kilom. weit für kleine Boote schiffbar.

Pascal, Blaise, scharfsinniger Mathematiker und Philosoph, geb. 19. Juni 1623 zu Clermont in der Auvergne, kam mit seinem Vater 1631 nach Paris und widmete sich hier, anfangs als Autodidakt, der Mathematik mit solchem Erfolg, daß er schon in seinem 12. Jahr ein selbst erfundenes, ungefähr das erste Buch des Euklid bis zum 32. Theorem umfassendes System aufstellte und im 16. Jahr ein Werk über die Kegelschnitte schrieb. Daneben beschäftigte ihn das Studium der Philosophie und Physik. Wiewohl kränkelnd, setzte er doch seine Studien bis zum 31. Jahr unablässig fort, und aus dieser Zeit datiren seine hauptsächlichsten Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Mathematik und Physik, wie die einer auf den scharfsinnigsten Kombinationen beruhenden Rechenmaschine, der Anwendung des Barometers zum Höhenmessen und zu meteorologischen Zwecken, der Theorie vom Gleichgewichte der Flüssigkeiten, der Wahrscheinlichkeitsrechnung, des arithmetischen Dreiecks, der Eigenschaften der Cykloïde u. a. Nachdem er eine Zeitlang den Zerstreuungen des Pariser Lebens sich hingegeben, brach er 23. Nov. 1654 plötzlich mit seiner bisherigen Lebensrichtung, widmete sich in asketischer Strenge und fast völliger Abgeschiedenheit von der Welt einem beschaulichen Leben, nahm seine Wohnung in der Nähe von Port-Royal und trat in engen Verkehr mit Arnauld, Nicole, Lancelot und anderen Jansenisten. Aus diesem Verhältnis gingen seine berühmten Briefe gegen die Jesuiten hervor, welche, 1656 und 1657 erschienen, die lare Moral dieses Ordens schonungslos enthüllen und ein Meisterstück reiner und kunstvoller, zur Ueberzeugung fortreißender und von scharfem Spott überströmender Prosa sind. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn trotz der zunehmenden Verschlimmerung seines Gesundheitszustands der Plan, durch eine großartige Apologie des Offenbarungsglaubens die Vernunftschlüsse der Freigeister zu widerlegen. Doch verhinderte ihn sein 19. Aug. 1662 erfolgter Tod an der Vollendung. Noch 1658 hatte er in einer schlaflosen Nacht einige wichtige Eigenschaften der Cykloïde entdeckt. Unter Pascals Schriften sind die berühmtesten: die oben erwähnten Briefe, betitelt »Les provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte à un provincial de ses amis, avec les notes de Guillaume Wendrock« (Nicole), in mehr als 60 Auflagen erschienen und von Nicole ins Lateinische (1658) übersetzt; »Pensées sur la religion« (zuerst Par. 1670, dann mit einem Leben Pascals von seiner Schwester, der Madame Gilberte Périer, das. 1687; von Bossut in bessere Ordnung gebracht, in welcher sie in späteren Ausgaben stehen; kritische Ausgabe von Arm. Prosp. Faugère (das. 1844, 2 Bde.; deutsch von Merschmann, Halle 1865). Pascals sämmtliche Werke wurden mit einem »Discours sur la vie et les ouvrages de P.« am besten herausgegeben von Bossut (neue Aufl., Par. 1819, 5 Bde.), später von Lemercier (das. 1830, 2 Bde.), von Hachette (das. 1864, 3 Bde.). Vgl. Reuchlin, Pascals Leben und Geist seiner Schriften (Stuttg. 1840); Maynard, P., sa vie et son caractère (Par. 1850, 2 Bde.); Weingarten, P. als Apologet (Leipz. 1863); Dreydorff, P., sein Leben und seine Kämpfe (das. 1870); Derselbe, Pascals Gedanken über die Religion (das. 1875); Ecklin, P. (Bas. 1870); Vinet, Études sur B. P (3. Aufl., Par. 1876); Cantor in »Preußische Jahrbücher«, Bd. 32 (Berl. 1873).

Pasch (niederländ.), im Würfelspiel Wurf von gleich viel Augen auf zwei oder drei Würfeln; im Dominospiel Stein mit Doppelzahl.

Pascha (türk.), Titel der höchsten türkischen Militär- und Civilbeamten. In der Armee erhalten vom Liwa (Brigadegeneral) aufwärts noch der Ferik (Divisionsgeneral) und der Muschir (Marschall) diesen Titel, welcher der betreffenden Rangbezeichnung nachgesetzt wird. Im Civil gilt derselbe für die Mutessarif (die Gouverneure zweiten Ranges) und für die Muschire, richtiger Wessire, d. h. die höchste Diätenklasse der Pforte. Paschalik, die Würde eines Pascha's, auch ehemalige Benennung einzelner Provinzen. Früher wurden die verschiedenen Grade der Pascha's durch eine gewisse Anzahl von Roßschweifen bezeichnet, die im Krieg oder bei öffentlichen Aufzügen in der Form einer Fahne vor ihnen einhergetragen wurden. In neuerer Zeit werden die militärischen Pascha's mit »Excellenz« und von den Civilpascha's die Muschire

mit »Hoheit« angeredet. P.-Papuſſi (die Pforte des Paſcha's) iſt populäre Benennung der Pforte in Konſtantinopel und der Gubernialſitze in den Provinzen. P. wird ſeinem Urſprung nach für eine Abkürzung des Worts Padiſchah gehalten; andere leiten es vom alttürkiſchen Baſcha-Beſche, d. h. Häuptling, ab.

Paſcha (Paſchah), jüdiſches Feſt, ſ. Paſſah; P. clausum (lat.), Oſternſchluß, der Sonntag Quaſimodogeniti, an welchem in der katholiſchen Kirche die öſterliche Beichtzeit oder Oſterzeit endigt.

Päſcha, flößbarer Fluß in Rußland, entſpringt im Gouvernement Nowgorod und ergießt ſich nach einem 212 Kilom. langen Laufe, von denen 45 Kilom. ſchiffbar, im Gouvernement Petersburg in den Ladogaſee.

Paſchalik (türk.), ſ. Paſcha.

Paſchälis, Name mehrerer Päpſte: a) P. I., ein Römer, war Abt im Benediktinerkloſter bei St. Peter in Rom, dann Kardinalprieſter und beſtieg 25. Jan. 817 den päpſtlichen Stuhl. Da er ſein Amt ohne vorherige kaiſerliche Genehmigung antrat, entſchuldigte er ſich deshalb bei Ludwig dem Frommen damit, daß man ihm die Würde aufgedrungen. Als des Kaiſers Sohn Lothar 823 nach Italien kam, empfing er denſelben in Rom mit allen Ehren und krönte ihn zum Kaiſer. Da aber einige Anhänger der fränkiſchen Partei mit Vorwiſſen des Papſtes im Lateran enthauptet wurden, ſo mußte ſich P. einer Unterſuchung unterwerfen und ſich durch einen Eid von der Anklage reinigen. Er ſtarb 10. Febr. 824. — b) P. II., eigentlich Rainer, geboren zu Viedo bei Viterbo, ward Mönch zu Clugny, unter Gregor VII. Kardinalprieſter und 13. Aug. 1099 gegen ſeinen Willen auf den päpſtlichen Stuhl gehoben. Er beſaß zwar dieſelben Grundſätze, aber nicht die gleiche Energie wie ſein Vorgänger und zeigte ſich äußerſt nachgiebig gegen Frankreich und England. Feſter trat er gegen Deutſchland auf; auf dem Laterankoncil beſtätigte er den Bann gegen Heinrich IV. und reizte deſſen zweiten Sohn, Heinrich, zur Empörung auf. Sobald aber Heinrich V. den Kaiſerthron beſtiegen hatte, nahm er die alten Rechte über die Kirche wieder in Anſpruch, zog 1110 nach Italien, wo P. in einem Vertrag, um die weltliche Inveſtitur nicht zugeſtehen zu müſſen, auf alle weltlichen Güter und Rechte der Kirche verzichtete, und nahm den Papſt, als er wegen des Widerſtands der Geiſtlichkeit den Vertrag nicht halten konnte, nebſt 22 Kardinälen 1111 gefangen. Auf einem Schloß bei Rom zwei Monate in Haft gehalten, mußte P. endlich die weltliche Inveſtitur zugeſtehen und Heinrich V. krönen. Auf einer Lateranſynode 1112 ward jedoch dieſer Vergleich für erpreßt und daher für ungültig erklärt. Seinem Verſprechen gemäß that zwar P. den Kaiſer nicht ſelbſt in den Bann, ließ es aber durch ſeinen Legaten Guido von Vienne thun. Als Heinrich 1117 wiederum nach Rom zog, entwich P. nach Unteritalien, kehrte aber nach Heinrichs Abzug mit Hülfe der Normannen nach Rom zurück. Er ſtarb 21. Jan. 1118. — c) P. III., eigentlich Guido, Sprößling einer vornehmen Familie zu Cremona, wurde nach Victors II. Tode 1164 von der kaiſerlichen Partei als Gegenpapſt gegen Alexander III. gewählt, krönte 1166 den Kaiſer nebſt ſeiner Gemahlin und blieb bis zu ſeinem Tode 1168 im Beſitz des päpſtlichen Stuhls.

Paſchaſius Radbértus, Abt des Kloſters Korvei von 844—851, ſtarb 865, lehrte zuerſt in der Schrift: »De corpore et sanguine Domini« (herausgeg. am beſten in »Veterum scriptorum et monumentorum amplissima collectio«, Par. 1724—33) die Brodverwandlung beim Abendmahl (ſ. d.) und vertheidigte in ſeinem Buch: »De partu virginis« eine wunderbare, ſchmerzloſe Entbindung der Maria. Seine exegetiſchen Verdienſte ſind noch geringer als die dogmatiſchen. Seine Werke wurden herausgegeben in der »Bibliotheca Patrum«, Bd. 14.

Paſchen, ein Ausdruck der Gaunerſprache, ſ. v. w. ſchmuggeln, Schleichhandel treiben; daher Paſcher, Schmuggler.

Paſchmalik (richtiger Baſchmaklik, v. türk. baschmak, Pantoffel), »Pantoffelgeld«, eigentlich Nadelgeld der Frauen in der Türkei. Dasſelbe beläuft ſich bei höheren Familien auf bedeutende Summen; im Harem des Sultan haben einzelne Frauen zu dieſem Behuf die Steuern gewiſſer Ländereien oder die Zolleinnahmen von Handelsſtädten erhalten.

Paſchtu (Puſchtu), die Sprache der Afghanen (ſ. Afghaniſtan).

Pasco, Stadt, ſ. Cerro de Pasco.

Pascuaro (Patzcuaro), Stadt im mexikan. Staat Michoacan, ſüdöſtlich vom fiſchreichen See von P., 2300 Meter ü. M., hat 4 Klöſter, ein ehemaliges Jeſuitenkollegium, Zuckerfabrikation, Zuckerrohr-, Plantagen- und Bergbau und 6000 Einw.

Pas de Calais (ſpr. pa d'kalä, engl. Strait of Dover), die nach der Stadt Calais benannte Meerenge, welche als engſter Theil des Kanals La Manche die öſtliche Südküſte Englands von dem öſtlichen Theil der Nordküſte Frankreichs trennt und den Atlantiſchen Ocean mit der Nordſee verbindet. Sie reicht auf der engliſchen Küſte von Folkeſtone bis Dover, auf der franzöſiſchen vom Kap Grisnez bis zum Hafen von Calais; ihre Breite zwiſchen Calais und Dover beträgt 42,632 Meter, an welcher Stelle auch ein ſubmariner Telegraph England mit dem Kontinent verbindet. Das von der Meerenge beſpülte und nach ihr benannte franzöſiſche Departement, gebildet aus der ehemaligen Grafſchaft Artois und Theilen der Picardie (den Landſchaften Boulonnais, Calaiſis und Ponthieu), grenzt nördlich und öſtlich an das Departement Nord, ſüdlich an Somme, weſtlich an den Kanal (La Manche) und umfaßt 6606 QKilom. (119,97 QM.) mit (1872) 761,158 Einw. Das Land iſt im allgemeinen eben und wird von einer durch die Arrondiſſements Boulogne, Montreuil und St. Pol verzweigten Hügelkette (200—212 Meter hoch) in zwei gleich fruchtbare Hälften getheilt; an der Meeresküſte folgen einander viele Sandhügel, die jedoch nach und nach durch künſtliche Bebauung für die Landwirtſchaft erworben werden. Die Küſte iſt überhaupt ſandig, und die dortigen Seehäfen von Calais, Wiſſant, Ambleteuſe, Boulogne und Etaples ſind daher der Verſandung ziemlich ausgeſetzt. Das Departement iſt ſehr reich bewäſſert; die bedeutendſten Flüſſe ſind: Autbie, Canche, Aa, Lys und Scarpe, welche ſämmtlich im Land ſelbſt entſpringen, meiſt ſchiffbar ſind und theils in das Departement Nord übergehen, theils in den Kanal La Manche münden. Die Niederungen enthalten neben vielen Sümpfen, die jedoch durch Kanäle immer mehr entwäſſert werden, und Torfmooren ſchöne Wieſen und fruchtbare Ebenen, letztere namentlich im N. des Departements. Das Klima iſt veränderlich und ſtürmiſch. Von dem Geſammtareal kommen auf Aecker 498,035, Wieſen 41,862, Wälder 42,072, Heiden und Weiden 16,802 Hektar. Große und zuſammenhängende Waldungen findet man nirgends; nur kleinere, meiſt aus Eichen und Birken beſtehende Forſten gibt es. Der Ackerbau ſteht in hoher Blüte. Die Hauptprodukte ſind: Getreide aller

Art, als Weizen (1872: 3,4 Mill. Hektol.), Halbfrucht, Korn, Gerſte (832,100 Hektol.), Hafer (über 3 Mill. Hektol.), dann Hülſenfrüchte, Kartoffeln (2,7 Mill. Hektol.), Zuckerrüben (13,7 Mill. metr. Ctr.), Flachs (39,135 metr. Ctr.), Raps (12,317,000 Kilogr. Oelertrag), Tabak (10,480 metr. Ctr.), Hopfen und Obſt zur Ciderbereitung. Die Erzeugniſſe des Ackerbaues repräſentirten 1872 einen Werth von 192 Mill. Franken. Von großer Wichtigkeit iſt auch die Viehzucht; man zieht treffliches Rindvieh (187,026 Stück), vorzüglich gute Milchkühe, kräftige Zugpferde (78,877 Stück), Eſel, veredelte Schafe, Ziegen, ſehr viel Schweine (150,861 Stück) und zahlreiches Geflügel (gegen 1⅛ Mill. Stück). Ferner liefert das Thierreich noch viel kleines Wildbret, See- und Süßwaſſerfiſche, beſonders Häringe, Makrelen und Stockfiſche. Das Mineralreich bietet verſchiedene Arten von Marmor, Tuff-, Sand- und Kalkſteinen, Töpferthon, Steinkohlen (42 Gruben mit jährlicher Produktion von ca. 30 Mill. metr. Ctr.), Torf (jährlich 292,900 metr. Ctr.), Eiſen (6 Bergwerke mit 1,329,700 metr. Ctr. Erzausbeute). Die Induſtrie iſt von großer Bedeutung und beſchäftigt 235,781 Perſonen (gegen 342,186, welche bei der Agrikultur thätig ſind). Hauptzweige derſelben ſind: die Verhüttung und Verarbeitung von Eiſen (17 Etabliſſements mit 1650 Arbeitern und 12 Mill. Franken jährlichem Produktionswerth, darunter eine Fabrik für Stahlſchreibfedern zu Boulogne), Blei, Kupfer (21,410 metr. Ctr.), Zink (9648 metr. Ctr.), Nickel, Silber und Gold, die Fabrikation von Fayence, Thonpfeifen, Glas, Papier (24 Fabriken mit 1710 Arbeitern und einem Erzeugungswerth von mehr als 5 Mill. Franken), Kerzen und Seifen, der Maſchinenbau, die Ziegelbrennerei, Cementfabrikation, Gerberei, Brauerei, Branntweinbrennerei, Rübenzuckerfabrikation (98 Fabriken mit 12,755 Arbeitern und einem Produktionswerth von 41 Mill. Franken), die Zuckerraffinerie, Korbmacherei, der Betrieb von Getreide- und Oelmühlen, die Baumwollſpinnerei und Weberei (12 Fabriken mit 1164 Arbeitern, 117,086 Spindeln und 370 Kraftſtühlen), Wollſpinnerei (3 Fabriken mit 26,800 Spindeln), Flachsſpinnerei und Weberei (15 Fabriken mit 1774 Arbeitern, 25,024 Spindeln und 383 Kraftſtühlen) und die Fabrikation gemiſchter Gewebe (55 Fabriken mit 5420 Arbeitern, 1347 mechaniſchen und 243 Handſtühlen). Die hauptſächlichſten Artikel der producirten Manufakturwaaren ſind: Leinwand, Spitzen, Baumwollſammet, Batiſt, Tüll, Kleiderſtoffe, dann Poſamentier- und Wirkwaaren. Der Handel iſt ebenfalls ſehr lebhaft und wird durch die rege Schifffahrt, zahlreiche Kanäle und ein reich verzweigtes Eiſenbahnnetz unterſtützt. In den beiden wichtigſten Seehäfen, Calais und Boulogne, ſind 1875 auf der großen Schifffahrt 3533 Schiffe mit 781,442 Tonnen (überwiegend von England kommend) und bei der Küſtenſchifffahrt 438 Fahrzeuge mit 35,465 Tonnen eingelaufen. Die bedeutendſten Kanäle ſind: der von Calais nach St. Omer, der von St. Omer nach Aire (Neuffoſſéekanal), welcher die Lys mit der Aa verbindet, der von Aire nach La Baſſée (der längſte von allen, 42 Kilom.), der Kanal der Aa und jener der obern Deule. Der ſüdöſtliche Theil des Departements wird von der großen franzöſiſchen Nordbahn (Linie Paris-Brüſſel) durchſchnitten, welche Arras berührt und ſich außerdem im Departement mit den in Calais zuſammenlaufenden Hauptlinien über Etaples und Boulogne und über Béthune und St. Omer ſowie mit mehreren Nebenlinien verzweigt. Der Stand der Volksbildung iſt ein nur mittelmäßiger, da von je 100 über 6 Jahre alten Perſonen 30 weder leſen, noch ſchreiben können. An höheren Lehranſtalten beſtehen ein Lyceum, 4 Kommunalcolléges und 21 private Mittelſchulen. Das Departement zerfällt in die 6 Arrondiſſements: Arras, Béthune, Boulogne, Montreuil, St. Omer und St. Pol und hat Arras zur Hauptſtadt.

Pas de Feuquières (ſpr. pa d'fökjähr), 1) Manaſſès de, Marquis von Feuquières, franz. Feldherr unter Ludwig XIII., geb. 1. Juni 1590 zu Saumur, trat in ſeinem 13. Jahr in Kriegsdienſt, machte als Maréchal de Camp acht Feldzüge mit und wurde Generalleutnant. Bei der Belagerung von La Rochelle gefangen, trug er durch ſeine Vorſtellungen viel zur Uebergabe des Platzes bei. Nach dem Tode Guſtav Adolfs 1632 ging er als Geſandter nach Deutſchland und brachte ein engeres Bündnis zwiſchen Schweden und Frankreich zu Stande. 1636 wurde er Statthalter der Stadt und Provinz Verdun, und im folgenden Jahr führte er mit dem Herzog Bernhard von Weimar den Oberbefehl über die gegen die Kaiſerlichen operirenden franzöſiſchen Truppen. 1639 belagerte er Diedenhofen und leiſtete dem mit Uebermacht herbeirückenden kaiſerlichen General Piccolomini hartnäckigen Widerſtand, gerieth aber hier in Gefangenſchaft und ſtarb an ſeinen Wunden 13. Mai 1640. Er ſchrieb: »Lettres et négociations d'Allemagne en 1633 et 1634« (Par. 1753, 3 Bde.).

2) Iſaac de, franz. General, Sohn des vorigen, diente erſt in der Armee, ward 1660 Vicekönig in Mexiko, dann zu diplomatiſchen Sendungen verwendet und bewirkte 1674 den Einfall der Schweden in Deutſchland zu Gunſten Frankreichs. Er ſtarb 6. März 1680 als Geſandter zu Madrid. E. Gallois veröffentlichte »Lettres inédites« (Par. 1845—47, 5 Bde.).

3) Antoine de, Marquis von Feuquières, Sohn des vorigen, geb. 16. April 1648 zu Paris, trat in ſeinem 18. Jahr in das Regiment des Königs, machte den Feldzug von 1667, dann die von 1672—73 als Adjutant des Marſchalls von Luxembourg mit, zeichnete ſich ſodann unter Turenne und Créqui, namentlich bei der Eroberung von Bouchain, aus und vertheidigte in der Schlacht bei St. Denis 1678 das königliche Hauptquartier gegen die Engländer. 1689 zum Generalmajor befördert, bekämpfte er in Piemont die aufrühreriſchen Waldenſer, vertheidigte, 1691 zur Armee in Deutſchland verſetzt, Speyerbach gegen eine große Uebermacht, wurde 1693 Generalleutnant und trug weſentlich zu dem Sieg bei Neerwinden (29. Juli 1693) bei. Da er durch ſeinen anmaßenden und ſelbſtſüchtigen Charakter ſich viele Feinde gemacht hatte, blieb er ſeit dem Frieden zu Ryswijk (1697) ohne Kommando; ſtarb 27. Jan. 1711 zu Paris. Seine »Mémoires sur la guerre« (Par. 1770, 4 Bde.; deutſch, Berl. 1786) ſind eine für die Kriegsgeſchichte jener Zeit wichtige Quelle.

Paſeng, die wilde Ziege, ſ. Ziege.

Paséo (ſpan.), Name der öffentlichen Promenaden in ſpaniſchen Städten.

Paſewalk, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Uckermünde, an der Ucker, Knotenpunkt der Eiſenbahnen von Stettin nach Hamburg und von Angermünde nach Stralſund, hat eine Kreisgerichtsdeputation, 2 evangel. Kirchen, ein Waarendepot der Reichsbank, 5 Hoſpitäler, Eiſengießereien, Cigarren-, Tabak-, Stärke- und Mühlſteinfabrikation, Bierbrauerei, bedeutende Landwirtſchaft, Handel mit Holz und Tabak und (1875) mit der Garniſon (ein Küraſſierregiment) 8534 Einw. (320 Katholiken

und 300 Juden). Hier 1760 siegreiches Gefecht der Preußen gegen die Schweden. P. (in alten Urkunden Podizwolk, Pozwalk oder Potswalk genannt) gilt für eine der ältesten Städte Pommerns, erhielt gegen Ende des 12. Jahrh. Stadtrechte, zu welchen später noch das magdeburgische Recht hinzugefügt ward. Die Stadt trat frühzeitig zum Hansabund und wurde durch Seehandel reich. Im Jahr 1213 kam sie durch Eroberung an Brandenburg, wurde aber 1359 wieder an die Herzöge von Pommern verpfändet, in deren völligen Besitz sie sodann 1448 durch Abtretung gelangte. Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg suchte sie 1468 und 1469 durch Belagerung vergebens wieder zu gewinnen. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie 1630, 1636 und 1637 von den Kaiserlichen geplündert und angezündet; ein gleiches Schicksal bereiteten ihr 1657 der polnische General Czarnecki und 1713 die Russen. Im Westfälischen Frieden an Schweden gekommen, wurde P. schon 1676 von den Brandenburgern erobert, kam aber erst 1720 im Stockholmer Frieden endgültig an Preußen.

Pasigraphie (griech.), »Allgemeinschrift«, die Kunst, sich durch eine allgemeine Schrift- und Zeichensprache allen Völkern der Erde verständlich zu machen, die jedoch, wie die Pasilalie (s. d.), noch zu erfinden ist. Die ersten Andeutungen dazu gab J. Wilkins (gest. 1672) in einem geistreichen, neuerdings von Max Müller in Bd. 2 seiner »Vorlesungen über Wissenschaft der Sprache« näher gewürdigten »Essay towards a real character and philosophical language« (Lond. 1668). Anderweitige, jedoch unausführbare Vorschläge machten Berger (»Plan zu einer allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen«, Berl. 1779), Wolke (»Erklärung, wie die P. möglich und ausüblich sei«, Dess. 1797), Sicard (»P.«, Par. 1798), Fry (»Pantographia«, Lond. 1799), J. M. Schmidt (»Versuche«, Wien 1818) u. a. Vgl. Damm, Praktische P. (Leipz. 1876). Mit diesen ganz aussichtslosen Bestrebungen nicht zu verwechseln sind die Versuche, ein allgemeines, natürliches Alphabet zu begründen, durch das sich alle in irgend einer Sprache vorkommenden Laute ausdrücken lassen. Man hat dafür gewöhnlich die lateinische Schrift gewählt, mit Beifügung verschiedener Accente und anderer Zeichen oder mit Anwendung der Kursivschrift zur Bezeichnung der bei der üblichen Aussprache der lateinischen Buchstaben nicht vorkommenden Laute. Vgl. Lepsius, Das allgemeine linguistische Alphabet (Berl. 1855), wo sich auch eine Anzahl von Alphabeten von Sprachen aller Welttheile in das Lepsius'sche System umgeschrieben finden. Dasselbe ist auch von Missionären in der Darstellung afrikanischer Sprachen mehrfach angewendet worden.

Pasilalie (Pasiphrasie, griech., »Allgemeinsprache«), die Kunst, mittels allgemein verständlicher Laute allen Menschen des Erdkreises seine Gedanken mittheilen zu können, bis jetzt so wenig wie die Pasigraphie (s. d.) erfunden. Die erste Idee dazu gab Leibniz in der Schrift: »De arte combinatoria« (Leipz. 1666). Weiter ausgebildet wurde dieselbe von Condorcet in »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain« (Par. 1794, neue Ausg. 1864, 2 Bde.; deutsch von Posselt 1796), von Bürja in seiner »P.« (Berl. 1818) und Stethy in der »Lingua universalis« (Wien 1825).

Pasing, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt München, an der Isar und der Eisenbahn München-Augsburg, von welcher hier eine Bahn nach dem Starnberger See abzweigt, hat Malz- und Papierfabrikation, Wachsbleicherei, eine Wasserleitung für München und (1875) 1365 Einw.

Pasiphaë, 1) in der griech. Mythologie Tochter des Helios und der Perseïs, Gemahlin des Minos, Schwester der Kirke und des Aeëtes, Mutter des Minotauros (s. d.), eigentlich eine Mondgöttin. — 2) Lakonische Orakelgöttin zu Thalamä, in deren Tempel Traumorakel ertheilt wurden, galt für eine Tochter des Atlas oder für identisch mit Kassandra.

Pasiphrasie (griech.), s. v. w. Pasilalie.

Pasir, ein den Holländern tributpflichtiges Buggi-Fürstenthum auf der Ostküste von Borneo, mit der Hauptstadt P., welche lebhaften Handel treibt.

Paskewitsch, Iwan Fedorowitsch, Graf von Eriwan, Fürst von Warschau, russ. Feldherr, geb. 19. Mai 1782 zu Poltawa als Sohn eines Kollegienraths, ward von Katharina II. in das Pageninstitut zu Petersburg aufgenommen und von Paul I. zu seinem Leibpagen ernannt. Seit 1800 Leutnant und Adjutant des Kaisers im preobraschenskischen Regiment, erwarb er sich im Feldzug in der Moldau (1806) unter General Michelson den Ehrendegen der Tapferkeit und ward, nachdem er beim Sturm auf Braila (1809) schwer verwundet worden, zum Obersten und 1810 zum Generalmajor ernannt. 1812 nahm er als Divisionsgeneral bei der Westarmee unter dem Fürsten Bagration an den Schlachten von Smolensk, Borodino, Wjäsma und Krasnoi Antheil. In der Schlacht bei Leipzig eroberte er 19. Okt. 29 Geschütze und ward unmittelbar nachher als Generalleutnant mit seiner Division entsendet, um Magdeburg und Hamburg zu blokiren. Nach der Einnahme von Paris, an der er bedeutenden Antheil hatte, kehrte er nach Rußland zurück, führte aber 1815 nach Napoleons I. Rückkehr von neuem seine Division gegen Frankreich. 1817—20 begleitete er den Großfürsten Michael auf seinen Reisen und ward 1823 Generaladjutant des Kaisers. Im Krieg Rußlands gegen Persien schlug er 26. Sept. 1826 den Feind unter Abbas Mirza bei Jelissawetpol aufs Haupt. Zum kommandirenden General an Jermolows Stelle ernannt, eroberte er 1827 das persische Armenien, erstürmte 13. Okt. Eriwan (wofür er den Beinamen Eriwanski erhielt) und schloß 22. Febr. 1828 den Frieden von Turkmantschai ab. Neuen Ruhm erntete er 1828 in dem Kriege gegen die Türkei, indem er vom Kaukasus aus in die asiatische Türkei eindrang, neun Festungen erstürmte und trotz der numerischen Ueberlegenheit des Feindes die Paschaliks Achalzych, Kars und Bajesid eroberte. 1829 eroberte er Erzerum und beendete damit den asiatischen Feldzug. Hierfür ward er zum Feldmarschall ernannt. 1830 unterwarf er Daghestan. 1831 übernahm er in dem polnischen Krieg nach dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch 26. Juni zu Pultusk den Oberbefehl über die russische Armee und beendete durch die Erstürmung Warschau's 6. und 7. Sept. 1831 diesen Krieg, dessen günstiger Ausgang ihm die Fürstenwürde und die Statthalterschaft von Polen verschaffte. P. suchte in dem zerrütteten Staat Ordnung und Ruhe wieder herzustellen und den Haß der Polen gegen die Russen zu mildern. Am 26. Febr. 1832 vollzog er das organische Statut, durch welches Polen mit Rußland vereinigt und die Verwaltung des Landes festgestellt ward. 1849 befehligte er das russische Korps in Ungarn und zwang 10. Aug. Görgei zur Kapitulation von Világos. Bei Gelegenheit der Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums im Oktober 1850 ward er vom Kaiser von Oesterreich sowie vom

König von Preußen zum Feldmarschall ernannt. Im April 1854 übernahm er auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Nikolaus den Oberbefehl an der Donau, erhielt aber bei Silistria eine Kontusion, welche ihn nöthigte, die Armee zu verlassen. Er übernahm wieder die Statthalterschaft von Polen und starb 1. Febr. 1856 zu Warschau, wo ihm 1869 ein Denkmal errichtet wurde. Einen Theil von P.'Leben beschrieb Tolstoi (Par. 1835).

Pasman, österreich. Insel an der Küste Dalmatiens, vom Festlande durch den Kanal von Zara getrennt, 21 Kilom. lang, steigt bis 280 Meter an und enthält in 7 Dörfern 2100 Einw.

Paso (span., »Ereignis«), bei den Spaniern Bezeichnung für kleine dramatische (Zwischen-) Spiele burlesken, dem Volksleben entnommenen Inhalts.

Paso del Norte, Zollbezirk der Vereinigten Staaten von Nordamerika, am Rio Grande del Norte, im westlichen Texas; Einfuhr 1875—76: 2,204,000 Mark, Ausfuhr 146,800 Mark.

Pasquier (spr. paskjeh), 1) Etienne, franz. Jurist und Historiker, geb. 7. April 1529 zu Paris, ward 1549 Advokat daselbst, versuchte sich daneben als Dichter in lateinischer und französischer Sprache und erwarb sich vorzüglich durch seine »Recherches sur la France« (Par. 1560 ff.) einen Namen. Noch bekannter aber ward er 1564 durch seine Vertheidigung der Universität gegen die Ansprüche der Jesuiten auf alleinige Leitung des Unterrichts. Der Rechtsstreit ward durch einen Parlamentsbeschluß vom 5. April 1565 dahin entschieden, daß zwar die Jesuiten die Erlaubnis zur Eröffnung ihrer Schule erhielten, die Sache aber weiterer Berathung vorbehalten wurde. 1585 wurde P. Generaladvokat bei der Rechnungskammer und 1586 Deputirter bei den Generalstaaten in Blois. Erstern Posten legte er 1603 nieder und lebte bis zu seinem Tode 30. Aug. 1615 nur den Musen. Seine gesammelten Werke erschienen am vollständigsten Amsterdam 1723, 2 Bde.; eine Auswahl gab Feugère (Par. 1849, 2 Bde., mit Biographie) heraus.

2) Etienne Denis, Herzog von, Kanzler von Frankreich, geb. 22. April 1767 zu Paris als Sohn des 1794 guillotinirten Parlamentsraths Etienne P., studirte die Rechte, wurde während der Revolution ebenfalls verhaftet, erhielt aber durch Robespierre's Sturz die Freiheit wieder, ward 1806 Maitre des requêtes beim Staatsrath, 1810 Staatsrath und bald darauf Polizeipräfekt von Paris. Bei der Verschwörung Mallets 1812 hielt ihn der Kaiser für kompromittirt, doch stellte sich seine Schuldlosigkeit bald heraus. Beim Einzug der Verbündeten in Paris 1814 sorgte er für die Ruhe und Sicherheit der Hauptstadt und wurde von Ludwig XVIII. zum Generaldirektor des Brücken- und Wegebaues ernannt. Während der Hundert Tage blieb er ohne Anstellung, ward dagegen bei der zweiten Rückkehr der Bourbons auf kurze Zeit Großsiegelbewahrer und Minister des Innern im Kabinet Talleyrand und nach Auflösung desselben Präsident der Kommission zur Liquidirung der Schuld an die verbündeten Mächte. 1816 kam er als Abgeordneter des Seinedepartements in die Kammer, deren Präsident er ward, und 1817—18 war er zum zweitenmal Großsiegelbewahrer. 1819 erhielt er im Ministerium Decazes das Portefeuille des Auswärtigen, mußte dies jedoch 1821 an den Herzog von Montmorency abtreten, da er in der Adreßdebatte unterlag. Inzwischen hatte ihm der König die Pairswürde verliehen, und er übte von nun an bei seinem ausgezeichneten Rednertalent großen Einfluß auf die Erste Kammer aus, unterstützte viele willkürliche Maßregeln und besonders die Beschränkung der Presse. Anderseits aber trat er 1824 gegen die Rentenreduktion und das Sakrilegiengesetz auf und trug viel zum Sturz Villèle's bei. Ludwig Philipp ernannte ihn 1830 zum Präsidenten der Pairskammer, in welcher Stellung er namentlich für Herstellung der Ruhe und Befestigung der Dynastie Orléans wirkte. Der Lohn für die bewiesene Anhänglichkeit und die Dienste, die er dem Hof als geheimer Rathgeber leistete, war 1837 seine Ernennung zum Kanzler von Frankreich und 1844 seine Erhebung zur herzoglichen Würde. Mit der Februarrevolution von 1848 trat er vom öffentlichen Schauplatz zurück; er starb 5. Juli 1862. Seit 1842 war er Mitglied der französischen Akademie. Er schrieb unter anderem: »Discours et opinions de M. P.« (Par. 1842, 4 Bde.) und »Mémoires«, die noch nicht veröffentlicht sind. Sein Herzogstitel ging auf seinen von ihm adoptirten Großneffen Edme Armand Gaston, Herzog d'Audiffret-P., den jetzigen Senatspräsidenten, über.

Pasquill (Schmähschrift, Schmachschrift, Schandschrift, lat. Libellus famosus, franz. Pasquinade), eine Injurie (s. d.), welche schriftlich oder durch sonstige bleibende Zeichen, z. B. durch Bilder, öffentlich verbreitet wird; Pasquillant, der Verfasser und Verbreiter eines Pasquills. Der Ausdruck P., ursprünglich mehr eine beißende Satire als eine wirkliche Ehrverletzung bezeichnend, rührt von einem Schuhflicker, Pasquino, her, welcher zu Anfang des 16. Jahrh. in Rom lebte, mit bitterem, aber treffendem Spotte die damaligen Verhältnisse und namentlich das Leben der Geistlichkeit geißelte, und dessen Werkstätte eben deshalb viel besucht gewesen sein soll. Nach seinem Tod aber benannte man nach ihm die unweit von jener bei der Piazza Navona aufgestellten Ueberreste einer antiken Statue, an welche man, ebenso wie an den sogen. Marforio (s. d.), satirische Schriften anzuheften pflegte. Pasquino und Marforio wurden dadurch in dem römischen Volksleben zu komischen Figuren, welche sich in satirischer Weise mit einander unterhalten, und so wurde der Ausdruck P. für derartige Veröffentlichungen überhaupt, namentlich aber für schriftliche und öffentliche Verleumdungen, gebräuchlich. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. (die sogen. Carolina) bedrohte besonders die gegen jemanden erhobene öffentliche Anschuldigung, ein peinliches Verbrechen begangen zu haben, für den Fall der Unerweislichkeit des letztern mit schwerer Strafe, nämlich mit ebenderjenigen, mit welcher das angeschuldigte Verbrechen nach dem Gesetze zu bestrafen gewesen sein würde. Die moderne Strafgesetzgebung dagegen hebt das P. lediglich als einen besonders strafbaren Fall der Injurie hervor, und das deutsche Strafgesetzbuch erwähnt dasselbe gar nicht ausdrücklich, so daß es hiernach lediglich nach den für die Injurien überhaupt geltenden Grundsätzen zu bestrafen ist. Eine Sammlung von »Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit« lieferte Schade (Hannov. 1856—58, 3 Bde.). S. Injurie.

Pasquinade (franz.), s. Pasquill.

Pasquino, röm. Statue, volksthümliche Benennung einer antiken Statue in Rom, an der Ecke des Palastes Braschi, nahe der Piazza Navona, die im Volksleben der Römer seit Jahrhunderten eine Rolle spielt (s. Pasquill). Die sehr verstümmelte Marmorgruppe stellt ursprünglich Ajas mit dem Leichnam des Achilleus (nach anderen Menelaos mit dem todten

Patroklos) bar und gehört der Kompoſition nach zu den ſchönſten Ueberreſten des Alterthums.

Paß (lat. passus, Schritt), Durchgang durch einen Ort, daher die Redensarten: ſeinen P. haben, jemandem den P. abſchneiden ꝛc.; dann beſonders Bezeichnung für die Uebergänge über einen Gebirgsrücken, die immer die niedrigſten Punkte desſelben bezeichnen (daher Paßhöhen eines Gebirges); militäriſch (Engpaß) ſ. v. w. Defilé (ſ. d.). In der Reitkunſt heißt P. ein dem Pferd angelernter Gang, der darin beſteht, daß es beide Füße einer Seite zugleich hebt.

Paß (franz. Passeport), amtliche Legitimationsurkunde für Reiſende, in welcher neben einer genauen Perſonalbeſchreibung des Empfängers Ziel und Dauer der beabſichtigten Reiſe angegeben und die Beſcheinigung enthalten iſt, daß ebendieſer Reiſe ſeitens der ausſtellenden Behörde ein Bedenken nicht entgegenſteht. Die Fälſchung eines Paſſes wird, wenn ſie in rechtswidriger Abſicht ausgeführt wurde, nach den für die Urkundenfälſchung (ſ. d.) überhaupt geordneten Strafſätzen geahndet, während die fälſchliche Anfertigung oder Verfälſchung oder der wiſſentliche Gebrauch eines falſchen Paſſes lediglich zum Zweck des beſſern Fortkommens nach dem deutſchen Reichsſtrafgeſetzbuch (§ 363) mit Haft bis zu 6 Wochen oder mit Geldſtrafe bis zu 150 Mark beſtraft wird. Die ſogen. Paßpflicht oder das Syſtem des Paßzwanges, welches bis in die neueſte Zeit das herrſchende war, ſuchte man beſonders dadurch zu rechtfertigen, daß der Fremde kein Recht zum Aufenthalt im Inland habe, daß der inländiſche Staat die Rechtsperſönlichkeit desſelben nur anzuerkennen brauche, wenn und ſo weit ſich der Fremde über dieſelbe gehörig legitimire. Aber nicht nur im Intereſſe der polizeilichen Fremdenkontrolle wurde dieſer Paßzwang und die damit zuſammenhängende Vorſchrift, daß man den P. an der Grenze oder an jedem Ort, wo man übernachten wollte, bei dem Geſandten oder bei der Polizeibehörde »viſiren« laſſen mußte, aufrecht erhalten. Man dehnte denſelben zur Vermeidung politiſcher Umtriebe auch auf den Inländer aus, verlangte auch von dieſem, daß er ſich bei Reiſen im Inlande durch einen P. legitimire, ja ſogar bei mehrtägigem Aufenthalt an einem fremden Ort eine Aufenthaltskarte (ſ. d.) löſe, und ſetzte gegen den Ausländer wie gegen den Inländer beim Mangel eines Paſſes oder der gehörigen Viſirung desſelben Verhaftung und Rücktransport über die Grenze oder in den Heimatsort in Vollzug. Wie ſich aber dieſer Paßzwang mit dem ſteigenden Fremdenverkehr und mit der Verbeſſerung und Vermehrung der Verkehrsmittel, namentlich mit der Entwickelung des Eiſenbahnweſens, als ungenügend zur Kontrolle des Fremdenverkehrs erwies, ſo war derſelbe auch zugleich für das reiſende Publikum mit den mannigfachſten Beläſtigungen und Erſchwerungen des Reiſeverkehrs verbunden, namentlich in Deutſchland, woſelbſt ſich zur Zeit des frühern Deutſchen Bundes eine große Anzahl theilweiſe ſehr kleiner Staatsweſen als In- und Ausland einander gegenüber ſtanden. Einige Abhülfe ſchaffte hier allerdings die Dresdener Konvention vom 21. Okt. 1850, welcher nach und nach alle Bundesſtaaten mit Einſchluß Oeſterreichs beitraten, und wodurch die ſogen. Paßkarten eingeführt wurden, als kurze und handliche Legitimationen, welche, auf ein volles Kalenderjahr lautend, nirgends zum Viſiren vorgelegt zu werden brauchten. Eine gänzliche Beſeitigung des Paßzwanges und die Einführung des Syſtems der Paßfreiheit erfolgte in Deutſchland aber erſt mit der Gründung des Norddeutſchen Bundes, nachdem bereits zuvor in mehreren außerdeutſchen Staaten, namentlich in der Schweiz, die Paßpolizei beſeitigt worden war. Das norddeutſche Bundesgeſetz vom 12. Okt. 1867 über das Paßweſen (Bundesgeſetzblatt 1867, S. 33 ff.) iſt aber inzwiſchen auch auf die ſüddeutſchen Staaten ausgedehnt worden, wenn es auch noch nicht für Elſaß-Lothringen in Kraft getreten iſt. Nach dieſem nunmehrigen Reichsgeſetz bedürfen weder Inländer noch Ausländer für Reiſen und zum Aufenthalt innerhalb des Reichsgebiets und ebenſowenig beim Eintritt in daſſelbe oder beim Austritt aus demſelben eines Reiſepapiers (P., Paßkarte, Wanderbuch ꝛc.). Auch die Verpflichtung zur Vorlegung der Reiſepapiere zum Zweck der Viſirung iſt abgeſchafft. Ebenſo iſt die geſetzliche Verpflichtung zur Führung von Arbeitsbüchern für Geſellen und Gehülfen durch die Bundes- (Reichs-)gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 aufgehoben. Dies ſchließt jedoch nicht aus, daß Reichsangehörige und Fremde im öffentlichen Intereſſe, alſo z. B. wenn gegen ſie der Verdacht einer ſtrafbaren Handlung oder Lebensweiſe beſteht, ſich auf amtliches Erfordern über ihre Perſon ausweiſen müſſen, ſei es nun durch Legitimationspapiere, ſei es durch Zeugen, durch Briefe ꝛc. Auch kann die Reichsregierung die Paßfreiheit ſuspendiren, wenn es die Sicherheit des Reichs oder eines einzelnen Bundesſtaats, z. B. im Fall eines Kriegs oder innerer Unruhen, erheiſcht, und den Paßzwang überhaupt oder für einen beſtimmten Bezirk oder zu Reiſen aus und nach beſtimmten Staaten des Auslandes vorübergehend einführen. Iſt hiernach alſo die Verpflichtung zur Führung eines Paſſes beſeitigt, ſo iſt den Reichsangehörigen doch auf der andern Seite das Recht eingeräumt, die Ausfertigung eines Paſſes oder eines ſonſtigen Reiſepapiers von der zuſtändigen Behörde und zwar im Ausland von den Geſandten und Konſuln verlangen zu können, wofern ihrer Befugnis zur Reiſe geſetzliche Hinderniſſe nicht entgegenſtehen. Die ſogen. Specialpäſſe, wie Zwangspäſſe und Reiſerouten, welche von den Polizeibehörden zuſtändigermaßen ertheilt werden, und ebenſo die Kontrolle von Neuanziehenden und von Fremden an ihrem Aufenthaltsort werden durch jenes Reichsgeſetz nicht berührt, auch nicht die Vorſchriften, welche über die ſogen. Leichenpäſſe gelten, d. h. Anweiſungen, eine Leiche unter Anwendung beſtimmter Vorſichtsmaßregeln durch einen beſtimmten Bezirk durchführen zu dürfen. Die ſogen. Aufenthaltskarten aber ſind abgeſchafft.

Paſſabel (franz.), erträglich, leidlich.

Passacaglio (ital., ſpr. -kálljo, franz. passocaille, v. ſpan. pasacallo, »Gaſſenbauer«), urſprünglich eine beſtimmte Form des Tanzliedes, dann von Ballettmeiſtern und Muſikern zu einem ernſten Theatertanz umgeſtaltet, ſteht als ſolcher in der Regel in ungeradem Takt, hat langſames Tempo und beginnt meiſt mit dem zweiten Viertel, ſeltener mit dem dritten (z. B. in J. F. Bachs berühmtem Orgelpaſſacaglio in C moll) und noch ſeltener im Niederſchlag. Außerdem iſt für die Form des P. das beſonders charakteriſtiſch, daß, im Gegenſatze zu den meiſten übrigen Tänzen, hier über das im Grundbaß liegende, ſich immer wiederholende Thema von acht Takten, ähnlich wie in der Chaconne, die Oberſtimmen in Variationen fortſchreiten. Doch finden ſich auch Paſſacaglio's, die aus einer Reihe freier Variationen beſtehen. Der P. verſchwand ſchon um die Mitte des 18. Jahrh. aus den Kammerſonaten.

Passage (franz., spr. »aßsche«), »Durchgang«, besonders jeder freie Durchgang durch ein größeres Gebäude, der oben meist mit Glas gedeckt und zu beiden Seiten mit Kaufläden ꝛc. versehen ist. In der Musik ist P. (ital. passaggio) jeder Gang (d. h. jede zusammenhängende Tonfolge ohne einen in sich befriedigenden Abschluß), der theils aus schnell aufeinander folgenden gleich kurzen Noten, theils aus sequenzenmäßig zusammengesetzten kleinen Motiven figurativen Charakters besteht. Durchläuft die P. ähnlich den Skalen (den chromatischen sowohl als diatonischen) hauptsächlich stufenweise eine größere Reihe von Tönen auf- oder abwärts, so wird sie Lauf genannt. Ist ihre Ausführung mit besonderen technischen Schwierigkeiten verknüpft, um die Virtuosität des Vortragenden zu zeigen, so heißt sie gemeinhin Bravourpassage. Die Passagen können entweder vorgeschriebene, oder freie sein, in welch letzterem Fall nur die Hauptnoten angegeben sind und die Ausführung dem Sänger oder dem Instrumentalisten überlassen ist.

Passageinseln (spr. »ßabsche«), die südöstlichste Gruppe der Bahamainseln in Westindien, umfaßt die Inseln und Inselgruppen: Crooked Island, Inagua, Long Island, Caicos, Turk Islands u. a. Denselben Namen führen auch mehrere kleine Inseln in Westindien und Australien.

Passageinstrument (franz.-lat., spr. »ßabsche«, Mittagsrohr), von Olaus Römer erfundenes astronomisches Instrument zur Beobachtung des Durchgangs der Sterne durch den Meridian, um mit Hülfe einer Uhr die Kulminationszeiten zu finden. Es besteht aus einem astronomischen, mit Fadenkreuz versehenen Fernrohr, welches rechtwinklig auf einer horizontalen, genau von Osten nach Westen gerichteten Drehungsaxe befestigt ist und sich in der Ebene des Meridians bewegen läßt. Die durch Schrauben regulirbaren Lager der Drehungsaxe sind an zwei steinernen Pfeilern angebracht. An dem einen Ende der Axe befindet sich ein Kreis mit Alhidade, welcher es ermöglicht, das Fernrohr so zu stellen, daß ein Stern, dessen Meridianhöhe bekannt sein muß, bei der Kulmination in das Gesichtsfeld tritt. Hierzu genügt schon eine Eintheilung des Kreises, welche ganze Minuten abzulesen gestattet. Soll aber das Instrument zur genauen Beobachtung der Kulminationshöhen dienen, so muß die Theilung des Kreises so fein wie möglich sein; es heißt dann ein Meridiankreis. Neuere Instrumente dieser Art haben auf jeder Seite einen Kreis: einen mit roher Theilung zur Einstellung, den andern zur Höhenmessung.

Passaggio (ital., spr. »ddschо«), s. Passage.

Passagier (spr. »schir, v. franz. passager), Reisender, besonders ein solcher, welcher in einem Postwagen oder in einem Dampfboot ꝛc. reist.

Passagini (Pasagini), s. v. w. Pasagier.

Passaglia (spr. »ßalja), Carlo, namhafter ital. Theolog, geb. 1814 zu Pieve a San Paolo im Herzogthum Lucca, trat schon 1827 in den Jesuitenorden und ward 1844 Professor am Collegium Romanum. 1848 mußte er aus Rom fliehen, kehrte aber mit dem Papst wieder dahin zurück. Nachdem er »Ueber die unbefleckte Empfängnis« (Rom 1853, 3 Bde.) nicht bloß geschrieben, sondern auch in hervorragender Weise an der Verkündigung des neuen Dogma's theilgenommen, überhaupt sich als entschiedenen Vorfechter der Kirchenlehre und Anhänger des Papstes bekundet hatte, mußte eine Flugschrift, in welcher er die weltliche Macht des Papstes als für die Kirche gefährlich erklärte, um so größeres Aufsehen erregen. Da ihm in Rom Verhaftung drohte, flüchtete er nach Turin, wo er seit 1861 als Professor der Moral wirkt. Er vertrat in dem ersten italienischen Parlament den Bezirk Montecchio und führte in dem 1862—66 von ihm herausgegebenen »Mediatore« einen heftigen Kampf wider die römische Kurie und deren weltliche Gewalt. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: »Per la causa Italiana ai vescovi cattolici« (Flor. 1859); »Obbligo del vescovo Romano e pontifice massimo di risiedere in Roma quantunque metropoli del Regno italico« (das. 1861); »Della scomunica« (das. 1861); »La questione dell' indipendenza ed unità d'Italia dinanzi al clero« (das. 1861); eine Widerlegung von Renans »Leben Jesu« (Tur. 1864, 2 Bde.); »La causa del cardinale Girolamo d'Andrea« (das. 1867).

Passah (Paschah, Pesach, vollständiger: Chag happessach, hebr., d. h. Ueberschreitungs- oder Verschonungsfest, auch Chag Hammazzoth, d. h. Fest der ungesäuerten, im Neuen Testament süßen, Brode), das erste der drei jüdischen Wallfahrtsfeste, erinnert an die Erlösung der Israeliten aus Aegypten und damit an die Verschonung der israelitischen Erstgebornen, an den Auszug und die mit ihm zusammenhängenden Ereignisse; es ist sozusagen das Geburtsfest des israelitischen Volks, das nun, politisch frei geworden, seine weltgeschichtliche Aufgabe, die Lehren des Monotheismus zu verbreiten, beginnen kann. Ob dem P. ein älteres Frühlingsfest zu Grunde liegt, ist fraglich. Der Pentateuch befiehlt, es im ersten Vollmond des Frühlings sieben Tage lang vom Abend des 14. bis zum Abend des 21. Abib (nach dem Babylonischen Eril Nissan genannt) zu feiern, und bestimmt als eigentliche Festtage den 1. und 7. Tag. Durch Unsicherheit in der Zeitrechnung veranlaßt, gesellte man später dem 1. noch den 2. und dem 7. noch einen 8. Tag zu, der dann für immer beibehalten wurde. Während dieses siebentägigen Festes durfte nur ungesäuertes Brod (Mazzoth), auch Trübsalsbrod (Lechem Oni) genannt, gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszug aus Aegypten der Teig ungesäuert hatte mitgenommen werden müssen. Am Vorabend des 1. Tags (Passahabend) verzehrte jeder Hausvater, wie es beim ersten P. am Auszugsabend in Aegypten geschehen, mit seiner Familie ein vom Priester im Vorhof des Tempels geschlachtetes, dann ganz und ohne Zerbrechung der Knochen gebraten aufgetragenes einjähriges, fehlerfreies männliches Lamm (Passahlamm), von welchem nichts bis auf den folgenden Tag übrig bleiben durfte. Als Zukost genoß man bittere Kräuter und ungesäuertes Brod. Neben dieser Familienfeier fand im Tempel am 1. und 7. Tag die heilige Festverkündigung und das Darbringen der vorgeschriebenen Opfer statt. Zur feierlichen Eröffnung der Ernte wurde am 2. Tag eine Erstlingsgarbe der neuen Gerste, die unter bestimmten Feierlichkeiten von Abgeordneten des Hohen Raths auf einem Acker bei Jerusalem in der Nacht zum 16. Nissan geschnitten worden war, dargebracht. Diese Garbe mußte ein bestimmtes Maß (Omer) Gerste enthalten. Sie wurde entkörnt, die Körner gemahlen, das Mehl gesiebt, mit Oel und Weihrauch gemischt, eine Handvoll auf dem Altar verbrannt und das übrige den Priestern gegeben. Diejenigen Israeliten, welche zu spät kamen oder als unrein das P. am 14. Nissan nicht mitfeiern konnten, sollten ihr Passahlamm am 14. des folgenden Monats (Jiar) darbringen, und dieser Tag hieß Kleinpassah oder das zweite P. An die Stelle des Passahopfers trat nach der Zerstörung des

Tempels an den erſten zwei Paſſahabenden ein feierlicher Gottesdienſt (Seder) in der Familie. Vor und nach der Abendmahlzeit lieſt der Hausvater den Seinigen die Geſchichte der Befreiung aus Aegypten vor, welche in einem Büchlein, das »Hagada« (d. h. Erzählung) heißt, aufgezeichnet iſt. Vgl. Oſtern.

Paſſaic, Fluß im nordamerikan. Staat New Jerſey, entſpringt in der Grafſchaft Morris und mündet in die Newarkbai des Atlantiſchen Oceans. Sein oberer Lauf iſt langſam; aber bei Paterſon in der Grafſchaft P. bildet er einen ſchönen, 27 Meter hohen ſenkrechten Waſſerfall. An ihm liegt die Stadt P., ein raſch emporwachſender Ort mit prächtigen Wohnſitzen New Yorker Geſchäftsleute, reger Induſtrie (Maſchinen- und Shoddyfabrikation, Kattundruckerei) und (1870) 4368 Einw.

Paſſamaquoddybai, tiefe Bucht am ſüdweſtlichen Ende der Fundybai des Atlantiſchen Oceans, an der Grenze des nordamerikan. Staats Maine und der brit. Provinz Neubraunſchweig. An ihrem Eingang mehrere Inſeln (Deer, Mooſe ꝛc.), die theils zu Maine, theils zu Neubraunſchweig gehören. In die P. mündet der St. Croix, welcher bis zu ſeiner Quelle im Grand Lake 100 Kilom. weit die Grenze zwiſchen den Vereinigten Staaten und dem britiſchen Gebiet bildet. An ſeinen Ufern wohnte ſonſt der jetzt untergegangene Stamm der Paſſamaquoddy-Indianer. Einfuhr des gleichnamigen Zollbezirks der Vereinigten Staaten 1875—76: 2,260,000 Mark, Ausfuhr 3,628,000 Mark.

Paſſánt (franz.), Durchreiſender.

Paſſarge, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, entſpringt nordöſtlich von Hohenſtein beim Dorf Grieslienen und mündet, nachdem er ſich mit der Walſch vereinigt hat, nach einem Laufe von 120 Kilom. unterhalb Braunsberg in das Friſche Haff.

Paſſáro (Paſſero), kleine Inſel an der Südoſtſpitze von Sicilien, dicht am Feſtland gelegen (daher auch Capo P. genannt), mit feſtem Schloß (früher Militärgefängnis). Hier 18. Aug. 1718 entſcheidender Seeſieg der engliſchen Flotte unter Byng über die ſpaniſche unter Antonio da Caſtañeta.

Paſſarowitz, Stadt, ſ. Poſcharewatz.

Paſſáto (ital., »vergangen«), im ältern kaufmänniſchen Briefſtil ſ. v. w. letztverfloſſener Monat.

Paſſátſtaub, der zimmet- oder blutfarbige Staub, welcher vorzugsweiſe an den Weſtküſten des tropiſchen Afrika, namentlich zwiſchen Kap Bojador und Kap Blanco, eine ſo häufige Erſcheinung iſt, daß man wegen der dadurch veranlaßten Trübung der Luft die dortige Küſte auch als Nebelküſte und die dortige Meeresgegend als Dunkelmeer oder Meer der Finſterniſſe bezeichnet. An manchen Tagen werden über 1 Million Centner ſolcher Staubmaſſen in der Luft getragen. Dieſe Erſcheinung, ſeit den älteſten Zeiten als ſogen. Blutregen bekannt, kommt ſporadiſch auch in Italien, Deutſchland, zuweilen ſogar in Schweden und Rußland, ferner in Aſien von Armenien bis Turkiſtan und China vor. Dieſer Staub enthält Kieſelerde, Thonerde, Eiſenoxyd, Manganoxyd, kohlenſaure Kalkerde, Magneſia, Kali, Natron, Kupferoxyd, Waſſer und organiſche Materie und beſteht aus Partikeln von feinem Quarzſand und noch feinerem, gelblichem oder röthlichem Mulm, zwiſchen denen ſich zahlreiche (460) mikroſkopiſche organiſche Formen und Fragmente befinden. Da der P. in ſeinen reinſten Verhältniſſen ausſchließlich und übereinſtimmend nur Süßwaſſerformen und Fragmente von Landpflanzen enthält, ſo iſt die Annahme ſeines Urſprungs aus den Spritzwellen des durch Sturm aufgeregten Meers an den weſtafrikaniſchen Küſten oder aus der waſſerloſen Wüſtenoberfläche Afrika's ausgeſchloſſen. Nur ſpärlich und ſelten finden ſich in dem P. fremde Beſtandtheile, wie Fragmente von Bimsſtein, Tuffen und vulkaniſchen Aſchen oder von Meeresorganismen, vor. Solche Beimengungen ſind ſämmtlich den niedrig gehenden, die Oberfläche des Feſtlandes und des Meers aufwühlenden Gewitterſtürmen zuzuſchreiben und beeinträchtigen ſtets die dem P. eigenthümliche und ihn charakteriſirende rothe Farbe. Nach Ehrenberg (»Ueber das von der Atmoſphäre unſichtbar getragene organiſche Leben«, 1847 und 1871) ſenken ſich die von der ganzen Erdkugel aus allen Ländern in die Höhe gehobenen, in einer durchſichtigen Staubzone ſchwebenden Theile zuweilen in ſchweren Wolken hernieder, geſtalten ſich bei dem Herabſinken durch verſchiedene Luftſtröme zu Wirbeln und erreichen endlich den Boden. Somit iſt dieſe Erſcheinung des Paſſatſtaubs eine terreſtriſche, aber keine bloß lokale, momentan durch einen örtlichen Orkan veranlaßte, da dieſe Staubnebel zu allen Jahreszeiten vorkommen und den vielen Analyſen zufolge in ihrer Miſchung ſtets gleichartig ſind. Die hiſtoriſch beglaubigten, von Sternſchnuppen und feuerkugelartigen Meteoren begleiteten Blutregenfälle haben mit dem P. eine zwar beſtimmte, aber nur zufällige Verbindung, indem jene kosmiſchen, in die Erdatmoſphäre niederfallenden Meteore einen Theil des in den oberen Luftregionen ſchwebenden Paſſatſtaubs bei ihrem Herabfallen niederdrückten und deshalb gleichzeitig mit ihm zur Erdoberfläche herabkamen, ohne daß irgend eine weſentliche Verbindung zwiſchen beiden ſtattfand. Nicht zu verwechſeln mit dem P. iſt der ſogen. Meteorſtaub, welcher von ſtaubartig zertheilten Meteorſteinen (ſ. d.) herrührt, alſo kosmiſchen Urſprungs iſt und zuweilen als Staubregen (ſ. d.) niederfällt.

Paſſátwinde (Paſſate), die innerhalb der Tropen auf der nördlichen Halbkugel aus NO. und auf der ſüdlichen aus SO. das ganze Jahr hindurch konſtant wehenden Winde, welche durch die ſogen. Gegend der Kalmen (ſ. d.) von einander getrennt ſind. Bei den Engländern heißen ſie Handelswinde (trade-winds), weil ſie von den nach Amerika beſtimmten Handelsſchiffen benutzt werden; die Franzoſen nennen ſie vents alizés (aliz iſt ein altfranzöſiſches Wort und bedeutet regelmäßig oder einförmig). Die P. treten am ausgeprägteſten und regelmäßigſten über den Oceanen auf; über den Kontinenten ſind ſie durch lokale Verhältniſſe mehr oder weniger beeinflußt. Auch im Indiſchen Ocean werden ſie durch die beiden Kontinente Aſien und Afrika und deren verſchiedene Erwärmung in dem Sommer jeder Halbkugel in ihrem Charakter umgeändert und treten dort als die Monſune (ſ. d.) auf. Nahe am Aequator, wo die Erde die intenſivſte Einwirkung von Seiten der Sonne erfährt, iſt eine Zone der größten Erwärmung (die ſogen. Paſſatzone oder Zone der Kalmen), in welcher die Luft verdünnt wird und ein mächtiger, vertikal aufſteigender Luftſtrom entſteht, welcher oben nach den beiden Polen hin abfließt, während unten von N. und S. die Luft nach dem Aequator ſtrömt, um die Lücken auszufüllen. So entſtehen die beiden Paſſate, welche, von N. und S. kommend, durch die Erdrotation auf der nördlichen Halbkugel in den Nordoſtpaſſatwind, auf der ſüdlichen in den Südoſtpaſſatwind umgewandelt werden. Die Geſchwindigkeit der Erdrotation von W. nach O. iſt nämlich am Aequator am größten und nimmt nach den Polen

zu ab. Der von N. kommende Luftstrom schreitet allmählich zu Orten vor, welche eine größere Rotationsgeschwindigkeit als er selbst besitzen. Infolge dessen wird dieser Strom, indem er in seiner geringern Drehungsgeschwindigkeit zu beharren strebt, in Bezug auf die unter ihm liegenden Orte in der Richtung von W. nach O. zurückbleiben und eben deshalb als ein mehr östlicher Luftstrom zur Erscheinung kommen, so daß er im ganzen eine nordöstliche Richtung gewinnt. In gleicher Weise erhält der auf der südlichen Halbkugel von S. her nach dem Aequator fortschreitende Luftstrom eine südöstliche Richtung. In niederen Breiten, nahe am Aequator, ist aber die Verschiedenheit der Rotationsgeschwindigkeit der einzelnen Breitengrade eine nur geringe, indem die Meridiane daselbst nahezu einander parallel werden; daher wird die dem Aequator innerhalb der Zone von 10° nördl. bis 10° südl. Br. zuströmende Luft, indem sie auch noch durch Berührung mit der Erdoberfläche immer mehr an Geschwindigkeit verliert, endlich die Rotationsgeschwindigkeit der Erdoberfläche selbst annehmen. Aus diesem Grund gewinnt in der Nähe des Aequators der Nordostpassatwind wieder eine mehr nördliche, der Südostpassatwind eine mehr südliche Richtung, was zu einem gegenseitigen Stauen beider P. und demgemäß zu Windstillen (Kalmen) Veranlassung gibt. Unter etwa 30° nördl. und 30° südl. Br. senkt sich die vom Aequator aufgestiegene Luft als sogen. Antipassate (früher fälschlich rückkehrende P. genannt) oder obere Luftströme der Passatzone und zwar nach den oben gegebenen Erörterungen von SW. in unserer Halbkugel, von NW. in der nördlichen. So befindet sich also die Passatzone zwischen 30° nördl. und 30° südl. Br.; innerhalb derselben sind auf jeder Halbkugel zwei Passatströmungen der Luft: auf der nördlichen unten NO., oben SW., auf der südlichen unten SO., oben NW. Von diesen Polargrenzen (30°) des Passats kehrt die Luft von der Oberfläche der Erde theilweise als unterer Passat nach dem Aequator zurück (dieser hat also nicht, wie man früher irrthümlicherweise annahm, seinen Ursprung an den Polen oder in höheren Breiten); ein anderer Theil strömt nach höheren Breiten und tritt dort auf unserer Halbkugel als Südwest- und Westwind, auf der südlichen als Nordwest- (namentlich über der oceanischen, durch keine Festländer oder Inseln unterbrochenen Wasserfläche derselben) oder als reiner Westwind auf und veranlaßt so die großen westöstlichen Driftströmungen der südlichen Oceane (s. Meer, Abschnitt Strömungen). So sind also die Windverhältnisse, wenigstens auf den Oceanen, wesentlich durch die Erscheinung der P. bedingt und diese wiederum durch die stärkere Erwärmung der Erdoberfläche unter dem Aequator und die Axendrehung der Erde. Der Einfluß dieser beiden Umstände ist zuerst von Hadley (1735) erkannt worden; von ihm rührt auch die richtige Erklärung der P. her, obschon die unteren P. zwischen den Wendekreisen auf dem Atlantischen und Stillen Ocean den Seefahrern schon längst bekannt waren. So wurden ja die Gefährten des Colombo auf dessen erster Entdeckungsreise nach Amerika durch die Beständigkeit des Windes, der sie fortwährend nach W. trieb, in Unruhe versetzt; seit den Zeiten Don Ulloa's (1539) nennen die Matrosen denjenigen Theil des Oceans, in welchem der Nordostpassat herrscht, das »Meer der Damen«, weil dort ein Mädchen das Steuer führen kann. Die Zone, welche die P. beider Halbkugeln von einander trennt, rückt nach N. oder S., je nachdem die Sonne nördlich oder südlich vom Aequator steht; somit ist natürlich auch die Lage der Region der beiden Passate sowohl nach den Polen, als nach dem Aequator zu in den verschiedenen Jahreszeiten eine veränderliche. Für den Atlantischen Ocean liegen die meisten und sichersten Beobachtungen vor. Im Winter und Frühling weht der Nordostpassat zwischen 5° und 27° nördl. Br. und im Sommer und Herbst zwischen 9° und 30° nördl. Br. Der Südostpassat dringt im Winter und Frühling bis zu 2° nördl. Br. und im Sommer und Herbst bis zu 3° nördl. Br., also über den Aequator vor, wobei er allmählich zum Süd- und später zum Südwestwind wird, so daß die tropische Kalmenregion zwischen den beiden Passaten im Atlantischen Ocean nördlich vom Aequator liegt; im December und Januar ist sie nur 150 Seemeilen (60 auf 1° des Aequators) breit, im September aber 550 Seemeilen. In dem Stillen Ocean erleiden die inneren Grenzen der Passate (nach dem Aequator zu) geringere Veränderungen als in dem Atlantischen Ocean; auch reicht der Nordostpassat im Stillen Ocean im Durchschnitt nur bis 25° nördl. Br., im Atlantischen Ocean bis 28° nördl. Br. Im allgemeinen ist der Südostpassat kräftiger als der Nordostpassat, weil er ungestörter über weite Wasserflächen hinweht, und daher rührt auch sein Uebergreifen in die nördliche Halbkugel.

Passau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, in romantischer Lage auf einer schmalen felsigen Landzunge an der Mündung des Inn und der Ilz in die Donau, ist die östliche Grenzstation der bayrischen Ostbahn, von welcher eine Zweigbahn von Neufahrn (an der Linie Landshut-Regensburg) hierher führt, und an die sich hier die Zweigbahn P.-Wels der österreichischen Elisabeth-Westbahn (Linie Wien-Linz-Salzburg) anschließt. P. ist von einer vierfachen Reihe von 120 Meter über die Donau emporragenden Bergen umgeben und theilt sich in die eigentliche Stadt, am rechten Donauufer, und die Vorstädte Innstadt, am rechten Ufer des Inn, Ilzstadt, jenseit der Donau am linken Ufer der Ilz, und Angervorstadt. Eiserne Brücken führen über die Donau (seit 1870) und den Inn (seit 1875), über erstere zwischen Altstadt und Ilzstadt seit 1869 auch noch ein Drahtsteg. Die eigentliche Stadt ist gut gebaut, weniger die Vorstädte. Unter den öffentlichen Plätzen ist der Dom- oder Paradeplatz (mit der ehernen Statue des Königs Maximilian Joseph I.) der schönste. Von den elf Kirchen Passau's sind besonders zu nennen: der Dom (ursprünglich aus dem 14. Jahrh. herrührend, Ende des 17. Jahrh. aber fast gänzlich niedergebrannt und dann seit 1680 in seiner jetzigen Gestalt wieder aufgebaut), mit schönem altdeutschen Portal, trefflicher Orgel, einer 181 Ctr. schweren Glocke und zahlreichen Reliquien; ferner die Stadtpfarrkirche St. Paul, die 1809 neu erbaute Pfarrkirche St. Gertrud, die kleine, in gothischem Stil 1859 vollendete evangel. Kirche und die neuerdings restaurirte St. Salvatorkirche (1479 erbaut), welche aus zwei über einander befindlichen Abtheilungen besteht. Andere hervorragende Gebäude sind: die ehemalige bischöfliche Residenz, welche in ihrem ältern Theil die Amtslokale des Appellationsgerichts, Stadtgerichts und anderer Behörden, in ihrem neuern die Wohnung des Bischofs und die Geschäftslokale des Domkapitels enthält; das ehemalige Jesuitenkollegium mit Bibliothek von 30,000 Bänden und verschiedenen Lehranstalten, das 1804 aufgehobene Nonnenkloster Niedernburg

(jetzt Institut der Englischen Fräulein), die ehemalige Abtei St. Nikola (jetzt Kaserne) und das Postgebäude, merkwürdig durch den 1552 hier abgeschlossenen Passauer Vertrag (s. d.). P. war ehemals eine starke Festung; es hatte zwei Citadellen (Oberhaus und Unter- oder Niederhaus), welche gegenwärtig zu militärischen Strafanstalten dienen, und zwei Forts. Oberhaus beherrschte von der Höhe des St. Georgsbergs, welcher sich 135 Meter über die Donau erhebt, die Gegend, und Unterhaus ist ein uraltes, schon 737 urkundlich erwähntes Gebäude. Die Veste Oberhaus, von Ulrich II., Grafen von Dissen, 1215—19 erbaut, war oft Zeuge der blutigen Fehden der Bischöfe mit den Bürgern. Bischof Johann Philipp Lamberg (1689—1712) vergrößerte die Festungswerke und baute das sogen. Philippswerk. Im spanischen Erbfolgekrieg war die Veste ebenfalls ein Zankapfel zwischen den streitenden Parteien. 1741 okkupirten die Bayern dieselbe und hielten sie bis 25. Jan. 1742 besetzt, wo der österreichische General Bernklau die Uebergabe erzwang, wofür der bayrische Kommandant mit dem Leben büßen mußte. Das Schloß blieb darauf drei Jahre hindurch von den Oesterreichern besetzt. Gegen das Jahr 1805 erneuerten sich die Kämpfe um dieses Fort abermals, und 24. Okt. mußte sich die Besatzung nach hartnäckiger Gegenwehr an die Oesterreicher ergeben. 1806 wurden die Fortifikationen erweitert und zu strategischer Bedeutung erhoben, indem man in der Veste den Schlüssel zum Donaustrom erkannte; in der neuesten Zeit aber wurden dieselben geschleift. P. ist der Sitz des Appellationsgerichts für Niederbayern, eines Bezirks-, Stadt-, Handels- und zweier Landgerichte, eines Hauptzollamts, einer Handelskammer, eines Bischofs und eines Domkapitels; es hat ein Lyceum, Gymnasium, eine lateinische Schule, Kreislandwirtschafts-, Gewerb-, gewerbliche Fortbildungs- und Kreisweberschule, ein Klerikal- und ein Knabenseminar, Englisches Fräuleinstift, Waisenhaus, allgemeines Kranken- und ein Pfründnerhaus, ein Filialinstitut der Barmherzigen Schwestern, 5 Armenhäuser, ein Lazareth, eine Badeanstalt, ferner Tabak-, Leder-, Papier- und Porzellanfabrikation, Bierbrauereien, Eisen- und Kupferhämmer, Drahtziehereien, lebhaften Handel (besonders mit den Passauer Schmelztiegeln, die aber vorzugsweise in Obernzell verfertigt werden, Salz- und Speditionshandel auf der Donau), Schiffbau und Schiffahrt (Dampfschiffahrt auf der Donau nach Linz und Wien) und zählt (1875) mit der Garnison (ein Bataillon Jäger) 14,757 Einw. (600 Evangelische). In der Nähe von P. liegen die berühmte Wallfahrtskirche Mariahilf (mit einem reich vergoldeten Altar) und das Schloß Freudenheim, jetzt Institut der Englischen Fräulein. P. soll von den Römern gegründet worden sein; jedenfalls bestand im 4. Jahrh. zwischen Donau und linkem Innufer eine nach ihrer ursprünglich batavischen Besatzung »Castra Batava« benannte Kolonie, während eine andere, »Bojodurum«, die jetzige Innstadt, auf dem rechten Innufer lag. Zu Anfang des 8. Jahrh. ward es Residenz des Bayernherzogs Theobald und 739 Sitz des von Bonifacius neu eingerichteten Bisthums. 999 erwarb Bischof Christian die Gerichtsbarkeit und die Regalien in der Stadt. Diese, erst 978 während des Kriegs Kaiser Otto's II. gegen den aufständischen Herzog Heinrich II. von Bayern fast völlig zerstört, blühte jedoch durch Handel und Schiffahrt empor und versuchte im 13. Jahrh. sich der bischöflichen Gewalt zu entziehen, was den Bischof Ulrich zur Anlage der St. Georgsburg, des jetzigen Oberhaus, auf dem nördlichen Donauufer veranlaßte. Sein Nachfolger Gebhard gab 1225 der Stadt das erste geschriebene Stadtrecht. Bei einem Aufstande der Städter 1250 gewann Herzog Otto von Bayern durch Verrath das Schloß Ort in P., wurde aber vom Bischof Berthold vertrieben. Erst dessen Nachfolger Otto wußte die Stadt wieder zu beruhigen (1254). Glücklich erwehrte sie sich eines Handstreichs, den Herzog Heinrich von Niederbayern 1266 gegen sie unternahm; doch ging ein Theil der Stadt dabei in Flammen auf. P. machte noch mehrfach durch Empörungen den Bischöfen viel zu schaffen, wie Albrecht III. von Winkel (1362—80), Georg von Hohenlohe (1387—1423) und Leonhard von Laming (1423—51). 1803 kam P. an Bayern. Vgl. Erhard, Geschichte der Stadt P. (Pass. 1864, 2 Bde.).

Passau, ehemaliges Bisthum und Fürstenthum, ist 738 aus dem frühern Bisthum Lorch hervorgegangen, indem Bischof Vivilo seinen Sitz nach P. verlegte, als die Avaren Lorch zerstörten. Als Sprengel ward ihm von Bonifacius das Land zu beiden Seiten der Donau von Niederaltaich bis zur Enns angewiesen. Doch schon im 9. Jahrh. dehnte sich die Diöcese über das ganze Erzherzogthum Oesterreich aus und behielt diesen Umfang bis zur Errichtung der Bisthümer Wien und Wiener-Neustadt (1468). Langsamer mehrte sich das Ländergebiet des Bischofs. Von 887, dem Jahr der ersten bekannten Schenkungsurkunde, an bis 1207 wurden außer der Stadt P., wo Bischof Christian 999 das Markt-, Münz- und Zollrecht nebst dem Blutbann im Passauer Gebiet erhielt, nur Zehnten, Pfarreien und vereinzelte Lehen verliehen. Ein zusammenhängendes Gebiet entstand erst 1207 durch die Erwerbung der Grafschaft im Ilzgau nebst Windberg vom Herzog von Meran und durch den Kauf der Herrschaft Viechtenstein 1227. Bischof Otto von Lonsdorf löste 1262 das Bisthum aus der Schirmvogtei der bayrischen Herzöge. Dadurch wurde es ein reichsunmittelbares Territorium, das sich nördlich der Donau bis zur böhmischen Grenze ausdehnte. Dazu kamen zahlreiche Herrschaften in Oesterreich, die jedoch im 15. Jahrh. ihre Reichsfreiheit verloren. Das Bisthum war dem erzbischöflichen Stuhl von Salzburg unterstellt. Als Reichsfürst hatte der Bischof Sitz und Stimme auf dem Reichstag und seit Maximilians I. Kreiseintheilung auf dem bayrischen Kreistag. Das Domkapitel bestand aus 24 Domherren, Landstände gab es nicht. Das bischöfliche Wappen war ein springender rother Wolf im silbernen Felde. Die Einkünfte des Bisthums wuchsen im 18. Jahrh. auf 430,000 Fl., wozu noch aus den österreichischen Herrschaften jährlich 180,000 Fl. kamen. Von Passau's Bischöfen haben wenige eine über ihren Sprengel hinausgehende Thätigkeit entwickelt, um die Wissenschaft hat sich kaum einer verdient gemacht. Bischof Piligrim (971—981) betrieb die Mission in Ungarn, wie es scheint, in der eigennützigen Absicht, auf Grund gefälschter Urkunden das Pallium zu erwerben und die Oberhoheit Salzburgs abzuschütteln. Doch gelang ihm dies nicht. Altmann (1065—1091), im Investiturstreit ein eifriger Anhänger des Papstthums, ward von Papst Gregor VII. zum apostolischen Legaten für ganz Deutschland ernannt. Wolfker von Ellenbrechtskirchen (1191—1204) erwirkte dem Hochstift reiche Schenkungen in Oesterreich und Steiermark, nahm an einem Kreuzzug theil und ward endlich Patriarch von Aquileja. Rüdiger von Radeck (1233—50) war anfangs ein eifriger Anhänger des Kaisers Fried-

rich II. und deſſen Werkzeug gegen den letzten Babenberger, Friedrich II., den Streitbaren, von Oeſterreich, wurde aber ſodann Freund des letztern und erhielt von demſelben alles zurück, was die Herzöge von Oeſterreich im Lauf der Zeit P. entzogen hatten. Der Papſt zwang ihn jedoch, das Bisthum aufzugeben. Otto von Lonsdorf (1254—65) machte ſich durch Erhaltung wichtiger Urkunden (z. B. des Lonsdorf'ſchen Kodex) verdient. 1387 ward das Hochſtift durch eine dreifpältige Wahl zerriſſen, nämlich die des Domdechanten Hermann, des Herzogs Rupert von Berg und Georgs von Hohenlohe. Der erſtere trat bald zurück; aber Rupert, von Böhmen, Bayern und P., Georg, von Oeſterreich unterſtützt, bekämpften einander drei Jahre lang, bis Georg die Oberhand behielt. Der edle und gelehrte Leonhard von Layming (1423—51) verſchönerte die Stadt, die Reſidenz und die Paſſau beherrſchenden Schlöſſer nach den Feuersbrünſten von 1435 und 1437 und ſuchte Handel und Schiffahrt zu heben. Unter Ulrich von Nußdorf (1451—79) verlor die Diöceſe P. an Umfang durch die Gründung der Bisthümer zu Wien und Wiener-Neuſtadt. 1478 fand zu Paſſau eine heftige Judenverfolgung ſtatt, die mit gänzlicher Plünderung und Vertreibung der Juden aus der Stadt endigte. Urban von Trennbach (1561—98) vertrieb alle Anhänger der evangeliſchen Lehre aus Paſſau und wirkte zur Gegenreformation Rudolfs II. in Oeſterreich ob und unter der Enns mit. Zu den ausgezeichneteren Paſſauer Fürſtbiſchöfen gehörten noch zwei Leopold, Erzherzöge von Oeſterreich, der eine Bruder, der andere, Leopold Wilhelm, ein Sohn Kaiſer Ferdinands II. Erſterem hatte Rudolf II., ſtatt des verhaßten Bruders Matthias, ſeine Kronen zugedacht. Nachdem er den geiſtlichen Stand verlaſſen, um ſich mit der Mediceerin Claudia zu vermählen, folgte ihm ſein genannter Neffe, einer der ausgezeichnetſten Generäle des Kaiſers wider die ſchwediſchen Feldherren Banner, Torſtenſon und Wrangel und ein Kunſt und Wiſſenſchaft liebender Fürſt. Unter Joſeph I. von Lamberg (1723—61) ward der jahrhundertelange Streit mit Salzburg dadurch beendet, daß Papſt Benedikt XIII. 1728 das Bisthum P. direkt dem päpſtlichen Stuhl unterordnete. Die Erhebung des Bisthums Wien zum Erzbisthum hatte eine abermalige Verkleinerung der Diöceſe P. zur Folge, und als 18. März 1783 der Kardinalbiſchof Leopold von Firmian ſtarb, trennte Kaiſer Joſeph II. das ganze Land ob der Enns und das Innviertel vom Paſſauer Sprengel und unterſtellte es 1785 den neu errichteten Bisthümern Linz und St. Pölten. Der Biſchof Anton Graf Auersperg gab auf die Drohungen von Wien aus ſeine Einwilligung dazu. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß wurde das Bisthum P. unter dem Fürſtbiſchof Leopold, Grafen von Thun, 22. Febr. 1803 ſäkulariſirt; Stadt und Feſtung nebſt dem weſtlichen Theil kamen an Bayern, der größere öſtliche Theil an den Großherzog von Toscana, nachherigen Kurfürſten von Salzburg, und erſt 1805 kam Bayern in den Beſitz des ganzen Fürſtenthums, das bei der Säkulariſation 991 QKilom. (18 QM.) mit über 52,000 Einw. und über 430,000 Fl. reinen Einkünften umfaßte. Das gegenwärtige Bisthum P., gegründet durch das Konkordat von 1817 und der Erzdiöceſe München-Freiſing überwieſen, grenzt gegen N. an Böhmen, gegen O. an Oeſterreich, gegen S. an das Erzbisthum München-Freiſing, gegen W. an das Bisthum Regensburg und umfaßt einen Flächenraum von 5341 QKilom. (97 QM.). Vgl. Schöller, Die Biſchöfe von P. (Paſſ. 1844—45, Heft 1 u. 2).

Paſſauer Kunſt, ſ. Feſtmachen.

Paſſauer Tiegel, ſ. Tiegel.

Paſſauer Vertrag, der infolge der Erhebung des Kurfürſten Moritz von Sachſen gegen Karl V. auf dem Fürſtentag zu Paſſau Juni 1552 nach langen Verhandlungen zu Stande gebrachte, aber durch Karls V. Einſpruch auf vorläufige Geltung bis zu einem Reichstag beſchränkte Friedensvertrag zwiſchen den katholiſchen und evangeliſchen Reichsſtänden, welcher einen beſtändigen Friedenszuſtand im Reich feſtſetzte, den Bekennern der Augsburgiſchen Konfeſſion Religionsfreiheit gewährte, das Augsburger Interim beſeitigte, den gefangenen Fürſten Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen die Freiheit und allen im Schmalkaldiſchen Kriege Geächteten Amneſtie zuſicherte; er ward 29. Juli 1552 von den evangeliſchen Fürſten, 15. Aug. vom Kaiſer unterzeichnet und 1555 durch den Augsburger Religionsfrieden mit einigen Modifikationen zum Reichsgeſetz erhoben.

Passavant (franz., ſpr. -wäng), ſ. Paſſirzettel.

Paſſavant (ſpr. -wäng), Johann David, Hiſtorienmaler und berühmter Kunſtſchriftſteller, geb. 18. Sept. 1787 zu Frankfurt a. M., ward, obwohl er früh Neigung zur Malerei zeigte, für den Handelsſtand beſtimmt. Als Freiwilliger machte er 1814 den Feldzug gegen Frankreich mit, blieb aber, zu Paris von den hier aufgehäuften Kunſtſchätzen angezogen, daſelbſt zurück und widmete ſich unter Davids und Gros' Leitung der Malerei. 1817 ging er nach Rom, wo er ſieben Jahre im engen Verkehr mit Cornelius, Overbeck, Schnorr u. a. zubrachte. Nach Frankfurt zurückgekehrt, ward er Inſpektor des ſtädtiſchen Muſeums daſelbſt. Unter ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen ſind hervorzuheben Entwürfe zu Grabdenkmälern und Kaiſer Heinrich II. im Römer zu Frankfurt; von ſeinen Schriften: »Kunſtreiſe durch England und Belgien« (Frankf. 1833); »Rafael von Urbino und ſein Vater Giovanni Santi« (Leipz. 1839—58, 3 Bde.; franz., Par. 1860, 2 Bde.); »Die chriſtliche Kunſt in Spanien« (Leipz. 1853); »Le peintre-graveur« (daſ. 1860—64, 6 Bde.) und viele Aufſätze über die älteren Malerſchulen Deutſchlands, der Niederlande und Italiens. Er ſtarb 12. Aug. 1861 zu Frankfurt. Vgl. Cornill, J. D. P. (Frankf. 1865).

Paſſementen (franz. passements, auch passementories), Poſamentierarbeiten; Passementier (ſpr. paſſ'mangtjeh), Poſamentier.

Paſſenheim, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Ortelsburg, am Großen Kalbenſee, hat eine Gerichtskommiſſion, ein altes Schloß, ſtarken Bau von Steckrüben und (1875) 1925 Einw.

Passe-parole (franz., ſpr. paſſ'parohl), ein mündlich gegebener Befehl, der von Mund zu Mund weiter geht.

Passe-partout (franz., ſpr. paſſ'partuh), Haupt- oder Kapitalſchlüſſel; zu allen Vorſtellungen eines Theaters ꝛc. gültiges Freibillet; in der Buchdruckerei ꝛc. eine Einfaſſung zum Hineinſetzen einer beliebigen Figur oder Zeichnung.

Passepied (franz., ſpr. paſſ'pjeh), einſt beliebter, aus der Bretagne ſtammender Schiffertanz, war ein Rundtanz, wobei ſich die Tanzenden bei der Hand hielten und mit gemeſſenen Tritten und Sprüngen tanzten. Nachdem er als Geſellſchaftstanz längſt außer Mode gekommen war, erhielt er ſich noch bis gegen das Ende des 18. Jahrh. auf dem Theater. So finden wir ihn unter anderen in Mozarts »Idomeneo«. Die Muſik ſteht im ungeraden Takt (meiſt im $^3/_8$-Takt) und unterſcheidet ſich von der zur Menuett außer ſchnellerem Tempo hauptſächlich dadurch, daß

der P. in der Regel im Auftakt beginnt und punktirten Rhythmus vermeidet, hingegen die Synkopen liebt. Die Anzahl der Theile des P. war anfangs vier; später gab man, gleichwie den übrigen Tanzformen, auch ihm nur zwei Reprisen, gesellte ihm jedoch häufig, wenn er aus Dur ging, einen zweiten P. in Moll bei, worauf der erste wiederholt wurde.

Passepoil (franz., spr. paß'poáll, Paspel), eingenähte, 1—2 Millim. breite Streifen andersfarbigen Tuches in den Nähten, besonders der Uniformen; passepoiliren (paspeliren), mit P. versehen.

Passe-port (franz., spr. paß-pór), Paß, Geleitschein.

Passer, der Sperling.

Passer, Fluß, s. Passeyer.

Passeriano (Passariano), Dorf in der ital. Provinz Udine, Distrikt Codroipo, mit einem Schloß Manins, des letzten Dogen von Venedig, Papierfabrikation und (1871) 802 Einw. Hier im Oktober 1797 Verhandlungen, welche zum Abschluß des Friedens von Campo Formio führten.

Passerini, Luigi, ital. Gelehrter, geb. 31. Okt. 1816 in Florenz, studirte die Rechte, ward dann bei der Archivverwaltung und der Adelsdeputation daselbst beschäftigt, 1856 Direktor der Staatsarchive, 1871 Direktor der Nationalbibliothek; starb 13. Jan. 1877 in Florenz. P. verfaßte zahlreiche Schriften zur Geschichte seiner Vaterstadt und deren berühmtester Familien, so: die »Geschichte der Wohlthätigkeits- und Elementarunterrichts-Anstalten von Florenz« (1853); »Curiosità storio-artistiche fiorentine« (1866—75); »Le armi dei municipj toscani illustrate« (1864); »Marietta de' Ricci, ovvero Firenze al tempo dell' assedio« (1841); »Genealogie der florentinischen Familien« (1858 ff.); »La bibliografia di M. A. Buonarroti« (1875); auch betheiligte er sich an der Fortsetzung von Litta's »Famiglie celebri italiane« und an der Herausgabe toskanischer Urkundenwerke.

Passe-volant (franz., spr. paß-wolâng), bei den Franzosen und Spaniern im 15. Jahrh. 8- oder 16pfündiges, sehr langes (bis 40 Kaliber) Geschütz.

Passeyer (Passeir), schönes Hochgebirgsthal in Tirol, nördlich von Meran, durchströmt von der wilden Passer, welche aus dem kleinen Wildsee am Fuß des Hohen Ferners entspringt und nach einem Laufe von 37 Kilom. sich bei Meran in die Etsch ergießt. P. ist für die Orographie sehr wichtig, indem seine beiden viel benutzten nördlichen Pässe bedeutende Gebirgsgruppen von einander scheiden: das Timbljoch (2529 Meter), welches in das Oetzthal führt, trennt die Oetzthaler von der Stubaier Gruppe, der Jaufen (2095 Meter), über den man entweder durch das Ratschinges- oder durch das Jaufenthal nach Sterzing gelangt, letztere von den Sarnthaler Alpen. Die wichtigsten Seitenthäler von P. sind am rechten Passerufer Spronz und Pfelders, am linken das Waltenthal. Zu den besonderen Naturschönheiten gehören der Fall des Kalmbaches und der vom Pfelderer Bache gebildete Platterfall. Hauptort ist St. Leonhard, an der Mündung des Waltenthals, Sitz eines Dekanats und Bezirksgerichts, mit (1869) 2050 Einw. Ganz in der Nähe das Bad Zögg und etwa 2 Kilom. entfernt das Wirtshaus Am Sand, der Wohnort Andreas Hofers. Auf der Bergwand der Hohen Mart liegt die Alphütte (Hoferhütte), in welcher der Held 28. Jan. 1810 gefangen wurde. Vgl. B. Weber, Das Thal von P. und seine Bewohner (Innsbr. 1852).

Passibel (lat.), für Eindrücke empfänglich.

Passiflora *L.* (Passionsblume, Rangapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Passifloreen immergrüne, kletternde Sträucher, sehr selten Kräuter oder einjährige Pflanzen mit wechselständigen, ganzen oder gelappten Blättern, achselständigen Wickelranken, großen, meist prachtvollen Blüten und einfächeriger, mit saftigem Brei gefüllter Beere. Die mehr als 50 Arten kommen fast nur im wärmern Amerika, namentlich in Brasilien und Peru, vor; bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. wurden Passionsblumen in Europa bekannt und zwar unter dem Namen Granadilla, den sie erhalten hatten, weil ihre Früchte, ähnlich den Granaten, gegessen werden. Zu Ende des 16. Jahrh. wurden sie bereits in Italien kultivirt, und damals hatten auch schon die Priester die Beziehungen auf das Leiden Christi in den Blüten entdeckt. Den zwischen der Blumenkrone und den Staubgefäßen befindlichen Fadenkranz deuteten sie als die Dornenkrone, die drei keulig-nagelförmigen Griffel als die Kreuzesnägel und die fünf Staubbeutel als die Wundenmale. Die Deutungen wichen übrigens vielfach von einander ab und wurden auf alle Theile der Pflanze ausgedehnt. P. quadrangularis *L.*, auf den Antillen, eine der prächtigsten Arten mit 10 Centim. im Durchmesser haltender, weißer, innen rosenroth angehauchter Blüte, sehr großem, weiß, purpurroth und violett gescheckten Fadenkranz und aromatischen Früchten von der Größe eines Gänseeis und größer. Die Wurzel ist giftig. Die Frucht wird wegen ihres angenehmen säuerlich-süßen Fleisches gegessen und namentlich auch zur Bereitung eines kühlenden Getränks benutzt. Man kultivirt diese Art in englischen Gewächshäusern, ebenso P. macrocarpa *Lind.*, aus dem westlichen Brasilien und Peru, welche sehr reichlich große Früchte von 18 Centim. Länge trägt, die bisweilen ein Gewicht von 4—4,5 Kilogr. erreichen. Diese Früchte gleichen im Wohlgeschmack den Melonen. Auch P. edulis *Sab.*, in Brasilien, und P. laurifolia *L.*, in Südamerika und auf den Karibischen Inseln, tragen wohlschmeckende Früchte, während die Beeren anderer Arten eine gewisse Schärfe besitzen. Mehrere Arten und noch mehr Blendlinge, welche sich sehr leicht erzeugen lassen, werden wegen ihrer schönen Blüten kultivirt; die meisten fordern große Wärme, einige aber kann man im Sommer ins Freie stellen. P. coerulea *L.*, mit weißen Blüten und blauem Fadenkranz, aus Brasilien und Peru, hält sogar in bevorzugten Lagen gut gedeckt unsere Winter aus, ebenso die krautige P. incarnata *L.*, aus Südamerika und Westindien, welche zum Winter einzieht.

Passifloreen (Passionsblumengewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, Kräuter und Halbsträucher mit meist kletterndem Stengel und wechselständigen, entweder einfachen, ganzen oder gelappten, oder aber handförmig zusammengesetzten Blättern mit Nebenblättern und oft mit achselständigen Ranken, welche umgewandelte, sterile Blütenstiele darstellen. Die regelmäßigen, vollständigen oder durch Fehlschlagen eingeschlechtigen Blüten stehen meist einzeln auf den Blütenstielen, welche unterhalb der Blüte gegliedert und am Gelenk mit einem dreiblätterigen Involucrum versehen sind. Das blumenkronartige Perigon ist am Grund krug- oder röhrenförmig ganz, am Saum ausgebreitet und in 4, 5 oder meist 8 oder 10 Abschnitte getheilt, die im letztern Fall in zwei Reihen stehen, und trägt am Schlunde der Röhre einen Kranz ein- oder mehrreihiger Fäden. Der Blütenboden bildet ein den Grund des Perigons überziehendes Polster, welches in der Mitte zu einem freien

Stiel ſich erhebt, auf welchem die Geſchlechtsorgane ſtehen. Die Staubgefäße ſind meiſt den äußeren Perigonabſchnitten an Zahl gleich und gegenüber ſtehend, der Spitze oder dem Grunde des Fruchtknotenſtiels eingefügt; ſie haben freie oder in eine Röhre verwachſene, nur oben getrennte Filamente und zweifächerige, meiſt auf dem Rücken befeſtigte, nach einwärts mit Längsſpalten ſich öffnende Antheren. Der einfächerige Fruchtknoten trägt auf meiſt drei wandſtändigen Placenten zahlreiche anatrope Samenknospen und auf der Spitze ebenſo viele, am Grund verwachſene Griffel mit keulig verdickten oder ſchildförmigen Narben. Die Frucht iſt eine Beere oder eine Kapſel, deren drei oder fünf Klappen auf ihrer Mitte den Samen tragen. Letztere ſind mit einem ziemlich langen Samenſtrang verſehen, welcher zu einem fleiſchigen und oft gefärbten, becher- oder ſackförmigen Samenmantel (Arillus) ſich ausdehnt, haben eine kruſtige Schale, ein fleiſchiges Endoſperm und einen geraden, in der Axe des letztern liegenden Keimling. Die P. gehören meiſt dem tropiſchen Amerika an, ſind durch die ſchönen, wohlriechenden Blüten und durch den von vielen Arten genießbaren, breiartigen, ſüßlich oder angenehm ſäuerlich ſchmeckenden Arillus ausgezeichnet, der zu Getränken und Heilmitteln dient (vgl. Passiflora).

Paſſigdrehen, ſ. Drehbank.

Paſſini, Ludwig, berühmter Maler, geb. 1832 in Wien, Sohn des Kupferſtechers Johann P., beſuchte die Wiener Akademie, ſiedelte 1850 mit ſeinen Eltern nach Trieſt, dann nach Venedig über, bildete ſich unter Leitung Karl Werners und ließ ſich in Rom nieder, zuerſt als Architekturmaler, ſeit 1864 meiſt mit Darſtellungen aus dem römiſchen Volksleben beſchäftigt. P. iſt Meiſter der Aquarelltechnik. Seine Domherren im Chor ſowie die Beichtenden erregten auf der Frühjahrsausſtellung 1871 in Wien das größte Aufſehen, ebenſo wie 1876 der Melonenverkäufer. Die Zahl ſeiner Werke iſt ſehr groß; ſie werden mit enormen Preiſen bezahlt.

Paſſion (lat. passio), Leiden, beſonders das Leiden Chriſti am Schluſſe ſeines Lebens; daher Paſſionszeit (Faſtenzeit, ſ. Faſten), die von der Kirche dem Andenken an Chriſti Leiden gewidmeten 40 Tage vor Oſtern, welche zu den ſogen. geſchloſſenen kirchlichen Zeiten gehören, in denen geräuſchvolle Luſtbarkeiten, Hochzeiten ꝛc. nicht ſtattfinden dürfen; Paſſionspredigten, die Predigten, welche in der Paſſionszeit Sonntags und Freitags über Abſchnitte der Paſſionsgeſchichte nach den Evangelien gehalten werden; Paſſionsſonntag, der Sonntag Judica, an welchem die römiſche Kirche ehemals die Meſſe vom Karfreitag las, und Paſſionswoche, unter welcher man bald die Woche nach dem Sonntag Judica, bald die Karwoche vor Oſtern verſteht. In dieſer letztern pflegt man hier und da Paſſionsmuſik (ſ. d.), auch Paſſionsſpiele (ſ. d.) aufzuführen. — Nach dem Franzöſiſchen iſt P. auch ſ. v. w. Leidenſchaft, leidenſchaftlicher Hang; daher ſich paſſioniren, ſich leidenſchaftlich für etwas einnehmen laſſen.

Passionāto (ital.), leidenſchaftlich, im muſikaliſchen Vortrag.

Paſſioniſten (Leidensbrüder, regulirte Kleriker der Geſellſchaft vom heiligen Kreuz und vom Leiden Chriſti), Kongregation, geſtiftet 1720 von Paolo della Croce (eigentlich Paul Franz von Danis, geb. 1684, geſt. 1775 zu Rom) zu Ovado in Piemont zur Belehrung des Volks durch Predigten über die Bedeutung des Kreuztodes Chriſti, hat ſich in Italien ſehr verbreitet und beſonders auf dem Gebiete der Miſſion (in Bulgarien und der Walachei) verdient gemacht. Ein Nonnenorden von der Paſſion ward 1538 von Maria Laurentia Longa in Neapel geſtiftet.

Paſſionsblume, ſ. Passiflora.

Paſſionsmuſik, ein für die kirchliche Feier des Karfreitags beſtimmtes dramatiſch-muſikaliſches Werk, dem die Geſchichte des Leidens und Sterbens Chriſti und zwar meiſt in den unveränderten Worten der Evangeliſten zur poetiſchen Grundlage dient. Der Gebrauch an ſich läßt ſich bis in das 12. Jahrh. hinauf nachweiſen: die Worte Chriſti ſowie der übrigen Hauptperſonen wurden von einzelnen Prieſtern pſalmodirt, das Volk wurde durch einen Chor vertreten. Die älteſten der auf uns gekommenen Paſſionen (von Jak. Obrecht, Balth. Reſinarius, Cyprian de Rore, Orlando di Laſſo u. a.) ſtammen aus dem 16. Jahrh. und überließen mit gänzlicher Umgehung des Sologeſangs, nach dem Stil der damaligen Zeit, den Vortrag des lateiniſchen Textes durchweg einem vier- oder fünfſtimmigen Chor. Die P. ging auch in die evangeliſche Kirche über. Als die älteſten Denkmäler in Deutſchland ſind die Paſſionschöre eines Unbekannten, ferner eine Paſſion von Stephani aus der erſten Hälfte des 16. Jahrh. (auf der Leipziger Stadtbibliothek) und eine Paſſion von Gallicultus (gegen 1538 in Leipzig lebend) zu betrachten. Ein anderes hierher gehöriges Werk mit deutſchem Text findet ſich in den 1573 von Keuchenthal in Wittenberg herausgegebenen »Kirchengeſängen«. Dasſelbe beſteht aus pſalmodirenden Soliloquien und kurzen falſobordonartigen Chören. Mit Aufnahme des Recitativs wurde um die Mitte des 17. Jahrh. die Pſalmodie allmählich verdrängt. Das Kirchenlied ſcheint zuerſt der brandenburgiſche Kapellmeiſter J. Sebaſtiani in ſeiner 1672 zu Königsberg erſchienenen Paſſion »Leyden und Sterben unſeres Herrn ꝛc.« in Anwendung gebracht zu haben. In allem übrigen hielt die P. mit der Oper und dem Oratorium gleichen Schritt, bis ſie durch Seb. Bach ihre höchſte Vollendung erreichte. Sie beſteht aus Chören, Recitativen, Arien und Inſtrumentalbegleitung, und die handelnden Perſonen hierbei ſind: der Evangeliſt, welcher die Erzählung recitirt; Chriſtus, ſeine Jünger, Pilatus ꝛc., welche als ſelbſtredend eingeführt werden; die jüdiſchen Volkshaufen (turbae), welche mit kurzen Chören in die Handlung eingreifen; eine ideale chriſtliche Gemeinde (Zion und die Gläubigen), welche ähnlich dem Chor in der griechiſchen Tragödie den Hergang mit ihren Betrachtungen begleitet; endlich die reale kirchliche Gemeinde, welche an geeigneten Stellen durch Choräle die Handlung unterbricht. Vgl. Oratorium.

Paſſionsſpiele, eine unter den dramatiſchen Aufführungen des Mittelalters beſonders häufig vertretene Art der »geiſtlichen Spiele«, welche urſprünglich wohl überall am Karfreitag aufgeführt wurden und ſich aus der Karfreitagsfeier ſelbſt und aus den mimiſchen Darſtellungen, die bei derſelben in vielen Kirchen ſtattfanden, entwickelt hatten. Reichen die ſchriftlich erhaltenen P. nicht eben tief ins Mittelalter zurück, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß den Niederſchriften eine lange Lebensdauer der Spiele ſelbſt voraufgegangen war, und daß die P. in ähnlicher Weiſe wie die Oſter- und Weihnachtsſpiele jahrzehnte- und jahrhundertelang mit verhältnismäßig geringen Veränderungen wiederholt wurden. Bei der Gleichheit der Anläſſe, aus denen dieſe dramatiſchen Dichtungen und Darſtellungen

hervorwuchsen, darf es weder Wunder nehmen, daß ihre scenische Anlage eine beinahe gleiche ist, noch daß in den Einzelausführungen der verschiedenen erhaltenen P. sich oft wörtliche Uebereinstimmung mit anderen Handschriften und Texten findet. Die verschiedenen Bearbeiter benutzten bereits aufgeführte Werke dieser Art und paßten dieselben durch Weglassungen und Zusätze, durch Einschaltung neuer Scenen, Reden und Gesänge dem Bedürfnis ihres Orts sowie den Hülfsmitteln an, welche für eine beabsichtigte Aufführung etwa zu Gebote standen. Sämmtliche P. haben das Leiden und den Tod des Erlösers zur Haupthandlung, und schon hieraus und aus dem engen Anschluß an die Erzählung der Evangelien ging ein im ganzen wesentlich epischer Charakter der Spiele hervor. Da übrigens der eigentlichen Darstellung der Passion mein die Vorführung anderer Episoden der heiligen Geschichte voranging (man begann gelegentlich mit der Schöpfung), und da sich die Scenen der Auferstehung naturgemäß an die der Kreuzigung und Grablegung Christi anreihten (weshalb die Passions- und Osterspiele meistentheils zusammen und oft an mehreren aufeinander folgenden Tagen aufgeführt wurden): so wurde dadurch der epische Grundzug und Verlauf der P. noch verstärkt. Wie weit die Aufführung eigentlicher, aus dem Rahmen der kirchlichen Ceremonie bereits gelöster und bald auch auf einen andern Schauplatz als die Kirche selbst versetzter P. zurückreicht, ist nicht genau festzustellen; die Aufzeichnung auch nur der Scenarien und der in die Spiele verwobenen Gesänge erfolgte, wie erwähnt, erst, als dieselben längst eingebürgert waren. In Frankreich führten sie den Namen »Mysterien« (s. d.), der auch, nach Deutschland übergehend, wesentlich nur den Spielen zugetheilt wurde, welche die Leidens- und Auferstehungsgeschichte des Heilands zum Gegenstand hatten, während die dramatische Vorführung von Legendenstoffen mit dem Namen »Mirakel« belegt wurde. In deutschen Handschriften des 13. Jahrh. sind zwei P. bruchstückweise erhalten, von denen das erste, mit wesentlich lateinischem Text (»Ludus paschalis sive de passione Domini«, herausgeg. von Hoffmann, Schmeller u. a.), einzelne deutsche Strophen enthält, während das andere, von einem höfisch gebildeten Dichter herstammend, ganz in deutscher Sprache und in den Kunstformen des 13. Jahrh. gehalten ist. Zu den späteren Niederschriften, die aber auf ältern Ursprung zurückweisen, gehören: das »Frankfurter Passionsspiel« (von dem ein Scenarium in einer alten Pergamentrolle der Bartholomäistiftsschule zu Frankfurt a. M. erhalten blieb), das »Alsfelder Passionsspiel« (herausgeg. von Grein, Kassl. 1874), das »Donaueschinger Passionsspiel« (gedruckt in Mone's »Schauspielen des Mittelalters«, Karlsr. 1846) und die niederdeutsche »Marienklage« (herausgeg. von O. Schönemann). Sie alle legen Zeugnis für die typische Gleichartigkeit und Aehnlichkeit der P. ab. Sie sind sämmtlich melodramatisch behandelt, die Reden wechseln mit gesungenen Stellen (in denen sich die lateinischen Kirchenhymnen am längsten innerhalb des Rahmens der P. erhielten) und nehmen fast sämmtlich in den Gang der Handlung jene possenhaften und komischen Episoden auf, zu denen das Leben der Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung, die Höllenfahrt Christi, der Einkauf der Salben und Spezereien durch die drei Marien vor dem Besuch des Heiligen Grabes die scenischen Anlässe bilden, und in denen die einen (J. Grimm u. a.) Nachklänge der uralten heidnischen und weltlichen Lust an buntem Leben und derbem Scherz erblicken, während andere Beurtheiler in dem weltlichen Element innerhalb der P. den beginnenden Verfall der geistlichen Schauspiele sehen. Jedenfalls bestanden die P. während des 16. Jahrh. fort, wenn sie sich auch vielfach durch die Aufnahme und Vorführung allegorischer Gestalten zu »Moralitäten«, zur Darstellung biblischer Historien, erweiterten und veränderten. Die Aufführung dieser Spiele hatte zwar mehr und mehr einen bürgerlichen Charakter erhalten; dennoch ließ sich auf die Länge ein gewisser Gegensatz des reformatorisch-protestantischen Geistes zu den Spielen nicht vermeiden, und es war keineswegs bloßer Zufall, daß die protestantischen Dramendichter vom Ausgang des 16. Jahrh. an sich überwiegend auf biblische Stoffe des Alten Testaments warfen, die sich in moralisirendem Sinn behandeln ließen, und damit den Auswüchsen der P. zu begegnen trachteten. In den katholisch bleibenden Theilen Deutschlands, namentlich in den Bayrischen, Tiroler und Salzburger Alpen, bestanden die Passionsdarstellungen fort, theils in der vollen mittelalterlichen Naivität, theils in einer tendenziösen Umarbeitung und Zurichtung, welche besonders die Jesuiten und die von ihnen gebildeten Geistlichen vornahmen. Angesichts der erneuten Pflege, die man um die Wende des 16. und 17. Jahrh. kirchlich-theatralischen Darstellungen zu theil werden ließ, nahmen die P. einen erneuten Aufschwung, wie denn das einzige derselben, welches bis auf unsere Tage erhalten geblieben ist, nicht sowohl dem Mittelalter als vielmehr den Zeiten der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Kriegs seine Entstehung verdankt. Diejenigen der älteren Spiele, welche sich bis ins 18. Jahrh. hinein in ihrer urwüchsigen Naivität und gelegentlichen Roheit behaupteten, fielen der überall eindringenden Aufklärung zum Opfer. Unter Karl Theodor und König Max Joseph I. wurden selbst in Bayern die Passionsaufführungen untersagt und eine Ausnahme nur mit dem Oberammergauer Passionsspiel gemacht, welches in neuester Zeit die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen hat. Die Gemeinde von Oberammergau hatte bei einer 1633 ihr Dorf heimsuchenden Seuche das Gelübde gethan, nach dem Erlöschen der Krankheit das Leiden und Sterben des Erlösers dramatisch aufzuführen. Mit den anderwärts noch fortdauernden mittelalterlichen Passionsspielen stand die neue in Oberammergau entstehende (und periodisch, zuletzt von zehn zu zehn Jahren wiederholte) Aufführung insofern in Bezug, als die Bauern und Bildschnitzer, die das Gelübde geleistet hatten, auf alle Fälle ihr Spiel den vorhandenen ähnlichen Aufführungen anzunähern wünschten. Doch trug der erste (von Ettaler Mönchen hergestellte) Text vielfach das Gepräge der allegorisch-rhetorischen Poesie der Jesuiten, während die Darstellung sich an die reineren Vorbilder der deutschen Maler und Holzschneider des 15. und 16. Jahrh. anlehnte. Das Ammergauer Spiel entwickelte sich unter reger Theilnahme der gesammten Bevölkerung des Orts namentlich nach der malerisch-plastischen Seite der Aufführungen hin in ungewöhnlicher Weise und bestand selbst den Sturm, welcher in der Zeit des Rheinbundes und unter dem gewaltsam neuernden Regiment des Ministers Montgelas seine Existenz bedrohte. König Max I. gestattete die Fortsetzung nach einer vorgängigen Umarbeitung des Gedichts, welche durch Othmar Weiß (ehemals Benediktiner zu Ettal, gest. 1843 als Pfarrer

zu Jesenwang) erfolgte, während der Lehrer von Oberammergau, Rochus Dedler, die noch heute zu dem Spiel gehörte Musik komponirte. In die Modernisirung des Textes drangen schwache Nachwirkungen der Humanitätsanschauungen des 18. Jahrh. ein, und die Musik trug einen durchaus eklektischen, weichlichen und opernhaften Charakter. Gleichwohl blieb dem Oberammergauer Passionsspiel durch die den Evangelien unmittelbar entlehnten Scenen, durch die geschlossene Einheit der Darstellung und die schlichte Kraft seiner malerischen Vorbilder ein bedeutender Eindruck gewahrt; das Spiel wuchs mit seinem Ruf, wenn auch die Gemeinde mit gutem Rechte daran festhielt, niemals andere als ihr angehörige Kräfte an demselben sich betheiligen zu lassen. Die Leitung des gesammten Spiels ist einem Ausschuß anvertraut; die Besetzung der Rollen erfolgt durch diesen, einzelne Rollen vererben sich wie Ehrenämter in gewissen Familien. Das Theater, eine mächtige Bühne mit stehender, höchst zweckentsprechender Dekoration, steht auf einer Wiese vor dem Dorf, und die Matten und Hügel, welche das Dorf umgeben, bilden gleichsam einen letzten Hintergrund der Bühne. Der Zuschauerraum faßt seit der wachsenden Berühmtheit des Spiels etwa 6000 Menschen. Die Aufführungen von 1830, 1840 und 1850 trugen den Ruf des Oberammergauer Spiels in die weitesten Kreise; Eduard Devrient lenkte mit seiner Schrift: »Das Passionsspiel zu Oberammergau« (Leipz. 1850) die Aufmerksamkeit auch der Dramaturgen auf das mächtige Ensemble und die erstaunlichen Wirkungen dieser Volks- und Festbühne des Alpendorfs. An den Aufführungen von 1860 wirkten je 547 Darsteller von allen Altersklassen mit; die Aufführungen von 1870 wurden bald nach ihrem Beginn durch den Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs und die Mobilisirung des bayrischen Heers unterbrochen, dafür aber ausnahmsweise 1871 wieder aufgenommen und den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt. Die einzelnen Aufführungen finden regelmäßig an Sonntagen statt, jede währt (mit Unterbrechung von einer Stunde) volle neun Stunden. Den Aufführungen geht regelmäßig eine kirchliche Feier voraus. Der Zudrang zu den 1860, 1870 und 1871 veranstalteten Spielen, das Erscheinen zahlreicher Glieder der hohen und höchsten Gesellschaft zeigte deutlich, daß die Ammergauer Spiele über ihr thatsächliches Interesse hinaus Mode geworden seien. So konnte auch der Versuch gemacht werden, die P., von ihrem Heimatsboden losgerissen, mittels einer Art Impresa und einer irgendwo zusammengerafften Truppe von Aelplern in den großen norddeutschen Städten darzustellen, ein Versuch, dem gleicherweise der gesunde Sinn der Kunstgenießenden und polizeiliche Verbote entgegentraten. Die Einnahmen der echten Ammergauer Spiele werden nach Abzug der Kosten und einer mäßigen Entschädigung an die Darsteller durchaus im Interesse der Gemeinde, welche die Aufführungen allein erhält, verwendet. Ueber die P. im allgemeinen vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters (Karlsr. 1846, 2 Bde.); A. Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol (Innsbr. 1850); K. Hase, Das geistliche Schauspiel (Leipz. 1858); Reidt, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters (Frankf. 1868); Wilken, Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland (Götting. 1872); über das Oberammergauer Passionsspiel insbesondere: Brunner, Unter Lebendigen und Todten (2. Aufl., Wien 1863), und die kleinen Schriften von L. Clarus, Ad. Stern u. a.

Paſſirdukaten, die um 1—2 Ag zu leichten Dukaten. Das Vollgewicht ist 3,4904 Gramm, das Paſſirgewicht 3,4390 Gramm.

Paſſiren, durchreisen; als erträglich (passabel) mit durchgehen (von zu leichten Münzen); für etwas gelten; sich ereignen. En passant (franz., spr. ang paſſáng), im Vorbeigehen, beiläufig, nebenbei.

Paſſirgewicht (Paſſirfuß, Paſſirſtein), bei den gangbaren Goldmünzen diejenige Schwere derselben, welche zwar der ursprünglichen oder gesetzlichen nicht gleichkommt, aber dessenungeachtet im geschäftlichen Verkehr noch für vollgültig anerkannt wird, während im Wechselhandel in der Regel für jedes fehlende Ag 12—15 Pf. in Abrechnung gebracht wird; sobald die Differenz jedoch mehr als 2 Ag beträgt, werden die Goldstücke von niemandem mehr gern in Zahlung angenommen, in welchem Fall sie zum Einschmelzen nach dem Gewicht oder nach der Mark (al marco) eingehandelt werden. Für die deutsche Krone ist das P. 3,9025 Gramm, während das Vollgewicht gesetzlich 3,9524 Gramm beträgt.

Paſſirzettel (franz. Passavant, Zollfreiſchein), ein von den betreffenden Behörden ausgestellter Schein, durch welchen Waren oder Waaren berechtigt werden, ihren Weg ungestört fortzusetzen, indem die unterwegs zu entrichtenden Gebühren meist schon voraus berichtigt sind oder als berichtigt betrachtet werden.

Paſſiv (lat.), leidend, im Gegensatze zu aktiv, daher Paſſivität, Zustand des Leidens (s. auch den folg. Artikel); in der Medicin geschwächte Lebenskraft verrathend, daher passive Blutung. Im Handelswesen spricht man von dem paſſiven Stand einer Handlung, wenn sich der Paſſivſtand oder das, was sie anderen schuldet (Paſſiva), mit dem Aktivſtand oder dem, was sie besitzt und von anderen zu fordern hat (Aktiva, s. d.), aufhebt oder es übertrifft. Unter Paſſivmaſſe versteht man im Konkurs die Gesammtheit der Schulden des Gemeinschuldners, im Gegensatze zur Aktivmasse, dem vorhandenen Aktivvermögen. Paſſivlegitimation, s. Legitimation.

Paſſivität (lat.). Eisen wird von Salpetersäure, deren specifisches Gewicht unter 1,35 liegt, lebhaft angegriffen, während es in stärkerer Salpetersäure nicht oxydirt, wohl aber in einen (passiven) Zustand übergeführt wird, in welchem es nun auch schwächerer Salpetersäure widersteht. In denselben Zustand geht Eisendraht über, wenn man ihn an einer Weingeistflamme bis zum Anlaufen erhitzt. Ein auf irgend eine Weise paſſiv gewordener Eisendraht schützt einen ungeglühten Eisendraht vor dem Angriff einer Salpetersäure von 1,35 spec. Gew., wenn er mit demselben außerhalb der Flüssigkeit in Verbindung steht. Die Rolle des passiven Eisens kann auch Platin übernehmen, und der geschützte Draht wird selbst dann nicht von der Säure angegriffen, wenn man den passiven Eisendraht oder den Platindraht entfernt; er ist selbst passiv geworden und kann einen andern Eisendraht schützen. Wenn Eisen- und Platindrähte in Salpetersäure getaucht werden und sich außerhalb der Säure berühren, so bildet das Eisen gewissermaßen den +Pol einer einfachen Kette, und dem entsprechend wird Eisen passiv, wenn man es als +Pol einer Volta'schen Säule in Salpetersäure bringt, in welche bereits der negative Platinpol der Säule getaucht worden war. Dabei entweicht der durch Wasserzersetzung frei werdende Sauerstoff, ohne sich mit dem Eisen zu verbinden. Taucht man aber den positiven eisernen Poldraht vor dem negativen Poldraht in die verdünnte Säure, so wird er angegriffen, während

er unter allen Umständen passiv wird, wenn man statt der Säuren Lösungen von Alkalien oder völlig neutralen Salzen anwendet. Hierauf gründet sich die Konstruktion von Voltametern, welche durch Platten von Eisenblech gebildet sind, die in Kalilauge eintauchen. Aus der so starken elektronegativen Eigenschaft des passiven Eisens erklärt es sich, daß man die Platinplatte der Grove'schen oder den Kohlencylinder der Bunsen'schen Säule durch Eisen ersetzen kann, wenn dieses nur immer in sehr koncentrirter Salpetersäure steht. Wismut, Kupfer und Zinn zeigen, wenn auch in viel schwächerem Grad, ähnliche Passivitätserscheinungen. Die P. des Eisens hat ihre Ursache wahrscheinlich in einer dünnen Oxydschicht, welche einerseits das Eisen vor dem Angriff der Säure schützt, anderseits aber in ähnlicher Weise elektromotorisch wirkt wie eine Bleisuperoxydschicht, die eine Platinplatte überzieht.

Passivum (lat.), leidende Form des Zeitworts, s. Verbum.

Paßkarten, s. Paß und Seekarten.

Paßkugeln (kalibermäßige Kugeln), Kugeln, welche genau den innern Durchmesser eines Gewehrs oder Geschützes haben, so daß sie gedrängt in den Lauf gehen; dann s. v. w. Vollkugeln.

Passow, Franz Ludwig Karl Friedrich, namhafter Philolog, geb. 20. Sept. 1786 zu Ludwigslust im Mecklenburgischen, studirte seit 1804 zu Leipzig erst Theologie, dann, namentlich von G. Hermann angeregt, Philologie, ward 1807 Gymnasiallehrer zu Weimar, 1810 Professor am Conradinum zu Jenkau bei Danzig, 1815 Professor der Alterthumswissenschaft an der Universität zu Breslau und 1829 zugleich Direktor des akademischen Kunstmuseums daselbst. Er starb 11. März 1833. Seine Vorlesungen umfaßten beinahe den ganzen Kreis der Wissenschaften, welche Wolf unter dem Namen der Alterthumswissenschaft zusammengefaßt hat. Von seinen Schriften und Ausgaben alter Klassiker sind hervorzuheben: Persius (Text und Uebersetzung, Th. 1, Leipz. 1809); Musäos (Text und Uebersetzung, das. 1810); Longos' »Daphnis und Chloë« (Text und Uebersetzung, das. 1811); »Grundzüge der griechischen und römischen Literatur- und Kunstgeschichte« (das. 1815, 2. Aufl. 1829); Tacitus' »Germania« (das. 1817). Sein Hauptwerk ist das »Handwörterbuch der griechischen Sprache« (Leipz. 1819—24; 5. Aufl. von Rost, Palm, Kreußler u. a., das. 1841—57). Noch sind zu nennen: »Corpus scriptorum eroticorum« (Parthenius und Xenophon Ephesios enthaltend, Leipz. 1824—33, 2 Bde.) und des Dionysios Periegetes »Descriptio orbis terrarum« (das. 1825). Abhandlungen und Aufsätze von P. erschienen gesammelt unter dem Titel: »Opuscula academica« (herausgeg. von Bach, Leipz. 1835) und in den »Vermischten Schriften« (herausgeg. von W. A. Passow, das. 1843). Vgl. Wachler, Passows Leben und Briefe (Bresl. 1839).

Passug, Badeort in Graubünden, 4 Kilom. von Chur, in einem Seitenthal der Plessur, erst in neuerer Zeit zugänglicher und bekannter geworden, mit einer alkalischen (Natron-) Quelle von 8,1° C.

Passus (lat., »Schritt«), bei den Römern Name für ein Maß von 5 Fuß (= 2 Gradus oder 2 × 2½ Fuß), bezeichnet den Raum von dem Punkt, wo der Fuß aufgehoben, bis dahin, wo er wieder niedergesetzt wurde; tausend solcher P. (mille p.) sind eine römische Meile. Im literarischen Sinn versteht man unter P. eine Stelle in einer Schrift.

Paßwang, ein jurassischer Paß im schweizer. Kanton Solothurn (1005 Meter), zweigt sich von der Route des Obern Hauensteins in Balsthal ab und mündet in das Thal von Laufen aus. Seitdem mehrere Jurapässe Eisenbahnen erhalten haben, ist die Straße über den P. um ihre größere Bedeutung gekommen. Im Frühjahr 1875 begannen die Arbeiten an einem 4,18 Kilom. langen Tunnel der Paßwangkette für die Eisenbahn von Balsthal über Mümliswyl-Reigoldswyl nach Liestal-Basel.

Passy, früher Flecken im franz. Departement Seine, Arrondissement St. Denis, am rechten Ufer der Seine, unmittelbar westlich bei Paris und unweit des Boulogner Hölzchens, mit Schloß, zahlreichen Landhäusern, Fabriken für Zucker und Chemikalien, Baumwollspinnerei und Mineralquellen (erdig-salinisches Stahlwasser), wurde 1860 zu Paris geschlagen und bildet nun mit den ehemaligen Dörfern Auteuil, Muette, Port Dauphin und Bassins das 16. Arrondissement der Hauptstadt, mit (1872) 43,332 Einw.

Pasta, Giuditta, berühmte dramat. Sängerin, geb. 9. April 1798 in Sarrano bei Mailand aus einer jüdischen Familie, erhielt ihre erste musikalische Bildung im Konservatorium zu Mailand und begründete ihren Ruf 1822 durch ihr Auftreten auf der Bühne zu Verona bei Gelegenheit des Kongresses daselbst. Im nächsten Jahr erhielt sie einen Ruf nach Paris und machte von hier aus Kunstreisen nach fast allen großen europäischen Städten. Sie gebot über 2½ Oktaven, vom g bis zum dreigestrichenen d. Dabei war ihr Vortrag von künstlerischer Vollendung, geistig bedeutend und hinreißend, ihre Gestalt edel und schön, ihre Gesichtszüge ungemein ausdrucksvoll: Eigenschaften, die in Verbindung mit ihrem großartigen Darstellungstalent den außerordentlichen Enthusiasmus erklären, den sie allenthalben erregte. In Rossini's »Tancred« sang sie bald die Titelrolle, bald die Amenaïde; Bellini schrieb für sie seine »Somnambule« und »Norma«, Pacini seine »Niobe«. Seit 1840 lebte P. in Zurückgezogenheit auf ihrer Villa am Comer See, wo sie 1. April 1865 starb.

Pastawaaren, verschiedene Waaren aus Mehlteig, z. B. Maccaroni, Nudeln.

Pastaza (Pastaça), Fluß in der südamerikan. Republik Ecuador, entspringt als Rio de los Baños auf den Andes in der Provinz Riobamba, fließt südöstlich und fällt nach einem Laufe von 520 Kilom. zwischen Borja und Nauta in den Marañon.

Pastellfarben (Teigfarben), Farbenstifte, welche zur Pastellmalerei (s. d.) gebraucht werden und in allen Farben und deren verschiedenen Nüancirungen angefertigt werden, da man bei ihnen nicht, wie bei der Malerei mit Oel- und Wasserfarben, jederzeit den gewünschten Ton durch Vermischung mehrerer Farben erzielen kann. Die Pastellstifte müssen zarte Weichheit bei hinlänglicher Konsistenz besitzen und beim Auftragen mit Leichtigkeit den Farbstoff abgeben. Zur Darstellung der P. zerreibt man die Farbstoffe mit Gips, Kreide, Thon, Zinkoxyd und einem Bindemittel, macht die Mischung zu einem Teig an, formt diesen in Stifte und trocknet. Eine besondere Gattung der P. sind die sogen. Oelfarbenstifte, welche durch Zusatz einer seifenartigen Substanz größere Konsistenz und Haltbarkeit besitzen. P. werden in Paris, London, Berlin, Wien und Nürnberg gefertigt und kommen nackt oder in Holz gefaßt in den Handel. Man findet die Sortimente auch unter dem Namen Creta polycolor.

Pastellmalerei, diejenige Gattung der Malerei, welche sich trockener Farben bedient. Die durch die

Farbenſtifte auf das Papier oder Pergament aufgetragenen Farben werden mit dem Finger auf dem Papier verrieben und ſo, wie ſie in Lokal- oder gebrochenen Tönen nebeneinander ſtehen, verſchmolzen. Daher darf auch an den Endpunkten jedes Lokaltons, wo beſonders bei runden Körpern die Töne ſich mit einander verbinden, die Farbe nicht zu dick aufgetragen werden. An den anderen Theilen aber, wo der Körper mehr Tiefe oder mehr Erhabenes (Relief) ausdrückt oder ſich ſcharf abſchneidet, muß die Farbe wiederholt kräftig aufgetragen und verrieben werden. Durch das geſchickte Auftragen ſowie durch das gute Verreiben wird die Oberfläche der Farbe an den Körper, worauf man malt, mehr fixirt, und es entſteht dadurch eine Art Rauheit, der ſogen. »Sammet«. Dieſer Sammet hat aber wenig Dauer, da durch jede Erſchütterung die Farbtheilchen abfallen und infolge davon die Kraft wie die Zartheit der Töne verloren geht. Man hat daher ſchon oft Verſuche gemacht, Paſtellgemälde zu fixiren oder den Sammet feſtzuhalten, doch, wie es ſcheint, nicht mit genügendem Erfolg. Staub, Einwirkung des Sonnenlichts und Feuchtigkeit ſind die Elemente zur innern Zerſtörung der Paſtellgemälde. Die natürliche Friſche der Farben, die nicht, wie bei der Oelmalerei, erſt mit Firnis verſetzt werden, ſowie die zarte Weichheit geben dieſer Malerei, ſo weit ihre Grenze geht, eine außerordentliche Anmuth; in vorzüglichem Grad iſt ſie für Porträtmalerei geeignet. Der Urſprung der P. wird von einigen ins 15., von anderen ins 16. Jahrh. zurückgeführt. Leonardo da Vinci hinterließ vorzügliche Studienköpfe für die Chriſtus- und die Apoſtelbilder zu dem bekannten Abendmahlsgemälde in Mailand, welche auf eine leichte Art mit Paſtellfarben vollendet waren und, aus Thomas Lawrence's Nachlaß von Woodburn in London erkauft, ſpäter in den Beſitz des Britiſchen Muſeums gekommen ſind. Von Hans Holbein dem Jüngern gibt es eine treffliche Sammlung Bildniſſe der merkwürdigſten Perſonen am Hof Heinrichs VIII. in der königlichen Sammlung zu London, alle in bunter Kreide und in Paſtell leicht ausgeführt. Auch Jean Clouet, genannt Janet, Heinrichs III. Hofmaler, arbeitete in Paſtell, und die Kupferſtecher Robert Nanteuil und Maſſon lieferten unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Paſtellbildniſſe zu den von ihnen zu bearbeitenden Kupferſtichen. Im 18. Jahrh. zeichneten ſich mehrere große Künſtler in der P. aus, in Frankreich La Tour, Liotard und beſonders Vivien (1657—1736), in Italien Roſalba Carriera (1675—1757), in Deutſchland R. Mengs (1728—79). Von dieſen Meiſtern beſitzt die Dresdener Gallerie vortreffliche Arbeiten. Ch. W. E. Dietrich verſuchte Landſchaften in Paſtell zu malen, jedoch nur mit einfachen braunen Farben; einige Bilder der Art befinden ſich ebenfalls in Dresden in der königlichen Handzeichnungenſammlung.

Paſten (v. ital. oder ſpan. pasta, Teig), Abdrücke von geſchnittenen Steinen, Münzen und Medaillen, beſonders aus feinem Gips; Nachahmungen von Edelſteinen mittels Glas; auch die farbigen Glasſtifte zur Moſaikmalerei; aus Gummi, Zucker ꝛc. beſtehende pharmaceutiſche Präparate (Reglise), wie die Pasta gummosa (Lederzucker, ſ. d.), Pasta liquiritiae (Süßholzpaſta), ein mit Gummi und Zucker verdampfter und in Tafelform erſtarrter Süßholzauszug.

Paſtēte (mittellat. pastăta, ital. pasticcio, franz. pâté), pikant zubereitetes Fleiſch- oder Fiſchgericht in einer Hülle von gebackenem Teige. Je nach der Füllung heißt ſie Fleiſch-, Leber-, Schinken-, Sardellen-, Fiſch-, Trüffel- ꝛc. P. Eine bekannte Delikateſſe ſind die Gänſeleberpaſteten, welche beſonders zu Straßburg trefflich verfertigt werden.

Paſteur (ſpr. -ör), Louis, berühmter Chemiker, geb. 27. Dec. 1822 zu Dôle (Departement Jura), trat 1840 als ſupernumerärer Studienmeiſter in das Collége von Beſançon und 1843 in die Normalſchule; 1848 erhielt er den Lehrſtuhl der Phyſik am Lyceum zu Dijon, folgte 1849 einem Ruf als Profeſſor der Chemie nach Straßburg und ging 1854 nach Lille, um als Doyen die neu errichtete Fakultät der Wiſſenſchaften zu organiſiren. 1857 übernahm er die wiſſenſchaftliche Leitung der Normalſchule in Paris, 1863 ward er Profeſſor der Geologie, Phyſik und Chemie an der Schule der ſchönen Künſte und darauf Profeſſor der Chemie an der Sorbonne. P. lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten über organiſche Verbindungen, von denen beſonders die Unterſuchungen über die Beziehungen des optiſchen Verhaltens gewiſſer Kryſtalle zu dem Auftreten hemiedriſcher Flächen an denſelben großes Aufſehen erregten. 1858 wandte er ſich dem Studium der Gährungserſcheinungen zu, wies das regelmäßige Auftreten mehrerer bis dahin überſehenen Gährungsprodukte (Glycerin, Bernſteinſäure) nach, und es gelang ihm, die Rolle, welche niedere Organismen bei den verſchiedenen Gährungsproceſſen als ſpecifiſche Fermente ſpielen, nachzuweiſen. Er trat der Theorie von der Urzeugung überall entſchieden entgegen, führte darauf bezügliche Experimente mit großem Geſchick durch und gab auch für die Praxis höchſt werthvolle Methoden zur Verminderung nachtheiliger Zerſetzungsproceſſe, namentlich der gegohrnen Flüſſigkeiten, an. Er ſchrieb: »Nouvel exemple de fermentation déterminé par des animalcules infusoires pouvant vivre sans oxygène libre« (Par. 1863); »Études sur le vin, ses maladies, etc.« (daſ. 1866, 2. Aufl. 1872); »Études sur le vinaigre, ses maladies, etc.« (daſ. 1868); »Études sur la maladie des vers à soie« (daſ. 1870, 2 Bde.); »Études sur la bière« (daſ. 1876).

Paſteuriſiren (ſpr. paſtö-), von L. Paſteur angegebenes Verfahren, um Wein und Bier durch Erwärmen haltbarer zu machen (ſ. Bier, S. 189, und Wein).

Paſticcio (ital., ſpr. -tittſcho, »Paſtete«), ein in der Manier eines Künſtlers verfertigtes und für deſſen Arbeit ausgegebenes Gemälde; auch ein größeres Tonwerk, das aus ganzen Tonſtücken von verſchiedenen Komponiſten zuſammengeſetzt iſt.

Paſtillen (lat. Pastilli, auch Trochisci, Zeltchen), kleine runde, platte oder anders geformte Körperchen, welche ein oder mehrere Arzneimittel in einer Maſſe aus Zucker und Gummi oder Chokolade enthalten und in neuerer Zeit in ſehr ausgedehnter Weiſe anſtatt der Pillen bereitet werden. Die P. dienen beſonders zur Verabreichung der Alkaloïde, und man unterſcheidet Kaffein-, Santonin-, Morphinpaſtillen ꝛc.; daneben werden aber auch P. mit Eiſen-, Queckſilber- und Antimonpräparaten, mit Pflanzenextrakten und namentlich mit Salzen bereitet. Letztere ſollen gleichſam die Mineralwäſſer erſetzen (Emſer, Biliner P.) u. ſind für dieſen Zweck ſehr populär geworden.

Pastināca *L.* (Paſtinake), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, zweijährige oder ausdauernde Kräuter mit ſpindelförmiger, oft fleiſchiger Wurzel, fiederſpaltigen Blättern mit wenigen blätterigen Hüllen oder ohne ſolche, mit gelben Blüten und vom Rücken her flach zuſammengedrückter Frucht mit flachem Flügelrand, ſehr zarten Hauptrippen und einſtriemigen Thälchen. P. sativa *L.*, 30—90 Centim.

hoch, mit tief gefurchtem Stengel, gefiederten, glänzenden, unterseits feinhaarigen Blättern ohne Hüllen und Hüllchen, wächst in ganz Europa und Nordasien und wird der Wurzel halber allgemein kultivirt. Sie gedeiht am besten in tiefgründigem, lehmartigem Kalkmergel- und Thonmergelboden und wird wie die Möhre behandelt. Der Same bleibt nur ein Jahr keimfähig. Man kultivirt lange Pastinaken mit langer, dünner Wurzel, Jerseypastinaken mit stärkerer, mehr rübenartiger Wurzel, reicher an Nahrungsstoff als die vorigen und auch ertragreicher, aber weniger hart, und runde Zucker- oder Königspastinaken mit der breitesten, kürzesten, gehaltreichsten Wurzel, aber weniger Masse als die vorigen liefernd. Der Pastinakenbau ist in Deutschland althergekommlich, wurde aber durch den Kartoffelbau sehr eingeschränkt und in manchen Gegenden völlig verdrängt. In mancher Beziehung gewährt die Pastinake einige Vortheile vor der Möhre, und namentlich liefert sie in geeignetem Boden höhere Erträge nahrhaftern Futters. Sie behält aber immer eine Spur Bitterkeit, welche im Frühjahr besonders hervortritt und dann der Milch sich mittheilt. Bis Februar liefern Wurzeln und Blätter gutes Futter für Schafe, Rinder und Pferde. Die Kultur ist leichter als die der Möhre und die Pflanze widerstandsfähiger, sie erträgt sogar im freien Land unsern Winter. Die feineren Sorten werden nur für die Küche gebaut. Die Samen wurden früher medicinisch benutzt. P. Sekakul *Russel* (P. dissecta *Vahl*), mit stielrundem, weichhaarigem, ästigem Stengel, fiederschnittigen, zart weichhaarigen Blättern und eirundlich tellerrunden Früchten, eine zweijährige, in Syrien und Aegypten einheimische Pflanze, wird im Orient der wohlschmeckenden Wurzel wegen unter dem Namen Sekakul häufig kultivirt.

Pasto (San Juan de P.), Stadt im Staat Cáuca der Vereinigten Staaten von Kolumbien, am Vulkan P. in einem fruchtbaren Thal (2615 Meter ü. M.) gelegen, mit 8000 Einw., die sich mit Landbau und Viehzucht beschäftigen. P. wurde 1539 durch Lorenzo de Aldana gegründet und 1827 durch ein Erdbeben verwüstet; es ist immer Mittelpunkt der klerikalen Partei gewesen.

Pastor (lat., »Hirt«), der einzige oder erste Geistliche einer Gemeinde; P. loci, Ortsgeistlicher.

Pastoralbriefe, im Neuen Testament die Briefe des Apostels Paulus an seine Gehülfen Timotheus und Titus, worin diese Instruktionen für die Amtsführung bei ihren Gemeinden erhalten. Ihre Echtheit wird von der wissenschaftlichen Kritik in Abrede gestellt. Kommentare zu ihnen lieferten Hofmann (Nördling. 1874) und Huther (Götting. 1876).

Pastorāle (lat.), Hirtenmusik von ländlich einfachem, zärtlichem Charakter, meist im $^6/_8$-Takt gesetzt; auch Tanzstück von demselben Charakter; ferner kleines Singspiel, das seinen Stoff aus der idealen Schäferwelt nimmt; endlich Benennung für musikalische Schilderungen idyllischen Naturlebens, wie z. B. in der Pastoralsymphonie von Beethoven.

Pastoralien (lat.), alle amtlichen Funktionen des Geistlichen, mit Ausnahme der Predigten und Kasualreden.

Pastorālring (Annulus pastoralis), der geweihte Ring, welchen die Bischöfe und Aebte beim Antritt ihrer Würde zugleich mit dem Stab erhalten und am Zeigefinger der rechten Hand tragen. Wie der Stab die Macht, so soll der Ring die Vermählung mit der ihnen untergebenen Gemeinde andeuten.

Pastoraltheologie (lat.-griech., Pastoralwissenschaft, praktische geistliche Disciplin), die wissenschaftliche Darstellung der Vorschriften, welche der Geistliche als Seelsorger zu erfüllen hat. Die hier zur Geltung kommenden Grundsätze werden wohl auch als Pastoralweisheit oder, nicht ohne zweideutige Nebenbeziehung, als Pastoralklugheit bezeichnet. Das Beste auf diesem Gebiet wurde neuerlich von Hüffell, Harms, Nitzsch und Palmer veröffentlicht.

Pastorelle (franz.), s. v. w. Pastorale.

Pastorellen (franz. Pastorels, Pastouraux, Schäferjekte), Scharen von Bauern, die sich 1251 in Südfrankreich unter dem Mönch Jakob zur Befreiung Ludwigs IX. aus der ägyptischen Gefangenschaft zusammenrotteten, gegen deren Gewaltthaten an Priestern und Juden aber mit Waffengewalt eingeschritten werden mußte. Auch um 1320 durchzogen ähnliche Scharen das südliche Frankreich, deren Excesse namentlich gegen die Juden gerichtet waren.

Pastoret (spr. -rä), 1) Claude Emanuel Joseph Pierre, Marquis de, ausgezeichneter franz. Gelehrter und Staatsmann, geb. 25. Okt. 1756 zu Marseille, studirte zu Aix die Rechte, ward 1781 Rath am Cour des aides zu Paris und 1788 Maître des requêtes und Generaldirektor der geschichtlichen Arbeiten in Bezug auf Politik und Legislatur. Beim Beginn der Revolution war er mehrmals Präsident der Wahlkollegien von Paris und ward selbst als Abgeordneter der Hauptstadt in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, die ihn zu ihrem ersten Präsidenten erhob. Auf seinen Antrag wurde die Genovevakirche in das Pantheon umgewandelt. Er erschien jedoch nach den Unruhen vom 20. Juni 1792 in der Versammlung nur, um das Königthum in Schutz zu nehmen, mußte deshalb emigriren und konnte erst nach dem Sturz der Schreckensherrschaft zurückkehren. Seine royalistische Opposition im Rathe der Fünfhundert nöthigte ihn nach der Revolution vom 18. Fructidor zu einer neuen Flucht, von der er erst nach dem 18. Brumaire zurückkehrte. Er ward darauf in das Institut national berufen und zum Professor des Natur- und Völkerrechts am Collége de France ernannt. Bald nachher kam er in das Generalkonseil der milden Stiftungen und 1809 in den Senat. Als Sekretär desselben verweigerte er 1814 seine Mitwirkung zu Napoleons I. Absetzung, ward aber trotzdem von Ludwig XVIII. 1815 zum Pair von Frankreich erhoben. Seit 1820 Vicepräsident der Pairskammer, ward er 1826 zum Staatsminister ohne Portefeuille sowie 1829 zum Kanzler von Frankreich ernannt, welches Amt er indessen nach der Julirevolution niederlegte. Seitdem lebte er zurückgezogen, bis er 1834 zum Vormund der Kinder des Herzogs von Berri für ihre Güter in Frankreich ernannt wurde. Er starb 28. Sept. 1840 zu Paris. Er schrieb außer mehreren gekrönten Preisschriften, die ihm 1785 eine Stelle in der Akademie erwarben, eine »Théorie des lois pénales« (Par. 1790, 2 Bde.) und eine ausgezeichnete »Histoire de la législation des anciens« (das. 1817—1837, 11 Bde.).

2) Amédée David, Marquis de, franz. Dichter, Sohn des vorigen, geb. 2. Jan. 1791 zu Paris, ward nach der Restauration Kammerherr des Herzogs von Berri und Maître des requêtes im Staatsrath. Unter der Julidynastie war er eins der Häupter der Legitimisten und zog sich sodann aus dem öffentlichen Leben zurück. Als Anhänger der älteren Bourbons verwaltete er die Güter des Grafen

Chambord, wandte sich aber später der Sache Napoleons III. zu und ward von demselben 31. Dec. 1852 zum Senator ernannt. Er starb 19. Mai 1857 zu Karlsruhe, seit 1823 Mitglied des Instituts. Von seinen Poesien sind die bekanntesten: »Les troubadours« (1813) und »Claire Catalanzi« (1838, 2 Bde.; neue Ausg. 1847).

Pastös (ital. pastoso, franz. pâteux, »teigartig«), besonders in der Malerei, mit dickem Farbenauftrag, im Gegensatz von lasirt (s. Lasiren).

Pasteurisiren, s. v. w. Pasteurisiren.

Pasuruan (»Betelgarten«), Hauptstadt einer niederländ. Residentschaft auf der Insel Java (6110 QKilom. oder 111 QM. mit 435,519 Einw.), liegt auf der östlichen Nordküste, an der Mündung des Gembong, hat einen Hafen, ein Fort, lebhaften Handel, besonders mit Reis, Zucker, Baumwolle, Vieh, indischen Vogelnestern, Zwiebeln ꝛc., und zählt 20,000 Einw., hauptsächlich Javaner und Chinesen.

Pata (Patta), eine der Wituinseln an der Küste Ostafrika's, unter 2° 5′ südl. Br. und 41° 5′ östl. L. v. Gr., gehört dem Sultan von Sansibar, ist 104 Kilom. lang und 52 Kilom. breit und gut bebaut. Hauptorte sind: P., Fasa und Siu. Die Bewohner, Wapata, sind ein Mischvolk aus Negern, Arabern und Persern und treiben lebhaften Handel. Ein eigentlicher Hafen fehlt. Zahlreiche Ruinen und Inschriften zeugen noch davon, daß hier im 16. Jahrh. die Portugiesen ansässig waren. Noch 1724 berichtete H. Lobo von einem Augustinerkloster. 1787 kam P. in den Besitz der Araber.

Pataca (Peça), brasil. Silbermünze, = ⅛ Patacão = 1,4792 Mark; in Portugal Name des span. Piasters; in Aegypten und Abessinien Name des Speciesthalers oder österreich. Levantiner (Maria-Theresia-) Thalers.

Patacão (spr. -käung), brasil. Silbermünze, = 4,4376 Mark.

Patache (franz., spr. -tásch), große Sloop oder ein Kutter, mit einigen Kanonen versehen, zur Aufrechthaltung der Zollgesetze und Verhinderung des Schleichhandels an den Küsten bestimmt. In Portugal versteht man darunter ein zweimastiges Kauffahrteischiff.

Patacin (richtiger Batotschina), Flecken in Serbien, Kreis Kragujewatz, an der Lepenitza, mit (1875) 910 Einw., war zur Zeit der Türkenherrschaft ein fester, strategisch wichtiger Punkt. Am 26. Aug. 1689 schlugen hier die Oesterreicher unter Markgraf Ludwig von Baden das 40,000 Mann starke türkische Heer unter dem Seraskier Arap Pascha.

Patagones (El Carmen), Stadt in Argentinien, an der südlichen Grenze gegen Patagonien, am linken Ufer des hier 450 Meter breiten Rio Negro, 30 Kilom. vom Atlantischen Meer entfernt, doch den Dampfschiffen zugänglich, mit dürftiger Befestigung, hat über 2000 Einw. und ist Mittelpunkt einer Ackerbaukolonie, die in neuerer Zeit sich beträchtlich erweitert hat. Am Südufer des Rio Negro liegt die Vorstadt El Merced. Die Umgebung ist einförmig, dürr, aber der Boden trägt Weizen, Kartoffeln, Wein; die Rinderzucht ist bedeutend. Der Platz vermittelt den Handel mit den Tehuelschen und Araukanern und ist für Argentinien wichtig zur weitern Besitznahme Patagoniens.

Patagonien, das südlichste Land des amerikan. Kontinents, zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ocean, im N. durch den Rio Negro von den Argentinischen Staaten getrennt, erstreckt sich zwischen dem 35.°—54.° südl. Br. und hat, mit Einschluß von Feuerland, einen Flächenraum von 965,000 QKilom. (17,526 QM.). Der Bodenbildung nach zerfällt es in eine östliche und eine westliche Hälfte, die durch die Andes geschieden werden. Der weite Raum im O. dieses Gebirges erscheint als ein allmählich abfallendes Land, das aus einer Zahl von breiten, dem Gebirge parallel laufenden Terrassen besteht und von W. nach O. nur an wenigen Orten von Flußbetten mit steilen Wänden leicht durchfurcht wird. Von Flüssen sind außer dem Grenzfluß Rio Negro (Cusu Leuvu, Desaguadero) der Chupat, der Desire, der Chico und der Santa Cruz zu nennen, durch welche die Schneegewässer der Gebirge abfließen; in der trockenen Jahreszeit sind sie theilweise wasserleer. Die westliche Küste dagegen erscheint dergestalt zertrümmert, daß Gruppen von sehr zahlreichen Inseln eine mehrfache Kette bilden. Auch fehlt es hier ganz an einem flachen Vorland, und die Kordillere steigt schroff aus den Sunden und Meeresarmen empor, die zum Theil zwischen den Archipelen weit in das Land eindringen. Die Andes selbst, die den größten Theil dieser westlichen Hälfte erfüllen, sind durch tiefe Schluchten und Querthäler zerrissen und erscheinen an einigen Orten, wie am Nahuel Huapisee (41° südl. Br.), an den Quellen des Chupat (43½°) und gegenüber den Chonosinseln (45°), sogar unterbrochen, während an anderen Eisfelder und Gletscher mit großen Anhäufungen von Laven und Basalten abwechseln. Nur Chiloé gegenüber erreichen oder übersteigen einige Gipfel die Höhe von 2000 Meter, während in der Nähe der Magelhaensstraße die mittlere Höhe der Kette nur 1000 Meter beträgt. Die Inseln der Westküste sind hoch und schroff. Vorgebirge sind: Froward (Avance) im S., Vittoria im W., Blanco, Desvelos, Fairweather (Buentiempo), Virgenes ꝛc. im O. Baien sind: Bahia sin Fondo (Bahia de San Matias), Bahia Nuova, Camerones, San Jorge, Port Julian an der Ost-, Lasthope, Trinidad, Peñas an der Westseite. Als Inseln sind hier vorzüglich zu bemerken: der Chonosarchipel; die Halbinsel de tres Montes oder Taitao, welche durch den schmalen Isthmus von Ofqui (Ofui) mit dem Festland zusammenhängt; die Guaynecoinseln; die Wellingtoninsel, durch den Kanal Mesier von dem Festland geschieden, nebst Campana u. a.; der Archipel Madre de Dios; die Insel Hannover; der Archipel der Königin Adelaïde; das Land König Wilhelms IV., eine Halbinsel, welche mit dem Festlande durch den Isthmus Pinto zusammenhängt; die Halbinsel Braunschweig, deren südliche Spitze das erwähnte Kap Froward bildet, und an deren Ostküste die Häfen Famine und Punta Arenas sich befinden.

Während die Andes und überhaupt die Westküste sammt den Archipelen dem Urgebirge angehören, ist die größere, östliche Hälfte des Landes Alluvialland und mit tertiären Bildungen bedeckt. Nur an wenigen Orten ragt auch hier das Urgebirge bis zur Oberfläche empor. Musters fand vereinzelte Basaltberge; Steinkohlen lagern an der Magelhaensstraße bei Punta Arenas. In den flachen Vertiefungen der obersten Geröllschicht entstehen die sogen. Salina's, fußtiefe Ansammlungen von Regenwasser, welche außer der Regenzeit verdunsten und dann mit Krusten von Kochsalz bedeckt sind. Die Temperatur ist an der Ostseite höher als an der Westseite, denn am Rio Negro reifen noch Feigen und Trauben, während auf Chiloé (41°—43°) das Getreide häufig zur Regenzeit noch unreif ist. So verschieden wie die geognostische Bodenstruktur ist auch die Vegetation in

beiden Hälften Patagoniens. An der Westküste tritt an vielen Orten das Urgebirge in kahlen Felsen ohne alle Vegetation vor, und die Steilheit der Wände verhindert die Bildung von fruchtbarem Erdreich. Wo hingegen die Wurzeln tiefer in den Boden einzudringen vermögen und die Lage gegen Seewinde gesichert ist, da finden sich undurchdringliche Wälder, die besonders die Thäler sowie die östliche Seite der Berge bedecken. Angeschwemmtes Erdreich zieht sich in langen, selten mehr als stundenbreiten Streifen theils zwischen den Bergen hin, theils begleitet es die Flüsse und macht den Boden der mit sehr steilen Wänden eingefaßten Einschnitte aus (z. B. am untern Rio Negro). Das östliche P. ist, mit Ausnahme weniger Thäler, ein Steppenland (die Wüste Huecuvu Mapu, »Teufelsband«), das einige Kilometer südlich vom Rio Negro beginnt und bis zur Meerenge reicht; eine dicke Schicht von Sand oder Schutt bedeckt das Land bis an den Fuß der Andes. Das trockene Klima läßt hier keine reichere Vegetation aufkommen. Sparrige Strandgräser oder Salzpflanzen nehmen weite Strecken ein, und höchstens kommen noch vereinzelte Gruppen von niedrigem Mimosengesträuch vor. Im Innern finden sich oft Lagunen mit undurchdringlichem Moordickicht. Weiter nach S. zu ist der Boden wenigstens mit Gras bedeckt; in der unmittelbaren Nähe der Meerenge endlich und auf der Schieferformation findet man Wälder von verhältnismäßig hochstämmigen Bäumen, namentlich von immergrünen Buchen (Fagus betuloides). Hier findet sich auch der Winters- oder Gewürzrindenbaum (Wintera) vom Strand bis zur Schneelinie, der durch das freundliche Grün seiner nie abfallenden Blätter der Landschaft großen Reiz verleiht. Fuchsien und der baumartige Ehrenpreis (Veronica decussata) bilden Stämme von 12—16 Centim. Dicke sowie Myrten, Arbutus, Thuja und Berberis Gruppen von ansehnlicher Höhe. An Nutzholz ist daher in der Nähe der Meerenge kein Mangel; der bewaldete Landstrich ist jedoch von so geringer Breite, daß er in keinem Verhältnis zu den weiten Wüsten steht. Die Thierwelt Patagoniens hat im allgemeinen eine große Aehnlichkeit mit der der südlichen Pampas von Buenos Ayres. Von Raubthieren findet sich der Puna; Fischottern leben im Wasser. Herden von Pekari's sind aus den tropischen Wäldern bis an den Rio Negro gewandert; auch das Guanako ist, dem Andeszug folgend, vom Aequator bis zum Feuerland gelangt und steigt von da aus in die Ebenen herab. Amphibische Säugethiere und Walthiere kommen, trotz aller Verfolgungen, noch immer häufig vor. Rüsselrobben und Seelöwen bewohnen die kiesige und sandige Ostküste, wo sie sich jedoch in der neuern Zeit sehr vermindert haben. Die Vögel sind artenreicher, als man in Berücksichtigung der Sterilität des Landes erwarten sollte. Jagdvogel ist besonders der südamerikanische Strauß. Merkwürdig ist das Vorkommen des Kondors am Rio Negro in großer Entfernung von den Andes sowie um Puerto Deseado und zwischen den Bergen der Meerenge. Dazu kommen die gewöhnlichen Aasvögel Amerika's, die Urubu's, mehrere Arten von Raubvögeln und Papageien und einige kleine sperlingsartige Vögel. Schwalben leben am Rio Negro als Zugvögel. Auffallend ist die Erscheinung eines nicht selten zwischen Schneeflocken umherflatternden Kolibri's. Tauben treffen im Winter zu Tausenden ein; zahlreich sind die Strand- und Schwimmvögel, besonders in der Meerenge, von wo sie im Winter nach N. wandern. Den Reptilien ist der trockene Boden Patagoniens nicht günstig. An Fischen ist das Meer, namentlich in der Magelhaensstraße, sehr reich.

Die Zahl der Bewohner Patagoniens gibt die argentinische Regierung auf 24,000 an, davon etwa 4000 für das Feuerland; nach Musters und anderen Beobachtern sind für das Feuerland 800, für P. 3—4000 Eingeborne zu rechnen. Letztere bilden einen besondern Stamm der amerikanischen Rasse und zerfallen in verschiedene Völker. Nach d'Orbigny wohnen vom La Plata und Coquimbo bis zur Meerenge: Araukaner (Molutschen) bis etwa 51°, Puelt schen zwischen Rio Negro und Rio Colorado, Tehueltschen vom Rio Negro bis zur Meerenge; hierzu kommen die Pescheräh, die Bewohner des Feuerlands (s. d.). Musters lernte außer den Tehueltschen, den Besitzern Patagoniens (3000 an Zahl), noch die Pampa im W. kennen, denen der Name Penck gegeben wurde; aus diesem Namen soll die korrumpirte Bezeichnung Tehueltschen (Puelt schen) entstanden sein. Nur im NW. lebten Chenna, ein Stamm der chilenischen Araukaner. Die früher häufig für Riesen ausgegebenen Patagonier sind die je nach der Jahreszeit vom Rio Negro bis zur südlichen Meerenge streifenden Tehueltschen, die, in kleine Horden zersplittert, niemals feste Wohnungen bauend, sondern in Zelten (Toldo's) aus Guanakohäuten wohnend, theils vom Raub, theils von nomadisch betriebener Viehzucht leben und fast immer im Krieg begriffen waren. Nach den Angaben der zahlreichen neueren Reisenden ergibt sich als höchstes Maß ihrer Statur eine Größe von 178—185 Centim. Der Körper ist plump, der Kopf sehr groß, Hände und Füße aber sind klein. Die Farbe ist röthlichbraun, bisweilen auffallend hell. Das Gesicht ist breit und viereckig, die Augen klein, die Nase meist stumpf, mit weiten Nasenlöchern, der Mund weit und plump geformt; das breite Kinn ragt weit hervor, ebenso die Augenbogen. Die Patagonier sind Jäger und mit dem Wasserleben völlig unvertraut; sie besitzen nicht das armseligste Floß, um auch nur einen Fluß zu überschreiten. Ihr Reichthum sind Pferde und Hunde. Ihre Kleidung besteht in Mänteln aus Guanakohäuten, wozu im Winter eine wollene Decke kommt, welche um die untere Körperhälfte gewickelt wird. Von einer gemeinsamen Regierungsform oder Gesetzgebung findet sich keine Spur; nur im Fall eines Kriegs oder Raubzugs vereinigen sich die einzelnen Horden und ernennen einen gemeinsamen Anführer. Die Blutrache ist bei ihnen Gesetz. Ihre Waffen sind Lanzen, Wurfschlingen und Wurfkugeln (Bola's).

Eine europäische Macht hat noch nicht versucht, sich in den Besitz des Landes zu setzen; auch freiwillige Ansiedelung unterblieb. Dagegen macht Chile Anspruch auf die schmale Westküste, hat in der Magelhaensstraße die Kolonie Magallanes (mit dem Ort Punta Arenas und 749 Einw.) angelegt und erhält durch die dort aufgefundenen Steinkohlen Mittel, die Schleppdampfschiffahrt in der Straße zu betreiben. Das übrige Land beansprucht Argentinien, ohne es thatsächlich in Besitz genommen zu haben. Nur im NO., am Rio Negro von Patagones (s. d.) aus und an der Mündung des Chupat sowie weiterhin an der Mündung des Santa Cruz, haben sich Argentiner in geringer Zahl niedergelassen, an beiden letzten Orten zu Unterstützung des Seehundsfangs und um Handel mit den Eingebornen zu treiben. Seehundsfänger gründeten für den bisweilen mehrjährigen Aufenthalt in jenen Gegenden kleine Niederlassungen,

die aber sämmtlich wieder eingingen; überhaupt ist der früher höchst einträgliche Fang durch den Eigennutz der Fremden, welche nicht einmal die jungen Thiere verschonten, fast ganz zerstört worden. In den auswärtigen Handel kommt Salz aus den erwähnten Salina's, welches nach Buenos Ayres, Montevideo und in das südliche Brasilien ausgeführt wird. Die Viehzucht wird von den Kolonisten vernachlässigt, weshalb die ehemals bedeutende Ausfuhr von gesalzenen Häuten sehr abgenommen hat. Pelzwerk von Meerschweinchen, Stinkthieren und Füchsen würde in Menge zu erlangen sein, wenn die Indianer weißen Jägern den Eintritt in ihr Land gestatteten.

P. wurde 1520 von Fernando Magelhaens (Magellan) entdeckt und nach ihm Magelhaensland genannt. Zwei spanische Expeditionen hierher, 1525 und 1534, mißlangen völlig. Eine andere unter Alonso de Camargo erreichte 11. Okt. 1539 die Mündung des La Plata, segelte die patagonische Küste entlang bis zum Kap Virgenes und brachte die ersten Nachrichten über die Küsten zwischen Chile und Kap Pillares. Der Vicekönig von Peru, Don Francisco de Toledo, sandte 1579 Pedro Sarmiento de Gamboa mit zwei Schiffen aus, um die Meerenge in Besitz zu nehmen, zu welchem Zweck auch König Philipp II. eine Flotte von 23 Schiffen abschickte. Zu Anfang 1584 wurde Nombre de Jesus gegründet. Sarmiento selbst trat 4. März in Begleitung von 100 Mann einen Entdeckungszug in das Innere an und legte an der Landspitze Santa Anna eine zweite Niederlassung, Ciudad de San Felipe, an. Diese Kolonien, aus arbeitscheuen Abenteurern zusammengesetzt und guter Leitung entbehrend, geriethen jedoch bald in die größte Noth. Als Thomas Cavendish im Januar 1587 in die Straße einlief, waren von 300 Individuen nur noch 18 übrig. Die Gegend, wo die Stadt San Felipe gestanden, erhielt von ihm den Namen Port Famine (Hungerhafen). In der Folge wurden bis in die Mitte des 18. Jahrh. zahlreiche andere Expeditionen von Seiten der Engländer, Holländer und Franzosen nach der Meerenge unternommen. Das Innere des Landes ward zuerst durch die 1745 auf Veranlassung der Jesuiten von der spanischen Regierung vom La Plata aus veranstaltete Expedition unter Joaquim de Olivares' Oberbefehl etwas bekannter. Auch die Reisen von Byron (1764), Wallis (1766), Bougainville (1767), Cordoba (Oktober 1785 bis Juni 1786) sowie die großen Expeditionen der Franzosen seit 1815, die zum Theil in jenen Gegenden Landungen bewerkstelligten, hellten manches über die Natur Patagoniens an seinen Küsten auf. Die durch ihre Resultate merkwürdigste Entdeckungsreise der neuern Zeit aber war die des Kapitäns Philipp Parker King und des unter ihm kommandirenden Kapitäns Fitzroy, mit den Schiffen Beagle und Adventure 1826—30 nach dem Südende Amerika's unternommen und 1832—36 von Fitzroy allein fortgesetzt. Während ihrer Dauer wurden nicht nur die Küsten untersucht und Karten von ihnen entworfen, sondern auch Reisen in das Innere veranstaltet. Der bei weitem größte Theil des Innern ist aber noch nie von einem Europäer betreten worden. Der älteste Entdeckungszug scheint der des Pedro Saavedra gewesen zu sein, welcher um 1600 am Paraná Eroberungen machte und Chaco entdeckte, zu Lande bis zur Meerenge vordrang und von den Indianern gefangen wurde. Versuche zur Kolonisirung im W. machten dann die Jesuiten Venegas und Estevan, die bis über die Inseln der Guayanecos vordrangen, ferner der Jesuit Mascardi, der zwischen 1670—80 das Land im S. von Chiloë durchstreifte, aber von den Indianern erschlagen wurde. Die spanische Regierung versuchte 1778 zuerst die Kolonisation der Küsten und schickte 1781 eine Gesellschaft von 734 Auswanderern nach dem Fort Carmen am Rio Negro. Zum erstenmal wurde nun auf dem Boden Patagoniens Getreide ausgesäet, und man suchte Verbindungen zu Lande mit Chile zu eröffnen. 1810 hatte die patagonische Kolonie schon eine gewisse Wichtigkeit erlangt; die Viehhöfe des Staats enthielten an 20,000 Stück, und man baute 189,000 Kilogr. Weizen. Während der immer mehr zunehmenden Unruhen schickte man neben politischer Vergehen Angeklagten auch grobe Verbrecher nach dem Rio Negro ins Exil. 1812 brach eine Revolution zu Gunsten Altspaniens aus, aber die Truppen der Regierung von Buenos Ayres siegten und ließen die Einwohner ihren Abfall hart büßen. Die patagonische Kolonie ist nach und nach von allen Greueln der Revolution ergriffen und zum Sitz der Hefe der Bevölkerung der La Plata-Staaten geworden. Während des Kriegs zwischen Buenos Ayres und Brasilien erlangte der Hafen des Rio Negro eine vorübergehende Wichtigkeit als Sammelplatz der Korsaren; eine brasilische Flotte suchte ihn 1828 zu nehmen, ging aber dabei selbst zu Grunde. Nach dem Friedensschlusse zerstreuten sich die Abenteurer aller Nationen, die sich dort versammelt hatten, und der von Weißen bewohnte Theil Patagoniens sank infolge der Bürgerkriege in Buenos Ayres immer mehr. Obwohl also P. noch fast gänzlich unkultivirt ist, bildet es doch einen Gegenstand des Streits zwischen Argentina und Chile, welche beide die Oberherrlichkeit über das Land beanspruchen. Vgl. d'Orbigny, **Voyage dans l'Amérique méridionale**, Bd. 2 (Par. 1838); King, Fitzroy und Darwin, **Voyage of the Beagle etc.** (Lond. 1839, 4 Bde.); Guinnard, **Trois ans d'esclavage chez les Patagons** (Par. 1864); Musters, Unter den Patagoniern (deutsch von Martin, Jena 1873); Quesada, **La Patagonia** (Buenos Ayres 1875).

Pataken (Pataten), s. v. w. Kartoffeln.

Patan, s. v. w. Afghanen.

Patan (Puttun, Patn), 1) ehemalige Hauptstadt von Nepal in Ostindien, liegt südlich bei der jetzigen Hauptstadt Kathmandu und enthält große Gebäude schönen Stils mit guten Holzschnitzereien aus theilweise alter Zeit. — 2) (Somnat) Stadt im Gebiete des Gaikawar in der ostind. Provinz Gudscherat, an der Saraswati, hat Fabrikation von Waffen, feinen Thonwaaren, Seiden- und Baumwollstoffen und (1872) 31,523 Einw. P. war einst ein hochberühmter Wallfahrtsort, der 1025 von Mahmud von Ghasna zerstört wurde. Die damals nach Ghasna entführte Statue des Gottes Somanath wurde 1843 von den Engländern auf dem Rückzug von Afghanistan zurückgebracht.

Patani, ein Siam tributpflichtiger Malayenstaat auf der Nordostküste der hinterind. Halbinsel Malakka, erstreckt sich südlich vom Kap P. herab und schließt westlich die Malakka durchziehende Gebirgskette ein. Der Boden ist sehr fruchtbar; Hauptprodukte sind: Reis, Tabak und Gewürze; Elefanten und Affen bevölkern das Gebirge. Die Bevölkerung wird zu 60,000 Seelen angenommen. Die gleichnamige Hauptstadt, südwestlich vom Kap P. gelegen, war im 17. und 18. Jahrh. ein Hauptstapelplatz für den Verkehr zwischen dem südwestlichen und südöstlichen Asien, hat einen guten Hafen und 10,000 Einw.

Die Holländer hatten bereits zu Anfang des 17. Jahrh. hier eine Faktorei; ihnen folgten 1612 die Engländer. Beide Ansiedelungen verfielen unter den Schädigungen des Handels durch Seeraub; erst durch das Aufblühen Singapurs hat die Stadt wieder einige Bedeutung gewonnen.

Patapsco, Fluß im nordamerikan. Staat Maryland, mündet 22 Kilom. unterhalb Baltimore in die Chesapeakbai des Atlantischen Oceans; 113 Kilom. lang.

Patăra, See- und Handelsstadt Lykiens, südöstlich bei der Mündung des Xanthos, war ein Hauptsitz des Kultus des Apollon, der hier unter dem Beinamen Patareus ein berühmtes Orakel hatte. Ptolemäos Philadelphos gab der Stadt den Namen Arsinoë. Ansehnliche Ruinen davon haben sich unter dem alten Namen (Patera) bis heute erhalten.

Patarēner (Pateriner, angeblich von Pataria, einem übel berüchtigten Stadttheil in Mailand, wo sich 1057 die Anhänger Arialds, des Bekämpfers des Cölibats, versammelten), ursprünglich Spottname für die Hildebrandinische Reformpartei in Mailand, später auch Bezeichnung für Katharer (s. d.). Vgl. Paech, Die Pataria in Mailand (Sondersh. 1872).

Patavinität, die Mundart der Bewohner der Stadt Patavium (Padua), insbesondere die Schreibart des von dort stammenden Geschichtschreibers Livius.

Patavium, alter Name von Padua (s. d.).

Patay (spr. -tä), Flecken im franz. Departement Loiret, 22 Kilom. nordwestlich von Orléans, mit (1872) 1350 Einw. Hier 18. Juni 1429 Sieg der Jungfrau von Orléans über die Engländer. Am 1. Dec. 1870 stieß hier ein bayrisches Rekognoscirungsdetachement mit der Avantgarde des französischen 16. Korps zusammen (Einleitung zur Schlacht bei Loigny).

Patchouli (Patschuli), s. Pogostemon.

Pâté, Insel und Fort, s. Blaye.

Patella (lat., »Schüsselchen«), in der Anatomie die Kniescheibe.

Patēne (lat.), flache Schüssel; das zugleich als Kelchdeckel dienende Hostientellerchen beim Abendmahl.

Patenier (Patinir), Joachim de, niederländ. Maler, geboren um 1485 zu Bouvignes oder Dinant, wurde 1515 freier Meister der St. Lukasgilde zu Antwerpen und starb daselbst 1524. P. malte gewöhnlich kleine Bilder aus der heiligen Geschichte in Landschaften, wodurch er die selbständige Entwickelung derselben vorbereiten half. Der landschaftliche Theil kennzeichnet sich durch eine große Ueberladung, spricht jedoch durch ein kräftiges Kolorit an. Werke von ihm findet man ziemlich häufig in Gallerien.

Patént (v. lat. patens, offen, öffentlich), im allgemeinen ein offener Brief, durch welchen etwas beglaubigt wird; in der Kanzleisprache des Mittelalters (patentes literae, auch patenta) und der neuern Zeit offener Brief, welcher auf der ganzen Breite des Papiers oder Pergaments geschrieben (gedruckt) und nicht mit einem Sekretsiegel versiegelt, sondern mit dem Staatssiegel untersiegelt und behufs gewisser obrigkeitlichen Bekanntmachungen, z. B. des Absterbens eines Souveräns und des Regierungsantritts seines Nachfolgers, der Abtretung einer Provinz an einen andern Staat, der Besitznahme eines neu erworbenen Landes (Besitzergreifungspatent ꝛc.), erlassen und durch Anschlag, Druck ꝛc. veröffentlicht zu werden pflegt. Auch versteht man unter P. die Urkunde über die Anstellung eines Beamten, namentlich die Bestallung der Officiere (Officierspatent), hauptsächlich aber eine Urkunde, worin dem Inhaber die Alleinberechtigung zur Benutzung einer Erfindung ertheilt wird (s. Erfindungspatent).

Patentamt (Patenthof), die zur Entscheidung über die Ertheilung, Nichtigkeitserklärung und Zurücknahme von Erfindungspatenten (s. d.) berufene Behörde. Für das Deutsche Reich werden diese Funktionen durch eine gemeinsame Reichsbehörde ausgeübt, und dies P., welches seinen Sitz in Berlin hat, ist auch verpflichtet, auf Ersuchen der Gerichte über Fragen, welche Patente betreffen, Gutachten abzugeben; auch wird bei demselben die Patentrolle geführt, welche Gegenstand und Dauer der ertheilten Patente sowie Namen und Wohnort der Patentinhaber und ihrer etwaigen Vertreter und Rechtsnachfolger angibt und die nöthigen Vormerkungen über Anfang, Ablauf, Erlöschen, Nichtigkeitserklärung und Zurücknahme der Patente enthält. Das deutsche P. besteht aus sieben Abtheilungen, von denen je zwei für die Beschlußfassung über Patentgesuche ausschließlich aus dem Gebiet der mechanischen Technik, dann für die Beschlußfassung über Patentgesuche ausschließlich aus dem Gebiet der chemischen Technik und endlich für die Beschlußfassung über solche Patentgesuche, welche das Gebiet der chemischen und mechanischen Technik zugleich berühren, sowie über alle sonstigen Patentgesuche zuständig sind, während die Nichtigkeitserklärungen und das Verfahren wegen Zurücknahme ertheilter Patente den Geschäftskreis der siebenten Abtheilung bilden. Die einzelnen Abtheilungen setzen sich aus ständigen und nichtständigen Mitgliedern des Patentamts zusammen, und zwar müssen die letzteren in dem einschlägigen Zweig der Technik sachverständig sein. Ueber Beschwerden gegen den Beschluß einer Abtheilung in dem Verfahren wegen Ertheilung eines Patents wird in der Regel von derjenigen Abtheilung entschieden, welche neben der erstern für Patentgesuche aus dem gleichen Gebiet der Technik zuständig ist. Für Beschwerden gegen Entscheidungen der siebenten Abtheilung des Patentamts sind diejenigen beiden Abtheilungen gemeinschaftlich zuständig, welche über Patentgesuche zu beschließen haben, die demselben Gebiet der Technik wie das angefochtene Patent angehören. Das amtliche Organ der Reichsbehörde ist das »Patentblatt«. Vgl. Patentgesetz vom 25. Mai 1877 und Verordnung, betreffend die Einrichtung, das Verfahren und den Geschäftsgang des Patentamts, vom 18. Juni 1877 (Reichsgesetzblatt, S. 501 u. 533 ff.).

Patentgelb, s. v. w. Mineralgelb, Kasselergelb, Neapelgelb.

Patentgrün, s. v. w. Schweinfurtergrün.

Patentholz, Holzsurrogat, s. Plastische Massen.

Patentzinnober, auf nassem Weg bereiteter Zinnober.

Pater (lat., Vater), in den Klöstern im Gegensatze zu Frater ein zum Diakon oder Priester geweihter Klostergeistlicher.

Patĕra (lat.), bei den Römern eine flache, runde, gewöhnlich mit Henkel versehene Schale von Thon oder Metall, oft mit Bildnerei und Malerei verziert, diente beim Opfer, namentlich bei der Libation.

Pater familias (lat.), Hausvater, bei den Römern jeder, der nicht unter väterlicher Gewalt stand, gleichviel, ob er Familie hatte oder nicht.

Patĕrna, Stadt in der span. Provinz Cadiz (Andalusien), nördlich von Medina Sidonia, hat Mineralquellen mit Badeanstalt und 2918 Einw.

Paternität (lat.), Vaterschaft, namentlich außereheliche; daher Paternitätsklage (Alimenten-

klage), die gegen den außerehelichen Vater auf Anerkennung der Vaterschaft und auf Zahlung von Alimenten für das uneheliche Kind gerichtete Klage (s. Alimente).

Patérno, 1) (Paternò) Stadt in der ital. Provinz Catania (Sicilien), am Simeto und am südwestlichen Fuß des Aetna, hat Reste eines alten Kastells aus der Normannenzeit und anderer mittelalterlichen und antiken Bauwerke (Ueberreste des alten Hybla major), 8 Kirchen, heiße Mineralquellen, Wein-, Oel-, Hanf-, Flachs- und Gemüsebau, Handel mit Südfrüchten und (1871) 15,778 Einw. — 2) (P. Calabro) Flecken in der ital. Provinz Cosenza, besteht aus vier zerstreuten Ortschaften mit (1871) 2271 Einw. und gehört zu den sogen. Casali di Cosenza, welche im 10. Jahrh. nach der Zerstörung von Cosenza durch die Saracenen von den vertriebenen Einwohnern angelegt wurden.

Paternopóli (ehedem Paterno), Flecken in der ital. Provinz Avellino, Kreis Sant' Angelo de' Lombardi, am Calore, mit Prätur, 2 Kirchen, Fabrikation von Töpferwaaren und Olivenöl und (1871) 2362 Einw.

Paternóster (lat.), das »Vaterunser«; dann der Rosenkranz, weil der Beter nach jedem gebeteten Vaterunser ein Kügelchen durch die Finger gleiten läßt; eine Halskette von großen und kleinen Perlen oder Kugeln oder von gehenkelten Münzen u. dgl.; in der Baukunst eine Verzierung, welche aus aneinander hängenden Kügelchen besteht und einem P. ähnlich sieht, dient besonders zur Verzierung von Stäbchen und schmalen Gliedern der Gesimse.

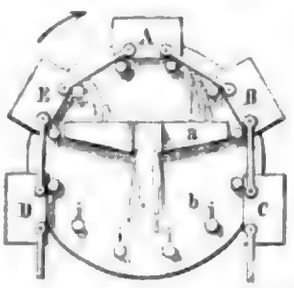
Paternosterbaum, s. v. w. gemeine Pimpernuß, s. Staphylea.

Paternostererbse, Pflanzengattung, s. Abrus.

Paternosterinseln (Pulo Tenga), Gruppe der kleinen Sundainseln, nördlich von Sumbawa.

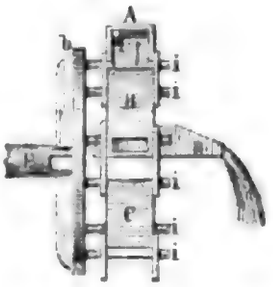
Paternosterwerke (franz. Chapelets, engl. Chain-pumps), Maschinen, welche dazu dienen, Wasser auf kleinere Höhen zu heben. Die P. bestehen in der Hauptsache aus zwei in vertikaler Richtung von einander abstehenden Rädern, über die sich eine endlose Kette schlingt, welche Schöpfeimer oder Kästen trägt. Taucht man diese Kette mit dem untern Ende in das Wasser, und dreht man das obere Rad nach der geeigneten Richtung um, so schöpfen die Eimer Wasser, führen dasselbe mit sich empor und gießen es am obern Ende der Maschine in ein untergesetztes Gefäß aus. Man kann auch statt der Eimer oder Kästen einfache Schaufeln, Kolben oder Scheiben ꝛc. anwenden, die man in einer Lutte oder einer Röhre emporsteigen läßt. Diese Maschinen heißen im allgemeinen P. und zwar insbesondere Eimer- oder Kastenkünste, wenn das Wasser in Eimern oder Kästen, Schaufel- oder Scheibenkünste, wenn es durch Schaufeln oder Scheiben, und Püschelkünste, wenn es durch ausgepolsterte Kugeln oder Kissen emporgehoben wird. Die einfache Eimerkunst (Noria) leidet an vielen Uebelständen. Zunächst fordert das ungestörte Einschöpfen und Ausgießen des Wassers sowie das regelrechte Auflegen der Kettenglieder auf die Räder oder Trommeln, daß diese Maschine nur langsam umgehe. Ferner ist das Entleeren der Gefäße nicht leicht ohne Zurückfallen einer ansehnlichen Menge Wasser zu bewirken, und endlich muß das Wasser auf eine größere Höhe gehoben werden, als es aufgefangen wird. Fig. 1 und 2 zeigen die Art und Weise, wie eine Noria durch ein umlaufendes Rad mit Triebstöcken in Bewegung gesetzt, und wie das Wasser aus den Gefäßen ausgegossen und aufgefangen wird. Dabei ist F die Welle, b das Rad mit den Triebstöcken i. A, B, C, D, E sind die Eimer. E und A gießen bei der gezeichneten Stellung das Wasser in den Trog a. Um beim Entleeren der Eimer den Wasserverlust möglichst zu vermindern, hat man an den Eimern und dem obern Rad mancherlei Veränderungen vorgenommen. Die Noria kann auch als Umtriebsmaschine verwendet werden. Läßt man nämlich aus einem Gerinne das Wasser beständig in die oben befindlichen Eimer fließen, so wird sich die Maschine durch das Gewicht des Wassers in Bewegung und die Räder, um welche die Kette sich schlingt, in Umdrehung setzen. Obwohl bei dieser Maschine fast das ganze Gefälle nutzbar gemacht wird, so ist der Wirkungsgrad doch ein geringer, weil zu viele bewegliche Theile vorhanden sind, welche zu häufigen Reparaturen Veranlassung geben. Die Eimerkette wird vielfach auch zum Heben von halbflüssigen und festen Körpern benutzt (Baggermaschinen, Winden zum Aufziehen der Ziegel beim Hausbau). In den Getreidemühlen und bei den Dreschmaschinen dient sie unter dem Namen Elevator zum Aufziehen des Getreides und der Produkte des Mahlprocesses. Die Eimer sind hier kleine Blechbecher und werden auf einen endlosen Riemen aufgenietet, der um zwei Trommeln läuft und von einem hölzernen Ge-

Fig. 1.



Vorderansicht.

Fig. 2.



Seitenansicht.

Noria.

häuse umgeben ist. Die Schaufelwerke bestehen in der Hauptsache aus einer doppelten Kette ohne Ende mit rektangulären Holzschaufeln von 300—400 Millim. Länge, 150—200 Millim. Höhe und 25—35 Millim. Dicke, welche rechtwinklig auf den Kettengliedern und zwar mitten zwischen den Gelenken derselben befestigt sind. Die Ketten liegen auf Rädern. Die emporsteigende Schaufelkette zieht sich durch eine parallelepipedische, den Schaufeln angepaßte Lutte, die Steigrinne; die niedergehende Schaufelkette stützt sich entweder auf ein bloßes Laufbret, oder auf eine oben offene Rinne. Die Länge der Rinne ist ca. 5—10 Meter und ihre Neigung gegen den Horizont 10—30 Grad. Die Bewegung der Maschine geht wieder vom obern Kettenrad aus. Da die Schaufelwerke transportabel sind und auch bei unreinem Hubwasser gut arbeiten, so werden sie nicht selten gebraucht, um Grundwasser aus mäßigen Tiefen (bis zu 3 Meter) emporzuheben. Bei der Scheibenkunst trägt die Kette statt der Schaufeln kreisrunde Scheiben oder Kolben, und steigt dieselbe in einer vertikal stehenden cylindrischen, gewöhnlich aus Holz, besser jedoch aus Eisen gefertigten Röhre von 125—150 Millim. Weite, der sogen. Steigröhre, empor. Die Scheibenkette liegt über den gabelförmigen Armenden zweier Räder. Die Bewegung des obern Rades geschieht, wie bei den Schaufelwerken, mittels einer Kurbel durch Menschenhand. Die Scheibenkunst

wird als Kettenpumpe mit gutem Erfolg zum Heben unreiner Flüssigkeiten, besonders als Jauchepumpe auf den Düngerstellen, verwendet. Eine Scheibenkunst, deren Röhre am untern Ende mit einem oben geschlossenen und mit dem untern offenen Ende ins Wasser tauchenden Kasten in Verbindung steht, ist als das von Henschel erfundene Paternoster- oder Kettengebläse bekannt. Läßt man nämlich am obern Ende der Röhre Wasser auf die mit Klappenventilen versehenen Scheiben fließen, so wird die Kette in Bewegung gesetzt und die zwischen den Scheiben in der Röhre befindliche Luft in den durch das Wasser abgeschlossenen Kasten gedrückt, der durch ein Rohr mit einer Windleitung in Verbindung steht. Die Kette geht unter dem Kasten durch das Wasser heraus.

Pater patrātus (lat.), s. Fetiales.

Pater patriae (lat.), »Vater des Vaterlands«, Ehrentitel der römischen Kaiser, früher auch anderer um das Vaterland verdienten Männer. Cicero war der erste, der vom Senat diesen Beinamen erhielt, und zwar für seine Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung.

Pater peccāvi (lat.), »Vater, ich habe gesündigt« (aus der Parabel vom verlornen Sohn, Luk. 15, 18 u. 21), sprichwörtliche Formel für ein reumüthiges Schuldbekenntnis.

Paterson (Patterson, spr. petters'n), Hauptstadt der Grafschaft Passaic im nordamerikan. Staat New Jersey, 25 Kilom. von New York, am Passaic River (welcher hier einen schönen, 27 Meter hohen Wasserfall bildet), hat 25 Kirchen, eine Naturwissenschaftliche Gesellschaft, Fabriken für Baumwoll- und Seidenwaaren, Dampfmaschinen und Eisenwaaren, lebhaften Handel und (1870) 33,576 Einw. Eine Brücke verbindet die Stadt mit dem gegenüber liegenden Manchester. P. wurde 1791 gegründet.

Paterson (spr. petters'n), William, engl. Geschäfts- und Staatsmann, geb. 1665 zu Skipmyre in Schottland, erlernte die Kaufmannschaft und schwang sich, nachdem er sich viel in der Welt umgesehen hatte, in London zum finanziellen Rathgeber des Königs Wilhelm III. auf. Von ihm stammt der Plan, nach welchem 1694 die Bank von England nach dem Muster der genuesischen Bank von San Giorgio gegründet wurde. 1695 veranlaßte er eine Expedition zur Anlegung einer schottischen Kolonie auf der Landenge von Panamá (in Darien), die indeß 1699 wieder aufgegeben wurde. Er starb im Januar 1719. Vgl. Bannister, W. P. (2. Aufl., Lond. 1860).

Pathen (Sponsōres, Taufzeugen), ein Institut, welches erst nach Einführung der Kindertaufe praktisch wurde, indem hier erwachsene Personen (fidejussores, sponsores) im Namen der Unmündigen das Glaubensbekenntnis abzulegen und die damit verbundenen Fragen zu beantworten hatten, womit sie zugleich die Verpflichtung übernahmen, durch christliche Unterweisung und Erziehung das in den Kindern hervorzurufen, was sie in deren Namen gelobt hatten. Aus dem darin begründeten Verhältnis geistiger Verwandtschaft erklären sich auch die verschiedenen Benennungen der P.: propatres, compatres und commatres, patrini und matrinae, Gevattern, und aus derselben Idee der geistigen Verwandtschaft leitete die katholische Kirche seit Justinian die Begründung eines Ehehindernisses ab, was die protestantische sofort aufhob. Von größter Bedeutung war das Institut der P. im Mittelalter, wo nur solche, die das Credo und einige damit verbundene Stücke, namentlich das Paternoster, auswendig herzusagen wußten, zur Pathenschaft zugelassen wurden. Ihnen allein lag im Grunde die Verpflichtung des von der Kirche vernachlässigten Unterrichts der Jugend in den Elementen der christlichen Religion ob. Mit der Zeit ist das Institut praktisch zur Bedeutung einer bloßen Taufzeugenschaft herabgesunken. Die Zahl der P., früher als eine Art von kirchlichem Luxusartikel behandelt, wird jetzt in der Regel auf zwei reducirt. Mönchen und Nonnen, welche man ihrer Heiligkeit wegen in der ersten Zeit gern zu Taufzeugen nahm, wurde seit 578 die Uebernahme von Pathenstellen verboten. Pathe heißt auch das Kind in Beziehung auf den Taufzeugen sowie bei den Katholiken der Gefirmelte in Beziehung auf den Zeugen bei der Firmelung; bei den Griechisch-Katholischen der Beistand bei der Trauung; bei den Freimaurern das Logenmitglied, das sich für die Würdigkeit eines Aufzunehmenden verbürgt.

Pathētisch (griech.), leidenschaftlich, s. Pathos.

Pathogenie (griech.), die Erzeugung und Ausbildung der Krankheiten, auch die Lehre davon; s. Pathologie.

Pathognōmik (griech.), die Kunst, die Gemüthsbewegungen aus den Veränderungen des Körpers, hauptsächlich der Gesichtszüge, zu erkennen; auch die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten.

Pathognomōnisch (griech.), zur Erkenntnis der Krankheiten oder Leidenschaften gehörig oder von letzteren herrührend. Pathognomonische Zeichen (signa pathognomonica) sind diejenigen der jeweiligen Krankheit eigenartigen Symptome, welche unmittelbare Wirkungen derselben sind, mit derselben entstehen, bestehen und enden, und aus deren Gegenwart man am untrüglichsten auf die Krankheit selbst und ihren Charakter schließen kann.

Pathologie (griech.), die Lehre vom Kranksein, beziehentlich von den Krankheiten (vgl. Krankheit). Die P. bildet insofern die wichtigste Disciplin und gleichsam das Centrum der gesammten medicinischen Wissenschaft, als die übrigen Zweige der letztern auf das Verständnis der P. vorbereiten, und als die ärztliche Praxis sowie die Kunst der Behandlung der Krankheiten ausschließlich auf einer wissenschaftlichen P. beruhen. Die P. ist eine sehr umfangreiche Disciplin, denn sie umfaßt das ganze Gebiet der Pathogenie, der Aetiologie, der Anamnestik, der Symptomatologie und Semiotik, der Diagnostik und Prognostik (vgl. Medicin). Gewöhnlich theilt man die P. in eine allgemeine und in eine specielle P. ein. Erstere ist die Lehre vom Kranksein im allgemeinen, letztere die Lehre von den einzelnen Krankheiten. Der Unterschied zwischen chirurgischer P. und der P. innerer Krankheiten ist ein rein konventioneller, und die Grenze zwischen beiden ist ebenso unbestimmt wie die zwischen inneren und äußeren Krankheiten. Die Geschichte der P. ist die Geschichte der Medicin (s. d.). Die Quellen, aus welchen die P. schöpft, sind vorzugsweise die Physik und Chemie, die Anatomie und Physiologie. Im speciellen aber sind es drei Zweige, aus denen die P. vorzugsweise ihr Material entnimmt, nämlich die Beobachtung am Krankenbette, das Experiment und die pathologische Anatomie. Die Beobachtung am Krankenbett, welche die specielle P. der inneren wie äußeren Krankheiten sowie die pathologische Physik und Chemie in sich begreift (vgl. Diagnose), steht zugleich in der innigsten Beziehung zur allgemeinen P. Jede Forschung der erstern kommt selbstverständlich der letztern und umgekehrt zu gute.

Die Experimentalpathologie, eine der fruchtbarsten und weittragendsten Errungenschaften der letzten Decennien dieses Jahrhunderts, ist eigentlich identisch mit der Experimentalphysiologie. Das Experiment gewährt in Fragen der P. große Vortheile, welche darin bestehen, daß man nach Willkür Ort, Zeit und Bedingungen eines künstlich zu producirenden krankhaften Zustandes wählen, letztern unter den mannigfaltigsten Modifikationen zur Anwendung bringen und den für die Untersuchung der Krankheit nothwendigen Tod (des Thiers) eine bestimmte Zeit nach dem Experiment herbeiführen kann. Wir verdanken dem Experiment eine Reihe der schönsten und sichersten pathologischen Thatsachen. Um einige Beispiele anzuführen, so sind es einige Fragen in Bezug auf die Ursachen der Krankheiten, in welchen das Experiment eine ganz zuverlässige Antwort gegeben hat. Wir erinnern an die Vergiftungskrankheiten, an die Uebertragung mehrerer pflanzlichen und thierischen Parasiten (Bandwürmer, Trichinen), an die Kuhpockenimpfung, an die Beobachtungen über die Impfbarkeit der primären und sekundären Syphilis ꝛc. Ebenso sind es einzelne pathologische Processe, welchen die P. durch das Experiment theils alleinigen, theils durch die Beobachtung am Krankenbett ergänzten Aufschluß verdankt. Wir erwähnen in dieser Beziehung nur die Experimente über die Gefäßverstopfungen und ihre Folgen, über Entzündung, über Gewebsneubildungen, über die Folge der Nervendurchschneidungen ꝛc. Den größten Einfluß hat die pathologische Anatomie, die Lehre von den krankhaften Veränderungen des Körpers, besonders in den letzten Decennien, auf die P. ausgeübt. Sie hat die alte symptomatische Medicin zum Fall gebracht, indem sie die Veränderungen kennen lehrte, welche sich bei den verschiedenen Krankheitsprocessen an den einzelnen Organen zeigen, wodurch allein erst eine wirkliche medicinische Erkenntnis geschaffen worden ist. Wie die Fortschritte der Medicin von jeher an die Fortschritte der Anatomie geknüpft gewesen sind, so muß die pathologische Anatomie die Grundlage nicht nur des ärztlichen Wissens, sondern auch des ärztlichen Handelns sein. Die pathologische Anatomie hat eine ganze Menge von Krankheiten, welche scheinbar gleiche Symptome mit anderen Krankheiten haben, erst neu entdeckt. Sie allein hat es möglich gemacht, daß die physikalische Diagnostik der Gegenwart eine so hohe Stufe der Vollendung erlangen konnte. Diejenigen Krankheiten, welche den anatomischen Untersuchungsmitteln nicht zugänglich sind, gehören denn auch mit wenig Ausnahmen zu den besonders dunklen. Der Einfluß der pathologischen Anatomie auf die P. ward in neuerer Zeit vorzugsweise begründet durch das Mikroskop, welchem allein wir eine ganz neue Wissenschaft, nämlich die allgemeine Anatomie des normalen wie des kranken Körpers, verdanken. Die Literatur der P. hat einen kolossalen, stets wachsenden Umfang erreicht. Als Nachschlagewerke dienen für die ältere Zeit vorzüglich Hallers »Bibliotheca chirurgica« und »Bibliotheca medica practica«. Für neuere Erscheinungen bietet die fortlaufende Bibliographie in Schmidts »Jahrbüchern der gesammten Medicin« die erwünschte Auskunft.

Pathos (griech.), eigentlich das Leiden, das Ergriffensein von etwas; daher in der Medicin die Krankheit, insofern sich solche durch ein Leiden offenbart; im ästhetischen Sinn jeder stärkere Eindruck auf das Gemüth, Affekt oder heftige Gemüthsbewegung, die als Leidenschaft auch ein Leiden, ein Erlittenes voraussetzt. Pathetisch ist daher, was eine starke Gemüthsbewegung, das Leidenschaftliche, jedoch mit Ernst und Würde, ausdrückt. Das P. muß in der Darstellung aus der innern Natur der Sache, der Fühlenden und Handelnden hervorgehen und deren Verhältnissen angemessen sein, wenn es nicht in geschmacklosen Schwulst ausarten soll. Die bloße Darstellung des Leidens als Leiden kann aber nicht Gegenstand der Kunst sein, und es ist daher nicht das Leiden selbst, sondern nur der geistige, durch Vernunftideen begründete Widerstand gegen dasselbe pathetisch. Bei allem P. muß der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt sein. Aus der pathetischen Darstellung muß einestheils der leidende, anderntheils der selbständige Geist durchscheinen. Bei der Darstellung des P. als des Kulminationspunkts erhabener Rührung können die stärksten Figuren der Einbildungskraft und Empfindung angewendet werden. Wo der Dichter den leidenschaftlichen Zustand, den er schildern will, nicht innerlich mit durchlebt, wird das P. bald frostig und unnatürlich, wie in der klassischen Tragödie der Franzosen, oder überspannt und zügellos, wie in vielen neueren ihrer Tragödien. Daß auch die bildende Kunst der pathetischen Darstellung fähig sei, beweist unter anderem die Gruppe des Laokoon.

Patíbulum (lat.), das Querholz des Kreuzes und das Kreuz (crux) selbst; dann ein Strafholz für die Sklaven, s. v. w. Furca (s. d.); endlich der Galgen, welcher an der Stelle des von Konstantin abgeschafften Kreuzes eingeführt wurde.

Patience (franz., spr. paſſiáns), Geduld; auch Name gewisser Kartenspiele.

Patiént (lat.), ein Leidender, Kranker.

Patin (spr. tâng), Henri Joseph Guillaume, berühmter franz. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 21. Aug. 1793 zu Paris, gebildet in der dortigen Ecole normale, erhielt 1818 den Lehrstuhl der Rhetorik am Collége Henri IV., dann (1830) den der lateinischen Poesie an der Sorbonne. Neben einer Anzahl von »Lobreden« (auf Bernardin de Saint-Pierre, Le Sage, Bossuet ꝛc.), die ihn als einen feinen Stilisten charakterisiren, schrieb er sein bekanntes Werk: »Études sur les tragiques grecs« (Par. 1841—43, 3 Bde.; 4. Aufl. 1873), welches ihm den Eintritt in die Akademie (1843) eröffnete. Allgemeine Anerkennung fand auch seine Uebersetzung des Horaz (Par. 1859, 2 Bde.) sowie die später erschienenen »Études sur la poésie latine« (das. 1869, 2 Bde.; 2. Aufl. 1875), die nicht minder wie seine Studien über die griechischen Tragiker große Gelehrsamkeit und Gründlichkeit neben feinem Geschmack zeigen. Eine Auswahl seiner Abhandlungen und Vorlesungen erschien in den »Mélanges de littérature ancienne et moderne« (Par. 1840) und »Discours et mélanges littéraires« (1876). P. wurde nach Villemains Tode ständiger Schriftführer der Akademie und 1865 Dekan der literarischen Fakultät. Er starb 19. Febr. 1876 in Paris.

Patína (Patena, lat.), s. v. w. Patene.

Patína (Antikbronze, lat. Aerugo nobilis, ital. Verde antico), dichter grüner, blau- bis braungrüner Ueberzug, welcher sich unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Luft auf Kupfer und Bronze bildet und aus basisch kohlensaurem Kupferoxyd besteht. Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß Bronzestatuen in großen Städten sich nicht mehr mit P. bekleiden, sondern schwarz werden, während in Parkanlagen, die von Städten und Fabriken entfernt liegen, auch jetzt noch eine schöne P. auf Bronze gebildet wird. In Bezug darauf angestellte Versuche

haben ergeben, daß P. auf Bronzelegirungen von sehr verschiedener Zusammensetzung entstehen kann, aber auf manchen Metallgemischen schneller als auf anderen entsteht. Nach dem Ausspruch Pariser Sachverständigen sollen die Bronzen schnell patiniren, wenn man viel Zink, wenig Blei und kein Zinn hinzufügt. Die Hauptsache bleibt jedoch in allen Fällen eine reine Oberfläche, welche durch Feilen, Poliren oder Beizen hergestellt und durch häufiges Reinigen mit Wasser erhalten wird. Sehr günstig wirkt auch etwa monatliches Abreiben der Bronze mit Olivenöl. Künstliche P. erhält man, wenn man die gut gereinigte Bronze in eine Mischung von Essig und Wasser eintaucht und sie dann mehrere Wochen lang feuchter Kohlensäure aussetzt, ebenso wenn man die Bronze mit einer Auflösung von 4½ Theilen Salmiak und 1 Th. Sauerkleesalz in 94½ Th. destillirtem Essig bestreicht. Durch Schwefelwasserstoff werden patinirte Gegenstände infolge der Bildung von Schwefelkupfer schwarz.

Patineur (franz., spr. -nör), Schlittschuhläufer.

Pâtisserie (franz.), Pastetenbäckerei.

Patkul, Johann Reinhold von, durch sein tragisches Ende bekannter Livländer, geb. 1660 zu Stockholm im Gefängnis, wohin seine Mutter ihren Gatten, einen livländischen Staatsgefangenen, begleitet hatte, trat früh in schwedische Kriegsdienste und ward 1689 als Hauptmann Mitglied der livländischen Deputation, die von Karl XI. die Rechte und Privilegien des livländischen Adels zurückverlangte. P. that dies mit solcher Freimüthigkeit, daß Karl XI. seit jener Zeit einen glühenden Haß gegen P. faßte, der noch gesteigert wurde, als dieser 1692 in einem Brief an die Regierung diese aufs heftigste angriff. P. ward deshalb 1694 zum Verluste der rechten Hand und seiner Güter verurtheilt, war aber inzwischen schon wegen eines Streits mit seinem Oberstleutnant nach Kurland geflüchtet und ging dann nach der Schweiz, wo er sich schriftstellerischen Arbeiten widmete. Von da wandte er sich nach der Lombardei und nach Frankreich und trat endlich 1698, nachdem die bei Karl XII. nachgesuchte Zurücknahme des Urtheils abgeschlagen worden war, als Geheimer Rath in kursächsische Dienste. Friedrich Augusts Plan, in Verbindung mit Rußland und Dänemark Schweden zu bekriegen und Livland wieder für Polen zu gewinnen, bot P. einen willkommenen Anlaß zur Rache. Seine Rathschläge fanden Eingang, und seiner diplomatischen Gewandtheit gelang zu Moskau die Zustandebringung der Allianz mit Rußland. Da er sich jedoch mit dem General Flemming verunreinigte, trat er in russische Dienste, wurde 1703 zum Generalkriegskommissär ernannt und 1704 als russischer Gesandter an den sächsisch-polnischen Hof nach Warschau geschickt. Als er aber gegen August II. wiederholt schonungslos seine Meinung über die Mängel der Verwaltung aussprach und gänzliche Umgestaltung des Ministeriums verlangte, ward er 20. Dec. 1705 verhaftet und auf den Sonnenstein gebracht. Als nun 1706 zwischen Sachsen und Schweden der Friede von Altranstädt geschlossen und in dessen 11. Artikel von Karl XII. Patkuls Auslieferung verlangt worden war, befahl August II. zwar durch eine geheime Ordre dem Kommandanten von Sonnenstein, denselben entkommen zu lassen; der habsüchtige Kommandant unterhandelte jedoch mit P. wegen eines Lösegelds so lange, bis ein schwedisches Kommando eintraf und P. 7. April 1707 in Ketten legte. Der Unglückliche wurde hierauf beim Kloster Kasimierz, 8 Meilen von Posen, 10. Okt. 1707 als Landesverräther von unten hinauf lebendig gerädert und dann geviertheilt. Seine Gebeine blieben auf Pfählen ausgesteckt, bis König August nach seiner Restauration 1713 sie sammeln und in Warschau beisetzen ließ. Vgl. »J. R. v. Patkuls, ehemaligen zarischen Generalleutnants, Berichte an das zarische Kabinet zu Moskau ꝛc.« (Berl. 1792—97). Patkuls Leben beschrieb Wernich (Berl. 1849). Mehrere neuere Dichter, darunter Gutzkow, haben Patkuls Schicksal in Tragödien behandelt.

Patmos (Patmo, bei den Italienern San Giovanni di Patino), kleine türk. Insel aus der Gruppe der Sporaden, südwestlich von Samos an der Westküste von Kleinasien gelegen, ist größtentheils felsig, baumlos und wenig angebaut und hat etwa 25—30 Kilom. im Umfang. Produkte sind: Getreide, trefflicher Wein, Kaninchen, Wachteln und Tauben. Die Bevölkerung bilden 4—5000 Griechen, die sich zum Theil zu Schiffsdiensten und Feldarbeiten auf den umliegenden Inseln verdingen. P. war römischer Verbannungsort, angeblich auch des Apostels Johannes, der hier (in einer Höhle, die noch gezeigt wird) seine Offenbarung geschrieben haben soll. Die gleichnamige einzige Stadt der Insel besitzt den Hafen La Scala und liegt auf dem Gipfel eines Bergs, dicht daran das befestigte, im 11. Jahrh. gegründete Kloster des heil. Christodulos. Vgl. Schubert, Reise in das Morgenland, Bd. 3 (Erlang. 1838); Roß, Reisen auf den griechischen Inseln des Aegeischen Meers, Bd. 2 (Stuttg. 1843).

Patna, Division (Regierungsbezirk) in der Provinz Behar der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, 61,464 QKilom. (1116 QM.) groß mit (1871) 13,122,743 Einw., zerfällt in die sechs Distrikte: P., Gya, Schahabad, Tirhut, Sarun, Tschamparun und wird vom Ganges von W. nach O. durchflossen, längs dessen die Gangesthalbahn verläuft. Der größere Theil des Bezirks ist eine fruchtbare Ebene, nur an den Rändern schwillt der Boden zu Hügeln an. Das Gangesthal ist mit einer mittlern Temperatur von 25—26° C. wärmer als das von Seebrisen abgekühlte untere Bengalen, während Höhen von 20—50 Meter in den Nordkreisen Abkühlung bis zu 2° C. bringen. Die Regenmenge beträgt durchschnittlich 1 Meter im Jahr. In trockenen Jahren reicht Regen zur Befeuchtung der Feldfrüchte nicht aus, und die Bevölkerung ist dann der Hungersnoth preis gegeben, wie dies 1873—1874 der Fall war. Während in solchen Zeiten sonst Tausende Hungers starben, kaufte damals die Regierung Reis und Getreide, vertheilte es an die Bedürftigen bis in die entlegensten Ortschaften und erreichte, daß nur 26 Personen aus Mangel an Nahrung starben. Zur Fernhaltung solcher Folgen von Dürre sind an den Flüssen Sone und Gandak großartige Bewässerungswerke angelegt, deren Hauptkanäle an 400,000 Hektar Land bewässern. Bergwerkindustrie fehlt. Reis, Gerste, Hirse, Mohn zur Opiumgewinnung, Indigo und Baumwolle sind die wichtigsten Ackerbauerzeugnisse. Die Bevölkerung wohnt sehr dicht, in großen Dörfern und Städten; 9/10 sind Hindu, ihre Sprache ist das Hindi (s. d.). — Die Stadt P., als »heilige Stadt« mit vielerlei ehrenden Namen bezeichnet, liegt in 52 Meter Höhe am rechten Gangesufer und hat (1872) 158,900 Einw. (80 Proc. Hindu). Unter den Mogulkaisern war sie Sitz des Gouverneurs von Behar, später errichteten Engländer, Dänen, Holländer, Franzosen hier Faktoreien; seit 1763 gehören Land und Stadt den Engländern. Der Handel der Stadt ist bedeutend, besonders nach

Nepal und Kalkutta; Kaufleute aus den verschiedensten Ländern Asiens und Europa's (darunter 22 Deutsche) haben sich hier niedergelassen. Die Garnison liegt in der wenige Kilometer entfernten Stadt Dinapur. S. Karte »Ostindien«.

Patois (franz., spr. -toā), die bei den Bauern übliche Sprechweise, die Sprache des gemeinen Volks; im weitern Sinn s. v. w. landschaftliche Ausdrucksweise, Provinzialismus.

Paton (spr. peht'n), Richard, vorzüglicher engl. Marine- und Schlachtenmaler, geb. 1717, gest. 7. März 1791 zu London. Seinen Ruhm begründete er durch zwei kleinere Schlachtbilder, den Sieg der englischen Marine über die französische (1757) und den Kampf des Monmouth (1758) vorstellend. Von seinen übrigen Darstellungen sind hervorzuheben: der Sieg der russischen Flotte bei Tschesme in 4 Bildern, 1770; die Seeschlacht zwischen Kapitän Pearson und Paul Jones, 1770; die brennenden Linienschiffe Quebek und Surveillante, 1778; Rodney's Sieg über Langara am Kap St. Vincent, 1780; die Schlacht bei der Doggerbank, 1781; die Zerstörung der berühmten schwimmenden Batterien, 1782; die wichtigsten Vorfälle bei der Belagerung von Gibraltar, 1782.

Patos, Küstensee mit Brackwasser in der brasil. Provinz Rio Grande do Sul, von NO. nach SW. 260 Kilom. lang und bis 67 Kilom. breit, durch eine lange, schmale Halbinsel vom Atlantischen Ocean getrennt, doch mit diesem durch einen am südlichen Ende befindlichen Ausfluß, an welchem die Handelsstadt Rio Grande São Pedro liegt, in Verbindung stehend. Seeschiffe gehen über die wenig tiefe Lagune bis Porto Alegre am Nordende; das Fahrwasser ist durch Tonnen angezeigt, auch sind einige Leuchtthürme angebracht.

Patow (spr. pāto), Erasmus Robert, Freiherr von, preuß. Staatsmann, geb. 10. Sept. 1804 in Mallenchen bei Kalau in der Niederlausitz, besuchte das Lyceum zu Lübeck und das Gymnasium zu Luckau und studirte seit 1823 zu Berlin, Leipzig und Heidelberg die Rechte. 1829 Referendar, 1832 Assessor, wurde er frühzeitig als Hülfsarbeiter im Finanzministerium beschäftigt. 1836 zum Geheimen Finanzrath ernannt, trat er 1837 als vortragender Rath zur Staatsbuchhalterei über, ward 1844 Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath und Direktor der ersten Abtheilung des Ministeriums des Innern, 1845 Wirklicher Geheimer Legationsrath und Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Unter seinem Präsidium tagte vom Oktober bis December 1847 in Leipzig die Wechselrechtskonferenz, welche zu einer vollständigen Vereinigung führte. Nachdem er als Besitzer des Ritterguts Großmehsow schon 1839 als Abgeordneter in den Provinziallandtag der Niederlausitz gewählt worden, wohnte er 1847 den Berathungen der zum erstenmal vereinigten ständischen Ausschüsse und des zweiten Vereinigten Landtags bei. Sowohl in seiner amtlichen als in seiner ständischen Wirksamkeit bekannte sich P. zu liberalen und aufgeklärten Grundsätzen. Die Märzbewegung von 1848 brachte P. 14. April in das Camphausen'sche Ministerium, in welchem er das Portefeuille des Handels, der Gewerbe und öffentlichen Arbeiten übernahm. Nach Auflösung dieses Kabinets lehnte er den Eintritt in das Ministerium Auerswald ab und ward 25. Juni 1848 zur Disposition gestellt, aber schon 24. Juli zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ernannt, in welcher Stellung er dem Ministerium Brandenburg mit Entschiedenheit seine Unterstützung verlieh. Bei den Wahlen vom 5. Febr. 1849 als Kandidat der konservativen Partei zum Abgeordneten der Zweiten Kammer erwählt, gehörte er in dieser zu den entschiedensten Gegnern der damaligen demokratischen Linken. Nach der Auflösung der Zweiten Kammer im Juli 1849 fast einstimmig wieder gewählt, konnte er sich jedoch mit den Maßnahmen des Ministeriums nicht überall einverstanden erklären. In dem Konflikt zwischen seiner Ueberzeugung und den ihm von Amtswegen obliegenden Pflichten zog er es vor, 2. Okt. 1849 seine Entlassung aus dem Staatsdienst nachzusuchen, die er 14. Dec. erhielt. Seitdem beschränkte sich seine öffentliche Thätigkeit auf das parlamentarische Gebiet im Erfurter Unionsparlament und im preußischen Abgeordnetenhaus. Er wendete seine Thätigkeit besonders finanziellen Fragen und den Verhandlungen über den Staatshaushalt zu und trat wiederholt den Bestrebungen der Junkerpartei und der extremen Reaktion der Regierung entgegen. Nach dem Regierungsantritt des Prinz-Regenten ward er 6. Nov. 1858 als Finanzminister in das Ministerium Hohenzollern berufen und war eins der einflußreichsten Mitglieder desselben und sein bedeutendster parlamentarischer Vertreter. Er mußte die Mittel für die Militärorganisation beschaffen, setzte zu diesem Zweck die Einführung einer allgemeinen Grundsteuer auch im Herrenhaus durch, bereitete aber den Konflikt mit dem Abgeordnetenhaus dadurch vor, daß er die provisorische außerordentliche Bewilligung der Kosten für die Vermehrung der Friedensarmee beantragte und durchsetzte. Da seine und der übrigen Minister Stellung dadurch unhaltbar geworden war, so benutzte er 6. März 1862 die Annahme des gegen seine Budgetvorlage gerichteten Hagen'schen Antrags durch das Abgeordnetenhaus, um seine Entlassung zu fordern, die er 18. März erhielt. 1866 übernahm er die Organisation der Provinz Hessen-Nassau und wurde 1873 zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen ernannt. Er schrieb: »Die Grundsteuerausgleichung im preußischen Staat« (Berl. 1850); »Beleuchtung der auf der Zollkonferenz in Kassel vorgeschlagenen Zolltarifsveränderungen« (das. 1850); »Die Wollproduktion des Deutschen Zollvereins« (das. 1851).

Patowmack, Fluß, s. Potomac.

Paträ (Patras, ital. Patrasso, türk. Baliabadra), befestigte Hauptstadt des griech. Nomos Achaia und Elis, liegt (seit der Zerstörung während des Befreiungskriegs neu aufgebaut) amphitheatralisch auf der südöstlichen Küste des gleichnamigen Meerbusens (s. unten) in fruchtbarer, aber ungesunder Gegend, hat eine Anzahl schöner, breiter und geradliniger Straßen, die sich vom Strand hügelan bis an die Propyläen der zerstörten Veste hinziehen, ein Theater und viele Springbrunnen, eine Anzahl von öffentlichen Plätzen, Kai's und Boulevards und ist gegenwärtig der wichtigste Handelsplatz Westgriechenlands. P. ist Sitz eines Nomarchen und eines griechischen Erzbischofs, hat eine starke Citadelle, ein Gymnasium, einen schönen, geräumigen Hafen mit Molo, verschiedene Fabriken, lebhaften Handel, besonders mit Korinthen, Getreide, Wolle, Häuten, Oel, Seide und Baumwolle, und zählt (1870) 16,641 Einw. Der Meerbusen von P., ein Theil des Jonischen Meers, zwischen dem nördlichen Festland Griechenlands und dem Peloponnes, schließt sich westlich durch das Vorgebirge Papas und hängt im O. durch eine schmale Meerenge mit dem Korinthischen Meerbusen zusammen. Den Eingang zu dem letztern vertheidigen zwei Kastelle, die sogen. Kleinen Dardanellen, wovon das in

Morea Kastro Moreas, das gegenüber bei Lepanto gelegene Kastro Rumelias heißt. — Die Stadt P. wurde im hohen Alterthum von den Joniern gegründet und bestand früher aus drei Städten, Aroë, Antheia und Mesatis, die Patreus, ein Enkel des Agenor, vereinigte und P. nannte. Als Hafenstadt ward sie bald eine der ersten unter den zwölf achäischen Städten. Aus ihrem Bündnis mit drei anderen achäischen Städten um 280 v. Chr. entstand der Achäische Bund. Augustus gewährte den Paträern allein unter den Achäern die Freiheit sowie die Rechte und Immunitäten einer römischen Kolonie. Seit dieser Zeit führte die Stadt auf den Münzen den Namen Colonia Augusta Aros Patrensis. Sie ward nun vergrößert, verschönert und mit einer Akropolis versehen; doch haben sich von der antiken Stadt infolge der ununterbrochenen Bewohnung nur wenig Reste erhalten. P. besaß auch eine der ersten Christengemeinden im Land und war neben Korinth der Ausgangspunkt für die Christianisirung der Halbinsel. Zu Anfang des 9. Jahrh. wurde die Stadt von den Slawen hart belagert, 1205 aber von Champlitte, Grafen von Champagne, erobert und zum Sitz des Herzogthums Achaia erkoren. 1408 verkaufte Johann II. sein kleines Reich an die Venetianer. Nachdem P. 1463 in die Hände der Türken gefallen war, entrissen es ihnen die Venetianer verschiedene Male (1499, 1533, 1687) vorübergehend. 1770 eroberten die Russen und Mainoten P., mußten es aber noch in demselben Jahr wieder räumen, worauf es von den Türken verbrannt wurde. In dem nahen Golf verbrannten die Russen 1772 eine türkische Flotte. 1820 litt P. bedeutend durch ein Erdbeben. Hier begann die griechische Revolution mit dem Auflauf vom 12. Febr. 1821, wobei die Türken in die Citadelle gedrängt wurden. Als ein militärisch wichtiger Punkt, der die Verbindung Morea's mit Lepanto, Albanien und Rumelien sicherte, ward die Stadt während des Freiheitskriegs ein Hauptschauplatz des Kampfes, aber 15. April 1822, nachdem Jussuf Pascha die Citadelle entsetzt hatte, von den Türken eingeäschert. Ibrahim Pascha leitete von P. aus die Belagerung von Missolunghi. 1828 nahmen es die französischen Hülfstruppen unter Schneider für Griechenland in Besitz; 1833 wurden die Franzosen durch die Bayern abgelöst. In der neuern Zeit hat sich die Stadt als der gewöhnliche Landungsplatz vom westlichen Europa her durch den Verkehr der Fremden wieder gehoben. Im December 1847 erregte hier der Hauptmann Merentitis, der mit dem Rebellen Grivas in Verbindung stand, einen Aufstand.

Patras, s. Paträ.

Patres (lat., »Väter«), im alten Rom die Senatoren; auch s. v. w. Kirchenväter und Klostergeistliche (s. Pater).

Patria (lat.), Vaterland.

Patriarch (griech., »Altvater, Erzvater«), Name der Familienhäupter des Urgeschlechts und der Stammväter des israelitischen Volks bis auf die zwölf Söhne Jakobs. Insofern erinnert der Ausdruck patriarchalisch an das goldene Zeitalter des Menschengeschlechts, an die Würde und das Ansehen des Alters jener Väter, an die Einfachheit ihrer Sitten und an die Milde ihrer Familienregierung. Nachdem schon die Vorsteher der jüdischen Synedrien in Tiberias und in Babylon den Ehrennamen angenommen hatten, ging er auch in die christliche Kirche über, wo ihn vorzugsweise die Bischöfe von Rom, Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem führten, die das Recht der Weihe und Beaufsichtigung der Erzbischöfe und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Die vier Häupter der orientalischen Kirche behielten, während das römische Patriarchat unter dem Namen Papstthum zu einem Oberpriesterthum über den ganzen Occident heranwuchs, diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Saracenen den größten Theil ihres Einflusses. Doch führten auch die Erzbischöfe von Venedig, Aquileja und Lissabon den Patriarchentitel. Eigenen Patriarchen gehorchen die Kirchen der Armenier, Abessinier, Jakobiten und Maroniten. Der P. von Konstantinopel, der über die griechischen Christen im türkischen Reich den Primat behauptet, führt den Titel eines ökumenischen, hat den Rang eines Pascha's von drei Roßschweifen und wird vom Sultan eingesetzt. Das im 16. Jahrh. entstandene Patriarchat über die russische Kirche hatte ein noch größeres Ansehen, wurde aber eben deshalb von Peter d. Gr. wieder abgeschafft und in den heiligen Synod verwandelt.

Patriarchalstaat, s. Staat.

Patriarchat (griech.), die Würde eines Patriarchen.

Patricier (Patricii, v. lat. pater), in der ältesten Zeit des römischen Staats die eigentlichen Bürger, welche als Gesammtheit das eigentliche Volk (populus) ausmachten. Sie zerfielen in 3 Stämme oder Tribus: Ramnes, Tities und Luceres. Jede Tribus bestand aus 10 Kurien oder Geschlechterkompleren, jede Kurie aber aus 10 Unterabtheilungen, Dekurien oder Dekaden, und alle diese Gemeinschaften waren auch durch besondere Opfer und Heiligthümer verbunden. Die Tribus der Luceres war der Berechtigung nach die jüngste und wurde wahrscheinlich erst unter Tarquinius Priscus den anderen gleichgestellt, wie sowohl die Vermehrung des Senats von 200 auf 300 Mitglieder, als die der Vestalinnen von 4 auf 6 andeutet. Außer den Patriciern und ihren Sklaven gab es im ältesten Rom nur noch Klienten, d. h. Hörige, welche unter dem Schutz einzelner P. standen und diesen zu allerlei Diensten verpflichtet waren. Hierzu kamen aber besonders unter den Königen Tullus Hostilius und Ancus Marcius die Bürger der unterworfenen, meist latinischen Städte, die als Plebejer in das römische Bürgerrecht aufgenommen wurden, aber ohne das Jus honorum und suffragii, d. h. ohne das Recht, irgend ein Staatsamt zu bekleiden, und ohne Stimmrecht in den Volksversammlungen der P., den Comitia curiata. Hierdurch erst gewannen die P. die Stellung eines bevorrechteten Standes, eines Geburtsadels, im Gegensatze zu dem minder berechtigten Stande der Plebejer. Allmählich aber arbeiteten sich diese durch einen Kampf, der über zwei Jahrhunderte dauerte und wesentlich dazu beigetragen hat, der römischen Verfassung und der Sinnesweise der Römer ihren eigenthümlichen Charakter zu verleihen, zu der gleichen Berechtigung mit den Patriciern empor. Der erste Schritt hierzu geschah dadurch, daß der König Servius Tullius (s. d.) eine neue Art der Volksversammlungen schuf, die Comitia centuriata, an welchen auch die Plebejer einen, wenn auch beschränkten Antheil hatten. Ein zweiter bedeutender Schritt war die Einsetzung des Volkstribunats (493 v. Chr.), wodurch die Plebejer einen eigenen Magistrat erlangten, welcher besonders durch die ihm verliehene Unverletzlichkeit in den Stand gesetzt war, nicht nur sie gegen die Bedrückungen seitens der P. zu schützen, sondern auch in dem Angriffskriege gegen dieselben die Führerschaft zu übernehmen. So setzten die Plebejer es durch, daß 445 durch die Lex Canuleja

das Eheverbot zwischen Patriciern und Plebejern aufgehoben und daß in demselben Jahr durch ein anderes Gesetz die Wahl von Konsulartribunen (tribuni militum consulari potestate) statt der Konsuln für zulässig erklärt und dieses Amt auch für Plebejer als zugänglich anerkannt wurde, sowie daß hierauf 409 die Quästur, 366 das Konsulat, 356 die Diktatur, 351 die Censur, 337 die Prätur und endlich 300 durch die Lex Ogulnia auch die wichtigsten Priesterämter ihnen eröffnet wurden, und zwar das Konsulat mit der Bestimmung, daß immer einer der Konsuln ein Plebejer sein sollte. Während dieser Zeit hatte sich ferner eine dritte Art der Volksversammlungen zu immer größerer Geltung erhoben, die Comitia tributa, in welchen nach den ländlichen Tribus, d. h. nach den Gauen, in die das römische Gebiet eingetheilt war, und nach Köpfen abgestimmt wurde, und in denen sonach die Plebejer das entschiedene Uebergewicht hatten. Diese wurden 286 v. Chr. ebenso wie die Centuriatkomitien durch Gesetz von der Beschränkung, daß ihre Beschlüsse der Bestätigung durch die Kuriatkomitien bedurften, völlig befreit, so daß die Kuriatkomitien zu einer bloßen Form herabsanken und die Centuriat- und Tributkomitien, jene hauptsächlich für die Wahl der höheren Magistrate, diese für die Wahl der niederen Magistrate und für die Gesetzgebung, so gut wie völlig souverän wurden. Hiermit war der Unterschied zwischen beiden Ständen hinsichtlich seiner politischen Bedeutung im wesentlichen aufgehoben; er wurde daher später durch den sich allmählich entwickelnden Gegensatz zwischen der reichen und mächtigen Klasse der Bürger, welche die öffentlichen Aemter immer mehr als ihr Privilegium ansah, der sogen. Nobilität, und der großen Masse des Volks ersetzt; die P. behaupteten nur für einige priesterliche Aemter ohne politische Bedeutung und für die selten vorkommende Wahl der Interregen ein ausschließliches Vorrecht. Im Lauf der Zeit schwand die Zahl der patricischen Familien, hauptsächlich durch die Bürgerkriege, immer mehr zusammen (es soll deren zu Ende der Republik nicht mehr als 50 gegeben haben); deshalb vermehrten sie Cäsar und Augustus durch Aufnahme neuer Geschlechter, und es wurde seitdem üblich, daß die Kaiser das Patriciat als Auszeichnung verliehen. Als sodann Konstantin d. Gr. in dem römischen Reich eine künstlich abgestufte Rangordnung einführte, wurde Patricius als persönlicher Titel eingeführt, welcher den hohen Rang unmittelbar nach den Konsuln gewährte. In diesem Sinn wurde der Titel auch mehreren deutschen Fürsten verliehen und selbst von Karl d. Gr. vor dem Kaisertitel angenommen. Ein eigenes Patricierthum entstand im 12. und 13. Jahrh. in den deutschen Reichsstädten und in der Schweiz aus den angesehensten Familien, die zu gewissen obrigkeitlichen Aemtern eine ausschließende Berechtigung in Anspruch nahmen.

Patricius, s. Patricier.

Patrick (St. Patricius), der Apostel und Heilige Irlands, geb. 372 zu Banaven Tabernä, dem heutigen Kill-Patrick, in Schottland, stammte aus edler Familie, Sohn eines Diakons, wurde in seinem 16. Jahr von Seeräubern entführt und kam erst nach sechs Jahren in die Heimat zurück. Nachdem er die Weihen als Priester und Bischof erhalten hatte, ging er nach Irland, verbreitete hier mit Eifer das Christenthum sowie überhaupt Bildung unter den Einwohnern, gründete Kirchen, Schulen und Klöster und nahm seinen erzbischöflichen Sitz zu Armagh. Er starb wahrscheinlich 493, wurde später kanonisirt und der Schutzheilige Irlands. Die Schriften, die man ihm beilegt (darunter die »Confessio«, eine Selbstbiographie), gab, mit kritischen Anmerkungen versehen, zuerst Wilkins (Lond. 1656), dann Villanueva (Dubl. 1835) heraus. Seine Biographie schrieb Todd (Dubl. 1863).

Patrickorden (Ritterorden des heil. Patricius), irischer Verdienstorden, ward von Georg III. 5. Febr. 1783 gestiftet. Oberhaupt desselben ist der König von England, Großmeister der jedesmalige Vicekönig von Irland. Außerdem hat derselbe zu Mitgliedern einen Prinzen des königlichen Hauses, 22 Knights Companions, welche wenigstens Grafen sein müssen, und verschiedene Beamte. Das Ordenszeichen ist ein ovaler weißer Schild, in der Mitte mit dem rothen Patrickskreuz, auf welchem ein Kleeblatt angebracht ist, dessen drei Blätter drei goldene Kronen zeigen; ein goldener Ring mit der Umschrift: »Quis separabit, 1783«, umgeben von einem Kleekranz, umschließt das Kreuz. Außerdem trägt der Ritter einen silbernen Stern, auf dem ein weißemaillirtes Andreaskreuz liegt, mit goldenem Mittelschild, das eine blühende Distel, umgeben von einem grünen Ring, mit dem Motto in Gold, zeigt. Die Ordenskette besteht aus goldenen Garben und Rosen; das Band ist hellblau. Der Ordenstag ist der 17. März.

Patricroft (spr. pätt-), Fabrikort in der engl. Grafschaft Lancashire, dicht bei Manchester, mit Nasmyths berühmtem Dampfhammer.

Patrīmi und Matrīmi (lat.), Unmündige beiderlei Geschlechts von freier Geburt, deren beide Eltern noch am Leben sind.

Patrimonialgerichtsbarkeit (Erbgerichtsbarkeit, Gutsgerichtsbarkeit, Privatgerichtsbarkeit), die mit dem Besitz eines Guts (patrimonium), zumeist eines Ritterguts, verbundene Befugnis zur Ausübung der Rechtspflege; Patrimonialgericht, die zur Handhabung dieser Jurisdiktion bestellte Behörde. Der Regel nach übte nämlich der Gutsherr (Gerichtsherr, Gerichtsherrschaft) die Jurisdiktion nicht selbst, sondern durch einen Gerichtsbeamten (Justitiarius, Gerichtshalter) aus. Die P. entstand dadurch, daß die Landesherren die ihnen zustehende Gerichtsbarkeit im Mittelalter vielfach wie an Städte, so auch an einzelne Gutsherren, Stifter, Klöster ꝛc. verliehen, wodurch sich eine den landesherrlichen Gerichten gleichstehende unterste Instanz ausbildete, welche mit der Zeit einen dinglichen Charakter annahm. In neuerer Zeit hat sich jedoch der Grundsatz, daß die Gerichtsbarkeit nur dem Staat zukomme und nur durch die staatlichen Organe ausgeübt werden könne, allgemeine Anerkennung verschafft. Schon die deutschen Grundrechte von 1848 wollten die P. beseitigen; in vielen deutschen Staaten wurde dieselbe ausdrücklich aufgehoben, und auch das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz statuirt dieselbe im Deutschen Reich nicht mehr.

Patrimonialprincip (lat.), diejenige Theorie, nach welcher das Eigenthum an Grund und Boden (patrimonium, Patrimonialität) als Grund der Staatsgewalt und des Staats (Patrimonialstaat) betrachtet wird. S. Staat.

Patrimonium Petri (patrimonium Ecclesiae, lat., Petri Erbgut), das durch Schenkungen erworbene und immer mehr vergrößerte Vermögen der römischen Kirche, der Kirchenstaat, als dessen Gründer der Apostel Petrus angesehen wurde; im engern Sinn die Theile des Kirchenstaats in nächster Nähe Roms, welche den Päpsten bereits im 8. Jahrh. zugefallen waren und 1860 von Sardinien nicht an-

nektirt wurden, sondern bis 1870 im Besitz des Papstes blieben. Vgl. Kirchenstaat.

Patriotismus (lat.), Vaterlandsliebe und zwar nicht allein die Liebe zu dem Land und Volk, dem man durch die Geburt angehört, sondern zugleich die Gesinnung, vermöge welcher der Einzelne sein Privatinteresse dem des Ganzen unterzuordnen sich bewogen findet. Patriot oder Vaterlandsfreund heißt daher derjenige, bei dem eine solche Gesinnung vorwiegend und wirksam ist. Naturgemäß beruht der P. auf der Gemeinschaft des Volks oder der Nationalität (s. Nation); er gewinnt aber seine volle Bedeutung erst dadurch, daß in der Form des Staats die Gemeinschaft des Volks sich ausprägt. Ein um so größeres Feld seiner Wirksamkeit findet aber der P., je mehr durch die Staatsverfassung dem einzelnen gestattet ist, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen. In neuerer Zeit haben sich freilich manchmal politische Parteien, wie namentlich in Bayern, den Namen der Patriotenpartei beigelegt, um ebenso die Tendenzen ihrer Gegner verdächtig zu machen, wie ihre eigenen Absichten unter einem günstigen Licht erscheinen zu lassen.

Patripassianer, s. v. w. Monarchianer.

Patristik (griech.), derjenige Theil der historisch-dogmatischen Theologie, welcher sich mit dem Leben, den Schriften und den Lehren der Kirchenväter (Patres) beschäftigt. S. Kirchenväter.

Patrize (lat.), in der Stempelschneidekunst derjenige Stempel, mittels dessen man die Formen zum Letternguß erzeugt. Derselbe besteht aus einem länglichen, konisch verlaufenden Stahlstück, in dessen dünnes Ende der Buchstabe, dem gewünschten Letternbild genau entsprechend, links geschnitten wird. Indem man diesen Stempel in ein Stückchen Kupfer einschlägt und dies so bearbeitet, daß es ins Gießinstrument gebracht werden kann (justirt), erhält man die Form oder Matrize (s. d.). P. heißt auch eine Schraube, deren man sich bedient, um eine Schraubenmutter (Mater oder Matrize) zu schneiden und zu reguliren, sowie bei galvanoplastischen Arbeiten das Original, auf welchem eine galvanoplastische Mater niedergeschlagen werden soll.

Patrocinium (lat.), Beschützung, Vertheidigung, besonders die eines Klienten durch seinen Patron.

Patróklos, nach dem griech. Mythus Sohn des Menötios und der Sthenele, der Busenfreund des Achilleus, mit dem er zu Phthia bei Peleus erzogen ward, begleitete denselben nach Troja, hielt sich aber, wie dieser, lange Zeit vom Kampfe fern. Erst als die Griechen bedrängt wurden, eilte er mit des Achilleus Waffen zur Schlacht, trieb die Trojaner zurück, löschte den Brand der Schiffe, erschlug unter anderen den Sarpedon und Sthenelos, kämpfte mit Hektor um des erstern Leichnam und stürmte dreimal gegen Troja's Mauern an; beim vierten Angriff betäubte ihn Apollon durch einen Schlag, und P. fiel von Hektors Hand. Seine Rüstung wurde nach langem Kampf eine Beute des Hektor, sein Leichnam dagegen von den Griechen gerettet. In der Nacht nach seinem Tod erschien P. dem Achilleus, bat ihn um baldiges Begräbnis und um die Gunst, ihre beiderseitige Asche in Einer Urne ruhen zu lassen. Achilleus ehrte sein Andenken durch feierliche Leichenspiele.

Patrologie (griech.), s. Kirchenväter.

Patron, s. Patronus.

Patronatsrecht (Jus patronatus), s. Patronus.

Patrône (franz. patron), Schraubengewinde, welches auf den hintern Theil einer Drehbank gesteckt wird, um mit Hülfe desselben ein Gewinde von gleicher Feinheit auf der Drehbank zu schneiden; eine von Papier gemachte Zeichnung eines Musters für die Weberei; ein ausgeschnittenes Blatt Kartenpapier zum Durchpatroniren einer bestimmten Zeichnung; im Bergbau mit Schießpulver gefüllte Papier- oder Blechröhre, welche behufs der Gesteinssprengung besonders in nasse oder nach aufwärts gebohrte (schwebende) Bohrlöcher gesteckt und deren Inhalt mittels eines Schwedels oder einer Zündschnur zur Explosion gebracht wird; beim Metallguß die eiserne Gußform (Koquille). P. für Feuerwaffen, s. Munition und Handfeuerwaffen.

Patrônus (lat.), bei den Römern der Schutzherr der unter seiner Schutzgewalt stehenden Klienten (s. Klientel). Ebenso stand derjenige, welcher einen Sklaven freiließ, und ebenso dessen Kinder zu dem Freigelassenen in einem Patronatsverhältnis, vermöge dessen der letztere dem P. Ehrerbietung und Gehorsam sowie die Verrichtung gewisser häuslichen Dienstleistungen schuldig war. Auch stand dem P. ein einseitiges Erbrecht an dem Nachlaß des Freigelassenen und die Vormundschaft über einen etwaigen minderjährigen Freigelassenen oder über die unmündigen Kinder eines solchen zu. Endlich traf den Freigelassenen dem in Vermögensverfall gerathenen P. gegenüber eine Alimentationsverbindlichkeit, welche aber auch umgekehrt dem P. dem mittellosen Freigelassenen gegenüber oblag. P. (causae p.) hieß ferner bei den Römern derjenige, welcher einen Angeschuldigten vor Gericht vertheidigte, wofür dann später der Ausdruck Advocatus üblich wurde. Daher wird die Bezeichnung P. überhaupt für einen Beschützer, im Mittelalter z. B. für den Lehnsherrn, ganz besonders aber für den Schutzheiligen (Schutzpatron) eines Orts oder einer Gemeinde oder einer einzelnen Person gebraucht. Heutzutage versteht man unter P. vorzugsweise den Schutzherrn einer Kirche, indem die demselben zustehenden Gerechtsame als Patronatsrecht (jus patronatus) bezeichnet werden. Die Entstehung dieses Rechtsverhältnisses läßt sich zunächst auf die Befugnis des Grundherrn zurückführen, für die auf seinem Grund und Boden erbaute Kirche den Geistlichen zu ernennen, welche später freilich darauf beschränkt ward, daß der Patron dem Bischof eine geeignete Persönlichkeit in Vorschlag bringen durfte. Heutzutage kann das Patronatsrecht nach katholischem Kirchenrecht nur durch die Gründung einer Kirche und durch die Dotation einer solchen oder durch päpstliche Verleihung erworben werden, doch gilt auch der unvordenkliche Besitz eines Patronats als genügender Erwerbstitel. Das Patronatsrecht ist aber in der Regel als dingliches Recht, namentlich als Zubehör eines Ritterguts, konstituirt (jus patronatus reale); doch gilt auch das persönliche Patronatsrecht (jus patronatus personale) für vererblich. Der P. muß übrigens im Besitz voller Rechtsfähigkeit, im Besitz der vollen bürgerlichen und kirchlichen Ehrenrechte und dem Gesetz nach auch Mitglied der katholischen Kirche sein; doch werden in der Praxis seit dem Westfälischen Frieden auch Protestanten zum Patronat über katholische Kirchen und umgekehrt zugelassen. Unter den Rechten des P. steht das Jus praesentandi (Präsentationsrecht), d. h. das Recht, dem verleihungsberechtigten Kirchenobern, also in der Regel dem Bischof, eine nach dem Gesetz befähigte Person für die erledigte Stelle in Vorschlag zu bringen, obenan. Für die preußische Monarchie sind also auch hier die Bedingungen des Gesetzes vom 11. Mai 1873

über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen maßgebend. Außerdem steht dem Patron, abgesehen von besonderen in der Stiftungsurkunde etwa vorbehaltenen Rechten, noch die Befugnis zu, von der Verwaltung des Pfarr- und Kirchenvermögens Kenntnis zu nehmen und dabei mitzuwirken, dann eine Reihe von Ehrenrechten, namentlich der Anspruch auf einen besonders ausgezeichneten Sitz in der Kirche, endlich auch im Fall der Verarmung ein Alimentationsanspruch. Zuweilen kommt dem Landesherrn selbst in Ansehung einzelner Stellen das Patronatsrecht zu, dagegen läßt sich ein allgemeines landesherrliches Patronatsrecht nicht nachweisen. Das Patronatsrecht ist aus der katholischen auch in die protestantische Kirche mit herübergenommen worden, woselbst es aber fast ausschließlich als dinglicher Patronat vorkommt. Vgl. Schilling, Der kirchliche Patronat (Leipz. 1854); Hinschius, Das landesherrliche Patronatsrecht (Berl. 1856).

Patronymika (griech.), Substantiva, welche, von Eigennamen abgeleitet, jemanden unmittelbar als Sohn oder Nachkommen dessen bezeichnen, dem jener Name angehört. Sie sind besonders aus dem Griechischen bekannt und erst von da aus theilweise in die modernen Sprachen übergegangen, z. B. »Pelopide«, d. h. der Sohn oder Nachkomme des Pelops, »Niobide«, der Sohn der Niobe; doch gab es auch in den alten germanischen Sprachen P., welche gewöhnlich mit der Silbe ing oder ung gebildet werden, z. B. »Karolinger«, die Söhne oder Nachkommen des Karl, »Nibelungen«, die Söhne des Nibel (Nebel). Auch im Sanskrit und überhaupt in sehr vielen alten Sprachen kommen P. vor.

Patropaschiten, s. v. w. Monarchianer.

Patrouillen (franz., spr. -truljen), kleinere Abtheilungen von Soldaten, welche von größeren Truppenkörpern zur eigenen Sicherung oder zum Aufsuchen und Beobachten des Feindes entsandt werden. Auf weitere Entfernung schickt man die sogen. Rekognoscirungspatrouillen, meist Kavallerie, bis zu einem Zug stark und durch ihre Stärke befähigt, den Widerstand kleinerer feindlichen P. zu überwinden sowie sich etwaiger unvermutheten Angriffe zu erwehren. Kleinere P. von 2—6 Mann oder Pferden dienen nur zur Sicherung in unmittelbarer Nähe, also zum Absuchen des Terrains vor der Front der eigenen Aufstellung behufs Wahrnehmung dort sich etwa nähernder Feinde. Die P. der Feldwachen nennt man je nach ihrem Auftrag Schleichpatrouillen, wenn sie vorwärts gegen den Feind, Visitirpatrouillen, wenn sie längs der Postenlinie, Verbindungspatrouillen, wenn sie zu Nebenfeldwachen oder den Soutiens gehen. Im Marschsicherheitsdienst führen die kleinen Abtheilungen, welche eine Kolonne längere Zeit in der Flanke begleiten und decken sollen, den Namen Seitenpatrouillen; Entsendungen, welche nach Absuchen eines Punktes sofort zurückkommen, heißen einfach P.; die kleinen geschlossenen Abtheilungen aber, welche dauernd den vordersten Spitzen und den Seitenplänklern folgen, heißen Vor- und Seitentrupps. Aufgabe aller P. ist: schnell und genau sehen, dann rasch melden; fechten sollen sie nur zur Nothwehr, wo der Feind überraschend vor ihnen erscheint. Im Garnisondienst entsenden die Wachen P. zum Revidiren der Posten oder zur Erhaltung der Ruhe in den Straßen ꝛc. Vgl. v. Reitzenstein, Der Patrouillenführer (Berl. 1875); v. Rickisch-Rosenegk, Studien über Patrouillendienst (das. 1876).

Patschkau (Petzschkau), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Neiße, an der Neiße und der Bahnlinie Kamenz-Neiße, hat eine Kreisgerichtskommission, 3 kathol. Kirchen, einen evangelischen Betsaal, ein Gymnasium, Waisenhaus, Hospital, starke Schuhmacherei und (1875) 5477 Einw.

Patschüli, s. Pogostemon.

Patt (franz. pat, v. ital. patto, lat. pactum, Vertrag), im Schachspiel (s. d.) Bezeichnung der Stellung, in welcher ein Spieler nur den König ziehen kann, denselben aber bei jedem Zug in Schach setzen würde.

Pattan (Puttun), Stadt im britisch-ostind. Vasallenstaat Baroda, Präsidentschaft Bombay, an der Saraswati, hat Fabrikation von Seiden- und Baumwollstoffen, Gewehren, feinen Thonwaaren und (1872) 31,523 Einw. Beim Ausbau der Radschputana-Eisenbahn wird P. von der Bahn berührt.

Patte (franz., »Pfote«), Taschenklappe an einem Kleidungsstück.

Pattensen, Stadt in der preuß. Landdrostei Hannover, Kreis Wennigsen, unweit der Leine, mit (1875) 1468 Einw. P. war ehemals viel größer, litt aber durch den Dreißigjährigen Krieg und das Emporkommen der nahen Stadt Hannover.

Patterson, Stadt, s. Paterson.

Patterson (spr. petters'n), Elisabeth, Tochter eines Kaufmanns aus Baltimore, erste Gemahlin Jérôme Bonaparte's, der sich 27. Dec. 1803 mit ihr vermählte, aber auf Befehl des Kaisers Napoleon I. 1805 von ihr scheiden ließ. Ueber ihren Sohn s. Bonaparte 6 a).

Patti, Hafenstadt und Kreishauptort in der ital. Provinz Messina, am Golf von P., Sitz eines Unterpräfekten, eines Bischofs, eines Civil- und Korrektionstribunals, hat ein Lyceum und ein Konviktkollegium, ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek, Fabrikation von Töpferwaaren und Organsinseide und (1871) 5123 (als Gemeinde 8191) Einw. Im Hafen von P. sind 1875: 808 Schiffe mit 49,321 Tonnen ein- und ausgelaufen.

Patti, Adelina, ausgezeichnete Sängerin, geb. 9. April 1843 zu Madrid, wurde in Amerika, wohin ihr Vater, selbst ein namhafter Sänger, sich später begeben hatte, erzogen und frühzeitig für die Musik ausgebildet und debütirte 1859 als Lucia auf dem Italienischen Theater in New York mit glänzendem Erfolg. Nachdem sie darauf die Hauptstädte Nordamerika's besucht hatte, begab sie sich nach Europa und erregte in England, Frankreich, Holland, Belgien, Preußen und Oesterreich die gleiche Bewunderung. Ihre Erfolge bewegten sich von 1864, wo sie die Zierde der Italienischen Oper in Paris war, bis heute in aufsteigender Linie; einer ihrer glänzendsten Triumphzüge war der in Rußland 1870. Sie vermählte sich 1866 mit dem Marquis de Caux, ließ sich aber im Februar 1877 von ihm scheiden. Ihre größten Erfolge feierte P. in den Opern: »Die Nachtwandlerin«, »Traviata«, »Lucia«, »Crispino und Comare«, »Liebestrank«, »Rigoletto«, »Linda«, »Dinorah« und zuletzt noch als Aida. — Ihre ältere Schwester, Carlotta P., geb. 1840 zu Florenz, ist vorzugsweise Konzertsängerin und erschien zuerst 1861 in den großen Konzerten der Musikakademie in New York. Auch sie durchzog die Vereinigten Staaten und betrat später, obgleich ungern, in New York die Bühne, wo sie trotz eines Unglücksfalls in der Jugend, der fortan beim Gehen bemerklich blieb, in den Rollen ihrer Schwester nicht weniger gefiel. In London, Paris, Wien, Petersburg und anderen Städten, die sie mit dem bekannten Unter

nehmer Ullmann besuchte, wurde sie mit dem ungewöhnlichsten Beifall geehrt.

Pattiala (Putteeala), Vasallenstaat in der britisch-ostind. Provinz Pandschab, westlich von Dehli, zwischen der Dschamna und dem Satledsch, der größte der noch bestehenden Sikhstaaten, umfaßt 14,017 QKilom. (254 QM.) mit 1,586,000 Einw. (vorwiegend Dschat), liefert neben Getreide Schiefer, Blei und Kupfer in den Handel und wirft an 9 Mill. Mark Steuern ab. Die Eisenbahn Dehli-Lahor zieht im N. hindurch, den Südwesten bewässert der aus dem Satledsch gespeiste Sirhindkanal. Die regierende Dynastie gelangte erst im 18. Jahrh. auf den Thron. Der 1876 verstorbene Radscha, einer der reichsten Inder, erwarb 1874 die von der Exkaiserin Eugenie von Frankreich veräußerten berühmten Diamanten und gab dem Prinzen von Wales bei seiner indischen Rundreise 1876 ein mit orientalischer Pracht ausgestattetes Fest.

Pattinsoniren, s. Silber.

Pattinsons Bleiweiß, s. Bleichlorid.

Pattison (spr. pättis'n), Mark, engl. Gelehrter, geb. 1813 zu Hornby in Yorkshire, studirte im Oriel College zu Oxford, ward 1840 zum Fellow des Lincoln College und 1861, nachdem er längere Zeit Korrespondent der »Times« in Berlin gewesen, zum Rektor desselben College erwählt, in welcher Stellung er jetzt noch wirkt. P. ist zugleich einer der Hauptanwälte für Reformen im englischen Universitätswesen, zu welchem Zweck er 1867 seine »Suggestions on academical organisation« veröffentlichte. An gelehrten Arbeiten hat er publicirt: »Oxford studies« (in den »Oxford essays«, 1855); »Report on elementary education in protestant Germany« (1860, 2. Aufl. 1871); »Tendencies of religious thought in England 1688—1750« (1860, 10. Aufl. 1862), eine Schrift, welche manche scharfe Entgegnung von orthodoxer Seite hervorrief, und »Isaac Casaubon, 1559—1614« (1875). Außerdem besorgte er treffliche Ausgaben von Pope's »Essay on man« (1869, 2. Aufl. 1872) und »Satires and epistles« (1872, 2. Ausg. 1874).

Patuxet, Fluß, s. Pawturent.

Patzau, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Pilgram, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Schloß, einer Dechantei- und zwei anderen Kirchen, Spital und (1880) 2920 Einw., welche Tuchmacherei, Färberei und Bierbrauerei treiben. Nahebei der Neuhof, mit Streichgarnspinnerei und Webfabrik.

Pau (spr. poh, lat. Palum), Hauptstadt des franz. Departements Niederpyrenäen, am Gave de P. (s. Gave) gelegen, über den hier außer vier kleineren Brücken eine schöne, hohe von sieben Bögen führt, ist gut gebaut, hat schöne Spaziergänge (darunter die Basse-Plante) und einen großen öffentlichen Platz (Place royale) mit reizender Aussicht und einer Marmorstatue König Heinrichs IV. (seit 1843). Am westlichen Ende der Stadt, mit derselben durch drei Brücken in Verbindung gesetzt, liegt das nach Heinrich IV. benannte Schloß, in welchem dieser König 1553 geboren wurde und seine Kinderjahre verlebte. Es wurde im 14. Jahrh. von Gaston Phöbus, Grafen von Foix, neu erbaut und im 16. Jahrh. von Margarethe von Valois restaurirt, wird durch fünf an den Seiten angebrachte Thürme begrenzt und enthält im Innern mehrere schöne Säle mit Gobelins, Kunstgegenständen und Antiquitäten und eine 1843 vollendete Kapelle. Andere bemerkenswerthe Bauwerke sind: die Kirchen St. Martin und St. Jacques (beide im Stil des 13. Jahrh. restaurirt); der neue Justizpalast; die neue Halle mit geräumigen Arkaden, in welcher die Mairie, Bibliothek und das Museum untergebracht sind; die große Kaserne, das Präfekturgebäude, das neue Theater aus weißem Marmor u. a. P., ehedem die Residenz der Könige von Niedernavarra (Béarn), ist jetzt Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Appellhofs, Gerichtshofs erster Instanz, Assisenhofs und Handelsgerichts und besitzt, nachdem die 1724 auf Ansuchen der Stände von Béarn von Ludwig XIV. gestiftete Universität in der großen Revolution aufgehoben worden und auch die 1721 gestiftete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste eingegangen ist, ein Lyceum, eine Lehrerbildungs- und theologische Anstalt, Zeichen- und Handelsschule, Bibliothek von 25,000 Bänden, ein Museum, mehrere gelehrte und industrielle Gesellschaften, ein Gestüt, Waisenhaus und andere wohlthätige Anstalten. Die ziemlich bedeutende Industrie der Stadt besteht in der Fabrikation von Leinwand (besonders Taschentüchern, den sogen. Mouchoirs de Béarn), Teppichen, Kattun, Hüten, Leder, Papier, Drechsler- und Stahlwaaren, großen Färbereien, Bleichereien und Dampfwäschereien. Der Handel ist ebenfalls sehr lebhaft, besonders mit Leinwand, Wein, Schinken (Bayonner Schinken), Marmor, Kalk und Kastanien. Die Stadt ist Entrepot von Papier, Harz und Bauholz, hat vier besuchte Märkte und ist Station der französischen Südbahn (Linie Tarbes-Bayonne). Die Bevölkerung belief sich 1872 auf 27,300 Seelen. Die Stadt erfreut sich eines sehr günstigen Klima's, welches zahlreiche Kranke und Rekonvalescenten, namentlich Engländer, die hier auch eine eigene Kirche haben, anzieht; die mittlere Temperatur beträgt über 16° C. (im Winter nahezu 7° C.). In der Umgegend wird ein guter Wein gebaut (Jurançonwein). P. ist der Geburtsort Heinrichs IV., Gastons de Foix, welcher Bayonne die Schrecken der Bartholomäusnacht ersparte, und Bernadotte's, nachmaligen Königs Karl XIV. Johann von Schweden. Es verdankt seinen Ursprung einem von einem Fürsten des Béarner Landes gegen Ende des 10. Jahrh. erbauten Lustschloß (Château du Pal). Um dieses Schloß, welches später den Namen Castel Menon führte und nach einigen Jahrhunderten durch ein größeres verdrängt wurde, ließen sich nach und nach die Vasallen der Fürsten und andere Landesbewohner nieder. 1502 zur Stadt erhoben, wurde P. bald Hauptstadt des Landes, Residenz der Fürsten und nach und nach Sitz eines souveränen Raths, eines Parlaments sowie einer Universität und einer Akademie der Wissenschaften und Künste. 1848 war das Schloß längere Zeit der Wohnsitz des gefangenen Abd el Kader und seiner Familie.

Pauer, Ernst, einer der gediegensten Pianisten der Gegenwart, geb. 21. Dec. 1826 in Wien, Schüler Sechters und W. A. Mozarts (des zweiten Sohns von Wolfgang Amadeus Mozart), begab sich 1845 nach München und setzte hier unter Fr. Lachner seine Studien bis 1847 fort. Er wurde dann Direktor der Mainzer Liedertafel, ging 1851 nach London und fand hier so großen Beifall, daß er sich daselbst dauernd niederließ und nur noch auf größeren Kunstreisen Deutschland besuchte. Seine im Druck erschienenen Werke bestehen aus Klavierkompositionen, Trio's, Quartetten, Quintetten, Ouvertüren, Symphonien und Opern und tragen alle die Merkmale allseitig gediegener Bildung an sich. P. ist in London einer der Hauptpfleger klassischer Musik.

Pauillac (Pouillac, spr. po- oder pujack), Stadt

im franz. Departement Gironde, Arrondissement Lesparre, an der Gironde, mit einem Handels- und Ausbesserungshafen, ist Lotsenstation und Haupthafen für Médocweine, hat bedeutenden Küstenhandel (1874 sind aus dem Hafen 2101 Schiffe mit 49,436 Tonnen ausgelaufen) und (1872) 4222 Einw. Die Umgegend baut die besten Médocweine (Château-Lassitte, Château-Latour, Branne ꝛc.). Auch werden hier treffliche Bausteine gebrochen.

Paukánt, in der Studentensprache s. v. w. Duellant.

Pauke (lat. Tympanum, franz. Timbale), das älteste musikalische Schlaginstrument, besteht gegenwärtig aus einem meist von Kupfer gearbeiteten Kessel, unten mit einem kleinen Loch, welches inwendig im Körper mit einem Schalltrichter versehen ist, um der Luft beim Schlagen einen Ausgang zu lassen, oben am Rand mit einem eisernen Reif mit 8—10 Löchern, über welchem das Paukenfell, aus Esels-, Ziegen- oder Kalbshaut zubereitet, ausgespannt ist, das mit Hülfe eines eisernen Schlüssels (Paukenspänner) gespannt, d. h. gestimmt, wird. Zum Paukenschlagen bedient man sich zweier Klöppel oder Schlägel, deren Kopf mit Leder, Tuch, Schwamm oder Filz, je nachdem der Ton härter oder weicher klingen soll, überkleidet ist; auch kann der Ton mittels einer über das Fell gebreiteten Decke gedämpft werden (coperto, timbani coperti), wie z. B. bei Trauermusiken geschieht. Zur vollstimmigen Instrumentalmusik, bei Konzerten, in der Kirche, im Theater ꝛc., gehören auch die Pauken. Gewöhnlich werden deren zwei gebraucht, von denen die eine, etwas kleinere (dem Spieler zur linken Hand stehend) gewöhnlich in die Tonika, die andere, größere in die (tiefere) Dominante gestimmt ist. Notirt werden die Pauken in C dur, die tiefere mit g, die höhere mit c, auch wenn sie in einer andern Tonart gestimmt sind, was dann am Schlüssel bemerkt wird. Berlioz bedient sich in seinem Requiem mehrerer im Akkord gestimmten Pauken zugleich und erzielt dadurch ganz eigenthümliche Effekte. Auch in der Militärmusik (bei den Kürassieren, Husaren ꝛc.) spielen die Pauken eine bedeutende Rolle. Die gelernten Kunstpauker bedienen sich zahlreicher sogen. Schlagmanieren oder Kunstschläge (einfache Zunge, Doppelzunge, getragene Zunge [von den Blasinstrumenten entlehnte Ausdrücke] sowie der Doppelkreuzschläge, Wirbel ꝛc.), in welche sie auch bei Aufzügen, Intraden und anderen Stücken von glänzendem Charakter die nur einfach vorgeschriebenen Noten auflösen. Im 18. Jahrh. stand die Paukenvirtuosität in vollster Blüte, wie denn z. B. fürstliche Hofpauker auf 14 Pauken Konzerte gaben, wobei sie unter dem Schlagen noch die Klöppel in die Luft warfen und im Takt wieder auffingen. Dem Grundwesen nach ist die P., wie erwähnt, ein uraltes Instrument und von dem Toph oder Abufe der Hebräer bis auf die von Prätorius als »ungeheure Rumpelfässer« geschilderten Heerpauken des 16. und 17. Jahrh. und unsere Konzertpauke herab bei allen kultivirten und rohen Völkerschaften in den verschiedenartigsten Gestalten und Formen zu finden. Von den Persern soll sie ins Abendland gekommen sein. Vgl. Pfundt, Die Pauken (Leipz. 1849).

Paukenfell (Trommelfell), s. Gehör, S. 523.

Paukensaite (Chorda tympani), ein feiner Nerv, welcher mitten durch die Paukenhöhle des Felsenbeins, zwischen Amboß und Hammer, hindurchläuft, aber mit dem Gehörorgan in keinem physiologischen Zusammenhang steht. Die P. geht vom mimischen Gesichtsnerv ab, kurz vor dessen Austritt aus dem Fallopischen Kanal, gelangt durch ein besonderes Knochenkanälchen in die Paukenhöhle, verläßt dieselbe durch die Glaserspalte, steigt an der innern Seite des untern Kiefernervs schräg nach vorn herab und senkt sich unter spitzem Winkel in den Zungennerv des dritten Trigeminusastes, in welchem sie zum Unterkiefergangliom, zu der daselbst liegenden Speicheldrüse und zur Zunge gelangt.

Paul, 1) Name von fünf Päpsten: a) P. I., aus Rom gebürtig, folgte seinem Bruder Stephan II. 757 auf dem päpstlichen Stuhl, schloß sich eng an die Frankenkönige Pipin und Karlmann an, deren er sowohl gegen die Anfeindungen seitens der Langobarden, als auch gegen die Ansprüche der griechischen Kaiser bedurfte. Er starb 28. Juni 767. — b) P. II., ein geborner Venetianer, vorher Pietro Barbo genannt, Neffe des Papstes Eugen IV., war zuerst Archidiakonus von Bologna, dann Bischof von Cervia, nachher Kardinal von San Marco und folgte als Papst 1464 auf Pius II. Die vor seiner Wahl beschworne Wahlkapitulation in Betreff der Reform des Kardinalkollegiums, der Berufung eines allgemeinen Koncils ꝛc. hielt er nicht und förderte durch Prachtliebe und Verschwendung die Mißbräuche in der päpstlichen Kurie. Ueber den utraquistischen König Georg Podiebrad von Böhmen sprach er 1466 den Bann aus. 1470 ordnete P. die Feier des allgemeinen Jubiläums für alle 25 Jahre an. Er starb 25. Juli 1471. — c) P. III., ein Römer, vorher Alexander Farnese, geb. 1468 zu Carino im Florentinischen, war früher Bischof von Ostia und Dekan des heiligen Kollegiums und folgte 1534 als Papst auf Clemens VII. Er trat anfangs nicht schroff gegen die Reformation auf und setzte 1537 eine derselben geneigte Kommission zur Beseitigung der Mißbräuche ein; 1540 bestätigte er jedoch den Jesuitenorden, ordnete 1542 eine Inquisition zur Unterdrückung des Protestantismus in Italien an und eröffnete 1545 das Koncil zu Trient, das er aber bald nach Mantua verlegte. Der von ihm 1538 gegen Heinrich VIII. von England ausgesprochene Bannfluch vollendete den Bruch der anglikanischen Kirche mit dem römischen Stuhl. Vergeblich bemühte sich P., die Kriege zwischen den christlichen Mächten zu verhindern, um einen Kreuzzug gegen die Türken zu ermöglichen. Seinen Sohn Peter Aloisius setzte er 1545 zum Herzog von Parma und Piacenza ein. Er starb 10. Nov. 1549. P. war ein fein gebildeter Mann und kluger Diplomat; er beschützte Gelehrte und Künstler und ließ durch Michelangelo den Bau der Peterskirche wieder aufnehmen. — d) P. IV., ein Neapolitaner, vorher Giovanni Pietro Carafa, geb. 1476 zu Capriglio, ward 1507 Bischof von Chieti, 1518 Erzbischof von Brindisi, stiftete 1524 die Kongregation der Theatiner (s. d.) und ward selbst zu deren erstem Superior erwählt. Paul III. erhob ihn 1536 zum Kardinal; Julius III. gab ihm das Bisthum Tusculum und zuletzt das von Ostia, und nach dem Tode des Papstes Marcellus bestieg P. 1555, 79 Jahre alt, den päpstlichen Stuhl. Er setzte sofort eine Kongregation der allgemeinen Reform zur Hebung der Kirchenzucht ein, schrieb dem Klerus eine besondere Ordnung für Kleidung und Lebensweise vor, erweiterte die Befugnisse der Inquisition und verpflichtete sie zur größten Strenge gegen die Ketzer, führte den Index librorum prohibitorum (s. d.) ein und ordnete 1558 die Wiederherstellung des Festes Petri Stuhlfeier (Cathedrae S. Petri Ap. Romae) für den 18. Jan. an. Seine anmaßenden Nepoten vertrieb er aus Rom, gebot den Bischöfen und Mönchen, in ihren Spren-

geln und Klöſtern zu bleiben, und verweigerte nach Karls V. Abdankung die Anerkennung Ferdinands I. wegen deſſen zu großer Milde in Glaubensſachen; auch der Königin Eliſabeth von England verſagte er dieſelbe und trieb ſie in die Arme der Proteſtanten. Vergeblich verſuchte er ſich mit Frankreichs Hülfe von Spaniens Uebermacht frei zu machen und dieſem ſeine italieniſchen Beſitzungen zu entreißen; 1557 wurde er von Alba gezwungen, jeder Verbindung gegen den ſpaniſchen König zu entſagen. Er ſtarb 18. Aug. 1559. Durch ſeine Strenge hatte er ſich ſo mißliebig gemacht, daß nach ſeinem Tode das Volk ſeine Bildſäule auf dem Kapitol zertrümmerte. Er ſchrieb unter anderem: »Tractatus de Ecclesiae Vaticiniis et ejus sacerdotum principatu« und »Notae in Aristotelis ethicam«. — e) P. V., vorher Camillo Borgheſe, geb. 1552 zu Rom, ſtudirte Philoſophie und Jurisprudenz, ward Vicelegat in Bologna, wurde unter Clemens VIII. zum Kardinal ernannt und beſtieg 1605 als Leo's XI. Nachfolger den päpſtlichen Stuhl. Als ſtrenger Kanoniſt wollte er der weltlichen Macht durchaus keinen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten geſtatten, fand aber damit an der Republik Venedig, die den modernen Staatsbegriff Paolo Sarpi's feſthielt, eine zähe Gegnerin, die ſich durch Bann und Interdikt nicht einſchüchtern ließ. In dem Streite der Moliniſten ſowie in dem über die unbefleckte Empfängnis der Maria zwiſchen den Dominikanern und Jeſuiten enthielt er ſich klug des eigenen Urtheils und unterſagte nur den fernern Streit hierüber. 1613 gründete er auf dem Quirinal ein Seminar zur Bildung von Miſſionsgeiſtlichen für alle Länder und Völker. Ueberhaupt beförderte er alle Einrichtungen, die auf Erweckung eines kirchlichen Sinnes abzweckten. Auch für die Verſchönerung Roms und die Ausſchmückung des Vatikans that er viel. Er ſtarb 28. Jan. 1621.

2) P. I. Petrowitſch, Kaiſer von Rußland, geb. 1. Okt. 1754, als ſein Vater, der nachmalige Kaiſer Peter III., noch Großfürſt war, bekundete in ſeiner frühern Jugend eine gewinnende Offenheit und Geradheit des Charakters; doch ſchlugen dieſe Eigenſchaften durch die deſpotiſche Erziehung, die ihm ſeine Mutter Katharina II., ſeit ihres Gatten Ermordung (17. Juli 1762) Kaiſerin, zu theil werden ließ, allmählich in eine gewiſſe Härte und Verſchloſſenheit um, welche ſpäter durch die Erinnerung an den gewaltſamen Tod ſeines Vaters noch verſchärft wurden. 1773 vermählte ihn ſeine Mutter mit der Prinzeſſin Wilhelmine Natalia Alexiewna von Heſſen-Darmſtadt und nach deren Ableben 1776 mit der Prinzeſſin Dorothea Auguſte Sophie Maria Feodorowna von Würtemberg. Zwar ernannte ihn Katharina II. zum Großadmiral des Reichs, aber er durfte nicht einmal die Kronſtädter Flotte beſuchen. 1780 durfte er mit ſeiner Gemahlin unter dem Namen eines Grafen von Norden eine anderthalbjährige Reiſe durch Europa machen. Nach der Rückkehr lebte er von neuem in gezwungener Unthätigkeit zu Gatſchina bei Petersburg, ſtets umlauert von dem Argwohn der Kaiſerin. Eben damit umgehend, ihren Sohn zu Gunſten ihres Enkels Alexander teſtamentariſch von der Thronfolge auszuſchließen, ſtarb Katharina 17. Nov. 1796. P. bezeichnete die erſten Tage ſeiner Regierung mit mannigfachen Beweiſen einer natürlichen Gutmüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Unordnungen im Heer und in der Flotte wurden abgeſtellt; den Unterthanen ward der Zutritt zu ihm erleichtert, dem Großfürſten Alexander eine gewiſſe Theilnahme an den Regierungsgeſchäften eingeräumt. Bald jedoch äußerten ſich die Folgen des Drucks, den P. faſt 40 Jahre lang ausgeſtanden. Kaum war er zu Moskau gekrönt worden (16. April 1797), als er durch Erneuerung eines alten Reichsgeſetzes die weibliche Linie für immer von der Thronfolge ausſchloß. Mit den Perſern ſchloß er Frieden und wollte ſich durchaus nicht zum Kriege gegen Frankreich verſtehen, da die desfallſigen Unterhandlungen von Katharina II. und der ihm feindlichen Partei eingeleitet worden waren. Gleichwohl haßte er die Franzoſen und die von Frankreich aus ſich verbreitenden Grundſätze. Die Furcht vor dieſen und das ihm anerzogene Mißtrauen wurden die Urſache zu einer furchtbaren geheimen Polizei, zu ſcharfen Cenſurverordnungen, zum Verbote der Einfuhr fremder Bücher und des Eintritts fremder Reiſenden und zu der kleinlichen und grauſam ſtrengen Disciplin im Heer. Pauls Gereiztheit und Willkür kannten keine Grenzen, das geringſte Wort der Mißbilligung hatte Verbannung zur Folge. Ebenſo launenhaft wie in der innern Politik zeigte er ſich in ſeiner äußern. Die durch die Franzoſen vertriebenen Malteſerritter fanden Aufnahme in Rußland; ja, P. ließ ſich 16. Dec. 1798 ſelbſt zum Großmeiſter derſelben wählen, ohne den Widerſpruch des Papſtes und mehrerer Mächte zu beachten. Nur die dringendſten Vorſtellungen der öſterreichiſchen und engliſchen Diplomaten, die ſowohl ſeine Ruhmbegierde als ſeine Furcht vor dem Jakobinismus aufzuſtacheln wußten, beſtimmten ihn bald nach dem Frieden von Campo Formio 1798 zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich. Bald aber faßte P. wieder Mißtrauen gegen den Kaiſer Franz II. und beſonders gegen Pitt, und da nach manchen errungenen Siegen das Kriegsglück wankend ward und überdies Bonaparte dem Stolz des ruſſiſchen Herrſchers zu ſchmeicheln verſtand, ſo trennte ſich P. 1799 von der Koalition; Ludwig XVIII. und alle Emigrirten, die in Rußland ein Aſyl gefunden, mußten den ruſſiſchen Boden verlaſſen. An Spanien, den Verbündeten Frankreichs, erklärte P. den Krieg, beſonders deshalb, weil dieſe Macht ihm die Anerkennung als Großmeiſter des Johanniterordens verſagt hatte. Indeſſen hatte dieſer Krieg nur die Wegnahme einiger Handelsſchiffe zur Folge; die Mißſtimmung Pauls gegen England wuchs dagegen immer mehr und erreichte 1800 den höchſten Grad, als die Engländer die indeſſen den Franzoſen wieder entriſſene Inſel Malta ihm, als dem Großmeiſter des Ordens, nicht ausliefern wollten. Er legte Embargo auf alle in ruſſiſchen Häfen befindlichen engliſchen Schiffe, ſchloß im December mit Schweden, im Januar 1801 mit Dänemark und im April d. J. mit Preußen einen gegen England gerichteten Neutralitätsvertrag und forderte alle Könige, die ſich nicht mit ihm gegen England verbinden würden, zum Duell heraus. Alle dieſe Unüberlegtheiten in Verbindung mit Pauls deſpotiſcher Regierungsweiſe und ſeinem Plan, den Prinzen Eugen von Würtemberg, ſeinen Neffen, zu adoptiren und ſeine Söhne Alexander und Konſtantin verhaften zu laſſen, veranlaßten endlich die Verſchwörung, welche P. das Leben koſtete. Unter den 30 Verſchwornen waren beſonders thätig Graf Pahlen, Fürſt Plato Subow, Katharina's II. letzter Günſtling, die Grafen Nikolaus und Valerian Subow, General Bennigſen, General Uwarow und Gardeoberſtleutnant Tatiſchew. Am 23. März 1801 abends ließ General Pahlen die Truppen vor dem Michailow'ſchen Palaſt aufſtellen; die übrigen Verſchwornen, die Subows an der Spitze, drangen nachts 11 Uhr in Pauls Schlaf-

zimmer ein. Der Kaiser, halb angekleidet auf seinem Bett liegend, sprang ihnen wild entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Sie legten ihm eine Abdankungsurkunde zu Gunsten seines ältesten Sohns vor. Als P. erklärte: »Ich bin Kaiser und will es bleiben«, schlug ihn Nikolaus Subow nieder, und die Verschwornen erdrosselten den Kaiser nach verzweifeltem Widerstand mit seiner eigenen Schärpe. Der Leichnam war so verunstaltet, daß man ihn dem Anblick der Kaiserin, die übrigens keinen Theil an dem Komplott hatte, entzog. (Vgl. Bülau, Geheime Geschichten, Bd. 1, 2. Aufl., Leipz. 1863.) Graf Pahlen öffnete darauf das Fenster, verkündete den unten versammelten Truppen das Ableben des Kaisers und nahm ihnen für Alexander I. den Eid der Treue ab. Maria Feodorowna hatte dem Kaiser zehn Kinder geboren, von denen acht ihn überlebten: Alexander (s. d. 4 a), der folgende Kaiser, Konstantin (s. d. 2), Alexandra (geb. 1783, vermählt mit dem Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn, gest. 1801), Helene (geb. 1784, vermählt mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, gest. 1803), Maria (geb. 1786, Großherzogin von Sachsen-Weimar, gest. 1859), Katharina (geb. 1788, Königin von Würtemberg, gest. 1819), Anna (geb. 1795, verwittwete Königin der Niederlande, gest. 1865), Nikolaus (s. d. 3), Alexanders I. Nachfolger, und Michael (geb. 8. Febr. 1798, gest. 9. Sept. 1848). Ein schönes Denkmal ließ die Kaiserin ihrem Gemahl in Pawlowsk errichten.

3) Friedrich P. Wilhelm, Herzog von Würtemberg, geb. 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schlesien, Sohn des Herzogs Eugen von Würtemberg (s. Eugen 3) und der Prinzessin Luise von Stolberg-Gedern, Neffe des Königs Friedrich I. von Würtemberg, erhielt am Hof seines Oheims zu Stuttgart eine rein militärische Erziehung und widmete sich besonders mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien. 1806 ward er Hauptmann der Garde zu Fuß, 1815 trat er mit gleichem Rang in preußische Dienste. Im Oktober 1822 unternahm er eine Reise nach Nordamerika, wo er besonders die Flußgebiete des Mississippi und Missouri durchforschte, und 1824 nach Cuba zurückgekehrt, nahm er seine Entlassung aus preußischen Diensten und hielt sich theils in Würtemberg, theils in Schlesien auf; nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis 1827 wählte er Schloß Mergentheim zu seinem Aufenthalt. 1829 trat er eine zweite Reise nach Amerika an und wählte jetzt besonders Mexiko und die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union zum Gegenstand seiner Forschungen; 1839—40 betheiligte er sich an der Expedition, die Mehemed Ali, der Vicekönig von Aegypten, zur Erforschung des obern Nils anordnete. 1849—56 besuchte er zum drittenmal Amerika und bereiste diesmal die Weststaaten der Union, fast ganz Südamerika, Kanada, das Oregongebiet und Florida. Schon Ende 1857 war er wieder in der Neuen Welt, durchforschte von New Orleans aus die Länder des untern Mississippi, ging dann nach Australien und kehrte über Ceylon und Aegypten nach Deutschland zurück. Er starb 25. Nov. 1860 in Mergentheim und hinterließ einen Sohn, Maximilian, geb. 1828. Seine meisten Reiseberichte sehen ihrer Veröffentlichung noch entgegen.

4) P. vom Kreuz, eigentlich P. Franz von Damis, s. Passionisten.

Paul, Oskar, Musikgelehrter, geb. 8. April 1836 zu Freiwaldau in Schlesien, absolvirte das Gymnasium in Görlitz und studirte seit 1858 in Leipzig Theologie. Bald aber die Wissenschaft mit der Kunst vertauschend, besuchte er bis 1862 das Leipziger Konservatorium und nahm noch Privatunterricht bei Plaidy, Richter und Hauptmann. Gegenwärtig ist er Lehrer am Konservatorium und zugleich Professor der Musik an der Universität zu Leipzig. Als Komponist trat er mit Liedern und Klavierstücken hervor; als Musikschriftsteller veröffentlichte er: »Die absolute Harmonik der Griechen« (Leipz. 1867), »Geschichte des Klaviers« (das. 1868), ein »Handlexikon der Tonkunst« (das. 1869—73, 2 Bde.) und übersetzte des Boëtius »Fünf Bücher von der Musik« (das. 1873).

Paula, 1) Franz de, kathol. Heiliger, Stifter des Ordens der Minimen (s. d.), geb. 1416 zu Paula in Kalabrien, widmete sich dem Einsiedlerleben, sammelte einige Genossen um sich und wurde dann Vorsteher eines 1454 von ihm gegründeten Klosters. Da er als Wunderarzt in hohem Ruf stand, ward er von König Ludwig XI. berufen, daß er ihn heile, kam aber erst auf des Papstes Befehl. Nach dessen Tode ließ ihm Karl VIII. ein Kloster im Park von Plessis les Tours erbauen, wo P. 2. April 1507 starb. Seine Heiligsprechung erfolgte 1519. Sein Gedächtnistag ist der 2. April.

2) Vincenz de, kathol. Heiliger, geb. 24. April 1576 zu Pouy bei Acqs in der Gascogne, studirte in Toulouse, fiel auf einer Seereise in Sklaverei und lebte einige Zeit in Tunis. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland war er nach einander Hausgeistlicher der Königin Margarethe, Pfarrer zu Clichy und zu Châtillon les Dombes, Hausgeistlicher des Grafen Gondy und wurde, da er sich besonders der Seelsorge bei den Galerensklaven mit Eifer annahm, 1619 zum Aumônier royal des galères de France ernannt. Er gründete 1629 einen Verein der Barmherzigen Schwestern (s. d.), 1635 ein Seminar für Missionszwecke u. a. und starb 27. Sept. 1660. Er wurde 1727 beatificirt und 1737 heilig gesprochen. Nach ihm sind auch die in den 1850er Jahren gegründeten Vincentius-Vereine für innere Mission benannt. Sein Leben beschrieben Collet (Par. 1788; deutsch im Auszug von L. v. Stolberg, Münst. 1818) und Maynard (Par. 1860, 4 Bde.).

Paulaner, s. Minimen.

Paulatim (lat.), allmählich. P. longius itur, allmählich kommt man weiter.

Paulding (spr. pahl-), James Kirke, amerikan. Schriftsteller, geb. 22. Aug. 1779 zu Pleasant Valley im Staat New York, begründete 1807 zu New York in Verbindung mit dem ihm verschwägerten Washington Irving die satirische Zeitschrift: »Salmagundi«, die großen Beifall fand, war 1814 nach Beendigung des Kriegs mit England kurze Zeit Sekretär im Marineausschuß zu Washington, hierauf viele Jahre Regierungsagent für die Marine zu New York. Nachdem er unter der Präsidentschaft van Burens 1837—1841 das Marinedepartement verwaltet, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Der demokratischen Partei angehörig, war er von derselben stets hochgeschätzt worden. Er starb 6. April 1860 zu Hydepark (New York). Durch die Angriffe der englischen Presse auf sein Vaterland wurden die Satiren: »Lay of a Scotch fiddle« (1813), »The United States and England« (1814), ein gegen die »Quarterly Review« gerichtetes Pamphlet, und die beste seiner Satiren: »The diverting history of John Bull and Brother Jonathan« (1816), veranlaßt. Die Frucht eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Virginien waren die interessanten »Letters from the South« (1817). Das

werthvolle Gedicht: »Back-woodsman« (1818) schildert das romantische, aber gefahr- und mühevolle Leben eines Auswanderers im fernen Westen. Am bekanntesten wurden seine Romane und Novellen, namentlich: »Koningsmarke« (New York 1823, 3 Bde.), worin die Geschichte der schwedischen Niederlassung am Delaware in humoristischer Weise behandelt wird; »Tales of a good woman by a doubtful gentleman« (1823); »The Dutchman's fireside« (1831); »Westward ho!« (1832, 3 Bde.), eine Schilderung des Lebens in Kentucky; »The old continental« und »The puritan and his daughter« (1849, 3 Bde.). Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: »John Bull in America« (1824); »Merry tales of the three wise men of Gotham« (1826), eine gegen den Owen'schen Philanthropismus, die Phrenologie und das Protektionssystem gerichtete Satire; »Letters on slavery« (1835); ganz besonders aber »Life of Washington« (1835), für die Jugend bearbeitet. Neue Ausgaben seiner Werke, von denen einzelne auch ins Deutsche übersetzt sind, erschienen New York 1851 und 1868. In Europa konnten die Schriften Pauldings niemals recht Boden gewinnen, da er ein zu specifischer Amerikaner ist und seine satirischen Schriften zumal eine sehr genaue Kenntnis transatlantischer Verhältnisse voraussetzen. Vgl. »Literary life of J. K. P.« von seinem Sohn (New York 1867).

Pauler, Theodor, ungar. Rechtsgelehrter und Minister, geb. 9. April 1816 in Ofen, studirte in Pest, war seit 1838 Professor des Vernunft- und des ungarischen Staatsrechts in Agram, wurde in gleicher Eigenschaft 1847 an die Rechtsakademie in Raab und 1848 an die Pester Universität versetzt. Nach Eötvös' Tode wurde er 1871 zum ungarischen Kultus- und Unterrichtsminister und ein Jahr darauf zum Justizminister ernannt, letzterer Stelle aber 1875 infolge der Fusion der beiden großen politischen Parteien und des Rücktritts des Kabinets Bittó enthoben und 1876 zum Präsidenten des ungarischen Landesunterrichtsraths ernannt. Seit 1871 wurde er vom ersten Ofener Bezirk immer wieder zum Reichstagsabgeordneten gewählt, und seit 1875 ist er von neuem in seiner frühern Stellung als Universitätsprofessor thätig. Von seinen Werken sind anzuführen: »Encyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften« (Pest 1851, 4. Aufl. 1871), »Lehrbuch des Strafrechts« (3. Aufl., das. 1873), beide von der ungarischen Akademie, deren Mitglied er seit 1845 ist, mit Preisen ausgezeichnet, und »Propädeutik der Vernunftrechtslehre« (das. 1852, 3. Aufl. 1873), alle in ungarischer Sprache.

Paulette (franz., spr. pol-, Droit annuel), in Frankreich eine nach ihrem ersten Pächter, Charles Paulet, benannte Abgabe, welche der König jährlich von dem Einkommen sämmtlicher Staatsbeamten bezog. Die P., durch welche die Beamten sich die Erblichkeit ihrer Stellen sicherten, wurde erst durch die Revolution beseitigt.

Pauli, 1) Johannes, geboren um 1455 zu Pfeddersheim von jüdischen Eltern, trat zur katholischen Kirche über und ward Franciskaner, zuerst Guardian im Kloster zu Straßburg, dann Lektor in dem zu Thann im Oberelsaß, wo er um 1530 starb. P. ist Verfasser des seiner Zeit sehr beliebten Volksbuches: »Schimpff und Ernst« (Straßb. 1522), einer Sammlung von 700 Schwänken, Geschichten, Fabeln, Anekdoten ꝛc., die zahlreiche Auflagen erlebte (»erneut« von Simrock, Heilbr. 1876; Auswahl, herausgeg von Dithmar, Marb. 1856). Außerdem hat er eine große Anzahl deutscher Predigten von Geiler von Kaisersberg, den er Gelegenheit hatte von 1506—1510 regelmäßig zu hören, herausgegeben, und zwar: »Das Evangelibuch«, die »Emeis«, die »Brosämlin« und das »Narrenschiff«. Vgl. Veith, Ueber den Barfüßer Johannes P. ꝛc. (Wien 1839).

2) Georg Reinhold, Geschichtschreiber, geb. 25. Mai 1823 zu Berlin, studirte dort sowie in Bonn und ging 1847 nach England und Schottland, theils im Interesse eigener Studien, theils für Pertz' »Monumenta Germ. hist.« Während der Jahre 1849—52 war er sodann Privatsekretär bei Bunsen und fand in dieser Stellung Gelegenheit, mit den bedeutenden Männern Englands, Gelehrten und Politikern, in persönliche Berührung zu kommen. Im Herbst 1855 nach Deutschland zurückgekehrt, habilitirte sich P. an der Bonner Universität, ging indeß schon 1857 als Professor nach Rostock. 1859 folgte er einem Ruf nach Tübingen. Als er hier 1866 zur Zeit des deutschen Kriegs in den »Preußischen Jahrbüchern« einen scharfen Artikel über die Zustände Würtembergs erscheinen ließ, wurde er zur Strafe an das Seminar zu Schönthal versetzt, nahm aber seinen Abschied und wurde 1867 als Professor nach Marburg, 1870 nach Göttingen berufen. Von kleineren Arbeiten in Zeitschriften abgesehen, sind von P. zu nennen: »König Aelfred und seine Stelle in der Geschichte Englands« (Berl. 1851, in zweifacher englischer Uebersetzung erschienen); die Fortsetzung von Lappenbergs »Geschichte von England« (Bd. 3—5, Gotha 1853—58); ferner eine »Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815« (Leipz. 1864—75, Bd. 1—3); »Bilder aus Altengland« (Gotha 1860, 2. Aufl. 1876, ebenfalls in das Englische übersetzt); »Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen« (Tüb. 1867); »Aufsätze zur englischen Geschichte« (Leipz. 1869). Außerdem gab er J. Gowers »Confessio amantis« heraus (Lond. 1856, 3 Bde.).

Pauli Bekehrung, s. Paulus (Apostel).

Paulicianer, gnostisch-manichäische Sekte im Orient. Sie unterschieden in der Weise Marcions ein gutes und böses Princip, einen bösen Gott, Demiurgos, als Urheber der sinnlichen Schöpfung und des Judenthums, und einen guten, vollkommenen Gott, den Herrn des Himmels, verwarfen im Gegensatze zur herrschenden Kirche, die sich nicht völlig genug von der Herrschaft des Alten Testaments losgemacht habe und daher stets in die Mängel des fleischlichen Judenthums zurückfalle, die Verehrung der Heiligen, der Bilder, des Kreuzes, der Reliquien, das Fasten, das Mönchthum, alle sinnlichen Formen des Kultus, selbst bei den Sakramenten, überhaupt alles Gepränge. Ihren Bibelglauben stützten sie nur auf die Evangelien des Lukas und Johannes und die Paulinischen Briefe, deren Verfasser ein Gegenstand hoher Verehrung für sie war; daher der Sektenname P., während sie sich selbst »Christen« nannten. Mit Verwerfung aller Hierarchie wollten sie ihre Kirchenverfassung auf die einfachen Formen der apostolischen Urzeit beschränkt wissen. Ihr Stifter Konstantin, wirksam seit 657 bei Samosata, wurde 685 auf Befehl des kaiserlichen Beamten Simeon gesteinigt; Simeon selbst aber nahm davon einen so mächtigen Eindruck mit hinweg, daß er bald an die Spitze der P. trat, weswegen er 690 auf dem Scheiterhaufen starb. Nach mannigfachen Verfolgungen, welche namentlich von den bilderfreundlichen Kaisern ausgingen, während die bilderfeindlichen sie duldeten, wurden die P. von Kaiser Johannes Tzimisces um 970 nach Thrakien verpflanzt, um zur Bewachung der dortigen Reichsgrenzen zu dienen. Viele der dortigen P. gingen unter Alexios Komnenos

(seit 1081) zur herrschenden Kirche über; andere vermischten sich mit den Resten der Messalianer, woraus die Bogomilen hervorgingen. Vgl. Gieseler in den »Theologischen Studien und Kritiken« 1829.

Paulīna potio (lat., Paulinertrank), im Mittelalter, vielleicht nach dem Mönch Paulinus, der Kaiser Heinrich VII. vergiftet hat, s. v. w. Gift.

Pauline, Christiane Wilhelmine, Fürstin zu Lippe, geb. 23. Febr. 1769 zu Ballenstedt, Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung. Sie war des Lateinischen mächtig, mit der dänischen Literatur sehr vertraut und besaß im Deutschen eine ungemeine Gewandtheit Mit dem Dichter Gleim stand sie in dauerndem Briefwechsel. An den Regierungsgeschäften nahm sie eifrig theil; so führte sie seit 1790 einen Theil der Korrespondenz ihres Vaters und hatte seit 1793 Antheil an der Leitung der auswärtigen Geschäfte. Am 2. Jan. 1796 vermählte sie sich mit dem Fürsten Leopold von Lippe-Detmold und übernahm nach dessen Tode (1802) für den Erbprinzen Paul Alexander Leopold die vormundschaftliche Regierung, die sie durchaus selbständig führte. Gleich zu Anfang derselben hob sie die Leibeigenschaft auf, gründete eine der ersten Kleinkinderbewahranstalten in Deutschland und sorgte überhaupt für Verbesserung des Armen- und Schulwesens. 1807 entschied sie sich sofort für den Rheinbund und wußte zu Paris die Achtung Napoleons I. und Josephine's vertraute Freundschaft zu gewinnen. Eine neue Verfassung, die sie 1817 ihren Ständen vorlegte, ward von diesen nicht angenommen, obschon außerdem die Fürstin einer ungetheilten Verehrung sich erfreute. Ein Zeugnis hierfür war der 1818 von der Stadt Lemgo ihr gemachte, von ihr auch angenommene Antrag, das Bürgermeisteramt dieser Stadt zu übernehmen. P. starb, nachdem sie 4. Juni 1824 die Regierung ihrem Sohn übergeben, 29. Dec. d. J. Eine geistvolle Dichtung von ihr: »Die Theestunde einer deutschen Fürstin«, steht in der »Iduna« von 1805.

Pauliner, Benennung mehrerer geistlichen Kongregationen, besonders der Einsiedlermönche des heil. Paul, welche, als Einsiedlerschaft von Patacz 1215 vom Bischof Bartholomäus von Fünfkirchen gestiftet, 1250 mit einer von Eusebius von Gran zu Pisilia gebildeten Einsiedlerschaft vereinigt und dem heil. Paul von Theben als Schutzpatron geweiht, noch heute in Ungarn bestehen. P. heißen nach ihrem Stifter auch die Minimen (s. d.), Piaristen (s. d.), Theatiner (s. d.) und regulirten Chorherren des heil. Paulus oder Barnabiten (s. d.).

Paulīnus, Pontius Meropius Anicius, Kirchenschriftsteller, geb. 354 in Bordeaux, trat zur christlichen Kirche über, ward 378 Konsul, 379 Präfekt der Provinz Kampanien und 394 Bischof zu Nola, wo er 22. Juni 431 starb. Sein Gedächtnistag ist der 22. Juni, welcher besonders in Nola gefeiert wird. Er schrieb »Epistolae et poemata«. Seine Werke gab Muratori heraus (Ver. 1736).

Paulinzelle, Dorf im schwarzburg-rudolstädt. Justizamt Stadtilm, in einem romantischen Thal des Thüringer Waldes, 8 Kilom. südlich von Stadtilm, mit Rentamt, renommirter Orgelbauerei und 110 Einw.; ist geschichtlich merkwürdig durch das daselbst 1106 von Pauline, der Tochter eines thüringischen Ritters Moricho, gestiftete Cistercienser-Nonnen- und Mönchskloster, dessen Aebte sich bald zu Macht und Reichthum emporschwangen, so daß sie im 15. Jahrh. 19 Orte besaßen. Nachdem die Abtei im Bauernkrieg 1525 geplündert und verwüstet worden, wurde sie 1534 von den Grafen von Schwarzburg aufgehoben und die verfallenden Gebäude nachmals vollends durch den Blitz zerstört. Die ansehnlichen Ruinen der Kirche (im byzantinischen Stil) gehören zu den schönsten Denkmälern der Vorzeit im Bereich des Thüringer Waldes. Vgl. Hesse, Geschichte des Klosters P. (Rudolst. 1815); Puttrich, Die Kirchen und sonstigen Alterthümer der schwarzburgischen Länder (Leipz. 1843).

Paulit, s. v. w. Hypersthen.

Paullinia *L.* (Paullinie), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, kletternde Sträucher mit Ranken, zusammengesetzten Blättern, achselständigen Blütentrauben, weißen Blüten und dreifächeriger, dreiklappiger und dreisamiger, aufspringender Kapsel. Die etwa 60 Arten sind, bis auf 2 oder 3 westafrikanische, im tropischen Amerika zu Hause. P. sorbilis *Mart.* (Guaranie, s. Tafel »Nahrungspflanzen II«), ein hoher, kletternder Strauch mit paarig gefiederten Blättern, länglichen, buchtig gezähnten Blättchen und zottiger Kapsel, wächst besonders in den brasilischen Provinzen Pará und Amazonas und liefert in ihren fast kugelrunden, dunkelbraunen Samen von der Größe der Schlehen das Material, aus welchem die Guarana (s. d.) dargestellt wird.

Paulsen, Louis, berühmter Schachspieler, geb. 15. Jan. 1833 zu Nassengrund im Fürstenthum Lippe, erlernte das Schach im elterlichen Hause, siedelte 1854 nach Amerika über und trat dort alsbald in die Oeffentlichkeit. Nachdem er in Dubuque und Chicago mit gutem Erfolge gespielt, betheiligte er sich am New Yorker Schachturnier von 1857 und gewann den zweiten Preis. Zugleich producirte er sich damals vielfach als Blindlingsspieler, eine Kunst, in welcher es ihm lange Zeit hindurch niemand gleichthat. Erst seit wenigen Jahren haben Blackburne und Zukertort dasselbe geleistet, nämlich 15 Partien zu gleicher Zeit ohne Ansicht des Brets glücklich durchgefochten. 1860 kehrte P. nach Deutschland zurück; auf dem Turnier zu Bristol 1861 gewann er den ersten Preis gegen Kolisch. 1862 erhielt er in London den zweiten Preis und zeigte sich zugleich im Einzelwettkampf als ebenbürtiger Gegner Anderssens. Wiewohl ihn seitdem das Glück in großen Turnieren verließ, hat er doch stets seinen Ruhm aufrecht erhalten. Auch um die Theorie des Spiels hat er sich im Verein mit seinem Bruder Wilfried verdient gemacht.

Paulus (eigentlich Saul oder Saulus), der einflußreichste der Apostel Jesu, geboren zu Tarsos, der Hauptstadt Kilikiens, von jüdischen Eltern, ungefähr um das Jahr 10 unserer Zeitrechnung, ward von dem Vater, welcher das römische Bürgerrecht besaß, zum Rabbi bestimmt und deshalb frühzeitig nach Jerusalem gebracht, wo er durch den berühmten Gamaliel in die pharisäische Theologie eingeweiht wurde. Nebenbei lernte er auch das Handwerk eines Zeltwebers, von dem er später, so oft sich die Gelegenheit bot, zur Gewinnung einer selbständigen Subsistenz Gebrauch machte. Als strenger Pharisäer nahm er an dem Volksaufstand gegen Stephanus theil, leitete die Verfolgungen der neuen Sekte zu Jerusalem ein und ließ sich, als sich die Christengemeinde von dort zerstreut hatte, im Jahr 39 Vollmachten vom Synedrium ertheilen, um sich der Flüchtigen auch in Damaskus bemächtigen zu können. Jetzt aber kam es zu jener innern, von einer Ekstase und Vision begleiteten Katastrophe, aus welcher der frühere Verfolger der Christen als neuester Apostel Jesu hervorging, welcher sich seitdem mit unermüdlichem Eifer

der Verkündigung des Evangeliums gewidmet hat. Nach einem dreijährigen, durch eine Reise nach Arabien unterbrochenen Aufenthalt in Damaskus entzog er sich den Nachstellungen der dortigen Juden durch die Flucht und begab sich dann auf zwei Wochen nach Jerusalem, wo er Petrus und den jüngern Jacobus antraf. Nach einem längern Aufenthalt in seiner Vaterstadt ließ er sich durch seinen Gesinnungsgenossen Barnabas in die aus gebornen Heiden und Juden gemischte Gemeinde zu Antiochia einführen, in deren Auftrag beide eine Missionsreise unternahmen, welche sie über die Insel Cypern durch die kleinasiatischen Provinzen Pamphylien, Pisidien und Lykaonien führte. Nach Antiochia zurückgekehrt, fand P. die dortige Gemeinde über die Frage getheilt, unter welchen Bedingungen gläubig gewordene Heiden in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen seien. Dadurch wurde eine Sendung des P. und Barnabas nach Jerusalem herbeigeführt, wahrscheinlich 50—52, deren Resultat die Trennung der Missionsgebiete der Urapostel und des P. bei gegenseitiger Anerkennung bildete. Gleich darauf trug ihm die noch ungelöste principielle Frage nach dem Verhältnis von Juden und Heiden im Christenthum einen harten Konflikt mit Petrus und selbst mit Barnabas in Antiochia ein. Nach seiner Trennung von Barnabas unternahm er, von Silas begleitet, eine zweite Bekehrungsreise durch die schon besuchten kleinasiatischen Provinzen, dann durch Phrygien und Galatien nach Mysien, von da nach Makedonien, wo in Philippi und Thessalonich, und nach Achaia, wo in Athen und Korinth christliche Gemeinden gegründet wurden. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Korinth läßt ihn wenigstens die Apostelgeschichte über Jerusalem nach Antiochia zurückkehren. Eine dritte Missionsreise führte ihn durch Galatien und Phrygien nach Ephesos. Von hier nach einem fast dreijährigen Aufenthalt durch einen Aufstand vertrieben, reiste er durch Makedonien und Achaia nach Korinth, sammelte hier eine Beisteuer für die Christen zu Jerusalem, kehrte wieder nach Makedonien zurück und ging von dort 59 zu Schiff über Miletos und Cäsarea nach Jerusalem. Dort wurde er am Pfingstfest 59 bei einem Volksaufstand von den Römern in Haft genommen und als Gefangener nach Cäsarea zum Verhör vor den Prokurator Felix gebracht. Da er aber an den Kaiser appellirte, wurde er unter dem nachfolgenden Prokurator, Festus, im Herbst 60 oder 61 nach Rom gesandt, wo er in einer nicht allzu drückenden Gefangenschaft zwei volle Jahre hindurch blieb. Mit dieser Nachricht schließt die Apostelgeschichte. Angaben der Kirchenväter aus dem 4. Jahrh. zufolge soll P. aus dieser römischen Gefangenschaft befreit worden sein, noch mehrere apostolische Reisen, insbesondere auch nach Spanien, gemacht haben, endlich wieder in Rom verhaftet und unter Nero zugleich mit Petrus hingerichtet und zwar enthauptet worden sein. Wahrscheinlicher schlossen schon die zwei Jahre der Apostelgeschichte mit Proceß und Hinrichtung ab. Die Kirche hat ihm zugleich mit Petrus den 29. Juni als Peter-Paulstag und den 25. Jan. als Pauli Bekehrungstag gewidmet.

Wir besitzen unter P.' Namen eine Anzahl von Sendschreiben an mehrere Christengemeinden und an einzelne Personen, sogen. Episteln oder Lehrbriefe, welche, wie zu den ältesten, so auch zu den gehaltreichsten und bedeutendsten Schriften des Neuen Testaments gehören und überdies noch dadurch einen besondern Werth erhalten, daß die biblische Kritik die Echtheit der wichtigsten von ihnen (der Briefe an die Galater, Römer und der beiden an die Korinther) fast unbestritten konstatirt. Das Alterthum hat einstimmig 13 Briefe Pauli als echt angenommen; nur der 14., der Brief an die Hebräer, war streitig. Neuerdings sind auch die sogen. Pastoralbriefe, der zweite Thessalonicher- und der Epheserbrief, mit steigender Sicherheit als unecht erkannt worden; sehr zweifelhaft steht auch der Kolosserbrief da, und selbst der Philipperbrief erregt mehrfach Bedenken. Die Reihenfolge, in welcher die Pauliniſchen Episteln jetzt im Kanon stehen, beruht auf einer ziemlich willkürlichen Rangordnung der Gemeinden und Personen, an welche sie gerichtet sind. Ueber die einzelnen Briefe s. die denselben gewidmeten Artikel. In den Kanon nicht aufgenommen und entschieden unecht sind: ein Brief an die Laodikeer, ein Briefwechsel mit Seneca und ein dritter Brief an die Korinther.

P. hat dem Christenthum erst seinen universalen Charakter, seine Bedeutung als Weltreligion errungen, indem er das Menschheitliche in dem Auftreten und Selbstbewußtsein Jesu geltend machte und hinter dem lokal und national Bedingten, woran sich die jerusalemische Gemeinde hielt, zurückstellte. Er zuerst hat das Christenthum als eine neue Religion in sich erlebt und nach außen zur Darstellung gebracht. Waren es aber solchergestalt auch zunächst vollkommen praktische Grundsätze: die Universalität des Christenthums und die Abrogation des mosaischen Gesetzes, deren Anerkennung im Leben er durchzusetzen und dem Judenchristenthum abzuringen hatte, so lag es doch in der Natur seines durchaus theoretisch angelegten Geistes, diese seine praktische Auffassung des Christenthums in ihre letzten theoretischen Konsequenzen und in ihre abstraktesten Vordersätze zu verfolgen. Stets sind es daher praktische Lebensverhältnisse und Zustände, Verirrungen und Vorurtheile, die ihm Veranlassung zum Schreiben geben; stets aber operirt er, um sie zu bewältigen, so, daß er bald einen göttlichen Geschichtsplan entrollt, auf welchem die Leser sich zu orientiren haben, bald die Grundzüge einer spekulativen, schon ganz nahe an die spätere Gnosis herantretenden Weltanschauung zeichnet, welche ganz auf die Gegensätze Fleisch und Geist, Adam und Christus, Gesetz und Gnade, Gerechtigkeit aus Werken und Gerechtigkeit aus Gnade, Tod und Leben gebaut ist. Summa dieses sogen. Pauliniſchen Lehrbegriffs bleibt immer die Idee der Neuheit und Selbständigkeit des Christenthums, welches sich zum Judenthum verhalte wie die Freiheit des Mannes zum Gehorsam des Knaben, wie der Geist zum Buchstaben, wie die Sache selbst zum Schattenbild. Insonderheit begründete er die Universalität des messianischen Heils und die an keine Bedingung vorangegangener Gesetzeserfüllung geknüpfte Aufnahmefähigkeit der Heiden in das Gottesreich auf die allgemeine Sündhaftigkeit, vermöge deren Juden und Heiden unter gleichem Fluche liegen, und auf den diesem Fluche Genüge leistenden Versöhnungstod des Sohns Gottes, welcher durch ebendiesen Tod seinen früheren Beziehungen zum Judenthum abgestorben ist und seitdem als verklärtes Haupt der Menschheit zu Juden wie Heiden in gleichmäßigem Verhältnis steht. Vgl. Baur, P., der Apostel Jesu Christi (2. Aufl., Leipz. 1866); Hausrath, Der Apostel P. (2. Aufl., Heidelb. 1872); O. Pfleiderer, Der Paulinismus (Leipz. 1873).

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, deutscher Theolog, geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, widmete sich zu Tübingen dem Studium

der Theologie, sodann in Göttingen auf einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich dem der orientalischen Sprachen, ward 1789 Professor der morgenländischen Sprachen zu Jena und 1793 ordentlicher Professor der Theologie. 1803 ging er in gleicher Eigenschaft nach Würzburg. 1808 kam er als Landesdirektionsrath in Kirchen- und Schulsachen nach Bamberg, 1809 nach Nürnberg, 1811 nach Ansbach; doch folgte er noch in demselben Jahr einem Ruf als Geheimer Kirchenrath und Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg. Seit 1844 in den Ruhestand versetzt, starb er daselbst 10. Aug. 1851. Seine theologische Richtung war eine ausgeprägt rationalistische, seine ganze Art, die Dinge zu betrachten und zu beurtheilen, mehr juristisch als religiös. So nahm er auch an den Verfassungsangelegenheiten seines Vaterlands Würtemberg seit 1814 durch schriftstellerische Thätigkeit theil; ja, er dehnte diese geradezu auf die Rechtsgelehrsamkeit aus und verdankte unter anderem seiner Beleuchtung der in dem Proceß gegen Fonk begangenen Rechtsverletzungen die juristische Doktorwürde von Seiten der Universität Freiburg. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Neues Repertorium für biblische und morgenländische Literatur« (Jena 1790 f., 3 Bde.); »Clavis über die Psalmen« (das. 1791; 2. Aufl., Heidelb. 1815); »Clavis über den Jesaias« (Jena 1793); »Philologisch-kritischer und historischer Kommentar über das Neue Testament« (Lüb. 1800—1804, 4 Bde.; 2. Aufl., Leipz. 1804—1808); »Sophronizon, oder unparteiische, freimüthige Beiträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen« (Frankf. a. M. 1819—30); »Der Denkgläubige, theologische Zeitschrift« (das. 1825—29); »Kirchenbeleuchtungen« (das. 1827—28); »Das Leben Jesu« (das. 1828, 2 Bde.); »Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelisten« (das. 1830—33, neue Ausg. 1841—1842); »Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte« (Brem. 1830, 2. Aufl. 1837); »Neuer Sophronizon« (Darmst. 1841—42, 3 Bde.); »Vorlesungen Schellings über die Offenbarung« (das. 1843). Am bekanntesten sind seine noch zu seinen Lebzeiten durch Strauß vernichteten Wundererklärungen geworden; im übrigen hat er den Charakter der Zeit der Romantik und der Restauration, in welche er hinüberwuchs, vielfach klarer beurtheilt als die meisten Zeitgenossen. Vgl. P.' »Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte« (Heidelb. 1839); Reichlin-Meldegg, P. und seine Zeit (Stuttg. 1853, 2 Bde.).

Paulus Diacŏnus, Sohn Warnefrids, langobard. Geschichtschreiber, geboren um 730 in Forojulii (Friaul) aus einem edlen Geschlecht, ward am Hof des langobard. Königs Ratchis zu Pavia erzogen und hielt sich wahrscheinlich auch unter dessen Nachfolgern Aistulf und Desiderius am königlichen Hof, dann am Hof des Arichis, des Gemahls der langobardischen Königstochter Adelperga, welche er unterrichtet hatte, auf. Für diese schrieb er 781 seine »Historia Romana«, die bis auf Justinian geht (am besten bei Muratori, »Rerum Italicarum scriptores«, Bd. 1), eine Kompilation aus verschiedenen älteren Geschichtswerken. Hierauf trat er als Mönch in das Kloster Monte Cassino; doch begab er sich 781 auf den Wunsch Karls d. Gr. an dessen Hof, wo er sich durch seine Bemühungen um Hebung wissenschaftlicher Studien im Frankenreich große Verdienste erwarb, das Griechische lehrte, eine Homiliensammlung (»Omiliarius«, von 1482—1569 oft gedruckt und auch ins Deutsche übersetzt) herausgab und »Gesta episcoporum Mettensium« (am besten gedruckt in Pertz' »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 2) schrieb. 787 nach Monte Cassino zurückgekehrt, verarbeitete er sein früher begonnenes Geschichtswerk zu einer Geschichte seines Volks mit Berücksichtigung der griechischen und fränkischen Geschichte unter dem Titel: »Historia Langobardorum« (zuerst Par. 1514, am besten bei Muratori; deutsch von Abel, Berl. 1849), welche zwar als Geschichtswerk manche Mängel zeigt, aber durch die Erhaltung des Sagenschatzes und der mündlichen Ueberlieferung des langobardischen Volks außerordentlich werthvoll ist. Er war damit bis 744 gediehen, als ihn der Tod, angeblich 13. April 797, überraschte. Das Werk wurde bis ins 15. Jahrh. hinein von den späteren Geschichtschreibern vielfach benutzt. Außerdem gibt es von P. noch eine Anzahl Gedichte, Grabschriften und Briefe und einige praktisch-theologische Schriften, darunter eine Erläuterung der Benediktinerregel. Vgl. Bethmann, P. D.' Leben und Schriften (im »Archiv der Gesellschaft für deutsche Geschichte«, Bd. 10); Dahn, Langobardische Studien, Bd. 1: P. (Leipz. 1876).

Paulus von Samosăta, ein Antitrinitarier der alten Kirche, ward 260 Bischof zu Antiochia, aber, da er in Christus einen von unten auf sich zur Gottheit entwickelnden Menschen sah, 269 auf der Synode zu Antiochia verdammt und, nachdem er lange an der Königin Zenobia von Palmyra eine Stütze gehabt, vom heidnischen Kaiser Aurelian, welchen die Gegner angerufen hatten, seines Amts entsetzt. Seine Anhänger, die Samosatenianer, erhielten sich bis ins 4. Jahrh.

Paul Veronēse, Maler, s. Caliari.

Paul von Aegina, berühmter griech. Arzt des 7. Jahrh., besonders hervorragend als Chirurg und Geburtshelfer, geboren auf der Insel Aegina, lebte eine Zeitlang in Alexandria. Er hat ein Sammelwerk: »Erinnerungsbuch«, hinterlassen, welches einen Abriß der ganzen Medicin enthält, in den Kapiteln über innere Krankheiten im wesentlichen ein Auszug aus Galenus, Aëtius und Oribasius ist, indessen auch und zwar besonders in seinem chirurgischen Theil (6. Buch) zahlreiche selbständige Beobachtungen und Methoden enthält. Die Beschreibung einer über Italien und andere Länder verbreiteten epidemischen »Kolik« mit Ausgang in »Epilepsie« und »Lähmung«, die Beschreibung der Gicht, des Bluthustens infolge von Lungensteinen, der Anwendung eines Scheidenspekulums, die von ihm zuerst ausgegangene Empfehlung des Opiums sind von hervorragendem Interesse. P. wurde vor allen von den Arabern hochgeschätzt und sein Werk schon sehr früh durch Honein ins Arabische übertragen. Seine Chirurgie ist die Grundlage der Chirurgie des Abulkasem und dadurch indirekt zum Theil die Quelle für die Kenntnisse der Wundärzte des Abendlands gewesen.

Paumotuinseln (von Krusenstern Niedrige Inseln, von Bougainville Gefährliche Inseln, von den Händlern Perleninseln, neuerlich auch Tuamotu genannt), großer Archipel des Stillen Oceans, erstreckt sich östlich von den Societätsinseln zwischen 14° 5′—23° 12′ südl. Br. und 135° 33′—148° 45′ östl. L. v. Gr., ward bereits zu Anfang des 17. Jahrh. von den Europäern entdeckt und in der Folge von verschiedenen Seefahrern im einzelnen weiter erforscht. Es sind durchgängig flache Korallen- und fast ohne Ausnahme Laguneninseln, aber nach Größe

und Beschaffenheit der Riffe und Lagunen sehr verschieden. Der dürre und wasserarme Korallenboden trägt eine einförmige und dürftige Vegetation (Kokospalmen, Pandanus); nur in den westlichen Inseln sind von Tahiti aus auch einige Kulturpflanzen (Brodfrucht, Bananen, Arum, Ananas) eingeführt worden. Die Landthiere (Ratten, einige Landvögel, sehr wenige Insekten) zeigen eine gleiche Einförmigkeit; dagegen sind die Seethiere (Delphine, Seevögel, Schildkröten, Fische, Mollusken, darunter besonders Perlenmuscheln, Krustaceen ꝛc.) ebenso häufig als verschiedenartig. Das Klima gilt für gesund und erfrischend; der Wechsel der Jahreszeiten ist weniger regelmäßig als in anderen Archipelen. Der Passatwind (von SO. und NO.) ist der vorherrschende Wind, wird aber nicht selten von Westwinden und Windstillen unterbrochen; Regengüsse und Nebel sind nicht ungewöhnlich. Man theilt den Archipel in drei Theile: nördliche Inseln (Waterlandinseln, Taka Tikei, Disapointmentinseln, Pukapuka ꝛc.), centrale Inseln (Makatea, Tikahau, Rangiroa, die größte aller P., Palliserinseln, Fakarawa, Kawehi, Raraka, Anaä, politisch die bedeutendste, Tahanea, Seagullinseln, Makemo, Taenga, Marutea, Rawahere, Amanu, Hao ꝛc., im ganzen 54) und südliche Inseln (Hercheretua, Tureia, Wairaatea, Amphitriteinseln, Marutea ꝛc.). Im O. schließt sich unmittelbar an die P. noch eine Anzahl von Inseln an, die von einigen zu den P. gezählt werden, indessen durch abweichende Bildung und Bevölkerung sich von jenen unterscheiden; dazu gehören Mangarewa, Pitcairn und Rapanui. Die Bewohner der P. sind Polynesier und stehen unter französischem Schutz. Die Angaben über ihre Zahl schwanken zwischen 3500 und 7000. Sie führen eine Art Wanderleben, indem sie in Familien oder kleinen Stämmen von Insel zu Insel ziehen und sammeln, was diese an Nahrungsmitteln bieten. Von Charakter zeichnen sie sich durch Redlichkeit, Zuverlässigkeit und Keuschheit aus; dazu sind sie ausdauernde und muthige, aber auch grausame Krieger. Von Körper groß und stark gebaut, übertreffen sie die Tahitier an Kraft und Gewandtheit, sind aber dabei viel dunkler, überaus schmutzig und (namentlich die Frauen) oft von auffallender Häßlichkeit. Früchte der Kokospalme und Pandanus, Fische, Schildkröten, Krebse ꝛc. sind ihre Nahrung. Auf den östlichen Inseln finden sich auch noch Anthropophagen. Ein schmaler, aus Matte geflochtener Gürtel bildet fast ihre einzige Kleidung, die Tättowirung, roh ausgeführt, ihren einzigen Schmuck. Die Bewohner der westlichen Inseln stehen schon seit Ende des 18. Jahrh. unter der politischen Herrschaft von Tahiti und sind von dort aus auch für das (evangelische) Christenthum gewonnen worden, während sich in neuester Zeit katholische Missionäre nicht ohne Erfolg mit der Bekehrung der Einwohner der östlichen P. beschäftigt haben. Seit die Europäer auf Tahiti Fuß gefaßt, sind die P. Schauplatz eines nicht unbedeutenden Handelsverkehrs geworden, als dessen Ausfuhrartikel besonders Tripang, Perlen (auch Perlmutter) und Kokosöl sowie etwas Schildpatt zu nennen sind, während Zeuge, eiserne Geräthe, Mehl, Tabak ꝛc. eingeführt werden.

Pauperismus (neulat., Massenarmut), s. Armenwesen.

Paupertät (lat.), Armut, Dürftigkeit.

Pausa, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau (Voigtland), Amtshauptmannschaft Plauen, Sitz eines Gerichtsamts, mit Fabrikation von Woll-, Baumwoll- und Strumpfwaaren, Weißstickerei, Mineralquelle und (1875) 3615 Einw. P. war früher ein besuchter Wallfahrtsort, wahrscheinlich wegen der dortigen Heilquelle.

Pausānias, 1) ein Spartaner aus dem Königshaus der Agiden, Sohn des Kleombrotos, führte seit dessen Tode (480 v. Chr.) die Regierung von Sparta als Vormund des minderjährigen Plistarchos, des Sohns des Leonidas. 479 führte er den Oberbefehl über die verbündeten Griechen in der siegreichen Schlacht bei Platää gegen die Perser, befehligte darauf bis 476 die griechische Flotte und eroberte Kypros und Byzanz. Hier aber ließ er sich in verrätherische Umtriebe mit Xerres ein, um mit dessen Hülfe die Alleinherrschaft über Griechenland zu erlangen, ward daher auf Beschwerde der Bundesgenossen vom Oberbefehl abberufen und des Hochverraths angeklagt, aber 474 freigesprochen. 470 kehrte er nach Byzanz zurück, setzte sich hier mit thrakischen Söldnern fest und begann von neuem die Umtriebe mit Persien, wurde aber von den Athenern vertrieben und von den Ephoren zum zweitenmal zurückberufen. Anfangs gelang es ihm, die Ephoren wiederum zu täuschen, bis endlich der Sklave, welcher in seinem Auftrag Briefschaften an den Satrapen Artabazos überbringen sollte, weil in diesen seine Tödtung befohlen war, dieselben den Ephoren überlieferte. Da erst ward, nachdem man noch durch List ihm selbst das mündliche Eingeständnis der Schuld abgelauscht, seine Festnahme beschlossen. P. floh in das Heiligthum der Athene, ward hier eingemauert und starb den Hungertod (467).

2) Griech. Geschichtschreiber und Geograph, geboren um 120 n. Chr. in Lydien, Schüler des Herodes Atticus, bereiste Griechenland, Italien, einen großen Theil von Asien und Afrika und beschrieb sodann in der »Periegesis« in 10 Büchern die religiösen und künstlerischen Merkwürdigkeiten der einzelnen Orte fast ganz Griechenlands mit Berücksichtigung der Geographie und Geschichte und besonders der alten Mythen; auch naturhistorische Notizen sind eingestreut. Das Werk, obwohl vom Standpunkt eines Reisenden und für Reisende geschrieben, hat noch gegenwärtig eine hohe Wichtigkeit für die Kunstgeschichte und Alterthumsforschung, für die es in Bezug auf viele Gegenstände als einzig sichere Quelle zu betrachten ist. Der stilistische Ausdruck leidet oft an Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit. Die besten Ausgaben lieferten Schubart und Walz (Leipz. 1838—1839, 3 Bde.) und Dindorf (Par. 1845), eine deutsche Uebersetzung Wiedasch (Münch. 1826—33, 5 Bde.) und Siebelis (Tübing. 1827).

Pausche (Pause, Bause), ein Säckchen von Leinwand, mit Kohlen-, Kreiden- oder Röthelstaub gefüllt, den der Maler oder die Stickerin durch eine durchstochene Zeichnung klopft, um dadurch die Zeichnung der Umrisse auf den Malgrund zu bringen, was man durchpauschen oder durchpausen (durchstäuben, poriren) nennt.

Pauschen, das Erhitzen von eisenhaltigem Zinn (s. d.) zwischen glühenden Kohlen auf einer geneigten, mit Thon überzogenen Eisenplatte (Pauschherd), wobei das leichtflüssige Zinn ausfließt (aussaigert), das strengflüssige Eisen aber mit einem gewissen Zinngehalt als sogen. Zinnpausche, Saigerdörner zurückbleibt.

Pause (lat. pausa, Ruhe), in der Tonkunst das Schweigen von einer, mehreren oder auch allen Stimmen zwischen dem Ende des einen Tons und dem Anfang eines andern. Gleichwie für die Geltung

der Töne, so sind auch für die Pausen Zeichen vorhanden, welche ihre Zeitdauer genau bestimmen. Die größte Art von Pausen, so weit sich dieselben auf den Umfang eines einzigen Taktes erstrecken, ist die ganze P.; sie entspricht einem $\frac{4}{4}$- oder Allabrevetakt und besteht in einem dicken Querstrich unterhalb einer Linie: ( ). Die ihr folgenden Pausen sind: die halbe P. ( ), die Viertelpause (𝄽), die Achtelpause (𝄾), die Sechzehntelpause (𝄿), die Zweiunddreißigstelpause (𝅀) und die Vierundsechzigstelpause (𝅁). Auf welche Linie diese Zeichen zu stehen kommen, ist gleichgültig. Alle diese Pausen können, wie die Noten, durch Punkte und Doppelpunkte um die Hälfte und drei Viertel ihres Werths vermehrt werden. Für größere Pausen, deren man besonders in mehrstimmigen Kompositionen bedarf, sind noch folgende Zeichen anzuführen: für 2 ganze Noten ( ), für 4 ganze Noten ( ), für 6 ganze Noten ( ) und für 8 ganze Noten ( ). Durch Aneinanderreihung dieser Zeichen kann jede beliebige Anzahl von Pausen ausgedrückt werden. In der Regel jedoch zieht man in diesem Fall durch die Linien zwei Querstriche und schreibt die Anzahl der Pausen darüber, z. B.: ( ). Pausen von geringem Zeitwerth (wie 𝄾 oder 𝄿) nennt man auch Sospiren. Eine P., welche alle Stimmen zugleich zu halten haben, heißt Generalpause. Ueber die Verwendung der Pausenzeichen als Taktschlüssel s. Noten (Mensuralnoten).

Pausilipptuff (Posilippotuff, Bimssteintuff), Trachyttuff, übergehend in Trachytkonglomerat, der aus mechanisch und nicht sehr fest verbundenen Theilen trachytischer Gesteine und Geschiebe (besonders oft aus weißem Bimsstein, aber auch aus schwarzer poröser Lava) besteht und erdig, leicht, öfter konglomerat- und breccienartig, hellfarbig ist. Der eigentliche P. kommt um Neapel (Phlegräische Felder, Vesuv, auf Jschia) viel vor und hat seinen Namen von der bekannten Grotte; ähnliches Gestein von Bonn heißt Traß, das von Teneriffa Tosca; außerdem ist das Trachytgebiet Oberungarns als Fundstätte zu nennen. Diese sämmtlichen Tuffgesteine werden zur Bereitung von hydraulischem Mörtel verwandt; der P. Neapels gibt die (in dieser Hinsicht berühmte) Puzzolanerde.

Pauvre (franz., spr. pohwr), arm, armselig; Pauvreté, Armut; Pauvreté n'est pas vice, »Armut ist kein Laster«, oder: »Armut schändet nicht«.

Pauwels, Ferdinand, Historienmaler, geb. 13. April 1830 zu Eckeren bei Antwerpen, besuchte die dortige Akademie schon seit seinem 12. Jahr, von 1842—1850, stellte 1851 zuerst aus: Zusammenkunft Balduins I. von Konstantinopel mit seiner Tochter Johanna. 1857 erhielt er die goldene Medaille, 1861 den belgischen Leopoldsorden, 1862 wurde er Professor an der Kunstschule zu Weimar; er hielt sich dann längere Zeit in Antwerpen auf, bis er 1876 einem Ruf als Professor der Akademie in Dresden folgte. Von seinen Gemälden nennen wir: Trappistengottesdienst, Coriolan, von den Thränen seiner Mutter bewegt (1852), Deborah als Richterin, Wunder der heil. Eugenie, Berufung der heil. Clara (1859). Besondern Beifall errangen: die Wittwe des Jacob van Artevelde, die Verbannten des Herzogs von Alba, Rückkehr der Verbannten des Herzogs von Alba. Bekannt sind seine Fresken im Lutherhaus der Wartburg.

Pavage (franz., spr. -wahsch, im Latein des Mittelalters pavagium), in den altengl. Gesetzbüchern eine Geldabgabe, welche zur Pflasterung der Straßen und Hochwege diente; in Frankreich (droit de chaussée) eine Abgabe, welche für ein- oder durchgehende Waaren entrichtet werden mußte.

Pavé (franz., spr. -weh), Steinpflaster, Pflasterstein; P. de l'ours oder bloß P., in der Sprache der französischen Journalisten s. v. w. ungeschickte Vertheidigung, welche den Vertheidigten todschlägt, nach der bekannten Fabel von jenem Bären, der, um eine Fliege auf der Stirn seines schlafenden Herrn zu tödten, einen großen Stein auf diesen niederfallen ließ.

Pavesen (ital., franz. Pavois, Boffesen, Setztartschen), im Mittelalter die 2 Meter langen, 1 Meter breiten, mit starkem Eisenblech beschlagenen Schilde, welche namentlich bei Belagerungen den Armbrustschützen als Deckung dienten und mit einem am untern Ende angebrachten eisernen Stachel in die Erde gestoßen werden konnten.

Pavia, ital. Provinz in der Landschaft Lombardei, im N. von der Provinz Mailand, im O. von Piacenza, im S. von Genua, im SW. von Alessandria, im W. von Novara begrenzt, umfaßt 3345 QKilom. (60,75 QM.) mit (1871) 448,435 Einw. und zerfällt in vier Kreise: Bobbio, Mortara (Lomellina), P. und Voghera. Das Land ist, mit Ausnahme des südlichen gebirgigen Kreises Bobbio, eben, gut bewässert und sehr fruchtbar (der »Garten der Lombardei«) und wird vom Po mit seinen Nebenflüssen Sesia, Agogna, Terdoppio, Ticino und Olona (von N.) und der Staffora und Trebbia (von S.) bewässert. Außerdem ist die Provinz von einem reich verzweigten Netz von Kanälen durchzogen, unter welchen der Naviglio di P. (von der Olona bei Mailand zum Ticino bei Pavia, 33 Kilom. lang), di Bereguardo und der Navigliaccio die bedeutendsten sind. Etwa 6000 Hektar sind Sumpfland, doch wird an deren Austrocknung gearbeitet. Hauptprodukte der vorzugsweise ackerbautreibenden Provinz sind: Reis, Weizen und anderes Getreide, Hülsenfrüchte und Küchengewächse, Wein, Kastanien, Obst und Oelsaaten. Eine Specialität des Kreises Bobbio sind Trüffeln und Schnecken. Von Bedeutung ist die Seiden- und die Rindviehzucht, die Bereitung von Käse (Stracchino) und Butter, unter den Industriezweigen nur die Seiden- und Baumwollspinnerei, in geringerem Grade die Fabrikation von Hüten, Woll- und Seidenstoffen. Die Provinz wird von der Eisenbahnlinie von Mailand über P. nach Voghera durchzogen, welche am letztern Punkt von der Linie Turin-Alessandria-Piacenza und bei der Provinzhauptstadt von der Linie Alessandria-Valenza-Cremona-Mantua gekreuzt wird. Außerdem bildet Mortara den Knotenpunkt jener Bahnlinien, welche die Städte Mailand, Novara, Vercelli, Casale und Valenza verbinden. — Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt in einer fruchtbaren, hauptsächlich mit Reis bebauten Ebene links am Ticino, der sich hier mit dem Naviglio di P. vereinigt und von hier an schiffbar ist. Ueber den Fluß führt eine von Galeazzo Visconti 1353 erbaute gedeckte Brücke von sieben ungleichen Marmorbögen, 216 Meter lang und 5 Meter breit, deren Dach durch 100 Granitpilaster

gestützt wird, und durch welche die Stadt mit der auf einer Ticinoinsel gelegenen Vorstadt (Borgo Ticinese) verbunden wird. Außerdem führt über den Fluß eine 762 Meter lange, 1865 errichtete Eisenbahnbrücke. Die Stadt hat breite, regelmäßige Straßen, schöne, öffentliche Plätze, eine verfallene Citadelle (Reste der ehemaligen Befestigung) und theilweise noch erhaltene Wälle und Mauern, welche mit ihren 12 alten Thürmen (ehemals hatte die Stadt so viele, daß sie die »hundertthürmige« hieß) von malerischer Wirkung sind. Unter den Plätzen sind die bedeutendsten: die Piazza grande, mit Arkaden und dem alterthümlichen Rathhaus; die Piazza d'Italia vor dem Universitätsgebäude, mit der Marmorstatue der Italia zur Erinnerung an die in den Befreiungskriegen gefallenen Pavesen, und die weite, freie Piazza di Castello. Von den Straßen zeichnet sich namentlich der die ganze Stadt von N. nach S. durchschneidende, von der Porta Milano bis zur Porta del Ponte Ticino führende Corso Vittorio Emmanuele (früher Strada nuova) aus, an welchem stattliche Gebäude, meist Adelspaläste, liegen. Ein anderer wichtiger Straßenzug ist der von der Piazza grande zur Porta Borgorata (jetzt Cavour) führende Corso Cavour. Unter den 18 Kirchen, die meist aus der Zeit der hier residirenden lombardischen Könige herrühren, zeichnen sich mehrere durch ihre Bauart sowie durch interessante Alterthums- und Kunstgegenstände aus. Sehenswürdig ist insbesondere der Dom, ein großartiges, aber noch unvollendetes Bauwerk im Renaissancestil (1488 an Stelle zweier alten lombardischen Basiliken begonnen), mit mehreren schätzenswerthen Gemälden, einem kostbaren Reliquiarium, einem schönen Altar aus durchscheinendem Marmor in der Krypta, dem Grabmal des 525 auf Befehl Theoderichs hingerichteten Boëtius, vor allem aber dem Grabmal des heil. Augustinus (Arca di Sant'Agostino) von 1362, einem der prachtvollsten Skulpturwerke des reinen gothischen Stils. Ein interessanter Bau ist ferner die auf alten Fundamenten im 12. Jahrh. errichtete lombardische Basilika San Michele Maggiore (neuerlich restaurirt), mit phantastischen Skulpturen an der Façade und drei Portalen, im Innern von imposanter Wirkung, dreischiffig mit Querschiff, achteckiger Kuppel, Krypta, Mosaikresten des alten Fußbodens und einem Gemälde zum Andenken der 600jährigen Geburtsfeier Dante's. Die Basilika diente als Krönungskirche der ersten Könige von Italien und wurde deshalb in neuester Zeit zur Basilica reale erklärt; 1860—76 wurde sie einer umfassenden Restauration unterzogen. Andere bemerkenswerthe Kirchen sind: die majestätische Kirche Santa Maria del Carmine, in gothischem Stil (seit 1373 erbaut), San Francesco (seit 1360 erbaut) und Santa Maria Incoronata (auch Canevanovo genannt, seit 1492 nach dem Entwurf Bramante's erbaut), ein prächtiger achteckiger Kuppelbau mit Fresken und Gemälden und einer Todtenkammer, in welcher auch der Sarkophag des 1584 hier verstorbenen Herzogs Heinrich von Braunschweig steht. Von den weltlichen Gebäuden sind hervorzuheben: das geräumige, 1490 von Lodovico Sforza erbaute, später erweiterte und verschönerte Universitätsgebäude, zu welchem 1845 die imposante Aula hinzukam; das sogen. Castello (jetzt Kaserne), einst der Palast der Visconti, 1360 unter Galeazzo Visconti begonnen, mit schöner Hofanlage, unten mit offenen Spitzbogenhallen, oben mit rundbogigen Arkadenfenstern, darüber mit einer Zinnenkrönung und zwei (ursprünglich vier) Thürmen; das Borromeische Konviktskollegium, von Tibaldo erbaut, mit prächtiger Façade; das neue bischöfliche Seminar (1868 eröffnet), mit schöner Kapelle; drei Theater; der Palast Malaspina, mit schönem Seitenbau für die von der Familie gegründete Kunstschule und mit Büsten des Boëtius und Petrarca, endlich verschiedene Privatpaläste. P. ist Sitz der Präfektur, eines Bischofs, eines Civil- und Korrektionstribunals, eines Assisenhofs, einer Finanzintendanz und einer Provinzialforstdirektion. Ihre Bedeutung verdankt die Stadt hauptsächlich der namentlich im Mittelalter zu hohem Ruf gelangten Universität. Dieselbe reicht ihrer Entstehung nach weit zurück (sie soll von Karl d. Gr. gegründet worden sein); als wirkliche Universität wurde sie aber erst unter Kaiser Karl IV. durch Galeazzo Visconti errichtet und seitdem, namentlich unter der Kaiserin Maria Theresia durch ihren Minister Grafen Firmian 1770, neu organisirt. Sie umfaßt Fakultäten für Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, Mathematik und Naturwissenschaften (jene für Philosophie und Literatur wurde nach Mailand übertragen und bildet dort die Accademia scientifico-letteraria), außerdem Kurse für Pharmacie und Hebammenkunde sowie eine Reihe von zugehörigen wissenschaftlichen Instituten, als 4 Kliniken, 3 Kabinette für Anatomie und Pathologie, ein anatomisches und pathologisches Museum, ein Kabinet für Hydrometrie und Geodäsie, ein Museum für Architektur, ein archäologisch-numismatisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, ein naturhistorisches Museum, ein physikalisches Kabinet, einen botanischen Garten und eine von Maria Theresia 1754 begründete Bibliothek, welche namentlich an medicinischen und naturwissenschaftlichen Werken sehr reich ist und über 175,000 Bände zählt. Die Universität von P. zählte 1874/75: 51 Lehrende und 619 Studirende (etwa zur Hälfte Mediciner), während sie 1852 von 1800 und 1860 noch von 1475 Hörern besucht war. Zur Universität gehören auch noch zwei sogen. Konviktskollegien, in welchen dürftige Hörer der Universität vollständig erhalten und verpflegt werden, und zwar das Borromeische Kollegium (1563 von dem Erzbischof von Mailand, Carlo Borromeo, gegründet), in dem oben erwähnten Gebäude, für 32 Hörer, und das Kollegium Ghislieri (1569 von Papst Pius V. aus der Familie Ghislieri gegründet, für 60 Studirende), mit der Marmorstatue des Gründers (welchem außerdem eine Bronzestatue auf dem Platz vor dem Kollegium gesetzt wurde) im Vestibül. Andere Unterrichtsanstalten sind: ein technisch-agronomisches Institut mit agrarischem Garten, ein Gymnasiallyceum (Foscolo), ein Seminar, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Schule der schönen Künste mit Zeichen- und Kupferstecherschule und bedeutender Kupferstichsammlung und eine Malerschule. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten von P. (ein Taubstummeninstitut, Waisen- und Findelhaus, mehrere Spitäler und milde Stiftungen, zusammen 16 sogen. opere pie) ist das großartige Civilspital San Matteo hervorzuheben (1449 von den Bürgern Pavia's errichtet), mit 700 Betten und einer Jahreseinnahme von $^{2}/_{3}$ Mill. Lire, woraus die Pflege und Unterstützung von 6330 Personen bestritten wird. Die Industrie von P. ist sehr gering; von einiger Wichtigkeit sind nur die Käsebereitung, der Orgelbau, die Fabrikation von Eisengußwaaren, landwirtschaftlichen Maschinen und Marmorarbeiten, die Zubereitung von Fellen. Bedeutender ist der Handel, ins-

besondere mit Bodenprodukten der Umgebung; gefördert wird derselbe durch das Eisenbahnnetz (Linien nach Mailand, Cremona, Vogbera und Alessandria) und die schiffbaren Wasserstraßen (Naviglio di P., Ticino und Po), die bei der Stadt zusammentreffen. Zu erwähnen sind auch die Handels- und Gewerbekammer, die Filiale der Nationalbank, die Sparkasse und die gewerbliche Unterstützungskasse, die hier ihren Sitz haben. Die Bevölkerung von P. beläuft sich (1871) einschließlich der Vorstadt Borgo Ticinese auf 29,618 Einw.; außerdem zählten die in der Umgebung befindlichen Vorwerke (Corpi Santi di P.) 4167 Einw. 8 Kilom. nördlich von P. liegt an der Eisenbahn nach Mailand die berühmte Certosa (s. d.).

P. ist das alte Ticinum, ward später röm. Municipium und von den Hunnen zerstört. 490 kam die Stadt an die Ostgothen, deren König Theoderich hier einen Palast erbaute und den Ort befestigte. Damals kam auch statt des römischen Namens Ticinum der alte keltische Name der Stadt, Pavia, wieder in Gebrauch. Von dem Langobardenkönig Alboin an, welcher P. 572 nach dreijähriger Belagerung eroberte, war es die Hauptstadt des langobardischen Reichs und blieb auch nach dem Sturz desselben 774 Krönungsstadt der italienischen Könige. Otto d. Gr. ließ sich 951 mit der Eisernen Krone hier zum König von Italien krönen. 1004 wurde die Stadt durch eine Feuersbrunst zerstört. Mit Mailand hatte sie mehrmals, namentlich 1059, heftige Kämpfe zu bestehen; später stand sie unter eigenen Herren. In den ghibellinisch-guelfischen Streitigkeiten schloß sie sich meist an die Partei der Ghibellinen an. Im Anfang des 14. Jahrh. stritten sich hier die ghibellinische Familie Beccaria und die guelfische Familie Langusco um die Regierung. Die erstere erhielt 1313 durch Kaiser Heinrich VII. die Herrschaft über P. und regierte daselbst unter dem Schutz der Visconti bis 1356, wo sie verjagt und P. mit Mailand vereinigt wurde. Hier Schlacht 24. Febr. 1525, in welcher König Franz I. von Frankreich gefangen genommen wurde. 1527 verheerten die Franzosen unter dem General Lautrec die Stadt, die endlich mit Mailand an die Spanier kam. Nach dem spanischen Erbfolgekrieg fiel P. an Oesterreich. 1848 war P. mehrmals der Schauplatz von Unruhen. Am 9. und 10. Febr. kam es zu einer förmlichen Insurrektion, die aber blutig unterdrückt ward und die Schließung der Universität zur Folge hatte. Am 20. März entstand ein neuer Aufruhr, worauf am 21. die Oesterreicher die Stadt verließen und am 23. die sardinischen Freischaren einzogen. 1849 kehrten die Oesterreicher zurück, und 5. Nov. 1851 ward die Universität wieder eröffnet. Seit 1856 wurden die Festungswerke vergrößert. Im Frieden von Villafranca (11. Juli 1859) ward P. nebst der übrigen Lombardei an das Königreich Sardinien abgetreten. Vgl. Prevventano, Istoria dell' antichità di P. (Pav. 1570).

Pavian (Hundskopfaffe, Cynocephalus *Briss.*), Affengattung aus der Familie der Schmalnasen (Catarrhini) und der Unterfamilie der Cynopithecini, große, häßliche, widerwärtige Affen mit stark verlängerter Schnauze, durch welche ihr Kopf mit dem eines groben Hundes eine gewisse Aehnlichkeit erhält, gedrungenem Körperbau, langer, lockerer Behaarung, raubthierähnlichem Gebiß mit gewaltigen Reißzähnen, kleinen Ohren, hoch überwölbten Augen, kurzen, starken Gliedmaßen, fünfzehigen Händen, kurzem oder langem Schwanz und abschreckend großen, meist sehr lebhaft gefärbten Gesäßschwielen. Sie finden sich in Afrika und in Vorderasien bis Indien, bewohnen das Gebirge bis zur Schneegrenze, aber nicht die Wälder und nähren sich von Zwiebeln, Knollen, Kraut und Früchten niedriger Gewächse, fressen aber auch Insekten, Spinnen, Schnecken, Eier ꝛc. Dem Landbau werden sie höchst schädlich. Sie laufen auf allen Vieren und nehmen nur selten die charakteristische Stellung der Affen an; verfolgt setzen sie sich in einen merkwürdigen Galopp. Sie sind wild, zornig, unverschämt, tückisch und höchst geil; zu einander und gegen die Kinder hegen sie große Liebe, auch wohl in der Gefangenschaft gegen den Pfleger, aber bei der geringsten Veranlassung bricht die Bestialität ungebändigt wieder durch. Sie fliehen den Menschen, lassen sich aber in der Noth mit ihm wie mit Raubthieren in einen Kampf ein und können furchtbare Wunden beibringen. Man fängt sie leicht, indem man ihnen Töpfe mit Branntwein hinsetzt; sie trinken denselben leidenschaftlich, werden vollkommen trunken und sind dann leicht zu bewältigen. Am Kap benutzt man gezähmte Paviane zum Aufsuchen des Wassers. Der Mohren- oder Schopfpavian (C. niger *Desm.*), den Makaken nahestehend, 65 Centim. lang, mit Stummelschwanz, breiter, flacher, kurzer Schnauze, die Oberlippe nicht überragender Nase, schwarzem Pelz, nacktem, schwarzem Gesicht und rothem Gesäß, bewohnt Celebes, die Philippinen und Molukken, kommt öfters zu uns, lernt spielend leicht, ist aber in der Gefangenschaft sehr hinfällig. Der Babuin (C. Babuin *Desm.*), 1 Meter lang, mit 0,5 Meter langem Schwanz, oberseits grünlichbraun mit geringeltem Haar, unterseits heller, auf den Backen weißlichgelb, lebt in Abessinien, Kordofan und in anderen mittelafrikanischen Ländern, ist sehr klug, leicht abzurichten und treu, findet sich in allen Affenhäusern, Thierschaubuden und Affentheatern und zählt unter die Hauptkünstler der letzteren. Dasselbe Vaterland hat der kleinere Sphinx (C. sphinx *Wagn.*), mit kürzerer Schnauze, verdickten Backenknochen, röthlichbraunem Pelz und dicht geringeltem Haar; weiter südlich der größere, plumpere, dunklere Tschakma (C. porcarius *Schreb.*), mit dunkelviolettem Gesicht. Der Hamadryas (Mantelpavian, C. Hamadryas *Wagn.*, s. Tafel »Affen I«) ist 70—80 Centim. lang, mit 20—25 Centim. langem Schwanz, grau, mit grünlichbraun und gelb geringeltem Haar, welches besonders bei alten Männchen einen langen Mantel bildet und auch an den Backen stark verlängert ist. Das Gesicht ist fleischfarben, das Gesäß brennend roth. Er bewohnt das Küstengebirge Abessiniens und Südnubiens, auch Arabien, in Gesellschaften von 100—150 Stück, lebt von Wurzeln, Würmern, Schnecken, Insekten, fällt oft in die Felder ein und richtet hier große Verwüstungen an. Den Eingebornen fürchtet er wenig, mehr den Weißen; sein Hauptfeind aber ist der Leopard. Er hat ein sehr zähes Leben, vertheidigt sich mit seinem kolossalen Gebiß, wirft auf den angreifenden Menschen Steine, und alte Affen bewältigen sogar den Menschen. In der Gefangenschaft sind junge Mantelpaviane freundlich und friedfertig, ältere aber sehr bösartig. Sie werden von Gauklern in Aegypten abgerichtet, wie schon vor Jahrhunderten. Bei den alten Aegyptern genossen sie göttlicher Verehrung, und man findet sie häufig auf den Denkmälern abgebildet. Der Mandril (C. mormon *Wagn.*), wohl der scheußlichste Affe, ist 1 Meter lang, mit Stummelschwanz, sehr großem Kopf, sehr kleinen Augen, leistenartig sich erhebendem Augenhöhlenrand und anschwellbarer, blauer, schwarz gefurchter Längswulst zu beiden Seiten der

Nase. Der Pelz ist oberseits dunkel braungrün, das Haar schwarz und olivengrün geringelt, an der Brust gelblich, am Bauch weißlich; der Kinnbart ist gelb, Hände und Ohren sind schwarz, die Nase zinnoberroth, die Schwielen roth und blau, der After hochroth. Der etwas kleinere **Dril** (C. leucophaeus *Wagn.*) ist oben olivenbraun, unten und an der Innenseite weißlich, mit schwarzem Gesicht, weißem Backenbart, braunen Händen und Füßen und rothen Schwielen. Mandril und Dril stammen von der Küste von Guinea, sollen truppweise in gebirgigen Wäldern leben, die Ansiedelungen der Menschen heimsuchen und Verwüstungen anrichten. Sie kommen nicht selten zu uns; der junge Mandril ist harmlos, lustig, etwas älter aber erliegt er ganz seinen scheußlichen Leidenschaften und wird wahrhaft abschreckend. Man hat aber auch Mandrile vortrefflich abgerichtet und durch Heranbildung zu einer bedeutenden Leistungsfähigkeit alle üblen Gewohnheiten unterdrückt.

Pavie (spr. -wih), **Théodore Marie**, franz. Orientalist und Reisender, geb. 16. Aug. 1811 zu Angers, studirte auf dem dortigen Collége und bereiste dann frühzeitig Nord- und Centralamerika, später Ostasien, wo er sich bis 1835 aufhielt; 1853—57 lehrte er Sanskrit am Collége de France zu Paris. Als Hauptwerke sind anzuführen: »Voyage aux États-Unis et au Canada« (1828—33, 2 Bde.); »Les jongleurs de l'Inde« (1840); »Les trois religions de la Chine« (1845); »La littérature musulmane de l'Inde« (1847); »Krishna et sa doctrine« (1852); »Le San-koué-tchi«, Geschichte der drei Reiche, in welche China im 13. Jahrh. zerfiel (1845—51, 2 Bde.); »Scènes et récits des pays d'outremer« (1853); »Récits de terre et de mer« (1860, neue Ausg. 1869); »Récits des landes et des grèves« (1863). Auch übersetzte er Erzählungen u. Novellen aus dem Chinesischen (1839), Fragmente des »Mahâbhârata« (1844) und gab den Sanskrittext: »Bhodiaprabandha« (1854) heraus.

Pavillon (franz., spr. -wi[l]jóng), Zusammenstellung der Nationalfarben eines Volks, daher jede Fahne, in welcher sie sich befinden, namentlich die Flagge auf Schiffen, Schlössern, Häusern der Gesandten und Konsuln; in der Baukunst ein von allen Seiten gegen die Mitte spitz zulaufendes Dach oder ein mit einem solchen Dach versehenes Gebäude; in neuerer Zeit besonders Vorder- und Seitenbau an größeren Gebäuden, welcher mit einem leichten, aber eleganten Schirm oder Dach überdeckt ist; auch ein kleines Jagd- oder Lusthaus, Zelt ꝛc.; bei geschliffenen Steinen der facettirt gewölbte Oberkörper und Obertheil des Steins, während der Unterkörper Külasse heißt.

Pavimentum (lat.), Getäfel, buntes Pflaster, Mosaikfußboden.

Pavo, der Pfau.

Pavor (lat.), s. **Pallor**.

Pavullo (P. nel **Frignano**), Kreisstadt in der ital. Provinz Modena, mit Gymnasium, Glasfabrik und (1871) 1545, als Gemeinde 9772 Einw.

Pawlograd, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, an der Woltschja, die im Frühjahr oft die Stadt überschwemmt, mit 2 Kirchen, 2 Synagogen, Progymnasium, öffentlicher Bibliothek, Handel mit Vieh und (1870) 11,391 Einw.

Pawlowo, Dorf im russ. Gouvernement Nishnij Nowgorod, Kreis Gorbatow, an der Oka, dem Grafen Scheremetjew gehörig, berühmt durch seine Messer- und Schlosserwaaren, welche hier schon im 17. Jahrh. verfertigt wurden. P. hat 10 Kirchen, 4 Seifensiedereien und außer 21 größeren, fabrikmäßig betriebenen Schlosserwerkstätten über 700 gewöhnliche Schlossereien und über 500 Schmieden, in welchen die ganze, mehr als 9000 Seelen zählende Bevölkerung Beschäftigung findet.

Pawlowsk, 1) Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesh, am Einfluß der Ossereda in den Don, hat 4 Kirchen, Fabrikation von Seife, Talg, Lichten und (1870) 7183 Einw., welche bedeutenden Gemüsebau (besonders auf Arbusen und Melonen) treiben. — 2) Stadt im russ. Gouvernement St. Petersburg, 2½ Kilom. von der Kreisstadt Zarskoje Sjelo und 30 Kilom. südlich von St. Petersburg, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, liegt in einem romantischen Park an den hügelreichen Ufern der Sslawjänka und ist ein beliebter Sommeraufenthaltsort für die Residenzbewohner. P. hat 4 Kirchen (darunter eine lutherische) und (1871) 2822 Einw. Bemerkenswerth sind: das kaiserliche Lustschloß (1780 von Paul I. gegründet, nach einem Brand 1807 umgebaut), mit Bibliothek, Gemäldegallerie und verschiedenen Sammlungen (darunter eine kleine, aber sehr werthvolle Kollektion altrömischer Kunstschätze); die kleine Festung Marienthal (ebenfalls von Paul erbaut), auf einem Berg, auf dem die Schweden sich 1702 verschanzt hatten, und das in elegantem Stil erbaute Vauxhall, in welchem den Sommer über allabendlich Konzerte stattfinden, die ein nach Tausenden zählendes Publikum aus St. Petersburg herbeilocken. — 3) (P. **Sawod**) Stadt im südlichen Theil des russisch-asiat. (sibirischen) Gouvernements Tomsk, nahe bei Barnaul, mit 6000 Einw. und zahlreichen Bergwerken in der Umgegend.

Pawlowskij Possad, industrieller Flecken im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Bogorodsk, an der Kljasma, mit etwa 40 Fabriken für Seide, Woll- und Baumwollstoffe und (1873) 6294 Einw.

Pawnee (spr. pahni), nordamerikan. Indianerstamm, welcher früher zwischen dem Platte und Missouri umherschweifte, jetzt aber, etwa 2800 Seelen stark, auf vier Reservationen in Nebraska und einer im Territorium Washington wohnt. Die Sprache der P. ist verschieden von derjenigen der Sioux.

Pawtucket (spr. patôcket, P. **River**), wichtigster Fluß des nordamerikan. Staats Rhode-Island, entspringt als Blackstone in Massachusetts und mündet unterhalb Providence in die Narragansetbai des Atlantischen Oceans. Er ist bis Worcester künstlich schiffbar gemacht. Bei einem 15 Meter hohen Wasserfall des Flusses liegt die theils zu Rhode-Island, theils zu Massachusetts gehörige **Stadt** P., mit Tuchfabriken (seit 1790), Baumwollfabriken, Werkstätten für den Bau von Dampfspritzen und (1870) 6619 Einw.

Pawtuxent (**Patuxet**), Fluß im nordamerikan. Staat Maryland, mündet in die Chesapeakbai und ist 80 Kilom. weit für Boote schiffbar.

Pax, Friede, Friedensgöttin, s. **Irene**.

Pax Dei (lat.), s. **Gottesfriede**.

Paxo (das alte **Paros**), eine der Jonischen Inseln, südöstlich von Korfu, nordwestlich von Leukas gelegen, enthält mit dem dazu gehörigen, von kaum 100 Fischern und Hirten bewohnten Felseneiland Antipaxo 22 QKilom. mit (1870) 3582 Einw. Die längliche Insel besteht eigentlich nur aus einem einzigen Berg, ist felsig und ohne Trinkwasser und erzeugt trefflichen Wein, Oliven, Mandeln, Orangen und Citronen. Die Einwohner treiben Handel (besonders mit Oel, dem besten der Jonischen Inseln), Schiffahrt und Fischerei. Hauptort ist **Gaion** (**Porto Gaio**) an der Ostküste, Sitz eines griechischen

Bischofs, mit einem Hafen und etwa 1000 Einw. Der Felsboden von Antiparo (im Alterthum Proparos genannt) producirt etwas Getreide, Oel, Wein und Mandeln und schwitzt an manchen Stellen flüssigen Asphalt aus.

Paxton (spr. pächst'n), Hauptstadt der Grafschaft Ford im nordamerikan. Staat Illinois, ist Sitz einer schwedischen Hochschule (Augustina College) mit großer, vom König von Schweden gestifteter Bibliothek und hat (1870) 2726 Einw.

Paxton (spr. pächst'n), Sir Joseph, engl. Landschaftsgärtner und Architekt, geb. 3. Aug. 1803 zu Milton-Bryant in Bedfordshire, erhob in den Diensten des Herzogs von Devonshire dessen Besitzungen in Chatsworth zu den ersten gärtnerischen Anlagen der Welt und entwarf für die Industrieausstellung von 1850 den Plan zu dem Krystallpalast im Hyde Park, welcher später in Sydenham wieder errichtet und unter seine Leitung gestellt wurde. Für die Ausführung dieses genialen Bauwerks ward er von der Königin zum Ritter geschlagen. Während des Krimkriegs organisirte er ein Arbeiterkorps für den Eisenbahnbau vor Sebastopol; auch wurde er ins Parlament gewählt, blieb aber bis zu seinem Tode (8. Juni 1865) im Dienste des Herzogs von Devonshire, welcher ihm die Aufsicht über seine sämmtlichen Güter anvertraut hatte. Er schrieb mit Lindley: »Pocket botanical dictionary« (Lond. 1840, neue Ausg. 1868) und redigirte das »Horticultural Register« und »Paxton's Flower Garden« (das. 1851—53, 3 Bde.).

Pax vobiscum! (lat.), Friede (sei) mit euch!

Payement (franz., spr. pämáng), Bezahlung, Zahlung, Zahlungsfrist; auf Messen die Zahlwoche.

Payen (spr. pajáng), Anselme, berühmter Chemiker, geb. 17. Jan. 1795 zu Paris, studirte unter Vauquelin, Chevreul und Thénard Chemie, übernahm 1814 die Leitung einer Runkelrübenzuckerfabrik in Vaugirard und ward 1836 Professor der industriellen Chemie am Conservatoire des arts et métiers in Paris. Er starb 13. Mai 1871 in Paris. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Traité de la fabrication et du raffinage des sucres« (Par. 1830); »Précis de chimie industrielle« (das. 1849, 6. Aufl. 1877; deutsch von Stohmann, Stuttg. 1870—74); »Cours de chimie appliquée« (Par. 1847); »Les maladies des pommes de terre, des betteraves, des blés et des vignes« (das. 1853); »Précis théorique et pratique des substances alimentaires« (4. Aufl., das. 1865) und »Traité complet de la destillation« (2. Aufl., das. 1861; deutsch, 3. Aufl., Berl. 1869).

Payer, Julius, berühmter österreich. Nordpolfahrer, geb. 1. Sept. 1842 in Teplitz, erhielt seine Ausbildung auf der Militärakademie zu Wiener-Neustadt und trat 1859 als Officier in die österreichische Armee. In Norditalien stationirt, that er sich als kühner Alpensteiger hervor und erforschte namentlich die Adamello-Presanellagruppe in den Ortleralpen (s. d.) näher. Die wissenschaftlichen Resultate seiner Alpenforschungen sind in Petermanns »Mittheilungen« niedergelegt. 1869 schloß P. sich der zweiten deutschen Nordpolexpedition unter Koldewey an und überwinterte unter 76° nördl. Br. Im März und April 1870 machte er Schlittenreisen nach N. längs der grönländischen Küste und drang bis 77° vor. Die Entdeckung und Erforschung des großen Franz-Joseph-Fjords an der Ostküste Grönlands war das Hauptresultat dieser Expedition, von der er im September 1870 nach Deutschland zurückkehrte. 1871 unternahm er mit Weyprecht eine Rekognoscirungsfahrt von Tromsö aus und nahm die Route zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja; die Reisenden drangen bis zum 79.° nördl. Br. vor und fanden überall offenes, eisfreies Meer. Hierauf bauend, rüsteten P. und Weyprecht jene österreichische Polarexpedition aus, die im Tegetthof von Bremerhafen aus 13. Juni 1872 in See stach. Diese vorzüglich ausgerüstete Expedition erreichte den 76.° 30′ nördl. Br., wo der Tegetthof im N. von Nowaja Semlja vom Eis eingeschlossen und unbefreibar inmitten einer großen Eisscholle nach N. getrieben wurde. Die Versuche, durch Zersägen und Zersprengen des Eises das Schiff im Sommer 1873 aus seiner Lage zu befreien, waren fruchtlos. Im Herbste d. J. näherten sie sich aber einem unbekannten Gebirgsland, 200 Seemeilen nördlich von Nowaja Semlja. Die zweite Ueberwinterung wurde hafenlos unter 79° 51′ nördl. Br. und 59° östl. L. v. Gr. zugebracht. Im Frühjahr 1874 unternahm P. vom Schiff aus eine Schlittenreise und konnte das Land bis 79° 54′ aufnehmen, während dasselbe bis 83° nördl. Br. abgepeilt wurde. Die größte erreichte Breite war 82° 5′; der nördlichste Punkt unter diesen Breiten wurde Kap Wien genannt. Im Mai 1874 kehrte P. wieder an Bord zurück; doch mußte der Tegetthof verlassen werden, und 20. Mai trat die Mannschaft mit Booten und Schlitten den Rückzug an. 96 Tage dauerte diese abenteuerliche Reise, und unter 77° 40′ erreichte man wieder freies Meer. Die Küste Nowaja Semlja's hinabfahrend, wurde die Mannschaft 24. Aug. vom russischen Schiffer Feodor Woronin in seinem Schooner Nikolaj aufgenommen und erreichte nach neuntägiger Fahrt den schwedischen Hafen Vardöe. Das von der Expedition entdeckte Land erhielt den Namen Franz-Josephs-Land. Im Herbst 1874 kehrte P. mit der Expedition über Hamburg nach Wien zurück. P. hat seinen Abschied als k. k. österreichischer Officier genommen und lebt in Frankfurt a. M. als Privatmann. Außer zahlreichen Monographien in Petermanns »Mittheilungen« und in den »Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft« hat P. veröffentlicht: »Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition 1872—74« (Wien 1876), der auch eine Skizze der zweiten deutschen Nordpolexpedition 1869—70 und der Polarexpedition von 1871 beigefügt ist.

Payerne (spr. pajérn, Peterlingen, lat. Paterniacum), Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Waadt, an der Broye, ein kleiner Ort mit Ringmauern und Thürmen, im Mittelalter oft Residenz der burgundischen Könige, hat 2 Kirchen, ein Gymnasium, eine Realschule, Knabenerziehungsanstalt (in der ehemaligen Benediktinerabtei), Wollspinnerei, Tabak-, Stärkmehl- und Strohhutfabrikation und (1870) 3259 Einw. Hier ruhen die im ganzen Waadtland verehrte, halb sagenhafte »Bertha la reine«, die Stifterin der erwähnten Abtei, und ihr Gemahl Rudolf II. von Burgund, deren Särge nach vielen Jahrhunderten 1817 wieder aufgefunden wurden. P. kam 1032 an das Deutsche Reich, 1536 an Bern. Die Stadt ist Geburtsort des Generals Jomini.

Payne (spr. pehn), 1) Thomas, s. Paine.

2) John Howard, amerikan. Schriftsteller und Schauspieler, Verfasser des berühmten Liedes: »Home, sweet home«, geb. 9. Juni 1792 zu New York, schrieb bereits als 13jähriger Knabe für Zeitschriften und machte sich mit dem 16. Jahr als Schauspieler des Parktheaters in New York zum Liebling des Publikums. 1812 eröffnete er am Drurylanetheater zu London ein erfolgreiches Gastspiel, gab später daselbst

die dramatiſche Zeitſchrift: »Opera-glass« heraus und ſchrieb eine Reihe von Bühnenſtücken, wie »Brutus«, »Thérèse, or the orphan of Geneva«, die Oper: »Clari« (worin zum erſtenmal das erwähnte Lied vorkommt), »Charles the second« u. a., die ſämmtlich großen Beifall fanden. Seit 1832 wieder in Amerika, wurde er 1841 zum Konſul der Vereinigten Staaten in Tunis ernannt, wo er 5. Juni 1852 ſtarb. Vgl. Harriſon, Life and writings of P. (Lond. 1875).

Payneſiren, das von Payne angegebene Verfahren zum Konſerviren des Holzes (ſ. Holz, S. 26).

Paysagiste (franz., ſpr. pe-iſaſchiſt), Landſchaftsmaler.

Payſandú (San Benito), befeſtigte Hafenſtadt und Departementshauptort in der ſüdamerikan. Republik Uruguay, unweit des Rio Uruguay, mit gegen 10,000 Einw.; wurde im December 1864 von den Braſiliern zu Waſſer und zu Land angegriffen und 2. Jan. 1865 erobert.

Pays de Cocagne (franz., ſpr. pe-ih d'kokánnj), Schlaraffenland; vgl. Cocagna.

Pays d'en Haut (ſpr. pe-ih dang oh, »Oberland«), die zweitoberſte Thalſtufe der Saane, ein ſchweizer. Alpenthal, welches, zwiſchen die Kantone Bern und Freiburg eingeklemmt, zum Kanton Waadt gehört und in den drei Gemeinden Château d'Oex (Oeſch), Roſſinières und Rougemont 4320 Einw. franzöſiſcher Zunge und proteſtantiſcher Konfeſſion enthält. Thalaufwärts hat das P. eine Straßenverbindung nach dem berniſchen Saanen, thalab nach dem Greyerzer Land, aus deſſen oberem Theil, von Montbovon (Bubenberg) aus, ein Bergpfad über den Col de Jaman nach Montreux führt. Nach dem Val d'Ormonds (ſ. Grande-Eau) führt ſeit 1835 eine Paßſtraße, die zwei durch das Hongrintobel getrennte Bergſättel (1545 und 1809 Meter hoch) überſchreitet.

Pays de Vaud (ſpr. pe-ih d'woh), ſ. Waadt.

Payta, Hafenſtadt im nordweſtlichen Peru, Departement Piura, an der gleichnamigen Bai des Stillen Oceans, in völlig vegetationsloſer Umgebung, Hauptdepot des Handels von Nordperu, namentlich für Baumwolle, Salz, Häute, Chinarinde, Panamahüte, hat 9000 Einw. meiſt indianiſcher Abkunft, doch iſt der Handel faſt ausſchließlich in der Hand der Europäer. Eine Eiſenbahn führt landeinwärts nach Piura.

Paz, Don Manoel Godoy, Principe de la, ſ. Godoy.

Pázmány (ſpr. páhſmánj), Peter, Kardinal, ungar. Redner und Begründer der ungariſchen Proſa, geb. 4. Okt. 1570 in Großwardein als Sohn proteſtantiſcher Eltern, ſtudirte in ſeinem Geburtsort, dann in Klauſenburg, wo er in ſeinem 13. Jahr zur katholiſchen Kirche übertrat, als Novize des Jeſuitenordens in Krakau, endlich in Wien und in Rom. Ein Mann von glänzender Beredſamkeit und glühendem Eifer im Intereſſe des katholiſchen Glaubens, ſpielte er in der Gegenreformation eine einflußreiche Rolle und ward 1616 zum Graner Primas, 1629 vom Papſt Urban VIII. zum Kardinal ernannt. Seine Schriften ſind heute noch als Muſter der ungariſchen Proſa geſchätzt. Er gründete in Tyrnau eine Univerſität (ſpäter nach Peſt verlegt) und ein Konvikt für adlige Jünglinge ſowie in Wien das »Pazmaneum« und förderte die katholiſche Volkserziehung durch Gründung vieler Schulen. Er ſtarb 19. März 1637 in Preßburg.

Paznaun, hoch gelegenes, 8 Stunden langes Seitenthal des linken Innufers in Tirol, Bezirk Landeck, wird durchſtrömt von der Triſanna, welche ſich beim Schloß Wiesberg mit der Roſanna vereint und dann unter dem Namen Sanna in den Inn fällt, rings umgeben von den hohen Bergen der Silvrettagruppe, worunter das Fluchthorn (3396 Meter). Während in das Engadin nur ſchwierige und vergletſcherte Päſſe führen, werden die Uebergänge nach Vorarlberg, die Bieler Höhe (2047 Meter) und beſonders das Zeinisjoch (2003 Meter), viel begangen. Als Hauptort von P., deſſen Bewohner (3324) für die beſten Viehzüchter des obern Innthals gelten, wird Ischgl, mit 687 Einw., angeſehen.

Pazzi, hervorragendes ghibelliniſches Patriciergeſchlecht zu Florenz, welches in einer gegen die Medici angezettelten Verſchwörung ſeinen Untergang fand. Francesco P., früherer Freund Giuliano's von Medici, dann aber eiferſüchtig auf deſſen ſteigendes Anſehen, ließ ſich 1478 durch Papſt Sixtus IV. für eine Verſchwörung gegen die Medici gewinnen, der ſich auch der Erzbiſchof von Piſa, Francesco Salviati, ſowie Francesco's Oheim Jacopo P., ein verſtändiger, allgemein geachteter Mann, anſchloſſen. Mehrere Anſchläge, die beiden Brüder Medici bei einem Gaſtmahl aus dem Weg zu räumen, wurden vereitelt, und man beſchloß daher, ſie 26. April 1478 in der Kirche beim zweiten Ertönen des Glöckchens, wenn der Prieſter die Hoſtie ergreifen würde, zu erdolchen. Giuliano Medici ward denn auch durch Francesco P. niedergeſtoßen, Lorenzo aber nur leicht am Hals verwundet. Francesco ſuchte darauf vergeblich das Volk aufzuwiegeln, und auch der Verſuch Jacopo's und des Erzbiſchofs, ſich des Stadtpalaſtes zu bemächtigen, ſcheiterte. Mehrere Verſchworne wurden ermordet, andere zu den Fenſtern hinausgeſtürzt, der Erzbiſchof aufgeknüpft, ebenſo Francesco, den das wüthende Volk halb nackt aus ſeiner Wohnung durch die Straßen nach dem Stadtpalaſt geſchleppt hatte. Jacopo P. entfloh nach den Apenninen, ward aber erkannt und nach Florenz ausgeliefert. Auch Renato P., der zwar um das Unternehmen ſeiner Verwandten gewußt, jede Theilnahme aber abgelehnt hatte, ward auf der Flucht ergriffen und nebſt Jacopo nach einem förmlichen Inquiſitionsproceß vier Tage nach Giuliano's Ermordung gehenkt. Von ſämmtlichen P. rettete ſich bloß Guglielmo P. Vgl. die Geſchichte der Verſchwörung von Angelo Poliziano (Flor. 1478).

Pb, in der Chemie Zeichen für Blei (Plumbum).

P. C., Abbreviatur für: Procent (öfter Proc. oder %), pro Centner (für den Centner), preußiſch Kurant.

Pd, in der Chemie Zeichen für Palladium.

Pé (portug.), ſ. v. w. Fuß; portug. und braſil. Längenmaß.

Peabody (ſpr. pihboddi, früher Danvers), Ort im nordamerikan. Staat Maſſachuſetts, 25 Kilom. nordöſtlich von Boſton, mit einer 1867 von G. Peabody (ſ. d.) gegründeten Akademie der Wiſſenſchaften und (1870) 5600 Einw.

Peabody (ſpr. pihboddi), George, amerikan. Philanthrop, geb. 18. Febr. 1795 zu Danvers (jetzt Peabody) in Maſſachuſetts, lernte als Kaufmann, wurde 1815 Kompagnon, 1829 Chef eines Manufakturwaarengeſchäfts in Baltimore und gründete, nachdem er 1837 aus demſelben ausgeſchieden, ein Bankgeſchäft in London, wo er ſeitdem lebte. Durch ſeine Thätigkeit in den Beſitz eines ungeheuren Vermögens gelangt, verwandte er dieſes in großartiger Weiſe zu wohlthätigen Zwecken, dabei ſein Hauptaugenmerk auf die Hebung des Erziehungsweſens richtend. Zu dieſem Zweck ſpendete er ſeinem Geburtsort nach und

nach 270,000 Doll., der Stadt Baltimore 1,4 Mill. Doll., zur Errichtung von Schulen in den Südſtaaten für Zöglinge ohne Unterſchied der Hautfarbe 3,5 Mill. Doll. Auch die Grinnell-Expedition unterſtützte er mit einer namhaften Summe, gründete am Yale College und an der Harvard University mit je 150,000 Doll. Profeſſuren für Archäologie, Phyſik und ſchöne Künſte und ſpendete noch 2,5 Mill. Doll. zur Erbauung von Muſterwohnungen für Arbeiter in London. Hochgeehrt ſtarb er 4. Nov. 1869 in London, und ſeine Leiche ward nach einem feierlichen Leichenbegängnis in der Weſtminſterabtei von engliſchen und amerikaniſchen Kriegsſchiffen nach Amerika übergeführt, wo ſie in ſeiner Vaterſtadt (die ihm zu Ehren den Namen P. erhielt) beigeſetzt wurde.

Peak (ſpr. piht, P. von Derby), ein 605 Meter hoher Berg im nördlichen Teil der engl. Grafſchaft Derby. Der Name wird auch auf den ganzen umliegenden Teil der Grafſchaft angewendet, deſſen ſteile Kalkſteinberge und tief eingeſchnittene Thäler wegen ihrer maleriſchen Schönheit berühmt ſind. Tropfſteinhöhlen, intermittirende Quellen (ebb and flow wells) und Trichter (swallows), in welchen Bäche verſchwinden, um ihren Lauf unterirdiſch fortzuſetzen, kommen häufig vor. Berühmt iſt die Peakhöhle (engl. auch Devils cavern, »Teufelshöhle«) in der Nähe des Städtchens Caſtleton, deren klaſſiſche Schilderung von Johanna Schopenhauer in viele deutſche Leſebücher übergegangen iſt. Dieſe Tropfſteinhöhle iſt 685 Meter tief.

Pearl River (ſpr. perl riwwer, Perlfluß), Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entſpringt im Staat Miſſiſſippi, Grafſchaft Winſton, fließt ſüdlich durch einen fruchtbaren Baumwollbezirk, bildet in ſeinem untern Lauf die Grenze zwiſchen den Staaten Miſſiſſippi und Louiſiana und mündet nach einem Stromlaufe von 480 Kilom. durch den Borgneſee in den Mexikaniſchen Meerbuſen. Er iſt bis Jackſon ſchiffbar. Werth der Ausfuhr des gleichnamigen Zollbezirks 1875—76: 1½ Mill. Mark; Einfuhr ganz unbedeutend.

Pear-oil (engl., ſpr. pehr-eul), ſ. v. w. Birnäther.

Pearſon (ſpr. pihrſ'n), Muſiker, ſ. Pierſon.

Peccais (ſpr. pekäh), Ort im franz. Departement Gard, an der Küſte des Mittelländiſchen Meers, unweit Aigues-Mortes, hat ein Fort und ausgedehnte Salzſchlämmereien, welche 2000 Arbeiter beſchäftigen und mit dem Kanalnetz von Aigues-Mortes durch einen 3 Kilom. langen Kanal in Verbindung ſtehen.

Peccātum (lat.), Sünde; P. originis oder originale, Erbſünde.

Peccātur intra et extra (lat.), »drinnen und draußen wird geſündigt«, Verkürzung des Horaziſchen Verſes: »Illacos intra muros, etc.«

Peccīren (lat.), ſündigen, etwas verſchulden.

Peccothee, ſ. Thee.

Pech (franz. Poix, engl. Pitch, Schiffspech, Schuſterpech), der durch längeres mäßiges Erhitzen in offenen gußeiſernen Gefäßen entwäſſerte und durch Deſtillation von dem größten Teil der flüchtigen Beſtandteile (Theeröle) befreite Holztheer. Das P. wird um ſo ſchöner und weicher, je früher man die Deſtillation unterbricht. Früher kochte man den Theer in offenen Keſſeln, bis ſich eine abgekühlte Probe nicht mehr an die Zähne hing; dann leitete man ihn in die Kühlpfanne und füllte ihn noch heiß in die Pechtonnen. So bereitetes P. hat eine dunkle Farbe, läßt ſich kneten, ohne an den Fingern zu kleben, zerſpringt in der Kälte wie Glas, ſinkt in Waſſer unter, ſchmilzt in kochendem Waſſer, löſt ſich in Alkohol, alkaliſchen Laugen und Sodalöſungen und brennt mit leuchtender, ſtark rußender Flamme. Dies P. dient zum Kalfatern der Schiffe, zum Steifen des Schuhmacherhanfs, zu waſſerdichten Kitten ꝛc. Steinkohlentheer kann ebenſo behandelt werden wie Holztheer und hinterläßt dann auch ein P., welches das aus Holztheer bereitete vielfach erſetzen kann und auch als Aſphaltſurrogat benutzt wird. Das P. zum Auspichen der Bierfäſſer (Faßpech) ſoll die Verdunſtung des Biers durch das Holz hindurch und zugleich den Zutritt der Luft zum Bier verhindern. Der geringe Alkoholgehalt des letztern nimmt aber aus dem P. einige Beſtandteile auf, welche die Haltbarkeit des Biers erhöhen und ihm den von manchen Leuten geliebten Pechgeſchmack ertheilen. Dieſer darf indeß nicht zu ſtark werden, und man ſiedet daher das rohe Harz von Kiefern, Fichten und Tannen in offenen gußeiſernen Keſſeln ſo lange, bis ſich der Terpentinölgeruch verloren hat. Das hellere Faßpech iſt gelblichroth, zäh, fließt ſchon bei nicht ſehr hoher Temperatur und beſitzt einen angenehmen, weihrauchartigen Geruch und einen ſehr reinen und feinen Pechgeſchmack. Das dunklere iſt dunkel rothbraun, aber ebenfalls ſehr zäh. Amerikaniſches Kolophonium kann man durch vorſichtiges Zuſetzen von ſehr reinem Harzöl zur Verwendung als Faßpech geeignet machen. Statt des Pechs wendet man in neuerer Zeit vielfach einen Firnis (Faßglaſur, Moogſcher Brauerfirnis, flüſſiges P.) an. Dieſer beſteht aus einer Löſung von ½ Kilogr. Kolophonium, 120 Gr. Schellack, 60 Gr. Terpentin und 30 Gr. gelbem Wachs in 1,14 Liter ſtarkem Weingeiſt. Man macht damit zwei Anſtriche und, wenn der letzte getrocknet iſt, noch einen dritten mit einer Löſung von 500 Gr. Schellack in 1 Liter ſtarkem Weingeiſt. Weißes P., ſ. v. w. Fichtenharz.

Pechbaum, ſ. v. w. gemeine Fichte.

Pechblende, ſ. v. w. Uranpecherz.

Pecheiſenſtein, ſ. v. w. Stilpnoſiderit.

Pechfackel, ſ. Fackel.

Pechgriefen, die bei der Darſtellung von Kolophonium, gelbem und weißem Pech beim Durchſeihen bleibenden Rückſtände; ſie werden zur Kienrußbereitung benutzt.

Pechkohle, ſ. v. w. Gagat.

Pechnelke, ſ. v. w. Lychnis viscaria *L.*

Pechöl, ätheriſches (Reſineon), eine flüchtige, farbloſe Flüſſigkeit, wird erhalten durch Deſtillation von Theer mit Potaſche, dient bisweilen als äußerliches Arzneimittel.

Pechpflaſter (Theerpflaſter), äußerliches Arzneimittel, beſteht aus einer Miſchung von 3 Teilen Fichtenharz und 1 Th. gelbem Wachs oder aus 16 Th. Theer, 8 Th. gelbem Wachs und 1 Th. Fichtenharz. Man benutzt das P. beſonders als Reizmittel.

Pechſtein, von einigen als amorpher, waſſerhaltiger Geolith bezeichnet, meiſt aber und richtiger aufgefaßt als glasartiges, waſſerhaltiges Geſtein von ausgezeichnetem Harzglanz, unvollkommen muſcheligem Bruch, von nahezu Feldſpathärte, 2,1—2,3 ſpec. Gew., vorherrſchend grüner, lauch-, oliven-, ſchwärzlichgrüner, auch grünlichgrauer und grünlichſchwarzer, aber auch von rother, brauner, gelber oder ſchwarzer Farbe, meiſt einfarbig, doch auch gefleckt, geſtreift, wolkig, durchſcheinend bis undurchſichtig. Er wird porphyriſch (Pechſteinporphyr) durch Ausſcheidung glaſigen Feldſpats (daher Sanidinporphyr) und Quarzes, ſeltener von Glimmer und

Oligoklas. Nicht selten zeigt er körnige oder schalige Absonderung, sphärolithische Struktur; die Kugeln, welche er dann umschließt, stimmen meist mit der übrigen Masse überein, haben aber öfters rostfarbene Hüllen. Doch kommen auch Felsitkugeln, oft porphyrartig, und Mandeln vor, im Innern ausgefüllt mit milchweißem Chalcedon, Hornstein, buntem Achat und Amethyst, auch außen oft mit eigenthümlicher Rinde umgeben. Außerdem finden sich auch Chalcedon- und Hornsteinadern in der Gesteinsmasse. Der P. ist ein eruptives Gestein, welches massig und in Gangausfüllungen auftritt und nicht selten an seinen Grenzen scharfeckige Bruchstücke der Nebengesteine (Porphyr, Glimmerschiefer, Thonschiefer ꝛc.) einschließt; bei Zwickau kommen verkohlte Pflanzenreste in ihm vor. Er sondert sich in Bänken, seltener säulenförmig ab und besitzt zuweilen auch im großen wirkliche sphärolithische Struktur. Seiner chemischen Zusammensetzung nach gleicht der P. einem Porphyr mit überschüssiger Kieselsäure (Felsitporphyr) und von 4,7—8,0 Wassergehalt. Der Gehalt an Kieselsäure ist zwischen 73 und 70 Proc., Thonerde zwischen 14 und 10, Eisenoxydul und Eisenoxyd 0,5—5,6, Manganoxydul 0—2,1, Kalkerde Spuren —4,6, Magnesia 0—1,6, Kali 1,1—4,1, Natron 1,4—7,1. Der dunkle P. liefert geringe Mengen ammoniakalischer Destillationsprodukte und Wasser. Vor dem Löthrohr erhitzt, bläht er sich auf, wird weiß und schmilzt ruhig zu Email. Reich an verschiedenen Pechsteinvarietäten ist sein Hauptvorkommen in der Umgegend von Meißen, insbesondere im Triebischgrund, und bei Tharand (Spechtshausen, Bräunsdorf, gangförmig bei Tharands Waldhäusern). Dort findet er sich in Verbindung mit quarzführendem Porphyr, den er durchsetzt, auch lagerförmig und dann wohl in Verbindung mit quarzreichen Pechsteinthonsteinen, ähnlichen Gesteinen mit erdigem Bruch, in die er vollständig übergeht, wahrscheinlich Tuffgesteinen des Pechsteins. Er kommt auch im Rothliegenden von Zwickau vor, im rothen Porphyrgebiet Südtirols (obsidianartiger P. von Kastelruth bei Botzen und von Meran). Außerdem kennt man ihn von den schottischen Inseln Arran, Mull und Skye und von Irland (Newbry), wo er auch gangförmig ältere krystallinische Gesteine, namentlich aber Sandsteine durchsetzt. Außerdem findet er sich im Trachytgebiet Ungarns, Steiermarks, Italiens (Ponzainseln), Frankreichs (Auvergne), Islands, Mejiko's, der Andes, auch auf Elba, im Altai, in großer Ausdehnung in Peru. Die Entstehung des Pechsteins wird allgemein durch Schmelzung von kieselsäurereichen Gesteinsmassen, bei welcher Wasser in die Mischung übergegangen ist, erklärt; ob aber dieselbe im Schlot eines submarinen Vulkans sofort den P. geliefert hat, oder ob, wie andere wollen, die Hitze erneuter Eruptionen den mit wasserhaltigen Verwitterungsprodukten gemengten Tuff (besonders Porphyrtuff, sogen. Thonstein) zu P. geschmolzen hat, ist noch offene Frage. Der P. wird als dauerhafter Baustein benutzt; er gibt bei der Verwitterung guten Boden, ähnlich den Feldspatgesteinen, auch Kaolin (Kuhberg bei Meißen).

Pecht, August Friedrich, berühmter Genre- und Historienmaler, geb. 2. Okt. 1814 zu Konstanz, war erst Lithograph, ging dann zum Porträtzeichnen über und bildete sich seit 1839 zu Paris unter Delaroche zum Maler aus. Nachdem er an verschiedenen Orten gelebt und 1851—54 in Italien zugebracht, ließ er sich bleibend in München nieder. Sich hier mit Vorliebe der künstlerischen Gestaltung der modernen Zeit und ihrer Ideale zuwendend, hat er außer einer Reihe von Oelbildern aus dem Leben Goethe's und Schillers, die er meist im Auftrag des Großherzogs von Baden ausführte, auch treffliche Illustrationen zu den deutschen Klassikern geliefert, unter anderen die größere Hälfte der Blätter zur Schiller-Gallerie (Leipz. 1859), Goethe-Gallerie (das. 1863), Lessing- und Shakespeare-Gallerie, zu denen er auch die Texte verfaßte, worin er sich zugleich als gewandten Schriftsteller zeigte. Später beschäftigte er sich vorzugsweise mit monumentaler Malerei, verzierte einen Saal des Münchener Maximilianeums mit zwölf Bildern von Feldherren und Staatsmännern und begann dann die Ausschmückung des Konciliumsaals in Konstanz durch eine Reihe die Geschichte der Stadt darstellender Fresken im Verein mit Fr. Schwörer, an welcher er noch arbeitet. Auch als Kunstschriftsteller hat er sich bekannt gemacht, z. B. in dem Werk: »Südfrüchte. Skizzen eines Malers« (Leipz. 1854, 2 Bde.). Außerdem hat er kunstschriftstellerische Arbeiten in elegantem und pikantem Stil in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, in der »Zeitschrift für bildende Kunst« und anderwärts veröffentlicht, namentlich auch Arbeiten über die Weltausstellungen von 1867 und 1872 und die Münchener Kunst- u. Kunstindustrieausstellung von 1876. Neuerdings veröffentlichte er den 1. Band des als eine Art modernen deutschen Vasari's gedachten Werks: »Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts« (Nördling. 1877).

Pechtanne, s. v. w. gemeine Fichte.

Peck, engl. Hohlmaß für Getreide und andere trockene Waaren, = ¼ Bushel = 2 Gallons; für Salz und Mehl dem Gewicht nach = 1 Stone.

Pecoptĕris *Brongn.*, vorweltliche Gattung der Farnkräuter (s. Farne).

Pecŏra (Plural von pecus, lat.), Vieh.

Pecos, Fluß in Nordamerika, entspringt in Neumejiko und ergießt sich unter 29° 20′ nördl. Br. in den Rio Grande del Norte; 970 Kilom. lang.

Pécska (spr. pétschka, Ungarisch- und Romanisch-P.), zusammenhängende Marktflecken im ungar. Komitat Arad, wovon der erstere Sitz eines Bezirksgerichts ist, mit Spiritusfabrik und zusammen (1870) 14,236 Einw. (Ungarn, Serben und Rumänen).

Pecten (lat.), Kamm; in der Zoologie s. v. w. Kammmuschel; Os pectĭnis, Schambein (os pubis).

Pectorāle (lat.), Brustpanzer, besonders für das Pferd; auch der Brustschild der katholischen Priester.

Pectoralĭa (lat.), Brustheilmittel.

Pectus (lat.), die Brust, auch das Herz, Gemüth. P. est, quod disertos facit, »das Herz ist's, das beredt (eigentlich: die Redner) macht«, Citat aus Quintilian, »De institutione oratoria«, 10, 7.

Peculātus (lat., Pekulāt), im röm. Rechte die Entwendung oder Unterschlagung öffentlicher Gelder aus Staats- und Gemeindekassen; später überhaupt s. v. w. Unterschlagung (s. d.).

Peculiarĭtas (lat.), in der röm. Kirche der einem Religiosen als Verbrechen angerechnete, dem Gelübde der Armut zuwiderlaufende Besitz eines Eigenthums.

Peculium (lat.), das Sondervermögen des unter »väterlicher Gewalt« (s. d.) stehenden Hauskindes (im römischen Recht auch das Vermögen des Sklaven). Im ältern römischen Recht galt nämlich der Grundsatz, daß alles, was ein Hauskind erwerbe, von selbst in das Vermögen des Hausvaters falle. Erst nach und nach entwickelte sich das im wesentlichen noch heutzutage geltende Pekulienrecht, wonach ein theilweise unbeschränktes, theilweise beschränktes Vermögen des Hauskindes statuirt ist. Dies sogen. P. besteht

also zunächst in solchem Vermögen, woran der unter väterlicher Gewalt befindliche Sohn volles Eigenthum und alle Rechte eines Hausvaters, mithin selbständige Verwaltung und Veräußerungsbefugnis, hat. Hierher gehört alles, was er im Soldatenstand oder mit Rücksicht auf Militärdienste und gelegentlich derselben erwirbt (p. castrense); ferner, was ihm zur Erlernung von Künsten und Wissenschaften oder mit Rücksicht auf schon erworbene Kenntnisse und Wissenschaften zugewendet wird, oder was er durch dergleichen Kenntnisse und in den dadurch erlangten Aemtern erwirbt (p. quasi-castrense). Die zweite Art des P. begreift alles Vermögen, welches Söhne auf andere Art und Töchter überhaupt erwerben, und hier unterscheidet man, ob solches Vermögen den Kindern vom Vater selbst gegeben worden (p. profectitium), oder ob es die Kinder von dritten Personen, einschließlich der Mutter, empfangen oder erworben haben (p. adventitium). Bei jenem haben die Kinder kein weiteres Recht als das, welches ihnen der Vater überläßt, in der Regel das der Verwaltung; das Recht des Nießbrauchs und der Veräußerung steht dem Vater zu. Anders verhält es sich mit dem nicht vom Vater herrührenden Vermögen, an welchem entweder der Vater die Verwaltung und den Nießbrauch hat, ohne jedoch das Recht der Veräußerung zu besitzen (p. adventitium regulare), oder an welchem ihm bloß die Verwaltung, nicht aber auch der Nießbrauch zusteht (p. adventitium irregulare). Diese letztere Art von P. ist vorhanden, wenn Kindern unter väterlicher Gewalt mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Vater den Nießbrauch nicht haben solle, etwas von dritten Personen geschenkt oder vermacht wird, wenn der Vater auf das Nießbrauchsrecht verzichtet hat, oder wenn die Kinder wider Willen des Vaters etwas erwerben, z. B. als Volljährige eine Erbschaft antreten, die der Vater nicht für sie antreten will. Das preußische Landrecht faßt das P. castrense, quasi-castrense und adventitium irregulare unter dem Namen freies Vermögen des Kindes zusammen im Gegensatze zu dem unfreien (p. profectitium und adventitium), welches dem väterlichen Nießbrauch unterworfen ist. Vgl. Preußisches Allgemeines Landrecht, II, 2, §§ 123 ff., 147 ff.; Mandry, Ueber Begriff und Wesen des P. (Tübing. 1869); Fitting, Das Castrense P. (Halle 1871).

Pecunĭa (lat., von pecus, das Vieh), ein in Vieh bestehendes Besitzthum und Vermögen; dann Vermögen überhaupt, besonders Geld (s. d.).

Pecus (lat.), Vieh.

Pedāl (lat., von pes, Fuß), an der Orgel die zum Spielen mit den Füßen bestimmte Klaviatur; dann ein mit starken Saiten bezogenes Instrument, das einen besondern Theil des Pianoforte's bildet, mit dem es in Verbindung gebracht ist. Die Tonerzeugung bei ihm geschieht, wie bei dem Klavier, durch anschlagende Hämmer; auch wird es, wie das P. der Orgel, mit den Füßen gespielt und hat denselben Umfang wie jenes. Ein auf diese Weise eingerichtetes Klavier heißt Pedalklavier und wird zur Vorübung auf das Orgelspiel benutzt. Beim Klavierspiel versteht man unter P. die verschiedenen Züge, welche die Tonstärke verändern, und deren Mechanismus durch Fußtritte regiert wird, besonders den Zug, der die Dämpfung aufhebt. Wo derselbe niedergetreten werden soll, wird dies durch die Bezeichnung Ped. (Ped.) angedeutet, und diese Bedeutung dauert so lange fort, bis durch das Zeichen ⊕ das Niederlassen der Dämpfung durch Aufheben des Fußes gefordert wird. Ueber mehrere neueste Verbesserungen (Zachariä's Kunstpedal, Ehrbars Prolongement) s. Pianoforte. Vgl. Schmitt, Das P. des Klaviers (Wien 1876).

Pedánt (ital. pedante, ursprünglich »Hofmeister«), im allgemeinen jeder, welcher Unwichtigem Wichtigkeit beilegt, also z. B. an Maximen, die an sich keineswegs verwerflich sein müssen, auch dann hartnäckig festhält, wenn sie ihre Berechtigung eingebüßt haben. Unter Pedanterie oder Pedantismus versteht man daher das ängstliche Hängen an gegebenen Formen oder Ansichten. Das Wort kommt wahrscheinlich vom griech. paideúein, erziehen, her.

Pedantésca poesía (ital.), s. v. w. Makkaronische Poesie (s. d.).

Pedee (Great P., spr. greht pedi), Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt in Nordcarolina unter dem Namen Yadkin, fließt südöstlich nach Südcarolina, nimmt dort den Little P. auf, ist von Cheraw an für kleine Fahrzeuge schiffbar und mündet durch die Winyawbai in den Atlantischen Ocean; 570 Kilom. lang.

Pedell (mittellat. pedellus, bidéllus, v. althochd. pital, Diener, Späher), sonst s. v. w. Gerichtsbote, Diener öffentlicher Behörden; jetzt nur noch Titel der Diener der Universitätsbehörden. Die Pedelle versehen die akademische Polizei, citiren die Studenten vor das Universitätsamt ꝛc. und müssen auf manchen Universitäten eigentlich Notare sein.

Pedersen, Christiern, dän. Gelehrter und Schriftsteller, geboren um 1480 zu Svendborg auf Fünen, ward 1505 Kanonikus in Lund, sodann nach einem längern Aufenthalt in Paris Pfarrer in Helsinge auf Seeland, in welcher Stellung er sich mit Begeisterung der Sache der Kirchenreformation zuwendete. Er starb 16. Jan. 1554. Durch seine »Jertegens Postille« (Par. 1515, Leipz. 1518) und seine Uebersetzung des Neuen Testaments (Antw. 1529 u. öfter), durch seine Theilnahme an der sogen. Christians III. Bibel von 1550 und zahlreiche religiöse und Volksschriften, durch seine Uebersetzungen von »Carolus Magnus«, »Holger Danske« ꝛc., welche Brandt und Fenger sammelten (Kopenh. 1850—52, 4 Bde.), endlich durch seine historischen Arbeiten, wie die Ausgabe von Saxo's »Danmarks Krönike«, die er zum erstenmal in Druck gab (Par. 1514), und durch die ersten medicinischen Bücher, die in Dänemark gedruckt wurden, hat er sich solche Verdienste um die Sprache und Literatur seines Vaterlands erworben, daß er als ihr Begründer gilt.

Pedést (Podest, Pritsche), der breite ebene Platz in einer gebrochenen Treppe, welcher zwischen den beiden Treppenarmen liegt und als Ruheplatz dient.

Pedéstrisch (lat.), auf den Füßen stehend oder gehend, zu Fuß; auch s. v. w. niedrig, prosaisch.

Pediculāris *L.* (Läusekraut), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularineen, sumpfliebende Kräuter, meistens mit fiedrigen Blättern, großen, am Ende gehäuften Blüten und meist schiefer, zweifächeriger, vielsamiger Kapsel. P. palustris *L.* (Sumpfläusekraut, Sumpfrodel), auf sumpfigen und Moorwiesen im mittlern und nördlichen Europa und Asien, hat einen unangenehmen Geruch und scharfen Geschmack, wird von keinem Thier gefressen und soll bei ihnen Darmentzündungen und Blutharnen erzeugen. Es war früher officinell und wird noch jetzt von Landleuten zu Waschungen benutzt, um die Hausthiere, besonders die Rinder und Pferde, vom Ungeziefer zu reinigen. Mehrere Arten, z. B. P. rosea *Jacq.*, auf den höchsten Alpen, mit

rosenfarbenen Blüten, P. striata *Pall.*, aus Kleinasien, mit gelben, schwarz geaderten Blüten, P. verticillata *L.*, in Südeuropa auf Alpenwiesen, mit rothen Blüten, P. incarnata *Jacq.*, in der Schweiz und Oesterreich, mit großen, eine längliche Aehre bildenden, rothen Blüten, u. a., kommen als Zierpflanzen vor.

Pedĭculus, die Laus.

Pedĭtes (lat.), Fußgänger, insbesondere im alten Rom die zu Fuß dienenden Soldaten, im Gegensatze zu den Equites (Reiterei) und den Classiarii (Schiffssoldaten). Auch hießen P. die nicht zum Ritterstand gehörigen Volksklassen.

Pedlar (Peddler, engl., spr. peddler), Hausirer, besonders in Nordamerika.

Pedometer (lat.-griech., Schrittzähler, Wegmesser, besser Hodometer), Instrument, welches dazu dient, Schritte, Tritte, Hübe ꝛc. zu zählen. Ein sehr einfacher und zweckmäßiger P. besteht aus einem zwischen zwei Metallplatten laufenden System von Zahnrädern, welches durch das Getriebe eines Sperrrades in Bewegung gesetzt wird, in dessen Zähne ein an einem Hebel befestigter Zughaken eingreift. An dem freien Ende des Hebels ist eine Schnur eingebunden; durch das Anziehen derselben dreht der Zughaken das Sperrrad um einen Zahn und greift, durch eine Feder gehoben, beim Aufhören der Zugkraft sofort in den nächsten Zahn ein. Mit den Rädern sind auf Zifferblättern laufende Zeiger verbunden. Soll das Instrument als Schrittzähler benutzt werden, so hängt man es mit einem Haken in ein Knopfloch und bindet die Schnur um das Knie. Ein anderer P., welcher einer Taschenuhr gleicht und, wie eine solche, in der Westentasche in einer möglichst vertikalen Ebene getragen wird, beruht darauf, daß beim Gehen und Reiten der Schwerpunkt des menschlichen Körpers bei jedem Schritt erst um ein Bestimmtes gehoben und nachher wieder gesenkt wird. Den Haupttheil des Instruments bildet ein um seine Axe drehbares Pendel, welches an seinem Ende ein Stahlsegment trägt und durch eine Feder in horizontaler Lage erhalten wird. Mit dem Niedersteigen des Körperschwerpunkts beim Fortschreiten des Instrumententrägers geht auch das Pendel niederwärts, beharrt jedoch noch in dieser Bewegung, wenn der menschliche Fuß bereits zur Ruhe gelangt ist, d. h. es geht das Pendel noch um etwas mehr nach abwärts als der Körperschwerpunkt. Hierdurch wird die erwähnte Feder niedergedrückt und zugleich eine entsprechende Drehung eines Sperrrades erzeugt, welches nun, wie bei dem ersten Instrument, auf zählende Zahnräder einwirkt. Dieser von Payne angegebene P. ist auch in Deutschland angefertigt worden. Vgl. auch Zählapparate.

Pedro, span. und portug. Form des Namens Peter, als deren Träger hauptsächlich zu nennen sind:

1) Kaiser von Brasilien: a) P. I. (Dom) d'Alcantara, Herzog von Braganza, zweiter Sohn Johanns VI., Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien, geb. 12. Okt. 1798 zu Lissabon, erhielt 1801 den Titel eines Prinzen von Beira, wuchs seit 1807 in Brasilien auf, wurde nach dem Regierungsantritt seines Vaters 1816 zum Prinzen von Brasilien ernannt und vermählte sich 1817 mit der Erzherzogin Leopoldine, der Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich. Als 1820 die konstitutionelle Bewegung Portugals auch in Brasilien Platz griff, schuf er eine freisinnige konstitutionelle Verfassung, die er im Namen seines Vaters 26. Febr. 1821 einführte. Am 22. April 1821 von seinem nach Portugal zurückkehrenden Vater als Regent an die Spitze der brasilischen Regierung gestellt und 12. Okt. 1822 vom Volk zum Kaiser ausgerufen, regierte er ganz in konstitutionellem Geist, verdarb aber auch viel durch seine Leidenschaftlichkeit und vermochte namentlich nicht, die Brasilier mit den Portugiesen zu versöhnen. Nach dem Tode seines Vaters, 10. März 1826, trat er als P. IV. die Regierung von Portugal an, aber nur, um dem Land eine Verfassung zu geben, worauf er 2. Mai die portugiesische Krone seiner Tochter, Dona Maria da Gloria, abtrat und seinen Bruder, Dom Miguel, unter der Bedingung, daß er das Grundgesetz annehme und sich mit Dona Maria verlobe, zum Regenten ernannte. Pedro's unglücklicher Feldzug gegen Montevideo, seine Verwickelung in den portugiesischen Thronstreit (1828), seine Leidenschaftlichkeit, die ihn in viele Streitigkeiten mit den Cortes brachte, entfremdeten ihm jedoch die Brasilier in dem Grade, daß 6. April 1831 ein Volksaufstand ausbrach, welcher P. bestimmte, 7. April zu Gunsten seines Sohns, Dom Pedro II., abzudanken und nach Frankreich zu gehen. Hier nahm er den Titel eines Herzogs von Braganza an, führte 20. Febr. 1832 eine Expedition zunächst nach Terceira, dann von den Azoren nach Oporto und focht so erfolgreich gegen den Usurpator des portugiesischen Throns, Dom Miguel, daß er 28. Juli 1833 in Lissabon einziehen konnte. Am 23. Sept. erhob er darauf seine Tochter auf den Thron und ordnete in ihrem Namen den zerrütteten Staat. Nachdem sein Bruder in der Kapitulation zu Evora 26. Mai 1834 allen Ansprüchen auf Portugal entsagt hatte, ward P. 23. Aug. von den Cortes mit 90 Stimmen gegen 5 förmlich zum Regenten gewählt; doch legte er wegen seiner leidenden Gesundheit schon 18. Sept. die Regentschaft in die Hände der versammelten Cortes nieder, die nun die junge Königin für volljährig erklärten. Er starb 24. Sept. 1834. Aus seiner ersten Ehe mit Leopoldine von Oesterreich (gest. 11. Dec. 1826) stammen außer der nachmaligen Königin von Portugal, Dona Maria II. da Gloria, und dem Kaiser Pedro II.: Dona Januaria, geb. 11. März 1822, seit 1844 die Gemahlin des neapolitanischen Prinzen Ludwig, Grafen von Aquila, und Dona Franciska Karoline, geb. 2. Aug. 1824, seit 1843 Gemahlin des Prinzen von Joinville. Seine zweite Gemahlin, Amalie von Leuchtenberg (gest. 1873), gebar ihm eine Tochter, Maria Amalie. Vgl. Brasilien (Geschichte) und Portugal (Geschichte). — b) P. II. (Dom) d'Alcantara, Sohn des vorigen, geb. 2. Dec. 1825 zu Rio de Janeiro, ward 7. April 1831 unter Vormundschaft seines Vaters zum Kaiser ausgerufen, stand dann unter einer Reichsregentschaft, wurde 23. Juli 1840 für volljährig erklärt und 18. Juli 1841 gekrönt. Er hat sich durch seine wohlwollende Gesinnung, seine gediegene Bildung und seine aufrichtige Liebe für das Gute die Achtung und Anhänglichkeit seines Volks erworben. Pedro's Regierung hatte im Anfang mit inneren Unruhen zu kämpfen und wurde später in mancherlei auswärtige Verwickelungen hineingezogen, so 1851—52 gegen den Diktator Rosas von Buenos Ayres, wiederholt, 1854—55 und 1864—65, gegen Uruguay und endlich 1865—1870 gegen Lopez von Paraguay. 1876 machte er eine große Reise nach Nordamerika und Europa. Vermählt ist er seit 4. Sept. 1843 mit Therese Christine Maria (geb. 14. März 1822), Tochter des Königs Franz I. beider Sicilien, welche ihm die Prinzessinnen Isabel (geb. 29. Juli 1846, vermählt mit

dem Grafen von Eu 15. Okt. 1864) und Leopoldine (geb. 13. Juli 1847, vermählt 15. Dec. 1864 mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg) gebar. Vgl. Brasilien (Geschichte).

2) Könige von Portugal: a) P. I., Sohn Alfons' IV. und der Beatrix von Kastilien, geb. 19. April 1320 zu Coimbra, gelangte nach seines Vaters Tode, 12. Mai 1357, auf den Thron, betheiligte sich an den Kriegen zwischen Kastilien und Aragonien 1358 und 1364 abwechselnd für beide Parteien; starb 18. Jan. 1367 zu Estremos, von den Zeitgenossen el Rigoso, der Strenge, genannt. Vermählt war er in erster Ehe mit Konstanze von Kastilien-Villene, in zweiter mit Iñez de Castro, deren Ermordung 1355 er auf das grausamste rächte. — b) P. II., dritter Sohn Johanns IV. und der Luise von Guzman, geb. 26. April 1648 zu Lissabon, ward auf Betrieb der Jesuiten an seines Bruders Alfons VI. Stelle in einem Volksauflauf 23. Nov. 1667 zum Regenten und Kriegsobersten ausgerufen, worauf der König gegen das Herzogthum Braganza und ein Jahrgehalt freiwillig abdankte. P. war das blinde Werkzeug der Pfaffen. Dennoch gewann das Land unter seiner Regentschaft nach außen. Er gab dem Land 13. Febr. 1668 den ersehnten Frieden mit Spanien und legte die ostindischen Streitigkeiten mit den Niederländern bei. Erst nach seines Bruders Tode 1683 nahm P. den Königstitel an. In dem spanischen Erbfolgekrieg verhielt er sich anfangs neutral und schloß sich erst 1703 an Österreich an. Er starb 9. Dec. 1705. — c) P. III., Sohn Johanns V., regierte 1777—86. — d) P. IV., s. v. w. P. 1 a). — e) P. V. (Dom) d'Alcantara, Herzog zu Sachsen, Sohn der Königin Maria II. da Gloria und ihres Gemahls Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, geb. 16. Sept. 1837, entfaltete unter der mit deutscher Sorgfalt geleiteten Erziehung glückliche Anlagen des Geistes und Herzens und erwarb sich eine vielseitige und gediegene Bildung. Der Tod seiner Mutter 15. Nov. 1853 berief ihn unter väterlicher Vormundschaft zur Regierung. Nachdem er fast ganz Europa bereist hatte, übernahm er 16. Sept. 1855 die Regierung selbständig und führte dieselbe in durchaus konstitutionellem Geist. Haben auch die Parteikämpfe unter ihm nicht aufgehört, so wußte er sich doch stets über den Parteien zu erhalten. Er starb 11. Nov. 1861 und hatte seinen Bruder Ludwig zum Nachfolger. Vermählt war er seit 18. Mai 1858 mit der Prinzessin Stephanie, Tochter des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, die ihm 17. Juli 1859 im Tode voranging. Vgl. Schelhorn, Dom P. V., König von Portugal (Nürnb. 1866).

Pedro-Orden, brasil. Orden, gestiftet von Dom Pedro I., Kaiser von Brasilien, 16. April 1826 als erster Orden des Reichs in drei Klassen, von denen die erste, nur für gekrönte Häupter bestimmt, auf 12, die der Komture auf 50, die der Ritter auf 100 limitirt ist. Das Ordenszeichen der Großkreuze und Komture ist ein fünfstrahliger, weiß emaillirter Stern mit schmalem goldenen Rande, der auf einem fünfstrahligen goldenen Flammenstern liegt, unter einer goldenen Kaiserkrone. Der weiße Mittelschild zeigt einen goldenen Phönix, auf dessen Brustschild P. I. steht, und der in seinen Krallen eine antike Krone hält. Auf dem grünen Rand steht die Inschrift: »Fundador do Imperio do Brasil«. Außerdem tragen die Großkreuze einen gleichen Stern, ebenso die Komture, nur kleiner, auf der Brust. Die Dekoration der Ritter ist der Phönix des Mittelschilds, an einer Krone hängend, und ein grünes Band, um den Hals flatternd.

Pedunculus (lat.), s. v. w. Blütenstiel, s. Blütenstand.

Peebles (spr. pibbels, Tweeddale), Grafschaft im südlichen Schottland, grenzt im N. und NO. an die Grafschaft Edinburg, im O. und SO. an die Grafschaft Selkirk, im S. an Dumfries und im W. an Lanark und hat einen Flächenraum von 922 QKilom. (16,75 QM.) mit (1871) 12,330 Einw. Die Grafschaft umfaßt den obern Theil des Tweedthals und besteht großentheils aus Gebirgsland. Der Broodlaw, im S. des Tweed, 841 Meter hoch, ist der höchste Berg. Nur die Thäler eignen sich für den Ackerbau, so daß bloß 18 Proc. der Oberfläche unter dem Pflug sind; doch bieten die Berge zahlreichen Schafen (201,259) eine ergiebige Weide. Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Steinkohlen, Schiefer, Walkererde ꝛc. Die Industrie beschäftigt sich vorzüglich mit Verarbeitung der Wolle. Die gleichnamige Hauptstadt, am Einfluß des Eddlestone in den Tweed, mit Edinburg durch Eisenbahn verbunden, hat 6 Kirchen, eine lateinische Schule, ein vom Buchhändler Chambers gegründetes Institut mit Museum, Bildergallerie und Konzerthalle, Wollzeug- und Lederfabrikation, Bier- und Alebrauereien, große Viehmärkte und (1871) 2192 Einw. P. ist ein Versammlungsort der schottischen Bogenschützen und war die Residenz mehrerer schottischen Könige.

Peekskill (spr. pihks-), Stadt im nordamerikan. Staat New York, am Hudson, wurde 1764 gegründet und hat (1870) 6560 Einw. Dabei ein ergiebiges Lager von Schwefelkies, Magnetkies und Kupferkies.

Peel (de P.), großer Morast auf dem linken Maasufer im östlichen Theil der niederländ. Provinz Nordbrabant und im nordwestlichen Theil der Provinz Limburg, nahe an 60 Kilom. lang und 10—15 Kilom. breit, mit mehreren Ortschaften und durchfließenden Gewässern. Das unfruchtbare Heideland, das er umschließt, heißt Peelland und liefert vortrefflichen Torf.

Peel (spr. pihl, früher Holm), Städtchen an der Westküste der englischen Insel Man, mit gutem Hafen und (1871) 3000 Einw., welche namentlich Häringsfischerei und Schiffbau treiben. Auf einer Insel des Hafens stehen die Ruinen von P. Castle (einst Sitz der Grafen Derby, der ehemaligen Herren der Insel) und der Kathedrale St. Germans.

Peel (spr. pihl), 1) Sir Robert, berühmter brit. Staatsmann, ältester Sohn des Großindustriellen Baronet Robert P. (gest. 1830), geb. 5. Febr. 1788 zu Brookside bei Blackburn, besuchte gleichzeitig mit Byron die Schule zu Harrow, bezog 1800 die Universität Oxford, trat 1809 ins Parlament und schloß sich sofort den Tories an, deren Grundsätze er innerhalb der nächsten 20 Jahre getreu vertheidigte. 1810 ward er Unterstaatssekretär für die Kolonien und 1812 erster Sekretär für Irland. 1817 wegen seiner Abneigung gegen die Emancipation der Katholiken von der Universität Oxford ins Parlament gesandt, ward er dadurch noch mehr an die Interessen der Hochtories gefesselt. Ueber Lord Liverpools Anklage der Königin Karoline (s. d. 2) mit diesem zerfallen, legte er 1818 sein Staatssekretariat nieder. 1821 an Lord Sidmouths Stelle mit dem Ministerium des Innern betraut, zeigte er sich auch in dieser Stellung als strengen Anhänger torystischer Ansichten, während er jedoch zweckmäßigen Reformen in der Verwaltung und im Rechtswesen keineswegs abhold war. So bekämpfte er die Katholikenemancipation, unterstützte die Fremdenbill, hob den öffentlichen Unterricht, verbesserte vielfach das Gerichtsverfahren und ordnete vor allem

die peinliche Gesetzgebung. Als 1827 Liverpool zurücktrat, schied auch P. aus seiner Stellung und trat an die Spitze der Torvopposition gegen Canning. Als zu Anfang 1828 die Tories wieder ans Ruder kamen, übernahm P. unter Wellingtons Präsidium von neuem das Ministerium des Innern. Um der immer drohender werdenden Aufregung in Irland zu begegnen, zeigte er sich jetzt der Katholikenemancipation weniger abgeneigt, sowie er auch Russells Antrag auf Aufhebung der Test- und Korporationsakte im Februar 1828 zustimmte; ja, er brachte im Februar 1829 mit Erfolg eine Bill vor die Häuser, welche den Katholiken nicht nur mittels einer Abänderung der Eidesformel den Eintritt ins Parlament, sondern auch den Zutritt zu den meisten öffentlichen Aemtern möglich machte. Die Universität Oxford, die ihn gewählt hatte, entzog ihm darauf ihr Vertrauen; ja, selbst seine Brüder und sein Vater erklärten sich gegen ihn. Als nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. und dem Ausbruch der französischen Julirevolution das Verlangen der liberalen Partei nach einer Parlamentsreform immer drängender wurde, legte P. 2. Nov. 1830 das Staatsruder in die Hände der Whigs nieder, übernahm im Unterhaus die Leitung der Opposition und kämpfte nun 18 Monate, freilich vergeblich, gegen die vom Ministerium Grey eingebrachte Reformbill. Als P. im Februar 1833 in das reformirte Parlament trat, fand er die alten Anhänger seiner Partei fast um zwei Drittheile zusammengeschmolzen. Er sammelte diese Ueberreste um sich, zog in kurzer Zeit auch viele Whigs zu sich herüber, welche vor den Konsequenzen der eingetretenen Reformen und der Verbindung des Ministeriums mit den Radikalen erschraken, und ward so Stifter einer neuen Partei im Parlament, der Konservativen (Peeliten), welche zwischen der Starrheit der alten Tories und der Beweglichkeit der jüngeren Whigs die Mitte hielt und ein neues, festes Element in das britische Staatsleben brachte. Im November 1834 ward P. aus Italien, wohin er eine Erholungsreise unternommen, zurückgerufen, um mit Wellington ein neues Kabinet zu bilden. P. übernahm in demselben als erster Lord der Schatzkammer die Oberleitung, sah sich aber trotz der Annahme mehrerer freisinnigen Maßregeln schon 8. April 1835 mit seinen Kollegen zum Rücktritt genöthigt, da das Unterhaus einen Vorschlag Russells auf Preisgebung eines Theils des irischen Kirchenguts zu nichtkirchlichen Zwecken annahm. Von neuem übernahm Melbourne die Leitung der Verwaltung und P. die der Opposition im Unterhaus. Trotzdem unterstützte er, seinem Versprechen gemäß, das Ministerium in allen gemäßigt liberalen Maßregeln. 1836 ward er von der Universität Glasgow zum Rektor gewählt. Im September 1841 trat, nachdem Palmerston wegen seiner Zollpolitik im Unterhaus geschlagen worden war, unter Peels Leitung ein neues Ministerium zusammen, das die Häupter der Tories und der gemäßigten Whigs in sich vereinigte und eine der denkwürdigsten Episoden der neuern britischen Geschichte bildet. Dasselbe siegte in der Frage über die Korngesetze und setzte eine zeitweilige Einkommensteuer (income-tax) durch. Mit großer Vorsicht ging P. hierauf an die Herabsetzung der hohen Schutzzölle. 1846 brachte er drei Gesetzvorschläge ein, deren erster völlige Aufhebung der Getreidezölle nach drei Jahren, der zweite eine neue Herabsetzung des Zolltarifs, der dritte Zwangsmaßregeln zum Schutz von Eigenthum und Leben in Irland beantragte. Die Getreide- und Tarifbill wurden angenommen, dagegen die irische Zwangsbill durch die Bemühungen einer Koalition von Schutzzöllnern und Radikalen, Whigs und Irländern verworfen, worauf P. 29. Juni zurücktrat. Er war in der Folge der Führer einer Mittelpartei, die sich mehr den gemäßigten Whigs als den Tories näherte. Namentlich bewies er sich 1847—48 als eine Hauptstütze der Regierung, deren Freihandelsgrundsätze er rückhaltslos verfocht. Er starb 2. Juli 1850 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferd. P. ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in der neuern Geschichte Großbritanniens; seine politische Wirksamkeit repräsentirt den Umschwung, welchen das Inselreich im Verlaufe von 50 Jahren erfahren hat. Er war ein eminent praktischer Geist und verband mit einer außerordentlichen Geschäftsgewandtheit eine nüchterne und überzeugende Beredsamkeit. Seine patriotische Gesinnung, die aber durchaus auf das Praktische gerichtet war, erklärt die Wandlungen, die sein öffentliches Leben zeigt. Seiner Redlichkeit und Ehrenfestigkeit haben selbst seine heftigsten Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen; auf dem Parlamentssquare zu London ist ihm vor kurzem eine Statue errichtet worden. Seine Memoiren und eine Auswahl aus seinen Briefen wurden (Lond. 1856—57, 2 Bde.) von Earl Stanhope herausgegeben. Vgl. Guizot, Sir Robert P. (deutsch, Berl. 1856); Doubleday, The political life of Sir Robert P. (Lond. 1856, 2 Bde.); Sir Lawrence P., Sketch of the life and character of Sir Robert P. (das. 1860), und Henry Bulwer, Sir Robert P (das. 1874).

2) Jonathan, brit. Militär und Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 12. Okt. 1799, trat, nachdem er in der Armee bis zum Oberstleutnant aufgerückt, 1826 ins Unterhaus, war im zweiten Ministerium seines Bruders Robert Generalinspektor des Feldzeugamts, 1855 und 1856 mit dem Rang eines Generalmajors Mitglied der Specialkommission, welche die durch den Krimfeldzug ans Licht gekommenen Mißbräuche im Heerwesen zu untersuchen hatte, und im Ministerium Derby 1858—59 Staatssekretär des Kriegs. Nach dem Rücktritt Derby's wurde er zum Generalleutnant befördert und übernahm Juni 1866, als die Konservativen wieder ans Ruder kamen, abermals das Kriegsministerium, trat jedoch mit einigen Mitgliedern des Kabinets, Carnarvon und Cranborne, im März 1867 zurück, da ihm die von Derby und Disraeli eingebrachte Reformbill zu weit zu gehen schien.

3) Sir Robert, brit. Staatsmann, Sohn von P. 1), geb. 4. Mai 1822 zu London, betrat die diplomatische Laufbahn, ward 1844 Attaché bei der englischen Gesandtschaft in Madrid, 1846 Legationssekretär in der Schweiz, kam 1850 an seines Vaters Stelle für Tamworth ins Unterhaus, wo er sich der Toryfraktion Derby anschloß, und bekleidete 1855—57 im Ministerium Palmerston das Amt eines Lord der Admiralität. 1857 wurde er wegen einer Rede, die er vor seinen Wählern in Tamworth gehalten, von Palmerston entlassen und suchte sich seitdem im Parlament durch oft alles Maß übersteigende Angriffe an diesem zu rächen. Trotzdem übernahm er 1861, als Palmerston ein neues Ministerium bildete, das ihm, um ihn zu versöhnen, angebotene Amt eines Obersekretärs für Irland, schied aber im November 1865 wieder aus. Im Unterhaus nimmt er noch immer eine einflußreiche Stellung ein und gilt besonders in irischen Angelegenheiten als Autorität.

4) Frederick, brit. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 26. Okt. 1823 zu London, trat nach beendeten Rechtsstudien 1849 für Leominster ins Unter-

haus, wo er sich erst zu den Peeliten, sodann zu den Whigs hielt, war vom November 1851 bis Februar 1852 und dann wieder vom December d. J. bis Februar 1855 Unterstaatssekretär für die Kolonien und hierauf bis 1857 für den Krieg. 1860—65 war er einer der Sekretäre des Schatzamts.

5) William, brit. Seemann, Bruder des vorigen, geb. 2. Nov. 1824, trat 1838 in die Marine, wohnte 1840 dem Bombardement von Acre bei, diente dann in den chinesischen Gewässern, am Kap und im Stillen Ocean, bereiste 1849 Aegypten, befehligte hierauf in der nordamerikanischen und westindischen Station, kommandirte zu Anfang des Krimfeldzugs die Fregatte Diamond im Schwarzen Meer, sodann die bei der Belagerung von Sebastopol verwandte Matrosenbrigade und ward bei der Erstürmung der Festung schwer verwundet. 1857 wurde er nach China beordert, von da aber bald nach Ostindien berufen, um mit seinen Matrosen den Lord Elgin in der Unterdrückung des Aufstandes der Sipahi zu unterstützen. Im März 1858 wurde er bei Lakhnau schwer verwundet und starb 27. April 1858 zu Khanpur. Er schrieb »A ride through the Nubian desert« (Lond. 1852).

Peene, 1) der westliche Mündungsarm der Oder, 29 Kilom. lang, verläßt ganz im W. das Pommersche Haff, erweitert sich darauf zum Achterwasser, einem viel verzweigten Binnensee auf der Insel Usedom, geht darauf an Wolgast vorüber und mündet unterhalb Peenemünde; vor seiner Mündung liegt die kleine Insel Ruden. — 2) Fluß in Mecklenburg und Pommern, entspringt in Mecklenburg beim Dorf Grubenhagen aus zwei gleichnamigen Quellen, durchfließt den Malchiner und Kummerower See, nimmt die Tollense und Trebel (Große und Kleine Trebel, mit der Reckenitz verbunden) auf, macht anfangs die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern, trennt später die Regierungsbezirke Stettin und Stralsund, fließt sehr langsam durch ausgedehnte Bruch- und Wiesengründe, ist von Malchin ab für kleinere, von Demmin ab für größere Schiffe (im ganzen auf 111 Kilom.) schiffbar und mündet 8 Kilom. unterhalb Anklam in den gleichnamigen Mündungsarm der Oder.

Peene, Hippolyt Johan van, vläm. Dramatiker, geb. 1. Jan. 1811 zu Gapryke in Ostflandern, studirte Medicin und ließ sich 1837 als Arzt in Gent nieder, wo er 19. Febr. 1864 starb. Schon als Student hatte er für eine dramatische Gesellschaft, die er gestiftet, ein französisches Vaudeville geschrieben: »La vieillesse de Stanislas«, welches 1835 aufgeführt wurde. Seine erste vlämische Originalarbeit: »Keizer Karel en de Borchemsche boer«, welche zugleich das erste vlämische Vaudeville war, das seit 1830 geschrieben worden, hatte 1841 bei der Aufführung in Gent einen ungewöhnlichen Erfolg. Seitdem schuf der Dichter unermüdlich dramatische Stücke jeder Art für das vlämische Theater, von denen viele bei Gelegenheit von Preiskämpfen gekrönt wurden, wie z. B. die Oper: »Brigitta« (1847), das Vaudeville: »Een domme vent« (1848), das Drama: »Jan de Vierde« (1848) u. a., und die meistens zum stehenden Repertoir des vlämischen Theaters gehören. Als sehr populär sind noch anzuführen: »Jacob van Artevelde« (1841); »Thyl Uilenspiegel« (1842); »Een man te trouwen« (1845); »De slotmaker van Wynegem« (1852); »Twee hanen en eene henne« (1854); »Vader Cats« (1855); »Jellen en Mietje« (1858), fast sämmtlich in Gent erschienen.

Peer (engl., spr. pihr), s. v. w. Pair (s. Pair); **Peerage** (spr. pihredsch), Würde eines Peers, Peerschaft.

Peerlkamp, Petrus Hofman, holländ. Philolog, geb. 1786 zu Gröningen, studirte hier und zu Leiden, ward 1803 Gymnasiallehrer zu Haarlem, 1804 Rektor des Gymnasiums zu Dockum, 1816 zu Haarlem und 1822 Professor der Philologie und Geschichte zu Leiden. Nachdem er wegen Kränklichkeit 1849 seine Entlassung genommen, lebte er zu Hilversum (bei Utrecht), wo er 27. März 1865 starb. Peerlkamps schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich vorzüglich auf die Literaturgeschichte seines Vaterlands und auf die klassische Literatur. Zu den Schriften der ersten Kategorie gehören: »Vitae excellentium Batavorum« (Leid. 1806); »Epistolae excellentium Batavorum« (das. 1808); »Vita C. Hugenii« (Haarl. 1817); »De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina latina composuerunt« (Preisschrift, 1818; 2. Aufl., das. 1838); zu denen der zweiten Kategorie seine Ausgabe von »Xenophon von Ephesos« (das. 1818), von Tacitus' »Agricola« (Leid. 1827), von Horaz' »Oden« (Haarl. 1834; 2. Ausg., Amsterd. 1862), von denen er einen guten Theil für unterschoben erklärt, »Ars poetica« (Leid. 1845) und »Satiren« (Amsterd. 1863), von Virgils »Aeneide« (Leid. 1843, 2 Bde.). Sein Hauptgebiet war die sogen. höhere Kritik, wobei er jedoch, durch sein subjektives Gefühl verleitet, vielfach hyperkritisch verfuhr. Mit Bake und anderen Gelehrten begründete er die »Bibliotheca critica nova«.

Pegănum *L.* (Harmelkraut, Harmelraute), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen. P. Harmala *L.* (syrische Raute) ist ein ausdauerndes Gewächs im südlichen Europa und im Orient, mit aufsteigendem oder fast niedergestrecktem, 30—60 Centim. langem Stengel, gegenständigen, sitzenden, ganzen oder getheilten Blättern, gestielten, einzeln den Blättern gegenüber oder am Ende der Aestchen stehenden, ziemlich großen, weißen Blüten und dreifächeriger, vielsamiger Kapsel. Die Samen dienen in der Türkei als Wurmmittel und enthalten Harmin und Harmalin (s. d.).

Pegăsos (»Quellroß«), in der griech. Mythologie das göttliche Flügelroß des Bellerophon (s. d.), das mit Chrysaor an den Quellen des Okeanos aus dem Blute der von Perseus enthaupteten Medusa entsprang. Bellerophon fing den P., als er gerade an der Quelle Peirene trank, und besiegte mit ihm die Chimära, die Amazonen und Solymer. Als er sich aber auf ihm zum Olympos emporschwingen wollte, ward er vom P. abgeworfen, während dieser seinen Weg fortsetzte. Im Olymp ist P. das Roß des Zeus, dem es Donner und Blitz trägt. Bei Späteren ist er das Roß der Eos und das Musenroß, insofern er den beim Gesang der Musen vor Entzücken aufhüpfenden Helikon durch einen Hufschlag zur Ruhe brachte und zugleich damit die begeisternde Musenquelle Hippokrene (s. d.) hervorschlug. Als Dichterroß, auf dem die Dichter sich in Begeisterung emporschwingen, erscheint P. erst in der neuern Zeit.

Pegăsus, Sternbild zwischen 5½—33° nördl. Deklination und 318—360° Rektascension, zwischen dem Delphin, dem Wassermann, den Fischen, der Andromeda, der Eidechse und dem Schwan, nach Flamsteed 89 Sterne enthaltend.

Pegau, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, an der Elster und der Leipzig-Zeitzer Eisenbahn, ist Sitz eines Gerichtsamts, hat eine schöne gothische Hauptkirche mit den Grabmälern des Grafen Wiprecht I. von Groitzsch und des 1813 in der Schlacht bei Lützen gefallenen Prinzen Karl von Hessen-Homburg, ein altes Rathhaus, ein vom Grafen Wiprecht

gegründetes Spital, ein Armen- und ein Krankenhaus, starke Schuhmacherei, Filzwaaren- und Cigarrenfabrikation, Gerberei, Drechslerei, Mehl- und Oelmühlen, Getreide- und Gemüsebau und (1875) mit der Garnison (2 Eskadrons Karabiniere) 4449 Einw. P. kommt schon 1096 als Stadt vor und hatte ehemals eine vom Grafen Wiprecht gegründete Abtei, welche 1539 einging.

Pegel (franz. Echelle d'eau oder fluviale, engl. Water-mark post, Marker), ein in Flüssen angebrachter Wasserstandsmesser, besteht aus einem senkrechten, gleichmäßig eingetheilten Maß (hölzernen Pfahl oder Stein), dessen Nullpunkt sich auf einen bestimmten festen Punkt beziehen muß, der nicht leicht verändert wird. Der Stand des Wassers über oder unter dem Nullpunkt wird täglich einmal oder mehrere Male abgelesen und in eine Tabelle eingetragen. Die Veränderungen des Wasserstands gibt ein Schwimmer an, der denselben, wie in den Kriegshäfen Englands und Frankreichs, wohl auch selbst notirt. Das Pegelrecht umfaßt die gesetzlichen Bestimmungen über die Höhe, bis zu welcher das Wasser bei einer Mühle getrieben werden darf, damit der nächsten Mühle oberwärts kein Stauwasser verursacht werde.

Pegelstoof (Visirstoof), Flüssigkeitsmaß der russ. Ostseeprovinzen, = 1,53 Liter.

Pegli (spr. pelji), Ortschaft in der ital. Provinz Genua, an der ligurischen Küste, Station der Eisenbahn nach Nizza, mit Hauptzollamt, Tuchfabrikation, großem Seebadetablissement, Villen genuesischer Adelsgeschlechter (darunter die sehenswerthe Villa Doria aus dem 16. Jahrh., die berühmte, 1846 dem Publikum eröffnete Villa Pallavicini mit prachtvollen Anlagen, Wasserwerken ꝛc.) und (1871) 4695 Einw. Im Hafen von P. sind 1875: 163 Küstenfahrer mit 3362 Tonnen ein- und ausgelaufen.

Pegmatit, s. Granit.

Pegnitz, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, am Fluß P. und an der Eisenbahn Nürnberg-Baireuth, ist Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, treibt Ackerbau, Gerberei und etwas Handel und hat (1875) 2279 Einw. Der gleichnamige Fluß entspringt bei Lindenhard in Oberfranken aus zwei Quellen, führt anfangs den Namen Fichtenohe und nimmt erst bei Buchau den Namen P. an, fließt südwestlich, verschwindet unterhalb der Stadt P. in einer Berghöhle, aus welcher er durch drei Felsöffnungen wieder hervorkommt, tritt dann in seinem weitern Lauf nach Mittelfranken über, fließt durch Nürnberg und mündet bei Fürth in die Rednitz, welche nun den Namen Regnitz annimmt.

Pegnitzorden (Orden der Gesellschaft der Pegnitzschäfer, auch gekrönter Blumenorden an der Pegnitz genannt), eine der im 17. Jahrh. in Deutschland gegründeten Gesellschaften, welche sich Reinerhaltung der deutschen Sprache und Förderung der vaterländischen Dichtkunst zur Aufgabe gestellt hatten, wurde in Nürnberg 1644 durch Harsdörffer und Joh. Klaj gestiftet und nach dem die Stadt durchströmenden Fluß benannt. Der einseitigen Verstandesrichtung der ersten schlesischen Dichterschule suchten die Mitglieder des Pegnitzordens Phantasie und Heiterkeit entgegenzusetzen. Da es ihnen aber an Phantasie und freier Lebensanschauung fehlte, so kamen sie nicht über die Allegorie hinaus; sie verfielen auf kindische Spielereien (Verherrlichung des Schäferlebens, als der wahren Unschuldswelt, Häufung von schmückenden Beiwörtern, Malerei durch Sprache und gekünstelte Strophenformen ꝛc.) und wirkten hierdurch wie durch geistlose Nachäfferei des Auslandes, namentlich Spaniens, nur zur Entwürdigung der deutschen Poesie, die sie zu heben beabsichtigten. Die anfangs in Privatgärten gehaltenen Versammlungen des Ordens wurden 1681 in einen Wald bei Kraftshof verlegt, wo durch zierliche Anlagen ein »Irrhain« geschaffen und in diesem eine Anzahl von Denkmälern verewigter Mitglieder (deren jedes einen Hirtennamen und als Sinnbild eine Blume führte) errichtet wurde. 1794 fand eine Umgestaltung des Ordens statt, der als einfache literarische Gesellschaft noch heute besteht. Vgl. Tittmann, Die Nürnberger Dichterschule (Götting. 1847).

Pegu, Landschaft im englisch-ind. Kaiserreich, an welches sie 1853 durch den zweiten birmanischen Krieg kam, liegt in Hinterindien und bildet den mittlern und wichtigsten Theil der englischen Provinz Britisch-Birma (s. d.). Sie erstreckt sich nördlich bis zu 19° 30′ nördl. Br. und umfaßt das Delta sowie einen Theil des mittlern Stromlandes des Irawadi und des Sitang, wird im N. vom birmanischen Gebiet, im NO. vom Lande der Karen, sonst von britischem Gebiet und dem Meer eingeschlossen und hat einen Flächeninhalt von 70,704 QKilom. (1284 QM.) mit (1872) 1,662,058 Einw., dem Glauben nach fast sämmtlich Buddhisten, der Abstammung nach überwiegend Birmanen und Karen, denen sich aus fast allen Ländern Asiens und Europa's (aus dem Deutschen Reich 96) Einwanderer zugesellten. P. gehört zu den Hauptproduktionsgebieten für Reis; leider aber ist die Bevölkerung noch nicht zahlreich genug zum Anbau des ganzen Landes, so daß noch große fruchtbare Strecken brach liegen. Das Klima ist etwas kälter als in Indien, die Jahrestemperatur erreicht im Flußdelta 27° C.; dabei sind die wässerigen Niederschläge sehr groß (bis zu 6 Meter im Jahr), was der Gesundheit zwar nicht schädlich ist, aber den Zuzug ländlicher Arbeiter aus Nordbirma hindert. Der Handel ist äußerst bedeutend, da die nach Innerbirma bestimmten Waaren wie alle daher kommenden Artikel durch P. über die mit Seeschiffen zu erreichenden Städte Bassein und Rangun gehen und P. sich des großen Vortheils eines viel verzweigten Netzes schiffbarer, vom Irawadi und Sitang ausgehender Flußarme erfreut. Ausgeführt werden Rohprodukte, vor allen Reis, dann Holz; eingeführt Baumwolle, seidene Waaren, Jutesäcke ꝛc. Für Verwaltungszwecke ist P. in sechs Distrikte eingetheilt; an Einnahmen liefert es 15,3 Mill. Mark ab. Ständige Garnisonen haben die Städte Rangun, Thwetmyo und Tongu an der Nordgrenze. — Die Stadt P., im NO. der Hauptstadt Rangun an dem im Scheidegebirge zwischen dem Irawadi und Sitang entspringenden und im Delta mündenden Fluß P. gelegen, ist seit ihrer Zerstörung durch die Birmanen unter Alompra (1757) zu einer dorfähnlichen Stadt von (1872) 4416 Einw. herabgesunken. Die Geschichtswerke der Eingebornen führen die Geschichte von P. zurück bis in vorchristliche Zeiten; die Anfänge des selbständigen Königreichs P. sind jedoch in Dunkel gehüllt, zweifellos ist nur, daß die ersten staatenbildenden Einwohner ostindische Kolonisten waren. 573 n. Chr. wurde die Stadt P. gegründet, später aber, zur Zeit größter Ausdehnung, die Hauptstadt weiter nach SO. verlegt, bis P. 1365 wieder Hauptort wurde. Wirren mit Ava füllen die nächsten Jahrhunderte, bis endlich Ava P. sich einverleibte, um es 1853 an die Engländer zu verlieren. Die ersten Europäer, welche hierher kamen, waren Portugiesen.

1540 erlangten sie Zutritt und hatten noch im Beginn des 17. Jahrh. Einfluß. 1569 besuchte ein Venetianer, 1586 der erste Engländer die Hauptstadt P.; aber erst 1795 erlangte Britisch-Indien den Abschluß eines Handelsvertrags mit Ava (s. Birma und Karte »Ostindien«). Vgl. P. Phayre, On the history of P. (im »Journal of the Asiatic society of Bengal«, Kalk. 1873).

Pehlewi, s. Iranische Sprachen.

Pehtha, Handels-, Gold- und Silbergewicht in Birma, = 100 Keiat = 1,6556 Kilogr.

Pehueltschen (Pueltschen), südamerikan. Indianervolk in den Andes von Patagonien und von da nach O. in die Ebenen sich ausbreitend, von den Tehueltschen mit dem Namen Penck bezeichnet und nach Musters identisch mit den Pampa (während Falkner die Tehueltschen als Pueltschen bezeichnet). Sie sind räuberische Nomaden, treiben keinen Feldbau und stehen auf einer sehr tiefen Bildungsstufe. Ihre kegelförmigen Hütten gleichen den Jurten der Tataren. Mit ihren Nachbarn liegen sie stets in Fehde, doch sind sie im Frieden gegen Fremde gastfrei und im Handel ehrlich. Vgl. Patagonien.

Peiden, Badeort im Val Lugnetz des schweizer. Kantons Graubünden, mit 105 Einw. und einer vorzugsweise Glaubersalz enthaltenden Mineralquelle, die 1868 durch Ueberschwemmungen verschüttet, 1874 aber wieder aufgefunden wurde.

Peiho (Peho, Pai-ho, »weißer Fluß«), Fluß im nordöstlichen China, entspringt an der Grenze der Mongolei, fließt südöstlich in einer Entfernung von 20 Kilom. an Peking vorüber, nimmt verschiedene Flüsse auf und mündet in den Golf von Petschili. Obgleich ein kleiner Fluß, hat der P. doch Bedeutung für den Verkehr mit Peking und ist ein Glied in der »Wasserweg« genannten Abtheilung der chinesisch-centralasiatischen Ausfuhrstraße nach Sibirien, da der Thee des mittlern China auf dem Jantsekiang ans Meer, von dort nach der Mündung des P. und dann in flachen Booten flußaufwärts 116 Kilom. weit bis Tungtschen geht. Das Einlaufen in den Fluß erschwert eine Barre; die Wassertiefe ist 3½ Meter, nimmt aber später stark ab. An der Mündung bei Taku hatte China zum Schutze seiner Hauptstadt starke Befestigungen angelegt, welche 25. Juni 1859 von einer englischen Truppenabtheilung zu stürmen versucht wurden (vgl. China, S. 446). Seitdem sind diese Forts verstärkt, um Befestigungen am Unterlauf des Flusses vermehrt und mit Riesengeschützen deutschen und englischen Fabrikats ausgerüstet worden. Der Flußeingang ist überdies durch Torpedoschiffe vertheidigt.

Peil, s. v. w. Pegel.

Peilau, ausgedehntes Fabrikdorf im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Reichenbach, besteht aus 6 Gemeinden: Niederpeilau mit 885, Niedermittelpeilau mit 812, Mittelpeilau mit 819, Obermittelpeilau mit 913, Oberpeilau II mit 1009 und Oberpeilau I mit 2330, zusammen mit (1875) 6768 Einw. Es sind hier vorhanden eine evangelische und 2 kathol. Kirchen, 2 Schlösser, ansehnliche Baumwoll- und Marmorwaarenfabriken, eine Dampfmühle und Bierbrauerei. Bei Oberpeilau I befindet sich die Herrnhuterkolonie Gnadenfrei mit Bahnhof an der Linie Liegnitz-Kamenz.

Peilen, im Seewesen die Richtung, in der man einen Gegenstand erblickt, durch den Kompaß bestimmen; auch die Wassertiefe mittels des Loths abmessen. Man peilt z. B. die Sonne, d. h. man bestimmt ihr Azimuth; man peilt eine Landspitze oder einen Leuchtthurm, d. h. man bestimmt den Winkel, den eine vom Kompaß aus dorthin gezogene Linie mit dem magnetischen Norden macht. Wenn man gleichzeitig zwei dergleichen Gegenstände, deren Lage durch die Seekarte gegeben ist, p. kann, so erhält man die sogen. Kreuzpeilung, und das Schiff befindet sich im Durchschnittspunkt der beiden Richtungen, so daß sein Ort durch Alignement direkt gefunden wird. Mit der Peilstange mißt man geringe Tiefen; mit dem Peilstock, einem eisernen, etwa 75 Centim. langen, in Centimeter getheilten Stab, den man an einer Leine in den Pumpensod fallen läßt, bestimmt man den Wasserstand im Innern des Schiffs.

Peine (Peina), Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Hildesheim, an der Fuse und der Bahnlinie Braunschweig-Hannover, hat ein Amt und Amtsgericht, 3 Kirchen (darunter eine katholische), eine Synagoge, ein Puddel- und Walzwerk, Zucker-, Knopf-, Malz-, Stärke- und Kunstdüngerfabrikation, Weberei, Gerberei, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei, Torfstich, 10 besuchte Pferde-, Vieh- und Schafmärkte, Getreidehandel und (1875) 5001 Einw. P. war zu Ende des Mittelalters eine starke Festung (der Eule Rest) und hielt 1519—23 in der Hildesheimer Stiftsfehde drei Belagerungen seitens der Herzöge siegreich aus.

Peinliche Befragung, s. v. w. Specialinquisition (s. Strafproceß); dann die beim hochnothpeinlichen Halsgericht zum letztenmal wiederholte Frage an den Verbrecher, ob er sein Verbrechen und alles bisher Eingestandene noch jetzt zugestehe, nach deren Bejahung der Stab gebrochen, das sogen. Zetergeschrei eröffnet und dann zur Vollstreckung der Strafe selbst geschritten ward; auch s. v. w. Tortur.

Peinliche Gerichtsbarkeit, s. v. w. Strafgerichtsbarkeit.

Peinliche Halsgerichtsordnung, s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Peinlicher Proceß, s. Strafproceß.

Peipus (russ. Tschudskoje-Ozero), See in Rußland, zwischen den Gouvernements Esthland, Livland, Pskow und St. Petersburg, wird im SO. durch den 5—15 Kilom. breiten und 63 Kilom. langen sogen. »Warmen See« mit dem Pskow'schen See verbunden und hat mit diesen zusammen ein Areal von 3513 QKilom. (63,8 QM.). Er ist tief und sehr fischreich. Von S. nimmt er die Welikaja, von W. den Embach auf und ergießt sein Wasser nach N. durch die Narowa (s. d.) in den Finnischen Meerbusen. Der P. hat flache, sandige, großentheils mit Tannen bewachsene Ufer und einige bewohnte Inseln, wovon Porka die größte. Der See diente einst als Hauptwasserweg zwischen den Hansestädten der Ostsee und den Städten im innern Rußland.

Peischwa, ursprünglich der erste Minister der Marathen (s. d.), dessen Amt jedoch erblich wurde, und der zu Ende des 18. Jahrh. von seiner Residenz Puna aus die Staaten der Marathen von sich abhängig machte, infolge dessen sie später in ein Vasallenverhältnis zu ihm traten; aus der Auflösung des Marathenreichs gingen als die mächtigsten Staaten jene des Scindia in Gwalior und des Holkar in Indor hervor. 1802 kam der P. in Abhängigkeit von der Englisch-Ostindischen Kompagnie; im Mai 1818 entsagte der letzte P., Badschi Rao, nach Besiegung durch die Engländer der Regierung und nahm von ihnen ein Jahrgehalt an. Als Residenz wurde ihm Bithur bei Khanpur angewiesen; sein Adoptivsohn war Nana Sahib (s. d.), der im Sipahi-Aufstand von 1857 die leitende Rolle spielte (vgl. Ostindien, S. 428).

Peiskretſcham, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Toſt-Gleiwitz, an der Bahnlinie Oppeln-Morgenroth, mit Gerichtskommiſſion, 3 kathol. Kirchen, Synagoge, katholiſchem Schullehrerſeminar, Heubandel und (1875) 3862 Einw.

Peißenberg, ſ. Hoher Peißenberg.

Peitho (bei den Römern Suada oder Suadēla), in der griech. Mythologie Göttin der Ueberredung, Begleiterin der Aphrodite, der Chariten und des Hermes; auch Beiname anderer Gottheiten, wie der Aphrodite und der Artemis.

Peitſche, bekanntes Werkzeug zum Antreiben der Zugthiere ꝛc., beſteht gewöhnlich aus einer von Lederriemen oder Bindfaden geflochtenen Schnur (Peitſchenſchnur) und aus einem nach oben zu elaſtiſchen Stock (Peitſchenſtock). Am Ende der Peitſchenſchnur iſt eine kurze, dünne geflochtene Schnur von Seide oder Hanfzwirn befeſtigt, die Peitſchenſchmitze. Die Peitſchenſtöcke werden aus jungem Ahorn-, Ulmen- oder Wachholderholz, im obern Theil aus Fiſchbein oder ſpaniſchem Rohr, mit Leder, Darmſaiten oder Seide geflochten, gefertigt.

Peitſchenwurm (Trichocephălus *Goetze*), Gattung der Rundwürmer, Würmer mit walzenförmig aufgetriebenem Hinterleib, welcher ſich ziemlich plötzlich gegen den weit längern, fadenförmigen Vorderleib abſetzt und beim Weibchen ziemlich geſtreckt, beim Männchen ſpiralig eingerollt iſt. Man kennt etwa 12 Arten, die in Säugethieren, beſonders in Pflanzenfreſſern, und zwar meiſt im Blinddarm ſchmarotzen. Sie ſitzen mit dem fadenförmigen Ende unter der Darmſchleimhaut befeſtigt, ſo daß nur der Hinterleib hervorragt. T. dispar *Rud.*, 40—50 Millim. lang, 1 Millim. dick, findet ſich ſehr häufig und ſehr verbreitet (nicht in kälteren Gegenden) zu 4—12 Stück beſonders im Blinddarm des Menſchen. Die Eier gelangen mit dem Koth nach außen und entwickeln ſich ſehr langſam in Waſſer oder feuchter Erde. Sie gelangen wohl ohne Zwiſchenträger durch Trinkwaſſer, mit rohem Gemüſe ꝛc. wieder in den Magen des Menſchen und entwickeln ſich dann ſehr ſchnell. Nur wenn der Wurm in außerordentlich großer Zahl auftritt, kann er durch den Reiz, den er auf die Darmhaut ausübt, das Gehirn afficiren; ſonſt iſt er ganz harmlos.

Peitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Kottbus, am öſtlichen Ende des Spreewaldes, an den Eiſenbahnen von Guben und von Frankfurt a. O. nach Kottbus, hat 2 Kreisgerichtskommiſſionen, eine ſchöne Pfarrkirche, bedeutende Wollſpinnerei und Tuchfabrikation, eine Dampfſchneidemühle, wichtige Fiſcherei in den 912 Hektar großen königlichen Karpfenteichen und (1875) 4141 Einw. P. war bis 1767 Feſtung.

Peieration (lat.), Meineid.

Pekah, König von Iſrael, nach 2. Kön. 15, 27 von 754, nach Neueren erſt von 736—734 v. Chr., vorher Feldherr ſeines Vorgängers Pekajah, ermordete dieſen, verband ſich gegen Juda mit den Syrern und ward wiederum von Hoſea ermordet.

Pekajah, König von Iſrael 738—736 v. Chr., Menahems Sohn und Nachfolger, war abgöttiſch und wurde im königlichen Palaſt zu Samaria von Pekah (ſ. d.) ermordet.

Pekan, ſ. Marder und Iltisfelle.

Pekannüſſe (Illinoisnüſſe), ſ. Carya.

Pekari (Nabel-, Warzen-, Biſam- oder Moſchusſchwein, Dicotyles *Cuv.*), Säugethiergattung aus der Familie der Schweine, charakteriſirt durch die ſehr kleinen Ohren, den verkümmerten Schwanz, die dreizehigen Hinterfüße, die einfachen Eckzähne und die mit weitem Gang ſich öffnende Drüſe auf dem Rücken. Das Halsbandnabelſchwein (D. torquatus *Cuv.*), 1,5 Meter lang, 30—40 Centim. hoch, iſt ziemlich ſchlank gebaut, mit verhältnismäßig langen Borſten dicht bedeckt, ſchwarzbraun, an den Seiten gelblichbraun, am Bauch braun, an der Vorderbruſt weiß, mit gelblicher Halsbinde, ſondert aus der Rückendrüſe eine durchdringend riechende Flüſſigkeit ab. Es bewohnt die waldreichen Gegenden Südamerika's bis 1000 Meter ü. M., findet ſich auch im S. Nordamerika's, wandert truppweiſe über Felder und durchſchwimmt ſogar Ströme, lebt von Wurzeln und Früchten und zerſtört oft die Pflanzungen. Die Sau wirft nur zwei Junge. Man jagt es wegen des Fleiſches und benutzt das Fell zu Säcken und Riemen. Das Tayagu (D. labiatus *Cuv.*) findet ſich nur in Südamerika und hat dieſelbe Lebensweiſe wie das vorige.

Pekeſche (Pikeſche, beſſer Bekieſche, poln.), mit Schnüren ꝛc. beſetzter (Pelz-) Ueberrock für Männer.

Pekin, Stadt im nordamerikan. Staat Illinois, am Illinoisfluß, hat große Schweineſchlächtereien, viel Handel mit Produkten und (1870) 5696 Einw.

Peking (Pekin, aus chineſ. Beitſin, »nördliche Hauptſtadt«, entſtanden), Hauptſtadt des chineſ. Reichs, Reſidenz des Kaiſers und eine der größten Städte der Erde, liegt unter 39° 45′ nördl. Br. und 116° 30′ öſtl. L. v. Gr., 37 Meter ü. M., in fruchtbarer, vortrefflich angebauter Umgebung, die durch ihren Reichthum an Bäumen an engliſche Landſchaftsbilder erinnert, an einem linkſeitigen, in Kanälen durch die Stadt gezogenen Zufluß des Peiho, welcher für Boote mit Laſten von 100 Ctr. von ſeiner Mündung an 20 Kilom. aufwärts ſchiffbar iſt. Das Klima iſt mild; die durchſchnittliche Jahrestemperatur beträgt 12,5° C., die wäſſerigen Niederſchläge 615 Millim. Der Flußarm trennt die Stadt in eine Chineſenſtadt, im S., und eine Tatarenſtadt, im N. von jenem; erſtere ſoll 16, letztere 22 Kilom. im Umkreis haben. Beide ſind durch eine 9 Meter hohe Mauer mit drei nachts geſchloſſenen Thoren von einander getrennt. Die Straßen ſind breit, aber ſehr ſtaubig, unreinlich und voll Gruben ſtinkenden Unraths; ſie kreuzen ſich in rechten Winkeln. Die Häuſer ſind niedrig, jene der Privaten von armſeligem Anſehen; die Häuſer der beſſeren Klaſſen ſind von der Straße durch eine hohe Mauer abgeſchloſſen und haben im Innern des Gevierts große Hofräume. In allen Richtungen ſind Bäume durch die Stadt zerſtreut. Der Straßenverkehr iſt, beſonders in der Chineſenſtadt, außerordentlich groß; beim Gehen kommt man mit Fußgängern, Sänften, einſpännigen und zweiſpännigen Fuhrwerken ſtets in ſtarkes Gedränge. Den Mittelpunkt der Tatarenſtadt bildet der kaiſerliche Palaſt, aus einer Menge Einzelhäuſer beſtehend, von einer 9 Meter dicken Mauer umgeben, die einen Raum von 910 M. Länge und 720 M. Breite einſchließt. Sämmtliche Gebäude ſind aus rothen Backſteinen erbaut, die Dächer des Palaſtes gelb (die Farbe des kaiſerlichen Hauſes), jene der Mandarine und Regierungsbüreau's, die alle in der kaiſerlichen Abtheilung der Stadt liegen, hellgrün, die Tempeldächer dunkelblau; die großen freien Plätze ſind mit farbig glaſirten Ziegeln gepflaſtert. In der vor dem Palaſtviertel ſich ausdehnenden Tatarenſtadt ſteht in der Südoſtecke die Sternwarte mit ihren kunſtvollen Inſtrumenten chineſiſcher Arbeit, darunter ein 2 Meter im Durchmeſſer haltender Himmelsglobus, auf welchem die Sternbilder durch kupferne Abbil-

dungen dargestellt sind. 5 Kilom. außerhalb der Mauer steht der Tempel der Glocke, mit der berühmten großen (eisernen) Glocke (1250 Ctr. schwer); vor einem der Westthore liegt der sehenswerthe Begräbnisplatz der Jesuiten, die sich durch ihre Missions- wie wissenschaftlichen Arbeiten berühmt gemacht haben, vor einem der Nordthore der Friedhof der Europäer. Nahe der Mauer der Chinesenstadt residiren die Gesandten der europäischen Mächte und befindet sich die russische Kolonie sowie die wenigen christlichen Kirchen und europäischen Anstalten (Hospitäler ꝛc.) der Stadt. Die dem Tatarentheil vorliegende Chinesenstadt ist das bürgerliche P., mit seiner aus Chinesen, Mandschu, Mongolen, Koreanern, Japanesen, Tibetern ꝛc. gemischten bunten Bevölkerung; hier liegen alle Waarenhäuser und Verkaufsbuden, von deren Dächern ein Wald von Stangen emporragt, jede ein in der Luft flatterndes, mit dicken Buchstaben bemaltes Aushängeschild von Papier tragend. Der großartige Eindruck, welchen das rege Verkehrsleben, die große Zahl stattlicher Spitzthürmchen, Brücken und glockenbehängter Tempel macht, wird verwischt durch den zahlreichen Beweise des Verfalls einstiger Größe. Die Straßen gleichen eher einem Bachbett, knietief liegt Schutt und Trümmerwerk aller Art; übelriechender Staub, von jedem Luftzug in dichten Schichten emporgewirbelt und Gesichts- wie Geruchswerkzeuge beleidigend, überdeckt alles. Der götzendienerische Charakter der Regierung kommt zum Ausdruck in einem Tempel für den Himmel, für die Erde, für Sonne und Mond, einem Altar für den Ackerbau ꝛc. Der Tempel für den Himmel ist mit einer Mauer von 5 Kilom. im Umkreis umgeben; neben dem Hauptheiligthum stehen andere Tempel und Wohngebäude für die kaiserliche Familie. Der Tempel selbst ist ein prächtiges, 30 Meter hohes Gebäude mit drei sich verjüngenden Stockwerken auf einer an 9 Meter hohen Plattform, die auf 27 Treppen erstiegen wird. Hier werden vom Kaiser dreimal des Jahrs 11 Ochsen, 12 Widder ꝛc. als Opfer dargebracht. Hier liegt auch der »heilige Acker«, auf welchem der Kaiser jährlich eine Furche pflügt. Die Buddhisten besitzen in der Tataren- und in der Chinesenstadt je ein Kloster für 2—3000 Insassen, welche Bauten ebenso wie die kaiserlichen Tempelgebäude in gutem Stand erhalten sind. Die Bevölkerung wird sehr verschieden angegeben: wie es scheint, weil einige auch die Umgegend hinzurechnen, während andere ihre Zahlangaben auf die Stadt allein beziehen. Die letzte amtliche chinesische Zählung, die bekannt ist (1845), ergab: 1,648,814 Einw. für P., 2,553,159 für P. mit den Distrikten Daffin und Wanpin; neuere Reisende geben bis auf 900,000, ja (Bretschneider) bis auf 500,000 Einw. herunter. Eine Stadtverfassung hat P. nicht; die Bevölkerung wird durch den Polizeistock in Ordnung gehalten, das Polizeikorps ist auf 90 Stationen vertheilt. Von Militär liegen kaum 10,000 Mann Miliztruppen in der Stadt; die Garde garnisonirt nördlich von P. im Lustschloß Yuan min yuen, die Feldtruppe neuerer Organisation am untern Peiho. An Schul- und Bildungsanstalten ist P. reich; seit 1868 besitzt es eine Universität, an welcher Europäer (darunter der Deutsche v. Gumpach) lehren. — P. wurde gegründet vom Kaiser Chubilai 1279, der hierher seine Residenz von Nanking verlegte, umgebaut vom Kaiser Junglo 1471, 1644 von den Mandschu beim Sturz der Mingdynastie geplündert, 1662 und 1730 von Erdbeben heimgesucht, wobei 300,000 und 100,000 Einw. umkamen; 12. Okt. 1860 wurde die Stadt von englisch-französischen Truppen besetzt, welche dieselbe erst nach Unterzeichnung des Friedens wieder räumten (s. China, S. 447). Bereits 1728 hatten die Russen eine Kolonie in P. gegründet; englische Gesandte residiren hier zeitweise seit dem Opiumkrieg, französische, italienische, deutsche folgten 1861. Vgl. Petermanns »Mittheilungen«, Ergänzungsheft Nr. 46; »Globus«, Bd. 28 und 30 (1875—76); Bretschneider, Archaeological and historical researches on P. and its environs (1876); Martin, P. (Par. 1874); Beauvoir, Voyage autour du monde (9. Aufl., das. 1876).

Pektinkörper (Gallertkörper), im Pflanzenreich sehr verbreitete, besonders in fleischigen Früchten und Wurzeln vorkommende stickstofffreie Substanzen, scheinen sämmtlich hervorzugehen aus der in Wasser und Alkohol unlöslichen Pektose, welche namentlich in unreifen Früchten sich findet und durch die neben ihr vorkommende fermentartig wirkende Pektase sowie durch Kochen mit Wasser und durch verdünnte Säure in die übrigen P. übergeführt wird. Diese sind farblos, unkrystallisirbar, in Wasser theils löslich, theils unlöslich, bilden aber oft mit Wasser eine Gallerte und gehen niemals in Zucker über. Pektin $C_6H_8O_4$ findet sich in reifen Früchten und fleischigen Wurzeln, ist farb-, geruch- und geschmacklos und bildet mit Wasser eine schleimige, bei Gegenwart von Eiweiß gallertartige Lösung, aus welcher es durch Alkohol und Bleiessig gefällt wird; mit Salpetersäure bildet es Zuckersäure, dann Schleimsäure, bei langem Kochen mit Wasser geht es in Parapektin über, welches sich neben Pektin in reifen Früchten findet, und bei Behandlung mit verdünnten Säuren in Metapektin, welches in überreifen Früchten vorzukommen scheint. Bei Einwirkung von Alkalien auf Pektin entsteht Pektosinsäure und dann Pektinsäure. Letztere bildet eine farblose, in kaltem Wasser kaum, in heißem schwer, in Alkohol nicht, in den Lösungen neutraler Salze leicht lösliche Masse; sie reagirt und schmeckt sauer und bildet mit den Alkalien lösliche, sonst unlösliche gallertartige Salze. Bei anhaltendem Kochen mit Wasser löst sich die Pektinsäure zu stark sauer reagirender Parapektinsäure, und beim Kochen mit Alkalien gibt sie Metapektinsäure, das letzte Umwandlungsprodukt der Pektose, welches in überreifen Früchten vorkommt, amorph, zerfließlich, in Wasser leicht löslich und nicht gallertig ist, sauer reagirt, fast nur lösliche Salze bildet und bei weiterer Einwirkung ätzender Alkalien in Ameisensäure und Protokatechusäure, beim Erhitzen mit starken organischen oder Mineralsäuren aber in eine andere Säure und Pektinzucker (Pektinose) zerfällt. Nach neueren Untersuchungen ist Metapektinsäure identisch mit dem arabischen Gummi oder der Arabinsäure und findet sich in Runkelrüben (Rübengummi) fast immer in unlöslicher, in verdorbenen Rüben oder in gewissen Jahrgängen aber in löslicher Form. Das unlösliche Rübengummi wird durch Einwirkung alkalischer Flüssigkeiten löslich; Säfte und Zuckerlösungen aber, welche in etwas erheblicher Menge Rübengummi enthalten, machen bei ihrer Verarbeitung in der Zuckerfabrikation große Schwierigkeiten. Die P. bilden einen wichtigen Bestandtheil vieler Nahrungsmittel, aber ihr Werth für die Ernährung ist noch nicht festgestellt.

Pektinsäure (Gallertsäure), s. Pektinkörper.

Pelagianer, die Anhänger derjenigen Lehre, welche die Erbsünde leugnet und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für hinreichend zur Seligkeit erklärt, benannt nach Pelagius, einem briti-

ſchen Mönch. Derſelbe wandte ſich zu Anfang des 5. Jahrh. nach Rom, lernte hier den Cöleſtius (ſ. d.) kennen, mit welchem er 410 nach Afrika reiſte. Hier kamen ihre eigentümlichen Lehrmeinungen zur Sprache, weil Auguſtinus ſich in Gegenſatz dazu ſtellte. Dieſelben laſſen ſich in folgende Sätze zuſammenfaſſen: Adams Fall hat nur dieſem geſchadet; jeder Menſch wird noch geboren, wie Adam vor dem Fall war; der Tod iſt natürlich begründet in der menſchlichen Natur; es ſteht in jedes Kräften, durch Befolgung der Gebote Jeſu ſelig zu werden. Zunächſt wurde Cöleſtius bei Gelegenheit ſeiner Bewerbung um die Stelle eines Aelteſten der Kirche zu Karthago 412 der Ketzerei angeklagt und erkommunicirt. Trotzdem ward er in Epheſos zum Presbyter erwählt. Pelagius ſelbſt hatte ſich inzwiſchen nach Paläſtina begeben. Hier ebenfalls der Heterodoxie angeklagt, ſtellte er, da man im Orient über dieſe Dinge allgemein mindeſtens eher Pelagianiſch als Auguſtiniſch gedacht hatte, 415 auf einer Synode zu Diospolis ſeine Richter durch die Erklärung zufrieden, daß er den Einfluß der Gnade bei der Bekehrung nicht ausſchließe. Aber im Abendland ließ Auguſtinus auf den Synoden zu Mileve und Karthago (416) neue Bannflüche gegen ihn ſchleudern. Als der Papſt Zoſimus Miene machte, den Pelagius zu ſchützen, wandte ſich eine neue Synode von Karthago 417 an den Kaiſer Honorius, welcher in einem sacrum rescriptum alle P. zu vertreiben befahl. Jetzt folgten auch die Päpſte, und ſelbſt das Koncil zu Epheſos verdammte 431 den Pelagianismus. Gleichwohl konnte dieſes Urtheil, ſoweit dadurch das Princip der ſittlichen Freiheit ſelbſt getroffen ward, nicht von Beſtand ſein, und es lebte der Pelagianismus gemildert und modificirt im Semipelagianismus (ſ. d.) fort. Trotzdem, daß ſogar das Weſentliche der Pelagianiſchen Denkart tief in das Syſtem der katholiſchen Kirche eingedrungen iſt, blieb doch der Name ihres Urhebers gebrandmarkt, und keine kirchliche Sekte wagte, ſeinen Namen zu adoptiren. Von ſeinen Schriften ſind nur ſehr wenige der Vernichtung durch ſeine Gegner entgangen, und dieſe wenigen zumeiſt durch den Zufall, daß ſie unter die Schriften des Hieronymus gerathen waren, ſo die »Commentarii in epistolas Pauli«, zu Rom vor 410 geſchrieben (am Ende der Vallarſi'ſchen Ausgabe der Werke des Hieronymus); die »Epistola ad Demetriadem« (auch bei Vallarſi, herausgeg. von Semler, Halle 1775); »Libellus fidei«, ein Glaubensbekenntnis, das er 417 dem Papſt Innocenz I. überſandte (kam unter dem Titel: »Symboli explanatio ad Damasum« unter die Werke des Hieronymus bei Vallarſi). Vgl. Wiggers, Darſtellung des Auguſtinismus und Pelagianismus (2. Aufl., Hamb. 1833, 2 Bde.); Jacobi, Die Lehre des Pelagianismus (Leipz. 1842); Wörter, Der Pelagianismus (2. Aufl., Freiburg 1874).

Pelägiſch (v. griech. pélagos, Meer), Kollektivname der in einem ſehr tiefen Meer durch Niederſchlag entſtandenen Sedimentärbildungen, im Gegenſatze zu den limniſchen, in meiſt flacheren, umſchloſſenen Becken abgeſetzten Bildungen und beſonders den eigentlichen Süßwaſſerbildungen, aber auch im Gegenſatze zu den litoralen, nächſt der Küſte vor ſich gegangenen Niederſchlägen und Schichtbildungen. Selbſtverſtändlich geht aber die litorale Abtheilung der Sedimentgeſteine, durch Vorwiegen ſandiger und daneben thoniger Bildungen ausgezeichnet, durch eine Reihe von Uebergangsſtadien (ſublitoral, meiſt thonig; dann ſubpelagiſch, meiſt mergelig, thonig-kalkig) in die überwiegend kalkigen pelagiſchen Gebilde über. Als p. bezeichnet man den Kohlenkalk, die Alpentriaskalke, die kalkigen Jura- und die Mehrzahl der Kreidebildungen.

Pelagius, 1) Name zweier Päpſte: a) P. I., ein geborner Römer, ward Diakonus der römiſchen Kirche, päpſtlicher Geſandter und Apokriſiarius zu Konſtantinopel, in welcher Stellung er zur Verdammung des Origenes beitrug, und nach Vigilius' Tode 555 zum Papſt erwählt. Da er ſich in den Kirchenſtreitigkeiten den Griechen gefällig bewies, namentlich die Beſchlüſſe des fünften ökumeniſchen Koncils anerkannte und die drei Kapitel (ſ. Dreikapitelſtreit) billigte, ſagte ſich ein großer Theil der abendländiſchen Kirche von ihm los. Er ſtarb 28. Febr. 560. — b) P. II., geboren zu Rom, aber von gothiſcher Abkunft, ward nach Benedikts I. Tode während der Belagerung Roms durch die Langobarden 578 auf den päpſtlichen Stuhl erhoben; ſtarb 8. Febr. 590 an der Peſt.

2) Stifter der Sekte der Pelagianer (ſ. d.).

Pélago, Flecken in der ital. Provinz Florenz, mit Induſtrie in Töpfer- und Wollwaaren und als Gemeinde (1871) 10,037 Einw. In der Nähe das ehemalige berühmte Benediktinerkloſter Vallombroſa (1039 gegründet, ſeit 1869 aufgehoben und in ein Forſtinſtitut verwandelt).

Pelagoniſi (Pelagiſi, Kyra Panagia), felſige Inſel im Aegeiſchen Meer, zu den nördlichen Sporaden gehörig, hat 2 Klöſter und einen Hafen; hieß im Alterthum wahrſcheinlich Polyägos.

Pelargonium *Hérit.* (Kranichſchnabel), Pflanzengattung aus der Familie der Geraniaceen, Kräuter und Sträucher, welche meiſt in Südafrika, zum Teil auch in Neuholland, einheimiſch und an der auf der Oberſeite des Blütenſtiels verlaufenden Honigröhre, der unregelmäßigen Blumenkrone und den auf der Innenſeite bärtigen Grannen der Teilfrüchte leicht erkennbar ſind. Von den ſehr zahlreichen Arten werden viele bei uns als Garten- und Zimmerpflanzen in faſt zahlloſen Varietäten kultivirt. Sie ſind wegen der oft wohlriechenden und ſchön gezeichneten Blätter und der prachtvollen Blüten ſehr beliebt und ganz allgemein verbreitet. Die ſtrauchartigen ſind ſehr leicht zu kultiviren, während die krautartigen mit Knollenwurzel ſorgfältigere Behandlung erheiſchen. P. odoratissimum *Ait.* (Muskatkraut), mit ſehr kurzem, fleiſchigem Stengel, ſehr wohlriechenden, lang geſtielten, rundlich herzförmigen, weichen, hellgrünen Blättern und kleinen, weißen, in meiſt fünfblumigen Dolden ſtehenden Blüten, liefert, wie auch P. roseum *Willd.* (Roſengeranium), das algieriſche Geraniumöl. Letztere Pflanze iſt eine Abart von P. Radula *Ait.*, mit handförmig getheilten, wohlriechenden Blättern, aus welchen das ſüdfranzöſiſche Geraniumöl gewonnen wird. Als Zierpflanzen kommen ferner in Betracht: P. zonale *Ait.* (brennende Liebe), mit etwas dickem, fleiſchigem Stengel, herzförmig kreisrunden, undeutlich gelappten, aber mit einem dunkelbraunen Band gezeichneten Blättern und langſtieligen, vielblumigen Dolden mit meiſt ſcharlach- und blutrothen Blüten; P. tricolor *Curt.*, zottenhaarig, mit lanzettförmigen, eingeſchnitten gezähnten, lang geſtielten, graugrünen Blättern und zierlichen, roth, weiß und ſchwarz gefärbten Blüten; P. superbum *Vent.*, mit großen, weißen Blumenblättern, deren zwei obere mit rothen Saftmalen gezeichnet ſind. Mehrere Arten ſind in Südeuropa verwildert. In blumiſtiſcher Hinſicht unterſcheidet man: 1) großblumige engliſche Pelar-

gonien, mit dunklen Flecken auf den zwei oberen Blumenblättern; 2) französische fünffleckige Odier'sche Pelargonien, mit Flecken auf allen Blumenblättern, auch gestreift; 3) Diadem- oder Diadematum-Pelargonien, deren Blumenblätter meist gleiche Grundfarbe, eine weiße oder bläulichweiße Mitte und einen weißen Rand haben; 4) Fancy- oder Phantasie-Pelargonien, mit sehr bunten Blumenblättern; 5) Skarletpelargonien, meist von P. zonale und P. inquinans abstammend, mit schwarzer Zone auf den Blättern und scharlach- oder rosenrothen, auch weißen Blüten; 6) Scharlachpelargonien, mit bunten, weiß oder gelblich, zonenartig oder gestreift gezeichneten Blättern. Viele Pelargonien sind auch unverwüstliche Zimmerpflanzen.

Pelásger, die ältesten Einwohner Griechenlands (s. d., S. 109) indogerman. Stammes. Der Name bezeichnet nicht ein besonderes Volk, sondern die Kulturperiode des griechischen Volks in der ältesten Zeit vor der Einwanderung der Jonier und der äolischen und dorischen Wanderung. Die alten Griechen betrachteten sie als ein besonderes Volk, jedoch gleicher Abstammung mit ihnen, wie denn in Attika und anderen Landschaften viele Geschlechter sich ihres pelasgischen Ursprungs rühmten. Sie waren seßhaft und trieben Ackerbau und Viehzucht; sie lichteten Wälder, ebneten Felsen, trockneten Sümpfe aus, legten in fruchtbaren Thalebenen Städte mit festen Burgen an, die meist den Namen Larissa führten, und erbauten die ältesten Bauwerke (kyklopische Mauern). Berühmte Sitze der P. waren: Dodona in Epiros, Thessalien, Orchomenos in Böotien, Mykenä in Argolis, Sikyon u. a. Sie verehrten den höchsten Gott, Zeus, den Aether, den leuchtenden Himmel ohne Bild und Tempel auf hochragenden Berggipfeln. Die Vielgötterei und der Anthropomorphismus der spätern Zeit waren ihnen fremd. Ihr Name wurde von dem der Hellenen verdrängt, in welchem sich die Stämme der Jonier, Achäer, Aeolier und Dorier vereinigten, und sie verschmolzen mit diesen.

Pelasgĭa, ältester (mythischer oder poetischer) Name des Peloponnes, ebenso Arkadiens, Thessaliens und der Inseln Lesbos und Delos.

Pelasgiōtis, s. Thessalien.

Pelée, Felseneiland an der Küste des franz. Departements Manche, Cherbourg gegenüber; darauf das zur Befestigung des Hafens von Cherbourg gehörige Fort Royal und ein Leuchtthurm.

Pelĕkan (Kropfgans, Beutelgans, Pelecanus *L.*), Vogelgattung aus der Ordnung der Ruderfüßer (Steganopodes) und der Familie der Pelekane, Vögel mit gestrecktem Körper, langem Hals, kleinem Kopf, viel längerem Schnabel, der Oberschnabel mit am Grund gerundeter, nach der stark hakigen Spitze abgeplatteter Firste, weit gespaltenen, durch einen großen, weiten Hautsack verbundenen Unterkieferästen, mäßig langen Flügeln, in denen die zweite und vierte Schwinge am längsten sind, niedrigen, sehr langzehigen, mit großen Schwimmhäuten versehenen Füßen und kurzem, breitem, abgerundetem Schwanz. Der gemeine P. (Löffel-, Meergans, Ohnvogel, P. onocrotalus *L.*), 1,5 Meter lang, 2,5 Meter breit, ist bis auf die braunen Handschwingen weiß, rosenroth überhaucht, auf der Vorderbrust gelb und besitzt auf dem Kopf eine aus langen, rundlichen Federn bestehende Haube. Die Augen sind hochroth, eine nackte Stelle um dieselben ist gelb, der Schnabel grau, roth und gelb punktirt, der Kehlsack gelbbläulich geädert, die Füße sind licht fleischfarben. Der größere Schopfpelekan (P. crispus *L.*) ist weiß, grauröthlich überflogen mit schwarzem Fittig, am Kopf und Hinterhals mit gekräuselten, helmartig verlängerten Federn; die Augen sind silberweiß, der Schnabel ist oben graugelblich, der Kropfsack blutroth, bläulich geädert, die Füße sind schwarz. Der P. bewohnt den größten Theil Afrika's und Südasiens und geht nördlich bis Südungarn; der Schopfpelekan findet sich am Schwarzen Meer, in Mittel- und Südasien. Der erstere erscheint in Afrika in Gesellschaften von Hunderten und Tausenden, auch in Südeuropa bildet er noch Scharen von 400—600 Stück, und bisweilen verfliegen sich größere Scharen bis Deutschland. Sie fischen an und in seichten Gewässern und geben dabei gemeinsam und planmäßig vor, verschlingen auch junge Schwimmvögel und entwickeln eine außerordentliche Gefräßigkeit. Sie gehen langsam und wankend, aber ausdauernd, sitzen gern auf Bäumen, fliegen und schwimmen vortrefflich, können aber nicht tauchen. Sie brüten gesellig an schwer zu erreichenden Orten, auf schwimmenden Inseln u. dgl. und legen in einem sehr ungefügen Nest 3—5 gestreckte, bläulichweiße Eier, welche mit einer dick aufliegenden Kalkkruste bedeckt sind. Durch den Koth und die verfaulenden Fische verbreiten diese Brutansiedelungen einen unerträglichen Gestank. Die Araber essen das Fleisch, sonst werden viele Pelekane als Schauthiere gefangen; sie sind leicht zähmbar und lassen sich ohne Umstände an Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Seit uralter Zeit ist der P. ein Symbol der aufopferndsten Mutterliebe, indem man sagte, er reiße sich die Brust auf und nähre die Jungen mit seinem Blute. Der Kehlsack dient im Orient als Tabakbeutel. Die Bassansgans (Sula Bassana *Gray*) ist von der Größe einer Gans, weiß, mit schwarzen Schwungfedern und Füßen, bläulichgrauem, langem Schnabel und sehr mäßigem Kehlsack, bewohnt die Küsten Nordeuropa's und Sibiriens, namentlich auch die Insel Baß im Golf von Edinburg (daher der Name), fliegt schön, stürzt sich aus der Luft pfeilschnell ins Meer, um Fische hervorzuholen, und nistet auf Felsenvorsprüngen und in Felsenklüften.

Pêle-mêle (franz., spr. pähl-mähl), bunt durch einander, gemischt.

Pelerīne (franz., »Pilgerin«), Ueberwurfkragen für Damen.

Pelet (spr. pötäh), Jean Jacques Germain, Baron de, franz. General, geb. 15. Juli 1777 zu Toulouse, trat 1800 in das Geniekorps, nahm 1805 als Adjutant des Marschalls Masséna an der Schlacht bei Austerlitz theil, focht dann in Kalabrien, in Deutschland, Polen und Oesterreich und begleitete 1810 den Marschall Masséna in dem unglücklichen Feldzug von Portugal. Im russischen Feldzug focht P. als Chef des Generalstabs einer Division der jungen Garde mit Auszeichnung bei Smolensk und Borodino; 1813 Brigadegeneral, zeichnete er sich besonders bei Dresden, 1815 bei Belle-Alliance aus. Nach der zweiten Restauration eine Zeitlang außer Thätigkeit gesetzt, ward er 1818 Maréchal de Camp im Generalstab und Mitglied der Kommission, welcher die Sorge für die Vertheidigungsanstalten des Landes übertragen war. Noch vor der Julirevolution ließ er sich in den Adelstand erheben; nach derselben trat er in die Deputirtenkammer, wo er sich den Liberalen anschloß. Im September 1830 ward er zum Vorstand der École d'application des Generalstabs, zum Generallieutenant und Direktor des Kriegsdepots ernannt. In letzterer Stellung hat er eine neue große topographische Karte von Frankreich ausführen lassen. Im

Oktober 1837 erhielt er die Pairswürde; 1850 wurde er im Departement Ariège in die Nationalversammlung gewählt und nach den Decemberereignissen von 1851 vom Prinz-Präsidenten zum Senator ernannt. Er starb 20. Dec. 1858. P. ist Verfasser mehrerer sehr geschätzten militärischen Werke, unter anderen der »Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne« (Par. 1826, 4 Bde.; deutsch von Theobald, Stuttg. 1824—25), der »Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne« (Par. 1836—62, 11 Bde.). Auch war er Mitarbeiter am »Spectateur militaire«, für welchen er mehrere wichtige Aufsätze über den Feldzug von 1813 geliefert hat.

Pēleus, im griech. Mythus Sohn des Aeakos, Königs von Aegina, und der Endeïs, Bruder des Telamon. Die beiden Brüder verschworen sich zum Morde des in den Waffenübungen sie beschämenden Halbbruders Phokos, und Telamon oder P. warf ihn mit dem Diskos todt, weshalb sie von Aeakos aus Aegina verbannt wurden. P. ging nach Phthia in Thessalien zu seinem Oheim Eurytion, ward durch ihn von der Blutschuld gereinigt und erhielt seine Tochter Antigone zur Frau nebst dem dritten Theil des Landes als Mitgift. Seinen Schwiegervater, mit dem er auf die kalydonische Jagd ging, tödtete er hier aus Versehen und floh daher aus Phthia nach Iolkos zu Akastos, der ihn von neuem entsühnte. Bei den Leichenspielen des Pelias wurde er von Atalante besiegt. In Iolkos verliebte sich Astydamia, die Gemahlin des Akastos, in ihn. Als er ihre Anträge zurückwies, verleumdete sie ihn bei seiner Gattin, als wolle er ihre Tochter Sterope heirathen, worauf Antigone sich erhängte, und beim Akastos, als habe er ihr nachgestellt, worauf derselbe auf einer Jagd im Pelion seinen Tod herbeizuführen suchte. Auf dem Pelion vermählte sich P. mit der Nereïde Thetis. Bei dem Hochzeitsfest fanden sich die Götter ein und beschenkten P., Poseidon z. B. mit den unsterblichen Rossen Balios und Xanthos, Chiron mit einer eschenen Lanze; auf derselben Hochzeit schleuderte Eris (s. d.) den bekannten goldenen Apfel unter die Gäste. Thetis gebar von P. den Achilleus. Um an Akastos und Astydamia Rache zu nehmen, zog P. mit Jason und den Dioskuren gegen Iolkos, zerstörte es und tödtete die Königin. Von einigen wird P. auch als Theilnehmer am Argonautenzug sowie am Kampf der Lapithen und Kentauren genannt.

Pelĭas, im griech. Mythus Sohn des Kretheus, Königs von Iolkos, oder des Poseidon und der Tyro, Bruder des Neleus und des Aeson, setzte sich nach dem Tode des Kretheus in den Besitz der Herrschaft über Iolkos, indem er Aeson vertrieb. Um sich später vor dessen Sohn Jason (s. d.), der Ansprüche auf die Herrschaft machte, zu sichern, sandte P. denselben nach Kolchis, um das Goldene Vlies zu holen (s. Argonauten); nach dessen Rückkehr aber beredete Medea des P. Töchter (die Peliaden) durch die Vorspiegelung, sie wolle ihren Vater verjüngen, denselben zu zerstückeln und in einem Kessel zu kochen. Die Peliaden flohen darauf aus Iolkos nach Mantinea in Arkadien. Des P. Sohn Akastos aber veranstaltete hierauf seinem Vater feierliche Leichenspiele zu Iolkos und vertrieb Medea nebst Jason.

Pellas Berus, die Kreuzotter.

Pelīde, Beiname des Achilleus, als des Sohns des Peleus.

Pelikan, Vogelgattung, s. v. w. Pelekan.

Peling, Gebirge im nördlichen China, unter 32—35° nördl. Br., wahrscheinlich der östliche Ausläufer des Kuenlün (s. d.), wird durch v. Richthofen mit dem Namen Funiuschan belegt, den es auf eine Länge von 216 Kilom. behält. Es besteht aus einer Reihe paralleler, aus metamorphischen Formationen und Granit zusammengesetzter Bergketten, die von W. zu N. und von O. zu S. streichen. Die höchsten Spitzen liegen in 2000 Meter Höhe. Der einzige bequeme Handelsweg führt über den Paß von Nantschau, welcher in einem 26 Kilom. langen und über 1000 Meter tiefen Durchschnitt durch alle Parallelketten des Funiuschan geht.

Pelion (jetzt Plessidhi), waldiges, bis 1620 Meter ansteigendes Gebirge im alten Thessalien, Landschaft Magnesia, zwischen dem See Böbeis und dem Thrakischen Meer. Seine südöstliche Verlängerung begrenzt den Pagasäischen Meerbusen im O. und bildet die Vorgebirge Sepias und Aeantion. Zuerst spielt dasselbe eine mythische Rolle in der Gigantomachie, indem die Giganten den Ossa auf den P. wälzten, um den Himmel zu stürmen. Dann galt es als der Sitz des heilkundigen Kentauren Chiron, wahrscheinlich wegen der Menge der dort wachsenden Heilkräuter. Endlich sollte auch vom Holz des P., der namentlich Eichen und Kastanien trägt, das Schiff Argo gezimmert worden sein. Auf seinem Gipfel befand sich ein Heiligthum des Zeus Aktäos.

Peliōsis (rheumatica, griech.), eigenthümliche Form von Blutfleckenkrankheit der Haut, findet sich hauptsächlich bei jugendlichen Individuen mit zarter Haut, welche schon früher an rheumatischen Affektionen gelitten haben. Sie ist gewöhnlich mit Fiebererscheinungen verbunden. Schmerzen in den Beinen, namentlich in den Unterschenkeln, machen die Kranken zuerst auf ihr Leiden aufmerksam. Die schmerzhaften Stellen sind durch seröse Infiltration mäßig angeschwollen und mit rothen Flecken von der Größe eines Hirsekorns bis zu der einer Linse besetzt. Die Flecke sind anfangs hellroth und verschwinden, wenn man sie mit dem Finger drückt, beruhen also nur auf theilweiser Blutüberfüllung der Haut. Später nehmen sie eine schmutzig braune Färbung an und lassen sich nicht wegdrücken, weil das Blut aus den Gefäßen ausgetreten und in das Hautgewebe ergossen ist. Gewöhnlich wiederholen sich stoßweise ähnliche Fleckenausschläge mehrere Male, so daß die Krankheit meist eine Dauer von mehreren Wochen hat, obgleich die zuerst entstandenen Flecke sich bei horizontaler Lage der Kranken nach 4—8 Tagen verlieren. In manchen Fällen zieht sich die Krankheit wegen der oft sich wiederholenden Rückfälle monatelang hin. Die Behandlung kann sich nur gegen die Grundkrankheit (den Rheumatismus) oder gegen die etwa begleitende Nierenkrankheit richten.

Pélissier (spr. -ssieh), Amable Jean Jacques, Herzog von Malakow, franz. Marschall, geb. 6. Nov. 1794 zu Maromme (Seine-Inférieure), besuchte die Militärschulen zu La Flèche und zu St. Cyr, trat 1815 als Unterleutnant in die Artillerie, dann in ein Infanterieregiment, ward 1819 zum Generalstab gezogen und kurz darauf als Aide-Major zu einem Husarenregiment versetzt, von dem er 1821 zur Infanterie zurückkehrte. 1823 nahm er als Adjutant des Generals Grundler am spanischen Feldzug theil; 1828 begleitete er den General Durrieu als Adjutant nach Griechenland. 1830 nahm er an der Expedition nach Algerien theil, worauf er in Frankreich als Major im Generalstab verwandt wurde. Im November 1839 ging er mit dem General Schramm, der ihn zu seinem Generalstabschef erwählte, wieder nach Algerien. Sein

Name ward zuerſt in weiteren Kreiſen bekannt, als er 1845 bei einem Angriff auf die Dahra-Grotten 400 Araber, die ſeiner Aufforderung, zu weichen, kein Gehör gaben, in einer Höhle durch Rauch erſticken ließ. Abgeſehen hiervon, hatte er ſich während ſeines 15jährigen Dienſtes in Algerien bei mehreren Gelegenheiten, namentlich bei Isly 1844, bei der Expedition gegen Bu-Baghta 1850 und bei der gegen Laghouât 1852, durch große Tapferkeit ausgezeichnet. Am 10. Jan. 1855 wurde er zum Kommandanten des 1. Korps der orientaliſchen Armee berufen, übernahm 19. Mai das Kommando der Belagerungsarmee von Sebaſtopol und ward nach der Eroberung der Feſtung 12. Sept. zum Marſchall ernannt. Im Sommer 1856 kehrte er aus der Krim nach Frankreich zurück und wurde 22. Juli vom Kaiſer zum Herzog von Malakow mit einer Jahresrente von 100,000 Franken ernannt. Vom März 1858 bis Mai 1859 war er Geſandter in London, befehligte 1859 die Obſervationsarmee am Rhein und wurde 1860 zum Generalgouverneur von Algerien ernannt; er ſtarb daſelbſt 22. Mai 1864.

Pella, 1) alte Stadt in Makedonien, auf einer Anhöhe an einem vom Fluß Ludias gebildeten See oder Sumpf, 120 Stadien von deſſen Mündung, ſeit Philipp Reſidenz der makedoniſchen Könige, auch Geburtsort Alexanders d. Gr., ward ſpäter von den Römern koloniſirt. Ruinen bei dem Dorf Ala Kiliſſa, unfern Janitza. — 2) Stadt Paläſtina's, zur Dekapolis in Peräa gehörig, wurde von Antiochos d. Gr. erobert, dann von Alexander Jannäos zerſtört, von Pompejus wieder hergeſtellt und war bei der Zerſtörung Jeruſalems der Zufluchtsort der dortigen Chriſten. P. lag auf einem Hügel über dem Ghor, doch noch 75 Meter unter dem Meeresſpiegel, Skythopolis (Beſan) gegenüber, an der Stelle des heutigen Fahil.

Pellāgra (griech., ital. Mal rosso, lombardiſcher oder mailändiſcher Ausſatz), eigenthümliche Hautkrankheit in Oberitalien, beſonders um Padua herum, in Südfrankreich und einigen Gegenden Spaniens, befällt nur Landbewohner und zwar Frauen leichter als Männer und rührt wahrſcheinlich von einem Pilz her, welcher auf den Maispflanzen vorkommt, in die Haut der Landleute eindringt und eigenthümliche Krankheitserſcheinungen herbeiführt. Für die Abhängigkeit des Pellagra's von jener Pilzkrankheit ſpricht beſonders der Umſtand, daß Sicilien, wo nur ſehr wenig Mais gebaut wird und die Pilzkrankheit der Maispflanzen nicht vorkommt, frei von P. iſt. Auch wurde in der Lombardei, in welcher zwar ſchon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. der Mais eingeführt, damals aber nur wenig angebaut wurde, das P. nicht vor dem 18. Jahrh. beobachtet, ebenſowenig in Frankreich vor 1818, zu welcher Zeit die Kultur des Mais erſt zu einer gewiſſen Bedeutung kam. Das P. entſteht in den Frühlingsmonaten unter Verdauungsſtörungen, Fieber und Bildung einer umſchriebenen, roſenartigen, meiſt bräunlichrothen Entzündung der Haut an den der Luft und dem Sonnenlicht ausgeſetzten Stellen, vorzüglich dem Handrücken, welche, nachdem ein Schuppenausſchlag entſtanden, im Herbſt allmählich wieder verſchwindet. In dem nächſten Frühjahr kehrt ſie aber wieder, das Uebel wird immer hartnäckiger und die Theilnahme des Geſammtorganismus immer größer. Der Ausſchlag färbt ſich immer dunkler braun, die Haut bleibt rauh und riſſig; vielfach iſt ſie auf weite Strecken mit Puſteln und Borken von ekelhaftem Ausſehen bedeckt. Auch die Schleimhäute werden dauernd mit in die Affektion hineingezogen; die Mundſchleimhaut iſt geröthet, aufgelockert und ſchmerzhaft; es ſtellen ſich Magenſchmerz, Erbrechen, Durchfall, Huſten ꝛc. ein. Bald treten auch Zeichen einer Störung des Nervenſyſtems auf; die Kranken werden von Niedergeſchlagenheit, Schmerzen im Kopf und Rücken, Schwindel, Krämpfen, Lähmungen befallen, und endlich tritt häufig Geiſteskrankheit, namentlich Melancholie und Selbſtmordſucht, hinzu, welche ſchließlich in Blödſinn übergehen. Wenn nicht zwiſchentretende Krankheiten den Tod herbeiführen, ſo ſtirbt der Kranke an Waſſerſucht, Skorbut oder Abzehrung, welche infolge des Pellagra's eintreten. Nur leichte Fälle derſelben ſind heilbar. Jedenfalls dürfen die Ergriffenen nicht mehr mit kranken Maispflanzen in Berührung kommen.

Pellegrīni (Pellegrino, genannt Tibaldo), ital. Maler und Architekt, geb. 1527 zu Bologna, begab ſich 1547 nach Rom, wo er beſonders die Werke Michelangelo's ſtudirte, ging ſodann zwar zur Architektur über, kehrte aber zur Malerei zurück, als ihn der Kardinal Gio. Poggi beauftragte, in ſeinem Palaſt zu Bologna die Geſchichte des Odyſſeus zu malen. Durch ſeine Ausſchmückung der Kapelle des heil. Jakob des Auguſtiners erwarb er ſich den Namen eines »Michelangelo riformato«. Im großen Börſenſaal zu Ancona malte er den die Ungeheuer zähmenden Herakles, inzwiſchen aber auch zarte und anmuthige Bilder in Oel, meiſt figurenreich, lebhaft kolorirt und mit Architektur verziert. 1562 wurde P. vom Kardinal Carlo Borromeo nach Pavia berufen, um den Plan zum Palaſt della Sapienza zu entwerfen, wozu 1564 der Grundſtein gelegt wurde. In Mailand reſtaurirte er den erzbiſchöflichen Palaſt, und nach Vollendung des Baues der Kirche des heil. Fidelis daſelbſt wurde er 1570 erſter Architekt des Doms in Mailand und moderniſirte als ſolcher beſonders das Innere des Tempels. 1586 ward er von Philipp II. nach Madrid berufen, um den Plan zum Escorial zu entwerfen. Daſelbſt zum Marcheſe von Valſolda ernannt, kehrte der Künſtler nach neun Jahren nach Mailand zurück und ſtarb daſelbſt 1592. Vgl. Zanotti, Le pitture di Pellegrino Tibaldi (Vened. 1756). Sein jüngerer Bruder, Domenico, geb. 1532 zu Bologna, geſt. 1583, erwarb ſich ebenfalls als Architekt und Maler einen Namen.

Pellerin, Le (ſpr. pell'räng), Stadt im franz. Departement Loire-Inférieure, Arrondiſſement Paimboeuf, an der Loire, mit einem Hafen, worin die nach Nantes fahrenden Schiffe lichten, und (1872) 991 Einw.

Pelleſtrīna, eine der Düneninſeln vor den Lagunen von Venedig, nördlich vom Porto di Malamocco, ſüdlich vom Porto di Chioggia begrenzt und vom Feſtlande durch den Kanal von P. getrennt, iſt 15 Kilom. lang, bis 200 Meter breit, durch gewaltige, mit Marmorquadern verſtärkte Dämme gegen den Anprall des Meers geſchützt und hat Kulturen von Obſt, Gemüſe und Hülſenfrüchten. In der Mitte der Inſel liegt der Ort P. mit (1871) 6253 Einw.

Pelletan (ſpr. pell'täng), Pierre Clément Eugène, franz. Schriftſteller und Politiker, geb. 29. Okt. 1813 in Maine-Bertrand (Charente-Inférieure), ſtudirte ſeit 1833 in Paris die Rechte, dann Philoſophie und Literatur und wirkte hierauf eine lange Reihe von Jahren als Kritiker in der »Presse« und der »Revue des Deux Mondes«. 1863 und 1869 wurde er als Mitglied der Oppoſition in den Geſetzgebenden Körper gewählt, 1870 bei der Septemberrevolution zum Miniſter ohne Portefeuille ernannt

und leitete während der Belagerung von Paris besonders die Ambulancen. 1871—76 gehörte er als Mitglied der republikanischen Linken zur Nationalversammlung, seit 1876 ist er Mitglied des Senats. Er schrieb außer zahlreichen Flugschriften: »La lampe éteinte« (1840, 2 Bde.); »L'histoire du brahmanisme« (1846); »Heures du travail« (1854, 2 Bde.; 2. Aufl. 1869); »Les droits de l'homme« (1858, 2. Aufl. 1867; deutsch, Brem. 1870); »La nouvelle Babylone« (1863; deutsch, das. 1871); »Décadence de la monarchie française« (1860, 4. Aufl. 1872); »Les fêtes d'intelligence« (1863); »La charte du foyer« (1864); »Nouvelles heures de travail« (1870); »Elisée; voyage d'un homme à la recherche de lui-même« (1877) u. a.

Pelleterie (franz.), Pelz-, Rauchwaaren.

Pellex (lat.), im weitern Sinn jede in unkeuschem Umgang lebende Person; dann s. v. w. Kebsweib.

Pellicānus (latinisirt für Kürschner), Konrad, einer der Kirchenreformatoren des 16. Jahrh., geb. 8. Jan. 1478 zu Rufach im Elsaß, trat in den Franciskanerorden und ward Lehrer der Theologie in einem Kloster desselben zu Basel, wandte sich aber seit 1522 der Reformation zu und wirkte als Professor der Theologie seit 1523 in Basel und seit 1527 in Zürich, wo er 1556 starb. Er hat unter anderem zahlreiche Kommentare über die biblischen Bücher, eine hebräische Grammatik und ein hebräisches Lexikon geschrieben.

Pellico, Silvio, berühmter ital. Dichter, geb. 24. Juni 1789 zu Saluzzo in Piemont, Sohn des als lyrischer Dichter bekannten Onorato P., erhielt seine Erziehung zu Pignerolles, wohin sich sein Vater, um politischen Verfolgungen in seinem Vaterland zu entgehen, zurückgezogen hatte, und verrieth schon früh eine entschiedene Neigung für die dramatische Dichtkunst. In seinem 16. Jahr nahm ihn ein Verwandter zu sich nach Lyon, wo er vier Jahre zubrachte und sich eifrig mit französischer Literatur beschäftigte. 1810 kehrte er mit seiner Familie nach Mailand zurück, wo er zum Lehrer der französischen Sprache an der Militärwaisenschule ernannt wurde und sich mit Vincenzo Monti und Ugo Foscolo befreundete. Hier schrieb er seine ersten Tragödien: »Laodicea« und »Francesca da Rimini«. Erstere betrachtete er selbst als mißlungen und zog sie, nachdem sie nur wenige Aufführungen erfahren hatte, zurück; letztere ging in den nächsten Jahren unter immer steigendem Beifall über die ersten Bühnen Italiens. Nach dem Sturz des Napoleonischen Regiments wurde P. Erzieher der Kinder des Grafen Porro Lambertenghi, in dessen Haus er Frau v. Staël, Schlegel, Byron, Brougham und andere berühmte Ausländer kennen lernte. Um dieselbe Zeit entwarf er in Verbindung mit mehreren ausgezeichneten Patrioten, wie Manzoni, Brechet, Romagnosi u. a., den Plan zu einer Zeitschrift, welche durch sittliche Hebung der Nation die Wiedergeburt Italiens vorbereiten sollte. So entstand 1819 der »Conciliatore«, dessen Richtung jedoch dem österreichischen Regiment bald in hohem Grad anstößig wurde, und der daher mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Auch Pellico's dritte Tragödie: »Eufemio di Messina« (1820), stieß auf Hindernisse bei der Censur, und der Druck in Italien wurde endlich nur unter der Bedingung gestattet, daß das Stück nie aufgeführt würde. In demselben Jahr wurde aber auch nicht nur der »Conciliatore« unterdrückt, sondern auch P. und sein Freund Maroncelli unter der vollkommen grundlosen Anklage des Carbonarismus verhaftet und in das Gefängnis Santa Margherita in Mailand, sodann zu Anfang des folgenden Jahrs in die Bleikammern von Venedig abgeführt. Während seiner Gefangenschaft schrieb er seine Tragödien: »Iginia d'Asti« und »Ester d'Engaddi«. Nach fast zweijähriger Haft wurde er wegen angeblicher Theilnahme an einer geheimen Gesellschaft zum Tode verurtheilt, vom Kaiser jedoch zu 15jähriger harter Kerkerstrafe auf dem Spielberg begnadigt. Die bis zur Grausamkeit gehende Behandlung, welche ihm hier zu theil wurde und die ihm eine mehrmalige schwere Krankheit zuzog, hat er in seinem Werk: »Le mie prigioni« aufs ergreifendste geschildert. Inmitten seiner schweren Leiden verfaßte er hier seine Tragödie: »Leoniero da Dertona«, die er, da ihm alle Schreibmaterialien versagt wurden, im Gedächtnis aufbewahrte. 1830 erfolgte unter dem Eindruck, welchen die Pariser Julirevolution auch in Wien machte, seine und seines Schicksalsgenossen Maroncelli Begnadigung und Freilassung. Mit gebrochener Gesundheit und angekränkelt vom Mysticismus, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er in Turin im Haus der Marquise Barolo als deren Sekretär und Bibliothekar eine Zuflucht fand. Hier starb er 1. Febr. 1854. Von seinen Werken ist »Le mie prigioni« (Par. 1833 u. öfter, Leipz. 1868) am allgemeinsten bekannt. Es ist in fast alle gebildeten Sprachen übersetzt (deutsch, Leipz. 1833, 1872) und hat wie kaum ein anderes Buch dazu beigetragen, das österreichische Regiment in Italien vor ganz Europa zu brandmarken. In der Form seiner Tragödien, zu welchen außer den schon oben genannten noch »Gismonda da Mendrisio«, »Erodiade« und »Tommaso Moro« gehören, hatte P. sich Alfieri zum Muster genommen, ohne jedoch dessen männliche Energie und Sicherheit der Charakterzeichnung nur entfernt zu erreichen. Weichheit und Empfindsamkeit sind die hervorstechenden Züge seiner Stücke. Dasselbe Gepräge tragen seine poetischen Erzählungen aus dem Mittelalter unter dem Titel: »Cantiche« und seine lyrischen Gedichte: »Poesie inedite«, die auch großenteils religiösen Inhalts sind. Auch seine zweite Prosaschrift: »Discorso dei doveri degli uomini«, ermüdet trotz der darin vorgetragenen unverwerflichen Moral durch denselben Fehler. Seine Werke sind gesammelt unter den Titeln: »Opere« (Padua 1831, 2 Bde.; Leipz. 1834, 1 Bd.) und »Opere inedite« (Tur. 1837, 2 Bde.). Vgl. Chiala, Vita di S. P. (Flor. 1852); Bourdon, S. P., sa vie et sa mort (6. Aufl., Par. 1875).

Pellis (lat.), Fell, Haut; Vorhaut.

Pellucidität (lat.), im allgemeinen s. v. w. Durchsichtigkeit, wird in der Mineralogie aber nicht gleichbedeutend mit dem Ausdruck »Durchsichtigkeit« gebraucht, sondern bezeichnet alle Grade der Durchlässigkeit des Lichts oder der »Durchscheinenheit«, also: Durchsichtigkeit (man kann durch das Mineral deutlich hindurchsehen), Halbdurchsichtigkeit (die Umrisse hinter liegender Körper werden undeutlich), Durchscheinenheit (im engern Sinn, das Mineral läßt nur unbestimmten Lichtschein durch), Kantendurchscheinenheit (nur an Kanten und in Splittern dringt Lichtschein durch) und Undurchsichtigkeit. Letztere Eigenschaft ist mit dem wirklich Opaken (Metalle, Glanze, Kiese, erdige Körper) immer noch nicht übereinstimmend.

Pellworm, Insel im schleswigschen Wattenmeer, zum Kreis Husum der preuß. Provinz Schleswig-Holstein gehörig, westlich von Husum, 42 QKilom. (¾ QM.) groß, ringsum mit Deichen umgeben, hat

2 Kirchen, ein Amtsgericht und (1875) 2124 Einw. P. ist ein Ueberrest der großen Insel Nordstrand, welche 1634 von der Flut verschlungen wurde.

Pelly, 1) (P. Bay) Bai an der westlichen Seite des Boothiagolfs, im arktischen Nordamerika, unter 69° 4′ nördl. Br. und 90° westl. L. v. Gr. — 2) (P. River) Fluß im britischen Nordamerika, entspringt am Westabhang des Felsengebirges, im Franceesee, und vereinigt sich bei Fort Selkirk mit dem Lewis Fork zum Fluß Yukon (s. d.).

Pelopidas, Sohn des Hippokles, neben Epaminondas der Schöpfer von Thebens Hegemonie, stammte aus einer angesehenen Familie und gelangte noch jung zu bedeutendem Vermögen. Dennoch lebte er äußerst einfach und widmete sich lediglich dem Dienst seiner Vaterstadt. Nach der Einnahme der Kadmea durch Phöbidas (383 v. Chr.) floh er mit etwa 400 Demokraten nach Athen, kehrte aber von da, nachdem die Vorbereitungen zum Sturz der Oligarchen getroffen waren, im Herbst 379 mit zwölf Genossen heimlich in seine Vaterstadt zurück und ermordete mit den übrigen Verschwornen die Häupter der oligarchischen Partei, worauf er zum Böotarchen ernannt wurde. In dem Krieg mit Sparta siegte er als Anführer der von ihm organisirten Heiligen Schar bei Tegyra (376), sodann 371 bei Leuktra und nahm darauf am ersten Feldzug der Thebaner in den Peloponnes 370—369 Antheil. Später war er vorzugsweise bemüht, den Einfluß Thebens im Norden zu erweitern, befreite die Thessalier von der makedonischen Besatzung in Larissa, nötbigte den Tyrannen Alexander von Pherä zu einem Vergleich, in welchem den einzelnen Städten Freiheit zugesichert wurde, und übernahm in den makedonischen Thronstreitigkeiten mehrfach die Rolle eines Vermittlers. 368 als Gesandter nach Thessalien gesandt, ward er hier von Alexander von Pherä gefangen gesetzt, aber durch Epaminondas befreit. 365 schloß er im Auftrag seiner Vaterstadt zu Susa mit dem Perserkönig einen für Theben günstigen Frieden. Er fiel auf einem Feldzug für die thessalischen Städte gegen Alexander von Pherä 364 bei Kynoskephalä, tapfer fechtend. Sein Leben beschrieben C. Nepos und Plutarch.

Pelopiden, die Nachkommen des Pelops.

Pelŏpis insŭlae, s. Pentenisia.

Peloponnēs (griech. Peloponnēsos), im Alterthum Name der südlichen, jetzt Morea (s. d.) genannten Halbinsel Griechenlands, welche durch den Korinthischen Isthmus mit dem Festland zusammenhängt und die Landschaften Arkadien, Achaia, Elis, Messenien, Lakonien, Argolis und Korinth umfaßt. Die in alter Zeit stark bewaldeten und von zahlreichen Gewässern durchschnittenen Gebirge, welche das Land erfüllen (s. Griechenland, S. 102 ff.), gaben diesem einen rauhen Charakter, und bei der geringen Anzahl ausgedehnterer Ebenen, wie der von Argos, Sparta, Messenien und der im nördlichen Elis, waren die Bewohner mehr auf Viehzucht als auf Ackerbau und nächstdem bei der großen Ausdehnung der tief ins Land einschneidenden Küsten vorzüglich auf Schiffahrt und Handel angewiesen, obwohl in letzterer Beziehung nur die Korinther Erhebliches leisteten. Die Einwohnerzahl des P. in der Zeit von den Perserkriegen bis auf Alexander d. Gr. mag ungefähr 1,050,000 betragen haben. Die ältesten Bewohner des P. waren neben den zuerst dort hausenden Völkern (Kaukonen, Kynuriern, Azanen, Epeiern und Lelegern) vornehmlich zur See von O. her eingewanderte Pelasger, daher der ältere Name Pelasgia für P. Der Stammsitz der pelasgischen Dynastie war Argos, die älteste Stadt der Halbinsel, daher bei den attischen Tragikern auch wieder das ganze Land mit diesem Namen bezeichnet wird. Den lebhaften Verkehr, welchen vorzugsweise Argos mit dem Orient unterhielt, drückt die Sage dadurch aus, daß sie dorthin den Danaos aus Aegypten und den Pelops aus Kleinasien einwandern läßt. Nach letzterem, dem Stammvater der Atriden, wird die Halbinsel seit dem 7. Jahrh. genannt. In einer historisch unbestimmbaren Zeit kamen die Achäer ins Land und setzten sich in den östlichen und südlichen Theilen (in Argolis, Lakonien und Messenien) fest, während im N. (in Achaia) die Jonier sich niederließen, der Rest der alten pelasgischen Bewohnerschaft aber sich in der Mitte des Landes (in Arkadien) koncentrirte und dort am längsten seine Unabhängigkeit bewahrte. In ein neues Stadium und zwar das dauerndste trat die innere Gestaltung des P. mit der dorischen Einwanderung unter Anführung der Herakliden, angeblich 1104 v. Chr. Die Dorier überwältigten die Achäer und stifteten nach der Zahl der Nachkommen des Königs Aristomachos drei Reiche: Argos als der alte Stammsitz fiel dem ältesten Sohn desselben, Temenos, Messenien dem Kresphontes, Lakonien den unmündigen Söhnen des Aristodemos, Eurysthenes und Prokles, zu. Von da breitete sich die dorische Herrschaft über Korinth, Sikyon und Megara aus. Von den Achäern blieb ein Theil als zinspflichtige Periöken unter der Herrschaft der Einwanderer zurück, ein anderer warf sich auf die Jonier im N. des P., verjagte diese und besiedelte das Land unter dem Namen Achaia; die Jonier zogen über Attika nach Kleinasien. In Elis endlich, aus dem die Neliden vertrieben wurden, verschmolz die ursprüngliche Bewohnerschaft (die lelegischen Epeer) mit den unter Oxylos gleichzeitig mit den Doriern eingewanderten Aetoliern. In dieser Gestalt erhielt sich der P. bis herab auf die römische Zeit als ein Komplex verschieden organisirter und von einander unabhängiger Staaten, die, äußerlich zwar durch das Band gemeinsamer Abstammung und Sprache sowie durch das Uebergewicht des dorischen Einflusses zusammengehalten doch immer nur auf Befriedigung ihrer Sonderinteressen bedacht, fortwährend entweder in einem bewaffneten Friedenszustand sich befanden, oder theils gegen einander, theils gegen die Stammgenossen im nördlichen Griechenland, vor allem gegen das mächtige, das ionische Princip vertretende Athen, zu Felde lagen. An der Spitze dieser Staaten stand bis zur Schlacht bei Leuktra unbestritten der Militärstaat Sparta mit Messenien, das nach wiederholten hartnäckigen Kämpfen und nach tapferer Gegenwehr völlig in seine Gewalt gerathen war. Die übrigen, durch ihre Zersplitterung in viele kleine unabhängige Staaten und Städte und deren eifersüchtige Bestrebungen unter einander gelähmt, bildeten zusammen zwar und mit Sparta vereint, wie im Peloponnesischen Krieg, eine bedeutende Macht; einzeln betrachtet aber waren sie politisch völlig unbedeutsam, so Elis, desgleichen Achaia bis zur Zeit des Bundes (um 280 v. Chr.) und Arkadien, mit Ausnahme von Tegea und Mantinea, bis zur Gründung von Megalopolis. Seit dem Blühen des Achäischen Bundes wurde es Sitte, den Namen der Achäer auf alle Peloponnesier auszudehnen; die Römer bezeichneten sogar ganz Hellas als Provincia Achaia. Nur Korinth war durch seinen Reichthum und seine Flotten zur See und Argos als zweite Macht zu Lande bei seiner Sympathie für Athen den Spartanern einigermaßen die

Wage zu halten im Stande. Ueber die weitere geographische und geschichtliche Entwickelung des P. bis auf die neueste Zeit s. Morea und Griechenland. Vgl. Curtius, P., historisch-geographische Beschreibung (Gotha 1851—53, 2 Bde.); Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. 2 (Leipz. 1872).

Peloponnesischer Krieg, der Entscheidungskampf zwischen Athen und Sparta über die Hegemonie (Herrschaft) in Griechenland 431—404 v. Chr. Lange hinausgeschoben durch die Mäßigung beider Theile, kam er endlich zum Ausbruch durch Korinth, das auf Athens Seemacht eifersüchtig und durch die Unterstützung Kerkyra's in der Schlacht bei Sybota 432 sowie durch den gewaltsamen Angriff der Athener auf die korinthische Kolonie Potidäa gereizt war, und Megara, welches sich über Beschränkungen seines Handels durch Athen beschwerte; beide rissen die Spartaner und übrigen Peloponnesier 432 auf der Bundesversammlung in Sparta zu dem Beschluß fort, von Athen nicht bloß die Freigebung von Aegina und Potidäa, sondern auch die Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit aller griechischen Staaten, d. h. die Auflösung des Seebundes, zu fordern und, als dies die Athener auf den Rath des Perikles ablehnten, den Krieg zu erklären. Sparta kämpfte dem Scheine nach für die Befreiung Griechenlands von der Herrschaft der Athener und fand daher auch außerhalb des Peloponnes an Megaris, Lokris, Böotien und Phokis Bundesgenossen; mit diesen konnte es eine Landmacht von 60,000 Hopliten aufstellen, war aber an Flotte und Geldmitteln schwach, und überdies wurde seine natürliche Unbeholfenheit und Langsamkeit noch durch die Bundesverfassung gesteigert. Athen gebot über die gesammten Streitmittel der zahlreichen Staaten seines Seebundes, konnte eine Flotte von 300 Schiffen und ein Heer von 30,000 Hopliten aufbringen, hatte 6000 Talente im Schatz und 2000 Talente jährliche Einkünfte, stand unter der weisen und thatkräftigen Leitung eines Perikles und konnte daher wohl auf Sieg rechnen, der die Einigung Griechenlands unter seiner Hegemonie bedeutet hätte.

Der Krieg begann mit dem verunglückten nächtlichen Angriff der Thebaner auf Platää, worauf das peloponnesische Heer unter König Archidamos in Attika einfiel. Diese Einfälle wurden 430, 428, 427 und 425 wiederholt, aber ohne wesentlichen Erfolg, da die Athener auf Rath des Perikles das flache Land räumten, sich hinter ihre langen Mauern zurückzogen und sich durch Verwüstung von Megaris und der Küsten des Peloponnes sowie durch Vertreibung der Aegineten rächten. Aber 430 brach in dem übervölkerten Athen die Pest aus, welche auch 429 fortdauerte, 5000 Hopliten, dann auch Perikles selbst wegraffte und die Bande der Sitte und Ordnung im Volk löste. Zwar wurde Potidäa 429 erobert, und Phormion kämpfte glücklich in den westlichen Meeren; aber schon war der Staatsschatz der Athener erschöpft, und sie sahen sich genöthigt, sich selbst mit einer Vermögenssteuer zu belasten und die Bundesgenossen härter zu bedrücken, um die neuen Rüstungen zu bestreiten. Die entschiedene Ueberlegenheit des von keinem hervorragenden Staatsmann, sondern von ehrgeizigen, selbstsüchtigen oder leichtsinnigen Parteiführern geleiteten athenischen Staats war verloren, und der Krieg nahm bereits den unentschiedenen wechselvollen Charakter an, infolge dessen beide Theile ihre Kräfte aufrieben, Haß und Erbitterung zu furchtbaren Blutthaten gesteigert wurden und die Parteileidenschaften Nationalgefühl und Vaterlandsliebe erstickten. 428 fiel der erste der athenischen Bundesgenossen, Lesbos, ab und ward erst 427 von Paches wieder unterworfen und grausam gezüchtigt, während die Peloponnesier 427 Platää eroberten und völlig verwüsteten. 425 gelang dem Athener Demosthenes die Besetzung von Pylos in Messenien, das er gegen die Spartaner siegreich behauptete; die Einschließung von 400 Spartanern auf Sphakteria bewog Sparta zu Friedensanträgen, welche aber von Athen auf den Rath des Demagogen Kleon abgewiesen wurden. Zwar eroberte Kleon Sphakteria und nahm 120 Spartiaten gefangen, die als Geiseln festgehalten wurden, um neue Einfälle in Attika zu verhindern, und Nikias besetzte 424 Kythera und Thyrea; aber sein Angriff auf Megara ward durch Brasidas vereitelt, und der Versuch der Athener, die Hegemonie über Böotien zu gewinnen, endete mit ihrer Niederlage bei Delion. Brasidas zog hierauf mit einem spartanischen Heer nach Makedonien und brachte hier zahlreiche mit Athen verbündete Städte zum Abfall. Als er indeß zugleich mit Kleon 422 bei Amphipolis fiel, kam auf Betreiben der gemäßigten Männer in beiden Staaten 421 ein 50jähriger Friede (Friede des Nikias) sowie ein Bündnis zwischen Athen und Sparta zu Stande, wodurch die Herstellung des Status quo ante bellum festgesetzt und der sogen. Archidamische Krieg (431—421) beendigt wurde. Sparta verfeindete sich jedoch durch diesen Frieden mit seinen bisherigen Bundesgenossen, namentlich Korinth, das durch denselben seine Hoffnungen getäuscht sah, und es bildete sich zwischen Korinth, Argos, Elis und Mantinea ein neuer Peloponnesischer Bund, den Alkibiades, der inzwischen in Athen den meisten Einfluß gewonnen, sofort zur Vernichtung der spartanischen Macht im Peloponnes benutzen wollte. Dieser Versuch scheiterte an der Niederlage der Verbündeten bei Mantinea 418. Von unruhigem Ehrgeiz getrieben, verleitete hierauf Alkibiades die Athener 415, alle ihre Kräfte auf die gewagte Unternehmung gegen Sicilien zu verwenden, und als er im entscheidenden Zeitpunkte durch die Ränke seiner Gegner in den Hermokopidenproceß verwickelt und durch eine Anklage auf Leben und Tod zur Flucht nach Sparta veranlaßt wurde, bewirkte er nicht nur durch die von ihm angerathene Unterstützung von Syrakus den Untergang der sicilischen Expedition (413), sondern veranlaßte die Spartaner auch zum Wiederbeginn des offenen Kriegs durch die plötzliche Besetzung von Dekelea in Attika und zur Errichtung einer Seemacht mit persischer Hülfe (Dekeleischer Krieg 413—404). Die Athener nahmen zwar den Kampf mannhaft auf, wurden aber durch die Verwüstung Attika's, den Abfall Euböa's und vieler asiatischen Bundesgenossen daran gehindert, ihre Kräfte wieder zu sammeln, und rieben sich überdies durch innern Zwiespalt auf, der, ebenfalls von Alkibiades genährt, um seine Zurückberufung zu erlangen, 411 sogar zum Umsturz der Solonischen Verfassung und zur Einsetzung einer Oligarchie des Raths der Vierhundert, die aber nur drei Monate bestand, führte. Eine günstige Wendung für Athen schien einzutreten, als Alkibiades, von der Flotte bei Samos zurückgerufen, die Perser von kräftiger Unterstützung der spartanischen Flotte abhielt, diese bei Abydos und bei Kyzikos 410 besiegte, die Städte an der Propontis wieder eroberte und 408 in Athen selbst zum Oberfeldherrn mit unbeschränkter Vollmacht ernannt wurde. Jedoch der jüngere Cyrus, welcher inzwischen die Statthalterschaft von Kleinasien übernommen, leistete jetzt den Peloponnesiern

wirksame Hülfe, und in Athen selbst verhinderten die gewissenlosen Parteiführer, namentlich die Oligarchen, den Abschluß eines günstigen Friedens, benutzten 407 das Mißgeschick des Unterfeldherrn des Alkibiades bei Notion, um diesen selbst zu stürzen, und bewirkten 406 die Verurtheilung der Feldherren, welche bei den Arginusen gesiegt hatten, und von denen sechs hingerichtet wurden. Der einzige tüchtige Flottenführer der Peloponnesier, Lysandros, vernichtete darauf die letzte athenische Flotte 405 bei Aegospotamos und erzwang, unterstützt von den verrätherischen Oligarchen, im Frühjahr 404 die bedingungslose Uebergabe der Stadt Athen, welche dem völligen Untergang entging, aber sich den von den Spartanern diktirten Friedensbedingungen unterwerfen mußte. Das Ergebnis des 27jährigen Kriegs war also der Sturz der athenischen Macht, aber ohne daß das siegreiche Sparta den Zweck des Kriegs, die Unabhängigkeit der griechischen Staaten, ehrlich und entschieden ins Werk gesetzt hätte oder im Stande gewesen wäre, seinerseits Griechenland unter seiner Herrschaft zu einigen. Durch die Vernichtung des geistigen Mittelpunkts des griechischen Volks, Athens, als politischer Macht, durch die Steigerung des Hasses und der Eifersucht zwischen den Staaten von Hellas war eine politische Einheit desselben unmöglich gemacht und damit sowie durch die Schwächung der Kraft des Volks und durch die Bündnisse mit fremden Mächten auch seine Freiheit aufs höchste gefährdet worden. Die ausgezeichnete Geschichte des Kriegs von dem Zeitgenossen Thukydides (s. d.) aus Athen reicht bloß bis 411; der Rest ist in Xenophons »Hellenika« beschrieben. Vgl. Gilbert, Beiträge zu einer Geschichte Athens im Zeitalter des Peloponnesischen Kriegs (Leipz. 1877).

Pelops, im griech. Mythus Sohn des phrygischen Königs Tantalos (s. d.), Bruder der Niobe, ward von seinem Vater in Stücke geschnitten und gekocht den Göttern als Speise vorgesetzt. Die Götter merkten aber den Betrug und ließen das Mahl unberührt, nur Demeter verzehrte die eine Schulter. Zeus befahl darauf dem Hermes, die Stücke wieder in den Kessel zu legen, aus welchem dann Klotho den Knaben in erneuter Schönheit hervorzog. Die fehlende Schulter ersetzte Demeter durch eine elfenbeinerne, daher alle Pelopiden als erbliches Abzeichen ihres Geschlechts ein weißes Mal auf der Schulter hatten. Zum schönen Jüngling herangewachsen, kam P. nach Pisa in Elis als Freier der Hippodamia, der Tochter des Königs Oenomaos, welcher bereits viele Freier seiner Tochter im Wagenrennen besiegt und darauf erschlagen hatte. Mit Hülfe der geflügelten Rosse, welche ihm Poseidon geschenkt hatte, und durch die Treulosigkeit von Oenomaos' Wagenlenker Myrtilos errang P. jedoch den Sieg und mit der Braut die Herrschaft von Pisa. Als hierauf Myrtilos den bedungenen Lohn seines Verraths verlangte, wurde er von P. bei Gerästos auf Euböa ins Meer gestürzt, und von dieser Freveltat her schreibt sich der Fluch, der fortan auf dem Haus des P. ruhte und der ein fruchtbarer Stoff für die Tragödie wurde. Hippodamia gebar P. sechs Söhne: Atreus, Thyestes, Pitheus, Alkathoos, Plisthenes und Chrysippos. Seine Herrschaft dehnte P. von Pisa zunächst über Olympia, wo er die Spiele erneuerte, dann über Arkadien aus. Die ganze südliche Halbinsel Griechenlands aber erhielt von ihm den Namen Peloponnes, und vor allen Heroen wurde er hoch verehrt. Sein Grabmal fand sich am Alpheios bei Pisa. Vgl. Klausen, Ueber den Mythus des P. (im »Philologus«, Bd. 7, Götting. 1853).

Pelorien (griech.), Mißbildung der Pflanzen, welche in der Umbildung normal unregelmäßiger Blüten in regelmäßige besteht und sich besonders häufig bei den Skrophularineen an allen oder nur an den Gipfelblüten zeigt. Die zweilippige Blumenkrone bekommt einen regelmäßig fünfspaltigen Saum, zeigt auch das Bestreben, in die fünf Blumenblätter sich aufzulösen, und der Sporn verliert sich, oder jedes der verwachsenen fünf Blumenblätter ist in einen Sporn ausgezogen. Zugleich verwandelt sich das Rudiment des fünften Staubblattes der normalen Blumenkrone in ein vollkommenes Staubgefäß, und die vier sonst didynamischen Staubgefäße werden dem neu hinzugekommenen gleich lang. Auch bei Labiaten, Violaceen, Papilionaceen, Orchideen kommen P. vor. Die Erscheinung wird durch Ueberfluß an Nahrungsstoffen befördert; daher gehen Sämlinge oder Stecklinge von Pelorienpflanzen gewöhnlich in die normale unregelmäßige Blütenform zurück, wenn sie auf dürftigen, unfruchtbaren Boden versetzt werden.

Pelōrum (Peloris), die flache, in den Seekriegen des Alterthums mehrfach erwähnte Nordostspitze des alten Sicilien, am Fretum Siculum, mit einem Tempel des Poseidon; jetzt Capo di Faro.

Pelōso, Stadt, s. Montepeloso.

Peloton (franz., spr. p'lotóng), s. v. w. Zug, taktische Unterabtheilung des Bataillons und der Eskadron. In Frankreich bildete bisher im Bataillon jede Kompagnie ein P. Pelotonfeuer, Salve in einzelnen Pelotons oder Zügen, ward statt des früher üblichen Gliederfeuers von Gustav Adolf eingeführt und 1631 in der Schlacht bei Breitenfeld zuerst angewandt. Später trat das Rotten- oder Heckenfeuer (s. Feuer) an seine Stelle. Die heutige Taktik gestattet zugweises Feuern, wo es nützlich scheint, ohne den alten Namen wieder aufgenommen zu haben.

Pelouze (spr. p'luhs'), Théophile Jules, Chemiker, geb. 26. Febr. 1807 zu Valognes im Departement La Manche, widmete sich der Pharmacie, kam 1827 in das Hospice de la Salpetrière, arbeitete im Laboratorium von Gay-Lussac, ward 1830 Professor der Chemie in Lille und erwarb hier reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der chemischen Industrie, besonders in dem großartigen Etablissement Kuhlmanns. 1833 kam er als Repetent der Chemie und Suppleant Gay-Lussacs an die polytechnische Schule zu Paris, wo er sich als befruchtender Lehrer, gewandter Experimentator, scharfsinniger Forscher und Entdecker bewährte. In demselben Jahr ward er Münzwardein. Als Suppleant von Thénard und Dumas am Collége de France und an der Fakultät der Wissenschaften fesselte er zahlreiche Zuhörer an sich, und 1846 gründete er in seinem Laboratorium eine Schule, aus welcher viele tüchtige Theoretiker und Praktiker hervorgingen. 1848 ward er Präsident der Münzkommission, und 1849 trat er als Mitglied in den Conseil municipal de la Seine. P. hat für die Chemie sehr erfolgreich gearbeitet und namentlich die organische Chemie durch viele Untersuchungen, zum Teil in Gemeinschaft mit Liebig (Oenanthsäureäther, Honigsteinsäure, Schleimsäure, Stearin, Zucker ꝛc.) und Frémy (vegetabilische Säuren), bereichert. Auch für die Analyse war er sehr thätig, und von vielen Stoffen bestimmte er die Atomgewichte. Praktisch wichtig waren seine Arbeiten über Entglasung und über den Einfluß des Sonnenlichts auf die Färbung des Glases. Er starb 31. Mai 1867. Er schrieb: »Traité de chimie générale« (mit Frémy, Par. 1849, 3 Bde.; 3. Aufl. 1862—65,

7 Bde.); »Notions générales de chimie« (mit Frémy, 1853); »Abrégé de chimie« (mit Frémy, 1848; 7. Aufl. 1876).

Pelplin, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Danzig, Kreis Stargard, an der Bromberg-Danziger Eisenbahn, Sitz des Bischofs von Kulm (seit 1823), mit Domkapitel, Generalvikariat, 2 kathol. Kirchen (darunter die des ehemaligen, 1274 gestifteten Cistercienserklosters), Priesterseminar, Knabeninstitut und (1875) 1707 Einw.

Pelt, Anton Friedrich Ludwig August, protest. Theolog, geb. 28. Juni 1799 zu Regensburg, studirte in Jena und Kiel und habilitirte sich 1826 in Berlin als Privatdocent, ward 1829 außerordentlicher Professor der Theologie zu Greifswald und 1835 ordentlicher Professor der Theologie zu Kiel. Da er nach der Pacificirung Schleswig-Holsteins 1852 mit neun anderen Kieler Professoren die Bestätigung im Amt nicht wieder erhielt, wurde er von der Universität Göttingen als Pastor auf ihre Patronatspfarre Kemnitz berufen, wo er 22. Jan. 1861 starb. Von seinen Schriften, die ihn als Schüler Schleiermachers bekunden, sind hervorzuheben: »Protestantismus, Rationalismus, Supernaturalismus und spekulative Theologie« (Kiel 1839) und »Theologische Encyklopädie« (Hamb. 1843). 1838 hatte er die Zeitschrift: »Theologische Mitarbeiten« begründet.

Pelta (lat.), kleiner runder Schild; daher Peltasten, mit dergleichen Schilden, außerdem mit 3—4 Meter langem Spieß, leichtem Panzer, Helm und kurzem Schwert bewaffnetes Fußvolk der alten Griechen.

Peltātus (lat., »schildförmig«), in der Botanik s. v. w. ungefähr kreisförmig und mit einem Punkte der untern Fläche, dem Träger, angewachsen. Peltatum folium, nicht an der Basis, sondern mit der untern Fläche am Stiel festsitzendes Blatt.

Pelusion, Stadt im alten Unterägypten, an der östlichsten, nach ihr benannten Nilmündung, 20 Stadien vom Mittelmeer, mitten in Sümpfen und Morästen gelegen, das Sin der Bibel. In ihr blühte der Kultus des Set, nach welchem der Nomos, in dem P. lag, den Namen des sethroitischen erhielt. P. war der Schlüssel Aegyptens von O. her und deshalb stark befestigt, aber auch häufigen Angriffen ausgesetzt. Hier wurde das Heer des Sanherib von Sethon zurückgetrieben; 525 v. Chr. fiel bei P. die große Schlacht zwischen Kambyses und Psammenit vor; 374 wurde es von Pharnabazos und Iphikrates, später, 309, von den Persern belagert und erobert, endlich, nach der Schlacht bei Actium, dem römischen Reich einverleibt. Ruinen von P. finden sich bei Tineh.

Pelvis (lat.), in der Anatomie das Becken; Pelvimeter, Beckenmesser (s. Becken, S. 847).

Pelvoux (spr. -wuh, Grand P.), Berggruppe der Dauphiné-Alpen auf der Grenze der franz. Departements Isère und Oberalpen, erreicht in der Barre des Ecrins (Pointe d'Arsines) 4103 Meter Höhe.

Pelzen, in der Gärtnerei s. v. w. Pfropfen in die Rinde, s. Impfung, S. 242.

Pelzflatterer (Galeopitheciida *Gray*, Dermoptera *Ill.*), Familie der Halbaffen, katzengroße, schlank gebaute Thiere, deren mittellange Gliedmaßen durch eine breite und dicke, auf beiden Seiten behaarte Haut verbunden sind. Die fünf Zehen haben zurückziehbare Krallennägel, der Schwanz ist kurz und steckt mit in der Flatterhaut. Der Kopf ist verhältnismäßig klein, die Schnauze sehr verlängert. Das Gebiß zeigt keine geschlossenen Zahnreihen, und die Schneidezähne des Unterkiefers sind kammartig gezackt oder an ihrer Krone vielfach getheilt. Die behaarten Ohren sind klein. Auf jeder Brust stehen zwei Zitzen. Die Flatterhaut, eine Fortsetzung der Leibeshaut, beginnt am Hals, geht von da zu den Vorderbeinen, diese bis zur Hand umhüllend, verläuft dann in gleichmäßiger Breite nach der Hinterhand und von da nach der Schwanzspitze, ist daher nicht mit der Flughaut der Fledermäuse zu vergleichen und dient lediglich als Fallschirm, dem Körper langsameres Fallen ermöglichend. Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopithecus volans *Pall.*, s. Tafel »Halbaffen«), 58 Centim. lang, von einem Saum der ausgespannten Flughaut zum andern 62 Centim. breit, auf dem Rücken dicht, an den Seiten spärlich braunroth behaart und hier wie in der Achselgegend mit nackten Stellen, lebt auf den Sundainseln, Molukken und Philippinen, auch auf Malakka und den umgebenden Eilanden. Alle Flattermaki's (die drei oder vier Arten sind noch nicht genau unterschieden) hängen bei Tage, wie die Fledermäuse, mit den Hinterbeinen sich anklammernd, oft in Menge in dicht belaubten Baumkronen. Ihre scharfen Krallen befähigen sie zu gewandtem und sicherem Klettern, während sie auf dem Boden sich nur schwerfällig fortbewegen; Früchten und Kerbthieren nachgehend, besteigen sie den Wipfel eines Baums, von wo sie dann schief zu einer andern Baumkrone herabspringen. Sie erheben sich dabei nie über die Höhe, von der sie den Sprung begonnen, sondern schweben stets und zwar ziemlich langsam schief von oben nach unten. Es sind harmlose, sanftmüthige Geschöpfe, welche keinen Schaden thun und sich gegen Angriffe nicht einmal vertheidigen. Das Weibchen wirft zwei Junge, welche sich bald nach der Geburt an seiner Brust festklammern und von ihm herumgetragen werden. Die Eingebornen genießen das Fleisch dieser Thiere.

Pelzflügler, s. v. w. Köcherjungfern.

Pelzfresser (Mallophaga *Nitzsch*), Insektenfamilie aus der Ordnung der Hemipteren, ist durch parasitirende Lebensweise, Flügellosigkeit und analogen Körperbau mit den Läusen nahe verwandt, weicht aber durch beißende Mundtheile von diesen ab und vermittelt den Uebergang von den Orthopteren zu den Hemipteren. Der Körper ist oberhalb hornig, flach gedrückt, der Kopf horizontal; die Fühler sind drei- bis fünfgliedrig, die Augen klein, einfach, der Thorax klein, meist nur zweiringelig, der Hinterleib neun- bis zehnringelig. Die Beine sind kurz und kräftig, mit zweigliedrigen Tarsen und einer oder zwei Klauen. Die zahlreichen Arten leben an den Haaren von Säugethieren (Haarlinge) oder der Mehrzahl nach an den Federn der Vögel (Federlinge) und nähren sich von der Substanz dieser Gebilde. Die meisten Arten halten sich an bestimmte Wohnthiere, von denen manche mehrere solcher Parasiten beherbergen. Die Weibchen legen ihre Eier an die Haare oder Federn, und die ausschlüpfenden Jungen haben vollständig die Gestalt der Alten. Zur Familie der Federlinge (Philopteridae), mit fadenförmigen, drei- oder fünfgliedrigen Fühlern ohne Kiefertasten, gehören die artenreiche Gattung Philopterus *Nitzsch* (s. Tafel »Halbflügler«), deren Arten fünfgliedrige Fühler besitzen, 0,7—3 Millim. lang sind und auf Vögeln leben, und die Gattung Trichodectes *Nitzsch*, deren Arten dreigliedrige Fühler besitzen und auf Raub-, Nage- und Hufthieren leben. Hierher gehört die Hundelaus (T. latus *Burm.*), die Ziegenlaus (T. climax *Burm.*), die Kuhlaus (T. scalaris *Burm.*) u. a. Der Familie der Haftfüßer (Liotheidae), mit gekeulten, vier-

gliedrigen Fühlern und deutlichen Kiefertastern, gehört die Gattung Liotheum *Nitzsch* an, deren Arten auf Vögeln leben und sehr hurtig laufen, wie die Hühnerlaus (L. pallidum *L.*), die Gänselaus (L. anseris *Sulzer*) u. a.

Pelzkäfer, s. Speckkäfer.

Pelzwaaren (Rauchwaaren), mit langen, dichten und weichen Haaren oder Dunen bedeckte Thierhäute, welche, leicht gegerbt, zur Kleidung, zu Teppichen ꝛc. benutzt werden. Alle P. stammen mit sehr wenigen Ausnahmen von Säugethieren, und unter diesen geben wieder die Raub- und Nagethiere die schönsten und kostbarsten sowie auch die meisten Pelze. Die wichtigsten P. sind: Edelmarder, Steinmarder, sibirischer Zobel, amerikanischer Zobel, Nörz, Iltis (Perwitzki), Kolinski, Hermelin, Skunks, Vielfraß, Dachs, Fischotter, Seeotter, Bär, Waschbär, Fuchs, Wolf, Katze (Zibethkatze), Genette, Luchs, Löwe, Tiger, Pantherkatze, Eichhörnchen, Feh, Hamster, Siebenschläfer, Murmelthier, Chinchilla, Bisam, Biber, Koipu (Sumpfbiber), Hase, Kaninchen, Opossum, Büffel, Schaf, Angora, Reh, Gemse, Seehund, Asie, auch Federpelzwerk (s. Federn). Da die Häute beim Trocknen hart und brüchig werden, so müssen sie einer Bearbeitung unterzogen werden, die mit einer leichten Gerbung Aehnlichkeit hat. Die Haut der meisten Pelzfelle durchfeuchtet man mit Salzwasser, schabt sie auf dem gebogenen Fleischeisen, bestreicht sie mit Fett, streut etwas Mehl darauf und bearbeitet sie, halb abgetrocknet, mit einem zweiten, weniger scharfen Messer. Hierauf dreht man die Pelze mit warmem Sand und Sägespänen mehrere Stunden lang in einer Tonne herum, klopft sie mit Stöcken und schabt sie schließlich mit einem scharfen Messer. Lammfelle werden mit Wasser ganz durchtränkt, gewaschen, abgeschabt, mit Gerstenschrot bestreut, 8—12 Tage in Salzwasser gelegt, dann getrocknet, mit Messern bearbeitet und gereinigt. Kaninchen beizt man mit Alaun. Eichhörnchen bestreicht man roh mit Butter, walkt sie, bearbeitet sie mit dem Fleischeisen und reinigt sie mit Sand und Gips. Chinchilla's werden mit feinem Pudermehl durch Umschütteln in einem Ledersack gereinigt. Häufig werden die P. gefärbt; dies geschieht aber seltener auf die Weise, daß man das ganze Fell in die Farbebrühe taucht, sondern gewöhnlich durch das sogen. Blenden, indem man die Farbebrühe mit einer Bürste auf die Haare streicht. Schaffelle, die als Decken benutzt werden sollen, spannt man durchfeuchtet auf ein nasses Bret, welches in horizontaler Lage durch Schnüre leicht gehoben und gesenkt werden kann. Die Farbebrühe gießt man in ein passendes Gefäß, erhitzt sie bis fast zum Kochen und senkt dann das Bret so tief hinab, daß die Haare, aber nicht die Häute in die Farbebrühe tauchen. Das Fell wird dann ausgewaschen und getrocknet. Weiße Felle kann man mit kohlensaurem Ammoniak oder schwefliger Säure bleichen, doch werden durch Alter vergilbte Hermeline selten wieder weiß. Aufbewahren muß man P. an schattigen, trockenen und luftigen Orten, auch sie oft tüchtig durchklopfen und kämmen, damit sich keine Insekten darin festsetzen können. Terpentinöl vertreibt die Schaben, aber nicht den Pelzkäfer; Moschus und stark riechende Pflanzen, Juften ꝛc. helfen gar nichts, dagegen sollen die Schaben sicher abgehalten werden, wenn man die P. in mit Salzwasser getränkte und dann getrocknete oder in mit Schwefel durchräucherte Tücher einschlägt. Die Kürschnerei steht in China auf sehr hoher Stufe, und mit ihren Waaren können sich nur die Zobel- und Fuchsfutter aus der kaiserlichen Kabinetskürschnerei in Petersburg, die deutschen und französischen Galonagearbeiten aus dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts, die gefärbten Pelze von J. Apold in London und die in Weißenfels, Naumburg und Leipzig zubereiteten Eichhörnchen messen.

Der Rauchwaarenhandel nimmt besonders in den nördlichen Gegenden ganz eigenthümliche Formen an. In den Hudsonsbailändern hat die Hudsonsbaikompagnie durch Monopol und Alleinhandel den Geschäftsbetrieb bis heute in ursprünglicher Art beibehalten (s. Hudsonsbaikompagnie). Die von den Indianern eingetauschten Felle sind Biber, Bisam, Bären, Zobel, Silber- und Kreuzfüchse, rothe Füchse, Weißfüchse, Luchse, Nörze, Ottern, Wölfe, Vielfraße und Büffel. In Kanada und den Vereinigten Staaten jagen neben den Indianern auch Europäer und Amerikaner; der Handel ist frei, und Geld gilt als Tauschmittel. Es existiren mehrere Kompagnien, und New Yorker Handelshäuser haben an den nördlichen Seen permanente Agenturen. Die Großhändler senden die Waaren nach London, Leipzig und New York, und in London werden dieselben dann ebenfalls verauktionirt. In neuerer Zeit vermeidet man mehr und mehr den Londoner Zwischenhandel und wendet sich direkt nach Leipzig. Zum eigenen Gebrauch importirt Amerika sehr viel russische und deutsche, französische und polnische Kaninchenfelle. Die russische Regierung erhält als Tribut von den sibirischen Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Jenisseisk, Irkutsk, Jakutsk, Ochotsk und Kamtschatka jährlich Zobel, Kolinski's und Eichhörnchen, die zum Theil verauktionirt werden. Die Russisch-Amerikanische Kompagnie, welche auf Kodiak, Sitka und Alaska ihren ausschließlichen Handel treibt, tauscht von Indianern und Eskimo Seeottern, Flußottern, Biber, Luchse, Zobel, Bären, schwarze, rothe, weiße und Kreuzfüchse und besonders viel Pelzseehunde ein und bringt von diesen den größten Theil nach Petersburg, Seeottern und Biber aber hauptsächlich nach China. In Petersburg verkauft man die P. privatim oder in Auktionen. Kiachta ist der Vermittelungspunkt für den russischen Handel nach China. Russische Kaufleute bringen dorthin Eichhörnchen, Ottern, Biber, Seeottern, Pelzseehunde, Füchse, Luchse, Fuchs- und Luchspfoten, Katzen- und Lammfelle und tauschen dagegen Thee ein. Russische Regierungsbeamte bestimmen die Preise und veranlassen wohl auch die Chinesen, solche russische Produkte mit zu kaufen, deren Ankauf sie lieber verweigert hätten. Seit 1860 hat dieser Handel aber dauernd an Bedeutung verloren. Von größerer Bedeutung ist der Februarmarkt zu Irbit in Sibirien, auf welchen die Siberiaken und andere Tataren Eichhörnchen, Hermeline, Kolinski's, weiße Füchse und Zobel bringen. Russische und deutsche Kaufleute bringen dagegen Otter- und Biberfelle, welche sie nach China und der Tatarei verkaufen. Als Mittelpunkt des russischen Pelzwaarenhandels ist aber Nishnij Nowgorod zu betrachten, wo alljährlich die russischen Pelzvorräthe zusammenströmen. Der eine Theil geht von da nach Europa und wird zu 75 Proc. nach Leipzig gebracht, während der andere nach Persien, der asiatischen Türkei und Chiwa ausgeführt wird. Die Ausfuhr nach Europa hatte 1874 einen Werth von 1,535,616 Rubel, während nach Asien nur für 509,171 Rubel gingen. In Petersburg ist beständiger Rauchwaarenmarkt sowohl wegen des dortigen Sitzes der Russisch-Amerikanischen Kompagnie, als

auch wegen der direkten Einfuhr amerikaniſcher P. Der Umſatz für Rußland ſelbſt findet meiſt in Moskau ſtatt, wo der Rauchwaarenhandel überhaupt am meiſten allgemein und eingebürgert iſt. Skandinavien liefert Füchſe, Marder, Iltiſſe, Dachſe, Ottern, Katzen, Luchſe, Vielfraße, Silber- und Kreuzfüchſe; auch Jütland und Seeland liefern von den meiſten Gattungen gute Qualitäten. Die königlich Däniſch-Grönländiſche Kompagnie hält in Weſtgrönland zwei Inſpektorate und verkauft die Produkte in Kopenhagen in zwei Auktionen im November und Mai; ſie liefert etwa die Hälfte der von Grönland nach Kopenhagen importirten Waaren. In Deutſchland treiben Hamburg und Lübeck Speditionshandel mit ruſſiſchen und amerikaniſchen Waaren und Handel mit grönländiſchen Seehundsfellen; Bremen bezieht P. von den Eskimo über Honolulu. Der Handel in den großen Städten richtet ſich nach den Nationaltrachten und iſt in Wien, Berlin und Breslau ſehr bedeutend. Der Hauptweltmarkt für P. aber iſt Leipzig. Auf der Leipziger Oſtermeſſe und zum Theil auch auf der Michaelismeſſe erſcheinen zunächſt die P., die der vorhergehende Winter aus Deutſchland und den benachbarten Ländern geliefert hat: Füchſe, Marder, Iltiſſe, Ottern, Dachſe, Haſen, Kaninchen, Katzen und Lämmer, dann die Waaren aus Rußland, die ſogen. nordiſchen Waaren aus Skandinavien und Grönland, die Produkte der Hudſonsbailänder und faſt alle Waaren Kanada's und Nordamerika's. Etwa 2500 Rauchwaarenhändler aller Nationen beſuchen dieſe Meſſen und ſind meiſt Käufer und Verkäufer zugleich. Die ruſſiſchen und ſibiriſchen Waaren, die in England und Amerika gebraucht werden, gehen zum größten Theil durch die Hände der Leipziger Kaufleute, und die amerikaniſchen Waaren werden auch zum Theil direkt nach Leipzig geſandt. Die jährliche Geſammtproduktion der wichtigſten P. beträgt von:

	Aſien und Ruſſiſch-Nordamerika	Mitteleuropa	Nord- und Südamerika	Rußland, Schweden, Island u. Grönland
Zobel	100000	—	130000	6000
Nörze	—	—	200000	55000
Edelmarder	—	120000	—	60000
Steinmarder	—	250000	—	150000
Iltiſſe	—	360000	—	220000
Hermeline	350000	—	—	50000
Eichhörnchen	6000000	—	—	1000000
Biſam	150000	—	2850000	—
Hamſter	—	200000	—	—
Chinchilla's	—	—	100000	—
Silberfüchſe	500	—	1500	—
Rothe Füchſe	45000	140000	60000	85000
Waſchbären	—	—	600000	—
Büffel	—	—	60000	—
Biber	30000	—	130000	—
Scottern	1200	—	300	—
Ottern	4000	12000	20000	9000
Pelzſeehunde	25000	—	30000	—
Seehunde	150000	20000	520000	330000
Kolpu's	—	—	3000000	—
Haſen	2000000	1300000	—	1200000
Kaninchen	—	442000	580000	—
Katzen	250000	500000	45000	205000
Lammfelle	700000	2000000	—	330000

Dieſe Zahlen ſchwanken aber in den verſchiedenen Jahrgängen außerordentlich, und die Zahl der allein in Sibirien erlegten Eichhörnchen ſchwankt zwiſchen 5 und 10 Mill. Ebenſo ſchwanken die Preiſe, welche durch die Mode, durch Krieg und Geldkriſen oft um das Dorpelte und Dreifache fallen. Im allgemeinen hat das Quantum der Jagdausbeute auch an feineren P. noch alljährlich zugenommen; aber viel ſtärker hat ſich die Nachfrage geſteigert, und ſo ſind die Preiſe der P. von 1720—1820 durchſchnittlich auf das Doppelte, ſeitdem aber wiederum auf das Dreifache geſtiegen. Nordamerika nimmt nach dem Werth ſeiner Pelzprodukte mit etwa 16 Mill. Mark die erſte Stelle ein, nach Anzahl der Felle erſcheint es jedoch mit etwa 5,2 Mill. in dritter Reihe. Sibirien und das ruſſiſche Amerika liefern nämlich etwa 10 Mill. Felle im Werth von 14 Mill. Mark und Mitteleuropa (Deutſchland, Türkei, Ungarn, Galizien, Frankreich, England, Italien, Holland, Dänemark und die Schweiz) 9,4 Mill. Felle im Werth von etwa 114 Mill. Mark. Das europäiſche Rußland, Schweden, Norwegen, Island und Grönland liefern etwa 3,8 Mill. Felle im Werth von 7 Mill. Mark und Südamerika, Südaſien, Afrika, Auſtralien und die Südſeeinſeln 3,7 Mill. Felle im Werth von 3,5 Mill. Mark. Vgl. Lomer, Der Rauchwaarenhandel, Geſchichte, Betriebsweiſe und Waarenkunde (Leipz. 1864); Schmidt, Die Kürſchnerkunſt (3. Aufl., Weim. 1863); Goldſchmied, Die gewerblichen Fortſchritte der Kürſchnerei (Leipz. 1874); Milz, Rauchwaarenfärberei (daſ. 1874).

Pemba (Dſchefiret el Chofera, »Inſel der Pflanzen«), Koralleneiland an der Oſtküſte von Afrika, nördlich von Sanſibar, wozu es gehört, 74 Kilom. lang, bis 7 Kilom. breit und ca. 65 Meter hoch. An der Oſtküſte verläuft die Inſel glatt, an der Weſtküſte iſt ſie ſehr buchtenreich; hier Port Tſchak-Tſchak mit dem Hauptorte Tſchaka und einem Fort des Sultans von Sanſibar. P. liefert Ebenholz und Reis und gilt als Kornkammer Sanſibars.

Pembina, Dorf im nordamerikan. Gebiete Dakota, am Red River, dicht an der britiſchen Grenze, mit (1870) 1500 Einw., verſpricht nach Vollendung der Eiſenbahn, welche es mit Du Luth am Obern See verbinden wird, für den Handel von Wichtigkeit zu werden. Die Pembina-Indianer, kaum über 500 Seelen ſtark, ſind in Minneſota angeſiedelt worden.

Pembroke (ſpr. pémmbrok od. -bruk), 1) (Pembrokeſhire) ſüdweſtlichſte Grafſchaft des engl. Fürſtenthums Wales, im NO. von der Grafſchaft Cardigan, im O. von Carmarthen, auf den übrigen Seiten von der Iriſchen See (Atlantiſcher Ocean) umſchloſſen, mit einem Flächenraum von 1593 QKilom. (28,9 QM.) und (1871) 91,998 Einw. P. hat eine wellenförmige Oberfläche; die Precellyhügel im nordöſtlichen Theil erreichen eine Höhe von 536 Meter; außerdem durchziehen noch zahlreiche andere Hügelketten das Land und laufen in eine Menge von Vorgebirgen aus, von denen St. David's Head das weſtlichſte, St. Gowen's Head das ſüdlichſte iſt. Die Küſten ſind ſteil, klippig, ſehr zerriſſen und haben viele Buchten, von denen mehrere vorzügliche Häfen bilden. Im N. finden ſich die Newport- und Fiſhguardbai, im W. die tiefe St. Bridesbai, im SW. der Milfordhafen, einer der beſten und geräumigſten Häfen Europa's. An der Weſt- und Südküſte liegen zahlreiche kleine Inſeln und Inſelgruppen zerſtreut. Die bedeutendſten Flüſſe ſind: der Teifi (Teivy), welcher die Grenze gegen die Grafſchaft Cardigan bildet, und die beiden Cleddau (Cleddy), welche in den Milfordhafen einmünden. Der Boden im S. und an der Weſtküſte iſt fruchtbar und eignet ſich namentlich für den Anbau von Gerſte, aber im Kohlenbecken und den Schiefergebirgen kommt viel

Unland vor. Etwa 30 Proc. der Oberfläche ſind unter dem Pflug. Wichtig iſt die Viehzucht, und beſonders geſchätzt ſind die ſchwarzen Rinder von Caſtle Martin. Von Wichtigkeit iſt ferner die Fiſcherei ſowie Bergbau auf Steinkohlen, ſilberhaltiges Blei und Eiſen. Induſtrie und Handel ſind dagegen ſehr gering. Die Eiſenbahnen von Carmarthen nach Tenby, Pembroke und Milford durchſchneiden die Grafſchaft. Die weſtlichſte Spitze des Landes, St. David's Head (ſonſt Menevia), war in uralter Zeit der Hauptſitz der Druiden und bildet noch jetzt ein Hauptheiligthum der Walliſer. Auch enthält die Grafſchaft noch viele druidiſche und römiſche Denkmäler und Burgruinen. Hauptſtadt iſt Haverford-Weſt. — 2) Stadt daſelbſt, am Ende einer tiefen Bucht des Milforddhafens, welche Schiffen von 200 Laſten den Zutritt geſtattet, und am Abhang eines Felſens gelegen, auf dem ein altes normanniſches, als Geburtsort Heinrichs VII. merkwürdiges Schloß ſteht, hat eine große Markthalle, lebhaften Küſtenhandel, namentlich mit Irland, und (1871) 13,704 Einw. Etwa 2 Kilom. von der Stadt, bei Pater, liegt das Pembroke Dock, das kleinſte unter den fünf großen Seearſenalen und königlichen Werften Englands. Die Einfahrt zum Hafen wird durch Wellenbrecher und 5 Forts gedeckt; außerdem wird die Stadt durch 7 Forts und eine Reihe von Feſtungswerken vertheidigt; die Werke ſind mit 313 Geſchützen bewaffnet und bedürfen einer Kriegsbeſatzung von 8000 Mann. — 3) Dorf in der britiſch-nordamerikan. Provinz Ontario, 110 Kilom. oberhalb Ottawa am Ottawafluß, der noch 65 Kilom. weiter ſchiffbar iſt.

Pembroke (ſpr. pémmbrôk), engl. Grafentitel, den verſchiedene Geſchlechter führten, zuerſt das Haus Clare ſeit 1138. Ein zweites Geſchlecht der Grafen von P. beginnt 1202 mit William von Hampſtead, der von König Johann ohne Land zum Reichserbmarſchall von England ernannt wurde und ihm in ſeinem Kampf gegen die Franzoſen, dann in ſeinen Unterhandlungen mit den aufrühreriſchen Baronen die wichtigſten Dienſte leiſtete. Nach Johanns Tod 1216 ließ P. als »Protektor des Königs und des Landes« den neunjährigen Sohn Johanns, Heinrich III., ſofort krönen, um einer Uſurpation ſeitens des franzöſiſchen Prinzen Ludwig vorzubeugen, ſetzte auf einer Verſammlung zu Briſtol 12. Nov. 1216 die Reviſion und Beſtätigung der Magna Charta durch, ſchlug 20. Mai 1217 die Franzoſen und die aufrühreriſchen Barone bei Lincoln und ſchloß ſodann 11. Sept. mit Frankreich den Frieden von Lambeth; er ſtarb 16. Mai 1219. Sein Geſchlecht erloſch 1246, worauf Heinrich III. den Titel P. auf das Haus Luſignan übertrug, indem er ſeinen Stiefbruder William von Valence 1247 zum Grafen von P. ernannte. Dieſem folgte ſein Sohn Almerich I., der, mit der Unterwerfung Schottlands beauftragt, 13. Juni 1306 den König Robert Bruce bei Methwen ſchlug und dafür zum »Hüter von Schottland« ernannt ward, aber 10. Mai 1307 eine Niederlage bei Londonhill erlitt. 1314 rettete er in der Schlacht bei Bannockburn Eduard II. Leben und Freiheit. 1316 auf einer Pilgerfahrt nach Rom von dem Burgunder Johann Moilley gefangen und dem Kaiſer ausgeliefert, mußte er die Freiheit durch ein Löſegeld von 20,000 Pfd. Sterl. erkaufen. Er ward 23. Juni 1325 auf einer Reiſe in Frankreich ermordet. Mit ſeinem Neffen Almerich II. ſtarb 1335 auch dieſes Geſchlecht in männlicher Linie aus. Güter und Titel kamen hierauf an Laurentius von Haſtings, zu deſſen Gunſten Eduard III. 1339 die Würde eines Grafen von P. erneuerte. Ihm folgte 1348 ſein nachgeborner Sohn, John. Auf Befehl des Schwarzen Prinzen verheerte dieſer 1369 Poitou, erhielt 1370 die Statthalterſchaft von Guienne, verlor aber 1372 an der Spitze der engliſchen Flotte die Seeſchlacht bei La Rochelle gegen die vereinigte franzöſiſch-kaſtiliſche Flotte. Er ſtarb 1375 und hinterließ Güter und Würden ſeinem ihm von Margarethe von England gebornen Sohn John II., welcher 1389 bei einem Turnier zu Woodſtock ſeinen Tod fand. Titel und Lehen fielen an die Krone zurück und wurden von König Heinrich IV. zuerſt an ſeinen dritten Sohn, den Herzog Johann von Bedford, und dann an ſeinen jüngſten Sohn, den Herzog Humphrey von Gloucester, verliehen. Nach des letztern Ermordung (1447) riß der Herzog von Suffolk, William von Pole, die Güter mit dem Titel eines Marquis von P. an ſich. Nach deſſen Ableben 1450 ward Jaſper Tudor, Sohn der Königin Katharina und Owen Tudors, von ſeinem Stiefbruder, dem König Heinrich VI., zum Grafen von P. ernannt, aber als Anhänger des Hauſes Lancaſter nach dem Sieg des Hauſes York bei Towton 1462 ſeiner Güter und Würden entſetzt. Er floh nach Schottland und ward, als 1485 nach der Schlacht bei Bosworth ſein Neffe Heinrich VII. Tudor dem König Richard III. die Krone entriß, zum Herzog von Bedford, Erbmarſchall von England und Vicekönig von Irland ernannt. 1492 führte er das engliſche Heer nach Frankreich, begann im Oktober die Belagerung von Boulogne und ſchloß den Frieden von Etaples. Er ſtarb kinderlos 21. Dec. 1495. Der König verlieh darauf Güter und Würden der Grafen von P. an die Familie Herbert, bei der ſie verblieben ſind. William Herbert, Graf von P., wurde von der Lancaſter'ſchen Partei 1469 bei Banbury geſchlagen und hingerichtet. Deſſen Sohn William vertauſchte den Titel P. mit dem eines Grafen von Huntingdon. Zur Marquiſe von P. ernannte dann erſt Heinrich VIII. wieder ſeine Geliebte Anna Boleyn, die den Titel bis zu ihrer Vermählung führte. William Herberts Enkel von deſſen natürlichem Sohn Richard, William, erhielt von Eduard VI. 1551 die Würde eines Lord Herbert und Grafen von P. Derſelbe erlangte als Gemahl der Anna Parr, der Schweſter der Katharina Parr, der letzten Gemahlin Heinrichs VIII., bei Hofe großen Einfluß und wurde zu einem der Vormünder Eduards VI. ernannt. Unter des letztern Regierung half er zum Sturz des Protektors Somerſet mit und erkannte nach des Königs Tode das Recht der Prinzeſſin Maria auf die Thronfolge an, weshalb er, nachdem dieſe den Thron beſtiegen, bei ihr in beſonderer Gunſt ſtand. Bei dem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich wurde er mit dem Oberbefehl über die engliſche Streitmacht betraut, vermochte aber den Verluſt von Calais nicht zu hindern. Auch der Gunſt der Königin Eliſabeth hatte er ſich zu erfreuen. Da er ſich aber der gefangenen Maria Stuart annahm, mußte er 1569 nach Frankreich auswandern, wo er bald darauf ſtarb. Zu ſeinen Nachkommen gehört Thomas von P., welcher 1688 Lord-Lieutenant von Wiltſhire, 1689 Mitglied des Geheimen Raths, nach Wilhelms III. Thronbeſteigung 1691 Lord-Siegelbewahrer und vornehmſter Rathgeber des Königs und 1702 Großadmiral von England und Irland wurde. Während der Abweſenheit des Königs gehörte er ſiebenmal zur Zahl der Lords Juſtices, denen die Regentſchaft des Landes anvertraut war, und bekleidete daſſelbe Amt auch unter Georg I., nachdem er vorher drei Jahre Lord-Lieutenant von Irland geweſen war. Er

ſtarb 1733. Gegenwärtiges Haupt der Familie, der auch Lord Sidney Herbert (ſ. d.) angehörte, iſt George Robert Charles Herbert, geb. 6. Juli 1850.

Pemmikan, beliebtes Nahrungsmittel der nordamerikan. Indianer, beſteht aus Büffel- oder Elenfleiſch, welches zerſchnitten, zerſtampft oder zerrieben, mit Fett vermiſcht und in lederne Säcke gepreßt wird und ſich in dieſem Zuſtand jahrelang hält.

Pempelfort, früher ein beſonderer Ort, gegenwärtig ein Beſtandtheil der Stadt Düſſeldorf (ſ. d.); beſonders bekannt durch den Aufenthalt Friedr. Heinr. Jacobi's.

Pemphĭgus (Pompholyx), Hautkrankheit, bei welcher ſich auf entzündlich gerötheten, aber nicht infiltrirten, von einander getrennten Hautſtellen große, mit heller, wäſſeriger Flüſſigkeit gefüllte Blaſen bilden. Dieſe Blaſen ähneln denen, welche durch Blaſenpflaſter oder durch Verbrennungen der Haut entſtehen. Worauf dieſer Vorgang beruht, iſt nicht genügend erkannt: denn nur von dem P., welcher bei Neugebornen vorkommt, weiß man, daß er ſyphilitiſchen Urſprungs iſt. Jedoch ſcheint auch beim Erwachſenen der P. nicht als ſelbſtändiges Leiden der Haut, ſondern nur als das Symptom einer freilich noch unbekannten Blutentmiſchung aufgefaßt werden zu müſſen. — Der akute P. (Febris bullosa, Blaſenfieber) kommt ſehr ſelten vor. Er wird von einem bald nur leichten, bald aber ziemlich ſchweren fieberhaften Allgemeinleiden begleitet, welches den örtlichen Erſcheinungen nur einige Tage vorauszugehen pflegt. Dann bilden ſich auf der Haut rothe, kreisrunde, juckende oder brennende Flecke, welche namentlich am Rücken, am Bauch und an den Gliedmaßen ſitzen. Nach wenigen Stunden ſchießt in der Mitte derſelben ein kleines waſſerhelles Bläschen auf, das ſich ſchnell vergrößert und nach kurzer Zeit den ganzen Fleck bedeckt. Die Blaſen ſchwanken zwiſchen der Größe einer Erbſe, einer Wallnuß oder eines Apfels. Ihr Inhalt iſt anfangs klar, ſpäter wird er trübe und molkig. Nach 3—4 Tagen platzen die Blaſen und hinterlaſſen eine wunde Stelle, die einige Tage lang näßt und dann ſich mit einer dünnen Borke überzieht. Unter dieſer bildet ſich neue Oberhaut. Bleibt es bei einem einmaligen Blaſenausbruch, ſo kann die Krankheit in 8—14 Tagen beendigt ſein; bilden ſich aber Nachſchübe, ſo zieht ſie ſich 3—4 Wochen lang hin. Der chroniſche P. entwickelt ſich entweder aus dem akuten, indem die Bildung der Blaſen nach 3—4 Wochen nicht aufhört, ſondern monate- oder jahrelang fortbeſteht, oder er tritt anfangs als ein ſcheinbar leichtes und unbedeutendes Leiden ohne ſtürmiſche Erſcheinungen auf. Ohne daß das Allgemeinbefinden des Kranken geſtört erſcheint, bildet ſich auf der Haut eine kleine Anzahl von Blaſen. Ehe dieſe verſchwinden, bilden ſich andere, und ſo treten immer neue Ausbrüche auf, ſo daß ſich alle Stadien der Krankheit auf Einem Kranken neben einander finden. Wenn die Kranken auch während des langwierigen Verlaufs des chroniſchen P. gewöhnlich frei von Fieber ſind, ſo ſtellt ſich doch in allen Fällen gegen das Ende der Krankheit Fieber ein, wodurch die bis dahin langſam fortſchreitende Erſchöpfung und der Eintritt des Todes beſchleunigt wird. In anderen Fällen iſt der Verlauf des chroniſchen P. ein intermittirender. Die Kranken bieten dann die Erſcheinungen des akuten P. dar und ſcheinen nach Verlauf weniger Wochen geneſen zu ſein, da die Blaſenbildung aufgehört hat und die vorhandenen Blaſen abgetrocknet ſind. Aber nach einigen Monaten oder nach längeren Zwiſchenräumen wiederholt ſich ein ähnlicher Anfall, und ſo kehrt das Leiden ſechs- bis achtmal zurück, ehe es erliſcht, oder ehe es kontinuirlich wird und ſchließlich zum Tode führt. Die Behandlung des P. iſt eine rein ſymptomatiſche. Man muß die Kräfte des Kranken durch entſprechende Ernährung und Vermeidung aller Säfteverluſte ſo lange aufrecht zu erhalten ſuchen, bis die Krankheit erliſcht. Wenigſtens muß man die Erſchöpfung und den tödtlichen Ausgang möglichſt lange hinauszuſchieben ſuchen. Vor dem Gebrauch von Bädern, Salben oder der innern Darreichung ſpecifiſcher Arzneimittel iſt zu warnen. Dagegen verdient das Beſtreuen der näſſenden Stelle mit Bärlappmehl empfohlen zu werden. Der P. der Neugebornen iſt ſtets das Symptom der angebornen Syphilis. Die Blaſen brechen zuerſt an den Fußſohlen und Handtellern hervor, verbreiten ſich dann auf die Arme und Beine, ergreifen den Rumpf, zuweilen auch das Geſicht. Die zuerſt entſtandenen Blaſen platzen und hinterlaſſen näſſende Stellen, welche ſich nicht zur Heilung anſchicken, während neue Blaſen, namentlich an den Finger- und Zehenſpitzen, aufſchießen. Die Krankheit dauert nur 8—14 Tage, ſeltener 3—4 Wochen und endet immer mit dem Tode. Bisher ſind alle Verſuche einer Heilung dieſer Krankheit ganz erfolglos geblieben. Bei Erwachſenen ſcheint unter dem Einfluß der Syphilis nur ſehr ſelten ein P. zu entſtehen.

Pen (engl., ſpr. penn), Feder, Schreibfeder.

Peñafiel (ſpr. penjafiél), 1) Stadt in der ſpan. Provinz Valladolid (Altkaſtilien), am Duraton, mit Schloß, Weberei, Färberei, Gerberei und 3960 Einw. — 2) (früher Arrifana de Souſa) Stadt in der portug. Provinz Minho, Diſtrikt Braga, öſtlich vom Fluſſe Souſa, an der Eiſenbahn von Porto nach Amarante, hat eine ſchöne Kirche, ein Kloſter und 2500 Einw. P. war früher Biſchofſitz und hält jährlich eine große Meſſe ab.

Peñamacor (ſpr. penja-), befeſtigte Stadt in der portug. Provinz Beira, Diſtrikt Caſtello Branco, 14 Kilom. von der ſpaniſchen Grenze maleriſch auf einem hohen Felſen gelegen, mit 3500 Einw.

Peñaranda (ſpr. penja-, P. de Bracamonte), Stadt in der ſpan. Provinz Salamanca (Leon), in einer fruchtbaren, aber völlig baumloſen Ebene, mit mehreren ſchönen Kirchen und 4250 Einw. Die Stadt hat ſehr lebhaften Verkehr, weil ſich hier die Straßen von Madrid nach Salamanca und Ciudad Rodrigo, von Eſtremadura nach Aſturien kreuzen.

Penäten (Penates), die guten Hausgeiſter der Römer oder die Gottheiten, welche die Einheit und den Beſtand der Familie ſchützten und namentlich für den täglichen Bedarf an Lebensmitteln ſorgten. Ihr Heiligthum war der Herd, als der Mittelpunkt des Hauſes, auf dem ihnen und der Veſta zu Ehren ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde, und in deſſen unmittelbarer Nähe auch die Bilder der P. (meiſt puppenartig klein und oft roh aus Holz geſchnitzt) aufgeſtellt waren. Wie die ihnen verwandten Laren (ſ. d.), nahmen auch die P. theil an dem täglichen Mahl, indem man einen Antheil davon auf beſonderen Tellern vor ihren Bildern niederlegte. Uebrigens gab es neben den häuslichen auch Staatspenaten, die im Tempel der Veſta die Stätte ihrer Verehrung hatten. Hier befanden ſich auch die beſonders heilig gehaltenen altlatiniſchen P., die Aeneas von Troja mitgebracht haben ſollte. Ihnen, die man als Stammpenaten Roms betrachtete, brachten Konſuln und Prätoren bei Antritt und Niederlegung ihres Amts mit

den Pontifices alljährlich Opfer dar. Vgl. Klauſen, Aeneas und die P. (Hamb. 1839—40, 2 Bde.).

Penco (ſpr. penns), Mehrzahl von Penny (ſ. d.).

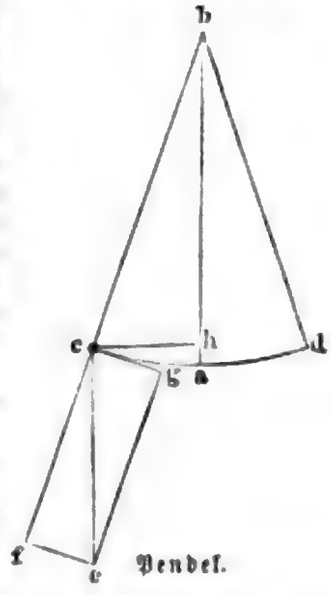
Penchant (franz., ſpr. pangſchäng), Neigung, Hang zu etwas.

Pencz (ſpr. penz), Georg, Maler und Kupferſtecher, geboren um 1500 in Nürnberg, wurde 1524 wegen irreligiöſer und ſocialiſtiſcher Anſichten aus der Stadt verwieſen, bald jedoch wieder aufgenommen; 1532 trat er in die Dienſte des Raths. Er ſtarb in großer Armut im Oktober 1550 zu Nürnberg. P. hatte für den Nürnberger Rath viel zu arbeiten, daneben war er auch für Privatleute thätig und hatte beſonders viele Porträtbeſtellungen. In der That zeichnen ſich auch ſeine Bildniſſe durch treffliche Anordnung, lebendigen Ausdruck und klare, warme Farbe aus. Werke der Art ſind noch in Berlin, Gotha, Wien, Karlsruhe und Florenz. Die Dresdener Gallerie beſitzt drei Bruchſtücke einer Anbetung der Könige. Bekannter noch iſt P. als Kupferſtecher, als welcher er der Gruppe der ſogen. Kleinmeiſter angehört. Die Zahl ſeiner Stiche beläuft ſich auf 126; ſie ſind ſchon viel mehr von der italieniſchen Richtung berührt, als dies bei Dürer der Fall war.

Pendant (franz., ſpr. pangdäng), in der Kunſtſprache ein Gemälde oder ein Kupferſtich, welcher zu einem andern korreſpondirend gehört, daher allgemein ſ. v. w. Seiten- oder Gegenſtück; dann auch Ohrgeſchmeide, welche in Geſtalt von Trauben oder Birnen lang herabhängen und meiſt von hohem Werth ſind, da man ſich zu ihrer Verfertigung der größten Diamanten und Perlen bedient.

Pend d'Oreilles (ſpr. pang doräj), Indianerſtamm von über 1000 Seelen im nordamerikan. Gebiet Montana. Nach ihnen benannt iſt der See P. oder Kaliſpelm in Idaho, 498 Meter ü. M., der vom Clark's Fork des Columbia durchfloſſen wird.

Pendel (lat. Pendŭlum, »das Hangende«), in ſeiner einfachſten Form ein an einem Faden aufgehängter ſchwerer Körper. Denkt man ſich den Faden gewichtslos und den Körper als ein einziges ſchweres Maſſentheilchen, ſo hat man ein einfaches oder mathematiſches P. Entfernt man das P. aus ſeiner lothrechten Gleichgewichtslage ab (ſ. Figur) und überläßt es dann ſich ſelbſt, ſo kehrt es unter der Einwirkung der Schwerkraft mit beſchleunigter Geſchwindigkeit dahin zurück, indem es einen Kreisbogen ca beſchreibt; in der Gleichgewichtslage angelangt, kann es aber nicht plötzlich zur Ruhe kommen, ſondern es geht nach dem Geſetz der Trägheit vermöge der erlangten Geſchwindigkeit jenſeits über jene hinaus, indem es mit abnehmender Geſchwindigkeit einen ebenſo großen Bogen ad durchläuft, an deſſen Ende d ſeine Geſchwindigkeit durch die entgegenwirkende Schwerkraft erſchöpft iſt. Die Bewegung des Pendels von c bis d heißt eine Schwingung, der Winkel abc, den der Faden in ſeiner äußerſten Lage mit der Gleichgewichtslage bildet, die Schwingungsweite (Amplitude). In einer zweiten Schwingung kehrt das P. wieder von d in ſeine anfängliche Lage c zurück und würde ſo in unaufhörlicher Wiederholung derſelben Bewegung mit gleichbleibender Amplitude fortſchwingen, wenn nicht äußere Hinderniſſe, nämlich die Reibung am Aufhängepunkt und der Widerſtand der Luft, die Amplitude immer kleiner machten und das P. endlich in der Gleichgewichtslage zur Ruhe brächten. Die Kraft, welche das P. in die Gleichgewichtslage zurückzukehren nötigt, iſt nicht die ganze Schwerkraft, ſondern nur ein Theil (eine Komponente) derſelben. Stellt nämlich in der Figur cc die vertikal abwärts wirkende Schwerkraft vor, ſo kann man ſich dieſelbe nach dem Parallelogramm der Kräfte in zwei Seitenkräfte cf und cg zerlegt denken, von welchen erſtere in die Richtung des Fadens, letztere in die Richtung der Berührungslinie des Kreisbogens, alſo in die Richtung der Bewegung fällt, welche der Pendelkörper im Punkt c beſitzt; nur dieſe letztere kann die Urſache der Bewegung ſein, während jene keinen weitern Erfolg hat, als den Faden geſpannt zu erhalten. Zieht man nun ch ſenkrecht zu ab, ſo folgt aus der Aehnlichkeit der Dreiecke ccg und cbh, daß ſich die bewegende Kraft cg zur ganzen Schwerkraft verhält wie die Entfernung ch zur Pendellänge bc, oder daß die bewegende Kraft der Entfernung des Pendelkörpers von der Gleichgewichtslage des Fadens proportional iſt. Wenn die Amplituden nur klein ſind, d. h. 2—3° nicht überſchreiten, ſo iſt der bogenförmige Weg ca, den der Pendelkörper bis zu ſeiner Gleichgewichtslage zurückzulegen hat, von der geradlinigen Strecke ch nicht merklich verſchieden; da nun die treibenden Kräfte in demſelben Verhältnis ſtehen wie die zu durchlaufenden Wege, ſo leuchtet ein, daß das P. bis zur Gleichgewichtslage dieſelbe Zeit braucht, gleichviel ob ſeine Amplitude 3° oder 2° oder nur wenige Bogenminuten oder -Sekunden beträgt. Bei kleinen Amplituden ſind alſo alle Schwingungen des Pendels von gleicher Dauer (iſochron). Dieſes wichtige Geſetz des Iſochronismus der Pendelſchwingungen wurde von Galilei entdeckt. Bei kleinen Schwingungen iſt demnach die Schwingungsdauer unabhängig von der Amplitude; ſie wird (an einem und demſelben Ort) nur durch die Länge des Pendels bedingt, und zwar verhalten ſich die Schwingungszeiten ungleich langer P. wie die Quadratwurzeln aus den Pendellängen, d. h. die Schwingungszeiten verhalten ſich wie 1, 2, 3..., wenn ſich die Pendellängen wie 1, 4, 9... verhalten. Das mathematiſche P. beſteht nur in der Idee; jedes wirklich ausgeführte P. iſt ein phyſiſches, materielles oder zuſammengeſetztes P. Dasſelbe beſteht gewöhnlich aus einer Stange, die an einer Schneide oder an einer dünnen, biegſamen Stahlfeder aufgehängt iſt und nahe ihrem untern Ende als ſchweren Körper eine flache Linſe trägt. Da jedes Maſſentheilchen des phyſiſchen Pendels um ſo ſchneller zu ſchwingen beſtrebt iſt, je näher es dem Aufhängungspunkt liegt, und da doch alle Theilchen durch ihren feſten Zuſammenhang gezwungen ſind, gleichzeitig zu ſchwingen, ſo werden die dem Aufhängungspunkt näher gelegenen Theilchen in ihrer Bewegung verzögert, die entfernter gelegenen aber beſchleunigt. Ein dazwiſchen liegender Punkt, deſſen Bewegung weder verzögert, noch beſchleunigt wird, der vielmehr genau ſo ſchwingt, wie es ſein Abſtand vom Aufhängungspunkt fordert, heißt der Schwingungs-



Pendel.

punkt, und ſein Abſtand vom Aufhängungspunkte, die reducirte Pendellänge, gibt die Länge desjenigen mathematiſchen Pendels an, welches dieſelbe Schwingungsdauer hat wie das gegebene phyſiſche. Für das phyſiſche P. gelten, wenn man unter der Länge desſelben die reducirte Pendellänge verſteht, dieſelben Schwingungsgeſetze wie für das mathematiſche. Vertauſcht man bei einem phyſiſchen P. den Schwingungspunkt mit dem Aufhängungspunkt, ſo ſchwingt es in beiden Lagen gleich ſchnell. Mit Hülfe dieſes Satzes läßt ſich die reducirte Pendellänge leicht beſtimmen; man bedient ſich hierzu des von Bohnenberger vorgeſchlagenen und von Kater angewendeten Reverſionspendels, an deſſen Stange ſich außer der gewöhnlichen Aufhängungsaxe noch eine zweite verſchiebbare befindet; letztere wird durch Probiren in die Lage gebracht, daß das P. an ihr hängend genau ſo viel Zeit zu einer Schwingung braucht wie vorher, als es an der erſten Aufhängungsaxe hing. Die reducirte Pendellänge iſt dann gleich dem Abſtande der beiden Aufhängungsſchneiden. Schon Huygens hatte vorgeſchlagen, die Länge des Sekundenpendels, d. h. eines Pendels, welches in einer Sekunde eine Schwingung vollendet, als Einheit des Längenmaßes zu wählen. In England wurde dieſer Vorſchlag inſofern zur Ausführung gebracht, als man das Verhältnis des Yard zur Länge des Londoner Sekundenpendels geſetzlich feſtſtellte. Die zur Zeit der franzöſiſchen Revolution zur Einführung eines neuen Maßſyſtems niedergeſetzte Kommiſſion verwarf jedoch dieſe Idee, weil eine ſolche Einheit ein fremdes Element, die Zeit, enthalte, und adoptirte bekanntlich als Einheit das Meter als den 40millionſten Theil eines Erdmeridians.

Die Schwingungsdauer t eines Pendels wird ausgedrückt durch die Formel $t = \pi \sqrt{\frac{l}{g}}$, worin l die Pendellänge, g die Beſchleunigung der Schwere (Acceleration), d. h. die Geſchwindigkeit eines freifallenden Körpers am Ende der erſten Fallſekunde, und π die Zahl 3,14159, d. h. das Verhältnis des Umfangs eines Kreiſes zu ſeinem Durchmeſſer, bezeichnet. Die Beſchleunigung der Schwere, welche als Maß für die Anziehungskraft der Erde anzuſehen iſt, läßt ſich aus dem freien Fall ſelbſt, weil dieſe Bewegung zu raſch iſt, nicht mit Sicherheit ermitteln; kennt man aber die Länge des Sekundenpendels, ſo kann man g mit großer Genauigkeit aus obiger Formel berechnen. So beträgt z. B. nach Beſſel zu Berlin die Länge des Sekundenpendels 994,26 Millim., und daraus ergibt ſich für Berlin g = 9,8125 Meter. Nun iſt aber die Länge des Sekundenpendels verſchieden für verſchiedene Orte der Erdoberfläche, und zwar nimmt ſie zu vom Aequator nach den Polen hin. Folgende Tabelle gibt die Reſultate, welche Sabine bei ſeinen Pendelmeſſungen erhielt:

Orte	Breite	Länge des Sekundenpendels in engl. Zollen
St. Thomas	0° 24′ 41″	39,012
Trinidad	10 38 56 N.	39,019
Pabia	12 59 21 S.	39,021
Jamaica	17 56 7 N.	39,035
New York	40 42 43 N.	39,101
London	51 31 8 N.	39,139
Drontheim	63 25 54 N.	39,174
Grönland	74 32 19 N.	39,303
Spitzbergen	79 43 68 N.	39,418

Da nach obiger Formel bei gleicher Schwingungsdauer die Beſchleunigungen ſich umgekehrt verhalten wie die Pendellängen, ſo nimmt hiernach die Wirkung der Schwerkraft ab vom Pol bis zum Aequator; während nämlich dort die Beſchleunigung des freien Falls 9,8309 Meter, unter 45° Breite 9,8065 Meter beträgt, iſt ſie unter dem Aequator 9,7801 Meter. Die Urſache dieſer Verminderung iſt zum Theil die durch den Umſchwung der Erde um ihre Axe erzeugte Centrifugalkraft, zum Theil die Abplattung der Erde an den Polen, vermöge welcher ein Ort des Aequators vom Anziehungscentrum weiter entfernt iſt als ein Ort in der Nähe der Pole. Aus dem Betrag dieſer Verminderung kann man nun auf die Größe der Abplattung ſchließen und findet dieſelbe = $\frac{1}{292}$, welcher Werth mit dem durch geodätiſche Meſſungen gefundenen $\left(\frac{1}{299}\right)$ ſehr nahe übereinſtimmt. Auch die Dichte (das ſpecifiſche Gewicht) des Erdkörpers wurde von Airy durch Pendelbeobachtungen beſtimmt, welche derſelbe an der Erdoberfläche und auf dem Boden des Bergwerks von Harton in einer Tiefe von 383 Meter anſtellte. Er fand in der Tiefe die Beſchleunigung größer als an der Oberfläche, woraus geſchloſſen werden muß, daß das Erdinnere eine größere Dichte beſitzt als die uns zugängliche Erdrinde; die mittlere Dichte der Erde ergab ſich aus dieſen Verſuchen 6,5mal ſo groß als die des Waſſers, wogegen Reich durch ein ganz anderes Verfahren die Zahl 5,5 gefunden hat. Ein ſchwingendes P. hat vermöge der Trägheit das Beſtreben, in ſeiner Schwingungsebene zu verharren, und hält dieſelbe auch der Umdrehung der Erde gegenüber feſt; darauf gründet ſich der berühmte Foucault'ſche Pendelverſuch (ſ. d.), welcher die Umdrehung der Erde um ihre Axe auf direkte Weiſe anſchaulich macht. Indem das P. die Anziehung, die Abplattung und die Dichte der Erde zu meſſen geſtattet und für ihre Umdrehung den augenfälligen Beweis liefert, gehört es zu den wichtigſten wiſſenſchaftlichen Apparaten; nicht minder wichtig, aber allgemeiner bekannt iſt ſeine von Huygens (Horologium oscillatorium) angegebene Anwendung bei den Uhren (ſ. d.), wo es die Aufgabe hat, die durch ein Gewicht oder eine Feder hervorgebrachte Bewegung des Räderwerks nach gleichen Zeitintervallen immer auf einen Augenblick zu hemmen und dadurch den ſonſt eintretenden ungleichförmigen Gang in einen gleichmäßigen zu verwandeln.

Gibt man dem ſchweren Körper eines einfachen Pendels, wenn es ſich eben in ſeiner größten Ausweichung befindet, einen paſſend abgemeſſenen Stoß, ſo beſchreibt er von nun an mit gleichförmiger Geſchwindigkeit eine Kreislinie um den Punkt der Gleichgewichtslage und wird jetzt koniſches oder Centrifugalpendel genannt. Die Zeit ſeines Umlaufs iſt doppelt ſo groß als die Schwingungsdauer des gewöhnlichen Pendels von gleicher Länge. Man benutzt die Centrifugalpendel ebenfalls bei Uhren; da aber ihre Aufhängung Schwierigkeiten verurſacht, und da ſie beſonders einen vorzüglich feſten und richtigen Stand erfordern, ſo wendet man ſie häufiger zur Regulirung der Umdrehung aſtronomiſcher Inſtrumente, bei Regiſtrirapparaten und bei den Drehfeuern der Leuchtthürme an. Elektriſche P. ſind Elektroſkope (ſ. d.). Balliſtiſches P. hieß ein von Robins erfundener Apparat, um die Geſchwindigkeit von Geſchützkugeln und ſomit die Kraft des Pulvers zu beſtimmen (ſ. Balliſtik).

Pendeloque (franz., spr. pangd'lock), Ohrgehänge, Gehänge an Leuchtern ꝛc.

Pendente lite (lat.), während schwebenden Processes.

Pendentif (franz., spr. pangdangtif), in der Baukunst einer der vier dreieckigen sphärischen Gewölbezwickel, welche bei einer über einem quadratischen oder achteckigen Raum aufgeführten Kuppel, einer sogen. Hängekuppel, in den Ecken desselben vorgekragt werden.

Pendschab, s. Pandschab.

Pendule (franz., spr. pangdühl), Pendel-, Stutzuhr.

Penelöpe (Penelopeia), im griech. Mythus Tochter des Ikarios und der Periböa aus Sparta, Gemahlin des Odysseus (s. d.), dem sie den Telemachos gebar. Während ihres Gemahls 20jähriger Abwesenheit von einer Menge Freier umlagert, hielt sie dieselben zuletzt dadurch hin, daß sie vor ihrer Entscheidung noch ihres Schwiegervaters Laërtes Leichengewand fertigen zu müssen erklärte und nun nachts auftrennte, was sie bei Tage gewoben hatte. An demselben Tag, an welchem sie sich endlich für einen der Freier entscheiden sollte, kehrte Odysseus zurück.

Penëos (Penéus, jetzt Salamvria), der Hauptstrom Thessaliens, entspringt auf dem Pindos und wird auf seinem östlichen, einen großen Bogen gegen S. beschreibenden Lauf durch eine bedeutende Anzahl von Nebenflüssen (von S. der Pamisos, Apidanos, Enipeus, von N. der Lethäos und Europos) verstärkt. Bis zu den sogen. Meteora (s. d.) ist sein Thal eng; dann durchfließt er die Ebene von Hestiäotis, durchbricht wiederum einen Bergzug und tritt in die Ebene von Pelasgiotis, um durch eine dritte Schlucht, das Thal Tempe (s. d.), den Thermäischen Meerbusen zu erreichen.

Penéſten (griech., »arme Leute«), Name der hörigen Zinsbauern in Thessalien, deren Stellung der der Heloten (s. d.) in Sparta ähnlich war.

Penetrăbel (lat.), durchdringlich; erforschbar; penetránt, ein-, durchdringend; Penetránz, das Ein-, Durchdringen; Scharfsinn.

Penetrāle (lat.), das Innere eines Orts oder Hauses, vorzugsweise das Innere eines Tempels, das gewöhnlich mit der Statue der Gottheit geschmückt und nicht jedem zugänglich war; in fürstlichen Begräbnissen der Ort zur Beisetzung der Särge.

Penfret, die größte der Glenansinseln, an der Westküste von Frankreich, zum Departement Finistère gehörig, mit Leuchtfeuer, hat ¾ Stunden im Umfang.

Penīa (griech., lat. Paupertas), Personifikation der Armut, galt für die Erfinderin der Künste und Gewerbe. Bei Aristophanes erscheint sie als Repräsentantin des dürftigen, aber kräftigen Mittelstands.

Penibel (franz.), mühsam, peinlich; ängstlich.

Peniche (franz., spr. -tsch), s. v. w. Pinaß (s. d.).

Peniche (spr. -tsche), stark befestigte Hafenstadt in der portug. Provinz Estremadura, Distrikt Santarem, am Atlantischen Ocean, auf dem östlichen Rande der vom Kap Carvoeiro (Punta di P.) gebildeten Halbinsel, mit 3000 Einw. Der ausgezeichnete Hafen läßt Schiffe von 140 Tonnen zu. Nordwestlich von P. liegen die Berlengasinseln, eine Gruppe kleiner, der Schiffahrt sehr gefährlicher Felseneilande, mit einem Leuchthaus und einem Fort.

Penidzucker, s. v. w. Gerstenzucker.

Penig, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Rochlitz, Hauptstadt der gräflich Schönburg'schen Lehnsherrschaft gleichen Namens (zu den Gerichtsämtern P., Rochlitz und Burgstädt gehörig, 220 QKilom. mit 33,000 Einw.) an der Zwickauer Mulde, der Muldethalbahn (Glauchau-Wurzen) und dem Zweig Narsdorf-P. der Leipzig-Chemnitzer Eisenbahn, ist Sitz eines königlichen Gerichtsamts und eines gräflichen Rentamts, hat ein gräfliches Schloß mit großem Park, eine schöne altgothische Kirche (mit einer Porphyrschale von ungewöhnlicher Größe), eine große Kamm- und Streichgarnspinnerei, Kattundruckerei, Strumpfwirkerei, Bleicherei, Töpferei, Papierfabrikation, eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik, große Schäferei, ergiebige Steinbrüche, beträchtliche Oekonomie, lebhaften Handel und (1875) 5950 Einw. — Die alte Veſte P. wurde von den Sorben erbaut und, nachdem sie im 10. Jahrh. zerstört worden war, später unter dem Namen Zinnberg wieder hergestellt. Im 13. Jahrh. waren die Burggrafen von Altenburg Besitzer von P., und nach dem Aussterben der männlichen Linie derselben mit Albert IV. 1329 kam P. an dessen Tochter, die Gemahlin des Burggrafen von Leisnig, worauf der Zinnberg bei P. die Residenz der Burggrafen von Leisnig ward. Nach deren Aussterben mit Hugo 1539 kam P. an den Herzog Georg den Bärtigen von Sachsen, dessen Neffe Moritz 1543 P. und Zschillen (Wechselburg) an den Grafen Ernst von Schönburg, Hugo's Schwiegersohn, gegen Wehlen, Hohnstein und Lohmen vertauschte. P. erhielt 1455 Stadtrechte und wurde 1488, wo auch der Zinnberg von dem Schwäbischen Bund zerstört ward, mit Mauern umgeben. Das jetzige Schloß wurde später aufgeführt.

Peninsŭla (lat.), Halbinsel.

Penis (lat.), das männliche Glied.

Peñiscola (spr. penjis-), kleine, ummauerte Stadt in der span. Provinz Castellon de la Plana (Valencia), am Mittelländischen Meer, südlich von Benicarlo, auf einem nur durch eine sandige Landzunge mit dem Festland verbundenen Felsen, dessen 76 Meter hoher Gipfel ein starkes Kastell trägt, hat 2506 Einw.

Penkun, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Randow, zwischen drei Seen, mit Kreisgerichtskommission und (1875) 2018 Einw. Dabei das Gut P., mit Schloß.

Penn, William, Gründer von Pennsylvanien, geb. 14. Okt. 1644 zu London, Sohn des gleichnamigen Admirals (geb. 14. Okt. 1621 zu London, gest. 16. Sept. 1670), zeigte schon früh einen Hang zum religiösen Separatismus und ward als Student zu Oxford durch den Prediger Loe für die Sekte der Quäker gewonnen, was seine Entfernung aus dem Kollegium zur Folge hatte. Nachdem er 1662—64 Frankreich und die Niederlande bereist, widmete er sich eine Zeitlang den Rechtsstudien. Von seinem Vater, weil er sich in Irland immer enger an die Quäker anschloß, verstoßen, begann P. in den Gassen von London zu predigen. 1668 wegen der Schrift: »The sandy foundation shaken« in den Tower gesetzt, schrieb er hier während seiner siebenmonatlichen Gefangenschaft das Werk: »No cross, no crown« (Lond. 1669; deutsch unter dem Titel: »Ohne Kreuz keine Krone«, Pyrmont 1825) und eine Rechtfertigungsschrift: »Innocency with her open face«. Im September 1669 kehrte er wieder nach Irland zurück, erlitt aber daselbst, da er vor dem Lord-Mayor den Hut auf dem Haupt behielt, was die Sitte seiner Sekte gebot, eine neue Haft. Durch seines Vaters Tod 1670 erbte er 1500 Pfd. Sterl. jährliche Renten und eine Forderung von 16,000 Pfd. Sterl. an den Staat für

vorgeschossene Kriegskosten. Im folgenden Jahr bereiste er Holland und Deutschland und predigte besonders in ersterem Land mit Erfolg. Auch nachdem er sich 1672 verheirathet, setzte er von seinem Landgut bei Rickmansworth in Hertford aus sein Bekehrungswerk fort. Nach seiner Rückkehr von einer zweiten Reise nach Holland und Deutschland (1678) vertheidigte er in einer seiner besten Reden den von ihm zuerst vertretenen Grundsatz der Gewissensfreiheit und nahm sie auch für die so sehr verfolgten Katholiken in Anspruch. Um zunächst die eigenen Glaubensgenossen fortgesetzten Verfolgungen zu entziehen, stellte er 1680 an die Regierung den Antrag, ihm gegen seine Schuldforderung ein Gebiet in Nordamerika zuzutheilen. Durch Patent vom 4. März 1681 erhielt er für sich und seine Erben einen Landstrich am westlichen Ufer des Delaware von 40°—43° nördl. Br. mit fast unumschränkten Hoheitsrechten. Derselbe erhielt auf des Königs Wunsch den Namen Pennsylvanien, und bald fanden sich hier ganze Familien ein aus den in England unterdrückten Sekten. P. selbst folgte 1682, berief sofort die Kolonisten zu einer Generalversammlung und sanktionirte die schon vorher entworfenen 24 Konstitutionsartikel, welche späterhin (1776) dem Verfassungsentwurf der Vereinigten Staaten zu Grunde gelegt wurden. Außerdem trat P. mit den Indianern in freundschaftliche Verbindung, kaufte ihnen große Ländereien ab und gründete 1683 die Stadt Philadelphia. 1684 kehrte er nach England zurück und suchte für seine Glaubensgenossen Duldung auszuwirken, was ihm aber erst unter der Regierung Wilhelms III. gelang. 1695 verheirathete er sich in zweiter Ehe mit Anna Callowhill. Mit ihr reiste er 1699 wieder nach seiner Kolonie, mußte aber schon 1701 wieder nach England zurückkehren, um seine Rechte zu wahren, da man darauf angetragen hatte, alle Privatpersonen gehörigen Gouvernements in königliche zu verwandeln. Durch zu große Freigebigkeit in seinen Vermögensumständen sehr zurückgekommen, verkaufte er endlich 1712 sein Eigenthumsrecht an Pennsylvanien für 280,000 Pfd. Sterl. an die Krone und lebte zurückgezogen auf seinem Landgut Rushamb in Buckinghamshire, wo er 30. Mai 1718 starb. Penns gesammelte Schriften erschienen London 1726 und 1782 in 2 Bänden, mit einer Biographie. Vgl. die Biographien von Clarkson (Lond. 1813, 2 Bde.), Janney (mit Auswahl aus Penns Briefwechsel, 2 Aufl., Philad. 1856), Dixon (neue Ausg., Lond. 1872) und »W. P. und die Zustände Englands 1644—1718« (a. d. Engl. von Bunsen, Leipz. 1854).

Penn., bei naturwissenschaftl. Namen Abbreviatur für Thomas Pennant, geb. 1726, starb als Friedensrichter 1798 auf seinem Landsitz Downing in Flintshire (britische, indische, arktische Zoologie).

Penna (lat.), die Feder.

Penna, 1) (Punta della P.) Landspitze der ital. Provinz Chieti, am Adriatischen Meer, nördlich von Vasto. — 2) (P.-Billi) Stadt in der ital. Provinz Pesaro, Kreis Urbino, unweit der Marecchia, am Fuß des Bergs Carpegna gelegen, ist Bischofsitz, hat ein Seminar mit Bibliothek, etwas Handel (als Hauptort der kleinen Gebirgslandschaft Montefeltre) und (1871) 2536 Einw.

Pennāl (mittellat. pennale, von penna, Feder), eine blecherne, hölzerne oder pappene längliche Büchse, worin man Schreibfedern bei sich führt; ein neu angekommener Student oder ein Schüler, im Gegensatze zu den alten Studenten (vgl. Pennalismus).

Pennalismus (neulat., Pennalwesen), der Inbegriff der Neckereien und Unbilden, welchen die neu angekommenen Studenten, die sogen. Pennäle (vgl. Pennal), später Füchse genannt, auf den Universitäten von Seiten der älteren Studenten ausgesetzt waren. Der P., in den Sitten und Unsitten der mittelalterlichen fahrenden Schüler wurzelnd, bildete sich um 1600 auf den protestantischen Universitäten Deutschlands zu einem systematischen Unwesen aus. Die alten Studenten hießen Schoristen, weil sie die jüngeren schoren, d. h. foppten, verhöhnten. Die Pennäle hießen auch Schützen, Neovisti, Neulinge, Vulpeculae, Füchse, Caeci, Blinde, Vituli, Mutterkälber, Säuglinge, Innocentes, Unschuldige, Imperfecti, als Gegensatz zu Absoluti, Galli domestici, Haushähne, Dominastri, Rapschnäbel, Bacchanten (s. d.). Die Schoristen betrachteten den Pennal als ihren Diener oder Famulus, und diese Herrschaft bezog sich oft auf Person und Eigenthum der Pennäle. Sie waren zu den niedrigsten Dienstleistungen gezwungen und den gröbsten körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Erst nach Ablauf eines Jahrs erfolgte die Deposition oder Enttölpelung unter allerhand plumpen, sinnbildlichen Handlungen. Die Schoristen der verschiedenen Universitäten standen in enger Verbindung und gewährten sich gegenseitige Sicherheit gegen die Verfolgungen der vorgesetzten Behörden. Die Versuche, diesem Unwesen ein Ziel zu setzen, waren lange vergeblich, da die Pennäle sich gemeinschaftlich mit den Schoristen allen Anordnungen der Behörden widersetzten. Schon 1613 erschien auf der Universität zu Jena ein Edikt gegen den P., und ähnliche Edikte erließen Frankfurt, Rostock, Wittenberg ꝛc. Doch erst später ergriff man strengere Maßregeln dagegen, so in Gießen 1656, in Leipzig 1660, in Jena 1661 und 1663. Dessenungeachtet erhielten sich Ueberreste des P. noch geraume Zeit. Gewisse unschuldige Erinnerungen an denselben bewahrt die Burschensitte der deutschen Universitäten noch heute. Auch in Gymnasien, namentlich in geschlossenen Pensionsanstalten, hat sich hier und da ein pennalistischer Comment eingeschlichen. Von anderen Ständen haben namentlich die Buchdrucker das Pennalwesen nachgeahmt. Vgl. Schöttgen, Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlichen Pennalwesens (Dresd. 1747).

Penne, in Berlin und anderen Orten s. v. w. gemeine Nachtherberge, Gaunerkneipe; daher Pennbruder, s. v. w. Strolch.

Penne (Città di P.), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Teramo (Abruzzen), am Fuß des Col d'Alterolo, Sitz eines Bischofs, eines Unterpräfekten, eines Civil- und Korrektionstribunals, hat eine Kathedrale mit ehernem Taufbecken von Jacometti (1630), ein Seminar, Wein- und Oelbau, Fabrikation von Leder und berühmten künstlichen Blumen, Alterthümer und (1871) 9848 Einw.

Pennicillaria, s. Pennisetum.

Penninische Alpen, Theil der mittlern Alpenreihe, welche sich vom Montblanc im S. des obern Rhône bis zur Quelle des Tessin und zum Toce erstreckt, und dessen nördlicher Abfall als Walliser Alpen bezeichnet wird. Es ist dies der höchste Kamm der Alpen, auf dem sich der Grand Combin (s. d.) 4317 Meter, der Gebirgspaß des Matterborns (s. d.) 4482 Meter und südlich von diesem der Monte Rosa (s. d.) 4638 Meter hoch erheben. Oestlich wird hier das Gebirge durch das Anzascathal mit dem Gebirgskessel von Macugnaga begrenzt. Der von da gegen

NO. zum St. Gotthard hinaufreichende Zweig der Penninischen Alpen wird auch Lepontinische Alpen (s. d.) genannt. Ueber die Penninischen Alpen führt eine Alpenstraße von Martigny über den Großen St. Bernhard nach Aosta. Vgl. Alpen, S. 442.

Penninische Kette (Pennine range), eine von den Cheviothügeln, an der Grenze Schottlands, in südlicher Richtung durch das nördliche England 280 Kilom. weit, bis zum Weaverhügel (350 Meter) in der Grafschaft Stafford, sich erstreckende Hügelkette, bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem Irischen Meer und erreicht im Cross Fell (52° 42′ nördl. Br.) mit 862 Meter ihren Kulminationspunkt. Die alte Landstraße von Huddersfield nach Manchester kreuzt dieselbe beim Dean Head Moß in einer Höhe von 477 Meter. Große Strecken des Gebirges bestehen aus Torfboden und Heideland.

Pennīnus, kelt. Gottheit, die man auf den höchsten Alpen verehrte. Auf dem P. mons (Große St. Bernhard) wurde eine Bildsäule des P. mit Inschrift gefunden: ein nackter Jüngling mit offenem Mund und erhobener Rechten.

Penniscola, Stadt, s. v. w. Peñiscola.

Pennisĕtum *Rich.* (Borstfedergras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, einjährige und ausdauernde Gräser in wärmeren Ländern, deren zweiblütige Aehrchen, welche eine einfache, walzige Aehre, selten eine Rispe oder Rispenähre bilden, von mit federigen oder rauhen Borsten bekleideten Hüllblättern umgeben sind. P. typhoideum *Del.* (Penicillaria spicata *Willd.*, Holcus spicatus *L.*, Pinselgras, Negerhirse, Durra, Dubn, Eneli), ein in Ostindien einheimisches einjähriges Gras mit eiförmig walziger, gedrungener Rispenähre, wird in zahlreichen Spielarten in Aegypten und den angrenzenden Ländern, auch in der Provinz La Mancha in Spanien als Getreide gebaut und zur Bereitung eines Biers benutzt. Ebenso P. distichum *Barth.* (Cenchrus echinatus *Hochst.*), von dessen Samen viele Stämme von Bornu bis Timbuktu ausschließlich leben. Andere Arten, wie P. cenchroides *Roch.* aus Afrika und Ostindien, P. longistylum *Hochst.* aus Abessinien, sind schöne Zierpflanzen.

Pennsylvanien, nordamerikan. Staat, nach Wohlstand und Volkszahl gegenwärtig der zweite Staat der Union, liegt zwischen 39° 43′—42° 15′ nördl. Br. und 74° 12′—80° 36′ westl. L. v. Gr. und grenzt im N. an den Eriesee und den Staat New York, im O. an New York und New Jersey, von welchem es der Delawarefluß trennt, im S. an Delaware, Maryland und Westvirginien, im W. an letzteres und Ohio. Der Staat bildet fast ein vollkommenes Parallelogramm, 500 Kilom. lang und 280 Kilom. breit, und umfaßt ein Areal von 119,135 QKilom. (2163,6 QM.) mit (1870) 3,522,020 Einw. Der Oberflächenbeschaffenheit nach unterscheidet man drei deutlich abgegrenzte Regionen, nämlich die atlantische Abdachung im O., die Bergregion in der Mitte und die westliche Abdachung. Erstere steigt westlich vom Delawarefluß allmählich an und erstreckt sich 120—130 Kilom. weit bis zum Fuß der Blauen Berge. Die Mitte des Staats wird in einer Breite von 160 Kilom. in der Richtung von SW. nach NO. von verschiedenen Parallelketten der Alleghanies durchstrichen, von denen die bedeutenderen durch besondere Namen unterschieden werden, wie Blue Ridge, Kittatinny, Broad oder Tuscarora Mountains, Sideling Hill, Bald Hill ꝛc. Diese Berge bilden die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Becken des Ohio. Noch weiter westlich liegen die Laurel Ridge und Chestnut Ridge, 900 Meter hoch. Im allgemeinen ist dieses Bergland unfruchtbar, mit Ausnahme der muldenförmigen Thäler, welche die verschiedenen Höhenzüge trennen. Auch kommen noch große Strecken Urwaldes vor, aus denen Bären, Wölfe, Waschbären und andere wilde Thiere noch nicht verschwunden sind. Die dritte Region endlich dacht sich nach NW. und SW. zum Eriesee (175 Meter) und zum Ohio ab und besteht großentheils aus fruchtbarem Land, welches sich für den Anbau von Korn und Gras vorzüglich eignet. In geologischer Beziehung ist zu bemerken, daß im südöstlichen Theil des Staats laurentische Gneise, überlagert von huronischen Schiefern und triassischem Rothsandstein, vorherrschen. Die mittleren Gebirgszüge gehören den silurischen und devonischen Formationen an und umschließen werthvolle Lager von Anthracitsteinkohle. Fast der ganze Westen gehört zum appalachischen Steinkohlenfeld, welches durch devonische Gesteine vom Eriesee getrennt wird. Die laurentische Formation und die älteren geschichteten Steine sind reich an Erzgängen; Petroleum und Soolquellen sind im W. erbohrt worden. P. grenzt zwar nicht unmittelbar an den Ocean, steht aber vermittels dreier Flüsse mit dem Atlantischen Meer und dem Golf von Mexiko in Verbindung, während der Eriesee ihm den Zutritt zum Becken des St. Lorenz und zu den anderen großen Seen eröffnet. Die drei Hauptflüsse sind: der Delaware, welcher die Ostgrenze bildet, bis Philadelphia von den größten Dampfern befahren wird und von W. den Lehigh und Schuylkill aufnimmt, durch welche die ergiebigsten Steinkohlenfelder erschlossen werden; der breite, aber seichte Susquehanna, welcher im Otsegosee in New York entspringt, den Staat in südlicher Richtung durchströmt, in die Cheasapeakbai mündet und als wichtigste Nebenflüsse den West Branch, den Tioga und die Blaue Juniata, berühmt wegen ihrer malerischen Ufer, aufnimmt; der mächtige Ohio, welcher im W. des Staats durch die Vereinigung von Alleghany und Monongahela bei Pittsburg entsteht. Das Klima wechselt je nach der geographischen Lage, ist aber im allgemeinen mild, und im südöstlichen Theil des Staats frieren die Flüsse im Winter nur selten auf längere Zeit zu. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 8,62° R. in Philadelphia, 8,39° in Pittsburg; die Temperatur des Januar ist —0,34° in ersterer, —1,22° in letzterer Stadt, die des Juli 18,4° und 18,2°. Es fallen jährlich 132 Centim. Regen in Philadelphia, aber nur 101 Centim. in Pittsburg. Die Bevölkerung betrug 1790: 434,373, 1810: 810,091, 1840: 1,724,033, 1860: 2,906,215 und 1870: 3,522,050 Seelen (darunter 65,294 Farbige). Ein verhältnismäßig großes Element der Bevölkerung bilden die Deutschen, welche schon mit den ersten Ansiedlern nach P. kamen, in einem großen Theil des Staats den Grundstock der ländlichen Bevölkerung bilden und ihre Sprache bewahrt haben. Sie sind allgemein geschätzt wegen ihres Fleißes und ihrer Ehrlichkeit und haben wohl nicht ganz Unrecht, wenn sie von sich sagen, daß sie das Mark und die Kraft Pennsylvaniens seien. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet noch immer die Landwirtschaft, aber auch Bergbau und Gewerbthätigkeit sowohl wie Handel sind von großer Bedeutung und sichern P. nächst New York die vornehmste Stelle in der Union. 1870 waren fast 40 Proc. der Oberfläche landwirtschaftlich verwerthet, und den

Geſammtwerth der landwirtſchaftlichen Produkte ſchätzte man auf 736 Mill. Mark. Von Ackerbauerzeugniſſen ſteht der Quantität und dem Werth nach Mais obenan; danach folgen Hafer, Weizen, Buchweizen, Roggen, Kartoffeln, Tabak, Heu und Gerſte. Pfirſiche, Aepfel (für Apfelwein) und anderes Obſt werden maſſenhaft erzeugt. Die Viehzucht und die Milcherei iſt für einzelne Theile des Staats von hervorragender Bedeutung. 1874 zählte man 557,000 Pferde, 24,900 Maultiere, 722,600 Rinder, 812,600 Milchkühe, 1,034,400 Schweine und 1,674,000 Schafe. P. iſt ſehr reich an nutzbaren Mineralien, und faſt die Hälfte ſämmtlicher Bergbauprodukte der Union wurde 1870 in dieſem Staat gefördert. Man zählte damals 3086 Bergwerke und Steinbrüche mit 81,215 Arbeitern, welche Mineralien im Werth von 305 Mill. Mark zu Tage ſchafften. Wichtig ſind namentlich die Steinkohlen, ſowohl die bituminöſe Kohle des appalachiſchen Kohlenbeckens als der Anthracit in den Alleghanies. In den Jahren 1860—74 ſtieg die Ausbeute von 8,450,053 Tonnen auf 32,721,000 Tonnen, nahm aber dann infolge einer fünfmonatlichen Arbeitseinſtellung auf einige Zeit ab. Dieſe Steinkohlen finden ſowohl auf den Dampfſchiffen als in den Eiſenhütten des Staats eine maſſenhafte Verwendung. Die ausgedehnte Ausbeutung der Eiſenlager wäre ohne das Vorhandenſein dieſer Steinkohlen kaum denkbar. Chromeiſenſtein kommt in den Serpentinzonen des laurentiſchen Syſtems im ſüdlichen P., rothes Eiſenerz in der ſiluriſchen Formation in den Grafſchaften Lancaſter, Berks und Lehigh und Magneteiſenſtein im Lebanon vor. Die jährliche Ausbeute an Roheiſen ſchätzt man auf über 1 Mill. Tonnen. An anderen Metallen findet man Kupfer, Zink (bei Friedensville), Blei und Graphit. Salz hat man mittels Bohrungen durch die Kohlenformation hindurch erhalten, und im NW. gewinnt man ungeheure Mengen von Steinöl (1874: 1432 Mill. Liter). Vorzüglicher Marmor, der das Material zu den Prachtbauten Philadelphia's geliefert hat, findet ſich am Delawarefluß, gute Kalkſteine, Sandſteine, Schiefer und andere Bauſteine faſt allenthalben. Die Gewerbthätigkeit nimmt in P. einen hervorragenden Rang ein. 1870 zählte man 37,200 gewerbliche Anſtalten mit 319,487 Arbeitern, welche Material im Werth von 1685 Mill. Mark verarbeiteten und Produkte im Werth von 2848 Mill. Mark herſtellten, wovon 490 Mill. auf Eiſen, 254 Mill. auf Gewebe, 212 Mill. auf Baumaterialien, 153 Mill. auf Bauten, 141 Mill. auf Bauholz, 124 Mill. auf Mehl, 107 Mill. auf Zucker und Melaſſe, 87 Mill. auf Mannskleider, 79 Mill. auf Leder, 61 Mill. auf raffinirtes Steinöl kamen. Der Handel Pennſylvaniens wird, ſo weit er das Ausland betrifft, durch die Häfen von Philadelphia und Erie betrieben. 1875—1876 hatte die Ausfuhr einen Werth von 181 Mill. Mark, die Einfuhr von 87 Mill. Mark, und der Staat beſaß 3474 Schiffe (darunter 475 Dampfer) mit 497,732 Tonnen Gehalt. Kanäle und Eiſenbahnen unterſtützen den Handel weſentlich. Die neun Kanäle, unter welchen derjenige von Susquehanna nach Pittsburg der bedeutendſte iſt, haben eine Geſammtlänge von 1400 Kilom. und ſind mit einem Koſtenaufwand von 147 Mill. Mark erbaut worden. Die Eiſenbahnen, gegenwärtig in einer Geſammtlänge von 7070 Kilom., haben 2979 Mill. Mark gekoſtet und beförderten 1875: 43 Mill. Reiſende und 79 Mill. Tonnen Güter (wovon 44 Mill. Tonnen Steinkohlen). Außerdem gab es 502 Pferdebahnen.

Die jetzige Verfaſſung von P. wurde 16. Dec. 1873 vom Volk angenommen. Nach derſelben wird der Gouverneur auf 4 Jahre vom Volke gewählt; er hat das Recht der Begnadigung und eines beſchränkten Veto's und iſt für zwei hintereinander folgende Amtsperioden nicht wählbar. Die geſetzgebende Gewalt ruht in den Händen der General Aſſembly, die aus einem Senat von 50 und einem Repräſentantenhaus von 200 Mitgliedern beſteht und jährlich am erſten Dienstag des Januar zu Harrisburg zuſammentritt. Die Senatoren werden auf 4, die Repräſentanten auf 2 Jahre gewählt. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt von einem Obergericht mit 7 Mitgliedern (vom Volk auf 21 Jahre gewählt), ferner von 4 Gerichtshöfen in der Stadt Philadelphia, von Grafſchaftsgerichten und Waiſengerichten in den größeren Städten und dichter bevölkerten Grafſchaften. Die Wahlen finden am Dienstag nach dem erſten Montag des November ſtatt, und Kandidaten für öffentliche Aemter, denen Betrug oder Beſtechung nachgewieſen wird, ſind auf immer unwählbar. Im Kongreß der Vereinigten Staaten iſt P. durch 27 Mitglieder vertreten. Die Staatsſchuld belief ſich Anfang 1875 auf 98 Mill. Mark. Die neue Konſtitution hat Fürſorge für den öffentlichen Unterricht getroffen; 1875 zählte man 16,305 Freiſchulen mit 19,089 Lehrenden und 834,020 Schülern. Unter den höheren Lehranſtalten nimmt die »Univerſität von P.« zu Philadelphia (1755 gegründet) den vornehmſten Rang ein. Außerdem gibt es noch 14 theologiſche Schulen, 2 Rechtsſchulen, 8 Arzneiſchulen, 7 ſogen. Scienceſchulen, eine landwirtſchaftliche Akademie, 8 Lehrerbildungsanſtalten, 16 Colleges für Damen ꝛc. 1870 zählte man 14,849 öffentliche Bibliotheken, und 1875 erſchienen 707 Zeitungen, wovon 78 täglich. Vom Staat werden zahlreiche trefflich eingerichtete Straf-, Beſſerungs- und mildthätige Anſtalten unterhalten. Zwei große Zellengefängniſſe für 1000 Gefangene befinden ſich zu Philadelphia und Pittsburg, ein Zufluchtshaus in Philadelphia, eine Anſtalt für jugendliche Verbrecher in Pittsburg, 58 Almoſenhäuſer in allen Theilen des Landes, Irrenhäuſer zu Harrisburg, Dirmont, Danville und Warren, Taubſtummen- und Blindenſchulen in Philadelphia. Dazu kommen noch zahlreiche Privatinſtitute, wie Girard College für die Erziehung von 600 Waiſenknaben, und das Pennſylvania Hospital, beide zu Philadelphia. Der Staat P. zerfällt in 66 Counties und ſendet 2 Senatoren und 27 Repräſentanten in den Kongreß. Hauptſtadt iſt Harrisburg, die bedeutendſte Stadt aber Philadelphia. Andere wichtige Städte ſind: Pittsburg, Scranton, Reading und Erie. Das Wappen des Staats ſtellt einen Embleme des Handels und Ackerbaues (Schiff, Garben und Pflug) zeigenden Schild mit anſpringenden Roſſen als Schildhaltern und von einem Adler mit ausgebreiteten Schwingen überragt, dar; unten ſtehen als Umſchrift die Worte: »Virtue, Liberty, Independence«.

In P. ſiedelten ſich zuerſt ſeit 1627 Schweden und Holländer an. Dieſe nahmen 1657 auch den ſchwediſchen Antheil in Beſitz, mußten jedoch ſpäter den Engländern weichen. König Karl II. verlieh durch Urkunde vom 4. März 1681 als Entſchädigung für eine Geldforderung an die Krone alles Land zwiſchen Maryland und dem Delaware an William Penn (ſ. d.). Dieſer kaufte noch 20,000 Acres am Schuylkill von den Indianern und übergab ſie ſeinen verfolgten Glaubensgenoſſen, den Quäkern. Die trefflichen Ge-

ſetze, welche Penn der nach ihm genannten Kolonie gab, namentlich die völlige Glaubensfreiheit, ſowie das gute Einvernehmen, welches er mit den Indianern unterhielt, brachten die Kolonie ſchnell zu großer Blüte. Die erſte Verfaſſung datirt von 1682. 1683 wurde Philadelphia gegründet. Nachdem 1693 Wilhelm von Oranien den Thron von Großbritannien beſtiegen, wurde Oberſt Fletcher zum Gouverneur von New York und P. ernannt. 1699 ergriff Penn ſelbſt die Zügel der Regierung, und während er in P. verweilte, wurde 1701 der letzte Freibrief, der bis zur Revolution dauerte, angenommen und in Wirkſamkeit geſetzt. Das Land gehörte meiſt quäkeriſchen Beſitzern, welche in England wohnten und es durch Deputirte verwalten und von Pächtern bewirtſchaften ließen. In der Revolution wurde die alte Regierungsform vernichtet, das Volk errichtete eine neue, auf republikaniſche Principien gegründete Verfaſſung und entſchädigte die engliſchen Eigenthümer durch eine Summe von 130,000 Pfd. Sterl. Seit 1777 war die exekutive Gewalt einem Präſidenten und ſeit 1788 einem Gouverneur übertragen. Am Befreiungskrieg nahm P. bedeutenden Antheil, und innerhalb ſeiner Grenzen wurden mehrere entſcheidende Schlachten geliefert. Am 13. Dec. 1787 nahm P. die Konſtitution der Union an. Vgl. Cornell, History of Pennsylvania (Philad. 1876).

Pennſylvaniſches Syſtem, ſ. Gefängnisweſen, S. 491.

Penny (engl., ſ. v. w. Pfennig, in der Mehrzahl Pence, abbreviirt d. [entſtanden aus denarius]), brit. Scheidemünze, früher nur in Silber, ſpäter ausſchließlich in Kupfer ausgeprägt, kommt ſchon zur Zeit der angelſächſiſchen Dynaſtien als Landesmünze vor. Jetzt iſt der P. = 1/12 Schilling oder 8,5 Pf. Außer dem P. gibt es Halb- (Halfpence) und Viertelpennyſtücke (Farthings), dann Two- und Threepence, Fourpence oder Groat, Sixpence oder halbe Schilling und Thirtypence oder Halfcrown. Letztgenannte fünf Münzſorten beſtehen in der Regel aus Silber. Das »P. Magazine« war eine von der Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in London herausgegebene populäre Zeitſchrift, wovon die Nummer 1 P. koſtete. Eine Nachahmung war das deutſche »Pfennig-Magazin« (Leipz. 1833—53).

Penny-a-liner (engl., ſpr. -leiner), geringſchätzende Bezeichnung für einen Zeitungsreporter, als einen, »der einen Pfennig für die Zeile erhält«.

Pennyweight (engl., ſpr. -wet, »Pfenniggewicht«, abbreviirt Dwt.), in England = 1/240 Troypfund = 1,55 Gramm.

Penobſcot (P. River), der größte Fluß des nordamerikan. Staats Maine, entſteht in der gleichnamigen Grafſchaft aus der Vereinigung des Oſt- und Weſtfork, fließt erſt ſüdöſtlich, dann ſüdlich, wird bei Bangor, 80 Kilom. vor ſeiner Mündung, für größere Fahrzeuge ſchiffbar, hat in ſeinem untern Laufe viele Inſeln und fällt in die gleichnamige Bai des Atlantiſchen Oceans; 440 Kilom. lang.

Peñon (ſpr. penjón, P. Velez de la Gomera), den Spaniern gehöriger Platz auf einer kleinen Inſel an der Nordküſte von Marokko, ſüdöſtlich von Ceuta gelegen, hat ein 1508 erbautes Fort und 900 Einw.

Penrhyn Caſtle (ſpr. pénnrin kaſiel), vollſtändig erneuertes, dem Lord Penrhyn gehöriges Schloß bei Bangor in der engl. Grafſchaft Carnarvon (Nordwales); dabei großartige Schieferbrüche, welche jährlich Schiefer im Werth von 5 Mill. Mark liefern, der vom Penrhynhafen (Bangor) aus verſandt wird.

Penrith, alte Stadt in der engl. Grafſchaft Cumberland, unweit des Eamontfluſſes, an der Eiſenbahn von Carliſle nach Preſton, hat etwas Wollinduſtrie, Muſſelinweberei, eine Schloßruine und (1871) 8317 Einw. In der romantiſchen Umgegend der See Ulleswater und mehrere Landſitze des reichen Adels, worunter ſich namentlich Lowther Caſtle, der Sitz der Grafen von Lonsdale, auszeichnet.

Penryn, Stadt in der engl. Grafſchaft Cornwall, an einer Bucht des Hafens von Falmouth, hat Ausfuhr von ausgezeichnetem Granit und (1871) 3679 Einw. P. wählt mit Falmouth zwei Mitglieder ins Parlament.

Pénſa, Gouvernement in Rußland, grenzt im N. an Niſhnij Nowgorod, im O. an Sſimbirsk, im S. an Sſamara, im W. an Tambow und hat ein Areal von 38,840 QKilom. (705,36 QM.) mit (1873) 1,202,211 Einw. Das Land iſt hügelig. Vorherrſchend ſind tertiäre Formationen: Kreide, Lehm, Torf, Vitriol- und Eiſenerze. Der meiſt humusreiche Boden iſt fruchtbar. Die Flüſſe gehören, ausgenommen den Chopor (Nebenfluß des Don), zum Wolgaſyſtem. Schiffbar ſind: Sſura und Mokſcha, flößbar: Chopor mit Worona, Iſſa, Aiwa, Penſa, Atmiſſa und Schukſcha. Die Seen ſind zahlreich, aber unbedeutend. Das Land zerfällt in 43,4 Proc. Acker-, 14,4 Proc. Wiesland, 35 Proc. Wald und 7,2 Proc. ſteriles Land. Große Laubwaldungen liegen im nördlichen Theil, während der ſüdliche faſt Steppencharakter trägt. Das Klima iſt beſtändig und geſund, aber kalt. In der Hauptſtadt beträgt die mittlere Jahrestemperatur 2,6° R. (Januar —10,9°, Juli +16°). Die Einwohner beſtehen, mit Ausnahme von etwa 125,000 Mordwinen, 39,000 Meſchtſcherjäken (beide Stämme faſt ganz zu Ruſſen geworden) und 51,700 Tataren, aus Großruſſen. Die Hauptbeſchäftigung iſt der Ackerbau. 1872 betrug die Ernte 10½ Mill. Hektol. Getreide (über die Hälfte Roggen), davon etwa 4 Mill. Hektol. über den innern Bedarf, und 686,700 Hektol. Kartoffeln. Außerdem gedeihen Flachs, Hanf, Tabak, Zuckerrüben und Hopfen. Der Viehſtand betrug 1871 auf 100 Einw. 37,8 Pferde, 23,3 Rinder, 70 Schafe und 16,4 Schweine. Hauptkornmärkte ſind: Penſa, Narowtſchat und Golowinſchtſchino. Vieh- und Bienenzucht ſind allgemein. Die noch nicht gerade blühende Induſtrie liefert Branntwein, Tuch, Papier, Zucker, Leder, Seife und Potaſche. Jahrmärkte werden jährlich 44 abgehalten. In adminiſtrativer Hinſicht wird P. in neun Kreiſe getheilt: Gorodiſchtſche, Inſſar, Kerensk, Kraſſno-Sſlobodsk, Mokſchan, Narowtſchat, P., Sſaransk und Tſchembar. — Die gleichnamige Hauptſtadt, an der Mündung des Fluſſes P. in die Sſura, im 17. Jahrh. als Grenzfeſtung angelegt, hat 23 Kirchen (darunter eine lutheriſche und eine ſchöne, 1800—1821 erbaute Kathedrale), 2 Klöſter, ein Lehrer- und ein Geiſtlichenſeminar, ein Gymnaſium, ein Adelsinſtitut, Progymnaſien für Knaben und Mädchen, einen botaniſchen Garten mit Gärtnerſchule, Geſellſchaften für Landwirtſchaft und Sport, verſchiedene Bankinſtitute, rege Fabrikation von Tuch, Seife, Leder, Bier, Papier, Wachs, Gußeiſen und Glocken, 2 Jahrmärkte u. (1870) 34,331 Einw. Der etwas flaue Handel Penſa's hat ſich in neueſter Zeit durch die Eiſenbahnverbindung mit Morſchanſk und Sſamara gehoben.

Penſacola, wichtigſte Stadt des nordamerikan. Staats Florida, an der gleichnamigen Bai des Golfs von Mexiko, welche einen der ſicherſten Häfen Nordamerika's bildet, und deren Einfahrt durch die Forts

Pickens, Mac Rae und Barrancas vertheidigt wird. P. iſt Marineſtation der Vereinigten Staaten mit Seehoſpital, Schiffswerfte, hat (1871) 3347 Einw. und betreibt lebhaften Handel (Ausfuhr 1875: 9¼ Mill. Mark, Einfuhr nur 58,280 Mark). Der Ort wurde 1698 von den Spaniern gegründet und während des Seceſſionskriegs faſt ganz zerſtört.

Penſance, ſ. Penzance.

Pensée (franz., ſpr. pangſieh, »Gedanke«), violettbraune Farbe, nach der Farbe des (durch Kultur veredelten) Stiefmütterchens (Viola tricolor, franz. P.).

Penshurſt (ſpr. -hörſt), Schloß in der engl. Grafſchaft Kent, unfern Tunbridge, Sitz der Familie Sidney ſeit den Zeiten Eduards VI., welcher es ſeinem tapfern Bannerträger Sir William Sidney ſchenkte. Der älteſte Theil des Schloſſes, das eine werthvolle Gemäldeſammlung enthält, ſtammt aus dem 14. Jahrh.

Penſion (franz., ſpr. pangſiõng oder -ſiohn, v. lat. pensio, »Zuwägen«, dann ſ. v. w. Bezahlung), ein Jahrgehalt, welches entweder aus bloßer perſönlicher Vergünſtigung jemandem bezahlt wird (Gnadengehalt), oder welches ein aus dem aktiven Dienſt ausgeſchiedener Beamter bezieht (Ruhegehalt); daher Penſionsſtand (Ruheſtand, Quiescenz), die Stellung eines Beamten, welcher aus dem Dienſt entlaſſen, aber im Genuß einer P. iſt; penſioniren (quiesciren), einen Beamten in den Ruheſtand verſetzen. Namentlich dem Staatsdiener, deſſen perſönliche Kraft den Anforderungen ſeines Amts nicht mehr gewachſen iſt, ſichert die moderne Geſetzgebung aus Billigkeitsrückſichten den Bezug einer P. zu, ebenſo vielfach der Wittwe eines Staatsdieners (Wittwenpenſion). Wo letzteres nicht der Fall, ſind meiſtens in den Beamtenkreiſen beſondere, aus den Beiträgen der einzelnen Beamten gebildete Penſionskaſſen eingerichtet, aus denen die Hinterbliebenen der Beamten eine P. beziehen. Näheres über die Penſionirung der Staatsdiener enthalten die Penſionsgeſetze der einzelnen Staaten; für die Beamten des Deutſchen Reichs ſind in dieſer Beziehung die Beſtimmungen des Reichsgeſetzes vom 31. März 1873, betreffend die Rechtsverhältniſſe der Reichsbeamten (Reichsgeſetzblatt 1873, S. 61 ff., §§ 34—71), maßgebend. Hiernach erhält ein Reichsbeamter eine lebenslängliche P. nur unter der Vorausſetzung ausbezahlt, daß er nach einer Dienſtzeit von wenigſtens zehn Jahren infolge eines körperlichen Gebrechens oder wegen Schwäche ſeiner körperlichen oder geiſtigen Kräfte zu der Erfüllung ſeiner Amtspflichten dauernd unfähig wird; vor Ablauf dieſes Zeitraums nur dann, wenn die Dienſtunfähigkeit die Folge einer Krankheit, Verwundung oder ſonſtigen Beſchädigung iſt, welche der Beamte bei Ausübung des Dienſtes oder aus Veranlaſſung desſelben ſich zugezogen hat. Die P. beträgt nach vollendetem zehnten Dienſtjahr 20/60 und ſteigt von da ab mit jedem weitern Dienſtjahr um 1/60, ihr Höchſtbetrag aber iſt 60/60 des Dienſteinkommens. Ebendieſelben Beſtimmungen gelten übrigens nach dem preußiſchen Penſionsgeſetz vom 27. März 1872 auch für die preußiſchen Staatsbeamten. Ueber die Penſionirung der Militärperſonen ſind ausführliche Beſtimmungen in dem Reichsgeſetz vom 27. Juni 1871, betreffend die Penſionirung und Verſorgung der Militärperſonen des Reichsheers und der kaiſerlichen Marine ſowie die Bewilligungen für die Hinterbliebenen ſolcher Perſonen (Reichsgeſetzblatt 1871, S. 275 ff.), enthalten (ſ. Invaliden, S. 334). Als eine Garantie für die Unabhängigkeit der Rechtspflege und des Richterſtands iſt in den meiſten Staaten der Grundſatz anerkannt, daß Richter gegen ihren Willen nur kraft richterlicher Entſcheidung und nur aus geſetzlich beſtimmten Gründen und unter Beobachtung der desfallſigen Formvorſchriften in den Penſionsſtand verſetzt werden können, wie dies namentlich auch in dem deutſchen Gerichtsverfaſſungsgeſetz ausgeſprochen iſt. P. bedeutet auch ſ. v. w. Koſtgeld; endlich wird P. (Penſionat) auch für Inſtitut (ſ. d.) gebraucht.

Penſionär (franz., ſpr. pangſi-), jemand, der ein Ruhe- oder Gnadengehalt bezieht (ſ. Penſion); dann Koſtgänger. In Holland hieß ehedem in den großen und ſtimmberechtigten Städten der Syndikus wegen des Gehalts, das er bezog, P. (pensionarius, advocatus civitatis). Er ſtand dem Magiſtrat der Stadt mit ſeinem Rath zur Seite, erſchien daher entweder regelmäßig oder auf beſondere Einladung in deſſen Verſammlungen, führte hier das Protokoll, hielt in manchen Städten ſtatt des Bürgermeiſters den Vortrag und ſammelte die Stimmen, ohne ſelbſt ſtimmberechtigt zu ſein. In demſelben Verhältnis, in welchem dieſe Penſionäre zu den Städten ſtanden, ſtand der Groß- oder Rathspenſionär, P. von Holland (advocatus generalis), der oberſte Beamte des Landes, zu den Staaten von Holland. S. Rathspenſionär.

Penſionsanſtalt (ſpr. pangſi-, Penſionāt), ehedem eine Staatsanſtalt, deren Zweck die Verſorgung emeritirter Staatsdiener war; jetzt meiſt auch ſ. v. w. Erziehungsanſtalt; vgl. Inſtitut.

Penſionsverſicherung, ſ. Invaliditätsverſicherung.

Pensum (lat., »das Ab- oder Zugewogene«), die tägliche Aufgabe; beſonders die Aufgabe, welche der Lehrer den Schülern gibt.

Pent ... (Penta, griech.), »fünf«, oft in Zuſammenſetzungen vorkommend.

Pentachord (griech.), im griech. Tonſyſtem eine Tonreihe von fünf diatoniſchen Klangſtufen; auch ein fünfſaitiges Tonwerkzeug.

Pentacrinus caput Medūsae, ſ. Lilienſterne.

Pentade (griech.), ſ. v. w. Pentas.

Pentadekagōn (griech.), Fünfzehneck.

Pentadik (griech.), bei manchen unciviliſirten Völkern vorkommendes Zahlenſyſtem mit der Gruppenzahl 5, welches nur fünf einfache Zahlwörter hat und die folgenden nach dem Schema 5 + 1, 5 + 2 ꝛc., ſtatt 6, 7 ꝛc., bildet.

Pentaëder (griech., Fünfflächner), nach einigen ein Prisma, deſſen Grundflächen gleichſeitige Dreiecke ſind.

Pentaglotte (Pentapla, griech.), ein in fünf Sprachen verfaßtes Buch, beſonders fünfſprachige Bibel.

Pentagōn (griech.), Fünfeck.

Pentagonālzahlen (»Fünfeckzahlen«), ſ. Polygonalzahlen.

Pentagramm (Pentalpha, griech.), ſ. v. w. Drudenfuß.

Pentagynus (pentagyniſch, griech. »fünfweibig«), Bezeichnung derjenigen Blüten, die mit fünf Fruchtknoten oder ebenſo vielen freien Griffeln verſehen ſind; daher Pentagynia, Benennung der fünften Ordnung in mehreren Klaſſen des Linné'ſchen Syſtems, Gattungen mit pentagynen Blüten enthaltend.

Pentalemma (griech.), fünfgliedriger Schluß; vgl. Schluß.

Pentamēren, ſ. Käfer.

Pentamēron (griech.), Zeitraum von fünf Tagen, daher ital. »il Pentamerone«, Titel einer berühmten

Sammlung neapolitanischer Märchen von Giambattista Basile (gest. 1637), die der Verfasser in fünf Tagen erzählen läßt (deutsch von Liebrecht, Bresl. 1846).

Pentamerus, s. Mollusken, S. 663.

Pentamĕter (griech., »Fünffüßler«), Versgattung, besteht aus zwei archilochischen Versen oder daktylischen Penthemimeren und hat demgemäß folgendes Schema:

Beide Theile sind durch eine Diärese getrennt, welche nie verwischt werden darf. Die erste Hälfte kann den Daktylus mit dem Spondeus abwechseln lassen, die zweite muß immer reine Daktylen enthalten. Auch haben die Griechen häufig, die Römer regelmäßig und auch die besseren deutschen Dichter mit Sorgfalt die zweite Hälfte mit einer Cäsur nach der fünften Silbe ausgestattet, so daß der Ausgang iambisch wird:

»Während des Meers Abgrund klar wie ein Spiegel erscheint«.
P. Paten.

Allein wird der P. nie angewandt, sondern immer mit dem Hexameter zusammen gebraucht, mit welchem er das antike Distichon (s. d.) oder das elegische Versmaß der Alten bildet.

Pentándrus (pentandrisch, griech., »fünfmännig«), Bezeichnung solcher Blüten, die mit fünf freien Staubgefäßen versehen sind. Davon Pentandria, die fünfte Klasse des Linné'schen Pflanzensystems, diejenigen Gewächse enthaltend, welche Zwitterblüten mit fünf nicht mit einander oder mit dem Pistill verwachsenen Staubgefäßen besitzen. Außerdem führen auch Ordnungen mehrerer Klassen des genannten Systems den Namen Pentandria, z. B. Monadelphia P., Diadelphia P., Monoecia P., weil hier die Zahl der Staubgefäße der Eintheilungsgrund der Ordnung ist.

Pentangŭlum (griech.-lat.), s. v. w. Pentagon; auch s. v. w. Pentagramm oder Drudenfuß.

Pentaphyllus (griech.), fünfblätterig.

Pentäpla (griech.), s. v. w. Pentaglotte.

Pentapŏlis (griech., »Fünfstadt«), seit dem Zeitalter der Ptolemäer Name der Landschaft Kyrenaika (s. d.); insbesondere auch Name der fünf bedeutendsten Städte im Lande der Philistäer in Palästina.

Pentarchīe (griech.), Regierung, welche aus fünf Machthabern besteht; auch zur Bezeichnung des frühern europäischen Staatensystems unter der Hegemonie der fünf Großmächte, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen, gebraucht.

Pentas (Pentade, griech.), eine Zahl von fünf, ein Zeitraum von fünf Jahren.

Pentastēmum *Hérit.* (Pentstemon, Bartfaden, Fünffaden), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularineen, benannt nach dem rudimentären fünften Staubfaden, krautartige, ausdauernde Gewächse in Nordamerika und Mexiko, mit schönen Blüten, bauchigem Schlund, zweilappiger Ober- und dreilappiger Unterlippe und vierklappiger, vielsamiger Kapsel, werden in vielen Arten und Varietäten als Gartenzierpflanzen kultivirt; P. Cobaea *Nutt.*, in Texas, mit 20—30 Centim. langen, ganzrandigen, glatten Blättern und prächtigen, großen, weißen, purpurröthlich schattirten, im Schlund schön roth gezeichneten und gelb gefleckten Blüten; P. roseum *Don*, in Mexiko, mit hoch rosenrothen, unterhalb weißlichen Blüten in einseitigen Endrispen; P. speciosum *Dougl.*, im nordwestlichen Amerika, mit dunkel blaugrünen, ganzrandigen Blättern und zahlreichen, blauen, quirlförmig in großen Endsträußen vereinigten Blüten, u. a.

Pentastĭchon (griech.), Gedicht oder Strophe von fünf Versen; auch s. v. w. Pentastylon.

Pentastylon (griech.), die mit fünf Säulen versehene Front eines Gebäudes.

Pentasyllăbum (griech.), fünfsilbiges Wort.

Pentateuch (griech.), die »fünf Bücher« Moses' im Alten Testament. Bei den Juden führen diese Bücher von ihrem Hauptinhalte den Namen Thorah, d. h. Gesetz. Die einzelnen Bücher werden von den Juden nach den Anfangsworten, von den Christen mit eigenen, den Hauptinhalt bezeichnenden Namen benannt. Den Inhalt des ersten Buches (Genesis, Entstehung, nämlich der Welt und der Menschen, bei den Juden Bereschit) bildet die Geschichte der Entstehung der Welt und des jüdischen Volks; den des zweiten Buches (Exodus, Auszug, nämlich der Israeliten aus Aegypten) bilden die Schicksale der Nachkommen Abrahams in Aegypten, der Auszug aus Aegypten und die Stiftung des Bundes am Sinai. Das dritte Buch (Leviticus) läßt sich als eine Zugabe zu der sinaitischen Gesetzgebung betrachten und enthält vorzugsweise die priesterliche Gesetzgebung. Auch das vierte Buch (Numeri, Zählung, nämlich des Volks) bringt dazu noch Nachträge, setzt dann aber die Geschichte des Zugs durch die Wüste fort vom zweiten Jahr nach dem Auszug bis zum 40. Jahr. Im fünften Buch (Deuteronomium, zweites Gesetz, hebr. Mischnah, d. h. Wiederholung) haben wir eine summarische und ergänzende Wiederholung des Inhalts der drei vorigen Bücher mit Bezug auf spätere Verhältnisse. Während die althergebrachte Meinung, daß Moses Verfasser des ganzen Pentateuchs (nur den Bericht von seinem Lebensende ausgenommen) sei, von keinem namhaftern biblischen Kritiker mehr vertheidigt wird, bezeichnen jetzt die meisten die fünf Bücher als ein schichtenmäßig entstandenes Aggregat verschiedenartiger Bestandtheile, unter welchen besonders die sich schon äußerlich durch die verschiedenen Gottesnamen Elohim und Jehovah bemerklich machenden zwei Stücke, welche die Elohim- und Jehovahurkunde genannt werden, hervorzuheben sind. Das letzte der fünf Bücher ist jedenfalls erst unter Hiskias' Regierung entstanden (vgl. 2. Kön. 22), und das Ganze mag in oder nach dem Exil seine jetzige Gestalt empfangen haben. Vgl. Hupfeld, Die Quellen der Genesis (Berl. 1853); Kayser, Das vorexilische Buch der Urgeschichte Israels (Straßb. 1874).

Pentāthlon (griech., »Fünfkampf«), in der alten griech. Gymnastik (s. d.) ein aus den fünf Kampfgängen des Weitsprungs, Speerwurfs, Wettlaufs, Diskoswurfs und Ringens in der Art zusammengesetzter Wettkampf, daß nach den einzelnen Gängen die Schlechtesten ausschieden, bis schließlich ein Paar im Ringkampf den Sieg entschied. Vgl. Binder, Ueber den Fünfkampf der Hellenen (Berl. 1867).

Pentekosiomedimner (griech., »die Fünfhundertscheffler«), die erste Vermögensklasse in Athen nach der Solonischen Verfassung, welche 500 und mehr Medimnen (Scheffel) an Getreide oder 500 Metreten (Maß) an Oel und Wein jährlichen Ertrag (= 500 Drachmen) von ihrem Grundbesitz hatten und die höchsten Steuern zahlten, dafür aber bis Klisthenes das Vorrecht hatten, daß aus ihnen die Archonten gewählt wurden.

Pentekostarion (griech.), in der griech. Kirche die für die Zeit von Ostern bis Pfingsten bestimmte Agende.

Pentekŏste (griech., »der fünfzigste«, nämlich Tag nach Ostern, franz. Pentecôte), s. v. w. Pfingsten.

Pentelikon (auch Brilessos, jetzt Mendeli), Gebirge in Attika, nordöstlich von Athen, 1110 Meter hoch, mit einer merkwürdigen Stalaktitenhöhle und der Quelle des Kephisos, war schon im Alterthum berühmt durch seinen trefflichen weißen Marmor (pentelischer Marmor), welcher sowohl zu Prachtgebäuden und Tempeln, als auch zu Bildsäulen verwendet wurde. Seine nördlichen und westlichen Abhänge sind jetzt mit Kiefernwald bedeckt, während an der Südseite glatte Marmorwände abfallen, die in der Neuzeit ausgebeuteten von weißer Farbe, die antiken gelblich schimmernd. Dieselben standen im Alterthum unter dem Schutz der Athene, deren Bild auf dem P. selbst aufgestellt war.

Pentenisia, mehrere kleine griech. Inseln im Golf von Aegina, südwestlich von Salamis, mit dem heutigen Hypsili die Pelopis insulae der Alten.

Penthemĕron (griech.), Zeitraum von fünf Tagen.

Penthemimĕres (griech.), Hauptcäsur des heroischen Hexameters nach der Arsis des dritten Fußes (s. Hexameter); dann das durch diese Cäsur abgeschnittene Versglied, das, als selbständiger Vers betrachtet, Archilochischer Vers heißt und verdoppelt den Pentameter (s. d.) gibt.

Penthesilēa, im griech. Mythus Tochter des Ares und der Otrera, Königin der Amazonen, kam mit ihrem Heer dem Priamos zu Hülfe und fiel durch die Hand des Achilleus, der, als er die Heldin sterben sah, von Liebe zu ihr ergriffen ward. Der Stoff ward von H. v. Kleist in einem Drama behandelt.

Pentheus, im griech. Mythus Sohn des Echion und der Agave, nach Kadmos Beherrscher von Theben, ward zur Strafe für sein Widerstreben gegen den Dionysosdienst auf dem Kithäron von seiner eigenen Mutter und anderen Mänaden zerrissen.

Penthièvre (spr. pangtjähwr), alte Grafschaft in der Bretagne, ungefähr das jetzige franz. Departement Côtes-du-Nord, war im Mittelalter Apanage der jüngeren Söhne der Herzöge von Bretagne; Johanna, Gräfin von P., Tochter Guy's von Bretagne, brachte sie 1337 dem Grafen Karl von Blois als Heirathsgut zu. Später kam P. durch Heirath an die Häuser Brosse und Luxembourg und wurde von König Karl IX. 1569 in ein Herzogthum verwandelt, das aber in der Folge an die Krone fiel. Ludwig XIV. stellte 1697 das Herzogthum wieder her und gab es einem seiner Söhne von der Montespan, dem Grafen von Toulouse, der 1737 starb. Dessen Sohn Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog von P., geb. 16. Nov. 1725 zu Rambouillet, als letzter Erbe aller legitimirten Prinzen der reichste Privatmann Frankreichs, ward 1737 Großjägermeister und Großadmiral von Frankreich sowie Gouverneur von Bretagne. Er erbte auch zwei Infanterieregimenter, an deren Spitze er in den Schlachten von Dettingen und Fontenoy tapfer focht. Nach dem österreichischen Erbfolgekrieg zog er sich auf sein Schloß Sceaux zurück und lebte hier der Uebung der Wohlthätigkeit und dem Umgang mit Schriftstellern. Von der Revolution blieb er verschont; dagegen fiel als ein Opfer derselben seine Schwiegertochter, die Prinzessin Lamballe (s. d.). Er starb, allgemein beliebt, 4. März 1793 als »Bürger Bourbon« zu Vernon. Durch die Vermählung seiner Tochter Marie Louise Adélaïde de Bourbon mit dem als »Bürger Egalité« bekannten Herzog von Orléans kamen die unermeßlichen Güter des Hauses P. an die Familie Orléans. In dieser erhielt den Titel eines Herzogs von P. der Sohn des Prinzen von Joinville (s. d.), Prinz Pierre Philippe Jean Marie von Orléans, geb. 4. Nov. 1845 zu St. Cloud, Lieutnant in der französischen Marine.

Pentland Firth, Meerenge des Atlantischen Oceans, zwischen den Orkneyinseln und der Nordküste von Schottland, 28 Kilom. lang, am Osteingang zwischen dem Kap Duncansby und der Insel South Ronaldsha 10 Kilom., am westlichen Eingang zwischen Kap Dunnet und Turu Neß auf der Insel Hoy 13 Kilom. breit. Das Meer hat hier so heftige Strömungen und Wirbel, daß die Schiffahrt sehr gefährlich ist. Am östlichen Eingang liegen die Felsenriffe Pentland Skerries mit einem Leuchtthurm, in der Straße selbst die Insel Stroma.

Pentland Hills, Gebirgszug im südlichen Schottland, im NW. der Grafschaft Peebles und im SW. der Grafschaft Edinburg, nördlich vom Tweed und dem obern Clyde, zeigt Spuren vulkanischen Ursprungs, hat fette Weiden und erreicht im East Cairn eine Höhe von 560 Meter.

Pentrēmen (griech., »Fünfruderer«), Schiffe der Römer, bei welchen die Ruderer in fünf Reihen übereinander saßen. Vgl. Galere und Trireme.

Pentremites, s. Liliensterne.

Pentstemon, Pflanzengattung, s. v. w. Pentastemum.

Penultima (sc. syllaba, lat.), die vorletzte Silbe eines Worts.

Penumbra, s. Sonne.

Penurie (griech.), Mangel, Noth.

Penzance (spr. pennsanz), Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, an der Mountsbai des Atlantischen Oceans, hat einen durch eine Batterie vertheidigten Hafen, ein schönes Markthaus, eine lateinische Schule, Bibliothek, Naturhistorische Gesellschaft mit Museum, Geologische Gesellschaft mit Museum, ein Denkmal Sir Humphrey Davis', bedeutende Fischerei, sehr lebhaften Handel, Gemüsebau und (1871) 10,414 Einw. Die Umgegend ist höchst fruchtbar und reich an Metallen (besonders Zinn und Kupfer) und hat viele Naturmerkwürdigkeiten (namentlich Höhlen), auch Druidendenkmäler. P. ist die westlichste Stadt von ganz England. Es wurde 1595 von den Spaniern in Asche gelegt und 1646 vom General Fairfax geplündert.

Penzig, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Landkreis Görlitz, an der Lausitzer Neiße und der Eisenbahn von Kohlfurt nach Görlitz, mit 3 Glashütten und (1875) 2667 Einw.

Penzing, Dorf in der niederösterreich. Bezirkshauptmannschaft Sechshaus, einer der westlichen Vororte von Wien, mit Rudolfsheim unmittelbar, mit Hietzing durch eine über das Wienflüßchen führende Kettenbrücke zusammenhängend, liegt an der Westbahn, von welcher hier die Flügelbahn nach Kaiser-Ebersdorf abzweigt, und steht mit Wien außerdem durch die Pferdebahn in Verbindung. Der Ort hat eine sehr alte Kirche, eine Kinderbewahr- und eine Badeanstalt und dient im Sommer vielen Wienern als Aufenthaltsort. Die Einwohnerzahl, 1857 erst 5218, betrug 1875: 11,622. Es befinden sich hier mehrere Kattun- und Wollwaarendruckereien, Fabriken für Modestoffe, Hüte, türkische Kappen, Kerzen (Apollokerzen) und chemische Produkte.

Penzlin, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Herzogthum Güstrow, hat ein vereintes Civil- und ein vereintes Kriminalgericht, eine alte, interessante Kirche, restaurirte Burg, Tabak- und Thongeschirrfabrikation und (1875) 2706 Einw. P. war bis 1777 der Herrschaft P. unterthan. Vgl. Danneil, Chronik der Burg und Stadt P. (Penzl. 1873).

Peoria, Hauptſtadt einer Grafſchaft im nordamerikan. Staat Illinois, am Illinois, der ſich oberhalb ſeeartig verbreitert (Peoria Lake), hat 28 Kirchen (6 deutſche), anſehnliche Induſtrie (Eiſengießereien, Maſchinenwerkſtätten, Fabriken für Pflüge und ſonſtige Ackerbaugeräthſchaften, Wägen, Dampfkeſſel ꝛc.), große Schweineſchlächtereien, lebhaften Handel und (1870) 22,849 Einw. Der Indianerſtamm gleichen Namens, auf 47 Perſonen zuſammengeſchmolzen, lebt jetzt im Indianergebiet.

Peotta (peŏta, ital.), in den ital. Seeſtaaten, beſonders Venedig, kleine, ſchnell ſegelnde Schaluppe.

Pepe, 1) Florestano, neapolitan. General, geb. 1780 zu Squillace in Kalabrien, wurde 1798 Leutnant, mußte nach dem Sturz der Parthenopeiſchen Republik nach Frankreich flüchten und diente daſelbſt in der italieniſchen Legion, kehrte aber 1806 in ſein Vaterland zurück, trat in die Dienſte Joſeph Bonaparte's, machte als Chef des Generalſtabs der neapolitaniſchen Diviſion im franzöſiſchen Heer die ſpaniſchen Feldzüge mit und ward 1811 zum Brigadegeneral befördert. Im ruſſiſchen Feldzug deckte er an der Spitze der neapolitaniſchen Reiterei den Rückzug der Franzoſen und führte darauf den Reſt ſeiner Diviſion nach Danzig, wo er 1813 in ruſſiſche Gefangenſchaft fiel. Nach ſeiner Befreiung dämpfte er in Murats Auftrag einen Aufſtand in den Abruzzen, focht 1815 gegen die Oeſterreicher in Oberitalien und wohnte der Schlacht bei Tolentino bei. Zum Generalleutnant befördert, übernahm er nach Murats Flucht 1815 das Gouvernement von Neapel und erhielt daſelbſt bis zum Einrücken der Oeſterreicher die Ruhe aufrecht. Ferdinand I. ließ ihn in ſeinem Rang und Dienſt und ſandte ihn 1820 nach Sicilien, um dort die Ruhe herzuſtellen; doch ward ſeine 5. Okt. mit der Inſel abgeſchloſſene Kapitulation in Neapel nicht genehmigt, und er verlor ſein Kommando. Bei der Annäherung der Oeſterreicher trat er auf Wunſch des Parlaments wieder an die Spitze des Generalſtabs, ward aber nach Ferdinands Rückkehr abgeſetzt. Er ſtarb 3. April 1851 zu Neapel. Sein Leben beſchrieb Carrana (Genua 1851).

2) Guglielmo, neapolitan. General, Bruder des vorigen, geb. 15. Febr. 1783 zu Squillace, trat 1799 in das republikaniſche Heer, fiel aber bei Portici in Gefangenſchaft und ward hierauf verbannt. Er trat in die italieniſche Legion, kehrte nach dem Frieden 1801 in ſein Vaterland zurück und verſuchte von neuem, in Kalabrien einen Aufſtand zu organiſiren. Der Verſuch mißlang aber, und P. ward zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Doch gelang es ihm, zu entfliehen; er trat als Major 1806 in die Dienſte des Königs Joſeph, ward bei Maida von den Truppen Ferdinands I. gefangen genommen und zum Tode verurtheilt, entkam aber durch Beſtechung und diente ſodann in den franzöſiſchen Truppen auf den Joniſchen Inſeln. Von Murat 1809 zu ſeinem Ordonnanzofficier ernannt, kämpfte er an der Spitze eines neapolitaniſchen Regiments unter Suchet in Spanien und erwarb ſich 1814 den Grad eines Brigadegenerals. 1815 rückte er zum Generalleutnant auf und blieb es auch unter Ferdinand I.; 1818 rottete er die Räuberbanden in den Provinzen Avellino und Foggia aus. Beim Ausbruch der Revolution von 1820 ſollte er verhaftet werden, er entkam indeß und ward zum Oberbefehlshaber der Streitmacht der Inſurgenten und zum Generalkapitän des Reichs ernannt. Als nach Eröffnung des Parlaments der König die Konſtitution beſchwor, legte P. den Oberbefehl nieder, trat nach Ferdinands Abreiſe zu dem Laibacher Kongreß in den Staatsrath und organiſirte die Nationalgarden. Bei der Annäherung der Oeſterreicher im Februar 1821 erhielt er den Oberbefehl über das Heer in den Abruzzen, ward aber 7. März bei Rieti geſchlagen und ging hierauf, in contumaciam zum Tode verurtheilt, über Spanien nach London, wo er als Privatmann lebte, ſpäter nach Paris. Die Ereigniſſe von 1848 riefen ihn nach Neapel zurück, wo er zum Oberbefehlshaber des Armeekorps ernannt ward, welches unter Karl Albert für die Selbſtändigkeit Italiens kämpfen ſollte. Kaum war P. bis zum Po vorgedrungen, als der König ihn zurückrief; P. führte jedoch den Kern ſeines Korps, 2000 Mann, nach Venedig, wo er während der ganzen Dauer der Belagerung den Oberbefehl über die Vertheidigungsarmee führte. Im Oktober 1849 leitete er perſönlich den Ausfall aus der Feſtung Marghera gegen Meſtre. Nach Uebergabe der Stadt ging er über Korfu nach Turin, wo er 9. Aug. 1855 ſtarb. P. ſchrieb: »Relation des événements politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821« (Par. 1820); »Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples« (Lond. 1823); »Memoires sur les principaux événements politiques et militaires d'Italie moderne« (Par. 1847, 3 Bde.; deutſch, Zür. 1848) und »Histoire des révolutions et guerres d'Italie en 1847—49« (Par. 1850; ital. u. franz., Tur. 1850, 6 Bde.).

Peperino (Peperin, Pfefferſtein, Peperit, Tufaît), Tuffgeſtein, graue, feinerdige Maſſe von verſchiedener Härte mit eingemengten eckigen Fragmenten von körnigem Dolerit, Anameſit, Baſalt und baſaltiſcher Lava, in der Regel mit zahlreichen Glimmerblättchen und einzelnen Körnern oder kleinen Kryſtallen von Augit und Leucit, vorzüglich am Albanergebirge bei Rom (daher von den Römern lapis Albanus genannt). Er ward ehemals als Bauſtein verwendet.

Peperomia *Ruiz* et *Pav.* (Peperomie), Pflanzengattung aus der Familie der Piperaceen, Gewächſe der heißen Zone Amerika's, mit krautartigen, aufrechten, kletternden oder kriechenden und fleiſchigen Stengeln, fleiſchigen, wechſel-, gegen- oder wirtelſtändigen Blättern und meiſt endſtändigen, einzelnen, gepaarten oder gehäuften, ſelten achſelſtändigen Aehren. P. crystallina *Ruiz* et *Pav.* (Piper crystallinum *Vahl*), ein 30 Centim. hohes Kraut auf den Hügeln um Lima, angenehm aniſartig riechend, wird zu Theeaufgüſſen benutzt. P. inaequalifolia *Ruiz* et *Pav.* (Piper aromaticum *Willd.*), ausdauerndes Kraut Peru's von ſehr angenehm aromatiſchem Geruch, dient als Thee bei Krankheiten des Magens, wird aber auch als reizendes Getränk angewendet. Von P. rotundifolia *Humb.* et *Bonp.* (Piper rotundifolium *L.*), einer ausdauernden, mit dem Stengel ſehr weit auf dem Boden und an den Bäumen fortkriechenden, krautartigen Pflanze in den Gebirgswäldern von Weſtindien und Südamerika, werden die Blätter daſelbſt als gewürzhaftes, ſchweißtreibendes Mittel gebraucht. Mehrere Arten kultivirt man als Blattpflanzen im Warmhaus und Zimmer. S. Tafel »Blattpflanzen I«.

Peperoni (ital.), die in Eſſig mit Zuſatz von Gewürzen eingemachten unreifen Früchte des ſpaniſchen Pfeffers, kommen als ſcharfes Gewürz aus Italien in den Handel.

Pepinière (franz., »Baum-, Pflanzſchule«), Unterrichtsanſtalt in Berlin, in welcher junge Leute auf Koſten des Staats ſo weit in der Medicin ausgebildet wurden, daß ſie als »Kompagniechirurgen« in das Heer

eintreten konnten, woselbst sie eine gewisse Anzahl von Jahren dienen mußten. Diese auf Anregung des Generalchirurgen Görcke (gest. 1822) 1795 begründete Anstalt wurde mehrfach erweitert, erhielt 1818 den Namen »Medicinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut« und ward in der Folge mit der »Medicinisch-chirurgischen Akademie für das Militär« verbunden. Die Anstalt hat jetzt den Zweck, einen geeigneten Ersatz für das Sanitätsofficierkorps heranzubilden; sie gewährt auf Staatskosten Unterricht in allen Zweigen der Heilkunde an der Universität in Berlin, außerdem die speciell für den Militärsanitätsdienst erforderliche Ausbildung (Kriegschirurgie, Instruktion über militärärztliche Verhältnisse, Rekrutirung, Simulation, Atteste, Reiten) ꝛc. Das Institut gewährt neben freier Wohnung eine monatliche Zulage von 30 Mark, die Akademie dagegen zahlt zur Beschaffung einer eigenen Wohnung jährlich 180 Mark. Nach vierjähriger Studienzeit werden die Studirenden als Unterärzte in der Armee oder im Charité-Krankenhaus mit den etatmäßigen Kompetenzen angestellt. Die Eleven der Akademie müssen ebenso lange, die des Instituts doppelt so lange, als sie der Anstalt angehörten, als Militärärzte dienen; doch wird ihnen das als Einjährig-Freiwilliger abgeleistete Dienstjahr angerechnet. Aufnahmebedingungen sind: Staatsangehörigkeit in den Staaten des Deutschen Reichs (außer Bayern), Nachweis der Abstammung aus legitimer Ehe, Alter nicht über 21 Jahre, Maturitätszeugnis eines deutschen Gymnasiums, Militärdiensttauglichkeit, Verpflichtung des Vaters oder Vormunds zu einem monatlichen Zuschuß von 30 Mark für die Eleven des Instituts, von 75 Mark für die Akademiker und von 320 Mark für die Prüfungen und die Equipirung als Freiwilliger.

Pepīta, Oliva de, s. Oliva 2).

Pepīta's, die stumpfeckigen Körnchen, in denen das Gold in Südamerika vorkommt.

Péplos, bei den Griechen ein faltenreiches Staatskleid, welches Kopf, Gesicht und Hände bedeckte; insbesondere das prächtig gestickte, safranfarbige, weite Obergewand, womit Athene an den großen Panathenäen auf der Akropolis feierlich bekleidet wurde.

Pepŏli, Joachim Napoleon, Marchese, ital. Staatsmann, Sprößling einer angesehenen Bolognesser Familie und durch seine Mutter Lätitia Josephine Enkel Joachim Murats, geb. 6. Nov. 1825 zu Bologna und seit 5. Dec. 1844 mit der Prinzessin Friederike von Hohenzollern-Sigmaringen (geb. 24. März 1820) vermählt, trat zum erstenmal 1846 in dem öffentlichen Leben hervor, als der Tod Gregors XVI. eine heftige Bewegung der Geister entfacht hatte. P. gehörte zu denen, welche die Reformen begehrende Petition an das Konklave veranlaßten. Der Angriff der Oesterreicher unter Welden auf Bologna im August 1848 brachte ihn an die Spitze der eben organisirten Nationalgarde, welche den österreichischen Truppen mit Erfolg entgegentrat. Nach der Uebergabe Bologna's an die Oesterreicher 1849 begab er sich nach Toscana, kehrte indeß 1852 in seine Vaterstadt zurück, wo er in verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten die italienische, namentlich die römische, Frage und die päpstlichen Finanzen behandelte. 1859 trat er an die Spitze der provisorischen Regierung in Bologna, wurde dann Finanzminister der Emilia, 1860 Generalkommissär in Umbrien. Mit der Annexion Umbriens war seine amtliche Stellung dort erledigt, und P. trat nunmehr für Bologna in das Parlament, wo er sich dem linken Centrum beigesellte. In dem Rattazzi'schen Ministerium vom März 1862 verwaltete er das Ministerium des Handels und des Ackerbaues. Im Januar 1863 ging er als Gesandter nach Petersburg. 1864 war er am Abschluß des Septembervertrags betheiligt und übernahm im Parlament die Vertheidigung desselben. Im Oktober 1864 nahm er seinen Abschied als Gesandter. Infolge seiner nahen Beziehungen zur Napoleonischen Familie und zum preußischen Königshaus war er 1866 als Unterhändler thätig. Anfang März 1868 erfolgte seine Ernennung für den erledigten Botschafterposten in Wien, wo er bis 1870 blieb.

Peponium (lat.), s. v. w. Kürbisfrucht.

Peppi, Abbreviatur von Josephine, Sophie, bisweilen auch von Elisabeth.

Pepping, Bezeichnung verschiedener zu den Reinetten gehörigen Aepfelsorten, mit festem, feinem, abknackendem Fleisch und von gutem Geschmack.

Peprométne (griech.), Schicksal, Schicksalsgöttin; vgl. Ilithyia.

Pepsīn, eigenthümliche, fermentartig wirkende Substanz, welche von der Magenschleimhaut abgesondert wird und bei Anwesenheit von etwas Säure (namentlich Salzsäure) eiweißartige Körper und leimgebende Gewebe nicht nur auflöst, sondern auch in Peptone (s. d.) und ähnliche Substanzen umwandelt. Das P. bildet getrocknet ein grauweißes, fast geruchloses, fade schmeckendes, amorphes, stickstoffhaltiges, schwer in Wasser, leicht in verdünnter Säure lösliches Pulver. Die Wirksamkeit der Pepsinlösung wird durch Erhitzen auf 65° zerstört. Eine Lösung von P. in Wein ist als Vinum Pepsini (Pepsinwein, Pepsinessenz) officinell und wird als Verdauung beförderndes Mittel angewandt. Zur Darstellung derselben schabt man gereinigten Schweinemagen oder Labmagen des Rindes auf der innern Seite mit einem Knochenmesser, mischt 100 Theile des so erhaltenen Schleims mit 50 Th. Glycerin und 50 Th. Wasser, gießt 1000 Th. Weißwein und 5 Th. Salzsäure zu, schüttelt um und filtrirt nach drei Tagen.

Pepsis (griech.), die Verdauung; daher Peptica, die Verdauung befördernde Mittel.

Peptōne, Umwandlungsprodukte der eiweißartigen Stoffe, welche sich im Magen unter dem Einfluß des Pepsins (s. d.) bilden. Die P. sind weiß, amorph, leicht löslich in Wasser, unlöslich in Alkohol, reagiren sauer, gerinnen nicht in der Hitze, ebensowenig durch Säuren und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie sehr leicht diffundiren (im Gegensatze zu den wenig diffusiblen eiweißartigen Stoffen). Neben den Peptonen bilden sich stets auch Parapeptone, welche gefällt werden, wenn man das saure Verdauungsgemisch nahezu neutralisirt. Diese sind an sich in Wasser unlöslich, bilden aber mit Säuren, Alkalien und alkalischen Erden leicht lösliche Verbindungen. Die den eiweißartigen Stoffen näher stehenden Parapeptone bilden sich neben den Peptonen, aber sie werden durch Pepsin niemals in P. übergeführt. Dies geschieht erst durch den pankreatischen Saft.

Pepuzianer, s. v. w. Montanisten (s. d.).

Per (lat.), durch, für.

Pér., bei naturwissenschaftl. Namen Abbreviatur für Franz Péron, geb. 1775 und gest. 1810 zu Cerilly, Reisender, Entdecker zahlreicher Thiere, besonders Quallen und Weichthiere.

Pera, der vorzugsweise von den Franken (Europäern) bewohnte Stadttheil von Konstantinopel (s. d.).

Per abūsum (lat.), durch Mißbrauch.

Per accĭdens (lat.), durch Zufall.

Perăctis peragéndis (lat.), nach Beendigung des zu Beendigenden.

Perăa, altgriech. Name mehrerer jenseit eines Meers oder Flusses gelegenen Landstriche, namentlich des transjordanischen Palästina und insbesondere eines Distrikts in demselben, nördlich vom Lande der Moabiter. Die P. der Rhodier hieß ein Theil der Südküste von Karien, Rhodos gegenüber.

Perak (»Silber«), Staat unter engl. Protektorat auf der Westküste der Halbinsel Malakka in Hinterindien, 12,940 QKilom. (235 QM.) groß mit wahrscheinlich 110,000 Einw. (Malaven, im Innern noch im Urzustand, und eingewanderte Chinesen), grenzt im NW. an die englische Provinz Wellesley, sonst an Malavenstaaten und zeichnet sich aus durch außerordentlichen Reichthum an Zinn (das die Eingebornen für Silber hielten, woher der Landesname). Diese Gruben liegen meist in der Provinz Larut, im N. des Landes, und erstrecken sich an 100 Kilom. in die Länge, 30—40 Kilom. in die Breite; die Förderung des Metalls geschieht noch mit den einfachsten Geräthen, hauptsächlich durch Chinesen, die hierzu um 1850 einzuwandern begannen; 1874 wurden 11,1 Mill. Pfd. gewonnen, wovon 1,5 Mill. Pfd. im Werth von 1,1 Mill. Mark auf Schiffen ausgeführt wurden. Den Export begünstigt der 110 Kilom. lange Fluß P., der bis zu 60 Kilom. aufwärts selbst für kleine Kanonenboote fahrbar ist. Von Pflanzen gedeihen unter einem tropischen Klima (mit Tagestemperaturen von 30°, Nachttemperaturen von 18,5° C. und reichlichen Niederschlägen) in der Ebene Zucker, Tabak und Reis, an den Bergabhängen Thee, Kaffee, Vanille und Gewürze aller Art. Das Gebirge, dessen Spitzen sich bis zu 1000 Meter Höhe erheben, bevölkern Hirsche, Schlangen der größten Art, Leoparden und Herden von Elefanten; in den Flüssen gibt es Krokodile. An Einkünften wirft P. seinem Fürsten, mit dem Titel Radscha (auch Sultan), an 600,000 Mark ab. Die Religion ist der Islam. — In alter Zeit war der Fürst von P. Vasall von Malakka; um die Mitte des 16. Jahrh. schwang sich ein General des Staats Dschohor (an der Südspitze Malakka's) zum Sultan empor und machte P. selbständig. 1641 errichteten die Holländer hier eine Faktorei, deren Fort 1795 die Engländer zerstörten; ein Vertrag von 1818 bestätigte dann England volle Handelsfreiheit. In seinen Kämpfen wider die Grenznachbarn ging P. Verbindlichkeiten gegen Siam ein; diese löste der Vertrag von Bangkok (1826), in welchem England P. seine Besitzungen gewährleistete gegen das Versprechen, sich aller Angriffe auf die Nachbarn zu enthalten. Verträge desselben Jahrs mit P. machten dem Seeraub ein Ende, der sonst für die Küstenbewohner den Erwerb bildete; dagegen dauerte die Unbotmäßigkeit der Großen des Landes fort. Ein solcher Streit führte 1874 zu blutigen Verwickelungen mit England. Damals sollte Radscha Muda Abdallah den Thron besteigen, der ihm aber vom Sultan Ismaël streitig gemacht wurde. Die englische Regierung der Strait Settlements auf Singapur, welche die Aufsicht über P. führt, glaubte nun die Lage benutzen zu können, P. in engere Ueberwachung zu nehmen und Europäern zugänglich zu machen. Sie erkannte Abdallah als Fürsten an und kam mit ihm im Februar 1875 dahin überein, daß die Verwaltung des Landes durch englische Kommissäre im Namen des Sultans geführt werde. Als sich aber der englische Gouverneur, Resident Birch, auf seinen Posten begeben wollte, wurde er 1. Nov. 1875 meuchlings ermordet. Zur Bestrafung der Schuldigen entsandte England eine Truppenmacht nach P., und im März 1876 waren die Rädelsführer gefallen und der Kronprätendent gefangen; indessen stand England nun davon ab, das Land in eigene Verwaltung zu nehmen, und begnügte sich, dem Fürsten mit seinem Rath beizustehen.

Peraktion (lat.), Durchführung, Vollendung; peragiren, vollenden.

Per ambages (lat.), auf Umwegen.

Perambulător (lat., Wegmesser, Umdrehzähler), Instrument, welches man am Wagenrad befestigt, um dessen Umdrehungen zu zählen und hieraus die Länge des zurückgelegten Wegs zu ermitteln. Von den zahlreichen Konstruktionen besteht eine aus einer metallenen Büchse, an deren Are ein Gewicht pendelartig aufgehängt ist, so daß es bei den Umdrehungen des Rades stets die Richtung nach unten behält. An ihm ist im Aufhängungspunkt ein Rad befestigt, welches sich also bei einmaliger Umdrehung des Wagenrads mit dem Pendel einmal um seine Are dreht und hierdurch ein Räderwerk als Zählmechanismus in Bewegung setzt. Als Umdrehzähler für Betriebs- und Fabrikationsmaschinen (mechanische Webstühle) dienen Apparate aus einer Kombination von Sperrrädern und Sperrklinken, wobei erstere durch einen sogen. Schubzahn in eine bestimmte, kurz begrenzte Drehbewegung versetzt werden. Gebräuchliche Systeme sind die von Schäfer u. Buddenberg in Magdeburg, Garnier und Evrard. Der Saladin'sche Zählapparat besteht aus einem System gezahnter Räder und Schrauben ohne Ende in Verbindung mit Uhrwerken und dient ebensowohl zur Kontrolle der Umläufe gangbarer Zeuge, als auch zur Angabe der Geschwindigkeit von Spinnmaschinen. Vgl. auch Meßrad und Stathmograph.

Peramo, kleines, nur im Mittelländischen Meer gebräuchliches Seefahrzeug zum Waarentransport in den Häfen, zu Küstenfahrten und zum Fischfang.

Per angusta ad augusta (lat.), »durch Gedränge zum Gepränge«, durch Niedriges zu Hohem.

Pera's, s. Brennstoffe, künstliche.

Per aspĕra ad astra (lat.), »auf rauhen (Pfaden) zu den Sternen«, d. h. durch Kampf und Leiden zu Sieg und Seligkeit.

Perasto, Stadt in Dalmatien, Bezirkshauptmannschaft Cattaro, am Golf von Cattaro und am Fuß des 880 Meter hohen Kason, mit festem Schloß, Schiffahrt, Handel und 950 Einw.

Per aversionem (lat.), in Bausch und Bogen.

Perca (lat.), der Barsch.

Per cassa (ital.), gegen baare Bezahlung.

Per casum obliquum (lat.), auf Schleichwegen, durch unrechtmäßige Mittel.

Perception, s. Percipiren.

Perceval (spr. perff'wall), Spencer, brit. Staatsmann, geb. 1. Nov. 1762, Sohn des irischen Grafen John Egmont, studirte zu Cambridge, wirkte sodann als Sachwalter zu London und zog vorzüglich durch eine im Proceß gegen Warren Hastings herausgegebene Flugschrift die Aufmerksamkeit Pitts auf sich. Durch dessen Einfluß für Nottingham ins Unterhaus gewählt, zeigte er sich hier als eifrigen Vertheidiger aller ministeriellen Maßregeln und bekundete besonders im Finanzwesen gründliche Kenntnisse. Unter der Verwaltung Addingtons ward er 1801 Solicitor general und 1802 Attorney general. Nach Pitts Tode (1806) verlor er diese Stelle und übernahm nun die Leitung der Toryopposition im Unterhaus. Im April 1807 kam er als Kanzler der Schatzkammer in

das neu gebildete Kabinet, und bald darauf erhielt er das Amt eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster. In diesen Stellungen bewies er sich als eifrigen Vertreter der Aristokratie und der Hochkirche und als entschiedenen Gegner der Katholikenemancipation und Frankreichs. Als gegen Ende 1809 Portland zurücktrat, übernahm P. die Leitung des Kabinets. In den Debatten über die Regentschaft (1811) verfocht er die königlichen Vorrechte konstitutionellen Grundsätzen gegenüber, ward aber 11. Mai 1812 bei seinem Eintritt in das Unterhaus aus Privatrache meuchlings erschossen. Seine Biographie schrieb sein Enkel Spencer Walpole (Lond. 1874, 2 Bde.).

Perch (spr. pertsch, »Ruthe«, Rod, Pole), engl. Längenmaß, = 5½ Yards oder 16½ engl. Fuß = 5,02911 Meter.

Perche (franz., spr. persch, »Ruthe«), altes franz. Längenmaß, = 3 Toisen oder 18 Fuß beim Ausmessen der Felder und 3⅞ Toisen oder 22 Fuß beim Ausmessen der Forsten. Hiernach war eine Feldruthe = 5,84711 Meter und eine Forstruthe = 7,14646 Meter.

Perche (spr. persch), ehemalige franz. Provinz, von der Normandie, Beauce-Maine, Orléanais und Isle de France umschlossen, bildet jetzt Theile der Departements Orne und Eure-et-Loir und ist durch ihre Leinwandfabrikation sowie besonders durch die den Namen Percheron führende Pferderasse bekannt.

Percheron (spr. persch'rông), s. Pferde.

Perches, Les (spr. lä persch, Haute- und Basse-Perche), zwei Außenforts von Belfort (s. d.).

Perchtenlaufen, s. Berchtenlaufen.

Percipiren (lat.), einnehmen, einernten, in geistiger Beziehung s. v. w. fassen, begreifen; Perception, Einnahme, Einerntung, auch Vorstellung, bewußte Wahrnehmung; daher Perceptibilität, die Fähigkeit, Vorstellungen mit Bewußtsein in sich zu erzeugen; Perceptionsquantum, eine einzunehmende Summe. Für die Lehre vom Fruchterwerb ist der Unterschied zwischen percipirten und zu percipirenden Früchten von Bedeutung (s. Frucht, S. 263).

Percival (spr. pörsiwall), James Gates, amerikan. Dichter, geb. 15. Sept. 1795 zu Berlin im Staat Connecticut, studirte zu Philadelphia Medicin, ward 1824 Professor der Chemie an der Militärakademie zu Westpoint, bald darauf Militärarzt zu Boston, siedelte 1827 nach New Haven über und leitete 1835 eine geologische Vermessung von Connecticut, worauf er zum Staatsgeologen von Wisconsin ernannt wurde. Er starb 2. Mai 1857. Außer Beiträgen für literarische Blätter und Uebersetzungen von deutschen, slawischen und anderen lyrischen Dichtern für die »New Haven papers« veröffentlichte er: »Prometheus and other poems« (New Haven 1821—22, 2 Bde.); »Clio« (das. 1822—27, 3 Bde.); »The dream of a day« (das. 1843) u. a. Auch war P. 1827—28 Mitarbeiter an Websters »Dictionary of the English language«. Gesammelt erschienen seine poetischen Werke in 2 Bdn. (Bost. 1859). Vgl. Ward, Life and letters of P. (Bost. 1866).

Per contant (ital.), gegen baare Bezahlung.

Per conto (ital.), auf Rechnung.

Percy (spr. pörsi), 1) engl. Geschlecht, s. Northumberland.

2) Thomas, engl. Dichter, geb. 13. April 1728 zu Bridgeworth in Shropshire, wurde 1756 Pfarrer zu Wilby in der Grafschaft Northampton, 1766 Kaplan des Herzogs von Northumberland, 1769 Hofkaplan des Königs, 1778 Dechant von Carlisle und 1782 Bischof von Dromore in Irland, wo er 30. Sept. 1811 starb. Weniger durch seine eigenen Dichtungen hervorragend, hat er besonders durch die Herausgabe der »Reliques of ancient-English poetry«, einer Sammlung altenglischer Balladen und Volkslieder (zuerst Edinb. 1765, 3 Bde.; seitdem oft aufgelegt, neueste Aufl. 1876, 2 Bde.), regenerirend auf die englische Literatur eingewirkt.

Perczel (spr. pertzel), Moriz, General im ungar. Revolutionskriege, geb. 14. Nov. 1811 zu Tolna im gleichnamigen Komitat, trat nach Beendigung seiner philosophischen und juridischen Studien in das königliche Ingenieurkorps, verließ aber den Militärdienst bald wieder. Als Deputirter des Tolnaer Komitats auf den Reichstagen von 1840, 1843 und 1847 war er der Wortführer der äußersten Linken. Nach den Märzereignissen von 1848 trat er als Rath in das Ministerium des Innern und als Deputirter von Ofen in den Reichstag, gab aber als heftiger Gegner der von Batthyányi verfolgten Friedenspolitik erstere Stelle bald wieder auf. Nach dem Ausbruch des Kriegs im September bildete er aus Freiwilligen die sogen. »Zrinyi-Schar«, an deren Spitze er 6. Okt. 1848 das dem Zuge Jellachichs nachfolgende kroatische Korps unter Roth und Philippovich gefangen nahm. Bald darauf zum General ernannt, focht er mit Glück an der Drau und trug 17. Okt. einen Sieg bei Letenya und Kotori davon, der ihm den Besitz der Insel Muraköz verschaffte, von wo er 9. Nov. einen Einfall in Steiermark machte. Beim Herannahen Windischgrätz' ward er mit seinem Korps zur Hauptarmee beordert, aber 29. Dec. bei Moor von Jellachich geschlagen. Nachdem er sein versprengtes Korps wieder gesammelt, wandte er sich nach Szolnok zur Deckung des linken Theißufers und überfiel hier 23. Jan. 1849 die Brigade Ottinger. Nach Bems Ernennung zum Oberbefehlshaber legte er sein Kommando nieder und warb in Tolna Freischaren, mit denen er den kleinen Krieg fortsetzte. Im März wieder nach dem Süden entsendet, erfocht er in rascher Folge die Siege bei Zombor, Sireg und Horgos, entsetzte Peterwardein, nahm endlich die Schanzen von St. Tamas und 10. Mai Pancsova. Am 4. Juni ward er jedoch von Jellachich aus Titel verdrängt, 20. Juni bei Perlaß und 25. Juli bei Altbecse geschlagen und hinter die Theiß zurückgedrängt. Deshalb von Kossuth seines Kommando's abermals enthoben, sammelte er beim Herannahen der Russen wieder ein Korps von 10,000 Freiwilligen, mit welchem er sich der Theißarmee Dembinski's anschloß und an den Treffen von Szöreg (3. Aug.) und Temesvár (9. Aug.) rühmlichen Antheil nahm. Nach dem unglücklichen Ausgang des letztern flüchtete er auf türkisches Gebiet und ward erst in Widdin, dann in Schumla internirt. Während er in Pest in effigie gehenkt wurde, begab er sich 1851 nach London, Anfang 1852 nach Jersey, dann nach Paris und kehrte 1867 nach Ungarn zurück. Hier wurde er sofort zum Deputirten im Reichstag gewählt, in dem er sich zur Deákpartei hielt, ward Mitglied der Delegation und Präsident der Hónvédvereine. Für die Wiederherstellung der Hónvédarmee hat er eifrig mitgewirkt und ist dem Einfluß Kossuths bei seinen Landsleuten wiederholt mit großer Energie entgegengetreten. Vgl. Kuppis, Biographie des Honvedgenerals M. P. (Pest 1868).

Per dativum (lat.), durch den Gebefall (Dativ), d. h. durch Bestechung.

Perdéndo (Perdendösi, ital.), musikal. Bezeichnung, s. v. w. sich verlierend, nach und nach immer schwächer erklingend.

Perdikkas, 1) Name mehrerer makedon. Könige, von denen der erste, ein Heraklide und Nachkomme des Temenos, um 700 v. Chr. das makedonische Reich gründete. P. II., Sohn Alexanders I., dem er um 454 zuerst nebst seinen Brüdern Alketas und Philippos, 436 allein auf dem Thron folgte, übte infolge seiner schwierigen Lage eine Politik, die ein schon im Alterthum berüchtigtes Gewebe von Lug und Trug war. Anfangs war P. Bundesgenosse Athens, unterstützte aber, um die Macht Athens an der makedonischen Küste zu brechen, im Peloponnesischen Krieg den Abfall Potidäa's und der übrigen chalkidischen Städte und zog zu ihrer Unterstützung 423 ein spartanisches Heer unter Brasidas nach dem Norden. In den folgenden Kämpfen Athens und Sparta's in Chalkidike erscheint P. bald auf dieser, bald auf jener Seite, wie es der jedesmalige Vortheil erheischte. Er starb 413. Ihm folgte auf dem Thron Makedoniens sein natürlicher Sohn Archelaos. P. III., der zweite Sohn des Amyntas, regierte 365—360, nachdem er seinem Vormund und Reichsverweser Ptolemäos die Herrschaft entrissen, fiel aber in einer Schlacht gegen die Illyrier. Ihm folgte auf dem Thron Philipp I., Vater Alexanders d. Gr.

2) Vertrauter Freund und Feldherr Alexanders d. Gr., der sterbend ihm seinen Siegelring als Zeichen des Vertrauens übergab. Von den versammelten Feldherren 323 zum Vormunde des von Rorane zu erwartenden Sprößlings und zum Reichsverweser ernannt, entfernte P. die Großen, von denen er am meisten zu befürchten hatte, durch Verleihung wichtiger Satrapien von Babylon und blieb nun hier allein bei Arrhidäos und Rorane. Gegen Antigonos, der seinem Befehl, Eumenes zur Eroberung von Paphlagonien und Kappadokien behülflich zu sein, nicht nachkam, brach P. 322 v. Chr. selbst auf und vertrieb ihn; derselbe floh aber nach Makedonien zu Antipatros und bewog diesen zu einem Zug nach Asien, um unter Mitwirkung des Ptolemäos von Aegypten P. seine Macht zu entwinden. Dieser wandte sich hierauf im Frühling 321 gegen Aegypten, entfremdete sich aber durch despotische Strenge das Heer. Als er im Nildelta angelangt war, der Uebergang über den Strom bei Memphis mißlang und neben den großen Verlusten zugleich Mangel im Heer sich einstellte, kündigten ihm seine Soldaten den Gehorsam auf, und P. ward 321 in seinem Zelt ermordet.

Perdition (lat.), Verderben, ewige Verdammnis.

Perdix, im griech. Mythus Schwester des Dädalos, Mutter des Talos oder Schwestersohn des Dädalos (nach Ovid), erweckte durch die Erfindung der Säge und des Zirkels die Eifersucht des Dädalos, ward von diesem von der Akropolis herabgestürzt und in den Vogel gleichen Namens (Rebhuhn) verwandelt. Deshalb vom Areopag zum Tode verurtheilt, floh Dädalos zu Minos nach Kreta. Vgl. Gerland, Die Perdixsage (Halle 1871).

Perdix cinerĕa, das Rebhuhn.

Perdrigon (franz., spr. -góng), Name verschiedener feinen Pflaumenarten.

Perdu (franz., spr. -düh, ital. perdúto), verloren.

Perduëllio (lat.), im röm. Recht das Verbrechen des Verraths am Vaterland, s. Majestätsverbrechen.

Perdurābel (lat.), ausdauernd; dauerhaft.

Perĕat (lat.), er komme um! gehe unter! verderbe! (Gegensatz zu Vivat!).

Pereda, Don Antonio de, namhafter span. Maler, geb. 1590 zu Valladolid, gest. 1669 zu Madrid. Seine Zeichnung ist korrekt, und in Glanz und Wahrheit der Färbung hat er hin und wieder selbst Murillo übertroffen. Mehrere seiner Gemälde befinden sich zu Madrid. In Buen Retiro ist ein berühmtes ausdrucksvolles Bild von ihm, welches den Marquis von Santa Cruz vorstellt, wie er der Stadt Genua Sukkurs bringt, im spanischen Museum zu Paris San Ildefonso, dem die heilige Jungfrau das Meßgewand überreicht, und ein Bild des Evangelisten Johannes.

Peregrīno, Kupferstecher und wahrscheinlich auch Goldschmied, aus Cesena oder Cento, lebte zu Anfang des 16. Jahrh. und scheint ein Schüler Francia's gewesen zu sein. Er hat eine große Anzahl von äußerst fein gestochenen kleinen Blättern geliefert, die als Vorlagen für Goldschmiede gedient zu haben scheinen; Passavant kennt deren über 70.

Peregrīnus Proteus, Schwärmer in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr., geboren zu Parium in Mysien von heidnischen Eltern, irrte, nachdem er angeblich seinen greisen Vater erdrosselt, unstet umher, trat in Palästina zur christlichen Kirche über, erwarb sich daselbst hohes Ansehen, mußte aber seinen schwärmerischen Eifer durch längere Haft büßen. In seine Heimat zurückgekehrt, versank er in die niedrigsten Ausschweifungen und ward daher von der Kirche exkommunicirt. Er durchzog nun als Kyniker Aegypten und Italien und ließ sich endlich in Athen nieder, wo er Schüler um sich sammelte, unter denen auch A. Gellius genannt wird. Von allen verabscheut, wollte P. wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden und machte bekannt, daß er sich bei den Olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde, welchen Entschluß er auch 168 vor einer ungeheuren Menschenmenge ausgeführt haben soll. Lucian und Wieland haben seinen Namen in der Literatur verewigt.

Péreire (spr. -rähr), zwei franz. Financiers, die Brüder Jacques Emile, geb. 3. Dec. 1800, und Isaac, geb. 25. Nov. 1806, waren anfangs kleine Mäkler und Anhänger Saint-Simons und erwarben sich zuerst durch den Bau der Eisenbahn von Paris nach St. Germain einen großen Ruf. 1852 gründeten sie den Crédit mobilier (s. Banken, S. 517) und standen an der Spitze vieler Eisenbahnunternehmungen. Nach dem Sturz des Crédit mobilier wurde die Compagnie transatlantique, deren Direktoren sie waren, Gegenstand peinlicher Aufmerksamkeit, indem auch diese Gesellschaft zahlungsunfähig wurde. Die französische Regierung wollte ihnen durch eine Subvention zu Hülfe kommen (1867), scheiterte jedoch an dem Widerstande des Gesetzgebenden Körpers. Seitdem ganz in Dunkelheit versunken, starb Emile P. 7. Jan. 1875. Vgl. Merruau, Souvenirs de l'hôtel de ville de Paris 1848—52 (Par. 1875).

Perejaszlawl, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, am Trubesh, südöstlich von Kiew, hat 14 Kirchen, bedeutende Talgsiedereien, etwas Fabrikation von Tabak, 4 Jahrmärkte und (1870) 9287 Einw. (über die Hälfte Juden). P. wurde bereits 993 gegründet, war seit 1054 Hauptstadt des Fürstenthums P., 1654—1764 Stadt eines Kosakenregiments und wurde 1781 zur Kreisstadt erhoben.

Perekóp (tatar. Orkapu, »goldenes Thor«, im Alterthum Taphros, im Mittelalter Tozla genannt), Kreisstadt im russ. Gouvernement Taurien, auf der Ostküste der gleichnamigen Landenge zwischen dem Todten und Faulen Meer, hat 4 Kirchen (darunter eine römisch-katholische und eine armenisch-gregorianische), 3 Synagogen, 7 Moscheen, ein Militär-

lazareth, Handel mit Salz, Wolle und Lämmerfellen (Merluschki) und (1870) 4331 Einw. P. war ehemals eine starke Festung, an deren Besitz sich die Herrschaft über die Krim knüpfte; später kamen die Befestigungen in Verfall. Auf der 7 Kilom. langen Landenge von P. befinden sich zahlreiche Salzseen (über 30), meist durch Ueberschwemmungen des Meers entstanden. Die bedeutendsten unter ihnen sind der Krassnoje (24 QKilom.) und der Staroje (11 QKilom.). Die Salzausbeute aus ihnen betrug 1873: 23,5 Mill. Pud (über 7 Mill. Ctr.).

Père-Lachaise (spr. pähr laschähs'), Kirchhof zu Paris (s. d.); vgl. Lachaise.

Perels, Emil, Ingenieur, geb. 9. Juli 1837, besuchte zum Studium des Ingenieurwesens die Gewerbeakademie und die Universität in Berlin, wandte sich in der Folge speciell dem landwirtschaftlichen Maschinenwesen zu und trat nach längerer praktischer Thätigkeit auf diesem Gebiet 1865 als Lehrer für dasselbe an der Gewerbeakademie und der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Berlin auf. 1867 folgte er einem Ruf an die Universität Halle und 1873 als Professor an die Hochschule für Bodenkultur in Wien. Ausgedehnte Reisen nach fast allen Ländern Europa's und 1876 auch nach Nordamerika machten ihn mit dem landwirtschaftlichen Maschinenwesen genau bekannt und boten ihm Gelegenheit, nach allen Seiten hin anregend zu wirken. Durch seine zahlreichen kritischen Berichte über Ausstellungen und durch seine übrigen Werke wurde er einer der bedeutendsten Förderer der Maschinenarbeit in der Landwirtschaft. In neuester Zeit wandte er sich vorwiegend dem Meliorationswesen zu, nachdem er seit zehn Jahren eingehende Studien über die Bewässerungsanlagen in den verschiedensten Ländern angestellt hatte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Handbuch zur Anlage und Konstruktion landwirtschaftlicher Maschinen« (Jena 1866); »Die Anwendung der Dampfkraft in der Landwirtschaft« (Halle 1872); Berichte über die landwirtschaftlichen Maschinen der Ausstellungen zu Paris (Berl. 1868), Wien (Wien 1874), Philadelphia (das. 1877); »Die Trockenlegung versumpfter Ländereien mit besonderer Berücksichtigung der Drainage« (Berl. 1877); »Handbuch des landwirtschaftlichen Wasserbaues (das. 1877).

Peremtion (lat.), Verfall, Verjährung; endlicher Bescheid. Davon peremtörisch, s. v. w. unaufschiebbar, ein- für allemal, namentlich im Rechtswesen, im Gegensatz zu dilatorisch, von Fristen (s. Frist) und Einreden (s. Exception) gebraucht; daher peremtorische Ladung (peremtorischer Termin), s. Citation.

Peremyschl, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kaluga, an der Oka, hat 5 Kirchen und (1870) 2999 Einw. Die zuerst 1328 erwähnte Stadt wurde 1776 zur Kreisstadt erhoben.

Perennirend (v. lat. perennis), s. v. w. ausdauernd. Perennirende Pflanzen (Stauden) sind solche Kräuter, deren oberirdischer Stengel jedes Jahr abstirbt, aber sich im folgenden Jahr aus dem im Boden bleibenden Theil (Wurzel, Rhizom, Knolle oder Zwiebel) von neuem erzeugt. Man bezeichnet diese Pflanzen mit ♃, dem Zeichen des Jupiter.

Pereskia *Plum.* et *Haw.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, Sträucher und Bäume in Centralamerika, mit runden Aesten, einzeln achselständigen oder am Stengel gebüschelten, meist weißen, gelben oder rothen rosenartigen Blüten und kugeligen oder länglichen Früchten, welche bei einigen Arten eßbar sind. **P. aculeata** *Plum.* (Cactus pereskia *L.*, Barbadosstachelbeere), in Westindien, mit aufgerichtetem, 5 Meter hohem, holzigem, ästigem und stacheligem Stamm und elliptischen Blättern, trägt gelbe, angenehm schmeckende Früchte, welche auf den Antillen als Obst gegessen, eingemacht, aber auch als Heilmittel benutzt werden. Bei uns werden mehrere Arten kultivirt und dienen als Unterlage, um darauf verschiedene Arten von Epiphyllum zu veredeln.

Péressyp, die meist schmalen, den Nehrungen der baltischen Länder ähnlichen Dämme, die sich vor den Mündungen der meisten von N. her in das Schwarze Meer fallenden Gewässer durch wechselnde und entgegengesetzte Thätigkeit der Fluß- und der Meeresgewässer bilden. Sie geben Anlaß zur Entstehung der sogen. Limane, die gewöhnlich nur durch eine enge Oeffnung (Girl) mit dem Meer zusammenhängen.

Pereszlawl-Saljeszkij, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, unweit des Sees Pleschtschejewo, auf welchem der Holländer Brandt 1691 die ersten Fahrzeuge der russischen Flotte erbaute, hat 28 Kirchen (darunter die Kathedrale Spassо-Preobraschenskij aus dem 12. Jahrh.), 4 Klöster, großartige Baumwollmanufakturen, einige Gerbereien und Tabakfabriken und (1873) 8530 Einw. 1152 gegründet, war P. 1195—1302 ein unabhängiges Fürstenthum, bildete 1225—1788 eine besondere Eparchie und wurde 1778 zur Kreisstadt erhoben.

Perewolotschna, Marktflecken im russ. Gouvernement Poltawa, Kreis Kobeljaki, am Dnjepr. Hier wurde 30. Juni 1709 General Löwenhaupt mit 14,000 Schweden von den Russen unter Menschikow gefangen.

Per exemplum (lat.), zum Beispiel.

Pérez, Antonio, Minister Philipps II. von Spanien, geb. 1539 in Aragonien, ward 1567 an seines Vaters Gonzalo P. Stelle von Philipp II. zum Staatssekretär erhoben und leitete, dessen volles Vertrauen genießend, Spaniens auswärtige Politik. Durch Uebermuth und Habsucht zog er sich aber viele Feinde zu, und nachdem er auf Befehl des Königs den Vertrauten Juan d'Austria's, des Halbbruders Philipps, Juan de Escovedo, der die Liebschaft P.' mit der Prinzessin Eboli, der Geliebten des Königs, zu entdecken gedroht hatte, aber zugleich dem argwöhnischen König verdächtig geworden war, 31. März 1578 aus dem Weg hatte räumen lassen, ward er auf Drängen der Familie des Ermordeten im Juli 1581 nebst der Eboli verhaftet, durch die Folter zum Geständnis gebracht und nach einem langen Proceß 1585 zu Gefängnis verurtheilt. Doch gelang es ihm, 1590 aus dem Kerker zu fliehen, worauf er sich nach Aragonien begab, um unter dem Schutz der Privilegien dieses Landes sein Recht zu verfolgen. Erst als sich der König 1591, auf P.' Beziehungen zur Eboli eifersüchtig, der Inquisition bediente, um seine Auslieferung zu erlangen, ward P. derselben übergeben, aber durch einen Volksaufstand zweimal wieder befreit. Philipp II. brach hierauf mit Heeresmacht in Aragonien ein und vernichtete die alte Verfassung des Landes. P. war indeß nach London entkommen; 1595 begab er sich nach Paris, wo er 3. Nov. 1611 starb. Er hat interessante Memoiren über sich und Philipps II. Politik hinterlassen (Par. 1598). Sein Leben beschrieben Bermudez de Castro (Madr. 1812) und Mignet (4. Aufl., Par. 1874; deutsch, Stuttg. 1844). Gutzkow benutzte sein Schicksal als Sujet seines Drama's: »Philipp und P.«

Perfall, Karl Theodor Emanuel, Freiherr von, Theaterintendant und Komponist, geb.

29. Jan. 1824 zu München als Sohn eines Officiers und Gutbeſitzers, trat mit 14 Jahren in das königliche Edelknabeninſtitut in München, ſtudirte dann Rechtswiſſenſchaft daſelbſt, ging aber, nachdem er 1848 die Staatsprüfung mit Auszeichnung beſtanden, 1849 nach Leipzig und widmete ſich hier unter M. Hauptmanns Leitung ein Jahr ausſchließlich ſeiner muſikaliſchen Ausbildung. Den bayriſchen Staatsdienſt, in den er 1850 getreten war, verließ er noch in demſelben Jahr, übernahm 1851 die Direktion der Münchener Liedertafel und gründete 1854 einen Oratorienverein, deſſen Führung er bis 1864 behielt. 1855 wurde er zum königlichen Kammerherrn, 1864 zum Hofmuſik-Intendanten ernannt; 1867, nachdem er die Organiſation der neu gegründeten Muſikſchule vollendet hatte, erhielt er die Leitung des Hoftheaters übertragen und wurde 1869 zum wirklichen, 1872 zum Generalintendanten des Theaters erhoben. Außer einer Reihe kleinerer Werke komponirte P. die Muſik zu den Künſtlerfeſtſpielen: »Barbaroſſa« (1849), »Prinz Karneval« (1850) und »Frühling im Winter« (1851), zu Racine's »Eſther« und zu P. Heyſe's Feſtſpiel: »Der Friede« (1871); ferner die Opern: »Sakuntala« (1853) und »Das Konterfei« (1863), endlich die dramatiſirten Märchen: »Dornröschen« und »Undine«, die ſämmtlich an der Hofbühne zur Aufführung kamen.

Per fas et nefas (lat.), »durch Recht und Unrecht«, d. h. durch allerlei Mittel, erlaubte und unerlaubte.

Perfekt (lat.), vollendet, vollkommen; Perfektion, Vollendung, das Zuſtandekommen einer Sache, eines Rechtsgeſchäfts. Ein ſolches iſt p., wenn die weſentlichen Beſtandtheile desſelben vorhanden, wenn z. B. beim Kauf Käufer und Verkäufer über Preis und Waare einig ſind. Perfektibel, der Vollendung fähig, daher Perfektibilität, Vervollkommnungsfähigkeit. Die Theologen z. B. ſtreiten über die Perfektibilität der chriſtlichen Religion, die Politiker über die gewiſſer politiſchen Inſtitutionen. Zur Bezeichnung des Glaubens an die Perfektibilität, namentlich des Menſchengeſchlechts, an ein beſtändiges Fortſchreiten desſelben zum Beſſern hat man das barbariſche Wort Perfektibilismus gebildet. Die Anhänger der Perfektibilität heißen Perfektibiliſten. Ebenſo wurden auch anfangs die Illuminaten (ſ. d.) von ihrem Stifter Weishaupt genannt.

Perfektum (lat.), ſ. Präteritum.

Perfetti, Antonio, berühmter Kupferſtecher, geb. 1792 zu Florenz, trat jung in die Schule Raphael Morghens, wurde durch den Stich von Fra Bartolommeo's Darſtellung im Tempel (Gallerie Pitti) weiteren Kreiſen bekannt und erhielt nach dem Tode Garavaglia's 1835 die Profeſſur an der Florentiner Akademie. Er ſtarb 29. März 1872. Seine Stiche zeichnen ſich durch Klarheit und Harmonie aus; Vorbilder mit ruhiger Empfindung und Haltung entſprachen ihm beſonders. Von ſeinen Werken ſind hervorzuheben: Mariä Geburt nach Andrea del Sarto's Fresko im Vorhof der Santa Annunziata, die Sibylle Domenichino's in der Gallerie Borgheſe, die Madonna della Seggiola und del Granduca von Raffael, Frauenbildniſſe nach Tizian, Guercino und Domenichino, das Bildnis Dante's im Palazzo del Podeſtà. Mit ſeinen Schülern gemeinſam vollendete er die großen Kupferwerke über die Sammlung der Akademie der Künſte und des Kloſters San Marco. P. war auch als Schriftſteller thätig.

Perfid (franz.), treulos, hinterliſtig; Perfidie, Treubruch, Verrath.

Perfoliatus (lat.), durchwachſen, beſonders von einem Blatte, deſſen Fläche den Stengel ganz umfaßt und von demſelben gleichſam durchbohrt wird.

Perforation (lat.), derjenige Vorgang, bei welchem infolge einer Kontinuitätstrennung der Wandung eine bis dahin geſchloſſene Höhle oder ein Kanal eröffnet oder ein ſolides Organ durchbohrt wird. Dieſelbe kann erfolgen durch Verletzung mittels eines ſpitzigen oder ſchneidenden Körpers (traumatiſche P., perforirende Wunden). Die ſpontane P. iſt in der Regel bedingt durch Geſchwüre oder durch Brand, ſo beim Auge, Magen, Darm. In der Chirurgie iſt P. diejenige Operation, bei welcher durch eine kunſtgerecht angelegte Oeffnung die Wandung der betreffenden Höhlung durchbohrt wird, um auf dieſem Weg krankhaften in derſelben angeſammelten Stoffen den nothwendigen Ausgang zu verſchaffen, z. B. P. des Trommelfells. In der geburtshülflichen Praxis iſt P. insbeſondere die künſtliche Eröffnung des kindlichen Schädels vermittels des ſogen. Perforatoriums mit nachfolgender Entleerung (Enthirnung) desſelben, wenn ſeine entweder abſolut oder relativ zu erhebliche Größe den Durchgang durch das mütterliche Becken hindert.

Perforatorium (lat.), ſ. Perforation.

Perforirmaſchine, ein Apparat, welcher zumeiſt zum Durchſtechen oder Durchlöchern zuſammen gedruckter Druckſachen, die, ohne gänzlich getrennt zu werden, doch leicht trennbar gemacht werden ſollen, wie z. B. der Poſtmarken, benutzt wird. Der Durchlöcherungsapparat kann aus feinen, auf Stahlhülſen wirkenden Stahlſtempeln beſtehen, welche die Papiertheilchen ſcharf und glatt ausſchlagen und durch die Hülſen fallen laſſen, oder er beſteht nur aus gezahnten Linien, die das Papier zwar durchſchneiden, ohne jedoch Theile daraus zu entfernen. In Betrieb geſetzt wird die P. meiſt durch Trittbewegung; jedoch kann auch Dampf als bewegende Kraft benutzt werden, in welch letzterem Fall ſie mit einem Gebläſe zur Entfernung der ausgeſchlagenen Papiertheilchen verbunden wird. Eine Arbeiterin genügt zu ihrer Bedienung.

Perfuſion (lat.), Be-, Uebergießung.

Perg, Hauptort einer oberöſterreich. Bezirkshauptmannſchaft (817 QKilom. oder 14,8 QM. mit 50,555 Einw.), an der Naarn, hat große Granit- und Mühlſteinbrüche (jährliche Produktion ca. 2000 Stück Mühlſteine) und (1869) 1700 Einw.

Pergameniſches Reich, eins der aus den Trümmern der makedoniſchen Monarchie hervorgegangenen kleineren Reiche Aſiens, beſtand von 282—133 v. Chr. Philetäros, Sohn einer paphlagoniſchen Tänzerin, ſpäter Schatzmeiſter des Königs Lyſimachos von Thrakien, ſetzte ſich in den auf die Ermordung des Seleukos Nikator folgenden Unruhen in den unabhängigen Beſitz von Pergamon und dem zugehörigen Gebiet und gründete ſomit 282 das Reich von Pergamon. Er behauptete ſich gegen Syrer, Bithynier und Gallier und hinterließ das Reich 263 dem Sohn ſeines Bruders, Eumenes I., der große Eroberungen in Aſien machte und auch Antiochos von Syrien beſiegte; er ſtarb 241. Ihm folgte ſein Vetter Attalos I., welcher zuerſt den Königstitel annahm, durch ein Bündnis mit den Römern ſeinem Reich Halt gab, Induſtrie und Gelehrſamkeit förderte und ſeine Hauptſtadt durch prächtige Bauten ſchmückte; er ſtarb 197. Sein Sohn und Nachfolger Eumenes II. erhielt, nachdem er in dem Krieg zwiſchen den Römern und Antiochos d. Gr. treuer Bundesgenoſſe der erſteren geweſen, 189 die thrakiſche Chersoneſos und

die Länder des Antiochos diesseit des Tauros. Er begründete die nachmals so berühmte pergamenische Bibliothek. Auch sein Bruder und Nachfolger Attalos II. Philadelphos (seit 159) liebte die Wissenschaften; er starb 138. Dessen Neffe Attalos III. Philometor (seit 138) regierte dagegen als Tyrann, ließ seine Verwandten aus dem Weg räumen und vermachte 133 sterbend sein Reich den Römern, welche, obwohl die Echtheit des Testaments angefochten wurde, die Erbschaft annahmen und nach der Besiegung und Hinrichtung des Kronprätendenten Aristonikos, eines natürlichen Sohns Eumenes' II., 129 Pergamon unter dem Namen Asia propria in eine römische Provinz verwandelten, deren Hauptstadt Pergamon ward. Vgl. Attalos und Eumenes 2).

Pergament (franz. Parchemin, engl. Parchment), eigenthümlich zubereitete Thierhaut, welche keine Gerbung erhalten hat und sich daher beim Kochen mit Wasser in Leim (Pergamentleim) verwandelt. Die zur Darstellung des Pergaments in Anwendung kommenden Vorarbeiten gleichen im wesentlichen den in der Gerberei gebräuchlichen. Die enthaarten Felle werden gewaschen, auf dem Schabebaum bearbeitet, in einem Rahmen faltenlos ausgespannt, nochmals ausgestrichen, dünn geschabt und getrocknet (Trommelpergament aus Kalbs-, Paukenpergament aus Eselsfellen). Das zum Schreiben bestimmte P. wird, nachdem es auf beiden Seiten abgeschabt worden, mit einer magern Bleiweißölfarbe angestrichen. Derartiges P. fertigt man in England besonders aus der Aasseite gespaltenen Schafleders. Oft wird das P., nachdem es auf dem Rahmen getrocknet ist, gekreidet, geschabt und mit Bimsstein abgerieben. Das feinste und dünnste P. heißt Jungfernpergament. Schweinsfelle liefern besonders P. zu Büchereinbänden und Sieben. Vgl. Wiesner, Die Weißgerberei und Pergamentfabrikation (Wien 1877). Ein Pergamentsurrogat für Schreibtafeln erhält man aus Papier, wenn man dasselbe auf beiden Seiten mit einem aus 16 Theilen Kopal, 16 Th. Leinölfirnis und 19 Th. Terpentinöl bereiteten Lack leicht anstreicht, nach dem Trocknen ebenfalls auf beiden Seiten 2—3 Anstriche mit einer aus 96 Th. Bleiweiß, 4 Th. Bleizucker, 5 Th. Bimssteinpulver, etwas Erdfarbe und Leinöl bereiteten Farbe macht und zuletzt mit Bimsstein und Wasser schleift. Nach der gewöhnlichen Meinung erhielt das P. den Namen von der Stadt Pergamon, wo es etwa 300 v. Chr. erfunden worden sein soll. Doch hatten schon zu Davids Zeiten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und nach Herodots Erzählung schrieben die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. Der Gebrauch, welchen überhaupt die Alten in jener Absicht von allerhand Fellen machten, ist besonders aus dem Wort Membrana ersichtlich, womit sie zunächst überhaupt die Haut, dann die zum Schreiben bereitete Haut oder das P. bezeichneten. Später wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern verdünnt, und wie Josephus erzählt, konnte Ptolemäos Philadelphos die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches der Pentateuch geschrieben war, den ihm der Hoheprieſter Eleasar zuschickte. Demnach ist das P. wohl nicht in Pergamon erfunden, sondern hier wahrscheinlich nur verbessert worden. Indeß wurde es in späterer Zeit daselbst in so großer Menge verfertigt, daß es den vorzüglichsten Handelsartikel dieser Stadt ausmachte. Anfangs war das P. gelb, in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch eine violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Der Handel mit P. ist durch die Erfindung des Papiers sowie dadurch, daß man es beim Einbinden der Bücher durch Leder ersetzt hat, sehr in Abnahme gekommen. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward das P. dazu benutzt, einzelne kostbare Werke in einigen Exemplaren darauf zu drucken; von manchen Werken wurden sogar dergleichen Abzüge in größerer Anzahl gemacht, und da sie ohnehin dem Zahn der Zeit leichter trotzen konnten, so sind von einzelnen Drucken, wie von dem »Psalterium« von 1457 und von der ersten Fust-Schöffer'schen Bibel, die Exemplare auf Papier zur größern Seltenheit geworden als die auf P. Die Sitte, von einzelnen kostbaren Werken Pergamentabzüge zu veranstalten, hat sich, namentlich in England und Frankreich, bis auf die Gegenwart erhalten.

Pergamentpapier (vegetabilisches Pergament, Papyrin), durch Behandlung mit Schwefelsäure oder koncentrirter Chlorzinklösung modificirtes und thierischer Membran in mancher Hinsicht ähnlich gewordenes Papier. Zur Darstellung dieses Fabrikats benutzt man koncentrirte Schwefelsäure, von welcher 1 Kilogr. mit 125 Gramm Wasser verdünnt ist. Man läßt endloses Papier durch ein Gefäß gehen, welches diese Säure enthält, und bemißt die Zeit der Einwirkung je nach der Stärke des Papiers auf 5—20 Sekunden; dann leitet man das Papier nach einander in kaltes Wasser, Ammoniak und wieder in Wasser, dann über Tuchwalzen, um es von einem Theil des Wassers zu befreien, und zuletzt über erhitzte polirte Walzen, durch welche es getrocknet, gepreßt und geglättet wird. Das letztere Verfahren ist nothwendig, weil das P., wenn man es beim Trocknen nicht spannt, kraus und runzelig wird. P. ist hornartig, durchscheinend, steif, erweicht in Wasser, ohne aber an Festigkeit zu verlieren, und gleicht dann vollkommen der thierischen Blase. Es läßt Flüssigkeiten nur endosmotisch hindurch, ist zwar weniger fest als Pergament, wird aber durch kochendes Wasser nicht verändert, fault nicht und wird nicht von Insekten angegriffen. Es widersteht kochenden Aetzlaugen, löst sich aber allmählich in heißer koncentrirter Salzsäure und verhält sich ähnlich auch gegen koncentrirte Schwefelsäure. Läßt man es 10 Minuten in koncentrirter Salpetersäure liegen und wäscht es dann aus, so zeigt es nach dem Trocknen viel größere Dicke, Festigkeit und Zähigkeit, ist gegen Säuren sehr widerstandsfähig und wird, wenn man es einige Minuten in Schwefelsäure taucht, glasbell und durchsichtig. Bei der Bereitung des Pergamentpapiers schwindet unter geringer Verdickung des Blattes das Flächenmaß um 10—30 Proc., während eine Gewichtsveränderung nicht stattfindet. Gleich nach dem Eintauchen in Säure kann man zwei Bogen mit einander vereinigen, indem man sie auf einer Glasplatte mit einem Glasstab zusammendrückt. Um P. zu verleimen, erweicht man es mit starkem Branntwein, legt es noch feucht auf das mit starkem Leim bestrichene Material und reibt es mit einem Falzbein gut an. Auch eine Lösung von Cellulose in Kupferoxydammoniak eignet sich zum Verleimen. P. dient besonders als Surrogat der thierischen Blase, zum Verpacken von Chokolade, Konserven, Fleischspeisen (künstliche Wurstdärme aus P.), Parfümen, Lack- und Pätefarben, zum Verbinden von Einmachebüchsen, zum Auslegen von Fässern ꝛc.; ferner als Surrogat des Pergaments für Urkunden,

Dokumente, zum Durchzeichnen, zur Anfertigung von Patronenhülsen ꝛc. Man kann weißes P. färben, aber auch Buntpapier in P. verwandeln und dies mit Reliefdruck versehen. So erhält man ein sehr schönes Material für Portefeuille-, Galanterie- und Buchbinderarbeiten, für künstliche Blumen ꝛc. In der Chirurgie benutzt man P. als Surrogat der Leinwand, des Wachstuchs und der Gutta Percha. Ausgedehnte Anwendung hat es für dialytische Zwecke sowohl im Laboratorium, als namentlich auch in der Zuckerfabrikation bei dem osmotischen Verfahren gefunden.

Pergămon (lat. Pergamus), berühmte Stadt des Alterthums in Mysien, am Selinus (jetzt Bokludscha), der sich südlich der Stadt in den Kaikos ergießt, lag am Fuß eines steilen Bergs, auf dem die Akropolis stand. Die Einwohner hielten sich für Abkömmlinge eingewanderter Arkadier und leiteten den Namen von des Pyrrhos Sohn Pergamos her. Den Grund zur Größe und Berühmtheit der Stadt legte Lysimachos, welcher dort durch Philetäros seine Schätze aufbewahren ließ, und noch mehr Philetäros selbst, der sich 283 v. Chr. von Lysimachos lossagte und P. zur Hauptstadt des von ihm gestifteten Pergamenischen Reichs (s. d.) machte. Am meisten vergrößert und verschönert wurde die Stadt durch König Eumenes II. (197—159), der auch die berühmte pergamenische Bibliothek, die noch zu Kleopatra's Zeit 200,000 Rollen zählte, begründete. Zur Zeit ihrer Blüte hatte die Stadt mehrere prachtvolle Tempel, so des Zeus Nikephoros, der Athene, des Apollon und des Asklepios, von welchen sich noch Ueberreste vorfinden. Auch von anderen öffentlichen Gebäuden, wie vom königlichen Palast, vom Prytaneion, Stadion, Theater, Amphitheater, sowie von Wasserleitungen, großen Grabhügeln ꝛc. gibt es noch Trümmer. Berühmte Erzeugnisse des Gewerbfleißes waren Salben, irdene Becher und Pergament (charta Pergamena). Noch lange nach der Einverleibung des pergamenischen Reichs in das römische blieb P. die blühende Hauptstadt der Provinz Asia und war der Sitz eines Obergerichtshofs und der Knotenpunkt aller das westliche Asien durchschneidenden Hauptstraßen. Erst unter den byzantinischen Kaisern verfiel es allmählich. P. ist Vaterstadt des Rhetors Apollodoros und des Arztes Galenos, auch war es einer der ersten Sitze einer christlichen Gemeinde. Jetzt Bergama. Vgl. E. Curtius, Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens (Berl. 1872).

Pergo (pergas, lat.), fahre fort!

Perge (Perga), im Alterthum Stadt in Pamphylien, am Kestros, unweit seiner Mündung, wo der Apostel Paulus zuerst die Küste Kleinasiens betrat. In ihrer Nähe befand sich auf einer Anhöhe ein alter berühmter Tempel der Artemis. Ruinen der Stadt (jetzt Eski-Kalesi) nordöstlich bei Adalia.

Per genitīvum (lat.), durch den Zeugefall, d. h. durch Verheirathung, z. B. zu einem Amt gelangen.

Pergine (spr. pérdschine, Persen), schöner Marktflecken in Tirol, Bezirk Trient, in einer ausgedehnten Ebene am Wildbach Fersina, Sitz eines Dekanats und eines Bezirksgerichts, mit altem Schloß, sehenswerther Kirche, Franciskanerkloster, Seidenspinnereien, starkem Weinbau und (1869) 3858 Einw.

Pergŏla (ital.), offener, aus steinernen, mit Längs- und Querhölzern wagrecht überdeckten Pfeilern bestehender Laubgang; P. a volta, bogenförmig überdeckter Laubgang.

Pergŏla, Stadt in der ital. Provinz Pesaro-Urbino, Kreis Pesaro, am Cesano, ist gemeinsam mit Cagli Sitz eines Bischofs, hat eine technische Schule, ein Seminar, eine öffentliche Bibliothek, eine Kathedrale, Fabrikation von Tapeten und Wollstoffen und (1871) 2856, als Gemeinde 8953 Einw.

Pergolēse, Giovanni Battista, berühmter Komponist, geb. 3. Jan. 1710 in Jesi bei Ancona, bildete sich seit 1717 auf dem Konservatorium dei poveri di Gesù Christo zu Neapel, namentlich unter Gaetano Greco's, später unter Durante's und Feo's Leitung, und schrieb noch als Schüler sein Drama sacro: »San Guglielmo d'Aquitania«. 1732 trat er mit großem Beifall mit der Oper: »Salustia« auf, der das Intermezzo: »La serva padrona« folgte. Im eben genannten Jahr komponirte er eine zehnstimmige Messe nebst Vesper für zwei Orchester und bis 1735 noch folgende Opern: »Il frate innamorato«, »Il prigioniero superbo«, »Adriano in Siria«, »Il Flaminio« und das Intermezzo: »Lirietta e Tracollo«. Da seine »Olympiade«, die er 1735 in Rom schrieb, durchfiel, kehrte er nach Neapel zurück, um seine Kräfte der kirchlichen Musik zu widmen. Er schrieb dann sein bekanntes »Dixit« und »Laudate«, die Kantate: »Orfeo«, ein »Salve regina« und seinen Schwanengesang, das »Stabat mater«, welches ihm europäischen Ruf verschaffte. Wenige Tage nach Vollendung dieses Werks starb er, 16. März 1736. Auch seine Opern fanden später mit Verbreitung eines bessern Geschmacks noch den lautesten Beifall. P. war der erste, der die steife, trockene Manier verließ, der Arie eine von der Melodie verschiedene Instrumentation gab, den Violinen verschiedene Motive zutheilte und überhaupt Andeutungen zu einer reichern Behandlung gab. Das »Stabat mater« gab Hiller im Klavierauszug mit deutschem Text heraus.

Per gradus (lat.), stufenweise.

Perhorrēscīren (lat.), erschrecken, Schauder vor etwas empfinden; im Rechtswesen eine gewisse Person als Richter sich verbitten, weil man ihr nicht die erforderliche Unbefangenheit zutraut (rekusiren). Dies ist sowohl im Civil- wie im Strafproceß zulässig; indessen müssen Gründe für diesen Zweifel (z. B. nahe Verwandtschaft oder Freundschaft mit dem Gegner, Feindschaft gegen den Perhorrescenten) angeführt und glaubhaft gemacht werden. Die dem frühern Proceßrecht eigenthümliche eidliche Erhärtung des Ablehnungsgrunds (Perhorrescenzeid) ist in der deutschen Civilproceßordnung und ebenso in der deutschen Strafproceßordnung nicht beibehalten.

Peri, nach dem Glauben der Parsen feenartige, ursprünglich zu den Dew (s. d.) gehörige Wesen, die sich vom Reich der Finsternis abwandten und dem Licht wieder zustreben. Sie wohnen als Genien von wunderbarer Schönheit in den Räumen des Aethers und stehen den Menschen wohlwollend gegen die bösen Dämonen bei. Auf der Sage von den P. beruht Moore's Dichtung: »Lalla Rookh«.

Periandros, Tyrann von Korinth, Sohn des Kypselos aus dem Geschlechte der Herakliden, folgte seinem Vater 629 v. Chr. in der Regierung. Er war ein kluger Herrscher, der mit großer Ueberlegung durch wohldurchdachte Maßregeln seine Tyrannis zu befestigen suchte, und auf den daher die meisten Klugheitsregeln über Begründung einer Herrschaft zurückgeführt zu werden pflegten. Er hielt einen glänzenden, kostspieligen Hof, hob Handel und Verkehr, um seine Einnahmen zu vermehren, begünstigte Wissenschaften und Künste und erlangte eine große Macht und Beliebtheit; er galt als ein Muster fürstlicher Klugheit. Aber Widerstand gegen seine wohlgemeinten

Maßregeln in Verbindung mit häuslichem Unglück machte ihn verbittert, gewaltthätig und grausam. Er hatte im Zorn seine Gemahlin Melissa, die Tochter des Tyrannen Prokles von Epidauros, getödtet; Prokles verrieth das Geheimnis dem Sohn P.', Lykophron, der seinen Abscheu gegen den Vater in so schroffer Weise zu erkennen gab, daß P. ihn erst verstieß, dann nach Kerkyra verbannte. Als er, von Neue gequält, Lykophron zur Rückkehr einlud, dieser aber sie verweigerte, so lange P. in Korinth lebe, wollte dieser der Herrschaft in Korinth entsagen und sich mit Kerkyra begnügen; die Kerkyräer jedoch, vor P.' grausamer Herrschaft besorgt, ermordeten Lykophron. P. rächte sich, indem er 300 kerkyräische Knaben dem lydischen König zu schändlicher Verstümmelung zuschickte. Er starb 585, und ihm folgte sein Neffe Psammetich. Seine Aufnahme unter die sieben Weisen wurde schon im Alterthum bestritten, auch von Platon, und nicht der Korinther, sondern ein angeblicher Vetter desselben, P. aus Ambrakia, für den Weisen erklärt. Vgl. Wagner, De Periandro, Corinthiorum tyranno (Darmst. 1828).

Perianthium (griech.), s. v. w. Blütenhülle, s. Blüte.

Peribŏle (griech.), Umwerfung, Umhüllung, rhetorische Figur, durch welche nur zum Zwecke größerer Feierlichkeit zur Rede etwas hinzugefügt wird, was zum bloßen Verständnis nicht notwendig ist.

Peribŏlos (griech.), meist terrassenförmig erhöhter, oft mit Hallen umgebener, mit Bildsäulen geschmückter Platz, worauf im Alterthum der Tempel zu stehen pflegte; im Mittelalter ein mit Mauern umgebener heiliger Ort.

Pericarpium (griech.), s. v. w. Fruchtwand, Fruchtgehäuse an den Früchten der Pflanzen; s. Frucht.

Perichondrium (griech.), Knorpelhaut.

Periclănium (griech.), die Knochenhaut des Schädels; vgl. Periosteum.

Periculum in mora, lat. Sprichwort: (es ist) Gefahr im Verzug.

Peridérm (griech., Lederkork), ein Zellgewebe an der Oberfläche der Rinde von Zweigen und Stämmen der Holzgewächse; s. Rinde.

Peridermium *Link* (Blasenrost), Pilzgattung aus der Familie der Rostpilze; s. Rost.

Peridium (griech.), die Hülle, welche die Fruchtkörper mancher Pilze umschließt (s. Pilze).

Peridŏt, s. v. w. Olivin.

Peridrŏm (griech. Peridromos, »Umlauf«), bei den Tempeln der alten Griechen der Gang zwischen der Säulenstellung und der Zellenmauer, bei den Privathäusern derselben jeder nicht vom Dach überdeckte Umgang, Gallerie, Korridor; an der Stadtmauer der außerhalb der Zinnen angebrachte Umgang.

Periēgēse (griech. Periēgēsis), das »Herumführen« eines Fremden und das damit verbundene Vorzeigen und Erklären von Merkwürdigkeiten der Kunst (daher Periēgētes, derjenige, der dies that); insbesondere Aufzählung und Beschreibung der Merkwürdigkeiten der Städte, Länder und Völker, daher Titel geographischer Werke, z. B. des Hekatäos, Dionysios, Pausanias u. a.

Périer (spr. -rieh), Casimir, berühmter franz. Staatsmann, geb. 21. Okt. 1777 zu Grenoble, besuchte bis zum Ausbruch der Revolution das Kollegium der Oratorianer zu Lyon, betheiligte sich sodann an den finanziellen und industriellen Unternehmungen des väterlichen Geschäfts, trat 1798 beim Geniekorps der italienischen Armee ein und machte auch die beiden folgenden Feldzüge mit, begründete aber 1802 mit seinem ältern Bruder, Scipion, zu Paris ein Bankierhaus, das schon unter der Kaiserzeit zu einer bedeutenden Blüte gelangte. Seine scharfe Kritik der Anleihen des Ministeriums 1817 öffnete P. den Eintritt in die Deputirtenkammer, wo er allen reaktionären Maßregeln mit der größten Entschiedenheit entgegentrat. Namentlich bekämpfte er das System des Ministeriums Villèle mit seinem gewaltigen Rednertalent. 1828 trat er unter Martignac als Handels- und Finanzminister ins Kabinet, schied jedoch, als Polignac ans Ruder kam, sofort wieder aus. An der Julirevolution betheiligte er sich lebhaft, um die konstitutionelle Julimonarchie zu begründen, und trat, nachdem er 3. Aug. zum Präsidenten der neu konstituirten Kammer gewählt worden, am 11. in das Ministerium ohne Portefeuille. Als aber Laffitte 2. Nov. die oberste Leitung übernahm, schied P. wieder aus, da ihm die Politik desselben zu revolutionär erschien, und nahm seine Stelle als Präsident der Kammer wieder ein. Am 13. März 1831 übernahm er jedoch selbst an Laffitte's Stelle als Konseilspräsident die Bildung eines neuen Ministeriums und in diesem zugleich das Portefeuille des Innern. Seine Maxime war die des sogen. Juste-milieu. Er starb 16. Mai 1832 an der Cholera. Als Staatsmann besaß P. große Eigenschaften, namentlich schnelle Auffassung, sichern Ueberblick und feste Ausdauer; nachtheilig war oft seine mit Jähzorn verbundene Härte. Von seinen beiden Söhnen widmete sich Paul P., geb. 1809, dem Bankiergeschäft; Casimir P., geb. 20. Aug. 1811, betrat dagegen die diplomatische Laufbahn, war von 1830—46 an verschiedenen Höfen Geschäftsträger, 1846 in der Deputirtenkammer Abgeordneter von Paris, 1849 in der Gesetzgebenden Nationalversammlung aber Repräsentant der Aube. Anfangs der Politik Ludwig Napoleons zugeneigt, protestirte er gegen den Staatsstreich, weshalb er auf einige Tage verhaftet wurde. Er widmete sich seitdem agrarischen Unternehmungen. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, übernahm er 12. Okt. 1871 das Ministerium des Innern, das er jedoch schon 2. Febr. 1872 niederlegte, wurde 1876 zum Senator ernannt und starb 6. Juli d. J. Vgl. Rémusat, Casimir P. (1874). Der älteste Bruder des ältern Casimir P., Augustin P., geb. 12. Mai 1773 zu Grenoble, trat in das Bankiergeschäft seines Vaters, ward 1827 in die Deputirtenkammer gewählt und erhielt 16. Mai 1832 die Pairswürde; starb 2. Dec. 1833. Ein anderer Bruder, Antoine Scipion P., geb. 14. Juni 1776 zu Grenoble, ward Mitbegründer der Bank von Frankreich, der Aufmunterungsgesellschaft, der ersten französischen Assekuranzkompagnie, der Sparkasse von Paris und vieler anderen gemeinnützigen Institute, unterstützte mit seinem bedeutenden Vermögen industrielle Bestrebungen und führte die Dampfpumpen in den französischen Kohlengruben ein. 1818 übernahm er die meisten Etablissements des ältern Casimir P. Er starb 2. April 1821 zu Paris. Der jüngste Bruder, Camille P., geb. 15. Aug. 1781 zu Grenoble, wurde 1808 Auditeur im Staatsrath, saß von 1828—34 als Deputirter von Maners, dann des Departements Corrèze in der Kammer und erhielt 3. Okt. 1837 die Pairswürde; starb 14. Sept. 1844.

Perigäum (griech.), s. Apogäum.

Perigonium (griech.), s. v. w. Blütenhülle, s. Blüte.

Périgord (spr. -gōr), alte Landschaft im südwest-

lichen Frankreich, gehörte zur Provinz Guienne und zerfiel in Ober- und Niederpérigord. In jenem war Périgueux (s. d.) die Hauptstadt, von welcher das Land auch den Namen führte, in Niederpérigord Sarlat. Jetzt fällt die Landschaft zum größten Theil mit dem Departement Dordogne zusammen. Sie hat ihren Namen von den keltischen Petrocorii, den alten Einwohnern des Landes, das in römischer Zeit zu Aquitanien gehörte, im 5. Jahrh. unter die Herrschaft der Gothen, 507 unter die der Franken kam. Unter den Merowingern kam P. an Neustrien, die Karolinger ließen es durch Grafen verwalten. Eleonore von Guienne brachte durch ihre Heirath mit Heinrich II. Plantagenet auch P. an England; erst 1454 fiel es an Frankreich zurück und zwar an die Familie Albret, deren Erbe König Heinrich IV. es für immer mit der französischen Krone vereinigte.

Périgueux (spr. -göh), Hauptstadt des franz. Departements Dordogne, an der Isle, über die vier Brücken führen, amphitheatralisch an einem Hügel aufsteigend, die alte Hauptstadt von Périgord, der Sitz der Departementalbehörden, eines Civil- und Handelstribunals, eines Assisenhofs sowie eines Bischofs, hat eine alte Kathedrale (ehemals Abteikirche St. Front, aus dem Ende des 10. Jahrh.) mit fünf Kuppeln, nach dem Vorbilde der Markuskirche in Venedig erbaut, eine zweite Kirche (ehemals Kathedrale zu St. Stephan, theils aus dem 11., theils aus dem 17. Jahrh.), ferner ein monumentales Präfekturgebäude und eine große Kaserne. Unter den Plätzen sind die Place Bugeaud (mit der Statue des Marschalls Bugeaud), die Place de Michel-Montaigne (mit der Statue Montaigne's) hervorzuheben; ein Denkmal Fénelons steht in der Promenade Allées de Tourny. An Bildungsanstalten besitzt P. ein Lyceum, ein höheres Seminar, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Zeichenschule, ein Museum mit einer archäologischen, mineralogischen und Kunstabtheilung, eine Bibliothek mit 20,000 Bänden, einen botanischen Garten und mehrere gelehrte Gesellschaften. Auch befinden sich hier zwei Hospitäler, eine Sparkasse, eine Filiale der Bank von Frankreich und eine Handelskammer. Die Zahl der Einwohner beträgt (1872) 21,864. Die wichtigsten Gewerbszweige sind: Eisenbergbau und Hüttenbetrieb, Fabrikation von Feilen, Messerschmiedewaaren, Gußwaaren aus Eisen und Kupfer, Fayence, Tuch, Flanell, Essig, Branntwein, Färberei, Gerberei, Buch- und Steindruckerei. Auch hat die Orléansbahn hier eine große Reparaturwerkstätte für Eisenbahnmaterial. Der Handel hat vornehmlich die berühmten Trüffeln (Perigord'sche Trüffeln) und Trüffelpasteten, Mehl, Salz, Likör, Vieh und Geflügel zum Gegenstand und findet ein Hauptförderungsmittel in den von hier nach vier Richtungen (Bordeaux, Agen, Brive und Limoges) auslaufenden Linien der Orléansbahn. P., das bei den Alten Vesunna, dann Civitas Petrocoriorum hieß, besteht eigentlich aus zwei vereinigten Städten, welche bis 1240 ungeachtet ihrer nahen Nachbarschaft doch in ununterbrochener Fehde mit einander lebten. Erst gemeinsames Unglück vereinigte ihre Bewohner zu einem freien Bürgerstande, der sich selbst seine Obrigkeit gab, nur vom König abhing und das Münzrecht hatte. In P. sind namentlich 1857 und 1858 bemerkenswerthe Reste römischer Bauten entdeckt worden, z. B. Thermen, ein Thurm, ein Amphitheater ꝛc. Auch Reste der Befestigungsmauern aus dem 5. Jahrh. sind erhalten.

Perigynus (perigȳn, griech.), in der Botanik Bezeichnung für diejenige Stellung der Blumenblätter und Staubgefäße, bei welcher dieselben auf dem Kelch um den Fruchtknoten herumstehen (s. Blüte, S. 354).

Perihelium (griech.), s. Aphelium.

Perikarditis (griech.), Entzündung des Herzbeutels, tritt häufig als Begleiterin anderer Krankheiten, dagegen nur sehr selten als eine selbständige und isolirte Erkrankung bei früher gesunden Menschen auf. In den letzteren Fällen sind die Ursachen der P. ganz unbekannt. Was die ersteren Fälle anbetrifft, so kann sich die Entzündung von benachbarten Organen, von der Lunge und dem Lungenfell, auf den Herzbeutel fortpflanzen. Am häufigsten aber tritt P. im Verlauf eines akuten Gelenkrheumatismus ein, und zwar kommt die Komplikation unter hundert Fällen von P. etwa dreißigmal vor. Nächstdem ist die P. häufig mit der Bright'schen Nierenkrankheit, der Lungentuberkulose, chronischen Herz- und Aortenkrankheiten komplicirt. Auch bei Jauchevergiftung des Bluts, beim Kindbettfieber, bei schweren Scharlachfällen, Pocken tritt häufig P. ein. Es kommt bei ausgeprägten Fällen von P. stets zur Bildung eines freien Exsudats in der Höhle des Herzbeutels; doch ist das Exsudat sowohl in seiner Menge, als in seiner Qualität ein außerordentlich verschiedenes. Sind große Mengen von Exsudat vorhanden, so besitzt dies eine mehr wässerige Beschaffenheit; erreicht das Exsudat aber nur einen geringen Umfang, so pflegt es reich an Faserstoff zu sein. In manchen Fällen kommt es auch zu einem mehr oder weniger reichlichen Bluterguß aus den feinen Gefäßen des Herzbeutels in die Höhle desselben, und das Blut vermischt sich dann mit dem Exsudat. Selten kommt es zu reichlicher Eiterbildung in der Höhle des Herzbeutels (pyopericardium). Der seröse Ueberzug des Herzens und die Innenfläche des Herzbeutels sind bei der P. mit einer dünnern oder dickern Fibrinschicht belegt, in welche reichliche feine Gefäße hineinwuchern. Die Gefahr der P. beruht in der durch das Exsudat bedingten Bewegungshemmung des Herzens. Uebrigens kombinirt sich die P. nicht selten mit Entzündung des Herzfleisches und der innern Herzhaut. Die P. führt bald zum Tode, bald geht sie in Heilung über. Das Exsudat wird in letzterem Fall resorbirt, und es bleiben nur sehnenartige Trübungen und Verdickungen des Herzbeutels zurück; in seltenen Fällen kommt es aber auch zur theilweisen oder totalen Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel, und diese Verwachsung ist stets von mannigfachen Beschwerden begleitet. Sehr viele Fälle von P. verlaufen, ohne daß der Kranke etwas davon bemerkt, und oft ist es auch für den geübten Arzt sehr schwierig, das Vorhandensein einer P. sicher zu erkennen. Gesellt sich P. zu akutem Gelenkrheumatismus, so machen nur selten gesteigertes Fieber oder ein Frostanfall, eine erhöhte Frequenz des Pulses, ein lebhafter oder dumpfer Schmerz in der Herzgegend, Herzklopfen, Angstgefühl, Schwerathmigkeit und ähnliche Zeichen auf die entstandene P. aufmerksam. Alle diese Symptome können fehlen und doch P. vorhanden sein. In einzelnen Fällen von P. wird der Puls sehr frequent, auch wohl gleichzeitig klein. Verfallen hierbei die Kranken, werden sie unruhig, schlafen sie schlecht, treten Delirien und Schlafsucht ein, so kann die P. einem Typhus sehr ähnlich werden. Häufig sind, besonders bei großem Erguß in den Herzbeutel, schwere Dyspnöa, blaurothe Färbung und Gedunsensein des Gesichts vorhanden. Die P. nimmt in den Fällen, welche sich zur Lungen- und Brustfellentzündung und zum akuten Gelenkrheumatismus gesellen, meist eine günstige Wendung, verläuft ziemlich rasch

und endet mit vollständiger Genesung. Gesellt sich dagegen die Krankheit zur Bright'schen Nierenkrankheit, zu Tuberkulose und Herzkrankheit, so ist der Ausgang meist ein tödtlicher. Die akute Form der P. kann chronisch werden, kann zur Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel, zur Herzerweiterung und Herzhypertrophie führen. Die physikalischen Symptome bestehen bei reichlichem Erfudat in einer Hervorwölbung der Herzgegend, in Mangel des Herzstoßes in liegender, Vorhandensein desselben in vorgebeugter Stellung des Körpers und in einer Verbreiterung des gedämpften Perkussionstons. Die Herztöne werden meist sehr leise oder gar nicht gehört; dagegen sind in der Mehrzahl der Fälle über dem Herzen Reibungsgeräusche vorhanden, welche den Eindruck des Schabens, Anstreifens oder Kratzens machen. Die Behandlung der P. muß so einfach wie möglich sein. Man wendet örtliche Blutentziehungen, Eisblasen auf der Herzgegend, Infusa von Digitalis, in gewissen Fällen auch schweiß- und harntreibende Mittel, Jodpräparate und Blasenpflaster an. Die Verarmung des Bluts bei langwierigem Verlauf der P. verlangt eine nährende Diät und Eisenpräparate. Droht Herzlähmung einzutreten, so müssen Reizmittel (Wein, Kampher, Benzoësäure) gereicht werden. In den Fällen, wo sich die P. zu akutem Gelenkrheumatismus gesellt, bedarf es in der Regel gar keiner besondern Behandlung. Künstliche Eröffnung des Herzbeutels mit dem Troikart und Entleerung des Erfudats hat meist nur eine sehr vorübergehende Erleichterung des Kranken zur Folge.

Perikiten, s. Papageien.

Perikles, berühmter athen. Staatsmann, aus dem alten Geschlechte der Buzygen, Sohn des Xanthippos, des Siegers von Mykale, und der Agariste aus dem Geschlechte der Alkmäoniden, wuchs in einem hochangesehenen Haus inmitten großartiger weltgeschichtlicher Ereignisse auf, welche auf seinen reich begabten, hochstrebenden Geist mächtig einwirkten. Körperlich kräftig und wohlgebildet, lebhaft, ideenreich und unermüdlich strebsam, dabei besonnen und gemäßigt, erwarb er sich als Zuhörer der bedeutendsten Philosophen seiner Zeit, des Zenon, Anaxagoras und Protagoras, eine vorzügliche Bildung, die Macht der Beredsamkeit und eine Sicherheit und Freiheit des Geistes, welche ihn allen seinen Mitbürgern überlegen machten und ihm die Mittel gewährten, das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, seine Mitbürger geistig zu beherrschen und den Staat zu leiten. Wegen seiner aristokratischen Natur und seiner ernsten Zurückhaltung anfangs mit Mißtrauen beobachtet, nahm er unter Kimon an mehreren Kriegszügen mit Auszeichnung theil und wandte sich erst nach dem Tode des Aristides der Politik zu. Er erkannte die demokratische Verfassung Athens nicht bloß als die zu Recht bestehende, sondern auch als die Verfassung an, unter welcher allein das Volk zur höchsten Macht und zur höchsten Blüte seiner geistigen und sittlichen Entwickelung gelangen könne. Die nothwendige einheitliche Leitung des Staatswesens, welche eine Volksversammlung nicht ausüben konnte, sollte den Männern zufallen, welche sich durch ihre geistige Ueberlegenheit, durch Einsicht und Thatkraft das Vertrauen des Volks erworben, sich zu Führern desselben emporgeschwungen hatten und diese bevorzugte Stellung durch hervorragende Leistungen behaupteten und rechtfertigten. P. verband sich daher mit anderen Parteiführern, um die reine Demokratie in Athen zu verwirklichen. Er unterstützte des Ephialtes Antrag auf Beschränkung der Macht des Areopags und ermöglichte durch Einführung des Krieger- und Richtersolds, durch Geldspenden, Fürsorge für wohlfeile Lebensmittel, öffentliche Speisungen u. dgl. dem ärmern Theil des Volks ein behaglicheres Leben und volle Betheiligung an den Staatsgeschäften. In der auswärtigen Politik strebte er nach der Hegemonie Athens über ganz Griechenland. Deshalb trat er gegen den Sparta geneigten Kimon auf, bewirkte 460 dessen Verbannung und verstärkte Athens Herrschaft über den Seebund durch Verlegung der Bundeskasse nach Athen und Erhöhung des Tributs. Er nahm daher auch 457 den Kampf mit Sparta auf und focht selbst bei Tanagra mit, schlug 454 die Sikyonier, verhinderte jedoch, daß Athen sich vorzeitig in dem Kampf erschöpfte, und beantragte Kimons Zurückberufung, damit dieser einen Frieden mit Sparta zu Stande bringe. Ebenso machte er 445 dem von neuem ausgebrochenen und mit der Niederlage von Koronea unglücklich begonnenen Krieg mit Sparta durch den 30jährigen sogen. Perikleischen Frieden ein Ende, in welchem er zeitweilig auf die Hegemonie Athens zu Lande verzichtete, um die Seeherrschaft zu behaupten und desto mehr zu befestigen. Nach Kimons Tode (449) und des Thukydides, des Führers der Konservativen, Verbannung (444) erreichte P. sein Ziel, die höchste Leitung des Staats bei völlig entwickelter Volksherrschaft ohne Gewalt und Verfassungsbruch nur durch die Macht seines Geistes zu besitzen, und behauptete sich in dieser Stellung 15 Jahre lang, bis zu seinem Tode. Meist bekleidete er das mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstete Amt eines Strategen, ferner das eines Finanzvorstehers und eines Vorstehers der öffentlichen Bauten; die Wahlen zu den übrigen einflußreichen Aemtern lenkte er nach seinem Wunsch. Durch die einfachste, nüchternste Lebensweise und unermüdliche Arbeit und Selbstverleugnung hielt er den Neid und die Mißgunst der Mitbürger fern. Die öffentlichen Gelder verwaltete er auf das gewissenhafteste und war ebenso uneigennützig wie unbestechlich. In den Volksversammlungen trat er nicht oft als Redner auf und redete kurz und klar. Er schmeichelte dem Volk nicht, wußte es aber zu überzeugen, in seinen edlen Gesinnungen und Gefühlen zu bestärken und es für eine würdige, vernünftige Politik zu gewinnen. Nach außen hin vermied er jeden unnöthigen Krieg und war bemüht, die Kräfte des Staats zu sammeln und zu organisiren, um für den unvermeidlichen Entscheidungskampf mit Sparta gerüstet zu sein. Die Seeherrschaft wurde durch Unterhaltung einer starken Flotte und strengere Unterordnung der Bundesgenossen befestigt; Samos, das sich empörte, unterwarf P. selbst mit erfolgreicher Energie (440—439). Der Tribut der Bundesgenossen und Unterthanen ward auf 600 Talente gebracht, welche Summe die der Staatsausgaben übertraf, und aus der daher ein Staatsschatz gebildet werden konnte. Durch Aussendung athenischer Bürgerkolonien (Kleruchien) wurden Athens politischer Einfluß sowie Handel und Verkehr erweitert; so wurden Thurioi in Italien (443) und Amphipolis (437) gegründet. Wissenschaft und Kunst wurden befördert und zu solcher Blüte gebracht, daß Athen der geistige Mittelpunkt des ganzen Hellenenvolks wurde und das Perikleische Zeitalter die höchste Entwickelung der griechischen Kultur bezeichnete. Vor allem hat sich P. durch die unter seiner Leitung vollendeten herrlichen Werke des Phidias, Iktinos und Mnesikles (das Odeon, der Parthenon und die Propyläen) ein ewiges Andenken

gestiftet. Wohlstand und Bildung verbreiteten sich über das Volk, und jeder Bürger konnte an dem geistigen und künstlerischen Streben Antheil nehmen. Als nun auf Anstiften der neidischen Korinther 432 die Spartaner beschlossen, gegen Athens wachsende Macht einzuschreiten, nahm P. den Kampf an im Bewußtsein, ihn siegreich durchführen zu können. Zwar hatte er auch in Athen viele Widersacher, welche ihre Angriffe, weil P. selbst zu hoch in der Gunst des Volks stand, das ihm sogar die Auszeichnung eines Olivenkranzes verliehen hatte, gegen seine Umgebung, Phidias, Anaragoras und Aspasia, richteten. Der erstere starb im Gefängnis, Anaragoras verließ Athen, und seine Freundin Aspasia rettete P. nur durch Bitten und Thränen. 431 wurde sogar gegen ihn selbst eine allerdings erfolglose Anklage wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder gerichtet. Als der Krieg ausbrach, leitete P. den Staat mit starker Hand und traf alle Vorkehrungen gegen den feindlichen Angriff mit kluger Vorsicht. 430 unternahm er mit 150 Schiffen einen Rachezug nach dem Peloponnes, dessen Küsten er verwüstete; aber das Unglück der Pest und anderes Mißgeschick ermuthigten die Gegner zu einer neuen Anklage gegen P., welche mit seiner Verurtheilung zu einer hohen Geldstrafe endete, die er nicht aufbringen konnte. Er trat von allen seinen Aemtern zurück; zwar wurde er kurz darauf von dem reuigen Volk in dieselben wieder eingesetzt, starb aber schon 429 an der Pest. Der Tod dieses Mannes war für Athen ein schwerer Schlag, denn nur er hatte das seinen selbstherrlichen Willen eifersüchtig wahrende Volk in freiwilliger Unterwürfigkeit zu erhalten und dessen unruhige Beweglichkeit zu zügeln vermocht. Die Zügel der Herrschaft fielen bald leidenschaftlichen Demagogen zu, welche durch ihren eigennützigen Parteigeist den Staat zerrütteten und seinen Untergang herbeiführten. P.' Bildnis ist uns in mehreren Statuen und Büsten erhalten. Außer der erhaltenen Biographie des Plutarch vgl. Böckh, Oratio de Pericle (Berl. 1821); Kutzen, P. als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens (Grimma 1834); Lorentzen, De rebus Atheniensium Pericle potissimum duce gestis (Götting. 1834); Tromp, Disputatio de Pericle ejusque reipublicae Atheniensium administratione (Leid. 1837); Filleul, Histoire du siècle de P. (Par. 1872, 2 Bde.; deutsch bearb. von Döhler, Leipz. 1874—75); Lloyd, The age of P. (Lond. 1875, 2 Bde.). P.' gleichnamiger Sohn von der geistvollen Hetäre Aspasia, der 430 auf Bitten des Vaters nach dem Tode von dessen legitimen Söhnen Xanthippos und Paralos das Bürgerrecht erlangte, war 406 einer der Feldherren, welche zwar bei den Aeginusen siegreich fochten, aber wegen Nichtbestattung der Todten in Anklagestand versetzt und hingerichtet wurden.

Periklin, s. v. w. Albit.

Perikopen (griech.), Abschnitte, besonders die biblischen Abschnitte, welche bei dem öffentlichen Gottesdienst zu Vorlesungen oder zu Predigttexten bestimmt sind. Je nachdem sie aus den Schriften der Apostel oder aus den Evangelien gewählt sind, heißen sie auch Episteln (pericopae epistolicae) oder Evangelien (pericopae evangelicae). Die Lektion, die aus der jüdischen Synagoge in die christliche Kirche überging, war in der alten Kirche zuerst eine ununterbrochene (lectio continua), später eine ausgewählte (l. selecta). Im 6. Jahrh. wurden die P. von Papst Gregor d. Gr. durch ein eigenes Lectionarium bestimmt, welches nachmals Karl d. Gr. dem in seinem Reich eingeführten Homiliarium zu Grunde legte. Ihm verdanken wir in der Hauptsache die auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahr vorgeschriebenen Evangelien und Episteln, welche Luther mit einigen Abänderungen beibehielt, während die reformirte Kirche ihren Predigern freie Wahl ließ. Auch in der evangelisch-lutherischen Kirche hat man in neuerer Zeit neu gewählte Reihenfolgen biblischer Abschnitte oder Texte liturgisch vorgeschrieben, und faktisch ist der sogen. Perikopenzwang, dem gemäß der Prediger bloß über die P. predigen durfte, fast überall ermäßigt oder aufgehoben. Vgl. Ranke, Zusammenstellung der im evangelischen Deutschland eingeführten Perikopenkreise (Berl. 1850); Bobertag, Das evangelische Kirchenjahr (Bresl. 1853).

Perilāos, Erzgießer, welcher für den Tyrannen Phalaris von Agrigent einen ehernen Stier verfertigte, dessen Rücken man öffnen konnte, um Verbrecher hineinzuschieben. Legte man Feuer unter, so drang das Jammergeschrei der Unglücklichen durch die Nasenlöcher des Stiers hervor und verursachte einen dem natürlichen Brüllen ähnlichen Laut. Die erste Probe machte Phalaris mit dem Künstler selbst.

Perim (arab. Mejum), kleine Insel am Eingang des Rothen Meers, in der Straße Bab el Mandeb, ein kahler Lavafels mit einem umfangreichen Hafen, wurde 1857 von den Engländern in Besitz genommen und von ihnen als Schlüssel zum Rothen Meer mit bedeutenden Festungswerken versehen.

Perimeter (griech.), Umfang einer gerad- oder krummlinigen Figur, die Gesammtlänge aller Linien, welche dieselbe begrenzen; vgl. Peripherie.

Perimorphōse (griech., von peri, um, morphe, Gestalt; auch Kernkrystall), Bezeichnung für die zuerst von Scheerer näher erörterten und benannten Krystalle mit unvollkommener (unterbrochener) Raumerfüllung von der Art, daß die Außenseite, die Krystallhülle, regelmäßig von einem Krystall (Individuum) gebildet ist, während das Innere meist aus ganz anderen Mineralien (deren Aggregat gleichsam einen Kern in der Hülle darstellt) zusammengesetzt ist. Oft ist die Hülle papierdünn, der eigentliche Krystall also auf seine äußerste Schicht reducirt. Ganz besonders oft zeigt sich die P. beim Granat (s. d.), z. B. an den im körnigen Kalk vorkommenden Granaten von Arendal und Auerbach, ferner an Feldspatkrystallen im Pechstein der Insel Arran, welche aus abwechselnden dünnen Feldspatschalen und Lagen von Pechstein bestehen, auch an ähnlichen Augitkrystallen im Basalt von Honnef. Eine befriedigende Erklärung der Entstehung der P. ist bis jetzt noch nicht gegeben worden.

Perinäum (griech.), der sogen. Damm, das Mittelfleisch, begreift den Raum zwischen dem After und den Geschlechtstheilen in sich, auch Dammgegend oder Mittelfleischgegend genannt. Die Mittellinie bildet ein hervorspringender, narbenähnlicher Streifen, die Naht (raphe).

Per intervalla (lat.), mit Zwischenräumen, von Zeit zu Zeit.

Periōde (griech., »Umlauf, Kreislauf«), in der Astronomie s. v. w. Umlaufszeit; sodann der Kreislauf der Zeit, daher überhaupt ein Zeitraum. In der Mathematik ist P. eine beständig wiederkehrende Reihe von Größen; daher heißen Decimal- und Kettenbrüche periodisch, wenn in ihnen immer dieselbe Zahlengruppe sich wiederholt. Periodische Funktionen sind solche, welche wieder dieselben Werthe annehmen, wenn die unabhängige Variable um eine gewisse Größe wächst, z. B. die trigonometrischen Funktionen. — In chronologischer Hinsicht wird

P. häufig in der Bedeutung von Cyklus (s. d.) angewendet, ist aber eigentlich ein durch Wiederholung oder Verbindung zweier oder mehrerer Cyklen entstehender Zeitabschnitt. Diese Perioden werden hauptsächlich gebraucht, um verschiedene Zeitberechnungsarten unter einander auszugleichen. Die bekanntesten sind: die chaldäische P. oder P. der Finsternisse, bestehend aus 223 synodischen Monaten (s. Monat), nach deren Ablauf die Finsternisse in derselben Weise wiederkehren; die Hundssternperiode der Aegypter von 1460 Jahren, zur Ausgleichung des bürgerlichen Jahrs von 365 Tagen mit dem genauern Sonnenjahr von 365¼ Tagen, so genannt, weil im ersten Jahr derselben (1312 v. Chr.) der Frühaufgang des Hundssterns (Sirius) wieder mit dem Anfang des ägyptischen Jahrs (1. Thoth) zusammenfiel; die P. der Kopten von 532 Jahren; die Metonische P. oder der Metonische Cyklus (Mondzirkel, güldene Zahl) von 19 Jahren oder 6940 Tagen, zur Ausgleichung der Sonnen- und Mondjahre; die Kalippische P. von 76 Jahren (gleich 4 Metonischen Cyklen weniger 1 Tag); die Hipparchische P. von 304 Jahren (gleich 4 Kalippischen Perioden weniger 1 Tag); die P. des Sonnenzirkels von 28 Jahren, nach deren Ablauf Wochen- und Monatstage wieder zusammentreffen; die P. der Judiktionen (Römerzinszahl) von 15 Jahren; die P. der Hedschra von 30 Jahren, von denen 19 Jahre 354 Tage und die übrigen als Schaltjahre 355 haben; die P. Ludwigs d. Gr. von 11,600 Jahren, welche Cassini erfand, und die Julianische P., welche Joseph Scaliger aufstellte, indem er nach Julianischen Jahren (daher der Name) den Sonnen-, Mond- und Indiktionencyklus (zu 28, 19 und 15 Jahren) zu einer P. verband, welche mit dem Jahr beginnt, mit dem alle drei Cyklen zugleich anfangen. Die Anzahl der Jahre dieser P. ist 28 . 19 . 15 = 7980; das erste Jahr derselben ist das Jahr 4713 v. Chr. — In der Geschichte versteht man unter Perioden die durch die Epochen (s. d.) gegebenen Abschnitte in der geschichtlichen Entwickelung. Da die Geschichte ein fortlaufender Strom ist, so hat die Eintheilung derselben in Perioden immer etwas Willkürliches und wird durch das individuelle Urtheil des Betrachters oder durch den Gesichtspunkt, unter dem man die Geschichte behandelt, ob in rein politischer oder kulturgeschichtlicher oder religiöser Beziehung, ob die Europa's oder der ganzen Welt ꝛc., bestimmt. In der Universalgeschichte ist die Eintheilung jetzt allgemein angenommen, nach welcher man zunächst Alterthum und neue Zeit durch die Völkerwanderung und das Herrschendwerden des christlichen Elements und in letzterer wiederum das Mittelalter und die neuere Zeit hauptsächlich durch die Entdeckung von Amerika und Luthers Reformation von einander scheidet und dadurch die drei Hauptperioden der alten, mittlern und neuern Geschichte erhält. — In der Grammatik versteht man unter P. vorzugsweise einen kunstvoll gegliederten Satz, spricht aber auch von nackten Perioden, die aus einem einzigen Hauptsatz bestehen. Die eigentlichen, ausgeführten Perioden entstehen, wenn einzelne Theile eines Hauptsatzes sich zu Nebensätzen erweitern und somit diesen einen Hauptsatz zum Mittelpunkte des Ganzen machen. Dies kann auf verschiedene Art geschehen: die Nebensätze stehen sämmtlich zum Hauptsatz auf der ersten Stufe der Unterordnung und sind dann entweder einander beigeordnet, d. h. stehen zum Hauptsatz alle in derselben Beziehung und haben mithin dieselbe Form, oder sie stehen im bloßen Verhältnis der Nebenordnung, indem sie in verschiedener Beziehung zum Hauptsatze stehen und folglich unter einander von verschiedener Form sind, oder die Nebensätze stehen in fortschreitender Abstufung, wenn den dem Hauptsatz unmittelbar untergeordneten Nebensätzen sich wieder neue unter- und einordnen, wobei natürlich die vorher gemachten Unterschiede wiederum eintreten können, so daß dadurch eine bedeutende Reihe von Gestalten ausgeführter Perioden entsteht. Die zusammengesetzten Perioden gehen aus der Verbindung mehrerer Hauptsätze hervor. Da nächst der logischen und grammatischen Richtigkeit rhythmische Bewegung Haupterfordernis einer guten P. ist, so unterscheidet man in dieser Beziehung fallende und steigende Perioden. Zu den ersteren gehören alle die, in welchen der Gedanke, der das Ganze trägt, gleich zu Anfang steht, während alle Beziehungen, Bestimmungen und weiteren Ausführungen nachfolgen. Zu den letzteren, auf welche manche Grammatiker den Namen P. überhaupt beschränken, gehören alle Formen, in denen der Anfang eine Vorbereitung auf das Folgende ist, in denen Erwartung und Befriedigung, Spannung und Lösung sich so als Gegensätze einander gegenüber stehen, daß ein Verständnis erst mit dem Schluß des Ganzen möglich wird. Der vordere Theil einer solchen P. heißt Vorderglied oder Hebung, der andere, mit welchem der Gegensatz beginnt, Hinterglied oder Senkung. In zusammengesetzten Perioden kommen oft mehrere Hebungen und Senkungen vor, und man spricht dann, indem man jede einzelne Hebung und jede Senkung als Glied der P. betrachtet, von 3-, 4-, 5-, 6- und mehrgliedrigen Perioden. Die Periodologie oder die Lehre vom Periodenbau bildet einen der wichtigsten Theile der Stilistik. — In der Musik bezeichnet P. eine nach bestimmten rhythmischen, metrischen und harmonischen Gesetzen oder mit anderen Worten nach motivischen Abschnitten, Vorder- und Nachsatz geordnete Folge von Tonfiguren, in der, analog der sprachlichen P., der musikalische Gedanke erst in seiner Vollständigkeit zum Ausdruck gelangt. Auf der übersichtlichen Struktur des Periodenbaues beruht die Verständlichkeit eines Tonstücks, es gehört daher die Lehre vom Periodenbau auch zu den wesentlichsten Theilen der musikalischen Kompositionslehre. — In der Physiologie ist P. s. v. w. Menstruation.

Periodeuten (griech., »Herumreisende«), wandernde Aerzte, Marktschreier; im Mittelalter auch wandernde Gehülfen der Bischöfe.

Periodicität (griech.), die regelmäßige Wiederkehr gewisser Erscheinungen innerhalb bestimmter Zeitgrenzen; der Kreislauf der Natur.

Periodische Literatur, der Inbegriff aller derjenigen literarischen Erzeugnisse, welche in einzelnen Abtheilungen in bestimmt wiederkehrenden Zeitabschnitten erscheinen. Man begreift unter diesem Namen besonders die Zeitungen und Zeitschriften (Journale).

Periöken (griech., Perioeci, »Umwohner«), in verschiedenen griechischen Staaten, wie in Argos, Kreta, vor allen aber in Sparta, Benennung der in Abhängigkeit gekommenen einheimischen Landesbewohner, im Gegensatze zu den Einwanderern als Bewohnern der Hauptstadt und ihrer Umgebung; die lakonischen P., mit den Spartiaten unter dem Namen Lakedämonier zusammengefaßt, hatten bürgerliche Freiheit und freies Eigenthum, aber keine poli-

tischen Rechte und trieben Landbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe. — In der physischen Geographie versteht man unter Perioeci die Nebenwohner, s. Antipoden.

Periorāma (griech.), ein Rundgemälde.

Periostēum (griech.-lat., Knochenhaut), eine dünne, aber sehr feste und gefäßreiche, sehnige Haut, welche die äußere Fläche der Knochen überzieht. Mit ihrer äußern Oberfläche verweben sich Sehnen, Fasern und Bänder, und nach diesen Verbindungen, welche sie eingeht, ist sie an manchen Stellen dick und rauh, an anderen dünn und glatt. Ihre innere rauhe Seite ist durch kurzes Zellgewebe, durchtretende Gefäße und einzelne Sehnenfasern, die sich in die Knochenvertiefungen einsenken, mit der Oberfläche des Knochens fest verbunden. Auch ist sie von vielen netzförmig verbreiteten Blutgefäßen durchzogen, welche sich hier deshalb auf das mannigfaltigste verästeln, um in möglichst feinen Aesten in die Rinde der Knochen einzudringen, weshalb sie mittelbar zur Ernährung der letzteren beiträgt. Bei Embryonen und Kindern ist sie sehr gefäßreich und deshalb lockerer und dicker. Das P. besitzt die Fähigkeit, feste Knochen zu erzeugen. Bei dem wachsenden Individuum wird ein großer Theil des während des Wachsthums neu gebildeten Knochens von dem P. erzeugt; unter krankhaften Umständen, bei Entzündungen, Knochenbrüchen, wird ebenfalls neu erscheinende Knochensubstanz großentheils von dem P. geliefert. Stücke des P. von einem im Wachsthum begriffenen Thier, auch wenn sie ganz aus dem Zusammenhange gelöst und nach anderen Stellen des Körpers, der Bauchhöhle, dem Auge, ja auf ein anderes Individuum verpflanzt sind, haben die Fähigkeit, neue knöcherne Substanz zu produciren.

Periostītis (griech., Knochenhautentzündung) tritt bald akut, bald chronisch auf. Zu der akuten P. geben hauptsächlich Verletzungen aller Art die Veranlassung. Sie kommt am häufigsten an denjenigen Knochen vor, welche nur von spärlichen Weichtheilen bedeckt und daher am ersten den Einwirkungen von Stößen, Schlägen ꝛc. ausgesetzt sind. Bei der akuten P. schwillt die Knochenhaut beträchtlich an, es bildet sich manchmal, besonders am Unterschenkel (Schienbein), eine ausgesprochene Geschwulst, und stets geht die Krankheit mit den heftigsten stechenden und bohrenden Schmerzen einher. Die Entzündung geht bald ohne bleibenden Nachtheil vorüber, bald führt sie zur Verdickung des Knochens und der Knochenhaut (Hyperostose); manchmal aber kommt es zur Eiterbildung zwischen Periosteum und Knochen, wodurch ersteres von letzterem abgelöst und dieser seiner blutzuführenden Gefäße beraubt wird. Abgesehen von den furchtbaren Schmerzen, welche hiermit verbunden sind, kann auch der Knochen, wenn der Eiter nicht bei Zeiten entfernt wird, ganz oder theilweise absterben (Sequester). Die Behandlung der akuten P. erfordert die größte Ruhe des betreffenden Gliedes und Horizontallagerung desselben, im Anfang kalte Umschläge, beziehentlich Blasenpflaster oder lokale Blutentziehungen. Wenn die Schmerzen unerträglich werden und das Vorhandensein von Eiter unter dem Periosteum wahrscheinlich wird, so müssen große Schnitte durch die bedeckenden Weichtheile und durch das entzündete Periosteum bis auf den Knochen gemacht werden, wodurch sich die Knochenhaut entspannt, die Schmerzen aufhören und der etwa vorhandene Eiter abfließen kann. Eine chronische P., welche oft ohne alle Schmerzen einhergeht und zur bleibenden Verdickung des Periosteums führt, kommt im Gefolge der verschiedensten Krankheiten der Knochen, besonders des Knochenfraßes, der Rhachitis und vorzugsweise auch der Syphilis, vor. Im letztern Fall tritt die P. als eins der späteren syphilitischen Symptome auf und führt zur Bildung härterer oder weicherer, gummiartiger oder knochenharter Geschwülste von verschiedenem Umfang, welche, wenn sie vernachlässigt oder gereizt werden, in langwierige Geschwüre übergehen können (s. Syphilis). Die Behandlung hat sich bei der syphilitischen P. neben der örtlichen Pflege vor allen Dingen gegen das Grundleiden zu richten; bei Rhachitis und Caries der Knochen ist sie ganz fruchtlos. Hier besteht die Möglichkeit der Heilung nur in der operativen Entfernung der erkrankten Theile. Bei gewissen Krankheiten, namentlich bei Rheumatismus und Gicht, kommen oft eigenthümliche, mehr oder weniger heftige Schmerzen vor, welche von den Kranken selbst in die Knochen verlegt werden und wahrscheinlich nur auf einer mäßigen P. beruhen.

Peripatetiker (griech.), Aristotelische Philosophenschule, welche diesen Namen (»Spaziergänger«) von der Gewohnheit der Häupter derselben erhielt, nach dem Vorgang des Aristoteles ihre Vorträge im Herumwandeln in der Säulenhalle des athenischen Lykeions zu halten. Die Schule der P. erhielt sich, so lange im alten Griechenland Philosophenschulen bestanden; noch im 6. Jahrh. werden Simplikios und der jüngere Olympiodoros mit diesem Namen bezeichnet, der aber bei den christlichen Aristotelikern sogleich verschwindet; s. Aristoteles. Daher peripatetische Philosophie, s. v. w. Aristotelische Philosophie.

Peripetīe (griech.), der entscheidende Wendepunkt im Schicksal eines Menschen, besonders in Bezug auf den Verlauf eines Drama's (s. d.) oder Romans gebraucht.

Peripherīe (griech.), der Umfang eines Kreises (s. d.) oder überhaupt einer krummen Linie; selten der Umfang einer geradlinigen Figur, wofür man Perimeter (s. d.) sagt.

Peripherīewinkel, jeder von zwei Sehnen im Kreis gebildete Winkel, dessen Scheitel auf der Peripherie liegt. Man sagt, ein P. »stehe auf dem Bogen«, der zwischen seinen Schenkeln liegt; ein P., der auf einem Halbkreise steht, heißt ein Winkel im Halbkreis und ist stets ein rechter Winkel. Jeder P. ist halb so groß als der Centriwinkel, der mit ihm auf demselben Bogen steht; alle P., die auf demselben Bogen stehen, sind daher einander gleich; der von einer Sehne und einer Tangente im Berührungspunkt gebildete Winkel ist gleich dem P., welcher auf dem von der Sehne abgeschnittenen Bogen steht.

Periphrāse (griech., lat. Circumlocutio, Begriffsumschreibung), eine in Poesie und Beredsamkeit gleichmäßig vorkommende Redefigur, nach welcher ein Gegenstand, statt bei seinem Namen einfach genannt zu werden, nach seinen Eigenschaften, Verhältnissen ꝛc. bezeichnet wird.

Periplūs (griech., »Umschiffung«), Titel älterer geographischen Werke des Alterthums, welche die Beschreibung von Küstenländern infolge einer hierzu veranstalteten Umschiffung derselben enthielten und besonders die Lage und Entfernung der einzelnen Orte von einander, die Häfen, die Landungsplätze u. dgl. berücksichtigten. Bekannt sind die derartigen Werke von Skylax, Nearchos, Hanno, Pytheas u. a.

Periptĕros (griech.), ein rings von einer Säulenstellung umgebenes Gebäude, insbesondere ein altgriechischer Tempel, an dessen vorderer und hinterer Seite je sechs und an dessen beiden Langseiten je elf freistehende Säulen angebracht waren.

Periscii (griech.-lat., »Umschattige«, »Kreisschattige«), Bezeichnung der nahe an den Polen Wohnenden, denen die Sonne mehrere Tage und selbst Monate gar nicht untergeht, so daß ihr Schatten in 24 Stunden rings um sie herumgeht.

Periskopische Linsen, von Wollaston in Vorschlag gebrachte konver-konkave, auch konkav-konvere Brillengläser, welche mit der konkaven Seite dem Auge zugekehrt getragen werden und das deutliche Sehen mehr seitlich befindlicher Gegenstände gestatten (daher der Name periskopisch: ringsumsichtig). Wendet sich nämlich hinter einem unverrückt bleibenden Brillenglas das Auge seitwärts, so fallen die Augenare und die Axe des Brillenglases nicht mehr zusammen; das Auge empfängt daher excentrische Strahlenkegel, welche es nur dann auf der Netzhaut in einem einzigen Punkt zu vereinigen vermag, wenn es sich diesem Umstand mit einiger Anstrengung anpaßt. Dieser Nachtheil ist bei den periskopischen Linsen in weit geringerem Maß vorhanden als bei beiderseits gleich gekrümmten Linsen; dagegen besitzen p. L. eine sehr starke Spiegelung, und aus diesem Grund haben sie nicht die weite Verbreitung gefunden, welche sie im übrigen verdienen.

Perispérm (griech., Perispermium), ein Zellgewebe in den Samen mancher Pflanzen; s. Samen.

Perispomĕnon (griech.), jedes griech. Wort, das den Cirkumflex auf der letzten Silbe hat.

Perisporiaceen, eine Familie der Pilze (s. d.).

Peristáltisch (griech.), die wurmförmige Bewegung der Därme, wodurch der Inhalt derselben fortgeleitet und zugleich mit den Verdauungssäften innig gemengt wird; s. Verdauung.

Peristróphe (griech.), die Umdrehung eines Beweisgrunds des Gegners gegen diesen selbst.

Peristȳl (griech., Peristylon, auch Peristylium), Säulengang, Säulenhalle.

Perisystŏle (griech.), die Zeit zwischen zwei Pulsschlägen, der Herzstillstand.

Peritheciēn (griech., Kernfrüchte), eine Art der Fruchtkörper bei den Pilzen (s. d.).

Peritonaēum (griech.), Bauchfell, Darmfell.

Peritonītis (griech.), s. Bauchfellentzündung.

Perjámos, Marktflecken im ungar. Komitat Torontal, an der Aranka und an der Flügelbahn Valkány-P. der österreichischen Staatsbahn, mit Getreide- und Weinbau und (1870) 5215 Einw.

Perjuratio (perjurium, lat.), die wissentliche Verletzung des Eides, s. Meineid.

Perkāl (franz. percale), ursprünglich ein ostind. glattes, feines, dichtes, weißes Baumwollgewebe, dem europäischen Kambrik nahekommend, aber feiner, ist gegenwärtig vollständig durch gleichwerthige europäische Waare verdrängt. Die stärkeren Sorten, welche für den Druck bestimmt sind (Druckperkals), gleichen vollständig den Kaliko's; die feinsten sind immer noch etwas dichter als Musselin und gehen auch unter dem Namen Batistmusselin.

Perkin Warbeck, s. Warbeck.

Perkūnos, der Gott des Donners bei den alten heidnischen Litauern, gleich dem Zeus der Griechen das Oberhaupt der Götter, bildete (als das belebende Feuer) mit den ihm beigeordneten Göttern Potrimpos (dem befruchtenden Wasser) und Pikullos (dem Vernichter) eine heilige Götterdreizahl, welche an die bekannte indische Dreieinigkeit (Brahma, Wischnu und Siwa) erinnert.

Perkunktiren (lat.), etwas erforschen, nach etwas forschen, sich erkundigen.

Perkussion (lat., »Erschütterung«), in der Technik im allgemeinen die Entzündung eines Knallpräparats durch schnelle Verdichtung mittels eines Stoßes oder Schlags. — In der Medicin ist P. das Beklopfen des menschlichen Körpers, einer der wichtigsten Akte der physikalischen Untersuchung, wird entweder mit den bloßen Fingern, oder mittels besonderer Instrumente ausgeführt. Uebt man die P. mit den bloßen Fingern aus, so legt man den Mittelfinger der linken Hand auf die zu beklopfende Stelle und schlägt dann mit der Spitze des rechten Mittelfingers gegen den vordern Theil der Rückenfläche des aufgelegten linken Fingers. Die Stärke des Schlags richtet sich nach dem Orte der P. und nach der Eigenthümlichkeit des zu untersuchenden Falles; der Finger muß nach dem Schlag sofort wieder aufgehoben werden, um den Schall nicht zu dämpfen. Die Instrumente, deren man sich zur P. bedient, sind das Plessimeter und der Perkussionshammer (Wintrich'scher Hammer). Ersteres ist eine rundliche oder ovale Elfenbeinplatte von 2—4 Centim. im Durchmesser, welche einen etwa ½ Centim. hohen, senkrecht zur Platte stehenden Rand besitzt, um das Instrument bequem fassen zu können. Dasselbe wird, den Rand nach aufwärts, flach auf die zu beklopfende Stelle aufgelegt. Es dient wie der Finger der linken Hand und hat zugleich den Zweck, die Ausdehnung der verschiedenen Perkussionsschalle genauer zu bestimmen. Die Wintrich'sche Perkussionshammer hat einen langen, platten Griff, an welchem ein eiserner Arm unter rechtem Winkel befestigt ist; der Arm trägt an seinem freien Ende eine rundliche, aus Gummi bestehende Anschwellung von 6 Millim. Durchmesser. Den Hammer benutzt man, wie den Mittelfinger der rechten Hand, zum Klopfen. Doch kann man auch mit dem Finger direkt gegen das mit der linken Hand aufgelegte Plessimeter schlagen. Beim Beklopfen eines Körpertheils läßt sich an der Art des Schalles, welcher erzeugt wird, erkennen, ob der perkutirte Theil Luft enthält oder nicht. Ist letzteres der Fall, dann können wir durch die P. nicht weiter ergründen, ob der beklopfte Theil ein fester oder flüssiger und von welcher Beschaffenheit er ist. Da aber die festen, luftleeren Organe der Brust- und Bauchhöhle meist zwischen lufthaltigen liegen (das Herz zwischen beiden Lungen und dem Magen, die Leber und Milz zwischen Lungen und Darm), so läßt sich durch die P. die Lage und Größe der ersteren und also auch der letzteren mit ziemlicher Genauigkeit erforschen. Beim Perkutiren lufthaltiger Theile hängt die Beschaffenheit des Perkussionsschalls, abgesehen von der Art und Stärke des Perkutirens, hauptsächlich von der Menge der Luft sowie vom Zustande der um diese Luft befindlichen Wand ab. Demnach ergeben sich Unterschiede des Perkussionsschalls hinsichtlich seiner Völle, seiner Helligkeit, seines Klanges und seiner Höhe. Bei der P. paariger Organe muß man stets dieselbe Stelle der linken und rechten Seite unmittelbar nach einander beklopfen und die Töne mit einander vergleichen. Diagnostisch wichtig sind folgende Perkussionstöne: Von der Menge der perkutirten Luft in mehreren dicht nebeneinander liegenden Räumen oder in einer großen Höhle ist abhängig der volle (Lungenton) und der leere Ton (Schenkelton). Ersterer ist je nach dem Volumen des lufthaltigen Raums länger oder kürzer. Von der Dicke und Schallleitungsfähigkeit der Wand, welche sich zwischen der schwingenden Luft und der Perkussionsfläche befindet, ist der helle (nahe) und der gedämpfte (verdeckte) Ton abhängig. Die Spannung

der Wand, welche sich rings um die perkutirte Luft befindet, bedingt den tympanitischen Ton (klangvoll, nachtönend, bei schlaffer Wand um die perkutirte Luft) und den nichttympanitischen Ton (nicht nachtönend, bei gespannter Wand). Außerdem unterscheidet man noch einen metallischen Ton und den Ton des gesprungenen Topfs; ersterer findet bei fester, nicht zu stark gespannter Wand um eine große Höhle statt, letzterer ist abhängig von der Reibung der perkutirten Luft an einer engen Oeffnung. Vgl. Niemeyer, Handbuch der P. und Auskultation (Erlang. 1868—71, 2 Bde.); Derselbe, Grundriß (2. Aufl., Stuttg. 1873).

Perkussionsgewehr, ein Feuergewehr mit einem Perkussionsschloß (s. d. und Handfeuerwaffen).

Perkussionsschloß, Vorrichtung zum Entzünden der Pulverladung in Handfeuerwaffen und früher auch bei Marinegeschützen. Das P. setzt die Anwendung von explosiven oder Knallpräparaten voraus und tritt dadurch in Funktion, daß ein Hammer (Hahn) durch den Druck einer Schlagfeder mit bedeutender Kraft auf die Zündmasse schlägt. Letztere befindet sich bei Vorderladungsgewehren in einer Kapsel (Zündhütchen), welche auf den Zündstift gesteckt wird. Auch bei verschiedenen älteren Hinterladungssystemen ist das P. beibehalten, doch schlägt der Hahn hier meist auf den Schlagstift und dieser auf das im Patronenboden sitzende Zündhütchen. Schon 1807 bekam Forsythe ein Patent auf ein P., aber erst durch die Erfindung der kupfernen Zündhütchen durch Prélat und Deboubert 1818 war die allgemeine Anwendung des Perkussionsschlosses gesichert; s. Handfeuerwaffen.

Perkutiren (lat.), erschüttern, stoßen, schlagen; mittels der ärztlichen Perkussion (s. d.) untersuchen.

Perlasche, reinere amerikan. Potasche.

Perleberg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, an der Stepenitz, 10 Kilom. vom Bahnhof Wittenberge (Linie Berlin-Hamburg), hat ein Kreis- und Schwurgericht, einen Ritterschaftlichen Kreditverein, eine schöne Kirche (von 1294), Realschule erster Ordnung, höhere Töchterschule, eine Rolandssäule, Mehl-, Mostrich-, Wichse- und Holzschuh- (Pantinen-)Fabrikation u. (1875) mit der Garnison (4 Eskadrons Ulanen) 7605 Einw. In P., der ehemaligen Hauptstadt der Prignitz, wurde 1420 ein Friede zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen, in welchem letzteres die Ukermark abtrat. 1638 ward die Stadt von den Schweden und bald darauf von den Kaiserlichen geplündert. Vgl. Höpfner, Perleberger Reimchronik von 1200—1700 (Berl. 1876).

Perlen, s. Perlmuscheln.

Perlenessenz (Essence d'Orient), Flüssigkeit, welche zur Darstellung der Wachsperlen dient, wird erhalten, indem man die silberglänzenden Schuppen des Weißfisches (Ukelei, Cyprinus alburnus) mit Wasser zerreibt, bis sich die glänzenden Theilchen rein am Boden absetzen. Diese werden dann mit Ammoniak gewaschen und mit etwas Gelatinelösung gemischt. 1 Ctr. des Fisches, der besonders im Mittelrhein gefangen wird, liefert 2 Kilogr. Schuppen, und zur Auswaschung von 0,5 Kilogr. Silberglanz sollen 18—20,000 Fische erforderlich sein. Die silberglänzenden Theilchen sind mikroskopisch-krystallinische Plättchen von oblonger Gestalt mit schräg abgestutzten Enden und bestehen aus einer Verbindung von Guanin mit Kalk.

Perlengerste (Perlengraupen), die feinsten Sorten der Graupen.

Perleninseln, Inselgruppe im Golf von Panamá des Stillen Oceans, zum Staat Panamá gehörig, umfaßt viele meist kleine Inseln (worunter die bedeutendsten Del Rey und San José) und hat Perlenfischerei, die aber in neuerer Zeit abgenommen hat. P. (Cayos de Perlas) heißt auch eine kleine Inselgruppe im Karibischen Meer, an der Küste von Nicaragua, sowie der Archipel der Paumotuinseln (s. d.).

Perlenmaß, eine mit Löchern von verschiedenem Durchmesser versehene Metallplatte, durch deren Löcher man die Perlen fallen läßt, um dadurch den Durchmesser und annähernd das Gewicht derselben zu ermitteln.

Perles d'éther (franz., spr. perl detähr), mit Aether gefüllte Gelatinekapseln, welche als Arzneimittel benutzt werden.

Perlfluß, 1) Fluß in China, s. Tschukiang. — 2) Fluß in Nordamerika, s. Pearl River.

Perlhühner (Numidinae *Sel.*), Unterfamilie aus der Ordnung der Scharrvögel (Rasores) und der Familie der Fasanen (Phasianidae), gedrungen und kräftig gebaute Thiere mit kurzen, gerundeten Flügeln, mittellangem Schwanz, sehr verlängerten Oberschwanzdeckfedern, mittelhohen, gewöhnlich sporenlosen, kurzzehigen Füßen, kräftigem Schnabel, mehr oder weniger nacktem, mit Federbusch, Holle, Krause, Helm und Hautlappen verziertem Kopf und Oberhals und lichter Perlfleckung auf dunklem Grunde. Die Gattung Numida *L.* zerfällt in drei Untergattungen: Geierperlhuhn (Acryllium *Gray*), Schopfperlhuhn (Guttera *Wagl.*) und eigentliches Perlhuhn (Numida *Sel.*). Zu letzterer gehört das gemeine Perlhuhn (N. meleagris *L.*), der Stammvater unseres zahmen Perlhuhns. Das wild lebende Thier ist an Oberbrust und Nacken ungefleckt lilafarben, sonst am Rücken und Bürzel grau, mit kleinen, weißen Perlflecken besetzt, auf den Außenfahnen der Armschwingen weiß gebändert; die Augen sind dunkelbraun, die Wangengegend ist bläulichweiß, der Kammlappen und der Wulst am Schnabelgrund roth, der Helm hornfarben, der Schnabel rothgelblich hornfarben, die Füße sind schiefergrau. Es stammt aus Westafrika, ist häufig in der Sierra Leone, in Aschanti, Aguapime und auf den Inseln des Grünen Vorgebirges und kommt verwildert in Mittelamerika und Westindien vor. In reich bebuschten Gegenden und Wäldern mit dichtem Unterholz lebt es fast als Standvogel und macht sich namentlich durch seine trompetenartige Stimme bald bemerkbar. Das Perlhuhn war den alten Griechen bekannt und wird zuerst von Sophokles erwähnt. Nach der Sage wurden die Schwestern des Meleager, als sie sich über den Tod des Bruders nicht trösten ließen, in P. verwandelt. Nach Klitos von Milet hielt man P. auf Leros um den Tempel der Artemis. Nach Italien scheinen sie erst zur Zeit der Punischen Kriege, vielleicht ohne Vermittelung der Griechen, gelangt zu sein, und sie kamen zu Varro's Zeit als kostbares Gericht auf die Tafel. Mit dem Untergang des römischen Reichs verschwand das Perlhuhn wieder aus Europa und wurde erst durch die Portugiesen von neuem eingeführt, durch diese und die Spanier auch nach Amerika hinübergebracht. Auf den Hühnerhöfen wird das Perlhuhn jetzt häufiger gezüchtet als früher; man hat auch kleinere weiße P. und durch Paarung dieser mit den gewöhnlichen eine neue Varietät, mehr blau, weniger geperlt, mit weißer Brust und weißem Hals, erhalten. Das Perlhuhn behält stets etwas Wildes und Scheues, fliegt hoch und weit, ist zänkisch, schreit

garstig, sucht eifrig seine Eier zu verbergen und gewöhnt sich nicht an ein regelmäßiges Nest. Es legt aber fleißig, und die Eier sind wie das Fleisch der jungen Vögel höchst wohlschmeckend. Die Legeperiode zieht sich bis in den Herbst hin, und da die P. schlecht brüten, so legt man die Eier vortheilhaft Hennen unter. Die Jungen sind sehr empfindlich gegen Regen und nasse Kälte, fordern aber sonst keine andere Pflege als junge Hühner; auch die alten gedeihen bei gewöhnlichem Hühnerfutter. Vgl. Mariot-Didieux, Die Perlhühnerzucht (2. Aufl., Weim. 1873).

Perlit, s. v. w. Perlstein.

Perlmuscheln, Mollusken, welche die echten Perlen erzeugen. Die Seeperlmuschel (Meleagrina margaritifera *Lam.*, Avicula margaritifera *Boiss.*, s. Tafel »Mollusken«), aus der Ordnung der Mytilaceen, mit festen, rundlich viereckigen Schalen, einer langen, an beiden Seiten einen flügelförmigen Fortsatz bildenden Schloßlinie und an der rechten Seite mit einem Ausschnitt für den Muschelbart oder Byssus, hat je nach der Beschaffenheit des Bodens, auf welchem sie wohnt, und nach den pflanzlichen und thierischen Organismen, welche ihre Schalen überwachsen, ein verschiedenes Aussehen und lebt, in größerer Anzahl vereinigt, in Tiefen von 5,6—28, am häufigsten von 7,5—15 Meter auf Bänken, meist von Korallengrund, mittels der hornigen Fäden des Byssus angeheftet. Man findet sie im Persischen Golf, an den Küsten von Ceylon, an den Inseln des Großen Oceans, im Rothen Meer, im Meerbusen von Panamá und Mexiko, an der kalifornischen Küste und an der Küste von Westaustralien. Die kleinsten sind nur 5 Centim. lang und etwa 8 Centim. hoch, mit dünner Schale, während an anderen Orten viel größere mit sehr dicker Schale ein Gewicht von 1 Kilogr. erreichen. Die in der Perlmuschel vorkommenden Perlen sind ein krankhaftes Erzeugnis und zwar ein Produkt des organischen Widerstands der Muschel gegen einen fremden Eindringling. Sie gleichen in ihrem Bau der Perlmutter, welche die inneren Schichten der Schale bildet, d. h. sie bestehen aus zahlreichen zarten, übereinander liegenden, aber nicht regelmäßig verlaufenden Schichten organischer, stark mit kohlensaurem Kalk imprägnirter Substanz, und sie sind aufzufassen als eine übermäßige Absonderung von Perlmutter an einer bestimmten Stelle, an welcher ein ungewöhnlicher Reiz auf den Organismus ausgeübt wird. Letzteres geschieht nun z. B. durch leblose Gegenstände, welche beim Offenstehen der Schale mehr oder weniger zufällig hineingerathen sind, oder durch innere Parasiten, wie Eingeweidewürmer, kleine Wassermilben und Fadenalgen, die sich in der Substanz des Mantels festgesetzt haben. In letzterem, sehr häufigem Fall entstehen die schönsten runden, ringsum freien Perlen, während, wenn der fremde Körper an der Innenfläche der Schale anliegt, die abnorm gebildete Perlmutter mit der letztern verschmilzt und bei weiterer Ausbildung eine Perle bildet, welche mit mehr oder weniger breiter Basis aufsitzt (Kropfperlen). In der Regel enthält mithin jede Perle in ihrem Innern den ihre Bildung veranlassenden fremden Gegenstand, wenn auch oft ziemlich unkenntlich. Die P. haben ein specifisches Gewicht von 2,6, sind etwas härter als Kalkspat, also bei weitem nicht so hart wie Edelsteine und deshalb auch nicht so dauerhaft. Ihr Glanz schwindet mit der Zeit, besonders durch Temperaturwechsel und Schweiß, und in alten Gräbern hat man sie völlig in nur noch locker zusammenhängendes Pulver verwandelt gefunden. Je nach der Gesammtfarbe der Muschel sind die Perlen bläulich oder gelblich oder, wenn am schwärzlichen Rande der Muschel entstanden, schwärzlich. Doch übt auch die mehr oder weniger gleichmäßige Struktur der Perlen einen Einfluß auf die Farbe aus. Die kleinsten Perlen haben nur Sandkorngröße, und die größte bekannte Perle ist birnförmig, 35 Millim. lang und 27 Millim. breit. Von kleineren Perlen findet man mehrere, oft sehr viele (über 80) in einer einzigen Muschel, während die größeren mehr einzeln vorkommen. Säuren zersetzen die Perlen langsam unter Aufbrausen, indem sie den kohlensauren Kalk ausziehen, die organische Substanz bleibt dagegen ungelöst zurück; kleinere Perlen lösen sich nach längerem Kochen mit stärkerem Essig vollständig. Man gewinnt die P. überall durch Taucherarbeit, hat aber auch, wie bei Panamá, ein unterseeisches Boot zu benutzen gesucht. Schon die Alten erhielten ihre Perlen von der arabischen Seite des Persischen Meerbusens und aus dem Indischen Meer zwischen Ceylon und der Koromandelküste, und dort wird auch jetzt noch Perlenfischerei getrieben. In Indien reicht die Kenntnis der Perlen bis ins höchste Alterthum; auch in der Bibel werden sie erwähnt, und in Aegypten wurden sie nach der Vertreibung der Hyksos häufiger. Viel später lernte man sie in Europa kennen; Theophrast erwähnt sie zuerst, und der griechische Name margaros, margarites ist offenbar vom sanskritischen mangara abzuleiten. Von den Griechen kamen die Perlen zu den Römern und mit ihnen der Name margarita in die romanischen Sprachen. Das Wort Perle ist wohl von Beere, Beerlein abzuleiten, denn im 13. und 14. Jahrh. findet man für Perle auch Berle, Berlin, Scheinbeere. In Rom kam der Luxus mit Perlen seit den Feldzügen des Pompejus, noch mehr seit der Unterwerfung Alexandria's auf, und es wurden für größere Perlen ganz enorme Summen gezahlt. In der neuern Zeit belebte die Entdeckung Amerika's den Perlenluxus von neuem. Colombo fand den Perlenschmuck bei den Indianern und entdeckte die Insel Margarita, an deren Küste die Indianer Perlen fischten. Hier ging die Perlenfischerei in der Folge ein; aber weiter westlich, an der Halbinsel Goajira, wird sie noch jetzt betrieben. Diese occidentalischen Perlen sind zwar durchschnittlich groß, aber weniger rund und mehr bleifarbig und werden deshalb weniger geschätzt als die orientalischen. Auch an der Westküste Mexiko's waren die P. den Eingebornen bekannt, und die Europäer richteten später Fischereien im Golf von Kalifornien, besonders bei La Paz, ein. Ebenso werden Perlen gefischt bei den Neuen Hebriden, den Markesas-, Paumotu-, Gesellschafts-, Salomons-, Marshall-, Sandwichinseln, bei den Marianen, Sulu- und Aruinseln. Ueberall kommt hier dieselbe Muschelart vor, wenn auch mit geringfügigen Abänderungen, die freilich von manchem Zoologen zur Unterscheidung mehrerer Arten benutzt wurden. Die Taucher gewinnen an einem Tag, indem sie 40—50mal tauchen, 1—2000 Muscheln, welche sie mit einem Messer losmachen. In der Regel überläßt man die Muscheln der Fäulnis und wäscht sie dann erst aus. Der Ertrag ist höchst schwankend, das ganze Unternehmen mehr oder weniger ein Hasardspiel. Durch unverständige Ausbeutung sind die Bänke auch vielfach erschöpft, und man hat deshalb angefangen, Schonzeiten einzuführen, auch die Züchtung der Muschel versucht; doch entsteht hierbei die Schwierigkeit, daß sich mit der Muschel nicht auch die Gelegenheit vermehren läßt, welcher man die Perlenbildung dankt.

Die Flußperlmuschel (Margaritana [Unio, Alasmodonta] margaritifera *Schum.*), aus der Ordnung der Unionaceen, lebt vorzugsweise in klaren, kalkarmen Gebirgsbächen, wo das Gefälle abzunehmen anfängt, und findet sich besonders in der Ilz und dem Regen in Niederbayern, in der Oelschnitz oberhalb Berneck, im (Rohan'schen) Perlenbach im obern Maingebiet, in der Elster und deren Zuflüssen, vorzüglich bei Oelsnitz, im Queis und in der Juppel in Schlesien, in der Moldau oberhalb Frauenberg und in der Wottawa in Böhmen. Die Flußperlen geben den Seeperlen an Schönheit kaum etwas nach, aber der Ertrag war stets nur gering. Die Elsterperlen sollen von venetianischen Kaufleuten aufgefunden worden sein, die übrigen wurden im 16. und 17. Jahrh. bekannt. Die echte Flußperlmuschel kommt auch am östlichen Rande der Lüneburger Heide, in Wales, Cumberland, Schottland, dem nördlichen Irland, Schweden, Norwegen und Nordrußland vor, und englische Flußperlen hatte schon Julius Cäsar erhalten. Nahe verwandte Arten leben im Stromgebiete des Mississippi, und die Spanier fanden bei ihrem Vordringen in diesen Gegenden kolossale Mengen von Perlen bei den Eingebornen angehäuft. Auch in China sind Flußperlen seit dem Alterthum bekannt, sie wurden als Schmuck benutzt und als Amulete getragen. In die chinesische Flußperlmuschel (wahrscheinlich Dipsas plicata) schieben die Chinesen Kügelchen oder zinnerne Buddhabildchen zwischen Schale und Mantel und erzielen dadurch eine Ablagerung von Perlensubstanz auf den eingeschobenen Gegenständen, welche man zum Schmücken der Kopfbedeckung benutzt. Der hauptsächlichste Perlenmarkt für Europa ist Paris, für Deutschland Leipzig. Das Gewicht der Perlen bestimmt man nach Karaten und den Preis großer Perlen, indem man den Preis einer Perle von 1 Karat mit dem Quadrat des Karatgewichts der zu schätzenden Perle multiplicirt und das Produkt nochmals mit 8 multiplicirt. Form und Farbe beeinflussen natürlich die Höhe des Karatpreises sehr bedeutend, und wenn der Verkäufer mehrere möglichst ähnliche Perlen zu einer Schnur zusammenstellen kann, so erhöht sich dadurch wiederum der Werth der einzelnen Perle. Die vollkommen runden Perlen heißen Perlentropfen oder Perlenaugen, die unregelmäßig geformten Perlen Barockperlen, die kleineren Perlen Lothperlen und die kleinsten Saatperlen.

Perlensurrogate (künstliche Perlen) werden aus den Zähnen des Dugong, aus Alabaster, Steinnuß, Korallen ꝛc. gedreht; viel wichtiger aber sind die Glasperlen (Stickperlen), die besonders auf Murano dargestellt werden. Man zieht das Glas zu dünnen Röhren aus, sortirt diese nach ihrer Stärke, zerschneidet sie mit einer Schere in kleine Stücke, sortirt diese durch Siebe und reinigt sie dabei von Splittern, mischt sie mit einem leicht angefeuchteten Gemisch aus Kalk- und Kohlenpulver, um die Höhlungen auszufüllen, bringt sie dann mit Sand und Kohlenpulver in rotirende Cylinder und erhitzt diese so stark, daß sich die scharfen Kanten abrunden. Die weitere Bearbeitung besteht nur im Absieben und leichten Poliren durch anhaltendes Schlagen mit Weizenkleie in einem Sack. Die fertigen Perlen werden dann auf Fäden gereiht, um in die Form von Schnurbunden gebracht zu werden. Kaum minder wichtig sind die großen buntfarbigen Glasperlen, welche unter anderem als Tauschartikel nach Bassora und als Rosenkränze nach Palästina gingen, auch heute noch einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Ein großer Theil der hierher gehörigen Waare, die Markasitperlen, Barockperlen, die gewickelten Perlen ꝛc., sind Produkte der Glasbläserei vor der Lampe. Im Fichtelgebirge fertigt man die massiven sogen. Paterln, indem man konische, spitz zulaufende Eisenstäbe in Thonschlicker taucht, diesen im Arbeitsloch des Ofens trocknet, dann eine Portion flüssiges Glas herausnimmt und daraus die Perle formt, welche eckig abgeschliffen, polirt, auch wohl mit Fäden andersfarbigen Glases überzogen wird. Den Stickperlen aus Glas schließen sich die Metallperlen aus Stahl, Silber, Gold oder Kupferlegirungen an, welch letztere auch wohl vergoldet und versilbert werden. Die Wachsperlen, welche die echten Perlen am schönsten nachahmen, bestehen aus kleinen, zarten Glaskügelchen, welche man innen mit Perlenessenz (s. d.) auskleidet und dann mit Wachs füllt. Sie werden besonders in Paris, Straßburg, Schwäbisch-Gmünd, Wien, Venedig ꝛc. dargestellt. Vegetabilische Perlen (Perlen der Kokosnuß), welche bei den Radscha's in Ostindien als Schmuckwaaren sehr beliebt sind, gleichen den Perlen der Perlmuschel, haben eine glatte, milchweiße Oberfläche, glänzen sehr wenig und finden sich freiliegend in Höhlungen der Kokosnuß. Sie sollen im wesentlichen aus kohlensaurem Kalk bestehen und außerdem eine stickstoffhaltige Substanz enthalten. Vgl. Heßling, Die P. und ihre Perlen (Leipz. 1859); Möbius, Die echten Perlen (Hamb. 1858); Martens, Purpur und Perlen (Berl. 1874).

Perlmutter (franz. Nacre de perles, engl. Mother of pearl), die inneren Schichten der Schalen der Perlmuschel und anderer Muscheln sowie die Gehäuse einiger Seeschnecken, welche auf ihrer Innenseite das den ersteren eigenthümliche Farbenspiel zeigen. Dies wird nicht durch Pigmente, sondern durch die Struktur der Schalen hervorgebracht und beruht auf Interferenzwirkung. Die Perlmutterschicht jener Schalen besteht nämlich aus feinen Blättern, welche aber nicht ganz parallel der Oberfläche liegen und auch nicht über die ganze Muschel in einem Stück ausgebreitet sind, sondern kleinere, unregelmäßig begrenzte Fetzen bilden, so daß überall Ränder derselben an der Fläche der Perlmutterschicht auslaufen. Darauf, daß ein Theil des Lichts gleich von den obersten Blättern, ein anderer, etwas eindringend, erst von den tieferen zurückgeworfen wird, beruht der eigenthümliche Glanz. Das Farbenspiel aber entsteht durch die Interferenz zwischen den Lichtstrahlen, welche von den auslaufenden Rändern, und denen, welche von deren etwas vertieften Zwischenräumen zurückgeworfen werden. Die Substanz der P. ist kohlensaurer Kalk mit etwas organischer Substanz. Man gewinnt die Perlmutterschalen bei Gelegenheit der Perlenfischerei und besonders im Persischen Golf, im Rothen Meer, bei den Sulu-inseln (zwischen Borneo und den Philippinen), bei einigen der Südseeinseln (Paumotu- und Gambiergruppe) sowie in der Bai von Panamá und im Golf von Nicova. Die Haupthandelssorten sind jetzt Manzanilla, Makassar (die besten) und Südseeperlmutter, welche man wieder in schwarze und weiße sortirt. Auch die Flußperlmuschel liefert sehr schöne P., welche z. B. zu Adorf im Voigtland viel verarbeitet wird. In großer Menge werden auch die Gehäuse von Nautilus Pompilius, Haliotis Iris und Turbo olearius angewandt. Das Gehäuse von Strombus gigas ist mehr porzellanartig und wird in Italien zu Kameen benutzt. Zum Behuf der Verarbeitung zersägt man die Schalen und Gehäuse, spaltet mit einem Meißel die äußeren Schichten ab und dreht die reinen

Stücke entweder wie Horn auf der Drehbank, oder schleift und polirt sie wie Elfenbein mit Tripel. Sie werden besonders zu Fournieren, als Einlage und zur Darstellung kleinerer Gegenstände, wie Messergriffe, Spielmarken, Knöpfe ꝛc., benutzt. Um P. schwarz zu färben, legt man sie in eine neutrale concentrirte Höllensteinlösung, spült sie nach zwölf Stunden mit destillirtem Wasser ab, legt sie dann eine Stunde in Kochsalzlösung, spült wieder und zuletzt mit schwacher Höllensteinlösung und setzt sie feucht dem Sonnenlicht aus. Künstliche P. kann man anfertigen, indem man eine Gelatinefolie mit Perlenessenz bestreicht, mit Gelatinelösung begießt und trocknen läßt. Das Blatt wird dann in eine Lösung von 1 Theil Alaun in 18 Th. Wasser gelegt, bis es angeschwollen ist, und dann mit einer verdünnten Pottaschenlösung abgespült und getrocknet. Das von Richter in Paris erfundene Perlmutterpapier (papier de nacre), welches einen Ueberzug von verschieden gefärbten zarten Krystallisationen besitzt, ist sehr bald wieder außer Gebrauch gekommen.

Perlmutterglanz, s. Glanz.

Perlschrift, die zweite Größe der Buchdruckerschriften, von der kleinsten (Diamant) angefangen, hält fünf typographische Punkte. S. Schriftarten.

Perlstein (Perlit), gleich dem Pechstein und Obsidian oft als Mineral (wasserhaltiger Geolith, amorph, perlgrau, kantendurchscheinend, matt glänzend, sehr spröde, von Härte 6, spec. Gew. 2,3) aufgefaßt, richtiger aber als ein glasartig-amorphes Gestein aus der Familie des Trachyts, von emailartigem Ansehen und meist ausgezeichneter sphärolithischer Struktur, d. h. mit rundkörniger und zugleich krummschaliger und strahlig-faseriger Absonderung. Die Körner haben sich nicht selten um einen Feldspatkrystall gebildet, sind aber mitunter auch hohl. Oft ist auch die ganze Grundmasse eckigkörnig abgesondert (Perlitporphyr). Manchmal verbinden sich mit den sphärolithischen Gesteinen solche mit pechsteinartiger Grundmasse (Perlite rétinique), auch wird die Grundmasse thonsteinartig mit erdigem Bruch und selbst blasig. Die Farbe der ausgezeichnetsten Varietäten ist grau; die Sphärolithen sind oft dunkler, bräunlich, grau, lavendelblau, roth, selbst schwarz. Die Grundmasse zeigt die oben angegebenen Eigenschaften. Die in derselben enthaltenen Krystalle sind Sanidin oder glasiger Feldspat und schwarzer Glimmer. Zuweilen finden sich im P. Ausscheidungen von Hornstein und Opal (Feueropal). Er enthält 70,6—73 Proc. Kieselerde, 12—15 Thonerde, 2 Eisenoxyd, 1—3 Kalk, 1—1,5 Magnesia, 2—6 Kali, 6—9 Proc. Natron und Wasser. Vor dem Löthrohr bläht er sich etwas auf und schmilzt zu weißem Email. Der P. gehört einigen der Trachytdistrikte an; er ist am verbreitetsten in Ungarn, wo er bei Tokay ein Gebiet von über 12 QM. einnimmt, auf der Insel Sardinien, in den Euganeen, auf den Ponzainseln, in Mejiko.

Perludiren (lat.), einem etwas vorspiegeln; Perlusion, Vorspiegelung.

Perlustriren (lat.), durchwandern, durchmustern.

Perlweiß, s. v. w. basisch salpetersaures Wismut (blanc d'Espagne ou de perle), auch basisches Chlorwismut oder mit Indigo oder Berlinerblau gebläutes Bleiweiß.

Perm, russ. Gouvernement, grenzt im N. an Wologda, im W. an Wjatka, im S. an Ufa und Orenburg, im O. an Tobolsk und hat ein Areal von 332,157 QKilom. (6032 QM.) mit (1870) 2,198,666 Einw. Das Uralgebirge durchstreicht P. in der Richtung von N. nach S.; seine höchsten Punkte sind daselbst der Konshakowskij (1469 Meter) und der Denesbkin (1438 Meter). Bekannt ist der Reichthum des Landes an Erzen; gewonnen werden Gold, Silber, Platina, Kupfer, Eisen, Blei, Nickel, auch Iridium, Osmium u. a.; ferner Steinkohlen, Salz, Marmor und große Mengen von Edelsteinen (Diamant, Sapphir, Hyacinth, Smaragd, Beryll, Turmalin, Aquamarin, Topas, Amethyst, Bergkrystall, Karneol, Chalcedon, Onyx, Achat, Jaspis ꝛc.). Die bedeutendsten Fundorte sind die Bergwerke von Adolphowsk, Mursowsk, Schaitansk, Sfarapul. Von den vielen Mineralquellen sind hervorzuheben die von Sserginsk, Klutschewsk und Jelowsk. Die Flüsse gehören zum System des Tobol und der Kama; für den Handel sind besonders wichtig die Kama, Tschussowaja, Sylwa und Kolwa. Vom Areal kommen 9,7 Proc. auf Acker-, 8,5 Proc. auf Wiesland, 73,5 Proc. auf Wald und 8,5 Proc. auf Unland. Große Sümpfe liegen besonders im nördlichen Theil; dafür ist der südöstliche an Seen reicher, von denen als die größten der Uweldü, der Irtjat und der Majan zu nennen sind. Die ungeheuren Waldungen (im Kreis Tscherdyn nehmen sie 95 Proc. des Landes ein) bestehen vorherrschend aus Föhren, Roth- und Weißtannen, Birken, Eichen, Lärchen und sibirischen Cedern. Das Klima ist kalt, besonders am östlichen Abhang des Ural. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt bei Ussolje 0,9° R., bei Jekaterinburg 0,6°, bei Tscherdyn 0,4° und bei Bogoslowsk —1,1° R. Von den Einwohnern waren 1870 Raskolniken 71,419, Heiden 13,456; zum Islam bekannten sich 92,267, zu verschiedenen christlichen Kirchen 1200, die übrigen zur griechisch-orthodoxen Kirche; doch sind in Wirklichkeit die beiden ersten Kategorien viel stärker vertreten. Außer Russen leben in P. ca. 70,000 Baschkiren, Teptjären und Meschtscherjäken, 59,000 Permier oder Permjäken, 24,000 Tataren, 8000 Tscheremissen und etwas über 2000 Wogulen. Der Viehstand repräsentirte 1871 auf 100 Einw. 38,3 Pferde, 36,3 Rinder, 48,2 Schafe und 8,2 Schweine. Außer Ackerbau und Viehzucht bieten Jagd, Bienenzucht, Holzindustrie und Bergbau den Einwohnern reichliche Beschäftigung. Von der Industrie sind besonders die Zweige, welche mit dem Berg- und Hüttenwesen zusammenhängen, stark vertreten; außerdem producirt man viel Branntwein, Leder, Talg, Lichte, Seife, Grütze, Stricke u. dgl. Der Mineralreichthum Perms war schon den Nowgorodern bekannt, die ihr Silber von hier bezogen. Johann III. schickte Deutsche hierher, welche große Kupferminen entdeckten. Am meisten Verdienst um die Hebung der Montanindustrie hat aber die Familie Stróganow, welche schon im 16. Jahrh. den regelrechten Bergbau hier einführte; besondern Aufschwung erhielt derselbe, als der Reichthum an Gold (1745) und an Edelsteinen (1766) entdeckt worden war. Der Handel Perms ist blühend, besonders wichtig der Transithandel nach Sibirien. Hauptabsatzorte sind: Jekaterinburg, P., Kamyschlow und Schadrinsk sowie die jährlich stattfindenden Jahrmärkte, deren über 180 sind, von denen der Irbit'sche einen Umsatz von über 50 Mill. Rubel und der Iwanow'sche im Kirchdorf Krestowskoje (Kreis Schadrinsk) einen von über 5 Mill. Rubel erzielen. Das Gouvernement wird in zwölf Kreise getheilt, von denen fünf (Jekaterinburg, Irbit, Kamyschlow, Schadrinsk und Werchoturje) am östlichen Abhang des Ural, also in Asien, die übrigen sieben (Krasjno-Ufimsk, Kungur, Ossa, Ochansk,

Sfolikamsk, Tscherdyn und P.) am westlichen Abhang desselben liegen. Das Gebiet des jetzigen P. war ehemals von den Permiern (s. d.) bewohnt und wurde von den Skandinaviern als »Bjarmar«, von den Byzantinern als »Permia« bezeichnet. Die ältesten historischen Nachrichten über dasselbe gibt der Norweger Oter unter König Alfred im 9. Jahrh. Seitdem besuchten es die Nowgoroder oft und erhoben dort schon im 11. Jahrh. einen Tribut. Mit dem Fall Nowgorods 1471 kam P. an Moskau. Seit der Unterjochung Sibiriens im 16. Jahrh. entstanden hier russische Kolonien. 1780 wurde die Statthalterschaft P. gegründet und aus derselben 1796 das Gouvernement gemacht. Vgl. Zerrenner, Erdkunde des Gouvernements P. (Leipz. 1851); Ludwig, Geognostische Studien im Ural (Darmst. 1862); Derselbe, Zur Paläontologie in P. (Kass. 1862). — Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, an der Kama, hat 14 Kirchen (darunter eine lutherische), ein Kloster, ein geistliches Seminar, ein Gymnasium für Knaben und eins für Mädchen, eine Realschule, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, rege Industrie, besonders in Eisen, Stahl, Leder, Ziegeln, Porzellan, Stricken, Branntwein, Zündhölzchen ꝛc., lebhaften Handel (Ausfuhr von Talg, Metallen, Lichten; Einfuhr von Zucker, Zeugen, Wein) und ist Stapelort für die auf den Flüssen herabkommenden Waaren. 1723 wurde am Flüßchen Jagoshicha ein Kupferwerk erbaut, welches 1781 die Veranlassung zur Gründung der Stadt P. an dieser Stelle gab. Bis 1830 erblühte die junge Stadt rasch, seitdem aber hält sie sich fast auf demselben Niveau. Sie zählte 1871: 21,880 Einw.

Per majōra (sc. vota, lat.), durch Stimmenmehrheit.

Per mandatarium (lat.), durch den Bevollmächtigten.

Permanént (lat.), fortdauernd, ständig, ununterbrochen; Permanenz, Fortdauer, Ständigkeit, z. B. einer repräsentativen Versammlung; berühmt ist die Permanenzerklärung der französischen Nationalversammlung vom 23. Juni 1789, womit die französische Revolution ihren Anfang nahm.

Permanéntgelb, s. v. w. chromsaurer Baryt.

Permanéntweiß, s. v. w. schwefelsaurer Baryt.

Permeäbel (lat.), durchdringbar; Permeation, gegenseitiges Durchdringen zweier Körper.

Permier (Permjäken, auch Bjarmier), finn. Volksstamm in den russischen Gouvernements Perm und Wjatka, bildet mit den Syrjänen und Wotjäken die permische Gruppe der finnischen Völker. Der erste christliche Missionär unter ihnen war der heil. Stephanus, der hier 1375—96 wirkte. Schon im 11. Jahrh. tributpflichtig, verloren die P. immer mehr ihre Selbständigkeit, bis Zar Johann ihren letzten Fürsten, Matthäus, 1505 absetzen ließ. Sie selbst nennen sich Kamimort (»an der Kama wohnendes Volk«). Den Namen P. leitet man vom finnischen parma her, was bei den Uralfinnen s. v. w. »mit Urwald bewachsener Höhenzug« oder auch »Wasserscheide« bedeutet. Noch nicht völlig russificirte P. zählt man gegenwärtig nur noch 67,300, davon ca. 59,000 im Gouvernement Perm, die übrigen in Wjatka.

Per mille (lat.), für 1000 Stück.

Permische Formation, s. Dyas.

Permiscĭren (lat.), vermischen; Permixtion, Vermischung.

Permiß (Permission, lat.), Erlaubnis; permissive, erlaubnisweise. Permittiren, erlauben, gestatten; Permittirte, Beurlaubte.

Permißgeld, ehemals in Brabant die alten, zur Wechselzahlung gestatteten Alberts- oder Kreuzthaler; daher s. v. w. Wechselgeld.

Permotion (lat.), Erregung, Rührung.

Permutation (lat.), Vertauschung, Versetzung; in der Arithmetik die Veränderung der Reihenfolge einer bestimmten Anzahl gegebener Dinge (Elemente), aber auch jedes Ergebnis einer solchen Veränderung. So sind z. B. acdb und cabd Permutationen der vier Elemente abcd. Die Permutationslehre ist ein Theil der Kombinationslehre (s. d.).

Permutationsreceß (lat.), Vertrag, vermöge dessen eine Staatsregierung an eine andere ein Land, ein Recht ꝛc. gegen ein anderes vertauscht; so der Halberstädter P. 1573 zwischen Kursachsen und Mansfeld.

Pernaken, die von eingewanderten Chinesen mit Javanerinnen erzeugten Nachkommen.

Pernambūco (Fernambuco), östliche Küstenprovinz Brasiliens, wird von den Provinzen Alagoas, Bahia, Piauhy, Ceará und Parahyba umschlossen und umfaßt 128,395 QKilom. (2331,8 QM.) mit (1875) 841,539 Einw., darunter 89,028 Sklaven. Der westliche Theil des Landes ist gebirgig durch die Serra Borborema, welche P. von Piauhy scheidet und mehrere Verzweigungen in das Innere sendet. Die bedeutendsten Flüsse sind: der San Francisco, der hier den Rio Grande aufnimmt, der Japojuc, Capibaribe, Unna und Formozo; viele der kleineren Gewässer trocknen in der dürren Jahreszeit aus. Das Klima ist heiß, wird aber durch die Seewinde und Gebirge gemildert. Der fruchtbare Theil an der Küste ist trefflich angebaut. Hauptprodukte sind: Zucker, Baumwolle, Mais, Pernambukholz, Gelbholz, etwas Getreide; Rindvieh und Salz. Die Provinz wird in drei Comarca's eingetheilt; zu ihr gehören auch die Inseln Fernando do Noronha, Trinidad (Ascension), Itamarca und die Ratteninsel (Ilha de rattos). In der Provinz P. sind 467 Schulen mit 9678 Schülern, Sekundärunterricht wird in vier Anstalten ertheilt; es erscheinen 23 Zeitschriften. Eisenbahnen führen von der Stadt P. nach Caranya, Beberibe, Brejo, Victoria (im Bau); Caruaru, von Gomes nach Bebedonco. Die jährliche Einfuhr der Provinz beträgt 88, die Ausfuhr 79 Mill. Mark. — Die gleichnamige Hauptstadt (auch Cidade do Recife oder bloß Recife genannt) liegt an der Mündung des Capibaribe in den Atlantischen Ocean und ist vom Meer durch ein mit der Küste parallel laufendes meilenlanges Riff getrennt, welches nach beiden Seiten steil abfällt. Zwischen Riff und Stadt liegt der innere Hafen, östlich von demselben der Ankerplatz für größere Schiffe. P. zerfällt in drei weit ausgebreitete Theile, die sich von N. nach S. 21, von O. nach W. 6 Kilom. weit erstrecken. Die Altstadt (Recife), auf einer schmalen sandigen Halbinsel gelegen, ist der Sitz der Handelskontore, der Börse, des Marinearsenals ꝛc. und durch eine Brücke mit der ansehnlichen Inselstadt San Antonio verbunden. Hier befinden sich der bischöfliche Palast, der Palast des Präsidenten, die Schatzkammer, das Theater, das Arsenal ꝛc. Eine Brücke nach dem Festland führt nach dem modernsten Stadttheil, Boavista, wo viele europäische Kaufleute wohnen. P. ist Sitz des Gouverneurs und der Hafenbehörden, besitzt ein Handelsgericht, eine Rechtsschule, ein Lyceum, 2 Latein- und verschiedene Elementarschulen, 17 Kirchen und Kapellen, Kasernen ꝛc. Gegen 4 Kilom. von Boavista entfernt liegt Olinda (s. d.). Die Gesammtbevölkerung beträgt

(1872) 118,478 Seelen, darunter 7247 Fremde und 15,280 Sklaven. P. ist durch seine Lage und die Thätigkeit seiner Bewohner der kommercielle Schwerpunkt für ganz Nordbrasilien geworden und wird von allen aus dem nördlichen Atlantischen Ocean kommenden Schiffen berührt. S. Karte »Brasilien«.

Pernau, 1) Fluß im nördlichen Rußland, entsteht im Kreis Jerwen der Provinz Esthland aus drei Quellbächen, tritt nach 53 Kilom. langem Lauf nach Livland über und ergießt sich nach einem Gesammtlauf von 191 Kilom. in die Pernau'sche Bucht des Riga'schen Meerbusens. Auf 10 Kilom. ist er schiffbar. Nebenflüsse sind rechts: Kollo, Kerro, Jennern; links: Nawast. — 2) Kreisstadt im russ. Gouvernement Livland, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, 1255 erbaut, gehörte abwechselnd den Ordensrittern, Polen und Schweden, welch letztere sie 1642 befestigten, die Festung jedoch 1710 den Russen übergeben mußten. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat 2 lutherische und eine griechisch-katbol. Kirche, ein Gymnasium, ein Schloß, regen Handel, ein Zollamt, einen Hafen für 100 Schiffe, ein besuchtes Seebad und (1870) 9568 Einw. Erwähnenswerth sind der Salon- und Badepark, beliebte Promenaden der Badegäste. P. war früher Sitz eines Bischofs; auch wurde die Universität aus Dorpat für einige Zeit hierher verlegt.

Pernes (spr. pern), Stadt im franz. Departement Vaucluse, Arrondissement Carpentras, an der Nesque, hat Seidenmanufakturen, Wein-, Mandel-, Krapp- und Safranbau und (1872) 4718 Einw.

Pernice (ital., spr. -tsche, Pernise), s. v. w. Rothhuhn.

Pernice, Ludwig Wilhelm Anton, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 11. Juni 1799 zu Halle, studirte daselbst sowie zu Berlin und Göttingen Geschichte und Philologie, später Rechtswissenschaft, habilitirte sich 1821 zu Halle, wurde daselbst 1822 außerordentlicher Professor der Rechte und Mitglied des Spruchkollegiums, 1825 ordentlicher Professor, bekleidete seit 1833 das Viceordinariat der Juristenfakultät und ward 1838 zum Geheimen Justizrath ernannt. 1844 wurde er unter Entbindung von seiner Professur mit dem Titel eines Geheimen Oberregierungsraths Kurator und außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter an der Universität, 1845 auch Direktor des königlichen Schöppenstuhls. Als 1848 die Kuratorenstellen aufhörten, trat P., der durch seine aristokratisch-absolutistische Gesinnung schon vorher in manchen Konflikt mit den Universitätsdocenten gerathen war, wieder in die Reihe der juristischen Professoren ein. Seit 1852 Mitglied der preuß. Ersten Kammer, seit 1854 Kronsyndikus, starb er 16. Juli 1861 zu Halle. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Geschichte, Alterthümer und Institutionen des römischen Rechts im Grundriß« (Halle 1821, 2. Aufl. 1824); »Observationes de principum comitumque imperii germanici inde ab anno 1806 subjectorum juris privati mutata ratione« (daf. 1827); »Quaestionum de jure publico germanico part. I—III« (daf. 1828—35). Vgl. »P., Savigny, Stahl« (Berl. 1862). Von seinen Söhnen ist Hugo Karl Anton P., geb. 9. Nov. 1829, seit 1858 Professor der Medicin und Direktor des Entbindungsinstituts zu Greifswald. Ein zweiter Sohn, Herbert Victor Anton P., geb. 1832, seit 1857 Professor der Rechte zu Göttingen, 1862 zum Mitglied der hannöverschen Kammer ernannt, legte 1866 seine Professur nieder, war 1867 als Bevollmächtigter des devossedirten Kurfürsten von Hessen in Berlin beschäftigt und starb 21. April 1875 zu Halle. Er veröffentlichte: »Denkschrift über die anhaltische Verfassung« (Dess. 1862); »Zur Würdigung der v. Warnstedt'schen Schrift: Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein« (Halle 1864); »Kritische Erörterungen zur schleswig-holsteinischen Successionsfrage« (Kass. 1865—66, 6 Hefte). Ein dritter Sohn, Lothar Anton Alfred P., geb. 18. Aug. 1841, habilitirte sich 1867 in Halle als Privatdocent, wurde daselbst 1871 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor des römischen Rechts, ging in demselben Jahr in gleicher Eigenschaft nach Greifswald, 1877 wieder nach Halle. Er schrieb: »Zur Lehre von den Sachbeschädigungen nach römischem Recht« (Weim. 1867); »Marcus Antistius Labeo. Das römische Privatrecht im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit« (Halle 1873, Bd. 1).

Pernicĭös (lat.), verderblich, schädlich.

Pernicität (lat.), Behendigkeit, Hurtigkeit.

Pernĭones (lat.), Frostbeulen.

Perogrullo (spr. -grúljo), ein zum Nationaltypus eines Einfaltspinsels gewordener Spanier, der Albernheiten und augenscheinliche, von niemandem bestrittene Wahrheiten als neue, höchst wichtige Entdeckungen erzählt; daher Perogrullo's Wahrheiten (span. verdades de P., perogrulladas).

Per omnes passus et instantias (lat.), durch alle Gerichtsstellen (etwas durchführen).

Péronne (spr. -onn), befestigte Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Somme, an der Somme, hat einen schönen Marktplatz, 5 Kirchen, ein Schloß aus dem 16. Jahrh., welches ein Bastion der Umfassungsmauer einnimmt, einen Gerichtshof, ein Collége, Amboß- und Zuckerfabrikation, Oel- und Salzraffinerie, Handel mit Leinwand, Batist, Leder und Vieh, eine Mineralquelle und (1872) 4174 Einw. P. wird schon zur Zeit der Merowinger erwähnt; hier starb Karl der Einfältige als Gefangener. Später gehörte die Stadt zu Burgund; aber nach Karls des Kühnen Tode bemächtigte sich ihrer Ludwig XI., und im Madrider Frieden wurde sie von Karl V. förmlich an Frankreich abgetreten. Am 26. Juni 1815 wurde P. von den Briten unter Wellington beim ersten Sturmangriff genommen; im deutsch-französischen Krieg 1870/71 kapitulirte die Stadt nach mehrtägigem Bombardement 9. Jan. 1871.

Peronospŏra *Corda*, Pilzgattung aus der Familie der Peronosporeen, pflanzenbewohnende, endophyte Schmarotzerpilze mit schlauchförmigen, querwandlosen, ästigen Myceliumfäden, welche nur zwischen den Zellen der Nährpflanze wachsen, oft aber Haustorien in dieselben hineinsenden, und mit einzeln aus der Epidermis hervorwachsenden, baumartig verzweigten Fruchthyphen, welche an den Spitzen ihrer mannigfaltig gestalteten Aeste einzelne einzellige, farblose Konidien abschnüren. Die meist in Menge auftretenden Fruchthyphen bilden für das unbewaffnete Auge einen zarten, grauweißen, schimmelähnlichen Ueberzug auf den befallenen grünen Pflanzentheilen, welcher für alle Arten Peronosporeen charakteristisch ist. Die Konidien dienen zur sofortigen Fortpflanzung des Pilzes. Bei manchen Arten kommt außerdem eine Bildung von Sexualorganen, Oogonien und Antheridien vor, durch welche Oosporen innerhalb des befallenen Pflanzentheils erzeugt werden. Diese Sporen erlangen im folgenden Frühling ihre Keimfähigkeit und bringen den Schmarotzer alljährlich von neuem hervor. Alle Arten Peronosporeen sind ihren Nähr-

pflanzen in hohem Grad verderblich, weil die von ihnen befallenen Theile vorzeitig unter Verwelken oder Bräunung oder Fäulnis absterben. Von den ungefähr 40 deutschen Arten sind nennenswerth: P. infestans *Casp.* (Botrytis infestans *Mont.*), welche die Kartoffelkrankheit (s. d.) verursacht; P. parasitica *de By* (Botrytis parasitica *Unger*), gemein am Hirtentäschel, auch am Leindotter und Raps schädlich; P. viciae *de By*, an Wicken, Linsen, Erbsen; P. trifoliorum *de By*, am Klee und der Luzerne; P. arborescens *de By*, am Gartenmohn; P. obovata *Bonord.*, am Ackerspergel; P. Schachtii *Fuckel* (P. betae *Kuehn*), an den Herzblättern der jungen Runkelrüben; P. viticola *de By*, an den Blättern und Trauben des Weinstocks, ursprünglich in Nordamerika beobachtet, gegenwärtig auch in Europa stellenweise bemerkt und das falsche Oïdium genannt.

Peronosporeen, Pflanzenfamilie in der Klasse der Pilze (s. d.).

Peroriren (lat.), mit Nachdruck reden; Peroration, Schul-, Uebungsrede.

Perósa (P. Argentina), Stadt in der ital. Provinz Turin, Kreis Pinerolo, südwestlich von Turin, am Clusone, sonst befestigt und bedeutend, jetzt herabgekommen (Erdbeben 1808), mit nur (1871) 2053 Einw. Es ist der Hauptort des vom Clusone bewässerten Thals von P. mit 4500 Waldensern.

Per pedes (lat.), zu Fuße; p. p. apostolōrum, zu Fuße (reisen), wie die Apostel.

Perpendikel (lat., Bleiloth), eine Gerade, welche auf einer andern Geraden oder auf einer Ebene rechtwinklig (perpendikular) steht. Das P. einer Ebene steht rechtwinklig auf allen Geraden, die sich durch seinen Schnittpunkt mit der Ebene in letzterer ziehen lassen. Man sagt, daß man in einem Punkt einer Geraden oder einer Ebene ein P. »errichte«, von einem außerhalb gelegenen Punkt aber ein P. auf die Gerade oder Ebene »fälle«; im letztern Fall heißt der Schnittpunkt der Geraden oder Ebene mit dem P. der Fußpunkt des letztern. Bei krummen Linien oder Flächen versteht man unter P. eine im Berührungspunkt auf der Tangente, beziehentlich Tangentialebene errichtete rechtwinklige Gerade; doch gebraucht man dafür gewöhnlich den Ausdruck Normale (s. d.). P. nennt man auch das Pendel einer Uhr.

Perpendiren (lat.), genau abwägen; erwägen.

Perpérna, Marcus, Römer, Anhänger der Marianischen Partei im ersten Bürgerkrieg, besetzte 83 v. Chr. nach dem Sieg Sulla's in Italien Sicilien und begab sich darauf nach Spanien, wo er sich mit Sertorius vereinigte, diesen 72 ermordete und die Führung des Heers übernahm, aber von Pompejus besiegt und auf dessen Befehl hingerichtet wurde.

Perpetuell (franz., perpetuirlich), ununterbrochen, unaufhörlich; Perpetuität, ununterbrochene Fortdauer, Beständigkeit; Perpetuitäten, unveräußerliche Güter.

Perpetŭum mobile (lat.), im allgemeinen ein Ding, das sich fortwährend bewegt. Jeder Körper muß, wenn er einmal in Bewegung gesetzt worden ist, in derselben verharren, so lange nicht äußere Umstände ihn daran hindern. Ein Pendel würde unaufhörlich schwingen, wenn nicht die Reibung im Aufhängungspunkt und der Widerstand der Luft die lebendige Kraft allmählich aufzehrten (in Wärme verwandelten). Da nun aber die erwähnten Hindernisse überall und immer sich geltend machen, so gehört eine Maschine, welche sich ohne Zufluß lebendiger Kraft von außen fort und fort bewegt, zu den Unmöglichkeiten. Die Konstruktion eines P. hat seit den ältesten Zeiten stets solche Leute beschäftigt, welche von Kraft und Materie falsche Vorstellungen hatten; man bemühte sich, Apparate zu bauen, die ohne äußere Hülfe einen gewissen Kraftüberschuß erzeugten, um diesen zu irgend welchen Zwecken benutzen zu können. Aber man vergaß, daß, wie keine Kraft verloren gehen, so auch keine Kraft neu erzeugt werden kann, und daß alle Kraftwirkungen einander entsprechen. Stetig sich bewegende Apparate sind unter anderen Barometer und Magnetnadel; aber diese werden nicht durch sich selbst, sondern durch Winde und durch den Magnetismus der Erde in Schwankungen versetzt.

Perpignan (spr. -pinjáng), Hauptstadt des franz. Departements Ostpyrenäen und der vormaligen Grafschaft Roussillon, 11 Kilom. vom Mittelländischen Meer, zum Theil auf einem Hügel, zum Theil in einer herrlichen Ebene an der Tet und an der Basse gelegen, über welch erstere hier eine lange steinerne Brücke führt, durch Eisenbahnen mit Narbonne und Port Vendres verbunden, ist Festung und Kriegsplatz erster Klasse mit einer starken Citadelle, welche aus einem alten Donjon (ehemals Sitz der Grafen von Roussillon, mit einer Kapelle, in deren Inneres ein interessantes maurisches Portal führt) und 2 Enveloppen, jede von 6 Bastionen, besteht, während die Neustadt von Vauban befestigt wurde; außerdem wird die Stadt vom Kastell Donzon beherrscht. Bemerkenswerthe Gebäude sind: der ehemalige Inquisitionspalast mit großen Gewölben, die sonst zu Gefängnissen und Marterkammern dienten; das Castillet (Militärgefängnis), 1319 im maurischen Stil erbaut; die unvollendete Kathedrale St. Jean, deren Bau 1324 begonnen wurde, im Innern einschiffig, aber ungünstig beleuchtet und mit Bildwerken überladen; die alte Börse (aus dem 14. Jahrh., 1843 restaurirt); das Stadthaus (1692); die Gebäude der ehemaligen Universität; der moderne Justizpalast und das Präfekturgebäude. Interessant wegen seiner eigenthümlichen Bauart ist noch das von Karl V. angelegte Schloß Salces, auf dem Weg von P. nach Narbonne, unfern des Meers, in der Nähe zweier starken Salzquellen. P. ist der Sitz der Departements- und Arrondissementsbehörden, eines Bisthums, eines Gerichts- und Assisenhofs und eines Handelsgerichts. An Bildungsanstalten besitzt die Stadt ein Collége, ein Priesterseminar, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, unentgeltliche Lehrkurse für Physik, Chemie, Zeichnen, Mechanik, Architektur und Geburtshülfe, ferner ein Musikkonservatorium, eine Bibliothek von 18,000 Bänden, ein Naturalienkabinet, Museum, einen botanischen Garten und mehrere gelehrte Gesellschaften. Die Einwohnerzahl beträgt (1872) 27,378 (darunter 3660 Mann Militär). Die Erwerbszweige der Bevölkerung sind Obst- und Gemüsebau, Schaf- und Seidenzucht, Fabrikation von Tuch, Spielkarten, Korkpfropfen, Holzgriffen für Gabeln, Chokolade, Cigaretten und Kerzen, Branntweinbrennerei, Färberei und Gerberei, Handel mit Wein (Rivesaltes u. a.), Spirituosen, Wolle, Oel, Honig und Schafwolle. Zur Förderung des Handels und der Industrie dienen eine Waarenbörse, eine Handelskammer und eine Filiale der Bank von Frankreich. Die Stadt besitzt ferner mehrere Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten und eine kalte Eisenquelle (Fontaine d'amour). Das heutige P. steht in der Nähe des alten Ruscino, von welchem

nur noch ein einzeln stehender, 5 Kilom. westlich befindlicher Thurm (La Tour de Roussillon) übrig ist. Die 1349 von Peter von Aragonien hier gestiftete Universität ging zur Zeit der ersten französischen Revolution ein. Kaiser Karl V., zu dessen Zeit P. zu Roussillon gehörte, begann die Befestigung der Citadelle, und Philipp II. vollendete sie 1577. Ludwig XIV. eroberte P. 1641.

Perplex (lat.), bestürzt, verblüfft.

Perponcher-Sedlnitzki (spr. perponscheh-), Heinrich Georg, Graf von, niederländ. General, geb. 19. Mai 1771 im Haag, trat frühzeitig in die holländische Armee ein und machte 1793 und 1794 die Feldzüge gegen die französische Republik als Adjutant des Prinzen Friedrich von Oranien mit, dem er bei Werwick (13. Sept. 1793) das Leben rettete. 1795 ging er mit der Familie des Erbstatthalters nach England, kehrte aber schon 1796 mit dem Prinzen Friedrich zurück und trat als Hauptmann in österreichische, dann in englische Dienste. 1804 erhielt er als Oberstleutnant die Führung des Regiments Dillon auf Malta, 1808 ward er Oberst der lusitanischen Legion in Portugal und 1809 Chef des Generalstabs und der mißlungenen Expedition gegen Antwerpen. Als 1810 Napoleon I. alle in fremden Diensten stehenden Niederländer mit Konfiskation ihrer Güter bedrohte, kehrte P. in sein Vaterland zurück und ward hier unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Dessenungeachtet wirkte er 1813 für die Rückkehr des Hauses Oranien und ging mit J. Fagel nach England, um den Prinzen Wilhelm von Oranien im Namen der provisorischen Regierung zur Rückkehr einzuladen. Er selbst übernahm als Generalmajor den Oberbefehl über die niederländischen Streitkräfte und schloß, von Engländern und Preußen unterstützt, 1814 Gorkum, Bergen op Zoom und Antwerpen ein. Nach dem ersten Pariser Frieden ward er als Gesandter nach Berlin geschickt, bei Napoleons Rückkehr von Elba aber als Generalleutnant an die Spitze der 2. Division der Niederländer gestellt, mit welcher er bei Waterloo gegen Ney kämpfte. König Wilhelm I. erhob ihn hierauf in den erblichen Grafenstand und schickte ihn zum zweitenmal als Gesandten nach Berlin. P. starb 29. Nov. 1856 zu Dresden. Sein ältester Sohn, Wilhelm, Graf von P., geb. 17. Juli 1819, ward königlich preußischer Kammerherr und 1853 preußischer Ministerresident am nassauischen Hof und für die Freie Stadt Frankfurt, 1860 Gesandter zu Neapel, 1862 zu München, 1863 im Haag, dann in Brüssel und zog sich 1875 in das Privatleben zurück. Der zweite Sohn, Friedrich, Graf von P., geb. 11. Aug. 1821, ist preußischer Generalmajor à la suite und Hofmarschall des deutschen Kaisers. Der dritte, Ludwig, Graf von P., geb. 19. Juni 1827, ist preußischer Ceremonienmeister.

Per procúra (ital., lat. per procurationem), durch Stellvertretung, in Vollmacht (s. Prokura).

Perquiriren (lat.), nachforschen; Perquisition, gerichtliche Nachforschung; Perquisitionsprotest, Wechselprotest, welcher erhoben wird, wenn der Bezogene zur Verfallzeit am Zahlungsort nicht aufzufinden ist.

Perrault (spr. -ro), Charles, franz. Dichter, geb. 12. Jan. 1628 zu Paris, studirte anfänglich die Rechtswissenschaft, widmete sich aber bald der Literatur, ward durch Colbert 1664 Bibliothekar bei der neu errichteten Kunstakademie und dann Generalkontrolleur der königlichen Bauten, stiftete die Académie de peinture, de sculpture et d'architecture. Seit 1671 war er Mitglied der Académie française 1680 zog er sich vom Staatsdienst zurück; starb 16. Mai 1703. Am berühmtesten wurde P. durch sein episches Gedicht: »Le siècle de Louis le Grand« (1687) und die »Parallèle des anciens et des modernes« (Par. 1688—96, 4 Bde.), in welchen beiden Werken er den neueren Klassikern den Vorrang vor den alten einräumte, was in der literarischen Welt einen heftigen Streit hervorrief. Das Beste, was P. geschrieben, sind seine »Contes de fées« (zuerst 1697, neue Ausg. 1876, 2 Bde.; mit Illustrationen von Doré, Par. 1862; deutsch bearbeitet von M. Hartmann, ebenfalls mit Doré's Illustrationen, 3. Aufl., Stuttg. 1872). Eine Auswahl aus seinen Werken veranstalteten de Planey (Par. 1826) und P. Lacroix, mit Einleitung von Walckenaer (das. 1842). — Sein Bruder Claude P., geb. 1613, gest. 9. Okt. 1688, Arzt und Baumeister, lieferte die Zeichnungen zur östlichen Hauptfaçade des Louvre, übersetzte den Vitruv und schrieb unter anderem: »Essais de physique« (Par. 1680—88, 4 Bde.), worin sich eine berühmte Abhandlung über die »Mécanique des animaux« befindet.

Per recápito (besser: per ricápito, ital.), durch Ablieferung von Waaren an den Empfänger.

Perron (franz., spr. -ong, Beischlag), im weitern Sinn niedrige steinerne Terrasse, welche sich längs eines Gebäudes hinzieht oder in dasselbe hineingebaut und überdacht ist; im engern Sinn die mit Steinen eingefaßte und gewöhnlich mit einem auf eisernen Säulchen ruhenden Dach überdeckte niedrige Terrasse längs der Empfangsgebäude der Bahnhöfe. Inselperron, ein zwischen den Geleisen der letzteren hinziehender P.; auf frequenten Straßen oder Plätzen eine erhöht gepflasterte Stelle, auf welcher Fußgänger vor dem Fuhrwerk Schutz finden.

Perröne, Giovanni, röm. Normaldogmatiker, geb. 1794 zu Chieri, wirkte als Professor zu Rom und zu Ferrara, war seit 1850 Rektor des Collegium Romanum und starb 29. Aug. 1876. Er hat sich unter anderem durch folgende in viele europäische Sprachen übersetzte Werke bekannt gemacht: »Praelectiones theologicae« (Rom 1825 ff., 9 Bde.; 31. Aufl., Tur. 1866; Regensb. 1856, 2 Bde.; Par. 1877, 9 Bde.); »Il Hermesianismo« (Rom 1838; deutsch, Regensb. 1839); »Synopsis historiae theologicae« (Rom 1845); »De immaculata Mariae conceptione« (das. 1847; deutsch, Regensb. 1855); »Il protestantismo e la regola di fede« (Rom 1853, 3 Bde.; deutsch von Maier, 2. Aufl., Regensb. 1857, 2 Bde.); »De Romani pontificis infallibitate« (Tur. 1874). Seine Biographie schrieb Féret (Par. 1876).

Perroquet (franz., spr. -kä), Papagei.

Perrot (spr. -ro), Julius Joseph, Ballettmeister, geb. 18. Aug. 1810 zu Lyon, tanzte erst in der Provinz und wurde 1830 als Ballettmeister an der Großen Oper in Paris angestellt. Einige Jahre darauf engagirte er sich mit der berühmten Tänzerin Carlotta Grisi, die er geheirathet hatte, am Renaissancetheater und begleitete sie später auf ihren Kunstreisen in Frankreich, England, Oesterreich und Rußland, überall als geschickter Verfasser und Arrangeur von Balletten sich auszeichnend. Von seinen auch in Deutschland bekannt gewordenen Arbeiten nennen wir: »Die Zigeuner«, »Der Kobold«, »Die Feenpathe«, »Die Tochter des Banditen«, »Esmeralda«, »Gisela oder die Willy's«.

Perrotine, s. Zeugdruckerei.

Perrücke, s. Perücke.

Pers., bei naturwissenschaftl. Namen Abbreviatur für Chr. H. Persoon (s. d.).

Per saldo (ital.), zur Ausgleichung, als Rest.

Persano, Carlo, Graf Pellion di, ital. Admiral, geb. 11. März 1806 zu Vercelli, trat in den sardinischen Marinedienst, nahm an der Expedition gegen Tripolis theil, ward 1842 Kapitän des sardinischen Schiffs Eridano, mit dem er eine Reise um die Welt machte, und unternahm im Krieg Sardiniens gegen Oesterreich 1848 als Fregattenkapitän mit einigen venetianischen Schiffen einen unglücklichen Angriff auf das von Oesterreichern besetzte Fort Caorle an der Mündung der Piave. Hierauf befehligte er das königliche Equipagenkorps in Genua. Im Frühjahr 1860 zum Kontreadmiral und Befehlshaber der sardinischen Seemacht ernannt, leistete er Garibaldi bei seinem Angriff auf Sicilien und das Festland von Neapel wesentliche Dienste und unterstützte die Eroberung Ancona's. Im November ging er, inzwischen zum Viceadmiral ernannt, vor Gaëta, um die Operationen der sardinischen Belagerungsarmee von der Seeseite aus zu unterstützen, verwaltete in dem Kabinet Rattazzi's vom März bis December 1862 das Marineministerium und verlieh sich selbst vor seinem Rücktritt den höchsten Rang in der Marine, den eines Admirals. 1865 ward er zum Senator ernannt. Als im Sommer 1866 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, übernahm er den Oberbefehl über die mit bedeutenden Opfern stark vermehrte italienische Flotte, von der man sich große Leistungen versprach, die P. aber durchaus nicht erfüllte. Nachdem er lange mit dem Auslaufen aus dem Hafen von Tarent gezögert, blieb er, obwohl er den 14 österreichischen Schiffen gegenüber 34 Fahrzeuge zur Disposition hatte, fast zwei Wochen unthätig in Ancona. Auf wiederholte Aufforderungen des Marineministers Depretis verließ er Ancona, aber nur, um fünf Tage lang zwecklos im Adriatischen Meer zu kreuzen. Dann kehrte er nach Ancona zurück, bis ihm der ausdrückliche Befehl zum Angriff auf die Insel Lissa an der dalmatischen Küste zukam. Den Verlauf und den traurigen Ausgang dieser Affaire s. Lissa 1). In Italien erhob sich ein Sturm gerechten Unwillens wider P., und die Regierung konnte nicht umhin, ihn vor dem Senat zur Verantwortung zu ziehen. Ende Januar 1867 entschied sodann der Senat, daß P. sich des Ungehorsams sowie der Ungeschicklichkeit und Fahrlässigkeit schuldig gemacht habe, und verurtheilte ihn 15. April 1867 zur Amtsentsetzung, zum Verluste des Admiralsrangs sowie in die Kosten des Processes. Vgl. »Neuer Pitaval«, neue Serie, Bd. 3 (Leipz. 1869).

Persánte, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Köslin, entspringt im Kreis Neustettin aus dem See Persanzig, nimmt die Damitz, Radün ꝛc. auf und mündet nach einem Laufe von 165 Kilom. bei Kolberg, wo sie den Hafen Münde bildet, in die Ostsee. Sie ist 2 Kilom. für kleinere Seeschiffe fahrbar; wiederholt ist eine weitere Schiffbarmachung und selbst eine Verbindung mit der Küddow in Anregung gebracht worden.

Per scrutinium (lat.), durch Stimmensammlung, durch (geheime) Abstimmung.

Per se (lat.), an und für sich, von selbst.

Persĕa *Gaertn.*, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, amerikan. Bäume und Sträucher mit wechselständigen, ganzen Blättern, in Trauben stehenden, kleinen Blüten und großen, einsamigen Früchten. **P. gratissima** *Gaertn.* (Alligator- oder Avogato- [Advokaten-] Birne, s. Tafel »Nahrungspflanzen III«), ein 9 Meter hoher Baum mit über 15 Centim. langen, elliptisch länglichen, stumpflichen, unten weichhaarigen Blättern und gelben, wohlriechenden, in winkelständigen Doldentrauben vereinigten Blüten, trägt braunrothe Früchte von der Größe einer mittlern Birne, mit grünem, wohlschmeckendem Fleisch, die in Südamerika und Westindien ein beliebtes Obst sind, das reif sowie unreif mit Salz und Gewürzen genossen wird. Durch Auspressen gewinnt man aus dem Fruchtfleisch reichlich fettes Oel. Die Samen liefern eine unauslöschliche Farbe, welche zum Zeichnen der Wäsche benutzt wird. Von **P. indica** *Spr.* (Madeiralorbeer), einem ansehnlichen Baum in Madeira, auf den Kanarischen Inseln und in Japan, mit weißlichen, in winkelständigen Doldentrauben vereinigten Blüten, werden die lorbeerartig riechenden Blätter arzneilich benutzt.

Persekution (lat.), Verfolgung.

Persenning, in der Seemannssprache ein getheertes Segeltuch, welches als Schutz gegen Feuchtigkeit über etwas gedeckt wird.

Persephŏne (Persephassa, bei den Römern Proserpina), in der griech. Mythologie Tochter des Zeus und der Demeter, ward, als sie einst auf der nysischen Flur (nach späterer Sage bei Enna in Sicilien) Blumen sammelnd von ihren Gespielinnen sich entfernt hatte, von Pluton, der plötzlich aus der Erde auftauchte, geraubt und so zur Beherrscherin der Unterwelt erhoben. Demeter suchte die Tochter mit der an den Flammen des Aetna angezündeten Fackel auf der ganzen Erde, bis ihr die Nymphe Arethusa oder Helios das Schicksal derselben enthüllte. Zeus versprach ihr darauf, ihr die Tochter zurückzugeben, wenn dieselbe im Reich der Schatten noch nichts genossen hätte, und gewährte ihr, da P. mit Pluton bereits einen Granatapfel getheilt hatte, daß sie wenigstens die Hälfte des Jahrs auf der Oberwelt zubringen durfte. Der Sinn des Mythus ist unschwer zu errathen, er ist eine allegorische Darstellung des alljährlich vor unseren Augen sich erneuernden Schauspiels der absterbenden und wieder auflebenden Pflanzenwelt. In den eleusinischen Mysterien wurde der Mythus als das Bild einer höhern Idee, nämlich der Unsterblichkeit der Seele, aufgefaßt. Hier tritt P. als Kore in Verbindung mit ihrer Mutter Demeter und deren Sohn Jakchos auf, heißt aber auch, gleich jener, Despoina. Außer in Eleusis ward P. auch in Böotien und auf Sicilien gemeinschaftlich mit ihrer Mutter verehrt. Bei den Orphikern der spätern Zeit ist sie eine allwaltende Naturgottheit und wird vielfach mit anderen mystischen Gottheiten, Hekate, Gäa, Rhea, Isis, vermengt. Der römische Name Proserpina scheint nur eine Romanisirung von P. zu sein. Dargestellt ward P. entweder als liebliche Tochter der Demeter, oder als strenge Gemahlin des Hades, mit königlichen Insignien und der Fackel (dem Symbol der eleusinischen Weihen), oder als mystische Braut des Jakchos. Als thronende Herrscherin der Unterwelt, mit einem Fruchtmaß und Schleier, stellt sie ein pompejanisches Gemälde im Museum zu Neapel dar. Ein besonders beliebter Vorwurf für die Plastik (auch in späterer Zeit) war stets der Raub der P. Vgl. Förster, Der Raub und die Rückkehr der P. (Stuttg. 1874).

Persepŏlis (pers. Pârssa), die spätere Hauptstadt Persiens, vielleicht schon zu Cyrus' Zeiten vorhanden, aber vornehmlich durch Darius I. und Xerres vergrößert und verschönert, lag unweit der Vereinigung der Flüsse Arares (Bendamir) und Medus (Pulwar) in einer schönen und fruchtbaren Ebene (jetzt Merdascht) und hatte eine mit einer dreifachen

Mauer umgebene, den königlichen Palaſt, das Erbbegräbnis und die Schatzkammer der Könige enthaltende Burg, die zum großen Theil aus Cedernholz beſtand und von Alexander geplündert und niedergebrannt wurde, während die Stadt ſelbſt wohl verſchont blieb und noch in der Makkabäerzeit erwähnt wird. Die Burg ſtand auf einer dreifachen, aus dem natürlichen Felſen ausgebauenen Terraſſe, die durch prachtvolle Treppen zugänglich gemacht war. Auf der zweiten derſelben erhob ſich eine Audienzhalle, von 75 Säulen getragen, von welchen noch 13 ſtehen. Dieſe Reſte führen heute den Namen Tſchel Minar (»die 40 Säulen«). Ferner liegen dort der Gräberberg Rachmed, die Ruinen Harâm i Dſhamſhed, gleichfalls wohl einem Achämenidenpalaſt angehörig, und aus der Saſſanidenzeit die Denkmäler von Nakſch i Redſcheb und die Ruinen der aus dem Material des alten P. erbauten Stadt Iſtachr, welche erſt mit der Gründung von Schiraz in Verfall gerieth. (S. Tafel »Baukunſt II« und Bildhauerkunſt I«.) Vgl. Baur, Niniveh and P. (Lond. 1851).

Perſerkriege, die von 490—449 v. Chr. zwiſchen den Perſern und den Griechen geführten Kriege, unternommen von den Perſern, um durch Unterwerfung von Hellas ihre Weltherrſchaft zu vollenden, und, nachdem dies mißlungen, fortgeſetzt von den Griechen, um ſämmtliche Städte griechiſcher Nationalität von dem fremden Joch zu befreien und ſich die Herrſchaft im Mittelmeer anzueignen. Die P. ſind die Heldenzeit des griechiſchen Volks und haben eine hervorragende weltgeſchichtliche Bedeutung. Der unter dem Scepter der perſiſchen Großkönige vereinigte Orient ſchien nicht nur an Macht, ſondern auch an Kultur dem kleinen, einfachen, überdies politiſch zerſplitterten Griechenvolk ſo überlegen, daß deſſen Unterordnung unter das Weltreich nicht nur von den Perſern, ſondern auch von vielen Griechen ſelbſt für unvermeidlich und ſelbſtverſtändlich gehalten wurde und dieſen ebenſo wie den ioniſchen Städten in Kleinaſien und den Phönikern eine ehrenvolle, bedeutende Stellung in Ausſicht ſtellte. Daher war der Anlaß zum feindlichen Zuſammenſtoß ein faſt zufälliger, der Widerſtand der Griechen anfangs vereinzelt und unentſchloſſen. Erſt allmählich wurden die Griechen, vor allen die Athener, der Bedeutung des Kampfes ſich bewußt und ſetzten, durch glückliche Erfolge in ihrem Selbſtbewußtſein gehoben, alle ihre Kräfte an die Vertheidigung ihrer nationalen Unabhängigkeit, deren Behauptung die Entwickelung der griechiſchen Kultur ermöglicht und ſo der Welt eine der herrlichſten Blüten geiſtigen Lebens erhalten hat. — Die Ausbreitung der perſiſchen Herrſchaft über Europa, zunächſt über die Hämushalbinſel, begann ſchon 513 während des ſkythiſchen Feldzugs Darius' I.; die Perſer ſchwankten jedoch, ob ſie die Griechen durch Waffengewalt oder durch gütliche Unterhandlungen gewinnen ſollten: die theſſaliſchen Aleuaden, die Thebaner und Argiver waren geneigt, ſich freiwillig zu unterwerfen, Thraker und Makedonier bereits dem perſiſchen Einfluß geſichert. Da brach 499 der ioniſche Aufſtand aus, welcher von Athen und Eretria unterſtützt wurde. Nach ſeiner Unterdrückung ſandte Darius 493 ſeinen Schwiegerſohn Mardonios aus, um auch die europäiſchen Griechen der perſiſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Als aber die perſiſche Flotte am Vorgebirge Athos ſcheiterte und das Landheer im Kampf mit thrakiſchen Völkern aufgerieben wurde, forderte der Großkönig 491 durch Herolde die Griechen zur freiwilligen Unterwerfung mittels Ueberreichung von Erde und Waſſer auf. Viele griechiſche Staaten verweigerten ſie, ja die Spartaner und Athener verletzten ſogar durch Tödtung der Geſandten das Völkerrecht. Gleichwohl thaten die Griechen nichts, um ſich durch enge Verbindung und energiſche Rüſtungen gegen den übermächtigen Gegner, deſſen Zorn ſie gereizt hatten, zu ſchützen. Als daher 490 eine perſiſche Flotte mit einem großen Landheer unter Datis und Artaphernes im Aegeiſchen Meer erſchien, um die verweigerte Unterwerfung zu erzwingen und in Griechenland die vertriebenen Tyrannen (wie Hippias) als perſiſche Vaſallen wieder einzuſetzen, konnte ſie ungehindert die Kykladen unterjochen und Eretria zerſtören. Als ſie bei Marathon in Attika landete, zauderten die Spartaner abſichtlich mit der Sendung von Hülfstruppen, und nur die Plataëer leiſteten den Athenern Beiſtand, welche unter Miltiades' Führung es wagten, mit 10,000 Mann den Perſern entgegenzutreten. Unterſtützt durch glückliche Umſtände, erfochten ſie 12. Sept. 490 den glänzenden Sieg bei Marathon und ſchützten auch ihre Vaterſtadt vor einem Ueberfall von der See aus. Ein Aufſtand in Aegypten, dann der Tod des Darius (485) verzögerten die Erneuerung des Eroberungskriegs, zu dem die Perſer mit aller Macht rüſteten. Wiederum aber verſäumten die Griechen, ſich für die Abwehr der drohenden Gefahr vorzubereiten. Nur die Athener erkannten die Größe und Bedeutung derſelben und trafen auf den Rath des genialen Themiſtokles die geeigneten Maßregeln, um ſich vor derſelben zu ſchützen, indem ſie die geſammten Kräfte ihres kleinen Staatsweſens auf den Bau einer Flotte verwendeten; denn nur auf dem Meer konnte ſich ihre geiſtige Ueberlegenheit gegen die materielle Uebermacht geltend machen, nur eine Flotte das atheniſche Volk nach einer neuen Heimat in Sicherheit bringen, wenn Athen ſelbſt fiel. Als endlich Xerres 481 das ungeheure Heer (800,000 Mann) und die große Flotte (1200 Schiffe) in Kleinaſien ſammelte, welche beſtimmt waren, das kleine Griechenvolk ſicher zu vernichten, und die Gefahr nicht mehr verkannt werden konnte, hielten zwar die Griechen im Herbſt 481 auf dem Iſthmus von Korinth eine Bundesverſammlung, an der die Peloponneſier, außer Argos, und die Staaten Mittelgriechenlands, außer Böotien, theilnahmen, und beſchloſſen gemeinſchaftliche Vertheidigungsmaßregeln. Aber bei der Ausführung derſelben wirkte die alte Stammeseiferſucht wieder lähmend; die Kerkyräer, Kreter und Sicilier verweigerten ihre Hülfe, Sparta namentlich zeigte ſich kurzſichtig und eigennützig, und nur die heldenmüthige Thatkraft und bewundernswerthe Entſagung und Aufopferung der Athener rettete Hellas. Sie traten den Spartanern den Oberbefehl über die Flotte ab und ließen ihre ſämmtlichen Schiffe zu derſelben ſtoßen, während die Spartaner nur 300 Mann unter Leonidas nach den Thermopylen ſchickten, wo ein Landheer den Perſern das Eindringen in Hellas verwehren ſollte. Xerres, der im Frühjahr 480 den Helleſpont auf zwei Brücken in ſieben Tagen und ſieben Nächten überſchritten hatte und, ohne Widerſtand zu finden, durch Thrakien und Makedonien gezogen und in Theſſalien eingedrungen war, erzwang ſich bei Thermopylä den Weg nach Hellas durch den Verrath des Ephialtes, der den heldenmüthigen Untergang der Spartaner unter Leonidas und der Theſpier zur Folge hatte. Die griechiſche Flotte, welche, 366 (darunter 200 atheniſche) Schiffe ſtark, zur Deckung der Thermopylen am nördlichen Vorgebirge von Euböa bei Artemiſion ſich aufgeſtellt und

der perſiſchen Flotte, welche durch Stürme ungeheure Verluſte erlitten, mehrere unentſchiedene Gefechte geliefert hatte, begab ſich hierauf nach dem Saroniſchen Meerbuſen, während Xerres Phokis verwüſten ließ und nach der freiwilligen Unterwerfung von Lokris und Böotien in Attika einfiel, deſſen Einwohner nach Salamis, Aegina und Argolis geflüchtet waren. Athen wurde ohne Widerſtand von den Perſern beſetzt und verbrannt. Die Spartaner wollten ſich nun auf die Vertheidigung des Peloponnes beſchränken, Hellas alſo preis geben; aber die Athener unter Themiſtokles zwangen ſie durch Drohungen und Liſt dazu, den Kampf mit der doppelt ſo ſtarken perſiſchen Flotte aufzunehmen. Der glänzende, wiederum hauptſächlich durch die Athener erfochtene Sieg bei Salamis (20. Sept.) bewog Xerres, nach Aſien zurückzukehren und nur Mardonios mit 300,000 Mann in Theſſalien zurückzulaſſen, um das unterbrochene Werk der Unterwerfung Griechenlands 479 wieder aufzunehmen. Wirklich gelang es Mardonios im nächſten Frühjahr, abermals infolge der Saumſeligkeit der Peloponneſier, ganz Mittelgriechenland zu beſetzen; erſt im Sommer ſammelte ſich das griechiſche Heer unter Pauſanias und Ariſtides und lieferte nach verhängnisvollem Schwanken im September 479 den Perſern bei Platää in Böotien eine Schlacht, in der Mardonios fiel und die Athener und Spartaner durch ihre wetteifernde Tapferkeit einen glänzenden Sieg über die Perſer errangen; das perſiſche Lager mit unermeßlicher Beute fiel in ihre Hände, Theben wurde für ſeine Hinneigung zu den Perſern gezüchtigt. Um dieſelbe Zeit erſtürmte die Bemannung der griechiſchen Flotte unter Leotychides und Xanthippos das perſiſche Schiffslager auf dem Vorgebirge Mykale in Kleinaſien und brach die Seeherrſchaft der Perſer im Aegeiſchen Meer. Sofort ſchritten nun die Athener zur Befreiung der kleinaſiatiſchen Städte von dem Joch der Perſer und ſtifteten den Atheniſchen Seebund zur Vertheidigung der Unabhängigkeit Griechenlands. Ein Verſuch der Perſer 465, das Verlorne wieder zu gewinnen, wurde durch Kimons Doppelſieg am Eurymedon vereitelt. Kimon betrieb darauf mit Eifer die Fortſetzung des Angriffskriegs gegen Perſien und veranlaßte eine Unternehmung der Athener zur Unterſtützung des Aufſtandes in Aegypten unter Inaros, die aber unglücklich endete (455). 449 brachte er, nach längerer Unterbrechung der P. durch die inneren Kämpfe in Griechenland um die Hegemonie, einen neuen Zug nach Kypros zu Stande. Er eroberte dort Kition, und nach ſeinem Tode beſiegten die Athener eine perſiſche Flotte bei Salamis; damit endeten aber für längere Zeit die Kämpfe, indem die Athener, von neuem durch ihre Nebenbuhlerſchaft mit Sparta in Anſpruch genommen, den Angriffskrieg aufgaben, die Perſer, deren Reich bereits durch Palaſtintriguen und Unbotmäßigkeit der Satrapen in Zerrüttung verfiel, auf die Herrſchaft über die griechiſchen Kolonien in Aſien verzichteten und den griechiſchen Handel in ihrem Gebiet nicht weiter beläſtigten. Ein förmlicher Friede wurde nicht abgeſchloſſen (ſ. Kimon 2). Die P. ſind in ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung als der große Zuſammenſtoß orientaliſcher und helleniſcher Bildung und infolge des Siegs der letztern als Grundlage einer höhern und freiern Entwickelung der Menſchheit zuerſt von Herodot erkannt und in ſeinem klaſſiſchen Geſchichtswerk in ebenſo umfaſſender, großartiger Anlage wie in meiſterhafter Form dargeſtellt worden. Die Darſtellung der P. in M. Dunckers »Geſchichte des Alterthums« (4. Aufl., Leipz. 1873 ff., 7 Bde.) iſt gewiſſermaßen eine Wiederholung dieſer Idee auf Grund erweiterter Kenntniſſe und moderner Geſchichtsanſchauung.

Perſeus, Sternbild am nördlichen Himmel, von 30—57° nördl. Deklination und 22—68° Rektaſcenſion, inmitten der Milchſtraße, öſtlich von der Andromeda, weſtlich von dem Fuhrmann, ſüdlich vom Stier, nördlich von der Kaſſiopeia begrenzt. Nach Heis enthält es 136 dem bloßen Auge ſichtbare Sterne, darunter den veränderlichen Algol und den Algenib von zweiter Größe, und einen großen Nebelfleck.

Perſeus, im griech. Mythus berühmter Heros von Argos, Sohn des Zeus und der Danaë, der Tochter des argiviſchen Königs Akriſios, ward von dieſem, dem das Orakel den Tod durch ſeines Enkels Hand geweißagt hatte, ſammt ſeiner Mutter in einem Kaſten ins Meer geworfen, aber an der Inſel Seriphos vom Fiſcher Diktys ans Land gezogen. Polydektes, des Diktys Bruder und König der Inſel, faßte Neigung zu Danaë; da aber P., welcher inzwiſchen herangewachſen war, ſeinen Plänen im Weg ſtand, ſo entſendete er ihn zu den Gorgonen (ſ. d.), um das Haupt der Meduſa zu holen. Von Hermes und Athene geleitet, kam P. zu den Gräen (ſ. d.) und zwang dieſe, ihm den Weg zu den Nymphen zu zeigen, die ihm Flügelſchuhe, eine Taſche und den unſichtbar machenden Helm des Hades gaben, wozu Hermes eine Sichel und Athene einen Spiegel fügten. Mit dieſer Rüſtung flog P. nach dem Okeanos, wo er die Gorgonen ſchlafend antraf. Da ihr Anblick verſteinerte, ſah er, abwärts gekehrt, in ſeinen Spiegel nach ihnen, hieb ſo der Meduſa das Haupt ab, das er raſch in der Taſche der Nymphen verbarg, und entfloh. In Aethiopien befreite er Andromeda (ſ. d.), die Tochter des Königs Kepheus, die einem Meerungeheuer preis gegeben war, und nahm ſie als Gemahlin nach Seriphos mit. Hier befreite er ſeine Mutter von der Zudringlichkeit des Polydektes, indem er dieſen durch das Meduſenhaupt verſteinerte. Darauf ſetzte er den Diktys als König ein, übergab den Kopf der Gorgo der Athene, welche ihn auf ihrem Schild anbrachte, und begab ſich mit Danaë und Andromeda nach Argos, wo er den Akriſios (ſ. d.) unfreiwillig tödtete, hierauf die Herrſchaft über Argos gegen die über Tiryns vertauſchte und Midea und Mykenä gründete. Andromeda gebar ihm den Perſes, Alkäos, Sthenelos, Eleos, Meſtor, Elektryon und die Gorgophone. An der Straße von Argos nach Mykenä hatte P. ein Heroon, auch in Seriphos und Athen wurde er göttlich verehrt. Der Mythus wurde auch nach Aegypten übertragen, wo P. in Chemmis einen Tempel mit einem Standbild hatte. Von der griechiſchen Kunſt iſt P. vielfach verherrlicht worden. Seine gewöhnlichen Attribute ſind die Flügelſchuhe, das Sichelmeſſer und der Helm des Hades; in der Körperbildung erſcheint er dem Hermes ſehr ähnlich. Unter den erhaltenen auf ihn bezüglichen Kunſtwerken iſt ein Marmorrelief im kapitoliniſchen Muſeum zu Rom, die Befreiung der Andromeda darſtellend, beſonders werthvoll; dasſelbe Motiv wiederholt ſich mit geringfügigen Aenderungen in einem Relief im Muſeum zu Neapel und in mehreren pompejaniſchen Gemälden. Vgl. Fedde, De Perseo et Andromeda (Berl. 1860).

Perſeus, letzter König von Makedonien, natürlicher Sohn Philipps III., geb. 212 v. Chr., nahm frühzeitig an den Kämpfen ſeines Vaters gegen die Römer theil und folgte, nachdem er ſeinen jüngern Bruder, Demetrios, aus dem Wege geräumt, 179

ſeinem Vater auf dem Thron von Makedonien. Während er in Rom um Erneuerung des väterlichen Bündniſſes nachſuchen ließ, warb er in der Nähe und Ferne um Bundesgenoſſen gegen Rom, vermählte ſich zu dieſem Zweck mit Seleukos' IV. Tochter und gab dem bithyniſchen König Pruſias II. ſeine Schweſter zur Gattin. Der römiſche Konſul P. Licinius Craſſus eröffnete hierauf 171 den Krieg gegen P., focht zwar unglücklich bei Sykurion am Oſſa, verlangte aber gleichwohl von P., der um Frieden nachſuchte, Ergebung auf Gnade und Ungnade, worauf P. nicht einging. Auch das Jahr 170 war für die Römer nicht glücklicher, und hätte P. mehr Energie beſeſſen und nicht aus Geiz ſein Heer vermindert, würde er große Erfolge errungen haben. Seine ſchwankende Haltung verſchaffte den Römern Zeit, die verfallene Kriegszucht in ihren Heeren wieder herzuſtellen, und 168 erfocht der Konſul L. Aemilius Paullus bei Pydna einen entſcheidenden Sieg über P. P. entfloh nach Samothrake, mußte ſich hier aber, von allen, bis auf ſeine zwei Söhne Philipp und Alexander, verlaſſen, ergeben und hierauf mit ſeiner Familie den Triumph ſeines Siegers ſchmücken. Er ſtarb 166 in römiſcher Gefangenſchaft zu Alba. Vgl. Gerlach, P., König von Makedonien (Baſ. 1857).

Perſeveránz (lat.), Beharrlichkeit.

Perſhore (ſpr. -ſchor), Stadt in der engl. Grafſchaft Worceſter, in ſchöner, fruchtbarer Gegend am Avon und an der Eiſenbahn von Oxford nach Worceſter gelegen, hat ein Handwerkerinſtitut, Strumpfwaarenfabrikation, Ruinen einer Abtei und (1871) 2826 Einw.

Perſica, der Pfirſichbaum.

Perſico (Perſio), ſ. Orſeille. P. heißt auch ein aus bitteren Mandeln oder Pfirſichkernen bereiteter Likör, wird durch Miſchen von Spiritus mit ſogen. Perſicoliköröl, einem gemiſchten ätheriſchen Oel, erhalten.

Perſien (im Land ſelbſt Irân genannt), aſiat. Monarchie, welche die größere Weſthälfte des alten Ariana umfaßt und im N. gegen ruſſiſches und turkmeniſches Gebiet hin vom Fluß Aras, von dem Kaſpiſchen Meer und dem Atrek, im S. vom Perſiſchen Meerbuſen und von dem Arabiſchen Meer begrenzt wird, während es im W. in dem armeniſch-kurdiſchen Hochgebirge an Türkiſch-Kurdiſtan und Irak Arabi, im O. an Afghaniſtan und Beluſchiſtan angrenzt. Seine äußerſten Gebietstheile erreichen im S. 25°, im N. faſt 40° nördl. Br., im W. 44°, im O. faſt 62° öſtl. L. v. Gr. Der Flächenraum wird zu 1,647,000 QKilom. (29,912 QM.) berechnet. Das ganze Gebiet bis zum Indus (Afghaniſtan und Beluſchiſtan eingeſchloſſen) wird von einem im einzelnen mannigfach abgeſtuften, abflußloſen Tafelland eingenommen, welches rings von Randgebirgen umgeben iſt und ſich in der Mitte bis zu 300 Meter Höhe einſenkt. Der Salzgehalt dieſer von Wüſten erfüllten Depreſſion beweiſt, daß in früheren geologiſchen Epochen hier ein ſeitdem ausgetrocknetes Binnenmeer vorhanden war. In den Gebirgen Perſiens walten drei Richtungen vor, darunter zwei von beſchränkter Verbreitung: eine oſtweſtliche im äußerſten Südoſten, an der Grenze von Beluſchiſtan (Zamirân- und Daramgebirge) und eine von ONO. gegen WSW., welche im öſtlichen Elburzgebirge (Sewad Kuh, Schahwar Kuh ꝛc.) auftritt. Alle anderen Gebirge, ſowohl längs der Küſte als im Innern, verlaufen faſt ausnahmslos von SO. nach NW., alſo in derſelben Richtung wie die weſtliche Hälfte des Himalaya, der Kaukaſus ꝛc. Vom Kören Tagh im NO., an der Grenze der Turkmenenſteppe, bis zu den letzten Vorbergen des Puſchti Kuh gegen das Tiefland des Tigris wiederholt ſich dieſe Richtung unzähligemal; beſonders ſcharf iſt ſie in den zahlreichen parallelen Kalkzügen Luriſtans und Chuſiſtans ausgedrückt. Uebrigens ſind Geologie und Orographie Perſiens bis heute noch ſehr wenig erforſcht (einen Abriß der Geologie gab neuerlich Blanford in dem unten angeführten Werk: »Eastern Persia«, Lond. 1876). Die genannten Gebirgszüge treten nicht bis unmittelbar an das Meer, ſondern laſſen für einen flachen, heißen Strand Raum. Die Gebirge erſcheinen, mit Ausnahme der zwei Frühlingsmonate April und Mai, in denen ein grüner Anflug entſteht, einförmig rothbraun und dürr. Daher bleiben nur die unteren Theile der Gebirgsabhänge und ihr Uebergang zu den Hochebenen ſowie die Hügellandſchaften nebſt den die Flüſſe ſäumenden Landſtrichen als diejenigen Strecken übrig, in denen Bodenkultur möglich iſt, und wo dem Auge erfreulichere Bilder begegnen. Zu den angenehmſten Landſchaften gehören die ſich ſanft ſenkenden Südabhänge des Elburzgebirges, namentlich die Landſchaft Schimran im N. von Teheran, welche zahlreiche dicht bei einander und zwiſchen immergrünen, herrlichen Gärten gelegene Dörfer enthält. Hydrographiſch läßt ſich P. in drei Gebiete theilen: in den Norden, den Süden und das abflußloſe Innere. Die große Erhebung des Landes gegenüber den nördlich vorliegenden Wüſten (Plateauſtufen von 1500—1800 Meter, Randgebirge von 4—5000, ja im Demawend bis zu 6000 Meter Höhe) bedingt eine ſehr ungleichartige Vertheilung der Niederſchläge: an der Südküſte des Kaſpiſchen Meers ſind dieſelben ſehr bedeutend und erzeugen dort die üppigſte Vegetation, im Innern Perſiens und an ſeinen ſüdlichen Küſten ſind ſie ſehr ſelten und ſtellenweiſe faſt gleich Null. Reich an Flüſſen iſt darum nur der Norden, das Gebiet des Kaſpiſchen Meers, mit dem Aras (dem alten Araxes), dem Kyzyl Uzen oder Sefid Rud, den zahlreichen kurzen, aber waſſerreichen Flüſſen Maſenderans und dem Gurgen und Atrek, welch letztere beide im nördlichen Choraſan entſpringen. Auch der Süden, und beſonders der Südweſten, iſt nicht ganz arm an Flüſſen, welche in dem weſtlichen und nordweſtlichen Gebirgsrand entſpringen und nach kurzem Lauf theils in den Tigris, wie der Kercha und Karûn, theils in den Perſiſchen Meerbuſen, wie der Dſcherra, Zôre, Sefid Rud, Sitaregjan, Naberd Rud, Chalata ꝛc., münden. Schiffbar iſt außer dem Aras wahrſcheinlich nur der Karûn, doch bedarf er dazu erſt menſchlicher Nachhülfe. Durchaus arm an Niederſchlägen und Flüſſen iſt aber das abflußloſe Innere, deſſen wenige Flüſſe im Sande der großen Salzwüſte (Deſchti Kuwir) bald verſiegen oder in Salzſeen und Sümpfe (Urumiaſee, Bachtegânſee und Hamûnſumpf) ſich ergießen. Am Austritt aus dem Gebirge bewäſſern dieſe Flüſſe meiſt fruchtbare Oaſen, ſo die Umgegend von Kum, Kaſchan, Jspahan, Jezd, Kirman, Tebbes, Turſchiz ꝛc. Das Klima weiſt nach Verſchiedenheit der Lage des Landes außerordentliche Gegenſätze auf; während in einigen Gegenden der Winter mit äußerſter Strenge auftritt, herrſcht in anderen ewiger Sommer mit glühender Hitze. Die höchſten Gebirgsketten bleiben lange mit Schnee bedeckt. Teheran hat ſchon Ende Oktober —5° R. und Anfang März oft noch viel von Schnee und ſtarkem Froſt zu leiden. Dagegen zeigt das Thermometer um Mitte April oft ſchon 22° R., und in Schiraz fällt es um Mitte Juni kaum je unter 30° R. Während die nördlichen Provinzen plötzlichen Wech-

Digitized by Google

PERSIEN.
Maßstab 1:6 000 000
Meilen
Kilometer
Kaspisches Meer
Persischer Golf
Schwarzes Meer
Mittelmeer
Rotes Meer
Arabien
Afrika
Europa
Asien
Indien
Persien

Digitized by Google

seln der Witterung ausgesetzt sind, zeigen Ispahan und Schiraz sowie der ganze Süden eine auffallende Regelmäßigkeit ihrer klimatischen Erscheinungen. Im wüsten Küstenstrich herrscht afrikanische Sommerhitze. Im ganzen aber ist P. (mit Ausnahme der feuchten Niederungen am Kaspischen Meer) ein gesundes Land. Die Luft ist überaus trocken, der Himmel von außerordentlicher Klarheit und daher der Glanz der Sterne bei Nacht von ungewöhnlicher Pracht. Wo der Boden Persiens nur einigermaßen Bewässerung erhält, zeigt er auffallende Fruchtbarkeit. Selbst an der ganz sandigen Küstenebene von Abuschehr (Buschir), die nur Thau und wenige Gewitterregen erfrischen, erntet man 14fältige Frucht, und wo es auf den hügeligen Hochebenen nicht an Wasser fehlt, gleicht das Land einem grünen Teppich. Daher bringen auch künstliche Kanäle hohe Renten. Hauptprodukte sind: vorzüglicher Weizen, Gerste und anderes Getreide, Hülsenfrüchte, Wein in mehreren Provinzen (hochberühmt, obwohl unserem Geschmack wenig zusagend, ist der von Schiraz und aus dem persischen Kaukasien); außerdem werden Reis und Maulbeerbäume in Fülle am Kaspischen Meer gebaut, wo die Seide ein wichtiger Handelsartikel ist, ebenda sowie in Gilan und Masenderan sehr viel Zuckerrohr, das man indessen schlecht behandelt. Andere vegetabilische Handelsartikel, die man gewinnt, sind: Gummitragant, Asa foetida (in großer Menge bei Turschiz und um Herat), Gelbbeeren, Safran, Henna und Krapp. Tabak kultivirt man in Chorasan und bei Schiraz, Indigo in Laristan (zum Färben des Barts), Baumwolle, Hanf und Hopfen nach Bedarf. Mohn zur Opiumgewinnung wurde anfangs nur im SW., dann um Jezd, seit Beginn der 60er Jahre wird er jedoch auf Befehl der Regierung überall angepflanzt. Daneben gewinnt man Früchte in reichlicher Menge, als Datteln, Granatäpfel, Melonen (die von Ispahan sind die schönsten, die von Gurgab die größten der Welt) und Arbusen, Schaddaks, Citronen und Orangen (am Kaspischen Meer), Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pistacien, Wallnüsse, Quitten u. a. Der Rand des Kaspischen Meers ist mit den schönsten Hölzern bedeckt, mit Eichen, Buchen, Ahornen, Ulmen, Burbaum, wilden Kirschen u. a., sämmtlich durch üppig wachsende Weinranken miteinander verbunden, die in Festons von ihnen herabhängen. Süßholz bedeckt die Ebenen von Merdascht und die um Schiraz; die Ammoniakpflanze (Dorema armeniacum), bis fast 2 Meter hoch, wächst im südlichen P. und liefert das Ammoniakharz in den Handel. Die gewöhnlichen Gemüse gedeihen reichlich, und auch der Blumenflor (namentlich alle Arten von Rosen) ist in der bewässerten und fruchtbaren Gegend von seltener Pracht. Das Thierreich bietet an wilden Thieren Löwen (in den öden Gegenden längs der Flüsse) sowie Tiger, wenngleich selten; ferner Leoparden, Wölfe, Schakale, Hyänen, zahlreiche Füchse, Stachelschweine, schöne und starke wilde Schafe, Bergziegen, wilde Esel, die sehr gewöhnlich, sehr scheu und schneller als die Pferde sind, Bären, Antilopen und Hirsche in großer Mannigfaltigkeit, große Wildschweine u. a. Zur Gazellenjagd richtet man den Gepard ab. Fischerei ist nur in den Mündungen der ins Kaspische Meer fließenden Ströme ergiebig und wird verpachtet. Als Hausthiere zieht man außer den gewöhnlichen Thieren auch Kamele. Auf die Pferdezucht versteht man sich vortrefflich. Das persische Pferd ist kräftig und ausdauernd, aber ursprünglich keineswegs schön und gut geartet, daher man es durch die arabische Rasse aufzubessern versucht hat. Die Kamele bilden in den dürren und sandigen Landstrichen den Hauptreichthum der Bevölkerung; in den übrigen Landestheilen bedient man sich zum Tragen der Lasten der Maulthiere. Der Reichthum der Wanderstämme besteht in Schafen, zu deren Bewachung der Hund der wichtigste Gefährte des Nomaden ist. Außerdem finden sich Rinder, namentlich aber Ziegen und fast alles europäische Geflügel. Auch die ausgebreitete Bienenzucht und die Zucht der Seidenraupe verdienen Erwähnung. Daneben werden giftige Taranteln, Ungeziefer aller Art, besonders Wanzen in Fülle, zu einer wahren Landplage. Der Mineralreichthum Persiens, namentlich an Kupfer, Eisen, Blei, Arsenik, Antimon, Kobalt, ist ein bedeutender; auch Silber- und Zinnerze werden gefunden; Gold findet sich in den Flüssen. Unermeßlich ist der Reichthum des Landes an Koch- und Steinsalz, das ganze Wüsten füllt; ebenso sind Bitter- und Glaubersalz, Alaun, Borax, Kali- und Natronsalze und Salpeter in Menge vorhanden. Ausgedehnte Lager guter Steinkohlen finden sich in der Nähe von Teheran, Braunkohlen bei Tebriz, beide noch der Ausbeutung harrend. Von Edelsteinen sind besonders berühmt die Türkise, welche man beim Dorf Maaden, 50 Kilom. nordwestlich von Nischapur in Chorasan, findet.

Die Zahl der Bevölkerung Persiens läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben; man schätzt sie neuerdings, nachdem die letzte große Hungersnoth direkt und indirekt 1½—2 Mill. Menschen hinweggerafft hat, auf 5—6 Mill. Seelen, wovon 30 Proc. Nomaden, ebensoviel Städtebewohner und 40 Proc. Landbewohner sein mögen. Diese Bewohner sind nach Abstammung, Sitte und Sprache außerordentlich verschieden (Perser 3 Mill., Turktataren 1 Mill., außerdem Turkmenen, Armenier, Nestorianer, Chaldäer, Juden, Kurden, Araber, Zigeuner, Abessinier, Neger, Afghanen, Belutschen, Hindu ꝛc.). Die überwiegende Mehrzahl besteht aus Tadschik, den seßhaften Ureingebornen oder Ureinwanderern, die namentlich den Nordwesten und einige mittlere Provinzen bewohnen. Daneben besteht ¼ oder ⅓ der Bevölkerung aus eingewanderten Stämmen, welche sich durch ihre Gewohnheiten und ihre Lebensweise von den übrigen Bewohnern Persiens unterscheiden. Sie heißen Ilat oder Ilijat und bewohnen die inneren Ebenen im O., die Nordostgrenzen und die Gebirgsländer im W. Einige leben stets unter Zelten, im Winter auf den tiefer gelegenen Ebenen in Kischlaks oder Winterquartieren, im Sommer auf den kühleren Bergen (Jailaks oder Sommerquartiere); andere in Städten. Nahrung und Kleider geben ihnen ihre Schafherden, aus deren Milch sie Raßan oder flüssige Butter bereiten, die durch ganz P. verkauft wird; Pferde und Kamele ziehen sie zum Verkauf. Außerdem besitzen sie Rinder, Maulthiere, Ziegen, Esel und schöne Hunde. Jedem Stamm ist von der Regierung sein Bezirk angewiesen, und wo einer die ihm gesteckten Grenzen nicht innehält, da entstehen harte Kämpfe, wie solche z. B. in Luristan nie ganz aufhören. An der Spitze der kleinen Gemeinden stehen Alte oder Rischsefids (»Weißbärte«), welche die Rechte ihres Stammes auch der Regierung gegenüber ohne Scheu wahrnehmen, bei Streitigkeiten die Entscheidung geben und die Verordnungen des Gouverneurs (Hakim) bestätigen. Von Geld wissen die Ilijat wenig, sie bezahlen mit Schafen oder Wolle. Ihre schwarzen Zelte bestehen aus Ziegenhaarfilz, den die Frauen weben, ihre Geräth-

schaften aus Teppichen, Polstern, dem nöthigen Küchengeschirr, einem Kessel zum Butterauslassen und einem Schlauch zur Bereitung von saurer Milch und Butter. Wer 1000 Schafe, 30 Kamele, 20 Stuten ꝛc. besitzt, gilt für reich, aber auch wer nur 100 Schafe, 3—4 Kamele, 3—4 Stuten, 10 Esel ꝛc. besitzt, noch nicht für arm. Dabei gibt es einzelne, deren Vermögen auf 140,000 Schafe, 20,000 Kamele, 6000 Stuten ꝛc. geschätzt wird. Die Ilijat haben zwar auch Abgaben zu zahlen, doch sind sie verhältnismäßig viel weniger belastet als die übrigen Perser. Die Abgaben, je nach der Zahl ihres Viehs, zahlen sie ihren Oberhäuptern, und diese berechnen sich mit der Regierung. Auch sind sie zum Kriegsdienst verpflichtet, und zwar soll jeder größere Stamm ein Bataillon Fußvolk und 100 Mann Reiterei stellen. Viele Ilijat sind mit der Zeit feste Städtebewohner geworden, so daß man Schehr nischin (Städter) und Sohra nischin (Feldbewohner) unter ihnen unterscheidet. Die Ilijat umfassen verschiedene Volksabtheilungen. Bis zur Eroberung Persiens durch die Araber (651) mag die Bevölkerung weniger gemischt gewesen sein, aber von da an wird das Volk allmählich zu einem andern. Später (1234) kamen unter Dschengischan andere (türkische) Fremdlinge von O. her ins Land, und Timur mit seinen Scharen hat mehrfach das ganze Gebiet durchzogen und neue Mischungen hinzugebracht. Daher unterscheidet man jetzt noch türkische, arabische und lekische Ilijat, von denen jeder Stamm seine eigene Sprache und seine Tradition hat, welche berichtet, wo seine ursprüngliche Heimat gewesen, und durch wen er nach P. geführt worden sei. Zu den türkischen Ilijat gehört der an Zahl schwache, aber mächtige Stamm der Kadscharen, der persische Erbadel, der durch die jetzige, aus ihm hervorgegangene Dynastie die ganze übrige Bevölkerung beherrscht. Sie sind Städtebewohner und haben Astrabâd und Teheran zu Hauptorten. Zu den lekischen (altpersischen Ursprungs) gehören die Kurden in Chorasan und im W. Persiens, die Luren, die Feili und Bachtijaren. Außerdem finden sich in allen Städten zahlreiche Juden, im NW. (Aserbeidschan, im O. von Ardilan, im NW. von Irak Adschemi) viele Türken und Armenier, im SW. Araber (je näher dem Westende des Persischen Meerbusens, desto zahlreicher, darunter allein 350,000 vom Stamm der Tschaab), im N. Turkmenen: fast alles kriegerische und räuberische Völker, welche die Einwohner arg belästigen.

Die eigentlichen Perser sind im allgemeinen hoch gewachsen und von starkem Gliederbau. Kopf und Gesicht haben kaukasisches Gepräge; die Nase ist kühn gebogen, die Augen sind groß und dunkel; der Mund ist süßlich und wollüstig gestaltet, die Gesichtsfarbe weiß, Bart und Haupthaar dicht und schwarz. Das Haar wird auf dem Scheitel und am Hinterkopf geschoren; an den Seiten bleibt es stehen, meist in Locken lang herabfallend. Der Bart wird in neuerer Zeit voll und lang getragen. In der Nationalkleidung der Männer ist die Kopfbedeckung, bestehend in einer fast ½ Meter hohen kegelförmigen Mütze von schwarzem Filz oder Schaffell mit eingestülpter Spitze, charakteristisch. In Bezug auf Charaktereigenthümlichkeit hat man die Perser die asiatischen Franzosen genannt. Sie sind in ihren Manieren angenehm, gewandt und lebhaft, geschwätzig und voller Komplimente; sie halten viel auf den äußern Schein und Anstand, lieben Pracht und Schimmer und erscheinen höherer Bildung weit zugänglicher als die Türken. Dabei aber sind sie unaufrichtig, arglistig, treulos und prahlerisch, geizig und diebisch und die ersten Lügner der Welt. Gegen ihres Gleichen artig, sind sie gegen ihre Oberen knechtisch und gegen Untergebene im äußersten Grad hochmüthig. In religiöser Beziehung bekennen sich die Perser, sowohl Tadschik wie Ilijat, fast ausschließlich zum Mohammedanismus (Häntzsche rechnete 1869 in P. 98 Proc. Mohammedaner), und zwar sind sie eifrige Schiiten (70 Proc.), daher schon darum geschworne Feinde der sunnitischen Türken, Araber ꝛc. Sie tragen die strengste Rechtgläubigkeit zur Schau, sollen aber unter dieser Decke eine starke Neigung zum Abweichen von derselben verbergen. Die Korangelehrten heißen, so weit sie die Stellung von Geistlichen einnehmen, Molla, die höheren Geistlichen Muschtahid (Glaubensvertheidiger), die Obergeistlichen der großen Städte Imam Dschuma. Der Sejids oder Nachkommen des Propheten (kenntlich an ihrem grünen oder blauen Turban) gibt es in P. eine große Menge, doch sind viele Betrüger; ein Zehntel der Landeseinkünfte wird als Gnadengehalt an sie vertheilt. Daneben hat der pantheistische Sufismus viele Anhänger, die in P. in zwei Hauptabtheilungen zerfallen: Sufi Mutascharria (Sufi nach dem Gesetz), die den Koran als Gotteswort anerkennen, aber vieles in demselben sinnbildlich auslegen, und Sufi Mutlak (vollkommene Sufi), welche weder den Koran, noch den Propheten anerkennen, jede geoffenbarte Religion verwerfen und nur aus dem innern Licht, welches jedem Menschen innewohne, die wahre Erkenntnis schöpfen. Seit einigen Jahrzehnten ist durch Mohammed Ali, einen Sejid aus Schiraz, auch die Sekte der Babi (s. d.) aufgekommen. Außerdem finden sich, von Christen (Nestorianern) und Juden abgesehen, noch Gebern oder Parsi in einzelnen Orten. Die persische Sprache (s. d.) ist indogermanischen Stammes und im ganzen Orient verbreitet, wie die französische im Occident. Von der frühern geistigen Blüte Persiens sind jetzt kaum noch schwache Spuren übrig, und die große Masse des Volks befindet sich im Zustand ganzer oder halber Barbarei und geistiger Versunkenheit; aber der Schriftschatz der Perser von älteren Zeiten her ist sehr bedeutend, besonders auf dichterischem Gebiet (s. Persische Literatur), und die glänzendsten Dichter der Vorzeit, wie Firdûsi, Sadi, Hafis, Dschami, stehen noch jetzt in hohen Ehren. Von wesentlicher Bedeutung im persischen Volksleben sind in dieser Beziehung die dem Land eigenthümlichen Naqqal (Geschichtenerzähler), die ein Geschäft daraus machen, öffentlich Stücke aus dem »Shâhnâme« und anderen Dichtungen sowie mündlich überlieferte Geschichten und Sagen vorzutragen. Druckereien gibt es zu Teheran und Tebriz, doch liefern sie nur groben Steindruck; dagegen gelten die Perser mit Recht für die ausgezeichnetsten Schönschreiber des Orients. Das Schreiben geschieht mit dem zugespitzten Rohr (Kalem), besonderer Werth wird auf die Ausschmückung der Handschriften mit bildlichen Darstellungen gelegt. Die Wissenschaft steht in P. trotz der 72 Zweige, welche dieselbe dort zählt, auf sehr niedriger Stufe, und mit der Gelehrsamkeit eines Muschtahid, welcher alle studirt hat, hat es darum noch nicht viel auf sich. Doch ist eine bedeutende Anzahl Medressen (s. d.) vorhanden, in welchen Lesen, Schreiben, persische, arabische und türkische Sprache, Redekunst, Dichtkunst, Mathematik, Arzneikunde, Korankenntnis und Lehren der Weisheit und Tugend gelehrt werden. Sterndeuterei steht allenthalben in hohem Ansehen. In neuester Zeit

wurde zu Teheran eine polytechniſche Schule (Dar el Fanun) mit europäiſchen und europäiſch gebildeten Lehrern gegründet. Unter den Künſten iſt nur die Architektur zur Ausbildung gelangt. Sie iſt einfach, aber geſchmackvoll, reich an Stalaktitenſchmuck, Spiegelbekleidung und Blumenmalerei der Wände, Niſchen und Kuppeln, gibt ſich aber weniger im Aeußern als im Innern der Häuſer zu erkennen. Der perſiſchen Malerei fehlt es an Perſpektive und an Wechſel von Schatten und Licht; auch die handwerksmäßig erlernte Muſik ſteht auf niedriger Stufe. Was ſich ſonſt an Kunſtwerken findet, ſtammt aus früherer Zeit.

In Bezug auf das Standesweſen behaupten den erſten Rang die Schah Zadeh (die dem König zunächſt ſtehenden Prinzen), den zweiten die Emir Zadeh (die entfernteren Verwandten der Königsfamilie). Die nächſte Stellung nehmen die Molla (Geiſtlichen) ein, deren Höchſtgeſtellte wie Heilige verehrt werden; dann folgen die Chan (der erbliche Landadel) und die etwas niedriger ſtehenden Beg. Den erſten Bürgerſtand bilden die Kaufleute (Tadſchir), die zum Theil ſehr reich ſind und Adel wie Pächter vielfach ganz in ihren Händen haben, den unterſten die Handwerker und Landbauer. Alle Schriftkundigen werden als Mirza bezeichnet. Eine große Plage bilden die Derwiſche oder Bettelmönche. Die Stellung der Frauen in P. iſt nach Verſchiedenheit der Stände ſehr verſchieden. In den niederen Ständen ſind ſie eigentlich Gehülfen der Männer und tragen keine Scheu, ſich mit einem Fremden zu unterhalten und unverſchleiert zu erſcheinen. In den höheren dagegen, wo Vielweiberei zu Hauſe iſt, zeigen ſie ſich nicht bloß öffentlich dicht verſchleiert, ſondern halten ſich auch im Zenana (Harem) von allem männlichen Umgang entfernt. Ihr Beruf iſt die Ueberwachung des Hausſtandes und die Erziehung ihrer Kinder; die meiſten ſind treffliche Köchinnen und Zuckerbäckerinnen. Ins Zenana darf der Mann nicht unangemeldet eintreten und, wenn die Frauen Beſuch haben, überhaupt nicht erſcheinen; dagegen dürfen die Frauen ihre Eltern und weiblichen Verwandten beſuchen, ohne es dem Mann vorher angezeigt zu haben. Unter dieſen Umſtänden weiß vom Zenana aus manche Frau ihren Mann zu beherrſchen, wobei freilich bei der geringen Bildung weitaus der meiſten Frauen an eine geiſtige oder ſittliche Einwirkung nicht gedacht werden darf. Die Frauen bringen auch die Heirathen zu Stande. Früher durfte ſich das betreffende Paar erſt am Hochzeitstag ſehen, gegenwärtig weiß man insgeheim die ſtrenge Vorſchrift zu umgehen. Der Abſchluß geſchieht durch einen Bevollmächtigten beider Theile; die Braut wird dann bei Nacht zu Pferd unter Begleitung von Freunden beider Familien mit Muſik und Fackeln nach dem Haus des Bräutigams geführt; dieſer empfängt ſie an der Thür und führt ſie ein, während die Begleiter ſich zurückziehen. Das Vermögen der Frau bleibt ihr Eigenthum; nur im Fall ſie auf Scheidung, die in P. ſehr leicht iſt, anträgt, muß ſie es dem Mann überlaſſen.

Die Einrichtung der Wohnungen hängt natürlich von den Vermögensumſtänden der Beſitzer ab. Die Häuſer der Dörfer ſind einſtöckig, gewöhnlich aus getrockneten Erdziegeln oder aus Lehm und Steinen gebaut und haben nur zwei Räume. Bei den beſſeren Stadthäuſern, die nach der Straße zu kahle, fenſterloſe Wände haben, gelangt man durch einen kurzen Gang zunächſt in den Hof (Haiat), der meiſt mit Fließen belegt iſt und in der Mitte ein Waſſerbecken mit Springbrunnen enthält. Um dieſen Hof iſt das Haus aufgeführt, deſſen Haupttheil den Hintergrund bildet, während ſich an der Eingangsſeite Küche und ähnliche Räume, zu beiden Seiten kleinere Gemächer befinden. Der Hintertheil iſt zweiſtöckig mit plattem Dach; der untere Stock enthält den Hauptſaal (Diwan Chaneh), der gegen die Hofſeite durch eine oft ſehr koſtbare Fenſterwand (Uruſi) von farbigem Glas abgeſchloſſen iſt. Die drei anderen Seiten ſind innen etwa 1 Meter hoch mit Gips überkleidet und mit Blumen und Laubwerk in Blau und Gold bemalt; an den Wänden entlang liegen dicke Filzſtücke (Nemmud) zum Niederſetzen. Im Hintergrunde des Saals iſt der Kamin. Der obere Stock iſt zu Schlafzimmern (Guſchwara) eingerichtet; im Sommer dient das platte Dach als Schlafſtätte. Die Häuſer der Reichen und Hochgeſtellten haben einen bedeutenden Umfang und zerfallen in zwei Hauptabtheilungen: das Merdana (Männerhaus) und das Zenana oder Enderun (Frauenhaus), welches hinter jenem liegt und durch einen zweiten Hof mit Gartenanlagen davon getrennt iſt. Die Straßen der perſiſchen Städte ſind, wie im Orient überhaupt, der Sammelplatz von Schmutz und Elend aller Art, nirgends von einer geſchäftigen Bevölkerung belebt und dabei ſo eng, daß ſie ein beladenes Laſtthier kaum paſſiren kann. An die hohen, fenſterloſen Mauern, welche die Wohnhäuſer der Reichen und jedes Grün verſtecken, ſind die Schmutzhöhlen der Armen angeklebt. Den Namen Straße verdienen nur die Bazare, namentlich in Schiraz, Ispahan, Teheran, Tebriz ꝛc. Es ſind meiſt gewölbte, gut ausgeführte Ziegelbauten, in denen die verſchiedenen Händler und Handwerker ihre Stätte haben. Karawanſeraien (ſ. d.) findet man in jedem Ort und in allen Straßen. Die meiſten Städte ſind von einer hohen Erdmauer eingefaßt, die mit Thürmen beſetzt und zuweilen durch einen tiefen Graben geſchützt iſt.

Die Perſer ſind meiſt ſehr mäßig und nähren ſich vorzugsweiſe von Pflanzenkoſt. Man bäckt flache Brode aus Durra oder Weizen; nächſtdem genießt man am meiſten Reis (Pillav), Braten, Eier, Milch, Butter, dicke Sahne, Erbſen und Gartenfrüchte. Zum Frühſtück nimmt man Thee oder Kaffee mit Brod; zwiſchen 11 und 12 Uhr iſt man ein derbes Mahl und pflegt dann nach dem Mittagsgebet der Ruhe. Bei den Mahlzeiten ſitzt man auf Filzſtücken und zwar mit gebogenen Knieen auf den Ferſen hockend; das Tiſchtuch (von gedrucktem Zitz) liegt unmittelbar auf dem Teppich des Fußbodens, und ein Brodfladen, vor jeden Tiſchgenoſſen gelegt, dient als Teller. Die Speiſen werden in kupfernen Platten, dazu Scherbet (in Waſſer gelöſte Obſtgallerte) in Porzellantaſſen nebſt geſchnitzten Holzlöffeln aufgetragen. Man langt mit den Fingern zu und ißt und trinkt nach Belieben, ohne ein Wort dabei zu ſprechen. Nach dem Eſſen werden die Waſſerpfeifen gebracht, und die Unterhaltung beginnt. Bei Beſuchen finden vielerlei Förmlichkeiten ſtatt; der gewöhnliche Gruß beim Eintritt beſteht darin, daß man die rechte Hand auf die linke Bruſt legt und den Kopf neigt. — Nach der beſtehenden Zeitrechnung beginnt der Tag mit Sonnenuntergang. Als Mohammedaner zählen die Perſer nach Mondjahren; allein aus den Zeiten der Ahnen her, die das Sonnenjahr hatten, wird noch die Frühlingsnachtgleiche als eine Art Neujahrstag (Nauruz) mehrere Tage feſtlich begangen. Als allgemeiner Buß- und Bettag wird der Todestag des Imam Haſſan, des vergifteten Enkels Mohammeds, gefeiert. Andere Trauerfeſte ſind das Moharrem (die erſten zehn

Tage des ersten Monats) zum Andenken an die Ermordung der Söhne Ali's, Hassan und Hosein, und der 19. Tag des Ramasan zum Andenken an die Ermordung Ali's selbst.

Unter den Erwerbszweigen steht der Ackerbau obenan, obschon keineswegs aller anbaufähige Boden in der Nähe von Bächen und Flüssen oder künstlichen Kanälen (Kenat) wirklich bebaut ist, sondern ein großer Theil desselben bei der verhältnismäßig spärlichen Bevölkerung des Landes unbenutzt und wüst liegt. Der unsinnige Befehl der Regierung zu Beginn der 60er Jahre, alles taugliche Land mit Mohn zu bestellen, veranlaßte zumeist die gräßliche Hungersnoth von 1871 und 1872, welche dem Land ca. 1½ Mill. Menschen raubte. Dafür producirt jetzt freilich P. jährlich 140,000 Kilogr. Opium, und Schah, Beamte und Händler erzielen damit hohen Gewinn. Häntzsche rechnet in P. 10 Proc. bebautes Land, 10 Proc. Wiesen und Weiden, 5 Proc. Wald und 75 Proc. Brache, Wüsten, Felsen ꝛc. Ueber die Produkte des Landbaues s. oben. Dabei ist aber infolge des Steuerdrucks von einem wohlhabenden Bauernstand nicht die Rede, und nur die mäßige Lebensweise, verbunden mit der Wohlfeilheit aller Bedürfnisse, läßt den landbauenden Tadschik auskommen. Von den Mineralien werden nur etwas Eisen, Blei und Kupfer in der primitivsten Weise ausgebeutet. In den mechanischen Künsten ist P. ebenfalls zurück; aber es fertigt doch einige Industrie- und Luxusartikel so an, daß dieselben Ruf haben. Dahin gehören unter den Metallarbeiten zunächst die guten Kupfergeräthschaften aus Kaschan und die künstlichen Filigranarbeiten aus Sendschan, ferner die damascirten Waffen (Dolche, Säbel, Panzer ꝛc.) aus Chorasan, Schiraz und Ispahan, die sich als wahre Kunstwerke eines Weltrufs erfreuen; die fein ciselirten bronzenen Vasen und Trinkgeschirre, die im Land uralte Fayencebereitung, die Schnitzereien in Bux- und Birnbaumholz; namentlich aber die Webwaaren Persiens, die Shawls, welche aus dem Flaumhaar der Murgusziege (am besten in Kirman) gefertigt werden und den indischen Shawls am nächsten stehen (das Grundmuster bilden die einfachen Variationen der Palme), und die persischen Teppiche (zwei Arten, der aufgeschorne Farsch und der nicht aufgeschorne Gebbeh); ferner Filz, Seidenstoffe und die Goldbrokate von Schiraz. Auch Glas- und Lederwaaren werden gefertigt. Dagegen ist die ehemals blühende Papierfabrikation bis auf wenige Mühlen in Ispahan eingegangen. Der Handel hat sich trotz der großen Vorliebe der Perser für kommercielles Bazarleben nur in sehr unbedeutendem Maß entwickelt. Die zerrütteten inneren Verhältnisse des Reichs, die Unsicherheit des Eigenthums und der Person, der Mangel an Kapital und Arbeitskraft, an schiffbaren Flüssen und Seehäfen, die geringe Ermuthigung, welche der Gewerbthätigkeit von oben her zu theil wird, die schlechte Verwaltung der Staatseinkünfte, die hohen Binnenzölle, die Schwierigkeit des Transports auf den schlechten Landstraßen (Personen und Waaren müssen beim Mangel aller Wägen auf Pferden, Kamelen und Maulthieren transportirt und auf jeder Haltestation umgepackt werden): alles dies ist dem Aufblühen des Handels sehr hinderlich. Der Hauptbetrieb des Handelsverkehrs ist meist in den Händen der Armenier und der Parsen. Seit dem zwischen Rußland und P. im Frieden von Turkmantschai (22. Febr. 1828) abgeschlossenen Vertrag haben auch andere europäische Mächte mit P. Handelsverträge abgeschlossen, und die Ausfuhr persischer Stoffe und Erzeugnisse nach Europa hat sich bedeutend gehoben. Sie geschah zuerst über Astrachan und Tiflis, seit Entwickelung der Dampfschifffahrt auf dem Schwarzen Meer jedoch vermittels großer Karawanenzüge, die sich von Tebriz über Erzerum nach Trapezunt, das sich zum Stapelplatz für den europäisch-persischen Waarenaustausch emporgeschwungen, bewegten. Jetzt, nachdem Rußland die Bahn von Poti am Schwarzen Meer nach Tiflis gebaut hat (die noch bis Tebriz fortgesetzt werden soll), ist auch die Straße Trapezunt-Tebriz fast ganz verödet, und Poti ist an die Stelle von Trapezunt getreten. Genaue statistische Angaben über Ein- und Ausfuhr fehlen; doch ist aus den vorhandenen Konsulatsberichten ersichtlich, daß die Einfuhr durchschnittlich zwischen 30 und 36 Mill. Mark wechselt, und daß die Ausfuhr in guten Jahren sich noch etwas höher stellt als die Einfuhr. Die Haupterportartikel sind: Rohseide, Seidenabfälle, Tabak, Opium, Teppiche, Shawls, Felle, getrocknete Früchte, Baumwolle, Kaviar und Hausenblase; die Haupteinfuhrartikel: Webstoffe (namentlich Baumwollwaaren), Glaswaaren, Porzellan, Tuch, Zucker, Papier, Thee, Roheisen und Kupfer. Als wichtigster Handelsplatz Persiens ist Tebriz (mit 150,000 Einw.), an der Karawanenstraße nach Trapezunt und Tiflis, außerdem vom Kaspischen Meer aus leicht erreichbar, zu erwähnen. Resch, Ispahan, Schiraz, Jezd, Kirman und Meschhed sind Handelsplätze zweiten Ranges; Teheran, die Landeshauptstadt, ist für den Handel von untergeordneter Bedeutung. Der persische Kaufmann zeichnet sich durch Thätigkeit und Unternehmungsgeist aus und weilt des Handels wegen oft jahrelang in fernen Ländern (am meisten in Tiflis, Nishnij Nowgorod und Konstantinopel). Bankerotte sind selten. Die Regierung erhebt als Zoll sowohl für die Einfuhr als Ausfuhr 5 Proc. in natura, doch wird für die Naturalleistung auch ein Entgelt nach bestimmter Modalität angenommen. Von europäischen Mächten sind Rußland, Frankreich, England, Oesterreich, die Türkei und die Niederlande in P. durch Gesandtschaften und Konsulate vertreten. Von Wichtigkeit für den Verkehr sind mehrere von Engländern errichtete Telegraphenleitungen, die Juli 1876 bereits eine Länge von 3966 Kilom. (mit 46 Büreau's) hatten, und deren Hauptlinien von Tiflis nach Ispahan, Schiraz und an den Persischen Golf (von da weiter nach Indien) führen. Auch mehrere Briefpostverbindungen, an denen es bisher noch gänzlich fehlte, sind neuerdings unter der Leitung von österreichischen Beamten errichtet worden. Als Hauptmünze in P. gilt das Toman (Dukaten, = 8,1 Mark), das in 10 Kran à 2 Panabad à 10 Schahi à 50 Dinar zerfällt. Die Wegentfernung wird nach Farsangen oder Fersech (= 6,7 Kilom.) berechnet. Genaueres über persische Maße, Gewichte und Münzen vgl. Häntzsche, Specialstatistik von P. (in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin«, Bd. 4, S. 429 ff.).

Die Regierung ist in den Händen des Schahs, und dieser, mit dem vollen Titel: »Schah in Schah (König der Könige), dessen Banner die Sonne ist, der heilige, erhabene und große Monarch, der unumschränkte Herrscher und Kaiser aller Staaten von P.«, regiert rein despotisch. Ihm zur Seite stand früher, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, der Sadrazam und neben ihm der Emir ed Dauleh für Besorgung der Geldangelegenheiten. Seit 30. Aug. 1858 aber ist durch den jetzigen Schah das

Amt des erſtern abgeſchafft und ein Staatsminiſterium eingeſetzt, das aus ſechs Mitgliedern (für Aeußeres, Inneres, Finanzen, Heerweſen, Juſtiz und Stiftungen) gebildet iſt. Daneben beſtehen noch Miniſter für den öffentlichen Unterricht, für Künſte und Handel. Der Staatsrath (Medſchliſſi ſchura), zu deſſen Mitgliedern die Prinzen und die Miniſter gehörten, wurde 1875 faſt ganz aufgehoben. Jedem größern Landestheil iſt ein Hakim vorgeſetzt, der meiſt aus der Königsfamilie ſtammt. Große Städte ſind einem Kelanter (Polizeichef) und einem Darogha (Marktmeiſter), jeder Stadttheil und jedes Dorf einem Kedchuda unterſtellt. Das Volkswohl und allgemeine Beſte hat indeſſen keiner von allen dieſen Beamten im Auge. Jeder ſucht vielmehr nur das Seine, und je mehr er nach oben hin leiſten muß, deſto mehr ſucht er ſich durch Bedrückungen und Erpreſſungen an ſeinen Untergebenen zu entſchädigen. Natürlich hat der Schah auch einen umfangreichen Hofſtaat, der zwar mit der Regierung nichts zu thun hat, wohl aber perſönliche Einflüſſe auf den Herrſcher zu üben vermag. Die Rechtspflege gründet ſich, wie bei allen Moslemin, auf den Koran. An ihrer Spitze ſteht in jedem Landestheil ein Scheich ul Islam als Hakim i Schera, d. h. Richter des geſchriebenen Geſetzes oder des aus dem Koran abgeleiteten Rechts, welchem gegenüber das Urf oder das Herkommensrecht ſteht, wonach dann der Hakim ganz willkürlich entſcheidet. Die meiſten Hakim haben Recht über Leben und Tod; andere können nur mit Schlägen, Verſtümmelungen oder Gefängnis beſtrafen. Der Scheich ul Islam hat noch eine Anzahl Kadhi als Einzelrichter unter ſich. Beſtechung findet leicht und oft ſtatt. Die Einkünfte des Schahs erwachſen ordentlicherweiſe aus der Grundſteuer (Mal i Diwan) und aus Zöllen. Jene wird theils in Geld, theils in Produkten bezahlt, und die Eintreibung derſelben hat der Kedchuda zu beſorgen. Die Güter zahlen nominell ⅒, in der That aber ⅕ des Ertragswerths; was über ⅕ hinausgeht, bleibt in den Händen der Steuererheber. Wer Kronland bebaut, zahlt die Hälfte des Ertrags. Wer eigenen Boden beſitzt, muß nicht bloß für das bebaute, ſondern auch für das brach liegende Feld Steuer entrichten, und wer mit der Steuer im Rückſtand bleibt, geht des ganzen Grundſtücks verluſtig. Dazu kommt die unregelmäßige Steuer Sadir Awariz, die bei Ausrüſtung eines Heers oder unter irgend einem andern Vorwand ausgeſchrieben wird und den Unterbeamten ganz beſondere Veranlaſſung zu Erpreſſungen bietet. Die ordentlichen Einkünfte der Regierung werden auf 4—5 Mill. Toman geſchätzt, mögen jetzt aber ſtark heruntergegangen ſein; die Ausgaben werden zu 4¼ Mill. Toman angenommen. Eine Staatsſchuld beſteht nicht, dagegen ein Schatz, in welchem an Gold, koſtbarem Geſchirr und Edelſteinen ca. 9 Mill. Toman ſich befinden ſollen, und in den auch die Ueberſchüſſe aus der Staatsverwaltung fließen. Das Heer iſt theilweiſe von europäiſchen Officieren eingeübt und beſteht aus Fußvolk (Serbaz), Reiterei (Savareh) und Artillerie (Toptſchi). Das Fußvolk zählt 70 Bataillone à 800—1000 Mann, wovon im Frieden jedoch ſtets nur 20—30 präſent ſind. Die Bewaffnung beſteht zur Zeit noch meiſt aus alten franzöſiſchen Perkuſſionsgewehren, doch ſind neuerdings eine beträchtliche Anzahl Chaſſepot- und Tabatière-Gewehre angekauft worden. Eine reguläre Kavallerie beſteht nicht, doch iſt jede Tribus verpflichtet, im Kriegsfall eine beſtimmte Anzahl Reiter zu ſtellen, was im ganzen eine Armee von ca. 50—60,000 Mann (alle mit vorzüglichen Pferden verſehen) ergibt. Die Artillerie beſteht in ca. 1200 Mann mit ſchlechtem Material von ungleichem Kaliber, wozu noch etwa 200 Mann Kamelartillerie (Zemburekdſchi) mit zweipfündigen Kanonen kommen. Nach dem 1875 erlaſſenen Staatsgrundgeſetz ſollen übrigens die Soldaten nicht mehr lebenslänglich, ſondern nur 12 Jahre dienen, auch Ausloſung mit geſtatteter Stellvertretung eingeführt werden. Die perſiſche Fahne beſteht aus einem dreieckigen, ſehr langen Stück Seidenzeug, worauf ein Löwe gemalt iſt, über deſſen Rücken eine breite Sonne ſtrahlt (ſ. Tafel »Flaggen«); die Fahnenſpitze bildet eine ausgeſtreckte Hand von Silber. Der Schah bedient ſich jedoch nicht dieſes Wappens, ſondern führt in ſeinem Siegel nur ſeine Namenschiffer. — Das Reich zerfällt adminiſtrativ in 20 Hakimniſchin (Provinzen), die wieder in Buluk oder Mehal (Kreiſe) abgetheilt ſind. Jeder Provinz iſt, wie ſchon erwähnt, ein Hakim vorgeſetzt, der aber in der Hauptſtadt ſeinen Sitz hat, während er in der Provinz durch einen Weſir vertreten wird. Die Hakimniſchin ſind: Aſerbeidſchan, Gilan, Maſenderan, Aſtrabâd, Choraſan, Teheran, Kazwin, Chamſe, Kurdiſtan, Kirmanſchah, Hamadan, Kum, Kaſchan, Jspahan, Kirman, Jezd, Burudſchird, Fars, Arabiſtan, Malairtuſirkan. Hauptſtadt des Reichs iſt Teheran. S. Karte »Perſien«.

Geſchichte. Die Perſer gehören zu dem ariſchen (indogermaniſchen) Völkerſtamm und bewohnten ſeit älteſter Zeit den ſüdweſtlichen Theil des Hochlandes von Iran, die ſchöne und fruchtbare Landſchaft Perſis. Sie führten als Ackerbauer und Hirten, Jäger und Krieger ein abgehärtetes, mäßiges Leben und waren in zehn Stämme eingetheilt, unter denen die Paſargaden die vornehmſten waren. Sie verehrten gleich den übrigen Ariern Ahuramasda (Ormuzd) als ihren höchſten Gott, den Gott des Lichts und des Guten, dem Angramainyus (Ahriman), der Gott der Finſternis und des Böſen, feindlich gegenüber ſtand; die Sonne beteten ſie als beſondere Gottheit (Mithra) an, und das Feuer war ihnen namentlich heilig. Im 9. Jahrh. v. Chr. wurden ſie zuerſt von den Aſſyriern bekriegt und von Salmanaſſar II. (859—823) zur Zahlung eines Tributs gezwungen. Sie blieben den Aſſyriern unterthan bis zu der Zerſtörung des Reichs derſelben. Die Erzählung Herodots von der Befreiung der Meder und der Unterwerfung der Perſer durch den mediſchen König Phraortes (660) iſt eine mediſch-perſiſche Sage, deren hiſtoriſcher Kern ſich auf eine vereinigte Empörung der Meder und Perſer unter Phraortes gegen die Aſſyrier 640 beſchränkt, welche 633 niedergeſchlagen wurde. Von 606—558 bildeten die Perſer unter der Herrſchaft von Unterkönigen aus dem Geſchlechte der Achämeniden einen Theil des mediſchen Reichs, bis Cyrus den König Aſtyages ſtürzte und die Herrſchaft von den Medern auf die Perſer übertrug, ein Ereignis, welches ſchon früh von vielgeſtaltigen ſchönen Sagen umwoben und verdunkelt wurde. Hiermit beginnt die Geſchichte des altperſiſchen Reichs, das 558—330 beſtand. Nachdem Cyrus das ganze Hochland von Iran, beſonders das kriegeriſche Volk der Saken, unterworfen hatte, zog er gegen den König Kröſus von Lydien, den er nach der unentſchiedenen Schlacht am Halys 548 in ſeiner Hauptſtadt Sardes ſelbſt gefangen nahm. Hierauf unterjochte Harpagos 547 die griechiſchen Städte an der Küſte, und ſo ward ganz Kleinaſien mit dem perſiſchen Reich vereinigt. 538 eroberte Cyrus Babylon und dehnte ſeine Herrſchaft über das Euphrat- und Tigrisgebiet ſowie ganz

Syrien aus. Nachdem er 529 im Kampf gegen die Derbikker ſeinen Tod gefunden, folgte ihm ſein Sohn Kambyſes, der 525 nach dem Sieg bei Peluſium das ägyptiſche Reich eroberte. Als er 522 aus Aegypten nach P. zurückkehrte, empfing er die Nachricht von einem Aufſtande, den ein mediſcher Magier, Namens Gumata, angezettelt hatte, indem er ſich für den auf Kambyſes' Befehl heimlich bereits vor dem ägyptiſchen Feldzug ermordeten Bruder desſelben, Bardija (Smerdis), ausgab. Kambyſes ſtarb an einer durch unglücklichen Zufall ihm zugefügten Verletzung, nachdem er den perſiſchen Großen das Geheimnis der Ermordung ſeines Bruders mitgetheilt und den Betrug des Gumata aufgedeckt hatte. Trotzdem behauptete ſich derſelbe, unterſtützt von den Magiern, welche die Herrſchaft wieder an die Meder bringen wollten, 7 Monate im Beſitz des Königthums, bis er von dem Achämeniden Darius und deſſen Genoſſen in ſeiner Burg in Medien ermordet wurde. Darius beſtieg nun 521 den Thron, hatte aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da faſt alle Provinzen den Sturz des Gumata benutzt hatten, um ſich von der perſiſchen Herrſchaft loszureißen. Indeß gelang es Darius durch Energie und Umſicht, alle Aufſtände zu unterdrücken, auch Babylon nach langer Belagerung 518 wieder zu erobern und das wieder hergeſtellte Reich, welches ganz Vorderaſien nebſt Aegypten umfaßte, neu zu organiſiren. Das herrſchende Volk waren die Perſer, aus deren Adel die Hofbeamten, die Heerführer und oberſten Richter ſowie die Satrapen genommen wurden; ſie waren abgabenfrei und bildeten den Kern des Heers, weswegen auch ihre Erziehung, wenigſtens in älterer Zeit, eine ſtrenge und kriegeriſche war. Das Reich ſelbſt war in 20 Statthalterſchaften oder Satrapien eingetheilt, die außer einem nach ihrer Größe und ihrem Vermögen abgeſtuften Tribut und einer Anzahl Truppen noch bedeutende Naturallieferungen für den Hof und das Heer, namentlich bei einem Durchmarſch, zu leiſten hatten. Die Satrapen waren dem König unbedingten Gehorſam ſchuldig und wurden durch Späher, die »Augen« und »Ohren« des Königs, kontrollirt, waren aber in der Verwaltung der Provinz ziemlich ſelbſtändig und ihrer Willkür in der Ausbeutung derſelben wenig Schranken geſetzt. Uebrigens ließen die Perſer den unterworfenen Völkern ihre Religion, ihre Sprache und Sitten ſowie auch ihre eigene innere Verwaltung. Die Reſidenz des Königs, Suſa, wo er einen prachtvollen, koſtſpieligen Hofhalt hielt (15,000 Perſonen), war mit den entfernteren Reichstheilen durch Kunſtſtraßen und Poſten verbunden. Durch den erfolgloſen Zug gegen die Skythen 513 wurde Darius in Kriege mit den Griechen verwickelt (ſ. Perſerkriege). Zwar eroberte er Thrakien und ſchlug einen Aufſtand der kleinaſiatiſchen Jonier (499—494) nieder; aber die große Unternehmung ſeines Schwiegerſohns Mardonios ſcheiterte 493 am Berg Athos, und ſeine Feldherren Datis und Artaphernes wurden 490 bei Marathon von den Athenern entſcheidend geſchlagen. Hierauf bereitete Darius einen Heereszug vor, zu welchem das ganze Reich drei Jahre rüſtete, ſollte aber ſeinen Zweck nicht erreichen. Aegypten fiel ab, und er mußte ſeine ganze Macht auf deſſen Rückeroberung verwenden. Der Tod ereilte ihn 485, und ſein Sohn Xerxes erbte den Rachekrieg gegen Griechenland, den er 480 mit einem ungeheuren Heer unternahm. In der Schlacht bei Salamis ſiegte jedoch abermals die Freiheitsliebe der Griechen, und Xerxes floh mit kläglichen Heeresträmmern zurück, um ſich fortan dem Serailleben zu überlaſſen, während die Griechen allmählich die thrakiſche Küſte, die Inſeln zwiſchen Griechenland und Kleinaſien und die Weſtküſte Kleinaſiens von der Perſerherrſchaft frei machten. Von nun an war das Reich in merklichem Sinken begriffen: die Könige und auch das perſiſche Volk entarteten durch Verweichlichung, Luxus und Wolluſt, und die Satrapen gewannen eine immer ſelbſtändigere Stellung. Xerxes ward 465 ermordet und hatte ſeinen zweiten Sohn, Artaxerxes I. Longimanus (»Langhand«), zum Nachfolger. Derſelbe dämpfte einen Aufſtand in Baktrien, unterwarf 462—456 das abgefallene Aegypten wieder und beendigte die Empörung des Satrapen Megabyzus in Syrien durch Unterhandlungen. Er ſtarb 425, und ihm folgte ſein einziger legitimer Sohn, Xerxes II., auf dem Thron. Doch ſchon nach 45 Tagen ermordete ihn ein natürlicher Sohn des Artaxerxes, Sogdianus, der nun den Thron beſtieg, 423 aber von einem andern unechten Sproſſen des königlichen Stammes, Ochus, aus dem Wege geräumt wurde. Ochus nahm als König den Namen Darius II. Nothus an. Unter ihm bietet die Geſchichte des Perſerreichs nichts dar als eine Kette von Empörungen bald königlicher Prinzen, bald mächtiger Satrapen, bald unterworfener Völker, das Innere des Palaſtes aber alle Greuel des Serailleben. Darius II. ſtarb 404. Ihm folgte ſein älteſter Sohn, Artaxerxes II. Mnemon. Derſelbe ſchlug ſeinen mit 100,000 Streitern, worunter 10,000 griechiſche Söldner, gegen ihn rebellirenden Bruder Cyrus den Jüngern 401 bei Kunaxa und erlangte auch 387 im Frieden des Antalkidas die Herrſchaft über die kleinaſiatiſchen Griechen und einen maßgebenden Einfluß in Griechenland ſelbſt wieder, indem die uneinigen griechiſchen Staaten ihn ſelbſt zur Einmiſchung aufforderten und ſich wetteifernd um ſeine Gunſt bewarben. So wurde das Daſein des alten Perſerreichs zwar noch gefriſtet; die unterworfenen Fürſten und Völker, ja ſelbſt die Zendſtämme, ſehnten ſich jedoch nach Unabhängigkeit, und ein großer Aufſtand, der ſich über Syrien, Phönikien, Phrygien, Karien, Kappadokien, Kilikien, Pamphylien und Lykien verbreitete, ward nur mit Mühe unterdrückt. Artaxerxes ſtarb 359, worauf Ochus als Artaxerxes III. Ochus den Thron beſtieg. Durch Geld und Verrath ſiegte derſelbe über die rebellirenden Phöniker und Kyprier und fiel hierauf verwüſtend und plündernd in Aegypten ein, das er 349 wieder zur perſiſchen Provinz machte. 338 ward er von ſeinem Günſtling, dem Eunuchen Bagoas, vergiftet und der jüngſte von ſeinen Söhnen, Arſes, nach Ermordung von deſſen Brüdern auf den Königsſtuhl erhoben. Als dieſer ſelbſtändig auftreten wollte, fand er durch denſelben Bagoas ſein Ende, und ein Seitenverwandter des königlichen Hauſes, Darius Codomannus III., beſtieg 336 den Thron. Dieſer war ausgezeichnet durch Sanftmuth, Schönheit und Tapferkeit, konnte aber den Untergang des zerrütteten Reichs nicht aufhalten. Nachdem ſeine Satrapen 334 am Granikos von Alexander d. Gr. beſiegt worden waren, erlag er ſelbſt mit einem ungeheuren Heer der kleinen makedoniſchen Streitmacht 333 bei Iſſos und 331 bei Arbela und ward 330 auf der Flucht nach dem Norden ſeines Reichs von einem Satrapen, Beſſus, ermordet. Hiermit endete das altperſiſche Reich. Vgl. Duncker, Geſchichte des Alterthums (4. Aufl., Leipz. 1877, Bd. 4).

Alexander d. Gr. verſprach, alle Nationalitäten zu achten und dem perſiſchen Reichsadel ſeine Vorrechte zu wahren, und beabſichtigte, Perſer und Griechen

möglichſt zu Einem Volk zu verſchmelzen; er ward von den Perſern als ihr König anerkannt, vermählte ſich mit Darius' Tochter Statira und nannte ſich ſelbſt König von Aſien. Sein früher Tod (323) zerſtörte indeß ſein unvollendetes Werk; ein lang anhaltender Kampf entſpann ſich unter ſeinen Feldherren über den Beſitz ſeines Erbes. Aus den Kämpfen der Makedonier unter einander erhob ſich endlich der Satrap von Babylon, Seleukos Nikator, der 312 das Reich der Seleukiden begründete, das, mit Ausnahme Aegyptens und anfangs auch Kleinaſiens, ſo ziemlich wieder die Beſtandtheile des alten Perſerreichs umfaßte und in 72 Satrapien zerfiel. Aber um 250 benutzten mehrere Satrapen die durch weitere Kämpfe der Diadochen entſtandene Verwirrung im Seleukidenreich, um ſich unabhängig zu machen, und ſo entſtanden die Reiche von Baktrien (ſ. d.) und Parthien (ſ. d.). Seleukos Kallinikos mußte beide Länder ihrem Schickſal überlaſſen, da die Empörung ſeines Bruders Antiochos Hierax ſeine ganze Kraft in Anſpruch nahm. Antiochos d. Gr. (224—181) demüthigte Parthien und Baktrien und brach ſelbſt in Nordindien ein; aber die iraniſchen Völker fielen nach ſeinem unglücklichen Kriege gegen Rom 192—190 wieder von ihm ab, und ein Zug des Antiochos Epiphanes nach Iran 165 blieb erfolglos. Medien und P. gingen nun im großen Reich der Parther (ſ. d.) auf, welche, den Perſern ſtammverwandt, ſich als Erben derſelben betrachteten und altperſiſches Weſen annahmen. Indeß die eigentlichen Perſer wollten die Parther nie als ihnen ebenbürtig anerkennen, und 226 n. Chr. gründete Ardeſchir (Artaxerxes I.), Sohn Babeks, aus einer Dynaſtie, welche ſeit Vertreibung der Seleukiden Perſis beherrſcht hatte, den die ſchmeichelnde Geſchichtſchreibung ſpäterer Zeit zu einem Abkömmling des altperſiſchen Königshauſes machte, nachdem er die Parther in drei Schlachten beſiegt und die Arſakiden, deren letzter König, Artaban, fiel, zu Satrapen erniedrigt hatte, das neuperſiſche Reich der Saſſaniden. Artaxerxes I. nannte ſich König der Könige und bemühte ſich, das altperſiſche Weſen wieder herzuſtellen, in Religion, Sitte und geſchichtlicher Tradition an das Reich des Cyrus und Darius wieder anzuknüpfen. Die altiraniſche Lichtreligion des Zoroaſter in ihrer alten Reinheit wurde als die Nationalreligion wieder eingeführt, alle Sekten zum Anſchluß an dieſelbe gezwungen, der alte Prieſterſtand der Magier wieder eingeſetzt. Die Einheit des Reichs wurde dadurch weſentlich gefördert, die Macht des Königthums verſtärkt. Ekbatana war im Sommer, Madain am Tigris auf den Trümmern des alten Kteſiphon im Winter die Reſidenz. Auch der Umfang des alten Reichs ſollte wieder hergeſtellt werden. 230 fiel Artaxerxes im römiſchen Meſopotamien ein, und 400 vornehme Perſer erhoben als Geſandte in Rom im Namen ihres Großkönigs Anſpruch auf alle Länder, die jemals zum Perſerreiche gehört hatten. Alexander Severus rüſtete hierauf drei große Heere, die im N., in der Mitte und im S. in P. einfallen ſollten. Wirklich fiel das nördliche Heer in Medien ein, und das ſüdliche bedrohte das eigentliche P.; da aber der Imperator zögerte, mit dem mittlern Heer den Angriff zu wagen, ſo ſchlug der ganze Plan 233 fehl. Artaxerxes ſtarb 240 und hatte ſeinen Sohn Sapor I. (Schapur, 241—271) zum Nachfolger. Nachdem derſelbe Armenien wieder unterjocht, griff er das römiſche Reich an, ſchlug den Imperator Valerianus 260 bei Edeſſa, drang in Syrien ein, eroberte Antiochia und ging unter großen Verheerungen bis nach Kappadokien vor, ward aber durch die beginnende Macht des Odenathus von Palmyra bald genöthigt, ſeine Eroberungen wieder aufzugeben. Gegen das Ende ſeiner Herrſchaft trat Mani (ſ. Manichäer) auf. Sapors Nachfolger Hormisdas (Hormuzd, 271—272) begünſtigte die Manichäer; Varanes I. (Bahram, 272—275) aber vertrieb dieſelben aus ſeinem Reich. Sein Sohn und Nachfolger Varanes II. (275—283) verlor an die römiſchen Kaiſer Carus und Diokletian Meſopotamien und Armenien. Auf ſeinen Sohn Varanes III. (283—284) folgte wieder deſſen Sohn Narſes (284—300), der nach wechſelvollen Kämpfen 298 allen Anſprüchen auf jene beiden Länder entſagen und ein großes Gebiet auf dem linken Tigrisufer abtreten mußte. Ihm folgte ſein Sohn Hormisdas II. (300—309), dieſem ſein nachgeborner Sohn, Sapor II., d. Gr. (309—380). Dieſer entriß den Römern mehrere Provinzen in Meſopotamien und ſchlug ſie 348 unter Conſtantius bei Singara. Ueber die Chriſten, die ihm durch Conſtantius' Uebertritt zum Chriſtenthum verdächtig geworden waren, verhängte er ſeit 342 blutige Verfolgungen. 358 verlangte Sapor von Rom ganz Meſopotamien und Armenien zurück, was zu einem neuen Krieg führte. Er rückte in Meſopotamien ein, mußte aber zurückweichen, als der römiſche Kaiſer Julian 363 einen Angriff auf P. ſelbſt unternahm. Schon war Sapors Reſidenz Madain in den Händen der Römer; Mangel an Nahrungsmitteln zwang aber Julian zum Rückzug, auf welchem er den Tod fand. Sein Nachfolger Jovian mußte den freien Abzug aus P. durch einen ſchimpflichen Frieden erkaufen, der die Eroberungen Diokletians von 298 und einen Theil Meſopotamiens an das Perſerreich zurückbrachte. Sapor wendete nun ſeine Macht gegen Armenien, das nach hartnäckigem Widerſtand endlich bezwungen und dem Reich der Saſſaniden einverleibt wurde, noch vor dem Lebensende Sapors jedoch ſeine nationale Unabhängigkeit wieder errang. Sapor II. ſtarb 380, und ſeinen Söhnen ward der Thron durch ſeinen Bruder entriſſen, der ſich indeſſen als Artaxerxes II. nur wenige Jahre (380—383) behauptete. Seine Nachfolger waren Sapors II. Sohn Sapor III. (383—388), Varanes IV. (388—399) und Isdegerd I. (Yezdegerd, 399—419), der den langen Krieg zwiſchen P. und Rom durch einen 100jährigen Frieden mit letzterem ſchloß. Nach deſſen Tode kam ſein Sohn Varanes V. (420—439) zur Herrſchaft. Derſelbe begann eine blutige Chriſtenverfolgung, die über 50 Jahre dauerte und ſich ſelbſt über Armenien ausdehnte. Auf Varanes folgte 439 Isdegerd II., auf dieſen 457 ſein Sohn Hormisdas III., den aber ſchon kurze Zeit darauf ſein Bruder Piruz (Perozes) mit Hülfe der Hunnen vom Thron ſtürzte. Derſelbe kehrte ſpäter ſeine Waffen wider ſeine Bundesgenoſſen, verlor aber 488 auf einem Feldzug Sieg und Leben. Die Großen des Reichs ernannten nun ſeinen Bruder Balaſch (Valens) zum König; derſelbe ſchloß mit den Hunnen einen ſchmählichen Frieden und verſprach ihnen Tribut, ward aber 491 von Kobad, dem Sohn Firuz', geſtürzt. Kobads lange, aber durch bürgerliche und religiöſe Wirren beunruhigte Regierung endete 531, nachdem er ſeinen dritten Sohn, Chosru I. (Chosroës), zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte. Dieſer, mit dem Beinamen Nuſchirwan (»der Gerechte«), ließ, ſelbſt Freund der Philoſophie eines Platon und Ariſtoteles, die geſchätzteſten Werke griechiſcher Philoſophen in die Sprache ſeines Landes übertragen, legte Schulen an, beförderte den Ackerbau, hob den

Wohlſtand des Volks, ordnete die Rechtspflege und ſchaffte auch im Staatshaushalt manche Mißbräuche ab. Mit dem oſtrömiſchen Kaiſerreich führte er von 540 an mehrere erfolgreiche Kriege, in denen er Syrien plünderte und ſein Reich vom Indus bis zum Mittelmeer, vom Jaxartes bis an die Grenze Aegyptens ausdehnte; 570 drang er bis zum Glücklichen Arabien vor. Aber unter der tyranniſchen und grauſamen Willkürherrſchaft ſeines Sohns Hormisdas IV. (579—591) gingen die Früchte der langen und kraftvollen Regierung Chosru's I. in unglücklichen Kriegen gegen die Römer und Türken und in Empörungen der Provinzen wieder verloren. 591 wurde er von einem ſaſſanidiſchen Fürſten geſtürzt und ſein Sohn Chosru II. (Parwiz, 591—628) auf den Thron geſetzt, der zwar von einem aufſtändiſchen Feldherrn, Varanes, vertrieben, aber bald darauf vom oſtrömiſchen Kaiſer Mauritius wieder in ſeine Hauptſtadt zurückgeführt wurde. Chosru regierte anfangs friedlich und zeigte ſich dem Chriſtenthum geneigt. Erſt nach ſeines Gönners Mauritius Sturz (603) begann er 604 den Krieg gegen den oſtrömiſchen Uſurpator Phokas, eroberte Perſarmenien, nahm Edeſſa und Antiochia und zerſtörte 614 Jeruſalem. 616 drang ein perſiſches Heer in Aegypten ein und eroberte Alexandria, während ein anderes durch Kleinaſien bis Chalkedon vorrückte und Konſtantinopel bedrohte. Ueberall wurden die Chriſten aufs grauſamſte verfolgt und die reichen Länder ausgeplündert, deren Schätze und Kunſtwerke die neue Hauptſtadt Artemita ſchmücken mußten. Aber 622 erhob ſich der oſtrömiſche Kaiſer Heraklius, befreite durch eine kühne Landung in Kilikien und einen Einfall in Kappadokien Vorderaſien und ſchlug 625 ein perſiſches Heer an der Grenze Irans ſelbſt. Zwar ſandte Chosru, unterſtützt von den Bulgaren und Avaren, 626 ein perſiſches Heer gegen Konſtantinopel. Obwohl nun ſeine Hauptſtadt dadurch aufs äußerſte bedroht war, wich Heraklius dennoch nicht aus P., gewann 11. Dec. 627 gegen Chosru eine große Schlacht auf den Ruinen von Ninive und drang nun verheerend in das Innere des Reichs ein. Schon war er im Begriff, einen Angriff auf Kteſiphon zu unternehmen, als Chosru's älteſter Sohn, Schiruch (Siroes), unterſtützt von der Ariſtokratie, die Fahne des Aufſtandes aufpflanzte und auch das gegen Heraklius kämpfende Heer für ſich gewann. Chosru ward auf der Flucht gefangen und getödtet (628). Schiruch ſchloß nun mit den Oſtrömern einen Frieden, in dem die gegenſeitigen Gefangenen und Eroberungen zurückgegeben wurden. Auch Armenien ging unter ſeiner 18monatlichen Regierung für P. verloren. Ihm folgte ſein ſiebenjähriger Sohn Ardeſchir (Artaxerxes III.). Derſelbe ward jedoch ſchon nach fünf Monaten ermordet, und nun folgten einige Jahre wilder Anarchie und Bürgerkriege, in welchen die letzten Kräfte des perſiſchen Reichs aufgerieben wurden, gerade zu der Zeit, als die Angriffe der Araber auf daſſelbe begannen. Bereits 632 entriſſen dieſe durch die Ketten- und die Augenſchlacht den Perſern das Euphratgebiet. Chosru's kraftvolle Tochter Argemidocht ſetzte zwar den Eroberungen der Araber eine Zeitlang ein Ziel; aber nach ihrer Ermordung durch Ruſtum wurde der ſchwache Isdegerd III., Chosru's Enkel, auf den Thron geſetzt, der nach der Niederlage ſeines Heers bei Kadeſia und der Eroberung ſeiner Reſidenz Madain 636, wie einſt Darius III., nach Medien floh und nach fruchtloſen Kämpfen 650 durch Meuchelmord fiel. Sein Sohn Piruz führte als Flüchtling am chineſiſchen Hof bis 661 noch den perſiſchen Königstitel. So erlag das Reich der Saſſaniden dem Schwerte der Araber, die Religion des Zoroaſter dem Islam. Vgl. G. Rawlinſon, **The seventh great oriental monarchy, or the geography, history and antiquities of the Sassanian or New-Persian empire** (Lond. 1876).

P. zerfiel; die Verwaltung der Chalifen begünſtigte Beſtrebungen der Statthalter zu Selbſtändigkeit, es regte ſich aber auch zeitweiſe und örtlich das perſiſche Nationalgefühl. So ſchwangen ſich in Niſchapur die Taheriden (819—862) zu Herren auf, bis die Saffariden (873—900) ſie verdrängten; länger (874—999) dauerte in Choraſan der Einfluß der Samaniden von ihrer Hauptſtadt Bochara aus; dieſen Provinzkönigen machte aber ſeit 1037 die türkiſche Dynaſtie der Seldſchukken ein Ende, von denen in P. zwei Zweige, in Hamadan von 1037—1175, in Kerma von 1041—1187, herrſchten. Dieſe kleinen Reiche ſchwemmten die Mongolenzüge hinweg. 1223 fiel Dſchengiſchan in P. ein; Hulagu, ſein vierter Sohn, ſtiftete in P. die türkiſch-tatariſche Dynaſtie der Il-chan (1259—1346), die zeitweilig über alle Länder zwiſchen Orus im N., Tigris im W., Indus im O. gebot. Allen Verſuchen, eine neue perſiſche Dynaſtie zu gründen, machte 1380 Timur (Tamerlan) ein Ende, welcher P. mit ſeinen Heeren überzog und 1387 in Jezdikhan ein fürchterliches Blutbad anrichtete, wobei 70,000 Köpfe zu einer Pyramide zuſammengeſchichtet wurden. P. blieb ſeinem großen aſiatiſchen Reich einverleibt, und der Grund war gelegt zur Herrſchaft der Mogulſultane in P. (1393—1505). Unter der Uneinigkeit der letzten Sultane gelang die Wiederaufrichtung einer Dynaſtie perſiſcher Abſtammung aus der Familie der Safi (Sufi, Sophi, 1499—1797).

Ismael al Safi ben Schaich Haidar, Nachkomme von Safi ud din, einem Weiſen (Philoſophen, Safi), aus Aſerbeidſchan vom Turkmenenfürſten Dſchehan Schah vertrieben, warf ſich in Schirwan zum Führer der Perſer auf, erhob die Bezeichnung Schiite, die bisher die ſchimpfliche Bedeutung eines Sektirers hatte, zu einem Ehrentitel und die ſchiitiſche Lehre zur Staatsreligion, indem er Haß gegen die ſunnitiſchen Turkmenen predigte und Anhänger warb; 1502 konnte er ſich Herr über ganz P. nennen. Unter den Safi kamen zu ewigen Fehden mit den Turkmenen häufige Kriege mit dem türkiſchen Kaiſerreich, an das unter den ſchwachen Nachfolgern des Stifters mehrere Provinzen (Tebriz, Bagdad) verloren gingen. 1582 ward in Choraſan Abbas zum Herrſcher ausgerufen, der ſich den Beinamen des Großen verdiente und in langwierigen Kämpfen im Innern des Reichs und mit Bochara, Chiwa (ſ. d.), den Türken, ſelbſt mit den Portugieſen um die Inſel Ormus im Perſiſchen Golf den Thron befeſtigte, das Reich erweiterte. Auf Abbas (1627) folgte ein Jahrhundert der Schwäche; 1722 ſchwang ſich ein Afghane, Mahmud, auf den Thron, veranlaßte aber eine Verbindung Rußlands und der Türkei und mußte erſterem im Vertrag vom 2. Okt. 1723 die Weſt- und Südufer des Kaſpiſchen Meers abtreten. Unerhörte Grauſamkeiten führten 1725 die Erwürgung Mahmuds herbei. Rußland und die Türkei gingen im Vertrag von 1725 daran, auf dem Papier P. unter ſich zu theilen; da trat eine Wendung durch den Tataren Nadir Kuli ein. Dieſer ſetzte wieder einen Safi, Tahmasp, als Schah ein, regierte thatſächlich aber ſelbſt, wurde dann 1736 als Nadir Schah zum König ausgerufen und machte ſeinen Namen bei allen Nachbarn gefürchtet. Schon als Regent

nöthigte er 1735 die Russen, die kaukasischen Küstenländer bis auf Baku und Derbent zurückzugeben; siegreich gegen Turkmenen, Usbeken in Bochara, Georgier und Afghanen, trug Nadir seine Waffen 1738—39 bis nach Dehli, wo er den Großmogul von Indien in seine Gewalt bekam und die Indusländer vorübergehend P. zutheilte. Der Versuch, die Perser aus Schiiten zu Sunniten zu machen, damit Religionshaß den Fortbestand seiner Eroberungen nicht hindere, mißlang; auf der Höhe seiner barbarischen Macht wurde Nadir 1747 ermordet, und wenige Jahre nachher war das gewaltige Reich zersplittert. Kerim Chan aus dem Zendstamm vereinigte vom S. aus wieder P. zu einem Reich und herrschte von 1759—79 als weiser Herrscher; 1763 gestattete er den Engländern eine Niederlassung in Buschir wie den Handel im Persischen Golf. Nach seinem Tode wiederholte sich die alte Erscheinung von Thronentsetzungen und inneren Kriegen, bis 1794 Aga Mohammed Chan, aus dem Stamm der Kadscharen von Masenderan, wo er eine hohe Hofstellung einnahm, die noch jetzt in P. regierende Dynastie der Kadscharen gründete; aber schon 1797 wurde Aga Mohammed ermordet, sicher zum großen Nachtheil für P., das seither einen gleich verständigen Fürsten nicht mehr erhielt. Sein Neffe Fath Ali regierte bis 1834. 1805 um Georgien in einen Krieg mit Rußland verwickelt, warf er sich Napoleon I. in die Arme, der in Ausführung des Vertrags zu Finkenstein (Mai 1807) Instrukteure und Waffen nach P. schickte, in der Absicht, nach Vertreibung der Russen durch P. nach Britisch-Indien zu marschiren. Diese hochfliegenden Pläne endeten in wenig rühmlicher Weise, 1809 mußte der französische Gesandte schimpflich aus Teheran abziehen. In den Kämpfen gegen die Russen (1804—1813) verlor P. durch den Frieden vom 24. Okt. 1813 in Gulistan den größten Theil seiner kaukasischen Besitzungen. Höchst unklug ward von P. unter Führung des (1833 verstorbenen) Kronprinzen Abbas Mirza 1826 der Kampf um seine Besitzungen in Transkaukasien wieder aufgenommen; er endete im Frieden von Turkmantschai (23. Febr. 1828) mit dem Verlust von Eriwan und Nachitschewan, der Zahlung der Kriegskosten und dem Verzicht auf eine Kriegsflotte auf dem Kaspischen Meer. Vgl. v. Schlechta-Wssehrd, Die Kämpfe zwischen Rußland und P. um Transkaukasien (2 Schriften, Wien 1864, Leipz. 1869 in Bd. 20 der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«).

Persiens Thron bestieg 1834 Mehmed Schah, Enkel von Fath Ali, dessen beide Söhne inzwischen gestorben waren. England widersetzte sich 1837 der Losreißung Herats (s. d.) von Afghanistan und beantwortete die Belagerung dieser Stadt mit Entfaltung seiner Flottenmacht im Persischen Golf; 28. Okt. 1841 gelang sodann der Abschluß des noch jetzt gültigen persisch-englischen Handelsvertrags. Am 15. Okt. 1848 folgte ihm sein älterer, 1830 geborner Sohn, Nassr ed din, der noch jetzt regierende Schah von P. Nach Durchführung einiger Reformen im Steuer- und Heerwesen mußte ein Aufstand in Chorasan unterdrückt werden, dessen Gouverneur sich unabhängig zu machen suchte. 1852 glaubte Nassr ed din auch Herat sich einverleiben zu können, stand aber auf Anbringen Englands davon ab und verzichtete 25. Jan. 1853 England gegenüber auf Angriffe gegen Herat. 1854 brachte die Ernennung eines ausgewiesenen Persers zum Vertreter englischer Handelsinteressen in Schiraz ernstere Verwickelungen; P. sandte gegen den Vertrag von 1853, angeblich zur Stütze des dort bedrängten Herrschers, Truppen nach Herat, welche jedoch die Stadt 26. Okt. 1856 für P. besetzten. Hiermit war der Kriegsfall gegeben; England erklärte 1. Nov. 1856 an P. den Krieg, besetzte die Insel Charak vor Buschir, konnte aber schon 4. März 1857 zu Paris Frieden mit P. schließen, das ohne Kriegsflotte seine Gestade England preis gegeben sah. Dieser Vertrag verpflichtet P., in allen Streitigkeiten mit Herat oder Afghanistan vor der Kriegserklärung Englands Vermittelung eintreten zu lassen. Seine Feuerprobe bestand der Pariser Vertrag 1870 wegen Seistans, wo P. seit 1866: 2230 QKilom. (44,5 QM.) großentheils zum Anbau geeigneten Landes mit 45,000 Einw. sich einverleibt hatte, für welchen Besitz nun England als Schiedsrichter zwischen P., Kelat und Afghanistan die Grenze zog.

Wiederholt gespannt waren die Verhältnisse mit der Türkei; 1847 wurde die lange schwebende Grenzfrage, die schon durch das Schwert ausgetragen werden sollte, durch den Friedensvertrag von Erzerum dahin verglichen, daß Kommissäre Rußlands, Englands und der betheiligten zwei Staaten die lange türkisch-persische Grenze reguliren und festsetzen sollten. Die Kommissäre entledigten sich ihrer Aufgabe bis 1852 unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten; aber die anmaßenden Forderungen der Türkei hinderten den Abschluß eines Vertrags, und so ist die Grenze noch immer zweifelhaft sowie die Klage über Grenzverletzungen eine stehende. Sehr unbefriedigend blieben auch die Handelsbeziehungen und die Rechtsverhältnisse der in der Türkei sich aufhaltenden Perser. 1873 wurde die schon lange beabsichtigte Reise des Schahs Nassr ed din nach Europa angetreten: 10. April erfolgte die Abreise, 23. Sept. die Rückkehr in die Hauptstadt Teheran; in Europa wurden die Höfe zu Petersburg, Stockholm, London, Paris, Berlin, Wien, und Konstantinopel besucht. (Vgl. Nassr ed din.) Die Erwartungen, die sich an diese in Persiens Geschichte unerhörte Reise geknüpft hatten, erfüllten sich nicht; die innere Verwaltung blieb so schlecht, wie sie war, die Verarmung ergriff immer weitere Kreise. Hemmend wirkten sodann die Wirren in der Türkei; die Befugnisse des im Februar 1876 ins Leben gerufenen Staatsraths (Medschlissi schura) wurden nach Bekanntwerden der Ermordung des Sultans Abd ul Asis beschränkt aus Furcht, ein Machtspruch dieser Würdenträger könne den Schah ebenso beseitigen, wie dies bei Abd ul Asis der Fall war. Dem Baron Reuter wurden die 23. Juli 1872 ihm verliehenen Konzessionen zur Anlage von Eisenbahnen, Ausbeutung der Minen, Schiffbarmachung der Flüsse und Ausnutzung der Wälder im Februar 1874 wieder entzogen. Mißlungen sind die Versuche Persiens, sich Ansehen unter den Turkmenen zu verschaffen. Der Feldzug von 1860 gegen Merw endete mit einer völligen Niederlage der Perser und mit der Gefangennahme des in ihrem Dienst befindlichen französischen Officiers Blocqueville; ebenso erfolglos war der gegen Merw im Februar 1876 begonnene Feldzug, der im Juli d. J. nach einer Niederlage der Perser aufgegeben wurde; doch sollen sich die Tekke seitdem unter Persiens Schutz gestellt haben. — Die erste deutsche Gesandtschaft nach P. entsandte 1633 der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, über welche Adam Olearius ausführlich berichtet; der jetzt zwischen Deutschland und P. geltende Freundschafts-, Schiffahrts- und Handelsvertrag wurde 11. Juli 1873 abgeschlossen und beruht auf dem Grundsatz der Gleichstellung mit den meist begünstigten Nationen. Sämmtliche europäischen Großmächte

unterhalten am Hof zu Teheran einen Geſandten. — Vgl. Petermann, Reiſen im Orient (Leipz. 1861, 2 Bde.); Polak, P. (daſ. 1865, 2 Bde.); Piggot, **Persia ancient and modern** (Lond. 1874); »**Eastern Persia: an account of the journeys of the Persian boundary commission 1870—72**« von Goldſmid, Blanford u. a. (daſ. 1876 ff.); Arnold, **Through Persia** (daſ. 1877, 2 Bde.); Malcolm, **History of P.** (deutſch von Becker, Leipz. 1830, 2 Bde.); Bridges, **The dynasty of the Kajars** (Lond. 1833); Watſon, **A history of Persia from the beginning of the 19th century** (daſ. 1866); Markham, **History of P.** (daſ. 1874); F. Spiegel, Eraniſche Alterthumskunde (Leipz. 1871—73, 2 Bde.); Schwabe, **Bibliographie de la Perse** (Par. 1876).

Perſienne (franz.), ſ. Jalouſien.

Perſiflage (franz., ſpr. -flahſch), verſteckter Spott; perſifliren, einen durch ſolchen lächerlich machen.

Perſigny (ſpr. -ſinji), Jean Gilbert Victor Fialin, Herzog von, franz. Staatsmann, geb. 11. Jan. 1808 zu St. Germain l'Eſpinaſſe (Loire), trat 1826 in die Militärſchule zu Saumur und 1828 in das 4. franzöſiſche Huſarenregiment. Von Haus aus den royaliſtiſchen Intereſſen zugethan, ward er hier für die Republik gewonnen und erhielt 1831 ſeinen Abſchied. Ohne Vermögen, ward er zu Paris Mitarbeiter an dem »Temps« und durch die Lektüre des »Mémorial de Ste-Hélène« für die Napoleoniſchen Ideen begeiſtert, welche er ſofort in einem neuen Journal: »L'occident français«, zu verbreiten ſuchte, von dem aber nur eine Nummer erſchien. Hierdurch kam er in ein freundſchaftliches Verhältnis zu Ludwig Napoleon (damals zu Arenenberg), dem P. ſein Leben lang mit ſeltener Hingebung und Treue gedient hat. Er durchreiſte Frankreich und Deutſchland, um eine imperialiſtiſche Partei zu organiſiren, und ſetzte Ende Oktober 1836 den Straßburger Putſch ins Werk. Nach deſſen Mißlingen entwich er nach London, wo er eine Rechtfertigung desſelben (»Relation de l'entreprise du prince Louis Napoléon«, Lond. 1837) veröffentlichte, und gehörte hier ſeit 1838 wieder zu Ludwig Napoleons Umgebung. Im Juli 1840 nahm er an deſſen fehlgeſchlagenem Unternehmen in Boulogne theil, ward gefangen und vom Pairshof zu 20jähriger Haft verurtheilt. Die Februarrevolution von 1848 gab ihm die Freiheit wieder. Er eilte ſofort nach Paris und organiſirte hier und in der Provinz die bonapartiſtiſche Agitation, ſo daß die Wahl ſeines Freundes zum Präſidenten der Republik 10. Dec. 1848 zu Stande kam. Zur Belohnung ward er vom Präſidenten der Republik zu ſeinem Adjutanten ernannt. Seit 1849 Repräſentant des Norddepartements in der Nationalverſammlung, war er hier einer der energiſchſten Vertheidiger der Politik des Präſidenten, der ihn zu wichtigen diplomatiſchen Sendungen, ſo December 1849 bis April 1850 nach Berlin, verwendete. Am Tag des Staatsſtreichs, in den er als einer der erſten eingeweiht war, beſetzte er an der Spitze eines Linienregiments das Lokal der Nationalverſammlung und ward Mitglied der Konſultativkommiſſion. Am 23. Jan. 1852 erfolgte ſeine Ernennung zum Miniſter des Innern, worauf er die erſten Wahlen zum Geſetzgebenden Körper leitete. Auch vermählte er ſich damals mit einer Prinzeſſin de la Moskwa, einer Enkelin des Marſchalls Ney. Nachdem er im April 1854 aus Geſundheitsrückſichten ſein Portefeuille niedergelegt, ging er im Mai 1855 als Geſandter nach England, wo er bis Mai 1858 blieb, und wohin er 9. Mai 1859 zurückkehrte. Vom 24. Nov. 1860 bis 23. Juni 1863 war er wieder Miniſter des Innern. Der ungünſtige Ausgang der Pariſer Wahlen 1863 veranlaßte ihn zum Rücktritt. Am 13. Sept. ward er zum Herzog ernannt. Seitdem war er nur noch als Senator und als Mitglied des Geheimen Raths politiſch thätig. Der konſtitutionellen Wendung des Kaiſerthums widerſetzte er ſich nach Kräften in Reden und Briefen. Nachdem er den Sturz ſeines Freundes noch erlebt, ſtarb er plötzlich 13. Jan. 1872 zu Nizza.

Perſimonen, ſ. Diospyros.

Perſio, ſ. Orſeille.

Perſis, im Alterthum Name einer Landſchaft in Aſien, welche bei den alten Eingebornen ſelbſt Pârsâ hieß (das jetzige Farſiſtan) und zuerſt auch Karmanien (das heutige Kirmân) in ſich begriff, das jedoch nach einer Empörung gegen Darius davon abgetrennt und zu einer ſteuerzahlenden Satrapie gemacht wurde. Dieſes Stammland des ſpätern großen Perſerreichs war von Suſiana, Medien, Karmanien und dem Perſiſchen Meerbuſen begrenzt und beſtand aus drei Theilen: einem weiten, kahlen Hochland im N. mit der Stadt Perſepolis, einer breiten Zone paralleler, von SO. nach NW. ſtreichender Gebirge mit dazwiſchen liegenden Flußthälern und einem ſchmalen, ebenen, heißen Küſtenſtrich. Dies Gebiet hatten Stämme zweier verſchiedenen Völkerfamilien inne: die nicht ariſchen nomadiſirenden Daër, Sagartier, Marder und Dropiker; ferner die anſäſſigen Germanier, Parthialäer und Derufiäer nebſt den drei oberſten ariſchen Stämmen der Paſargaden, Maſpier und Maraphier. Der vornehmſte war der der Paſargaden, aus welchem die Königsfamilie der Achämeniden ſtammte. Ihre ältere Reſidenz war Paſargadä (ſ. d.), ihre ſpätere Perſepolis (ſ. d.). Alle anderen Ortſchaften waren durchaus unbedeutend. Von dort aus breitete ſich ſeit der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. die Herrſchaft der Perſer allmählich nach N., W. und O. namentlich durch Cyrus aus (ſ. Perſien, Geſchichte).

Perſiſche Bildſäule, in der (perſiſchen) Baukunſt eine Bildſäule als Balkenträger, welche meiſt die Geſtalt eines Sklaven erhalten hat. Vgl. Karyatiden.

Perſiſche Literatur. Die Geſchichte der perſiſchen Literatur beginnt erſt mit der Zeit, wo ſich die neuperſiſche Sprache zu bilden begann, d. h. mit dem Eindringen des Islam. Als die Araber das Saſſanidenreich ſtürzten (651), war in demſelben eine Fülle orientaliſcher Kultur vorhanden. Fürſten, namentlich die beiden Chosru (Nuſchirwân, 532—579, und Parwiz, 591—628), und Prieſter (die Mobeds) hatten das Altperſiſche verjüngt und fortgebildet; aus dem Zend waren Schriften in das Pehlewi und Parſi übertragen worden, und die Wiſſenſchaft fand treffliche Pfleger in den Neſtorianern, die Byzanz vertrieb. Bei dem Anſturm der Moslemin gingen dieſe Kulturſchätze ſo gut wie gänzlich verloren. Omar ließ bei der Eroberung die große Bibliothek von Madain verbrennen, und auch ſpäter noch ſuchte der mohammedaniſche Fanatismus Schriften zu vernichten, wo er ihrer nur habhaft wurde. Bei dem Uebertritt zum Islam wurden die Perſer durchgehends Schiiten und daher von dem Rigorismus der anderen Mohammedaner weniger erfüllt. Im übrigen konnten ſie ſich des arabiſchen Einfluſſes nicht entſchlagen, und Inhalt wie Form ihrer Literatur nahm eine mehr oder weniger arabiſche Färbung an. Theologie, Rechts- und Staatswiſſenſchaft wurden, weil in arabiſchen Vorſtellungsweiſen wurzelnd, auch von den perſiſchen Gelehrten in arabiſcher Sprache behandelt und blieben ſelbſt ſpäter,

als ſie auf perſiſchen Boden verpflanzt wurden, ſtets in engerem Zuſammenhang mit der arabiſchen Literatur als die ſchönwiſſenſchaftlichen Literaturzweige, für welche das Perſiſche vermöge ſeiner Lieblichkeit und Anmuth ſich vorzugsweiſe eignete. Das eigentliche Gebiet der perſiſchen Literatur bleibt daher die Poeſie in ihrer ganzen Ausdehnung und daneben die Geſchichte in ihren verſchiedenen Abzweigungen; doch tritt die letztere erſt mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. in den Bereich der Literaturgeſchichte.

Schon vor der Herrſchaft des Islam unter der ruhmgekrönten Dynaſtie der Saſſaniden wird von der Sage der Fürſt Behramgur als Erfinder der Versкunſt und des Reims bezeichnet. Mohammed Auſi, der Verfaſſer des älteſten literarhiſtoriſchen Werks der Perſer (im Anfang des 13. Jahrh.), führt zwei perſiſche Reimzeilen von dieſem hochberühmten Herrſcher an; Veranlaſſung dazu ſoll ſeine geliebte Sklavin Dilâràm (»Herzensruhe«) gegeben haben, welche die dichteriſche Anrede ihres Herrn und Geliebten mit gleichgemeſſenen und am Ausgange gleichtönenden Worten erwiderte. Nach ihm hatte Barſûje die Fabeln des Bidpai perſiſch bearbeitet und der Weſir Buſurdſchmihr das älteſte perſiſche Heldengedicht: »Wâmik und Asra« (»Der Glühende und die Blühende«), gedichtet, welches ſpäter in vielfachen Bearbeitungen wiederholt wurde. Der Boden, in welchen der Islam und die arabiſche Kultur bei Eroberung Perſiens dann ihren Samen ſtreuten, war demnach kein unfruchtbarer. Als ſich darauf die durch die arabiſche Invaſion aufgewühlten Elemente niedergeſchlagen und geklärt hatten und Ordnung, Sicherheit und Ruhe hergeſtellt waren, begann unter dem Patronat feinſinniger und wohlwollender Fürſten alsbald die Glanzperiode neuperſiſchen Geiſteslebens. Die neuperſiſche Poeſie, welche eine Fülle reicher Blüten vor der arabiſchen voraus hat, entwickelte ſich zunächſt ſeit der Staatsverwaltung der Samaniden (ſeit 913) und ward von den Ghasnawiden (ſeit 975), Seldſchukken (ſeit 1037) und ſpäteren Geſchlechtern gefördert, ſo daß vom 10. bis in das 14. Jahrh. die neuperſiſche Dichtkunſt in hoher Blüte ſtand. Hammer-Purgſtall hat ſie in ſieben Perioden getheilt und jede an einen bedeutenden Dichternamen geknüpft. Im erſten Zeitraum, der von 913—1106 reicht, tritt die reinſte und ſchönſte Blüte der perſiſchen Heldendichtung zu Tage. Am Eingang desſelben ſteht inmitten einer Reihe kleinerer Poeten, von denen allen nur einzelne kleine Liedchen durch Auſi übermittelt ſind (geſammelt und überſetzt von Ethé in den »Morgenländiſchen Forſchungen«, Leipz. 1875), der große Dichter Rûdagi (geſtorben um 950), von deſſen der Sage nach in 100 Bänden geſammelten Gedichten aber nur Bruchſtücke erhalten ſind. Etwa 50 ſeiner Lieder, zerſtreut in den verſchiedenſten Handſchriften, ſind in Text und metriſcher Ueberſetzung 1872 in den »Nachrichten« der Göttinger Akademie von Ethé veröffentlicht worden, ebenſo wie die Gedichte eines der Nachfolger Rûdagi's, mit Namen Kiſâi, in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie (1874). Dagegen iſt uns in dem »Kâbûsnâme« von Keikâwus, dem Enkel des Kâbus ben Waſhmgir, worin in 44 Kapiteln Moral und Lebensweisheit gepredigt wird, und das noch heute im Orient für den trefflichſten Fürſtenſpiegel gilt (nach der türkiſchen Ueberſetzung ins Deutſche übertragen von Diez, Berl. 1811), ein wichtiges Werk aus jenen Anfangszeiten der neuperſiſchen Literatur aufbewahrt geblieben. Der eigentliche Aufſchwung derſelben datirt aber von der Regierung des Ghasnawiden Mahmûd, der nicht nur zahlreiche Dichter und Gelehrte um ſich verſammelte und dem bedeutendſten die Ehrenſtelle eines Dichterkönigs verlieh, welche von da ab ſtehende Hofcharge wurde, ſondern der dichteriſchen Produktion auch zu einem größern innern Gehalt zu verhelfen wußte, indem er ihr eine nationale Grundlage gab und ſie auf die reiche Fundgrube der alten Nationalſagen hinwies. Namentlich übertrug er die unter dem Titel: »Bastânnâme« exiſtirende Sammlung hiſtoriſcher Traditionen des perſiſchen Volkslebens mehreren ſeiner Hofdichter zur Bearbeitung. Den Preis trug Unſuri (geſt. 1029) mit ſeiner Bearbeitung der Sage von Subràb davon; ſpäter erneuerte er auch das alte Gedicht von »Wâmik und Asra« und beſang ſeinen Gebieter in einer Kaſſide von 180 Diſtichen. Ein Zögling Unſuri's war Farruchi, von deſſen Lobgedichten bis jetzt nur eine einzige, noch dazu ſehr beſchädigte Kopie im East India House zu London bekannt iſt. Das Größte in der nationalen Heldendichtung leiſtete aber Firdûſi (geſt. 1020) mit ſeinem berühmten »Shâhnâme« (»Königsbuch«, in unſerem Sinn »Heldenbuch«), das jedoch mehr eine mythiſch-hiſtoriſche Dichtung als ein gewöhnliches Heldengedicht iſt, indem es, bis in die fernſte Urzeit Perſiens hinaufſteigend, an die mythiſche Geſchichte der Nation ihre wirkliche knüpft und dieſelbe in edelſter Einfachheit und Schönheit bis zum Untergang des alten Perſerſtaats durch die Mohammedaner herabführt, Mythus, Sage und Hiſtorie in einen dichteriſchen Rahmen faſſend, der dem Ganzen eine künſtleriſche Einheit verleiht. An dieſes große Nationalepos lehnten ſich nachher viele andere Dichtungen aus denſelben Sagenkreiſen an, ſo das »Garshâſpnâme«, das »Jahângirnâme«, »Barzûnâme« u. a., die in Mohls Einleitung zu ſeiner Ausgabe des »Shâhnâme« genauer beſprochen ſind. In dieſe erſte Periode fallen auch noch die Vierzeilen des berühmten Scheichs Abû Saîd Abulchair und Nâſir Chusrau's tiefſinnige didaktiſche Gedichte. Unter dem Seldſchukken Melikſchâh (1072—1092) lebte der Dichterfürſt Emir Muizzi, in der Kaſſide ein Muſter für viele ſpätere Nachahmer. Mit dem 12. Jahrh. beginnt die zweite Periode (1106—1203), in welcher das nationale Element ſchon mehr zurücktritt, um einerſeits dem panegyriſchen Hofton Platz zu machen, anderſeits in romantiſchen Stoffen aufzugehen. In erſterer Weiſe, als höfiſcher Panegyriker, that ſich vor allen hervor Auhad ed din Anwari (geſt. 1190). Der beſte unter den älteſten myſtiſchen Dichtern war Sanâi (geſtorben wahrſcheinlich um 1150), der in ſeinem »Ziergarten« (»Hadika«) die Geheimniſſe des Weſens der Gottheit und der Menſchheit zu durchdringen verſuchte. Den Gegenſatz zu ihm bildete der Satiriker Omar Chajjâm. In Anwarî's Art dichteten auch der Gelehrte Chakâni Hakâiki (geſt. 1186), der am Hof des Fürſten von Schirwan, ſpäter am Hof Arslans lebte, und Sabir Farjâbi (geſt. 1202), Hofdichter Arslans. Gleichzeitig mit ihnen lebte Raſchid Watwât (geſt. 1182), der Hauptgeſetzgeber für die perſiſche Metrik und Poetik. Der größte Glanz dieſer Literaturperiode ging aber aus von Nizâmi (geſtorben um 1206), der ſeinen Hauptruhm durch fünf große romantiſch-epiſche Dichtungen gründete, die unter dem Geſammttitel: »Pendsch-Gendsch« (»Die fünf Schätze«) oder »Chamsa« (»Fünfer«) zuſammengeſtellt wurden, und von denen drei (»Chosrau und Schirin«, »Leila und Medſchnun« und »Die ſieben Schönheiten«) der Triumph der per-

ſiſchen Romantik ſind. Seine Liebesgeſchichten blenden nicht allein durch anmuthige Phantaſtik, ſondern ſpannen auch durch meiſterhaft erſonnene und kunſtvoll durchgeführte Verwickelungen und ſprechen durch das rein menſchliche Gefühl, das ſich darin kundgibt, ebenſo ſehr zu unſerem Herzen wie zur Phantaſie. In der dritten Periode (1203—1300), welche hiſtoriſch mit der Ueberſchwemmung des Landes durch die Mongolen unter Dſchengiſchan zuſammenfällt, wendet ſich die poetiſche Thätigkeit mehr nach innen. Beſchaulichkeit und theoſophiſche Betrachtung herrſchen vor, Myſtik und Didaktik gelangen zur höchſten Blüte. Der Vorläufer der Hauptrepräſentanten dieſer Richtung iſt Ferid ed din Attâr (getödtet um 1230), der nicht nur ſelbſt eine Menge myſtiſcher und ethiſcher Originalwerke ſchrieb, ſondern ſich auch durch Sammlung bisher zerſtreuter Schätze myſtiſcher Weisheit verdient machte. Unter ſeinen eigenen Werken verdienen Auszeichnung die »Vögelgeſpräche« (»Mantik-ettair«), ein makamenartiges Werk, worin die Vögel rathſchlagend und Geſchichten erzählend beiſammen ſitzen, das »Buch des Raths« (»Pendnâme«), das de Sacy 1819 in Text und franzöſiſcher Ueberſetzung veröffentlicht hat, und das »Buch der Geheimniſſe« (»Esrârnâme«), welches auf die Dichtung des größten myſtiſchen Dichters bedeutenden Einfluß übte. Dieſer war Dſchelâl ed din Rûmî (geſt. 1272), der Stifter der Mewlewi, des berühmten Ordens myſtiſcher Derwiſche, deſſen Dichtungen durch den geſammten Orient der Mittelpunkt des mohammedaniſchen Pantheismus ſind. Sein Hauptwerk iſt das doppelt gereimte Lehrgedicht: »Mesnewi«, worin er den Sufismus predigt, d. h. die Lehre »des vollkommenſten Pantheismus, des Ausfluſſes aller Dinge von dem ewig unerſchaffenen Licht und der Vereinigung mit der Gottheit auf dem Weg des beſchaulichen Lebens durch Gleichgültigkeit gegen alle äußere Form und durch Vernichtung ſeines Ichs«. Daneben ſchrieb er dithyrambiſch jauchzende lyriſche Gedichte, welche neben dem »Mesnewi« das tiefſinnig heitere Brevier der Mewlewi bilden, die ihre Andachtsübungen mit Tanz und Muſik beginnen. Unter den Mongolenfürſten ſind es beſonders Hulagû Chan und Ghâſân, welche Wiſſenſchaft und Poeſie ſchätzten und beförderten. Doch ſind die hierher gehörigen Namen weniger bedeutend für die Geſammtentwickelung der perſiſchen Poeſie. Als Hauptvertreter der didaktiſchen Poeſie unter den Perſern iſt Scheich Moslih ed din Sadî (geſt. 1291) zu nennen, deſſen moralphiloſophiſche Hauptwerke: »Roſengarten« (Gulistân) und »Fruchtgarten« (Bostân), ſich durch liebliche Einfachheit der Erzählungen, denen Denkſprüche in Proſa und Verſen beigemiſcht ſind, auszeichnen. Außerdem that er ſich auch als lyriſcher Dichter hervor. Zu dieſer Periode ſind noch zu rechnen: Amir Chosrau aus Dehli (geſt. 1325) als Nachfolger Nizâmi's in der romantiſchen Erzählung; Schebiſteri (geſt. 1320) als Nachfolger Dſchelâl ed din Rûmi's, dem er jedoch in ſeinem »Roſenflor des Geheimniſſes« (»Güldscheni-râz«, deutſch von Hammer 1838) nicht nahekommt; Chodſchu Kirmâni (geſt. 1345), Verfaſſer mehrerer myſtiſch gefärbten Epen; der durch ſeine poetiſchen Fragmente oder Kita's bekannte Ibn Jamin (deutſch von Schlechta-Wſſehrd, Wien 1852) u. a. Der vierte Zeitraum (1300—1397) umfaßt die heitere Lyrik und iſt zugleich die Glanzperiode dieſer Dichtungsart bei den Perſern. Den Höhepunkt erreichte dieſelbe in Schems ed din Häfis (geſtorben zu Schiraz 1389), dem größten und berühmteſten aller Lyriker des Orients, deſſen Gedichte zu den glänzendſten Erſcheinungen der Weltliteratur gehören. »Die gottvolle Trunkenheit eines mit der Weltſeele ſich innig eins wiſſenden Pantheiſten wirft da funkelnde Liederperlen mit vollen Händen aus.« Dazu kommt, daß der durchgeiſtigte Senſualismus des Dichters vermöge einer bedeutenden lyriſchen Geſtaltungskraft auch vollendete künſtleriſche Ausprägung gefunden hat. Von anderen verdient aus dieſem Zeitraum noch Waſſâf, der Lobredner des Sultans Abû Said aus der Familie Dſchengiſchans, Erwähnung, ein ſchwieriger, an Alliterationen, Wortſpielen, Allegorien und gelehrten Anſpielungen reicher Dichter, ebenſo die Lyriker Kemâl Chodſchandî (geſt. 1401), Maghribî (geſt. 1406) und Kâſim Anwâr (geſt. 1433). Mit Häfis hatte die geiſtige Produktionskraft der Perſer ihren Gipfel erreicht. Der fünfte Zeitraum (1397—1494) iſt als die Periode des Stillſtandes zu bezeichnen. Er wird begrenzt durch Mewlâna Dſchâmî (geſt. 1492), den letzten Dichter erſter Größe, der das, was nach dem Vorgang der großen Epiker, Myſtiker und Lyriker noch zu thun übrig blieb, in hoher Vollendung in ſich darſtellte, dabei jedoch mehr Korrektheit, Fleiß, Glätte des Stils und mehr nachahmendes Talent als ſelbſtſchöpferiſches Genie entfaltete. Dem Nizâmi nacheifernd, dichtete auch er einen Chamſa (»Fünfer«), deſſen beide erſte Abtheilungen zwei ethiſch-asketiſche Lehrgedichte enthalten, während in den drei letzten die Geſchichte von Alexander, von Medſchnun und Leila ſowie der bibliſche Stoff Juſſuf und Suleika romantiſch behandelt wird. Außerdem ſchrieb er nach Sadi's Vorgang den »Behâristân« (»Frühlingsgarten«), eine Sammlung von Anekdoten, Sittenſprüchen, Biographien ꝛc. in Proſa und Verſen (in Text und deutſcher Ueberſetzung herausgeg. von Schlechta-Wſſehrd, Wien 1846). Mit dem ſechsten Zeitraum (1494—1596) beginnt die Abnahme der Poeſie. Von Dſchâmî's Nachfolgern ſind noch zu nennen: ſein Schweſterſohn Hâtifi, welcher ebenfalls in einem Chamſa die Geſchichten von Chosru und Schirin, von Medſchnun und Leila ꝛc. in echt romantiſchem Geiſt behandelte und als Seitenſtück zu Nizâmi's Alexanderbuch ein »Timurnâme« dichtete; ferner Hilâli, der Verfaſſer von »König und Derwiſch« (deutſch von H. Ethé, Leipz. 1870), Ahlî von Schiraz (geſt. 1535) und Feizî (geſt. 1595), der, am Hof des Großmoguls Akbar lebend, eine myſtiſch-philoſophiſche Dichtung: »Sonnenſtäubchen« (»Serre«), verfaßte, worin die altperſiſche Lichtreligion dargeſtellt wird, und auch die altindiſche Erzählung von Nal und Damajanti in einem kunſtvollen Epos (Kalk. 1831) perſiſch bearbeitete. In die ſiebente Periode (ſeit 1596) gehören als die letzten bedeutenderen Lyriker Perſiens und Indiens: Tâlib aus Amol (geſt. 1626), Sâib (geſtorben in Jspaban 1676), der Kaiſer Schâh Alam (der von 1760—1787 regierte und unter dem Namen Aſtâb dichtete) u. a.; ferner die großen Epen: »Hamla i Haidarî«, eine poetiſche Biographie von Mohammed und Ali; das »Shâhinshâhnâme« oder »Buch der Könige«, welches, gleich dem vorhergehenden eine Imitation Firdûſi's, die neueſte Geſchichte Perſiens in Verſen erzählt, und das »Georgenâme« von Fîrûz ben Kâus (Bomb. 1839), das die Eroberung Indiens durch die Engländer darſtellt. In den beiden letzten Perioden iſt die perſiſche Poeſie beſonders reich an Sammlungen von Gedichten aller Art, von Fabeln, Märchen, Novellen ꝛc. Dieſer Reichthum ſtammt

aus Indien und ist durch die Perser zu den Arabern und von da weiter nach dem Occident vermittelt worden. Auszuzeichnen sind die »Anwâri soheili«, d. h. die kanopischen Lichter (die berühmte persische Bearbeitung der Fabeln des Bidpai durch Hosein Wâis Kâschifi); ferner das »Buch der sieben weisen Meister« (woraus im Türkischen 40 Wessire geworden sind); der »Nigâristân« (»Bildersaal«), von Dschuwaini verfaßt; »Tûtinâme«, d. h. das Buch der Papageien, eine Märchensammlung von Nachschebi (deutsch von Iken und Kosegarten, Stuttg. 1822); »Behâri Dânisch«, d. h. Frühling der Weisheit, von Inâjet Allah in Indien (engl. von Scott unter dem Titel: »Garden of knowledge«, 1799, 3 Bde.), eine Sammlung von Erzählungen und Novellen; »Baktijârnâme«, d. h. Geschichte des Prinzen Baktijâr (herausgegeben und übersetzt von Ouseley unter dem Titel: »Tales of Bakhtyar and the ten veziers«, Lond. 1801, Par. 1839); die romanhafte Geschichte von Hâtim Tâi (Kalk. 1827; vollständige engl. Uebersetzung von Forbes, Lond. 1830) und von Amir Hamza in 72 Kapiteln; endlich der große 15bändige Roman: »Bustân i Chajâl« (»Garten der Phantasie«), verfaßt in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Ins 18. Jahrh. fallen die märchenhaft novellistischen Behandlungen der Sagen von Hâtim ben Ubaid ben Said durch Ferid Ghafer Chan, ein für die Kenntnis morgenländischen Zauber- und Feenwesens wichtiges Werk, und von dem Räuber und Minstrel Kurroglou (deutsch von Wolff, 1843). Das Drama geht bei den Persern wie bei den Arabern leer aus; doch ist zu erwähnen, daß in Persien alljährlich der Tod Huseins, des Sohns Ali's, und anderer moslemischen Märtyrer mit großem Gepränge in der Art unserer mittelalterlichen Mysterien dramatisch aufgeführt wird. Das einzige zusammenhängende Werk über die poetische Literatur der Perser ist bis jetzt Hammers »Geschichte der schönen Redekünste Persiens« (Wien 1818), leider eine sehr ungenügende Arbeit.

Die persische Geschichtschreibung behandelt theils die allgemeine Geschichte der mohammedanischen Staaten, theils Specialgeschichte; doch ist verhältnismäßig nur weniges davon bis jetzt gedruckt. Sie zeichnet sich im ganzen ebenso durch innern Gehalt wie durch musterhafte Darstellung aus. Firdûsi's großes Nationalepos, wenn auch basirt auf manche verlorne alte und älteste Urkunden, ist zwar eine reiche Fundgrube für Kultur- und Sittengeschichte; aber wirklich historische Thatsachen lassen sich doch nur aus dem zweiten, poetisch unbedeutendern Theil desselben entnehmen, der eine Art gereimter Chronik persischer Geschichte von Alexander d. Gr. bis zum Sturz der Sassanidendynastie enthält. Der erste, wirklich epische Theil seines großen Heldengedichts handelt gar nicht von persischer, sondern von altiranischer Geschichte und Sage, an die ganz unvermittelt, mit vollständiger Ignorirung der langen dazwischen liegenden Jahrhunderte der wirklich altpersischen Geschichte sofort Alexanders Thaten und später die Periode der Sassaniden angereiht sind. Das erste größere persische Geschichtswerk ist die auf Befehl des Samanidenfürsten von Chorasan, Abû Sâlih ben Mansûr, von Abû Ali Mohammed Al Balami 963 verfaßte persische Uebersetzung der großen arabischen Chronik des Abû Dschafar Mohammed Al Tabari. Von dieser persischen Uebersetzung liegt eine vollständige französische Uebersetzung von Zotenberg vor. Das arabische Original, lange für verloren gehalten, ist jetzt ebenfalls vollständig aufgefunden und wird demnächst in einer korrekten Textausgabe erscheinen. Die Vorliebe für Poesie stand der Fortbildung der Geschichtschreibung lange im Weg, und nur wenige Werke dieser Art sind aus dem 11. und 12. Jahrh. zu nennen, unter ihnen das »Zein ulachbâr«, das noch unter den Ghasnawiden verfaßt ist. Erst in der Zeit der Mongolenherrschaft sind größere Fortschritte sichtbar. Eine Universalgeschichte von den ältesten Zeiten bis Dschengischan und seinen Nachfolgern ward 1260 unter dem Titel: »Tabakât-i-Nâsiri« vollendet, eine andere, das »Tarich-i-Guzide« von Hamdullah Mustaufi, um oder nach 1330. Alâ ed din al Dschuwaini (gest. 1282) verfaßte eine Geschichte Dschengischans und seiner Nachfolger unter dem Titel: »Tarich-i-Dschahânkushâi« und Raschid ed din von Hamadan eine Geschichte der Mongolen: »Dschâmi-ettawârikh«, die bis 1330 geführt ist (ein Theil derselben ist übersetzt in Quatremère's »Histoire des Mongols«, Par. 1836). Zu erwähnen sind ferner: die Chronik des Wassâf, welche die Geschichte der Nachkommen Dschengischans enthält und in einem überaus kunstreichen Stil geschrieben ist; ebenso das »Zafarnâme« oder die Geschichte Timur Tamerlans von Scharaf ed din Jazdi (gest. 1445), französisch von Pétis de la Croix (Par. 1722, 4 Bde.); die Geschichte der Timuriden von Abd errazzâk (gest. 1482), betitelt: »Matla-essadain«, und die große, in überaus rhetorischem und phrasenreichem Stil abgefaßte Universalgeschichte von Mirchond: »Rausat essafâ« oder »Lustgarten der Lauterkeit«, aus welcher Wilken u. a. mehrere Abschnitte herausgegeben haben, so: die Geschichte der Samaniden (Götting. 1810; von Défrémery, Par. 1845), die Geschichte der Ghasnawiden (Berl. 1832), die Geschichte der Bujiden (das. 1835), die Geschichte der Sassaniden (von Défrémery, Par. 1844; franz. von de Sacy, das. 1793), die Geschichte der Seldschukken (pers. u. deutsch von Vullers, Gieß. 1837) ꝛc. Mirchonds Sohn Chondemir, der noch bei Lebzeiten seines Vaters aus dessen großem Werk einen Auszug: »Quintessenz der Nachrichten«, machte, hat selbst ebenfalls eine Weltgeschichte veröffentlicht: »Habib-essiyar« (verfaßt 1521—24). Andere Geschichtswerke gleichen Inhalts sind das »Lubb-ettawârich« (»Mark der Chroniken«) von Jahja Kazwîni (gest. 1552) und das »Nusah-i-Dschahânârâi«, vollendet 1573 von Ahmad al Afsâri. Als die persische Herrschaft sich auch über Indien ausdehnte, d. h. als die Zeit der indischen Großmoguln mit Baber, Humajûn und Akbar begann, wanderte mit der Poesie auch die Geschichtschreibung dahin und trug daselbst reiche Blüten. Eine vorzügliche und nahezu vollständige Sammlung aller Dokumente aus persischen Historikern, die auf die Geschichte Indiens von der Zeit der ersten mohammedanischen Eroberung bis zur Besitzergreifung durch die Engländer Bezug haben, ist vor kurzem in England in Elliots »History of India« begonnen, einem Werk, von dem bereits sechs starke Bände erschienen sind. Wir greifen aus der Fülle dieser Geschichtswerke nur einige heraus, z. B. Abd el kâdir Badâûni's »Muntachab-ettawârich« oder »Allgemeine Geschichte Indiens«, vollendet 1595; Nizâm ed din Ahmeds »Tabakât-i-Akbari« gleichen Inhalts, verfaßt 1593; das »Akbarnâme« oder »Geschichte Kaiser Akbars von Abulfasl« (gest. 1602) mit dem Supplementbande des »Ajin-i-Akbari«, einer statistischen Schilderung des Mongolenreichs in Indien (herausgeg. von

Blochmann in der »Bibliotheca Indica«, nebſt einer engliſchen Ueberſetzung in derſelben Serie); Firiſchtahs Univerſalgeſchichte Indiens »Gulshan-i-Ibrâhimi« (um 1606); ferner das »Ikbâlname-i-Dschahângîri«, eine Geſchichte Akbars und Kaiſer Dſchehangirs von Mutamidchan (geſt. 1639); das »Pâdishâhnâme«, eine Geſchichte Kaiſer Schâhdſchahâns von Abd ul Hamid von Lahor (geſt. 1655), und Mohammed Sâlihs »Amal-i-Sâlih«, verfaßt 1660 und dieſelbe Regierungszeit umfaſſend; das »Âlamgîrnâme«, eine Geſchichte der erſten 10 Jahre der Regierung Kaiſer Aurengzib Alamgirs, und das »Maâthir-i-Alamgîri«, eine vollſtändige Darſtellung der geſammten Regierungszeit dieſes Kaiſers, verfaßt 1710; außerdem eine Geſchichte Bahâdur Schâhs, des Nachfolgers von Aurengzib, und Gholâm Huſains »Siyar-ulmutaakkherin« in 2 Bänden, die Periode von 1706—1780 umfaſſend (Kalk. 1832; engl., daſ. 1789, 3 Bde.). Ferner zu erwähnen ſind die verſchiedenen Autobiographien großer Mongolenfürſten, ſo die »Tuzukât oder Malfuzât-i-Timur«, eine perſiſche Ueberſetzung der urſprünglich dſchagataiſch geſchriebenen Memoiren Timurs (perſ. u. engl. von White, Orf. 1783); die »Wâkiât-i-Bâbarî«, Sultan Bâbers Aufzeichnungen, ebenfalls urſprünglich in dſchagataiſchem Gewande; das »Dschahângîrnâme« oder »Kaiſer Dſchehangirs Autobiographie« (engl. von Price, Lond. 1829) ꝛc. Neben dieſen Werken über die Geſchichte Indiens haben wir zahlreiche andere über die Geſchichte Perſiens, ſo das »Tarikh-i-Alamârâi-abbâsi«, die Regierungszeit Schâh Abbas' d. Gr. behandelnd (bis 1616); das »Tarich-i-Shâh Safi« (bis 1642) und die Geſchichte Nâdir Schâhs von Mohammed Mehdichân (vollendet 1757), über die Geſchichte der Afghanen, die Geſchichte von Tabariſtan, Kaſchmir und anderer angrenzenden Länder, über die Geſchichte aller der kleineren Dynaſtien in Indien, Specialhiſtorien von einzelnen Provinzen und Städten, Darſtellungen der Thaten Mohammeds und der Chalifen ꝛc. Ebenfalls ſehr reich iſt die p. L. an Biographien von Gelehrten und Dichtern, beſonders an literarhiſtoriſchen Werken, von Auſi's »Lubbollubâb« an bis zu dem modernſten, erſt im Anfang des 19. Jahrh. verfaßten »Machzan-ulgharâib«. Am bekannteſten unter dieſen ſind der ziemlich werthloſe Dauletſchâh mit ſeiner »Tazkirat-es-shuarâ« (verfaßt 1487) und Lutf Alibegs vorzüglicher »Ateshkede« (»Feuertempel«).

Spärlicher, aber immerhin noch anſehnlich genug ſind die Früchte, welche die p. L. auf dem Boden der eigentlichen Fachwiſſenſchaften aufzuweiſen hat. Hier tritt überall der bedeutende Einfluß arabiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt und die geringe Selbſtändigkeit der perſiſchen hervor. Nur das Gebiet des myſtiſchen Pantheismus, der ſo recht in iraniſchem Boden wurzelt, iſt ſelbſtändig angebaut und hat eine wahre Unzahl von mehr oder weniger ſyſtematiſchen Werken hervorgebracht. Das älteſte derſelben iſt das ſchon im 11. Jahrh. verfaßte »Kashf-almahdschûb«. Die Geographie wird häufig in Geſchichtswerken mit behandelt; als ſelbſtändige Werke ſind zu erwähnen: »Nuzhat-elkulûb« vom Verfaſſer des »Tarich-i-Guzide« und »Haft Iklim« oder »Die ſieben Klimate« von Amin Ahmad Râzi (verfaßt um 1594), eine unerſchöpfliche Fundgrube geographiſchen, biographiſchen und bibliographiſchen Wiſſens. Für die Religionsgeſchichte ſind wichtig: »Ulemâ Islâm«, welches Nachrichten über die altperſiſche Religion liefert (perſ. von Olshauſen, Par. 1829; deutſch von Lullers, Bonn 1832); »Dâbistân«, eine Darſtellung aller Religionen Aſiens (Kalk. 1809; engl. von Troyer, Lond. 1843, 3 Bde.). Ein Hauptwerk der Rechtswiſſenſchaft iſt das »Hedadschah« von Marginani (engl. von Hamilton, 1791, 4 Bde.). In der Medicin, Pharmacie, Botanik, Phyſik hat die p. L. ſchätzbare Werke aufzuweiſen, wovon wir hier nur das mediciniſche Werk: »Tuhfat el Mûminin« von Mohammed Mumin Huſſeini (um 1700) erwähnen. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften verdanken in der arabiſchen Literatur einen großen Theil ihrer Ausbildung perſiſchen Gelehrten. Der Seldſchukkide Malek Schâh veranlaßte 1072 die muſterhafte Berechnung des Dſchelâleddin'ſchen Sonnenjahrs. Schon früh gab es perſiſche Ueberſetzungen des Euklides und Ptolemäos. Hauptſächlich förderte dieſe Studien Naſir Eddin, Direktor der von Hulagû (1259) zu Meràga erbauten Sternwarte und Verfaſſer eines noch vorhandenen Lehrbuches über Geometrie, Aſtronomie und Aſtrologie. Nach Meràga mußten die ausgezeichnetſten Gelehrten kommen, und aus den dort gemeinſchaftlich angeſtellten Beobachtungen gingen die »ilchaniſchen Tafeln« hervor. Nicht minder berühmt ſind die »kaiſerlichen Tafeln«, die der gelehrte Fürſt Ulug Beg (in der erſten Hälfte des 15. Jahrh.), der die Sternwarte zu Samarkand anlegte, mit Ghiâth Dſchemſchid gemeinſchaftlich verfaßte. Die Philoſophie fand durch die Kenntnis der Werke der griechiſchen Philoſophen früh bei den Perſern Eingang, nur ſchrieben die perſiſchen Gelehrten ihre hierher gehörigen Werke meiſt arabiſch. Zu erwähnen ſind einige ethiſche Schriften: »Kimiâ-i-Saâdet« von Alghazzâli (geſt. 1111); »Akhlâk-i-Nâsiri von Naſir ed din Tûſi (geſt. 1273); »Achlâk-i-Muhsini« von dem Korankommentator Huſain Wâi; Kâſchifi (geſt. 1504), herausgegeben zu Kalkutta 1809; »Akhlâk-i-Dschalâli« (daſ. 1811, engl. von Thompſon 1839) u. a. Im Gebiete der Rhetorik ſind zu erwähnen: »Hadâik-i-balâghat«, d. h. die Lauben der Beredſamkeit, von Schems Eddin (Kalk. 1814) und »Nahr ul Fasâhat«, d. h. der Strom der Beredſamkeit, von Mirza Katil (daſ. 1820). Außerdem beſitzen die Perſer eine große Anzahl grammatiſcher und lexikaliſcher Schriften und haben auch zahlreiche Werke der altindiſchen Literatur überſetzt, z. B. die epiſchen Gedichte: »Râmayâna« und »Mahâbhârata«, die theologiſchen Abhandlungen der Weda's ꝛc. Reichhaltige Verzeichniſſe neuperſiſcher Werke ſind: Stewarts »Catalogue of the oriental library of the late Tipoo Sultan of Mysore« (Cambridge 1809); Ouſely's »Catalogue of several hundred manuscript-works« (Lond. 1831); Sprengers »Catalogue of the Arabic, Persian and Hindustani mss. of the libraries of the king of Oudh« (Bd. 1, Kalk. 1854); Morley's »Descriptive catalogue« (höchſt werthvoll für die hiſtoriſche Literatur der Perſer, Lond. 1854); Flügels »Katalog der orientaliſchen Handſchriften in der Wiener Hofbibliothek« (Wien 1865, 3 Bde.); die orientaliſchen Kataloge von München, St. Petersburg, Kopenhagen, Leiden und Gotha ꝛc. Die großen perſiſchen Schätze der Bodleian Library in Oxford und des East India House in London ſind nun ebenfalls (von Ethé) katalogiſirt und werden in wenigen Jahren in ſehr umfangreichen und ausführlichen gedruckten Katalogen der gelehrten Welt vorliegen. Auch mit der Katalogiſirung der perſiſchen Manuſkripte des Britiſchen Muſeums iſt bereits ein Anfang gemacht.

Perſiſcher Meerbuſen (Sinus Persicus, Golfo di Baſſora), großer, tiefer Meerbuſen, welcher aus dem Arabiſchen Meer (im weitern Sinn aus dem Indiſchen Ocean) durch die Straße von Ormus in nordweſtlicher Richtung zwiſchen Arabien und Perſien in den aſiatiſchen Kontinent eindringt und einen Flächenraum von 238,970 QKilom. (4340 QM.) einnimmt, wovon ungefähr 4100 QKilom. auf die Inſeln kommen. Die bedeutendſten der letzteren ſind: Kiſchm, Ormus, Bubian, unweit der Euphratmündung, und die wegen ihrer Perlenfiſcherei bekannten Bahreininſeln. Die Küſten des Meerbuſens gehören größtentheils der Kalkformation an; an der arabiſchen Seite ſind ſie meiſt flach und ſandig, an der perſiſchen dagegen hoch und oft ohne jeden Küſtenſaum. Die arabiſche Küſte von Ras Meſandum bis Chor Abdilla hat (die kleineren Einbuchtungen abgerechnet) eine Ausdehnung von 1684, die perſiſche Küſte von 1239 Kilom.; die mittlere Breite des Golfs beträgt 185, die größte 334 Kilom.; der Eingang zwiſchen Ras Meſandum und Gran in Perſien iſt 55 Kilom. breit. Von Perſien aus ergießen ſich außer dem Schatt el Arab nur kleine Flüſſe in den Meerbuſen. Die Schiffahrt (ſeit 1874 fahren wöchentlich einmal Poſtdampfer zwiſchen Basra und Bombay) iſt im allgemeinen wegen der ziemlich gleichmäßigen bedeutenden Tiefe ſehr leicht und ſicher, namentlich an der perſiſchen Küſte; auch wird ſie durch zahlreiche gute Ankerplätze und durch die regelmäßigen Strömungen begünſtigt, welche vom Mai bis Oktober in den Golf ein- und vom Oktober bis Mai aus demſelben ausſtrömen. Die Küſten entlang herrſcht mehr oder minder eine Art von Flut vor und öfters eine Strömung, welche 3—4 Tage lang weſtwärts treibt. Die leitende Macht im Buſen, welche auch die Meerespolizei ausübt, iſt England, welches durch Verträge mit den hauptſächlichſten Uferſtaaten (Kuwit, Bahrein, Maskat, Perſien) dieſe Machtſtellung befeſtigt hat. Es unterhält einen Reſidenten in Abuſchehr und Agenten in Baſſidor, Lindſcha und Bahrein ſowie ſtändig eine Korvette und vier Kanonenboote im Buſen.

Perſiſche Sprache, der wichtigſte Zweig der iraniſchen Familie des indogermaniſchen Sprachſtammes. Aus dem ſehr alterthümlichen, formenreichen Altperſiſchen, das in den Inſchriften der Achämenidenkönige aus den Zeiten des alten Perſerreichs vorliegt, entwickelte ſich das Pehlewi oder Mittelperſiſche, die Reichsſprache der Saſſaniden im 3.—7. Jahrh., hieraus das Pârſi (ſ. Iraniſche Sprachen), endlich, etwa 1000 n. Chr., das Neuperſiſche, das meiſtens ſchlechtweg »Perſiſch« genannt wird. Das Neuperſiſche hat ſeitdem keine weſentlichen Umwandlungen mehr durchgemacht, ausgenommen die Erſetzung vieler alten perſiſchen Wörter und Wendungen durch arabiſche. Es herrſcht in ganz Iran, wenn auch in einzelnen Diſtrikten neben ihm Türkiſch, Kurdiſch, Armeniſch, Chaldäiſch und Arabiſch als Sprache des Volks auftreten; ja, als Schriftſprache reicht es durch ganz Turkiſtan über Beludſchiſtan, Afghaniſtan und über einen großen Theil von Indien hin. Die p. S. beſitzt drei Vokale: a, i, u, ſowohl kurz als lang, und die aus der Kombination derſelben entſtehenden Diphthongen; kurzes a iſt wie ä (engl. a in fat), langes a faſt ſo dunkel wie unſer o (engl. aw in paw), langes u theilweiſe wie o zu ſprechen. Die Konſonanten entſprechen ungefähr den deutſchen, ziemlich genau den ſlawiſchen; zwiſchen weichem und ſcharfem s und ſch wird ſorgfältig unterſchieden, auch ſind ein weicher und harter Gaumenlaut, tsch und dsch, und ein Ueberfluß an gutturalen Hauchlauten vorhanden. Das Alphabet iſt im weſentlichen das arabiſche und, wie letzteres, eine Silbenſchrift, welche vornehmlich die Konſonanten bezeichnet und für die Vokale keine beſonderen Charaktere beſitzt, abgeſehen von drei über oder unter die vorausgehenden Konſonanten geſetzten Unterſcheidungszeichen, welche die drei kurzen Vokale ausdrücken. Es gibt 32 Konſonanten, von denen 20 dem Arabiſchen und Perſiſchen gemeinſam, 4 dem Perſiſchen eigenthümlich, 8 faſt nur in arabiſchen Wörtern üblich ſind; 3 dieſer Konſonanten, der spiritus lenis, das j und das h, werden zugleich zur Bezeichnung der langen Vokale und Diphthongen verwendet. Es gibt drei Schriftarten: das Talik, aus der arabiſchen Schriftart Näſch entſtanden, worin in Perſien arabiſche und gelehrte Werke kopirt zu werden pflegen; das Näſtalik, die eleganteſte Schrift, worin man die poetiſchen und Geſchichtsbücher abſchreibt, und das Schikäſte, eine Art Stenographie mit ſehr verſchlungenen Zügen. Letzteres iſt ſeiner Undeutlichkeit wegen jetzt ziemlich außer Gebrauch gekommen, und man bedient ſich im gewöhnlichen Leben am häufigſten einer Mittelform, des Schikäſte-Näſtalik. Schön zu ſchreiben gilt für ein Hauptkennzeichen einer guten Erziehung, und es wird ſehr viel Zeit auf gefällige Abrundung der zierlichen perſiſchen Buchſtaben verwendet. Der grammatiſche Bau der perſiſchen Sprache iſt äußerſt einfach, da, ähnlich wie im Engliſchen, der Unterſchied der Geſchlechter und faſt alle Kaſusendungen und Perſonalendungen verſchwunden ſind, auch kein Artikel vorhanden iſt. Die Kaſus werden durch vor- oder nachgeſetzte Partikeln, nur der Plural vom Singular durch eine beſondere Endung unterſchieden, die Tempora und Modi des Verbums meiſt durch Hülfszeitwörter ausgedrückt. Reich iſt dagegen die p. S. an Präpoſitionen und Konjunktionen, und die Syntax, bei der es beſonders auf die Wortſtellung ankommt, iſt fein ausgebildet. Der Accent ruht im allgemeinen auf der letzten Silbe des Worts; doch gibt es eine Reihe kurzer, angehängter Verhältniswörter, die ſelbſt unbetont bleiben und ihren Ton auf den erſten Theil des Kompoſitums zurückwerfen. Die p. S. iſt reich an poetiſchen Bildern und der Perſer geneigt, die Klarheit des Gedankens dem ſchönen Klang des Worts zu opfern ſowie durch fleißiges Einſtreuen arabiſcher Wörter und Wendungen ſeine Bildung zu zeigen. Es gibt viele Dialekte, ja faſt jede Stadt hat ihren eigenthümlichen Accent; für den wohlklingendſten Dialekt gilt der von Schiraz; durch Alterthümlichkeit zeichnen ſich die Mundarten von Maſenderan, Taliſch, Kätans aus. Ueber allen Dialekten ſteht die Schriftſprache, die auch von den Ungebildeten überall verſtanden wird. Verwandt, aber doch nicht ohne beſondere eingehende Studien zu erlernen ſind die Nachbarſprachen der Kurden, Armenier und Oſſeten im Weſten, der Afghanen und Belutſchen im Oſten. Die beſten Wörterbücher der perſiſchen Sprache ſind: das etymologiſche Lexikon von Vullers (1855—64, 2 Bde.; Supplement 1867), das mehr für praktiſche Bedürfniſſe berechnete von Johnſon (1852) und das von Palmer (1876), erſteres lateiniſch, die letzteren engliſch geſchrieben. Unter den Grammatiken ſind hervorzuheben: die von Dombay (1804), Fr. Wilken (Leipz. 1804, mit Chreſtomathie), Poſſart (1834), Vullers (»Institutiones linguae persicae«, 2. Aufl., Gießen 1870, 2 Bde.; die beſte wiſſenſchaftliche Grammatik der perſiſchen Sprache),

G. Rosen (Berl. 1843, mit Chrestomathie), Bleek (1857, in engl. Sprache), M. Schultze (Elbing 1863, mit Chrestomathie), Wahrmund (»Handbuch der neupersischen Sprache«, Gieß. 1875, 2 Thle., mit Schlüssel) und Fr. Rückert (»Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser«, 1827—28; neu herausgeg. von Pertsch, Gotha 1874), endlich als die beste praktische Grammatik: Fleischers »Grammatik der lebenden persischen Sprache« (nach Mirza Mohammed Ibrahims »Grammar« neu bearbeitet, 2. Aufl., Leipz. 1875). Chrestomathien gibt es außer den genannten von Vullers (»Chrestomathia Schahnamiana«, Bonn 1833), Spiegel (Leipz. 1846), Barb (1864).

Persischgelb, s. v. w. Auripigment.

Persischroth, s. Englischroth.

Persistenz (lat.), Beharrlichkeit, Dauer; persistiren, dauern, auf etwas beharren.

Persius, Ludwig, bedeutender Baumeister, geboren im Februar 1804 zu Berlin, gest. 1845 in Rom, stand in großer Gunst bei König Friedrich Wilhelm IV. und war seit dem Bau Charlottenhofs der Vollstrecker der künstlerischen Pläne desselben. Er führte nach den Entwürfen Schinkels den Kuppelbau der St. Nikolaikirche aus, baute im Basilikastil die Kirche von Sakrow und die neue Friedenskirche zu Sanssouci. Das Schloß daselbst verdankt ihm die neu hergestellten Flügelgebäude, auch der Fontänenbau im Garten rührt von ihm her. Das malerische Kompositionstalent P.' kam besonders beim Villenbau zum Ausdruck, wie in der Villa Schöningen, den Hofgärtnerwohnungen zu Sanssouci ꝛc.

Persius Flaccus, Aulus, röm. Satiriker, geb. 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien aus einer angesehenen Ritterfamilie, schloß sich in Rom, wohin er in seinem zwölften Jahr kam, besonders an den Stoiker Cornutus an und lebte seitdem mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Roms in freundschaftlichen Verhältnissen, starb aber schon 62. Seine reiche Bibliothek vermachte er dem Cornutus, der sich auch des literarischen Nachlasses von P. annahm. Daraus sind noch sechs Satiren erhalten, worin der Verfasser vom Standpunkte des stoischen Weisen und sittenstrengen Römers ein Bild des herrschenden Sittenverderbens gibt; dieselben zeichnen sich durch Ernst der Gesinnung aus, leiden aber infolge vieler für uns unverständlichen Anspielungen sowie der übertriebenen Kürze der Diktion an Dunkelheit. Neuere Ausgaben besorgten: Dübner (Leipz. 1833), Orelli (Zür. 1833), O. Jahn (Leipz. 1843; Textausg., das. 1851 u. Berl. 1868), Heinrich (»P.' Satiren berichtigt und erklärt«, Leipz. 1844), K. Fr. Hermann (das. 1854) und Pretor (Lond. 1868); Uebersetzungen: Weber (Bonn 1834), Düntzer (Trier 1844), Teuffel (Stuttg. 1857) und Binder (das. 1866).

Person (lat. persōna), ursprünglich die den ganzen Kopf bedeckende Larve oder Maske, wodurch im Alterthum die Schauspieler den Charakter ihrer Rolle ausdrückten; dann auch die darzustellende Rolle; die Art und Weise, wie ein Mensch sich äußerlich darstellt; überhaupt Bezeichnung für das eigentlich Charakteristische eines Menschen; in der Rechtswissenschaft jedes Wesen, welches Subjekt von Rechten und Rechtsverhältnissen sein kann. In letzterer Beziehung sind nämlich die Begriffe P. und Mensch insofern nicht dieselben, als es Personen gibt, welche keine Menschen sind, und als es wenigstens früher Menschen gab, welche keine Personen waren. Die Gesetzgebung hat nämlich dadurch, daß sie eine sogen. juristische P. (s. d.) konstruirte, die Möglichkeit gegeben, die Persönlichkeit an etwas anderes als an ein physisches Individuum zu knüpfen, z. B. an eine Gemeinde, an einen Vermögenskomplex ꝛc. Auf der andern Seite war der Sklave des Alterthums rechtlos; er galt für eine Sache, eben weil ihm das Recht der Persönlichkeit, die Rechtsfähigkeit, fehlte, welche heutzutage in den civilisirten Staaten jedem Menschen zukommt. Verschieden von der Rechtsfähigkeit ist die Handlungsfähigkeit, welche die Fähigkeit vernünftiger Entschließung voraussetzt und daher Kindern und Wahnsinnigen abgeht, obwohl diesen die Fähigkeit, Rechte und Verbindlichkeiten zu haben, also Rechtspersönlichkeit, zukommt. — In der Grammatik versteht man unter P. das beim Konjugiren ausgedrückte Verhältnis, wodurch man den Gegenstand unterscheidet, welcher spricht (erste P.), zu welchem (zweite P.) und von welchem (dritte P.) gesprochen wird.

Personāl (neulat.), Gesammtheit von Personen, welche gemeinsame Thätigkeit in einem Berufs- oder Wirkungskreis verbindet, z. B. Lehrer-, Bühnen-, Dienstpersonal.

Personalarrest, s. Arrest.

Personalien (lat. Personalia), die Lebensumstände von gewissen Personen, im Zusammenhang gegeben, z. B. bei Leichenreden.

Personalität (neulat.), das gesonderte Sein, nach dem ein Wesen ein Wesen für sich, eine Person, ist. Personalitäten, persönliche Beziehungen, Anspielungen, Anzüglichkeiten ꝛc. in Rücksicht auf eine Person.

Personalkredit, s. Kredit.

Personalunion, s. Bund.

Persōna publica (lat.), jemand, der eine öffentliche Stellung einnimmt, im Gegensatz zu Privatperson; auch öffentliches Frauenzimmer.

Personāten (Personatae, Larvenblütler), s. v. w. Skrophularineen.

Personenrecht, s. Recht.

Personenstand (Civilstand, Familienstand), die rechtliche Stellung des Menschen in Ansehung seiner durch eheliche oder außereheliche Geburt, durch Adoption oder Arrogation oder durch Verheirathung begründeten Familienverhältnisse. Die Beurkundung des Personenstands, also namentlich der Begründung desselben durch Geburt und Verheirathung und seiner Endigung durch den Tod, ist in neuerer Zeit vielfach von den kirchlichen auf bürgerliche Behörden (Civilstandsbeamte) übertragen worden (s. Civilstand); namentlich ist dies für das Deutsche Reich durch Gesetz vom 6. Febr. 1875 über die Beurkundung des Personenstands und die Eheschließung (sogen. Civilehegesetz) geschehen. Hiernach hat diese Beurkundung durch das zuständige Standesamt mittels Eintrags in das Standesregister zu erfolgen, dessen Führung einem bürgerlichen Standesbeamten (s. d.) übertragen ist. Als Verbrechen in Beziehung auf den P. bezeichnet das Reichsstrafgesetzbuch (§§ 169, 170) die vorsätzliche Veränderung oder Unterdrückung des Personenstands eines andern und die betrügerische Eingehung einer Ehe. In letzterer Beziehung wird nämlich derjenige, welcher bei Eingehung einer Ehe dem andern Theil ein gesetzliches Ehehindernis arglistig verschweigt oder den andern Theil zur Eheschließung arglistig mittels einer solchen Täuschung verleitet, welche den Getäuschten zur Anfechtung der Ehe berechtigt, auf Antrag des letztern mit Gefängnis von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft, vorausgesetzt, daß wegen jener Täuschung die Ehe aufgelöst worden ist. Die eigentliche Veränderung oder Unterdrückung des Per-

ſonenſtands aber, alſo namentlich die Kindesunterſchiebung (ſ. d.), wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnſüchtiger Abſicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren geahndet.

Perſonifikation (lat.), die Darſtellung von etwas Unperſönlichem als Perſönlichkeit, z. B. der Rhein als Flußgott, die Begriffe Hoffnung, Glück ꝛc. als Göttinnen dargeſtellt; auch ſ. v. w. Proſopopöie (ſ. d.).

Perſoon, Chriſtian Hendeck, berühmter Mykolog, geb. 1755 zu Capetown (Kapſtadt), ſtudirte zu Leiden und Göttingen Medicin und Naturgeſchichte, lebte als Arzt zu Paris und ſtarb daſelbſt 17. Febr. 1837. Er iſt der Gründer der beſchreibenden Pilzkunde und durch das erſte wiſſenſchaftliche Syſtem der Pilze, welches er ſchuf, ebenſo hochverdient wie als Autor der meiſten Pilzgattungen ſowie zahlreicher Pilzarten, welche zuerſt von ihm aufgeſtellt worden ſind. Von ſeinen hierauf bezüglichen Schriften ſind hervorzuheben: »Observationes mycologicae« (Leipz. 1796—99, 2 Bde.); »Synopsis methodica fungorum« (Götting. 1801); »Mycologia europaea« (Erlang. 1822—28, 3 Bde.); »Traité sur les champignons comestibles« (Par. 1818). Außerdem ſchrieb er: »Synopsis plantarum, seu enchiridion botanicum, complectens enumerationem systematicam specierum hucusque cognitarum« (Petersb. 1817—21).

Perſpektiv (neulat.), ſ. Fernrohr.

Perſpektive (v. lat. perspicĕre, ſchauen, hindurchſehen), die Kunſt, Gegenſtände ſo abzubilden, wie ſie dem Auge des Beobachters von einem beſtimmten Punkt aus nach Größe, Geſtalt und Färbung erſcheinen, ſowie die Theorie dieſer Kunſt. Sie zerfällt in zwei Theile, die mathematiſche oder Linearperſpektive und die Luftperſpektive. Erſtere lehrt die einzelnen Punkte und Linien der Objekte an der richtigen Stelle auf der Bildfläche darſtellen und bildet die praktiſche Anwendung der Centralprojektion (ſ. Projektion); letztere dagegen handelt von der größern oder geringern Deutlichkeit, welche den Umriſſen der Objekte nach ihrer Entfernung zukommt, von den Nüancirungen, welche die Farben mit der Entfernung durch Abſorption des Lichts in der Atmoſphäre erleiden, u. dgl. Als weſentlicher Förderer der Luftperſpektive gilt der Florentiner Paolo Uccello (geboren zwiſchen 1396 und 1402). Mit dem Namen Parallelperſpektive bezeichnet man auch die ſchiefe Parallelprojektion (ſ. Projektion), zu der unter anderen die ſogen. Kavalierperſpektive gehört, bei welcher die Projektionsſtrahlen die Bildfläche unter 45° treffen. Vgl. Streckfuß, Lehrbuch der P. (2. Aufl., Bresl. 1874); Tilſcher, Syſtem der techniſch-maleriſchen P. (Prag 1867); Hetſch, Anleitung zum Studium der P. (deutſch von Scholz, Leipz. 1877).

Perſpiration (lat.), ſ. Tranſpiration.

Per stirpes (lat., »nach Stämmen«, Gegenſatz in capita, »nach Köpfen«), Ausdruck bei Erbtheilungen, wenn dieſe nach der Zahl der Stämme geſchehen.

Perſtringiren (lat.), durchziehen, durchhecheln, ſcharf tadeln.

Perſuadiren (lat.) überreden, bereden; Perſuaſion, Ueberredung, beſonders liſtige; Perſuaſorien, Ueberredungsmittel.

Perth (Perthſhire), Grafſchaft im mittlern Schottland, von den Grafſchaften Inverneß und Aberdeen im N., Forfar und Fife im O., Kinroß, Clackmannan und Stirling im S. und Dumbarton und Argyle im W. umſchloſſen, umfaßt 6736 QKilom. (122,34 QM.) mit (1871) 127,768 Einw. Das Land bietet reiche Abwechſelung von Tief- und Hochland; an der Südoſtgrenze, ſüdlich vom Tay, erſtrecken ſich die Ochill Hills (Ben Cleugh, 717 Meter), nördlich vom Tay die Sidlaw Hills (Kings Seat, 352 M.). Eine fruchtbare Thalebene (Strathmore) trennt dieſe Hügelregion von den ſchottiſchen Hochlanden, welche ſteil von der Ebene anſteigen und von zahlreichen Thälern durchzogen werden. Im ſüdöſtlichen Theil des Hochlandes, ſüdlich vom Tay, liegen der Ben Voirlich (970 M.) und Ben Chonzie (889 M.); der Ben More (1181 M.) liegt nahe der Weſtgrenze; zwiſchen dem Tay und ſeinem Nebenfluß Tummel der Ben Lawers (1215 M.) und der Ben Sheechillin (1079 M.); im nördlichen Theil der Grafſchaft und zu den eigentlichen Grampians gehörig der Cairn Gowars (1125 M.). Die Berge ſind meiſt kahl oder mit Heide bewachſen. An Metallen iſt die Grafſchaft arm, nur auf Blei (bei Tyndrum im W.) und auf Kohlen wird gegraben. Mineralquellen ſind mehrere vorhanden. Der Hauptfluß iſt der Tay, welcher (als Dochart) an der Weſtgrenze der Grafſchaft entſpringt, durch den Loch Tay läuft und unterhalb Perth in die Nordſee mündet, wo er den Firth of Tay bildet; ſeine größeren Nebenflüſſe ſind: der Earn, Almond, Lyon, Tummel und Bruar. Von den übrigen zahlreichen Flüſſen ſind die bedeutendſten: der Forth mit Teath, Allan und Devon, der Bran, Eardle und Dean. Nicht minder reich iſt P., namentlich im weſtlichen Theil, an Seen, von denen die Lochs Erich, Rannoch, Dochart, Tay, Earn, Voil, Katrine und Lomond durch Größe und Schönheit der Umgebung ſich auszeichnen. Das Klima iſt nach der Lage verſchieden, im allgemeinen aber ſehr geſund. Der fruchtbarſte Theil der Grafſchaft iſt die Carſe of Gowrie am nördlichen Ufer des Firth of Tay. Hauptbeſchäftigung iſt Ackerbau (Getreide, Flachs, Kartoffeln) und Viehzucht (namentlich ſchöne Schafe). Vom Areal ſind 24,8 Proc. unter dem Pflug, 4,8 beſtehen aus Wieſen, 4,6 aus Wald; 1876 zählte man 13,764 Pferde, 80,024 Stück Rindvieh, 659,210 Schafe und 9597 Schweine; die Induſtrie liefert vorzugsweiſe Leinwand, Tuch und Wollwaaren. Die Grafſchaft wird von mehreren Eiſenbahnen durchſchnitten, von denen eine die Grampians am Drumouchter Paß (453 Meter) überſchreitet. Der Boden der Grafſchaft P. hat in Schottlands Geſchichte einen klaſſiſchen Ruf: hier befinden ſich die durch Oſſians Lieder verewigten Orte und ſein Grab, Macbeths Schloß, der durch Walter Scotts »Jungfrau vom See« berühmte Katharinenſee, ferner ſogen. Druidendenkmäler u. a.

Die gleichnamige Stadt, Hauptort der Grafſchaft, liegt am rechten Ufer des Tay, der bis zur Stadt für Schiffe bis 100 Tonnen Gehalt ſchiffbar iſt, und über den eine 274 Meter lange Brücke nach der Vorſtadt Bridgend führt, ſowie im Knotenpunkt mehrerer Eiſenbahnen und theilt ſich in die enge und winklige Altſtadt und in die ſchönere Neuſtadt (Newtown). Sie hat 15 Kirchen (darunter die gothiſche Pfarrkirche St. John, in welcher J. Knox 1559 ſeine fanatiſirenden Predigten hielt, mit 47,2 Meter hohem Thurm), ein Grafſchaftsgebäude in griechiſchem Stil, eine Akademie (Hochſchule), eine lateiniſche Schule, eine Bibliothek nebſt antiquariſchen und naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen (in den Marſhall Buildings), ein Theater, Irrenhaus, Krankenhaus, großes Zellengefängnis, eine Beſſerungsanſtalt, Kaſernen, mehrere gelehrte und induſtrielle Geſellſchaften, Bildſäulen

von Walter Scott, dem Prinzen Albert (in den beiden Parks) und (1876) 26,535 Einw. Die Industrie beschäftigt sich mit Herstellung von Leinen- und wollenen Waaren, Kattundruckerei, Maschinenbau, Glasfabrikation und Schiffbau. Der Handel mit dem Ausland ist ganz unbedeutend (die Stadt selbst besitzt nur 38 Schiffe von 3429 Tonnen), von Wichtigkeit dagegen die Salmenfischerei. Oestlich bei P., am Tay, liegt Scone Palace (Landsitz des Grafen Mansfield), an der Stelle des alten gleichnamigen Schlosses der schottischen Könige, in welchem diese gekrönt wurden, und wo der Prätendent Karl Eduard 1745 noch Hof hielt (den berühmten Krönungsstein brachte Eduard I. von hier nach der Westminsterabtei, wo er noch jetzt als ein Theil des Krönungsstuhls aufbewahrt wird). P. soll bereits von den Pikten angelegt worden sein. 1210 wurde es vom König Wilhelm stark befestigt und galt damals für die Hauptstadt Schottlands. Noch größere Bedeutung erhielt die Stadt unter Eduard I. von England theils durch Verstärkung der Befestigungswerke, theils weil auf Befehl des Königs die Deputirten hier ihren Sitz nehmen mußten. Robert Bruce eroberte P. 1311 und ließ die Werke schleifen; Jakob II. stellte die Mauern wieder her. 1559 nahm hier die Reformation durch J. Knox ihren Anfang (s. oben). 1600 war der hier befindliche Palast der Grafen von Gowrie der Schauplatz der sogen. Gowrie-Verschwörung zur Ermordung König Jakobs VI. Am 25. Aug. 1618 wurden von einer geistlichen Versammlung zu P. die sogen. Perther Artikel entworfen. Nach der Schlacht von Tibbermoor 1644 wurde P. vom Marquis von Montrose belagert, 1651 von Cromwell eingenommen und am südlichen Ende der Stadt eine Citadelle angelegt. 1715 bemächtigte sich der Graf von Marr an der Spitze einer Rebellenabtheilung der letztern und behielt sie als Waffenplatz, bis der Herzog von Argyle die Rebellen vertrieb; doch gelangte dieselbe Partei 1745 von neuem in den Besitz der Stadt.

Perth, 1) Hauptstadt des Distrikts Bathurst in der britisch-nordamerikan. Provinz Ontario, an einem Arm des Rideau River und am Tay River, durch Eisenbahnen mit Ontawa und Kingston sowie dem großen Eisenbahnnetz Kanada's und der Vereinigten Staaten verbunden, hat 7 Kirchen, ein schönes Gerichtshaus und (1871) 2375 Einw. — 2) Hauptstadt von Westaustralien, am Schwanenfluß, 15 Kilom. vom Meer, Sitz der Kolonialregierung, mit ca. 5000 Einw.

Perth Amboy (spr. émmbeu), Hafenort im nordamerikan. Staat New Jersey, an der gleichnamigen Bai, dem Südende von Staten Island gegenüber, hat ein Seebad, eine Mineralquelle, Fabriken von feuerfesten Ziegeln, Kaolingruben und (1870) 2861 Einw.

Perthes, 1) Friedrich Christoph, Buchhändler, geb. 21. April 1772 zu Rudolstadt, trat 1787 zu Leipzig als Lehrling in die Böhme'sche Buchhandlung, 1793 als Gehülfe in B. G. Hoffmanns Buchhandlung zu Hamburg, eröffnete 1796 eine Sortimentshandlung, in welche auch sein nachheriger Schwager, Joh. Heinrich Besser (geb. 1775 zu Quedlinburg, gest. 1826 zu Hamburg), als Kompagnon eintrat, und welche bald zu einer der geachtetsten Deutschlands sich erhob. Während Besser bald das Sortimentsgeschäft allein führte, wandte dagegen P. seine Thätigkeit immer mehr dem Verlag zu und trat mit vielen ausgezeichneten Männern aller Wissenschaften in Verbindung, so mit seinem nachmaligen Schwiegervater, Matthias Claudius, und mit den Gebrüdern Grafen Stolberg. 1813 trat er begeistert für die Sache der deutschen Freiheit an die Spitze des Aufstandes gegen die Franzosenherrschaft in Hamburg, ward darauf bei der Rückkehr der Franzosen geächtet und nahm dann an den Feldzügen im nordwestlichen Deutschland theil. Als Mitglied des hanseatischen Direktoriums und als Abgeordneter erwirkte er in dem Hauptquartier der Verbündeten zu Frankfurt a. M. die Freiheitsakte der Hansestädte zurück. Als er nach Vernichtung der französischen Herrschaft nach Hamburg zurückkehrte, fand er sein Geschäft ganz darniederliegend; indessen gelang es ihm, die angehäuften Verbindlichkeiten auf ehrenhafte Weise zu lösen. Außerdem war P. auch in mehreren Zweigen des wieder hergestellten Hamburger Gemeindewesens thätig. Nach dem Tode seiner ersten Frau siedelte er 1821 nach Gotha über, indem er sich nur dem Verlagshandel widmete und das Hamburger Geschäft seinem Schwager Besser und dessen Schwiegersohn Johann Heinrich Wilhelm Mauke (geb. 1790 in Schleiz, gest. 1859) überließ. Ein großartiges Unternehmen P.' war Heeren und Ukerts »Geschichte der europäischen Staaten«, für dessen Ausführung er die ausgezeichnetsten Historiker zu gewinnen wußte, und welches seit 1875 unter der Redaktion W. v. Giesebrechts wieder aufgenommen und zu Ende geführt wird. Unter den Buchhändlern Deutschlands galt er als Autorität; er wirkte mit in den Angelegenheiten des Nachdrucks, der Preßgesetzgebung und bei der Begründung des Börsenvereins zu Leipzig. Er starb 18. Mai 1843 zu Gotha. Von seinen drei Söhnen haben sich der älteste, Friedrich Matthias P., geb. 16. Jan. 1800 zu Hamburg, seit 1842 Pastor zu Moorburg bei Hamburg, gest. 28. Aug. 1859, durch mehrere theologische Werke, unter anderen: »Die alte und neue Lehre über Gesellschaft, Staat und Kirche« (Hamb. 1849, 3. Aufl. 1850) und »Leben des Bischofs Chrysostomus« (das. 1853), der zweite, Clemens Theodor P., geb. 2. März 1809 zu Hamburg, Professor der Rechte zu Bonn, gest. 25. Nov. 1867, besonders durch die Biographie seines Vaters (6. Aufl., Gotha 1872, 3 Bde.) und die Werke: »Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft« (2. Aufl., das. 1862; Bd. 2, hrsg. von A. Springer, 1869), »Das deutsche Staatsleben vor der Revolution« (Hamb. 1845) und als Gründer der »Herbergen zur Heimat« bekannt gemacht; der dritte, Andreas Hansa Traugott P., geb. 16. Dec. 1813 zu Kiel, setzte seit dem Tode seines Vaters dessen Verlagsgeschäft unter der alten Firma: »Friedrich P.« in Hamburg im Auftrag der Erben fort, lebt aber zu Gotha, wo er 1. Jan. 1840 bereits eine eigene Verlagshandlung unter der Firma: »Friedrich und Andreas P.« errichtete und beide Handlungen seit 1. Jan. 1854 vereinigt unter der Firma: »Friedrich Andreas P.« fortführte, bis er sie 1874 seinem Sohn Emil überließ.

2) Johann Georg Justus, ebenfalls namhafter Buchhändler, aus Rudolstadt gebürtig, Oheim von P. 1), widmete sich erst dem Kaufmannsstande, trat aber später in die Ettinger'sche Buchhandlung zu Gotha und gründete daselbst 1785 ein eigenes Verlagsgeschäft, welches bald in Blüte kam; starb hier 2. Mai 1816. Sein ältester Sohn, Wilhelm P., geb. 18. Juni 1793 zu Gotha, ward bei P. 1) in Hamburg für den Buchhandel gebildet, nahm 1813 und 1814 als Leutnant in der hanseatischen Legion am Feldzug in Mecklenburg und Holstein theil, trat dann als Kompagnon in das väterliche Geschäft und übernahm nach des Vaters Tode dasselbe allein. Der

»Gothaische Hofkalender« ging vom Jahrgang 1816 an mit dem Ettinger'schen in seinen Verlag über. Daneben erscheint seit 1827 auch ein »Gothaisches genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen und (seit 1848) der freiherrlichen Häuser«. Auch die Arbeiten der bedeutendsten Geographen, wie die von Stieler, Berghaus, Diez, Reichard, Sprunner, Stülpnagel, Sydow ꝛc., sind aus P.' Officin hervorgegangen. P starb 10. Sept. 1853 und hinterließ das Geschäft unter der Firma: »Justus P.« seinem Sohn Bernhard Wilhelm P., geb. 3. Juli 1821, der die geographische Anstalt, deren Erzeugnisse als der Höhepunkt der geographischen Wissenschaft und der kartographischen Technik betrachtet werden können, namhaft erweiterte. Seit 1855 erscheinen daselbst unter der Leitung von A. Petermann die wichtigen »Mittheilungen aus Justus P.' geographischer Anstalt«, die hervorragendste geographische Zeitschrift Deutschlands, seit 1866 das »Geographische Jahrbuch« von E. Behm u. a. Seit seinem 27. Okt. 1857 erfolgten Tode wird das Geschäft von seiner Wittwe und Rudolf Besser fortgeführt.

Pertinax, Publius Helvius, röm. Kaiser, geb. 126 n. Chr. bei der Stadt Alba Pompeja in Ligurien, trat zu Rom ins Heer, kämpfte unter Marcus Aurelius gegen die Germanen, wurde Prätor und Senator und erhielt endlich die Verwaltung der Provinz Syrien. In der Folge focht er in Britannien und Afrika. Als Präfekt von Rom nach des Commodus Ermordung 192 am letzten Tag des Jahrs auf den Thron gehoben, regierte er mit Weisheit, ward aber schon 28. März 193 von den wegen seiner strengen Disciplin verschwornen Prätorianern ermordet.

Pertinenz (lat.), Zubehör, daher Pertinenzen (Pertinentien), solche Nebensachen, welche, ohne wirkliche integrirende Bestandtheile der Hauptsache zu sein, doch juristisch als Theile derselben behandelt werden, wie z. B. die Schlüssel zu einem Gebäude. Die über die Hauptsache getroffenen rechtlichen Verfügungen erstrecken sich mit auf die P.; doch muß die Pertinenzqualität nöthigenfalls nachgewiesen werden, und zwar von demjenigen, welcher sie behauptet. Das gemeine Recht rechnet namentlich folgende Sachen unter die Pertinenzen eines Grundstücks: bei Ländereien die darauf befindlichen Gebäude, die vom Boden noch nicht getrennten Produkte, den zur Befruchtung der Grundstücke nöthigen Dünger, Brücken, Planken, Pfähle, einzelne Grundstücke, welche einen Theil des Ganzen ausmachen, das sogen. Gutsinventarium und bei Gebäuden alles, was nicht ohne Zerstörung und Auflösung davon getrennt werden kann, also die sogen. erd-, wand-, band-, mauer-, niet- und nagelfesten Sachen.

Pertuis (spr. tüih), Stadt im franz. Departement Vaucluse, Arrondissement Apt, unweit der Durance, mit Handelsgericht, Fabrikation von Tuch, Krapp, Aether, Branntwein, Kerzen, Pfeifen ꝛc., Färberei, Handel mit Olivenöl, Getreide ꝛc. u. (1872) 5494 Einw.

Pertúnda, röm. Gottheit, stand dem jungen Ehemann zur Seite, wenn er zum erstenmal die Umarmung seiner jungfräulichen Gattin genoß.

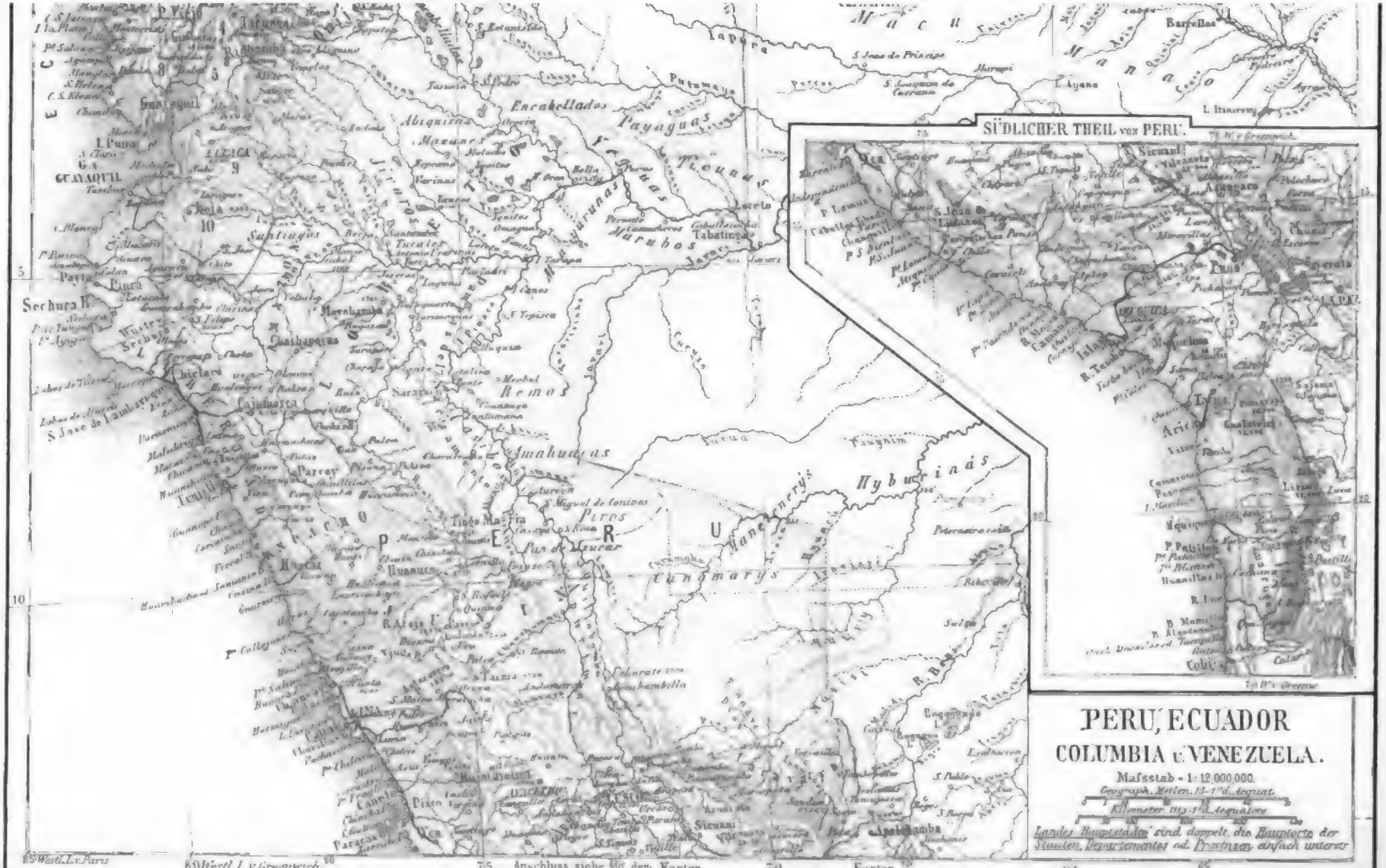
Perturbation (lat.), s. Störungen.

Pertz, Joseph Anton Maximilian, Naturforscher, geb. 1804 zu Ohrnbau in Mittelfranken, studirte in Landshut und München Medicin und Naturwissenschaften, habilitirte sich dann in München und wandte sich besonders der Zoologie zu. In dem großen Werk: »Delectus animalium articulatorum« (Münch. 1832) beschrieb er die von Spix und Martius auf der Reise in Brasilien gesammelten Insekten. 1833 folgte er einem Ruf nach Bern, wo er bis 1876 docirte. Hier widmete er sich namentlich auch anthropologischen und psychologischen Studien und veröffentlichte zahlreiche Schriften, welche sich besonders auf das sogen. magische Leben der Seele beziehen. Dahin gehören unter anderen: »Die mystischen Erscheinungen in der menschlichen Natur« (Leipz. 1861, 2. Aufl. 1872, 2 Bde.); »Die Realität der magischen Kräfte« (das. 1862); »Anthropologische Vorträge« (das. 1863); »Ueber das Seelenleben der Thiere« (das. 1865, 2. Aufl. 1875); »Die Natur im Licht philosophischer Anschauung« (das. 1869); »Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes« (das. 1869); »Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen« (das. 1874, 2 Bde.); »Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart« (das. 1877). Außerdem schrieb er: »Allgemeine Naturgeschichte als philosophische und Humanitätswissenschaft« (Bonn 1837—1844, 4 Bde.); »Zur Kenntnis kleinster Lebensformen« (Bern 1852); »Vorschule der Naturwissenschaft« (das. 1853); »Specielle Zoologie« (Stuttg. 1855); »Grundzüge der Ethnographie« (Leipz. 1859).

Pertz, Georg Heinrich, deutscher Geschichtsforscher, geb. 28. März 1795 zu Hannover, studirte 1813—16 zu Göttingen vorzugsweise Geschichte und erregte durch seine »Geschichte der merovingischen Hausmeier« (Hannov. 1819) die Aufmerksamkeit des preußischen Ministers Freiherrn vom Stein, der eben die Gründung der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde veranlaßt hatte. P. ward in dieselbe aufgenommen, übernahm die Bearbeitung der karolingischen Geschichtschreiber und machte 1820—23 zu diesem Zweck eine Reise durch Deutschland und Italien. 1823 zum Sekretär am königlichen Archiv zu Hannover ernannt, übernahm er bald darauf die ihm von Stein übertragene Leitung der Herausgabe des großen Quellenwerks der »Monumenta Germaniae historica« (s. d.), für welche er in den folgenden Jahren ergiebige Reisen durch Deutschland, Belgien, Frankreich und England machte, und in denen er die Quellen der karolingischen Zeit meist selbst edirt hat. Ueber diese Reisen und Arbeiten berichtete er in dem »Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« (Hannov. 1824—1872, 5.—14. Bd.) und suchte die Kenntnis der mittelalterlichen Geschichtschreibung durch besondern Abdruck der wichtigsten Quellen und eine Uebersetzung derselben (»Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit«, Berl. 1846 ff.) zu fördern. König Georg IV. ernannte ihn 1827 zum königlichen Bibliothekar und Archivrath in Hannover, im folgenden Jahr zum Historiographen des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg und 1829 zum Mitglied des neu errichteten Oberschulkollegiums zu Hannover. Von 1832—37 redigirte P. die neu begründete »Hannoversche Zeitung«, und mehrmals war er Vertreter der Stadt Hameln als Deputirter in der Zweiten Kammer. 1842 wurde er als königlicher Oberbibliothekar nach Berlin berufen, wo er bald darauf den Titel eines Geheimen Oberregierungsraths erhielt und Mitglied der Akademie der Wissenschaften ward. Bei den Germanistenversammlungen zu Frankfurt (1846) und Lübeck (1847) fungirte er als Präsident der Sektion für Geschichte. Auch mit neuerer Geschichte beschäftigte er sich. 1839 erschien von ihm eine Biographie: »Ernst Graf von Münster (Bonn 1839). Der Herausgabe der »Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche, insbesondere preußische

Verfassung« (Berl. 1848) folgte sein »Leben des Ministers Freiherrn vom Stein (das. 1849—54, 6 Bde.), eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutsch-historischen Literatur, von dem das Werk: »Aus Steins Leben« (das. 1856, 2 Bde.) ein Auszug ist. Ferner besorgte er eine Herausgabe von Leibniz' »Gesammelten Werken« (Hannov. 1843—47, Bd. 1—4), von »Handschriftenverzeichnissen der königlichen Bibliothek zu Berlin« (Berl. 1853, Bd. 1) und gab in der Schrift: »Die königliche Bibliothek in Berlin in den Jahren 1846—50« (das. 1851) eine Uebersicht über die Verwaltung und die Bereicherungen derselben. Sein letztes Werk war das (unvollendete) »Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau« (Berl. 1864—69, 3 Bde.). Nachdem er wegen Altersschwäche seine Stellung als Oberbibliothekar sowie die Leitung der »Monumenta«, welche etwas ins Stocken gerathen waren, aufgegeben hatte, starb er 7. Okt. 1876 zu München, wo er an den Sitzungen der Historischen Kommission theilgenommen.

Peru (span. El Perú, bei den Bewohnern des alten Inkareichs Tahuantinsuyu, »die vier Provinzen«, genannt), vor der Entdeckung durch die Spanier das größte und civilisirteste Reich Südamerika's, dann eins der vier Vicekönigreiche des spanischen Amerika und seit 1821 eine der Republiken, in welche die ehemaligen spanischen Kolonien in Südamerika verwandelt sind. Die heutige Republik P. liegt zwischen 3° 10'—22° 8' südl. Br. und 68° 30'—81° 31' westl. L. v. Gr. und grenzt im N. an Ecuador, im O. an Brasilien, im SO. und S. an Bolivia und im W. an den Stillen Ocean. Die Angaben über den Flächenraum Peru's schwanken, da über die Grenzen noch Streit herrscht; nach genauer Kartenberechnung beträgt derselbe 1,303,700 QKilom. (23,677 QM.). Die Meeresküste hat (in gerader Linie) eine Länge von 2486 Kilom. und reicht von der Bai von Tumbez im N. bis zum Rio Loa im S. Sie ist meist hoch, und das Meer hat stellenweise, in geringer Entfernung von Klippen, bis 150 Meter Tiefe. Im nördlichen Theil enthält die Küste Baien und Vorgebirge, im südlichen bildet sie fast eine gerade Linie. An Häfen ist die Küste arm; viele sind nur offene Rheden oder haben ganz unvollkommenen Schutz, die Baien von Callao und Payta sind die vorzüglichsten. Die wichtigsten Inseln, welche vor der Küste Peru's liegen, sind die in der Nähe von Pisco gelegenen Chinchainseln, die St. Lorenzinsel, welche den Hafen von Callao bildet, und die Lobosinseln, sämmtlich von tiefem Wasser umgeben. Die Brandung ist längs der ganzen Küste stark, das Anlanden schwierig und gefährlich. Die physische Beschaffenheit des Landes im Innern ist von wechselndem, aber großartigem Charakter. Den auffallendsten Zug des Gesammtbildes stellen die Andes dar, die mit ihren hohen Plateau's und Kämmen, der Küste parallel laufend, das Gebiet durchziehen, überall vom Meer aus sichtbar sind, aber nirgends bis an den Strand reichen (s. Kordilleren). Der nördliche Theil des Landes umfaßt das Andesgebirge in seiner ganzen Breite (bis etwa zu 13° südl. Br.); im S. gehört nur die westliche Hauptkette oder die Küstenkordillere ganz zu P.; sie begleitet die Küste in einer durchschnittlichen Entfernung von 110—125 Kilom. und ragt mit ihren Gipfeln vielfach in die Region des ewigen Schnees hinein. Die Mittelhöhe ihrer Päße beträgt 3600 Meter, viele und gerade die am meisten begangenen steigen bis 4800 Meter Höhe an. Der schmale Saum im W. dieser Kordillere ist theils Ebene, theils niedriges Bergland (la Cuesta genannt), theils höheres, schluchtenreiches Mittelgebirge (la Sierra), indem zahlreiche Bergzüge von der Andeskette nach W. abgehen und, allmählich niedriger werdend, an der Küste auslaufen. Der größte Theil dieses Küstenstrichs, bis zur Vorstufe der Andes hin (in einer Breite von 25—60 Kilom.), besteht aus wüsten Sandebenen. Mehr landeinwärts bildet diese Sandregion vielfach Plateau's von 500—1200 Meter Höhe, die durch Längshöhenzüge von einander getrennt werden. Zwischen den beiden Hauptketten des Hochlandes, der Küstenkordillere und der innern Kordillere, erstrecken sich weite Plateau's, die Paramos oder Punas, von durchschnittlich 4000 Meter Meereshöhe. Bisweilen reicht die Puna ununterbrochen von der Binnen- bis zur Küstenkordillere; in anderen Gegenden ist sie von tiefen Thälern durchschnitten, die durch herrliches Klima und erstaunliche Fruchtbarkeit den frappantesten Gegensatz zu den nahegelegenen hohen und eisig kalten Punas bilden. Die beiden Kordilleren haben verschiedene Formen. Die Küstenkordillere ist schroffer und wilder; ihr Kamm ist breiter, ihre Gipfel sind weniger pyramidenförmig, sondern meist nach N. oder W. senkrecht abfallende Gebirgsstöcke, welche in minder steiler Neigung nach O. auslaufen, während die der Binnenkordilleren Pyramiden oder Kegel sind, oft sogar Nadeln. Gegen die zwischen beiden Ketten liegende Hochebene dacht sich die erstere terrassenförmig ab, die Binnenkordillere dagegen in fast gleichmäßiger Neigung. Endlich ist die Ostabdachung der Binnenkordillere schroffer als die Westabdachung der Küstenkordillere, welche nur auf den letzten 1000 Meter Höhe sehr steil ansteigt. Im nördlichen P. laufen vom Gebirgsknoten von Pasco fast parallel gegen N. drei Zweige der Andes aus: die Küstenkordillere, die mittlere und östliche Kette genannt, welche zwei sehr ausgedehnte Längenthäler einschließen, das des obern Marañon (das Thal von Tunguragua) und das des Huallaga. Südwärts von dem Knoten von Pasco ist dagegen das Gebirge in zwei Ketten gespalten, die sich weiterhin (13° südl. Br.) im Gebirgsknoten von Cuzco wieder vereinigen. Die zwischen denselben auf dieser Strecke liegende Region bildet ein allgemeines Plateau, das jedoch durch mehrere Querketten in größere Unterabtheilungen zerfällt. Letztere sind: das Plateau von Junin oder Bombon (4400 Meter hoch), das von Huancavelica (3900—4200 M.), das von Cangallo (3900 M.) und das von Cotobamba. Der ausgedehnte Gebirgsknoten erstreckt sich südwärts bis zum 15.° südl. Br., wo er durch die hohe Querkette von Vilcanota begrenzt wird. Auf diesem Bergknoten liegt südöstlich das hohe Plateau von Quispicanchi, das vom obern Rio Vilcamayu durchflossen wird, und aus welchem der Nevado von Azuncato hervorragt. Unter 15° südl. Br. spalten sich die Andes abermals in zwei Ketten, von denen die Küstenkette gegen SSO., wie bisher, weiter zieht, die Binnenkordillere dagegen, einen großen Bogen (Andes von Carabaya) gegen O. beschreibend, nach Bolivia übertritt und mit jener das an 4400 M. hohe Plateau von Bolivia einschließt, in dessen nördlichem Theil das Becken des Titicacasees liegt, von welchem aber nur die nordwestliche Hälfte zum Gebiet von P. gehört. Die Region zwischen diesem Becken und der Küstenkordillere, Collao genannt, besteht aus Punas von 4000 M. Höhe ohne tief eingeschnittene Thäler und gehört zu den ödesten Gegenden Peru's. Die Küstenkette geht bald in die Richtung nach S. über und streicht an der Ostgrenze



Meyer's Konversations-Lexikon 3 Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

›Zum Artikel ›Peru‹

Digitized by Google

des Staats in der mittlern Gipfelhöhe von 5250 M., aber in mehreren Nevados bis 6500—7000 M. sich erhebend, bis zu seiner Südgrenze fort. Unter 17° bildet sie den Sekundärknoten von Moquegua, von welchem mehrere Seitenzweige abgehen, als deren wichtigster der westliche (mit dem 6102 M. hohen Misti oder Vulkan von Arequipa ꝛc.) zu bezeichnen ist. Dieser südliche Theil der peruanischen Küstenkette gehört zu den ödesten Theilen derselben; namentlich führt die wichtige Handelsstraße von Tacna nach Bolivia (La Paz) zwischen den Pässen von Tacora und Chullunquiani über eine eisige, öde Puna von 4700 M. Höhe. Gegen O. fällt das Gebirge durchgängig sehr steil ab gegen die Region der mit Urwald bedeckten Gebirgsausläufer (la Montana) und der gleichfalls mit Wald überzogenen Ebenen, die sich bis zur Grenze von Brasilien erstrecken. In der Montana finden sich scharfe Gebirgskämme (Chuchillas, »Messer«) und zwischen denselben tief eingeschnittene Thäler. Die bedeutendste dieser Ketten ist die große Apurimac-Kette, die zwischen 12 und 13° südl. Br. von der Binnenkordillere abzweigt, später nach N. streicht und sich unter 8° südl. Br. in das niedrige Flachland des Amazonenbeckens verliert. Die östliche Region ist fast ganz unbekannt und nur von unabhängigen, wilden Indianern dünn bevölkert. Die geognostischen Verhältnisse Peru's sind noch sehr wenig erforscht. Den Küstenstrich bedeckt tiefer Sand, der dem Alluvium, weiterhin dem Diluvium angehört und theils Formen der obern Oolithengruppe, theils Granite und Porphyre zur Unterlage hat. Mit der Erhebung des Landes gegen das Innere treten Porphyre und porphyrähnliche Gesteine zu Tage, oft in grotesken, zerrissenen Formen. Auf dem Hochland und in den durchkreuzenden Bergketten finden sich häufig Sandsteine, meist rothe, aber auch weiße, sowie Kalksteine. Die reichsten Silbererzgänge finden sich vorzugsweise in einem schwärzlichen Thonschiefer oder Wacke (Esquito negruzco); andere treten in Porphyren, noch andere in einer sekundären Sandsteinformation oder in der obern Oolithengruppe auf. Wie in der Küstenkordillere die Porphyre, so spielt in der Binnenkordillere das Uebergangsgebirge, besonders versteinerungsleere, dem silurischen System angehörige Schiefer, die Hauptrolle. Im N., zwischen dem untern Huallaga und dem obern Marañon, im nördlichen Theil der Centralkordillere, scheint die Triasgruppe (mit mächtigen Steinsalzlagern) ganz vorzuherrschen. Die Ebenen am Marañon sind mit lehmigem Alluvium bedeckt und ganz entblößt von Steinen. Eigentlich vulkanische Produkte sind wenig verbreitet. Vulkane kommen nur im kleinern, südlichen Theil der Küstenkette vor und bilden dort zwei Gruppen, die von Arequipa und die von Tacora oder Sahama. Zur erstern gehören die Vulkane von Arequipa, Huaina-Putina, Uvinas, Pichu-Pichu; von der zweiten Gruppe, hart an der Grenze von Bolivia, gehört zu P. der 1862 von Church bestiegene Vulkan von Tutupaca oder Gandarave, 5837 Meter hoch. Fumarolen sind zwischen Arequipa und Tacna häufig. Erdbeben kommen auf den Kordilleren seltener vor, und in den Ebenen des Ostens kennt man sie gar nicht. Dagegen sind sie auf dem Küstenstrich sehr häufig und haben hier wiederholt großen Schaden angerichtet. Die heftigsten waren 1746, wo Callao zerstört wurde und 5000 Menschen umkamen, 1756 und 1816, wo Trujillo, 1582, 1784, 1845, wo Arequipa theilweise zerstört wurde, 1868, wo Arica und Iquique, und 1877, wo Iquique hart betroffen wurde. An heißen Quellen ist die Küstenkordillere reich, die meisten kommen auf beträchtlichen Höhen vor. Die Küsten von P. zeigen auch viele Beweise von abwechselnden Hebungen und Senkungen, namentlich bei Callao.

Die Bewässerung Peru's ist eine sehr ungleiche. Sehr dürftig mit fließendem Gewässer ausgestattet ist das Küstengebiet, sehr reich daran sind die Ebenen im O. des Gebirges, der Ostabfall desselben und zum Theil auch das Hochland selbst. Die Hauptwasserscheide zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ocean wird durch die Küstenkordillere gebildet. Der vornehmste Fluß ist der Marañon, welcher hier unter 10° 30′ südl. Br. auf dem Ostabhang der Küstenkordillere entsteht. Er nimmt an der Nordgrenze Peru's den Huallaga und den mächtigen Ucayale auf, welcher aus dem Apurimac und dem Urubamba entsteht. Nachdem der Marañon nach Brasilien übergegangen ist, empfängt er noch mehrere aus den Ebenen Peru's kommende ansehnliche Nebenflüsse, unter anderen den Yavari, dessen unterer Lauf die Grenze Peru's bildet, und den Purus. Von dem Abhang des Gebirges nach W. ergießen sich, wie bemerkt, nur unbedeutende Flüsse; am Fuß angelangt, versiegen sie schnell in dem bis zu großen Tiefen aus Sand bestehenden Küstenland, so daß außer der Regenzeit nur wenige von ihnen den Ocean erreichen. In den meisten Gegenden liegen diese in breiten, aber flachen Betten laufenden Flüsse halbe und ganze Tagereisen von einander entfernt. In den südlicheren Provinzen gibt es lange Küstenstriche, die wegen Mangels an süßem Wasser fast unbewohnbar sind. Die wichtigsten Flüsse auf dieser Seite sind, von N. beginnend: Rio Tumbez, Rio de la Chira, Rio de Santa, Rio Rimac, Rio de Canete, Rio Chinche, Rio de Camana, Rio de Quilca und Rio Loa. Diese allein haben zu allen Jahreszeiten Wasser, wenn auch nur spärliches. Schon die alten Peruaner hatten umfassende Bewässerungsanstalten für den Ackerbau getroffen. Seit einem Jahrzehnt hat man diese äußerst produktiven, wenn auch schwierigen Arbeiten in großartigem Maßstab wieder aufgenommen, so namentlich im Thal von Tacna (der Hauptkanal beginnt in 3930 Meter Höhe und ist 46 Kilom. lang); die 131 Kilom. lange Wasserleitung von Uchumayo nach Mollendo versorgt Stadt und Eisenbahn; beide sind seit 1867 angelegt. An Seen ist P., besonders das Gebirge, sehr reich. Sie finden sich auf allen Pässen beider Kordilleren, oft kettenartig zusammenhängend (wie die Seen von Huascocha), sind aber meist ganz unbedeutende Lagunen. Die bedeutendsten Gebirgsseen sind: der von Chinchaicocha auf dem Gebirgsknoten von Cuzco, der Llauricocha, aus dem der Marañon entspringt, der Urcossee bei Cuzco und der Quiluacocha südwestlich von Cerro de Pasco. Große Moore kommen auf den Plateau's häufig vor.

Durch seinen Mineralreichthum, namentlich an edeln Metallen, ist P. seit lange berühmt. Welch ungeheure Massen Gold die spanischen Eroberer im Land vorfanden, ist bekannt, und auch unter der spanischen Herrschaft hat P. noch eine reiche Ausbeute an edeln Metallen geliefert. Doch bestand dieselbe überwiegend in Silber; Gold wurde im Verhältnis wenig gefunden, und bis heute weiß man nicht recht, woher die alten Peruaner die Menge Goldes, das sich in ihren Tempeln vorfand, genommen haben. Das Gold wird in P. hauptsächlich in den heißen Regionen angetroffen, während sich das Silber stets auf den hohen Gebirgen, vorzüglich auf den eisigen Punas und in den Hauptketten selbst auf den höchsten

Gipfeln findet. Es kommt in allen Formen und Verbindungen vor, vom gediegenen Metall bis zum schwach silberhaltigen Bleiglanz. Die reichsten jetzt bearbeiteten Minen sind die von Cerro de Pasco; ihnen zunächst stehen die in den Provinzen Pataz, Huamachuco, Carabamba und Chota im N. sowie Puno, Azangaro, Lampa, Carabaya und Tarapaca im S. Gold findet sich vorzüglich in den östlichen Thälern der Binnenkordillere als Waschgold und in dem dort sehr verbreiteten Uebergangsgebirge. Außerdem kommen vor: viel Quecksilber (die bedeutendsten Minen die von Chonta in der Provinz Tarma und von Huancavelica), Kupfererze, Blei und Eisen in reichlicher Menge; Steinsalz (am Rio Huallaga) wie auch Steinkohlen (bei Huallanca, Cerro de Pasco ꝛc.), Salpeter (bei Tarma, namentlich aber in der Provinz Tarapaca, auf der unfern der Küste gelegenen Pampa del Tamarugal, wo auch etwa 63 Mill. Tonnen Schwefel lagern sollen, und wo neuerdings Borax in reicher Menge aufgefunden wurde).

Das Klima und dem entsprechend die organische Welt Peru's sind je nach der Beschaffenheit und Lage des Landes sehr mannigfaltig. Die Schneelinie liegt nach Tschudi im mittlern P. auf der Küstenkordillere in 5200 Meter, auf der Binnenkordillere in 4850 Meter Höhe, und in der Regenvertheilung herrscht der auffallendste Gegensatz, indem im O. der Andes die Regenmenge ebenso excessiv ist als an der Küste der Mangel. Man unterscheidet in klimatographischer Hinsicht die West- und die Ostabdachung des Landes, deren jede wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt. Auf der Westabdachung ist zunächst die Küstenregion zu bemerken; dieselbe besteht unmittelbar am Meer aus dem oben erwähnten 2486 Kilom. langen Sandstreifen, der bis 500 Meter ü. M. ansteigt und nur längs der Flüsse einige fruchtbare Oasen enthält. Mit wenigen Ausnahmen hat es seit Jahrhunderten auf diesem Küstenstrich nicht geregnet. Fünf Monate hindurch, vom November an, ist derselbe, mit Ausnahme der Oasen längs der Flüsse, eine schauerlich öde Wüste ohne Pflanzen und Thiere, bis (vom Mai an) rieselnde Nebel (Garrun genannt) das Land erfrischen und dann einen Theil der Sandflächen, vorzüglich die Hügelreihen, in wenigen Tagen mit einer üppigen Gras- und Blumendecke überkleiden. Die an der Küste gewöhnlich herrschenden Winde kommen aus SO. und SW. Landeinwärts, bis zu 1300 Meter Höhe, umfaßt die Küstenregion die westlichen Thäler der Kordilleren, wo an die Stelle der Nebel heftige Platzregen treten und die Temperatur eine noch höhere ist als unmittelbar an der Küste. Hier beträgt die mittlere Temperatur in der kalten Jahreszeit 22,5° C., in der heißen 26° C.; an der Küste 2—4° weniger. In dieser Region gedeihen alle tropischen Kulturpflanzen, vorzüglich das Zuckerrohr. Die wilde Flora ist nicht sehr üppig, doch finden sich hier die köstliche Cherimoya (Anona Cherimolia) und die Granadilla (s. Passiflora). Aus der Fauna dieser Zone sind bemerkenswerth: Armadille, Ozen und Puma's, wilde Schweine, Scharen von Aasgeiern, Papageien, Tauben in großen Flügen (darunter die niedliche Turtuli), Krokodile und glänzend grüne Leguane (an der Seeküste). Schlangen sind seltener. An diese Küstenregion schließt sich die westliche Sierraregion an, welche über 1300—3750 Meter ü. M. ansteigt und von den Eingebornen in die Region der Yungas (bis 1500 M.), der Valle oder Media Yunga (bis gegen 3000 M.), beide mit ewigem Frühling, und der Cabezera de Valle getheilt wird. Die Luft ist hier trocken, und die Nächte sind selbst im Sommer kühl. Die mittlere Temperatur beträgt im Sommer 21° C., im Winter +19°. Diese Region entspricht der europäischen gemäßigten Zone; sie ist fruchtbar, ohne üppig zu sein, und für den Anbau aller europäischen Gemüse, Frucht- und Getreidearten geeignet; außer Kartoffeln, welche in vorzüglicher Qualität und im Ueberfluß hier wachsen, werden von Knollenarten besonders noch die Ulluco (Ullucus tuberosus), die Oca (Oxalis crassicaulis) und die Maca (eine Tropäolumart) mit Erfolg kultivirt. Ein gutes Nahrungsmittel gewährt außerdem die Quinoa (Chenopodium Quinoa). Wald fehlt; Bauholz wird durch Agaven ersetzt, welche mit Daturen und Kakteen vorherrschen. Die Fauna hat nichts Eigenthümliches; die Papageien hören schon im untern Theil dieser Region auf. Die Kordillerenregion, welche die höchsten Theile des Gebirges, am Westabhang von 3550 M., am Ostabhang von 4550 M. an, umfaßt, ist wildes Gebirge mit kahlen Felsen, ewigem Schnee, einer Nachttemperatur von +2° im Winter (Regenzeit) und −7° im Sommer und einer Tagestemperatur von +7,5° im Winter und +11° im Sommer. Die Vegetation, aus niedrigen Kakteen, Kruciferen und Dryadeen bestehend, steigt bis zu 4900 M. an. Auf der Ostabdachung folgt nun zunächst die ausgebreitete Punaregion, welche das etwa 3900 M. hohe, zwischen der Küsten- und Binnenkordillere sich ausbreitende Plateau von P. einnimmt. Die Eingebornen unterscheiden die noch getreidereiche Puna von der rauhern Puna brava. Zahlreiche kleine Seen, krystallhelle Bäche und weite Sümpfe wechseln mit spärlich bewachsenen Flächen ab. Kalte West- und Südwestwinde wehen das ganze Jahr hindurch, und furchtbare Gewitter, denen in der Regel in der Nacht ein Schneegestöber folgt, entladen sich fast täglich. Vom Mai bis Oktober ist der Himmel heiter. Die mittlere Tagestemperatur ist im Winter +9°, im Sommer +12° C., der Unterschied der Temperatur an einem Tag aber oft 20—25°. Gräser haben hier die Oberhand, besonders das binsenartige Ichu (Stipa Ichu), das grüne Futter der Lama's und Schafe. Von Gemüsen kommt nur noch die Maca fort; Gerste wird bis zu 4200 M. gesäet. Wald fehlt, nur hier und da begegnet man einzelnen verkrüppelten Bäumen der Quinua; große Strecken bedeckt der die Ratanhiawurzel liefernde Strauch der Krameria. Diese Region ist das Heimatland des Lama, des Huanako, des Alpako und der Vicuña; außer diesen sind charakteristisch der Punahirsch, das Reh, das Viscacha (Lagidium peruvianum) und die kaninchenartigen Chinchilla's. Von Raubthieren kommt der Atoc (Canis azarae) und manchmal auch der Kuguar vor. Die Vögel sind meist Sumpf- und Wasservögel, so die Huachua, das rebhuhnartige Pishaca und der Ingahuallapa, der nachts mit monotonem Ruf die Stunden verkündet. Von Raubvögeln sind der Kondor, der Huarahuau oder Aloi zu nennen. Amphibien sind spärlich, noch seltener Insekten. Weiter östlich hinabsteigend, gelangt man in die östliche Sierraregion, welche aus den sanft nach O. sich neigenden Thälern zwischen 3600 und 2600 M. Höhe besteht, die von der Punaregion meist durch schroff abfallende Felsenrücken getrennt sind. Die mittlere Tagestemperatur beträgt hier im Winter +14°, im Sommer +17° C. Der Winter oder die Regenzeit beginnt im Oktober, und der Regen hört dann wochenlang nicht auf; Gewitter sind häufig und zwar oft von Hagel, aber nie von Schnee

begleitet. Im Mai beginnt der Sommer und mit ihm nächtlicher Frost. Wie in der westlichen Sierra, fehlen auch hier Waldungen; nur eine Weide (Salix Humboldtii) und der Quinoabaum treten vereinzelt auf; die Abhänge sind von Kakteen und Agaven bedeckt. Weizen reift hier bis zu 3500 M. Höhe, die Kartoffel und die Quinoa sogar über 3600 M. hinaus; auch Mais, Gerste und Luzernklee gedeihen in dieser Region sehr üppig. Europäische Obstbäume kommen wenig vor und tragen kleine und fade Früchte; dagegen gibt die Rebe reichen Ertrag, und prachtvolle Orangenbäume sowie die köstliche Cherimova finden sich in großer Vollkommenheit, z. B. im Thal von Huanuco. Die Fauna hat in dieser Region, in welcher die Bevölkerung am meisten zusammengedrängt ist, nichts Eigenthümliches. Die letzte Region ist die Waldregion, welche durch die östliche Abdachung der Binnenkordillere des mittlern und südlichen P., das Längenthal des Huallaga zwischen der mittlern und östlichen Kordillere und die Ostabdachung dieser letztern in Nordperu gebildet wird. Man unterscheidet noch die obere Wald- oder Cejaregion, zwischen 2600 und 1800 M. Höhe, und die eigentliche Waldregion unterhalb jener. In dem obern Theil der Cejaregion herrscht ein sehr rauhes Klima; nachts liegt ein dichter Nebel auf der Gegend, der vom Morgenwind verjagt wird, oft aber auch sich in gewaltige Regengüsse verwandelt; doch ist die plötzliche üppige Entwickelung der Vegetation in dieser Region auffallend. Sträucher und niedrige Bäume beginnen schon bei 3100 M., nehmen dann rasch an Größe und Zahl zu, bis man beim Uebergang in die untere Zone in hochstämmigen Urwald tritt. An der untern Grenze dieser Cejaregion treten Cinchonen (Fieberrindenbäume) in mehreren Species auf. Für die Kultur ist diese naßkalte Region wenig geeignet, weder Mais noch Cerealien gedeihen; nur die Kartoffel gibt reiche Ernte. Die Fauna ist sehr arm; unter den Vögeln sind bemerkenswerth der Turqui (Rupicola peruviana) und der Toropisju (Cephaloptorns ornatus), die sich beide durch widerwärtiges Geschrei auszeichnen. Die untere, eigentliche Waldregion (la Montaña und los Bosques) dehnt sich von 1800 M. Höhe abwärts in die großen Ebenen aus. Die mittlere Temperatur ist hier nach Tschudi zu 30° C. anzunehmen, nachts sinkt sie bis 19° C. Im Oktober beginnt die Regenzeit, die bis März und April anhält; auch außer derselben kommen Regen und Gewitter nicht selten vor. Die Vegetation hat den eigenthümlich düstern Charakter der tropischen Urwälder, hier treten auch namentlich die herrlichsten Palmen auf. Die Kultur ist fast noch gar nicht in diese Region vorgedrungen. Das Thierleben gestaltet sich hier am mannigfaltigsten. Zahlreiche Affen bevölkern den Wald; auch die Fledermäuse (darunter das große Phyllostoma hastatum und die als Blutsauger gefürchtete Blattnase, Ph. erythromos) sind zahlreich. Unter den Raubthieren sind die bemerkenswerthesten: der schwarze Hucumari, der Omevro, mehrere Katzen, wie die Yaguarundi, Oscollo, Ururunco und die gelbgraue Tigerkatze; unter den Nagern: die kaum zollange Baummaus, die Stachelratte, das Aguti. Die Edentaten werden durch das Faulthier, das Armadill und den Ameisenbär, die Pachydermen durch den Tapir und das Nabelschwein repräsentirt. Außerordentlich zahlreich sind die Vögel. Adler, Weihen und Falken, Eulen und Ziegenmelker theilen sich in den unermeßlichen Urwald; daneben finden sich Fliegenschnäpper und Würger, der kleine Organista oder Flautero (Troglodytes leucophrys), Finken, blendende Schmuckvögel (Ampelidae), bunte Spechte und Baumläufer, Beutelstaare, Töpfervögel, glänzende Kolibri's und der schwerfällige Seidenkukuk (Trogon holiothrix), grüne Papageien in dichten Zügen, verschiedene Waldtauben, fasanenartige Peneloven, fette Turcassa's, Zahnhühner und Grashühner, der storchähnliche Yaribu, der rosenrothe Löffler, Schnepfen, bunte Kraniche, Regenpfeifer, Rallen, Schnarren, Enten ꝛc. Von Amphibien finden sich in den Urwäldern große Flußschildkröten, Kaimane und zahlreiche Schlangen, darunter als giftige der Jergon (Lachesis picta), die Afanida (Lachesis rhombeata), die furchtbare Echidna ocellata und die Klapperschlange, jedoch selten. Von Batrachiern ist der violette Kehlenbläser und der riesige Trapichero (Bufo molitor) zu erwähnen. Die Zahl der Insekten ist ebenfalls groß. In Bezug auf Salubrität ist das Klima von P. im allgemeinen ein günstiges zu nennen; besonders ist die Sierra durchgängig gesund, und selbst die eisige Puna ist nur ganz schwächlichen Konstitutionen unzuträglich. Eigenthümlich ist den hohen Gegenden die Puna- oder Sarochekrankheit; an der Küste sind Wechselfieber nicht selten.

Die Angaben über die Zahl der Bevölkerung Peru's sind sehr ungenügend. Nach dem Census von 1793 betrug sie 1,076,996 Seelen (ohne die Provinz Chota), 1850: 1,887,840 Seelen; für 1862 wurde sie zu 2,335,000, für 1871 zu 3,199 000 (jedenfalls zu hoch) angegeben; eine neue Zählung ergab 2,673,075. Die jährliche Zunahme kann, da eine Einwanderung so gut wie nicht vorhanden ist, höchstens 40,000 Seelen jährlich betragen, wird aber durch Seuchen (1868 starben in Lima 10,000, in Callao 3000 Menschen am gelben Fieber) und Erdbeben zu Zeiten aufgehalten. Die Bevölkerung ist sehr ungleich vertheilt, am dichtesten in der Sierra, sehr spärlich dagegen in der Cejaregion, am geringsten in dem fast ganz unbewohnten Osten. Dagegen ist (infolge des Bergbaues) die eisige Puna verhältnismäßig stark bevölkert, und auch das Küstengebiet mit der dort liegenden Hauptstadt und anderen größeren Städten birgt eine zahlreiche Bevölkerung. Europäische Einwanderung hat noch nicht stattgefunden, obgleich das Klima der Hochlande ein gesundes ist und nach dem Dekret vom 4. Jan. 1865 alle Ausländer, gleichviel ob sie das Bürgerrecht in P. erlangt haben oder nicht, von allen Abgaben befreit sind; indessen ist die Alleinberechtigung des römisch-katholischen Kultus zu drückend und auch das Innere des Landes durch Schiffahrt und Ausfuhr noch nicht genügend aufgeschlossen. Nur in Pozuzo hat sich eine deutsche Kolonie gebildet, welche von Bedeutung werden kann, wenn sie Eisenbahnverbindung mit Pasco erhält. Man zählt 128 Städte, 1262 Flecken, 646 größere und 5938 kleinere Dörfer. Ueber die Vertheilung der Bevölkerung nach den Rassen sind die Nachrichten ungenügend. Nach Miller kommen 57 Proc. auf die Indianer, 22 Proc. auf die Mestizen, 14 Proc. auf die Weißen und 7 Proc. auf Neger und Mischlinge. Die Indianer sind über das ganze Land verbreitet, am überwiegendsten in der Bevölkerung der Puna und der Sierra. Man unterscheidet Küstenindianer und Gebirgsindianer. Sie sind im allgemeinen von mittlerer Größe, schlank und mehr zäh als kräftig. Eine bestimmte Nationalphysiognomie läßt sich bei ihnen nicht auffinden. Sie werden in der Regel sehr alt, wenn nicht übermäßiger Genuß von Branntwein ihr Leben abkürzt. Die gesammte indigene Bevölkerung Peru's gehört (mit Ausnahme der wilden und wenig

bekannten Indianer in den Ebenen des Ostens) der sogen. andoperuanischen Rasse an und zerfällt in zwei Hauptvölkerschaften: die Quichua- oder Inka-indianer und die Aymara. Zu den ersteren gehören alle Indianer von der Nordgrenze Peru's südwärts bis in die Departements Cuzco, Puno und Arequipa, wo sie mit den Aymara zusammenstoßen, welche in dem südlichen Theil des Staats die überwiegende indianische Bevölkerung bilden. Tschudi unterscheidet für die frühere Zeit drei große, durch ihre Schädelbildung verschiedene Stämme: die Chincha (Yunga) in der Küstenregion, die Huanca auf dem Hochland von Mittelperu und die Aymara auf dem perubolivianischen Plateau; aus letzteren ging die Dynastie der Inka's hervor, die alle übrigen Stämme unterjochte. Die Mestizen oder Cholos (Mischlinge von Weißen und Indianern) sind ebenfalls über alle Regionen verbreitet, stehen aber ihrem physischen Charakter nach unter den Indianern. Die Weißen leben vorzugsweise in den größeren Städten, namentlich auf der Küste; die Neger und ihre Mischlinge beschränken sich fast einzig auf die tropische Küstenregion. Chinesen (gegen 50,000) sind besonders als Arbeiter in den Guanogruben u. Zuckerfabriken thätig.

Der Ackerbau hat sich trotz der Centralackerbaugesellschaft (seit 1860) noch wenig gehoben. Wie erwähnt, gedeihen in P. alle Kulturgewächse der tropischen und der gemäßigten Zone; angebaut aber wurden sie bisher kaum bis zum Betrag des eigenen Bedarfs. Seit neuerer Zeit liefert nur die Kultur des Zuckerrohrs und der Baumwolle bereits erwähnenswerthe Exportartikel, zu denen sich bald auch Weizen, Kakao ꝛc. in größeren Mengen gesellen werden. Am bedeutendsten ist der Landbau auf der Sierra. Man kultivirt Mais, Weizen, Reis, Bohnen (Puruta), Quinoa und Knollengewächse, besonders treffliche Kartoffeln, aus denen auch Chupe (zerschnittene Kartoffeln mit spanischem Pfeffer und wässeriger Brühe), die gewöhnliche Speise der Indianer und Mestizen, bereitet wird; von sonstigen wichtigen Kulturpflanzen besonders Zucker, Kaffee, Kakao (6800 Ctr.) und Tabak. Zuckerrohr wird vorzugsweise in der Küstenregion auf künstlich bewässertem Boden gebaut; 1841 kannte man in P. noch keine Zuckerausfuhr, 1873 wurden nach England allein 325,600 Ctr. Zucker geliefert. Auch die Ausfuhr von Baumwolle ist bereits auf 120,000 Ctr. gestiegen. Ferner zieht man die Weinrebe in den Thälern von Pisco und Ica, wo man jetzt einen trefflichen Wein bereitet und exportirt, während früher die Trauben nur zu Branntwein verwendet wurden. Auch Kochenille findet sich; Oliven wachsen in Menge bei Arequipa. In der fruchtbaren, aber ganz unkultivirten Region des Ostens ist nur der Anbau von Koka (Erythroxylon Coca) von Bedeutung, deren Genuß (man kaut die Blätter) wegen seiner nervenerregenden Wirkung dem Indianer unentbehrlich ist; die beste Koka in P. wächst in der Provinz Carabaya. Unter den für P. wichtigen Produkten des Waldes steht die Fieberrinde obenan, obschon sich infolge vielfacher Verfälschungen der Absatz (jährlich 11,000 Ctr. für 1½ Mill. Mark) sehr verringert hatte. Man unterscheidet zwei Hauptregionen edler Cinchonen, die Huanucoregion (mit acht Species und Spielarten, seit 1778 ausgebeutet) am Abfall der Andes in der Provinz Huanuco, welche die »rothe Rinde« liefert, und die Calisayaregion in der Provinz Carabaya (vom deutschen Botaniker Händel entdeckt), welche die »gelbe Rinde« erzeugt. Die edelsten Sorten beider Regionen sind von den Engländern neuerdings nach Ostindien verpflanzt worden. Von den sonstigen Waldprodukten, ausgenommen etwa die Sassaparille, kommt wenig in Handel. Eine Klasse von Indianern beschäftigt sich viel mit Einsammeln von Kräutern, Balsamen (Peru-, Tolu- und Kopaivabalsam) und von wohlriechenden Harzen, die sie im Land selbst verkaufen.

Die Viehzucht ist von Bedeutung, wennschon nicht in den Viehgattungen (Rindvieh und Pferden), deren Zucht in anderen Ländern Südamerika's die größte volkswirtschaftliche Wichtigkeit erlangt hat. Rindviehzucht wird vielmehr nur im kleinen, vorzüglich zur Gewinnung von Käse, betrieben. Wichtig ist dagegen die Zucht der einheimischen Auchenien (Lama und Alpako) und die Schafzucht, die sich jedoch auf das Hochland beschränken, wo das Ichugras die Hauptnahrung für diese Thiere bildet. Das Lama, welches vollkommen gezähmt ist, während das Alpako in halbwildem Zustand lebt, wird am meisten in den Südprovinzen Puno, Cuzco und Avacucho gezüchtet; es dient besonders zum Waarentransport. Der Hauptnutzen des Alpako besteht in seiner Wolle. Nicht gezähmt sind das Huanako und die Vicuña. Letztere leben in Scharen von 10—15 Weibchen mit einem Männchen und halten sich in der nassen Jahreszeit auf den sterilen Kordillerenkämmen auf, während sie in der kalten in die Punathäler herabsteigen, wo die Indianer sie in Menge zu fangen und zu erlegen wissen. Ihr Fleisch gibt gedörrt ein wohlschmeckendes Gericht (charquicau), und aus ihrer Wolle werden sehr feine Gewebe und dauerhafte Hüte verfertigt. Die Schafe bleiben das ganze Jahr hindurch in der strengen Puna, wo die größeren Viehhöfe nicht selten Herden von 60—100,000 Stück haben. Ihre Wolle ist fein, wird aber meist im Gebirge selbst zu einem groben Zeug (bayeta) verarbeitet. Bei gehöriger Zucht und Pflege könnten das Alpako, das Lama, das Schaf und selbst die Vicuña allein P. reich machen; gegenwärtig liefern sie nur mäßige Ausfuhrprodukte (jährlich etwa 130,000 Ctr. Wolle).

Die Industrie ist höchst unbedeutend. Nennenswerthe Fabriken sind gar nicht vorhanden, und selbst die ehedem bedeutende Hausindustrie der Indianer ist sehr gesunken. Ihr Bedarf an Woll- und Baumwollkleidern wird gegenwärtig von England und Nordamerika importirt. Doch sind die Indianer in der Weberei geschickt und liefern auch jetzt noch sehr schöne und feine Gewebe (besonders in Tarma und Umgegend), außerdem feine Flechtwerke aus Palmenfasern, Hüte und Cigarrentäschchen, desgleichen Gold- und Silberarbeiten und Leder. Auch für Handwerke und selbst für die Kunst haben sie Geschick, allein ihre große Trägheit läßt sie es zu nichts bringen. Die von den Europäern wiederholt angelegten Fabriken sind aus Mangel an Arbeitern immer wieder eingegangen. Von Bedeutung ist aber noch der Bergbau, namentlich der Silberbergbau von Cerro de Pasco. Die dortigen Silbererze kommen auf zwei Hauptgängen vor, der Veta de Colquirirca (3 Kilom. weit und 134 Meter breit verfolgt) und der Veta de Pariarirca (in 2 Kilom. Länge und 123 Meter Breite bekannt), die sich beide unter der Stadt kreuzen, und von denen nach allen Richtungen unzählige Erzadern auslaufen. Man zählte 1860: 558 Minen (früher 2—3000); doch ist der Betrieb unordentlich und unrationell. Das Silber kommt theils gediegen und oft in großen Massen vor, theils als Pacoserze (Gemische von reinem Silber mit Brom- und Jodsilber), ferner als Polvorilla (pulverförmiges Schwefel-

ſilber und Kupfer). Dieſe Erze ſind ſehr reich und geben zuweilen 80 Proc. Silber. Von 1828—1846 wurden in Cerro de Pasco 20,506 Barren = 4,647,053 Mark Silber eingeſchmolzen (alſo jährlich im Durchſchnitt 244,600 Mk. im Werth von etwa 1,834,500 Peſos an Ort und Stelle). 1859 lieferte es 203,445 Mk., 1862: 232,854 Mk., wogegen die übrigen ehedem ſchwunghaft betriebenen Minen Peru's (Lima, Trujillo, Puno, Tacna, Huamanga) zuſammen nur etwa 100,000 Mk. lieferten. Nach Vollendung der Eiſenbahn wird das Silbererz zum Schmelzen nach Europa ausgeführt oder Brennmaterial eingeführt werden. Die Ausbeutung des Goldes, das ſich vorzugsweiſe im O. der Andes, im Gebiete der Quellflüſſe des Rio Purus, findet, iſt eine ſehr ſchwierige; ſeit 1861 läßt eine Geſellſchaft die Minen von Carabaya bearbeiten. Von 1630—1803 betrug die Ausbeute an Gold und Silber 1,697,696,000 Thlr.; Gold wurde 1826—33 zu Lima im Werth von 27½ Mill. Thlr. geprägt. Neuerdings baut man auch auf Kupfer, wovon jährlich 54,000 Ctr. nebſt 8400 Ctr. Zinn nach England ausgeführt werden; die ehemals berühmten Queckſilberminen, welche 1571—1790: 1,040,469 Ctr. im Werth von 78 Mill. Peſos lieferten, geben jetzt kaum noch 2000 Ctr. jährlich. Von dem reichlich vorhandenen Salz wird auch zur Ausfuhr gewonnen; ſehr bedeutend iſt endlich die Ausbeute an Salpeter (ſ. oben) in Tarapaca, wovon in den letzten Jahren 5—6 Mill. Ctr. (Chiliſalpeter) zum Werth von 12 Mill. Peſos exportirt wurden. Aus dem Salpeter gewinnt man 1 Proc. Jod (das Pfund zu 24—32 Mark); der rohe Salpeter muß erſt aufgelöſt werden und gibt bis 94—96 Proc. reinen Salpeter. Bisher ſtanden dem Bergbau, insbeſondere dem Silberbergbau, die meiſt ſehr ungünſtige Lage der Gruben auf entlegenen, ſchwer zugänglichen, unwirtlichen und ganz holzloſen Gebirgen, der Mangel an Straßen, Maſchinen und tauglichem Perſonal wie an Kapital und Kredit hindernd entgegen. Die Anlegung von Eiſenbahnen wird ihn von neuem beleben. Der Guano, deſſen ſich ſchon die alten Peruaner zur Düngung ihrer Felder bedienten, wurde von A. v. Humboldt wieder aufgefunden, doch erſt ſeit 1842 in größerer Menge auf den europäiſchen Markt gebracht. Der Guano der Chinchainſeln iſt erſchöpft; man arbeitet jetzt auf den Inſeln Macavi (unweit Pacasmayo), Guanape (ſüdlich von Huanchaco), in der Independenciabai (ſüdlich von Pisco) und in Pabellon de Pica (ſüdlich von Iquique); an beiden letzten Orten wurden 1875 täglich 45,000 Ctr. verladen. Einen geringern Guano liefern die Lobosinſeln. Bis 1874 wurden im ganzen 200 Mill. Ctr. ausgeführt. Neue Lager von großer Mächtigkeit ſind im S. von Iquique aufgefunden worden, andere im N. des Landes; doch fragt es ſich, ob dieſelben Guano von genügender Qualität liefern werden. Die jährliche Ausbeute iſt bereits auf 10 Mill. Ctr. (1870: 9,645,980 Ctr.) geſtiegen und ſtellt einen Werth von 128 Mill. Mark dar.

Der Handelsbetrieb litt noch mehr als der Bergbau unter dem Mangel gebahnter Straßen, wodurch der Verkehr zwiſchen den Seehäfen und den bevölkertſten Theilen des Landes, der Sierra, außerordentlich erſchwert und vertheuert wurde; von den fruchtbaren Thälern des Oſtens konnten die Produkte, außer der Koka, geradezu nicht ausgeführt werden. Dieſe Uebelſtände, welche das Aufblühen des Staats hinderten, veranlaßten 1868 den Beſchluß, nachdem bereits die kleinen Bahnen Lima-Callao (1851), Lima-Chorillos (1859) und Arica-Tacna (1854) gebaut worden waren, ein Eiſenbahnſyſtem in großartigem Stil herzuſtellen. Die reichen Einnahmen des Staats vom Guano ſchafften die nöthigen Mittel; in dem Nordamerikaner Henry Meiggs fand ſich zur rechten Zeit ein kühner Unternehmer, und der Ingenieur Malinowski verſtand es, die techniſchen Schwierigkeiten zu überwinden, namentlich die Hauptbahnen in ſcharfem Anſtieg vom Meeresſtrand bis zu Paßhöhen von 4769 und 4470 Meter zu führen. Das peruaniſche Syſtem beſteht aus einer Längsbahn, die, mit der Küſte parallel laufend, Huacho über Lima mit Pisco und Ica verbinden ſoll, 11 Bahnen, welche von 15 Hafenſtädten ausgehen und den Reichthum der Sierra an Zucker, Getreide, Wolle, Metallen, Salpeter ꝛc. dem Welthandel zuführen, und aus 2 transandiniſchen Bahnen, die von Callao (Lima) und von Mollendo (Arequipa) aus auf das an Erzen, Getreide und Wolle reiche Hochland ſteigen, auf dem Hochland ſich verzweigen und bis zu den ſchiffbaren Zuflüſſen des Maranon fortgeſetzt werden ſollen. Die theils vom Staate, theils von Privaten unternommenen Bahnen haben zuſammen eine Länge von 2612 Kilom.; die Baukoſten ſind auf 675 Mill. Mark berechnet (davon 625 Kilom. mit 78,4 Mill. Mark auf Privatbahnen), und es waren 1875 bereits 1581,5 Kilom. im Betrieb, die übrigen Strecken im Bau begriffen (vgl. v. Schütz, Die peruaniſchen Eiſenbahnen, in »Aus allen Welttheilen«, VII, S. 172 f.). Wenn nun auch bei der Höhe der Koſten und der Eile der Ausführung dieſe Bahnen vorläufig zum Theil nur geringen Ertrag geben, ſo wird doch durch dieſelben der Wohlſtand des Landes feſter begründet werden. Zwei weitere transandine Bahnen (Pacasmayo-Cajamarca und Sal de Obispo-La Paz in Bolivia) ſowie eine Verbindung der Hochlandsbahnen von Cajamarca bis zum Titicacaſee ſind in Ausſicht genommen. Ebenſo iſt die Wichtigkeit des Amazonenſtroms (ſ. d.) für den peruaniſchen Handel erkannt und dieſe Waſſerſtraße bereits durch Traktate mit Braſilien (1851 und 1858) für den Handel eröffnet worden. Auch für Hebung des Handels an der Südſeeküſte iſt in neueſter Zeit durch bedeutende Hafenbauten, namentlich in Callao (1875 vollendet für 10 Mill. Peſos), Mollendo, Iquique, Cerro-Azul und bei Huaman, mehr geſorgt worden. Der auswärtige Handel geht noch faſt ausſchließlich über die Häfen an der Südſee. Der Geſammtwerth der Ausfuhr betrug 1859: 16,716,673 Peſos, 1862: 22,200,700 Peſos, 1865: 40,290,000 Peſos (neuere Angaben fehlen). Nur ein kleiner Theil derſelben beſteht in Erzeugniſſen der Induſtrie; den bei weitem werthvollſten Theil derſelben bilden Guano (für 32 Mill. Peſos) und Salpeter (1875 für 12 Mill. Peſos), wovon der größte Theil nach Großbritannien ging. Der Werth der Einfuhr belief ſich 1859 auf 15,319,222 Peſos, 1865 auf 28 Mill. Peſos, 1873 allein aus England und Frankreich auf 26 Mill. Peſos. Die bei der Einfuhr am ſtärkſten betheiligten Länder ſind Großbritannien, Frankreich und Chile. Großbritannien liefert vorzüglich Baumwollwaaren, Frankreich Seidenwaaren, feine Kurzwaaren, Seife und Parfümerien, Wein ꝛc., Chile Eßwaaren. Außerdem importirt Deutſchland Eiſenwaaren, Tuch, Gewebe, Leinen, Kleidungsſtücke, Spirituoſen (in Iquique liefen 1870: 36, in Callao 1874: 17 deutſche Handelsſchiffe ein). Die wichtigſten Seehäfen Peru's ſind: Callao, Iquique, Islay, Arica und Payta; nächſt dieſen: Pimentel

(Lambayeque), Salavery, Mollendo, Tumbez, Pisco, Chala, Casma (Chimbote) und Ilo. Von der Ausfuhr kamen 1865 der Masse nach auf Callao 62, auf Iquique 16, auf Islay 9, auf Arica 0,7 Proc. ꝛc.; dem Werth nach stellte sich die Ausfuhr von Iquique höher (6 Mill. Pesos). Die Gesammtzahl der in Callao eingelaufenen Schiffe betrug 1870: 1844 zu 1,126,283 Tonnen, in Iquique: 248 mit 172,274 Tonnen, in Payta 1872: 51 Segler zu 23,283 Tonnen nebst 150 Dampfern zu 184,537 Tonnen. Die ganze Westküste Südamerika's zwischen Panamá und Chile wird seit 1840 monatlich viermal von einer englischen Dampfpaketkompagnie mit 17 Dampfern befahren; eine französische Gesellschaft hat ihre Fahrten wieder aufgegeben, dagegen befährt der Hamburger »Kosmos« seit 1874 die amerikanischen Westküsten mit 11 Dampfern. Die peruanische Handelsmarine bestand 1869 aus 90 Schiffen von 9556 Tonnen, die aber fast alle (einschließlich 11 kleiner Paketboote mit 435 Tonnen) nur zur Küstenfahrt benutzt werden. Die binnenländische Postverbindung ist trotz mancher neuen Verbesserungen noch sehr mangelhaft. Mit den Eisenbahnen hat sich ein Netz von Telegraphenlinien in einer Gesammtlänge von 2160 Kilom. rasch entwickelt. Nach dem Münzgesetz von 1862 heißt die Münzeinheit Sol, hat 5 Franken Werth und zerfällt in 100 Centavos. Zehntel-Sol heißen Dineros. Goldmünzen gibt es zu 20, 10, 5, 2 Soles. Die frühere Landesmünze waren der Peso (ungefähr 5 Franken) zu 8 Realen und die Onza (Goldmünze) zu 17 Pesos. Die Maße und Gewichte sind noch die altspanischen. Eine Legua wird jetzt zu 3 Millas (englische Meilen) gerechnet. P. schloß Handels- und Schiffahrtsverträge mit Großbritannien (1850), Belgien (1850), Brasilien (1851), Sardinien (1853 und 1858), Frankreich (1861), Guatemala (1863), den Vereinigten Staaten von Nordamerika (1874) und Rußland (1875).

Was **geistige Kultur** anlangt, so steht P. in intellektueller Bildung wohl über den meisten übrigen Staaten Südamerika's, an moralischer Bildung dagegen weit unter denselben. Es mag dies eine Folge der Eroberungs- und Civilisationsart des Landes sowie der volkswirtschaftlichen Entwickelung zur spanischen Zeit sein. Dazu hatte der Ruf der reichen Goldminen Peru's eine Menge Abenteurer herbeigezogen, infolge dessen der Landbau vernachlässigt und die einheimische Bevölkerung durch gezwungene Arbeit in den Minen demoralisirt und aufgerieben wurde. So erhielt P. den entschiedenen Charakter einer Bergwerkskolonie und damit alle Untugenden, welche eine solche von den Ackerbaukolonien unterscheiden. Ausschweifung und Verschwendung, Spielwuth, Processucht, Unlust zu anhaltender regelmäßiger Arbeit wurden die Nationallaster der Peruaner. Auch die neuesten Reisenden, wie Chr. Wiener (1877), schildern die Bewohner, namentlich im Innern des Landes, als vollständig verkommen: ohne Unterricht und Bildung, ohne Geschicklichkeit und Thätigkeit und daher (mit Ausnahme der Priester) in tiefe Armut versunken. Der Indianer Peru's (vor der Zeit der spanischen Eroberung lebensfrischer und heiterer, wie schon die Schätze seiner dramatischen und lyrischen Poesie zeigen) ist jetzt ungemein finster, verschlossen, ungesellig, zanksüchtig, träge und von Haß gegen die Weißen erfüllt; noch ungünstiger lauten die Urtheile der Reisenden über den Charakter der Mestizen. Die peruanischen Kreolen (Nachkommen von Spaniern) besitzen eine gewisse feine äußere Bildung, sind aber ebenfalls träge und entnervt und stehen meist unter der Herrschaft ihrer durch lebhaften Geist ausgezeichneten Frauen. Durch größere Energie zeichnen sich die Neger und ihre Mischlinge aus. Zu den Nationalvergnügungen der Peruaner gehören vorzugsweise Hahnenkämpfe und Stiergefechte; der Genuß von Branntwein ist allgemein und zwar bei beiden Geschlechtern verbreitet. Die allein herrschende, durch die Verfassung anerkannte und geschützte **Religion** ist die katholische, die Ausübung jedes andern Kultus dagegen untersagt. Die Republik zerfällt in ein Erzbisthum (Lima, seit 1541) und 7 Bisthümer: Chachapoyas, Trujillo, Ayacucho, Cuzco, Arequipa, Huanuco und Puno (die beiden letzteren erst 1861 gegründet). Das Patronat über die Kirche übt der Präsident der Republik aus, dessen Zustimmung auch die päpstlichen Bullen und Breven bedürfen. Die ehedem sehr reiche Kirche hat seit der Emancipation außerordentlich von ihrem Reichthum eingebüßt und auch mehr und mehr ihren moralischen Einfluß auf das Volk verloren. Die Zahl der Klöster, einst erstaunlich groß, war 1860 auf 130 zusammengeschmolzen und hat sich seitdem noch bedeutend vermindert. Die ehemals so wichtigen Missionen (Jesuiten und Franciskaner) unter den Indianern am obern Huallaga, Ucayali, Urubamba ꝛc. sind ebenfalls längst eingegangen. An Wohlthätigkeitsanstalten ist P. arm; man zählte 1858 im ganzen Staat nur 36 Hospitäler. Auch mit dem Unterrichtswesen, welches fast ganz in den Händen der Geistlichen liegt, ist es noch mangelhaft bestellt; doch sind die Verwendungen des Staats dafür neuerdings sehr vermehrt worden (gegenwärtig 2 Mill. Soles jährlich). Seit 1855 befindet sich an der Spitze desselben eine Generalstudiendirektion, unter welcher Departements-, Provinzial- und Kommunalkommissionen stehen. Von den höheren Bildungsanstalten sind vor allen die 5 Universitäten in Lima (ehedem von wissenschaftlicher Bedeutung), Trujillo, Ayacucho, Cuzco und Puno zu nennen; doch bestehen dieselben eigentlich nur noch dem Namen nach. Wichtiger und von Bedeutung für die Volkserziehung sind die Fachschulen (colegios), deren es 1860: 30 öffentliche und 38 private gab (darunter 17 für weibliche Zöglinge). Für die Bildung der Geistlichen sorgen geistliche Seminare in den Hauptstädten der Diöcesen; Elementarschulen zählte man 1860 in ganz P. nur 790 (davon 288 Privatschulen). Von größeren Instituten für Wissenschaft und Kunst ist fast nur die 1864 gegründete Lehranstalt für Künste und Gewerbe in Lima und von größeren Bibliotheken ebenfalls nur die in Lima zu nennen; die ehemalige, für die Geographie und Ethnographie wichtige Bibliothek des Kollegiums der Missionäre von Ocopa ist nach der Aufhebung desselben (1823) zerstreut worden. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß auch die wissenschaftliche Thätigkeit in P. sehr gering ist. Während unter der spanischen Herrschaft verhältnismäßig große Mittel für die Wissenschaften, namentlich die physikalischen, aufgewendet wurden, kommt das, was die republikanische Regierung bisher auf wissenschaftliche Erforschung des Landes verwendet hat, gar nicht in Betracht. Doch ist 1876 eine Geographische Gesellschaft in Lima unter Vorsitz des Präsidenten Don Manuel Pardo gegründet worden.

Die gegenwärtige **Konstitution** Peru's ist die 1860 in mehr konservativem Sinn reformirte von 1856 (s. unten). Ihr zufolge ist die Regierung »republikanisch, demokratisch, repräsentativ, in der Einheit gegründet«, mit vollständiger Trennung der legis-

lativen, exekutiven und richterlichen Gewalt. Die erstgenannte dieser drei Gewalten wird vom Kongreß ausgeübt, der aus einem Senat von 40 und einem Repräsentantenhaus von 80 Mitgliedern besteht und sich alle zwei Jahre zu einem Drittel seiner Mitglieder erneuert. Die Abgeordneten, durch direkte Volkswahl ernannt, müssen 21 Jahre alt, Peruaner von Geburt sein, das aktive Staatsbürgerrecht nebst einem Einkommen von 500 Soles besitzen und drei Jahre in dem betreffenden Departement gewohnt haben. Die Senatoren müssen 35 Jahre alt sein und 1000 Soles Einkommen haben. Die Sitzungen dauern 100 Werktage. An der Spitze der Exekutivgewalt steht der Präsident der Republik, der vom Volk durch Majorität der Stimmen auf vier Jahre erwählt wird. Er ernennt und entläßt die Staatsminister, die zusammen den Ministerrath bilden und solidarisch für die Resolutionen des letztern sowie persönlich für die Handlungen ihres Departements verantwortlich sind. Die Justiz wird durch einen höchsten Gerichtshof (in Lima), Obergerichte (in den verschiedenen Departements), Richter erster Instanz (in den Provinzen) und Friedensrichter (in den Gemeinden) verwaltet. Für die Civiljustiz und das Proceßverfahren gilt das dem französischen Code nachgebildete Gesetzbuch von 1852, für die Kriminaljustiz gelten noch die spanischen Gesetze. Die Finanzverhältnisse Peru's haben sich seit der Ausbeutung des Guano, der Regierungsmonopol ist, total geändert. Das Budget ist seitdem um mehr als das Dreifache gestiegen, und der ganze Staatshaushalt der Republik beruht, wie auch der größte Theil ihres auswärtigen Handels, vorzüglich auf dem (freilich unzuverlässigen) Einkommen aus diesem Handelsartikel, welchem neuerdings der Salpeter an die Seite getreten ist. Regelmäßige direkte Steuern gibt es nicht, dagegen bedeutende Zölle. Die Einnahmen beliefen sich 1862 auf 19,300,000 Pesos, 1864 auf 18,522,000 (darunter 14—15 Mill. Pesos für Guano jährlich, außerdem 3½ Mill. aus Zöllen); die Ausgaben 1862 auf 39,644,110 Pesos, 1864 auf 43,035,100 Pesos. Für 1875 und 1876 war das Budget mit 65½ Mill. Soles Einnahme, 73½ Mill. Soles Ausgabe veranschlagt. Durch die ungeheuren Ausgaben für Eisenbahnen und Vorausnahme des Guanoertrags ist der Staat in nicht geringe Finanznoth gerathen; die Staatsschuld, welche sich Ende 1863 auf 34,025,545 Pesos belief, war 1875 auf 213,882,688 Soles gestiegen, und die Ausgaben dafür betragen jetzt jährlich 16½ Mill. Soles; dabei sind weitere Vorschüsse auf Guano nicht möglich und neue Anleihen kaum zu beschaffen. Die öffentliche Streitmacht besteht aus Nationalgarden, dem Heer und der Flotte. Die ersteren zerfallen in aktive und lokale und müssen nach dem Gesetz an 100,000 Mann zählen, sind aber in Wahrheit kaum 5000 Mann stark. Das Heer zählte 1870: 2855 Mann Infanterie, 758 Mann Kavallerie, 1027 Mann Artillerie nebst Ingenieuren mit 56 Geschützen, dagegen 1875 angeblich 14 Bataillone Infanterie mit 5600 Mann, 4 Regimenter Kavallerie mit 1200 Mann, 2 Brigaden Artillerie mit 960 Mann, 150 Mann Genietruppen, zusammen 1830 Officiere und 7910 Mann. Dazu kommen noch 5400 Mann Gendarmerie. Der indianische Infanterist ist gehorsam, sehr genügsam, ausdauernd und tapfer, die Kavallerie, überwiegend aus Mulatten bestehend, dagegen jämmerlich. Die Flotte zählte 1875: 6 Panzerschiffe mit 38 und 6 andere Dampfer mit 56 Kanonen, zusammen mit 2080 Mann (darunter 220 Officieren); an sich ziemlich unbedeutend, war sie doch bisher die beste der südamerikanischen Republiken.

Politisch zerfällt P. gegenwärtig in 18 Departements: Piura, Cajamarca, Amazonas, Loreto, Libertad, Ancachs, Lima, Callao, Huancavelica, Huanuco, Junin, Ica, Ayacucho, Puno, Cuzco, Arequipa, Moquegua und Tarapaca. Die Departements zerfallen wieder in Provinzen (92), die Provinzen in Distrikte (764). Die Departements werden durch Präfekten verwaltet, die Provinzen durch Subpräfekten, die Distrikte durch Gouverneure. Die Präfekten stehen unter unmittelbarer Abhängigkeit von der Exekutivgewalt, die Subpräfekten unter der der Präfekten ꝛc. Das Wappen Peru's ist ein in drei Felder getheilter Schild. Das rechte der beiden oberen Felder enthält eine Vicuña auf blauem Grunde, das linke einen Chinarindenbaum auf weißem Grunde, das untere ein Füllhorn auf rothem Grunde. Die Flagge (s. Tafel »Flaggen«) besteht aus drei horizontalen Streifen, die äußeren inkarnat, der mittlere weiß (bei Kriegsschiffen mit dem Wappen). Die Landeshauptstadt ist Lima. S. Karte »Peru ꝛc.«

Vgl., außer den Reisewerken von Pöppig, Tschudi, Temple, Hill u. a., »Reglamento de correos del P. y diccionario geografico etc.« (officiell, Lima 1866); Squier, Observations on the geography and archaeology of P. (New York 1870); Derselbe, Incidents of travel and exploration in the land of the Incas (Lond. 1877); Forbes, On the Aymara Indians of Bolivia and P. (im »Journal of the Ethnological Society of London« 1870, Bd. 2); Charbonneau, Instructions nautiques sur la côte du P. (Par. 1872); de Rojas, Notice sur la république du P. (daſ. 1873); Wiener, Essai sur les institutions de l'empire des Incas (daſ. 1873); Raimondi, El P. (1874, Bd. 1); »Demarcation politica del P.« (officiell, 1874); Hutchinson, Two years in P. (Lond. 1874); A. Chérot, Le P. (im »Journal des Économistes« 1875); Orton, The Andes and the Amazon (3. Aufl., Lond. 1876); Graf Wickenburg, Ollanta, peruanisches Originaldrama aus der Inkazeit, metrisch bearbeitet (Wien 1876).

Geschichte. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's lebte in P. ein betriebsames Volk, welches seine Kultur und die Gründung seines Reichs von dem Herrschergeschlecht der Inka's herleitete. Im 12. Jahrh., der Sage nach, sendete die Sonne, beschämt über die Roheit der Urstämme, ihre Kinder Manco Capac und seine Schwester-Gattin auf die Erde, welche unter den Peruanern erschienen. Sie versammelten die zerstreut lebenden Wilden um sich, lehrten sie Städte bauen, die Erde bearbeiten und besäen, den Lauf der Gewässer ordnen und zur Bewässerung benutzen, Wolle spinnen und weben und führten die Verehrung der Sonne, des Mondes und der Gestirne als höchster Gottheiten ein, welchen sie prachtvolle Tempel auf den Inseln des Titicaca errichteten. So gewannen sie für sich und ihre Nachkommen, Inka's genannt, welche die gebietende Adelskaste bildeten, die Herrschaft über das Land. Die Inka's vergrößerten durch friedliche Unterwerfung angrenzender rohen Volksstämme ihr Reich so sehr, daß es zur Zeit seines Falles das ganze weite Gebiet von Quito bis an den Maulefluß in Chile und vom Großen Ocean bis zu den Urwäldern des Marañon umfaßte. Dem Staate stand der oberste Inka als oberster weltlicher und geistlicher Herrscher vor. Alle Gesetze wurden im Namen der Gottheit gegeben, ihre Uebertretung mit dem Tode bestraft. Die Macht des Königs war

unbeschränkt; auch die Priesterschaft und der Adel waren ihm zu stummem Gehorsam verpflichtet, hatten aber vor dem übrigen Volke große Vorrechte und waren frei von Abgaben. Das ganze Land mit allem Ertrage gehörte dem König und wurde von dem gemeinen Volk bearbeitet. Ein Drittel des Ertrags der Aecker, der Herden und der Erzeugnisse der Gewerbe gehörte dem König und der Inkakaste, ein Drittel den Tempeln und der Priesterschaft; das dritte wurde aufgespeichert und alljährlich gemeindeweise an das niedere Volk je nach der Kinderzahl des Empfängers vertheilt. War das Loos der gemeinen Peruaner ein hartes, drückendes, so waren sie doch von Nahrungssorgen befreit. Die Thätigkeit des Volks wurde streng beaufsichtigt, der Müßiggang bestraft, und es wurde nicht nur eine hohe Entwickelung des Ackerbaues erreicht, sondern auch großartige Straßenbauten, Brücken, Aquädukte ꝛc. angelegt (vgl. Amerikanische Alterthümer, S. 535). Das ganze Reich war nach den vier Weltgegenden in vier große Theile geschieden; die Hauptstadt, Cuzco (»Nabel der Erde«), lag in der Mitte.

Nachdem die Spanier Kunde von dem Goldland P. erhalten hatten, begannen Francisco Pizarro, Diego de Almagro, ein Abenteurer, und Hernando de Luque, ein Priester, in Panamá 1524 die Entdeckungsfahrten von der darischen Landenge aus. Mit zwei geringen Schiffen und 114 bewaffneten Seeleuten segelten Pizarro und Almagro an der Westküste Südamerika's südwärts bis Punto Quemado. Auf einer zweiten Fahrt landete Pizarro 1527 in Quito und fand hier ein Volk, das, einer geordneten Regierung unterthan, den Boden anbaute, Künste und Gewerbe trieb, mächtige Gebäude aufführte, Metalle zu bearbeiten verstand und Gold und Silber in Menge besaß. Nachdem er hierauf 26. Juli 1529 vom Kaiser Karl V. die Erlaubnis erwirkt hatte, P. zu erobern und dort als Generalkapitän zu herrschen, wenn er auf eigene Kosten die nöthigen Truppen ausrüste, landete er 1531 in der Bai San Matheo mit drei Schiffen. Die inneren Kriege, welche damals zwischen den beiden Brüdern Atahualpa und Huascar, den Söhnen des 12. Inka's, Huayna Capac, herrschten und P. zerrütteten, sowie eine im Volke gehende Weißagung vom Untergang der Herrschaft der Inka's durch weiße, bärtige Männer, Kinder der Sonne, begünstigten das tollkühne Vordringen der Spanier. Von der Bai San Miguel aus, wo Pizarro im Mai 1532 die erste spanische Kolonie in P. gegründet hatte, trat er mit 177 Mann, darunter 67 Reitern, im September den Marsch ins Innere an, erreichte auf einem beschwerlichen Weg über die Kordilleren glücklich Cajamarca, wo sich das Heerlager Atahualpa's befand, der einige Monate vorher seinen Bruder besiegt und gefangen genommen hatte, und ließ denselben sofort nach seiner Ankunft 15. Nov. durch seinen Bruder Hernando auffordern, Christ und Vasall des Königs von Spanien zu werden. Auf die Weigerung des Inka's forderte er eine Unterredung mit demselben, welche 16. Nov. 1532 stattfand. Als bei derselben der Inka das wiederholte Verlangen finster zurückwies und eine Bibel, die ein Dominikanermönch ihm reichte, verächtlich zu Boden warf, rief der Mönch, scheinbar voll Entsetzen über diese Lästerung der christlichen Religion, die Spanier zur Rache auf. Dies war für die letzteren das verabredete Signal, über die arglosen Peruaner herzufallen, sie zu Tausenden niederzustoßen und den Inka ins Gefängnis zu werfen, dessen Thüren ihm selbst das auf seinen Befehl in unglaublicher Menge von seinen Unterthanen herbeigeschaffte Gold nicht öffnete. Nachdem er Huascar hatte ertränken lassen, wurde er selbst unter der falschen Beschuldigung, einen Aufstand erregt zu haben, zum Feuertod verurtheilt und, nachdem er sich die Taufe hatte gefallen lassen, zur Erdrosselung begnadigt (29. Aug. 1533). Um die Eroberung Peru's zu erleichtern, erhob Pizarro einen Bruder Huascars, Mango Capac, zum Scheinkönig unter spanischer Oberhoheit und besetzte Cuzco, die alte Hauptstadt des Landes, wo er noch ungeheure Beute machte, während er zu gleicher Zeit die neue Hauptstadt, Lima, gründete. Zwar machten die Peruaner, welche bisher die Herrschaft der Spanier und die Ausbreitung des Christenthums in stumpfer Resignation ertragen, 1536 unter Führung Mango Capacs einen verzweifelten Aufstandsversuch, konnten jedoch den tapferen Brüdern Pizarro's Cuzco nicht entreißen, und selbst der zum offenen Kampf entbrennende Streit zwischen dem Eroberer von Chile, Almagro, und den Pizarro's, der 1538 mit des erstern Niederlage und Hinrichtung endete, besserte ihre Lage nicht. Sie setzten von den Schluchten und Berghöhen der Andes aus noch lange einen erbitterten kleinen Krieg fort; an der Küste und in den fruchtbaren Ebenen setzten sich aber die Spanier dauernd fest, und Pizarro organisirte mit großem Geschick die Kolonisation des Landes. Aber 26. Juni 1541 wurde er durch eine Verschwörung des Sohns und der Freunde Almagro's ermordet. Von Spanien aus ward darauf Christobal Vaca de Castro mit fast unumschränkter Gewalt abgeschickt, um in dem zerrütteten P. die Ordnung wieder herzustellen. Dieser ließ sich in Lima zum Vicekönig ausrufen, schlug bei Chupas den jüngern Almagro, den er darauf in Cuzco hinrichten ließ, und suchte sich durch Milde die Liebe der Indianer zu erwerben. Er schützte sie durch zweckmäßige Gesetze und Verordnungen und bahnte ihre Verschmelzung mit den Spaniern an. In allen Richtungen begannen Ordnung und Gesetzlichkeit sich zu zeigen, als Castro 1543 abgerufen und durch Blasco Nuñez Vela ersetzt wurde. Dieser war so unklug, die Leibeigenschaft der Eingebornen aufzuheben und alle Theilnehmer an den letzten Aufständen ihrer Repartimientos (Landgüter) für verlustig zu erklären. Die dadurch bedrohten Spanier ernannten darauf den von den Brüdern Pizarro's allein noch übrigen Gonzalo Pizarro zu ihrem Vertreter, der nach dem Fall seines Hauses sich nach Charcas zurückgezogen hatte. Noch ehe derselbe aber in Lima eintraf, war hier der Vicekönig durch eine unblutige Revolution entsetzt und in Haft gebracht worden; Pizarro hielt nun 28. Okt. 1544 seinen glänzenden Einzug in die Stadt, nahm den Titel eines Generalkapitäns an, suchte hierauf in Spanien um Bestätigung in seiner Würde nach und regierte mittlerweile in der despotischsten Weise. Von dem 1546 von der spanischen Regierung gesandten Rathe der Inquisition von Valencia, Licentiaten Pedro de la Gasca, zur Unterwerfung aufgefordert, versuchte er anfangs bewaffneten Widerstand, mußte sich aber sodann, bei Jaquijaguana von dem größten Theil seines Heers verlassen, ergeben und endete auf dem Blutgerüst. Gasca vertheilte hierauf mit Sorgfalt und Schonung Landgüter an die übrig gebliebenen Eroberer, stellte die Eingebornen sicher gegen die Willkür und Bedrückung seitens der Pflanzer und ordnete den Staatshaushalt, die Verwaltung und Rechtspflege. 1550 kehrte er nach

Spanien zurück. Sein Nachfolger war Antonio de Mendoza, welcher 23. Sept. 1551 in Lima einzog, aber schon 21. Juli 1552 starb. Die Regierung befestigte sich nun immer mehr. 1557 schloß der Inka Sayri Tupac mit den Spaniern Frieden und entsagte dem Thron. Das Raub- und Mordsystem wurde jedoch wieder herrschend, und 1571 ward auch Tupac Amaru, der Erbe des letzten Königs, nebst allen Abkömmlingen der Inka's enthauptet. Ein Vicekönig, der in Lima seinen Sitz hatte, verwaltete mit Zuziehung der Audiencia (des höchsten Gerichtshofs in Lima) die Regierung. Zu dem Vicekönigreich P. wurden noch Chile, Paraguay, Buenos Ayres und Terra Firma geschlagen. Zu Anfang des 17. Jahrh. bemächtigten sich die Jesuiten des Landes Paraguay (s. d.). 1739 wurde die Terra Firma nebst Quito als eine besondere Statthalterschaft unter dem Namen Neugranada und 1776 Buenos Ayres als ein eigenes Vicekönigreich Rio de la Plata von P. getrennt. Die Geschichte Peru's bietet in dem langen Zeitraum zwischen der Wiederherstellung der königlichen Gewalt und dem Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs nur noch zwei Indianeraufstände von allgemeinerem Interesse dar: der erste 1742—45 unter dem Abenteurer Atahualpa, angeblich einem Sprößling der Inka's, der zweite 1780 unter dem sogen. Inka Tupac Amaru (eigentlich Gabriel Condorcanqui), der sich fast ohne Widerstand einen großen Theil von Oberperu unterwarf, aber von dem spanischen General José del Valle in der Provinz Tinta geschlagen und gefangen wurde und mit seiner ganzen Familie auf dem Blutgerüst endete. Fortan herrschte in P. Ruhe, selbst dann noch, als schon alle anderen spanisch-amerikanischen Länder die Herrschaft des Mutterlands abgeworfen hatten. 1810 unternahmen jedoch die Republikaner der La Plata-Staaten auch einen Zug zur Vertreibung der Spanier aus P. Es folgte ein langer, mit wechselndem Glück in Oberperu geführter Krieg, bis 1820 auch Chile in denselben eingriff. Eine chilenische Flotte ankerte im September 1820 in der Bai von Paracas, südlich von Callao, und Arenales, ein unternehmender Officier der chilenischen Armee, drang im Oktober in das Innere vor, erreichte 31. Okt. Huamanga und 23. Nov. Tarma, brachte 6. Dec. unsern Pasco dem spanischen Brigadier O'Reilly eine empfindliche Niederlage bei und blieb von nun an Gebieter der Gebirgsprovinzen im Osten von Lima. Von allen Seiten strömte ihm die Bevölkerung zu, der Aufstand verbreitete sich immer weiter, und Abfall und Verrätherei in den eigenen Reihen machten die Lage des Vicekönigs immer gefährlicher. Die chilenische Flotte unter Lord Cochrane erschien 29. Okt. vor der Callaobai und blokirte dort die spanische Seemacht des Stillen Meers. Im November fielen Trujillo, Piura und überhaupt die Nordprovinzen ab. Die spanischen Befehlshaber, unter einander uneinig, bildeten endlich eine Kriegsjunta, von welcher der Vicekönig Pezuela entsetzt und an seiner Stelle der General Laserna gewählt wurde. Am 6. Juli mußte Laserna Lima räumen und sich in das Innere bis Jauja zurückziehen, worauf 28. Juli 1821 die Unabhängigkeit Peru's proklamirt und 3. Aug. der chilenische Oberbefehlshaber San Martin zum Protektor der neuen Republik erwählt wurde.

Derselbe bekundete jedoch bald Gelüste nach unbeschränkter Macht. Dazu brachen zwischen ihm und Lord Cochrane Streitigkeiten aus. Gleich nach der Besetzung der Hauptstadt war man zur Belagerung Callao's geschritten; infolge jener Uneinigkeit aber gelang es dem spanischen General Canterac, der sich mit Laserna vereinigt hatte, 10. Sept. plötzlich unter den Kanonen von Callao zu erscheinen, die Stellung der Belagerer zu durchbrechen und den besten Theil der Besatzung, des Feldgeschützes, der Munition und den Schatz aus der Festung in die Andes zu retten. Erst 21. Sept. 1821 wurden dem Protektor die Forts von Callao übergeben. Im Gang der republikanischen Regierung zeigten sich aber bald Planlosigkeit und das Streben der Mächtigen, den günstigen Augenblick zur eignen Bereicherung zu benutzen. Bald riß der größte Geldmangel ein, dem weder durch Dekrete, noch durch Kreirung eines Papiergelds und Prägung einiger Millionen Kupfergeld, das man bis dahin in dem silberreichen P. nie gekannt hatte, abgeholfen werden konnte. Die Indianer im Innern nahmen daher zum Theil sogar für die Spanier Partei, und 4. Mai 1822 brach in Lima ein heftiger Aufstand aus. San Martin legte endlich den Oberbefehl nieder und schiffte sich im August nach Chile ein. Während ein Militäraufstand den Kongreß zwang, den Obersten Riva Aguero zum Präsidenten der Republik zu ernennen, gewannen die Spanier wieder mehr Boden, schlugen die Republikaner 1823 in mehreren Gefechten und nahmen 19. Juni Lima ohne Schwertstreich. General Sucre, Anführer der soeben eingetroffenen Abtheilung kolumbischer Hülfstruppen, ließ Riva Aguero durch den Kongreß, der nach Callao geflüchtet war, absetzen und sich selbst mit der obersten Gewalt bekleiden. Die Spanier sahen sich zwar schon 16. Juli genöthigt, Lima wieder aufzugeben; doch erlitten die Patrioten in mehreren Gefechten fast nur Verluste, und ganz Oberperu fiel wieder in die Hände der Spanier. Die Parteikämpfe im Mutterland fanden indeß auch in P. ihren Widerhall, indem sich auch unter den dortigen spanischen Officieren zwei Parteien bildeten. Die eine verwarf jeden Vergleich mit den Patrioten, die andere rieth im Geiste der Cortes zu Unterhandlungen und war bereit, den Amerikanern das Recht selbständiger innerer Verwaltung zu gewähren. Bereits waren 13. Febr. und 28. Juni 1822 von den Cortes Bevollmächtigte ernannt worden, um mit den neuen amerikanischen Staaten zu unterhandeln; aber die Versuche zur Ausgleichung scheiterten an der Unnachgiebigkeit beider Theile. Zugleich brach infolge der politischen Umwälzungen im Mutterland zwischen Laserna und General Olañeta ein offener Kampf aus. Die Kunde hiervon bewog Bolivar, der 10. Febr. 1824 vom peruanischen Kongreß zum Diktator ernannt worden war, an der Spitze von wohldisciplinirten 11,000 Mann zu einem Einfall in P. Er schlug 5. Aug. bei Junin auf der Hochebene der Andes Canterac aufs Haupt, und mit dieser Niederlage war die Sache der Spanier verloren. Zwar erfocht das königliche Heer noch einige Vortheile, aber 9. Dec. wurde es auf der Ebene von Ayacucho nochmals entscheidend geschlagen. Der Vicekönig fiel verwundet in Gefangenschaft; den wenigen, die um Canterac und Valdes sich gesammelt, blieb kein Weg zum Rückzug frei. Die Kapitulation von Ayacucho vom 10. Dec. 1824 überlieferte P. den Siegern und gestattete den Spaniern die Einschiffung nach Europa. Mit Ende 1824 war ganz P. in den Händen der Patrioten, mit Ausnahme von Callao, welches durch den Aufstand seiner Garnison 5. Febr. 1824 unerwartet wieder in die Gewalt der Spanier unter Rodil gekommen war. Es wurde eingeschlossen,

aber erst als der größte Theil der Eingeschlossenen dem Hunger, Skorbut und den feindlichen Kugeln erlegen war, übergab Rodil die Festung 23. Jan. 1826 unter der Bedingung freien Abzugs. Noch während der Belagerung wurde 11. März 1825 vom Kongreß die Diktatur aufs neue an Bolivar gegeben, und 6. Aug. d. J. erfolgte die Unabhängigkeitserklärung Oberperu's, dessen Provinzen Charcas, La Paz, Cochabamba, Potosi und Santa Cruz sich unter dem Namen Bolivia zu einer besondern Republik vereinigten.

Seit der Befreiung bietet die Geschichte Peru's bis in die neueste Zeit kaum etwas anderes als das Bild einer immer steigenden Anarchie, unzähliger Umwälzungen, die oft von Subalternofficieren unternommen und durchgeführt wurden, schnell beendeter und im ganzen nicht sehr blutiger, aber in allen Provinzen und jährlich wiederholter Bürgerkriege, moralischer Verwilderung, Verarmung und Entvölkerung, wie sie, mit Ausnahme von Buenos Ayres, keiner der Freistaaten Südamerika's erlebt hat. Auf Bolivars Betrieb wurde ein Kongreß berufen, welcher 9. Dec. 1826 die von jenem geschaffene Konstitution der neuen Republik Bolivia auch für P. annahm. Bald aber regte sich in P. Abneigung gegen die Kolumbier. Lamar, der neue Präsident Peru's, zog ein Heer bei Piura zusammen, nahm den wichtigen Hafen von Guayaquil für P. in Anspruch und fiel in Quito ein, erlitt aber bei Tarqui, unweit Giron, 27. Febr. 1829 eine entscheidende Niederlage. Der General La Fuente erklärte hierauf den Präsidenten für abgesetzt, verbannte ihn nach Guatemala und empfing in Lima von dem erkauften Kongreß die Würde eines Vicepräsidenten, Gamarra die eines Präsidenten. Der Vicepräsident intriguirte jedoch gegen den abwesenden Gamarra und wurde 1831 durch General Orbegoso ersetzt, der endlich 1833 an Gamarra's Stelle trat, aber durch eine neue Revolution gestürzt wurde. Darauf nahm General Salaverry 25. Febr. 1835 von Lima Besitz und erklärte sich selbst für das Oberhaupt des Staats. In kurzem dehnte er seine Herrschaft über ganz P. aus, zog sich aber durch Härte und Willkür den Haß des Volks zu. Orbegoso hatte bei Santa Cruz in Bolivia Hülfe gefunden, und ein bolivisches Heer traf Ende Januar 1836 bei Arequipa auf das wohlverschanzte Lager der Feinde. Salaverry erlitt 7. Febr. im Engpaß von Tingo eine große Niederlage und wurde 18. Febr. nebst anderen Mitschuldigen standrechtlich erschossen. Des bolivischen Präsidenten Santa Cruz Hülfe war aber keine uneigennützige gewesen; er verlangte und erhielt mehrere große Provinzen, die zwar von den zu Sicuani 17. März zusammengetretenen Provinzialdeputirten zu der neuen Republik Südperu (aus den Departements Ayacucho, Arequipa, Cuzco und Puno bestehend) erhoben wurden, aber in Wahrheit nur einen Theil von Bolivia bildeten, wo Santa Cruz eine der monarchischen fast ähnliche Macht ausübte. Daher schlossen Chile und die La Plata-Staaten ein Bündnis und erklärten 17. Mai 1837 an P. den Krieg. Die Argentinos griffen aber mit zu geringer Macht an, und die Chilenen wurden, nachdem sie unter Admiral Blanco Arica und Arequipa genommen hatten, von Santa Cruz zum Rückzuge gezwungen. Am 11. Juli 1838 verließ hierauf eine chilenische Flotte von 30 Schiffen mit 8000 Mann Landungstruppen Valparaiso und setzte 7. Aug. zu Ancon 5000 Mann ans Land. Lima wurde 21. Aug. genommen und der mit der Expedition gekommene Gamarra im Oktober von seinen chilenischen Beschützern zum Präsidenten ernannt. Santa Cruz wurde 20. Jan. 1839 bei Yungai vollständig geschlagen und floh nach Südperu. Der Krieg zwischen P. und Bolivia wurde aber erst 7. Juni 1842 durch den Frieden von Puno unter chilenischer Vermittelung beendigt. Im August 1842 trat General Vidal mit dem Titel eines provisorischen Präsidenten an die Spitze der Verwaltung von Nord- und Südperu. Er unterdrückte 17. Okt. 1842 durch die Schlacht bei Pisco die Empörung des Generals Torrico, konnte sich aber gegen die Föderalisten nicht länger halten und legte nebst seinem Vicepräsidenten La Fuente 15. März 1843 die Präsidentschaft nieder, um sich nach Chile zurückzuziehen. Don Justo Figuerola, der bisherige Vicepräsident des Staatsraths, folgte ihm als provisorischer Präsident; aber schon 18. März sprengte das Haupt der Centralisten, Oberst Ortiz, den Staatsrath und ließ Don Manuel Ignacio Vivanco zum Director supremo de la republica ausrufen. Die erste Periode der Ruhe, die der Freistaat P. seit seinem Bestehen erfuhr, war die Zeit der Präsidentschaft des Generals Don Ramon Castilla, eines Mestizen, welcher, nachdem er seinen Vorgänger, den General Vivanco, der nach der Diktatur gestrebt, gestürzt hatte, 19. April 1845 das Ruder in die Hand nahm. Regulirung des Finanzwesens, bessere Organisirung der Armee, Vermehrung der Marine, Anlage einer Eisenbahn zwischen Lima und dem Hafen von Callao, Förderung der Industrie und die Eröffnung neuer Hülfsquellen: dies sind die Hauptresultate seiner Regierung, welche 20. März 1851 ablief. Zum erstenmal seit dem Bestehen der Republik ging die ausübende Gewalt an den gesetzlich gewählten Nachfolger über, an den General Don José Rufino Echénique, einen einsichtsvollen Mann, der sich sofort für Ermäßigung der Zölle und Förderung der europäischen Einwanderung zum Behuf progressiver Kolonisirung des Landes erklärte. Ein gegen Ende 1851 von den Generälen Vivanco und San Roman erregter Aufstand endete mit der Flucht der Anstifter. Die 1852 eingetretene Differenz mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika über das Anrecht auf die an Guano reichen Lobosinseln ward durch die Vermittelung Englands und Frankreichs zu Gunsten Peru's beigelegt. Mit Brasilien ward 18. März ein Freundschaftsvertrag geschlossen, nach welchem die Schiffahrt auf dem Amazonenstrom für die Angehörigen beider Staaten freigegeben ward. Aber die Maßregel der Regierung, die beträchtliche Staatsschuld nach einem niedrigern Zinsfuße zu verzinsen, veranlaßte 1853 große Mißstimmung, und obwohl der Kongreß von 1853 jene billigte und den Präsidenten mit außerordentlicher Gewalt bekleidete, ward die Ruhe doch durch einen Einfall des Generals Belzú an der Spitze der bolivischen Truppen ins Gebiet von P. sowie durch Aufstände in Tumbos und Ica unterbrochen. Am 13. Jan. 1854 erklärte sich auch General Castilla für die Bewegung. Nach verschiedenen Wechselfällen schlug endlich Castilla 5. Jan. 1855 an der Palma vor Lima die Regierungstruppen gänzlich und zog darauf in letzteres ein. Echénique entfloh auf einem englischen Schiff nach New York. Das ganze Land unterwarf sich dem jetzt als »Befreier« begrüßten Castilla ohne Schwertschlag. Dieser rief durch die plötzliche Freilassung aller Sklaven und die Befreiung der Indios von der Kopfsteuer eine förmliche sociale Revolution hervor. Am 5. Febr. 1855 wurde eine Nationalversammlung ausgeschrieben, welche Castilla provisorisch in seiner Macht

beſtätigte. Am 18. Okt. 1856 ward eine neue Verfaſſung als Grundgeſetz veröffentlicht. Dieſelbe beſchränkte mehrfach die Rechte der katholiſchen Kirche und fand daher Widerſpruch bei der Geiſtlichkeit, die im Bund mit ehrgeizigen Officieren wiederholt Aufſtände erregte. Um zu feſten Zuſtänden zu gelangen, ordnete der proviſoriſche Präſident für den Auguſt 1858 die Wahl eines Präſidenten und eines Kongreſſes an. Erſtere Wahl fiel auf ihn ſelbſt. Am 25. Nov. 1860 proklamirte er eine neue Verfaſſung, durch die allgemeines Stimmrecht und das Verbot jedes andern Kultus als des römiſch-katholiſchen eingeführt ward. Sein Nachfolger wurde 1862 San Ramon, der aber bald darauf ſtarb. Ihm folgte der zweite Vicepräſident, General Pezet. 1864 drohte eine Verwickelung mit Spanien zum Krieg zu führen. Die peruaniſche Regierung hatte nämlich die von Seiten Spaniens wegen gewaltthätiger Angriffe auf baskiſche Koloniſten in Talambo erhobenen Beſchwerden und die Erneuerung alter Schuldforderungen unbeachtet gelaſſen. Infolge davon hatte ein zu Pisco befindliches ſpaniſches Geſchwader unter dem Kontreadmiral Pinzon Beſitz von den Chinchainſeln ergriffen, um dieſelben als Pfand ſo lange zu behalten, bis die peruaniſche Regierung den Forderungen Spaniens Genüge geleiſtet habe. Hierauf traten Mitte November Bevollmächtigte der ſüdamerikaniſchen Republiken in Lima zu einem »amerikaniſchen Kongreß« zuſammen, deſſen Zweck die Berathung gemeinſamer Maßregeln gegen europäiſche Eingriffe in ihre Rechte war, der ſich aber im März 1865 ohne Reſultat wieder auflöſte. Da weder Spanien noch Pezet einen wirklichen Krieg wollten, kam 28. Jan. 1865 ein Friedenstraktat zu Stande, worin P. die ſpaniſche Schuldforderung anerkannte, dagegen die Chinchainſeln zurückerhielt. Indeß dieſe Löſung befriedigte das künſtlich geſteigerte Nationalgefühl nicht, und ehrgeizige Parteiführer nutzten die Enttäuſchung aus, um Aufſtände zu erregen. Der Präfekt von Arequipa, Oberſt Mariano Prado, erklärte ſich gegen Pezet, da er durch den Friedensſchluß mit Spanien ſich unwürdig gemacht habe, ferner das Haupt der Republik zu ſein, und rief den Vicepräſidenten Canſeco zum Präſidenten aus. Prado eroberte den ganzen Süden, beſetzte Pisco und rückte, nachdem er Pezets Stellung bei Lima durch einen Flankenmarſch umgangen, 6. Nov. 1865 in Lima ein, worauf er nach Canſeco's Abdankung 26. Nov. zum Diktator ausgerufen wurde. Pezet flüchtete ſich nach Callao auf ein engliſches Schiff. Nunmehr trat P. gegen Spanien energiſch auf. Am 5. Dec. ſchloß es mit Chile zu Lima einen Allianzvertrag, dem im Januar 1866 Ecuador, Ende Februar auch Bolivia beitrat. Am 14. Jan. 1866 erfolgte ſodann die förmliche Kriegserklärung der Verbündeten an Spanien. Der erſte Angriff der ſpaniſchen Flotte im März richtete ſich auf das in der Bai von Ancud in Chiloë ankernde peruaniſch-chileniſche Geſchwader. Derſelbe blieb erfolglos, und ſo wendeten ſich die Spanier der müheloſern Aufgabe einer Beſchießung Valparaiſo's zu. Im April 1866 aber wurde die Blokade der chileniſchen Küſte wieder aufgehoben, und die Spanier erſchienen nunmehr unter Nuñez vor Callao, welches 2. Mai 1866 (Dos de Mayo) eine heftige Beſchießung auszuhalten hatte. Callao litt jedoch weniger dabei als die ſpaniſchen Schiffe, welche ſtark beſchädigt wurden und daher 10. Mai den peruaniſchen Gewäſſern den Rücken wendeten. Damit war der Krieg thatſächlich zu Ende. Wie die Regierung von Chile, ſo wies auch die peruaniſche im Juni alle Spanier aus ihrem Gebiet aus. Prado hatte durch den glücklichen Ausgang des Kriegs, deſſen Ruhm von den eitlen Peruanern über Gebühr geprieſen wurde, ſo an Anſehen gewonnen, daß er eine Reform der Finanzen durchzuführen wagte, indem er den Ertrag der Guanoinſeln zur Abtragung der auswärtigen Anleihen verwenden und die laufenden Koſten der Verwaltung durch eine Kopfſteuer aufbringen wollte. Auch beabſichtigte er Religionsfreiheit und freien Unterricht einzuführen. Dies gab nun wieder den Anſtoß zu aufſtändiſchen Bewegungen. Zwar wurde Prado 31. Aug. 1867 nach Erlaß einer neuen Verfaſſung zum konſtitutionellen Präſidenten erwählt; aber bereits im Oktober 1867 brach im Süden Peru's, in Arequipa, dem alten Revolutionsneſt, eine neue aufſtändiſche Bewegung aus. Prado zog ſelbſt wider die Aufſtändiſchen und lag längere Zeit vor Arequipa, während die Bewegung ſich der ganzen Provinz Tarapaca bemächtigte. Anfang Januar 1868 wurde er geſchlagen, begab ſich nach Lima und floh, als auch hier 6. Febr. die Revolution ausbrach, nach Chile. Canſeco übernahm darauf proviſoriſch die Regierung in P., bis 28. Juli 1868 Balta zum Präſidenten gewählt wurde. Die durch den Krieg mit Spanien und den Sturz Pezets unterbrochene gedeihliche Entwickelung des Landes wurde jetzt wieder aufgenommen. Das Schulweſen wurde nach deutſchem Muſter verbeſſert, das Heerweſen nach preußiſchem reorganiſirt. Der Bau von größeren Eiſenbahnlinien durch den Unternehmer Meiggs aus Chile wurde beſchloſſen und durch einen Vertrag mit dem Pariſer Haus Dreyfuß, welchem der Vertrieb des Guano übertragen wurde, größere Geldmittel gewonnen. 1868 wurde P. allerdings von furchtbaren Naturereigniſſen heimgeſucht: das gelbe Fieber brach aus, 13. Aug. zerſtörte ein Erdbeben Arequipa und eine Sturmflut zahlreiche Küſtenplätze; indeß erholte ſich das Land, der Ackerbau wurde durch chineſiſche Kuli's befördert, und im Juli 1872 wurde eine nationale Ackerbau- und Gewerbeausſtellung in Lima eröffnet. Als 13. Juli 1872 der liberale Dr. Manuel Pardo zum Nachfolger in der Präſidentſchaft gewählt wurde, verband ſich Balta mit den drei Gebrüdern Gutierrez, ſämmtlich Generälen, zu einem Staatsſtreich, trat aber aus Gewiſſensbedenken zurück, worauf die Gutierrez ſich gegen ihn ſelbſt wandten und ihn 22. Juli abſetzten und gefangen nahmen. Indeß ihre Militärherrſchaft wurde durch einen Aufſtand der erbitterten Bevölkerung von Lima und Callao 26. Juli geſtürzt und die Gutierrez, nachdem Balta auf ihren Befehl im Gefängnis ermordet worden, förmlich in Stücke gehauen. Pardo wurde nun Präſident, der erſte Nichtmilitär, der dies Amt bekleidete. Er betrieb mit Energie liberale Reformen, reinigte das verkleinerte Heer von allen zweideutigen Elementen, ſuchte die Finanzen zu ordnen und verbeſſerte das Unterrichtsweſen. Einen Aufſtand Pierola's in der Provinz Moquegua, der auf die Hülfe der gegen Pardo erbitterten Ultramontanen hoffte, ſchlug dieſer im December 1874 durch den Sieg bei Toratos nieder. Im Auguſt 1876 folgte ihm Prado in der Präſidentſchaft, welcher zwar auf den Bahnen ſeines Vorgängers weiter vorging, aber durch die Unmöglichkeit, die Finanzen in Ordnung zu bringen, und durch Aufſtandsverſuche ehrgeiziger Abenteurer vielfach behindert wurde. Die Koloniſation durch Europäer wurde als zu koſtſpielig wieder fallen gelaſſen, die Einführung chineſiſcher Kuli's aufgenommen und durch Verkauf von Guano die laufenden Ausgaben beſtritten.

Vgl. Prescott, History of the conquest of P. (neue Ausg., Lond. 1875, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1848, 2 Bde.); Tschudi und Rivero, Antigueda des Peruanas (Wien 1851); Desjardins, Le P. avant la conquête espagnole (Par. 1858); Wiener, Les institutions politiques, religieuses, économiques et sociales de l'empire des Incas (daſ. 1874); Herrera, Compendio de la historia del P. (daſ. 1864); Paz Soldan, Historia de P. independiente 1819—1822 (Lima 1872) und 1822—27 (1874).

Peru, Hauptort der Grafſchaft Miami im nordamerikan. Staat Indiana, am Wabaſh, Mittelpunkt einer fruchtbaren Ackerbaulandſchaft, hat blühende Fabriken (z. B. für Nähmaſchinen) und (1870) 3617 Einw.

Peruäniſcher Reis, ſ. Chenopodium.

Perubalſam (ſchwarzer indiſcher Balſam, San Salvador-Balſam, Balsamum peruvianum nigrum), der in San Salvador (Balſamküſte) aus Myroxylon sonsonatense *Klotzsch*, aber auch aus anderen Arten derſelben Gattung, insbeſondere noch aus M. peruiferum *Mutis* (ſ. Tafel »Arzneipflanzen I«) im nördlichen Südamerika, ausfließende Balſam, wird auf die Weiſe gewonnen, daß man die Rinde des Baums an beſtimmten Stellen weich klopft, nach einigen Tagen durch Fackeln entzündet und nach einer weitern mehrtägigen Friſt ablöſt; den ausfließenden hellgelben Balſam fängt man durch angedrückte Zeuglappen auf und entzieht ihn den letzteren durch Kochen mit Waſſer und Ausringen. Der ſo gewonnene P. iſt dunkelbraun, in dünnen Schichten durchſcheinend, ſirupartig, riecht angenehm nach Benzoë und Vanille und ſchmeckt mild, dann ſcharf und kratzend. Das ſpecifiſche Gewicht iſt 1,15—1,16; er miſcht ſich mit Alkohol, löſt ſich nicht vollſtändig in Aether, trocknet nicht an der Luft, reagirt ſchwach ſauer und beſteht aus Zimmetſäurebenzyläther (Perubalſamöl), Zimmetſäurezimmetäther, Benzoëſäure, Harz ꝛc. Man benutzt den P. in der Medicin als Mittel gegen die Krätze, chroniſche ſchuppige Ausſchläge, Hautſinnen, Froſtbeulen und zu Bruſtwarzenbalſam und bereitet aus dem wäſſerigen Auszug desſelben durch Kochen mit Zucker einen Sirup. Sehr häufig wendet man ihn in der Parfümerie zu Räuchermitteln und Pomaden und nicht ſelten auch als Erſatz der Vanille in der Chokoladenfabrikation an. Die Indianer benutzten den P. ſchon vor der ſpaniſchen Invaſion. Nach derſelben ging er mit anderen Erzeugniſſen zunächſt ausſchließlich nach Callao und erhielt daher den Namen P. Päpſtliche Bullen aus dem 16. Jahrh. verordneten ſeine Verwendung zum Chrisma der katholiſchen Kirche.

Perücke (Perrücke, franz. perruque, ital. parrucca, ſpan. peluca, v. lat. pilus, Haar), Kopfbedeckung von Haaren, die dem natürlichen Haupthaar mehr oder weniger ähnlich iſt. Die Perücken haben im Lauf der Zeit ſehr viele Abänderungen in ihrer Geſtalt erfahren. Man verließ bald den natürlichen Geſichtspunkt einer möglichſt täuſchenden Nachahmung des eigenen Haars und trug Perücken nicht bloß als ein Erſatzmittel des mangelnden Kopfhaars, ſondern zur Zierde. Die wunderlichſte Ausartung dieſes ſonderbaren Geſchmacks waren die Allongeperücken (Staatsperücken) mit ihrer oft bis auf die Mitte des Rückens herabreichenden, ſchweren Fülle von Locken. Als andere, zum Theil nicht weniger unnatürliche Arten nennen wir: die Knotenperücken (Karréperücken), deren Hinterhaare in Knoten geſchürzt wurden; die Haarbeutelperücken (Beutelperücken, Sackperücken), bei welchen das lange Hinterhaar in einen Beutel eingeſchloſſen war; die Zopfperücken, welche hinten in einen offenen oder zuſammengewundenen Zopf endigten; die Stutz- oder Abbéperücken, die im Nacken kurz abgeſchnittenes Haar hatten. Seit Anfang des 19. Jahrh. iſt man zu der einzigen vernünftigen Anwendung der Perücken zurückgekehrt, indem man dieſelben nur in den Fällen trägt, wo auf Antrieb der Eitelkeit oder aus Rückſicht für die Geſundheit der Mangel des natürlichen Haars verſteckt oder dem kahlen Kopf eine vor Erkältung ſchützende Decke gegeben werden ſoll. Je nach Umſtänden braucht man nun entweder Perücken, die den ganzen ſonſt behaarten Theil des Kopfs einhüllen und gleich einer Mütze aufgeſetzt werden (Touren), oder ſolche, welche nur eine kleine kahle Stelle bedecken und theils (mit Quittenſchleim und Hauſenblaſe) aufgeklebt, theils durch Federn feſtgehalten werden (halbe Perücken, Apeln, Toupets und Platten). Die beſten Perücken kommen aus Paris. Das Feſtſitzen derſelben auf dem Kopf wird jetzt meiſt mit Druckfedern bewirkt. Der Gebrauch fremder Haare zur Bedeckung des Kopfs kam ſchon im Alterthum vor. Bei den Medern, Perſern, Lydiern und Kariern war er allgemein, und aus Aſien ging er nach Griechenland und Rom über, wo namentlich das goldgelbe Haar der Germanen ſehr geſchätzt wurde. Indeſſen trug man damals weniger Perücken im jetzigen Sinn des Worts als gefärbte und angeklebte Haare, und auch dieſe Gewohnheit kam in den folgenden Jahrhunderten ganz ab und ſcheint erſt unter Ludwig XI. in Frankreich wieder aufgekommen zu ſein. Wenigſtens wirft Maillard, der 1494 und 1508 in Paris predigte, den Frauen vor, ſich der Perücken zu bedienen. Doch ſcheint die Kunſt, Perücken zu machen, vor dem 17. Jahrh. wenig Fortſchritte gemacht zu haben. Man trug anfangs große Käppchen, die mit einer doppelten Reihe von ganz glatten oder leicht friſirten Haaren beſetzt waren. Erſt 1620 ward eine P. Mode, welche der Abbé La Rivière zuerſt trug. Sie war blond und ſo dicht beſetzt und lang, daß ſie 2 Pfd. wog, und 1680 erfand ein gewiſſer Ervais das Kräuſeln, wodurch die Perücken leichter wurden und voll ausſahen, ohne viel Haare zu brauchen. So ward Frankreich das Vaterland der neueren Perücken, welche ſich von dort aus über die meiſten Länder Europa's verbreiteten. Schon 1673 entſtand in Paris die erſte Perückenmacherzunft. Berlin erhielt eine ſolche 1716, nachdem ſchon etwa 40 Jahre früher, unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm, die Perücken Eingang gefunden hatten und 1698 (oder 1701) vom König Friedrich I. mit einer Steuer belegt worden waren. Unter Ludwig XV. von Frankreich kamen zwar die großen Perücken mehr und mehr ab und blieben bloß beim Richterſtand noch in Gebrauch; aber ſtatt ihrer wurden die Perruques à la régence oder à la Cadogan (Beutelperücken) eingeführt, welche erſt gegen Ende des 18. Jahrh. durch den Zopf (ſ. d.) verdrängt wurden. Vgl. Nicolai, Ueber den Gebrauch der falſchen Haare und Perücken (Berl. 1801).

Perugia (ſpr. -rúhdſcha), Provinz und ſelbſtändige Landſchaft (compartimento) des Königreichs Italien, welche auch den Namen Umbrien führt und aus der ehemaligen Delegation P. des Kirchenſtaats ſowie aus den damit vereinigten Delegationen Orvieto, Rieti und Spoleto gebildet wurde. Sie umfaßt 9633 QKilom. (174,94 QM.) mit (1871) 549,601 Einw. und iſt größtentheils gebirgig, indem ſie von zahlreichen Ausläufern des an der Oſtgrenze hin-

ſtreichenden Hauptzugs des Apennin ausgefüllt wird, welch letzterer in den Sibilliniſchen Bergen 2458 Meter Höhe erreicht. Zwiſchen den Gebirgszügen und Hügeln liegen jedoch anmuthige, wohlkultivirte Thäler, unter welchen die bis Spoleto reichende umbriſche Ebene und das Thal von Terni hervorzuheben ſind. Der Hauptfluß iſt der Tiber, welcher hier den Chiascino mit Clituno und Topino, die Nera mit Velino und Turano und die Paglia aufnimmt. Das Land enthält außerdem viele Seen, darunter den Traſimeniſchen See (ſ. d.). Die reich bewäſſerten Thäler bringen Getreide und Hülſenfrüchte, Wein (Olivetano), Maulbeer-, Oel- und Obſtbäume hervor; die gebirgigeren Gegenden ſind reich an Wäldern und guten Weiden, welche die Viehzucht begünſtigen. Unter den Schätzen des Mineralreichs ſind Marmor, rothe Töpfer- und Porzellanerde, Bauſteine, Eiſenerz und Kohle zu erwähnen; auch zählt man 47 Mineralquellen. Die Induſtrie beſchränkt ſich faſt ausſchließlich auf die Seidenmanufaktur. Die Provinz wird von den zwei Bahnlinien von Florenz nach Rom durchſchnitten, die hier zuſammenlaufen, und an deren öſtliche ſich in Foligno die Bahn nach Ancona anſchließt. — Die gleichnamige Hauptſtadt liegt amphitheatraliſch auf einem 520 Meter ü. M. ſich erhebenden Berg am Tiber, iſt weitläufig und gut gebaut, mit Wällen und Mauern (zum Theil noch aus der Etruskerzeit) umgeben, hat große Vorſtädte, 10 Thore (darunter die ſchöne, im 15. Jahrh. erbaute Porta Romana), zahlreiche Kirchen und prächtige Paläſte ſowie ſchöne öffentliche Plätze. Die ehemalige Citadelle wurde 1848 vom Volk zerſtört und geſchleift. Die früheren Feſtungsgräben ſind in ſchöne Spaziergänge umgewandelt worden, welche ein dem Ballſpiel gewidmetes Amphitheater enthalten. Die hervorragendſten Stadtplätze ſind: die Piazza Grimana mit dem maleriſchen Triumphbogen des Auguſtus (dem beſterhaltenen und größten der alten etruskiſchen Thore von P., ſ. Tafel »Baukunſt V«, Fig. 4); die Piazza del Papa mit der Bronzeſtatue des Papſtes Julius III.; der Domplatz mit dem ſchönen dreiſchaligen Springbrunnen (Fonte maggiore) von 1277, mit reichen Skulpturen von Giovanni und Niccolò Piſano; die Piazza del Sopramuro und die Piazza Vittorio Emmanuele mit herrlichem Panorama. Unter den Straßen iſt der breite und palaſtreiche Korſo zu erwähnen, welcher den Domplatz mit der Piazza Vittorio Emmanuele verbindet und das hoch gelegene Centrum der Stadt ausmacht. Die bedeutendſten Kirchen von P. ſind: die Kathedrale San Lorenzo, ein gothiſches Gebäude des 15. Jahrh., mit bemerkenswerthen Gemälden und Kunſtwerken; San Domenico, urſprünglich ein gothiſcher Bau des Giovanni Piſano (von 1304), von welchem noch das viereckige Chor übrig iſt, nach dem Einſturz der Decke 1614 umgebaut (im linken Querſchiff das würdige Grabmal Benedikts XI. von Giov. Piſano enthaltend); die Baſilika San Pietro Fuori di Mura (um 1000 gegründet, vor kurzem reſtaurirt), dreiſchiffig, mit antiken Granit- und Marmorſäulen, vielen bemerkenswerthen Gemälden von Perugino, Saſſoferrato und anderen Meiſtern (darunter das erſte bekannte Werk Raffaels); San Francesco del Prato, ehemals ein gothiſches Bauwerk (1230), dann moderniſirt (1748), mit Arpino's Kopie der Raffael'ſchen Grablegung; das Oratorium von San Bernardino, mit reicher Frührenaiſſancedekoration; Sant' Angelo, ein merkwürdiger, alter Bau, von außen 16eckig mit gothiſchem Portal, im Innern cylindriſch mit 16 antiken korinthiſchen Säulen; San Severo, ehemalige Kloſterkirche der Kamaldulenſer, mit einem leider ſehr beſchädigten Freskobild von Raffael; Santa Agneſe mit Fresken von Perugino. Andere hervorragende Gebäude ſind: das Stadthaus (Palazzo pubblico), 1281 im Bau begonnen, mit einem Portal gegen den Domplatz und einer Façade mit ſchönem Rundbogenportal gegen den Korſo; Il Cambio, Lokal des ehemaligen Bankkollegiums und Wechſelgerichts, 1453 erbaut, aus zwei Erdgeſchoßzimmern beſtehend, deren Wände mit den berühmten, 1500 beendigten Fresken von Perugino und ſeinen Schülern geſchmückt ſind; das frühgothiſche Kloſter San Giuliano (jetzt Militärſpital); die Privatpaläſte Conſtabile della Staffa (mit berühmtem Rundbildchen Raffaels), Baldeſchi, Penna (mit ſchöner Gemäldeſammlung); die Maeſtà delle Volta hinter dem Dom, ein grandioſer Reſt des einſtigen Palazzo del Podeſtà und Biſchofsreſidenz; das Haus des Pietro Perugino, wo der zwölfjährige Raffael deſſen Unterricht genoß. P. iſt der Sitz der Präfektur, eines Biſchofs, eines Appellhofs, eines Tribunals, einer Finanzintendanz und zweier Präturen und zählt (1871) 16,708, als Gemeinde 49,503 Einw. Die Stadt beſitzt eine 1307 geſtiftete freie Univerſität mit drei Fakultäten (Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, Mathematik und Naturwiſſenſchaften), Kurſen für Pharmacie, Thierarzneikunde, Landwirtſchaft, Literatur und Archäologie, Bibliothek, botaniſchem Garten und meteorologiſchem Obſervatorium (Zahl der Lehrer 1875: 31, der Studirenden nur 74). Andere Bildungsanſtalten ſind: ein Lyceum, Gymnaſium, eine techniſche Schule, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanſtalt, eine Akademie der ſchönen Künſte mit berühmter Malerſchule, eine Gemäldeſammlung (Pinacoteca Vannucci), welche für die Kenntnis der umbriſchen Malerſchule unerläßlich iſt und in neuerer Zeit durch die den aufgehobenen Klöſtern entnommenen Bilder vermehrt wurde, eine archäologiſche Sammlung (etruskiſche Alterthümer), ein naturhiſtoriſches Muſeum, eine reiche Kommunalbibliothek (darin unter anderem Auguſtinus' Werke mit Miniaturen aus dem 15. Jahrh.) und 2 Theater. Außerdem hat P. eine Volksbank, eine Filiale der Nationalbank, ein altes Leihhaus, ein Irrenhaus und andere (zuſammen 15) Wohlthätigkeitsanſtalten. Die geringfügige Induſtrie der Stadt liefert Woll- und Seidenſtoffe, Wachskerzen und Liköre; der Handel hat landwirtſchaftliche Produkte und Vieh zum Gegenſtand. In der nächſten Umgebung von P., an der Straße nach Rom, liegt die von dem Archäologen Vermiglioli 1840 entdeckte Nekropolis (Grotta dei Volumni) mit etruskiſchen Grabkammern, vielen Aſchencиſten mit Reliefs (namentlich der Familie Volumnia) u. anderen Antiquitäten der etruskiſchen Zeit.

P. hieß im Alterthum Perusia und war eine der Zwölfſtädte Etruriens. 310 v. Chr. wurde es vom römiſchen Konſul Q. Fabius nach harter Belagerung erobert. Die zweite Eroberung erfuhr die Stadt, als in dem nach ihr benannten Peruſiniſchen Krieg (41—40 v. Chr.) Lucius Antonius, Bruder des Triumvirs M. Antonius, nach ſeiner Erhebung gegen Oktavian ſich hierher zurückzog und von demſelben belagert wurde. In der eng eingeſchloſſenen Stadt brach eine ſo furchtbare Hungersnoth aus, daß der »peruſiniſche Hunger« ſprichwörtlich wurde. Nachdem die Stadt kapitulirt hatte, ließ Oktavian 300—400 vornehme Peruſiner 15. März 40 am Altar des C. Cäſar hinſchlachten. Die zur Plünderung verdammte Stadt wurde ein Raub der

Flammen, von einem ihrer angesehensten Einwohner, Cestius Macedonicus, selbst angezündet. Durch Augustus wieder aufgebaut, erhielt die Stadt den Namen Perusia Augusta und bildete einen der festesten Orte Umbriens. Zum zweitenmal ward sie von dem Gothenkönig Totilas 546 erobert und zerstört. Nachdem sie von Narses wieder für Ostrom erobert worden, fiel sie 568 in die Gewalt der Langobarden, 774 Karls d. Gr., dessen Sohn Ludwig der Fromme sie dem Papst schenkte. Doch behielt P. seine selbständige bürgerliche Verwaltung, um deren Leitung sich verschiedene Parteien, wie die Raspanti, Oddi und Baglioni, mit wechselndem Erfolg stritten. 1416 bemächtigte sich Andreas Braccio di Montone der Herrschaft und führte sie weise und mild. Nach seinem Tode fiel die Stadt an den Papst zurück und verlor damit ihre politische Bedeutung, erlangte aber später um so größere Wichtigkeit in der Malerei durch eine Reihe großer Meister der berühmten umbrischen Malerschule, deren Werke man immer noch in P. und in den Nachbarstädten bewundert. 1543 wurde P. vom Papst völlig unterjocht und nach Errichtung einer Citadelle von Kardinallegaten regiert. Die 1553 von Julius III. verliehene städtische Verfassung gewährte ihr nur eine scheinbare Freiheit. Nachdem die Stadt 1797 von den Franzosen besetzt worden, gehörte sie auf kurze Zeit zu der ephemeren Römischen Republik. 1809 fiel sie an das neu geschaffene Königreich Italien und 1814 an den Papst zurück. 1832, 1838 und 1854 litt sie sehr durch Erdbeben. Am 31. Mai 1849 wurde sie von den Oesterreichern unter Liechtenstein besetzt. Im Juni 1859 brach hier ein Aufstand zu Gunsten eines Anschlusses an Piemont aus, welcher aber 20. Juni von päpstlichen Truppen unter Oberst Schmidt auf die blutigste Weise unterdrückt wurde. Ende 1860 fiel die Stadt mit der ganzen Delegation an Piemont. Vgl. Bonazzi, Storia di P. (Perug. 1875 ff.).

Perugino (spr. -dschino), Pietro, s. Vanucci.

Perugummi, das Pulver der Wurzel einer Asphodelusart vom Libanon, ist bräunlich, schwillt in Wasser stark auf und gibt beim Kochen einen Schleim, der dem Tragantschleim ziemlich ähnlich ist, aber etwas mehr bindet. Bassorabin ist schwach geröstetes P.; es dient als Verdickungsmittel beim Zeugdruck.

Perurinde, s. v. w. Chinarinde.

Perusalpeter, s. v. w. Chilisalpeter.

Perusia, s. Perugia.

Perusilber, s. v. w. versilbertes Neusilber.

Perusinische Inschrift, die größte bis jetzt bekannte etruskische Inschrift, wurde 1822 auf einem Steinpfeiler zu Perugia entdeckt und gehört ihrer Schriftart nach in die jüngere Zeit der etruskischen Kunst (s. Etrurien). Vgl. Corssen, Die Sprache der Etrusker (Leipz. 1874—75, 2 Bde.).

Peruviänischer Balsam, s. v. w. Perubalsam.

Peruwelz, Stadt in der belg. Provinz Hennegau, 22 Kilom. südöstlich von Tournay, unweit des Kanals von Antoing, hat Wollspinnerei, Baumwollwaarenfabrikation, Gerberei, Zuckersiederei, Brauerei, Brennerei, Zwirnbleichen und (1874) 8047 Einw.

Peruzzi, 1) Balthasar, berühmter Maler und Architekt, geb. 1481 zu Siena, kam frühzeitig nach Rom, wo er sich besonders Raffael zum Muster nahm. Als Maler ist er vorzugsweise Dekorateur; so malte er die Deckenbilder im Saal der Galatea in der Farnesina, ferner die kleinen Deckenbilder der Stanza d'Eliodoro im Vatikan. In Santa Maria della Pace zu Rom befindet sich von ihm eine Madonna von 1516, ein anderes Fresko in der Kirche Fontegiusta zu Siena. Als sein bestes Tafelbild gilt die heilige Familie im Palazzo Pitti. P. ward 1520 erster Baumeister der Peterskirche, doch kam sein Plan nicht zur Ausführung. Bei der Eroberung Roms 1527 unter dem Connétable von Bourbon wurde er gefangen, aber, nachdem er das Bildnis des Connétable gemalt hatte, wieder freigegeben. Als Architekt zeichnet er sich durch edle Formen und reizende Perspektivwirkung aus. Er baute unter anderem die Farnesina und mehrere Paläste in Siena. Sein letztes architektonisches Werk war der Palast Massimi, welchen er selbst nicht mehr vollenden konnte. Er starb 1537 und wurde im Pantheon neben Raffael beigesetzt. Auch sein Sohn Giovanni Sallustio P. hat sich als Architekt bekannt gemacht.

2) Ubaldino, ital. Staatsmann, aus altem Florentiner Geschlecht, geb. 2. April 1822 zu Florenz, studirte zu Siena die Rechte, beschäftigte sich darauf mit technischen und mathematischen Studien, besuchte die Ecole des mines zu Paris und die Bergakademie zu Freiberg und machte sodann während mehrerer Jahre Reisen durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Polen. 1848 ging er im Auftrag der Regierung Toscana's nach Wien, um die Freilassung der kriegsgefangenen Toskaner zu erwirken. Bald darauf ernannte ihn das Ministerium Guerrazzi-Montanelli zum Bürgermeister (Gonfaloniere) von Florenz. In dieser Stellung erwarb er sich einen in dem ganzen Land populären Namen, indem er 1850 gegen die Verletzung der toskanischen Landesverfassung öffentlich Einsprache that. Die Regierung entsetzte P. infolge davon seines Amts, dafür zählte er in Toscana seitdem zu den gefeiertsten Führern der gemäßigt liberalen Partei. Zunächst widmete er seine Zeit der Theilnahme an der »Biblioteca civile dell' Italiano« (1857—59). 1859 war er Mitglied der Ende April gebildeten provisorischen Regierung und dann Vicepräsident der Konsulta von Toscana. Nach Beendigung des italienischen Kriegs ging er als Abgesandter seines Heimatlands nach Paris, um der Wiederherstellung des frühern Regiments entgegenzuarbeiten. Als Toscana annektirt worden war, wurde er 1860 Vertreter von Florenz in dem italienischen Parlament. 1861 berief ihn Cavour als Leiter des Departements für öffentliche Arbeiten in das Kabinet, und diesen Ministerposten behielt P. auch unter Ricasoli bis Anfang März 1862. Ende 1862 übernahm er im Kabinet Farini's das Ministerium des Innern und trat in gleicher Eigenschaft in das Kabinet Minghetti's. Dessen Sturz war eine Folge der Septemberkonvention 1864, und P. war besonders Gegenstand des Hasses in Turin, weil man ihm vor allen die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Florenz zuschrieb. Seit jener Zeit hat er nur noch als Abgeordneter für Florenz an dem öffentlichen Leben theilgenommen und sich, obwohl einer der begabtesten Redner und Führer der gemäßigten Partei, meist sehr zurückgehalten.

Per varios casus, per tot discrimina rerum (lat.), »durch mancherlei Zufälle, durch so viele gefahrvolle Lagen«, Vers aus Virgils Aeneïde (I, 204).

Perversion (lat.), Verdrehung, Verschlimmerung; Perversität, Verkehrtheit, Verderbtheit.

Pervestigation (lat.), Durchsuchung, Ausspürung.

Pervigilium (lat.), bei den Alten die gottesdienstliche Nachtfeier zu Ehren einiger Gottheiten. Diese Pervigilien (auch Vigilien) wurden, da sie leicht Veranlassung zur Unsittlichkeit gaben, mit Ausnahme der nächtlichen Feier der Bona Dea, in Rom durch

ſtrenge Geſetze verboten. Ein wahrſcheinlich aus dem 3. Jahrh. ſtammender lateiniſcher Hymnus an die Venus unter dem Namen P. Veneris wurde unter anderem von Orelli (mit dem Phädros, Zür. 1831) und von Bücheler (Leipz. 1859) herausgegeben ſowie von Bürger in ſeiner »Nachtfeier der Venus« nachgebildet. Pervigilien ſind jetzt ſ. v. w. nächtliche Schmauſereien.

Per vota majōra (lat.), durch Stimmenmehrheit.

Per vulgāta (lat.), nach Anleitung des gemeinen Rechts.

Pes (lat.), Fuß.

Pesa, rechter, fiſchreicher Nebenfluß des Meſen im ruſſ. Gouvernement Archangel, entſteht aus dem Zuſammenfluß der Rotſchuja und Sſamoſſara, iſt 425 Kilom. lang, aber nur für kleine Fahrzeuge ſchiffbar.

Pesade (franz.), in der Reitkunſt die Bäumung, das Aufheben der Vorderfüße eines Pferdes ohne Bewegung der hinteren.

Pesánte (ital.), muſikal. Vortragsbezeichnung: gewichtig, mit großem Nachdruck.

Peſarēſe (il P.), Maler, ſ. Cantarini.

Peſāro, Hauptſtadt der ital. Provinz Peſaro-Urbino, an der Mündung der Foglia ins Adriatiſche Meer (antike Brücke aus der Zeit Trajans) und an der Eiſenbahn Bologna-Ancona, iſt mit Mauern umgeben und durch Baſtione gedeckt, hat 5 Thore, einen ſchönen Hauptplatz, regelmäßige und gut gepflaſterte Straßen mit hübſchen Paläſten und mehrere Kirchen (darunter eine ſchöne Kathedrale). Die Stadt iſt Sitz des Präfekten, eines Biſchofs, eines Civil- und Korrektionstribunals, eines Aſſiſenhofs, einer Finanzintendanz und einer Handelskammer. An Unterrichtsanſtalten beſitzt P. ein reich ausgeſtattetes Inſtitut für Mechanik, Konſtruktionslehre und Ackerbaukunde, ein Gymnaſium, eine techniſche Schule, eine Lehrerinnenbildungsanſtalt, ein Muſiklyceum, ein biſchöfliches Seminar und eine Ackerbauſchule. Außerdem gibt es hier eine öffentliche Bibliothek (mit Handſchriften Taſſo's), ein Muſeum für Antiquitäten, ein Theater (Teatro Rossini), eine Filiale der Nationalbank, ein Waiſen- und ein Findelhaus, eine Irrenanſtalt und verſchiedene andere (zuſammen 28) wohlthätige Anſtalten und Stiftungen. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vor allen aus: der Präfekturpalaſt, einſt Palaſt der Herzöge von Urbino, deren Hof der Sammelplatz von Dichtern, Gelehrten und Künſtlern war, ferner das Stadthaus (mit bedeutender Majolikenſammlung), das Seminar, die Paläſte Baldaſſini, Bonamini-Pepoli, Machirelli (mit Bibliothek von 12,000 Druckwerken und 900 Manuſkripten, einem archäologiſchen Muſeum, einer naturhiſtoriſchen Sammlung und vielen Gemälden) und unter den Landhäuſern der Umgegend beſonders die Villa Vittoria. Der durch Erweiterung und Ausmauerung der Fogliamündung hergeſtellte Hafen iſt nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich, hat einen ſchönen Leuchtthurm und wird durch ein zur Zeit der Beſitznahme von den Franzoſen erbautes Fort vertheidigt. In demſelben ſind 1875: 404 Schiffe mit 11,765 Tonnen ein- und ausgelaufen. Die Induſtrie der Stadt umfaßt hauptſächlich Seidenfilanden, Gerbereien, Eiſengießerei, Schwefelraffinerie, Fabrikation von Wachs, Majolika, Fayence und Webwaaren aus Seide und Baumwolle; der Handel iſt ziemlich lebhaft und vertreibt vorzugsweiſe Wein, Oel, Feigen, Trüffeln, Seide, Leder, Häute, Seife, Käſe, Eiſen und Blei. Die Stadt zählt (1871) 10,484, mit Einſchluß der Hafenvorſtadt und anderer zum Gemeindegebiet gehörigen Ortſchaften 19,691 Einw. Sie iſt der Geburtsort Roſſini's, dem hier hart am Bahnhof eine Bronzeſtatue geſetzt wurde, und aus deſſen der Stadt hinterlaſſenem Vermögen das erwähnte Muſiklyceum errichtet ward. Unweit von P. liegt auf dem Berg San Bartolo die ſchöne Villa imperiale, einſt Sitz der Herzöge von Urbino, von den Malern Doſſi und Raffaellino ausgeſchmückt, von Taſſo geprieſen, jetzt in Verfall. — P. hieß zur Römerzeit Piſaurum und war eine römiſche Kolonie. Vom Gothenkönig Totilas zerſtört, ward es von Beliſar wieder aufgebaut und, zum ravennatiſchen Exarchat gehörig und eine der Fünfſtädte (Pentapolis), 755 vom Frankenkönig Pipin der römiſchen Kirche geſchenkt. Kaiſer Heinrich VI. ſchenkte die Stadt mit der Mark ſeinem Großſeneſchall Markwald; 1197 erkannte ſie die Oberherrlichkeit des Papſtes wieder an; 1285 kam ſie unter die Herrſchaft der Familie Malateſta, welche ſie 1445 an die Sforza's verkaufte. Von dieſen kam ſie an die Herzöge de la Rovere, unter denen es ein Mittelpunkt der italieniſchen Literatur und von Taſſo und Leonore von Eſte häufig beſucht war. Nach dem Ausſterben dieſes Hauſes mit dem Tode des Herzogs Francesco Maria II. 1631 reklamirte Papſt Urban VIII. deſſen Herrſchaften als heimgefallene Lehen. Von da an bildete die Vikarie von P. einen Beſtandtheil des Kirchenſtaats. 1796 wurde P. von den Franzoſen, im December 1800 aber von den öſterreichiſchen Truppen unter Sommariva beſetzt; dann gehörte es zum Königreich Italien bis zu deſſen Auflöſung und verblieb darauf wieder beim Kirchenſtaat, bis es Ende 1860 von Sardinien annektirt ward und ſomit 1861 an das Königreich Italien kam.

Peſaro, Simone da (Peſarēſe), ſ. Cantarini.

Peſāro-Urbīno (Peſaro e Urbino), ital., zur Landſchaft der Marken gehörige Provinz, am Adriatiſchen Meer, 1861 aus dem größten Theil der gleichnamigen Delegation des Kirchenſtaats gebildet, umfaßt 2964 QKilom. (53,83 QM.) mit (1871) 213,072 Einw. Sie enthält hauptſächlich Gebirgs- und Hügelland; eben ſind nur die Meeresküſte und die Thäler der größeren Küſtenflüſſe, insbeſondere das des Metauro. Außer dem letztgenannten wird das Land noch vom Cefano, Foglia, der Marecchia und anderen kleineren Küſtenflüſſen des Adriatiſchen Meers bewäſſert. Die Provinz war einſt ſehr waldreich, doch iſt infolge großer Ausrodung der Waldſtand jetzt auf 1/6 des Areals herabgeſunken. Hauptprodukte ſind Wein, zu deſſen Anbau der Boden ſich vorzüglich eignet, außerdem Oel-, Obſt- und Maulbeerbäume, Getreide (jedoch nur Weizen in hinreichender Menge), Bohnen und Küchengewächſe. Im gebirgigern Weſten wird vornehmlich Viehzucht getrieben; das Meer liefert vorzügliche Fiſche und andere Seethiere. Produkte des Mineralreichs ſind Braunkohle, Schwefel (jährlich etwa 100,000 metr. Ctr.), Mineralöl, Travertin, Marmor und Bauſteine. Die Induſtrie gründet ſich hauptſächlich auf die Seidenzucht, welche in den letzten Jahren einen lebhaften Aufſchwung genommen hat. Die Eiſenbahnlinie Bologna-Ancona durchzieht die Provinz. Hauptſtadt iſt Peſaro.

Pescadōres (Fiſcherinſeln), aſiat. Inſelgruppe in der im öſtlichen Theil nach ihr genannten Straße zwiſchen Formoſa und dem Feſtland von China, mit viel Schildkröten und Fiſchfang. Die größte Inſel, Ponghu, hat einen guten Hafen mit Fort und iſt, wie einige andere Inſeln der Gruppe, bewohnt.

Pescāra, 1) (im Alterthum Aternus) Fluß in Unteritalien, der Hauptfluß der Abruzzen, entſpringt unter dem Namen Aterno im höchſten Theil der Apenninen in der Provinz Aquila, fließt anfangs ſüdöſtlich, an Aquila vorüber, wendet ſich dann nordöſtlich, durchbricht in einem Engthal den Hauptzug der Abruzzen, bildet die Grenze zwiſchen den Provinzen Teramo und Chieti und fällt nach 130 Kilom. langem Lauf in das Adriatiſche Meer. — 2) Stadt in der ital. Provinz Chieti, an der Mündung des Fluſſes P. und der Bahnlinie Ancona-Brindiſi, mit dem Titel eines Markgrafenthums, hat 5 Kirchen, 2 Spitäler, ein großes Gefängnis für 500 Sträflinge, einen guten Hafen (Schiffsverkehr 1875: 180 Schiffe zu 2486 Tonnen), Küſtenſchiffahrt und Handel, Fiſcherei und (1871) 2521, als Gemeinde 5238 Einw. P. iſt das alte Aternum, die gemeinſchaftliche Hafenſtadt der Veſtiner, Marrucciner und Peligner, und war in ſpäterer Zeit als befeſtigter Ort von Wichtigkeit. Als 1707 der öſterreichiſche General Wenzel die Abruzzen unterworfen hatte, hielt ſich die Feſtung P. bis Anfang September, wo ſie endlich überging; im Mai 1815 ward ſie von den Oeſterreichern blokirt, 25. Mai beſchoſſen und 28. Mai durch Kapitulation genommen.

Pescāra, Fernando Francesco d'Avalos, Marcheſe de, Feldherr Kaiſer Karls V., geb. 1489 in Neapel, ward 1512 bei Ravenna von den Franzoſen gefangen genommen, eroberte 1521 Mailand und ward nach dem Sieg bei Pavia 1525 Obergeneral der kaiſerlichen Armee in Italien, ſtarb aber ſchon 4. Nov. 1525. Seine Gemahlin war die berühmte Dichterin Vittoria Colonna.

Pescatōri, Isola de', ſ. Borromeiſche Inſeln.

Pescennius Niger, röm. Kaiſer 193—194 n. Chr., verwaltete 192 unter Commodus Syrien und ließ ſich auf die Nachricht von dem Tode des Pertinax und dem Kauf des Reichs durch Didius Julianus von ſeinen Truppen zum Kaiſer ernennen. Bald wurde er im ganzen Orient, in ganz Griechenland, Thracien und Macedonien anerkannt, jedoch 194 von ſeinem Gegenkaiſer Septimius Severus in mehreren Schlachten beſiegt und ſtarb 194.

Peſchawar (Piſchawar, Peſchauer), Regierungsbezirk im engliſch-ind. Kaiſerreich, an der Grenze gegen Afghaniſtan, öſtlich bis zum Indus reichend, 21,125 QKilom. (427 QM.) groß mit (1872) 1,035,789 Einw., liegt an der Grenzſcheide indiſcher und centralaſiatiſcher Flora. Die mittlere Jahrestemperatur der Stadt P. beträgt 22,7° C., die jährliche Regenmenge 406 Millim. Die höchſten Gipfel der von Afghaniſtan hereinragenden Höhenzüge (im NO.) erreichen 1500 Meter. Hauptfluß iſt der Kabul, deſſen Thal von O. nach W. zieht. Der Landbau hängt von Bewäſſerung ab. Der Boden iſt meiſt Lehm, unfruchtbare Sandflächen ſind ſelten. Im Oktober ſäet man Weizen, Gerſte und andere europäiſche Getreidearten, die im Mai geerntet werden; Reis, Mais ꝛc. wird im März geſäet und zwiſchen Juli bis November reif; großentheils werden zwei Ernten von demſelben Feld erzielt. Der Handel war ſonſt bedeutend, ging aber 1871—74 von 7 auf 3,6 Mill. Mark im Werth zurück, da das vorlagernde Grenzgebiet von räuberiſchen Stämmen bewohnt iſt, welche alle Päſſe, insbeſondere den wichtigen Chaiberpaß (ſ. Chaiber), ſperren; England macht jedoch Anſtrengungen, Afghaniſtan ſich wieder zu eröffnen. Die Bevölkerung beſteht aus ſtark mit perſiſchem und türkiſchem Blut gemiſchten Afghanen (Pathan), meiſt fanatiſchen Mohammedanern. Die Umgangsſprache iſt vorwiegend perſiſch. Die Landſchaft wurde 1849 im zweiten Sikhskrieg dem engliſch-indiſchen Reich einverleibt. — Die Stadt P., mit (1872) 58,555 Einw., liegt an einem Nebenfluß des Kabul in einer fruchtbaren Ebene und war in alter wie neuer Zeit von andrängenden Völkern und Eroberern viel umworben (Alexander d. Gr. berührte indeſſen P. nicht). Ihre Glanzzeit fällt in den Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung, wo Kaniſchka, der Patron der Buddhiſten, hier zahlreiche Bauten aufführte und die Dynaſtie der kleinen Juetſchi P. zu ihrer Reſidenz wählte. Wiederholt zerſtört, wurde die Stadt unter dem jetzigen Namen vom Mogulkaiſer Akbar im 16. Jahrh. erbaut. Für die Mogulkaiſer, die Sikhs wie jetzt für England hat P. große ſtrategiſche Bedeutung als vorgeſchobener Poſten gegen Afghaniſtan; die Engländer haben daher ſtarke Vertheidigungswerke angelegt und unterhalten in der Stadt P. eine Garniſon von 5827 Mann. Großen Schaden verurſachte 17. Mai 1875 eine Feuersbrunſt, welche ein Drittheil aller Häuſer, die hier aus Stein erbaut ſind, zerſtörte; die Stadt iſt jedoch ſchöner als zuvor wieder aufgebaut worden.

Peſchek, Chriſtian, Verfaſſer ehemals weit verbreiteter Rechenbücher, geb. 31. Juli 1676 in Zittau, war von 1704 bis zu ſeinem Tode, 28. Okt. 1747, Lehrer der Mathematik am dortigen Gymnaſium.

Peſchel, Oskar Ferdinand, hervorragender Geograph, geb. 17. März 1826 zu Dresden als der Sohn eines Officiers und Lehrers an der Kadettenſchule, ſtudirte 1845—48 in Leipzig und Heidelberg Jurisprudenz, trat dann nach kurzem Aufenthalt in Berlin in die Redaktion der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« ein, welcher er ſechs Jahre angehörte, und übernahm 1854 diejenige des »Ausland«, die er bis Ende März 1871 fortführte. Während dieſer Zeit erſchienen ſeine bedeutendſten hiſtoriſch-geographiſchen Werke, namentlich die »Geſchichte des Zeitalters der Entdeckungen« (Stuttg. 1858, 2. Aufl. 1877) und die »Geſchichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt u. K. Ritter« (Münch. 1865; 2. Aufl. herausgeg. von Ruge, 1877), denen ſich ſpäter die »Neuen Probleme der vergleichenden Erdkunde als Verſuch einer Morphologie der Erdoberfläche« (Leipz. 1870, 2. Aufl. 1876) anſchloſſen. Nachdem P. Ende 1870 einen Ruf als ordentlicher Profeſſor der Geographie an der Univerſität zu Leipzig angenommen, ſiedelte er im April 1871 dahin über, veröffentlichte hier ſeine »Völkerkunde« (Leipz. 1875, 4. Aufl. 1877), von der nach wenigen Monaten eine zweite Ausgabe nöthig wurde, ſtarb aber ſchon 31. Aug. 1875. Nach ſeinem Tod erſchienen »Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde« (herausgeg. von Löwenberg, Leipz. 1877). P. iſt ohne Zweifel einer der bedeutendſten Nachfolger K. Ritters, der in ſeinen ebenſo gründlichen und ideenreichen wie klar und ſchön geſchriebenen Werken an der Fortentwickelung der Wiſſenſchaft im Sinn des Meiſters mit durchſchlagendem Erfolge gearbeitet hat. Vgl. v. Hellwald, Oskar P.; ſein Leben und Schaffen (Augsb. 1876).

Peſcherähs, Volksſtamm, ſ. Feuerland.

Peschiera (ſpr. peskjéra), Flecken und Feſtung in der ital. Provinz Verona, Diſtrikt Bardolino, inſelartig am Ausfluß des Mincio aus dem Gardaſee und an der Eiſenbahn von Mailand nach Verona gelegen, bildet die Nordweſtſpitze des berühmten Feſtungsvierecks der Minciolinie, hat eine kleine, aber feſte Citadelle, ein Zeughaus, einen kleinen Hafen, ein Arſenal für die Flottille des Sees, ein an die Feſtung

anstoßendes verschanztes Lager für eine große Armee und (1871) 2418 Einw. P., seit der Hohenstaufenzeit unter dem Namen Piscaria vorkommend, gehörte zum mantuanischen Gebiet und wurde 1441 von den Venetianern genommen. Diese räumten es 1796 beim Ausbruch des Kriegs den Oesterreichern ein, welche es aber nach der Schlacht bei Lodi verließen, worauf Bonaparte es in Vertheidigungszustand setzen ließ und dadurch der Festung Mantua die Zufuhr von Tirol und dem Gardasee her abschnitt. Am 6. April 1799 kam P. in die Gewalt der verbündeten Russen und Oesterreicher, aber 6. Jan. 1801 wurde es der Cisalpinischen Republik einverleibt und gehörte dann bis 1814 zum Königreich Italien. 1848 wurde es 10. April bis 31. Mai von den Piemontesen unter Manno blokirt und beschossen; die Oesterreicher kapitulirten 31. Mai, erlangten es aber 14. Aug. wieder zurück. Im italienischen Krieg von 1859 bereiteten sich die verbündeten Franzosen und Sardinier nach der Schlacht bei Solferino eben vor, P. zu belagern, als der Friede von Villafranca den Feindseligkeiten ein Ziel setzte. Obwohl zur Lombardei gehörig, blieb P. 1859 im Züricher Frieden doch als Theil des Festungsvierecks bei Oesterreich und wurde erst 1866 mit Italien vereinigt.

Peschito (spr., »einfach, treu«), Name der ältesten syrischen Bibelübersetzung des Alten und Neuen Testaments, die bei den syrischen Christen dasselbe Ansehen genießt wie die Vulgata bei den Katholiken. Die im Lauf des 3. Jahrh., theilweise sogar früher, entstandene Uebersetzung sowohl des Alten als des Neuen Testaments ist aus dem Grundtext geflossen und rührt von christlicher Hand her. Vom Neuen Testament fehlen darin die Offenbarung Johannis, der 2. Brief Petri, der 2. und 3. Brief Johannis und der Brief Judä.

Peschka-Leutner, eine der hervorragendsten Koloratursängerinnen der Jetztzeit, geb. 25. Okt. 1839, Tochter L. v. Leutners, eines Mitglieds des Wiener Hofburgtheaters, betrieb, ohne anfangs an eine künstlerische Karrière zu denken, zu ihrem Vergnügen Gesangstudien, wurde später Prochs Schülerin und betrat 1856 in Breslau zum erstenmal die Bühne, mußte aber nach einjähriger Thätigkeit das Engagement verlassen, weil ihre jugendlichen Kräfte den großen Anforderungen noch nicht gewachsen waren. Sie wirkte hierauf als dramatische Sängerin zu Dessau, bis sie sich nach ihrer Vermählung mit dem Arzt Joh. Peschka (1861) von der Bühne zurückzog. Aus Liebe zur Kunst setzte sie indessen ihre Gesangstudien fort, und sehr bald stellte sich eine hervorragende Befähigung zur Koloratur heraus, so daß sie von dem Operndirektor Salois zu einem dreimaligen Auftreten in Wien zugelassen wurde. Nachdem sie noch einige Zeit den Unterricht der berühmten Gesanglehrerin Bockholtz-Falconi genossen, betrat sie 1865 in Darmstadt abermals die Bühne als Lucia in Donizetti's gleichnamiger Oper und sang zwei Jahre später in einem Leipziger Gewandhauskonzert, wo sie in der bekannten Rache-Arie aus Mozarts »Zauberflöte« durch ihre phänomenalen Eigenschaften als Sängerin alle Hörer zur Bewunderung hinriß. Unter glänzenden Bedingungen wurde sie 1868 für die Leipziger Bühne gewonnen, und ihr Ruf verbreitete sich nun rasch durch ganz Deutschland, so daß sie von den ersten Bühnen und Konzertinstituten, desgleichen zu den bedeutendsten Musikfesten (z. B. zu dem in Boston 1872) berufen wurde. Ein Direktionswechsel veranlaßte die Künstlerin nach sechsjährigem Wirken in Leipzig, ein ihr von Hamburg aus gemachtes glänzendes Anerbieten anzunehmen (1876). In Frau P. vereinigen sich seltene physische Vorzüge, wie außergewöhnliche Ausdauer, Kraft und Umfang der Stimme, mit gediegenster gesanglicher und musikalischer Durchbildung, weshalb die Künstlerin in beiden Beziehungen als Muster gelten kann.

Pescia (spr. pésscha), Stadt in der ital. Provinz Lucca, am Fluß P., welcher rechts in den Arno mündet, und an der Eisenbahn Florenz-Lucca-Pisa, ist Bischofsitz, hat eine 1356 erbaute, 1690 erneuerte Kathedrale, eine Kirche des heil. Franciscus (mit einem Bilde des Heiligen von 1235), einen Justiz- und Kommunalpalast, Seidenmanufakturen, Gerberei, Töpferei, Papierfabrikation, Obst-, Oliven- und Weinbau und (1871) 6122, als Gemeinde 12,700 Einw. 7 Kilom. östlich die Bäder von Montecatini (s. d.).

Pescina (spr. peschina), Stadt in der ital. Provinz Aquila, Kreis Avezzano, 4 Kilom. östlich vom Lago Fucino, Sitz des Bischofs von Marsi, mit Kathedrale, Kastell, Gymnasium, Seminar, Handel mit Wein, Olivenöl, Honig, Häuten ꝛc. und (1871) 5156 Einw.

Pesco-Pagano, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Kreis Melfi, am Ofanto, mit Woll- und Baumwollmanufakturen, Eisen- und Kupferwaarenfabrikation und (1871) 3678 Einw.

Peseta (Pezeta), span. Silbermünze, deren früher fünf einen spanischen Piaster (peso) ausmachten, an Werth = 0,8324 bis 0,84975 Mark. Jetzt ist die P. die gesetzliche spanische Münzeinheit à 100 Centesimos = 1 Frank = 80 Pf. nominal, in Peru à 20 Centesimos = 1 Frank.

Pesne (spr. pähn), Antoine, berühmter Maler, geb. 1684 zu Paris, widmete sich in Italien, besonders in Rom, Neapel und Venedig, der Bildnismalerei, daneben auch der Historienmalerei. Nach Paris zurückgekehrt, ward er der gesuchteste Porträtmaler. Als eins seiner vorzüglichsten Gemälde nennt man ein großes Familienbild des in Paris bei der Schweizergarde dienenden Obersten Freiherrn v. Erlach. Später zum preußischen Hof- und Kabinetsmaler sowie zum Direktor der Akademie zu Berlin ernannt, starb er daselbst 1757. Die königlichen Schlösser zu Berlin, Potsdam, Sanssouci u. a. enthalten eine große Zahl vorzüglicher Werke seiner Hand, namentlich die Familienbildnisse des königlich preußischen Hauses, worunter einige treffliche von Friedrich d. Gr., dann auch mehrere historische Gemälde und Plafonds aus der Zeitgeschichte desselben.

Peso (span. u. ital.), s. v. w. Stück, daher al p., s. v. w. nach dem Stück, z. B. beim Münzkauf; dann Name einer spanischen Silber- und Rechnungsmünze, P. duro oder Fuerte, harter oder schwerer Silberpiaster, im Welthandel (namentlich in England, Nordamerika, Westindien und Ostasien) Dollar genannt. Der ältere, früher in Spanien und im spanischen Amerika, jetzt noch in Mejiko geprägte P. duro wurde früher in 8 Reals de plata mexicano oder in 20 Reals de vellon getheilt, jetzt in 100 Centavos oder Centesimos. Er bildet heute die Einheit der Rechnungsart in Mejiko, im spanischen Ost- und Westindien, im dänischen Westindien, in Gibraltar (in letzteren drei jedoch faktisch Goldwährung, da die Onza zu 16, auf Cuba zu 17 Pesos duros gerechnet wird), auf Hayti (Gourde genannt, à 100 Centimes), Bourbon, in Britisch-Honduras, in Neubraunschweig, auf Tahiti, den Sandwichinseln, ferner in den ostindischen sogen. Strait Settlements, auf einem Theil Sumatra's und Bangka's, bei den Europäern in China und

Japan. Auf ihn gründet sich überdies die Währung in Britisch-Westindien, Britisch-Guayana, Kanada, Australien und Schwedisch-Barthélemy, wo zwar nach Pfunden Sterling gerechnet wird, aber eigentlich in einer Silberwährung, welche sich auf die gesetzliche Annahme des Dollars zu 50 Pesos stützt. Der neuere P. duro, Duro, in Spanien seit 1848 geprägt, à 2 Escudos, zeigt wieder, wie die alten Mejikaner, die Säulen des Herkules im Gepräge (Säulenpiaster, Kolonnaten, Pilaren).

Pessarium (lat., Mutterkranz, Mutterhalter), mechanische Vorrichtung, deren man sich bedient, um den nach einem Vorfall zurückgebrachten Uterus in seiner normalen Lage zu erhalten, besteht in einem rundlichen oder ovalen oder cylindrischen, meist elastischen Körper, welcher in die Mutterscheide eingeführt wird.

Pessimismus (neulat.), das Gegentheil des Optimismus (s. d.) und daher im allgemeinen die Neigung, Dinge und Verhältnisse als schlecht vorauszusetzen. Der praktische P. besteht in der Maxime, verdorbene Zustände auf die Spitze zu treiben, um dann durch das Uebermaß des Uebels einen Rückschlag herbeizuführen. Pessimistisch wird also z. B. ein Politiker nicht bloß dann genannt, wenn er von irgend einer voraussichtlichen Gestaltung im Gegensatze zu rosenfarbenen Auffassungen nichts Gutes erwartet, sondern auch dann, wenn er selbst Hand anlegt, die üble Entwickelung zu fördern, damit das Extrem schließlich zur Wendung der ganzen Richtung führe. Der theoretische P. tritt in den verschiedensten Gestalten auf. Auf dem socialen Gebiet und besonders in der Bevölkerungslehre ist ihm die Anschauungsweise von Malthus (s. d.) verwandt, welche in der Annahme einer naturgesetzlichen Disharmonie zwischen der Volksvermehrung und der Vermehrung der Nahrungsmittel besteht. Darwins Vorstellungen vom Kampf um das Dasein haben ebenfalls einen pessimistischen Zug, und man könnte daher auch von einem zoologischen P. reden. Der moderne P. der Lebensansicht, d. h. ein gewisser Zweifel am Werthe des Lebens, hat in Dichtung und Philosophie, namentlich bei Byron und Schopenhauer, einen genialen Ausdruck gefunden. Der dichterische P. ist jedoch weniger metaphysisch und findet, wie überhaupt ein gewisser Grad von pessimistischer Stimmung des Zeitbewußtseins, seinen hauptsächlichsten Anlaß in der zum Theil thatsächlichen, zum Theil eingebildeten Korruption des öffentlichen und des Privatlebens. Auch der metaphysische P. eines Schopenhauer (s. d.) findet wenigstens zum Theil in den angedeuteten Umständen eine Erklärung. Er ist vom Atheismus (s. d.) unzertrennlich und besteht in der Vorstellung, daß diese Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen ein einziger großer Fehlgriff einer dunkeln, unerklärlichen, aber jedenfalls mit der Gottesvorstellung unvereinbaren Macht sei. Der Grund des Daseins der Dinge könne nicht als eine gütige, auf das Wohl aller Wesen bedachte Gewalt vorgestellt werden; die thatsächliche Beschaffenheit der Welt mache den atheistischen P. nothwendig, denn unsere Vorstellungen von dem Charakter des Grundes der Welt und des Lebens könnten sich nur nach der Beschaffenheit ebendieser Welt und ebendieses Lebens gestalten; nicht aber dürften umgekehrt die Thatsachen des Daseins durch Vorwegnahme eines vertrauensseligen Glaubens gefälscht werden. Dieser philosophische P. hat in allerneuester Zeit, besonders durch die Schriften Eduard v. Hartmanns, großen Anklang gefunden, und es ist gegenwärtig der Gegensatz zwischen ihm und den alten optimistischen Neigungen als der hauptsächlichste Differenzpunkt aller philosophischen Spekulation anzusehen. Alle übrigen Gegensätze und Richtungsverschiedenheiten sind im Verhältnis zu der optimistischen und pessimistischen Spaltung als untergeordnet zu bezeichnen. Vgl. Joh. Huber, Der P. (Münch. 1876); Pfleiderer, Der moderne P. (Berl. 1875); A. Taubert (Agnes v. Hartmann), Der P. und seine Gegner (das. 1873).

Pessinūs, Hauptort der Tolistobojer in Galatien, am Südabhang des Dindymos und unweit des Sangarios, berühmt als Hauptsitz des Kults der Kybele, die daher den Namen der »pessinuntischen Göttin« führt. Der reiche Tempel der Göttin, deren der Sage nach vom Himmel gefallenes hölzernes Bildnis die Römer 204 v. Chr. nach Rom holen ließen, befand sich auf einem Berg vor der Stadt, und die an ihm angestellten Priester, die Galli, standen in fast königlichem Ansehen. Seit dem 6. Jahrh. verschwindet die Stadt aus der Geschichte. Trümmer derselben (namentlich ein Theater) finden sich bei Balahissar, südöstlich von Siwrihissar.

Pest (lat. pestis), akute Krankheit, welche durch schwere Erkrankung einzelner Abschnitte des lymphatischen Apparats (Bubonenpest) und durch die Entwickelung von Anthrax oder Karbunkel charakterisirt ist. Die P. hat auf der einen Seite mit dem Typhus, auf der andern mit dem Milzbrand manches Uebereinstimmende. Sie ist eine alte Krankheit, welche schon vor der christlichen Zeitrechnung vorgekommen ist; als Epidemie trat sie häufig in Syrien und Aegypten auf. Geschichtlich bekannt ist aber erst die über ganz Europa verbreitete Epidemie des 6. Jahrh. (Justinianische P.). Im Lauf des Mittelalters waren Pestepidemien häufig; der verheerende schwarze Tod des 14. Jahrh. war sicher gleichfalls eine P. Im 16. und 17. und zum Theil noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts war die P. eine in Europa ziemlich häufige Krankheit; sie trat damals in Deutschland, Holland, Italien ꝛc. bald da, bald dort in großen oder auch in kleinen örtlichen Epidemien auf und war oft wieder für längere Zeit ganz verschwunden. In England schloß die heftige Londoner Epidemie von 1688, in Frankreich und überhaupt im Westen des europäischen Kontinents die Epidemie von 1720 in Marseille und der Provence die Reihe der Pestseuchen. In Osteuropa (Rußland, Ungarn) kamen solche noch später bis 1797 vor. In dem gegenwärtigen Jahrhundert waren nur noch der eigentliche Orient und seine Grenzländer der Sitz größerer Epidemien; vereinzelte Fälle oder ganz beschränkte Epidemien kamen auf den Inseln und in den Seestädten des Mittelländischen und Schwarzen Meers vor; in Griechenland (1827—28) und in den unteren Donauländern (1827—29) kam es während der damaligen Kriege zu größerer Ausbreitung der P., und in der Türkei, in Syrien und Aegypten traten noch später sehr große verheerende Pestseuchen auf, z. B. in Kairo 1835. Jetzt ist seit 18—20 Jahren die P. auch im Orient vollständig erloschen. Seit 1841 ist in Konstantinopel, seit 1843 in der asiatischen Türkei und seit 1844 in Aegypten kein einziger Pestfall mehr konstatirt worden. Man war schon geneigt, an das gänzliche Erlöschen der P. auf der ganzen Erde zu glauben, als sich höchst unvermuthet eine neue beschränkte Epidemie von unzweifelhaft lokaler Entstehung in Nordafrika zeigte. Im April 1858 erschien nämlich die Krankheit unter nomadi-

ſchen, im ſchrecklichſten Elend und Hunger lebenden Arabern in der Nähe von Bengaſi, einer Stadt im Paſchalik Tripolis; ſie verbreitete ſich bald in dieſer Stadt und durch Verſchleppung in andere nahegelegene Orte, bis ſie im Januar 1859 vollſtändig wieder erloſch. Weitere Epidemien ſind in neueſter Zeit noch beobachtet worden 1867 in Meſopotamien und 1870 in Perſien und zwar in einer Gegend zwiſchen den Städten Urnica und Maraga an der nördlichen Grenze von Kurdiſtan; letztere rückte ſüdlich bis an die türkiſche Grenze vor und erloſch im Juli 1871. Zwei weitere Peſtausbrüche fanden 1871 im nördlichen Perſien und 1873 in Meſopotamien ſtatt, der letzte 1874 unter den nomadiſirenden Arabern auf der tripolitaniſchen Küſte und zwar wieder in der Nähe von Bengaſi, wie im Jahr 1858. Ob die Peſtepidemien früherer Jahrhunderte zum Theil in Europa ſelbſt ſich entwickelt haben, oder ob ſie ſtets aus dem Orient eingeſchleppt worden ſind, iſt nicht mehr auszumachen. Seit mehr als 100 Jahren aber ließ ſich bei allen wahren in Mitteleuropa vorgekommenen Peſtfällen die Einſchleppung aus dem Orient nachweiſen. Der eigentliche Ausgangsherd in neuerer Zeit iſt ſicherlich Aegypten, Syrien und Kleinaſien geweſen. Hier entwickelt ſich die Krankheit infolge des allgemeinen Elends der Bevölkerung in Bezug auf Wohnung, Nahrung und Kleidung, infolge des bis auf die neueſte Zeit vollſtändigen Mangels einer Sanitätspolizei, der Vernachläſſigung der Bodenkultur, der überall ſtattfindenden maſſenhaften Anſammlung faulender organiſchen Subſtanzen, der Feuchtigkeit der Luft und des Bodens bei der hohen Temperatur. Das Geſagte gilt vorzugsweiſe von Unterägypten, wo ſich die P. ſtets beſonders gern zu entwickeln ſchien.

Die P. iſt eine *anſteckende* Krankheit, ſie wird in eine geſunde Bevölkerung ſtets durch das Zureiſen von Peſtkranken gebracht. Bei ſtrenger Iſolirung der von der P. Befallenen verbreitet ſich die eingeſchleppte Krankheit nicht weiter. Strenge Abſchließung der Geſunden gibt zwar in den Peſtepidemien des Orients keinen abſoluten Schutz vor der Krankheit, weil ſich bei großer Verbreitung derſelben eine Art Peſtatmoſphäre zu bilden ſcheint, unter deren Einfluß die bisher Geſunden auch ohne direkte Anſteckung erkranken können. Gleichwohl liegt eine Anzahl wohl konſtatirter Fälle vor, wo die konſequent durchgeführte Abſchließung einen größern Menſchenkompler mitten in einer von der P. decimirten Bevölkerung frei erhalten hat. Für die anſteckende Kraft der P. ſpricht auch der Umſtand, daß, wenn man Geſunde mit Peſteiter impft, dieſelben von der P. ergriffen werden. Uebrigens iſt die unmittelbare Berührung der Kranken nicht zur Anſteckung nothwendig. Der Anſteckungsſtoff wird in geringer Entfernung auch durch die Luft übertragen, und dies iſt gewiß die häufigſte Art der Anſteckung. Auch die von den Kranken benutzten Betten, Wäſche ꝛc. können den Anſteckungsſtoff aufnehmen und denſelben an bisher peſtfreie Orte bringen. Dagegen iſt es nicht ſicher erwieſen, daß auch durch bloße Handelswaaren (Baumwolle u. dgl.) die P. aus dem Orient nach Europa eingeſchleppt worden ſei. In den allermeiſten Fällen ſcheint die P. innerhalb 7 Tagen nach der Aufnahme des Anſteckungsſtoffs in den Körper auszubrechen, in vielen Fällen aber dauert dieſes ſogen. Inkubationsſtadium nur 2—5 Tage und in ſehr vereinzelten Fällen auch wohl bis zu 15 Tagen. Dieſer Umſtand iſt natürlich für die Feſtſtellung der Quarantänezeit von der größten Wichtigkeit. Ueber die Natur des Peſtgifts fehlen uns alle näheren Kenntniſſe, doch ſcheint daſſelbe eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Leichengift zu haben. Die in Armut und Elend lebenden Volksklaſſen werden von der P. am häufigſten ergriffen. Merkwürdigerweiſe ſcheinen von der P. manche Beſchäftigungsweiſen ganz verſchont zu werden, beſonders ſolche, welche viel mit Waſſer zu thun haben, noch mehr aber die Oelträger, Oel- und Fetthändler. Nach Ablauf der Inkubationszeit bricht die P. bald mit örtlichen Zufällen, Karbunkeln und Peſtbeulen, denen dann Fieber und die Zeichen der Allgemeinerkrankung folgen, bald ſofort mit letzteren aus, nämlich mit Froſt, Mattigkeit, Kopfſchmerz, Ohrenſauſen und Schwindel, Angſtgefühl, verſtörtem Geſicht, Appetitmangel, beſchleunigtem Athem und Pulsſchlag, heißer Haut, bisweilen Erbrechen und Durchfall ꝛc. Die *Peſtbeulen* (angeſchwollene und vereiternde Lymphdrüſen) erſcheinen am häufigſten in den Weichen, ſeltener unter den Achſeln, im Nacken oder unter dem Ohr als rundliche Geſchwülſte mit oder ohne Röthung der darüber liegenden Haut. Sie verurſachen meiſt lebhafte ſtechende Schmerzen, wachſen bis zur Größe eines Taubeneies und darüber und gehen dann gewöhnlich in Eiterung, Verjauchung und Brand über. Der *Peſtkarbunkel* entſteht aus einzelnen flohſtichähnlichen rothen Flecken, die oft unter ſtechenden Schmerzen hier und da auf der Haut, beſonders der Beine, erſcheinen, ſpäter zu größeren bläulichrothen Flecken anwachſen, verhärten, ein Bläschen an der Spitze zeigen und endlich in einen Brandſchorf mit lebhaft entzündetem Hof übergehen, unter welchem Haut und Muskeln brandig zerſtört werden. Nach dem Auftreten dieſer örtlichen Peſtmale ſteigert ſich gewöhnlich das Fieber zu heftigen typhusähnlichen Symptomen, es tritt ein hochgradiger Verfall der Kräfte ein, und es erfolgt dann entweder der Tod unter ſchlagflußähnlichen oder mit andauernder Bewußtloſigkeit einhergehenden Hirnzufällen, oder auch durch Blutungen, Entkräftung und Blutzerſetzung, oder es tritt unter Eiterung der Beulen und Abſtoßung der Brandſchorfe allmähliche Geneſung ein. Die Dauer der Krankheit iſt wahrſcheinlich 5—6 Tage, manche Epidemien tödten jedoch ſchon unter den Erſcheinungen der intenſivſten Blutvergiftung in den erſten 24 Stunden. Tritt Geneſung ein, ſo zieht ſich dieſe oft durch Wochen und Monate hindurch. Die Prognoſe der P. iſt eine ſehr ſchlechte. Die Vorbauungsmittel gegen die Krankheit ſind theils allgemeine, theils individuelle. Zu erſteren gehört die von allen ſeefahrenden Küſtenvölkern, beſonders am Mittelländiſchen Meer, eingeführte Quarantäne. Das ſicherſte Vorbauungsmittel wäre wohl die Einführung von ausreichenden ſanitätspolizeilichen Maßregeln in den Ländern, wo ſich die P. ſelbſtändig entwickelt, namentlich alſo in Aegypten. Der einzelne von der P. Bedrohte iſolire ſich möglichſt von dem Verkehr, beſonders von dem mit unreinlichen Volksklaſſen, vermeide den Umgang mit Peſtkranken und halte ſich fern von deren Wohnräumen, Betten und Kleidungsſtücken. Das Einreiben des Körpers mit Baumöl verdient als Schutzmittel verſucht zu werden. Die Behandlung der Peſtkranken muß in der Hauptſache eine diätetiſche ſein. Man ſorge für reine, friſche Luft, wende das friſche und reine Waſſer innerlich und äußerlich an, gebe Limonaden und andere kühlende Mittel. Tritt Geneſung ein, ſo muß man bei Zeiten für Darreichung einer nährenden

und leicht verdaulichen Koſt ſorgen. Vgl. Griesinger, Die Infektionskrankheiten (2. Aufl., Erlang. 1864); Stamm, Noſophthorie (Leipz. 1862).

Peſt (Peſt-Piliſ-Solt), ungar. Komitat, zwiſchen der Donau und der Theiß, ſeit 1876 durch Einverleibung des größten Theils des Diſtrikts Kleinkumanien erweitert, grenzt nördlich an die Komitate Hont und Neográd, öſtlich an Hevés, Jazygien, Großkumanien-Szolnok und Csongrád, ſüdlich an Bács, weſtlich an Tolna, Stuhlweißenburg, Komorn und Gran und umfaßt 12,257 QKilom. (204 QM.) mit (1870) 775,030 Einw. Oeſtlich der Donau iſt das Land eine weite, unüberſehbare Ebene mit Sandfeldern und großen Sümpfen; dagegen iſt der nordweſtliche Winkel, jenſeit der Donau, gebirgig (Pilisberg). Flüſſe ſind: die Donau, die hier durch Spaltung die 27 Kilom. lange St. Andräinſel (unterhalb Wiſſegrád) und die 45 Kilom. lange Csepelinſel (unterhalb Peſt) bildet; die langſam fließende, fiſchreiche Theiß, Zagywa (mit dem Galga), Rákos, Hajta, Groß- und Kleintapio. Unter den Mineralquellen ſind die Ofener Bäder die berühmteſten. Am linken Donauufer iſt das Rákosfeld merkwürdig, auf welchem die Ungarn bis zu den Zeiten König Ludwigs II. ſehr häufig ihre Landtage hielten. Der Boden iſt um Kalocſa ſowie in den hügeligen Strichen fruchtbar, dagegen zwiſchen der Donau und Theiß größtentheils ſandig und oft wegen Flugſandes unfruchtbar. Vom geſammten produktiven Boden kommen auf Ackerland 44½ Proc., auf Wieſen 14½, auf Weiden 28, auf Weinland 3½, auf Waldungen 9½ Proc. Unter den Bodenerzeugniſſen nehmen Weizen und anderes Getreide, Mais, Hanf, Tabak, Kartoffeln und Rüben den erſten Platz ein; Gemüſe wird wenig gebaut. Bedeutend iſt dagegen der Weinbau, namentlich um Ofen; er ergab 1873 auf 33,233 Hektar Anbaufläche 500,000 Hektol. im Werth von 7,1 Mill. Fl. Holz mangelt, daher Schilfrohr, Stroh und ſelbſt getrockneter Miſt als Brennmaterial benutzt werden. Die meiſten Waldungen finden ſich noch in den nördlichſten Theilen des Komitats. Die Weiden ernähren große und zahlreiche Herden von Schafen, Rind- und Borſtenvieh. Die Zählung von 1870 ergab 97,537 Pferde, 144,518 Rinder, 712,902 Schafe und 180,982 Schweine. Die Donau und die Theiß ſind ſehr reich an Fiſchen, worunter ſich beſonders die Hauſen durch ihre Größe (bisweilen 5—8 metr. Ctr. ſchwer) auszeichnen. Das Mineralreich iſt nicht bedeutend vertreten, die Ebene leidet ſogar Mangel an Bauſteinen. Hauptbeſchäftigung der Bewohner ſind Ackerbau und Viehzucht. Die Induſtrie beſchränkt ſich hauptſächlich auf die Hauptſtadt; der Handel iſt ſehr lebhaft und wird durch die Donaudampfſchiffahrt und mehrere Eiſenbahnen befördert.

Die gleichnamige Hauptſtadt liegt am linken Ufer der Donau, der Stadt Ofen (Buda) gerade gegenüber, und iſt ſeit Anfang 1873 mit derſelben geſetzlich zu einem einzigen Gemeinweſen unter dem Namen Budapeſt vereinigt. Die Donau, welcher Budapeſt den größten Theil ſeiner Bedeutung verdankt, ſtellt ſich innerhalb der Schweſterſtädte in voller Majeſtät dar. Ihre Breite beträgt oberhalb der Margaretheninſel-Brücke 850—950 Meter, verengt ſich aber allmählich bis auf 300 M. (am Fuß des einſpringenden Blocksbergs), um ſich unterhalb der Stadt wieder zu einem 1140 M. breiten Becken auszudehnen. Die beiden Städte ſind zunächſt durch die impoſante, 1842—49 erbaute Kettenbrücke verbunden, welche eine Länge von 390 M., eine Spannweite zwiſchen den beiden Mittelpfeilern von 190 M. und eine Breite von 12,8 M. hat, am Peſter Ufer zu beiden Seiten geräumige Magazine der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft enthält und 1870 aus den Händen der Aktiengeſellſchaft, die den Bau ausführte, um den Preis von 7 Mill. Fl. an die Regierung übergegangen iſt. Eine zweite großartige Brücke wurde 1872 unterhalb der Spitze der Margaretheninſel (oberhalb der Stadt) in Angriff genommen und 1875 dem Verkehr übergeben. Die Margaretheninſel-Brücke iſt eine eiſerne Bogenbrücke, hat 474 M. Länge, 17 M. Breite, drei Oeffnungen und erforderte einen Koſtenaufwand von 5,8 Mill. Fl.; von ihrem Kopf in P. aus wird die große Ringſtraße ausgehen, welche, die ganze Stadt in weitem Bogen durchſchneidend, wieder bei der Donau am neuen Zollamt enden ſoll. Eine dritte Brücke (Eiſenbahnbrücke), zwiſchen dem Schlachthaus in P. und dem Palatinalgarten in Ofen unterhalb des Blocksbergs, hat die Aufgabe, die öſterreichiſche und die ungariſchen Staatsbahnen einerſeits mit der Südbahn anderſeits zu verbinden; ſie hat vier Oeffnungen von je 94 M. Lichtweite und iſt ein Fachwerk mit parallelen Gurtungen, aber zur Zeit (Anfang 1877) noch nicht beendet. Budapeſt hat einen Umfang von 18,612 Hektar und zerfällt in 12 Stadttheile. Dieſe ſind zunächſt die innere Stadt (ungar. Belváros), das alte P., unregelmäßig gebaut, aber impoſante Gebäude enthaltend und durch die Ausführung der Donaukai's weſentlich verſchönert, Hauptſitz des großſtädtiſchen Lebens, und die Leopoldſtadt (Lipótváros), der nördliche Theil von P., das Centrum des Handels und die ſchönſte Vorſtadt, die, 1780 angelegt, eine großartige Front am Strom bildet. Oeſtlich ſchließt ſich die Thereſienſtadt (Terézváros) an, die in ihren älteren, an die innere Stadt angrenzenden Theilen hauptſächlich von Juden bewohnt wird; ſüdlich von derſelben liegt die Joſephſtadt (Józsefváros), während die Franzſtadt (Ferenczváros) den Halbkreis gegen die Donau abſchließt. Thore, Ringmauern, Wall und Graben der Altſtadt ſind infolge der Vergrößerung ſchon vor Jahren gänzlich weggeriſſen, geebnet und überbaut worden. Jenſeit des Fluſſes liegt zunächſt die Ofener Feſtung (Vár) oder die obere Stadt, welche regelmäßig gebaut und mit Mauern umgeben iſt, und von der man durch vier Thore (zum Theil auf Treppen) in die Vorſtädte von Ofen hinabgelangt, welche ſich in einem langen Oval um die Feſtung lagern. Infolge kaiſerlichen Handſchreibens von 1875 ſoll übrigens Ofen ſeinen Charakter als Feſtung verlieren. Die Vorſtädte von Ofen ſind: die von der Feſtung bis zur Donau reichende Waſſerſtadt (Víziváros), nördlich von dieſer die Landſtraße (Országut), das ländliche Neuſtift (Ujlak) und Alt-Ofen (Ó-Buda), früher ſelbſtändiger Marktflecken, auf der Stelle des römiſchen Aquinium oder Sicambrium erbaut, von welchem noch Reſte eines Bades, Trümmer des dazu gehörigen Aquädukts, Spuren eines Amphitheaters und zahlreiche Römerſteine und Inſchriften erhalten ſind. Hinter der Feſtung liegt die Chriſtinenſtadt (Krisztinaváros), mit hübſchen Landhäuſern und Gärten, vom ſogen. Teufelsgraben durchzogen, welcher bei Ueberſchwemmungen in dieſem Stadttheil öfters großen Schaden veranlaßt hat, ſeit 1875 aber überbaut iſt, und an dieſe Vorſtadt grenzt als der ſüdlichſte Stadttheil die Raitzenſtadt (Tábán). Zum Gemeindegebiet gehören außerdem noch der auf der Peſter Seite an der Staatsbahn liegende Ort Steinbruch (Köbánya) und die unter dem Namen Extra-

villan (Kültelkek) zuſammengefaßten einzelnen Wohngebäude. Unter den Straßen und Plätzen von Budapeſt ſind vor allen die Kai's hervorzuheben, und zwar der Franz-Joſephskai auf der Peſter Seite von der Kettenbrücke ſtromabwärts, der Rudolfskai ſtromaufwärts, beide die ſchönſte Promenade der Stadt bildend. Unterhalb der Kaimauern befinden ſich die Ausladeplätze der Schiffe. Nach dem Plan der in großartigem Stil beabſichtigten Stadtverſchönerung ſollen beide Kai's bis zur Margaretheninſel- und Verbindungsbahnbrücke fortgeſetzt und auch auf der Ofener Seite in gleicher Länge (2960 Meter) ausgeführt werden. Unter den öffentlichen Plätzen ſteht obenan der Franz-Joſephsplatz, der ſchönſte öffentliche Platz in P., gegenüber der Kettenbrücke, mit dem Akademiepalaſt, dem Handelsſtandsgebäude, dem Dianabad und mehreren Hotels. In der Mitte erhebt ſich der zum Andenken an die Krönung des Kaiſers Franz Joſeph 1867 errichtete Krönungshügel, von welchem herab der König mit dem Schwert des heil. Stephan die im Ceremoniell vorgeſchriebenen Streiche nach den vier Weltgegenden macht. Andere Plätze ſind: der Rathhausplatz, der Pfarrplatz mit einer zierlichen Dreifaltigkeitsſäule, der Heuplatz und der Franz-Deák-Platz in der innern Stadt, der Joſephsplatz mit der Bronzeſtatue des um Budapeſt hochverdienten Erzherzog-Palatins Joſeph (geſt. 1847) und die Eliſabethpromenade mit hübſcher Gartenanlage, ſchönem Kurſalon (ſeit 1873) und Springbrunnen, beide in der Leopoldſtadt; dann der Herminen- und Stephansplatz (mit dem ungariſchen Volkstheater) in der Thereſienſtadt, der mit Anlagen geſchmückte große Neumarktplatz, der Kirchen-, Matthias- und Rakoczi-platz in der Joſephſtadt, meiſt in neueſter Zeit angelegt oder regulirt, endlich der Franzplatz in der Franzſtadt. Zu den Plätzen gehören auch die ſchönen in neueſter Zeit angelegten Squares. Auch auf der Ofener Seite führt die Kettenbrücke zu einem von ſchönen Gebäuden eingefaßten Platz, von welchem ein 1853—1855 hergeſtellter Tunnel mit gewaltigem doriſchen Portal unter dem Feſtungsberg hindurch eine Verbindung mit der jenſeitigen Chriſtinenſtadt herſtellt. Andere Plätze in Ofen ſind: der von Regierungsgebäuden eingeſchloſſene St. Georgsplatz in der Feſtung, mit dem gußeiſernen, 1852 errichteten Monument des Generals Hentzi (ſ. d. 2) und ſeiner Genoſſen; der Hauptplatz mit barocker Dreifaltigkeitsſäule von 1710, der Burgplatz, der Parade- und der Ferdinandsplatz. Zu den ſchönſten Straßen in P., von denen die frequenteſten mit Aſphalt gepflaſtert ſind, gehören: die Waitzener Gaſſe, die Hauptpulsader des eleganten Lebens, der eigentliche Korſo Peſts, mit großſtädtiſchen Läden; die gleichfalls ſtark belebte Hatvaner Gaſſe und die Franz-Deák-Straße in der innern Stadt, die Akademieſtraße, die Palatingaſſe, die Dreikronen- und Dorotheengaſſe, die Széchényi-promenade, ſämmtlich in der Leopoldſtadt. Die Stelle der ehemaligen Ringmauern und Wälle der alten Stadt nimmt jetzt die neue breite, nach Art der Pariſer Boulevards angelegte Landſtraße zwiſchen dem Heuplatz und dem Deákplatz, dann ihre Fortſetzung, der impoſante Waitzener Boulevard, ein, welcher die Leopold- von der Thereſienſtadt trennt. Von dieſen beiden Hauptſtraßen aus ziehen ſich in endloſen Proſpekten einige breit angelegte Straßen durch die Peſter Vorſtädte hin, ſo: die Soroksárer Straße nach S., dann als Grenze zwiſchen Franz- und Joſephſtadt die Uellöer Straße, die ſtark belebte Kerepeſer Straße, welche die Joſeph- von der Thereſienſtadt ſcheidet, die Königsſtraße und die neue Radialſtraße, beide die Thereſienſtadt durchſchneidend. Die letztere, eine der intereſſanteſten Anlagen des neuen P., führt vom Waitzener Boulevard mitten durch die Thereſienſtadt zum Stadtwäldchen hin, iſt 2275 Meter lang, wird von einem achteckigen Platz (Oktogon) und von dem Rondpoint unterbrochen und hat bis zum Oktogon eine Breite von 34, von da an eine von 46 Meter. Unter den Straßen in Ofen ſind erwähnenswerth: die zur Feſtung hinaufführende Albrechtſtraße, die Baſteipromenade, welche vom obern (Wiener) Thor bis zum Stuhlweißenburger Thor die ganze Weſtſeite der Feſtung entlang läuft und eine prachtvolle Ausſicht auf den weiten Kranz der Ofener Gebirge gewährt, dann die ſtark beſuchten Promenadenwege am Abhang des Feſtungsbergs gegen die Donau, Ellipſe genannt. Von den nicht ſehr zahlreichen und im ganzen auch nicht bedeutenden kirchlichen Gebäuden ſind zu erwähnen: die Hauptpfarrkirche, die älteſte Kirche Peſts, deren gothiſche Rückſeite bis 1500 zurückreicht, während die unbedeutende Façade 1726 entſtand (mit dem Grabmal des Feldmarſchalls Kray); die Univerſitätskirche, die ſchönſte Kirche Peſts (1698 von den Paulinern erbaut); die Leopoldskirche, ein Kuppelbau, der 1851 an Stelle der zerſtörten alten Leopoldskirche begonnen ward, ſeit dem 1868 erfolgten Einſturz der bereits vollendeten Kuppeltrommel aber für längere Zeit unterbrochen blieb; die Mariä-Himmelfahrtkirche (Pfarrkirche) in Ofen, in welcher 1867 Kaiſer Franz Joſeph und Kaiſerin Eliſabeth gekrönt wurden; die Garniſonkirche St. Johann aus dem 13. Jahrh., mit dem Grabmal Andreas' III., des letzten Arpaden. Außer den angeführten dem katholiſchen Kultus gewidmeten Kirchen ſind in P. eine griechiſche Kirche, im Innern im byzantiniſchen Geſchmack mit Gold und Heiligenbildern geziert, eine reformirte Kirche am Heuplatz, zwei evangeliſche Kirchen (am Deákplatz und in Ofen), ein iſraelitiſcher Kultustempel, ein ſchöner polychromer Ziegelrohbau in mauriſchem Stil, mit zwei polygonen, 44 Meter hohen Thürmen, endlich noch eine ſtattliche Synagoge in Alt-Ofen. Hier mag auch der neue Friedhof, gleich außerhalb der Kerepeſer Linie, mit dem Mauſoleum des 1849 erſchoſſenen Grafen Ludwig Batthyányi, Erwähnung finden. Unter den weltlichen Gebäuden von Budapeſt iſt vor allen die königliche Burg auf dem Feſtungsberg in Ofen zu nennen, ein impoſanter, unter Maria Thereſia (1749—71) ausgeführter Bau mit gegen die Donau gerichteter, 178 Meter langer Front, 203 Zimmern und der Schloßkirche zum heil. Sigismund (mit der ſeit 1771 als Reliquie aufbewahrten rechten Hand des heil. Stephan) im nördlichen Schloßflügel, wo auch ſeit 1790 die ungariſchen Reichsinſignien durch die Kronwache gehütet werden. Sehenswerth iſt auch der Schloßgarten, deſſen oberer Theil eine ſchöne Ausſicht auf den Strom und die Hauptſtadt darbietet. Andere bemerkenswerthe Gebäude ſind in Ofen: das gräflich Sandor'ſche Palais (gegenwärtig Sitz des ungariſchen Miniſterpräſidenten), das gräflich Teleki'ſche Palais (jetzt Wohnung des Erzherzogs Joſeph) und das Ofener Stadttheater, ſämmtlich am St. Georgsplatz; das Rathhaus, das Generalkommando und das Landhaus, gleichfalls in der Feſtung; die neuen ſchönen Gebäude der Ofener Sparkaſſe, der Ofener Kommercialbank, der ehemaligen Kettenbrückengeſellſchaft und der Weſtbahn, alle dieſe auf dem Platz vor der Kettenbrücke; die Paläſte des Barons Liptay und des Grafen Széchényi, beide mit der Front

Digitized by Google

gegen die Donau, und das gräflich Karácsonyi'ſche Palais in der Chriſtinenſtadt. Intereſſant iſt das in der Nähe des Kaiſerbads auf einem terraſſirten Unterbau ſtehende kuppelförmige Grabmal Gül Baba's, des »Roſenvaters«, eines angeſehenen türkiſchen Heiligen (im 16. Jahrh.), das vom Ofener Paſcha Mohammed (1543—48) erbaut wurde und noch heute Beſuche frommer Muſelmanen aus allen Theilen der islamitiſchen Welt erhält. Viel reicher an hervorragenden Gebäuden iſt die Schweſterſtadt P., wo namentlich im letzten Jahrzehnt eine Reihe von Bauten mit großſtädtiſchem Charakter, meiſt im Renaiſſanceſtil, ausgeführt worden iſt. Die größte Zahl derſelben ſtammt vom Peſter Architekten Nikolaus Ybl. Zu den bemerkenswertheſten dieſer Bauten gehören: das Nationalmuſeum, der Akademiepalaſt, das Redoutengebäude und das Hauptzollamt. Das erſtgenannte Gebäude, auf der Landſtraße in den 40er Jahren erbaut, bildet ein gewaltiges Viereck mit zwei Höfen, hat eine Façade mit acht koloſſalen korinthiſchen Säulen, im Giebel darüber ein großes Relief (die ſpendende Pannonia), eine breite Freitreppe, im Innern ein freskengeſchmücktes Veſtibül, einen Prunkſaal und einen runden Kuppelraum, in dem die Statuen berühmter Ungarn aufgeſtellt werden (Pantheon). Der Akademiepalaſt auf dem Franz-Joſephsplatz (1862—64 nach den Plänen von Stüler im edelſten Renaiſſanceſtil aus Sandſtein erbaut) hat einen aus der Front vorſpringenden, reich geſchmückten Riſalit und zwei Seitentrakte, im Innern ein prächtiges Veſtibül mit Marmorſäulen, ſchöne Korridore, einen großen Prachtſaal, welcher mit Fresken aus der ungariſchen Geſchichte und 24 Karyatiden geſchmückt iſt, und in welchem die Jahresſitzungen der Akademie ſowie andere Feſtlichkeiten wiſſenſchaftlichen Charakters abgehalten werden, einen kleinern Sitzungsſaal ſowie die Räumlichkeiten der Bibliothek und der Gemäldegallerie. Die ſtädtiſche Redoute, ein koloſſales Bauwerk (1859—65 in einem aus byzantiniſchen, mauriſchen und gothiſchen Elementen gemiſchten, jedoch nicht harmoniſch wirkenden Stil erbaut), mit der Front gegen den erſten Square des Franz-Joſephskai's gerichtet, iſt im Erdgeſchoß mit ungeheuren Arkaden und im erſten Stock mit einer großen Loggia verſehen, hat ein unverhältnismäßig hohes Treppenhaus mit Fresken von Than und Lotz, einen großen und kleinen Redoutenſaal und zahlreiche Nebenlokalitäten. Das neue Hauptzollamt an der untern Donauzeile, ein umfangreicher Prachtbau (1870—74 von Ybl in kräftigem Renaiſſanceſtil erbaut), iſt im ganzen 165 Meter lang, 53 Meter breit und 23 Meter hoch, zerfällt in einen impoſanten Mittelbau, deſſen Donaufront mit zehn koloſſalen Säulen geſchmückt iſt, und zwei Seitenflügel, enthält zwei gedeckte Höfe mit Eiſenkonſtruktion, einen offenen Hof und im Mitteltrakt eine ſäulengeſchmückte Haupthalle mit ſchöner doppelter Treppenanlage aus rothem Marmor. Ein intereſſantes Bauwerk iſt ferner das außerhalb der Stadt, an der Soroksárer Straße, gelegene ſtädtiſche Schlachthaus (1870—72 erbaut) mit zwei ſchönen Thiergruppen von Vegas am Hauptthor, einem impoſanten viereckigen Thurm, welcher der Waſſerleitung dient, zahlreichen Schlachtkammern, mit Wänden aus Marmor und Fußböden aus Porzellanfließen, im ganzen, ſammt dem Viehmarkt, einen Flächenraum von 14,4 Hektar bedeckend. Hervorragende Gebäude ſind ferner: das alte Rathhaus (1844 vollendet), mit 44 Meter hohem viereckigen Thurm; das Nationaltheater mit ſchöner, 1876 erneuerter Façade; das Handelsſtandsgebäude mit arkadengeſchmückter Façade (1827—1830 erbaut); das Invalidenpalais (unter Karl VI. erbaut, jetzt als Kaſerne benutzt), mit vier Höfen und einem Flächenraum von 43,000 QMeter; das Neugebäude, eine rieſige Kaſerne mit vielen Höfen, welche aber die Entwickelung der Leopoldſtadt gegen N. hemmt und daher abgetragen werden ſoll; das Komitatshaus mit zahlreichen Bildniſſen ungariſcher Palatine im großen Saal; das ſogen. Pariſer Haus, eine von Schuhmachern bevölkerte glasbedeckte Paſſage; die ungariſche Militärakademie Ludoviceum, die rieſige Uellöer Kaſerne. Der neueſten Periode der architektoniſchen Entwickelung von P. (nach 1860) gehören noch folgende Bauwerke an: das Landhaus, das neue Rathhaus, die neue Börſe (von 1872) mit ſchönem Saal, die übrigen Prachtbauten am Franz-Joſephskai (Thonethof, Aſſekuranzgebäude u. a.) und am Rudolfskai (Gebäude der Donaudampfſchiffahrts-, der Erſten Siebenbürger und der Kaſchau-Oderberger Bahngeſellſchaft), das neue großartige Poſtgebäude, die neue Univerſitätsbibliothek, das chemiſche Inſtitut, das monumentale Sparkaſſengebäude, das Palais des Grafen Károlyi, in franzöſiſcher Renaiſſance, mit offener Vorhalle, ſchönen Gemälden und geſchmackvollem Garten, das des Grafen Feſtetics, der Monumentalbau der Firma Haas, das koloſſale Tököry'ſche Haus, die eleganten Neubauten der Waitzener und Radialſtraße u. a.

Budapeſt iſt Sitz der ungariſchen Magnaten- und Ständetafel und zahlreicher **Behörden**, ſo der königlich ungariſchen Miniſterien, des Staatsrechnungshofs, der königlich ungariſchen Kurie (beſtehend aus dem oberſten Kaſſations- und dem oberſten Gerichtshof), der königlichen Tafel, eines Handels- und Wechſelgerichts, einer Oberſtaatsanwaltſchaft (welcher auch die Strafanſtalt in der Leopoldſtadt unterſteht), zweier Gerichtshöfe erſter Inſtanz, einer Finanzprokuratur, eines Hauptzollamts, eines Oberpunzirungsamts, einer Finanzdirektion und Lotteriedirektion, einer Berghauptmannſchaft, einer Poſt- und Telegraphendirektion mit acht Poſtämtern und neun Telegraphenſtationen, einer Handels- und Gewerbekammer, der Komitats- und Municipalbehörden, des ungariſchen Landesgeneralkommando's, des Hónvedoberkommando's, des oberſten Militärgerichtshofs und der übrigen Centralbehörden für die Hónvedarmee, eines griechiſch-orientaliſchen Bisthums (ſerbiſcher Nationalität), eines Generalſuperintendenten und eines weltlichen Generalinſpektors für die lutheriſche Konfeſſion, eines Superintendenten für die reformirte Kirche, einer iſraelitiſchen Landeskanzlei und einer Centralkommiſſion für die orthodoxen Iſraeliten, endlich von 15 Konſulaten fremder Staaten. Die **Municipalverfaſſung** von Budapeſt iſt durch Geſetz von 1872 neu geregelt worden. An der Spitze der ſtädtiſchen Verwaltung ſteht ein von der Regierung ernannter Oberbürgermeiſter, außerdem ein gewählter Bürgermeiſter, die Stadtrepräſentanz und der Magiſtrat. Den Municipalbehörden unterſteht auch die Polizei, deren Chef den Titel »Stadthauptmann« führt. Vorzüglich organiſirt iſt das Feuerlöſchweſen. Unter den **wiſſenſchaftlichen und Unterrichtsanſtalten** nimmt den erſten Rang die königlich ungariſche **Univerſität** zu Budapeſt ein, welche 1635 von Peter Pazman, dem Kardinal und Fürſt-Primas des Reichs, zu Tyrnau gegründet wurde und unter der Leitung der Jeſuiten aus einer theologiſchen und philoſophiſchen Fakultät beſtand, unter Maria Thereſia 1769 zur königlichen Univerſität erhoben und mit reichen Schenkungen bedacht, 1777 nach Ofen, 1783

nach P. verlegt wurde und 1850 eine den öſterreichiſchen Univerſitäten analoge Organiſation erhielt. Das Gebäude wurde 1786 unter Kaiſer Joſeph I. errichtet. Sie umfaßt vier Fakultäten (für Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, Philoſophie), hatte 1875/76: 150 Lehrer und 2630 Hörer (wovon mehr als die Hälfte Juriſten) und verfügt über ein Vermögen von ungefähr 6 Mill. Fl. Mit ihr ſind verbunden: ein reformirtes theologiſches Kollegium, ein Rabbinatsinſtitut, eine 1786 gegründete Thierarzneiſchule, ein Hebammenkurs, fünf Kliniken, ein phyſiologiſches Inſtitut, ein anatomiſches Kabinet, ein chemiſches Inſtitut, ein botaniſcher Garten, ein Naturalien-, ein phyſikaliſches und numismatiſches Kabinet, eine Sammlung von Alterthümern, eine Bibliothek von 120,000 Bänden nebſt vielen Manuſkripten (hauptſächlich Hungarica enthaltend), eine Buchdruckerei (in Ofen) ꝛc. Zu den Hochſchulen gehört außerdem das königlich ungariſche Joſephs-Polytechnikum, welches ſich aus der 1846 eröffneten Gewerbſchule in Ofen entwickelte, 1856 zur Hochſchule umgewandelt wurde, 1871 eine der Univerſität ähnliche Organiſation erhielt, 1872 nach P. überſiedelte und in drei Fakultäten, für techniſche Chemie, Baukunde und Maſchinenbau, zerfällt (1876 mit 57 Lehrern und 862 Studirenden); dann das Ludoviceum, welches 1802 errichtet und 1872 zu einer militäriſchen Hochſchule für Officiere der ungariſchen Hönvedarmee umgeſtaltet wurde (64 Hörer). Andere Unterrichtsanſtalten ſind: das königliche Univerſitätsobergymnaſium (katholiſch) in Ofen, ein Staats- und ein Piariſtengymnaſium und ein evangeliſch-reformirtes Obergymnaſium in P., je eine Staatsoberrealſchule in Ofen und P., eine ſtädtiſche Oberreal- und eine Unterrealſchule in P., eine 1857 vom Peſter Handelsſtand errichtete Handelsakademie, mehrere Handelsſchulen, eine Landesmuſterzeichenſchule, mit welcher ein Seminar für Zeichenlehrer verbunden iſt (140 Schüler), das National-Muſikkonſervatorium (1875 in eine Landes-Muſikakademie umgewandelt und unter die Leitung von F. Liſzt geſtellt, mit 217 Schülern), eine niedere Militärſchule für Hönveds, ein Centralſeminar der römiſchen Katholiken, eine Präparandenſchule für Lehrer und zwei ſolche für Lehrerinnen, endlich 140 Volksſchulen mit 742 Lehrern und 32,590 ſchulbeſuchenden Kindern. Trotz der verhältnismäßig großen Zahl von Unterrichtsanſtalten iſt der Stand der Volksbildung kein beſonders günſtiger, da von den Erwachſenen etwa 30 Proc. weder leſen noch ſchreiben können. Bedeutend iſt ferner die Zahl der wiſſenſchaftlichen Inſtitute, Geſellſchaften und Vereine. Dahin gehören vor allem das Nationalmuſeum und die Akademie der Wiſſenſchaften. Erſteres, 1802 durch eine reiche Schenkung des Grafen Franz Széchényi begründet, ſeitdem durch bedeutende Stiftungen und Ankäufe erweitert und 1850 in dem neu errichteten Gebäude untergebracht, umfaßt eine Bildergallerie (600 Gemälde), eine ethnographiſche Sammlung, beruhend auf den 1869—70 auf Landeskoſten geſammelten ethnographiſchen Objekten (2533 Nummern), eine Naturalienſammlung mit zoologiſcher (gegen 300,000 Exemplare), mineralogiſcher und botaniſcher Abtheilung, ein reichhaltiges Münz- und Antikenkabinet, eine Sammlung von Gipsabgüſſen und eine Bibliothek von 150,000 Bänden nebſt 9000 Stück Urkunden und 16,000 Manuſkripten. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte anfänglich bloß die Ausbildung der magyariſchen Sprache zum Zweck, iſt aber 1869 zu einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft umgeſtaltet worden und zerfällt in drei Sektionen: für Philologie und Aeſthetik, Philoſophie, Socialwiſſenſchaften und Geſchichte, Mathematik und Naturwiſſenſchaften. Sie enthält in dem neuen oben erwähnten Gebäude die Landes-, ehemals Eſterházy'ſche Gemäldegallerie, welche 1871 in den Beſitz des Landes übergegangen iſt, beſtehend aus 694 Oelgemälden und einer ſchönen Sammlung alter Kupferſtiche und Handzeichnungen (über 50,000 Blätter, darunter zahlreiche von Rembrandt und Dürer), ferner eine Bibliothek von 100,000 Bänden. Zu den wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften gehören außerdem: die Kiſfaludy-Geſellſchaft, welche 1830 mit der Aufgabe gegründet wurde, die Belletriſtik und Aeſthetik zu pflegen und den künſtleriſchen Geſchmack auf dem Gebiete der Poeſie zu veredeln; der St. Stephans-Verein, 1847 zur Herausgabe katholiſcher wiſſenſchaftlichen und populären Werke geſtiftet; die Ungariſche Hiſtoriſche Geſellſchaft (von 1868); die Geſellſchaft der Aerzte (von 1841); die Geſellſchaft der Naturforſcher; die Geologiſche Geſellſchaft mit dem geologiſchen Inſtitut; die Geographiſche Geſellſchaft; das meteorologiſche Inſtitut; der ſtatiſtiſche Landesrath mit dem ſtatiſtiſchen Landesbüreau, neben welchem auch ein hauptſtädtiſches ſtatiſtiſches Büreau beſteht; das Landesarchiv; die Geſellſchaft für bildende Künſte (1861 konſtituirt); der Landesrath für bildende Künſte (ſeit 1871); die Landeskommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmäler. Alle dieſe Vereine und Geſellſchaften geben jedoch ihre Publikationen meiſt bloß in ungariſcher Sprache heraus und entfalten wohl hauptſächlich deshalb keine größere Wirkſamkeit. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten ſind nennenswerth: das umfangreiche Rochusſpital in der Kerepeſer Straße und die Landesirrenanſtalt im Leopoldifeld, 2 Kilom. außerhalb Ofens, ein koloſſales, 1860—68 hergeſtelltes Gebäude, im Durchſchnitt mit 800 Kranken; ferner das Spital der Barmherzigen Brüder in Ofen, das Bürgerſpital, das iſraelitiſche, das Armenkinder- und das Bethesdakrankenhaus in P., zwei Garniſonſpitäler, eine Privatirrenanſtalt, ein königliches Blindeninſtitut, ein ſtädtiſches Waiſenhaus, ein Bürgerverſorgungshaus, zwei Armenhäuſer, ein Zwangsarbeitshaus, ein Kindergarten, eine Kleinkinderbewahranſtalt und zahlreiche Vereine für Krankenpflege, Leichenbeſtattung und andere Wohlthätigkeitszwecke. Was Bäder anbelangt, ſo iſt Budapeſt durch den Donauſtrom und die zahlreichen mineraliſchen Thermen des Ofener Ufers, von denen die meiſten ſchon zur Zeit der Römer bekannt waren, außerordentlich begünſtigt. Die letzteren theilen ſich ihrer Lage nach in zwei Gruppen: Zur erſten, in den nördlichen Bezirken von Ofen (Landſtraße und Waſſerſtadt) gehören das Kaiſerbad, bei den Türken ſehr beliebt, 1802 durch Schenkung an den Orden der Barmherzigen Brüder gelangt, welcher das jetzige Badegebäude aufführte, mit elf Quellen von 28—65° C.; das Lukasbad, gleichfalls türkiſchen Urſprungs, und das Königsbad, beide in der Nähe des erſtgenannten Bades gelegen. Eine andere Gruppe von Bädern verwerthet die aus dem Blocksberg kommenden warmen Quellen (37° C.), ſo: das Raitzenbad in der Raitzenſtadt, in ſeiner gegenwärtigen Einrichtung 1860 hergeſtellt, das Bruckbad, 1831 erbaut und durch vier warme Quellen geſpeiſt, mit einem Volksbad im Hof (1560 erbaut), und das Blocksbad, beide mit türkiſcher Kuppelbedachung. Das Waſſer dieſer zu den alkaliſch-ſaliniſchen Thermen gehörenden Quellen iſt von widerlichem, etwas ſäuerlichem Geſchmack und hepatiſchem

Geruch und wird bei Stockungen und Verſchleimung der Bruſt- und Unterleibsorgane, chroniſchem Magenkatarrh, ſkrofulöſen Geſchwülſten, Drüſenverhärtungen, Hämorrhoidalleiden, hyſteriſchen und hypochondriſchen Affektionen, Menſtruationsſtörungen, Gicht und Rheumatismus ꝛc. empfohlen. Etwas weiter entfernt von dieſer Bädergruppe liegt in der Ebene unterhalb des Blocksbergs das Eliſabeth-Salzbad, ſehr gut eingerichtet, von weither als Kurort beſucht; mitten in der Donau aber befindet ſich das Schwefelbad auf der Margaretheninſel mit einem elegant eingerichteten Badehaus. Seit 1853 wurden auch am Fuß des Adlersbergs Bitterſalzquellen entdeckt, die eine Temperatur von 15° C. und ein ſpecifiſches Gewicht von 1,010 haben und zwiſchen dem Karlsbader und Püllnaer Waſſer ſtehen, in mancher Beziehung aber wirkſamer als dieſe ſind. Von den bedeutendſten derſelben (Hunyadi-János-, Rakoczi- und Széchényi-Quelle) werden jährlich viele tauſend Flaſchen verſendet. In P. befinden ſich mehrere Donaubäder, ferner das Dianabad, das Gſchwindtſche Bad und andere mit vielen Bequemlichkeiten ausgeſtattete Etabliſſements. Eine dankenswerthe Einrichtung iſt die Waſſerleitung, welche 1868 durch den engliſchen Ingenieur William Lindley begonnen wurde und P. mit (theilweiſe filtrirtem) Donauwaſſer verſieht, mit zwei Hochreſervoirs in Steinbruch, welche von dem gegenüber der Südſpitze der Margaretheninſel gelegenen Maſchinenhaus aus mittels Dampfkraft geſpeiſt werden.

Die Bevölkerung von Budapeſt (ohne Militär) belief ſich nach der letzten Zählung (1869) auf 270,476 Einw., wovon auf P. 200,476 (hierunter die Thereſienſtadt, der bevölkertſte Stadttheil, mit 73,760), auf Ofen 53,998, auf Alt-Ofen 16,002 Bewohner kamen. Der Religion nach waren hierunter 195,624 Katholiken, 14,316 Lutheraner, 13,008 Reformirte, 1838 nichtunirte Griechen und 44,890 Juden; der Nationalität nach außer Magyaren viele Deutſche und Slawen. Namentlich P. iſt in dieſem Jahrhundert raſch angewachſen, da es 1813 erſt 36,153, 1833: 63,148 und 1857: 116,683 Einw. zählte. In Betreff der Konfeſſionen hat ſich verhältnismäßig die Zahl der Juden und der Reformirten, dann die der Lutheraner vermehrt, wogegen die Zahl der Katholiken, noch mehr aber die der Griechen bedeutend abgenommen hat. Am 1. Jan. 1876 betrug die Bevölkerung von Budapeſt nach einer Zählung des ſtatiſtiſchen Büreau's mit Einſchluß von 12,697 zur gemeinſamen Armee gehörigen Perſonen und 1257 Hónveds 309,208 Seelen. Welche Bedeutung die Stadt für die Aufbringung der erforderlichen Staatseinnahmen hat, ergibt ſich daraus, daß an direkten Staatsſteuern auf einen Bewohner in ganz Ungarn 3¾ Fl., in P. aber nicht weniger als 18½ Fl. und überdies 4 Fl. an Kommunalſteuer entfallen.

In Bezug auf Induſtrie und Handel nimmt Budapeſt in Ungarn weitaus den erſten Rang ein. Die hauptſächlichſten hier vertretenen Induſtriezweige ſind: der Maſchinenbau mit 18 Fabriken, von denen die meiſten landwirtſchaftliche Maſchinen, Apparate und Geräthſchaften erzeugen (darunter die große ehemals Ganz'ſche Eiſengießerei und Maſchinenfabrik in der Ofener Waſſerſtadt mit 700 Arbeitern, welche insbeſondere Hartgußräder für Eiſenbahnen herſtellt, die Maſchinen- und Waggonfabrik der königlich ungariſchen Staatsbahnen mit ca. 800 Arbeitern); der Wagenbau, welcher große Fortſchritte gemacht hat; der Schiffbau, vertreten durch die 1840 gegründete Schiffswerfte der Donaudampfſchiffahrtsgeſellſchaft zu Alt-Ofen, welche über 2000 Arbeiter beſchäftigt und außer Dampfſchiffen, Remorqueurs und ſonſtigen Schiffen auch Dampfmaſchinen und Keſſel baut; die Verfertigung von Gold- und Juwelierarbeiten, Waffen, Meſſerſchmiedwaaren, Kochgeſchirren aus Stahl für die Armee und die Hónveds, Drahtflecht- und Siebwaaren, Muſikinſtrumenten (28 Fabriken, darunter eine Klavierfabrik) und wiſſenſchaftlichen Apparaten; die Fabrikation von chemiſchen Produkten, als Chlorkalk, Arzneimaterialien, Farbewaaren (namentlich ſchönem Zinnober), Sodawaſſer ꝛc., dann von Sprengmaterialien; die Erzeugung von Stearinkerzen und Seifen, Paraffinfett, Oel, Spodium und Knochenmehl, Ziegeln (16 große Etabliſſements), Kalk und Cement, Zündwaaren, Weizenſtärke (zum Theil mit Export nach Amerika); die Mühlenindustrie, welche 12 große Dampfmühlen mit mehr als 2500 Arbeitern beſchäftigt und bei einer durchſchnittlichen Jahresmenge von 3 Mill. metr. Ctr. verarbeitetem Getreide Mahlprodukte im Werth von 36 Mill. Fl. liefert; die Fabrikation von Spiritus, Preßhefe, Likör und Rum (2 große Fabriken mit 300 Arbeitern), Bier (2 große Brauereien in Steinbruch), Chokolade und Kaffeeſurrogaten; die Tabakerzeugung (2 ſtaatliche Fabriken mit gegen 2000 Arbeitern meiſt weiblichen Geſchlechts und einer Jahresproduktion von über 100 Mill. Stück Cigarren nebſt Rauch- und Schnupftabak); die Wollwäſcherei, vertreten durch ein großes Etabliſſement in der Leopoldſtadt, in welchem 1876: 13,400 metr. Ctr. Schafwolle fabrikmäßig gewaſchen wurden (eine große Kammgarnfabrik in der Franzſtadt iſt 1874 durch Brand zu Grunde gegangen); die Blaufärberei und Kattundruckerei (3 Fabriken in Ofen und Alt-Ofen von bedeutendem Betriebsumfang); die Erzeugung von Matratzen und Bettdecken, Schnür-, Knopf- und Poſamentierwaaren, Mode- und Wäſchartikeln, Damenmiedern, Kleidern, Kunſtblumen und Schmuckfedern, Hutmacher- und Schuhwaaren, Handſchuhen; die Möbel-, Parkett- und Jalouſienfabrikation; die Ledererzeugung (3 Fabriken), Verfertigung von Täſchnerwaaren, Riemerarbeiten, Peitſchen, Ledergalanteriewaaren, Kautſchukdecken, Korbwaaren, Meerſchaumpfeifen und Spielkarten (eine Fabrik mit 100 Arbeitern). Große Unternehmungen beſtehen ferner für Typographie (darunter die Geſellſchaft Athenäum, die Peſter Buchdruckereiaktiengeſellſchaft, die Franklin-Geſellſchaft, die königliche Univerſitäts- und die Staatsbuchdruckerei) ſowie für Raſtrir-, Farbendruck- und Buchbinderarbeiten. Trotz der mannigfachen und in vieler Hinſicht nicht unbedeutenden Induſtrie von Budapeſt macht ihr aber in den meiſten Artikeln die öſterreichiſche und namentlich die Wiener Induſtrie fühlbare Konkurrenz. Zur weitern Förderung der Budapeſter und überhaupt der ungariſchen Induſtrie macht in neueſter Zeit der Landesinduſtrieverein anerkennenswerthe Bemühungen, indem derſelbe Gewerbſchulen ins Leben ruft, Modellſammlungen anlegt, ein Gewerbemuſeum und eine Fachbibliothek in der Hauptſtadt gründete und Vorträge, Gewerbeausſtellungen und Prämiirungen veranſtaltet. Von größter Bedeutung iſt der Budapeſter Handel, als deſſen Hauptobjekte zu nennen ſind: Getreide (hauptſächlich Weizen), wovon im zehnjährigen Durchſchnitt (1865—1874) 4,730,000 metr. Ctr. nach Budapeſt zugeführt und 1,425,000 metr. Ctr. von dort verſendet wurden, während der Reſt zur Vermahlung in der Stadt verblieb und dann als Mehl namentlich nach Trieſt und über das Meer exportirt wurde; Schafwolle, wovon vornehmlich Kammwolle ins Ausland, Tuch-

und Zackelwolle nach Oesterreich (zusammen in einer Durchschnittsmenge von 75,000 metr. Ctr.) verführt werden; Wein (hauptsächlich der an den Abhängen des Adlersbergs, Schwabenbergs ꝛc. wachsende rothe »Ofener Wein«); Spiritus, wovon etwa 60,000 Hektol. nach dem Ausland, besonders auf den italienischen Markt und in die Donaufürstenthümer, exportirt werden; Oelsaat und Kleesamen, besonders für den österreichisch-ungarischen Konsum; Hanf; Tabak zur Deckung der Monopolsbedürfnisse in Oesterreich-Ungarn, außerdem zum Export nach Bayern, Bremen, Hamburg, England, Preußen und Holland; Pflaumen, welche von Bosnien und Serbien zugeführt werden; Honig und Wachs; Fettwaaren (Schweinefett und Speck); Borstenvieh, wofür in ganz Ungarn der Ort Steinbruch der Centralplatz ist (in den dort bestehenden ausgedehnten Borstenviehmastställen werden im Durchschnitt jährlich 484,000 Stück Schweine aus Niederungarn, Siebenbürgen, Serbien und Rumänien zugeführt); rohe Häute und Felle; Knoppern aus Ungarn und Serbien; Bettfedern, die ausschließlich nach dem Ausland exportirt werden; Potasche; Brenn- und Werkholz, insbesondere Binderholz und Faßdauben (jährlich 275,000 metr. Ctr.); Steinkohlen für den eigenen Bedarf (gegen 2 Mill. metr. Ctr.); Manufakturwaaren von Oesterreich, England, Elsaß ꝛc. Die Gesammtzufuhr von Gütern mittels Eisenbahnen und Dampfschiffahrt betrug 1874: 12½, die Versendung 6¼ Mill. metr. Ctr. Die Eisenbahnen, welche in Budapest zusammenlaufen, sind: die österreichische Staatseisenbahn mit ihren Linien von Wien nach P. und von P. über Czegled, von wo die Linien der Theißbahn ausgehen, dann über Szegedin und Temesvár nach Vaziás; die königlich ungarischen Staatsbahnen, deren Linie P.-Hatvan sich am letztern Ort in die drei Linien nach Ruttka, Miskolcz und Szolnok verzweigt; die Südbahn, deren Linie Ofen-Pragerhof mit dem ganzen Bahnnetz des südwestlichen Ungarn in Verbindung steht. In die Verlängerung der Kerepeser Straße wird der projektirte Pester Centralbahnhof zu stehen kommen, von welchem die Verbindungsbahn zu den beiden anderen Bahnhöfen auf der Pester Seite, dann über die im Bau befindliche Donaubrücke zum Ofener Bahnhof der Südbahn auslaufen soll. Budapest bildet auch einen wichtigen Stapelplatz der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Kommunikationsmittel innerhalb der Stadt bilden außer Droschken und Omnibus die Straßeneisenbahnen mit verschiedenen Linien; den Verkehr zur Ofener Festung vermittelt auf dem kürzesten Weg die Dampfseilrampe, deren Ausgangspunkt sich neben dem Tunnel befindet. Dem Personenverkehr auf der Donau endlich dienen Lokaldampfboote von leichter Konstruktion, neben welchen kleine Ueberfuhrpropeller, nach Art der Pariser Mouches, ununterbrochen zwischen den beiden Ufern hin- und herfahren. Förderungsmittel des Handels sind außer den Kommunikationsanstalten: die Filiale der Oesterreichischen Nationalbank, die Waaren- und Effektenbörse, die Mehlbörse, der Müllertag, der jährlich stattfindende internationale Getreide- und Saatenmarkt, dann zahlreiche Banken und Kreditinstitute. Von den 16 Budapester Banken sind die bedeutendsten: die Anglo-Hungarianbank (eingezahltes Aktienkapital 8 Mill. Fl.), die Allgemeine Ungarische Municipalkreditbank (4 Mill.), die Franco-Ungarische Bank (10 Mill.) und die Ungarische Allgemeine Kreditbank (12 Mill.). Außerdem haben hier ihren Sitz: 7 Sparkassen (darunter eine mit Einlagen im Betrag von 28 Mill. Fl.), eine Volksbank, 3 Spar- und Vorschußvereine, 4 Bodenkreditanstalten (darunter die Ungarische Allgemeine Bodenkreditaktiengesellschaft mit einem Aktienkapital von 10 Mill. Fl.) und 9 Versicherungsgesellschaften. Budapest ist sehr reich an geselligen Vereinen und Klubs, unter welchen das Nationalkasino (vom Grafen Stephan Széchényi gegründet) und die Lloydgesellschaft, größtentheils aus Mitgliedern der angesehenen Geschäftswelt bestehend, die hervorragendsten sind. Die Freimaurer haben etwa 14 zum »Großen Orient« gehörige Logen, sowohl nach dem schottischen als auch nach dem symbolischen Ritus. Von Theatern bestehen: das Nationaltheater in der Kerepeser Straße, in welchem Oper und Schauspiel, beide in ungarischer Sprache, vereinigt sind; das Ofener Stadttheater für Oper und Schauspiel in ungarischer Sprache, mit dem Nationaltheater unter derselben Leitung vereinigt; das deutsche Aktientheater in der Leopoldstadt, welches hauptsächlich das Drama und Lustspiel, die Posse und Operette kultivirt; das ungarische Volkstheater am Theresienstädter Stephansplatz; ein deutsches Volks- und 3 Sommertheater. In hoher Blüte steht in Budapest der Sport, vor allem in der Gestalt von Wettrennen, welche am Rennplatz außerhalb der Franzstadt zweimal im Jahr abgehalten werden, in Zukunft aber auf dem neuen Rennplatz, nördlich von P. beim Stadtwäldchen, stattfinden sollen; außerdem in der Form von Jagden, welche im Umkreis der Hauptstadt stark kultivirt werden, namentlich Fuchsjagden auf den weiten Gefilden des Rákos, bei denen sich auch der Kaiser und die Kaiserin betheiligen; dann als Rudersport, welcher auf der Donau sehr im Schwange ist (5 Rudervereine, jährlich eine große Regatta). Nach althergebrachter Sitte finden jährlich mehrere Volksfeste statt, vor allen das Stephansfest (20. Aug.), an welchem Tag tausende von Menschen nach der Festung hinüberströmen, wo die angesehenste Nationalreliquie, die wohlerhaltene rechte Hand König Stephans des Heiligen (s. oben), in der Hauptpfarrkirche zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wird; ferner das Fest Johanns von Nepomuk, des Schutzpatrons der Budapester Fischer (16. Mai); das Volksfest am Blocksberg am Ostermontag u. a. An Promenaden litt die Hauptstadt bis auf die neuere Zeit großen Mangel; seitdem sind jedoch mehrere öffentliche Anlagen innerhalb der Stadt errichtet worden, und zwar die schon erwähnten Squares am Franz-Josephskai, der Museumgarten, die Elisabeth- und Széchényipromenade, dann die am Abhang der Ofener Festung gelegenen, Ellipse genannten Spaziergänge. An der äußern Peripherie der Stadt liegen drei größere Parkanlagen: das Stadtwäldchen, der besuchteste und ausgedehnteste Spaziergang von Budapest, mit Kaffeehaus, Restauration, Thiergarten und einer neuen Badeanstalt; dann der Orczygarten am Ende der Uellöer Straße und der schattige Stadtmeierhof außerhalb der Ofener Christinenstadt. Unter den Vergnügungsorten in der Umgebung ist der schönste die neuerdings in einen großartigen Park umgewandelte Margarethe ninsel, welche zur Zeit der Römer einen Theil der Befestigungen von Aquincum ausmachte, zur Zeit der Arpaden ein Wildgehege war und nach der Tochter Bela's IV., welche in dem hier von ihrem Vater erbauten Kloster ihr Leben beschloß, den jetzigen Namen erhielt. Die Insel ist Eigenthum der Erzherzöge-Palatine (gegenwärtig des Erzherzogs Joseph) und enthält außer Restaurationen und Hotels auch eine warme Quelle (44° C.) mit einem

in edlem Renaiſſanceſtil errichteten Badegebäude. Außerdem ſind ein zweites Badehaus mit Dampfbad und eine neue Villenkolonie projektirt, welche auch ein Konverſations- und Kurhaus, ein erzherzogliches Palais, eine Kapelle ꝛc. nach Plänen von Ybl enthalten ſoll. Reich an landſchaftlich ſchöner Umgebung iſt die Ofener Seite, um welche ſich ein Kranz von Bergen im Halbkreis lagert. Derſelbe beginnt ſüdlich mit dem Blocksberg (St. Gerhardsberg), einem 237 Meter hohen Felsrücken mit einem Fort, welches 1850 an die Stelle der früher (ſeit 1814) dort befindlichen Sternwarte getreten iſt. An ihn ſchließen ſich an: der zweigipflige Adlersberg (Sashegyi), 264 M. hoch, an deſſen Lehnen der beſte Ofener Rothwein wächſt, dann nördlich der villenbedeckte Rücken des Großen Schwabenbergs (in neuerer Zeit auch Széchényiberg genannt), auf welchen von Ofen her eine 3 Kilom. lange Zahnradbahn (Syſtem Rigi) führt, 380 M. hoch, der nordöſtlich in den 259 M. hohen Kleinen Schwabenberg übergeht, auf welchen die ſchönen Thäler des Auwinkels, des beſuchteſten Erholungsorts der Hauptſtadt (früher »Sauwinkel«, Wildpark des Königs Matthias), und weiter der 523 M. hohe Johannisberg, dann der Lindenberg, der Dreihotterberg (491 M.) und der Gaisberg folgen. Geringeres Intereſſe bietet die flache Umgebung der Hauptſtadt auf der Peſter Seite. Oeſtlich von der Stadt liegt das Feld Rákos, wo vor Zeiten die ungariſchen Landtage unter freiem Himmel abgehalten wurden; darin (35 Kilom. entfernt) das Dorf und königliche Schloß Gödöllö (ſ. d.); nördlich davon an der Donau Neupeſt (Ujpest), eine in raſchem Aufblühen begriffene Kolonie von P., welche vor 25 Jahren in einer dem Grafen Stephan Károlyi gehörigen Sandwüſte gegründet wurde und bereits (1870) 6722 Einw. zählt, mit mehreren induſtriellen Etabliſſements und einem Winterhafen für die Dampfſchiffe. Auf der vorliegenden Hafeninſel wird das definitive Werk der Peſter Waſſerleitung angelegt. 17 Kilom. nordöſtlich von P. befindet ſich endlich das Dorf Fóth, mit (1870) 2551 Einw., einem Schloß, ausgedehntem Park und ſchöner Kirche im romaniſchen Stil, welche Graf Stephan Károlyi 1845—56 mit einem Koſtenaufwand von gegen 2 Mill. Fl. erbauen ließ (an der Façade die Bronzefigur der Maria Immaculata von Fernkorn, im Innern Fresken von Karl Blaas und Marmorſtatuen von Tenerani).

Geſchichte. Der Urſprung Peſts, deſſen Name im Magyariſchen ſ. v. w. Oſten bedeutet, iſt dunkel. Schon die Römer hatten in dieſer Gegend eine Kolonie (Transacincum), und unter Geiſa I. wird zuerſt des Peſter Zolles gedacht. Im 13. Jahrh. ſchon eine anſehnliche, von deutſchen Einwohnern beſetzte Stadt, ward ſie 1241 von den Mongolen zerſtört, erholte ſich aber bald wieder und theilte nun alle Drangſale, welche nach dem Erlöſchen des Arpadſchen Mannsſtamms 1307 das Reich durch die ausländiſchen Kronprätendenten, die Streifzüge der Huſſiten und ſpäter durch das Kreuzheer des Georg Doſa traf. Gleichwohl gewann ſie an Flor, namentlich durch die inzwiſchen gegenüber ſich erhebende nachmalige Reſidenz Ofen und durch die Reichsverſammlungen, welche auf der nahen Rákosebene gehalten wurden. Nach der Niederlage von Mohács 1526 ſank die Stadt unter der Herrſchaft der Türken und infolge der vielen Belagerungen der Feſtung Ofen zum Schutthaufen herab. Erſt nach der Vertreibung der Türken 1686 hob ſie ſich bald durch neue Anſiedler, meiſt Deutſche und Raitzen, durch ihre günſtige merkantile Lage, durch die Erneuerung des Privilegiums einer königlichen Frei- und Tavernikalſtadt (1703) ſowie dadurch, daß ſie 1723 der Sitz der höchſten Juſtizbehörden des Reichs wurde. Karl VI. erbaute 1727 die prächtige Invalidenkaſerne, und Joſeph II. verlegte 1784 die Univerſität von Ofen hierher, erbaute das Generalſeminar und das große Lagerſpital. Seit Beendigung der Türkenkriege 1789 blühte P. noch mehr auf. Wiederholt den Ueberſchwemmungen der Donau ausgeſetzt, ward die Stadt von einer der furchtbarſten im Frühjahr 1838 heimgeſucht, wo an 3000 Häuſer zerſtört wurden und mehrere hunderte von Menſchen das Leben verloren. 1848 ward der Sitz der revolutionären Regierung und des Reichstags Ungarns von Preßburg hierher verlegt. Am 4. Jan. 1849 verließ Koſſuth mit der ungariſchen Armee die Stadt, am 5. zogen Windiſchgrätz und Jellachich ein, und am 7. ward P. in Belagerungszuſtand erklärt. Am 23. April räumten die Oeſterreicher die Stadt wieder, und Dembinski beſetzte dieſelbe, worauf ſie 4. Mai von Ofen aus durch die Oeſterreicher bombardirt wurde. Nach der Kapitulation von Világos (Auguſt 1849) beſetzten die Oeſterreicher die Stadt wieder. Seit 1872 mit Ofen vereinigt, blühte ſie infolge ihrer glücklichen Lage, überdies von der ungariſchen Regierung begünſtigt, außerordentlich auf. Vgl. Köröſi, Die königliche Freiſtadt P. 1870 (ſtatiſtiſch, Budapeſt 1872); Heveſi, Budapeſt und ſeine Umgebungen (daſ. 1873); Sturm, Kulturbilder aus Budapeſt (Leipz. 1875).

Peſtalozzi, Johann Heinrich, der einflußreichſte Pädagog der neuern Zeit, geb. 12. Jan. 1746 zu Zürich, verlor im ſechsten Jahr ſeinen Vater, einen Chirurgen, und wuchs, von der Wiege an ſchwächlich, als ein »Weiber- und Mutterkind« auf. Reizbares Gefühl und lebhafte Phantaſie traten früh als Eigenthümlichkeiten des Knaben hervor, während es ihm an nachhaltiger Aufmerkſamkeit wie an praktiſcher Umſicht und Vorſicht fehlte. Im Knaben regte das Vorbild des Großvaters, welcher Pfarrer auf dem Land war, die Neigung zum ſeelſorgeriſchen und pädagogiſchen Beruf und die warme Liebe zum niedern Volk an. Aus Rouſſeau's »Emile« (1762) ſchöpfte dieſe Richtung ſeines Geiſtes neuen begeiſterten Antrieb; er beſchloß, ein Reformator der Volkserziehung zu werden und für das irre geleitete und bedrückte Volk zu leben. Das theologiſche Studium vertauſchte er bald, infolge eines mißlungenen Predigtverſuchs, mit dem der Rechte. Infolge zu großer geiſtiger Anſtrengung jedoch in eine gefährliche Krankheit verfallen, wandte er ſich dem Landbau zu. Als er erfuhr, daß bei dem Dorf Birr, zwiſchen Lenzburg und Brugg, eine große Strecke Heideland feil ſei, faßte er den Plan, hier praktiſch zu zeigen, wie in der Verbindung der Landwirtſchaft mit Fabrikation und häuslicher Erziehung die Mittel gegeben ſeien, den Nachtheilen einer verkünſtelnden Kultur entgegenzuwirken und das Volk aus ſeinem phyſiſchen und ſittlichen Elend zu wahrer Kultur und Sittlichkeit emporzuziehen. Er kaufte 100 Morgen Wuſtung bei Birr, errichtete daſelbſt ein Haus und nannte die Beſitzung Neuhof (1767). 1769 verheirathete er ſich mit Agnes Schultheß, der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in Zürich. Die Unternehmung, beſonders auf Krappkultur gegründet, ſchlug fehl; aber P. hielt ſeinen Plan feſt und verband nun mit ſeiner Wirtſchaft eine Erziehungsanſtalt für arme Kinder, die er 1775 mit 50 Zöglingen eröffnete. Auch dieſe

Anſtalt ſcheiterte an Peſtalozzi's praktiſchem Ungeſchick und ging 1780 ein. Es folgten 18 Jahre der bitterſten Noth und der empfindlichſten Demüthigung für P. Doch ſein Stern ging in anderer Weiſe wieder auf. Er trat als Schriftſteller auf. Schon 1780 erſchien die »Abendſtunde eines Einſiedlers« in Iſelins, ſeines treuen Gönners, »Ephemeriden«. Dieſe Aphorismen enthalten das Programm ſeines Lebens. »Allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte der Menſchennatur zu reiner Menſchenweisheit iſt allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigſten Menſchen. Uebung, Anwendung und Gebrauch ſeiner Kraft und ſeiner Weisheit in den beſonderen Lagen und Umſtänden der Menſchheit iſt Berufs- und Standesbildung. Dieſe muß immer dem allgemeinen Zweck der Menſchenbildung untergeordnet ſein« (13). Bald darauf erſchien ſein berühmtes Buch: »Lienhardt und Gertrud« (Baſ. 1781—89, 4 Bde., u. öfter), worin er nachzuweiſen ſucht, daß nur durch eine tief eingreifende Verbeſſerung der Erziehung, welche die Geſammtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder entwickle und der guten Geſinnung ſowie dem Können den Vorzug vor dem bloßen Wiſſen gebe, den Uebeln der Zeit abzuhelfen ſei. Der Erfolg dieſes Buches war ein großartiger; die Fortſetzung desſelben: »Chriſtoph und Elſe« (Zür. 1782), »der Verſuch eines Lehrbuches zum Gebrauch der allgemeinen Realſchule der Menſchheit, ihrer Wohnſtube«, ſprach dagegen wenig an. Auch in den inneren Angelegenheiten der Schweiz, über rechtliche und geſellſchaftliche Fragen (»Geſetzgebung und Kindermord«, 1783) ließ ſich P. öfters mit ernſtem oder launigem Tadel der beſtehenden Mängel vernehmen. Dies zog ihm den unbegründeten Verdacht revolutionärer Geſinnung zu, der in gewiſſen Kreiſen nie ganz überwunden worden iſt. Während dieſer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit hatte P. ſein äußerlich gedrücktes Leben zu Neuhof fortgeſetzt. Auch war er damals in den Illuminatenorden getreten, ſagte ſich aber, enttäuſcht, bald wieder davon los. Eine Reiſe, die er 1792 nach Deutſchland unternommen, hatte ihn unter anderen mit Klopſtock, Wieland, Herder, Jacobi, Goethe, Fichte bekannt gemacht. Des letztern Einfluß zeigt die tiefſinnige Schrift: »Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts« (1797). So begeiſtert er ſich an die neue vaterländiſche Republik anſchloß, ſo bot er doch alles auf, um das jakobiniſche Element in ihr niederzukämpfen, und drang auf Rückkehr zur alten Ehrenfeſtigkeit und Frömmigkeit. Als ſich im Herbſt 1798 infolge der Verwüſtung des Kantons Unterwalden durch die Franzoſen eine Menge verwaiſter Kinder ohne Obdach umhertrieb, forderte Legrand, einer der Direktoren der Schweizer Republik, P. auf, ſich der Verlaſſenen anzunehmen. P. kam dieſer Aufforderung nach und ſammelte, einzig von einer Haushälterin begleitet, in dem Urſulinerkloſtergebäude zu Stanz bis 80 zum Theil elternloſe, verwahrloſte, mit Krätze behaftete, mit Ungeziefer beladene vier- bis zehnjährige Bettelkinder um ſich. Das Lernen ſuchte er, wie früher in Neuhof, mit den Arbeiten, die Unterrichts- mit einer Induſtrieanſtalt zu verbinden. Auch machte er den Verſuch, Kinder durch Kinder unterrichten zu laſſen. Er war aber nicht bloß Lehrer und Erzieher, ſondern zugleich Hausknecht und Dienſtmagd und wäre den Anſtrengungen unterlegen, hätten ihn nicht ſchon 8. Juni 1799 die Franzoſen von denſelben befreit, indem ſie die Nebengebäude des Kloſters in ein Militärſpital verwandelten. Vgl. ſeine Schrift: »P. und ſeine Anſtalt in Stanz«. P. entließ die Kinder bis auf einige, welche er der Pflege eines Pfarrers anvertraute, und ſuchte bei der Heilquelle auf dem Gurnigel im Berner Oberland Erholung. Von da ging er nach Burgdorf im Kanton Bern, um hier in der ſogen. Lehrgottenſchule zu unterrichten, wo vier- bis achtjährige Kinder unter der Leitung eines Frauenzimmers (Lehrgotte, d. h. Lehrpathin, genannt) im Leſen und Schreiben Unterricht erhielten, mußte aber ſchon nach einem Jahr wegen eines Bruſtleidens zurücktreten. Gleichwohl eröffnete er bald darauf in Verbindung mit Krüſi und Tobler eine Erziehungsanſtalt im Burgdorfer Schloß (1800), die ſodann von der Regierung als öffentliche Anſtalt anerkannt wurde, deren Lehrer kleine Beſoldungen erhielten. Dazu kam noch die Zuſicherung eines Privilegiums für die von P. angekündigten Elementarbücher und das Verſprechen, daß ihm aus allen Gegenden der Schweiz Schullehrer zugeſandt werden ſollten, um von ihm in ſeiner Methode unterrichtet zu werden. 1802 ging P., von zwei Diſtrikten zum Mitglied der nach Paris geladenen Schweizerdeputation gewählt, nach Paris. Vor ſeiner Abreiſe veröffentlichte er: »Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hat« (Bern 1802). Eine Denkſchrift über das, was der Schweiz noth thue, übergab er in Paris dem Erſten Konſul, erhielt aber von demſelben die Antwort, er könne ſich nicht ins ABC-Lehren miſchen. Da 1803 das Schloß Burgdorf von der Berner Regierung zum Sitz eines Oberamtmanns beſtimmt wurde, ſo mußte P. es mit ſeinem Inſtitut 22. Aug. 1804 räumen. Während ſeines Aufenthalts in Burgdorf ſchrieb er: »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt; ein Verſuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten« (Bern u. Zür. 1801) und »Buch der Mütter, oder Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren« (daſ. 1803). In Gemeinſamkeit mit den übrigen Lehrern wurden abgefaßt und unter Peſtalozzi's Namen veröffentlicht: »ABC der Anſchauung, oder Anſchauungslehre der Maßverhältniſſe« und »Anſchauungslehre der Zahlverhältniſſe«. Die Berner Regierung räumte für Peſtalozzi's Anſtalt das Kloſter Münchenbuchſee ein und ließ dasſelbe hierzu einrichten. Da aber Ordnung in der Hauswirtſchaft gerade die Eigenſchaft war, welche P. am wenigſten beſaß, ſo ging das Inſtitut bald ſeiner Auflöſung entgegen, weshalb die Lehrer der Anſtalt Oekonomie und Direktion an Fellenberg, der nahe bei Buchſee, in Hofwyl, wohnte, übergaben. P. folgte darauf gern der Einladung, welche von Iferten (Yverdon) aus an ihn erging, eine Erziehungsanſtalt für Kinder aus allen Ständen und zugleich eine Anſtalt für Lehrerbildung zu übernehmen, und begab ſich mit einigen ſeiner Lehrer, unter anderen Niederer, der auf die ganze Entwickelung des neuen Unternehmens den größten Einfluß übte, und acht Zöglingen dahin; ein halbes Jahr ſpäter folgten ihm die übrigen Lehrer nach. Mit dem Eintritt Peſtalozzi's in Iferten beginnt die Periode, in der P. und ſein Inſtitut eine europäiſche Berühmtheit erlangten. Peſtalozzi'ſche Lehrer unterrichteten in Madrid, Neapel und Petersburg; der Kaiſer von Rußland bezeugte ihm perſönlich ſein Wohlwollen, und Fichte erblickte in P. und ſeinem Wirken den Anfang einer Erneuerung der Menſchheit. Dieſer außerordentliche Erfolg machte P. zu ſicher in Bezug auf das, was er erreicht hatte, und verleitete ihn öfters zur Unbilligkeit gegen das, was bereits ander-

Digitized by Google

wärts zur Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung geschehen war. Selbsttäuschung konnte bei ihm um so eher Platz greifen, als er immer sehr abhängig von seiner Umgebung blieb und die verwandten Bestrebungen anderer fast gar nicht kannte, überhaupt in den letzten Jahrzehnten seines Lebens wenig oder gar nichts las. Zunächst waren allerdings die Leistungen des Instituts glänzende, zumal in dem von Joseph Schmid selbständig geleiteten Rechenunterricht und in der Sprachfertigkeit der Zöglinge. Doch gehörten diese je länger desto mehr den höheren Ständen an; die unmittelbare Wirksamkeit für das niedere Volk, die P. eigentlich beabsichtigte, trat ganz in den Hintergrund zurück. Allmählich erhob sich auch Widerspruch gegen die Pestalozzi'schen Ansichten und zumal gegen sein Institut, in dem allerdings bei Pestalozzi's Unfähigkeit zur Leitung und Haushaltung die Ordnung viel zu wünschen übrig ließ. In öffentlichen Blättern, namentlich schweizerischen, wurde für und wider P. ein heftiger Kampf geführt. Das Lehrerkollegium zu Iferten stellte daher 1809 an die schweizerische Tagsatzung den Antrag auf eine öffentliche Prüfung der Anstalt, und der Landammann beauftragte mit derselben eine Kommission. Der Visitationsbericht schließt mit den bezeichnenden Worten: »Schade, daß die Gewalt der Umstände Herrn P. immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm sein reiner Eifer und seine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten Absicht, der edlen Anstrengung, der unerschütterlichen Beharrlichkeit soll und wird stets Gerechtigkeit widerfahren; aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängnis über einem Mann schweben muß, der durch die Gewalt der Umstände stets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will«. Infolge der Zwistigkeiten unter den Lehrern wich zuletzt aller Segen von der Anstalt und von Pestalozzi's Unternehmungen. 1818 schloß Schmid mit Cotta einen Kontrakt zur Herausgabe sämmtlicher Werke Pestalozzi's. Da bedeutende Subskriptionen einliefen, erwachten in dem immer jugendlichen Geist Pestalozzi's neue Hoffnungen für sein Streben; er bestimmte 50,000 franz. Livres, »welche die Subskription ertragen werde«, zu pädagogischen Zwecken und errichtete in demselben Jahr, seinen ursprünglichen Zweck wieder aufnehmend, eine Armenanstalt zu Clindy, in der Nähe von Iferten. 1825 löste P. das Institut zu Iferten auf und kehrte als fast 80jähriger Greis nach Neuhof zurück, wo er den »Schwanengesang« und seine »Lebensschicksale« schrieb. In diesen letzten Schriften hat P. mit rührender Offenheit die Fehler und Mißgriffe eingestanden, welche das Mißlingen seiner praktischen Versuche mit bedingt haben. Diese Offenheit gereicht ihm mehr zur Ehre als manchem seiner Biographen und Kritiker die Leichtfertigkeit, mit welcher sie ihm die in mancher Hinsicht offenbar übertriebenen Selbstanklagen nachsprechen. Noch in demselben Jahr ward er zum Vorstand der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach erwählt. Im folgenden Jahr las er noch der Kulturgesellschaft zu Brugg eine Abhandlung vor: »Ueber die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege an bis ans sechste Jahr im häuslichen Kreis erziehen kann«. Er starb zu Brugg im Aargau 17. Febr. 1827. Bei klarster Kenntnis der menschlichen Natur im allgemeinen war P. unfähig, die einzelnen Menschen zu durchschauen und zu leiten; er sah die schönsten Ideale als Ziel seines Lebens vor sich, war aber blind, wenn er den Weg zu diesen Idealen finden und zeigen sollte. In seinem »Lienhardt und Gertrud« malt er mit unverkennbarer Liebe und im vollen Gefühl ihrer sittlichen Bedeutung die schöne Ordnung des Haushalts; aber niemand war ferner von einer klaren, haushälterischen Lebensordnung als er. Die Liebe zu dem armen verlassenen Volk war seines Herzens Leidenschaft, aber es fehlte seiner Liebe der Zügel der Ueberlegung. Wenn aber auch alle seine äußeren Werke wieder zerfielen, so ist doch sein Leben ein großartig fruchtbares und gesegnetes gewesen. Liebe und Begeisterung für die Erziehung der Jugend und des Volks hat er in weiten Kreisen geweckt. Wenn diese heute in allen civilisirten Staaten als nationale Angelegenheit von grundlegender Bedeutung anerkannt ist, so ist das nicht am wenigsten P. zu danken. Dazu hat er in der Zurückführung alles Unterrichts auf die Grundlage der Anschauung und in der Forderung einer naturgemäßen Entwickelung in jedem Lehrfach sowie endlich in der Beziehung jeder einzelnen unterrichtlichen wie erzieblichen Thätigkeit auf die höchste Aufgabe der Erziehung, »allgemeine Emporbildung der natürlichen Kräfte des menschlichen Geistes«, sich ein unsterbliches Verdienst um die Pädagogik erworben. Am 12. Jan. 1846 ward Pestalozzi's 100jähriger Geburtstag an vielen Orten festlich begangen und seitdem mehrere durch Privatbeiträge gestiftete und unterhaltene Erziehungs-, Bildungs- und Beiserungsanstalten, namentlich für die ärmeren Klassen, Pestalozzi-Stiftungen genannt. Auch Pestalozzi-Vereine bestehen fast in allen Ländern und Provinzen deutscher Zunge, welche die Unterstützung dürftiger Lehrerwittwen und Lehrerwaisen sich zur Aufgabe stellen. Pestalozzi's »Sämmtliche Schriften« erschienen Stuttgart und Tübingen 1819—26, 15 Bde.; »Sämmtliche Werke«, mit erläuternden Einleitungen von Seyffarth, Brandenburg 1869—73, 18 Bde. Vgl. Biber, Beitrag zur Biographie H. Pestalozzi's (St. Gallen 1827); Blochmann, H. P., Züge aus dem Bild seines Lebens und Wirkens (Leipz. 1846); Christoffel, Pestalozzi's Leben und Ansichten aus Pestalozzi's Schriften (Zür. 1846); K. Schneider, Rousseau und P. (Bromb. 1867); Morf, Pestalozzi's Wirksamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthalts (2. Aufl., Winterth. 1869); Seyffarth, Joh. Heinr. P. (5. Aufl., Leipz. 1872).

Pestifer (lat.), die Pest bringend, gleich der Pest ansteckend; von Pflanzen s. v. w. giftig.

Pestilentiarius (lat.), Pestprediger, ein in Pestzeiten mit Besuchen der Pestkranken eigens beauftragter Prediger; hier und da noch Titel von Geistlichen, welcher auf diese Funktionen in den Zeiten der Pest hindeutet. Pestarzt, ein zur Behandlung der Pestkranken bestellter Arzt.

Pestilénz (lat. pestilentia), s. v. w. Seuche, Pest.

Pestilénzwurz, s. Petasites.

Pestvogel, s. v. w. Seidenschwanz.

Pestwurz, Pflanzengattung, s. v. w. Petasites.

Petalit (Kastor), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, krystallisirt monoklinisch, meist nur in zackigen, sehr monströs ausgebildeten Krystallen; er ist farblos, stark glasglänzend, durchsichtig, Härte 6—6,5, besteht aus kieselsaurer Thonerde mit kieselsaurem Natron und Lithium $3(LiNa)_2Si_2O_5.4Al_2Si_3O_{15}$ und findet sich im Gneis von Utö bei Stockholm, im Granit von Elba und im Marmor von Bolton in Massachusetts.

Petálum (lat.), Blumenblatt (s. Blüte); **petaloïdisch**, blumenblattähnlich.

Petaluma, wichtigſte Stadt der Grafſchaft Sonoma im nordamerikan. Staat Kalifornien, am gleichnamigen ſchiffbaren Fluß, der ſüdlich in die San Pablobai fließt, hat große Kornſpeicher und (1870) 2868, jetzt wohl 5000 Einw.

Petarde (franz. pétard), kleiner Mörſer mit einem Zündloch im Boden, der mit Pulver gefüllt, vermöge einiger Anſätze an ſeiner Mündung auf einem viereckigen Brete, dem Madrillbret, befeſtigt und mittels desſelben an Thore, Mauern, Paliſadirungen ꝛc. gehängt wurde, um in dieſen durch die Exploſion der Ladungen eine Oeffnung herzuſtellen. Die P. ſoll zuerſt um 1570 in Frankreich in Anwendung gekommen ſein, iſt jetzt aber außer Gebrauch. Petarden heißen auch die Knallſignale der Eiſenbahnen, welche, auf die Schienen gelegt, durch die Lokomotive mit ſtarkem Knall zur Exploſion gebracht werden, um als Halteſignal für den Lokomotivführer zu dienen.

Petasites *Tourn.* (Peſtwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompoſiten, ausdauernde, europäiſche, an feuchten Stellen wachſende Kräuter mit vielblumigen Blütentrauben und großen, nieren- oder herzförmigen Blättern, die, aus dem Wurzelſtock entſpringend, ſpäter erſcheinen als die im erſten Frühling hervortretenden Blüten. P. vulgaris *Desf.* (Tussilago P. *L.*, Giftwurz, Roßpappel, Peſtilenzwurz), in Deutſchland, an Ufern und feuchten Orten, hat einen braunen, 30 Centim. hohen, mit einem eirunden oder länglichen Strauß braunröthlicher Blumen gezierten Stengel und große, tief-herzförmige, ungleich gezähnte, unten filzige, übelriechende Blätter. Die Wurzel (Peſtilenzwurzel, Neunkraftwurzel, Schweißwurzel), ſcharf gewürzhaft bitter ſchmeckend und friſch eigenthümlich ſüßlich und gewürzhaft riechend, ſtand früher als Arzneimittel beſonders bei der Peſt in großem Ruf und gilt auch jetzt noch beim Volk als heilkräftig.

Petaud (ſpr. -toh), nach einem altfranz. Märchen Name eines Königs, der nichts zu ſagen hat; daher ſprichwörtlich: da geht's her wie am Hof des Königs P. (wo Jeder Herr ſein will).

Petauriſt (griech.), Seiltänzer, Luftſpringer, von dem Petaurum, einer bei ihren Produktionen gebrauchten Vorrichtung zum Schwingen, ſo genannt.

Petavius (eigentlich Petau), Dionyſius (Denis), berühmter Chronolog, geb. 21. Aug. 1583 zu Orléans, erhielt nach beendigten Univerſitätsſtudien eine Lehrſtelle in der philoſophiſchen Fakultät zu Bourges, gab dieſelbe aber nach zwei Jahren wieder auf und trat 1605 zu Paris in den Jeſuitenorden. Er lehrte an verſchiedenen Kollegien desſelben und ward 1621 Profeſſor der Theologie zu Paris; ſtarb hier 11. Dec. 1652. Sein Hauptwerk iſt: »De doctrina temporum« (Par. 1627, 2 Bde.), wozu als dritter Band das »Uranologion« (daſ. 1630) kam. Beide erſchienen vereinigt Amſterdam 1703, Verona 1734—36 und Venedig 1757 (in jeder der 3 Ausgaben 3 Bde.). Ein Auszug: »Rationarium temporum« (zuerſt Par. 1633), diente lange als Lehrbuch für den hiſtoriſchen Unterricht in den Schulen. Oft edirt wurden auch ſeine »Tabulae chronologicae regum, dynastiarum, urbium, rerum virorumque illustrium« (Par. 1628, zuletzt 1708). Auch ſchrieb er »Theologica dogmata« (Par. 1644—50, 5 Bde.; neue Ausg. von Fournials, daſ. 1865—67, 8 Bde.). Vgl. Stanonik, Dionyſius P. (Graz 1876).

Petechialtyphus (exanthematiſcher Typhus, Fleckfieber), ſ. Typhus.

Petechien (Petechiae, Peteſchen), kleine, unter dem Fingerdruck nicht verſchwindende, meiſt dunkelroth gefärbte und ſcharf begrenzte Flecke in der Haut, welche nicht über die letztere erhaben ſind. Sie beſitzen nur ſelten einen Hof, welcher dann in einer verwaſchenen Blutunterlaufung beſteht, nicht aber auf einer entzündlichen Ueberfüllung der Haargefäße mit Blut beruht. Die Größe der P. ſchwankt zwiſchen der eines Nadelkopfs und der einer Linſe; die Geſtalt derſelben iſt meiſt rundlich. Daneben erſcheinen manchmal größere unregelmäßige Male und Striemen (vibices) oder Blutaustritte in die Haarbälge in Geſtalt blaurother, nicht wegdrückbarer Knötchen (lichen lividus) oder größerer Blutblaſen (pemphigus scorbuticus) unter der Oberhaut. Die P. entſtehen gruppenweiſe ohne Ordnung und bleiben faſt immer von einander getrennt, wenn ſie gleich in ſolcher Häufigkeit erſcheinen können, daß der befallene Theil wie dunkelroth marmorirt ausſieht. Sie verſchwinden nach einiger Zeit ohne weitere Verwandlung, indem ſie ſich allmählich entfärben, ohne Abſchuppung der Oberhaut, und verurſachen weder Jucken, noch Schmerz. Sie erſcheinen bisweilen bloß an ſolchen Stellen der Haut, welche ſtark gedrückt worden ſind (etwa durch eng anliegende Kleidungsſtücke), am häufigſten an den zarten Stellen der Hautoberfläche, an der Innenfläche der Vorderarme und Oberſchenkel, am Unterleib, auf den Brüſten. Dagegen verſchonen ſie meiſt das Geſicht. Auch auf den inneren Häuten beobachtet man die P., z. B. auf dem Herzbeutel, in den Häuten des Darmkanals. Dieſe P. beruhen auf einem Austritt von Blut aus einzelnen feinen Gefäßen. Sie ſind das charakteriſtiſche Symptom aller ſkorbutiſchen Blutzerſetzungen, finden ſich daher außer dem Skorbut ſelbſt auch bei gewiſſen Formen des Typhus, der Pyämie, den Blattern und dergleichen Krankheiten. Bei Kindern deutet das Vorkommen von P. auf die Anlage zur Bluterkrankheit (ſ. d.) hin. Vgl. Blutfleckenkrankheit, Typhus (exanthematiſcher), Skorbut.

Petént (lat.), Bittſteller.

Peter (v. griech. petros oder petra, »Fels«, franz. Pierre, ital. Pietro, ſpan. u. portug. Pedro), männl. Name, unter deſſen Trägern folgende zu bemerken ſind:

1) St. P., Apoſtel, ſ. Petrus.

2) Kaiſer von Rußland: a) P. I. Alexejewitſch, der Große, Sohn des Kaiſers Alexei und der Natalia Kirilowna Narijſchkin, geb. 9. Juni (30. Mai) 1672 zu Kolomanskoje Sſelo, einem Dorf bei Moskau, verlor 1676 in zarteſter Jugend ſeinen Vater, dem deſſen älteſter Sohn, Feodor Alexejewitſch, auf dem Thron folgte. Als Feodor 1682 ſtarb, ward P. mit Uebergehung des ältern, halb blödſinnigen Iwan zum Zaren ausgerufen. Sophie jedoch, Iwans rechte Schweſter, gewann die Strelitzen für den Plan, daß Iwan und P. gemeinſchaftlich Zaren ſein, ſie ſelbſt aber das Reich verweſen ſolle. Iwan und P. wurden daher 23. Juli 1682 gekrönt, und die Kaiſerin-Wittwe mußte die ſchon angetretene Reichsverweſerwürde in Sophiens Hände niederlegen, die nun mit unumſchränkter Gewalt herrſchte und 1687 ſogar den Titel Selbſtherrſcherin annahm. Peters Unterricht beſchränkte ſich auf das Unentbehrlichſte. Man ließ ſeinen Neigungen den freieſten Spielraum und umgab ihn dazu mit einer Schar von jungen Leuten, die ſich Thorheiten und Ausſchweifungen aller Art überließen. Nur die Soldatenſpiele, welche die Jünglinge zu Preobraſchenskoje trieben, gewannen, namentlich unter der Leitung Leforts aus Genf, einen ernſtern Charakter und brachten den jungen Zaren

zuerſt auf den Gedanken, die wilden Strelitzen durch ein europäiſch organiſirtes Heer zu erſetzen. Nachdem ſich P. 6. Febr. 1689 mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin vermählt, trat er 8. Juni gegen ſeine Schweſter auf, unterdrückte den Widerſtand der Strelitzen, verwies Sophie in ein Kloſter und hielt hierauf 9. Sept. 1689 ſeinen Einzug in Moskau. Iwan überließ dem Bruder gern die Zügel der Regierung. Um die Macht der Strelitzen brechen zu können, vergrößerte P. Leforts Schar und zog eine große Zahl fremder Officiere nach Rußland. Mit gleichem Eifer verfolgte er den Gedanken, ſeinem Reich eine Flotte zu ſchaffen. Nachdem er 1696 eine zu ſeiner Beſeitigung angezettelte Verſchwörung blutig unterdrückt und beſtraft, Romanodanowski zum Reichsverweſer beſtellt, die Strelitzen an die Grenzen des Reichs vertheilt hatte, trat er im April 1697 im Gefolge einer nach Holland beſtimmten Geſandtſchaft, an deren Spitze Lefort, Golowin und Wosnizyn ſtanden, unter dem Namen P. Michailow eine Reiſe ins Ausland an. Er ging über Riga, Mitau, Königsberg, Berlin nach Holland, vereinigte ſich hier mit ſeiner Geſandtſchaft und wohnte als Privatmann der Audienz derſelben bei den Generalſtaaten bei. In gemeiner Matroſentracht arbeitete er dann auf einer Schiffswerfte zu Amſterdam und Saardam als Zimmermann, bis er ſich den Meiſtertitel erworben. Anfang 1698 ging er nach England, wo er über 500 Handwerker und Künſtler aller Art in ſeine Dienſte nahm. Die Univerſität Oxford überreichte ihm das Doktordiplom. Von Holland, wo der Hauptzweck ſeiner Geſandtſchaft, von den Generalſtaaten eine Flotte gegen die Türken zu erhalten, geſcheitert war, ging er nach Sachſen und von da nach Wien und Preßburg. Am 4. Sept. 1698 traf er wieder in Moskau ein und ließ ein ſchweres Strafgericht über die Strelitzen ergehen, die wieder einen Aufſtand gemacht hatten. Mit eigener Hand ſchlug er eine Menge Köpfe ab. Auch Eudoxia mußte ins Kloſter wandern; die Strelitzen aber vertheilte der Zar in kleinen Haufen über das Reich, ſo daß ſie allmählich verſchwanden. Von nun an folgten die Neuerungen und Reformen mit ſtürmiſcher Eile. 1699 fand die erſte Rekrutenaushebung ſtatt. Die altruſſiſche Zeitrechnung, nach welcher das Jahr im Herbſt begann, wurde vom 1. Jan. 1700 an abgeſchafft; allen Vornehmen ward geboten, ſich in deutſche Tracht zu kleiden. Der 3. Juli 1700 mit der Pforte abgeſchloſſene 30jährige Friede hatte das 1696 eroberte Aſow und demnach den Schlüſſel zu dem Schwarzen Meer an Rußland gebracht; um nun auch an der Oſtſeeküſte Fuß faſſen zu können, verbündete ſich P. mit Dänemark und mit König Auguſt II. von Polen gegen Schweden. Bei Narwa von Karl XII. 21. Nov. 1700 aufs Haupt geſchlagen, erhielt er durch ſeines Gegners verkehrte und hartnäckige Einmiſchung in die polniſchen Wirren wieder Gelegenheit, in Polen einzudringen und ſelbſt Ingermanland zu erobern, wo er 1703 den Grund zu der künftigen Hauptſtadt ſeines Reichs legte. Der Krieg gegen Schweden ward mit Glück fortgeſetzt, die Ruſſen fingen an, ſich in Eſthland und Livland feſtzuſetzen, und Karls XII. Niederlage bei Poltawa (8. Juli 1709) bezeichnete das Ende der ſchwediſchen Uebermacht, worauf P. Livland und Karelien eroberte. Da es Karl XII. gelang, die Pforte zu bewegen, 1. Dec. 1710 den Krieg an Rußland zu erklären, überſchritt P. 27. Juni 1711 die Grenze der Moldau, deren Hoſpodar Demetrius Kantemir gemeinſchaftliche Sache mit ihm machte. Da er aber 14. Juli die Schlacht am Pruth gegen die Uebermacht des Feindes verlor und ſich zwiſchen dem Pruth und einem Moraſt eingeſchloſſen ſah, ſo mußte er in dem Frieden von Huſch vom 23. Juli den Türken Aſow ſammt Geſchütz wieder auszuliefern verſprechen. 1713 brachen die Ruſſen in Finnland ein, und die ruſſiſche Flotte erfocht bei den Alandsinſeln 7. Aug. 1714 einen glänzenden Sieg über die ſchwediſche. In der Folge wandte ſich Peters Fürſorge auch den inneren Angelegenheiten des Reichs zu. Handwerke, Manufakturen, Verkehr und Handel ſuchte er zu beleben, er legte Schulen und Druckereien an und ſorgte für Ueberſetzung und Verbreitung fremder und einheimiſcher Schriften. Dagegen nahm ſeine ſtürmiſche Heftigkeit ſowie die Unſitte des Trinkens mit dem ſteigenden Alter nur noch zu. Menſchikow und die ſittenloſe Katharina (ſ. d. 2a), die 1712 von P. als Gemahlin und Zarin öffentlich anerkannt worden war, theilten ſich in ſeine Gunſt und bewogen ihn ſelbſt zur Verurtheilung ſeines Sohns (ſ. Alexei 2) zum Tode. Eine Verordnung für die Kaufmannſchaft hob faſt ſämmtliche Kronmonopole wieder auf, und nur der chineſiſche und kaſpiſche Handel blieb privilegirten Handelsgeſellſchaften überlaſſen. Durch Errichtung eines Regierungskollegiums ſollte eine verbeſſerte Adminiſtration eingeführt werden, das Finanzkollegium die vorhergegangenen Unterſchleiſe unterſuchen und beſtrafen. Einführung von gleichen Maßen und Gewichten, von reitenden Poſten, Errichtung von Findelhäuſern, Waiſenhäuſern und Schulen in den Städten, Abſtellung des übertriebenen Bilderdienſtes und des rohen Aberglaubens unter dem Volk waren weitere Pläne, die den Zaren beſchäftigten; dem Bergbau, dem Handel, dem Verkehr ſollte nach allen Richtungen Bahn gebrochen werden; am Ladoga- und Kronſtädter Kanal ward mit dem größten Eifer gearbeitet, und P. entwarf ſelbſt einen Plan, durch die Wolga das Kaſpiſche Meer mit dem Schwarzen zu verbinden. Durch Einſetzung der ſogen. heiligen dirigirenden Synode ward 14. Febr. 1720 dem Patriarchat für immer ein Ende gemacht, und der Zar erklärte ſich ſelbſt für das Haupt von jener. Die kriegeriſchen Unternehmungen gegen Schweden, die inzwiſchen faſt ununterbrochen Fortgang gehabt hatten, beendigte endlich der Nyſtader Friede 10. Sept. 1721, durch welchen außer Eſthland, Livland, Ingermanland und Karelien noch Wiborg und Kerholm an Rußland abgetreten wurden. Der dirigirende Senat und die Synode dekretirten bei dieſer Gelegenheit dem Zaren den kaiſerlichen Titel, und 2. Nov. 1721 ward P. in Petersburg feierlich als Kaiſer ausgerufen. 1723 trat er an der Spitze von 30,000 Streitern eine Heerfahrt gegen Perſien an und eroberte Derbent, mußte jedoch die weitere Expedition aufgeben, da Stürme die ruſſiſche Flotte auf dem Kaſpiſchen Meer zerſtreut hatten. Im Mai 1724 erfolgte die Krönung Katharina's. In demſelben Jahr fand eine neue große Unterſuchung ſtatt, infolge deren 19 vornehme Staatsbeamte hingerichtet, 5 geknutet wurden. Indeſſen ward damit nichts gebeſſert; P. verſtand es nicht, redliche Männer um ſich zu verſammeln und dem Ehrgefühl bei dem Volk Eingang zu verſchaffen. Ueberhaupt war die Rechtspflege eine ſchwache Seite ſeiner Regierung. Eine vermehrte Geſetzſammlung erſchien 1720, eine vorläufige Proceßordnung 1721; eine Geſetzgebungskommiſſion ſollte ein neues Geſetzbuch entwerfen, doch kam dieſes nicht zu Stande. 1724 ward das geiſtliche Oko-

nomie- und Kammerkollegium eingesetzt, und die geistlichen Güter wurden unter die Verwaltung der Regierung gestellt sowie die Akademie der Wissenschaften in Petersburg begründet. Trotz eines schmerzhaften Blasenleidens setzte P. seine gewohnten Beschäftigungen fort, bis ihn im Herbst 1724 eine Erkältung, welche er sich bei der versuchten Rettung eines mit den Wogen kämpfenden Schiffs zugezogen, auf das Krankenlager warf; er starb 8. Febr. (28. Jan.) 1725, ohne eine Verfügung wegen des Throns getroffen zu haben, daher ihm seine Gemahlin Katharina I. auf demselben folgte. P. war roh und in seinen Leidenschaften, Wollust und Trunksucht, oft zügellos; aber stets beseelte ihn ein hohes Pflichtgefühl, und nie ließ er den Staatszweck außer Augen. Eine mächtige Herrschernatur, ein Reformator von klarem Wissen und Wollen, ist er Gründer des russischen Staats geworden. Am Säkularfeste der Thronbesteigung Peters wurde sein Denkmal von Falconet enthüllt (s. Sankt Petersburg). Andere Denkmäler Peters befinden sich zu Petersburg, Kronstadt, Poltawa, Woronesh, Lademoje, Pole und Lipezk. Vgl. Golikow, Dejania Petra Welikawo (Mosk. 1788—97, 30 Bde.); Halem, Geschichte Peters d. Gr. (Münst. 1803—1805, 3 Bde.); Bergmann, P. d. Gr. als Mensch und als Regent (Riga 1823—30, 6 Bde.); Ségur, Histoire de Russie et de Pierre le Grand (2. Aufl., Par. 1829); Usträlow, Istoria zarstwowania Petra Welikawo (Petersb. 1858—63, Bd. 1—6); Sadler, P. d. Gr. als Mensch und Regent (das. 1872); Engelmann, P. d. Gr., seine Jugend und das Wesen seiner Reformen (Dorp. 1872); Herrmann, Rußland unter P. d. Gr. nach den handschriftlichen Berichten J. G. Vockerodts und D. Pleyers (Leipz. 1872); Barrow, Life of P. the Great (neue Ausg., Lond. 1873). Wichtig sind auch das »Tagebuch Peters d. Gr. bis zum Nystadter Frieden«, aus dem Russischen 1773 übersetzt, und das russische Original der von Katharina II. durchgesehenen »Geschichte Peters«. Das sogen. »Testament Peters d. Gr.« ist eine Erfindung Napoleons I., welcher es 1812 selbst diktirte und durch Lesur publiciren ließ (vgl. Berkholz, Napoléon I. auteur du Testament de Pierre le Grand, Riga 1863; deutsch, Petersb. 1877).

b) P. II. Alexejewitsch, Sohn des unglücklichen Zarewitsch Alexei, Enkel Peters d. Gr., geb 23. (12.) Okt. 1715, folgte 17. Mai 1727 der Kaiserin Katharina I. unter Vormundschaft eines von derselben bestellten Regentschaftsraths auf dem Thron. Menschikow brachte ihn aber gänzlich unter seine Leitung, und P. verlobte sich sogar mit dessen Tochter, während dieser des Kaisers Schwester Natalie zur Gattin begehrte. Nachdem der Emporkömmling gestürzt und nach Sibirien verbannt war, traten die Dolgorukijs an seine Stelle. P. ward 7. März 1728 mit großem Pomp zu Moskau gekrönt und residirte fortan hier. Am 10. Dec. 1729 verlobten ihn die Dolgorukijs mit Katharina Dolgorukij, und die Vermählung wurde auf 2. Febr. 1730 festgesetzt. Am 28. Jan. aber kehrte der Kaiser krank von der Jagd nach Hause zurück und starb 9. Febr. 1730 an den Blattern. Seine Nachfolgerin auf dem Thron war Anna Iwanowna.

c) P. III. Feodorowitsch, als Herzog von Holstein-Gottorp Karl P. Ulrich genannt, ein Enkel Peters d. Gr., Sohn von dessen Tochter Anna Petrowna und des Herzogs Karl Friedrich von Holstein, geb. 29. Jan. 1728 zu Kiel, wurde, da schon mit Peter II. der Romanow'sche Mannsstamm ausgestorben war, durch die Kaiserin Elisabeth nach Rußland berufen und 18. Nov. 1742 zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland ernannt. Er war dabei zur griechischen Kirche übergetreten und hatte den Namen P. Feodorowitsch angenommen. Fast gleichzeitig (4. Nov. 1742) wählten ihn die schwedischen Stände zum König. Am 1. Sept. 1745 ward er mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, der nachmaligen Kaiserin Katharina II., vermählt. Noch in demselben Jahr ward er zwar für volljährig erklärt, doch hielt ihn Elisabeth von den Regierungsgeschäften fern. Im Winter wurde er sogar im Palast der Kaiserin in einer Art Gefangenschaft gehalten, und nur im Sommer durfte er nach dem Schloß Oranienburg gehen, wo er sich mit seinen holsteinischen Officieren an Trinkgelagen ergötzte. Die Geburt eines Sohns, der den Namen Paul Petrowitsch erhielt, legte den Grund zu einer tiefen Abneigung zwischen den beiden Ehegatten, da P., wohl mit Recht, an der Echtheit desselben zweifelte. Nach Elisabeths Tode (5. Jan. 1762) bestieg P. den Zarenthron. Er erließ sofort eine umfassende Amnestie, hob das alte Reichsgesetz, daß kein Unterthan ohne Erlaubnis des Zaren das Reich verlassen durfte, für den Adel auf, beseitigte das furchtbare Tribunal, die geheime Kanzlei, die das Leben der Unterthanen allen Angebereien preis gab, schaffte die Tortur ab, stellte für das Volk die Salzpreise billiger, erließ Befehle gegen den überhand nehmenden Luxus, verminderte die Handelsabgaben und verbesserte das Kriminalverfahren. Dem unter Elisabeth wieder gesunkenen Handel, dem Verkehr und Ackerbau suchte er aufzuhelfen, Flotte und Heer durch Niedersetzung einer obersten Kriegskommission wieder herzustellen. Mit Friedrich II. von Preußen, den er schwärmerisch verehrte, schloß er im Mai 1762 Frieden, nach welchem er das schon von den Russen eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Tschernitschew mit 15,000 Mann zu Friedrichs Heer stoßen ließ. Um die Ansprüche des Hauses Holstein-Gottorp auf Schleswig durchzusetzen, rüstete er sich zum Kriege gegen Dänemark und wollte sich persönlich an die Spitze seines Heers stellen, als eine Verschwörung in Petersburg ausbrach, an deren Spitze des Kaisers eigene Gemahlin stand, welche, von P. mit der Verbannung in ein Kloster bedroht, die mit seinen Neuerungen und der Bevorzugung der Holsteiner unzufriedenen Großen für sich gewonnen hatte. Anstatt an der Spitze seines Heers sogleich gegen die Empörer zu Felde zu ziehen, verzichtete er in einem Brief an Katharina, die in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 zur Kaiserin ausgerufen ward, auf den Thron und versprach, in die deutsche Heimat zurückzukehren. Er wurde aber nach Peterhof gelockt, von dort auf das Landhaus Ropscha gebracht und zur Unterschreibung der Thronentsagungsakte gezwungen. Am 17. Juli 1762 überfielen acht Verschworne den gefangenen Kaiser und nöthigten ihn, Gift zu trinken. Als dies nicht sogleich wirkte, erdrosselte ihn Orlow mit eigener Hand. Vgl. Salbern, Biographie Peters III. (Petersb. 1800); »Biographie Peters III.« (anonym, Tübing. 1809, 2 Bde.); Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1863).

3) P. II. von Courtenay, latein. Kaiser, Sohn Peters I., folgte diesem in der Herrschaft über die Grafschaften Tonnerre und Nevers 1183, erwarb durch Heirath die Grafschaft Auxerre und das Erbrecht des flandrischen Grafenhauses auf den lateinischen Kaiserthron, den er nach dem Tode des Kaisers

Digitized by Google

Heinrich I. (1216) einnehmen wollte. Jedoch bei dem Versuch, durch Illyrien und Makedonien auf Konstantinopel vorzudringen, wurde er 1217 von dem griechischen Fürsten Theodoros Angelos gefangen genommen und 1219 getödtet, während seine Gattin Jolantbe in Konstantinopel die Regierung führte. Seine Söhne Robert und Balduin trugen nach einander die Kaiserkrone.

4) Könige von Aragonien: a) P. I., 1094—1104, folgte seinem Vater Sancho Ramirez, der vor Huesca fiel, und setzte den Kampf gegen die Mauren mit kühner Entschlossenheit fort. Nach dem Sieg bei Alcoraz eroberte er 1096 Huesca und damit das ganze Gebiet nördlich vom Ebro. Er starb jung und ohne Söhne 1104.

b) P. II., 1196—1213, ein tapferer Kriegsmann von riesenhafter Gestalt und Kraft, folgte seinem Vater Alfons II. in Aragonien, Katalonien und Roussillon, ließ sich 1204 vom Papst Innocenz III., dem er Treue schwur und Zahlung eines jährlichen Zinses an den päpstlichen Stuhl versprach, in Rom krönen, erregte hierdurch und durch die Auflegung einer neuen Steuer, der Monedaje, die Unzufriedenheit des Adels und der Städte, welche gegen ihn eine Union schlossen, begünstigte, ritterlich, prachtliebend und freigebig, die Troubadours, welche ihn in ihren Gesängen feierten, verband sich 1212 mit den Königen von Kastilien und Navarra gegen die Almohaden, welche 16. Juli bei Navas de Tolosa besiegt wurden, zog 1213, obwohl er früher die Ketzer verfolgt hatte, den Albigensern gegen Montfort zu Hülfe, fiel aber 13. Sept. in der Schlacht bei Muret.

c) P. III., der Große, geb. 1239, Sohn Jakobs I., folgte diesem 1276. Als Erbe der Hohenstaufen unterstützte er die Erhebung der Sicilier in der Sicilianischen Vesper (1282), eroberte darauf die Insel und wurde als deren König anerkannt, mußte, um die Kriegskosten zu bestreiten, die Rechte der aragonischen Stände vermehren, kämpfte aber glücklich gegen Frankreich, Neapel und seinen eigenen Bruder Jakob von Mallorca; starb im November 1285.

d) P. IV., geb. 1319, Sohn Alfons' IV., folgte diesem 1336, entzog seiner Stiefmutter Leonore von Kastilien und seinen Brüdern die ihnen von Alfons geschenkten großen Güter, entriß 1342—44 seinem Vetter Jakob II. die Balearischen Inseln, die er wieder mit Aragonien vereinigte, konnte aber nach langem Kampf mit den Genuesen Sardinien nicht völlig erobern. Er unterwarf 1348 den aufständischen Adel in seinen Königreichen und verstärkte die königliche Gewalt, unterstützte Heinrich von Trastamara im Kampf gegen Peter den Grausamen von Kastilien, gerieth aber darauf mit Heinrich selbst in Streit und mußte 1375 im Frieden von Almazan auf seine kastilischen Eroberungen verzichten; starb 7. Jan. 1387.

5) P. der Grausame, König von Kastilien, zweiter Sohn des Königs Alfons XI. und der Maria von Portugal, geb. 30. Aug. 1334 zu Burgos, ward 1350 durch den Tod seines Vaters auf den kastilischen Thron gerufen und vermählte sich 3. Juni 1353 mit Blanka, der Tochter Peters von Bourbon und Schwester der Königin von Frankreich, ohne jedoch seine Beziehungen zu seiner Geliebten, Donna Maria Padilla, deren Brüder und Verwandten sich im Besitz der höchsten Staatsämter befanden, aufzugeben. Dieser Umstand rief einen Aufstand hervor, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara, einer seiner Halbbrüder, und Alvaro Perez de Castro standen. Dieselben lockten den König in eine Art Gefangenschaft und vermochten ihn zu dem Versprechen, die Padilla zu verstoßen. P. entfloh jedoch und erhielt von den Reichsständen Unterstützung, ließ Blanka wieder einkerkern und nahm an seinen Gegnern blutige Rache. Als er 1362 den eben mit Aragonien geschlossenen Frieden wieder brach, verbündeten sich alle seine Feinde gegen ihn; Heinrich von Trastamara drang in Kastilien ein und nahm den Königstitel an. P. gewann jedoch den Prinzen Eduard von Wales, den sogen. Schwarzen Prinzen, durch glänzende Versprechungen für sich und trug 3. April 1367 in der Ebene bei Najera in der Provinz Burgos einen entscheidenden Sieg über Heinrich davon, worauf er mit unerhörter Grausamkeit gegen alle, auch die entferntesten Anhänger seines Rivalen wüthete. Inzwischen hatte Heinrich mit Hülfe des Königs Karl V. von Frankreich ein kleines Heer gesammelt, dasselbe in Kastilien bedeutend verstärkt, und 30. April 1368 stand er schon in Leon. P. rief die Saracenen von Granada zu Hülfe und zerstörte die Städte Jaën und Ubeda, die sich für Heinrich erhoben, ward aber 14. März 1369 in der Ebene von Montiel in der Provinz La Mancha geschlagen und 23. März gefangen, worauf ihm Heinrich nach einem heftigen Wortstreit den Dolch ins Herz stieß. Wegen seiner Bemühungen um Verbesserung der Rechtspflege erhielt P. den Beinamen el Justiciero (Rechtsprecher). Seine Geschichte schrieben: Nuñez de Cunha (Lissab. 1666), Dillon (Lond. 1788, 2 Bde.) und Merimée (deutsch, Leipz. 1865).

6) König von Ungarn, geboren um 1000 in Venedig als Sohn des Dogen Urseoli und einer Schwester des Königs Stephan von Ungarn, wurde 1038 von diesem zum Erben ernannt, 1041 aber von den Ungarn vertrieben, die Ava auf den Thron erhoben, und erst 1044 von Heinrich III. von Deutschland wieder auf den Thron gesetzt, nachdem er dessen Oberlehnshoheit anerkannt hatte. 1046 wegen seiner Begünstigung der Deutschen von neuem gestürzt, wurde er geblendet und starb um 1060 in gänzlicher Vergessenheit.

7) Nikolaus Friedrich, Großherzog von Oldenburg, geb. 8. Juli 1827, Sohn des Großherzogs August Paul Friedrich und der Prinzessin Ida von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, folgte seinem Vater 27. Febr. 1853 in der Regierung und setzte das konstitutionelle System desselben fort. 1864 erhob er, nachdem der Kaiser von Rußland alle gottorpschen Erbrechte auf ihn übertragen, Ansprüche auf Schleswig-Holstein, schloß aber 27. Okt. 1866 einen Vertrag mit Preußen, durch den er gegen seinen Verzicht Ahrenshök als Entschädigung erhielt. 1866 trat er auf Seiten Preußens, ließ seine Truppen zur Mainarmee stoßen, trat in den Norddeutschen Bund und schloß eine Militärkonvention mit Preußen. Vermählt ist der Großherzog seit 10. Febr. 1852 mit Elisabeth, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, die ihm 16. Nov. 1852 den Erbgroßherzog Friedrich August und 27. Juni 1855 den Prinzen Georg Ludwig geboren hat.

8) Konstantin Friedrich, Prinz von Oldenburg, russ. Staatsmann, geb. 26. Aug. 1812 in Petersburg, Sohn des Prinzen Peter Friedrich Georg von Oldenburg (geb. 9. Mai 1784, gest. 27. Dec. 1812) und der Prinzessin Katharina Paulowna (geb. 1788, gest. 1819), Tochter des Kaisers Paul von Rußland und nachmals vermählt mit König Wilhelm von Würtemberg, hatte frühzeitig intime

Beziehungen zu seinem Oheim, dem Kaiser Nikolaus, wurde 1832 Generalmajor, 1834 Generalleutnant, 1841 General der Infanterie. Er genoß auch eine gute juristische Ausbildung, wurde Doktor der Rechte und ging bald in den Civildienst über. Er ist gegenwärtig Chef der vierten Abtheilung der eigenen Kanzlei des Kaisers, Senator und Präsident des Departements des Reichsraths für Civil- und kirchliche Angelegenheiten. Seine älteste Tochter, Alexandra, geb. 2. Juni 1838, ist seit 1856 mit dem Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch vermählt.

Peter, Karl Ludwig, Geschichtschreiber und Pädagog, geb. 6. April 1808 in Freiburg a. U., ward 1822—27 in Schulpforta erzogen, studirte 1827—31 in Halle erst Mathematik, dann Theologie und Philologie, ward 1831 Lehrer an der Lateinschule, dann am Pädagogium zu Halle, 1835 Direktor des Gymnasiums zu Meiningen, 1843 Konsistorial- und Schulrath in Hildburghausen, 1848 Schulrath in Meiningen, 1853 Direktor des Gymnasiums zu Anklam, 1854 zu Stettin, 1856 Rektor der Landesschule Pforta, welche er 17 Jahre mit großem Erfolge geleitet hat. 1873 in den Ruhestand getreten, wirkt er als Honorarprofessor der Geschichte an der Universität Jena. Er schrieb außer einigen Programmen und Schulausgaben (Cicero's »Orator« und »Brutus«, 1830, und Tacitus' »Agricola«, 1877): »De Xenophontis Hellenicis« (Halle 1837); »Zeittafeln der griechischen Geschichte« (das. 1835, 5. Aufl. 1877); »Zeittafeln der römischen Geschichte« (das. 1841, 5. Aufl. 1875); »Die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik« (Leipz. 1841); »Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien« (Halle 1849); »Geschichte Roms« (3. Aufl., das. 1870—71, 3 Bde.), eine auf gründlichen Studien beruhende, vorurtheilsfreie pragmatische Darstellung der römischen Geschichte; »Römische Geschichte in kürzerer Fassung« (das. 1875); »Studien zur römischen Geschichte« (2. Aufl., das. 1863); »Zur Reform unserer Gymnasien« (Jena 1875). Sein ältester Sohn, Hermann, geb. 7. Sept. 1837 in Meiningen, studirte 1856—60 in Bonn und Breslau Philologie, war 1860—66 Gymnasiallehrer in Posen, 1866—71 in Frankfurt a. O., ward 1871 Professor und 1875 Rektor der Fürstenschule in Meißen. Er gab die »Scriptores historiae Augustae« (Leipz. 1865, 2 Bde.) sowie die »Veterum historicorum Romanorum reliquiae« (das. 1870, Bd. 1) und Ovids »Fasti« (das. 1874) heraus und schrieb: »Die Quellen des Plutarch« (Halle 1868).

Peterborough (spr. piterbörro, Peterboro'), 1) Stadt in der engl. Grafschaft Northampton, am Nen, Bischofsitz (seit 1541) und einer der Knotenpunkte des großen Eisenbahnnetzes zwischen London und den nördlichen Grafschaften, hat eine schöne, 1118—1528 halb in normannischem, halb in englischem Stil erbaute Kathedrale mit 47 Meter hohem Thurm (ursprünglich Begräbnisstätte der Maria Stuart, die in dem nahegelegenen Fotheringay hingerichtet ward), ein Theater, verschiedene Lehranstalten, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek, Börse, Wollmanufakturen, lebhaften Handel mit Getreide, Holz, Steinkohlen ꝛc. und (1871) 11,264 Einw. P. (lat. Potuaria) verdankt seinen Ursprung einer berühmten, 655 von den Sachsen gegründeten Benediktinerabtei, die während der Bürgerkriege zerstört ward. — 2) Stadt in der britisch-nordamerikan. Provinz Ontario, am Trent, mit (1872) 4611 Einw., steht durch Eisenbahn mit Cobourg am Ontariosee in Verbindung.

Peter der Ehrwürdige, s. Petrus Venerabilis.

Peter de Vinea (Petrus de Vineis, eigentlich Pietro delle Vigne), berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann, geboren um 1190 zu Capua als Sohn eines armen Winzers, studirte zu Bologna die Rechte, ward von Kaiser Friedrich II. zu seinem Notar, dann zum Großhofrichter ernannt und seit 1232 mit den wichtigsten politischen Missionen betraut. 1247 erhielt er die Würden eines kaiserlichen Protonotars und Logotheten für das Königreich Sicilien, dagegen ist ihm das Kanzleramt nie zu theil geworden. Gekränkter Ehrgeiz, wie es scheint, verleitete ihn dazu, dem Kaiser den Giftbecher zu reichen, der ihn dafür blenden und einkerkern ließ. Er endete 1249 durch Selbstmord im Gefängnis zu San Miniato. Seine »Epistolarum libri VI« (neueste Ausg. von Iselin, Bas. 1740, 2 Bde.) sind eine wichtige Quelle für die Geschichte Friedrichs II. Auch eine Abhandlung: »De potestate imperiali«, und Kanzonen und Sonette hat er hinterlassen. Mit Unrecht gilt er als Verfasser der sicilischen Konstitutionen.

Peterhead (spr. piterhedd), Hafenstadt in der schott. Grafschaft Aberdeen, an der Nordsee, ein Hauptsitz des britischen Walfischfangs, mit Leuchtthurm, Leinwand- und Wollstoffabriken, Schiffswerfte, Granitbrüchen, lebhaftem Handel, Fischerei und (1871) 8621 Einw. P. besitzt 70 Schiffe mit 9800 Tonnen Gehalt; Hauptartikel der Ausfuhr (jährlich 10 Mill. Mark) sind Häringe, Stockfische, Butter, Korn, Granit.

Peterhof, Kreisstadt und kaiserliche Sommerresidenz im russ. Gouvernement St. Petersburg, am südlichen Ufer des Finnischen Meerbusens, mit Petersburg durch Dampfschiffe und Eisenbahn verbunden, besteht aus zwei Theilen: Alt- und Neu-P., hat ein kaiserliches Schloß mit werthvoller Gemäldesammlung, 8 Kirchen (darunter eine lutherische), schöne Datschen (Villen), eine kaiserliche Steinschleiferei und (1871) 7959 Einw., welche Zahl durch die jährlichen Sommergäste bedeutend steigt. Peter d. Gr. gründete hier 1711 zuerst eine Sommerresidenz. Das terrassenförmig zum Meer absinkende Terrain begünstigte die Anlage prachtvoller, im Geschmack von Versailles gehaltener Gärten und großartiger, kunstvoller Wasserleitungen. Am Geburtstag der Kaiserin Alexandra (gest. 1860) fand hier ehedem jeden 1. (13.) Juli das weltberühmte Fest statt, zu dem sich mehr als 100,000 Personen einzufinden pflegten, um den feenhaften Anblick der Kaskaden, Fontänen, Nymphen, Tritonen ꝛc. bei voller Illumination des Gartens zu genießen. Auch gegenwärtig hält sich die kaiserliche Familie einen Theil des Sommers hier auf. Bemerkenswerth sind außer dem Schloß die in den weitläufigen Parks gelegenen Pavillons Monplaisir, Marly oder Monbijou, das im reinsten griechischen Stil erbaute Schloß Babygon, das Haus Peters d. Gr. u. a.

Peterloo (spr. piterlo), ehedem ein Platz bei Manchester (jetzt verbaut), auf welchem 16. Juli 1819 eine Volksversammlung stattfand, die durch Waffengewalt gesprengt wurde (P.-Massacre).

Peter-Ludwigs-Orden, oldenburg. Civil- und Militär-, Haus- und Verdienstorden, gestiftet vom Großherzog Friedrich August 27 Nov. 1838. Der Orden hat sechs Grade: Großkreuze mit der Krone, Großkreuze, Großkomture, Komture, Ritter erster und zweiter Klasse, darunter noch eine besondere Institution, sogen. Kapitulare (nur Oldenburger), welche Auszeichnung 2 Großkreuze, 2 Großkomture, 4 Komture und 8 Ritterkreuze, sämmtlich mit Präbenden, erhalten. Das Ordenszeichen besteht in

einem weiß emaillirten Goldkreuz, dessen blauer Mittelschild vorn den gekrönten Namenszug P. F. L. und im rothen Ring die Devise: »Ein Gott, Ein Recht, Eine Wahrheit«, hinten das oldenburgische Wappen zeigt. Die Kreuzarme tragen die Zahlen denkwürdiger oldenburgischen Tage. Die Großkreuze tragen dieses Kreuz und dazu einen achtstrahligen Silberstern mit dem Mittelschilde des Kreuzes, die Großkomture das Kreuz am Hals und den Stern, die Komture das Kreuz am Hals und die Ritter erster und zweiter Klasse im Knopfloch. Die Kapitulare tragen außerdem den Mittelschild, von einem grünen Eichenkranz eingerahmt, nach dem Grad mit oder ohne Krone. Das Band ist dunkelblau mit schmalem rothen Rande. Der Orden hat eine eigene Uniform.

Petermann, 1) Julius Heinrich, namhafter Orientalist, geb. 12. Aug. 1801 in Glauchau, wurde 1837 außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Berlin, in der Folge auch Mitglied der Akademie, machte 1852—55 ausgedehnte Reisen in Vorderasien und Persien, war 1867—68 norddeutscher Konsul in Jerusalem und starb 10. Juni 1876 im Bad Nauheim. Er hat sich besonders um die armenische Sprache und Literatur verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind: »Grammatica linguae Armeniacae« (Berl. 1837); »Porta linguarum orientalium« (2. Aufl., das. 1864—72, 5 Bde.); »Reise in den Orient« (Leipz. 1860—61, 2 Bde.).

2) Augustus, namhafter Geograph und verdienstvoller Kartograph, geb. 18. April 1822 zu Bleicherode bei Nordhausen, besuchte seit 1839 die von Berghaus gegründete geographische Kunstschule zu Potsdam, wo er unter anderen die Karte zu Humboldts Werk über Centralasien entwarf, wurde 1845 nach Edinburg berufen, um sich hier an Johnstons englischer Bearbeitung des »Physikalischen Atlas« von Berghaus zu betheiligen, und siedelte 1847 nach London über, wo er für das »Athenaeum« die Berichterstattung über geographische Gegenstände übernahm. Mit Interesse verfolgte er die Reisen Barths, Overwegs und Vogels, mit denen er in Briefwechsel stand, in Afrika sowie die zur Aufsuchung Franklins veranstalteten arktischen Reisen. Außer zahlreichen Karten, die er in London entwarf, veröffentlichte er hier mit Thomas Milner einen »Atlas of physical geography« und einen »Account of the expedition to Central Africa« (Lond. 1855); auch die neue Ausgabe der »Encyclopedia Britannica« enthält viele treffliche geographische Artikel von ihm. Seit 1854 ist P. Vorstand des geographischen Instituts von Justus Perthes in Gotha und Redakteur der daselbst erscheinenden »Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt«, einer geographischen Monatsschrift, welche sich durch reichen und interessanten Inhalt auszeichnet. Seit seinem Aufenthalt in Gotha hat P. die geographische Wissenschaft unermüdlich zu fördern gesucht, und namentlich sein Antheil an der Erforschung des unbekannten Innern von Afrika ist nicht hoch genug anzuschlagen. Nicht nur die Expedition von Heuglin und Munzinger wurde durch ihn ins Leben gerufen, sondern er patronisirte auch des unglücklichen Moritz v. Beurmann Expedition nach dem Sudân. Als später Rohlfs seine gefahrvollen Reisen in Marokko machte, war es wiederum P., der ihn auf die Bahn nach dem Tsadsee brachte. Wie zu Barths großem Reisewerk, hat P. auch fast zu sämmtlichen Reisen von Rohlfs die Karten geliefert. Karl Mauch konnte seine erfolgreichen Reisen in Südafrika nur unternehmen, weil P. das Geld dazu zu beschaffen wußte. Schweinfurths und Nachtigals Namen sind ebenfalls nicht von dem Petermanns zu trennen. Wahrhaft bahnbrechend wirkte er aber für die Erforschung der Polargegend, namentlich der arktischen Region (s. Nordpolarexpeditionen). Man kann sagen, daß alle Nationen sich bei P. Raths erholten. 1876 patronisirte P. wieder verschiedene Expeditionen nach dem Nordpol, insbesondere eine holländische, englische und schwedische, welche 1877 zur Ausführung kommen sollen. Die von ihm über die arktischen Regionen veröffentlichten Karten sind die besten, welche vorhanden sind. Als Kartograph nimmt P. überhaupt eine hohe Stufe ein. Der Stieler'sche »Große Atlas« verdankt seine Verbreitung der mustergültigen Bearbeitung Petermanns; von seinen zahlreichen übrigen kartographischen Arbeiten nennen wir nur noch die Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (1875), nach dem Ausspruch der Behörden der Union die beste, welche überhaupt existirt. Die zahlreichen Monographien Petermanns finden sich fast alle in den »Mittheilungen«, die früherer Jahre in den oben citirten Zeitschriften.

Peter Parley, s. Goodrich.

Peterpaulshafen, s. v. w. Petropawlowsk.

Peters, 1) Christian August Friedrich, Astronom, geb. 7. Sept. 1806 zu Hamburg, arbeitete 1826—32 unter Schumachers Leitung an der Altonaer Sternwarte, ward 1834 Observator an derselben, dann Observator und 1839 zweiter Direktor an der Sternwarte zu Pulkowa, 1851 Professor der Astronomie zu Königsberg und 1854 Direktor der Sternwarte zu Altona, 1873 zu Kiel, hat sich durch seine Untersuchungen der Fixsterne und über die Bewegung des Sirius, durch seine Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels aus den Beobachtungen auf Schloß Güldenstein, durch die Theorie der astronomischen Instrumente sowie durch viele Beobachtungen und Berechnungen von Kometen bekannt gemacht. Seit 1854 redigirt er die »Astronomischen Nachrichten«.

2) Wilhelm Karl Hartwig, Reisender und Naturforscher, geb. 22. April 1815 zu Coldenbüttel in Eiderstedt, studirte seit 1834 zu Kopenhagen und Berlin Naturwissenschaft und Medicin, ging dann zur Erforschung der dortigen Fauna nach dem Mittelmeer und reiste 1842 über Lissabon und Angola nach Mosambik, wo er mehrere Jahre blieb, besuchte auch Sansibar, die Komoren und Madagaskar sowie das Kapland und Ostindien und kehrte 1848 von da über Aegypten zurück. Er ward 1848 Prosektor am anatomischen Institut in Berlin, 1851 Professor der Medicin und 1856 ordentlicher Professor der Zoologie und Direktor der zoologischen Sammlungen daselbst. Die Ergebnisse seiner Reisen sind niedergelegt in seiner »Naturwissenschaftlichen Reise« (Berl. 1852—68, 5 Bde.); außerdem lieferte er zahlreiche zoologische und zootomische Arbeiten, besonders über Säugethiere, Amphibien und Fische. Sein Bruder Christian Heinrich Friedrich P., geb. 19. Sept. 1813 zu Coldenbüttel, widmete sich vorzugsweise astronomischen Studien, wirkte nach einander an den Sternwarten zu Neapel und Palermo, dann bei der Küstenvermessung der Vereinigten Staaten und ward Direktor der Sternwarte zu Clinton im Staat New York. Seine Beobachtungen gelten hauptsächlich den Kometen und kleinen Planeten, von denen er bis 1877: 22 entdeckte.

3) Pieter Francis, Landschaftsmaler, Sohn

des Glasmalers Pieter Francis P., geb. 1818 zu Nimwegen in Holland, ging 1836 nach Würtemberg und Bayern, 1841 nach Mannheim und lebt seit 1845 in Stuttgart, wo er einige Jahre darauf mit dem Landschaftsmaler Herdtle eine permanente Kunstausstellung eröffnete. P. machte viele Studienreisen nach Italien, Südfrankreich, der Schweiz und Tirol. Er behandelt in seinen wirkungsvollen Bildern mit besonderer Vorliebe die Seealpen und Monaco mit Umgebung. Den meisten Erfolg errang er durch seine Aquarelle, von denen viele im Besitz der russischen Herrscherfamilie sind. Von seinen Oelbildern, die sich meistens in königlich würtembergischen Schlössern befinden, sind hervorzuheben: Laufenburg, der Marmorbruch Crestola bei Carrara, das Jagdschloß im Winter, Monaco u. a. und von seinen Aquarellen: Liebenzell in 40 Blättern (für die Königin Olga von Würtemberg), Insel Mainau in 20 Blättern (für den Großherzog von Baden) ꝛc. P. erhielt auf der Ausstellung im Krystallpalast zu London die große goldene Medaille. Er hat auch mehrere Schüler gebildet, von denen die besten seine Schwäger Christian und Jan Cornelis Mali sind sowie seine Töchter Anna (geb. 1843 in Mannheim), eine Blumen- und Landschaftsmalerin, und Petronella, die sich der Genremalerei widmet.

4) Christian Karl, dän. Bildhauer, geb. 26. Juli 1822 im Kirchspiel Nandböl bei Veile, besuchte die Kunstakademie zu Kopenhagen und gewann 1845 die kleine, 1846 die große silberne Medaille der Akademie und 1847 die Neuhausen'sche Prämie. In den Jahren 1849—52 unternahm er eine Reise ins Ausland, während welcher er sich zwei Jahre in Rom aufhielt. Von seinen zahlreichen Arbeiten besitzt das Kopenhagener Kunstmuseum einen tanzenden, die Flöte blasenden Faun, in Bronze (1854). In dem neuen Gebäude der landwirtschaftlichen Akademie führte P. einen Fries in Gips aus, ländliche Arbeiten vorstellend (1858); auch hat er mit Eifer daran theilgenommen, Metallarbeiter in plastischer Ornamentik zu unterstützen. Hervorzuheben ist das von ihm ausgeführte goldene Trinkhorn, das dem Dichter Ingemann geschenkt wurde (1859).

Petersberg (Mons serenus), Berg im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, 13 Kilom. nördlich von Halle, 241 Meter hoch, merkwürdig durch die Ruinen eines dem heil. Petrus geweihten Augustinerklosters, das 1124 vom Grafen Tedo von Wettin gestiftet, 1540 aber säkularisirt wurde. Die Gebäude nebst der im byzantinischen Stil erbauten Kirche, in welcher mehrere Markgrafen von Meißen aus dem Haus Wettin begraben liegen, wurden 1565 durch einen Blitzstrahl zerstört; 1857 wurde die Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt restaurirt. Eine reichhaltige Quelle für die Geschichte des Klosters bietet das »Chronicon Montis sereni«, das von 1124—1225 reicht, einen Presbyter des Klosters, Konrad, zum Verfasser haben soll und zuletzt von Eckstein (Halle 1844—46) herausgegeben wurde. Vgl. Köhler, Das Kloster St. Petrus (Dresd. 1857); Ritter, Die Klosterkirche auf dem P. (Berl. 1857); Knauth, Der St. P. (3. Aufl., Halle 1873).

Petersburg, 1) s. Sankt-Petersburg. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Virginien, Grafschaft Dinwiddie, am Fuß der Fälle des Appomator River, 17 Kilom. oberhalb dessen Mündung in den St. James River, hat 8 Kirchen, eine Akademie, Tabakniederlagen, Woll- und Baumwollmanufakturen, Eisenwerke, blühenden Handel, Schiffahrt und (1870) 18,950 Einw. P. wurde im Bürgerkrieg als ein strategisch wichtiger Punkt sehr stark befestigt und vom 15. Juni 1864 an von den Unionisten unter Grant belagert, die auch bereits 16. und 17. Juni die äußeren Vertheidigungslinien nahmen; dann war es lange Zeit der Schauplatz erbitterter Kämpfe, bis es endlich nach einer dreitägigen blutigen Schlacht von den Konföderirten verlassen und 3. April, an Einem Tag mit Richmond, von den Unionisten genommen wurde. Die Folge davon war die 9. April stattfindende Kapitulation der virginischen Armee unter Lee, welche den ganzen Bürgerkrieg thatsächlich beendigte. Kleinere Städte desselben Namens liegen in den Staaten Illinois, Indiana und Texas.

Petersdorf, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, am Zacken und Riesengebirge, mit Papier-, Holzstoff-, Holzwaaren-, Leinwandfabrikation, Bleichen und (1875) 2313 Einw. Dabei die aussichtsreiche Bismarckhöhe.

Petersen, 1) Frederik Christian, dän. Philolog, geb. 9. Dec. 1786 auf Antvorskov in Seeland, studirte zu Kopenhagen Theologie und Philologie, wurde 1815 Adjunkt, 1819 nach einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland Professor der Philologie an der dortigen Universität, hielt 1819—21 zugleich theologische Vorlesungen, nahm seit 1838 thätigen Antheil an der Herausgabe der »Maanedskrift for Litteratur« und war 1839—42 Redakteur der »Tidskrift for Litteratur og Kritik«; starb als Konferenzrath 20. Okt. 1859. Außer vielen Abhandlungen, Recensionen ꝛc. in Zeitschriften erwähnen wir von seinen Schriften: »Indledning til Archäologiens Studium« (Kopenh. 1825) und »Haandbog i den gräske Litteraturhistorie« (das. 1830).

2) Niels Matthias, ein um die dänische Sprache, Literatur und Geschichte verdienter Gelehrter, geb. 21. Okt. 1791 zu Sanderum auf der Insel Fünen, ward, nachdem er verschiedene andere Stellungen bekleidet hatte, 1845 Professor der nordischen Sprachen an der Universität zu Kopenhagen, 1855 Etatsrath und starb 11. Mai 1862. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Dansk Orddannelselære« (Kopenh. 1826); »Det danske, norske og svenske Sprogs Historie under deres Udvikling af Stamsproget« (das. 1829—30, 2 Bde.; gekrönte Preisschrift); »Danmarks Historie i Hedenold« (das. 1834—37, 3 Bde.; 2. Aufl. 1854—55); »Haandbog i den gammel-nordiske Geographi« (das. 1834, Bd. 1); »Historiske Fortällinger om Isländernes Färd hiemme og ude« (das. 1839—44, 4 Bde.; 2. Aufl. 1862—68); »Nordisk Mythologi« (das. 1849) und vor allen seine »Bidrag til den oldnordiske Litteraturs Historie« (das. 1866), »Bidrag til den danske Litteraturs Historie« (das. 1853—64, 2. Aufl. 1867—71, 6 Bde.), das erste größere zusammenhängende Material zu einer vollständigen Bearbeitung der dänischen Literaturgeschichte, ausgezeichnet durch riesigen Sammlerfleiß wie durch unerschrockene Wahrheitsliebe. Petersens Abhandlungen wurden von der Gesellschaft zur Förderung der dänischen Literatur in 4 Bänden (1870 ff.) herausgegeben.

3) Adolf Cornelius, Astronom, geb. 23. Juli 1804 zu Westerbau im Schleswigschen, ward 1827 Jansens Nachfolger als Observator auf der Altonaer Sternwarte, Ende 1850 Schumachers Nachfolger als Direktor derselben; starb 3. Febr. 1854. Er hat mehrere Kometen entdeckt und eine Lalande'sche Beobachtung des Planeten Neptun vom 10. Mai 1795 aufgefunden; auch redigirte er nach Schumachers

Tode die von diesem 1821 begründeten »Astronomischen Nachrichten«.

Petersfield (spr. pihtersfihld), Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire, hat eine normannische Kirche, eine Lateinschule (Churcher's College), ein vergoldetes Standbild Wilhelms III. und (1871) 1466 Einw.

Petersfisch, s. v. w. Sonnenfisch.

Petershagen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Minden, an der Weser, mit Kreisgerichtskommission, 2 Kirchen, Schullehrerseminar, Taubstummenanstalt, altem Schloß, Tabak- und Cigarrenfabrikation und (1875) 1763 Einw.

Petersilie (Petroselinum *Hoffm.*), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, kahle, ästige Kräuter, seltener Stauden, mit mehrfach fiedertheiligen Blättern mit keilförmigen Zipfeln, endständigen Dolden, wenigblätterigen Hüllen, vielblätterigen Hüllchen, weißen oder grünlichen Blüten und eiförmiger, kahler, seitlich zusammengedrückter, fast gedoppelter Frucht mit fünfriefigen Theilfrüchtchen und einstriemigen Thälchen. Die gemeine P. (P. sativum *Hoffm.*), mit zweijähriger, rübenförmiger, fleischiger Wurzel, einjährigem, 60—120 Centim. hohem, verästeltem Stengel, im ersten Jahr nur wurzelständigen, etwas glänzenden, kahlen, oberseits dunkelgrünen, unterseits hellen, dreifach fiedertheiligen Blättern mit keilförmigen, dreispaltigen, gezähnten Fiederstückchen und ovalen, stumpfen letzten Zipfeln. Die Blüten sind grüngelblich, die Hüllen ein- bis zwei-, die Hüllchen sechs- bis achtblätterig. Die P. wächst in Südosteuropa wild, wurde schon im Alterthum medicinisch benutzt, und Karl d. Gr. befahl ihren Anbau in den kaiserlichen Gärten. Jetzt ist sie das gebräuchlichste Küchengewürz. Sie gedeiht am besten in humosem Sandboden, und man säet sie im Herbst, April und Juni in Reihen, wobei man aber auf Spannenweite nicht mehr als 25 Körner nehmen darf. Als Schnittpetersilie ist besonders die krause P. zu empfehlen, weil bei dieser eine Verwechselung mit der Hundspetersilie (Aethusa cynapium) nicht vorkommen kann. Letztere stellt sich am häufigsten auf dumpf liegenden Beeten ein, und auf sie sind die meisten Schierlingvergiftungen zurückzuführen. Man unterscheidet sie aber von junger P. ganz sicher durch den Geruch. Als Wurzelgewächs säet man die P. recht früh und stellt die Pflanzen nach und nach beim Jäten und Behacken fußbreit von einander. In beiden Fällen verträgt die P. dumpfe Lage, wo der Boden recht frisch bleibt. Die Samengewinnung ist einfach. Man kann in geschützter Lage Pflanzen, welche man in Fußweite gezogen hat, im Garten stehen lassen, wenn man sie bei strenger, trockener Kälte mit Stroh bedeckt. Die Wurzeln schmecken süßlich und gewürzhaft und werden ebenfalls als Gewürz und Gemüse benutzt. Sie waren früher, wie das Kraut und jetzt noch die Früchte, officinell. Die Wurzel diente als harntreibendes Mittel, das Kraut gegen Augenkrankheiten, zur Zertheilung von Milchknoten und verhärteten Drüsen. Aus den Früchten bereitet man ein zuweilen als Diureticum benutztes Wasser; auch dienen sie wohl gegen Ungeziefer. Das aus ihnen gewonnene ätherische Oel oxydirt sich sehr leicht; außerdem enthalten die Samen Apiol, ein farbloses, stark nach P. riechendes, scharf und beißend schmeckendes, nicht flüchtiges, in Wasser nicht lösliches Oel, welches in geringen Dosen ähnlich wie Kaffee, in starken Dosen wie Chinin wirkt und als Surrogat des letztern, auch gegen Neuralgien und Menstruationsstörungen empfohlen wurde.

Petersinsel, s. Biel.

Peterskorn, s. Weizen.

Peterson, Olaus und Laurentius, schwed. Reformatoren, s. Petri.

Peterspfennig (Peterpenny), Abgabe, welche von Inas, König von Wessex, 725 n. Chr. in der Absicht eingeführt wurde, daß davon eine Herberge mit Kirche und Schule für die zu Rom studirenden Engländer und für die dorthin kommenden englischen Pilger errichten werden sollte. Diese Abgabe, welche von Eduard dem Bekenner dahin ausgedehnt wurde, daß jeder Unterthan, der wenigstens 30 Groschen Vermögen besäße, davon einen als P. abgeben solle, wurde unter den Tudors abgeschafft (s. Großbritannien, S. 222). Als Liebesgabe für den Papst ist der P. aber auch in anderen Ländern gesammelt und bis in die neueste Zeit gesendet worden.

Petersthal, Badeort im bad. Kreis Offenburg, am südlichen Fuß des Kniebis und im Renchthal, 386 Meter ü. M., 26 Kilom. von der Eisenbahnstation Appenweier, mit 1600 Einw., hat 4 erdige Glaubersalzquellen von 4° R. mit Kohlensäure- und Eisengehalt, welche besonders bei Anämie, Nervenschwäche, weißem Fluß, Hämorrhoidalleiden und Leberanschwellung empfohlen werden. Die Luft ist ziemlich gleichmäßig. In der Nähe die Bäder Freiersbach und Griesbach. Vgl. Haberer, Die Renchbäder P. und Griesbach (Würzb. 1866).

Peterswald, Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Aussig, im Erzgebirge, an der Straße von Dresden in das Teplitzer Thal, mit österreichischem und sächsischem Zollamt, Arbeiterfortbildungsverein, Fabrikation von Seidensammet, Metall- und Hornknöpfen und (1869) 2607 Einw.; hier 16. Sept. 1813 Gefechte zwischen den Franzosen und den Verbündeten unter Pahlen und Kleist.

Peterswaldau, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Reichenbach, besteht aus vier Antheilen (Ober-, Mittel-, Nieder-P. und Königlich-P.), zusammen mit (1875) 7789 Einw. (1711 Katholiken). Es liegt am Fuß des Eulengebirges und hat eine evangelische und eine kathol. Kirche, ein gräflich Stolberg'sches Schloß, Baumwollspinnerei und ansehnliche Baumwollwaarenfabriken, Cigarren- und Stärkefabrikation, Färberei, Zeugdruckerei, Bleicherei und viele Mahl- und Schneidemühlen.

Peter von Amiens (P. der Einsiedler), eine Persönlichkeit, welche in der Legende vom ersten Kreuzzug eine große Rolle spielt. Als geschichtliche Thatsache bleibt bestehen, daß P. von 1093—1095 in Jerusalem als Pilger sich aufhielt, im Abendland (aber keineswegs gerade auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1096) die Noth der dortigen Christen schilderte, sich darauf zuerst dem Abenteuerzug des Ritters Walter von Habenichts und, nach dem Mißlingen dieses Unternehmens, dem Kreuzheer des Herzogs Gottfried anschloß. Nach der Eroberung von Jerusalem kehrte er nach dem Abendland zurück und starb 1115 in dem von ihm begründeten Kloster zu Huy.

Peter von Aspelt (Aichspalter), Erzbischof von Mainz, von geringer Herkunft, aus dem Dorf Aspelt im Luxemburgischen gebürtig, erlangte trotz großer Schwierigkeiten in der Heilkunde so tüchtige Kenntnisse, daß er Leibarzt Kaiser Rudolfs I. wurde. Auch der Papst Nikolaus IV., den er von einer Krankheit geheilt, schenkte ihm seine Gunst und verlieh ihm mehrere Pfründen. 1296 wurde er Bischof von Basel und 1305 durch französischen Einfluß Erzbischof von Mainz. Ehrgeizig und geschickt, in der Wahl seiner

Mittel nicht wählerisch, übte er fortan einen maßgebenden, aber nicht immer heilsamen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands aus. Das Haus Habsburg haßte er, weil er als Baseler Bischof mit Albrecht I. in Streit gerathen, und reizte 1308 Johann von Schwaben zu dessen Ermordung an. Er verhalf nicht nur Balduin von Luxemburg zum Erzbisthum Trier, sondern auch dessen Bruder Heinrich 1308 zur Kaiserkrone. Ferner bewirkte er 1310 die Wahl von dessen Sohn Johann zum König von Böhmen, krönte ihn 7. Febr. 1311 in Prag und führte eine Zeitlang für ihn die Regierung. 1314 vereitelte er wiederum die Hoffnungen der Habsburger auf den Thron, indem er an der Spitze der luxemburgischen Partei die Wahl Ludwigs von Bayern zu Stande brachte. In seinem Stift hielt er strenge Kirchenzucht und vermehrte das Vermögen desselben durch königliche Schenkungen und Käufe beträchtlich. Er starb 5. Juni 1320. Vgl. Heidemann, P. v. A. (Berl. 1875).

Peter von Bruys, s. Bruys.

Peter von Zittau, mittelalterlicher Geschichtschreiber, geboren in Zittau, trat 1303 als Novize in das Cistercienserkloster Königsaal in Böhmen, wurde 1309 Kaplan des Abts Konrad, den er auf mehreren Reisen begleitete, und dem er 1316 als Abt des Klosters folgte. Er starb nach 1338. Er verfaßte eine schon von seinem Vorgänger, dem Abt Otto, begonnene, zum Theil in leoninischen Versen geschriebene Chronik von Königsaal (Chronicon aulae regiae), welche für die Zeitgeschichte sowohl Deutschlands wie Böhmens werthvoll ist (herausgegeben von J. Loserth in »Fontes rerum austriacarum, Scriptores«, Bd. 8, Wien 1875).

Peterwardein (ungar. Péterváradˌ serb. Petrovar), königl. Freistadt und Hauptort des gleichnamigen kroatisch-slawonischen Militärgrenzdistrikts (3829 QKilom. oder 62,58 QM. mit 102,765 Einw.), zugleich starke Festung (das »ungarische Gibraltar«), liegt an der Donau in sumpfiger, ungesunder Gegend, Neusatz gegenüber, wohin eine 257 Meter lange Schiffbrücke führt, und besteht aus zwei verschiedenen Theilen: der ausgedehnten obern Festung auf einem von drei Seiten isolirten Serpentinfelsen, 49 Meter über der Donau, und der untern Festung am nördlichen Fuß des Felsens, beide mit Raum für 10,000 Mann. Die eigentliche Stadt, nur aus Einer Hauptstraße mit zwei Vorstädten bestehend, wird zur Hälfte von der Donau umflossen, hat 3 Kirchen, darunter die Pfarrkirche St. Georg (mit Grabmälern berühmter Helden aus dem Türkenkrieg), eine deutsche Haupt- und eine serbische Trivialschule, ein Zeughaus mit vielen Trophäen aus den Türkenkriegen, ein Militärspital und (1870) 4022 Einw., welche Getreide- und Weinbau, Rosoglio-, Likör- und Essigfabrikation treiben. P. wurde 1526 von den Türken erobert, nach den Siegen der Oesterreicher aber 1687 von ihnen wieder verlassen; ein Jahr später wurden die Festungswerke von den Kaiserlichen gesprengt. Im Frieden zu Passarowitz (21. Juli 1718) verblieb die Stadt dem Kaiser. Besonders berühmt ist P. durch den Sieg, welchen daselbst Prinz Eugen von Savoyen 5. Aug. 1716 über die Türken unter dem Großwessir Damad Ali Pascha erfocht. Im Revolutionskrieg von 1848 und 1849 von den ungarischen Insurgenten besetzt, mußte sich die Festung 6. Sept. 1849 an das kaiserliche Cernirungskorps ergeben. In der Nähe liegt der stark besuchte Wallfahrtsort Mariaschnee.

Petinet (franz., spr. -nê oder -nett, engl. petty net, »feines Netz«), gazeartig gewirktes, geklöppeltes Spitzengrund nachahmendes oder bereits mit eingewirkten Dessins versehenes Gewebe aus Seide, feinem Zwirn oder Baumwolle, welches auf besonderen Stühlen gearbeitet wird. Glatte Waare als Grund zu genähten Spitzen und Stickereien kommt nur noch in Seide vor, während die aus Zwirn bestehende Waare jetzt auf der Bobbinetmaschine hergestellt wird. Auf der Petinetmaschine arbeitet man spitzenähnliche Tücher, Schleier, Shawls, Handschuhe, Hauben, Börsen und, besonders in England, die wohlfeilen Maschinenspitzen.

Petiŏlus (lat.), s. v. w. Blattstiel, s. Blatt.

Pétion (spr. petiông), Alexandre, eigentlich Sabès, Präsident der Republik Hayti, geb. 2. April 1770 zu Port au Prince auf San Domingo als der Sohn eines europäischen Kolonisten Namens Sabès und einer Mulattin, war einer der ersten, die bei der Erhebung der Farbigen auf der Insel 1791 zu den Waffen griffen, und zeichnete sich als Befehlshaber der Artillerie aus. In dem Kampf der Schwarzen unter Toussaint Louverture und der Farbigen unter Rigaud focht P. auf Seite der letzteren, vertheidigte lange die Festung Jacmel gegen Toussaint und schiffte sich 1800, nachdem sich der Kampf zu dessen Gunsten entschieden, mit Rigaud nach Frankreich ein, wo er sich den Studien widmete, begleitete sodann aber die französische Expedition unter Leclerc wieder nach San Domingo und leistete ihr hier als Oberst bedeutende Dienste. Als er aber erkannte, daß die Franzosen nach Unterwerfung der Insel die Sklaverei wieder herstellen wollten, stellte er sich 1802 wieder an die Spitze einer Empörung und eroberte nach mehreren Siegen 1803 Port au Prince. Nach Dessalines' Ermordung (17. Okt. 1806) entstand ein Zerwürfnis zwischen P. und Christoph, der sich unter dem Namen Heinrich I. zum Kaiser krönen ließ, während P. 10. März 1807 im südlichen und westlichen Theil der Insel zum Präsidenten der Republik erwählt ward. Er erwarb sich um die neue Republik in materieller wie in geistiger Hinsicht so hohe Verdienste, daß er 1815 zum drittenmal zum Präsidenten gewählt wurde. Er starb 29. März 1818. Vgl. Hayti.

Pétion de Villeneuve (spr. petiông d'wilnöw), Jérôme, franz. Revolutionär, geb. 1753 zu Chartres, studirte die Rechtswissenschaft und war beim Ausbruch der Revolution Advokat in seiner Vaterstadt. Er vertrat dieselbe in der Nationalversammlung und war einer der leidenschaftlichsten Vorkämpfer einer gänzlichen Umwälzung. Ohne große Gaben, aber ausgestattet mit einer kräftigen Stimme und einer gewissen äußern Beredsamkeit, erlangte er Einfluß in der Versammlung und wagte es selbst, in den Debatten über die Erklärung der Menschenrechte gegen Mirabeau in die Schranken zu treten. Von nun an bildete er mit Buzot und Robespierre den Mittelpunkt der republikanischen Partei, erwarb sich den Beinamen des Tugendhaften (P. le Vertueux) und ward Ende 1790 Präsident der Versammlung. Als Präsident des Kriminalgerichts zu Paris erhielt er mit Barnave und Latour-Maubourg den Auftrag, die königliche Familie von Varennes zurückzuführen, wobei er sich im höchsten Grad roh und ungeschliffen bewies. Nach der Trennung der Feuillants von dem Jakobinerklub rehabilitirte er diesen durch die von ihm bewirkte Epuration desselben und ward 25. Juli sein Präsident. Sein Antrag auf Absetzung des Königs und Errichtung einer Regentschaft durch Volkswahlen erhöhte noch seine Popularität. Am 18. Nov. 1791 ward er Maire von Paris. In dieser neuen Stellung

bewaffnete er das Proletariat mit Piken und rief die Aufstände des Pöbels, namentlich den vom 20. Juni 1792, hervor, bei welchem er erst gegen 4 Uhr im Schloß erschien und das Volk zum Rückzug bewog. Seine hierauf vom Direktorium des Departements verfügte Suspension hob die Nationalversammlung wieder auf, worauf P. 3. Aug. im Namen der Gemeinde bei der Nationalversammlung die Absetzung des Königs beantragte. Als die Marseiller in die Hauptstadt einzogen, begrüßte sie P. als Brüder. Vergeblich versuchte er sodann den Sturm, welchen er mit heraufbeschworen, zu beschwichtigen; ebensowenig wie dem Aufstand vom 10. Aug. konnte er den Septembergreueln steuern. Vom Departement Eure-et-Loir in den Konvent gewählt, wurde er 21. Sept. Präsident desselben. Nach seiner vergeblichen Anklage gegen Marat, infolge deren er sich genöthigt sah, seine Funktionen als Maire niederzulegen, ward er der Gegenstand der heftigsten Angriffe im Jakobinerklub, während er sich im Konvent mehr und mehr der Partei der Girondisten zuneigte. Im Proceß des Königs stimmte er zwar für den Tod, aber mit der Berufung ans Volk, was seinen Feinden neuen Stoff zur Verdächtigung bot. Auf die Aussagen des Generals Miaczinski ward er als Mitschuldiger Dumouriez' vor eine Untersuchungskommission gestellt, vor der er sich nur schwach vertheidigte. Beim Sturz der Gironde 2. Juni 1793 verhaftet, gelang es ihm, zu der föderalistischen Armee in Caen zu entkommen. Nach der Niederlage derselben bei Vernon (Juli 1793) floh er in die Bretagne und von da in die Gegend von Bordeaux, das sich jedoch dem Konvent schon unterworfen hatte. Im Juli 1794 fand man seinen und Buzots Leichnam in einem Getreidefeld bei St. Emilion, halb verwest und von Wölfen angefressen. Seine politischen Reden und Flugschriften erschienen unter dem Titel: »Oeuvres de P.« (Par. 1793, 4 Bde.).

Pétiotisiren, s. Wein.

Petit (franz., spr. p'ti, »klein«), in den deutschen Buchdruckereien Schriftgröße von 8 typographischen Punkten (Achtelpetit) Kegelstärke. Der früher dafür in Deutschland übliche Name Jungfer oder Jungfernschrift ist veraltet. In Frankreich entspricht ihr etwa P.-texte (7½ points), in England fast genau Brevier.

Petit-Bourg (spr. p'ti-burg), Gemeinde und Stadt auf der westind. Insel Guadeloupe, mit Zucker- und Kaffeeplantagen und 3500 Einw.

Petit-Canal (spr. p'ti-kanall), Ort auf der westind. Insel Guadeloupe, nordöstlich von Point à Pitre, mit Zuckerplantagen und 7000 Einw.

Petit-crevé (franz., spr. p'ti-krëwé), Bezeichnung für einen (Pariser) Modenarren oder Gecken, früher Gandin, noch früher Incroyable, Muscadin ꝛc. genannt.

Petite-Pierre, s. Lützelstein.

Petites écoles (franz., »kleine Schulen«), die von geistlichen und weltlichen Kongregationen gestifteten Kleinkinderschulen in Frankreich.

Petitgrainöl (spr. p'ti-gräng-), geringe Sorte Orangenöl, welche aus kleinen unreifen Früchten nebst Blütenkelchen und Blättern durch Destillation erhalten wird und nur zum Parfümiren der Seife dient.

Petition (lat.), im allgemeinen Bezeichnung für Bitte, Gesuch, namentlich für solche Gesuche und Anträge, welche an Behörden, an die Volksvertretungen oder an den Regenten selbst gerichtet werden; daher petitioniren, um etwas nachsuchen; Petent, derjenige, welcher eine P. einreicht; Petitionsrecht, die Befugnis des Staatsbürgers, sich mit Bitten und Gesuchen an die staatlichen Organe wenden zu dürfen. Je nachdem es sich nun hierbei um die künftige Verbesserung eines mangelhaften Zustandes und eines zu besorgenden Uebelstandes oder um die Abstellung eines bereits eingetretenen Mißstandes handelt, wird zwischen P. und Petitionsrecht im engern Sinn und zwischen Beschwerde (s. d.) und Beschwerderecht unterschieden. Dies Beschwerde- und Petitionsrecht versteht sich eigentlich für den modernen Rechtsstaat, welcher dem Staatsbürger die persönliche Freiheit gewährt, von selbst; gleichwohl ist dasselbe in vielen Staaten verfassungsmäßig garantirt, so z. B. in England schon durch die P. of rights (s. d.) und ebenso in den neueren deutschen Verfassungsurkunden, namentlich seitdem die deutschen Grundrechte von 1848 dieses Recht ausdrücklich und zwar sowohl den einzelnen Staatsbürgern, als auch den Korporationen und Vereinigungen mehrerer gewährleistet hatten. Insbesondere ist den Volksvertretungen die Befugnis eingeräumt, Petitionen entgegenzunehmen, und so ist es denn auch dem deutschen Reichstag im Art. 23 der Reichsverfassung vom 16. April 1871 nachgelassen, Petitionen anzunehmen und solche dem Bundesrath oder dem Reichskanzler zu überweisen, wofern er dieselben für begründet und beachtenswerth hält. Nach der Geschäftsordnung des deutschen Reichstags (§§ 24, 26) besteht aber für die Prüfung der eingehenden Petitionen eine besondere Petitionskommission, wie es auch zulässig ist, solche Petitionen, die mit einem Gegenstand in Verbindung stehen, welcher bereits einer andern Kommission überwiesen ist, ebenfalls an diese letztere Kommission zu überweisen. Die Petitionskommission, deren Mitglieder übrigens nach achtwöchentlicher Amtsführung ihren Ersatz durch Neuwahlen beanspruchen können, hat allwöchentlich den Inhalt der eingehenden Petitionen durch eine in tabellarischer Form zu fertigende Zusammenstellung zur Kenntnis der einzelnen Mitglieder des Reichstags zu bringen. Zur Erörterung im Reichstag selbst gelangen aber nur diejenigen Petitionen, bei welchen auf solche Erörterung entweder von der Kommission oder von 15 Mitgliedern des Reichstags angetragen wird; im erstern Fall hat die Kommission über die P. einen Bericht zu erstatten. Unter allen Umständen muß aber auf jede P. ein Bescheid des Reichstags erfolgen, und zwar werden nach der bestehenden Praxis solche Petitionen, welche wegen Schlusses der Session keine Berücksichtigung finden konnten, den Petenten zurückgegeben mit der Anheimgabe, dieselben für die nächste Session zu erneuern. Wie aber den Volksvertretungen einerseits das Recht zusteht, Petitionen entgegenzunehmen, so kann ihnen auch auf der andern Seite die Befugnis nicht abgesprochen werden, sich ihrerseits selbst mit Petitionen an den Regenten zu wenden. Doch ist es hier parlamentarischer Brauch, nicht die Form der P., welche direkt etwas verlangt, sondern die der Adresse zu wählen, in welcher die Stände ihre Zustimmung oder ihre Mißstimmung angesichts gewisser Maßregeln der Staatsregierung aussprechen (s. Adresse).

Petitioners (engl., spr. pitischeners), s. Abhorrers.

Petition of rights (engl., spr. pitisch'n off reits, »Bittschrift um Herstellung der Rechte«), die Beschwerdeschrift, welche das engl. Parlament 1628 dem König Karl I. überreichte, und in welcher die Forderungen formulirt waren, die das Parlament zur Wiederherstellung und Erhaltung der Freiheiten des englischen

Volks an die Krone stellte. Dadurch, daß Karl I. diese Forderungen bewilligte und zum Gesetz erhob, wurde die P. eins der wichtigsten Grundgesetze der englischen Verfassung. S. Großbritannien, S. 202, 225.

Petitio principii (lat.), ein Fehler im Beweis, welcher darin besteht, daß man einen Satz durch einen andern noch zu beweisenden Satz beweisen will. Die P. kann sowohl im Obersatz, als im Untersatz liegen. Vgl. Beweis, Schluß.

Petit-loups (franz., spr. p'ti-luh), Halbmasken, die nur die Augen und Nase bedecken.

Petit-Magny (spr. p'ti-mannji), Dorf in der Nähe von Belfort, bei welchem die Division Treskow Anfang November 1870 ein Gefecht mit der Besatzung der Festung zu bestehen hatte, ehe sie zur Cernirung derselben schreiten konnte.

Petit-maître (franz., spr. p'ti-mähtr), Stutzer, Zierbengel; Pedant; auch s. v. w. Kleinmeister (s. d.).

Petītor (lat.), Kläger in Civilstreitigkeiten.

Petitorienklagen (petitorische Rechtsmittel), diejenigen Klagen, wobei es auf das Recht selbst, namentlich auf das Eigenthum einer Sache, ankommt, im Gegensatz zur possessorischen Klage, bei welcher es sich bloß um den Besitz einer Sache oder eines Rechts handelt.

Petits frères (franz., spr. p'ti frähr), die »Brüder des christlichen Unterrichts« in Frankreich.

Petit Tournois (spr. p'ti turnoa), franz. Silbermünze, welche Philipp der Schöne zuerst 1310 prägen ließ. Es gab ¾-, ½- und ¼-Tournois à 15, 10 und 6 Sous, welche diesen Namen führten; anfangs von gutem Silber, wurden sie bald so schlecht, daß sie niemand mehr nehmen wollte und die Annahme bei Todesstrafe befohlen werden mußte.

Petītum (lat.), das in einer Klage, einem Antrage gestellte Gesuch.

Petőfi (spr. petöfi), Alexander, ungar. Dichter, geb. 1. Jan. 1823 in Kis-Körös im Pester Komitat, wo sein Vater Stephan Petrovics ein wohlhabender Fleischhauer war, besuchte die Schulen in Kecskemét, Gyönk, Pest u. a. und ging 1838 nach Schemnitz, um das Gymnasium zu besuchen, verließ jedoch die Bergstadt mitten im Schuljahr und begann ein mehrjähriges Wanderleben, in welchem wir ihn bald als Schauspieler, bald als Soldaten, bald wieder als Studenten (in Papa) finden. 1842 erschien sein erstes Gedicht: »A borozó« (»Der Weintrinker«), im »Athenaeum« gedruckt und noch mit »Petrovics« unterzeichnet. Die erste Sammlung seiner Gedichte (Ofen 1844) begründete seinen Namen als Dichter. Von nun an entfaltete er seine wunderbare Produktivität als Lyriker und versuchte sich auch im Roman mit »A hóhér kötele« (»Der Strick des Henkers«) sowie im Drama, doch in beiden letzteren Gattungen ohne Erfolg. Unter allen Verhältnissen seines bewegten Jugendlebens an seiner Bildung arbeitend, studirte er die moderne Literatur, lernte deutsche, englische und französische Dichter im Original lesen und übersetzte unter anderem Shakespeare's »Coriolan« (Pest 1848), welches Drama seitdem im ungarischen Nationaltheater in Petőfi's Uebersetzung aufgeführt wird. Im September 1846 lernte er bei Gelegenheit einer seiner Rundreisen, die er im Land zu machen pflegte, Julie Szendrey, die Tochter des Güterdirektors des Grafen Ludwig Károlyi in Erdöd im Szathmárer Komitat, kennen und heirathete sie, trotz des Widerstrebens ihrer Eltern, im September 1847. Mit begeisterungsvollem Eifer betheiligte er sich an der Revolution von 1848, deren Vorgefühl sich schon in einigen seiner früheren Gedichte manifestirt hatte. Am 15. März 1848 veröffentlichte er das Lied: »Talpra, magyar« (»Auf, Magyar«), das in jener Zeit allgemein gesungen wurde, und mit dem er eine längere Reihe revolutionärer Lieder eröffnete. Im September 1848 trat er in die Honvedarmee, diente unter Bem und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten durch Tapferkeit aus. Bei Gelegenheit der entscheidenden Schlacht bei Schäßburg 31. Juli 1849 wurde er zum letztenmal gesehen, und nach längerem Zweifel ward endlich mit Gewißheit angenommen, daß er dort gefallen und mit vielen anderen Opfern jenes Tags in einem gemeinsamen Grabe bestattet worden sei. In Petőfi's Lyrik und seinen volksthümlichen humoristischen Epen hat der Geist seiner Nation den genialsten, kräftigsten Ausdruck gefunden. Die immer steigende Sympathie, mit welcher die in reicher Fülle sich folgenden Produktionen des lebenden Dichters von der ungarischen Nation aufgenommen wurden, hat in dieser nie aufgehört nachzuwirken. Auflage folgte auf Auflage; 1874 erschien die erste illustrirte Gesammtausgabe von Petőfi's Gedichten, der 1876 eine in Text und Illustrationen vervollständigte Ausgabe folgte. Die erste Sammlung Petőfi'scher Gedichte in deutscher Uebersetzung veröffentlichte A. Dux (Wien 1846, neue Ausg. 1867); mit großem Eifer und Erfolg wirkte K. M. Kértbeny zur Verbreitung der Kenntnis des ungarischen Dichters in Deutschland durch die von ihm wiederholt veröffentlichten Uebersetzungen. Eine Auswahl von Petőfi's Gedichten gaben in Uebersetzung Szarvady und Hartmann (Stuttg. 1853), die lyrischen Gedichte veröffentlichte Opitz (2. Aufl., Pest 1868, 2 Bde.). Die Veröffentlichung neuerer Uebersetzungen ist von L. Aigner, E. Festi, L. Neugebaur u. a. zu erwarten. — Julie P., die Gattin des Dichters (s. oben), welche Andersens Märchen ins Ungarische übersetzte und auch selbst Gedichte schrieb, starb 1868 als Gattin des Pester Universitätsprofessors Arpad Horváth.

Petorca, Departementshauptstadt in der Provinz Aconcagua der südamerikan. Republik Chile, in engem Thal, hat Gold-, Silber- und Kupferminen und 3000 Einw.

Petra (griech., »Fels«), Stadt im Edomiterland, mitten in der Peträischen Wüste Arabiens, 104 Kilom. vom Arabischen Meerbusen, in einem Felsenthal, der Sage nach von Recham, König der Midianiter, erbaut, hieß eigentlich Sela und wurde vom König Amazia, der sie eroberte, Jokteel und erst später P. genannt. P. war durch die große bei ihr vorüberziehende Straße vom Rothen Meer nach N. ein wichtiger Handelsplatz. Nach ihr wurde das Peträische Arabien benannt. Seit etwa 300 v. Chr. bis 200 n. Chr. war es die Hauptstadt der Nabatäer. Des Antigonos General Athenäos überfiel die Stadt und plünderte sie, ward aber wieder vertrieben und sein Heer aufgerieben; Demetrios belagerte darauf die unzugängliche Felsenstadt vergeblich. Der Angriff des Aelius Gallus zu Augustus' Zeit scheiterte gleichfalls; erst Trajan unterwarf sie 105 den Römern. Seit Anfang des 5. Jahrh. war P. ein christlicher Metropolitansitz unter dem Patriarchat von Jerusalem. Mit der mohammedanischen Eroberung verlor die Stadt ihre Bedeutung und hieß seitdem Wadi Musa (»Thal des Moses«). Die großartigen Ruinen, die in zahllosen Felsengräbern, Resten eines Amphitheaters, mehrerer Tempel, eines Triumphbogens ꝛc. bestehen, wurden zuerst 1812 von Burckhardt wieder aufgefunden, dann von den Engländern

Irby und Mangles, den Franzosen Grafen Léon de Laborde und Linant (»Voyage dans l'Arabie Pétrée«, Par. 1830) u. a. besucht.

Petraïsches Arabien (Petræa), s. Arabien.

Petrarca, Francesco, der größte lyrische Dichter Italiens und zugleich einer der größten Gelehrten seiner Zeit, wurde 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren. Sein Vater Pietro di Parenzo, nach italienischer Weise im Diminutiv Petracco (lat. Petracchus), ein Notar aus Florenz, war, als zur Partei der Weißen gehörig, 1302 zugleich mit Dante u. a. verbannt worden und begab sich nach mehrjährigem Aufenthalt in Arezzo und in Pisa 1313 mit seiner Familie nach Avignon, wo damals der päpstliche Hof sich aufhielt, schickte aber letztere nach dem benachbarten Carpentras, wo der junge P. vier glückliche Jahre verlebte. Hier erhielt er von dem Grammatiker Convenole da Prato, der schon in Pisa sein Lehrer gewesen war, Unterricht in der Grammatik, Logik und Rhetorik und widmete sich hierauf, dem Wunsch seines Vaters gemäß, seit 1318 zu Montpellier und seit 1322 noch drei Jahre zu Bologna der Rechtswissenschaft, beschäftigte sich jedoch vorzugsweise mit klassischen Studien. Nach dem Tode seines Vaters (1326), dem bald darauf auch die Mutter ins Grab folgte, kehrte er nach Avignon zurück, wo er die Bekanntschaft der reichen Familie Colonna machte, welche seit ihren Streitigkeiten mit Bonifacius VIII. dorthin ausgewandert war. Da seine Eltern ihm kein Vermögen hinterlassen hatten, trat er in den geistlichen Stand, nahm jedoch nur die niederen Weihen. In Avignon war es auch, wo er 1327 zum erstenmal die Geliebte sah, welche er in seinen Gedichten unter dem Namen Laura (s. d.) feiert. Durch gelehrte Studien, höfische Zerstreuungen und Reisen suchte P. seiner Leidenschaft Herr zu werden. 1333 trat er eine längere Reise an, zunächst über Paris und Gent durch Flandern und Brabant nach Lüttich, wo er zwei Reden des Cicero entdeckte, Aachen und Köln, dann über die Ardennen nach Lyon und von da zu Schiff zurück nach Avignon. Für eine an den Papst Benedikt XII. gerichtete lateinische Epistel, worin er ihn zur Rückkehr nach Rom ermahnte, erhielt er 1335 seine erste Pfründe, ein Kanonikat in Lombès. Im folgenden Jahr besuchte er Rom, von wo aus er dem Papst in einem zweiten Gedichte die Rückkehr nach der alten Residenz dringend ans Herz legte. Ungeheilt von seiner Liebe kehrte er nach Frankreich zurück und kaufte sich an der durch ihn so berühmt gewordenen Quelle von Vaucluse im reizenden Thal der Sorgue in der Nähe von Avignon ein kleines Haus, wo er nun mehrere Jahre in der Stille seinen Studien lebte. Viele seiner schönsten Gedichte an Laura entstanden hier, auch der größte Theil seiner lateinischen Eklogen, viele seiner lateinischen Episteln, zahlreiche Briefe und das Werk: »De vita solitaria libri II«. Seine Poesien erwarben ihm bald den höchsten Ruhm. Vom römischen Senat und dem Kanzler der Pariser Universität gleichzeitig eingeladen, die Dichterkrone entgegenzunehmen, entschied sich P. für den von Rom angebotenen Lorbeer und empfing denselben am ersten Ostertag (8. April) 1341 auf dem Kapitol aus der Hand des Senators Orso dell' Anguillara. P. ließ hierauf den Kranz am Altar der Peterskirche aufhängen. Auf der Rückreise verweilte er ein Jahr in Parma bei seinem Freund Azzo da Correggio, der sich eben erst zum Herrn dieser Stadt gemacht hatte. Nach Avignon zurückgekehrt, richtete er ein drittes Gedicht an den Papst, worin er ihn zur Rückkehr nach Rom aufforderte, und erhielt dafür das Priorat von Migliarino in der Diöcese Pisa. Von Ende Mai 1342 bis Anfang September 1343 hielt sich P. theils in Avignon, theils in Vaucluse auf und vollendete in diesem Zeitraum eins seiner bedeutendsten Werke, das gewöhnlich »De contemtu mundi libri III« überschrieben ist, von ihm selbst aber »Secretum suum« genannt wurde. Durch den Griechen Barlaam lernte er damals die Elemente der griechischen Sprache kennen. Im September 1343 unternahm er im Auftrag des Papstes und des Kardinals Colonna eine Reise nach Neapel und kehrte sodann über Verona, wo er ein Manuskript der Briefe Cicero's »Ad familiares« fand, und durch die Schweiz im December 1345 nach Avignon zurück. Ein ihm vom Papst angetragenes Bisthum schlug er aus, weil er »genug mit der Sorge um seine eigene Seele zu thun habe«; dagegen erhielt er im folgenden Jahr ein Kanonikat in Parma. Die Nachricht von der Erhebung des römischen Volks gegen seine adligen Tyrannen und von der Ernennung Cola Rienzi's zum Volkstribun begeisterte ihn zu einem Brief an den letztern und an das römische Volk, in welchem wir den Dichter in den Ideen des römischen Alterthums schwärmen sehen. Da solche Gesinnungsäußerungen sein gutes Einvernehmen mit dem Kardinal Colonna trübten, begab sich P. 1347 nach Padua, wo er von Jacopo da Carrara 1348 ein Kanonikat erhielt, und lebte nun abwechselnd in Padua, Parma und Verona. In Parma erhielt er 1348 die Nachricht von dem Tode seiner Laura, welcher ihn in die tiefste Trauer versetzte. Das Jahr 1350, ein Jubeljahr, rief ihn nach Rom. Auf dem Weg dahin besuchte er zum erstenmal seine Vaterstadt Florenz, wo er mit Boccaccio innige Freundschaft schloß. In Padua ward ihm durch diesen ein Schreiben der Republik Florenz überreicht, worin ihm die Zurückgabe seiner väterlichen Güter angekündigt und er eingeladen ward, nach Florenz zu kommen, um an der neu gestifteten Universität zu wirken. Da er aber den letztern Antrag ablehnte, so nahmen die Florentiner auch ihre Schenkung wieder zurück. Von Vaucluse aus, wohin er im Sommer 1351 zurückkehrte, nahm er sich Rienzi's, der im Kerker schmachtete, eifrig an. Im Mai 1353 begab er sich wieder nach Italien, zunächst an den Hof des Erzbischofs von Mailand, Giovanni de' Visconti, und brachte fast zehn Jahre in und bei Mailand im engsten Verhältnis zu den Visconti zu, die ihn zu manchen Sendungen gebrauchten. Kaiser Karl IV. empfing ihn bei seinem Besuch in Italien überaus freundlich und unterhielt sich tagelang mit ihm; P. fand sich jedoch in seinen Erwartungen von ihm getäuscht und schrieb einen Brief von großer Kühnheit an den Kaiser. Gerüchte, daß dieser einen neuen Zug nach Italien beabsichtige, veranlaßten 1355 eine Sendung Petrarca's an den kaiserlichen Hof zu Prag. Der Kaiser überschickte ihm infolge dessen das Diplom eines Pfalzgrafen in einer schönen goldenen Kapsel. Während seines Aufenthalts in Mailand schrieb P. die zwei Bücher: »De remediis utriusque fortunae« für seinen Freund Azzo da Correggio, der zu Mantua als Verbannter lebte. Dieses Werk, so trivial es uns auch erscheint, machte zu seiner Zeit großes Aufsehen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. 1360 wurde P. eine Gesandtschaft an den König Johann von Frankreich übertragen; doch schlug er alle dringenden Einladungen desselben, in Paris zu bleiben, aus, wie er auch ähnliche Anträge des Kaisers ablehnte. Für die nächsten Jahre ward Padua sein

ständiger Aufenthaltsort, und er verheirathete hier seine Tochter (P. hatte zwei Kinder von einer uns unbekannten Mutter) an einen Mailänder Edelmann, Francesco di Brossano. 1362 begab er sich nach Venedig, wo er seine Bücher einer zu bildenden öffentlichen Bibliothek der Republik vermachte, und zog sich dann (1370) in das Dorf Argua am südlichen Abhang der Euganeischen Hügel zurück, wo er seine letzten Lebensjahre in der Familie seiner Tochter zubrachte. Hier starb er 18. Juli 1374, indem den über einen Folianten Hingebeugten ein Schlagfluß überraschte. Sein Schwiegersohn ließ ihm ein Monument von rothem Marmor errichten, welches 1567 mit des Dichters bronzener Büste geziert ward. 1818 wurde eine Marmorbüste Petrarca's von Rinaldo, einem Schüler Canova's, in der Kathedrale von Padua aufgestellt. Sein 500jähriger Todestag ward 18. Juli 1874 in ganz Italien feierlich begangen. Von Petrarca's zahlreichen lateinischen Schriften sind die »Eklogen«, zwölf an der Zahl, mit großem Fleiß gearbeitet, allegorischen und zum Theil schwer verständlichen Inhalts. Eine korrekte Ausgabe derselben mit Uebersetzung und Kommentar besorgte Rossetti (Mail. 1829). Sein großes historisches Werk: »De vitis virorum illustrium« enthält die Biographien von 31 berühmten Römern von Romulus bis Julius Cäsar (herausgeg. von Schneider, Bresl. 1829—34). Die vier Bücher: »Rerum memorandarum« sind eine Sammlung von Anekdoten und interessanten Zügen, Worten und Thaten berühmter Männer alter und neuer Zeit. Das in den Augen des Dichters selbst und seiner Zeitgenossen wichtigste, in Wirklichkeit aber im ganzen trockene und phantasiearme Werk ist das epische Gedicht: »Africa« (1342 vollendet), dessen Held Scipio Africanus der Aeltere ist, und von dem Fabio Maretti eine Uebersetzung in Ottaven (Veneb. 1570) verfaßte. Die »Epistolae« oder »Carmina«, verschiedenen Inhalts und an verschiedene Personen gerichtet, gehören zu den anmuthigsten und lehrreichsten Werken Petrarca's und klären uns viele seiner Lebensumstände auf. Eine korrekte Ausgabe besorgte zuerst Rossetti in den »Opere minori del P.« Bedeutend sind ferner die drei Bücher: »De contemtu mundi«. Das höchst unbedeutende Werk: »De remediis utriusque fortunae libri II« ward ebenfalls in mehrere Sprachen übersetzt. Unter allen lateinischen Werken Petrarca's nehmen die Briefe an Zahl und Umfang wie an Wichtigkeit für die Geschichte seiner Zeit den ersten Rang ein. In den verschiedenen Ausgaben der Werke Petrarca's pflegen sie in fünf Klassen getheilt zu sein: Familiarium, Variarum, Ad veteres illustres, Senilium und Sine titulo. Allein sind sie gedruckt Genf 1601; eine neue kritische Ausgabe der beiden ersten Klassen, mit manchen ungedruckten Briefen vermehrt, hat Fracassetti besorgt (Flor. 1859—67, 5 Bde.). Obwohl P. seinen Ruhm hauptsächlich auf diese seine lateinischen Werke gründete, so sind sie es doch nicht, die seinen Namen der Nachwelt überliefert haben, sondern seine nationalliterarische Bedeutung beruht auf den von ihm selbst gering geschätzten italienischen Gedichten, seinem Liederbuch (Canzoniere), das unter dem einfachen Titel: »Rime« seine Liebesgedichte (Kanzonen, Sonette, Sestinen, Balladen, Madrigale) enthält und für die italienische Lyrik in ebendem Grad fast ausschließlich tonangebend wie überhaupt für alle Zeiten ein poetischer Kanon der Liebesschwärmerei geworden ist. Daß die Provençalpoesie auf Petrarca's Lyrik Einfluß gehabt hat, ist außer Zweifel; allein er verstand diese Richtung durch seine kunstreiche Behandlung so zur Vollendung zu erheben, daß seine Gedichte allein die welthistorischen Repräsentanten des mittelalterlichen Minnegesangs geblieben sind. Anmuthige, klare und reine Sprache, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Gedanken, des Ausdrucks und der Bilder, Geschmack, feines Gefühl für den Wohllaut und vor allem Zartheit zeichnen P. vor allen Liebesdichtern seiner Nation aus. Dabei vermißt man jedoch an ihm die Innigkeit, die Wahrheit der Empfindung, die Glut der Leidenschaft, die eigentliche wahre und starke Liebe. Er ist überall sinnreich, scharfsinnig, geistreich, aber nirgends glühend und tief; er gefällt sich in weit hergeholten Bildern, in schillernden Gedanken, in Witz, Reflexionen und schwierigen Reimen. Wenn uns in Dante das Bild der männlichsten Entschiedenheit entgegentritt, so finden wir bei P. »ein weibliches Gemüth, das an einer ewigen Verstimmung leidet, in der Gegenwart sich nie befriedigt fühlt, sich nach der entschwundenen Zeit als nach einem unwiederbringlichen Glück sehnt und seinen Schmerz mit wollüstigem Selbstgenuß in Liedern ausströmt, die bei aller Schönheit das Gefühl zu einem Spiel der Reflexion machen«. Namentlich wurde das Sonett von P. zur Normalform dieser Reflexionspoesie erhoben und ist seitdem die populärste poetische Form Italiens geblieben. Das Liederbuch zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste die Gedichte: »In vita di M. Laura« (226 Sonette, 21 Kanzonen, 8 Sestinen und 10 Balladen), die zweite: »In morte di M. Laura« (90 Sonette, 8 Kanzonen und eine Ballade) enthält. Das Vorzüglichste in der ganzen Sammlung sind die Kanzonen, namentlich die, welche Beziehungen auf Rom und die politischen Zustände Italiens überhaupt enthalten, wo der Dichter der Liebe nicht selten eine wunderbar zürnende Kraft entfaltet. Ein Werk seines höhern Alters sind die »Trionfi«, auf deren Gestaltung Dante's Poesie offenbaren Einfluß hatte. Sie enthalten sechs allegorische Visionen, nämlich der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Ruhms, der Zeit und der Gottheit, deren eine über die andere obsiegt, und die so den Gang der menschlichen Schicksale und die Eitelkeit alles Irdischen darstellen, sind aber unvollendet. Die von Thomas aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu München unter dem Titel: »Francisci Petrarcae Aretini carmina incognita« (Münch. 1859) herausgegebenen angeblichen Gedichte Petrarca's haben sich sehr bald nach ihrem Erscheinen als viel spätere Machwerke herausgestellt. Die italienischen Gedichte des P., namentlich der »Canzoniere«, haben unzählige Auflagen erlebt; die korrektesten sind die von Marsand (Pad. 1819—20, 2 Bde.), von Leopardi (Mail. 1826 u. öfter), von Carrer (Pad. 1826—27, 2 Bde.) und von Albertini (Flor. 1832, 2 Bde.). Sie sind oft kommentirt worden, am besten von Vellutello, Gesualdo, Castelvetro, Tassoni, Muratori, Biagioli und Leopardi. Auch sind sie in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden, ins Deutsche unter anderen von Förster (3. Aufl., Leipz. 1851), Bruckbräu (Münch. 1827), Kekule und Biegeleben (Stuttg. 1844), Reinhold (in dessen »Dichterischem Nachlaß«, Bd. 2, Leipz. 1853) und Krigar (2. Aufl., Hannov. 1865); einzelne Gedichte von Gries, A. W. Schlegel, Daniel, J. Hübner u. a. Gesammtausgaben der Werke Petrarca's erschienen zu Basel 1495, Venedig 1501, 1503, 1554, 1581 f. Einige bis dahin ungedruckte lateinische Schriften Petrarca's hat A. Hortis unter dem Titel: »Scritti inediti di F. P.« (Triest 1874) heraus-

gegeben. Nicht geringere Verdienste als durch seine eigenen lateinischen Schriften erwarb sich P. durch seine Bemühungen um die Wiedererweckung und Kenntnis der alten, namentlich der römischen, Literatur, und mit Recht wird er daher als der erste und einer der bedeutendsten unter den Vorläufern der großen Humanisten des 15. und 16. Jahrh. betrachtet. Seine häufigen Reisen benutzte er stets, Manuskripte zu sammeln oder zu kopiren. So verdankt man ihm unter anderem die Wiederauffindung mehrerer Schriften Cicero's, Quintilians u. a. Ueber die meisten Vorurtheile seiner Zeit war sein durch das Studium der Alten genährter Geist erhaben. Er verspottete namentlich die Astrologie und die Alchemie; ja, selbst in religiösen Dingen urtheilte er, obgleich ein strenger und sogar asketischer Katholik, oft überraschend unbefangen. Die Literatur über Petrarca's Thätigkeit ist überaus reich. Die besten Biographien lieferten (Giov. Boccaccio (herausgeg. von Rossetti, Triest 1828), Leonardo Bruni, Vellutello, Beccadelli, Tomasini, Muratori, de la Bastie, Bandini, de Sade, Badelli, Ugo Foscolo und Blanc (in Ersch und Grubers »Encyklopädie«). Petrarca's Verdienste um die klassischen Studien sind am besten gewürdigt von G. Voigt in »Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums« (Berl. 1859). Zu einer großen Anzahl von Gelegenheitsschriften über ihn gab die Feier seines 500jährigen Todestags (s. oben) Anlaß, von denen Ludwig Geigers »P.« (Leipz. 1874) hervorzuheben ist.

Petraria (mittellat.), Steinwurfgeschütz.

Petrefakten (Petrifikate, griech.-lat., franz. Pétrifications, Versteinerungen, fossile organische Reste), im allgemeinen alle durch Umwandlung ihrer organischen Substanz oder eines Theils derselben oder ihrer Umhüllung in ihrer Form erhaltenen organischen Körper, welche man in Gesteinen findet (ausgräbt, daher man sie »fossil«, »Fossilien« nennt). Im engern Sinne nannte man »Versteinerungen« oder P. nur diejenigen fossilen organischen Körper, welche durch direkte Aufnahme von mineralischen Substanzen und durch (ganz oder theilweise erfolgten) Ersatz der ursprünglichen Substanz unter Erhaltung ihrer Form in Mineralkörper umgewandelt sind. Außerdem aber kennt man viele andere Vorgänge, durch welche organische Körper in Gesteinen konservirt werden. Diese Processe sind im allgemeinen analog denen der Afterkrystallbildung, der Pseudomorphose, weshalb auch Naumann für die versteinerten Pflanzen und Thiere die Namen Phytomorphosen und Zoomorphosen vorschlägt. Namentlich sind unter solchen Vorgängen (außer der nur ganz ausnahmsweise, z. B. in Eis, sich vorfindenden vollständigen Erhaltung) folgende hervorzuheben: 1) Die bloße Entfernung organischer Masse ohne Ersatz durch Mineralmasse, die sogen. Kalcination oder Verwitterung (etwa den Afterkrystallbildungen analog, wobei nur ein Theil der Substanz entfernt wird); besonders werden Zähne, Knochen, Weichthierschalen in dieser Weise erhalten. 2) Die organische Substanz bleibt in mehr oder weniger zersetztem Zustand erhalten; hierher gehört namentlich die Verkohlung der Pflanzentheile, die um so weiter vorgeschritten zu sein pflegt, je älter die Pflanzenreste sind, und je länger der Proceß gedauert hat. 3) Die Ueberrindung, ganz den Umhüllungspseudomorphosen entsprechend, aber als Versteinerungsproceß selten, hauptsächlich in kalkhaltigen Quellen stattfindend, welche selbst zarte Pflanzentheile öfters so überrinden, daß man ein Bild der ganzen Pflanze erhält. Künstlich nachgeahmt wird die Ueberrindung sehr oft beim Karlsbader Syrudel. 4) Meist setzt sich in der Natur eine größere Masse von Gestein um den organischen Körper und in seine Hohlräume, so daß man nur einen Abdruck des Körpers (äußern Kern, moule extérieur) hat. Der Abdruck der Hohlräume (der innere Kern) heißt gewöhnlich Steinkern (moule intérieur) und ist bei Muscheln und Schnecken sowie bei Seeigeln oft sehr wichtig. Eine Abart der äußeren Abdrücke sind die Thierfährten, die sich in noch weiches (bildsames) Gestein eindrückten und dann durch andere Gesteinsmasse ausgefüllt wurden. 5) Mitunter wird der innerhalb des äußern Abdrucks eingeschlossene Körper ganz entfernt, und der Hohlraum füllt sich mit mineralischer Masse aus, ein Fall, der nicht immer gehörig von dem der eigentlichen Versteinerung unterschieden wird. Während aber bei der Versteinerung die Struktur der erhaltenen Thierreste, z. B. die Kammerwandungen der Ammonitenschalen, die concentrische Anordnung der Theile der Belemnitenscheide, die Jahresringe ꝛc. des Holzes, immer mehr oder weniger vollständig erhalten bleiben, ist dies bei der nachherigen Ausfüllung nicht der Fall; so schön die äußeren Umrisse meist ausgeprägt sind, so wenig ist von der innern Struktur des Thiers etwas zu sehen, indem durch das ganze Innere einfach die Mineralsubstanz geht, sei sie aggregirt (z. B. aus Sandstein bestehend) oder krystallinisch (wie z. B. durch die Masse sehr oft die Spaltflächen des Kalkspats hindurchgehen). Die auf solche Weise erhaltenen organischen Reste müssen an und für sich eine gewisse Widerstandsfähigkeit, chemisch und mechanisch, besessen haben. Die sich rasch zersetzenden Weichtheile der Thiere finden sich fast niemals versteinert; eine Umhüllung und Imprägnirung derselben mit Mineralsubstanz konnte kaum jemals rasch genug vor sich gehen, um ihre Form zu erhalten. Stets sind es härtere Theile der Thiere, Polypengehäuse, Kiesel- und Kalkskelette der Schwämme, Schalen der Foraminiferen, Röhrenwürmer, Stachelhäuter, Weichthiere, Panzer der Krebsthiere und Chitinhüllen der übrigen Gliederthiere, Knochen, Zähne, feste Hautbekleidungen der Wirbelthiere, welche wir erhalten sehen. Selbst die letzteren sieht man selten anders als zwischen Gesteinplatten zusammengedrückt, wo sie leichter aufbewahrt blieben und, wenn auch beim Auseinandernehmen der Platten die Substanz selbst verloren ging, doch in Abdrücken erhalten wurden (Federn von Vögeln, Fischschuppen, feine Gräten). Mitunter aber bleibt in diesem Fall auch die Substanz in merkwürdiger Weise erhalten, wie z. B. die der mit zäherer Haut umkleideten Dintenbeutel von Sepien in jurassischen Schieferthonen. Von kalkschaligen Eiern (wovon ein Beispiel das Vogelei, wahrscheinlich Schwanenei der weimarischen Diluvialtuffe) finden sich selten Reste. Oefter sind ganze Thiere, d. h. ihre Knochen und Hautschilder, z. B. Fische, erhalten; auch mehr oder weniger vollständige Skelette von Reptilien und Säugethieren finden sich vor. In der Regel aber sind nur größere Knochen, besonders häufig Zähne und die oben genannten Schalen wirbelloser Seethiere, in größerer Menge durch die Gesteinsmassen vertheilt. — Bei den Pflanzen ist die Scheidung von Weichtheilen und festen Theilen (Holz) minder scharf; die Holzfasern finden sich bei den Gefäßpflanzen z. B. auch in den Blättern, von denen Abdrücke ganz besonders häufig vorkommen; jedoch fehlen auch Blütentheile, Sprossen, Fruktifikationen der Farnwedel und anderer Gefäßkryptogamen keineswegs, während Stämme, mit und ohne

Rinde, Wurzeltheile und manche (härteren) Früchte auch getrennt von den übrigen Pflanzentheilen verkohlt oder öfter noch wirklich versteinert uns erhalten sind. — Die Mineralsubstanzen, mittels deren die Versteinerung vor sich ging, sind sehr mannigfaltig, immer aber möchte ein Herzutreten derselben in Lösung anzunehmen sein; auch da, wo unlösliche Körper das Versteinerungsmaterial ausmachen, muß eine spätere Ausscheidung aus Lösungen (durch chemische Processe, durch Fällung) angenommen werden. Am häufigsten tritt der Kalkspat auf. Schon an und für sich in den meisten Thierschalen enthalten, gibt er sowohl für Thiere wie für Pflanzen häufig das Medium ab. Die krystallinischen Ausfüllungen sind oben (unter 5) erwähnt. Bei eigentlicher Versteinerung wird Kalk in die feinen Zwischenräume der unorganischen Ablagerungen in Schalen, Knochen, Zähnen und in die der Pflanzenfasern so langsam infiltrirt, daß gerade in ihm oft die feinsten Nüancen der Struktur sich zeigen. Bei Pflanzen kommt es vor, daß an einem und demselben Stück hier wahre Versteinerung, an anderen Stellen Ausfüllung des äußern Abdrucks sich zeigt. — Die Steinkerne bestehen besonders häufig aus dichtem Kalkstein. Neben Kalkspat kommt auch Dolomit (besonders in Kernen) vor. Nächstdem ist Quarz (nebst Hornstein, Chalcedon, Feuerstein, seltener Achat und Jaspis) zu nennen, in welchem besonders oft Hölzer (verkieselte Hölzer) mit und ohne Erhaltung der Struktur versteinert sind. Auch verkieselte Thiere, besonders Schwämme (mit zerstörter Struktur), kommen vor, und die Kerne von Feuerstein sind besonders hervorzuheben. Opal ist meist nur Versteinerungsmittel für Hölzer (Holzopal), sei es in Gemeinschaft mit Quarz oder ohne denselben. Minder wichtig sind die übrigen nichtmetallischen Versteinerungsmittel; doch lassen sich noch Flußspat (Hölzer im Rothliegenden), Gips (tertiäre Koniferenhölzer, Keupermuscheln), Baryt (Hölzer, auch Liasammoniten und -Belemniten sowie Abdrücke von Mainzer Tertiärmuscheln), Cölestin (alpine Keupermuscheln, Muschelkalksteinkerne, Vicentiner Tertiärversteinerungen), Talk (Pflanzen und einzelne paläozoïsche Thiere), Meerschaum (Madrider Tertiärschnecken), Thon (Ausfüllung von Pflanzenstämmen) und Schwefel (Ausfüllung von äußeren Abdrücken von Konchylien und Charareſten, besonders bei Teruel, im Gips) nennen. Die Mineralkohle ist bereits oben berücksichtigt. — Unter den metallischen Versteinerungsmaterialien steht der Schwefelkies obenan, und zwar in beiderlei Form, als Pyrit und Markasit; letzterer ist mit Recht wegen seiner leichten Zersetzung (Vitriolisirung) bei den Sammlern verrufen, während ersterer P. liefert, welche zu den allergeschätztesten gehören und besonders häufig in thonigen Gesteinen vorkommen, also unter (der Oxydation wenig günstigen) Verhältnissen, unter denen auch sonst das Schwefeleisen in größeren oder kleineren Ausscheidungen auftritt. Meist sind Thiere, seltener Pflanzen (Ausfüllungen von Stämmen, noch seltener Farnwedel) in Schwefeleisen versteinert. Das Schwefeleisen ist nicht selten in Brauneisenstein übergegangen; auch thoniger Sphärosiderit kommt vor. Rotheisenstein ist in den Rotheisensteinlagern (Devon, Lias) häufiges metallisches Versteinerungsmittel (Vererzungsmittel) von Konchylienschalen u. dgl. Nur vereinzelt (Lias bei Sémur) tritt aber Eisenglanz in dieser Art auf, auch Magneteisen (Banat). Sonst sind zu nennen: Zinkblende (selten, z. B. im Devon, und nur Kerne), Zinkspat (im Muschelkalk von Tarnowitz in Schlesien, Wiesloch in Baden), Bleiglanz (Wissenbacher Schiefer, hier und da im Zechstein, Keuper, im französischen Jura; Holz und Farnwedel bei Zwickau), Weißbleierz (Krinoideen des polnischen Uebergangskalks bei Kjelzy), Kupferglanz (Zechstein bei Frankenberg, wo Ulmanites Bronnii, als »Frankenberger Kornähre« bezeichnet, darin vererzt vorkommt), sonstige Kupfererze und Kupfer (auch Silber) im Kupferschiefer (Fische ꝛc.) sowie (Kupferlasur, Malachit) im russischen Kupfersandstein (auch bei Böhmisch-Brod), Vivianit (Belemniten in New Jersey), Zinnober (Anflug auf Fischabdrücken in den Quecksilberdistrikten; Holzvererzungsmittel ist das Quecksilber besonders in Rheinbayern). — Im ganzen sind für das Zustandekommen der P. zweierlei Vorgänge zu unterscheiden: 1) die beim Absterben des Thiers und der Pflanzen und ihrem Begraben in bestimmten Ablagerungen (spätere Gesteine) stattfindenden; 2) die posthumen, die nachherige chemische und mechanische Umwandlung, zu welch letzterer selbstverständlich auch die Verdrückung (Plattdrückung in Schiefern und sonstige Verzerrung der Form) gehört. Während die zweite Kategorie hinsichtlich der Gesteinsentstehungstheorie und Gebirgsbildung wichtigere Aufschlüsse gibt, hilft die erste wesentlicher dazu, daß wir uns ein Bild von den früheren Zuständen der Erde entwerfen können. In dieser Hinsicht ist man immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Vorgänge der Vorwelt in ganz ähnlicher oder vielmehr in derselben Weise verliefen wie heutzutage, nur daß selbstverständlich an denselben Orten die Scenerie außerordentlich wechselte. Eine Tödtung großer Thiermassen durch Katastrophen, welche ganze Welttheile oder gar die ganze Erde betroffen hätten und welche man z. B. aus dem massenhaften Vorkommen der Mammuthe in Nordsibirien, aus dem von Fischen in der verhältnismäßig wenig mächtigen Kupferschieferzone am Harz und in Thüringen ꝛc. hat folgern wollen, stellen sich als Phantasieprodukte heraus, die man nur mit Scheingründen (z. B. der Krümmung vieler Kupferschieferfische, die danach im Todeskampf begraben sein sollen, der Vertreibung der Mammuthe in den hohen Norden durch eine »Sündflut«) zu stützen vermeint hat. Die fossilen Thiere mögen rasch oder langsam ums Leben gekommen sein, stets wurden sie im Schlamm der Gewässer begraben, wie dies noch jetzt der Fall ist. Eine oft angeregte Frage ist die, inwieweit die abgestorbenen Thiere und Pflanzen an Ort und Stelle verblieben sind. Sehr oft war dies sicher der Fall, z. B. auf Korallenriffen; oft hat man es aber auch voreilig geschlossen. Wenn z. B. Schlammmuscheln mit dem Kopf nach unten (der untern Schichtfläche) gerichtet in großer Zahl gefunden werden, so kann dies ebensowohl den Grund haben, daß die Kopfseite dicker, nach Ausfüllung der Schale mit Gesteinsmasse also schwerer ward und sich daher beim Einsinken in weichen Schlamm nach unten kehrte. Von den Baumstämmen, welche in den Sandsteinen im Hangenden der Kohlenflötze sämmtlich mit den Wurzeln nach unten gekehrt stehen, kann man nicht ohne weiteres annehmen, daß sie an jener Stelle begraben wurden, wo sie wuchsen; denn jeder Baumstamm mit einem (ausgebreiteten) Wurzeltheil muß, wenn die Holzsubstanz mit Wasser (oder gar Mineralsubstanz) vollgesogen ist, nothwendigerweise sich im Schlamm mit den ausgebreiteten Wurzeln nach unten richten. Ohne alle Frage sind die P. auf solche Gesteine beschränkt, welche sich schichtweise, sedimentär entwickelten, und unbedingt ist auch der Absatz im Wasser (der neptunische Ursprung) we-

Digitized by Google

sentlich, der Absatz im Trockenen (in Sandwehen) oder die Erhaltung im Eis (Mammuth des Pallas, vgl. oben) wenigstens als seltener Ausnahmefall anzusehen. Daher wird auch das Vorkommen von P. stets und einstimmig als Beweis des neptunischen Ursprungs der Gesteine angesehen. Ein Thier, eine Pflanze im »Porphyr« genügt, um den betreffenden Gebirgstheil als sedimentär, wenigstens als sekundär umgelagert, festzustellen (Porphyrtuffe oder Thonsteine des Rochlitzer Bergs mit Pflanzenstämmen, die vereinzelten rheinischen sogen. Porphyrversteinerungen, die »basaltischen« Versteinerungen Würtembergs). In der Mehrzahl der Fälle ist es das Meer, sei es Strand-, sei es Hochsee, in dem die P. abgelagert sind; im allgemeinen ist man mit dem Namen »Süßwasserablagerung« meist zu verschwenderisch gewesen, und Absätze mit gemischten P. (wo also Land- und Süßwasserprodukte mit Seethieren zusammen sich finden) sollte man nie als reine Süßwasserbildungen ansehen. Gleichwohl gibt es (aus Wealdzeit, Tertiär- und Diluvialzeit) unbestreitbar Süßwasserbecken und auch Schichten in gewissen Becken, die, oft zwischen marine sich einschiebend, ihren Ursprung im süßen Wasser zeigen. Für denselben ist gänzliches Fehlen entschiedener Seeprodukte und gute Erhaltung von Land- und Süßwasserresten, die einen weiten Transport undenkbar macht, beweisend; für marinen Ursprung pflegt man ganz besonders Korallen, alsdann aber Austern u. dgl., Kopffüßer, Armfüßer, große fleischfressende Schnecken, Pteropoden, Echinodermen, Foraminiferen, streng genommen auch Serpeln anzusehen. Ganz besonders wichtig wird die Gegenwart von P. für die ältesten der geschichteten Gesteine, daher mit Recht auch deren Vorhandensein oder Fehlen mit größter Lebhaftigkeit diskutirt worden ist und noch wird (vgl. Azoïsche Formationen). Die wenn auch sparsamen Reste von allerlei Thieren (vereinzelte Trilobiten und Armfüßer, Oldhamien, Fukoïden) in den ältesten krystallinischen Schiefern, den (die böhmische Primordialfauna und Lingulaschichten, das obere kambrische Gebilde der Engländer, noch unterlagernden) »unteren kambrischen Schichten« der Engländer haben daher eine relativ sehr große Bedeutung und vindiciren der Erde schon damals eine solche Beschaffenheit, daß auf ihrer Oberfläche bereits Wesen von ähnlicher Konstitution wie die jetzigen Thiere gedeihen konnten. Viel mißlicher ist die Diskussion über die Gneise, in denen das Eozoon (s. d.) vorkommt, von den einen mit ebensolcher Entschiedenheit als Mineralvorkommen wie von den anderen als ein gekammertes Wurzelfüßerthier (eine Foraminifere) aufgefaßt. Bei weitem das Wichtigste ist bei den P. die richtige Deutung der Reste in botanischer und zoologischer Beziehung, welche die Hauptaufgabe der Paläontologie (s. d.) ist. Außerdem ist die Feststellung der Reihenfolge der Faunen und Floren in der Aufeinanderfolge der Schichten (stratigraphische Paläontologie und historische oder specielle Geologie) einer der wichtigsten Theile der Geologie (s. d.), an den sich wohl die meisten der Fortschritte knüpfen, welche diese Wissenschaft im Lauf der Zeiten gemacht hat.

Petrējus, Marcus, röm. Feldherr, vernichtete 62 v. Chr. als Unterfeldherr des Antonius bei Pistoria das Catilinarische Heer, befehligte 54—49 nebst Afranius das Heer des Pompejus in Spanien, wurde 49 von Cäsar bei Ilerda zur Ergebung gezwungen, ging dann nach Afrika, wo er die Reste der Pompejaner sammelte, und tödtete sich nach der Niederlage bei Thapsus 46.

Petri (sc. filius, »Petersſohn«), Olaus und Laurentius, die schwed. Reformatoren, Söhne eines Schmieds Namens Peder Olofssohn zu Oerebro in Nerike (daher Nericius), geb. 1497 und 1499, studirten seit 1516 zu Wittenberg, wo Luther auf beide einen großen Einfluß äußerte, promovirten dort 10. Febr. 1518 und kehrten 1519 nach Schweden zurück. Olaus lehrte als Diakonus in Strengnäs sogleich reformatorische Grundsätze, wurde aber bald nach Stockholm versetzt und dort 1523 zum Sekretär des Raths ernannt. Zwar mußte er von dem König Vorwürfe entgegennehmen, weil er während der Abwesenheit desselben 1524 den deutschen Wiedertäufern in Stockholm nicht streng genug entgegengetreten war. Uebrigens war er ein Mann ohne Menschenfurcht und ließ sich durch nichts schrecken, was die mächtige katholische Partei gegen ihn persönlich unternahm; selbst der Bannfluch des Domkapitels zu Upsala gegen beide Brüder blieb erfolglos. Olaus verheirathete sich 1525, disputirte mit den Katholiken auf königlichen Befehl zu Upsala und auf dem Reichstag zu Westerås 1527, wo er durch seine klare Auseinandersetzung die Stände für die Reformation gewann. Auch späterhin fuhr er fort, durch Predigen und Schriften für die Verbreitung der neuen Lehre zu wirken; dabei war er 1531—33 Kanzler des Königs; 1539 wurde er als Geistlicher ordinirt und als Pastor an der Hauptkirche in Stockholm angestellt. Da indessen der König die sämmtlichen Güter der Kirche, welche als überflüssig eingezogen wurden, nur zu weltlichen Zwecken verwendete, so sprach Olaus seine Unzufriedenheit offen aus; als er aber einen gegen den König angezettelten Mordplan, welcher noch im letzten Augenblick vereitelt wurde, nicht angezeigt hatte, weil er ihm in der Beichte mitgetheilt worden war, so wurde er 1540 zum Tode verurtheilt. Mit großer Mühe gelang es seinen Freunden und seiner Gemeinde, seine Begnadigung auszuwirken. In sein Amt 1543 wieder eingesetzt, starb er 19. April 1552. Unter seinen vielen Schriften ist besonders eine »Kronik« merkwürdig, welche er nach alten Urkunden über die ältere schwedische Geschichte verfaßt hat und die in die »Scriptores rerum Suecicarum« aufgenommen ist. Sein »Tobie comoedia« (1550) ist das älteste schwedische dramatische Werk. Sein jüngerer Bruder, Laurentius, besaß zwar nicht die Unerschrockenheit und Beredsamkeit seines Bruders, übertraf aber an Gelehrsamkeit sowohl ihn als alle seine Zeitgenossen. Er wurde 1523 zum Professor (Skolemästare), 1527 zum Rektor an der Universität zu Upsala ernannt und 1531 (erst 32 Jahre alt) zum ersten lutherischen Erzbischof erwählt. Er war besonders thätig bei der Bearbeitung einer vollständigen Bibelübersetzung, welche auch 1540 und 1541 in Folio (Bibel Gustavs I.) erschien, und schrieb: »Then Svenska kyrkoordning« (1571), welche noch heutigen Tags Grundlage der schwedischen Kirchenverfassung ist. Er starb 26. Okt. 1573.

Petrificiren (griech.-lat.), versteinern; Petrifikation, Versteinerung.

Petrikanal (Kanal Piedro), Meerenge, verbindet die Bai von Cadiz mit dem Atlantischen Ocean und trennt die Insel San Petri vom Festland.

Petrikau, Stadt, s. Petrokow.

Petri Kettenfeier, kathol. Kirchenfest, das 1. Aug. gefeiert wird und sich auf folgende Tradition gründet. Die oströmische Kaiserin Eudoxia erhielt zu Jerusalem die Kette, mit welcher einst der Apostel Petrus daselbst gefesselt worden war, und schickte sie ihrer Tochter

Eudoxia nach Rom. Dort hielt man die Kette mit derjenigen zusammen, die Petrus in seiner römischen Gefangenschaft getragen hatte, und durch ein Wunder wurden beide plötzlich so in einander verschlungen, daß man sie nicht wieder trennen konnte. Eudoxia ließ zur Aufbewahrung dieser beiden Ketten eine eigene Kirche (»Petri zu den Ketten«) erbauen, und der Papst erhob das Kirchweihfest derselben zum Fest P. K. für die ganze Christenheit.

Petriner, kathol. Weltgeistliche, weil der Apostel Petrus als Stifter des Predigtamts angegeben wird (s. Kleriker); auch eine der Parteien, in welche die christliche Gemeinde zu Korinth und überhaupt das Urchristenthum getheilt war (1. Kor. 1, 12).

Petrinja, königliche Freistadt und Hauptort des kroatisch-slawon. Banal-Militärgrenzdistrikts (s. Militärgrenze), an der Kulpa, hat einen Gerichtshof, 2 Kirchen, eine Realschule, ein Lehrerpädagogium, eine deutsche Hauptschule, ein Hospital, bedeutende Seidenzucht und (1870) 3150 Einw.

Petrino, Alexander, Freiherr von, österreich. Staatsmann, geb. 1819 aus einer griechischen, aus der Moldau nach der Bukowina eingewanderten, 1836 in den österreichischen Freiherrenstand erhobenen Familie, übernahm bereits 1837 die Verwaltung des reichen Grundbesitzes seiner Familie, war für die Hebung der Landeskultur in der Bukowina eifrig thätig, ward 1860 in den Reichsrath berufen, 1861 in den Bukowinaer Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus des Reichsraths gewählt, dem er mit kurzer Unterbrechung stets angehört hat. Früher Centralist, neigte er sich mehr und mehr auf die Seite der slawischen Föderalisten, und sein Antrag vom 11. Febr. 1870, die galizische Resolution auf alle Kronländer auszudehnen, führte den Sturz des Bürgerministeriums herbei. P. war sodann vom Mai 1870 bis Februar 1871 Ackerbauminister im Ministerium Potocki.

Petri Stuhlfeier, Fest der röm. Kirche zur Erinnerung an den ersten Bischofsstuhl des Apostels Petrus in Rom, wird 18. Jan. gefeiert, während durch Paul IV. 1557 das Fest zum Andenken an Petri Bischofsitz in Antiochia auf 22. Febr. angesetzt worden ist.

Petrobrusianer, die Anhänger des Peter von Bruys (s. Bruys).

Petrogenēse (griech.), s. v. w. Gesteinsbildung (s. d.).

Petrographie (griech.), s. Oryktographie.

Petrokow (poln. Piotrków, deutsch Petrikau), russisch-poln. Gouvernement, im S. an Galizien, im SW. an Preußen (Schlesien), im W. an das Gouvernement Kalisch, im N. an Warschau, im O. an Radom und Kielzy grenzend, hat ein Areal von 12,249 QKilom. (222,5 QM.) mit (1873) 768,008 Einw., darunter ca. 75 Proc. Katholiken, 13 Proc. Protestanten und 12 Proc. Juden. Das Land ist flach, gegen S. wellenförmig ansteigend, der Boden sandig oder sandig-lehmig. Alle Getreidearten gedeihen; über den innern Bedarf werden aber fast nur Kartoffeln, Runkelrüben und etwas Hafer gebaut. Das Erdreich liefert Steinkohlen, Eisen, Zink, Galmei, Kalk und Cement. Der Viehbestand betrug 1871: 207,300 Stück Hornvieh, 447,120 Schafe, 79,533 Schweine und 65,383 Pferde. In voller Blüte steht die fast ausschließlich von Deutschen betriebene Woll- und Baumwollindustrie, welche sich hauptsächlich in Lodz koncentrirt und seit Eröffnung der Warschau-Wiener Bahn mit einer Zweiglinie nach Lodz in stetem Aufschwung begriffen ist. In zweiter Linie sind zu nennen die Branntweinbrennerei, die Mühlenindustrie, der Bergbau und die Gerberei. Der Produktionswerth der Industrie betrug 1872 nach officieller Angabe 22¾ Mill. Rubel. Das Gouvernement zerfällt in acht Kreise: Bendin, Bresiny, Lask, Lodz, Nowo-Radomsk, P., Rawa und Czenstochowa. Bemerkenswerth sind ferner die drei Fabrikstädte Sgersh, Pabianize und Tamaschow, in denen sich neben Lodz auch der Großhandel des Gouvernements koncentrirt. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der Strada und der Warschau-Wiener Bahn, hat eine lutherische, eine griechische und mehrere katholische, zum Theil in gothischem Stil erbaute Kirchen, mehrere Klöster, ein Gymnasium, ein Mädchenprogymnasium, schönes Rathhaus, verfallenes Schloß, eine Judenvorstadt und (1871) 16,949 Einw. P. ist eine der ältesten Städte Polens; unter der Jagellonischen Dynastie im 15. und 16. Jahrh. wurden hier die Reichstage gehalten und die Könige gewählt; später war P. der Sitz des Oberlandesgerichts (Krontribunals) für die großpolnischen Provinzen. König Kasimir d. Gr. ließ die Stadt mit einer Mauer umgeben und das Schloß erbauen. 1702 wurde P. von den Schweden gebrandschatzt, welche jedoch, von einem polnischen Korps plötzlich überfallen, ihre mit Geld beladenen Wägen den Siegern überlassen mußten. 1769 wurden hier die Anhänger der Barer Konföderation von den Russen geschlagen. Unter der preußischen Regierung war P. eine Zeitlang der Sitz der obersten Behörden der Kalischer Kammer.

Petroleum
Petroleumäther } s. Erdöl.

Petrolia, gewerbthätige Stadt in der britisch-nordamerikan. Provinz Ontario, Grafschaft Lambton, inmitten der Steinölregion, mit (1872) 2651 Einw.

Petromyzon, das Neunauge.

Petronell, Marktflecken in der niederösterreich. Bezirkshauptmannschaft Bruck, an der Donau, hat ein gräflich Traun'sches Schloß mit Sammlung von Alterthümern aus der in der Nähe gelegenen römischen Stadt Carnuntum (s. d.) und (1869) 834 Einw. Von alten Baudenkmälern ist das sogen. Heidenthor zu erwähnen, die Ruine eines von Tiberius errichteten Triumphbogens.

Petronius, Titus Arbiter, röm. Schriftsteller aus Massilia, bekleidete das Prokonsulat in Bithynien und das Konsulat in Rom und genoß die besondere Gunst des Nero, bei dessen Festen er als Ceremonienmeister (arbiter) fungirte. Durch einen Nebenbuhler, Tigellinus, beim Kaiser verleumdet, fiel er in Ungnade und ward verhaftet. Aus Furcht vor Strafe öffnete er sich die Pulsadern, ließ sie aber wieder schließen, um sich noch am Kaiser durch Beschreibung von dessen geheimen Schandthaten zu rächen, und verblutete sich sodann (67 n. Chr.). Ihm wird gewöhnlich die nur in Fragmenten auf uns gekommene Schrift: »Satiricon liber« zugeschrieben, eine Art Roman, der, halb in Prosa, halb in Versen abgefaßt, ein treues, aber entsetzliches Bild von der Verdorbenheit des damaligen römischen Lebens bietet. Das Ganze ist nicht ohne Witz und in guter Sprache geschrieben, doch voll obscöner Beschreibungen. Einige neuere Gelehrte, wie Niebuhr und Lachmann, setzten die Abfassung der Schrift, schwerlich mit Recht, in das 2. oder 3. Jahrh. Lange nach der ersten Bekanntmachung derselben (Veneb. 1499) ward 1663 zu Trau in Dalmatien ein bis dahin unbekanntes größeres Stück, das sogen. »Gastmahl des Trimalchio«, entdeckt, welches in die späteren Ausgaben mit aufgenommen ward. Die erste kritische Herausgabe des Autors ist die von Bücheler (Berl. 1862 u. 1871; hiernach deutsch, Stuttg. 1874).

Die angeblich zu Belgrad aufgefundenen und von Rodot (Par. 1694 u. Amsterd. 1756) veröffentlichten sowie die aus der Bibliothek zu St. Gallen von Marchena (Par. 1800) herausgegebenen Fragmente beruhen auf einem literarischen Betrug. Vgl. Niebuhr, Curtius und P. (in dessen »Kleinen historischen Schriften«, Bonn 1828); Studer, Ueber das Zeitalter des P. (im »Rheinischen Museum«, Heft 1, 1842), und C. Beck, The age of P. (Cambridge in Amerika 1856).

Petropawlówsk, Name vieler befestigten Orte in Rußland, von denen hervorzuheben sind: 1) Stadt und Festung in der asiatisch-russ. Provinz Akmolinsk des Gouvernements der Kirgisensteppe, am Ischim und an der großen sibirischen Poststraße, war Hauptwaffenplatz, Hauptzollstätte und einer der wichtigsten Plätze für den russischen Verkehr mit Mittelasien, bis das Gouvernement Turkistan erworben wurde, gibt jetzt dem Kreis P. (69,366 QKilom. oder 1259,8 QM.) den Namen und hat (1867) 8220 Einw. Die Ende 1875 bis Tjumen beschlossene sibirische Eisenbahn wird binnen kurzem über P. nach O. fortgeführt werden. — 2) (Peterpaulshafen) Befestigte Stadt auf der südlichen Ostküste der sibirischen Halbinsel Kamtschatka, an der Awatschabai, einer Bucht des Kamtschatkischen Meers, ist Hauptort von Kamtschatka, hat mehrere Regierungsgebäude, einige Magazine der Russisch-Amerikanischen Handelsgesellschaft, einen Hafen, Leuchtthurm und 1200 Einw. P. hat den Namen von zwei nahegelegenen Vulkanen, St. Peter und St. Paul, von denen der eine (auch Awatscha genannt) 8. Aug. 1827 so bedeutende Massen von Asche auswarf, daß die Stadt mehrere Stunden lang völlig in Nacht gehüllt war. Am 6. Mai 1841 litt P. durch ein heftiges Erdbeben. Am 31. Aug. und 1. Sept. 1854 wurde der Platz von französischen und englischen Schiffen vergeblich angegriffen, später von den Russen geräumt, darauf 15. Mai 1855 von den Franzosen und Engländern besetzt und die Festungswerke geschleift. — 3) (Petropawlowski Krepost) Berüchtigtes Gefängnis in St. Petersburg, auf einer Insel in der Newa, mit unter der Newa angelegten Zellen, die durch das Wasser des Flusses angefüllt werden können.

Petropólis, Stadt in der brasil. Provinz Rio de Janeiro, in gesunder Lage, 742 Meter ü. M., 1845 als deutsche Kolonie gegründet (mit 500 QKilom. Gebiet), jetzt gewerbthätige, lebhafte und elegante Stadt mit einem kaiserlichen Palast und Park und 7000 Einw., worunter 2700 Deutsche. Eine Eisenbahn (19 Kilom.) führt vom Hafenplatz Maua bis an die Serra Estrella; von da wird eine Bergbahn nach dem Rigisystem bis P. gebaut (17 Kilom.).

Petrosawodsk, Hauptstadt des russ. Gouvernements Olonez, an der Mündung der Lossosinka und Neglinka in den Onegasee, hat 9 Kirchen, ein Knaben- und ein Mädchengymnasium, einen Hafen, Handel mit Getreide, Holz und Fischen und (1870) 10,901 Einw. Bemerkenswerth sind die Alexandrowsche Kanonengießerei, die gußeiserne Statue Peters d. Gr. und der von letzterem angelegte Stadtgarten. Die 1704 hier von Peter d. Gr. errichtete Eisengießerei legte den Grund zur jetzigen Stadt.

Petroselīnum, Pflanzengattung, s. Petersilie.

Petrosīlex (griech.-lat.), alter Name für besonders harte Mineralien und Gesteine.

Petrowitsch (russ., »Sohn Peters«), 1) Paul I. P., russ. Kaiser, s. Paul 2). — 2) Georg, eigentlicher Name von Czerny 1).

Petrowsk, 1) Kreisstadt im russ. Gouvernement Saratow, an der Medwediza, 1698 von Peter d. Gr. gegründet, mit 7 Kirchen, Talgsiedereien, Gerbereien und (1873) 15,050 Einw. — 2) Hafenort im russisch-kaukas. Gebiete Daghestan, am Kaspischen Meer, nordöstlich von Temir Chan Schura, in den 40er Jahren als Festung angelegt, ist wichtig durch seine nur nach SO. freie Rhede, welche durch zwei Molo's in einen Hafen verwandelt ist, und zählt (1867) 4263 Einw. — 3) Stadt im russ. Gouvernement Jaroslaw, an der Petschegda, mit 3 Kirchen und (1873) 1609 Einw., welche sich mit dem Bau von Gemüsen und Apothekergewächsen beschäftigen.

Petrowski, schönes kaiserliches Lustschloß in tatarischer Bauart bei Moskau, wurde 1770 von Katharina II. erbaut; hier hatte Napoleon I. während des Brandes von Moskau 1812 sein Hauptquartier.

Petrus (griech., »Fels«), eigentlich Simon, daher oft vollständig Simon Petrus genannt, der erste Apostel Jesu, Sohn eines gewissen Jonas und Bruder des Apostels Andreas, war früher Fischer in der Nähe von Kapernaum. Seine geschichtliche Bedeutung beschränkt sich darauf, daß er das Wort Messias, auf Jesus angewandt, zuerst im Jüngerkreis aussprach, auch in der ersten Gemeinde lange als eigentliches Haupt galt. Sein Charakter schwankt trotz des ihm zugelegten Beinamens zwischen heftiger Entschlossenheit und momentaner Verzagtheit, wie namentlich die bekannte Geschichte von der Verleugnung beweist. Während er in den echten Briefen des Paulus als »Apostel der Beschneidung« erscheint, läßt ihn die Tradition nicht bloß in Pontus, Galatien, Kappadokien, Kleinasien und Bithynien (1. Petr. 1, 1), sondern auch in Antiochia, Korinth und ganz besonders in Rom das Evangelium verkündigen, hier mit Simon dem Magier zusammentreffen und endlich unter Nero mit dem Haupt unterwärts gekreuzigt werden, da er sich für unwürdig hielt, in derselben Weise wie Jesus zu sterben. P. war verheirathet (Luk. 4, 38) und wurde von seiner Gattin, welche der Tradition nach Concordia oder Perpetua hieß, auf seinen Reisen begleitet (1. Kor. 9, 5). Auch soll sie den Märtyrertod, doch früher als der Apostel, erlitten haben. Ueber die gesammte Sage vom römischen Aufenthalt des P. vgl. Zeller in der »Deutschen Rundschau« 1875; Lipsius in den »Jahrbüchern für protestantische Theologie« 1876. Auch die zwei unter dem Namen des P. in den kirchlichen Kanon aufgenommenen Briefe haben sich, da sie erweislich schon die ganze Paulinische und nachpaulinische Literatur des Neuen Testaments voraussetzen, der neuern Kritik als Produkte des 2. Jahrh. erwiesen.

Petrus de Vineis, s. Peter de Vinea.

Petrus Lombardus, berühmter Scholastiker, auch Magister sententiarum genannt, geboren bei Novara in der Lombardei, studirte zu Bologna, Reims und Paris, wo er, besonders durch Abälard gefesselt, sich bleibend niederließ und einer der gefeiertsten Lehrer wurde. 1159 zum Bischof von Paris erhoben, starb er 1164. Sein Hauptwerk: »Sententiarum libri IV«, ward unzählige Male kommentirt und behauptete bis auf die Reformation ein fast klassisches Ansehen. In ihm erscheint zum erstenmal im Abendland die Dogmatik zusammengeschlossen als ein systematisches Ganze. Ihren Stoff bilden die Aussprüche der Kirchenväter, welche dann unter Widerlegung der verschiedenen Einwendungen wissenschaftlich begründet werden sollen. Dies ist die Methode der Sententiarier geblieben. Vgl. Nihilianismus.

Petrus Martyr, s. Anghiera.

Petrus Venerabilis, berühmter Theolog und Asket des Mittelalters, geb. 1094 in Montboissier, trat 1111 in den Orden zu Clugny, dessen Abt er 1122 wurde; starb 25. Dec. 1156. Er hat Briefe und Schriften polemischen Inhalts hinterlassen. Sein Leben beschrieb Wilkens (Leipz. 1857).

Petrus von Dusburg, preuß. Geschichtschreiber des Mittelalters, aus Duisburg a. Rh. gebürtig und Priesterbruder des Deutschen Ritterordens, verfaßte ein »Chronicon terrae Prussiae«, welches er 1326 dem Hochmeister Werner von Orseln widmete; dasselbe behandelt die Geschichte des Deutschen Ordens bis zu seiner Zeit und ist die Grundlage der preußischen Geschichtschreibung geworden. Herausgegeben ist es von M. Töppen in den »Scriptores rerum Prussicarum«, Bd. 1 (Leipz. 1861), besonders bekannt geworden durch die deutsche metrische Bearbeitung des Nikolaus Jeroschin (s. d.). Vgl. Töppen, Geschichte der preußischen Historiographie von P. bis auf Kaspar Schütz (Berl. 1853).

Petschaft (altd. **botschat**, von dem gleichbedeutenden tschech. pečet, auch Petschier), Werkzeug, womit bei dem Siegeln der Briefe u. dgl. ein Namenszug oder eine Figur abgedruckt wird. Der Griff hat bei den Petschaften verschiedene zierliche Gestalten; die untere Platte besteht aus Messing oder Stahl, auch wohl aus einem edeln oder halbedeln Stein, welcher glatt oder geschnitten ist. Auch Ringe (Petschaftringe, Siegelringe) werden als Petschafte gebraucht. Die gewöhnlichen messingenen Petschafte verfertigen die Petschaftstecher mittels verschiedener Grabstichel und Punzen, mit denen sie in das in dem Arbeitsstock befestigte P. die Figuren ꝛc. eingraben, die stählernen Petschafte die Stahl- oder Stempelschneider, die geschnittenen Steine zu den goldenen Petschaften und Petschaftringen die Steinschneider.

Petschau, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Karlsbad, an der Tepl, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Herzogs von Beaufort-Spontin, zu welchem die ausgedehnte Domäne P. mit bedeutenden Forstbeständen gehört, eine Kunstmühle, Kaolinschlämmerei und (1880) 2325 Einw.

Petschenẽgen (Petscheneger), wildes Nomadenvolk türkischen Stammes, von den Russen Petschenegi, von den Deutschen Pecinacer oder Picenacer, von den Griechen Bissener genannt und sich selbst Kangli oder Kangar nennend, wohnte ursprünglich im N. des Kaspischen Meers zwischen der Wolga und dem Jaïk und ward durch die Wolga von den Chasaren geschieden, während es im S. und SO. die Uzen zu Nachbarn hatte. Die P. spielten vom 9. bis zu Ende des 11. Jahrh. eine wichtige Rolle in der Geschichte Europa's. Um 870 wurden sie durch die verbündeten Chasaren, Uzen und Slawen aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, wendeten sich in die heutige Ukraine, verheerten Bessarabien, die Walachei und Moldau und vertrieben 883 die Ungarn zwischen dem Don und Dnestr aus ihren Sitzen, so daß diese durch Siebenbürgen nach Pannonien auswandern mußten. Das Reich der P. erstreckte sich damals vom Don bis zur Aluta in Siebenbürgen. Sie zerfielen in acht große Stämme. Später war besonders das byzantinische Reich ihren Angriffen ausgesetzt. Von den Byzantinern erhielten sie Geld, um die Ungarn und Bulgaren, vorzüglich aber die Russen, zu bändigen, die sich ebenfalls um ihre Freundschaft bewarben. Der russische Großfürst Igor schloß 944 das erste Bündnis mit ihnen; 970 zogen sie vereint mit den Russen unter Swätoslaw gegen Byzanz, erlitten aber durch den kaiserlichen Feldherrn Bardas eine Niederlage und erschlugen 972 Swätoslaw auf dem Rückzug. 1010 fielen sie in Bulgarien und Thrakien ein, 1028 kamen sie auf einem Streifzug bis nach Thessalonich, 1048 eroberten sie einen großen Theil Bulgariens, 1049 zogen sie über die Donau und schlugen ihre Sitze um Driadiza und Nissa auf. 1091 erlitten sie aber eine empfindliche Niederlage, die ihren Raubzügen auf einige Zeit ein Ende machte. Zur Zeit der Kreuzzüge finden wir sie besonders in Serbien und Bulgarien, in welchen Ländern sie den Kreuzfahrern auf deren Durchzügen oft sehr beschwerlich fielen. Im 12. Jahrh. hatten sie noch einen kleinen Theil von Siebenbürgen im Besitz; doch waren sie schon größtentheils den Magyaren steuerpflichtig, verschmolzen dann ganz und gar mit denselben und verschwinden schon im 13. Jahrh. spurlos aus der Geschichte.

Petscherskaja Lawra, berühmtes Höhlenkloster in der russ. Stadt Kiew (s. d.), angeblich vom heil. Antonius im 11. Jahrh. gegründet, einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Rußlands.

Petschili (auch bloß Tschili), die nordöstliche Provinz des eigentlichen China, grenzt im N. an die Mongolei, im O. an den Meerbusen von P., im SO. an die Provinz Schantung, im S. an Honan, im W. an Schansi und umfaßt 148,357 QKilom. (2694 QM.) mit 36,880,000 Einw. (also 13,688 Einw. auf eine QMeile). Im O. und SO. ist die Provinz durch Ausläufer der Inschan- und Chingangebirge angefüllt, welche sich bis zu 1370 Meter Höhe erheben und überaus reich sind an Steinkohlenlagern, die zu bergmännischer Ausnutzung europäischer Bergleute bedürfen; der nach der Küste zu abfallende Theil ist anfangs gewellt, dann eben, stellenweise sogar sumpfig und den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Der Boden ist im Gebirge auf großen Flächen Löß, wird später sandiger, ist aber, den Küstensaum ausgenommen, fruchtbar und äußerst fleißig angebaut. Bewässert wird die Provinz vom Peiho (s. d.) und seinen vielen Nebenflüssen. Von Getreide baut man namentlich Hirse, Mais und Weizen; von den Handelsgewächsen sind Baumwolle und Tabak hervorzuheben. Durch die vielen Obstbäume und Gärten erinnert P. an englische Landschaftsbilder. Das Klima ist im ganzen mild; die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Peking 12,5° C., selbst während der Januarfröste steigt das Thermometer um Mittag im Schatten über Null. Die wässerigen Niederschläge sind gering (in Peking 615 Millim.); ungewöhnlich trockene Jahre, wie 1876, bringen bei dem ungemein schlechten Zustande der Zufuhrwege Theurung. Ueber P. geht die kürzeste Straße durch die Mongolei nach Sibirien, der Eintritt in die Mongolei erfolgt hinter Kalgang. Die Hauptstadt der Provinz ist Peking (s. d.). — Der Golf von P. (Pohai, auch Meerbusen von Peking) ist eine große Bucht an der Ostküste des nördlichen China von nur geringer Tiefe, welche durch die Straße von P. mit dem Gelben Meer in Verbindung steht; er empfängt durch die in ihn mündenden Flüsse noch fortwährend Schlamm, so daß er immer seichter wird. Der nördlichste Theil des Busens führt den Namen Golf von Liaotong. S. Karte »China«.

Petschóra, Fluß in Rußland, entspringt am Westabhang des nördlichen Ural im Gouvernement Perm (Kreis Tscherdyn), durchströmt die Gouvernements Wologda und Archangel und mündet nach einem

1750 Kilom. langen Lauf, ein großes Delta bildend, in das Nördliche Eismeer. Unter ihren vielen Nebenflüssen sind bemerkenswerth: die Kosbwa, Ussa, Ishma, Pishma, Züjsma und Kuja. Die P. wird schon im obern Lauf schiffbar und hat, trotzdem sie unter 62°, 48′ nördl. Br. nur 175 Tage und unter 67° 32′ nördl. Br. nur 127 Tage eisfrei ist, große Bedeutung für die Schiffahrt, indem sie den Tauschhandel zwischen Tscherdyn (Getreide und Lein) und dem Norden (Felle und andere Jagdprodukte) vermittelt. Das Stromgebiet der P., die sogen. Petschorische oder Arktische Steppe, eine im S. von ungeheuren Waldungen, im N. von Tundra's, Seen und Morästen bedeckte, 432,630 QKilom. (7857 QM.) große Ebene, wird nur von ca. 15,000 Syrjänen, 7000 Russen und 4000 Samojeden bewohnt.

Petschori, Stadt im russ. Gouvernement und Kreis Pskow, hat eine zu dem 1519 erbauten Petscherskajakloster (Höhlenkloster) gehörige Wallfahrtskirche, Flachshandel und ca. 1500 Einw.

Pettau (slowen. Ptuj, »die Fremde«), alte Stadt und Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft (994 QKilom. oder 18,06 QM. mit 76,835 Einw.) in Steiermark, an der Drau und an der Linie Pragerhof-Großkanisza der Südbahn, in weinreicher Gegend gelegen, hat eine sehr alte Kirche (um 840 gegründet), ein Minoritenkloster, Schloß (Oberpettau, einst römisches Kastell), ein neues landschaftliches Krankenhaus (1874 erbaut), eine landschaftliche Siechenanstalt, Getreidehandel, starken Weinbau (jährlich ca. 75,000 Hektol.) und (1869) 2361 Einw. An Fabriken bestehen hier eine Kaffeesurrogatfabrik, 2 Bierbrauereien, mehrere Branntweinbrennereien, eine Holzstiftefabrik, eine Farbholzschneidemühle und eine Kunstschlosserei. Südlich und östlich von P. erstreckt sich das bis nach Ungarn reichende Pettauer Feld, die Kornkammer Steiermarks. Die Stadt hieß zur Zeit der Römer Petavium oder Petovium, war Hauptort des freien Oberpannonien, bis sie nach Besiegung der Pannonier durch Octavianus vom Konsul Statilius Tarrus erobert ward. 451 wurde sie von Attila, 475 von den Herulern, 825 von den Bulgaren abermals von Grund aus zerstört; 1572 kam sie in Besitz des Hauses Habsburg. Vgl. Raisp, P., Steiermarks älteste Stadt (Graz 1858).

Pettenkofen, August von, bedeutender Genre- und Landschaftsmaler, geb. 1821 in Wien, ward 1866 Mitglied der Wiener Kunstakademie und 1875 in den Ritterstand erhoben. Seine Bilder, gewöhnlich Scenen aus dem Leben und Treiben der Ungarn darstellend, sind hochgeschätzt.

Pettenkofer, Max von, berühmter Chemiker, geb. 3. Dec. 1818 zu Lichtenheim bei Neuburg an der Donau, studirte in München Pharmacie und Medicin, promovirte 1843, wandte sich dann aber auf Anregung von Fuchs der Chemie zu und setzte seine Studien in München, Würzburg und bei Liebig in Gießen fort. 1845 ward er Assistent beim Hauptmünzamt in München, 1847 außerordentlicher Professor der Medicin, 1850 Vorstand der Hofapotheke und 1853 ordentlicher Professor. Er lieferte ungemein zahlreiche Untersuchungen über die verschiedensten Gegenstände der Chemie, und hauptsächlich waren seine Bestrebungen der Verwerthung wissenschaftlicher Resultate für die Praxis gewidmet. Seine ersten Arbeiten betrafen die Affinirung des Goldes und die Verarbeitung des Platins sowie die hydraulischen Kalke Englands und Deutschlands; 1848 lehrte er die Darstellung von Leuchtgas aus Holz, und bald darauf entdeckte er die Darstellung von Hämatinon und Aventuringlas. Mit seiner Arbeit über den Unterschied zwischen Ofen- und Luftheizung wandte er sich der Hygiene zu, für welche er in der Folge außerordentlich viel geleistet hat. Er untersuchte die Ventilationsverhältnisse unserer Wohnungen und die physikalischen Verhältnisse der Kleidung, und 1855 begann er seine Studien über die Cholera und über die Beziehungen des Grundwassers zu derselben. Diese Untersuchungen gaben den Anstoß zu den umfangreichsten Ermittelungen zahlreicher Forscher, und in der Folge wurden dieselben auch auf den Typhus ausgedehnt. Zu exakten Untersuchungen über Respiration konstruirte er einen großartigen Apparat, welcher seitdem für die Lehre von der Ernährung der Thiere vielfach ausgebeutet wurde. P. selbst begann mit Voit umfangreiche Arbeiten über Respiration und Ernährung der Thiere und des Menschen und trug durch dieselben wesentlich bei zur Förderung der Lehre vom Stoffwechsel. Auf seine Anregung wurden an den bayrischen Universitäten Lehrstühle für Hygiene errichtet und ihm selbst 1865 dieses Fach in München übertragen. Er erfand auch ein neues Restaurationsverfahren für Oelgemälde. Seine Arbeiten veröffentlichte er meist in Fachjournalen; selbständig erschienen unter anderen: »Untersuchungen und Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera« (Münch. 1855); »Hauptbericht über die Choleraepidemie von 1854 in Bayern« (das. 1857); »Ueber den Luftwechsel in Wohngebäuden« (das. 1858); »Die atmosphärische Luft in Wohngebäuden« (Braunschw. 1858); »Choleraregulativ von Griesinger, P. und Wunderlich« (Münch. 1866); »Ueber Oelfarbe und Konservirung der Gemälde« (Braunschw. 1869, 2. Aufl. 1872); »Verbreitungsart der Cholera in Indien« (das. 1871); »Zur Aetiologie des Typhus« (Münch. 1872); »Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden« (3. Aufl., Braunschw. 1876); »Was man gegen die Cholera thun kann« (Münch. 1873); »Ueber Nahrungsmittel und über den Werth des Fleischextrakts« (2. Aufl., Braunschw. 1876); »Ueber den Werth der Gesundheit für eine Stadt« (das. 1873); »Ueber den gegenwärtigen Stand der Cholerafrage« (Münch. 1873); »Künftige Prophylaxis gegen Cholera« (das. 1875). Mit Buhl, Radlkofer und Voit gibt er seit 1865 die »Zeitschrift für Biologie« heraus.

Petter, Anton, Historienmaler, geb. 2. April 1781 in Wien, bildete sich als Autodidakt zum Künstler und ging 1808 nach Rom. Bei der Akademie in Wien gewann er nach einander sechs Preise, darunter durch seinen todten Aristides den großen Reichel'schen Preis. Die Mitgliedschaft der Akademie erwarb er sich 1814 durch die Darstellung des von seiner Mutter im Schoß der Gattin getödteten Meleagros. 1820 wurde er Professor an der Akademie und 1828 Direktor derselben. Hormayr führte ihn der vaterländischen Historienmalerei zu. P. starb 14. Mai 1858 zu Wien. Seine Werke zeichnen sich durch harmonische Färbung und effektvolle Beleuchtung aus, so: die Zusammenkunft des Kaisers Maximilian mit seiner Braut Maria von Burgund und dessen Zusammentreffen mit seiner Gemahlin nach dem Sieg bei Guinegate, jenes im Joanneum zu Graz, dieses im Belvedere zu Wien; ferner Rudolf von Habsburg auf dem Wahlplatz der Marchfeldschlacht, die Königin Johanna von Aragonien am Sarg ihres Gemahls Philipp und Karls V. Krankenbesuch bei seinem Gefangenen, dem König Franz I. Nach P. stachen J. A. Klein, Kolb und B. Höfel, letzterer das reiche Bild:

Rudolf von Habsburg an Ottokars Leiche. Für die Domkirche zu Olmütz malte P. 1844 den Tod des heil. Wenzeslaus und 1845 die Verurtheilung des heil. Nepomuk.

Pettinet, s. v. w. Petinet.

Petto (ital.), die Brust; daher in p. haben, im Sinn haben, im Schild führen.

Pettrich, Franz, Bildhauer, geb. 28. Aug. 1770 zu Trebnitz in Böhmen, übte in Dresden unter Casanova die Zeichenkunst, wurde 1795 Hofbildhauer, 1800 Mitglied und später Professor der Akademie zu Dresden, wo er 23. Jan. 1844 starb. Er hat zahlreiche Büsten, Statuen, Basreliefs und Monumente, erstere theils in Marmor, theils in Gips, geliefert. Hervorzuheben sind das große Relief am Reithause zu Dresden (ein Wettrennen mit Zweigespann) und das Grabdenkmal des Generals Christiani zu Dresden. Sein Sohn Ferdinand, ebenfalls Bildhauer, geb. 1798 in Dresden, theils auf der dortigen Akademie, theils zu Rom unter Thorwaldsen gebildet, ging 1835 als Direktor einer neu einzurichtenden Kunstakademie nach Washington und später nach Brasilien. Er legte eine interessante Sammlung von indianischen Charakterköpfen in Abgüssen und von naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten an, welche er bei seiner Rückkehr nach Rom 1865 der päpstlichen Regierung gegen eine jährliche Leibrente überließ. Er starb 14. Febr. 1872 zu Rom. Seine Werke zeichnen sich durch Anmuth und Entschiedenheit des Stils aus, z. B. sein Mädchen mit der Angelruthe, seine Reliefs: Tag und Nacht (1823), Belisar, Christus ꝛc., sein Todesengel (1828). An Martin Wagners großem Fries für die Walhalla hatte er bedeutenden Antheil.

Petunĭa *Juss.* (Petunie), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, südamerikanische, mit klebrigen Drüsenhaaren besetzte Kräuter mit wechselständigen, ganzen Blättern, einzelnen, achselständigen Blüten mit großer, präsentirtellerförmiger Blumenkrone und aufspringender, vielsamiger Kapsel. P. nyctaginiflora *Juss.* ist ein Sommergewächs in Südamerika (La Plata), mit 1—1,25 Meter hohem, ästigem Stengel, länglich eirunden Blättern und schönen, großen, fast tellerförmigen Blüten mit gegen 5 Centim. langer, weichhaariger, oben etwas erweiterter Röhre und rundlichen, stumpfen Einschnitten am Rand; P. violacea *Hook.* ein Sommergewächs in Buenos Ayres, Chile, Montevideo, mit niederliegendem, ästigem, 1 Meter langem Stengel und leuchtend dunkel karmesinrothen, trichterförmigen, im Schlund schwarzvioletten, gestreiften, bauchig erweiterten Blüten mit stumpfen, kurzen Randlappen. Durch wechselseitige Befruchtung dieser und anderer Arten hat man eine Menge schöner, auch gefüllter Varietäten erzeugt, welche sich vorzüglich zur Anpflanzung von Gruppen auf Rasenflächen, auch zur Kultur in Töpfen eignen.

Petzholdt, Julius, Bibliograph, geb. 25. Nov. 1812 in Dresden, ward 1839 Bibliothekar des damaligen sächsischen Prinzen, nachherigen Königs Johann, 1853 auch des Kronprinzen Albert, in welcher Stellung er 1859 den Hofrathstitel erhielt. Sein Hauptwerk ist der 1840 begonnene und seitdem regelmäßig fortgesetzte »Anzeiger für Literatur und Bibliothekwissenschaft«. Außerdem veröffentlichte er: »Handbuch deutscher Bibliotheken« (Halle 1853); »Katechismus der Bibliothekenlehre« (das. 1856, 2. Aufl. 1871); »Bibliotheca bibliographica« (das. 1866); »Catalogus bibliothecae Theocriteae« (Dresd. 1866); »Zur Literatur der Kriege infolge der französischen Revolution« (das. 1868); »Bibliographia Dantea« (das. 1872, 2. Aufl. 1876); »Adreßbuch der Bibliotheken Deutschlands« (das. 1875) u. a.

Peu à peu (franz., spr. pö a pöh), nach und nach.

Peuce *With.*, vorweltliche Pflanzengattung der Koniferen (s. d.).

Peucedănum *L.* (Haarstrang), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde Kräuter meist in Europa und Westasien, mit ein- bis dreimal fiederspaltigen Blättern, großen, vielstrahligen Blütendolden, vielblätterigen Hüllchen und vom Rücken her zusammengedrückten, länglich linsenförmigen, mit geflügeltem Rand versehenen, schwach gerippten, in den Thälchen ein- bis dreistriemigen Früchten. Von P. officinale *L.* (Schwefelwurzel, Himmeldill, Saufenchel), in Mittel- und Südeuropa, auf trockenen und sonnigen Wiesen, war die scharf bitterlich schmeckende Wurzel officinell. Sie enthält Gummiharz, welches wie das Ammoniakgummi gebraucht wurde, und krystallisirbares, farb- und geruchloses, brennend aromatisch schmeckendes, durch Kalilauge in Angelikasäure und Oreoselin spaltbares Peucedanin $C_{12}H_{12}O_3$. Von P. Oreoselinum *Moench* (Bergeppich, Bergpetersilie), in Europa bis zum Kaukasus, auf trockenen Wiesen, Hügeln und Bergen, war die möhrenartig gewürzhaft riechende Wurzel nebst Kraut und Samen ebenfalls officinell und wird noch jetzt zuweilen angewendet.

Peucer, Kaspar, Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 6. Jan. 1525 in Bautzen, studirte zu Wittenberg Medicin, sodann unter Melanchthons Leitung, dessen Schwiegersohn er ward, klassische Literatur, wurde 1554 daselbst Professor der Mathematik, 1560 der Medicin, kurfürstlicher Leibarzt und Rektor der Universität. Als das Haupt der von Melanchthon hinterlassenen, sich zum Calvinismus hinneigenden Schule ward er auf Befehl des Kurfürsten 1574 verhaftet und, da ihn keine Drohung zur Untreue gegen seine Ueberzeugung bestimmen konnte, bis 1586 in Dresden, Leipzig und Rochlitz in harter Gefängnishaft gehalten. Endlich auf die Fürbitte der zweiten Gemahlin des Kurfürsten, Agnes von Anhalt, freigelassen, trat er als Leibarzt in die Dienste des Fürsten von Anhalt und starb 25. Sept. 1602 zu Dessau. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Commentarius de praecipuis divinationum generibus« (Wittenb. 1553 u. öfter); »Elementa doctrinae sphaericae« (das. 1551). Auch gab er eine Auswahl von Briefen Melanchthons (Wittenb. 1565, 1570) heraus. Vgl. Henke, Kaspar P. und Nikolaus Krell (Marb. 1865); Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen (Leipz. 1866).

Peucker, Eduard von, preuß. General, geb. 19. Jan. 1791 zu Schmiedeberg in Schlesien, besuchte das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau, trat 1809 in die preußische Artillerie, ward 1811 zum Officier befördert und diente 1812 in Rußland, dann in den Befreiungskriegen als Adjutant des Oberstleutnants Schmidt, der die Artillerie Yorks befehligte, mit Auszeichnung. Nach geschlossenem Frieden ward er vornehmlich im Kriegsministerium beschäftigt, 1822 zum Major befördert und gleichzeitig an die Spitze der mit der Oberleitung des Geschützwesens und der Bewaffnung betrauten Abtheilung des Kriegsministeriums gestellt; er betrieb besonders die Einführung des unter seiner Leitung geprüften Zündnadelgewehrs. Im Jahr 1842 rückte er zum Generalmajor auf, und 1848 wurde er zum preußischen Militärbevollmächtigten bei der Bundesmilitärkommission zu

Frankfurt a. M. ernannt. Hier berief ihn im Juli 1848 der Erzherzog-Reichsverweser zum Reichskriegsminister, welches Amt P. 5. Aug., als der Reichsverweser die Huldigung aller deutschen Armeen forderte, niederlegte, aber nach Unterdrückung des Aufstandes vom 18. Sept. wieder übernahm und bis 10. Mai 1849 bekleidete. Am 20. Mai übernahm er den Oberbefehl über das gegen Baden bestimmte Operationskorps der Bundestruppen und führte denselben bis zu Ende des Feldzugs, in welchem er den linken Flügel der gesammten Streitkräfte bildete und zuletzt die ganze Strecke von Donaueschingen bis zum Bodensee besetzt hielt. Im März 1850 trat er an der Stelle des Generals v. Radowitz in die Bundescentralkommission und ward im December, nach der Unterwerfung Preußens unter den Willen Oesterreichs zu Olmütz, als preußischer Kommissär nach Kassel zur Wiederherstellung der Autorität des Kurfürsten gesandt. Nach seiner Abberufung von Kassel im März 1851 lebte er ohne dienstliches Verhältnis in Berlin. 1854 wurde er zum Generalinspektor des Militärerziehungs- und Bildungswesens ernannt und im November 1858 zum General der Infanterie befördert. Um die Organisation der preußischen Officierbildungsanstalten, namentlich der Kriegsschulen, um Hebung der wissenschaftlichen Bildung des Officierstandes sowie um Verbesserung der Lehrmethode hat P. durch unermüdliche Thätigkeit in der Inspektion und durch Instruktion mittels Schriften sich hervorragende Verdienste erworben. 1872 ins Herrenhaus berufen, starb er 10. Febr. 1876. Er schrieb: »Beiträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfassung Deutschlands« (Frankf. 1848) und »Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten« (Berl. 1860—64, 3 Bde.), ein Werk von bedeutendem wissenschaftlichen Werth, wofür ihm die Berliner Universität 1860 das Diplom eines Ehrendoktors der Philosophie ertheilte.

Peuerbach, Mathematiker, s. Purbach.

Peutinger, Konrad, Alterthumsforscher, geb. 14. Okt. 1465 in Augsburg, studirte zu Padua die Rechtswissenschaft, verweilte auch einige Zeit zu Rom und ward 1493 zum Syndikus in seiner Vaterstadt erwählt. Als Abgeordneter derselben wohnte er mehreren Reichstagen bei, z. B. dem zu Worms 1521, und ward von Maximilian I. zum kaiserlichen Rath ernannt. Er starb 28. Dec. 1547 zu Augsburg. Seine Schriften sind für die Alterthumskunde in Deutschland von Wichtigkeit, darunter besonders verdienstlich die »Inscriptiones Romanae« (Augsb. 1520). Die unter seinem Namen bekannte Peutinger'sche Tafel (Tabula Peutingeriana) ist ein unter dem Kaiser Severus, nach anderen auf Theodosius' II. Befehl (daher auch Tabula geographica Theodosiana) gefertigtes Verzeichnis der Orte an der Militärstraße des weströmischen Reichs. Die Tafel war auf zwölf Pergamenttafeln gezeichnet und von Konrad Celtes in Worms gefunden worden. Celtes überließ sie P., der an ihrer Herausgabe durch seinen Tod verhindert ward. Nachdem M. Welser bereits 1591 Bruchstücke von ihr herausgegeben hatte, ward das Original erst 1714 wieder aufgefunden. Es befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien und ward herausgegeben von Mannert (Leipz. 1824, 12 Blätter) und von Desjardins (Par. 1869 ff., 18 Lign.). Vgl. Herberger, K. P. in seinem Verhältnisse zu Kaiser Maximilian (Augsb. 1851); Paulus, Erklärung der Peutinger-Tafel (Stuttg. 1867).

Pewter (engl., spr. pjuhter, Hartzinn), weiße und harte Metallegirung aus 4 Theilen Zinn und 1 Th. Blei oder aus 6 Th. Zinn und 1 Th. Antimon oder aus 50 Th. Zinn, 4 Th. Antimon, 1 Th. Wismut und 1 Th. Kupfer. Das beste P. ist reines Zinn mit wenig Kupfer. Man benutzt das P. wie Britanniametall (s. d.).

Peyer'sche Drüsen (nach dem schweizer. Anatomen J. C. Peyer zu Anfang des 17. Jahrh. benannt) bestehen aus geschlossenen lymphoïden Follikeln, welche in die Schleimhaut des Dünndarms eingebettet sind. Sie haben, wie die solitären Follikel des Darms und wie alle übrigen lymphoïden Apparate, die Aufgabe, weiße Blutkörperchen zu produciren, welche auf eine bisher noch unbekannte Weise in den Blutstrom gelangen. Eine krankhafte Anschwellung derselben ist die Folge jedes Darmkatarrhs; Hauptsitz der Erkrankung aber sind sie beim Unterleibstyphus, wo sie stark anschwellen, markig infiltrirt erscheinen und durch ihr oberflächliches Absterben die sogen. Typhusgeschwüre bilden (s. Typhus).

Peyron, Vittore Amadeo, ital. Sprachforscher, geb. 2. Okt. 1785 in Turin, wurde Professor der orientalischen Sprachen am Athenäum und Sekretär der Akademie daselbst und machte sich besonders um die koptische Sprache und die altägyptische Literatur verdient. Sein Hauptwerk ist das »Lexicon linguae copticae« (Tur. 1835), wozu später noch ein Supplement und eine »Grammatica linguae copticae« (das. 1842) erschienen. Seine Arbeiten über griechisch-ägyptische Papyrusrollen ꝛc. finden sich in den »Memorie« der Turiner Akademie und in dem Werk: »Papyri graeci Musei Taurinensis« (Tur. 1826—27). Als Früchte seiner Durchforschung der Palimpseste der Turiner Universitätsbibliothek gab er unter anderem: »Fragmenta Ciceronis orationum« (Stuttg. 1824), »Empedoclis et Parmenidis fragmenta« (Leipz. 1810) sowie »Leges ineditae codicis Theodosiani« (in den »Memorie« der Akademie) heraus. Seit 1848 Mitglied des Senats, starb er zu Turin 27. April 1870.

Peyronnet (spr. pärönä), Charles Ignace, Graf von, franz. Staatsmann, geb. 9. Okt. 1778 zu Bordeaux, studirte die Rechte und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Während der Hundert Tage rettete er die Herzogin von Angoulême auf ein britisches Schiff, für welchen Dienst er zum Präsidenten des Tribunals zu Bordeaux, dann zum Generalprokurator am Gerichtshof zu Bourges ernannt wurde. Für das Departement Cher Mitglied der Kammer, war er einer der eifrigsten Führer der Rechten. Vom December 1821 bis Januar 1828 Justizminister, brachte er 1822 das reaktionäre Preßgesetz durch, welches er mit durchaus absolutistischen Grundsätzen vertheidigte, ferner 1825 das monströse Gotteslästerungsgesetz und stellte die Censur wieder her. Im August 1822 erhielt er die erbliche Grafenwürde. 1828 wurde er zum Pair ernannt. Im Ministerium Polignac übernahm P. 16. Mai 1830 das Portefeuille des Innern und unterschrieb die verhängnisvollen Ordonnanzen vom 25. Juli, welche dem König den Thron kosteten. Während der Katastrophe ergriff er die Flucht, ward aber zu Tours verhaftet, 21. Dec. 1830 nach reuevoller Vertheidigung zu lebenslänglichem Gefängnis verurtheilt und nach der Festung Ham gebracht, 17. Okt. 1836 aber durch königliche Ordonnanz wieder in Freiheit gesetzt. Er starb 2. Jan. 1854 auf seinem Schloß Montferrand. Während seiner Gefangenschaft schrieb er: »Pensées d'un prisonnier« (Par. 1834, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1834) und »Histoire des Francs« (Par. 1835, 2. Aufl. 1846, 4 Bde.).

Pézénas (spr. pesenáß), Stadt im franz. Departement Hérault, Arrondissement Béziers, am Zusammenfluß der Peine und des Hérault und an der Südbahn (Agde-Lodève), hat ein Collége, Handelsgericht, eine Ackerbauschule, Fabrikation von Hüten, Leinwand, Wollstoffen und Chemikalien, Brennereien, vorzüglichen Wein-, Mandel- und Olivenbau, Handel mit Wein, Branntwein und Getreide, eine Wollmesse, eine Waarenbörse (für Wein und Spirituosen) und (1872) 7314 Einw. P. ist das alte Piscenä.

Peziza *L.* (Becherpilz), Pilzgattung aus der Familie der Diskomyceten, charakterisirt durch becher- oder napfförmige Fruchtkörper mit einer auf der freien Oberseite befindlichen, meist andersfarbigen Hymeniumschicht (Scheibe), welche anfangs krugförmig geschlossen ist, später sich ausbreitet und aus den Sporenschläuchen besteht. Wenige große, meist kleine, aber herdenweise wachsende, mannigfaltig gefärbte, fleischige oder wachsartige Pilze, gegen 300 deutsche Arten, welche theils auf der Erde, theils auf faulenden Pflanzentheilen, theils parasitisch auf lebenden Pflanzen vorkommen. Einige der größeren Arten sind eßbar, namentlich P. acetabulum *L.*, bis 55 Centim. groß, becherförmig, braun, mit weißem, dickem Stiel, einzeln auf der Erde in Wäldern im Frühling und Herbst wachsend, von morchelartigem Geschmack; P. leporina *Batsch*, 5,5—8 Centim. hoch, unregelmäßig ohrförmig, mit dickem Stiel, braun bis gelblich, in Nadelwäldern im Herbst; P. onotica *Pers.*, ebenso, fast weißlich, mit blaßgelber Scheibe, in Wäldern im Herbst, und P. cochleata *Dec.*, 3—11 Centim. groß, unregelmäßig, fast schneckenhausförmig gedreht, braun, mit zimmetbrauner Scheibe, in Laubwäldern im Herbst. Von den parasitischen Arten sind nennenswerth: P. ciborioides *Fr.*, welcher den Kleekrebs (s. d.) verursacht, und P. calycina *Schum.*, mit herdenweise wachsenden, 2—5 Millim. großen, außen weißwolligen Bechern mit gelber bis mennigrother Scheibe, an der Rinde von Nadelhölzern, besonders der Lärchen, wo der Pilz den sogen. Lärchenkrebs hervorbringt. Sein Mycelium lebt in der Rinde, welche sich infolge dessen abnorm verdickt, aufberstet, von Harz durchtränkt erscheint und bisweilen Harzfluß zeigt; oberhalb der Krebsstelle tritt ein bald rasches, bald erst nach Jahren vollständiges Absterben des Baums ein, der besonders in der Jugend bis zu 15jährigem Alter von dem Schmarotzer befallen wird.

Pezo da Regóa (spr. pesú-), Stadt im portug. Distrikt Villareal (Tras os Montes), am Douro, Hauptort des Weinbezirks Alto-Douro, mit großen Weinniederlagen und 3000 Einw.; hier alljährlich im Februar ein großer Weinmarkt, auf welchem die Preise für den Portwein bestimmt werden.

Pf., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Karl Pfeiffer, gest. 1852 als Arzt in Kassel (Mollusken), oder für Louis Pfeiffer (s. d. 3).

P. f., Abbreviatur auf Visitenkarten ꝛc.: pour féliciter (franz., »um Glück zu wünschen«).

Pfäfers, Bad im schweizer. Kanton St. Gallen, in einer tiefen Schlucht der wilden Tamina. Früher führte nur ein beschwerlicher Fußsteig zu den Badegebäuden, seit 1852 aber ist eine hübsche Kunststraße längs der Tamina von Ragaz aus gebaut. Mehrere Quellen von 36° C. sprudeln in einem schaurigen Felsschlund aus tiefen Felsspalten hervor und zeichnen sich, wie das Gasteiner Wasser, durch eine auffallende Armut an mineralischen Stoffen aus. Die Therme wurde 1038 entdeckt, 1242 das erste Badehaus errichtet. Zu diesem ließ man die Kranken (nebst dem erforderlichen Proviant) an einem Seil in die Schlucht hinab, nach Beendigung der Kur zog man sie herauf. Die gegenwärtigen Lokalitäten, zu Anfang des 18. Jahrh. entstanden, befinden sich nicht weit von den Quellen. Durch eine Röhrenleitung gelangt ein Theil der Therme thalab nach Ragaz (s. d.). Hoch über dem tief gefurchten Thal, auf frei vorstehender Bergterrasse, liegt das Dorf P. Seine Benediktinerabtei, im 8. Jahrh. gegründet, wurde 1838 aufgehoben und in eine Irrenheilanstalt (St. Pirminsberg) verwandelt. Hinter Dorf P., bei dem Hof Raggol, sind Schieferbrüche im Betrieb. Vgl. Kaiser, Die Thermen von Ragatz und P. (5. Aufl., St. Gallen 1869).

Pfäffikon, gewerbsame Gemeinde im schweizer. Kanton Zürich, mit (1870) 2755 Einw., am Pfäffiker See (s. Glatt) gelegen und (an Stelle des ehemaligen Dynastensitzes Kyburg) Hauptort eines Bezirks, der in zwölf Gemeinden 18,225 Einw. zählt. P. ist Station der 1876 eröffneten Bahnlinie Effretikon-Wetzikon. Es gibt auch einen Ort P. in dem Schwyzer Bezirk »Höfe«, seit 1875 Station der linksuferigen Zürichseebahn.

Pfählen, barbarische Todesstrafe des Mittelalters, darin bestehend, daß man dem Verbrecher, nachdem über seinem Körper ein Erdhügel aufgeworfen worden war, einen spitzen Pfahl durch den Leib trieb. Am häufigsten ward diese grausame Strafe bei Frauenzimmern und namentlich bei Kindesmörderinnen angewandt, bis Karl V. in der peinlichen Gerichtsordnung dafür das mildere Ertränken substituirte. Im Orient ist das P. eine noch heute übliche Todesstrafe. Noch 1876 fanden in Bulgarien und Bosnien zahlreiche Hinrichtungen durch P. statt. Der Verbrecher wird auf einen in die Erde gegrabenen langen, spitzigen, im Feuer gehärteten Pfahl gesetzt; dieser dringt unweit des Afters in den Körper und kommt, wenn der Scharfrichter geschickt verfährt, oben bei der Schulter wieder heraus.

Pfälzer Weine (Hardtweine), die fast in der ganzen Pfalz auf etwa 10,500 Hektar gebauten Weine, in guten Jahren an 700,000 Hektol., meist Weißweine mit hohem Gehalt an Gummi (»Schmalz«) und sehr wenig Säure. Sie stehen nur hinsichtlich des Bouquets und des Geistes den wenigen deutschen Edelweinen ersten Ranges nach. Die besten sind Forster (Orléans, Traminer, Riesling), Ruppertsberger, Deidesheimer, Wachenheimer, Dürkheimer, Ungsteiner ꝛc. Die mittleren und kleinen Weine, wenn auch trocken und sogar etwas hart, sind doch minder sauer als die rheinhessischen und Moselweine und trinken sich besonders in ihrer Jugend äußerst angenehm. In neuester Zeit haben die P. W. sehr an Beliebtheit gewonnen und machen den Rheingauer Weinen erhebliche Konkurrenz; sie werden auch in großer Menge zur Champagnerfabrikation benutzt.

Pfändung, die Wegnahme fremder Sachen zur Deckung einer Forderung. Die Regel bildet die gerichtliche P.; nur ausnahmsweise ist eine außergerichtliche durch den Gläubiger selbst gestattet. Die gerichtliche P. ist aber nur unter bestimmten gesetzlichen Voraussetzungen, insbesondere auf Grund eines rechtskräftigen Urtheils, und unter Beobachtung besonderer gesetzlichen Vorschriften zulässig (s. Auspfändung); doch ist es auch den Finanzbehörden des Staats und der Gemeinde gestattet, rückständige öffentliche Gefälle im Weg der P. beizutreiben. Unpraktisch ist jetzt dagegen die eigenmächtige P. seitens des

Digitized by Google

Grundherrn zum Zweck der Beitreibung von Grundzinsen und sonstigen Grundgefällen. Indessen hat sich aus dem Mittelalter, welches eine derartige Selbsthülfe in größerem Umfange gestattete, die eigenmächtige P. (Schüttung, Schätzung) erhalten, welche der Grundbesitzer bei widerrechtlicher Betretung oder Beschädigung seines Grundstücks durch Menschen oder durch Thiere mittels Wegnahme der Thiere oder beweglicher der beeinträchtigenden Person gehörigen Sachen ausführen kann. Dies Pfändungsrecht darf jedoch nur bei dem Betreten auf frischer That und auf dem geschädigten Grundstück selbst ausgeübt werden; die sogen. Pfandkehrung, d. h. die eigenmächtige Zurücknahme der gepfändeten Sache, ist, ebenso wie eine Gegenpfändung, d. h. eine P. des Pfändenden, unstatthaft. Die Pfandobjekte aber dienen dem Grundbesitzer theils als Beweismittel für seine Schadenersatzforderung, theils haften sie ihm für diese selbst, indem sie nur gegen Erstattung des Schadens, der Unkosten der P., namentlich des etwaigen Futtergelds, und zuweilen auch gegen Erlegung eines sogen. Pfandgeldes (Pfandschilling), d. h. einer kleinen Privatbuße, welche an den Pfändenden zu entrichten ist, herauszugeben sind. Das ausgedehnte Pfändungsrecht, welches das ältere deutsche Recht dem Gläubiger bei »kundlichen, redlichen und unlogenbaren Schulden« auf Grund des Schuldscheins einräumte, namentlich wenn dieser die sogen. Pfändungsklausel enthielt, durch welche sich der Schuldner der P. unterwarf, schwächte sich mit der Zeit zu einem in derartigen Fällen statthaften besonders schleunigen Proceßverfahren ab (s. Exekutivproceß). Doch wird in dem modernen Proceßrecht und so auch in der deutschen Civilproceßordnung (§ 702) wenigstens die gerichtliche P. auf Grund gerichtlicher oder notarieller Urkunden gestattet, welche die Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbaren Sachen oder Werthpapiere zum Gegenstand haben, wofern sich darin der Schuldner der sofortigen Zwangsvollstreckung unterworfen hat.

Pfänner, diejenigen, welche Antheile an einem Salzwerk (Pfannen, Kote) haben und die Pfännerschaft bilden.

Pfaff, 1) Christoph Matthäus, namhafter Theolog, geb. 25. Dec. 1686 in Stuttgart, studirte hier und zu Tübingen und wirkte von 1717—56 als Professor der Theologie an letzterer Universität, sodann als Kanzler und Generalsuperintendent zu Gießen, wo er 19. Nov. 1760 starb. Er ist bekannt als Gründer des sogen. Kollegialsystems sowie durch seine Bemühungen für eine Union der Lutheraner und Reformirten, zumeist aber durch die Schrift: »De originibus juris ecclesiastici« (Tübing. 1719; 4. Aufl., Ulm 1754).

2) Johann Friedrich, verdienter Mathematiker, geb. 22. Dec. 1765 zu Stuttgart, ward 1788 Professor der Mathematik zu Helmstädt, 1810 zu Halle, wo er 21. April 1825 starb. Er schrieb unter anderem: »Disquisitiones analyticae« (Helmst. 1797); »Methodus generalis, aequationes differentiarum particularum integrandi« (Abhandlungen der Berliner Akademie 1814—15). Seinen Briefwechsel hat der Folgende (Leipz. 1853) herausgegeben.

3) Johann Wilhelm Andreas, namhafter Mathematiker, geb. 5. Dec. 1774 zu Stuttgart, Bruder des vorigen, wirkte seit 1818 als Professor der Mathematik zu Erlangen, wo er 26. Juni 1835 starb, und hat eine Reihe mathematischer, physikalischer und optischer Schriften veröffentlicht. Auch seine beiden Söhne Hans Heinrich Ulrich Vitalis P., geb. 24. April 1824, Lehrer der Mathematik und Physik an der Gewerbschule zu Erlangen und Privatdocent daselbst, gest. 20. Mai 1872 als Professor, und Alexius Burkhard Immanuel Friedrich P., geb. 17. Juli 1825, seit 1859 Professor zu Erlangen, haben sich, der erstere als Mathematiker, der zweite als Geolog, besonders als Gletscherforscher, bekannt gemacht. Von den größeren Schriften des letztern sind anzuführen: »Das Wasser« (Münch. 1870); »Die vulkanischen Erscheinungen« (das. 1872); »Allgemeine Geologie als exakte Wissenschaft« (Leipz. 1873); »Schöpfungsgeschichte« (2. Aufl., Frankf. 1876); »Grundriß der Geologie« (Leipz. 1876).

Pfaffe (v. lat. papa, »Vater«), ursprünglich s. v. w. Priester oder Geistlicher in würdevoller Bedeutung, jetzt (und zwar schon seit Luther) nur in verächtlichem Sinn gebraucht; im Mittelalter, weil die Geistlichen fast allein die Gelehrten waren, auch s. v. w. Gelehrter, Rath, daher in Reichsstädten des Raths Pfaffen, s. v. w. Syndici; ferner auf den niedersächsischen Universitäten ehemals s. v. w. Student (die Füchse hießen Halbpfaffen).

Pfaffengasse, bei älteren Geographen der Landstrich am linken Rheinufer, in welchem die Bisthümer Chur, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Trier und Köln lagen.

Pfaffenhofen, Bezirksamtsstadt im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, an der Ilm und der Eisenbahn von München nach Gunzenhausen, mit Landgericht, schöner Pfarrkirche, Krankenhaus, Spital, Hopfenbau, Bierbrauerei und (1875) 2736 Einw. Hier 1705 Lager der Deutschen unter dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, welches die Franzosen unter Villers 6.—14. Sept. vergeblich zu stürmen versuchten. Im österreichischen Erbfolgekrieg hier 15. April 1745 Sieg der Oesterreicher unter Batthyánvi über die vereinigten Franzosen und Bayern unter Ségur, infolge dessen 22. April der Friede von Füssen geschlossen wurde. Am 19. April 1809 siegreiches Vorpostengefecht der Franzosen unter Oudinot gegen die Oesterreicher.

Pfaffenhütchen (Pfaffenholz), s. v. w. gemeiner Spindelbaum, Evonymus europaea *L.*

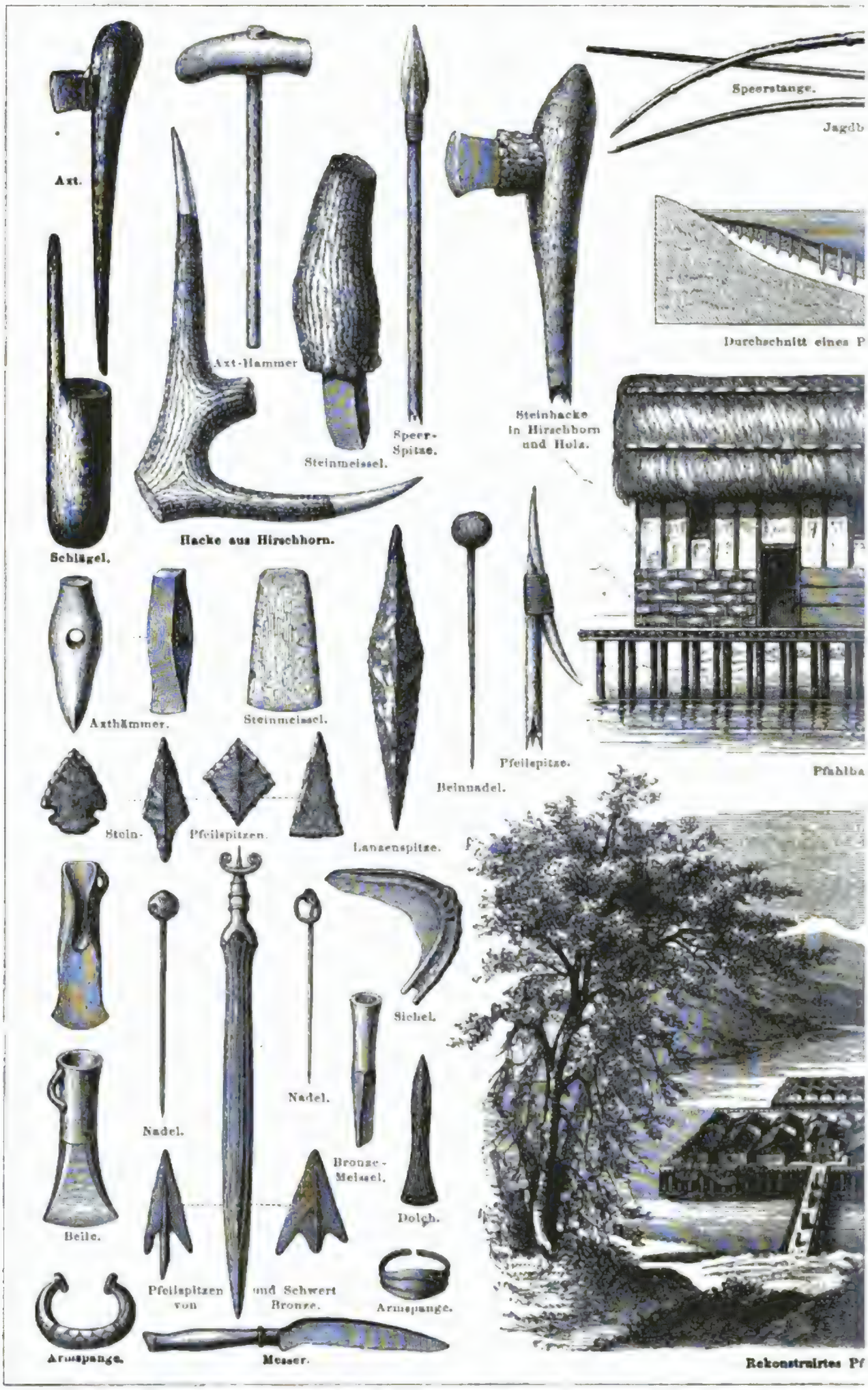
Pfaffenlaus, s. v. w. Kaulbarsch.

Pfaffensee, See im württemberg. Oberamt Stuttgart, unweit der Stadt Stuttgart, im Schönbuch. Sein natürlicher Abfluß ging in die Glems; aber Herzog Christoph ließ in umgekehrter Richtung einen Kanal graben, welcher das Wasser aus dem P. in den Feuersee bei Stuttgart führt.

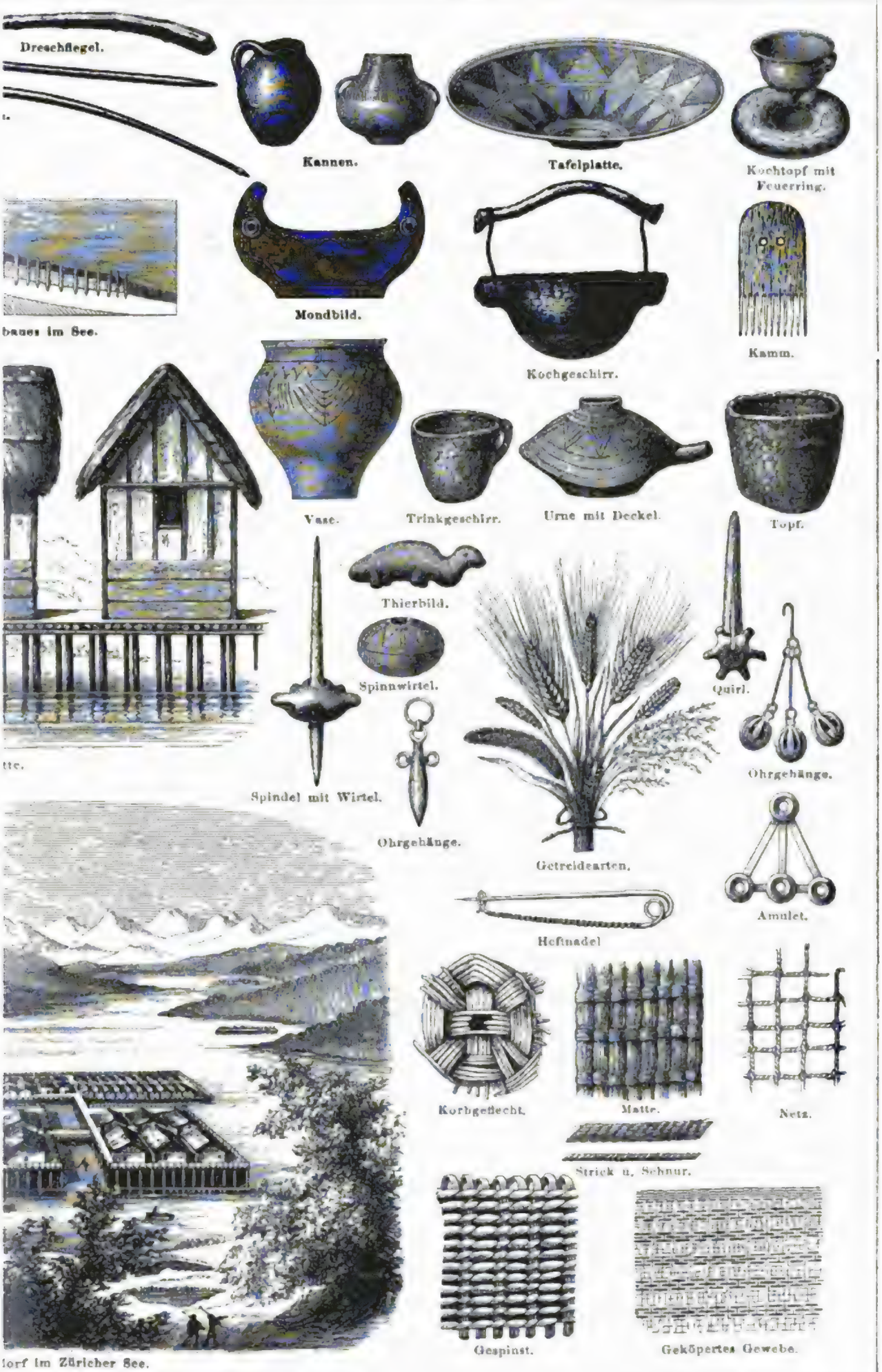
Pfahl, Felsrücken, s. Böhmerwald.

Pfahlbauten (franz. Habitations oder Cités lacustres, ital. Palafitte), menschliche Ansiedelungen, welche in der Weise in Seen, seltener in Flüsse, hineingebaut sind, daß ihr Fundament entweder einfach in den Grund des Gewässers eingerammt, oder durch Aufschüttung von Schutt, durch Faschinen u. dgl. über denselben erhöht ist. Dieses Fundament besteht aus Balken oder Pfählen, welche aus ganzen Stämmen jüngerer Bäume oder durch Spaltung stärkerer Stämme in drei, vier oder mehr Pfähle hergestellt wurden. Noch heute findet man in solcher Weise angelegte Wohnungen bei mehreren wilden Völkern in Gebrauch, z. B. im nördlichen Theil von Südamerika, namentlich aber in Ostindien, auf Borneo, Celebes, Neuguinea, Neuseeland und den Karolineninseln. Auch berichtet Herodot von den in

Digitized by Google


Axt.
Axt-Hammer
Steinmeissel.
Speer-Spitze.
Steinhacke in Hirschhorn und Holz.
Speerstange.
Jagdb
Durchschnitt eines P
Hacke aus Hirschhorn.
Schlägel.
Axthämmer.
Steinmeissel.
Steinhacke in Hirschhorn und Holz.
Pfeilspitze.
Beinnadel.
Pfahlba
Stein-
Pfeilspitzen.
Lanzenspitze.
Sichel.
Nadel.
Nadel.
Bronze-Meissel.
Dolch.
Beile.
Pfeilspitzen von Bronze.
und Schwert
Armspange.
Armspange.
Messer.
Rekonstruirtes Pf

auten.


Dreschflegel.
Kannen.
Tafelplatte.
Kochtopf mit Feuerring.
Mondbild.
Kochgeschirr.
Kamm.
Vase.
Trinkgeschirr.
Urne mit Deckel.
Topf.
Thierbild.
Spinnwirtel.
Quirl.
Spindel mit Wirtel.
Ohrgehänge.
Getreidearten.
Ohrgehänge.
Amulet.
Heftnadel
Korbgeflecht.
Matte.
Netz.
Strick u. Schnur.
Gespinst.
Geköpertes Gewebe.

Digitized by Google

Seedörfern wohnenden Päoniern in Asien, welche mitten im Wasser auf hohen Pfählen Verdecke und auf diesen ihre Hütten zusammenfügten. Allein eine weit höhere Bedeutung für die Kulturgeschichte der Menschheit als diese aus historischer Zeit bekannten Seeansiedelungen gewannen die zahlreichen Ueberbleibsel von P., welche aus prähistorischen Epochen stammen und an vielen Plätzen Europa's aufgefunden wurden. Zuerst entdeckte Keller (Zürich) im Winter 1853 auf 1854 bei Meilen am Züricher See, als daselbst ein Theil des Seebeckens trocken gelegt wurde, in der sandigen Schicht eine Menge eingerammter Pfähle, zwischen denen schwarz gefärbte Letten, vermischt mit zum Theil noch wohlerhaltenen organischen Stoffen und einer Menge Abfälle menschlicher Thätigkeit, schließlich Theile eines Menschenschädels lagen. Durch diese im Grunde des Sees nachgewiesene »Kulturschicht« und die eigenthümliche Anordnung der senkrecht im Seeboden steckenden Pfähle war der vollgültige Beweis geliefert, daß alte Helvetier an dieser Stelle ihre Seewohnungen aufgeschlagen hatten. Die roh behauenen Pfähle waren zum größten Theil drei- oder viermal gespalten und rührten von Eichen, Buchen, Birken und Tannen her; sie hatten meist die Stärke von 12 Centim., waren 2—3 Meter lang, standen durchschnittlich 40 Centim. von einander ab und liefen in mehreren Reihen parallel mit dem Ufer, doch auch in gerader Linie seeeinwärts. Die Enden dieser Pfähle waren entweder durch Abbrennen zugespitzt, oder durch Steinbeile roh zugehauen. Dazu fand man noch die Steinbeile, die bei dieser Arbeit gedient hatten und welche nicht aus dem in der Nähe des Sees vorkommenden Gestein, sondern aus Hornblende, Diallag, Feuerstein ꝛc. bestanden. Die Urbewohner hatten diese Beile jedoch außerdem vielleicht auch als Waffen benutzt. In nicht geringer Anzahl gewann man noch weiter aus der Kulturschicht Feuersteingeräthe anderer Art: Lanzen- und Pfeilspitzen, Sägen, Messer, auch Reibschalen aus Granit, dann Knochenreste von wilden Schweinen und Hirschen; schließlich ungemein viele Scherben von Thongeräthen, die meist aus ungeschlämmtem, mit Kalkspat- oder Granitkörnern vermischtem Letten ohne Benutzung der Töpferscheibe hergestellt und nur höchst unvollkommen gebrannt waren.

Nach und nach entdeckte man ganz ähnliche Seedörfer wie zu Meilen auch in vielen anderen Schweizer Seen, insbesondere im Moosdorfer See unweit Bern, im Bodensee bei Rorschach, Steckborn, Feldbach, bei Wangen (hier standen etwa 30—40,000 Pfähle zu einem einzigen Pfahlbaudorf vereint), im Pfäffiker See bei Robenhausen, im Neuenburger See (bei Estavayer, Chambray ꝛc.), im Sempacher See (bei Schenken), im Genfer See, im Bieler See ꝛc. Im allgemeinen zählt man schon jetzt mehr als 200 in der Schweiz aufgefundene Seedörfer. An tief gelegenen Plätzen, die sonst von einem See ausgefüllt waren, jetzt aber an dessen Stelle nur noch von Torf bedeckt werden, wurden gleichfalls schon mehrere alte Ansiedelungen gefunden. Bei genauer Untersuchung ergab sich, daß die P. zumeist folgende Konstruktion hatten. Die äußersten Pfahlreihen waren oft mit Zweigen durchflochten, um den Andrang der Wellen abzuhalten; die Eckpfähle, welche die »Unterzüge« zu tragen hatten, waren eingeschnitten oder eingezapft. Für jede Hütte ragten 4—6 Pfähle über den Rost oder das Balkenlager hinaus, sie waren zum Tragen des Dachstuhls bestimmt. Der Boden nun, der auf diesen senkrecht eingerammten Pfählen und deren Querbalken errichtet wurde, bestand aus Rundholz oder Knitteln; hier und da war er mit Lehm gepflastert. Auf diesem Knittelboden erbaute man die Hütten, die längliche Rechtecke bildeten und meist nur einen Wohnraum für Lagerstätten und Kochherd enthielten; ihre Wände bestanden aus Flechtwerk, das innen und außen mit Letten belegt war; ihr Dach war mit Stroh oder Schilf oder Rinde gedeckt. Eine etwas andere Art des Baues nennt man »Packwerk«.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, warum wohl die Urbevölkerung der Schweiz ihre Wohnungen in Seen angelegt habe. Offenbar läßt sich in dieser Hinsicht annehmen, daß die Schweizer P. ebenso wie die gleichen Ansiedelungen der oben genannten noch jetzt lebenden Völker als eine sichere Zuflucht vor wilden Thieren und Menschen dienen sollten. In der Schweiz waren es vielleicht, wie man annimmt, aallische Volksstämme (Kelten), welche diese Wohnstätten erbauten. Kein Geschichtschreiber meldet von ihnen, und als Cäsar in Helvetien eindrang, fand er, wie es scheint, schon keine P. mehr vor. Allein nicht sämmtliche P. der Schweiz gehören einer und derselben Zeit an, denn die aufgefundenen Reste lassen deutlich erkennen, daß die einen weit älter sind als die anderen: jedes der drei Zeitalter ist vertreten, dasjenige der geschliffenen Steingeräthe, das der Bronze und das des Eisens. Da jedoch in einigen P. römische Alterthümer gefunden wurden, so mögen sie wohl noch in einer Zeit bestanden haben, wo sie mit Rom, wenn auch nur in mittelbaren Verkehr treten konnten.

Obgleich nun geschichtliche Berichte über die Bewohner der P. fehlen, so gibt die angehäufte Kulturschicht doch höchst zuverlässige Kunde über ihr Thun und Treiben. Heer hat nachgewiesen, daß diese Urbevölkerung schon Ackerbau getrieben hat, denn sie bereiteten sich Brod aus Weizen und Hirse; auch sammelte sie Obst, d. h. Holzbirnen und sehr kleine Holzäpfel. Das Getreide, unter dem sich die im Alterthum häufig kultivirte sechszeilige Gerste befand, brachten sie vielleicht mit aus Asien. Roggen fehlt gänzlich, doch scheint Hirse bei den Pfahlbauern sehr beliebt gewesen zu sein. Die bei Feuersbrünsten halbverkohlten Sämereien haben sich auf dem Seeboden trefflich erhalten. Das Getreide wurde nicht gemahlen, sondern auf den aufgefundenen Reibeplatten zerquetscht und zu ungesäuertem Brod verbacken, von dem man ebenfalls noch Proben fand. Von Gemüsepflanzen genossen die Bewohner Pastinaken, Möhren, Erbsen und Linsen. Aepfel- und Birnenschnitzen wurden für den Winter getrocknet. Schlehen und Trauben- oder Ahlkirschen wurden in Menge verzehrt, ebenso Buch- und Wassernüsse. Als wilde Thiere hausten rings um die Schweizer Seedörfer der braune Bär, Urochs, Wisent, Steinbock, Damhirsch, das Elenthier, der Biber und viele Repräsentanten der kleinen Thierwelt. Auf sie alle machten die Urbewohner Jagd, welche von deren Fleisch und vom Mark ihrer Knochen lebten, ihre Häute zur Kleidung und die Knochen zu Geräthen benutzten. Eine reiche Ausbeute für ihren Lebensunterhalt bot ihnen offenbar die Fischerei.

Die Bewohner der P. züchteten aber auch Hausthiere, von welchen man unzählige Knochen aus der See emporgehoben hat. Die kleine zahme Torfkuh der Schweizer P., die Rütimeyer als Longifrons- oder Brachycerosrasse bezeichnet, hat sowohl mit dem fossilen, längst ausgestorbenen Bos longifrons, als auch zugleich mit den kleinen Rassen unserer Berggegenden Aehnlichkeit. Außerdem unterscheidet Rüti-

meyer noch drei Rinderarten in den P. der Schweiz: die Primigeniusraſſe, die in allen P. ältern Datums vorkommt und zweifellos vom wilden Urochſen abſtammt, dann die Frontoſusraſſe, die ſich am häufigſten in P. der Bronzezeit findet und ſich ebenfalls als Abzweigung des Urochſen darſtellt, ſchließlich die Trochacerosraſſe, die nur hier und da zur Bronzezeit auftritt. Ferner züchtete man ein Torfſchwein als beſondere Raſſe, die nunmehr verſchwunden, vielleicht ſchon während der Bronzezeit ausgeſtorben iſt.

Die Geräthe der Pfahlbauer beſtanden urſprünglich nur aus Stein, Holz, Knochen, Horn und Thon; da aber manche Steinarten, aus denen ihre Beile hergeſtellt ſind, in der Schweiz nicht vorkommen, ſo gelangten ſie wohl auch durch einen ſich als Tauſchverkehr darſtellenden Handel in Beſitz gewiſſer Steinſachen; Nephritbeile können nur aus Aſien zu ihnen gekommen ſein. Aus Knochen fertigten ſie ſich Angelhaken und Harpunen, mit welchen ſie fiſchten. Ihre primitive Induſtrie befaßte ſich ferner mit Korb- und Mattenflechterei; auch entdeckte man (zuerſt im Pfäffiker See bei Robenhauſen) in den Pfahlbautenreſten vielfach mehr oder weniger feines Geſpinſt aus Flachs, welchen ſie anbauten, und aus dem ſie nicht nur Fäden, Seile und Netze, ſondern auch mannigfache Webſtoffe fertigten; ſchließlich gelang es, den Webſtuhl zu konſtruiren, auf dem ſolches Gewebe jedenfalls hergeſtellt worden war. — Eine höhere Kulturſtufe wurde von den Bewohnern der P. beſchritten, als bei ihnen Metallwerkzeuge, namentlich aus Bronze, ſpäter auch aus Eiſen gegoſſene Geräthe in Gebrauch kamen; zugleich wurden auch manche Hausthierarten eingeführt, die wir zum Theil noch heute züchten, ebenſo neue Getreidearten, beſonders Hafer. Nun errichtete man das Pfahlwerk an tieferen Stellen; mit Hülfe der beſſeren Werkzeuge erbaute man ſogar neue, ſichere Wohnſtätten weiter draußen im See. Die einfachen ſteinernen Spinnwirtel der Steinzeit vertauſchte man dann mit ſolchen aus Thon gefertigt. Die Töpferwaaren wurden in dieſer ſpätern Zeit feiner, zum Theil mit Graphit geſchwärzt, auch ſchöner, wenngleich noch immer mit ziemlich einfachen Ornamenten geziert.

In manchen P. miſchen ſich Stein- mit Bronzewerkzeugen, und dieſe gehören alſo wahrſcheinlich jener Periode an, in der die alten Schweizer ſich mit Metallgeräthen zu verſorgen begannen; ihre Bezugsquelle für letztere war höchſt wahrſcheinlich Italien. Beachtenswerth iſt die Thatſache, daß alle in Schweizer P. gefundenen Steinwerkzeuge in ihren Formen denjenigen ungemein ähnlich ſind, die in nordiſchen Gräbern vorkommen. Doch zeigen auch die in den Schweizer P. gefundenen Bronzeſachen in ihrer Geſtalt und Verzierung überraſchende Aehnlichkeit ſowohl mit den nordiſchen, insbeſondere mit den ſkandinaviſchen, als auch mit vielen in Deutſchland, Frankreich und England gefundenen, auf der andern Seite jedoch auch mit altitalieniſchen (etruskiſchen) Erzeugniſſen des Bronzezeitalters, ſo daß man hinſichtlich der Geſchmacksrichtung in der Metallfabrikation einen Zuſammenhang annehmen muß, wenn auch nur Handelsbeziehungen mit denſelben Kulturvölkern (Etruskern oder Phönikern). Ebenſo deuten die einen ganz eigenthümlichen Kunſtgeſchmack verrathenden Ornamente und die ſtiliſtiſche Behandlung der aufgefundenen Schmuckſachen von Bronze, der Haarnadeln, der Armbänder, der Fibeln (ſ. d.), der Kämme ꝛc., die Zieraten aus Bernſtein und Glas auf Verbindungen einestheils mit dem Norden, anderntheils mit ſüdlichen Gegenden. Ueber die Religionsbegriffe der alten Pfahlbauer iſt nichts bekannt; man ſchloß aus Mondbildern, die man hier und da fand, daß ſie den Mond verehrten. Ebenſowenig bekannt iſt über ihre Körpergeſtalt, da man nur einzelne menſchliche Skelettheile, etwa 4—5 unvollſtändige Schädel und faſt nur Knochen von Kindern, auffand.

Kaum hatten Keller, Meſſikomer, Schwab, Morlot, Troyon, Deſor, Suter u. a. die P. der Schweiz entdeckt, ſo wies auch Deſor in den Torfmooren der Lombardei und beſonders in denen des Lago Maggiore Pfähle, Stein- und Bronzewerkzeuge nach, alſo Reſte alter P. Aehnliche Funde machte man im Gardaſee (v. Sacken), darauf im Lago Maggiore (bei Mercurago unweit Arona), in den Seen von Vareje und Brianza in Savoyen, bei Peſchiera und Fimone in Venetien, ebenſo in Bayern (z. B. im Würmſee), in Oeſterreich, namentlich im Salzkammergut, z. B. bei Seewalchern am Atterſee, wo Graf Wurmbrand P. fand, und in Kärnten, wo Dechmann die Funde im Laibacher Moor unterſuchte. In Norddeutſchland wurden in den Torfmooren Mecklenburgs (z. B. bei Gägelow und bei Wismar durch Liſch), in Pommern (z. B. am Perſanzigſee bei Neuſtettin durch Kraſiski und Virchow), in den Sümpfen der Mark Brandenburg, bei Würzburg ꝛc. mehr oder weniger bedeutende Reſte von P. entdeckt. In Frankreich wies man im See von Paladru im Departement der Iſère P. nach, und diejenigen, welche Garigou in den Pyrenäen entdeckte, zeichnen ſich durch ihre große Ausdehnung aus. Es iſt ſehr fraglich, ob dieſe P. ſämmtlich von einem und demſelben Volk herrührten; vielmehr läßt ſich annehmen, daß viele derſelben, doch wohl nicht alle, den Kelten zugeſchrieben werden müſſen, welche höchſt wahrſcheinlich die Urheber der Schweizer P. waren. Bei den hier genannten P. zeigt ſich immerhin ein großer Unterſchied, je nachdem ſie der Kulturperiode der ſogen. Steinzeit angehören oder aus einer Epoche ſtammen, in der die Bewohner ſchon mit Metallen bekannt waren (ſ. Bronzezeit, Steinzeit). S. Tafel »Pfahlbauten«. Vgl. Keller, Die keltiſchen P. in den Schweizer Seen (Zür. 1854—66); Jahn und Uhlmann, Die Pfahlbaualterthümer von Mooſeedorf (Bern 1857); Troyon, Sur les habitations lacustres des temps anciens et modernes (Lauſ. 1860); Rütimeyer, Unterſuchungen der Thierreſte aus den P. der Schweiz (Zür. 1861); Staub, Die P. in den Schweizer Seen (Fluntern 1864); Heer, Die Pflanzen der P. (Zür. 1865); v. Sacken, Der Pfahlbau im Gardaſee (Wien 1865); Haßler, Die Pfahlbaufunde des Ueberlinger Sees (Ulm 1866); Deſor, Die P. des Neuenburger Sees (Frankf. a. M. 1866); Pallmann, Die P. und ihre Bewohner (Greifsw. 1866); Liſch, P. in Mecklenburg-Schwerin (Schwer. 1865—1867, 2 Hefte); Wagner, Das Vorkommen von P. in Bayern (Münch. 1867); Schaab, Die P. im Würmſee (daſ. 1877); Rückert, Die P. und Völkerſchichten Oſteuropa's, beſonders der Donaufürſtenthümer (Würzb. 1869); Angelucci, Le palafitte del lago di Varese (Tur. 1871); Steudel, Ueber die P., insbeſondere des Bodenſees und ſeiner Umgebungen (Lind. 1872); Rabut, Histoire des habitations lacustres de la Savoie (Chambéry 1864 u. 1873); Groß, Les habitations lacustres du lac de Brienne (Delémont 1873); Meſſikomer, Nachgrabung auf den P. von Robenhauſen und Niederwiel (»Anzeiger für Schweizer Alterthumskunde« 1874); Deſor und

Favre, Le bel âge du bronze lacustre en Suisse (Neuchât. 1874); Graf Wurmbrand, Ergebnisse der Pfahlbauunterſuchungen (Wien 1875).

Pfahlbürger, ſ. v. w. Ausbürger (ſ. d.).

Pfahlgraben (Landwehr, Limes imperii transrhenanus), von den Römern errichtete Verſchanzungslinie gegen deutſche Völker, von der noch jetzt Ueberreſte vorhanden ſind. Der erſte, unſtreitig am ſpäteſten errichtete Theil des Pfahlgrabens beginnt öſtlich von Ingolſtadt, bei Pföring, nahe am linken Donauufer, und zieht ſich, quer über die Altmühl laufend, nördlich über Weißenburg und Ellingen, dann weſtwärts über Gunzenhauſen, deſſen Vorſtadt die Mauer durchſchneidet, Schwaningen und Dinkelsbühl hinaus. Dieſer Theil beſteht aus einer Mauer (Teufelsmauer, aus Probus' Zeiten), deren faſt 2 Meter tief in die Erde gelegter Grund eine Breite von 1,4 bis faſt 2 Meter hat. An dieſe Mauer ſchließt ſich ein Wall an, der ſich durch das Hohenlohiſche, über Oehringen, die Flüſſe Kocher und Jagſt und durch die öſtliche Grenze der Grafſchaft Erbach zieht. Der dritte Theil der Befeſtigungslinie oder der eigentliche P. (meiſt von Hadrian erbaut) nimmt Mainz gegenüber, bei Kaſtel, ſeinen Anfang, läuft nördlich vom Main über Wiesbaden bis in die Gegend von Idſtein, wo er ſich verdoppelt, dann nordöſtlich über den Taunus (Befeſtigungen am Feldberg, weiterhin Kaſtell Saalburg) nach der Wetterau (Friedberg) bis zum Flüßchen Uſa, worauf er ſich wieder gegen SO. wendet. Andere laſſen den P. weſtlich bis zur Lahn, ja bis zum Siebengebirge, Bonn gegenüber, ſich fortſetzen (vgl. Decumates agri). Der P. iſt gerade in den letzten Jahrzehnten Gegenſtand umfaſſender Nachforſchungen geworden. Vgl. Yates, Der P. (a. d. Engl., Augsb. 1858); Roſſel, Die römiſche Grenzwehr im Taunus (Wiesbad. 1877).

Pfahlroſt, ſ. Grundbau.

Pfahlwerk, in der Fortifikation ſ. v. w. Estacade (ſ. d.); beim Waſſerbau, auch Bohlwerk genannt, jede gegen die Strömung des Waſſers angebrachte, aus Pfählen und Bohlen beſtehende Uferbefeſtigung. Gewöhnlich wird eine Reihe Pfähle in einem Abſtand von je 1 Meter längs des Ufers eingerammt, oberhalb durch einen Holm bedeckt und verbunden, die hintere Seite mit Bohlen bekleidet und der Raum zwiſchen dieſen und dem Ufer mit Erde ausgefüllt.

Pfahlwurm (Pfahlmuſchel), ſ. Bohrmuſcheln.

Pfahlwurzel, ſ. Wurzel.

Pfalz (v. lat. palatium), kaiſerlicher Palaſt; Stadt oder Ort mit einem ſolchen Palaſt; das zu dieſen Paläſten gehörige, für den Unterhalt der Pfalzgrafen (ſ. d.) beſtimmte Gebiet, das endlich erbliches Eigenthum der Pfalzgrafen wurde; die bekannteſten unter dieſen Pfalzen waren die eigentliche Pfalz (ſ. d.) und die P. Sachſen (ſ. Sachſen, Königreich).

Pfalz, Provinz des ehemaligen Deutſchen Reichs, war früher im Beſitz der Pfalzgrafen und zerfiel in die Oberpfalz und Unterpfalz. Die Oberpfalz (bayriſche P., Palatinatus superior, Palatinatus Bavariae), mit dem Titel eines Herzogthums, grenzte gegen N. an das Fürſtenthum Baireuth, gegen O. an Böhmen, gegen S. an das Fürſtenthum Neuburg und an Bayern, gegen W. an das Fürſtenthum Bamberg und das nürnbergiſche Gebiet und hatte 1807 (mit Sulzbach und Cham) einen Flächenraum von 7158 QKilom. (130 QM.) mit 283,800 Einw. Sie gehörte zum Nordgau und bayriſchen Kreis und hatte Amberg zur Hauptſtadt. Die Oberpfalz kommt unter dieſem Namen zuerſt 1329 vor; damals ward ſie im Vergleich von Pavia mit der Rheinpfalz vereinigt und blieb es mit kurzen Unterbrechungen (ſ. unten, Geſchichte), bis ſie 1623 an Bayern kam. Jetzt bildet ſie den bayriſchen Regierungsbezirk Oberpfalz und einen Theil von Oberfranken. Die Unter- (Nieder-) pfalz (P. am Rhein, Palatinatus inferior, Palatinatus Rheni) gehörte zum kurrheiniſchen Kreis und lag auf beiden Seiten des Oberrheins. Sie grenzte im S. an das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafſchaft Baden und das Elſaß, gegen N. und O. an das Erzſtift Mainz und die obere Grafſchaft Katzenellnbogen und gegen W. an Lothringen und das Erzſtift Trier. Von der P. umſchloſſen waren die Bisthümer Worms und Speyer. Der Flächeninhalt der P. betrug gegen 8260 QKilom. (150 QM.), wovon auf die eigentliche Kurpfalz 4130 QKilom. (75 QM.) mit 300,000 Einw. kamen. Die rheiniſche P. war durch frühere Theilungen in mehrere Gebiete zerfallen, nämlich: in die eigentliche Kurpfalz, größtentheils auf dem rechten Rheinufer, zum niederrheiniſchen Kreis gehörig, mit den Hauptſtädten Mannheim und Heidelberg; das Fürſtenthum Simmern, auf dem linken Rheinufer, im oberrheiniſchen Kreis, mit der Hauptſtadt Simmern; das Herzogthum Zweibrücken, ebenfalls im oberrheiniſchen Kreis und auf dem linken Rheinufer, mit der Hauptſtadt Zweibrücken; die Hälfte der Grafſchaft Sponheim, die Fürſtenthümer Veldenz und Lautern, auf dem linken Rheinufer. Bei der Auflöſung der Kurpfalz 1801 erhielt Frankreich durch den Lüneviller Frieden alle auf dem linken Rheinufer gelegenen, zur P. gehörigen Landestheile mit einem Flächenraum von 2423 QKilom. (44 QM.), und 1802 trat Bayern auch die auf dem rechten Rheinufer befindlichen pfälziſchen Gebiete mit 1707 QKilom. (31 QM.) und 141,000 Einw. ab. Davon fielen an das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebſt Mannheim, mit 936 QKilom. (17 QM.) und 105,000 Einw.; an Heſſen-Darmſtadt die Oberämter Lindenfels, Otzberg und Umſtadt, im ganzen 220 QKilom. (4 QM.) mit etwa 9750 Einw.; an den Fürſten von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Borberg und Mosbach, mit 358 QKilom. (6½ QM.) und 26,500 Einw.; an Naſſau das Amt Kaub. Die Pariſer Friedensſchlüſſe von 1814 und 1815 brachten auch die jenſeit des Rheins gelegenen pfälziſchen Lande wieder an Deutſchland zurück; den größten Theil davon erhielt Bayern, das übrige Heſſen-Darmſtadt und Preußen. Der badiſche Antheil an der Unterpfalz, wozu auch die mediatiſirten leiningiſch-pfälziſchen Oberämter gehören, iſt dem badiſchen Unterrheinkreiſe zugewieſen; der darmſtädtiſche Theil bildet Beſtandtheile der Provinz Starkenburg und Rheinheſſen; der bayriſche Antheil bildet den heutigen Regierungsbezirk P. (ſ. unten); der preußiſche Antheil wurde zur Rheinprovinz geſchlagen. Außer Baden, Bayern, Darmſtadt und Preußen beſitzt jetzt auch Oldenburg in Birkenfeld einen Theil der ehemaligen Rheinpfalz. Die neue oder junge P., das Fürſtenthum Neuburg, gehört jetzt zu Bayern.

Der jetzige bayriſche Regierungsbezirk P. (Rheinpfalz, Rheinbayern) liegt auf dem linken Ufer des Rheins, getrennt vom größern Theil Bayerns, grenzt gegen N. und W. an Rheinpreußen, gegen S. an Elſaß-Lothringen, gegen O. an Baden (durch den Rhein davon getrennt), gegen NO. an Rheinheſſen und umfaßt 5937 QKilom. (107,84 QM.) mit (1875)

641,567 Einw., darunter 348,000 Protestanten, 2750 Mennoniten und 13,000 Juden. Das Hardtgebirge durchzieht die Mitte des Landes von S. nach N. und macht den größten Theil desselben zu einem reizenden Berg- und Hügelland mit schönen Waldungen (s. Hardt); die höchste Spitze des Landes, der Donnersberg (s. d.), erhebt sich zu 689 Meter. Die Gegend an der Ostseite des Gebirges bis zum Rhein gehört zu den schönsten Deutschlands und bietet abwechselnd üppige Ebenen, malerische Hügel, auf denen treffliche Weine wachsen, Obsthaine und angenehme Thäler dar (s. Oberrheinische Tiefebene). Die Flüsse der P. sind außer dem Rhein, der die Ostgrenze des Landes bildet, die Lauter, Queich, der Speyerbach, die Pfrimm, Blies und Glan. Der Regierungsbezirk ist eine der fruchtbarsten Provinzen Bayerns und trefflich angebaut; Acker- und Weinbau werden auf musterhafte Weise betrieben. Die Hauptprodukte sind: viel Getreide (besonders Weizen, Roggen und Spelz), treffliche Weine (s. Pfälzer Weine), Obst aller Art, viel Tabak, Hanf, Flachs, Oelgewächse, eine Menge Holz, Gemüse, viel Rindvieh, schöne Pferde, eine Menge Schweine, Geflügel, Fische, Bienen, viel Eisen und Steinkohlen. Die Industrie ist nicht minder bedeutend, besonders in Tabak, Eisen, Steingut, Anilin, Woll- und Schuhwaaren, Papier ꝛc.; auch braut man treffliches Bier. Noch stärker ist der Handel, vorzüglich mit Wein und Tabak. Der Regierungsbezirk enthält ein bedeutendes Eisenbahnnetz (Direktion der Pfälzischen Eisenbahnen in Ludwigshafen); die Hauptlinien sind die Eisenbahnen von Worms über Ludwigshafen und Neustadt a. d. Hardt nach Weißenburg (Mainz-Straßburg) und von Neustadt a. d. Hardt über Kaiserslautern nach Verbach (Mannheim-Saarbrücken-Metz). An diese Linien schließen sich viele Zweig- und Nebenbahnen: von Kaiserslautern nach Münster am Stein und Alzey, von Neustadt a. d. Hardt über Dürkheim nach Alzey, von Schifferstadt über Speyer und Germersheim nach Lauterburg (und Straßburg), von Germersheim über Landau nach Zweibrücken und Homburg ꝛc. Die P. zerfällt in administrativer Beziehung in 12 Verwaltungsdistrikte, welche rücksichtlich der Justiz dem Appellationsgericht in Zweibrücken und 4 Bezirksgerichten untergeordnet sind. Die Hauptstadt (Sitz der Kreisregierung) ist Speyer, Sitz des Appellationsgerichts und der Assisen aber Zweibrücken. S. Karte »Bayern«. Vgl. Weiß, Die malerische und romantische Rheinpfalz (Neust. a. d. H. 1857); Riehl, Die Pfälzer (Stuttg. 1858); A. Becker, Die P. und die Pfälzer (Leipz. 1858); Mehlis, Fahrten durch die P. (Augsb. 1877).

Geschichte. Die P. am Rhein, im 1. Jahrh. n. Chr. römisches Zehntland, ward seit dem 3. Jahrh. von den Alemannen besetzt, kam 496 unter fränkische Herrschaft und wurde bald von fränkischen Einwanderern bevölkert. Sie bestand vornehmlich aus rheinfränkischen Gauen: dem Kreichgau (Diöcese Speyer), Gardachgau (Diöcese Worms), Lobdengau (zwischen Rhein und Elsenz), Theilen des Maingaues, dem Speyergau, Wormsgau, Nahgau und Theilen des Einrich- und Trachgaues (z. B. Kaub und Bacharach). An der Spitze der einzelnen Gaue standen auch in der Karolingerzeit Grafen, Pfalzgrafen gab es nur als richterliche Beamte am Hof des Königs; dagegen entstanden im pfälzischen Gebiet eine Reihe berühmter Königspfalzen zu Ingelheim, Kreuznach, Worms, Speyer, Selz ꝛc. Der erste, welcher in der P. zu bedeutender Macht kam, war Konrad I. von Franken, welcher auch die Kammerbotenwürde im rheinischen Franken besaß und den Titel »Herzog der Franken« annahm (um 905). Das Herzogthum Franken erlosch 939, seine Besitzungen kamen meist an Konrad den Rothen, den Stammvater der Salier, und wurden von einem derselben, König Heinrich V., bei seinem Tode (1125) auf die Hohenstaufen vererbt. König Friedrich I. verlieh 1155 seinem Bruder Konrad, der 1147 die rheinfränkischen Lande geerbt hatte, die Pfalzgrafenwürde zu Aachen, ein Amt, das im 10. Jahrh. entstanden zu sein scheint und allmählich mit Grundbesitz, wie Bacharach und Umgebung, und einzelnen Hoheitsrechten, wie der Vogtei über das Erzstift Trier und über Jülich, ausgestattet ward. Konrads Hauptsitz war die Burg auf dem Jettenbühel bei Heidelberg. Ihm folgte 1195 sein Schwiegersohn Heinrich der Welfe, Heinrichs des Löwen Sohn, und nach dessen Abdankung 1211 dessen Sohn Heinrich der Jüngere. Als dieser 1214 kinderlos starb, verlieh König Friedrich II. die P. nebst der pfalzgräflichen Würde an Ludwig von Bayern, aus dem Haus Wittelsbach, der auch die Erbgüter der bisherigen Pfalzgrafen seinem Geschlecht erwarb, indem er seinen Sohn Otto mit Agnes, einer Tochter Heinrichs des Aeltern, vermählte. Es folgten Otto I., der Erlauchte (1228—53), Ludwig II. bis 1294, Rudolf I. bis 1319 und Kaiser Ludwig, der schon vorher Mitregent war, bis 1329. Dieser trat im Vertrag zu Pavia (4. Aug. 1329) die P. an seine Neffen Rudolf und Ruprecht, Söhne Rudolfs I., ab. Die Kurwürde sollte zwischen P. und Bayern wechseln. Nach Rudolfs II. Tode 1353 ward Ruprecht I. Alleinherrscher bis 1390. Er verkaufte 1355 einen Theil der Oberpfalz an Kaiser Karl IV., welcher dafür der Rheinpfalz die Kurwürde allein zusprach, und kaufte 1385 Zweibrücken, Hornbach und Bergzabern. Besonders verdient hat er sich 1386 durch Gründung der Universität Heidelberg gemacht. Sein Neffe Ruprecht II., des 1327 verstorbenen Adolf Sohn, folgte 1390. Er ließ sich vom König Wenzel einen Theil der verlornen Oberpfalz zurückerstatten und verordnete 1395 in der sogen. Rupertinischen Konstitution, daß die P. stets ungetheilt dem ältesten Sohn zufallen sollte, was übrigens schon die Goldene Bulle festgesetzt hatte. Sein Sohn und Nachfolger Ruprecht III. (seit 1398) wurde 1400 zum deutschen König gewählt. Er eroberte den Rest der Oberpfalz, erwarb einen Theil der Grafschaft Sponheim und die Grafschaft Kirchberg am Hunsrücken und erweiterte das Heidelberger Schloß durch den Ruprechtsbau. Nach seinem Tode (1410) theilten sich seine vier Söhne in die väterlichen Lande und gründeten vier Linien, jedoch so, daß beim Erlöschen der ersten Linie deren Lande ungetheilt an die zweite u. s. f. fallen sollten, damit alle pfälzischen Länder einst wieder vereinigt würden. Der älteste Sohn, Ludwig III., erhielt die Kur- und Rheinpfalz nebst Amberg und Nabburg in der Oberpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, Otto Mosbach.

Die Kurlinie (Heidelberger Linie) stand unter Ludwigs III. Nachkommen bis 1559. Es herrschten Ludwig III., der Beschützer des Konstanzer Konzils, bis 1436; Ludwig IV., unter dem die französischen Armagnacs einen Theil der P. 1444 verwüsteten, bis 1449; Friedrich der Siegreiche, der infolge glücklicher Kriege gegen Lützelstein, Mainz, Württemberg und Baden umfangreiche Landstriche an der Nahe, an der Bergstraße und im Elsaß erwarb, bis 1475. Dieser ordnete die Verwaltung der P., indem

er an die Spitze jedes der 18 Aemter Vögte stellte, stiftete 1472 das Hofgericht und hielt ein zahlreiches Heer. Unter der Regierung seines Neffen Philipp des Aufrichtigen (1476—1508) hatte die P. viel durch den bayrisch-pfälzischen Erbfolgekrieg zu leiden, den Philipp gegen Albrecht von Bayern-München 1503 zu Gunsten seines Sohns Ruprecht begann, dem sein Schwiegervater Georg von Bayern-Landshut (gest. 1503) das Herzogthum Niederbayern vererbt hatte. Doch ward auf dem Konstanzer Reichstag 1507 nur das Herzogthum Neuburg den Söhnen des inzwischen verstorbenen Ruprecht zugesprochen. Unter Ludwig V. (1508—1544) fand die Reformation Eingang in die P., obgleich er selbst katholisch blieb. Ihm folgte 1544, dem Testament Philipps gemäß, sein Bruder Friedrich II. (der eigentliche Erbfolger war Otto Heinrich, des ältern Bruders, Ruprecht, Sohn und Philipps des Aufrichtigen Enkel). Friedrich bekannte sich zur lutherischen Religion, nahm aber aus Rücksicht auf den Kaiser das Interim an. Vergebens versuchte er 1553 wenigstens die Kurwürde für den Fall seines Todes auf die ältere Simmernsche Linie zu vererben. Dieselbe fiel 1556 nebst der P. dem oben erwähnten Otto Heinrich, dem Großmüthigen, von Neuburg zu. Derselbe beförderte die Reformation, verbesserte die Universität Heidelberg nach Melanchthons Plan und bereicherte die dortige Bibliothek mit vielen Handschriften. Ein schönes Denkmal seines Kunstsinnes ist der prachtvolle Otto-Heinrichsbau im Heidelberger Schloß. Mit ihm starb 1559 Ludwigs III. Nachkommenschaft aus. Seine Lande und die Kur fielen darauf an die Simmernsche Linie (s. unten), deren Haupt damals Friedrich III., der Fromme, war. Derselbe entschied sich unter dem damaligen konfessionellen Hader für die Calvin'sche Lehre, die er auf jede Weise, unter anderem durch Besetzung der Fakultät zu Heidelberg mit reformirten Lehrern, begünstigte. Ihm folgte 1576 sein Sohn Ludwig VI., der sich wieder zur lutherischen Lehre bekannte und viele reformirte Beamte, Prediger und Schullehrer aus der Rheinpfalz vertrieb. Er starb 1583 und hinterließ die P. seinem neunjährigen Sohn Friedrich IV. Ludwigs Bruder, der Pfalzgraf Johann Kasimir von P.-Lautern, bemächtigte sich der Regierung als Kurverweser und Vormund Friedrichs IV. und führte die Calvin'sche Lehre im Land wieder ein. Als Johann Kasimir 1592 starb, fiel das Fürstenthum P.-Lautern an die Kurpfalz zurück. Auch Friedrich IV. begünstigte die reformirte Lehre, was in der Oberpfalz offenen Aufruhr hervorrief. Er war der vorzüglichste Beförderer der evangelischen Union (1608), starb aber unmittelbar nach der Stiftung derselben. Ihm folgte sein Sohn Friedrich V., der sich 1619 verleiten ließ, die von den Böhmen ihm angetragene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. 1623 seinem Vetter, dem Herzog Maximilian von Bayern, übertragen wurden. Der spanische Feldherr Spinola drang mit einem Heer in die Kurpfalz ein und eroberte sie größtentheils. Das Land litt unsäglich, und Mansfelds Siege und die Anstrengungen der übrigen Verbündeten Friedrichs, die P. von den Feinden zu befreien, vermehrten nur noch das Elend des Landes. Tilly eroberte und plünderte 1622 Heidelberg. Die P. aber wurde bis zum Westfälischen Frieden als erobertes Land behandelt. Friedrichs V. (gest. 1632) Sohn Karl Ludwig erhielt auf kurze Zeit durch Schweden den größten Theil der P. zurück. Da er erst 15 Jahre alt war, so führte sein Oheim, Pfalzgraf Ludwig Philipp von Simmern, die Vormundschaft. Nach dem Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen (1634) vertrieb der österreichische General Gallas den Kurfürsten und seinen Vormund. Durch den Westfälischen Frieden erhielt Karl Ludwig zwar die Kurpfalz zurück, auch gab man ihm eine neue, die achte, Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramt; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals die P. im kurfürstlichen Kollegium gehabt, und das Erztruchsessamt blieben bei Bayern. Doch wurde festgesetzt, daß dieselben, wenn der bayrische Mannsstamm erlöschen würde, an die P. zurückfallen sollten. In den Kriegen des Kaisers und Reichs gegen Frankreich 1673—79 wollte letzteres den Kurfürsten zwingen, sich mit ihm zu verbünden, und auf seine Weigerung verwüstete ein französisches Heer die P. Nach dem Frieden zu Nimwegen aber drang Frankreich dem Kurfürsten noch eine Kriegssteuer von 150,000 Fl. ab und zog durch die Reunionskammern beträchtliche Gebiete der P. ein. Karl Ludwig starb 1680 und hatte seinen Sohn Karl zum Nachfolger. Da mit diesem 1685 die Linie Simmern erlosch, so fielen die Kur und die dazu gehörigen Lande an Zweibrücken-Neuburg (s. unten) und zwar an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, welcher bereits Jülich, Berg und Ravenstein besaß (s. unten). Ludwig XIV. von Frankreich erhob Anspruch auf die Allodialverlassenschaft des Kurfürsten Karl Ludwig, da dessen Tochter Charlotte Elisabeth an den Herzog von Orléans vermählt war, und überzog 1682 die P. mit Krieg. Zahlreiche Städte wurden in Schutthaufen verwandelt, das kurfürstliche Schloß zu Heidelberg 1689 verbrannt und das Land verheert. Kurfürst Philipp Wilhelm starb 1690 als Flüchtling zu Wien und hinterließ als Nachfolger seinen Sohn Johann Wilhelm, dem er die Statthalterschaft in Jülich und Berg übertragen hatte. Dieser verlegte, da Heidelberg in Trümmern lag, den Hof nach Düsseldorf. Das Kriegselend der Kurpfalz dauerte bis zum Ryswijker Frieden 1697 fort; an die Herzogin von Orléans oder vielmehr an Ludwig XIV. mußten 300,000 Scudi für seine Ansprüche gezahlt werden. Im Ryswijker Frieden hatte Frankreich zur Bedingung gemacht, daß in der P. die Aenderungen des öffentlichen Kultus in Geltung bleiben sollten, die während der Jahre seines Besitzes eingeführt worden waren. Obgleich man auf einen Katholiken zwei Lutheraner und drei Reformirte rechnete, so wollte doch die Regierung des katholischen Kurfürsten die katholische Kirche zur herrschenden erheben, und die Protestanten erlitten große Bedrückungen, bis sich Braunschweig und Preußen ins Mittel schlugen. 1705 kam es zu einem Vertrag, in welchem den Protestanten die Wählbarkeit zu öffentlichen Aemtern und den Reformirten besonders $^5/_7$ aller Kirchen in der P., den Lutherischen aber alle, die sie seit 1624 innegehabt hatten, zugesichert wurden. Im spanischen Erbfolgekrieg nahm der Kurfürst als Reichsstand und Bundesgenosse des Kaisers theil, wodurch sein Land besonders in den ersten Jahren des Kriegs sehr litt. Ihm folgte 1716 sein jüngerer Bruder, Karl Philipp, der den glänzenden Hofstaat seines Vorgängers abschaffte und die Finanzen der P. ordnete. Aber gleich nach seinem Regierungsantritt begann auf Antrieb der Jesuiten die Verfolgung der Protestanten aufs neue, und als dieselben in Heidelberg die dortige Hauptkirche den Katholiken nicht allein überlassen wollten, verlegte er 1720 seinen Hof nach Mannheim. Er gerieth in mehrfache Streitigkeiten, namentlich mit Preußen wegen der Erbfolge in

Jülich-Berg, das nach dem Tode des Kurfürsten, des letzten männlichen Zweigs der Pfalz-Neuburgischen Linie, an Preußen fallen sollte; doch entsagte König Friedrich II. von Preußen endlich unter Frankreichs Vermittelung im Vergleich vom 10. Febr. 1742 den erhobenen Ansprüchen zu Gunsten von P.-Sulzbach. Da Karl Philipp 31. Dec. 1742 ohne männliche Erben starb, so fiel die Kur an die Pfalz-Sulzbachische Linie, und es gingen an deren Haupt Karl Theodor nun alle kurpfälzischen, jülichschen und bergischen Lande über. Unter diesem hochgebildeten Fürsten blühten in der P., wie nie zuvor, Wissenschaften und Künste, Handel, Gewerbe und Ackerbau. Im Siebenjährigen Krieg stellte die P. ihr Kontingent gegen Preußen. Als 1777 mit dem Kurfürsten Maximilian III. Joseph auch der bayrische Mannsstamm erlosch, wurden die bayrischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf das Innviertel (2202 QKilom. = 40 QM.), das an Oesterreich fiel. Kurpfalz trat, wie im Westfälischen Frieden bestimmt worden war, wieder in seine alte Kurstelle, die fünfte im kurfürstlichen Kollegium, und in sein altes Erztruchseßamt ein, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Hannover abtrat. Im französischen Revolutionskrieg besetzten die Franzosen den Theil der P. auf der linken Rheinseite; auch der auf der rechten Rheinseite gelegene Theil der P. litt sehr durch den Krieg. Da mit Karl Theodor 1799 die Sulzbachische Linie erlosch, fielen die pfälzischen Lande mit Bayern an die letzte noch übrig gebliebene Linie, Zweibrücken-Birkenfeld. Das Haupt derselben, Maximilian Joseph, seit 1795 Pfalzgraf von Zweibrücken-Birkenfeld und nun 1799 Kurfürst von Bayern und der P., mußte infolge des Lüneviller Friedens 1802 den auf der linken Rheinseite gelegenen Theil der P. an Frankreich abtreten, während der diesseitige Theil den Fürsten als Entschädigung zugesprochen wurde, die auf dem linken Rheinufer Gebiete verloren hatten; der letzte Theil von dem Herzogthum Berg aber wurde 1806 von Frankreich gegen Ansbach abgetreten, und die P. hörte nun auf, ein selbständiger Staat zu sein.

Die Neuburg-Sulzbachische Linie wurde, wie erwähnt, von Ruprechts zweitem Sohn, Johann, gestiftet, bei dessen Tode 1448 P.-Neuburg infolge der großväterlichen Verordnung nicht an seinen Sohn Christoph kam, welcher inzwischen (1439) König von Dänemark geworden war, sondern an Kurpfalz zurückfiel. Ruprechts dritter Sohn, Stephan, wurde Stifter der Zweibrücken-Simmernschen Linie und brachte durch Heirath die Grafschaft Veldenz sowie ⅔ der vordern und die Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim an sich. Er starb 1459, und nun zerfielen die Lande der Zweibrücken-Simmernschen Linie in zwei Aeste, den eigentlichen Simmernschen und den Zweibrückischen Stamm. Den eigentlichen Simmernschen Stamm stiftete Stephans ältester Sohn, Friedrich. Dessen dritter Nachfolger (seit 1557), Friedrich der Fromme, erbte von Otto Heinrich dem Großmüthigen 1559 als Friedrich III. die Kurpfalz (s. oben). Er trat bei Uebernahme der Regierung der Kurpfalz Simmern an seinen Bruder Georg ab, dessen Geschlecht 1673 mit Ludwig Heinrich Moritz ausstarb. Den Zweibrückischen Stamm gründete 1459 Stephans zweiter Sohn, Ludwig der Schwarze, dessen Söhne Ludwig und Ruprecht 1514 wiederum theilten. Der Stifter der eigentlichen Zweibrückischen Linie war aber Ludwig, der in seinem Fürstenthum die lutherische Religion einführte und 1532 starb. Sein Sohn und Nachfolger Wolfgang erhielt 1557 vom Kurfürsten Otto Heinrich das Herzogthum Neuburg und Sulzbach. Bei seinem Ableben 1569 wurde die ältere Zweibrücken-Neuburger Linie von seinem ältesten Sohn, Philipp Ludwig, gestiftet. Nach dessen Tode (1614) führte der ältere Sohn, Wolfgang Wilhelm, die Zweibrücken-Neuburger Linie fort. Als 1609 der jülich-kleve-bergische Fürstenstamm erlosch, erhob jener Prinz, da seine Mutter eine Prinzessin dieses Hauses war, Ansprüche auf die Miterbfolge in diesen Ländern und entzweite sich deshalb mit Brandenburg, mit welchem er die Erbschaft gemeinschaftlich angetreten hatte. Um die Unterstützung des Herzogs Maximilian von Bayern und der Liga zur Durchführung seines Erbrechts zu erhalten, trat er 1614 noch bei Lebzeiten seines Vaters zur katholischen Kirche über. 1630 wurde ein Vergleich geschlossen und 1647 und 1666 bestätigt, nach welchem Brandenburg Kleve, die Grafschaft Mark und Ravensberg, P.-Neuburg aber Jülich, Berg und Ravenstein erhielt. Wolfgang Wilhelms Sohn Philipp Wilhelm folgte dem Kurfürsten Karl, als dieser 1685 starb, auch in den Kurlanden nach (s. oben). August, der zweite Sohn des Pfalzgrafen Philipp Ludwig, stiftete 1614 die Pfalz-Sulzbachische Linie, die unter seinem Sohn Christian August 1655 ebenfalls katholisch ward und unter Karl Theodor 1742 die P. und 1777 Bayern erbte (s. oben). Die jüngere Zweibrückische Linie wurde 1569 von Wolfgangs zweitem Sohn, Johann I., gestiftet, der 1594 drei Söhne hinterließ, die wieder drei Linien bildeten. Der älteste, Johann II., führte die jüngere Zweibrückische Linie fort. Dieselbe erlosch 1661 mit seinem Sohn Friedrich, und ihr Land fiel an den Landsbergischen Zweig, der von Johanns I. zweitem Sohn, Friedrich Kasimir, begründet war, aber schon 1681 mit dessen Sohn Friedrich Ludwig ausstarb. Zweibrücken und Landsberg fielen nun an die von Johanns I. drittem Sohn, Johann Kasimir, gestiftete Kleeburgische (schwedische) Linie. Dieser, ein Schwiegersohn des schwedischen Königs Karl IX., hinterließ 1652 als Nachfolger seinen Sohn Karl Gustav, der unter dem Namen »der Pfalzgraf« im Dreißigjährigen Krieg schwedischer Generalissimus war und nach Christinens Abdankung als Karl X. König von Schweden wurde. Er starb 1660, nachdem er schon 1654 sein deutsches Gebiet seinem jüngern Bruder, Adolf Johann, überlassen hatte. Adolf Johann erbte 1681 auch Zweibrücken nach dem Aussterben der ältern Linie, wies mit Unterstützung von Seiten seines königlichen Bruders alle Ansprüche der französischen Reunionskammern zurück und starb 1689. Mit seinem Sohn und Nachfolger Gustav Samuel Leopold erlosch 1731 die Linie Zweibrücken, und ihr Gebiet fiel nun an P.-Birkenfeld. Die von Wolfgangs drittem Sohn, Otto Heinrich, 1569 gestiftete Sulzbachische Linie sollte nur mediat sein und zu Neuburg gehören, erlosch aber schon 1604 mit Otto Heinrich. Die Birkenfeld'sche Linie wurde von Wolfgangs jüngstem Sohn, Karl I., gestiftet. Einem seiner Nachfolger, Christian III. (seit 1717), fiel nach dem Aussterben der vorigen Linien 1731 Zweibrücken zu. Sein Sohn Christian IV. trat 1758 zur katholischen Kirche über und starb 1775. Ihn beerbte sein Neffe Karl August II. Christian und diesen 1795 sein Sohn Maximilian Joseph. Dieser vereinigte 1799 nach Karl Theodors Tode das ganze Erbe des Wittelsbacher Stammes. Einen Seitenzweig dieser Linie bildete das Herzogthum Bisch-

weiler, deſſen erſter Pfalzgraf Chriſtian I., Karls jüngſter Sohn, war; 1671 erbte Chriſtian II. Birkenfeld und ſchloß die Seitenlinie Biſchweiler. Die Veldenzer Linie gründete 1514 Alexanders zweiter Sohn, Ruprecht, der jedoch Veldenz nicht reichsunmittelbar, ſondern als Apanage von ſeinem Bruder beſaß. Deſſen Enkel Georg Guſtav ſtarb 1634 (ſein Bruder Georg Johann II. ſtiftete die Nebenlinie P.-Lützelſtein, die aber bereits 1654 mit ihm ſelbſt wieder ausſtarb), und mit dem Tode Georgs, des Sohns von Guſtav, erloſch 1684 die Veldenzer Linie. Ruprechts vierter Sohn, Otto, ſtiftete 1410 die Mosbacher Linie und erhielt Sinzheim und Mosbach, an welch letzterem Ort er reſidirte. Aber ſchon mit ſeinem Sohn Otto II. erloſch 1499 dieſe Linie wieder. Vgl. Häuſſer, Geſchichte der rheiniſchen P. (Heidelb. 1845, 2 Bde.); Nebenius, Geſchichte der P. (daſ. 1874).

Pfalzburg, Stadt im deutſchen Reichsland Elſaß-Lothringen, Bezirk Lothringen, Kreis Saarburg, in hoher Lage auf dem Wasgenwald, 3 Kilom. nördlich vom Bahnhof Lützelburg (Linie Straßburg-Avricourt), iſt Kantonshauptort, hat eine evangeliſche und eine kathol. Pfarrkirche, ein Schullehrerſeminar, ein Kollegium, Likör- und Handſchuhfabrikation, Wollſtickerei, Strohflechterei und (1875) mit der Garniſon (2 Bataillone Braunſchweiger) 3794 Einw. P. bildete ehemals ein Fürſtentum und gehörte zu Luxemburg, wurde aber im 14. Jahrh. an die Biſchöfe von Metz und von dieſen bald darauf an die von Straßburg verpfändet. Durch Kauf kam es 1583 an Lothringen und 1661 an Frankreich, das es 1680 durch Vauban befeſtigen ließ. 1814 und 1815 wurde die Feſtung von den Verbündeten nur eingeſchloſſen, 1870 aber von den Deutſchen nach langer Einſchließung 12. Dec. genommen. Die Feſtungswerke ſind ſeitdem geſchleift worden.

Pfalzgraf (Comes palatinus), im fränkiſchen und im ſpätern Deutſchen Reich urſprünglich der einer Pfalz (ſ. d.) vorgeſetzte Beamte, der zugleich Richter über einen gewiſſen Bezirk war. Später ſaßen aber nicht nur in den kaiſerlichen Pfalzen, ſondern auch in den Landgrafſchaften und Grafſchaften Pfalzgrafen, welche die Rechte des kaiſerlichen Fiskus wahrzunehmen, die Regalien zu verwalten hatten und die beſtändigen Rathgeber der Herzöge, Land- oder Markgrafen in allen wichtigen Rechtsſachen waren. Da es nun zweierlei Recht in Deutſchland gab, das fränkiſche und das ſächſiſche, ſo gewannen beſondere Bedeutung der P. am Rhein und der in Sachſen, von denen jener in den Ländern des fränkiſchen, dieſer in denen des ſächſiſchen Rechts Gericht hielt, und die mit der Zeit aus Beamten mächtige Fürſten wurden, welche in Abweſenheit des Kaiſers und während eines Interregnums die Stellvertretung des Kaiſers (das Reichsvikariat) in Anſpruch nahmen. Dem Pfalzgrafen am Rhein ſtand ſogar eine Art Gerichtsbarkeit über den Kaiſer ſelbſt zu. Das eigentliche Richteramt übertrugen aber die Kaiſer in der Folgezeit anderen, die zwar auch P. (Hofpfalzgraf, Hofgraf, Comes palatinus caesarius, Palatii comes) genannt wurden, aber keine Ländereien erhielten und ihr Amt nicht vererbten. Mit Errichtung der Reichsgerichte hörte dies Amt auf, und die Benennung P. war nur noch ein Titel, mit welchem die Ausübung gewiſſer kaiſerlichen Reſervatrechte verbunden war. Der Inbegriff dieſer Rechte hieß Komitiv und theilte ſich in ein kleines Komitiv, welches namentlich das Recht, uneheliche Kinder zu legitimiren, Notare zu ernennen und Wappen zu verleihen, und in das große Komitiv, welches außerdem noch das Recht, zu adeln und das kleine Komitiv zu verleihen, enthielt. Dieſe Pfalzgrafenwürde, namentlich in Verbindung mit dem kleinen Komitiv, wurde nicht nur an Große des Reichs, z. B. auch an Landesherren, ſondern auch an Städte, Korporationen, z. B. Univerſitäten, auch ſogar an Privatperſonen und zuletzt ſo oft verliehen, daß ſie, zumal da die meiſten durch das Komitiv erlangten Rechte durch die Landesgeſetze der einzelnen Staaten beſchränkt wurden, ihren Werth verlor. Mit Errichtung des Rheinbundes und der Auflöſung des Deutſchen Reichs erloſch die Pfalzgrafenwürde gänzlich.

Pfalzgrafenſtein (Landgrafenpfalz, meiſt bloß Pfalz), Schloß, ſ. Kaub.

Pfalzſtädte, im Mittelalter Städte, wo die deutſchen Kaiſer Pfalzen oder Paläſte hatten und daher auch Pfalzgrafen reſidirten.

Pfand (Pfandſache, Pfandobjekt, lat. Pignus), eine fremde Sache, welche einem Gläubiger zu deſſen Sicherheit wegen einer Forderung haftet; aber nicht nur die verpfändete Sache, ſondern auch das durch die Verpfändung für den Gläubiger (Pfandgläubiger) begründete Recht, vermöge deſſen er ſich, wenn der Schuldner (Pfandſchuldner) ſeiner Verbindlichkeit nicht nachkommt, an das Pfandobjekt halten kann, das Pfandrecht (ſ. d.), wird P. genannt. Das Pfandrecht iſt hiernach »acceſſoriſcher Natur«, d. h. es erſcheint als Nebenſache oder als ein Nebenrecht, indem es immer eine Forderung (Principalforderung) vorausſetzt, daher denn auch das Beſtehen und die Gültigkeit des Pfandrechts von der Exiſtenz und Rechtsbeſtändigkeit der Hauptforderung abhängig iſt. Uebrigens kann nicht nur an einer körperlichen Sache, ſondern auch an Rechten, namentlich an Forderungen (pignus nominis), ein Pfandrecht beſtellt, ja das Pfandrecht ſelbſt kann zum Gegenſtand einer anderweiten Verpfändung (Afterpfand, subpignus) gemacht werden. Je nachdem nun der Pfandgläubiger in den Beſitz der verpfändeten Sache gelangt oder nicht, wird zwiſchen Fauſtpfand (pignus im engern Sinn) und Hypothek (hypotheca) unterſchieden; letztere, namentlich bei Immobilien zur Anwendung kommend, iſt alſo ein Pfandrecht ohne Beſitzübertragung (ſ. Hypothek). Für beide Arten des Pfandrechts gilt aber, wenigſtens nach modernem Rechte, die Regel, daß ſich der Pfandgläubiger nicht eigenmächtig aus dem P. bezahlt machen darf. Derſelbe muß vielmehr dazu die gerichtliche Hülfe in Anſpruch nehmen, abgeſehen nur von dem manchen Kreditinſtituten, Pfandanſtalten und Banken geſetzlich eingeräumten Vorrecht, welches dieſe auch zum außergerichtlichen Verkauf von Pfandobjekten ermächtigt. Dem Entſtehungsgrund nach unterſcheidet man ferner zwiſchen freiwilligem und nothwendigem P. (pignus voluntarium und p. necessarium), und zwar iſt erſteres entweder ein durch letztwillige Verfügung (pignus testamentarium, teſtamentariſches P.), oder (und das iſt die Regel) ein durch Vertrag (Pfandvertrag, contractus pigneraticius) begründetes (Konventionalpfandrecht, pignus conventionale). Dieſer Pfandvertrag bedarf aber heutzutage bei Immobilien der gerichtlichen Beſtätigung oder Verlautbarung mittels Eintrags in das Hypothekenbuch (ſ. Hypothek). Das nothwendige, ohne Zuſtimmung und Mitwirkung des Eigenthümers begründete P. iſt entweder ein geſetzliches, ſtillſchweigendes (pignus

legale), oder ein richterliches P. (pignus praetorium). In die erstere Kategorie gehören die unmittelbar durch gesetzliche Vorschriften für manche Personen an gewissen Vermögenskompleren begründeten Pfandrechte, wie z. B. das Pfandrecht des Vermieters an dem Mobiliar des Mieters, während das richterliche P. durch die gerichtliche Zwangsvollstreckung in das Vermögen des Schuldners, namentlich an Grundstücken als sogen. Hülfspfandrecht und bei Mobilien durch die Auspfändung (s. d.), begründet wird (s. Exekution). Dem Umfang nach unterscheidet man zwischen generellem und speciellem P. (pignus generale und p. speciale), je nachdem sich das Pfandrecht nur auf einen einzelnen Gegenstand oder auf das gesammte Vermögen einer Person bezieht. S. Hypothek.

Pfandbrief, Urkunde, durch die ein Grundstück zum Pfand eingesetzt wird, insbesondere die von Hypothekenbanken und landschaftlichen Kreditverbänden ausgestellten, meist auf den Inhaber lautenden Schuldscheine, für welche die diesen bestellten Hypotheken Sicherheit bieten. Vgl. Hypothekenbanken und Landschaft.

Pfandbuch, Buch, in das bei einer Leihanstalt die eingebrachten Pfänder eingetragen werden; auch s. v. w. Hypothekenbuch (s. Hypothek).

Pfandgeld, s. Pfändung.

Pfandgläubiger, s. Pfand.

Pfandhaus, s. v. w. Leihhaus.

Pfandkehrung, s. Pfändung.

Pfandleiher, derjenige, welcher gewerbsmäßig Gelder auf Faustpfänder ausleiht. Nach der (norddeutschen) Gewerbeordnung (§ 21) ist dazu die obrigkeitliche Erlaubnis nicht erforderlich; doch kann dies Gewerbe demjenigen untersagt werden, welcher wegen aus Gewinnsucht begangener Verbrechen oder Vergehen gegen das Eigenthum bestraft worden ist.

Pfandnutzung (Antichresis), s. Antichretischer Vertrag.

Pfandrecht, im subjektiven Sinn das einem Gläubiger zustehende dingliche Recht an einer fremden Sache, vermöge dessen ihm dieselbe zur Sicherheit wegen seiner Forderung verhaftet ist (s. Pfand); im objektiven Sinn der Inbegriff der Rechtsnormen, nach welchen jenes Recht des Gläubigers zu beurtheilen ist. In letzterer Beziehung bilden die Grundsätze des römischen Pfandrechts noch heutzutage die Grundlage der Pfandgesetzgebung, wenn sich dieselben auch, namentlich auf dem Gebiete des Hypothekenwesens, in mehrfacher Hinsicht den modernen Verkehrsverhältnissen anpassen und umgestaltet werden mußten (s. Hypothek). Vgl. Sintenis, Handbuch des gemeinen Pfandrechts (Halle 1836); Dernburg, Das P. nach den Grundsätzen des heutigen römischen Rechts (Leipz. 1860—64, 2 Bde.).

Pfandschaft, im Mittelalter Bezeichnung für Pfand, namentlich für das Pfandrecht an Liegenschaften.

Pfandschaftsrecht, ehemaliges Recht des Pfalzgrafen am Rhein, kraft dessen er vom Kaiser verpfändete Reichsgüter einlösen und an sich nehmen durfte.

Pfandschein (Pfandbrief, Pfandurkunde, Hypothekenschein, Hypothekeninstrument), die gerichtliche Urkunde, welche einem Gläubiger über die Bestellung einer Hypothek und deren Eintrag ins Hypothekenbuch ausgefertigt wird (s. Hypothek); auch die, namentlich von einem Leihhaus, über den Empfang eines Faustpfandes ausgestellte Bescheinigung; auch s. v. w. Pfandbrief (s. d.).

Pfandschilling, s. Pfändung.

Pfandschuldner }, s. Pfand.
Pfandvertrag }

Pfanne, rundes oder viereckiges Gefäß, welches im Verhältnis zu seiner Weite nicht sehr tief ist; bei alten Gewehrschlössern ein kleines Behältnis, welches die als Zündkraut dienende Pulvermenge aufnimmt. In der Anatomie ist P. (acetabulum) die tiefe, kugelig ausgehöhlte Gelenkgrube im Beckenknochen, welche zur Aufnahme des Oberschenkelkopfs bestimmt ist.

Pfannenstein, die feste Rinde, die sich in den Salzpfannen ansetzt (s. Salz); auch s. v. w. Kesselstein.

Pfannschmidt, Karl Gottfried, namhafter Historienmaler, geb. 15. Sept. 1819 zu Mühlhausen in Thüringen, kam 1835 nach Berlin und bildete sich daselbst im Atelier Däge's; dann arbeitete er mehrere Jahre unter Cornelius, dessen Richtung er treu blieb. 1865 wurde P. zum Lehrer für Komposition und Gewandung an der königlichen Akademie der Künste in Berlin und zum Mitglied des Senats derselben ernannt. Von seinen durch Adel und Empfindung ausgezeichneten Werken sind hervorzuheben: Abendmahl, in der Altarfläche der Schloßkirche zu Berlin; die kirchengeschichtlichen Wandgemälde in der Schloßkirche zu Schwerin und in der Marienkirche zu Barth in Pommern; Altargemälde der St. Paulskirche in Schwerin, Benzin, Königsberg, Schlobitten, Brandenburg ꝛc.; Kartons zu Glasgemälden für die Nikolaikirche zu Berlin, den Dom zu Magdeburg, die Kirche zu Winzelberg. Kompositionen zur Geschichte der Aussetzung und Findung Moses' erscheinen im Kupferstich.

Pfarrer (v. neulat. paröchus), der ordnungsmäßig berufene Geistliche, welcher bei einer Kirchengemeinde die Verwaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der Sakramente zu besorgen und die Seelsorge zu führen hat. Der Bezirk, in welchem ihm diese Funktionen zukommen, heißt Pfarrei (s. Parochie). In der ältesten Kirche bestand das Einkommen der P. lediglich in freiwilligen Gaben. Bald aber wurde es gebräuchlich, daß sie aus dem sich bildenden Kirchenvermögen fixe Einkünfte und nach Ausbreitung der christlichen Kirche unter heidnischen Völkern auch den Zehnten bezogen. Auch für Verrichtung der Kasualhandlungen wurde Bezahlung (Stolgebühren) gewöhnlich. Dazu kamen noch von Seiten der Landesherren Dotationen an Grundstücken und Zinsen. Wo diese Quellen heutzutage nicht mehr zureichen, nimmt man seine Zuflucht zu dem System der Kirchensteuern oder zum Zuschuß aus Staatsmitteln. In den nordamerikanischen Freistaaten ist das Einkommen der P. meist nur kontraktmäßig und nur auf eine Reihe von Jahren festgesetzt. Vgl. Geistliche.

Pfarrius, Gustav, Dichter, geb. 31. Dec. 1800 zu Heddesheim bei Kreuznach, studirte 1818—22 in Halle und Bonn Philologie, wirkte dann als Lehrer am Gymnasium zu Saarbrücken, seit 1834 als Oberlehrer (später mit dem Titel Professor) am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln, bis er 1863 in den Ruhestand trat. P. bewährt sich als einen liebenswürdigen und harmlosen Sänger der Naturschönheit, besonders der Waldlust, in den Gedichtsammlungen: »Das Nahethal in Liedern« (Köln 1863; 3. Aufl., Kreuzn. 1869), »Waldlieder« (Köln 1850, 3. Aufl. 1869) und »Gedichte« (neue Sammlung, das. 1860). Außerdem veröffentlichte er: »Karlmann«, episch-lyrische Dichtung (Bonn 1844); »Trümmer und Epheu«, Novelle (Köln 1852); »Zwischen Soonwald und Westrich«, Erzählungen (Kreuzn. 1861, 1863); »Schein und Sein«, Erzählung (Braunschw. 1863); »Natur- u. Menschenleben«, Novellen (Düsseld. 1869).

Pfarrkirche, ſ. v. w. Parochialkirche; ſ. Parochie.

Pfarrſubſtitut, der Gehülfe, welcher einem an Verwaltung ſeines Amts durch Krankheit, Altersſchwäche oder zeitweilige Suspendirung gehinderten Pfarrer beigeſetzt iſt, um an ſeiner Statt die pfarramtlichen Geſchäfte zu beſorgen.

Pfau, Sternbild auf der ſüdlichen Halbkugel, zwiſchen Oktant, Paradiesvogel, ſüdlichem Dreieck, Altar, aſtronomiſchem Fernrohr und Indianer, neun Sterne dritter bis ſechſter Größe.

Pfau, Ludwig, Lyriker und Kunſtkritiker, geb. 25. Aug. 1821 zu Heilbronn, ſollte als der Sohn eines Kunſtgärtners ſich dem väterlichen Geſchäft widmen und ward als Gärtnerlehrling nach Frankreich geſchickt, fühlte aber in ſich einen ſo unwiderſtehlichen Drang zu den Wiſſenſchaften und der Literatur, daß ihm in ſeinem 18. Jahr verſtattet ward, ſeinen Neigungen zu folgen. Er bereitete ſich zur Univerſität vor, ſtudirte zu Tübingen und Heidelberg und trat als Dichter mit einer erſten Sammlung ſeiner »Gedichte« (Frankf. 1846) hervor, welche gewiſſe Eigenthümlichkeiten ſeines Talents: die ſchlichte, volksliedähnliche Innigkeit der Empfindung und die Anmuth der Form, ſchon aufwies, deren ſchönſte Lieder freilich erſt in ſpäteren Auflagen (Geſammtausg., Stuttg. 1874) hinzukamen. 1848 gab P. in Stuttgart das Witzblatt: »Eulenſpiegel« heraus, veröffentlichte: »Stimmen der Zeit« (Heilbr. 1848) und »Deutſche Sonette auf das Jahr 1850« (Zür. 1849) und ward 1849 in die revolutionäre Bewegung ſo tief verſtrickt, daß er zuerſt nach der Schweiz flüchten und ſeit 1852 im Exil zu Paris leben mußte. Hier übertrug er in Gemeinſamkeit mit M. Hartmann die »Bretoniſchen Volkslieder« (Köln 1853) und widmete ſich der Kunſtgeſchichte und Kunſtkritik. Als reife Frucht ſeiner Eindrücke und Arbeiten treten die »Freien Studien« (Stuttg. 1866, 2. Aufl. 1874) hervor, geiſtvolle Abhandlungen, von denen die hervorragendſten: »Die Kunſt im Staat« und »Die zeitgenöſſiſche Kunſt in Belgien«, vom Verfaſſer auch franzöſiſch geſchrieben wurden. Nachdem P. ſich noch längere Zeit in Brüſſel, Antwerpen und London aufgehalten, kehrte er 1865 nach Deutſchland zurück und ließ ſich in Stuttgart nieder, wo er eine Zeitlang den »Stuttgarter Beobachter« redigirte. Noch gab er »Kunſtgewerbliche Muſterbilder aus der Wiener Weltausſtellung« (Stuttg. 1874) und die Schrift: »Kunſt und Gewerbe« (daſ. 1877, 2 Thle.) heraus.

Pfauen (Pavoninae *Gray*), Unterfamilie aus der Ordnung der Scharrvögel (Rasores) und der Familie der Faſanen (Phasianidae), kräftig gebaute Hühnervögel mit ziemlich langem Hals, kleinem Kopf, etwas dickem, auf der Firſte gewölbtem Schnabel, kurzen Flügeln, hohen Beinen, beim Männchen geſporntem Fuß und einem ſehr reichen Gefieder. Zur Gattung Pfau (Pavo *L.*), charakteriſirt durch die außerordentlich verlängerten, aufrichtbaren Oberſchwanzdeckfedern, gehört der Stammvater unſeres Hausthiers P. cristatus *L.* Dieſer iſt bis 1,25 Meter lang, mit faſt noch längeren Schwanzfedern, am Kopf, Hals und an der Vorderbruſt purpurblau, goldig und grün ſchimmernd, auf dem Rücken grün, jede Feder kupferfarbig geändert und muſchelartig gezeichnet, auf den Flügeln weiß, ſchwarz quer geſtreift, auf der Rückenmitte tiefblau, unterſeits ſchwarz, an den Schwingen und Schwanzfedern nußbraun; die Federn, welche die Schleppe bilden, ſind grün mit Augenflecken, die Federn der Haube nur an der Spitze gebartet. Die Augen ſind dunkelbraun mit nacktem, weißem Ring, Schnabel und Füße hornbraun. Die kleinere Henne iſt am Kopf und Oberhals nußbraun; die Nackenfedern ſind grünlich, weißbraun geſäumt, die Federn des Mantels lichtbraun, quer gewellt, die der Gurgel, der Bruſt und des Bauches weiß, die Schwingen braun, die Steuerfedern dunkelbraun mit weißem Spitzenſaum. Der Pfau bewohnt Oſtindien und Ceylon, beſonders Gebirgswälder, fehlt aber im Himalaya. Große Herden halbwilder P. ſammeln ſich bei den Hindutempeln, wo ſie von den Prieſtern gepflegt werden; aber auch auf Ceylon erſcheint der Pfau in Geſellſchaften von Hunderten. Gewöhnlich lebt er in Trupps von 30—40 Stück; er hält ſich meiſt am Boden auf, fliegt ſchwerfällig und rauſchend und ſelten weit, frißt allerlei Sämereien und Gewürm, aber auch Reptilien und ſelbſt größere Schlangen, niſtet unter einem Buſch und legt 4—9 (15) Eier. Wo er nicht als heilig gilt, werden halb erwachſene Vögel des wohlſchmeckenden Fleiſches halber gejagt. An die Gefangenſchaft gewöhnt er ſich leicht, doch ſollen Junge ſchwer aufzuziehen ſein. Der gezähmte Pfau iſt minder prächtig gefärbt als der wilde; es gibt auch weiße, welche noch die Augen im Schweif deutlich erkennen laſſen, obwohl dieſelben ebenfalls ungefärbt ſind, und geſcheckte. Die weißen werden von Europa nach Oſtindien exportirt und dort zu hohen Preiſen verkauft. Man erhält den Pfau mit Körnerfutter, beſonders mit Gerſte; doch geht er zu Zeiten allen möglichen anderen Nahrungsmitteln nach und beſchädigt dann Saaten und Pflanzungen. Das kältere Klima verträgt er ſehr gut, er läßt ſich im Winter ohne Schaden einſchneien und ſucht kaum den Stall auf. Man hält auf einen Hahn vier Hennen, welche um ſo eifriger brüten, je ungeſtörter ſie ſich wiſſen. Das Gelege beſteht meiſt aus 5—6 Eiern, welche 30 Tage bebrütet werden. Die Jungen ſind ungemein zärtlich und erliegen leicht der Näſſe und Kälte. Man füttert ſie mit Quark, Ameiſenpuppen, Mehlwürmern und Eigelb, ſpäter mit gekochter Gerſte ꝛc. Bei gutem Gedeihen wachſen ſie recht ſchnell, erhalten ihre volle Schönheit aber erſt im dritten Jahr. Der Pfau erreicht ein Alter von 20 Jahren. Er zeigt Stolz und Eitelkeit, iſt ſelbſtbewußt und herrſchſüchtig und macht ſich auf dem Hühnerhof oft auch durch ſeine Bosheit unleidlich. Die Stimme iſt ein garſtiges Geſchrei. Der Pfau iſt ſeit dem Alterthum bekannt. König Salomo's Schiffe brachten aus Ophir neben anderen Koſtbarkeiten auch P. mit; aber die Vögel verbreiteten ſich ſehr langſam weiter nach Weſten, und zuerſt ſcheinen ſie aus dem ſemitiſchen Vorderaſien nach Samos gelangt zu ſein. Der Pfau wurde der Vogel der Juno, und nach der Sage wurde Argus nach ſeinem Tod in einen Pfau verwandelt. Nach der Mitte des 5. Jahrh. kam er nach Athen und erregte hier die äußerſte Bewunderung. Alexander d. Gr. lernte den Pfau in Indien kennen, und mit der griechiſchen Herrſchaft breitete ſich der Vogel weiter in Aſien aus. Nach Italien gelangte er vielleicht direkt aus phöniſiſch-karthagiſchen Händen, und zur Zeit der Republik tritt Pavus, Pavo ſchon als Cognomen auf. Später diente der Vogel römiſcher Ueppigkeit, und zu Cicero's Zeiten kam er zuerſt auf die Tafel; Pfauenſchweife dienten als Fliegenwedel. Nun begann man auch die Zucht in großem Maßſtab auf Pfaueninſeln und in Pfauenparks, und gegen Ende des 2. Jahrh. waren die P. in Rom »gemeiner als die Wachteln«, zumal man auch beſtändig noch P. aus Indien einführte. Aus Italien gelangte der Pfau ins weſtliche Europa; das Chriſtenthum nahm ihn als Bild der Auferſtehung oder der himmli-

Digitized by Google

schen Herrlichkeit in seine Symbolik auf, hob aber auch seine Mängel, die häßlichen Füße und das diebische Gelüst, hervor. Karl d. Gr. befahl, P. auf seinen Gütern zu züchten. Pfauenfedern wurden ein beliebter Schmuck für Ritter und Frauen; später kamen Pfauenhüte aus England, und bis ins 16. Jahrh. erhielt sich die Sitte des Alterthums, P. im Schmuck ihrer Federn auf die Tafel zu setzen. Auf solche gebratene P. legten die altfranzösischen Ritter ihre halb wahnsinnigen Gelübde (»voeux du paon«) ab. Erst die Zeit der Renaissance drängte den Pfau in die Stellung zurück, welche er jetzt einnimmt. In China gelten Pfauenfedern noch heute als Rangabzeichen der Mandarine.

Pfauenauge, Name mehrerer Schmetterlinge. Das Tagpfauenauge (Vanessa Io *L.*), ein Tagfalter aus der Familie der Edelfalter, ist braunroth, auf jedem der eckig gezackten Flügel mit einem großen Auge geziert, findet sich vom Juni bis Oktober in ganz Europa häufig. Die Raupe ist schwarz, weiß punktirt, mit schwarzen Dornen, und lebt vom Juni bis September häufig gesellig auf Brennnesseln und Hopfen. Das Abendpfauenauge (Smerinthus ocellatus *L.*), ein Abendfalter aus der Familie der Schwärmer, hat silbergraue, braune, röthlich und schwärzlich marmorirte Vorderflügel und rosenrothe, mit einem großen blauen Auge in der Mitte gezierte Hinterflügel, findet sich fast in ganz Europa, in Deutschland vom Mai bis Juli häufig. Die grüne, chagrinartig rauhe, mit einem weißen Längsstreif und sieben ebenso gefärbten Schrägstreifen gezeichnete Raupe hat ein bläuliches Horn und lebt vom Juli bis September auf Weiden, Pappeln, Apfelbäumen und Schlehdorn. Das Nachtpfauenauge (Hainbuchenspinner, Saturnia carpini *Hb.*), ein Nachtfalter aus der Familie der Spinner, hat weiß und braun gewölkte, vor dem Außenrand mit einer braunen, nach innen durch einen dunkelbraun gerandeten Zickzackstreif begrenzten Binde und auf der Mitte mit einem gelb geringelten Auge gezierte Flügel, findet sich häufig in Buchenwäldern in ganz Europa. Die Raupe ist grün, mit schwarzen Quergürteln, worin röthliche Warzen mit sternförmigen Borsten stehen, und lebt vom Mai bis August häufig auf Schlehdorn, Hainbuchen, Eichen, Birken, Erlen ꝛc. Aehnlich gezeichnet ist das Wiener Nachtpfauenauge (S. piri *Hb.*), der größte europäische Nachtschmetterling, 13—15 Centim. spannend, häufig in der Gegend von Wien und Paris, aber nicht in Norddeutschland.

Pfaueninsel, s. Potsdam.

Pfauenstein (Pfauenfeder), ein früher gebräuchlicher irisirender Schmuckstein, der aus der Schloßgegend der Perlmuschelschale verfertigt worden sein soll.

Pfebe (Pepo), s. v. w. Kürbis.

Pfeddersheim, sehr altes Städtchen in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Worms, an der Pfrimm und der Eisenbahn von Worms nach Bingen, hat eine evangelische und kathol. Pfarrkirche und 1900 Einw. P. gehörte ehedem unmittelbar zum Reich, wurde aber wiederholt verpfändet. 1525 erlitten hier die Bauern am Georgenberg eine entscheidende Niederlage, die den Bauernkrieg beendigte.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, deutscher Dichter, geb. 28. Juni 1736 zu Kolmar, besuchte das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt, darauf 1751 die Universität Halle, wurde aber durch ein Augenleiden genöthigt, seine Studien nach zwei Jahren zu unterbrechen, und hatte, 1754 nach Kolmar zurückgekehrt, das Unglück, schließlich ganz zu erblinden. Nachdem er sich trotzdem verheirathet, gründete er 1773 mit Genehmigung Ludwigs XV. in Kolmar unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungsinstitut für protestantische adlige Jünglinge, denen damals noch die königlichen Militärschulen unzugänglich waren. Das Institut bestand bis zur französischen Revolution fort, und etwa 300 Jünglinge (Russen, Franzosen, Engländer, Deutsche und Schweizer) erhielten in demselben ihre Ausbildung. Mancherlei Auszeichnungen wurden dem blinden Dichter zu theil, unter anderem nahmen ihn die Akademien von Berlin und München als Mitglied auf. Bei der Reorganisation der Kulte in Frankreich wurde P. zum Mitglied des Oberkonsistoriums und 1806 zu dem des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession ernannt. Er starb 1. Mai 1809 zu Kolmar, wo ihm 1859 ein Denkmal errichtet ward. P. ist besonders als Fabeldichter bekannt und gehört als solcher der Gellert'schen Schule an. Sehr verbreitet sind einige seiner volksthümlichen Gedichte, wie »Ibrahim« und »Die Tabakspfeife«, die das Bürgerrecht in der deutschen Literatur erlangt haben. P. ist auch der Verfasser des Festliedes: »Jehovah« und gab »Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern« (Frankf. u. Leipz. 1765—74, 5 Sammlungen) sowie »Dramatische Kinderspiele« (Straßb. 1769) heraus. Seine prosaischen und poetischen Werke erschienen in 10 Bändchen (Tübing. 1810—12), seine »Fabeln und poetischen Erzählungen«, in Auswahl herausgegeben von H. Hauff, in 2 Bänden (Stuttg. 1840). Vgl. Edel, Gottlieb Konrad P. (Straßb. 1859); Lina Beck-Bernard (Pfeffels Urenkelin), Théophile Conrad P. de Colmar. Souvenirs biographiques (Lauf. 1866).

Pfeffer, Pflanzengattung, s. Piper.

Pfefferartige Pflanzen, s. v. w. Piperaceen.

Pfefferbeere, s. v. w. gemeiner Seidelbast (Daphne Mezereum).

Pfefferfresser, Vogelgattung, s. Tukan.

Pfefferkorn, Johann, ein Kölner Jude, ward 1506 getauft und erregte als Renegat in Gemeinschaft mit dem Dominikaner Hoogstraten eine Judenverfolgung. Als Reuchlin (s. d.) sich gegen dieselbe erklärte, richtete P. 1511 eine Schmähschrift: »Der Handspiegel«, gegen ihn, welche jenem Veranlassung zur Abfassung seines berühmten »Augenspiegels« gab. Dieser Streit gilt als der Anfang des großen Kampfes zwischen Humanismus und Obskurantismus, welcher das Vorspiel der Reformationsbewegung in Deutschland bildet.

Pfefferkraut, s. v. w. Saturei (Satureja hortensis) oder s. v. w. Lepidium latifolium.

Pfefferkuchen (Lebkuchen), Backwerk, in welches je nach seiner Feinheit verschiedene Gewürze, zuweilen auch Pfeffer, hineinkommen; zu der gewöhnlichern Sorte (braune P.) wird Sirup, zu der etwas bessern (Honigkuchen) Honig, zu der feinen (weiße P.) Zucker genommen. Die gewöhnlicheren Sorten werden aus Roggenmehl, die feineren aus Weizenmehl gebacken. Sie kommen hauptsächlich von Nürnberg, Erlangen, Ulm, Nördlingen, Danzig, Thorn, aus Schlesien, von Metz, in Frankreich von Verdun und Reims in den Handel.

Pfefferküste, s. v. w. Körnerküste (s. Guinea); auch s. v. w. Malabar.

Pfefferminze, Pflanzengattung, s. Mentha.

Pfefferminzöl, ätherisches, meist aus kultivirter blühender Pfefferminze (s. Mentha) durch Destillation

mit Wasser gewonnen (Ausbeute 1,25 Proc.), ist farblos oder schwach grünlich, dünnflüssig, riecht durchdringend, schmeckt gewürzhaft brennend, dann kühlend, löst sich in 1—3 Theilen Alkohol, spec. Gew. 0,89—0,92, reagirt meist sauer und besteht aus Kamphen und Menthakampher, welcher in farblosen Prismen krystallisirt. Man gewinnt viel P. in Deutschland, noch mehr in England, von wo die feinste Sorte (Mitcham) in den Handel kommt, und in Nordamerika, welches auch viel schlechte Waare liefert, die zunächst rektificirt werden muß. Japanisches P. ist eine trockene, blätterig krystallinische Masse von starkem Minzgeruch und etwas kampherartigem Geschmack. Das P. dient in großer Menge zu Pfefferminzplätzchen, Likören, Parfüms, als Stomachicum, Digestivum und Carminativum.

Pfefferrinde, deutsche, s. v. w. gemeiner Seidelbast (Daphne Mezereum).

Pfefferrohr, Bambusschößlinge in Form brauner, hohler, sehr leichter und doch fester, gegliederter Stäbe mit einer knolligen Verdickung am stärkern Ende, kommen aus Ostindien und dienen zu Pfeifenrohren, Spazier- und Schirmstöcken.

Pfeifen (v. lat. pipīre), das Hervorbringen eines Tons durch einfache Verengerung der Lippen, dessen nur der Mensch durch die Biegsamkeit seiner Lippen und die Beweglichkeit seiner Zunge fähig ist. Indem durch schwächere oder stärkere Zusammenziehung beider Lippen in der Mitte eine größere oder geringere Oeffnung bleibt, wird ein höherer oder tieferer Ton innerhalb einer Oktave und darüber hervorgebracht. Auch durch Einziehen der Luft kann ein P. bewirkt werden, doch von minderer Stärke als durch Ausstoßen derselben. Mit dem Verluste der Vorderzähne geht das Vermögen dazu mehr oder minder verloren, dagegen kann durch Ansetzen gespannter und harter Körper an die Lippen und andere Kunstmittel der Schall bedeutend verstärkt werden.

Pfeifenholz, s. v. w. Salix caprea; **türkisches** P., s. v. w. Viburnum Lantana.

Pfeifensträucher, s. v. w. Philadelpheen.

Pfeifenstrauch, s. v. w. Philadelphus coronarius oder Syringa vulgaris.

Pfeifenthon, s. Thon.

Pfeifenwerk, s. Orgel.

Pfeifer, früher Bezeichnung derjenigen Spielleute, welche Blasinstrumente aller Art spielten, seit dem 14. Jahrh. der Musikanten im allgemeinen. Als das Innungswesen in den Städten Eingang fand, suchten auch die Spielleute durch engeres Aneinanderschließen ihre bürgerliche Stellung zu sichern. In Paris ward schon 1331 eine Brüderschaft der Ménétriers et Jongleurs gebildet, deren Vorsteher, der Roi des ménétriers (später Roi des violons genannt), die Gerichtsbarkeit über die Instrumentalisten und Sänger wie auch über die Organisten, Tanzmeister und Komponisten beanspruchte. Auch in den Niederlanden finden sich schon im Lauf des 14. Jahrh. solche Musikerkorporationen, meist im Dienst von Städten und Fürsten. In England ward das Innungswesen der Musiker durch einen Erlaß König Eduards IV. 1469 begründet. Für Oesterreich ward im 14. Jahrh. ein besonderes Oberspielgrafenamt errichtet, dessen Vorsteher seinen Sitz in Wien hatte. Auch belehnten die Kaiser mehrere Reichsstände mit der Gerichtsbarkeit über die Musiker bestimmter Gebiete, und jene übertrugen dieselbe dann besonderen Pfeiferkönigen. Im Elsaß hatten die Grafen von Rappoltstein und später die Pfalzgrafen von Zweibrücken die Schutzherrlichkeit über die P., und es war die Ausübung der Musik sowie der Unterricht in derselben ausschließlich den Mitgliedern der Innung vorbehalten (vgl. Barre, Ueber die Bruderschaft der P. im Elsaß, Kolmar 1874). Bald, besonders im 15. Jahrh., bildeten sich nach dem Muster der großen Landesinnungen auch die kleineren der sogen. Stadtpfeifer, die für bestimmte Vergütung bei Kirchenmusiken sowie zu gewissen Zeiten vom Thurm oder Rathhausbalkon herab musiciren mußten und außerdem bei Hochzeiten, Kindtaufen, Tänzen ꝛc. gegen Vergütung aufspielten. Dieses Pfeiferwesen mit seinen verschiedenen Abstufungen erhielt sich bis zum Untergang des Zunftwesens, wo dann die städtischen Musikchöre daraus hervorgingen.

Pfeifergericht (Judicium tibicinum), ehemals ein zu Frankfurt a. M. unter Pfeifen und Pauken zur Zeit der Herbstmesse gehegtes Gericht, wobei die Deputirten der Städte Nürnberg, Worms und Altbamberg dem kaiserlichen Oberzolleinnehmer einen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, ein Paar weiße Handschuhe, ein weißes Stäbchen und einen Räderalbus überreichten und die Bestätigung ihrer Meßprivilegien erhielten. Diese Feierlichkeit erlosch mit der Auflösung des Deutschen Reichs. Vgl. Fries, Vom sogenannten P. (Frankf. 1752).

Pfeifer im Kümmel, s. Motten.

Pfeiffer, 1) Burkhard Wilhelm, hess. Jurist, geb. 7. März 1777 zu Kassel, studirte anfangs Theologie, dann Rechtswissenschaft und wurde 1799 Archivar bei der Regierung, 1803 Staatsanwalt, 1808 Substitut des Generalprokurators bei dem Appellationsgericht zu Kassel, 1814 Regierungsrath und 1817 Oberappellationsgerichtsrath. 1820 folgte er einem Ruf als Oberappellationsgerichtsrath nach Lübeck, kehrte aber schon im folgenden Jahr in seine frühere Stellung zurück. 1831 ward er Mitglied der Ständeversammlung und von dieser zum Präsidenten gewählt, nach Auflösung derselben 1832 Vorstand des bleibenden Ausschusses. 1843 pensionirt, arbeitete er nach Berufung des Märzministeriums von 1848 für die Realisation einer konstitutionell-monarchischen Staatsverfassung, bekämpfte nach Berufung des Ministeriums Hassenpflug im Februar 1850 dieses aufs lebhafteste und suchte selbst nach Unterdrückung der Preßfreiheit die Rechtmäßigkeit der konstitutionellen Sache in Kurhessen sowie des von der aufgelösten Ständeversammlung geleisteten Widerstands darzulegen in den Schriften: »Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts« (Götting. 1851, 2. Aufl. 1865) und »Der alte und der neue Bundestag« (Kass. 1851). Er starb 4. Okt. 1852 zu Kassel. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Vermischte Aufsätze über Gegenstände des deutschen und römischen Privatrechts« (Marb. 1803); »Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft« (Hannov. 1825—50, 8 Bde., mit Register); »Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen« (Kass. 1834); »Fingerzeige für alle deutschen Ständeversammlungen« (das. 1849).

2) Ida, geborne Reyer, berühmte Reisende, geb. 14. Okt. 1797 zu Wien, verheirathete sich 1820 mit dem Advokaten P., von welchem sie sich jedoch bald trennte, und unternahm, nachdem sie die Erziehung ihrer Kinder vollendet, seit 1842 mehrere große Reisen, zuerst nach Palästina und Aegypten, 1845 nach Skandinavien und Island; auf einer dritten (1846—1848) besuchte sie Brasilien, Südamerika (besonders Chile), Tahiti, China, Vorderindien, Persien, Klein-

asien und Griechenland. Unterstützt von der österreichischen Regierung, machte sie 1851—54 eine zweite Weltfahrt über England und Afrika nach den Sundainseln und Molukken, wo sie 18 Monate verweilte, sodann über Australien nach Amerika, wo sie nach einander Kalifornien, Oregon, Peru, Ecuador, Neugranada, die Mississippigebiete und die Binnenseen Nordamerika's bereiste. Das kaiserliche Naturalienkabinet zu Wien verdankt dieser Reise eine große Bereicherung an Insekten, Reptilien ꝛc. Auf Anregung v. Humboldts und Ritters wurde sie zum Ehrenmitglied der Berliner Geographischen Gesellschaft ernannt, vom König von Preußen erhielt sie die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst. Im Mai 1856 verließ sie Wien von neuem, begab sich über Berlin nach Paris, wo sie zum Ehrenmitglied der Geographischen Gesellschaft ernannt ward, und schiffte sich Ende August zu Rotterdam nach Madagaskar ein. Dort aber wurde sie längere Zeit gefangen gehalten und sodann aus dem Land gewiesen. Die erlittene brutale Behandlung hatte ihre Gesundheit untergraben; siech kehrte sie über England und Hamburg nach Wien zurück, wo sie 27. Okt. 1858 starb. Sie ist auf ihren Reisen, auf denen sie über 150,000 Meilen zur See und gegen 20,000 engl. Meilen zu Lande zurücklegte, in Gegenden vorgedrungen, welche vor ihr noch kein Europäer betreten hatte, und wenn ihre Berichte auch keine neuen wissenschaftlichen Resultate brachten, so verbreiteten sie doch über manchen dunkeln Punkt Licht. Ihre Reiseschriften sind: »Reise einer Wienerin in das Heilige Land« (Wien 1845, 3 Bde.; 4. Aufl. 1856, 2 Bde.); »Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island« (Pest 1846, 2 Bde.); »Eine Frauenfahrt um die Welt« (Wien 1850, 3 Bde.); »Reise nach Madagaskar« (mit Biographie, das. 1861, 2 Bde.) und »Meine zweite Weltreise« (das. 1856, 4 Bde.).

3) Louis Georg Karl, Naturforscher, geb. 4. Juli 1805 zu Kassel, Sohn von P. 1), studirte 1821—25 zu Göttingen und Marburg Medicin und ließ sich 1826 in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. 1831 wirkte er in Polen als Stabsarzt erst zu Lazienki und zu Powonsk, dann im großen Alexanderhospital zu Warschau. Als Naturforscher hat er sich namentlich um die Botanik und die Kunde der niederen Thiere verdient gemacht. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Enumeratio diagnostica cactearum hucusque cognitarum« (Berl. 1837); »Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebenden Kakteen« (das. 1837); »Abbildungen und Beschreibungen blühender Kakteen« (Kass. 1838—50, 2 Bde.); »Uebersicht der kurhessischen Flora« (mit Cassebeer, das. 1844) und »Flora von Niederhessen und Münden« (das. 1847—54, 2 Bde.); »Synonymia botanica« (das. 1870, mit Suppl. 1874); »Nomenclator botanicus« (das. 1874—75, 2 Bde.); »Symbola ad historiam heliceorum« (das. 1841—46, 3 Bde.), die Frucht eines Aufenthalts in Cuba im Winter 1838—1839 sowie einer Reise nach Paris, Ungarn, auf die Krainer und Kärntener Alpen und in die Gegenden von Fiume und Triest 1840—43; »Monographia heliceorum viventium« (Leipz. 1848—77, Bd. 1—8; die die Landschnecken betreffenden Abtheilungen von Philippis); »Abbildungen und Beschreibungen neuer oder wenig gekannter Konchylien« (Kass. 1845—51, 3 Bde.); »Monographia pneumonopomorum viventium« (das. 1852—76, 3 Bde. u. 3 Suppl.); »Monographia auriculaceorum viventium« (das. 1856); »Novitates conchologicae« (das. 1854—77, 5 Bde.). Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge für die von ihm mit Menke seit 1846 zu Kassel herausgegebene »Zeitschrift für Malakozoologie«, die seit 1854 als »Malakozoologische Blätter« fortgesetzt wird.

4) Franz, namhafter Germanist, geb. 27. Febr. 1815 zu Bettlach bei Solothurn, studirte 1834—40 in München erst Medicin, dann germanische Sprachen, privatisirte seit 1842 in Stuttgart, wurde 1846 königlicher Bibliothekar daselbst und folgte 1857 einem Ruf als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Universität zu Wien, wo er 1860 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde und 29. Mai 1868 starb. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Zur deutschen Literaturgeschichte« (Stuttg. 1855); »Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit« (Wien 1861); »Der Dichter des Nibelungenlieds« (das. 1862), worin er den Minnesänger von Kürenberg als den wahrscheinlichen Verfasser des Gedichts nachweist (s. Kürenberg und Nibelungenlied); »Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums« (das. 1863) und »Freie Forschung; kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache« (das. 1867). Auch gab er zahlreiche Werke der altdeutschen Literatur heraus, wie: »Barlaam und Josaphat« von Rudolf von Ems (Leipz. 1843); »Die Weingartner und Heidelberger Liederhandschrift« (Stuttg. 1843, 2 Bde.); Ulrich Boners »Edelstein« (Leipz. 1844); »Die deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts« (das. 1845—57, 2 Bde.); »Marienlegenden« (Stuttg. 1846; neue Ausg., Wien 1863); »Wigalois« von Wirnt von Gravenberg (Leipz. 1847); die »Deutsche Ordenschronik« des Nik. v. Jeroschin (Stuttg. 1854); die Predigten des Berthold von Regensburg (Wien 1862) u. a. P. redigirte die von ihm gegründete »Germania«, eine Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde (Stuttg. 1856 ff., seit 1859 Wien), welche nach seinem Tode von K. Bartsch fortgesetzt wurde, und rief die Sammlung: »Deutsche Klassiker des Mittelalters« ins Leben, für die er selbst als 1. Band »Walther von der Vogelweide« (4. Aufl. von Bartsch, Leipz. 1873) bearbeitete.

Pfeil (lat. Sagitta), ein an einem Ende zugespitzter und mit einem mit Widerhaken versehenen Pfeileisen (Pfeilspitze), am andern Ende gewöhnlich mit zwei oder vier Reihen Federn versehener leichter Stab, der vor Erfindung des Feuergewehrs und der Armbrust mit dem Bogen verschossen wurde und noch jetzt bei Völkern auf niedriger Kulturstufe gebräuchlich ist. Die Hebräer hatten Pfeile von Rohr, die zuweilen vergiftet waren, und Brandpfeile. Auch die Griechen fertigten ihre Pfeile aus Rohr, die Römer hatten schon eiserne. Letztere scheinen auch bei den nordischen Völkern und in Deutschland seit den frühesten Zeiten allgemein verbreitet gewesen zu sein. Bei den nordischen Völkern war es (in Schweden noch im 8. Jahrh.) Sitte, durch Zuschickung eines zerschnittenen Pfeils (Herör, Orf, Kasti, Kriegspfeil, Heerpfeil) den Krieg zu erklären, sowie auch durch denselben die streitbare Mannschaft zusammengerufen wurde (Pfeilesaufgebot, Pfeilesthing, Oevarbod). Zusammenhängend damit ist die bei diesen, besonders aber bei den germanischen, Völkern herrschende Sitte, Sklaven durch Zuwerfung eines Pfeils frei und waffenfähig zu machen.

Pfeil, kleines Sternbild auf der nördlichen Halbkugel, nordwärts über dem Adler in der Milchstraße, südlich vom Fuchs und der Gans, durch vier Sterne vierter Größe gebildet.

Pfeil, 1) Christoph Karl Ludwig, Freiherr von, geistlicher Liederdichter, geb. 20. Jan. 1712 zu Grünstadt im Leiningenschen, studirte zu Halle und Tübingen die Rechte, trat 1732 in württembergische Dienste, ward 1763 preußischer akkreditirter Minister bei dem fränkischen und schwäbischen Kreis und 1765 in den Reichsfreiherrenstand erhoben; starb 14. Febr. 1784. Seine zahlreichen geistlichen Lieder, in denen vielfach der Herrnhuter Typus hervortritt, erschienen gesammelt von Leichmann als »Christlicher Hausschatz« (2. Aufl., Stuttg. 1862). Sein Leben beschrieb Merz (Stuttg. 1863).

2) Friedrich Wilhelm Leopold, forstwirtschaftl. Schriftsteller, geb. 28. März 1783 zu Rammelsberg am Harz, trat 1801 in die praktische Jägerlehre, erhielt 1804 eine Försterstelle zu Kleinitz in Niederschlesien, machte die Feldzüge von 1813 und 1814 als Hauptmann der Landwehr mit, trat 1816 als Forstmeister in die Dienste des Fürsten von Karolath und folgte 1821 einem Ruf als Oberforstrath und Lehrer der Forstwissenschaft an der neu errichteten Forstakademie und als Professor an der Universität in Berlin. 1830 wurde auf sein Betreiben die Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde gegründet und er an deren Spitze gestellt. 1859 in den Ruhestand versetzt, starb er 4. Sept. d. J. zu Warmbrunn. Seine ebenso produktive wie kritische geistige Natur und sein reiches Wissen ließen ihn Jahrzehnte hindurch in die Entwickelung der Forstwissenschaft bestimmend eingreifen. Als Lehrer wirkte er in seltenem Maß anregend. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Ueber die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten und die Mittel, ihn zu verbessern« (Züllich. 1816); »Ueber forstwissenschaftliche Bildung und Unterricht« (das. 1820); »Vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten« (das. 1820—21, 2 Bde.); »Ueber Befreiung der Wälder von Servituten« (das. 1821); »Grundsätze der Forstwirtschaft in Bezug auf Nationalökonomie und Staatsfinanzwissenschaft« (das. 1822—24, 2 Bde.); »Die Behandlung und Schätzung des Mittelwalds« (das. 1824); »Anleitung zur Ablösung der Waldservitute« (Berl. 1828, 3. Aufl. 1854); »Neue vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten« (das. 1830—33, 5 Bde.; 3. Aufl. 1854—58); »Kurze Anweisung zur Jagdwissenschaft« (Leipz. 1831); »Die Forstwirtschaft nach rein praktischer Ansicht« (das. 1831, 5. Aufl. 1857, 6. Aufl. von Preßler 1870); »Die Forstpolizeigesetze Deutschlands und Frankreichs« (Berl. 1834); »Die Forstgeschichte Preußens bis zum Jahr 1806« (Leipz. 1839); »Die deutsche Holzzucht« (das. 1860). Die von P. begründeten »Kritischen Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft« erschienen von 1822—59 in 42 Bänden (Leipz.), und fast sämmtliche Artikel dieser Zeitschrift stammen aus seiner Feder.

Pfeiler (franz. Pilier, engl. Pillar), im Hochbau frei oder an der Wand stehender, mehr oder minder schlanker prismatischer Stein- oder Mauerkörper, der zur Unterstützung einer verhältnismäßig großen Last bestimmt ist. Haben sie die lothrecht wirkende Belastung eines Gebälks zu tragen, so sind es Stützpfeiler; haben sie dem auf eine Umfangswand wirkenden Seitendruck eines Gewölbes zu widerstehen, so sind es Strebepfeiler; besteht das Fundament eines Gebäudes aus einzelnen Pfeilern, welche durch gewölbte Bögen verbunden werden, so heißen sie Grundpfeiler (s. Grundbau). Frei stehende P. erhalten meist unten einen Sockel und oben ein Kapitäl und wurden besonders in der romanischen Baukunst in Verbindung mit frei stehenden Säulen, in der gothischen Baukunst in Verbindung mit angelehnten Säulchen (Bündelpfeiler) angewandt (s. Baukunst, besonders Tafel XI, Fig. 4, 6, 7, 8). An den Ecken eines Gebäudes oder einer Säulenreihe stehende P. nennt man Eckpfeiler; mit der Wand verbundene, etwas aus dieser hervortretende P. nennt man Wandpfeiler oder Pilaster. Im Brückenbau unterscheidet man je nach ihrer Stellung End- oder Landpfeiler, Zwischen- oder Strompfeiler, je nach ihrer Funktion Stützpfeiler bei Balkenbrücken, Widerlagpfeiler bei gewölbten Brücken und Ankerpfeiler bei Hängebrücken, je nach ihrem Material steinerne oder massive P., hölzerne und eiserne P., welch letztere je nach ihrer Konstruktion wieder in die niedrigeren, aus einzelnen Stützen oder Säulen bestehenden Jochpfeiler und in die höheren, aus starken Eckpfosten oder Eckſäulen und zwischen sie eingeschaltetem Stabwerk bestehenden Fachwerkpfeiler zerfallen (s. Brücke).

Pfeilerbau, s. Bergbau, S. 998.

Pfeilgift, vegetabilische oder animalische Stoffe, mit welchen Geschosse versehen werden, um sie schneller und sicherer tödtend zu machen. Das P. der verschiedenen Völker ist von sehr ungleicher Beschaffenheit und wechselt in seiner Zusammensetzung und Wirkung nach den Hülfsmitteln, welche die Vegetation und die Fauna der betreffenden Länder darbieten. Das Upas-Antiar oder Pohon-Upas, welches von vielen Bewohnern der ostindischen Inseln aus dem Milchsafte des Antiar- oder Upasbaums, Antiaris toxicaria *Lech.*, bereitet wird, bildet eine schwarzbraune Latwerge, die zu einer schwarzen Kruste eintrocknet, äußerst bitter und hintennach scharf schmeckt, ein Gefühl von Erstarrung auf der Zunge und im Schlund, Konvulsionen, Diarrhöe und Erbrechen hervorbringt und erst nach längerer Zwischenzeit tödtet. In einem auf Java gesammelten Antiargift fand Mulder 3,6 Proc. stickstofffreies Antiarin, von welchem 1 Milligr., bei einem Hund oder Kaninchen auf die Wunde gebracht, das Thier in 10—15 Minuten unter den gewaltsamsten Konvulsionen tödtete. Das Upas-Tjoeté (Tieuté), Upas-Radja oder Tschettikgift ist das wässerige Extrakt der Wurzelrinde des auf Java und Borneo heimischen Strauchs Strychnos Tieuté *Lesch.* und bildet ein hartes braunes Extrakt, welches sehr bitter schmeckt und Strychnin enthält, woraus sich die Symptome von Tetanus bei den durch dies Gift Vergifteten erklären. Die vergifteten Pfeile werden aus Blaseröhren geschossen. Das im nordöstlichen Theil Südamerika's übliche Curare (Urari, Woorari) ist das Extrakt des Splints und der Rinde von Strychnaceen, gleicht äußerlich dem Opium, bildet eine schwarzbraune, spröde, bittere Masse, ist in Wasser größtentheils löslich und kommt in kleinen Kürbissen nach Europa; es wird am besten in Esmeralda und Mandavaca bereitet. Als Gegengift gilt am Orinoko das Kochsalz, s. Curare (vgl. Steiner, Das amerikanische P. Curare, Leipz. 1877). Das Urari der Macuschi bei Pirara in Südamerika wird hauptsächlich aus den Rinden und Wurzelstöcken von Strychnos toxifera *Schomb.*, S. cogens *Benth.* und S. Schomburgkii *Kl.* dargestellt. Das Tikunagift wird von den Tikuna-Indianern nach v. Humboldt aus einer Liane, die auf der Insel Mormorote im obern Marañon wächst, nach Condamine aber aus

mehr als 30 Arten von Wurzeln und Kräutern bereitet. Das frische Tikunagift wirkt, mit dem Blut in Berührung gebracht, augenblicklich tödtlich; über seine chemische Beschaffenheit fehlen nähere Angaben. Außer diesen Pfeilgiften benutzen die verschiedenen Indianerstämme noch zahlreiche andere, über welche indeß wenig bekannt geworden ist. Das P. der Goajiro-Indianer im äußersten Norden von Südamerika ist Schlangengift; nach anderen Berichten wird es auch aus zusammen verwesten Schlangen, Kröten, Eidechsen, Skorpionen, Taranteln dargestellt; einige Indianer benutzen auch die Ausschwitzung eines Laubfrosches (Phyllobates melanorhinus). In Mittelamerika erlegt man auch die Thiere, deren Fleisch man verspeisen will, mit P., weil man weiß, daß letzteres im Magen ganz unschädlich ist; europäische Reisende haben sich durch Versuche an sich selbst hiervon überzeugt. Das P. der Buschmänner ist eine Mischung von Schlangengift, dem Saft einiger giftigen Euphorbiumarten und der nicht giftigen Zwiebel von Haemanthus toxicarius; dies Gift ist eins der stärksten und tödtet selbst größere Thiere sehr schnell. Als Gegengift wird Aetzkali gerühmt. Die Benutzung von P. ist sehr alt; Homer spricht in der Odyssee von vergifteten Pfeilen, und Ovid läßt die Pfeile des Herkules mit Schlangengift getränkt sein. Die alten Gallier haben P. auf der Jagd benutzt und wußten, daß es, in den Magen gebracht, nicht schädlich wirke.

Pfeilwurz, s. Maranta.

Pfelle, s. v. w. Elritze.

Pfennig (Pfenning), ursprünglich s. v. w. Bracteate, weil eine solche von ausgehöhlter Form, also einem »Pfännchen« ähnlich, war; dann geringe Scheidemünze, nach den verschiedenen Zeiten und Ländern, in denen sie geprägt wurde, von verschiedenem Werth. Nach der Bestimmung Karls d. Gr. sollten aus dem Pfund nur 240 Pfennige geprägt werden; somit repräsentirte ein solcher P. 35 unserer jetzigen Pfennige. Vor dem 12. Jahrh. schon prägte man aus der Mark feinen Silbers 320 Pfennige, wonach der P. also nur noch 13 Pfennige werth war. Allmählich wurden die Pfennige aber viel leichter, so daß um die Mitte des 13. Jahrh. 660, des 14. Jahrh. 960 und zu Anfang des 15. Jahrh. 1200—1400 auf die Mark feinen Silbers gingen. Der starke Kupferzusatz gab den Pfennigen ein schwarzes Ansehen, und man unterschied deshalb weiße Pfennige (Wißpenninge, Albus, Silberpfennige) und schwarze Pfennige (Kupferpfennige). Die ersten deutschen Pfennige in reinem Kupfer wurden 1494 geprägt, und dieser Gebrauch ward endlich allgemein. Man unterscheidet schwere und leichte (Kupferpfennige); von jenen gingen, so lange der Thaler in 24 Groschen, à 12 Pfennige, eingetheilt wurde, 288 auf den Thaler, von diesen, z. B. in Mecklenburg, 576. In Preußen und den nach preußischem Münzfuß ausprägenden Staaten waren 360 Pfennige = 1 Thlr., 12 = 1 Sgr.; in Sachsen 300 = 1 Thlr., 10 = 1 Ngr.; in Mecklenburg 24 = 1 gGr. P. bedeutet auch s. v. w. Geld im allgemeinen, daher Beichtpfennig, Nothpfennig, Reisepfennig, Zehrpfennig ꝛc.

Pfennig-Magazin, s. Penny.

Pferch (Pferchschlag), das Einsperren des Viehs, in der Regel der Schafe, in Lattenverschlägen (Pferch-, Hordenlager) auf Feldern oder Wiesen zum Zweck der Düngung. Auf weit entlegene oder steile, bergige Grundstücke kann man mit Düngerwägen nicht kommen, und von weit entlegenen Weiden mag man nicht nach Hause treiben zum Uebernachten. Da aber, wo das Vieh im Sommer auf der Weide bleibt, will man oft das Lagern auf derselben über Nacht nicht haben oder gewinnt nicht Stalldünger genug im Winter, so daß man den P. mit Rindvieh auf den benachbarten Feldern zu Hülfe nehmen muß. Mit dem P. erzielt man überhaupt eine Ersparnis an Spann- und Handarbeit und an Streustroh, eine Verringerung des Düngerverlustes auf den Wegen, die Vertilgung von Mäusen und Schnecken, die höchste Wirksamkeit des Düngers, größere Reinheit des Getreides von Unkraut, das festere Zusammenhalten des losen Bodens, eine sehr gute Aufhülfe für schwache Saaten, eine leicht ausführbare Ueberdüngung und Bedüngung von Wintersaaten, Wiesen, Klee ꝛc. Feine Wollschafe übernachtet man lieber im Stall, allen anderen Schafen aber sagt das Liegen im Freien in warmen Nächten sehr zu. Man darf jedoch nie zu frühzeitig und nicht zu lange in den Herbst hinein, besonders aber nie auf feuchtem oder gar nassem Boden und bei anhaltendem Regen pferchen. Je nachdem man die Thiere mehr oder minder dicht zusammentreibt, wird die Düngung durch P. schwächer oder stärker; doch hat darauf auch die Länge der Nächte wesentlichen Einfluß. In den längeren Nächten und bei großen Herden schlägt man wohl auch in der Nacht einmal um. Pro Stück rechnet man bei Schafen 0,5—0,75 Kilogr. Exkremente auf die Nacht, im allgemeinen aber stärkere Entleerung als bei Tage, etwa bis $^9/_{14}$ der gesammten Düngermenge. Stark heißt deshalb die Düngung mit P., wenn 0,5 mittel, wenn 0,8—1,5, schwach, wenn 1,6—2,4 Meter Raum oder Bodenfläche pro Schaf kommen. Man rechnet auch nach der Zahl der Schafe pro Flächeneinheit, z. B. 9—14,000, 3—9000, 1200—2900 Stück pro Hektar, pfercht aber am liebsten mit kleineren Herden von unter 1000 Stück. Am besten legt man die Thiere auf frisch gepflügtes Land, weil dieses am vollkommensten Urin und Exkremente bindet (absorbirt); kann man nicht gleich unterackern, so muß man Gips streuen. Der vermeintliche Vortheil der Ausdünstung der Thiere erklärt sich durch die absorbirende Thätigkeit des Bodens; er wird sich also nicht zeigen, wenn nicht frisch geackert worden war. Der P. sagt nicht allen Pflanzen zu; Gerste wird z. B. nach P. zu dickhülsig und zum Malzen weniger geeignet. Vorzüglich wirkt er für die Rapsarten. Er ist nicht nachhaltig in der Wirkung, und auch in die Tiefe erstreckt sich diese nicht; man muß deshalb nur flach unterbringen.

Pferd (Kleines P.), Sternbild auf der nördlichen Halbkugel, zwischen dem Delphin und dem Pegasus, nördlich über dem Wassermann und dem Aequator, besteht aus zehn Sternen, einem dritter, die übrigen vierter, fünfter und sechster Größe.

Pferde (Equidae *Gray*, Solidungula *aut.*), Säugethierfamilie aus der Ordnung der Unpaarzeher mit der einzigen lebenden Gattung Pferd (Equus *L.*). Diese umfaßt ansehnliche Thiere mit ungespaltenem Huf, der die Mittelzehe vorstellt, 6 Schneide- und 12 Backenzähnen in jedem Kiefer, zu denen beim männlichen Thier noch zwei Hakenzähne treten, einer kurzen, dicht anliegenden Behaarung, die sich im Nacken zu einer Mähne verlängert, und einem mehr oder weniger voll besetzten Schwanz. Der Körper, im Durchschnitt 1,20—1,50 Meter hoch, ist schlank und kräftig; die Bewegungen sind lebhaft und rasch, die intellektuellen Eigenschaften hochgradig entwickelt. Man unterscheidet wohl Pferd (Equus) und Esel

(Asinus) als Untergattungen, obschon die Unterschiede zwischen beiden nur sehr gering sind und sich darauf beschränken, daß das Pferd die sogen. Hornwarzen an den Innenflächen aller vier Füße hat, während sie beim Esel sich nur an den Vorderfüßen finden. Zu den Eseln gehören auch: das Zebra, Quagga und Burchells Tigerpferd (Dauw, s. Zebra). Während der Stammvater unseres domesticirten Esels in den wild lebenden Arten (s. Esel) mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden kann und auch Verwandte desselben noch wild theils in Afrika in gestreiften, theils in Asien in einfarbigen Varietäten existiren, ist es mehr als zweifelhaft, ob die Entstehung unseres Hauspferdes auf noch jetzt wild lebende Stammeltern zurückgeführt werden kann, ja ob überhaupt noch ein wirklich wildes Pferd in dem Tarpan Mittelasiens vorhanden ist. Von vielen und recht kompetenten Seiten werden die in Asien wild lebenden P., ähnlich wie die in Amerika (Cimarrones), nur als verwildert betrachtet. Allerdings läßt man Mittelasien als Urheimat unseres Pferdes gelten, sucht aber den Urstamm in einer jetzt fossilen Art, die wahrscheinlich graubraun und gestreift gewesen ist. Als Vorläufer unseres jetzigen Pferdegeschlechts weisen die geologischen Urkunden außer dem Equus fossilis, das bis auf den Zahnbau unserem lebenden Pferd gleicht, in rückwärts aufsteigender Linie nach: das Hipparion (Hippotherium), das Anchitherium, von denen das erstere zwar noch drei Zehen hat, aber nur noch die mittelste als auf dem Boden aufstehend, während das Anchitherium drei vollständig ausgebildete und gebrauchsfähige Zehen besessen hat. Gezähmt ist das Pferd wahrscheinlich auch zuerst im Herzen Asiens, und von dort aus hat es sich mit den arischen Volksstämmen weiter verbreitet; wenigstens hat Aegypten ebensowenig wie Arabien in der ersten geschichtlich bekannten Zeit das Pferd als Hausthier besessen. Bei den Griechen läßt die Mythe das Pferd dadurch entstehen, daß Poseidon seinen Dreizack in die Erde stößt, um im Wettstreit mit der Pallas das nützlichste Produkt zu erschaffen. Bei den Persern wurde das Pferd als heilig verehrt, und auch bei den Germanen wurde den weißen, in heiligen Hainen gehaltenen Pferden nicht nur eine hohe Ehrfurcht gezollt, sondern ihnen auch die Kraft der Weißagung zugeschrieben. Ueberraschend ist, daß die ersten auf uns gekommenen Ueberreste von Skulpturen das Pferd angeschirrt an dem Wagen zeigen, so daß das Fahren anscheinend früher Sitte gewesen ist als das Reiten; nachher verschwindet fast bis zum 15. Jahrh. der Gebrauch des Wagens und bricht sich erst ganz allmählich wieder Bahn. Die frühest bekannten P. waren nur klein, wie sowohl die vorhandenen Skulpturen, als auch die aufgefundenen Skelette nachweisen, und erst nach der Zeit Karls d. Gr., mit dem geschichtlichen Auftreten der Normannen, scheint ein größerer Pferdeschlag gezogen worden zu sein, der dann allmählich bis zu dem Londoner Brauerpferd herangewachsen ist. Man kann deshalb seit der angegebenen Zeit den ältern orientalischen Typus von dem jüngern norischen unterscheiden, und es lassen diese beiden Typen, die allerdings selten ganz rein auftreten, charakteristische Verschiedenheiten besonders im Bau des Schädels und Beckens erkennen. Eine Eintheilung in zwei Klassen läßt sich indessen auf diese Unterschiede hin deshalb nicht gut durchführen, weil eben der norische Typus sich kaum ganz unvermischt erhalten hat und vielfach mit dem orientalischen durchkreuzt worden ist, seitdem mit dem Aufhören des Ritterthums das schwerere norische Pferd seine erlangte Bedeutung wieder verloren hatte. Damals, zur Zeit des Ritterthums, war der Streithengst, welcher bis 400 Pfd. Gewicht zu tragen hatte, Existenzbedingung und Mittel zur Standesbevorzugung; mit der Erfindung des Pulvers und dem Aufhören der Turniere fanden schwere P. keine Verwendung mehr, da die Kutschen noch nicht in allgemeine Aufnahme gekommen waren, der Ackerbau nur den Boden ritzte und auch der Reiter nun schnell und gewandt sein mußte. Es macht sich deshalb der Einfluß des orientalischen Pferdes in allen Züchtungen mehr oder weniger geltend.

Der Verbreitungsbezirk des Pferdes als Hausthier erstreckt sich jetzt fast über die ganze von Menschen bewohnte Erdoberfläche, nur sehr feuchtes und feuchtwarmes Klima sagt der Konstitution des Pferdes nicht zu. Merkwürdigerweise haben gerade die Erdtheile, die das Pferd erst von Europa wieder erhalten haben, wie Amerika und Australien, in der Vermehrung desselben sehr große Fortschritte gemacht, so daß Humboldt beispielsweise die Zahl der auf den Pampas Südamerika's frei umherschweifenden P. auf 3 Millionen angeben konnte. Amerika hat übrigens in der uns unbekannten Vorzeit das Pferd besessen, wie zahlreiche Funde fossiler Pferdereste beweisen.

Die Farbe der P., die sich bei der Verwilderung wieder der ursprünglichen nähert und graubraun oder graugelb mit dunklen Streifen längs des Rückens wird, hat sich in der Domestikation erheblich verändert; sie wird stark beeinflußt einerseits durch die herrschende Mode, anderseits durch die Ansichten über besondere Güte einzelner Haarschattirungen. Man unterscheidet das braune, rothe (Fuchs), falbe (Isabelle), schwarze und weiße Haar (bei weiß gebornen Schimmeln) und von gemischten Haaren das Stichelhaar, das unveränderliche und veränderliche Schimmelhaar, das Tigerhaar und das gescheckte Haar. Die Haarfärbung bleibt nicht während des ganzen Lebens des Thiers dieselbe, verändert sich vielmehr theils periodisch beim jährlich wiederkehrenden Haarwechsel, theils allmählich in den verschiedenen Altersstufen. Die Füllen kommen mit einem dicken, wolligen Haar zur Welt, das sie nach einigen Monaten abwerfen; mit dieser Metamorphose ändert sich auch gewöhnlich die Farbe, so daß einige Uebung dazu gehört, bei der Geburt des Füllens seine spätere Farbe zu bestimmen. Alle Haarfärbungen haben die Neigung, bei zunehmendem Alter sich mit grauen Haaren zu mischen, besonders das veränderliche Schimmelhaar, das alle Nüancen von Schwarz bis Weiß durchläuft. Weiße Flecke am Kopf und den Beinen bezeichnet man als Abzeichen. Diese Abzeichen führen nach ihrem Umfang verschiedene Namen: am Kopf Blümchen, Flocke, Stern, wenn sie auf die Mitte der Stirn sich beschränken, Bläße, wenn ein weißer Strich von der Stirn über den Nasenrücken läuft, und Laterne, wenn dieser Strich sehr breit ist, so daß der halbe Kopf weiß erscheint; Schnippe ist ein weißer Fleck oder Strich auf der Nase oder Oberlippe, der nicht mit einem Stirnabzeichen in Verbindung steht. Fußabzeichen erstrecken sich entweder nur über Krone, Ballen, halbe Fessel, oder über die ganze Fessel und bis über dieselbe hinauf und werden hiernach benannt. Man nennt die Abzeichen gemischt, wenn die weißen Haare mit dem anders gefärbten Deckhaar vermengt sind. Wenn das Deckhaar sich an einzelnen Stellen in der Richtung durchkreuzt oder excentrisch von einem Punkt aus auseinander strebt, so nennt man diese Stellen Aehren oder Wirbel, und man

legt denſelben im Orient beſonders eine glückliche oder unglückliche Vorbedeutung bei.

Das Alter der P. beſtimmt man am ſicherſten nach den Zähnen, da dieſelben im allgemeinen zu gewiſſen Zeiten ausbrechen und regelmäßige Veränderungen durchmachen. Am meiſten zu dieſer Altersbeſtimmung qualificiren ſich die Schneidezähne des Unterkiefers. Man unterſcheidet zunächſt die Milch- oder Fohlenzähne, die kleiner, ſteiler geſtellt und am Zahnfleiſchrand mehr eingeſchnürt ſind als die bleibenden Pferdezähne. Die obere Fläche der Zähne, welche Reibfläche heißt, beſitzt ſowohl an den Füllenzähnen wie an den bleibenden Pferdezähnen in der Mitte eine ſchwarzbraune, mit Weinſtein ꝛc. ausgefüllte Vertiefung, die Kunde oder Bohne. Das neugeborne Füllen (Fohlen) nun hat entweder ſchon bei der Geburt oder doch in den erſten 14 Tagen nach der Geburt in jedem Kiefer zwei Schneidezähne (Zangen) und die drei erſten Backenzähne. Mit 4 Wochen ungefähr erſcheinen zwei weitere Schneidezähne (Mittelzähne) und nach 6—9 Monaten die beiden letzten (Eckzähne). Mit dieſen Eckzähnen bricht auch der vierte Backenzahn durch. Da ſich nun die Zähne durch den Gebrauch in ziemlich gleichmäßiger Weiſe abnutzen und ſich in der Form nach der Wurzel zu verändern, ſo kann man aus dieſer Veränderung der Reibfläche einen Schluß auf das Alter machen. Mit 1½ Jahren iſt an den Zangen die Kunde verſchwunden, während ſie an den Mittelzähnen noch als brauner Fleck ſichtbar, an den Eckzähnen aber noch vorhanden iſt. Am Ende des zweiten Jahrs bricht der fünfte Backenzahn durch, und mit der Vollendung des zweiten Jahrs verſchwindet auch die Kunde an den Eckzähnen. Es tritt nun der Wechſel der Schneidezähne und der Backenzähne ein, und zwar wechſeln mit 2½ Jahren zunächſt die Zangen und faſt gleichzeitig der erſte und zweite Backenzahn, während der fünfte zum Durchbruch kommt. Mit 3½ Jahren wechſeln die Mittelzähne und gewöhnlich auch etwas ſpäter der dritte Backenzahn, während der ſechste Backenzahn und bei Hengſten die Hakenzähne im Unterkiefer zum Durchbruch kommen. Mit 4½ Jahren wechſeln die Eckzähne, und die Hakenzähne des Oberkiefers bei Hengſten gelangen zum Durchbruch. Mit dieſem Schluß hat das Pferd abgezahnt, und es beginnt nun die ſogen. kundende Periode. Da nämlich die Kunden der Schneidezähne im Unterkiefer ungefähr 6 Millim., die der Zähne des Oberkiefers ungefähr 12 Millim. tief ſind, die Abnutzung durch Reibung aber 2 Millim. pro Jahr beträgt, ſo werden mit 6 Jahren die Kunden an den Zangen im Unterkiefer, mit 7 Jahren die an den Mittelzähnen und mit 8 Jahren die an den Eckzähnen verſchwunden ſein, während die im Oberkiefer je 3 Jahre ſpäter verſchwinden. Mit dem Verſchwinden der Kunden verändert ſich gleichzeitig das Verhältnis der Breite und Tiefe der Reibfläche. Während dieſes in der angegebenen Periode 6:3 betrug, beträgt es in der quer ovalen Periode 5:3 und zwar an den Zangen mit 9, an den Mittelzähnen mit 10 und an den Eckzähnen mit 11 Jahren; es findet ſich außerdem an den Eckzähnen des Oberkiefers mit dem 9. Jahr der ſogen. Einbiß. Mit dem Abſchluß dieſer Periode verſchwinden auch allmählich die Spuren der Kunden und gehen in runde weiße Flecke über. Mit dem 12. Jahr nehmen die bisher quer ovalen Schneidezähne eine rundliche Form an, und es verhält ſich die Breite zur Tiefe wie 5:4. Die Stellung der Zähne in den beiden Kiefern verändert ſich in der Art, daß beide Reihen in einem ziemlich ſpitzen Winkel zuſammenſtoßen. Die Hakenzähne verlieren die kleinen furchenartigen Vertiefungen und werden ſtumpfer. Zwiſchen dem 13. und 15. Jahr bildet ſich nochmals am obern Eckzahn ein Einbiß. Mit dem 15. Jahr iſt die Reibfläche an den Zangen ſo tief wie breit. Mit 16 Jahren tritt dieſes Verhältnis an den Mittelzähnen ein, mit 17 Jahren an den Eckzähnen. Nach dieſer Zeit werden die Zähne dreieckig, die Tiefe übertrifft die Breite, und die Zähne erſcheinen lang. Das Jüngermachen der P. durch Herſtellung einer falſchen Kunde, welches früher gebräuchlich war, iſt jetzt aus der Mode gekommen; dieſe betrügeriſche Manipulation war auch leicht daran zu erkennen, daß an der falſchen Kunde der die echte umgebende Schmelzring fehlte; dafür aber iſt das Aeltermachen junger P. durch Ausbrechen der Fohlenzähne ſehr in Aufnahme gekommen. — Mit Blut bezeichnet man im allgemeinen die Abſtammung der P. aus edeln Geſchlechtern, mit Vollblut hingegen jetzt uſancemäßig ausſchließlich das engliſche Vollblutpferd.

Die vorzüglichſten der jetzt vorhandenen Stämme von Pferden ſind: Das arabiſche Pferd, die älteſte uns bekannte Raſſe und zugleich die edelſte, über welche freilich manches gefabelt worden iſt. Die edelſten Exemplare ſollen auf dem Hochplateau Mittelarabiens, das den Namen Nedſchd führt, gezüchtet werden; da ſie aber nicht in den Handel kommen, ſo weiß man faſt nichts über dieſe Zucht. Bekannter ſind die P., die von den nomadiſirenden Arabern an die Grenzen von Syrien, Paläſtina ꝛc. gebracht werden und die auch an Europäer mehrfach verkauft worden ſind. Die edleren derſelben ſind ungefähr 1,50 Meter groß, haben einen trockenen, geraden oder in der Naſe etwas konkaven Kopf, einen feinen, hübſch gebogenen, im ſchnellen Lauf zum Hirſchhals verkehrten Hals mit dünner, ſeidenartiger Mähne, einen ziemlich ſcharfen Widerriſt, einen nicht zu breiten, aber geräumigen Bruſtkaſten mit häufig etwas ſteilen Schultern, einen geraden Rücken und eine ebenſolche Kruppe, an die ſich ein hoch angeſetzter, bogenartig getragener Schweif mit feinem Haar anſchließt, und ſehr klare, trockene, feſte Beine, die nur in den Feſſeln zuweilen verſtellt und weich ſind. Das Haar iſt kurz und fein, die Bewegungen ſind leicht und graziös. Dabei beſitzen dieſe Thiere, bei großer Anſpruchsloſigkeit in der Fütterung, eine ſtarke Ausdauer und ein ſehr frommes, williges Naturell. Am beliebteſten iſt die Schimmelfarbe. Beſonders geſchätzt werden die Raſſen, welche von den fünf Lieblingsſtuten des Propheten abſtammen. Die Beduinen der Wüſte reiten mit Vorliebe Stuten. Die gemeineren P. (Kadiſchi) ſind gröber und auch größer. Nahe verwandt ſind mit den arabiſchen Pferden die ägyptiſchen und die an der nordafrikaniſchen Küſte gezogenen Berber-P. Unter den ägyptiſchen Pferden iſt als abweichend das Dongola-Pferd hervorzuheben, gewöhnlich Rappe mit Bläſſe und weißen Füßen, das, größer als das arabiſche Pferd, unedler im Kopf und etwas hoch in den Beinen, einen erhabenen Gang hat. Die Berber-P. unterſcheiden ſich durch einen in der Naſe mehr konveren Kopf und eine geſenktere, ovale Kruppe von den edeln Arabern. Auch die P. der aſiatiſchen Türkei, die man unter dem Kollektivnamen Turkomanen zuſammenfaßt, ſind mehr oder weniger mit den arabiſchen identiſch, nur etwas ſubſtantieller und nicht ganz ſo edel wie dieſe. Das perſiſche Pferd, ſchon im Alterthum berühmt (nyſſäiſche Gefilde), iſt etwas größer als das ara-

Ehr. Wilh. Eckardt
Kgl. Hofmaler

1. Arabischer Hengst. — 2. Ungarischer Vollblutmutterstute. — 3. Fohlenhengst. — 4. Ungarisch-arabischer Wallachfohlen. — 5. Ungarischer Wallach.

Pferdeköpfe.
Têtes de chevaux.
Horses' heads. — 1. Fabelhaftes Pferd. — 2. Normannisches Pferd. — 3. Arabisches Reitpferd. — 4. Arabischer Hengst. — 5. Pferd.

bische, aber sehr feurig. Die Mongolei und Tatarei hat einen großen Reichthum an halb wild lebenden Pferden, die, wenn auch nicht sehr ansprechend in der Form, doch sehr zäh und ausdauernd sind.

In Europa haben die Länder, die in früheren Jahrhunderten eine sehr blühende Pferdezucht trieben, wie Spanien und Italien, jetzt nur geringe Erfolge auf diesem Gebiet aufzuweisen; andere Länder indessen nehmen jetzt eine hohe Stellung in der Züchtung ein, die höchste zunächst England, das durch ein konsequentes Streben nach bewußten Zuchtzielen ebenso mannigfaltige wie gute Pferdeschläge erzielt hat. Das englische Vollblutpferd, aus einer Vermischung orientalischer Hengste theils mit ebensolchen, theils mit einheimischen Landstuten hervorgegangen und dann in sich nach Schnelligkeit weiter gezüchtet, muß, um als solches zu gelten, im englischen Vollblutverzeichnis (stud-book) eingetragen stehen. Durch fortwährende Häufung der Eigenschaften, welche die Schnelligkeit begünstigen, und durch eine besondere Erziehung (training) hat sich die Form des englischen Rennpferdes insofern verändert, als es größer, höher und gestreckter geworden ist, als es ursprünglich gewesen war. Die großen Rennen werden mit dreijährigen Pferden angestellt, und eine erhebliche Steigerung der bisher erreichten Schnelligkeit, die ungefähr 850 Meter in der Minute beträgt, scheint nicht mehr möglich zu sein; wohl aber dürfte infolge der übermäßigen Anstrengung vor vollendeter Entwickelung die Konstitution des Rennpferdes erschüttert sein. Zu Veredelungszuchten wird jetzt dieses Pferd nach allen Ländern hin exportirt, und es werden für berühmte Hengste enorme Preise, 8—12,000 Pfd. Sterl., bezahlt. Das Jagdpferd (hunter), das auf den sehr beliebten und volksthümlichen Fuchsjagden geritten wird, ist entweder Vollblut oder sogen. Halbblut, d. h. es ist aus einer Mischung von Vollblut einerseits und von nicht als Vollblut geltenden Thieren anderseits hervorgegangen. Das englische Kutschpferd, das seinen Hauptrepräsentanten in dem Cleveland-Braunen hatte, ist ebenso wie das Yorkshire-Pferd und der Norfolk-Trotter im Verschwinden, und man züchtet die für den Equipagendienst nöthigen P. jetzt größtentheils durch Paarung von Vollbluthengsten mit starken, knochigen Stuten der Karrenschläge, von denen England außer dem kolossalen Brauerpferd besonders zwei von vorzüglichen Eigenschaften besitzt, den Suffolk und den Clydesdaler. Der Suffolk, vorzugsweise in der gleichnamigen Grafschaft gezüchtet, ist Fuchs, der Clydesdaler, dessen Heimat das südliche Schottland ist, gewöhnlich braun mit vielen Abzeichen; beide Schläge besitzen bei bedeutender Körperschwere hübsche Formen und verhältnismäßig raschen und leichten Gang. Die kleinen P., die sogen. Ponies, sind außerdem in England sowohl im Geschirr als unter dem Sattel vielfach im Gebrauch, da sie ebenso unermüdlich in der Arbeit wie genügsam in der Fütterung sind. Die bekanntesten Arten englischer Ponies sind: der Shetland-, der wälsche, der Exmoor- und der New Forest-Pony. Auch Schweden, Norwegen, Ostpreußen, Galizien, Sardinien und Nordfrankreich haben gute Ponyschläge. Die zwischen den Ponies und größeren Reitpferden stehenden edeln, breiten und bequemen P. nennt man Cobs. Staatliche Anstalten für Züchtung von Pferden hat England nicht. Frankreich besitzt in dem vlämischen Pferd ein sehr brauchbares Lastpferd, ebenso wie es in dem Boulonaiser, dem auch der Percheron zuzuzählen ist, ein gutes Acker- und Wagenpferd hat. Diese schweren Schläge werden hauptsächlich an dem Küstenstrich der Nordsee gezogen. Die Departements Orne, Eure, Calvados, Manche produciren ein großes und gängiges Kutschpferd, das unter dem Namen des Anglonormannen jetzt sehr gesucht und vielfach ausgeführt wird. An Reitpferden hat das Land Mangel, nachdem die früher berühmten Rassen von Limousin und Navarra ausgestorben oder verdorben sind; indessen macht man in Algerien große Anstrengungen, um durch Erziehung eines größern Berber-Pferds diesem fühlbaren Mangel abzuhelfen. Spanien, schon in alter Zeit seiner P. wegen berühmt und später durch die Mauren in Besitz eines Reitpferdes gelangt, das als stolzer Andalusier sich über den größten Theil Europa's ausbreitete, hat, ebenso wie Italien, das den berühmten Neapolitaner besaß, jetzt keinen irgendwie hervorragenden Pferdeschlag. Belgien kultivirt mit Glück in dem vlämischen Pferde das schwere Lastpferd und im Ardenner (Condroz) ein etwas leichteres, aber breites und stämmiges Thier, das sich vorzüglich zur Bespannung von Omnibus, Pferdeeisenbahnen u. dgl. qualificirt. Deutschland hat einen ziemlich großen Pferdebestand und zwar nach der Zählung im Jahr 1873: 3,352,231 Stück. Die überwiegende Zahl dieser P. sind Reitpferde und leichte Wagenpferde, während schwerere Wagenpferde nur in einzelnen Distrikten, wie z. B. in Oldenburg, gezogen werden und kaltblütige Lastthiere fast ganz fehlen. Preußen, das durch Staatsgestüte und Beschälerdepots die Landespferdezucht in militärischer Rücksicht beeinflußt, hat in seinen östlichen Provinzen viele und vorzügliche Kavalleriepferde (Litauer), in seinen mittleren Provinzen, wie Hannover, Pommern und Sachsen, ein brauchbares Acker- und Wagenpferd und im Norden und Westen, in Holstein und in der Rheinprovinz, ein schwereres, dem Lastpferd sich näherndes Arbeitspferd. Das bedeutendste Gestüt Preußens ist Trakehnen, welches, 2 Meilen von Gumbinnen gelegen, auf 1 QM. 300 Mutterstuten unterhält. Diese P. gehören theils dem Wagen-, theils dem Reitschlag an und versorgen sowohl die Landgestüte wie den Obermarstall zu Berlin mit Remonten. Mecklenburg, welches z. B. in Iwenak ein vorzügliches Reitpferd gezüchtet hatte, ist durch maßlose Benutzung schlechter englischen Hengste in seinem Pferdestand stark geschädigt worden und fängt erst in neuester Zeit wieder an, in bessere Wege einzulenken. Lippe-Detmold besaß ein wildes Gestüt in der sogen. Senne, dessen Charakter jetzt vollständig umgeändert und englisirt worden ist. Würtemberg hatte durch eine arabische Reinzucht einen besondern Ruf erlangt, doch ist diese Zucht jetzt im Verschwinden. Bayern besaß in dem Zweibrücker Gestüt, das ebenfalls mit orientalischen Hengsten arbeitete, früher eine berühmte Zucht, die jetzt gleichfalls als nicht mehr zeitgemäß dem Untergang entgegengeht. Oesterreich ist in einzelnen Provinzen, wie Galizien, reich mit Pferden besetzt; es hat in den von Magyaren, Romanen und Slawen bewohnten Ländergebieten theils ganz kleine Pferdeschläge, theils leichte und gewandte Reitpferde; in den von Germanen innegehaltenen Distrikten wird ein kräftiges und großes Wagenpferd, im Pinzgau sogar ein ziemlich schweres Lastpferd gezogen. Der Staat unterhält auch hier besondere Anstalten, um die Zucht im Land zu leiten und zu fördern. Dänemark, das früher für den Sattel und die

Karosse sehr gesuchte Pferdeschläge besaß, ist jetzt von seiner Höhe herabgestiegen. Rußland ist ungeheuer reich an Pferden und besitzt ungefähr 20 Millionen, so daß 225 P. auf 1000 Einwohner kommen, während in Oesterreich 99, im Deutschen Reich 82, in Frankreich nur 80 P. auf 1000 Köpfe entfallen. Im allgemeinen ist der dortige Pferdeschlag klein, aber, da er sehr hart erzogen wird, ebenso genügsam wie dauerhaft. Die Kirgisen, Kalmücken, Kosaken, Baschkiren unterhalten große Herden, die halbwild leben; bessere und größere P. finden sich in der Ukraine, den Kaukasusländern, in Eriwan und Tiflis, und es sind in den letztgenannten Distrikten besonders die Karabaks, die in Form und Masse vortheilhaft sich abheben. Als Wagenpferd ist der Orlow-Traber über die Grenzen des Reichs hinaus bekannt, der aus einer Vermischung von orientalischem und holländisch-dänischem Blut entstanden ist und eine sehr räumige und rasche Aktion im Trabe besitzt. Schwere, kaltblütige Arbeitspferde fehlen. Außer den 2650 Privatgestüten, die vorhanden sind, unterhält auch der Staat Zuchtgestüte und Beschälerdepots. Amerika, das erst 1493 wieder die ersten P. aus Spanien erhalten hat, nachdem die früher vorhandenen seit langer Zeit ausgestorben gewesen waren, hat sich ungemein günstig für die Vermehrung derselben erwiesen, und speciell hat Südamerika große Herden halbwild lebender kleinen P., während in Nordamerika durch die Popularität der Trabrennen sich ein größeres Kutschpferd mit sehr ausgiebiger Trabbewegung entwickelt hat, das wohl jetzt das schnellste der Welt ist. Es durchläuft eine Strecke von 1000 Meter in 1 Minute 27½ Sekunden. Auch Australien, das seine P. gleichfalls aus Europa erhalten hat und vordem keine besaß, zeigt eine rapide Zunahme seines Pferdebestands, der zum Theil halbwild im Busch aufwächst, zum Theil sehr sorgsam nach englischem Muster erzogen wird.

Das durchschnittliche Alter der P. reicht ungefähr bis zu 20, höchstens bis zu 25 Jahren; die edeln Rassen sind im ganzen langlebiger als die gemeinen. Der Nutzen des Pferdes für den Menschen liegt hauptsächlich in seiner Muskelkraft, die es befähigt, Lasten rasch zu bewegen. Eigenschaften, wie Anhänglichkeit, Gelehrigkeit, Folgsamkeit, machen es zu einem ebenso bequemen und friedlichen Hausgenossen, wie der ihm innewohnende Muth und Ehrgeiz es zu einem zuverlässigen und treuen Kriegskameraden erhebt. Fleisch, Fett, Sehnen, Haut, Horn, Haare, Dünger finden außerdem Verwendung; aus der Stutenmilch wird der Kumys bereitet. — Das Wort »Pferd« ist wahrscheinlich gallischen Ursprungs und stammt von veredus, der latinisirten Form des keltischen vehoreda. Veredus erklärt der römische Grammatiker Festus: quia rhedam vehit; rheda ist der gallische Ausdruck für Wagen, dessen Name sich im Sanskrit als rhata, im Litauischen als rhatas (Rad) wiederfindet. Aus veredus wurde dann verdus und schließlich Perd oder Pferd. Das männliche Thier heißt Hengst, das weibliche Stute, das entmannte, seiner Zeugungsorgane durch einen operativen Eingriff beraubte männliche Thier aber Wallach.

Die Pferdezucht umfaßt die auf bestimmte Ziele gerichtete Erzeugung und Aufzucht des Pferdes. Man betreibt sie entweder in großem Umfang, indem man eine Anzahl von Hengsten und Stuten nur zum Zweck der Fortpflanzung an einem Ort zusammenhält, den man Gestüt oder Stuterei nennt, oder man betreibt sie nur vermittels weniger und einzelner P., welche man auch zu anderen Zwecken verwendet, als sogen. Hauszucht. Die Gestüte sind, je nachdem sie Privat- oder Staatseigenthum sind, Privat- oder Staatsgestüte. In Preußen heißen die Staatszuchtgestüte Hauptgestüte (Trakehnen, Gradiz, Beberbeck), in Oesterreich früher Militärgestüte, jetzt ebenfalls Staatsgestüte. Nach der Art der Haltung der P., ob sie in natürlicher Ungebundenheit und Freiheit oder in durch die Kultur begrenzter Abhängigkeit leben, unterscheidet man wilde, halbwilde und zahme Gestüte, und nur letztere eignen sich zur Erziehung von Kulturrassen. Nach der Produktion in den Gestüten nennt man sie Vollblutgestüte, edle, halbedle oder gemeine Gestüte. Die Auswahl der Elternthiere zur Zucht muß natürlich mit Rücksicht für den speciellen Zweck erfolgen, den man in der Nachkommenschaft verwirklicht sehen will, und man muß als obersten Züchtungsgrundsatz immer den festhalten, daß ein Thier zunächst die Eigenschaften vererbt, die es selbst besitzt. Gesundheit und Freisein von Fehlern sind unerläßliche Vorbedingungen für jedes Zuchtthier. Inwieweit außerdem andere Eigenschaften in Betracht kommen, hängt von den Zwecken der Züchtung ab. Der Geschlechtstrieb der Stuten äußert sich gewöhnlich im Frühjahr am lebhaftesten; er findet seinen Ausdruck hauptsächlich in einem erhöhten Reizzustande der Geschlechtsorgane (Schwellung der Schamlippen, vermehrte Schleimabsonderung ꝛc.), den man als Rosse oder Rossigsein bezeichnet. Die Ermittelung dieses Zustandes erfolgt durch das sogen. Probiren, das Zuführen eines Hengstes zur Stute. Den Akt der Paarung selbst, das Beschälen (weshalb auch der zur Zucht benutzte Hengst Beschäler genannt wird), läßt man in wilden Gestüten in der Freiheit vollziehen, in unseren kultivirten Gestüten und in der Hauszucht aus der Hand, d. h. in der Weise, daß man beide zu paarende Thiere mit der Hand leitet. Die Stute trägt 11 Monate. Die Geburt des Füllens kündigt sich durch das Eintreten der Milch in das Euter und durch Einfallen der Kruppenmuskeln an. Das neugeborne Füllen kann gewöhnlich nach kurzer Zeit schon auf den Beinen stehen und sich das Euter suchen, welches junge Stuten allerdings zuweilen infolge von Kitzel verweigern, weshalb sie zur Erfüllung ihrer Mutterpflichten gezwungen werden müssen. Nach 3—5 Monaten sind die Füllen im Stande, ohne Milchnahrung bereits existiren zu können, und sie werden deshalb in diesem Alter von der Mutter entwöhnt (»abgesetzt«). Als Methoden der Züchtung kann man Inzucht und Kreuzung unterscheiden; erstere, welche Reinzucht und Verwandtschaftszucht in sich schließt, beschränkt sich in der Paarung auf Thiere, welche einer bestimmten Gruppe, sei es nun Rasse, Schlag, Stamm oder Familie, angehören, während die Kreuzung Thiere verschiedener Gruppen mit einander vereinigt. Blutauffrischung greift nur innerhalb der Inzucht Platz. Veredelung findet durch die Vereinigung edler und gemeiner Thiere statt; wenn diese Veredelung eine Zahl von Generationen hindurch in derselben Richtung fortgesetzt wird, so daß das endliche Produkt den Typus einer anerkannten edeln Rasse trägt, so wird es im eigentlichen, züchterischen Begriffe Vollblut; indessen bezeichnet man nach unserem jetzigen Sprachgebrauch nur solche P. als Vollblut, welche entweder selbst in dem in England entworfenen Stammregister (stud-book) verzeichnet stehen, oder deren Vorfahren

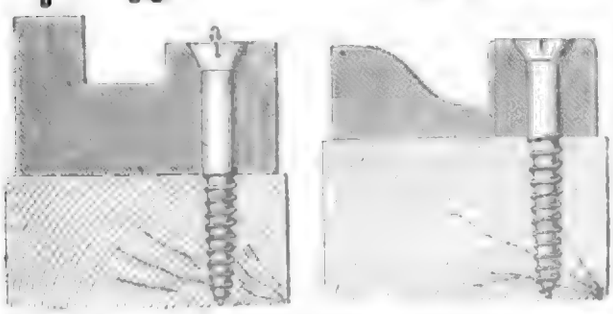
darin nachzuweisen sind. Die Erfolge in der Züchtung beruhen zunächst also in der Vererbung, d. h. in der Uebertragung der elterlichen Eigenschaften auf das Produkt. Wie diese Vererbung zu Stande kommt, darüber fehlt bisher ein genügender Aufschluß; es ist weder nachgewiesen, inwieweit die Eigenschaften des Vaters und der Mutter überhaupt sich vererben, noch wie diese Vererbung unter bestimmten Verhältnissen sich geltend macht; indessen nimmt man als feststehend an, daß eine Eigenschaft in einer Gruppe um so mehr Aussicht hat, durch Vererbung sich fortzupflanzen, je länger sie schon in derselben existirt. Dian nennt diese Neigung zur Reproduktion Konstanz. Wenn die Eigenschaften der Eltern nicht direkt übergehen, sondern unterbrochen werden, so daß die Descendenz den Großeltern oder noch früheren Vorfahren ähnlicher ist als den Eltern, so bezeichnet man diese Rückkehr zu früheren Formen als Rückschlag (Atavismus). Nächst der Vererbung beruhen die Erfolge in der Züchtung in der naturgemäßen Aufzucht der Füllen, denn die von den Eltern in der Anlage ererbten Eigenschaften entwickeln sich nur unter den für diese Anlage günstigen Verhältnissen. Die Hälfte der Rasse kommt »durch das Maul«. Gutes, hinreichendes, nahrhaftes und verdauliches Futter ist besonders im ersten Lebensjahr zu reichen; außerdem sind luftige, helle, gut ventilirte Ställe sowie viel Bewegung im Freien nothwendige Vorbedingungen für die Erziehung kräftiger P. Die Kunst der Züchtung beruht darin, daß man sich ein erreichbares, nicht zu weit gefaßtes Zuchtziel steckt und dieses mit allen Kräften zu erreichen sucht, nicht etwa durch konsequentes und starres Festhalten einer einseitigen Züchtungsmethode, sondern durch scharfes Erkennen und geniales Benutzen der besonderen Eigenthümlichkeiten an einzelnen Individuen, so weit sie in den Kreis der erwählten Zuchtrichtung fallen. Nachdem das Füllen mit 3—5 Monaten »abgesetzt« ist, füttert man das Pferd in Europa hauptsächlich mit Hafer, welchem man nach Bedürfnis und Preis Roggen, Weizen, Gerste, Mais, Bohnen, Lupinen entweder ohne weitere Zubereitung, oder gequellt, gekocht, gequetscht und gemahlen zusetzt, während im Orient ausschließlich Gerste gereicht wird. Außer den Körnern ist die Verabreichung von Heu oder Stroh nothwendiges Bedürfnis für die Ernährung. Das zu reichende Quantum an Nahrung richtet sich nach der Rasse und dem Körperumfang der P. und nach der Schwere der auferlegten Arbeit.

Der Beginn der Dressur fällt, je nach der Art des später zu leistenden Dienstes, in verschiedene Lebensperioden: Rennpferde z. B., welche zweijährig oder höchstens doch dreijährig auf der öffentlichen Rennbahn auftreten müssen, werden schon mit 1½ Jahren angeritten (in »Training« genommen). Auch die schweren und kaltblütigen Arbeitsschläge, die verhältnismäßig bei reichlicher Ernährung früh reif sind, werden im zweiten oder dritten Lebensjahr spätestens in Gebrauch genommen; gewöhnlich aber und auch zweckmäßig schiebt man den Gebrauch der jungen P. bis zu erlangter körperlicher Ausbildung, bis zum vierten Lebensjahr, hinaus. Die Anlernung für den Reit- und Wagendienst ist je nach der Art der Erziehung und je nach dem Temperament der P. mit größeren oder geringeren Schwierigkeiten verbunden; im allgemeinen ist das Pferd äußerst gelehrig, besonders das orientalische, das dieser Eigenschaft wegen auch mit Vorliebe für die Schaustellungen im Cirkus abgerichtet wird. S. Tafel »Pferderassen«. Vgl. d'Alton, Naturgeschichte des Pferdes (Weim. 1810—16, 2 Bde.); Müller und Schwarznecker, Die P. (Berl. 1875—77, 2 Bde.); Schönbeck, Das gerittene Pferd (Magdeb. 1876); Jähns, Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen (Leipz. 1872, 2 Bde.); Schwartz und Krocker, Deutsches Gestütbuch, Geschichte und Beschreibung deutscher Gestüte (Berl. 1872—73, 2 Bde.); Jähn, Der Pferdestall in seiner baulichen Anlage (Leipz. 1877); Burmeister, Die fossilen P. der Pampasformation (Berl. 1877).

Pferdebahnen (engl. Tramways), Eisenbahnen, auf denen Wägen zur Beförderung von Passagieren oder Gütern mittels Pferde fortbewegt werden. In Bergwerksdistrikten sind P. schon lange zur Horizontalförderung der Gesteine oder Erze verwendet worden; die Bahnen bestanden zuerst aus Holz oder Stein, höchstens wurde das Holz behufs größerer Dauer noch mit Flacheisenstreifen beschlagen, und erst als der Eisenbahnbau für Dampfwägen die Herstellung kräftiger Eisenschienen nothwendig gemacht hatte, benutzte man ähnliche, nur etwas kleinere Schienen (Grubenschienen) zu den P. der Bergwerke. Diese letzteren unterscheiden sich daher heute nur in den Dimensionen von den Eisenbahnen für Lokomotivbetrieb. Im gebräuchlichern Sinn des Worts versteht man unter P. die auf Chausseen und städtischen Straßen zur Erleichterung des Personentransports angelegten Eisenbahnen, auf denen omnibusartige Wägen durch Pferd gezogen werden. Die Möglichkeit der Rentabilität derartiger Bahnen basirt auf der Thatsache, daß die Transportarbeit, welche ein Pferd auf der Pferdebahn zu verrichten im Stande ist, d. h. Anzahl der Menschen mal Kilometer pro Tag, wegen der verminderten Reibung eine wesentlich größere ist als auf Chaussee oder Steinpflaster, und daß daher die Pferdebahn trotz billiger Fahrpreise die nicht geringen Anlagekosten durch Betriebsersparnisse zu verzinsen vermag. Bei diesen Bahnen, deren lebhafte Entwickelung erst dem letzten Jahrzehnt angehört, haben die eigenartigen Verhältnisse auch eigenartige, von den Lokomotivbahnen wesentlich abweichende und zwar sehr zahlreiche Oberbausysteme veranlaßt. Am häufigsten wendet man Schienen an, welche mit dem Straßenpflaster genau in gleicher Höhe liegen, also den Verkehr des übrigen Fuhrwerks nicht stören und mit einer schmalen Rinne (daher Rinnenbahn, tramway) versehen sind, in welcher die Spurkränze der Räder laufen. Uebereinstimmend mit den Lokomotivbahnen, ist die Spurweite der P. in Europa fast allgemein 1,435 Meter. Bei eingeleisigen Bahnen sind sogen. Weichen in gewissen Intervallen vorhanden, d. h. kurze Strecken Nebengeleis, in welches einer von zwei sich begegnenden Wägen einbiegen kann, um den andern vorüber zu lassen. Die Schienen bestehen in der Regel aus einer Hauptschiene, auf welcher der Radkranz läuft, und einer durch die Spurrinne von ersterer getrennten Gegenschiene, welche nur den Zweck hat, die Spurrinne gegen das Straßenmaterial zu begrenzen, um sie leicht reinigen zu können. In Kurven ist immer bei der äußern Schiene die Spurrinne weggelassen, so daß der Wagen nur innen geführt ist, da sich sonst die Räder festklemmen würden. In Fig. 1 ist a die Hauptschiene, b die Gegenschiene der zuerst für die Berlin-Charlottenburger Pferdebahn angewendeten Schiene, welche auf durch Querschwellen getragenen hölzernen Langschwellen ruht. Diese sehr massigen Schienen wurden später durch das leichtere Profil Fig. 2 ersetzt. Beide sind durch Holzschrauben auf den Langschwellen

befeſtigt, was aber den Nachtheil hat, daß das Regenwaſſer leicht durch die ſelten ganz dicht verſchloſſenen Schraubenlöcher hindurch in das Innere des Holzes dringt und raſche Fäulnis veranlaßt. Um dies zu

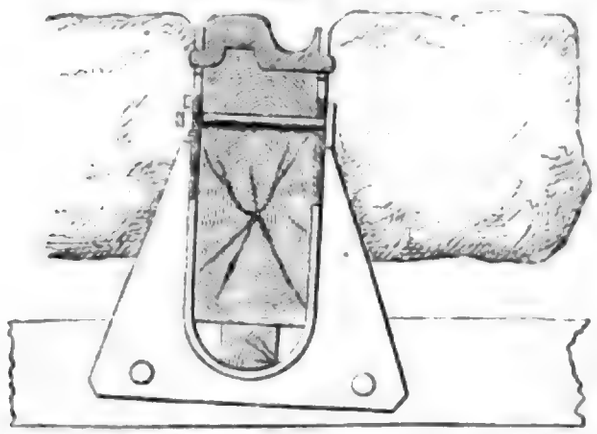
b Fig. 1. Fig. 2.



Berlin-Charlottenburger Schiene.

vermeiden, hat man mancherlei andere Befeſtigungsmittel der Schienen vorgeſchlagen und angewendet, z. B. ſchmiedeeiſerne Bügel unter die Schiene genietet, welche ſattelartig die Langſchwelle umgreifen und von der Seite an dieſelbe feſtgenagelt ſind (Pariſer Linie

Fig. 3.

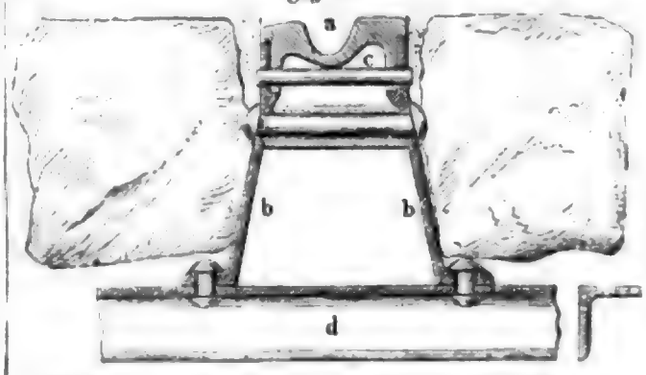


Schiene der Verſailler Linie.

Pont de Courbevoie-Suresnes), oder die Befeſtigung mittels Keile gewählt. Bei der Verſailler Linie z. B., deren Geleis Fig. 3 darſtellt, wird die Schiene durch einen die Langſchwelle unten umgreifenden Eiſenbügel, der in der Form eines Doppelhakens in einen Einſchnitt der Schiene faßt, mittels eines unter der Schwelle liegenden Holzkeils angezogen und feſtgehalten. Die etwas nach innen geneigten Langſchwellen von 175 Millim. Höhe und 77 Millim. Breite ſind mittels Winkelbleche auf den in 1,5 Meter von einander liegenden Querſchwellen befeſtigt, welche 150 Millim. breit, 80 Millim. hoch ſind. Dieſes Syſtem rührt von L. Franco her und iſt entſchieden ſehr durchdacht; ob indeſſen auch auf längere Zeit die Anordnung ſich voll bewähren wird, ob namentlich die Keilverbindung, welche, ohne das Pflaſter aufzureißen, nicht nachgezogen werden kann, ſich nicht im Lauf der Zeit lockern wird, iſt durchaus zweifelhaft.

In den Vereinigten Staaten ſind die P. ſehr entwickelt. Die Straßen haben daſelbſt meiſt ſehr wenig Wölbung, was für die Anlage der Geleiſe vortheilhaft iſt. Die Schienen ruhen auf fichtenen Langſchwellen, die wiederum auf meiſtens eichenen Querſchwellen befeſtigt ſind und zu beiden Seiten um 0,3 Meter das Geleis überragen dürfen. Der Abſtand derſelben wechſelt zwiſchen 1 und 1,8 Meter und ſinkt auf 0,6 Meter, wenn die Langſchwellen ganz wegbleiben. Sie ſind auf geſchlagene Steine gelagert; die ganze Bahn wird ſorgfältig drainirt (trocken gelegt). Die Geleisbreite beträgt 1,50 Meter. In den Kurven iſt die äußere Schiene flach, die innere aber mit einer hohen Gegenſchiene verſehen, um die Fortbewegung in gerader Linie, Entgleiſung, zu verhüten. In Wien, wo die P. ſeit 1868 beſtehen, 1874 bereits eine Länge von 50 Kilom. doppelgeleiſiger Strecke beſaßen und 34 Mill. Paſſagiere während des Ausſtellungsjahrs 1873 beförderten, liegen die Schienen bei 1,455 Meter Spurweite auf eichenen Langſchwellen von 237 Millim. im Quadrat und dieſe auf Querſchwellen, die in Schotter gebettet ſind. Die Koſten der Straßenunterhaltung haben ſich dort ſeit Einführung der P. erhöht, da die allgemeine Form der Straße durch ſie unterbrochen und der übrige Wagenverkehr auf einen engen Theil zuſammengedrängt wird. Seit Einführung der P. gingen bereits bis 1873: 300 Omnibus ein, während die Zahl der Einſpänner ſich verdoppelte. Die bekannte Vergänglichkeit der Holzſchwellen, durch welche Betriebsſtörungen und bedeutende Reparaturkoſten erwachſen, hat neuerdings zur Anwendung eiſerner Langſchwellen oder zur direkten Lagerung der Schienen auf das Straßenmaterial geführt. Eine wohldurchdachte Konſtruktion mit ſchmiedeeiſerner Langſchwelle von Heuſinger v. Waldegg zeigt Fig. 4 im

Fig. 4.



Schiene nach Heuſinger v. Waldegg's Patent.

Querſchnitt. Die Stahlſchiene a iſt hier mit den zu einer Langſchwelle vernieteten Walzeiſen b b durch Bolzen c verbunden, während die Langſchwellen wieder unter ſich durch in Abſtänden von 2,5 Meter untergenietete Winkeleiſen d auf konſtantem Abſtand gehalten werden. Dieſe Schwellen können leicht unterſtopft werden, geſtatten aber ihrer Form wegen ein ſeitliches Entweichen des Bettungsmaterials nicht, welches ein Einſinken der Bahn zur Folge haben würde. Die Querverbindungen liegen ſo tief unter den Pflaſterſteinen, daß ſie von denſelben nicht getroffen werden, und die Verbindung zwiſchen Schiene und Langſchwelle iſt wegen Vermeidung jeder durch Roſt bald zerſtörbaren Verſchraubung äußerſt ſolid und bequem. Werden die Schienen direkt auf das Straßenmaterial gelagert (Stuttgart-Berg-Kannſtätter Pferdebahn), ſo müſſen dieſelben eine beträchtliche Höhe erhalten, um den Druck auf eine genügend große Grundfläche zu vertheilen. Einige Syſteme beſitzen den großen Vorzug, daß die Wägen die Schienen beliebig verlaſſen können, um entgegenkommenden Wägen auszuweichen. Man hat dies durch ſchwach ausgehöhlte Schienen und entſprechend abgerundete Radkränze, ferner durch eine dritte Schiene erreicht, in die ein fünftes kleineres Rad als Leitrad eingreift, während die vier Wagenräder mit gewöhnlichen Radkränzen auf flachen Schienen laufen

(Perambulatorſyſtem). Das Leitrad kann mittels eines Trittes vom Kutſcher gehoben werden, worauf der Wagen im Stande iſt, aus dem Geleis abzulenken. Erſpart wird die dritte Schiene auf der Berliner Linie Alexanderplatz-Weißenſee, indem hier die vier Laufräder der Wägen ohne Spurkränze auf den Schienen laufen und anfangs nur durch ein fünftes, auf der linken Schiene laufendes kleines Spurrad, welches, am vordern Ende des Wagens an einem Hebel ſitzend, ebenfalls durch einen Fußtritt vom Kutſcher ein- und ausgelegt werden konnte, auf dem Geleis gehalten wurden. Nach etwa halbjährigem Betrieb brachte man zur größern Sicherheit des Geleishaltens zwei an einem gemeinſchaftlichen Hebel ſitzende Spurräder an. Dieſes Syſtem geſtattet den Pferdebahnbetrieb in den engſten Straßen, da nur ein einziges Geleis nothwendig iſt, indem zum Ausweichen je ein Wagen durch Aushebung der Spurräder das Geleis verläßt, bis der andere vorbei iſt. Die Schiene beſteht hier aus zwei gleichen, ebenen Laufflächen von ca. 40 Millim. Breite, mit einem Zwiſchenraum von 30 Millim. für die Spur. Es iſt zu erwarten, daß dieſes Syſtem eine bedeutende Zukunft hat, namentlich weil das hier benutzte Schienenſyſtem den Wagenverkehr nicht im geringſten ſtört. Neuerdings wird vielfach verſucht, auf den Straßenbahnen die Betriebskraft der Pferde durch Dampfkraft zu erſetzen, und in der That hat dieſes Problem ſchon ſtellenweiſe recht vollkommene Löſungen gefunden. Man benutzt eine abgeänderte Form der Straßenlokomotive oder eine Lokomotive ohne Feuerraum, mit Betrieb durch überhitztes Waſſer, oder auch einen Motor mit komprimirter Luft (25 Atmoſphären), unter gleichzeitiger Anwendung von Waſſerdampf. Ob ſich dieſe Maſchinenomnibus, von denen die beiden letzten Syſteme den beſten Erfolg verſprechen, dauernd einführen werden, hängt vorzugsweiſe von der Rentabilität im Vergleich zum Betrieb mit Pferden ab, da die techniſchen Schwierigkeiten gelöſt oder doch lösbar ſind.

Pferdebremſe, ſ. Bremen, S. 695.

Pferdeegel, ſ. Blutegel.

Pferdefuß (Pes equinus, Spitzfuß), diejenige Mißgeſtaltung des Fußes, wobei der ganze Plattfuß mit dem Unterſchenkel eine und dieſelbe Richtung hat und die Ferſe bedeutend in die Höhe gezogen iſt, ſo daß der Kranke beim Gehen nur mit den Zehen und vorzüglich mit dem Ballen auftritt. Die Achillesſehne iſt dabei ſtark geſpannt, der Fuß gleichzeitig ſo umgeformt, daß ſein Rücken ſtärker gewölbt, ſeine Sohle mehr ausgehöhlt erſcheint. Im höchſten Grade des Uebels kann ſich eine ſo totale Umdrehung des Fußes bilden, daß die Fußſpitze nach hinten gerichtet iſt und der Kranke ganz auf dem Fußrücken geht. Die Urſache des Pferdefußes liegt in einer abnormen Zuſammenziehung und Verkürzung der Wadenmuskeln; ſpäter verkürzen ſich auch die Aponeuroſe der Fußſohle, der hintere Schienbein- und der lange Wadenmuskel. Bei einem hohen Grade der Verkrümmung wird die Gelenkfläche des Sprungbeins ſo weit verſchoben, daß ſie beinahe außer Verbindung mit der Schienbeinröhre und letztere beinahe ganz auf den hintern Theil des Ferſenbeins zu ſtehen kommt. Der P. iſt bald angeboren, bald in der früheſten Kindheit erworben. In allen Fällen iſt das Gehen entweder ganz unmöglich, oder in hohem Grad ſchmerzhaft. Die Behandlung des Pferdefußes iſt eine mechaniſch-operative. Nach Durchſchneidung der abnorm geſpannten Achillesſehne wird der Fuß in der Chloroformnarkoſe richtig geſtellt und in einem Gipsverband bis zur Heilung in demſelben fixirt. In ſehr hochgradigen Fällen muß dieſe Korrektion in wiederholten Sitzungen hergeſtellt werden. Die Behandlung mit Maſchinen iſt eine ſehr viel langwierigere und dabei unſichere. Wo der Fußrücken ſehr ſtark gewölbt und die Aponeuroſe der Fußſohle ſtrangartig geſpannt iſt, wird meiſt auch die Durchſchneidung dieſer nothwendig. — Der P., welchen der alte Volksaberglaube dem Teufel als charakteriſtiſches Abzeichen beilegt, iſt wahrſcheinlich auf das Roß Wuotans zurückzuführen, der nach Einführung des Chriſtenthums in der Sage als Teufel fortlebte.

Pferdehaar, ſ. Roßhaar.

Pferdehacke (franz. Houe à cheval, engl. Horse-hoe), von Pferden oder Ochſen gezogener Apparat zur Bearbeitung der Zwiſchenräume von in Reihen angebauten Kulturgewächſen, namentlich der Rüben. Dieſe Bearbeitung hat die Aufgabe, ſucceſſive die Erde zu lockern, die Unkräuter zu zerſtören und ſchließlich den Boden gegen die Pflanzen derartig anzubäufeln, daß dieſe auf Kämmen ſtehen. Man bediente ſich zu dieſer Arbeit früher ausſchließlich des Pflugs, in welchen verſchiedene Geräthe zum Jäten, Hacken und Häufeln eingeſetzt wurden. Von dieſem Apparat unterſcheidet ſich die P. hauptſächlich dadurch, daß ſie gleichzeitig die Zwiſchenräume mehrerer Reihen bearbeitet und ſomit eine weit erheblichere Leiſtungsfähigkeit beſitzt als der gewöhnliche Pflug. Die Konſtruktion der P. iſt ſehr mannigfaltig, je nachdem man eine mehr oder minder vollkommene Arbeit verlangt. Vorzüglichſte Syſteme ſind: Smith, Taylor, Garrett, Sack, Bölte. Vgl. Perels, Handbuch landwirtſchaftlicher Maſchinen, Bd. 2 (Jena 1866).

Pferdeharke (Pferderechen, franz. Râteau à cheval, engl. Horse-raker), ein großer Rechen mit weitem Faſſungsraum und Anſpannvorrichtung für ein Pferd, dient zum Zuſammenraſſen des Heus nach dem Schnitt und dem Wenden und erſpart außerordentlich viel an Handarbeit. In neueſter Zeit wurde die P. durch geſchickt angeordnete Vorrichtungen zum ſelbſtthätigen Entleeren nach vollſtändiger Füllung weſentlich vervollkommnet. Der Hauptſitz der Fabrikation von Pferdeharken iſt Nordamerika, welches alljährlich viele tauſende dieſer Apparate nach Europa exportirt.

Pferdeharnſäure, ſ. v. w. Hippurſäure.

Pferdekraft (Maſchinenpferdekraft, Dampfpferd), Maß zur Beſtimmung der Größe einer Arbeitsleiſtung, insbeſondere der Maſchine. Man verſteht unter einer P. diejenige Kraft, welche nöthig iſt, um in einer Sekunde eine beſtimmte Anzahl von Pfunden 1 Fuß hoch (Fußpfund) oder eine beſtimmte Zahl von Kilogrammen 1 Meter hoch (Kilogrammometer) zu heben. In England ſetzt man allgemein die Größe der Arbeit eines Pferdes = 500 Fußpfund pro Sekunde, in Frankreich = 75 Meterkilogramm, Werthe, welche nur wenig von einander abweichen. In Preußen beſtimmte das Geſetz die Größe einer P. zu 480 Fußpfund preußiſch, in Oeſterreich zu 430 Fußpfund (Wiener). Alle dieſe Werthe weichen wenig von einander ab. So betragen dieſe Pferdekrafteinheiten, ſämmtlich auf Kilogrammometer berechnet, für Baden 75, Bayern 75,01, England 76,03, Frankreich 75, Oeſterreich 75,87, Preußen 75,32. Die wirkliche Durchſchnittskraft eines lebenden Pferdes beträgt jedoch nur 50 Kilogrammometer, und wenn man die Maſchine Tag und Nacht arbeiten läßt, ſo leiſtet eine Maſchinenpferdekraft durchſchnittlich ſo viel als 3½ lebende Pferde.

Ueber effektive, indicirte und nominelle P. s. Dampfmaschine, S. 967 f.

Pferdelausfliege, s. Lausfliegen.

Pferderennen, s. Wettrennen.

Pferdeschwämme, s. Badeschwamm.

Pferdezucht, s. Pferde.

Pfette (Fette), parallel zur Dachfirste liegender Balken eines Dachstuhls, welcher entweder unter den Sparren angebracht wird, um die Haupt- und Leersparren zu unterstützen, und dann auch Stuhlrahmen heißt, oder auf die Sparren gelegt wird, um die Leersparren zu ersetzen, und dann die Dachdeckung direkt aufnimmt. Vgl. Dach.

Pfeufer, Karl von, Mediciner, geb. 22. Dec. 1806 in Bamberg, studirte seit 1824 Medicin in Erlangen und Würzburg, ward nach abgelegtem Examen klinischer Assistent Schönleins, ließ sich 1832 in München als Arzt nieder, folgte 1840 einem Ruf als Professor und Direktor der Klinik nach Zürich und ward hier zum Mitglied des Gesundheitsraths ernannt. In Gemeinschaft mit Henle begründete er 1844 die »Zeitschrift für rationelle Medicin«, indem sich beide die Aufgabe stellten, physiologische und pathologische Thatsachen behufs ihrer Erklärung auf physikalische und chemische Processe zurückzuführen. 1844 ging P. (mit Henle) als Professor der Arzneimittellehre und Direktor der Klinik nach Heidelberg und 1852 als Leiter der zweiten Klinik nach München. Er erwarb sich einen außerordentlichen Einfluß als Lehrer und trug sehr viel zur damaligen Blüte der medicinischen Fakultät in München bei. Schon in den ersten Jahren seiner ärztlichen Thätigkeit war er mit Erfolg bei Choleraepidemien thätig gewesen. Jetzt nahm er an der Förderung der besonders von Pettenkofer angeregten Untersuchungen lebhaften Antheil und unterstützte dieselben namentlich auch in seiner Stellung als Referent im Ministerium. Auf seine Initiative wurde dann auch die öffentliche Gesundheitspflege als obligater Theil des ärztlichen Fachstudiums eingeführt. Weiter brachte er in Bayern das Princip der ärztlichen Freizügigkeit zur Geltung und reformirte das medicinische Prüfungswesen. Seine Arbeiten veröffentlichte er meist in der »Zeitschrift für rationelle Medicin«. Selbständig erschien die vortreffliche Schrift: »Zum Schutz wider die Cholera« (Heidelb. 1849). Auch gab er »Platens Tagebuch, 1796—1825« (Stuttg. 1860) heraus. Er starb 13. Sept. 1869 in Pertisau. Vgl. Kerschensteiner, Leben und Wirken des Dr. K. v. P. (Augsb. 1871).

Pfifferling, Pilzart, s. Cantharellus; danach oft als Bezeichnung des Geringen, Werthlosen.

Pfingsten (v. griech. pentekoste, »fünfzig«), in der christlichen Kirche das dritte hohe Fest des Kirchenjahrs, welches zum Andenken an die Ausgießung des Heiligen Geistes 50 Tage nach Ostern gefeiert wird. Es währt jetzt zwei Tage und gilt zugleich als Stiftungsfest der christlichen Kirche, da nach dem Bericht Apostelg. 2 an dem jüdischen Wochenfest, aus welchem P. entstanden, sich die erste christliche Gemeinde um die Apostel scharte. Sichere Spuren des Pfingstfestes finden sich erst seit dem 4. Jahrh. vor, und zahlreiche Bräuche weisen auf ein heidnisches Frühlingsfest zurück, von dem sie auf P. übertragen worden sind.

Pfingstrose, s. v. w. Paeonia officinalis.

Pfingstvogel, s. v. w. Pirol.

Pfinz, Fluß im südwestlichen Deutschland, entspringt bei Pfinzweiler im Oberamt Neuenbürg des württemberg. Schwarzwaldkreises, fließt in seiner Hauptrichtung nordwestlich, tritt bald nach Baden über, speist den nach Karlsruhe führenden Kanal Landgraben und fällt nach 66 Kilom. langem Lauf bei Rußheim in den Rhein.

Pfinzing, Melchior, Dichter, geb. 25. Nov. 1481 zu Nürnberg, ward Geheimschreiber und Rath Kaiser Maximilians I., daneben 1512 Propst bei der Sebalduskirche zu Nürnberg und 1521 bei St. Victor in Mainz, wo er 24. Nov. 1535 starb. In seinem historisch-allegorischen Gedicht: »Theuerdank« (»Die geuerlichkeiten vnd eins teils der geschichten des loblichen streytparen vnd hochberümbten Helds vnd Ritters Herr Tewrdanckhs«, Nürnb. 1517 u. öfter) werden die Abenteuer beschrieben, welche Kaiser Maximilian I. (Theuerdank, d. h. der auf Abenteuer Denkende) zu bestehen hatte, ehe er in den Besitz der schönen und reichen Prinzessin Maria von Burgund gelangen konnte. Maximilian selbst soll den Plan zu dem Gedicht entworfen, mag wohl auch einzelnes ausgeführt haben. In einem harten Stil und in gezwungenen Reimen werden ohne alles poetische Feuer Allegorien auf Allegorien bis zur Unverständlichkeit gehäuft, und doch fehlte es dieser harten Sprache nicht an Kraft, die aber in der spätern Umarbeitung von Burk. Waldis (Frankf. 1553) völlig verschwand. Den Schlüssel zu den in den Allegorien versteckten Namen gab Frank in seiner »Chronik« (Bern 1539). Eine neue Ausgabe des »Theuerdank« besorgte Haltaus (Quedlinb. 1836). Die erste Ausgabe des Werks ist werthvoll durch ihre typographische Ausstattung und die trefflichen, von H. Schauffelin gefertigten Holzschnitte.

Pfirsichbaum (Pfirsche, Pfirsing, Amygdalus persica *L.*, Persica vulgaris *Mill.*), Baum oder Strauch aus der Gattung Mandelbaum (Amygdalus), mit 10—15 Centim. langen, elliptischen oder länglich lanzettförmigen, gesägten, völlig unbehaarten, gestielten Blättern, meistens ohne Drüsen am Blattstiel sitzenden, meist sehr großen, dunkel- bis hellrosa gefärbten, auch weißen Blüten, welche sehr früh im Frühjahr erscheinen und bereits Früchte angesetzt haben, wenn die Laubknospen sich zu entwickeln beginnen. Die Frucht ist meist rundlich, mit einer von oben nach unten gehenden Furche, an einem Ende mit einer Vertiefung, aus welcher der kaum oder nicht längere Stiel hervorkommt, auf der Oberfläche mit einem sammetartigen Ueberzug versehen oder ohne solchen und glatt (Nektarinen). Der Stein ist hart, mit tiefen Furchen und mit Löchern versehen; er löst sich nicht immer von dem sehr saftigen Fleisch und enthält einen großen, ölreichen, bittern oder süßen Samen (diese Samen kommen vielfach als Mandeln in den Handel). Der P. ist ohne Früchte nur sehr schwer oder kaum sicher vom Mandelbaum zu unterscheiden. Es existirt auch eine Form, Mandelpfirsich (Pfirsichmandel), mit hartfleischigen, aufspringenden Früchten, welche als Bastard zwischen beiden gilt, aber bei der Aussaat immer wieder dieselbe Pflanze gibt und vielleicht als ursprüngliche Form des Pfirsichbaums zu betrachten ist. Außerdem will man bei Aussaat von Pfirsichkernen auch Mandelbäume erhalten und an einem und demselben Baum gleichzeitig Pfirsiche und Mandeln beobachtet haben, so daß vielleicht ein specifischer Unterschied zwischen Mandel- und P. gar nicht existirt. Der P. gedeiht als Hochstamm nur in wärmeren Klimaten, bei uns kann er meist nur an Mauern am Spalier in südlicher oder südwestlicher Lage gezogen werden; er ist viel empfindlicher als der Mandelbaum, und nur mit vorzugsweise harten

Sorten ist in günstiger, geschützter Lage eine hochstämmige Anzucht erfolgreich. Er verlangt einen nahrhaften, tief lockern, nicht zu feuchten Boden, der besonders in den unteren Schichten mit kalkhaltigem Schutt gemischt ist. Im Winter schützt man ihn vortheilhaft durch vorgehängtes Fichtenreisig, welches im Frühjahr bis nach der Befruchtung hängen bleibt. Man vermehrt ihn hauptsächlich durch Erziehen aus dem Kern, durch Okuliren auf das schlafende Auge oder Kopuliren auf aus dem Kern gezogenen Pfirsichwildlingen oder auf Pflaumen. Die Sorten zeigen bei der Aussaat eine sehr große Konstanz, und da die Früchte der zahlreichen Sorten nur wenig von einander abweichen, so hat man bei der Klassifikation auch die Blüten, die Drüsen am Blattstiel und deren Form benutzt. Nach den Früchten unterscheidet man vier Klassen: Früchte mit sammetartigem Ueberzug und vom Fleisch leicht ablösbarem Stein, echte Pfirsiche (pêches); Früchte mit sammetartigem Ueberzug und vom Fleisch nicht ablösbarem Stein, Härtlinge, Nager (pavies); glatte Früchte mit leicht ablösbarem Stein, Nektarinen (nectarines); glatte Früchte mit vom Fleisch nicht lösbarem Stein, Brügnolen (brugnons, violettes). Die meisten Pfirsiche haben weißes Fleisch, doch gibt es auch rothfleischige, sogen. Blutpfirsiche (sanguinoles, cardinales) und gelbfleischige Aprikosenpfirsiche (apricotées, alberges); die gelbfleischigen Nektarinen heißen Prunellen (brugnoles), die weißfleischigen wegen ihrer meist violetten und oft marmorirten Außenschale Violetten. Empfehlenswerthe Sorten sind nach Lauche: prachtvoller Aprikosenpfirsich, Bollweiler Liebling, Bourdine, Brugnon von Feligny, Galandpfirsich, Galande de Montreuil, Königin der Obstgärten, Leopold I., Georg IV., rother und weißer Magdalenenpfirsich, Maltapfirsich, frühe und große Mignonne, Etruges, Nektarine, Prinzessin Marie von Würtemberg, Prinzessin von Wales, früher Purpurpfirsich, Schmidtbergers Pfirsich, Schöne von Doué, Venusbrust, Willermoz, Madame Gaujard, Schöne von Vitry, Schöne von Westland. Als Vaterland des Pfirsichbaums gilt Persien, doch hat man ihn daselbst noch nicht wild gefunden. In Europa wurde er zuerst gegen die Mitte des 1. Jahrh. in Italien angepflanzt. Jetzt blüht seine Kultur besonders in Frankreich, namentlich in Montreuil bei Paris; aber auch in China und Japan werden Pfirsiche, wenn auch minder vollkommen als in Frankreich, gezogen.

Pfirt (franz. Ferrette), Dorf in Oberelsaß, Kreis Altkirch, mit prächtiger Schloßruine und (1875) 546 Einw., ehedem Hauptort der Grafschaft P., welche die Herrschaften Altkirch, Thann, Delle, Rougemont und Belfort umfaßte und um 1125 von der Grafschaft Montbéliard abgetrennt worden war. Durch Heirath ging sie 1319 an Oesterreich über und kam im Westfälischen Frieden an Frankreich.

Pfister, 1) Albrecht, der erste Buchdrucker in Bamberg, wurde um 1420 geboren und starb um 1470. Ueber sein Leben und seine Drucke s. Buchdruckerkunst, S. 888 u. 891. Auch sein Sohn Sebastian P. lieferte mehrere Drucke.

2) Johann Christian von, deutscher Geschichtschreiber, geb. 11. März 1772 zu Pleidelsheim bei Marbach im Würtembergischen, besuchte das theologische Stift zu Tübingen, wo er einen Freundschaftsbund mit Schelling knüpfte, ward 1800 daselbst Repetent und ging 1804 nach Wien, um hier die Schätze der kaiserlichen Bibliothek zu historischen Forschungen zu benutzen; 1810 wurde er Diakonus in Vaihingen an der Enz, 1813 Pfarrer zu Untertürkheim bei Stuttgart und 1832 Prälat und Generalsuperintendent in Stuttgart. Von Amtswegen Mitglied der Ständeversammlung, stimmte er fortwährend mit der ministeriellen Majorität. Er starb 30. Sept. 1835. Außer seinem Hauptwerk, der »Geschichte von Schwaben« (Heilbr., nachher Stuttg. 1803—1827, 5 Bde.), und seiner durch sorgfältige Quellenforschung ebenso wie durch die Darstellung ausgezeichneten »Geschichte der Deutschen« (Hamb. 1829—35, 5 Bde.; Bd. 6 von Bülau 1842), für welche Werke er sich namentlich Müllers »Schweizergeschichte« zum Muster genommen hatte, sind von seinen Schriften hervorzuheben: »Historischer Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg« (Heilbr. 1816); »Denkwürdigkeiten der würtembergischen und schwäbischen Reformationsgeschichte« (mit Schmid, Tübing. 1817, 2 Hefte); »Herzog Christoph von Würtemberg« (das. 1820, 2 Bde.); »Herzog Eberhard im Bart« (das. 1822); »Die evangelische Kirche in Würtemberg« (das. 1821). Aus seinem Nachlaß gab Jäger die »Geschichte der Verfassung des wirtembergischen Hauses und Landes« (Heilbr. 1838) heraus.

Pfizer, 1) Paul Achatius, Publicist, geb. 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, studirte in Tübingen die Rechte, wurde 1827 Oberjustizassessor zu Tübingen, 1831 aber wegen seiner Schrift: »Briefwechsel zweier Deutschen« (Stuttg. 1831, 2. Aufl. 1832), worin er den Anschluß an Preußen als die einzige Hoffnung deutscher Nationalität empfahl, aus dem Staatsdienst entlassen. Hierauf ward er von der Stadt Tübingen in die Zweite Kammer gewählt, wo er als einer der beredtesten Wortführer der Opposition glänzte, bis die Kammer infolge seiner die Bundesbeschlüsse betreffenden Motion aufgelöst wurde. Die 1836 und 1838 auf ihn gefallene Wahl in die Kammer nahm er nicht an. Nachdem er sich bis 1844 ausschließlich mit publicistischen und philosophischen Studien beschäftigt hatte, deren Ergebnisse zum Theil in seinen »Gedanken über Recht, Staat und Kirche« (Stuttg. 1842, 2 Bde.) niedergelegt sind, ging er zur Rechtspraxis über, trat 1846 in die Dienste Stuttgarts und ward 1847 Stadtrath und Vorstand des Handelsschiedsgerichts daselbst. Im März 1848 wurde er als Kultusminister in das Kabinet berufen, gab jedoch das Portefeuille aus Gesundheitsrücksichten schon im August d. J. wieder ab, wurde darauf Oberjustizrath in Tübingen, legte 1858 auch diese Stelle nieder und starb zu Tübingen 30. Juli 1867. Von seinen durch Dialektik und Eleganz der Darstellung ausgezeichneten Schriften sind noch hervorzuheben: »Gedanken über das Ziel und die Aufgaben des deutschen Liberalismus« (Tübing. 1832); »Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland« (Stuttg. 1835); »Das Recht der Steuerverwilligung« (das. 1836); die Broschüren »Deutschlands Aussichten im Jahr 1851« (das. 1851) und »Zur deutschen Verfassungsfrage« (das. 1862), welch letztere eine direkte Aufforderung an Preußen, der deutschen Reformbewegung sich zu bemächtigen, enthielt.

2) Gustav, lyrischer Dichter und Kritiker, Bruder des vorigen, geb. 29. Juli 1809 zu Stuttgart, studirte in dem Stift zu Tübingen, wo er auch längere Zeit als Repetent fungirte, und ist seit 1846 Professor am Stuttgarter Obergymnasium. Einen Namen erwarb er sich zuerst durch seine »Gedichte« (Stuttg. 1831), denen er nach einer italienischen Reise eine zweite Sammlung (das. 1835) folgen ließ. Dann

ſchrieb er: »Martin Luthers Leben« (Stuttg. 1836), welchem das Gedicht: »Der Welſche und der Deutſche, Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg« (daſ. 1844), eine dichteriſche Darſtellung der Kulturkämpfe des 15. Jahrh., deren tiefere Wirkung nur durch ihre Breite beeinträchtigt ward, und die durch gute Darſtellung ausgezeichnete »Geſchichte Alexanders d. Gr. für die Jugend« (daſ. 1846) ſowie die »Geſchichte der Griechen für die reifere Jugend« (daſ. 1847) nachfolgten. 1836 übernahm P. die Leitung der »Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes« und 1838 die Redaktion des lyriſchen Theils des »Morgenblatts«, während er ſich zugleich an den Ueberſetzungen von Bulwers und Byrons Werken betheiligte. Eine neue Gedichtſammlung veröffentlichte er unter dem Titel: »Dichtungen epiſcher und epiſch-lyriſcher Gattung« (Stuttg. 1840). Als Kritiker führte er ſich ein durch ſeine Schrift: »Uhland und Rückert« (Stuttg. 1837) und durch ſeine Beurtheilung von Heine's Schriften und Tendenz in der »Deutſchen Vierteljahrsſchrift«, wofür ſich Heine durch ſeinen cyniſchen »Schwabenſpiegel« rächte. P. unterſcheidet ſich von den übrigen Dichtern der ſchwäbiſchen Schule weſentlich durch den vorwaltend reflektirenden Charakter ſeiner Poeſien. 1848 wurde er als Vertrauensmann in das Märzminiſterium berufen, ſchied aber bald wieder aus. In politiſcher Beziehung bekannte er ſich, auch in einigen Schriften, zu den Anſchauungen ſeines Bruders.

Pflanze, jeder Naturkörper, welcher nach der hergebrachten Eintheilung der Natur in das Mineralreich, Pflanzenreich und Thierreich dem zweiten dieſer Reiche angehört. Dasſelbe iſt von dem Mineralreich, welches die lebloſen Naturkörper begreift, ſehr beſtimmt unterſchieden; denn die P. iſt ein lebendiges Weſen, weil ſie, wie der Begriff des letztern erfordert, 1) ſich ernährt, d. h. fremde und chemiſch von ihren Beſtandtheilen verſchiedene Stoffe in ſich aufnimmt und zu ſolchen verarbeitet, 2) wächſt, d. h. durch neue Bildungen, die ſie aus ihren eigenen Beſtandtheilen erzeugt, ſich vergrößert, und 3) ſich fortpflanzt, d. h. von ſelbſt neue gleichartige Weſen hervorbringt. Auch unterſcheidet ſie ſich durch ihre chemiſche Zuſammenſetzung aus organiſchen verbrennlichen Stoffen weſentlich von den Mineralien. Schwieriger iſt es dagegen allezeit geweſen, einen durchgreifenden und zugleich anwendbaren Unterſchied zwiſchen P. und Thier anzugeben. Denn wenn Linné beide Naturreiche ſchied, indem er ſagte: »Plantae crescunt et vivunt, animalia crescunt, vivunt et sentiunt«, oder wenn man, wie gewöhnlich, den Thieren allein Empfindung und freiwillige Bewegung zuſchreibt, ſo trifft dies zwar zu, wenn wir irgend eine beſtimmte P. von den höheren Stufen des Gewächsreichs einem beſtimmten vollkommnern Thier gegenüber ſtellen; aber dieſer Unterſchied wird immer weniger anwendbar, je tiefer wir in beiden Reichen herabſteigen. Schon die Phanerogamen weiſen Beiſpiele von Bewegungen einzelner Glieder auf, wie die ſogen. Reizbewegungen, die periodiſchen Bewegungen, Heliotropismus und Geotropismus (ſ. unten), und die Cirkulation des Protoplasma's in den Pflanzenzellen iſt eine durch das ganze Gewächsreich gehende Erſcheinung. Aber ſogar lebhafte Ortsbewegungen, welche durch innere Kräfte hervorgebracht werden, nur in lebendigem Zuſtand ſtattfinden und mit dem Tod erlöſchen, ſowie ſichtbare relative Bewegungen der einzelnen Theile der Körpermaſſe zu einander finden wir bei vielen niederen Pflanzen, beſonders bei den Myromyceten, bei den Schizomyceten, bei den Schwärmſporen der Algen und Pilze. Anderſeits werden bei den Thieren die Bewegungen immer einförmiger, je mehr man ſich den niedrigſten Organismen nähert, und bei dieſen ſind ſie kaum von denjenigen der ihnen verwandten niederen Pflanzen verſchieden; vielen feſtſitzenden Thieren, wie den Polypen, geht aber eine freie Ortsbewegung ganz ab. Von ſinnlicher Wahrnehmung aber läßt ſich bei den niedrigſten Organismen kaum reden. Es hat daher immer gewiſſe lebende Weſen gegeben, von denen man im Zweifel war, ob es Pflanzen oder Thiere ſeien. War dasſelbe früher mit den Phytozoën oder Pflanzenthieren der Fall, deren thieriſche Natur jetzt zweifellos iſt, ſo gilt dies in der neuern Zeit von den Schizomyceten und Myromyceten und wohl auch von den Diatomaceen. Auf der niedrigſten Stufe der belebten Natur iſt Thier und P. nicht unterſchieden; beide Naturreiche gleichen zwei Leitern, die ſich mit der unterſten Sproſſe berühren, während die oberen Sproſſen zufolge der Divergenz der Leitern in immer größerer Entfernung ſtehen. Wenn trotzdem die Theilung der Wiſſenſchaft gebieteriſch verlangt, die Organismen entweder ins Thier- oder ins Pflanzenreich zu ſtellen, ſo kann man ſich hierbei eben nicht nach abſoluten Merkmalen richten, ſondern es entſcheidet die Verwandtſchaft mit dieſer oder jener Gruppe von lebendigen Weſen, welche unzweifelhaft dem einen der beiden Reiche angehören, oder man verfährt einfach nach Konvenienz.

Die Eigenthümlichkeiten des Pflanzenreichs, welche in gleicher Weiſe bei den Thieren nicht zu finden ſind, liegen theils in Verhältniſſen der Organiſation, theils in gewiſſen Lebenserſcheinungen. Zu den erſteren gehört die Einheit des Elementarorgans, der vegetabiliſchen Zelle, die wir bei allen Pflanzen als weſentlich die gleichen und auch als die einzigen Organe, aus welchen der Körper zuſammengeſetzt iſt, antreffen. Dieſe meiſt mikroſkopiſch kleinen Organe, gebildet aus einer Membran, welche aus Celluloſe beſteht, und aus einem Inhalt, deſſen weſentlicher Beſtandtheil das Protoplasma iſt (ſ. Zelle), ſind für alle Pflanzen charakteriſtiſch. Nur bei den äußerſt kleinen Schizomyceten iſt mit den gegenwärtigen optiſchen Hülfsmitteln an den homogen erſcheinenden Körperchen, die in ihrer Reaktion mit dem Protoplasma übereinſtimmen, eine Zellmembran meiſt nicht unterſcheidbar, ſo daß ſie mehr an die nackten thieriſchen Körper der Monaden oder an die periodiſch ohne Zellmembran und frei beweglich lebenden Zuſtände niederer Pflanzen, die ſogen. Schwärmſporen, erinnern. Da ſie aber gleich dem Protoplasma der übrigen Pflanzenzellen durch Furchung und Einſchnürung ſich theilen, ſo kann man auch auf ſie das Schema der vegetabiliſchen Zelle übertragen, um ſo mehr, als auch bei den nächſt verwandten niederen Algen die Zellmembran vielfach ſchwach entwickelt iſt oder gallertartig ſich auflockert. Bei den niedrigſten Vegetabilien bildet eine einzige Zelle den ganzen Körper der P.; bei den einigermaßen vollkommneren aber iſt ſchon eine Anzahl von Zellen zur Bildung des Körpers vereinigt, und bei den vollkommenſten und größten Gewächſen, den Kräutern und Bäumen, beſteht der Körper aus einer unzähligen Menge mit einander verbundener mikroſkopiſch kleinen Zellen. Jegliches Wachsthum der P. beruht auf Vergrößerung dieſer Elementarorgane, und dieſe geht vor ſich, indem die Zellmembran ihren Flächenraum dadurch vergrößert, daß neue Zellſtofftheilchen zwiſchen die alten eingelagert werden; der Ausdehnung der Zellmembran

folgt das von ihr umschlossene Protoplasma nach. Bei den aus vielen Zellen zusammengesetzten Pflanzen tritt, wenn die Zelle auf diese Weise eine gewisse Größe erreicht hat, Theilung derselben in zwei Tochterzellen ein, deren jede dieselben Processe wiederholt, u. s. f. In diesem Fall ist also das Wachsthum verbunden mit Zellenvermehrung. Die meisten einzelligen Pflanzen sind mikroskopisch klein; auch bei ihnen tritt, sobald das Wachsthum die für die Species charakteristische Größe erreicht hat, Vermehrung der Zelle ein, nur daß die Tochterzellen sich isoliren und gleich wieder als selbständige Individuen ein eigenes Leben beginnen. Schon bei diesen einzelligen Pflanzen, die wir als die niedrigsten und dem Thierreich verwandtesten zu betrachten haben, wird die typisch pflanzliche Form gewonnen. Diese Entwickelungsreihe beginnt mit den Schizomyceten, denen wir also die Phykochromaceen mit den Diatomaceen, Desmidiaceen und Palmelleen anzuschließen haben. Alle diese stimmen darin überein, daß die einzellige P. noch kein Oben und Unten unterscheiden läßt, mit anderen Worten, daß noch keine bestimmten Wachsthumsrichtungen an ihr hervortreten. Runde oder längliche oder stabförmige, an beiden Enden meist gleichgestaltete, gewöhnlich frei im Wasser schwimmende und oft selbständig bewegliche Zellen, sind sie von der typischen Pflanzengestalt noch ebenso weit entfernt wie von ausgeprägt thierischen Formen. Eine Differentiirung des Körpers in verschiedene, nur bestimmten Lebenszwecken dienende Organe besteht noch nicht: die einzige Zelle ist Ernährungs- und Fortpflanzungsorgan zugleich. Den Uebergang zum typisch Pflanzlichen zeigen unter den einzelligen Pflanzen besonders die Siphoneen und die Saprolegniaceen. Das Wachsthum der Zelle erfolgt hier nur an zwei entgegengesetzten Punkten oder daselbst wenigstens mit größter Intensität; es tritt ein sogen. Spitzenwachsthum ein, so daß die Zelle ein oberes und unteres Ende unterscheiden läßt. Das letztere steht gewöhnlich mit der Unterlage in Berührung oder Verbindung, indem es entweder zu einem fremden Körpern aufsitzenden, flach scheibenförmigen Fuße sich ausbreitet, oder in wurzelartige, kurze, unregelmäßige Zweige sich verlängert, welche zwischen die Theilchen des Schlammes oder der Erde eindringen und so die P. befestigen; wenn der Inhalt der Zelle grün gefärbt ist, so hat dieser untere Theil gewöhnlich farblosen und minder reichlichen Inhalt. Der entgegengesetzte obere Theil zeigt dagegen das stärkste und eigentliche Spitzenwachsthum; die Zelle verlängert sich hier schlauchförmig, erreicht oft bedeutende Länge und gewinnt nicht selten an ihrer Seite neue Wachsthumspunkte, so daß die Zelle Zweige bekommt, die wiederum durch Spitzenwachsthum zu ebensolchen Schläuchen heranwachsen. Hier haben wir bereits an dem einzelligen Organismus den Unterschied von Wurzel und Stengel in seiner allereinfachsten Form, und damit hat die Natur die pflanzliche Entwickelungsrichtung eingeschlagen. Mit der Differentiirung der Gestalt tritt auch die Theilung der Lebensarbeit ein: das wurzelartige Ende dient vornehmlich der Aufsaugung der Nährstoffe aus dem Substrat; der obere stengelartige Theil, welcher bei den hierher gehörigen Algen grün gefärbt ist, besorgt hier die Assimilation, und auf seinem Ende und demjenigen seiner Zweige oder an seiner Seite bildet er im erwachsenen Zustand die Fortpflanzungsorgane, indem hier nicht mehr die ganze Zelle, sondern nur gewisse Theile derselben aus ihrem Inhalt zahlreiche Tochterzellen erzeugen, die als neue Individuen sich von der P. trennen. Solche fadenförmige, an ihrer Spitze wachsende Zellen finden wir auch bei den übrigen Pilzen und Flechten als die Elementarorgane; nur sind sie hier in großer Zahl vorhanden und oft unter einander mehr oder weniger dicht verwebt zu Körpern von den mannigfachsten Formen und Wachsthumsgesetzen, so daß hier die bei den vorher genannten Pflanzen bereits angedeuteten Formen von Stengel und Wurzel wieder mehr oder weniger verloren gehen und man, weil diese Benennungen hier nicht angewendet werden können, diese Pflanzenkörper als Thallus bezeichnet. Die Pilze und Flechten sind daher auch gleichsam eine Seitenlinie in dem Stammbaum des Gewächsreichs, die in einer von der Hauptlinie abgewendeten Richtung sich ein Stück weiter entwickelt hat, aber nicht fortgesetzt worden ist. Vielmehr geht jene Hauptlinie, auf welcher wir bis zu den höchsten Stufen des Gewächsreichs aufsteigen, durch die Algen, nämlich durch die die unmittelbare Fortsetzung der Siphoneen bildenden Konfervaceen, Fukaceen, Floridеen und Characeen. Denn hier wird die erste Andeutung des Pflanzenstengels bereits bis zu ziemlich hoch organisirten Stengelformen, welche mit regelmäßig gestellten gleichartigen Zweigen und anders gestalteten blattartigen Seitengliedern besetzt sind, fortgebildet. Den ersten Schritt hierzu thun die Konfervaceen, bei denen aus der schlauchförmigen Zelle eine Zellenreihe wird, indem hinter der fortwachsenden Spitze in dem Maß, als die Verlängerung fortschreitet, Querscheidewände gebildet werden, so daß wir bereits eine Scheitelzelle unterscheiden, welche das Längenwachsthum vermittelt, und von welcher alle Zellen, die den Faden zusammensetzen, abstammen. Bei den vollkommneren Tangen (Fukaceen und Floridеen) werden aus diesen Zellenfäden stärkere stammartige Gebilde dadurch, daß die von der Scheitelzelle erzeugten Zellen fortfahren, sich in verschiedenen Richtungen zu theilen, und so ein wirkliches Zellgewebe erzeugen. Zugleich treten Verschiedenheiten in den Formen der Verzweigungen des Stammes ein, indem gewisse Zweige dem Stamm gleichgestaltet und gleichgebaut sind und, wie dieser, durch eine Scheitelzelle unbegrenzt in die Länge wachsen, andere dagegen entweder auch noch die gleiche Gestalt, aber schwächere Ausbildung besitzen und frühzeitig ihr Längenwachsthum einstellen, so daß sie kürzere seitliche Organe am Stamm darstellen oder sogar unter anderen Formen sich ausbilden, indem sie infolge veränderter Zellentheilungsrichtungen eine mehr blattförmige Gestalt annehmen, zum Theil auch auf einfachen Zellenreihen, haarförmigen Bildungen, die nur aus der Oberhaut ihren Ursprung nehmen, stehen bleiben. So vollzieht sich hier schon die Differentiirung der morphologischen Organe, die auch den Körper der vollkommensten P. auf den höchsten Stufen des Gewächsreichs bilden: des Stengels, der Blätter und der Haare oder Trichome. Denn auch dort sind diese Organe im wesentlichen von derselben Bildung und durch dieselben hier angedeuteten Wachsthumsgesetze unterschieden, nur daß die Formen komplicirter werden, daß in dem Zellgewebe Differentiirungen bestimmter Gewebeschichten auftreten und der Stengel meist nicht mehr durch eine einzige Scheitelzelle sich verjüngt, sondern einzelne Gewebeschichten des Stammes selbständig in gegenseitigem Verband am Vegetationspunkt sich fortbilden. Die Wurzel als ein dem Stamm entgegengesetzt wachsendes, aber ihm analoges eigentliches Axenorgan wird dagegen erst bei höheren Pflanzen,

zuerſt bei den Farnen, wahrgenommen. Vgl. Stengel, Wurzel, Blatt, Haare der Pflanzen.

Auch in der Ernährung finden wir bei der Mehrzahl der Pflanzen Unterſchiede von derjenigen des Thiers. Dieſelben ſind begründet in der eigenthümlichen Organiſation der P., welche keine Oeffnungen beſitzt, durch welche ſie, wie der thieriſche Organismus, feſte Körper als Nahrung in einen Darmkanal einführen und das nicht Verwendbare derſelben als Exkremente wieder abgeben könnte. Vielmehr kann bei der P. die Nahrung nur durch die Zellmembranen in den Körper gelangen. Dieſe ſind aber nur für Gaſe und tropfbar-flüſſige Körper durchdringbar, und mithin iſt die P. auf Löſungen der zur Ernährung nothwendigen feſten Stoffe angewieſen, die nach den Geſetzen der Endosmoſe aufgenommen werden. Allein auch dieſen Unterſchied ſehen wir auf den niedrigſten Stufen beider Naturreiche ſich verwiſchen, denn bei den Monaden, Rhizopoden und Spongien, die keine deutliche innere Organiſation zeigen, muß ebenſo wie bei den niederen Pflanzen die ganze Körperoberfläche der Aufſaugung flüſſiger Nahrung dienen, und anderſeits begegnen wir bei den Plasmodien der Myromyceten nicht ſelten der bei den thieriſchen Amöben vorkommenden Erſcheinung, daß der auf der Unterlage hinkriechende ſchleimige Körper zufällig fremde feſte Partikelchen in ſich aufnimmt und einige Zeit in ſich eingeſchloſſen behält, ſo daß wohl zu vermuthen iſt, daß auch dieſe feſten Ingeſta von dem Plasmodium ausgeſogen werden, welches ſeine Nahrung ja überhaupt aus dem Subſtrat, auf welchem es lebt, einſaugen muß. Der thieriſche Organismus kann nur durch organiſche Körper, vegetabiliſche oder animaliſche, ernährt werden; für die größte Mehrzahl der Pflanzen und zwar für alle mit Chlorophyll verſehenen, alſo grün gefärbten, ſind dagegen ſolche Nährſtoffe ungeeignet, denn dieſe haben die Fähigkeit, Waſſer und Kohlenſäure, welche ſie aus dem Boden und aus der Luft aufnehmen, direkt zu ternären organiſchen Verbindungen zu verarbeiten, Stärkmehl oder Zucker daraus zu bilden, wobei ſie den in jenen Nährſtoffen überſchüſſig enthaltenen Sauerſtoff in Gasform wieder an die Luft abgeben. Auch zur Bildung ihrer ſtickſtoffhaltigen Proteïnkörper braucht die grüne P. keine organiſchen Nährſtoffe; der Stickſtoff und der Schwefel, welche in den ammoniak- oder ſalpeterſauren und in den ſchwefelſauren Salzen enthalten ſind, die von der P. nebſt anderen anorganiſchen Salzen mit dem Waſſer aus dem Boden aufgenommen werden, liefern zugleich mit den aus Kohlenſäure und Waſſer gebildeten Kohlehydraten das Material, aus welchem jene Verbindungen hergeſtellt werden. Somit fällt der P. allein die wichtige Rolle zu, auf der Erde für fortdauernde Neuerzeugung organiſcher Materie aus unorganiſchen Verbindungen zu ſorgen und die Kohlenſäure, welche durch die Athmung der lebenden Weſen, insbeſondere der Thiere, producirt wird, wieder zu verzehren und in den Kreislauf der Stoffe zurückzuführen. In dieſem gerade entgegengeſetzten Verhalten wird die P. zur Erhalterin des thieriſchen Lebens, welches ohne die Pflanzenwelt wegen der ſteten Bereicherung der Luft mit Kohlenſäure und wegen des Unterbleibens der Wiedererſetzung des organiſchen Materials zu Grunde gehen müßte. (Vgl. Ernährung.) Aber auch dieſer Unterſchied der beiden Reiche iſt kein durchgehender. Einerſeits gibt es unter den Infuſorien einige Thiere, wie Euglena, welche durch Chlorophyll grün gefärbt ſind, und bei denen man dieſelbe Thätigkeit des Chlorophylls wie bei den verwandten Algen vermuthen muß. Anderſeits ernähren ſich alle nicht mit Chlorophyll verſehenen Pflanzen, z. B. ſämmtliche Pilze, aus vorgebildeten organiſchen Verbindungen, zeigen keine Aufnahme von Kohlenſäure und Abgabe von Sauerſtoff; vielmehr tritt der in dem umgekehrten Gasaustauſch beſtehende Athmungsproceß bei ihnen rein hervor wie bei den Thieren. Diejenigen von ihnen, welche abgeſtorbene pflanzliche oder thieriſche Körper bewohnen, ziehen ihre Nahrung aus den organiſchen Verbindungen, welche als die erſten Zerſetzungsprodukte bei Fäulnis oder Verweſung gebildet werden; diejenigen aber, welche lebendige Thiere oder Pflanzen bewohnen (ſ. Schmarotzer), ernähren ſich gerade ſo wie die paraſitiſchen Thiere aus den organiſchen Säften des von ihnen bewohnten lebendigen Organismus. Selbſt bei einigen mit Chlorophyll ausgeſtatteten höheren Pflanzen, den ſogen. fleiſchfreſſenden Pflanzen, hat man an die thieriſche Ernährung erinnernde Erſcheinungen beobachtet. Es gilt dies beſonders von den Droſeraceen, unter denen der Vorgang am genaueſten an der Fliegenfalle (Dionaea muscipula) unterſucht worden iſt. Das kreisförmige Blatt derſelben iſt durch Berührung einer der drei Borſten, die es auf jeder Hälfte trägt, reizbar, indem ſich danach beide Blatthälften augenblicklich mit der Innenſeite gegeneinander beugen, aber nach kurzer Zeit ſich wieder ausbreiten. Wenn aber ein Inſekt die Borſten berührt hat und von den zuſammengefalteten Blatthälften gefangen worden iſt, ſo bewirkt es durch ſeine Bemühungen zur Befreiung eine ſtetige Steigerung des Reizes, infolge deren die Blatthälften feſt aufeinander gepreßt werden, ſo daß das eingeſchloſſene Thier zerdrückt werden kann. Alsdann beginnen die auf der Innenfläche befindlichen ſchildförmigen, kurz geſtielten, rothen Drüſen einen ſauren Saft auszuſcheiden, der den Innenraum erfüllt, und durch welchen alle Weichtheile des Inſekts, bis auf das zurückbleibende Hautſkelett, aufgezehrt werden. Darwin ſieht in jenem Sekret einen ſauren Verdauungsſaft und in dem Vorgang ſelbſt eine echte Verdauung thieriſcher Nahrung. Wenn nun auch die Möglichkeit eingeräumt werden muß, daß hier gewiſſe aus der Zerſetzung der Thierleiber hervorgehende flüſſige organiſche Verbindungen oder auch nur deren anorganiſche Beſtandtheile von dem Blatt aufgeſaugt und aſſimilirt werden, ſo iſt doch weder poſitiv noch negativ etwas darüber entſchieden, ob die gefangenen Thiere wirklich zur Ernährung der P. dienen, und jedenfalls iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß die Dionaea auch ohne dieſen Raub zu leben vermag, da ihr Chlorophyll ſie, wie jede andere grüne P., zu einer echt pflanzlichen Ernährung befähigt.

In der Fortpflanzung, d. h. in der Erzeugung neuer Individuen, ſteht das Pflanzenreich dem Thierreich inſofern nahe, als mit derſelben ſchon von den niederen Stufen des Pflanzenreichs an ein Gegenſatz zweier Geſchlechter in Beziehung ſteht. Freilich muß davon die bloße Vermehrung oder vegetative Fortpflanzung der Gewächſe unterſchieden werden, welche derjenigen mancher niederen Thiere durch Theilung analog iſt, und auf welcher die Vermehrung durch Zellentheilung bei den einzelligen Algen und Pilzen, durch Brutknospen, Knollen, Zwiebeln, Ausläufer, Stecklinge bei den höheren Pflanzen beruht (vgl. Vermehrung der Pflanzen), und an welche ſich auch die Bildung aller derjenigen Sporen und Schwärmſporen der niederen Kryptogamen, welche geſchlechtslos entſtehen, anſchließt. Das erſte Erwachen

einer geſchlechtlichen Differenz bemerken wir ſchon bei manchen Algen und Pilzen in der ſogen. Kopulation, bei welcher die beiden zur Zeugung wirkenden Theile noch einander gleich ſind und ſich vollſtändig mit einander zu Einer Maſſe vereinigen, welche dann eine Spore, den Keim eines neuen Individuums, darſtellt. Die Paarung der Schwärmſporen bei einigen Algen ſchließt ſich hier unmittelbar an. Aber ſchon bei vielen Algen und Pilzen und beſonders vollkommen bei den Mooſen und Farnen differentiiren ſich beide Geſchlechter in einer mit den Verhältniſſen im Thierreich überraſchenden Aehnlichkeit, indem das männliche Element als Spermatozoïde, das weibliche als Eikugel (Eizelle) auftritt, welche durch jene befruchtet wird. Bei den Phanerogamen haben wir im Pollenkorn das männliche, in dem Keimbläschen innerhalb der Samenknospen das zu befruchtende weibliche Element. Während aber im Thierreich das Produkt der geſchlechtlichen Thätigkeit überall unmittelbar das neue, nach einer gewiſſen Zeit vom mütterlichen Organismus ſich trennende Individuum iſt, finden wir, wenn wir im Pflanzenreich von unten aufſteigen, dieſes Verhältnis nur bei den Algen, mit Ausnahme der Florideen, und bei den Phykomyceten unter den Pilzen. Schon bei den Florideen und noch ausgeprägter bei den übrigen Pilzen, ſo weit hier Sexualorgane nachgewieſen ſind, fällt der Geſchlechtsakt in einen andern Theil des Pflanzenlebens. Sein Produkt iſt hier ein eigenes Organ der P. ſelbſt, ein Fruchtträger, mit deſſen Erſcheinen die P. erſt eigentlich ihre vollkommene Ausbildung erlangt, und welcher erſt, ohne ſelbſt Geſchlechtsorgane zu zeigen, die Keime neuer Individuen (Sporen) entwickelt. Ebenſo finden wir bei den Mooſen die Archegonien und Antheridien auf den Stengeln, und ihr Produkt iſt erſt die ganze Mooskapſel, in welcher die Sporen gebildet werden; bei den Gefäßkryptogamen erſcheinen die Geſchlechtsorgane ſchon auf den kleinen Vorkeimen, und ihr Erzeugnis iſt die ganze eigentliche ſtamm- und blattbildendende P. (das Farnkraut, der Bärlappſtengel ꝛc.), welche nun ſelbſt ohne Sexualität die Sporen hervorbringt. Und ſo rückt denn endlich bei den Phanerogamen die Geſchlechtsperiode bis vor die Keimung, alſo ganz bis auf die Mutterpflanze (auf Pollen und Samenknospe in den Blüten), zurück, ſo daß hier wieder das alte Verhältnis, wonach der Keim des Jungen (Same) das direkte Produkt der Geſchlechtsthätigkeit iſt, erreicht wird. Vgl. Geſchlechtsorgane, Fortpflanzung, Zeugung.

Lebenserſcheinungen von beſonderem Intereſſe ſind die mannigfaltigen und allverbreiteten Bewegungen der Pflanzen. Phyſiologiſch kann man darunter nur ſolche Bewegungserſcheinungen verſtehen, zu deren Erklärung es der Annahme von Kräften bedarf, die nur im lebendigen Organismus erzeugt werden. Man unterſcheidet zunächſt Ortsbewegungen ganzer Pflanzen und Bewegungen einzelner Pflanzentheile an der feſtſtehenden P. Der Ortsbewegungen ſind viele im Waſſer und auf feuchten Körpern frei lebende mikroſkopiſche Algen und Pilze fähig. Hierher gehören die Bakterien, welche zum Theil lebhafte vor- und rückwärts ſchießende, gerad- und krummlinige Bewegungen, oft verbunden mit Axendrehungen, zeigen; ferner unter den Algen die Diatomeen und die Oscillarien, erſtere wegen ihrer verhältnismäßig langſamen vor- und rückwärts gleitenden, in geraden Bahnen gehenden Bewegung, letztere wegen ihrer meiſt langſam vor- und rückwärts ſchleichenden und gleichzeitig hin- und herſchwingenden Fäden. Dieſe Schwingungen beſtehen in einer kreiſenden Beugung des Endes, hervorgebracht durch ſuccedane Verkürzung aller Seiten des Fadens. In allen dieſen Fällen ſind äußere Organe, welche eine Ortsbewegung bewirken könnten, nicht wahrzunehmen; die Erſcheinung iſt noch unerklärt. Beſſer unterrichtet über die Urſache der Bewegung iſt man bei denjenigen frei lebenden pflanzlichen Organismen, die ſich als nackte Protoplasmakörper erweiſen. Dies gilt beſonders von den Schwärmſporen (ſ. d.) der Pilze und Algen, deren lebhafte, fortſchreitende, mit einer Axendrehung verbundene Bewegungen im Waſſer eine Folge der raſchen Schwingungen ſind, in welchen ſich die Cilien derſelben befinden, und welche auf die Bewegung pflanzlichen Protoplasma's zurückgeführt werden können, wonach ſie hervorgebracht werden durch raſche Aufnahme und Wiederabgabe von Waſſer in den einzelnen Theilen der Cilien und damit zuſammenhängende Verlängerung und Verkürzung derſelben. Hierher gehören auch die ſelbſtändig ſich bewegenden Plasmodien der Myromyceten, ſchleim- oder rahmartige, nackte Protoplasmakörper, welche entweder eine gleichmäßig zuſammenhängende Maſſe, oder netzförmig zertheilte Stränge darſtellen und in ſteter Geſtalt- und Ortsveränderung begriffen ſind, indem ſie an einem ihrer Ränder vorwärts fließen und Fortſätze ausſenden und einziehen, woran auch die innere, durch Körnchen getrübte Maſſe des Schleims durch Strömungen theilnimmt. Die Ortsbewegungen der Pflanzen zeigen meiſt eine gewiſſe Abhängigkeit vom Licht, was beſonders von den Schwärmſporen gilt, die ſich in der Regel gegen das Licht bewegen und an derjenigen Seite des Waſſergefäßes anſammeln, welche nach jener Richtung gekehrt iſt. Doch hat man auch Schwärmſporen beobachtet, welche das Licht fliehen und an den dunkleren Stellen ſich anſammeln. In der Dunkelheit ſind dieſe Bewegungen ohne beſtimmte und übereinſtimmende Richtung.

Diejenigen Bewegungen, welche an Gliedern der feſtſtehenden P. vorkommen, können als Richtungsänderungen bezeichnet werden, die in der Form verſchiedenartiger Krümmungen oder Drehungen der Theile auftreten. Der Mechanismus derſelben läßt ſich auf zweierlei Vorgänge in der P. zurückführen. Wir ſehen entweder, daß der Pflanzentheil an zwei gegenüber liegenden Seiten oder in zweien ſeiner Längshälften ein ungleich ſtarkes Wachsthum erleidet: die eine Seite erreicht eine größere Länge als die ihr gegenüber liegende, und da beide Theile mit einander verwachſen ſind, ſo muß das Ganze eine um ſo ſtärkere Krümmung beſchreiben, je größer die Wachsthumsunterſchiede werden, wobei die zur längern gewordene Seite die Konverität der Krümmung einnimmt. Oder aber es können mit einander verwachſene Theile eines Organs ungleiche Dimenſionen durch Aenderungen der Gewebeſpannungen annehmen. Denken wir uns einen Pflanzentheil aus nebeneinander liegenden verwachſenen Geweben beſtehend, von denen das eine, im ſchwellenden Zuſtand befindlich, noch größere Ausdehnung anzunehmen beſtrebt iſt, das andere dagegen der letztern freiwillig nicht folgt, ſondern durch dieſelbe paſſiv geſpannt wird, ſo wird ein ſolcher Pflanzentheil ſeine Richtung durch Krümmung ändern müſſen, wenn in dieſen Spannungsverhältniſſen einſeitig eine Aenderung geſchieht, wenn alſo hier entweder die geſpannten Gewebe ihre Dehnbarkeit vergrößern oder vermindern, oder wenn, was der gewöhnliche Fall iſt, das ſchwellende Gewebe daſelbſt im Ausdehnungsſtreben zu- oder abnimmt. Geſchieht die

Spannungsänderung zwischen dem innern Gewebe einer- und dem ganzen peripherischen anderseits, so muß das Organ eine Drehung um seine Axe erleiden. Da das Anschwellen eines Gewebes durch Steigerung des Wassergehalts seiner Zellmembranen verursacht wird, so sind Veränderungen des Wassergehalts der Gewebe die gewöhnlichen nächsten Ursachen der durch Gewebespannungen bewirkten Bewegungen. Die Richtungsänderungen unterscheidet man nach den äußeren Kräften und Umständen, durch die sie bedingt werden. Bei den hygroskopischen Bewegungen liegt die Ursache in der Aufnahme oder Abgabe von Wasser bei Zu- oder Abnahme des Feuchtigkeitsgehalts des Mediums, wodurch Aenderungen der Gewebespannungen herbeigeführt werden. Hierher gehören z. B. die Grifselfortsätze der Früchte des Storchschnabels (Geranium), die gedrehten Grannen der Gräser, die Stiele der Mooskapseln ꝛc., welche deshalb als Hygrometer benutzt werden. Elasticitätsbewegungen sind solche, bei denen die durch erhöhte Gewebespannungen veranlaßten Krümmungen gewisser Theile anfänglich durch das Angewachsensein der letzteren an einen andern Theil verhindert werden, bis die Kraft der Spannung endlich so groß geworden ist, daß eine Zerreißung erfolgt und der frei gewordene Theil plötzlich die angestrebte Krümmung annimmt. Auf diese Weise öffnen sich die Klappen mancher kapselartigen Früchte, wie z. B. die des Springkrauts (Impatiens), wobei die Gewalt der Bewegung die Samen weithin fortschleudert.

Ebenfalls auf Gewebespannungen zurückzuführen sind die merkwürdigen Reaktions- oder Reizbewegungen. Eine Anzahl Pflanzen hat die Eigenthümlichkeit, daß gewisse Theile derselben, die man deshalb als »reizbare« bezeichnet, jedesmal plötzlich ihre Richtung verändern, sobald sie oder die ganze P. durch Berührung oder Stoß erschüttert werden, aus dieser Lage aber nach einiger Zeit von selbst, jedoch ganz allmählich wieder in die ursprüngliche zurückkehren. Am auffallendsten zeigen dies die Blätter der Sinnpflanzen (Mimosa pudica und sensitiva). In nicht gereiztem Zustand sind die Stiele aufgerichtet, und die Fiederblättchen liegen in einer Ebene. Bei stärkerer Erschütterung klappen die Blättchen aufwärts gegen einander, die Stiele der Hauptabschnitte des Blattes legen sich zusammen, und der Hauptblattstiel senkt das ganze Blatt abwärts. Hierher gehören ferner die Blätter der oben erwähnten Fliegenfalle (Dionaea muscipula). Schwache Andeutungen von Reizbarkeit zeigen auch die zusammengesetzten Blätter des Schotendorns (Robinia pseudacacia) und der Sauerkleearten (Oxalis). Bei Berberis und Centaurea sind die Staubfäden, bei Mimulus, Martynia ꝛc. die Narben reizbar. Die Ursachen der Reizbewegungen sind hauptsächlich an den Mimosen erforscht worden. Die sich krümmende Stelle ist hier das Gelenkpolster an der Basis der Blattstiele und der Blättchen. Dasselbe wird von einem saftreichen Parenchym gebildet, in dessen Axe der Gefäßbündelstrang des Blattes verläuft. Jenes spielt die Rolle eines kräftigen Schwellgewebes, welches in fortwährendem Bestreben, sich auszudehnen, mit dem letztern in hoher Spannung sich erhält. Die Reizung des Gelenks am Grunde des Hauptblattstiels besteht nach den zuerst von Brücke 1848 angestellten Experimenten darin, daß von der Unterhälfte des Schwellgewebes dieses Gelenks ein Theil des darin enthaltenen Wassers sofort freiwillig an benachbarte Blatttheile abgegeben wird, daß somit eine Erschlaffung dieser Hälfte eintritt und daher der obern Hälfte des Schwellgewebes in demselben Augenblick das Uebergewicht im Ausdehnungsstreben verschafft wird, so daß, da die obere Gelenkhälfte sich nun stärker ausdehnt, das Blatt abwärts gekrümmt wird. Die erschlaffte untere Hälfte des Schwellgewebes nimmt nach und nach wieder die frühere Wassermenge auf, und das Blatt richtet sich allmählich wieder auf, wenn keine neue Reizung eintritt. Außer mechanischen Eingriffen kann auch plötzlicher Wechsel der Temperatur, desgleichen des Feuchtigkeitsgehalts der Luft als Reiz wirken. Durch gewisse Einflüsse kann die Reizbarkeit während der Dauer der ersteren aufgehoben werden, kehrt aber nach Aufhören derselben wieder, wofern diese einen gewissen für die P. schädlichen Grad und Dauer nicht überschritten haben. So werden reizbare Pflanzentheile unter Wasser oder in größerer Trockenheit, ferner bei anhaltendem Lichtmangel, sehr hoher oder niederer Temperatur (bei Mimosa oberhalb 40° C. und unterhalb 15° C.), endlich in sauerstofffreier Atmosphäre, durch Chloroformdampf ꝛc. starr.

Den Reizbewegungen nahe verwandt ist das Winden der Ranken und Schlingpflanzen um fremde Körper. Das Umschlingen der Stütze seitens des windenden Stengels erfolgt bei jeder Pflanzenart in konstanter Richtung, entweder rechts- oder linksum. Zu den links windenden gehört die ungleich größere Mehrzahl der Schlingpflanzen, rechts windend sind von unseren einheimischen nur der Hopfen und die windenden Knötericharten (Polygonum). Die Ursache der windenden Bewegungen dieser Pflanzentheile erklärt zugleich die scheinbar räthselhafte Erscheinung, daß dieselben sich in ihrer Umgebung eine Stütze gleichsam aufsuchen. Die Stengel der Schlingpflanzen winden anfangs noch nicht, sie sind aufgerichtet; aber ihre Endtheile vollziehen eine Bewegung, die auch an den jungen Stengeltheilen zahlreicher anderen nicht windenden Pflanzen beobachtet und als Nutation bezeichnet wird. Das Stengelende ist nämlich in einem Bogen zur Seite geneigt und zeigt dabei eine Drehung um seine Axe, so daß der zur Seite gebogene Theil, wie der Zeiger einer Uhr, im Kreis herumgeführt wird, meist in vielen Umläufen und bisweilen innerhalb weniger Stunden einen vollen Umlauf vollendend. Daß dies nicht auf einer wahren Axendrehung des Stengels beruht, wird dadurch bewiesen, daß, wenn man eine Seite des Stengels durch einen farbigen Strich kenntlich macht, derselbe seine Lage nicht verändert, wohl aber bald in der Konkavität, bald an der Seite, bald auf der Konverität der Krümmung sich zeigt. Die Kreisdrehung wird also dadurch hervorgebracht, daß beim Längenwachsthum nach einander alle Seiten des Stengels einmal die stärkste Ausdehnung den übrigen gegenüber bekommen, woraus eben die Krümmung resultirt. Die Richtung dieser Uhrzeigerbewegung geht überall konstant rechts- oder linksum und zwar übereinstimmend mit der Richtung, in welcher später das Winden erfolgt. Trifft der Stengel bei dieser Drehung eine Stütze, so legt er sich, indem die Nutation fortgeht, auch immer weiter um dieselbe. Daher ist es auch unmöglich, einen Stengel in einer der ihm eigenen Richtung entgegengesetzten zum Winden zu bringen. Die Schlingpflanze wird also nicht etwa von einer in der Nähe stehenden Stütze angezogen, denn ihr Stengel bewegt sich nur dann gegen sie, wenn sie vor ihm steht, während er sie zunächst flieht, wenn sie an seine Hinterseite gesetzt wird. Während so zur Erklärung des Windens der Schlingpflanzen die Nutation allein hinreicht, sind die Ranken als wirklich reizbare Theile zu betrachten, bei denen die Berührung einer festen Stütze eine

relative Verkürzung der berührten Seite gegenüber den anderen und somit eine Krümmung der Ranke gegen die Stütze bewirkt.

Periodische oder Schlaf- und Wachbewegungen nennt man denjenigen Stellungswechsel gewisser Pflanzentheile, der sich in regelmäßigen Perioden, vielfach mit dem Wechsel von Tag und Nacht, vollzieht, und den man daher auch mit einem Wachen und Schlafen verglichen hat, weshalb die veränderte Stellung zur Nachtzeit auch als Pflanzenschlaf bezeichnet worden ist. Diese Erscheinungen kommen an zusammengesetzten Blättern zahlreicher Pflanzen vor. Zu solchen gehören diejenigen mit reizbaren Blättern, wie die Mimosen, die Akazie, der Sauerklee, ferner auch viele nicht reizbare, wie der gewöhnliche Klee (Trifolium), die Wicke (Vicia), die Arten von Cassia, Colutea, die Lupinen ꝛc. Während die Blättchen dieser Pflanzen am Tag ausgebreitet sind, legen sie sich abends zusammen, um erst bei Wiederkehr des Tageslichts in ihre frühere Stellung zurückzukehren. Bei den Mimosen ist die Schlafstellung derjenigen des gereizten Blattes gleich, bei den übrigen schlagen sich meistens die Blättchen abwärts gegen den Blattstiel, bei den Kleearten und den Wicken legen sie sich nach aufwärts zusammen. Ferner sind die Blüten und Blütenköpfe mancher Pflanzen in ihrem Oeffnen und Schließen von den Tagesstunden abhängig, doch fällt dies vielfach nicht mit dem Wechsel von Tag und Nacht zusammen. So öffnet z. B. der Löwenzahn (Taraxacum officinale) seine Blütenköpfe früh zwischen 5 und 6 Uhr und schließt sie bereits vormittags zwischen 8 und 9 Uhr; der Lein öffnet die Blüten zwischen 5 und 6 Uhr früh und schließt sie kurz vor Mittag. Calendula ist von morgens 9 bis nachmittags 3 Uhr geöffnet. Einige Pflanzen sogar halten ihre Blüten nur zur Nachtzeit geöffnet; so blüht die Königin der Nacht (Cereus grandiflorus) abends 7 Uhr auf und schließt ihre Blüten um Mitternacht; Mesembryanthemum noctiflorum blüht von abends 7 bis früh 6 oder 7 Uhr. Auch vom Zustande der Atmosphäre sind diese Bewegungen abhängig; so öffnen sich z. B die Blütenköpfe vieler Arten aus der Abtheilung der Cichoriaceen an trüben und regnerischen Tagen gar nicht. Die merkwürdigsten periodischen Bewegungen zeigen die Seitenblättchen der dreizählig zusammengesetzten Blätter von Hedysarum gyrans, einer ostindischen Papilionacee. Dieselben befinden sich in einer beständigen auf- und niederschwingenden Bewegung, die schon in unseren Treibhäusern mehrere Male in einer Minute, in der Heimat der P. aber noch öfter sich wiederholt. Diejenigen periodischen Bewegungen, welche mit dem täglichen Wechsel von Licht und Dunkelheit zusammenfallen, lassen sich abändern und sogar umkehren durch Umkehr des letztern. Es gelingt, an den betreffenden Pflanzen die Wachbewegung zur Nachtzeit und die Schlafbewegung am Tag eintreten zu lassen, wenn man sie in einem dunkeln, nur während der Nacht künstlich erleuchteten Zimmer hält. In unausgesetzter Helligkeit oder Dunkelheit erhalten, zeigen diese Pflanzen ebenfalls abwechselnde Schlaf- und Wachbewegungen; aber die Perioden derselben werden bald sehr unregelmäßig. Man muß hieraus schließen, daß diese Bewegungen zwar autonomische sind, d. h. auf einer innern Anlage der P. beruhen, daß sie aber in ihrem Zeitmaß regulirt werden durch den Wechsel von Beleuchtung und Dunkelheit, so daß ihre Perioden zum Theil selbst mit diesem Wechsel zusammenfallen. Bei dem Oeffnen und Schließen mancher Blüten, z. B. der Tulpe, des Crocus, des Taraxacum, ist auch ein hervorstechender Einfluß der Temperatur bekannt. Diese Blüten kann man jederzeit durch Erwärmung zum Oeffnen, durch Abkühlung zum Schließen bringen. Von diesen Ursachen der Bewegungen müssen aber unterschieden werden die Bedingungen derselben, die durch gewisse äußere Umstände gegeben werden. Dahin gehört vor allen das Licht. Wenn man periodisch bewegliche Pflanzen längere Zeit ununterbrochener Dunkelheit aussetzt, so hören die Bewegungen zuletzt ganz auf, indem die P. in der Tagstellung stehen bleibt. Hat dieser Zustand nicht zu lange gedauert, so erlangt die P. ihre Beweglichkeit wieder, wenn sie von neuem dem Licht ausgesetzt wird. Jenen durch dauernde Lichtentziehung herbeigeführten Zustand nennt man die Dunkelstarre, den durch Beleuchtung bedingten beweglichen Zustand den Phototonus. Wenn ferner diese Pflanzen längere Zeit unterhalb eines gewissen niedrigen oder oberhalb eines ungewöhnlich hohen Temperaturgrads (der übrigens bei den verschiedenen Arten verschieden ist) gehalten werden, so büßen sie ebenfalls ihre Beweglichkeit ein, so lange jene Temperatur andauert. Man redet dem entsprechend von einer Kälte- und Wärmestarre und bezeichnet den durch die günstige Temperatur bedingten beweglichen Zustand als Thermotonus. Auch ist Anwesenheit atmosphärischen Sauerstoffs eine Bedingung; in luftfreiem Wasser, desgleichen im Vakuum der Luftpumpe nehmen die genannten Pflanzen dauernde Tagstellung an. Die Bewegung kann hier nur auf Aenderungen der Gewebespannungen in denjenigen Theilen beruhen, durch deren veränderte Ausdehnungen die Richtungsveränderung der Theile des Blattes ꝛc. herbeigeführt wird. Es sind dies bei jenen Blättern überall ebensolche gelenkartige Stellen wie bei den Reizbewegungen; die Krümmungen der beweglichen Blütentheile erfolgen auf längeren Strecken des Organs, und es sind somit auch die Gewebe in der entsprechenden Ausdehnung den wechselnden Spannungen unterworfen. Da die allgemeinen Gewebespannungen der P. gewissen periodischen Schwankungen während eines Tags unterworfen sind, so hat man Grund, dies mit den periodischen Bewegungen in Zusammenhang zu bringen, wenngleich es darüber noch an hinreichenden Untersuchungen fehlt, ob und inwieweit der zeitliche Rhythmus beider Vorgänge übereinstimmt.

Zu der Klasse von Bewegungen, welche ihre Ursache in Differenzen des eigentlichen Wachsthums haben, gehören zunächst alle diejenigen Richtungsänderungen, welche mit jeder Entfaltung von Pflanzentheilen aus der Knospenlage nothwendig verbunden sind, indem die Krümmungen, Faltungen, Rollungen ꝛc., welche die Theile in der Knospe zeigen, hierbei durch die entsprechenden Wachsthumsprocesse ausgeglichen werden; dann die oben bereits erwähnten Nutationen, welche vorzugsweise an den Stengeln krautartiger Pflanzen während der Periode ihres stärksten Längenwachsthums vorkommen. Ferner sind hier die merkwürdigen Bewegungen der Pflanzen gegen das Licht zu nennen. Die meisten grün gefärbten Pflanzentheile suchen während der Periode ihres Wachsthums eine bestimmte Richtung gegen das Licht einzunehmen und thun dies, wenn die Beleuchtung nur von einer Seite her erfolgt, jedesmal durch die entsprechenden Krümmungen, welche die P. zahlreiche Male zu wechseln vermag, so oft und sobald man das Licht von einer andern Seite her auf sie fallen läßt. Diese Fähigkeit nennt man Heliotropismus. In den meisten Fällen krümmt

ſich der Stengel derart, daß die vom Licht getroffene Seite konkav, der Stengel alſo dem Licht zugewendet wird. Es gibt aber auch einige Pflanzentheile, welche ſich bei einſeitiger Beleuchtung in entgegengeſetzter Richtung krümmen, alſo vom Licht ſich abwenden. Im erſtern Fall redet man von *positivem*, im letztern von *negativem* Heliotropismus. Beiſpiele des erſtern ſind ganz allgemein; ſehr auffällig zeigen ſie ſich z. B. an Zimmerpflanzen, die entfernt vom Fenſter ſtehen. Bei einer im Freien ſtehenden P., welche von allen Seiten her gleichmäßig Licht empfängt, kann natürlich keine Ablenkung ſtattfinden; der Stengel muß ſeine aufrechte Richtung beibehalten. Negativ heliotropiſch ſind z. B. die Ranken des Weinſtocks und des wilden Weins, die Zweige des Epheu's, ferner die Stengel der **Lysimachia nummularia**, welche dadurch dem Boden angedrückt und zu kriechenden Stengeln werden, endlich in mehr oder minder hohem Grade die Wurzeln zahlreicher Pflanzen. Die Wirkung des Lichts auf die poſitiv heliotropiſchen Pflanzentheile beruht auf einer Förderung des Längenwachsthums an den dem Licht abgewendeten, die Wirkung auf die negativ heliotropiſchen Theile dagegen in einer ſolchen an den dem Licht zugekehrten Seiten. Abweichend hiervon iſt der Heliotropismus der meiſten flächenförmigen grünen Blätter; dieſe kehren ihre Are nicht dem Licht in gerader Richtung entgegen, ſondern nehmen eine Bewegung vor, deren Ziel die rechtwinklige Lage der obern Blattſeite gegen die Lichtſtrahlen iſt, und das iſt zugleich diejenige Lage des Blattes, in welcher nachweislich die aſſimilirende Thätigkeit desſelben am ausgiebigſten ſich geſtaltet. Nicht nur das Sonnenlicht, ſondern auch künſtliches Lampenlicht wirkt auf die heliotropiſchen Pflanzentheile. Unter den farbigen Lichtſtrahlen haben die violetten die ſtärkſte Wirkung.

Dem Heliotropismus nahe verwandt iſt der *Geotropismus*. Zahlreiche Pflanzentheile haben die Fähigkeit, Krümmungen anzunehmen, welche zu der Lothlinie in einer beſtimmten Beziehung ſtehen. Die allermeiſten Stengel krümmen ſich in ihren im Wachsthum begriffenen Stücken, wenn dieſelben nicht vertikal aufrecht ſtehen, derart, daß ſie dieſe letztere Richtung erreichen, die ſie dann nicht wieder verlaſſen, und wenn man ſie künſtlich aus dieſer Richtung dauernd ablenkt, ſo nehmen ihre wachſenden Endtheile alsbald wieder vertikal nach aufwärts gekehrte Krümmung an. Schon am Keime macht ſich dieſes geltend, denn derſelbe wendet ſich, welche zufällige Lage auch der Same im Boden haben mag, ſtets vertikal aufwärts. Umgekehrt zeigen die Wurzeln, wenn ſie aus ihrer natürlichen, nach unten gehenden lothrechten Richtung gebracht werden, alsbald an ihrer im Wachsthum begriffenen Spitze eine nach abwärts gerichtete Krümmung, die in der Regel ſo ſtark wird, daß das Wurzelende wieder die vertikal abwärts gekehrte Lage annimmt. Dieſe Bewegungen ſind vom Licht ganz unabhängig, da ſie in gleicher Weiſe in vollſtändig dunklen Räumen erfolgen. Es gibt nur Eine Naturkraft, zu der ſie in beſtimmter Beziehung ſtehen, das iſt die Gravitation oder Anziehungskraft der Erde. **Knight** hat 1806 bewieſen, daß dieſe Kraft die Urſache jener Bewegung iſt, indem er die Wirkung der Gravitation durch eine ihr entgegenwirkende größere mechaniſche Kraft unterdrückte, nämlich durch die Centrifugalkraft. Keimende Samen, welche auf dem Rand eines in ſehr raſchen Umdrehungen befindlichen Rades befeſtigt und ſomit einer ſehr ſtarken Centrifugalkraft ausgeſetzt waren, ließen ihre ſämmtlichen Stengel ganz unabhängig von der Lothlinie gegen die Are des Rades hin wachſen, wo dieſelben alle zuſammentrafen, während die Wurzeln in entgegengeſetzter Richtung ſtrahlig nach außen ſich wendeten. Man unterſcheidet denjenigen Geotropismus, bei welchem der ſich krümmende Pflanzentheil dem Erdmittelpunkt zugekehrt wird, als poſitiven, denjenigen, wo derſelbe dem Erdmittelpunkt abgewendet wird, als negativen. Der erſtere kommt vor bei den durch abwärts gekehrte Richtung ausgezeichneten Wurzeln, außerdem auch bei gewiſſen Stengelorganen, wie z. B. bei manchen Blütenſtielen, die an ihrer Spitze vor dem Oeffnen der Blüte hakenförmig nach abwärts gebogen ſind. Negativ geotropiſch ſind die allermeiſten, nämlich alle diejenigen Stengel, welche vertikal aufrecht wachſen. Die Gravitation verurſacht alſo ein ungleiches Längenwachsthum der gegenüber liegenden jeweilig obern und untern Seite dieſer Pflanzentheile, ſobald dieſelben aus der vertikal aufrechten oder vertikal abwärts gehenden Richtung abgelenkt ſind, und zwar ſo, daß bei den negativ geotropiſchen das Längenwachsthum an der dem Erdmittelpunkt zugekehrten Seite lebhafter als an der gegenüber liegenden, bei den poſitiv geotropiſchen das Umgekehrte geſchieht. Es gibt endlich auch Pflanzentheile, auf deren Wachsthum die Gravitation wieder in einem andern Sinn einwirkt, wo nämlich das Ziel der Krümmungen eine zur Richtung der Schwerkraft quer gehende, d. h. alſo eine horizontale, Lage iſt. Hierher gehören die durch ihre zum Theil ziemlich genau wagrechte Richtung ausgezeichneten Zweige vieler Bäume und Sträucher.

Wichtigen Einfluß auf das Leben der P. haben die phyſikaliſchen Naturkräfte und die chemiſchen Zuſtände des Mediums, in welchem ſich die P. befindet. Ohne freien *Sauerſtoff* iſt kein Pflanzenleben möglich, weil die Pflanzen, wie die Thiere, athmen (ſ. *Athmung*), was ſelbſt für die niedrigſten Pflanzen, wie Hefe, Schimmel und die meiſten Bakterien, konſtatirt worden iſt. Eine Ausnahme davon machen nur einige Bakterien, beſonders die bei der Butterſäuregährung vorkommenden, welche ohne freien Sauerſtoff (in luftdicht verſchloſſenen Gefäßen) vegetiren und ſich vermehren; dieſe ziehen den für ihr Leben nöthigen Sauerſtoff aus ſauerſtoffhaltigen chemiſchen Verbindungen. Pflanzen, die man in ſauerſtofffreien Gaſen hält, gehen bald zu Grunde. Bringt man die beweglichen Plasmodien der Myromyceten in ausgekochtes, luftfreies Waſſer, welches durch Queckſilber abgeſchloſſen wird, oder legt man Pflanzenzellen, welche ſtrömendes Protoplasma enthalten, in Oel, welches den Luftzutritt hindert, ſo ſteht die Bewegung des Protoplasma's ſtill; ſie tritt aber ſchon nach wenigen Minuten ein, wenn einigen Luftblaſen Zutritt geſtattet oder das Objekt wieder in nicht gekochtes Waſſer gelegt wird, wofern die Sauerſtoffentziehung nicht bis zum Tode der Zellen gedauert hat. Ebenſo ſtehen bei Sauerſtoffentziehung die periodiſchen Bewegungen der Blätter und der Blütentheile ſtill, und die reizbaren Organe verlieren ihre Empfindlichkeit. Aber auch eine Atmoſphäre von reinem Sauerſtoffgas iſt dem Leben der P. nachtheilig, weil die oxydirende Wirkung zu heftig iſt. — Eine Folge der durch den eingeathmeten Sauerſtoff bedingten Oxydation iſt die *Wärmebildung* der lebenden P., und dieſe reicht in manchen Fällen hin, die Temperatur der Gewebe um viele Grade über die der Umgebung zu ſteigern, beſonders wenn die Theile eine große, kompakte Maſſe bilden oder in Menge

zusammengehäuft sind. Sehr auffallend zeigen diese Erscheinung die viel Sauerstoff verzehrenden Kolben der Aroïdeen, an denen man Selbsterwärmung um einige bis zu 10 Graden gegen die Temperatur der Umgebung beobachten kann; auch an den Blüten des Kürbis und der Victoria regia sowie bei der Keimung hat man Wärmebildung nachgewiesen. Das Leuchten (Phosphorescenz) mancher Pflanzen ist wahrscheinlich auch eine mit der Athmung im Zusammenhang stehende Erscheinung (s. Leuchten der Pflanzen). — Neuerdings hat man auch eine wahre Pflanzenelektricität entdeckt, welche derjenigen vergleichbar ist, die man an den Muskeln und Nerven der Thiere gefunden hat. Um sie nachzuweisen, muß der Pflanzentheil seiner Epidermis beraubt werden; wenn dann mit diesem enthäuteten Längsschnitt und mit dem Querschnitt, durch welchen der Pflanzentheil abgetrennt worden ist, die Elektroden in Verbindung gebracht werden, so ergibt sich ein elektrischer Strom, welcher vom Querschnitt zum Längsschnitt geht, also gerade umgekehrt wie die Muskelströme.

Das Licht ist in mehrfacher Beziehung eine Bedingung für das Leben und die normale Entwickelung der P. Die Bildung des Chlorophylls findet nur im Lichte statt (s. Chlorophyll), und auch das einmal gebildete Chlorophyll bedarf zu seiner Erhaltung des Lichts. Insofern aber das Chlorophyll bei der Ernährung der P. eine wichtige und nothwendige Rolle spielt, ist das Licht auch mittelbar eine Bedingung der Ernährung der grün gefärbten Pflanzen; doch auch unmittelbar besteht diese Abhängigkeit, weil die durch das Chlorophyll ausgeübte Ueberführung der Kohlensäure und des Wassers in organische Verbindungen nur durch die Einwirkung des Lichts ausgelöst und unterhalten wird (vgl. Ernährung). Normal chlorophyllose Pflanzen sind daher, weil sie eine andere Ernährung haben, auch nicht vom Licht abhängig, entwickeln sich auch in steter Dunkelheit (Champignon, Hausschwamm, Trüffeln ꝛc.). Auffallend ist auch der Einfluß des Lichts auf das Wachsthum der grün gefärbten Organe. In den Zellen der grünen Organe wird nämlich durch Entziehung und schon durch Milderung des Lichts die Kraft, Cellulose zu bilden, geschwächt, so daß weit weniger Zellen erzeugt werden können und die Membranen der gebildeten Zellen sich nur schwach verdicken. Daraus resultiren die abweichenden Formbildungen, die wir beim Etioliren (s. Etiolement) in stärkstem Grad auftreten sehen. In schwächerem Grad bemerken wir dies bei manchen Pflanzen schon bei ungenügender Helligkeit des Standorts, wo das Licht zur Erzeugung des Chlorophylls noch vollkommen ausreicht. (Ueber die Einwirkung des Lichts auf gewisse Bewegungen der P. s. oben.) Bemerkenswerth ist endlich, daß die verschiedene Organisation zweier gegenüber liegenden Seiten eines Pflanzentheils bei manchen Pflanzen durch die Einwirkung des Lichts bedingt wird und sich daher beliebig umkehren läßt durch veränderte Stellung, die man den Theilen gegen die Beleuchtung gibt. So sind die Zweizeiligkeit der Blattstellung und der Aeste bei manchen Moosen und die symmetrisch gebauten Mooskapseln derart gegen die einseitige Beleuchtung orientirt, daß die symmetrische Theilungsebene mit den Lichtstrahlen zusammenfällt. Noch merkwürdiger ist, daß sogar bei dem Laub der Marchantia und bei den in einer Ebene flach gedrückten Zweigen der Thuja occidentalis, wo beide Seiten eine ganz verschiedene Organisation haben, es nur von der Lage zum Licht abhängt, welche Seite zur obern und welche zur untern sich ausbildet.

Auch die Wärme gehört zu den allgemeinen Lebensbedingungen der P., weil bestimmte hohe und niedere Temperaturen das Pflanzenleben vernichten. Für die vollkommenen Pflanzen ist eine Lufttemperatur von +51° C. an aufwärts binnen 10—30 Min. Dauer tödtlich, bei Erwärmung in Wasser tödten aber schon 45—46° C. binnen 10 Min. Trockene Samen und Pilzsporen ertragen noch viel höhere Temperaturen schadlos (vgl. Keimung). Tödtung durch zu niedrige Temperatur findet bei Pflanzen der gemäßigten und kalten Zonen nur statt, wenn das Thermometer unter 0° C. sinkt; bei tropischen Gewächsen jedoch hat man schon bei Temperaturen wenig oberhalb des Gefrierpunkts diese Wirkung beobachtet. Aber selbst starker Frost, bei welchem die Säfte der P. gefrieren und die Theile wie Glas hart und spröde werden, hat nicht nothwendig den Tod zur Folge. Die in der Nähe der Gletscher wachsenden Pflanzen können nach mehrjährigem Eingefrorensein beim Abschmelzen des Schnees wieder fortleben. Es ist auch nicht die niedrige Temperatur an sich, welche das Erfrieren der P. bedingt, sondern der Uebergang aus dem gefrornen Zustand in den aufgethauten. Je langsamer und allmählicher der feste Zustand des erstarrten Safts in den tropfbar-flüssigen übergeht, desto sicherer bleibt das Leben erhalten. Daher werden durch Frost erstarrte Pflanzen, die man sogleich in einen warmen Raum bringt, unfehlbar getödtet; ebenso gefährlich ist im Freien rascher Wechsel von Frost zu hoher Temperatur. Dagegen ist alles, was diesen Wechsel mildert und verlangsamt, ein Schutzmittel gegen das Erfrieren, also das Einlegen gefrorner Kartoffeln, Rüben u. dgl. in eiskaltes Wasser, das Besprengen gefrorner Pflanzen mit kaltem Wasser, der natürliche Reif, die Schneedecke, das Bedecken mit schlechten Wärmeleitern, das Zusammenhäufen der Kartoffeln in Kellern und Mieten. — Die einzelnen Lebensfunktionen der P. finden ferner nur statt, wenn das Thermometer nicht einen gewissen untern oder obern Grad überschreitet. Es gibt nämlich für jede Lebenserscheinung der P. einen bestimmten Temperaturgrad, bei welchem dieselbe am energischsten erfolgt, das meiste leistet. Diesen Punkt nennt man das Optimum der Temperatur. Je weiter die auf die P. wirkende Temperatur von diesem Punkt sich entfernt, desto schwächer gestaltet sich der Proceß, um endlich bei abermals bestimmten Graden ganz zu erlöschen, jedoch nur auf so lange, als das Thermometer jenseit dieser Grenzen sich erhält. Diese beiden Punkte heißen die obere und untere Temperaturgrenze. Eine solche Abhängigkeit ist ermittelt besonders für die Keimung (s. d.) und für das Wachsthum. Die Wurzeln der Feuerbohnen wachsen unter sonst gleichen Umständen in 48 Stunden bei einer konstanten Temperatur von 34° R. um 7 Millim., bei 30,7° um 22, bei 27,6° um 28, bei 26,6° um 30, bei 22,8° um 34, bei 21,0° um 47, bei 20,6° um 39 Millim. in die Länge. Durch solche Beobachtungen hat man das Optimum der Temperatur für das Wachsthum an den Feuerbohnen zu +21° R., an den Ackerbohnen (Vicia Faba) zu 21,3°, an Weizen und Gerste zu 22,8°, an weißen Lupinen zu 22,4°, an Mais zu 26,6° R. bestimmt. Die untere Temperaturgrenze des Wachsthums liegt für weiße Lupinen ungefähr bei +6° R., für Erbsen bei +5,4°, für Weizen bei +6°, für Mais bei +7,7° R. Rasche und starke Temperaturschwankun-

gen wirken verzögernd auf das Wachsthum, selbst dann, wenn bei diesem Wechsel die Temperatur auf einen Grad springt, welcher, konstant wirkend, das Wachsthum mehr begünstigt. Von den übrigen hinsichtlich ihrer Abhängigkeit von der Temperatur geprüften Lebensprocessen verdienen noch die Bildung des Chlorophylls und die Strömung des Protoplasma's erwähnt zu werden. Feuerbohnen und Mais etioliren auch bei normaler Beleuchtung, so lange die Temperatur weniger als +6° C. beträgt oder oberhalb +30° C. sich hält; für Raps und weißen Senf liegt die untere Temperaturgrenze der Ergrünung ebenfalls bei +6° C., für Zwiebeln die obere oberhalb +36° C. Die Strömung des Protoplasma's in den Zellen von Nitella steht bei 0° C. ganz still, wird mit steigender Temperatur immer beschleunigter, steht aber, sobald +37° C. überschritten sind, sofort still.

Die Wirkung der Elektricität auf die P. hat in ihren Effekten Aehnlichkeit mit den durch Stoß, Erschütterung und andere mechanische Eingriffe hervorgebrachten. Wie die Bewegung des Protoplasma's durch Druck und Stoß gewöhnlich für längere Zeit verlangsamt oder aufgehoben wird, so wird sie auch durch elektrische Ströme zeitweilig verlangsamt oder sistirt; stärkere Ströme haben eine Tödtung des Protoplasma's zur Folge. Unter dem Einfluß wirksamer Induktionsschläge treten an den Blättern der Mimosen, an den reizbaren Staubfäden von Centaurea und Berberis ebensolche Bewegungen ein, wie sie diese Theile infolge von Erschütterung ausführen.

Die Gravitation ist die Ursache noch anderer Erscheinungen als der geotropischen Bewegungen der Pflanzen (s. oben). Die horizontal wachsenden Stengel und Zweige vieler Pflanzen entwickeln sich entweder in der nach unten, oder in der nach oben gekehrten Längshälfte stärker in die Dicke, so daß Mark und Jahresringe excentrisch werden. An den nicht vertikal stehenden Zweigen mit mehrreihiger Blattstellung sind allgemein die an der untern Seite stehenden Blätter die größten und vollkommensten, die an der zenithwärts liegenden Seite inserirten die kleinsten, und die rechts und links befindlichen verhalten sich intermediär. Diese Verschiedenheiten sind als Wirkungen der Gravitation zu betrachten, weil sie immer zur Vertikale orientirt sind, sich nach Umwendung des Organs ebenfalls umkehren und auch bei Ausschluß des Lichts in diesem Sinn sich vollziehen.

Interessante Wirkungen auf die Organisation der P. hat auch die Beschaffenheit des Mediums. Besonders sind hier die amphibischen Pflanzen zu nennen (Polygonum amphibium, gewisse wasserbewohnende Ranunculus-Arten, Nasturtium amphibium, Sagittaria u. a.), welche, wenn sie auf dem Land in der Luft wachsen, Blätter von der Organisation derjenigen der Landpflanzen überhaupt entwickeln, dagegen, wenn sie unter Wasser gesetzt werden, echte Wasser- und Schwimmblätter von der diesen eigenthümlichen Organisation und oft von ganz abweichenden Formen bekommen, während sich ebenso die Wasserpflanze beim Zurücktreten des Wassers jedesmal in die Landform umwandelt. Von mannigfaltiger Einwirkung auf die P. ist der Boden, besonders hinsichtlich seines Wassergehalts und seiner chemischen Zusammensetzung, vorzüglich so weit sich die letztere auf die Nährstoffe der P. bezieht. Mangel oder Uebermaß der letzteren können verschiedenartige abnorme Bildungen oder krankhafte Erscheinungen zur Folge haben (vgl. Ernährung, Pflanzenkrankheiten, Mißbildungen der Pflanzen).

Die Vielheit der Pflanzen und die Thatsache, daß die Nachkommen einer jeden immer wieder ihrer Mutterpflanze gleich werden, nöthigt zur Annahme von Arten (Species) im Pflanzenreich ebenso wie im Thierreich (s. Art), und P. bedeutet dann auch so viel wie Pflanzenart. Alle diejenigen Arten, welche in den Fortpflanzungsorganen (Blute und Frucht bei den Phanerogamen, Sporen und sporenbildende Organe bei den Kryptogamen) wesentlich gleiche Beschaffenheit zeigen, bilden eine Gattung (genus). Aufgabe der beschreibenden Botanik ist es, die Merkmale zur Unterscheidung der Pflanzengattungen und -Arten zusammenzustellen; der Inbegriff dieser Merkmale heißt der Charakter, der sonach ein Gattungs- und ein Artcharakter ist. Ersterer enthält nach Obigem vorzugsweise Merkmale der Blüte und Frucht, letzterer solche, welche sich auf die vegetativen Organe und auf morphologisch untergeordnete Abweichungen in den Blüten- und Fruchttheilen beziehen. Handelt es sich nur um die nothwendigsten Merkmale zur Unterscheidung nahe verwandter Gattungen, z. B. innerhalb einer Familie, und der Arten innerhalb einer Gattung, so genügt die Diagnose, die nur aus wenigen Worten besteht. Der kürzeste Ausdruck zur Bezeichnung einer P. ist ihr botanischer Name. Früher benannte man die Pflanzen mit den in den lebenden Sprachen gebräuchlichen Volksnamen oder behalf sich mit einer ganz kurzen, gewisse Merkmale ausdrückenden lateinischen Phrase. Erst Linné führte in die Botanik die seitdem gültig gebliebene geregelte Kunstsprache ein, nach welcher der Name jeder P. aus zwei Worten besteht, deren eins der Name der Gattung ist, und deren anderes die Species bezeichnet. Man bedient sich hierzu der lateinischen Sprache, um für alle Völker verständliche, gleiche Ausdrücke zu gewinnen. Der Gattungsname wird stets aus einem Hauptwort gebildet und steht voran; der Speciesname ist gewöhnlich ein Beiwort, welches dem erstern nachfolgt. So ist z. B. der Gattungsname des Klees Trifolium; den Wiesen- oder rothen Klee bezeichnet man mit Trifolium pratense; eine andere Art, der kriechende oder weiße Klee, heißt Trifolium repens, ꝛc. Diese Nomenklatur hat den Vortheil, daß sie zugleich die Gattung, in welche die betreffende P. gehört, bezeichnet, was bei den deutschen Pflanzennamen vielfach nicht der Fall ist. Zu den Gattungsnamen sind vorzugsweise die in den alten Sprachen vorhandenen Pflanzennamen benutzt; für die große Zahl der erst später bekannt gewordenen Gattungen reichen dieselben aber nicht aus, und es werden daher neue gebildet, indem man Worte zumal aus der griechischen Sprache, welche gewisse Eigenthümlichkeiten der betreffenden Gattung andeuten, zu zusammengesetzten Worten verbindet, z. B. Leontodon, Löwenzahn, Glycyrrhiza, Süßholz, Alopecurus, Fuchsschwanz, ꝛc. Oder es werden aus Eigennamen verdienter Männer Gattungsnamen gebildet, wie z. B. Jussiaea, Lonicera, Fuchsia, Tournefortia ꝛc. Zum Speciesnamen wird gewöhnlich ein solches Beiwort gewählt, welches irgend eine besonders hervortretende und von den verwandten Species abweichende Eigenthümlichkeit der P. ausdrückt, oder der Speciesname wird bezogen auf das Vaterland, auf den Standort, auf die Wirksamkeit, den Nutzen oder Schaden der P. Bisweilen wird auch ein Hauptwort, wenn es nur als Benennung der Art gilt, als Speciesname verwendet, wie z. B. Zea Mays, Pyrus Malus. Endlich können zur Bezeichnung der Arten auch Eigennamen dienen, die dann entweder im Genitiv dem Gattungsnamen angehängt, wie z. B. bei Arabis

Hallerl, oder zu einem Adjektiv umgewandelt werden, wie bei Achillea Clusiana. Bildet eine P. Varietäten, so werden diese ähnlich wie die Species bezeichnet, und das betreffende Wort kommt hinter den Speciesnamen zu stehen. Sind die Varietäten nur Abweichungen von einer Stammform, welche an und für sich nur den Speciesnamen ohne weitern Zusatz trägt, so erhalten erstere fortlaufende (gewöhnlich griechische) Buchstabenzeichen, welche mit dem zweiten Buchstaben β beginnen. So ist z. B. der Name der Stammform der Esche **Fraxinus excelsior**; die Varietät mit ganzen Blättern kann man dann bezeichnen mit **Fraxinus excelsior β integrifolia** und eine andere mit hängenden Zweigen, die sogen. Trauereschе, mit **Fraxinus excelsior γ pendula**, ꝛc. Wenn aber eine Species in zwei oder mehreren gleichwertigen Formen auftritt, die zwar auch den Charakter von Varietäten haben, aber zusammen den Inbegriff der Art ausmachen, so beginnt man die Reihe solcher Varietäten mit α. Der Alpenmohn kommt z. B. in zwei Formen vor, die eine mit weißen Blüten, die andere mit gelben; jene nennt man **Papaver alpinum α albiflorum**, diese **Papaver alpinum β flaviflorum**. Zur Vollständigkeit eines botanischen Pflanzennamens gehört aber die Beifügung der Autorität desselben, d. h. desjenigen Schriftstellers, welcher den Namen zuerst in diesem Sinn gebraucht hat. Das geschieht durch konventionelle Abkürzung des Namens der Schriftsteller. So bedeutet z. B. **Rosa canina** *L.*, **Lathyrus Ochrus** *Dec.*, **Medicago marginata** *Willd.*, **Barbarea arcuata** *Rchb.*, daß Linné, De Candolle, Willdenow, Reichenbach diese Namen gegeben haben. Es kommt vor, daß eine und dieselbe P. von verschiedenen Botanikern mehrere Namen erhält, wenn z. B. über die Gattung, in welche sie gehört, oder darüber, ob sie eine selbständige Art oder mit einer andern Art zu vereinigen sei, getheilte Meinungen bestehen. Die verschiedenen Namen, die einer und derselben P. beigelegt worden sind, nennt man deren Synonyme, und die Aufzählung derselben ist die Aufgabe der botanischen Synonymik. — Um eine geordnete Uebersicht über das Pflanzenreich zu gewinnen, ist es nöthig, die Gattungen zu Familien, diese zu Ordnungen, diese zu Klassen zu vereinigen; man erhält auf diese Weise ein Pflanzensystem (s. Botanik). Mit Hülfe eines solchen und mittels der Diagnose geschieht das Bestimmen einer P., d. h. das Aufsuchen ihres Gattungs- und Artnamens. Für diesen Zweck findet man in vielen beschreibenden, besonders floristischen, botanischen Werken einen bequemen analytischen Schlüssel zur Aufsuchung der Gattungen. Mehrere allgemeine Bezeichnungen der Pflanzen beziehen sich theils auf ihre Lebensdauer, wie die Ausdrücke »perennirend« oder ausdauernd, »einjährig«, »zweijährig« und »einfruchtig« (s. die Specialartikel), theils auf die Vertheilung ihrer Geschlechter, wonach man von einer »hermaphroditen« und einer »eingeschlechtigen«, »männlichen« und »weiblichen«, »einhäusigen«, »zweihäusigen« und »polygamen« P. redet (s. Blüte), theils auf den Standort, worauf sich die Ausdrücke »bodenstete, bodenholde und bodenwage« P. beziehen (s. Pflanzengeographie).

Pflanzenalbumin (Pflanzeneiweiß), s. Eiweiß.

Pflanzenanatomie, **Pflanzenchemie**, s. Botanik.

Pflanzenbasen, s. v. w. Alkaloïde.

Pflanzenfaser, s. v. w. Cellulose (s. d.).

Pflanzenfibrin, s. v. w. Glutenkaseïn, s. Kleber.

Pflanzengeographie, dasjenige Gebiet der Botanik, welches die Vertheilung des Pflanzenreichs auf der Erde sowie die daraus für die verschiedenen Gegenden sich ergebenden Vegetationsverhältnisse und die Erforschung der diesen Erscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen zum Gegenstand hat. Die verschiedenen Pflanzenarten sind auf der Oberfläche der Erde nicht gleichmäßig vertheilt. In erster Linie wird dies durch die klimatischen Verhältnisse und zwar hauptsächlich durch die Vertheilung der Wärme auf der Erde bedingt, denn die unter den gleichen Breitengraden liegenden Gegenden zeigen eine gewisse Gleichheit in ihrem Vegetationscharakter, während in verschiedenen entlegenen Breitengraden die Pflanzendecke der Erde bedeutende Verschiedenheiten darbietet. Wenn wir von den Polen aus dem Aequator uns nähern, so steigt die Zahl der den verschiedenen Gegenden angehörigen Pflanzenarten stetig, und wir begegnen einer zunehmenden Mannigfaltigkeit und Fülle; aber während in immer größerer Anzahl neue Arten sich zeigen, verschwinden viele der alten, und kommen wir dem Aequator noch näher, so verlieren sich wieder viele der hinzugekommenen und werden durch eine um so größere Fülle abermals neuer Formen ersetzt, so daß auf der Erde mehrere Zonen von wesentlich verschiedenem Vegetationscharakter aufeinander folgen. Einen analogen, aber umgekehrten Wechsel der Vegetationsverhältnisse in vertikaler Richtung bedingt die Abnahme der Wärme in den aufeinander folgenden Regionen hoher Gebirge. Die erstere Erscheinung führt zur Annahme der pflanzengeographischen Zonen auf der nördlichen und südlichen Halbkugel, welche durch die Isothermen von einander abgegrenzt werden und nach ihren gleichen Temperaturverhältnissen und den Hauptcharakteren ihrer Vegetation festgestellt worden sind. Die letztere stimmt zwar in ihren Einzelheiten nicht im ganzen Umfang jedes um die Erde laufenden Gürtels überein; aber in ihren Hauptzügen zeigt sie ein einheitliches Gepräge, welches in dem Gesammtbild, das die Pflanzenwelt der einzelnen Erdgegenden gewährt, und in dem Vorherrschen bestimmter Pflanzenformen sich ausspricht, daher man diese Zonen auch durch gewisse Pflanzenformen botanisch charakterisirt. Wir unterscheiden folgende acht pflanzengeographische Zonen:

1) Die Aequatorialzone oder Zone der Palmen und Pisange, 15° beiderseits vom Aequator, mit 28—26° mittlerer Jahrestemperatur und mit der mannigfaltigsten und großartigsten Vegetation, die in den Gegenden mit hinreichender Feuchtigkeit ihren größten Reichthum entfaltet. In den tropischen Urwäldern drängen sich die riesenhaften Stämme der mannigfaltigsten Baumarten, besonders aus den Familien der Urticaceen, Euphorbiaceen, Cinchonaceen, Büttneriaceen, Sterkuliaceen, Malvaceen, Meliaceen, Sapoteen, Melastomaceen, Sapindaceen, Leguminosen ꝛc. Unter dem für die Sonnenstrahlen fast undurchdringlichen Laubdach ist der Boden dicht mit dem üppigsten Buschwerk und mit niedrigeren Gewächsen aller Art bedeckt; die Stämme der Bäume sind bis hoch hinauf in die Wipfel mit den mannigfaltigsten Farnkräutern, Bromeliaceen, Aroïdeen und Orchideen besetzt, während eine Menge von Schlingpflanzen oder Lianen, besonders aus den Familien der Bignoniaceen und Aristolochieen, sowie Arten der Palmengattung Calamus gleich riesenhaften Tauen von Baum zu Baum und aus den Wipfeln zum Boden herabsteigend ausgespannt sind, und selbst unter den Moosen, Pilzen ꝛc., welche die zusammengebrochenen

Stämme und modernden Pflanzenleichen aller Art in diesen Urwäldern überziehen, begegnen wir derselben überreichen Fülle. Weniger mächtig und überladen ist der Vegetationscharakter dieser Zone an den Ufern der Flüsse und Seen, wo über eine niedrigere Pflanzendecke Pisange und Palmen ihre Kronen erheben. Gesellig wachsend treten in manchen Gegenden Ostindiens die schlanken, baumartigen Gräser der Gattung Bambusa auf in ausgedehnten Buschwäldern und die Wurzelbäume (Rhizophora) in den meilenweiten Manglewäldern an den Meeresküsten und Flußufern. Alle trockneren Gegenden der Aequatorialzone haben eine spärlichere Vegetation; daher zeigt auch der afrikanische Kontinent nur an wenigen Stellen die volle Entwickelung, deren die Pflanzenwelt in dieser Zone fähig ist. — 2) Die tropische Zone oder Zone der Feigen und Baumfarne, vom 15.—23.° nördl. und südl. Br., mit 26—23° mittlerer Jahrestemperatur, umfaßt auf der westlichen Halbkugel Westindien, den größern Theil von Brasilien, die Sandwichinseln, auf der östlichen Nubien, Abessinien, Ostindien, die Philippinen, Madagaskar, die Maskarenen und die Nordküste von Australien. An Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit mit der vorigen Zone übereinstimmend, zeigt sie auch dieselben charakteristischen Pflanzenformen wie jene; es schließen sich aber noch die Formen der Baumfarne sowie viele Ficus-Arten und Piperaceen an, und in den trockenen, dürren Gegenden bedingen die Kaktuspflanzen einen eigenthümlichen Vegetationscharakter. — 3) Die subtropische Zone oder Zone der Myrten und Lorbeeren, vom 23.—34.° nördl. und südl. Br., mit 23—17° mittlerer Jahrestemperatur und einmonatlichem, schneelosem Winter. Auf der nördlichen Halbkugel gehören außer vielen wegen Trockenheit pflanzenlosen Gegenden hierher: das nördliche Indien, das mittlere China, Persien, Aegypten, die Küstenländer und Oasen der Sahara, die Kanarischen Inseln und der südlichste Theil von Nordamerika, auf der südlichen: die Kapkolonie, Australien und die entsprechende Zone Südamerika's. Auch hier ist die Vegetation noch in allen Jahreszeiten immergrün, hauptsächlich charakterisirt durch die hier wälderbildenden Familien der Myrtaceen und Laurineen, welche nebst einigen Palmen (Dattel- und Doompalme), dem Drachenbaum und kaktusartigen Euphorbien sowie anderen Sukkulenten dieser Zone auf der nördlichen Halbkugel ihr eigenthümliches Gepräge geben. Die südliche Hemisphäre weist dieselben oder analoge Pflanzenformen auf, und es kommen für die Kapflora besonders charakteristisch noch eine Menge schön blühender Proteaceen, Erikaceen, Pelargonien, Mesembryanthemeen, Amaryllideen und Irideen hinzu, während die australische Flora durch ihren Reichthum an Proteaceen und Epakrideen hervorsticht. Auch in Südamerika ist diese Zone durch die wälderbildenden Myrtaceen charakterisirt, denen sich noch manche andere immergrüne Holzgewächse, unter ihnen auch viele holzige Kompositen und Fuchsien, anschließen. In den ostasiatischen Theilen sind die immergrünen Laubhölzer der subtropischen Zone hauptsächlich durch Ternströmiaceen (Theestrauch, Kamelien ꝛc.) vertreten. — 4) Die wärmere gemäßigte Zone oder Zone der immergrünen Laubhölzer, vom 34.—45.° nördl. und südl. Br., mit 17—12° mittlerer Jahrestemperatur, auf der nördlichen Halbkugel hauptsächlich die Länder um das Mittelländische Meer und die südlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf der südlichen Neuseeland, Vandiemensland und Südamerika in der geographischen Breite der Mündung des La Plata-Stroms umfassend, charakterisirt durch die Menge der Holzgewächse mit nicht abfallenden Blättern, besonders immergrüne Eichen, Cistineen, Granatbäume, strauchartige Erikaceen, Myrten, Lorbeerbäume, Oelbäume, Orangen, Citronen, Feigen. Besonders reichlich vertreten sind hier überdies die Familien der Labiaten, Leguminosen, Kompositen, Karyophylleen. — 5) Die kältere gemäßigte Zone oder Zone der blattwechselnden Laubhölzer, vom 45.—58.° nördl. und südl. Br., mit 12—6° mittlerer Jahrestemperatur, welcher das ganze mittlere Europa und Asien angehören, und welche charakterisirt ist durch die Wälder laubwechselnder Laubhölzer, die hauptsächlich aus Kupuliferen, Birken, Erlen, Ulmen, Linden, Eschen, Ahornen gebildet werden, sowie durch die Waldungen von Nadelbäumen und die auf weiten Strecken vorherrschende Vegetation des gemeinen Heidekrauts. Die Pflanzendecke der offenen Gegenden wird von Wiesen und Weiden gebildet, welche aus einem Gemisch zahlreicher niedrigen Phanerogamen bestehen, unter denen die Gramineen vorherrschen, aber auch Papilionaceen, Kruciferen, Umbelliferen, Karyophylleen, Kompositen reichlich vertreten sind. Ganz übereinstimmend ist der Vegetationscharakter der in diese Zone fallenden Länder der mittleren und nördlichen Vereinigten Staaten, wo wir dieselben Gattungen laubwechselnder Bäume, nur meist in anderen Arten als in Europa, wälderbildend auftreten und die offenen Prairien, wie unsere Wiesen, von gesellig wachsenden Gramineen, mit dikotyledonischen Kräutern vermischt, bedeckt sehen. — 6) Die subarktische Zone oder Zone der Nadelhölzer, vom 58.—66.° nördl. und südl. Br., mit 6—4° mittlerer Jahrestemperatur, umfaßt Island, Schweden und Norwegen, den größten Theil Rußlands und Sibiriens, Kamtschatka und das britische Nordamerika bis zur Hudsonsbai. Während die Laubbäume, die meist noch durch Birken, Erlen und Zitterpappeln vertreten sind, keine geschlossenen Wälder mehr bilden, herrschen die Nadelbäume in verschiedenen Pinus-Arten vor. Gegen den die Nordgrenze bildenden Polarkreis zu werden aber diese Baumarten krüppelig und strauchförmig und bedecken mit Wachholder, Heidekraut, Vaccinium-Arten und strauchartigen Weiden als niedriges Gestrüpp den Boden; auf den Wiesen treten als vorherrschend die Cyperaceen an die Stelle der echten Gräser, und die Sumpfstrecken zeigen außer den gesellig wachsenden Torfmoosen eine eigenthümliche, spärliche Torfflora, hauptsächlich durch Drosera-Arten, Andromeda polifolia, Ledum palustre und Myrica Gale charakterisirt. — 7) Die arktische Zone oder Zone der Alpensträucher, vom 66.—72.° nördl. und südl. Br., mit 2—0° mittlerer Jahrestemperatur, ist auf Lappland, das nördliche Sibirien, Grönland und die Küstenländer des Arktischen Oceans beschränkt. Die Nadelhölzer verschwinden, der Baumwuchs mit seinem letzten Repräsentanten, der Birke, ebenfalls, und die charakteristische Strauchvegetation, hauptsächlich gebildet aus strauchförmigen Weiden, Erikaceen und Wachholder, wird unterbrochen von weiten Strecken, die fast ausschließlich von der Rentierflechte und Polytrichum-Arten überzogen sind und die sogen. Tundra's darstellen, welche den Rentierherden Nahrung liefern und dadurch die Bewohnbarkeit dieser Länderstriche noch ermöglichen. — 8) Die Polarzone oder Zone der Alpenkräuter, vom 72.° bis zu den Polen, umfaßt nur Spitz-

bergen, Nowaja Semlja, die Melvilleinsel und die Länder um die Baffinsbai, wo die Mitteltemperatur des vier- bis sechswöchentlichen Sommers —5½° beträgt und nur noch eine schwache Spur von Vegetation vorkommt, welche hauptsächlich aus krautartigen Phanerogamen, die mit denen der höheren Alpenregionen übereinstimmen, und aus Kryptogamen besteht, während die Holzgewächse nur noch durch die kaum handhohen Polarweiden mit ganz in der Erde verborgenem Holzstamm vertreten sind. Von den auf Spitzbergen vorkommenden etwas über 200 Pflanzenarten sind zwei Drittel Kryptogamen. Letztere sind meist Flechten und Moose.

Die durch die vertikale Vertheilung der Wärme bedingten Veränderungen der Vegetationsverhältnisse nach der Höhe über dem Meer nöthigen zur Annahme bestimmter Regionen der vertikalen Pflanzenvertheilung. Wie wir in Gebirgsgegenden, von der Ebene in vertikaler Richtung aufsteigend, im allgemeinen dieselbe Abstufung der Temperatur wiederfinden, wie sie beim Vorschreiten gegen die Pole zu stattfindet, so besteht auch ein Parallelismus der pflanzengeographischen Zonen mit den vertikalen Regionen der Pflanzenvertheilung, so daß die unter dem Aequator bis zur Schneegrenze reichenden Gebirge die Analoga der Vegetationscharaktere wie der Klimate der ganzen Erde darbieten, die von dem Aequator entfernteren Gebirge aber in ihren verschiedenen Regionen immer nur die von ihnen aus gegen die Pole zu liegenden Zonen repräsentiren, bis endlich in den arktischen und Polarzonen die Schneeregion immer näher an das Meer herunterrückt und damit die ganze Vegetation den Charakter der Hochgebirge annimmt. Wir unterscheiden in den Schweizer Alpen folgende fünf Pflanzenregionen: 1) Die untere Wald- oder angebaute Region, von der Ebene am Fuß der Nordabhänge (750 Meter) bis 300 M., wird charakterisirt durch die Laubwälder und durch die vorherrschende Kultur von Getreide, Obst und Wein, welche die Wälder zumeist verdrängt hat. 2) Die obere Wald- oder Buchenregion, von 750—1250 M., stimmt mit der vorigen im allgemeinen überein, unterscheidet sich aber durch das Fehlen des Weins, des Mais, der zahmen Kastanie und des Wallnußbaums von jener und wird durch die hauptsächlich aus Eichen und Buchen bestehenden Laubwälder charakterisirt. An der obern Grenze verschwindet der Obstbau und wenigstens in der nördlichen Schweiz auch der Getreidebau. 3) Die Region der Nadelhölzer oder subalpine Region, von 1250—1700 M., bildet einen Gürtel von Nadelwäldern, vorzüglich aus Fichten und Weißtannen bestehend, mit welchem der Baumwuchs seine Grenze (Baumgrenze) erreicht. Der Getreidebau verschwindet auch in der südlichen Schweiz mit der dort noch bis 1750 M. aufsteigenden Gerste. 4) Die Region der Alpensträucher oder untere alpine Region, von 1750—2200 M. (untere Schneegrenze), wird charakterisirt durch eine den Alpen eigenthümliche Flora herrliche Wiesen bildender Kräuter und kleinerer Strauchgewächse, als Alpenrosen, Vacinieen und Erikaceen. 5) Die Region der Alpenkräuter oder obere alpine Region, von 2200 M. bis zur Schneelinie, ist die Heimat der eigentlichen Alpenpflanzen (s. d.). Ihnen schließen sich noch als letzte Vertreter der Holzpflanzen nur wenige Zoll hohe Weiden an. Da die Gletscher stellenweise weit herabreichen, so sind sie oft unmittelbar von der üppigsten Vegetation umgeben. Aber selbst die eigentliche Schneelinie ist noch nicht die oberste Grenze der Vegetation. In den Alpen kommen Silene acaulis, Ranunculus glacialis u. a. noch über 3000 M. vor, und besonders sind es Moose und steinbewohnende Flechten, welche nebst der Alge des rothen Schnees hier die letzten Spuren vegetabilischen Lebens darstellen. Am höchsten gehen die Steinflechten, bis 4500 M. Die Uebereinstimmung der oberen Pflanzenregionen mit den entsprechenden Zonen der nordischen Flora geht noch über den allgemeinen landschaftlichen Vegetationscharakter hinaus und zeigt sich sogar in dem Auftreten zahlreicher identischen Arten. Von 360 Species alpiner Gewächse kommen 158 auch im Norden von Skandinavien vor, und 68 Arten der letztern finden wir sogar in den höheren Regionen der Pyrenäen wieder. Außer der Differenz gewisser Species, die mit dem ursprünglichen Verbreitungsbezirk derselben zusammenhängt, bestehen aber noch anderweite Verschiedenheiten, die sich durch gewisse Abweichungen der klimatischen Verhältnisse, die auf die Vegetation großen Einfluß haben, erklären. Die höheren Gebirgsgegenden haben bei gleicher Mitteltemperatur weniger hervortretende Temperaturextreme; in den entsprechenden nordischen Ebenen sind die Winter kälter, die Sommer wärmer; ferner ist in den höheren Gebirgsregionen die Luft weit trockener und das Licht intensiver. Aus dem erstern Umstand folgt, daß die Baumvegetation in den Gebirgen verhältnismäßig früher aufhört als in der nördlichen Ebene, wo die wärmeren Sommer eine vollkommenere Ausbildung des Holzes ermöglichen, welches so fähig wird, auch die strengeren Winter zu ertragen, daher auch im Norden die Birke erst nach der Fichte, in den Alpen vor derselben verschwindet, und ferner, daß im Norden der Getreidebau erst mit oder nach dem Baumwuchs aufhört. Aus der geringern Luftfeuchtigkeit und der raschen Verdunstung des Wassers in den alpinen Regionen erklärt sich die auffallende Armut derselben an Pilzen, an denen die entsprechenden nordischen Zonen ungewöhnlich reich sind.

Wenn man ohne Rücksicht auf die die Physiognomie der Erdoberfläche bedingenden Gesammtcharaktere der Vegetation alle diejenigen Länder und Gebirgsregionen zusammenfaßt, über welche eine bestimmte Pflanzenart verbreitet ist, so erhält man ihren Verbreitungsbezirk. Verhältnismäßig wenige Pflanzen, welche man kosmopolitische nennt, sind über die ganze Erde zerstreut; zu diesen gehören hauptsächlich Kryptogamen wegen des geringen Maßes von Lebensbedingungen, welche diese Gewächse haben; von Phanerogamen sind es nur wenige, wie z. B. Polygonum aviculare, die Brunnenkresse (Nasturtium officinale), Salmolus Valerandi und einige andere. Die meisten Pflanzen haben enge Verbreitungsbezirke. Nach De Candolle gibt es nur 117 Pflanzenarten, deren Verbreitungsbezirk über wenigstens ein Drittheil der Erdoberfläche sich erstreckt. Anderseits gibt es auch nur wenige Pflanzen, welche ein sehr eingeschränktes Vorkommen haben, wie Spartium nubigenum *Ait.*, welches nur auf dem Pik von Teneriffa, Genista aetnensis *Dec.*, welche nur auf dem Aetna, Hypericum balearicum, welches nur auf den Balearen wächst. Die Verbreitung der meisten Pflanzenarten ist wiederum durch die klimatischen Verhältnisse bedingt, indem sie im allgemeinen in der Richtung der Parallelkreise viel beträchtlicher als in derjenigen der Längengrade ausgedehnt ist und in manchen Fällen sogar einen den Isothermen folgenden Gürtel rings um die Erde bildet. Dies wird jedoch gegen den Aequator hin wegen der großen

räumlichen Ausdehnung, die hier die Zonen annehmen, immer unvollständiger und seltener. Mit der Abhängigkeit der Vegetation von den Temperaturverhältnissen hängt auch die Unterbrechung der Verbreitungsbezirke mancher Pflanzen zusammen. So treten viele der Hochgebirgspflanzen erst wieder in einer oft weit entfernten horizontalen Zone auf. Der Fall, daß dieselben Arten in den entsprechenden Klimaten der nördlichen und südlichen Hemisphäre auftreten, ist verhältnismäßig selten. Doch kommen nach R. Brown im südlichen Australien ungefähr 40 unserer europäischen Species wiederum vor. Um die Verbreitung der einzelnen Pflanzenarten auf der Erde zu erklären, hat die P. die Hypothese aufgestellt, daß, ähnlich wie dies für das Menschengeschlecht angenommen wird, auch jede Pflanzenart nur in einem oder wenigen Individuen an irgend einem Centralpunkt ihres Verbreitungsbezirks entstanden sei und sich erst mit ihrer Vervielfältigung über ihr gegenwärtiges Areal allmählig ausgedehnt habe. Sie greift dabei auf die geologischen und klimatischen Verhältnisse der der Jetztzeit vorhergegangenen Erdperioden zurück und leitet so z. B. die Uebereinstimmung der nordischen Flora mit der der höheren Gebirgsregionen Mitteleuropa's aus der Eiszeit ab, wo die Gletscher weit nach Süden reichten und ganz Mitteleuropa eine arktische Flora besaß, welche sich später in die kälteren Gegenden und Regionen zurückziehen mußte. Auch der geologisch nachweisbare oder wahrscheinliche frühere Zusammenhang jetzt durch Meere getrennter Kontinente, die in gewissen Pflanzenarten übereinstimmen, wird zur Erklärung herangezogen. Aber es müssen auch wirkliche Pflanzenwanderungen angenommen werden. Die wichtigsten Verbreitungsmittel der Pflanzen sind: 1) Der Wind, durch welchen besonders geflügelte Früchte von Ahornen, Ulmen ꝛc. sowie Früchte und Samen mit Haarkrone oder Haarschopf, wie die der Weiden, Pappeln und besonders die der Kompositen, verbreitet werden, wie das Umsichgreifen vieler dahin gehörigen Unkräuter und die Wanderung des Frühlingskreuzkrauts (Senecio vernalis) aus dem östlichen Europa nach Westen beweisen. 2) Das Wasser, indem Früchte und Samen vieler Pflanzen durch die Flüsse stromabwärts aus den Gebirgen in die Ebenen herabgeführt werden, wofür besonders viele Alpenpflanzen Beispiele bieten. Auf den sich bildenden Inseln des Stillen Oceans entstanden zuerst Kokospalmen und Pandanusbäume aus Früchten, welche das Meer ausgeworfen hatte; selbst aus Amerika werden verschiedene Pflanzensamen durch den Golfstrom im keimfähigen Zustand an die europäischen Küsten geworfen. 3) Thiere, besonders Vögel, welche vielen saftigen Früchten nachgehen, die Samen mit verschlucken und an entfernten Orten zugleich mit ihren Exkrementen absetzen. Aus der Umgegend von Montpellier hat Gordon 372 Species aufgezählt, welche durch die Schafwolle aus Spanien, Belgien, Marokko, Aegypten, Italien und Sicilien eingeführt worden sind. 4) Die Einwirkung des Menschen, durch welchen mit oder ohne Absicht bedeutende Veränderungen in den Verbreitungsbezirken der Pflanzen herbeigeführt worden sind. Vor allem gilt dies von den Kulturpflanzen, aber auch von Unkräutern und anderen Pflanzen, welche unter den verschiedensten Verhältnissen Verbreitung fanden. — Auch die Gattungen und selbst viele Pflanzenfamilien zeigen bestimmte Verbreitungsbezirke, die natürlich meist weiter als die ihrer Arten sind. Dabei kommt vielfach das Verhältnis vor, daß eine Gattung in verschiedenen Ländern oder Erdtheilen durch verschiedene Arten vertreten ist. Für manche Gattungen lassen sich nach der größern Artenzahl gewisse Mittelpunkte der Verbreitung annehmen, z. B. für **Erica, Mesembryanthemum, Protea** auf dem Kap der Guten Hoffnung, für **Aster** und **Solidago** in Nordamerika, für **Cistus, Silene, Statice** in den Ländern um das Mittelländische Meer. Aehnliches gilt für die Familien, von denen freilich die größeren, wie die Gramineen, Kompositen, Papilionaceen, über die ganze Erde und in allen Klimaten verbreitet sind; doch gibt es auch für viele von diesen bestimmte Verbreitungscentren, wie für die Laurineen und Myrtaceen die subtropische Zone, für die Erikaceen das Kap, für die Epakrideen Australien, für die Kakteen Amerika, für die fleischigen Euphorbiaceen Afrika.

Aus der ungleichen Verbreitung der Pflanzenarten, -Gattungen und -Familien folgt die Verschiedenheit der Vegetationsverhältnisse der einzelnen Erdgegenden, welche zur Annahme einer Anzahl pflanzengeographischer Reiche geführt hat, in welche man die bekannte Oberfläche des Festlandes eintheilt. Zur Begründung eines solchen ist erforderlich, daß die in ihm vereinigten Gegenden wenigstens die Hälfte ihrer bekannten Arten eigenthümlich besitzen, daß mindestens ein Viertel der Gattungen ihnen eigenthümlich oder vorzugsweise dort vertreten ist und einzelne Familien ihnen ausschließlich angehören. Diese Gebiete sind: 1) das Reich der Moose und Sarifrageen oder Wahlenbergs Reich, alle Länder innerhalb des Polarkreises und die höchsten Gebirgsregionen der nördlichen Halbkugel; 2) das Reich der Umbelliferen und Kruciferen oder Linné's Reich, Nord- und Mitteleuropa bis zu den Pyrenäen, Alpen, zum Balkan und Kaukasus und der unter den gleichen Breiten liegende Theil Asiens; 3) das Reich der Labiaten und Karyophylleen oder De Candolle's Reich, die Länder um das Mittelländische und Schwarze Meer, die Azorischen und Kanarischen Inseln; 4) das Reich der Astern und Solidago-Arten oder Michaux' Reich, die nördlichen und mittleren Vereinigten Staaten; 5) das Reich der Magnoliaceen oder Pursh's Reich, die südlichen Vereinigten Staaten, Florida, Texas; 6) das Reich der Kamelien und Celastrineen oder Kämpfers Reich, Japan und das mittlere China; 7) das Reich der Scitamineen oder Roxburghs Reich, Vorder- und Hinterindien; 8) das Reich des indischen Hochlandes oder Wallichs Reich, der Südabhang des Himalaya; 9) das polynesische oder Reinwardts Reich, das tropische Australien, Neuguinea, die Philippinen, Molukken- und Sundainseln; 10) das hochjavanische oder Blume's Reich, die Gebirge von Java, Sumatra, Borneo; 11) das oceanische oder Chamisso's Reich, die Südseeinseln innerhalb der Wendekreise; 12) das Reich der Balsambäume oder Forskals Reich, das südwestliche Arabien; 13) das Wüstenreich oder Delile's Reich, das mittlere Arabien und Afrika in der Ausdehnung der Sahara; 14) das tropisch-afrikanische oder Adansons Reich, Afrika südlich der Sahara bis zum Wendekreis des Steinbocks, Madagaskar, die Maskarenen; 15) das Reich der Kakteen und Piperaceen oder Jacquins Reich, die Tiefländer Mexiko's und Südamerika's bis zum Amazonenstrom; 16) das Reich des mexikanischen Hochlandes oder Vonplands Reich, die Gebirge Mexiko's und der Landenge von

Panamá; 17) das Reich der Eskallonien und Kalceolarien oder Ruiz und Pavons Reich, die höchsten Regionen der südamerikanischen Kordilleren und das bolivische Hochland; 18) das westindische oder Swartz' Reich, die westindischen Inseln; 19) das Reich der Palmen und Melastomaceen oder Martius' Reich, Brasilien bis zum Wendekreis des Steinbocks; 20) das Reich der holzigen Kompositen oder Saint-Hilaire's Reich, das südliche Brasilien, Chile und Buenos Ayres; 21) das antarktische oder d'Urville's Reich, Patagonien, das Feuerland und die Falklandsinseln; 22) das Reich der Stapelien und Mesembryanthemeen oder Thunbergs Reich, die Südspitze Afrika's südlich des Wendekreises; 23) das Reich der Eukalypten und Epakrideen oder R. Browns Reich, das außertropische Australien und Vandiemensland; 24) das neuseeländische oder Forsters Reich, Neuseeland. Die pflanzengeographischen Reiche können wieder in kleinere Bezirke, Floren (s. Flora), eingetheilt werden.

Ein besonderer Zweig der P., welcher Pflanzenstatistik heißt, hat es mit den numerischen Verhältnissen des Vorkommens der Arten, Gattungen und Familien der Pflanzen zu thun. Die Zahl der bis jetzt bekannten Pflanzenarten beträgt wenigstens 100,000, wovon auf die Phanerogamen ungefähr 80,000, auf die Kryptogamen über 20,000 kommen. Da aber noch viele Erdstriche botanisch wenig oder selbst gar nicht durchforscht sind und auch in den bekannteren Ländern besonders von Kryptogamen noch fortwährend neue Arten aufgefunden werden, so darf man die Zahl der wirklich auf der Erde existirenden Pflanzenarten auf 200—300,000 schätzen. Von den Polen gegen den Aequator hin nimmt die Zahl der Pflanzenarten zu. So beträgt die Gesammtzahl der bekannten Pflanzenarten in Spitzbergen 220, in Lappland 1087, in Deutschland 7000, in Frankreich 7200, und die dem Aequator näher liegenden Länder, deren Artenzahl noch nicht erschöpfend ermittelt ist, zeigen diese Zunahme in noch auffallenderer Weise. Die Artenzahl der Kryptogamen steigt im Verhältnis zu der der Phanerogamen in der Richtung vom Aequator gegen die Pole hin. Auf je 100 Pflanzenspecies kommen in Lappland 54,8, in Schweden 50,1, in Frankreich 49,8, auf Madeira 19, zwischen den Wendekreisen zwischen 4—20 und auf Neuseeland wieder 44,5 Kryptogamen. Die Zahl der Monokotyledonen nimmt im Verhältnis zu der der Dikotyledonen vom Aequator gegen die Pole zu; das Verhältnis der ersteren zu den letzteren ist im tropischen Amerika 1 : 4,9, auf den Kanarischen Inseln 1 : 6,0, in Deutschland 1 : 4,1, in Schweden 1 : 2,6, auf der Melvilleinsel 1 : 2,8. Die sehr ungleichen numerischen Verhältnisse der Artenzahl einzelner Familien in den verschiedenen Zonen sind aus folgenden Beispielen ersichtlich. Es betragen in Bruchtheilen der Gesammtzahl der Phanerogamen:

Familien	in den heißen Zonen	in den gemäß. Zonen	in den kalten Zonen
Die Cyperaceen	1/26	1/20	1/9
" Gramineen	1/14	1/12	1/20
" Kompositen	1/18	1/7	1/23
" Leguminosen	1/10	1/18	1/25
" Rubiaceen	1/19	1/40	1/80
" Umbelliferen	1/600	1/40	1/60
" Kruciferen	1/800	1/18	1/24

Charakteristische Zahlen ergeben auch die Verhältnisse der Pflanzen nach ihrer Dauer in den einzelnen Zonen. Zur Gesammtzahl der Pflanzen verhalten sich:

	in Labrador	in Frankreich	in Ostindien
die Holzpflanzen wie	1 : 4,5	1 : 7,6	1 : 1,6
" perennir. Kräuter wie	1 : 1,4	1 : 1,3	1 : 3,6
" ein- und zweijährigen Kräuter wie	1 : 14,0	1 : 3,3	1 : 8,0

Das Maximum der Holzgewächse fällt also in die heißen, das der ein- und zweijährigen Kräuter in die gemäßigten, das der perennirenden in die kalten Zonen.

Die P. hat es endlich auch mit den Standorten der Pflanzen zu thun. Innerhalb ihres Verbreitungsbezirks ist meist jede einzelne Art ungleichmäßig ausgetheilt, abhängig von Wasser und Festland, von Feuchtigkeit und Trockenheit, von den allgemeinen sowie von den besonderen chemischen Beschaffenheiten des Bodens und von der allgemeinen Vegetationsform. Viele Landpflanzen zeigen in ihrem Vorkommen eine wichtige Abhängigkeit von der geognostischen Beschaffenheit des Bodens. Nach dem Grade dieser Abhängigkeit unterscheidet man folgende drei Klassen: 1) Bodenstete Pflanzen, welche ausschließlich auf bestimmten Bodenarten vorkommen und die man danach wieder kalkstet, wie Erica carnea, Dryas octopetala, oder schieferstet, wie Rhododendron ferrugineum, Azalea procumbens ꝛc., nennt. 2) Bodenholde Pflanzen, welche zwar nicht ausschließlich, aber vorzugsweise, nämlich in der größten Anzahl der Individuen und in der üppigsten Entwickelung, auf bestimmten Bodenarten wachsen; so sind z. B. kalkhold: Anthyllis vulneraria, Gentiana ciliata, Astrantia major ꝛc. 3) Bodenvage Pflanzen, welche an gar keine bestimmte geognostische oder chemische Beschaffenheit des Bodens gebunden sind, und zu denen die Mehrzahl der Gewächse gehört. Um eine Abhängigkeit der Pflanzen von den Bodenarten überhaupt zu bezeichnen, redet man von Kalkpflanzen, Kalipflanzen, Kieselpflanzen, Torfpflanzen. Ueber die Literatur der P. s. Botanik.

Pflanzengrün (Blattgrün), s. Chlorophyll.

Pflanzenhandel, der Handel mit lebenden Pflanzen sowie mit Zwiebeln und Knollen, welcher erst mit der Entwickelung des Eisenbahnwesens größere Dimensionen angenommen hat. Sonst beschränkte sich der Verkehr mehr auf seltene und werthvolle Pflanzen; gegenwärtig aber hat sich die Massenproduktion auf gewöhnliche, billige Pflanzen geworfen, welche nun in weite Ferne verschickt werden. Die Handelsgärtnerei, welche sonst einen lokalen Halt haben mußte, daher sich an verkehrsreiche Städte band, ist vielfach auf das Land verpflanzt worden, besonders in Gegenden mit günstigen Produktionsbedingungen, wozu besonders gute Heideerde gehört. Zugleich hat sich eine Arbeits- oder vielmehr Pflanzentheilung ausgebildet, indem einzelne Gärtner und Orte nur oder hauptsächlich gewisse Pflanzen ziehen und vertreiben. Die Geschäftsvermittelung bilden seit einigen Jahren gärtnerische Anzeigeblätter, sogen. Offertenzeitungen. Der jetzige P. ist großentheils international und besonders lebhaft zwischen Deutschland, Belgien, Holland, England, Frankreich und Nordamerika. Der deutsche P. steht etwa dem von Frankreich gleich, kann sich aber nicht mit dem von Belgien und England messen. Deutschland zieht und exportirt massenhaft grüne Dekorationspflanzen, einschließlich Zimmerpalmen, besonders viele Gummibäume und Dracänen,

und für dieſe war bis jetzt Berlin der Hauptproduktionsplatz (daher »Berliner Artikel«). Leipzig und Dresden haben wieder beſondere Zweige, namentlich Camellia, Rhododendron, Azalea, Erica (»Dresdener Artikel«). In Frankreich herrſchen im Export die Baumſchulenprodukte, Obſtbäume, Gehölze und Roſen vor. Nancy liefert Maſſen von neuen »Florblumen«. Holland hat neben dem weltbekannten Blumenzwiebelhandel die zahlreichſten Baumſchulen, mit deren Artikeln es ſogar England verſieht. Belgien liefert hauptſächlich holzige Topfpflanzen, neue exotiſche Einführungen und Obſtbäume. Der Hauptplatz für den belgiſchen P. iſt Gent. England verbreitet nur ſeltene Pflanzen in das Ausland, zieht aber für eigenen Bedarf Muſterzierpflanzen wie ſonſt kein Land. Eine wichtige Stelle nimmt gegenwärtig die Einführung neu entdeckter Pflanzen ein. Belgien und England, weniger Deutſchland und Frankreich, unterhalten ſtets reiſende Sammler, wovon die Mehrzahl Deutſche ſind. Gegenwärtig liefert Japan, nächſtdem Mittel- und das weſtlichſte Nordamerika die meiſten neuen Pflanzen. Gleichwichtig iſt der Handel mit künſtlich von den Gärtnern neu erzeugten Blumenſorten (beſonders Roſen, Pelargonien ꝛc.). Ferner blüht jetzt der Handel mit ſogen. Teppichpflanzen, d. h. krautartigen, meiſt nicht blühenden Pflanzen für ſogen. Teppichbeete, welche leicht und ſchnell anzuziehen ſind. Es iſt ein Vorzug des Geſchäftsbetriebs, daß er ſich auf verſchiedene Jahreszeiten vertheilt, ſo die Baumſchulenartikel auf Frühjahr und Herbſt, Blumenzwiebeln hauptſächlich auf Herbſt und Winter; Florblumen und Teppichpflanzen werden im ſpätern Frühjahr, neue Pflanzen immer, mit Ausnahme des Winters, abgeſetzt. Die in Deutſchland gezogenen Gummibäume, Dracänen, Palmen ꝛc. werden meiſt im Spätſommer und Herbſt verſchickt, um die Anzuchtslokale zu räumen; Kamellien und indiſche Azaleen verſendet man im Sommer und Herbſt, ſeltener blühende im Frühling.

Pflanzenkaſein, eine Gruppe der Kleberſtoffe, Legumin, Glutenkaſein und Konglutin umfaſſend.

Pflanzenkrankheiten, alle diejenigen Zuſtände einer Pflanze, welche von den normalen Erſcheinungen derſelben Pflanzenſpecies abweichen. Sie bilden den Gegenſtand einer eigenen Wiſſenſchaft innerhalb der Botanik, der Pathologie der Pflanzen oder Phytopathologie. Ausgeſchloſſen bleiben davon die Mißbildungen, ſo weit ſie nur zufällige Unregelmäßigkeiten der Geſtaltsbildungen, nicht der Ausdruck eines eigentlichen Leidens ſind und den Gegenſtand der Teratologie der Pflanzen ausmachen (ſ. Mißbildungen). Man pflegt die P. nach den krankmachenden Urſachen einzutheilen und gewinnt damit zugleich die richtige Vorſtellung von dem Weſen der Krankheit und von den Mitteln zur Verhütung und Bekämpfung derſelben. Viele P. werden bedingt durch den Einfluß der anorganiſchen Naturkräfte. Da alle chlorophyllhaltigen Pflanzen nur im Lichte die rohen Nährſtoffe Kohlenſäure und Waſſer zu organiſchen Verbindungen zu aſſimiliren vermögen, ſo wird durch dauernde Entziehung des Lichts oder ungenügende Beleuchtung ihre Ernährung gehindert (vgl. Etiolement). Hierauf beruht zum weſentlichen Theil das ſogen. Erſticken niedriger Pflanzen im Unkraut, wenn dieſes raſcher und höher wächſt und beſchattend wirkt, oder des Klees unter einer Deckfrucht, die Wirkung des dicht belaubten Hochwaldes auf das Unterholz und die niedere Vegetation des Waldbodens; auch das ſogen. Lagern des Getreides (ſ. d.) iſt vorzüglich hierauf zurückzuführen. Die Temperatur hat auf das Wachsthum der Pflanzen in der Weiſe Einfluß, daß letzteres bei einem für jede Species beſtimmten Grad am lebhafteſten erfolgt, ſich immer mehr verlangſamt, je weiter aufwärts und abwärts die Temperatur von dieſem Punkt ſich entfernt, um bei einer beſtimmten obern und untern Grenze ganz zu unterbleiben, ſo lange als die Temperatur von dieſem Punkt nicht wieder zurückgeht. Auch durch plötzliche Temperaturſchwankungen wird das Wachsthum verzögert, und die Chlorophyllbildung unterbleibt unterhalb und oberhalb beſtimmter Temperaturgrade, auch wenn die Pflanze in genügender Beleuchtung ſich befindet; daher das mangelhafte und langſame Ergrünen des neu gebildeten Laubes beſonders gewiſſer Sträucher bei andauernd kalter Witterung im Frühjahr. Noch weitere Erhöhung oder Abkühlung der Temperatur wirkt tödtlich, jedoch tritt dabei wegen der ungleichen Empfindlichkeit der einzelnen Theile einer Pflanze häufig nur eine partielle Schädigung ein. Saftreiche und zarte Theile ſind empfindlicher als waſſerarme und härtere, daher die größere Widerſtandskraft der trockenen Samen und der Holzpflanzen im Winter. Pflanzen, welche aus wärmeren Klimaten ſtammen, werden ſchon durch Abkühlung auf einige Grade über dem Gefrierpunkt getödtet. Unſere einheimiſchen erfrieren erſt bei Temperaturen unter 0° C., aber dabei iſt nicht die niedrige Temperatur an und für ſich tödtlich, ſondern ein zu raſcher Uebergang des gefrornen Zuſtandes der Pflanzenſäfte in den aufgethauten; denn gefrorne Pflanzen bleiben am Leben, wenn jener Uebergang infolge gewiſſer Umſtände ſehr allmählich vollzogen wird (Einlegen in eiskaltes Waſſer, Umgeben mit ſchlechten Wärmeleitern, Schneedecke und Erdboden gewähren Schutz für die darunter befindlichen Pflanzentheile). Verminderung des Waſſerdunſtgehalts der Luft kann für die Pflanzen verderblich werden, inſofern dadurch die Verdunſtung geſteigert wird und, wenn dieſelbe, zumal bei Trockenheit des Bodens, größer wird als die gleichzeitige Waſſeraufnahme durch die Wurzeln, eine Verarmung des Körpers an Waſſer eintritt. Dagegen wirkt eine Sättigung der Luft mit Waſſerdunſt, wodurch die Tranſpiration aufgehoben wird, nur inſofern nachtheilig, als dabei eine geringere Menge Nährſtoffe aus dem Boden in die Pflanze übergeführt und ſomit die Geſammtſtoffbildung derſelben geringer wird als bei ungehinderter Verdunſtung. Beſonders iſt hier noch der krankmachenden Wirkung zufällig in der Atmoſphäre vorhandener giftigen Gaſe zu gedenken, wie ſie ſich zumal bei den Hüttenrauchſchäden herausſtellt. Schweflige Säure wirkt auf Klee, Kartoffeln, Hafer und verſchiedene Gräſer tödtlich, wenn $^1/_{40000}$ davon der Luft beigemengt iſt und die Pflanzen nur zweimal täglich zwei Stunden lang ſolcher Luft ausgeſetzt ſind. Arſendampf hat ſich dagegen als unſchädlich erwieſen, ebenſo der oft als den Pflanzen verderblich verſchrieene Ruß für ſich allein. Von den Witterungserſcheinungen haben die Pflanzen außer den mechaniſchen Schäden, welche durch Blitzſchlag, Sturm, Hagel und Schneebruch verurſacht werden, auch durch den Regen inſofern zu leiden, als die Antheren der Blüten, wenn ſie von Waſſer benetzt ſind, geſchloſſen bleiben und die aus ihnen entleerten Pollenkörner berſten, ſomit bei längerer Dauer des Regens die Befruchtung und daher Frucht- und Samenbildung vereitelt werden. Auch das ſogen. Aufſpringen voluminöſer, fleiſchiger Pflanzentheile iſt eine Folge andauernder Benetzung mit Regenwaſſer, wenn dasſelbe durch zufällige kleine Wund-

14. Aecidium berberidis.
18. Roggen.
20. Aeltere Sphacelia.
19. Fruchtknoten, a Sphacelia.
a
b
12. a Teleutospore, b Uredosporen (200:1).
B
A
11. Rostkranke Blätter.
13. Keimende Teleutospore (400:1).
7. Krankes Blatt.
Fig. 18—23. Mutterkorn.
10. Schwärmsporen.
9. Spore, s mit eindringendem Keimschlauch (400:1).
15. Durchschnitt zu Fig. 14.
Fig. 11—15. Getreiderost.
Fig. 7—10. Kartoffelkrankhe

Fig. 16, 17. Traubenkrankheit.

Fig. 1—5. Flugbrand des Getreides.
Fig. 6. Steinbrand des Weizens.

Digitized by Google

ſtellen eindringt und eine ſtärkere Spannung des Parenchyms hervorbringt. Die krankmachenden Einflüſſe des Bodens können zunächſt auf ungünſtigen Mengenverhältniſſen der für die Pflanze erforderlichen Stoffe beruhen. Die Folgen des ungenügenden Waſſergehalts ſind oben bereits angedeutet. Iſt der Boden ganz mit Waſſer geſättigt, ſo geſtatten die mit Waſſer erfüllten Poren des Bodens der zur Athmung nöthigen Luft nicht mehr genügenden Zutritt zu den Wurzeln, beziehentlich den ausgeſäeten Samen, und es tritt Fäulnis ein. Fehlen einzelne der nothwendigen Nährſtoffe (ſ. Ernährung der Pflanzen), ſo zeigt ſich eine auffallend kümmerliche Geſammtentwickelung der Pflanze; Mangel an Eiſen im Boden erzeugt Gelbſucht, weil daſſelbe zur Bildung des Chlorophylls unentbehrlich iſt. Aber auch phyſikaliſche Verhältniſſe, welche auf die Poroſität, auf das verſchiedene Verhalten der Bodenarten zum Waſſer und auf die Temperaturverhältniſſe derſelben Einfluß haben, ſind für die Pflanzen von Wichtigkeit. Wenn giftig wirkende Beſtandtheile im Boden vorhanden ſind, z. B. wenn gedüngt worden iſt mit ſtark alkaliſcher Aſche oder mit Kalkmilch aus Gasfabriken, welche Schwefelwaſſerſtoff entwickelt, ſo wird die Krankheit bemerklich, nachdem von dieſen Stoffen ſo viel in den Blättern ſich angeſammelt hat, daß die ſchädliche Wirkung auf die Gewebe eintritt; die Blätter färben ſich dann von den Spitzen aus gelb oder braun, oder ſie bekommen ſolche Flecke und vertrocknen, und zwar in der Folge ihres Alters; die Pflanze geht dann häufig vorzeitig ein.

Zahlreichen und wichtigen Krankheiten ſind die Pflanzen aber auch ausgeſetzt durch den Einfluß der belebten Natur. Das Pflanzenreich ſelbſt zählt eine Menge Weſen, welche anderen Pflanzen ſchädlich werden. Mittelbar können die Pflanzen bei dichtem Stande durch ihres Gleichen oder durch andere in ihrer Geſellſchaft wachſende Arten (Unkräuter) geſchädigt werden, inſofern dieſe mit ihnen konkurriren in den Anſprüchen an die Nährſtoffe des Bodens und an Genuß von Licht und Luft. Auch mechaniſch ſchaden diejenigen Unkräuter, welche zu den Schlingpflanzen gehören, indem ſie die in ihrer Nähe wachſenden Pflanzen erwürgen und niederdrücken. Die gefährlichſten Pflanzenfeinde finden ſich aber unter den Schmarotzerpflanzen, indem dieſe direkt den anderen Pflanzen organiſche Säfte und Beſtandtheile rauben und dadurch ausgeprägte Krankheitserſcheinungen hervorrufen. Von höheren Gewächſen kommt hier faſt nur die Flachs- und Kleeſeide (Cuscuta) in Betracht, dagegen wird eine ganze Anzahl der allgemeinſten und verderblichſten Krankheiten der Kulturgewächſe durch Pilze verurſacht. Die Veränderungen, welche das auf oder in dem Körper der Nährpflanze entwickelte Mycelium dieſer Pilze an denſelben hervorbringt, und das Eigenartige der Fruchtbildung derſelben, die bald als gefärbte, ſtaubartige Sporenmaſſen, bald in Form eigenthümlich geſtalteter Körper an den befallenen Pflanzen ſichtbar wird, bedingt die gewöhnlich ſehr charakteriſtiſchen Symptome dieſer Krankheiten. Die unmittelbare krankmachende Wirkung beſteht in der Tödtung derjenigen Gewebe, auf oder in welchen der Pilz ſich entwickelt. Entweder löſt das Mycelium die Zellen vollſtändig, insbeſondere die Membranen derſelben, alſo die feſten Theile des Gewebes, auf, ſo daß der Pflanzentheil völlig zerſtört wird und der Pilz an deſſen Stelle tritt, oder die Zellen bleiben unverletzt, aber das Mycelium ſaugt daraus die wichtigſten Inhaltsbeſtandtheile aus, ſo daß die Zelle getödtet wird und der betreffende Pflanzentheil gewöhnlich unter Verluſt ſeiner natürlichen Farbe abſtirbt, vertrocknet und zu Grunde geht. Mitunter geht dabei eine abnorme Vergrößerung des befallenen Pflanzentheils unter monſtröſer Formbildung voraus. Je nach dem Organ, welches auf dieſe Weiſe durch den Schmarotzer zerſtört wird, iſt die Folge der Krankheit für den Geſammtorganismus der leidenden Pflanze verſchieden. Fallen nur die Blüten oder reifenden Früchte dem Pilze zum Opfer, ſo entwickelt ſich die Pflanze im übrigen normal; aber ſie bleibt ſteril und gewährt keine Ernte an Früchten oder Samen. Werden aber die Blätter und Stengel oder die Wurzeln durch den Schmarotzer angegriffen, ſo verliert die Pflanze Organe, die bei der Ernährung unentbehrlich ſind, und es kann dadurch ſchon frühzeitig die Entwickelung überhaupt gehemmt, der Tod herbeigeführt und ſomit ebenfalls die Produktion vereitelt werden. Während man früher glaubte, bei den in Rede ſtehenden Krankheiten ſei der Schmarotzerpilz nur eine ſekundäre Erſcheinung, er ſiedle ſich nur auf der ſchon krankhaft disponirten Pflanze an, iſt es in der jüngern Zeit ziemlich allgemein nachgewieſen und anerkannt, daß dieſe Pilze durch ihre Sporen ſich fortpflanzen und an jedem normalen Individuum ihrer betreffenden Nährpflanzen zur Entwickelung kommen können, damit zugleich aber die ſpecifiſche Krankheit hervorbringen. Inſofern laſſen ſich die Sporen dieſer Paraſiten zugleich als die Keime der Krankheit betrachten, und bei der Maſſenhaftigkeit, in der ſie erzeugt werden, erklärt es ſich, daß dieſe Krankheiten anſteckend ſind, und daß ſie ſogar als Epidemien auftreten, die ſich über ganze Länder verbreiten und in manchen Gegenden endemiſch geworden ſind. Zugleich iſt dadurch der Weg bezeichnet, wie man dieſe Krankheiten zu bekämpfen und zu verhüten hat: daß man nämlich die Sporen dieſer Pilze vernichten oder keimunfähig machen muß und die Bedingungen ihrer Keimung und Weiterentwickelung, unter denen dauernde Feuchtigkeit des Bodens und der Luft obenan ſtehen, möglichſt zu beſeitigen ſucht. Hierzu iſt ſelbſtverſtändlich die Kenntnis der Lebensweiſe der betreffenden Schmarotzerpilze das erſte Erfordernis. Die wichtigſten hier in Betracht kommenden Schmarotzer ſind die Brandpilze (Ustilagineae) und die Roſtpilze (Uredineae); Peronoſporeen verurſachen die Kartoffelkrankheit und den weißen Roſt, Exoascus die an den Pflaumen vorkommenden Taſchen, Erysiphe-Arten den eigentlichen Mehlthau, Oïdium Tuckeri *Berk.* die Traubenkrankheit; Pyrenomyceten erzeugen den Rußthau, die Fleckenkrankheit der Blätter, und zu ihnen gehören auch der Wurzeltödter der Luzerne, der Rübentödter und der Erzeuger des Mutterkorns; Diskomyceten erzeugen den Tannen- und Fichtenritzenſchorf, den Runzel- oder Blattſchorf am Ahorn und an den Weiden, den Kleekrebs und den Lärchenkrebs, endlich von den Hymenomyceten Agaricus melleus *Vahl* am Grunde der Stämme und an den Wurzeln verſchiedener Bäume den Erdkrebs (Harzſticken). Die Tafel »Pflanzenkrankheiten« gibt charakteriſtiſche Habitusbilder einiger der wichtigſten P. und zugleich die Entwickelung der die letzteren verurſachenden Pilze.

Thiere ſchädigen die Pflanzen, indem ſie Theile derſelben abfreſſen, benagen ꝛc. Hierher gehören die Schäden, welche das Wild beſonders im Winter veranlaßt, indem es die Knospen und jungen Zweige, desgleichen die Sämlinge der Baumſchulen verbeizt und die Rinde der Stämme bis auf den Splint

abnagt. Beſonders aber fallen den pflanzenfreſſenden Inſekten die verſchiedenſten Theile der Pflanzen zum Opfer, bald die Wurzeln (z. B. Engerlingen), bald Rinde und Baſt (z. B. Borkenkäfern), bald Blüten und Früchte, beſonders der Obſtbäume, den Raupen verſchiedener Schmetterlinge; am größten aber iſt die Zahl der laubzerſtörenden Inſekten. Die eigentlich paraſitiſchen Thiere zerſtören dagegen die Pflanzentheile durch ihre Freßwerkzeuge nicht, ſie benutzen die Pflanze als Wohnplätze entweder zeitlebens oder nur während ihres Ei- und Larvenzuſtands und ſaugen dabei nur flüſſige Säfte aus denſelben oder nähren ſich nur von inneren Theilen, ohne das Organ der Pflanze, welches ihnen ein Aſyl gewährt, zu zerſtören; aber ſie verurſachen abnorme, krankhafte Erſcheinungen, Verluſt der natürlichen Farbe, vorzeitiges Abſterben des unmittelbar bewohnten Theils oder entfernterer Theile, wenn dieſe durch das Leiden des direkt afficirten Organs in Mitleidenſchaft gezogen werden. So bewirken kleine achtbeinige Milben aus der Gattung Tetranychus, welche auf der Unterſeite der Blätter vieler Kräuter und Sträucher leben und dieſelben mit ſehr feinen Fäden überſpinnen, ein Gelbwerden und frühes Abſterben des Laubes; hierher gehört auch die Krankheit des Weinſtocks, welche gegenwärtig durch die auf den Wurzeln desſelben ſchmarotzende Reblaus erzeugt wird. Meiſtens aber verurſacht der Paraſitismus wirkliche Neubildungen an den bewohnten Theilen (Gallen), zu deren Ausbildung meiſt ein größeres Quantum von Nährſtoffen dem Körper entzogen wird, und durch welche die Organe, an denen ſie entſtehen, in der Regel ganz oder theilweiſe funktionsunfähig werden. So kann Sterilität die Folge ſein, wenn die Gallen aus Theilen der Blüten oder Früchte entſtehen; dahin gehören das Gicht- oder Radenkorn des Weizens, die Kernfäule der Karden (ſ. Aalthierchen), knollenförmige Anſchwellungen an den Wurzeln des Raps, Rübſens und Kohls, durch Larven der Rapsfliegen (Anthomyia) und anderer Dipteren erzeugt. Die meiſten und verſchiedenartigſten Gallen finden ſich auf Blättern und bewirken bei reichlichem Auftreten Laubverderbnis. Zu ihnen gehören auch die durch mikroſkopiſch kleine, vierbeinige Milben verurſachten abnormen Haarbildungen, welche auf dem Weinſtock und den meiſten unſerer Holzgewächſe die Filzkrankheit der Blätter (ſ. Erineum) darſtellen. Blattläuſe bewirken Verkrümmungen, Kräuſelungen, blaſige Auftreibungen und beutelförmige Ausſackungen an den Blättern und bringen durch ihre Sekretionen Honigthau (ſ. d.) und durch die bei ihren Häutungen zurückbleibenden Bälge Mehlthau (ſ. d.) hervor. — Von einer Anzahl P. können wir eine beſtimmte Urſache noch nicht angeben; es iſt zu vermuthen, daß ſie auf Ernährungsverhältniſſe, bedingt durch die Beſchaffenheiten des Bodens, zurückzuführen ſind. Dahin gehören die Erſcheinungen des Rückſchlags auf den wilden Zuſtand, wie das Holzigwerden fleiſchiger Wurzeln und Knollen und das Steinigwerden der Birnen, ferner die Krankheiten, welche in einer Desorganiſation gewiſſer Gewebe, insbeſondere des Holzkörpers, beſtehen, wie die Gummikrankheit des Steinobſtes, die Harzkrankheit der Nadelhölzer, der Krebs der Kernobſtgehölze, desgleichen die Bleichſucht oder Chloroſe. Vgl. Meyen, Pflanzenpathologie (Berl. 1841); Kühn, Die Krankheiten der Kulturgewächſe (2. Aufl., daſ. 1859); Hallier, Phytopathologie (Leipz. 1868); Sorauer, Handbuch der P. (Berl. 1874).

Pflanzenkunde, ſ. v. w. Botanik.

Pflanzenleim, ſ. Kleber.

Pflanzenpapier, ſ. Engliſches Pflaſter.

Pflanzenpathologie, ſ. Botanik und Pflanzenkrankheiten.

Pflanzenphyſiologie, ſ. Botanik.

Pflanzenreich, ſ. Pflanze.

Pflanzenſammlung, ſ. v. w. Herbarium.

Pflanzenſchlaf, ſ. Pflanze, S. 833.

Pflanzenſynonymik, ſ. Botanik und Pflanze, S. 837.

Pflanzenſyſtem, ſ. Botanik.

Pflanzentalg und **Pflanzenwachs**, ſ. Wachs.

Pflanzenthiere, ſ. v. w. Polypen, Korallen.

Pflanzenzelle, ſ. Pflanze und Zelle.

Pflanzkamp, forſtwirtſchaftliche Baumſchule, der Ort, an welchem junge Waldbäume zum Zwecke kräftiger Wurzel- und Stammentwickelung vor der Verpflanzung ins Freie erzogen werden. Der P. muß eine geſchützte, namentlich froſtfreie, Lage und kräftigen Boden haben, thunlichſt in der Nähe der Förſterei liegen und gegen Weidevieh und Wild durch eine Einfriedigung geſchützt werden. Mit dem P. iſt ein Saatkamp zu verbinden, in welchem die jungen Pflänzchen in 0,3 Meter tief gelockertem Boden aus dem Samen gezogen werden. Im 2. oder 3. Jahr verſetzt man dann die Pflänzchen in den durch tiefe Bodenlockerung vorbereiteten P., indem man ſie in regelmäßige Reihen bringt und ihnen einen entſprechenden Wachsraum gibt, der um ſo größer ſein muß, je länger man die Pflanzen im P. belaſſen will. Eichen verpflanzt man ein-, auch zweijährig, pflanzt ſie aber im P. im 4., 6., 8. Lebensjahr nochmals um, je nachdem man Bodenpflanzen, Halbheiſter oder Heiſter erziehen will, indem man den Verband (Wachsraum) der Einzelpflanzen mehr und mehr erweitert. Buchen werden oft in Büſcheln (drei bis vier Pflanzen zuſammen) in den P. gebracht, aber auch bis zur Heiſterſtärke erzogen und dann einzeln umgelegt. Kiefern erzieht man ſelten im P., ſondern pflanzt ſie meiſt einjährig aus dem Saatkamp in die Beſtände. Fichten werden zweijährig in den P. gebracht und vier- bis fünfjährig ins Freie verpflanzt. Weißtannen entnimmt man zwei- bis dreijährig dem Saatkamp und verpflanzt ſie im fünf- bis ſechsjährigen Alter aus dem P. ins Freie. Zur Erziehung von Holzpflanzen mit Ballen (die Wurzeln umſchließende Erdballen) legt man beſondere Ballenkämpe an. Für alle Pflanzkämpe iſt ſorgfältige Reinigung von Unkraut erſte Regel. Bei lichtſcheuen Holzarten (Buche, Tanne ꝛc.) wird durch Schutzſchirme oder Verlegung des Kamps in alte, nicht ſehr dichte Holzbeſtände die direkte Einwirkung des Sonnenlichts im Sommer ausgeſchloſſen. Gegen Ueberflutung, Mäuſe ꝛc. ſchützt man den P. durch ſenkrecht abgeſtochene Umfaſſungsgräben, gegen letztere auch durch Auslegen von vergiftetem Weizen in eingegrabene Drainröhren.

Pflaſter (franz. Pavé, engl. Pavement), Fußboden, welcher durch annähernd gleich große Stücke eines harten Materials, namentlich durch Steine, befeſtigt iſt. Das rauhe P., welches als gewöhnliches Straßenpflaſter die weiteſte Verbreitung gefunden hat, wird aus feſten, der Verwitterung wenig unterworfenen Steinen hergeſtellt. Die behauenen Pflaſterſteine, welche, in regelmäßigen Reihen aneinander geſetzt, das Reihen- oder Schichtenpflaſter bilden, haben bei uns meiſt einen quadratiſchen Kopf; in England behaut man ſie tafelförmig und ſtellt ſie

auf die schmale Kante. In Straßen, worin Wagenverkehr stattfindet, müssen jene Reihen stets normal zur Straßenaxe stehen, damit die Hufe der Zugthiere nicht ausgleiten können und die Steine durch die Wagenräder am wenigsten leiden. Auf Banketten, Perrons und Innenräumen, wo nur Fußverkehr stattfindet, können jene Reihen schräg zur Längenaxe laufen (Diagonalpflaster). Das P. muß auf einer festen, aber durchlässigen Unterlage ruhen. Wo eine solche nicht vorhanden ist, wird sie durch Aufschüttung von Kies oder grobem Sand hergestellt. Um den Abzug des Wassers zu befördern, gibt man dem P. eine Neigung, welche im Mittel $^1/_{48}$—$^1/_{24}$ betragen kann. Mit Hülfe eines Hammers, der an einem Ende löffelförmig gestaltet ist, setzt der Pflasterer die Steine in den Sand und rammt sie nach Vollendung einer hinreichenden Zahl von Reihen mit einer Handramme fest. Er bestreut dann die Straße mit Sand, worauf sie dem Verkehr übergeben wird. In London vergießt man in neuerer Zeit die Fugen der Pflastersteine allgemein mit Cement, und es ist dies auch deshalb sehr zu empfehlen, weil sich zwischen und unter den Steinen leicht organische Stoffe ansammeln, welche fortwährend Fäulnisgase ausdünsten. Die Steinreihen, welche die Grenze eines gepflasterten Raums, besonders bei Rinnsteinen, bilden, nennt man Bordsteine. In Holland pflastert man die Straßen häufig mit Klinkern. Das platte P. besteht aus Steinplatten (Granit, Kalk, Sandstein, Chiastolithschiefer ꝛc.) und wird entweder durch einfaches Nebeneinanderlegen derselben auf ebener Unterlage hergestellt, wobei man die Fugen bisweilen mit Kalk oder Cement vergießt, oder in der Weise ausgeführt, daß man die Platten vollständig in Kalk verlegt und so gleichsam vermauert. Holzpflaster für Durchfahrten und solche Straßentheile, in welchen das Rasseln der Wägen vermieden werden soll (zu letzterem Zweck legt man bisweilen auch Fahrbahnen aus Granitplatten, wie auf italienischen und manchen deutschen Straßen), besteht aus quadratischen oder sechsseitigen Holzklötzen, welche je an einer Seite gebohrt und mit einem hölzernen Dübel von etwa 2 Centim. Stärke und 8 Centim. Länge versehen werden, um sie alle mit einander zu verbinden. Als Unterlage des Holzpflasters dient eine Schicht Halbholz, welches mit der ebenen Seite nach oben in Abständen von 2 Meter quer über die Straße gelegt und mit Bretern bedeckt wird. Die Fugen zwischen den Klötzen füllt man mit Theer und Sand aus und überzieht auch die Oberfläche der Klötze mit Theer. In Petersburg und London wird sehr viel Holzpflaster angewandt. Im Durchschnitt halten Fichtenklötze 4—5 Jahre. Auch aus Eisenwürfeln hat man P. hergestellt. Vgl. Straßenbau.

Pflaster (lat. Emplastrum), in der Pharmacie äußerlich anzuwendende Heilmittel, welche in der gewöhnlichsten und einfachsten Form eine Verbindung von Bleioxyd mit Fettsäuren darstellen und durch Verseifung von Oel mit Bleioxyd bereitet werden. Dies einfache Bleipflaster (s. d.) dient vielfach als Vehikel für Arzneimittel, welche durch ihre Berührung mit der Haut eine gewisse Wirkung hervorbringen sollen. Zu diesem Zweck benutzt man aber auch häufig Mischungen aus Harzen, Wachs, Fett und Oel, die einfach zusammengeschmolzen werden und sich von den Salben nur durch ihre Konsistenz unterscheiden. Sie sind bei gewöhnlicher Temperatur fest und lassen sich in der warmen Hand kneten. Hierher gehören das Blasenpflaster, das Belladonna-, Contumpflaster u. a.

Pflaumenbaum (Zwetschenbaum, Prunus *L.*), Gruppe der Pflanzengattung Prunus *L.* aus der Familie der Amygdaleen, Bäume oder Sträucher mit in der Knospe gerollten und meist mit den Blüten erscheinenden Blättern, meist leicht bereiften Früchten mit oder ohne Längsfurche und zusammengedrücktem Stein mit scharfen Seitenkanten. Der Zwetschenbaum (P. oeconomica *Borkh.*), ein 6—8 Meter hoher Baum mit etwas pyramidenförmiger Krone, verwildert von sparrigem Wuchs, dornig und dann besonders Ausläufer bildend, mit elliptischen, behaarten, später mehr oder weniger kahlen, gesägten Blättern an unbehaarten Zweigen, gepaarten oder zu dreien auf behaarten Stielen stehenden, etwas grünlichweißen Blüten und länglichen, violettblauen, weichen Früchten, stammt vielleicht aus Turkistan und dem südlichen Altaigebirge; das klassische Land für denselben ist aber der österreichisch-türkische Grenzbezirk, wo er seit 400 Jahren in großer Menge gebaut wird und, zumal südlich von der Donau, ganze Wälder bildet, deren Früchte 4—6 Wochen lang die Hauptnahrung der Bevölkerung bilden, getrocknet in großer Masse exportirt, hauptsächlich aber auf Branntwein verarbeitet werden. Die Einführung des Pflaumenbaums in diese Gegenden fällt vielleicht mit dem Auftreten der Magyaren zusammen. Auch bei uns tritt der P. an Waldrändern, in der Nähe von Dörfern verwildert auf. Von dieser Art werden verschiedene Sorten kultivirt; aber nicht alle länglichen Pflaumen gehören hierher, auch gibt es wohl Blendlinge zwischen Zwetsche und echter oder Damascener Pflaume. Das Holz ist ziemlich hart, schön braun, geadert und wird häufig als Atlasholz zu Tischlerarbeiten benutzt. Aus dem Stamm fließt Gummi (s. Kirschgummi); aus den stets bitteren Samen gewinnt man durch Pressen ein mildes, fettes Oel; bei Destillation mit Wasser geben sie bittermandelartig riechendes, blausäurehaltiges Wasser. Die syrische oder Damascener Pflaume (Damascene, P. syriaca *Borkh.*), mit weniger festem, oft brüchigem Holz, dicken, aber auch längeren, reich behaarten Trieben, elliptischen, mehr gekerbten, besonders auf der Unterseite weichhaarigen Blättern, weichhaarigem Blattstiel mit zwei Drüsen am obern Ende und meist gepaarten, blendend weißen Blüten, macht wenig oder gar keine Ausläufer, verwildert aber sehr leicht und bildet dann einen sparrigen, auch dornigen Strauch. Sie stammt aus Syrien und bildet dort kleine Wälder. Die Früchte sind in Form und Farbe ungemein verschieden; es gehören hierher alle Damascener Pflaumen, aber auch manche damascenenartige Zwetschen. Die Krieche (Haferschlehe, P. insititia *L.*) wird theils als Stammpflanze der vorigen, theils als eine verwilderte Form derselben betrachtet. Sie bildet einen hoch wachsenden, oft dornigen Strauch in Vor- und Laubwäldern, treibt starke Wurzelausläufer, hat weichhaarige Triebe, breit elliptische, besonders auf der Unterseite stark behaarte Blätter, auf schlanken, behaarten Stielen meist zu zweien stehende, weiße Blüten und hängende, runde, schwarzblaue Früchte mit weichem, süßem, am Stein nicht wenig herbem und fest anhängendem Fleisch. Sie findet sich durch ganz Europa und wird zum Theil als kleine Damascener oder Johannispflaume kultivirt. In Gärten kommt sie mit gefüllten Blüten (oft unter dem Namen gefüllte Schlehe) vor. Die Reineclaude (P. italica *Borkh.*) ist ein niedriger Baum mit abgerundeter Krone, ziemlich dicken und langen, sehr bald unbehaarten Trieben, großen, runzeligen, elliptischen, tief, meist doppelt gesägten

Blättern, zwei Drüsen am obern Ende des Blattstiels, meist zu zweien auf unbehaarten Stielen stehenden, weißen Blüten und rundlicher, gelblicher, grünlicher oder röthlicher bis violettblauer Frucht mit grünlichweißem, bärtlichem Fleisch. Das Vaterland der Reineclaude ist unbekannt, vielleicht ist sie durch Kreuzung der Zwetsche und Damascener Pflaume entstanden. Hierher gehören aber auch viele der zwetschenartigen Damascener Pflaumen. Die Kirschpflaume (Myrobalane, türkische Pflaume, P. cerasifera *Ehrh.*) ist ein am Stamme meist weit herab verästelter Baum mit eirund länglicher Krone, ohne Ausläufer, mit weißem Holz, bei schlechter Kultur dornig, mit unbehaarten Trieben, länglichen, nach der Basis zu verschmälerten, seltener elliptischen, meist nur längs des Mittelnervs auf der Unterseite behaarten Blättern, meist einzeln stehenden, weißen Blüten auf ziemlich langen, unbehaarten Stielen und runden, heller oder dunkler braunrothen Früchten mit süßlichem, etwas festem und gelbem Fleisch. Die kleineren, schließlich gelbröthlichen Früchte heißen speciell Kirschpflaumen, die fast doppelt so großen, dunkleren, braunrothen Myrobalanen. Die Kirschpflaume wird zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. genannt; sie wurde wohl aus dem Orient (sicher nicht aus Amerika) eingeführt, und von ihr stammen auch wahrscheinlich mehrere unserer kultivirten Pflaumen ab.

Die pomologische Eintheilung der Pflaumenbäume bietet besondere Schwierigkeiten dar. Liegel unterscheidet: A. Zwetschen mit länglich eiförmigen Früchten: 1) wahre Zwetschen mit kahlen Sommertrieben; 2) damascenenartige Zwetschen mit weichhaarigen Sommertrieben. B. Damascenen mit runden und rundlichen Früchten: 1) zwetschenartige Damascenen mit kahlen Sommertrieben; 2) wahre Damascenen mit weichhaarigen Sommertrieben; jede Klasse mit blauen, rothen, gelben, grünen, bunten Früchten. Koch unterscheidet: 1) Aprikosenpflaumen; der Baum gleicht der Reineclaude, hat unbehaarte Triebe und gekerbte, oberseits glänzende Blätter. Die deutlich gefurchten Früchte von der Größe einer Reineclaude sind kurz gestielt, anfangs grünlich, später gelb; ihr Fleisch ist anfangs ziemlich fest, später selbst schmelzend und hängt an dem kleinen Stein mit ziemlich stumpfem Kern. 2) Reineclauden. 3) Kirschpflaumen oder Myrobalanen. 4) Echte Damascenen. 5) Perdrigons oder Rebhuhnpflaumen; die jungen Triebe sind nicht behaart, das Holz ist sehr hell und weich, die Früchte sind vorherrschend blau, mit gelbem, etwas ins Grünliche streifendem, ziemlich festem Fleisch, der Same besitzt eine kurze, aber breite Spitze. 6) Julische Pflaumen, von echten Damascenen fast nur durch das spätere Erscheinen der meist auch kleineren Früchte unterschieden; in Deutschland nicht kultivirt. 7) Brisetten, mit vorherrschend gelben, nach der Basis hin verschmälerten Früchten, ebenfalls in Deutschland nicht in Kultur. 8) Dattelpflaume, ein bis 12 Meter hoher Baum mit unbehaarten Trieben, großen, oberseits glänzenden Blättern, zwei Drüsen am mäßig langen Blattstiel, meist 7 Centim. langen, länglichen, hellgelben, tief gefurchten Früchten mit grobem, anfangs festem, später weichem Fleisch. Auch ebenso große, violette Pflaumen (Diapré rouge) gehören hierher. 9) Zwetschen. 10) Mirabelle, ein kleiner Baum mit weichem, hellem Holz, bei uns rothgrau behaarten Trieben, gewöhnlich zu dreien stehenden Knospen, von denen die mittlere eine Laubknospe ist; die rundliche Frucht ist gelblich, mit ziemlich festem, gelbem, angenehm süß weinsäuerlichem Fleisch. 11) Spilling, ein bis 14 Meter hoher Baum mit sehr dunklem, brüchigem Holz, fast ohne Ausläufer, mit gleichsam bepuderten Zweigen, fein, oft drüsig gekerbten Blättern, zwei Drüsen am Blattstiel und kurz gestielten Blüten. Die Frucht ist länglich, mit gelber Haut und gelbem Fleisch. Zum Anbau sind besonders zu empfehlen: A. Rundpflaumen oder Damascenen: bunter Perdrigon, Kirkes' Pflaume, Braunauer aprikosenartige Pflaume, Lepine; B. Oval- oder Königspflaumen: Königspflaume von Tours, Esperens Goldpflaume, Washington, Jefferson; C. Eierpflaumen: Nienburger Eierpflaume, violette Jerusalemspflaume; D. Edelpflaumen oder Reineclauden: frühe Reineclaude, große Reineclaude, Althanns Reineclaude, Mereldts Reineclaude. E. Wachspflaumen oder Mirabellen: Rangheri's Mirabelle, gelbe Mirabelle; F. Zwetschen: Hartwiß' gelbe Zwetsche, Fürsts Frühzwetsche, große Zuckerzwetsche, italienische Zwetsche, Hauszwetsche (Bauernpflaume); G. Halbzwetschen: Bioudecks Frühzwetsche, violette Diapré, Königin Victoria, Frankfurter Pfirsichzwetsche.

Die Pflaumen enthalten:

Bestandtheile		Gelbe Mirabellen	Reineclauden	Schwarzblaue Pflaumen	Zwetschen
Wasser		82,230	79,720	88,781	81,930
Feste Bestandtheile.		17,764	20,280	11,249	18,070
Löslich	Zucker . .	3,584	5,405	1,094	5,793
	freie Säure	0,582	0,370	1,270	0,952
	Eiweißsubstanzen .	0,197	0,401	0,475	0,785
	Pektin . .	5,772	11,074	2,313	3,644
	Asche . .	0,570	0,898	0,496	0,734
Unlöslich	Pektose .	1,030	0,345	0,500	0,630
	Schalen .	0,179	1,035		1,990
	Kerne .	5,760	2,852	4,190	3,840
	Asche. .	0,032	0,037	0,041	0,094

Die Pflaumen finden hauptsächlich Verwendung als Obst, frisch, eingemacht und getrocknet. Getrocknete Pflaumen (Backpflaumen) bilden einen wichtigen Handelsartikel; von den deutschen sind die Thüringer oder Saalpflaumen bevorzugt, auch die bayrischen oder fränkischen und die böhmischen. Große Geschäfte in Pflaumen machen mehrere Gegenden in Frankreich, von wo besonders die Prunellen und Katharinenpflaumen kommen. Die größten und besten sind aber die türkischen Pflaumen aus den Ländern der untern Donau, welche vielfach selbst nach Amerika exportirt werden. Auch Pflaumenmus wird in großen Quantitäten dargestellt.

Der P. gedeiht mit seinen nach der Oberfläche sich ausbreitenden Wurzeln am besten in einem warmen, etwas feuchten Boden in etwas geschützter Lage. Dicht geschlossenes Pflanzen im Verband und in Abständen von 4, höchstens 5 Meter befördert das Wachsthum, die Tragbarkeit und Dauer. Trefflich gedeihen die Bäume auch als Zwischenpflanzung in Obstplantagen zwischen Aepfeln. Sie liefern etwa 30 Ernten und räumen dann den Apfelbäumen den Platz. Man vermehrt sie durch Samen oder Wurzelausläufer und veredelt am besten durch Okuliren oder Kopuliren. In beiden Fällen sollte man stets den Stamm vom Edelauge oder Edelreis erziehen, weil er schöner und kräftiger wird als der aus dem Wildling erzogene. Aus Wurzelausläufern erzogene Stämme haben wieder die Neigung zu starkem Austreiben von Wurzelschossen. Mehrere Sorten, wie Damascene, Reineclaude, sind aus Samen ohne Veredelung in derselben Sorte fortzupflanzen. Man erzieht den P.

meist als Hochstamm, weniger als Pyramide und nur ausnahmsweise als Spalierbaum. — Der P. wird schon von Cato erwähnt, gewann aber erst später an Bedeutung. Columella kannte drei (darunter die Damascenen), Plinius sehr viele Varietäten. Die Römer hatten die Pflaumen von den Griechen erhalten und vom griech. prūnē auch den Namen (prunus) entlehnt. Das Wort Zwetsche (Zwetschke), obwohl von slawischem Klange, kommt doch in der slawischen Sprache nicht vor und soll aus dem griech. damaskenon entstellt sein.

Pflege, die Verwaltung einer Sache oder die Aufsicht über dieselbe, z. B. Rechtspflege; die Erziehung, Erhaltung und Versorgung einer Person, daher im ältern deutschen Recht s. v. w. Vormundschaft; Pflegeeltern (Pflegevater und Pflegemutter), Personen, welche die Erziehung eines ihnen nicht angehörigen Kindes (Pflegekind) übernommen haben; früher s. v. w. Distrikt einer Behörde, daher der über einen solchen Bezirk gesetzte Verwaltungs- oder Gerichtsbeamte Pfleger hieß.

Pfleger, Gustav, böhm. Dichter, geb. 27. Juni 1833 in Karasejn, starb 20. Sept. 1875 als Sparkassenbeamter in Prag. Unter seinen Dichtungen sind hervorzuheben: »Cypříše« (Prag 1862), die poetische Erzählung »Pan Vyšinsky« (das. 1858—59) und »Kralovna noci« (das. 1876). Als Dramaturg des böhmischen Theaters verfaßte er die Dramen: »Boleslav Ryšavy« und »Dolla Rosa« (1862), später das Lustspiel: »Telegram«. Unter seinen socialen Romanen verdienen genannt zu werden: »Stracony zivot« (1862) und »Z maleho sveta« (1863). Die Dichtungen Pflegers zeichnen sich durch Formvollendung aus, leiden aber an krankhafter Sentimentalität.

Pflicht, überhaupt Verbindlichkeit zu einem gewissen Verhalten, in höherem Sinn bei bewußt wollenden Wesen die Verbindlichkeit zu einem vernünftigen Denken, Wollen und Handeln. Alles pflichtmäßige Handeln geschieht daher mit einer sittlichen (moralischen) Nothwendigkeit, welche wir als »Sollen« bezeichnen. Man unterscheidet allgemeine (ursprüngliche, unbedingte) Pflichten, welche für alle Menschen ohne Ausnahme gegeben und von keiner anderweiten Bedingung abhängig sind, und besondere (abgeleitete, bedingte) Pflichten, welche durch besondere Lebensverhältnisse bedingt sind; ferner Rechts- oder Zwangspflichten, welche durch das Rechtsgesetz bestimmt werden, und deren Erfüllung erzwingbar ist, und Tugend- oder Gewissenspflichten, welche vom Tugendgesetz abhängen, und deren Erfüllung der Gewissenhaftigkeit des Menschen überlassen bleibt; endlich reine Pflichten, sofern dieselben durch das Vernunftgesetz im allgemeinen bestimmt sind (daher auch transcendentale genannt), und angewandte Pflichten, wie sie in den menschlichen Lebensverhältnissen der Erfahrung nach wirklich vorkommen (daher auch empirische Pflichten genannt). Das von der praktischen Vernunft ausgehende sittliche Gesetz heißt Pflichtgebot (Pflichtgesetz). Unter Pflichtgefühl versteht man theils das allgemeine Gefühl der Verbindlichkeit, seine Pflichten zu erfüllen, theils das Gefühl der sittlichen Nöthigung zu einem vernünftigen Handeln. Pflichtenkollision ist das Zusammentreffen mehrerer Verbindlichkeiten, von denen nach Lage der Verhältnisse nur eine erfüllt werden kann (vgl. Kollision).

Pflichtenlehre, s. v. w. Sittenlehre (Ethik), s. Moral.

Pflichtstreit, s. Kollision.

Pflichttheil (Portio legitima), derjenige Theil des Vermögens eines Erblassers, welchen gewisse Verwandte desselben gesetzlich beanspruchen können, wofern sie sich dies Recht nicht durch schlechtes Betragen verscherzt haben. Dem Princip nach ist nämlich im römischen Recht sowohl wie in den modernen Gesetzbüchern die Testirfreiheit, d. h. das Recht des Erblassers, über seinen Nachlaß durch Testament (s. d.) beliebig zu verfügen, anerkannt. Eine Ausnahme davon ist nur zu Gunsten der nächsten Verwandten statuirt, deren Enterbung als ein Akt der Lieblosigkeit und eben darum als unbillig erscheinen würde. Diese Verwandten sind die Descendenten oder Verwandte in absteigender Linie, wie Kinder und Enkel, die Ascendenten oder Verwandte in aufsteigender Linie, wie Eltern und Großeltern, und die Geschwister, letztere aber nur dann, wenn ihnen eine anrüchige Person (persona turpis) vorgezogen worden ist. Allein auch diese Pflichttheilsberechtigten können nicht die vollständige Beseitigung eines ihnen ungünstigen Testaments verlangen; sie können vielmehr nur einen gewissen Theil derjenigen Erbportion beanspruchen, welcher ihnen zufallen würde, wenn kein Testament vorhanden und wenn also die gesetzliche Erbfolge eingetreten wäre. Dieser Theil der sogen. Intestatportion ist eben der P., und der Erblasser ist also in seiner Testirfreiheit zu Gunsten jener sogen. Notherben nur insofern beschränkt, als er ihnen wenigstens den P. hinterlassen muß, wofern nicht etwa ein gesetzlicher Enterbungsgrund vorliegen sollte und auf Grund desselben die Enterbung des betreffenden Verwandten verfügt worden wäre. Zu bemerken ist dabei, daß die Enterbungsgründe des römischen Rechts (vgl. deren Zusammenstellung in Puchta's »Pandekten«, § 492) im wesentlichen auch von der modernen Gesetzgebung beibehalten worden sind. Ein Hauptgrund, warum insbesondere Eltern die Kinder enterben können, ist z. B. die Lieblosigkeit der letzteren, bethätigt durch Lebensnachstellungen, Thätlichkeiten oder sonstige grobe Injurien. Die Größe des Pflichttheils bestimmt sich aber nach gemeinem (römischen) Recht nach der Zahl der im einzelnen Fall vorhandenen Pflichttheilsberechtigten. Sind dies mehr als vier, so beträgt er ½, sind es weniger Notherben, ⅓ der Intestatportion. Hinterläßt also z. B. jemand zwei Kinder, so würde nach gesetzlichem Erbrecht jedes derselben je die Hälfte des Nachlasses erhalten. Nun hat aber der Erblasser ein Testament errichtet und darin dem einen Kinde den ganzen Nachlaß zugewendet. Der übergangene Notherbe kann das Testament hier anfechten und die Herausgabe seines Pflichttheils, nämlich hier ⅓ von ½, also ⅙ des gesammten Nachlasses beanspruchen. Hinterließ der Erblasser dagegen fünf Kinder, so beträgt der P. eines »präteritirten« Kindes ⅕ von ⅕, also 1/10 des Nachlasses. Ascendenten und Geschwister, welche nur dann ein gesetzliches Erbrecht haben, wenn keine Descendenten vorhanden sind, können auch nur unter ebendieser Voraussetzung Anspruch auf den P. erheben, der sich aber nach ebendemselben Princip berechnet. Neuere Gesetzgebungen, wie die österreichische und die italienische, statuiren dagegen für Descendenten stets ½, für Ascendenten ⅓ der Intestatportion, während Geschwister nach den neueren Gesetzbüchern überhaupt keinen P. mehr beanspruchen können. Das preußische Landrecht hat den P. für 1—2 Notherben auf ⅓, für 3—4 auf ¼ und für 5—6 und mehr Berechtigte auf ⅛ der Intestatportion festgestellt, während nach französischem Rechte dem Erblasser gestattet wird, beim Vorhandensein eines Kindes über ½, bei zwei Kindern über ⅓

und bei drei oder mehreren Kindern nur über ¼ des Nachlasses frei zu verfügen, so daß also hiernach der P. ½, ⅔, ¾ der Intestatportion oder ½, ⅓, ¼ ꝛc. des Nachlasses beträgt. Kommt es nun darauf an, im gegebenen Fall den effektiven Betrag der also bestimmten Pflichttheilsquote festzustellen, so ist dabei der Aktivbestand der Verlassenschaft zur Zeit des Todes des Erblassers maßgebend. Es muß sich aber der Pflichttheilsberechtigte in seinen P. alles dasjenige mit einrechnen lassen, was er aus dem Nachlaß durch den letzten Willen des Erblassers oder bei dessen Lebzeiten mit der ausdrücklichen oder stillschweigenden Bedingung erhalten hat, es sich dereinst auf seinen Erbtheil anrechnen zu lassen, wie z. B. Mitgift, Berufsausstattung, Studienkosten u. dgl. Uebrigens wird auf die Klage des Pflichttheilsberechtigten hin nicht das ganze Testament hinfällig, sondern es wird eben nur insoweit aufgehoben, als der P. verletzt ist.

Pflug (lat. Arātrum, franz. Charrue, engl. Plough), ältestes und wichtigstes Geräth zur Bearbeitung des Bodens zum Zweck der Bestellung desselben mit Kulturgewächsen. Der P. ist wohl so alt wie der Ackerbau; wir besitzen Beschreibungen desselben aus den ältesten Zeiten von allen Völkern, die sich mit Ackerbau beschäftigten. Die ersten Formen des Pflugs waren freilich sehr rohe; ein hakenförmiger Baumast, von Sklaven oder Thieren gezogen, bildete das Ackergeräth (Hakenpflug), wie es noch jetzt in einigen Ländern angetroffen wird. Bei den Kulturvölkern des Alterthums war der P. bereits weit vollkommener. Die Griechen kannten bereits das Vordergestell, die Römer das Streichbret, sogar den Häufelpflug mit doppelten Streichbretern. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. machte die Ausbildung des Pflugs nur geringe Fortschritte; erst von dieser Zeit an bestrebte man sich, sowohl durch Verwendung des zweckentsprechendsten Materials den einzelnen Theilen des Pflugs eine möglichst große Dauerhaftigkeit zu verleihen, als auch mit Hülfe mathematischer Gesetze die passendsten Formen des wichtigsten arbeitenden Theils des Pflugs, des Streichbrets, zu ermitteln. Seitdem hat die Ausbildung des Pflugs außerordentliche Fortschritte gemacht, so daß wir jetzt in demselben ein Bodenbearbeitungsgeräth besitzen, welches allen Anforderungen der Landwirtschaft entspricht. Aber neben diesem vollkommenen P. existiren selbst in Europa heutigen Tags noch Pflüge von ganz primitiver Anordnung; in Italien, speciell in Sicilien, gibt es noch Pflüge, welche große Aehnlichkeit mit denjenigen haben, die uns durch die Beschreibungen der klassischen Schriftsteller bekannt wurden. Im südlichen Frankreich wird noch ein Schwingpflug (P. ohne Räder) benutzt, der nur den Acker aufreißt und die Erde nach vorn überwirft, in Schweden ein von einem Arbeiter gezogenes Geräth von ähnlicher Form, wie es auf den ägyptischen Osirisbildsäulen abgebildet erscheint. Der auf Morea in Griechenland angewendete P. hat viel Aehnlichkeit mit der Spitze eines Ankers und wird von zwei Eseln oder einem Pferd gezogen. Die syrischen, persischen, indischen und chinesischen Pflüge haben alle den nämlichen Charakter der Unvollkommenheit; sie sind nur Geräthe zum Aufwühlen des Bodens und verdienen kaum den Namen P.

Der moderne P. vollkommener Konstruktion hat die Aufgabe, den Boden aufzulockern, zu wenden und eine möglichst große Oberfläche des Ackers herzustellen. Durch letzteres wird derselbe viel vollkommener den Einwirkungen der Atmosphäre, namentlich des Frostes, ausgesetzt als bei ebener Lage der Oberfläche. Fernerhin dient der P. zum Zerstören der Unkräuter sowie zur Unterbringung des Düngers und der Saat. Die wichtigsten Faktoren, welche den Gang des Pflugs beeinflussen, sind die Bodenbeschaffenheit, der Tiefgang, bis zu welchem die Ackerung vorgenommen werden soll, die disponible Zugkraft und die Geschicklichkeit, beziehungsweise Gewohnheit der Arbeiter. Ein schwerer Thonboden mit vollkommen oder annähernd plastischer Eigenschaft unterliegt bei seiner Bewegung und Umformung ganz anderen Gesetzen als ein lockerer, schüttbarer Boden. Der erstere verhält sich fast vollkommen wie ein fester, letzterer wie ein tropfbar-flüssiger Körper. Die meisten Bodenarten, wie der milde Thonboden, der sandige Lehmboden, der lehmige Sandboden, die Kalk- und Moorboden, liegen in Betreff ihrer Konsistenz zwischen diesen äußersten Grenzen des plastischen (schweren Thon-) und des schüttbaren (Sand-) Bodens. Die physikalische Beschaffenheit ändert sich überdies noch je nach dem mehr oder minder bedeutenden Feuchtigkeitsgehalt des Bodens. Es ist demnach unmöglich, einen P. herzustellen, welcher für jede Bodenbeschaffenheit in gleicher Weise seine Aufgabe erfüllt. Man hat sich aber mit Erfolg bemüht, Pflüge zu konstruiren, welche ihre Aufgabe vollständig erfüllen, wenn der Boden plastischer Natur, und ebenso, wenn derselbe schüttbar ist. Je nachdem nun die Beschaffenheit desselben von diesen beiden Grenzformen abweicht, modificirt man auch den wesentlichsten arbeitenden Theil des Pflugs, das Streichbret, und zwar derartig, daß man sich bei den schweren Bodenarten mehr der Normalform des Streichbrets für plastischen Boden, bei leichteren der für schüttbaren Boden zuwendet. Betrachten wir zunächst den P. für erstern, den sogen. Schraubenpflug (s. Tafel, Fig. 1, und nebenstehenden Holzschnitt). Der durch die weiter unten zu besprechenden schneidenden Theile, Kolter und Schar, vertikal und horizontal von seinem Zusammenhang losgetrennte Erdbalken wird von dem lang gezogenen Streichbret erfaßt und erhält durch dasselbe zunächst eine Drehung um 90°, alsdann um eine zweite Drehare, welche von der ersten um die Furchentiefe entfernt liegt, eine weitere Drehung um 45°. Das Streichbret verrichtet hier die Arbeit einer Schraubenmutter, welche an ihrer Drehung behindert ist, demnach bei ihrer geradlinigen Fortbewegung die Schraube, d. h. im vorliegenden Fall den Erdbalken, welcher sich nicht fortbewegen kann, in Drehung versetzt. Streng genommen ist somit das Streichbret die Kombination zweier Schraubenmutterflächen, entsprechend den beiden Dreharen des Erdbalkens. Nach diesem Princip ist der Fig. 1 dargestellte englische P. konstruirt, der sich für schweren Thonboden am meisten empfiehlt. Es ist selbstverständlich, daß die Konstruktion der Pflüge dieses Systems noch einen weiten Spielraum in der Ausführung des Streichbrets gestattet. Die Steigung der Schraube, welche die Länge desselben bedingt, kann sehr verschieden gewählt werden. Je schwerer der Boden ist, desto steiler wird der Steigungswinkel der Schraube zu nehmen sein, desto länger wird demnach das Streichbret. Ebenso kann die Höhe des letztern in mannigfaltiger Weise modificirt werden. Denken wir uns dagegen den Boden aus einer durchaus lockern, schüttbaren Masse bestehend, d. h. einer Sandart, deren einzelne Theilchen sich ohne Zusammenhang mit den Nachbartheilchen befinden, und bei der Bewegung bestrebt sein,

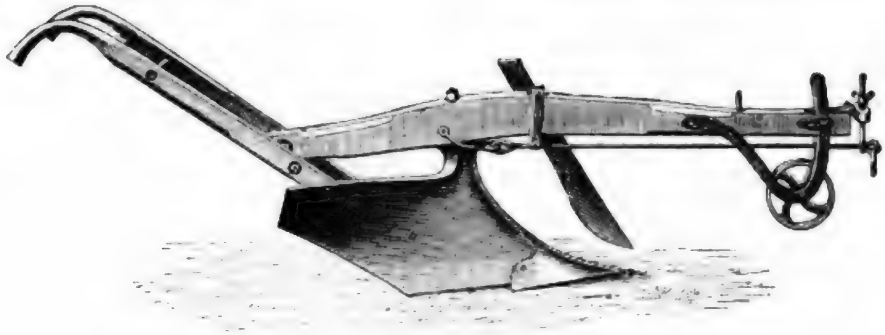


Fig. 3. Amerikanischer Pflug.

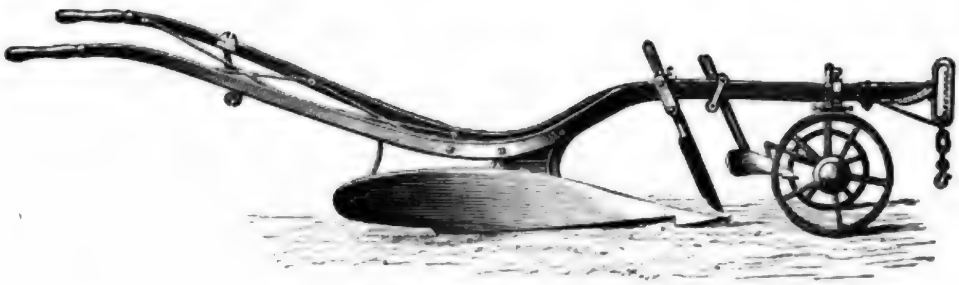


Fig. 1. Englischer Pflug.

Fig. 4. Oesterreichischer Pflug.

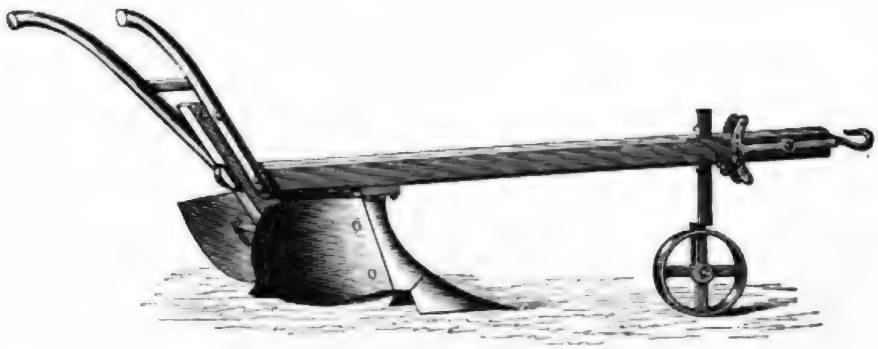


Fig. 10. Häufelpflug.

Digitized by Google

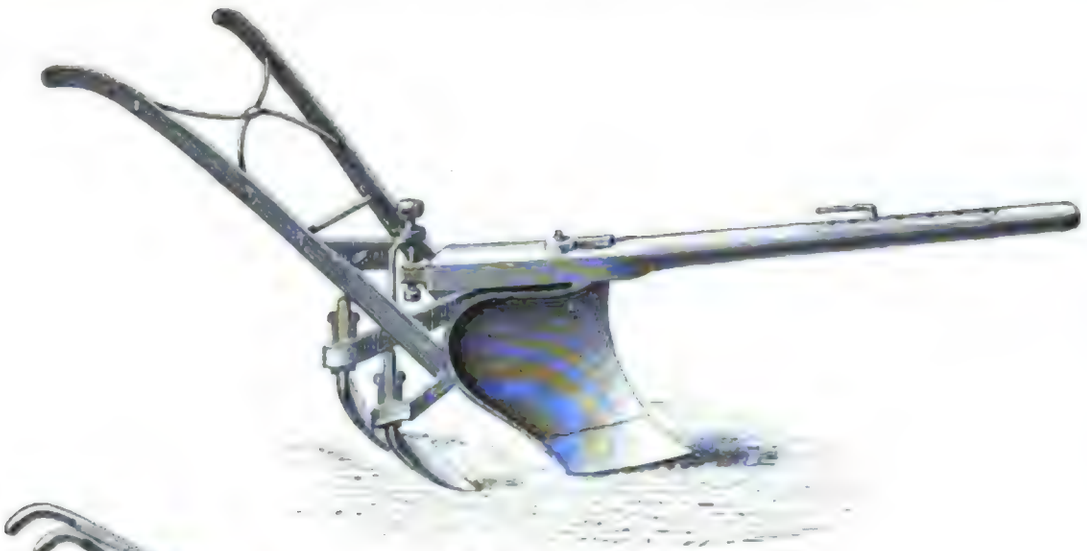


Fig. 2. Ruchadlo-Pflug.

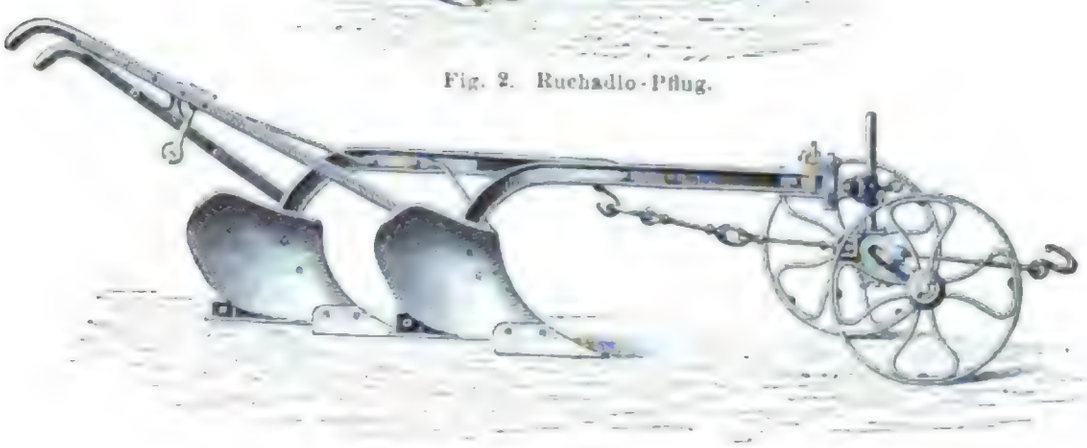


Fig. 5. Doppelpflug.

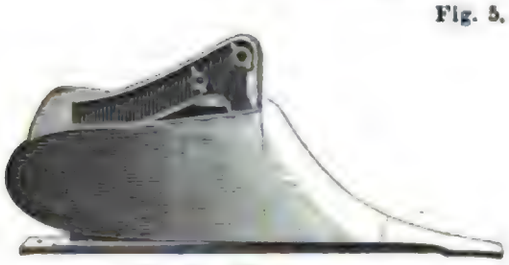


Fig. 7. Häufelschar

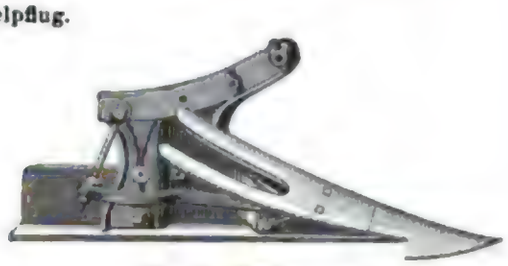


Fig. 9. Grabeschar.

Fig. 8. Kartoffelheber.

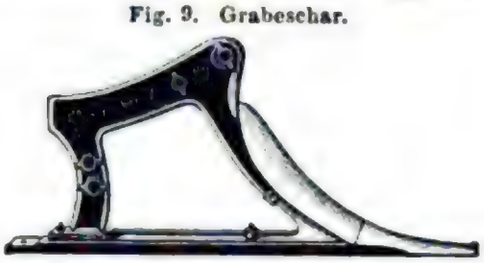


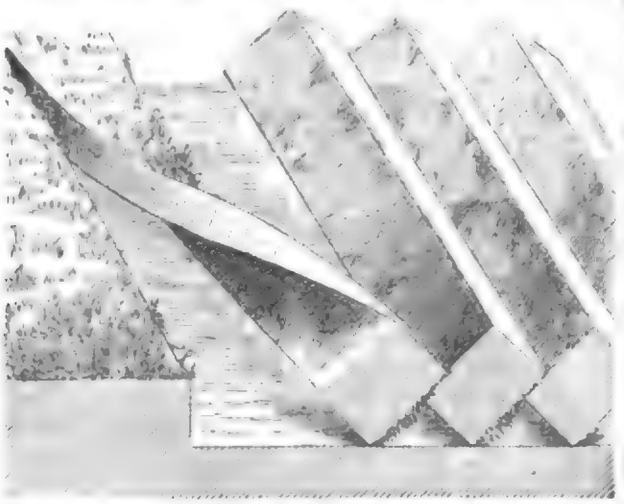
Fig. 6. Untergrundschar.

Fig. 11. Kartoffelhebepflug.

Digitized by Google

Digitized by Google

sich unter dem Böschungswinkel für die betreffende Bodenbeschaffenheit zu lagern. Eine Bearbeitung mit dem Schraubenpflug wird hier unmöglich sein. Man wendet in diesem Fall eine gänzlich abweichende Konstruktion des Pflugs an, den Schaufelpflug, auch Steilwender oder Ruchadlo genannt (Fig. 2). Das Streichbret besteht schräg zur Fortbewegungsrichtung aus einer allmählich aufsteigenden Fläche, deren Steigungswinkel am untern Theil, bei dem Schar, ein sehr schwacher ist, so daß die lockere Erdmasse von dem Streichbret aufgenommen wird. Dieser Steigungswinkel nimmt aber in der Folge zu, so daß schließlich die aufgehobene Masse, wenn der Steigungswinkel steiler ist als der Böschungswinkel derselben, übergeworfen wird. Wie bemerkt, liegt die Form der meisten Streichbreter, entsprechend den vorwiegend zur Bearbeitung gelangenden Böden, zwischen den beiden oben entwickelten. So erkennt man in dem amerikanischen P. (Fig. 3) recht deutlich beide Formen, die Schraube und die Schaufel, während in Fig. 4, einem in Oesterreich sehr beliebten P. von Burg, die Schraube dominirt, aber immer noch ein starkes Ueberwerfen bewirkt wird.



Erdbewegung bei der Arbeit des Schraubenpflugs.

Letzterer ist aus dem flandrischen P. entstanden, der zu Anfang dieses Jahrhunderts als einer der vorzüglichsten Pflüge galt und sowohl dem amerikanischen als dem süddeutschen (Hohenheimer) P., dem bessern französischen P. (Dombasle-P.) und dem Schweizer P. als Muster gedient hat. In Norddeutschland sind in neuerer Zeit die Steilwender am meisten in Anwendung; einen weit verbreiteten Ruf haben sich unter denselben namentlich die Eckert'schen Pflüge, die Wanzlebener und die Sack'schen Pflüge erworben.

Man unterscheidet die Pflüge in Schwing- und Karrenpflüge. Fig. 1 der Tafel ist ein Karrenpflug, Fig. 2 ein Schwingpflug; es fehlt dem letztern das Karrenfuhrwerk, welches zur Führung und Regulirung des Tiefgangs dient. In Fig. 3 ist eine unvollkommene Karre, sogen. Radstelze, angebracht. Beide Systeme haben gleich große Verbreitung gefunden, und die Frage, welchem System der Vorzug gebührt, ist durchaus nicht im allgemeinen zu Gunsten des einen oder andern zu beantworten. Der Schwingpflug erfordert einen geschicktern Führer, liefert aber bei geringerer Zugkraft gleich gute Arbeit wie der Karrenpflug. Letzterer sollte bei richtiger Konstruktion und Einstellung ohne Führer arbeiten, der nur zum Wenden an den Enden des Ackerstücks erforderlich ist und somit mehrere Pflüge zu gleicher Zeit bedienen kann; zumeist wird dies jedoch nicht erreicht. Schließlich entscheidet die Gewohnheit der Arbeiter über die Wahl des einen oder andern Systems, da es außerordentlich schwer hält, neue Methoden der Handhabung des Pflugs einzubürgern. Bei dem gewöhnlichen P., der die Aufgabe hat, den Boden zu wenden, lassen sich drei Haupttheile unterscheiden, und zwar 1) der Pflugkörper, 2) der Pflugbaum oder Grindel mit den Handhaben oder Sterzen, 3) die Anspann- und Zugvorrichtung. Der Pflugkörper setzt sich zusammen aus dem Kolter (Sech oder Messer), welches ein vertikales Lostrennen des Erdbalkens bewirkt, ferner dem Schar, welches denselben horizontal durchschneidet, und dem Streichbret (Rüster oder Riester), welches den geschnittenen Erdbalken in bereits dargelegter Weise wendet. Zur Befestigung des Streichbrets und Schars an dem Pflugbaum dient die Griessäule, zur geradlinigen Führung des Pflugs die Sohle, als horizontale Fortsetzung der Scharspitze nach hinten, und die Landseite (Molterbret), welche gegen das von dem Kolter abgeschnittene, stehen bleibende Land schleift. Die letzteren drei Theile werden bei gußeisernen Pflügen häufig aus einem Stücke gefertigt. Das Kolter wird, wie Fig. 1, 3, 4 zeigen, besonders an dem Grindel befestigt, ebenso das vor demselben hin und wieder angebrachte Schälschar (Fig. 1), welches zum Abschälen des Rasens und der obersten harten Erdkruste dient. Das Schar und Kolter müssen aus einem zweckentsprechenden Material, am besten Stahl oder ersteres auch aus Hartguß, gefertigt sein, um sich möglichst wenig abzunutzen, da andernfalls die Dauer des Pflugs eine nur sehr geringe sein würde. Das Nämliche gilt von dem Streichbret, für welches die verschiedensten Materialien verwendet werden, und zwar Holz, mit Eisen beschlagenes Holz, Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl. In Amerika wendet man in neuester Zeit eigene Eisen- und Stahlmischungen an, um die Streichbreter bei großer Härte möglichst wenig spröde zu machen. Die weiteste Verbreitung haben die gußeisernen Streichbreter gefunden; man ist bei denselben im Stand, eine einmal als vortheilhaft bewährte Form immer wieder in genau gleicher Weise zu erzeugen. Schmiedeeisen und Stahl zeichnen sich bei geringer Abnutzbarkeit namentlich dadurch aus, daß das Gewicht des Pflugs bei denselben nicht unerheblich reducirt werden kann; aus diesem Grund werden sie auch in neuerer Zeit immer häufiger angewendet. Der Pflugbaum oder Grindel dient zum Zusammenfassen aller Theile des Pflugs. Die Form desselben richtet sich nach diesen Theilen; es muß darauf Bedacht genommen werden, daß sich zwischen dem Schar und der untern Fläche des Grindels ein genügender Raum befindet, um Verstopfungen durch Erde, Stoppeln, Dünger ꝛc. zu verhüten (Fig. 1). Das Material des Pflugbaums ist meistens Holz, am besten Eschen, Rüstern, Birken oder Eichen; Holz ist im allgemeinen dem Eisen vorzuziehen, weil der P. mit hölzernem Baum billiger ist als der mit eisernem und dabei gleiche Garantie gegen Beschädigungen gewährt, vorausgesetzt, daß gutes Material gewählt wurde. Ferner lassen sich hölzerne Grindel auf dem Land selbst herstellen, während eiserne stets aus einer Fabrik bezogen werden müssen. Der Landwirt hat bei Anwendung hölzerner Pflugbäume nur nöthig, die einzelnen guß- und schmiedeeisernen Theile fertig zu beziehen, und kann alsdann den P. durch den Handwerker der Wirtschaft fertig zusammensetzen lassen. Hölzerne Grindel müssen womöglich in der Form, welche sie erhalten sollen, gewachsen sein, wenn sie die größtmögliche

Widerstandsfähigkeit besitzen sollen. Die Sterzen, zur Führung des Pflugs dienend, werden unmittelbar an dem Grindel befestigt und unter einander verstrebt. Zuweilen, wie z. B. bei einigen Hohenheimer Pflügen (s. oben), wird nur ein Sterz angewendet, und diese Pflüge arbeiten vollkommen sicher. Der wichtigste Theil der Zugvorrichtung ist der Regulator, aus Fig. 1 und 3 gut ersichtlich. Derselbe dient zur Einstellung des Pflugs für den Tiefgang und für die Breite der Furchen und besteht stets aus einer Vorrichtung, welche ein Hoch- und Niedrig- sowie Seitwärtsstellen des Anspannungshakens am Pflugkopf gestattet. Eine derartige Vorrichtung, welche in der verschiedensten Weise angeordnet sein kann, darf bei keinem P. fehlen; bei Karrenpflügen kann die Stellvorrichtung für den Tiefgang auch darin bestehen, daß die Verbindungskette des Karrens mit dem Grindel verkürzt oder verlängert wird, wodurch ebenfalls ein Senken oder Anheben der Scharspitze erfolgt (Fig. 4). Wird der Regulator gesenkt, so hebt sich die Scharspitze aus dem Boden, d. h. der P. geht flacher; wird der Regulator gehoben, so geht die Spitze tiefer in den Boden, der P. macht also eine tiefere Furche. Stellt man den Anspannungshaken mit Hülfe des Regulators seitwärts nach dem ungepflügten Land zu, so geht die Scharspitze mehr aus dem Lande, d. h. die Furchen werden schmäler; stellt man denselben dagegen mehr nach der Furchenseite, so geht die Scharspitze mehr in das Land hinein, die Furchen werden also breiter.

Eintheilung der Pflüge. Klasse A. Pflüge zum Wenden. 1) Einfache Pflüge mit festen Streichbretern nach dem bisher besprochenen System. Hierher gehören die sehr verbreiteten Pflüge Fig. 1—4. 2) Rajolpflüge, auch Tiefkulturpflüge genannt, d. h. Pflüge, welche den Boden zu großer Tiefe, d. h. bis 40 Centim., bearbeiten. Der gewöhnliche P. arbeitet nur in einer Tiefe von 10—25 Centim. und erfordert hierbei eine Bespannung mit zwei Pferden oder Ochsen; für größern Tiefgang sind vier Pferde oder Ochsen erforderlich. Es gelingt selten, selbst auf nur mittelschweren Böden, mit vier kräftigen Ochsen eine größere Tiefe als 36 Centim. zu erreichen. Vielfach zieht man es daher vor, das weitere Lockern des Untergrunds mittels besonderer Wühlschare (Fig. 2) zu bewirken, die unmittelbar hinter dem Pflugkörper angebracht sind und zu verschiedener Tiefe eingestellt werden können. Es hat dies auch den Vorzug, daß man die tiefer liegende, oft eisenreiche, demnach für das Wachsthum der Pflanzen schädliche Erde nicht auf die Oberfläche bringt. 3) Kehr- oder Gebirgspflüge, die auf hügeligem Terrain Furche an Furche legen. Das Streichbret muß, um dieser Anforderung zu genügen, nach beiden Richtungen eingestellt werden können. Diese Pflüge werden in mannigfaltigster Konstruktion gefertigt, jedoch leisten sie zumeist eine unvollkommnere Arbeit als die gewöhnlichen Wendepflüge. 4) Mehrfacher P. (Fig. 5) mit zwei vollständigen, neben- und etwas hintereinander stehenden Pflugkörpern, auch mit drei und für sehr geringen Tiefgang als Saatpflüge mit fünf Pflugkörpern, zum Unterpflügen der Saat und überhaupt für leichte Arbeit sehr verbreitet, in Amerika auf einem vollständigen zweirädrigen Fuhrwerk montirt, von welchem aus der Führer das Geräth lenkt. Mittels Hebel, welche demselben bequem zur Hand sind, stellt er das Schar für den Tiefgang ein und hebt dasselbe beim Wenden und Transportiren des Geräths aus dem Boden. Klasse B. Pflüge zum Lockern des Bodens, ohne diesen zu wenden. 1) Untergrundpflüge dienen zur Vertiefung der Ackerkrume und zum Auflockern des Untergrunds bis auf 36—40 Centim. Ein an starker Griessäule befestigtes doppelschneidiges Schar lockert den Boden und bewirkt eine sehr gute Krümelung desselben (Fig. 6, Pflugkörper eines Untergrundpflugs). 2) Schälpflüge, zum Abschälen des Rasens, bei der Wiesenkultur in Anwendung, zuweilen auch zum Aufnehmen der obersten harten Erdkruste vor der eigentlichen Pflugarbeit. Sie sind im Princip ähnlich angeordnet wie gewöhnliche Pflüge, nur für sehr geringen Tiefgang (etwa 5—6 Centim.). Am bekanntesten ist der Glover'sche (englische) Schälpflug. 3) Drainpflüge. In neuerer Zeit nur noch wenig in Anwendung, bezwecken dieselben die Herstellung der Gräben für die Drainage, d. h. die unterirdische Abführung des überschüssigen Wassers im Boden. Sie erfüllen ihren Zweck nur höchst unvollkommen, da sie nicht zu der für die Drainage erforderlichen Tiefe (1,25 Meter) die Gräben öffnen. Klasse C. Häufelpflüge (Fig. 10). Zweck derselben ist, den Boden aus der Furche nach beiden Seiten aufzuwerfen, gegen die Pflanzen anzuhäufeln und das Unkraut in den Zwischenräumen der Reihen zu zerstören. Sie sind namentlich bei der Kartoffelkultur in Anwendung, um die im Wachsthum begriffenen Pflanzen zu häufeln. An dem Pflugkörper ist ein doppelschneidiges Schar und an jeder Seite ein Streichbret angebracht. Es empfiehlt sich, die Häufelpflüge derart einzurichten, daß sie nach Abnahme der Streichbreter auch als Untergrundpflüge dienen können. Fig. 6 und 7 stellen den nämlichen Pflugkörper als Untergrund- und Häufelpflug dar. Klasse D. Kartoffelhebepflüge, Geräthe zum Ernten der Kartoffeln (Fig. 11), Pflüge mit gitterartigen Doppelstreichbretern, welche den Erdstreifen mit den Kartoffelknollen anheben. Die Erde fällt durch die Zwischenräume der Streichbreter hindurch, während die Knollen auf der Oberfläche deponirt werden. Viel verbreitet, aber immer nur mit zweifelhaftem Erfolg in Anwendung, da das Kraut häufig zu Verstopfungen Veranlassung gibt. Auch dieses Geräth wird häufig an einem Untergrundpflugkörper angebracht (Fig. 8), ebenso wie die Streichbreter zum Ausheben der Rüben und Lockern des Bodens (Fig. 9). In dieser Weise erhält man einen Universalpflug, und dient das nämliche Gestell, in Kombination mit den mannigfaltigsten Kulturgeräthen, jetzt den verschiedensten Zwecken. Hervorragende Fabrikanten dieser Universalpflüge sind Rud. Sack in Plagwitz bei Leipzig und Ransomer, Sims u. Head in Ipswich (England). S. Tafel »Pflüge«. Vgl. v. Klevle, Der P., der Anhäufler und der Wühler (Wien 1851); Hamm, Die landwirtschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands (2. Aufl., Braunschw. 1858); Perels, Handbuch zur Anlage und Konstruktion landwirtschaftlicher Maschinen und Geräthe (Jena 1866).

Pflug, Julius, namhafter kathol. Theolog im Reformationszeitalter, geb. 1499, ward Dombert in Mainz, Meißen und Naumburg und Geheimer Rath des Kaisers, der ihn unter anderem 1541 zum Kolloquium nach Regensburg sandte. Seit 1547 Bischof von Naumburg, bearbeitete er mit Helding und Agricola 1548 das Augsburger Interim und präsidirte 1557 dem Wormser Religionsgespräch. In allen diesen Beziehungen bewies er sich dem Protestantismus nicht abgeneigt. Er starb 1564.

Pflugscharbein (Vomer), ein unpaariger Knochen des Kopfs, welcher die Form einer vierseitigen Platte hat und senkrecht in der Mittellinie des Körpers von

vorn nach hinten liegt. Das P. bildet einen Theil der Naſenſcheidewand und zwar die hintere Partie derſelben. Es ſtößt oben und hinten an den Körper des Keilbeins, oben und vorn an die ſenkrechte Platte des Siebbeins, mit welcher es auch im Alter zu verwachſen pflegt. Nach vorn ſchließt ſich an das P. der knorpelige Theil der Naſenſcheidewand an. Der untere Rand des Pflugſcharbeins legt ſich an die obere Fläche des harten Gaumens an. Das P. trennt hiernach die rechte Naſenhöhle von der linken und kehrt ſeine beiden Flächen dieſen Höhlen zu.

Pförten, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sorau, mit Gerichtskommiſſion und (1875) 955 Einw. Dabei das gräflich Brühl'ſche Schloß P. in der Standesherrſchaft Forſt-P., mit kathol. Kapelle, ſchönem Schloßgarten und Faſanerie.

Pförtner, Perſon, welche auf die Ein- und Ausgehenden ſowie auf die regelmäßige Oeffnung und Schließung einer Pforte, beſonders in einem Kloſter, zu achten hat; in der Anatomie (pylorus) ſ. Magen.

Pfordten, Ludwig Karl Heinrich, Freiherr von der, bayr. Staatsmann, geb. 11. Sept. 1811 zu Ried im Innviertel, beſuchte das Gymnaſium zu Nürnberg, widmete ſich 1827—31 zu Erlangen und Heidelberg dem Studium der Rechte und ward 1833 zum Privatdocenten an der Univerſität Würzburg ernannt, wo er 1834 zum außerordentlichen, 1836 zum ordentlichen Profeſſor des römiſchen Rechts aufrückte und ſich durch ſeine »Abhandlungen aus dem Pandektenrecht« (Erlang. 1840) auch in weiteren Kreiſen bekannt machte. Durch geiſtreichen Vortrag und Freiſinnigkeit gewann er ſich die Zuneigung der akademiſchen Jugend, machte ſich aber eben hierdurch dem Miniſterium Abel verdächtig, und 1841 erfolgte daher plötzlich ſeine unfreiwillige Verſetzung als Appellationsgerichtsrath nach Aſchaffenburg. 1843 aber ward er als Profeſſor an die Leipziger Univerſität berufen und hier bald eine der allgemein beliebteſten Perſönlichkeiten. Im März 1848 ward er vom König in das Märzminiſterium berufen, in welchem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Schon hier zeigte er ſtark hervortretende partikulariſtiſche Tendenzen. Die Schwierigkeit, mit den neuen, überwiegend demokratiſchen Kammern im Einklang zu bleiben, veranlaßte das Miniſterium, im Januar 1849 ſeine Entlaſſung einzugeben, die vom König aber erſt Ende Februar genehmigt wurde. Im April 1849 kehrte P. auf Einladung des Königs Max, mit dem er ſchon ſeit 1840 in wiſſenſchaftlichem Verkehr geſtanden, nach Bayern zurück, um das Portefeuille des königl. Hauſes und des Auswärtigen, im December 1849 aber zugleich das Präſidium im Geſammtminiſterium zu übernehmen. In dieſer Stellung, welche ihm 1854 auch die Erhebung in den Freiherrenſtand brachte, übte er einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der deutſchen Angelegenheiten aus. Als entſchiedener Gegner der preußiſchen Hegemonie ſchloß er ſich eng an die öſterreichiſche Politik an und betrieb die Wiederherſtellung des alten Bundes; die Aenderung ſeiner Verfaſſung zum Vortheil der Mittelſtaaten, um denſelben einen Antheil an der Centralexekutivgewalt zu verſchaffen, ſetzte er auf den Dresdener Konferenzen 1850 allerdings nicht durch. Auch in den Zollvereinsverhandlungen 1852 zeigte er ſich als Gegner Preußens und ſuchte Oeſterreich in den Zollverein zu ziehen, um auch hier durch den Dualismus der beiden Großmächte den Einfluß der Mittelſtaaten, insbeſondere Bayerns, zu vermehren. Die Triasidee, die Begründung eines »rein deutſchen« Staatenbunds unter Bayerns Leitung neben Oeſterreich und Preußen, war das Ziel ſeiner auswärtigen Politik. In der innern Politik aber ſchlug P. eine Richtung ein, die zu ſeinen Bekenntniſſen von 1848 oft in grellem Kontraſte ſtand, was ihm von Seiten der Liberalen heftige Angriffe zuzog. Insbeſondere wurden bei den Landtagsverhandlungen von 1859 ſo dringende Beſchwerden gegen ſeine Verwaltung erhoben, daß er ſich veranlaßt ſah, ſeine Entlaſſung einzugeben, welche 1. Mai vom Könige genehmigt ward. Am 13. Mai ward er zum bayriſchen Bundestagsgeſandten ernannt und entfaltete namentlich 1863—64 in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache eine lebhafte agitatoriſche Thätigkeit für die Ziele der Mittelſtaaten und ihren Schützling, den Auguſtenburger. Als die bayriſche Politik in der Frage des franzöſiſchen Handelsvertrags eine Niederlage erlitten, ward P. im December 1864 als Miniſter des Aeußern wieder an die Spitze des Miniſteriums berufen. In der That gelang es ſeinen Bemühungen, die mittelſtaatlichen Regierungen zu einheitlicherem Auftreten in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache zu veranlaſſen. Als 1865 Bismarck P. unter für Bayern günſtigen Bedingungen für den Plan einer Reform Deutſchlands mit Ausſchluß Oeſterreichs zu gewinnen ſuchte, lehnte P. ihn ab. Bei dem Herannahen des Konflikts vom Sommer 1866 ſuchte P. zu vermitteln, nahm anfangs den bundesrechtlich korrekten Standpunkt wider den »Friedensbrecher« Preußen ein und brachte erſt nach dem Beſchluß des Bundes vom 14. Juni die Forderung eines außerordentlichen Kredits für Kriegszwecke bei dem Landtag ein. Die Oppoſition der vereinigten Linken wider die bisherige Politik der Regierung überwand P. durch Aufbietung aller ſeiner Beredſamkeit. Er ſchloß mit Oeſterreich einen Separatvertrag und blieb demſelben auch nach der Schlacht bei Königgrätz treu, indem er ſich zugleich des franzöſiſchen Schutzes verſicherte. Als aber Oeſterreich Waffenſtillſtand und Friedenspräliminarien ſchloß, beeilte er ſich ebenfalls, in Nikolsburg von Preußen den Frieden zu erbitten. Indem er 22. Aug. 1866 das von Bismarck vorgeſchlagene Schutz- und Trutzbündnis acceptirte, erlangte er verhältnismäßig günſtige Friedensbedingungen. Obwohl die Kammern den bayriſch-preußiſchen Friedensſchluß ohne Kritik der miniſteriellen Politik guthießen, war doch Pfordtens Stellung bei ſeiner Unpopularität wegen der innern Verwaltung durch die auswärtigen Niederlagen vollſtändig erſchüttert. So erfolgte 29. Dec. 1866 ſein Rücktritt in das Privatleben. Eine Frucht ſeiner Muße ſind die »Studien zu Kaiſer Ludwigs oberbayriſchem Stadt- und Landrecht« (Münch. 1875).

Pforr, Franz, Zeichner und Maler, Sohn des Thiermalers Johann Georg P. (geb. 4. Jan. 1745 zu Upfen in Niederheſſen, geſt. 9. Juni 1798 zu Frankfurt a. M.), geb. 5. April 1788 zu Frankfurt a. M., bildete ſich in Kaſſel unter Tiſchbein aus, lebte von 1806—1810 in Wien, ging dann mit mehreren gleichgeſinnten Künſtlern, wie Overbeck, nach Rom und machte ſich namentlich durch ein unvollendetes Bild, Rudolf von Habsburg in Baſel vorſtellend, bekannt. Leider ſtarb der geniale Künſtler in der Blüte ſeiner Jahre, noch vor Vollendung dieſer Kompoſition, 16. Juni 1812 zu Albano bei Rom. Seine Kompoſitionen und Zeichnungen, worunter eine Folge von Blättern aus Goethe's »Götz von Berlichingen«, gab der Kunſtverein zu Frankfurt a. M. (Frankf. 1832—1835, 3 Hefte, nebſt einem Supplement) heraus.

Pforta (Schulpforte), ehemaliges Cistercienserkloſter, jetzt königliche Landesſchule im preuß. Regierungsbezirk Merſeburg, Kreis Naumburg, an der Kleinen Saale, 4 Kilom. ſüdweſtlich von Naumburg, hat mit Einſchluß der Schüler ca. 400 Einw. Die wichtigſten Gebäude ſind: die Kirche (romaniſch angelegt, zur Zeit der Gothik weſentlich verändert und neuerlich reſtaurirt), das Schulhaus (ſonſtiges Kloſterhaus, jetzt Schülerwohnung, 1568 erweitert und 1807 in ſeiner jetzigen Geſtalt vollendet), das Fürſtenhaus, ein ſchloßähnliches Gebäude (1573 vom Kurfürſten Auguſt erbaut), daneben die romaniſche Kapelle aus dem 12. Jahrh., die ſogen. Ewige Lampe auf dem Kirchhofe (von 1268). P. iſt die berühmteſte der drei von Moritz von Sachſen aus Gütern eingezogener Klöſter geſtifteten Fürſtenſchulen (ſ. d.). Ciſtercienſermönche aus Walkenried hatten zu Schmölln im Pleißnerland und, nach einigen Jahren von dort vertrieben, zu P. um 1136 ein Kloſter (Monasterium S. Mariae de Porta oder in Porta, auch Coenobium portense in Urkunden genannt) gegründet, welches nach und nach reiche Beſitzungen und große Gerechtſame erwarb. Infolge der Reformation 1540 vom Herzog Heinrich von Sachſen aufgehoben, ward die Abtei mit Beibehaltung ihrer ſämmtlichen Güter und Einkünfte vom Herzog (ſpätern Kurfürſten) Moritz mittels Patents vom 21. Mai 1543 in eine Schule umgewandelt. Durchgreifende Veränderungen erfuhr die Anſtalt, nachdem ſie 1815 unter preußiſche Hoheit gekommen. Die Einkünfte derſelben betragen jetzt an 200,000 Mark. Vgl. Schmidt und Kraft, Die Landesſchule P. (Leipz. 1844); Kirchner, Die Landesſchule P. in ihrer geſchichtlichen Entwickelung ſeit dem 19. Jahrhundert (Naumb. 1843); Puttrich, Schulpforte, ſeine Kirche und ſonſtigen Alterthümer (Leipz. 1838); Corſſen, Alterthümer des Ciſtercienſerkloſters St. Marien und der Landesſchule zu P. (Halle 1868).

Pfortader (Vena portae), großes, dunkelrothes Blut führendes, dünnwandiges Gefäßrohr im Unterleib, welches aus dem Zuſammenfluß aller derjenigen Venen entſteht, die das Blut aus den meiſten Organen der Bauchhöhle (Milz, Magen, Darmkanal, Pankreas) in der Richtung nach dem Herzen hinführen. Die Hauptäſte, welche zum Stamm der P. zuſammenfließen, ſind die Milzvene, die obere Kranzvene des Magens, die große und kleine Gekrösvene. Die P. liegt hinter dem Zwölffingerdarm in der Tiefe der Bauchhöhle; ſie verläuft von hier ſchief nach oben, rechts und etwas nach vorn zur Leberpforte. Während dieſes Verlaufs wird ſie von einer Bauchfellfalte, dem zwiſchen Leber und Zwölffingerdarm ausgeſpannten Ligamentum hepatico-duodenale, zuſammen mit der Leberarterie und dem Gallengang eingeſchloſſen, dabei zunächſt umgeben von einer Scheide aus Bindegewebe (Gliſſon'ſche Kapſel), welche ſich in angemeſſener Verdünnung bis zu den feineren Veräſtelungen der P. in der Leber ſelbſt fortſetzt. In der Leberpforte ſpaltet ſich die P. in einen größern rechten und einen kleinern linken Aſt; erſterer verzweigt ſich im rechten und im viereckigen, letzterer im linken und im Spigel'ſchen Leberlappen. Beim Kind im Mutterleibe beſteht eine offene Kommunikation des linken Aſtes der P. mit der Nabelvene, welche nach der Geburt aufhört. Ueber das weitere Verhalten der P. in der Leber ſ. d. Das Blut, welches die P. in das Haargefäßnetz der Leber führt, dient hier zur Abſcheidung der Galle und gelangt dann mittels der Lebervenen in die untere Hohlader und in das Herz. Somit iſt das Gefäßſyſtem der P., ſo weit es in der Leber liegt, gleichſam als ein zweites Kapillarſyſtem in den gewöhnlichen Kreislauf eingeſchaltet; denn alles Blut, welches die Leber paſſirt, hat ſchon ein Kapillargefäßnetz paſſirt (im Magen, Darm, in der Milz ꝛc.). Ueber die phyſiologiſchen Beziehungen des Pfortaderbluts ſ. Leber. Die P. hat in der Volksmedicin eine große, in Wahrheit aber ſehr problematiſche Wichtigkeit erhalten, ſeitdem G. E. Stahl gelehrt hat (1698), daß eine große Anzahl von Leiden von den Stockungen des Bluts in der P. abhänge (Hämorrhoiden, Unterleibsſtockungen, Abdominalplethora). Von eigentlichen Krankheiten der P. iſt nur die Entzündung derſelben (pylephlebitis) zu nennen, welche übrigens nur ſehr unvollſtändig bekannt und daher ſchwer zu diagnoſticiren iſt. Sie kommt nur ſehr ſelten vor und führt theils zur Verengerung und zum Verſchluß der Pfortaderäſte ſowie zur Verdickung ihrer Wandung, theils und am häufigſten entſteht ſie infolge von Eiteraufnahme in die P. (z. B. bei der Ruhr, bei Entzündungen des Wurmfortſatzes ꝛc.), führt zur Gerinnſelbildung und Verſtopfung des Gefäßes und endet immer tödtlich.

Pforte, Hohe (Osmaniſche P.), die türk. Regierung, eine Benennung, deren älteſter Urſprung in der alten orientaliſchen Gewohnheit zu ſuchen iſt, nach welcher die Thore der Städte und königlichen Paläſte zu Verſammlungsplätzen und zu Gerichtsſtellen benutzt wurden, wie dies ſelbſt heute noch in Mittelaſien der Fall iſt, wo die Fürſten vor den Pforten ihrer Paläſte Gerechtigkeit üben und Audienz ertheilen. Schon im byzantiniſchen Reich war der Ausdruck H. P. gewöhnlich und zwar nicht bloß in der eigentlichen Bedeutung für das kaiſerliche Hauptthor, ſondern auch in der bildlichen für die höchſte Staatsgewalt. »Pforte« (türk. kapi, perſ. dergiah) iſt noch heute der gebräuchliche Name der amtlichen Lokalität. Die Pforte von Konſtantinopel (pascha kapisi oder bab ali genannt) umfaßt folgende Aemter: 1) Sadaret, das Büreau des Großweſſirs, mit dem Amte Tugradſchi, d. h. Zeichner der kaiſerlichen Unterſchrift; 2) Medſchliſſi Wala, der Hohe Rath, der im Verein mit dem Großweſſir die wichtigſten Staatsangelegenheiten erledigt; 3) Chardſchie Nezareti, das Miniſterium der äußeren Angelegenheiten nebſt dem Korreſpondenz- und dem Ueberſetzungsbüreau, welch letzterem eine Schule zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache und eine Bibliothek beigegeben iſt; 4) Abkiami Adlie, Appellationshof; 5) Amedi Diwani Humajun, Vermittelungsbüreau zwiſchen dem Sultan und der Pforte; 6) Mezahibi Arbaa, Büreau der vier fremden Konfeſſionen, d. h. der griechiſchen, griechiſch-unirten, katholiſchen und jüdiſchen.

Pforzheim, Stadt im bad. Kreis Karlsruhe, die wichtigſte Fabrikſtadt des Großherzogthums, am nördlichen Eingang des Schwarzwaldes, an der Mündung der Nagold in die Enz und an der Eiſenbahn von Durlach nach Mühlacker (Stuttgart), von der hier Linien nach Wildbad und Kalw-Horb (Obere Neckarbahn) abzweigen. P. iſt Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat eine evangeliſche und eine kathol. Pfarrkirche, ein altes Schloß (vormals Reſidenz der Markgrafen von Baden-Durlach, jetzt Obereinnehmerei und Steuer- und Zollamt) mit einer gothiſchen Kirche (mit der 1860 geſchloſſenen Gruft der badiſchen Regentenfamilie), ein Progymnaſium, eine Kunſtgewerb-, eine höhere Bürger- und eine höhere Töchterſchule, ein Krankenhaus, Waiſenhaus, eine

Heil- und Pfleganſtalt, einen ſchönen Marktplatz, ein Rathhaus, neu erbautes Muſeum, ſchöne Schulhäuſer, eine Turnhalle, wichtige Fabrikation von Bijouteriewaaren für den Welthandel in Gold, Silber und Neuſilber (mit 6000 Arbeitern in Stadt und Umgegend), große Eiſengießereien und Maſchinenfabriken, einen Kupferhammer, mechaniſche Werkſtätten, Fabrikation von Chemikalien, Papier und Lederwaaren, Steinſchleiferei, Sägemühlen, eine Reichsbanknebenſtelle, lebhaften Handel mit Holz, Vieh ꝛc. und (1875) 23,537 Einw. (darunter 5300 Katholiken und 250 Juden). P. iſt der Geburtsort Johann Reuchlins. Die Stadt iſt alt und war urſprünglich eine römiſche Niederlaſſung. Im 13. Jahrh. kam ſie zu Baden und war ſeit 1300 Reſidenz der Markgrafen, bis ſich Karl II. 1565 wegen verweigerter Jagdfrone in Durlach anſiedelte. Am 6. Mai 1622, in der Schlacht bei Wimpfen (ſ. d.), opferten ſich zur Deckung des Rückzugs des Markgrafen Georg Friedrich 400 Pforzheimer unter Anführung des Bürgermeiſters Deimling heldenmüthig auf, denen zu Ehren in der Schloßkirche ein Denkmal errichtet iſt. 1624 erfolgte die Einnahme der Stadt durch die Soldaten der Ligue und 1689 ihre Verbrennung durch die Franzoſen. Vgl. Pflüger, Geſchichte der Stadt P. (Pforzh. 1861); Rühl, Führer durch die Bijouteriefabriken in P. (daſ. 1875).

Pfreimd, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Nabburg, am Fluß P., unweit deſſen Mündung in die Nab, und an der Bahnlinie Eger-Regensburg, hat ein Schloß, Franciskanerkloſter mit der Gruft der Landgrafen von Leuchtenberg, ein Inſtitut der Armen Schulſchweſtern, Spiegelſchleiferei, Tuchweberei und (1875) 1346 Einw.

Pfretzſchner, Adolf von, bayr. Miniſter, geb. 15. Aug. 1820 zu Würzburg, ſtudirte die Rechte zu München, wurde 1847 Regierungsaſſeſſor zu Ansbach, 1849 im Finanzminiſterium, 1856 Miniſterialrath, 1865 Miniſter des Handels und der öffentlichen Arbeiten, 1866 der Finanzen, 1. Okt. 1872 Miniſterpräſident und Miniſter des königlichen Hauſes und der Finanzen. Von gemäßigt liberaler Geſinnung und angenehmen Formen, den Verhältniſſen ſich mehr unterordnend und anſchmiegend als ſie beherrſchend, war er das geeignete Haupt der Regierung Bayerns unter dem König Ludwig II. und bei der Lahmlegung der parlamentariſchen Körperſchaften durch die ſogen. patriotiſche ultramontane Partei, indem er den Ausbruch eines offenen Konflikts nach allen Seiten hin vermied, aber auch einer gründlichen Löſung der Schwierigkeiten ſorgſam aus dem Wege ging.

Pfriemenſchwanz, ſ. Madenwurm.

Pfrille, ſ. v. w. Elritze.

Pfrimm, Fluß im weſtlichen Deutſchland, entſpringt in der Rheinpfalz am Donnersberg, fließt öſtlich nach Rheinheſſen und fällt bei Worms in den Rhein.

Pfropfen
Pfropfreis } ſ. Impfung.

Pfründe (Präbende, v. althochd. pruanta, Nahrung, Beſoldung, davon das neulat. praebenda, lat. Beneficium), im kathol. Kirchenrechte der Inbegriff gewiſſer Kirchengüter, deren Ertrag und Genuß mit der Verwaltung eines beſtimmten Kirchenamts verbunden iſt. Man theilt die Pfründen ein: in Regular- und Säkularpfründen, je nachdem ſie für Kloſtergeiſtliche oder für Weltgeiſtliche beſtimmt ſind; in einfache (beneficia), ohne, und Kuratpfründen (b. curata), mit Seelſorge; in höhere (b. majora), mit welchen eine kirchliche Jurisdiktion für das äußere Forum verbunden iſt, wie bei den Biſchöfen, Prälaten und Domherren, und niedere (b. minora), ohne dieſe Jurisdiktion, wie die Pfarrbeneficien; in Wahlpfründen (b. electiva), bei denen eine kanoniſche Wahl der Kapitel ſtattfindet, Kollationspfründen (b. collativa), welche der Biſchof willkürlich vergibt, und Patronatspfründen, hinſichtlich deren ein Dritter das Präſentationsrecht ausübt. Die Bedingungen, unter welchen eine P. verliehen werden kann, ſind zwar im kanoniſchen Rechte des nähern feſtgeſetzt; allein die Biſchöfe haben hier vielfach Dispenſation eintreten laſſen. In Preußen iſt jedoch durch das Geſetz vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anſtellung der Geiſtlichen und das dazu erlaſſene Deklarationsgeſetz vom 21. Mai 1874 in dieſer Beziehung inſofern ein Riegel vorgeſchoben, als bei Erledigung eines geiſtlichen Amts und bei nicht ordnungsgemäßer Beſetzung desſelben die Beſchlagnahme der P. durch den Oberpräſidenten verfügt werden kann. Auch beſtimmt das preußiſche Geſetz vom 4. Juli 1875, betreffend die Rechte der altkatholiſchen Kirchengemeinſchaft an dem kirchlichen Vermögen, daß ein Pfründeninhaber, welcher der altkatholiſchen Gemeinſchaft beitritt, in Beſitz und Genuß der P. verbleiben ſoll. Iſt die Mehrheit der Gemeindeglieder der altkatholiſchen Gemeinde beigetreten, ſo wird die erledigte P. in dieſer Gemeinde der altkatholiſchen Gemeinſchaft überwieſen, während bei mehreren erledigten Pfründen eine Theilung zwiſchen beiden Theilen mit Rückſicht auf das Zahlenverhältnis eintreten ſoll. In proteſtantiſchen Bezirken, namentlich in Preußen und Sachſen, gibt es noch verſchiedene weltliche Pfründen (Präbenden), indem man bei Säkulariſirung der geiſtlichen Stifter die Einkünfte der Stellen zu Sinekuren an verdiente Staatsmänner oder Gelehrte vergab. Auch heißen hier Pfründen die mit Einkommen, beſonders von liegenden Gründen, verbundenen Stellen der Geiſtlichen. Endlich verſteht man unter P. Lebensunterhalt in milden Stiftungen, auch durch Einkauf; die Perſon, die ſolchen genießt, heißt Pfründner.

Pfuel, Ernſt von, preuß. General, geb. 1780 zu Berlin, trat 1797 in die Armee, bereiſte mit ſeinem Freunde, dem Dichter Heinrich v. Kleiſt, Deutſchland, Frankreich und die Schweiz und machte den Feldzug von 1806 im Generalſtabe Blüchers mit. Durch den Tilſiter Frieden außer Aktivität geſetzt, ging er 1809 als Hauptmann in öſterreichiſche Dienſte und errichtete zu Prag und ſpäter auch zu Wien, wohin er in den Generalſtab verſetzt wurde, große Schwimmanſtalten für das Militär; auch in Preußen hat er ſpäter die Uebungen in der Schwimmkunſt befördert und in Berlin zu dieſem Zweck eine Anſtalt gegründet. 1812 trat er in ruſſiſche Dienſte und ward Chef des Generalſtabs des Generals Tettenborn. In den preußiſchen Generalſtab wieder eingetreten, ward er 1815 Oberſt unter Blücher und nach der Einnahme von Paris Kommandant dieſer Stadt, 1826 Generalmajor und 1831 Kommandeur der 16. Diviſion in Köln und 1832 Generallieutnant. Nachdem er 1831 als Bevollmächtigter in Neuenburg die Ruhe hergeſtellt, ward er Gouverneur daſelbſt, 1837 Kommandeur des 7. Armeekorps, 1843 General der Infanterie und 1847 Kommandant von Berlin, wo er jedoch während der Märzrevolution 1848 nicht die gewünſchte Energie entwickelte, vielmehr zur Nachgiebigkeit und zu halben Maßregeln rieth. Im Mai 1848 unterdrückte er die Inſurrektion in der Provinz Poſen mit Waffengewalt. Nach Entlaſſung des

Ministeriums Auerswald im September 1848 erhielt er 21. Sept. den Auftrag, ein neues zu bilden, worin er selbst zum Kriegsminister und Präsidenten ernannt ward. Seine Haltung war jedoch unentschlossen und energielos. Infolge der tumultuarischen Exceſſe vom 31. Okt. reichte er seine Entlassung ein und schied damit zugleich aus dem aktiven Kriegsdienst. 1858 ward er in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich der liberalen Partei anschloß. Er starb 3. Dec. 1866. Er schrieb: »Beiträge zur Geschichte des letzten französisch-russischen Kriegs« (Berl. 1814), von Förster neu herausgegeben unter dem Titel: »Der Rückzug der Franzosen aus Rußland« (das. 1867).

Pfullendorf, Stadt im bad. Kreis Konstanz, an der Eisenbahn von Schwackenreuthe nach Aulendorf, hat ein Bezirksamt, Amtsgericht, eine schöne alte Haupt- und eine Wallfahrtskirche, ein Hospital, Obstbau, Holzhandel, Frucht- und Viehmärkte und (1875) 2332 kathol. Einwohner. Der Ort war ursprünglich eine Burg der Grafen von P., deren letzter, Graf Rudolf, 1180 nach Jerusalem wallfahrtete und die Grafschaft an Kaiser Friedrich I. übergab, worauf P. Reichsstadt wurde. Hier 20. März 1799 Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzosen unter Jourdan und 6. Mai 1800 Gefecht zwischen den Franzosen unter Moreau und den Oesterreichern unter Kray. 1802 kam P. an Baden.

Pfullingen, Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Reutlingen, am Fuß der Rauhen Alp und an der Echaz, 4 Kilom. von Reutlingen, in schöner, an Obst und Wein fruchtbarer Gegend, hat ein Schloß mit einer Irrenanstalt, ein ehemaliges Nonnenkloster, eine lateinische Schule, Baumwollspinnerei und Weberei, Zwirn-, Papier-, Tuch- und Lederriemenfabrikation, eine große Kunstmühle und (1875) 4528 evangel. Einwohner. In dem schönen Echazthal das Dorf Unterhausen mit Baumwollspinnerei und der berühmten, 220 Meter langen Nebelhöhle; in der Nähe die Burgruine Greifenstein und das Schloß Lichtenstein. P. kommt schon 822 als königliche Villa vor und war im Mittelalter Hauptort des Pfullinger Gaues, der sich von der Mündung der Echaz bis zu deren Quelle erstreckte. Hier wurde das sogen. Schrannengericht in peinlichen Sachen unter freiem Himmel gehalten; auch besaß die Stadt ein Asyl für »uffrechten, ungefährlichen und redlichen Todtschlag«.

Pfund (lat. Libra, franz. Livre, ital. Libbra, engl. Pound), die bekannte Gewichtseinheit der meisten civilisirten Länder, die aber in den verschiedenen Ländern von sehr verschiedener Schwere und Eintheilung ist. Infolge der deutschen Gewichtskonvention von 1856 wurde in den Staaten des Deutschen Zollvereins als Handels-, Münz- und meist auch als Gold-, Silber- und Medicinalgewicht das deutsche Zollpfund (= 500 Gramm) eingeführt. Die Eintheilung des Pfundes in Loth, Quentchen ꝛc. war gleichwohl noch nicht in allen Staaten eine und dieselbe. In Preußen war 1 P. (zu 30 Loth à 10 Quentchen à 10 Cent à 10 Korn) = 500 Gramm. Seitdem das Deutsche Reich das metrische Maß- und Gewichtssystem angenommen, wird das P. (so weit nicht an seiner Stelle schon das Kilogramm zur Anwendung kommt) in 50 Dekagramm (Neuloth) à 10 Gramm eingetheilt. In Oesterreich war das P. (jetzt ebenfalls durch das Kilogramm ersetzt) à 32 Loth à 4 Quentchen = 560,012 Gr. In England 1 P. Troygewicht (zu 12 Unzen à 20 Pennyweight à 24 Grän) = 373,24 Gr.; 1 P. Avoirdupois (zu 16 Unzen à 16 Drachmen à 3 Skrupel à 10 Grän) = 1,215328 Troypfund = 453,59 Gr.; in Frankreich 1 Kilogr. (zu 10 Hektogr. à 10 Dekagr. à 10 Gr. à 10 Decigr. à 10 Centigr. à 10 Milligr.); in der Schweiz 1 P. (zu 32 Loth) = 500 Gr.; in Dänemark 1 P. (zu 32 Lod à 4 Qvintin à 4 Ort à 16 Es à 8 Gran) = 500 Gr.; in Schweden 1 Shalpfund = 425,000 Gr.; in Rußland 1 P. (zu 96 Solotnik à 96 Doli) = 409,512 Gr.; in Italien, Spanien, Portugal wie in Frankreich; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wie in England. Das Pfundzeichen ℔ ist aus lb entstanden, Abkürzung vom lat. libra. P. ist auch eine alte deutsche Rechnungsmünze, deren Name und Werth daher entstand, daß man sonst die kleineren Münzsorten zu wiegen pflegte, z. B. ein P. Heller, ein P. Pfennige, womit man anzeigen wollte, daß so und so viel dieser Münzsorten auf ein P. gingen. Da aber diese Münzen selbst ihrer Schwere nach veränderlich waren, so konnte man auch über die Zahl keine feste Bestimmung treffen.

Pfundhefe, s. v. w. Preßhefe.

Pfund Sterling (meist abgekürzt £), Bezeichnung für die Einheit des engl. Münzwesens; dasselbe wird repräsentirt durch den Sovereign (Goldmünze) im Werth von 20,4295 Mark.

Pfundt, Ernst Gotthold Benjamin, berühmter Paukenschläger, geb. 17. Juni 1806 zu Dommitzsch bei Torgau, studirte Theologie, ging aber aus Liebe zur Kunst zur Musik über, wurde Chorführer am Leipziger Theater und trat 1840 auf Mendelssohns Betrieb in das Gewandhausorchester ein; starb 7. Dec. 1871. P. wurde wegen seiner Kunst zu allen größeren Musikfesten eingeladen. Er veranlaßte wesentliche Verbesserungen in der Mechanik der Pauke und gab auch eine Broschüre über das Paukenschlagen (»Die Pauken«, Leipz. 1849) heraus.

Pfungstadt, Marktflecken in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Darmstadt, an der Modau, hat eine evangel. Pfarrkirche, Ultramarin-, Strohpapier-, Pappdeckel-, Cigarren-, Streichfeuerzeugfabrikation, sehr lebhafte Bierbrauerei, eine Dampfmühle, Ziegelbrennerei, Torfstich und (1875) 4916 Einw.

P. f. v., abgekürzt für franz.: pour faire visite (»um einen Besuch zu machen«), wird zuweilen auf Visitenkarten gesetzt, die man abgibt, wenn man den zu Besuchenden nicht zu Haus antrifft.

Pfyffer, Kasimir, geb. 10. Okt. 1794 zu Rom, wo sein Vater als Hauptmann in der Schweizergarde diente, besuchte das Gymnasium in Luzern, studirte in Tübingen die Rechte und ließ sich sodann in Luzern als Advokat nieder. Von 1821—1824 bekleidete er eine Professur des Rechts in Luzern, kehrte hierauf aber, von der ultramontanen Partei angefeindet, zur Advokatur zurück und arbeitete den Entwurf eines Strafgesetzbuchs und einer Civilgerichtsordnung aus. Seit 1826 Mitglied des Großen Raths, trug er viel dazu bei, daß 1829 eine Verfassungsrevision durchgesetzt ward. Nach den Ereignissen von 1830 war er als Mitglied des Verfassungsraths thätig, und von 1831—41 stand er als Präsident des Appellationsgerichts an der Spitze des Justizwesens. Als Mitglied der Tagsatzung wirkte er eifrig für Revision der Bundesverfassung sowie gegen die Einmischung auswärtiger Mächte in die Schweizer Angelegenheiten. Nach dem Sieg der jesuitischen Partei (1841) stand er an der Spitze der kleinen liberalen Minorität in Luzern und ward deshalb 1845 in den durch die Ermordung Leu's entstandenen Proceß

verwickelt (vgl. darüber ſeine Schrift: »Meine Betheiligung an der Leu'ſchen Mordgeſchichte«, Zür. 1846; Nachtrag 1848). Bald darauf folgte P. dem Ruf der Tagſatzung als Großrichter in eidgenöſſiſchem Dienſt, ward nach Auflöſung des Sonderbunds unter der neuen Bundesverfaſſung Nationalrath, dann Vicepräſident und 1851 und 1853 Präſident des eidgenöſſiſchen Bundesgerichts, dem er bis 1869 angehörte. Er ſtarb zu Luzern 11. Nov. 1875. Außer vielen kleineren Abhandlungen und Flugſchriften juridiſchen und politiſchen Inhalts ſchrieb er: »Geſchichte der Stadt und des Kantons Luzern« (Zür. 1850—52, 2 Bde.); »Der Kanton Luzern«, hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſch (im »Gemälde der Schweiz«, Bd. 3; St. Gallen 1858—59, 2 Thle.). Eine »Sammlung einiger kleinen Schriften, nebſt Erinnerungen aus ſeinem Leben« erſchien 1866.

Phäaken, bei Homer die Bewohner der nördlich von Ithaka gelegenen Inſel Scheria (von den Alten mit Kerkyra identificirt, aber wahrſcheinlich nur Fiktion des Dichters), ein von den Göttern geliebtes und mit allen Gütern des Lebens geſegnetes, heiteres und genußliebendes Völkchen. Früher hatten ſie ihre Wohnſitze in Hyperia, in der Nähe der Kyklopen. Da ſie aber von dieſen beeinträchtigt wurden, führte ſie Nauſithoos, ein Sprößling Poſeidons, nach der genannten Inſel. Odyſſeus fand als Schiffbrüchiger gaſtliche Aufnahme bei ihnen. Vgl. Welcker, Die P. (im »Rheiniſchen Muſeum«, Bd. 2, Bonn 1833).

Phädon, berühmter Philoſoph aus Elis, Stifter der eliſchen Schule, namentlich durch Platons (und Mendelsſohns) nach ihm benannte Schriften bekannt. Als Kriegsgefangener nach Athen verkauft, wurde er durch Vermittelung des Sokrates, nach anderen des Alkibiades, befreit. Von ſeinen Schriften iſt nichts auf uns gekommen.

Phädra, im griech. Mythus Tochter des Minos und der Paſiphaë, ward mit ihrer Schweſter Ariadne von Theſeus entführt und dann mit ihres Vaters Einwilligung ſeine Gattin, um den mit den Athenern vollbrachten Friedensſchluß zu befeſtigen. Sie gebar Theſeus den Akamas und Demophon. In Liebe zu ihrem Stiefſohn Hippolytos (ſ. d.) entbrannt, aber von demſelben nicht erhört, nahm ſie ſich ſelbſt das Leben. Von den dieſe Sage behandelnden Tragödien des Sophokles und Euripides iſt nur letztere noch erhalten; unter neueren Dichtungen iſt beſonders die »P.« von Racine bekannt geworden. Auch die bildende Kunſt hat den Mythus mehrfach zum Vorwurf genommen; namentlich ſtellte man der P. Verhältnis zu Hippolyt in der römiſchen Zeitg ern auf Sarkophagen dar.

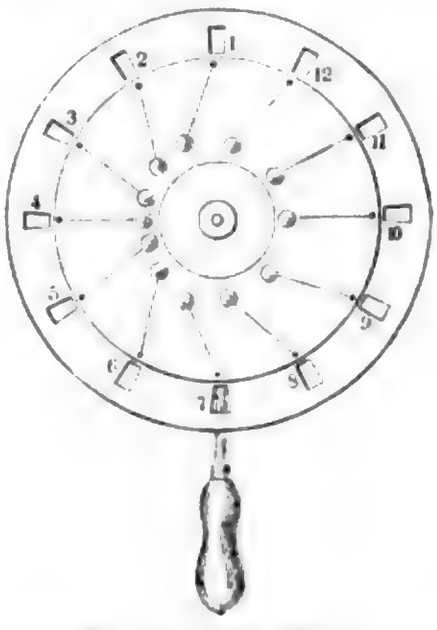
Phädros, 1) Schüler des Sokrates und Liebling des Platon, der einen ſeiner Dialoge nach ihm benannte.

2) Haupt der Epikureiſchen Schule, um 86 v. Chr., Freund des Atticus und Cicero, ſchrieb ein Werk über die Götter, das Cicero in ſeinem erſten Buch: »De natura Deorum« benutzt hat. Ein Fragment des Werks ward unter Rollen zu Herculaneum aufgefunden und unter anderen von Peterſen (Hamb. 1833) herausgegeben.

Phädrus, röm. Fabeldichter, welchem die ſogen. »Fabulae Aesopiae« zugeſchrieben werden, ſtammte aus Piërien und war als Sklave des Auguſtus von demſelben freigelaſſen worden. Er hat den Aeſop nicht nur überſetzt, ſondern auch in deſſen Geiſt weitergedichtet und den Namen ſeines Vorbildes mehr nur zur Empfehlung ſeiner eigenen Produkte gebraucht, wie ſich denn von den 90 Fabeln des P., die alle in wohlgebauten iambiſchen Senaren abgefaßt ſind, unter den Aeſopiſchen der gewöhnlichen Sammlung nur 30 wiederfinden. Im allgemeinen ſtehen ſeine Ueberarbeitungen den griechiſchen Originalen nach, wenn auch an dieſen Mängeln mehr als er ſelbſt ſeine Ueberarbeiter und Interpolatoren, deren Hand an dem jetzigen Korpus der Fabeln unverkennbar iſt, ſchuld ſein mögen. Die Darſtellung iſt fließend, öfters redſelig, die Sprache korrekt und von nüchterner Eleganz. Von den zahlloſen Ausgaben ſind die von Siebelis (5. Aufl., Leipz. 1874), Raſchig (3. Aufl., Berl. 1871) und L. Müller (daſ. 1877), von den Ueberſetzungen die von Kerler (Stuttg. 1838) und Siebelis (daſ. 1857) hervorzuheben. Erſt in dieſem Jahrhundert iſt das ſogen. ſechste Buch des P. hinzugekommen, welches 32 Fabeln und Erzählungen enthält, aus einer Handſchrift Perotti's, die 1727 zu Parma aufgefunden, aber erſt von Caſſitti (Neap. 1809, 4. Aufl. 1817) und Janelli (daſ. 1809 u. 1811) veröffentlicht ward. In beſſerer Geſtalt erſchienen dieſe Fabeln aus einer zweiten, vollſtändigern Handſchrift von Mai in der »Collectio auctorum classicorum e bibliotheca Vaticana editorum« (Bd. 3, Rom 1831), woraus Orelli unter dem Titel: »Phaedri fabulae novae XXXII« (Zür. 1832) einen Abdruck beſorgte. Jetzt wird dieſe Sammlung allgemein für das Werk eines Spätern gehalten.

Phänakiſtoſkop (Phantoſkop, griech., »Täuſchungsſchauer«, auch ſtroboſkopiſche Scheibe, Wunderſcheibe), optiſcher Apparat, welcher ſich auf die Dauer des Lichteindrucks im Auge (ungefähr 1/7 Sekunde) gründet. Das P. beſteht aus einer undurchſichtigen Scheibe (Fig. 1), an deren Umfang

Fig. 1.

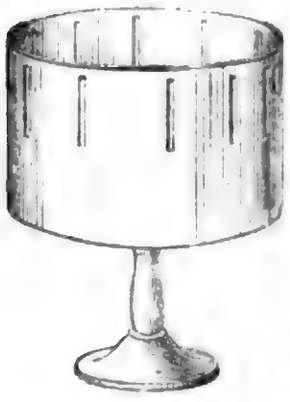


Stroboſkopiſche Scheibe.

eine Anzahl Löcher, z. B. zwölf, angebracht ſind. Auf dieſer Scheibe iſt eine zweite, kleinere befeſtigt, auf welcher irgend ein Körper, z. B. ein Pendel, in ſo viel aufeinander folgenden Stellungen, als Löcher vorhanden ſind, dargeſtellt iſt. Kehrt man nun den Apparat mit der bemalten Seite einem Spiegel zu und blickt durch eine der Oeffnungen, z. B. die oberſte, während die Scheibe in raſche Rotation verſetzt wird, ſo gewahrt man, indem eine Oeffnung nach der andern am Auge vorübergeht, unter der oberſten Oeffnung ein Bild nach dem andern, aber jedes folgende

so schnell nach dem vorhergehenden, daß der Eindruck, den dieses hervorgebracht hat, fortbesteht, bis der folgende Eindruck an seine Stelle tritt. Indem so die Bilder der aufeinander folgenden Stellungen kontinuirlich in einander übergehen, glaubt man unter der obersten Oeffnung ein Pendel schwingen zu sehen; da jedes Bild der Scheibe ebenso durch die ihm folgenden abgelöst wird, so sieht man nicht nur das oberste, sondern sämmtliche Pendelbilder gleichzeitig in schwingender Bewegung. Eine andere Form des Phänakistoskops ist der stroboskopische Cylinder oder das Lebensrad (Zoëtrop, Dädaleum, Fig. 2). Ein um seine Axe drehbarer, oben offener Cylinder aus Pappe ist nahe seinem obern Rand mit zwölf Schlitzen versehen; zwölf Bilder befinden sich auf einem Papierstreifen, welchen man in den Cylinder unter den Schlitzen so hineinlegt, daß er sich der Wandung anschmiegt. Diese Einrichtung macht den Spiegel entbehrlich und hat den Vorzug, daß mehrere Personen zugleich von verschiedenen Seiten durch die Schlitze hineinsehen und die Bilderstreifen rasch gewechselt werden können. Da sich auf diese Weise Bewegungen von Menschen und Thieren sehr täuschend darstellen lassen, so ist das P., namentlich in seiner letztern Form, ein beliebtes Spielzeug.

Fig. 2.



Stroboskopischer Cylinder.

Phänologie (griech.), die »Wissenschaft von den Erscheinungen« im Thier- und Pflanzenreich im Lauf einer täglichen und jährlichen Periode. Diese Erscheinungen werden hervorgerufen durch den veränderlichen Einfluß der Sonne auf die Oberfläche der Erde und durch die unter diesem Einfluß entstehenden meteorologischen Verhältnisse. Die Erscheinungen der täglichen Periode sind bisher noch sehr wenig Gegenstand besonderer Beobachtung gewesen, während die Erscheinungen der jährlichen Periode für zahlreiche Beschäftigungen der Menschen von zu großer Wichtigkeit waren, als daß sie nicht frühzeitig hätten zu Aufzeichnungen und Vergleichungen führen sollen. Aus derartigen Aufzeichnungen gingen die Beobachtungen der Neuzeit hervor, welche die Grundlage der P. bilden. Dabei handelte es sich zunächst um genaue Fixirung der Erscheinungen sowie der Zeit des Eintritts derselben, bei der Pflanze z. B. um die Zeit der Belaubung, Blüte, Fruchtreife und Entlaubung, bei den Thieren um jene des Zu- und Abzugs ꝛc. Diese Erscheinungen sind aber nicht von kurzer Dauer, und eine wenigstens auf den Tag genaue Zeitbestimmung wird erst möglich, wenn man bestimmte Phasen der Erscheinungen ins Auge faßt, z. B. die erste Blüte und Fruchtreife bei den Pflanzen, das erste und letzte Auftreten bei den Thieren ꝛc. Obgleich nun dieselben Erscheinungen von Jahr zu Jahr und nahezu in derselben Ordnung wiederkehren, so stimmen doch die jährlichen Perioden nur selten ganz überein, weil bei der Wirkung der periodischen Ursache Störungen unterlaufen. Man notirt deshalb die Zeit der einzelnen Erscheinungen mehrere Jahre hindurch, leitet daraus einen Mittelwerth ab und betrachtet die Abweichungen von diesem in den einzelnen Perioden als Wirkung der Störungen. Die genauen Zeitbestimmungen dienen als Maß der Agentien, welche das Pflanzen- und Thierleben bedingen. Wenn z. B. eine Pflanze an einem bestimmten Tag zu blühen beginnt, so ist erwiesen, daß sie hierzu entweder der Einwirkung einer bestimmten Summe der Temperatur während eines gewissen Zeitraums, der mit dem Tag des Aufblühens abläuft, oder einer gewissen Höhe der Temperatur bedurfte, welche einige Zeit hindurch anhielt. Unter den vielen Formeln, welche zur Berechnung des Einflusses der Temperatur auf die Zeit der Entwickelungsphasen der Pflanzen aufgestellt wurden, eignet sich die von Boussingault aufgestellte am besten. Sie besteht in der Summirung der mittleren Tagestemperaturen vom Zeitpunkte der Saat einer Pflanze bis zu jenem ihrer Fruchtreife. Diese Temperatursumme ist daher das Produkt der Dauer und Höhe der Temperatur und für dieselbe Pflanze auch immer dieselbe. Da diese Formel nur für einjährige Pflanzen gilt, so hat K. Fritsch (s. d. 2) sie zu modificiren gesucht, um sie auch für ausdauernde Pflanzen anwendbar zu machen. Er summirt die Temperaturen vom 1. Jan. an und berücksichtigt nur die Tagesmittel der Temperatur über 0°. Fritsch hat die so geänderte Formel an nahezu 900 Pflanzenarten, welche er zehn Jahre hindurch im Wiener botanischen Garten beobachtete, geprüft und befriedigende Resultate erhalten. Hoffmann in Gießen hat, indem er die täglichen Maxima der Temperatur eines der Besonnung ausgesetzten Thermometers summirte, zwar noch genauere, d. h. in den einzelnen Jahren mit dem Mittelwerth mehr übereinstimmende, Summen erhalten, aber nur an besonders ausgewählten Pflanzen. Als Begründer der P. sind Quetelet und Fritsch zu betrachten; ersterer erweckte namentlich ein reges Interesse für den neuen Wissenszweig in den weitesten Kreisen, Fritsch begann seine Beobachtungen in Prag 1834, Quetelet die seinen in Brüssel 1839. Beide arbeiteten zu Anfang der 40er Jahre Instruktionen aus zu Beobachtungen nach übereinstimmendem Plan, und 1857 wurden in Oesterreich schon auf 75 Stationen Aufzeichnungen gemacht, welche die ganze Flora und Fauna umfaßten und in den »Jahrbüchern der Centralanstalt für Meteorologie« veröffentlicht wurden. Die von Quetelet angeregten Beobachtungen erschienen in den Memoiren der Brüsseler Akademie. Größtentheils auf seine Veranlassung bildeten sich Vereine zur Anstellung phänologischer Beobachtungen auch in England, Hessen, Holland, Mecklenburg, Preußen, Sachsen, Würtemberg, in Schweden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten. Quetelet veröffentlichte die Ergebnisse seiner Forschungen in den Abhandlungen der belgischen Akademie und in seiner »Physique de globe« (1861). Fritsch lieferte in den Schriften der Wiener Akademie unter anderem: die normalen Zeiten der Belaubung und Entlaubung für 216 Baum- und Straucharten, der Blüte von 2200 und der Fruchtreife von 313 Arten; die normalen Zeiten des Zugs der Vögel für 225 und des Erscheinens der Insekten für 1600 Arten, zwar auf Wien reducirt, aber mit Angabe der Unterschiede für alle Beobachtungsstationen von Oesterreich; endlich auch die Ableitung der Gesetze, nach welchen die Zeit der Blüte und Fruchtreife der Pflanzen von der geogr. Länge und Breite und von der Seehöhe abhängig ist.

Phänomen, s. Phänomenon.

Phänomenologie (griech.), s. Phänomenon; dann Lehre von den Erscheinungen am gesunden und kranken Körper, insbesondere von den Krankheitserscheinungen.

Phänomĕnon (griech., Phänomēn), »Erscheinung«, ursprünglich nur für Lufterscheinungen gebraucht, dann aber von den Philosophen, besonders den Skeptikern, auf die Metaphysik übertragen und in Bezug auf das, was den Sinnen erscheint, im Gegensatz zu dem in Begriffen Gedachten (Noumenon), angewendet. Diese Bedeutung des Worts bestimmte Kant dahin, daß P. die erfahrungsmäßige Erscheinung, d. h. das in Raum und Zeit wahrnehmbare Mannigfaltige, bezeichnet, wie es für uns nach unserem subjektiven Wahrnehmungsvermögen ist, gegenüber den Dingen an sich, die als solche nicht erscheinen, sondern bloß von uns als das den Phänomenen zu Grunde Liegende gedacht werden. Den Theil der Naturlehre, welcher die Bewegung oder Ruhe der Materie bloß als solche Erscheinung der äußeren Sinne bestimmt, nennt Kant Phänomenologie, und in ähnlichem Sinne nimmt Hegel diesen Ausdruck, wenn er die Darstellung der Erscheinungsweisen des Geistes in seiner stufenweisen Herausbildung zum in sich vollendeten Wesen eine Phänomenologie des Geistes nennt.

Phäĕthon (»der Leuchtende«), 1) bei Homer und Hesiod Epitheton, bei Späteren Name des Helios. — 2) Sohn des Helios und der Klymene, der Gattin des Merops, bat, um seine Abstammung von dem Gott Helios darzuthun, den Sonnengott, ihm auf einen Tag den Sonnenwagen zu überlassen. Aber P. vermochte die Rosse bald nicht mehr zu regieren, sie brachen aus dem Geleis, und der feurige Wagen steckte Himmel und Erde in Brand. Da tödtete Zeus den P. mit einem Blitzstrahl und stürzte ihn in den Eridanos, wo ihn seine Schwestern, die Heliaden (s. d.), beweinten. Der verbrannte Weg am Himmel ist als Milchstraße noch sichtbar. Etwas anders erzählt Hygin den Mythus, der auch von den Dichtern vielseitig benutzt worden ist, z. B. von Aeschylos in seinen »Heliaden«, von Euripides in seinem »P.« (beide verloren). Mit den Dichtern wetteiferten die bildenden Künstler, von deren Darstellungen uns einige Basreliefs und Gemmen erhalten sind. In Anspielung auf den Mythus führt auch ein zweirädriger, sehr leichter und meist offener, eleganter Wagen den Namen P.

Phagedäna (griech.), ursprünglich ein »fressendes« Geschwür; Name der rasch fortschreitenden brandigen Zerstörung eines Geschwürs, welche bedingt wird in der Regel der Fälle entweder durch eine geschwächte und heruntergekommene Konstitution, oder durch besonders ungünstige Beschaffenheit der befallenen Stelle. Am häufigsten findet sich der Vorgang bei syphilitischen Geschwüren, in der schlimmsten Form als sogen. Hospitalbrand. Wenn der P. nicht frühzeitig und mit entscheidenden Mitteln Einhalt gethan wird, so pflegt das Uebel zu ausgebreiteten Zerstörungen zu führen. Unter allen Umständen ist die größte Reinlichkeit geboten. Zur Begrenzung des phagedänischen Processes wird am sichersten die gründliche Zerstörung des betreffenden Geschwürs durch das Glüheisen vorgenommen; in weniger schlimmen Fällen genügen zeitweise Anwendung von Aetzmitteln, Umschläge mit starkem Chlorwasser u. dgl.

Phaläkische Verse, nach dem griech. Dichter Phaläkos genannt, s. v. w. Hendekasyllaben.

Phaläniden, s. v. w. Spanner, s. Schmetterlinge.

Phalangisten, s. v. w. Kletterbeutelthiere.

Phalanstère (franz., spr. falangstähr), nach dem System des Socialisten Fourier (s. d. 2) gemeinschaftlicher Wohnort und Arbeitsanstalt für eine Phalanx, d. h. eine Gesammtheit von 400 Familien.

Phalanx (griech., »Glied, Reihe«), bei den alten Griechen im weitern Sinn s. v. w. Kriegsheer überhaupt, dann der Hauptbestandtheil eines solchen, gebildet aus schwer bewaffnetem Fußvolk oder den Hopliten. Berühmt ist besonders die makedonische P. Bei dieser standen die Krieger in der Schlacht sehr dicht, jeder auf einem Raum von 1 Meter, so daß die Schildränder sich berührten. Die Tiefe der Reihen war in der Regel 16, zuweilen auch nur 12 Mann. Die Front war nach hinten in 4 Chiliarchien, jede Chiliarchie in 4 Syntagmata und jedes Syntagma in 4 Trierarchien eingetheilt. Die Soldaten der fünf ersten Glieder trugen 4—5 Meter lange Lanzen; während die vordersten Glieder die Lanzen dem Feind entgegenhielten, lagen die der hinteren Glieder auf den Schultern der Vordermänner, so daß sie, in die Höhe stehend, eine Mauer bildeten, durch welche die feindlichen Geschosse von den hinteren Gliedern abgehalten wurden. Die ganze P. zählte etwa 4000 Mann, die von einem Phalangarchen oder Strategen befehligt wurden; aus vier solcher Phalangen bildete Philipp von Makedonien die 16,000 Mann starke große P., zu der dann noch 8000 Peltasten, 4000 Psiliten und 4000 gepanzerte Reiter gehörten. Alexander hatte 18,000 Phalangiten in seinem Heer, welche aber in sechs Phalangen eingetheilt waren, deren jede zu 3000 Mann sich aus einer besondern Provinz Makedoniens rekrutirte und nach ihr benannt ward; ihre Führer hießen Taxiarchen oder Strategen. Die Tiefe der P. setzte der König während der Feldzüge in Asien auf acht, bald auf sechs Glieder herab. Er selbst befand sich auf dem rechten Flügel, jedoch nicht als Hoplit, sondern an der Spitze der Reiterei. Die makedonische P. hatte das Princip unwandelbarer Festigkeit; es fehlte ihr aber die Manövrirfähigkeit, infolge deren sie bald der römischen Kriegskunst erlag. — In der Anatomie versteht man unter P. die Knochen der Finger und Zehen (phalanges digitorum manus et pedis). Dieselben sind relativ kleine, längliche, flach gedrückte, gebogene Knochen, welche eine obere konvere, eine untere konkave Fläche und zwei Seitenränder haben. Die dreigliedrigen Finger und Zehen haben je drei Phalangen, der Daumen und die große Zehe nur zwei; die einzelnen Phalangen nehmen in Bezug auf Länge, Breite und Stärke von der ersten zur dritten ab (s. Tafel »Skelett des Menschen«). Die französischen Anatomen gebrauchen für das erste, zweite und dritte Fingerglied die Ausdrücke phalange, phalangine, phalangette.

Phalăris *L.* (Glanzgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, einjährige oder perennirende Gewächse besonders in den Mittelmeerländern, mit zusammengedrückten, bikonveren Aehrchen und am Rücken gekielten Kelchspelzen, welche bei der Reife verhärten und die Frucht innig umschließen. P. canariensis *L.* (Kanariensame, Kanariengras, s. Tafel »Gräser I«), mit 1—1,25 Meter langem, aufrechtem, schilfartigem, gegliedertem Halm und 2,5 Centim. langen, eiförmigen Rispenähren, ist ein einjähriges Gras auf den Kanarischen Inseln, kommt aber, wahrscheinlich verwildert, auch in England, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, in der Wetterau ꝛc. auf Getreidefeldern vor und wird vielfach, bei uns namentlich bei Erfurt, kultivirt. Der Kanariensame ist ein Lieblingsfutter vieler Stubenvögel. Die Italiener verbacken das daraus gewonnene Mehl mit Weizenmehl, auch

benutzt man es zu Schlichte. Früher war der Same unter dem Namen Glanzgrassame, Kanariensame officinell. P. arundinacea *L.* ist ein ausdauerndes Gras in Deutschland, an feuchten Orten, an Ufern der Seen und Flüsse, mit 60—150 Centim. hohem Halm und zusammengezogener, ährenförmiger, bis 15 Centim. langer, röthlicher Blütenrispe. Es bildet auf feuchten Wiesen bisweilen den Hauptbestand, gibt im Schnitt viel Gras, welches zwar grob ist, aber immer besser nährt als Stroh und dem Vieh angenehmer ist. In Gärten kultivirt man als Zierpflanze eine Varietät mit schönen, bandähnlichen, grün, weiß, gelb und röthlich gestreiften Blättern, auch Bandgras genannt.

Phalăris, Tyrann von Akragas (Agrigent), 565—549 v. Chr., bemächtigte sich, da er als Bauherr eines Zeustempels viele Werkleute und Arbeiter in seinem Sold hatte, mit ihrer Hülfe der Burg und der Herrschaft, vergrößerte und verschönerte die Stadt, führte glückliche Kriege gegen die Nachbarn, ward aber nach 16jähriger Herrschaft von dem Eumeniden Telemachos gestürzt. Besonders war es der von Perillos verfertigte eherne Stier, eine Erinnerung an den in Akragas herrschenden Molochsdienst, welcher ihm den Ruf eines grausamen Wütherichs erworben hat. Nach einigen büßte der Tyrann seine Blutschuld später selbst darin. Entschieden unecht, wie Bentley bewiesen hat (»Die Briefe des P.«, deutsch von R. Ribbeck, Leipz. 1857), sind die sogen. 148 Phalaridēischen Briefe, in welchen P. als ein milder Herrscher sowie als ein Freund der Bildung und Dichtung erscheint. Die stilistische Darstellung ist breit und charakterlos, die Gedanken sind unbedeutend; auch Anachronismen und Barbarismen fehlen nicht. Herausgegeben wurden sie unter anderen von Schäfer (Leipz. 1823).

Phalēron, Demos und ältester Hafen Athens, 25 Stadien von der Stadt entfernt, kam zu Themistokles' Zeiten durch den westlich davon neu angelegten, größern und sicherern Piräeus ziemlich außer Gebrauch (s. Athen, S. 104).

Phallos (griech.), das männliche Glied, insbesondere die Nachbildung desselben, als Symbol der Zeugungskraft der Natur und in dieser Beziehung Gegenstand der Verehrung in den Naturreligionen von Indien an bis zu den Ufern des Nils und des Jonischen Meers. Die Entstehung des Phalloskults führten die Phöniker auf Adonis, die Aegypter auf Osiris, die Phrygier auf Atys, die Griechen auf Dionysos zurück; alle diese Mythen aber stimmen darin überein, daß eine Gottheit ihrer Mannheit beraubt wird, und dies ist das Symbol für die im Winter die zeugende und befruchtende Kraft verlierende Sonne. Der Phalloskult erhielt sich in Griechenland und in Italien bis zur Vernichtung des Heidenthums. Der feierliche Umgang mit dem P. (Phallagogia oder Periphallia) geschah unter Anstimmung des Phallosliedes und unter allerhand Späßen und Neckereien. Die (auch weiblichen) Träger des P., der gewöhnlich aus rothem Leder roh gemacht und an ein längliches Stück Holz, meist vom Feigenbaum, gehängt war, hießen Phallophoren, die Feste selbst Phallophoria. Der P. war Attribut des Pan, des Priapos, in manchen Beziehungen auch des Hermes; er wurde auch als Amulet zur Abwehr des Zaubers getragen.

Phallus *L.* (Gichtschwamm, Eichelschwamm), Pilzgattung aus der Familie der Gastromyceten, mit einem anfangs eiförmigen Fruchtkörper, dessen äußere Peridie unregelmäßig napfförmig sich öffnet, während die innere zuerst als zusammenhängende Haut die Gleba und deren Stiel umschließt, bald aber zerreißt, indem der inwendig hohle, in seiner Masse gekammerte Stiel sich streckt und die glocken- oder kopfförmig um das Stielende sitzende, inwendig gekammerte Gleba emporhebt, welche darauf bald reif wird und schleimig zerfließt, wobei der Schleim mit den Sporen abtropft. Es sind große, weiche, vergängliche, auf der Erde wachsende Schwämme, die in etwa zehn Arten über alle Welttheile verbreitet sind. Von den zwei deutschen Arten ist P. impudicus *L.* (schamloser Gichtschwamm, s. Tafel »Pilze I«) anfangs eiförmig, weiß (Hexenei, Teufelsei), später mit 10—16 Centim. hohem, weißem, zellig grubigem Stiel und glockenförmiger, runzelig adriger, reif braungrüner Gleba, wächst im Sommer und Herbst auf sandigem und lehmigem Boden in Wäldern, Thiergärten, Weinbergen ꝛc., streckt sich in wenigen Stunden bis zur vollen Höhe, heißt dann wegen der Aehnlichkeit mit einem männlichen Glied auch Ruthen- oder Stertmorchel, ist von ungemein widrigem, leichenartigem und weit sich verbreitendem Geruch, aber nicht eigentlich giftig, war früher gegen Gicht im Gebrauch und wird von den Hirten dem Weidevieh gegeben, um dessen Brunst zu verstärken.

Phanagoria, im Alterthum vornehmste Stadt auf der asiatischen Seite des kimmerischen Bosporus, eine Kolonie der Teier, auf einer Landenge im Mündungsgebiete des Hypanis (Kuban) liegend, wichtiger Handelsplatz und Residenz der bosporanischen Könige, mit einem Tempel der Aphrodite Apaturos, zerstört im 6. Jahrh. n. Chr. von den benachbarten Barbaren; jetzt ein formloser Schutthaufen.

Phanar und **Phanarioten,** s. Fanar.

Phanerogamen (v. griech. phanerós, sichtbar, und gamós, Ehe; Phanerogamae, offen blühende Pflanzen, Blütenpflanzen), alle mit eigentlichen Blüten versehenen Gewächse, im Gegensatz zu den Kryptogamen, welche keine Blüten besitzen, treffender alle diejenigen Pflanzen, welche sich durch Samen fortpflanzen, wodurch sie sich von den Kryptogamen unterscheiden, deren Fortpflanzungsorgane einfache Zellen (Sporen) sind. Die Samen, welche die Anlage der künftigen Pflanze meist schon in allen wesentlichen Organen, als Wurzel, Stengel und Blatt, vorgebildet enthalten (Embryo), sind ein Erzeugnis der Blüten, der Embryo ein Produkt der in den Blüten vorhandenen Geschlechtsorgane. Bei den vollkommensten Kryptogamen, die den P. am nächsten stehen, wird die geschlechtliche Generation erst nach der Keimung der Sporen, also noch nicht an der mütterlichen Pflanze, erreicht; wir sehen die Makro- und Mikrosporen bei ihrer Keimung die geschlechtlichen Zellen entwickeln, deren Produkt der Embryo ist. Bei den P. ist die Geschlechtsgeneration schon auf die mütterliche Pflanze zurückverlegt, indem die (männlichen) Mikrosporen hier als Pollenzellen der Staubgefäße in den Blüten, die (weiblichen) Makrosporen als Embryosäcke in den Samenknospen auftreten und auch die Ausbildung des Geschlechtsprodukts (Embryo) noch in die Lebenssphäre der mütterlichen Pflanze hereingenommen ist (vgl. Geschlechtsorgane und Fortpflanzung der Pflanzen). Da die Bildung der männlichen Zellen bei den P. überall an gewisse eigenthümlich metamorphosirte Blattorgane (Staubgefäße) geknüpft ist und die weiblichen Zellen ebenso allgemein in den Samenknospen, metamorphosirten Stengelorganen oder Theilen von Blättern entstehen, so ist durch das eben angedeutete Verhältnis auch die allgemeine Existenz der Blüten,

deren wesentliche Theile eben Staubgefäße und Samenknospen sind, gegeben. Die P. sind die vollkommensten und in den Schöpfungsperioden erst nach den Kryptogamen aufgetretenen Pflanzen. Sie sind überdies vor diesen durch die vollkommene und meist reich gegliederte Metamorphose der Stengel- und Blattorgane ausgezeichnet, die in der Existenz von Nieder-, Laub- und Hochblättern, welche ebenfalls den Kryptogamen fehlen, und weiterhin in den Blüten ihren Ausdruck findet. Die P. zerfallen zunächst in die Gymnospermen und Angiospermen (s. d.). Im Linné'schen Pflanzensystem bezeichnet **Phanerogamia** die ganze, 23 Klassen enthaltende erste Abtheilung, welche von den P. gebildet wird.

Phaneromer (griech.), Bezeichnung für ein Gestein, dessen Gemengtheile mit bloßen Augen erkennbar sind, im Gegensatz zu kryptomer (derb, dicht). Kryptomere Gesteine, die sich unter dem Mikroskop als deutlich gemengt auflösen, nennt man auch mikromer (Gegensatz makromer, von gleicher Bedeutung wie p.).

Phanseguren (Phansigaren), s. Thag.

Phantasie (griech.), im Gegensatz zum Erinnerungsvermögen, d. h. der reproducirenden Einbildungskraft, welche schon dagewesene sinnlich anschauliche Vorstellungen erneuert, das Vermögen, neue dergleichen zu bilden, also die producirende und zwar ästhetisch und logisch schöpferische Einbildungskraft. Dieselbe unterscheidet sich von der gemeinen (banalen) Einbildungskraft dadurch, daß ihre Erfindungen den ästhetischen Normalgesetzen, von der phantastischen (z. B. des Traums) Einbildungskraft dadurch, daß dieselben den logischen Denkgesetzen gemäß sind. Ersterem Umstand verdanken die Schöpfungen der P. ihre Schönheit (Neuheit, Frische, Lebendigkeit, Anschaulichkeit, Mannigfaltigkeit, Einheit und Uebereinstimmung), letzterem ihre Denkbarkeit (Widerspruchslosigkeit), formale Wahrheit (Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit), keineswegs auch materiale Wahrheit (Wirklichkeit). Von der letztern, welche der Inhalt des wissenschaftlichen Denkens (Wissens) ist, können die Schöpfungen der P., des ästhetischen Denkens (Dichtens), sich so weit entfernen, als der Gegenstand des erstern, die wirkliche (beste oder schlechteste) Welt, von dem Gegenstand des letztern, dem ästhetischen Weltideal (der Welt des Schönen), entfernt ist. Jenes erkennt die gegebene, die P. schafft eine neue Welt, wobei sie zwar die Elemente der erstern, die durch die ursprünglich empfangenen Eindrücke gegebenen Vorstellungen, als Bausteine verwerthet, aber durch neue und originale Verbindungen derselben neue, originale Vorstellungsgebilde hervorbringt. Durch ihre ursprünglichen Eindrücke hängt jede individuelle P. mit ihrer äußern Umgebung zusammen und ihren elementaren Stoffbestandtheilen nach von dieser ab. Die P. gestaltet sich anders im hohen Norden als unter den Tropen, im Morgen- als im Abendland. Ihre Neuheit und schöpferische Originalität aber liegt nicht im verbundenen Stoff, sondern in den verbindenden Formen. Als produktives Vermögen ist sie die eigentliche Geburtsstätte einer ästhetisch-logischen Vorstellungswelt, welche je nach der Beschaffenheit dieser entweder eine Welt musikalischer oder bildnerischer oder poetischer Gedanken ist, deren erzeugende P. infolge dessen als musikalische, bildnerische, poetische P. unterschieden wird. Diese drei Arten weichen so sehr unter einander ab, daß sie als Anlagen selten oder nie in gleichem Grad neben einander in demselben Individuum aufzutreten pflegen. Hauptsächlich ist es die musikalische Anlage, welche die bildnerische, seltener die poetische, von sich ausschließt oder doch beschränkt. Als Begabung angesehen, macht die P. die eigentliche künstlerische Befähigung aus, deren höherer Grad künstlerisches Talent, deren höchster Kunstgenie heißt. Vgl. unter anderen Frohschammer, Die P. als Grundprincip des Weltprocesses (Münch. 1876), welcher jedoch dieses Wort nicht bloß im ästhetischen, sondern in einem viel weitern Sinn als unbewußt schaffende Kraft überhaupt versteht.

In der Musik bezeichnet P. (fantaisie, fantasia, improvisation) eine Klasse von Tonstücken, die sich nicht einem der bestimmten Formtypen (Sonate, Rondo ꝛc.) anschließen, sondern nach Anlage und Entwickelung lediglich als unmittelbares Produkt der Einbildungs- und Erfindungskraft des Musikers in größter Freiheit der Form sich darstellen. Diese Species ist hervorgegangen aus dem musikalischen Improvisiren oder sogen. Frei-Phantasiren, d. h. der freien Ergehung in Tönen auf einem Instrument (nicht selten über ein oder mehrere zu Grunde gelegte Themen), worin namentlich Mozart, Beethoven, Hummel ausgezeichnete Meister waren. Das Ergebnis eines solchen Phantasirens wird natürlich um so künstlerischer sein, je größer die harmonische, rhythmische und musikalisch-syntaktische Gewandtheit des Phantasirenden ist, und je klarer, stimmungs- und stilvoller derselbe seine Gedanken im Moment zu entwickeln vermag. Geschicklichkeit im Phantasiren wird namentlich von Organisten verlangt, daher bildet die Unterweisung in dieser Kunst einen Haupttheil in dem Lehrsystem des Orgelspiels.

Phantasiestücke, im weitern Sinn alle Werke der Poesie und der bildenden Kunst, bei denen der Phantasie ein mehr als gewöhnlicher Spielraum gegönnt, die Nachbildung der Natur oder eines in der Natur gegebenen Gegenstands oder Zustandes weniger beabsichtigt wird; im engern Sinn Landschaften, welche nicht Kopien, sondern Kompositionen sind, besonders aber die Arabesken oder Grotesken, weil sie als reine Spiele der Phantasie menschliche Gestalten aus Blumenkelchen hervor-, andere in Thiere ausgehen lassen, zarte Ranken zum Fußgestell für menschliche und andere Figuren machen ꝛc.; endlich Dichtungen, in denen auf Kosten der Regel und der Wahrscheinlichkeit der Phantasie die Zügel überlassen sind, wie E. T. A. Hoffmanns »P. in Callots Manier«.

Phantasma (griech., auch Phantom), Phantasie-, Schein-, Trugbild.

Phantasmagorie (griech.), die Darstellung von gespensterartigen Gestalten u. dgl. mit Hülfe optischer Vorrichtungen. Die ersten Vorstellungen solcher Art setzte Robertson in Paris 1798 in Scene, wobei er sich einer Laterna magica bediente. Gleichzeitig producirte Enslen in Berlin ähnliche Phantasmagorien; doch benutzte er statt der Glasmalereien der Zauberlaterne körperliche Objekte und lebende Personen, von denen ein Sammelglas oder ein Hohlspiegel ein verkleinertes optisches Bild für die Linse der Zauberlaterne bot. In neuester Zeit sind diese Schaustellungen weit übertroffen worden durch die Spiegelbilder sehr großer geschliffenen unbelegten Glasscheiben, welche einen Theil der Bühne von den Zuschauern trennen. Die Gegenstände sowie die lebenden Personen werden in einer offenen, vom Publikum nicht wahrnehmbaren Versenkung kräftigst durch Magnesium-, Drummondsches oder elektrisches Licht beleuchtet; die von ihnen ausgehenden Lichtstrahlen fallen auf eine reine, recht hohe und sehr breite Glasscheibe, werden von derselben zum großen Theil in den Zuschauerraum regelmäßig

zurückgeworfen und bewirken in den Augen des Publikums subjektive Spiegelbilder. Die Glasscheibe ist selbst dem Eingeweihten kaum sichtbar und wird von dem überraschten Zuschauer gar nicht bemerkt. Der Schauspieler auf der Bühne, welchem die Gespenster erscheinen sollen, erblickt von denselben durchaus nichts.

Phantásos, in der griech. Mythologie der Traumgott, Sohn des Schlafs, Urheber der Traumbilder; »Phantasus« auch Titel eines Werks von L. Tieck (Sammlung von Märchen, Erzählungen und Schauspielen).

Phantást (griech.), ein Träumer, welcher werth- und maßlosen Träumen nachhängt und sie in die Wirklichkeit einführen will. Phantastisch im weitern Sinn ist alles das, was als Produkt der Einbildungskraft den logischen Normen widerspricht, maßlos, ungeheuerlich, unwahrscheinlich erscheint, im Gegensatz sowohl zum Phantasievollen, das als das Produkt der Phantasie (s. d.) schön und (formal) wahr zugleich, wie zum Banalen (alltäglich Erfundenen), das nicht neu, zum Häßlichen, das nicht schön, und zum Nüchternen, das kein Produkt der Einbildungskraft ist.

Phantóm (griech., Fantöm), s. v. w. Phantasma. In der Medicin nennt man P. speciell ein natürliches oder künstliches weibliches Becken, mit Leder überzogen, nebst einer aus Leder gefertigten Gebärmutter und Mutterscheide sowie einer in gleicher Weise künstlich nachgeahmten reifen Frucht, die genau in erstere paßt; dient beim Unterricht in der Geburtshülfe zur Belehrung und Veranschaulichung der Kunst- und Handgriffe, besonders auch bei Anwendung der Zange. In ähnlicher Weise werden künstliche Nachbildungen des ganzen menschlichen Körpers oder gewisser Theile desselben namentlich zum operativen Unterricht in der Augen-, Ohren- und Kehlkopfheilkunde verwendet.

Phantoskóp, s. v. w. Phänakistoskop.

Pharão, Kartenspiel, s. Pharo.

Pharão, im Alten Testament Bezeichnung für die ägyptischen Herrscher, bedeutet s. v. w. König. Der Name ist durch semitische Vermittelung in der Form pherôs selbst in den griechischen Bericht des Herodot übergegangen.

Pharaonsmaus (Pharaonsratte), s. v. w. Ichneumon.

Pharaoschlangen, s. Rhodan.

Pharisäer (kirchenlat. Pharisaei, hebr. Perúschim, »Abgesonderte«), die eigentlich nationale Partei unter den Juden, in der Zeit der Makkabäerherrschaft aus dem Bestreben entstanden, alles echt Israelitische von dem Abgefallenen und Heidnischen zu trennen und um einen festen Kern zu sammeln. In politischer Hinsicht waren die P. unbedingte Theokraten, zugleich die Patrioten, die ihres Volks Unabhängigkeit erstrebten, daher heftige Gegner der Herodianer; in religiöser hielten sie streng an dem altväterlichen Glauben und an den Ueberlieferungen der Vorzeit fest. Sie waren die schriftgelehrten Führer der großen Mehrheit des Volks und zählten zu Herodes' Zeiten 6000 Mitglieder. Im Zeitalter Jesu theilten sie sich in mehrere Schulen, unter denen die des Hillel und Schammai, jene den gemäßigten, diese den strengen Pharisäismus repräsentirend, die berühmtesten waren. Die zwischen diesen Schulen streitigen Fragen betrafen die Ausdeutung des mosaischen Gesetzes für die Praxis des Lebens und berührten ebensowohl das bürgerliche Recht als das religiöse Ceremoniell. Der Pharisäismus nahm die überkommene fromme Uebung ganz, wie sie einmal war, in den Begriff der »Gerechtigkeit« auf und schuf daraus eine starre, das ganze Leben des Volks auf Schritt und Tritt, vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt bis zum Grabe regulirende Norm, welche immer nur neue Zusätze erfuhr, aber keinerlei Abbruch vertragen konnte. Daher die Bevorzugung, welche vielfach der Beobachtung der äußerlichen Religionspflichten (Fasten, Gebete, Waschungen, Zehntabgabe, Almosen ꝛc.) auf Kosten der religiösen Gesinnung zu theil wurde. Dogmatisch wie politisch unterschieden sich die P. von den Sadducäern: in letzterer Beziehung als die Vertreter der Volkspartei gegenüber dem herrschenden Priesteradel, in ersterer als die Träger und Fortbildner der Tradition mit allem Aberglauben und leeren Ceremoniell, das sie mit sich führt, gegenüber dem vornehm auf das geschriebene Gesetz und die darin enthaltene einfachere Glaubenslehre sich zurückziehenden Sadducäismus. Der pharisäische Lehrbegriff hat im neuern Judenthum entschieden das Uebergewicht behauptet. Vgl. Wellhausen, Die P. und die Sadducäer (Greifsw. 1874).

Pharmacie (v. griech. phármakon, Arznei-, Heilmittel), die Kunst der Anfertigung von Heilmitteln, insbesondere der Ausführung ärztlicher Recepte. Der deutsche Sprachgebrauch versteht unter P. nicht die Apotheke, sondern ganz allgemein die praktische und wissenschaftliche Thätigkeit des Apothekers; der letztere Name bezeichnet den examinirten ausübenden Apotheker, während sich der Ausdruck Pharmaceut auch auf die angehenden Fachgenossen bezieht. Bei den Franzosen und auch in Nordamerika hingegen bedeutet P. (pharmacy) nicht nur die Summe der zur Führung einer Apotheke erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern auch die Apotheke selbst, und Pharmacien heißt in Frankreich, Pharmacist in Amerika der ausübende Apotheker. Die P. als gleichzeitig praktisches und wissenschaftliches Fach, an dessen gewissenhafter und regelrechter Ausübung die Gesellschaft das höchste Interesse hat, setzt einen entsprechenden Bildungsgang des Pharmaceuten voraus, welcher in den meisten Kulturstaaten gesetzlich vorgeschrieben ist und durch ein öffentliches Examen nachgewiesen werden muß. Derselbe beginnt mit einer praktischen Lehrzeit, begreift eine angemessene Dienstzeit in Apotheken und wird mit theoretischen Studien und praktischen Uebungen an Universitäten, polytechnischen Schulen oder auch an besonderen Fachschulen beendigt; in Deutschland gibt es keine eigenen abschließenden Lehranstalten für P. in dem Sinn wie z. B. in Paris, Montpellier und Nancy. Die für das Studium der P. gültigen Vorschriften des Deutschen Reichs (vom 5. März 1875) verlangen im wesentlichen Folgendes: die Befähigung zum einjährigen Militärdienst, mit Inbegriff des Latein; dreijährige Lehrzeit in einer Apotheke; drei Jahre Dienstzeit in Apotheken, wovon wenigstens 1½ in Deutschland; mindestens drei Semester Studium an Universitäten oder an den polytechnischen Schulen zu Braunschweig, Karlsruhe, Stuttgart. Das Examen dokumentirt nur die Befähigung zur Führung einer Apotheke, verleiht aber noch nicht das Recht dazu. Im Besitz der nöthigen Fachkenntnisse, war der Apotheker ein hervorragender Vertreter der Naturwissenschaft zu einer Zeit, als dieselbe noch wenig verbreitet war. Tüchtige Pharmaceuten, besonders in Deutschland und Frankreich, haben sich bis in die neuere Zeit in nicht unerheblicher Zahl zu ausgezeichneten theoretischen oder praktischen Chemikern und Botanikern auf-

geschwungen. Bei der gewaltigen Entwickelung der Naturwissenschaft in neuester Zeit mußte in dieser Hinsicht die Bedeutung der P. als einer Art Vorschule der Naturwissenschaft notwendig in den Hintergrund treten. Umgekehrt hat seither z. B. die Pharmakognosie von Seiten der Botanik, die pharmaceutische Chemie von der modernen Chemie die mächtigsten Anregungen empfangen. Von durchgreifendstem Einfluß auf die P. als Fach ist die Stellung der Apotheke (s. d.) im Leben. In Deutschland namentlich war diese in früherer Zeit geradezu eine privilegirte, während die Gegenwart mehr dazu neigt, sie des besondern staatlichen Schutzes zu entkleiden. (Vgl. Böttger, Die deutsche Apothekenreformbewegung der letzten Jahrzehnte, Bunzl. 1876.) Sind schon diese Umstände nicht zu besonderer Hebung des Apothekerstands angethan, so wird die P. nicht weniger beeinflußt durch die Entwickelung der Medicin, welche heute so vielfach ihre Ziele mit ganz anderen Mitteln zu erreichen weiß als solchen, welche die P. liefert. Aus derartigen Gründen ist es wohl zu erklären, daß wenigstens in Deutschland der Zugang zu dem Fach der P. nicht in Zunahme begriffen ist. Die P. (s. auch Pharmakognosie) hat eine nicht unbedeutende Literatur aufzuweisen, welche der Natur der Sache nach weniger in zusammenfassenden Lehrbüchern und Handbüchern besteht als in Zeitschriften und Jahresberichten. In erstere Richtung sind hervorzuheben: Henkel, Städel und Jäger, Elemente der P. (Leipz. 1870—74, 3 Thle.); Hager, Kommentar zur Pharmacopoea Germanica (Berl. 1872—74, 2 Bde.) und andere Schriften desselben Verfassers; Dorvault, L'officine (9. Aufl., Par. 1875); Soubeiran, Traité de p. (8. Aufl., herausgeg. von Regnauld, das. 1874, 2 Bde.); Parrish, A treatise on pharmacy (4. Aufl., Philad. 1874). Die periodische Literatur hat folgende wichtigere Fachzeitschriften aufzuweisen: »Archiv der P.« (Organ des Deutschen Apothekervereins, Halle, seit 1822); »Pharmaceutische Zeitung« (Bunzl., seit 1856); »Zeitschrift des Allgemeinen Oesterreichischen Apothekervereins« (Wien, seit 1863); »Schweizerische Wochenschrift für P.« (Organ des Schweizerischen Apothekervereins, Schaffh., seit 1863); »Pharmaceutische Zeitschrift für Rußland« (in deutscher Sprache, St. Petersb.); »Nieuw Tijdskrift voor de P. in Nederland«; »Journal de P. d'Anvers«; »Journal de P. et de Chimie« (Organ der Pariser Pharmaceutischen Gesellschaft); »Répertoire de P.«; »Pharmaceutical Journal and Transactions« (Organ der Pharmaceutical Society of Great Britain); »The Chemist and Druggist«; »American Journal of Pharmacy« (Philad.); »The Pharmacist« (Chicago). Jahresberichte der P. erscheinen sehr regelmäßig in Deutschland (Götting.), England (»Year-book of Pharmacy«, Lond.) und Amerika (in den »Proceedings of the American Pharmaceutical Association«). Vgl. Frederking, Geschichte der P. (Götting. 1874).

Pharmakodynāmik (griech.), die Lehre von den Wirkungen der Arzneimittel auf den Organismus.

Pharmakognosie (griech.), die Lehre von den arzneilich benutzten Rohstoffen des Pflanzen- und Thierreichs. Die in frühester Zeit gebrauchten Arzneien scheinen wohl dem Pflanzenreich entnommen worden zu sein; in den ältesten naturwissenschaftlichen Schriften der orientalischen und europäischen Literatur werden schon zahlreiche Arzneipflanzen genannt, und viele derselben sowie manche ihrer Produkte lassen sich mit Sicherheit erkennen, ungeachtet der äußerst dürftigen Beschreibungen. Nicht viel eingehendere Beobachtungen an Heilpflanzen oder Heilstoffen aus der organischen Natur werden von den arabischen und christlichen Medicinern und Botanikern des Mittelalters angestellt. Erst als bei Beginn der Neuzeit die Naturwissenschaft von dem allgemeinen geistigen Aufschwung mit ergriffen wurde, tauchten genauere Schilderungen und bald auch Abbildungen von Pflanzen und Thieren auf. Dazu gesellten sich neue Anregungen, als Amerika und der Seeweg nach Ostindien entdeckt wurden und diese Länder nun die Medicin mit neuen Heilstoffen bereicherten. In diesem Sinn trat schon 1533 an der Universität Padua Buonafede (als »Lector simplicium«) als erster Lehrer der P. auf, und ebenso lehrte um 1540 Valerius Cordus, Professor in Wittenberg, arzneiliche Rohstoffe in weit befriedigenderer Weise kennen als alle Vorgänger. Konrad Gesner in Zürich war um dieselbe Zeit in gleicher Richtung thätig, und gute Beschreibungen altberühmter indischen Droguen entwarf um 1560 der portugiesische Arzt Garcia de Orta an Ort und Stelle in Goa. Von nun an kamen die Fortschritte der beschreibenden Naturwissenschaft jenen Heilstoffen regelmäßig zu gute, so daß ihre Eigenschaften im 16., 17. und 18. Jahrh. mehr und mehr festgestellt wurden. Oft boten dazu die Pharmakopöen (s. d.) Anlaß, die herzoglich würtembergische z. B. schilderte 1740 die von ihr vorgeschriebenen Droguen in musterhafter Weise. So hatte sich im Lauf der Zeit, weit mehr durch die Bemühungen der Aerzte und Botaniker als der Apotheker, die Lehre von den Heilstoffen zur eigenen Wissenschaft, Materia medica, herausgebildet. Der damalige Inhalt dieses Wissenszweigs findet sich in übersichtlicher Darstellung in Murray's »Apparatus medicaminum« (Götting. 1766—94, 6 Bde.). Diese Materia medica hatte sich auf die äußeren Kennzeichen, die pharmaceutische Behandlung, die Anwendung und Wirkung der Heilstoffe erstreckt und erhielt sehr allmählich weitere Vertiefung, als sich, besonders seit Paracelsus, vom 16. Jahrh. an den rohen Heilstoffen (Droguen) des Pflanzenreichs und der Thierwelt auch auf chemischem Weg dargestellte Substanzen anreihten. Zu ihrer Kenntnis wurden nun von den Apothekern, hauptsächlich in Deutschland, Frankreich, England, zahlreiche Beiträge geliefert. Die folgenreichste hierher gehörige Thatsache ist die Auffindung des Morphins im Opium. Der Apotheker Sertürner in Hameln (Hannover) wies 1817 nach, daß jenem Stoff die Wirkung des Opiums zukomme, und bald wurden noch andere ähnliche Träger von giftigen oder heilenden Wirkungen in reinem Zustand abgeschieden. Dadurch stieg die organische Chemie, welche sich jetzt machtvoll zu entwickeln begann, zum Rang einer Hauptstütze der Materia medica oder Pharmakologie, wie diese Wissenschaft jetzt auch häufig genannt wurde, empor. Dieselbe bereicherte sich bald so sehr an Thatsachen, daß sich namentlich in Frankreich und Deutschland eine Trennung des Faches vollzog, indem ein Theil davon mehr und mehr selbständig als Naturgeschichte der Droguen (pharmaceutische Waarenkunde) und endlich, seit dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts, als P. unterschieden wurde im Gegensatz zu der Pharmakologie (s. d.). Die Hauptwerke, welche diese Anschauungsweise zur Geltung brachten, wurden von wissenschaftlichen Apothekern verfaßt, so von Guibourt 1820 die »Histoire naturelle des drogues simples«, heute noch das klassische Buch der Franzosen. In Deutsch-

land schrieben Trommsdorff 1822 ein »Handbuch der pharmaceutischen Waarenkunde«, Göbel und Kunze 1827—34 ihre »Pharmaceutische Waarenkunde«, Ebermeier um die gleiche Zeit »Pharmakognostische Tabellen«, Martius 1832 den »Grundriß der P. des Pflanzenreichs«. In England blieb die P. mit der Pharmakologie unter diesem letztern Namen oder als Materia medica und Therapie zusammengefaßt, wie z. B. in dem großen Lehrbuch von Pereira (1841). Nachdem für die Botanik in der ausgedehntesten Benutzung des Mikroskops eine neue Zeit des Fortschritts angebrochen war, wurde dieses Hülfsmittel endlich 1847 durch Schleiden zum erstenmal auch der P. dienstbar gemacht in einer Arbeit über Sassaparillawurzeln. Eine ähnliche Leistung des französischen Botanikers Weddell begründete 1849 die Kenntnis des innern Baues der Chinarinden. Nachdem einmal durch diese vereinzelten Arbeiten und Pereira's Anregung die Bahn gebrochen war, kam es darauf an, das ganze Gebiet der P. in dieser Richtung zu durchforschen. Dieses Verdienst erwarben sich 1851—57 Berg in Berlin, Oudemans in Rotterdam, Schleiden in Jena. Waren diese Forscher ziemlich ausschließlich bemüht, den innern Bau der Droguen aufzuklären, so werden dagegen z. B. von Pereira wie auch von Wiggers in Göttingen die Handelsverhältnisse und die äußeren Merkmale schärfer beleuchtet. Die Aufgabe der heutigen P. ist daher die allseitige Kenntnis der gegenwärtig in der Wissenschaft oder auch in der Volksmedicin gebrauchten Rohstoffe, etwa mit Einschluß solcher Pflanzen oder ihrer Theile und Produkte, welche nur als Rohmaterial zur Gewinnung bestimmter Heilmittel dienen. Diese Kenntnis umfaßt außer botanischen und zoologischen Erörterungen auch die chemische Zusammensetzung der betreffenden Körper, von denen heutzutage nur eine verschwindende Zahl dem Thierreich angehört. Namentlich für den Apotheker sind aber auch manche andere Beziehungen von Interesse, wie z. B. die Kultur der Arzneipflanzen, die Gewinnung und Zubereitung der Droguen, die bezüglichen Handelsverhältnisse, und endlich will auch die Geschichte ihr Recht haben und manche jener Stoffe durch die Jahrhunderte zurück verfolgen. In dieser umfassenden Weise haben besonders Pereira und die Verfasser der unten genannten »Pharmacographia« die P. aufgefaßt. Die wichtigsten den gegenwärtigen Anforderungen entsprechenden pharmakognostischen Werke sind folgende: Berg, Pharmaceutische Waarenkunde (4. Aufl., Berl. 1869); Derselbe, Anatomischer Atlas zur pharmaceutischen Waarenkunde (das. 1869); Flückiger, Lehrbuch der P. (das. 1867); Derselbe, Grundlagen der pharmaceutischen Waarenkunde (das. 1873); Schroff, Lehrbuch der P. (2. Aufl., Wien 1869); Vogl, Kommentar zur österreichischen Pharmakopöe, Bd. 1 (2. Aufl., das. 1874); Wigand, Lehrbuch der P. (2. Aufl., Berl. 1874); Wiggers, Handbuch der P. (Götting. 1869); Guibourt, Histoire naturelle des drogues simples (7. Aufl., Par. 1876, 4 Bde.); Planchon, Traité pratique de la détermination des drogues simples (das. 1875); Flückiger u. Hanbury, Pharmacographia (Lond. 1874); Pereira, Elements of materia medica and therapeutics (herausgeg. von Bentley u. Redwood, das. 1874); Oudemans, Handleiding tot de p. (Haarl. 1864).

Pharmakolith, Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Chalcite, krystallisirt monoklinisch in kurz nadel- oder haarförmigen Krystallen und findet sich in kleinen, trauben- oder nierenförmigen Gruppen und Krusten. Er ist farblos, perlmutterglänzend, durchscheinend, Härte 2—2,5, besteht aus arsensaurem Kalk $Ca_2As_2O_7+6H_2O$ und findet sich auf Erzgängen bei Schneeberg, Joachimsthal, Riechelsdorf, Wittichen.

Pharmakologie (griech.), ursprünglich und dem Wortlaut nach Arzneimittellehre, die Lehre von den Wirkungen und die Naturgeschichte der arzneilichen Rohstoffe, auch die chemische Kenntnis der pharmaceutischen Präparate. Noch jetzt ist es in Frankreich und England üblich, die P. in diesem weitern Sinn aufzufassen, während besonders in Deutschland die Trennung der Pharmakognosie (s. d.) und P. in der Art mehr und mehr zur Geltung kommt, daß letzterer Wissenszweig sich die Aufgabe stellt, nur die Wirkungen der Arzneimittel durch wohlgeordnete Versuche, zunächst meist an Thieren, zu prüfen, festzustellen und zu lehren. Diese experimentirende P. zieht namentlich auch neue Stoffe in den Kreis ihrer Forschung, und zwar sehr häufig weniger aus zunächst liegenden praktischen Gründen als vielmehr in allgemeinerem wissenschaftlichen Interesse. Daher kommt es hierbei darauf an, mit chemisch genau bestimmten reinen Substanzen zu experimentiren, nicht mit gemengten Körpern, so daß die Pharmakologen sich auch mit der Abscheidung und Reindarstellung besonders wichtiger Stoffe befassen. Wie nothwendig es ist, nur durchaus reine Stoffe zu wissenschaftlicher Untersuchung zu verwenden, ist leicht ersichtlich, wenn z. B. etwa über die Wirkung des Opiums Rechenschaft abgelegt werden soll. Aus diesem lassen sich über ein Dutzend verschiedener, gut charakterisirter Alkaloide darstellen, von denen jedes, einzeln geprüft, seine besonderen Wirkungen zeigt, die oft von denen der anderen sehr stark abweichen. Vgl. »Archiv für experimentelle Pathologie und P.« von Klebs, Naunyn und Schmiedeberg (Leipz.).

Pharmakon (griech.), Arznei-, Heilmittel; dann auch Gift; Zauber- und Liebestrank.

Pharmakopöe (griech., »Vorschrift für die Arzneibereitung«), Bezeichnung für Werke, welche meist in alphabetischer Folge die rohen Arzneistoffe und, abgesehen von besonderen ärztlichen Verordnungen, auch gewisse Mischungen aufzählen, die in den Apotheken vorräthig zu halten oder anzufertigen sind, wozu noch einzelne für die pharmaceutische Technik erforderliche, nicht eigentlich arzneiliche Substanzen kommen. In den meisten civilisirten Ländern werden die Pharmakopöen von den Staatsbehörden herausgegeben und mit Gesetzeskraft ausgestattet, in den Vereinigten Staaten Nordamerika's und der Schweiz von den Apothekervereinen. Zweck der Pharmakopöen ist, die stets gleiche und richtige Beschaffenheit der angedeuteten Stoffe zu sichern. Die Rohstoffe aus den drei Naturreichen werden in Kürze so geschildert, daß ihre Echtheit, Güte und zweckmäßige Erhaltung zu erkennen ist und Verwechselungen ausgeschlossen werden. In Betreff der Körper, welche Elemente oder bestimmte chemische Verbindungen darstellen, heben die besseren Pharmakopöen für den Apotheker und den Arzt mit vollkommener Schärfe die Mittel zur ausreichendsten Prüfung hervor. Dieser Aufgabe muß um so mehr Sorgfalt gewidmet werden, als der Apotheker heutzutage die chemischen Präparate ankauft, nicht mehr selbst darstellt und doch für ihre Güte verantwortlich ist. Manche Mischungen, z. B. Pflaster, Salben, Pulver, sogen. Theespecies, werden vorräthig gehalten, während es in der Natur der Sache

liegt, daß umgekehrt gewisse andere Arzneien durchaus nur im Augenblick des Bedarfs gemischt werden dürfen. Darüber geben die Pharmakopöen ebenfalls Vorschriften. Sämmtliche Bestimmungen sind möglichst kurz gefaßt, da die Pharmakopöen Gesetzbücher, nicht Lehrbücher sein sollen; die pharmaceutische Literatur hat deshalb auch eigene erläuternde Werke, Kommentare, zu den Pharmakopöen aufzuweisen. Dem eigentlichen Inhalte der Pharmakopöen pflegen auch wohl noch zur Bequemlichkeit des Apothekers praktische Tabellen beigegeben zu werden, z. B. über die Löslichkeit der in Wasser, Weingeist ꝛc. auflöslichen Substanzen, über das specifische Gewicht von Weingeist und anderen Flüssigkeiten, deren Gehalt zu erforschen ist, endlich auch die so sehr wichtigen Angaben über die Gewichtsmengen, in welchen Gifte nicht mehr verabreicht werden dürfen, sofern es nicht vom Arzt ganz ausdrücklich verlangt wird. In früheren Zeiten war es auch üblich, im Anhang die Preise der Arzneistoffe vorzuschreiben; im 17. und 18. Jahrh. hatte jeder deutsche Staat seine besondere Taxe und meist auch seine eigene P. Ueber die heutigen bezüglichen Anschauungen vgl. Hirsch, Ueber die der Bearbeitung einer P. zu Grunde zu legenden Principien (Berl. 1876). Die frühesten dem Begriff einer P. ungefähr entsprechenden Werke wurden im 9.—12. Jahrh. von den Arabern verfaßt, dann besonders in der Zeit von 1050 bis in die Mitte des 15. Jahrh. von der medicinischen Schule zu Salerno. Deutschland erhielt zuerst 1535 durch Cordus (s. Pharmakognosie) auf Verlangen des Raths zu Nürnberg eine P., welcher 1564 diejenige von Augsburg folgte; die übrigen sind sehr vollzählig angeführt in Scherer, Literatura pharmacopoearum (Leipz. 1822); die Taxen in Flückiger, Dokumente zur Geschichte der Pharmacie (Halle 1876). Die jetzt bestehenden Pharmakopöen sind folgende 19: **Pharmacopoea Austriaca** 1869, **Ph. Belgica nova** 1854, **British Pharmacopoeia** 1867 und **Additions** 1874, **Ph. Danica** 1868, **Farmacopea Española** 1865, **Ph. Fennica** (Finnland) 1863, **Pharmacopée Française** 1866, **Ph. Germanica** 1872, **Hellenikē Pharmakopoïa** (Griechenland) 1868, **Ph. Helvetica** 1872 und **Supplement** 1876, **Ph. Hungarica** 1871, **Pharmacopoeia of India** 1868, **Codigo farmaceutico Lusitano** (Portugal) 1858, **Ph. Neerlandica** 1871, **Ph. Norvegica** 1870, **Ph. Română** (Rumänien) 1862, **Ph. Russica** 1871, **Ph. Suecica** 1869, **Pharmacopoeia of the United States** 1873.

Pharmakosiderit (Würfelerz), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Chalcite, krystallisirt tesseral in sehr kleinen Krystallen, findet sich in Drusen, auch derb, ist gelb oder braun, von geringer Durchscheinenheit, Diamant- bis Fettglanz, Härte 2,5, besteht aus wasserhaltigem arsensauren Eisenoxyd $Fe_2As_2O_9+6H_2O$ und findet sich auf Brauneisenstein oder auf Eisenkies mit Mißpickel bei Schwarzenberg, Kahl in der Wetterau, Cornwall, Victoria im goldhaltigen Sand.

Pharnabazos, pers. Satrap, mit dem königlichen Haus blutsverwandt und später Gemahl der Apama, der Tochter des Artaxerres Mnemon, leistete im Peloponnesischen Krieg den Spartanern gegen die Athener Beistand, besonders durch Geldspenden. Anfangs dem Alkibiades günstig gesinnt, ließ er denselben 404 v. Chr. auf Anstiften der Spartaner aus dem Weg räumen. In dem Krieg zwischen Artaxerres und Cyrus dem Jüngern stand er auf der Seite des erstern, und in dem Krieg des persischen Königs mit Sparta focht er mit Tissaphernes gemeinsam gegen letzteres, wurde aber von dem spartanischen Heerführer Derkyllidas und von Agesilaos in seiner Satrapie Phrygien und Bithynien so hart bedrängt, daß er 395 einen Vergleich abschließen mußte. Unter des Atheners Konon Anführung nahm er theil an dem Sieg der Athener über die Flotte der Spartaner bei Knidos (394) und eroberte die Städte und Inseln an der Küste Kleinasiens, welche die Spartaner besetzt hatten, wieder. Als 389 der Perserkönig sich mit den Spartanern wieder versöhnte, ward P. nach Susa berufen, wo er starb.

Pharnakes, 1) P. I., König von Pontos, Großvater des berühmten Mithridates VI., eroberte 182 v. Chr. die Stadt Sinope, die er sodann zu seiner Residenz erhob, und unternahm in demselben Jahr auch einen Einfall in das Gebiet des pergamenischen Königs Eumenes, des Bundesgenossen der Römer, ward aber von der vereinigten Macht der Könige von Bithynien und Kappadokien, zu der noch römische Hülfstruppen stießen, angegriffen und erhielt den nun erbetenen Frieden nur unter harten Bedingungen bewilligt (179). Er starb wahrscheinlich 156.

2) P. II., Sohn des Königs Mithridates VI., Urenkel des vorigen, erhielt 63 v. Chr. von den Römern als Belohnung für den an seinem Vater begangenen Verrath das bosporanische Reich zum Geschenk (s. Mithridates), benutzte dann den Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar, um Kleinarmenien und Kappadokien zu erobern, schlug den Cn. Domitius Calvinus bei Nikopolis, wurde aber dann von Cäsar, der nach Beendigung des alexandrinischen Kriegs herbeieilte, bei Zela (2. Aug. 47) völlig geschlagen. Hiermit war der Krieg beendet, so schnell, daß Cäsar darüber die bekannten Worte nach Rom schreiben konnte: »Veni, vidi, vici«. P. floh in sein bosporanisches Reich, wo er bald darauf in einer Schlacht gegen einen seiner Diener, Asander, der sich gegen ihn empört hatte, Leben und Reich verlor.

Pharo (Pharao), das verbreitetste Hasardkartenspiel, nach dem König Pharao benannt, dessen Namen ehemals ein Kartenkönig trug, der als vorzüglich glücklich galt. Dem Bankier, welcher die Höhe des Minimalsatzes (point) zu bestimmen hat, steht eine beliebige Anzahl von Pointeurs (Spielern) gegenüber, denen das Recht zusteht, ihre Einsätze beliebig bis zum Betrag der ganzen Bank zu erhöhen, das letztere mit dem Ausruf: »Va tout!« oder: »Va banque!« Der Bankier spielt mit voller französischer Karte, während die Pointeurs jeder nur eine vollständige Bilderfolge, vom As bis zum König (Buch, livret), erhalten. Jener mischt sein Spiel (den Talon), läßt abheben und zeigt die unterste Karte vor, welche nicht gewinnt, während die Spieler inzwischen eine oder mehrere ihrer vor ihnen liegenden Karten besetzen. Nun beginnt das eigentliche Spiel: Der Bankier zieht vom Talon die beiden obersten Karten ab (Abzug, coup) und legt sie nach einander offen vor sich hin. Alle Sätze der Pointeurs auf solche Karten, deren Bilder dem des zuerst niedergelegten Blattes, ohne Rücksicht auf Farbe, gleich sind, fallen dem Bankier zu; die Spieler dagegen, welche ein der zweiten Karte gleiches Bild besetzten, haben denselben Betrag von der Bank zu erhalten. Dies Abheben wird so lange fortgesetzt, als der Talon des Bankiers reicht; die Folge der 26 Abzüge heißt Taille. Da, im Fall ein Abzug aus zwei gleichnamigen Karten besteht (Doublet, plié), der Bank die Hälfte des auf dem betreffenden Bild stehenden Satzes zufließt und auch die

erſte Karte des letzten Abzuges für den Bankier gewinnt, ſo iſt das P. unter allen Hazardſpielen für den letztern eins der günſtigſten. Durch verſchiedene Arten des Umbiegens (Lappé, Paroli ꝛc.) derjenigen Karten, welche Gewinne gemacht haben, wodurch die Beſitzer die letzteren mit dem urſprünglichen Satze zuſammen aufs Spiel ſetzen, wird das Spiel belebt und die Zahl der Chancen für die Pointeurs erhöht, da dieſelben im glücklichen Fall mehrfachen Gewinn zur Folge haben. Vgl. Hazardſpiele.

Pharos, im Alterthum Inſel dicht bei Alexandria in Aegypten, durch einen künſtlich aufgeführten Damm mit der Stadt verbunden, trug auf dem öſtlichen Vorgebirge den berühmten Leuchtthurm, der zu den ſieben Wunderwerken der Alten Welt gehörte, und durch den der Name P. ſpäter mit Leuchtthurm überhaupt gleichbedeutend wurde (ſ. Alexandria). Derſelbe war noch im 12. Jahrh. vorhanden. Jetzt erhebt ſich auf ſeinen Grundlagen ein moderner kleiner Leuchtthurm.

Pharſālos, im Alterthum reiche und mächtige Stadt in Theſſalien, am Apidanos, mit feſter Akropolis, denkwürdig durch den hier ausgefochtenen Entſcheidungskampf zwiſchen Cäſar und Pompejus (9. Aug. 48 v. Chr.); jetzt Ferſala (ſ. d.).

Pharyngītis (griech.), Entzündung des Schlundkopfs (ſ. d.).

Pharyngognathi, Unterordnung der Fiſche aus der Ordnung der Knochenfiſche; ſ. Fiſche, S. 824.

Pharynx (griech.), der Schlundkopf.

Phascolotherium, ſ. Beutelthiere.

Phaſēlis, im Alterthum eine wichtige Seeſtadt Lykiens, auf einer Landſpitze am Pamphyliſchen Meerbuſen, mit drei Häfen, von Doriern gegründet, ward im Krieg Roms gegen die Seeräuber durch den Konſul P. Servilius Iſauricus um 76 v. Chr. zerſtört. Berühmt waren die in P. fabricirte Roſeneſſenz und die Phaſēlen, dort erfundene leichte Segelboote. Ruinen beim heutigen Tekirowa.

Phaſen (griech., »Erſcheinungen«), in der Aſtronomie die wechſelnden Lichtgeſtalten des Mondes und einiger Planeten. Je nachdem wir nämlich die ganze von der Sonne beleuchtete Hälfte dieſer Körper oder nur die halbe oder noch weniger oder gar nichts von derſelben ſehen, erſcheinen ſie uns als helle Kreisſcheibe oder als Halbkreis oder ſichelförmig oder ganz dunkel. Am bekannteſten ſind die Mondphaſen (ſ. Mond). Nächſt ihnen ſind am deutlichſten die ſchon durch mittelmäßige Fernröhre erkennbaren P. der Venus und des Merkur. Beide Planeten haben ihren hellſten Glanz, wenn ſie ſichelförmig erſcheinen. Mars zeigt nur wenig auffällige P., da der beleuchtete Theil mindeſtens $^{7}/_{8}$ der ganzen Scheibe beträgt. Allgemein ſind P. die verſchiedenen Stadien einer Erſcheinung; ſo ſpricht man in der Phyſik von den verſchiedenen P. ſchwingender Körper u. dgl.

Phaseŏlus *L.*, Pflanzengattung, ſ. Bohne.

Phaſeomannit, ſ. v. w. Inoſit.

Phāſis, im Alterthum Stadt in Kolchis, eine Gründung der Mileſier, lag an der Mündung des durch den Argonautenzug berühmt gewordenen Fluſſes P. (jetzt Rioni), der als Grenze zwiſchen Europa und Aſien galt, und war durch ihre treffliche Lage ein Haupthandels- und Ausfuhrplatz der Kolchier. Nach Mithridates' VI. Zeiten gerieth ſie in Verfall, ward aber unter Trajan wieder hergeſtellt; jetzt Poti. Der alte Name von Fluß und Stadt hat ſich im Namen der »Faſanen« erhalten, die von dort aus in Europa eingeführt worden ſein ſollen.

Phellandrium (Waſſerfenchel), ſ. Oenanthe.

Phelloplaſtik (griech., Korkbildnerei), die von dem Architekten Agoſtino Roſa in Rom um 1780—1790 erfundene Kunſt, römiſche und griechiſche Baudenkmäler aus geſchnittenem Kork in verjüngtem Maßſtab darzuſtellen. In Deutſchland brachte der Baurath Mav in Aſchaffenburg ſeit 1795 dieſe Kunſt auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit, indem er ſie auf Nachbildung gothiſcher Bauwerke anwendete. Die käuflichen Korktafeln werden durch Preſſen zwiſchen Holztafeln geebnet und dann abgehobelt. Die Zertheilung und fernere Ausarbeitung wird mittels Laubſägen, Lochſägen, ſcharfer Meſſer, Grabſtichel, Raspeln, Preßformen von hartem Holz, Meſſing oder Eiſen ꝛc. bewirkt. Die Nachbildungen in Kork übertreffen bei weitem die gewöhnlichen in Holz, Pappe und Papiermaché, indem die natürliche Beſchaffenheit des Korks ſchon das Anſehen der vom Zahn der Zeit angegriffenen Mauerwerke nachahmt. Vgl. »Felloplaſtik, oder die Kunſt, Modelle von antiken Gebäuden in Kork darzuſtellen« (Gotha 1804).

Phelps, Samuel, engl. Schauſpieler, geb. 1806 zu Devonport, war erſt Setzer in einer Buchdruckerei zu Plymouth, entſchied ſich aber dann für die Bühne und debütirte 1828 in York. Nachdem er nach einander an den bedeutenderen Theatern Londons engagirt geweſen, namentlich als Darſteller Shakeſpeare'ſcher Charaktere, übernahm er 1844 die Direktion des Sadlers-Wellstheaters und wußte dieſe Bühne für längere Zeit zur eigentlichen Shakeſpeare-Bühne Londons zu erheben. P. hat faſt die ſämmtlichen Dramen des großen Nationaldichters neu inſcenirt oder überhaupt zum erſtenmal zur Aufführung gebracht. Er beſaß eine ſchon von der Natur trefflich ausgeſtattete Theater- und Heldengeſtalt mit ausdrucksvollen Geſichtszügen und mächtigem Organ; ſeine Glanzrolle war König Lear. Später war er am Lyceum, ſodann am Drurylanetheater engagirt, wo er einige Winter hindurch regelmäßig auftrat. 1859 unternahm P. auch eine Kunſtreiſe durch Deutſchland. Seine Bearbeitung des Shakeſpeare erſchien 1853.

Phenakit, Mineral aus der Klaſſe der waſſerfreien Geolithe, kryſtalliſirt rhomboëdriſch, iſt farblos oder gelb, durchſichtig oder durchſcheinend, glasglänzend, Härte 7,5—8, beſteht aus kieſelſaurer Beryllerde Be_2SiO_4 und findet ſich im Brauneiſenſtein mit Quarz zu Framont in Lothringen und Durango in Mexiko, im Glimmerſchiefer des Ural, mit Smaragd am Tokowaiafluß, mit Topas bei Miask.

Phengīt, ſ. v. w. körniger Anhydrit oder Kaliglimmer.

Phénicienne (ſpr. -ßiénn), ſ. Phenylfarbſtoffe.

Phenōl (Monorybenzol, Phenylalkohol, Phenylſäure, Karbolſäure, Steinkohlenkreoſot) C_6H_6O findet ſich in ſehr geringer Menge und wohl als Zerſetzungsprodukt im Harn des Menſchen und der Grasfreſſer, auch im Bibergeil, entſteht bei zahlreichen chemiſchen Proceſſen, unter anderen bei trockener Deſtillation mancher Subſtanzen, namentlich auch des Holzes, der Stein- und Braunkohlen, und kommt daher im Stein- und Braunkohlentheer vor, aus welchem es fabrikmäßig dargeſtellt wird. Die zwiſchen 150 und 200° deſtillirenden Theerbeſtandtheile kommen als rohe Karbolſäure in den Handel und enthalten 10—25 Proc. P.; ein daraus durch Rektifikation gewonnenes Oel enthält 50—60 Proc. P., und wenn man dies mit Natronlauge behandelt, das entſtandene Phenolnatrium (phenyl- oder karbolſaures Natron) reinigt, mit Schwefelſäure zerſetzt

und das abgeschiedene P. rektificirt, so krystallisirt der bei 180—200° übergehende Antheil und liefert bei weiterer Reinigung ganz reines P. Das P. des Handels ist meist ein Gemenge von Phenol C_6H_6O, Kresol C_7H_8O und Phlorol $C_8H_{10}O$. Das rohe P. ist ein braunes Oel und riecht durchdringend empyreumatisch; das reine bildet farblose, glänzende Nadeln, riecht eigenthümlich, schwach kreosotartig, schmeckt brennend, ätzend, schmilzt bei 41—44° zu einer farblosen, dicklichen Flüssigkeit etwa vom spec. Gew. 1,068, siedet bei 184°, bildet mit Wasser ein krystallisirbares Hydrat und bleibt bei 7 Proc. Wassergehalt bei mittlerer Temperatur flüssig. 100 Theile P. lösen 20 Th. Wasser, und 1 Th. P. löst sich in 20 Th. Wasser; es mischt sich mit Chloroform, Aether, Alkohol, Eisessig, Glycerin, fetten und ätherischen Oelen, reagirt neutral, koagulirt Eiweiß, gibt mit Leim eine unlösliche Verbindung, färbt die Haut weiß und verändert sie, ist für Pflanzen und Thiere ein heftiges Gift, wirkt energisch fäulniswidrig, färbt sich mit Eisenchlorid vorübergehend blauviolett, macht den mit Salzsäure befeuchteten Fichtenspan blau, verbindet sich mit Basen, zersetzt aber nicht Kohlensäuresalze. Die Kaliverbindung bildet farblose, zerfließliche, in Wasser, Alkohol und Aether leicht lösliche Nadeln, reagirt alkalisch, wirkt stark ätzend. Die Natronverbindung ist ähnlich, aber leichter löslich. Mit koncentrirter Schwefelsäure mischt sich P. farblos und bildet Phenolsulfosäuren, Chlor erzeugt Substitutionsprodukte. Metajodphenol gibt, wie Metaphenolsulfosäure, mit schmelzendem Aetzkali Brenzkatechin, während die entsprechenden Paraverbindungen auf gleiche Weise Resorcin liefern. Koncentrirte Salpetersäure verwandelt P. in Mono-, Di- und Trinitrophenol (Pikrinsäure). Beim Schmelzen des Phenols mit Aetzkali, noch mehr bei Einwirkung von Kohlensäure auf Phenolnatrium, entsteht Salicylsäure; mit Chromsäure liefert es Chinon, mit Oxalsäure und koncentrirter Schwefelsäure Aurin (gelbes Korallin), mit Phtalsäureanhydrid Phenolphtalein, mit Zinkstaub Benzol. P. dient hauptsächlich als desinficirendes Mittel und zum Konserviren des Holzes, zum Einbalsamiren, in der Pergament-, Darmsaiten- und Leimfabrikation, in der Gerberei, beim Talgausschmelzen (in Form roher Karbolsäure), zur Darstellung von Farbstoffen (s. Phenylfarbstoffe), Salicylsäure, Pikrinsäure, Resorcin, als Arzneimittel äußerlich gegen Hautkrankheiten, Krätze, Flechten, auf Wunden als Verbandmittel (Lister'scher Verband), gegen Schlangenbiß, Insektenstiche, Ungeziefer (1 Theil P., 30—100 Th. Wasser), zu Mund- und Gurgelwässern (1 : 100—150), zu Einspritzungen und Klystieren (1 : 500—1000), auch, mit Oel oder Salben gemischt (1 : 20—30), als Riechmittel, mit Ammoniak gegen Katarrh, Asthma, innerlich gegen Milzbrand, Typhus, Puerperalfieber. Unter Umständen wirken auch kleine Dosen von P. nachtheilig auf den Körper; Vergiftungsdosen sind 5—15 Gramm; Gegengift ist Zuckerkalk.

Phenylalkohol, s. v. w. Phenol.

Phenylamin, s. v. w. Anilin.

Phenylfarbstoffe, aus Phenol und Phenolverbindungen erhaltene Farbstoffe, welche sich den aus Anilin (Phenylamin) erhaltenen anschließen. Phenol liefert mit koncentrirter Salpetersäure die als gelber Farbstoff sehr wichtige Pikrinsäure (s. d.); ein Gemisch von Salpeter- und Schwefelsäure bildet das in der Woll- und Seidenfärberei angewandte Phenylbraun (Phénicienne, Rothine), wohl ein Gemisch aus Dinitrophenol und einem humusartigen Körper. Auch das Granatbraun (Grénat soluble) gehört hierher, insofern es phenylpurpursaures Kali ist oder enthält. Korallin (Aurin, Tropäolin, Jerichoroth, Päonin, Phenylroth) entsteht beim Erhitzen von Phenol mit Oxalsäure und Schwefelsäure, Auswaschen mit siedendem Wasser und Behandeln der getrockneten und gepulverten Substanz mit Ammoniak bei 150°. Aus der resultirenden karmesinrothen Flüssigkeit wird der Farbstoff durch Salzsäure gefällt. Derselbe krystallisirt in glänzenden Nadeln, löst sich leicht in alkalisch gemachtem Wasser, Alkohol und Phenol und schmilzt bei 156° (vgl. Rosolsäure). Das neue Phenolroth (Coquelicot) ist wohl nur eine Modifikation des Korallins. Erhitzt man Korallin mit Anilinöl, so erhält man blaues Azulin (Azurin, Phenylblau). Endlich sind hier zu erwähnen die durch Einwirkung von Phenol auf Phtalsäureanhydrid entstehenden rothen Farbstoffe (s. Phtalsäure).

Phenylsäure, s. v. w. Phenol.

Phenylwasserstoff, s. v. w. Benzol.

Phera, alte Stadt in Thessalien, unweit des Pelion, in der Mythologie bekannt als Sitz des Admetos, dessen Sohn Eumelos der gemeinschaftliche Anführer der Pheräer und Jolker vor Troja war. Später war P. Sitz einer selbständigen Tyrannenherrschaft, die längere Zeit auf Griechenland Einfluß hatte. Unter den Tyrannen von P. sind namentlich Jason (um 375 v. Chr.), welcher zum Oberfeldherrn von ganz Thessalien gewählt wurde, und Alexander (359 ermordet) zu erwähnen. Antiochos von Syrien belagerte und eroberte 191 P., mußte es aber bald darauf den Römern überlassen. Die Stadt hatte eine Akropolis und innerhalb ihrer Ringmauern die viel genannte Quelle Hyperia, welche noch heutzutage nördlich von Velestino, wo sich vom alten P. spärliche Reste der Stadtmauern erhalten haben, hervorsprudelt. Der Ankerplatz von P. war Pagasä.

Pherekrätes, Dichter der ältern attischen Komödie, um 430 v. Chr., aus Athen, zeichnete sich durch reinen Atticismus seiner Sprache aus. Die dürftigen Fragmente der ihm beigelegten 18 Stücke hat Meineke in den »Fragmenta comicorum graecorum« (Bd. 1 u. 2, Berl. 1839) gesammelt. Seinen Namen trägt ein Metrum, welches aus einer Basis, einem Daktylus und einem Trochäus besteht:

Pherekydes, 1) griech. Philosoph im 6. Jahrh. v. Chr., von Syros, angeblich Lehrer des Pythagoras, soll zuerst in ungebundener Rede geschrieben und die Seelenwanderung gelehrt haben. Ein ihm beigelegtes Werk: »Heptamychos«, handelte von den Grundwesen der Dinge, die er als Zeus, Chronos und Chthonios, sowie von der Gestalt der im Weltraum schwebenden Erde, die er unter dem Bild einer »geflügelten, mit einem Mantel, auf den das Meer und die Ströme gestickt seien, umhüllten Eiche« darstellte. Die Fragmente des Werks sind gesammelt von Sturz (2. Aufl., Leipz. 1824). Vgl. Rob. Zimmermann, Studien und Kritiken, Bd. 1 (Wien 1870).

2) Griech. Mythograph, von der Insel Leros stammend, aber meist in Athen lebend, Zeitgenosse des Herodot, schrieb ein mythisch-geschichtliches Werk über Athen, dessen Fragmente von Sturz (Leipz. 1824) und in Müllers »Historicorum graecorum fragmenta«, Bd. 1 (Par. 1841), gesammelt sind.

Pheresiter (Peresiter), alter vorisraelit. Volksstamm im mittlern und nördlichen Palästina, nach

Dillmann vielleicht aus der Urbevölkerung und den ſpäteren Kanaanitern gemiſcht.

Phiale (griech.), flache, zweihenklige (Trink-) Schale.

Phidias (Pheidias), der erſte Meiſter der plaſtiſchen Kunſt des Alterthums, geboren um 500 v. Chr. zu Athen, Schüler des Malers Hegias und des Bildhauers Ageladas. Ueber die Lebensſchickſale des P. iſt wenig bekannt. 63 Jahre alt, erhielt er einen Ruf nach Elis; 432, nach Vollendung des Zeus von Olympia, kehrte er nach Athen zurück. Dort wurde er nach Plutarch von der dem Perikles feindlichen Partei der Unterſchlagung des ihm zur Ausſchmückung der Statue der Pallas Athene übergebenen Goldes angeklagt. Durch genaue Darlegung des Gewichts wußte ſich P. glänzend zu rechtfertigen; weil er es aber gewagt, ſein Bildnis auf dem Schilde der Göttin anzubringen, ward er wegen »Verletzung der Religion« in den Kerker geworfen, wo er ſein Ende fand. Die Zahl der ihm und ſeiner Schule zugeſchriebenen Werke iſt eine außerordentlich große. Eigenhändige Arbeiten von ihm beſitzen wir gar keine; von der durch P. zur höchſten Vollendung gebrachten Art der Gold-Elfenbein-Statuen haben wir überhaupt kein Beiſpiel. Berühmt war die 438 vollendete Pallas Athene im Parthenon zu Athen. Sie hatte eine Höhe von 26 griechiſchen Ellen; Kopf, Arme und Füße waren aus Elfenbein; die Bekleidung, aus reinem Gold hergeſtellt, repräſentirte einen Werth von 44 Talenten (786,500 Thlr.), die Augen waren von funkelnden Edelſteinen eingeſetzt. An der Innenſeite des Schildes, in deſſen ſchützender Höhlung die Burgſchlange ſich barg, war der Kampf der Giganten gegen die Götter, an der Außenſeite die Amazonenſchlacht angebracht, an den Sandalen der Kampf zwiſchen Lapithen und Kentauren. Eine leider nicht vollendete Marmorſtatuette, gefunden 1859 in Athen, gibt eine ſchwache Vorſtellung von der Statue. Ein anderes koloſſales Athenebild war das eherne von 50—60 Fuß Höhe, welches zwiſchen den Propyläen und dem Parthenon, beide überragend, ſtand. Als Wunder der Welt wurde der Zeus von Olympia geprieſen; der König der Götter war dargeſtellt zugleich als huldreicher Allvater, der den Menſchen ihre Bitten gewährt; er ſaß auf reich geſchmücktem Thron, ſein Haupt reichte faſt bis an die Decke des Tempels (deſſen Höhe in neuerer Zeit auf 17,5 Meter berechnet wird). In der einen Hand hielt er das Scepter, auf der andern eine Nike. Alles, was die erfindungsreichſte Phantaſie an plaſtiſchem und ornamentalem Schmuck, an Gold, Elfenbein und edlem Geſtein erſinnen kann, war aufgeboten, um das Ueberwältigende des Eindrucks zu erhöhen. Außerdem werden noch 13 Erzſtatuen der Schutzgötter Athens genannt, von den Athenern aus der marathoniſchen Siegesbeute zu Delphi aufgeſtellt; ferner die großartige Statue eines roſſebändigenden Dioskuren (Nachbildung auf dem Monte Cavallo in Rom). Als ewig unvergängliche Denkmäler der Perikleiſchen Epoche, als unübertroffene und wohl auch unübertreffliche Schöpfungen der Kunſt gelten uns die unter P.' Hülfe und Leitung entſtandenen Parthenonſkulpturen, deren wunderbare Vollendung und Schönheit, gepaart mit Grazie und ernſter, aber nun nicht mehr alterthümlich ſtrenger Würde, uns den »hohen Stil« der griechiſchen Kunſt vor Augen führen. Auch die Skulpturen des Theſeustempels ſtehen dem P. nahe. S. Tafel »Bildhauerkunſt II«. Vgl. Otfr. Müller, Commentatio de Phidiae vita et operibus (Götting. 1827); Brunn, Geſchichte der griechiſchen Künſtler, Bd. 1 (Braunſchw. 1853); Lübke, Geſchichte der Plaſtik, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1871); Petersen, Die Kunſt des Pheidias am Parthenon und zu Olympia (Berl. 1874).

Phiditien (griech.), Name der gemeinſchaftlichen Mahlzeiten bei den Spartanern (ſ. Sparta).

Phigalia, Stadt im alten Arkadien, auf ſteiler Höhe über dem Nedafluß (Buzi), nahe der Grenze von Meſſenien, 659 v. Chr. von den Spartanern zerſtört, in den Kämpfen des Epaminondas aber mehrfach wieder genannt; Ruinen bei Pavlitza. In der Nähe die Grotte, worin die ſchwarze Demeter (wie jetzt die Mutter Gottes) verehrt ward, und die Ruinen des Apollontempels zu Baſſä. S. Tafel »Baukunſt IV«.

Philadelpheen, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Saxifraginen, Sträucher mit gegenſtändigen, einfachen, ganzen, ganzrandigen oder gekerbten oder geſägten, geſtielten Blättern ohne Nebenblätter und vollſtändigen, regelmäßigen, weißen, wohlriechenden Blüten, welche einzeln in den Blattachſeln ſtehen oder endſtändige Trugdolden oder Riſpen bilden. Der Kelch hat eine kreiſel- oder glockenförmige, mit dem Fruchtknoten verwachſene Röhre und einen freien, ſtehen bleibenden Saum mit 4—10 in der Knospe klappig liegenden Zähnen. Die Blumenblätter ſtehen am Kelchſaum unter einem den Scheitel des Fruchtknotens umgebenden Ring in der gleichen Anzahl, abwechſelnd mit den Theilen des Kelchſaums und haben dachziegelartige Knospenlage. Die an derſelben Stelle inſerirten, in der doppelten oder mehrfachen Anzahl vorhandenen Staubgefäße haben fadenförmige oder flache Filamente und eiförmige oder faſt kugelige, nach einwärts gekehrte, zweifächerige, der Länge nach aufſpringende Antheren. Der unterſtändige oder halb oberſtändige, drei-, vier- oder zehnfächerige Fruchtknoten enthält zahlreiche Samenknospen, welche an vorſpringenden, im Innenwinkel der Fächer befindlichen Placenten ſtehen. Griffel ſind ebenſo viele als Fächer vorhanden; ſie ſind frei oder mehr oder weniger mit einander verwachſen, die Narben linealiſch oder keulenförmig. Die Frucht iſt eine vom Kelch berindete, drei- bis zehnfächerige Kapſel, welche an ihrem entblößten Scheitel fach- oder ſcheidewandſpaltig aufſpringt oder auch an der Seite unregelmäßig ſich öffnet. Die zahlreichen Samen haben eine ſchlaffe, hautartige Schale, die am Nabel etwas röhrenförmig ſich ausdehnt; ſie enthalten in der Axe eines fleiſchigen Endoſperms einen geraden Embryo mit kurzen Kotyledonen und langem Würzelchen. Die P. bewohnen das ſüdliche Europa, Nordamerika, Japan und das nördliche Indien. Die Blüten ſind reich an ätheriſchem Oel, die Blätter enthalten bittere und ſcharfe Beſtandtheile. Arten von Philadelphus *L.* und Deutzia *Thunb.* gehören zu unſeren Zierſträuchern.

Philadelphia, Stadt im alten Lydien, am Tmolos und der Straße von Sardes nach Laodikea, eine Gründung des pergameniſchen Königs Attalos Philadelphos, hatte viel von Erdbeben zu leiden und lag zu Strabons Zeiten faſt ganz in Trümmern; jetzt Alaſchehr (ſ. d.). Vgl. E. Curtius, P. (Berl. 1873).

Philadelphia, 1) die bedeutendſte Stadt des nordamerikan. Staats Pennſylvanien und der Bevölkerung nach die zweite Stadt der Union, liegt etwa 154 Kilom. vom Atlantiſchen Ocean unter 39° 57′ nördl. Br. und 75° 10′ weſtl. L. v. Gr., auf einer 3 Kilom. breiten Landzunge zwiſchen den beiden ſchiffbaren Flüſſen Delaware und Schuylkill, und beſteht aus der eigentlichen Stadt (City) und den erſt ſeit

1854 zur Stadt gehörigen Vorstädten Northern Liberties (»nördliche Freiheiten«), Kensington, Penn, Richmond, Spring Garden, Germantown und Frankford im N., Westphiladelphia am rechten Ufer des Schuylkill und Southwark, Passyunk und Moyamensing im S. Das städtische Gebiet hat jetzt eine Oberfläche von 334 QKilom. mit 1860: 565,529, 1874 aber 674,022 Bewohnern, worunter wohl 60,000 Deutsche. Die Straßen in der eigentlichen Stadt sowohl wie auch mehrentheils in den Vorstädten durchschneiden sich rechtwinklig. Die beiden Hauptstraßen sind die 34 Meter breite Broad Street, welche von N. nach S. läuft, und die vom Delaware zum Schuylkill führende Market Street, die von jener im Mittelpunkte der Stadt durchschnitten wird. Der offene Platz am Durchkreuzungspunkt heißt Penn Square, und hier erhebt sich das neue Stadthaus. Die zwischen beiden Flüssen sich ausdehnenden Straßen sind nach den in der Umgegend häufigen Bäumen, wie Chestnut (Kastanien-), Pine (Fichten-), Walnut (Wallnuß-) Street, oder nach Personen ꝛc. benannt; die mit Broad Street gleichlaufenden Straßen sind hingegen numerirt, wodurch das Auffinden von Adressen sehr erleichtert wird. Die Market Street ist Hauptgeschäftsstraße der Stadt; Broad Street ist mit zahlreichen Kirchen und schönen Privatwohnungen besetzt, Third Street (dritte Straße) Sitz der Bankgeschäfte und Chestnut Street beliebter Spaziergang mit glänzenden Läden. Hauptanziehungspunkte sind die in jedem Stadtviertel gelegenen Squares, wie der Logan, Independence, Washington (mit Baumgruppen), Franklin und Ritten House Square, letztere Sitz der fashionablen Welt. Die älteren Häuser sind aus Backsteinen erbaut, mit Marmortreppen und weiß angestrichenen Fensterläden; aber P. besitzt wohl mehr großartige Gebäude aus Marmor, Granit und Sandstein als jede andere Stadt der Union. An öffentlichen Denkmälern hingegen fehlt es fast gänzlich, und die langen, theilweise auch engen Straßen ermüden auf die Dauer. Im Fairmount Park (1110 Hektar), auf beiden Ufern des Schuylkill gelegen, besitzt P. einen der herrlichsten Spaziergänge der Welt. Hier fand 1876 die »Centennial Exhibition« statt, deren Bauten 19,7 Hektar bedeckten und 15 Mill. Mark kosteten. Hier stehen eine Kunstgallerie (Memorial Hall), 111 Meter lang mit 46 M. hoher Kuppel, und ein 118 M. langes Gewächshaus, die einzigen Reste der Ausstellungsgebäude, und der Park enthält außerdem ein Standbild Lincolns, einen zoologischen Garten und die großartigen Reservoirs der Schuylkill-Wasserwerke. Auch die Friedhöfe, namentlich der von Laurel Hill, bilden angenehme Spaziergänge. Für den Verkehr ist durch Pferdebahnen (1874: 377 Kilom. mit 883 Wägen und 5196 Pferden) und Eisenbahnen in ergiebiger Weise gesorgt. Den Schuylkill (622 M. breit) überspannen 10 Brücken, den Delaware (1245 M. breit) kreuzen 6 Dampffähren. Zwei Wasserwerke versehen die Stadt jährlich mit 66,060 Mill. Liter Wasser, und 1875 wurden 24 Mill. Kubikm. Gas verbraucht. In den Straßen allein (985 Kilom. lang) brannten 9900 Flammen. Unter den städtischen Gebäuden sind zu erwähnen: die 1729—39 erbaute Independence Hall, in welcher 1776 die Unabhängigkeit der Vereinigten Kolonien proklamirt wurde; das neue Stadthaus, im Mittelpunkte der Stadt, ein Marmorbau, 148 M. breit, 140 M. tief und vier Stockwerke hoch, in welchem sich die städtischen Gerichtshöfe und Aemter befinden; das städtische Gefängnis, ein schwerfälliger Granitbau. Vom Staat werden unterhalten das schloßartige Zellengefängnis (Eastern Penitentiary, die 1829 eröffnete Musteranstalt für das sogen. pennsylvanische Gefängnissystem) und ein Zuchthaus in der Vorstadt Holmesburg. Der Union gehören: das neue Postamt, ein Granitbau in Renaissance, mit 56 M. hoher Kuppel; das Zollhaus, eine Nachbildung des Parthenons; die 1833 vollendete Münze, im ionischen Stil in Marmor aufgeführt; das Invalidenhaus für Matrosen (naval asylum), ein marmorner Prachtbau in großem Garten; 2 Arsenale, wovon das eine, in der Vorstadt Frankford, für die Herstellung von Munition, das andere, in der Stadt, für Anfertigung von Ausrüstungsgegenständen bestimmt ist, und eine Schiffswerfte (navy yard) mit Kasernen, Zeughaus ꝛc. Letzteres soll nach dem am Zusammenfluß von Delaware und Schuylkill, 7 Kilom. vom Mittelpunkte der Stadt gelegenen League Island verlegt werden. Die Stadt besitzt zahlreiche wissenschaftliche und Bildungsanstalten. Obenan steht die 1749 gegründete »Universität von Pennsylvanien« (in einem neuen, 1872 eingeweihten Gebäude aus Serpentinmarmor mit 2 hohen Thürmen, in Westphiladelphia) mit 56 Professoren, 800 Studenten, einer Bibliothek von 18,000 Bänden und werthvollen wissenschaftlichen Sammlungen. Daneben bestehen noch 5 medicinische Schulen (darunter eine für Frauen), 2 Schulen für Zahnärzte, eine Apothekerschule, eine polytechnische Schule (1853 gegründet), das von Prof. Wagner gegründete wissenschaftliche Institut und 3 theologische Seminare. Das großartige Girard College, eine von einem Schweizer, Etienne Girard, 1833 durch Vermächtnis von 2 Mill. Doll. gegründete und 1848 eröffnete Erziehungsanstalt für 550 Waisenknaben aller Konfessionen, darf nach einer dem Vermächtnis beigefügten Klausel niemals von einem Geistlichen betreten werden. Es steht inmitten eines 17 Hektar großen Gartens, und sein Hauptbau ist Nachbildung eines griechischen Tempels. Die 467 städtischen Schulen (darunter eine Centralhochschule für Knaben und eine Normalschule für Mädchen) mit 1991 Lehrern wurden 1875 von 108,631 Schülern besucht. Schon 1870 zählte man 3700 öffentliche Bibliotheken mit 2,985,770 Bänden. Die wichtigste unter ihnen ist das 1731 von Franklin gestiftete Philadelphia Library (jetzt 110,000 Bände), doch wird es an Bändezahl von dem Mercantile Library (125,000 Bände) übertroffen. Das Athenäum besitzt eine Bibliothek von 22,000 Bänden; die Bibliothek für Lehrlinge zählt 21,000 Bände, die »deutsche Bibliothek« 15,000 Bände ꝛc. Eine von Dr. Rush gegründete Freibibliothek (Ridgway Library) ist noch nicht eröffnet. Unter den wissenschaftlichen Vereinen verdienen Beachtung: die 1740 gegründete Amerikanische Philosophische Gesellschaft, die Historische Gesellschaft von Pennsylvanien, die Akademie der Naturwissenschaften (1817 gegründet) und das Franklin Institute, ein Verein zur Beförderung von Kunst und Gewerbe. Die Vereine besitzen große Bibliotheken und wissenschaftliche Sammlungen. Die Kunstakademie (1805 gegründet), hat eine Sammlung von Gemälden. 1875 erschienen in P. 151 Zeitungen, wovon 79 (4 deutsche) täglich. Von den 488 gottesdienstlichen Gebäuden gehören 99 den Presbyterianern, 91 den bischöflichen Methodisten, 90 der bischöflichen protestantischen Kirche, 61 den Baptisten, 42 den Römisch-Katholischen, 26 den Lutheranern ꝛc., aber nur 15 den Quäkern. Die größte unter allen Kirchen ist die katholische Kathedrale von St. Peter und Paul, ein Sandsteinbau mit 64 Meter

hoher Kuppel (1864 vollendet); die älteſten Kirchen aber ſind die 1677 gegründete, 1700 neu aufgebaute »Schwedenkirche« und die 1727 erbaute Chriſtkirche mit 59 Meter hohem Thurm und dem älteſten Geläute in den Vereinigten Staaten. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanſtalten (man zählt an 40 Kranken- und Verſorgungshäuſer) ſind hervorzuheben: die Blockley's Alms-Houſes (Verſorgungshaus) in Weſtphiladelphia (mit 3500 Pfleglingen), das 1755 gegründete Pennſylvania Hoſpital, ein Zufluchtshaus (600 Pfleglinge), eine Blindenſchule (1833 gegründet), eine Taubſtummenanſtalt (1821 gegründet) und 2 Irrenhäuſer. Der Erholung dienen: 7 Theater (darunter die Academy of Music, das größte Opernhaus in den Vereinigten Staaten), eine großartige Freimaurerhalle (gothiſch, mit 70 Meter hohem Thurm), Konzert- und Muſikhallen, die Halle der Gartenbaugeſellſchaft und mehrere glänzend eingerichtete Klubhäuſer. P. iſt nach New York die bedeutendſte Fabrikſtadt der Vereinigten Staaten. Schon 1870 zählte man 8339 gewerbliche Anſtalten mit 1877 Dampfmaſchinen und 137,876 Arbeitern, welche Rohſtoffe im Werth von 725 Mill. Mark verarbeiteten und Güter im Werth von 1339 Mill. Mk. herſtellten. Dem Werth nach nahmen den vornehmſten Rang ein: raffinirter Zucker, Wollwaaren, Kleider, Bücher und Zeitungen, Teppiche, Stiefeln und Schuhe, Baumwollwaaren, Worſted, Papier, Patentarzneimittel (für 25 Mill. Mk.), Maſchinen, Dampfwägen, Dampfmaſchinen, Dampfkeſſel und Eiſenwaaren. In der That gibt es kaum einen einzigen Induſtriezweig, welcher hier nicht in höherem oder geringerem Grad vertreten wäre. Unter dieſen Verhältniſſen iſt der Handelsverkehr ſelbſtverſtändlich von großem Belang. Die größten Kauffahrteiſchiffe können vom 154 Kilom. entfernten Ocean in den Delaware einlaufen und an den Kai's der Stadt anlegen, wo alle für das Ein- und Ausladen der Schiffe erforderlichen Vorrichtungen vorhanden ſind. Im Winter wird das Fahrwaſſer durch drei mit Dampfkraft verſehene »Eisboote« offen gehalten. P. beſaß 1876: 2970 eigene Schiffe (worunter 298 Dampfer) von 377,044 Tonnen Gehalt; es führte 1875—76 für 85 Mill. Mk. Waaren vom Ausland ein (1874: 106 Mill. Mk.) und für 181 Mill. Mk. (1874: 132 Mill. Mk.) dahin aus. Hauptartikel der Ausfuhr waren: Petroleum, Getreide, Mehl und Baumwolle. Der Küſten- und Landhandel iſt ebenfalls von Bedeutung, namentlich mit New York und Baltimore. Eiſenbahnen und Kanäle verbinden die Stadt mit allen Theilen der Union. Unter den dem Handel gewidmeten Anſtalten ſind zwei Börſen (merchants und commercial exchange), zahlreiche Banken und Verſicherungsanſtalten. Die Verwaltung der Stadt ruht in den Händen eines auf drei Jahre gewählten Bürgermeiſters (mayor), eines Magiſtrats (select council) von 31 Mitgliedern (je eins für jeden der 31 Stadttheile) und einer Stadtverordnetenverſammlung, in welcher je 1200 Steuerzahler durch ein Mitglied vertreten ſind. Die Polizei iſt 1300 Mann ſtark, die Feuerwehr beſitzt 27 Spritzen. Die ſtädtiſchen Ausgaben beliefen ſich 1874 auf 64 Mill. Mk., und die ſtädtiſche Schuld betrug 221 Mill. Mk. Das Klima von P. iſt unbeſtändig, und Fröſte kommen, wenn auch ſelten, bis in den Juni vor. Der Delaware friert in manchen Jahren feſt zu. Die Extreme der beobachteten Temperatur ſind —22° und +39° C.; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 11,5° C. — P. wurde 1682 von William Penn (ſ. d.) gegründet, und zwar auf einem Grund, welchen er von einigen Schweden und den Indianern käuflich erworben hatte. Am 5. Sept. 1774 verſammelte ſich hier der erſte Kongreß der Staaten, welcher über Maßregeln gegen die Willkür Englands berieth, und 4. Juli 1776 wurde hier die Unabhängigkeit der amerikaniſchen Kolonien proklamirt. Am 26. Sept. 1777 ward P. von den Engländern unter Howe eingenommen und blieb bis 18. Juni 1778 in deren Beſitz. Am 17. Mai 1787 verſammelte ſich hier die Konvention, welche ſich 17. Sept. über die jetzige Konſtitution der Vereinigten Staaten einigte. Bis 1800 war die Stadt der Sitz der Regierung des Staats Pennſylvanien, die jetzt in Harrisburg reſidirt, 1790—1810 auch Bundesſtadt. Vom 10.—13. Mai 1844 fand hier ein Aufruhr gegen die iriſchen Katholiken ſtatt, wobei die meiſten iriſchen Wohnungen, katholiſchen Kirchen ꝛc. zerſtört und viele Irländer getödtet und verjagt wurden, bis die Nationalmiliz einſchritt. 1876 war P. Schauplatz einer Weltausſtellung, zur Erinnerung an das 100jährige Beſtehen der Republik. Vgl. Weſtcott, Official guide to P. (Philad. 1876); Nachtigal, P. und ſeine Umgebung (Berl. 1876). — 2) Hauptort deutſcher Koloniſtenanſiedelungen in der braſil. Provinz Minas Geraës, ſ. Mucuri.

Philadelphia, Jakob, berühmter Taſchenſpieler, geboren im Anfang des 18. Jahrh. in Philadelphia von jüdiſchen Eltern, trat ſpäter zur chriſtlichen Kirche über und nahm den Namen ſeiner Vaterſtadt an. Frühzeitig faßte er Neigung zur Mathematik, Phyſik und Kabbala, und dies brachte ihn in die Nähe des Herzogs Heinrich Friedrich von Cumberland, nach deſſen Tode 1757 er als »Künſtler der Mathematik« in England mathematiſch-phyſikaliſche Vorſtellungen gab und ſodann faſt alle Länder Europa's bereiſte, namentlich an den Höfen durch ſeine Taſchenſpielerkünſte großes Aufſehen erregend. Seine prahleriſchen Ankündigungen verſpottete Lichtenberg in dem bekannten »Anſchlagzettel im Namen von P.« Ort und Zeit ſeines Todes ſind unbekannt.

Philadelphos (griech., »der ſeine Geſchwiſter Liebende«), Beiname von Ptolemäos II., König von Aegypten (282—247 v. Chr.).

Philadélphus *L.* (Pfeifenſtrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Philadelpheen, Sträucher mit gegenſtändigen, meiſt gezähnten Blättern, weißen, kurz geſtielten, oft wohlriechenden Blüten im Winkel der zum Theil am Ende der Zweige in Deckblätter verwandelten Blätter und vier- oder fünffächeriger, vielſamiger Kapſel. P. coronarius *L.* (wohlriechender Pfeifenſtrauch, wilder Jasmin, Zimmetröschen), aus der Mandſchurei, China und Japan, in Mitteleuropa verwildert, hat elliptiſche, unbehaarte Blätter und gelbliche oder weiße, anſehnliche Blüten und wird, wie auch mehrere andere Arten aus Mittel- und Oſtaſien und Nordamerika, als Zierſtrauch vielfach kultivirt. In Südfrankreich zieht man ihn, um die Blüten, deren Duft entfernt an Orangen erinnert (daher Dreckorange), zur Bereitung einer billigen Orangenblütenpomade zu benutzen.

Philä, Inſel bei Aſſuan in Oberägypten, ganz aus Granit beſtehend, 380 Meter lang, 130 Meter breit, berühmt durch ihre ägyptiſchen Tempelbauten und ihre landſchaftliche Schönheit. Ihr ägyptiſcher Name war Jlak, mit dem Artikel P'Jlak, woraus in der Ptolemäerzeit P. entſtand. Eine Mauerterraſſe umſchließt das ganze Eiland, deſſen Boden der Iſis geweiht war, welche hier als Hathor

(Aphrodite) verehrt wurde. Die Denkmäler, welche faſt die Hälfte der Inſel einnehmen, der ziemlich erhaltene Tempel mit Säulengängen (ſ. Tafel »Baukunſt III«, Fig. 9), Pylonen und Wandgemälden, ſind von verhältnismäßig geringer Bedeutung, da ſie erſt in der 30. Dynaſtie durch Nektanebos I. (378—360 v. Chr.) erbaut wurden. Die Ptolemäer führten die übrigen Bauten auf; die römiſchen Kaiſer, vorzüglich Tiberius, vergrößerten und ſchmückten ſie. 577 wurde der Tempel in eine Kirche des heil. Stephan verwandelt und mittels barbariſch-chriſtlicher Meißel von den Götterbildern gereinigt. Neben der Kirche entſtand eine Stadt, deren Grundveſten noch ſichtbar ſind. Jetzt iſt P. unbewohnt, aber das Ziel der meiſten Nilreiſenden.

Philänen (Philaeni), zwei Brüder in Karthago, welche durch edelmüthige Selbſtaufopferung für ihr Vaterland die Grenzen desſelben erweitert haben ſollen. Ein Streit zwiſchen Karthago und Kyrene über die Grenze ihres Gebiets an den Syrten ſollte nach längerem Krieg nämlich dadurch beigelegt werden, daß zu gleicher Zeit von beiden Seiten Geſandte ausgingen und da, wo dieſe einander treffen würden, fortan die Grenzmarke beider Staaten ſein ſollte. Die von Karthago ausgeſandten beiden P. kamen nun viel weiter als die kyrenäiſchen Abgeordneten und wurden daher von denſelben beſchuldigt, zu früh abgegangen zu ſein. Die P. leugneten dies und erboten ſich, zur Erhärtung der Wahrheit ihrer Ausſage ſich hier lebendig begraben zu laſſen, was ſodann auch geſchah. Die Karthager errichteten auf ihren Gräbern die Altäre der P. (Philaenorum aras), die ſeitdem die Grenzſcheide zwiſchen Kyrenaïka und Karthago bildeten.

Philaléthen (griech., Wahrheitsfreunde) hießen die Mitglieder des aus 12 Graden oder Klaſſen beſtehenden Syſtems der 23. April 1773 konſtituirten Freimaurerloge des amis réunis, mit myſtiſch-moraliſcher und wiſſenſchaftlicher Richtung, deren Statuten 1782 von 20 franzöſiſchen und anderen Logen angenommen worden waren (vgl. Findel, Geſchichte der Freimaurerei, S. 306, 321, 3. Aufl., Leipz. 1870); dann (religiöſe Wahrheitsfreunde) die ungenannten Verfaſſer des »Entwurfs einer Bittſchrift an deutſche Fürſten« (Kiel 1830) und der »Grundſätze der religiöſen Wahrheitsfreunde« (daſ. 1830), worin die Idee zur Bildung einer neuen, durch keine Dogmen gebundenen Religionsgeſellſchaft aufgeſtellt wurde.

Philaléthes (»Wahrheitsfreund«), Pſeudonym, unter welchem König Johann von Sachſen ſeine Dante-Ueberſetzung veröffentlichte.

Philander von Sittewald, Pſeudonym für Moſcherosch (ſ. d.).

Philanthróp (griech.), »Menſchenfreund«, Gegenſatz von Miſanthrop; in der Pädagogik Anhänger und Beförderer des von Baſedow geltend gemachten pädagogiſchen Syſtems (ſ. Baſedow, Gymnaſium, Philanthropin); Mitglied einer während der franzöſiſchen Revolution von Réveillère-Lepaux 1797 geſtifteten religiöſen Geſellſchaft, welche einen eigenthümlichen Vernunftkultus in beſonderen Bethäuſern ausübte, ſich aber nach vierjährigem Beſtand wieder auflöſte (ſ. Theophilanthropen).

Philanthropín (griech., Philanthropinum), nach Baſedow ſ. v. w. Schule der Menſchenfreundſchaft oder der Humanität, Name des von demſelben 1774 gegründeten Erziehungsinſtituts in Deſſau. Die Anſtalt beſtand nur bis 1793, übte jedoch indirekt einen bedeutenden Einfluß auf die Pädagogik aus. Philanthropinismus, das von Baſedow begründete und zuerſt in ſeinem P. praktiſch durchgeführte pädagogiſche Syſtem, welches in die Mitte der Erziehung das Princip der Naturgemäßheit und der Menſchenfreundlichkeit ſetzte und dadurch in ſchroffe Oppoſition gegen die in den meiſten damaligen Lehranſtalten herrſchenden Maximen trat. Weiteres ſ. Pädagogik.

Philatelie (griech.), in Amerika gebildeter Name für Briefmarkenkunde.

Philémon, 1) griech. Luſtſpieldichter aus Syrakus (oder Soli in Kilikien), blühte um 320 v. Chr. zu Athen und iſt mit Menander der Begründer der neuern Komödie. Mäßige Fragmente von 56 Stücken, welche Witz und praktiſche Lebensweisheit bekunden, haben ſich erhalten (herausgeg. von Meineke in den »Fragmenta comicorum graecorum«, Bd. 1 u. 2, Berl. 1839; von Dindorf in der Ausgabe des Ariſtophanes, Leipz. 1869). Der »Mercator« und »Trinummus« des Plautus ſind freie Nachbildungen von Stücken Philemons. Auch ſein Sohn P. der Jüngere ſoll 57 Stücke geſchrieben haben.

2) Der Empfänger des ſeinen Namen tragenden kleinen Pauliniſchen Sendſchreibens im neuteſtamentlichen Kanon, worin er gebeten wird, den entlaufenen Sklaven Oneſimus wieder zu Gnaden anzunehmen; nach Kol. 4, 9 ein Einwohner von Koloſſä, deſſen Haus der chriſtlichen Gemeinde daſelbſt als Verſammlungsort diente. Die Tradition macht ihn zum Biſchof von Koloſſä. Sein Gedächtnistag iſt der 22. Nov.

3) Griech. Grammatiker im 5. Jahrh. n. Chr., ſchrieb ein »Lexicon technologicum« (herausgeg. von Oſann, Berl. 1821).

Philémon und **Baukis,** ein wegen treuer Liebe im Alterthum berühmtes greiſes Ehepaar. Beide bewohnten in Phrygien eine ärmliche Hütte, als Zeus und Hermes in menſchlicher Geſtalt vom Olymp herabkamen, um Phrygien zu durchſtreifen. Aber niemand wollte den Fremdlingen Obdach gewähren, nur P. und B. empfingen ſie gaſtfreundlich. Die Gäſte gaben ſich darauf zu erkennen und ließen die ganze Gegend von Waſſerfluten verſchlingen; nur die Hütte der Alten blieb verſchont und wurde in einen prachtvollen Tempel verwandelt, in welchem ſie fortan den prieſterlichen Dienſt verſahen. Sie wurden ſchließlich gleichzeitig in Bäume verwandelt.

Philétas, griech. Dichter und Grammatiker, aus Kos, ein Freund des Theokrit, lebte ſeit 306 v. Chr. zu Alexandria als Lehrer des Ptolemäos Philadelphos. Seine Gedichte waren vornehmlich elegiſcher Art und behandelten die Liebe; Properz, welcher ſie ſich zum Muſter nimmt, iſt voll von ihrem Lob. Fragmente geſammelt von Bach (Halle 1829), Schneidewin in »Delectus poesis elegiacae Graecorum« (Götting. 1838) und Bergk in den »Poetae lyrici graeci«, Bd. 2 (3. Aufl., Leipz. 1867); überſetzt von Weber in den »Elegiſchen Dichtern der Hellenen« (Frankf. 1826) und Jacobs (»Griechiſche Blumenleſe«, Bd. 2). P. iſt auch der Verfaſſer eines (nicht mehr vorhandenen) lexikaliſchen Werks über »Gloſſen«.

Philharmóniſch (griech.), muſikliebend. Société philharmonique in Frankreich ſ. v. w. Geſangverein.

Philhellénen (griech., Griechenfreunde), diejenigen, welche die Griechen bei ihrem Freiheitskampf durch Wort oder That unterſtützten, wie Byron, König Ludwig I. von Bayern, Thierſch u. a. Um dieſe Hülfleiſtungen nach einem einheitlichen Plan zu regeln, bildeten ſich Philhellenenvereine, die vornehmlich die Einſammlung der freiwilligen Gaben beſorgten und die Ausrüſtung und Ueberſchiffung

der Kämpfer vermittelten. Besonders thätig in dieser Beziehung waren der Bankier Eynard in Genf und Ernst Emil Hoffmann in Darmstadt. Aus den von allen civilisirten Ländern nach Griechenland gekommenen Freiheitskämpfern selbst bildete sich ein Philhellenenkorps, das unter Führung des Generals Normann an den Kämpfen der Griechen ruhmvollen Antheil nahm, in der unglücklichen Schlacht bei Peta (16. Juli 1826) aber vollständig zersprengt wurde.

Philidor, André Danican, Komponist und berühmter Schachspieler, geb. 7. Sept. 1726 zu Dreux, führte schon als Kapellknabe eine Motette vor dem Hof auf, unternahm später als geschickter Schachspieler Kunstreisen durch Holland, England und Deutschland und erwarb sich seit 1754 auch durch Opernkompositionen Ruhm. Beim Ausbruch der Revolution war er Pensionär des Königs von Frankreich und des Italienischen Theaters. Er starb 31. Aug. 1795 zu London, wo er seine letzten Jahre verbracht hatte. Von seinen zahlreichen, durch Kraft und Gründlichkeit ausgezeichneten Opern wurden mehrere auch auf deutschen Bühnen gegeben, z. B. »Der Hufschmied«, »Der Gärtner von Sidon«, »Der Soldat als Zauberer«, »Sancho Pansa«, »Der erste Schiffer«.

Philip., bei naturwissenschaftl. Namen Abbreviatur für R. A. Philippi, geb. 1808 in Charlottenburg, bis 1850 Schuldirektor in Kassel, später Direktor des botanischen Gartens zu Santiago in Chile (Konchylien).

Philipon (spr. -póng), Charles, ausgezeichneter Karikaturenzeichner und satirischer Schriftsteller, geboren im September 1800 zu Lyon, starb 25. Jan. 1862 zu Paris. Seine politisch-satirischen Blätter: »La Caricature« und »Le Charivari« wurden für das Fach der Karikatur epochemachend. Noch begründete er die Blätter: »Robert Macaire«, »Physiologie du jour«, »Musée Philipon« und »Journal pour rire«.

Philipp (griech. Philippos, »der die Pferde Liebende, der Ritterliche, Muthige«), männl. Name, unter dessen Trägern die bemerkenswerthesten sind:

1) Könige von Makedonien: a) P. I., Sohn des Argäos, der dritte König aus dem Haus der Temeniden, regierte 644—640 v. Chr.

b) P. II., der Gründer der Größe seines Reichs, Vater Alexanders d. Gr., Sohn Amyntas' II. und der Eurydike, geb. 382 v. Chr., ward, als sein Bruder Alexander mit Hülfe des Feldherrn der Thebaner, Pelopidas, den Thron bestiegen, 369 von diesem als Geisel mit nach Theben genommen, wo er im Haus des Pammenes lebte und sich griechische Bildung erwarb. 366 nach Makedonien zurückgekehrt, beherrschte er seit seines Bruders Perdikkas III. Thronbesteigung (365) ein kleines Theilfürstenthum und übernahm nach dessen Tode (360) an Stelle seines unmündigen Neffen Amyntas III. die Regierung in schwierigster Lage. Die Illyrier rüsteten sich zu einem Einfall, die Päonier verheerten die Grenzen; im Innern machten ihm Pausanias, von den Thrakern, und Argäos, von den Athenern unterstützt, die Herrschaft streitig. Er beseitigte jene, indem er die Thraker und die Athener durch Geschenke und Nachgiebigkeit für sich gewann. Die Illyrier besiegte er in einer Feldschlacht und zwang sie zur Herausgabe ihrer Eroberungen. Er war nun bemüht, den Adel des Landes für sich zu gewinnen, indem er die Häupter desselben an den Hof zog, durch Belohnungen und Ehrenstellen an sich fesselte und durch Erziehung und Bildung für höhere Leistungen befähigte. Aus ihm bildete er seine Leibwache und nahm er die Officiere für das neu organisirte Heer, das aus einer vortrefflichen Reiterei, dem berühmten schweren Fußvolk, der Phalanx, und den Leichtbewaffneten bestand. So bewirkte er, daß das Volk 359 dem durch Geistes- und Körpervorzüge hervorragenden Jüngling mit Uebergehung des Amyntas die Krone bereitwillig übertrug. P. war zugleich ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann. Sein Charakter war voller Widersprüche: großmüthig und freigebig gegen Freunde, liebenswürdig im persönlichen Umgang, voll Begeisterung und Ehrfurcht für die Größe und Schönheit hellenischer Bildung, tapfer und ausdauernd im Kampf, war er zugleich verschlagen und hinterlistig, rachsüchtig und gefühllos im Zorn, zügellos und roh bei Gelagen. Sein Ziel, die Unterwerfung Griechenlands und die Eroberung der Weltherrschaft, hat er auf Umwegen, durch unredliche List zu erreichen gesucht. Während er die Athener durch Freundschaftsversicherungen täuschte, besetzte er Amphipolis, dann Potidäa und Pydna, überließ den letztern Ort den mächtigen Olynthiern, welche er dadurch zu Bundesgenossen gewann, und bemächtigte sich der Goldbergwerke des Pangäos, an dem er die Stadt Philippi gründete. Während Hellas durch innere Kriege zerfleischt ward, nahm er auch die athenischen Inseln Imbros und Lemnos weg. In Thrakien zerstörte er die Stadt Methone und vertheilte deren Gebiet unter seine Soldaten. Hier verlor er durch einen feindlichen Pfeil ein Auge. Durch die Thessalier in den sogen. Heiligen Krieg gegen die Phokeer verwickelt, fiel er 353 in Thessalien ein, unterlag zwar erst dem Onomarchos gegenüber in zwei blutigen Schlachten, schlug aber denselben 352 entscheidend aufs Haupt. Das weitere Vordringen in Hellas verwehrten ihm die Athener, indem sie auf den Rath des Demosthenes die Thermopylen besetzten. Er mußte sich daher mit der Besetzung Thessaliens begnügen. Sein Gold und die gegenseitige Eifersucht unter den hellenischen Staaten verhinderten jedoch eine energische Erhebung zur Vertheidigung der bedrohten Freiheit. In den ansehnlichsten Städten Griechenlands und besonders in Athen standen die öffentlichen Redner und die vornehmsten Bürger in Philipps Sold, ja ganze Städte waren durch sein Gold gewonnen. Olynthos, das sich wieder mit Athen verbündet hatte, nahm er 348 durch Verrath und gab es völliger Vernichtung preis. Er schloß hierauf mit Athen den Frieden des Philokrates (346), leistete aber, indem er die athenischen Gesandten durch Vorspiegelungen und Geldgeschenke hinhielt, den Eid auf den Frieden in Pherä erst, nachdem er sich der Thermopylen bemächtigt hatte. Auch schloß er die Phokeer davon aus, besetzte 346 ihr Land, stieß sie aus dem delphischen Amphiktyonenrath aus und ließ sich an ihrer Stelle in denselben aufnehmen, wodurch er einen bedeutenden Einfluß auf die hellenischen Angelegenheiten gewann. Mittels Bestechung und Ränke knüpfte er in allen griechischen Städten Verbindungen an, hetzte die Peloponnesier gegen Sparta auf, befestigte seine Herrschaft in Euböa und Thessalien und begann die völlige Unterwerfung Thrakiens, worauf ihm Athen 339 von neuem den Krieg erklärte. Vergeblich belagerte P. Perinthos und Byzanz, und selbst ein Feldzug gegen die Skythen hatte nicht den gewünschten Erfolg. Schon war sein Ansehen im Sinken, als ihm die Uneinigkeit der Hellenen und die List seiner Parteigänger Gelegenheit zu einer neuen glänzenden Waffenthat verschafften. In dem letzten der sogen. Heiligen

Kriege 339 vom Amphiktyonenrath zum Oberfeldherrn des zur Bestrafung von Amphissa bestimmten Exekutionsheers ernannt, drang P. in Phokis ein und zerstörte Amphissa, wandte sich dann aber gegen Elatea und bemächtigte sich dieses Platzes. Jetzt erst gelang es dem Demosthenes, den Athenern die Augen über Philipps wahre Absichten zu öffnen, und es kam unter Athens Leitung jener hellenische Bund zu Stande, der, was die Begeisterung anlangt, an Griechenlands schönste Zeiten erinnert. Die Schlacht bei Chäronea (2. Aug. 338) entschied jedoch zu Griechenlands Ungunsten. Im ganzen zeigte P. nach seinem Sieg Mäßigung; nur gegen die Thebaner, seine abtrünnigen Bundesgenossen, verfuhr er härter. Die Nationalversammlung zu Korinth 337, auf der nur Sparta's Abgesandte vermißt wurden, anerkannte Philipps Hegemonie über Griechenland und wählte ihn zum Oberfeldherrn im Kriege gegen die Perser. Um die Rüstungen zu dem neuen Feldzug zu beschleunigen, kehrte P. nach Makedonien zurück; aber in Agä wurde er von dem jungen Leibwächter Pausanias, der vergeblich von P. Genugthuung für eine ihm widerfahrene Schmach verlangt hatte, erstochen, als er eben die Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit dem epirotischen König Alexander feierte. Er starb im 47. Jahr seines Alters und im 24. seiner Regierung (336). Für die Anstifterin des Mordes hielt man Olympias (s. d.), Philipps erste, von ihm verstoßene Gemahlin. Von dieser hatte er zwei Kinder, den berühmten Alexander und Kleopatra, von seiner zweiten Gemahlin, Kleopatra, der Nichte seines Feldherrn Attalos, einen Säugling, welcher nebst seiner Mutter dem Haß der Olympias zum Opfer fiel. Natürliche Kinder Philipps waren Arrhidäos, der nach Alexanders d. Gr. Tode 323 als Philipp III. zum König ausgerufen, aber 317 auf Befehl der Olympias ermordet wurde, Ptolemäos und Thessalonike, die Gemahlin des Kassandros. Vgl. Brückner, König P. (Götting. 1837).

c) P. III., Sohn Demetrios' II., war bei dem Tode seines Vaters (233 v. Chr.) erst vier Jahre alt, weshalb Antigonos Doson an seiner Statt den Thron bestieg, dem er 221 als König folgte. Er regierte anfangs, durch Aratos berathen, weise, später aber, nach dessen Vergiftung (215), tyrannisch. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung wurden durch seine Theilnahme am Krieg der Achäer gegen die Aetolier (s. Bundesgenossenkriege) ausgefüllt, wodurch sich Makedonien wieder zu einer Seemacht emporarbeitete. Seine Unfähigkeit bewies P. aber, als er 215 mit Hannibal ein Bündnis gegen die Römer schloß, ohne denselben kräftig zu unterstützen. Die Römer erweckten ihm in den Aetoliern wieder Feinde und wußten ihre Uebermacht zur See so geschickt zu benutzen, daß der Angriff auf Italien zur Unterstützung Hannibals so lange verzögert wurde, bis er unmöglich war. 205 schloß P. daher mit den Römern Frieden und begann 203 im Bund mit Antiochos d. Gr. von Syrien einen Krieg gegen Aegypten und Attalos von Pergamon, wurde aber 202 von der vereinigten Flotte der Pergamenier und Rhodier bei Chios gänzlich geschlagen. Als er nun die thrakische Chersones eroberte, erklärten ihm die Römer, von Attalos und den Rhodiern zu Hülfe gerufen, aufs neue den Krieg (200). P. stand nach dem Abfall der Achäer den Römern und ihren Bundesgenossen allein gegenüber, welche den Krieg zwar anfangs ohne Energie führten, aber 197 unter T. Quinctius Flamininus den König bei Kynoskephalä in Thessalien völlig schlugen. P. mußte einen Frieden unter den härtesten Bedingungen eingehen, die von ihm besetzten griechischen Städte in Asien und Europa freigeben, seine Flotte ausliefern, sein Heer auf 500 Mann beschränken, 1000 Talente zahlen und sich verbindlich machen, außerhalb Makedoniens keinen Krieg ohne Genehmigung des römischen Senats zu beginnen. Hiermit war die Macht Makedoniens gebrochen und die Herrschaft über Griechenland auf Rom übertragen. Während des Kriegs der Römer mit Antiochos war P. Bundesgenosse der ersteren, und sie gestatteten ihm, sein Reich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern. Nach Besiegung des Antiochos von den Römern aufs demüthigendste behandelt, sann er auf Rache und auf Wiederherstellung seiner frühern Macht, steigerte seine Einkünfte und verstärkte sein Heer, unterlag aber 179 dem Gram über die von ihm befohlene Hinrichtung seines Sohns und Erben Demetrios, den sein natürlicher Sohn Perseus fälschlich des Verraths an seinem Vater beschuldigt hatte.

2) M. Julius Philippus, mit dem Beinamen Arabs, römischer Kaiser, von Geburt ein Araber, aus der römischen Kolonie Bostra in Arabia Trachonitis, schwang sich von dunkler Geburt zum prätorianischen Präfekten in Asien empor, bewies sich als kühnen und geschickten Anführer, stürzte den Kaiser Gordianus III. und wurde darauf vom Heer auf den Thron erhoben (244 n. Chr.). Um des Volks Zuneigung zu gewinnen, feierte er 248 das 1000jährige Gründungsfest Roms mit außerordentlicher Pracht. Aber schon 249 fiel er gegen Decius, den die pannonischen Legionen zum Kaiser ausgerufen hatten, bei Verona. Daß er Christ gewesen sei, wird von den christlichen Schriftstellern ohne Grund behauptet.

3) P. von Schwaben, deutscher König, jüngster Sohn Kaiser Friedrichs I. Barbarossa und der Beatrix von Burgund, war zum geistlichen Stand bestimmt, erhielt eine gelehrte Erziehung und ward 1191 zum Bischof von Würzburg erwählt, verließ aber 1192 nach seines zweiten Bruders, Friedrich, Tode (1191) diese Laufbahn, erhielt 1195 von seinem ältesten Bruder, dem Kaiser Heinrich VI., Tuscien und die Mathildischen Güter in Italien, nach seines dritten Bruders, Konrad, Tode 1196 auch das Herzogthum Schwaben und vermählte sich 1197 mit Irene, der Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos, der P. zum Erben seines Reichs ernannte, weswegen ihn Heinrich VI., als er den Plan faßte, auch Ostrom zu erobern, zum Statthalter dieses Reichs bestimmte. Auf dem Weg nach Sicilien, von wo er seinen zweijährigen Neffen Friedrich zur Königswahl nach Deutschland abholen wollte, erfuhr er in Montefiascone den Tod des Kaisers und kehrte unter großen Gefahren, da die Italiener sich empörten, nach Deutschland zurück. Nachdem er sich hier vergeblich bemüht, seinem Neffen die Anerkennung der Reichsfürsten zu verschaffen, trat er selbst als Bewerber um die Königswürde auf und wurde auch 6. März 1198 zu Arnstadt gewählt und 8. Sept., nachdem er seinen Rivalen Berthold von Zähringen zum Rücktritt bewogen, zu Mainz gekrönt. Jedoch die welfische Partei stellte Otto von Braunschweig als Gegenkönig auf, und dieser erlangte eine erhebliche Hülfe dadurch, daß Innocenz III. sich 1199 in den Thronstreit mischte und sich im Vertrag von Neuß 8. Juni 1201 für Otto erklärte. Otto's Anhang mehrte sich durch den Abfall der bedeutendsten Fürsten, und P. ward 1203 von dem vereinten Heer der Böhmen, Sachsen und

Thüringer in Erfurt eingeschlossen, entkam jedoch mit dem Markgrafen von Meißen, vertrieb die Böhmen wieder aus Thüringen und gewann den Landgrafen Hermann von Thüringen sowie die meisten übrigen Fürsten durch reiche Geschenke und Zugeständnisse wieder für sich. Ueberall siegreich, ließ er sich 6. Jan. 1205 vom Erzbischof von Köln zu Aachen von neuem krönen, eroberte 1206 Köln, versöhnte sich mit dem Papst und knüpfte Unterhandlungen mit Otto von Braunschweig an, die sich aber zerschlugen. Im Begriff, sein Heer zu einem neuen Feldzug zu sammeln, ward er 21. Juni 1208 in Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach meuchlerisch erschlagen, angeblich weil P. diesem seine ihm früher verlobte Tochter nicht hatte zur Ehe geben wollen und auch, als Otto sich um die Tochter des Herzogs von Schlesien bewarb, statt eines Empfehlungsbriefs an den Herzog ihm ein Abmahnungsschreiben mitgegeben hatte. Seine Tochter Beatrix vermählte sich 1208 mit Otto IV. Vgl. Abel, König P. der Hohenstaufe (Berl. 1853); Winkelmann, König P. von Schwaben (Leipz. 1873).

4) Könige von Frankreich: a) P. I., Sohn Heinrichs I., geb. 1052, ward 1059 bei Lebzeiten seines Vaters zum König gekrönt und bestieg 1060 unter Vormundschaft des vortrefflichen Balduin von Flandern den Thron. Nach Balduins Tode 1067 übernahm der 15jährige König selbst die Regierung, mischte sich in den Krieg, den Balduins V. von Flandern Söhne Balduin und Robert um die Herrschaft führten, ward aber von letzterem im Februar 1071 bei Cassel geschlagen. Auch die Empörung des englischen Prinzen Robert gegen seinen Vater Wilhelm den Eroberer unterstützte er, weshalb Wilhelm 1087 einen Verheerungszug nach Frankreich unternahm. Nur Wilhelms Tod rettete Paris vor der Eroberung. P. hatte durch seine Neigung zur Wollust und seine träge Schlaffheit die Liebe seiner Unterthanen längst verscherzt; völlig verächtlich aber wurde er ihnen, als er 1092 seine Ehe mit Bertha von Flandern trennte und sich mit der entführten Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, Bertrade, vermählte. Er wurde deshalb wiederholt mit dem Bann belegt, 1105 nach Bertha's Tode zwar losgesprochen, mußte jedoch seinen Sohn Ludwig (VI.) zum Mitregenten annehmen. P. starb 29. Juli 1108 zu Melun.

b) P. II. August, Sohn Ludwigs VII. und der Alix von Champagne, geb. 25. Aug. 1165, bestieg 1180 den Thron und regierte von Anfang an mit kräftiger Hand. Die aufrührerischen Vasallen wurden gedemüthigt, die Juden 1182 aus dem Reich verbannt. Er verschönerte Paris und ließ die Städte des Reichs ummauern. Den König Heinrich II. von England, der seine Minderjährigkeit benutzen wollte, um einen Theil seiner Lande an sich zu reißen, zwang er zum Vergleich. Dann erweiterte er sein Gebiet durch die Grafschaft Vermandois, die er 1184 dem Grafen von Flandern entriß. Nach Beilegung ihrer Händel vereinigten sich P. und Heinrich II. von England zu einem Kreuzzug, der aber erst unter Richard Löwenherz 1190 zu Stande kam. Haber mit Richard und Krankheit bewogen P., 1191 nach Frankreich zurückzukehren. Auf die Nachricht von Richards Gefangenschaft griff er die Normandie an und erwarb im Frieden von 1196 das Ländchen Vexin. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, Isabella von Hennegau, dem letzten direkten Sprößling der Karolinger, hatte sich P. in zweiter Ehe mit einer dänischen Prinzessin, Ingeborg, vermählt, aus Liebe zu Agnes von Meran sie aber wieder verstoßen; doch zwang ihn der päpstliche Bann, sie 1201 wieder anzunehmen. Nachdem Johann ohne Land 1199 den englischen Thron bestiegen, unterstützte P. die Thronansprüche des jungen Herzogs von Bretagne, der aber 1202 von Johann ermordet wurde. P. zog den Mörder als französischen Vasallen zur Verantwortung, erklärte ihn, als er nicht erschien, aller Lehen für verlustig und eroberte bis 1204 die ganze Normandie, Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Als 1214 Kaiser Otto IV. und der Graf von Flandern als Verbündete Johanns mit einem Heer in das französische Gebiet eindrangen, schlug sie P. 27. Juli bei Bouvines in einer blutigen Schlacht. 1216 schickte er seinen Sohn Ludwig, dem die englische Volkspartei die englische Krone angetragen, mit einem starken Heer nach England. Nach Johanns inzwischen eingetretenem Ableben erklärte sich jedoch das englische Volk für dessen Sohn Heinrich III., und die Franzosen mußten im Mai 1217 England wieder verlassen. Das Krongebiet wurde von P. durch Einziehung und Eroberung fast um das Doppelte vergrößert. Er erließ ausgezeichnete Gesetze, gab den Gemeinden eine freie Verfassung, ordnete das Gerichtswesen, schaffte die Würde des Großseneschalls ab und begünstigte die Umwandlung des Pairshofs in ein königliches Obergericht. Er starb zu Nantes 14. Juli 1223 und hatte seinen Sohn Ludwig VIII. zum Nachfolger auf dem Thron. Vgl. Capefigue, Histoire de Philippe Auguste (3. Aufl., Par. 1842, 2 Bde.); Scheffer-Boichorst, Deutschland und P. in den Jahren 1180—1214 (»Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 8, Götting. 1868).

c) P. III., Sohn Ludwigs IX., des Heiligen, geb. 3. April 1245, befand sich mit seinem Vater zu Tunis, als derselbe durch seinen Tod 1270 die Krone auf ihn vererbte, schloß mit dem Dey einen nicht rühmlichen Frieden und kehrte sodann nach Paris zurück. 1271 erbte er die Grafschaft Toulouse, von welcher er dem päpstlichen Stuhl Venaissin abtrat. Auch überließ er Eduard I. von England auf dessen Forderung 1279 die Grafschaft Agenois. Um den Söhnen seiner Schwester Blanka die Erbfolge in Kastilien zu sichern, führte er seit 1276 einen unglücklichen Krieg mit diesem Reich, und nicht glücklicher war sein Feldzug 1285 gegen Katalonien, um die Sicilianische Vesper zu rächen und Aragonien, welches der Papst Philipps neugebornem Sohne geschenkt hatte, zu erobern. Seine Flotte wurde geschlagen, und sein Heer mußte sich nach Perpignan zurückziehen, wo P. 5. Okt. 1285 aus Gram starb. Vermählt war er mit Isabella von Aragonien, dann mit Maria von Brabant, die wegen der falschen Anklage, daß sie Isabella's Sohn Ludwig getödtet habe, auf Philipps Befehl hingerichtet wurde.

d) P. IV., der Schöne, Sohn des vorigen, geb. 1268, bestieg 1285 den Thron, nachdem er sich 1284 mit der jungen Königin Johanna von Navarra vermählt hatte, weshalb er auch den Titel eines Königs von Navarra führte. Den Krieg von Aragonien endete 1291 ein Vergleich. Eine zwischen normannischen und englischen Matrosen ausgebrochene Fehde benutzend, lud P. 1294 den König Eduard I. von England als seinen Lehnsmann vor sein Parlament, nahm, als derselbe nicht erschien, die Landschaft Guienne weg und rückte 1297 in das mit England verbündete Flandern ein; doch ward der Krieg 1299 durch einen Vertrag beigelegt, wonach Eduards I. Sohn Philipps Tochter heirathete. Nachdem P. den Grafen Guido gefangen genommen, vereinigte er Flandern mit der Krone. Die Härte seines Statt-

halters Châtillon gegen die Vlämen brachte dieſe jedoch 1302 zum allgemeinen Aufſtand, und Philipps Heer erlitt 11. Juli 1302 bei Courtray eine furchtbare Niederlage, ſo daß er im Frieden von 1305 das ganze jenſeit der Lys gelegene Flandern zurückgeben mußte. Seinen Geldverlegenheiten ſuchte er durch Konfiskationen und Erpreſſungen aller Art, durch Aneignung des Münzrechts als Regal, durch Prägung ſchlechter Münzen, durch die Beraubung und Vertreibung der Juden und Lombarden und durch Einführung einer regelmäßigen Steuer abzuhelfen. Da dieſe Bedrückungen auch den Klerus betrafen, ſo erließ Papſt Bonifacius VIII. ſchon 1296 die Bulle: »Clericis laïcos«, in welcher der Geiſtlichkeit die Entrichtung von Abgaben ohne päpſtliche Erlaubnis bei Strafe des Bannes unterſagt wurde. P. rächte ſich dafür durch ein ſtrenges Verbot der Abgaben an die Kurie. Als der Papſt 1302 in einem Schreiben den König nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in weltlichen Dingen dem päpſtlichen Stuhl untergeordnet nannte, ließ P. dieſe Anmaßungen durch eine Reichsverſammlung zurückweiſen, und als Bonifacius durch die berüchtigte Bulle: »Unam sanctam« antwortete, ließ P. dieſelbe verbrennen, appellirte an eine allgemeine Kirchenverſammlung und ließ ſchließlich den Papſt in ſeinem Palaſt zu Anagni aufheben und gefangen ſetzen. Schon 1303 aber ſtellte Bonifacius' Nachfolger Benedikt IX. die Einigkeit zwiſchen Frankreich und Rom wieder her. Nach dem Tode Benedikts erhob P. 1305 den Erzbiſchof von Bordeaux, Bertrand d'Agouſt (du Goth), als Clemens V. auf den päpſtlichen Stuhl, verlegte aber gleichzeitig den Sitz des Papſtes nach Avignon und verpflichtete dieſen, ſeine Hand zur Aufhebung des Tempelherrenordens zu bieten, deſſen Reichthum längſt die Habſucht des Königs gereizt hatte. Am 12. Okt. 1307 wurden in Frankreich alle Templer gefangen genommen, durch Martern zu Geſtändniſſen gezwungen und 113 Ritter zu Paris verbrannt, ihre Schätze aber zum Beſten der Krone eingezogen. P. ſtarb zu Fontainebleau 29. Nov. 1314. Unter ſeiner tyranniſchen Regierung wurde die Macht der Vaſallen gebrochen, die Kirche gedemüthigt und das Krongebiet bedeutend konſolidirt. P. hinterließ drei Söhne, Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., mit dem 1328 der direkte männliche Stamm der Kapetinger erloſch. Vgl. Boutaric, La France sous Philippe le Bel (Par. 1861).

e) P. V., der Lange, zweiter Sohn des vorigen, geb. 1293, folgte 1316 ſeinem Bruder Ludwig X. in der Regierung und ließ ſogleich von den Reichsſtänden das Saliſche Geſetz anerkennen. Er beſchränkte die Tyrannei der Großen gegen ihre Unterthanen und ſchloß mit Flandern 1320 Waffenſtillſtand und dann Frieden, verfolgte dagegen auch die Ketzer in Südfrankreich und die Juden. Er ſtarb 3. Jan. 1322, vielleicht an Gift. Vermählt war er mit Johanna von Burgund; von ſeinen Kindern überlebten ihn nur vier Töchter, daher ihm ſein Bruder Karl IV. in der Regierung folgte.

f) P. VI. von Valois, Sohn Karls von Valois, des Bruders Philipps IV., geb. 1293, machte als der nächſte männliche Seitenverwandte nach Karls IV. Tode 1328 ſeine Thronanſprüche geltend, übernahm einſtweilen, bis zur Niederkunft der verwittweten Königin, die Regentſchaft und ward, nachdem jene eine Tochter geboren, 23. März 1328 zu Reims gekrönt. Er verglich ſich mit Johanna von Navarra und gab ihr Navarra zurück, vereinigte dagegen die Champagne und Brie mit der Krone. Die Vlämen, die ihren Grafen vertrieben hatten, unterwarf er durch den Sieg bei Caſſel 23. Aug. 1328. Mit ſeinem Einfall in Guienne im Juli 1337 eröffnete er den Krieg, der ſodann über ein Jahrhundert zwiſchen England und Frankreich fortwüthete. Um die Ueberfahrt der Engländer zu hindern, ſchickte P. eine mit 40,000 Mann beſetzte Flotte in den Kanal, welche Eduard jedoch 23. Juni 1340 auf der Höhe von Sluys zerſtörte, worauf ein zweijähriger Waffenſtillſtand zu Stande kam. Als P. 1345 eine Menge engliſch geſinnter bretagniſchen Edelleute feſtnehmen und ohne Verhör enthaupten ließ, ſetzte Eduard 1346 von neuem nach Frankreich über und lieferte P. 26. Aug. 1346 die Schlacht bei Crécy, in der die Franzoſen völlig geſchlagen wurden. Der durch dieſe Kriege ſowie durch ungemeſſenen Aufwand hervorgerufenen Geldnoth ſuchte P. dadurch abzuhelfen, daß er ſchlechte Münzen prägen ließ und das Reich mit drückenden Steuern belaſtete. 1349 brachte er durch Schenkung die Dauphiné an ſich, und 1350 kaufte er von dem unglücklichen König Jakob von Mallorca, der ſich an ſeinem Hof befand, Montpellier, während er früher ſchon das Erbe ſeiner Mutter, Anjou und Maine, mit der Krone vereinigt hatte. Er ſtarb 22. Aug. 1350, von den Großen verachtet, von dem Volke gehaßt. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, Johanna von Burgund, hatte er ſich 1349 mit Blanka von Navarra vermählt. Von jener hinterließ er zwei Söhne, von denen ihm Johann der Gute auf dem Thron folgte.

5) Könige von Spanien: a) P. I., der Schöne, Sohn des Kaiſers Maximilian I. und der Maria von Burgund, geb. 22. Juli 1478, erbte ſchon 1482 infolge des Todes ſeiner Mutter die burgundiſchen Länder, die während ſeiner Minderjährigkeit ſein Vater für ihn regierte, vermählte ſich 1496 mit Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholiſchen und der Iſabella, und erhielt, da die übrigen Geſchwiſter ſeiner Gemahlin geſtorben waren, 1501 die Nachfolge in Spanien zugeſichert. Nach Iſabella's Tode 1504 nahm er Wappen und Titel eines Königs von Kaſtilien an, gerieth aber darüber mit ſeinem Schwiegervater in Streit, welcher die Regierung dieſes Reichs im Namen ſeiner geiſtesſchwachen Tochter Johanna übernehmen wollte. P. ging 1506 mit ſeiner Gemahlin zu Schiff nach Kaſtilien ab, ward aber durch einen Sturm gezwungen, in Weymouth einzulaufen, und hier von Heinrich VIII. drei Monate lang zurückgehalten. In Kaſtilien angelangt, ward er neben ſeiner Gemahlin als König anerkannt, verſcherzte aber die Liebe ſeiner Unterthanen bald durch die Begünſtigung der Niederländer. P. ſtarb 25. Sept. 1506 zu Burgos. Seine Söhne waren die Kaiſer Karl V. und Ferdinand I.

b) P. II., Sohn Kaiſer Karls V. und der Iſabella von Portugal, geb. 21. Mai 1527 zu Valladolid, ward von einem Geiſtlichen Siliceo und ſeinem Gouverneur Zuñiga vortrefflich erzogen, zeigte aber ſchon früh einen dünkelhaften Stolz und ein düſteres, zurückhaltendes Benehmen. Obwohl von kleinem und zartem, aber regelmäßigem Körperbau und nicht häßlich, war er doch ſteif und linkiſch und ſtieß namentlich alle Nichtſpanier durch ſein mürriſches, unliebenswürdiges Benehmen ab. Kaum 16 Jahre alt, wurde er mit Maria, der Tochter des Königs von Portugal, vermählt und, als ſein Vater 1543 nach Deutſchland ging, unter dem Beirathe des Herzogs von Alba an die Spitze der Regierung Spaniens geſtellt. Nachdem der Plan Karls V., ihn auf dem

Reichstag zu Augsburg 1550 zum römischen König erwählen zu lassen, vereitelt worden, vermählte er P., der inzwischen Wittwer geworden, 1554 mit der Königin Maria von England, die, obwohl elf Jahre älter, schwärmerisch in ihn verliebt war und ihm einen großen Einfluß auf ihre Regierung einräumte, die er jedoch schon 1555 wieder verließ. Hierauf trat ihm sein Vater 25. Okt. 1555 die Niederlande und die italienischen Besitzungen und 16. Jan. 1556 auch Spanien nebst den Kolonien ab. P. war einfach in seiner Lebensweise und thätig, aber langsam und unentschlossen, dabei aus Feigheit hinterlistig und hartherzig. Seine einflußreichsten Räthe waren erst Gomez, dann Alba und Perez. Seine Haupteigenschaft war seine fanatische Frömmigkeit, die ihn bestimmte, neben dem absoluten Königthum die Ausrottung der Ketzerei zur Aufgabe seiner Regierung zu machen, obwohl er wiederholt mit dem Papst über seine königlichen Rechte in Streit gerieth und dieselben gegen die Kurie energisch vertheidigte. Gleich bei Beginn seiner Herrschaft gerieth er sogar in Krieg mit Papst Paul IV., dem er indeß nach der Einnahme Roms durch Alba 1557 gegen das Versprechen der Neutralität Frieden gewährte. Hierauf nahm er den französischen Krieg wieder auf, bewog auch seine Gemahlin Maria von England, an Frankreich den Krieg zu erklären, und gewann durch seinen Feldherrn, Herzog Philibert von Savoyen, bei St. Quentin 10. Aug. 1557 einen bedeutenden Sieg über die Franzosen, wußte jedoch denselben nicht zu benutzen, sondern begnügte sich mit der Wegnahme von St. Quentin, Ham und Châtelet. Zwar eroberten die Franzosen hierauf Calais und andere englische Plätze, dagegen trugen die Spanier bei Gravelines 13. Juli 1558 einen neuen Sieg davon. Der Friede von Château-Cambresis, nach welchem Calais in den Händen der Franzosen blieb, beendete im April 1559 die Feindseligkeiten. Inzwischen war 1558 Maria von England kinderlos gestorben, und P. warb, wiewohl vergeblich, um die Hand ihrer Nachfolgerin Elisabeth, worauf er sich mit Elisabeth von Frankreich vermählte. Mit zunehmendem Alter immer fanatischer werdend, wendete P. von nun an seine ganze Thätigkeit auf die Unterdrückung des Protestantismus und der bürgerlichen Freiheiten in den Niederlanden, was schließlich den Abfall eines großen Theils derselben von Spanien zur Folge hatte. 1568 erfolgte die Verhaftung seines Sohns Karl (Don Carlos) wegen dessen zügelloser Ausschweifungen und seines fanatischen Hasses gegen den Vater, der aber nun auch jede Versöhnung abwies und es ruhig geschehen ließ, daß sich Don Carlos 24. Juli im Gefängnisse selbst tödtete (s. Karl 26). Immer mehr schloß sich P. nun von der Welt ab und führte alle Geschäfte schriftlich, was die Verschleppung derselben beförderte. Seine Vertreibung der Morisken aus Spanien verwickelte ihn 1570 in einen Krieg mit den Türken, bei denen jene Hülfe gesucht hatten. Mit Venedig, dem Papst und anderen italienischen Staaten verbündet, errang er zwar durch seinen Halbbruder, Don Juan d'Austria, den entscheidenden Seesieg bei Lepanto (7. Okt. 1571); aber auch diesmal benutzte P. den Sieg nicht. Als König Sebastian von Portugal in der großen Schlacht bei Alcazar (1578) fiel und sein Oheim, Kardinal Heinrich, der letzte legitime Braganza, 31. Jan. 1580 starb, erklärte sich P. als Sohn Isabella's, des großen Emanuel ältester Tochter, zum Thronfolger, überzog Portugal mit Krieg und machte dasselbe zu einer spanischen Provinz, indem er zugleich die den Portugiesen gegebene Zusicherung, ihre Rechte zu schützen, brach. Als Elisabeth von England durch Leicesters Sendung die Niederlande unterstützte und Maria Stuart 1587 hinrichten ließ, rächte sich P. durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit dem er vom Papst belehnt war, und rüstete 1588 mit einem Kostenaufwand von 20 Mill. Dukaten gegen England die Armada (s. d.) aus, von welcher aber nur 50 Schiffe mit etwa 10,000 Menschen nach Spanien zurückkehrten. 1596 versenkten zur Vergeltung die Engländer eine spanische Flotte im Hafen von Cadiz, zerstörten diese Stadt und machten 20 Mill. Dukaten Beute. Hatte hierdurch der Seehandel Spaniens einen empfindlichen Verlust erlitten, so brach der unglückliche Krieg mit Frankreich (1585—1598), wo P. im Bund mit den Guisen zu Gunsten seiner Tochter Clara Eugenie (von seiner dritten Gemahlin, Elisabeth) die Thronbesteigung des Hugenotten Heinrich IV. hindern wollte, auch die Landmacht Spaniens. Philipps erfolglose Kriege hatten 600 Mill. Dukaten verschlungen und die Kraft des spanischen Volks, dessen Seelenzahl unter Philipps Regierung von 10 Mill. auf 8 Mill. sank, erschöpft. Nur um die Gegenreformation, die Wiederausbreitung des Katholicismus, hat sich P. Verdienste erworben. Zuletzt von schweren Leiden heimgesucht, starb er 13. Sept. 1598. Er hinterließ eine Schuldenlast von 150 Mill. Dukaten. Aus seiner vierten Ehe, mit der Erzherzogin Anna, entsprang sein Nachfolger auf dem Thron, Philipp III. Seine Geschichte schrieben: Dumesnil (Par. 1822), San-Miguel (span., Lond. 1844—45, 4 Bde.), Prescott (deutsch von Scherr, Leipz. 1856—59, 5 Bde.), Cabrera de Cordova (Madr. 1877, Bd. 1 und 2).

c) P. III., Sohn des vorigen, geb. 14. April 1578, schlecht erzogen und infolge der argwöhnischen Unterdrückung durch seinen Vater in seiner Willenskraft gebrochen, übernahm 1598 die Regierung des völlig erschöpften Staats, überließ sie aber fast ganz seinem Minister, dem Herzog von Lerma, welcher selbst wieder einen Günstling, den Grafen von Oliva, damit betraute, und später, als der Volksunwille dieselben gestürzt, dem Herzog von Uzeda. Er beförderte durch die völlige Vertreibung der Morisken noch die Entvölkerung Spaniens und hinterließ bei seinem Ableben, 31. März 1621, die Staatsfinanzen in grenzenloser Verwirrung.

d) P. IV., Sohn des vorigen, geb. 8. April 1605, gelangte 1621 zur Regierung, überließ aber dieselbe seit 1623 dem Herzog von Olivarez. Obwohl die bereits von Philipp III. gegebenen Gesetze zur Wiederbelebung des Ackerbaues erweitert, auch fleißige Einwanderer herbeigezogen wurden, so verschlangen doch auswärtige Kriege für die Macht des Hauses Habsburg und die Ausrottung des Protestantismus die Einkünfte, und die Niederländer richteten den spanischen Handel zu Grunde, wozu noch der Krieg mit Frankreich bis 1659 und dem mit diesem verbündeten England sowie langwierige Aufstände in Katalonien und Andalusien kamen. P. starb 17. Sept. 1665.

e) P. V., Herzog von Anjou, Enkel König Ludwigs XIV. von Frankreich, zweiter Sohn des Dauphins Ludwig, geb. 19. Dec. 1683, wurde von König Karl II. von Spanien 1700 zum Erben aller spanischen Reiche ernannt und bestieg nach Karls II. Tode, 1. Nov. 1700, den spanischen Thron, welchen er im spanischen Erbfolgekriege gegen Oesterreichs Ansprüche behauptete. Durch sein Glück aber, das er vorwiegend der Klugheit seines Ministers Puerto Carero verdankte, übermüthig gemacht, nahm er

blutige Rache an den Ländern seines Reichs, die Partei gegen ihn ergriffen, namentlich an Katalonien und Kastilien, und regierte fortan als Despot. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Luise Marie Gabriele von Savoyen, vermählte er sich 1714 mit Elisabeth Farnese (geb. 1692, gest. 1766), die ihn in Gemeinschaft mit Alberoni völlig beherrschte und, um ihren Kindern, die auf den spanischen Thron keine Aussicht hatten, Herrschaften in Italien zu verschaffen, bereits 1717 in einen Eroberungskrieg gegen Oesterreich verwickelte, der 1720 infolge der Quadrupelallianz der europäischen Mächte erfolglos endete. Auch das Projekt, durch die Vermählung des Infanten Karl mit Maria Theresia das Erbe der deutschen Habsburger zu erwerben, scheiterte. Nachdem auch die Mauren zur Ruhe gebracht waren, überließ sich P. ganz seiner natürlichen Trägheit, resignirte 16. Jan. 1724 zu Gunsten seines Sohns Ludwig und zog sich nach San Ildefonso zurück, übernahm aber nach Ludwigs baldigem Tod im August d. J. die Krone von neuem, worauf er unter dem Einflusse seiner Gemahlin und des Abenteurers Ripperda regierte und gegen Abtretung von Parma und Piacenza an seinen Sohn Karl 1731 die Pragmatische Sanktion anerkannte. Im polnischen Erbfolgekrieg (1733) aber sandte er wieder 30,000 Mann nach Italien, wodurch endlich doch dem Infanten Karl die Krone von Neapel und Sicilien erobert und 1735 zu theil ward. P. starb 9. Juli 1746. Von seinen Söhnen erster Ehe folgte ihm Ferdinand VI. auf dem Thron, diesem Philipps Sohn zweiter Ehe, Karl III. Der jüngste Sohn, Philipp, erhielt 1748 das Herzogthum Parma.

6) Herzöge von Burgund: a) P. II., der Kühne, Stifter des jüngern Hauses von Burgund, vierter Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich, geb. 15. Jan. 1342, erwarb sich als 14jähriger Knabe in der Schlacht bei Poitiers den Beinamen des Kühnen, ward aber daselbst zugleich mit seinem Vater gefangen und mußte dessen lange Gefangenschaft zu London theilen, bis endlich beide durch den Frieden von Bretigny 1360 in Freiheit gesetzt wurden. Johann gab ihm darauf die zum Herzogthum erhobene Grafschaft Touraine und 1363 das Herzogthum Burgund, während ihm Kaiser Karl IV. das deutsche Lehen Hochburgund verlieh, und ernannte ihn zum ersten Pair von Frankreich. Dazu erwarb P. durch Heirath mit Margarethe von Flandern 1384 die großen Besitzungen der Grafen von Flandern. Nach Karls V. von Frankreich Tode (1380) führte er mit seinen Brüdern, den Herzögen von Anjou und von Berri, die Regentschaft für den unmündigen Karl VI. und erfocht 27. Nov. 1382 den Sieg bei Roosebeke über die Vlämen. Eine Zeitlang verdrängt durch seine Gegner, die Marmousets (1389), erlangte er bald wieder die Regierung Frankreichs, als Karl VI. in Wahnsinn verfiel. P. starb 27. April 1404 zu Hall in Hennegau, trotz seines Reichthums infolge seiner Verschwendung so tief verschuldet, daß eine Anleihe gemacht werden mußte, um ihn feierlich zu bestatten. Sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene, folgte ihm auf dem Thron.

b) P. III., der Gütige, Sohn Johanns des Unerschrockenen (s. Johann 15) und der Margarethe von Bayern, geb. 1396 zu Dijon, ward 1419 durch die Ermordung seines Vaters Herzog von Brabant. Aus Haß gegen den Dauphin schloß er sich im Vertrag von Troyes (21. Mai 1420) an Heinrich V. von England an und kämpfte an dessen Seite gegen Karl VII., bis er 21. Sept. 1435 im Vertrag von Arras letztern anerkannte, der ihm völlige Unabhängigkeit und die Grafschaften Auxerre und Mâcon verschaffte. 1433 entriß er Jacobäa von Bayern Brabant und Holland. Zuletzt überließ er die Regierung ganz seinem Sohn Karl. Er begünstigte Künste und Wissenschaften, beförderte die Gewerbe, namentlich die Teppichweberei in Flandern, und stiftete 10. Jan. 1429 den Orden des Goldenen Vließes. Er starb 15. Juli 1467 zu Brügge. Er war vermählt seit 1409 mit Michaela, Tochter König Karls VII. von Frankreich, seit 1424 mit Bona von Artois, Tochter des Grafen Philipp von Nevers, und seit 1429 mit Isabella von Portugal, aus welcher Ehe sein Nachfolger Karl der Kühne entsprang. Vgl. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne (8. Aufl., Par. 1858, 12 Bde.).

7) P. der Großmüthige, Landgraf von Hessen, Sohn des Landgrafen Wilhelm II., geb. 13. Nov. 1504, folgte 1509 seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter Anna von Mecklenburg, trat 1518 die Regierung selbständig an und vermählte sich 11. Dec. 1523 mit Christine, Tochter Georgs des Bärtigen von Sachsen. Gegen Franz von Sickingen verbündete er sich mit dem Kurfürsten von Trier und zwang jenen, sich und seine Veste Landstuhl zu übergeben. Zur Unterdrückung des Bauernkriegs zog er persönlich zu Felde. Er war einer der eifrigsten Anhänger der kirchlichen Reformbewegung und unter den Fürsten seiner Zeit ohne Frage der klügste und aufgeklärteste. 1526 führte er die Reformation in seinem Land ein, schloß gleichzeitig mit Johann dem Beständigen von Sachsen das Torgauer Schutzbündnis und gründete 1527 die erste evangelische Universität zu Marburg. Das Kolloquium zu Marburg ward 1529 durch ihn veranstaltet, um eine Einigung der deutschen und schweizer. Reformatoren herbeizuführen, da Philipps freisinnige Anschauungen ihn den letzteren geneigter machten; an den Verhandlungen auf den Reichstagen zu Speyer (1529) und zu Augsburg (1530) nahm er den lebhaftesten Antheil. Im December schloß er den Schmalkaldischen Bund mit ab, dessen energischstes Haupt er war, und setzte 1534 durch einen glücklichen Handstreich den Herzog Ulrich von Würtemberg in seine Staaten wieder ein. 1536 brachte er in Kassel und Wittenberg eine sogen. Konkordienformel zu Stande. Für die Entwickelung des Protestantismus in Deutschland hat P. die größten Verdienste. Nachdem er 1542 siegreich gegen den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig gefochten, unterwarf er sich nach der Schlacht bei Mühlberg, den Zusicherungen seines Schwiegersohns, des Herzogs Moritz von Sachsen, trauend, 1547 in Halle dem Kaiser Karl V., der ihn aber verhaften ließ und in der Gefangenschaft sehr hart behandelte, bis Moritz durch den Passauer Vertrag 3. Sept. 1552 seine Freilassung erzwang. P. sandte nach seiner Rückkehr den französischen Hugenotten Hülfstruppen und starb 31. März 1567, nachdem er seine Länder unter seine vier Söhne getheilt. Mit Genehmigung seiner Gemahlin Christine (gest. 15. April 1549) und mit Zustimmung Luthers und Melanchthons hatte er sich 4. März 1540 noch Margarethe v. d. Saal (gewöhnlich die linke Landgräfin genannt) antrauen lassen, die ihm sechs Söhne, die Grafen von Dietz hießen, und eine Tochter gebar und 6. Juli 1566 starb. Vgl. Rommel, P. der Großmüthige (Gieß. 1830, 3 Bde.); Hoffmeister, Leben Philipps des Großmüthigen (Kass. 1846); Heister, Die Gefangennehmung ꝛc. Philipps des Großmüthigen (Marb. 1868).

8) P. August Friedrich, Landgraf von Heſſen-Homburg, Sohn Friedrich Ludwig Wilhelms, geb. 11. März 1779 zu Homburg vor der Höhe, trat 1794 als Hauptmann in holländiſche Dienſte, ward von den Franzoſen gefangen, machte nach ſeiner Freilaſſung (1795) als Freiwilliger in der öſterreichiſchen Armee den Feldzug in Bayern und am Oberrhein mit, focht als Oberſt 1809 bei Landshut, Regensburg, Aspern und Wagram, im ruſſiſchen Feldzug 1812 als Generalmajor, ſodann als Feldmarſchallleutnant bei Dresden, Kulm, Leipzig und Hochheim. 1814 führte er das 6. Armeekorps der Verbündeten bis Lyon. Von 1815—20 war er als Diviſionär in Wien ſtationirt. An der Spitze eines öſterreichiſchen Armeekorps ging er 1821 nach Neapel, wo er als Gouverneur blieb, bis er 1825 zum kommandirenden General in Graz ernannt wurde; 1827 ward er als ſolcher nach Lemberg, 1829 wieder nach Graz verſetzt. Seit 1832 Generalfeldzeugmeiſter, erhielt er 19. Jan. 1839 durch den Tod ſeines Bruders Ludwig Wilhelm Friedrich die Regierung der Landgrafſchaft Heſſen-Homburg, welche er im Juli antrat. Doch blieb er in öſterreichiſchen Dienſten und war fünf Jahre lang Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz. Er ſtarb 15. Dec. 1846. P. war ſeit 1838 in morganatiſcher Ehe vermählt mit der verwitweten Freifrau von Schimmelpfennig, die vom König von Preußen zur Gräfin von Naumburg ernannt wurde und 21. Febr. 1845 ſtarb.

9) (Bruder P.) Kartäuſermönch des 13. Jahrh., Verfaſſer eines »Marienlebens«, einer viel geleſenen Legende in Verſen, die in ſehr zahlreichen Handſchriften vorhanden iſt und auch ins Niederdeutſche übertragen ward (herausgeg. von H. Rückert, Quedlinb. (1853). Vgl. J. Haupt, Bruder Philipps Marienleben (Wien 1871).

Philipper, Brief an die, ein Brief im neuteſtamentlichen Kanon, welchen der allgemeinen Ueberlieferung nach 63 oder 64 Paulus in Rom während ſeiner Gefangenſchaft ſchrieb. Durch eine dem Apoſtel von den Philippern geſandte Geldunterſtützung veranlaßt, iſt er vor allen anderen Pauliniſchen Briefen reich an herzlichen Ergüſſen und zarten Beziehungen, gleichwohl aber nicht über alle Verdachtsgründe erhaben. Vgl. Holſten in den »Jahrbüchern für proteſtantiſche Theologie« 1875 und 1876.

Philippeville (ſpr. filippwil), 1) Bezirkshauptort und ehemalige Feſtung in der belg. Provinz Namur, an einer Zweigbahn der Eiſenbahn von Charleroi nach Mézières, mit (1874) 1250 Einw.; in der Umgegend Eiſengruben und Bleibergwerke. P. entſtand aus dem zur Grafſchaft Hennegau gehörigen Flecken Corbigny, den Karls V. Schweſter Maria von Oeſterreich 1555 befeſtigen ließ und nach ihrem Neffen Philipp II. benannte. Im Pyrenäiſchen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten; 1814 von den Alliirten eingenommen und im zweiten Pariſer Frieden dem Königreich der Niederlande einverleibt, kam es 1831 mit zu Belgien. Die Feſtungswerke ſind neuerdings geſchleift worden. — 2) Arrondiſſementshauptſtadt in Algerien, Departement Konſtantine, am Ued Saſſaf, mit 12,000 Einw., im Oktober 1838 vom Marſchall Vallier gegründet und nach Ludwig Philipp benannt, iſt weſentlich Militärort. Eine halbe Stunde nördlich davon liegt am Mittelmeer der Hafen Stora, urſprünglich eine phöniſiſche Kolonie, wieder alte Name Ruſicada (»Vorgebirge des Feuerthurms«) beweiſt. Es erſcheint ſchon 255 als Biſchofſitz. In der fruchtbaren Umgebung von P. wird viel Ackerbau getrieben, von Stora aus Korallenfiſcherei.

Philippi, im Alterthum Stadt in Makedonien, nahe der thrakiſchen Grenze in der Ebene des Angites, früher als atheniſche Kolonie (ſeit 361) von den dortigen Quellen Krenides, ſpäter nach König Philipp II. von Makedonien, der die Stadt eroberte und wegen der daſelbſt befindlichen Goldbergwerke beträchtlich erweiterte, P. benannt. Hier 42 v. Chr. Sieg der römiſchen Triumvirn Octavius und Antonius über Brutus und Caſſius. Unter Auguſtus legten die Römer eine Kolonie hier an, und 53 n. Chr. gründete der Apoſtel Paulus eine chriſtliche Gemeinde daſelbſt, an die er dann 62 den »Brief an die Philipper« ſchrieb. Die Ruinen der Stadt (Theater, Ringmauern, Akropolis ꝛc.), auf dem Wahlplatz der Schlacht bei P., heißen noch jetzt Filibedſchik.

Philippiken (lat. philippicae orationes), drei heftige Reden des Demoſthenes gegen den makedoniſchen König Philipp II., als den Feind der Freiheit Griechenlands. Auch Cicero's 14 Reden gegen Antonius hießen P.; daher Philippika ſprichwörtlich ſ. v. w. eine leidenſchaftliche, ſtrafende Rede.

Philippinen (Islas filipinas), die nordöſtlichſte Inſelgruppe des Oſtindiſchen Archipels, meiſt im Beſitz der Spanier befindlich, erſtreckt ſich zwiſchen dem Südchineſiſchen Meer nebſt der Mindoroſee und dem Großen Ocean von 5° 9′—21° nördl. Br. und von 117° 16′—126° 53′ öſtl. L. v. Gr. Den eigentlichen Kern derſelben bildet im N. die Inſel Luzon, von deren Südende drei Reihen lang geſtreckter Inſeln, zwei gegen SO., eine gegen SW., ſich hinziehen, während zugleich von Mindoro aus noch eine dritte Reihe gegen SO. ſtreicht, deren einzelne Glieder aber die Richtung von N. nach S. einhalten. Als Hauptinſel iſt nächſt Luzon zu nennen Mindanao im S.; die übrigen bedeutendſten ſind: Samar, Masbate, Leyte, Panai, Negros, Zebu, Pojol, welche mit Mindoro und einer großen Anzahl kleinerer Inſeln die Biſſayasgruppe bilden; ſodann die Calamianes, mit Einſchluß von Palawan; die Babuyanen und die Baſchi oder Batanen, nördlich von Luzon. Die Zahl ſämmtlicher Inſeln ſchätzt man auf 1200, den Flächengehalt, mit den Suluinſeln, auf 295,585 QKilom. (5368 QM.), wovon etwa 170,600 QKilom. (3098 QM.) im Beſitz der Spanier ſind. Ihre Zuſammenordnung weiſt darauf hin, daß ſie ein in ſich zuſammenhängendes Erhebungsganze bilden, zwiſchen deſſen Höhen die Meeresſtraßen tiefe Thaleinſchnitte bedecken. Die Inſeln ſind durchgängig gebirgig, indem bedeutende Bergketten ſie in nordſüdlicher Richtung durchziehen; außerdem enthalten ſie zahlreiche theils noch thätige, theils erloſchene Vulkane und ſind infolge deſſen häufigen Erdbeben ausgeſetzt. Man unterſcheidet drei Jahreszeiten: die trockene und kalte Zeit, die mit November, wenn der Nordoſtmonſun eintritt, beginnt; die der Sencas oder die warme Zeit, die im März beginnt und im April und Mai zu unerträglicher Hitze ſich ſteigert, und die Regenzeit, die im SW. des Archipels im Mai und Juni beginnt und bis September und Oktober dauert, in welcher Zeit es an den Nord- und Oſtküſten zu regnen anfängt. Der Eintritt des Südweſtmonſuns geſchieht regelmäßig im Juni, und er hört im September und Oktober zu wehen auf. Das Umſetzen desſelben iſt mit heftigen Orkanen verbunden. Der Boden der P. iſt von unglaublicher Fruchtbarkeit und macht dieſelben faſt zu dem ſchönſten und produktivſten Land Aſiens. Das Hauptprodukt derſelben iſt Reis, ſowohl Berg- als Ebenenreis, deſſen vorzüglichſte Arten

der Guiriri-, Guavanarayon- und der Neomerореis sind. Nächstdem ist die Kultur des Zuckers und des Tabaks wichtig. Weniger allgemein baut man Weizen und Kakao, dagegen viel ausgezeichneten Kaffee. Die Banane (Musa textilis) liefert den bekannten Manilahanf, auch die Baumwollstaude und die Ramé (eine Flachsart) werden als Gespinstpflanzen angebaut. Ferner werden der Zimmetbaum, Pfefferbaum, Indigo ꝛc. kultivirt, und die Kokospalmen liefern reichen Ertrag. Im allgemeinen ist die Vegetation der P. eine überaus üppige; Urwälder von riesigen Bäumen (darunter treffliche Farb- und Nutzhölzer) bedecken einen großen Theil der Inseln, und die Berge sind bis zu den höchsten Gipfeln mit immergrünem Pflanzenwuchs bekleidet. Der Reichthum an Metallen ist außerordentlich groß, doch liegt er fast ganz unbenutzt. Gold und Eisen finden sich überall verbreitet, ersteres namentlich auf Mindanao sowie in den Bergen von Cavallo, in der Provinz Caramines, auf Zebu ꝛc. Auch Steinkohlen sind vorhanden sowie Schwefel, Quecksilber, Zinnober, Alaun, Achate, Karneole, Bergkrystalle ꝛc. Die Thierwelt ist auf den P. hauptsächlich durch die eingeführten Hausthiere vertreten. Von reißenden Thieren kommt nur die Wildkatze vor. Affen, Schlangen, Kaimane, Schildkröten ꝛc. finden sich wie auf allen asiatischen Inseln. Besondere Erwähnung verdienen ein Zwerghirsch, ein Zwergreh und eine Zwergantilope von fast gleicher Größe. Die Zahl der Hühner, Tauben, Papageien, namentlich aber des Waldgeflügels, ist ungewöhnlich groß. Der Meeresboden ist an den Küsten reich an Korallen. Die Zahl der Einwohner mag 7—8 Mill. betragen, wovon über 5 Mill. den Spaniern unterworfen sind. Der spanische Census von 1857 ergab 4,319,268, A. V. Meyers Berechnung von 1872 dagegen 7,451,352 Seelen ohne die unabhängige Bevölkerung, die gewiß auch über 1½ Mill. beträgt. Darunter befinden sich etwa 7000 Spanier und Kreolen, 12,000 Chinesen, 20,000 spanische Mestizen und 240,000 chinesische Mestizen. Im ganzen sind zwei Hauptrassen der Einwohner der P. zu unterscheiden: die Negrito, welche für die ältesten Bewohner gelten, und die Tagalen (von den Spaniern als Indios bezeichnet), ein Volk malayischen Stammes, welches die Negrito in die Berge zurückgedrängt hat. Letztere, auch Aeta oder Ita genannt, sind völlig schwarz, haben aber einen weniger ausgesprochenen Negercharakter als die Afrikaner und namentlich eine regelmäßigere Gesichtsbildung; ein großer Theil derselben sowie viele aus der Vermischung mit den Indios und anderen fremden Volksgenossen Hervorgegangene erhalten sich unabhängig und leben in Stämmen von verschiedener Benennung; im allgemeinen werden sie unter dem Namen Infieles (»Ungläubige«) zusammengefaßt. Die der spanischen Regierung unterworfenen Indios sind Christen und haben von den Europäern zahlreiche Gebräuche angenommen. Die wilden Stämme sind Götzendiener und Naturanbeter; ihre Häuptlinge heißen Barnaa. Die herrschende Sprache auf Luzon ist das Tagalische, auf den Bissayerinseln das Bissaya; beide Sprachen stammen vom Malayischen ab. Die Tracht besteht bei den Männern aus Beinkleidern von Baumwolle oder Seide, einem Hemd darüber von Sinamay oder Piña und einem Strohhut (Salacot); die Frauen tragen die Cambaya oder Saya aus Baumwolle nebst einem Rock, der durch einen Gürtel gehalten ist. Alle kauen Betel. Die Indios sind äußerst geschickt und gelehrig; ihr Gewebe aus dem Hanf von Manila (bei den Tagalen Avoca genannt) und ihre Schnitzarbeiten sind bewundernswürdig. Der Handelsverkehr ist nicht unbedeutend, entspricht aber der Bewohnerzahl, dem Umfang und dem Bodenreichthum des Archipels keineswegs. Ein lebhafter Küstenhandel wird von den Tagalen und Sangleiern (reinen Chinesen) betrieben. Der Großhandel ist in den Händen fremder Häuser, namentlich von Briten und Amerikanern, auch von Deutschen, Schweizern, Franzosen; englische, amerikanische und spanische Schiffe vermitteln den Verkehr. Die Ausfuhr besteht in Zucker (70 Mill. Kilogr.), Reis, Hanf (30 Mill. Kilogr.), Tabak (2 Mill. Kilogr. Blätter und 80—90 Mill. Cigarren), Sapanholz, Kaffee (2 Mill. Kilogr.), Indigo, Pech, Häuten, Trepang, Goldstaub, Perlmutter, Schildpatt, Kokosnußöl, Rum ꝛc., im Betrag von etwa 26 Mill. Mark; sie geht nach England, Nordamerika, Australien, China, den Suluinseln, Java, Vorderindien, Spanien, Frankreich, Belgien, Holland, Hamburg. Die Einfuhr beträgt etwa 21 Mill. Mark und besteht in Wein, Likör, Papier, Spielkarten, Eßwaaren (z. B. Oliven, Käse, flandrischer Butter, galicischen Schinken ꝛc.), Baumwollgewebe, Kurzwaaren, Hausrath, Glas, Thee, Seide, Porzellan ꝛc. Als Gewicht gilt auf den P. das Pikul = 63,268 Kilogr. und das spanische Quintal = 46 Kilogr.; als Münze der spanische Piaster (Peso), der in 8 Silberrealen oder 96 Granos zerfällt. An der Spitze der Verwaltung steht ein von Spanien auf sechs Jahre ernannter Generalkapitän, der sogen. Vicepatron, der die Macht eines Vicekönigs hat, und dem verschiedene Beamte beigegeben sind. Derselbe präsidirt auch der Real Audiencia, d. h. der obersten Gerichtsbehörde, zu Manila. Die bewaffnete Macht zählt etwa 20,000 Mann, bestehend aus 7000 Mann Linientruppen, meist Tagalen, aus einer Landwehr von ebenfalls 7000 Mann und aus Freikorps. Die Flotte besteht aus königlichen Schiffen und sogen. Sutil oder leichten Schiffen (zur Küstendeckung gegen Seeräuber ꝛc.); doch haben beide nicht viel zu bedeuten. Dem römisch-katholischen Kirchenwesen steht der Erzbischof von Manila vor, der an Rang und Würde der nächste nach dem Generalkapitän ist und drei Bischöfe unter sich hat. Das Volksschulwesen wird durch die Geistlichkeit in erfreulicher Weise aufrecht erhalten und gefördert. Für höhern wissenschaftlichen Unterricht bestehen in Manila (s. d.) das Colegio de San José, die Universidad de Santo Tomas, eine Handelsschule (seit 1840) und eine Seemannsschule (seit 1820). Das gesammte Gebiet der spanischen Besitzungen zerfällt in 33 Provinzen, von denen 19 auf Luzon, 8 auf die Bissayas, 3 auf Mindanao, die 3 übrigen auf andere Inseln, die Calamianes, Babuyanen, Baschi ꝛc., kommen. Hauptstadt ist Manila auf Luzon. — Die P. wurden 1521 von Magelhaens entdeckt und von ihm Archipel St. Lazarus genannt. Nach drei vergeblichen Expeditionen landete 27. April 1565 Michael Lopez de Legaspi auf der Insel Zebu, und 23. Juni 1569 nahmen die Spanier von den Inseln Besitz, die sie schon 1543 nach dem Kronprinzen Philipp (II.) benannt hatten. 1645 litten die Inseln von einem schrecklichen Erdbeben; 1762 wurden sie von der englischen Flotte genommen und blieben zwei Jahre lang im Besitz der Briten. Infolge der zahllosen Widerwärtigkeiten, welche die Seeräuber von Mindanao und Sulu den Spaniern bereiteten, wurde von letzteren 1848 Balaguingui und 1851 Sulu genommen, so daß seitdem der ganze Suluarchipel die spanische Oberherrschaft anerkennt. Vgl. Semper, Die P. (Würzb. 1869); Jagor, Reise in den P. (Berl. 1873).

Philippisten, im 16. Jahrh. die Anhänger der mildernden und ausgleichenden Lehren Melanchthons im Gegensatz zu den strengen Lutheranern; s. Melanchthon.

Philippönen (Filipponen), s. v. w. Lippowaner.

Philippopel (türk. Filibé, bulgar. Plowdiw), Stadt im türk. Wilajet Edirné (Adrianopel), Hauptort eines Sandschaks, an der Maritza, die hier schiffbar wird, und an der Eisenbahn von Konstantinopel und Adrianopel nach Sarambey-Bellowa, liegt in schöner, fruchtbarer Gegend, wo die Straßen von Konstantinopel, aus Bulgarien und der Walachei zusammentreffen, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat 20 Moscheen, mehrere christliche Kirchen, ein Museum und ein Lyceum (1868 eröffnet) der Griechischen Gesellschaft, Karawanseraien, Bäder und andere öffentliche Gebäude, interessante Ueberreste aus dem Alterthum, Fabriken für Seidenzeuge, Tuch, Baumwolle, Leder und Tabak, lebhaften Handel und (nach K. Sar' Mittheilung) ca. 28,000 Einw. (davon etwa die Hälfte Bulgaren, kaum ¼ Türken, ⅛ Griechen, fast ebensoviel Zigeuner, im übrigen spanische Juden und Armenier). Die Umgegend (mit dem Hügel Bunarbschik, der eine reizende Aussicht gewährt) liefert eine große Menge Reis, Wein, Maulbeeren und Obst. P. ist das alte Philippopolis, eine ansehnliche Stadt in Thrakien, die anfänglich Eumolpias, dann nach Philipp II. von Makedonien, der sie erweiterte und verschönerte, P., von den Römern dagegen, weil auf drei Hügeln liegend, Trimontium genannt wurde. In die Hände der Türken kam die Stadt 1360. 1818 wurde sie fast gänzlich durch ein Erdbeben zerstört, blühte aber seitdem durch ihren Handel wieder auf, litt indeß 1846 abermals durch einen großen Brand.

Philippsburg, Stadt im bad. Kreis Karlsruhe, an einem faulen Rheinarm, ehedem eine berühmte, zum Hochstift Speyer gehörige Reichsfestung, hat Tabak- und Hanfbau und (1875) 2407 Einw. P. war früher nur ein Flecken, Udenheim, welchen Bischof Gerhard 1338 mit Mauer und Graben befestigte. Der Bischof von Speyer, Philipp Christoph von Sötern, erwählte den Ort zu seiner Residenz, ließ ihn seit 1618 nach neuerer Art befestigen und nannte ihn dem Apostel Philippus zu Ehren P. Wegen seiner Lage am Rhein, inmitten von Moräſten, war er militärisch wichtig und spielte als Brückenkopf in den Kriegen des 17. Jahrh. eine große Rolle. Im Dreißigjährigen Krieg fiel P. der Reihe nach den Schweden, Franzosen, Kaiserlichen und zuletzt wieder den Franzosen in die Hände, welch letzteren im Westfälischen Frieden das Besatzungsrecht bestätigt ward. Gefälle und Hoheitsrechte blieben dem Hochstift Speyer. Die Franzosen verstärkten die Festungswerke bedeutend. 1679 kam P. wieder an Deutschland, 1688 aber durch Eroberung wieder an Frankreich, 1697 im Ryswijker Frieden an Deutschland zurück. Da die Werke sehr in Verfall geriethen, so ward den Franzosen 1734 die Einnahme nicht schwer. 1735 wurde P. dem Deutschen Reich zurückgegeben, verfiel aber seitdem immer mehr. 1799 ward es von den Franzosen belagert, 20. Sept. 1800 durch Kapitulation übergeben und im Winter 1800—1801 geschleift.

Philippson, Ludwig, namhafter jüd. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 27. Dec. 1811 zu Dessau, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich sodann zu Halle und Berlin dem Studium der klassischen Wissenschaften sowie der jüdischen Theologie. Schon als Student begann P. seine literarische Thätigkeit, die hauptsächlich sich der biblischen und jüdischen Literatur, der Geschichte, aber auch den Wissenschaften im allgemeinen zuwandte. 1833 folgte er einem Ruf als Lehrer und Prediger an die Synagogengemeinde zu Magdeburg, der er später als Rabbiner vorstand, und wo er als gefeierter Redner wie auch als Dirigent der jüdischen Religionsschule erfolgreich wirkte. Diese Thätigkeit mußte er 1861 krankheitshalber aufgeben. Er lebt seither in Bonn. An beiden Orten hat P. durch Wort und That unermüdlich an einer zeitgemäßen Hebung und Reform des Judenthums gearbeitet, unter anderem durch das von ihm 1834 begründete »Israelitische Predigt- und Schulmagazin«, die 1837 an dessen Stelle gesetzte »Allgemeine Zeitung des Judenthums«, ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse, mehrere unter dem Titel: »Siloah« veröffentlichte Predigtsammlungen, das »Jüdische Volksblatt« und »Die israelitische Religionslehre« (Leipz. 1861—65, 3 Bde.). Die Früchte von öffentlichen Vorlesungen sind seine Schriften: »Die Entwickelung der religiösen Idee im Judenthum, Christenthum und Islam« (Leipz. 1847—48, 2. Aufl. 1874; ins Englische und ins Französische übersetzt); »Ueber die Resultate in der Weltgeschichte« (das. 1860); »Die Religion der Gesellschaft« (das. 1848). Von seinen vielen Schriften sind noch besonders hervorzuheben seine kritische Ausgabe der »Israelitischen Bibel« (2. Aufl., Leipz. 1859—62) und »Weltbewegende Fragen in Politik und Religion aus den letzten 30 Jahren« (das. 1868—69, 2 Thle.). Der von P. 1855 gegründete Jüdische Literaturverein erfreute sich lange Jahre schöner Erfolge. Ueber Philippsons Wirken für Juden und Judenthum vgl. besonders Jost, Geschichte des Judenthums und seiner Sekten, Bd. 3, S. 354 ff. (Leipz. 1859). Sein Sohn Martin, geb. 27. Juni 1846 in Magdeburg, seit 1871 Privatdocent, seit 1875 Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn, schrieb: »Geschichte Heinrichs des Löwen« (Leipz. 1868, 2 Bde.); »Heinrich IV. und Philipp III., die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa« (Berl. 1871—76, 3 Bde.); die Biographien Philipps II. von Spanien und Heinrichs IV. von Frankreich in Gottschalls »Neuem Plutarch« u. a. Zur Zeit ist er mit einer urkundlichen Geschichte König Friedrich Wilhelms II. von Preußen und seiner Zeit beschäftigt.

Philippsorden, großherzoglich hessischer, gestiftet 1. Mai 1840 vom Großherzog Ludwig II. als »Philipps des Großmüthigen Orden«, seit 1876 nur Philippsorden genannt. Der Orden hat fünf Klassen: Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter erster und zweiter Klasse. Außerdem ist ihm ein silbernes Kreuz affiliirt. Das Ordenszeichen ist ein achteckiges, weiß emaillirtes Kreuz mit goldeingefaßtem blauen Mittelschilde, der vorn den Ahn des Hauses mit der Devise: »Quis contra nos, si Deus nobiscum«, hinten einen schwerttragenden Löwen mit der Umschrift: »Ludovicus II. magnus dux Hassiae inst.« zeigt. Die Großkreuze tragen dazu einen achtstrahligen Silberstern mit dem Mittelschilde des Kreuzes, die Komture erster Klasse ein silbernes vierarmiges, goldeingefaßtes Kreuz mit dem Mittelschild ohne Devise, außer dem Kreuz um den Hals, die Komture zweiter Klasse nur letzteres; die Ritter erster Klasse das goldeingefaßte Kreuz im Knopfloch, ebenso die zweiter Klasse das silbereingefaßte Kreuz. Das Band ist roth mit blauer Einfassung. S. Tafel »Orden«.

Philippsthal (Kreuzberg), Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hersfeld, an

der Werra, mit Schloß und 650 Einw., war früher ein Benediktinernonnenkloster. Davon hat eine noch bestehende mediatisirte Seitenlinie des ehemaligen kurhessischen Hauses den Namen Hessen-P. (s. d.).

Philippus, St., einer der Jünger Jesu, aus Bethsaida gebürtig. Die Tradition läßt ihn das Evangelium in Phrygien und Skythien verkündigen und um 80 zu Hierapolis seinen Tod finden. Sein Gedächtnistag ist in der katholischen Kirche der 1. Mai, (gemeinschaftlich mit Jacobus dem Jüngern), in der griechischen Kirche der 14. Nov. Unter den neutestamentlichen Apokryphen führen seinen Namen das Evangelium Philippi (von den Gnostikern und Manichäern gebraucht), »Acta Philippi« und »Acta Philippi in Hellade«.

Philipp von Heinsberg, Erzbischof von Köln, um 1130 aus einem angesehenen niederrheinischen Adelsgeschlecht geboren, ward 1156 Domdechant in Köln, zog 1160 mit Erzbischof Reinald nach Italien, ward daselbst vom Kaiser Friedrich I. zu seinem Kanzler ernannt und 1167 nach Reinalds Tod auf Empfehlung des Kaisers zum Erzbischof von Köln erwählt und nach seiner Rückkehr aus Italien 1168 geweiht. Er war fortan ein eifriger Anhänger des Kaisers, für den er mehrere Sendungen an fremde Höfe ausführte, und den er 1174 wieder an der Spitze des Kölner Heerbannes nach Italien begleitete; auch in der Schlacht bei Legnano 1176 kämpfte er mit. Darauf half er den Frieden von Venedig 1177 zwischen Friedich I. und Alexander III. vermitteln und war dann besonders eifrig thätig bei der Bekämpfung Heinrichs des Löwen, nach dessen Sturz er 1180 für sein Erzstift das Herzogthum Westfalen erhielt. Nachdem er noch durch große Ankäufe das Gebiet seines Stifts bedeutend vergrößert und die Blüte desselben durch Begünstigung der Städte, ihres Handels und Gewerbes befördert hatte, änderte er plötzlich seine Haltung dem Kaiser gegenüber, versöhnte sich mit Heinrich dem Löwen und stellte sich 1187, von der Stadt Köln unterstützt, an die Spitze einer großen klerikalen Verschwörung gegen den Kaiser, deren Pläne jedoch durch den Fall Jerusalems und den Tod des Papstes Urban III. vereitelt wurden. P. mußte sich dem Kaiser unterwerfen und folgte 1190 Heinrich VI. nach Italien, wo er 13. Aug. 1191 vor Neapel starb. Vgl. Keußen, De Philippo Heinsbergensi (Kref. 1856); Peter, Analecta ad historiam Philippi Heinsbergensis (Berl. 1861).

Philipp von Neri, s. Neri und Oratorianer.

Philister (Philistäer), semit. Volk an der Ostküste des Mittelmeers, bewohnte den schmalen Küstenstrich Syriens (Philistäa) von Gaza im S. bis zum Karmel im N. und grenzte an die israelitischen Stämme Dan, Simeon und Juda. Sie waren aus dem nordöstlichen Aegypten eingewandert und sind vielleicht die von da im 16. Jahrh. v. Chr. vertriebenen Hyksos (Pelusium = Pelischtim, Philisterstadt). Sie waren in einem Staatenbund von fünf durch Fürsten (Seranim) regierten Gemeinwesen vereinigt, deren Hauptstädte Gaza, Asdod, Askalon, Gath und Ekron waren. Ihre Städte waren volkreich, mit großen Tempeln geschmückt und von Mauern umgeben. Im 11. Jahrh., als die Israeliten durch innere Spaltungen geschwächt waren, begannen die P. ihre Herrschaft nach dem Binnenland zu auszudehnen. Die Stämme Juda und Dan wurden von ihnen unterworfen. Unter Eli's Oberpriesterthum erbeuteten dieselben um 1070 die Bundeslade. Saul brach zwar ihre Macht und befreite Israel von ihrer Herrschaft, hatte aber noch seine ganze Regierungszeit hindurch ihre Einfälle abzuwehren und fiel auch im Kampf gegen sie bei Gilboa 1033. David, der erst bei ihnen Zuflucht gefunden und in ihre Dienste getreten war, hatte nach seiner Erhebung zum Alleinherrscher harte Kämpfe mit ihnen zu bestehen, brachte ihnen dann aber solche Verluste bei, daß sie nach 70jährigem Kampfe von der Eroberung Israels abstanden. Unter Joram zogen sie, mit den Arabern vereint, gegen Jerusalem. Später wurden sie vom syrischen Reich verschlungen, doch hat sich der alte Name des Landes in dem Namen Palästina bis jetzt erhalten. Die P. erscheinen als ein ziemlich kultivirtes und kriegerisches Volk. Sie beschäftigten sich mit Landbau und lieferten zu Sauls Zeiten den Israeliten eisernes Ackergeräthe und Waffen. Ihr religiöser Kult war im wesentlichen von dem phönikischen nicht verschieden. Ihre Sprache war mit der phönikischen und hebräischen verwandt. — Auf den deutschen Universitäten werden als P. alle außerhalb des akademischen Körpers stehenden, die Nichtstudenten, bezeichnet. Der Ausdruck in dieser Bedeutung ging von Jena aus und wird von Wiedeburg (»Beschreibung der Stadt Jena«, Jena 1785) auf blutige Händel zwischen Studenten und den Bewohnern der Johannisvorstadt (um 1690) zurückgeführt, wobei ein unschuldiger Student erschlagen ward, dem dann der Oberpfarrer Götze die Leichenpredigt hielt über den Text: »Philister über dir, Simion!« In den deutschen Wörterbüchern findet sich P. als Studentenausdruck zuerst 1777 bei Adelung, welcher ihn von Balistarii (Armbrustschützen) als dem Namen der Stadtmiliz ableitet, wie denn wirklich die als Armbrustschützen bekannten Jazygen in Ungarn Philistaei genannt wurden. Später bekam der Ausdruck P., zu dessen Erklärung schon der altjüdische Begriff der Bibel (wonach die P. außerhalb des auserwählten Volks standen) genügen dürfte, die spöttische Nebenbedeutung eines engherzigen Spießbürgers. Daher philiströs, beschränkt in Ansichten, Thun und Treiben, im Gegensatz zu burschikos.

Philistos, griech. Geschichtschreiber, geboren um 433 v. Chr. zu Syrakus, unterstützte den ältern Dionysios bei Erlangung und Behauptung der Herrschaft über seine Vaterstadt, wurde 386 von demselben nach Epiros verbannt und erst von dem jüngern Dionysios zurückgerufen, bei dem er durch Schmeichelei großen Einfluß erlangte und 361 die Verbannung des Dion und Platon durchsetzte. Im Kampf gegen Dion, gegen den er als Befehlshaber der Flotte eine Seeschlacht verlor, gefangen, ward er vom Volk umgebracht (353). Er schrieb in der Verbannung ein Geschichtswerk (»Sikelika«) über sicilische Geschichte, von dessen 13 Büchern die ersten sieben Bücher die Geschichte der Insel bis zur Einnahme von Agrigent (409), vier Bücher die des ältern, zwei die des jüngern Dionysios behandelten. Er ahmte Thukydides (daher pusillus Thucydides genannt) nach, erreichte ihn aber weder in der Kunst der Darstellung, noch in Gewissenhaftigkeit. Nur geringe Bruchstücke sind von dem Werk erhalten (abgedruckt in Müllers »Historicorum graecorum fragmenta«).

Phill., bei naturwissenschaftl. Namen Abbreviatur für John Phillips (s. d.).

Phillips, 1) John, Geolog, geb. 25. Dec. 1800, war Professor der Geologie am King's College in London, hierauf am Trinity College in Dublin, zuletzt an der Universität in Orford und starb 24. April 1874. Er gehörte der von Conybeare, Packinson und

Sowerby angebahnten Richtung an und hat seit 1826 durch eine ungemein reiche literarische Thätigkeit viel zur Verbreitung derselben beigetragen. Zu seinen hervorragendsten Werken gehören: »Geology of Yorkshire« (Lond. 1836); »Treatise on geology« (das. 1838, 2. Aufl. 1840, 2 Bde.); »Mineralogy« (das. 1840); »Palaeozoic fossils of Cornwall« (das. 1841); »Rivers, mountains and sea-coasts of Yorkshire« (das. 1845, neue Ausg. 1855); »Mexico illustrated« (das. 1848); »Guide to Treatise on geology« (das. 1854, neue Ausg. 1864); »Life on the earth, its origin and succession« (das. 1860) ꝛc. Er widmete seine Thätigkeit aber auch anderen Zweigen der Naturwissenschaft und konstruirte z. B. ein Marimalthermometer, eine selbstentladende Elektrisirmaschine, einen Regen- und Windmesser, nahm mit Sabine unter anderen theil an magnetischen Untersuchungen der Britischen Inseln und beschäftigte sich zuletzt eifrig mit Erforschung der physikalischen Verhältnisse der Himmelskörper. Zahlreiche Abhandlungen veröffentlichte er in Fachjournalen, und als Sekretär der British Association gab er 27 Bände der »Reports« und »Transactions« derselben heraus.

2) George, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 6. Jan. 1804 zu Königsberg i. Pr., studirte in Berlin und Göttingen, ward 1827 in Berlin außerordentlicher Professor und folgte, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten, 1833 einem Ruf als ordentlicher Professor der Rechte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München. Als Schriftsteller trat er mit seinem »Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächsischen Rechts« (Götting. 1825) auf, dem nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in London die »Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen« (Berl. 1827—1828, 2 Bde.) und die »Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Lehnrechts« (das. 1830, 2 Bde.; 3. Aufl. 1846) folgten. Seine »Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung« (Berl. 1832—1834, 2 Bde.) sowie die von ihm und Görres 1838 begründeten »Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland« bekunden ihn als einen eifrigen Verfechter ultramontaner Interessen. Nach dem Sturz des Ministeriums Abel 1847 ward er von seinem Lehrstuhl entfernt, 1849 aber als Professor des Kirchenrechts nach Innsbruck und 1851 als Professor der Rechtsgeschichte nach Wien berufen, wo er 6. Sept. 1872 starb. Noch sind von seinen Werken hervorzuheben: »Kirchenrecht« (Regensb. 1845—72, 7 Bde.; Bd. 1—2, 3. Aufl. 1855—57); »Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte« (Münch. 1845, 4. Aufl. 1859); »Vermischte Schriften« (Wien 1855—60, 3 Bde.); »Lehrbuch des Kirchenrechts« (Regensb. 1859—62, 2 Abthlgn.; 2. Aufl. 1871; lat. von Bering 1875). — Sein Neffe Georg Jakob P., seit 1873 außerordentlicher, dann ordentlicher Professor des Kirchenrechts zu Königsberg, gest. 18. April 1877, schrieb: »Das Regalienrecht in Frankreich« (Halle 1873).

Philo (Philon), 1) P. aus Byzanz lebte um 150 v. Chr., war Verfasser einiger Schriften über Mechanik, nach einigen auch einer uns nicht vollständig erhaltenen über die sieben Wunderwerke der Welt, die sich durch schwülstige und fehlerhafte Darstellung als ein Werk aus späterer Zeit kundgibt. Sie ward unter anderen von Orelli (Leipz. 1816) herausgegeben.

2) Judäus, der vorzüglichste Repräsentant der jüdisch-hellenischen Philosophie, geboren um 20 v. Chr., begleitete 42 n. Chr. eine Mission der alexandrinischen Juden an den Kaiser Caligula, um gegen die Bedrückungen Abhülfe zu erbitten, denen dieselben ausgesetzt waren, weil sie das Bild des Imperators in ihren Synagogen aufzustellen sich weigerten. Als die Gesandtschaft vom Kaiser schnöde abgewiesen worden, verfaßte P. eine Rechtfertigungsschrift der Juden, die nach Caligula's Tod im Senat vorgelesen wurde. Seine auf allegorischer Deutung des Alten Testaments ruhende Philosophie fördert wesentlich stoische und platonische Gedanken ans Licht und betrachtet als Endzweck des Lebens, das Schauen Gottes durch asketische Kontemplation zu erreichen. Zwischen dem rein geistigen Gott und der irdischen Welt fungiren Mittelwesen, welche ebenso sehr den Platonischen Ideen als den jüdischen Engeln entsprechen. Als ihre Zusammenfassung gilt der Logos, welcher seit Mitte des 2. Jahrh. von christlichen Theologen auf die Person Jesu bezogen wurde. Ueberhaupt wurde Philo's Lehre die Grundlage der Theologie der alexandrinischen Schule. Philo's in griechischer Sprache geschriebene Werke sind herausgegeben worden von Mangey (mit lat. Uebersetzung, Lond. 1742), Richter und Klotz (Leipz. 1828—30, 8 Bde.) und Tauchnitz (das. 1851—54, 8 Bde.). Einige neu aufgefundene Schriften Philo's wurden unter anderen von Aucher (Vened. 1826), am besten von Tischendorf (Leipz. 1868) herausgegeben. Ueber seine Philosophie schrieben: Großmann (Leipz. 1830), Gfrörer (Stuttg. 1835), Dähne (Halle 1834—35, 2 Bde.) und Siegfried (»P. von Alexandrien als Ausleger des Alten Testaments«, Jena 1875).

3) P. aus Byblos in Phönikien, Grammatiker zu Ende des 1. Jahrh., schrieb außer einigen historischen Werken eine griechische Uebersetzung der »Phönikischen Geschichte« des Sanchuniathon in neun Büchern, wovon sich einiges in der »Praeparatio evangelica« des Eusebios erhalten hat. Die Veröffentlichung einer vollständigen Handschrift derselben aus dem Kloster Santa Maria de Merinhao in Portugal durch Wagenfeld (Brem. 1837) war ein literarischer Betrug.

Philochŏros, griech. Geschichtschreiber aus Athen, lebte um 300 v. Chr. und ward durch Antigonos Gonatas als Parteigänger des Ptolemäos Philadelphos zum Tode verurtheilt. Sein Geschichtswerk: »Atthis« erzählt in 17 Büchern in trockener Darstellung die Geschichte Athens von der ältesten Zeit an. Die Fragmente davon sind von Müller in den »Historicorum graecorum fragmenta«, Bd. 1 (Par. 1841) gesammelt.

Philodēmos, Epikureischer Philosoph aus Gadara in Syrien, Schüler Zenons, Zeitgenosse Cicero's und Freund des C. Piso, Verfasser von 34 Epigrammen in der griechischen Anthologie, meist erotischen und schlüpfrigen Inhalts, und einigen größeren Werken, die erst in neuerer Zeit in Herculaneum aufgefunden worden sind. Von letzteren wurden einzelne Bücher wiederholt herausgegeben, z. B.: »De rhetorica«, von Gros (Par. 1840); »De musica«, von Murr (Straßb. 1804; deutsch, Berl. 1806); »De vitiis«, von Göttling (Jena 1830), von Ussing (Kopenh. 1868); »De ira«, von Gomperz (Leipz. 1864); »De pietate«, ebenfalls von Gomperz (in »Herkulanensische Studien«, Heft 2, das. 1866).

Philodéndron *Schott.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, meist kletternde Pflanzen mit oft unregelmäßig gelappten, großen Blättern, wachsen im tropischen Amerika und werden bei uns als Zierpflanzen kultivirt; manche eignen sich auch für das

Zimmer, und besonders ist P. pertusum *Kth.* (Monstera deliciosa *Liebm.*), aus Veracruz, mit dickem, knotigem, wurzeltreibendem Stengel, glänzend dunkelgrünen, in der Jugend ungetheilt herzförmigen, an älteren Exemplaren 60—90 Centim. langen und breiten, tief fiederspaltigen Blättern, in welchen zolllange, länglich runde Löcher erscheinen, als dauerhafte Zimmerpflanze sehr beliebt. Ihre Früchte gelten als Leckerbissen, müssen aber vor dem Genusse sorgfältig gewaschen werden, weil der anhaftende Blütenstaub Halsentzündung hervorruft. S. Tafel »Blattpflanzen I«.

Philogyn (griech.), Weiberfreund, besonders mit dem Nebenbegriff der Veränderlichkeit der Neigungen; Philogynie, diese Neigung selbst.

Philoktētes, ein berühmter Bogenschütze des trojanischen Sagenkreises, Sohn des Pöas, führte die Krieger von Methone, Thaumakia, Meliböa und Olizon auf sieben Schiffen nach Troja, ward aber unterwegs auf der Insel Lemnos von einer giftigen Schlange gebissen und daher hier zurückgelassen. Die kyklischen und tragischen Dichter nennen ihn einen Freund und Waffenträger des Herakles, von dem er zum Lohn dafür, daß er den Scheiterhaufen, auf welchem sich Herakles auf dem Oeta den Flammen übergab, angezündet hatte, den berühmten Bogen mit den nie fehlenden vergifteten Pfeilen erhalten habe. Da einem Orakelspruch zufolge Troja ohne die Pfeile des Herakles nicht erobert werden konnte, ward P. von Odysseus und Neoptolemos von Lemnos in das griechische Lager geholt und bewirkte, von Machaon geheilt, durch Erlegung des Paris den Fall der Stadt. Auf der Heimkehr kam er nach späterer Sage nach Italien, wo er Petelia und Krimissa gründete. Sein Grab und Heiligthum zeigte man in Macella. Sophokles, Euripides und Aeschylos behandelten den Mythus des P. in Tragödien; doch ist nur die des erstern noch vorhanden.

Philolāos, Pythagoreischer Philosoph, nach Platon Zeitgenosse des Sokrates, aus Unteritalien, floh infolge wider die Pythagoreer entstandener Unruhen von Metapontum nach Lukanien. In seiner Jugend Schüler des Pythagoras, war er der erste, welcher dessen Lehre in Schriften behandelte, und zwar in einem in dorischem Dialekt abgefaßten Werk, das in drei Büchern von der Welt, der Natur und der Seele handelte. Die Fragmente desselben sind zusammengestellt von Böckh (Berl. 1819).

Philologenversammlungen. Unter den erhebenden Eindrücken des Jubiläums der Göttinger Universität wurde 20. Sept. 1837 in Gegenwart Alexander v. Humboldts der Entwurf zu den Statuten einer »Philologischen Gesellschaft« genehmigt und von 27 Anwesenden unterzeichnet. Rost hatte das Vorbild in der Versammlung deutscher Naturforscher gefunden und Fr. Thiersch für den Plan gewonnen. Der Verein wollte das Studium der Philologie in der Art fördern, daß es die Sprachen und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßte, die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbar machen, die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen ziehen und gegenseitige Achtung der Fachgenossen wahren, endlich auch größere philologische Unternehmungen unterstützen. Die Gründung fiel in die Zeit leidenschaftlichen Kampfes zwischen der realen und der verbalen Seite der Philologie, zwischen Berlin und Leipzig, zwischen Böckh und G. Hermann und ihren Schülern. Wie hier eine Ausgleichung gesucht und glücklich erlangt ist, so sollte anderseits die klassische Bildung in den höheren Schulen gegen die Angriffe des Realismus geschützt werden, und damit wurden die Schulmänner zur Betheiligung herangezogen. Vier Tage wollte man im Herbst jedes Jahrs zusammenkommen und in der Wahl des Orts möglichst zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands wechseln. Die Göttinger Satzungen sind 1850 in Berlin umgestaltet und diese wiederum 1868 in Würzburg neu redigirt worden. Es war dies nothwendig, weil 1845 in Darmstadt die orientalische Sektion für die Deutsche Morgenländische Gesellschaft dem Verein beigetreten und ebendaselbst die Errichtung einer pädagogischen Sektion erreicht war. Damit war eine Veränderung des Namens in »Verein deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner« geboten, von welchem man seit der Erweiterung zu dem alten: »Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner«, zurückgekehrt ist. 1855 ward in Hamburg der Versuch mit einer archäologischen Sektion gemacht, die aber erst seit 1864 einen festern Bestand gewonnen hat. 1862 traten in Augsburg die Germanisten zum erstenmal hinzu, nachdem in dem Kaisersaal zu Frankfurt 1861 deren Konstituirung genehmigt worden war, und 1863 haben sich auch die Vertreter der romanischen Sprachen mit ihnen vereinigt. In demselben Jahr haben die mathematischen Schulmänner eine besondere Sektion zu bilden angefangen, und 1865 ist eine kritisch-exegetische hinzugetreten. Damit ist aber eine Zersplitterung herbeigeführt, die für das Gedeihen der alle Theilnehmer vereinigenden allgemeinen Sitzungen große Bedenken hat. Die Zahl der Theilnehmer an den bis 1876 abgehaltenen 31 Versammlungen ist nach dem Interesse, welches die Städte boten, sehr verschieden gewesen, am größten (weit über 900) in Leipzig; überall haben die Staats- und die städtischen Behörden dem Verein eine gastliche Aufnahme und angenehme Unterhaltung neben der ernsten Arbeit geboten. Es gilt dies ebenso von den 28 deutschen Städten wie von den beiden österreichischen, Wien und Innsbruck, und von Basel in der Schweiz. Liegt auch der nächste Vortheil solcher Versammlungen in den segensreichen Anregungen des persönlichen Verkehrs, in dem Muster und Vorbild, welches die Meister den Jüngern geben, so ist doch auch die wissenschaftliche Ausbeute nicht gering. Die stattlichen Bände der Verhandlungen, welche seit 1861 sämmtlich in dem Verlag von B. G. Teubner erschienen sind, enthalten für alle Zweige der Philologie die interessantesten Vorträge; die pädagogischen Verhandlungen berühren die wichtigsten Fragen auf dem Gebiete des höhern Unterrichts und geben in ihrer ausführlichen Darlegung ein lebendiges Bild der Erörterungen. Von den übrigen Sektionen werden nur kurze Protokolle mitgetheilt. Ein Generalregister über die ersten 25 Versammlungen hat H. E. Bindseil (Leipz. 1869) herausgegeben. Geschichtliches geben Firnhaber in Schmids Encyklopädie, Bd. 4 (Gotha 1864), und Eckstein in dem Bericht über die Versammlung in Halle, S. 15—25.

Philologie (v. griech. philos, lieb, befreundet, und logos, Wort, Rede), Bezeichnung einer bestimmten und berufsmäßigen gelehrten Thätigkeit, welche die Erforschung der Literatur- und Kunstschätze eines Kulturvolks zum Gegenstand hat, vorzugsweise diejenige, welche sich mit dem Lebensgehalt der Griechen und Römer beschäftigt, insofern derselbe in Schrift und Kunst niedergelegt ist (klassische P.). Ihre Geschichte soll hier kurz zusammengefaßt werden. Der Ursprung derselben liegt noch innerhalb des Alterthums und zwar des griechischen. Wenn sich Sokrates bei Platon einen Philologen nennt, so bezeichnet

er sich damit als einen Freund mündlicher Unterhaltungen, in welchen sich ein höheres geistiges Interesse bethätigt. Das beste Bild solcher Reden geben uns die Dialoge des Platon; die Gegenstände sind jedem zugänglich, leicht zu überschauen, aber noch weit entfernt von der Gestaltung zu einer wissenschaftlichen Disciplin. Und doch sind die Keime derselben, so weit sie sich auf Kritik und Exegese beziehen, schon vor Aristoteles in der Feststellung der Homerischen Dichtungen (Pisistratos) und der Werke der drei großen Tragiker, für die Grammatik und Rhetorik in der Thätigkeit der Sophisten nicht zu verkennen. Bei Aristoteles wird die Philosophie mit einem umfangreichen Wissen in Verbindung gesetzt. Wegen der multiplex variaque doctrina führte zuerst Eratosthenes von Kyrene (bis 194) den Beinamen Philologos. Diese literarische Tendenz fand ihre weitere Pflege in den Staaten, welche an dem östlichen Theil des Mittelmeers aus dem Reich Alexanders hervorgingen, durch die Theilnahme der Ptolemäer in Alexandria und der Attaliden in Pergamon, welche durch die Begründung von Bibliotheken und Museen das gelehrte Material zusammenbrachten und dadurch Mittelpunkte für eine wissenschaftliche Thätigkeit gründeten. Die von ihnen berufenen Männer nannten sich Grammatiker; ihre Gelehrsamkeit umfaßte außer dem eigentlich grammatischen Stoff, der in der Kritik, Erklärung und ästhetischen Beurtheilung der alten Schriftsteller, besonders Homers, beruhte, ein mannigfaltiges Wissen in historischen, antiquarischen, geographischen und anderen Realien, dies alles natürlich in der Beschränkung auf die griechische Literatur, für die sie, was freilich in der meist angenommenen Weise sehr zweifelhaft ist, bereits Klassifikationen (kanones) der Schriftsteller nach den verschiedenen Gebieten aufgestellt haben sollen. Besser unterrichtet sind wir über die kritische Herstellung der Dichterwerke (der Name Aristarchs ist sprichwörtlich geworden für einen Kritiker), über die grammatisch-historische Erklärung derselben (Zenodotos, Aristophanes, Eratosthenes, Krates), über theils beiläufige grammatische Untersuchungen, theils grammatische Lehrgebäude (Dionysios Thrax, Apollonios Dyskolos und Herodianos) und lexikalische Sammlungen (lexeis und glossae), namentlich in Beziehung auf Atticismen und Barbarismen; aber noch immer ist der Begriff der P. unbestimmt und umfaßt alles mögliche Wissen, weshalb schon Homer als Anführer aller P. bezeichnet werden konnte.

Die Römer haben zu der Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur gleich in den Anfängen ihrer Literatur auch die gelehrte Beschäftigung mit der eigenen Sprache hinzugefügt. Dichter und Prosaiker trugen den Eifer für die griechische Sprache auf ihre Muttersprache über, die als ein künstliches Gewächs sorgfältiger Pflege bedurfte. Schon L. Aelius Praeconinus (geboren um 134 v. Chr.), mit dem Beinamen Stilo (»Griffelmann«), erklärte die ältesten Denkmäler der einheimischen Literatur und ertheilte Unterricht. Männer wie Cäsar, Cicero und Varro arbeiteten auf diesem Gebiet. Der Rhetorik widmeten sie schon mit Rücksicht auf ihr Staatsleben die eifrigste Pflege; das praktische Bedürfnis trat überall in den Vordergrund. Aber nur einer der Grammatiker, Attejus, führte den Beinamen Philologus. Diesem Namen entsprach viel mehr die Schriftstellerei der Römer, welche aus allen Gebieten des Wissens das Nöthigste auswählten und für praktische Zwecke zusammenstellten. Damit beginnt eine Reihe encyklopädischer Werke, die um so wichtiger sind, je mehr die Verfasser sich bemühten, das Beste des klassischen Alterthums zu erhalten und in das christliche Mittelalter zu verpflanzen. Schon M. Porcius Cato hatte in den »Praecepta ad filium« in energischer Kürze Anleitung zur Landwirtschaft, Gesundheitspflege, Beredsamkeit, Kriegführung, vielleicht auch zur Handhabung des Rechts gegeben. M. Terentius Varro stellte im 83. Lebensjahr, also als die reifste Frucht seiner Studien, novem disciplinas (zu der Heptas [»Siebenzahl«] kommen noch Medicin und Architektur) zusammen. Von Celsus aus dem 1. Jahrh. n. Chr. haben wir nur unsichere Kunde. Seneca bespricht Epist. 88 die Hauptzweige, und auch von Apulejus (2. Jahrh.) wissen wir, daß er einzelne Gebiete behandelt hat. Der Kirchenlehrer Augustin hat im Jahr 387 »Libri disciplinarum« begonnen, aber nur einige zum Abschluß gebracht. Seit dem Anfang des 5. Jahrh. steht die Siebenzahl der artes fest in dem Werk: »De nuptiis Mercurii cum philologia« (etwa 430) von Martianus Capella; im 6. Jahrh. folgen Boëtius und Cassiodorus, im 7. Isidorus, Bischof von Sevilla (gest. 640), im 8. Beda (gest. 735) mit Grammatik, Rhetorik, Astronomie und Arithmetik, und den Abschluß bildet (bereits in der karolingischen Zeit) Alkuin mit Einzelschriften über das Trivium und (in dem »Computus«) Astronomisches. Damit sind wir schon tief in die christliche Welt hineingekommen, welche jene dürftigen Ueberlieferungen römischer P. zunächst für die Bildung der Geistlichen verwerthete. Bereits im 6. Jahrh. begegnen wir der Theilung der septem artes in das Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und das Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik); sie wird die Grundlage für die Eintheilung der Schulen, ihr Inhalt dient aber allein dem Unterricht in den Kloster- und Stiftsschulen und hat also mit P. nichts mehr zu thun. Durch die allgemeine Verbreitung der lateinischen Sprache ward die Einführung des Christenthums erleichtert; seit dem 5. Jahrh. bereits erhielten hauptsächlich Christen die Bekanntschaft mit den Meisterwerken des klassischen Alterthums; die Kirche vermittelte in ihren Schulen die im Mittelalter überall gleichmäßige gelehrte Bildung. So erhält die klassische P. ihren Charakter als nationales Bildungselement; sie wird international im Dienste der Kirche, des Staats und des Hofs, aber als ein allgemein menschliches Bildungsmittel wird sie nicht mehr gepflegt.

Im Mittelalter scheint selbst der Name P. trotz Martianus Capella wenig im Gebrauch geblieben zu sein; Männer von ausgedehnter Gelehrsamkeit wurden scholastici und selbst scholasticissimi genannt. In dem byzantinischen Reich wurde allerdings die griechische Literatur unter den Komnenen und Paläologen begünstigt und als nothwendige Vorbereitung für den öffentlichen Dienst in den Schulen betrieben; aber die großen Sammlungen von Auszügen und Wörterbüchern (Photios, Hesychios, Suidas, Zonaras), grammatischen Arbeiten (Gregor von Korinth, Moschopulos, Thomas Magister), weitschichtigen kompilirten Kommentaren (Tzetzes und Eustathios) können nicht als ein Fortschritt für die Wissenschaft betrachtet werden, und ein durch Schönheit der Form und Originalität der Gedanken hervorragendes Werk ward nicht geschaffen. Die Araber haben auf dem Gebiete der Philosophie, Medicin, Geographie und Astronomie sowie der Naturwissenschaften die Schriften der Griechen benutzt, aber nur nach Uebersetzungen, und die philologischen Disciplinen haben durch sie keine Bereicherung erfahren. — In den christlichen Abend-

ländern fehlte es nicht an Kräften, um die alte Literatur fortzupflanzen (die Benediktiner, besonders die Kongregation von Clugny), wenn sie auch oft unverstanden blieb oder mißverstanden wurde, weil der historische Sinn fehlte. Man benutzte sie, um den lateinischen Stil in Versen und in Prosa zu bilden und neue Lehrbücher anzufertigen. Große Urtheilslosigkeit zeigt sich in der Kritik, Exegese und Literaturgeschichte. In den Schulen trat zu einigen Klassikern die Lektüre christlicher Dichter und Kirchenväter, die Grammatik wurde auf dem Grund scholastischer Philosophie neu aufgebaut, und die alten Grammatiker sind seit dem 12. Jahrh. ganz verdrängt. Während in Italien wegen des praktischen Bedürfnisses der Rechtsgeschäfte die ars dictandi besonders gepflegt wurde, hat in dem nördlichen und westlichen Europa, besonders in Paris, die Scholastik die gefeierten Grammatiker Peter Helias, Alexander von Villedieu (doctrinale), Eberhard von Béthune (graecista) u. a. geleitet, deren Schriften bis in das 16. Jahrh. das ganze Abendland beherrscht haben. Die wenigen Kenner des Griechischen wurden als ein Wunder angestaunt.

Die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Gestaltung der P. wurde erst dann erreicht, als außer den Geistlichen auch die Laien sich dem Studium des Alterthums zuwandten, zunächst im Interesse der Medicin und des Rechts, sodann auch der Philosophie, Poesie und Beredsamkeit. Dem Land, welches in ununterbrochener Tradition die Spuren des römischen Alterthums in Sprache und Sitten bewahrt hatte, Italien, fiel die Aufgabe zu, die klassischen Studien neu zu beleben, als ein lebhaftes Interesse dafür nicht bloß an den neu entstandenen Universitäten, sondern auch unter den höheren Ständen überhaupt im 14. Jahrh. erwacht war. Den ersten Anstoß zu diesem Wiederaufblühen der Wissenschaften (Renaissance) gaben Fr. Petrarca (1304—1374) und Giov. Boccaccio (1313—75), welche sich zunächst nur der römischen Literatur zuwendeten (die Anfänge des Griechischen durch Barlaamo und Leonzio Pilato sind geringfügig) und ihre Freude in dem Sammeln von Handschriften, ihren Stolz in der Nachahmung der schriftlichen Darstellung fanden. Die Schätze der alten Literatur sollten zur Grundlage einer neuen Bildung gemacht werden, und schon Giovanni da Ravenna (gest. 1420) verwerthete sie für den Unterricht. Weil aber diese neue, von dem Christenthum und der Kirche unabhängige, nur aus dem Alterthum geschöpfte Anschauung der Lebensaufgaben sich als die allgemein menschliche erkannte, gab sie sich den Namen Humanismus, und ihre Vertreter hießen Humanisten. Damit wurde aber die P. noch keine einzelne, begrenzte Wissenschaft, sondern wieder, wie im Alterthum selbst, der Inbegriff aller Polyhistorie, und man verstand unter Philologen alle Freunde der Wissenschaften. Allgemeiner noch ist bei den scholastischen Gegnern dieser neuen Bildung für ihre Vertreter der Name Poeten, weil sie in der Ausübung lateinischer Poesie ihren Ruhm suchten und fanden. Petrarca's glanzvolle Dichterkrönung erfolgte nur als Anerkennung seiner lateinischen Dichtungen. Es im Lateinisch-Reden und -Schreiben den Alten gleichzuthun, galt als die höchste Aufgabe, der selbst die Diplomaten, welche damals noch nicht schrieben, sondern sprachen (oratores), die Staatssekretäre der Fürsten und Republiken, die apostolischen Schreiber der römischen Kurie zu genügen eifrigst bemüht waren.

Die Beschäftigung mit der römischen Literatur mußte die Aufmerksamkeit auf die griechische lenken. Petrarca ermangelte dieser Kenntnis, bei Boccaccio war sie dürftig; aber zu den wenigen Griechen aus Unteritalien kamen bald andere aus Griechenland selbst, oder strebsame Italiener (Guarino und Filelfo) holten von dort ihre Kenntnisse und außerdem griechische Handschriften. Es ist herkömmlich, diese Pflege griechischer Literatur mit der Eroberung Konstantinopels (1453) in Verbindung zu setzen, durch welche eine Anzahl griechischer Gelehrten gezwungen wurde, in Italien eine Zuflucht zu suchen und als Lehrer und Abschreiber zu wirken. Allein schon vorher hatten Griechen in Italien gelehrt, wie seit 1396 Chrysoloras, Gemistos Plethon, Th. Gaza, und das Koncil von Ferrara (1438) hatte besonders Geistliche dorthin geführt, welche für die alte Philosophie begeisterten und den leidenschaftlichen Streit über die Vorzüge des Platon oder des Aristoteles hervorriefen. Florenz und die Mediceer wurden der Mittelpunkt der humanistischen Bewegung, daneben Neapel und der Hof des Königs Alfons, Mailand und die Visconti und Sforza. Mantua und die Gonzaga, Ferrara und die Este, sogar die Kurie unter Papst Nikolaus V. (1447—55) und besonders unter Leo X. traten thätig hinzu, während die Republik Venedig mit ihren reichen Mitteln und Genua weniger thaten. Charakteristisch für diese Humanisten des 15. Jahrh. ist, daß sie lehrend von Ort zu Ort ziehen und einer auf längere Zeit fixirten Anstellung entbehren, daß sie sich trotz mancher verwerflichen Eigenschaften der höchsten Verehrung bei ihren Zeitgenossen erfreuen, und daß sie selbst im Besitz kirchlicher Aemter Gleichgültigkeit gegen das Christenthum zeigen. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die sich in Italien seit 1464 rasch verbreitete, wurden die klassischen Schriftsteller leichter zugänglich (die Griechen zunächst nur in lateinischen Uebersetzungen); ja, als die gelehrten Buchdrucker, die Manutius (bis 1597) in Venedig und die Giunta, seit 1480 daselbst, nachher in Florenz und Lyon, sogar ein handlicheres Oktavformat und saubere Lettern für ihre Ausgaben wählten, war die Benutzung derselben auch in den Schulen erleichtert, zumal die Preise keineswegs hoch waren. Mit der Herausgabe der alten Klassiker war die Nothwendigkeit der Kritik des Textes, die Sammlung und Würdigung des handschriftlichen Apparats, die methodische Handhabung bei der Herstellung geboten; aber darin haben die Humanisten wenig geleistet, weil ihnen der Besitz der alten Schätze, gleichviel in welcher Gestalt, viel höher stand und die Bemühungen um die Reinheit und Eleganz lateinischer Darstellung überwogen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche bereits auf Inschriften, Münzen, Gemmen, auf die erhaltenen Reste der Baukunst ihre Aufmerksamkeit richteten, wie Ciriaco aus Ancona (gestorben vor 1457) und Fra Giocondo aus Verona (geb. 1435), Franc. Poggio (1380—1450) und zahlreiche Dilettanten. Am meisten Beachtung verdienen: Leon. Bruni aus Arezzo (1369—1411), der Kamaldulenser Ambrogio Traversari (1386—1439), Franc. Filelfo (1398—1481), Lorenzo della Valle (1407—1457), der bereits Kritik nicht bloß bei der lateinischen Grammatik, sondern auch an dem Neuen Testament und an der Schenkungsurkunde Konstantins anwandte; als Lehrer Guarino von Verona (1370—1460), Vittorino von Feltre und Pomponio Leto in Rom (1425—98) und als pädagogische Schriftsteller Pier Paolo Vergerio (gest. 1428) und Maffeo Vegio (1407—1458). Die Anfänge einer wirklich philologischen Thätigkeit bieten die »Miscellanea« des Angelus Politianus (Angiolo de' Ambrosio

aus Montepulciano, 1454—94); er fand auch unter seinen Landsleuten eifrige Nachfolger, wie Pietro Vettori (1490—1584) für Kritik und Erklärung, Carlo Sigonio (1523—84) für antiquarische und geschichtliche Forschungen, und an den nach Rom übergesiedelten Ausländern, dem Franzosen Marc Antoine Muret (1526—88), den Spaniern Don Antonio Agustin (gest. 1586) und Pedro Chacon (Ciaconius, gest. 1599) und dem Portugiesen Achille Estaço (Statius, 1524—81).

Während nicht bloß die Jugend, sondern auch gereifte Männer aus allen Ländern nach Italien zogen, um an der Quelle die neue Wissenschaft zu schöpfen, nahm dieselbe doch in den verschiedenen Ländern eine verschiedene Gestalt an; nur in dem einen stimmte sie überein, daß die heutige Sonderung zwischen Philologen einerseits und Theologen, Juristen, Medicinern, Philosophen, Historikern anderseits an den bedeutendsten Männern sich nicht durchführen läßt, und daß alle einen scharfen Gegensatz gegen die alte scholastische Latinität bilden. Daraus entwickelt sich für die P. der Begriff der Polyhistorie, die anfangs größtentheils auf dem Grunde der klassischen Literatur alle Wissenschaften umfaßt, weil man sie zur gründlichen Verbesserung und Erklärung der Schriftsteller brauchte, dann als ein Theil der Polymathie etwa nur die mathematischen Disciplinen ausschließt; daneben geht im engsten Umfang die Sprachwissenschaft, welche in ihrer Anwendung auf die biblischen Schriften die philologia sacra ausmacht. Die Richtung auf Polyhistorie zeigt sich zunächst in Frankreich, wo bis zu der Zeit Ludwigs XIV. Männer aus den verschiedensten Berufskreisen sich an den philologischen Studien betheiligten, fast alle ausgezeichnet durch große Gelehrsamkeit. Zunächst sind es die Juristen, welche durch die Anwendung philologischer Exegese und durch Benutzung der erweiterten Kenntnis des römischen Alterthums das römische Recht aus den Quellen herstellten und damit auch dem Verständnis der Schriftsteller großen Gewinn brachten, wie Guillaume Budé (1467—1540), Jacq. Cujas (1522—90), Franç. Hotman (1529—1590), Barnabé Brisson (1531—91), Pierre Daniel (1530—1603), Pierre Pithou (1539—96). Die enge Verbindung der P. mit der Jurisprudenz wurde die Grundlage der wahren Methode für beide Disciplinen; sie wurde in der Kritik und Erklärung sicher und scharf gehandhabt von Adrien Turnèbe (1512—65), Denis Lambin (1520—75) und dem gelehrtesten Sprößling einer gelehrten Buchdruckerfamilie, Henri Estienne (Stephanus, 1528—98), dem neben der Ausgabe zahlreicher Schriftsteller sein »Thesaurus graecae linguae« ein dauerndes Andenken sichert. Auch fehlte es außerdem nicht an guten Kritikern, gründlichen Historikern und fleißigen Antiquaren; unter den Jesuiten sind Sirmond und Petau nicht zu vergessen. Aber die religiösen Streitigkeiten und Verfolgungen haben die ausgezeichnetsten Hugenotten veranlaßt, das Land zu verlassen, und die philologischen Studien schwer geschädigt. Isaac Casaubon (1559—1614) ging nach England, Jos. Just. Scaliger (1540—1609), der bedeutendste von allen, 1593 nach Leiden, eben dahin Claude de Saumaise (Salmasius, 1588—1653).

Was in den Niederlanden für diese Wissenschaft bis zu dem Ende des 16. Jahrh. geschehen ist, gehört Deutschland an. Erst als in der kleinen Republik Holland die Stadt Leiden als Lohn für ihre Tapferkeit 1575 eine Universität erhalten hatte und Scaliger 1594 dahin berufen worden war, begann von dort aus eine neue Blüte der P., die auch an den Universitäten zu Franeker, Gröningen, Utrecht, Harderwijk und an einigen Athenäen sowie durch tüchtige Schulmänner und Buchdrucker (Plantin, die Elzeviere, Wetstein) eifrige Pflege fand. Scaliger beherrschte alle Gebiete dieser Wissenschaft und eröffnete ihr neue Bahnen, wie für die Chronologie, für die geschichtliche Auffassung der lateinischen Sprache, und wußte mit Schärfe und Klarheit das Alterthum, in genialster Weise nachschaffend, in seiner Totalität wieder zu gewinnen. Nach seinem Plan sammelte Jan Gruyter den »Thesaurus inscriptionum latinarum« (1601). Auch hier fehlt es nicht an Sammlerfleiß, wie bei Jan de Meurs (1579—1639), Gerh. Jos. Vossius (1577—1649), ebensowenig an der Pflege lateinischer Dichtung; aber im ganzen tritt die Kritik und Erklärung lateinischer Schriftsteller in den Vordergrund (Hugo Grotius, 1583—1645, wendete die Gesetze echter Interpretation zuerst auf die Bibel an), wie bei Joest Lips (1547—1606), den beiden Heinsius und bei den aus Deutschland eingewanderten J. Fr. Gronouw (1611—71) und J. G. Gräfe (1632—1703), und nur wenige denken an Geographie, wie Klüwer aus Danzig, oder an Geschichte, wie Jakob Vorbroek (Perizonius); ja, die Antiquitäten wurden rein äußerlich in weitschichtigen Sammelwerken beachtet. Und dieser Sammlerfleiß zeigte sich dann auch in den gewaltigen Bänden der Ausgaben »cum notis variorum«, unter deren Herausgebern die beiden Burman obenan stehen. Für das Griechische wurde zunächst von den Holländern wenig gethan; erst Tib. Hemsterhuis (1685—1766) verschaffte ihm gleiche Berechtigung, und ihm folgt eine große Anzahl tüchtiger Gräcisten, wie L. C. Valckenaer (1715—85), Dav. Ruhnken (1723—98), Dan. Wyttenbach (1746—1820), van Heusde (1778—1859) bis zu den noch lebenden Cobet und van Herwerden. Neben ihnen dürfen die Latinisten Hofman-Peerlkamp (1786—1825), J. Bake (1787—1864), Pluygers, Naber, Du Rieu nicht vergessen werden. Alle halten in nationalem Selbstgefühl die Traditionen ihrer großen Vorgänger bei der Kritik und Erklärung der Schriftsteller fest und versteigen sich nicht auf andere Gebiete der Alterthumswissenschaft.

Seit dem Anfang des 18. Jahrh. ward auf die neue kritische Richtung der Holländer von England aus der nachhaltigste Einfluß geübt. Zwar hatte es dort seit dem 16. Jahrh. nicht an Männern gefehlt, die, in Italien selbst gebildet, philologische Studien getrieben und auf den Universitäten und in großartigen Schulstiftungen eingeführt hatten (John Colet, Thomas Linacre, Rich. Croof); aber die schweren politischen und kirchlichen Kämpfe gestatteten denselben doch wenig Raum. Der kühne und geniale Richard Bentley (1662—1742), der es an Gelehrsamkeit mit seinen Zeitgenossen aufnahm, übertraf dieselben an Scharfsinn und durch strengere Methode. Sprache, Metrik, Fragen der Literaturgeschichte behandelt er gleich eindringend, und in der Herstellung der Texte fand er nicht bloß die Fehler, sondern heilte sie auch mit seltener Divinationsgabe. Noch immer gilt er als princeps criticorum, und mehrere seiner Schriften sind als epochemachend zu betrachten. Eine Schule hat er nicht gebildet; aber sein Beispiel wirkte zunächst bei seinen Landsleuten, welche dieselbe kritische Richtung festhielten, wie Jer. Markland (1698—1776), John Taylor (1703—1766), Rich. Dawes (1708—1766), John Toup (1713—85), Thomas Tyrwhitt (1730—1786), Sam. Musgrave (1739—80). Dem großen

Meiſter am Anfang des Jahrhunderts ſteht am Ausgang desſelben Rich. Porſon (1759—1808) ſehr nahe, der bei ſeinen Schülern und Anhängern die Pflege der griechiſchen Literatur, beſonders der ſceniſchen Dichter, weckte und bei ihnen in Metrik und Sprache als unfehlbare Autorität galt. Peter Elmsley, Peter Paul Dobree, Thomas Gaisford, Blomfield, Monk, Paley, Blackie, Blaydes u. a. können hier angeführt werden. Die Verhältniſſe des Landes veranlaßten die Reiſen in die klaſſiſchen Länder (Stuart und Revelt, Chandler, Dodwell, Leake, Fellows) ſowie die dilettantiſche Luſt an dem Sammeln von Werken alter Kunſt (Hamilton) und deren Aufſtapelung in dem Britiſchen Muſeum (Newton); dieſelben befähigten auch wie nirgends zur Behandlung der alten Geſchichte (Gibbon, George Grote, Thom. Arnold, Thirlwall, Lewis). Dagegen hat man erſt in der neueſten Zeit angefangen, ſich der kritiſchen Behandlung der römiſchen Schriftſteller mehr zuzuwenden (Connington, Munro, Ellis).

In Deutſchland dauerte es lange, bis ſich der Humanismus Bahn brach. Italiener kamen dorthin an die Univerſitäten, wie Publicius in Erfurt; Deutſche, wie Peter Luder, zogen von Univerſität zu Univerſität. Obgleich Aeneas Sylvius und Antonio Campano an der Befähigung unſerer Landsleute zweifelten, fanden dieſe Studien doch einen guten Boden vor. Das war das Verdienſt der in Norddeutſchland bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. entſtandenen Genoſſenſchaft der Brüder vom gemeinſamen Leben, die einen lebendigen Eifer für die Bildung der Jugend und des Volks überhaupt bethätigte. Der Stifter Geert Groot (1340—84) ſah nur die Anfänge; aber die raſche Entwickelung der Fraterhäuſer von Deventer aus in den Niederlanden, weiter in Norddeutſchland bis Roſtock und Kulm, brachte auch den höhern Unterricht in die Hände der Brüder. Es iſt zunächſt eine theologiſirende Richtung, auf die R. Agricola (Huysmann), der ſelbſt in Italien geweſen war und dann an verſchiedenen Orten ohne eigentliches Lehramt lebte, Einfluß übte, indem er zugleich auf die Einrichtung von Schulen hinwirkte. Deventer unter Alexander Hegius (geſt. 1498) erzog die Männer, die unter Rud. v. Langens Leitung die Münſter'ſche Humaniſtenſchule bildeten. Aber es galt zunächſt, die mittelalterlichen Lehrbücher zu beſeitigen und neue zu ſchaffen. Den Reigen führt der große Gelehrte, welcher allen civiliſirten Ländern gleichmäßig angehört und durch Ermunterung und Schriften die klaſſiſche Bildung für die Gelehrten wie für den Unterricht überall hingetragen hat, Deſiderius Erasmus (1467—1536). Joh. Reuchlin (1455—1522) ward der Mittelpunkt für die neuen Beſtrebungen in Würtemberg, der erſte Lehrer im Griechiſchen und im Hebräiſchen, um den ſich in dem Kampf gegen die Kölner Obſkuranten alle erleuchteten deutſchen Männer ſcharten. Konrad Celtes (Pickel, 1459—1508) wanderte als fahrender Humaniſt von Ort zu Ort, auch nach Italien, und vereinigte die Freunde ſeiner Wiſſenſchaft in verſchiedenen sodalitates litterariae, z. B. in der Weichſelgegend, an der Donau und vornehmlich am Mittel- und Oberrhein. Dort hatte Dringenberg, ein Zögling der Hieronymianer, die Schule in Schlettſtadt zur Blüte gebracht, und ſein beſter Schüler, J. Wimpheling (1450—1528), ſorgte durch Unterricht und Lehrbücher für weite Kreiſe. In Baſel, Straßburg, Tübingen, Heidelberg, Ingolſtadt, Wien, Erfurt finden ſich Humaniſten; Leipzig, Roſtock und Greifswald waren noch in den Banden des Scholaſticismus. Im Süden erſetzte man am fleißigſten die alten Lehrbücher durch neue; Würtemberg allein hat eine ganze Reihe von Verfaſſern lateiniſcher Grammatiken aufzuweiſen, im Norden und Weſten Cäſarius, Murmellius und die feurigen Apoſtel der neuen Lehre, Herm. von dem Buſche und Moſellanus (Schade). Aber auch an wirklichen Philologen, wie Gelenius, Rhenanus, Grynäus, fehlte es nicht; andere waren Sammler und Bearbeiter zugleich, wie Konrad Peutinger und Apianus (Bienewitz). Seit der Reformation wurde der Einfluß der klaſſiſchen P. zunächſt darin ſichtbar, daß man dieſelbe für die Theologie verwerthete und im Dienſte der Kirche zahlreiche Schulen und Univerſitäten gründete. Freilich herrſchte in dieſen Schulen, die zum Theil, beſonders in Sachſen und Würtemberg, aus den eingezogenen Klöſtern hervorgingen, das Latein vor, welches durch künſtliche Nachbildung praktiſch ſich anzueignen die vorzüglichſte Aufgabe war. Ph. Melanchthon (1497—1560) hat in ſeinen Einrichtungen das Muſter faſt für Jahrhunderte und in Straßburg Johann Sturm (1507—1589) für den Südweſten in gleicher, aber ſchon weniger auf die Kirche beſchränkter Weiſe gegeben. Ausgezeichnete Schulmänner finden wir auch im Dienſte der Wiſſenſchaft, wie Joach. Camerarius (1500—1574), Jak. Micyllus (Moltzer), G. Fabricius (Goldſchmied), Hieron. Wolf, Mich. Neander, Wilh. Xylander (Holtzmann), L. Rhodomann bis auf Nikodemus Friſchlin (1547—90), der auch in ſeinem Lebensgang vielfach an die italieniſchen Humaniſten erinnert. Neben ihnen nehmen die gelehrten Buchdrucker, beſonders in Baſel (Amerbach, Froben, Cratander), Frankfurt (Wechel) und Heidelberg (Commelin), und die Korrektoren ihrer Druckereien (Fr. Sylburg, Dav. Höſchel) einen ehrenvollen Platz ein. Das überhand nehmende Intereſſe für die theologiſchen Zänkereien, der furchtbare Dreißigjährige Krieg drängten die klaſſiſchen Studien zurück, obwohl in den feſten Schuleinrichtungen ſich einiges erhielt und auch der Gegenſatz zu den Jeſuiten, welche Sturms Anſichten beſonders in Betreff der Alleinherrſchaft des Latein dem Charakter der Zeit gemäß klug benutzt hatten, zur Aufmerkſamkeit nöthigte. Außer mancherlei Verſuchen für die Verbeſſerung der Schulpraxis haben die Gelehrten an der Polyhiſtorie feſtgehalten oder im Gegenſatz dazu die Sprachwiſſenſchaft allein betont in der Ausdehnung, daß ſie durch die Grammatik das Verſtändnis, durch Rhetorik und Poetik die Imitation der Darſtellung, durch Hermeneutik und Kritik die praktiſche Anwendung jener Disciplinen auf die Literatur umfaſſen ſollte. Das Griechiſche wurde ſehr vernachläſſigt und fand erſt durch Gesner wieder eine anfangs ſehr ſpärliche Pflege. Die lateiniſche Stiliſtik trat mehr zurück, ſeitdem die Diplomatie allmählich aufhörte, ſich der lateiniſchen Sprache zu bedienen, und die Univerſitäten die Mutterſprache anwendeten. Auch die Auffaſſung der P. als Kritik, beſonders bei den Holländern, oder als Hiſtorie, wie bei Heyne und Heeren, blieb eng und unklar. Als Polyhiſtoren müſſen die gelehrten Sammler gelten, wie J. Alb. Fabricius (1668—1710), vor ihm Kasp. v. Barth, Thomas Reines, nach ihm die aus der Schule hervorgegangenen akademiſchen Lehrer Chriſtoph Cellarius (1638—1707), Joh. Matth. Gesner (1691—1761) und J. A. Erneſti (1707—1781), neben welchen J. Jak. Reiske (1716—74) und Fr. Wolfg. Reiz (1733—90) mehr unter dem Einfluß der kritiſchen Schule der Niederländer ſtanden. Als der letzte Vertreter dieſer Polymathie ſteht Chr. Dan. Beck (1757—1832) in Leipzig da. Die Univerſität Leipzig hat durch

dieſen Lehrer eine große Anzahl philologiſcher Lehrer an Univerſitäten (Eichſtädt, Hand u. a.) und Schulen (K. A. Böttiger, Schmieder, Scheller, Gurlitt, Bauer ꝛc.) gezogen.

Das Aufblühen der nationalen Literatur, zunächſt herbeigeführt durch den Anſchluß an das Alterthum (Klopſtock und Leſſing, Wieland, Herder und Voß), erweckte den Sinn für das Schöne; J. J. Winckelmann (1717—68) wurde der begeiſterte Erklärer antiker Kunſt und verſuchte ſich zuerſt (ſchwache Vorgänge bei Chriſt) nicht bloß in der geſchichtlichen Entwickelung derſelben, ſondern auch in ihrer kritiſchen Würdigung. Die von Leſſing gegebene Theorie für Kunſt und Poeſie kam der P. ebenſo ſehr wie der Dichtkunſt zu gute. Auch die Philoſophie begann eine mächtige Wirkſamkeit zu entfalten, und die politiſche Bewegung (Nordamerika, franzöſiſche Revolution) ließ die alte Geſchichte in einem ganz neuen Licht erſcheinen. Manches davon hat Chr. Gottl. Heyne (1729—1812) in Göttingen mit Talent verwerthet für die äſthetiſche Erklärung der Schriftſteller, für mythologiſche, antiquariſche und kulturhiſtoriſche Forſchungen (nur in der Grammatik und Kritik tritt er zurück); ja, er wünſchte bereits für die P. und Aeſthetik an den Univerſitäten eine beſondere Fakultät, die das Alterthum als ein Ganzes umfaſſen ſollte. Unter ſeinen Schülern iſt Fr. Jacobs (1764—1847) der bedeutendſte; Mitſcherlich und Diſſen (1784—1837) ſind außerdem zu erwähnen; auch Joh. Gottl. Schneider (1750—1822), Aug. Matthiä (1769—1835), G. Friedr. Groteſend (1775—1853) ſind in Göttingen gebildet worden.

Das philologiſche Studium gleichſam zu emancipiren von der dienſtbaren Beziehung zu anderen Wiſſenſchaften, alle Verflüchtigung in Polyhiſtorie, alle Bevorzugung formaler Fertigkeiten zu beſeitigen und ihr eine klar beſtimmte, praktiſche Aufgabe und damit eine ſelbſtändige Stellung gegeben zu haben, iſt das Verdienſt von Fr. A. Wolf (1759—1824), und man kann dies von dem Tag an rechnen, an welchem er in Göttingen darauf beſtand, als studiosus philologiae inſkribirt zu werden. Die Kenntnis der alterthümlichen Menſchheit wurde das Ziel dieſer Alterthumswiſſenſchaft; das Leben des klaſſiſchen Alterthums ſollte reproducirt werden. Die 24 Diſciplinen, deren lange Reihe nach Wolf das Gebiet der P. darſtellen ſoll, ſind freilich weder durch ein geiſtiges Band verbunden, noch auf natürliche Weiſe aus ihrem Mittelpunkte, dem klaſſiſchen Alterthum, hervorgegangen. Aber Wolf hat nicht bloß, durch einen glücklichen Inſtinkt geleitet, einzelne Diſciplinen viel beſſer behandelt, z. B. die Literaturgeſchichte, ſondern auch durch ſeine kritiſche Methode, namentlich bei den Unterſuchungen über die Entſtehung der Homeriſchen Gedichte (1795), ein unübertreffliches Muſter für andere Wiſſenſchaften gegeben. Nicht minder hoch iſt ſein Einfluß als Lehrer in Halle (bis 1806) anzuſchlagen, denn ſeinen Schülern iſt die raſche Entwickelung der Gymnaſialſtudien in Preußen und anderwärts zu danken, und dabei maßgebende Männer, wie W. v. Humboldt und Süvern, benutzten ſeinen Rath. Die Sprache behandelte Wolf nur als ein Organ, das den Realien gegenüber eine untergeordnete Stelle einnahm, und deshalb wurden Grammatik, Kritik und Hermeneutik nur als Hülfswiſſenſchaften betrachtet. Dadurch trat die Anſicht, welche die P. als Sprachwiſſenſchaft allein auffaßte, in Gegenſatz zu Wolf, doch mehr zu deſſen Schülern als zu dem Meiſter ſelbſt. Gottfr. Hermann (1772—1848) hat keine vollſtändige Darſtellung ſeines Syſtems gegeben, aber er beſchränkte ſich weſentlich auf Kritik und Grammatik. Genial wie Bentley, fein und ſcharf, begründete er die rationale Auffaſſung der Grammatik nach Kant'ſchen Principien, ſchuf die Metrik, leiſtete Glänzendes in der Kritik und wurde der Gründer einer Schule, in der auch des Lehrers edle Perſönlichkeit wirkte. Seine Schüler, hauptſächlich der griechiſchen Literatur zugewendet, ſind: Chr. A. Lobeck (1781—1860), der in Königsberg eine durch K. Lehrs fortgeſetzte eigene Schule bildete, A. Seidler in Halle (1779—1851), Fr. Thierſch (1784—1860), der in Bayern die Gründung dieſer Studien beſonders gefördert und ihre Blüte an den Univerſitäten (Döderlein, Nägelsbach, Halm, Urlichs, Chriſt, Burſian) geſichert hat, Fr. Paſſow, A. Ferd. Näke, K. Fr. Hermann (1804—1855), A. Meineke, K. Reiſig (1792—1829), Fr. Poppo, die Gebrüder Dindorf, Weſtermann, Sauppe, Bergk, Nipperdey, M. Haupt (1808—1874), der dann in Verbindung mit K. Lachmann (1793—1851) dieſe philologiſche Methode auch auf die germaniſtiſchen Studien anwandte. Kurze Zeit war auch Fr. Ritſchl (1806—1876) Hermanns Zuhörer geweſen, hatte ſich aber dann nach Halle gewendet, wo K. Reiſig leider nur zu kurze Zeit durch Anregung eine Anzahl tüchtiger Philologen (Fr. Haaſe) gebildet hat, aber keinen größern als Ritſchl, der in Halle, Breslau, Bonn und Leipzig mit dem glänzendſten Erfolge gelehrt hat. Seine Schüler finden ſich jetzt an allen deutſchen Univerſitäten oder ſind wackere Gymnaſiallehrer. Ihm iſt die Richtung auf die hiſtoriſche Entwickelung der lateiniſchen Sprache, die genaue Feſtſtellung ihrer Metrik und die diplomatiſche Kritik des Plautus als Muſter für ähnliche Behandlung zu verdanken.

Der feindliche Gegenſatz zwiſchen realer und verbaler P. hat ſich eine Zeitlang zwiſchen den Schülern Hermanns und A. Böckhs (1785—1867) mit Unrecht gezeigt. Denn obgleich bei letzterem nicht jene Beſchränkung auf die Werke antiker Literatur ſich geltend machte und er das Alterthum in ſeiner zuſammenhängenden Entwickelung nach allen Richtungen menſchlicher Thätigkeit auffaßte, ſo wurde dabei doch die kritiſche Thätigkeit nicht vernachläſſigt. Die neu gegründete Univerſität Berlin ward für einige Zeit der Mittelpunkt. Neben Wolf, Imm. Bekker (1785—1871) und Böckh lehrten Buttmann (1761—1829) und Heindorf, ſpäter auch Bernhardy und Zumpt daſelbſt; auf neue Bahnen lenkten B. G. Niebuhr (1776—1831), indem er an der römiſchen Geſchichte die verſchiedene Natur der geſchichtlichen Ueberlieferung und der Sagenbildung nachwies, Fr. Schleiermacher (1768—1834), der Theolog, der die Philoſophie der Griechen geſchichtlich und dialektiſch entwickelte, Fr. K. v. Savigny (1779—1861), der, Juriſt und Meiſter der hiſtoriſchen Schule, nicht nur ſelbſt zur Kenntnis des römiſchen Alterthums beitrug, ſondern auch ſeine Schüler (Dirkſen, Bethmann-Hollweg, Bluhme, Huſchke, Böcking, Puchta) dazu anleitete. Von Berlin aus hat ſich die Epigraphik ganz neu geſtaltet, und der dortigen Akademie gebührt das Verdienſt der kritiſchen Sammlung ſowohl der griechiſchen (Böckh, Kirchhoff) als der lateiniſchen Inſchriften (Theodor Mommſen) und der Heranbildung gut geſchulter Jünger. In Berlin hat man auch neuerdings die Reiſen in die klaſſiſchen Länder unterſtützt, und die ergebnisreichen Ausgrabungen in Rom und Olympia gehen vom Deutſchen Reich aus. Nicht minder haben die archäologiſchen Studien an Umfang gewonnen. Die alte Kunſt als ein weſentliches Glied in dem Leben der klaſſiſchen Völker zu betrachten und für die Behandlung ihrer Werke dieſelbe ſtrenge Methode wie bei den Schriftwerken anzuwenden, haben

Fr. G. Welcker (1784—1868), Ed. Gerhard (1795—1865), Otfried Müller (1797—1840), Fr. Thierſch (1784—1860) und O. Jahn (1813—69) mit Erfolg verſucht. Die Archäologie hat auf allen Univerſitäten ihre beſonderen Lehrer und angemeſſene Lehrmittel; in ihrem Intereſſe iſt das Inſtitut für archäologiſche Korreſpondenz in Rom durch eine gleiche Anſtalt in Athen erweitert, und beide ſind zu einer förmlichen Schule geworden. Am meiſten ſchwankt man in der Mythologie, denn K. A. Böttiger, G. Fr. Creuzer (1771—1858), Welcker, Gerhard, Otfr. Müller, Preller (1809—1861), Forchhammer bezeichnen ganz verſchiedene Richtungen. J. H. Voß drang auf eine chronologiſche Ordnung der Zeugniſſe ſchon aus Widerſpruch gegen die verworrenen Sammlungen der Heynianer; Creuzer ſuchte in gewiſſen allgemeinen Grundvorſtellungen aller Sagen einen Grundſtock urſprünglicher Offenbarung nachzuweiſen; Welcker hat den Anfang gemacht, alle Elemente in dem Charakter des Volks und der es umgebenden Natur zu erfaſſen und dadurch der Entwickelung der Sage zu folgen. Es iſt unmöglich, alle die Namen der Männer aufzuzeichnen, welche jetzt in Deutſchland alle Diſciplinen der Alterthumswiſſenſchaft gleichmäßig zu bearbeiten bemüht ſind; das Gedeihen unſerer höheren Schulen iſt dadurch bedingt.

Mit der P. iſt jetzt noch vielfach verbunden die vergleichende Sprachwiſſenſchaft, deren Urſprung von der Gründung der Aſiatiſchen Geſellſchaft in Kalkutta 1751 zu datiren iſt, welche das im Sanskrit vorhandene Sprachmaterial zuerſt zugänglich machte. Fr. Schlegel lenkte die Aufmerkſamkeit darauf; aber erſt als Franz Bopp (1791—1867) die grammatiſche Zergliederung 1816 begann und 1833 den erſten Band ſeiner vergleichenden Grammatik folgen ließ, umfaßte die Sprachforſchung das den ſtammverwandten Sprachen Gemeinſame und ſtellte die Grundzüge der organiſchen Aus- und Umbildung der Sprache dar. W. v. Humboldt (1767—1835) faßte die Sprachen des Erdkreiſes als verſchiedene Stufen gelungener Sprachbildung in ein großes Gemälde zuſammen. Jak. Grimm (1785—1863) koncentrirte ſeine Kräfte auf die germaniſchen Sprachen. Seinem Beiſpiel folgten Zeuß (1806—1856) und Ebel (1820—1875) in der »Grammatica celtica«, Miklošich und Aug. Schleicher (1821—68) für die ſlawiſchen Dialekte, Wilh. Corſſen (1820—75) für die italiſchen, G. Curtius für das Griechiſche, Fr. Diez (1794—1876) für die romaniſchen Sprachen. England, Frankreich, ſogar Italien betheiligen ſich eifrigſt; namentlich hat dort Max Müller die Ergebniſſe dieſer Studien durch geſchickte Populariſirung in die weiteſten Kreiſe getragen. Jetzt entbehrt keine Univerſität eines beſondern Lehrſtuhls für dieſe Wiſſenſchaft, zumal die Erkenntnis, daß man die ſicheren Ergebniſſe derſelben auch für die Schule mittels rationellerer Behandlung der lateiniſchen und beſonders der griechiſchen Grammatik verwerthen müſſe, immer allgemeiner wird. Aber man ſollte den Namen aufgeben, weil die Vergleichung nur Mittel, nicht Zweck iſt, und ſie als Linguiſtik geltend machen, welche die Thatſachen für die hiſtoriſche Grammatik erklärt.

Schließlich noch einige Worte über den Antheil der romaniſchen und der nordiſchen Länder an der Entwickelung der P. in der Neuzeit. Italien hat ſeit dem 16. Jahrh. faſt nur Archäologen und Epigraphiker (beſonders Borgheſi, 1781—1860, und de Roſſi) geſtellt, Kritiker nur vereinzelt, wie Lagomarſini (geſt. 1781), Garatoni (geſt. 1817), Angelo Mai (1782—1854); das Werk der lateiniſchen Lexikographen Facciolati und Forcellini (geſt. 1768) wird noch immer neu aufgelegt, und Furlanetto (geſt. 1848) hat für Ergänzung des Alterthümlichen geſorgt. — In Frankreich fehlte es im vorigen Jahrhundert nicht an glänzenden Namen, wie für die Kritik: Brunck (geſt. 1803), Villoiſon (geſt. 1805), Courier (geſt. 1825), und für archäologiſche und hiſtoriſche Disciplinen: d'Anville (geſt. 1782), Larcher, Millin, Mionnet, Letronne, Rochette (geſt. 1854), Le Clerc, Naudet, Riſard, um das jüngere Geſchlecht zu übergehen, deſſen ernſte Bemühungen alle Gebiete umfaſſen. Auch in Belgien finden wir Archäologen, wie Roulez, de Witte, Schuermann, und ſelbſt philologiſche Akribie findet ihre Pfleger, wie Gantrelle. Spanien nahm die humaniſtiſchen Studien bereits im 15. Jahrh. auf: Aelius Antonius Nebriſſenſis (aus Lebrija), Vives (geſt. 1540) und beſonders der Grammatiker Franciſco Sanchez de las Brogas (Sanctius Brocenſis, geſt. 1601) verdienen Erwähnung; nachher wurden Münzen und Inſchriften geſammelt, wozu der Boden des Landes noch immer reiches Material bietet. Unter den nordiſchen Ländern hat Rußland ſeine Philologen meiſt aus Deutſchland berufen; in Leipzig hat es unter Ritſchls Leitung zur Bildung derſelben ein eigenes Seminar errichtet. In Schweden und Norwegen blieb man immer im Zuſammenhang mit den Richtungen deutſcher Philologen; Dänemark beſitzt in Joh. Nikolai Madvig (geb. 1804) einen Lehrer, der unter keineswegs günſtigen Verhältniſſen vortreffliche Schüler gebildet und auch den gelehrten Unterricht in den Schulen gefördert hat. Griechenland iſt durch ſeine Vergangenheit auf antiquariſche Unterſuchungen angewieſen; es fehlt denſelben nicht an tüchtigen Pflegern, beſonders in Athen ſelbſt.

Der große Umfang des Gebiets der P. hat Theilung der Arbeit nothwendig gemacht; die Archäologie hat ſich bereits iſolirt, die Epigraphik wird es thun müſſen und ebenſo die Linguiſtik; aber gedeihen können alle einzelnen Zweige nur, wenn jeder Forſcher ſich des Zuſammenhangs bewußt bleibt und das, was auf anderen Gebieten erreicht wird, nicht unbeachtet läßt.

An Zeitſchriften, welche theils die geſammte Wiſſenſchaft umfaſſen, theils einzelne Zweige derſelben behandeln, iſt kein Mangel. Sie haben in Holland mit den »Observationes miscellaneae« 1732 von d'Orville begonnen und ſind von dieſem mit dem ältern Burman noch von 1740—51 fortgeſetzt; Wyttenbach gab 1779—1809 die »Bibliotheca critica« heraus, auf welche Vake, Geel u. a. 1825—30 die »Bibliotheca critica nova« folgen ließen. In den Jahren 1852—62 und in neuer Reihe ſeit 1863 haben die Leidener die »Mnemosyne« herausgegeben, die hauptſächlich durch Cobets kritiſche Arbeiten gefüllt wird. In Deutſchland wurden die (Göttinger) »Bibliothek der alten Literatur und Kunſt« (1786 in 3 Bdn.) und die Sammlungen von Ruperti und Schlichthorſt (ſeit 1794) von F. A. Wolfs »Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft« (1807—1809) und den »Literariſchen Analekten« desſelben (1816—20, 2 Bde.), vor allen aber von dem von Niebuhr 1827 begründeten »Rheiniſchen Muſeum« überragt, das durch Ritſchl und Welcker (zuletzt Klette) ſeit 1833 fortgeführt und 1877 in die Hände von Ribbeck und Bücheler übergegangen iſt. In Göttingen begannen Schneidewin und v. Leutſch 1846 den »Philologus«, zu deſſen Ergänzung der »Philologiſche Anzeiger« (ſeit 1869) dient; in Berlin Hübner 1866 den »Hermes«, in München Burſian 1873 die »Jahresberichte über die Fortſchritte der klaſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft«.

Während diese vier fortbestehen, sind andere, z. B. das »Athenäum« (1816), das »Archiv von Seebode«, die »Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft« (1834—1854), das »Schweizerische Museum« und die »Eos« (2 Bde.), wieder eingegangen. Die dem höhern Schulwesen gewidmeten Zeitschriften: die »Jahrbücher für P. und Pädagogik« (bestehend seit 1826), die Berliner »Zeitschrift für das Gymnasialwesen« (seit 1847), die »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« (seit 1850), beachten auch die P. als Wissenschaft, die »Blätter für das bayrische Gymnasialwesen« (seit 1865) dagegen fast nur die Zwecke der höheren Schulen. Daneben bestehen archäologische Zeitungen (in Berlin seit 1843, in Athen und Wien seit 1876, in den Rheinlanden seit 1842) sowie epigraphische und numismatische. Die vergleichende Sprachforschung hat seit 1851 in der Kuhn'schen Zeitschrift ein ausgezeichnetes Organ. England hat erst 1809 mit »The classical Journal« begonnen, welches sich bis 1829 hielt; daneben erschienen einige Jahre (bis 1833) ähnliche Zeitschriften in Cambridge und London (»The classical Museum«); jetzt finden diese Arbeiten in den allgemeinen Wochenschriften Platz. Frankreich hatte von 1845—1847 eine »Revue de philologie«, die 1877 wieder aufgenommen worden ist; zahlreicher werden dort die linguistischen Zeitschriften und besonders die archäologischen (die »Revue archéologique« seit 1844) und numismatischen. Dieselbe Richtung zeigt sich in Italien, wo jedoch 1873 auch eine »Rivista di filologia« begonnen hat. In Kopenhagen erscheint seit 1860 eine »Nordisk Tidskrift for Philologi og Paedagogik«, ebenso in Petersburg seit 1872 eine Zeitschrift für P., deren größter Theil leider in russischer Sprache geschrieben wird. Für Griechenland gibt es archäologische und philologische Zeitschriften in griechischer Sprache, eine derselben erscheint seit 1860 in Konstantinopel. Die in Nordamerika ihrem Titel nach hierher gehörenden Zeitschriften sind wesentlich linguistischen Inhalts.

Philomathie (griech.), Lernbegierde.

Philomēla (griech.), die Nachtigall; im Mythus ursprünglich die Tochter des Pandion, Königs von Athen, die von ihrem Schwager Tereus geschändet und, um dies nicht verrathen zu können, der Zunge beraubt ward. Aus Rache tödtete sie mit ihrer Schwester Prokne den Sohn des Tereus, Itys, und setzte denselben dem Vater als Speise vor. Der Verfolgung des Tereus wurden die Schwestern durch Verwandlung, P. in eine Nachtigall, Prokne in eine Schwalbe, entzogen.

Philomēlos, Sohn des Theotimos aus Ledon, Anführer der Phokeer im zweiten (3.) Heiligen Krieg, besetzte 356 v. Chr. den delphischen Tempel, stürzte die Säule, auf welcher der ungerechte Richterspruch der Amphiktyonen eingegraben war, und raubte 355 den Tempelschatz, um Söldner zu werben. Hierauf focht er anfangs glücklich gegen die Lokrer und Thebaner, ward aber 354 von letzteren bei Neon entscheidend geschlagen und fand hierbei den gesuchten Tod. Sein Nachfolger im Oberbefehl war Onomarchos.

Philomūsos (griech.), Liebhaber der Künste und Wissenschaften.

Philon, s. Philo.

Philopōmen, der letzte große Feldherr und Staatsmann der Hellenen, geb. 253 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien, that sich schon als Jüngling bei Streifzügen in das lakonische Gebiet und sodann namentlich bei des spartanischen Königs Kleomenes Angriff auf Megalopolis und in der Schlacht bei Sellasia (222) hervor. 208 trat er als Strateg an die Spitze des Achäischen Bundes und bekleidete diese Stelle siebenmal. Seine rastlosen Bemühungen um Wiederherstellung der Kriegszucht und Belebung des Gemeingeistes waren, wie der glänzende Sieg der Achäer über den lakedämonischen Heerführer Machanidas bei Mantinea 206 bewies, nicht vergeblich. Auch besiegte er 202 den Tyrannen Nabis von Sparta. Mißmuthig über das Mißlingen seiner demokratischen Bestrebungen verweilte er von 200—195 auf Kreta. 192 zum drittenmal an die Spitze des Achäischen Bundes gestellt, bekämpfte er wieder Nabis, drang in Lakonien ein und bewog nach Ermordung des Nabis 191 Sparta, sich dem Bunde der Achäer anzuschließen. Nachdem er infolge der Verwirrung in Lakonien (188) wieder die Strategie erhalten, verfuhr er diesmal mit blutiger Strenge gegen alle diejenigen, welche sich seinem Vereinigungswerk widersetzten. Den römischen Umtrieben gegenüber wahrte er auch in den nächstfolgenden Jahren nach Kräften die Selbständigkeit des Bundes. Als 183 die Messenier, von den Römern angestachelt, von dem Bund abgefallen waren, rückte der 70jährige Feldherr nochmals ins Feld, fiel aber in der Nähe von Messene in feindliche Gefangenschaft und mußte den Giftbecher trinken. In den meisten Bundesstädten erhoben sich zu Ehren Philopömens Bildsäulen, und in seiner Vaterstadt ward er als Heros geehrt. Sein Leben beschrieb Plutarch.

Philosophāster (griech.), Afterphilosoph; Philosophasterie, seichtes philosophisches Geschwätz.

Philosophēm (griech.), philosoph. Lehre oder Ausspruch eines Philosophen.

Philosophenöl (Ziegelöl, Oleum lateritium s. philosophorum), veraltetes Heilmittel, welches durch Destillation einer Mischung von Ziegelmehl mit Fett bereitet und zu Einreibungen benutzt wurde. Wo es jetzt noch von Landleuten verlangt wird, ersetzt man es durch eine Mischung aus 120 Theilen Rüböl, 4 Th. Steinöl und 2 Th. stinkendem Thieröl.

Philosophie (griech.). Dies Wort hat so viele Auslegungen erfahren, daß es schwer hält, für alles, was unter diesem Namen auftritt, gemeinsame Züge aufzufinden. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß damit die Frucht des durch reine Liebe zur Sache angeregten, bis zu den äußersten Grenzen des Erreichbaren fortgesetzten Nachdenkens über die wichtigsten, das Sein, den Ursprung, Zweck und Werth der Dinge betreffenden Probleme sowie des durch reine Liebe zum Guten belebten und in allen wie immer gearteten Lagen des Lebens festgehaltenen sittlichen Wollens verstanden wird, daher die Philosophen vorzugsweise »Denker« und »Weise« genannt werden. Die P. nimmt daher ihrer »Idee« (allerdings nicht immer ihrer Verwirklichung) nach den ersten Rang unter den menschlichen Bestrebungen ein, insofern in derselben das (theoretische) Ideal eines vollkommenen Wissens sowie das (praktische) Ideal eines vollkommenen Betragens verwirklicht erscheint. Im Bewußtsein der ihrer Verwirklichung entgegenstehenden Schwierigkeiten wird erzählt, daß Pythagoras auf die Bezeichnung der »Weisheit« (Sophia) für die P. verzichtet und mit der bescheidenern der »Liebe zur Weisheit« (Philo-Sophia) sich begnügt habe. Auch diese erscheint noch zu weit, wenn man bedenkt, daß mit dem vollkommensten Wissen (theoretische Weisheit) das vollkommenste Betragen (praktische Weisheit) nicht immer (wie es z. B. bei Sokrates wirklich der Fall war) nothwendig verbunden sein muß. Die neuere Zeit insbesondere hat sich gewöhnt, bei dem Namen P. sich an die erstere Bedeutung zu halten. Als Liebe

zum Wiſſen umfaßt die P. (im Gegenſatz zur einſeitig auf das Wiſſen von der Natur, vom Geiſt ꝛc. gerichteten Natur-, Geiſtes- ꝛc. Forſchung) alles Wiſſen, (im Gegenſatz zum Scheinwiſſen und Afterweisheit, Sophiſtik) nur echtes Wiſſen. Infolge des erſtern Umſtandes macht ſie nicht nur alles von anderen Wiſſenſchaften »Gewußte«, ſondern auch das von keiner andern Gewußte, das »Wiſſen«, zum Gegenſtand; infolge des letztern ſtellt ſie nicht nur das Ideal echten Wiſſens und ebenſolcher Wiſſenſchaft auf, ſondern geſtaltet ſich ſelbſt dieſem Ideal gemäß. Als alles umfaſſendes Wiſſen iſt die P. Univerſal-, als dem Ideal des Wiſſens entſprechendes Wiſſen zugleich Normalwiſſenſchaft. Da nun das Wiſſensall nur Eins, das Wiſſensideal aber ein mannigfach verſchiedenes iſt, ſo kann es in erſterer Hinſicht nur Eine P., in letzterer dagegen mancherlei Philoſophien geben. Die übliche Unterſcheidung zwiſchen Vernunft- (rationalem) und Erfahrungs- (empiriſchem) Wiſſen wirkt daher zurück auf den Charakter der beiden entſprechenden Philoſophien. Wird das rationale Wiſſen als echtes Wiſſen angeſehen, ſo entſteht eine rationaliſtiſche, wird das Erfahrungswiſſen als Wiſſen betrachtet, eine empiriſtiſche P. (Rationalismus, Empirismus). Es kann aber auch eine P. geben, die beide Gattungen des Wiſſens als Wiſſen gelten läßt und daher einen gemiſchten Charakter trägt. Zu den ungemiſchten Philoſophien gehört der reine (poſitive) Rationalismus, der die Erfahrung, und der reine Empirismus, der die Vernunft ausſchließt. Jener iſt Apriorismus, weil er das vor aller Erfahrung (a priori) vorhandene (angeborne) Wiſſen, Idealismus, weil er das als Idee (idea) in der Vernunft enthaltene Wiſſen für Wiſſen gelten läßt. Dieſer, welcher ſowohl (ſenſualiſtiſch) durch den äußern, als auch (intuitiv) durch ſogen. »innern« Sinn Erfahrenes als Wiſſen gelten läßt, iſt Aposteriorismus, weil er (nach der Geburt, a posteriori) erworbenes, Realismus, weil er (von außen oder von innen) verurſachtes (res) Wiſſen für Wiſſen erklärt. Der reine Senſualismus (Poſitivismus, ſinnliche Anſchauungsphiloſophie) ſchließt die innere, die reine Spekulation (Myſticismus, überſinnliche Anſchauungsphiloſophie) ſchließt die äußere Erfahrung aus. Die gemiſchte (rational-empiriſche) P. erkennt ſowohl rationales als empiriſches Wiſſen als Wiſſen an, ſucht aber zwiſchen beiden Uebereinſtimmung herzuſtellen, indem entweder die Vernunft durch die Erfahrung beſtätigt (empiriſcher Rationalismus), oder die Erfahrung durch die Vernunft (von den ihr anhaftenden Mängeln: Widerſprüche, Lücken ꝛc.) gereinigt wird (rationaliſirte Empirie). Die Gattungen können durch nähere Beſtimmungen weitere Arten der P. bilden, woraus die bekannte Mannigfaltigkeit der hiſtoriſch aufgetretenen Philoſophien ſich erklärt. Als univerſale Wiſſenſchaft iſt die P. Encyklopädie, als normale Wiſſenſchaft Muſterbild der beſonderen Wiſſenſchaften. In jener Eigenſchaft vertritt, in dieſer kritiſirt ſie die übrigen Wiſſenſchaften. Infolge der erſtern muß jede wirkliche Wiſſenſchaft im Syſtem der P. ihren gebührenden Platz (auf dem globus intellectualis [Bacon] ihren geographiſchen Ort) finden. Infolge der letztern muß jede Wiſſenſchaft, wenn ſie den Namen verdienen will, den Forderungen der P., welche das Wiſſenſchaftsideal aufſtellt, ſich anbequemen. In beiden Hinſichten iſt P. die »Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften«. Die P. kritiſirt aber nicht bloß die nicht in ihren Umfang gehörigen (nichtphiloſophiſchen) ſo gut wie die ihren eigenen Umfang ausmachenden (philoſophiſchen) Wiſſenſchaften, ſondern auch ſich ſelbſt als »Liebe zum Wiſſen«. Dieſelbe iſt urſprünglich (wie jede Liebe) blinder Drang, der das Gelingen (die Erreichung des Wiſſens) ſtillſchweigend vorausſetzt. Wie die Liebe durch Gewahrwerden der »Täuſchung«, wird die P. durch Gewahrwerden des »Irrthums« aus ihrem Wahn geweckt (»ſehend« gemacht), das Vertrauen in Mißtrauen, der Glaube in Zweifel an der Möglichkeit des Wiſſens (tranſcendentale Skepſis) verwandelt. Vor demſelben herrſcht Ruhe, während desſelben Unruhe, welche entweder nach Erkenntnis der Unmöglichkeit des Wiſſens zur Reſignation (Verzichtleiſtung auf Wiſſen), oder nach Erkenntnis der (unbeſchränkten oder beſchränkten) Möglichkeit zur Affirmation (Befeſtigung desſelben) führt. Die erſte dieſer Stufen, welche (wie obige Gattungen neben einander) nach einander in der Geſchichte der (einzelnen wie der ganzen) P. auftreten, iſt naiver Dogmatismus; die zweite, durch die (tranſcendentale) Skepſis eingeleitete (Sokrates iſt durch die Sophiſten, Kant durch Hume aus dem »dogmatiſchen Schlummer« geweckt worden) Skepticismus oder (nach Kant) Kriticismus; die dritte, je nach ihrem das Wiſſen total verneinenden oder (total oder theilweiſe) bejahenden Charakter, entweder Nihilismus oder kritiſcher (tranſcendentaler) Dogmatismus. Jene ſtellt (gleichſam) das Kindes-, die zweite das Jugend- (Uebergangs-), die dritte das (arm oder reich gewordene) Reifealter der P. dar. Da die obere Stufe die untere, der Skepticismus den (naiven) Dogmatismus, die oberſte die obere negirt, während die beiden auf dieſer letzteren befindlichen Philoſophien ſich unter einander ausſchließen, ſo geht die Entwickelung der P. durch einen beſtändigen Streit nicht nur der einzelnen Stufen derſelben P., ſondern durch ebenſolchen der einzelnen Gattungen der P. unter einander und der P. überhaupt mit den übrigen Wiſſenſchaften vor ſich. Nicht nur der naive Dogmatismus wird durch den Skepticismus negirt und letzterer ſowohl durch den Nihilismus wie durch den dieſen ausſchließenden kritiſchen Dogmatismus beſeitigt, ſondern auch die ungemiſchte P. ſchließt die gemiſchte, der reine Rationalismus den reinen Empirismus, der Poſitivismus den Myſticismus und die wiſſenſchaftliche P. die unphiloſophiſche Wiſſenſchaft aus; die letztere hört eben dort auf, wo die P. anfängt. Während die Aufgabe der (beſonderen) Wiſſenſchaften darin beſteht, ſich von den Gegenſtänden Begriffe zu machen, macht die P. als kritiſche Normalwiſſenſchaft ſich deren Begriffe zum Gegenſtand. Ihr Unterſchied von der (unkritiſchen) Wiſſenſchaft liegt nicht darin, daß ſie Anderes, ſondern darin, daß ſie anders weiß. Dieſelbe gleicht einem Läuterungsfeuer, durch das alle (vermeintliche) Wiſſenſchaft hindurchgehen muß, um das edle Metall von der Schlacke zu ſondern. Darum hat es zwar eine P. erſt gegeben, als Wiſſenſchaft vorhanden war; aber ſo lange es dieſe gibt, wird es auch P. geben. Weder die Kataſtrophe, welche die P. am Ausgang des Alterthums, als ſie durch das Chriſtenthum, noch diejenige, welche dieſelbe in unſeren Tagen traf, als ſie durch die Beſchäftigung mit den poſitiven Wiſſenſchaften verdrängt wurde, hat die P. erſtickt; vielmehr iſt aus der erſtern eine »chriſtliche«, aus der letztern die »poſitive« P. neu hervorgegangen. Dieſelbe hat durch die Berührung dort mit dem »Himmel«, hier mit der »Erde« friſche Kräfte empfangen. Weder ihr zeitweiliges Unterliegen, noch ihre Vielgeſtaltigkeit darf an der P. irre machen. Jenes geht aus ihrem Weſen,

welches nicht fertiges Wiſſen, ſondern Streben nach Wiſſen iſt (die Wahrheit iſt, nach Leſſing, »für Gott allein«), dieſe geht aus der Vielgeſtaltigkeit des Wiſſens ſelbſt hervor. Die (oben genannten) Gattungen der P. verhalten ſich zu dieſer wie die verſchiedenen auf der Erde herrſchenden Religionen zur Religion. Die (oben genannten) Stufen der P. ſtellen das Verhältnis der aufeinander folgenden Konfeſſionen derſelben Religion, z. B. der chriſtlichen, zu dieſer dar. In dieſem Sinn läßt ſich ſagen, daß, wenn auch keine der Philoſophien die ganze P., das Ganze der Philoſophien eine P. ſei.

Die Eintheilung der P. geht aus ihrem Begriff hervor. Da ſie Univerſalwiſſenſchaft iſt, muß ſie nicht nur alles »Gewußte« (Reales und Ideales), ſondern das »Wiſſen« ſelbſt umfaſſen. Da ſie Normalwiſſenſchaft iſt, kann ſie ſowohl vom »Gewußten« (Realem wie Idealem), wie vom Wiſſen nur normales, d. h. geläutertes, Wiſſen zulaſſen. Jenem zufolge zerfällt die P., wie die Wiſſenſchaft überhaupt, in Wiſſenslehre (Noëtik, Logik, Dialektik), Seinslehre (Ontologie, Phyſik), Ideallehre (Lehre vom praktiſchen Ideal: Ethik; Lehre vom künſtleriſchen Ideal: Aeſthetik). Dieſem zufolge umfaßt ſie normale (nach ihrem eigenen Wiſſensideal berichtigte) Wiſſens-, Seins- und Ideallehre. So iſt z. B. die Seinslehre des reinen Rationalismus nur rational (Metaphyſik), die des Poſitivismus nur ſenſual (empiriſche Phyſik); die Ideallehre des Rationalismus apriori ſch (das Ideal aus der Vernunft), die des Empirismus apoſteriori ſch (das Ideal aus der Erfahrung) geſchöpft; der (theoretiſche) Nihilismus, der an der Erkennbarkeit des Seins verzweifelt, hat keine Seinslehre; der (äſthetiſche und praktiſche) Nihilismus, der an der Erkennbarkeit eines praktiſchen oder äſthetiſchen Ideals verzweifelt, hat keine Ideallehre; der logiſche Nihilismus, der überhaupt kein Wiſſen für möglich hält, hat auch keine Eintheilung nöthig. Im allgemeinen iſt man übereingekommen, drei Wiſſenſchaften, die rationale oder empiriſche (induktive) Wiſſenslehre, die rationale oder rationaliſirte empiriſche Seinslehre und die rationale Ideallehre, als philoſophiſche auszuzeichnen und mit den hergebrachten Namen Logik (ſ. d.), Metaphyſik (ſ. d.) (als Lehre vom ſittlichen Ideal) Ethik (Moralphiloſophie, ſ. Moral) und (als Lehre vom Schönheitsideal) Aeſthetik (ſ. d.) zu belegen. Dagegen pflegt man denjenigen, welcher das praktiſche Ideal, ſtatt aus der Vernunft, aus der Erfahrung ſchöpft, keinen Moralphiloſophen, ſondern einen Moraliſten (ſ. d.) zu nennen; der Poſitivismus aber proteſtirt ſelbſt dagegen, daß ſeine »Seinslehre« etwas anderes als empiriſche Phyſik ſei. Nach obigem Sprachgebrauch werden auch die Unterabtheilungen der Metaphyſik (rationale und rational-empiriſche Theologie, Kosmologie und Pſychologie) ſowie die ſich an die Ideallehre anſchließenden Kunſtlehren (Pädagogik, Politik als Anweiſungen zur Realiſirung des ethiſchen, Kunſttechnik als ſolche zur Verwirklichung des äſthetiſchen Ideals) philoſophiſch genannt. Dem Poſitivismus gelten jene ebenſowenig als Wiſſenſchaften wie die Metaphyſik ſelbſt.

Von Geſchichte der P. kann in dem Sinn, in welchem das Wort bei der Geſchichte der exakten und induktiven Wiſſenſchaften genommen wird, nicht die Rede ſein. Denn dieſe ſchreiten entweder, wie die empiriſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, durch Juxtapoſition fort, indem neue (empiriſche oder hiſtoriſche) Entdeckungen zu den bisherigen hinzukommen, oder durch Evolution, wie die Mathematik, indem aus den ſtets gleichgebliebenen Annahmen ſtets weitere Folgerungen herausgezogen werden, oder durch Revolution, wie die erklärenden Naturwiſſenſchaften, indem (wie z. B. in der Aſtronomie) frühere Hypotheſen (z. B. daß die Erde ruhe und die Sonne kreiſe) durch die entgegengeſetzten (z. B. daß die Sonne ruhe und die Erde kreiſe) abgelöſt, alſo die erſteren umgeſtürzt werden. In der P. aber gibt es weder Entdeckungen, welche allgemein als ſolche angeſehen, noch principielle Vorausſetzungen, welche allgemein angenommen werden; auch löſen die verſchiedenen Annahmen über die Natur des gültigen Wiſſens (Rationalismus, Empirismus) einander nicht ab, ſondern beſtehen meiſt gleichzeitig neben einander. Dagegen ſtellen innerhalb der allgemeinen Entwickelungsgeſchichte des Wiſſens die Gegenſätze zwiſchen (unphiloſophiſcher) Wiſſenſchaft und P., innerhalb dieſer ſelbſt die Gegenſätze zwiſchen Dogmaticismus und Skepticismus in der That Stufen dar, deren eine die andere vorausſetzt, und die demzufolge einander in der Zeit ablöſen. Den Anfängen der P. im Alterthum wie jenen derſelben in der neuern Zeit geht ein Zuſtand voraus, in welchem zwar Wiſſen, aber keine »Liebe zum Wiſſen« vorhanden war, ſondern dasſelbe im Dienſt anderer Zwecke (politiſcher, religiöſer) gepflegt wurde. Aus der Auflehnung gegen dieſe iſt die P. entſprungen und daher zu keiner Zeit mit günſtigen Augen angeſehen worden. Nachdem ſie den Kampf mit den herrſchenden Mächten des Alterthums im Orient bei Chineſen und Indern, im Occident bei den Griechen aufgenommen und bis zum Ausgang des Römerthums fortgeſetzt hatte, ſuchte ſie dem Unterliegen unter die herrſchenden Mächte des Mittelalters im chriſtlichen Abend- und islamitiſchen Morgenlande dadurch zu entgehen, daß ſie ſich freiwillig zur »Magd« der Theologie erniedrigte. Das Wiederaufleben der poſitiven Wiſſenſchaften ſowie die Wiederentdeckung der echten Quellen der P. des Alterthums führten nach Ausgang der kirchlichen Weltherrſchaft zur Wiedererſtarkung des Wiſſenstriebs, deſſen Frucht die neuere P. iſt.

Die P. der Chineſen iſt als theoretiſche theils Senſualismus, theils Myſticismus, als praktiſche Rationalismus; in ihrem Begriff des Philoſophen ſind Denker und Weiſer vereinigt. Das Wiſſen von den Dingen reicht nach den Lehren der herrſchenden P. (der Schüler des Konfutſe um 550 v. Chr.) nicht über deren ſinnliche Erſcheinung hinaus; nach denen der unterdrückten P. (der Schüler des Laotſe um 600 v. Chr.) liegt der phänomenalen Welt ein »farb- und klangloſes«, ſinnlich nicht wahrnehmbares Urweſen, Tao, zu Grunde. Als oberſter Grundſatz der Moral gilt beiden die Einhaltung der richtigen Mitte. Die P. bei den Indern iſt theils orthodoxe, ſich an den Inhalt der heiligen Bücher (der Weda's) anſchließende (ſtreng genommen keine) P., wie in den beiden Syſtemen der Mimanſa (Karma-Mimanſa und Wedanta), theils heterodoxe, auf eigenes Denken geſtützte (alſo wirkliche) P., wie in den beiden Sankhya's des Kapila und Patandſchali, in der Nyaya des Gautama und der Waiſeſchika des Kanada (ſämmtlich etwa zwiſchen 1000 und 600 v. Chr. entſtanden). Beide Sankhya's berufen ſich auf die Erfahrung als Quelle des Wiſſens: die erſte auf die ſinnliche (Senſualismus), die zweite auf die überſinnliche (Myſticismus). Durch jene kommt die Seele zur Einſicht, daß ſie von der ſinnlichen Natur verſchieden, durch dieſe, daß ſie mit der des überſinn-

lichen Urweſens (Brahma) eins und daher (im einen wie im andern Fall) von den am Sinnlichen haftenden Mängeln (Krankheit, Alter, Tod, Wiedergeburt) frei iſt. Dasſelbe (praktiſche) Ziel, die Glückſeligkeit, wird der Nyaya zufolge durch die Vollkommenheit des (empiriſchen) Wiſſens erreicht, zu welchem Zweck eine Kunſtlehre des Schließens und Streitens (Dialektik) entworfen wird. In dem Syſtem des Kanada werden die (phyſikaliſchen) Eigenſchaften und Unterſchiede der Dinge auf Geſtalt, Zahl und Lage kleinſter Körpertheilchen (Atome) zurückgeführt, aus welchen dieſelben zuſammengeſetzt ſind. Verwandt mit der (erſten) Sankhya iſt die Lehre des Buddhismus, welche als Ziel der P. die Erreichung des Nirwâna als des (dem Nichtſein ähnlichen) Zuſtandes betrachtet, welcher jenem der Sanſara (des Seins der ſinnlichen Welt) entgegengeſetzt und daher von den »vier Schmerzen« desſelben (Krankheit, Alter, Tod, Wiedergeburt) ausgenommen iſt. Die P. bei den Griechen iſt in der erſten Periode (von Thales bis Ariſtoteles) Liebe zur theoretiſchen Weisheit auf natürlichem Weg, in der zweiten, welche die Schüler der Stoa und Epikurs umfaßt, Liebe zur praktiſchen Weisheit, in der dritten, welche die Neuplatoniker enthält, abermals Liebe zum Wiſſen, aber auf übernatürlichem Weg. Der natürliche Weg iſt (ſinnliche) Erfahrung und Vernunft, der übernatürliche überſinnliche Anſchauung (Viſion). Die erſten griechiſchen Denker ſind Phyſiker; die Ethik iſt nur in der Form der Spruchweisheit (Gnomik) der (ſieben) Weiſen, eine Wiſſenſchaft des Wiſſens gar nicht vorhanden. Ihre P. iſt weder Univerſal- noch Normalwiſſenſchaft, ſondern bloße Naturlehre. Das Weſen der Dinge wird von den einen (den älteren und jüngeren Joniern) auf phyſiſchen Stoff, von den anderen (den Pythagoreern, ſ. Pythagoras) auf mathematiſche und geometriſche (Zahl und Geſtalt), von den dritten auf ideelle Beſtimmungen (ruhendes »Sein«: Eleaten, ſ. Eleatiſche Schule; fließendes »Werden«: Heraklit, ſ. d.) zurückgeführt. Durch den Umſtand, daß die Eleaten das »Werden« (Bewegung), die Herakliteer das »Sein«, als dem Weſen der Dinge widerſprechend, für Schein, jeder das Wiſſen des andern für Scheinwiſſen ausgeben, wird die Aufmerkſamkeit zuerſt auf die Betrachtung des Wiſſens, die Wiſſenslehre, gelenkt. Dieſelbe lieferte zunächſt (bei den Sophiſten, ſ. d.) ein negatives Reſultat, indem alles Wiſſen für Scheinwiſſen, der »Menſch als Maß aller Dinge« (Protagoras) erklärt wird, ſodann (durch Sokrates, ſ. d.) ein poſitives, indem das rationale (in Begriffsform auftretende) Wiſſen als echtes Wiſſen zu gelten hat. Zugleich wird durch Anwendung des ſo gewonnenen Wiſſens auf das Gute die dritte Wiſſenſchaft (Ethik) durch Sokrates zu der vorhandenen Phyſik und Logik hinzugefügt und dasſelbe bald als das Nützliche (Xenophon), bald (poſitiv) als höchſte Luſt (Hedoniker, ſ. Hedonismus), bald (negativ) als mindeſte Unluſt (Kyniker, ſ. d.) Gewährendes, bald als das um ſeiner ſelbſt willen Begehrenswerthe (Platon) beſtimmt. Durch die Aufſtellung eines Ideals des Wiſſens (des rationalen) und die Vervollſtändigung des Umfangs des Wiſſens wurde P. als Univerſal- und Normalwiſſenſchaft möglich und durch Platon (ſ. d.) und Ariſtoteles (ſ. d.) ins Werk geſetzt. Beide gingen davon aus, daß die normale Wiſſensform der Begriff und daher ſowohl die Wiſſens- als die Seins- und Ideallehre dieſer gemäß zu geſtalten ſei; in Bezug auf den Urſprung des Begriffs nahmen beide entgegengeſetzte Standpunkte ein. Da der Begriff das Allgemeine (Eine) darſtellt, welches Beſonderes (Vieles) unter ſich befaßt, ſo kann derſelbe entweder ſo aufgefaßt werden, als ſei das Beſondere aus dem Allgemeinen (aus ſeinem Inhalt) entlaſſen (deducirt), oder als ſei das Allgemeine aus dem Beſondern (aus ſeinem Umfang) abſtrahirt (inducirt). Im erſtern Fall iſt das Allgemeine (Eine), in dieſem das Beſondere (Viele) das Urſprüngliche. Indem Platon die deduktive Form als die Wiſſensform anſah, kam er dazu, die Vielheit des Wiſſens aus Einem Wiſſen, in der Seinslehre das vielheitliche Seiende aus Einem Sein, in der Ideallehre die Vielheit der Güter aus Einem (höchſten) Gut abzuleiten. Ariſtoteles dagegen, welcher die induktive Form als Wiſſensform anſah, gelangte zu dem entgegengeſetzten Reſultat, die Eine Wiſſenſchaft aus einer Vielheit von Wiſſenſchaften, das Eine Sein aus einer Vielheit von Seienden, das Eine höchſte Gut aus einer Vielheit von Gütern zuſammenzuſetzen. Beider Philoſophien ſind inſofern Rationalismus, als ihnen nur das rationale (in Begriffsform [Einheit der Vielheit] gebrachte) Wiſſen für wahres Wiſſen, nur das in derſelben exiſtirende (rationale) Sein für wirkliches Sein und nur das in derſelben aufgeſtellte (rationale) Ideal für das wahre Ideal gilt. Da der deduktive Rationalismus aber die Einheit, der induktive die Vielheit als das Urſprüngliche anſieht, ſo führt der erſte dazu, das wahre Wiſſen für »angeboren« (in der urſprünglichen Einheit der Vernunft enthalten), der andere, es für »erworben« (von der urſprünglichen Vielheit der Erfahrung abſtrahirt) anzuſehen; führt der erſtere zu einer moniſtiſchen (Ein Sein), nach welcher nur Allgemeines (Gattung), der letztere zu einer pluraliſtiſchen (individualiſtiſchen, viele Seiende) Metaphyſik, nach welcher nur Einzelnes (Individuum) wahrhaft exiſtirt; ſetzt der erſtere das höchſte Gut in die Eine Tugend, der letztere dagegen in die aus einer Vielheit von Luſtgefühlen reſultirende Glückſeligkeit. Der Umſtand, daß bei dem erſtern demzufolge der Begriff (als Allgemeines) von dem Seienden (als Gattung) nicht verſchieden iſt, gab zu der Folgerung Anlaß, daß der Begriff ſelbſt das Seiende ſei, Wiſſenslehre und Seinslehre (Dialektik und Metaphyſik) in Eins zuſammenfielen. Dem Begriff als Seiendem legte Platon den Namen Idee bei und bezeichnete ihn als Gegenſtand eines über die Sinnlichkeit erhabenen Schauens (überſinnlicher Erfahrung: Myſticismus), deſſen die Seele in einem vorweltlichen Zuſtande theilhaftig geworden ſei, und deſſen Wiedererinnerung (Anamneſe) durch das Gewahrwerden ihm ähnlicher (nach ſeinem Muſter geformter) Objekte in der Sinnenwelt in derſelben erweckt werde. Ariſtoteles dagegen, dem der Begriff (als Allgemeines) für ein vom Seienden (als Individuum) Verſchiedenes galt, ſah denſelben als Frucht eines auf die Objekte der Sinnenwelt gerichteten ſinnlichen Schauens (ſinnlicher Erfahrung: Senſualismus) und der an dasſelbe ſich anſchließenden Denkoperationen des Begriffbildens, Urtheilens und Schließens, als einen eine Mehrheit von Dingen zuſammenfaſſenden und bezeichnenden Gedanken an. Die Lehre von obigen Denkoperationen geſtaltete Ariſtoteles als beſondere Wiſſenſchaft, wodurch er der Vater der (formalen) Logik (Denkformenlehre) geworden iſt. Beide Syſteme wurden durch Schulen, jenes des Platon durch die (ältere, mittlere und neue) Akademie, jenes des Ariſtoteles durch die ſogen. peripatetiſche, fortgepflanzt. Jene ging durch den Zweifel an der Möglichkeit überſinnlicher Erfahrung allmählich durch Arkeſilaos und Karneades (ſ. d.) in Skepticismus, dieſe durch die Aus-

breitung des Wiſſens über alle Gebiete der Erfahrung allmählich in Beſchäftigung mit den poſitiven Wiſſenſchaften (insbeſondere Naturwiſſenſchaften) über. Die zweite Periode der griechiſchen P., in welcher die praktiſche Weisheit den Vorzug hat und das theoretiſche Wiſſen nur als Mittel zu dieſer gilt, wird von den Schulen der Stoa (ſ. d.), welche die Tugend, deren Folge die Glückſeligkeit, und des Epikuros (ſ. d.), welche die Glückſeligkeit, deren Mittel die Tugend iſt, als höchſtes Gut anſahen, ſowie durch jene der Skeptiker, welche das höchſte Gut, die Gemüthsruhe, durch die Verzichtleiſtung auf ſicheres Wiſſen zu bewahren ſuchten, ausgefüllt. Die dritte Periode, in welcher bereits jüdiſche und andere orientaliſche Einflüſſe (vornehmlich in Alexandria) ſich einmiſchten, ſuchte dem eingeriſſenen Skepticismus und Senſualismus durch die Wiederbelebung des Platonismus zu ſteuern und die Kluft zwiſchen der ſinnlichen (Erſcheinungs-) und überſinnlichen (Ideen-) Welt theils (theoretiſch) durch ſtufenweiſes Sicherheben von ſinnlicher zu überſinnlicher (intellektualer) Anſchauung bis zu (myſtiſchem) Einswerden des Endlichen mit dem Unendlichen, theils (praktiſch) durch ſtufenweiſes Abtödten der Sinnlichkeit (Askeſe) zu überbrücken, woraus die Schule des Plotinos (ſ. d.), der Neuplatonismus (ſ. d.), hervorgegangen iſt, welche die Reihe originaler Philoſophien des Alterthums beſchloß. — Das Mittelalter, in welchem im Abend- und Morgenland die P. nur im Dienſte dort der chriſtlichen, hier der islamitiſchen Theologie als Schulphiloſophie (Scholaſtik) auftrat, hat keine ſolche hervorgebracht. Dasſelbe ſchloß ſich im Abendland (ſeit Scotus Erigena) dem Neuplatonismus und (entſtellten) Platonismus, im Morgenland und in dem mohammedaniſchen Spanien ſeit der Herrſchaft der Araber dem (mangelhaft bekannten) Ariſtoteles an. An dem Gegenſatz beider in der Feſtſtellung des Verhältniſſes zwiſchen dem Allgemeinen (universale) zum Beſondern (res) entzündete ſich der Streit zwiſchen den ſogen. Realiſten (Platonikern), welche das Allgemeine für wirklich (universalia ante rem), und den Nominaliſten und Konceptualiſten (Ariſtotelikern), welche dasſelbe für ein bloßes Wort (nomen) oder einen zuſammenfaſſenden Gedanken (conceptus, Begriff) erklärten (universalia post rem oder in re), in welchem anfänglich die erſteren (Anſelm von Canterbury gegen Roscelinus und Abälard, 11. und 12. Jahrh.), nachher (13. und 14. Jahrh.) die letzteren (Albertus Magnus und Thomas von Aquino gegen Duns Scotus) die Oberhand behaupteten. Der herrſchenden, aber der Theologie dienſtbaren ging eine unterdrückte, aber kirchlich unabhängige Richtung parallel, welche im Morgenland als Sufithum, im Abendland als (häufig ketzeriſche) Myſtik das philoſophiſche Problem, ſtatt durch Vernunft oder ſinnliche Erfahrung, durch innere Erleuchtung (Intuition, Inſpiration) zu löſen verſuchte. Zwiſchen dem Ausgang der Scholaſtik und dem Beginn der neuern P. liegt eine Uebergangsepoche, in welcher unter dem Einfluß der beginnenden Naturwiſſenſchaften und des klaſſiſchen Humanismus theils Philoſophien des Alterthums erneuert, theils (halb phantaſtiſche, an die Phyſik der Jonier erinnernde) Erweiterungen der neu gewonnenen Naturauffaſſung (Nik. von Cuſa, Giordano Bruno, Campanella) verſucht wurden. Die philoſophiſche, aus »Liebe zum Wiſſen« entſprungene Erneuerung der P. wurde infolge des Zweifels an der Geltung des rationalen Wiſſens bei Bacon (ſ. d. 3), des Zweifels am Wiſſen überhaupt bei Descartes (ſ. d.) herbeigeführt. Jener ſetzte dem deduktiven (das Beſondere aus Allgemeinem ableitenden) Schlußverfahren (der Ariſtoteliſchen Syllogiſtik) das (übrigens gleichfalls Ariſtoteliſche) induktive (das Allgemeine aus dem Beſondern ableitende) Schlußverfahren entgegen, allerdings mit dem (weſentlichen) Unterſchiede, daß er die unvollſtändige (nur wahrſcheinliche) Induktion als ein Wiſſen gelten ließ. Dieſer ſetzte dem abſoluten Zweifel die durch die Thatſache des Zweifelns bewährte Thatſache des eigenen Denkens: cogito, entgegen, aus deſſen Gewißheit die Gewißheit des eigenen Seins: sum, unmittelbar folgt. Des erſtern Ziel geht dahin, mittels Induktion aus der Erfahrung, des letztern Ziel geht dahin, mittels Deduktion aus dem ſelbſt unmittelbar Gewiſſen das Ganze des Wiſſens zu gewinnen. Jener (Bacon'ſche) Empirismus begriff unter Erfahrung ſowohl äußere als innere, der ſeines nächſten Nachfolgers, Hobbes, dagegen nur äußere (Senſualismus), was zur Folge hat, daß das Wiſſen von Nichtkörperlichem (Immateriellem, Geiſt) ausgeſchloſſen und die Nichteriſtenz des Immateriellen behauptet wird (Materialismus). Dieſer (Carteſianiſche) Rationalismus begriff unter dem unmittelbar Gewiſſen angeborne Ideen, z. B. die Gottesidee, was zur Folge hat, daß zwar die Exiſtenz der eigenen (denkenden) Subſtanz (des Geiſtes) und die der Gottheit gewiß, die Exiſtenz der (ausgedehnten) Subſtanz (der Materie, der Körperwelt) ungewiß und nur durch die Exiſtenz Gottes, deſſen Wahrhaftigkeit uns nicht kann täuſchen wollen, verbürgt iſt. Derſelbe ſpaltet die (geſchaffene) Welt in zwei für einander unzugängliche Hälften (Dualismus), deren Einwirkung auf einander nur durch »göttliche Aſſiſtenz« oder (nach Geulincx) »okkaſionaliſtiſch« dadurch hergeſtellt werden kann, daß Gott im Geiſte die der körperlichen Bewegung korreſpondirende Empfindung oder im Körper die der geiſtigen Empfindung korreſpondirende Bewegung ins Leben ruft. Spinoza (ſ. d.) ſetzte dieſem Rationalismus die Lehre von der all-einen Subſtanz (Monismus), deren Attribute Materie und Ausdehnung ſind, Leibniz (ſ. d.) die Lehre von der alleinigen Exiſtenz einfacher (immaterieller) Subſtanzen (Monaden, daher Monadologie), durch welche die (ausgedehnte) Materie in ein bloßes Scheinweſen (phaenomenon) verwandelt wird, entgegen. Durch jene ſollte dem Zufall wie der Willkür vorgebeugt, die unter ſich identiſche Ordnung und Reihenfolge der Ideen wie der Dinge als nothwendige unendliche Abfolge (natura naturata) aus der all-einen Subſtanz (natura naturans) nach genetiſcher Methode dargethan und auf dieſe Weiſe das Ziel ſeiner »Ethica«, die Beſeitigung aller Affekte (der Furcht wie der Hoffnung), erreicht werden. Durch dieſe ſollte gleichfalls dem Zufall und der Willkür vorgebeugt, die beiden ſcheinbar entgegengeſetzten Reiche der wirkenden (blinden) und Zweck- (bewußten) Urſachen, der Natur und der »Gnade«, als identiſch dargethan, die Welt, als von Anbeginn her harmoniſch organiſirtes Geiſterreich (präſtabilirte Harmonie) unter der Herrſchaft des größten und beſten Monarchen, als die (nicht mangelloſe, aber unter allen überhaupt möglichen) beſte Welt erwieſen und dadurch die Klage über das Uebel und die Unvollkommenheit derſelben für immer beſeitigt werden (»Théodicée«). Dieſem geſammten Rationalismus, der aus evidenten angebornen Ideen, insbeſondere der Gottesidee, folgerte, ſetzte der Fortſetzer Bacons, Locke (ſ. d.), den Nachweis entgegen, daß die Idee Gottes nicht angeboren, die Geſammtheit unſerer Ideen, ſei es durch äußern (sensation), ſei es durch

innern Sinn (reflection), erworben und der Inhalt der Empfindung mit dem des Empfundenen keineswegs nothwendig identiſch, alſo ſogar unſere Sinneserfahrung nichts weniger als untrüglich, weniger »real« als »ideal« ſei. Dieſer ſkeptiſche Wink, daß auch das empiriſche Wiſſen theilweiſe kein Wiſſen ſei, wurde von Berkeley (ſ. d.) dahin gedeutet, daß all unſer Wiſſen von einer Körperwelt Scheinwiſſen (empiriſcher Idealismus), von Hume (ſ. d.) dahin erweitert, daß mit Ausnahme der analytiſchen Urtheile (wie es die mathematiſchen ſeien) kein ſicheres Urtheil möglich ſei und die Vorausſetzung aller Erfahrung, das Verhältnis von Urſache und Wirkung, auf bloßer durch Zeitfolge gewiſſer Erſcheinungen hervorgebrachter Gewöhnung beruhe. Dieſe äußerſte Konſequenz des Skepticismus, welche dem Empirismus und deſſen in Frankreich unter den Encyklopädiſten herrſchend gewordenen Abſenkern, dem Senſualismus (Condillac, ſ. d.) und Materialismus (Holbach, ſ. d.; Lamettrie, ſ. d.), wiſſenſchaftlich ein Ende machte, wie dieſer es dem (Carteſianiſchen) Rationalismus bereitet hatte, weckte den »Pförtner« der neuern deutſchen (d. h. der einzigen wirklichen) P. aus ſeinem »dogmatiſchen Schlummer«. Der Leibnizſche optimiſtiſche Rationalismus war von deſſen Nachfolger Chr. Wolf (ſ. d.) zu einem weitläufigen Syſtem verarbeitet, aber zugleich durch die (inkonſequente) Aufnahme der äußern Erfahrung als Wiſſensquelle in einen halben Empirismus verwandelt worden, wie er der dilettantiſchen Weiſe der Popular- und Aufklärungsphiloſophie in Deutſchland entſprach. Kant (ſ. d.) ſah ein, daß fortan allen Erkenntnisverſuchen die (tranſcendental-kritiſche) Frage nach der Tragweite des Erkenntnisvermögens vorausgehen und zu dem Ende das wirklich (vor aller Erfahrung, a priori) in demſelben enthaltene (rationale) Wiſſen von dem durch Erfahrung ex posteriori erworbenen (empiriſchen) geſondert werden müſſe. Kants »Kritik der reinen Vernunft« hat durch den Nachweis, daß von den ſogen. überſinnlichen Gegenſtänden (Gott, Welt, Seele), welche das Hauptthema der Metaphyſik des Rationalismus bildeten, kein Wiſſen möglich ſei, ein negatives, durch den Erweis dagegen, daß mittels der aprioriſchen Elemente des Erkenntnisvermögens (reine Anſchauungsformen des Raums und der Zeit, Kategorien des Verſtandes, Ideen der Vernunft) von den ſinnlichen Gegenſtänden (Erſcheinungen) eine allgemeine Erfahrung möglich ſei, ein poſitives Ergebnis geliefert. In Bezug auf die letztere unterſchied Kant ein ſubjektives (aus dem Subjekt) und objektives (aus dem Objekt der Erfahrung, dem »Ding an ſich«, deſſen Daſein auf dem Schluß von der Empfindung als Wirkung auf dasſelbe als deſſen übrigens unbekannt bleibende Urſache beruht, ſtammendes) Element, wodurch er den Anlaß zu der Spaltung ſeiner Nachfolger in eine idealiſtiſche und realiſtiſche Richtung gegeben hat. Jene wurde von Fichte (ſ. d. 1), welcher das »Ding an ſich« als eine Inkonſequenz beſeitigte, dieſe von Herbart (ſ. d.), welcher demſelben nicht bloß den (realen) Anſtoß zur Empfindung, ſondern auch zu den von ihm wieder als objektiv reklamirten Formen des Raums und der Zeit zuſchrieb, in direkter Fortführung der von Kant gegebenen Anregung eröffnet, während F. H. Jacobi (ſ. d. 2) mittels des (angeblich) untrüglichen Gefühls den Rückweg zu dem von Kant ausgeſchloſſenen Ueberſinnlichen ſuchte. Nach der Beſeitigung des Dinges an ſich blieb auf der Seite des Idealismus das (tranſcendentale) Subjekt allein übrig; nach der Beſeitigung der Idealität der reinen Anſchauungsformen (Raum und Zeit) ſtand auf der Seite des Realismus dem Subjekt eine dem Sein und der Form nach objektive Welt gegenüber. Der Inhalt ſeines Bewußtſeins konnte dem erſtern nicht weitergegeben, ſondern mußte von dieſem gemacht werden; letzterem wird ſeine Erfahrung nicht (wie bei Kant) nur dem Stoff (als unverbundene), ſondern dem Stoff und der Form nach (als verbundene Empfindung) gegeben. Die Aufgabe des Idealismus beſteht darin, die Erfahrung (ohne Anſtoß von außen) aus ſich zu produciren; die des Realismus darin, die ihm (von außen) gegebene Erfahrung, wenn ſie Undenkbares enthält, nach den Anforderungen der Logik zu rektificiren. Die Produktion aller möglichen Erfahrung a priori (mit Ausſchluß der Erfahrung) ward die Siſyphusarbeit des Idealismus. Die Wiſſenſchaftslehre Fichte's konſtruirte den Inhalt des Selbſtbewußtſeins, die Naturphiloſophie Schellings (ſ. d.) jenen des unbewußten Seins (der Natur) a priori. Des letztern tranſcendentaler Idealismus konſtruirte den Inhalt des abſoluten Seins als bewußtloſen (Natur-) und bewußten (Weltgeſchichte, an deren Ende »Gott ſein wird«). Schellings Identitätsphiloſophie verſuchte nach dem Beiſpiel Spinoza's Natur und Geiſt als die identiſchen Seiten des Einen Abſoluten darzuſtellen und den Monismus der Subſtanz mit der Platoniſchen Ideenlehre zu verſchmelzen. Hegel (ſ. d.) glaubte nicht nur mittels der von ihm ſogen. dialektiſchen Methode den Inhalt der reinen Vernunft, welche das einzige wahrhaft Wirkliche und das einzige Wiſſen iſt, erſchöpft und den Lieblingswunſch Kants, ein »Inventarium der reinen Vernunft«, durch die Reihe ſeiner Kategorien zur Erfüllung gebracht zu haben, ſondern er wandte dieſe Methode auf die Vernunft als (logiſche) Subſtanz ſelbſt an, um ſie durch Selbſtentäußerung in Natur und durch Selbſtzurücknahme in abſoluten Geiſt zu verwandeln, »die Subſtanz zum Subjekt zu erheben« (Panlogismus). Dieſer »Pantheismus der Vernunft« gab nach Hegels Tode die Veranlaſſung zur Spaltung ſeiner Schule in eine rechte (theiſtiſche) und eine linke (atheiſtiſche) Seite, während das Centrum am Pantheismus feſthielt. Gleichzeitig aber wurde durch die inzwiſchen erſtarkten Erfahrungswiſſenſchaften gegen den Aprioriſmus, der dieſelben entbehren zu können wähnte, ein berechtigtes Mißtrauen, von Seiten der Frommwie der Freigeſinnten gegen den Optimismus, der alles »Wirkliche« vernünftig fand, eine nicht grundloſe Oppoſition laut. Jene ſetzten dem Rationalismus, der nur den Begriff (das Allgemeine) für Wiſſen gelten läßt, den Empirismus entgegen, der nur in der Anſchauung (der Einzelwahrnehmung) Wahrheit findet. Von dieſen wieſen die Frommen auf die Exiſtenz der Sünde und des Böſen, die Freigeiſter auf jene des Dummen und Widervernünftigen in der Welt hin. Der Materialismus ſtellte dem Rationalismus die äußere, der Pietismus die innere Erfahrung entgegen; Baaders (ſ. d. 2) Theoſophie und Schellings poſitive P. machten ſich zu Vertheidigern der Sündhaftigkeit, Schopenhauers (ſ. d.) Peſſimismus zum Anwalt der Schlechtigkeit der thatſächlichen Welt. Letzterer hat neben dem Materialismus (ſ. d.) das große Wort in der Gegenwart gewonnen und durch ſeine ſchriftſtelleriſche Originalität über den unvermittelten Widerſpruch zwiſchen der »Welt als Vorſtellung« (purer Idealismus) und »Welt als Wille« (naiver Realismus) hinweggetäuſcht. Neben ihm hat ſich in Frankreich der alles Wiſſen von Immateriellem ausſchließende Senſualismus in der

»positiven« P. Comte's (s. d.), welcher auch die Psychologie in »Biologie« und »Phrenologie« aufgehen läßt, in England der Empirismus Locke's in der »induktiven« P. Mills (s. d. 2) geltend gemacht, während in Deutschland das Studium der Physiologie der Sinnesorgane hervorragende Naturforscher (Helmholtz, Rokitansky, Zöllner) zu einem dem Kant'schen verwandten kritischen Idealismus zurückgeführt hat. Nach ihm hat in Deutschland v. Hartmann (s. d. 9) durch seine (an Schellings Naturphilosophie mahnende und an dessen »positive« P. sich anschließende) »P. des Unbewußten«, welch letzteres Hegels »Idee« und Schopenhauers »Willen« in sich vereinigt, einen idealistischen (mystisch-pantheistischen), Dühring (s. d.) durch seine »P. der Wirklichkeit« einen realistischen (atomistisch-materialistischen) Dogmatismus wieder erweckt, beiden gegenüber Lange (s. d. 9), auf Kant zurück- und von diesem fortschreitend, einen erkenntnis-theoretischen Skepticismus (Kriticismus) aufgestellt, welcher jeden Versuch einer (idealistischen wie realistischen) Metaphysik (mit Kant) für »Dichtung«, zugleich aber diese selbst (im Unterschied von Kant) für »die schönste und freieste«, vom ästhetisch-idealen Gesichtspunkt aus unentbehrliche Dichtung des Menschengeistes erklärt. Gleichzeitig macht sich in Frankreich dem Materialismus und Positivismus gegenüber eine durch die Schule Maine de Birans und des von Schelling und Hegel befruchteten V. Cousin (s. d. 2) genährte idealistische Reaktion im Platonischen, in England dem Materialismus und Empirismus gegenüber eine solche (durch Collyns Simon, Fraser u. a.) im Berkeley'schen, durch (den zum deutschen Idealismus neigenden) Herbert Spencer im Hegel'schen Geist geltend. In allen drei Ländern, in Frankreich seit der Restauration durch die Schulen Saint-Simons und Aug. Comte's sowie durch die »Radikalen« Pierre Leroux (s. d.) und Proudhon (s. d.), in England durch die Chartisten und englischen Positivisten Lewes (s. d.), Buckle (s. d.), Taylor u. a., in Deutschland neuestens durch Dühring und Lange ist die P. (nicht eben zu ihrem Heil) mit der Gesellschaftswissenschaft und der socialen Frage in Verbindung gebracht, ihr wissenschaftlicher Charakter aber (ähnlich wie in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts) durch Streben nach Popularisirung, Einmischung von religiösen, politischen und nationalen Parteitendenzen sowie Berufung auf den sogen. gesunden Menschenverstand vielfach geschädigt worden. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß, nachdem die P. aus Mangel eines herrschenden Systems lange Zeit bloß geschichtlich behandelt worden ist, für dieselbe infolge des kaum übersehbaren empirischen Materials, welches der kritischen Sichtung und systematischen Verarbeitung dringend bedarf, eine Zeit der Erneuerung in Aussicht steht. Vgl. über die Geschichte der P.: Brucker, Historia critica philosophiae (Leipz. 1766—67, 6 Bde.); Buhle, Lehrbuch der Geschichte der P. (Götting. 1796—1804, 8 Thle.); Degérando, Histoire comparée des systèmes de philosophie (Par. 1804, 3 Bde.; 2. Aufl., 1. Abth., 1822, 4 Bde.; 2. Abth., 1847, 4 Bde.; deutsch von Tennemann, Marb. 1806, 2 Bde.); Tennemann, Geschichte der P. (Leipz. 1798—1819, 11 Bde.); Derselbe, Grundriß der Geschichte der P. (das. 1812; 5. Aufl., das. 1829); Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der P. (2. Aufl., Berl. 1840—44, 3 Bde.); verschiedene Werke von V. Cousin (s. d.); Reinhold, Lehrbuch der Geschichte der P. (4. Aufl., Gotha 1854, 3 Bde.); Ritter, Geschichte der P. (Hamb. 1836—53, 12 Bde.); Kuno Fischer, Geschichte der neuern P. (Heidelb. 1854—76, Bd. 1—6); Ueberweg, Grundriß der Geschichte der P. (5. Aufl., Berl. 1876 ff., 3 Bde.); Erdmann, Grundriß der Geschichte der P. (2. Aufl., das. 1870, 2 Bde.); Zeller, Geschichte der P. der Griechen (4. Aufl., Leipz. 1876 ff.); Derselbe, Geschichte der deutschen P. seit Leibniz (Münch. 1872). Ueber die jüngste deutsche P. vgl. Vaihinger, Hartmann, Dühring und Lange (Iserl. 1876).

Philosophisches Ei, eiförmige Phiole, in welcher die Alchemisten den Stein der Weisen zu erzeugen strebten.

Philostorgīe (griech.), Geneigtheit zur Liebe (Pietät); daher Philostórg, ein Liebe-, Pietätvoller.

Philostorgios, aus Kappadokien, geb. 368, gestorben gegen 430 n. Chr., schrieb eine Kirchengeschichte in zwölf Büchern, wovon noch ein von Photius bearbeiteter Auszug vorhanden ist, herausgegeben Paris 1673 und Canterbury 1720.

Philostrātos, 1) Flavius P. der Aeltere, aus Lemnos, griech. Rhetor und Sophist zu Ende des 2. Jahrh., schrieb, von der Kaiserin Julia Domna veranlaßt, eine Biographie des Apollonios von Tyana, »Vita Apollonii«, welche die Verherrlichung der Pythagoreischen Philosophie bezweckt (herausgeg. von Aldus, Veneb. 1501); dann »Vitae sophistarum« (herausgeg. von Kayser, Heidelb. 1838); »Heroica«, eine Erzählung und Charakteristik der von den Heroen vor Troja verrichteten Thaten, in dialogischer Form abgefaßt und auf Belebung der sinkenden Volksreligion abzweckend (herausgeg. von Boissonade, Par. 1806); »Epistolae«, 73 an der Zahl, meist erotische Spielereien (herausgeg. von Boissonade, das. 1842); »Imagines«, in 2 Büchern, eine Beschreibung einer Anzahl von (erfundenen) Gemälden (herausgeg. mit des Kallistratos »Statuae« von Jacobs und Welcker, Leipz. 1825; vgl. Goethe, P.' Gemälde, in seinen Werken, Bd. 39, Ausgabe letzter Hand). Sämmtliche Schriften des P. sind herausgegeben unter anderen von Kayser (neue Ausg., Leipz. 1870—71, 2 Bde.) und Westermann (Par. 1849), ins Deutsche übersetzt von Christian (Stuttg. 1854).

2) P. der Jüngere, ebenfalls Rhetor und Sophist, Neffe des vorigen, hielt sich zeitweilig in Rom auf, wo er beim Kaiser Caracalla in Gunst stand, lebte und lehrte aber in Athen und starb 264 n. Chr. in Lemnos. Von seinen Schriften sind nur die »Imagines« erhalten, ein Werk, welches dem gleichnamigen des ältern P. nachgebildet ist, jedoch an Reichthum der Erfindung wie an Gewandtheit in der Ausführung jenem weit nachsteht. Es findet sich in der Gesammtausgabe der Werke des vorigen.

Philōtas, Sohn des Parmenion, befehligte im Krieg Alexanders d. Gr. gegen Persien die Reiterei der Hetärien; tapfer, aber hochmüthig und unzufrieden mit des Königs Verhalten gegen die unterworfenen Völker, machte er von einer Verschwörung gegen Alexanders Leben keine Anzeige, ward deswegen gefoltert und nach seinem Geständnis in Prophthasia 329 v. Chr. hingerichtet.

Philotechnīe (griech.), Liebe zur Kunst; daher Philotechnos, Kunstfreund.

Philotimīe (griech.), Ehrliebe, Ruhmsucht.

Philoxenīe (griech., auch Xenophilie, »Fremdenliebe«), Gastfreundlichkeit, Gastlichkeit.

Philoxĕnos, 1) griech. Dithyrambendichter auf der Insel Kythera, geboren um 435 v. Chr., gerieth in die Sklaverei der Spartaner, kam dann zu Melanippides,

der ihn in die lyriſche Poeſie einführte, hielt ſich ſpäter in Kleinaſien und in Sicilien am Hof des ältern Dionyſios auf, der ihn ſeines Freimuths wegen in die Steinbrüche ſteckte, und ſtarb 380 in Kleinaſien. Die Bruchſtücke ſeiner Dithyramben ſammelten Bippart (Leipz. 1843), Schmidt (Berl. 1845) und Bergk in den »Poetae lyrici graeci«, Bd. 3 (3. Aufl., Leipz. 1867).

2) (Xenaias) Eifriger Monophyſit, geboren zu Tahal in Suſiana, ward 485 Biſchof von Hierapolis, 518 aber vom Kaiſer Juſtinus entſetzt und flüchtete nach Aegypten. Der freiern Peſchito gegenüber ließ P. durch ſeinen Chorbiſchof Polycarpus das Neue Teſtament wörtlich ins Syriſche überſetzen (Philorenianiſche Ueberſetzung, von welcher ſich aber nur die ſogen. charklenſiſche Recenſion erhalten hat, herausgeg. von White, Orf. 1778—1803, 4 Bde.).

Philtron (griech., lat. philtrum), Liebestrank, deſſen ſich der Aberglaube bediente, um in Individuen des andern Geſchlechts Liebe zu erwecken. In Bereitung ſolcher Zaubertränke waren beſonders die theſſaliſchen Weiber ſehr erfahren. Die Ingredienzien derſelben waren verſchieden. Man nahm dazu das ſogen. Hippomanes, Theile (beſonders die Zunge) des Vogels Jynx (ſ. d.), verſchiedene Kräuter, auch Inſekten, einen gewiſſen Fiſch (Remora), Eidechſen, Kalbsgehirn, Haare von dem Schwanzende eines Wolfs, etwas von den Genitalien desſelben, die Knochen einer Kröte, welche von Ameiſen gefreſſen worden war, ꝛc. Andere Philtren bereitete man aus Taubenblut, Schlangengerippen, Uhufedern, lebendig begrabenen jungen Schwalben, Bändern, mit denen ein Menſch, der ſich ſelbſt erhängt, umwunden geweſen, ꝛc. Uebrigens gab es auch Zaubermittel, welche das Gegentheil bewirken, d. h. die Leidenſchaft der Liebe unterdrücken, und beſonders dann wirkſam ſein ſollten, wenn die Liebe durch Zauberei erregt worden war. Als das Unweſen mit ſolchen Zaubermitteln infolge der überhand nehmenden Sittenverderbnis zu arg ward, erſchien unter den erſten Kaiſern ein Senatskonſult, wonach die Anwendung von Philtren der Vergiftung gleich geachtet und beſtraft werden ſollte.

Phimoſe (Phimoſis, griech., »Einſchnürung«), die abnorme Verengerung der Vorhaut, ſo daß ſie entweder gar nicht, oder nur mit Mühe und unter Schmerzen über die Eichel zurückgezogen werden kann. Sie iſt entweder angeboren, oder durch Entzündung der Eichel und der Vorhaut entſtanden. Wenn bei der angebornen P. die Oeffnung der Vorhaut viel kleiner iſt als die der Harnröhre, ſo kann der Urin nicht im gehörigen Strahl ausfließen, es häuft ſich ein Teil desſelben unter der Vorhaut an und dehnt dieſe aus. Durch den zurückbleibenden, ſich zerſetzenden Urin wird die Vorhaut entzündet, oft verlängert und verhärtet. Auch können ſich ſteinige Konkremente zwiſchen der Eichel und der Vorhaut bilden (Präputialſteine). Iſt die Vorhaut ohne Oeffnung, ſo wird dieſelbe durch den ſich anſammelnden Urin zu einer ovalen durchſichtigen Geſchwulſt ausgedehnt, und die Zurückhaltung des Urins kann tödtlich werden, wenn nicht zu rechter Zeit Hülfe geleiſtet wird. Wenn die P. nicht ſo hochgradig iſt, daß ſie die genannten Erſcheinungen hervorruft, ſo wird ſie ſelten vor dem Alter der Pubertät berückſichtigt und wird erſt dann Gegenſtand ärztlicher Behandlung, wenn die Erektionen und der Beiſchlaf ſchmerzhaft werden. Die erworbene P. entſteht durch Entzündung der Vorhaut, bedingt durch veneriſche Geſchwüre, durch Tripper der Harnröhre und der Eichel ꝛc. Dergleichen Phimoſen können zu den bedenklichſten Symptomen die Veranlaſſung geben und einen ſchlimmen Ausgang nehmen, wenn ſie nicht frühzeitig und ſorgfältig behandelt werden. Die Behandlung der angebornen P. beſteht in der Beſeitigung der Verengerung durch die Operation. Bei der mit Entzündung verbundenen P. iſt zunächſt die Geſchwulſt der Vorhaut und Eichel durch entzündungswidrige Mittel, kalte Umſchläge, Bleiwaſſer ꝛc., zu bekämpfen. Doch wird auch hier oft eine Operation nöthig, beſonders dann, wenn Geſchwüre vorhanden ſind, deren Heilung überhaupt nur nach der Spaltung der Vorhaut zu erwarten iſt. Bei Kindern ſoll die Operation nur dann ausgeführt werden, wenn völliger Verſchluß der Vorhaut oder Verengerung derſelben in dem Grad beſteht, daß die Urinentleerung gehindert wird. Bei Erwachſenen iſt die Operation erforderlich, wenn, abgeſehen von der Urinentleerung, auch der Ausfluß des Samens gehindert und der Beiſchlaf ſchmerzhaft iſt. Die beiden Methoden der Operation der P. beſtehen in der Beſchneidung und in der Spaltung der Vorhaut oder nur ihres innern Blattes, mit oder ohne Abtragung der Lappen.

Phineus, 1) im griech. Mythus Sohn des Belos und der Anchinoë, überfiel den Perſeus, ſeinen glücklichen Rivalen in der Bewerbung um Andromeda (ſ. d.), an deſſen Hochzeitstag, ward aber von jenem mittels des Meduſenhaupts in Stein verwandelt.

2) Sohn des phönik. Königs Agenor, blinder Seher oder König zu Salmydeſſos in Thrakien, blendete, von ſeiner zweiten Gemahlin, Idäa, verleitet, ſeine Söhne aus ſeiner erſten Ehe mit Kleopatra, der Tochter des Boreas, den Orythos und Krambis, und ward hierfür von den Harpyien gepeinigt, die ihm, ſo oft er ſich zu Tiſch ſetzte, die Speiſen wegraubten und den Reſt beſudelten, ſo daß er von ſtetem Hunger gequält wurde. Als die Argonauten dort landeten, wurde er durch die Boreaden, d. h. die Brüder der Kleopatra, Zetes und Kalais von dieſer Plage befreit, und zum Dank wies er ihnen den einzuſchlagenden Weg.

Phiöle (v. griech. phialē), ein kleines birnförmiges gläſernes Gefäß, welches in einen geraden, verhältnismäßig langen und engen Hals ausgeht.

Phlebektaſie (griech.), Anſchwellung der Venen (ſ. d.), Blutaderknoten.

Phlebitis (griech.), Entzündung der Venen (ſ. d.).

Phlebotomie (griech.), Venenſchnitt (Aderlaß).

Phlegēthon (Pyriphlegethon, griech., der »Flammende«), mythiſcher Fluß in der Unterwelt, der feurige Wellen wälzte und in den Acheron mündete.

Phlegma (griech.), Schleim; beſonders vermeintlicher Schleim im Blut, als Grundlage des phlegmatiſchen Temperaments (ſ. d.), daher gleichbedeutend mit Ruhe, Trägheit, Mangel an Lebhaftigkeit; in der Chemie der Waſſergehalt einer geiſtigen Flüſſigkeit, der beim Deſtilliren der letztern im Deſtillationsapparat zurückbleibt.

Phlegmaſie (Phlegmatie, griech.), urſprünglich ganz allgemein ſ. v. w. Entzündung, dann vorzugsweiſe jede ſchwere, oberflächliche und daher ſofort in das Auge fallende Entzündung. Phlegmasia alba dolens (weiße Schenkelgeſchwulſt) iſt eine Zellgewebsentzündung, welche bei Frauen im Wochenbett unter Fiebererſcheinungen auftritt, ſich durch ſchmerzhafte, glänzend weiße und geſpannte, ſelten teigige Anſchwellung des Schenkels auszeichnet und von einer Gerinnung des Bluts in den Schenkelvenen, beziehentlich von einer Entzündung der letzteren herrührt. Dieſe Affektion der Schenkelvenen hängt nicht ſelten mit einer entſprechenden Affektion der Gebärmuttervenen zuſammen und hat ſich nur vom

Becken her gegen den Schenkel fortgepflanzt. In seltneren Fällen kommt auch außerhalb des Wochenbetts und bei Männern die weiße Schenkelgeschwulst vor und ist dann von primärer Blutgerinnung in den Blutadern des Schenkels abhängig. Die Schmerzhaftigkeit der Krankheit erklärt sich aus dem Druck, welchen das Blutgerinnsel in der Vene auf den benachbarten Schenkelnerv ausübt, die Blässe und Anschwellung aus der verminderten Aufsaugung der Gewebsflüssigkeit, welche die Blutgefäße von außen her zusammendrückt. Die P. alba dolens führt nicht selten zum Tode; die Behandlung derselben besteht in zweckmäßiger Lagerung, Einwickelung mit Rollbinden neben denjenigen Eingriffen, welche die Grundkrankheit erfordert.

Phlegmatiker (griech., Phlegmatikus), Mensch mit phlegmatischem Temperament (s. d. u. Phlegma).

Phlegmöne (griech., Entzündung), vorzugsweise Benennung für diejenige Entzündung des Zellgewebes, welche ihren Ausgang in Eiterung nimmt. Die P. entsteht nach Verletzungen, namentlich wenn dieselben mit Quetschung verbunden sind, und nach Verwundungen irgend welcher Art, mit denen der Eintritt fauliger Stoffe in das Gewebe zugleich stattfindet. Es bildet sich eine mit Röthung, starker Spannung und erheblicher Schmerzhaftigkeit verbundene Anschwellung des befallenen Theils unter einem der Größe und Ausdehnung derselben entsprechend hohen Fieber; zugleich zeigt der ganze Organismus alle diejenigen krankhaften Erscheinungen, welche für die akuten entzündlichen Krankheiten charakteristisch sind. Weiterhin wird die zunächst harte Geschwulst weicher, teigig anzufühlen, und es bildet sich ein Eiterherd, der entweder spontan durchbricht, oder kunstgerecht mit dem Messer geöffnet wird. Nach Entleerung desselben folgt in der Regel bald die Heilung. Nur in denjenigen Fällen, wo die P. eine sehr große Ausdehnung hat, oder wo dem Abfluß des Eiters Schwierigkeiten entgegenstehen, wird die P. lebensgefährlich, indem sie in eine wirkliche Jauchung mit allen ihren Folgen übergeht. Als Behandlung ist zu empfehlen zunächst die örtliche intensive Applikation von Eis, um die Entzündung lokal möglichst zu beschränken, dann möglichst frühzeitige Spaltung der Abscesse; ist die P. sehr ausgedehnt, die Spannung und das Fieber sehr hoch, so müssen auch vor Beginn der eigentlichen eiterigen Schmelzung ausgedehnte Entspannungsschnitte gemacht werden.

Phlegon, griech. Schriftsteller, aus Tralles, lebte als Freigelassener des Kaisers Hadrian in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. und verfaßte unter dem Titel: »Wunderbare Geschichten« ein geschmackloses Gemisch abenteuerlicher Histörchen, von einigem Werth nur wegen der darin enthaltenen Notizen aus älteren Schriftstellern, und eine trockene Abhandlung über Leute, die ein hohes Alter erreicht haben (»De macrobiis«), beide herausgegeben von Westermann in der Sammlung der »Paradoxographi« (Braunschw. 1839) und von Keller in »Rerum naturalium scriptores« (Bd. 1, Leipz. 1877). Sein Hauptwerk, eine aus 16 Büchern bestehende chronologische Aufzählung der Olympiasieger, werthvoll für die Zeitkunde, ist verloren gegangen.

Phlegräische Felder (Phlegraei Campi), im Alterthum Name der an der Küste Kampaniens von Cumä bis Neapolis sich hinziehenden, mit Kratern besetzten Ebene, so genannt, weil Phlegra als Schauplatz des Gigantenkampfs galt und man denselben wegen der vulkanischen Thätigkeit bei Cumä wieder zu erkennen glaubte. Noch heute haucht die Solfatara heiße Dämpfe aus, und der 180 Meter hohe Monte Nuovo wurde 1538 in 48 Stunden gebildet.

Phlegyas, im griech. Mythus Sohn des Ares und der Chryse, Vater des Ixion und der Koronis, Ahnherr der Phlegyer, eines rohen Volksstammes in Böotien, zündete, weil Koronis von Apollon Mutter des Asklepios wurde, den Tempel des Gottes an, ward aber dafür von dessen Pfeilen getödtet und in der Unterwelt zu der Strafe verdammt, unter einem fortwährend den Einsturz drohenden Felsen zu sitzen.

Phleum *L.* (Lieschgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ausdauernde oder einjährige Gräser, meist in Europa, mit gedrungener, walzenförmiger oder länglicher Rispenähre und einblütigen Aehrchen mit zusammengedrückten, am Rücken gekielten und gewimperten, stachelspitzigen, gleich großen Kelchspelzen. P. pratense *L.* (Wiesenlieschgras, Timothygras, s. Tafel »Gräser I«), ein perennirendes Gras mit 30—100 Centim. hohem Halm und 2,5—8 Centim. langer, vollkommen walzenförmiger, zur Zeit der Blüte durch die Staubbeutel hellvioletter Aehre, wächst auf Wiesen, an Rändern und Wegen, ward durch Einwanderer im vorigen Jahrhundert als Futtergras nach Nordamerika gebracht, kam von dort durch Timothy Hanson nach England, wo man es mit Erfolg kultivirte, und wurde später auch in Deutschland angebaut. Es wächst am besten in sandreichem Boden, verträgt die verschiedensten Grade der Feuchtigkeit, gedeiht aber am besten in frischer, trockener Lage. Man baut es besonders auf Feldern mit gutem Roggenboden in reinen Beständen und in Gemenge mit Kleearten. Es gibt schon im zweiten Jahr den höchsten Ertrag, liefert aber nur einen, indeß sehr reichlichen Schnitt. P. Boehmeri *Wib.* (Triftlieschgras) hat niedrigere, dünnere Halme und eine spitz zulaufende Rispenähre, welche sich beim Biegen in einzelne Lappen zertheilt. Es wächst auf bergigen Triften, ist aber als Futtergras unbedeutend. P. arenarium *L.* (Sandlieschgras) ist einjährig, mit vielen bläulichgrünen Halmen und Blättern und länglicher Rispenähre und trägt zur Festlegung des Flugsandes bei.

Phlius, alte Stadt im nordöstlichen Peloponnes, Hauptort des durch seinen Wein berühmten unabhängigen Gebiets Phliasia, am obern Asopos, hatte erst eine aristokratische, dann eine oligarchische Verfassung und hielt bis nach dem Peloponnesischen Krieg treu zu Sparta. 394 v. Chr. ward infolge einer demokratischen Bewegung die Oligarchie daselbst gestürzt und erst nach langen inneren Kämpfen und nach Eroberung der Stadt durch Agesilaos (379) wieder hergestellt. Später trat P. dem Achäischen Bund bei. Ueberreste der Stadt bei dem Dorf Hagios Georgios.

Phloëm (griech.), s. v. w. Bast.

Phlogistisch (griech.), auf das Phlogiston (s. d.) sich beziehend; entzündlich, mit Entzündung verbunden ꝛc.

Phlogiston (v. griech. phlogizein, verbrennen), nach der von Stahl (1660—1734) aufgestellten chemischen Theorie das den brennbaren Körpern Gemeinsame, welches ihnen die Eigenschaft der Entzündlichkeit, Brennbarkeit verleiht und bei der Verbrennung ausgetrieben wird. Vgl. Chemie, S. 375.

Phlox *L.* (Flammenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Polemoniaceen, perennirende oder ein- oder zweijährige Kräuter mit ganzen und ganzrandigen, unten gegen-, oben wechselständigen Blättern, präsentirtellerförmigen Blüten und aufspringenden, mehrsamigen Kapseln. Die sämmtlich in

Nordamerika heimischen Arten sind vielfach wegen ihrer schönen, vorherrschend rothen, meist in Doldentrauben oder Sträußen stehenden Blüten beliebte Zierpflanzen. P. Drummondii *Hook.*, aus Texas, mit lilafarbigen, am Schlunde dunkel purpurroth gefleckten, auch hell und dunkel purpurrothen oder rosenrothen und weißen Blüten, ist einjährig und wird in zahlreichen Varietäten kultivirt, ebenso die perennirende P. paniculata *L.*, aus Nordamerika, eine der schönsten und in den Gärten am frühesten bekannten Arten, mit purpur-lilafarbigen oder rosenroth-lilafarbigen oder weißen Blüten.

Phlyäke (griech.), Lustspiel, Posse; Phlyakograph, Possenschreiber.

Phoca, der Seehund.

Phöbe, 1) in der griech. Mythologie Tochter des Uranos und der Gäa, Mutter der Leto und vor Apollon Vorsteherin des delphischen Orakels. — 2) Name der Artemis als Mondgöttin.

Phöbos, Beiname des Apollon (s. d.).

Phönicin, **Phönicinschwefelsäure**, s. Indigo.

Phönikien (Phoenike, das »rothe oder Purpurland«), der schmale Küstenstrich Syriens vom Fuß des Libanon bis zum Mittelländischen Meer, welcher sich von dem Vorgebirge Karmel im S. bis gegenüber der Insel Kypros erstreckte, schön, fruchtbar, reich an Waldungen und erzreichen Bergwerken. Es wurde bewohnt von den semitischen Stämmen der Sidonier, Gibliter und Arvaditer in ihren alten Städten Sidon, Tyros, Byblos, Arvad und Berytos. Diese waren völlig unabhängig von einander und standen unter der Herrschaft von Königen, deren Gewalt jedoch durch ein mächtiges Priesterthum sowie durch einen aus den ältesten Geschlechtern und den reichsten Bürgern gebildeten Rath beschränkt war. Sehr früh wendeten sich die Phöniker dem Meer zu und betrieben neben Ackerbau und Viehzucht lebhaften Fischfang. Die Kriege in Kanaan, die Vertreibung der Chetiter und Cheviter im 13., dann der Amoriter im 12. Jahrh. aus diesem Land hatten die Ansammlung zahlreicher Flüchtlinge in P. zur Folge, welche die Phöniker zu deren Ansiedelung auf der Insel Kypros veranlaßte. Nachdem einmal dieser Anfang gemacht war, erstreckte sich die Kolonisation der Phöniker bald (um 1200) auf das Aegeische Meer, dessen Inseln und Küsten sie mit Handelsfaktoreien, festen Plätzen und Städten besetzten, dessen Handel und Verkehr sie beherrschten, und in dessen Gebiet sie ihren Kultus, die Schrift u. a. verbreiteten; sie tauschten gegen die Erzeugnisse ihrer Industrie und Kunst Sklaven, Felle und Wolle ein, beuteten Bergwerke aus und bereiteten aus den an der Ostküste von Hellas zahlreich vorhandenen Purpurschnecken den für ihre Färbereien nothwendigen Farbstoff. Hierauf drangen sie weiter nach W. vor, kolonisirten Malta, Sardinien und die Küsten Siciliens, wo Motye, Solöis und Machanath (Panormos) ihre bedeutendsten Ansiedelungen waren; auf der Nordküste Afrika's gründeten sie Hippon und Ityke (Utica), und bereits 1100 durchfuhren sie die Säulen des Melkart, wie sie die Straße von Gibraltar nannten, und legten jenseit derselben an der Küste des silberreichen Tarsis Gades (Cadiz) an, welches sofort Mittelpunkt und Hauptstapelplatz eines ausgedehnten Handels und Verkehrs auf dem Atlantischen Ocean wurde. Die Phöniker haben Madeira und die Kanarischen Inseln besucht und von den britischen Inseln Zinn sowie von der deutschen Nordsee Bernstein geholt. Während sie so nach W. in Gebiete und Meere vordrangen, welche anderen Kulturvölkern noch lange Zeit unbekannt blieben, erstreckte sich ihr Handel auch im O. und S. in weit entfernte Gegenden. Die Stammverwandtschaft der Völker Syriens, des Euphrat- und Tigrisgebiets sowie Arabiens kam ihnen dabei zu statten sowie die Bedürfnisse dieser Binnenländer nach den Waaren und Erzeugnissen Phönikiens. Außerdem aber vermittelten sie den Austausch der Waaren Aegyptens gegen die Syriens und Babyloniens und machten ihre Städte zu Stapelplätzen für den gesammten Handel des Ostens. Karawanenstraßen, welche durch Verträge mit den Herrschern gesichert und mit Waarenhäusern versehen wurden, führten in das Innere Vorderasiens sowie nach Südarabien, von wo sie die Produkte Indiens (Ophirs) und Ostafrika's holten. So fand ein reger Verkehr zwischen den äußersten Grenzen der damals bekannten Welt durch Vermittelung der Phöniker statt: die Metalle des Westens, das griechische Gold, das italische Kupfer, das spanische Silber wanderten nach Babylonien und Aegypten, Waffen und Erzgefäße, Schmucksachen und Gewänder von da nach Italien und an die Gestade des Atlantischen Oceans. Vor allem war P. selbst Sitz einer thätigen und umfangreichen Fabrikation. Die Glasbereitung war daselbst zu einer hohen Vollendung gediehen, die Purpurfärberei haben die Phöniker erfunden und blieben in dieser Kunst unübertroffen. Der schimmernde Glanz der Farbe war es, der die phönikischen Purpurgewänder vor allen anderen auszeichnete. Die nöthige Menge Purpurschnecken herbeizuschaffen, veranlaßte besonders die Phöniker zu Fahrten und Ansiedelungen an den Küsten des Mittelmeers. Die Weberei und Buntwirkerei standen mit der Färberei in engster Verbindung. Vorzüglich verstanden es die Phöniker, den Bergbau zu betreiben und die gewonnenen Erze kunstmäßig zu verarbeiten. Ihre Gefäße und Schmucksachen aus Gold und Silber sowie Edelstein waren von alter Zeit her berühmt. Auch die Baukunst stand bei ihnen in hohem Flor, und im Schiffbau waren sie unerreichte Meister. Ihre Schiffe, aus dem besten Material, Cedern- und Eichenholz, erbaut, wurden durch Segel und Ruder sehr schnell bewegt; ihre Matrosen waren geschickt und kühn; schon früh nahmen sie den Polarstern zu ihrem Führer.

Ueber die Veränderungen, welche diese großartige Entwickelung von Handel und Industrie in den inneren Verhältnissen Phönikiens hervorbrachte, sind wir nur höchst unvollkommen unterrichtet. Während in früherer Zeit Sidon die mächtigste und reichste Stadt gewesen war, erlangte unter König Hiram (1001—967) Tyros den Vorrang vor den anderen Städten und die höchste Blüte. Hiram sicherte sich durch einen vortheilhaften Vertrag mit König Salomo um 990 den Verkehr mit Elana und von da aus mit Ophir und zog nicht bloß hieraus bedeutende Summen, sondern erhielt auch für Lieferung von Bauholz und Bruchsteinen zu Salomo's Bauten einen jährlichen Tribut von Lebensmitteln und 20 israelitische Ortschaften abgetreten. Er verwandte einen großen Theil der Einkünfte zur Anlage von Neutyros auf einer Insel gegenüber der Altstadt, das er mit Mauern umgab und mit Hafenanlagen versah. Sein Geschlecht wurde 917 von Ethbaal, einem Priester der Astarte, gestürzt, der durch die Vermählung seiner Tochter Isebel mit König Ahab von Israel sein Reich zu befestigen suchte. Seinem Sohn Balezor (885—877) folgte dessen Sohn Mutten (877—852). Unter dessen Kindern Elissa und Pygmalion

brach ein Zwist aus, infolge dessen erstere 846 auswanderte und Karthago gründete. Bereits im 9. Jahrh. begann die Macht der Assyrier den Phönikern gefährlich zu werden, und Mutton mußte sich zu einem Tribut verstehen, den auch seine Nachfolger zahlten, damit der Handel in dem weiten assyrischen Reich nicht gesperrt wurde. Zu gleicher Zeit erwuchsen ihren Kolonien und ihrem Handel im W. in den Griechen gefährliche Nebenbuhler, welche sie aus dem Aegeischen Meer verdrängten, im 7. Jahrh. sich auch in Sicilien, an der Küste Galliens und Spaniens festsetzten und auch in Afrika Kyrene sowie Naukratis gründeten. Obwohl die phönikischen Fürsten den assyrischen Königen bereitwilligst Tribut zahlten, wurde doch ihr Handel auch im O. durch die fortwährenden Kriege derselben mit Babylonien, Damaskus, Hamat und Israel arg geschädigt. Daher versuchten die Phöniker nach dem Tode des siegreichen Eroberers Tiglath Pilesar II. (727), in Gemeinschaft mit den Israeliten und Philistern und im Vertrauen auf ägyptische Hülfe sich der assyrischen Herrschaft zu entziehen, wurden aber durch Salmanassars IV. rasches Erscheinen in Syrien gezwungen, sich wieder zu unterwerfen, Tribut zu zahlen und Schiffe zu stellen zur Eroberung von Kypros und zur Blokade von Neutyros, das allein Widerstand leistete und auch eine fünfjährige Blokade erfolgreich aushielt. Indeß Sargon eroberte Tyros und vollendete 715 auch die Unterwerfung von Kypros. Vereinzelte Empörungen wurden von den Assyriern siegreich niedergeschlagen. Nach dem Untergang des assyrischen Reichs kam P. unter babylonische Herrschaft. Eine Erhebung gegen dieselbe ward 593 von Nebukadnezar unterdrückt, der 573 nach 13jähriger Belagerung auch Tyros zur Anerkennung seiner Oberhoheit zwang und Baal zum König einsetzte. Auch dem Perserkönig Cyrus unterwarfen sich 538 die phönikischen Städte (mit Einschluß von Tyros) und bildeten fortan mit den kleinasiatischen Griechen den Kern der persischen Seemacht; in ihren inneren Verhältnissen aber blieben sie frei, behielten ihre politischen Einrichtungen, ihre eigene Verwaltung und ordneten auf einem Kongreß zu Tripolis ihre gemeinsamen Angelegenheiten. Sidon fing jetzt wieder an aufzublühen und von neuem der Mittelpunkt des phönikischen Handels zu werden. Die Könige von Tyros und Sidon, Mapen und Tetramnestos, waren in der Schlacht von Salamis (480) die hervorragendsten Anführer auf der persischen Flotte. An der großen Empörung, die um die Mitte des 4. Jahrh. in Aegypten gegen die persische Herrschaft ausbrach, hatten auch die Phöniker theilgenommen; doch unterwarfen sie sich bei der Annäherung des persischen Heers ohne Widerstand, bis auf die Sidonier, welche ihre Flotte (die mehr als 100 große und kleine Schiffe zählte) verbrannten und sich in ihre Stadt einschlossen. Aber Tennes, der König von Sidon, der, unterstützt von Griechen unter Mentor, die Perser geschlagen hatte, überlieferte die Stadt 350 treulos in die Gewalt des Perserkönigs, der sogleich die edelsten Bürger ermorden und, was nicht umkam oder sich nicht selbst den Flammentod gab, in die Sklaverei verkaufen ließ. Die Stadt wurde ausgeplündert und dem Erdboden gleichgemacht. Tyros erhielt durch jene Katastrophe von neuem das Uebergewicht in Handel und Industrie und blieb nun der Sitz des Welthandels bis auf Alexander d. Gr. Nachdem dieser in der Schlacht bei Issos die persische Herrschaft vernichtet hatte, kam er 333 nach P. Sidon nebst den übrigen phönikischen Städten unterwarfen sich ihm freiwillig; Tyros aber, welches damals lediglich aus der Inselstadt bestand, fiel erst 332 nach siebenmonatlicher Belagerung. Obwohl sich die Stadt nochmals aus ihren Trümmern erhob, so hatte doch inzwischen der Welthandel im neu gegründeten Alexandria einen andern Mittelpunkt gefunden, wodurch P. seine welthistorische Bedeutung verlor. Es theilte fortan die Schicksale Syriens.

Die Religion der Phöniker war ein Naturdienst. Sie verehrten die Lichtmächte des Himmels und die schaffende Naturkraft, wie die Babylonier; doch blieb ihre Auffassung der Gottheiten wie deren Kultus sinnlich: denjenigen, welche dem natürlichen Leben fremd und feindselig gedacht waren, dienten sie mit scharfer Asketik, Selbstverstümmelung und Menschenopfern, den dem menschlichen Leben günstig vorgestellten, den Göttern der Zeugung und der Geburt, mit zügelloser Wollust und Ausschweifung, die um so mehr ausarteten, je üppiger sich das Leben in den reichen Städten entfaltete. Der höchste Gott war Baal, die wohlthätig wirkende Kraft der Sonne; ihm stand als Göttin des Liebestriebs und der Zeugung Baaltis oder Aschera zur Seite, der männliche und weibliche Hierodulen mit ihrem Leib dienten. Der Gott der sengenden Glut der Sonne, der verzehrenden, aber auch reinigenden Kraft des Feuers war Moloch, mit dem Stierhaupt dargestellt, dem, um seinen Zorn auf das Haupt weniger abzulenken, Menschenopfer, oft die liebsten Kinder oder der älteste Sohn, dargebracht wurden. Göttin des Kriegs und des Todes war Astarte (Dido), ursprünglich Mondgöttin (daher mit dem Kuhhaupt und der Mondsichel dargestellt), die jungfräuliche Göttin, welcher zu Ehren ebenfalls Menschenopfer dargebracht wurden und Männer sich selbst entmannten. Eine Zusammenfassung der wohlthätigen und verderblichen Mächte des Himmels ist der Baal von Tyros, Melkart, der aus der Zerstörung neues Leben schafft, der in der Gluthitze des Sommers sich selbst verbrennt, um im Frühling zu neuem Leben zu erstehen. Melkart ward besonders als Beschützer der Kolonisation verehrt. Andere Gottheiten sind: Adonis, Samemrumos, Usoos. Die bedeutendsten Gottheiten wurden zu einem System, der heiligen Siebenzahl der Kabirim (der Gewaltigen), zusammengefaßt.

Die phönikische Sprache ist ein Zweig des semitischen Sprachstammes und stimmt bis auf unbedeutende Abweichungen mit dem Hebräischen überein, und zwar sowohl hinsichtlich der Wurzeln, als der Formbildung; nur selten streift sie an das Aramäische und Arabische. Durch die zahlreichen Kolonien der Phöniker wurde ihre Sprache über Afrika, Kypros, Sardinien, Sicilien und Spanien verbreitet. Auf der afrikanischen Küste erhielt sie sich am längsten; nach glaubwürdigen Berichten wurde sie daselbst noch im 5. Jahrh. n. Chr. gesprochen. Die Annahme, daß die vokallose phönikische Schrift die Mutter sowohl der übrigen semitischen, als auch der griechischen sei, aus welcher dann die lateinische und mittelbar alle europäischen geflossen seien (s. Schrift), bestätigt sich vollkommen durch die auf den Monumenten sich vorfindenden Schriftzüge, wie mannigfach auch die Modifikationen sein mögen, welche sich nach Zeit und Ort des Ursprungs ausgebildet haben. Die Originalterte der größeren Werke der phönikischen Literatur, welche ziemlich reichhaltig gewesen zu sein scheint, sind verloren gegangen. Für das älteste Schriftdenkmal galt den Griechen ein Werk über die

Götterwelt und den Ursprung der Dinge, das um 1200 v. Chr. von einem gewissen Sanchuniathon (s. d.) verfaßt sein soll (nach Movers ist der Name nur Bezeichnung der gesammten heiligen Schriften der Phöniker), und von welchem sich Ueberbleibsel in der griechischen Uebersetzung des Philon von Byblos erhalten haben; außerdem werden noch die Historiker Theodotos, Hypsieratos und Mochos erwähnt. Indeß beschränkte sich die Historiographie der Phöniker bloß auf die Geschichte ihres Landes. Unter den Puniern werden als Schriftsteller genannt: Mago, ein Suffet, der um 500 v. Chr. über Ackerbau schrieb (ins Lateinische übersetzt), Hamilkar, Hanno, Himilko, Hannibal und Hiempsal, König von Numidien. In alten Inschriften, auf Grabsteinen und Votivsteinen, auf Gemmen, Siegeln, Papyrusrollen und Münzen sind uns manche Ueberreste der phönikischen Sprache erhalten, deren Entzifferung den Scharfsinn der Gelehrten vielfach in Thätigkeit gesetzt hat. Auch in römischen Schriftstellern kommen manche Ueberbleibsel vor, von denen die punischen Stellen in dem »Poenulus« des Plautus die bedeutendsten sind. Die wichtigeren Inschriften gehören meist in die nächste Zeit vor Christo; jedenfalls weit älter sind die erst 1855 auf dem Sarkophag eines Königs von Sidon gefundene und die Inschriften von Abu Simbal in Nubien, die mit Sicherheit in das 7. Jahrh. zu setzen sind. Die Münzen gehören in die Periode der Seleukiden und der römischen Herrschaft. Um Erklärung der phönikischen Schriftreste haben sich besonders Gesenius, Ewald, Movers, Levy, Blau, Renan, Merx, S. Schröder, E. Meier und der Herzog von Luynes verdient gemacht. Vgl. Movers, Die Phönicier (Berl. 1840—56, 3 Bde.); Levy, Phönicische Studien (das. 1856—70, 4 Hefte); Derselbe, Phönicisches Wörterbuch (das. 1864); Duc de Luynes, Mémoire sur le sarcophage et l'inscription funéraire d'Esmunazar, roi de Sidon (Par. 1856); E. Meier, Die Grabschrift des sidonischen Königs Eschmunézer (Leipz. 1866); Renan, Mission de Phénicie (Par. 1874); H. Prutz, Aus P., geographische Skizzen und historische Studien (Leipz. 1875).

Phönix, fabelhafter heiliger Vogel der alten Aegypter, von adlerähnlicher Gestalt und purpur- und goldfarbigem Gefieder, über welchen im Alterthum verschiedene Sagen umliefen, wovon die bekannteste folgende ist: er verbrannte sich alle 500 Jahre in seinem aus Gewürzen bereiteten Nest, ging aber verjüngt aus seiner Asche wieder hervor und trug, herangewachsen, die Reste seines alten Körpers, in Myrrhen eingeschlossen, nach Heliopolis in Aegypten. Der Mythus ist wohl Symbol einer bestimmten astronomischen Periode, nach Seyffarth des Durchgangs des Merkur durch die Sonne nach dem Frühlingsäquinoktium (vgl. Grässe, Beiträge zur Erklärung der Sagen des Mittelalters, Dresd. 1850). Später kam der P. als Symbol ewiger Verjüngung auch in den christlichen Sagenkreis und ward ein Emblem des byzantinischen Reichs. In der Sprache der Alchemisten war P. eine der vielen Bezeichnungen für den Stein der Weisen.

Phönix, 1) mythischer Ahn des Volks der Phöniker, Sohn des Agenor, Bruder der Europa, ward ausgeschickt, um die entführte Europa zu suchen, und blieb, da er sie nicht fand, in Afrika, wo er einem Volk den Namen Phöniker gab.

2) Sohn des Amyntor und der Hippodamia, floh, von seinem Vater aus Eifersucht vertrieben, zu Peleus und ward von diesem mit der Erziehung seines Sohns Achilleus betraut, den er auch nach Troja begleitete.

Phoenix *L.* (Dattelpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Bäume mit hohem, bisweilen aber kaum über der Erde erscheinendem, stets mit den Schuppen abgefallener Blätter bedecktem Stamm, gefiederten Blättern mit linearen, an der Basis gefalteten Segmenten, deren untere oft stachelartig sind, verzweigten, aus den Achseln der Blätter hervorbrechenden Blütenkolben mit dunkelgelben oder gelbweißen, diöcistischen Blüten und runden oder länglichen, gelbbraunen Drupen mit bisweilen fehlschlagendem Samenkern. Zur Erzielung reichlicher Früchte wendet man überall, wo Datteln kultivirt werden, künstliche Befruchtung an, indem man den männlichen Blütenkolben mit reifem Pollen aus der Scheide herausnimmt, zertheilt und Stücke desselben in die geöffnete Scheide der weiblichen Blüte hineinzwängt. Von den vielleicht 12 Arten sind die südlichsten P. reclinata *Jacq.* und P. spinosa *Thonn.*, beide am Kap, die nördlichste die echte Dattelpalme (P. dactylifera *L.*, s. Tafel »Nahrungspflanzen II«), welche sich über Nordafrika, Südwestasien und Südeuropa verbreitet, am besten zwischen 19—35° nördl. Br. gedeiht, zur Ausbildung reifer Früchte einer mittlern Jahrestemperatur von 21—23° C. bedarf, aber als Zierpflanze und der Blätter halber, welche man beim christlichen Osterfest und beim jüdischen Laubhüttenfest benutzt, in großer Zahl auf den Hyèrischen Inseln, bei San Remo, Nizza, Genua, besonders bei Bordighiera an der ligurischen Küste, und in Spanien bei Elche kultivirt wird. Die Dattelpalme wird 12—25 Meter hoch und gegen 100 Jahre alt; sie erhält durch die verdorrten, nicht abfallenden, niedergebeugten Blätter ein sehr verwildertes Aussehen, trägt am Gipfel eine schöne, dichte Krone von 3 Meter langen, blaugrünen Blättern und durch Kultur genießbar gewordene Früchte, von denen man gegen 50 Varietäten unterscheidet. Sie verlangt Sandboden, dem es nicht an Feuchtigkeit fehlen darf, und läßt sich durch Wurzelschößlinge, die nur in der ersten Jugend der Bewässerung bedürfen, leicht fortpflanzen. Man macht aus ihren Blättern Besen und Bürsten und benutzt sie wie das Holz als Baumaterial; die Mittelrippe der Blätter liefert Spazierstöcke, die Fasern, welche die Blattstiele verbinden, Tauwerk. Die Früchte sind Nahrungsmittel für Menschen und Thiere. Sie bestehen aus 10 Theilen Kern, 5 Th. Schale und 85 Th. Fruchtfleisch, und letzteres enthält 30 Proc. Wasser, 36 Proc. Zucker, 23,25 Proc. Eiweiß- und Extraktivstoffe, 8,5 Proc. Pektinkörper, 1,5 Proc. Cellulose und 0,75 Proc. Citronensäure, Mineralstoffe und Cumarin, welchem letztern sie zum Theil ihren Wohlgeschmack verdanken. Man trocknet die Datteln an der Sonne und vergräbt sie, da sie sehr wenig haltbar sind, zur Konservirung in den Sand. Ihr Genuß wirkt sehr erhitzend, doch bilden sie das hauptsächlichste Nahrungsmittel ganzer Völkerschaften. Zu uns kommen sie in geringer Menge: die größeren, dunkleren, auch fleischigeren und süßeren (Alexandriner) aus Aegypten, die geringeren aus Tunis; doch liefern auch Syrien und Algerien Datteln für den Handel. Man bereitet aus den reifen Früchten auch Sirup und Branntwein. Durch Ausschneiden der innersten Blätter gewinnt man einen trüben süßlichen Saft, der schnell gährt und dann berauschend wirkt. Der Same dient wohl als Viehfutter, auch als Kaffeesurrogat. Die ältesten Nachrichten kennen die Dattelpalme noch nicht als Fruchtbaum; sie ward dies vielleicht in den Ebenen am untern Euphrat und Tigris und verbreitete sich dann erst von dort nach

Jericho, Phönikien ꝛc. Die Dattelpalme gehört, wie das Kamel, dem Wüsten- und Oasenvolk der Semiten an, und durch beide hat dies Volk eine ganze Erdgegend bewohnbar gemacht. Der griechische Name der Dattelpalme, phoinix, zeigt sie als den aus Phönikien stammenden Baum, und nach der Odyssee stand die erste Palme auf Delos. Palmzweige dienten später als Siegeszeichen theils in Gestalt von Kränzen auf dem Haupte, theils als Zweige in den Händen, wie sie schon bei den Semiten als Zeichen des Lobes und Siegs und festlicher Freude benutzt worden waren. Später wurden immer häufiger Palmen bei den Heiligthümern und Ortschaften angepflanzt, auch erscheinen sie auf Vasenbildern als Attribut der Leto und des Apollon sowie auf Münzen. In Italien wuchs die Dattelpalme im 3. Jahrh. v. Chr.; doch kannte man sie vielleicht schon viel früher aus direktem Verkehr mit dem Süden, worauf der Name palma (wohl vom semitischen tamar) deutet. Die Frucht wurde jedenfalls erst später bekannt; ihr Name daktylos stammt aus dem Semitischen und hat mit Finger so wenig zu thun wie palma mit Hand. Mit dem Hereinbrechen der Barbarei starben später die Palmbäume in den europäischen Mittelmeerländern ab, und erst durch die Araber wurden sie einzeln neu angepflanzt, in Spanien 756. Die Anlehnung des Christenthums an die Bildersprache des Heiden- und Judenthums veranlaßte die Anlage des großen Palmenhains von Bordighiera, der 4000 Stämme zählen soll. Man bindet dort im Hochsommer die Kronen zusammen, damit die auf solche Weise eingeschlossenen jungen Blätter bleichen (Bild der himmlischen Reinheit). In Südspanien zu Elche, südwestlich von Alicante, steht ein Palmenhain von 60,000 Stämmen, der auch Früchte liefert. P. sylvestris *Roxb.* (s. Tafel »Industriepflanzen«), in Ost- und Hinterindien, wird bis 12 Meter hoch und unterscheidet sich von der Dattelpalme fast nur durch die weniger fleischigen und kleineren Früchte. Sie liefert Zucker (in Bengalen 100,000 Ctr.), welchen man aus dem durch Einschnitte unter der weichen Endknospe gewonnenen Saft bereitet. Ein Baum liefert jährlich 3,5—4 Kilogr., ist aber nach 20—25 Jahren erschöpft. Derselbe Saft vergährt leicht zu Palmwein, und aus diesem gewinnt man durch Destillation Arak. Die Früchte sind ungenießbar. P. farinifera *Willd.* wächst häufig in den bergigen Distrikten Vorderindiens auf trockenem, unfruchtbarem Sand. Der Stamm ist nur 30—60 Centim. hoch und so in den Blattscheiden versteckt, daß das Ganze einem dicken Busch gleicht. Aus den Blättchen werden Matten, aus den Blattstielen Körbe geflochten. Die mehlige Substanz, welche die aus weißen, in einander verwobenen Fasern bestehende äußere Holzschicht des Stammes einschließt, dient in Zeiten des Mangels als Speise, zu welchem Zweck sie zu einer dicken Grütze (Kanji) eingekocht wird. Mit dieser Art dem Habitus nach sehr verwandt ist P. acaulis *Roxb.*, welche bei Bahar auf den hoch gelegenen Ebenen nördlich vom Ganges und im Flachland von Birma wächst. Als Zierpflanze ist P. paludosa *Roxb.* zu empfehlen, die südlichste indische Art, welche schöne, dichte Büsche bildet. Die Stämme niedrigerer Bäume dienen als Spazierstöcke, und die Eingebornen glauben damit die Schlangen von sich abhalten zu können. Die längeren Stämme liefern Balken, die Blätter Dachstroh. Als Zimmerpflanze eignet sich neben P. sylvestris besonders P. reclinata (s. Tafel »Blattpflanzen I«).

Phönixöl, s. v. w. Globeöl.

Phönixville (spr. fihnikswill), Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, Grafschaft Chester, am Schuylkill, hat großartige Eisenhütten (Phoenix Iron Company), Kupfer- und Eisengruben, Woll- und Baumwollfabriken und (1870) 5292 Einw.

Phokäa, eine athenische Kolonie in Jonien, auf der Landspitze zwischen dem Elaïtischen und Smyrnaischen Meerbusen, hatte zwei Häfen, vor welchen eine kleine, mit Tempeln und Palästen besetzte Insel (Balchion) lag. Ihre Einwohner, die Phokäer, unternahmen zuerst unter den Griechen weite Seereisen (bis nach Tartessos in Spanien). Als die Stadt von den Persern unter Harpagos belagert wurde, wanderten die Phokäer sämmtlich aus und ließen sich auf Corsica nieder, wo sie Alalia (Aleria) gründeten; doch kehrte ein Theil bald in die alte Heimat zurück. In der römischen Periode ergriff P. für Antiochos III. von Syrien Partei und ward deshalb von den Römern erobert und geplündert; trotzdem existirte die Stadt bis in die späte Kaiserzeit. Ihre Ruinen heißen noch jetzt Alt-Fokia. Unter Phokäa's Pflanzstädten ist noch Massilia (Marseille) zu nennen.

Phokas, byzantin. Kaiser, war Centurio, als er 603 n. Chr. nach dem Sturz des Kaisers Mauritius von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde; er ließ Mauritius mit seinen fünf Söhnen 605 ermorden, wurde aber durch seine Gemeinheit und Grausamkeit dem Volk bald verhaßt und 610 von Heraklios gestürzt, welcher ihn enthaupten ließ.

Phokion, athen. Feldherr und Staatsmann, war ein Schüler Platons und Freund des Xenokrates, nahm früh an den Feldzügen des Chabrias theil und entriß unter anderem in der Schlacht bei Naxos (376 v. Chr.) den Spartanern den Sieg über den linken Flügel der athenischen Flotte. Von Chabrias hierauf beauftragt, von den Bundesgenossen die Geldbeiträge einzutreiben, erwarb er sich durch seine Mäßigung und seinen rechtlichen Sinn deren volles Vertrauen. 351 führte er die karischen Hülfstruppen für Artaxerxes gegen Cypern; 350 wurde er dem Plutarchos von Eretria gegen Philipp von Makedonien zu Hülfe gesandt und erfocht über denselben bei Tamynä einen Sieg. 341 vertrieb er die kleinen Tyrannen in den Städten Euböa's, die sich an Philipp verkauft hatten, und stellte den athenischen Einfluß auf der Insel wieder her. Hierauf nach Athen zurückgekehrt, lebte er hier in Zurückgezogenheit von dem Ertrag eines kleinen Grundstücks, das er selbst bebaute. 339 den Byzantinern gegen Philipp zu Hülfe gesandt, entsetzte er diese Stadt und leistete sodann den Megarern gegen die Thebaner Hülfe. Indeß war er durchaus kein Gegner Makedoniens; vielmehr hielt er, jedes idealen Schwunges entbehrend und von der Unfähigkeit des Volks für die Freiheit überzeugt, die Herrschaft Philipps zur Herstellung von Zucht und Ordnung für das Beste und rieth daher nach der Schlacht von Chäronea 338 zur Unterwerfung. Ebenso stimmte er 335 ungeachtet des Unwillens der Versammlung für die von Alexander verlangte Vertreibung der Volksredner. Auch nach Alexanders Tode widerrieth er den Abfall von Makedonien, führte aber sodann doch ein Heer gegen den makedonischen Feldherrn Mikion, als dieser infolge eines Seesiegs über die Athener 323 bei Rhamnus in Attika landete, und schlug die Feinde zurück. Nach der Schlacht bei Krannon (322) ward er als Friedensvermittler an Antipater gesandt, vermochte aber keine milden Bedingungen auszuwirken. Nach der neuen aristokratischen Einrichtung des Staats traten P. und Demades an die Spitze der Geschäfte. Als er 319 die Verbindung mit

Polysperchon, der die Wiederherstellung der alten demokratischen Verfassung verheißen hatte, widerrieth, dieser aber seinen Sohn Alexander mit einem Heer nach Attika schickte, ward er der Verrätherei angeklagt und floh nun zu Alexander, der ihn jedoch den Athenern auslieferte. Der Redner Agnonides hielt die Anklage auf Verrätherei aufrecht, und P. mußte 317, 80 Jahre alt, den Giftbecher trinken. Bald bereute man in Athen seine Verurtheilung und errichtete ihm eine eherne Bildsäule. P. war ein ehrenwerther, tüchtiger Charakter, hochgebildet, begabt und pflichtgetreu, aber nüchtern, ohne alle Wärme und Begeisterung, ohne ein Ziel, für das er kämpfte, ohne Freude an seinen Erfolgen, die er für unnütz, ja schädlich hielt. Sein Leben beschrieben Nepos und Plutarch.

Phokis, Landschaft im alten Griechenland, rauh, gebirgig und wenig ergiebig, aber durch den Besitz des delphischen Orakels von großer Bedeutung, ward von dem Gebiete der epiknemidischen und opuntischen Lokrer, von Böotien, dem Korinthischen Meerbusen, dem Gebiete der ozolischen Lokrer und Doris begrenzt und umfaßte etwa 2260 QKilom. (41 QM.). Das Hauptgebirge im Innern des Landes war der Parnassos, nördliches Grenzgebirge der Kallidromos und Knemis, südöstliches der Helikon; außerdem ist noch das Gebirge Kirphis zu bemerken. Hauptfluß war der Kephisos, im S. der Pleistos. Die ältesten Einwohner waren ungriechische Leleger; nachdem sich aber der achäische Stamm der Phlegyer von Orchomenos aus in den Besitz des Landes gesetzt hatte, bildeten die Achäer den Hauptbestandtheil der Bevölkerung, die darauf von Phokos, aus Korinth, den Namen Phokeer (Phocier, Phocenses) annahm. Einige Zeit nach dem Trojanischen Krieg werden keine Könige mehr genannt, und die Phokeer lebten seitdem in uneingeschränkter Freiheit. An den großen Kriegen der Hellenen, den Persischen, wo Xerxes auf Anstiften der Thessalier P. verheerte, und dem Peloponnesischen, betheiligten sich auch die Phokeer, an dem letztern als Bundesgenossen der Athener. Nach der Schlacht von Leuktra den Thebanern unterthan, fielen sie nach Epaminondas' Tode von ihnen ab. Mittelpunkt heftiger Kämpfe war ihr Land im sogen. Heiligen Krieg, dessen Endursache das von den Athenern schon zu Perikles' Zeit den Phokeern übertragene Aufsichtsrecht über das Heiligthum zu Delphi war. Mit Hülfe Philipps von Makedonien wurden die Phokeer besiegt und ihrer Amphiktyonie beraubt, zugleich ihre Städte zerstört. Nach der Schlacht bei Chäronea theilten sie das Schicksal der Hellenen, fochten im Lamischen Krieg mit den Athenern im Bund gegen Antipater und zeichneten sich später besonders im Kampf gegen die eindringenden Kelten aus. Die hauptsächlichsten Städte von P. waren: Delphi, Elatea, Abä, Krissa, Daulis u. a. Unter der Herrschaft der Römer ward P. zur Provinz Achaia gerechnet. Jetzt bildet P. mit Phthiotis (s. d.) eine Nomarchie des Königreichs Griechenland.

Phokylides, gnomischer Dichter aus Milet, um 540 v. Chr., rühmt in den erhaltenen Fragmenten seiner Schriften durch Arbeitsamkeit erworbenen Besitz und ehrenfeste Gesinnung in schmuckloser, bündiger Sprache. Das ihm zugeschriebene Sittengedicht: »Poëma monitorium«, von 230 Hexametern, kündigt sich nach Inhalt und Form als Produkt eines alexandrinischen Judenchristen vielleicht erst aus dem 4. Jahrh. an (herausgeg. in den Sammlungen der »Poetae gnomici graeci« von Sylburg, Brunck, Gaisford).

Pholas dactylus, die Bohrmuschel.

Pholoë, ein 600—800 Meter hohes Grenzgebirge zwischen Arkadien und Elis, die südliche Fortsetzung des Erymanthos.

Phonetik (griech., von phōnē, Stimme, Laut), der richtige und wohlgefällige Gebrauch der Stimme beim Sprechen und Singen (auch Phonaskie genannt); dann die Lehre von den beim Sprechen durch die Stimme erzeugten Lauten (Phonologie, s. Lautlehre) und deren Bezeichnung durch Schriftzeichen (Phonographie). Daher phonetisch, was den Sprachlauten genau entspricht; z. B. phonetische Schrift, s. v. w. Lautschrift (s. Schrift).

Phonolith (Klingstein, früher Phonolithporphyr, Porphyrschiefer), Gestein aus der Familie der trachytischen oder Sanidingesteine, hauptsächlich bestehend aus einer dichten, auch wohl feinkörnigen, meist hellgrauen (graugrünlichen) Grundmasse von Sanidin oder Sanidin und Oligoklas, nebst Nephelin, auch Hornblende, Nosean oder Hauyn, Magnesiaglimmer und namentlich fast immer mit ziemlich reichlichen Zeolithen, zumeist Natrolith (Natronmesotyp), mitunter Chabasit oder Analcim. Sind, was nicht selten der Fall ist, größere Krystalle in der Grundmasse vorhanden (Phonolithporphyr oder porphyrartiger P.), so sind dies meist Sanidine; doch sind sie selten so groß wie in den Trachyten. Nächstdem kommen Hornblendenadeln vor. Die körnigen (fein gekörnten, manchmal aber doch deutlich krystallinischen) Abarten heißen trachytähnlicher, dunkler basaltähnlicher P. Seiner Neigung zum Spalten in Platten, welche sich oft durch die Substanz bis ins Kleine fortsetzt, verdankt das Gestein den Namen Porphyrschiefer. Das specifische Gewicht beträgt im Mittel und fast immer nahezu 2,5, die Härte ist die des Feldspats oder etwas geringer. Durch Säure wird ein Theil der Substanz (15—45 Proc.) zersetzt, während der übrige, meist größere (45—85 Proc.) unzersetzt bleibt. Die procentige Zusammensetzung ist im Mittel 59 Proc. Kieselsäure (meist zwischen 56 und 60), 19 Thonerde (zwischen 15 und 24), 4,5 Eisenoxyd mit etwas Mangan, 12 Kali und Natron in sehr wechselnden Verhältnissen, 5—6 Kalk und etwas Bittererde. — Die Entstehung des Phonoliths wird wohl ganz allgemein auf vulkanischem Weg erklärt, das Vorkommen wasserhaltiger Mineralien (der Zeolithe) durch spätere Zersetzung. Hiermit stimmt auch das geologische Vorkommen, indem die Phonolithe zu den wichtigsten Gesteinen der tertiären Eruptivformationen gehören. Fast immer sind sie mit den Basalten gesellschaftet, oft von Basalt durchsetzt, doch auch ihn durchsetzend, und bilden hohe Kuppen, besonders in der südlichen Lausitz und dem Elbgebirge, im böhmischen Mittelgebirge (Milleschauer), in Thüringen (Heldburg), in der Rhön, im Hegau (Hohentwiel ꝛc.), am Kaiserstuhl, bei Aschaffenburg. Sehr wichtig sind sie ferner in der Auvergne, und endlich kommen sie auch nach der Tertiärzeit in Distrikten erloschener und thätiger Vulkane vor (Vordereifel, Campi Flegrei, Kanaren). Fast überall begleiten den P. solche Sedimentärbildungen, die aus ihm (seinem Material) gebildet sind, sowohl Tuffe als Konglomerate (Hegau). Man benutzt den P. nicht selten als Baustein; in der Auvergne liefern seine dünnen Platten Dachsteine.

Phonologie (griech.), s. v. w. Lautlehre (s. d.).

Phonos (griech.), Mord.

Phorbas, Sohn des Lapithes und der Orsinome, ward nach der gewöhnlichen Sage von den Rhodiern zu Hülfe gerufen, um ihre Insel von Schlangen zu befreien, erhielt dafür Heroenehre und ward als

Ophiuchos unter die Sterne versetzt (s. Ophiuchus). Eine andere Sage macht ihn zum verwegenen Faustkämpfer, der selbst die Götter zum Kampf herausforderte und endlich von Apollon erlegt wurde.

Phorkos (Phorkys), bei Homer ein über das Meer herrschender Greis, Vater der Thoosa; bei Späteren ein Sohn des Uranos und der Gäa, zeugte die Gräen und Gorgonen (Phorkiden), den hesperischen Drachen und mit der Hekate die Skylla.

Phorminx, ein Saiteninstrument der alten Griechen, eine Art Kithara.

Phormium *L.* (Flachslilie), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, mit der einzigen Art P. tenax *L.* (neuseeländischer Flachs), auf Neuseeland und Norfolk. Diese Pflanze wächst an nassen Orten, hat 60—200 Centim. lange, wurzelständige, lineal lanzettliche, zweireihig angeordnete Blätter, welche 5—10 Centim. breit, rothrandig, oben grün und glatt, glänzend, unten graugrün und sehr zäh und fest sind. Die zahlreichen rothen Blüten stehen auf einem bis 2,5 Meter hohen Schaft in einer Rispe. Die gedrehte, verlängerte, fast dreiflügelige, dreifächerige Kapsel enthält kugelförmige Samen. In Neuseeland benutzen die Eingebornen die ungemein starke Faser der Blätter zu verschiedenen Zwecken, und seitdem dieselbe in England bekannt geworden, wird die Pflanze auch in Neusüdwales, Ostindien, auf Mauritius und Natal zur Fasergewinnung kultivirt. Man erhält dort etwa 20 Proc. Rohfaser, welche gelblich oder weiß, bis 1 Meter lang und 0,042—0,12 Millim. breit ist und zu Seilen und Schiffstauen benutzt wird, wozu sie sich wegen ihrer Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Luft und Wasser vortrefflich eignet. Gereinigt verwendet man die Faser auch zu Gespinsten und Geweben, welche sich rein weiß bleichen lassen. Bei uns wird die Pflanze als Zierpflanze kultivirt. S. Tafel »Spinnfaserpflanzen«.

Phoroneus, Herrscher im Peloponnes, Sohn des Inachos und der Okeanide Melia, Gemahl der Nymphe Laodike, gilt als Stifter der geselligen Verbindungen und des gesitteten Lebens und soll auch zuerst das Feuer zu benutzen gelehrt haben.

Phoronomie (griech.), Lehre von den Gesetzen der Bewegung; s. Mechanik.

Phosphate, s. v. w. Phosphorsäuresalze.

Phosphor P, chemisch einfacher Körper, findet sich in der Natur in Verbindung mit Sauerstoff und Metall als Phosphorsäuresalz, besonders als phosphorsaurer Kalk (Apatit, Phosphorit), mit phosphorsaurer Magnesia (Talkapatit) oder phosphorsaurer Thonerde (Herderit), dann als phosphorsaure Magnesia mit Fluormagnesium (Wagnerit), als phosphorsaure Ammoniakmagnesia (Struvit), als phosphorsaure Thonerde (Wavellit, Peganit, Fischerit, Variscit, Kalait), mit Magnesia- und Eisenoxydulphosphat (Lazulith), als phosphorsaures Blei mit Chlorblei (Pyromorphit) oder mit Thonerde (Bleigummi), als Eisenphosphat (Vivianit, Kakoxen, Karphosiderit, Phosphoreisensinter), auch mit anderen Phosphaten (Eisenpecherz, Zwiselit, Triphyllin, Childrenit ꝛc.), als Kupferphosphat (Lunnit, Tagilit, Libethenit, Thrombelith, Ehlit), als Uranphosphat mit Kalk- und Kupferphosphat (Uranit, Kupferuranit), als Zinkphosphat (Hopeït), in vielen Arsenaten als theilweiser Ersatz der Arsensäure ꝛc. Geringe Mengen von Phosphaten enthält jede Ackererde, auch fehlt der P. nicht im Quell-, Fluß- und Meerwasser. In den Pflanzen begleitet er besonders die Proteïnkörper und findet sich daher am reichlichsten in Samen; in den Thieren finden sich Phosphorverbindungen im Blut, Fleisch, Gehirn, in Eiern, in der Milch, im Harn und in den festen Exkrementen; phosphorsaurer Kalk bildet die Hauptmasse der Knochen, und phosphorreiche Exkremente finden sich als Guano und Koprolithen. Zur Darstellung des Phosphors dienen hauptsächlich Knochen (in neuerer Zeit angeblich auch Phosphorit), indem man diese nach dem Weißbrennen (gebrannte Knochen mit 85,7 Proc. phosphorsaurem Kalk) mit Schwefelsäure behandelt, die dabei entstehende Lösung von saurem phosphorsaurem Kalk vom schwefelsauren Kalk trennt, verdampft, mit Kohle mischt und in thönernen Retorten oder Röhren destillirt. Aus dem sauren phosphorsauren Kalk entsteht hierbei zuerst metaphosphorsaurer Kalk, welcher bei der Destillation 66 Proc. seines Phosphorgehalts abgibt und phosphorsauren Kalk zurückläßt. (Man erhält also nur $^2/_3$ des in den Knochen enthaltenen Phosphors, aus 100 Kilogr. Knochen höchstens 8 Kilogr. P.) Die entweichenden Phosphordämpfe werden unter Wasser von 40° verdichtet, und der so erhaltene P. wird durch sämischgares Leder oder poröse Chamottemasse gepreßt, in Stangen gegossen und unter Wasser verpackt. Dies Verfahren ist mehrfach modificirt worden, und namentlich hat man sich bemüht, die übrigen Knochenbestandtheile zu verwerthen, indem man z. B. frische Knochen mit Salzsäure auszog und die erhaltene Lösung von saurem phosphorsaurem Kalk auf P., den rückständigen Knorpel aber auf Leim verarbeitete. Gegenwärtig wird der Gesammtbedarf an P., wie es scheint, nur von zwei Fabriken (in Oldbury bei Birmingham und in Lyon) geliefert. Gewöhnlicher reiner P. ist farblos oder gelblich durchscheinend, wachsglänzend, bei niedriger Temperatur spröde, bei mittlerer knetbar, bei 44,3° flüssig. Er ist in diesem Zustand vollständig krystallinisch und krystallisirt aus Lösungsmitteln in Oktaëdern. Das specifische Gewicht beträgt 1,826—1,840, Atomgewicht 31; er siedet bei 290°, gibt einen farblosen Dampf, verflüchtigt sich merklich, aber auch schon bei gewöhnlicher Temperatur. Er ist unlöslich in Wasser, wenig löslich in Alkohol und Aether, fetten und flüchtigen Oelen, leicht in Schwefelkohlenstoff, Chlorschwefel und flüssigem Schwefelphosphor. An der Luft oxydirt sich P. über 0° langsam zu phosphoriger Säure, dabei leuchtet er im Dunkeln und entwickelt knoblauchartigen Geruch; zugleich wird ein Theil des Sauerstoffs ozonisirt, und es entstehen Nebel von salpetrigsaurem Ammoniak, welche durch beigemengten Phosphordampf leuchten. Eine Spur von Terpentinöldampf in der Luft verhindert das Leuchten und die langsame Oxydation. Die bei dieser langsamen Oxydation entwickelte Wärme reicht hin, gehäuft liegenden P. zu schmelzen, worauf derselbe sich entzündet und mit weißer, leuchtender Flamme zu Phosphorsäureanhydrid verbrennt. Deshalb muß P. stets unter Wasser aufbewahrt werden. Auch durch Salpetersäure, Chromsäure ꝛc. wird P. zunächst zu phosphoriger, dann zu Phosphorsäure oxydirt. Er verbindet sich direkt mit Schwefel, Chlor, Brom, Jod und vielen Metallen. Aus vielen Metallsalzlösungen fällt P. Metall oder Phosphormetall unter Bildung von Phosphorsäure, und beim Kochen mit alkalischen Laugen entstehen Unterphosphorigsäuresalz und Phosphorwasserstoff. Beim Aufbewahren des Phosphors unter Wasser überzieht er sich mit einer weißen, allmählich abspringenden Rinde, die wohl nur aus gewöhnlichem P. besteht; bei Einwirkung des Sonnenlichts, beim Erhitzen auf 240—250, schneller in geschlossenen luftleeren Gefäßen bei 300°, ver-

wandelt sich der gewöhnliche P. in eine allotropische Modifikation. Dieser amorphe P. ist in kompakten Stücken röthlichbraun, auf der Bruchfläche eisenschwarz, spröde, unvollkommen metallglänzend, undurchsichtig, geruchlos, vom spec. Gew. 2,1; er verändert sich nicht an der Luft, leuchtet also auch nicht, entzündet sich nicht durch Reiben, ist unlöslich in allen Lösungsmitteln, schmilzt nicht beim Erhitzen, entzündet sich bei 240° und verwandelt sich bei 260° wieder in gewöhnlichen P. Der rothe P. erscheint viel indifferenter als der letztere, wenn er auch wegen größerer Zertheilbarkeit von Salpetersäure leichter oxydirt wird. Mit Chlor verbindet er sich erst beim Erwärmen; mit chromsaurem Kali zusammengerieben, entzündet er sich; mit chlorsaurem Kali verpufft er leicht und heftig. Um gewöhnlichen P. fein zu zertheilen, schmilzt man ihn in einem verkorkten Fläschchen unter Wasser durch vorsichtiges Erwärmen und schüttelt dann heftig bis zum vollständigen Erkalten. Am Licht oberflächlich roth und undurchsichtig gewordener P. wird durch Erhitzen mit Wasser und etwas Salpetersäure oder mit alkoholischer Kalihydratlösung wieder farblos und durchscheinend. P. ist dreiwerthig und bildet mit Sauerstoff unterphosphorige Säure H_3PO_2, Phosphorigsäureanhydrid P_2O_3, phosphorige Säure H_3PO_3, Phosphorsäureanhydrid P_2O_5, Phosphorsäure H_3PO_4. Der gewöhnliche P. ist höchst giftig und wirkt schon in sehr kleiner Menge tödtlich; auch die bei der Verarbeitung desselben sich entwickelnden Dämpfe wirken sehr schädlich auf die Arbeiter; Verwundungen durch brennenden P. sind gefährlich und heilen schwer; der rothe P. ist vollständig unschädlich. P. dient namentlich zur Darstellung von Zündhölzchen, ferner als Ratten- und Mäusegift, zu Brandgeschossen, zur Bereitung gewisser Theerfarben, der Phosphorbronze, selten als Arzneimittel bei Schwächezuständen der Harnblasenmuskeln, verschiedenen Nervenleiden, Wurstvergiftung, äußerlich als Reizmittel. Er wurde 1669 von Brand in Hamburg und zum zweitenmal von Kunckel entdeckt und zuerst aus Harn dargestellt; den Namen P. (griech., »Lichtträger«) erhielt er von seiner Eigenschaft, im Dunkeln zu leuchten. Schrötter entdeckte 1845 den amorphen P. Der jährliche Bedarf an P. wird gegenwärtig auf 1200 Tonnen geschätzt, zu deren Erzeugung 15,000 Tonnen Knochen erforderlich sind.

Phosphorbronze, eine von Künzel angegebene Legirung aus etwa 90 Kupfer, 9 Zinn und 0,5—0,75 Phosphor, welch letzterer wahrscheinlich in Form von Phosphorkupfer (darstellbar durch Schmelzen von saurem phosphorsaurem Kalk mit Kupfer und Kohle) eingeführt wird und in der Legirung wohl als Phosphorzinn enthalten ist. Der Phosphor bewirkt zunächst eine vollständige Reduktion des in der Bronze gelösten Oxyds und nach der Ansicht Künzels die Ueberführung des Zinns in einen krystallisationsfähigen Zustand, in welchem es sich leichter mit dem krystallisirbaren Kupfer verbindet. Jedenfalls wird durch den Phosphorgehalt die Homogenität der Bronze und damit ihre Verwendbarkeit ganz bedeutend erhöht. Auch gewinnt dieselbe sonst noch an werthvollen Eigenschaften. Der Farbenton wird, sobald der Phosphorgehalt 0,5 übersteigt, wärmer, dem des stark mit Kupfer legirten Goldes ähnlicher; das Korn des Bruches nähert sich dem des Stahls, die Elasticität wird beträchtlich erhöht, und die absolute Festigkeit nimmt in gewissen Fällen um mehr als das Doppelte zu. Nach Versuchen auf der Kieler Werfte beträgt dieselbe 3920—4570, nach Kirkaldy 2535, nach Uchatius 3340—5660 Kilogr. pro QCentim., während sie für gewöhnliche Geschützbronze auf 1620—2200, für Geschützstahl auf 5000 Kilogr. pro QCentim. angegeben wird. Auch die Härte der Legirung wird durch den Phosphorgehalt erhöht. Das geschmolzene Metall ist sehr dünnflüssig und füllt die Form in ihren feinsten Details vollständig aus. Durch zweckmäßige Abänderung der relativen Gewichtsverhältnisse ihrer Bestandtheile kann man der P. sehr verschiedene Eigenschaften ertheilen: große Härte, Festigkeit und wenig Elasticität für Geschützrohre oder große Härte und Festigkeit, verbunden mit bleibender Elasticität, für Maschinentheile, bestimmte Farbentöne für Kunstbronzen ꝛc. Die P. hat bereits ausgedehnte Verwendung gefunden. Man benutzt sie zu Geschützen, Patronenhülsen, Gewehrverschlüssen und Gewehrläufen, zu Getrieben, welche heftigen Stößen ausgesetzt sind, zu Zapfenlagern, Hohofenformen ꝛc. Sehr geeignet ist die P. auch zu Pumpen aller Art und besonders zu hydraulischen Pressen. Für Dampfkolbenliederung bietet sie den Vortheil, daß sie sehr elastisch ist und auf Gußeisen nur geringe Reibung gibt. Bleche und Nägel aus P. haben sich bei Schiffsbeschlägen sehr gut bewährt. Auch Dampfschiffschrauben und Geräthe für Pulverfabriken sowie Förderseile für Gruben und in Amerika Telegraphendrähte sind aus P. hergestellt worden. In der belgischen Armee dient sie zu Schnallen am Sattelzeug. Da sie sich sehr leicht mit Platin überziehen läßt, so verdrängt sie auch Eisen und Stahl, wo man diese bisher mit großem Aufwand von Mühe verplatinirte. Vgl. Künzel, Ueber Bronzelegirungen (Dresd. 1875).

Phosphorchloride. Bei Einwirkung von trockenem Chlorgas auf überschüssigen erhitzten Phosphor entsteht Phosphorchlorür, Phosphortrichlorid PCl_3 als farblose Flüssigkeit, die durchdringend sauer riecht, vom spec. Gew. 1,61, bei 78° siedet, in der Weingeistflamme verbrennt, stark an der Luft raucht und mit Wasser in phosphorige Säure und Chlorwasserstoff zerfällt. Es löst reichlich Phosphor und ist löslich in Schwefelkohlenstoff und Benzin. Bei anhaltender Behandlung mit Chlor geht es in Phosphorchlorid, Phosphorsuperchlorid, Phosphorpentachlorid PCl_5 über. Dies entsteht auch bei Einwirkung von überschüssigem Chlor auf Phosphor (vortheilhaft auf eine Lösung von 1 Phosphor in 5—6 Schwefelkohlenstoff); es bildet farblose Krystalle, sublimirt, ohne zu schmelzen, bei 100°, schmilzt unter erhöhtem Druck bei 148°, brennt in der Weingeistflamme, raucht an der Luft und gibt mit viel Wasser Phosphorsäure und Chlorwasserstoff, mit wenig Wasser aber Phosphororychlorid $POCl_3$. Letzteres erhält man am besten durch Destillation von Phosphorsuperchlorid mit krystallisirter Borsäure oder trockener Oxalsäure; es bildet eine farblose Flüssigkeit vom spec. Gew. 1,7, erstarrt krystallinisch bei —10°, schmilzt wieder bei —1,5°, siedet bei 110°, raucht an der Luft und gibt mit Wasser Phosphorsäure und Chlorwasserstoff. Diese Verbindungen sind für die Fortschritte der organischen Chemie von großer Bedeutung gewesen, indem man mit Hülfe derselben viele wichtige Verbindungen darstellen lernte.

Phosphore, s. Phosphorescenz.

Phosphoreisensinter (Diadochit), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Chalcite, findet sich nierenförmig, stalaktitisch, braun, gelb, durchscheinend, glas- oder fettglänzend, Härte 2,5—3, und besteht aus phosphorsaurem Kalk mit schwefelsaurem Eisenoxyd; Fundorte: Arnsbach bei Gräfenthal, Garnsdorf bei

Saalfeld. Der ähnliche Delvaurit ist kastanienbraun, undurchsichtig, wenig glänzend bis matt und besteht aus phosphorsaurem Kalk mit phosphorsaurem Eisenoxyd.

Phosphorescenz, die Eigenschaft vieler Körper, bei mittlerer Temperatur schwaches Licht zu entwickeln, wird durch verschiedene Ursachen hervorgerufen. Die P. kann 1) die Folge chemischer Processe sein. Phosphor leuchtet im Dunkeln, wenn er sich in atmosphärischer Luft befindet, indem er langsam zu phosphoriger Säure verbrennt. Deshalb leuchtet er nicht im Vakuum, in sauerstofffreien Gasen und auch nicht in reinem Sauerstoff, weil er sich in letzterem dicht mit einer schützenden Oxydschicht bedeckt. Dämpfe von Aether, Steinöl, Terpentinöl, ölbildendes Gas, Schwefelwasserstoff und schweflige Säure verhindern das Leuchten selbst bei 39° C. Wenn sich Holz, Laub, Pilze in einem gewissen Zustande der Zersetzung befinden, so leuchten sie ziemlich stark, ebenso Schweinefleisch und Fischfleisch. Unter Wasser und Oel leuchtete Schweinefleisch noch nach 2 Stunden; aber Alkohol, Aether und Kalilösung vernichteten die Leuchtkraft sehr schnell. Diese nahm auch mit fortschreitender Fäulnis ab und war von der Gegenwart des Sauerstoffs abhängig. Auch bei der Lichtentwickelung von Pflanzen und Thieren sind offenbar chemische Processe im Spiel. Man hat Lichtentwickelung an zahlreichen, meist gelben und orangefarbenen Blüten beobachtet; doch ist bis jetzt nicht bewiesen, daß jede Täuschung hierbei ausgeschlossen war. Näher untersucht sind dagegen die Lichterscheinungen bei Agaricus olearius *Dec.* und Rhizomorpha. Der erstere Pilz wächst in der Provence am Fuß der Oelbäume und leuchtet Tag und Nacht, aber nur während seiner Vegetation, am stärksten an den Lamellen; eine vorhergehende Bestrahlung durch die Sonne hat ebensowenig wie der Feuchtigkeitsgehalt der Luft einen Einfluß auf das Leuchten. Unter +3° verschwindet das Licht, erreicht dagegen bei 8—10° C. sein Maximum und wird durch Wasser von 50° für immer vernichtet, weil der Pilz dadurch getödtet wird. Das Leuchten ist auch hier an die Gegenwart von Sauerstoff gebunden und verschwindet in ausgekochtem Wasser, im Vakuum, in Kohlensäure ꝛc. Während des Leuchtens entwickelt der Pilz mehr Kohlensäure, als wenn er nicht leuchtet; eine Temperaturerhöhung wird jedoch dabei nicht wahrgenommen. A. Gardneri *Berk.* (Brasilien), A. igneus *Rumph.* (Amboina) und A. noctilucens *Lév.* (Manila) leuchten ebenfalls. Bei Rhizomorpha subterranea und subcorticalis leuchten die schleimig-klebrigen Enden junger Triebe und die weißen Fadenbüschel, welche dem Hervorbrechen der letzteren aus den alten Stämmen vorhergehen, am intensivsten. Das Leuchten ist kontinuirlich und kann an einem Exemplar wochenlang beobachtet werden, ist aber ebenfalls von der Gegenwart des Sauerstoffs abhängig. Unter den Thieren leuchten besonders viele Bewohner des Meers (s. Meer, S. 383), von Insekten unser Johanniswürmchen, Lampyris noctiluca und splendidula, Scolopendra electrica, mehrere Species von Fulgora, Phalangium, der Cucujo ꝛc. P. tritt ferner auf 2) infolge mechanischer Einwirkungen, z. B. beim Zerstoßen von Kreide, Zucker, beim Spalten von Glimmer, wenn man zwei Quarzstücke aneinander reibt. Auch die Lichtentwickelung bei der Krystallbildung (s. Krystall) gehört wohl hierher. P. wird 3) durch Erwärmen hervorgerufen. Manche Diamanten und Flußspatkrystalle leuchten schon bei mäßiger Erwärmung. Besonders merkwürdig ist aber 4) die durch vorhergegangene Beleuchtung (Insolation) mit Sonnenlicht, elektrischem oder Magnesiumlicht erregte P. Dieselbe zeigen manche Diamanten und vom Flußspat besonders die als Chlorophan bekannte Varietät; am schönsten phosphoresciren aber die sogen. Leuchtsteine oder Phosphore, auf trockenem Weg und bei hoher Temperatur dargestelltes Schwefelcalcium, Schwefelbaryum oder Schwefelstrontium. Cantons Phosphor erhält man z. B. durch Glühen von Austernschalen mit Schwefel, Osanns Leuchtstein durch Glühen von Austernschalen mit Realgar, den Bologneser Leuchtstein durch Reduktion des schwefelsauren Baryts (Schwerspat) mit Kohle. Die Strontianphosphore bedürfen zu ihrer Darstellung der niedrigsten Temperatur, die Calciumphosphore

Fig. 2.

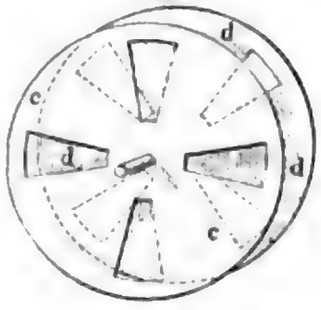


Fig. 3.

Fig. 1.

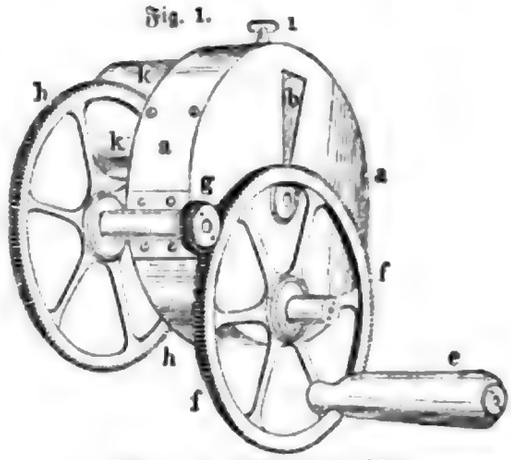


Fig 1—3. Phosphoroskop.

einer ½ Stunde anhaltenden Hitze von 800—900° und die Baryumphosphore einer noch höhern Temperatur. Schwefelbarium aus Schwerspat gibt ein orangefarbenes, aus künstlichem schwefelsauren Baryt ein grünes Licht. Aetzkalk von Kalkspat, mit Schwefel geglüht, gibt ein rothgelbes, von Aragonit ein grünes Licht. Schwefel, mit Strontianerde unter 500° C. geglüht, strahlt gelb, über 500° violett; Schwefelstrontium aus schwefelsaurem Strontian strahlt blau. Selbst diffuses Tageslicht macht gute Leuchtsteine nach kurzer Zeit leuchtend, Feuchtigkeit aber zerstört die P. Auch der elektrische Funke macht die Leuchtsteine leuchtend. Schwefelstrontium, welches über 500° erhitzt worden war, strahlt violettes Licht, wenn die Temperatur während der Bestrahlung eine mittlere war. Bestrahlung bei —20° erzeugt dunkelviolettes, bei +40° hellblaues, bei +70° bläulichgrünes, bei 100° grünlichgelbes, bei 200° schwaches rothgelbes Licht. Die Intensität der P. steht zu der Dauer derselben in keiner Beziehung. Manche Leuchtsteine leuchten mehrere Stunden, die meisten Minera-

lien und Salze aber nur wenige Sekunden oder Minuten und oft sehr schwach. Zur Untersuchung dieser Erscheinungen hat Becquerel das Phosphoroskop konstruirt, welches die Zeit zwischen den Momenten der Insolation und der Beobachtung bis auf Bruchtheile einer Sekunde abkürzt und eben dadurch erkennen läßt, daß die P. bei vielen Körpern auftritt. Dasselbe besteht aus einer cylindrischen Büchse a (Fig. 1) von geschwärztem Metallblech, in deren Vorderwand sich die Oeffnung b befindet. Eine ganz gleiche Oeffnung befindet sich, b gerade gegenüber, in der Hinterwand der Büchse. Innerhalb der Büchse sind zwei geschwärzte Scheiben, cc und dd (Fig. 2), auf einer Axe befestigt, welche mittels der Kurbel e und des Räderwerks fgh in sehr rasche Umdrehung versetzt werden kann. Jede dieser Scheiben hat vier Oeffnungen von derselben Gestalt wie die Oeffnung b; die Oeffnungen der beiden Scheiben sind so gestellt, daß jede Oeffnung der einen Scheibe einer vollen Partie der andern entspricht. Um einen Körper im Phosphoroskop zu untersuchen, wird derselbe mit etwas Wachs in dem Rähmchen Fig. 3 befestigt und dieses mittels des Knopfs i von oben her in die Büchse a eingesetzt, welch letztere vermöge der an ihrer Hinterwand angeschraubten Röhre k auf diejenige Röhre aufgeschoben wird, durch welche die Sonnenstrahlen ins dunkle Zimmer treten. Durch diese Vorrichtung ist man in den Stand gesetzt, die Körper sehr kurze Zeit nach der Belichtung zu beobachten und daher P. auch bei solchen Körpern wahrzunehmen, bei welchen sie wegen ihrer sehr kurzen Dauer für gewöhnlich nicht wahrgenommen wird. Kalkspat gibt im Instrument orangefarbenes, Aragonit grünliches Licht, ebenso bleihaltiges Glas und Uranverbindungen; Korund, Sapphir, Rubin, künstliche, heftig geglühte Thonerde, Spinell, Disthen leuchten mit rothem Licht. Die Farbe des bei der P. ausgestrahlten Lichts ist verschieden von der des erregenden. Wie bei der Fluorescenz, erregen besonders die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen, während das phosphorische Licht aus Strahlen von geringer Brechbarkeit besteht. Ein roth und blau leuchtendes Schwefelstrontium sowie ein gelb leuchtendes Schwefelbaryum wurden nur durch ultraviolette Strahlen phosphorescirend. Schwefelgelbes, grün phosphorescirendes Schwefelstrontium zeigt im Spektrum zwei Maxima phosphorescirender Erregung; es fluorescirt aber auch mit derselben Farbe und zwar am stärksten dort, wo die Maxima der phosphorescirenden Erregung liegen, viel schwächer dagegen zwischen denselben. Mit der Insolation hört die Lichtemission am letztern Ort auf, während sie an den Maximalpunkten noch eine Zeitlang fortdauert. Die mannigfachen Beziehungen und Analogien zwischen P. und Fluorescenz führen zu dem Schluß, daß beide Erscheinungen auf ähnliche Weise hervorgebracht werden. Versetzen die Aethervibrationen, welche das Licht bilden, die Atome eines Körpers in Oscillation, so wird dieser selbstleuchtend, wenn die Oscillationsgeschwindigkeit nicht unter diejenige der rothen Strahlen herabsinkt. Hört die Vibration der Atome mit der Einwirkung der erregenden Lichtstrahlen auf, so ist der Körper fluorescirend; dauert sie nach dem Aufhören der Bestrahlung noch eine Zeitlang fort, so ist er phosphorescirend.

Phosphorete (Phosphormetalle), Verbindungen des Phosphors mit Metallen, sind indifferent, oft Metallegirungen ähnlich.

Phosphorige Säure H_3PO_3, entsteht bei langsamer Oxydation des Phosphors an feuchter Luft und bei Zersetzung von Phosphorchlorür durch Wasser, also z. B. wenn man Chlor in Phosphor unter Wasser von 50° leitet. P. S. bildet farblose Krystalle, zersetzt sich beim starken Erhitzen der Lösung in Phosphorsäure und Phosphorwasserstoff und oxydirt sich namentlich in verdünnter Lösung an der Luft schnell zu Phosphorsäure, wirkt wegen der starken Verwandtschaft zum Sauerstoff stark reducirend und bildet Salze, von denen nur die der Alkalien leicht löslich sind. Die Lösungen der Salze halten sich an der Luft ziemlich unverändert, werden aber durch Oxydationsmittel leicht oxydirt und wirken, wie p. S., reducirend.

Phosphorismen, Bezeichnung einer schwed. Dichterschule, welche zu Anfang des 19. Jahrh. gegen den seit Gustav III. in der schwedischen Literatur herrschenden französischen Geschmack auftrat und etwa den deutschen Romantikern entspricht (s. Schwedische Literatur).

Phosphorit, Mineral, faseriger bis dichter Apatit von weißlicher, graulicher bis bräunlicher Farbe, findet sich in unregelmäßigen Knollen in weichen Gesteinen, namentlich in mürben Kalksteinen der Juraformation bei Amberg, zwischen Rabenstein und Weischenfeld, im Badischen, Würtemberger und Algäuer Jura, im Norddeutschen Jura der Wesergebirge und des Teutoburger Waldes. Der Amberger P. bildet zerfressene, löcherige Stücke, ist vielfach mürbe, an der Zunge haftend, in Höhlungen oft nierenförmig, feinfaserig, matt schimmernd, auch schalig, gelblich oder röthlichgrau; er enthält 43,53 Phosphorsäure, 53,55 Kalk, 2,00 Fluor, 0,9 Eisenoxyd, 0,73 Kali, Natron, 0,1 Magnesia. Dahin gehören auch Knollen aus einem Sandstein bei Kursk und in Woronesh, das Carolinaphosphat mit 48—60 Proc. und mehr Phosphatgehalt und vielleicht auch das französische Lotphosphat mit 40—80 Proc. Im Lahnthal findet sich P. in sehr ansehnlicher Ablagerung, wo Schalsteine mit Kalksteinen und Dolomiten in Berührung treten, in Nieren, stalaktitisch, als Ueberzug und als Bindemittel von Breccien, auch in ausgedehnten Nestern und feinen Lagen. Dieser P. ist sehr verschiedenartig, enthält 25—60 Proc. und mehr phosphorsauren Kalk und ist stark verunreinigt mit Thon, Eisenerzen, Kalk, phosphorsaurem Eisenoxyd und phosphorsaurer Thonerde. Ein Flötz von schwarzem Phosphoritschiefer mit 20 Proc. Phosphorsäure findet sich in der Steinkohlenformation bei Hörde und in Wales, ein Flötz von erdigem P. in der Braunkohlenformation bei Pilgramsreuth am Fichtelgebirge. Ausgezeichnet ist das Phosphoritvorkommen zu Logrosan in Estremadura, wo er einen 3 Meter mächtigen Lagergang in silurischen Thonschieferschichten bildet; er stellt eine weiße oder ockergelbe Masse dar, ist meist dicht, auch strahlig, faserig, knollig, mit häufigen Einschlüssen von Quarzknoten. Er enthält 37,18 Phosphorsäure, 54,08 Kalk, 3,15 Eisenoxyd, 1,7 Kieselsäure, 0,2 Chlor. Auch bei Caceres in Estremadura ist ein bedeutendes Phosphoritvorkommen entdeckt worden. Im Silurschiefer finden sich auch Geoden von P. am Dnjestr. Man verarbeitet den P. durch Pulvern und Behandeln mit Säure auf Superphosphat, welches als wichtiges Dungmittel benutzt wird. Auch Apatit von Krageröe und Nordamerika ist in ähnlicher Weise ausgebeutet worden, ebenso der Sombreroguano (Sombrerit, Bakerguano und analoge Bildungen). Vgl. Mevn, Die natürlichen Phosphate (Leipz. 1873).

Phosphorliniment, s. v. w. Phosphoröl.

Phosphormetalle, s. v. w. Phosphorete.

Phosphornekrōse (griech.), Krankheit, welche früher häufig bei Arbeitern in Phosphorzündholzfabriken vorzukommen pflegte und fast immer den Unterkiefer, viel seltener die Knochen des Oberkiefers, befällt. Dieselbe entsteht infolge der örtlichen Einwirkung der mit Phosphordämpfen gesättigten Atmosphäre, welche in den Arbeitslokalen herrscht, auf die Kieferknochen, namentlich wenn bei schadhaften Zähnen ein direkter Zutritt derselben zu den Knochen möglich ist. Die P. war in den ersten Zeiten der Phosphorzündholzfabrikation ein sehr häufiges Uebel. Seitdem man jedoch nur Arbeiter mit gesunden Zähnen als tauglich annimmt, und namentlich seit man sanitätspolizeilich für eine genügende Ventilation der Arbeitslokale gesorgt hat, ist die P. viel seltener, ja man kann fast sagen, ein wirklich seltenes Vorkommnis geworden. Die Krankheit beginnt als chronisch verlaufende Knochenhautentzündung des Unterkiefers; später kommt es zur Eiter- und Jauchebildung zwischen Knochenhaut und Knochen, wodurch letzterer in größerer oder geringerer Ausdehnung brandig abstirbt. Dabei entsteht eine äußerst reichliche, jauchige, stinkende Eiterung, welche infolge des großen Kräfteverlustes den Kranken in die höchste Lebensgefahr bringen kann. Wird der Kranke dem Einfluß der Phosphordämpfe entzogen, und kommt er in die gehörige ärztliche Behandlung, so kann die P. dadurch heilen, daß die abgestorbenen Knochenstücke aus der Lade, in welcher sie liegen, entfernt werden. Je mehr von dem Knochen gesund und in je größerer Ausdehnung die Knochenhaut erhalten blieb, um so vollständiger erfolgt die Regeneration des Knochens. In einzelnen Fällen regenerirte sich der ganze Kiefer wieder, natürlich nur in unvollkommener Form und mit bleibendem Verluste der Zähne. Der Arzt muß dem Bestreben der Natur, die nekrotischen Knochenstücke aus ihrer eingeschlossenen Lage zu entfernen, durch eine entsprechende Operation (Sequestrotomie) entgegenzukommen suchen.

Phosphornickeleisen, s. Meteorsteine.

Phosphoröl (Phosphorliniment), Lösung von 1 Theil Phosphor in 80 Th. Mandelöl, dient zu Einreibungen.

Phosphoroskōp, s. Phosphorescenz.

Phosphoroxychlorid, s. Phosphorchloride.

Phosphorsäure (Knochensäure, Acidum phosphoricum) H_3PO_4 entsteht beim Lösen von Phosphorsäureanhydrid (wasserfreier P., Phosphorpentoxyd) P_2O_5, welches man durch Verbrennen von Phosphor an der Luft als farblose, feuerbeständige, äußerst hygroskopische, beim Einwerfen in Wasser zischende und auf die Zunge wie glühendes Metall wirkende Masse erhält, und bei Oxydation des Phosphors mit Salpetersäure. Früher bereitete man P. aus Knochen, indem man sie ziemlich umständlich von dem Kalk trennte. Gegenwärtig erhitzt man 1 Theil Phosphor mit 12—14 Th. Salpetersäure von 1,2 spec. Gew. anhaltend auf 70° und verdampft dann bis zur Verjagung der überschüssigen Salpetersäure und der Oxydation noch vorhandener phosphoriger Säure. Unter 180° verdampft, bildet P. einen farblosen Sirup, etwa vom spec. Gew. 1,88, und krystallisirt in großen Säulen; sie ist sehr hygroskopisch, schmeckt rein und stark sauer, zersetzt wegen ihrer Feuerbeständigkeit in hoher Temperatur Nitrate und Sulfate, koagulirt Eiweiß nicht, fällt, mit Ammoniak neutralisirt, Silbersalze gelb und Magnesiasalze bei Gegenwart von überschüssigem Ammoniak weiß. Eine höchst verdünnte Lösung wird durch molybdänsaures Ammoniak gelb gefärbt, bei etwas größerer Koncentration gelb gefällt. P. ist dreibasisch und bildet drei Reihen Salze. Sie wird als Arzneimittel benutzt (spec. Gew. 1,12), wirkt im allgemeinen wie die übrigen Mineralsäuren, nur milder, und soll am wenigsten die Verdauung stören. Man gibt sie besonders bei subakuten entzündlichen Zuständen mit mäßigem oder geringem Fieber. Erhitzt man die gewöhnliche sirupdicke dreibasische P. (Orthophosphorsäure) auf 210—215°, so verliert sie Wasser und verwandelt sich in Para- oder Pyrophosphorsäure $H_4P_2O_7$. Diese hält sich lange unverändert, bildet einen sauren Sirup, gibt beim Erhitzen der verdünnten Lösung gewöhnliche P., fällt, mit Ammoniak neutralisirt, Silbersalze weiß, Magnesiasalze bei Gegenwart von überschüssigem Ammoniak nicht, auch nicht molybdänsaures Ammoniak und koagulirt Eiweiß nicht. Sie ist zweibasisch und bildet 2 Reihen Salze. Bei stärkerem Erhitzen der gewöhnlichen P. entweicht noch mehr Wasser, und es bleibt Metaphosphorsäure HPO_3 zurück, welche sich auch in der frisch bereiteten Lösung von Phosphorsäureanhydrid findet. Sie bildet ein farbloses hygroskopisches Glas und ist der Hauptbestandtheil der glasigen P. (Acidum phosphoricum glaciale) des Handels. Ihre Lösung verwandelt sich schnell in gewöhnliche P. Sie fällt, mit Ammoniak neutralisirt, Silbersalze weiß und koagulirt Eiweiß. Sie ist einbasisch und bildet nur eine Reihe Salze.

Phosphorsäuresalze (Phosphate) finden sich weit verbreitet in der Natur, besonders ist phosphorsaurer Kalk (Apatit, Phosphorit) ein regelmäßiger Bestandtheil vieler Gesteine und bildet die Hauptmasse der Knochen; auch phosphorsaure Thonerde und phosphorsaures Eisenoxyd kommen häufig vor (s. Phosphor). Gewöhnliche dreibasische Phosphorsäure H_3PO_4 bildet drei Reihen Salze. Ein Molekül derselben gibt mit 1 Molekül Natronhydrat sogen. saures Salz NaH_2PO_4, mit 2 Molekülen Natronhydrat sogen. neutrales oder gewöhnliches Salz Na_2HPO_4 und mit 3 Molekülen sogen. basisches Salz Na_3PO_4. Beim Neutralisiren von Phosphorsäure mit Natronhydrat entsteht das gewöhnliche phosphorsaure Natron Na_2HPO_4, welches aber, wie auch die anderen Salze, aus Metallsalzlösungen meist unlösliches basisches Salz fällt. Pyrophosphorsäure bildet zwei, Metaphosphorsäure eine Reihe Salze. Phosphorsaures Ammoniak $(NH_4)_2HPO_4$ entsteht beim Neutralisiren von Phosphorsäure mit Ammoniak, bildet große, farblose, leicht lösliche Krystalle, reagirt alkalisch, verwittert an der Luft und hinterläßt saures Salz, welches beim Erhitzen Metaphosphorsäure liefert. Phosphorsaures Natronammoniak (Phosphorsalz, Sal microcosmicum) $Na(NH_4)HPO_4+4H_2O$ entsteht beim Neutralisiren von Phosphorsäure mit gleichen Theilen Soda und Ammoniak, bildet große Tafeln, verwittert, reagirt alkalisch, ist leicht löslich, gibt beim Erhitzen metaphosphorsaures Natron, welches beim Schmelzen Metalloxyde löst und sehr charakteristische Färbungen annimmt; es dient daher als Löthrohrreagenz. Phosphorsaurer Baryt $BaHPO_4$, aus Barytsalzen durch gewöhnliches phosphorsaures Natron gefällt, ist farblos, schuppig krystallinisch, sehr schwer löslich. Phosphorsaures Bleioxyd $PbHPO_4$, aus überschüssigem Bleizucker durch gewöhnliches phosphorsaures Natron gefällt, ist farblos, amorph, unlöslich; eine Verbindung desselben mit Chlorblei findet sich in der Natur als Pyromorphit. Phosphorsaures Eisenoxydul findet sich als weißes,

an der Luft unter Oxydation schnell blau werdendes Mineral. Aus Eisenvitriol fällt gewöhnliches phosphorsaures Natron farbloses basisches Salz $Fe_3P_2O_8$, welches in Wasser unlöslich ist, an der Luft sich ebenfalls schnell bläut und als Ferrum phosphoricum (oxydulatum) officinell ist. Phosphorsaures Eisenoxyd $Fe_2P_2O_8$ wird aus Eisenchloridlösung durch gewöhnliches phosphorsaures Natron weiß gefällt, ist unlöslich in Wasser und findet sich im Raseneisenstein, Phosphorit, Delvaurit ꝛc. Pyrophosphorsaures Eisenoxyd mit citronensaurem Ammoniak ist als beliebtes, leicht assimilirbares Eisenpräparat officinell. Das basische Kalisalz K_3PO_4 bildet leicht lösliche Nadeln, das gewöhnliche Kalisalz K_2HPO_4 krystallisirt sehr schwer und gibt beim Glühen strahlig krystallinisches pyrophosphorsaures Salz $K_4P_2O_7$. Basisch phosphorsaurer Kalk (Knochenerde) $Ca_3P_2O_8$ findet sich in den Knochen und mit etwas Fluor- und Chlorcalcium im Apatit und Phosphorit, wird aus Chlorcalciumlösung durch basisch phosphorsaures Natron gefüllt, ist amorph, in Wasser sehr wenig löslich, wird durch Säuren leicht zersetzt. Neutraler phosphorsaurer Kalk $CaHPO_4+4H_2O$ wird aus Chlorcalcium durch gewöhnliches phosphorsaures Natron gefällt, soll durch Kochen mit Wasser in saures und basisches Salz zerfallen. Saurer phosphorsaurer Kalk $CaH_4P_2O_8$ entsteht bei Behandlung des basischen oder neutralen Salzes mit Säuren, krystallisirt in Tafeln, verwittert bei 100°, nimmt an der Luft wieder Wasser auf, gibt mit wenig Wasser Phosphorsäure und CaH_2PO_6, welches sich allmählich in der Flüssigkeit löst, mit viel Wasser sofort eine klare Lösung, die aber, wie die vorige, beim Kochen $CaHPO_4$ abscheidet. Mit basischem Kallphosphat, mit Eisenoxyd und Thonerde gibt das saure Salz neutralen phosphorsauren Kalk und Eisenoxyd- und Thonerdephosphat. Das saure Salz wird zur Bereitung der Phosphorsäure nach alter Methode und des Phosphors dargestellt, auch ist es Bestandtheil des Superphosphats. Phosphorsaures Kobaltoxydul ist das sächsische Kobaltoxyd des Handels PKO, pyrophosphorsaures Kobaltoxydul bildet das Kobaltviolett. Wasserhaltige basische Kupferphosphate finden sich in der Natur als Libethenit, Phosphorchalcit, Trombolith ꝛc. Phosphorsaure Magnesia findet sich in Getreidesamen und Knochen; aus Magnesiasalzen fällt gewöhnliches phosphorsaures Natron neutrales Salz, welches in Nadeln krystallisirt und durch kochendes Wasser zersetzt wird. Phosphorsaure Ammoniakmagnesia $(NH_4)MgPO_4+6H_2O$ findet sich in der Natur als Struvit, in manchen Harnsteinen und in faulendem Harn, wird aus einer mit Salmiak und Ammoniak vermischten Magnesiasalzlösung durch gewöhnliches phosphorsaures Natron gefällt, ist krystallinisch, sehr schwer löslich in Wasser, besonders in ammoniakalischem, leicht in Säuren, hinterläßt beim Glühen pyrophosphorsaure Magnesia $Mg_2P_2O_7$. Phosphorsaures Natron $Na_2HPO_4+12H_2O$ entsteht beim Neutralisiren von Phosphorsäure mit Soda und beim Fällen einer Lösung von Knochenasche in Schwefelsäure mit Soda, bildet große Säulen, schmeckt kühlend salzig, verwittert leicht, ohne zu zerfallen, reagirt schwach alkalisch, ist leicht löslich, absorbirt in Lösung viel Kohlensäure, schmilzt leicht, wird wasserfrei und gibt beim Glühen pyrophosphorsaures Natron, beim Verdampfen der Lösung mit Natronhydrat basisches Salz und beim Vermischen mit Phosphorsäure saures Salz. Pyrophosphorsaures Natron $Na_4H_2O_7+10H_2O$ bildet luftbeständige Säulen, reagirt alkalisch, ist weniger löslich als das gewöhnliche Salz und geht beim Kochen mit salpetersäurehaltigem Wasser in dieses über. Phosphorsaure Thonerde findet sich in der Natur als Wavellit, Gibbsit, Kaloït, Lazulith ꝛc.

Phosphorsalz, s. Phosphorsäuresalze.

Phosphorsuperchlorid, s. Phosphorchloride

Phosphōrus (griech., »Lichtträger«), Beiname des Planeten Venus, wenn er als Morgenstern erscheint.

Phosphorvergiftung, schwere, meist tödtliche Erkrankung infolge des absichtlichen oder zufälligen Genusses von Phosphor oder phosphorhaltigen Substanzen. Seit der allgemeinen Einführung der Phosphorzündhölzer in den Haushalt auch der ärmsten Leute sind Phosphorvergiftungen ziemlich häufig geworden. Absichtliche wie zufällige Vergiftungen wurden bisher hauptsächlich durch Einführung von phosphorhaltigem Rattengift (Phosphorlatwerge) oder von Kuppen der Phosphorzündhölzer in den Organismus bewerkstelligt. Die Symptome der P. sind je nach der Menge des eingeführten Gifts sehr verschieden. Gelangen große Mengen davon in den Körper, so entsteht eine heftige Entzündung des Magens, welche unter brennenden Schmerzen im Hals und im Bauch einhergeht. Es werden phosphor- oder knoblauchartig riechende Massen erbrochen, welche im Dunkeln, besonders beim Zerreiben oder Erwärmen, leuchten. Dazu kommen reichliche Durchfälle mit mehr oder weniger ausgebreiteten Schmerzen im Leibe. Bald tritt rascher allgemeiner Verfall der Kräfte ein, die Haut ist sehr blaß, bekommt meist kurz vor dem Tod eine gelbe Färbung, und der Tod erfolgt unter zunehmendem Verfall der Kräfte, wahrscheinlich an Herzlähmung. Bei Einführung geringerer Mengen von Phosphor in den Körper treten alle Symptome in schwächerem Grad auf, und es kann Heilung eintreten. Es ist nicht genau bekannt, wie groß die Menge des Phosphors ist, welche den Tod bedingen soll. Die Erkennung der P. im Leben ist oft mit großen Schwierigkeiten verbunden. Obschon die P. in der Leiche ganz signifikante Zeichen hinterläßt, so können doch in Kriminalfällen sehr große Schwierigkeiten daraus erwachsen, daß der Phosphor gewöhnlich nicht mehr im Magen- und Darminhalt oder an anderen Orten des Körpers in Substanz oder bestimmten chemischen Verbindungen aufgefunden und nachgewiesen wird. Der Leichenbefund bei der P. ist folgender: Die Haut ist blaß, mehr oder weniger stark ikterisch gelb gefärbt. Die Muskeln sind hell grauroth, schlaff, etwas schmierig. Die Magenschleimhaut ist blaß, weißgelb, geschwollen, ihre Labdrüsen sind stets in hohem Grad fettig entartet (gastrodenitis toxica). Eine ebensolche hochgradige (akute) Verfettung zeigen das Herzfleisch und die Nieren. Die Leber ist beträchtlich vergrößert, gelb gefärbt, stark fettig infiltrirt (akute Verfettung, s. Fettleber). Wird eine P. zeitig genug entdeckt, so hat man zunächst vermittels der Magenpumpe die im Magen vorhandenen phosphorhaltigen Substanzen so weit als möglich zu entfernen und den Magen mit indifferenten Flüssigkeiten auszuspülen. Sollten dieselben nicht zur Hand sein, so hat man zunächst Brechmittel und demnächst einhüllende Dinge zu reichen. Im spätern Verlauf muß durch Darreichung von Reizmitteln dem Verfall der Kräfte möglichst vorgebeugt werden.

Phosphorwasserstoff PH_3 entsteht neben unterphosphorigsaurem Kali (und Wasserstoff) bei Einwirkung von Phosphor auf Kalilauge, bei Zersetzung

von Phosphorcalcium mit Waſſer oder Salzſäure, beim Erhitzen von phosphoriger und unterphosphoriger Säure und bei Einwirkung von Waſſer oder Kalilauge auf Jodphosphorium. Es bildet ein farbloſes Gas, riecht höchſt unangenehm, knoblauchartig, iſt wenig löslich in Waſſer, etwas mehr in Alkohol und Aether, vom ſpec. Gew. 1,186, oxydirt ſich an der Luft ſchon bei gewöhnlicher Temperatur, iſt leicht entzündlich und verbrennt mit leuchtender Flamme unter Abſcheidung weißer Nebel von Phosphorſäure. Das aus Kalilauge und Phosphor oder aus Phosphorcalcium und Waſſer erhaltene Gas entzündet ſich an der Luft von ſelbſt und verdankt dieſe Selbſtentzündlichkeit einem Gehalt von flüſſigem P. P_2H_4, welcher nicht bei allen Bereitungsarten neben der gasförmigen Verbindung entſteht und ſich unter −10° aus derſelben abſcheidet. Es iſt farblos, äußerſt flüchtig, entzündet ſich an der Luft und zerſetzt ſich leicht durch Licht, Chlorwaſſerſtoff, Kalium, Aether, ätheriſche Oele ꝛc. (welche ſämmtlich dem ſelbſtentzündlichen Phosphorwaſſerſtoffgas dieſe Eigenſchaft rauben) in Phosphorwaſſerſtoffgas und ſtarren P. P_2H_4. Letzterer entſteht auch bei Zerſetzung von gasförmigem P. durch Chlor oder von Phosphorcalcium mit Salzſäure in der Wärme. Er iſt gelb, flockig, geſchmack- und geruchlos, entzündet ſich bei 200° und durch den Schlag mit dem Hammer, zerſetzt ſich in feuchter Luft, beſonders am Licht, und zerfällt bei hoher Temperatur in ſeine Beſtandtheile oder gibt gasförmigen P.

Photius, durch Gelehrſamkeit ausgezeichneter Patriarch von Konſtantinopel, war erſt Hauptmann der Garden, dann unter Kaiſer Michael III. Staatsſekretär und wurde 858 an der Stelle des vertriebenen Ignatius auf den Patriarchenſtuhl zu Konſtantinopel erhoben. Als Papſt Nikolaus I. 863 die Zurückberufung des Ignatius dekretirte, berief P. 867 eine Kirchenverſammlung nach Konſtantinopel und ließ von derſelben jenen anathematiſiren, ward aber vom Kaiſer Baſilius 869 ins Kloſter geſchickt, weil er dieſen wegen der Ermordung ſeines Vorgängers Michael exkommunicirt hatte. Als Ignatius wegen der Gerichtsbarkeit der neu bekehrten Bulgaren mit dem römiſchen Stuhl in einen Streit gerieth, ward P. zwar 878 vom Papſt wieder als Patriarch anerkannt, doch, da er die gehoffte Gefügigkeit nicht bewies, abermals exkommunicirt und vom Kaiſer Leo 886 in ein armeniſches Kloſter verwieſen, wo er um 891 ſtarb. P. hinterließ viele theologiſche, kirchenrechtliche und hiſtoriſch-literariſche Werke, von denen namentlich die »Bibliotheca« (herausgeg. von J. Bekker, Berl. 1824, 2 Bde.), Auszüge aus meiſt verlornen Werken von 280 griechiſchen Proſaikern enthaltend, und ein griechiſches Lexikon (herausgeg. von Hermann, Leipz. 1808; von Porſon, daſ. 1823, 2 Bde., und von Naber, Leid. 1865, 2 Bde.) hervorzuheben ſind. Sein »Nomocanon«, eine für die Kirchengeſchichte wichtige Sammlung kaiſerlicher Geſetze und gottesdienſtlicher Beſtimmungen, ward von Juſtellus (Par. 1615) und in Voellus' »Bibliotheca juris canonici veteris« (daſ. 1661, 2 Bde.), ſeine »Briefe« von Montacutius (Lond. 1651), von Baletta (daſ. 1864), ſeine Schrift: »De spiritus sancti mystagogia« von Hergenröther (Regensb. 1857) herausgegeben. Vgl. Hergenröther, P., Patriarch von Konſtantinopel (Regensb. 1867—1869, 3 Bde.).

Photochemie (griech.), die Lehre von der chemiſchen Wirkung des Lichts.

Photogalvanographie (griech.), von Paul Pretſch in Wien um 1854 erfundenes und ſpäter von ihm längere Jahre in London ausgeübtes Verfahren zur Erzeugung von druckbaren Platten von Photographien. Mit einer Miſchung von Gelatine, doppeltchromſaurem Kali und Jodſilber wird eine Glasplatte überzogen, getrocknet und, je nachdem eine Kupfer- oder eine Buchdruckplatte gewünſcht wird, unter einem photographiſchen Negativ oder einem Poſitiv belichtet. Die Glasplatte wird hierauf in erwärmten Bädern und verdünnter Boraxlöſung bis zur Entwickelung eines Reliefs gewaſchen, das in Alkohol gehärtet und mit feinem Kopallack überzogen wird, worauf man das Bild, nach weiterer Eintauchung in eine adſtringirende Flüſſigkeit, in der Hitze trocknet. Das jetzt unveränderliche Relief wird nun metalliſirt (graphitirt) und in der gewöhnlichen galvanoplaſtiſchen Weiſe eine Kupferplatte davon gewonnen, die, wenn ſorgfältig hergeſtellt, kaum noch der Nachhülfe mit dem Grabſtichel bedarf, um druckfertig zu ſein. Nach Pretſch hat Emile Placet in Paris ſehr ſchöne Reſultate mit der P. erzielt; Duncan C. Dallas in London übt ſie aus unter dem Namen Dallastypie; Joſeph Leipold, techniſcher Dirigent der Banknotendruckerei in Liſſabon (ein Oeſterreicher), erzeugt damit vorzügliche photographiſche Reproduktionen. Ein außerordentlich feines wurmförmiges Korn verleiht den Bildern der P. in den lichteren Tönen große Weichheit, in den dunklen faſt die Wärme des Kupferſtichs. Vgl. Galvanographie.

Photogen (Schieferöl, Hydrokarbür, Mineralöl), Leuchtmaterial, welches aus dem bei der trockenen Deſtillation der bituminöſen Schiefer, mancher Stein- und Braunkohlenarten, des Torfs und Aſphalts entſtehenden Theer, beſonders aus Braunkohlentheer, abgeſchieden wird (ſ. Theer). Es bildet in gut gereinigtem Zuſtand eine farbloſe, waſſerhelle, leicht bewegliche Flüſſigkeit von charakteriſtiſchem ätheriſchen Geruch und dem ſpec. Gew. 0,80—0,81. Es iſt bei gewöhnlicher Temperatur nicht entzündlich, ſondern bedarf zum Brennen eines Dochts; auf 45° C. erhitzt, brennt es aber auch ohne Docht. Gutes P. läßt ſelbſt bei längerem Brennen in einer Photogenlampe den Docht faſt völlig weiß und unverkohlt; iſt es aber gelblich, ſo ſetzt es im Docht Kohle ab, weil die färbenden Subſtanzen nicht flüchtig ſind, die Poren des Dochts werden verſtopft, und die Leuchtkraft wird beeinträchtigt. Hat die Lampe guten Zug, ſo verbrennt das P. ohne den geringſten Geruch. Das P. iſt keine chemiſch einfache Subſtanz, ſondern ein Gemiſch von Kohlenwaſſerſtoffen mit vorwaltendem Heptan C_7H_{16} und Benzylwaſſerſtoff $C_{14}H_{22}$. Gegenwärtig kommen leichtere Photogene von 0,78 als Benzin in den Handel.

Photographie (griech., »Lichtſchrift, Lichtzeichnung«), die Kunſt, die Veränderung chemiſcher Präparate unter dem Einfluß des Lichts zur Herſtellung von Bildern zu benutzen. Die einfachſte Form derſelben iſt der Lichtpauspro ceß, welcher zum Kopiren von Zeichnungen vielfach Verwendung findet. Man übt ihn aus, indem man ein Stück mit Silberſalzen (ſalpeterſaurem Silber und Chlorſilber) getränktes Papier (ſogen. Lichtpauspapier, jetzt käuflich im Handel zu haben) unter der zu kopirenden Zeichnung dem Licht ausſetzt. Dieſes ſcheint durch alle durchſcheinenden Stellen der Zeichnung hindurch und färbt das darunter befindliche lichtempfindliche Papier ſchwarz. Die ſchwarzen Striche der Zeichnung aber halten das Licht zurück, und hier bleibt das Papier weiß; ſo erhält man eine Kopie in weißen Konturen

auf ſchwarzbraunem Grund, welche, um lichtunveränderlich zu werden, firirt werden muß. Dieſes geſchieht durch Behandeln mit einer Löſung von unterſchwefligſaurem Natron, welche alle Silberſalze auflöſt und dadurch die Urſachen der Lichtempfindlichkeit entfernt. Eine ſolche durch das Licht hergeſtellte Kopie, wo Licht und Schatten das Umgekehrte des Originals bilden, nennt man ein Negativ; deckt man dieſes wiederum auf ein Stück lichtempfindlichen Papiers, ſo ſcheint das Licht durch die weißen Striche des Negativs, färbt das darunter liegende lichtempfindliche Papier und erzeugt ſo eine poſitive Kopie, die vollkommen mit dem Original übereinſtimmt. In dieſer Weiſe werden vielfach Zeichnungen in Bau- und Maſchinenwerkſtätten mit Hülfe des Lichts kopirt. Dieſer Proceß geſtattet jedoch nur das Kopiren ebener Zeichnungen oder Pflanzenblätter u. dgl. mit Hülfe des Lichts. Körperliche Gegenſtände laſſen ſich damit nicht reproduciren. Um dieſe mit Hülfe des Lichts bildlich darzuſtellen, muß man von denſelben zuerſt ein ebenes Bild entwerfen. Dieſes geſchieht mit Hülfe der Camera obscura, d. h. eines Kaſtens, deſſen Rückwand eine matte Scheibe trägt, und in deſſen Vorderwand eine Glaslinſe eingeſetzt iſt. Dieſe entwirft nach optiſchen Geſetzen von den vor ihr befindlichen Gegenſtänden ein ebenes oder ziemlich ebenes verkehrtes Bild auf der matten Scheibe. Durch Einſchieben oder Ausziehen der beweglichen Rückwand der Camera »ſtellt man das Bild ſcharf ein«. Je näher der Gegenſtand der Linſe, deſto größer wird das Bild, je weiter, deſto kleiner; außerdem hängt die Größe des Bildes noch von der Brennweite der Linſe ab: je größer dieſe, deſto größer iſt das Bild. Das oben erwähnte Silberpapier würde jedoch nicht gut geeignet ſein, von dieſem Bild eine Kopie zu liefern; es iſt zu wenig lichtempfindlich für Reproduktion des relativ lichtſchwachen optiſchen Bildes. Man benutzt deshalb eine viel lichtempfindlichere Subſtanz, nämlich Jodſilber in Verbindung mit Bromſilber. In den erſten Zeiten der P. ſtellte man empfindliche Jodſilberflächen durch Räuchern einer Silberplatte in Joddämpfen dar (Daguerreotypie); dieſe läuft dadurch unter Bildung von Jodſilber gelb an. Bringt man eine ſolche Jodſilberſchicht an die Stelle, wo in der Camera das Bild ſichtbar iſt, ſo empfängt die Schicht einen Lichteindruck, ohne jedoch ſichtbar verändert zu werden. Erſt durch Räuchern der Platte in Queckſilberdampf kommt ein deutlich ſichtbares Bild und zwar ein poſitives zum Vorſchein, indem die weißen Queckſilberkügelchen ſich da am ſtärkſten verdichten, wo das Licht am ſtärkſten gewirkt hat. Dieſes Sichtbarmachen eines unſichtbaren Bildes durch einen nachfolgenden Proceß nennt man den Entwickelungs- oder Hervorrufungsproceß. Die Daguerreotypie liefert direkt nach der Natur ein poſitives Bild von großer Feinheit, aber ſtarkem Spiegelglanz, ein Bild, welches jedoch nur auf dem gleichen umſtändlichen Weg der Camera-Aufnahme eine Kopie geſtattet. Dieſer Proceß wurde verdrängt durch das heute noch herrſchende ſogen. Kollodiumverfahren, welches bei der Aufnahme mittels der Camera obscura nicht ein poſitives, ſondern ein negatives Bild liefert. Dieſes auf Glas erzeugte Negativ aber gibt, nach dem oben geſchilderten Lichtpausverfahren auf Papier kopirt, ein poſitives Bild und erlaubt, mit Hülfe des Lichts beliebig viele Poſitive auf Papier darzuſtellen; dadurch trat die P. ein in die Reihe der vervielfältigenden Künſte, und dieſem Umſtand verdankt ſie ihren außerordentlichen Aufſchwung. Das Kollodiumverfahren wurde bald das herrſchende. Obgleich ſeine Reſultate an Feinheit der Daguerreotypie nachſtehen, hat es den Vorzug, Bilder auf einem handlichen und bedeutend billigern Material und in größerem Format zu liefern. Behufs Ausführung des Kollodiumverfahrens nimmt man Glasplatten, putzt dieſe ſehr ſorgfältig und übergießt ſie mit einer Löſung von ſogen. Kollodiumwolle (Pyroxylin) und Jod- und Bromſalzen in Alkohol und Aether. Der Ueberzug trocknet zu einer gallertartigen Maſſe ein und wird ſofort im Dunkeln in eine Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber gebracht. Hier wandeln ſich die Jodſalze in Jod- und Bromſilber um, und dieſe bleiben in der Kollodiumſchicht fein vertheilt. Die ſo präparirte Platte wird aus der Silberlöſung (dem Silberbad) herausgenommen und noch feucht von anhängender Silberlöſung in einem lichtdicht ſchließenden Käſtchen in die Camera obscura gebracht, hier der Lichtwirkung ausgeſetzt und alsdann nach dem ſogen. Dunkelzimmer zurückgebracht und mit einer Eiſenvitriolauflöſung übergoſſen. Dieſe ſchlägt aus der an der Platte hängenden ſalpeterſauren Silberlöſung ſofort metalliſches Silber als dunkles Pulver nieder, und dieſes hängt ſich an die belichteten Stellen der Platte um ſo ſtärker, je intenſiver das Licht gewirkt hat. Das Bild wird nach dieſer Hervorrufung noch verſtärkt, indem man durch Aufgießen einer Miſchung von Eiſenvitriol und citronenſaurer Silberlöſung noch einen zweiten Niederſchlag von Silberpartikeln veranlaßt, die, ſich zu den erſtniedergeſchlagenen lagernd, das Bild intenſiver machen, ſo daß es erſt jetzt in den dickſten Stellen hinreichend undurchſichtig iſt, um dem Durchgang des Lichts beim Kopirproceß Widerſtand zu leiſten. Nachdem ſo das Negativ verſtärkt iſt, wird es firirt, d. h. das noch darin enthaltene Jod- und Bromſilber durch eine Löſung von unterſchwefligſaurem Natron, die beide auflöſt, herausgeſchafft, ſchließlich gewaſchen und behufs Schutzes gegen mechaniſche Verletzungen mit einem Alkoholfirnis überzogen, d. h. lackirt. In dieſer Weiſe gewinnt man zunächſt ein photographiſches Glasnegativ, in welchem die hellen Theile des Originals dunkel und die dunklen Theile des Originals hell (in der Durchſicht) erſcheinen. Betrachtet man ein Glasnegativ gegen einen dunkeln Hintergrund, ſo erſcheint es als poſitives Bild, indem an den durchſichtigen Stellen der ſchwarze Hintergrund ſichtbar wird und gegen dieſen das graue Silberpulver, welches auf den dicken Stellen des Negativs liegt, wie weiß erſcheint. Dieſer poſitive Effekt tritt am ſchönſten hervor, wenn die Platte ſehr kurze Zeit in der Camera belichtet worden iſt. So fertigte man früher Poſitive mittels Kollodiums direkt auf dunklem Glas und nannte ſie Panotypen. In neuerer Zeit werden ſolche noch in Amerika auf ſchwarz lackirtem Eiſenblech angefertigt, die ſogen. Ferrotypen. Dieſe direkt aufgenommenen poſitiven Bilder ſind jedoch nur noch wenig im Gebrauch. In Deutſchland werden ganz allgemein bei den Aufnahmen nach der Natur negative Bilder gefertigt und dieſe nachher genau in der Weiſe auf Papier kopirt, wie es oben beim Lichtpausverfahren angegeben iſt. In neuerer Zeit fertigt man für dieſen Zweck beſondere präparirte Papiere (photographiſche Papiere); die mit Eiweiß (Albumin) überzogenen Papiere geben Bilder von hohem Glanz, während die mit Stärke (Arrowroot) überzogenen ſtumpfe Bilder liefern. Das Albuminpapier eignet ſich beſonders zu kleinen Bildern, weil es die feinſten Details wiedergibt; zu großen Bildern, bei welchen es mehr auf die Geſammtwirkung ankommt, benutzt man das

Arrowrootpapier. Zum Albuminiren dienen beſondere Papierſorten; man miſcht Eiweiß mit in Waſſer gelöſtem Chlorammonium, ſchlägt die Miſchung zu Schaum und läßt den Bogen auf der klaren Flüſſigkeit, die ſich aus dem Schaum abſcheidet, eine Minute ſchwimmen. Das getrocknete Papier wird im Dunkelzimmer auf eine Löſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd in Waſſer gelegt, wobei es ſich mit Chlorſilber imprägnirt, und kann dann nach dem Trocknen zum Kopiren benutzt werden. Man legt das Negativ mit der Kollodiumſeite nach oben auf die Glasplatte, welche den Boden des ſogen. Kopirrahmens bildet, deckt das Papier mit ſeiner empfindlichen Seite nach unten auf das Negativ und ſchließt den Kopirrahmen ſo, daß das Papier feſt gegen das Glasnegativ gepreßt wird, dreht dann den Rahmen herum, ſo daß das Negativ dem Licht zugekehrt iſt, und läßt es ſo lange am hellen Tageslicht liegen, bis alle Theile des Bildes kräftig ſichtbar ſind, wäſcht das Bild behufs Entfernung des noch darin befindlichen ſalpeterſauren Silberoxyds mit Waſſer aus und bringt es nun in das ſogen. Tonbad, eine Löſung von Goldchloridkalium und eſſigſaurem oder borſaurem Natron in Waſſer. Der rothbraune Ton des Bildes verwandelt ſich darin in einen purpurblauen; man kann aber auch andere Nüancen durch eine paſſende Abänderung des Bades erhalten. Das getonte und ausgewaſchene Bild wird nun in einer Löſung von unterſchwefligſaurem Natron fixirt und dann ſehr ſorgfältig ausgewaſchen. Zu letzterer Operation, die für die Haltbarkeit des Bildes äußerſt wichtig iſt, benutzt man häufig beſondere Waſchapparate. Wird das unterſchwefligſaure Natron nicht vollſtändig ausgewaſchen, ſo zerſetzt es ſich durch Einfluß der Kohlenſäure der Luft, und es bildet ſich durch Verbindung mit dem braunen metalliſchen Silber, welches die Konturen der Bilder bildet, Schwefelſilber, welches das Bild gelb färbt. Die getrockneten Bilder werden ſchließlich paſſend geſchnitten, aufgeklebt und zwiſchen Walzen geglättet (ſatinirt). Bilder auf Arrowrootpapier werden in ganz ähnlicher Weiſe gefertigt.

Dieſer Kollodiumnegativproceß in Verbindung mit dem Papierpoſitivproceß iſt jetzt der herrſchende; er wird ganz allgemein zur Darſtellung von Porträts, Bildern von Landſchaften, Kunſt- und Induſtrieartikeln ꝛc. angewendet. Seine jetzige Vollkommenheit verdankt er aber nicht allein den Fortſchritten in der Darſtellung phothographiſcher Chemikalien, ſondern auch den zahlreichen Vervollkommnungen der Objektive, d. h. der photographiſchen Linſen. Früher benutzte man dazu nur einfache achromatiſche Linſen, welche behufs Erzielung ſcharfer Bilder ſtark »abgeblendet« werden mußten. Infolge deſſen gaben ſie ſehr lichtſchwache Bilder, die eine lange Expoſitionszeit nöthig machten. Ein großer Fortſchritt war deshalb die Erfindung des Porträtobjektivs, einer Doppellinſe, die bedeutend hellere Bilder lieferte und die Aufnahme von Porträts in kurzer Expoſitionszeit ermöglichte. Zur Aufnahme von Landſchaften, Architekturen ꝛc. iſt weniger Lichtſtärke als ein großer Geſichtswinkel nothwendig. Die gewöhnlichen Landſchaftsobjektive umfaſſen nur einen Winkel von 30—45°, der meiſt zu klein iſt. Man benutzte dazu früher ausſchließlich einfache Linſen, ſpäter aber die Tripletobjektive, welche einen Winkel von mehr als 45° umfaſſen und ſich beſonders dadurch auszeichnen, daß ſie faſt ohne Verzerrung arbeiten, d. h. Bilder liefern, in denen die geraden Linien wiederum gerade erſcheinen. Sie beſtehen aus drei Linſen (daher der Name). Dieſe Triplets geben beim Kopiren eine abſolute Genauigkeit, ſtehen aber an Lichtſtärke den Porträtlinſen nach. In dieſer Hinſicht werden ſie von dem Steinheil'ſchen Aplanat übertroffen, welches ein Geſichtsfeld bis 65° liefert. Iſt ein noch größeres Geſichtsfeld nöthig, ſo nimmt man Weitwinkellinſen, wie Buſchs Pantoſkop, Dallmeyers Wide angle lens, Steinheils Weitwinkelaplanat. Erſteres beſitzt ein Geſichtsfeld von 100°. Die Größe des Bildes hängt von der Brennweite der Linſe ab. Je größer dieſe, deſto größer iſt das Bild. Um die Camera für Linſen verſchiedener Brennweite benutzen zu können, iſt ſie mit einem Auszug verſehen, der geſtattet, ſie zu verlängern. reſp. zu verkürzen. Iſt bei Landſchafts- oder Architekturaufnahmen ganz naheliegender Vordergrund mit ſehr weit entfernten Gegenſtänden im Bild enthalten, ſo muß man, um beide Entfernungen gleich ſcharf zu gewinnen, eine ſehr kleine Blende anwenden. Dadurch werden aber die Bilder der Camera erheblich lichtſchwächer, und dieſes macht Aufnahmen von dunklen Innenräumen (Intérieurs) meiſtens in hohem Grad ſchwierig.

Ebenſo wichtig wie die Anwendung guter Objektive und Chemikalien iſt aber auch die Anlage des Ateliers. Dieſes erfordert, beſonders zur Aufnahme von Porträts, gardinenähnliche Vorrichtungen, um das Licht paſſend abſchließen, reſp. zulaſſen zu können. Man muß das Licht vollſtändig in der Gewalt haben; wie es aber anzuwenden iſt, hängt ganz von den Verhältniſſen ab und muß von dem Photographen für jeden einzelnen Fall mit künſtleriſchem Verſtändnis beſtimmt werden. Der Erkenntnis der künſtleriſchen Grundſätze, worauf die P. beruht (z. B. Stellung des Aufzunehmenden, Beleuchtung desſelben), verdankt man die wichtigſten Fortſchritte im Felde der Porträtphotographie. Zu dieſen Elementen tritt neuerdings noch ein anderes, das iſt die Negativretouche. Die P. gibt in der Regel helle Objekte zu hell, dunkle zu dunkel wieder; ſie iſt ferner ſehr wenig empfindlich für gelbe, rothe, braune und gewiſſe grüne Farben, ſehr empfindlich aber für gewiſſe blaue. Daher kommt es, daß ſie bunte Objekte und ſolche, in welchen ſich ſtarke Kontraſte von Licht und Schatten zeigen, nur mangelhaft wiedergibt. Rothes Haar und gelbe Sommerſproſſen erſcheinen im Bild ſchwarz, dunkelblaue Kleider oft weiß, tiefe Falten als ſchwarze Flecke. Dieſe Mängel gleicht man aus durch zweckmäßige Bearbeitung des Negativs, indem man die Theile, die zu hell, d. h. zu durchſichtig, erſcheinen, durch Bearbeiten mit Bleiſtift oder Tuſche weniger durchſichtig macht und dadurch verhindert, daß ſie beim Kopiren zu ſchwarz werden. Dieſe Negativretouche wird jetzt in der Porträtphotographie ganz allgemein vorgenommen, ehe man zum Kopiren des Bildes ſchreitet. Der photographiſche Kollodiumproceß hat den Uebelſtand, daß die lichtempfindlichen Platten ſich nur kurze Zeit halten; ſie müſſen daher unmittelbar vor der Aufnahme angefertigt werden, was bei Aufnahme von Landſchaften die Mitnahme eines beſondern Dunkelraums (des Dunkelzelts) erheiſcht. Bei heißem Wetter trocknet die an den Platten haftende Silberlöſung bald ein, und dann iſt die Platte verdorben. Man verwendet daher in einzelnen Fällen zur Vermeidung dieſer Uebelſtände auf Vorrath gefertigte Trockenplatten, die ſich wochenlang halten, nicht an Ort und Stelle der Aufnahme angefertigt zu werden brauchen, jedoch nicht ſo vollkommene Reſultate liefern wie die gewöhnlichen ſogen. naſſen Platten und dieſen auch an Empfindlichkeit nachſtehen. Zur Anfertigung der

Trockenplatten wäſcht man eine lichtempfindlich gemachte Jodbromſilberkollodiumſchicht mit Waſſer, übergießt ſie dann mit einem ſogen. Präſervativ, d. h. einem Körper, der an Stelle der abgewaſchenen Silberlöſung im Stande iſt, die Platte empfindlicher zu machen, z. B. einer ſehr verdünnten Morphinlöſung oder einer Löſung von Tannin, und läßt ſie trocknen. Dieſe Trockenplatten ſind ungefähr 20mal weniger lichtempfindlich als naſſe; ſie werden nach der Belichtung mit Waſſer angefeuchtet, dann mit einer Löſung von Pyrogallusſäure, Silberſalz und Citronenſäure übergoſſen, wodurch das Bild »entwickelt« wird. Das »Verſtärken« und »Fixiren« erfolgt wie bei »naſſen« Platten (ſ. oben). Nach anderen Trockenproceſſen (es gibt deren ſehr zahlreiche) ſetzt man ein wenig Harz zum Kollodium, womit man die Platten präparirt, wäſcht dieſe nach dem Empfindlichmachen einfach mit Waſſer und trocknet ſie (Harnecker). Neuerdings ſind die ſogen. Bromproceſſe mit alkaliſcher Entwickelung nach Carey Lea in Aufnahme gekommen. In dieſen wird nur Bromſilber als lichtempfindliche Subſtanz verwendet. Man ſetzt zu einem Rohkollodium Bromſalze (z. B. Bromammon), präparirt damit Platten in der beim Negativproceß angegebenen Weiſe und wäſcht ſie. Solche Platten bedürfen keines Ueberzugs; ſie ſind ein Viertel ſo empfindlich als naſſe Platten, verlieren jedoch mit dem Alter an Empfindlichkeit. Angefertigt werden ſie durch Aufgießen einer Löſung von Pyrogallusſäure und Ammoniak, welches die vom Licht getroffenen Bromſilberpartikeln reducirt und dadurch das Bild ſichtbar macht. In neueſter Zeit hat man dieſes Verfahren ſehr erheblich vereinfacht, indem man das bromſalzhaltige Kollodium durch Zuſatz von Silberſalz ſofort in ein Bromſilberkollodium überführt, welches, auf Platten gegoſſen, ſofort eine empfindliche Schicht liefert, die kein Silberbad nöthig macht (Emulſionskollodium). Das Anfertigen der »Emulſionsplatten« geſchieht wie oben. Alle dieſe Proceſſe erfordern zum Gelingen eine geübte, ſichere und ſaubere Hand. Neuerdings ſind fertig präparirte, ziemlich lange haltbare Trockenplatten in den Handel gekommen, die dem Liebhaber die mühſame Selbſtpräparation erſparen.

Der chemiſche Proceß, auf welchem das photographiſche Verfahren beruht, iſt in manchen Stücken noch räthſelhaft. Thatſache iſt, daß Chlor-, Brom- und Jodſilber im Licht eine Farbenveränderung erleiden, die bei Chlorſilber am ſtärkſten, bei Jodſilber am ſchwächſten iſt. Thatſache iſt ferner, daß bei der Belichtung der beiden erſten Chlor und Brom frei werden und ein Silberſubchlorid, reſp. Silberſubbromid zurückbleibt. Beim Belichten des Jodſilbers bemerkt man jedoch kein Freiwerden von Jod. Wohl aber beobachtet man, daß alle Körper, welche Jod chemiſch binden, die Lichtempfindlichkeit des Jodſilbers beträchtlich erhöhen, und daraus kann geſchloſſen werden, daß Jodſilber zu der Reihe lichtempfindlicher Körper gehört, die ſich nur bei Gegenwart eines Körpers kräftig zerſetzen, der ſich mit einem der frei werdenden Beſtandtheile verbindet. Dahin gehören: Höllenſteinlöſung, Tannin, Gallusſäure, Pyrogallusſäure ꝛc. Solche Körper nennt man Erreger oder Senſibiliſatoren. Der kräftigſte Erreger iſt ſalpeterſaures Silber, er iſt bei dem gewöhnlichen photographiſchen Verfahren (dem naſſen Proceß) in Wirkſamkeit. Die anderen Körper erregen viel ſchwächer, und man braucht ſie nur im Trockenproceß. Bei der Belichtung der Jodſilberplatte in der Camera findet demnach eine Reduktion ſtatt. Damit allein entſteht jedoch kein Bild; dieſes bildet ſich erſt, wenn man nach der Belichtung eine Eiſenvitriollöſung auf die naſſe Platte gießt. Hierbei erſcheint das Bild. Der Eiſenvitriol wirkt aber keineswegs auf das Jodſilber, ſondern auf die an der feuchten Platte hängende Silberlöſung; er reducirt aus derſelben feinpulveriges Silber, und dieſes hängt ſich an die belichteten Stellen (ſ. oben). Der Proceß der Entwickelung des Bildes iſt alſo ein Adhäſionsproceß, ganz ähnlich wie die Entwickelung des Daguerreotypbilds durch Queckſilberdämpfe, welche ſich nur da verdichten, wo Licht auf die Platte gewirkt hat. Der Proceß des Verſtärkens iſt dem Entwickelungsproceß ganz analog. Etwas anders iſt die ſogen. alkaliſche Entwickelung der Bromſilbertrockenplatten. Hier ſetzt der ſtark reducirend wirkende Entwickler in der That die Wirkung des Lichts fort, d. h. reducirt die theilweiſe vom Licht bereits zu Silberſubbromid reducirten Stellen weiter zu metalliſchem, fein vertheiltem Silber, welches in dieſem Zuſtand nicht weiß und glänzend, ſondern matt und grauſchwarz iſt. Der Fixirproceß erklärt ſich durch Bildung von Doppelſalzen von unterſchwefligſaurem Natron mit unterſchwefligſaurem Silber, welche in Waſſer löslich ſind. Der poſitive Proceß beſteht in einer durch das Licht bewirkten und durch Gegenwart der organiſchen Papierfaſer beförderten Reduktion des Höllenſteins und Chlorſilbers zu metalliſchem Silber von brauner Farbe, welches die Konturen des Bildes bildet. Die im Papier enthaltenen Silberſalze werden nur zum kleinſten Theil reducirt; der Ueberſchuß derſelben muß durch Waſchen, reſp. durch Baden in der unterſchwefligſauren Natronlöſung entfernt werden. Beim Tonen der Bilder in Goldlöſung wird ein Theil des Goldchlorids in der Löſung durch das metalliſche Silber reducirt, und es ſchlägt ſich dann metalliſches Gold an Stelle der Bildkonturen nieder. Somit beſteht das fertige Papierbild theils aus Silber, theils aus Gold. Auf 4 Theile Silber kommt etwa 1 Th. Gold. Das Quantum edler Metalle iſt aber ſehr gering, es beträgt in einem Viſitenkartenbild etwa $^1/_{500}$ Gramm. Vgl. Vogel, Die chemiſche Wirkung des Lichts und die P. (Leipz. 1874). — Aber nicht allein Silberſalze ſind lichtempfindlich, ſondern auch zahlreiche andere Metallverbindungen. Freilich ſtehen ſämmtliche den Silberſalzen, wenigſtens dem Jodſilber, an Empfindlichkeit nach, und daher kann man zur Aufnahme der lichtſchwachen Bilder der Camera obscura faſt ausſchließlich nur Jodſilber und Bromſilber verwenden. Zum Kopiren der in der Camera aufgenommenen Negative können aber mit gleichem Vortheil auch andere Metallſalze verwendet werden, zunächſt Eiſenſalze. Tränkt man Papier mit oxalſaurem Eiſenoxyd und belichtet unter einem Negativ, ſo erhält man ein Poſitiv von wenig ſichtbarem oxalſauren Eiſenoxydul, welches beim Uebergießen mit rothem Blutlaugenſalz in blauer, mit übermanganſaurem Kali in brauner Farbe hervortritt. Tränkt man das Papier mit einer Miſchung von Eiſenchlorid, oxalſaurem Ammoniak und rothem Blutlaugenſalz und exponirt noch feucht, ſo erhält man ſofort ein blaues Bild, welches durch Waſchen in Waſſer fixirt wird. Dieſer ſchon 1840 von Herſchel entdeckte ſogen. Blauproceß hat neuerdings wieder mehrfach zum Kopiren von Zeichnungen im Lichtpausproceß Verwendung gefunden. Uranoxydſalze ſind ebenfalls lichtempfindlich; auf damit getränkten Papieren werden ſie im Licht zu Uranoxydulſalzen reducirt, die dann in Silberlöſung ſich kräftig dunkel

färben. Die Anwendung derſelben für die Praxis hat ſich jedoch nicht bewährt. Eine größere Bedeutung als dieſe Methoden beſitzt das Kohleverfahren oder Pigmentdruckverfahren; es gründet ſich darauf, daß Gelatine, wenn man ſie mit einem Chromſalz der Sonne ausſetzt, in Waſſer unlöslich wird. Iſt ihr ein Farbſtoff (Pigment) beigemiſcht, ſo halten die unlöslich gewordenen Stellen dieſen mechaniſch zurück. Ueberzieht man Papier mit ſolcher Miſchung und exponirt es unter einem Negativ, ſo kann man durch Auswaſchen mit heißem Waſſer ein Bild erhalten. Waren aber Halbtöne vorhanden, ſo entſtehen Schwierigkeiten; denn da die Wirkung des Lichts an der Oberfläche beginnt und ſich mehr oder weniger tief durch die Dicke der ſenſitiven (lichtempfindlichen) Schicht erſtreckt, ſo werden unter den Halbtönen noch einzelne unmittelbar auf dem Papier liegende Gelatinetheilchen löslich bleiben, welche in heißem Waſſer ſich löſen und den darüber liegenden Halbtönen ihren Halt rauben. Um dieſes zu vermeiden, hebt man das auf der Oberfläche der belichteten Schicht liegende, anfangs unſichtbare Bild ab. Für dieſen Zweck preßt man ein Stück mit gegerbter Gelatine überzogenen Papiers auf das ſogen. Uebertragspapier. Dieſes klebt dann auf der Oberfläche feſt. Behandelt man jetzt die zuſammengepreßten Papiere mit heißem Waſſer, ſo werden alle nicht vom Licht getroffenen Stellen gelöſt; das erſte Papier, welches nur als Träger der lichtempfindlichen Gelatineſchicht diente, löſt ſich ab, und die Bildſtellen, aus unlöslich gewordener farbiger Gelatine beſtehend, haften am Uebertragspapier. Iſt dieſes mit einer feinen Harzſchicht eingerieben, ſo iſt die Haftung nur locker. Preßt man alsdann ein zweites Stück Gelatinepapier auf, ſo haftet das Bild auf der zweiten Fläche ſtärker als auf der erſten und kann demnach in dieſer Weiſe zum zweitenmal übertragen werden. Das beim erſten Uebertrag erhaltene »Pigmentbild« iſt verkehrt, d. h. es erſcheint als Spiegelbild des Gegenſtands; das zweimal übertragene Bild iſt dagegen in richtiger Stellung. Man kann dieſe Pigmentbilder, die vor Silberbildern den Vorzug der Haltbarkeit voraus haben, auch auf Glas übertragen und erhält dadurch ſchöne transparente Fenſterbilder. Ein anderes Verfahren, welches ſich auf Anwendung von chromſaurem Kali gründet, dient nicht zum Kopiren von Negativen, ſondern zur Herſtellung von poſitiven Bildern nach Poſitiven: es iſt das Anilindruckverfahren von Willis. Man läßt Papier auf einer Miſchung von geſättigter Löſung von doppeltchromſaurem Kali und concentrirter Schwefelſäure ſchwimmen und im Dunkeln trocknen. Man exponirt dann unter einem poſitiven Bild, z. B. einer Zeichnung, bis die hohen Lichter blaugrün geworden ſind, und entwickelt das Bild, indem man es an dem Deckel einer Kiſte befeſtigt, auf deren Boden ein Blatt Löſchpapier liegt, welches mit einer Löſung von Anilin in Benzol getränkt iſt. Das Bild entwickelt ſich raſch und wird nach dem Waſchen in Waſſer purpurſchwarz. Dies Verfahren eignet ſich vortrefflich zum Kopiren von Karten, Plänen und Zeichnungen. Es beruht darauf, daß an den durch die ſchwarzen Striche der Zeichnung geſchützten Stellen ſich unveränderte Chromſäure befindet, welche in Berührung mit den Anilindämpfen eine intenſive Anilinfarbe erzeugt. In allen übrigen Stellen iſt die Chromſäure durch das Licht zerſtört, und hier bleibt das Papier farblos. Wichtiger noch als dieſer Proceß iſt das ſogen. Staubverfahren, welches ebenfalls auf Anwendung von chromſaurem Kali beruht. Miſcht man dieſes Salz mit Gummilöſung und Traubenzucker und läßt dieſe Löſung auf Glas eintrocknen, ſo bekommt man eine klebrige Schicht. Im Licht verliert dieſe ihre Klebrigkeit. Belichtet man dann noch die Schicht unter einem poſitiven Bild, ſo ſchützen die ſchwarzen Bildkonturen die Schicht. An dieſen Stellen bleibt ſie dann noch klebrig, an den übrigen nicht. Stäubt man nach der Belichtung trockenes Farbenpulver auf, ſo haftet dieſes an den klebrig gebliebenen Stellen, und in dieſer Weiſe kommt das Bild in Staubfarbe zum Vorſchein. Hat man ein negatives Bild als Original benutzt, ſo erhält man wiederum ein negatives Bild. In dieſer Form bildet das Staubverfahren ein wichtiges Hülfsmittel zur Reproduktion der zerbrechlichen photographiſchen Negative. Obernetter iſt der erſte, welcher dieſe Methode zu gedachtem Zweck anwendete. Stäubt man mit Porzellanfarbe ein, ſo erhält man ein einbrennbares Bild, welches nach dem Ueberziehen der Schicht mit Kollodium ſich unter Waſſer leicht vom Glas ablöſen und auf andere Flächen (Porzellan- und Glasgeſchirr) übertragen und einbrennen läßt. So erhält man die eingebrannten Bilder auf Glas und Porzellan, welche jetzt am beſten von Leisner in Waldenburg angefertigt werden. Außer dieſem Verfahren hat man jedoch noch ein anderes zur Herſtellung von eingebrannten Bildern geeignetes, welches von Grüne herrührt. Dieſer fertigt nach einem Negativ mit Hülfe der Camera obscura ein poſitives Kollodiumbild an. Dieſes wird in eine Platinlöſung getaucht, und hier reducirt das Silber der Bildkonturen das Platin. Dieſes ſchlägt ſich an den Bildſtellen nieder, und ſo entſteht ein Platinbild, welches ſich vom Glas abziehen, auf Porzellan übertragen und einbrennen läßt. Grüne hat gezeigt, daß man durch Anwendung geeigneter Metalllöſungen die aus Silber beſtehenden Kollodiumbilder in andere Metallverbindungen überführen kann.

Alle dieſe Verfahren liefern Bilder, welche nur einen einzigen Farbenton zeigen. Das Problem, Photographien in natürlichen Farben herzuſtellen (Heliochromie, Photochromatie), iſt ſtreng genommen noch ungelöſt, trotz intereſſanter und folgenreicher Verſuche in dieſer Richtung. Man erhält farbige Bilder nach der Natur, wenn man nach Niepce Silberplatten in eine Löſung von Kupferchlorid und Eiſenchlorid taucht. Sie laufen dann dunkel an unter Bildung von Silberchlorür (nicht zu verwechſeln mit dem weißen Silberchlorid). Kopirt man dann die Platten unter farbigen Bildern, ſo bekommt man in der That farbige Bilder, welche annähernd die Naturfarbe zeigen, aber leider nicht fixirt werden können. Poitevin erzeugt ähnliche Bilder auf Papier. Nach ſeinem Verfahren wird Salzpapier auf Silberlöſung ſenſibiliſirt, ähnlich dem photographiſchen Poſitivpapier, dann behufs Entfernung der Silberlöſung gewaſchen, nachher in einer Löſung von Zinnchlorür dem Licht ausgeſetzt. Hierbei bildet ſich aus dem weißen Chlorſilber violettes Silberchlorür. Das Zinnchlorür wirkt nur als Reduktionsmittel. Dieſes Papier iſt für ſich allein wenig farbenempfindlich; behandelt man es aber mit einer Löſung von chromſaurem Kali und Kupfervitriol, ſo nimmt ſeine Empfindlichkeit bedeutend zu, ſo daß man transparente farbige Bilder mit Leichtigkeit damit kopiren kann. Die Farben ſind jedoch niemals ſo lebhaft als die des Originals, am deutlichſten offenbaren ſich noch die röthlichen Töne. Nach dem Kopiren wäſcht man die Bilder mit Waſſer aus, um ſie weniger lichtempfindlich zu machen. In dieſem Zuſtand halten ſie

sich im Halbdunkel ziemlich lange; aber ein Mittel, sie absolut haltbar zu machen, ist noch nicht gefunden. Das Fixirnatron der Photographen kann nicht zur Anwendung kommen, weil es die Farben sofort zerstört. Die neuerdings von Frankreich aus als photographie en couleurs naturelles in den Handel gebrachten Photochromien sind gewöhnliche Photographien, bei denen die Farben eingedruckt wurden.

Das populärste Feld der P. ist das Porträtfach. Die Erzielung eines gefälligen Porträts hängt nicht nur von der sorgfältigen Beobachtung der technischen Regeln der P. ab, sondern auch von der Erfüllung künstlerischer Bedingungen in Stellung des Aufzunehmenden, richtiger Lichtvertheilung, Arrangement der Umgebung, zugleich aber auch von der glücklichen Disposition des Originals, der Stimmung desselben und der Fähigkeit, ruhig zu sitzen. Zur Sicherung der Unbeweglichkeit während der Aufnahme ist der Kopfhalter ganz unbedingt nothwendig, damit wenigstens der wichtigste Theil des Porträts, das Gesicht, scharf werde. Auf die Schärfe der übrigen Theile kommt es weniger an. Dunkle Kleider eignen sich, namentlich für Herren, besser als helle. Das Arrangement kann nur vom Photographen, nicht vom Aufzunehmenden, beurtheilt werden. Die günstigste Aufnahmezeit ist im Sommer, namentlich in den weniger heißen Monaten. Das Licht des Winters ist sehr erheblich schwächer, erfordert infolge dessen viel längere Sitzungszeit, und unter solchen Umständen leidet leicht der Gesichtsausdruck, der während einer langen Sitzung sich oft ändert. Das bei der Aufnahme gewonnene Porträtnegativ bedarf noch der Ueberarbeitung (Negativretouche, s. oben). Nachher wird es auf gewöhnlichem Wege kopirt und die kleinen Fehler, die dann noch im Bild übrig sind, durch Positivretouche hinweggeschafft. Die Bildgröße richtet sich nach der Brennweite des Objektivs, und man benutzt daher zu größeren Aufnahmen Objektive mit längerer Brennweite. Je länger dieselbe, desto schwieriger ist es, alle Punkte des Aufzunehmenden in den Fokus zu bringen, d. h. scharf darzustellen. Gewöhnlich werden nur die in einer Ebene liegenden Theile vollkommen scharf, die vor oder hinter derselben liegenden Partien aber mehr oder weniger »unscharf«. Aus diesem Grund sind direkte lebensgroße Aufnahmen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und man pflegt lebensgroße Bilder lieber dadurch herzustellen, daß man Bilder nach kleinen Negativen vergrößert. Dieses geschieht mit Hülfe eines einer Laterna magica ähnlichen Instruments, das von dem kleinen Negativ ein lebensgroßes Bild entwirft (s. unten). Bei photographischen Aufnahmen spielen die perspektivischen Eigenthümlichkeiten der Linsenbilder eine einflußreiche Rolle; so werden z. B. zu weit vorgestreckte Hände oder Füße leicht zu groß. Sogen. Momentbilder lassen sich nur im Sonnenlicht aufnehmen; solches aber gibt der häßlichen Schlaglichter und Schlagschatten wegen unangenehme Bilder, und deshalb vermeidet man es bei Porträtaufnahmen gänzlich, indem man das Atelier nach Norden hin anlegt. Aufnahmen in sehr kurzer Expositionszeit lassen sich nur bei sehr gutem Licht erzielen mit Hülfe sehr lichtstarker Objektive, die bei größerer Oeffnung lichthelle Bilder geben, freilich nur in kleinem Format, wie es höchstens zu Kinderaufnahmen genügt. Was man Momentporträts nennt, sind in der Regel mit sehr kurzer Expositionszeit (2—3 Sekunden) bei sehr hellem Wetter aufgenommene Kinderbilder.

Nach dem Porträtfach ist das Architektur- und Landschaftsfach das wichtigste. Es liefert die Bilder interessanter Denkmäler der Baukunst, Veduten, Ansichten sowie Erdregionen und dient somit dem Vergnügen und der Belehrung. Bei Ausübung desselben befolgt man das gewöhnliche photographische Verfahren. Lichtstarke Instrumente, wie im Porträtfach, hat man nur nöthig, wenn es gilt, Augenblicksbilder aufzunehmen; in allen übrigen Fällen begnügt man sich mit Linsen von kleinerem Durchmesser, die zwar lichtschwächer, vermöge ihrer eigenthümlichen Konstruktion aber im Stande sind, ein größeres Gesichtsfeld zu überschauen. Dahin gehören die sogen. einfachen Landschaftslinsen, die Triplets, die von Steinheil eingeführten Aplanate und die Weitwinkellinsen, z. B. Buschs Pantoskop, Steinheils Weitwinkelaplanat ꝛc. Letztere sind zur Aufnahme breiter Ansichten ganz unschätzbar, namentlich bei kurzen Distanzen. Ein ganz eigenthümlicher Apparat zur Landschaftsaufnahme ist die Panoramen-Camera. Dieselbe dreht sich während der Aufnahme, so daß nach und nach alle Gegenstände des Horizonts in das Gesichtsfeld des Apparats treten. Die Platte folgt in sinnreicher Weise der Drehung des Apparats, so daß man so ein vollständiges Panoramenbild erhält. Dergleichen Bilder sind vielfach von Braun zu Dornach in den Alpen aufgenommen worden (Näheres in Vogel, Lehrbuch der P., 2. Aufl., Berl. 1874). Die Landschaftsapparate müssen leicht transportabel sein. Der Landschaftsphotograph hat oft schwierige Punkte zu begehen, wo die Mitnahme schweren Gepäcks zu den größten Schwierigkeiten gehört. Um im Freien Platten präpariren zu können, benutzt der Photograph ein Dunkelzelt, ein mit schwarzem Zeug überspanntes Zelt, welches chemisch wirksames Licht nicht zuläßt. Man hat Apparate konstruirt, welche ohne Dunkelzelt die Präparation von Platten im Freien gestatten. Diese bestehen aus einer Camera, in welche man die bei offenem Licht kollodionirte Platte bringt und nach Abschließung mit Hülfe eingegossener Silberlösung sensibilisirt. Ein gelbes Fenster, welches chemisch wirksames Licht ausschließt, gestattet Kontrolle des Processes. Solche Apparate wurden zuerst von Dubroni in Paris konstruirt; sie sind nicht viel mehr als Spielereien. Einen höhern Werth haben für den Landschafter die Trockenplatten (s. oben). In Schönheit der Resultate kommen dieselben jedoch nassen Platten noch nicht gleich, daher verwendet man sie nur für solche Bilder, für welche es auf künstlerische Vollendung weniger ankommt, z. B. bei wissenschaftlichen Expeditionen. Beachtung künstlerischer Grundsätze ist auch im Landschaftsfach eine wichtige Regel zur Erzielung gefälliger Bilder. Wahl des Standpunktes und der günstigsten Beleuchtung sind die Hauptmomente, worauf der Landschaftsphotograph zu achten hat. Besondere Schwierigkeiten machen ihm die Wolken. Diese sind, wie der umgebende Himmel, sehr lichtstark, und sie gehen deshalb durch Ueberwirkung leicht verloren, namentlich wenn der Photograph genöthigt ist, wegen des grünen Baumschlags, dessen chemische Wirkung gering ist, lange zu exponiren. Eine besondere Art Bilder, die namentlich für Landschaften sehr beliebt sind, sind die Stereoskopenbilder. So schwierig die Fertigung komplicirter stereoskopischen Bilder durch Zeichnung ist, so leicht ist sie mit Hülfe der P. Es genügt, zwei Aufnahmen desselben Gegenstands von zwei verschiedenen Punkten aus zu machen. Befinden sich diese Gegenstände in der Nähe, so liegen auch die beiden Aufnahmepunkte nahe bei einander, nur um 8 Centim. von einander entfernt. Man nimmt dann

beide Bilder mit einemmal auf, indem man eine Camera mit zwei Objektiven benutzt (Stereoskopen-Camera). Das rechte Objektiv liefert alsdann das Bild für das rechte Auge, das linke Objektiv das für das linke Auge. Sind die Gegenstände sehr weit entfernt, so macht man die beiden Aufnahmen nach einander, indem man dabei die Camera um 30—60 Centim. verrückt. Die sogen. Augenblicksbilder werden ebenfalls mittels der Stereoskopen-Camera gefertigt. Zu ihrer Herstellung ist heller Sonnenschein nöthig. Mondscheinbilder (ein sehr beliebter Artikel in Venedig) sind nichts weiter als bei hellem Tage gemachte Aufnahmen, die so dunkel kopirt werden, daß sie einen mondscheinartigen Effekt machen. Um denselben zu erhöhen, drückt man besonders aufgenommene Wolkenplatten ein, d. h. Negative, nach Wolken aufgenommen, in denen der Mond durch Einkleben einer schwarzen Scheibe hergestellt ist.

Vergrößerungen stellt man mittels der sogen. Solarcamera her. Dies ist ein dem Sonnenmikroskop oder der Laterna magica ähnliches Instrument, welches einen nach zwei Richtungen hin beweglichen Spiegel enthält, der die Sonnenstrahlen auf eine plankonvexe große Linse wirft. Diese koncentrirt die Strahlen auf das Negativ und beleuchtet es blendend hell. Das Negativ steht nahe dem Brennpunkt einer Porträtlinse, die genau in derselben Weise wie die Linse einer Laterna magica ein vergrößertes Bild von dem Negativ entwirft. Der Spiegel wird, um dem Lauf der Sonne folgen zu können, durch einen Heliostaten oder durch Drehung mit der Hand bewegt. Man stellt den Spiegel vor dem Fenster eines verfinsterten Zimmers auf, läßt die Lichtstrahlen in den im Zimmer befindlichen Apparat fallen, stellt das Bild auf einem Rahmen scharf ein und spannt alsdann lichtempfindliches Papier an Stelle des Bildes auf. Auf diesem erscheint alsdann das Bild durch Wirkung der Sonnenstrahlen. Die Vollendung des Bildes geschieht wie beim gewöhnlichen Kopirproceß (s. oben). Mikroskopische Bilder, die nur unter starker Vergrößerung sichtbar sind, werden nach einem gewöhnlichen Negativ in einer eigenthümlichen kleinen Camera aufgenommen. Man stellt mit Hülfe eines Mikroskops ein. Dagron stellt auf einer und derselben Glasplatte 24 Bilder nach einem gewöhnlichen Negativ neben einander dar, zerschneidet die Platte nach dem Firiren und kittet jedes Stückchen, welches ein Bild enthält, auf ein Glasstäbchen von Kronglas, welches 5—6 Millim. lang, 2 Millim. dick, an einem Ende flach, am andern konver geschliffen ist, so daß es eine Linse bildet. Das Bild befindet sich im Brennpunkte dieser plankonveren Linse und wird mittels dieser vergrößert gesehen. Große Wichtigkeit erlangten diese mikroskopischen Bildchen zur Zeit der Belagerung von Paris zur Reduktion der Taubenpostdepeschen auf einen denkbar kleinsten Raum. Man setzte die Depeschen (oft mehrere Hunderte gleichzeitig) in gewöhnlicher Schrift, photographirte diese mikroskopisch auf Kollodium, löste das dünne Häutchen mit dem Bild ab und steckte eine Anzahl solcher Häutchen in eine Federpose, die der Brieftaube angebunden wurde. Die Häutchen wurden am Bestimmungsort mittels einer Laterna magica vergrößert und dann von Schreibern kopirt. Ebenso wichtig wie die mikroskopische P. ist die Mikrophotographie, d. h. die photographische Firirung der durch ein Mikroskop hervorgebrachten vergrößerten Bilder. Diese Mikrophotographie wird besonders zu wissenschaftlichen und Unterrichtszwecken benutzt. Man verwendet dazu meist ein gewöhnliches Mikroskop, dessen Objekt sehr hell beleuchtet werden muß. Das Okular wird meist herausgenommen und mit Hülfe des Objektivs ein vergrößertes Bild des Objekts auf der Visirscheibe einer dem Mikroskop angefügten Camera entworfen. Die photographische Aufnahme geschieht wie gewöhnlich.

Von großer Bedeutung für die Wissenschaft ist ferner die astronomische P. Bei dieser dient das Fernrohr als Camera. Die Linse desselben entwirft in ihrem Brennpunkt ein objektives Bild des zu photographirenden Gestirns, welches entweder direkt mit Hülfe einer lichtempfindlichen Platte aufgefangen, oder mit Hülfe einer zweiten Linse vergrößert wird. Letzteres ist nur möglich bei sehr hellen Objekten, wie die Sonne. Die astronomische P. fertigt Sonnenbilder in verschiedenen Zeiten, die ein treues Bild der »Fackeln« und »Flecke« und ihrer Veränderungen liefern, ferner Mondbilder. Warren de la Rue hat mit Hülfe eines zehnfüßigen Teleskops Mondbilder aufgenommen und die Negative, welche reichlich 2,5 Centim. Durchmesser besitzen, 8-, auch 16mal vergrößert. Er wendet das gewöhnliche nasse Kollodiumverfahren an und exponirt bei Vollmond 1—5 Sekunden, bei zu- oder abnehmendem Mond 20—30 Sekunden. Endlich ist es auch gelungen, vom Mond Stereoskopbilder zu gewinnen, indem die Schwankungen des Mondes (Librationen) in seiner Stellung zur Erde benutzt wurden, um zwei verschiedene Bilder zu erhalten. Daß das Fernrohr bei der Aufnahme von Mondbildern durch ein Uhrwerk entsprechend bewegt werden muß, ist selbstverständlich, und gerade hierin liegt die eigenthümliche Schwierigkeit dieser Aufnahmen, weil die relative Bewegung des Mondes eine sehr zusammengesetzte und zu verschiedenen Zeiten verschiedene ist. Die trefflichsten Mondbilder hat Rutherford in New York geliefert, wobei ihm die besonders klare Atmosphäre von New York zu statten kam (vgl. Mond, S. 677). Eine besondere Wichtigkeit spielt die P. bei der Aufnahme der Erscheinungen während einer Sonnenfinsternis, die gewöhnlich so rasch vorübergehen, daß zur Zeichnung nicht Zeit ist. Hier handelt es sich hauptsächlich um Firirung der Gestalt und Lage der Protuberanzen und der viel lichtschwächern, ihrer Natur nach räthselhaften Corona (vgl. Sonne). Zur Aufnahme der Protuberanzen genügen bei günstigen atmosphärischen Verhältnissen 1—5 Sekunden, zur Aufnahme der Corona die achtfache Zeit. Schwieriger noch ist die Aufnahme der Fixsterne, die kaum einen meßbaren Durchmesser haben und zumeist nicht sehr lichtstark sind. Rutherford hat mit einem besondern Instrument Bilder von Sternen neunter Größe in 3 Minuten und vom Castor in 1 Minute erhalten, indem er die Platte im Hauptfokus des Fernrohrs exponirte. Ebenso wichtig wie Sonnenaufnahmen sind Aufnahmen des Sonnenspektrums. Diese sind insofern von Interesse, als die P. auch Bilder liefert von dem dem Auge kaum sichtbaren ultravioletten Theil des Spektrums, indem gerade für diese wenig sichtbaren Strahlen die photographische Platte ganz besonders empfindlich ist. Dagegen ist die Empfindlichkeit der Platte für die hell leuchtenden Strahlen Hellgrün, Gelb und Roth sehr gering, so daß sie lange für gänzlich unempfindlich für diese galt, bis Vogel ihre Empfindlichkeit für diese Farben nachwies. Gewöhnliche photographische Jodsilberplatten sind nur für Ultraviolett, Violett und Blau empfindlich, Bromsilber- und Chlorsilberplatten dagegen bis ins Grün hinein, ja bei langer Exposition bis ins Roth. Man kann aber die Empfindlichkeit für diese wenig brech-

Digitized by Google

image
not
available

auf einen lithographiſchen Stein abdrucken ließ und dieſen dadurch druckfähig machte. In ganz analoger Weiſe wie auf Stein läßt ſich das Verfahren auch auf Zink ausführen und liefert dann eine ſogen. Photozinkographie. Photolithographie und Photozinkographie ſpielen bei der Reproduktion photographiſcher Karten eine große Rolle. Für Wiedergabe von Bildern in Halbtönen ſind ſie weniger geeignet. In dieſer Hinſicht werden ſie weit von dem ſogen. Lichtdruckverfahren in den Schatten geſtellt, welches zuerſt von Teſſié de Mothay ausgeübt, von Albert in München (daher auch Albertotypie) zu einem ganz ungeahnten Grade der Vollkommenheit gebracht wurde. In dieſem Proceß dient die Gelatineſchicht ſelbſt als Druckfläche. Man trägt eine Miſchung derſelben mit chromſaurem Kali auf Glas, belichtet unter einem negativen Bild und wäſcht mit Waſſer. Dieſes entfernt nur das Chromſalz, läßt aber die Gelatineſchicht intakt. Die vom Licht nicht getroffenen Stellen nehmen leicht Waſſer an, die übrigen nicht; dagegen nehmen die vom Licht veränderten leicht fette Schwärze an, welche auf den anderen Stellen nicht haftet. Walzt man demnach die Platte mit fetter Schwärze in lithographiſcher Manier ein und druckt ſie dann auf Papier, ſo gibt ſie ein Bild in fetter Schwärze mit allen Halbtönen. Das Einſchwärzen und Abdrucken läßt ſich beliebig oft wiederholen, obgleich die leicht verletzbare Gelatineſchicht nicht ſo viele Abdrücke aushält wie der lithographiſche Stein. Das Verfahren iſt durch die Bemühungen Alberts, Obernetters u. a. zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet worden und liefert Bilder, die von Photographien kaum unterſchieden werden können, mit allen Halbtönen, die in den gewöhnlichen heliographiſchen Proceſſen ſo leicht verloren gehen. Neuerdings iſt durch Brauneck und Meyer in Mainz die Schnellpreſſe in das Verfahren eingeführt worden. Daſſelbe findet bereits großartige Verwendung im Kunſtdruck und zur Illuſtration wiſſenſchaftlicher Werke: »Die Schätze des bayriſchen Nationalmuſeums«, »Die Meiſterwerke der Malerei«, »Das Grüne Gewölbe in Dresden« und zahlreiche andere Verlagsartikel ſind mit Lichtdrucken illuſtrirt, und die Bedeutung dieſes Verfahrens wächſt von Tag zu Tag. Im Lichtdruck iſt das Problem, photographiſche Halbtöne durch Preſſendruck herzuſtellen, gelöſt, und zwar in der einfachſten und vollkommenſten Weiſe. Es gibt aber noch andere Wege, Aehnliches zu erreichen, ebenfalls mit Hülfe von chromſaurem Kali und Gelatine. Fertigt man damit einen Pigmentdruck in der Uebertragsmanier (ſ. oben) an, ſo erſcheint dieſes Pigmentbild erhaben, die Schwärze hoch und die Lichter tief. Beim Trocknen ſchwindet freilich das Relief zuſammen. Durch langes Kopiren unter gewiſſen Vorſichtsmaßregeln iſt man aber im Stande, ein ſo hohes Relief zu erhalten, daß es in Blei abgeklatſcht werden kann. Solches geſchieht mit Hülfe einer hydrauliſchen Preſſe, und man erhält dadurch eine Bleiform, die, mit halbdurchſichtiger Gelatinefarbe übergoſſen und auf Papier abgedruckt, ein Bild liefert, welches die tiefſte Schwärze durch eine hohe, alſo dunklere, die Halbtöne durch eine weniger hohe, alſo hellere, Farbenlage wiedergibt. Dieſer Proceß wurde von Woodbury erfunden und bildet den ſogen. Reliefdruckproceß. Er wird ebenfalls bereits im großen ausgeübt, ſo in der bekannten Kunſtverlagsanſtalt von Bruckmann in München. So einfach wie der Lichtdruck iſt das Verfahren nicht; es hat aber den Vortheil, auch Bilder auf Glas liefern zu können, die als Laterna magica-Bilder, als Fenſterbilder ꝛc. vielfach im Handel ſind. Eine eigenthümliche Modifikation hat das Reliefdruckverfahren durch Rouſſelon erfahren. Derſelbe miſcht der Gelatineſchicht, auf welche das Bild kopirt wird, feinen Sand bei, der beim Unlöslichwerden der Gelatine mechaniſch feſtgehalten wird. Sind die nicht vom Licht veränderten Theile durch heißes Waſſer von der übertragenen Schicht entfernt, ſo wird die Gelatineſchicht, die durch den beigemiſchten Sand körnig geworden iſt, galvaniſch in Kupfer abgeklatſcht und ſo eine Kupferſchicht erhalten, die überall da körnig iſt, wo das Licht die Gelatine unlöslich gemacht hat. Beim Einwalzen mit fetter Schwärze halten die körnigen Partien die Farbe feſt und geben ſie beim Druck wieder ab; ſo erhält man eigenthümliche Kupferdrucke in Halbtönen, die neuerdings unter dem Namen Heliogravüre von Goupil in Paris in den Kunſthandel gebracht worden ſind. Man benutzt das Verfahren zur Reproduktion von Oelgemälden, und ſind bereits zahlreiche treffliche Blätter der Art im Handel. Ein ganz neues Verfahren, welches ſeinem Weſen nach noch unbekannt iſt, iſt das der königlichen Staatsdruckerei in Berlin. Es iſt der ſogen. photographiſche Glasdruck. Zu demſelben dient ein photographiſches Negativ, welches in eigenthümlicher Weiſe präparirt wird, ſo daß die durchſichtigen Stellen fette Schwärze annehmen, die anderen nicht. Die Photoſkulptur, wobei mit Hülfe eines Pantographen (Storchſchnabels) die Umriſſe einer Figur auf einen Thonblock übertragen werden, um dem Bildhauer als Hülfskontur zu dienen, kann nicht als ein photographiſches Verfahren gelten, wenn auch die P. des zu modellirenden Gegenſtands dabei als Vorlage benutzt wird. Das Weſentliche an den ſogen. Photoſkulpturen iſt Bildhauerarbeit.

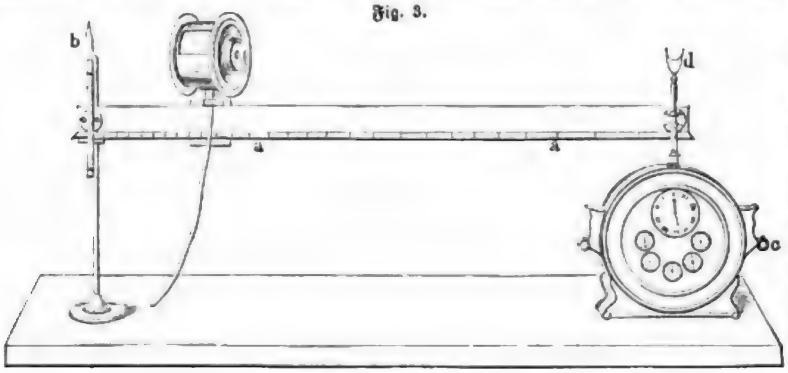
Die Geſchichte der P. datirt zurück bis zum Jahr 1802, wo Wedgewood und Davy eine Methode veröffentlichten, mit Hülfe der bekannten ſchwärzenden Wirkung des Lichts auf mit Höllenſtein getränktem Papier Bilder zu erzeugen. Sie legten undurchſichtige flache Gegenſtände, z. B. Blätter, Metallwaaren, auf das Papier und ſetzten es dem Sonnenlicht aus; es entſtand ſo eine weiße Silhouette des aufgelegten Gegenſtands auf braunem Grund, welche ſich jedoch im Licht bald weiter bräunte und dadurch verſchwand. Wedgewood und Davy fanden kein Mittel, die Kopie zu fixiren, d. h. lichtfeſt zu machen. Nicéphore Niepce beſchäftigte ſich mit ähnlichen Arbeiten und ſuchte zuerſt die Bilder der Camera obscura aufzunehmen. Von ſeinen zahlreichen ſeit 1814 unternommenen Verſuchen iſt nur weniges bekannt geworden. 1828 zeigte er Bilder, die mit Hülfe von Aſphalt in heliographiſcher Manier (ſ. oben) angefertigt worden waren. Somit wäre die Heliographie das erſte praktiſche photographiſche Verfahren. Nicéphore Niepce verband ſich mit Daguerre, der Verſuche in gleicher Richtung gemacht hatte, und dieſer ſetzte nach Niepce's Tode 1836 ſeine Unterſuchungen allein fort und entdeckte 1838 das nach ihm benannte photographiſche Verfahren mit Silberplatten und Queckſilberentwickelung, welches 1839 publicirt wurde. In demſelben Jahr publicirte Fox Talbot ſein Verfahren, Bilder auf Papier zu kopiren, und ſpäter den Negativproceß auf Papier. Dieſer wurde die Grundlage der modernen P. Er wurde verbeſſert von Niepce de Saint-Victor, der ſtatt des Papiers jodſilberhaltige Eiweißſchichten als Negativplatten verwendete, und Archer und Fry in England, die das Kollodium, eine Auflöſung von Schießbaumwolle in Alkohol und Aether, an Stelle des Eiweißes verwendeten. Ihr 1851 publicirtes

Digitized by Google

image
not
available

den Lichtquellen die beiden Seiten eines mit weißem Papier überzogenen Prisma's p (Fig. 2), welches sich in einem innen geschwärzten Kästchen befindet, dessen den Prismenflächen gegenüber stehende Seiten mit Oeffnungen o o versehen sind. Durch eine Röhre r in der obern Wand des Kästchens überblickt man zu gleicher Zeit die beiden Seiten des Prisma's, welche durch Verschiebung der Lichtquellen auf gleiche Helligkeit zu bringen sind. Viel genauer und für technische Zwecke jetzt am häufigsten im Gebrauch ist das Photometer von Bunsen (Fig. 3). Dasselbe besteht im wesentlichen aus einem Papierschirm, in dessen Mitte sich ein mit Wachs oder Stearin gemachter Fettfleck befindet. Dieser erscheint hell auf dunklem Grund, wenn der Schirm von der Rückseite her stärker erleuchtet ist als von der Vorderseite. Bei der Beobachtung verschiebt man die Lichtquellen, bis der Fleck auf der Vorderseite verschwindet. Die Vorrichtung, welche den Schirm und die zu vergleichenden Lichtquellen trägt, die sogen. optische Bank a a, ist so eingetheilt, daß man die Zahlen, welche die Entfernungen angeben, nicht erst ins Quadrat zu erheben braucht. De saga hat diesem Apparat folgende Gestalt gegeben. An einem Ende der getheilten horizontalen Schiene a a

Fig. 3.



Bunsens Photometer.

befindet sich die Flamme b, welche bei der Vergleichung den Maßstab abgibt (die Normalflamme), am andern dagegen die zu prüfende Flamme d. Die Gasuhr c gibt den stündlichen Gasverbrauch an. Auf der getheilten Schiene ist ein cylindrisches Gehäuse verschiebbar, dessen Rückwand ganz undurchsichtig ist, während sich in der vordern Wand ein Diaphragma mit dem Fettfleck befindet. In dem Gehäuse brennt eine kleine Gasflamme. Man nähert dasselbe bis auf 20 Centim. der Normalflamme und regulirt dann die kleine Gasflamme so, daß der der Normalkerze zugekehrte Fettfleck verschwindet. Dann dreht man das Gehäuse um 180°, und ohne die Größe der kleinen Flamme zu verändern, nähert man es der zu prüfenden Flamme, bis der Fettfleck auf dem Diaphragma abermals verschwindet. Die hierbei gefundene Entfernung ergibt nach dem bekannten Satz die Lichtstärke der Flamme. Das Spiegelphotometer besteht aus zwei ebenen, vertikalen, rechtwinklig zu einander auf einer Säule angebrachten Spiegeln, zwischen denen ein Papierblatt mit einem Fettfleck so befestigt ist, daß es mit der Ebene eines jeden der beiden Spiegel einen Winkel von 45° macht. In der Vertikalebene des einen Spiegels A trägt die Säule einen horizontalen Arm, auf welchem eine Kerze in unveränderlichem Abstand befestigt ist. Die zu untersuchende Lichtquelle befindet sich in gleicher Höhe mit der Normalkerze und der Ebene des Spiegels B. Das Auge des Beobachters befindet sich in der Ebene des Papierblattes und blickt auf letzteres durch ein Rohr, um vor den direkten Strahlen der beiden Lichtquellen geschützt zu sein. Man verschiebt die zu prüfende Flamme, bis das Bild des Fettflecks im Spiegel A oder B verschwindet. Je nachdem man das eine oder das andere festhält, mißt man die Entfernung der zu prüfenden Flamme von einem der beiden Spiegel, indem man die Entfernung der Normalkerze vom Spiegel B zur Einheit nimmt. Bei allen photometrischen Untersuchungen müssen die Wände des Zimmers so wenig als möglich Licht reflektiren, sie werden deshalb am vortheilhaftesten geschwärzt. Sind die Flammen ungleich gefärbt, so wird die Sicherheit der Vergleichung bei allen Photometern mehr oder weniger beeinträchtigt. Eine große Schwierigkeit bietet auch die Wahl der Normalkerze. Als solche hat man in Deutschland meist Wachs- oder Stearinkerzen, in England Walrathkerzen benutzt; aber man ist so wenig einig über die Größe der Kerzen und über die Beschaffenheit des Materials, daß bisher alle photometrischen Untersuchungen nur wenig mit einander vergleichbar waren. Lampen bieten eher größere als geringere Schwierigkeiten dar und geben außerdem kein gleichbleibendes Licht.

Außer den beschriebenen Photometern sind noch einige andere Instrumente zu erwähnen, welche manche Vorzüge besitzen. Sehr beachtenswerth ist Bothe's Tangentenphotometer, bei dem die Vergleichung der beiden Lichtquellen ebenfalls durch Betrachtung eines theilweise transparenten Papierstreifens erfolgt. Die Lichtquellen liegen indeß nicht in gerader Linie, sondern senden ihre Strahlen unter sich rechtwinklig auf den Papierschirm, welcher von beiden schräg bestrahlt wird. Bekanntlich ist nun die Stärke der Beleuchtung, abgesehen von der Entfernung der Lichtquelle, abhängig von dem Einfallswinkel, und zwar ist sie dem Kosinus dieses Winkels proportional. Hieraus ergibt sich, daß bei gleicher Stärke und Entfernung der zu vergleichenden Lichter der Schirm den rechten Winkel der von beiden kommenden Strahlen halbiren muß, um auf beiden Seiten gleich hell beleuchtet zu sein, sowie daß eine Drehung des Schirms nach der einen oder der andern Seite eine Aenderung zugleich auf beiden Seiten hervorbringt, ohne daß es nöthig ist, die Entfernung einer Lichtquelle zu ändern. Bei Ungleichheit der Lichtstärken muß man also auch durch Drehung des Schirms den Punkt herbeiführen können, wo beide Lichter gleiche Wirkung ausüben, und dann ergibt die Tangente des abgelesenen Winkels das Verhältnis der Lichtstärken. Dove arbeitet mit dem Mikroskop und gewinnt dabei den Vortheil, sowohl starke als schwache Lichtquellen mit einander vergleichen zu können. Die mikroskopische Photographie einer Schrift auf Glas

Digitized by Google

image
not
available

Maßstab dient bei demselben ein im Pendelphotometer geschwärzter, dann fixirter und nach einem nicht fixirten Streifen graduirter Papierstreifen. Man klebt nun einen Streifen photographisches Normalpapier mit Gummi auf die Rückseite eines Bandes, in welchem an einer Stelle längs hinter einander 9 runde Löcher ausgestoßen sind, so daß das Licht nur durch letztere auf das empfindliche Papier wirken kann. Den Streifen schiebt man in eine oben und unten offene flache Scheide von Messingblech, auf deren einer Seite sich ein rundes Loch von 10 Millim. Durchmesser befindet, welches durch einen Schieber leicht geöffnet und geschlossen werden kann. Unter diesem Loch muß sich bei der Beobachtung ein Loch des Insolationsbandes befinden, so daß, wenn das Loch in der Scheide eine bestimmte Zahl von Sekunden geöffnet wird, das empfindliche Papier eine bestimmte Färbung erhält. Bei sehr starkem Licht würde man nur wenige Sekunden exponiren dürfen und dadurch den Fehler, der aus unrichtigem Ablesen der Zeit entsteht, bedeutend vergrößern. Dies vermeidet man, indem man in solchen Fällen eine durchbrochene Metallscheibe über dem Loch rotiren läßt und dadurch die Lichtwirkung abschwächt. Man kann mit einem Streifen neun Beobachtungen hinter einander ausführen und dann ein neues Insolationsband in die Scheide bringen. Hierzu bedient man sich eines an beiden Seiten offenen Beutels von schwarzer Seide, in welchem man mit den Händen operiren und das empfindliche Papier bloßlegen kann, ohne eine Veränderung durch das Licht fürchten zu müssen. Die erhaltene Schwärzung liest man bei einem durch eine Sammellinse koncentrirten Natriumlicht ab. Das elektrische Photometer von Siemens beruht auf der Eigenschaft des Selens, eines dem Schwefel nahestehenden chemischen Elements, daß seine elektrische Leitungsfähigkeit durch Beleuchtung annähernd den Quadratwurzeln der Lichtstärken proportional zunimmt. Das zwischen die Windungen zweier flachen ineinander liegenden Drahtspiralen eingeschmolzene Selen befindet sich in einer Art Camera obscura, deren Linse die Strahlen der Lichtquelle auf dem Selenpräparat sammelt; aus der Größe des Widerstands, den es während der Bestrahlung einem hindurchgeleiteten galvanischen Strom darbietet, wird auf die Intensität der Lichtquelle geschlossen.

Photophobie (griech., »Lichtscheu«), das Unvermögen, den Reiz des Lichts zu ertragen. Die P. ist das Symptom einer jeden heftigen Entzündung des Auges, besonders der Konjunktiva, der Regenbogenhaut und der Netzhaut. Auch bei leichteren Entzündungen des Auges kann verhältnismäßig starke Lichtscheu vorhanden sein, und selbst bei gänzlicher Abwesenheit einer Entzündung des Sehorgans wird P. manchmal angetroffen. Die Ursache der P. ist höchst wahrscheinlich eine abnorm gesteigerte (aber nicht entzündliche) Erregbarkeit der Netzhaut. Neben der P. bestehen gewöhnlich gleichzeitig heftige stechende Schmerzen im Auge, wenn dieses von Licht getroffen wird, starker Thränenfluß, Röthung der Bindehaut, Blinzeln oder Krämpfe des Augenliedschließmuskels. Die Prognose richtet sich bei der symptomatischen P. nach der Natur der zu Grunde liegenden Krankheit. Die selbständige, ohne Augenentzündung auftretende P. ist schwerer zu heilen. Die Behandlung besteht darin, daß das Auge nur einem gemäßigten Licht ausgesetzt wird, und daß man ersteres durch blaue oder rauchgraue Brillengläser schützt. Aufenthalt in freier Luft, Augendouchen mit kaltem Wasser, narkotische Mittel, Ueberschläge von Sublimat mit Opium erweisen sich bei der P. sehr nützlich. Auch der Gebrauch von Seebädern wird empfohlen. Natürlich muß mit dieser Kur die Behandlung der ursächlichen Momente der P. Hand in Hand gehen.

Photoskulptur, s. Photographie, S. 916.

Photosphäre, s. Sonne.

Phototechnik (griech.), Erleuchtungskunst, besonders bei optischen Darstellungen.

Phototonus (griech.), der durch das Licht bedingte bewegungsfähige Zustand reizbarer und periodisch beweglicher Pflanzentheile (s. Pflanze, S. 833).

Photozinkographie, s. Photographie, S. 916.

Phoxinus laevis, die Elritze.

Phräates, Name von vier parthischen Königen aus dem Geschlechte der Arsakiden im 2. und 1. Jahrh. v. Chr.; s. Parthien.

Phragmidium *Link*, Pilzgattung aus der Familie der Rostpilze (s. d.).

Phragmītes, s. Arundo.

Phraortes, der Sage nach König von Medien, der seinem Vater Dejokes 655 v. Chr. folgte, die Perser und andere asiatischen Völkerschaften dem medischen Scepter unterwarf, aber 633 den Assyriern unterlag. Nach den assyrischen Inschriften war jedoch P. nur ein medischer Häuptling, der 640 einen Aufstandsversuch machte, aber im Kampf gegen die Assyrier seinen Untergang fand. Erst sein Sohn Kyaxares befreite Medien. Vgl. Medien.

Phrase (griech.), eigentlich ein Satz, ein dargestellter Gedanke; dann (besonders franz.) überhaupt eine Redensart, insbesondere ein leerer, nichtssagender Ausdruck; daher Phrasenmacher, ein Mensch, der hohle Gedanken in schöne Worte zu fassen versteht.

Phraseologie (griech.), Lehre von den einer Sprache eigenthümlichen Redensarten; auch Sammlung solcher Redensarten.

Phratrien (Phratren, griech., »Brüderschaften«), bei den alten Griechen Bezeichnung für politische Volksabtheilungen. In Athen, Korinth, Aegina, Theben, Thessalien und anderen griechischen Staaten erhielten nämlich die geschlechtlichen Genossenschaften frühzeitig politische Bedeutung und wurden nun den Phylen oder Stämmen untergeordnet, indem sie wiederum eine gewisse Zahl von einzelnen Geschlechtern als noch engeren Verwandtschaftskreisen in sich schlossen. Seit Klisthenes hatten sie in Athen nur noch als Vereinigungspunkte für die Ausübung gewisser gemeinschaftlichen Kultformen und als Prüfungsmittel der Reinheit der bürgerlichen Abkunft politische Bedeutung; ihre Zahl blieb trotz der veränderten Phyleneinrichtung gleich (d. h. zwölf). Der Mittelpunkt einer Phratrie war das Phratrion, ein Heiligthum, worin den gemeinsamen Gottheiten aller P. sowie den besonderen Gottheiten der einzelnen geopfert ward. Hier versammelten sich unter dem Vorsitz des Phratriarchen die Mitglieder (Phratoren) an bestimmten Tagen, namentlich am Feste der Apaturien, an welchem die Aufnahme der im abgelaufenen Jahr Gebornen und der neu vermählten Bürgerinnen in die Phratrie des Mannes erfolgte. Diese Aufnahme galt als Bedingung der Ausübung staatsbürgerlicher Rechte.

Phrenesie (griech.), im allgemeinen jede bitzige, mit Irrereden verbundene Gehirnaffektion; oft auch als gleichbedeutend mit Wahnsinn gebraucht. Daher phrenētisch (phrenitisch), s. v. w. hirnwüthig, unsinnig, rasend.

Phrenologie (griech.), Geistes-, Gehirnlehre, be-

Digitized by Google

sonders die Gall'sche Schädellehre (s. d.); daher Phrenolog, der sich mit derselben beschäftigt.

Phrixos, im griech. Mythus Sohn des Athamas, Königs von Böotien, und der Nephele, sollte auf Betrieb seiner Stiefmutter Ino, deren Liebesanträge er zurückgewiesen hatte, dem Zeus geopfert werden, entfloh aber mit seiner Schwester Helle (s. d.) auf einem von Hermes gesandten Widder mit goldenem Fell. Zwischen Sigeum und der Chersones stürzte Helle ins Meer (Hellespont); P. aber gelangte nach Kolchis, opferte hier den Widder dem Zeus Phyrios und schenkte das Goldene Vlies dem König Aeëtes, welcher dasselbe in dem Hain des Ares an einer Eiche aufhing und P. seine Tochter Chalkiope zur Gattin gab. Vgl. Athamas.

Phronesis (griech.), Einsicht, Klugheit.

Phrontist (griech.), Denker, Grübler, spekulativer Philosoph; Phrontisterion, Studirzimmer, Lehrsaal, Schule eines Phrontisten.

Phryganiden, s. v. w. Köcherjungfern.

Phrygien, eine alte Landschaft Kleinasiens, von schwankender Ausdehnung, umfaßte ursprünglich das ganze Innere der Westhälfte der Halbinsel, vom mittlern Halys (Kisil Irmak) und dem Salzsee Tatta (Tuz Tschöllü) im O. bis zu den Quellgebieten des Hermos (Groß-P.), sowie die später zu Mysien gerechnete Südküste der Propontis bis zum Hellespont (Klein-P. oder P. am Hellespont) und wurde später, nachdem der ganze Nordosten mit den Städten Pessinus, Ankyra, Gordiëon 278 v. Chr. von den Bithyniern und Galatern erobert worden und im SO. viel Land westlich von Ikonion an Lykaonien verloren gegangen war, von Bithynien, Mysien, Lydien, Karien, Lykien, Lykaonien und Galatien begrenzt. Eine eigene Geschichte hat P. eigentlich nicht. Es kam frühzeitig zum lydischen, nachher zum persischen Reich, wurde von Alexander d. Gr. unterworfen, war nach dessen Tod im wechselnden Besitz seiner Feldherren, ward 189 den pergamenischen Königen unterthan und kam 130 mit dem ganzen pergamenischen Reich zur römischen Provinz Asia. Die Gebirge des Landes waren: der Mysische Olymp (jetzt Keschisch Dagh) im NW., der Dindymos (Murad Dagh) und der Kadmos (Baba Dagh); die Hauptflüsse: Hermos, Mäander und Lykos im W., der Thymbres (Pursak) im NO.; im S. fanden sich mehrere große Salzseen (z. B. der Askaniasee, jetzt See von Burdur). Als die bedeutendsten Städte sind anzuführen im Gebiete des Mäander: Keläna, die spätere Residenz der einheimischen Könige wie der persischen Satrapen; Apamea Kibotos, seiner Zeit nächst Ephesos der blühendste Handelsplatz Kleinasiens; Kolossä; Laodikea, wo die römischen Prokonsuln residirten, und Hierapolis; im N.: Doryläon, Kotyäon, Prymnessos, Synnada und das schlachtenberühmte Ipsos. P. war reich an allerlei Produkten der Natur und des Ackerbaues. Den Goldreichthum bezeugt die dort einheimische Midassage; Marmor wurde besonders bei Synnada gebrochen, und vor allem berühmt waren die Schafe des Landes und ihre treffliche Wolle. Das Volk der Phrygier, unstreitig das älteste Kleinasiens, ist in seine Sitze von O. her durch Armenien und Kappadokien eingewandert. Schon Herodot hebt ihre Verwandtschaft mit den Armeniern hervor, und daß beide Völker verwandt und arischen Stammes sind, haben die neueren Forschungen bewiesen. So findet sich die Sage von der Sündflut, wie in Armenien am Ararat, auch in P. bei Ikonion und Keläna lokalisirt. Einzelne Theile der Phrygier drangen in vor, wo sie in Thrak rien sich unter dem niederließen. Doch w Nachbarn bedrängt, Kriegs theils wiede schwanden sie unter ältester Zeit nahmen tendern Raum ein a Nationalität begegn Bithynien, am Sipyl semitischer Völker b dehnung: der sagenh züge bis P. ausgede welche starke Spuren vergrößerten ihr Ge während im NW. phrygisches Gebiet ei Jahrhundert herrsch König Midas, welch Beziehungen anknüp Lydier Krösos das ga lor es aber 549 m Perser. Die Phrygi gegen fremde Eindr Ein wunderlicher, m geht durch ihr Wese unverkennbar von d scheint als ihre Haup Midas der Gründer auf den Thron beruf frühzeitig bei ihnen Stickens und Teppich Bergbau und deren galten für phrygische Zeugnis von ihrer K bauten Städte, deren Angabe, daß die Phr darin Gänge gruben erweiterten, erhält d Reisenden (Hamilto gung. Dieselben fan bei Doghanly präch städte, zum Theil mit der Phrygier anlang die hellenischen Rel Manche dunkle griech gischen Ursprungs. sind ein Gott Men o der Griechen?), Kybe Seite stehend, Attis Kultus mit wildem

Phrygische Mütze überhängende Mütze Jakobinermütze.

Phryne, berühmt bürtig, hieß eigentli Namen P. (»Kröte« eine arme Kapernhö Athen, wo sie ihre R Reichthum, so daß si Thebens auf eigene die Thebaner die In hat sie zerstört, die K galt in ihrer Blütezei tin der Schönheit u für seine Anadyome knidische Aphrodite. mand widerstehen;

der Asebie Angeklagte vertheidigte und der Erfolg zweifelhaft war, enthüllte er ihren Busen, und P. ward freigesprochen. In einem Tempel zu Thespiä stand neben einer Aphrodite von Praxiteles auch eine Statue der P. von demselben Künstler. Vgl. Jacobs, Vermischte Schriften, Bd. 4 (Leipz. 1830).

Phrynichos, 1) griech. Dichter aus Athen, gestorben in hohem Alter um 470 v. Chr., vielleicht zu Syrakus am Hof Hierons. In seinen Tragödien, in denen der trochäische Tetrameter einen breiten Platz einnahm, und bei deren Aufführung er zuerst Frauenmasken gebrauchte, herrscht das lyrische Element, also Chor und Chorgesang, noch sehr vor, so daß sie fast nur dramatische Lyrik waren. Stücke von ihm waren: »Die Phönissen«, eine Verherrlichung des Siegs über die Perser, und »Die Einnahme von Milet«, welche dem Dichter eine Geldbuße von 1000 Drachmen zuzog, weil er den Athenern Thränen der Reue und Wehmuth entlockte.

2) Dichter der ältern attischen Komödie, aus Athen, ließ sich mit den »Fröschen« des Aristophanes mittels eines Stücks: »Die Musen«, worin er Sophokles einen ehrenvollen Nachruf widmete, 405 v. Chr. in einen Wettstreit ein, doch ohne Glück.

Phtalsäure $C_8H_6O_4$ entsteht bei Einwirkung von Salpetersäure auf Naphthalin, Alizarin und Purpurin und bei Einwirkung von Braunstein und Schwefelsäure auf Benzol- und Benzoësäure. Sie bildet weiße Blättchen oder Tafeln, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Aether, schmilzt bei 175° und zerfällt bei stärkerem Erhitzen in Wasser und Phtalsäureanhydrid $C_8H_4O_3$, welches in langen seidenglänzenden Nadeln sublimirt und beim Kochen mit Wasser wieder in P. übergeht. Erhitzt man P. mit Aetzkalk, so entsteht kohlensaurer und benzoësaurer Kalk, und hierauf beruht die Darstellung von Benzoësäure aus Naphthalin. Man kann Benzoësäure auch erhalten, indem man P. in Phtalimid überführt, dies durch Destillation mit Kalk in Benzonitril und letzteres durch Kochen mit Natronlauge in benzoësaures Natron umwandelt. Phtalsäureanhydrid gibt mit den Phenolen entweder mit intensiver Farbe in Kali lösliche Phtaleïne oder indifferente farblose Phtaline, welche aus jenen durch Reduktion hervorgehen. Diese farbigen Produkte stehen den Farbstoffen der Farbhölzer sehr nahe. Mit Phenol liefert das Phtalsäureanhydrid ein in Kalilauge mit prächtiger Fuchsinfärbung sich lösendes Phtaleïn, und bei stärkerer Einwirkung entsteht Oryanthrachinon. Mit Brenzkatechin bildet das Phtalsäureanhydrid zuletzt Alizarin. Das Phtaleïn der Pyrogallussäure, Gallein, hat die größte Aehnlichkeit mit dem aus Hämatoxylin entstehende Hämatein und liefert bei Erhitzen mit koncentrirter Schwefelsäure blaues Corulein. Das Phtaleïn des Resorcins ist das Fluorescein, welches in dunkelbraunen Krystallen auftritt und in ammoniakalischer Lösung prachtvoll grün und äußerst intensiv fluorescirt. Die Kaliumverbindung des Tetrabromfluoresceïns ist als Eosin in den Handel gekommen; es bildet ein braunrothes Pulver, ist in Wasser und Alkohol löslich, fluorescirt und gibt auf Seide und Wolle Farbentöne, welche denen des Karthamins und Safranins ähnlich, aber nicht sehr lichtbeständig sind.

Phthah, s. Ptah.

Phthartolätren (griech.), s. v. w. Severianer, s. Monophysiten.

Phthiōtis, der südlichste gebirgige Theil des alten Thessalien, nördlich vom Gebirge Othrys, vom See Xynias (jetzt Nezero) bis zum Pasagäischen Meerbusen, mit den Quellen des Enipeus, war in älterer Zeit von den Hellenen, Myrmidonen und Achäern bewohnt, welche später zusammen als Achaei Phthiotae bezeichnet wurden. Gegenwärtig bildet sein südlicher Theil, mit Phokis (s. d.) vereinigt, die Nomarchie P. und Phokis des Königreichs Griechenland, die 5316 QKilom. (96,54 QM.) mit (1870) 108,421 Einw. umfaßt, in 4 Eparchien eingetheilt ist und Lamia (Zituni) zur Hauptstadt hat.

Phthiriāsis (griech.), s. v. w. Läusesucht.

Phthisis (griech., Schwindsucht, Consumptio), im weitern Sinn die nach Verschwärungen und überhaupt nach starken Säfteverlusten eintretende Abzehrung des ganzen Körpers, besonders des Fettgewebes und der Muskeln. Diese P. tritt z. B. ein nach langwierigen Knochenvereiterungen, nach Typhus, Zuckerharnruhr, Rückenmarkskrankheiten ꝛc. Alle diese Krankheiten bedingen nämlich einen starken Verbrauch von Leibessubstanz bald durch massenhafte Eiterung, bald durch die unzureichende Nahrungsaufnahme und das die ursprüngliche Krankheit begleitende Fieber. Dabei werden alle Gewebe mangelhaft ernährt, sie verlieren an Umfang und Turgor; das im Unterhautzellgewebe und an anderen Orten abgelagerte Fett, welches in gesunden Tagen als überschüssiges Ernährungsmaterial einstweilen im Körper deponirt wurde, wird wieder in die Säftemasse des Körpers übergeführt und nun bei der mangelhaften Nahrungszufuhr von außen und dem gleichzeitig stattfindenden Stoffverbrauch als Ersatzmittel für die abgenutzten Gewebe verwendet. Die Haut wird dünn und durchscheinend, die Unterhautvenen als bläuliche Linien leicht durchscheinend; des Abends stellt sich meist eine erhöhte Körpertemperatur ein, die sich subjektiv als Gefühl der Hitze, abwechselnd mit Frösteln, bemerkbar macht. Dabei findet eine immer mehr zunehmende leichte Ermüdbarkeit, Muskelschwäche ꝛc. statt. Die P. in diesem Sinn kann also im Gefolge der verschiedensten Krankheiten auftreten, ist aber niemals eine primäre Krankheit, sondern stets das Symptom oder die Folge einer solchen. Diese Formen der P. können daher durch Beseitigung der Ursachen, aus welchen sie entsprungen sind, auch wieder kurirt werden. Neuerdings gebraucht man das Wort P. fast nur für die im Lauf der Tuberkulose, sei es Lungen- oder Darm- oder Nierentuberkulose, auftretende Schwindsucht (s. hierüber Lungenschwindsucht), eine Krankheit, welche wahrscheinlich niemals heilbar ist und stets mit dem Tod endet. In der Augenheilkunde ist der Ausdruck P. noch für die nach Entzündungen, besonders nach Panophthalmitis (s. d.), auftretende Schrumpfung des Augapfels mit vollständigem Verluste des Sehvermögens gebräuchlich. Vgl. Atrophie, Marasmus. P. laryngea, P. trachealis, Kehlkopf- oder Luftröhrenschwindsucht (s. Kehlkopf).

Phul (Pul), Name eines Königs von Assyrien bei den Juden, der unter Menahem in das Reich Israel einfiel und sich nur durch die Zusage eines sehr beträchtlichen Tributs zum Abzug bewegen ließ; dies ist jedoch eine Namensverwechselung mit Tiglath Pileser II. (745—727), den die Babylonier P. nannten.

Phull, Karl Ludwig, Baron von, russ. Generalleutnant, Sohn des würtembergischen Generalleutnants und Oberbefehlshabers der Truppen des schwäbischen Kreises, August v. P., wurde in der Kriegsschule zu Stuttgart erzogen, trat aber bald aus dem würtembergischen in den preußischen Militärdienst über, begab sich 1806 in russische Dienste, ward

image
not
available

ungefähr 1¼ Meter lang und 0,6 Meter breit. Beim Niederdruck der Tasten öffnen sich Ventile, in oder über deren Kancellen die tonaussprechenden Stahlzungen liegen, und der Wind strömt dagegen. Je weiter ein Ventil sich öffnet, desto mehr Wind kann in die Kancelle dringen, und desto stärker ist natürlich der Klang; bei geringerer Oeffnung ist aus dem entgegengesetzten Grunde die Kraft des Klanges geringer. Daher läßt sich auf dem Instrument ein herrliches Piano, Crescendo und Decrescendo hervorbringen. Der Balg wird durch einen Fußtritt regiert.

Physik (griech.), ursprünglich s. v. w. Wissenschaft oder Lehre von der Natur (griech. physis), bezeichnet gegenwärtig nur einen Zweig des großen Stammes der Naturwissenschaften, nämlich die Lehre von den Gesetzen der in der unbelebten Natur vorkommenden Erscheinungen, sofern letztere nicht auf chemischer Veränderung der betheiligten Körper beruhen. Die P. in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist eine empirische oder Erfahrungswissenschaft, d. h. sie geht von lauter einzelnen Erfahrungen aus, die sie durch Beobachtungen und Versuche (Experimente) gewinnt und auf induktivem Weg unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenfaßt. So gelangt die P. zur Erkenntnis von Naturgesetzen, deren jedes, zunächst in rein äußerlicher Weise, eine gewisse Gruppe von Erscheinungen in Zusammenhang bringt. Durch die Naturgesetze lernen wir jedoch nur das Wie, nicht aber das Warum der Erscheinungen kennen. Die letztere Frage, die Frage nämlich nach dem innern Zusammenhang der Erscheinungen, kann überhaupt nicht durch die Erfahrung allein beantwortet werden. Um zu den Ursachen der Phänomene vorzudringen, bleibt vielmehr nichts anderes übrig, als wissenschaftliche Vermuthungen oder Hypothesen aufzustellen und nun zu versuchen, ob sich aus der gemachten Annahme die Erscheinungen, welche sie erklären soll, mit logischer Nothwendigkeit entwickeln lassen. Sind sämmtliche Folgerungen einer Hypothese mit den Thatsachen im Einklang, so darf die angenommene Ursache als möglich betrachtet werden, und sie wird um so wahrscheinlicher, je mehr Thatsachen sich aus ihr erklären lassen. Dagegen ist eine Hypothese unbedingt zu verwerfen, sobald sie auch nur mit einer einzigen konstatirten Thatsache in Widerspruch tritt. Je nach der Art der Darstellung unterscheidet man die Experimentalphysik, welche die vorgetragenen Lehren unmittelbar aus der Erfahrung entnimmt und durch Experimente erläutert, von der theoretischen P., welche aus wenigen an die Spitze gestellten Erfahrungssätzen und Hypothesen ihr Lehrgebäude durch bloße Denkprocesse entwickelt und erst hinterher die Uebereinstimmung ihrer Resultate mit der Erfahrung nachweist. Da die letztere sich zu ihren Deduktionen der Mathematik als unentbehrlichen Hülfsmittels bedient, wird sie auch als mathematische P. bezeichnet. Ihrem Inhalt nach zerfällt die P. in mehrere Haupttheile, welche man in zwei große Gruppen zusammenzustellen pflegt, in die reine und in die angewandte P.; während jene die Naturgesetze an und für sich zu ermitteln sucht, wendet diese die bereits erkannten Gesetze zur Erklärung der von der Natur im großen dargebotenen Erscheinungen an. Zur Gruppe der angewandten physikalischen Wissenschaften gehören daher: die physische Astronomie oder die Mechanik des Himmels, welche die Bewegungen der Himmelskörper aus dem Gravitationsgesetz erklärt; die Astrophysik, welche die physische Beschaffenheit der Himmelskörper zu erforschen sucht; die physikalische Geographie, als Nachweisung der Beschaffenheit und der Veränderungen, welche unsere Erde und insbesondere deren Oberfläche infolge stets thätiger Naturkräfte zeigt, und die Meteorologie, deren Aufgabe darin besteht, die in unserer Atmosphäre vorkommenden zahlreichen Erscheinungen zu studiren. Abgesehen von der Lehre von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, welche als ein einleitendes Kapitel betrachtet werden kann, zerfällt die reine P. in zwei Hauptabtheilungen, deren erste, die mechanische P., von dem Gleichgewicht und der Bewegung der Körper handelt; indem sich diese Lehren der Reihe nach auf die festen, flüssigen und gasförmigen Körper beziehen, bilden sie die drei Abschnitte der Statik und Dynamik im engern Sinn (auch Geostatik und Geodynamik), der Hydrostatik und Hydrodynamik (Hydraulik) und der Aërostatik und Aërodynamik. Eine selbständige Stelle nimmt innerhalb der mechanischen P. die Lehre vom Schall oder die Akustik ein, welche gewissermaßen den Uebergang bildet zur zweiten Hauptabtheilung, zur molekularen P., welche auch P. des Aethers genannt wird, weil die Aetherhypothese bei der Erklärung der hierher gehörigen Erscheinungen eine wesentliche Rolle spielt. Diese Abtheilung zerfällt in die Lehre von der Wärme (Kalorik), von der Elektricität, dem Galvanismus, Magnetismus und Elektromagnetismus (Elektrik), endlich vom Licht (Optik).

Geschichte. Eine physikalische Wissenschaft im heutigen Sinn existirte im Alterthum nicht. Bei den Griechen bildete die P., in der Bedeutung von Naturwissenschaft überhaupt, neben Ethik und Dialektik einen Bestandtheil der Philosophie und ward, wie diese, spekulativ behandelt. Die verschiedenen philosophischen Schulen Griechenlands konnten daher, indem sie eine Aufgabe, welche ihrem Wesen nach eine empirische Behandlung erheischt, aprioristisch zu lösen suchten, zur Erweiterung der Naturerkenntnis nichts Erwähnenswerthes beitragen. So haben namentlich die physikalischen Spekulationen eines Aristoteles (360 v. Chr.), da sie sich auf unbestimmte und von vornherein verfehlte Vorstellungen gründeten, die Erkenntnis der Naturgesetze eher aufgehalten, als gefördert. Aus der rein spekulativen Behandlung, welche der P. von Seiten der Philosophenschulen zu theil wurde, darf aber nicht geschlossen werden, daß die induktive Forschungsmethode den Griechen unbekannt gewesen oder von ihnen mißachtet worden sei; hat ja doch Aristoteles selbst auf dem Gebiete der Naturgeschichte durch empirische Forschung bedeutende Erfolge erzielt, und in der nacharistotelischen Zeit wurde von einigen Mathematikern und Astronomen auch in der eigentlichen P. Tüchtiges geleistet. Unter diesen ist vor allen der geniale Syrakusaner Archimedes (287—212) zu nennen, welcher den Auftrieb der Flüssigkeiten, die darauf sich gründende Bestimmung des specifischen Gewichts und das Hebelgesetz entdeckte, ferner das Aräometer, den Flaschenzug und die Wasserschraube erfand. An Heron von Alexandria (284—221) erinnert der nach ihm benannte Heronsball und Heronsbrunnen, von denen er den erstern beschrieb, den zweiten erfand. Der berühmte alexandrinische Astronom Ptolemäos (um 120 n. Chr.) war der erste, welcher die Lichtbrechung experimentell untersuchte und die Resultate seiner Messungen in Tabellen zusammenstellte, ohne daß es ihm jedoch gelang, das Brechungsgesetz aufzufinden. Die Römer, auf allen wissenschaftlichen Gebieten bloße Nachbeter der

Digitized by Google

image
not
available

Gilbert, Galilei, Kepler u. a. auf diesem Wege glänzende Resultate erzielt. Auch die späteren Forscher hielten sich gewiß eher diese Muster exakter Forschung vor Augen als die Lehren Baco's, der von seinen Grundsätzen eine erfolgreiche Anwendung selbst nicht zu machen verstand. Noch weniger haben Descartes' unhaltbare Spekulationen (Wirbelthiere) zu den Fortschritten der P. etwas beigetragen, vermochten sie aber auch nicht zu hemmen. Denn glücklicherweise hatte sich das glänzende Gestirn Newton (1643—1727) bereits erhoben und verscheuchte siegreich die Nebel, womit die Cartesianische Philosophie die junge Wissenschaft zu verdunkeln drohte. Newton entdeckte 1666 die allgemeine Gravitation; in seinem unsterblichen Werk: »Philosophiae naturalis principia mathematica« (1687) legte er die noch heute und für immer gültigen Fundamente der mechanischen P. und der physischen Astronomie. Er entdeckte ferner die prismatische Zerlegung des weißen Lichts in seine farbigen Bestandtheile, erfand das Spiegelteleskop und den (jedoch erst 1731 von Hadley ausgeführten) Spiegelsextanten. Die in seinem durch zahlreiche und genaue Experimentalunterſuchungen werthvollen Werk: »Optics« (1704) entwickelte Emissionstheorie des Lichts blieb auf diesem Gebiete die herrschende, bis sie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. als unhaltbar erkannt wurde. Das 18. Jahrh. schritt auf dem nun vorgezeichneten Weg rüstig weiter. Die Mechanik wurde von Johann und Daniel Bernoulli, Euler, d'Alembert, Lagrange und Laplace zu großer Vollkommenheit ausgebildet; Bradley entdeckte 1728 die Aberration des Lichts, Bouguer (1729) und Lambert (1760) bearbeiteten die Photometrie, Dollond konstruirte 1758 auf Eulers Anregung das erste achromatische Fernrohr. Fahrenheit verfertigte 1714 die ersten genau übereinstimmenden Thermometer (eine Art Luftthermometer oder vielmehr Thermoskop hatte Galilei bereits 1597 erfunden); Réaumur führte 1730 die 80theilige, Celsius 1742 die 100theilige Skala ein. Gray erkannte 1727 den Unterschied zwischen elektrischen Leitern und Nichtleitern, Dufay 1733 den Gegensatz zwischen positiver und negativer Elektricität; Kleist in Köslin und Cunäus in Leiden erfanden fast gleichzeitig (der erstere 11. Okt. 1745, der letztere Anfang 1746) die Leidener Flasche; Franklin wies 1752 die Identität des Blitzes mit dem elektrischen Funken nach und gab den Blitzableiter an; Volta erfand 1775 den Elektrophor und 1783 den Kondensator; Lichtenberg entdeckte 1777 die nach ihm benannten elektrischen Staubfiguren, und Coulomb erforschte 1784 mit seiner Drehwage die Gesetze der elektrischen und magnetischen Anziehung und Abstoßung. Auch Peter van Musschenbroek (gest. 1761) erwarb sich sowohl um die Elektricitätslehre als um die P. überhaupt, deren universellster Bearbeiter er zu jener Zeit war, große Verdienste. Black entdeckte 1764 die latente Wärme des Wassers und des Dampfes, und in demselben Jahr konstruirte Watt die erste doppelt wirkende Dampfmaschine. Deluc (1772) und Sauſſure (Hygrometer, 1783) machten sich um die Meteorologie verdient, Montgolfier und Charles erfanden 1783 den Luftballon, Chladni (Klangfiguren, 1787) begründete die moderne Akustik und wies 1794 den kosmischen Ursprung der Meteorsteine nach. Die Wiederbelebung des chemischen Studiums durch Scheele (gest. 1786), Prieſtley (gest. 1804), Cavendish (gest. 1810), namentlich aber die Umwälzung der Anschauungen, welche Lavoisier (guillotinirt 1794), der eigentliche Begründer der modernen Chemie, durch die Einführung der Wage in dieser Wissenschaft hervorbrachte, mußten nothwendig auch auf die Entwickelung der P. einen tiefgreifenden Einfluß üben. Das Ende des Jahrhunderts wurde durch eine epochemachende Entdeckung bezeichnet, welche den Physikern ein neues Feld erfolgreicher Forschung eröffnete. Nachdem Galvani 1791 den Galvanismus entdeckt und Volta bald darauf die elektrische Natur dieser Erscheinungen erkannt hatte, konstruirte der letztere 1799 die nach ihm benannte Säule. Mittels derselben zerlegten Nicholson und Carlisle 1800 das Wasser in seine beiden Elemente, Davy 1807 die Alkalien und Erden und entdeckte letzterer die leichten Metalle. Dalton (1801), Gay-Lussac (1802), Leslie (1804), de la Roche und Bérard (1813), Dulong und Petit (1819) bereicherten die Wärmelehre durch ihre werthvollen Untersuchungen; W. Herschel entdeckte 1800 die schwach brechbaren dunklen Wärmestrahlen des Sonnenspektrums. Auf dem Gebiete der Optik entbrannte der Kampf der Undulationstheorie gegen die Emissionstheorie, welcher, durch Young 1802 entfacht, von Fresnel (Diffraktion, 1815) siegreich entschieden wurde. Mittlerweile hatte Malus 1808 die Polarisation durch Reflexion entdeckt, während Wollaston, Brewster und Biot, obgleich Anhänger der Emissionshypothese, durch zahlreiche experimentelle Untersuchungen die Kenntnis der Thatsachen förderten. Von deutschen Forschern ist aus dieser Zeit nur der große Optiker Fraunhofer zu nennen. In Deutschland nämlich wurde der ruhige Gang fleißiger Forschung auf einige Zeit unterbrochen durch die an Schelling sich anschließende Schule der sogen. »Naturphilosophen«, welche, den eindringlichsten Lehren der Geschichte zum Trotz, die Naturgesetze durch bloße Spekulation zu ergründen suchten. Die abenteuerlichen Phantasmen, zu welchen sie auf diesem Irrwege gelangten, führten jedoch baldige Ernüchterung herbei und fielen rasch verdienter Vergessenheit anheim. Eine neue Epoche begann 1820 mit Oersteds Entdeckung der Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom, auf welche noch in demselben Jahr die Herstellung von Elektromagneten durch Arago folgte. Ebenfalls noch 1820 konstruirte Schweigger den Multiplikator, mit dessen Hülfe Seebeck 1821 die Thermoelektricität entdeckte. Ampère wies 1826 die gegenseitige Einwirkung elektrischer Ströme nach (Elektrodynamik), und Ohm machte 1827 das seinen Namen tragende Gesetz der Stromstärke bekannt. Faraday entdeckte 1831 die Induktion, die Magnetelektricität, durch welche sich der schon 1825 von Arago entdeckte sogen. »Rotationsmagnetismus« erklärte, ferner die magnetische Drehung der Polarisationsebene und den Diamagnetismus. 1833 legten Gauß und Weber den ersten elektromagnetischen Nadeltelegraph zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Kabinet zu Göttingen an; verbesserte Nadeltelegraphen wurden bald von Wheatstone und Steinheil ausgeführt, wobei letzterer 1838 die wichtige Entdeckung der Bodenleitung machte; Morse erfand 1835 den Schreib-, Wheatstone 1840 den Zeiger-, Hughes 1859 den Typendrucktelegraph. Die Galvanoplastik wurde 1838 fast gleichzeitig von Jacobi in Petersburg und von dem Engländer Spencer erfunden. Ruhmkorff in Paris zeichnete sich (seit 1851) durch Konstruktion mächtiger Induktionsapparate, Geißler in Bonn (1860) durch Herstellung der nach ihm benannten Glasröhren aus, welche, mit verdünnten Gasen gefüllt, unter dem Einfluß von Induktionsströmen die merkwürdigsten elektrischen Lichterscheinungen zeigen. Von großer Wichtigkeit für das ganze Gebiet des Galvanismus und Elektromagne-

Digitized by Google

image
not
available

Experimentalphysik (das. 1832, 3 Bde.), fortgesetzt als »Repertorium der P.« von Dove und anderen Berliner Physikern (Berl. 1837—46, 7 Bde.); G. Karsten, Allgemeine Encyklopädie der P. (mit Helmholtz, Lamont u. a., Leipz. 1856—69, 10 Bde.); »Die Fortschritte der P.« (Berl. 1847—76, 28 Bde.). Zeitschriften: Poggendorffs »Annalen der P. und Chemie« bilden mit den von Gren und Gilbert herausgegebenen Zeitschriften eine seit 1790 ununterbrochen fortlaufende Reihenfolge (Berl., dann Leipz.); Carls »Repertorium der Experimentalphysik« (Münch., seit 1866); »Annales de chimie et physique« von Gay-Lussac und Arago (Par., seit 1816); »Philosophical Magazine« (Lond., seit 1832). Von Lehrbüchern sind hervorzuheben: Müller-Pouillet, Lehrbuch der P. und Meteorologie (8. Aufl., bearb. von L. Pfaundler, Braunschw. 1876, 3 Bde.); A. Müllner, Lehrbuch der Experimentalphysik (3. Aufl., Leipz. 1875, 4 Bde.); Recknagel, Kompendium der Experimentalphysik (Stuttg. 1876); W. Eisenlohr, Lehrbuch der P. (11. Aufl., bearb. von P. Zech, das. 1876); Jochmann, Grundriß der Experimentalphysik (4. Aufl., Berl. 1876); Koppe, Anfangsgründe der P. (13. Aufl., Essen 1875).

Physikalische Geographie, s. Erdkunde.

Physikfarben, in der Färberei mit Hülfe von Zinnsolution dargestellte Farben.

Physikotheologie (griech.), »Naturgotteslehre«, natürliche Gotteserkenntnis, im Gegensatz zu der geoffenbarten und positiven Religionslehre; im engern Sinn der Versuch, aus der Ordnung, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Natur den Glauben an Gott als den weisen, gütigen, mächtigen Urheber, Erhalter und Regierer der Welt zu begründen oder doch zu rechtfertigen. Die physikotheologische Weltanschauung, in Form eines Beweises dargestellt, bildet den physikotheologischen Beweis, der, weil der Begriff der Zweckmäßigkeit in ihm das vorwiegende Moment ist, auch teleologischer genannt wird (s. Gott).

Physikus (lat.-griech.), im gewöhnlichen Sprachgebrauch ein von der Regierung angestellter Arzt, der einen Bezirk des Landes in sanitätspolizeilicher Beziehung beaufsichtigt und der Verwaltungs- und Gerichtsbehörde den nöthigen Beistand leistet. Es gibt Kreis-, Stadt- und Landphysici. Die Funktionen des P. sind hauptsächlich folgende: Er hat über die Gesundheitsverhältnisse seines Bezirks zu wachen, beim Ausbruch einer Seuche über die Natur derselben, ihre Ansteckungsfähigkeit, ihre Ursachen, Tödtlichkeit ꝛc. Beobachtungen anzustellen, gegen ihre weitere Verbreitung die geeigneten Maßregeln, als Absperrung ꝛc., anzuordnen; dasselbe gilt in Bezug auf Viehseuchen, im Einvernehmen mit Thierärzten. Auch hat er die Einimpfung der Schutzpocken zu besorgen und sonstige medicinalpolizeiliche Funktionen auszuüben. In geeigneten Fällen wird der P. von der Obrigkeit requirirt, um über die Tödtlichkeit vorgefallener Verwundungen nach angestellter legaler Obduktion, über Vergiftungen, über zweifelhafte Seelen- und Körperzustände ꝛc. nach medicinischen Grundsätzen Gutachten abzugeben. Zur Erlangung eines Physikats sind in den meisten Staaten bestimmte sogen. Physikatsprüfungen zu bestehen. In manchen Ländern ist statt P. der Name Gerichtsarzt eingeführt.

Physiognomie (griech., Physionomie), im weitern Sinn die ganze äußere Erscheinung eines Menschen, Thiers oder einer Pflanze, ebenso eines Landes, einer Gegend; im engern Sinn die Form und der Ausdruck des Gesichts, also die Gesichtszüge und das Mienenspiel (s. Physiognomik).

Physiognomik (griech.), die Kunst, aus der Beschaffenheit der äußeren Theile des menschlichen Körpers, besonders des Gesichts (Physiognomie), die Beschaffenheit des Geistes zu finden. Schon in alter Zeit glaubte man ein Mittel, zur Menschenkenntnis zu gelangen, in der sorgfältigsten Betrachtung der menschlichen Gesichts- und Körperbildung gefunden zu haben. Die Pythagoreer nahmen keinen in ihre Schule auf, bevor sie ihn nicht in Bezug auf Gesichtsbildung, Gestalt, Gang, Haltung ꝛc. geprüft und daraus einen Schluß auf seine Tauglichkeit gezogen hatten. Auch Platon untersuchte das Aeußere seiner Schüler, und wenn es ihm wenig versprechend erschien, so nahm er sie nicht als solche auf. Im Mittelalter finden wir die Kunst der P. häufig kultivirt, so von Albertus Magnus. In der neuern Zeit haben sich Baptiste della Porta, welcher die Aehnlichkeiten von Thierköpfen mit Menschengesichtern aufsuchte, und der berühmte Thomas Campanella mit der Kunst der P. beschäftigt. Mit großen Ansprüchen trat aber namentlich Lavater auf, dessen »Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe« (Leipz. 1775—78, 4 Bde.) verhießen, der vorgeblichen Wissenschaft der P. die bis dahin vermißten festen, unumstößlichen Grundlagen zu verschaffen. Demgemäß galt eine große, offene, viereckige Stirn für ein Zeugnis von Geist, Verstand, Fassungskraft, und bei den Augen nahm man auf ihre Größe, Lage, Farbe Rücksicht. Schwarze Augen sind schon bei Albertus Magnus ein Zeichen von Kraft, blaue von Sanftmuth. Gebogene Augenbrauen sind nach Aristoteles das Zeichen eines eiteln, stolzen, gebieterischen Menschen; werden sie oft erhoben, so zeigt dies Kühnheit, Zorn, Drohung und Haß an. Wenn sie sich auf die Nasenwurzel herabbiegen, so beurkunden sie einen harten Charakter. Eine römische oder Habichtsnase ist ein Zeichen von Genie, meist mit Stolz verbunden, eine Stumpfnase von Leichtsinn, Munterkeit, Eitelkeit, eine spitze Nase von Anlage zur Satire. »Nasen ohne allen auffallenden Charakter«, sagt Lavater, »ohne Nüance, ohne Beugung, ohne Undulation, ohne einige angebbare Bezeichnung können zwar bei vernünftigen, guten, allenfalls auch edlen Charakteren gefunden werden, nie aber bei großen und vorzüglichen.« Der Mund ist (nach diesen Grundsätzen) nächst den Augen vielleicht das sicherste Mittel, auf Neigungen, Anlagen ꝛc. zu schließen. Man machte auf die aufgeworfenen, halb geöffneten Lippen des Sinnlichen, die schmalen, gekniffenen Lippen des Egoisten, die schlaff herabhängende Lippe des Geistesschwachen aufmerksam. Jeder Mund, der noch einmal so breit ist als das Auge, ist nach Lavater der Mund eines Dummkopfs. Wie die Lippen, so der Charakter: feste Lippen, fester Charakter; weiche und schnell bewegliche Lippen, schnell beweglicher Charakter (Lavater). Diese Ansichten fanden besonders in Deutschland großen Beifall. Lavater wurde hoch gepriesen als der »Schöpfer einer Wissenschaft, die den Schlüssel zu allen Tiefen der menschlichen Natur gebe«. Der geistvolle Satiriker G. Chr. Lichtenberg bemühte sich, den physiognomischen Taumel, der wie eine ansteckende Seuche unser Vaterland durchzog, einigermaßen zu dämpfen. Er schrieb den Aufsatz: »Ueber P. wider die Physiognomen« im »Göttinger Taschenkalender« für 1778 (in seinen »Vermischten Schriften«, 1844, Bd. 4). Aber es dauerte geraume Zeit, bis die besonnene Forschung

image
not
available

physiologischer Kenntnisse ist. Denn der Wechsel in der Erscheinungsweise, welchen einzelne Organe bei den verschiedensten Thierklassen und Thierarten darbieten, läßt uns werthvolle Schlüsse ziehen auf das Wesentliche ihrer Bestimmung, welche bei allem scheinbaren Wechsel doch etwas Konstantes und Gesetzmäßiges zeigen muß. Gewöhnlich trennt man die P. in die Lehre von den vegetativen und den animalischen Verrichtungen. Die vegetativen Verrichtungen hat der Thierkörper mit dem Pflanzenkörper gemein; sie bestehen wesentlich in dem Ortswechsel der organischen Materie und in dem Stoffumsatz. Charakteristisch für das Leben ist die Bewegung oder der Umtrieb der Bestandtheile des Körpers. Diese Bewegungen sind entweder reine Ortsbewegungen (abhängig von Schwerewirkungen oder bloß von den in die nächste Nähe wirkenden Molekularkräften), wobei ein Molekül, ohne seine chemische Zusammensetzung zu verändern, nach und nach integrirender Bestandtheil verschiedener Körpertheile und dadurch befähigt wird, die verschiedensten Organfunktionen mit bedingen zu helfen. Oder diese Bewegungen sind verbunden mit chemischen Veränderungen, indem ein chemischer Bestandtheil eine Reihe von Umsetzungen eingeht. Die wichtigsten der zu den vegetativen Funktionen gehörigen Einzelverrichtungen sind: die Verdauung, die Aufsaugung der aus den verdauten Speisen bereiteten Nahrungssäfte, die Bildung des Chylus und des Bluts, der Kreislauf des Bluts im Körper, die Ernährung der einzelnen Organe, die Entstehung, Fortbewegung und Umbildung der Lymphe, das Athmen, die Hautausscheidungen, die Harnbildung, die thierische Wärme. Endlich gehören zu den vegetativen Verrichtungen auch noch diejenigen, welche auf die Erhaltung der Gattung abzielen, also die generativen Funktionen: Menstruation, Ei- und Samenbildung, Zeugung, Schwangerschaft, Entwickelung des Fötus im Mutterleib, Geburt, Wochenbett, Säugung ꝛc. Die animalischen Funktionen kommen nur dem Thierkörper zu, gehen den Pflanzen dagegen ab. Es sind dies die Thätigkeiten des Nerven- und Muskelsystems. Man begreift darunter die Muskelthätigkeiten (Bewegung), die Sinnesempfindungen, die Wahrnehmungen eigener Körperzustände, die direkten Einflüsse des Nervensystems auf die vegetativen Processe und endlich die psychischen Thätigkeiten.

Die Geschichte der P. ist innig mit der Geschichte der Medicin (s. d.) verwebt. Vielleicht ist es richtiger, zu sagen: die Geschichte der P. ist die Geschichte der Medicin, denn zu allen Zeiten sind die jeweiligen physiologischen Anschauungen auf die Entwickelung der gesammten Medicin von entscheidendem Einfluß gewesen. So lange die Hülfswissenschaften der P., namentlich die Anatomie und Chemie, noch gar nicht existirten oder in ihrer Entwickelung zurückgeblieben waren, konnten auch die physiologischen Kenntnisse nur sehr unvollständige sein, und man suchte den Mangel realer Thatsachen und fest begründeter Erfahrungen durch Hypothesen und philosophische Spekulationen zu ersetzen, aus denen jahrhundertelang die ganze medicinische Theorie zusammengesetzt war. Die physiologischen Kenntnisse der Aerzte des Alterthums und des Mittelalters waren außerordentlich geringfügig, wenn man dasjenige in Anschlag bringt, was sie zu wissen glaubten, aber nicht oder nur ganz unvollständig erkannt hatten. Bei dem Mangel oder der großen Seltenheit anatomischer Zergliederungen bis gegen das Ende des 15. Jahrh. konnte natürlich die P. keinen festen Boden gewinnen. Aber mit dem Aufblühen der Anatomie im Beginn des 16. Jahrh. in Italien, dann auch in Frankreich und England und nach dem Dreißigjährigen Krieg in Deutschland wurde auch für die P. der Boden geebnet, um so mehr, als man sich bald und sehr fleißig mit vergleichend-anatomischen Studien beschäftigte. Eine feste wissenschaftliche Grundlage und einen Ausgangspunkt für weitere Forschungen erhielt die P. eigentlich erst durch die Entdeckung des Blutkreislaufs im Körper, welche der Engländer William Harvey machte und 1619 zuerst in London mündlich, 1628 aber auch schriftlich lehrte. Von gleicher Wichtigkeit und bleibendem Werth sind die Beobachtungen Harvey's über die Zeugung der Thiere, aus welchen er das nach seinem Namen benannte physiologische Gesetz ableitete, daß der Mensch in seiner Entwickelung alle Bildungsstufen der unter ihm stehenden Thiere durchlaufe, und daß die meisten angebornen Mißbildungen der menschlichen Species bleibender Zustand der Körperbildung der Thiere seien — ein Satz, welcher bis auf unser Jahrhundert in allgemeiner Geltung blieb und erst in jüngster Zeit einer andern Auffassung hat weichen müssen (s. Mißbildungen). Auf die Entdeckung des Blutkreislaufs folgte bald eine andere nicht minder wichtige, nämlich die von Aselli aus Cremona 1622 an einem während der Verdauung geschlachteten Hund gemachte Entdeckung der Chylusgefäße, welche den aus den Speisen gewonnenen Milchsaft vom Darmkanal aus aufsaugen, sich zu einem Stamm (Milchbrustgang) vereinigen und ihren Inhalt in das Blutgefäßsystem ergießen. Aselli's Entdeckung war aber in physiologischer Beziehung noch lückenhaft, denn erst einige Zeit später entdeckte Pecquet den Milchbrustgang. Bald darauf entdeckten der Schwede Rudbeck und der Däne Bartholin die übrigen Saugadern des thierischen Körpers. Viele andere schätzbare Beiträge zur Kenntnis der Verrichtungen des menschlichen Körpers rühren aus derselben Zeit her. Von unberechenbarem Einfluß auf die Entwickelung der P. waren aber zwei Erfindungen, welche in jene Zeit fallen, nämlich die des Mikroskops, welches uns seitdem eine ganze Welt des Kleinen erobert hat, und die Erfindung der Kunst, durch das Einspritzen eigenthümlicher Substanzen in die Blut- und Lymphgefäße die letzteren selbst in ihren feinsten Verzweigungen für das Auge wahrnehmbar zu machen. Marcello Malpighi (1628—94), welcher als Leibarzt Papst Innocenz' XII. starb, ist der Schöpfer der mikroskopischen Anatomie. Er bediente sich zuerst der stark konveren Glaslinsen, um das feinere Gewebe der Organe kennen zu lernen. Die beiden Niederländer Leeuwenhoek (1632—1723) und Swammerdam (1627—80) machten, zumal der erstgenannte, im Gebiete der mikroskopischen Anatomie folgenreiche Entdeckungen, und Friedr. Ruysch (1638—1731), ebenfalls ein Niederländer, brachte die von Swammerdam erfundene Methode, die feinen Blutgefäße mit erstarrenden Massen auszufüllen, auf eine sehr hohe Stufe von Vollkommenheit. Epochemachend auf dem Gebiete der P. wirkte Albrecht v. Haller, der größte Gelehrte seiner Zeit (1708—1777), welcher in seinem berühmten Werk (»Elementa physiologiae«, Lausanne 1757—1766, 8 Bde.) alles kritisch zusammenstellte, was bis dahin in der P. geleistet worden war. Auf Grund der von Haller und Wolff begründeten Entwickelungsgeschichte des Körpers und der vergleichenden Anatomie, welche zahlreiche und geistvolle Bearbeiter fanden, entwickelte sich die P. in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich schnell. Von

Digitized by Google

image
not
available

Zuckerwerk benutzt, obwohl der Saft abführend und brechenerregend wirkt; die Wurzel wird als Brechmittel benutzt, und die jungen Schößlinge, welche durch Kochen ihre große Schärfe verlieren, ißt man als Gemüse. Bei uns kultivirt man die Pflanze auch in Gärten.

Phytolakkaceen (Kermespflanzen), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Karyophyllinen, Kräuter und Sträucher mit meist wechselständigen, einfachen, ganzen Blättern mit oder ohne Nebenblätter und vollständigen, in Aehren, Trauben oder Knäueln stehenden Blüten. Der Kelch ist vier- oder fünftheilig, mit krautartigen, jedoch inwendig bisweilen gefärbten Zipfeln. Die Blumenblätter fehlen meist; sind sie vorhanden, so sind sie am Grunde des Kelchs in der gleichen oder in geringerer Anzahl als die Abschnitte desselben und abwechselnd mit ihnen mit kurzem Nagel inserirt. Die Staubgefäße stehen auf einem Discus oder einem mehr oder weniger entwickelten Fruchtträger unterhalb des Fruchtknotens in der gleichen Anzahl der Kelchzipfel und abwechselnd mit ihnen oder in größerer Anzahl. Die faden- oder pfriemenförmigen Staubfäden sind frei oder am Grund in eine Art Becher verwachsen, die Antheren einwärts gekehrt, zweifächerig, der Länge nach aufspringend. Der oberständige Fruchtknoten besteht meist aus mehreren quirlständigen Fruchtblättern, welche gewöhnlich ebenso viele von einander getrennte Fächer bilden, deren jedes eine einzige grundständige Samenknospe enthält und an der einwärts gekehrten Seite einen gekrümmten, an der Innenseite mit der Narbe versehenen Griffel trägt. Die Frucht ist beerenartig oder trocken; die einzelnen Fächer sind verwachsen oder getrennt, einsamig. Der Same hat eine häutige oder krustige, glänzende Schale, meist ein mehliges Endosperm und einen entweder geraden oder kreisförmig um das Endosperm gekrümmten Keimling. Die fast ganz auf die tropische oder subtropische Zone beschränkten P. enthalten scharfe, blasenziehende und drastisch purgirende Bestandtheile, durch welche sie von den nahe verwandten Chenopodiaceen und Karyophylleen auffallend abweichen, daher manche Arten von Phytolacca *Tourn.* und Petiveria *Plum.* officinell sind.

Phytolithen (griech.), die in der Erde sich findenden vorweltlichen pflanzlichen Ueberreste, besonders Phylliten (s. Phyllites), Ligniten oder fossile Holzstücke, Karpolithen oder fossile Früchte ꝛc. Früher unterschied man die bloßen Abdrücke (Phytoglyphen) ausdrücklich von den wirklich versteinerten Resten der Pflanzen oder eigentlichen P.

Phytologie (griech.), s. v. w. Pflanzenkunde, Botanik.

Phytonomie (griech.), Lehre von den Lebensverrichtungen der Pflanzen.

Phytopathologie (griech.), s. v. w. Pflanzenpathologie, s. Pflanzenkrankheiten.

Phytophagen (griech.), s. v. w. Pflanzenfresser, Herbivoren.

Phytotomie (griech.), s. v. w. Anatomie der Pflanzen, s. Botanik, S. 562.

Phytozoën (griech.), s. v. w. Pflanzenthiere (Polypen, Korallen).

Pi (*Π*, *π*), griech. Buchstabe, dem P entsprechend; in der Mathematik bezeichnet *π* (Abbreviatur für peripheria) die sogen. Ludolf'sche Zahl (s. Kreis). Von der galgenähnlichen Form des Buchstabens rührt das lat. Sprichwort her: »i ad graecum pi« (»geh' zum griechischen *Π*«), d. h. scher' dich zum Henker!

Pia causa (lat.), fromme Stiftung.

Piacenza (spr. pjatschenza), ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, bildete seit der Mitte des 18. Jahrh. eine Provinz des Herzogthums Parma, wurde 1860 mit Parma dem Königreich Italien einverleibt und ist seitdem eine zur Landschaft Emilia gehörige ital. Provinz, die von den Provinzen Cremona und Mailand (durch den Po davon getrennt), Pavia und Parma umschlossen wird, in die beiden Kreise P. und Fiorenzuola zerfällt und 2500 QKilom. (45,4 QM.) mit (1871) 225,775 Einw. umfaßt. Das Land wird im W. von der Kette der Apenninen (Ragola 1713 Meter hoch) mit deren gegen die Ebene sich herabsenkenden Ausläufern und Vorbergen erfüllt, von denen zahlreiche Gewässer, darunter die Trebbia und Nure, dem Po zuströmen. Der Boden ist namentlich in der Poebene sehr fruchtbar, das Klima gemäßigt und (mit Ausnahme der sumpfigen Strecken am Po) gesund. Die Hauptbeschäftigung bildet die Agrikultur, deren Hauptprodukte Getreide, insbesondere Weizen, Wein (darunter der Vino santo) und Melonen sind. Bedeutend ist auch die Schweine- und Rindviehzucht, welch letztere vorzügliche Käse ergibt, sowie die Seidenkultur, auf welche zugleich der Hauptzweig der Industrie gegründet ist. Die Provinz wird von der Eisenbahn Alessandria-Bologna durchschnitten, an welche sich bei der Hauptstadt die von Mailand kommende Linie anschließt. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt nahe am rechten Ufer des Po, unterhalb der Mündung der Trebbia, und macht mit ihren zahlreichen Kirchen und Palästen einen malerischen Eindruck. Sie ist mit Mauern, 12 Bastionen und anderen modernen Befestigungswerken umgeben, durch welche 6 Thore ins Innere der Stadt führen. Die Straßen sind regelmäßig, gerade und breit; eine der schönsten ist der 1200 Schritte lange Korso oder Strada Farnese. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich namentlich der Hauptplatz (Piazza dei Cavalli) mit dem Stadthaus, dem Gouvernementspalast, dem Teatro Filodrammatico, den kolossalen ehernen Reiterstatuen Alessandro Farnese's und seines Sohns Ranuzio und der 1867 von der Stadt errichteten Statue des Strafrechtslehrers Romagnosi, dann die Piazza del Duomo mit Säulengängen aus. Von Palästen sind zu nennen: das Stadthaus (Palazzo del Comune), eins der prachtvollsten Backsteinbauwerke des 13. Jahrh., der Palazzo del Governo, Palazzo Farnese (1558 von Vignola erbaut, aber nur zur Hälfte vollendet, schon seit 1800 Kaserne), der Gerichtspalast, die Privatpaläste der Grafen Gosia und Marazzani mit Gemäldegallerien und Pallastrelli mit Bücher- und Manuskriptsammlung. Die 1122 im romanischen Stil begonnene, 1223 vollendete Kathedrale hat eine lombardische Façade mit rothen Marmorlöwen unter den Vorhofsäulen, einen 68 Meter hohen Thurm, eine Kuppel mit Fresken von Guercino (Propheten und Sibyllen), Gemälde von Procaccini, L. Carracci und meisterhafte Chorstühle von Genovese. Bemerkenswerthe Kirchen sind außerdem: die gothische Kirche San Francesco (1278 begonnen); Sant' Antonio, die ehemalige Kathedrale (angeblich 324 erbaut, 1104 erneuert), mit weitem Spitzbogenvestibül und guten Fresken; San Sisto, ein schöner, 1499 begonnener Bau mit großem Vorhof und zahlreichen Gemälden und Monumenten (einst durch Raffaels Sixtinische Madonna verherrlicht); Madonna di Campagna, ein schöner Renaissance-Centralbau mit einer achteckigen Mittelkuppel und schönen Fresken von Pordenone u. a. P. ist der Sitz des Präfekten, eines Bischofs, eines Civil- und Korrektionstribunals, einer Finanzintendanz, einer Handelskammer, zweier Präturen und mehrerer Militärbehörden. An Bildungsanstalten besitzt die

Digitized by Google

Stadt: ein königliches Lyceum, ein Gymnasium, ein Seminar, ein Gewerbinstitut, eine technische Schule, das Institut Gazzola mit Zeichen- und Kunstschule, 4 Konviktkollegien für Mädchen, eine städtische Bibliothek mit 42,000 und eine zweite öffentliche Bibliothek (Landi) mit 50,000 Bänden und ein reichhaltiges öffentliches Archiv. Sonstige öffentliche Anstalten sind: 3 Theater, eine Filiale der Nationalbank, ein Kranken-, Gebär- und Findelhaus und andere (zusammen 19) Wohlthätigkeitsinstitute. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 34,985, welche sich, abgesehen von der Bodenkultur, mit der Fabrikation von Seiden-, Woll- und Baumwollwaaren, gedruckten Geweben, Hüten, Töpferwaaren ꝛc. sowie mit Handel beschäftigen. Große Wichtigkeit hat P. als Eisenbahnstation, da sich hier die aus den industriellen und volkreichen Orten der Lombardei, Piemonts und Liguriens kommenden Bahnen zu der großen mittelitalienischen Bahnlinie vereinigen. 3 Kilom. westlich von der Stadt führt über die Trebbia eine schöne, 460 Meter lange Steinbrücke mit 23 Bögen, welche Marie Luise 1825 erbauen ließ. 2½ Kilom. östlich von der Stadt liegt die Ortschaft San Lazzaro Alberoni mit dem vom Kardinal Alberoni gestifteten berühmten Seminar (Collegio Alberoni). — P. ist das alte Placentia und wurde 219 v. Chr. von den Römern als Kolonie mit dem Recht eines Municipiums im Gebiete der Anamaner erbaut. Hannibal schlug 218 in der Nähe die Römer in der Schlacht an der Trebia. Nachdem in den Punischen Kriegen die Stadt von den Galliern überfallen, geplündert und fast ganz zerstört worden war, bauten sie die Römer später wieder auf und befestigten sie. Eine neue Zerstörung erfuhr P. in den Kriegen Otho's gegen Vitellius (70 n. Chr.). Im Mittelalter wurden hier zwei Kirchenversammlungen gehalten, 1095 von Urban II. und 1132 von Innocenz II., wo der Gegenpapst Anaklet in den Bann gethan wurde. Alberto Scoto warf sich hier zur Zeit der Hohenstaufen zum Oberherrn auf, wurde vertrieben, wieder eingesetzt und abermals verjagt. Darauf herrschten abwechselnd verschiedene Geschlechter des hohen Adels der Stadt, die Ascelli, Landi, Anguissola und Torriani; 1313 kam P. an die Visconti und 1545 als Herzogthum an das Haus Farnese, dessen erster Herzog, Pierro Ludovico, hier von dem Balkon seines Palastes herabgestürzt wurde, worauf P. das Schicksal Parma's theilte. Am 16. Juni 1746 hier Schlacht zwischen den (siegenden) Oesterreichern unter Liechtenstein und den vereinigten Franzosen und Spaniern unter Gages und Maillebois. Im März 1848 wurden die herzoglichen Truppen aus P. vertrieben und dann eine provisorische Regierung eingesetzt. Am 16. März fand hier ein Gefecht zwischen den Piemontesen und Oesterreichern statt. Beim Beginn des italienischen Kriegs im Frühjahr 1859 wurde die Stadt und Citadelle von den Oesterreichern geräumt und fiel dann mit dem ganzen Herzogthum an Italien. Vgl. Rossi, Storia di P.

Piacenza, Herzog von, s. Lebrun 3) und 4).

Piacevole (ital., spr. pjatschéwole), musikal. Vortragsbezeichnung: gefällig, lieblich, leicht.

Piacimento (ital., spr. pjatschi-), Gefallen, Belieben; **a p.**, musikalische Bezeichnung, s. v. w. **ad libitum**, nach Belieben, gewöhnlich: zögernd.

Piacŭlum (lat.), Sühnopfer, s. Opfer.

Pia desideria (lat.), fromme Wünsche.

Pio memoriae (lat.), frommen Andenkens.

Piaffiren (franz.), hochtraben (von Pferden), großthun, stolziren; Piaffeur, Prahlhans, Aufschneider.

Pia frau
vermeintlich
schung für rel
Grundsatz: »d

Pia mate
Gehirn.

Piāna dei
ital. Provinz
Einw., hat ihr
nischen Kolon
und sich bis z
und Religion

Pianino,

Pianist (fr

Piano (ita
zeichnet in der
Schwäche des
noch einen schr
Pianissimo (a
Bei den Fran
wöhnliche Ben

Pianoforte
kalischen Instr
Vermöge sein
lisch brauchbar
als Begleitun
Stimme, als
ments zu die
wohlgerechtfert
gesicherte, um
liche Verbesser
nicht bloß sein
auch seinen Kl
des P. vor der
besteht vorzüg
versalität, welc
Seiten, einzel
kommenste ger
es auch von jeh
nisten, für da
jedes andere I
bedeutendsten
größere Kompo
zu verschaffen,
in Bearbeitung
ständigkeit ließ
strument über
werden kann,
trägen auf der
bedeutendsten
z. B. Fr. Liszt,
low, Rud. Nie
Clara Schum
haben, was m
wagt werden k
Anfang des 18
difikation wen
wohl leicht der
vollkommneren
men. Bartolo
1710 als Instr
der erste, welch
mus herstellte
Tasteninstrum
seine Erfindun
(vgl. auch Pia
von Sc. Massei
Zeichnung erlä
anlaßt oder di

iſt nicht mehr zu entſcheiden) legte der Franzoſe Marius der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris drei Modelle von Hammerklavieren vor, und 1717 hatte der Organiſt Chr. Gottl. Schröter (geſt. 1782) zu Nordhauſen die Idee gefaßt, die Saiten des Klaviers durch anſchlagende Hämmer tönen zu machen, nach welcher er ſich zwei Modelle anfertigte (eins mit Hammerſchlag von oben, eins mit ſolchem von unten), die er 1721 dem Dresdener Hofe vorlegte. Da jedoch Schröter kein Vermögen beſaß, um ein Inſtrument nach ſeinen Ideen bauen laſſen zu können, blieb es in Deutſchland vorläufig nur bei dieſer Idee, während in Italien bereits Hammerklaviere von ziemlich vollkommener Konſtruktion gebaut wurden. Erſt 1726 nahm der berühmte Orgelbauer G. Silbermann (geſt. 1753 in Dresden) in Freiberg den Plan Schröters wieder auf und baute danach das erſte Inſtrument, dem er den Namen Fortepiano (»Starkſchwach«) gab. Infolge der vielen Vorzüge des Fortepiano oder, wie man jetzt allgemein ſagt, P. (franz. Piano) vor dem Klavichord gewann es bald weiteſte Verbreitung und allgemeine Beliebtheit, ſo daß es ſchon zu Ende des 18. Jahrh. gänzlich das alte Klavier verdrängt hatte, obgleich man dieſes auch nach jeder Hinſicht zu verbeſſern ſtrebte. So hatten z. B. 1764 die Gebrüder Wagner zu Schmiedefeld bei Suhl ihren Klavieren ein Flötenregiſter und einen Pianozug beigefügt; Milchmayer in Mainz hatte allein von 1770—80 an einem dreiklavierigen Inſtrument nicht weniger als 250 Veränderungen angebracht, unter anderen einen Crescendo- und Decrescendozug; Friderici in Gera fügte Bebung, 1783 der Mechanikus Marcia in London Pauken und Trompeten hinzu u. dgl. Das P. behielt aber die Oberhand. Von den bedeutendſten Förderern desſelben ſeien genannt: Fr. Jak. Späth (geſt. 1796) in Regensburg, der 1750—80 viele Klaviere in Pianoforte's umänderte; J. Andr. Stein (1728—92) in Augsburg, Schüler Silbermanns, baute 1758 Inſtrumente, bei denen er das P. mit dem Klavier verband, doch ſo, daß jede Inſtrumentengattung ihre beſonderen Saiten hatte und die beiden Klaviaturen ſich gegenüber befanden (über Steins Inſtrumente ſpricht ſich der junge Mozart in einem Brief an ſeine Eltern vom 17. Okt. 1777 ſehr günſtig aus). J. Gottl. Wagner in Dresden baute 1774 die erſten tafelförmigen Pianoforte's mit ſechs durch drei Pedale regierten Veränderungen (Claveein royal). Graf von Brühl, der ſächſiſche Geſandte in London, ließ 1774 daſelbſt ein P. bauen, welches blau angelaufene Stahlſaiten hatte, die nicht roſteten, und welches ſich durch einen flötenartigen Ton auszeichnete; J. G. Schirmer zu Sondershauſen und Joh. Schmidt in Salzburg brachten verſchiedene Verbeſſerungen am P. an (letzterer baute zuerſt aufrecht ſtehende Pianoforte's); 1794 baute E. Schlegel zu Altenburg das Fortepianoklavier, das vermittels eines Trittes ſowohl als P. wie als Klavier geſpielt werden konnte; J. G. Schenk in Weimar, ein Schüler Steins, brachte bei ſeinen tafelförmigen Pianoforte's eine Schwebung an, durch die ein Echo bewirkt werden konnte. V. v. Blaha in Prag erfand 1795 den Janitſcharenzug und brachte eine zweite Klaviatur über der erſten an, durch welche Pfeifen zur Anſprache gebracht wurden, die den nötigen Wind aus einem mit dem Fuß regierten Blaſebalg erhielten. Nach dieſer Idee baute Konrektor Zink in Homburg 1800 ein P. mit drei Klaviaturen, durch die ein Poſitiv, eine Harmonika, ein P., ein Klavier und mehrere Blas- und Saiteninſtrumente in Thätigkeit geſetzt wurden. Eine bedeutende Stelle in der Pianofortefabrikation nimmt Wien ein, wo zuerſt zu Ende des 18. Jahrh. ſich Walter und Schanz einen Namen machten; 1794 eröffneten Nanette und Andreas Stein, Tochter und Sohn von J. A. Stein in Augsburg, eine Fabrik, deren Inſtrumente durch vortreffliche Mechanik und ſeelenvollen Ton ſich auszeichneten (die Firma beſteht noch heute). Namentlich war es Nanettens Gatte J. Andr. Streicher (geſt. 1833), der den Ruhm des Etabliſſements hob, ſowie deſſen Sohn Bapt. Streicher (geſt. 1871) und Enkel Emil Streicher; ſie bauten 1824 die erſten Pianoforte's mit Hammerſchlag von oben und mit einer Oktavkoppelung, infolge deren die obere Oktave der angeſchlagenen Saite mitklingt. J. Böſendorfer (geſt. 1859) gründete 1829 eine Pianofortefabrik, welche noch heute unter Leitung ſeines Sohns L. Böſendorfer die beſten Konzertpianoforte's baut. Erwähnt ſeien auch Ed. Seuffert (geſt. 1855) und deſſen Nachfolger Fr. Ehrbar. Als Erfinder der engliſchen Mechanik (ſ. unten) iſt die Firma Broadwood u. Söhne in London zu nennen, die 1771 von John Broadwood begründet wurde und welche beſonders Thomas Broadwood (geſt. 1862) hob. In Paris waren J. Pleyel (geſt. 1831) und deſſen Sohn Camillo (geſt. 1855) thätig, mit denen ſich 1824 Fr. Kalkbrenner verband, durch deſſen Einfluß ſich das Geſchäft zu einem der erſten in Frankreich erhob. Das bedeutendſte Geſchäft in Paris begründete 1776 Seb. Erard (geſt. 1831) mit ſeinem Bruder J. Bapt. Erard (geſt. 1826), die während der Revolutionsjahre eine Filiale in London anlegten; ihr Neffe und Univerſalerbe Pierre Erard (geſt. 1855) erhöhte den Ruhm der Fabrik, die ſich bis heute auf höchſter Höhe hält. Außerdem iſt noch die Pianofortefabrik von H. Herz (geb. 1806) in Paris zu nennen. In Amerika wußten den Pianofortebau zu höchſter Blüte zu bringen die Firmen: Chikering u. Söhne in Boſton und Steinway u. Söhne in New York (ſeit 1833), die beide erfolgreich mit den vorzüglichſten europäiſchen Inſtrumenten konkurriren. In Deutſchland ſind jetzt die berühmteſten Firmen: Bechſtein, Duyſen, Schwechten und Bieſe in Berlin, Jul. Blüthner, Jul. Feurich und A. H. Francke in Leipzig, Ernſt Kaps und R. Roſenkranz (ſeit 1796) in Dresden, Ibach u. Sohn in Barmen, Knaake in Münſter, Schiedmayer in Stuttgart, Ed. Seiler in Liegnitz, J. Berndt in Breslau, Otto Börs in Hamburg u. a.

Die Form des P. iſt eine dreifache: die tafelförmige (Klavier), flügelförmige (Flügel) und aufrecht ſtehende (Pianino). Die Tafelform iſt die älteſte Form der Klavierinſtrumente und wird jetzt nur noch wegen Raumerſparung, aber höchſt ſelten angewendet, da ihr darin das Pianino erfolgreiche Konkurrenz macht und ſie an Klangfülle und Klangſchönheit übertrifft. Die Flügelform entſtand um die Mitte des 16. Jahrh. Die Idee dazu iſt höchſt wahrſcheinlich dem Cymbal oder Hackbret entnommen (daher auch der italieniſche Name Cimbalo oder Clavicembalo). Die Saiten dieſes Inſtruments wurden durch Stückchen von Raben-, Gänſe- oder Straußfederkielen, die in den Docken angebracht waren, gerijſen; der Stimmſtock befand ſich, wie noch heute, vorn über der Klaviatur. Gebaut wird der Flügel in verſchiedenen Größen: als Konzertflügel, der die größte Länge hat, und als Stutzflügel, der bedeutend kürzer als jener iſt; außerdem wird bei deutſchem Mechanismus auch noch eine Mittelgröße gebaut. E. Kaps baut neuerdings Flügel von beſonders kleinem Format, welche trotzdem den ſchönſten Klang haben, der an Kraft und Fülle dem eines großen Konzertflügels gleichkommt, was durch dreifach gekreuzte

image
not
available

ſpitz und ſcharf wird. Die Belederung beſteht zuerſt aus einer Lage Leder auf dem Scheitel des Hammers, dann folgt eine Lage Filz (aus Baum- und Schafwolle gefertigt) und vielfach noch eine Lage Hirſchleder, welche den Vortheil hat, daß der Filz weniger Feuchtigkeit annimmt, die den Klang der Saiten dumpf und matt macht. Die Klaviatur, d. h. die Reihe der Taſten, durch deren Niederdruck das Hammerwerk in Bewegung und die Saiten zum Tönen gebracht werden, befindet ſich an der Vorderfront des Inſtruments und beſteht aus Holzſtäbchen, deren für das Auge offener Theil mit weißem und ſchwarzem Horn oder Elfenbein belegt iſt. Man unterſcheidet Ober- und Untertaſten; erſtere ſind jetzt durchweg ſchwarz, letztere weiß, während man früher auch Inſtrumente mit ſchwarzen Untertaſten und weißen Obertaſten baute. Die Reihenfolge der Untertaſten iſt die der C dur-Tonleiter, während die Obertaſten die übrigen chromatiſchen Töne: cis-des, dis-es, fis-ges, gis-as und ais-b angeben. Ihr Umfang war zu Beethovens Zeit vom Kontra-E bis zum viergeſtrichenen f, während ſie ſich jetzt vom Doppelkontra-A bis zum fünfgeſtrichenen c erſtreckt. Neuerdings iſt auf Anregung J. H. Vincents in Czernowitz die ſchon früher (z. B. von K. Henfling 1708, J. Robleder 1792, K. B. Schumann 1859 u. a.) angewandte, aber wieder verſchwundene chromatiſche Klaviatur wieder in ein Lebensſtadium getreten, das mehr als ein bloß vorübergehendes Intereſſe gewährt. Dieſe chromatiſche Klaviatur beſteht aus der ununterbrochenen Reihenfolge von Ober- und Untertaſten; bei einzelnen Inſtrumenten brachten ſie in neueſter Zeit Schiedmeyer, Bechſtein, Bösendorfer und Steinway in Anwendung. Die Meſſing- oder Holztritte beim Flügel und Pianino, wodurch man mit den Füßen die Dämpfung (Fortezug) und Verſchiebung (wodurch die Klaviatur etwas bei Seite geſchoben wird, ſo daß der Hammer nur an zwei Saiten ſchlägt) regiert, nennt man Pedal. E. Zachariä hat in neuerer Zeit eine Erfindung gemacht, welche er Kunſtpedal nennt. Die Dämpfer löſen ſich dabei ganz unabhängig von einander in den verſchiedenſten Gruppirungen von den Saiten und ermöglichen bei kunſtgerechter Ausführung die herrlichſten Wirkungen, indem die Melodie getragen und belebt erſcheint, die Harmonien ſchweben, die Bäſſe lang und prächtig ausklingen, die Paſſagen Klang und Feuer, die Bindungen Wärme und Innigkeit haben. Blüthner hat bereits danach Inſtrumente konſtruirt. Ebenſo ließen ſich 1874 Steinway u. Söhne ein neues Tonhaltungspedal patentiren, das jeden beliebigen Ton fortklingen läßt. Eine andere Art Pedalklaviere baut ſeit 1843 L. J. Schöne in Leipzig, indem er an Pianino's auch eine Klaviatur für die Füße (von C—e) anbringt, welche mit Pfeifen in Verbindung ſteht, wodurch der Orgel ähnliche Wirkungen erzielt werden können (bedeutende Kompoſitionen dafür lieferte Rob. Schumann in ſeinen »Studien für Pedalflügel«, op. 56 u. 58). Schließlich ſeien noch einige neue Vervollkommnungen des Klaviermechanismus erwähnt. Die eine iſt das von F. Ehrbar in Wien erfundene Prolongement, wodurch dem Spieler ermöglicht iſt, jeden beliebigen Ton allein oder mit anderen nachtönen zu laſſen, während die anderen darüber, darunter oder dazwiſchen geſpielten Figuren bald nach dem Taſtenanſchlag verſtummen; eine andere iſt das Aliquotpiano von J. Blüthner (in Flügel-, Pianino- und Tafelform), eine auf den Aliquottönen (ſ. d.) beruhende Konſtruktion. Für gewiſſe Tonregionen iſt hier das Hauptſtreben dahin gerichtet, durch beſondere Saiten die harmoniſchen Obertöne durch Mitklingen von Saiten, welche jene enthalten, zu verſtärken, während für andere Lagen die Verſtärkung der Kombinationstöne (ſ. d.) durch Mitſchwingen beſonderer Saiten erzielt wird. Das Hauptaugenmerk dabei wurde auf die Oktaveverſtärkung nach oben und unten und die Einklangsverſtärkung gerichtet. Zur Durchführung dieſer Idee waren eine neue Dämpferkonſtruktion (Doppeldämpfung), eine Erweiterung des Raums der Klaviatur, eine neue Steglage und ein ganz neues Agraffenarrangement nothwendig. Obwohl dies Inſtrument 72 Saiten mehr als jedes andere enthält, iſt dennoch das Stimmen, Aufziehen und Abnehmen der Saiten ebenſo bequem wie früher, die Spielart ſchön und elaſtiſch und die Haltbarkeit der Stimmung eine größere, der Ton von herrlicher Klangfarbe und in allen Lagen gleichmäßig. Noch weitere Erfindungen und Verbeſſerungen am P. ſ. Steinway. Unter den zahlreichen Anleitungen, das P. zu ſpielen (Klavierſchulen), ſind hervorzuheben: die von A. Eberh. Müller (von Knorr neu bearbeitet), L. W. Greulich, Clementi (»Gradus ad Parnassum«), Cramer, J. G. Werner, K. Czerny, Hummel, Moſcheles, Fr. Kalkbrenner, Plaidy (»Techniſche Studien für P.«), L. Köhler, Lebert und Stark (nach einem von Grund aus neuen, aber ſehr bewährten Syſtem) u. a. Vgl. Blüthner und Gretſchel, Lehrbuch des Pianofortebaues (Weim. 1872); Fiſchhof, Geſchichte des Klavierbaues (Wien 1853); Paul, Geſchichte des Klaviers (Leipz. 1868).

Pianoſa, zur ital. Provinz Livorno gehörige Inſel im Tyrrheniſchen Meer, ſüdöſtlich von Elba, iſt ſehr fruchtbar und erhielt ihren Namen (im Alterthum Planaſia) von ihrer ganz ebenen Oberfläche. Sie zählt (1871) 601 Bewohner, meiſt Fiſcher, und wird von der italieniſchen Regierung als Strafkolonie benutzt. Auguſtus verbannte hierher ſeinen Enkel Agrippa Poſthumus.

Piariſten (Arme der Mutter Gottes zu den frommen Schulen, auch Väter der frommen Schulen, Patres scholarum piarum, in Polen Piaren genannt), geiſtlicher Orden, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch ein viertes beobachtet, das ſeine Mitglieder zu unentgeltlichem Unterricht der Jugend verpflichtet. Derſelbe ward 1607 von einem ſpaniſchen Edelmann, Joſ. Calaſanza (geſt. 1648 zu Rom), geſtiftet, 1621 von Gregor XV. beſtätigt und zu einer Kongregation regulirter Kleriker erhoben ſowie von Innocenz XII. mit den wichtigſten Privilegien der Bettelorden ausgeſtattet. Die P. verſuchen zu Gunſten des Katholicismus auf die Volkserziehung einzuwirken. Ihre Ordensverfaſſung iſt der der Jeſuiten ähnlich. Auch in der Tracht gleichen ſie denſelben, nur tragen ſie einen kürzern Mantel und ſchließen den Rock auf der Bruſt mit drei ledernen Knöpfen. Noch jetzt ſtehen viele Gymnaſien und Volksſchulen, beſonders in den öſterreichiſchen Staaten, unter Leitung der P.

Piaſſäba (Piaſſava), ſ. Attalea.

Piaſten, poln. Fürſtengeſchlecht, deſſen Stammvater Piaſt, ein Bauer aus Kruswitz in Kujavien, 840—890 als erſter Herzog über Polen geherrſcht haben ſoll. Es ſtammte aus Großpolen und breitete im 10. Jahrh. ſeine Herrſchaft allmählich über die Nachbarſtämme aus. Mieczyslaw I. (geſt. 992) bekehrte ſich 955 zum Chriſtenthum, und ſein tapferer Sohn Boleslaw Chrobry (ſ. Boleslaw 2a), der zuerſt den Königstitel

Digitized by Google

image
not
available

ausgeführte Gradmeſſung bekannt gemacht, bei welcher zuerſt Winkelmeſſer mit Fernröhren in Anwendung kamen (vgl. Graomeſſungen). Die Reſultate hat er in »La mesure de la terre« (Par. 1671) niedergelegt.

2) Louis Bénoit, franz. Luſtſpieldichter, geb. 20. Juli 1769 zu Paris, trat ſchon ſehr frühzeitig mit dem Luſtſpiel: »Le badinage dangereux« auf und wurde bald einer der beliebteſten Bühnendichter Frankreichs. Er glänzte daneben auch (auf dem Théâtre français) als Schauſpieler und ward 1809 Direktor des Theaters Louvois (im Odeon). 1807 erhielt er von Napoleon I. die Direktion der Großen Oper, übernahm 1816 das Theater des Odeon wieder, verlegte es nach dem Brande deſſelben 1818 in den Saal Favart, trat ſpäter vom Theater ab und ſtarb 31. Dec. 1828. Seine zahlreichen (etwa 80) Stücke, meiſt Luſtſpiele (worunter »La petite ville«, »Les provinciaux à Paris«, »Les amis de collége«, ganz beſonders aber »Médiocre et rampant« mit Recht berühmt ſind), zeichnen ſich durch lebhaften Dialog, treffenden Witz und ſchöne Anordnung der einzelnen Partien aus. Sie erſchienen geſammelt in den »Oeuvres de P.« (1821—22, 10 Bde.), die auch mehrere Romane von P. enthalten, und wurden zum Theil auch von Iffland, Th. Hell u. a. für die deutſche Bühne bearbeitet. Das poſthume »Théâtre républicain« (1832, 2 Bde.) enthält die Stücke, welche P. ſelbſt von der Sammlung ausgeſchloſſen hatte.

3) Louis Joſeph Erneſt, franz. Politiker, geb. 24. Dec. 1821 zu Paris, ward 1844 Advokat daſelbſt und ſchloß ſich früh der republikaniſchen Partei an, in deren Reihen er gegen das zweite Kaiſerreich ankämpfte. 1856 in den Geſetzgebenden Körper gewählt, gehörte er zu der berühmten Gruppe der Fünf und zeichnete ſich als glänzender Redner, beſonders in Finanzfragen, aus, indem er das verſchwenderiſche Syſtem der kaiſerlichen Regierung, namentlich in der Verwaltung der Stadt Paris und der mexikaniſchen Expedition, aufdeckte. Im September 1870, unter der Regierung der nationalen Vertheidigung, ward er Finanzminiſter; Februar bis Mai 1871 war er unter Thiers Miniſter des Innern; 31. Okt. 1870 bei der kommuniſtiſchen Emeute in Paris rettete P. die Regierung durch ſeine Geiſtesgegenwart und Umſicht. 1871—73 war er Geſandter in Brüſſel, zugleich bis 1876 Mitglied des linken Centrums in der Nationalverſammlung. Seit 1876 lebenslängliches Mitglied des Senats, ſtarb er 13. Mai 1877.

Picarden, ſ. v. w. Begharden, Beguinen, Adamiten und »Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes«.

Picardie, alte Provinz im nordöſtlichen Frankreich, zwiſchen der Champagne, Hennegau, Artois, der Normandie, Isle de France und dem Meer gelegen, zerfiel in die Ober- und Niederpicardie und iſt gegenwärtig unter die Departements Pas de Calais, Somme, Oiſe, Aiſne und Nord vertheilt. Die Hauptſtadt war Amiens. Zur P. gehörte auch die Grafſchaft Ponthieu (ſ. d.) mit der Hauptſtadt Abbeville, jetzt im Departement Somme. Die P. kam ſchon frühzeitig unter die Herrſchaft der Franken, deren Könige zuerſt in Amiens reſidirten. Philipp von Elſaß, Graf von Flandern, erhielt die Grafſchaft P. mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth als Brautſchatz. Nach ſeinem und ſeiner Verwandten Tode kam ſie jedoch an Frankreich zurück und blieb ſeitdem ununterbrochen mit demſelben vereinigt.

Picāro (ſpan.), Gauner, Schelm; daher picariſcher Roman, der ſogen. Schelmenroman, wie ihn die Spanier Mendoza und Queveda aufbrachten.

Picart (ſpr. -tar), 1) Etienne, Kupferſtecher, geb. 21. Okt. 1632 zu Paris, Schüler von G. Rouſſelet, lebte lange zu Rom, daher er nach ſeiner Rückkehr den Beinamen le Romain erhielt. Seit 1684 Mitglied der königlichen Akademie zu Paris und Graveur des Königs, begab er ſich ſpäter mit ſeinem Sohn Bernard nach Amſterdam, wo er 12. Nov. 1721 ſtarb. P. hat eine große Anzahl von ſein durchgeführten Blättern geliefert.

2) Bernard, Kupferſtecher, Sohn des vorigen, geb. 11. Juni 1673 zu Paris, Schüler ſeines Vaters und Leclercs, verließ als eifriger Proteſtant um 1710 Frankreich und ging nach Amſterdam, wo er eine Kunſtſchule gründete und 8. Mai 1733 ſtarb. Seine Werke belaufen ſich auf 1300 Blätter, von denen aber viele nur unter ſeiner Aufſicht von Schülern ausgeführt und, beſonders die ſpäteren, oft ſehr manierirt ſind. Seine große Fertigkeit, die verſchiedenen Stichmanieren älterer Künſtler nachzuahmen, erhellt namentlich aus einer Sammlung von 78 Blättern, die 1738 zu Amſterdam unter dem Titel: »Impostures innocentes« erſchien. Zu dem Beſten, was er lieferte, gehören die Bildniſſe ſeines Vaters, des Roger de Piles und des Prinzen Eugen; ferner ſein Kindermord, die 8 Blätter Tapisseries de Mons nach C. Le Brun und die Toilette der Venus nach A. Carracci.

Piccadilly, eine der Hauptſtraßen Londons, ſoll ihren Namen einem »Pickadille« genannten Hemdenkragen verdanken, durch deſſen Verkauf ein hier lebender Schneider 1605—1620 ein großes Vermögen erwarb.

Piccini (ſpr. pitſchini), Niccolò, berühmter Komponiſt, geb. 1728 zu Bari in Unteritalien, beſuchte das Konſervatorium Sant' Onofrio zu Neapel und komponirte damals ſchon Pſalmen, Motetten, Arien und eine ganze Meſſe, ſeit 1754 auch mehrere Opern, unter anderen: »Zenobia« (1756), »Alessandro nell' Indie« (1758), »Cecchina« (1760) und »Olimpiade« (1761), durch die er der gefeiertſte Komponiſt Italiens ward. Nachdem er binnen 15 Jahren 130 Opern vollendet, trat ihm zu Rom Anfoſſi als Nebenbuhler entgegen, und es fiel hier ſogar eine ſeiner Opern durch, daher er ſeine Kraft für längere Zeit bloß noch den Theatern zu Neapel widmete. 1776 folgte er einem Ruf nach Paris und errang hier, trotz Glucks Rivalität, mit ſeiner Oper: »Roland« einen vollſtändigen Triumph. Dagegen unterlag er gegen jenen mit ſeiner Löſung der beiden Meiſtern geſtellten Aufgabe einer Kompoſition der Oper: »Iphigenie in Tauris«. Bald darauf verließ Gluck Paris, und P. behauptete allein das Feld. Von ſeinen übrigen Opern, die er zu Paris ſchrieb, ſind hervorzuheben: »Atys« (1783), »Dido« (ſein Hauptwerk), »Adèle de Ponthieu«, »Le faux lord«, »Pénélope«, »Diane et Endymion«, »Phaon«, »Clytemnestre« u. a. Zugleich leitete er von 1782 an eine öffentliche Singſchule, kehrte aber nach Ausbruch der Revolution nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Sein für die Faſten 1792 geſetztes Oratorium: »Jonathan« und die komiſche Oper: »La serva onorata« ernteten wieder den glänzendſten Beifall. Bald aber kam er in den Ruf revolutionärer Geſinnung und ſah ſich von Verfolgungen jeglicher Art betroffen. Er folgte daher gern der Einladung von Seiten des Sängers David nach Venedig, für deſſen Theater er »Griselda« und »Il servo padrone« ſchrieb. Nach neunmonatlicher Abweſenheit nach Neapel zurückgekehrt, ward er hier vier Jahre lang polizeilicher Aufſicht unterſtellt, komponirte aber auch während dieſer Zeit vieles, namentlich Pſalmen für Kirchen

Digitized by Google

image
not
available

ſeines Verſprechens nichts, ward aber doch nach dem Staatsſtreich des 18. Fructidor (4. Sept.) verhaftet und mit 20 Mitſchuldigen zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Von hier entkam er im Juni 1798 mit ſieben Gefährten nach Paramaribo, ging nach England, ſchloß ſich 1799 dem öſterreichiſch-ruſſiſchen Heer unter Korſakow an, lebte einige Zeit in Deutſchland und kehrte dann nach England zurück. Nachdem er ſeine früheren Verbindungen mit den Bourbons wieder angeknüpft, entwarf er mit Georges Cadoudal den Plan, den Erſten Konſul zu ermorden. Verkleidet begaben ſich beide 1804 nach Paris, wo P. mit Moreau Verbindungen anknüpfte, 28. Febr. aber verhaftet wurde. Ehe ſein Proceß zur Entſcheidung kam, fand man ihn 5. April 1804 in ſeinem Kerker im Temple erdroſſelt, vielleicht von ſeiner eigenen Hand oder auf Bonaparte's Befehl. 1816 wurde ihm in Arbois eine Statue errichtet. Vgl. Montgaillard, Mémoire concernant la trahison de P. dans les années III, IV, V (Par. 1804); Gaſſier, Vie du général P. (daſ. 1814); Pierret, P. (daſ. 1826).

Pichincha (ſpr. pitſchintſcha), Vulkan in der ſüdamerikan. Republik Ecuador, nordweſtlich von Quito, das an ſeinem Fuß liegt, mit 5 Gipfeln, deren höchſter 4787 Meter Höhe erreicht.

Pichler, 1) Anton, berühmter Steinſchneider, geb. 12. April 1697 zu Brixen, bildete ſich zu Neapel als Autodidakt zum Steinſchneider aus und lebte ſeit 1750 zu Rom, wo er 14. Sept. 1779 ſtarb. Seine vorzüglichſten Werke belaufen ſich ungefähr auf 40 Stück; darunter ſind nach eigener Erfindung: Antigone und Ismene vor dem Tempel der Furien, dem Vater die Rückkehr nach Theben rathend, ein großer Onyx, und Priamos zu den Füßen des Achilleus; ferner ſind hervorzuheben: die große Büſte von Homer; der Kopf des Julius Cäſar; Meleager, nach der Statue im Vatikan; das Bacchanal des Michelangelo, deſſen Siegelring genannt, genau kopirt. Vgl. Rollett, Die drei Meiſter der Gemmoglyptik: Antonio, Giovanni und Luigi P. (Wien 1874).

2) Johann, ebenfalls berühmter Steinſchneider, Sohn des vorigen, geb. 1. Jan. 1734 zu Neapel, bildete ſich unter ſeinem Vater und nach der Antike und ſchnitt ſchon im 15. Jahr einen Herkules im Kampf mit dem nemeiſchen Löwen, der allgemeine Bewunderung erregte. Sein Ruf ward ein europäiſcher. Er ſtarb zu Rom 25. Jan. 1791. Seine Gemmen, ſowohl vertieft als erhaben geſchnitten, ſind von ausgezeichneter Reinheit und Schärfe. Auch in der Paſtellmalerei leiſtete er Gutes.

3) Johann Joſeph, Steinſchneider, Stiefbruder des vorigen, geboren um 1760 zu Rom (nach anderen 1740) und daſelbſt herangebildet, ſchnitt verſchiedene treffliche Kameen und Intaglio's. Ausgezeichnet ſind die Bildniſſe des Kaiſers Franz und des Papſtes Pius VII. Als Profeſſor der Steinſchneidekunſt nach Wien berufen, erhielt P. hier den Auftrag, von ſämmtlichen koſtbaren Steinen des k. k. Antikenkabinets als Geſchenk für den Papſt Glasgüſſe zu machen. 1821 überbrachte P. ſelbſt dieſe aus mehreren hunderten von Paſten beſtehende Sammlung nach Rom. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

4) Johann Peter, Kupferſtecher, geb. 13. Mai 1765 zu Bozen, widmete ſich zu Wien der Kupferſtecherkunſt und hielt ſich ſodann, von dem Fürſten von Anhalt-Deſſau mit der Anfertigung mehrerer Platten für die zu Deſſau neu errichtete Chalkographiſche Geſellſchaft beauftragt, längere Zeit zu Dresden auf und wirkte daſelbſt als Profeſſor der Schabkunſt; er ſtarb 18. März 1806 zu Wien. P. hat eine bedeutende Anzahl von ſchönen Blättern geliefert, wie Magdalena und Johannes nach Battoni, die fliehende Myrrha nach Pouſſin, Venus nach Tizian, Omphale nach Domenichino u. a.

5) Karoline, Romanſchriftſtellerin, geb. 7. Sept. 1769 zu Wien, erhielt im Haus ihres Vaters, des Hofraths v. Greiner, eine ſehr ſorgfältige Erziehung, verheirathete ſich 1796 mit dem nachherigen Regierungsrath Andreas Pichler und trat ſeit 1800 als Schriftſtellerin mit zahlreichen Romanen und einzelnen dramatiſchen Verſuchen auf. Von ihren Romanen fanden »Agathokles« (Wien 1808, 3 Bde.), »Frauenwürde« (daſ. 1808, 4 Bde.), »Die Belagerung Wiens« (daſ. 1824, 3 Bde.), von ihren kleineren Erzählungen »Das Schloß im Gebirge«, »Der ſchwarze Fritz« den meiſten Beifall. Nicht ohne Erzählertalent und eine gewiſſe Würde, war P. als Schriftſtellerin doch zu ſehr in den Anſchauungen ihrer Umgebung befangen und konnte daher weder tiefere Konflikte und Charaktere darſtellen, noch überall die redſelige Breite der altwieneriſchen Belletriſtik vermeiden. Ihre »Sämmtlichen Werke« erſchienen Wien 1820—45, 60 Bde. An ſie ſchloſſen ſich ihre »Denkwürdigkeiten«, herausgegeben von F. Wolf (Wien 1844, 4 Bde.). P. ſtarb zu Wien 9. Juli 1843.

6) Adolf, Dichter und Naturforſcher, geb. 4. Sept. 1819 zu Erl in Tirol, ſtudirte zu Innsbruck und Wien Medicin und Naturwiſſenſchaften und trat als Dichter zuerſt mit ſeinen »Frühliedern aus Tirol« (Innsbr. 1846) hoffnungerweckend vor die Oeffentlichkeit. Als 1848 die Grenzen Tirols von Italien her bedroht waren, eilte er unter die Fahnen der Freiwilligen, welche auch der alte Haspinger begleitete, nahm an einigen Gefechten tapfern Antheil und erhielt nach der Heimkehr vom Kaiſer den Orden der Eiſernen Krone, infolge deſſen ihm neuerlichſt (1877) geſtattet ward, das Prädikat »von Rautenfar« zu führen. P. gab demnächſt eine werthvolle Abhandlung über »Das Drama des Mittelalters in Tirol« (Innsbr. 1850) heraus und bewährte ſeine poetiſche Kraft in den Sammlungen: »Lieder der Liebe« (daſ. 1852), »Gedichte« (daſ. 1853) und »Hymnen« (daſ. 1855). 1859 erlangte er eine Suppleantenſtelle für Botanik an der Innsbrucker Univerſität und 1867 daſelbſt die Profeſſur für Geologie. Von Schriften ſind noch anzuführen: »Aus den Tiroler Bergen« (Münch. 1862), Erzählungen, welche, wie die ſpäteren: »Allerlei Geſchichten aus Tirol« (Jena 1867), ein ſchönes novelliſtiſches Talent bekundeten; »In Lieb' und Haß«, Elegien und treffende Epigramme (Gera 1869); »Deutſche Tage«, Zeitgedichte aus Tirol (Berl. 1870); das Gedicht: »Der Herenmeiſter« (Gera 1872) und die erzählende Dichtung: »Markſteine« (daſ. 1875). Eine begonnene Biographie: »Zu meiner Zeit« (Innsbr. 1876), wird fortgeſetzt und den gegen die Finſterlinge tapfer auf ſeinem Poſten ſtehenden Mann ganz zeigen. Auf wiſſenſchaftlichem Gebiet ſind Pichlers »Beiträge zur Geognoſie Tirols« (in der »Zeitſchrift des Ferdinandeums«, Innsbr. 1862) und »Zur Geognoſie der Alpen« (daſ. 1867) zu erwähnen.

Picholines (franz., ſpr. pikolin oder pikoh), eingemachte Oliven.

Pickel, ſ. Celtes.

Pickelbeere, ſ. v. w. gemeine Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus *L.*

Pickelflöte (Pikkolflöte), ſ. Flöte.

Pickelhäring, ſ. v. w. Hanswurſt.

Digitized by Google

image
not
available

mit einem Specht, dem Weißagevogel des Mars, später als Jüngling mit einem Specht auf dem Haupt.

Pie (engl., spr. pei), s. v. w. Pastete.

Pie (spr. pei, Mehrzahl: Pice), Rechnungsgeld in Ostindien, = 1/12 Anna = 1 Pfennig. In Bombay wird die Rupie zu 16 Anna à 4 Pice gerechnet, und ein solcher P. = 3 Urdee oder P. à 2 Reas hat den dreifachen Werth des P. In Singapur und Pinang wird der span. Dollar auch in 10 Kopang à 10 Pice getheilt. In Bombay ist Pice als Gewicht = 10,584 Gramm.

Pièce (franz., spr. pjäs), ein Stück, insofern es etwas für sich Bestehendes oder selbständiger Theil eines Ganzen ist, z. B. ein Musik-, Schrift-, Bühnenstück; ein Gericht als Theil einer Mahlzeit; ein Gemach als Theil einer Wohnung. P. à tiroir, s. v. w. Schubladenstück (s. d.); P. à jambes, Bühnenstück, worin das Ballett die Hauptsache; P. de résistance, ein mächtiges, lange vorhaltendes Stück Fleisch, übertragen s. v. w. langweiliger Leitartikel.

Piécette (franz., spr. pjeßett, Diminutiv von pièce, Stück), Bezeichnung für den span. Goldpiaster oder Escudillo de oro, = 4,3672—4,1294 Mark.

Pied (franz., spr. pjeh), Fuß.

Pied-à-terre (franz., spr. pjetatähr), Absteigequartier, Landhäuschen eines Städters.

Piedestal (franz., spr. pjé-), »Fußgestell« für Vasen, Säulen, Kandelaber, Bildsäulen, meist nur aus einem einfachen Würfel oder Cylinder ohne Kranz- und Fußgesimse bestehend; vgl. Postament.

Piedimónte (spr. pje-, P. d'Alife), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Caserta, am Monte Matese, mit Schloß, Seminar, Hospital, lebhafter Industrie in Baumwoll-, Woll- und Leinenwaaren, Weinbau, Handel und (1871) 7073 Einw.

Piedra-Blanca (spr. pje-), Stadt in der argentin. Provinz Catamarca, am nördlichen Ende des Thals de las Chacras, mit reichem Anbau von Getreide und Fruchtbäumen, ansehnlichem Handel mit Feigen, Wein, Traubenbranntwein und 3434 Einw.

Piekar (Deutsch-P.), Dorf im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, mit kathol. Pfarrkirche und (1875) 6424 Einw. Dabei die bedeutendste Galmeigrube Oberschlesiens (Scharleigrube) an der Rechten Oderuferbahn, mit einer jährlichen Förderung von 1⅓ Mill. Ctr. Galmei.

Piemont (spr. pi-emóng, Piemonte, v. lat. Pedemontium), ehemaliges Fürstenthum in Oberitalien, bis 1859 zum Königreich Sardinien gehörig und den vorzüglichsten Theil desselben bildend, gegenwärtig eine Landschaft (compartimento) des Königreichs Italien, grenzt gegen N. an die Schweiz, gegen O. an die Lombardei (Provinzen Como, Mailand und Pavia), gegen S. an Ligurien (Genua und Porto Maurizio) und Frankreich (Seealpen), gegen W. an Frankreich (Niederalpen, Oberalpen, Savoyen und Obersavoyen) und umfaßt die vier Provinzen: Turin, Cuneo, Alessandria und Novara, mit einem Flächenraum von 29,269 QKilom. (531,55 QM.) und (1871) 2,899,564 Einw. Seinen Namen hat P. von der Lage am Fuß der Berge (Alpen). Gegen O. ist das Land offen und frei, und es zieht sich von da das weite Pothal in ebener Fläche bis zum Adriatischen Meer fort. Auf allen übrigen Seiten wird P. von Bergen umschlossen, welche steil und schroff abfallen und ihre Zweige nicht weit vorschieben. Von den Penninischen Alpen im N., die P. von Wallis trennen, führt die Simplonstraße herab. In dieser Centralgebirgskette erheben sich der Monte Rosa, der Große St. Bernhard, der Montblanc und andere Gebirgsspitzen zwischen Gletscherfeldern auf der Grenzscheide. Die südlich steil abfallenden Vorberge bilden anmuthige Thäler, welche mit dem romantischen Charakter der Schweizerthäler die üppige Vegetation des Südens verbinden. An das Penninische Hochgebirge lagern sich in einem stumpfen Winkel die Grajischen Alpen an und bilden bis zum Mont Cenis die Scheidewand zwischen P. und Savoyen. In südlicher Richtung, zwischen Frankreich und P. bis zu den Quellen der Stura, ziehen sich die Kottischen Alpen hin. Am Ursprung der Stura erheben sich die Seealpen, die P. von Nizza trennen, und die Scheide zwischen P. und Genua bildet der von den Seealpen ausgehende wasserarme und kahle Apennin. Groß ist der Reichthum an Gewässern, welche die umgrenzenden Gebirge in die Ebenen Piemonts hinabsenden. Der Hauptfluß ist der Po, der links in P. den Pellice mit dem Clusone, die Dora Riparia, den Orco, die Dora Baltea und Sesia, rechts die Varaita, Maira, den Tanaro und die Scrivia aufnimmt. Zu erwähnen ist auch der außerhalb P. in den Po mündende Tessin, welcher von seinem Ausfluß aus dem Lago Maggiore an die Grenze gegen die Lombardei bildet. Auch der Lago Maggiore bespült von der Grenze des Kantons Tessin bei Brissago bis zum Ausfluß des Tessin bei Sesto das piemontesische Gebiet. Zur Seite des Lago Maggiore liegt der Ortasee; die übrigen Seen sind von keiner Bedeutung. Die Landschaft enthält zahlreiche Schiffahrts- und Bewässerungskanäle, welche die Dora Baltea mit der Sesia und dem Po, den Gesso mit der Stura u. a. verbinden. Der bedeutendste derselben ist der mit großem Kostenaufwand (64 Mill. Lire) und zahlreichen bemerkenswerthen Kunstbauten ausgeführte Cavour-Kanal, welcher bei Chivasso aus dem Po abgeleitet ist, mit einem Viadukt die Dora Baltea und auf seinem weitern Lauf gegen NO. den Cervo, die Sesia und Agogna überschreitet und bei Galliate nach 82 Kilom. langem Lauf in den Ticino mündet. An Heilquellen ist P. reich; wir nennen: die warmen Bäder zu Acqui, Valdieri und Vinadio, die Mineralquellen zu Pré St. Didier, Courmayeur und St. Vincent. Das Klima richtet sich nach der Erhebung des Landes. Die Gebirge haben Gletscher und Schneefelder und sind kalt und rauh; je mehr man sich aber von den Bergen entfernt, um so milder wird die Luft, und im eigentlichen Pothal entwickelt sich eine üppige Fülle südlicher Vegetation. Die höheren Gebirgsstriche haben kahle Felsenmassen und steiniges, dürftiges Erdreich, aus dem nur Gras für die Viehherden sproßt; um so fruchtbarer ist das niedere Land, dessen natürliche Fruchtbarkeit durch die künstliche Bewässerung noch ungemein erhöht wird. Hauptprodukte sind: Getreide, Mais, Reis, Hülsenfrüchte, Hirse, Flachs, Wein, Oliven, Nüsse, Kastanien, Obst, Trüffeln. Der Ertrag an Wein beläuft sich jährlich auf 3,8 Mill. Hektol. im Werth von über 140 Mill. Lire. Waldungen gibt es nur in den Gebirgsgegenden, und nirgends sind sie von großer Ausdehnung; dazu ist die Forstkultur gänzlich vernachlässigt. Was das Thierreich betrifft, so finden sich im Hochgebirge noch Steinböcke, Gemsen, auch Luchse und Wölfe, Adler und Geier. Auf die Rindviehzucht wird viel Fleiß verwendet, die Pferdezucht liegt dagegen sehr darnieder. Die Alpentriften werden im Sommer von Bergamasker Herden (etwa 50,000 Stück) gegen Hutgeld beweidet. Die piemontesische Seide wird für die vorzüglichste in Europa gehalten; nach der letzten Erhebung (1866) wurden in 438 Filanden im ganzen

Digitized by Google

image
not
available

Washington. Doch gingen ihm die Verständigkeit und ruhige Energie, die er in einem kleinen Wirkungskreis gezeigt, auf dem großen Schauplatz, auf den er jetzt berufen war, verloren. Schwäche nach innen und fortwährende Zwistigkeiten mit dem Ausland charakterisiren seine vierjährige Präsidentschaft. Am 4. März 1857 legte er nach Ablauf seiner Zeit sein Amt nieder, um in die Dunkelheit des Privatlebens zurückzukehren. Er starb 8. Okt. 1869. Vgl. Hawthorne, Life of Franklin P. (Bost. 1852).

Piere, s. v. w. Elritze.

Piĕriden, 1) Beiname der Musen, entweder abzuleiten von der Landschaft Piĕrien, wo frühzeitig Musendienst stattfand, oder von Piĕros, dem Makedonier, der denselben in Thespiä eingeführt haben soll. — 2) Benennung der neun Töchter des Piĕros, Königs von Emathia, die sich mit den Musen in einen Wettstreit im Gesang einließen, aber von diesen besiegt und in Vögel verwandelt wurden; nach dem Ort ihrer Geburt auch Emathiden genannt.

Piĕrien, Küstenlandschaft im alten Makedonien, zwischen dem Peneios und Haliakmon, westlich bis zum Olympos reichend. Hier am Fuß des Götterbergs war der Mittelpunkt des thrakischen Musen- und Dionysosdienstes, auch das Grab des Orpheus. Als das makedonische Reich um 700 v. Chr. in Emathia gegründet ward, fiel ihm das benachbarte P. als erste Eroberung zu. In strategischer Hinsicht war die Landschaft als der Schlüssel zu Thessalien und Hellas von großer Bedeutung, da von ihr aus drei Pässe nach S. führten. Den Namen P. führten noch zwei andere Landschaften, eine in Makedonien, östlich vom Strymon (Neu-P.), wohin die Piĕrier um 700 auswanderten, mit den Städten Phagres und Pergamon, und eine andere in Syrien, auf der rechten Seite des Orontes, mit der Hauptstadt Seleukia.

Piĕris, der Weißling.

Pierre (franz., spr. pjähr), Peter, Petrus.

Pierrefonds (spr. pjärfóng), Flecken im franz. Departement Oise, Arrondissement Compiègne, am Rande des Waldes von Compiègne, hat eine kalte Schwefelquelle (10° C.), welche zum Trinken und Baden, namentlich bei Krankheiten der Respirationsorgane, erfolgreich angewendet wird, außerdem eine Eisenquelle, Zuckerfabrikation, eine bemerkenswerthe Kirche mit schönem Glockenthurm und 1800 Einw. Auf einer Anhöhe über dem Ort stehen die Reste des festen Schlosses von P., welches 1390 vom Herzog Ludwig von Orléans gegründet und in neuester Zeit behufs vollständiger stilgemäßer Restaurirung vom Staat angekauft wurde.

Pierre Pertuis, La (spr. pjär pertüih), ein Jurapaß (792 Meter), der das Val St. Imier mit dem Birsthal, die Westschweiz mit Basel verbindet und darum von jeher ein wichtiger Uebergangspunkt gewesen ist. In der Einsenkung, welche die Sonnenbergkette und den Montoz verknüpft, hat der Felsberg eine große Gewölböffnung, ursprünglich von der Natur gebildet und durch die Kunst nur erweitert, 9 Meter hoch und 7 Meter breit. Zur Römerzeit führte durch dieselbe die Straße in das Rauracher- und Sequanerland. Die heutige Straße hat ihre Bedeutung verloren, denn die Eisenbahn durchbohrt den Berg tiefer in einem 1,27 Kilom. langen Tunnel, der in einer Seehöhe von 770 Meter 1871—74 erbaut wurde.

Pierrier (franz., spr. pjerrieh), Steinmörser, Geschütz, aus dem steinerne Kugeln geschossen werden.

Pierrot (franz., spr. pjerro, »Peterchen«), Name der stehenden Maske der italienischen Pantomime, 1684 von Giuseppe Giaraton erfunden. Der Charakter des P. ist aus dem des Harlekin und dem des Polichinell zusammengesetzt und ihnen insofern ähnlich, als auch er leichtgläubig, dumm und schwerfällig erscheint und vor allem Prügel bekommt. Sein Kostüm ist weiß, sehr weit, mit ungeheuren Knöpfen besetzt; auf dem Kopf trägt er unter einem großen weißen Hut ein schwarzes Käppchen.

Pierson, Henry Hugh (irrthümlich manchmal Pearson geschrieben), namhafter Komponist, geb. 12. April 1816 zu Oxford, wo sein Vater Professor der Theologie war, widmete sich auf Wunsch seines Vaters zu Harrow und Cambridge dem Studium der schönen Wissenschaften, nachdem er vor seinem zwölften Jahr in London durch Vermittelung seiner Großmutter heimlich Musikunterricht empfangen hatte, und begab sich dann nach Paris. Hier legte er Paër mehrere seiner Kompositionen vor und ward durch dessen Urtheil veranlaßt, seinem Vater seine Absicht, sich ganz der Musik zu widmen, entschieden auszusprechen. Die ersten Lieder Piersons erschienen in Wien unter dem Namen Edgar Mannsfeld. 1844—46 wirkte P. an der Universität zu Edinburg als Professor der Musik, dann siedelte er nach Hamburg über, wo er 1848 seine Oper: »Leila« mit Erfolg zur Aufführung brachte; 1852 machte beim Musikfest in Norwich sein Oratorium: »Jerusalem« Sensation, ebenso 1853 in London; 1854 wurde seine Musik zu der Wollheim'schen Bearbeitung des zweiten Theils von Goethe's »Faust« in Hamburg und bald darauf in Breslau, Frankfurt a. M. und Leipzig sowie 1857 in Norwich aufgeführt. 1858—63 lebte P. auf einem Landgut bei Würzburg, siedelte dann nach Stuttgart, von hier 1872 nach Leipzig über, wo er 27. Jan. 1873 starb. Von seinen größeren Werken sind noch zu nennen: das Oratorium »Heselias« (1869 in Norwich aufgeführt) und die Oper »Contarini« (1871 in Hamburg aufgeführt). Piersons Tonschöpfungen sind originell und von einem bedeutenden, ernsten Geisteszug durchdrungen, weshalb sie verdienten mehr vorgeführt zu werden, als dies bisher geschehen. P. hat auch eine englische Uebersetzung von »Beethovens Studien« (Hamb. 1853) veröffentlicht.

Piesteritz, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, mit Tuchfabrik und 150 Einw. Im Lager bei P. schloß Kaiser Karl V. 1547 mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen die Wittenberger Kapitulation ab.

Pietà (ital.), Frömmigkeit, liebreiche Gesinnung, Barmherzigkeit; in der bildenden Kunst die Darstellung der Maria mit dem Leichnam Christi im Schoß.

Pietät (lat. pietas), Frömmigkeit, kindliche Liebe und Ergebenheit gegen Eltern und Wohlthäter, Ehrfurcht vor etwas Höherem. Personificirt als Göttin, erhielt die Pietas 191 v. Chr. in Rom einen eigenen Tempel und zwar zum Andenken an die Hingebung einer Tochter, welche ihre zum Hungertod verurtheilte Mutter an ihrer Brust nährte. Ihr gewöhnliches Symbol war der Storch.

Pieter-Maritzburg, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft in der engl. Kolonie Natal in Südostafrika, am Umsindusi auf einer breiten Ebene 614 Meter ü. M. gelegen, hat, wie alle südafrikanischen Städte, gerade, breite, in rechten Winkeln sich schneidende Straßen, zahlreiche elegante Gebäude und (1869) 11,000 Einw. (Weiße, Kaffern und indische Kuli's), welche hauptsächlich Tauschhandel treiben, indem man hier die Produkte des Innern (Wolle, Häute, Straußenfedern) und das Getreide der Umgegend ansammelt und

Digitized by Google

image
not
available

hundert, durch die gewaltigen Zeitbewegungen gefördert, sich nochmals als moderner P. erhob. Auch diesmal fand der von dem seit den Befreiungskriegen eingetretenen Umschwung im religiösen Leben getragene P. wieder seine hohen Protektoren und seine fanatischen Apostel. Es entstanden die frommen Theegesellschaften, Konventikel, Kassen zur Verbreitung von Traktätchen und Vereine für Belebung der innern und äußern Mission. Berlin, Halle, Erlangen, Rostock, Altenburg, das Mulde- und das Wupperthal, dann Würtemberg waren die Plätze, wo dieser moderne P. die zahlreichsten Anhänger fand. Durch seine Vorliebe für die alten Formen des Kirchenglaubens und seine Opposition gegen den Rationalismus wurde der P. ein natürlicher Verbündeter der wieder auflebenden Rechtgläubigkeit, und beide Richtungen, die sich früher bekämpft hatten, verschmolzen sich endlich fast vollständig, um infolge der politischen und socialen Stürme der Jahre 1848 und 1849 das Uebergewicht in der evangelischen Kirche Deutschlands zu erringen. Verwandt sind den deutschen Pietisten die Mömiers (s. d.) in der Schweiz und die Methodisten (s. d. 2) in England. Vgl. Märklin, Darstellung und Kritik des modernen P. (Stuttg. 1839); Hüffell, Der P. geschichtlich und kirchlich beleuchtet (Heidelb. 1846); Schmid, Geschichte des P. (Nördl. 1863).

Pietra fungája (ital.), Pilzstein, s. Polyporus.

Pietramála, Bergflecken in der ital. Provinz Florenz, Kreis Fiorenzuola, am Monte Radicosa, mit berühmtem Erdfeuer (hellgelbe Naphthaflamme, von zahlreichen blauen Flämmchen umflattert). Unweit davon der gleichnamige Paß über den etruskischen Apennin, 880 Meter hoch, über welchen die Straße von Florenz nach Bologna führt.

Pietraperzia, Stadt in der ital. Provinz Caltanissetta (Sicilien), Kreis Piazza Armerina, mit hoher normannischer Zinnenfestung und (1871) 10,149 Einw., welche Handel mit Schwefel, Gips, Lapislazuli, Getreide, Mandeln und Pistacien treiben.

Pietrasánta, ummauerte Stadt in der ital. Provinz Lucca, an der Bahnlinie Pisa-Massa-Spezzia, unweit des Golfs von Genua, theils auf einem Hügel, theils in der mit Oliven und Wein bebauten Strandfläche liegend, hat eine schöne Hauptkirche (San Martino, aus dem 14. Jahrh.), einen alten Glockenthurm, ein zinnengekröntes Rathhaus (von 1346) und (1871) 4656, als Gemeinde 13,227 Einw. Dabei Marmorbrüche und eine Mineralquelle.

Pieve di Cadore, s. Cadore.

Piézometer (griech., »Druckmesser«), physikal. Apparat, mit welchem man die Zusammendrückbarkeit der Flüssigkeiten prüfen kann. Ein birnförmiges Gefäß a, welches in eine feine Thermometerröhre ausläuft, wird mit der zu untersuchenden Flüssigkeit, z. B. mit reinem ausgekochten Wasser, gefüllt. Man stellt das Gefäß mit der Röhre nach unten und läßt durch Erwärmen und Abfühlen etwas Quecksilber in die Röhre treten. Nun hat man in dem Gefäß ein bestimmtes Volumen Wasser, dessen Verhalten an einer auf dem Thermometerrohr angebrachten Skala abgelesen wird. Vorher war genau festgestellt worden, wie sich der Rauminhalt eines zwischen zwei Theilstrichen der Skala befindlichen Röhrenstücks zum Rauminhalt des ganzen Gefäßes verhält. Das Gefäß stellt man nun nebst einem ebenfalls in das Quecksilber b eintauchenden Luftmanometer in einen starken Glascylinder cc, füllt diesen mit Wasser, welches gleiche Temperatur mit dem im kleinen Gefäß enthaltenen haben muß, und komprimirt es mittels einer auf dem fest schließenden Deckel befindlichen Druckpumpe d. Hierbei steigt das Quecksilber im Thermometerrohr und gibt so die Volumverminderung der eingeschlossenen Flüssigkeit an. Am Manometer liest man den Druck ab. Hebt man letztern wieder auf, so sinkt auch das Quecksilber wieder auf seinen ursprünglichen Stand und beweist so, daß das Wasser gegen Kompression vollkommen elastisch ist. Genaue Untersuchungen ergaben, daß auch bei gleichem Druck von außen und innen das Volumen des kleinen Gefäßes nicht ganz unveränderlich ist; Regnault hat das P. verbessert und diese Fehlerquelle zu eliminiren gesucht. Die Beobachtungen am P. lehren, daß z. B. beim Schwefeläther und Alkohol die Zusammendrückbarkeit mit wachsendem Druck abnimmt. Schwefeläther ist bei 11° stärker zusammendrückbar als bei 0°. Nach Grassi beträgt die Zusammendrückbarkeit durch den Druck einer Atmosphäre bei Quecksilber von 0°3 Milliontheile, bei Wasser von 0° 50, bei Wasser von 53°44, bei Aether von 0° 111, bei Aether von 14° 140, bei Alkohol von 7° 84, bei Alkohol von 13°95 und bei Chloroform von 12° 65 Milliontheile des ursprünglichen Volumens.

Piézometer.

Pifferári (ital., »Pfeifer«), Hirten, welche zur Zeit vor Weihnachten aus den Abruzzen nach Rom kommen, um hier vor den Marienbildern an den Straßenecken mit ihrer wunderlichen Schalmei (piffera), mit Dudelsack und monotonem Gesang täglich dreimal zu musiciren. Ihre Lieder und Weisen sind uralt; nach jedem Vers folgt ein Adagio, an dessen Schluß die Piffera mit schrillem Triller einfällt. Die P., gewöhnlich ein Alter mit Kragenmantel, Spitzhut und dem Dudelsack und ein schwarzkrauser Junge, beide Sandalen tragend, gehören zu den malerischsten Gestalten Roms. Am Festtag verstummen sie und ziehen nach der Andacht in St. Peter wieder in ihre Berge.

Pigafetta, Francisco Antonio, berühmter Reisender, geboren um 1491 zu Vicenza, widmete sich dem Studium der Mathematik und Schiffahrtskunde und wohnte 1519 der Expedition Magelhaens' (s. d.) nach den Molukken bei. In dem unglücklichen Gefecht auf den Philippinen, in dem Magelhaens ein Ende fand, ward auch P. schwer verwundet. Nach vielen Gefahren langte er 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern wieder in Sevilla an. Später ward er Ritter des Johanniterordens auf Rhodos und Ordenskommandeur zu Novisa. Wahrscheinlich starb er 1534 zu Vicenza. Seine auf Veranlassung des Papstes Clemens VII. abgefaßte Reisebeschreibung ward von Amoretti italienisch und französisch (Mail. 1800; deutsch, Gotha 1801) herausgegeben.

Pigalle (spr. -gáll), Jean Baptiste, berühmter Bildhauer, geb. 26. Jan. 1714 zu Paris, Schüler von

Le Moine, besuchte Italien und wurde durch seinen Merkur Mitglied der Akademie. Durch eine Madonna für die Invalidenkirche dem Minister d'Argenson bekannt geworden, erhielt er zahlreiche Aufträge von Seiten des Hofs. Auf Befehl des Königs führte er seinen Merkur im großen aus und als Pendant eine Venus, die beide als Geschenk an Friedrich II. nach Berlin geschickt wurden. An diese beiden in Sanssouci aufgestellten Werke, die trotz Winckelmanns strengem Tadel zu den besten Arbeiten des 18. Jahrh. gehören, reihen sich zwei Statuen Ludwigs XV., von welchen die 1765 in Reims aufgestellte neben dem Grabmal in Straßburg (s. unten) für ein Meisterstück des Künstlers erklärt wurde. Die zweite dieser Statuen kam in den Palast von Bellevue; eine dritte, welche bis zur Revolution auf dem Platz Ludwigs XV. in Paris zu sehen war, ist von P. nach Bouchardons Modell ausgeführt worden. Ein Kuriosum ist Pigalle's Statue Voltaire's, ein anatomisches Zerrbild. Von seinen Statuen rühmte man noch jene eines Kindes, welchem der Vogel aus dem Käfig entwischt. Von seinen Reliefbildnissen stehen jene Ludwigs XV., Diderots, Voltaire's, Raynals ꝛc. obenan. Sein letztes, durch Schönheit und Zartheit ausgezeichnetes Werk war ein Mädchen, welches sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Das Hauptwerk des Künstlers ist aber das Monument des Marschalls Moritz von Sachsen in der St. Thomaskirche zu Straßburg, 1756 auf Befehl Ludwigs XV. begonnen und 1776 aufgestellt. Allerdings treten auch an diesem Meisterwerk französischer Skulptur diejenigen Mängel hervor, welche die vorcanova'sche Periode kennzeichnen. Es fehlt das Studium der Natur und der Antike, und die Gestalten sind mit unsicherer Weichheit behandelt, die Gewänder sind in einer willkürlichen Fülle und mit gesuchten Falten angebracht. P. starb als Bildhauer des Königs, Rektoratsadjunkt (seit 1770), Rektor (seit 1771) und Kanzler der Akademie 20. Aug. 1785 zu Paris. Vgl. Tarbé, La vie et les œuvres de J. B. P. (Reims 1859).

Pigault-Lebrun (spr. pigo-löbröng), Guillaume Charles Antoine, franz. Romanschriftsteller und Dramatiker, geb. 8. April 1753 zu Calais, erhielt während des ersten Kaiserreichs eine Anstellung bei der Mautverwaltung, verlor dieselbe aber nach der Restauration und starb 24. Juli 1835 zu La Cille St. Cloud. Von seinen Romanen (im ganzen über 70 Bde.) hatten den meisten Ruf: »L'enfant du carnaval« (1792); »Les barons de Felsheim« (1798); »La folie espagnole« (1799) und »M. Botte« (1802); von seinen Dramen verdienen die Lustspiele: »Le pessimiste« (1789), »L'amour de la raison« (1791) und »Les rivaux d'eux-mêmes« (1793) Hervorhebung. Lebhafte Phantasie, Wahrheit in der Schilderung der Charaktere, gelungene Anlegung und Ausführung des Plans sind P. in hohem Grad eigen; dagegen ist sein Witz oft plump und frivol. Seine Romane und Dramen nebst den »Mélanges littéraires et critiques« (1816, 2 Bde.) sind in seinen »Oeuvres complètes« (1821—24, 20 Bde.) vereinigt. Noch ist zu erwähnen: »Le citateur« (1803, 2 Bde.), eine Sammlung von Citaten gegen die christliche Religion (während der Restauration unterdrückt, nach 1830 wiederholt aufgelegt), und seine »Histoire de France« (1823—30, 8 Bde.), die aber nur geringen Werth hat.

Pigeon-English (spr. piddsch'n inglisch), das verdorbene Englisch, welches von Chinesen gesprochen wird. Man hält »pigeon« für verderbt aus business.

Pigeon River (spr. piddsch'n riwwer, »Taubenfluß«), westlicher Zufluß de unter 48° nördl. Br. bildet die Grenze zu und den britischen L

Pigmént (lat.), s. Besonders wird der gebraucht. Die Fä des menschlichen Kör von der rothen Far dünnen Gefäßwänd einige Körpertheile e bald blaue, bald gra bogenhaut und die der Neger ist schwar gewisse Hautflecke h Diese Färbungen sind in feinkörniger Gest Organe (bei der äuß pighi'schen Schleimsc krankhaften Verhält weben des menschlich die von dem lichteste des Orange, Braun Schwarz variiren ka einer mehr gleichmäß weisen Ablagerung. das P. von außen; breiteten Pigmentirn der atmosphärischen tikelchen, bei den T gewandte Farbstoff. P. direkt oder indi Es ist in die Gewebe einer gleichmäßigen oder krystallinische A krystalle). Das P. Zerreißungen von G den pathologischen C Krebse und Sarkome krebse, Melanosarkor ist bei den betreffend chen äußerster Bösar

Pigmentdruck, s.

Pigmentiren, s.

Pignerol (spr. pin

Pignolen (spr. pi

Pignoration (la

Pignus (lat., M

Pils manibus (Abgeschiedenen (ge bräuchliche Inschrift

Pik (franz. Pic, häufig in Zusamme

Pik (franz. Piqu Kartenspiel, s. Spi

Pik (Pic), türk Elle von 0,6556 Me 0,677 Meter, der P.

Pik (v. holländ. p auserlesen, z. B. pi Sorte der span. R

Pikánt (franz. p regend oder reizend Pikanterie, etwa

Pike, Stoßwaff ner Eisenspitze, Ha vor allgemeiner Ei gleicht der Lanze d chischen Phalangite

Makedoniern (sarisa genannt) ſogar 5 M. lang und wurde dennoch an einem Ende erfaßt und geführt, nur von den Schweizern ſpäter in der Mitte. Zu Anfang des 16. Jahrh. erreichte die P. eine Länge von 6 M., wurde dann nach und nach auf 4,5 M. verkürzt und allmählich durch das Bajonnettgewehr verdrängt; nur bei den Officieren und Unterofficieren blieb ſie als Partiſane, Sponton, Halbpike bis ins vorige Jahrhundert im Gebrauch. Ebenſo verringerte ſich die Zahl der Pikeniere in den Kompagnien, bis ſie zu Anfang des 18. Jahrh. hier ganz verſchwanden.

Pikeſche, ſ. Pekeſche.

Pike's Peak (ſpr. paiks pihk), ein Berggipfel der Rocky Mountains im nordamerikan. Territorium Colorado, 4312 Meter hoch, nach welchem ein reiches, die Quellgebiete des Platte, Arkanſas, Rio Grande und Colorado umfaſſendes Goldfeld benannt worden iſt.

Piket (franz. piquet), Truppenabtheilung, welche in Lagern, Bivouaks, Kantonnements oder Feſtungen zur Unterſtützung einzelner Feldwachen oder der ganzen Vorpoſtenlinie nahe hinter den Feldwachen aufgeſtellt oder auch nur zum Ausrücken bereit gehalten wird. Das P. beſteht aus Infanterie oder Kavallerie und hat die angegriffenen Wachen zu verſtärken oder bei ihrem Rückzug aufzunehmen, wichtige Terrainpunkte zu beſetzen und feſtzuhalten ꝛc. Häufig ſteht zu dieſem Zweck ein P. von Infanterie hinter Feldwachen von Kavallerie. Oft rückt auch ein P. nur für die Nachtzeit aus. Das P. hält ſich durch Patrouillen, ſeltener durch Zwiſchenpoſten in ſteter Verbindung mit den Feldwachen und ſorgt durch Ausſtellen von Poſten in nächſter Nähe für ſeine eigene Sicherheit gegen Ueberraſchung durch den Feind. In den neueren deutſchen Vorſchriften wird für P. ſtets die Bezeichnung Soutien gebraucht.

Piket (franz. piquet, Rummelpiket), beliebtes Kartenſpiel zwiſchen zwei Perſonen, deſſen Erfindung den Franzoſen zugeſchrieben und auf 1390 angeſetzt wird. Es wird mit der deutſchen oder der auf das deutſche Maß von 32 Karten reducirten franzöſiſchen Karte (Piketkarte) geſpielt. Das Aß gilt 11, die drei Bilder gelten 10, die anderen Karten nach der Benennung. Geſtochen wird nach der natürlichen Ordnung. Jeder Spieler erhält 12 Karten. Die übrigen 8, der Talon genannt, werden, die 5 oberen von den 3 unteren geſondert, auf den Tiſch gelegt. Jeder der Spieler legt hierauf ſolche Karten, die ihm am wenigſten zu nützen ſcheinen, weg. Die Vorhand, welche durchs Loos beſtimmt ward, nimmt (kauft) für die weggelegten Karten vom Talon, darf aber nicht mehr als die 5 erſten und nicht weniger als 3 nehmen. Hat der Erſte von den 5 Karten eine oder beide liegen laſſen, ſo muß der Zweite zunächſt dieſe kaufen. Auch er braucht nur 3 zu nehmen. Hiernach werden die Karten gezählt, d. h. es wird ihr Werth nach beſonderen Zuſammenſtellungen, die ſie ergeben, angeſagt. Man unterſcheidet: den Rummel (oder das Blatt), die Sequenzen (oder Folgen) und die Kunſtſtücke. Rummel nennt man die Farbe, von welcher der Spieler die meiſten Blätter in der Hand hat; jede Karte davon zählt ſo viel Points als der Rummel einzelne Blätter. Folge oder Sequenz nennt man die in einer Reihe aufeinander folgenden Blätter von derſelben Farbe. Nach ihrem Umfang haben ſie beſondere Namen und Werthe. Eine Reihe von 3 Karten heißt Terz (und gilt 3 Points), von 4 Quarte (4), von 5 Quinte (15), von 6 Serte (16), von 7 Septime (17), von 8 Oktave (18). Kunſtſtück heißt das vier- oder dreifache Vorhandenſein von Karten im Werth zwiſchen Aß und Zehn; im erſtern Fall wird es Gewiert, im andern Gedritt genannt; dieſes gilt 3, jenes 14 Points. Nach geſchehener Zählung ſpielt die Vorhand aus. Es muß ſtets Farbe bekannt werden. Jedes einzelne Ausſpielen und jeder gemachte Stich zählen 1. Doch wird, wenn der Ausſpieler auch den Stich macht, ihm für beides zuſammen nur 1 gerechnet. Für den letzten Stich, der beim Ausſpielen der 12 Karten gemacht wird, zählt man meiſtentheils 3. Wer die größere Zahl von Stichen gemacht hat, rechnet dafür 10. Hat jeder 6 Stiche, ſo bleiben ſie ſtehen und werden je nach Uebereinkunft demjenigen zugeſchrieben, der im nächſten Spiel die meiſten Stiche macht. Iſt der Gegner nicht im Stande, etwas Gültiges anzuſagen, und kann er keinen einzigen Stich machen, ſo zählt die Vorhand, wenn ſie eine Anzahl von Augen angeſagt hat und mit dieſen durch das ununterbrochene Ausſpielen bis auf 30 gekommen iſt, ſtatt 30 nun 60 (macht einen »Sechziger«) und weiterhin 61, 62 ꝛc. Wenn einer von den Spielenden nichts Gültiges anzumelden hat, der andere aber durch fortgeſetztes Anmelden bis auf 30 kommt, ſo macht er einen »Neunziger«. Macht einer alle Stiche (capot oder Vole), ſo zählt er dafür 30 extra. Hat einer der Spieler nach beendigtem Kauf lauter Bilder (Figuren, cartes blanches), ſo trägt ihm dies 10 ein. Gewöhnlich wird hierbei auch die Zehn als Bild betrachtet. Das P. wird entweder nach Partien oder nach Augen geſpielt. Beim Partieſpiel wird nicht weiter als bis zu 100 Augen geſpielt. Bekommt der Verlierende nicht 50 Augen, ſo muß er das Doppelte des ausgemachten Preiſes zahlen.

Pikiren (piquiren, franz.), ſtechen; ſticheln, reizen; ſich auf etwas p., ſeine Ehre in etwas ſetzen, etwas eifrigſt treiben; pikirt, gereizt, empfindlich.

Pikrate, ſ. v. w. Pikrinſäureſalze.

Pikratpulver, ſ. Schießpulver.

Pikrinſäure (Trinitrophenol, Pikrinſalpeterſäure, Welter'ſches Bitter, Indigbitter, Kohlenſtickſtoffſäure, Trinitrokarbolſäure Nitrophenisſäure, lat. Acidum picronitricum) $C_6H_3N_3O_7$, entſteht beim Kochen ſehr vieler thieriſchen und pflanzlichen Stoffe, wie Salicin, Indigo, Seide, Wolle, Leder, Aloë, Benzoë, Xanthorrhöaharz ꝛc., mit Salpeterſäure; am vortheilhafteſten wird ſie aus letzterem, aus Phenol oder ſulfophenolſaurem Natron dargeſtellt. Sie kryſtalliſirt in hellgelben, glänzenden Blättchen, ſchmeckt intenſiv bitter, herb, iſt ſtark giftig, löſt ſich ziemlich ſchwer in kaltem, leicht in heißem Waſſer, in Alkohol, Aether und Benzol, ſchmilzt bei 122,5°, ſublimirt bei vorſichtigem, verpufft bei ſchnellem Erhitzen, reagirt ſauer, färbt Wolle und Seide, nicht aber vegetabiliſche Faſer intenſiv gelb und bildet im allgemeinen lösliche, kryſtalliſirbare, rothe oder gelbe Salze, welche zum Theil beim Erhitzen und durch Schlag ſehr heftig explodiren. Man hat bisweilen ſtatt reiner P. das Natronſalz (als Anilingelb) in den Handel gebracht, welches infolge ſeiner exploſiven Eigenſchaft ſchon zu großen Unglücksfällen Veranlaſſung gegeben hat. P. dient beſonders zum Gelbfärben und in Verbindung mit Anilingrün, Indigo oder Berlinerblau zum Grünfärben von Wolle und Seide. Man kann ſie auch benutzen zur Unterſcheidung animaliſcher und vegetabiliſcher Faſern. Bisweilen ſoll ſie als Hopfenſurrogat benutzt worden ſein; ihre Salze dienen zur Bereitung des ſogen. Pikrin- oder Pikratpulvers.

Pikrolith, ſ. Serpentin.

Digitized by Google

image
not
available

der Drohungen der Prieſter zum Tode verurtheilte. Er bekleidete ſein Amt zehn Jahre lang, erregte aber durch ſein willkürliches, gewaltſames Verfahren mehrmals Unruhen in Jeruſalem und ward deshalb von dem Präſes von Syrien, Vitellius, nach Rom geſchickt, um vor dem Kaiſer Tiberius ſelbſt Rechenſchaft abzulegen. Hier traf er jedoch erſt nach des Tiberius Tode 37 ein. Darauf ſoll er ſich ſelbſt entleibt haben. Uebrigens knüpfen ſich an ſeinen Tod mehrere Legenden. Nach der deutſchen Pilatus-Legende war P. der Sohn des Königs Tyrus in Mainz, ward von ſeinem Vater als Geiſel nach Rom und von da vom Kaiſer nach Judäa geſchickt. Wegen ſeiner ungerechten Ueberlieferung Jeſu zum Tode zur Rechenſchaft gezogen, entleibte er ſich ſelbſt. Da ſein Leichnam, in den Tiber geworfen, denſelben über die Ufer trieb, verſenkte man ihn in den Pilatusſee in der Schweiz, wo er noch heute die wilden Stürme verurſacht. Die kirchliche Tradition nennt des P. Frau, die ihn infolge eines Traums vor der Verurtheilung Jeſu gewarnt habe, Procla oder Claudia Procula; ſie ſoll eine Jüngerin Chriſti geweſen ſein und wird in der griechiſchen Kirche als Heilige verehrt. Nach Juſtinus Martyr, Tertullian, Euſebios und Oroſius ſandte P. über die Angelegenheiten Jeſu, namentlich über deſſen Verurtheilung, einen amtlichen Bericht an den Kaiſer, und es cirkulirten noch lange unter den Chriſten ſolche »Acta« oder »Commentarii Pilati«, die vielleicht echt geweſen ſein mögen. Was aber jetzt noch in griechiſcher Sprache unter dieſem Titel vorhanden, iſt, wie die zwei lateiniſchen Briefe des P. an den Kaiſer, Machwerk einer ſpätern Zeit (vgl. Lipſius, Die P.-Akten, kritiſch unterſucht, Kiel 1871).

Pilaw (perſ., Pilau, Pilo), eine Reisſpeiſe, das Hauptgericht in der Türkei, in Perſien und Mittelaſien, welches, verſchieden zubereitet, zu Anfang oder zum Schluß der Mahlzeit genoſſen wird. Der türkiſche P. beſteht aus in Waſſer gekochtem und in Fett gedämpftem Reis; in Perſien werden gedörrte Früchte, Huhn- oder Schaffleiſch beigegeben, während der mittelaſiatiſche (uzbekiſche) P. aus Fleiſch, Grünzeug, Früchten, Gewürzen und vielem Fett beſteht.

Pilchard (ſpr. piltſcherd, Pilſcher, Alausa pilchardus *Art.*), ein Fiſch aus der Ordnung der Phyſoſtomen und der Familie der Häringe, iſt dem gewöhnlichen Häring ähnlich, aber kleiner und dicker, bis 28 Centim. lang, oberſeits bläulichgrün, an den Seiten und unterſeits ſilberweiß, auf den Kiemendeckeln goldig ſchimmernd und dunkler geſtreift, lebt an den weſteuropäiſchen Küſten von Gibraltar bis Schweden, beſonders an der Südküſte Englands, einzeln am Meeresgrund, vereinigt ſich aber im März zu großen Scharen und erſcheint in dieſen bis Juli an den Küſten. Die Laichzeit zieht ſich vom Mai bis in den Herbſt hinein. An den engliſchen Küſten wird eine bedeutende Fiſcherei auf den P. betrieben, und in Einem Zug werden oft unglaubliche Mengen erbeutet. Man gewinnt einen guten Thran aus dem Fiſch, der dann, eingeſalzen und in Fäſſer verpackt, namentlich nach Italien exportirt wird. In Frankreich wird der P. auch vielfach in Oel geſotten und in Blechbüchſen als Sardine in den Handel gebracht.

Pilcomáyo, Fluß in Südamerika, entſpringt am Oſtabhang der Andes im Departement Potoſi der Republik Bolivia in zwei Quellflüſſen, San Juan und Oro, fließt anfangs nordöſtlich, wendet ſich dann aber jüdöſtlich, tritt in die Staaten der Argentiniſchen Konföderation (Gran-Chaco) und theilt ſich dort in ſeinem untern Lauf in zwei Arme, von denen der größere (nördliche) Araguay-Guaſu heißt und der Stadt Aſuncion gegenüber rechts in den Rio Paraguay mündet, während der andere weiter unterhalb in denſelben fließt. Sein Lauf beträgt über 1100 Kilom. und iſt im ganzen noch wenig erforſcht.

Pilĕus (lat.), runde, feſt an den Schläfen anliegende Filzmütze, welche die Römer bei der Mahlzeit, bei Schauſpielen, Feſten und Freudentagen zu tragen pflegten. P. ruber, rother (Kardinals-) Hut.

Pilger (Pilgrim, v. lat. peregrinus, Fremder), Reiſender zu Fuß, beſonders der aus Andacht nach fernen heiligen Orten Wallfahrende, daher Pilgerfahrt. Das Pilgerkleid beſtand früher in einem braunen oder grauen Gewande; der Pilgerhut hatte einen ſehr breiten Rand und war gewöhnlich mit Muſcheln geziert. Der Pilgerſtab war ein langer, oben mit einem Knopf, unten mit einer Spitze, an der Seite mit einer Kugel verſehener Stab; die Pilgerflaſche war ein ausgehöhlter Kürbis.

Pilgram (tſchech. Pelhřimov), königl. Stadt im ſüdöſtlichen Böhmen, Hauptort einer Bezirkshauptmannſchaft (1182 QKilom. oder 21,48 QM. mit 88,155 Einw.), öſtlich von Tabor, hat eine Dechanteikirche und 3 andere Kirchen, ein Bezirksgericht, ein Realgymnaſium (ſeit 1871), ein Bürgerſpital, eine Kunſtmühle, Stärkefabrik und (1877) 4500 Einw. In der Nähe der berühmte Wallfahrtsort Kremeſchnik, am gleichnamigen Berg im mähriſchen Grenzgebirge, wird jährlich von mehr als 10,000 Wallfahrern beſucht.

Pilgrim, ſ. v. w. Pilger.

Piliza (Pilica), Stadt im ruſſiſch-poln. Gouvernement Kjelzy, am Fluß P. (Nebenfluß der Weichſel), welcher die Grenze zwiſchen den Gouvernements Warſchau, Petrokow und Radom bildet und in ſeinem untern Lauf ſchiffbar iſt, hat 3 Kirchen, ein Kloſter, eine Synagoge, Fabrikation von Tuch, Zucker und (1887) 3810 Einw.

Pillau, Hafenſtadt mit Feſtung dritter Klaſſe im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Fiſchhauſen, liegt zwiſchen der Oſtſee und dem Friſchen Haff auf einer von Flugſand gebildeten Landzunge am Eingang zum Haff (dem 1510 entſtandenen Gatt von P.), dicht neben der Feſtung, die, ein ziemlich regelmäßiges Fünfeck, das Gatt beherrſcht, und ſteht mit Königsberg durch Eiſenbahn in Verbindung. P. bildet den Vorhafen von Königsberg, Elbing und Braunsberg, wo die nach genannten Plätzen beſtimmten Seeſchiffe bleiben oder durch Leichterſchiffe gelöſcht werden müſſen, und gilt für die zweite Seehafenſtadt der Provinz. Die Stadt hat einen Leuchtthurm, eine Gerichtskommiſſion, ein Hauptzollamt, eine evangeliſche Kirche, eine höhere Bürger- und eine Navigationsſchule, Lotſenſtation, Fiſcherei, Kaviarbereitung, Schiffbau, Segelmacherei, Speditionshandel und (1875) 3215 Einw. Die Garniſon der Feſtung, die mit der Stadt nichts gemein hat, beſteht in einem Bataillon Infanterie und Artillerie. Der Küſtenſaum von P. bis zur Landſpitze von Brüſterort heißt die Bernſteinküſte. — P. war bereits vorhanden, als Guſtav Adolf 1626 daſelbſt landete; aber erſt 1725 ward der Ort durch Friedrich Wilhelm I. zur Stadt erhoben. Die Feſtung behauptete ſich 1807; 1812 ward ſie durch Vertrag den Franzoſen übergeben, die ſie jedoch bereits 8. Febr. 1813 räumten.

Pillen (Pilulae), Arzneiform, welche aus kleinen Kügelchen beſteht, von denen jedes eine beſtimmte

Digitized by Google

image
not
available

hier 1808—1815 mit Strixner eine Reihenfolge von 432 Lithographien nach Handzeichnungen alter Meiſter heraus, 1815 ein lithographiſches Werk von den Gallerien in München und Schleißheim, ſpäter auch von der Leuchtenberg'ſchen und war ſeit 1836 in Verbindung mit Löhle an einem neuen Galleriewerk von der Pinakothek thätig; ſtarb 8. Jan. 1844 zu München.

2) Karl von, berühmter Hiſtorienmaler, Sohn des vorigen, geb. 1. Okt. 1826 zu München, bezog 1841 die Münchener Akademie und wendete ſich zunächſt der Lithographie zu, ward aber dann Schüler ſeines Schwagers, des Akademieprofeſſors Karl Schorn, deſſen realiſtiſche Richtung er noch überbot. Der Einfluß der belgiſchen und franzöſiſchen Schule auf ihn blieb unverkennbar, obwohl er thatſächlich keiner von beiden angehörte und in Paris nur kurze Zeit verweilte. Im Gegenſatz zur klaſſiſchen Richtung legt P. den Hauptwerth auf unmittelbare Naturnachahmung, wobei er es nicht verſchmäht, alle Zufälligkeiten wiederzugeben, welche am Modell zu Tage treten, und mit den extremſten Mitteln einer virtuoſen Technik die Täuſchung der Naturwirklichkeit zu erſtreben. P. verfolgt dieſes Ziel bis zu den äußerſten Konſequenzen, wobei es ihm denn nothwendig begegnet, daß er das Unweſentliche mit derſelben Liebe behandelt wie das Weſentliche. Seiner angebornen Neigung zum Melancholiſchen folgend, entnimmt er die Stoffe ſeiner Bilder mit Vorliebe der Nachtſeite des menſchlichen Lebens; dazu kommt noch eine ebenſo ſtarke Neigung zum Pathetiſchen, das ſich nicht ſelten zum Theatraliſchen ſteigert. Er gibt ſeiner Subjektivität vorzugsweiſe durch das Kolorit Ausdruck; er iſt Stimmungsmaler im ſtrengſten Sinn des Worts, und als ſolcher ſucht er, fern von aller reflektirenden Spekulation, durch die verſchiedenartigſten Modulationen ſeiner melancholiſchen Lebensanſchauung Ausdruck gebend, beſtimmend auf das Gemüth des Beſchauers einzuwirken. In dieſem Streben aber unterſtützt ihn eine ungewöhnliche Befähigung, ſeinen Figuren einen wirkſamen maleriſchen Reiz zu verleihen, der noch energiſcher zur Geltung käme, wenn ſich der Künſtler entſchließen könnte, ſeinen Nebenfiguren nicht ſo viel Werth beizulegen als ſeinen Hauptfiguren. P. findet ſeit 1856 als Profeſſor und ſeit 1874 als Direktor der Münchener Kunſtakademie Gelegenheit, ſich als eminente Lehrkraft zu bewähren. Als Lehrer verſagen ihm auch ſeine entſchiedenſten Gegner ihre Anerkennung nicht, wenn ſich auch nicht verkennen läßt, daß er ſich über dem Streben, die Individualität ſeiner Schüler zu wahren, eines jeden geiſtigen Einfluſſes auf dieſe begibt und ſich darauf beſchränkt, das rein Techniſche zu lehren. Seine zahlreichen, aus allen Ländern ſich rekrutirenden Schüler, die freilich zum großen Theil ſpäter andere Darſtellungsweiſen ſich aneigneten, an ihrer Spitze Makart, Max, Defregger und Lenbach, haben nicht wenig dazu beigetragen, des Meiſters Ruhm weithin zu verbreiten. P. iſt ein ſo fruchtbarer Künſtler, daß hier nur ſeine bekannteſten Werke genannt werden können. Zu dieſen gehören: die Amme (1853); Gründung der Liga (1854, im Maximilianeum); Seni an der Leiche Wallenſteins (1855); der Morgen vor der Schlacht am Weißen Berg; Nero auf den Ruinen Roms (1861); Zug Wallenſteins nach Eger; Galilei im Kerker; Ermordung Cäſars (1865); Colombo (1866); die Verkündigung des Todesurtheils an Maria Stuart (1869); Friedrich von der Pfalz erhält die Botſchaft von dem Ausgang der Schlacht am Weißen Berg; Heinrich VIII. und Anna Boleyn auf dem Ball; Heinrich VIII. verſtößt Anna Boleyn (1875). Dermalen iſt P. mit einem großen Bild für den Sitzungsſaal der Gemeindebevollmächtigten im Münchener Rathhaus beſchäftigt, das die berühmteſten Münchener aller Zeiten zeigt. P. betheiligte ſich 1859 auch an der Illuſtration von Schillers Gedichten in der Jubiläums-Prachtausgabe von Cotta.

Pilpai, ſ. Bidpai.

Pilſen, Stadt und Hauptort einer böhm. Bezirkshauptmannſchaft (967 QKilom. oder 17,56 QM. mit 99,027 Einw.), an der Mündung der Radbuſa in die Mies (Beraun), beſteht aus der eigentlichen, ehemals mit Mauern umgebenen und regelmäßig angelegten Stadt und drei Vorſtädten, iſt Sitz eines Kreis- und Bezirksgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, eines Revierbergamts und einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine ſchöne altgothiſche Erzdechanteikirche, mehrere andere Kirchen (auch eine evangeliſche Kirche und eine Synagoge), an Unterrichtsanſtalten ein deutſches Staatsobergymnaſium, ein tſchechiſches Kommunalrealgymnaſium, eine deutſche Staatsoberrealſchule, eine Staatsgewerbſchule, eine gewerbliche und landwirtſchaftliche Sonntagsſchule mit Bibliothek, mehrere Privat-Muſik-, Handels- und Sprachſchulen, ferner ein Krankenhaus, 2 Spitäler, 2 Kinderbewahranſtalten, ein Armeninſtitut, Filialen der Oeſterreichiſchen Nationalbank und der Böhmiſchen Eskomptebank, ein deutſches und ein tſchechiſches Theater und zählte 1869 (mit Einſchluß von 1328 Mann Militär) 25,009, jetzt (1877) etwa 27,000 Einw. (Deutſche und Tſchechen; der Religion nach, außer etwa 3000 Juden, meiſt Katholiken), die ſich hauptſächlich mit Induſtrie und Handel beſchäftigen. Die Stadt enthält an Fabrikunternehmungen: eine Bauſchloſſerei und Bautiſchlerei, 3 Maſchinenfabriken, 2 Drahtſtiftefabriken, eine Emailgeſchirr- und Eiſengußwaarenfabrik, 2 Kupfer- und Metallwaarenfabriken, eine Glockengießerei, 2 Ofen- und Thonwaarenfabriken, eine Cement- und eine Zündhölzchenfabrik, 3 Dampfmühlen und 2 Dampfbrodbäckereien, eine Rübenzuckerfabrik, 2 Kanditenfabriken, eine Anſtalt für mouſſirende Getränke, 2 berühmte Bierbrauereien, welche jährlich mehr als 300,000 Hektol. Bier erzeugen, das nach allen Richtungen exportirt wird; ferner 3 Spiritusraffinerien, 2 Preßhefe-, 3 Likör-, 3 Wäſchwaarenfabriken, mehrere Kleiderkonfektionsanſtalten, 2 Leder-, 2 Strohpapier- und Parkettfabriken, 4 Buch- und 2 Steindruckereien. Schon 1870 beſtanden in der Stadt zuſammen 703 Gewerb- und 45 Fabrikunternehmungen, welche 35 Dampfmaſchinen von 406 Pferdekräften beſaßen, 7211 Arbeiter beſchäftigten und einen Produktionswerth von 10½ Mill. Fl. ergaben. P. iſt auch ein wichtiger Handelsplatz, namentlich für Schafwolle, Bettfedern, Leder, Manufakturwaaren, Kurz- und Wirkwaaren, Pferde und Hornvieh, hat 4 ſtark beſuchte Jahrmärkte und bildet den Knoten- und Kreuzungspunkt von 6 Eiſenbahnlinien und zwar der böhmiſchen Weſtbahn von Prag über P. nach Furth, der Franz-Joſephbahn mit der Linie von Wien über Gmünd und P. nach Eger, der P.-Prieſener Bahn mit der Linie von P. nach Brür und der (1876) eröffneten Linie P.-Klattau-Eiſenſtein. Die Stadt beſitzt an der Berglehne von Lochotin eine Mineralquelle (von 10° C.), welche den Charakter ſaliniſchen Eiſenvitriolwaſſers hat, jedoch ſehr wenig benutzt wird. Die Umgegend iſt reich an Holz, an Kaolin, welches zur Porzellan- und Chamotteziegelfabrikation weit verführt wird, an Stein-

Digitized by Google

kohlen, Eisenerz, Alaun- und Vitriolschiefer. 1875 bestanden im Bezirk des Pilsener Revierbergamts für Eisenerz 16 Unternehmungen mit 293 Arbeitern und einer Produktion von 155,000 metr. Ctr., für Alaun- und Vitriolschiefer 17 Unternehmungen mit 313 Arbeitern und 730,000 metr. Ctr. Erzeugung, für Steinkohle 32 Bergwerke mit 4361 Arbeitern und einer Förderung von 4,821,564 metr. Ctr. (im Werth von 2,173,400 Fl.), endlich 6 Eisenhüttenwerke, welche mit 869 Arbeitern 31,331 metr. Ctr. Frisch- und 55,040 metr. Ctr. Gußroheisen (im Gesammtwerth von 582,893 Fl.) producirten. — P. bestand schon 976, wo es hier zwischen Kaiser Otto II. und dem Herzog Heinrich II. von Bayern zu einer Schlacht kam, aus welcher letzterer als Sieger hervorging. Im Hussitenkrieg wurde es von Ziska und Prokop, im Dreißigjährigen Krieg 1618 von Mansfeld belagert und erstürmt; 1633—34 war es Wallensteins Hauptquartier.

Pilten, Stadt im russ. Gouvernement Kurland, an der Windau, 1295 gegründet um das schon 1220 vom König Waldemar II. von Dänemark erbaute Schloß, war Residenz der kurländischen Bischöfe und hat (1873) 1559 Einw. (davon $^2/_3$ Juden).

Pilum (lat.), Stämpfel, Keule, Mörserkeule; dann der Wurfspieß des römischen Fußvolks, war leichter als die Hasta (s. d. und Hastati) und wurde bei Beginn der Schlacht auf den Feind geworfen, worauf man zum Schwert griff.

Pilumnus, Hausgottheit des alten ländlichen Rom, Bruder des Picumnus, des Erfinders des Ackerdüngers, führt als Attribut eine Keule, womit er das Korn zermalmen lehrte. Beide Götterbrüder fungirten zugleich als Schutzgötter des ehelichen Kindersegens, daher ihnen, wenn auf dem Land ein Kind geboren war, im Atrium ein Speiselager bereitet wurde.

Pilz, Vincenz, namhafter Bildhauer, geb. 14. Nov. 1816 zu Warnsdorf in Böhmen, bezog 1837 die Akademie zu Wien, woselbst er den Reichel'schen und sodann den Hofpreis errang, mit welchem ein Stipendium für eine Studienreise nach Italien verbunden war. Bereits 1849 wurde er zum wirklichen Mitglied der Akademie ernannt. In Italien lebte er bis 1855 und ließ sich sodann dauernd in Wien nieder. Die Zahl seiner Werke ist außerordentlich groß; er hat sich fast an allen bedeutenderen Preisbewerbungen betheiligt und bedeutende Erfolge errungen, so in Köln mit dem Modell der Statue Friedrich Wilhelms III., in Wien mit dem Haydn-Monument, in Berlin 1871 mit dem Entwurf: Goethe und seine Zeit. Sonst seien hervorgehoben: der Hausaltar der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich; die Bronzegruppe: Wissenschaft und Handel (Windsor); die Pegasusgruppen (ursprünglich für das neue Opernhaus in Wien bestimmt, jetzt nach Philadelphia verkauft); die große Gruppe am südlichen Hauptportal des Weltausstellungsgebäudes in Wien: Neptun in einem Triumphwagen, von vier Rossen gezogen (für das neue Börsengebäude in Wien bestimmt); außerdem viele Einzelstatuen und Büsten.

Pilze (Schwämme, Fungi, Mycëtes), kryptogamische Pflanzenklasse unter den Thallophyten, durch den Mangel des Chlorophylls von den Flechten und Algen unterschieden, wurde schon seit den ältesten Zeiten für eine selbständige Klasse von Pflanzen oder sogar für ein besonderes Naturreich gehalten, von manchen neueren Botanikern aber zusammen mit den übrigen Thallophyten nach morphologischen

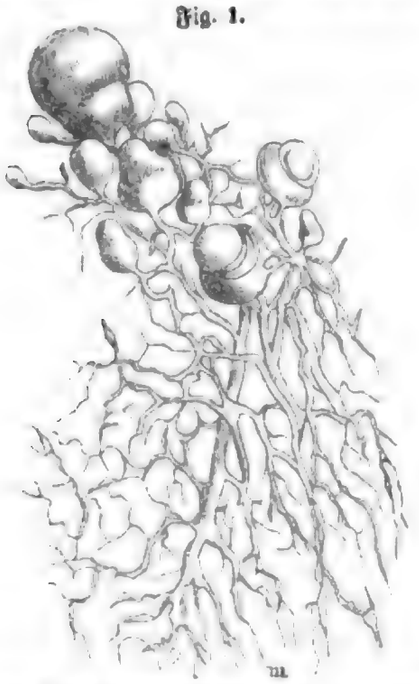
und entwickelungsge
Anzahl Gruppen v
und Mannigfaltigkei
die P. allen übrigen K
Zu ihnen gehören zu
von den eigentlichen
einen sind die Schiz
Organismen, die klei
die Zelle kein Spitzen
kugeliger, ovaler bis
durch Theilung in ihr
vermehrt, daher den
sowie den niederen J
wandt und als die ni
zen sich erweisend. T
ceten, welche wegen
umgebenen, nach thi
plasma's, aus welche
zeugende Frucht sich
Thier- und Pflanzer
übrigen P., welche n
Schwämme (Fungi
überein, daß ihr El
rakteristische Form d
Pilzfäden (Hyph
durch Spitzenwachstl
welche bald einen kon
bald durch Querscheid
Zellen gegliedert sind
sich vermehren. Dies
oder verflechten sich
die von der der höhe
chende Form des Zell
Pilzgewebe (tela
bei sehr inniger Verfl
diese dabei kurz gegli
webe der P. in seiner
ren Pflanzen und bei
Bei den niedrigsten
den Chytridiaceen
hat die einzige Zelle,
noch nicht die Form d
runde oder kurz schlau
und Fortpflanzungso
hefeartigen Spro
aus ihrer Spitze ode
ben, welche sich leicht
Cryptococcus, vgl.
nicht zur Bildung ech
eben angegebenen Fä
des Pilzes meist deut
Fortpflanzungsorgan
lus darstellt, wird hier
lage, Pilzmutter
der Keimung aus den
anfangs allein sich ent
Aufnahme der Nährfl
her immer auf oder in
am wenigsten sichtba
Pilzes darstellt. Die
oder flockiges Mycelin
ten Fäden, die als Z
Es bildet eine faserig
der Hyphen meist se
zusammenfallende A
dunkler Farbe, welc
am Rand befindlich
neuen Zweigen den
einigen sich viele Mi

ander liegend, zu dicken, faserigen Strängen, welche meist vielfach sich verzweigen unter abnehmender Dicke, wohl auch mit einander anastomosiren. Diese Form hat das in der Erde wachsende Mycelium regelmäßig bei vielen Gastromyceten und manchen Arten von Agaricus. Abnorm nimmt das Mycelium auch vieler anderen P. diese Form an, wenn es in unterirdischen und überhaupt dem Licht ganz entzogenen Räumen wächst und dadurch an der Fruchtbildung gehindert ist. In Bergwerken, Kellern ꝛc. kommen häufig solche Gewächse vor, welche, da sie stets ohne Fruktifikation gefunden werden, früher mit eigenen Gattungsnamen, wie Hypha *Pers.*, Byssus *Dill.*, Himantia *Pers.* ꝛc., belegt wurden. Auch zusammenhängende, dicke, hautartige Ausbreitungen von faseriger oder filziger Struktur bildet das steril bleibende Mycelium unter solchen Verhältnissen bisweilen (Kellertuch, Rhacodium cellare *Pers.*, an alten Weinfässern). Eine besondere Form eines sterilen Pilzmyceliums sind die wegen ihrer Aehnlichkeit mit alten Pflanzenwurzeln unter dem Gattungsnamen Rhizomorpha *Pers.* beschriebenen Bildungen in alten Baumstämmen und im Holz der Bergwerke: sehr lange, cylindrische oder bandartig flache Stränge mit dunkelbrauner Rinde und weißem Mark; es sind sterile Zustände verschiedener P., besonders Arten von Agaricus und mancher Pyrenomyceten. Hierher gehören ferner die sehr verbreiteten Sklerotien, welche häufig als regelmäßiges Glied im Entwickelungsgang des Pilzes, nämlich als Ruhezustände des Myceliums, also ebenfalls steril, auftreten. Es sind knollenförmige, meist feste und harte Körper von mannigfaltiger Gestalt und Größe, gebildet aus innig verflochtenen Hyphen oder aus einem pseudoparenchymatischen Gewebe mit meist deutlichem Unterschied einer dünnen, dunkel gefärbten Rinde und eines von dieser umschlossenen weißen Markes, dessen Zellen gewöhnlich reich sind an fettem Oel und anderen Reservenährstoffen für die Bildung der an den Sklerotien beim Wiedererwachen der Vegetation entstehenden Fruchtträger des Pilzes. In ihrem sterilen Zustand wurden sie früher als Gattung Sclerotium *Tode* beschrieben, jetzt ist bei vielen bereits die Zugehörigkeit zu Pilzen aus verschiedenen Familien ermittelt worden. Bemerkenswerthe Verschiedenheiten zeigt das Mycelium hinsichtlich seiner Ansiedelung auf den verschiedenen Substraten. P., welche leblose Körper bewohnen, breiten ihr Mycelium entweder auf der Oberfläche des Substrats aus, wie manche Schimmelpilze und viele Hyphomyceten überhaupt; auf poröſem Substrat, wie Erde, Mist, Holzwerk u. dgl., durchwuchert es auch die Zwischenräume desselben oder findet sich ganz und gar innerhalb desselben. Ja, das Mycelium kann sogar nicht poröse, feste und sehr harte Körper durchdringen, indem es vermöge eines Lebensakts feste Substanz aufzulösen und dadurch in derselben sich Bahn zu brechen vermag. Die Myceliumfäden mancher Schimmelpilze durch- und zerfressen auf diese Weise Stärkmehlkörner, diejenigen der faulende Pflanzentheile bewohnenden P. wuchern meist durch die Membranen des Zellgewebes hindurch, und viele auf und in faulem Holz vorkommende durchdringen mit ihren Myceliumfäden die feste Masse der Holzzellwände nach allen Richtungen und tragen so zu der Zerstörung dieser Theile bei. Das Mycelium der auf lebenden Pflanzen schmarotzenden P. siedelt sich entweder nur auswendig auf der Epidermis der Pflanze an, dieselbe mit seinen zahlreichen Fäden nach allen Richtungen hin überziehend (epiphyte Schmarotzerpilze), oder es findet sich nur im Innern des Pflanzenkörpers (endophyte). Es gelangt dorthin aber auch nur von außen, indem die Sporen auch hier nur an der Oberfläche der Pflanze keimen, die Keimschläuche jedoch durch die Spaltöffnungen oder unmittelbar die Epidermiszellen durchbohrend sich in die inneren Gewebe Eingang verschaffen, wo sie nun erst zum Mycelium heranwachsen. Hier finden wir die Myceliumfäden bei manchen Schmarotzerpilzen nur zwischen den Zellen der Nährpflanze, indem sie immer in den Intercellulargängen hinwachsen. Bei manchen dieser Parasiten sendet aber der zwischen den Zellen wachsende Faden eigenthümliche blasen- oder schlauchförmige und oft verzweigte Ausstülpungen quer durch die Zellenwand in den Innenraum der Zelle hinein. Auch die Fäden des epiphyten Myceliums treiben oft solche Seitenorgane, welche sich hier fest an die Außenseite der Epidermiszellwand anstemmen oder auch abermalige Fortsätze treiben, welche wirklich durch dieselbe in den Innenraum der Zelle eindringen. Diese Bildungen, welche ohne Zweifel der Ernährung des Schmarotzerpilzes dienen, werden Saugwarzen oder Haustorien genannt. Bei vielen endophyten Pilzen wachsen die Myceliumfäden sowohl zwischen den Zellen als auch innerhalb derselben, indem sie die Zellmembranen an vielen Punkten quer durchdringen, so oft den Hohlraum der Zelle ganz ausfüllen und die Membran derselben verdrängen, so daß das Zellgewebe mehr oder weniger aufgelöst wird und der Pilz an dessen Stelle tritt. Bei manchen endophyten Pilzen geschieht auch die Fruktifikation innerhalb der Nährpflanze, so daß erst nach Zerfall der letztern die Sporen in Freiheit gesetzt werden; aber bei den meisten treten, während das Mycelium endophyt bleibt, die Fruchtträger an die Oberfläche der Nährpflanze hervor und sind dann der einzige Theil des Pilzes, welcher äußerlich bemerkbar ist. Die thierbewohnenden Schmarotzer unter den eigentlichen myceliumbildenden Pilzen siedeln ihr Mycelium entweder auf der Oberfläche der äußern Haut und der Schleimhäute innerer Höhlungen des Körpers, auch innerhalb der Haut und in den Haarwurzeln an, oder durchdringen, zumal bei Insekten, die Haut, gelangen in die Fettkörper, die Muskelbündel, ins Blut und in den Darmkanal und können endlich den Körper, nachdem der Tod eingetreten ist, ganz anfüllen. Selbst in Zähnen und Knochen lebender und fossiler Thiere hat man Myceliumfäden gefunden. Bei vielen Pilzen, besonders Schimmelpilzen und zahlreichen kleinen Saprophyten, aber auch vielen größeren Schwämmen und bei den meisten thierbewohnenden und solchen pflanzenbewohnenden Schmarotzerpilzen, deren Nährpflanze einjährig ist, vollendet sich das Leben des Myceliums und somit des ganzen Pilzes in verhältnismäßig kurzer Zeit, in höchstens einem Jahr oder einer Vegetationsperiode, während andere eine lange, oft vieljährige Dauer haben. Diese bringen gewöhnlich alljährlich an derselben Stelle wiederum neue Fruchtträger hervor, ähnlich wie die perennirenden Kräuter blühende Stengel, wenn nicht die Fruchtträger selbst mehrjährige Dauer haben. Dahin gehören manche auf der Erde wachsende und in faulendem Holz und an Rinden vorkommende Schwämme, ferner der Hausschwamm und auch manche derjenigen Schmarotzerpilze, welche perennirende Pflanzen bewohnen, indem ihr Mycelium in den während des Winters bleibenden Theilen der Nährpflanze sich erhält und dann gewöhnlich alljährlich in die neuen grünen Triebe hineinwächst, um in diesen zu fruktificiren. Aus dem Perenniren des Myceliums erklären sich auch die

Digitized by Google

sogen. Hexenringe (s. d.) auf Wiesen- und Waldboden. — Das Fortpflanzungsorgan der P., der Fruchtträger, derjenige Theil, an welchem die Keime neuer Individuen, die Sporen oder Keimkörner, erzeugt werden, ist meist deutlich vom Mycelium unterschieden, ein Erzeugnis desselben und gewöhnlich in Mehrzahl auf demselben auftretend, sehr häufig der ansehnlichste und auffallendste Theil des Pilzes, der im gemeinen Leben vielfach für den ganzen Pilz genommen wird (s. Textfig. 1). Der Fruchtträger wird

Fig. 1.



Mycelium des Champignons mit jungen Fruchtkörpern.

entweder von einer einzelnen vom Mycelium aufwachsenden Hyphe (Fruchthyphe) gebildet, oder es entsteht am Mycelium ein aus vielen gewebeartig vereinigten Hyphen zusammengesetzter Körper, welcher an bestimmten Stellen seiner Oberfläche oder in inneren Räumen die Sporen erzeugt (Fruchtkörper). An einem solchen sind gewöhnlich die sporenbildenden Zellen in großer Anzahl in ein zusammenhängendes Lager oder eine Schicht vereinigt (Sporenlager, Fruchtlager, Fruchtschicht oder Hymenium). Wir unterscheiden eine Sporenbildung durch Abschnürung und eine endogene oder Sporenbildung durch freie Zellbildung. Im erstern Fall bekommt die sporenbildende Zelle (Basidie, basidium) an ihrer Spitze eine oder neben einander mehrere Ausstülpungen, welche allmählich Gestalt und Größe einer Spore annehmen, dabei sich reichlich mit Protoplasma füllen und ihre Membran in der für die Spore charakteristischen Weise ausbilden. Inzwischen entsteht an der meist schmalen Stelle, an welcher die junge Spore mit der Basidie zusammenhängt, eine Querscheidewand, durch welche beide Zellen geschieden werden, und an welcher zuletzt eine Trennung erfolgt, so daß die reife Spore abfällt. Diese Akrosporen oder Basidiosporen werden entweder einzeln abgeschnürt, oder bilden, wenn die Basidie an ihrer Spitze wiederholt Sporen abschnürt, eine Sporenkette; die an Fruchthyphen gebildeten Akrosporen heißen gewöhnlich Konidien. Durch freie Zellbildung in Mutterzellen werden die Sporen erzeugt bei allen Phykomyceten, bei denen sich aus dem Inhalte der gewöhnlich sehr großen Sporenmutterzelle (Sporangi
formen, die entweder
werden, oder als ruh
Sporangiumwand frei
ist die sporenbildende Z
theca) meist schlauch-
mit einer stielartig ve
menium und schließt i
stand eine bestimmte
acht). Diese in Sporen
sporen oder Theka
in Freiheit gesetzt, d
schlauchs zuletzt zu S
Quellung des letztern
dem Fruchtkörper aus
daß der Ascus bei der
Sporen elastisch hera
durch allmähliches B
der in ihm enthaltene

Die Sporen der
konstanter Bildung.
pisch klein, werden je
zahl gebildet, so daß
meist gefärbtes, sehr f
Sporen unsers geme
cilium glaucum, sind
Flugbrands 0,007—0
steinbrands 0,0160—0
Die Pilzsporen sind
lich, spindelförmig od
sind einzellig (einf
fächerig, septirt, zusa
der Pilzspore besteht
dem äußern meist star
und auf der Außenfl
zeichneten Epispori
lich zarten, dünnen
Der Inhalt der Spor
mogenes oder mit ei
plasma, welches sehr
Alle mit einer Membr
ohne Bewegung. M
Schwärmsporen,
nackte Protoplasmakö
selbständigen Bewegu
(s. unten: Phykomy
einiger Zeit nach Erlö
bran an ihrer Oberflä
wie ruhende Sporen
vom Augenblick ihrer
vom Pilz an keimfäh
Verlauf einer Ruhepe
ter über dauert. Im
die Keimfähigkeit zeiti
aufbewahrte Sporen
Jahren noch keimfäh
keimen im ersten Jal
Zu den Keimungsbedi
von Feuchtigkeit, saue
wisse Temperatur, di
punkt herabreicht. D
men, wenn die Bedin
in einem oder weniger
Temperatur nicht fel
Die Keimung besteh
Keimschlauchs, w
daß das Endosporium
sporiums schlauchartig
Inhalt der Spore in

der Regel wird durch fortgehendes Spitzenwachsthum des Keimschlauchs und Eintritt von Zweigbildung daraus die erste Hyphe des Myceliums. Bei manchen Pilzsporen wird kein Keimschlauch getrieben; der Sporeninhalt zerfällt in eine Anzahl Portionen, welche sich zu Schwärmsporen ausbilden, aus der Spore ausschwärmen und erst, nachdem sie zu ruhenden Sporen geworden sind, mit Keimschlauch in gewöhnlicher Weise keimen.

Bis zum Jahr 1851 glaubte man, daß jede Pilzspecies auch nur Eine Form von Fruchtträgern besitze, und auf dieser Voraussetzung beruhte die ganze Systematik der P. Da trat Tulasne mit der Entdeckung der Pleomorphie der Fruktifikationsorgane auf, wonach viele bis dahin für selbständig gehaltene P. sich als bloße Fruktifikationszustände oder Generationen anderer P. erwiesen. Von diesem Verhältnis, welches besonders unter den Uredineen, Pyrenomyceten und Diskomyceten fast allgemein vorkommt, müssen wir zwei Arten unterscheiden. Der gewöhnlichste Fall ist der, daß das Mycelium des Pilzes sich dauernd erhält, aber in regelmäßiger Aufeinanderfolge die einzelnen Fruchtzustände erzeugt, gewöhnlich so, daß der vorhergehende verschwunden ist, wenn der nächstfolgende fertig ist, so daß fast immer nur Eine Fruktifikation in vollkommener Entwickelung zu finden ist. Dabei sind gewöhnlich die zuerst erscheinenden Fruktifikationen, die man wohl auch die Vorläufer nennt, von einfacherer Art, die letzten, mit denen der Pilz den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht, die vollkommensten, wie dies besonders bei den Pyreno- und Diskomyceten hervortritt. Charakteristisch für diese Art der Pleomorphie ist, daß die Sporen jeder dieser verschiedenen Früchte meist dieselben Produkte bei ihrer Keimung liefern, indem alle denselben Pilz hervorbringen, der seinen Entwickelungsgang wieder mit der Vorläufer-Fruktifikation beginnt. Nur insofern besteht gewöhnlich eine Verschiedenheit, als die Sporen der Vorläufer meist sofort keimfähig sind und die Weiterverbreitung des Pilzes in demselben Sommer besorgen, so daß man sie auch Sommersporen genannt hat, die am Schluß der Entwickelung sich bildenden Sporen der vollkommenen Früchte aber, die darum auch Teleutosporen oder Wintersporen heißen, meist erst nach abgelaufenem Winter keimen und den Pilz im nächsten Jahr reproduciren, was den Sommersporen, weil ihre Keimfähigkeit zeitig erlischt, gewöhnlich nicht möglich ist. Bei manchen Uredineen kommt zu dieser Form der Pleomorphie noch eine andere, welche einen vollkommen Generationswechsel bedingt. Es entsteht nämlich aus den Sporen der einen Fruktifikation ein Pilz, der von demjenigen, von welchem die Sporen abstammen, ganz verschieden ist, aber dennoch nur eine Generation desselben darstellt, indem erst aus seinen Sporen wieder der ursprüngliche Pilz hervorgeht.

Die feste Substanz der Schwämme ist ein Gemenge verschiedener Substanzen; die Zellmembran der P. ist eine Modifikation der Cellulose, doch findet sich auch die gewöhnliche Cellulose, besonders bei den Peronosporeen und Saprolegniaceen. Bei vielen harten Schwämmen ist die Zellmembran verholzt. Bemerkenswerth ist der große Reichthum an Stickstoff, besonders an Proteïnsubstanzen, worauf die große Nahrhaftigkeit der Schwämme beruht. Von dem Stickstoffgehalt des Weizens enthalten die meisten Schwämme, bei 100° getrocknet, das Doppelte oder Dreifache, und die stickstoffärmsten unter ihnen stehen noch immer den stickstoffreichen Leguminosen fast gleich. Unter unseren Speiseschwämmen hat den höchsten Stickstoffgehalt der Champignon zu 7,26 Proc., entsprechend einem Gehalt an Proteïnsubstanzen von 45,37 Proc., den niedrigsten Daedalea quercina zu 3,19 Proc., entsprechend 19,93 Proc. Proteïnsubstanzen; bei Boletus edulis, Cantharellus cibarius, Clavaria flava, Morchella esculenta und Tuber cibarium beträgt der Proteïngehalt 22,82—36,23 Proc. der Trockensubstanz. Stärkmehl fehlt den Pilzen, dagegen enthalten sie viel Mannit, echten, gährungsfähigen Zucker, fettes Oel, große Mengen von Extraktivstoffen, organische Säuren, oxalsauren Kalk, der gewöhnlich in vielen kleinen Krystallen auf der Außenseite der Pilzhyphen abgeschieden wird, Farbstoffe, gewisse noch wenig bekannte basische Stoffe, welche mit Säuren äußerst giftige Salze bilden, endlich mineralische Stoffe, unter welchen Phosphorsäure und Kali vorwalten; die erstere macht in den oben genannten Arten 20—37, das letztere 48—56 Proc. der Asche aus. Viele P. enthalten im frischen Zustand viel Wasser, z. B. Boletus aureus 94,25 Proc., Cantharellus cibarius 92,09 Proc.

Wegen des Chlorophyllmangels sind die P. nicht im Stande, unter dem Einfluß des Lichts Kohlensäure aufzunehmen und zu zerlegen. Sie scheiden daher auch nicht Sauerstoff aus, und die Athmung, d. h. die Aufnahme von Sauerstoff und Aushauchung von Kohlensäure, tritt zu jeder Zeit rein hervor. Sie ernähren sich alle aus schon vorgebildeten organischen Verbindungen, und damit hängt die Eigenthümlichkeit ihres Vorkommens zusammen. Nach diesem unterscheiden wir die P. in Saprophyten oder Fäulnisbewohner und Parasiten oder Schmarotzer. Die ersteren, welche die Mehrzahl der P. sind, erregen und befördern die Verwesung, beziehentlich Fäulnis der abgestorbenen Thier- und Pflanzenkörper, und während sie so die massenhafte Anhäufung der todten organischen Substanz beseitigen, bringen sie die letztere zugleich in die zur Wiederverwendung für das Leben geeignetste Form, weil die Zersetzungsprodukte und die leicht sich selbst wieder zersetzenden Pilzkörper für die Pflanzenwelt Nährstoffe liefern und düngend wirken. Zu diesen gehören zunächst fast alle größeren Schwämme, welche auf der Erde wachsen, auch wohl, wie die Trüffeln, innerhalb derselben leben; denn alle diese kommen nur auf solchem Boden vor, welcher vegetabilische Ueberreste enthält, daher vornehmlich auf Wiesen- und Waldboden. Aber noch erfolgreicher wirkt das Heer derjenigen kleineren P., besonders aus den Familien der Pyrenomyceten und Diskomyceten, welche in der Substanz der abgestorbenen Pflanzentheile selbst sich ansiedeln, oft schon an denselben entstehen, bevor sie sich von der Pflanze abgelöst haben, um erst, wenn dieselben am Boden liegen, ihre Zerstörungsarbeit zu vollenden. Denn fast nirgends ist an dem abgefallenen Laub, an den dürren Stengeln und Halmen, an den am Boden liegenden todten Zweigen, Aesten und Baumstämmen diese unscheinbare und doch in einem überraschenden Formenreichthum auftretende Pilzvegetation zu vermissen, die hier in gleichem Sinn wie die zahlreichen niederen Thiere, welche auf faulende Körper angewiesen sind, arbeitet. Andere P., wie besonders die verschiedenen Arten Schimmel und manche Bakterien, leben auf oder in festen oder flüssigen Kunstprodukten, die aus organischer Substanz bestehen, und bedingen hier die eigentliche Fäulnis (s. d.); andere ver-

Digitized by Google

anlassen in gewissen Flüssigkeiten bestimmte Gährungen (s. Gährungspilze). Parasitische P. kommen sowohl an den Pflanzen, als an Thieren und am menschlichen Körper vor; diese haben überall eine dem Leben nachweisbar schädliche Wirkung, ja sie sind vielfach die Erreger bestimmter Krankheiten (s. Schmarotzer).

Die P. sind über die ganze Erde verbreitet, und es giebt kaum eine von Pflanzen oder Thieren bewohnte Stätte, an welcher sie gänzlich fehlen. Die meisten der bekannten P. gehören der gemäßigten Zone an; doch dürfte ihre Zahl in den warmen und heißen Ländern, die nur erst mangelhaft nach ihnen durchforscht sind, noch größer sein. Auch geht eine große Zahl von Pilzen weit gegen die Pole hin, und erst in größerer Nähe derselben verschwinden sie; viel rascher ist ihre Abnahme in den höheren Gebirgsregionen der gemäßigten Zone. Die oberen Regionen der Alpen zeigen gegen das klimatisch gleiche pilzreiche Skandinavien eine auffallende Armut an Pilzen, weil in der dünnern, leichten Luft auf den hohen Gebirgen das Wasser schneller verdunstet und dadurch den Pilzen eine Hauptlebensbedingung entzogen wird. Die Gesammtzahl der jetzt lebenden Arten läßt sich auch für die gegenwärtig bekannten P. nicht angeben, weil von einer sehr großen Anzahl mit Namen belegter Formen es noch nicht entschieden ist, ob es selbständige Arten oder nur Fruktifikationszustände anderer P. sind, auch gerade gegenwärtig fortwährend noch viele neue Arten beschrieben werden; doch dürfte diese Zahl 6000 noch weit überschreiten. Für Deutschland gab Rabenhorst 1844 ihre Zahl auf gegen 4100 an, wobei jedoch alle jetzt als bloße Fruchtformen erkannten auch mitgezählt sind; für den Rheingau zählte Fuckel bis 1875 mit Ausschluß der eben bezeichneten Formen gegen 2200 Arten. Obgleich die Substanz der P. ihrer fossilen Erhaltung nicht günstig ist, so muß doch aus manchen Ueberresten auf die Existenz dieser Pflanzen auch in der Vorwelt geschlossen werden. Ihre Spuren finden sich schon in der Steinkohlenperiode, besonders aber in der Tertiärzeit. In fossilen Hölzern kommen ebensolche Pilzhyphen vor wie gegenwärtig im faulenden Holz. Auch hat man auf fossilen Blättern kleine härtere Pyrenomyceten und Diskomyceten erhalten gefunden, sie gehören in die Gattungen Sclerotium, Rhytisma ꝛc., und für manche hat man eigene Gattungen aufgestellt: Sphaerites *Ung.*, Hysterites *Ung.*, Xylomites *Ung.*, Excipulites *Goepp.* Auch hat man im Bernstein eingeschlossen schimmelartige und andere P. auf todten Insekten beobachtet. Daß aber auch größere Schwämme in den dunklen, feuchten Urwäldern der Tertiärzeit nicht gefehlt haben, beweisen einige Ueberreste solcher (Hydnum antiquum *Heer*, Polyporites Bowmanni *Lindl.*) sowie besonders die zahlreichen Pilzmücken und Pilzkäfer, deren fossile Reste noch erhalten sind.

Nutzen haben vorzüglich die vielen eßbaren Schwämme, welche wichtige Nahrungsmittel für den Menschen, besonders aber in Gebirgsgegenden für die ärmere Klasse und für die Waldbewohner im Spätsommer und Herbst von Bedeutung sind. In Thüringen, Böhmen, Ungarn, in der Moldau und Walachei, in Oberitalien und in Rußland zur Fastenzeit werden viel P. gegessen. Schon im Alterthum standen die eßbaren Schwämme in hohem Ansehen; die geschätztesten waren den Römern die Trüffel (Tuber) und der Kaiserling (Boletus). Bei uns gibt es ungefähr 40 Arten anerkannt guter Speiseschwämme und zwar in den Gattungen: Agaricus, Cantharellus, Hydnum, Boletus, Polyporus, Fistulina, Clavaria, Sparassis, Lyc
Helvella, Tuber (s.
Schwämme im Frühli
sommer einsammeln;
dern, besonders auf m
niedrigem Moos überz
in Gärten, auf Wies
manche vor. Weil di
so müssen sie bald na
werden. Da viele nä
Wasser löslich sind, so
Fleisch, eine Verminde
Verdaulichkeit ein. D
der Zubereitung der S
Stücke zerschnitten m
Salz und Zwiebel geb
ohne allen Zusatz kö
Schaden verzehrt werd
wiegend nur als Gewü
det, besonders Trüffeln
werden getrocknet ode
kultiviren, gelingt mit
pignon und mit dem P
Medicinisch werden je
wendet, und zwar für
terkorn, die Trüffeln
äußerlich als blutstillen
den Feuerschwämme (
wendung der gährunge
Bierbrauerei und Bra

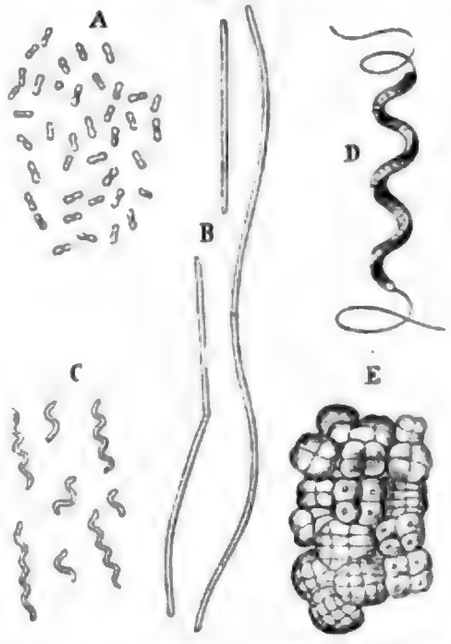
Schädlich sind unte
reichen Parasiten, wel
Menschen Krankheiten
kleine saprophyte P.,
und manche Bakterien
und ähnlicher Zersetzun
derbern vieler Natur
als ein größerer und
diesen der Hausschwa
Schwämmen mehr od
fährliche Giftpflanzen
gen Verwechselungen
sung gegeben. Die Wi
werden meist erst 4—
bemerkbar und begin
nung in der Magengeg
fühl, Ekel, Erbrechen
steigern sich und werde
därmen und unauslösc
stellen sich Herzklopfe
Schwindel und Delirie
hart, frequenter und im
bedeckt die Glieder; der
schrecklichen Krämpfen
versunken. Bis zur
schnelle Hülfe nöthig,
zu entfernen durch An
nischer Brechmittel un
bereits Symptome der
Verdauungsorgane, so
tränke, schleimige oder
Nach Chansarel soll ein
stoff sein, wenn er na
mittels als eine Abk
China- oder Eichenrind
ken und als Klystier g
der Gegenden, in denen
haben viel Erfahrung
baren und giftigen, so

giftungsfälle vorkommen. In vielen Städten bestehen polizeiliche Anordnungen, um Verwechselungen beim Verkauf zu verhüten; in Oesterreich haben die Marktrichter den Verkauf der Schwämme zu kontrolliren, auch sind bestimmte Plätze zum Pilzverkauf angewiesen, und die zu verkaufenden Schwämme dürfen nur in zwei Stücke zerschnitten sein. In manchen größeren Städten Europa's hat man neuerdings Pilzausstellungen veranstaltet, um das Volk mit den guten und schädlichen Schwämmen bekannt zu machen. Die gewöhnlich angegebenen Kennzeichen der Giftigkeit der P. sind zum großen Theil unzuverlässig. Es sind dies folgende: 1) Die schnelle Veränderung der Farbe beim Durchschneiden an der Luft, insbesondere das Blauwerden, kommt allerdings meist nur bei giftigen vor; doch werden manche, welche diese Erscheinung zeigen, für eßbar gehalten; am allerwenigsten darf aus dem Unterbleiben dieser Veränderung auf Unschädlichkeit geschlossen werden, jedenfalls aber soll man solche P. vermeiden. 2) Das Aussickern eines Milchsaftes beim Zerbrechen kommt auch bei mehreren eßbaren Arten vor und fehlt bei vielen giftigen. 3) Der unangenehme Geruch und der brennende, beißende, überhaupt widrige Geschmack ist ebenfalls nicht entscheidend, wie z. B. der sehr giftige Fliegenschwamm gar nicht oder nicht ungewöhnlich riecht und schmeckt, auch manche gute Speiseschwämme frisch einen scharfen oder säuerlichen Geschmack haben. 4) Das schwärzliche Anlaufen silberner Löffel oder Zwiebeln, die mit Schwämmen gekocht werden, tritt z. B. beim Fliegen- und Knollenblätterschwamm nicht ein. 5) Eßbare P. haben meist derbes, giftige dagegen poröses oder blasiges Fleisch. 6) Von Würmern und Schnecken benagte Schwämme sind durchaus nicht als sicher unschädlich zu betrachten, da diese Thiere auch an giftige P. gehen. Das sicherste Mittel bleibt daher, einmal sich die Merkmale der verhältnismäßig wenigen entschieden giftigen Schwämme einzuprägen, deren es in Deutschland ungefähr 11 gibt aus den Gattungen **Agaricus**, **Boletus** und **Scleroderma**, und unter denen es wiederum nur die drei Arten **Agaricus muscarius, phalloides** und **emeticus** sind, auf welche sich, weil es die häufigsten und gefährlichsten sind, fast alle konstatirten Fälle von Pilzvergiftung mit tödtlichem Ausgang zurückführen lassen (vgl. **Agaricus**, **Boletus** und **Giftpflanzen**), und zweitens, daß man nur die anerkannt guten und häufigen Speiseschwämme benutzt, alle übrigen aber, die in ihren Eigenschaften nicht bekannt sind, ebenso unberührt läßt wie die als giftig erwiesenen. Da der giftige Bestandtheil in Wasser, Wein, Essig, Alkohol, Salzwasser, Oel löslich ist, so kann man ihn aus den Schwämmen ausziehen, wenn man dieselben in diesen Flüssigkeiten macerirt oder kocht, wodurch die letzteren äußerst giftig werden. Schon die Alten kannten dieses Mittel, Giftschwämme unschädlich zu machen, und die Russen verzehren viele, besonders Fliegenpilze, welche so behandelt worden sind, ohne Nachtheil, eine Thatsache, welche die irrige Meinung erzeugte, daß das nordische Klima die Giftschwämme ihrer giftigen Eigenschaften beraube.

Das am häufigsten benutzte ältere **Fries**'sche Pilzsystem theilte die P. ein in **Staubpilze** (Coniomycetes), **Faden- oder Schimmelpilze** (Hyphomycetes), **Kernpilze** (Pyrenomycetes), **Bauchpilze** (Gastromycetes) und **Hautpilze** (Hymenomycetes). Gegenwärtig ist dieses System wesentlich umgeändert worden. Die nachfolgende Aufzählung gründet sich auf das von **De Bary** aufgestellte neue System und die seitdem nöthig gewordenen Aenderungen und Erweiterungen.

I. Ordnung. **Spaltpilze** (**Bakterien**, Schizomycetes), die einfachsten und kleinsten lebenden Wesen, von den eigentlichen Pilzen wesentlich verschieden (s. oben), von **Ehrenberg** früher als Vibrionia zu den Infusorien gestellt, von **Cohn** neuerlich mit den Chrookokkaceen vereinigt und zu einer besondern Pflanzenklasse, **Schizophyten**, erhoben. Sie leben fast alle in Flüssigkeiten, treten meist in ungeheurer Menge auf, so daß sie, trotz ihrer Kleinheit, dem unbewaffneten Auge oft als wolkige weiße Trübungen in den Flüssigkeiten erscheinen; manche erzeugen auch Farbstoffe und verrathen ihre Anwesenheit durch Farbenerscheinungen an ihrem Substrat. Sie sind zum Theil Saprophyten, und diese erregen Fäulnis oder verschiedenartige Gährungen (Essiggährung, Milchsäure-, Buttersäuregährung ꝛc.); andere sind Parasiten und neuerlich bei vielen Krankheiten des menschlichen

Fig. 2.



Bakterien: A Bacterium termo. B Bacillus subtilis. C Spirillum tenue. D Spirillum volutans. E Sarcina ventriculi. ($^{650}/_{1}$.)

und thierischen Körpers im Blut, im Darminhalt, in Sekreten gefunden und für die Erreger der betreffenden Krankheiten gehalten worden. Die Gattungen unterscheidet man nach der Form und Theilung ihrer Zellen; die wichtigsten sind: **Bacterium** *Duj.*, **Vibrio** *Ehrb.*, **Spirillum** *Ehrb.*, **Spirochaete** *Ehrb.*, **Sarcina** *Goods.* (S. Tertfig. 2.)

II. Ordnung. **Hypodermii**, Schmarotzerpilze, deren Mycelium meist mit Querscheidewänden versehene Fäden bildet, welche im Innern des Wirts leben, gewöhnlich sowohl zwischen als in den Zellen, diese oft ganz zerstörend und meist auch im Innern des Wirts die Sporen erzeugend, von welchen hier nur Eine Art gebildet wird, und zwar durch Abschnürung unmittelbar an einzelnen Zweigen der Myceliumfäden. Hierher gehören:

1. Familie. **Brandpilze** (Ustilagineae), pflanzenbewohnende Parasiten; Sporen gefärbt, dunkle, meist schwarze Massen bildend, werden von zahlreichen, den ganzen Pflanzentheil erfüllenden, besonderen, sporenbildenden Zellen abgeschnürt (s. **Brandpilze** und Tafel »Pflanzenkrankheiten«).

Fig. 1. Amanita muscaria (L.) Hook.

Fig. 2. Amanita pantherina (DC.) Krombh.

Fig. 3. Amanita rubescens Pers.

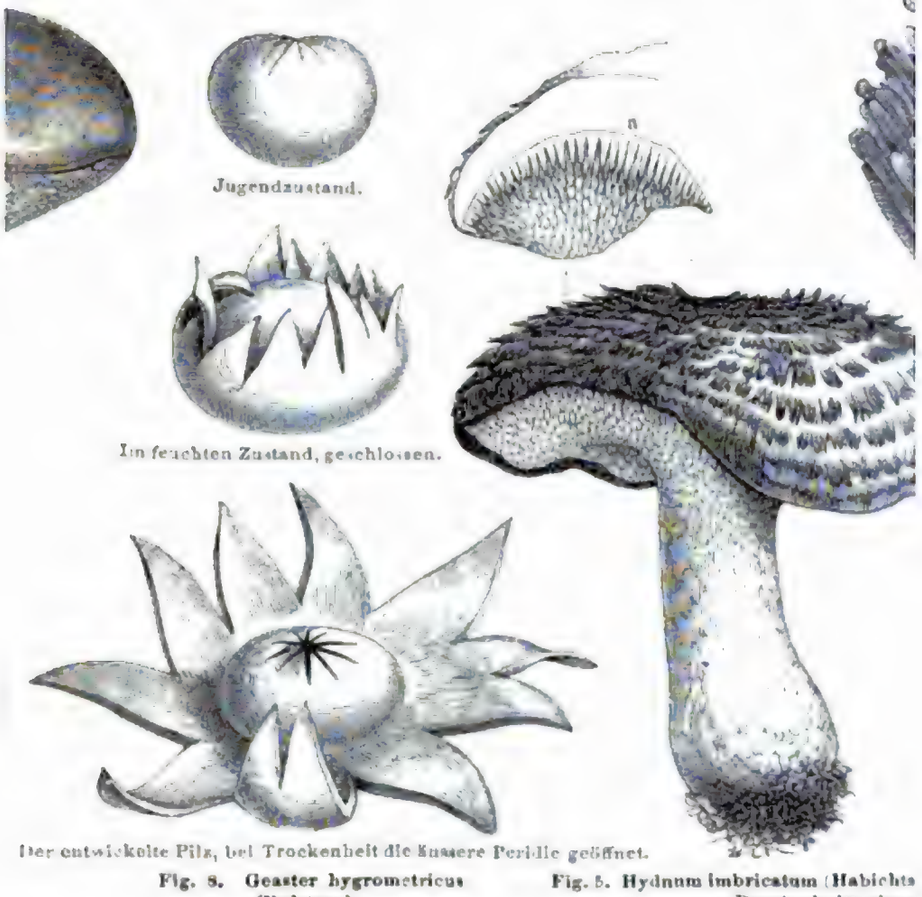
Fig. 4. Amanita phalloides (Vaill.) Link.

Fig. 5. Amanita verna (Bull.) Lamarck.

Fig. 6. Amanita virosa (Fr.) Bertillon.

amm).
derselben.

Fig. 9. Phallus impudicus (Gichtschwamm), a durchschnitten.



Jugendzustand.

Im feuchten Zustand, geschlossen.

Der entwickelte Pilz, bei Trockenheit die äussere Peridie geöffnet.

Fig. 8. Geaster hygrometricus (Erdstern).

Fig. 5. Hydnum imbricatum (Habichts
a Durchschnitt eines

Digitized by Google

Digitized by Google

2. Familie. **Protomyceten**, pflanzenbewohnende Parasiten; Sporen meist blaß, einzeln im Verlauf der gewöhnlichen Myceliumfäden entstehend.

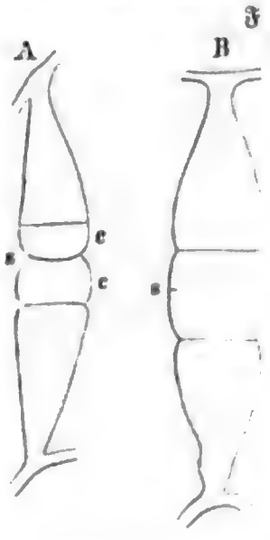
3. Familie. **Entomophthoreae**, insektenbewohnende Schmarotzer mit blassen, von besonderen, meist an der Außenseite des Thierleibes hervortretenden Basidien sich abschnürenden Sporen, welche meist ein weißes Pulver bilden. Einzige Gattung **Entomophthora** oder **Empusa** (s. d.).

III. Ordnung. Algenpilze (**Phycomycetes, Mycophyceae**), theils Parasiten in Pflanzen, theils Saprophyten an der Luft oder im Wasser; Mycelium meist ohne Querscheidewände, also einzellig, meist schlauchförmig. Sporen bei vielen von doppelter Art: 1) geschlechtslose, die bei allen vorkommen, entweder am Mycelium selbst, oder an Fruchthyphen gebildet werden, und zwar bei vielen durch freie Zellbildung innerhalb eines Sporangiums, wobei ruhende Sporen oder Schwärmsporen erzeugt werden, bei einigen auch durch Abschnürung (Konidien) auf Fruchthyphen; 2) geschlechtlich erzeugte, welche je nach der Art des Geschlechtsakts Zygosporen oder Oosporen genannt werden. Dazu gehören:

4. Familie. **Chytridiaceae**. Ohne eigentliches Mycelium, indem die einzige meist kugelige oder längliche Zelle (Tafel II, Fig. 1 A, a und a') noch vegetatives Organ und Sporangium zugleich vorstellt. Mikroskopisch kleine, meist pflanzenbewohnende Parasiten, deren Sporangium Schwärmsporen erzeugt (Fig. 1 A, b und c), welche ausschlüpfen und wieder eine Nährpflanze aufsuchen, an welcher sich aus ihnen wieder Sporangien bilden. Die Gattung **Chytridium** *A. Br.* lebt auf oder in Algenzellen und Infusorien, **Synchytrium** *de By* et *Woron.* dagegen in Epidermiszellen phanerogamer Landpflanzen, welche dadurch kleine, gelbe oder rothe, buckelförmige Flecke bekommen, weil die befallenen Epidermiszellen sich außerordentlich vergrößern. Die Zelle des Schmarotzers wird bei dieser Gattung zu einer überwinternden Dauerspore mit starkem, dunkel gefärbtem Episporium und ölhaltigem Protoplasma; sie keimt im Frühjahr, indem sie zahlreiche Schwärmsporen bildet, welche in die Epidermiszellen ihrer Nährpflanzen eindringen und daselbst entweder sogleich wieder zu Dauersporen sich ausbilden, oder durch Zelltheilungen sich zu einem Haufen (**sorus**) von Sporangien entwickeln, welche sofort Schwärmsporen bilden, die, wiederum eindringend, oft mehrere Generationen hindurch dieselbe Bildung reproduciren, bis zuletzt die Entwickelung durch Bildung einfacher Dauersporen geschlossen wird.

5. Familie. **Mucorineae**, Schimmelpilze auf faulenden Substanzen an der Luft, mit deutlich geschiedenem Mycelium und Fruchthyphen. Das erstere ist fadenförmig, bis zur Fruktifikation meist einzellig, mit dem Auftreten der Fruchthyphen durch Querscheidewände sich gliedernd. Letztere sind von mannigfaltiger Bildung, immer aber charakterisirt durch ein meist kugeliges, mit zahlreichen ruhenden Sporen erfülltes Sporangium auf ihrer und ihrer Aeste Spitzen. Häufig kommen am Mycelium außerdem geschlechtlich erzeugte Sporen vor. Der Geschlechtsakt ist von eigenthümlicher Art und wird als Kopulation bezeichnet: Zwei gegeneinander wachsende, anschwellende und mit ihren Enden sich vereinigende Myceliumzweige grenzen ihre sich berührenden Enden (Textfig. 3 A, cc) durch je eine Scheidewand ab, das trennende Hautstück (s) der beiden Zweige verschwindet, und die beiden Endzellen werden so zu einer einzigen Zelle (Textfig. 3 B), deren Inhalt aus den vereinigten Protoplasmakörpern beider gebildet w
beträchtliche Größe, ung
ist endlich zu einer sich
(Textfig. 3 C, zs), welche
auswendig mit zahlreiche
Episporium und ein dich
Protoplasma besitzt und
periode keimt. Diese Sp
die Mukorineen werden
genannt. Man kennt e
wichtigste **Mucor** (s. d. u

6. Familie. **Saproleg**
Pflanzen- und Thierleich
oder flockige, schleimige M
siten in Algenzellen, mit
gem, einzelligem Myceli
an ihren Enden kugelige
(Taf. II, Fig. 2 B), in
sporen entstehen, welche
bisweilen häuten, ihre
durch Wimpern beweglic
ihrer Keimung wieder ein



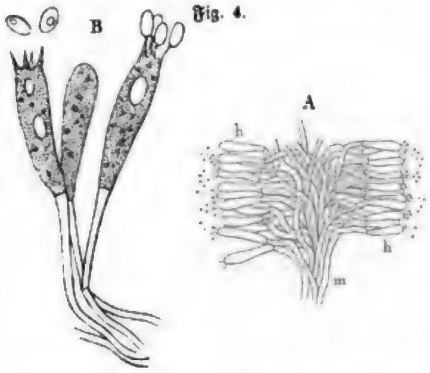
Kopulation (A u. B) un
Rhizopus n

dem sind von vielen Ge
weiblichen (Oogonien)
Zellen auf den Enden e
Fig. 3 A, B und C); ihr
sich vor der Befruchtung
dichte, kugelige Massen (
Die männlichen Organe
Zweiglein, welche von de
oder auch von benachbart
deren Ende sich als eine e
durch eine Scheidewand
legt sich dem Oogonium
desselben nach den Eiz
Fortsatz (Befruchtungsr
seinen sich öffnenden En
gen Protoplasma's entle
befruchtet werden. Letzte
ren (E) aus, welche na
den Pilz von neuem erze
keimfähiger Oosporen o
ridien, also parthenogen
zehn Gattungen mit u
tigsten sind: **Leptomit**
und **Saprolegnia** *Nees e*

Digitized by Google

7. Familie. **Peronosporeae**, lauter pflanzenbewohnende, endophyte Paraſiten mit fadenförmigem, einzelligem Mycelium, deſſen Fäden zwiſchen den Zellen der Nährpflanze wachſen und oft Hauſtorien in das Innere derſelben ſenden. Die Fortpflanzungsorgane ſind Konidienträger, welche bei der Gattung Peronospora *Corda* meiſt einzeln aus den Spaltöffnungen hervorwachſende, baumartig verzweigte Fruchthyphen darſtellen, die auf den Spitzen der Aeſte die Konidien einzeln abſchnüren, bei Cystopus *Lév.* kurze, keulenförmige Baſidien ſind, welche, in zuſammenhängenden Lagern unter der Epidermis ſtehend, jede in kettenförmiger Anordnung Konidien abſchnüren. Die Keimung der Konidien, welche als Sommerſporen fungiren, geſchieht entweder mittels Keimſchlauchs, oder unter Bildung von Schwärmſporen, welche nach einiger Zeit zu ruhenden Sporen werden, die dann ebenfalls mit einem Keimſchlauch keimen, welcher in die Nährpflanze eindringt. Bei vielen kommen wiederum am Mycelium, alſo innerhalb der Nährpflanze, Oogonien vor, welche durch Antheridien befruchtet werden und je eine Ooſpore in ihrem Innern erzeugen; letztere keimt im nächſten Frühling unter Bildung zahlreicher aus ihrem Protoplasma ſich formenden Schwärmſporen, welche ſich den durch die Konidien erzeugten gleich verhalten. Alle Peronoſporeen wirken

Fig. 4.



A Durchſchnitt durch eine Lamelle des Hymeniums (200/1). B Baſidien (400/1).

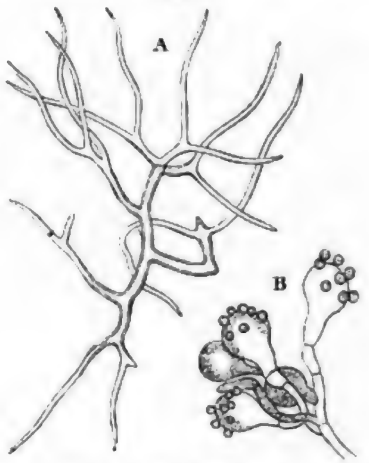
tödtlich auf die befallenen Pflanzentheile, welche unter Gelb- oder Braunwerden oder Fäulnis vorzeitig abſterben. Man kennt nur die zwei genannten Gattungen mit gegen 50 Arten. (S. Tafel »Pflanzenkrankheiten«.)

IV. Ordnung. **Basidiomycetes**, eine ſehr formenreiche Abtheilung, bei deren Angehörigen auf dem immer deutlich ausgebildeten, aus Fäden mit Querſcheidewänden beſtehenden Mycelium Fruchtkörper entſtehen, welche ihrerſeits erſt die Sporen erzeugen, und zwar durch Abſchnürung auf Baſidien.

8. Familie. Roſtpilze (**Uredineae**), lauter pflanzenbewohnende, endophyte Paraſiten, deren Fruchtkörper nackte Sporenlager darſtellen, welche in Geſtalt kleiner, ſtaubiger oder kruſtiger, farbiger Flecke durch die Epidermis der Nährpflanze hervorbrechen (ſ. Roſtpilze und Tafel »Pflanzenkrankheiten«).

9. Familie. Hautpilze (**Hymenomycetes**), meiſt auf der Erde oder auf faulenden Pflanzentheilen wachſende, vorwiegend größe Schwämme, deren Fruchtkörper an beſtimmten Theilen der freien Oberfläche die Baſidien in einer zuſammenhängenden Schicht, Fruchthaut oder Hymenium (h in Textfig. 4 A), beiſammen ſtehend trägt. Die Baſidien ſind meiſt kurz walzen- oder keulenförmig und bilden an ihrem Scheitel vier nebeneinander ſtehende, kurze, dünne Fortſätze, Sterigmen genannt, deren jeder an ſeiner Spitze eine einzellige Spore abſchnürt (B in Textfig. 4). Der Fruchtkörper (stroma) tritt hier in großer Mannigfaltigkeit der Geſtalt auf. Bei vielen iſt er ein dünner und flacher, haut- oder kruſtenartiger Körper, welcher der Unterlage aufgewachſen iſt und oft ohne beſtimmte Begrenzung ſich ausbreitet; die freie Oberſeite iſt vom Hymenium überzogen. Oder er bildet einen Hut (pileus). Die vollkommenſte Form deſſelben hat einen regelmäßigen, ſchirm- oder hutförmigen Theil, welcher auf ſeiner Unterſeite mit dem Hymenium beſetzt iſt und in der Mitte auf einem Stiel oder Strunk (stipes) ruht. Manche Hymenomyceten haben ſogen. halbirte Hüte, welche excentriſch oder ſeitlich geſtielt ſind oder auch gar keinen Stiel haben, indem der halbirte Hut an einer Seite an die dann meiſt vertikale oder ſchiefe Fläche der Unterlage angewachſen iſt und in horizontaler Richtung

Fig. 5.



A Kapillitiumfaſer von Bovista plumbea. B Baſidien von Geaster hygrometricus. (200/1.)

abſteht, ſo daß die hymeniumtragende Unterſeite ebenfalls nach unten gekehrt iſt. An den regelmäßigen Hüten mancher Hymenomyceten ſind noch folgende Theile zu unterſcheiden: Die Hülle (volva) iſt eine Haut, welche den jungen Hut ganz umgibt, indem ſie an die dann meiſt knollig verdickte Baſis des Stiels angewachſen iſt und über den ganzen Hut ſich hinwegzieht; wenn der Stiel ſich ſtreckt, ſo zerreißt ſie, und ihre Reſte bleiben um die knollige Stielbaſis und auf der Oberfläche des Huts oft als Fetzen oder Tupfen zurück. Der Schleier (velum) iſt anfangs als eine Haut vom Hutrand nach der Mitte oder nach dem obern Theil des Stiels ausgeſpannt und verhüllt das Hymenium; er zerreißt ſpäter, wobei ſeine Reſte entweder als Faſern am Hutrand hängen, oder als eine ringförmige Manſchette um den Stiel zurückbleiben; die letztere heißt Ring (annulus). Die wichtigſten Charaktere zur Unterſcheidung der Gattungen bietet die eigenthümliche und mannigfaltige Figuration der Hymeniumfläche dar. Darauf beruht die Eintheilung in folgende Unterfamilien: 1) **Agaricini**. Das Hymenium beſteht aus ſtrahlig geſtellten, auf der Unterſeite des

Digitized by Google

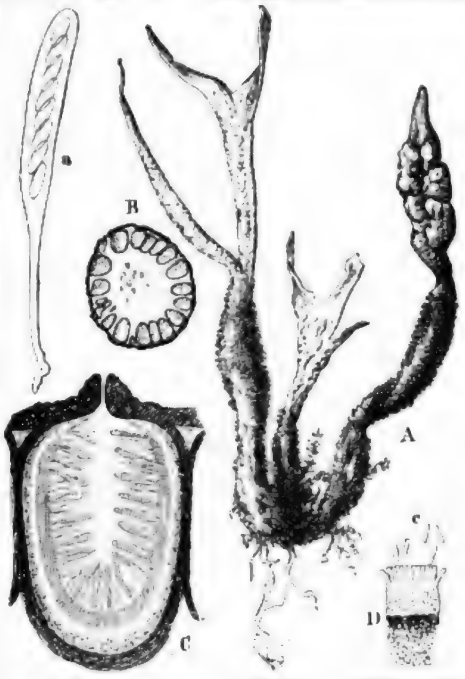


Fig. 7. Zusammengesetzter Pyrenomycet (Xylaria hypoxylon). A Stroma. B Durchschnitt, zeigt die Perithecien (C). a Sporenschlauch, 300fach vergr. D Bildung der Konidien.

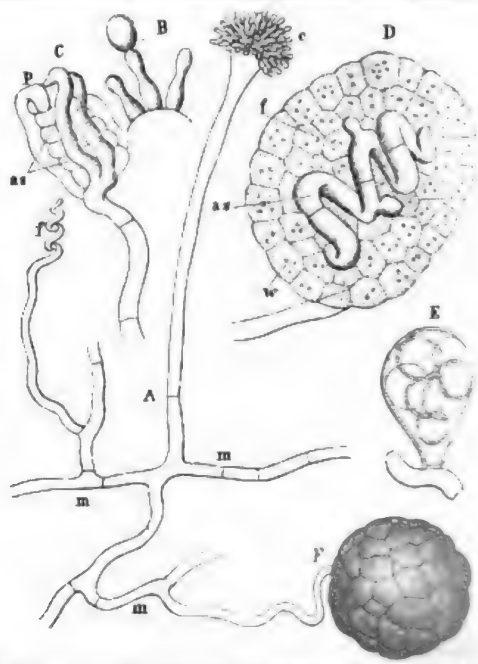


Fig. 4. Eurotium, A Mycelium (m), 190fach vergr., mit Konidienträg (c, dessen Sporenabschnürung bei B) und mit jungem Peri cium (F; dessen geschlechtliche Bildung in f, C u. D). E Spo schlauch mit reifen Sporen aus dem Perithecium. 250fach vergr.

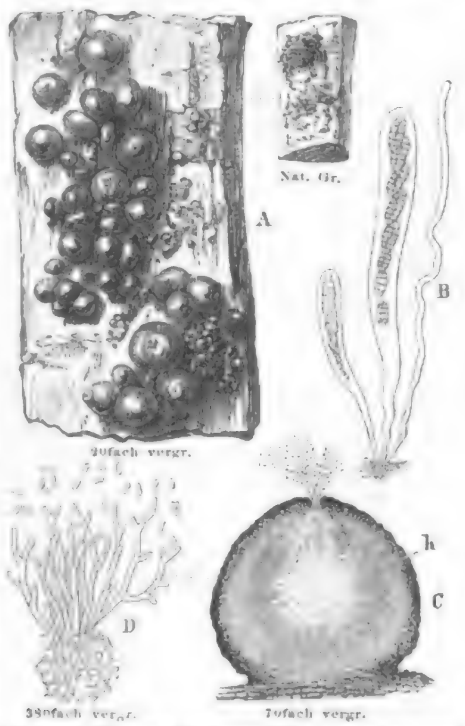


Fig. 6. A Einfacher Pyrenomycet (Teichospora obducens), C Durchschnitt eines Spermogonium, dessen Spermatien bei D, B Sporenschläuche und Paraphysen 380fach vergr.

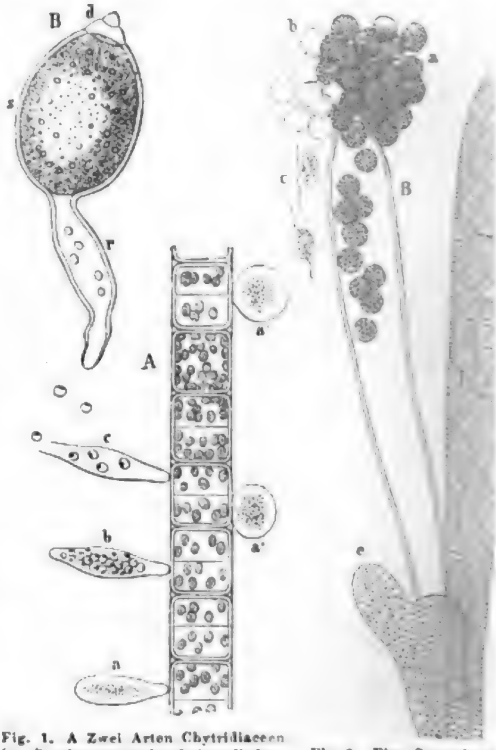


Fig. 1. A Zwei Arten Chytridiaceen (a, a') schmarotzend auf einer Fadenalge. B Chytridium olla, mit einer wurzelartigen Zelle (r). 400fach vergr.

Fig. 2. Eine Saprolegn Zoosporen bildend. 550fach vergr

Digitized by Goo

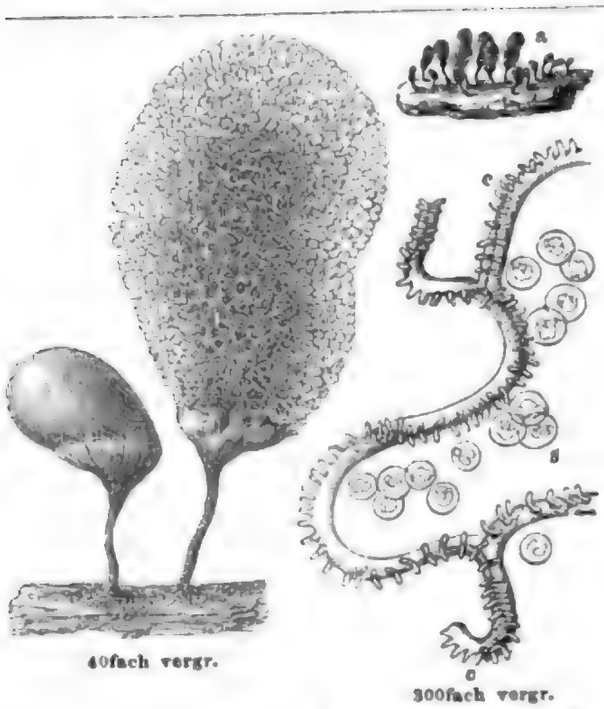


Fig. 10. Arcyria punicea, a nat. Gr., c Kapillitium, s Sporen.

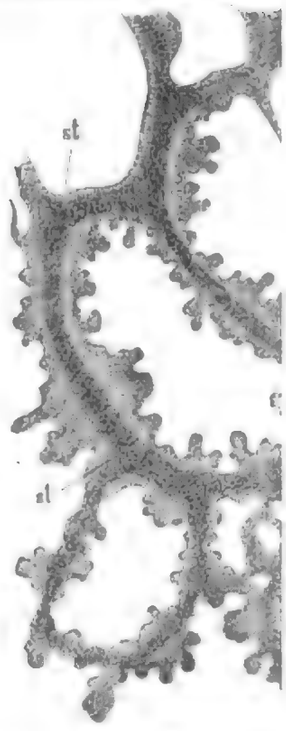


Fig. 9. Plasmodium v

Fig. 8. Peziza calycina. B u. C 20fach vergr.

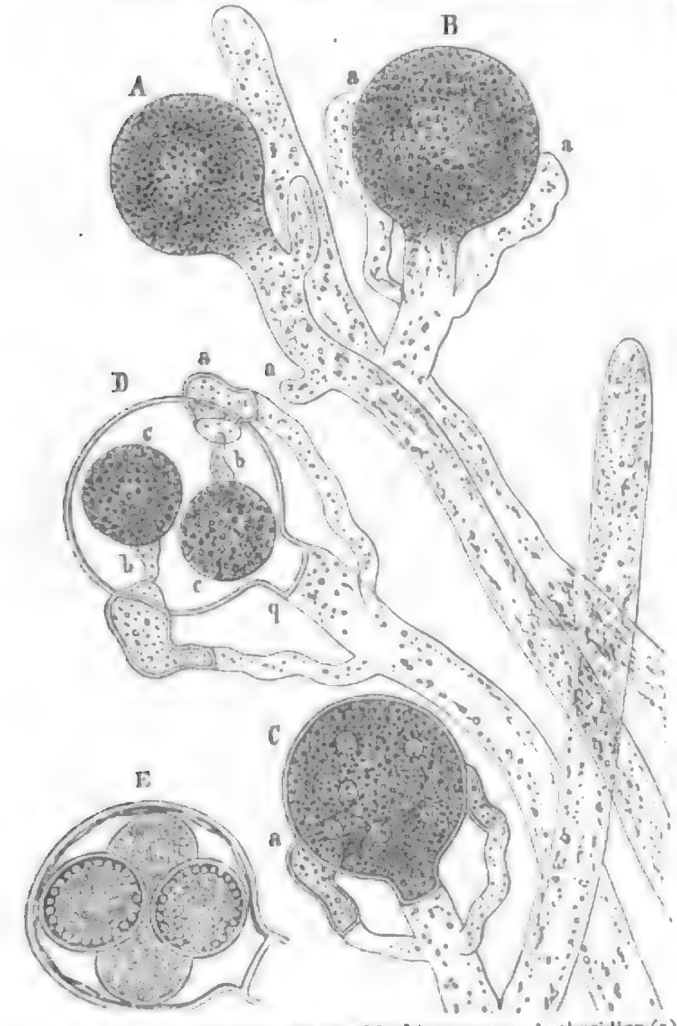


Fig. 3. Eine Saprolegniee mit Geschlechtsorganen: Antheridien (a) d Oogonien (A, B; C, D Befruchtung, E mit Oosporen). 550fach vergr.

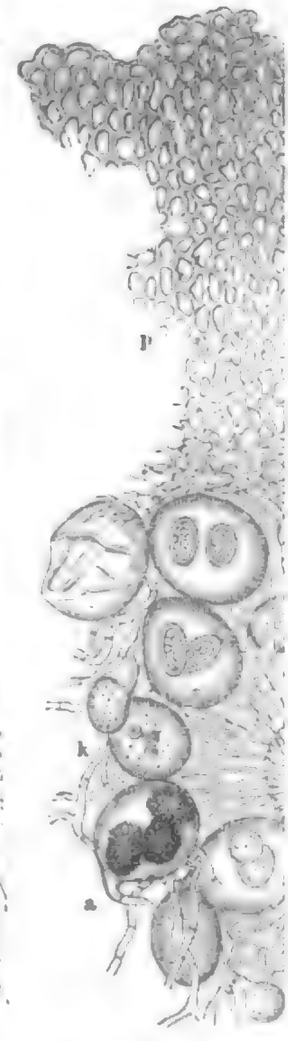


Fig. 5. Durchschnitt Peridie, k die Kamme chen (a), w die

nstitut in Leipzig.

Digitized by Google

hutförmigen Fruchtkörpers angewachsenen, mit dem einen Rand frei stehenden, blatt- oder leistenförmigen Lamellen. Die gesammte Oberfläche der Lamellen ist vom Hymenium eingenommen. (Wichtigste Gattungen: **Agaricus** *L.*, **Cantharellus** *Adans.*) 2) **Polyporei.** Das Hymenium bildet eine zusammenhängende, mit vielen dicht stehenden, röhren- oder wabenförmigen Vertiefungen versehene Masse auf der Unterseite eines Huts oder auf einem haut- oder krustenförmig ausgebreiteten Fruchtkörper. Die ganze innere Oberfläche sowie die Mündungen der Röhren tragen die Basidien. (Wichtigste Gattungen: **Boletus** *Dill.*, **Polyporus** *Fr.*, **Daedalea** *Pers.*, **Merulius** *Hall.*) 3) **Hydnei.** Das Hymenium bildet unterbrochene Vorsprünge, nämlich Stacheln, Kämme, Zähne, nicht verwachsene Röhren, Warzen oder unterbrochene Falten; der Fruchtkörper ist hutförmig oder hautartig ausgebreitet. (Wichtigste Gattungen: **Hydnum** *L.*, **Fistulina** *Bull.*) 4) **Auricularini.** Das Hymenium bildet eine gleichförmig glatte Oberfläche auf der Unterseite eines hutförmigen oder auf der Oberseite eines hautartig ausgebreiteten Fruchtkörpers. (Wichtigste Gattungen: **Thelephora** *Ehrh.*, **Corticium** *Fr.*, **Stereum** *Pers.*) 5) **Clavarieï.** Der Fruchtkörper ist vertikal aufrecht, einfach oder meist strauchartig ästig und auf der ganzen Oberfläche mit dem glatten Hymenium überzogen. (Wichtigste Gattungen: **Sparassis** *Fr.*, **Clavaria** *L.*) Die Hymenomyceten sind meistens von weicher, fleischiger Beschaffenheit und daher durch Fäulnis ebenso rasch vergänglich, wie sie entstehen; manche bestehen sogar aus sehr wasserreichem, zartem Gewebe und sind äußerst hinfällig; andere dagegen sind von trockener, zäher, kork-, leder-, krusten- oder holzartiger Beschaffenheit und haben dann lange, oft vieljährige Dauer mit periodisch jährlichem Zuwachs ihrer Fruchtkörper. Zu ihnen gehören die meisten und wichtigsten der eßbaren und der giftigen Schwämme. Sie sind über die ganze Erde verbreitet; es gibt ihrer wenigstens 3000 Arten, von denen beinahe 2800 in Europa vorkommen (s. Taf. I, Fig. 1—6).

10. Familie. **Zitterpilze** (**Tremellini**), den Hymenomyceten am nächsten verwandt, von denselben nur durch die gallertartig zitternde Beschaffenheit des Fruchtkörpers und besonders durch die Basidien unterschieden, welche entweder fadenförmig, aufrecht und durch Querscheidewände gegliedert, oder kugelig und durch Längswände in 2—4 nebeneinander stehende Gliederzellen getheilt sind; in beiden Fällen ist jedes Glied in ein frei stehendes, langes Sterigma verlängert, welches je eine Spore abschnürt. Es sind meist größere, verschieden gestaltete, auf faulem Holz und auf der Erde wachsende, weder eßbare noch giftige P. mit über 30 Arten in ungefähr fünf Gattungen, deren wichtigste **Tremella** *Fr.* ist.

11. Familie. **Bauchpilze** (**Gastromycetes**), meist große Schwämme, deren bauchartiger, hohler Fruchtkörper das Hymenium stets inwendig enthält. Die Fruchtkörper werden von einer meist stark entwickelten Haut, **Peridie** genannt, gebildet. Diese umschließt einen Innenraum, welcher anfangs durch anastomosirende Gewebeplatten, die von der innern Fläche der Peridie ausgehen, in zahlreiche Kammern getheilt ist, welche zusammen als **Gleba** bezeichnet werden. Auf den Wänden dieser Kammern befindet sich das Hymenium; von den Hyphen, aus denen die Kammerwände bestehen, gehen kurze Zweige ab, welche zu den keulenförmigen Basidien werden, oder diese Zweige sind verlängert und verzweigt, füllen den ganzen Kammerr
die Basidien. Au
ähnlich wie bei de
durch Abschnürun
chen Gastromycete
stand unverändert
aber löst sie sich a
her in dem Gewe
durch ihre dicken
oder verzweigte Fa
ein lockeres Haa
Innenraum dur
meist braune Spo
besteht eine große
welche bedingt wi
Peridie aus me
Schichten, welche
schiedenartige Oef
sowie durch die Ge
len oder die Anw
ridie emporhebend
sten Gattungen di
Bovista *Dill.*, **S**
Phallus *L.*, **Clath**
Gastromyceten w
auch unterirdisch,
sind jung eßbar, n
Erde verbreitet; e
eigenthümlichen F
Gattungen mit ül

V. Ordnung.
Ordnung der P.,
Sporen in Spore
deutlich entwickelt
den gebildet, erzeu
faltiger Beschaffe
tragen, selten um

12. Familie. (
entstehen unmittel
Fäden desselben,
für sich dar, an se
celium vertretend
Meist entophyte
ren Epidermis die
an welchen diese
Exoascus).

13. Familie. P
lich entwickelten
oder flaschenförm
(**Perithecien**,
meist dunkles Ge
heller, weicherer K
besteht aus einem
schläuchen (E) vo
seltener cylindrisc
Peritheciumhöhle
schwindenden, jen
tet sind. Jeder Sp
bei den einzelnen
Zahl meist einzel
fadenförmiger Sp
bei der Reife meis
nach Verwesung
sich, indem es am
aber keinen vorge
in einigen Fällen
vorgang nachweis
thecien erzeugt we
tigkeit das Ueberei

an gewiſſen Stellen zweierlei Fäden von männlichem (Pollinodium, Taf. II, Fig. 4 C, p) und weiblichem Charakter (Ascogonium, a 5 in C und D) auftreten, zwiſchen denen Kopulation ſtattfindet, worauf aus dem Askogon das Perithecium ſich entwickelt. Bei manchen Periſporiaceen entſtehen auf demſelben Mycelium vor den Perithecien Fruchthyphen, welche Konidien abſchnüren (c in A); letztere ſind ſofort keimfähig und erzeugen ſogleich wieder den vollkommenen Pilz, während die Askoſporen gewöhnlich erſt nach einer Ruheperiode keimen. Manche der gemeinſten Schimmelpilze (Aspergillusia, Fig. 4 A) ſind als ſolche konidienbildende Zuſtände erkannt worden. Die Periſporiaceen ſind lauter kleine P., welche theils Fäulnisbewohner ſind, theils paraſitiſch auf Pflanzen leben und an dieſen Krankheiten hervorrufen. Man kennt über 100 Arten in einigen 20 Gattungen, deren wichtigſte Erysiphe *Wallr.* und Eurotium *Link* (ſ. d.) ſind.

14. Familie. Trüffelpilze (Tuberaceae), gänzlich unterirdiſch wachſende P. mit deutlich entwickeltem Mycelium, an dem ſich große, knollenförmige Fruchtkörper bilden, welche eine dicke, fleiſchige oder lederartige Schale (Peridie, Taf. II, Fig. 5 p) beſitzen und im Innern meiſt durch gewundene Gewebeplatten in Kammern (k) getheilt ſind; die Kammerwände (w) bilden meiſt eine fleiſchige Maſſe, in welcher die Sporenſchläuche (a) liegen, und die Kammern ſind mit lufthaltigem, ſterilem Gewebe angefüllt. Seltener iſt der Innenraum nicht gekammert, in reifem Zuſtand nur mit den frei gewordenen Sporen angefüllt. Die Sporenſchläuche ſind meiſt kugelig oder annähernd kugelig und bilden in ihrem Innern 1—3 oder 4—6 meiſt runde, einzellige Sporen mit oft ſtacheligem oder durch Leiſten verdicktem, gefärbtem Epiſporium. Die Tuberaceen kommen meiſt in der Nähe der lebenden Wurzeln von Pflanzen, beſonders unter Bäumen, vor; doch iſt es ungewiß, ob ſie wirkliche Paraſiten ſind. Man kennt gegen 80 Arten, von denen nicht wenige eßbar ſind. Die wichtigſten Gattungen ſind: Tuber *Mich.*, Elaphomyces *Nees ab Es.*

15. Familie. Kernpilze (Pyrenomycetes, Sphaeriaceae). Mycelium meiſt deutlich entwickelt, die Sporenſchläuche werden in Perithecien gebildet, welche denen der Periſporiaceen ähnlich ſind, aber an der Spitze eine enge Mündung (ostiolum) beſitzen, welche bald als bloßer Porus in der Wand des Peritheciumſcheitels, bald als eine kurze Papille, bald als ein mehr oder minder langer Hals erſcheint (Taf. II, Fig. 7 C). Das Perithecium enthält einen hellen, weichen Kern, welcher aus den Sporenſchläuchen, oft untermengt mit fadenförmigen Zellen (Paraphyſen), beſteht (Taf. II, Fig. 6 B, 7 a), die auf der ganzen Innenwand oder im Grunde des Bauchtheils des Peritheciums entſpringen. Die Sporenſchläuche ſind meiſt länglich keulenförmig oder cylindriſch und bilden bei den meiſten Gattungen je acht Sporen in ihrem Innern. Die reifen Sporen werden, nachdem die Sporenſchläuche ſich aufgelöſt haben, durch die Mündung des Peritheciums ausgeſtoßen. Sie ſind von ſehr verſchiedenartiger Bildung: einzellig, zweizellig, mehr- bis vielzellig, kugelig, oval, ſpindelförmig bis fadenförmig. Man unterſcheidet einfache und zuſammengeſetzte Pyrenomyceten (Sphaeriaceae simplices und compositae). Bei den erſteren befinden ſich die Perithecien unmittelbar auf dem Mycelium (Taf. II, Fig. 6 A), wie bei den Periſporiaceen; bei den letzteren entſtehen auf dem Mycelium Fruchtkörper (stroma) von mannigfaltiger Geſtalt, und erſt dieſe tragen oft in großer Anzahl die Perithecien (Taf. II, Fig 7 A u. B). Das Stroma iſt bald ein dünnes, kruſtenförmiges, dem Subſtrat auf- oder eingewachſenes, oft weit ausgebreitetes Lager, bald ein in das Subſtrat eingeſenkter, mehr oder weniger hervorbrechender, polſter- oder warzenförmiger Körper, bald vertikal aufrecht, keulen-, geſtielt kopfförmig oder ſtrauchartig äſtig. Die Perithecien ſind in die Subſtanz des Stroma's, bei größeren Fruchtkörpern in die peripheriſchen Theile derſelben eingeſenkt, immer ſo, daß wenigſtens die Hälfte mit ihren Mündungen an der Oberfläche ſich befinden (Fig. 7 C). Viele Pyrenomyceten haben eine reich gegliederte Pleomorphie der Fruktifikationsorgane: den Perithecien gehen auf demſelben Mycelium verſchiedene andere Fruchtträger voraus. Dies ſind zuerſt Fruchthyphen mit Konidien, welche raſch keimfähig ſind und den Pilz ſogleich wieder erzeugen können. Oft bleibt die Entwickelung auf dieſem Zuſtand ſtehen, daher man dieſe Konidienträger früher als ſelbſtändige P. beſchrieb (die oben genannten Hyphomyceten ſtellen zum größten Theil ſolche dar) und auch gegenwärtig von vielen derſelben noch nicht ermittelt iſt, zu welchem Pyrenomycet ſie gehören. Statt ſolcher Fruchthyphen bilden manche Pyrenomyceten eigenthümliche konidientragende Fruchtkörper, die an ihrer Oberfläche mit einem Hymenium ſporenabſchnürender Baſidien beſetzt ſind. Auch dieſe galten früher für ſelbſtändige P. und bildeten die Gattungen: Tubercularia *Tode*, Fusarium *Link*, Sphacelia *Lév.*, Stilbospora *Pers.*, Melanconium *Link*, Coryneum *Nees ab Es.*, Fusisporium *Link*, Isaria *Hill.* u. a., welche zuſammen die Gymnomycetes der alten Pilzſyſteme ausmachten. Oder endlich die perithecientragenden Stromata ſind ſelbſt anfangs mit einem konidienbildenden Hymenium überzogen (Taf. II, Fig. 7 A u. D; c die Konidien). Eine dritte und vierte Form von Früchten ſind die Spermogonien und Pykniden. Beide ſind den Perithecien ähnliche, kleine, geſchloſſene Gehäuſe (Taf. II, Fig. 6 C), die auf ihrer Innenwand ein Hymenium (h) tragen, welches aus dicht beiſammen ſtehenden Baſidien gebildet iſt, die durch Abſchnürung Sporen erzeugen (Fig. D). Dieſe ſind bei den Spermogonien ſehr kleine, meiſt einfache, kugelige bis ſtäbchenförmige Zellen, Spermatien genannt, welche gewöhnlich in Schleim eingebettet mit dieſem zuſammen aus der engen Mündung an der Spitze herausgepreßt werden. Dieſelben ſind meiſt nicht keimfähig; neuerdings hat man ſie für befruchtende Elemente bei der erſten Anlage der nach ihnen entſtehenden Perithecien ausgegeben. Die Pykniden ſind von den Spermogonien weſentlich nur durch ihre größeren, oft mehrzelligen und keimfähigen Sporen, hier Stylosporen genannt, unterſchieden. Zuletzt von allen Früchten erſcheinen die Perithecien. Bei manchen zuſammengeſetzten Pyrenomyceten bilden ſich die Vorläufer-Fruktifikationen an dem Stroma, welches ſpäter die Perithecien entwickelt, indem daſſelbe anfangs entweder mit einem konidienbildenden Hymenium überzogen iſt, oder eingeſenkt in ſeiner Subſtanz Spermogonien oder Pykniden, bisweilen ſchon zuſammen mit Perithecien, enthält. Bisweilen wird die Aufeinanderfolge der Fruktifikationen durch die Entwickelung eines Sklerotiums aus dem Mycelium unterbrochen, welches eine Ruheperiode durchläuft und danach keimt, d. h. die peritheciumbildenden Stromata aus ſich hervorwachſen läßt. Die Pyrenomyceten bewohnen theils faulende Pflanzentheile, theils ſind ſie zeitlebens Paraſiten auf Pflanzen,

Digitized by Google

image
not
available

umkleiden und kugelförmige Gestalt annehmen; bei Wiederbefeuchtung tritt der eingekapselte Protoplasmakörper wieder als Schwärmer oder Plasmodium aus seiner Hülle aus. Die Myromyceten leben auf faulenden vegetabilischen Resten, besonders faulen Baumstrünken, am liebsten an feuchten Orten, daher besonders in Wäldern; es sind nahe an 200 Arten bekannt.

Vgl. Persoon, Synopsis methodica fungorum (Götting. 1801); Bulliard, Histoire des champignons de la France (Par. 1780—97); Schäffer, Fungorum Bavariae et Palatinatus icones (Regensb. 1780—1800); Lenz, Nützliche, schädliche und verdächtige Schwämme (5. Aufl., Gotha 1874); Lorinser, Die wichtigsten eßbaren, verdächtigen und giftigen Schwämme (Wien 1876); Fries, Systema mycologicum (Greifsw. 1821—32, 3 Bde.); Derselbe, Summa vegetabilium Scandinaviae (Stockh. 1846—1849, 2 Bde.); Derselbe, Hymenomycetes europaei (daf. 1874); Krombholz, Abbildungen und Beschreibungen der schädlichen, eßbaren und verdächtigen Schwämme (Prag 1831—45, 9 Hefte); Nees v. Esenbeck, Henry und Bail, Das System der P. (Bonn 1837—58, 2 Thle.); Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamenflora, Bd. 1: P. (Leipz. 1844); Bonorden, Handbuch der allgemeinen Mykologie (Stuttg. 1851); Corda, Icones fungorum (Prag 1837—42, 5 Bde.); Derselbe, Prachtflora europäischer Schimmelbildungen (Leipz. 1839); Derselbe, Anleitung zum Studium der Mykologie (Prag 1842); Harzer, Abbildungen der vorzüglichsten P. ꝛc. (Dresd. 1842—44, 16 Hefte); Sturm, Deutschlands Flora, Abth. P.; L. R. Tulasne und C. Tulasne, Selecta fungorum carpologia (Par. 1861); L. R. Tulasne, Fungi hypogaei (daf. 1851—1865, 3 Bde.); De Bary, Morphologie und Physiologie der P., Flechten und Myromyceten (Leipz. 1866); Cooke, An introduction to the study of microscopic fungi (Lond. 1865); Eidam, Der gegenwärtige Standpunkt der Mykologie (2. Aufl., Berl. 1872); Fuckel, Symbolae mycologicae (mit 3 Nachträgen, Wiesb. 1869—73); Hoffmann, Index fungorum (Leipz. 1863).

Pilzfäden, **Pilzmutter**, s. Pilze.

Pilzstein, s. Polyporus.

Pima, nordamerikan. Indianerstamm, an beiden Ufern des Rio Gila, im südlichen Theil des nordamerikanischen Territoriums Arizona und im nördlichen Theil des mexikanischen Departements Sonora, gehört zu den civilisirtesten Stämmen in ganz Nordamerika, ist theilweise zur römisch-katholischen Kirche übergetreten und spricht eine eigene Sprache (Pima) in verschiedenen Mundarten. Vgl. Buschmann, Die Pimasprache (Berl. 1857).

Piment, s. v. w. spanischer Pfeffer (s. Capsicum) oder Nelkenpfeffer, Neugewürz (s. Pimenta).

Piménta *Nees* (Pimentbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, westindisch-südamerikanische Bäume oder Sträucher mit gegenständigen, durchsichtig punktirten Blättern und ein- bis dreifächeriger Beere mit fast kugeligen Samen. P. aromatica *Kost.* (P. officinalis *Bg.*, Myrtus P. *L.*, Eugenia P. *Dec.*), ein 6—9 Meter hoher Baum in Westindien, besonders auf der Nordseite von Jamaica, wird seit dem 17. Jahrh. kultivirt, um die nicht völlig reifen, schnell an der Sonne getrockneten Früchte als Nelkenpfeffer, Piment, Englisch Gewürz, Neugewürz, Jamaicapfeffer, Amomen, Allspice in den Handel zu bringen. Ein Baum liefert gegen 50 Kilogr. trockene Früchte. Dieselben sind frisch grün, nach dem Trocknen braun, kugelig, pfefferkorn- bis erbsengroß, rauh, feinwarzig, an der Spitze meist von dem kleinen, viertheiligen Kelche gekrönt, meist zweifächerig, zweisamig. Die Fruchtschale riecht und schmeckt nelkenartig, kräftiger aromatisch als die Samen; sie enthält 10 Proc. ätherisches Oel, Harz, Gerbstoff, Fett, Gummi, Zucker, Aepfel- und Gallussäure. Das ätherische Oel ist gelb bis gelbbraun, dickflüssig, riecht dem Gewürznelkenöl ähnlich, spec. Gew. 1,05, und besteht aus Nelkensäure und einem bei 255° siedenden Kohlenwasserstoff. Das Piment wird allgemein als Küchengewürz benutzt, das ätherische Oel zum Parfümiren der Seife. Geringere Sorten Piment sollen von P. acris *Kost.*, auch von Amomis Pimento und oblongata *Berg.* abstammen; die mehr ovale Sorte liefert Myrtus pimentoides *Nees.* Der große mexikanische oder spanische Piment von der Tabasmyrte (Myrtus Tabasco *Schlecht.*) wird in Mexiko gesammelt, ist viel größer, dickschaliger, dunkel grünlichgrau, aber weniger aromatisch. Der kleine mexikanische oder Graveiro (Kronpigment) wird von Amomisarten gesammelt und besitzt einen fünftheiligen Kelch. S. Tafel »Gewürzpflanzen«.

Pimpernell, s. v. w. Pimpinella.

Pimpernuß, Pflanzengattungen, s. v. w. Staphylea *L.* oder gemeine Pistacie (Pistacea vera *L.*).

Pimpinella *L.* (Pimpinelle, Bibernell), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, Stauden oder Kräuter mit einfacher Wurzel, wechselnden, einfachen oder gefiederten Blättern, doppelten, vielstrahligen Dolden ohne Hüllen und Hüllchen und eiförmiger, von der Seite zusammengedrückter Frucht mit zehn gleichen, fein fadenförmigen Hauptrippen und drei-, vier- oder mehrstriemigen Furchen. P. saxifraga *L.* (Steinbibernell, Bockspetersilie), mit ausdauernder Wurzel, gestreiftem, kahlem oder weichhaarigem Stengel, fiedertheiligen, kahlen oder behaarten Blättern, die unteren mit rundlichen, eingeschnitten gesägten Fiedern, weißen oder schwach röthlichen Blüten und kahlen Früchten, findet sich, wie P. magna *L.*, in mehreren Varietäten in Europa und Asien auf Wiesen; die officinellen Wurzeln riechen eigenthümlich bocksartig, schmecken sehr stark beißend scharf und enthalten ätherisches Oel, Harz, Zucker, Benzoësäure. Man benutzt sie nur noch selten als die Sekretionen der Schleimhäute der Respirationsorgane beförderndes Mittel. Sie wurden durch die Botaniker des 16. Jahrh. in den Arzneischatz eingeführt. P. Anisum, s. Anis. Pimpinelle oder Wiesenpimpinelle heißt auch der Wiesenknopf, Sanguisorba officinalis *L.*, sowie die gemeine Becherblume, Poterium sanguisorba *L.*

Pina, schiffbarer Fluß in den russ. Gouvernements Wolhynien, Grodno und Minsk, steht durch den Königskanal mit dem Bug (Weichsel) in Verbindung und mündet rechts in die Jasselda (Pripet); seine Länge beträgt 170 Kilom.

Pinakothek (griech., »Bildersammlung«), im Alterthum ein Raum, welcher den Hellenen als Aufbewahrungsort der den Göttern zum Weihgeschenk dargebrachten Bilder diente. Bei den Römern war es der mit Statuen, Gemälden und anderen Kunstgegenständen geschmückte Ort am Eingang in das Atrium; jetzt s. v. w. Gemäldesammlung. Berühmt sind die Pinakotheken zu München (s. d.).

Pinang (Pulo P., »Insel der Arecanuß«), eine

Digitized by Google

hügelige, 21 Kilom. lange Insel an der Westseite der hinterind. Halbinsel Malakka, seit 1786 britische Besitzung, hat mit der seitdem erworbenen kontinentalen Provinz Wellesley ca. 125,000 Einw. Die Insel ist Ausfuhrhafen für das Zinn von Malakka, das nebst dem holländischen Bangka-Biliton die reichsten Zinnlager der Erde hat; der Export beträgt jährlich 50,000 Pikuls (à 62½ Kilogr.) à 26—27 Doll. Der von hier exportirte Zucker, 50—60,000 Pikuls, kommt meist von Wellesley, der schwarze Pfeffer, 70,000 Pikuls, von Borneo und Sumatra. In den letzten Jahren ist Tapioka, das auf heißen Eisenplatten getrocknete Mark der Maniokwurzel, ein wichtiger Handelsartikel geworden. Der Hafen wird von verschiedenen über Singapur gehenden Dampferlinien berührt.

Pinaß (franz. Pinasse, Pénicho, engl. Pinnace), das zweitkleinere Boot der Kriegsschiffe, deren jedes in der Regel zwei hat. Diese Boote haben 10—14 Ruder und eine zweimastige Takelage, welche leicht herausgenommen und wieder eingesetzt werden kann. Die Pinassen können auch eine kleine Kanone aufnehmen. In Frankreich heißt P. auch kleines Küstenfahrzeug mit Schoonertakelage.

Pinaster, Gruppe der Koniferengattung Pinus, s. Kiefer.

Pince-nez (franz., spr. pängs-ney), Nasenklemmer, Brille ohne Seitengestell (s. Brille, S. 746).

Pincette (franz., spr. pängsette), kleine, innen mit Querriefen versehene stählerne Zange von verschiedener Größe, deren man sich bedient, um kleine Gegenstände, selbst ein Haar (Haarzange), scharf fassen zu können. Man hat chirurgische und anatomische Pincetten, die je nach dem Zweck in der Form von einander abweichen, mitunter auch noch mit anderen Vorrichtungen versehen sind.

Pinchbeak (spr. pintschbīk), nach ihrem Erfinder, einem englischen Mechaniker, benannte Legirung aus 128 Theilen Kupfer, 7 Th. Messing, 7 Th. Zink oder aus 2 Th. Kupfer und 1 Th. Messing, ist höchst geschmeidig, dunkel goldfarbig, wenig oxydirbar.

Pincius mons, der nördlichste der sieben Hügel Roms, den aber erst Aurelian zur Stadt zog. Er hieß früher Collis hortorum, weil dort die Gärten des Pompejus, Lucullus, Sallust ꝛc. lagen. Vgl. Rom.

Pinczow, Stadt, s. Pintschew.

Pindari (genauer Pendhari), ein Marathiwort mit der Bedeutung »Räuberbande«, wurde Ende des 18. Jahrh. Bezeichnung für die aus verschiedenen Kasten zusammengewürfelten Räuberbanden, meist von der Nationalität der Marathen, die sich damals an der untern Narbada (s. d.) gebildet hatten und unter den Wirren in Centralindien, ja sogar mit Unterstützung der goldgierigen Herrscher von Gwalior und Indor (s. d.), in Haufen bis zu 3000 Mann Mittelindien auf weite Strecken brandschatzten. Seit 1817 traten die Engländer dem Unwesen energisch entgegen, und binnen kurzem waren die Banden und mit ihnen der Name verschwunden.

Pindăros (Pindar), berühmter lyr. Dichter der Griechen, geb. 522 v. Chr. zu Theben, stammte aus dem reichen Geschlechte der Aegiden. Als seine Lehrerinnen in der Poesie werden die böotischen Dichterinnen Myrtis und Korinna genannt. Zu Delphi hatte er einen eigenen Stuhl im Tempel des Apollon und ward dahin zum Göttermahl der Theorenien regelmäßig eingeladen. Seine Gesänge brachte er in verschiedenen namhaften Städten Griechenlands, besonders aber bei den großen Festversammlungen des griechischen Volks z
ladung ging er auch
hier einige Jahre
Freiheitskampf der
Thebens mit Perse
er seine begeisterten
land und mußte
gelegentlich gespro
dem gekränkten So
lands zu Gefallen
Drachmen büßen.
vergütet, sondern e
nischen Prorenie.
Gesängen nur sehr
das Gnomische hir
gen; seine Muse be
ten, welche für H
sind. P. starb wa
Bild von ihm stan
noch Alexander d.
Zerstörung das Ha
Pindars Dichtunge
Dithyramben, Pa
mata, Threnodien
Erhalten sind uns
abgesehen) nur die
den Ruhm eines S
nationalen Festspie
Die Anordnung de
14 auf olympische,
und 8 auf isthmisch
dem alexandrinische
Lied ward in der R
sungen werden m
Sieger in den S
Eine eigentliche B
Erzählung ist nicht
nur Mittel der D
wird daher freier ge
Stoffe findet sich a
Eine Eigenthümlic
die öftere Wiederke
dungen und Darste
Sprichwörtern, bal
Sieger, seine Famil
geshymnen waren
Chor vorgetragen
gegenüber die Gesa
tritt. Was die Ar
anlangt, so ist sie,
Erguß der Phantas
mus zu sein, aufs
schlungen und verde
der Künstelei mach
die kürzeren Gedicht
muthig. Die Spra
hochtönend, voll p
durch einen wechse
Rhythmus. Die
wurzelt in einer tiefe
los der frömmste gri
begeisterter Sänger.
Pindars beruhen a
aber durch die Beimi
men bedeutend verä
Chorgesänge ist die
Chor symmetrisch
wieder in der Antis
Epode. Als musika

und Phorminx, zuweilen auch die Flöte genannt. Die besten Ausgaben des P. lieferten: Böckh (Leipz. 1811—22, 2 Bde. in 4 Abthlgn.), Dissen (Gotha u. Erf. 1830; 2. Aufl. von Schneidewin, unvollendet, Gotha 1843—47), Schneidewin (Leipz. 1865), T. Mommsen (Berl. 1864, 2 Bde; kleinere Ausg., Leipz. 1866), Jongh (Utr. 1865), Bergk (in den »Poetae lyrici graeci«, 3. Aufl., Leipz. 1866), Christ (das. 1869). Uebersetzungen lieferten unter anderen: B. Thiersch (mit griech. Text, Leipz. 1820, 2 Bde.), Hartung (mit griech. Text, das 1855—56, 4 Tble.), T. Mommsen (das 1846), Donner (das. 1860), M. Schmidt (Jena 1869). Ein besonderes Lexikon zu P. (und Homer) gaben Damm (Berl. 1765, 2 Bde.; verbessert u. vermehrt von Duncan, Lond. 1827) und Rost (Leipz. 1831—33) heraus. Vgl. Friedrichs, Pindarische Studien (Berl. 1863); Bippart, Pindars Leben, Weltanschauung und Kunst (Jena 1848); T. Mommsen, P. (Kiel 1845); L. Schmidt, Pindars Leben und Dichtung (Bonn 1862); Rauchenstein, Zur Einleitung in Pindars Siegeslieder (Aar. 1843).

Pindemónte, 1) Giovanni, Marchese, ital. Dramatiker, geb. 1751 zu Verona, bekleidete um 1791 das Amt eines Prätors der Republik Venedig, ging jedoch später nach Paris und ward hier vom Ersten Konsul zum Mitglied des Gesetzgebenden Körpers für Italien ernannt. Er starb 23. Jan. 1812 zu Mailand. P. war einer der ersten, welche die Herrschaft der Aristotelischen Regeln beschränkten. Bühnenkenntnis und glühender Patriotismus machten seine Dramen bei der Menge beliebt, wenn auch mitunter Dunkelheit und falsches Pathos zu tadeln sind und seine Diktion nicht immer rein ist. Zu einem echten Kunstwerk ließ es seine reiche, aber zügellose Phantasie nicht kommen. Seine dramatischen Werke erschienen unter dem Titel: »Componimenti teatrali« (Mail. 1804, 4 Bde.; 1827, 2 Bde.).

2) Ippolito, ital. Dichter, Bruder des vorigen, geb. 13. Nov. 1753 zu Verona, trat, nachdem er in Modena studirt hatte, auf den Wunsch seiner Eltern in den Malteserorden, lebte längere Zeit auf Malta und in Sicilien, verließ aber wegen seiner schwachen Gesundheit den Dienst und widmete sich ganz der Literatur. Als Dichter trat er zuerst mit einigen Tragödien in der Manier seines Bruders auf. Später fand er das richtige Feld für sein Talent in der lyrischen und beschreibenden Dichtung. Seine »Poesie campestri« (1785) gehören zu den besten Gedichten dieser Art in der neuern italienischen Literatur. Von 1788—90 machte er große Reisen durch die Schweiz, Deutschland, Frankreich und England und hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er besonders mit seinem berühmten Landsmann Alfieri verkehrte. Nach Italien zurückgekehrt, lebte er anfangs in Verona, später in Venedig. 1798 erschienen in Pisa seine »Poesie varie«, unter denen sich namentlich die lyrischen Gedichte auszeichnen. Seine Tragödie: »Arminio« (Pisa u. Verona 1804) mit Chören wurde zwar wegen ihrer guten Charakterzeichnung und korrekten Sprache gelobt, vermehrte aber wegen ihres Mangels an Pathos seinen Ruf als Tragiker nicht. In den »Epistole in versi« (1805) beklagt er besonders die Leiden Italiens während der vorhergehenden Kriege, und 1807 antwortete er auf U. Foscolo's ihm dedicirtes Gedicht: »I sepolcri« mit einem ähnlichen voll Schwung und Gedankentiefe. Den größten Beifall trug ihm aber seine Uebersetzung der »Odyssee« ein, von welcher 1809 die beiden ersten Gesänge und 1822 das Ganze erschien, und welche für die vorzüglichste italienische gilt. Zu seinen besten Arbeiten gehören auch die »Sermoni« (1818), Satiren im Geiste des Horaz, in welchen die Laster und Thorheiten der Zeit mit Humor und ohne Bitterkeit gegeißelt werden. Seine letzte Arbeit waren die »Elogj di letterati« (1825—26, 2 Bde.), in welchen er sich als vortrefflichen Prosaiker zeigt. P. starb 18. Nov. 1828 zu Verona.

Pindos, Hauptgebirge im nördlichen Griechenland, auf der Grenze zwischen Thessalien und Epiros, mit den Quellen des Acheloos und Inachos. Der Name beschränkte sich im Alterthum auf den Theil zwischen 39°—39° 40′ nördl. Br., während die neuere Orographie ihn auf die Gesammtheit der von NW. nach SO. gerichteten zahlreichen Einzelketten der sogen. Balkanhalbinsel, welche sich längs der Wasserscheide erheben, übertragen hat. Seine bedeutendsten Höhen sind: der Kakardista und Tzumerka auf dem rechten, der Karavi (2124 Meter) und Budzikaki (2168 Meter) auf dem linken Ufer des Acheloos.

Pinĕa, Gruppe der Gattung Pinus, s. Kiefer.

Pinealdrüse, s. v. w. Zirbeldrüse.

Pinega, schiffbarer Nebenfluß der Dwina in den russ. Gouvernements Wologda und Archangel, nimmt die Jula auf und mündet nach 518 Kilom. Lauf bei Ust Pinegski. An ihr liegt die gleichnamige Kreisstadt des Gouvernements Archangel, mit 2 Kirchen, 2 bemerkenswerthen Jahrmärkten (im März und December) für Wild, Fische, Felle und Pferde und (1872) 951 Einw.

Pine-Islands (spr. pein-eilends, Fichteninseln, Florida Reefs), eine Menge kleiner Inseln und Sandbänke, welche sich vom Kap Florida an der Südostküste der nordamerikan. Halbinsel Florida in südwestlicher Richtung in einer Strecke von ungefähr 275 Kilom. in Halbkreisform um die Südspitze der Halbinsel herum ausdehnen. Die bedeutendsten davon sind Key (Cayo) del Largo und Key West (Cayo Hueseo).

Pinel (spr. -nell), Philippe, franz. Irrenarzt, geb. 20. April 1745 zu St. André im Departement Tarn, studirte in Toulouse, Montpellier und Paris, ward 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt zu Bicêtre und 1794 an der Salpétrière, später Professor der Pathologie an der medicinischen Schule; starb 25. Okt. 1826 zu Paris. Er drang zuerst auf eine menschlichere Behandlung der Irren und wies in seinem Werk: »Sur l'aliénation mentale« (Par. 1791, neue Aufl. 1809; deutsch von Wagner, Wien 1801) auf die Nothwendigkeit einer psychischen Behandlung derselben hin. Von seinen zahlreichen übrigen Schriften ist die für die französische Medicin bedeutungsvolle »Nosographie philosophique« (Par. 1798, 6. Aufl. 1818; deutsch von Pfeiffer, Kass. 1829—30, 2 Bde.) hervorzuheben.

Pinerolo (franz. Pignerol), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Turin, am Ausgang der Alpen in einer fruchtbaren Ebene gelegen, mit Turin durch Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines Unterpräfekten, eines Bischofs, eines Civil- und Korrektionstribunals, hat ein Lyceum mit Konvikt, ein Gymnasium, eine Notariatsschule, eine technische Schule, eine theologische Lehranstalt, ein großes Krankenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, eine sehenswerthe Kathedrale und (1871) 11,832, als Gemeinde 16,730 Einw., welche lebhafte Industrie, namentlich Papier- und Lederfabrikation, Seiden-, Baumwoll- und Wollstoffmanufaktur, und starken Handel mit Tüchern, Papier, Käse, Getreide, Wein und Seide treiben. Westlich von P. liegen die von 22,000 Waldensern bewohnten Thäler Lucerna, Perosa,

Digitized by Google

San Martino und Clusone sowie die Ruinen der alten Veste Fenestrelles. P. selbst war sonst Festung und Staatsgefängnis, in welchem die Eiserne Maske, Fouquet und Lauzun gefangen saßen. 1536 wurde P. vom König Franz I. von Frankreich erobert und kam erst 1574 wieder an Savoyen. Am 20. März 1630 nahmen es die Franzosen aufs neue und erhielten es 1631 förmlich abgetreten. Als der Schlüssel zu Italien wurde es von ihnen stark befestigt. Erst 1696 kam es wieder an Savoyen zurück, bei dem es mit kurzen Unterbrechungen (1704—1706 und 1801—1814), während welcher es wieder französisch war, verblieb; jedoch mußten infolge des Utrechter Friedens von 1713 die Festungswerke geschleift werden. Ehemals residirte in P. eine Linie der Herzöge von Savoyen (s. d.).

Pines, Isle of (spr. eil of peins, Fichteninsel, Kunie), Insel südöstlich von Neukaledonien (Polynesien), 180 QKilom. (3,4 QM.) groß, gebirgig (bis zu 600 Meter hoch) und von Riffen und Klippen umgeben, mit etwa 2500 Einw.; wird von den Franzosen als Strafkolonie benutzt.

Pineytalg, s. Wachs.

Pinge, Vertiefungen an der Erdoberfläche in Bergwerksgegenden, durch verbrochene Grubenbaue gebildet.

Pingré (spr. pänggré), Alexandre Guy, franz. Astronom, geb. 4. Sept. 1711 zu Paris, ward Priester der Kongregation der regulirten Chorherren und 1735 Professor der Theologie zu Senlis, mußte aber wegen seiner Theilnahme an den Jansenistischen Streitigkeiten der Theologie entsagen und erhielt 1745 die Stelle eines Astronomen an der Akademie der Wissenschaften zu Rouen. 1751 ward er von seinen Ordensbrüdern nach Paris zurückgerufen, um hier die Sternwarte der Abtei Ste. Geneviève zu errichten, auf der er 40 Jahre lang beobachtete. Von 1754—57 gab er unter dem Titel: »Etat du ciel« den ersten astronomischen Schifferkalender heraus, von dem die »Connaissance des temps« die Fortsetzung bildet. Er beschäftigte sich seit 1757 besonders mit der Theorie und Berechnung der Kometen, bestimmte für die 2. Ausgabe der »L'art de vérifier les dates« alle Sonnen- und Mondfinsternisse auf 2000 Jahre und nahm als Geograph der Marine an verschiedenen Seereisen theil. Er starb 1. Mai 1796. Sein Hauptwerk ist die »Cométographie« (Par. 1783, 2 Bde.); die »Histoire de l'astronomie du XVII. siècle« (das. 1790) blieb unvollendet.

Pinguente, Stadt im österreich. Kronland Istrien, Bezirkshauptmannschaft Capo d'Istria, auf einem 125 Meter hohen Berg über dem Quietoflusse, Station der 1876 eröffneten Bahnlinie Divazza-Pola, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat einen Dom (aus dem 18. Jahrh.), Weinbau und (1869) etwa 800 (als Gemeinde 10,298) Einw. In der Nähe Stein- und Marmorbrüche, Kohlenwerke und Bergbau auf Alaun- und Vitriolschiefer.

Pinguicula *L.* (Fettkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Lentibularieen, meist ausdauernde, stengellose Kräuter mit fettig anzufühlenden Blättern, rachenförmiger, gespornter Blüte und zweiklappiger, zweifächeriger, vielsamiger Kapsel. Von P. vulgaris *L.* (Butterwurzel, Schmeerkraut), in Deutschland, auf sumpfigen Wiesen und Triften, mit 10—15 Centim. hohem, glattem, einblumigem Stengel und überhängender, zierlicher, violetter, mitunter purpurrother, selten weißer Blüte, gebrauchte man früher die Blätter frisch als Abführungsmittel, und in Nordeuropa soll man sie noch häufig benutzen, um frisch gemolkene Mi… schmeckender zu ma…

Pinguïne (Flo… *Gray*), Familie der … durch den mehr oder … mirten und grubige … genden, nur mit schu… gel, den kurzen Schu… reihigen Federn, die … die platten Zehen un… zwischen den Vorder… wohnen das Meer b… und 75° und besuche… zungszeit. Der K… Fettgans, Apten… 1 Meter lang, mit … geradem, an der S… Steiß eingelenkten, … Füßen, ist am Kopf … Rücken dunkelgrau … Streif an den Hal… gelblichem Schnab… Dieser und einige a… Meere; sie schwimm… Füßen und Flügeln … sich auf dem Land b… aber, auf der Bru… Flügeln zugleich ar… sich von Fischen, Sc… der Brutzeit komme… ans Land, welches … ben bevölkert ist, die … Zur Aufnahme der … welche durch unteri… ten Höhlen verbund… Mulden und unmi… sind grünlich und b… gebütet, weil namen… stehlen, um so viel… Eier sind schmackh… schlechtes Nahrungs…

Pinhel (spr. pinjé… Beira, Distrikt Gua… Douro), von Manu… nischer Schule und … sitz und in den Kr… militärische Positio…

Pinie (Pinien…

Piniolen, s. v. …

Pinit, Mineral … Pinistollen bei Au… tigen Amphoterolith… morphe Umbildung… Gneis ꝛc. vorkomm… noch bei Penig, Sch… in der Oberpfalz bei … schließend; außerde… P. krystallisirt ähnli… Härte 2—3, ist grü… und fast undurchsicht… Amphoterolithen u… anderer Silikate he… schwankend in seiner … scheidet er sich vom … nesia, an deren Ste… wechselnden Verhä… Thonerde stets, zu … Eisenoxyd vertreten … Kieselsäure gebund…

Digitized by Google

geblieben iſt. Aehnliche Mineralien ſind namentlich: Gigantolith, Fahlunit, Praſeolith, Aspaſiolith, Bonsdorfit, Esmarkit, ſämmtlich mit Cordierit im ſkandinaviſchen Norden auftretend.

Pinites *Goepp.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen.

Pinkcolour (engl., ſpr. -koller, Nelkenfarbe), Maler- und Druckfarbe, wird erhalten durch mehrſtündiges Hellrothglühen von 100 Theilen Zinnoxyd mit 34 Th. Kreide, 5 Th. Kieſelſäure, 1 Th. Thon und 3—4 Th. chromſaurem Kali und Auswaſchen der gepulverten Maſſe mit ſchwach angeſäuertem Waſſer. Das Präparat bildet ein feines, ſchweres, ſchön roſarothes Pulver und wird als ſchöne, dauerhafte Farbe zum Bemalen und Bedrucken von Porzellan und Fayence, zur Erzeugung farbiger Glaſuren, auch als Oel- und Waſſerfarbe und zu farbigem Papier benutzt. Minerallack, durch Erhitzen von 100 Th. Zinnoxyd mit 2 Th. Chromoxyd erhalten, iſt lila und ſehr widerſtandsfähig.

Pinke, ein- bis dreimaſtiges Laſtſchiff mit einem langen Hintertheil, beſonders in Spanien und Neapel gebräuchlich; in der Oſtſee ein dreimaſtiges, mit Raaſegeln verſehenes Schiff, unten ziemlich ſcharf gebaut und hinten hoch.

Pinkoffin, ſ. Krapp.

Pinkſalz, ſ. Zinnchlorid.

Pinna (lat.), Feder, Flügel, Floſſe; in der Botanik ſ. v. w. Fieder, Fiederblättchen; ſ. Blatt, S. 300.

Pinnāta (lat., sc. mammalia), Floſſenſäugethiere, nach Burmeiſter die dritte Hauptabtheilung der Säugethiere, umfaßt die Ordnungen der Robben (Pinnipedia) und Seeſäugethiere (Natantia).

Pinnātus (lat.), in der Botanik ſ. v. w. gefiedert; ſ. Blatt, S. 298 ff.

Pinne, ſ. Steuer (Steuerruder).

Pinne, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Poſen, Kreis Samter, mit evangeliſcher und kathol. Pfarrkirche, Synagoge und (1875) 2272 Einw.

Pinneberg, Kreisſtadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, an der Pinnau und der Altona-Kieler Eiſenbahn, mit Amtsgericht, Handelsſchule, engliſchem Inſtitut, Fabrikation von verzinnten und emaillirten Eiſenwaaren, Haartuch, Poſamentier- und Goldwaaren, Tabak, Cigarren, Bier, Eſſig und Branntwein und (1875) 3058 Einw. Die Herrſchaft P. war bis 1641 von Holſtein unabhängig.

Pinnipedia, ſ. v. w. Robben.

Pinolin, ſ. Harzöl.

Pinos (Isla de P., Fichteninſel), ſpaniſch-weſtind. Inſel an der Südküſte von Cuba, 1494 von Colombo entdeckt, 3138 QKilom. (58 QM.) groß mit 2200 Einw., theils eben und ſumpfig, theils hügelig (Pico la Daguilla, 467 Meter), mit Korallenriffen umſäumt, hat ſchöne Viehweiden und Waldungen (viel Acajouholz). Hauptort iſt Nueva Gerona auf der Nordküſte; Santa Fé hat beſuchte Thermen.

Pinos-Puente, Badeort mit warmen Schwefelquellen in der ſpan. Provinz Granada, an der Sierra Elvira und der Eiſenbahn Granada-Bobadilla-Cordova, mit 2356 Einw.

Pinſel (franz. Pinceau, engl. Pencil), Werkzeug zum Auftragen von Farben, Lack, Firnis, Leim u. dgl. Die kleinſten P. (Haar- oder Malerpinſel) werden aus Menſchen-, Biber-, Fiſchotter-, Zobel-, Fuchs-, Dachs-, Marder-, Eichhörnchenhaaren gefertigt. Zobelhaare dienen beſonders zu den ganz feinen Miniaturpinſeln, mit denen man auf Pergament und Elfenbein malt. Die ſtärkeren Maler- oder Vergolderpinſel ſind von Dachshaaren, daher Dachspinſel. Größer ſind die Borſtenpinſel, von Schweineborſten gefertigt. Verhältnismäßig ſteifere Haare oder Borſten haben die Oelpinſel, womit Oelfarben aufgetragen werden. Man hat auch größere P. von weichen Haaren, welche die Vergolder und Lackirer (Lackirerpinſel) verwenden.

Pinsk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Minsk, an der Mündung des Strumen in die Pina, in einer weiten Sumpfebene, ehemals Hauptſtadt von Poleſien (urkundlich ſchon 1097 erwähnt), hat 6 Kirchen, 2 Klöſter, 3 Synagogen, eine Realſchule (ehemaliges Jeſuitenkollegium), anſehnliche Juftenfabrikation, bedeutenden Tranſithandel (infolge der günſtigen Lage der Stadt an der ſchiffbaren Pina, die P. mit den kornreichen Gouvernements Rußlands ſowie mit Polen und Preußen verbindet), beſuchte Jahrmärkte und (1873) 18,607 Einw. (über 3/4 Juden). Die Trockenlegung der Sümpfe von P., die einen Raum von 8 Mill. Deſſjatinen einnehmen, wurde neuerlich (1875) von der Regierung in Angriff genommen.

Pintadosinſeln, ſ. Biſſayas.

Pinte, altfranz. Maß für Flüſſigkeiten, bisweilen auch für trockene Waaren, jetzt noch im franzöſiſchen Weſtindien, Hayti ꝛc. gebräuchlich, geſetzlich = 0,931 Liter, im Großhandel = 0,951 Liter; in Großbritannien (Pint) = 1/8 Gallon.

Pintſcher, ſ. Hunde.

Pintſchew (poln. Pinczow), Stadt im ruſſiſch-poln. Gouvernement Kjelzy, an der Nida (Nebenfluß der Weichſel), mit ſchönem Stadtgarten, mehreren Kirchen, Progymnaſium und (1879) 5290 Einw. (meiſt Juden). In der Nähe Kalk- und Sandſteinbrüche. Hier 1702 Gefecht zwiſchen den (ſiegenden) Schweden und den Polen und Sachſen.

Pinturicchio (ſpr. -rikjo), Maler, ſ. Betti.

Pinus (lat.), Pflanzengattung, ſ. Kiefer.

Pinxit (lat.), »er hat [es] gemalt« (auf den Gemälden neben dem Namen des Malers).

Pinzette, ſ. v. w. Pincette.

Pinzgau, Landſchaft im öſterreich. Herzogthum Salzburg, der obere Theil des Salzachthals, wird im S. von den ſchroffen Felswänden der Tauernkette, im N. von ſanften, zum Theil angebauten Gebirgsabhängen umgeben und fällt ſo ziemlich mit dem Gebiete der Bezirkshauptmannſchaft Zell am See zuſammen. Die Landſchaft enthält herrliche Alpenthäler (namentlich ſind die Seitenthäler des Salzachthals, das Rauriſerfuſcher und Kapruner Thal, zu bemerken), Seen und Gletſcher ſowie Heilquellen und Bäder (St. Wolfgang, Ober-Rein). So weit der Boden produktiv iſt, umfaßt er ausgedehnte Waldbeſtände (über 36 Proc. der Geſammtfläche, darunter große Staatsforſten, welche ſehr geſchätztes, einen Exportartikel bildendes Holz ergeben, außerdem viele Wieſen und Weiden und etwas Ackerland, welches zum Anbau von Getreide und Kartoffeln benutzt wird. Der Bergbau war ehemals eine Haupterwerbsquelle der Bewohner, gegenwärtig iſt er ſehr zurückgegangen und beſchränkt ſich auf drei Berg- und Hüttenwerke (zu Rauris und Lend auf Gold, Silber und Kupfer, zu Leogang auf Nickel und Kobalt), dann auf Brüche von verſchiedenen Steingattungen. Von hoher Bedeutung iſt die Viehzucht; namentlich erfreuen ſich eines guten Rufs die Pinzgauer Pferde (1869: 3581 Stück) und Rinder (43,796 Stück), welch letztere zur Zucht und Käſegewinnung gehalten werden; außerdem kommen Schafe (27,014 Stück) und verhältnismäßig viel Ziegen (14,268 Stück) vor. In neuerer Zeit ſind im

Digitized by Google

image
not
available

hängenden Blütenähren mit zwitterigen oder eingeschlechtigen, zweihäusigen Blüten auf verdickter Spindel und einsamiger Beere mit spärlichem Fleisch. Die zahlreichen Arten sind in Indien und auf den Indischen Inseln, auf den Sandwichinseln ꝛc. heimisch, und viele von ihnen werden in der Alten und Neuen Welt kultivirt. P. Betle *L.* (Chavica Betle *Miq.*, Betelpfeffer), ein kletternder Strauch in Ostindien, wird in allen tropischen Ländern Asiens nördlich bis zum Himalaya, in China, auf den Inseln Australiens und vielen Inseln des Stillen Oceans kultivirt und liefert in seinen brennend gewürzhaft schmeckenden Blättern, wie die ähnliche P. Siriboa *L.* und P. Melamiris *L.*, ein in jenen Ländern allgemein gebräuchliches Kaumittel. P. methysticum *Forst.* (Macropiper methysticum *Miq.*, Kawa-, Awapfeffer), ein 2 Meter hoher Strauch auf den Gesellschafts-, Freundschafts-, Sandwich- und Fidschi-Inseln, wird wegen seiner Wurzel kultivirt, die medicinisch, namentlich aber zur Bereitung eines Getränks benutzt wird, welches von den Eingebornen vor jedem bedeutenden Geschäft und vor religiösen Handlungen getrunken wird. Man zerreibt die Wurzel und preßt den Saft aus oder kaut sie und mischt sie dann mit Kokosmilch und Wasser. Das Getränk berauscht nicht, wenn der Saft nicht in Gährung übergegangen ist; aber es erzeugt ein Gefühl von Wohlbehagen und scheint ähnlich dem Tabak zu wirken. P. Cubeba *L. fil.* (Cubeba officinalis *Miq.*, Kubebenpfeffer), ein kletternder, holziger Strauch auf Java, Südborneo und Sumatra, vielleicht auch in Nepal, auf den Molukken und auf Madagaskar heimisch, wird auf Java, wie es scheint, als kleines Bäumchen oder strauchförmig, nicht eigentlich kletternd, gezogen und liefert die Kubeben (s. d.). P. angustifolium *Ruiz et Pav.* (P. elongatum *Vahl.*, Artanto elongata *Miq.*), ein Strauch in den feuchten Wäldern der Kordilleren von Peru und Chile, in Bolivia, Brasilien, Neugranada und Venezuela, mit ansehnlichen, eiförmigen, zugespitzten, wechselständigen, stumpf gekerbten, unterseits behaarten Blättern und dicht gedrängten, grünlichen Blüten, wird hier und da kultivirt und liefert, wie P. aduncum *L.* (P. arborescens *Mill.*, A. aduncа *Miq.*), ein Strauch im O. des tropischen Amerika von Bahia bis Jamaica, mit größeren, breiteren, sehr lang zugespitzten, ganzrandigen, unterseits fast kahlen Blättern, das Matikokraut, welches schwach aromatisch nach Kubeben oder Minze riecht, angenehm oder wenig scharf bitterlich und aromatisch schmeckt und nur Harz und ätherisches Oel neben Gerbstoff enthält. Es wirkt blutstillend und wird in Brasilien schon seit sehr langer Zeit arzneilich benutzt; 1827 wurde es in Amerika, 1839 durch Jeffreys in Europa bekannt, fand aber erst in neuerer Zeit größere Verwendung gegen Schleimflüsse. Man benutzt auch ein aus den Blättern gewonnenes hellgelbes, dickflüssiges, schweres, brennend gewürzhaft schmeckendes ätherisches Oel in Gelatinekapseln. Wurzeln und Blätter von P. aduncum werden in Brasilien als stimulirendes Mittel, die Früchte wie Kubeben benutzt. P. officinarum *Dec.* (Chavica officinarum *Miq.*), ein strauchartiges Gewächs, welches die höchsten Bäume erklettert, mit eiförmig oblongen, zugespitzten Blättern, auf Java, Sumatra, Celebes und Timor, wird auf Java und in Bengalen kultivirt und liefert einen walzenförmigen, kätzchen- oder kolbenartigen geschlossenen Fruchtstand mit sehr zahlreichen kleinen, in Spirallinien geordneten Früchten, welcher vor der Reife gesammelt wird und als langer Pfeffer in den Handel kommt. Dieses Gewürz scheint als Peperi makron schon den alten Griechen bekannt gewesen zu sein und behielt seinen Werth auch im Mittelalter neben dem schwarzen Pfeffer, obwohl es viel weniger scharf schmeckt, während es gegenwärtig in Europa nur noch selten benutzt wird. Auch P. longum *L.* (Ch. Roxburghii *Miq.*), auf Malabar, Ceylon, in Ostbengalen, auf Timor und den Philippinen, liefert langen Pfeffer. Die Wurzel benutzt man in Indien, Persien und Arabien als Heilmittel und zum Schärfen des Essigs. P. nigrum *L.* (schwarzer Pfeffer, s. Tafel »Gewürzpflanzen«), ein kriechender oder kletternder Strauch mit hin- und hergebogenen Zweigen, kurz gestielten, breit eiförmigen, zugespitzten Blättern und diesen gegenüber stehenden, gestielten Blütenständen, ist heimisch in den heißen und feuchten Wäldern von Travancore und Malabar und wird jetzt daselbst sowie auf Sumatra, Java, Borneo, in Hinterindien und Westindien kultivirt. Man vermehrt ihn durch Stecklinge, läßt ihn rebenartig an Bäumen mit wenig dichtem Laub (Mangifera, Erythrina, Uncaria Gambir, Areca ꝛc.) oder an Stangen emporklettern, wobei er an der Rinde der Bäume wurzelt, und hält ihn niedrig, während er in der Freiheit wohl 10 Meter in die Höhe steigt. Er beginnt schon im ersten Jahr zu tragen, liefert im Alter von 5—15 und 20 Jahren 4—5 Kilogr. Beeren und geht dann allmählich ein. Man erntet die Früchte im unreifen Zustand, sobald sich die unteren Beeren eines Fruchtstandes zu röthen beginnen, löst die Beeren nach dem Pflücken von den Spindeln ab und trocknet sie an der Sonne oder über mäßigem Feuer. Die dünne Fruchthaut des Pfeffers schließt einen einzigen Samen fest ein, dessen Embryo wegen der frühzeitigen Ernte nicht entwickelt, sondern gewöhnlich nur durch eine unter der Spitze liegende Höhlung vertreten ist. Der Same selbst enthält in der dünnen, braunrothen Samenschale ein glänzendes, außen grünlichgraues, hornartiges, im Innern weißes, mehliges Eiweiß. Der beißend scharfe Geschmack des Pfeffers ist durch Harz bedingt; ein ätherisches Oel (1 Proc.), isomer mit Terpentinöl, besitzt mehr den Geruch als den Geschmack des Pfeffers, welcher außerdem 5 Proc. Mineralstoffe und etwa 4 Proc. Piperin $C_{17}H_{19}NO_3$ enthält. Letzteres bildet farb-, geruch- und geschmacklose Prismen, löst sich leicht in Alkohol (die alkoholische Lösung schmeckt pfefferartig), schwer in Aether, kaum in Wasser, reagirt neutral, ist nicht flüchtig und gibt, mit Kalilauge gekocht, Piperinsäure und stark basisches Piperidin. Weißer Pfeffer wird von derselben Pflanze gewonnen, aber aus reifen Beeren bereitet, indem man diese mit Hülfe von Wasser von der Fruchtschale und dem Fruchtfleisch befreit. Die Strait Settlements liefern davon jährlich 1—1,25 Mill. Kilogr., welche größtentheils nach China gehen, während man in Europa den schärfern schwarzen Pfeffer vorzieht. Hauptmärkte für den Pfeffer sind in Europa: London, Amsterdam und Hamburg; der beste Pfeffer ist der von Malabar, Mittelsorten sind die von Singapur, Penang; die holländische Sorte, der Bataviapfeffer, hat den geringsten Werth. Die Produktion schätzt Scherzer auf 26 Mill. Kilogr. (davon Sumatra 14, die Inseln der Malakkastraße 1,8, die Malayische Halbinsel 1,9, Borneo 1,8, Siam 4, Malabar 2,5 Mill.); England importirt etwa 13 Mill. Kilogr., wovon nach Deutschland über 2,5 Mill. gehen. — Der Pfeffer ist eins der ältesten Gewürze der indischen Welt und hat sich von da aus bei allen Völkern unentbehrlich gemacht, zumal in den Reis-

Digitized by Google

ländern. Der Sanskritname des langen Pfeffers (Pippali) geht, auf den schwarzen Pfeffer übertragen, durch fast alle Sprachen, nachdem die Perser das ihnen fehlende l durch r ersetzt haben. Theophrastos kannte schwarzen und langen, Dioskorides auch weißen Pfeffer, und die Römer besteuerten schwarzen und langen Pfeffer in Alexandria. Arrianos nennt im Periplus des Rothen Meers Malabar als die Heimat des Pfeffers, und Cosmas Indopleustes beschrieb 540 die Pflanze. Damals und noch viel später war Pfeffer als begehrtestes Gewürz das Symbol des ganzen Gewürzhandels, welchem Genua und Venedig und die süddeutschen Handelsstädte einen großen Theil ihrer Reichthümer verdankten. Im Mittelalter wurden Zölle in Pfeffer errichtet, und im 14. und 15. Jahrh. wurde er bei Geldnoth als Zahlmittel gebraucht. Erst nach der Entdeckung des Seewegs nach Indien fiel der hohe Preis des Pfeffers sehr stark, indem sich zugleich seine Kultur nach den westlichen Inseln des Archipelagus verbreitete. Portugal machte den so höchst einträglichen Pfefferhandel bis in das 18. Jahrh. zum Kronmonopol. Auch jetzt noch nimmt der Pfeffer in der Handelswelt unter den Gewürzen unbedingt die erste Stelle ein.

Piper, 1) Karl, Graf von, schwed. Staatsmann, geb. 29. Juli 1647, Sprößling einer deutschen Familie, welche aus Livland nach Schweden gekommen war, trat 1668 in den Staatsdienst, wurde 1679 geadelt und Sekretär im Kammerkollegium, 1689 Kanzleirath und Staatssekretär und erwarb sich durch seine Tüchtigkeit in so hohem Grade das Vertrauen des Königs Karl XI., daß er in allen Angelegenheiten, die das Innere betrafen, als die rechte Hand des Königs betrachtet werden konnte. Nach dem Tode desselben wurde er vom jungen König Karl XII. zum königlichen Rath ernannt und in den Grafenstand erhoben. P. leitete die diplomatischen Verhandlungen, hatte aber bei der selbständigen Handlungsweise Karls XII. mit seinen Rathschlägen keinen Einfluß auf diesen oder auf den Gang der Ereignisse; bei Poltawa wurde er gefangen und starb 19. Mai 1716 in Schlüsselburg.

2) Karl Wilhelm Ferdinand, Theolog und Archäolog, geb. 7. Mai 1811 zu Stralsund, widmete sich dem Studium der Theologie, habilitirte sich 1840 an der Universität zu Berlin und ward 1842 Professor, 1849 zugleich Direktor des christlich-archäologischen Museums der Universität. Außer vielen Beiträgen in Zeitschriften und in dem »Evangelischen Kalender« (21 Jahrg. 1850—70), woraus die »Zeugen der Wahrheit« (Leipz. 1873—75, 4 Bde.) hervorgegangen sind, und dem auf königliche Anordnung bearbeiteten, ursprünglich dem »Preußischen Staatshandbuch« beigegebenen »Vergleichenden Kalender« (seit 1851) sind von seinen Schriften hervorzuheben: »Kirchenrechnung« (Berl. 1841); »Geschichte des Osterfestes« (das. 1845); »Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst« (Weim. 1847—51, 2 Thle.); »Ueber den christlichen Bilderkreis« (Berl. 1852); »Karls d. Gr. Kalendarium« (das. 1858); »Die Kalendarien und Martyrologien der Angelsachsen« (das. 1862); »Einleitung in die monumentale Theologie« (Gotha 1867).

Piperaceen (Pfeffergewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Piperiten, theils einjährige oder perennirende, oft saftige Kräuter, theils Sträucher mit knotig gegliederten Stengeln und gegen- oder quirlständigen, oft scheinbar wechselständigen, einfachen, ganzen, dreinervigen und netzadrigen Blättern mit kurzem, an der Basis scheidenförmigem Stiel und ohne Nebenblätter. Die Blüten finden sich in großer Zahl auf einer cylindrischen Aehre oder Kolben, meist sitzend oder in kleinen Gruben der Oberfläche halb eingesenkt, jede von einem schildförmigen oder angewachsenen und herablaufenden Deckblatt gestützt. Die Kolben stehen einzeln oder büschelweise endständig oder dem Blatt gegenüber, wenn eins der beiden gegenständigen Blätter fehlschlägt, und sind nackt oder mit einer kurzen, blattartigen Blütenscheide versehen. Die Blüten sind ohne Perigon, zwitterig oder eingeschlechtig, zweihäusig. Jede besitzt entweder 2 Staubgefäße, welche rechts und links vom Pistill stehen, oder es kommt noch ein drittes hinteres hinzu, oder es finden sich 6 oder zahlreiche in jeder Blüte. Die Filamente sind ungewöhnlich kurz, die Antheren eiförmig, nach außen gekehrt, zwei-, selten einfächerig und springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist einblätterig, sitzend, fast kugelig, einfächerig, trägt auf der Spitze eine sitzende, kurze oder pfriemenförmig verlängerte oder kreisrunde, ganze oder gelappte Narbe und enthält eine einzige grundständige, sitzende, orthotrope Samenknospe. Die Frucht ist eine einsamige Beere mit spärlichem Fleisch. Der fast kugelrunde Same hat eine knorpelige, dünne Schale, ein dicht fleischiges, aus Endosperm und Perisperm gebildetes Sameneiweiß und einen kleinen, kreisel- oder linsenförmigen Keimling mit zwei sehr kurzen, dicklichen Kotyledonen. Die P. erinnern insofern an die Monokotyledonen, als die Gefäßbündel bei den krautartigen Species im Stengel zerstreut stehen und bei den holzigen, welche allerdings einen Kreis von Gefäßbündeln besitzen, durch welchen ein Holzring gebildet wird, auch im Mark vereinzelt stehende Gefäßbündel vorkommen. Die aus ungefähr 1000 Arten bestehende Familie gehört dem zwischen dem 35.° nördl. Br. und 42.° südl. Br. liegenden Erdgürtel an; am häufigsten sind sie im tropischen Amerika; sie lieben die niedrigen Regionen, vorzüglich die Thäler und Flußufer. Auf ihrem Gehalt an ätherischem Oel, scharfem Harz und einer eigenthümlichen krystallinischen Substanz (Piperin) beruht der wichtige Nutzen, den mehrere als Gewürze und als brennend scharfe Arzneimittel gewähren.

Piperīn, s. Piper.

Piperiten, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem unter den Dikotyledonen, charakterisirt durch gegliederte Stengel mit meist quirl- oder gegenständigen, ungetheilten Blättern, sehr kleinen, in Aehren stehenden Blüten ohne Perigon, die männlichen aus einigen Staubgefäßen, die weiblichen aus einem oder 2—4 verwachsenen Fruchtknoten bestehend, und durch Samen, welche Endosperm und Perisperm enthalten, umfaßt die Familien der Piperaceen, Saururen und Chloranthaceen.

Pipérno, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Frosinone, am Amaseno, unweit der Pontinischen Sümpfe, Bischofsitz, mit (1871) 5704 Einw.

Pipétte (franz., Saugröhre), eine Glasröhre, welche etwa in ihrer Mitte mit einer Erweiterung versehen und an einem Ende in eine Spitze ausgezogen ist. Man benutzt die P., um aus einem Gefäß eine Flüssigkeit herauszunehmen, ohne dasselbe zu neigen. Man steckt die Spitze der P. in die Flüssigkeit und saugt am andern Ende, bis die Erweiterung mit der Flüssigkeit gefüllt ist. Verschließt man dann das obere Ende mit der Zunge oder mit dem Finger, so kann man die P. heben, ohne daß ein Tropfen herausfließt. Ist der Inhalt der P. bekannt und ein bestimmtes Volumen an der Röhre durch einen Feil-

Digitized by Google

ſtrich bezeichnet, ſo kann man die P. auch zum Abmeſſen von Flüſſigkeiten benutzen. Zu dieſem Zweck wird ſie beſonders in der Maßanalyſe angewandt. Sie eignet ſich auch ſehr gut, um ein auf Waſſer ſchwimmendes ätheriſches Oel von dieſem zu trennen. Sollen giftige Flüſſigkeiten pipettirt werden, ſo ſteckt man an das obere Ende der P. eine mit einem Hals verſehene Kautſchukkugel und ſaugt die Flüſſigkeit auf, indem man die Kugel etwas zuſammendrückt und dann erſt die Spitze der P. in die Flüſſigkeit ſenkt.

Pippel, ſ. v. w. Neſtflüchter, ſ. Vögel.

Pippi, Giulio, berühmter ital. Maler und Baumeiſter, geb. 1492 zu Rom, deshalb Giulio Romano genannt, war der hervorragendſte von Raffaels Schülern. Ihm fehlte jedoch die Grazie und Keuſchheit ſeines Lehrers, und nach deſſen Hintritt folgte er ohne Scheu den Eingebungen ſeiner ungezügelten Phantaſie. Der Stil ſeiner Zeichnung iſt durchaus korrekt, die Kompoſition jedoch häufig übertrieben und ohne Haltung. Für chriſtliche Gegenſtände mangelt es ihm an Begeiſterung; viel beſſer gelingen ihm Gegenſtände aus der Antike. Sein Kolorit iſt nicht ohne eine gewiſſe Härte in dem röthlichen Fleiſchton und in den Schatten. Pippi's frühere Thätigkeit in Rom fällt mit der Raffaels zuſammen; ſo malte er in der Sala di Conſtantino nach Raffaels Zeichnung die Schlacht des Konſtantin bei der Milviſchen Brücke. Auch führte er die Oberaufſicht bei der Ausführung der bibliſchen Scenen an der Decke der vatikaniſchen Loggien, wozu Raffael die Zeichnungen gefertigt hatte. Von P. ſelbſt iſt die Erſchaffung der Welt, die Geſchichte des erſten Menſchen, die Geſchichte Noahs und Joſephs gemalt, und vielleicht ſind auch die des Neuen Teſtaments von ſeiner Hand. Oelbilder aus dieſer Periode ſind von ihm die Madonna col divino amore und ein anderes, unter dem Namen der Madonna della gatta (mit der Katze) bekanntes, beide im Muſeum zu Neapel. Nach Raffaels Tode lebte P. noch einige Jahre in Rom, ſowohl in der Malerei, als in der Baukunſt beſchäftigt. In dieſe Zeit gehören einige Freskomalereien mythiſchen Inhalts, mit welchen er die von ihm erbaute Villa Lante ausſchmückte, und wahrſcheinlich auch ein großer Fries in einem der oberen Säle der Farneſina, beides gediegene Werke, wenn ſie auch bereits mehr durch Kraft als durch Anmuth ausgezeichnet ſind. Bedeutender iſt ein Altargemälde, welches P. damals für San Stefano in Genua ausführte, das Märtyrerthum des heil. Stephan. In die erſte Zeit von Pippi's Selbſtändigkeit gehört wohl auch eine heilige Familie in der Dresdener Gallerie, wo die Mutter das Kind in der Badewanne ſtehend hält und der kleine Johannes das Waſſer ſcherzend hineingießt, ein Bild voll kecker Luſt. Aus früherer Zeit ſcheinen folgende Bilder Pippi's herzurühren: in San Praſſede zu Rom die Geiſelung; in der Sakriſtei der St. Peterskirche zu Rom eine Madonna mit dem Kind; in der Kirche dell' Anima daſelbſt das große Altarblatt und in Trinità de' Monti das berühmte Bild mit Chriſtus, welcher der Magdalena als Gärtner erſcheint; in der k. k. Gallerie zu Wien eine heilige Familie mit fünf lebensgroßen Figuren und das lebensgroße Kniestück einer Madonna mit dem Buch in der Hand, während Jeſus einen Blumenkranz hält; in der königlichen Gallerie zu Dresden außer der oben erwähnten heiligen Familie: Pan mit der Rohrpfeife, als junger Hirt neben dem Satyr ſitzend; im Muſeum zu Berlin ein nacktes Liebespaar, von einem alten Weibe belauſcht; in der Gallerie des Louvre in Paris: die Anbetung der Hirten; Maria mit dem Kind und dem kleinen Johannes; der Triumph des Titus und Veſpaſian über Judäa; Vulkan, die Pfeile des Amor ſchmiedend; Pippi's Selbſtbildnis; in der Nationalgallerie zu London eine kleine Charitas aus der Villa Aldobrandini; in der Bridgewater-Gallerie die erwachte Juno, wie ſie den ſaugenden Herkules von ihrer Bruſt reißt; in Hamptoncourt drei berühmte Kompoſitionen: der kleine Jupiter, an der Ziege Amalthea ſaugend, Jupiter und Juno im Begriff, den Götterthron einzunehmen, und die Geburt Diana's und Apollo's; im Beſitz des Lord Northwick das Bild des neugebornen Jupiter, zu deſſen Seiten Korybanten muſiciren, eine geiſtreiche Kompoſition. Wie Raffael, ſo übte auch P. die Architektur, und er erlangte hierin noch größern Ruf als der Meiſter. Außer Bauwerken, die er mit Raffael gemeinſchaftlich herſtellte, baute er für Baldaſſaro Turini von Peſcia die Villa Lante. In den nächſten Jahren nach Raffaels Tode galt P. als der vorzüglichſte italieniſche Künſtler. Der Herzog Friedrich Gonzaga von Mantua berief ihn 1524 zu ſich und ernannte ihn zum Direktor der Waſſerbauten und zum Oberintendanten der Gebäude. Mantua iſt voll von Werken Pippi's. Er baute ganze Quartiere und Straßen wieder auf und gab der Stadt ein ganz neues Anſehen. Das herzogliche Schloß La Corte hat er faſt ganz umgebaut und mit herrlichen Gemälden geziert. In einem Saal malte er die ganze Geſchichte des Trojaniſchen Kriegs in Fresko, ein noch ziemlich wohlerhaltenes Gemälde, und in einem Vorzimmer zwölf hiſtoriſche Bilder in Oel unter die Köpfe der zwölf Kaiſer, welche Tizian hier gemalt hatte. Zu Marmirulo bei Mantua baute er auf Befehl des Herzogs einen neuen Palaſt und zierte ihn mit Gemälden. Sein Hauptwerk iſt aber der Palazzo del Te vor der Porta San Sebaſtiano, in deſſen Innerem er in mythologiſchen und hiſtoriſchen Kompoſitionen den ganzen Reichthum ſeiner Kunſt aufbot. Beſonders zwei Zimmer dieſes Palaſtes, das eine mit dem Sturz der Giganten, das andere mit den Liebesgeſchichten der Götter, in welchen Darſtellungen P. ſeiner Phantaſterei den freieſten Spielraum gelaſſen und ein wüſtes Durcheinander geliefert hat, worin Frechheit und langweilende Nüchternheit Hand in Hand gehen. P. hat auch mehrere Kirchen theils hergeſtellt, theils verſchönert. Hierher gehört die große Benediktinerkirche am Po, welche er auf den alten Mauern wieder erſtehen und nach ſeinen Kartons mit Gemälden verzieren ließ, ſowie die Reſtauration des Doms in Mantua. Für den Herzog von Ferrara machte er Zeichnungen zu Tapeten. Im Hauſe ſeines Freundes, des Domorganiſten Girolamo, malte er über dem Kamin den Vulkan in Fresko, wie er in der einen Hand den Blasbalg, in der andern eine Zange mit dem Eiſen zu einem der Pfeile des Amor hält, deren Venus einige in deſſen Köcher ſteckt, eine ſeiner ſchönſten Arbeiten. Nach ſeiner Zeichnung und unter ſeiner Beihülfe entſtand auch das Grabmal des B. Caſtiglione und ſeiner Gemahlin in Santa Maria delle Grazie zu Mailand. Für den Kardinal Gonzaga führte P. einen ausgezeichneten Karton aus, welcher Petrus und Andreas vorſtellt, wie ſie, von Chriſtus berufen, ihre Netze verlaſſen, und von F. Guiſoni für die Kapelle des Kardinals in Farben ausgeführt ward. Die letzte architektoniſche Arbeit Pippi's war die Zeichnung der Façade der großen Kirche von San Petronio zu Bologna, mit der er mit den berühmteſten Architekten Italiens in die Schranken trat. Im Begriff, einem Ruf nach Rom als Baumeiſter der Peters-

Digitized by Google

kirche zu folgen, ſtarb P. 1. Nov. 1546. Er wurde in der Kirche des heil. Barnabas begraben; auf ſeinem Grabſtein lieſt man:

Romanus moriens secum tres Julius artes
Abstulit (haud mirum!). Quatuor unus erat.

Vgl. C. d'Arco, Istoria della vita e delle opere di G. P. Romano (Mant. 1838). Von ſeinen Schülern ſind beſonders Primaticcio, Bertano, Rinaldo, Fermo Guiſoni und Giulio Clovio zu nennen.

Pippin (Pipin), männlicher Name, deſſen bemerkenswerthe Träger ſind:

1) Fränkiſche Majores domus: a) P. I. von Landen, Sohn eines fränkiſchen Edlen, Karlmann, erlangte mit Hülfe des Biſchofs Arnulf von Metz unter Chlotar II. (613—628) das Amt eines Majordomus von Auſtraſien, welches er auch unter Chlotars Nachfolgern Dagobert I. (628—638) und Sigibert (638—655) verwaltete, und führte in der That die Herrſchaft allein und zwar mit Kraft und Weisheit; ſtarb 639. Auch ſein Sohn Grimoald (ſ. d.) behauptete die Stelle eines Majordomus. — b) P. II. von Heriſtall, Sohn Anſegiſils und der Begga, einer Tochter des vorigen, wurde zuerſt Majordomus von Auſtraſien, kämpfte mit Kraft und Erfolg gegen die Völker Deutſchlands, erwarb ſich durch Gerechtigkeit das Vertrauen der Großen, gewann durch den Sieg bei Teſtri 687 über den Majordomus Berchar von Neuſtrien und Burgund dieſe Reiche und ward darauf vom Merowingerkönig Theoderich als Majordomus in allen drei Reichen anerkannt. Unter dem Titel eines Dux et princeps Francorum regierte er nun unter den Königen Theoderich, Chlodwig III., Childebert III. und Dagobert III., führte in dieſer Stellung die in Verfall gekommene Sitte der Volksverſammlungen auf dem Märzfeld wieder ein, focht 689 und 697 ſiegreich gegen die Frieſen, ebenſo gegen die Alemannen und Bayern und ſtarb im December 714. Seine Gemahlin war Plechtrudis, ſein berühmterer Sohn Karl Martell (ſ. Karl 1a).

2) P. der Kurze oder der Kleine, König der Franken, durch Körper- und Geiſteskraft ausgezeichnet, war der zweite Sohn Karl Martells und erhielt in der Theilung mit ſeinem ältern Bruder, Karlmann, 741 Neuſtrien und Burgund als Majordomus. Der jüngere Bruder, Grifo, ſollte einzelne Landſchaften erhalten; doch nahmen ihn Karlmann und P. zu Laon gefangen und ſetzten auf den ſeit 737 erledigten fränkiſchen Thron Childerich III. als letzten merowingiſchen Schattenkönig. Die Alemannen unter Theobald, der zu Kannſtatt hingerichtet wurde, unterwarfen ſie wieder; den Herzog Odilo von Bayern, der wider ihren Willen ihre Schweſter Chiltrudis geheirathet hatte, ſchlugen ſie 743 am Lech und zwangen auch die Sachſen und 745 den Herzog Hunold von Aquitanien zum Frieden. 747 übertrug Karlmann ſeine Länder P. und zog ſich, nachdem er die Weihen empfangen, in das Kloſter Monte Caſſino zurück. Grifo, der ſeine Freiheit wieder erhalten, hatte die Sachſen, Alemannen und Bayern gegen P. unter die Waffen gerufen; doch unterwarfen ſich dieſelben P. wieder, als er mit Heeresmacht gegen ſie zog. Bei den Alemannen hob P. die Herzogswürde auf, und in Bayern ſetzte er Odilo's unmündigen Sohn, Thaſſilo, als Herzog, aber unter fränkiſcher Oberhoheit ein. 751 ließ er ſich durch eine Verſammlung der Franken zu Soiſſons nach Abſetzung Childerichs III., der nebſt ſeinem Sohn Theoderich in ein Kloſter verwieſen wurde, mit Zuſtimmung des Papſtes zum König ausrufen und von Bonifacius ſalben. Als der von den Langobarden bedrängte Papſt Stephan III. nach Frankreich kam, um P. um Hülfe zu bitten, ließ ſich dieſer 28. Juli 754 ſammt ſeinen Söhnen Karlmann und Karl zu St. Denis von ihm krönen und zog darauf im Frühjahr 755 nach Italien. Aiſtulf, in Pavia belagert, verſtand ſich zu allem, brach aber nach Pippins Abzug ſeine Zuſagen und belagerte den Papſt in Rom. P. kehrte nun 756 zurück, zwang Aiſtulf zur Anerkennung der fränkiſchen Oberherrſchaft und zur Abtretung des Exarchats, das P. dem Papſt ſchenkte (Pippin'ſche Schenkung), und übernahm das Patriciat über die Stadt Rom. Den Bund mit dem Papſt befeſtigte P. durch eine durchgreifende Reform der fränkiſchen Kirche und Unterordnung derſelben unter die Autorität des römiſchen Stuhls, welche er in Gemeinſchaft mit Bonifacius durchführte. 753 und 757 führte er glückliche Kriege gegen die Sachſen, trieb durch die Eroberung Narbonne's die Saracenen über die Pyrenäen, und 760—768 unternahm er wiederholte Feldzüge gegen den Herzog Waifar von Aquitanien. Er ſtarb 24. Sept. 768 zu Paris, nachdem er das Reich unter ſeine Söhne Karl (Karl d. Gr., ſ. Karl 1b) und Karlmann getheilt hatte. Vgl. Hahn und Oelsner, Jahrbuch des fränkiſchen Reichs (Leipz. 1863 u. 1871).

3) König von Italien, zweiter Sohn Karls d. Gr. und der Hildegard, geboren um 777, hieß früher Karlmann und erhielt den Namen P. erſt, als er 780 vom Papſt Hadrian zu Rom getauft und zum König von Italien gekrönt ward. 791 und 796 bekriegte er die Avaren, 800 Benevent; 797 verwüſtete er mit den Bayern und Langobarden das Land der Slawen, und 799 zog er mit ſeinem Vater gegen die Sachſen. Bei Karls d. Gr. Theilung ſeines Reichs unter ſeine Söhne 806 zu Diedenhofen erhielt P. Bayern und Italien. Nachdem er die Mauren aus Corſica vertrieben, eroberte er 810 Venedig und unterwarf die Herzöge Wilheran und Beatus, ſtarb aber 8. Juli d. J. Sein Sohn Bernhard (geſt. 818) erhielt Italien.

4) Könige von Aquitanien: a) Sohn Ludwigs des Frommen und der Irmengard, wurde nach der Thronbeſteigung ſeines Vaters 814 zum König von Aquitanien ernannt, empörte ſich 830 nebſt ſeinem Bruder Lothar gegen den Vater, erhielt bei der neuen Reichstheilung eine Erweiterung ſeines Gebiets, erhob ſich 833 zum zweitenmal gegen den Vater und trug zu deſſen Abſetzung bei, fiel dann aber von ſeinem Bruder Lothar ab, ſetzte Ludwig den Frommen wieder ein und blieb ihm bis zu ſeinem Tode (838) treu. — b) Sohn des vorigen, geb. 822, wurde beim Tode ſeines Vaters von deſſen Erbe ausgeſchloſſen, ſtand im Kampf der Söhne Ludwigs des Frommen 840—843 auf Lothars Seite, behauptete ſich auch nach dem Vertrag von Verdun in Aquitanien gegen Karl den Kahlen und wurde 845 von dieſem gegen die Anerkennung ſeiner Oberhoheit im Beſitz Aquitaniens beſtätigt, aber von ſeinen Vaſallen wegen ſeiner Untüchtigkeit 850 daraus vertrieben und 852 in ein Kloſter geſchickt. Er entfloh zwar 854, endete aber nach einem abenteuerlichen Leben, nachdem er ſogar das Chriſtenthum abgeſchworen und das normanniſche Heidenthum angenommen hatte, von der fränkiſchen Reichsverſammlung zum Tode verurtheilt, aber begnadigt worden war, in ſtrenger Haft zu Senlis 865.

Pips, Krankheit der Vögel, beſonders der Körnerfreſſer, iſt wohl als ein katarrhaliſches Leiden zu betrachten, bei welchem die Naſenlöcher durch Schleim verſtopft ſind, ſo daß die Vögel den Schnabel auf-

Digitized by Google

ſperren, huſten, keuchen und bisweilen erſchöpft zu Boden fallen. Bei länger andauernder Krankheit verhärtet ſich die Oberhaut der Zunge und des Schlundes, und es treten alle Zeichen eines heftigen Schnupfenfiebers ein. Zimmervögel, welche in dieſer Weiſe leiden, bringt man in einen gleichmäßig warmen ſonnigen Raum; man ſucht die Naſenlöcher mit lauwarmem, ſchwach ſalzigem Waſſer zu reinigen, beſtreicht ſie mit Baumöl, enkzieht den Badenapf und reicht gute, leichte Koſt. Ueber den P. der Hühner ſ. Huhn.

Piqua, Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, Grafſchaft Miami, am Great Miami River und Miamikanal, Knotenpunkt mehrerer Eiſenbahnen, hat lebhaften Handel, einige Fabriken, Schiffahrt und (1870) 5967 Einw.

Pique (franz., ſpr. pik, Pik), ſ. Spielkarten.

Piqué (franz., ſpr. pikē), dichter Baumwollſtoff, auf deſſen Oberfläche erhöhte und vertiefte Stellen mit einander abwechſeln, ſo daß er wie geſteppt (piqué) erſcheint. P. wird mit doppelter Kette dargeſtellt, wovon die obere aus feinerem Garn als die untere beſteht. Die Vereinigung beider erfolgt an den gehörigen Punkten dadurch, daß einzelne Fäden der untern Kette in die obere hinaufgehoben und in dieſelbe eingewebt werden. Das Muſter wird dann ſichtbar, indem die von der Figur oder Bindungslinie eingeſchloſſenen Felder, weil hier die beiden Gewebe getrennt liegen, dicker und hervorragender erſcheinen, während die Bindungslinien, in welchen beide Ketten zuſammen nur ein Gewebe ausmachen, vertieft ſich darſtellen. Mit Hülfe der Jacquardvorrichtung erzielt man auch komplicirtere Muſter. Bei ſehr feinen Geweben nimmt man die obere Kette bisweilen von Seide. P. benutzt man beſonders zu Weſtenſtoffen, Vorhemdchen, Kragen, Manſchetten, Unterröcken, Bettdecken ꝛc. Die letzteren werden häufig auf der Rückſeite aufgekratzt und geben dann rauhen P., Piquébarchent.

Piquet (franz., ſpr. -kä oder -kett), ſ. Piket.

Piqueur (franz., ſpr. -kör), ſ. Parforcejagd.

Pir (perſ.), geiſtiges Oberhaupt, Ordenschef, gleichbedeutend mit dem arabiſchen Scheich, von größtem Einfluß auch außerhalb ſeines Ordens.

Piräeus, Hafen von Athen (ſ. d.).

Piranēſi, 1) Giambattiſta, Zeichner, Architekt und Kupferſtecher, geb. 4. Okt. 1707 zu Venedig, lernte zu Mailand Zeichnen und die Anfangsgründe der Baukunſt, widmete ſich dann in ſeiner Vaterſtadt der Archäologie und ſtarb 9. Nov. 1778. Unter ſeinen zahlreichen Werken iſt ſein Prachtwerk: »Le antichità Romane« (Rom 1756; Par. 1836 ff., 29 Bde. mit über 2000 Kupfern) hervorzuheben.

2) Francesco, Sohn des vorigen, geb. 1756 zu Rom, ſetzte die von ſeinem Vater begründete Kunſthandlung fort und vermehrte die Zahl der von demſelben begonnenen Werke. Er ward ſchwediſcher Geſchäftsträger, 1798 Miniſter der Römiſchen Republik in Paris, wo er 27. Jan. 1810 ſtarb. Auch ſeine Geſchwiſter Pietro und Laura ſtachen in Kupfer, theilweiſe als ſeine Gehülfen. Pietro kehrte ſpäter von Paris nach Rom zurück, wo er unter anderem T. Piroli's Abbildungen von Basreliefs herausgab. Laura radirte in einer gefälligen Manier Anſichten römiſcher Monumente.

Piräno, Stadt im öſterreich. Kronland Iſtrien, Bezirkshauptmannſchaft Capo d'Iſtria, am Meerbuſen Largone, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine gothiſche Hauptkirche mit einer altrömiſchen, als Taufbecken dienenden Urne und einem Glockenthurm, ein Minoritenkloſter und ein Rathhaus (beide mit ſehenswerthen Gemälden), zwei geräumige Häfen (der eine, Porto Roſe, etwas ſüdlicher gelegen) mit einem Leuchtthurm und drei Leuchtfeuern, ein altes Kaſtell, eine Staatsoberrealſchule, Kommunalbibliothek, Wein- und Oelkultur, Schiffbau und Schiffahrt, Fiſcherei, Salzbereitung, Fabriken für chemiſche Produkte, Seife und Ziegel, Handel mit Salz, Wein, Oliven ꝛc. und (1869) 7691, als Gemeinde 10,811 Einw. Die Salinen, welche ſeit dem 13. Jahrh. in Betrieb ſind, umfaſſen eine Fläche von 628 Hektar, beſchäftigen 3500 Arbeiter und liefern das beſte Salz des ganzen Küſtenlands (jährlich 220,000 metr. Ctr.). Im Hafen von P. ſind 1875: 3582 Schiffe mit 172,320 Tonnen eingelaufen (in Porto Roſe außerdem 296 Schiffe mit 12,495 Tonnen), ſo daß P. hinſichtlich des Schiffahrtsverkehrs unter den öſterreichiſchen Häfen nur Trieſt nachſteht. P. iſt ſehr alt und behauptete ſich nach dem Untergang des römiſchen Reichs als eine der anſehnlichſten Gemeinden Iſtriens. Von den Venetianern 1283 erobert, blieb es Venedig treu. Am 20. Jan. 1810 wurde es von den Briten beſchoſſen. Unter der öſterreichiſchen Regierung hat ſich die Stadt ſehr gehoben. P. iſt die Vaterſtadt Tartini's.

Pirāt, ſ. v. w. Seeräuber.

Pirawarth (Pyrawarth), Dorf in der niederöſterreich. Bezirkshauptmannſchaft Groß-Enzersdorf, am Weidenbach, mit (1869) 1177 Einw. und drei Mineralquellen, von denen eine ſchon unter Leopold dem Heiligen bekannt war, während die zweite (die ſogen. Gartenquelle) 1852 und die dritte (der Chorinskybrunnen) 1863 hinzukam. Das Waſſer der Quellen enthält als wichtigſten Beſtandtheil kohlenſaures Eiſenoxydul; die Zahl der Gäſte (meiſt Frauen) beträgt jährlich gegen 400.

Piriac, Flecken im franz. Departement Loire-Inférieure, Arrondiſſement St. Nazaire, auf der gleichnamigen Landſpitze am Atlantiſchen Ocean, gegenüber der Inſel Dumet, hat Seebäder, einen Hafen für kleine Fahrzeuge, eine Zinnmine und 1270 Einw.

Pirithoos, im griech. Mythus Sohn des Zeus und der Dia, der Gemahlin des Irion, König der Lapithen in Theſſalien. Bei der Feier ſeiner Vermählung mit Hippodamia, einer Tochter des Lapithen Atrar, entſpann ſich der berühmte Kampf zwiſchen den Kentauren und Lapithen am Fuß des Pelion, in welchem die erſteren unterlagen. Von Wein berauſcht, hatte Eurytion den Streit veranlaßt, indem er der Hippodamia Gewalt anthun wollte, oder (nach Virgil) Ares, weil er allein von den Göttern nicht zum Feſt eingeladen worden. Der Kampf ward öfters von Künſtlern zum Gegenſtand der Darſtellung gewählt; ſo ſah man ihn im Tempel des olympiſchen Zeus zu Elea und an den Metopen des Parthenon zu Athen abgebildet. Spätern Urſprungs ſcheint die Sage von des P. und Theſeus (ſ. d.) Freundſchaft zu ſein. Letzterer focht bei des P. Vermählungsfeſt mit gegen die Kentauren, wofür ihm der Freund bei der Entführung der Helena aus Sparta behülflich war. Später begleitete ihn Theſeus in die Unterwelt, um ihm bei der beabſichtigten Entführung der Perſephone beizuſtehen. Als ſich aber die Verwegenen hier ermüdet niederſetzten, fühlten ſie ſich angefeſſelt und vermochten nicht wieder aufzuſtehen. Herakles, als er den Kerberos aus der Unterwelt heraufholte, wollte ſie befreien; doch gelang ihm dies bei P. nur auf Koſten von deſſen Hinterbacken. P. hatte mit Theſeus zu Athen ein Heroon.

Piritu, kleine Inſelgruppe im Karibiſchen Meer,

Digitized by Google

nahe der Nordküste der Republik Venezuela, zur Provinz Barcelona gehörig. Die gleichnamige Stadt auf dem Festland, mit ca. 2000 Einw., war während der spanischen Herrschaft Hauptmissionsanstalt der Franciskaner. 1656 angelegt, zählte sie damals ungefähr 40 davon abhängige Missionsorte mit vielleicht 12,000 bekehrten Indianern, von denen jetzt nur noch dürftige Ueberreste vorhanden sind.

Pirjatin (Pirjátin), Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, links am Udai, nordwestlich von Poltawa, hat mehrere Kirchen, Schulen und wohlthätige Anstalten, vier besuchte Jahrmärkte, lebhaften Getreidehandel und (1873) 4892 Einw.

Pirkheimer, Wilibald, berühmter Nürnberger Rathsherr, aus einem alten, reichen Patriciergeschlecht Nürnbergs, geb. 5. Dec. 1470 zu Eichstätt, trat 1488 in die Dienste des Bischofs von Eichstätt und verlebte hier zwei Jahre in fast ununterbrochenem Kriegsdienst, widmete sich sodann zu Padua und Pavia sieben Jahre lang juristischen Studien und legte hier zugleich den Grund zu der vielseitigen Bildung, wodurch er sich später unter seinen deutschen Zeitgenossen auszeichnete. Nach seiner Rückkehr nach Nürnberg 1497 wurde er in den Rath gewählt und bald mit mehreren wichtigen Gesandtschaften betraut. 1499 ernannte ihn der Senat zum Anführer der Truppen, welche die Stadt dem Kaiser zu dem Kriege gegen die Schweizer zu senden hatte. Diesen für die kaiserlichen Waffen unglücklichen Krieg hat uns P. selbst beschrieben in der »Historia belli Suitensis« (übersetzt von Münch, mit Biographie, Bas. 1826), einer der bedeutendsten historischen Schriften aus dem Anfang des 16. Jahrh. Bald nachher zum kaiserlichen Rath ernannt, diente er mit seinen bedeutenden diplomatischen Talenten auch Karl V. wiederholt. Von 1504—1522 war er ununterbrochen Nürnberger Rathsherr und Vertreter Nürnbergs auf den Reichstagen. Seine letzten Lebensjahre widmete er ausschließlich den Wissenschaften. Er starb 22. Dec. 1530. Große Verdienste hat sich P. um die Organisation des Schulwesens und den Aufschwung der Typographie in Nürnberg erworben. Auch die Reformation fand an ihm einen eifrigen Beförderer, doch bedauerte er die Schädigung der humanistischen Studien durch die theologischen Streitigkeiten. Sein Haus war der Versammlungsort der Gelehrten, und er stand mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen, Albrecht Dürer, Konrad Celtes, Reuchlin, Hutten, Spalatin, Erasmus u. a., in engem Verkehr. Pirkheimers Wirksamkeit war weniger die des Schriftstellers als eine unmittelbare, praktische. Eine Sammlung seiner Schriften veranstaltete Goldast (Frankf. 1710). Die »Denkwürdigkeiten« seiner Schwester Charitas P. (geb. 1464, gest. 1532 als Aebtissin des Clarakloster in Nürnberg) wurden von Höfler (Bamb. 1853) neu herausgegeben; ihre Biographie schrieben Münch (Nürnb. 1826) und Binder (Freiburg 1873).

Pirmasens, Bezirksamtsstadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, an einem Zweig der Bahnlinie Landau-Zweibrücken (Biebermühle-P.), Sitz eines Landgerichts, hat ein Schloß, 2 evangelische und eine kathol. Kirche (in der evangelischen Hauptkirche ein schönes Monument des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt), eine Synagoge, lateinische Schule, ein schönes Rathhaus, starke Fabrikation von Schuhen (jährlich über 1½ Mill. Paar Schuhe und Stiefel, welche besonders nach Amerika, Belgien und der Schweiz gehen), Uhrgläsern, musikalischen Instrumenten, Strohhüten und Tabak und (1875) 10,139 Einw. (7800 Protestanten und 200 Juden). In der Nähe Pulverfabriken, ferner der Horebberg, ein Vergnügungsort, und der Glasberg mit den Spuren eines ehemaligen Klosters. P. gehörte sonst zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg und war Residenz des oben genannten Landgrafen. Hier auf der naheliegenden Husterhöhe 14. Sept. 1793 Sieg der Preußen unter dem Herzog von Braunschweig über die Franzosen unter Moreau.

Pirminius, kathol. Heiliger, aus Neustrien, ward Chorbischof in Meaux bei Paris, wirkte in der Schweiz und dem südlichen Deutschland als Missionär und stiftete die Klöster Reichenau im Bodensee und Hornbach bei Zweibrücken, wo er 3. Nov. 753 starb. Seine Gebeine ruhen zu Innsbruck.

Pirna, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, an der Elbe, in die hier die Gottleube mündet, und an der Bahnlinie Dresden-Bodenbach, von der hier eine Bahn nach Kamenz abzweigt, 18 Kilom. südöstlich von Dresden, am Anfang der Sächsischen Schweiz, Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Gerichtsamts und eines Hauptsteueramts. Die Stadt ist meist regelmäßig gebaut, hat an Stelle der ehemaligen Festungswerke anmuthige Alleen und Promenaden und 2 Kirchen (die schöne gothische Hauptkirche, 1502—1546 erbaut, mit Glasmalerei und 2 Orgeln, und eine kathol. Kirche), während die Kloster- oder Spitalkirche, welche zu dem 1301 gestifteten Dominikanerkloster gehörte, dessen reiche Bibliothek nach der Aufhebung des Klosters an die Universität Leipzig kam, jetzt als Waarenniederlage dient. Ferner hat P. eine Realschule zweiter Ordnung, eine Handelsschule, ein Schullehrerseminar, ein Waisen-, Armen- und Krankenhaus, ein Männer- und ein Frauenhospital, eine Privatirrenanstalt, Fabrikation von Cigarren, Glas, chemischen Präparaten, eisernem Kochgeschirr, Zündhölzern und Hüten, Töpferei, Bierbrauerei, Gerberei, Schiffbau, Schiffahrt, lebhaften Handel (besonders mit sogen. pirnaischem Sandstein, welcher im Sandsteingebirge zu beiden Seite der Elbe bis über Schandau hinauf durch etwa 7000 Arbeiter gebrochen und sogar über See verfahren wird, ferner mit Getreide, Obst ꝛc.) und (1875) mit der Garnison (2 Eskadrons Gardereiter) 10,581 Einw. (677 Katholiken). Auf einer vorspringenden Ecke des Elbsandsteingebirges gründete Kurfürst August 1573 an der Stelle einer alten Burg P., die schon in Urkunden von 1292 und 1299 vorkommt, das feste Schloß Sonnenstein, welches lange für wichtiger als der benachbarte Königstein galt und zum Staatsgefängnis diente, wo unter anderen Patkul (s. d.) saß. Im Dreißigjährigen Krieg wurde es von den Schweden vergebens belagert, während P. selbst erstürmt ward. Im Siebenjährigen Krieg ward es von den Preußen 1758 erobert. 1811 ward die Irrenanstalt von Torgau hierher verlegt, 1813 aber befestigten die Franzosen das Schloß von neuem und behaupteten es bis in den November gegen die Verbündeten. Nach der Uebergabe wurde es der Irrenanstalt wieder eingeräumt. Am Fuß des Schloßbergs liegt die Quelle Erlenpeter. — P., von den Deutschen den Slawen abgenommen, ward von Kaiser Heinrich I. 933 dem Bisthum Meißen abgetreten. In der Folge kam es an Böhmen und 1249 als Heirathsgut der Prinzessin Agnes an Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen; aber Albert der Unartige verkaufte es wieder an das Bisthum Meißen, und dieses überließ es wieder Böhmen. Indeß versetzte es König Wenzel an den Markgrafen Wilhelm

den Einäugigen (1404), und da es nicht wieder eingelöst wurde, verblieb es seitdem bei Kursachsen, das 1459 im Eger'schen Vertrag das wirkliche Besitzrecht davon erhielt. Schon in sehr früher Zeit hatte P. Stapelgerechtigkeit erlangt, was dazu beitrug, daß es sich im Mittelalter zu einer der ansehnlichsten Städte Sachsens erhob. Durch Krieg und Pest sank es in der Folge von seiner Blüte wieder herab. 1634 wurde hier der Vertrag zwischen Sachsen und dem Kaiser geschlossen, der den Prager Frieden einleitete. Entsetzliche Leiden hatte die Stadt durch die Schweden unter Banner 1639 zu erdulden, der sie 23. April einnahm. Auch im Siebenjährigen Krieg litt sie bedeutend; in der Nähe wurde 16. Okt. 1756 die sächsische Armee von den Preußen gefangen. Vgl. »Urkundenbuch der Städte Dresden und P.« (Leipz. 1876).

Pirnatza (Dipotamo), Fluß in der griech. Nomarchie Messenien (Morea), der Pamisos der Alten, als dessen Hauptquelle der See beim Dorf Skala gilt, 126 Kilom. nördlich von seiner Mündung. Er nimmt von links den Mavrozumeno auf und mündet in den Meerbusen von Koron. Bis Nisi ist er (der einzige unter allen griechischen Flüssen) schiffbar.

Pirnitz, Marktflecken in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Iglau, hat ein fürstlich Collalto'sches Schloß (mit großer Bibliothek und Archiv), eine schöne Pfarrkirche, eine Synagoge und (1869) 3371 Einw.

Pirogen (franz. Pirogues), die größeren, meist nur mit Rudern versehenen Fahrzeuge der Wilden in Mittelamerika, welche bisweilen 50 Menschen fassen, bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamm oder sind aus einem hölzernen Gerippe zusammengesetzt und mit rauhen Thierfellen oder mit Baumrinde überzogen. Die kleinen Fahrzeuge heißen Kanoe's.

Pirol (Oriolus *L.*, Galbula *Scop.*), Vogelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Pirole (Oriolidae), Vögel mit gestrecktem, am Grund breitem Schnabel von der Länge des Kopfs, ziemlich langen Flügeln und kurzen Füßen. Der P. (Kirschvogel, Golddrossel, Pfingstvogel, Bülow, Bierefel, Schulz von Milo, Berolft, Gelbling, Weihrauch, O. galbula *L.*) ist 25 Centim. lang, 47 Centim. breit, hochgelb mit schwarzen Zügeln, Flügeln und Schwanz, einem gelben Fleck an den Wurzeln der Schwungfedern und den Spitzen der Steuerfedern. Das Weibchen und die Jungen sind oben zeisiggrün, unten weißlich und schwarz gestrichelt; die Augen sind karminroth, der Schnabel ist schmutzig roth, die Füße sind bleigrau. Der P. bewohnt fast ganz Europa und Mittelasien, weilt bei uns nur von Pfingsten bis August, bewohnt besonders Laubwälder der Ebene, zumal Feldgehölze, und erscheint auch in den Gärten. Er ist scheu, wild und unstet, muthig und zänkisch; fast immer hält er sich in den dichtest belaubten Bäumen auf und läßt seine laute, wohlklingende Stimme, an der die wunderlichsten Deutungen sich versucht haben, fleißig erschallen. Das Nest hängt in der Gabel eines schlanken Astes und enthält 4—5 weiße, aschgrau und röthlich schwarzbraun gefleckte Eier. Er nährt sich besonders von Raupen, Schmetterlingen, Würmern, Kirschen und Beeren und hält in der Gefangenschaft bei Nachtigallenfutter aus, geht aber in der Regel bald ein. S. Tafel »Sperlingsvögel II«.

Piron (spr. -óng), Alexis, einer der ersten franz. Lustspieldichter, geb. 9. Juli 1689 zu Dijon, war der Sohn des als Dichter im burgundischen Dialekt bekannten Apothekers Aimé P. (geb. 1640, gest. 1727), studirte zu Besançon die Rechte, mußte sich aber zu ziemlich untergeordneten Beschäftigungen bequemen, ehe er auf der Bühne den eigentlichen Tummelplatz seines Talents und seiner Mission fand. Zwar wurden seine ersten Versuche (und zwar die auf dem Gebiete des Lustspiels wie die Tragödien) kühl aufgenommen; doch mit seinem durch Form wie Inhalt gleich ausgezeichneten Lustspiel: »La métromanie« eroberte er sich die Gunst des Publikums. Seit Molière war kein ähnliches Stück geschrieben worden. Die Pforten der Akademie verschlossen sich ihm, weil jesuitische Verleumdung aus einzelnen frivolen Versen, welche der Dichter in jugendlichem Uebermuth geschrieben hatte, ein ganz falsches Gemälde vom Charakter und Lebenswandel des Dichters zusammengestellt hatte. P. war im Gegentheil ein sehr edler Charakter, was ihn allerdings nicht hinderte, in seiner Grabschrift sich an den Akademikern mit den bekannten beißenden Versen zu rächen:

Ci-gît Piron, qui n'était rien,
Ni même Académicien.

Er starb 21. Jan. 1773. Die Hauptausgabe seiner Werke ist die von Rigoley de Juvigny (Par. 1776, 7 Bde., u. 1800, 9 Bde.); kleinere Ausgaben besorgten Houssaye (1855) und Fournier (1870). Seine »Oeuvres inédites« gab Bonhomme 1859 heraus. Die anstößigen Gedichte finden sich in den »Poésies diverses d'Alexis P.« (Neuchât. 1775, Lond. 1793) gesammelt.

Pirouette (franz., spr. piru-), eigentlich ein kleiner Kreisel, daher in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf Einem Fuß; in der Reitkunst das schnelle Herumwerfen des Pferdes, so daß es mit dem Kopf auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweif stand. Daher pirouettiren, im Kreis drehen.

Pirus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen, Bäume oder Sträucher mit einfachen, gesägten Blättern, ziemlich großen Blüten in geringer Zahl meist auf verkürzten Zweigen und Apfelfrüchten mit haut- oder pergamentartigen Fächern, zerfällt in die Gruppen Apfelbaum (Malus *Tourn.*), Birnbaum (Pirophorum *Med.*), Quittenbaum (Cydonia *Tourn.*).

Pisa, ital. Provinz, zur Landschaft Toscana gehörig, wird von den Provinzen Lucca, Florenz, Siena, Grosseto, Livorno und dem Ligurischen Meer begrenzt, zerfällt in die zwei Kreise P. und Volterra und umfaßt 3056 QKilom. (55,5 QM.) mit (1871) 265,959 Einw. Sie umfaßt Hügel- und Bergland, worin fruchtbare und wohlangebaute Landschaften mit kulturlosen Heidestrecken abwechseln. Die Ufer des Arno sind eben und zum Theil sumpfig; an der Meeresküste ziehen sich ungesunde Striche (die Maremmen von P. und Volterra) hin. Die Bewohner treiben hauptsächlich Landwirtschaft; die wichtigsten Produkte sind Getreide, Oel und Wein. Das Land enthält auch reiche Mineralquellen (Bagni San Giuliano, Asciano, Olivete, Casciana u. a.); das Mineralreich liefert außerdem Alabaster, welcher in Volterra, Pisa und anderen Städten verarbeitet wird, Marmor, Chalcedon und Pietra dura, Kupfer (bei Monte Catini), Borax (Monte Cerboli), Salz, Kohle. Die nicht unbedeutende industrielle Thätigkeit erstreckt sich vorwiegend auf Baumwollmanufaktur und Färberei, Fabrikation von Seide, Tuch, Leinenwaaren, Glas, Töpferwaaren, Ziegeln, Alabasterarbeiten, Seife und Kerzen, Oel und Leder. 1873 gab es in der Provinz 50 Webfabriken mit 10,000 Webstühlen, welche 14—15,000 Arbeiter beschäftigten und jährlich bis 20 Mill. Meter Waare im Werth von 14 Mill. Lire lieferten; ungefähr ein Drittel kommt hiervon auf die Stadt P. selbst. An Eisenbahnen

Digitized by Google

enthält die Provinz die Bahn von Florenz über Pisa nach Livorno, die von Lucca nach Pisa, von da nach Spezzia und die Maremmenbahn (nach Rom) mit der Flügelbahn durch das Cecinathal. — Die gleichnamige Hauptstadt, Knotenpunkt der eben bezeichneten vier Bahnlinien, eine der ältesten Städte Italiens, einst die mächtige Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, liegt 7 Kilom. von der Meeresküste zu beiden Seiten des Arno und ist von Mauern umgeben, welche in einem Umfang von 10 Kilom. auch ausgedehnte Gärten und im SW. am rechten Arnoufer eine Citadelle umschließen, und durch welche sechs Thore führen. Unter den Straßen sind die schönsten die zu beiden Seiten des Arno sich hinziehenden Kai's (Lungarni), welche die hervorragendsten Paläste enthalten und die beliebtesten Spaziergänge bilden. Die Stadt hat 15 öffentliche Plätze, unter denen der Domplatz, die Piazza dei Cavalieri (das ehemalige republikanische Forum) mit der Marmorstatue Cosimo's I. von Francavilla, die Piazza di Santa Caterina mit der Kolossalstatue des Großherzogs Leopold I. von Pampaloni (1833), dann der Marktplatz mit der Bildsäule der Abundantia (1150) und die Piazza San Nicola mit der Statue Ferdinands I. zu nennen sind. Hervorragende weltliche Gebäude sind: der Palazzo reale am Lungarno; der erzbischöfliche Palast; der Palast des ehemaligen, 1561 unter Cosimo de' Medici gestifteten Stephaniterordens (Cavalieri di Santo Stefano), von Niccolò Pisano erbaut, von Vasari umgeschaffen, mit sechs Marmorbüsten der ersten Großmeister des Ordens in der Mitte der Façade; der Palast mit Uhrthurm auf der Piazza dei Cavalieri, welcher auf den Ruinen des Thurms de' Gualandi steht, jenes berüchtigten Hungerthurms, in dem Graf Ugolino della Gherardesca mit seinen Söhnen sein tragisches Ende fand; der Palazzo Lanfreducci (jetzt Upezzinghi), aus carrarischem Marmor im 16. Jahrh. von Paglioni erbaut; der Palazzo Toscanelli (ehemals Lanfranchi), dessen Zeichnung dem Michelangelo zugeschrieben wird; das Geburtshaus Galilei's; die Loggia dei Banchi, eine Markthalle, in deren Obergeschoß das Staatsarchiv (Residenz des Präfekten) untergebracht ist; das Universitätsgebäude (1493 eröffnet) mit schönem Hof in Frührenaissance und der Statue Galilei's in der Aula; der Palazzo pretorio mit Uhrthurm; der Palazzo Agostini, ein gothischer Ziegelbau aus dem 15. Jahrh.; der Palazzo Roncioni u. a. Seine Berühmtheit verdankt jedoch P. vornehmlich den vier herrlichen Bauwerken am Domplatz, welcher die nordwestliche Ecke der Stadt unmittelbar an der Stadtmauer einnimmt. Der Dom, eine bewunderungswürdige Basilika, wurde (nach einem Seesieg der Pisaner über die sicilischen Saracenen bei Palermo) 1063—1118 erbaut, hat eine in reicher Abstufung gegliederte Façade, welche aus fünf übereinander stehenden Reihen durch Rundbogen verbundener Säulen besteht, und drei von Giovanni da Bologna entworfene schöne Bronzethüren mit Reliefs (1602) an der Vorderseite. Das Innere setzt sich aus einem fünfschiffigen Langhaus und einem dreischiffigen Querschiff mit ovaler Kuppel über der Vierung zusammen und übt namentlich durch seine Säulenpracht eine majestätische Wirkung aus. 100 meist gemalte Fenster erleuchten den Raum. Im Innern sind besonders bemerkenswerth: die zwölf Marmoraltäre, der reich mit Edelsteinen geschmückte Hochaltar mit einem Bronze-Christus darüber, der Altar mit dem hochverehrten byzantinischen Madonnenbilde, die Kapelle San Ranieri, das Monument des heil. Blasius von Stagi de Pietrasanta, die Denkmäler mehrerer Erzbischöfe, die sechseckige Marmorkanzel, ein reiches Silberciborium, ein großes Mosaikgemälde in der Chornische von Cimabue, Gemälde von Andrea del Sarto, Soddoma, Beccafumi u. a. Gegenüber der Hauptfaçade des Doms steht die Taufkirche (Battistorio, 1153 von Diotisalvi entworfen), die sich über drei Marmorstufen in drei Geschossen von weißem Marmor mit malerischen Spitzgiebeln erhebt und von einer großen birnförmigen Kuppel mit der Bronzestatue des Täufers gekrönt ist. Vier Portale, alle mit reicher Dekoration, führen in das Innere der Kirche, welches in zwei Geschosse abgetheilt ist, einen achteckigen marmornen Taufbrunnen mit feinen Reliefs von G. Bigarelli (1246) und eine herrliche Marmorkanzel mit prachtvollen Skulpturen, ein Meisterwerk Niccolò Pisano's (1260), enthält. Entzückend ist darin das harmonische Echo. Hinter dem Dom erhebt sich isolirt der cylindrische schiefe Glockenthurm (Campanile), 1174 gegründet und von den Architekten Bonanno Pisano und Wilhelm von Innsbruck erbaut. Er steigt in reizvoller Arkadenumrahmung in 8 Geschossen auf und enthält über dem mit 15 starken Wandsäulen geschmückten Untergeschoß 6 luftige Kreisbogenloggien mit 180 Säulen und zu oberst das zurücktretende Glockengeschoß mit 6 offenen Arkaden. Auf einer Treppe von 293 Stufen von weißem Marmor erreicht man im Innern das siebente Geschoß mit seinen sechs das Innere erleuchtenden Fenstern; von da führt eine Schneckentreppe zum letzten Umgang, in dessen Bögen die sieben musikalisch gestimmten Glocken hängen. Die Höhe des Thurms beträgt 54,4 Meter, die Breite der Mauer an der Basis 4, vom vierten Geschoß an 2,4 Meter; die Abweichung von der Senkrechten im Innern 3,4, von außen 4,3 Meter. Der Streit, ob der Thurm schon von Anfang an mit Vorbedacht schief konstruirt oder ob nach einer Senkung des bis zum dritten Geschoß gelangten Werks der Bau der fünf oberen Stockwerke durch künstliche Hintanhaltung des Uebergewichts gewagt worden sei, ist noch unentschieden. Auf dem Domplatz befindet sich endlich noch der Campo Santo (Friedhof), ein edler gothischer Bau, zu dessen Ausführung der Erzbischof Ubaldo de Lanfranchi dadurch Anregung gab, daß er von seiner Expedition nach Syrien in seinen Schiffen eine Ladung Erde vom Kalvarienberg mitbrachte und sie hier deponirte. Der Friedhof, 1278—83 von Giov. Pisano erbaut, hat eine einfache, strenge Außenseite, im Innern einen rechteckigen Korridorumgang mit 62 Arkaden (alles von weißem Marmor mit blauen Bändern) und enthält eine große Anzahl schöner Skulpturen und Grabmäler, darunter die Sarkophage Kaiser Heinrichs VII., das Denkmal des Anatomen Berlinghieri von Thorwaldsen, eine Madonna mit dem Kind von Giovanni Pisano u. a. An den Wänden zieht sich eine Reihe reizender Freskobilder hin, welche aus der Zeit von etwa 1350—1485 stammen, und von denen die eine ganze Wand füllenden Kompositionen Benozzo Gozzoli's aus dem Alten Testament die hervorragendsten sind. Die Schätze des Campo Santo sind namentlich durch die von Carlo und Paolo Lasinio herausgegebenen Kupferwerke (1812 und 1832) für die Kunst verwerthet worden. Unter den zahlreichen anderen kirchlichen Gebäuden verdienen Erwähnung: die Kirche des Stephaniterordens, ein nach der Zeichnung Vasari's ausgeführter Renaissancebau mit Gemälden und Fresken von Allori, Vasari u. a.; die Kirche Santa Caterina (1253 vollendet) mit schöner

Façade in einheimisch aufgeführter Gothik; San Francesco, einfachfig, mit Fresken von Gaddi (jetzt zu Mittelmäßigkeiten verwendet); San Michele in Borgo, eine 1018 gegründete Säulenbasilika; San Nicolò mit berühmtem Thurm, der unten rund, dann achteckig, dann wieder rund in vier Geschossen emporsteigt (der Sage nach sollen hier die Ueberreste von Johannes Parricida liegen, was man durch einen auf des Großherzogs Leopold (Kaisers Leopold II.) Befehl entfernten Grabstein mit heidnischer Inschrift bewiesen will); Santa Maria della Spina, im italienisch-gothischen Stil (1230 gegründet, gegenwärtig einer Restaurirung unterzogen), mit überreicher Ornamentirung und Skulpturwerken von Nino Pisano u. a.; San Paolo a Ripa d'Arno (865 gegründet); San Sepolcro, ein interessanter (restaurirter) zehneckiger Centralbau. Die Universität zu P. (1339 gegründet, durch Cosimo v. de' Medici erneuert) stand in früheren Zeiten in hohem Ruf und erhielt noch immer zu den besten Hochschulen Italiens. Sie umfaßt hier Fakultäten: für Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, Mathematik und Naturwissenschaften, Philosophie und Literatur, nebst diesen für Pharmacie, Cadettenschule, Thierarzneiwissenschaft und Notariat und zählte 1874—75: 67 Lehrende und 532 Studirende. Mit der Universität sind eine große Bibliothek von 73,000 Bänden, ein anatomisches, ein physikalisches, ein zoologisch-zootomisches, ein mineralogisches und geologisches, zwei physikalische und drei chemische Kabinette, dann ein botanischer Garten und eine Agrikulturschule verbunden. Andere Bildungsinstitute sind: ein Königliches Lyceum und Gymnasium, ein erzbischöfliches Seminar, eine technische Schule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Akademie der schönen Künste mit interessanter Gemäldesammlung, welche namentlich Bilder der ältern Pisaner Schule und der Schulen von Siena und Florenz enthält, ein erzbischöfliches und ein Staatsarchiv. Unter den 19 Wohlthätigkeitsanstalten sind das große, 1258 gestiftete Krankenhaus, ein Findelhaus, ein Waisenhäuser, ein Leihhaus und ein Armenhaus zu nennen. P. besitzt ferner 4 Theater: das Teatro del Rinnovato (von 1550), das Teatro Nuovo oder Regio (von 1867), das Teatro Politeama und die Arena Goldoni. Als Spaziergänge werden vornehmlich die Lungarni und die Anlagen vor der Porta alle Piagge benutzt. Das Hauptfest der Pisaner ist die Luminara, welche alle drei Jahre 17. Juni, dem Festtag des heil. Ranieri, mit großartiger Illumination begangen wird. Das Klima der Stadt ist sehr mild und feuchtwarm; gutes Trinkwasser wird mittels eines Aquäducts von dem faſt 6 Kilom. entfernten Berg Marina dorthergeleitet. P. ist der Sitz eines Präfekten, eines Erzbischofs, einer Finanzintendanz, eines Civil- und Korrektionstribunals, dreier Präturen, einer Polizeikreation, einer Handelskammer und hat an Kreditinstituten eine Filiale der Nationalbank, eine Hypothekens- und Depositenbank, eine Volksbank rc. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) mit den fünf Vorstädten 41,796, als Gemeinde 50,241 Seelen. Industrie und Handel sind gegen früher bedeutend zurückgegangen; erstere umfaßt eine Baumwollspinnerei, 5 Seidenspinnereien, 18 Fabriken für Baumwoll- und Leinengewebe, 4 Bandfabriken, 2 Fabriken für Pianoforte's, 3 für Spiritus, 4 für Glas, 4 für Maschinen, 4 für Kerzen, 3 für Wagen, 2 Eisengießereien, dann mehrere Unternehmungen für Korallenund Alabasterarbeiten, 2 Fayencefabriken, 4 Bierbrauereien, 5 Buchdruckereien und eine deutsche Buchhandlung. Der ehemals so blühende Handel Pisa's ist zum größten Theil auf Livorno übergegangen. Der Hauptverkehr besteht jetzt im Handel mit Oel, das in der Umgebung gewonnen wird. Der Hafen der Stadt und die Mündung des Arno sind so verlandet, daß nur Barken und kleine Küstenfahrer in den Fluß gelangen können. Die nächste Umgebung von P. enthält mehrere interessante Punkte, z. B. im S. vor der Porta Nuova die große königliche Meierei Cascine di San Rossore mit ausgedehnten Weiden, schönen Pinienwaldungen, großer Stuterei und Zucht von Dromedaren, welche beim Transport von Fichtenstämmen zum Arno Verwendung finden; im SW. an der alten Poststraße nach Livorno die alte, im 13. Jahrh. umgebaute dreischiffige Basilika San Pietro in Grado mit einer Reihe antiker Säulen, ein ehemals sehr besuchter Wallfahrtsort; gegen O. in der Nähe der Galei ein Kartäuserkloster (Certosa), ein schöner, 1347 gegründeter Marmorbau mit Gemälden aus dem 17. Jahrh. (unmittelbar darüber der höchste Gipfel der Pisaner Berge, La Verruca, 550 Meter hoch, ehemals mit Festung gekrönt), und im NO. die berühmten Bäder Bagni San Giuliano (Bagni). Von P. kommen die Eisenbahnen nach den Orten Lucca (Eisenbahnbau (berühmte Ghibellinen), Pietrasanta, Livorno, Lucca

Macht so sehr, daß es in der Mitte des 12. Jahrh. unter den Hohenstaufen ein fast unabhängiger Freistaat war, dessen Gebiet damals die ganze sehr angebaute Maremma von Lerici bis Piombino am Tyrrhenischen Meer umfaßte. Zu den Konsuln, welche damals an der Spitze der Republik standen, kamen 1190 ein Podesta und 1254 Capitani des Volks, zuweilen auch Capitani del Massade (Feldhauptleute der Republik). Ihre eifrige Parteinahme für die Sache der Staufer verwickelte die Pisaner in heftige Kämpfe mit dem aufblühenden Florenz, welche von wechselvollem Ausgang waren. Der Untergang des staufischen Geschlechts aber, verbunden mit dem Verluste der christlichen Besitzungen in Asien, schwächte die Macht Pisa's zu einer Zeit, wo es durch die Errichtung des Campo Santo (1278) den höchsten Triumph seiner Kunst feierte. Die Nebenbuhlerschaft wegen Corsica's und Sardiniens veranlaßte 1282 einen neuen Krieg zwischen Genua und P., in welchem letzteres 1284 in der Seeschlacht bei Molara seine Flotte verlor, ein Schlag, von welchem sich die Stadt nie wieder erholte, und in dessen Folge sie in den folgenden Kämpfen alle ihre überseeischen Besitzungen verlor. Ihre übrigen Feinde, Lucca, Pistoja, Florenz, Siena, Prato, Volterra ꝛc., verbanden sich mit Genua, und während dieses P. zur See angriff, bekämpften jene es zu Land, und nur der Umstand, daß auch in P. 1285 die guelfische Partei an das Ruder kam, rettete die Stadt. Das Haupt dieser Guelfen war Ugolino della Gherardesca (s. d.), der aber 1288 von den Ghibellinen gestürzt wurde und mit zweien seiner Söhne im Hungerthurm endete. Nach ihm war Guido, Graf von Montefeltro, ein Ghibelline, Herr der Stadt. 1290—1292 bestand P. einen neuen unglücklichen Krieg mit Lucca, Florenz und Genua und mußte 1300 Corsica, einen Theil Sardiniens und seines Kontinentalgebiets an letzteres abtreten sowie 160,000 Goldstücke zahlen. 1313 bemächtigte sich Ugoccione della Faggiola der Herrschaft über die Stadt. Derselbe eroberte 1314 Lucca, das er nun mit P. zu Einem Staat verband, und besiegte 1315 die Florentiner an der Mündung der Nievola. Gleichwohl ward Ugoccione 1316 aus P. verbannt. Sein Nachfolger am Staatsruder war Gaddo Gherardo de' Gherardeschi, unter dessen Regierung sich P. und Lucca wieder trennten; er starb 1320. Nach langem, blutigem Kampf bemächtigte sich 1322 Neri der Herrschaft in P. 1328 unterwarf sich die Stadt dem Kaiser Ludwig dem Bayer. Dieser ertheilte seiner Gemahlin die Signoria und blieb selbst einen Winter hindurch in P. Seit 1329 erlangte Graf Bonifazio della Gherardesca großen Einfluß auf die Republik, hielt den Frieden aufrecht und regierte mit Klugheit und Milde; er starb 1341. Aus einem Kampf mit Florenz um die Oberherrschaft über Lucca 1342 ging P. siegreich hervor. In der Folge zerfiel die Stadt in zwei Parteien: die ghibellinisch gesinnten Bergolini (die »Einfältigen«, d. h. die volksthümlich Gesinnten) und die guelfisch gesinnten Raspanti (die »Räuber«, d. h. die Bankiers oder die Aristokraten). Der Führer der ersteren, die für den Augenblick im Besitz der Herrschaft waren, war seit 1348 Andrea Gambacorti unter dem Titel eines Generalkapitäns, seit 1354 Franz Gambacorti. Kaiser Karl IV. ließ denselben 1355 aus Anlaß einer Empörung des Volks gegen ihn während seines Aufenthalts in P. auf Anstiften der Raspanti mit seiner ganzen Familie hinrichten und setzte den Bischof von Augsburg zum Vikar ein. Die Pisaner riefen jedoch nach dem Sturz des Giovanni dell' Agnello, der sich zum Dogen erhoben und mit lächerlichem Prunk umgeben hatte, 1369 den Pietro Gambacorti nach 14jähriger Verbannung nach P. zurück und übertrugen ihm die Oberherrschaft über die Stadt. Die Republik blühte nun von neuem auf und behauptete ihre Selbständigkeit auch gegen den Kaiser. Giacomo Appiano ermordete 1392 seinen Freund Pietro und warf sich selbst zum Oberherrn von P. auf. Ihm folgte 1398 sein Sohn Gherardo, welcher die Signoria nebst P. 1399 an Giovanni Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand, verkaufte. Dieser überließ die Stadt seinem natürlichen Sohn Gabriele und dieser wieder 1405 den Florentinern, den geschwornen Feinden Pisa's. Die Pisaner erhoben sich zwar hierauf und riefen den Giovanni Gambacorti, einen Neffen Pietro's, zurück, wurden aber von den Florentinern durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, worauf die Hälfte der Bürger auswanderte. 1409 wurde in P. das bekannte Koncil gehalten, auf welchem die Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. abgesetzt und ein dritter Papst, Alexander V., erwählt wurde. Als 1494 Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich auch P. unter Simon Orlandi gegen die Florentiner, nahm den König Frankreich zum Schutzherrn an und erfocht sich mit dessen Hülfe in einem blutigen Krieg seine Selbständigkeit und sein früheres Gebiet. Eine neue Belagerung seitens der Florentiner vom 31. Juli bis September 1499 bestand P. glücklich. Ebenso kräftig widerstand die neu befestigte Stadt dem Eroberungsversuch Ludwigs XII. von Frankreich und zwei neuen Belagerungen der Florentiner 1504 und 1505. Erst 8. Juni 1509 gelang es den letzteren, die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Seitdem blieb P. bei Florenz und dem aus dieser Republik hervorgehenden Herzogthum Toscana, mit dem es 1860 an das Königreich Italien kam. Im August 1846 litt die Stadt durch ein Erdbeben. Vgl. Morrona, P. illustrata nelle arti del disegno (Livorno 1812, 3 Bde.); Baltancoli-Montazio, Annali di P. (Lucca 1842—45); da Scorno, Nuova guida di P., storica, artistica etc. (Pisa 1874); Dütschke, Die antiken Bildwerke des Campo Santo in P. (Leipz. 1874); Rohault de Fleury, Les monuments de Pise au moyen-âge (Par. 1866, mit Atlas); Schandein, P. als klimatischer Kurort (Wien 1872).

Pisä, Stadt, s. Pisa.

Pisándros (Pisander), 1) Demagog zu Athen, aus Acharnä, in der zweiten Hälfte des Peloponnesischen Kriegs, ein weichlicher Schlemmer, aber Meister der Verstellung und Intrigue, betrieb mit großem Eifer die Untersuchung des Hermenfrevels (415 v. Chr.), um Alkibiades zu stürzen und den Staat in Verwirrung zu bringen. 411 nahm er an der oligarchischen Verschwörung im Heer zu Samos zum Umsturz der Verfassung theil und bewirkte, vom Hauptquartier zu Samos nach Athen gesendet, durch Vorspiegelung von persischer Hülfe die Rückberufung des Alkibiades und eine Umgestaltung der Verfassung im oligarchischen Sinne, namentlich die Einsetzung der Regierung der Vierhundert, an deren Spitze er mit stand. Bei der bald herbeigeführten Auflösung derselben entwich er zu den Lakedämoniern nach Dekelea. In der Folge ward sein Vermögen konfiscirt.

2) Schwager des Agesilaos, lakedämonischer Nauarch, verlor 394 v. Chr. bei Knidos gegen Konon Sieg und Leben.

Pisang, Pflanzengattung, s. Musa.

Pisangfaser, s. v. w. Manilahanf.

Pisäno, 1) Niccolò, Bildhauer und Architekt,

geboren zu Pisa zwischen 1205—1207, starb 1278 daselbst. Sein Vater Pietro stammte aus Apulien, trop dem ist die Kunst Nicolo's sozusagen eine autochthone. Nach dem Muster der polygonen, von Säulen getragenen Marmorkanzeln in den Domen von Volterra und Bargag (siehe d.). Trop die Kanzel im Baptisterium von Pisa, 1260—66 die im Dom von Siena mit Hülfe des Arnolfo von Colle und seines Sohnes Giovanni. Augerdem schmückte P. das Grabmonument des heil. Dominicus in Bologna mit Reliefs der Marmorbrunnen in Perugia entstand 1274—77. Fig. 9 der Tafel »Bildhauerkunst V« gibt ein Relief in der Vorhalle des Doms zu Lucca, welches P. zugeschrieben wird. P. ragt weit über seine unmittelbaren Vorgänger hinaus. Zwar behielt auch er die traditionellen, vorwiegend byzantinischen Kompositionsmotive bei; indessen suchte er der Kunst durch direktes Studium der Antike einen neuen Aufschwung zu geben. Bei aller Schönheit sind seine Figuren jedoch oft in den Proportionen etwas zu gedrungen, sein brüchiger Faltenwurf erinnert mehr an nordische Einflüsse. Ueber P. als Architekt sind wir wenig unterrichtet, die von Vasari ihm zugeschriebenen Bauten sind fast alle im Lauf der Zeit vollständig umgebaut worden. Schüler von ihm waren: Arnolfo von Colle und Fra Guglielmo Agnelli. Vgl. Dobbert, Ueber den Stil N. Pisano's (Münch. 1873).

2) Giovanni, Goldschmied, Erzgießer, Bildhauer und Architekt, Sohn und Schüler des vorigen, geboren um 1240, starb nach 1321. Als Goldschmied ist er wahrscheinlich Erfinder des Email en basse taille, daß er am Altar des heil. Donatus zu Arezzo anwendete. Sein Einfluß auf die Goldschmiedekunst ganz Italiens war unmittelbar. Seine Thätigkeit als Erzgießer bezeugen z. B. fünf Glocken am Thurm von San Pietro in Perugia (1286). Als Bildhauer arbeitete er anfangs unter seinem Vater. Eigenthümlich in der Anlage und reich an schönen Figurenschmuck sind das Grab und der Altar des heil. Donatus in der Kathedrale von Arezzo (1290). Um 1300 vervierfachte P. zu Pistoja die Kanzel von Sant' Andrea (nach dem gewohnten Typus) sowie das mit drei Köpfen geschmückte Weihbecken in San Giovanni. In den Jahren 1302—1311 entstand die jetzt auseinander genommene Kanzel im Dom von Pisa. In Perugia errichtete er 1290 das Grabmal des Papstes Urban IV., 1305 das schöne Monument des Papstes Benedikt XI. (spitzgiebelige Nische mit Sarkophag darin). In Orvieto arbeitete er das Grab der heil. Margaretha in der gleichnamigen Kirche. Aus dem Jahr 1321 stammt sein letztes bedeutendes Werk, das Grabmal eines Scrovegni in der Madonna bell' Arena zu Padua. Von seinen Madonnenstatuen ist die trefflichste die Madonna del Fiore im Dom zu Florenz (i. Tafel »Bildhauerkunst V«, Fig. 11). Als Architekt baute er 1278—83 das Campo Santo von Pisa sowie Santa Maria della Spina; das Baptisterium verlah er mit gothischen Giebeln und Tabernakeln. 1286—89 entwarf er die berühmte Façade des Doms von Siena, welche seinem Schüler Lorenzo di Maitano als Vorbild für die von Orvieto diente. Endlich wird ihm der Umbau des Doms von Prato (1310—20) beigelegt, insbesondere soll die Kapelle della Cintola sein Werk sein. Obwohl Schüler Nicolo's, schlug er doch in der Skulptur wie in der Architektur eine ganz neue Richtung ein, die sich über ganz Italien ausbreitete, und besonders ist er nordischen Einflüssen noch weit zugänglicher gewesen als sein Vater. Demgemäß prägt er seinen Figuren, in denen er nach emeraisstischem Ausdruck ringt, mit Vorliebe diejenigen Empfindungen aus, wie sie sich aus dem kirchlichen Glauben ergeben: schwärmerische Verzückung und mönchische Strenge. Der Gewandwurf erreicht bei ihm einen hohen Grad von künstlerischer Manieriertheit; in den Kompositionsmotiven schließt er sich der Ueberlieferung im wesentlichen an; doch ist er, wie es scheint, der erste, welcher die weiblichen Allegorien im Kostüm der Zeit, ebenso die stehenden Madonnen in die italienische Skulptur einführte. Seine Marmortechnik ist gleich bewundernswürdig wie die des Nicolo. Als Architekt nahm er die Gothik auf.

3) Andrea, Sohn des Ugolino, Schüler des vorigen, geboren zu Pontedera um 1273, gestorben um 1349, war Bildhauer, Bronzegießer und Architekt. Nach mehreren Arbeiten in Santa Maria a Ponte in Pisa und im Dom von Carrara baute er 1306 das Kastell Scarperia im Mugellothal, 1332 die schöne, malerische Porta San Frediano sowie mehrere Thürme der Stadtmauer von Florenz. 1342 vergrößerte und befestigte er daselbst den Palast Walters von Brienne, des Herzogs von Athen. Den Baptisterium ist die schöne Bronzethür des Baptisteriums, die er 1330 entwarf und mit Hülfe von benetianischen Goldschmieden und Erzgießern herstellte. In Venedig errichtete er Figuren für die Façade von San Marco. Seine letzten Jahre verbrachte er in Orvieto, wo er die Mosaikarbeiten für den Dom leitete. Seine Arbeiten zeigen Reinheit der Zeichnung, Einfachheit und Anmuth der Kompositionen. Sein Gewandwurf ist gewöhnlich stilisiert. Als seine Schüler sind zu nennen: seine Söhne Tommaso und Nino, dann Alberto Arnoldi und Giov. Balducci von Pisa, endlich der Goldschmied Leonardo di Ser Giovanni.

4) Vittore, auch Pisanello genannt, Maler und Medailleur, geboren um 1368 zu San Vito im Benetianischen, stand am päpstlichen Hof in großem Ansehen. Von seinen Malereien sind noch in Verona Ueberreste erhalten, unter anderen eine Verkündigung in San Fermo und St. Georg in Santa Anastasia, beides Freskogemälde. Berühmter wurde aber der Künstler dadurch, daß er als einer der ersten Schaumünzen mit Bildnissen von Fürsten und anderen Personen seiner Zeit modellirte, in Formen abdrückte und in Metall goß, die zu den vortrefflichsten Kunstdenkmälern jener Zeit gehören. Er starb um 1455—55.

Pisáfis, der mittlere Theil der altgriech. Landschaft Elis (s. d.), zerfiel zur Zeit ihrer Unabhängigkeit in acht Bezirke, deren jeder das Gebiet einer einzelnen Stadt ausmachte, und hatte ihren Namen von der schon im dritten Messenischen Krieg völlig zerstörten Stadt Pisa, dem ursprünglichen Sitz der Peloviden, in deren Bezirk Olympia (s. d.) lag.

Pisratagua, Strombett zwischen den nordamerikan. Staaten Maine und Neu Hampshire, ergießt sich unterhalb Portsmouth in die Piscataquabai des Atlantischen Oceans.

Pisces, Fische.

Pischaur, Stadt, s. v. w. Peschawar.

Pischchidmet (perf.), Kammerdiener der persischen Großen, dem Kastan-agasi der Türken entsprechend. Der P. des persischen Schahs ist der Vermittler des privaten Verkehrs zwischen dem Hof und den europäischen Gesandten in Teheran.

Pischon, Friedrich August, Literarhistoriker, geb. 6. Juli 1785 zu Letzkus, studirte zu Halle und Berlin Theologie, ward Professor der Geschichte und deutschen Sprache am Kadettenkorps, 1832 zugleich Archidiakonus an der Nikolaikirche und 1838 Kon-

Digitized by Google

Kurator am Schindler'schen Waisenhaus; starb 31. Dec. 1857 zu Berlin. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Die Weltgeschichte« (Berl. 1825, 2. Aufl. 1842); »Denkmäler der deutschen Sprache« (das. 1837—51, 6 Bde.); »Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur« (das. 1830; 14. Aufl., Leipz. 1874); »Die Taufnamen« (Berl. 1857).

Pischwaz (pers.), das Geleit oder Empfangsceremoniell vornehmer Fremden, die als Gäste der Regierung auf persischem Gebiet reisen.

Piscīna (lat.), bei den Römern Wasserbassin zur Aufbewahrung von Fischen; dann auch ein großes, zum Baden und Schwimmen bestimmtes Bassin.

Pisciotta (spr. pischotta), Stadt in der ital. Provinz Salerno, Kreis Vallo della Lucania, am Tyrrhenischen Meer, mit starkem Sardellen- und Thunfischfang, Wein-, Obst- und Olivenbau und (1871) 3589 Einw. In dem kleinen Hafen von P. liefen 1875: 148 Schiffe mit 10,275 Tonnen ein und aus.

Piscopi, Insel, s. Tilos.

Pisé (franz., Piſébau, Stampfbau), Bauart, bei welcher fette Erde zwischen Bretern zu Wänden aufgestampft wird, ist besonders im südlichen Frankreich und in der Dauphiné gebräuchlich. Bei uns nennt man auch aus Lehm oder Letten aufgeführte Wände Pisé- oder Wellerwände, obgleich dieselben häufig nicht zwischen Brettafeln aufgestampft, sondern auf dem Fundament frei aus Lehm, mit gehacktem Stroh gemischt, schichtweise aufgeführt, durch Treten mit den Füßen in ihrer Masse gedichtet und, nachdem sie ziemlich trocken geworden, mittels des Spatens zu einer regelmäßigen Wand behauen und beschnitten werden. Zum P. eignet sich am besten mittelfetter Lehm, welcher keine Steine enthalten darf, die mehr als 2 Centim. im Durchmesser haben. Man näßt den gegrabenen Lehm auf einem mit Bretern gedielten Tretplatz an, tritt ihn nach 12 Stunden in 1 Decim. hoher Schicht durch, schaufelt ihn gut um, mischt ihn zuletzt mit kurz gehacktem Stroh und läßt nun andere Schichten folgen bis zur Höhe von 4 Decim. Dann sticht man die Masse zu Haufen und läßt sie 12 Stunden liegen. Die Fundamente und Plinthen mauert man von festem Gestein und gleicht sie durch eine Backsteinschicht aus. Bei Wohnungen müssen die Pisémauern eine Unterlage von Backsteinen von mindestens 2 Decim., bei Stallungen eine solche von 3—12 Decim. haben; auch muß das Dach weit vorspringen und überhaupt alles so eingerichtet werden, daß die Feuchtigkeit möglichst gut abgehalten wird, weil sich ausgewaschene Stellen nie dauerhaft repariren lassen. Der Pisébau eignet sich am meisten für einstöckige, ländliche Gebäude; nur hier und da werden auch zweistöckige Häuser darin aufgeführt. Die Formen, zwischen denen man die Masse einstampft, bestehen aus 3—6 Meter langen, etwa 5 Centim. starken und 30 Centim. breiten gehobelten Dielen, welche durch Riegel, deren Länge die Mauerdicke bestimmt, mit einander verbunden sind. Diese Formen werden lothrecht so aufgestellt, daß sie auf dem Fundament einen länglichen Kasten bilden, in welchen man die Lehmmasse wirft und einstampft. Ist der Kasten gefüllt, so böscht man die Masse nach der Seite hin, nach welcher man arbeitet, unter einem Winkel von 60° ab, stellt dann den Kasten wieder auf und füllt ihn von neuem. Die schrägen Stoßfugen werden in jeder folgenden Schicht umgekehrt wie in der darunter liegenden geneigt, und damit sich die Masse fest verbinde, müssen stärke von 50—75 Centim., bei zweistöckigen gibt man den Mauern des untern Stockwerks 15 Centim. zu. Sind die Mauern ganz trocken, so werden sie abgeputzt. Man trägt zu diesem Zweck eine 3 Centim. starke Schicht Lehm mit kurz gehacktem Stroh auf, streicht sie mit dem Reibebret gerade und drückt, so lange sie noch feucht ist, in einer Entfernung von etwa 5 Centim. wallnußgroße Stücke einer porösen Steinart hinein. Nach dem Trocknen trägt man einen Mörtel aus gleichen Theilen reinen Kieses, frisch gebrannten Gipses und gelöschten Kalks etwa 2 Centim. stark auf, läßt ihn, ohne zu glätten, langsam trocknen und streicht ihn dann mit Kalkfarbe an. Man hat auch empfohlen, die Lehmwand vor dem Bewerfen mit Mörtel zu theeren.

Znm Kalksandpiſébau verwendet man reinen grobkörnigen Mauersand, welcher mit so viel Kalk gemischt wird, als gerade erforderlich ist, um die Zwischenräume zwischen den Sandkörnchen auszufüllen. Man löscht den Kalk zu einem gleichförmigen Brei, mischt ihn mit etwas mehr als dem gleichen Raumtheil Kalk- oder Ziegelmehl und mengt dann unter stetigem Umrühren 3 Raumtheile groben Sandes und 1 Raumtheil Kies darunter. Bei Stallgebäuden, oder wo man nicht trockenen Grund hat, führt man ein Fundament von Back- oder Feldsteinen auf und gleicht im letztern Fall die obere Fläche durch eine Schicht Backsteine ab. Hierauf stampft man die Masse in 8—10 Centim. starken Schichten in die Form ein, bis sie damit gefüllt ist, stellt dann eine zweite Form auf, füllt diese ebenfalls, entfernt nun die erste, stellt sie vor der zweiten auf u. s. f. Den zweiten Umgang macht man am besten am zweiten Tag nach dem ersten, doch muß die zubereitete Masse stets an demselben Tag verarbeitet werden. Frische Arbeit ist vor Regenwetter zu schützen. Man kann die Kalksandpiſémauern einen halben Stein schwächer als Ziegelmauern machen; sie erlangen eine bedeutende Härte und leisten besonders auch den Witterungseinflüssen großen Widerstand. Wesentlich bessere Resultate als die bisher angegebenen Methoden liefert der von Bernhardi eingeführte Kalkziegelbau. Man bereitet die zu demselben nöthigen Ziegel auf folgende Weise. Gebrannter Kalk wird in Körben unter Wasser getaucht, bis keine Luftblasen mehr daraus entweichen; dann wird er ausgeschüttet und, nachdem er zu Pulver zerfallen ist, mit etwa 6 Volumina reinen scharfen Quarzsandes unter Zusatz von Wasser so gemischt, daß sich aus einem Ballen mit der Hand ein wenig Flüssigkeit auspressen läßt, die aber nicht abtropft. Die Masse bleibt dann ½—1 Tag liegen, bis sie selbst unter schärfstem Druck keine tropfbare Flüssigkeit mehr abgibt, und wird dann in einer Ziegelmaschine zu Ziegeln gepreßt. Sind letztere getrocknet, so besitzen sie eine außerordentliche Festigkeit, welche sich unter dem Einfluß der Luft und des Regens noch steigert. Die Ziegel sind schwer und erfordern daher ein tüchtiges Fundament; sie werden trocken und bei ganz schwachen Fugen mit Kalkmörtel so vermauert, daß die Fugen ganz mit Mörtel gefüllt werden. Von letzterem tritt dann etwas hervor, und wenn dies weggestrichen wird, so erspart man die Berappung. Vgl. Engel, Der Kalksandpiſébau (3. Aufl., Leipz. 1865); Bernhardi, Kalkziegelfabrikation und Kalkziegelbau (4. Aufl., Eilenb. 1873).

Pisek, Stadt und Hauptort einer böhm. Bezirkshauptmannschaft (945 QKilom. oder 17,7 QM. mit 73,779 Einw.), rechts an der Wottawa und an der

Digitized by

Staatsbahnlinie Kalonik-Proskurin, ist von alterthümlichem Ansehen, mit Mauern umgeben, hat 3 Vorstädte, eine steinerne, mit 4 Bogenhallen gezierte Brücke, eine Dekanatskirche zu Mariä Geburt und 3 andere Kirchen, Ueberreste eines alten, der Sage nach von Iduska gegründeten Schlosses, ein anseinliches Rathhaus und (1900) 9181 Einw. P. ist Sitz eines Kreis- und eines Bezirksgerichts und besitzt an öffentlichen Anstalten ein Staatsobergymnasium, eine Kommunalrealschule, eine Akerbauschule des Landwirthschaftlichen Vereins, eine Kinderbewahranstalt, ein jüdisches Waisenhaus, ein Armen- und Krankenhaus 2c.; von industriellen Unternehmungen eine Eisen- und Messinggießerei und Hammerschmiede, Fabriken für Schuhwaaren und orientalische Kappen, Bierbrauerei und mehrere Ziegel- und Kalkbrennereien. Die Stadt gehört zu den reichsten Gemeinden Oesterreichs und besitzt namentlich ausgedehnte Waldbestände. Sie verdankt ihren Aufschwung früher hier betriebenen Goldwäschereien und war ehemals befestigt. Im Dezember 1741 wurde sie von den Franzosen besetzt, welche 8. Juni 1762 hier geschlagen wurden.

Pissma, zwei Flüsse in Rußland: 1) linker, schiffbarer, 245 Kilom. langer Nebenfluß der Peschora im Gouvernement Archangel; 2) rechter, fischbarer, 190 Kilom. langer Nebenfluß der Wjatka in der Gouvernements Kostroma und Wjatka.

Pisidien, Landschaft im südlichen Kleinasien, war im Perserreich mit dem östlich angrenzenden Lykaonien zu einer Satrapie, später mit Pamphylien vereinigt und blieb erst bei der neuen Eintheilung des römischen Reichs unter Konstantin eine eigene Provinz. Gegen O. grenzte das Känchen an Phrygien und Kilikien, gegen S. an Pamphylien, gegen W. an Lykien, Karien und Phrygien; im N. sind die Grenzen schwer zu bestimmen, weil der nördliche Theil der Landschaft bald zu Phrygien, bald zu P. gerechnet ward. Von dem die Landschaft durchziehenden Gebirge, einem hohen und rauhen Hochzuge

Adoption an Lucius Calpurnius P. Frugi Licinianus, den Galba zu seinem Nachfolger ernannte und adoptirte, und der mit ihm durch Otho 69 n. Chr. ermordet ward. Außerdem sind noch folgende Pisonen zu bemerken, von denen es ungewiß ist, ob sie einen der beiden Beinamen Cäsoninus oder Frugi führten: Gajus Calpurnius P., der 67 v. Chr. als Konsul und Haupt der aristokratischen Partei vergeblich gegen das Gesetz eiferte, durch das Gabinius dem Pompejus den Oberbefehl im Seeräuberkrieg mit außerordentlichen Vollmachten übertrug; Gnäus Calpurnius P., der 65 v. Chr. an der ersten Verschwörung des Catilina theilnahm und im folgenden Jahr als Quästor in Spanien erschlagen ward; ein anderer gleichen Namens, der 7 v. Chr. mit Tiberius Konsul war und von diesem 18 n. Chr. Syrien zur Verwaltung erhielt. Es wurde ihm Schuld gegeben, daß er den Germanicus in Antiochia vergiftet habe (19), und als er deshalb nach seiner Rückkehr angeklagt wurde, tödtete er sich selbst (20). Gajus Calpurnius P. wurde 65 n. Chr. an die Spitze einer Verschwörung gegen Nero gestellt und tödtete sich selbst, als die Verschwörung entdeckt wurde.

Pisogne (spr. -sonnje), Flecken in der ital. Provinz Brescia, Kreis Breno, am nordöstlichen Ufer des Iseosees, hat hübsche Plätze und Arkaden, eine Pfarrkirche aus dem 8. Jahrh., eine stattliche moderne Hauptkirche und eine ehemalige Augustinerkirche mit Fresken von Romanino, Gipsmühlen, Eisenindustrie, lebhaften Handel mit den Produkten des Thals Camonica, Fischerei, einen Hafen und (1871) 3637 Einw.

Pisolith, s. v. w. Erbsenstein.

Pisport (Pisonis portus), Dorf im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Wittlich, an der Mosel, mit 600 Einw., baut vorzüglichen Wein (Pisporter). In der Nähe die ehemalige Propstei Eberhardsklausen mit schöner gothischer Kirche, viel besuchter Wallfahrtsort.

Pissa, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, in den Kreisen Goldap und Stallupönen, ist der westliche Ausfluß des Sees von Wysztyten auf der polnischen Grenze, nimmt bei Gumbinnen die Rominte auf und bildet durch den Zusammenfluß mit der Angerap den Pregel.

Pisseleu (spr. piß'löh), Anna von, s. Estampes.

Pissevache (spr. pißwásch), schöner Wasserfall im schweizer. Kanton Wallis, zwischen St. Maurice und Martigny, durch das Bergwasser der Sallenche gebildet, das weiß wie Schnee an einem schwärzlichen, ausgewölbten Felsen 84 Meter hoch ins Rhônethal hinabstürzt.

Pissoir (franz., spr. -ssoahr), Pißanstalt.

Pistacia *L.* (Pistacie, Terpentinbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthineen, unbewaffnete Sträucher oder Bäume mit gefiederten, kraut- oder lederartigen Blättern, achselständigen Blütentrauben oder Rispen mit kleinen Blüten und trockener Steinfrucht. P. Lentiscus *L.* (Mastirbaum), ein bis 4,5 Meter hoher Baum oder Strauch mit lederartigen, bleibenden, abgebrochen gefiederten Blättern, geflügelter Blattspindel und kleinen, röthlichen Blüten, wächst in den nördlichen Mittelmeerländern; eine auf Chios kultivirte Varietät liefert den Mastix (s. d.); das Holz wird zu eingelegten Arbeiten benutzt, und aus den Blättern bereitet man in Algier ein Gerbmaterial, Lentisque. P. Terebinthus *L.* (Terpentinpistacie), ein mittelmäßiger Baum in den Ländern am Mittelmeer, mit abfallenden, unpaarig gefiederten Blättern und kleinen, dunkelrothen Früchten, gibt durch Einschnitte in die Rinde den cyprischen Terpentin oder den Terpentin von Chio. An den Enden der Aeste entstehen häufig durch die Stiche einer Blattlaus hülsenartige Gallen (Carobbe do Giudea), welche 60 Proc. Gerbsäure und etwa 15 Proc. Gallussäure enthalten, aber noch nicht technisch benutzt werden. P. vera *L.* (echte Pistacie), ein 6—9 Meter hoher Baum, ursprünglich in Persien und Syrien einheimisch, jetzt in allen Ländern um das Mittelländische Meer kultivirt, hat lange, ausgebreitete Aeste, unpaarig gefiederte, abfallende Blätter mit zu 3—5 stehenden, eiförmigen, fast stachelspitzigen, am Grund etwas verschmälerten Blättchen und ovale oder rundliche, gegen 2,5 Centim. große Früchte mit dünnem, grünem und röthlichem Fleisch. Die in den letzteren enthaltenen Kerne (Pistacien, Pistaciennüsse, Pimpernüsse) sind haselnußgroß und haben eine ziemlich feste, holzige Schale, die auf beiden Seiten in eine schwache Spitze ausläuft und leicht in zwei Hälften theilbar ist. Diese umschließt den länglichen, schwach oder unregelmäßig dreieckigen, in ein braunröthliches Häutchen eingeschlossenen Samen. Derselbe ist von dunkel zeisiggrüner Farbe und angenehm mandelartigem Geschmack und enthält ein süßes, fettes Oel. Die Pistacien wurden früher als Arzneimittel gebraucht; jetzt werden sie besonders zu Konfitüren verwendet, in den südlichen Ländern häufig genossen. Sie kommen entweder in der Schale, oder ohne dieselbe in den Handel. Am häufigsten findet man die sicilischen; die tunesischen sind wegen ihrer schönen grünen Farbe besonders geschätzt, während die großen, gelben Pistacien von Aleppo weniger gesucht werden.

Pistacit, s. Epidot.

Pistill (pistillum), ein Theil der Blüte (s. d.).

Pistōja, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Florenz, am Fuß der Apenninen in einer fruchtbaren, vom Ombrone durchströmten Ebene, Station der Eisenbahn von Florenz nach Lucca (mit Abzweigung nach Bologna), hat schöne, regelmäßige Straßen, hübsche Häuser und ist von einer Stadtmauer mit fünf Thoren nebst einer im SO. gelegenen Citadelle umgeben. Die Stadt erhält durch die große Zahl architektonisch ausgezeichneter mittelalterlichen Kirchen, mehrere würdige Paläste und zahlreiche interessante Skulpturwerke besondere Bedeutung. Auf dem großen, mit der Statue des Kardinals Forteguerri geschmückten Domplatz erhebt sich die Kathedrale San Jacopo, ein romanischer Bau aus dem 12. und 13. Jahrh., mit viereckigem Glockenthurm, im Innern in drei Schiffe gegliedert (mit Grabmälern des Dichters Cino da P. von Andrea Pisano und des Kardinals Forteguerri, Gemälden von Lorenzo di Credi, einem 1286 begonnenen, erst 1407 vollendeten prachtvollen Silberaltar mit zahlreichen Reliefs und Statuen und einer alten Taufkapelle). Auf demselben Platz steht die Taufkirche (Battistorio, 1300 nach der Zeichnung Andrea Pisano's erbaut, 1847—51 restaurirt) mit schönen Statuen über der Hauptthür. Andere bemerkenswerthe Kirchen sind: San Bartolommeo (im 12. Jahrh. im toskanisch-romanischen Stil neu erbaut) mit schöner, von Guido da Como 1250 vollendeter Kanzel aus weißem Marmor; Sant' Andrea, einst Hauptkirche, mit der prächtigen, 1301 vollendeten Kanzel von Giovanni Pisano; Madonna dell' Umiltà (1495—1509 erbaut) mit schöner Vorhalle; San Giovanni Fuoricivitas mit interessanter Nordfaçade (von 1180), im Innern mit

schöner Kanzel von Guglielmo, einem Weihwasserbecken mit Reliefs von Giovanni Pisano und Terracotten von den Robbia's; der Domenico, San Paolo, San Francesco auf dem gleichnamigen Platz u. a. Hervorragende weltliche Gebäude sind: der Palazzo pretorio (jetzt Justizpalast) mit prächtigem Hof und altem feinernen Richterstig; der Palazzo del Comune (1295—1334 in italienisch-gothischen Stil erbaut); das große Spitalgebäude (Ospedale del Ceppo, 1277 gegründet), mit Säulenhalle und einem schönen Relieffries von Giovanni della Robbia; der bischöfliche Palast; die Privatpaläste Panciatichi (von 1313), Cancellieri u. a. P. ist der Sitz einer Unterpräfektur, eines Bischofs, eines Civil- und Correctionstribunals sowie dreier Präturen, hat ein Seminar, eine chirurgische Lehranstalt, ein Lyceum mit Bibliothek von 15,000 Bänden, ein Gymnasium, eine Akademie der Wissenschaften, eine zweite Bibliothek (Fabroniana) von 13,000 Bänden und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten. P. ist der Sitz einer lebhaften industriellen Thätigkeit; es hat bedeutende Eisen-, Stahl- und Baumwollgarnmanufakturen, besonders Gewehrfabriken (in P. sollen die Pistolen erfunden und hiernach benannt worden sein), eine Nadel- und eine Orgelfabrik, dann Leinweberei, Gerberei, Papier- und Glasfabriken. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 12,966. Nahe bei P. sind die beliebten Bäder von Montecatini (s. d.). In der Umgegend findet man Kupfer und schöne Bergkrystalle, die geschliffen als Diamanten von P. in den Handel kommen. Der dortige Dialekt des Italienischen gilt neben dem von Siena für den reinsten. — Im Alterthum hieß P. Pistoria und war besonders durch die Niederlage Catilina's und seiner Genossen bekannt. Von dem Langobardenkönig Desiderius wurde es mit Mauern umgeben. Nachdem es sich im Mittelalter zu ziemlichem Ansehen erhoben hatte, wurde es 1306 von Florenz und Lucca erobert, die Mauern geschleift und sein Gebiet getheilt. Später errang es zwar seine Unabhängigkeit wieder, aber die bürgerlichen Unruhen brachten der Stadt großen Nachtheil. In der Folge kam P. an Toscana und mit diesem an das Königreich Italien. P. zählte unter seine Bürger unter anderen: die Dichter Cino da P., dann Francesco und Nicolò Braccioliui.

Pistole (franz.; span. pistolete), ursprünglich span. Goldmünze von der Größe eines Louisd'or, ward etwa seit 1537, anfangs sehr unförmlich, erst seit 1730 rund und regelmäßig geprägt. Anfangs war das Maß verwendete Gold 22 Karat, später nur 21 Karat 8 Grän fein, wobei 34½ Loth auf die rauhe Mark gingen, daher das Stück 15,50 Mark werth war. Nach diesen Pistolen wurden seit 1640 die französischen Louisd'or eingerichtet. Gegenwärtig versteht man unter Pistolen alle goldenen Münzstücke, die, verschieden benannt, auch in ihrem Werthverhältniß nicht völlig gleich sind. Dieselben sind jetzt jedoch größtentheils schon aus dem Verkehr verschwunden. Das 21—22 Karat feine Gold wird nach ihnen Pistolengold genannt.

Pistole (franz. pistolet), kurze, mit Einer Hand zu führende Handfeuerwaffe mit stark gekrümmtem Kolben ohne Backe, im übrigen wie die Gewehre zusammengesetzt. Die P. kam als Reiterwaffe Mitte des 16. Jahrh. in Gebrauch, ist jedoch, durch den Hinterladungskarabiner und den Revolver verdrängt, nur noch wenig (im deutschen Heer bei den Kürassieren und der Artillerie) im Gebrauch, wird aber auch hier durch einen Revolver ersetzt werden. Die P. hat im allgemeinen dieselbe Entwickelung gehabt wie das Gewehr, bei der Hinterladung wurde der Revolver (s. Handfeuerwaffen, S. 541). Ueberhaupt construirte 1860 die nach ihm benannte Zimmerpistole und Zimmerbüchse, eine Hinterladungswaffe von 5—8 Millim. Kaliber mit sehr starkem Lauf, gegen hinten hinter Oeffnung sich der Schlagbahn als Stoßboden beim Abfeuern legt, ähnlich wie beim System Remington (s. Tafel »Handfeuerwaffen II«, Fig. 9 und 10), welches auch ihm hervorgegangen ist. Die Patrone ist eine Kupferhülse mit einem Knallsatzpfropf, auch in dem übergreifenden Rande, der gleichzeitig zur Dichtung dient, gefüllt; in die vordere Oeffnung ist das flache Spitzgeschoß oder die Kugel eingesetzt.

Pistou (franz., sp. -tuh), Pumpventil, Stichlunge; bei Perkussionsgewehren der mit einem Zündloch versehene, in der Patentschwanzschraube angebrachte Zündstift, auf welchen das Zündhütchen aufgesetzt wird; auch ein musikalisches Blechinstrument, ein Art kleinerer Cornets, mit 2—3 Ventilen, das bei Blechmusikchören die hoch liegenden Melodien übernimmt.

Pistor (lat.), Müller, dann, als Backen und Mahlen gewerbsmäßig verbunden ward, Bäcker; Spitzbeten bei Jupiter, da derselbe den im Kapitol von den Gallieru eingeschlossenen Römern den Gedanken eingab, Brod unter die Feinde zu werfen, da darauf abgezogen.

Pistoria, Gebirge, s. Pistoja.

Pistorius, Eduard, Geometraler, geb. 1796 zu Berlin, bildete sich auf der Akademie der Künste daselbst und an Dilich und wurde 1833 Mitglied der ersteren. Er starb 15. Aug. 1862 im Bad Kissingen. Viele seiner Werke sind Meisterstücke ihrer Art, sowohl in Hinsicht auf Intensität der Darstellung, als auf Präcision der Behandlung. Wir nennen darunter: den Fischer, welcher die Geige stimmt; die Regenbahn mit verschiedenen Gruppen Kegelspieler; den betrunkenen Küfer und den alten Politiker; den franken Esel, dessen Gesundheitszustand der Kurschmied untersucht, und das Gegenstück dazu, unter dem Namen des kranken Stiefels bekannt.

Pistrinum (lat.), Stampfmühle oder Ort, wo vor Erfindung der eigentlichen Mühlen das Getreide gestampft ward.

Pisuerga (spr. pissuerga), Fluß in Altkastilien, entspringt auf dem Kantabrischen Gebirge, an der Peña Labra, fließt gegen O., an der Westgrenze von Palencia, durch Palencia und Valladolid, nimmt den Arlanzon u. a. auf und mündet bei Simancas in den Duero; 235 Kilom. lang.

Pisum, Pflanzengattung, s. Erbse.

Piszowo, großes Kirchdorf im russ. Gouvernement Kostroma, Kreis Nerechta, hat 3 Kirchen, eine bedeutende Jahrdick und ist bekannt durch seine ausgezeichneten Töpfereien.

Pitaval (spr. -wall), François Gayot de, berühmter franz. Rechtsgelehrter, geb. 1673 zu Lyon, diente erst als Soldat in seiner Vaterstadt, studirte dann die Rechte, wurde 1713 Advokat und starb 1743. Er machte sich bekannt durch seine Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle: »Causes célèbres et interessantes« (Bar. 1734 ff., 20 Bde.; deutsch, Leipz. 1747—68, 9 Bde.), fortgesetzt vom Parlamentsadvokaten Richer (Amsterd. 1768—70; deutsch von Franz. Lena 1783—1792, 4 Bde.). Eine ähnliche Sammlung unter dem Titel: »Der neue Pitaval« (2. Aufl. 1857—72, 36 Bde.; neue Serie 1866 ff.) haben Hitzig und Häring, fortgesetzt von A. Wollert, erscheinen lassen.

Pitcairn (spr. pittern), die südöstlichste der Paumotuinseln im südlichen Polynesien, gebirgig (bis 330

1790 von Meuterischen englischen Matrosen und 12 Tahitierinnen besiedelt, deren unter der Leitung von Alexander Smith (John Adams, gest. 1829) in merkwürdiger Sittenreinheit aufgewachsene Nachkommenschaft zuerst 1808 von dem amerikanischen Kapitän Folger aufgefunden wurde. Genauere Berichte über die Ansiedelung brachten 1815 die englischen Kapitäne Staines und Pipon sowie 1825 Beechey, der die Bevölkerung auf 66 Köpfe angewachsen fand. Die englische Regierung versah darauf die Ansiedler mit verschiedenen Bedürfnissen; da man jedoch besorgte, daß der beschränkte Umfang der Insel für die wachsende Volksmenge nicht mehr ausreichen werde, wurden 1830 die Bewohner nach Tahiti übergesiedelt. Eine Anzahl von ihnen kehrte später nach P. zurück, und Russell fand 1837 bereits 92 Personen, unter welchen immer noch patriarchalische Sitteneinfalt herrschte. 1856 hatte sich die Bevölkerung auf 194 Personen vermehrt, von denen damals 187 nach Norfolk versetzt wurden; indessen kehrten auch diesmal viele nach P. zurück. 1873 fand Mainwaring auf P. noch 76 Bewohner. Vgl. Beechey, Narrative of a voyage to the Pacific and Beering's straits (Lond. 1832); Meinicke, Die Insel P. (Prenzl. 1858).

Piteå (spr. pitéo, P.-Elf), einer der Hauptflüsse Norrlands, entspringt an der norwegischen Grenze aus dem See Pjeskajaur, durchströmt mehrere Landseen, bildet viele bedeutende Wasserfälle (darunter den über 30 Meter hohen Storforssen, 111 Kilom. von der Mündung entfernt) und fällt 11 Kilom. südlich von der Stadt P. in den Bottnischen Meerbusen; 334 Kilom. lang. P.-Lappmark, das südlichste der drei zu Norrbottens-Län gehörigen Lappmarken, ist hinsichtlich seiner Natur nicht so großartig wie das angrenzende Luleå-Lappmark und umfaßt den Theil des Pitedthals, der zwischen der norwegischen Grenze und der Landschaft Westerbotten liegt. Die Stadt P., schwedische Stapelstadt, 1621 angelegt, 1668 auf eine kleine Insel in einer Bucht des Bottnischen Meerbusens verlegt, war bis 1856 die Hauptstadt von Norrbottens-Län und hat (1874) 1954 Einw., deren Haupterwerbsquellen Handel und Fischerei sind. Die Ausfuhr an Waldprodukten, Butter, Pelzwerk, Renthierfleisch und Rentbierhäuten ist ansehnlich.

Pitesçht, Hauptstadt des Distrikts Ardjesch in der Großen Walachei, am Fluß Ardjesch und an der Eisenbahn Bukarest-Turnu Severin, Sitz der Kreisbehörden und des Kreisgerichts, mit drei Schulen, bedeutendem Handelsverkehr und (1873) 8500 Einw. P. ist eine ansehnliche Bezugsquelle für Obst und Talg.

Pithēcus Satyrus, der Orang-Utan.

Pithiviers (spr. -tiwjeh), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Loiret, am Oeuf, hat einen Gerichtshof und eine Handelskammer, Fabrikation von Hanfleinwand, Wirk- und Seilerwaaren, berühmten Lerchenpasteten und Mandelkuchen, landwirtschaftlichen Instrumenten, Korbflechterei, starke Bienenzucht, Handel mit Safran (P. bildet das Handelscentrum für Safran aus dem Gâtinais und Spanien), Wolle, Wein, Honig und Wachs und (1872) 4585 Einw. P. ist der Geburtsort des Mathematikers Poisson, dem hier eine Statue errichtet wurde. In der Nähe die Ruinen des Schlosses Yèvre. P. war früher befestigt, wurde 1428 von den Engländern, 1562 und 1567 von dem Prinzen von Condé und 1589 von Heinrich IV. erobert.

Pithometrīe (griech.), Inhaltsmessung eines Fasses; Pithometer, Faßinhaltsmesser (Instrument).

kommter franz. Rechtsgelehrter und Humanist, geb. 1. Nov. 1539 zu Troyes, war eine Zeitlang Generalprokurator von Paris und starb 1. Nov. 1596 zu Nogent sur Seine. Er machte sich durch die Herausgabe des Phädrus (Troyes 1596) aus einer von seinem Bruder François (gest. 1607) aufgefundenen Handschrift, ferner der »Annalium et historiae Francorum scriptores coaetanei XII« (Frankf. 1594) und der »Historiae Francorum scriptores veteres XI« (daf. 1596) sowie durch die Schrift: »Les libertés de l'Église gallicane« (Par. 1594; kommentirt von Dupuy, daf. 1715, 2 Bde.) bekannt. Seine »Opera sacra, juridica, historica, miscellanea« gab Labbé heraus (Par. 1609).

Pithyusische Inseln, s. v. w. Pityusen.

Pitigliano (spr. -tiljáno), Stadt in der ital. Provinz Grosseto, im Thal der Fiora, ist Sitz des Bischofs von Sovana (welche Stadt in Trümmern liegt), mit Kastell, Gymnasialschule, Seminar und (1871) 4289 Einw. Nahe dabei (3 Kilom.) eine warme Mineralquelle mit Badeanstalt.

Pitiscus, Bartholomäus, astronomischer und mathemat. Schriftsteller, geb. 24. Aug. 1561 zu Schlaune in Schlesien, Lehrer und seit 1594 Kapellan des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, starb 2. Juli 1623. Besonders bekannt ist sein »Thesaurus mathematicus« (Frankf. 1593), welcher die theilweise von Rhäticus berechneten Sinus aller Winkel bis 90° von 2 zu 2 Sekunden auf 15 Decimalen genau angibt.

Pitot'sche Röhre (spr. pito-), zur Messung der Geschwindigkeit fließender Wasser bestimmtes Werkzeug, besteht in einer rechtwinklig gebogenen Röhre, deren kürzerer wagrechter, am Ende etwas erweiterter Schenkel mit der Mündung der Strömung wagrecht entgegengehalten wird, wodurch sich die Wassersäule im Innern des längern lothrechten Schenkels um so höher über den Wasserspiegel erhebt, je stärker die Strömung ist. Dieser lothrechte Schenkel ist mit einer Theilung versehen, mittels deren jene Erhebung gemessen werden kann. Kennt man aus den mit diesem Werkzeug in einem künstlichen Gerinne wiederholt angestellten Beobachtungen diejenige Geschwindigkeit des Wassers, welche einer bestimmten Erhebung entspricht, so läßt sich eine Tabelle berechnen, aus welcher die allen beobachteten Erhebungen entsprechenden Geschwindigkeiten sofort entnommen werden können. Die Pitotschen Röhren sind in neuerer Zeit wesentlich vervollkommnet u. mit Apparaten versehen worden, welche die in verschiedenen Wassertiefen einer Beobachtungsstelle verschiedenen Geschwindigkeiten graphisch darstellen.

Pitschen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kreuzburg, an der Posen-Kreuzburger Eisenbahn, mit 2 evangelischen und einer kathol. Kirche, Gerichtskommission, Ziegelbrennerei und (1875) 2226 Einw. Hier 24. Jan. 1588 Schlacht zwischen den beiden Bewerbern um die polnische Krone, König Sigismund von Schweden und Erzherzog Maximilian von Oesterreich, welch letzterer geschlagen und gefangen genommen wurde.

Pitt, 1) Thomas, der Gründer des Hauses Chatham, geb. 1653, wurde gegen das Ende des Jahrhunderts Gouverneur von Madras. Hier brachte er den unter dem Namen Pitts-Diamant bekannten großen Diamanten (s. Tafel »Diamanten«, Fig. 2) für 20,400 Pfd. Sterl. an sich, verkaufte denselben aber später dem König von Frankreich für 135,000 Pfund. P. saß in vier Parlamenten und starb 1726.

Digitized by

2) William, Graf von Chatham, berühmter engl. Staatsmann, Enkel des vorigen, geb. 15. Nov. 1708 zu Beconnoll in Cornwall, trat in ein Dragonerregiment, erhielt aber 1735 durch die Bezeugin von Marlborough einen Sitz im Parlament, wo er sein glänzendes Rednertalent, die Partei der Opposition gegen Walpole stellte. 1746 wurde er Vicechatmeister von Irland und bald darauf Geheimer Rath und Generalzahlmeister der Armee, in welcher Eigenschaft er sich durch Uneigennützigkeit die Liebe des Volks erwarb. Nachdem er 1755 aus dieser Stellung geschieden, ward er im folgenden Jahr zum Staatssecretär ernannt, erhielt aber schon nach zwei Monaten seine Entlassung, da er den Krieg nur mit Rücksicht auf die englischen Interessen und ohne Berücksichtigung der hannöverschen Erblande des Königs, für welche beide eine besondere Vorliebe hatte, geführt wissen wollte. Doch war die öffentliche Meinung so entschieden auf seiner Seite, daß schon nach einigen Monaten seine Wiederanstellung erfolgte. Er führte nun das Staatsruder so geschickt und kraftvoll, daß England bald über Frankreich in allen Welttheilen die größten Vortheile errang. Die ungeheuren Erfolge seiner Politik bewirkten, daß der große Staatsmann vom Volk fast vergöttert wurde. Als er nach Georgs III. Thronbesteigung von einem Familientraktat zwischen Frankreich und Spanien gegen England Kunde erhalt, drang er auf unverweilte Kriegserklärung gegen Spanien, ward aber durch den Einfluß des Grafen Bute überstimmt und trat daher 5. Okt. 1761 zurück. Vergebend versuchte Lord Bute 1762 und 1765 ihn wieder in das Kabinet zu ziehen, P. trat an die Spitze der Whigs und blieb in der Opposition. Im März 1766 übernahm er die Bildung eines aus Männern aller Parteien zusammengesetzen Ministeriums, worin er sich den Posten eines Siegelbewahrers vorbehielt, und trat gleichzeitig mit dem Titel Lord Chatham in das Oberhaus, wo er seinen Einfluß stets der Vertheidigung der Volksinteressen widmete. Als die unglücklichen Maßregeln gegen die nordamerikanischen Kolonien ergriffen wurden, trieb er unsinnig zur Mäßigung. Als aber nach dem Abschluß des Bündnisses der Vereinigten Staaten mit Frankreich die Minister auf Frieden drangen, eilte P. 2. April 1778 vom Krankenlager ins Oberhaus und hinterrieb durch eine ergreifende Rede ihren Schimpf. Kaum hatte er geendet, als ihn eine Ohnmacht überfiel; bald darauf, 11. Mai 1778, starb er auf seinem Landgut Hayes bei Kent.

3) William, der Jüngere, ebenfalls berühmter brit. Staatsmann, zweiter Sohn des vorigen, geb. 28. Mai 1759, studirte zu Cambridge und trat 1780, da ihm sein Vater nur ein unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, zu London als Sachwalter auf. Durch den Einfluß des Herzogs von Rutland erlangte er schon im folgenden Jahr einen Sitz im Unterhaus für Appleby. Er schloß sich hier der Fraktion an, die sein Vater bis zu seinem Tode geleitet hatte, sprach gegen den amerikanischen Krieg, trug 1782 wesentlich zu dem Sturz des Ministeriums North bei und errang sich durch sein Drängen auf Abschaffung der Test- und Emancipation der Katholiken und namentlich auf Reform des Parlaments große Popularität. Untergeordnete Aemter, die ihm angeboten wurden, lehnte er ab; als aber Fox 1782 wegen Amerika's mit Shelburne zerfiel und resignirte, trat P. als Schatzkanzler in das Ministerium des letztern ein. Seitdem war er der erklärte Gegner von Fox und dessen Politik. In das nach Shelburne's Sturz 1783 gebildete Koalitionsministerium Portland trat er deshalb nicht ein und bekämpfte die von Fox eingebrachte Indiabill, wonach alle Rechte der Kompagnie an den Staat übergehen sollten, im Unterhaus auf das heftigste; sie ging zwar trotzdem durch, wurde aber im Oberhaus durch die unterminirte Einwirkung des Königs verworfen. Georg III. entließ darauf das Ministerium und ernannte P. 19. Dec. 1783 zum Premier; das Unterhaus wurde 1784 aufgelöst, und in dem nun entstehenden hatte P. die überwältigende Mehrheit. Durch eine neue Indiabill, die er einbrachte, wurde festgesetzt, daß die Ostindische Kompagnie der Kontrolle einer Kommission unterworfen sein solle, deren Mitglieder die Krone zu ernennen habe. Mit großer Energie und Umsicht ordnete P. darauf das zerrüttete Finanzwesen und sicherte namentlich durch die Einführung von Tilgungsfonds das öffentliche Kredit. 1786 brachte er einen günstigen Handelsvertrag mit Frankreich zu Stande. Ueberhaupt sorgte er für Englands Interesse nach innen wie nach außen unermüdlich. Allein die Ausschreitungen der französischen Revolution machten P., dem sich viele ehemalige Whigs, unter anderen auch Burke, anschlossen, immer konservativer, und er bekriegte sich, dem Unsichtreifen der demokratischen Ideen in England durch die Fortsetzung der seitweilige Suspension der Habeascorpusakte, die Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts so energisch zu steuern, daß ihn der Konvent zu Paris 1. Juni 1793 den Feinden des Menschengeschlechts erklärte. Der Aufstand der Irländer wurde mit blutiger Strenge unterdrückt. Als 1797 die Bank ihre Baarzahlungen einstellte, bestimmte P. das Parlament, diese Maßregel für gesetzmäßig zu erklären. Kaum war es ihm gelungen, auf diese Weise die Vernichtung des öffentlichen Kredits zu verhindern, so nahm er eine Operationen gegen Frankreich mit neuer Energie auf. Dem Konsul Bonaparte, der nach dem Staatsstreich des 18. Brumaire einen Friedensvorschlag machte, ward gar nicht geantwortet. Durch ein kolossales Bestechungssystem und glänzende Vorspiegelungen wurde Irland, um ihm jede feindliche Bewegung unmöglich zu machen, ganz mit England vereinigt. Als aber die geringen Erfolge der ungeheuren Anstrengungen England zwangen Frankreich somit die Stockungen des Handels den Wunsch nach Frieden immer lauter werden ließen, war P. parteisüchtig genug, im März 1801 zu Gunsten eines Ministeriums Addington zu resignieren, das im Mai 1802 den Frieden von Amiens schloß. Ein Antrag, P. in Anklagezustand zu versetzen, wurde im Unterhaus mit großer Majorität verworfen. Es war zwar nicht zu leugnen, daß während seiner Verwaltung die Staatsschuld und die öffentlichen Lasten sich kolossal vergrößert hatten; allein hierfür war die Oberherrschaft zur See errungen, und das Parlament votirte daher dem scheidenden Minister den Dank der Nation. Als 1803 der Krieg wieder entbrannte, übte P. selbst eine kleine Freischar dazu ein, stürzte zugleich mit Fox das kraftlose Ministerium Addington und übernahm 15. Mai 1804 wieder sein früheres Amt. Er ordnete nun die großartigsten Rüstungen an und brachte die dritte Koalition gegen Frankreich zu Wege. Aber auf seine ohnehin schwächliche Konstitution wirkten die ungeheuren Gesichtsanstrengungen höchst nachtheilig ein. Die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bei Austerlitz gab ihm den Todesstoß. Er starb 28. Jan. 1806 mit dem Seufzer: »Oh my country!« (O mein Vaterland!). Es ward ihm ein Mo-

Digitized by Google

nument in der Westminsterabtei errichtet, und durch Parlamentsbeschluß übernahm die Nation die Bezahlung von 40,000 Pfd. Sterl. Schulden, die P., der, auch während er die höchsten Aemter bekleidete, nie daran gedacht hatte, ein Vermögen zu machen, hinterließ. Einfachheit und Liebenswürdigkeit zeichneten sein Privatleben aus. An P. als Redner rühmte man die klare Verständigkeit, die vortreffliche Dialektik, die vollendete innere und äußere Abrundung. Seine bedeutenderen Reden sind in mehreren Ausgaben gesammelt. Vgl. Gifford, A history of the political life of William P. (Lond. 1809, 6 Bde.); Tomline, Memoirs of the life of William P. (das. 1821, 2 Bde.); Stanhope, Life of William P. (3. Aufl., das. 1867, 4 Bde.); Trauttwein v. Belle, William P. der Jüngere (Berl. 1870).

Pittakos, einer der sieben Weisen Griechenlands, Sohn des Thrakers Kaikos, geboren um 648 v. Chr. zu Mytilene auf Lesbos, befreite seine Vaterstadt von der Herrschaft des Tyrannen Melanchros, ward aber dann selbst mit der höchsten Gewalt bekleidet. In dieser Stellung gab er dem Staat geordnete Zustände und erwarb sich im Krieg Mytilene's mit Athen auch kriegerischen Ruhm. Den feindlichen Heerführer Phrynon besiegte er im Zweikampf durch List. 589 legte er seine Würde freiwillig nieder; starb 569. Sein Wahlspruch war: »Erkenne den rechten Zeitpunkt«. Von seinen Elegien und einer prosaischen Schrift über die Gesetze hat sich nichts erhalten; dagegen finden sich von ihm bei Diogenes Laërtius ein Brief an Krösos und außerdem ein kurzes Gedicht (herausgeg. von Schneidewin in dem »Delectus poesis Graecorum elegiacae«, Götting. 1839).

Pitten, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Neunkirchen, im Thal der obern Leitha, mit Ruinen eines alten Schlosses, Kohlen- und Eisenbergbau, Hohöfen, Gußwaarenfabrik, zwei großen Papierfabriken und (1869) 1432 Einw. P. war im Mittelalter eine ansehnliche Stadt und Hauptort der gleichnamigen Grafschaft. Südlich davon das Dorf Seebenstein mit alter Kirche, fürstlich Liechtenstein'schem Schloß mit Park und einer der sehenswerthesten Burgen des Landes mit reicher Sammlung von Kunstgegenständen und Antiquitäten.

Pittenweem (spr. -üihm), Stadt in der schott. Grafschaft Fife, am nördlichen Ufer des Forthbusens, hat einen kleinen Hafen, Handel, Fischerei, Steinkohlenminen und (1871) 1787 Einw.

Pittizit, s. v. w. Eisensinter.

Pittoresk (v. ital. pittore, Maler), malerisch, im Gegensatz zum Poetischen und Plastischen.

Pittosporeen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Frangulinen, Bäume und Sträucher mit aufrechten oder kletternden Stengeln, wechselständigen, gestielten, meist einfachen und ganzen, ganzrandigen oder gekerbten oder gezähnten Blättern ohne Nebenblätter und vollständigen, regelmäßigen Blüten, welche einzeln oder in Trauben, Doldentrauben oder Trugdolden vereinigt stehen. Der abfallende Kelch ist fünfblätterig oder -theilig; die 5 Blumenblätter stehen auf dem Blütenboden aufrecht, in der Knospenlage dachziegelartig sich deckend; die 5 an derselben Stelle wie die Blumenblätter und mit diesen abwechselnd inserirten Staubgefäße haben faden- oder pfriemenförmige Filamente und einwärts gekehrte, zweifächerige, mit einer Längsspalte oder an der Spitze mit einem Loch aufspringende Antheren. Der oberständige, vollständig oder unvollständig zwei- bis fünffächerige Fruchtknoten trägt an den inneren Rändern der Scheidewände mehrere oder zahlreiche, anatrope Samenknospen. Der Griffel ist endständig, einfach und hat eine stumpfe oder etwas kopfförmige oder etwas gelappte Narbe. Die Frucht ist bei manchen eine häutige oder leder- oder fast holzartige Kapsel, welche mit 2—5 Klappen aufspringt, oder eine fleischige oder saftlose Beere. Die zahlreichen oder wenigen, runden oder eckigen, bisweilen nierenförmigen Samen haben eine glatte, glänzende Schale, reichliches, hartes Endosperm und im Grunde des letztern einen sehr kleinen, fast kugeligen oder herzförmigen Keimling. Die mit den Celastrineen verwandten P. sind im außertropischen Australien am reichsten vertreten; wenige kommen außerdem auf den Südseeinseln, in Japan, auf dem tropischen asiatischen Kontinent, in Nepal, auf Mauritius, am Kap und auf den Kanarischen Inseln vor. Sie enthalten bittere und aromatische harzartige Bestandtheile; ihre harzigen Früchte sollen trotz des widrigen Geschmacks von den Eingebornen Australiens genossen werden.

Pittsburg, Hauptstadt der Grafschaft Alleghany im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, liegt in einer schönen Ebene auf einer Landzunge zwischen dem Alleghany und Monongahela, welche hier zusammenfließen und den Ohio bilden, und ist nicht nur nach Philadelphia die bedeutendste Stadt Pennsylvaniens, sondern auch einer der wichtigsten Fabrikorte der Vereinigten Staaten sowie der Hauptstapelplatz zwischen dem Süden und Norden, dem Osten und Westen der Union. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und wird durch 7 Brücken mit Alleghany City und durch 5 mit der jenseit des Monongahela gelegenen Vorstadt Birmingham verbunden und durch Dampfmaschinen aus dem Alleghany reichlich mit Wasser versehen. P. hat 150 Kirchen (worunter sich die römisch-katholische Kathedrale von St. Pauli mit großer Kuppel auszeichnet), eine 1819 gegründete Universität (Western University) mit 250 Studenten, ein College für Damen und andere Bildungsanstalten; eine kaufmännische Bibliothek von 15,000 Bänden, einen Kunstverein, Jünglingsverein, 2 Theater, ein Opernhaus und mehrere Konzerthallen, verschiedene Krankenhäuser, Waisenhäuser und andere milde Anstalten; ferner ein Arsenal der Vereinigten Staaten (mit Kanonengießerei), ein großartiges Rathhaus, Zollhaus ꝛc. Die Nähe von unerschöpflichen Massen von Eisenerzen und Steinkohlen hat P. zu einer der ersten Fabrikstädte der Union gemacht. Man zählt an 500 Fabriken (in der Stadt und Umgebung), darunter 16 großartige Eisenhütten mit Walzwerken, 8 Stahlwerke, 5 Kupferhütten, 50 Glashütten und 58 Petroleumraffinerien. Jährlich sollen an 300,000 Tonnen Eisen verarbeitet werden, und P. liefert die Hälfte alles in der Union hergestellten Glases. Stets hängen dicke Rauchwolken über der Stadt, welche diesem Umstand ihren Beinamen »Smoke City« verdankt. Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen sind dem lebhaften Handel der Stadt dienstbar und befähigen sie namentlich, große Massen von Steinkohlen, Eisen und Petroleum auszuführen. P. besaß 1876: 463 eigene Schiffe, darunter 154 Dampfer. Die Zahl der Einwohner von P. mit seinen Vorstädten betrug 1870: 121,799, 1875 aber 138,485. Es bildet mit dem gegenüber liegenden Alleghany City (jetzt 70,000 Einw.) eine einzige Stadt. Ein großer Theil der Einwohner sind Deutsche. — P. entstand aus einem Fort, welches 1753 der damalige französische Gouverneur von Kanada, Duquesne, anlegte und nach seinem Namen benannte; im November 1758 wurde dasselbe von den

Engländern unter General Forbes angegriffen, worauf die französische Garnison es selbst in Brand steckte und den Ohio hinab flüchtete. Die Engländer, welche nun von dem Platz Besitz nahmen, nannten es zu Ehren William Pitts Fort Pitt (mother der jetzige Name). Die heutige Stadt wurde erst 1765 angelegt, 1791 zur County Town ernannt, 1804 als Borough inkorporirt und 1816 zur City erhoben. Der Krieg mit den Indianern und die Unruhen im westlichen Land störten ihr Wachsthum bis 1793, seitdem aber hat sie sich fort und fort mit großer Schnelligkeit gehoben. Am 10. und 11. April 1845 litt sie durch eine große Feuersbrunst sowie auch 1862—65 durch den Einfluß des Bürgerkriegs.

Pittsfield (spr. pinsfihld), lebhafte Fabrikstadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Berks, hat eine römisch-kathol. Kathedrale, eine medicinische Schule (seit 1823), eine Hochschule für Damen, Baumwoll- und Wollmanufakturen, Gewehrfabriken, Maschinen- und Wagenbauwerkstätten, lebhaften Handel und (1870) 11,112 Einw. P. wurde zu Ehren William Pitts benannt und schon 1761 inkorporirt.

Pittston, Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am Susquehannafluß, hat ergiebige Kohlengruben und (1870) 6700 Einw.

Pituitös (lat.), schleimig, verschleimt.

Pituriásis (griech., *Kleienseuche*), die früher sehr oft aber den ganzen Körper verbreitete, sehr reichliche Abschilferung der Epidermis in äußerst kleinen weißen, fast mehlartigen Schüppchen, ohne alles Nässen und ohne vorhergehende Bläschen- oder Knötchenbildung. Die P. findet sich oft bei ganz gesunden Personen, häufig aber auch bei Kranken. Die Epidermisabschilferung findet bald auf einer normal gefärbten Haut (p. simplex), bald auf einem gerötheten Hautboden (p. rubra) statt, bald ist die Haut an der betreffenden Stelle gelblich oder bräunlich gefärbt (p. versicolor). Man hat verschiedene Arten der P. aufgestellt, von denen folgende Erwähnung verdienen. Die P. tabescentium kommt sehr häufig bei Tuberkulösen, Krebskranken, syphilitischen und marasmischen Individuen auf sonst normal beschaffener, nicht gerötheter Haut vor. Die P. capitis (*Kleiengrind, Kopfschabe*) besteht in einer chronischen Hyperämie der oberflächlichen Schichten der behaarten Kopfhaut mit Juckenund Bildung zahlreicher, sehr feiner, weißer, trockener Epidermisschüppchen, die sich in großer Menge abstoßen und sehr schnell wieder erzeugen. Die Haare fallen dabei bald von selbst, bald durch das Kratzen und Kämmen aus; sie werden dünner und zerbrechlicher, und tritt ein Stillstand in der Krankheit ein, und die Haare wachsen wieder; dann folgt ein Rückfall und wieder Heilung, und so können jahrelang Rückfälle und Heilungen mit einander abwechseln. Die P. capitis ist eine rein örtliche Krankheit und wird durch eine innerne Neigung und Hyperämie der Kopfhaut bedingt. Die P. versicolor beruht auf einer Pilzbildung in den oberen Epidermisschichten. Dieser Pilz ist das Microsporon furfur Robin und entwickelt sich in der Epidermis vorzugsweise der Brust und des Rückens, niemals an frei getragenen Körpertheilen und nie bei Kindern, dagegen besonders gern bei Brustkranken. Die P. versicolor ist eine lästige Krankheit und kommt auch bei sonst ganz gesunden Personen vor. Sie tritt leichter Juden hervor, pflegt während des Sommers sich zwar etwas zu bessern, verschwindet aber fast niemals von selbst. Die zweckmäßigste Behandlung besteht in der täglich zweimal wiederholten Einreibung von grüner Seife in die erkrankten Hautpartien. Die übrigen Formen der P. heilen schon bei sorgfältiger Reinigung der Haut mit lauem Wasser und nachherigem Bestreichen mit reinem Olivenöl sehr schnell.

Pitsúlen (Fichteninseln), Inselgruppe im Mittelländischen Meer, 90 Kilom. von der spanischen Küste entfernt, gegenwärtig mit den benachbarten Balearen eine Provinz Spaniens bildend, umfaßt 660 QKilom. (12 QM.) mit ca. 26,000 Einw. und besteht aus den zwei Hauptinseln Ivica (s. d.) und Formentera (etwa 1/3 so groß) und mehreren kleinen unbewohnten Eilanden (Espalmador, Margarita, Tagamage rc.). Die beiden Hauptinseln sind bergig mit großen Waldungen und Weideflächen; das Klima ist äußerst mild und sehr gesund, der Boden sehr fruchtbar, aber wenig angebaut. Auf Formentera kommen wilde Schafe und Flamingo's vor. Die Bewohner gelten als gewandte Seeleute.

Pia (ital.), s. v. w. mehr; p. B. in der Musik p. allegro, geschwinder, p. lento, langsamer; p. tosto, s. v. w. vielmehr, lieber.

Pium corpus (lat.), milde Stiftung.

Pixendorfer (Ida), frommer Wunsch.

Piura, eine Küstenprovinz der südamerikan. Republik Peru, grenzt westlich an den Stillen Ozean, nördlich an Ecuador und hat ein Areal von 20,685 QKilom. (650 QMl.) mit (1876) 172,000 Einw. Das Land erstreckt sich über den Westabhang der Küstenkordillere bis zu deren Kamm, ist im größten Theil sehr fruchtbar (tropische Pflanzen) und reich an Vögeln, aus deren Häuten man treffliches Korduan bereitet. Der Küstenstrich ist steril, doch gewinnt man hier viel Salz und Soda, zwei wichtige Ausfuhrartikel. — Die gleichnamige Hauptstadt (San Miguel de P.) am Rio Piura, hat eine sehr gesunde Lage mit trockenem Klima, Seifen- und Korduanfabriken, Maultierzucht, Handel und 12,000 Einw. Mit dem Hafenplatz Paita ist P. durch eine 103 Kilom. lange Eisenbahn verbunden.

Pius (lat., »der Fromme«, ital. Pio, franz. Pie). Name von 9 Päpsten: a) P. I., der Heilige, aus Aquileja, bestieg 142 den römischen Stuhl und fiel 157 als Märtyrer getroffen ein. Sein Tag ist der 11. Juli. Die Briefe, welche sich unter seinem Namen in Hallands »Bibliotheca patrum« finden, sind wahrscheinlich unecht.

b) P. II., eigentlich Enea Silvio (Aeneas Sylvius) de' Piccolomini, geb. 18. Okt. 1405 zu Pienza in Toscana, studirte zu Siena, wohnte 1431 als Sekretär des Kardinals Capranica dem Konzil in Basel bei, wo er sich als geschickter Vertheidiger der Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Alleinherrschaft der Päpste hervorthat, ward 1435 Sekretär des Kardinals Albergati und 1442 Geheimschreiber des Kaisers Friedrich III., von dem er auch die Dichterkrone empfing. Nachdem er durch Intriguen die Unterwerfung des Kaisers und der deutschen Kirche unter den Papst bewirkt, ernannte ihn Papst Nikolaus V. 1447 zum Bischof von Triest. Aeneas betheiligte sich sodann an den Verhandlungen, deren Resultat 1448 das Wiener Konkordat war, durch welches die deutsche Kirche aller durch die Baseler Beschlüsse errungenen Vortheile wieder verlustig ging. 1450 erhielt er das Bisthum Siena. Nachdem er sich als päpstlicher Nuntius noch mehrfach hervorgethan, wurde er 1455 vom Papst Calixtus III. zum Kardinal ernannt und nach dessen Tode 27. Aug. 1458

Digitized by Google

selbst zum Papst erwählt. Als solcher verfolgte er hauptsächlich zwei Ziele: Stärkung des durch die Konciliumbeschlüsse geschwächten Kurialsystems, weshalb er 1463 in einer Bulle seine früher zu Basel ausgesprochenen kirchenpolitischen Ansichten feierlich widerrief, und Zustandebringung eines Feldzugs gegen die Türken. Er starb 15. Aug. 1464 zu Ancona. Er hinterließ mehrere historische, geographische, rhetorische und poetische Werke, darunter eine Geschichte Friedrichs III., eine Beschreibung des Koncils zu Basel, eine Geschichte von Böhmen, eine Abhandlung über Kindererziehung, eine Kosmographie, 558 Briefe u. a. Sie sind in mehreren Sammlungen vorhanden, z. B. »Opera« (Bas. 1571 u. Helmst. 1699). Sein Leben ist von Platini, Campani und von ihm selbst beschrieben in seines Geheimschreibers Gobelini »Commentarii rerum memorabilium tempore Pii II« (Rom 1584, Frankf. 1614). Vgl. G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst P. II., und sein Zeitalter (Berl. 1856—63, 3 Bde.).

c) P. III., eigentlich Franz Todeschini, Neffe des vorigen, folgte 22. Sept. 1503 Alexander VI. auf dem päpstlichen Stuhl, starb aber schon 18. Okt. d. J.

d) P. IV., eigentlich Giovanni Angelo Medici, geb. 1499 aus einer niedrigen mailändischen Familie, ward nach beendeten Rechtsstudien Protonotar der Kurie und 1549 zum Kardinal ernannt. Nach Pauls IV. Tode 1559 wurde er zum Papst erwählt. Als solcher milderte er die Inquisition, traf manche gute Maßregeln in der Verwaltung des Kirchenstaats, verschönerte Rom, hielt den Frieden mit den weltlichen Mächten aufrecht, nahm 1561 das Koncil von Trient wieder auf und bestätigte 26. Jan. 1564 die Dekrete desselben. Er starb 9. Dec. 1565.

e) P. V., eigentlich S. Michele Ghisleri, des vorigen Nachfolger, geb. 1504 zu Bosco bei Alessandria, von geringer Herkunft, trat in den Dominikanerorden, wirkte als Inquisitor in der Lombardei mit grausamer Strenge und ward von Paul IV. zum Bischof von Nepi und 1557 zum Kardinal und Generalkommissär der Inquisition ernannt. Nachdem er 8. Jan. 1566 von der streng kirchlichen Partei zum Papst erwählt worden, suchte er die Beschlüsse des Trienter Koncils möglichst durchzuführen, drang auf streng sittliches Leben der Geistlichen und Mönche und führte 1566 den »Catechismus romanus« ein. Er bestärkte Philipp II. in seinen grausamen Maßregeln gegen die Niederländer, sprach über die Königin Elisabeth von England den Bann aus und befahl 1568 die Verbreitung der Bulle »In coena Domini« durch die ganze Kirche. Mit den Venetianern und dem König Philipp II. von Spanien brachte er eine Liga gegen die Türken zu Stande, welche den Seesieg von Lepanto 7. Okt. 1571 herbeiführte. Er starb 1. Mai 1572 und ward 1712 von Clemens XI. kanonisirt. Seine »Epistolae apostolicae« gab Gobau (Antw. 1640) heraus; sein Leben beschrieb Fallour (deutsch, Regensb. 1873).

f) P. VI., eigentlich Giovanni Angelo Braschi, geb. 27. Dec. 1717 zu Cesena, studirte die Rechte, dann zu Rom Theologie, wurde 1744 Auditor bei der päpstlichen Kanzlei, 1753 Geheimschreiber Benedikts XIV., 1766 Generalschatzmeister der päpstlichen Kammer und 1773 Kardinal. Am 15. Febr. 1775 nach langem Streit zwischen Freunden und Gegnern der Jesuiten zum Papst gewählt, erlangte er durch die Schönheit seiner äußern Erscheinung wie durch die Reinheit seiner Sitten große Beliebtheit. Der Verschleuderung der Pfründen machte er ein Ende, behielt aber dafür den einträglichen Aemterhandel bei und begünstigte das Lottospiel. Zwar baute er einen Hafen für Ancona, schaffte die Durchgangszölle in seinem Staat ab und verwendete auf die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe ungeheure Summen; doch erregte die Begünstigung seiner Nepoten im Land solche Unzufriedenheit, daß 1777 selbst sein Leben bedroht war. Neapel erkannte die Lehnsherrlichkeit des päpstlichen Stuhls nicht mehr an; Leopold II. von Toscana und Kaiser Joseph II., den P. in Wien 1782 persönlich um Schonung der Rechte der Kirche anging, ließen sich durch ihn in der Ausführung ihrer Reformen nicht stören, und nur der Egoismus mehrerer deutschen Bischöfe hinderte die Durchführung der Emser Punktation (s. Emser Kongreß). 1794 erließ P. ein großes Glaubensedikt in der Bulle »Auctorem fidei«, in dem er in wesentlichen Punkten zu Gunsten der päpstlichen Hierarchie über das Tridentinum hinausging. Eine Reihe der schwersten Leiden brach infolge der französischen Revolution über P. herein, der vergeblich gegen die Maßregeln derselben gegen die katholische Geistlichkeit protestirte, Avignon und schließlich auch seine weltliche Unabhängigkeit verlor (s. Kirchenstaat, S. 1035). Da P., nachdem der Kirchenstaat 18. Febr. 1798 zur Republik erklärt worden, sich beharrlich weigerte, die Regierung niederzulegen, ließ die französische Regierung den kranken Greis gefangen über Parma, Piacenza und Turin nach Frankreich bringen, wo er 29. Aug. 1799 zu Valence starb. Sein Leben beschrieben Bourgoing (Par. 1799, 3 Bde.; deutsch von Meyer, Hamb. 1800, 2 Bde.), Artaud de Montor (Par. 1847). Vgl. auch Wolf, Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter P. VI. (Zür. 1793—1802, 7 Bde.).

g) P. VII., eigentlich Barnabas Luigi, Graf Chiaramonti, geb. 14. Aug. 1742 zu Cesena, trat 1758 in den Benediktinerorden, ward 1775 zum Abt, nachher zum Bischof von Tivoli, später zum Bischof von Imola und 1785 zum Kardinal ernannt und 14. März 1800 in Venedig unter österreichischem Schutz als Nachfolger des vorigen zum Papst erwählt. Als solcher suchte er die alten hierarchischen Grundsätze in ihrer vollen Strenge geltend zu machen. Ein Hirtenbrief von ihm verdammte sogleich die Philosophie als die Urheberin aller Drangsale der Zeit, und mehrere seiner Bullen brachen über jede freiere Geistesbewegung den Stab. Nachdem er 3. Juli 1800, von österreichischen Truppen beschützt, in Rom eingezogen war, ging er, von seinem Staatssekretär Consalvi unterstützt, klug und vorsichtig an die Ordnung des zerrütteten Staatswesens. Bei seinen Bestrebungen um Wiederherstellung der Kirchengewalt kamen ihm die Pläne Napoleons I. sehr zu statten, der zur Befestigung seiner Herrschaft die Restauration des alten katholischen Glaubens und des priesterlichen Ansehens für nöthig hielt. Durch den Frieden zu Lüneville erhielt P. den größern Theil des Kirchenstaats zurück, und 15. Juli 1801 schloß er ein Konkordat mit Frankreich, welches ihm das, wenn auch vielfach beschränkte Supremat über die französische Kirche zurückgab. Von Napoleon eingeladen, zur Salbung und Kaiserkrönung nach Paris zu kommen, hielt er daselbst 28. Nov. 1804 einen glänzenden Einzug; doch setzte sich Napoleon die Krone selbst aufs Haupt und bewilligte weder die Aufhebung der gallikanischen oder organischen Artikel (vgl. Gallikanische Kirche), noch die Rückgabe Avignons und der Legationen. Am 4. April 1805 kehrte P. in tiefem Mißmuth nach Rom zurück. Bereits 1806 begannen

infolge der Herrschsucht Napoleons die Differenzen mit dem bisher so nachgiebigen Papst. Im November 1807 rückten wiederum französische Truppen in den Kirchenstaat ein, und 7. Mai 1809 erklärte Napoleon zu Wien, daß der Papst als weltlicher Herrscher aufgehört habe zu regieren. Der ganze Kirchenstaat wurde dem Kaiserreich einverleibt, und Rom sollte eine freie kaiserliche Stadt werden. Nur die geistliche Macht wurde dem Papst gelassen. Da P. gegen diese Beschlüsse protestierte und 10. Juni selber jeden, der zu ihrer Ausführung mitwirken würde, den Bann aussprach, drang in der Nacht des 6. Juli der französische General Radet gewaltsam in den Quirinal ein, verhaftete P. und deportierte ihn mit seinem Staatssekretär, dem Kardinal Pacca, erst nach Grenoble, dann nach Savona; 1812 wardP. nach Fontainebleau gebracht. P.' Haltung während seiner Gefangenschaft war würdig und standhaft; er wies den Glanz einer Hofhaltung und die ihm von Napoleon bestimmten großen Einkünfte zurück und erbeilte den Bischöfen, die Napoleon ernannte, die kanonische Bestätigung nicht; auch sprach er sich dahin aus, daß wenn des Kaisers Scheidung von Josephine aus. Als Napoleon aus Rußland zurückkam, nötigte er 25. Jan. 1813 in Fontainebleau P. zur Abschließung eines Konkordats, in dem sich derselbe zur Verleihung jener Bischöfe verpflichtete und gegen 2 Mill. Franken jährlicher Rente auf seine früheren Besitzungen verzichtete. Da Napoleon daselbe aber fallen, als verabredet war, publicierte, 29 P., der seine Nachgiebigkeit als eine Sünde wider die Kirche bitter bereute, 24. März auf den Rath seiner Kardinäle seine Zustimmung zurück, und Napoleon wurde durch die Weltereignisse gehindert, ihn zur Unterwerfung zu zwingen. Am 24. Mai 1814 zog P. unter dem Jubel des Volks wieder in Rom ein. Mit großer Geschicklichkeit benutzten P. und Consalvi die günstigen Zeitumstände zu einer Restauration der päpstlichen Hierarchie. Die auf dem Wiener Kongreß vertretenen Mächte garantierten ihm den Besitz des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Avignon und Benaissin. In der innern Politik der Kirche ging P. seinen von streng hierarchischen Grundsätzen aus; er stellte den Jesuitenorden und die Inquisition wieder her, verdammte 1816 die Bibelgesellschaften, verbot die nicht approbierten Bibelübersetzungen und erließ scharfe Gesetze gegen die Freimaurer und Carbonari. Ueber die rechtliche Stellung der Kirche schloß P. besondere Konkordate mit den einzelnen Regierungen ab und erlangte dabei meist sehr günstige Resultate. Im Kirchenstaat erbielt er durch Milde und Nachgiebigkeit die Ruhe aufrecht, verbesserte das Verwaltungswesen, that viel für mildthätige Zwecke und unterstützte die Künste und Wissenschaften. Er starb an den Folgen eines Falles 20. Aug. 1823. Vgl. »Storia del pontificato di Pio VII« (Bened. 1815, 2 Bde.); sein Biographie schrieben: Artaud de Montor (3. Aufl., Par. 1839, 3 Bde.), Simon (das. 1823), Baudet (das. 1824), Pacca (Rom 1836), Henke (Marb. 1862).

b) P. VIII., eigentlich Francesco Xaver, Graf Castiglione, geb. 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona, trat früh in den geistlichen Stand, wurde 1800 Bischof von Montalto, mußte sich aber 1808 ins Exil nach Südtirankreich begeben, ward 1814 von Pius VII. zum Bischof von Cesena, 1816 zum Kardinal, dann zum Großpönitentiar und Vorstand der Kongregation für den Index. Er verbrannte Bücher und 1821 zum Bischof von Frascati ernannt. Am 31. März 1829 bestieg er als Nachfolger Leo's XII. den päpstlichen Stuhl. Seinen Unterthanen gewährte er innere materielle Erleichterungen und unterstützte die Kunst. Uebrigens war die Politik allen Concessionen an den Liberalismus feind, und die Inquisition hebte unter ihm neu auf. Er starb 30. Nov. 1830. Vgl. Artaud de Montor, Histoire du pape Pie VIII (Par. 1843).

i) P. IX., vorher Giovanni Maria, Graf von Mastai-Ferretti, geb. 13. Mai 1792 zu Sinigaglia im Kirchenstaat aus einer adeligen Familie, wurde im Päpstlichenadelegium zu Volterra erzogen, wollte 1815 zu Rom in die päpstliche Nobelgarde treten, ward aber, da er an epileptischen Zufällen litt, nicht angenommen und studierte nun zu Rom unter der Leitung des gelehrten Abbate Graniglioli Theologie. Angeblich durch die Handauflegung des Priesters Strambi von der Epilepsie geheilt, ward er in Rom ordiniert, widmete sich dem Dienste der Armen und Kranken und begleitete 1823 den apostolischen Vikar Muzi nach Chile. Im Juli 1825 nach Rom zurückgekehrt, wurde Mastai zum Vorsteher des Michaelhospitals, im Mai 1827 zum Erzbischof von Spoleto, 1833 zum Bischof von Imola und 1840 zum Kardinal ernannt. Als nach Gregors XVI. Tode 16. Juni 1846 das beispiellos kurze Konklave den Kardinal Mastai auf den päpstlichen Stuhl erhob und dieser sich den Namen P. IX. zu geben wählte, trat er die schwere Nachfolge Gregors XVI. nicht gebeugt hatte, P. erließ auch sofort eine allgemeine Amnestie und begann durchgreifende Reformen im Kirchenstaat: 1847 erhielt die Stadt Rom eine neue Municipalverfassung und der Kirchenstaat eine Staatskonsulta, im März 1848 letzterer durch eine Verfassungsurkunde auch eine Pairs- und eine Deputirtenkammer sowie ein theilweise weltliches Ministerium. Indes gingen die Wogen der Bewegung so hoch, daß die Ernennung der Jesuiten aus Rom 29. März P. bewilligt werden mußte, und nach der Ermordung Rossi's (15. Nov.) floh der Papst nach Gaeta, von wo er erst 12. April 1850 nach Rom zurückkehrte, um unter dem Schutz französischer und österreichischer Bajonnette eine rücksichtslose Reaktion durchzuführen, welche alle Mißbräuche der geistlichen Regierung wieder herstellte und sich allen Mahnungen der Mächte zu gemäßigtern Formen unzugänglich zeigte (j. Kirchenstaat, S. 1036). In kirchlicher Beziehung hatte P. von Anfang an seine Aenderungen gewollt und waren in der katholischen Welt auch keine geheimen geworden. Er bestellte persönlich liebenswürdig und mild lowie frei von jeder Askese und jedem Zelotismus, bekannte sich P. doch von Anfang an zu den hierarchischen Grundsätzen seiner Vorgänger. Die vom Nachfolger Petri geleitete unfehlbare römische Kirche erscheint ihm in seiner sinnlichen äußerlichen Frömmigkeit und seiner naiven Unkenntnis der sittlichen und geistigen Zustände Europas als das einzige wirksame Heilmittel gegen alle materiellen und geistigen Schäden und Gebrechen der Menschheit, namentlich gegen die Pest des Liberalismus, wie schon seine Encyklika vom 9. Nov. 1846 verkündete, und nach seiner Meinung unter den besondern Schutz und der unmittelbaren Einwirkung der Jungfrau Maria stehend, glaubt er sich selbst berufen, die Welt durch ihre Wiederverehrung unter dem römischen Stuhl zum ewigen Heil zu führen. P. erntete auch überraschende Erfolge, indem er sich nach

Digitized by Google

1848 in geschicktester Weise zu gleicher Zeit die doktrinären Principien der Liberalen und die reaktionären Bestrebungen der Regierungen zu nutze zu machen wußte. In England und den Niederlanden wurden nach dem Grundsatz unbedingter Religionsfreiheit katholische Bisthümer errichtet, dagegen mit Oesterreich und anderen deutschen Regierungen Konkordate abgeschlossen. Ueberall wurde die Zahl und Thätigkeit der Orden vermehrt, und namentlich suchte man das Unterrichtswesen der Kirche unterzuordnen. Zum Dank für solche Erfolge verkündete P. zur größern Ehre seiner Schutzheiligen 8. Dec. 1854 in einer Versammlung von 167 Bischöfen das Dogma der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria und begünstigte die Jesuiten, unter deren Einfluß er bisher so Großes errungen, fortan noch entschiedener. Gegen fremden Rath zeigte er sich im Bewußtsein seiner wachsenden Machtstellung ganz unzugänglich, und so verhielt er sich bei den großen politischen Umwälzungen zu Italien 1859 und 1860, in denen ihm Napoleon III. als Gegengewicht gegen Sardinien gern eine einflußreiche Rolle an der Spitze einer italienischen Konföderation verschafft hätte, völlig negativ und halsstarrig, so daß der Verlust der Legationen und der Marken an das neue Königreich Italien nicht abzuwenden war. P. bezeichnete denselben zwar als einen schändlichen Kirchenraub und belegte die »subalpinische« Regierung mit dem Bann; auch erklärten er und die Jesuiten den weltlichen Besitz für nothwendig für den Bestand und das Heil der Kirche. Sein Hülferuf an die katholischen Mächte war aber erfolglos. Um so entschiedener und leidenschaftlicher wandte er sich mit seinen geistlichen Waffen gegen den kirchenfeindlichen, verderblichen Zeitgeist. Am 8. Dec. 1864 erließ er an sämmtliche Prälaten der katholischen Kirche eine Encyklika, worin er in 80 Sätzen alle freieren Ansichten über Religion und bürgerliche Gesellschaft, wie sie in der Neuzeit aufgestellt und zum Theil durch die Gesetzgebung sanktionirt worden sind, verdammte. An diese Encyklika schloß sich ein »Syllabus complectens praecipuos nostrae aetatis errores« an, ein Verzeichnis von 80 auf die Religion, die Wissenschaft und das bürgerliche Leben bezüglichen Irrlehren der Neuzeit, worin sich der Papst ganz auf den mittelalterlichen Standpunkt stellte, indem er Unterordnung der Wissenschaft und des Staats unter die päpstliche Autorität verlangte und alles, was diesem Verlangen widerstrebt, und namentlich die Behauptung, daß sich das Papstthum den Fortschritten der Zeit anbequemen müsse, mit dem Anathema belegte. Der Episkopat hatte um so weniger Muth, diesen Schriftstücken offen zu widersprechen, als die päpstlich Gesinnten die bedrängte Lage des seines Landes beraubten Papstes mit Geschick ausbeuteten und die Nothwendigkeit für die Katholiken, sich um so enger um das bedrohte Oberhaupt, den Hort der christlichen Freiheit und des Rechts, zu scharen, betonten. Die modernen Mittel der Presse und der Vereine wurden mit Eifer und Erfolg verwendet, um jede abweichende Meinung zu ersticken, durch die Peterspfennige dem Papst den Ausfall seiner Einnahmen zu ersetzen und seine geistige Herrschaft zu einer so unumschränkten und tief eingreifenden Macht zu erheben, wie sie kaum ein Papst besessen. Die liebenswürdige Persönlichkeit P.', sein Unglück, seine Hülflosigkeit, seine Beständigkeit in den vermeintlich christlichen Grundsätzen erwarben ihm eine Verehrung, die sich mit jedem Jahr seiner langen Regierung steigerte. Der Rest seiner weltlichen Herrschaft wurde allerdings, da P. sich jeder Verständigung mit Italien widersetzte, nur durch die französische Okkupation aufrecht erhalten, welche, nachdem sie nach der Septemberkonvention 1866 aufgehört, 1867 infolge des Garibaldi'schen Einfalls in den Kirchenstaat erneuert werden mußte. Der Ausgang des deutschen Kriegs 1866 und die darauf folgende liberale Verfassungsänderung in Oesterreich, welche P. 22. Juni 1868 öffentlich verdammte, sowie die Revolution in Spanien 1868 waren ebenfalls herbe Enttäuschungen. Indeß das glänzende Kirchenfest 1867 zur Feier des 1800jährigen Todestags der Apostel Petrus und Paulus, auf dem er neben 24 anderen den spanischen Inquisitor Arbues heilig sprach, bestärkte ihn nur in seiner Anschauung von der päpstlichen Omnipotenz und dem göttlichen Rechte der Kirche auf die Weltherrschaft und in dem Wunsch, durch wiederholte dogmatische Bestätigung derselben auf einem allgemeinen Koncil den Sieg der römischen Kirche über alle Feinde zu sichern. Am 8. Dec. 1869 eröffnete er dies vatikanische Koncil, welches trotz des Widerspruchs der angesehensten Bischöfe aus den bedeutendsten Kulturländern unter dem persönlichen Einfluß des Papstes das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit annahm und den unbeschränkten Absolutismus in der römischen Hierarchie vollendete. Die rasche Unterwerfung der Opposition konnte P. nur in dem Glauben an seine göttliche Sendung, den Triumph der Kirche über alle ihre Feinde zu bewirken, bestärken. Der Abmarsch der französischen Besatzung und der Einmarsch der Italiener in Rom 20. Sept. 1870 sowie die Volksabstimmung in Rom im December machten ihn darin nicht irre. Er schloß sich im Vatikan ein, spielte den Gefangenen und Beraubten, wies das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 zurück und überhäufte die italienische Regierung bei jeder Gelegenheit mit Schmähungen. Auch mit dem neuen deutschen Kaiserreich, das die jesuitischen Pläne so unerwartet durchkreuzte, nahm er den Kampf in der herausforderndsten Weise auf, da er sich in seiner Unkenntnis von den Dingen jenseit der Alpen einen leichten Sieg versprach. Nachdem er 24. Juni 1872 die drohende Aeußerung vom Steinchen, das den Fuß des Kolosses zerschmettern werde, gethan, richtete er 3. Aug. 1873 den anmaßenden Brief an Kaiser Wilhelm und erklärte in der Encyklika vom 5. Febr. 1875 die preußischen Maigesetze für ungültig. Mit unverwüstlicher Siegesgewißheit verfolgte er seine überspannten Ziele, und das Glück begünstigt ihn insofern, als er trotz seines hohen Alters und seiner mitunter schwankenden Gesundheit nicht bloß sein 25jähriges, sondern 1876 sogar sein 30jähriges Jubiläum feierte. Seine Regierung erreichte damit eine unerhörte Dauer, welche auch mit dazu beitrug, daß das von den Jesuiten konsequent und energisch geleitete Papstthum alle Autorität in der katholischen Kirche aufsaugen konnte. P. wurde der Mittelpunkt der von den Jesuiten geleiteten und zu großer Macht und Ausdehnung gediehenen klerikalen Agitationen, seine Jubiläen, so namentlich sein 50jähriges Bischofsjubiläum 1. Juni 1877, zum Anlaß großartiger Demonstrationen durch Pilgerzüge nach Rom, Adressen u. dgl. Der Umschwung in Frankreich 16. Mai 1877 bewies den wieder erstarkenden politischen Einfluß des Papstthums unter P., der selbst bei wachsender Körperschwäche darauf bedacht ist, durch Vorbereitung der Wahl eines gleichgesinnten Nachfolgers den Sieg der Kirche auch nach seinem Tode zu sichern. Eine gute Biographie von P. gibt es noch nicht. Von

den zahllosen Darstellungen seines Lebens und seines Pontifikats erwähnen wir die von Glare (Bar. 1848), Legge (Lond. 1875, 2 Bde.), Gillet (Münst. 1877) und Schmidt-Weißenfels (Stuttg. 1877).

Pius-Orden, vom Papst Pius IX. 17. Juni 1847 gestifteter Ritterorden zur Belohnung von Männertugend und Verdienst, hat drei Grade: Ritter der ersten Klasse, welche den Erbadel, Ritter der zweiten Klasse, welche den persönlichen Adel erhalten, und ein ordentliche Inhaber. Die Insignien sind: ein goldener Stern, dessen Fläche auch himmelblaue Strahlen theilen, in der Mitte ein weißer Schild mit dem Namen Pius IX. in Gold, um den Schild ein goldener Rand mit der Devise: »Virtuti et merito« in Blau, auf der Rückseite die Jahrszahl 1847. Die Ritter erster Klasse tragen ihn an einem himmelblauen, doppelt mit Purpur gestreiften Seidenbande, die der zweiten Klasse um den Hals, nur kleiner, die Inhaber der dritten Klasse im Knopfloch; außerdem trägt die erste Klasse einen silbernen Bruststern von ganz gleicher Form. Endlich tragen die Pfadfinder eine himmelblaue Uniform, mit Gold gestickt, je nach der betreffenden Klasse.

Pius-Verein, im April 1848 in Mainz entstandene und über das ganze katholische Deutschland verzweigte Verbindung, welche die unbeschränkte Autonomie des römisch-katholischen Kirchenwesens erstrebt und zu diesem Behuf auch mit den seit 1849 bestehenden Vereinen für innere Mission in der römisch-katholischen Kirche in engen Verkehr getreten ist. Zu diesen Vereinen gehört vornehmlich der auf Propaganda geschriebene **Bonifacius-Verein**, welcher auf einer Versammlung katholischer Geistlichen zu Regensburg im Herbst 1849 beschlossen wurde die Thätigkeit des Grafen Stolberg gestiftet wurde, sowie der im Mai d. J. auf einer ähnlichen Versammlung in Breslau ins Leben gerufene **Elisabethen-Verein**. Beide Vereine dienen als Zweigvereine den Zwecken des großen Pius-Vereins. Letzterer erhielt, 1848 von zu Würzburg versammelten Bischöfen dem Papst empfohlen, im Februar 1849 dessen Sanktion und ist seitdem mit Erfolg thätig, besonders im westlichen und nördlichen Deutschland. Er bezweckt namentlich Concentration der Erziehung in den Händen des Klerus, Wiederherstellung der einzugnenden Klosterstifter für die Kirche, Herstellung von Klöstern und klösterlichen Vereinen und geschlossene Opposition gegen die Staatsregierungen, wo diese solchem Streben hindernd entgegentreten. Den Mittelpunkt für die gesammte Vereinsthätigkeit bilden die jährlichen Generalversammlungen, die in den größeren katholischen Städten stattfinden.

Pivot (franz., spr. -wo), Zapfen; auch überhaupt: Drehpunkt, Stützpunkt, um den eine Drehung oder Schwenkung, z. B. einer Truppenabtheilung um den Flügelmann oder einer Rahmenfassette um ein vor dem Rahmen liegendes P., stattfindet.

Plx (lat.), Pech.

Pixis, 1) Friedrich Wilhelm und Johann Peter, Virtuosen, ersterer auf der Violine, letzterer auf dem Violoncell, Brüder, geb. 1786 und 1788 in Mannheim, unternahmen gemeinsam mehrere Kunstreisen, bis sich der ältere 1810 zu Prag als Orchesterdirektor am städtischen Theater niederließ, wo er später Professor am Konservatorium wurde und 20. Okt. 1842 starb. Der jüngere wirkte seit 1825 zu Paris, seit 1845 in Baden-Baden; starb daselbst 22. Dec. 1874. Ihre Kompositionen bestehen in Solostücken für Klavier und Violine, Trio's, Quartetten ꝛc.; auch hat der ältere die Oper: »Bibiana« auf die Bühne gebracht. Die Opernstoffe des jüngeren, Francilla P., geborne Ehrlinger, geb. 1816 in Lichtenthal bei Baden-Baden, erwarb sich einen Namen als Opernsängerin und wirkte meist zu München, die sie sich um 1846 mit einem italienischen Kavalier, Minotrio, verheirathete. Theodor P., Sohn von Friedrich Wilhelm P., geb. 15. April 1831 zu Prag, Violinvirtuos, wurde seit 1850 als Lehrer an der rheinischen Musikschule zu Köln; starb daselbst 1. Aug. 1856.

2) Theodor, Maler und Zeichner, geb. 1. Juli 1811 in Kaiserslautern, bezog die Münchener Universität, ging aber zur Kunst über und trat 1834 zuerst mit seinem Gotiolan auf; 1855 folgte Kaiser Friedrich II. und Peter von Vineis, dann nach langer Pause Hans Sachs' Hochzeit und einen seinen Freunden (im Bundespalast zu Bern). In der Zwischenzeit (1856—1858) hatte P. in Italien studirt und mehrere Kartons aus der Gudrunsage gezeichnet und führte nun 1859—61 im bayrischen Nationalmuseum drei Wandgemälde aus der Geschichte Karls X. und Karls XI. aus. 1861 entstand das Cornelius-Fest der Münchener Künstler, 1862 Gabriel bei der Secret im Gefängnis, und in den Jahren 1862—67 zeichnete P. 30 Kartons zu deutscher Volks- und Lieblingsliedern, drei Kartons zur Schiller-Galerie Druckmanns, vier Kartons für Hallberger; die Zahresreihen. In vielerlei Personalien zeichnete Illustrationen für den Schmitt zu Wilhelm's »Verlornen Paradies« (Lond.) und in die Jahre 1868—76 viele Federzeichnungen zu Richard Wagners Musikdramen für den König Ludwig II., dann das Cammerton'sche Bildungs-Gallerie (München, 1870—74, fortzieht); außerdem die Oelbilder: Naturgenuß, Abschied der Neuvermählten, Vor dem Ball, Nach dem Ball, die Zigeunerbeute, der Thespiskarren in der Sternen (1873), Heberliche Ankunft meiner der Schauspieler (1876) und ein neuer Cyklus von Kompositionen nach Wagner, mit besonderer Benennung des Nibelungenringes.

Piz (ladin.], v. m. Pik), Felse, sowie erstreigbarer Bergspitze, in Graubünden mit vielen Bergnamen verbunden, z. B. P. Languard, P. d'Err ꝛc.

Pizarro, Francisco, der Eindecker und Eroberer von Peru, geboren zu Truxillo in Spanien 1478 als natürlicher Sohn eines Edelmanns, war in seiner Jugend Schweinehirt, dann Soldat und schiffte sich später mit einer Anzahl beutegieriger Abenteurer zu Sevilla nach der Neuen Welt ein. Er war ohne jede Schulbildung, aber von kühnem Unternehmungsgeist und unermüdlicher Ausdauer in allen Gefahren und Strapazen. Er machte die Kämpfe auf Cuba und Hispaniola (1510) mit, auch folgte er Ojeda auf seiner Entdeckungsfahrt nach dem Meerbusen von Darien sowie Balboa auf seiner Expedition durch den Isthmus der Südsee; indeß seine Erfolge waren bisher nur gering. 1524 verband er sich mit Hernando de Luque und Diego de Almagro zur Entdeckung der Südseeküsten und des Goldlandes hinter den Kordilleren und unternahm 1524—25 und 1526—27 zwei Entdeckungsfahrten, auf denen er die Küsten von Ecuador und Peru entdeckte. Bei einer persönlichen Anwesenheit in Spanien wurde er 26. Juli 1529 von der spanischen Regierung zum Statthalter und Oberbefehlshaber von Peru ernannt und segelte im Januar 1531 mit 200 Kriegern von Panamá zur Eroberung dieses Landes ab. Er setzte sich 1532 im Thal von Tangoala fest und gründete hier die Stadt San Miguel de Piura. Im September

drang er in das Innere ein, begünstigt durch den Streit zwischen den beiden Inka's Atahualpa und Huascar, nahm den erstern nach dem Blutbad von Cajamarca gefangen und ließ ihn, trotzdem er das verlangte ungeheure Lösegeld bezahlt, 29. Aug. 1533 erdrosseln. Nachdem er in Cuzco eingezogen und ganz Peru in Besitz genommen, gründete er Lima als künftige Hauptstadt des Landes, dessen Verwaltung und Ansiedelung er unter fortwährenden Kämpfen mit den aufständischen Peruanern geschickt organisirte. 1538 besiegte er seinen Nebenbuhler Almagro, den er hinrichten ließ, ward aber 26. Juni 1541 von Freunden desselben in Lima ermordet. Von seinen Brüdern wurde Gonzalo P., nachdem er 1544 Statthalter von Peru geworden, 1548 als Empörer hingerichtet. Nur Hernando P., der sich mit einer Tochter F. Pizarro's vermählte, pflanzte in Spanien den Namen P. fort, und ein Nachkomme von ihm wurde von Philipp IV. zum Marques de la Conquista ernannt. Vgl. Prescott, Geschichte der Eroberung Peru's (deutsch, Leipz. 1848, 2 Bde.); Helps, Life of P. (Lond. 1869).

Pizzicato (ital.), Manier beim Violinspiel, wobei die Saiten mit dem Finger gerissen werden (Gegensatz: Coll' arco, s. d.).

Pizzighettone, befestigte Stadt in der ital. Provinz Cremona, an der Adda und der Eisenbahn von Pavia nach Cremona, ist mit dem gegenüber liegenden, von der Festungsmauer umschlossenen Gera durch eine Brücke verbunden und zählt (1871) als Gemeinde 4327 Einw. In der Citadelle von P. wurde Franz I., König von Frankreich, eine Zeitlang gefangen gehalten. Im spanischen Erbfolgekrieg eroberten die Kaiserlichen P. 27. Okt. 1706 durch Kapitulation; später nahmen es wiederholt die Franzosen.

Pizzo, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, Kreis Monteleone di Calabria, am Golf von Santa Eufemia, hat ein Hauptzollamt, ein festes Schloß, einen Hafen (Schiffsverkehr 1875: 1249 Schiffe mit 174,367 Tonnen), lebhaften Handel, Thunfischfang, Korallenfischerei und (1871) 8239 Einw. P. wurde 1783 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört. In der Nähe wurde 13. Okt. 1815 der hier gelandete Murat, Exkönig von Neapel, gefangen und erschossen.

Pjatigorsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Stawropol, 25 Kilom. östlich von Stawropol, am Fuß des 1022 Meter hohen Bergs Maschuka, mit (1873) 9519 Einw., ist besonders merkwürdig durch seine vielen an Schwefelcalcium und Schwefelnatrium reichen Mineralquellen (20 an Zahl von 23—38° R.), die eine heilsame Wirkung besonders auf die Unterleibsorgane und den Stoffwechsel im allgemeinen ausüben und vorzugsweise gegen rheumatische Leiden empfohlen werden. Zum Gebrauch derselben sind zweckmäßige, zum Theil großartige Einrichtungen getroffen. Außer den genannten Quellen entspringen nordwestlich von P., im Wald von Shelosowods, über 20 eisenhaltige Mineralquellen von 10—34° R. und südlich davon, bei Kißlowods, ein berühmter Sauerbrunnen von 11° R.; beide werden von den Kurgästen von P. zur Nachkur benutzt.

Placage (franz., spr. -kahsch), s. v. w. eingelegte Holzarbeit; Feuilles de p., s. Fourniere.

Placard (franz., spr. -kar), hohes, verziertes Thürgesims; dann s. v. w. Plakat, Anschlagzettel.

Place (franz., spr. plaß), Platz, Marktplatz.

Placénta (lat., Mutterkuchen), das Organ, durch welches das Kind im Mutterleib mit der Gebärmutter in organischem Zusammenhang steht, und in welchem das Blut des Fötus diejenigen Veränderungen erleidet, welche dasselbe zur Ernährung des kindlichen Körpers geeignet machen. Die P. hat eine rundliche, flache, kuchenartige Gestalt; ihr größter Durchmesser beträgt 13—16 Centim., ihre Dicke etwa 2,5—4 Centim.; ihr Gewicht schwankt zwischen 0,5—0,75 Kilogr. und darüber. Mit ihrer konveren äußern Oberfläche sitzt die P. fest im Grunde der Gebärmutter, während ihre konkave innere Fläche von der sogen. Schafhaut überzogen ist und die Gefäße der Nabelschnur in sich aufnimmt. Die P. besteht aus einem weichen, schwammigen, außerordentlich gefäßreichen Gewebe; ihre Blutgefäße gehören theils dem Fötus, theils der Gebärmutter an, und daher betrachtet man die P. als zusammengesetzt aus einem Fötaltheil und einem Gebärmuttertheil. Beide Theile, welche ursprünglich vollständig von einander getrennt waren, sind später so innig verschmolzen, daß man sie nicht mehr von einander sondern kann. Der Fötaltheil der P. besteht aus einer großen Anzahl von Zottenbäumchen, welche eigentlich der äußern Eihaut (dem Chorion) angehören. An der Stelle nämlich, wo das Ei mit der Gebärmutter in Gefäßverbindung treten soll, bildet ersteres auf seiner Außenfläche eine große Anzahl von Zotten, welche reichliche Aeste und Zweige treiben und somit gleichsam zu kleinen Bäumchen auswachsen. Die Arterien des Nabelstrangs nun, welche aus dem kindlichen Körper zur P. hinlaufen, theilen sich in dieser in immer feinere Aeste, welche schließlich in die Zotten des Chorions eindringen. Das in jede Zotte eindringende arterielle Gefäßchen bildet so viele Schlingen und Schleifen, als jede Zotte Aeste und Ausläufer hat, und geht zuletzt in die Vene der Zotte über, welche durch allmähliche Vereinigung mit allen übrigen Zottenvenen zur Nabelvene zusammenfließt. Es muß also das durch die beiden Nabelarterien in den Fötaltheil der P. geführte Blut durch die Nabelvene wieder zum Fötus zurückfließen; da die Gefäßschlingen der Zotten vollständig in sich abgeschlossen sind, so gelangt das Blut des Fötus nicht in die Gefäße der Gebärmutter, sondern läuft wieder in den Körper des Fötus zurück. Der Gebärmuttertheil der P. besteht aus einer Partie der Gebärmutterschleimhaut, in welcher sich zahlreiche dünnwandige, verhältnismäßig weite Blutgefäße entwickeln, wobei das ursprüngliche Schleimhautgewebe auf Kosten der enorm erweiterten Blutgefäße fast verschwindet. Die Zotten des Chorions wachsen inzwischen in die gleichfalls vergrößerten Drüsenschläuche der so veränderten Uterusschleimhaut hinein und sind somit in die Maschen des Netzes gelagert, welches von den erweiterten Uterusgefäßen gebildet wird. Die kindlichen und mütterlichen Gefäße sind also in der P. so regelmäßig durcheinander geschoben, daß das Blut des Kindes in jener überall an dem Blute der Mutter vorbeifließt und beide Blutarten nur durch dünne Gefäßwände, welche einen Stoffaustausch zwischen beiden Blutströmen leicht gestatten, von einander geschieden sind. Diese innige Berührung der beiden Blutarten zum Zweck des Stoffwechsels ist die eigentliche Aufgabe der P. Durch die P. nimmt der Fötus seine Nahrung aus dem mütterlichen Blut auf und gibt seine verbrauchten Stoffe an letzteres ab. Nach der Geburt des Kindes wird auch die P. sammt den Eihäuten als Nachgeburt von der Gebärmutter ausgestoßen. S. Tafel »Fötus«. — In der Botanik heißt P. (Samenträger, Samenleiste) ein Theil des Fruchtknotens (s. Blüte, S. 359).

Placentia 1) Stadt, s. Piacenza. — 2) Dorf auf der Südküste der britisch-nordamerikan. Insel Neu-

fundland; war früher Hauptort der französischen Niederlassungen und steht beistigt.

Placet (lat., »es gefällt«, **Placitum regium**, **Landesherrliches P.**), das Recht der Staatsgewalt, von Erlassen der Kirchenbehörden vor deren Veröffentlichung Einsicht zu nehmen und deren Bekanntmachung zu gestatten oder zu untersagen. Namentlich seit der Reformation wurde dieses Recht von den weltlichen Fürsten in Anspruch genommen und bis in die neuere Zeit behauptet, obgleich die katholische Kirche dasselbe beftig bekämpfte, wie denn auch das vatikanische Konzil von 1870 ein derartiges Recht der Staatsregierungen entschieden in Abrede gestellt hat. Auch über die Regierungen selbst haben neuerdings jene Präventivmaßregel des landesherrlichen P., welche zwar ein gehässigen Charakter einer polizeilichen Bevormundung annahm und sich zudem von nur geringer praktischer Wirksamkeit erwies, vielfach aufgegeben und sich einem Repressivsystem zugewendet, namentlich nachdem die deutschen Grundrechte von 1848 den Religionsgesellschaften das Recht eingeräumt hatten, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten. Nur in einzelnen Staaten, wie z. B. in Frankreich und zwar hier auch der protestantischen Kirche gegenüber sowie im Königreich Sachsen, ist das P. beibehalten worden, während es z. B. die Verfassungsurkunden von Preußen und Oldenburg ausdrücklich beseitigten und Bayern dasselbe zwar beibehalten, aber bis auf weiteres für Jubiläums- und Ablaßverkündigungen sowie für Fastenpastete ein- für allemal erteilt hat. Ebenso ist das P. in dem österreichischen Konkordat von 1855 beseitigt; doch enthält das Gesetz vom 7. Mai 1874 über die äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche die Vorschrift, daß die Erlasse der Bischöfe gleichzeitig mit ihrer Veröffentlichung der Staatsbehörde zur Kenntnisnahme mitzutheilen sind. In Württemberg und Baden aber ist das P. nur für solche kirchliche Verordnungen beibehalten, welche sich auf bürgerliche und staatsbürgerliche, nicht auf politische Gegenstände beziehen. Die protestantische Kirche hat das landesherrliche P. nie bekämpft, und ein Streit darüber kann hier schon um deswillen kaum entstehen, weil in protestantischen Ländern regelmäßig dem Landesherrn das höchste Kirchenregiment übertragen zusteht. Vgl. Friedberg, Die Grenzen zwischen Staat und Kirche (Tübing. 1872).

Plaghal, Schwefelsilber, welches sich bei der Behandlung von gülbischem Silber mit Schwefel und Bleiglätte oder mit Schwefelantimon bildet (s. Gold, S. 988).

Plautia Gulla, Tochter des Kaisers Theodosius d. Gr. und der Galla, Schwester des Kaisers Honorius, geriet 410 bei der Eroberung Roms in die Gefangenschaft Alarichs. Seit 414 mit dem Gothenkönig Athaulf vermählt, wurde sie nach dessen Ermordung 415 vom König Sigerich schimpflich behandelt und nach dessen Tode nach Italien zurückgeschickt. 417 heirathete sie den Konsul Constantius, von dem sie Mutter der Honoria und Valentinians III. wurde. Von 425—445 regierte sie für ihren minderjährigen Sohn den Occident; starb 27. Nov. 450 zu Rom.

Plaudus, St., Mönner aus patric. Geschlecht, Schüler Benedikts von Nursia, ward 541 Abt eines Klosters bei Messina und 546 von Seeräubern erschlagen. Sein Tag ist der 11. Juli. Ihm zu Ehren stiftete Nicolas de Panzen 1618 die Kongregation der Benedictiner des heil. P., die 1790 aufgehoben wurde.

Placilla (fpr. -tiffja), Hauptort des Silberminengebiets Caracoles im Litorale der südamerikan. Republik Bolivia, westlich vom Atacamasee an der Straße der Centralcordilleren 3850 Meter ü. M. gelegen, mit ca. 2000 Einw. (meist Chilenen). Der Ertrag des Minendistrikts war 1871 bis Ende 1874: 1,654 Mill. Mark Silber.

Placiren (franz., pr. plah-), einen Platz, eine Stelle anweisen; anstellen; **Placement** (pr. -mäng), Platzierung, Stellung, Anstellung; Anlegung von Kapitalien.

Placitum (lat.), Willensmeinung, besonders Gutachten; **Imperii**, Reichsgutachten.

Plackwerk (Plackage), Verbindung von Erzvitalien und Brustwehren mit von Kies und Steinen gemischtem Thon; oder Gartenerde (**Plackerde**), die man gegenwärtig an den Böschungen feststampft und, wo die Böschung längere Zeit stehen soll, mit Gras bewachsen läßt.

Placodus, s. Saurier.

Pläner, zunächst sächs. kokalname für die kalkig-mergeligen Gesteine des dortigen Quadersandsteingebirges oder der **Kreideformation**. Später wurde der Name in die Wissenschaft eingeführt und bedeutet jetzt auch von dem mächtigen Schichtenkomplex mergeliger, grauer, auch rötlicher Mergelkalke gebraucht, welche in Norddeutschland die Hauptmasse des unteren Theils der obern Kälfte der Kreideformation ausmachen.

Plänkern, s. v. w. Plänkeln.

Plafond (franz., pr. -long), die Decke eines innern Gebäuderaums; besonders eine durch Stuckratur oder Malerei verzierte Decke. Zur Verzierung der Decke eines Raums führen die Einfassung oder gefreuzte Balkenlage, bei welcher Zächer entstehen, die zur Ausfüllung mit Kassetten, Rosetten ꝛc. einladen. Die künstlerische Ausstattung eines Plafonds erfordert, daß seine schwerfälligen Verjüngungen, dagegen eine mehr oder minder breite Einfassung und meist eine **Markirung** des Mittelpunkts angebracht werde. Breite Einfassungen und kleine Mittelfläche lassen einen Innenraum kleiner und höher; schmale Einfassungen und große Mittelfläche größer und niedriger erscheinen. Für Plafondmuster von gewissen Seitenverhältnissen kann die erforderliche Breite der Einfassungen berechnet werden, da letztere den Mitte um so schlanker sein, der übrig lassen, je breiter sie selbst sind. Die Farben des Plafonds sollen leicht, stets bedeutend heller als diejenigen der Wände sein und mit denen der letzteren in Harmonie stehen.

Plafondmalerei (Deckenmalerei), die Verzierung eines Plafonds mit Gemälden. Die gewöhnlichste und einfachste Art der P. besteht darin, daß von den Ecken und dem Mittelpunkt des Plafonds hin zur Decke hinan eine Hohlkehle gemacht und, wo diese aufhört, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Soll der innere Raum der Decke ebenfalls verziert werden, so wird er entweder in Felder abgetheilt, oder mit Laubwerk, Blumengewinden und Arabesken ausgeschmückt. Viel weiter und in Berücksichtigung der Gesetze naturgemäßer Betrachtung vielleicht zu weit ging man, indem man den Plafonds mit vielfachen Gemälden (**Deckenstücken** oder **Deckengemälden** im eigentlichen Sinn) verzierte. Die ältern Maler, und noch Raffael und Michelangelo, behandelten diese Deckengemälde gleich an der Decke befestigten Teppichen, so daß die Figuren darauf wie in einem gewöhnlichen Gemälde erschienen und die Gemälde im eigentlichen Sinne nur Ausschmückungen der Deckenleiste waren. Schon Melozzo da Forli aber behandelte die Deckengemälde als Vorgänge an

Digitized by Google

der Decke, wobei die Figuren in der wunderbarsten Verkürzung erscheinen mußten, um die Illusion nur einigermaßen zu bewirken. Noch weiter gingen Correggio, der in seinen Kuppelgemälden die Kuppel geöffnet zeigte und das Auge im freien Himmel schwebende, aufwärts gerichtete Gestalten erblicken ließ, und Giulio Romano im Palazzo del Te zu Mantua, und es entstanden seitdem riesengroße Werke dieser Art. Erst in neuester Zeit ist man, z. B. Cornelius in der Münchener Glyptothek und Ludwigskirche, zu der Weise Raffaels und der älteren Künstler zurückgekehrt. Die natürlichste Deckenverzierung bleibt immer die mit Ornamenten, Arabesken; zu eigentlichen Deckenstücken sind, abgesehen von der Anstrengung, die eine ruhige Anschauung von Seiten des Beschauers fordert, nur Decken von bedeutender Höhe, am meisten die gewölbten, geeignet.

Plagalische Töne, s. Kirchentöne.

Plaggen, die mittels der Plaggenhaue abgeschälten Streifen von Rasen oder Heide, welche man in Form länglich viereckiger Stücke zerschneidet, um diese schräg gegeneinander gestellt in langen Reihen (Plaggenmieten) abtrocknen zu lassen und dann behufs Düngung zu verbrennen. S. Betriebssystem.

Plagiarius (lat.), einer, der die Leute drückt; dann derjenige, welcher ein Plagium (s. d.) oder ein Plagiat (s. d.) begeht.

Plagiāt (lat.), literar. Diebstahl, welcher dann vorliegt, wenn ein Schriftsteller die Gedanken, Stoffe und Wendungen eines andern für die seinigen ausgibt. S. Urheberrecht.

Plagionit, Mineral aus der Klasse der Glanze, krystallisirt monoklinisch in kleinen, dick tafelartigen oder säulenförmigen Krystallen, findet sich auch traubig, nierenförmig, derb, in körnigen Aggregaten, ist schwärzlich bleigrau, Härte 2,5, besteht aus Schwefelblei mit Schwefelantimon und findet sich bei Wolfsberg am Harz.

Plagiophyllen, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem unter den Dikotyledonen, charakterisirt durch eingeschlechtige Blüten mit Perigon, ein centrales Büschel von Staubgefäßen in den männlichen, einen unterständigen, dreikantigen, dreifächerigen, vielsamigen Fruchtknoten in den weiblichen Blüten, enthält nur die Familie der Begoniaceen.

Plagiostŏmi (Quermäuler), Unterordnung der Fische aus der Ordnung der Selachier; s. Fische, S. 825.

Plagium (lat.), Menschenraub (s. d.). P. literarium, s. v. w. Plagiat.

Plagoskōp (griech.), Windfahne, auch ein Windzeiger innerhalb eines Gebäudes, der von der Windfahne gedreht wird.

Plagwitz, 1) Dorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Löwenberg, am Bober, Löwenberg gegenüber, mit 700 Einw.; dabei das gleichnamige Schloß mit einer Irrenanstalt. Hier Gefechte 19., 21. und namentlich 29. Aug. 1813, in welchem die französische Division Puthod vernichtet wurde. — 2) Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, an der Elster und der Leipzig-Zeitzer Eisenbahn, unmittelbar südlich bei Lindenau, ein Vorort Leipzigs, 1850 von Dr. Heine in städtischer Weise angelegt, ist mit Leipzig durch die schiffbare Elster und mittels Pferdebahn verbunden, hat viele Villen, 5 Eisengießereien, Fabrikation von Maschinen, landwirtschaftlichen Geräthen, Papierwäsche, Hufeisen, Stärke, Cement, Drahtwaaren, Stricken, eine Dampfsägemühle, Färberei und (1875) 3896 Einw.

Plaid (engl., spr. plehd, richtiger plädd, Tartan), der lange deckenartige Ueberwurf der Bergschotten, aus einem einzigen Stück groben, je nach den Clans auf verschiedene Art gewürfelten oder bunt karrirten Tuches bestehend; wird bei gutem Wetter, zusammengeschlagen, auf einer Schulter getragen. Der P. hat in neuerer Zeit auch außerhalb Schottlands vielfach Eingang gefunden, besonders zum Gebrauch auf Reisen.

Plaidiren (franz., spr. plädi-), eine Sache vor Gericht mündlich vertreten, vertheidigen; Plaideur (spr. -dör), Sachwalter, Vertheidiger; Plaidoyer (spr. plädoajeh), die Vertheidigungsrede des Anwalts, auch die Rede des Staatsanwalts, in welcher er die öffentliche Klage vertritt.

Plain-chant (franz., spr. pläng-schäng), s. Choral.

Plaisant (franz., spr. pläsäng), kurzweilig, ergötzlich; Plaisanterie (spr. pläsangt'rih), Scherz, Spaß; auch kleines gefälliges oder scherzhaftes Tonstück.

Plaisir (franz., spr. pläsihr), Vergnügen.

Plaka, s. Kastro-Plaka.

Plakābel (lat.), versöhnlich.

Plakāt, s. Anschlag.

Plakātschriften, die großen auf öffentlichen Anschlägen verwandten Schriftarten (s. d.).

Plakoïden, s. Fische, S. 826.

Plan, im subjektiven Sinn die bewußtvoll überlegende Vorstellung der Zwecke, welche der Mensch in seinem Handeln verfolgt, vereint mit der Vorstellung der Mittel, die zur Erreichung des Zwecks angewendet werden sollen; im objektiven Sinn das System der Regeln, welche man zur Erreichung eines Zwecks verfolgt, daher s. v. w. Entwurf, Disposition. So spricht man von einem Schulplan, Kriegsplan, dem P. eines Kunstwerks ꝛc. Endlich ist P. auch die sichtbare Darstellung, wie sich ein Ganzes aus seinen Theilen zusammenstellt, namentlich wenn dies Ganze ein räumliches, in verjüngtem Maßstab darstellbares ist (s. Planzeichnen).

Plan, Hauptstadt einer böhm. Bezirkshauptmannschaft (497 QKilom. oder 9,03 QM. mit 34,766 Einw.), an der Mies und der Bahnlinie Pilsen-Eger, mit Schloß, Spital, Bierbrauerei und (1869) 3191 Einw. In der Nähe bedeutende Eisenhüttenwerke (Karolinengrund, Josephshütte, Promenhof).

Plana, Giovanni Antonio Amedeo, Baron, berühmter Astronom und Mathematiker, geb. 8. Nov. 1781 zu Voghera, Neffe des berühmten Mathematikers Lagrange, wirkte lange als Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte zu Turin, daneben als Senator und starb 20. Jan. 1864. Er lieferte außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken das epochemachende Werk: »Théorie du mouvement de la lune« (Tur. 1832, 3 Bde.).

Planche (spr. plängsch), Jean Baptiste Gustave, franz. Journalist, geb. 16. Febr. 1808 zu Paris, starb daselbst 18. Sept. 1857. Seine für verschiedene Zeitschriften, namentlich die »Revue des Deux Mondes«, verfaßten Aufsätze, die ihn als einen folgerichtig und treffend urtheilenden Kritiker bekunden, erschienen gesammelt unter den Titeln: »Portraits littéraires« (1836—49, 4 Bde.); »Portraits d'artistes« (1853, 2 Bde.); »Nouveaux portraits littéraires« (1854); »Études sur l'école française« (1855, 2 Bde.); »Études sur les arts« (1855—56, 2 Bde.).

Planché (spr. plangschē), James Robinson, engl. Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1796 zu London, trat 1818 mit der Burleske: »Amorosa, king of Little Britain« in die Oeffentlichkeit und machte dann Reisen auf dem Kontinent, als deren Früchte »Lays and

legends of the Rhine« (1826) und »Descent of the Danube« (1827) erschienen. Nachdem er noch mehrere Theaterstücke (darunter die Opern: »Maid Marian«, vom Bilhop, und »Oberon«, von K. M. v. Weber komponirt, letztre 1830 das Schauspiel: »Charles XII.«) geschrieben hatte, widmete er sich ganz der Tagesliteratur und begann gleichzeitig ältere Dramen für die Bühne neu einzurichten. Nebenher beschäftigte er sich mit Heraldik und Trachtenkunde (»History of British costume«, 1834, »The pursuivant at arms«, neue Ausg. 1873, u. a.) und ward im Juni 1866 zum Wappenherold von Somerset ernannt. Von neueren Schriften sind außer einigen Erzählungen noch zu erwähnen: »Recollections and reflections« (Autobiographie, 1872, 2 Bde.); »The conqueror and his companions« (1874, 2 Bde.) und »The cyclopaedia of costume« (1876, 2 Bde.).

Planck, 1) Gottlieb Jakob, gelehrter Theolog, geb. 15. Nov. 1751 zu Nürtingen in Württemberg, studirte zu Tübingen, ward 1780 Prediger zu Stuttgart und 1781 Professor daselbst, 1784 Professor der Theologie zu Göttingen, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen und 1828 Abt zu Bursfelde; starb 31. Aug. 1833 zu Göttingen. Von seinen durch den Scharfsinn ihrer pragmatischen Methode ausgezeichneten Werken sind hervorzuheben: »Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsres protestantischen Lehrbegriffs« (Leipz. 1781—1800, 6 Bde.; 1.—3. Bd., 2. Aufl. 1791); »Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien« (Tübing. 1803); »Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaft« (Hannov. 1803—1809, 5 Bde.); »Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt« (bal. 1819, 2 Bde.); »Geschichte der protestantischen Theologie von der Konkordienformel an bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts« (bal. 1831). Auch besorgte er die 5. Auflage von Spittlers »Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche« (Götting. 1812).

2) Heinrich Ludwig, bekannter Gegner, Sohn des vorigen, geb. 19. Juli 1785, ward 1806 Repetent und 1810 außerordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen, mußte aber wegen Epilepsie diesen Wirkungskreis aufgeben und starb 23. Sept. 1831. Er schrieb: »Bemerkungen über den ersten Paulinischen Brief an den Timotheus« (Götting. 1808); »De vera natura atque indole orationis graecae Novi Testamenti« (bal. 1810); »Kurzer Abriß der philosophischen Religionslehre« (bal. 1821) u. a. Bgl. Lücke, Zum Andenken an H. L. P. (Götting. 1831).

3) Julius Wilhelm von, bedeutender Physiognomiker, geb. 22. April 1817 zu Göttingen, Sohn des vorigen, studirte 1834—37 daselbst und in Jena, promovirte 1837 in Göttingen und arbeitete 1838—39 als Auditor bei dem dortigen Amt. Nachdem er sich 1839 als Privatdocent an der Universität habilitirt hatte, ward er 1840 zum Beisitzer der Juristenfakultät ernannt. 1842 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Rechte nach Basel, 1845 nach Greifswald, wo er zugleich 1848 Mitglied des Oberappellationsgerichts wurde, 1860 nach Kiel. Seit 1867 lebt er in München Civil- und Strafrecht. Außer verschiedenen Aufsätzen in Zeitschriften schrieb er: »Die Mehrheit der Rechtsirrthümer« (Götting. 1844); »Die Lehre von dem Beweisurtheil« (bal. 1848); »Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens« (bal. 1857); »Zur Würdigung der Oldenburger Denkschrift« (Kiel 1865).

Plane, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, entspringt im Kreis Belzig und fließt nach einem Laufe von 60 Kilom. zwischen Brandenburg in die Havel.

Planetarium (lat.-griech., »Planetenmaschine«), eine Maschine, durch welche die Bewegungen der Planeten um die Sonne, oft auch ihre gegenseitige Distanz und ihr Größenverhältnis dargestellt werden. Im allgemeinen beschränkt sich die Zweckmäßigkeit dieser Maschinen nur auf den Elementarunterricht. Bgl. Tellurium, Lunarium und Armillarsphäre.

Planeten (v. griech. planétes, umherwandelnde; Wandel- oder Irsterne), diejenigen Himmelskörper, welche in kürzern oder längern Bahnen um die Sonne laufen und, am sich dunkel, von dieser beleuchtet werden. Ihren Namen verdanken sie dem Umstande, daß sie, von der Erde aus gesehen, unter den in ihren relativen Stellungen verharrenden Fixsternen verhältnismäßig rasche und ziemlich verwickelte Bewegungen zu machen scheinen. An Helligkeit stehen sich die dem bloßen Auge sichtbaren P. nur den hellsten Fixsternen vergleichen; nach Zöllner erreicht Venus die 18fache Helligkeit des Sirius, Jupiter die 5fache und Mars in mittlerer Opposition die 2½fache; selbst Merkur kann unter günstigen Umständen mit ebenso viel Leichtigkeit als diese Fixsterne, wenn auch in etwas bleiche Licht des Saturn nur etwa ¼ der Intensität des Sirius erreicht. Mit Ausnahme der Venus zeigen die P. nicht den funkelnden Glanz der Fixsterne, sondern ein ruhiges Licht. Dasselbe ist charakteristisch für die Reflexion. Im Spektroskop zeigt das Licht der P. die charakteristischen dunklen Linien des Sonnenspektrums; außerdem aber treten in den Spektren des Mars, Jupiter und Saturn, besonders deutlich bei denen des Uranus und Neptun, noch andere dunkle Streifen auf, welche für die Anwesenheit einer Atmosphäre um diesen Himmelskörpern sprechen. Auch auf der Sonne wird durch Reflexionserscheinungen eine Atmosphäre nachgewiesen. Im Fernrohr erscheinen die größeren P. nicht, wie die Fixsterne, als bloße Lichtpunkte, sondern als bestimmt begrenzte kreisförmige Scheiben mit mehreren Durchmessern, deren scheinbare Größe mit ihrer Entfernung von uns zum Theil innerhalb ziemlich weiter Grenzen schwankt (beim Merkur zwischen 4,4 und 12", bei Venus von 9,5—62", beim Mars von 3,8—23", beim Jupiter von 30—46", beim Saturn von 15—20"). Auf einigen derselben nimmt man Flecke oder Streifen wahr, aus deren regelmäßiger Bewegung man die Rotation dieser Körper um bestimmte Axen erkennt; zum Theil wird diese Rotation auch durch eine Abplattung an den Polen angedeutet. Ferner bemerkt man bei Merkur und Venus und in geringerem Grad auch beim Mars einen Wechsel der Lichtgestalt, ähnlich wie beim Mond (s. Phasen). Mehrere P. werden auch von kleineren Weltkörpern umkreist, welche man Nebenplaneten, im Gegensatz zu den Hauptplaneten, auch Monde, Trabanten oder Satelliten nennt. Es haben nämlich Erde und Neptun je 1, Jupiter und Uranus je 4, Saturn 8 Monde; der letztgenannte wird außerdem noch von einem Ringsystem umgeben (s. Karte »Planetensystem«).

Anzahl und Entdeckung der P. Die Alten kannten nur die fünf dem bloßen Auge sichtbaren P. Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn; außer diesen sternartigen Körpern findet man vereinzelt auch Sonne und Mond als P. bezeichnet, die mit jenen die scheinbare Bewegung am Fixsternhimmel gemein haben. Die planetarische Natur der Erde war noch unbekannt. Erst Kopernikus ordnete sie der Reihe der P. ein. Die Erfindung des Fernrohrs führte zunächst

Digitized by Google

Digitized by Google

Wahre Grösse der Planeten im Verhältniss zur Sonne.

♆ Neptun

♅ Uranus

♄ Saturn mit dem Ringe

♃ Jupiter

☉ Sonne

☿ Merkur

♀ Venus

⊕ Erde

♂ Mars

☾ Mond

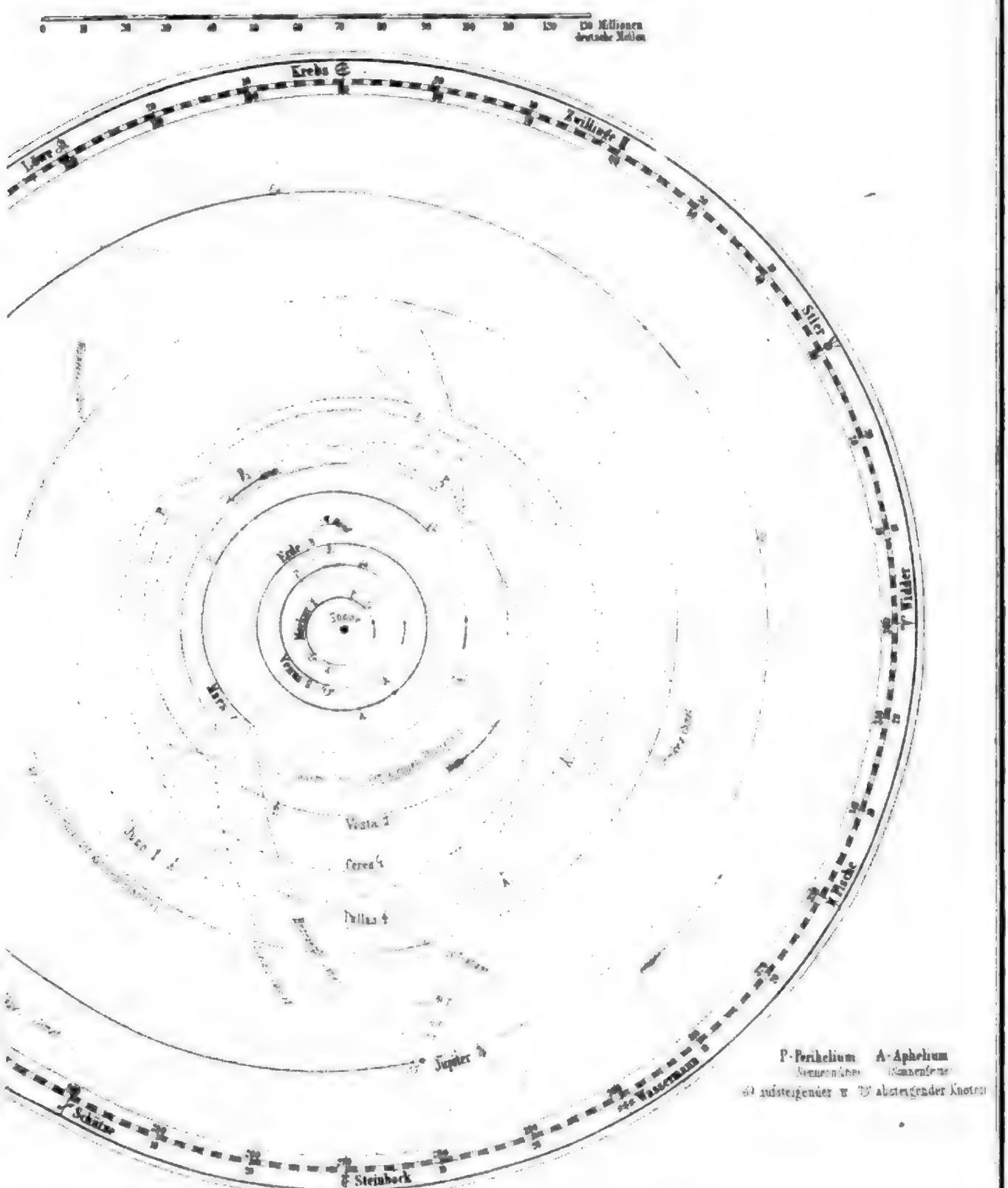
☿ Merkur

Verhältnissmässige Grösse und

Die mittlere Entfernung der Planeten von der Sonne u

Digitized by Google

Innere Planetengruppe.



Entfernung der Erde zum Mond.

Entfernung

Apogeum — Mond — Perigeum

ihre Bahnstrecke in 88 Tagen oder einem Merkurumlaufe.

Millionen Meilen.

Digitized by Google

Uebersicht des Planetensystems.

I. Die Gruppe der inneren Planeten.

Name und Zeichen des Planeten	Mittlere Entfernung von d. Sonne*)	Siderische Umlaufszeit Tage	Excentricität der Bahn	Neigung der Bahn	Aequatordurchmesser Geogr. M.	Abplattung	Rotationsdauer St. Min.	Masse in Theilen der Sonnenmasse	Mittlere Dichte (Wasser = 1)
Merkur . . . ☿	0,38710	87,96926	0,20560	7° 0,1′	670	—	24 5	$\frac{1}{4348000}$	7,9
Venus . . . . ♀	0,72333	224,70079	0,00684	3 23,6	1666	—	23 21	$\frac{1}{412150}$	5,4
Erde. . . . . ♁	1,00000	365,25636	0,01677	—	1719	$\frac{1}{299}$	23 56	$\frac{1}{319455}$	5,6
Mars. . . . . ♂	1,52369	686,97979	0,09326	1 51,0	938	—	24 37	$\frac{1}{2994800}$	4,2

Die Durchmesser der grossen Planeten sind grösser als nach älteren Angaben, weil die Berechnung mittels des Werths 8,86″ statt 8,57″ für die Sonnenparallaxe erfolgt ist.

II. Die kleinen Planeten.

Name und Zeichen des Planeten	Zeit der Entdeckung	Entdecker	Ort der Entdeckung	Mittlere Entfernung von d. Sonne*)	Siderische Umlaufszeit (1 Jahr = 365,2 Tage)		Excentricität der Bahn	Neigung der Bahn
					Jahre	Tage		
Ceres. . . . (1)	1. Jan. 1801	Piazzi . . .	Palermo . .	2,7672	4	221	0,076	10° 37′
Pallas . . (2)	28. März 1802	Olbers . . .	Bremen. . .	2,7717	4	223	0,238	34 41
Juno . . . . (3)	1. Sept. 1804	Harding . .	Lilienthal .	2,6681	4	130	0,257	13 1
Vesta. . . . (4)	29. März 1807	Olbers . . .	Bremen. . .	2,3614	3	229	0,088	7 8
Asträa . . . (5)	8. Dec. 1845	Hencke . .	Driesen. . .	2,5785	4	52	0,186	5 19
Hebe. . . . (6)	1. Juli 1847	Hencke . .	Driesen. . .	2,4249	3	284	0,203	14 47
Iris. . . . . (7)	13. Aug. 1847	Hind	London. . .	2,3862	3	251	0,230	5 28
Flora. . . . (8)	18. Okt. 1847	Hind	London. . .	2,2013	3	97	0,156	5 53
Metis. . . . (9)	26 Apr. 1848	Graham . .	Markren . .	2,3866	3	251	0,123	5 36
Hygiea. . . (10)	12. Apr. 1849	de Gasparis	Neapel . . .	3,1442	5	220	0,109	3 47
Parthenope (11)	11. Mai 1850	de Gasparis	Neapel . . .	2,4528	3	299	0,099	4 37
Victoria . . (12)	13. Sept. 1850	Hind	London. . .	2,3342	3	207	0,218	8 23
Egeria . . . (13)	2. Nov. 1850	de Gasparis	Neapel . . .	2,5765	4	50	0,087	16 32
Irene. . . . (14)	19. Mai 1851	Hind	London. . .	2,5896	4	61	0,163	9 8
Eunomia. . (15)	29. Juli 1851	de Gasparis	Neapel . . .	2,6436	4	109	0,187	11 44
Psyche. . . (16)	17. März 1852	de Gasparis	Neapel . . .	2,9209	4	363	0,139	3 4
Thetis . . . (17)	17. Apr. 1852	Luther . . .	Bilk	2,4726	3	327	0,129	5 36
Melpomene (18)	24. Juni 1852	Hind	London. . .	2,2956	3	175	0,218	10 9
Fortuna . . (19)	22 Aug. 1852	Hind	London. . .	2,4415	3	297	0,159	1 33
Massalia . . (20)	19. Sept. 1852	de Gasparis	Neapel . . .	2,4091	3	270	0,143	0 41
Lutetia. . . (21)	15. Nov. 1852	Goldschmidt	Paris	2,4354	3	292	0,162	3 5
Calliope . . (22)	16 Nov. 1852	Hind	London. . .	2,9089	4	353	0,101	13 45
Thalia . . . (23)	15 Dec 1852	Hind	London. . .	2,6305	4	98	0,231	10 14
Themis. . . (24)	5. April 1853	de Gasparis	Neapel . . .	3,1356	5	205	0,124	0 49
Phocäa. . . (25)	7. April 1853	Chacornac .	Marseille. .	2,4004	3	263	0,255	21 35
Proserpina. (26)	5. Mai 1853	Luther . . .	Bilk	2,6568	4	120	0,087	3 36
Euterpe . . (27)	8. Nov. 1853	Hind	London. . .	2,3472	3	218	0,174	1 36
Bellona . (28)	1. März 1854	Luther . . .	Bilk	2,7773	4	228	0,153	9 22
Amphitrite (29)	1. März 1854	March . . .	London. . .	2,5253	4	30	0,074	6 7
Urania . . . (30)	22 Juli 1854	Hind	London. . .	2,3652	3	234	0,127	2 6
Euphrosyne (31)	2. Sept. 1854	Ferguson . .	Washington	3,1490	5	217	0,223	26 29
Pomona . . (32)	26. Okt. 1854	Goldschmidt	Paris	2,5872	4	59	0,083	5 29
Polyhymnia (33)	28. Okt. 1854	Chacornac .	Paris	2,8607	4	308	0,340	1 56
Circe. . . . (34)	6 April 1855	Chacornac .	Paris	2,6864	4	147	0,107	5 27
Leucothea . (35)	19. Apr. 1855	Luther . . .	Bilk	2,9923	5	65	0,224	8 12

*) In Erdbahnhalbmessern à 20 Mill. Meilen.

Name und Zeichen des Planeten	Zeit der Entdeckung	Entdecker	Ort der Entdeckung	Mittlere Entfernung von d. Sonne	Siderische Umlaufszeit (1 Jahr = 365,2564 Tage)		Excentricität der Bahn	Neigung der Bahn
					Jahre	Tage		
Atalante . (36)	5. Okt. 1855	Goldschmidt	Paris	2,7453	4	200	0,302	18° 42′
Fides. . . (37)	5. Okt. 1855	Luther . .	Bilk . .	2,6440	4	108	0,176	3 7
Leda. . . (38)	12. Jan. 1856	Chacornac .	Paris . .	2,7432	4	197	0,153	6 57
Lätitia. . (39)	8. Febr. 1856	Chacornac .	Paris . .	2,7696	4	219	0,111	10 21
Harmonia . (40)	31 März 1856	Goldschmidt	Paris . .	2,2672	3	151	0,046	4 16
Daphne . . (41)	22. Mai 1856	Goldschmidt	Paris . .	2,7611	4	213	0,270	16 0
Isis. . . . (42)	23. Mai 1856	Pogson. . .	Oxford . .	2,4400	3	297	0,226	8 39
Ariadne . . (43)	15. Apr. 1857	Pogson. . .	Oxford . .	2,2602	3	99	0,167	3 48
Nysa. . . . (44)	27. Mai 1857	Goldschmidt	Paris . .	2,4234	3	381	0,151	3 42
Eugenia . . (45)	26. Juni 1857	Goldschmidt	Paris . .	2,7200	4	176	0,082	6 35
Hestia . . . (46)	16 Aug 1857	Pogson. . .	Oxford . .	2,5266	4	6	0,164	2 18
Aglaja . . . (47)	15. Sept. 1857	Luther . .	Bilk . .	2,8809	4	322	0,130	5 0
Doris . . . (48)	19. Sept. 1857	Goldschmidt	Paris . .	3,1118	5	128	0,071	6 29
Pales. . . . (49)	19. Sept. 1857	Goldschmidt	Paris . .	3,0853	5	150	0,235	3 8
Virginia . . (50)	4. Okt. 1857	Ferguson. .	Washington	2,6519	4	116	0,285	2 48
Nemausa . . (51)	22. Jan. 1858	Laurent . .	Nimes . .	2,3652	3	333	0,067	9 57
Europa. . . (52)	4. Febr. 1858	Goldschmidt	Paris . .	3,0964	5	167	0,109	7 26
Calypso . . (53)	4. April 1858	Luther . .	Bilk . .	2,6202	4	89	0,294	5 9
Alexandra . (54)	10. Sept. 1858	Goldschmidt	Paris . .	3,2303	4	168	0,199	11 44
Pandora. . . (55)	10. Sept. 1858	Searle . .	Albany. .	2,7256	4	215	0,142	7 13
Melete . . . (56)	9. Sept. 1859	Goldschmidt	Paris . .	2,3964	4	68	0,257	8 2
Mnemosyne (57)	22 Sept 1859	Luther . .	Bilk . .	3,1554	5	221	0,109	15 10
Concordia . (58)	24. März 1860	Luther . .	Bilk . .	2,7005	4	158	0,043	5 2
Elpis. . . . (59)	12. Sept 1860	Chacornac .	Paris . .	2,7131	4	171	0,117	8 47
Echo. . . . (60)	13. Sept. 1860	Ferguson. .	Washington	2,5933	4	256	0,184	3 55
Dannä . . . (61)	9. Sept. 1860	Goldschmidt	Paris . .	2,9865	5	58	0,162	18 14
Erato . . . (62)	14. Sept. 1860	Förster und Lesser. .	Berlin . .	3,1295	5	197	0,173	2 12
Ausonia . . (63)	11. Feb. 1861	de Gasparis	Neapel . .	2,9076	5	25	0,124	5 58
Angelina. . (64)	5. März 1861	Tempel. .	Marseille. .	2,6602	4	102	0,128	1 20
Cybele. . . (65)	9. März 1861	Tempel. .	Marseille. .	3,4363	6	149	0,110	3 32
Maja. . . . (66)	9. April 1861	Tuttle . .	Cambr. (VSt.)	2,6405	4	146	0,185	1 59
Asia . . . . (67)	17. Apr. 1861	Pogson. . .	Oxford . .	2,4214	3	281	0,186	9 57
Leto . . . . (68)	29. April 1861	Luther . .	Bilk . .	2,7405	4	219	0,168	3 46
Hesperia. . (69)	29. April 1861	Schiaparelli	Mailand . .	2,8256	4	48	0,170	8 38
Panopäa . . (70)	5. Mai 1861	Goldschmidt	Paris . .	3,4198	6	87	0,188	11 38
Niobe . . . (71)	13. Aug. 1861	Luther . .	Bilk . .	2,7502	4	205	0,173	23 19
Feronia . . (72)	29. Mai 1861	Peters . .	Clinton (VSt.)	2,2005	3	150	0,120	5 24
Clytia . . . (73)	7. April 1862	Tuttle . .	Cambridge .	2,4054	4	128	0,242	1 57
Galathea . (74)	29. Aug. 1862	Tempel. .	Marseille. .	2,7776	4	223	0,084	4 6
Eurydice. . (75)	22 Sept. 1862	Peters . .	Clinton. .	2,6781	4	132	0,306	5 1
Freia. . . . (76)	21. Okt. 1862	d'Arrest. .	Kopenhagen	3,4360	6	86	0,174	2 3
Frigga. . . (77)	12. Nov. 1862	Peters . .	Clinton. .	3,0792	5	136	0,194	2 26
Diana . . . (78)	15. März 1863	Luther . .	Bilk . .	3,0598	5	114	0,203	8 26
Eurynome . (79)	14. Sept. 1863	Watson . .	Ann-Arbor .	2,4446	3	300	0,184	1 47
Sappho . . . (80)	2. Mai 1864	Pogson. . .	Madras . .	2,2963	3	175	0,200	8 54
Terpsichore (81)	30 Sept. 1864	Tempel. .	Marseille. .	2,8539	4	300	0,241	7 56
Alcmene. . . (82)	27. Nov. 1864	Luther . .	Bilk . .	2,7454	4	217	0,197	2 51
Beatrix . . . (83)	26. Apr. 1865	de Gasparis	Neapel . .	2,4340	3	288	0,096	5 0
Clio . . . . (84)	25. Aug. 1865	Luther . .	Bilk . .	2,4628	3	330	0,236	6 22
Io . . . . . (85)	19. Sept. 1865	Peters . .	Clinton. .	2,4328	3	318	0,191	11 46
Semele. . . (86)	4. Jan. 1866	Tietjen. .	Berlin . .	3,1119	5	179	0,210	4 48
Sylvia . . . (87)	16. Mai 1866	Pogson. . .	Madras . .	3,4892	6	194	0,079	10 56
Thisbe. . . (88)	15. Juni 1866	Peters . .	Clinton . .	2,7697	4	222	0,163	5 14
Julia. . . . (89)	6. Aug. 1866	Stephan . .	Marseille . .	2,5519	4	26	0,181	16 11
Antiope . . (90)	1. Okt. 1866	Luther . .	Bilk . .	3,1456	5	203	0,169	2 17
Aegina . . . (91)	4. Nov. 1866	Stephan . .	Marseille . .	2,5869	4	341	0,106	2 8
Undina . . . (92)	7. Juli 1867	Peters . .	Clinton . .	3,1466	5	210	0,166	10 35
Minerva . . (93)	24. Aug 1867	Watson . .	Ann-Arbor .	2,7756	4	238	0,141	8 37
Aurora . . . (94)	6. Sept. 1867	Watson . .	Ann-Arbor .	3,1621	5	227	0,086	10 22
Arethusa . . (95)	23. Nov. 1867	Luther . .	Bilk . .	3,3758	5	139	0,844	12 58

Digitized by Google

Name und Zeichen des Planeten	Zeit der Entdeckung	Entdecker	Ort der Entdeckung	Mittlere Entfernung von d. Sonne	Siderische Umlaufszeit (1 Jahr = 365¼ Tage)		Excentricität der Bahn	Neigung der Bahn	
					Jahre	Tage			
Aegle . . . (96)	17. Feb. 1868	Coggia . . .	Marseille . .	3,0497	5	123	0,140	16°	7′
Clotho . . . (97)	17. Feb. 1868	Tempel. . .	Marseille . .	2,6679	4	132	0,258	11	45
Ianthe . . . (98)	18. Apr. 1868	Peters . . .	Clinton. . .	2,6887	4	145	0,189	15	33
Dilen . . . (99)	28. Mai 1868	Borrelly . .	Marseille . .	2,7967	4	281	0.238	13	53
Hekate. . . (100)	11. Juli 1868	Watson . .	Ann-Arbor.	3,0923	5	164	0,164	6	23
Helena. . . (101)	15. Aug. 1868	Watson . .	Ann-Arbor.	2,5839	4	46	0,138	10	10
Miriam . . (102)	22 Aug. 1868	Peters . . .	Clinton. . .	2,6619	4	124	0,304	5	4
Hera. . . . (103)	7. Sept. 1868	Watson . .	Ann-Arbor.	2,7014	4	162	0,080	5	24
Clymene. . (104)	13. Sept. 1868	Watson . .	Ann-Arbor.	3,1490	5	245	0,174	2	58
Artemis . . (105)	16. Sept. 1868	Watson . .	Ann-Arbor.	2,3738	3	245	0,175	21	31
Dione . . . (106)	10. Okt. 1868	Watson . .	Ann-Arbor.	3,1602	5	227	0,181	4	39
Camilla . . (107)	17. Nov. 1868	Pogson . . .	Madras. . .	3,5602	6	287	0,123	9	48
Hecuba . . (108)	2. April 1869	Luther . . .	Bilk	3,2120	5	277	0,103	4	24
Felicitas . . (109)	9. Okt. 1869	Peters . . .	Clinton. . .	2,6950	4	154	0,300	8	3
Lydia . . . (110)	19. Apr. 1870	Borrelly . .	Marseille . .	2,7202	4	153	0,077	6	0
Ate . . . . (111)	14. Aug. 1870	Peters . . .	Clinton. . .	2,5927	4	48	0,105	4	57
Iphigenia . (112)	19. Sept. 1870	Peters . . .	Clinton. . .	2,4335	3	293	0,128	2	37
Amalthea . (113)	12. März 1871	Luther . . .	Bilk	2,3761	3	242	0,087	5	2
Cassandra . (114)	23. Juli 1871	Peters . . .	Clinton. . .	2,6758	4	137	0,140	4	55
Thyra . . . (115)	6. Aug. 1871	Watson . .	Ann-Arbor.	2,3791	3	245	0,194	11	35
Sirona. . . (116)	8. Sept. 1871	Peters . . .	Clinton. . .	2,7668	4	220	0,143	3	35
Lomia. . . (117)	12. Sept. 1871	Borrelly . .	Marseille . .	2,9907	5	61	0,023	14	58
Peitho. . . (118)	15. März 1872	Luther . . .	Bilk	2,4384	3	294	0,161	7	48
Althäa. . . (119)	3. April 1872	Watson . .	Ann-Arbor.	2,5799	4	46	0,083	5	46
Lachesis. . (120)	10. Apr. 1872	Borrelly . .	Marseille . .	3,1210	5	198	0,047	7	1
Hermione . (121)	12. Mai 1872	Watson . .	Ann-Arbor.	3,4549	6	158	0,122	7	35
Gerda . . . (122)	31. Juli 1872	Peters . . .	Clinton. . .	3,2198	5	286	0,038	1	36
Brunhild . (123)	31. Juli 1872	Peters . . .	Clinton. . .	2,6918	4	153	0,115	6	27
Alkeste . . (124)	23. Aug. 1872	Peters . . .	Clinton. . .	2,6297	4	92	0,078	2	56
Liberatrix . (125)	11. Sept. 1872	Paul Henry	Paris	3,0352	5	105	0,347	6	5
Velleda . . (126)	5. Nov. 1872	Paul Henry	Paris. . . .	2,4399	3	293	0,106	2	56
Johanna. . (127)	5. Nov. 1872	Prosp. Henry	Paris. . . .	3,3210	4	230	0,204	8	16
Nemesis . . (128)	25 Nov. 1872	Watson . .	Ann-Arbor.	2,7514	4	205	0,126	6	16
Antigone . (129)	5. Febr. 1873	Peters . . .	Clinton. . .	2,8762	4	314	0,307	12	11
Elektra . . (130)	17. Feb. 1873	Peters . . .	Clinton. . .	3,1198	5	196	0,208	22	55
Vala. . . . (131)	24. Mai 1873	Peters . . .	Clinton. . .	2,4195	3	282	0,082	4	39
Acthra . . (132)	13. Juni 1873	Watson . .	Ann-Arbor.	2,6025	3	227	0,380	25	0
Cyrene . . (133)	29. Juli 1873	Watson . .	Ann-Arbor.	3,0619	5	133	0,137	7	14
Sophrosyne (134)	27. Sept 1873	Luther . . .	Bilk	2,5673	4	41	0,117	11	36
Hertha . . (135)	19. Feb. 1874	Peters . . .	Clinton. . .	2,4292	3	289	0,205	2	19
Austria . . (136)	18. März 1874	Palisa . . .	Pola	2,2870	3	180	0,085	9	33
Meliboea . (137)	21. Apr. 1874	Palisa . . .	Pola	3,1334	5	201	0,209	13	46
Tolosa. . (138)	19. Mai 1874	Perrotin . .	Toulouse . .	2,4437	3	295	0,158	3	14
Juewa . . . (139)	10. Okt. 1874	Watson . .	Peking . . .	2,8141	4	263	0,051	10	15
Siwa. . . . (140)	13. Okt. 1874	Palisa . . .	Pola	2,7316	4	184	0,216	3	12
Lumen . . (141)	13. Jan. 1875	Paul Henry	Paris	2,7095	3	233	0,223	11	33
Polana. . . (142)	28. Jan. 1875	Palisa . . .	Pola	2,3872	3	247	0,105	2	19
Adria . . . (143)	23. Feb. 1875	Palisa . . .	Pola	2,7525	4	167	0 066	11	29
Vibilia . . (144)	3. Juni 1875	Peters . . .	Clinton. . .	2,6501	4	114	0,233	4	50
Aderna . . (145)	3. Juni 1875	Peters . . .	Clinton. . .	2,6939	4	154	0,213	14	24
Lucina. . . (146)	8. Juni 1875	Borrelly . .	Marseille . .	2,7077	4	166	0,067	13	15
Protogeneia (147)	10. Juli 1875	Schulhof . .	Wien. . . .	3,1254	5	192	0,030	1	54
Gallia . . . (148)	7. Aug. 1875	Prosp. Henry	Paris	2,8068	4	222	0,203	25	21
Medusa . . (149)	21. Sept. 1875	Perrotin . .	Toulouse . .	. . .	.	. .	. . .	.	. .
Nuwa . . . (150)	19. Okt. 1875	Watson . .	Washington	2,9806	5	53	0,180	2	9
Abundantia (151)	1. Nov. 1875	Palisa . . .	Pola	2,5992	4	56	0,053	6	16
Atala . . . (152)	2. Nov. 1875	Paul Henry	Paris. . . .	3,1362	5	198	0,086	12	12
Hilda . . . (153)	2. Nov. 1875	Palisa . . .	Pola	3,9504	7	308	0,163	7	51
Bertha . . (154)	4. Nov. 1875	Prosp. Henry	Paris	3,2209	5	352	0,100	20	49
Scilla . . . (155)	8. Nov. 1875	Palisa . . .	Pola	. . .	.	. .	. . .	.	. .

Name und Zeichen des Planeten	Zeit der Entdeckung	Entdecker	Ort der Entdeckung	Mittlere Entfernung von d. Sonne	Siderische Umlaufszeit (1 Jahr = 365¼ Tage)			Excentricität der Bahn	Neigung der Bahn
					Jahre	Tage			
Xanthippe. (136)	22. Nov. 1875	Palisa . . .	Pola	3,0375	5	106		0,264	7° 29′
Dejanira. (137)	1. Dec. 1875	Borrelly . .	Marseille . .	2,5836	4	59		0,220	11 50
Koronis . (158)	4. Jan. 1876	Knorre . . .	Berlin . . .	2,8901	5	62		0,292	1 23
Aemilia . (159)	26. Jan. 1876	Paul Henry	Paris. . . .	3,1222	5	192		0,115	6 5
Una . . . . (160)	20. Feb. 1876	Peters . . .	Clinton. . .	2,7542	4	208		0,064	3 32
Athor . . . (161)	19. Apr. 1876	Watson . . .	Ann-Arbor.	2,3760	3	224		0,133	9 10
Laurentia . (162)	21. Apr. 1876	Prosp. Henry	Paris. . . .	3,0911	5	91		0,165	6 3
Erigone . . (163)	26. Apr. 1876	Perrotin . .	Toulouse. .	2,3545	3	224		0,149	4 41
Eva . . . . (164)	12. Juli 1876	Paul Henry	Paris. . . .	2,5525	4	28		0,320	24 48
Loreley . . (165)	9. Aug. 1876	Peters . . .	Clinton. . .	3,1986	5	195		0,072	11 10
Rhodope. . (166)	15. Aug. 1876	Peters . . .	Clinton. . .	2,7199	4	167		0,238	11 41
Urda. . . . (167)	28. Aug. 1876	Peters . . .	Clinton. . .	. . .	.	.		. . .	. . .
Sibylla . . (168)	28. Sept. 1876	Watson . . .	Ann-Arbor.	3,3573	6	255		0,056	4 42
Zelia . . . (169)	28. Sept. 1876	Prosp. Henry	Paris. . . .	2,8486	3	219		0,127	5 25

III. Die Gruppe der äusseren Planeten.

Name und Zeichen des Planeten	Mittlere Entfernung von d. Sonne	Siderische Umlaufszeit. Tage	Excentricität der Bahn	Neigung der Bahn	Aequatordurchmesser. Geogr. M.	Abplattung	Rotationsdauer St. Min.	Masse in Theilen der Sonnenmasse	Mittlere Dichte. (Wasser = 1)
Jupiter . . . ♃	5,20280	4332,5848	0,04824	1° 18,7′	20 004	1/15,5	9 55	1/1047,9	1,38
Saturn . . . ♄	9,53885	10759,2198	0,05600	2 29,5	17 214	1/10	10 29	1/3529,5	0,68
Uranus . . ♅	19,18264	30686,8208	0,04658	0 46,5	8 226	1/9,3	—	1/22000	0,98
Neptun . . . ♆	30,07055	60186,686	0,00850	1 47,0	7 653	—	—	1/17500	1,15

IV. Nebenplaneten.

Name der Monde	Mittlere Entfernung vom Hauptplaneten Geogr. Meilen	Siderische Umlaufszeit Tage St. M. S.	Excentricität der Bahn	Durchmesser Geogr. Meil.	Masse in Theilen der Masse des Hauptplaneten
Mond der Erde	51800	27 7 43 11,5	0,0549	467	1/81
Monde des Jupiter:					
I.	56400	1 18 27 30	0,0000	512	0,0000169
II.	89800	3 13 13 42	0,0000	459	0,0000233
III	143300	7 3 42 30	0,0014	749	0,0000884
IV.	251700	16 16 32 12	0,0078	640	0,0000425
Monde des Saturn:					
1) Mimas.	24800	0 22 37 —	—	—	—
2) Enceladus.	31900	1 8 53 —	—	—	—
3) Thetis.	39500	1 21 18 —	0,0109	—	—
4) Dione	50900	2 17 41 —	0,0031	—	—
5) Rhea	70500	4 12 25 —	0,0008	—	—
6) Titan	177200	15 22 41 —	0,0292	—	—
7) Hyperion	199600	21 6 49 —	0,1150	—	—
8) Japetus	466900	79 7 54 —	0,0284	—	—
Monde des Uranus:					
1) Ariel.	27700	2 12 29 —	—	—	—
2) Umbriel.	38500	4 3 28 —	—	—	—
3) Titania	63100	8 16 56 —	—	—	—
4) Oberon	84100	13 11 7 —	—	—	—
Mond des Neptun	47500	5 21 4 —	—	—	—

Digitized by Google

auf die Entdeckung der Jupitermonde durch Simon Marius in Ansbach 29. Dec. 1609 und Galilei in Padua 7.—10. Jan. 1610. Galilei erblickte auch im November 1610 den Saturn »dreifach«, aber erst Huygens erkannte 17. Dec. 1657 die wahre Gestalt des Saturnrings. Der letztere entdeckte auch 25. März 1655 den 6. Saturnmond (Titan); Dom. Cassini fand nachher den äußersten (Japetus) im Oktober 1671, den 5. (Rhea) 23. Dec. 1672, den 3. und 4. (Tethys und Dione) Ende März 1684. Fast ein Jahrhundert verging noch bis zur Auffindung eines neuen Hauptplaneten; erst 13. März 1781 entdeckte Wilh. Herschel in Bath den Uranus. Ihm verdanken wir auch die Auffindung der beiden äußersten Uranusmonde (Titania und Oberon) 11. Jan. 1786 sowie des 1. und 2. Saturntrabanten (Mimas und Enceladus) 28. Aug. und 17. Sept. 1789, während der 7. Saturnmond (Hyperion) erst im September 1848 von W. Lassell zu Starfield bei Liverpool und Bond in Cambridge (Vereinigte Staaten) entdeckt wurde. Lassell hat auch durch die 1851 mit seinem großen Reflektor auf Malta angestellten Beobachtungen die Zahl der Uranusmonde auf vier festgestellt, während W. Herschel außer den zwei bereits oben erwähnten in den Jahren 1790—94 noch vier beobachtet zu haben glaubte, deren Umlaufszeit er aber nicht bestimmen konnte. Auch mit dem großen Refraktor der Sternwarte in Washington haben Newcomb und Holden 1873 nur vier Uranusmonde beobachten können. Eine neue Periode planetarischer Entdeckungen beginnt mit der Auffindung der Ceres 1. Jan. 1801 durch Piazzi in Palermo; es folgte dann die Entdeckung der Pallas durch Olbers in Bremen 28. März 1802, der Juno durch Harding in Lilienthal 1. Sept. 1804 und der Vesta durch Olbers 29. März 1807. Damit waren die ersten Glieder aus der Gruppe der kleinen P., Planetoïden oder Asteroïden (s. d.), zwischen Mars und Jupiter gefunden; aber erst 8. Dec. 1845 fand Hencke in Driesen einen neuen Planetoïden, die Asträa. Die weitere Reihenfolge der Entdeckung der kleinen P., deren Zahl Ende 1876 bereits 169 betrug, findet man in der am Ende dieses Artikels gegebenen Uebersicht des Planetensystems. Aus den Unregelmäßigkeiten der Uranusbewegung hatten die Astronomen schon längere Zeit auf die Existenz eines noch unbekannten P. jenseit des Uranus geschlossen; durch eine umgekehrte Störungsrechnung (s. Störungen) gelang es Leverrier in Paris, den Ort desselben zu bestimmen, und auf Grund dieser Angabe fand Galle in Berlin 23. Sept. 1846 den äußersten P., Neptun. Lassell hat im November 1846 und August 1850 zwei Monde desselben beobachtet, von denen aber nur der eine konstatirt worden ist. Durch das Studium der Merkurbewegung ist Leverrier auch auf die Vermuthung gekommen, daß es innerhalb der Merkurbahn noch einen oder mehrere P. gibt. Doch konnte bis jetzt die Existenz eines intermerkurialen P. noch nicht nachgewiesen werden. Es betrug hiernach Ende 1876 die Zahl der Hauptplaneten 177, die der Nebenplaneten 18. Vgl. beifolgende Tabelle »Uebersicht des Planetensystems«. In dieser Tabelle ist die mittlere Entfernung der P. von der Sonne in Erdbahnhalbmessern angegeben; will man diese Entfernung in Millionen geogr. Meilen oder in Millionen Kilometer wissen, so hat man die gegebenen Zahlen mit der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne zu multipliciren. Nimmt man die Parallaxe (s. d.) der Sonne zu 8,85 Sekunden an, so ist die Entfernung der Erde von der Sonne = 20 Mill. geogr. Meilen oder 148,4 Mill. Kilom. Für die größeren P. ergeben sich also folgende mittlere Abstände von der Sonne:

	Mill. geogr. M.	Mill. Kilom.		Mill. geogr. M.	Mill. Kilom.
Merkur	7,7	57,4	Jupiter	104,0	772,1
Venus	14,5	107,3	Saturn	190,7	1415,6
Erde	20,0	148,4	Uranus	383,6	2846,7
Mars	30,5	226,1	Neptun	600,1	4462,4

Von den kleinen P. hat den kleinsten Abstand von der Sonne Flora (8), nämlich 44,0 Mill. Meilen oder 327 Mill. Kilom., den größten aber Hilda (153), nämlich 79 Mill. Meilen oder 586 Mill. Kilom.

Gruppirung der Hauptplaneten. Man theilt von Alters her die P. in zwei Gruppen: untere oder innere, welche der Sonne näher stehen als die Erde, und obere oder äußere, welche von der Sonne entfernter sind. Zur ersten Gruppe gehören Merkur und Venus, zur zweiten alle vom Mars bis Neptun. Zweckmäßiger erscheint die von Mädler empfohlene Scheidung in drei Gruppen: innere, mittlere und äußere P. Zur innern Gruppe gehören Merkur, Venus, Erde, Mars, alle mittelgroß, von beträchtlicher Dichte, wenig abgeplattet, in beiläufig 24 Stunden um ihre Are rotirend, mit Ausnahme der Erde mondlos. Die mittlere Gruppe bilden die Asteroïden (s. d.); zur äußern Gruppe endlich zählen Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, alle sehr groß, wenig dicht, rasch (in 10—11) Stunden um ihre Are rotirend, stark abgeplattet, mondreich (bis auf Neptun).

Scheinbare Bewegung der P. Hinsichtlich der scheinbaren Bewegung besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den unteren P., Merkur und Venus, und den oberen. Während nämlich die ersteren sich nie weit von der Sonne entfernen und daher nur bald nach Sonnenuntergang am Westhimmel als Abendstern oder kurz vor Sonnenaufgang am Osthimmel als Morgenstern, aber nie die ganze Nacht hindurch sichtbar sind, kann man die oberen P. in den verschiedensten Stunden der Nacht, auch in der der Sonne gerade entgegengesetzten Gegend des Himmels, beobachten. Betrachten wir zunächst die Erscheinungen bei den unteren P., so finden wir, daß Venus höchstens 3—4 Stunden vor der Sonne auf- und ebenso lange nach derselben untergeht; ihre Elongation, d. h. ihr größter Abstand von der Sonne nach O. oder W., beträgt 46½°. Wenn sie zur Zeit ihrer östlichen Elongation als Abendstern am Westhimmel steht, so erscheint sie im Fernrohr als halbe Kreisscheibe, die beleuchtete Seite rechts. Von da an nähert sie sich der Sonne, sie geht immer früher nach Sonnenuntergang unter, die Lichtgestalt wird mehr und mehr sichelförmig, bis ganz in der Nähe der Sonne der Planet unsichtbar wird, theils wegen der Nähe der Sonne, theils weil er der Erde seine dunkle Seite zukehrt, wie der Mond beim Neumond. Während dieser ganzen Zeit nimmt der scheinbare Durchmesser der Venus beständig zu, eine Folge ihrer Annäherung an die Erde. Bei der Sonne angelangt, befindet sie sich zwischen uns und der Sonne; man sagt dann, sie stehe in der untern Konjunktion (s. d.) mit der Sonne. Manchmal, aber selten, sieht man sie dann als kleine dunkle Scheibe von O. nach W. vor der Sonne vorübergehen, was man als Durchgang der Venus durch die Sonne bezeichnet. Bald nach der untern Konjunktion wird der Planet als Morgenstern kurz vor Sonnenaufgang sichtbar; im Fernrohr zeigt er sich dann als eine schmale, der Sonne die konvexe Seite zukehrende Sichel. Von Tag zu Tag

steht er nun früher vor der Sonne am Himmel, die Lichtgestalt nimmt zu, bis man endlich, wenn die größte Abweichung von der Sonne nach W. erreicht ist, die ganze linke Hälfte der Planetenscheibe beleuchtet sieht, wie beim Mond im letzten Viertel. Der Durchmesser des P. ist in dieser Zeit immer kleiner geworden, derselbe entfernt sich von der Erde. Diese Abnahme des scheinbaren Durchmessers dauert auch noch fort, wenn die Venus sich wieder der Sonne nähert, also früh immer kürzere Zeit vor der Sonne aufsteht, bis sie endlich in den Strahlen der aufgehenden Sonne aufsichten wird. Während dieser Annäherung an die Sonne hat die Lichtgestalt beständig zugenommen; doch vermindert wie die vollständig beleuchtete Scheibe, die uns der Planet zukehrt, wenn er bei der Sonne steht, eben wegen der Nähe der Sonne nicht zu sehen. Venus ist jetzt am weitesten von uns entfernt, ihr Durchmesser erscheint uns am kleinsten; wir sagen, sie stehe in der **obern Konjunktion** mit der Sonne; beide Gestirne haben gleiche Länge. Einige Zeit nachher bemerken wir den P. wieder am Abendhimmel; er geht kurz nach Sonnenuntergang unter und zeigt eine bedeutende sichtbare Kreisscheibe. Immer weiter entfernt sich jetzt Venus auf der Ostseite von der Sonne, immer länger steht sie am Abendhimmel; dabei nimmt ihr scheinbarer Durchmesser beständig zu, die Lichtgestalt aber ab, bis endlich in der größten östlichen Abweichung von der Sonne nur noch die rechte Hälfte der Kreisscheibe beleuchtet ist. Von da an beginnt derselbe Wechsel der Erscheinungen von neuem. Die Venus zeigt also Phasen wie der Mond; doch ist, abweichend von diesem, die Sichel bei der Zunahme der Lichtgestalt auf der linken, bei der Abnahme auf der rechten Seite. Nach der wechselnden Stellung gegen die Sonne betrachten wir nun die Bewegung unter den Fixsternen. Wird Venus kurz nach der obern Konjunktion als Abendstern sichtbar, so ist ihre scheinbare Bewegung schnell und zwar **rechtläufig** oder **direkt**, d. h. in der Reihenfolge der Zeichen des Thierkreises von W. nach O. Je weiter sie sich aber von der Sonne nach O. entfernt, desto langsamer wird ihre Bewegung, und wenn sie den Abstand von 46½° von der Sonne erreicht hat, so nähert sie sich dieser wieder langsam, wobei sie aber gegen die Zeichen immer noch rechtläufig ist. Hat sie sich der Sonne bis auf 28° genähert, so tritt ein Stillstand in ihrer Bewegung gegen den Fixsternhimmel ein, sie ist **stationär** geworden. Nach diesem Stillstand aber fängt sie an, sich der Sonne mit **retrograder** oder **rückläufiger** Bewegung, d. h. gegen die Reihenfolge der Zeichen des Thierkreises oder von O. nach W., mit zunehmender Geschwindigkeit zu nähern. Zur Zeit ihrer schnellsten retrograden Bewegung, bei ihrer untern Konjunktion, verschwindet sie in den Strahlen der Sonne, um einige Zeit nachher als schmale Sichel westlich von der Sonne als Morgenstern zu erscheinen, entfernt sich dann von der Sonne mit abnehmender Geschwindigkeit bis auf 28° und wird in diesem Abstand zum zweitenmal stationär. Die Zeit der retrograden Bewegung der Venus von Östlich bis zum westlichen Stillstand beträgt 41 Tage. Von dem Punkt ihres westlichen Stillstandes beginnt wieder langsam ihre rechtläufige Bewegung, wobei sie, weil ihre Bewegung anfangs langsamer als die der Sonne ist, hinter dieser allmählich bis auf 46½° zurückbleibt. Von da beginnt sie bei immer geschwinder werdender rechtläufiger Bewegung sich der Sonne wieder zu nähern, bis sie dieselbe in ihrer obern Konjunktion erreicht, um dann ihren Lauf in der angegebenen Weise von neuem zu beginnen. Der Zeitraum, innerhalb dessen der Verlauf der besprochenen Erscheinungen vor sich geht, beträgt 582 Tage; der Bogen aber, um welchen sich die Venus gegen die Fixsterne rückläufig bewegt, misst 16°. Ganz ähnliche Erscheinungen bietet der Merkur dar, nur entfernt er sich höchstens 23° östlich und westlich von der Sonne, wird schon in 18° Entfernung von ihr stationär und vollendet den ganzen Wechsel der Erscheinungen in 116 Tagen, wovon auf die Zeit seiner rückläufigen Bewegung 17½ Tage kommen, während der bei letzterer durchlaufene Bogen 12½° beträgt.

Andere Erscheinungen bieten die oberen P. in ihrer scheinbaren Bewegung dar. Der uns nächste von diesen ist **Mars**. Wie Merkur und Venus, steht auch er zunächst in Konjunktion mit der Sonne, wird verschwindet dann in ihren Strahlen, um einige Zeit nachher rechts oder westlich von ihr wieder sichtbar zu werden. Er geht kurz vor der Sonne auf und erscheint dann in seiner kleinsten scheinbaren Größe. In Beziehung auf die Fixsterne ist Mars bei diesem Stand rechtläufig und zwar mit der größten Geschwindigkeit, doch entfernt er sich beständig nach O. vorrückenden Sonne und geht immer früher vor ihr auf. Nach und nach aber wird seine Geschwindigkeit geringer und seine Entfernung von der Sonne immer größer, bis er bei einem westlichen Abstand von ungefähr 137° von der Sonne stationär wird. Setzt er sich dann wieder in Bewegung, so ist diese etwa 70 Tage lang rückläufig und erscheint dann am gegenüberstehenden, wenn er 180° von der Sonne entfernt, ihr also gerade gegenüber oder in **Opposition** mit ihr steht. Indem die westliche Entfernung des P. von der Sonne über 180° wächst, findet von O. her eine Annäherung dieser Himmelskörper statt, und wenn der Planet also 137° östlich von der Sonne steht, so wird er zum zweitenmal stationär und nähert sich nun bei rechtläufiger Bewegung der Sonne bis zur Konjunktion mit derselben, um dann in der angegebenen Weise seinen Lauf von neuem zu beginnen. Derselbe wird in einem Zeitraum von 780 Tagen vollendet. Mit dem Fernrohr betrachtet, erscheint Mars zwar nicht immer als vollkommene Scheibe; doch steht nur wenig daran, und sichelförmig wird er nie gesehen. Rehnlich wie Mars verhalten sich auch die anderen oberen P. Dieselben kommen also mit der unsrigen darin überein, daß sie sich ebenfalls mit ungleichförmiger Geschwindigkeit zu bewegen scheinen, recht- und rückläufig und dazwischen stationär werden; es kommen aber die oberen nie in untere, sondern nur in obere Konjunktion mit der Sonne, dafür aber auch in Opposition; auch zeigen die oberen P., wenn man von Mars absieht, keinen Phasenwechsel. Was die Dauer dieser Periode anlangt, hinsichtlich welcher diese Veränderungen sich wiederholen, so beträgt sie beim Jupiter 399, beim Saturn 378 und beim Uranus 367 Tage; man bezeichnet sie als die **synodischen Umlaufszeiten**. Die Entfernung von der Sonne zur Zeit des Stillstandes beträgt bei den genannten drei P. im Mittel 117°, 108° und 102°, der beim Rückgang beschriebene Bogen 10°, 7° und 4° und die Dauer des Rückgangs 119, 136 und 150 Tage. Die Erscheinungen gestalten sich bei allen P. noch verwickelter, wenn man nicht bloß die Aenderungen der Länge, sondern auch die der Breite in Betracht zieht. Man bemerkt dann, daß die Bahn sich an einzelnen Stellen durchschneidet, so daß Schlingen entstehen. Diese Stellen findet man immer in der Nähe des

Digitized by Google

Stillstandes und dann, wenn der Planet entweder bei der Sonne, oder ihr gerade gegenüber steht, wenn also sein Durchmesser am größten ist.

Erklärung der scheinbaren Bewegung der P. Dem äußern Augenschein entsprechend, nahmen die Astronomen des Alterthums an, daß die kugelförmige Erde im Mittelpunkte des Weltalls feststehe, und daß der ganze Fixsternhimmel, den sie sich als eine hohle Kugel dachten, sich in 24 Stunden einmal von O. nach W. um seine Axe drehe. Sowie die scheinbare tägliche Bewegung der Fixsterne, so sollten auch alle Bewegungen anderer Himmelskörper kreisförmig und gleichmäßig sein, weil eine solche Bewegung die einfachste und vollkommenste und eben darum den himmlischen Körpern allein angemessen sei. Hipparchos (160—125 v. Chr.), der Vater der wissenschaftlichen Astronomie, suchte zuerst die scheinbaren Bewegungen von Sonne und Mond auf gleichförmige Kreisbewegungen zu reduciren. Da sich aber diese Körper nicht mit gleichförmiger, sondern mit veränderlicher Geschwindigkeit am Fixsternhimmel bewegen, so legte Hipparchos die Mittelpunkte der Kreise außerhalb der Erde. Ptolemäos (im 2. Jahrh. n. Chr.) fand indessen, daß beim Mond der excentrische Kreis des Hipparchos nicht vollständig genügte. Er ließ daher auf diesem Kreis zunächst den Mittelpunkt eines zweiten Kreises gleichförmig fortrücken und auf dem zweiten Kreis den Mond, ebenfalls mit gleichförmiger Geschwindigkeit, sich bewegen. Durch zweckmäßige Wahl der Excentricität des festen Kreises (d. h. des Abstandes seines Mittelpunkts von dem der Erde), des Verhältnisses beider Kreisradien und der Geschwindigkeiten auf beiden Kreisen ließ sich in der That eine genügende Uebereinstimmung zwischen Theorie und Beobachtung herstellen. Eine solche Bewegung, wie hier dem Mond beigelegt wurde, nennt man eine epicyklische (s. Epicyklus). Die Bewegungen der P. hatte Hipparchos in Ermangelung genügender Beobachtungen nicht zu erklären versucht; diese Arbeit blieb dem Ptolemäos vorbehalten, welcher die P. ebenfalls in Epicykeln um die ruhende Erde gehen ließ. Er dachte sich, daß der Erde zunächst der Mond, dann Merkur, Venus, die Sonne und hierauf die oberen P., Mars, Jupiter und Saturn, sich bewegten. Eine ältere, bereits von Vitruv erwähnte Ansicht, die man öfters als »ägyptisches System« bezeichnet hat, nahm dagegen an, daß die beiden unteren P., Merkur und Venus, in Kreisen um die Sonne liefen, welche ihrerseits sich um die ruhende Erde bewegte, ebenso wie der Mond und die oberen P. Ptolemäos sah sich übrigens genöthigt, bei einigen P. von dem Grundsatz gleichförmiger Kreisbewegung abzugehen und dem Mittelpunkt des Epicykels eine ungleichförmige Bewegung zu ertheilen, doch so, daß diese Bewegung von einem bestimmten excentrischen Punkt (punctum aequans) aus gleichförmig erschien. Dieses System, welches uns Ptolemäos in seinem »Almagest« hinterlassen hat, bildete nun während des ganzen Mittelalters die unantastbare Grundlage der Astronomie. In dem Maß aber, wie man mehr und größere Zeiträume umfassende Beobachtungen gewann, zeigte sich, daß die Theorie nicht genau mit der Erfahrung übereinstimmte; man setzte dann auf den ersten Epicykel einen zweiten, auf diesen wieder einen dritten u. s. f., und auf dem letzten ließ man den P. umlaufen. Auf diese Weise ließ sich zwar stets die Beobachtung mit der Theorie in Einklang bringen; aber die letztere wurde im höchsten Grad verwickelt und zugleich willkürlich, indem oft eine und dieselbe Planetenbahn von verschiedenen Astronomen mit gleicher Genauigkeit durch ganz verschiedene Epicykeln dargestellt wurde. Diese Uebelstände veranlaßten Kopernikus zur Aufstellung eines neuen Systems, welches er in dem Werk: »De revolutionibus orbium coelestium libri sex« (Nürnb. 1543) entwickelt hat. Er stellt die Sonne ins Centrum der Welt, die Erde aber unter die P., und diese läßt er sämmtlich in der Richtung von W. nach O. um die ruhende Sonne laufen, so daß dieser zunächst der Merkur steht, dann Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn in immer weiteren Kreisen folgen. Der Mond läuft in derselben Richtung um die Erde. Die letztere hat aber noch eine andere Bewegung: sie dreht sich nämlich in 24 Stunden einmal in der Richtung von W. nach O. um ihre beständig parallel bleibende, gegen die Ebene der Erdbahn geneigte Axe. Durch diese Rotation erklärt sich die scheinbare tägliche Bewegung des Fixsternhimmels sowie der Wechsel von Tag und Nacht, durch die Bewegung der Erde um die Sonne dagegen und die immer parallel bleibende Lage der Erdaxe ergibt sich die scheinbare Bewegung der Sonne im Lauf eines Jahrs und der Wechsel der Jahreszeiten. Aber auch die Stillstände und Rückläufe der P. erklären sich einfach im Kopernikanischen System durch den Umstand, daß die Erde und die anderen P. in verschieden großen Bahnen in verschiedenen Zeiten um die Sonne laufen. Ist z. B. Jupiter in Opposition zur Sonne, so bewegen sich zwar, von der Sonne aus gesehen, Erde und Jupiter von W. nach O.; wegen der kleinern Umlaufszeit der Erde beschreibt aber die Linie von der Sonne zur Erde einen größern Bogen als die Linie von der Sonne zum Jupiter; infolge dessen wird die Linie von der Erde zum Jupiter immer weiter nach W. gelegene Punkte des Fixsternhimmels treffen; der Jupiter wird uns von O. nach W. zu gehen scheinen, also rückläufig sein. Die rückläufige Bewegung wird allmählich langsamer, bis sie endlich ganz verschwindet, wenn die Verbindungslinie des Jupiter mit der Erde die Bahn der letztern berührt; die Erde entfernt sich dann gerade vom Jupiter weg. Von da an wird der Jupiter rechtläufig, und diese Bewegung ist am raschesten, wenn derselbe in Konjunktion mit der Sonne ist. Erde und Jupiter gehen dann parallel, aber in gerade entgegengesetzter Richtung. Kommt weiterhin die Erde in eine solche Lage zum Jupiter, daß die Verbindungslinie beider die Erdbahn berührt, so wird Jupiter wieder stationär, weil die Erde sich gerade auf ihn hin bewegt. Von da an beginnt die rückläufige Bewegung des Jupiter. Die Abweichungen in der Breite und die daraus entstehenden Schleifen und Schlingen der Planetenbahnen endlich finden darin ihre Erklärung, daß die verschiedenen P. sich nicht in der Ebene der Erdbahn (Ekliptik), sondern in Bahnen bewegen, welche kleine Winkel mit dieser Ebene einschließen. Uebrigens behielt Kopernikus die excentrischen Kreise und Epicykeln, letztere aber nur in geringer Zahl, zur Erklärung der Planetenbewegung bei. Diesen letzten Rest des Ptolemäischen Systems beseitigte erst Johannes Kepler (s. d.) durch Aufstellung der drei nach ihm benannten Gesetze, von denen die ersten beiden 1609 in der »Astronomia nova« veröffentlicht wurden, während sich das dritte erst in der zehn Jahre später erschienenen Schrift: »Harmonices mundi libri V« findet. Diese drei Kepler'schen Gesetze lauten: 1) die P. bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht; 2) die vom Radius Vector (Leitstrahl,

b. h. von der Verbindungslinie zwischen Sonne und Planet) über[irr]eichene Fläche in der Zeit proportional; 3) die Quadrate der Umlaufszeiten zweier P. verhalten sich wie die dritten Potenzen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne (der großen Halbaxen ihrer Bahnen). Diese drei Gesetze sind von Kepler zunächst aus P. Mayrs exprobt worden. Aus dem zweiten Gesetz ergibt sich sofort, daß die Geschwindigkeit eines P. in seiner Bahn am größten ist in der Sonnennähe (im Perihel), und daß sie von da an beständig abnimmt, bis sie im Aphel am kleinsten wird. Deshalb ist unser Winterhalbjahr, in welchem die Erde durch das Perihel geht, kürzer als das Sommerhalbjahr. Ueber ein halbes Jahrhundert nach Keplers Tode wies Newton in dem Werk: »Philosophiae naturalis principia mathematica« die eigentliche Ursache dieser Gesetze in der Anziehung, welche die Sonne auf die P. ausübt, nach. Das zweite der Kepler'schen Gesetze ist eigentlich das allgemeinste; es gilt für jede Centralbewegung, d. h. für jede Bewegung eines Körpers, die hauptsächlich infolge einer stetig wirkenden anziehenden oder abstoßenden Kraft, die von einem Punkt ausgeht. Umgekehrt ergibt sich aus der Gültigkeit des zweiten Gesetzes, daß die Planetenbewegung erfolgt unter dem Einfluß einer von der Sonne ausgehenden Kraft. Die Größe dieser Kraft läßt sich leicht berechnen. Aus der Gestalt der Bahn und aus dem zweiten Gesetz ergibt sich nämlich die Geschwindigkeit in der Bahn, und aus dieser kann man wieder die Centrifugalkraft finden, welche den P. aus der Bahn zu treiben sucht. Da nun der Planet in der Bahn bleibt, so muß eine der Centrifugalkraft gleiche, aber entgegengesetzt wirkende Centripetalkraft der ersteren das Gleichgewicht halten. Die in die Richtung des Radius Vector fallende Komponente dieser Kraft ist die gesuchte Centralkraft. Man findet für dieselbe den Ausdruck $\frac{2\pi a^3}{u^2 r^2}$, wo $\pi = 3{,}1416$ (l. Kreis), a die große Halbaxe der Bahn, u die Umlaufszeit und r der Radius Vector ist. Für $r = 1$ ergibt sich $\frac{2\pi a^3}{u^2}$, die Größe der Anziehung in der Entfernung 1. Dem dritten Kepler'schen Gesetze zufolge hat aber $\frac{a^3}{u^2}$ für alle P. denselben Werth; folglich ist die Kraft, welche die P. bewegt, für alle eine und dieselbe, die Anziehung durch die Sonne. Diese von der Sonne ausgehende Anziehung ist nur ein specieller Fall der durch das ganze Weltall geltenden allgemeinen Massenanziehung oder Gravitation (s. d.). Gleichgroße Kraft besitzen sich auch die Monde um ihre Hauptplaneten, wie Newton zuerst beim Monde der Erde nachwies, indem er zeigte, daß die Kraft, welche den Mond in seiner Bahn erhält, identisch ist mit der Schwerkraft, welche uns auf der Erde durch den Fall der Körper wahrnehmen. Vermöge dieser Kraft ziehen sich aber auch die P. gegenseitig an, so daß ihre Bewegungen nicht genau nach den Kepler'schen Gesetzen vor sich gehen. Diese Gesetze würden in aller Strenge nur dann bestehen, wenn bloß ein einziger Planet um die Sonne liefe. Die Abweichungen (l. Störungen) sind indessen verhältnismäßig nicht zu berücksichtigen, weil die P. im Vergleich zur Sonne nur wenig Masse besitzen, so daß die Anziehung seitens der Sonne bei weitem die vorherrschende Kraft bleibt.

Elementeder Planetenbahnen. Um den Ort eines P. am Himmel für jeden Augenblick mittels der Kepler'schen Gesetze berechnen zu können, müssen gewisse Bestimmungsstücke gegeben sein, die man die Elemente der Planetenbahn nennt. Es sind deren folgenden sieben: 1) die Epoche, ein bestimmter Zeitpunkt und die Länge des P. für denselben; 2) die Länge des Perihels, durch welche die Lage der großen Axe der Bahn bestimmt wird; 3) die Länge des aufsteigenden Knotens (s. Knoten), durch welche die Durchschnittslinie der Planetenbahn mit der Ebene der Ekliptik bestimmt wird; 4) der Neigungswinkel der Bahn gegen die Ebene der Ekliptik; 5) die halbe große Axe der Bahn oder die mittlere Entfernung des P. von der Sonne; 6) die (numerische) Excentricität (s. d. h.); endlich 7) die tägliche Umlaufszeit, d. h. die Zeit, binnen welcher der Planet, von der Sonne aus gesehen, einen Bogen von 360° beschreibt, alle wieder in derselben Fixsterngegend zurückkehrt. In unserer Uebersicht des Planetensystems sind die vier letzten dieser Elemente angegeben als diejenigen, welche am unveränderlichsten erscheinen, wenn es sich nicht um wirkliche Berechnung der Planetenörter handelt. Letztere findet man für die einzelnen Tage des Jahrs in den astronomischen und nautischen Jahrbüchern angegeben. Ueberdies sind die Elemente der P., namentlich der kleinen, infolge der Störungen langsamen Veränderungen unterworfen.

Man hat sich früher vielfach bemüht, ein bestimmtes Gesetz zu den Abständen der P. von der Sonne zu finden. Schon Kepler hat ein solches vermuthet und kam bei seinen Nachforschungen auf sein dritte Gesetz. Ihm fiel auch der große Zwischenraum zwischen den Bahnen des Mars und Jupiter auf, und er äußerte sich nicht, in seinem »Mysterium cosmographicum« 1596 die Worte zu schreiben: »Inter Jovem et Martem planetam interposuis (zwischen Jupiter und Mars habe ich einen P. gelegt), eine Meinung, die erst nach längerals 200 Jahren Bestätigung fand. Eine wenigstens näherungsweise zutreffende Regel für die Planetenabstände hat zuerst der Wittenberger Professor Titius in seiner deutschen Ausgabe von Bonnets »Betrachtung der Natur« 1772 angegeben; dieselbe ist nachher besonders durch den Berliner Astronomen Bode weiter verbreitet worden und daher als das »Bode'sche Gesetz« bekannt. Titius sagt seine Regel in die Worte: »Theile der Distanz von der Sonne in zwei Saturn 100 Theile, so ist Mercurius 4 solcher Theile von der Sonne entfernt, Venus 4 + 3 = 7 derselben, die Erde 4 + 6 = 10, Mars 4 + 12 = 16. Vom Mars folgt ein Raum von 4 + 24 = 28 solcher Theile, worin weder ein Haupt- noch ein Nebenplanet zur Zeit gesehen wird. Von diesem aus aber kannten Raum erhebt sich Jupiters Wirkungskreis in 4 + 48 = 52 und der Saturn in 4 + 96 = 100 solcher Theile«. In der That, setzt man den Abstand des Saturn von der Sonne 190 Mill. geogr. Meilen, so bekommt man für Merkur 7,6, für Venus 13,6, für die Erde 19, Mars 30,4, Jupiter 99 Mill. Meilen. Die Zahlen 3, 6, 12 rc., welche man der Regel nach zu 4 addiren muß, wachsen immer auf das Doppelte, somit man daher die drei Titius gegebene Reihe weiterfort, so sind die nächsten Glieder 4 + 192 = 196 und 4 + 384 = 388, entsprechend 372 und 738 Mill. Meilen. Die Entdeckung des Uranus war daher eine Bestätigung der Regel, da der Abstand desselben von der Sonne ungefähr mit der ersteren der beiden Zahlen übereinstimmt, und ebenso wurde die auch von Titius getheilte Vermuthung, daß in der Entfernung von 28 Theilen oder 54 Mill. Meilen sich ein Planet befinden müsse, durch die Entdeckung der Ceres bestätigt; der Abstand des Neptun von der Sonne ist aber um 138 Mill. Meilen kleiner, als das Bode'sche Gesetz angibt.

Digitized by Google

Planetenzeichen. Für die größeren P. hat man gewisse in der unserer Karte beigegebenen Uebersicht angegebene Zeichen, deren Entstehung nicht ganz sicher ist. Dieselben stammen indessen nicht aus dem Alterthum; nach Letronne reicht ihr Ursprung nicht über das 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung zurück, und die gegenwärtigen Formen findet man kaum vor dem 15. Jahrh. Auch für eine Anzahl kleiner P. hat man derartige Zeichen; seitdem aber die Zahl der uns bekannten Weltkörper aus dieser Gruppe so ungemein gewachsen ist, bezeichnet man sie nach Goulds Vorschlag durch in Kreise geschriebene Nummern, welche die Reihenfolge der Entdeckung angeben. Bei den Neuplatonikern wurde es am Ausgang des Mittelalters Sitte, gewisse Metalle den P. zu weihen, nämlich das Quecksilber dem Merkur, das Kupfer der Venus, das Eisen dem Mars, das Zinn dem Jupiter, das Blei dem Saturn. Im Mittelalter hat man daher die genannten Metalle mit den Zeichen der zugehörigen P. bezeichnet, also ☿ = Quecksilber, ♀ = Kupfer ꝛc. Außerdem wurde noch das Silber dem Monde, das Gold der Sonne gewidmet und es war deshalb ☾ = Silber, ☉ = Gold. In der spätern Römerzeit war es ferner Gebrauch, die sieben Tage der Woche nach der Sonne, dem Mond und den P. zu benennen, nämlich, mit dem Sonntag beginnend, Dies Solis, Lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni. Dem entsprechend findet man noch jetzt die Bezeichnungen ☉ = Sonntag, ☾ = Montag, ♂ = Dienstag, ☿ = Mittwoch, ♃ = Donnerstag, ♀ = Freitag, ♄ = Sonnabend in den Kalendern. Ueber die P. als Regenten des Jahrs vgl. Astrologie. Ueber die Bewohnbarkeit der P. vgl. Flammarion, Die Mehrheit bewohnter Welten (deutsch von Drechsler, Leipz. 1865). S. die Karte »Planetensystem«.

Planetoïden, s. Asteroïden und Planeten.

Planian, Marktflecken in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Kollin, mit Bezirksgericht, Rübenzuckerfabrik und (1869) 1117 Einw. Nach P. wird manchmal die Schlacht bei Kollin genannt.

Planier (spr. -nje), kleine franz. Insel im Mittelländischen Meer, südwestlich von Marseille, mit Leuchtthurm.

Planiglobium (Planiglōb, neulat.), Abbildung der Erd- oder Himmelshalbkugel auf einer Ebene.

Planimeter (griech.), Instrument, welches den Flächeninhalt ebener Figuren angibt, wenn man mit einem daran angebrachten Stifte den Umfang der letzteren umfährt. Zwar sind die P. schon gegenwärtig als bequeme und zeitsparende Hülfsmittel vielfach in den Händen von Ingenieuren, Geodäten, Geographen ꝛc.; sicher aber werden sie in Zukunft noch größere Verbreitung finden. Die besten P. sind das Wetli'sche Linearplanimeter, welches in neuester Konstruktion von Starke und Kammerer in Wien angefertigt wird, und das Polarplanimeter, welches von der Firma seines Erfinders, Prof. J. Amsler-Laffon in Schaffhausen, geliefert wird. Das erstere zeichnet sich durch größte Genauigkeit aus, indem man nach Bauernfeind in Zeit von 1—3 Minuten die Größe einer beliebig begrenzten Fläche von etwa 12 QCentim. bis auf $^1/_{1000}$ genau ermitteln kann; das Amsler'sche ist bedeutend billiger, und dabei ist seine Genauigkeit, im Mittel $^1/_{500}$, für die meisten praktischen Zwecke ausreichend. Die genauere Beschreibung und Theorie dieser P. findet man in Bauernfeinds »Elemente der Vermessungskunde« (5. Aufl., Stuttg. 1877). Das erste brauchbare P. wurde 1814 von dem bayrischen Trigonometer Hermann (1785—1841) erfunden, blieb aber unbeachtet. Ganz ähnlich ist das 1827 vom Ingenieur Oppikoffer in Untereppikon erfundene, nachher von Ernst in Paris verbesserte, aus dem das P. von Wetli in Zürich hervorging, das wieder vom Astronomen Hansen sowie von Starke in Wien verbessert worden ist. Dem Amsler'schen ähnlich und mit ihm um dieselbe Zeit (1854) bekannt geworden ist das Polarplanimeter von Miller und Starke. Uebrigens hat Amsler sein P. auch zur Ermittelung statischer Momente und Trägheitsmomente entsprechend modificirt. Vgl. Amsler-Laffon, Das Momentenplanimeter (Schaffh. 1876). Ueber die Geschichte der P. vgl. Bauernfeind in Dinglers »Polytechnischem Journal«, Bd. 137, Heft 2, und Favaro in der »Allgemeinen Bauzeitung« 1873

Planimetrie (griech.), der Theil der Geometrie (s. d.), welcher die Lehre von den in einer Ebene liegenden Raumgrößen behandelt, im Gegensatz zur Stereometrie, deren Gebilde alle drei Dimensionen des Raums beanspruchen.

Planina, Marktflecken im österreich. Herzogthum Krain, Bezirkshauptmannschaft Loitsch, am Unzfluß und an der Eisenbahn von Wien nach Triest, mit Holzhandel, Feuerschwammbereitung, einer von dem genannten Fluß durchströmten Höhle und (1869) 1191, als Gemeinde 3220 Einw.

Planipes, in den altröm. Mimen (s. d.) der Schauspieler, der während des Spiels auf der Scene, in der Orchestra barfuß oder in bloßen Socken ging.

Planiren (franz.), ebnen, gleich (plan) machen, schlichten ꝛc.; s. auch Buchbinden, S. 882.

Planisphärium (lat.-griech.), s. v. w. Planiglobium, auch s. v. w. Astrolabium.

Planitz, 1) altes Städtchen in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Klattau, an der Bradawa, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Schloß, Rathhaus, Armenversorgungshaus und (1869) 1856 Einw. — 2) Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, zerfällt in Ober-P., mit (1875) 4258 Einw., welches an das Eisenhüttenwerk Königin Marien-Hütte anstößt, und Nieder-P., mit Schloß (Rittergut), schöner Kirche (darin Bilder von Lukas Cranach) und 5288 Einw. Rings herum am linken Muldeufer ungeheure Steinkohlenlager und ein schon seit mehreren Jahrhunderten unterirdisch brennendes Steinkohlenflötz (Planitzer Erdbrände), auf dem eine großartige Treibhausgärtnerei (mit vorzüglichem Palmenhaus) angelegt ist. Die Steinkohlenwerke liefern eine außerordentlich reiche Ausbeute und sind durch eine Zweigbahn mit der Zwickau-Schwarzenberger Eisenbahn verbunden.

Plankammer, bei Staatsbehörden die Sammlung der für dienstliche Zwecke gebrauchten Karten und Pläne, bei den Generalstäben der Heere namentlich der Karten über die verschiedenen Kriegsschauplätze, für Heereszwecke jetzt meist durch umfangreichere Einrichtungen ersetzt.

Planke, starkes Bret, besonders ein solches zum Beschlagen der äußeren Seiten, des Bodens und des Verdecks der Schiffe.

Plankonkāv (lat., »ebenhohl«) }
Plankonvex (lat., »ebengewölbt«) } s. Linsen.

Planorbis, s. Schnecken.

Planorbiten (neulat.), versteinerte Tellerschnecken, vom Geschlecht Planorbis, finden sich häufig in alluvialen und diluvialen Süßwasserkalken (Tuffen), auch in tertiären Süßwasserablagerungen und im Weald.

Planosphiren (neulat.), versteinerte Scheibenschnecken, im Gegensatz zu Planorbiten, alle fossilen Schnecken von Scheibenform bezeichnend, also auch die Euomphalus- oder Straparolus-Arten (vermutlich scheibenförmige Trochidren).

Planspiegel, s. Spiegel.

Planta (lat.), f. v. w. Pflanze.

Planta, Martin von, Pädagog und Naturforscher, geb. 1727 zu Süs im Kanton Graubünden, studierte in London Theologie und Philosophie sowie Physik und Mathematik und ward hier 1750 Prediger der deutsch-reformierten Gemeinde, kehrte aber aus Heimwehbetrübnissen einige Jahre später in sein Vaterland zurück, ward Prediger in Silvers, gründete daselbst eine Erziehungsanstalt und erweiterte sie 1763 in Haldenstein zu einem Seminar, welches bald einen großen Ruf erlangte, besonders nachdem es 1771 in das Schloß Marschlins im Prättigau verlegt worden war. Seine Mußestunden verwandte P. auf Forschungen im Gebiete der Mathematik und Physik. Von seinen Arbeiten auf diesen Feld ist besonders die Erfindung der Scheibenelektrisiermaschine (1750) zu nennen. P. starb im März 1772 in Haldenstein.

Plantage (franz., spr. -tahsche), Pflanzung, besonders von Kaffeebäumen aus fernen Gegenden, namentlich in den beiden Indien, wie solche Plantagen Besitzungen reicher Eingeborenen oder Kolonisten sind. Nach den Produkten, die auf solchen Pflanzungen erzeugt werden, nennt man dieselben Zucker-, Kaffee-, Baumwoll-, Indigo- rc. Plantagen.

Plantagenet (spr. plantgatsch'nä oder engl. plantedschenett), der Beiname des franz. Hauses Anjou, der davon herrührt, daß Graf Gottfried, Sohn Fulco's und der Erbin von England, Königin Mathilde, einen Ginsterzweig (planta genesta) als Helmzier trug. Das Haus Anjou oder P. gelangte 1154 mit diesem Grafen Heinrich auf den Thron von England und gab demselben mit den Seitenzweigen Lancaster und York 14 Könige, deren letzter, Richard III., 1485 in der Schlacht von Bosworth von Heinrich VII. Tudor gestürzt wurde. S. Großbritannien, Geschichte.

Plantagineen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Labiatifloren, unscheinbare Kräuter und einige Halbsträucher, meist nur mit rosettenförmig stehenden Wurzelblättern und schaftartigen Blütenstielen, einige auch mit gegen- oder wechselständigen Stengelblättern. Die Blätter sind einfach, entweder flach blattartig, genervt, ganz oder gezähnt, oder fleischig, halbrund. Die Blüten sind vollständig, jedoch eingeschlechtig, einhäusig, zweihäusig oder polygam und bilden meist dichte Aehren oder Köpfe auf langen Blütenstielen oder Schäften; jede ist von einem am Rande trockenhäutigen Deckblatt gestützt. Der Kelch ist tief 4teilig, selten 3- oder 5teilig, mit vertikalen, mit etwas ungleichen Zipfeln, die Blumenkrone trockenhäutig, an der Frucht stehen bleibend, auf dem Blütenboden inseriert, röhren- oder trugförmig, mit drei- oder vierspaltigem, regelmäßigem oder etwas ungleichem Saum. Die (mein vier) Staubgefäße sind in der Röhre der Blumenkrone, abwechselnd mit den Abschnitten derselben inseriert; sie haben fadenförmige, hervorragende, in der Knospe gebogene Filamente und pfeilförmige, an der Basis oder am Rücken befestigte, einwärts gekehrte, der Länge nach aufspringende Antheren. Der oberständige, meist zweifächerige Fruchtknoten enthält in jedem Fach einen oder zwei nebeneinander stehende oder mehrere schildförmig an der Scheidewand stehende, amphitrope Samenknospen. Der einfache, endständige Griffel hat meist eine ungeteilte Narbe. Die Frucht ist bei einigen eine einfamige Nuß, bei den meisten eine häutige, zweifächerige, mitunter durch zwei falsche Scheidewände vierfächerige Kapsel, welche ringsum aufspringend, die samentragende Scheidewand entblößt. Die länglichen, an der Bauchnaht mit abwärts laufen Leisten in einer kleinen Grube sein dicht fleischigen Endosperm ein, in dessen Are ein fast gleich langer, gerader, cylindrischer Embryo sich befindet. Die P. sind zwar in allen Klimaten verbreitet, doch vorzugsweise in der nördlichen gemäßigten Zone verbreitet, wo sie an den Meeres- und Seeküsten, in Salzsteppen, auf sandigem Boden und auf Wegen vorkommen. Sie enthalten in der Wurzel und im Kraut gelind adstringierende Bestandteile und in den Samenschalen eine reichliche Menge in Wasser aufquellenden Schleims.

Plantago L. (Wegerich, Wegbreit, Wegtritt), Pflanzengattung aus der Familie der Plantagineen, eine oder mehrjährige Kräuter mit unscheinbaren Blüten und aufspringender, zweifächeriger Kapsel. P. major L., mit perennierendem Wurzelstock, grundständigen, rosettenförmig angeordneten, eiförmigen, gestielten, mehrnervigen Blättern, blattlosem Stengel und länglicher oder walzenförmiger Aehre, wächst fast überall, und ihre Blätter werden als stopfende Verbandmittel bei äußeren Entzündungen benutzt. Aehnlich sind P. media L. mit eilanzettförmigen und P. lanceolata L. mit länglich lanzettförmigen Blättern, die als gute Futterkräuter in Betracht kommen. P. Psyllium L., einjährig, mit fädigen Stengel, gegenständigen, sitzenden, schmalen, einnervigen Blättern, achselständigen, lang gestielten Blütenköpfen und kleinen, kahnförmigen, fleischlichen Deckblättern, wächst am Mittelmeer, in Südwestdeutschland, Oesterreich und liefert den Flohsamen, der wegen seines großen Schleimgehalts früher als ein billiendes Mittel, jetzt aber namentlich in der Kattundruckerei und Färberei, zum Appretieren von Seide, zum Glänzen von Leder, zum Steifen von Mieder, Hüten rc. benutzt wird. Er kommt aus Südfrankreich, auch aus Italien in den Handel und soll in Frankreich von der sehr ähnlichen P. arenaria W. et Kit., die man zu diesem Zweck auf Sandfeldern kultiviert, gewonnen werden.

Plantigraden (Plattfußgänger oder Sohlengänger), Gruppe der Raubtiere, so benannt, weil sie mit der ganzen nackten, schwieligen Sohle ihrer fünfzehigen Füße auftreten. Die Gruppe enthält nur die Familie der Bären (Ursida).

Plantin (spr. plangtäng), Christoph, berühmter Buchdrucker, geb. 1514 zu Mont-Louis in der Touraine, errichtete um 1555 in Antwerpen eine Druckerei, die in allen Sprachen druckte, und deren Druckerzeugnisse sehr durch elegante Ausführung wie durch Korrektheit ausgezeichnet. Eine seiner Hauptwerke ist die »Biblia polyglotta« (1569—72, 8 Bde.). P. wendete sich später zu Antwerpen ausgebrochener religiösen Wirren halber nach Leiden, wo er ebenfalls eine Druckerei gründete, die er, nach Antwerpen zurückgekehrt, seinem geliebten Gehilfen, Korrektor und Tochtermann Franz Raphelenq (s. d.) übergab, während von den beiden anderen Schwiegersöhnen, Gilles Beys (Gillaume Le Bé) und Jan van Moret (Johannes Moretus), ersterer ein Filialgeschäft Plantins zu Paris übernahm und letzterer sein Nachfolger zu Antwerpen wurde. P. starb daselbst 1. Juli 1589. Das Zeichen seiner Drucke ist eine aus Wolken herausreichende und einen goldenen ausgefpannten Zirkel, um welchen sich ein die Worte: »Labore et con-

Digitized by Google

stantia« tragendes Band schlingt, haltende Hand. Plantins Druckerei zu Antwerpen ist in der Familie seines Schwiegersohns Moretus bis auf unsere Tage gelangt und fast durchaus in dem Zustand erhalten worden, in welchem sie aus der Hand ihres Begründers hervorgegangen. Seine Nachfolger haben dieselbe jedoch bereichert durch Ansammlung aller im Lauf der Jahrhunderte auf ihren Pressen gedruckten Werke und durch Einreihung aller Schöpfungen hervorragender Zeitgenossen; ferner durch Aufbewahrung der von berühmten Männern stammenden Briefe und Manuskripte sowie aller im Geschäft verwandten Holzschnitte und Kupferplatten, welche jetzt, vereint mit einer Kupferstichsammlung und 90 auf die Familie Plantin-Moretus bezüglichen Gemälden von den berühmtesten niederländischen Zeitgenossen derselben (unter anderen 14 Bilder von Rubens, 2 von van Dyck ꝛc.), ein ganz unvergleichliches, einzig in seiner Art dastehendes typographisches Museum bilden, dessen hoher Werth auch von der Stadt Antwerpen erkannt worden ist, indem dieselbe die Plantin'sche Druckerei mit den sie von Anbeginn bergenden Baulichkeiten am Marché du Vendredi für die Summe von 1,200,000 Franken 1875 käuflich an sich gebracht hat.

Planudes, Maximus, griech. Grammatiker und Mönch aus Nikomedia, lebte meist in Konstantinopel und ward 1327 vom Kaiser Andronikos Paläologos als Gesandter nach Venedig geschickt. Er lebte noch 1353 und machte sich besonders durch griechische Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller sowie durch seine Sammlung der Gedichte der griechischen Anthologie (s. d.) um die alte Literatur verdient. Von seinen eigenen grammatischen und rhetorischen Schriften hat Bachmann in den »Anecdota graeca«, Bd. 2 (Leipz. 1828), einige herausgegeben.

Planum (lat.), ebene Fläche, geebneter Platz, auf dem eine Bauanlage, z. B. eine Chaussee, Eisenbahn, gemacht werden soll.

Planzeichnen, das Darstellen einer Gegend oder Terrainstrecke in verjüngtem, aber großem Maßstab, gleichviel ob die Darstellung einen ökonomischen oder einen militärischen oder andern Zweck hat. In Beziehung auf die genaue Verzeichnung aller Verhältnisse der Lage nennt man die Pläne auch Situationspläne und entwirft solche bei Anlagen von Hausgruppen, von Parkanlagen, Festungen, Pässen ꝛc. In weiterer Ausdehnung werden auch die geometrischen Aufnahmen in großem Maße (z. B. im Maßstab 1:2000 bis 1:5000) Pläne genannt, wie sie der Kataster bei der Vermessung der Grundstücke, namentlich der Städte, oder der Eisenbahningenieur zum Tracenbau ꝛc. liefert. Wo die Angabe der Erhebung des Bodens von Wichtigkeit ist, wird dieselbe entweder nach einem bestimmten Schlüssel (z. B. dem Lehmannschen, s. Landkarten, S. 560) durch Schraffirung angedeutet, oder, wenn die höchste Genauigkeit gefordert wird, durch Schichten von entsprechend geringer Distanz (Niveaukurven von 1—10 Meter Abstand) mit oder ohne Schraffirung. Alle übrigen Objekte der Situationspläne werden mit konventionellen Zeichen und Farben erkennbar gemacht, die selbstverständlich dem Zweck der Darstellung zu entsprechen haben. So pflegt man gemauerte Gebäude roth, hölzerne Gebäude gelb, Gärten dunkelgrün, Wiesen licht bläulichgrün, Hutweiden gelblichgrün, Wälder braungrün ꝛc. anzulegen. Nähern die Pläne sich dem Maßstab 1 : 12,000, so gehen sie schon in den Bereich der topographischen Aufnahmemappen über und verlieren bereits einen Theil ihres Inhalts, z. B. die detaillirte Parcellirung des Grundes. Obwohl schon seit einem halben Jahrhundert die Situationszeichnung durch die an mehreren Orten versuchte Einführung der Schichtenaufnahme eine sichere Basis erhalten hat, ist doch erst in der Neuzeit dieses Princip so durchgedrungen, daß wir jetzt nicht nur einige Städtepläne mit Niveaukurven besitzen, sondern ganze Länder (Schweiz, Belgien, Dänemark ꝛc.) dieselben ihren topographischen Landesaufnahmen in ausgedehntester Weise zu Grunde gelegt haben. Vgl. Plehwe, Leitfaden für den theoretischen Unterricht im P. (Berl. 1874), im militärischen Aufnehmen (9. Aufl., das. 1874).

Plaquiren (franz., spr. -kir-), s. v. w. plattiren, mit einer dünnen Platte eines bessern Stoffs belegen; daher Plaqué, plattirte Waare.

Plasencia, Stadt in der span. Provinz Caceres (Estremadura), am Jerte, sehr alt, gut gebaut und von doppelten Mauern umgeben, steigt terrassenförmig an einem Hügel empor, ist Sitz eines Bischofs, hat 7 hochgethürmte Thore, 7 Kirchen (sämmtlich in gothischem Stil, darunter eine schöne Kathedrale), mehrere Hospitäler, einen Aquädukt in antikem Stil von 80 Bögen, schöne Promenaden, Gerberei, Woll- und Leinweberei, Hutfabrikation, Töpferei, starke Bienenzucht, Handel und 6026 Einw. Unmittelbar unterhalb P. tritt der Jerte, über den drei Brücken führen, in eine wildromantische Felsenschlucht ein. Die Stadt ist von den Römern gegründet, denen sie auf der von Merida nach Salamanca führenden Militärstraße, von welcher noch ein großes Stück übrig ist, als fester Platz diente. 38 Kilom. nordöstlich von P. liegt das ehemalige Kloster Geronimo de San Juste (s. d.).

Plaski, Dorf im kroatisch-slawon. Militärgrenzdistrikt Ogulin, die gewöhnliche Residenz des griechisch-nichtunirten Bischofs von Karlstadt, mit theologischer Lehranstalt, Kathedralkirche, einem alten Defensionsthurm und (1870) 1395 Einw.

Plasma (griech.), die Blutflüssigkeit (mit dem darin aufgelösten Faserstoff), weil sie die ganze plastische Thätigkeit des Bluts vermittelt, s. Blut; auch s. v. w. Protoplasma (s. d.). In der Mineralogie ist P. ein lauchgrüner Chalcedon, der sich bei Gunzenbach in Baden, Oppenau im Schwarzwald u. a. O. findet und als Schmuckstein gebraucht wird.

Plasmodium (griech.), ein Lebenszustand der Myromyceten (s. Pilze, S. 963).

Plassenburg, ehemalige Bergfestung bei Kulmbach im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, wurde 1806, wo sie in preußischem Besitz war, von den Franzosen belagert, welche sie durch Kapitulation erhielten und 1808 die Festungswerke schleiften. Jetzt ist P. ein Zwangsarbeitshaus für männliche Sträflinge mit Teppichfabrik und Wollmaschinenspinnerei; auch befindet sich hier das Archiv für das Fürstenthum Baireuth. P. gehörte anfangs den aus dem Haus Meran stammenden Grafen von P., kam im 14. Jahrh. an die Grafen von Orlamünde und im 15. Jahrh. an die Burggrafen von Nürnberg. Es war lange die Hauptfestung der letzteren und 1398—1595 Residenz der Markgrafen von Baireuth-Kulmbach.

Plassey (spr. plassi, Palassi), Stadt in der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, Distrikt Naddea, am mittlern Hugli, südlich von Murschedabad, mit etwa 5000 Einw., historisch merkwürdig durch den Sieg der Engländer unter Lord Clive 23. Juni 1757 über Suraj ud Daulah, Subadar von Bengalen, durch welchen jene in den Besitz von Bengalen kamen. Clive erhielt dafür den Titel Baron von P.

Plastik (griech., Bildformkunst), derjenige Theil

der bildenden Kunst, welcher die organischen Formen selbst körperlich hinstellt und nicht nur durch Farbe oder Zeichnung ihren Schein hervorbringt. Die P. umfaßt in diesem weitern Sinn die Formkunst, Schnitzkunst, Bildhauerkunst und Bildgießerkunst. Im engern Sinn versteht man unter P. die Kunst, Figuren aus weichen Massen, wie Thon, Gyps, Wachs ꝛc., zu fertigen (Formkunst). Die Thonbildnerei geht ins grauste Alterthum zurück. Auch des Gipses bedient man sich zu Stuckfaturarbeiten sehr früh; Pfister der Kunst, Bildhauer in Gips abzugießen, soll Lysistratos, ein Zeitgenosse Alexanders d. Gr., gewesen sein. Wachs soll ebenfalls zuerst von Lysistratos zum Guß von Bildern angewendet worden sein; bei den Römern war es sehr gewöhnlich, Büsten, Spielzeug ꝛc. daraus zu verfertigen. Auch die Kunst, aus Papiermaché Figuren plastisch darzustellen, die neuerdings sehr vervollkommnet worden ist, gehört hierher. In neuerer Zeit bedient man sich auch der Gutta Percha zur Darstellung plastischer Figuren. Häufig gebraucht man das Wort P. auch als gleichbedeutend mit Bildhauerkunst oder Skulptur. Schaudirektkunst und Pantomimik pflegt man wohl als bildende P. zu bezeichnen. In der Malerei ist plastisch s. v. w. stark abrundet, wodurch Formen und Gestalten gleichsam körperlich hervortreten. S. Bildhauerkunst.

Plastische Massen, Mischungen verschiedenartiger Substanzen, welche zum Abformen, besonders zur bildlichen Herstellung von Verzierungen, Bildwerkchen ꝛc., dienen. Die Zahl derartiger Mischungen, welche verschiedenen Zwecken angepaßt, vorgeschlagen worden sind, ist sehr groß; beachtenswerth sind besonders die Holzfurrogate, das künstliche Holz (Holzmasse, Holzguß). Das Bois durci von Lutz u. Komp. in Paris wird aus kurzreihen Sägespänen und Blutalbumin unter Anwendung von Druck hergestellt. Man zukert die Sägespäne, rührt sie mit Wasser und Blut an und trocknet sie bei 50—60°. Dies Pulver wird dann in Formen mit Stahlmatrizen gefüllt (Holzgießerei) und, während es unter kräftigen hydraulischen Pressen gepreßt wird, durch Gasflammen erhitzt. Die fertige Masse kann wie Holz bearbeitet werden und besitzt ein spezifisches Gewicht von 1,4. Nach Wiederholt liefert das Böttcher'sche Holzzeug, mit Leimlösung gepreßt, eine sehr feine Masse, welche die Formen gut ausfüllt und nach dem Trocknen fast wie heißem dicken Leimlösung vollkommene Widerstandsfähigkeit gegen Wasser erlangt. Man kann die gepreßten und getrockneten Gegenstände schleifen und poliren, auch mit Oelfarbe anstreichen und lackiren. Zu plastischen Massen aus Wachs nimmt man vorzüglich 3 Theile Wachs und 1 Th. Schellack oder 1 Th. Wachs, ½ Th. Oel und 1 Th. Roggenmehl oder 4 Th. Wachs, 2 Th. Schwefelblumen und 6 Th. Kolophonium. Die Kreidepaste erhält man aus 6 Th. Leim, 2 Th. weißem Pech, 2 Th. Terpentin, etwas Leinölfirniß und Kreide; die Aschenpaste, welche sich durch Zähigkeit und Festigkeit auszeichnet, bereitet man aus Holzasche, Weichselleim und Druckpapier, welches in Wasser erweicht und zerstampft wurde.

Plastische Operationen (Physioplastik), diejenigen chirurg. Operationen, welche man vornimmt, um verlorene gegangene äußere Organe, z. B. die Nase, die Lippen, die Augenlieder, organisch wieder zu ersetzen. Der Verlust organischer Theile ist entweder die Folge äußerer Verletzungen, vorgenommener Extirpationen, zerstörender Verschwärungen, oder einer angeborenen Mißbildung. Als Mittel, solche Verluste zu ersetzen, bedient man sich entweder mechanischer Vorrichtungen, oder des organischen Ersatzes durch p. O. letzterer werden meist nur zum Ersatz verlorengegangener Theile des Antlitzes, vorzüglich der Nase, deren Verlust die häßlichsten Entstellungen hervorruft, kann aber auch der Lippen, der Augenlieder und anderer Theile, vorgenommen. Den organischen Widerersatz der Nase nennt man Rhinoplastik, den der Augenlieder Blepharoplastik, den der Lippen Cheiloplastik. Alle diese Operationen können nach sehr verschiedenen Methoden ausgeführt werden. Der Ursprung der Rhinoplastik verliert sich in die frühesten Zeiten des indischen Priesterthums. In Indien, wo manche Verbrechen durch Abschneiden der Nase, der Ohren und der Lippen bestraft wurden, hat offenbar die Häufigkeit solcher Verstümmelungen diese Operation in das Leben gerufen. Das Eigenthümliche der indischen Methode besteht darin, daß der zum Ersatz der Nase nöthige Hautlappen aus der Stirn hat gebildet wird. Um die Mitte des 15. Jahrh. findet man die Kunst, verlorenen gegangene Nasen wieder zu ersetzen, in Sicilien in den Händen einer Familie Branca, von welcher sie sich nach Kalabrien verbreitete. Mit dem Ende des 16. Jahrh. ging sie jedoch hier ganz verloren. Zu gleicher Zeit aber war sie von Tagliacozzi in Bologna wieder ausgeübt, in einem besondern Werk beschrieben und dadurch sehr in Ruf gebracht. Ob die Operation von Indien nach Italien überzusiedelt, oder ob sie in Italien selbst neu erfunden worden sei, ist ungewiß. Das Obertheil der italienischen oder Tagliacozzi'schen Methode ist die Bildung des Ersatzlappens aus der Haut des Arms, welcher erst nach einer langwierigen Vorbehandlung mit dem Ort seiner Verpflanzung verein igt wurde. Tagliacozzi's Operation ging für lange Zeit ganz unter und wurde von den meisten Aerzten als unausführbar oder fabelhaft verspottet. In Indien dagegen wurde die Rhinoplastik fortdauernd geübt, und von hier kam ihre Kenntniß nach England, wo sie Bearkaven wird als heutige Methode der Rhinoplastik bezeichnet. Gräfe ist als der eigentliche Schöpfer der plastischen Chirurgie in Deutschland zu betrachten. Er fand zahlreiche Nachfolger, und die plastischen Operationen wurden bald auch auf Wiederherstellung anderer Theile angewendet. Die hervorragendsten Verdienste in dieser Hinsicht hat sich Dieffenbach und von neuern Chirurgen B. v. Langenbeck und O. Simon erworben. In England wurde die Rhinoplastik nur selten, andere p. O. dagegen ebenso häufig als in Deutschland vorgenommen. In Frankreich haben Delpech (1818) und nach ihm Dupuytren, Lisfranc, Velpeau u. a. auf dem Gebiete der plastischen Operationen sich große Verdienste erworben. Mit der größern Ausbildung, welche die plastische Chirurgie durch allgemeinere Theilnahme und Ausübung erlangte, wurde der Ersatz mittels eines entfernten Hautlappens (italienische Methode) immer mehr verdrängt und der Ersatz durch einen Hautlappen in der Nähe (indische Methode) allgemein vorgezogen. Die plastischen Operationen haben offenbar einen großen Werth, allein ihre Ausführung ist meist mit

Digitized by Google

großen Schwierigkeiten und oft selbst mit Gefahren verbunden. Es kommt alles darauf an, daß das transplantirte Hautstück nicht von der Blutzufuhr abgeschnitten, daß es also ernährt wird. Schneidet man z. B. ein Hautstück aus der Stirn aus, läßt es aber durch einen genügend breiten Stiel noch mit der übrigen Stirnhaut in Verbindung, so kann dieses Hautstück durch die Blutgefäße des Stiels das zu seinem Leben erforderliche Nahrungsmaterial zugeführt erhalten. Dreht man nun das fragliche Hautstück an seinem in der Gegend der Nasenwurzel liegenden Stiel um und legt die Wundränder des ausgeschnittenen Stücks auf die wund gemachte Fläche des Nasenstumpfs, so kann der Stirnlappen mit dem wund gemachten Nasenstumpf gerade so verwachsen, wie die Ränder einer gewöhnlichen Hautwunde, wenn sie aneinander gehalten werden, sich bleibend vereinigen. Dann wird das transplantirte Hautstück nicht bloß von den Gefäßen in seinem Stiel, sondern auch von den Gefäßen des Nasenstumpfs her ernährt. Sobald der letztere Ernährungsweg sichergestellt ist, schneidet man den Stiel ab; denn das transplantirte Hautstück braucht jetzt nicht mehr das Blut, welches ihm durch die Gefäße des Stiels zugeführt wird, zu seiner Ernährung, da es von der Seite her auf den neu entwickelten Verbindungsbahnen eine hinlängliche Zufuhr erhält. Das Hautstück, welches den Nasenstumpf deckt und mit diesem verwachsen ist, verhält sich von jetzt ab gerade so, als ob es vom Anfang an Nasenhaut gewesen wäre. Nun ist aber an der Stirn ein großer Hautdefekt vorhanden. Dieser wird dadurch ausgeglichen, daß man die Ränder desselben zusammenzieht, was bei der großen Nachgiebigkeit und Dehnbarkeit der Haut möglich ist, und durch Nähte in feste Vereinigung bringt, bis die Ränder mit einander verwachsen sind. Ist die Spannung der Haut sehr groß, so macht man seitliche Einschnitte in die Haut, natürlich in der Längsrichtung des ersten Hautverlustes. Hierdurch tritt Entspannung ein, und die seitlichen Einschnitte verheilen nachträglich durch Granulationsbildung. Die zurückbleibende Stirnnarbe ist im Verhältnis zu dem ausgeschnittenen Lappen unbedeutend zu nennen. Bei der Lippen- und Augenliedbildung läßt man gewöhnlich keine vollständige Abtrennung des transplantirten Hautstücks von seinem Mutterboden eintreten, sondern man läßt dasselbe an einem verhältnismäßig breiten Stiel sitzen und verschiebt nur das abgelöste Hautstück auf die zu ersetzende Stelle, läßt das Stück hier einheilen, schneidet aber den Stiel nicht durch und ersetzt den Verlust an der Stelle, von wo das transplantirte Stück herstammt, auf ähnliche Weise wie die Stirnwunde bei der Rhinoplastik. Natürlich ist die Sicherheit für das Gelingen der Operation in dem letztern Fall, bei bloßer Verschiebung des Hautlappens, viel größer, als wenn letzterer von seinem Mutterboden ganz abgetrennt werden muß. Vgl. Gräfe, Rhinoplastik (Berl. 1818); Dieffenbach, Chirurgische Erfahrungen (das. 1829—34, 4 Bde.); Derselbe, Die operative Chirurgie (das. 1844—48, 2 Bde.); Zeis, Handbuch der plastischen Chirurgie (das. 1838).

Plastographie (griech.), Schriftverfälschung; auch die nachgeahmte Schrift selbst.

Plastron (franz., spr. -óng), halber Harnisch, Bruststück, der nur die Vorderseite des Mannes deckt; in der Fechtkunst ein starkes Stück Leder, welches der Fechtmeister beim Unterricht im Stoßfechten auf die Brust bindet; übertragen s. v. w. Stichblatt.

Plat (franz., spr. pla), Platte, Schüssel, Gericht.

Platäa (Platää), im Alterthum Stadt in Böotien, am nördlichen Abhang des Kithäron, unweit der Quellen des Asopos, an der Grenze von Attika. Als treueste Bundesgenossin der Athener seit 519 v. Chr. stellte sie 1000 Bewaffnete in der Schlacht bei Marathon, ward dann auf Anstiften der ihr feindlichen Thebaner von Xerxes zerstört, aber nach dem unter ihren Mauern von Pausanias und Aristides erfochtenen Sieg über die Perser (479) wieder aufgebaut. Im Peloponnesischen Krieg ward sie, nachdem sie einen thebanischen Ueberfall glücklich zu Schanden gemacht, nach langer Belagerung (429—427) von den Lakedämoniern zerstört, während die meisten Bewohner in Athen Zuflucht fanden. Nach dem Antalkidischen Frieden von neuem aufgebaut, ward P. (372) zum drittenmal von den Thebanern zerstört, erhob sich aber unter der makedonischen Herrschaft nochmals aus den Trümmern und erhielt sich bis in die spätesten Zeiten. Die Hauptzierde der Stadt bildete, außer einem großen Heratempel, der infolge der Perserkriege errichtete Tempel der Athene Areia, mit einem Kolossalbilde der Göttin von Phidias und Wandgemälden von Polygnot. Vor der Ostmauer der Stadt befanden sich die Grabmäler der in der Perserschlacht gefallenen Hellenen, denen man jährlich ein feierliches Todtenopfer darbrachte; außerdem wurden zum Andenken an jenen Sieg die Eleutherien gefeiert. Die spärlichen Reste der alten Stadt liegen zwischen den Dörfern Kokla und Krekuki. Vgl. Münscher, De rebus Plataeensium (Berl. 1841); Friedrich, Rerum Plataicarum specimen (das. 1841).

Platamóna, Küstenort im türk. Wilajet Janina (neuerdings anscheinend zu Monastir geschlagen), an der Westseite des Golfs von Salonichi, unweit nördlich der Mündung des Salamvria, hat ein Fort und 2000 Einw.; das alte Herakleion.

Platäne (Platänus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Plataneen, meist große und schöne Bäume mit in großen Stücken freiwillig sich ablösender Rinde, wechselständigen, gestielten, handnervigen und handförmig gelappten Blättern, hängenden, lang gestielten, kugeligen Blütenköpfen und in der Verdickung des Blattstiels sich entwickelnden Knospen. Morgenländische P. (P. orientalis *L.*), einer unserer schönsten Bäume, 20—25 Meter hoch, mit starkem, aber nicht sehr hohem Stamm, weit ausgreifenden Aesten, bis 24 Centim. im Durchmesser haltenden, tief eingeschnittenen, dreilappigen oder handförmig fünflappigen Blättern, deren Lappen lanzettförmig, oft wieder gelappt oder gezähnt sind, wird in mehreren Formen bei uns vielfach kultivirt. Abendländische P. (Wasserbuche, Sykomore, P. occidentalis *L.*), ein 20—30 Meter hoher Baum mit mehr pyramidenförmiger Krone und großen Blättern, welche meist nur drei, selten fünf kurze Abschnitte besitzen, außerdem oft noch grob gezähnt und wenigstens auf der Unterseite auch bleibend behaart sind, stammt aus Nordamerika und wird bei uns ebenfalls in mehreren Formen kultivirt, scheint aber weniger hart zu sein als der erstere. Beide zeichnen sich durch schnellen Wuchs aus und liefern ein vortreffliches Nutzholz. Die orientalische P. war schon im Alterthum, wie noch jetzt, allgemein beliebt; sie erreicht ein sehr hohes Alter und kolossale Dimensionen und wächst im ganzen Orient überall in der Nähe von Wasserläufen. Wahrscheinlich kam sie in sehr früher Zeit als heiliger Baum aus Vorderasien nach Europa und gelangte in der Folge auch nach Italien, wo sie zu Theophrasts Zeiten noch selten war, später aber mit Vorliebe angepflanzt wurde.

Platanen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Urticinen, Bäume mit wechselständigen, gestielten, handnervigen und handförmig gelappten Blättern mit tutenförmigen Nebenblättern und eingeschlechtigen, einhäufigen Blüten, welche gestielte, kugelförmige Köpfe bilden. Die männlichen haben kein Perigon, besitzen aus zahlreichen Staubgefäßen, welche mit keulenförmigen Schuppen regelmäßig gemengt sind; jene haben ein kurzes Filament und eine zweifächerige, mit längsspaltenen aufsteigende Antheren mit einem etwas keulenförmigen, an der Spitze schildförmigen Konnektiv. Die weiblichen Blüten sind ebenfalls ohne Perigon; es sitzen sich nur zahlreiche verkehrt keilförmige, behaarte Fruchtknoten, welche unterwärts mit einander, hierüber nicht zusammengedrängt stehen, einfächerig sind, je zwei übereinander stehende, wandständige Samenknospen enthalten und einen verlängert prismenförmigen Griffel tragen. Die Früchte sind einsamige Nüßchen, die am Grunde mit verbreiteten, geglieberten Haaren umgeben sind. Der längliche, mit dünnhäutiger Schale versehene Same enthält in der Are eines fleischigen Eiweißes einen gerade langen, geraden Keimling mit flachen, elliptischen Kotyledonen und langem Würzelchen. Die Familie besteht nur aus der einzigen Gattung Platanus L. (s. Platane).

Platani, südwestlicher Fluß auf der Insel Sicilien, entspringt in der Provinz Palermo, fließt durch die Provinz Caltanissetta und mündet nördlich vom Kap Bianco in der Provinz Girgenti ins Mittelmeer. P. ist der alte Halykos, einst die Grenze zwischen dem karthagisch-hen und griechischen Gebiet.

Plateau (franz., spr. -tō), Platte; dann besonders f. v. w. Hochebene (s. auch Ebene und Gebirge).

Plate-bande (franz., spr. -landǫ̃d), niedrige, schmale Einfassung, bes. in der Gärtnerei s. v. w. Rabatte; in der Baukunst s. v. w. Plättchen, Bortenstab.

Plate-forme (franz., spr. -fórm), s. Plattform.

Platen, altes Pomm. Geschlecht, das schon 1308 in Urkunden erwähnt wird und 1630 in den deutschen Reichsfreiherrenstand erhoben wurde. Die Ältere Linie ist in Schweden reichsfässig, die jüngere meinte K. P. zu Hallermund und führt das Prädikat Erlaucht. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Franz Ernst, Graf von P. zu Hallermund, geb. 1631 aus dem Haus Granzow auf Rügen, trat noch jung in hannöversche Dienste, ward 1670 Kammerherr und Geheimer Rath, 1674 Premierminister, 20. Juli 1689 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben und zugleich von Kurbrandenburg mit dem Generalerbpostmeisteramt belehnt; starb 1709.

2) August, Graf von P.-Hallermund, hervorragender deutscher Dichter, geb. 24. Okt. 1796 zu Ansbach als Sohn des preußischen Oberstallmeisters Grafen P., erhielt infolge des Uebergangs der fränkischen Fürstenthümer an Bayern seit 1806 seine Erziehung in der Kadettenschule zu München, trat 1810 in das Pagencorps, das selbst, 1815 als Leutnant in das bayrische Leibregiment König Max ein, mit dem er dem kurzen Feldzug von 1815 beiwohnte und bis 1817 bei der Okkupationsarmee in Frankreich verblieb. Nach der Heimkehr empfand der jugendliche Officier die Leere des Garnisonlebens und den Drang zu wissenschaftlicher Bildung um so stärker, als sich sein poetisches Talent bereits zu regen begann und in engeren Kreisen Hoffnungen erweckte. Er erhielt Urlaub, um sich in Würzburg und Erlangen Universitätsstudien (hauptsächlich philologischen und philosophischen) zu widmen. In Erlangen schloß er sich namentlich dagegen an den 1820 dortbin berufenen Philosophen Schelling an. Seine «Ghaselen» (Erlang. 1821) und «Lyrischen Blätter» (Leipz. 1821), «Vermischten Schriften» (Erlang. 1822) und «Neuen Ghaselen» (bal. 1823) gaben durch ihren Inhalt und vor allem durch ihre reine Form die Aufmerksamkeit hervorragender Schriftsteller und selbst Goethe's auf sich. Auf Ferienreisen gewann P. persönliche Beziehungen zu Goethe, Tieck, Jean Paul, Rückert, Uhland, G. Schwab, deren Anerkennung bald in ihm vorhandene starke Selbstgefühl rasch steigerte. Stand P. zunächst noch unter den Einflüssen der Romantik und namentlich der in den 20er Jahren allgültigen Muster der spanischen Dramen, so zeigten doch die Jugendbramen des Dichters, welche während seiner Erlanger Studienzeit entstanden («Der glückene Pantoffel», «Der Schatz des Rhampsinit», «Berengar», «Treue um Treue»), neben der Stoffwahl im Sinn der Romantiker einen selbständigen Zug zur Klarheit der Handlung und zur Bestimmtheit des Ausdrucks. Die Herbstreise des Jahrs 1824, welche P. nach der Schweiz und nach Venedig unternahm (sie trug als poetische Frucht die schönen «Sonette aus Venedig», entschied insofern über seine Zukunft, als der Dichter, der noch immer im Militärdienst stand, wegen Ueberschreitung seines Urlaubs eine mehrwöchentliche Arreststrafe in Nürnberg zu verbüßen hatte und nunmehr definitiv seinen Abschied nahm. Platens Entwicklung trat in diese Zeit mehr und mehr unter den einen bewußten Gegensatz zur Tagesbelletristik. Seine Einrichtung über die Stümperei und Unkunst nicht Nachromantiker, über die inhaltslosere Lyrik und Novellistik sowie über die geschmacksverwirrende Richtung der Schicksalstragödien konzentrirte sich in der nach Aristophanischen Muster geschaffenen Komödie: «Die verhängnisvolle Gabel» (Stuttg. 1826). Die Glocksgültigkeit, ja feindseligkeit, mit welcher in diesen literarischen Kreisen Deutschlands sein Enthusiasmus für Reinheit und Würde der Poesie aufgenommen wurde, verwehrten den Widerwillen des Dichters gegen jede Zudringlichkeit. Er trat daher 1826 eine Reise nach Italien an, welche sich in einen dauernden Aufenthalt im Lande der Kunst verwandelte, dessen Eigenart ihm in allen zuzagte. In Florenz, Rom und Neapel wurde der Dichter heimisch, und obschon er mit Lebensfragen zu kämpfen hatte, denen eine kleine Pension König Ludwigs I. von Bayern und ein Jahrgehalt der Gotta'schen Buchhandlung nur unvollkommen abhalf, blühte er sich in seinem selbstgewählten Leben als «wandernder Rhapsode» frei und glücklich. Die Polemik, die er in der «Verhängnisvollen Gabel» gegen die deutschen Literaturzustände erhoben hatte, spitzte er in der Komödie: «Der romantische Oedipus» (Stuttg. 1828) fort und hatte infolge dessen einen harten literarischen Kampf gegen Heine und Immermann zu bestehen, von denen namentlich der erstere einen giftigen und tief gehässigen Ton anschlug, welcher das Urtheil des größeren Publikums über P. vielfach leitete. Doch zählte der Dichter schon zu dieser Zeit Verehrer, welche, vom Ernst und von der Reinheit des Inhalts, von der Schönheit der Form seiner Dichtungen entzückt, selbst die Begrenzung des Platen'schen Talents überhaben oder ablegnieten. Die nächstfolgenden Jahre, welche der Dichter zum größten Theil in Neapel verbrachte (wo er mit dem Maler und Dichter A. Kopisch in freundschaftlichen Verkehr

Digitized by Google

trat), brachten die beste Entwickelung des Dichters. Neben zahlreichen lyrischen Gedichten, Oden und antiken Versformen, neben Balladen und Romanzen entstanden Platens letztes Drama: »Die Liga von Cambrai«, und das reizende thaufrische Märchenepos: »Die Abbassiden« (geschrieben 1830; gedruckt, Stuttg. 1834). In den »Geschichten des Königreichs Neapel« (Frankf. 1838) versuchte sich P. auch in der historischen Darstellung, ohne indeß auf diesem Gebiet sonderliche Erfolge zu erringen. 1832 starb Platens Vater, und dies sowie der Wunsch, seine Beziehungen zur Cotta'schen Verlagsbuchhandlung wiederum fester zu knüpfen, riefen P. nach achtjähriger Abwesenheit für kurze Zeit nach Deutschland zurück. Er lebte zwei Winter in Augsburg und München und redigirte die erste vollständige Sammlung seiner »Gedichte« (Stuttg. 1833), welche sich jetzt wachsender Theilnahme und Geltung erfreuten. Im Sommer 1834 ging der Dichter nach Italien zurück, lebte wieder einige Zeit in Florenz und Neapel, ging im Frühling 1835 zum erstenmal nach Sicilien, kehrte im Spätsommer nach Neapel zurück und ward durch die Besorgnis vor der Cholera zu einem Winterausflug nach Sicilien bestimmt. Im September kam er nach Palermo, im November nach Syrakus, wo er im Hause seines Gastfreundes Don Mario Landolina erkrankte und 5. Dec. 1835 (wie er es gewünscht hatte, fern von der Heimat) starb. P. ward im Garten der Villa Landolina bestattet und sein Grab 1869 mit einem Denkstein geschmückt. Zu Ansbach steht eine Statue des Dichters. Der ersten Ausgabe seiner »Sämmtlichen Werke« (Stuttg. 1839, in einem Band) folgten zahlreiche spätere Ausgaben (neueste von K. Gödeke, das. 1847, 5 Bde.; 1876, 2 Bde.), obwohl der Dichter im eigentlichen Sinn des Worts nicht populär zu werden vermochte. Der gehässigen Unterschätzung der echten Dichtergaben und des Künstlerwerths Platens folgte seit den 40er Jahren eine wachsende Ueberschätzung. Der Einfluß, den seine stolze Idealität und künstlerische Formstrenge auf die jüngere Dichtergeneration gewann, verleitete dazu, P. als den allein mustergültigen Dichter der Neuzeit hinzustellen, was er aus mehr als einem Grund nicht zu sein vermochte. Zunächst sind es die Kraft und der Wohllaut seiner Sprache, welche in seinen Liedern, Sonetten, Balladen und Romanzen sowie in den antikisirenden Oden, Eklogen, Idyllen und Hymnen erheben und wirken. Keineswegs aber war P. nur der Dichter der marmorglatten Form. Wenn ihm leidenschaftlichere und weichere Gefühle verschlossen sind oder nur ein flüchtiger Hauch derselben einzelne Gedichte durchdringt, so leiht er vielen starken, männlichen Empfindungen, dem Gefühl der Entschlossenheit, der Würde, ernster, schmerzbesiegender Fassung, edler Trauer, stolzem Freiheitssinn, den ergreifendsten und schönsten Ausdruck. »Was der Gesammterscheinung Platens und namentlich seinen größeren Werken mangelt, ist der Reichthum des Lebens und die sinnliche Fülle, und er kann in dieser Beziehung sehr wohl mit jenen Kunstreformatoren verglichen werden, die zuerst wieder Adel und Schwung der Linien, Bestimmtheit des Ausdrucks zu gewinnen trachten und darüber den Reiz und Reichthum der Farben verlieren« (A. Stern). Seinen »Poetischen und literarischen Nachlaß« gab Minckwitz (Leipz. 1852, 2 Bde.; 2. Aufl. 1854) heraus. Vgl. Minckwitz, Graf P. als Mensch und Dichter (Leipz. 1838); »Briefwechsel zwischen P. und Minckwitz« (das. 1836); »Platens Tagebuch 1796—1825« (herausgeg. von Pfeufer, Stuttg. 1860).

3) Adolf Ludwig Karl, Graf von P. zu Hallermund, geb. 10. Dec. 1814, seit Juli 1855 auswärtiger Minister Georgs V. von Hannover, hat viel zur Unpopularität der Regierung dieses Königs beigetragen. Seine dänenfreundliche Politik, welche im April 1864 zur Sprache kam, zog ihm in der hannöverschen Zweiten Kammer entschiedene Mißbilligung zu. Als die Katastrophe vom Sommer 1866 sich vorbereitete, sprach er sich noch im Mai für die Nothwendigkeit einer hannöverschen Neutralität aus, wandte sich dann aber Oesterreich zu und lehnte 15. Juni das preußische Ultimatum ab. Er begleitete darauf Georg V. nach Hietzing und stand seitdem im Mittelpunkte der von dort aus betriebenen antipreußischen Agitation. Namentlich in der Angelegenheit der Welfenlegion hatte sich P. so weit kompromittirt, daß ihm seitens der preußischen Regierung der Proceß wegen Hochverraths gemacht wurde und seine Verurtheilung in contumaciam erfolgte. Ein jüngerer Bruder von ihm, Graf Julius von P., geb. 26. Dec. 1816, Oberstleutnant a. D. und zu königlich hannöverschen Zeiten königlicher Oberschenk sowie Generalintendant des Hoftheaters und Hoforchesters, wurde 1. März 1867 Intendant des Hoftheaters und der königlichen Kapelle in Dresden.

Plater, Grafengeschlecht in Polen und Rußland, stammt aus Westfalen, erlosch in Deutschland 1659, besteht aber in Polen und Rußland in mehreren Linien, von deren Gliedern die bemerkenswerthesten sind:

1) Ludwig, Graf, poln. Patriot, geb. 14. Aug. 1774 zu Kraslaw in Livland, trat 1794 als Freiwilliger in das polnische Nationalheer und ward Adjutant des Generals Sierakowski. In der Schlacht bei Maciejowice verwundet, bekleidete er später die Stelle eines Provinzialforstmeisters. 1812 wurde er als Geisel in das Innere von Rußland geschleppt. 1815 trat er in den polnischen Staatsrath, wo er das Domänen- und Forstwesen leitete. Da er während der Revolution von 1830 mit Kniaziewicz zu Paris für seine Nation zu wirken versucht hatte, wurden nach der Unterdrückung des Aufstandes seine Güter konfiscirt. Er blieb daher zunächst in Paris, wo er Vicepräsident der Polnischen Literarischen Gesellschaft ward, siedelte aber 1840 nach Posen über, wo er 6. Okt. 1846 starb.

2) Stanislaus, Graf, Bruder des vorigen, geboren Mai 1782 zu Dawgieliszki in Litauen, stand 1806—1815 als Officier in polnischen Diensten, lebte dann längere Zeit in Posen und Paris und starb 8. Mai 1851 zu Wroniawa im Posenschen. Er hat sich als Historiker und Alterthumsforscher bekannt gemacht, insbesondere durch seinen »Atlas historique de la Pologne« (Pos. 1827), seinen »Plan de sièges et batailles en Pologne pendant le XVII. et XVIII. siècle« (das. 1828) und seine »Mata encyklopedia polska« (Lissa 1841—47, 2 Bde.).

3) Emilie, Gräfin, aus der Dussiaty'schen Linie, geb. 13. Nov. 1806 zu Wilna, lebte seit 1815 mit ihrer geschiedenen Mutter zu Ligna in Livland und bewirkte hier 1830 auf die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution in Warschau mit ihrem Vetter Cäsar P. einen Aufstand des Landvolks, trat selbst unter die freiwilligen Jäger von Wikomir, dann zu Parczewski's Korps und wurde Kapitän im 25. Linienregiment. Sie focht bei Przystowiany, Kowno, Schawle und Schawlany und folgte bei der Theilung des polnischen Heers dem Korps des Generals Chlapowski, bis derselbe das preußische Gebiet betrat. Sie suchte nun mit ihrem Vetter nach

Warschau zu gelangen, starb aber infolge der Strapazen 23. Dec. 1831. Sgl. Straszewicz, Emilie P., sa vie et sa mort (Par. 1833).

5) Edler, Graf, Bruder des vorigen, geb. 1810 zu Wilna, Sohn des Starosten von Samdor, Kasimir P., hielte anfangs das Schicksal seiner Cousine, gelangte aber glücklich nach Warschau, wo er als Landbote in den Reichstag trat. Nach dem Fall Warschau's ging er nach Paris, wo er Präsident der Polnischen Literarischen Gesellschaft ward, und starb 8. Febr. 1869 auf seinem Gut Gora im Polenschen.

6) Waclaw, Graf, Bruder des vorigen, nahm an dem Aufstand in Litauen als Reichs Ahntant theil, war dann Landbote von Wilkika und gründete später zu Paris das Journal: »Le Polonais« (1833—36). Er veranlagte die Adresse des englischen Volks zu Gunsten Polens, die 1832 dem Parlament überreicht ward. Auch 1863 war er für den polnischen Aufstand sehr thätig und lebt seitdem, mit der bekannten Schadyslavierin Karoline Bauer (s. d. 3) vermählt, in einer Villa am Züricher See.

Platessa, die Flunder.

Platte, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Regenwalde, an der Rega, mit Schloß und (1875) 2141 Einw.

Platin (Platina, v. span. plata, Silber) Pt, Metall, findet sich nur gediegen, fehlen in Würfeln krystallisiert, meist in kleinen rundlichen oder eckigen Körnern auf verschiedener Lagerstätte in Quarzgängen mit und ohne Gold, im Diorit verpflanzt und Serpentin, viel häufiger aber auf seifenartiger Lagerstätte im Sande der Flußbetten oder im Schuttland, auch enthält alles Silber, welches nicht direkt aus einer Scheidung herrührt, kleine Mengen P. Hauptfundorte des Platins sind Choco, Neugranada, Brasilien, Peru, Kalifornien, Borneo, Columbien und mehrere Distrikte des Uralgebirges (besonders Nischnij Tagilsk liefert Klumpen bis 12 Kilogr.); nachgewiesen wurde P. im Gold von Tilkerode, auf den Bleigruben bei Ibbenbüren, im Devonterrain Ostsarente, zu Roeraas in Norwegen, in Lappland, im Dregongebirge, auf Kuba, in Australien. Die durch einen Waschprozeß gewonnenen und als Platinerz, Polyxen, rohes P. in den Handel kommenden Körner sind Gemenge von P. mit Palladium, Rhodium, Iridium, Osmium, Ruthenium, Eisen, Kupfer, Blei und enthalten außerdem gewöhnlich noch Körner von Osmium-Iridium, Gold, Chrom- und Titaneisen, Spinell, Zirkon, Quarz. Im Durchschnitt beträgt der Platingehalt bei Platinerzen aus Columbia 76,8—86,8 Proc., aus Kalifornien 76,8—88,3 Proc., aus Oregon 50,4 Proc., aus Australien 59,8—61,4 Proc., aus Sibirien 73,8—76,9 Proc., aus Borneo 57,75—70,81 Proc. Zur Verarbeitung des Platinerzes wird dasselbe mit einer Mischung aus 1 Theil Königswasser und 2 Th. Wasser behandelt, die Lösung verdampft, die trockene Masse auf 125° erhitzt (um Palladium- und Iridiumsalz zu Chlorür zu reduciren), in Wasser mit Salzsäure gelöst und die Lösung mit Salmiak gefällt. Aus der vom ausgeschiedenen Platinsalmiak getrennten Lösung werden die Metalle durch Eisen gefällt; man behandelt dann den Niederschlag von überschüssigem Eisen, löst ihn aufs neue in Königswasser und erhält auf diese Weise, wie vorher, einen Niederschlag von Platinsalmiak (aus der Mutterlauge wie aus den Rückständen von der Behandlung des Platinerzes mit Königswasser werden die das P. begleitenden Metalle gewonnen). Den Platinsalmiak trocknet und glüht man, worauf man das zurückbleibende schwammförmige P. preßt und im Kalktiegel mit durch Sauerstoff angeblasenem Leuchtgas schmilzt (man hat mehr als 2 Ctr. auf einmal geschmolzen). Früher wurde das schwammförmige P. zerrieben, mit Wasser zu einem Brei vermengt, stark zusammengepreßt, sehr hart erhitzt und glühend unter schweren Hämmern in eine homogene Masse verwandelt. P. ist weiß mit einem Stich ins Graublaue, so weich wie Kupfer, sehr hämmerbar und dehnbar, kaum weniger zäh als Eisen, schweißbar, vom spec. Gew. 21,4, Atomgew. 197,4, an der Luft bei jeder Temperatur unveränderlich, schmilzt im Knallgasgebläse (bei 1400—1480°), absorbirt dabei Knallgas, erhärtet unter Sprühen (weßhalb das gegossene P. noch unter dem Hammer verdichtet werden muß), ist nur löslich in Königswasser und, wenn es mit einem in Salpetersäure löslichen Metall legirt ist, mehr oder weniger in Salpetersäure. Geringer Rhodium- und Iridiumgehalt macht es widerstandsfähiger (das P. des Handels enthält mit bis 2 Proc. Iridium). Ob verbindet sich direkt mit Chlor, Brom, Jod, auch mit Schwefel, Phosphor, Arsen. Die ätzenden Alkalien, noch leichter ein Gemisch von Salpeter und Aetzkali greifen es bei Rothglut an; beim Erhitzen mit Kieselsäure und Kohle wird es kieselhaltig und spröde (bedarfshalber Platintiegel nicht zwischen Kohlen erhitzt werden); auch durch Einwirkung der Leuchtgas- und Spirituslammen erfährt es eine Molekularveränderung, wird spröde und grau und, wenn man es nicht nach dem Gebrauch mit rundförmigem Seefand polirt, endlich spröde. In sehr feiner Vertheilung erhält man P. als Platinschwarz aus dem Chlorür des Platinsalmiaks, in noch feinerer als schwarzes Pulver (Platinschwarz, Platinmohr) durch Vermischen einer Lösung von Platinchlorid mit Eisenvitriol und Natronlauge und Zerlegen mit Salzsäure. P. verdichtet auf seiner Oberfläche bedeutende Mengen Sauerstoff, in besonders hohem Grad findet sich aber diese Eigenschaft beim Platinschwamm und Platinschwarz. Ersterer entzündet einen Strom Wasserstoff (Döbereiners Feuerzeug) und bewirkt die Explosion des Knallgases. Platinmohr absorbirt über 250 Volumina Sauerstoff und wirkt dann auch bei Ausschluß der Luft erodirend; es verwandelt Alkohol sehr schnell in Essigsäure, Ameisensäure in Kohlensäure und Wasser. Aber auch glühender Platindraht glüht fort in mit Luft gemischtem Leuchtgas oder Alkoholdampf, indem er auf seiner Oberfläche den Sauerstoff der Luft oder Dämpfe bewirkt (Platinräucherapparat, Glühlampchen). Durch langes Liegen an der Luft wird das Platinschwarz unwirksam, durch vorsichtiges Erhitzen und Digestion mit Schwefelsäure aber wieder wirksam. P. tritt in manchen Verbindungen vierwerthig auf, doch erscheint auch der Atomkomplex Pt, beständig; man kennt ein Oxydul PtO und ein Oxyd PtO_2. In Amerika war das P. lange bekannt, es fand jedoch keine Verwendung, da man es nicht verarbeiten konnte; 1750 wurde es von Watson als eigenthümliches Metall beschrieben. Wollaston, welcher 1803 und 1804 im Platinerz noch Palladium und Rhodium auffand, entdeckte auch die Schmiedbarkeit des P. und lehrte damit den Grund zu der Platinindustrie, welche der wissenschaftlichen Chemie auch auch der Technik wesentliche Dienste leistete, indem sie solch feuerbeständige und gegen die meisten Reagentien widerstandsfähige Gefäße lieferte. In Rußland prägte man 1827—1845 Platinmünzen (in Stücken von 3, 6 und 12 Rubel), welche aber seitdem wieder eingezogen wurden. Gegenwärtig werden in Paris Denkmünzen und

Digitized by Google

Medaillen aus P. geprägt. Die erste Platinmedaille soll 1783 zu Ehren Chabaneau's, der angeblich zuerst P. technisch verarbeiten lehrte, geprägt worden sein. Einen wesentlichen Fortschritt machte die Platinindustrie durch die Untersuchungen von Sainte-Claire-Deville und Debray, welche auch das Schmelzen größerer Mengen mit Hülfe von Knallgas lehrten. Gegenwärtig dient das P. hauptsächlich zu Blechen, Drähten, Tiegeln, Löffeln, Löthrohr- und Blitzableiterspitzen, Retorten, Zangen, Kesseln für Affinirwerke und Schwefelsäurefabriken (Kessel zur täglichen Concentrirung von 160 Ctr. Säure), ferner zur Konstruktion galvanischer Elemente, zu Senflöffeln, Galanteriewaaren, Uhrketten, Dosen, Glühlampen, Feuerzeugen, Normalmaßen, bei der Beleuchtung (Platingas) und, wie erwähnt, zu Medaillen. Für manche Zwecke ersetzen das reine P. auch mit P. plattirte Kupfergegenstände; auch verplatinirt man andere Metalle, Glas (Platinspiegel) und Porzellan, und in der Porzellanmalerei wird P. als Scharffeuerfarbe und zur Herstellung des Glanzplatins und der sogen. Lüstrefarben, welche zu Verzierungen auf Porzellan, Fayence und feinem Steinzeug dienen, angewandt. Die jährliche Ausbeute an P. beträgt etwa 56 Ctr., nämlich in Südamerika 8,5, auf Borneo 2,5 und am Ural 45 Ctr.

Platinchlorid $PtCl_4$ entsteht beim Lösen von Platin in Königswasser; die tief, aber rein gelbe Lösung gibt beim Verdampfen eine rothbraune Salzmasse, welche beim Austreiben des Krystallwassers braunroth wird. P. schmeckt widrig scharf metallisch, ist löslich in Wasser, Alkohol und Aether, färbt organische Stoffe braunroth, gibt beim Erhitzen grünlichgraues unlösliches Platinchlorür $PtCl_2$ und hinterläßt endlich Platin. Zink, ameisensaures Natron, Eisenvitriol reduciren das P. besonders beim Sieden vollständig. Chlorkalium fällt aus der Lösung gelbes Kaliumplatinchlorid K_2PtCl_6 in kleinen Oktaëdern, welches sich schwer in Wasser löst und beim Erhitzen in Chlorkalium, Platin und Chlor zerfällt. Chlorammonium fällt aus P. gelbes Ammoniumplatinchlorid, Platinsalmiak $(NH_4)_2PtCl_6$ in Oktaedern, die sehr schwer löslich sind und beim Glühen 44,3 Proc. Platinschwamm hinterlassen. P. dient als Reagens auf Kalium- und Ammoniumverbindungen, zum Verplatiniren, zum Ornamentiren von Thonwaaren, zu Platinspiegeln und zur Herstellung eingebrannter Photographien.

Platinerz, s. Platin.

Platingas, s. Leuchtgas, S. 771.

Platinlegirungen. Platin schmilzt mit Blei, Zinn, Zink, Antimon, Wismut, Arsen zusammen. Silber verliert durch Platin die schöne weiße Farbe und die Dehnbarkeit; die Goldlegirungen sind gelblichweiß oder grauweiß und sollen der Einwirkung der Alkalien gut widerstehen. Gold- und Silberlegirungen, auch solche mit Palladium werden in der Zahntechnik bei künstlichen Gebissen ꝛc. benutzt. Kupfer wird durch wenig Platin rosenroth, gleiche Theile Platin und Kupfer geben eine goldgelbe, geschmeidige Legirung; andere Kupferlegirungen (auch mit Zinn) sind dem Gold an Farbe, Glanz und Dauer sehr ähnlich. 4 Theile Platin mit 3 Th. Silber und 1 Th. Kupfer geben das zu Stahlfedern geeignete Federplatin. Gleiche Theile Stahl und Platin liefern ein unübertreffliches weißes Spiegelmetall. Iridium macht Platin härter, widerstandsfähiger gegen Feuer und chemische Agentien. Eine Legirung aus 78,7 Platin und 21,3 Iridium wird vom Königswasser nur sehr langsam, Legirungen mit 25—30 Proc. Iridium werden kaum angegriffen und sind hart und hämmerbar. Auch eine Legirung aus 92 Platin, 5 Iridium, 3 Rhodium ist widerstandsfähiger als reines Platin. Platiniridiumlegirungen eignen sich deshalb trefflich zu allerlei Geräthen, und eine solche mit 10 Proc. Iridium dient zur Herstellung von Urmaßen. Diese Legirung ist sehr hart, ebenso elastisch wie Stahl, schwerer schmelzbar als Platin und ganz unveränderlich.

Platinmetalle, die im Platinerz neben Platin vorkommenden Metalle Osmium, Iridium, Ruthenium, Rhodium und Palladium, welche mit Ausnahme des letztern nur im gediegenen Platin gefunden werden. Die Körner des letztern sind von ungleicher Beschaffenheit; einige werden nämlich von Königswasser gelöst, andere nicht. Die ersteren enthalten überwiegend Platin und daneben Iridium, Rhodium, Palladium, Eisen, Kupfer, etwas Osmium und sehr wenig Ruthenium, die letzteren, weit härteren Flittern und Körner sind Osmiumiridium und enthalten überwiegend Iridium, Osmium, Rhodium und Ruthenium, daneben wenig Platin, Palladium, Eisen, Kupfer. Nach dem Behandeln des Platinerzes mit Königswasser bleiben diese Körner und Flittern zurück (Platinrückstände) und werden dann nach verschiedenen Methoden weiter in ihre Bestandtheile zerlegt. Die P. gleichen einander in der leichten Reducirbarkeit aus Verbindungen, in dem bedeutenden Vereinigungsstreben zu den Halogenen und in der Fähigkeit ihrer Chloride, mit Salmiak und Chlorkalium schwer lösliche Doppelsalze zu bilden; nach dem Atomgewicht und specifischen Gewicht zerfallen sie aber in zwei Gruppen, nämlich:

	Atomgewicht	spec. Gew.		Atomgewicht	spec. Gew.
Ruthenium	104,4	11,0	Osmium	197,4	21,4
Rhodium	104,4	12,1	Iridium	198,0	21,15
Palladium	106,6	11,4	Platin	199,0	21,3

Abgesehen von diesen Verschiedenheiten, gleichen sich Platin und Palladium, Iridium und Rhodium, Osmium und Ruthenium in hohem Grade. Durch ihr chemisches Verhalten schließen sich die P. in mancher Hinsicht dem Eisen an. In der Schmelzbarkeit bilden die P. vom schwerschmelzbarsten bis zum wenigst strengflüssigen folgende Reihe: Osmium, Ruthenium, Iridium, Rhodium, Platin, Palladium.

Platinmohr, **Platinmünzen**, s. Platin.

Platinrückstände, s. Platinmetalle.

Platinschwamm, **Platinschwarz**, s. Platin.

Platinspiegel, s. Spiegel.

Platitude (franz., spr. -tüd), Plattheit, Gemeinheit, gemeiner Ausdruck.

Platner, 1) Ernst, Anthropolog, Sohn des berühmten Chirurgen Johann Zacharias P. (geb. 16. Aug. 1694 zu Meißen, gest. 19. Dec. 1747 als Professor zu Leipzig), geb. 11. Juni 1744 zu Leipzig, studirte daselbst seit 1762 Medicin, bereiste 1768 Frankreich und die Niederlande und erhielt 1770 zu Leipzig eine außerordentliche Professur der Medicin, 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 eine außerordentliche und 1811 eine ordentliche Professur der Philosophie. Er starb in Geisteszerrüttung 27. Dec. 1818. Unter seinen Schriften, die namentlich auf den engen Zusammenhang der Psychologie und Medicin hinweisen, sind hervorzuheben: »Anthropologie für Aerzte und Weltweise« (Leipz. 1772—73, 2 Bde.;

neu bearb., daf. 1790); »Philosophische Aphorismen« (daf. 1776—82, 2 Bde., u. öfter); »Quaestiones physiologicae« (daf. 1794); »Quaestiones medicinae forensis« (daf. 1797—1817; neu herausgeg. von Choulant, daf. 1824).

2) Ernst Zacharias, Maler und Kunstschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1. Okt. 1773 zu Leipzig, besuchte die dortige Zeichenakademie unter Oeser, setzte seine Studien seit 1790 zu Dresden, seit 1797 in Wien fort und ging 1800 nach Rom, wo er 1823 zum Professor ehrenhalber ernannt ward. Von seinen Kompositionen wurden am bekanntesten seine Verlobung der Hagar und Hagars Noth in der Wüste. Durch Niebuhr wurde er als einer der thätigsten Mitarbeiter an der »Beschreibung der Stadt Rom« (Stuttg. 1829 fl.) gewonnen. Er starb 14. Okt. 1855 in Rom.

3) Eduard, Rechtsgelehrter, Bruder des vorigen, geb. 30. Aug. 1788 zu Leipzig, habilitirte daselbst und zu Göttingen, ward 1811 außerordentlicher, 1814 ordentlicher Professor der Rechte zu Marburg und erhielt 1836 das Prädikat Geheimer Hofrath; starb 5. Juni 1860 daselbst. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Beiträge zur Kenntnis des attischen Rechts« (Mark. 1820); »Der Proceß und die Klagen bei den Attikern« (Darmst. 1824—25, 2 Bde.); »Quaestionum de jure criminum Romanum« (Mark. 1842).

Platon, neben Aristoteles der größte unter den Philosophen des Alterthums, wurde 429 v. Chr. zu Athen in vornehmer Familie geboren. Sein Vater Ariston gehörte von berühmter Geschlechte des Kodros ab, und seine Mutter Perktione konnte sich der Verwandtschaft mit den Nachkommen Solons rühmen. Anfänglich Dichter, wendete sich P. der Philosophie zu, um Soll den ersten philosophischen Unterricht von Kratylos, einem Herakliteer, erhalten haben. Entschieden für seine ganze spätere Thätigkeit wurde seine Bekanntschaft mit Sokrates, dessen Anleitung und Umgang er von 408 bis zu dem Tode desselben (399) genoß. Das Märtyrerthum desselben, bei welchem er jedoch nicht zugegen war, machte auf ihn einen erschütternden Eindruck und daß seinem Philosophieren eine tiefsich sehr Richtung, durch welche er sich den Sophisten seiner Zeit gegenüber ausgezeichnet. Nach Sokrates' Tode ging er nach Megara zu Euklides, wurde daselbst mit der eleatischen Philosophie bekannt und besuchte auf Reisen, die ihn nach Kyrene, Aegypten, Kleinasien, Großgriechenland, wo er die Philosophie der Pythagoreer kennen lernte, und nach Sicilien führten, wo er mit Dion, dem Schwager des ältern Dionysios, einen Freundschaftsbund schloß. In seinem 40. Lebensjahr nach Athen zurückgekehrt, begründete er daselbst eine philosophische Schule, die von der Oertlichkeit, dem Garten des Akademos, den Namen Akademie führte. Seine Lehrweise soll eine sogisch gewesen, allmählich jedoch der akroamatischen näher gekommen sein. Seine von da an bis zu seinem Lebensende fortgesetzte Lehrthätigkeit wurde durch zwei weitere sicilische Reisen unterbrochen, durch welche P. nach dem Tode des ältern Dionysios seinen Staatsideale in Syrakus vergebens Boden zu verschaffen versuchte. Sein Tod erfolgte 347 (nach Seneca an seinem 82. Geburtstag); bestattet wurde P. am Kerameikos in der Nähe der Akademie, wo noch Pausanias sein Grabmal sah. Seine Schriften (44 in 64 Büchern, die unechten mitgezählt) sind vollständig auf uns gekommen. Ihre keineswegs zufällige, sondern aus der von Sokrates überkommenen Tendenz, zu eigener Forschung anzuleiten, entsprungene Darstellungsform ist die dialogische. Fast keine einzige derselben ist rücksichtlich ihrer Echtheit unbestritten geblieben. Für ihr Verständnis gilt der Grundsatz, daß sie nicht (wie die Aristoteliker) ein fertiges System in seinen verschiedenen Theilen darstellen, sondern eine steigende Reihe und Vertiefung nachweisen, und zwar nicht bloß eine methodische Steigerung für die Lernenden (Schleiermachers Ansicht), sondern verschiedene Entwickelungsstufen des Lehrenden (K. F. Hermanns Ansicht). Letzterer kennt die Wahrscheinlichkeit für sich, daß Sokrates, P. zugehörige drei Perioden der schriftstellerischen Entwickelung Platons angenommen. Man unterscheidet die Zeit bis nach dem Tode des Sokrates, darin die des Aufenthalts in Megara und den nächsten Reisen und endlich diejenige von der Gründung der Akademie bis zu Platons Tod. In der ersten ist P. noch durchaus Sokratiker; der Inhalt der Gespräche (Apologie, Ion, Charmides, Laches, Meno, Gorgias u. a.) ist die Untersuchung ethischer Begriffe, ihre Methode die Induktion, ihre Tendenz Feststellung von Begriffen als dem Wesen der Gegenstände. Die zweite Periode umfaßt die sogen. dialektischen Dialoge, in welchen in Gegensatz gegen die Sophisten und im Einklang mit den Eleaten ein Reich des objektiv Gewissen und wahrhaft Wirklichen (der Ideen) gewonnen werden soll. Dahin gehören der Theätet, der Sophistes, Politikos und Parmenides. In der dritten Periode werden vom Standpunkte der erreichten Ideenlehre die einzelnen philosophischen Wissenschaften (Theät., Sophist, Politik e.) bearbeitet und der Versuch zu einer einheitlichen Zusammenfassung des Ganzen gemacht. In diese fallen, gleichsam als »Vorwort und Einleitung«, der Phädros und das Gastmahl, dann der Phädon, Philebos, Republik, Timäos und die Gesetze. Die Schriften der ersten beiden Perioden stehen den exagogischen Weg, auf welchem P. selbst zu seiner eigentümlichen Philosophie (der Ideenlehre) gelangte, in der legten den konstruktiven Weg, auf welchem P. die Gesammtheit des menschlichen Wissens auf dieser abzuleiten versuchte. Von den Alten sind dieselben theils in Trilogien (Kritophanes von Bosanz), theils in Tetralogien (Thrasyllos) zusammengestellt; von den Neueren ist deren Reihenfolge sehr verschieden bestimmt worden. Durch Aristoteles als oft besprochen sind die Schriften: Republik, Timäos, Gesetze, Phädon, Phädros, Gastmahl, Menon, Gorgias, Hippias (minor), Menexenos, Theätet, Philebos, Sophistes, Politikos, Apologie des Sokrates, Lysis, Laches, Protagoras und Euthydemos. Außerdem gelten (nach Schleiermacher) für echt: Parmenides, Charmides, Euthyphron, Kriton, Kratylos, Kritias, als unecht (oder halbecht): Ion, Hipparch, Alkibiades I. und II., Theages, Erastä, Hippias (major) und Klitophon. Die frühesten Schriften verfaßte P. (nach Ueberweg) wohl noch vor dem Tode des Sokrates, den Phädros 386 oder 385, das Gastmahl 385 oder 384, dann in den Zeitraum von 382—367 die Republik, den Menon und Phädon, gegen das Ende seines Lebens die Schrift über die Gesetze (den zweitbesten Staat), welche die Durchführbarkeit seines Staatsideals im Leben darthun sollte. Ausgaben sind: die lateinische von Marsilius Ficinus (später. 1483—84); die griechische von Aldus Manutius (1513); später von Stephanus mit lateinischer Uebersetzung (Par. 1578, 3 Bde.; die Seitenzahlen dieser Ausgabe werden auch unseren Ausgaben beigedruckt); neuere Ausgaben: Zweibrücker 1781—87, die von Becker (Berl. 1816—23, 10 Bde.), von Ast (Leipz. 1819—32, 11 Bde.), von Stallbaum

Digitized by Google

(daſ. 1836—75, 10 Bde.), von Orelli und Baiter (Zür. 1839—42, 2 Bde.; kleinere Ausg. 21 Bdchn.), in der Engelmann'ſchen Sammlung (mit Ueberſetzung, Leipz. 1841—57, 26 Thle.), von Hermann (neue Ausg., daſ. 1873—74, 6 Bde.), griechiſch und lateiniſch von Schneider (Par. 1846—56, 2 Bde.; Bd. 3 von Dübner 1874). Ueberſetzungen lieferten Schleiermacher (3. Aufl., Berl. 1855—62, 3 Bde.), Müller (Leipz. 1850—66, 8 Bde.), Auswahl von Eyth u. a. (Stuttg. 1868, 3 Bde.). Weitere Hülfsmittel ſind: Tennemann, Syſtem der Platoniſchen Philoſophie (Leipz. 1792—95, 4 Bde.); Aſt, Platons Leben und Schriften (daſ. 1816); K. F. Hermann, Geſchichte und Syſtem der Platoniſchen Philoſophie (Heidelb. 1839, Bd. 1); Aſt, Lexicon Platonicum (Leipz. 1834—38, 3 Bde.); Bonitz, Platoniſche Studien (2. Aufl., Berl. 1875); Suſemihl, Die genetiſche Entwickelung der Platoniſchen Philoſophie (Leipz. 1855—60, 2 Bde.); Stein, Sieben Bücher zur Geſchichte des Platonismus (Götting. 1869—75, 3 Bde.); Steinhart, Platons Leben (Leipz. 1873); Teuffel, Ueberſicht der Platoniſchen Literatur (Tübing. 1874). Ueber die Reihenfolge vgl. Ueberweg, Ueber die Echtheit und Zeitfolge Platoniſcher Schriften. Gekrönte Preisſchrift (Wien 1861). Ueberweg hält den Parmenides für unecht.

Die Platoniſche Philoſophie ſelbſt iſt ſo wenig wie irgend eine andere Erſcheinung in der Geſchichte der Philoſophie gleich Pallas aus Zeus' Haupt entſprungen, ſondern durch Aneignung und Fortbildung der Vorgänger entſtanden. P. hat ſchon vor ſeinem Bekanntwerden mit Sokrates durch ſeinen Lehrer, den Herakliteer Kratylos, Anregungen aus der Schule des »ewigen Fluſſes«, nach dem Tode des Sokrates durch ſeinen Aufenthalt in Megara und ſeine Bekanntſchaft mit der eleatiſchen Philoſophie ſolche aus der Schule des »ewigen Seins« empfangen. Durch beide wurde er beſtimmt, im Gegenſatz zu Sokrates, welcher im Kampf gegen die Sophiſten die logiſchen und ethiſchen Probleme vorangeſtellt hatte, wieder auf die metaphyſiſchen zurückzugehen und an die Spitze der Philoſophie nicht ſowohl die Frage nach dem Wahren und Guten, als nach dem wahrhaft Wirklichen (dem ſchlechthin Seienden) zu ſtellen. Erſtere ſollten dadurch keineswegs beſeitigt oder zurückgeſetzt, ſondern vielmehr mit den letzteren auf das innigſte verſchmolzen werden. Das Mittel dazu bot die Sokratiſche Lehre vom Begriff, welche dieſer der Leugnung eines allgemeinen Wahren und Guten durch die Sophiſten entgegengeſtellt hatte. Der Begriff als Zuſammenfaſſung der allen Gliedern einer Art gemeinſamen Merkmale iſt ein Unveränderliches und Bleibendes, das allen individuell verſchiedenen Auffaſſungen desſelben, wie der Gattungscharakter allen individuell verſchiedenen Exemplaren der Gattung, zu Grunde liegt. Derſelbe beſitzt (als Bleibendes) diejenige Eigenſchaft, welche ſowohl Herakliteer, die das »Anderswerden«, wie Eleaten, welche die »Unveränderlichkeit« für das Bleibende erklären, als Weſen des Seienden anſehen. Derſelbe beſitzt aber ferner (als »Einheit der Vielheit«) jene Eigenſchaften vereinigt, deren jede für ſich von einer der beiden entgegengeſetzten Schulen (von den Eleaten die »Einheit ohne Vielheit«, von den Herakliteern die »Vielheit ohne Einheit«) als Weſen des Seienden ausgegeben wird. Durch erſtere Bemerkung wird P. veranlaßt, den »Begriff« (das Allgemeine, die Gattung) für das wahrhaft Seiende zu erklären. Letztere Bemerkung führt ihn dahin, jedes wahrhaft Seiende als eine »Vereinigung von Gegenſätzen«, als eine »Harmonie«, anzuſehen. Da nun nach Sokrates der Begriff allein Wiſſen (Wahrheit), das Gute (die Tugend) aber »lehrbar«, alſo ſelbſt Wiſſen (Begriff) iſt, ſo fallen, nachdem der Begriff durch P. zum allein wahrhaft Seienden erhoben worden iſt, die Umfänge des Wahren und Guten (alſo des Vernünftigen einer-) und des Seienden (des Wirklichen anderſeits) in Eins zuſammen. Dieſes Vernünftige, welches wirklich, und Wirkliche, welches vernünftig iſt (das realiſirte Vernünftige), nennt P. Idee und macht es zum ausſchließlichen Gegenſtand ſeiner Philoſophie als Ideenlehre. Dasſelbe iſt jedoch keineswegs ein einziges (wie das Sein der Eleaten), ſondern da es der Begriffe viele gibt (z. B. Begriff des Guten, des Schönen, der Seele, des Staats ꝛc.) und die Ideen eben nichts anderes als hypoſtaſirte Begriffe ſind, ſo muß es nicht nur viele Ideen geben, ſondern dieſelben müſſen auch unter einander (wie es bei den Begriffen der Fall iſt) in mannigfachen Verhältniſſen der Ueber- und Unterordnung, Begründung und Abfolge ꝛc. zu einander ſtehen, und es muß eine Idee geben, welche als »Sonne im Ideenreich« alle übrigen Ideen unter ſich befaßt. Als dieſe wird von P. die Idee des Guten bezeichnet und dadurch der ſtreng ethiſch vollkommene Charakter des geſammten Ideen- als des ſchlechthinnigen Vernunftreichs aufs ſtärkſte betont. Eben darum aber ſieht ſich auch P. im Hinblick auf den unvollkommenen Charakter der ſinnlich wahrnehmbaren Welt genöthigt, zuzugeſtehen, daß die Welt der Ideen »nicht von dieſer Welt«, ſondern als metaphyſiſche Welt zwar das Muſter- und Vorbild dieſer Welt, ſelbſt aber eine »außer«-, beziehungsweiſe »überweltliche« Welt ſei. P. verſetzt daher dieſelbe, indem er zum mythiſchen Ausdruck ſeine Zuflucht nimmt, in eine jenſeit des Firſterngewölbes auf deſſen von uns abgekehrter Seite gelegene und deshalb irdiſchen Blicken unzugängliche Region, das ſogen. Empyreum (den Feuerraum der Pythagoreer). Der Einblick in dieſe (außer der Sinnlichkeit gelegene) Welt iſt der Seele nur, bevor ſie in die ſinnliche Welt eintritt (vor der Geburt in einen irdiſchen Leib), oder während des irdiſchen Daſeins nur in Momenten und Zuſtänden geſtattet, wo ſie ſelbſt von den Banden der Sinnlichkeit frei, alſo entweder (wie der Seher und Dichter) von einem »heiligen Wahnſinn« berauſcht, oder (wie der Philoſoph) über die niederen Stufen des ſinnlichen Wahrnehmens und mathematiſchen Denkens hinaus in den Beſitz der Philoſophie (der Ideenlehre) gelangt iſt. Wie die Ideenwelt die einzige wirkliche Welt, ſo iſt die Ideenlehre die einzige wirkliche Wiſſenſchaft, obgleich niemand ohne Vorbereitung durch das Studium der »Geometrie« (der mathematiſchen Wiſſenſchaften) zu derſelben gelangen kann. Dieſelbe iſt im Grund als Wiſſenſchaft vom wahrhaft Seienden (nach modernem Sprachgebrauch) ausſchließlich Metaphyſik, da das Seiende aber mit dem Wahren und Guten identiſch iſt, zugleich Logik und Ethik. Eine Scheidung der einzelnen philoſophiſchen Disciplinen findet daher bei P. ebenſowenig ſtatt wie (trotz mannigfacher Anſätze) ein eigentliches Syſtem. Dagegen wird von dem ausſchließlichen Gegenſtande der Philoſophie (den Ideen) entweder im allgemeinen (von deren Weſen, Eigenſchaften, Zuſammenhang ꝛc.) oder im beſondern (von Weſen, Eigenſchaften, Folgen ꝛc. einzelner Ideen) gehandelt. Jenes geſchieht in der ſogen. Dialektik, die er die Wiſſenſchaft vom wahrhaft und unwandelbar Seienden nennt, dieſes in den geſprächsweiſe belehrenden Abhandlungen einzelner Ideen (wie

z. B. jener des Schönen im Gastmahl, des Guten im Philebos, des Staats in der Republik, der Seele im Phädon, des Weltgebäudes im Timäos u. dgl.), welche die Sterne der einzelnen philosophischen Wissenschaften (Aesthetik, Ethik, Politik, Psychologie, Kosmologie rc.) vertreten. Die Methode, die er in diesen befolgt, besteht darin, daß er das Seiende, welches als Idee eine »Vereinigung von Gegensätzen« ist, zuerst in seine Gegensätze zerlegt und durch ein gemeinsames Band dieser letzteren das richtige Verhältnis, die Harmonie zwischen den Gegensätzen, herstellt. So ist die Seele als Idee zwar ein »Unsinnliches«; aber sie setzt nichtsdestoweniger »Theile« voraus, die sich zu einander wie »Vernünftiges« und »Vernunftloses« (also als Gegensätze) verhalten, und deren letzterer abermals in zwei Theile, einen festen (dem Vernünftigen verwandten) und einen schlechteren (vom Vernünftigen abgewandten), gespalten ist. Durch den zwar vernunftlosen, aber der Vernunft nicht ab-, sondern zugewandten Theil (den P. »den Muthigen nennt) wird zwischen der Vernunft und ihrem Gegentheil ein Band hergestellt und durch dieses das »Leben«, welches »Sinn mit der Seele« ist und zu dieser gehört wie »die Wärme zum Feuer«. Da nun das Feuer zu erwärmen nicht aufhören kann, so schließt P., daß auch die Seele zu leben nicht aufhören und ebensowenig zu leben angefangen haben könne, und erweist mittels dessen sowohl die Präexistenz der Seele vor der Geburt wie deren Fortdauer nach dem Tod. Im Anschluß hieran fällt die Tugend als Idee mit der Gerechtigkeit, d. h. mit dem richtigen Verhältnis der Seelentheile, der Staat als Idee mit dem richtigen Verhältnis der Staatsstände (der »Lehr-, Wehr- und Nährkraft), welche durch die Stände der Philosophen, Wächter (Krieger) und Gewerbetreibenden repräsentirt werden, zu und unter einander zusammen. Diese Platonische Staatsidee, in deren Verfolg P. zur Erziehung des Staatswesens zu den rücksichtslosesten Folgerungen (Aufhebung der Freiheit und Selbstbestimmung des Einzelnen, der Familie, des Eigenthums, Einführung der Weibergemeinschaft, gemeinschaftliche Erziehung rc.) fortging, ist, wie es selbst in theilweiser Nachahmung des spartanischen Staatswesens enthalten war, das an Generalität unerreichte Vorbild aller späteren »Utopien« und »Staaten« geworden. Ungeachtet nun P. die Ideenlehre für die einzige wirkliche Wissenschaft erklärt, hat er es doch so wenig wie die Eleatischen Philosophen verschmäht, neben dieselbe als Wissenschaft von der übersinnlichen Welt eine Physik als Lehre von der sinnlichen oder Erscheinungswelt zu setzen. Jener kommt der letzteren kein wirkliches Sein, sondern nur ein »zwischen Sein und Nichtsein schwebendes«, aus beiden gemischtes Sein oder »Werden« zu, wie auch die Elemente die sichtbare Welt für Bewegung erklärten. Als Substrat derselben läßt P. eine chaotische Masse (dem Material der Handwerker ähnlich) existiren, aus welcher der Weltbildner (Demiurgos) die sichtbare Welt nach dem Muster der (unsichtbaren) Ideenwelt (wie der Schreiner den Tisch, nach dem Muster der Idee eines solchen, aus Holz) geschaffen. Das Band zwischen beiden und zugleich das die sichtbare Welt bewegende Princip nennt P. die Weltseele und betrachtet das Universum als ein aus Leib und Seele bestehendes, mit Vernunft begabtes, weder alterndes, noch vergehendes, sich selbst genügendes Wesen, als einen »seligen Gott«. Seine Gestalt ist, als die vollkommenste, die Kugelform, seine Bewegung, als die vollkommenste, die Kreisbewegung um die im Mittelpunkt ruhende Erde, welche Mond, Sonne, fünf Planeten und am äußersten Rande die Fixsternsphäre umkreisen. Auch den Wolkkörpern bildete der Demiurg aus demselben Stoff die Seelen nach der Zahl der Gestirne, welche, wenn das Materielle in ihnen das Höhere überwältigte, von diesen zur Erde herabsinken und irdische Leiber annehmen müssten, wenn sie aber während des Erdenlebens den Sinnlichkeit zu widerstehen vermocht hatten, nach dem Tode wieder von denselben befreit werden konnten. Diese (orientalische) Idee der Seelenwanderung ist, mannigfach mythisch ausgeschmückt, von P. auf eine fast mehr pharmäutische als philosophische Weise fortgeführt übergegangen. Dieselben hatten anfänglich ihren Sitz in Gestalt einer förmlichen Korporation sich unter einander ablösender Scholarchen zu Athen in der Akademie, wo P. gelehrt hatte, und die selben ihren Namen auf Universitäten und Akademien vererbt hat, und werden daher selbst als Akademien bezeichnet. Der erste Vorsteher der Schule (347—339 vor Chr.) war Speusippos, Platons Schwestersohn, auf welchen Xenokrates (339—314), Polemon (314—270), Krates (l. d.) und Arkesilaos (316—241) folgten. Mit letzterem beginnt die sogen. »mittlere«, mit Karneades (214—129) die sogen. »neuere« Akademie (beide im Gegensatz zur »ältern« so unterschieden), in welcher der Platonismus durch Polemik gegen die skeptische Erkenntnistheorie in völligen Skepticismus ausarten und dadurch dem Wiederaufleben der sogen. Neuplatoniker (s. Neuplatonismus) den Weg bahnte. Durch diese hat derselbe in das Christenthum und in die scholastische Philosophie Eingang gefunden, ist nach der Wiederbelebung der klassischen Studien der echte Platonismus wieder entdeckt und in der Philosophie der neuern Zeit in mannigfach modificirter Gestalt als Idealismus, Rationalismus und Spiritualismus dem Realismus, Empirismus und Materialismus entgegengesetzt wurde.

Platonische Liebe, die von Platon (in seinem »Symposion«) gefeierte Liebe zur Idee des Guten, als den Inbegriff aller Vollkommenheit, insbesondere der Tugend, Wahrheit und Schönheit; dieser überhaupt die von sinnlichem Interesse freie Liebe und insbesondere die geistige Verbindung zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, der lediglich diese Gesinnung zu Grunde liegt.

Platonisches Jahr, s. Jahr.

Platow, Matwei Iwanowitsch, Graf, berühmter Kosakenhetman, geb. 17. Aug. 1757 in Ajow am Don, nahm früh Dienste im russisch-türkischen Heer und begann seine militärische Laufbahn mit dem türkischen Feldzug von 1770 und 1771. 1782—83 diente er unter Suworow am Kuban und in der Krim, zeichnete sich 1788 bei der Einnahme von Otschakow, 1789 vor Akerman und Bender und 1790 vor Ismail aus und ward 1801 zum Hetman des ganzen donischen Heers ernannt. Als solcher erbaute er Nowo-Tscherkask, focht 1805—1807 gegen die Franzosen, nahm 1809 die Stadt Hirsowa und hatte großen Antheil an den Siegen bei Pasewen und Tatarica. Im Feldzug von 1812 befehligte er 20 donische Kosakenregimenter, 2 Jägerregimenter und 2 reitende Batterien, die stets die Avant- und Arrièregarde der Russen bildeten. Am 10. Juli marschirt mit denselben den König von Westfalen bei den Flecken Mir und Romanowo zurück und verfolgte den Feind von Moskau bis über die russische Grenze, worauf er sich der Stadte Mariemwerder, Marienburg, Dirschau und Oliva bemächtigte, den General Lefebvre 28. Mai 1813 bei Altenburg schlug und nach

Digitized by Google

der Schlacht bei Leipzig die Franzosen bis an den Rhein verfolgte. In Frankreich selbst siegte er bei Laon, nahm Nemours mit Sturm, besetzte Arcis und Versailles und rückte mit den Alliirten in Paris ein. Am 10. Okt. 1812 in den Grafenstand erhoben, starb er 15. Jan. 1818 am Don in der elantschizkischen Slobode.

Plattdeutsch, s. Niederdeutsch.

Platten (Plätten, Bügeln), Glätten der feuchten Wäsche mit Hülfe eines heißen Metalls, des Plätteisens, Bügeleisens, der Plättglocke. Dies bekannte schuhförmige Instrument muß innen auf dem Boden mit Rippen versehen sein, damit der glühende Bolzen (Stahl) nicht unmittelbar auf der Platte liegt und die Wäsche versengt. Zum Erhitzen der Bolzen kann jedes Ofenfeuer dienen, doch werden dieselben in Steinkohlenfeuer schnell zerstört. Am besten sind die Plättöfen, welche nach Art der kleinen Windöfen und so eingerichtet sind, daß man gleichzeitig mehrere Bolzen darin erhitzen kann. Um eine länger anhaltende, gleichmäßige Hitze zu erzielen, benutzt man auch Plätteisen, die innen mit glühenden Kohlen versehen werden; sie besitzen einen Rost und sind etwas höher als die gewöhnlichen Instrumente. Nachtheilig kann bei ihnen die Asche und der Kohlendunst werden. Beides vermeidet man bei den Plätteisen, welche sich durch Spiritus heizen lassen. Diese enthalten in ihrem Hohlraum eine Spirituslampe und können so gedreht werden, daß von Zeit zu Zeit die obere, durch die Flamme erhitzte Fläche nach unten kommt. Aehnlich sind die Gasplätteisen, welche durch einen langen Gummischlauch, den man an einem Brenner befestigt, mit Gas gespeist werden. Damit die Hand der Plätterin weniger von der Hitze inkommodirt werde, befestigt man etwa 1 Centim. über der obern Fläche der Plättglocke ein horizontales Blech, welches die strahlende Wärme abhält. Die Bügeleisen der Schneider bestehen bekanntlich aus einem massiven Eisenblock und werden praktisch so eingerichtet, daß sich der Griff leicht abnehmen und wieder einhaken läßt.

Platten, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Joachimsthal, hoch im Erzgebirge gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit Bergbau auf Eisen, Wismut und Braunstein, Fabrikation von verzinnten eisernen Löffeln, Bierbrauerei, Spitzenklöppelei, Korkholzschneiderei und (1869) 2213 Einw.

Plattenberg, Berg mit berühmten Schieferbrüchen im schweizer. Kanton Glarus (s. d.).

Plattensee (ungar. Balaton), der größte See Ungarns, breitet sich zwischen dem Samogyer, Szalader und Veszprimer Komitat in einer Länge von 76, einer Breite von 11—15 Kilom. und mit einem Flächengehalt von 690 QKilom. (13,7 QM.) von SW. nach NO. aus und liegt 130 Meter ü. M. Seine Tiefe ist sehr gering und wechselt von 4—11 Meter. Die stets bewegte Oberfläche des Sees wird öfters durch Stürme gewaltig aufgeregt und den Schiffern gefährlich. Die Ufer sind nur im N. hoch, mit einer Reihe von Hügeln und vulkanischen Kegeln (an denen der gute Schomlauer Wein wächst), im S. flach und versumpft. An der Westseite tritt die Halbinsel von Tihany mit steilen Ufern weit in den See hinein und theilt ihn dadurch in zwei Becken, ein größeres südliches und ein kleineres nördliches Bassin. Der See nimmt zahlreiche Bäche auf, welche aber insgesammt demselben eine im Verhältnis zur Fläche des Sees geringe Wassermasse zuführen. Durch den verschlammten Fluß Sio hängt er mit der Donau zusammen. Eine üppige Vegetation schmückt die Umgebungen, und viele Meilen weit nehmen die Weingärten alle Höhen ein; auf den Niederungen wechseln fette Wiesengründe mit reichen Mais- und Weizenfeldern, und nur hier und da ragen graue Basaltmassen empor. Der P. nährt schmackhafte Fische in Menge, darunter den beliebten Fogos (Zahnstoch). Die Schiffahrt ist von geringer Bedeutung. Seit 1847 besteht zwischen der Eisenbahnstation Sio-Fok am Ostufer und dem Badeort Füred am Westufer tägliche Dampfbootverbindung. Die interessantesten Partien am See sind außer Füred das Städtchen Keszthely am Westende und die 1134 gestiftete Abtei Tihany auf der erwähnten Halbinsel. S. Karte »Ungarn«.

Platterbse, s. Lathyrus.

Platte River (Nebraska River), Fluß in Nordamerika, entspringt am östlichen Abhang der Rocky Mountains in zwei Armen, dem North Fork, der nach anfangs gegen N. gerichtetem Lauf die Hauptkette der Rocky Mountains durchbricht und sich gegen OSO. wendet, und dem South Fork, welche beide sich bei Platte City in Nebraska vereinigen, und mündet nach einem 1450 Kilom. langen Lauf unter 41° nördl. Br. in den Missouri. Der Fluß ist an vielen Stellen sehr seicht und kann nur zur Zeit des Hochwassers 300 Kilom. weit von seiner Mündung stromaufwärts mit Dampfbooten befahren werden. Außerdem wird die Schiffahrt auf dem P. durch die vielen in ihm liegenden niedrigen, mit Pappeln und Weidengebüsch bedeckten Inseln und Sandbänke gehemmt. Dem untern Flußlaufe folgt die Central-Pacificbahn.

Plattform (franz. plate-forme), ein hoher, oben flacher Gegenstand; namentlich nennt man so die platten Dächer, deren Neigung so gering ist, daß man auf denselben bequem einhergehen kann. Diese flachen Dächer werden meist mit Metall nach der Dornschen oder Häusler'schen Methode gedeckt und mit Geländern versehen. Im Englischen wird mit platform auch der Bahnhofsperron bezeichnet. Im politischen Sprachgebrauch der Amerikaner bedeutet P. auch s. v. w. Rednerbühne, besonders bei Volksversammlungen, und, davon hergeleitet, ein politisches Parteiprogramm.

Plattfuß, sehr häufig vorkommende Deformität, wobei eine solche Abweichung des Fußes nach außen besteht, daß der innere Knöchel sehr hervorragt, tiefer steht, unter dem äußern Knöchel eine mehr oder weniger bedeutende Vertiefung sich bildet, die natürliche Wölbung des Fußrückens und die Aushöhlung der Fußsohle und des innern Fußrandes verloren gehen und der Fuß mit der ganzen Fläche der Sohle gleich stark den Boden berührt. Der Fuß hat dabei in der Fußwurzel seine größte Breite. Der P. ist meist ungewöhnlich kalt, dabei aber sehr zum Schwitzen geneigt, so daß er immer feucht, die Haut der Fußsohle weich und ohne die gewöhnlichen Härten und Schwielen ist. Beim Gehen richten die Plattfüßigen die Kniee nach innen, die Füße nach außen, so daß sie am meisten mit dem innern Fußrand auftreten. Der P. verursacht verschiedene Beschwerden: leichte Ermüdung, mehr oder weniger lebhafte Schmerzen beim Gehen, Anschwellung der Füße um die Knöchel und Wundwerden der Fußsohlen. Aus diesem Grund sind auch die mit P. Behafteten zum Militärdienst bei der Infanterie nicht tauglich. Fortgesetzte Anstrengung des Plattfußes führt zu chronischer Entzündung der Fußgelenke. Der P. muß übrigens vom breiten Fuß unterschieden werden, welcher bloß in einer Vergrößerung der Normalform des Fußes besteht und seine größte Breite vom Großzehenballen aus nach außen besitzt. Der P. ist entweder angeboren und zeigt sich

in verschiedenem Grad gleich nach der Geburt, oder er entwickelt sich später, leiden beim weiblichen Geschlecht und bei Kindern unter gehn Jahren. Beim erworbenen P. besteht wahrscheinlich eine Disposition zu dem Leiden, welche bei Anstrengung durch Stehen, Gehen rc. zur Leistung selbst führt. In manchen Familien ist der P. erblich. Auf seine Entwicklung haben anhaltendes Stehen und manche Gewerbe (Schlosser, Bäcker, Kellner) Einfluß. In den höheren Ständen kommt der P. sehr selten vor. Zur Heilung des Plattfußes ist die Anwendung von Apparaten nöthig, welche in verschiedener Art angegeben worden sind. Stromeyer hat einen Stiefel angegeben, in diesen mittlerem Theil ein Stück Leder befestigt ist, welches von unten nach oben und von innen nach außen den mittlern Theil des Fußes umfaßt, dann hoch zuläuft und durch einen Schlitz im Oberleder an dem äußern Fußrand mittels einer Schnalle befestigt wird.

Plattirte Waaren, Blech- oder Drahtwaaren, deren Material (gewöhnlich Kupfer, auch Eisen, Neusilber) auf einer oder auf beiden Seiten mit einer Lage von edlem Metall (Gold, Silber, Platin) bedeckt ist. Um Kupfer zu plattiren, wird eine sorgfältig gereinigte und durch Walzen verdichtete Kupferplatte auf einer oder auf beiden Seiten mit einer starken Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd bestrichen, wieder abgetrocknet und mit gewalztem und sorgfältig gereinigtem Blech aus feinem Silber belegt. Die Silberplatte wird dann am Rand umgebogen und durch einen Druck befestigt. Nun erhitzt man die belegte Platte zum starken Rothglühen, reibt sie kräftig mit einem hartenden Werkzeug, um die Metalle in innige Berührung mit einander zu bringen, und läßt sie dann mehrere Male durch ein Walzwerk passiren. Hierdurch vereinigen sich beide Metalle so vollständig, daß sie bei weiterem Auswalzen des Blechs sich gleichmäßig strecken und nicht mehr von einander zu trennen sind. Man begreift die Stärke der Plattirung, indem man angibt, den wievielsten Theil der Verbindung das Silber dem Gewicht nach ausmacht. Gold- und Platinplattirung wird ebenso hergestellt, nur bestreicht man das Kupfer mit Gold- oder Platinchloridlösung. Da das platinplattirten Blech zu fertigenden Gegenstände müssen durch Prägen (Stampfen) hergestellt werden, weil sich infolge der ungleichen Dehnbarkeit die beiden Metalle beim Hämmern von einander trennen. Die dünnsten goldund silberplattirten Bleche sind die unechten Folien. Silber kann man mit Gold oder Platin auf dieselbe Weise wie Kupfer plattiren, darf aber seine Chloridlösung der Metalle anwenden, weil diese auf dem Silber Chlorsilber erzeugt, welches die Vereinigung der Metalle verhindert. Viel weit mit Zinn plattirt, indem man gereinigte Platten der beiden Metalle durch Walzen mit einander vereinigt. Wegen der sehr ungleichen Streckbarkeit von Blei und Zinn ist es aber vortheilhafter, eine Bleiplatte in einer einem Gußform ganz mit Zinn zu umgießen und dann auszuwalzen. Maffive eiserne Gegenstände werden ebenfalls plattirt. Man prägt die Gegenstände in Stanzen oder zwischen Prägstempeln, beizt sie dann mit Salmiaklösung, trocknet sie ab und verzinnt sie. Nun wird das Silberblech in denselben Stanzen wohl ausgepreßt, innen mit Terpentin bestrichen und dann den Stern aufgeschoben (wenn nöthig in mehreren Stücken). Man umwickelt hierauf das Ganze mit Draht und erhitzt es im Kohlenfeuer, so daß das Zinn schmilzt und als Loth wirkt. Bei diesen Arbeiten ist der Silberüberzug viel stärker als bei dem durch die deutsche Plattirung mit Blattsilber erhaltenen. Kupferdraht wird auf die Weise mit Silber plattirt, daß man ein Rohr von Silberblech heiß auf eine kalte Kupferstange schiebt, mit einem Polirstahl fest anreibt und dann beide zusammen auszieht. Die Plattirung ist seit Einführung der Galvanoplastik fast ganz außer Gebrauch gekommen, und die im Handel vorkommenden »plattirten Waaren« sind in der Regel versilberte.

Plattkalk, s. v. w. Schellack.

Plattling, Markt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Deggendorf, an der Ilzr und an der München-Passauer Eisenbahn, mit Schloß und (1875) 2166 Einw. Im Nibelungenlied berichtet hier der Bischof Pilgrim seine Nichte Ghriemhild.

Plattmenage (pr. -nahsch), bei den Deutschen für das franz. surtout) gebräuchlicher Ausdruck für Tafelaufsatz mit Gefäßen für Salz, Pfeffer rc.

Plattmönch (Mönch), Vogel, s. Grasmücke.

Plattnagel, der Nagel an den Zehen der Säugethiere, wenn er platt und vorn abgerundet ist, wie bei den Affen.

Plattner, Karl Friedrich, namhafter Techniker, geb. 2. Jan. 1800 zu Kleinwaltersdorf bei Freiberg, studirte zu Freiberg, ward 1820 Zinkpoleur und dem Amalgamwerk Halsbrücke, 1826 Gewerkenprobirer daselbst, 1840, nachdem er zu seiner weitern Ausbildung zwei Jahre in Berlin zugebracht hatte, Oberhüttenwardein und Oberhüttenmannslehrer in Freiberg, 1842 Professor der Hüttenkunde an der Bergakademie daselbst. 1856 zum Bergrath ernannt und starb 22. Jan. 1858 in Freiberg. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Die Probirkunst mit dem Löthrohre« (Freib. 1835, 4. Aufl. 1865); »Beiträge zur Erweiterung der Probirkunst« (Freiberg 1849); »Die metallurgischen Röstprocesse« (das. 1856). Seine »Vorlesungen über allgemeine Hüttenkunde« wurden (Freiberg 1860—63, 2 Bde.) von Richter herausgegeben.

Plattsburg, Hauptstadt der Grafschaft Clinton im nordamerikan. Staat New York, an der Mündung des Saranac in den Champlainsee, hat einige Industrie, lebhaften Verkehr und (1870) 5139 Einw. In der Nähe 11. Sept. 1814 ein siegreiches Gefecht der Amerikaner gegen die Engländer.

Plattsiere, plattirte oder ungeprobte oder steife, zum Sticken und Weben bereitgelegte.

Plattwürmer, s. Würmer.

Platyerinus, Gattung der Kiefernferne (s. d.) aus der Ordnung der Tafelillen.

Platyrrhinen (griech.), »Breit- oder Plattnasen«), s. Affen.

Platysôma, s. Fische, S. 828.

Platzmajor, der Officier in einer Festung oder großen Garnison, der die Büreaugeschäfte der Kommandantur zu leiten und den Garnisondienst der Truppen (Wache, Arbeits- und Gerichtsdienst) zu regeln hat. Auch die Staatsgefangenen sowie die arretirten Soldaten stehen unter seiner Kontrolle. Er ist gewöhnlich Hauptmann, in großen Städten zuweilen ein Stabsofficier.

Platzprotest (Protest in den Wind, Perawitionsprotest), Wechselprotest, welcher erhoben wird, wenn der Bezogene oder sonst als zahlungspflichtig Bezeichnete nicht anzutreffen ist (s. Wechsel).

Platzwechsel (Platztratte), im Gegensatz zum sogen. Distanzwechsel derjenige Wechsel (s. d.), welcher am Orte der Ausstellung zahlbar ist.

Plau, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg

Digitized by Google

Schwerin, Herzogthum Güstrow, am Ausfluß der Elde aus dem Plauer See, hat eine Pfarrkirche aus dem 13. Jahrh., eine große Maschinenfabrik und Eisengießerei, Tuchfabrikation, Grützmühlen, Fischerei, Handel und (1875) 4204 Einw. P. ist sehr alt, erhielt 1218 das lübische Recht und ward im Dreißigjährigen Krieg 1627—39 achtmal belagert.

Plaudite (lat.), »klatschet Beifall!« so rief auf dem römischen Theater der Schauspieler, der zuletzt zu sprechen hatte, am Schlusse seiner Rede; daher auch s. v. w. Ende eines Schauspiels.

Plaue, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westhavelland, am Ausfluß der Havel aus dem Plaue'schen See, mit Schloß (zur Zeit der Quitzows, 1414, wichtig), Ziegeleien, Bierbrauerei, Schiffahrt, Fischerei und (1875) 2201 Einw. Hier beginnt der Plaue'sche Kanal, der 1743—45 zur Abkürzung der Schiffahrt zwischen Berlin und Magdeburg angelegt ward, von der Ihle gespeist und von der Stremme durchschnitten wird und die Havel mit der Elbe (bei Parey) verbindet. Neuerdings ist aus ihm bei Seedorf der Ihle- oder Neue Plaue'sche Kanal zur Elbe bei Niegripp, zur nähern Verbindung der Havel mit Magdeburg, geführt worden. Die ganze Kanalstrecke von P. bis Niegripp hat eine Länge von 57,5 Kilom. — 2) Stadt in der schwarzburg-sondershäusischen Oberherrschaft, Landrathsamt Arnstadt, am Zusammenfluß der Gera und der Wilden Gera, hat eine bedeutende Porzellanfabrik, große Bierbrauerei, chemische Kunstbleiche und (1875) 1060 Einw. Dabei die Ruine der alten Veste Ehrenburg.

Plauen, 1) Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, einer der wichtigsten Fabrikorte Sachsens, an der Elster, über welche drei Brücken führen, und an den Eisenbahnen Leipzig-Hof und Gera-Eger gelegen, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Gerichtsamts, eines Hauptsteueramts, einer Handels- und Gewerbekammer sowie einer Reichsbanknebenstelle und hat ein altes, hoch gelegenes Schloß (Hradschin), eine schöne Hauptkirche zu St. Johannis mit zwei Thürmen, ein Gymnasium aus der Zeit der Reformation nebst einer Realschule erster Ordnung, ein Schullehrerseminar, eine Baugewerk- und eine Handelsschule, Fortbildungsschulen für Knaben und Mädchen, ein Waisenhaus, Krankenhaus, Armen- und Arbeitshaus und (1875) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie) 28,756 Einw. (357 Katholiken). P. ist der Mittelpunkt für die Weberei weißer Baumwollwaaren (Plauen'sche Waaren) in Deutschland, als da sind Musseline, Mulls, Jaconets, Batiste und brochirte Waaren (Gardinen); ferner gibt es Weißstickereien, Verfertigung von Konfektionswaaren und feiner Wäsche, Baumwoll- und Vigognespinnereien, bedeutende Bleichen, Färbereien und Appreturanstalten, Maschinen-, Papier-, Cigarren-, Roßlederfabrikation, Gerberei, Bierbrauerei, besuchte Viehmärkte und einen lebhaften Handel mit den erzeugten Fabrikaten. — P. (Plawe), eine sehr alte Stadt, wurde wahrscheinlich von den Sorben gegründet und gehörte zu Anfang des 12. Jahrh. den Grafen von Eberstein im Gau Dobna, dann seit 1230 den Vögten von Weida. Einer derselben erscheint 1232 als erster »Vogt von P.« (s. Reuß, Geschichte). Im 13. Jahrh. wurden ein Komturhaus des Deutschen Ordens und ein Dominikanerkloster hier errichtet. Das Schloß auf der Höhe links der Elster scheint schon 1306 gestanden und die »alte Stadt« noch im 14. Jahrh. Mauern erhalten zu haben. Die Verwaltung ward von den Vögten einem Bürgermeister und einem Rath übertragen, doch behielten sie sich die Gerichtsbarkeit vor. 1327 ward P. böhmisches Lehen, 1466 von König Georg Podiebrad dem Kurfürsten Ernst von Sachsen verliehen und 1485 der ernestinischen Linie zugetheilt. 1547 belehnte Karl V. den Burggrafen Heinrich V., einen Abkömmling der früheren Vögte, mit P.; doch schon sein Sohn Heinrich VII. verkaufte es 1569 für 110,000 Fl. an Kursachsen. Seit 1524 fand die Reformation durch den Dominikaner Raute und den Ordenskomtur Eulner Eingang in der Stadt. Durch eingewanderte Schweizer wurde im 16. Jahrh. die Baumwollwirkerei in P. eingebürgert, die den Wohlstand der Bewohner so befestigte, daß diese auch die Stürme des Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriegs glücklich überstanden. Von 1656—1718 gehörte P. als Hauptstadt des Voigtlandes der Nebenlinie Sachsen-Zeitz, ward dann aber für immer mit Kursachsen vereinigt. 1832 führte die neue Städteordnung eine Trennung der Verwaltung und Rechtspflege herbei, 1834 fielen die Stadtmauern, und seit dem Beitritt Sachsens zum Zollverein nahm die Industrie der Stadt einen so gewaltigen Aufschwung, daß P. der Hauptsitz der Fabrikation von Musselin, Mull, Batist und baumwollenen Schleiern in Sachsen geworden ist. Vgl. Fiedler, Die Stadt P. im Voigtland (Plauen 1874); Derselbe, Beiträge zur Geschichte der Stadt P. (das. 1876). — 2) Pfarrdorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Dresden, 2 Kilom. südwestlich von der Hauptstadt, an der Weißeritz und der Dresden-Chemnitzer Eisenbahn, hat eine Filiale der Taubstummenanstalt zu Dresden, zwei schöne Brücken, zahlreiche schöne Villen und Landhäuser, eine große Bierbrauerei (»zum Felsenkeller«), Fabrikation von Maschinen und chemischen Gewürzen, eine Kunstmühle mit Oelfabrik, Dampfziegeleien, eine Wasserleitung, Steinkohlenwerke, Syenitbrüche, starken Obst-, besonders Kirschenbau und (1875) 2930 Einw. P. gibt dem dahinter sich öffnenden Plauischen Grund (s. d.) den Namen.

Plauischer Grund, das in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden hinter dem Dorf Plauen beginnende und bis Tharand sich hinziehende, fast drei Stunden lange reizende Felsenthal der Weißeritz. Es ist merkwürdig durch seine mineralogische Beschaffenheit, wichtig durch seine großen Steinkohlenflötze. Die letzteren wechseln mit Porphyr und Gneis ab, während das Urgebirge auf beiden Seiten des Thals aus Syenit besteht, in welchen auch Titanit eingestreut ist. Die großen Steinkohlenflötze des Plauischen Kohlenbassins ziehen sich von Burgk am Winterberg bis nach Zaukerode und über Niederhermsdorf hinauf und liegen oft doppelt und dreifach über einander. Die Hauptwerke sind in Plauen, Alt- und Neu-Koschütz, Gittersee, Burgk, Döhlen, Pottschappel, Zaukerode, Niederhermsdorf, Wurgwitz, Kohlsdorf, Pesterwitz und Schweinsdorf. Sie beschäftigen insgesammt über 4000 Verglente und liefern eine jährliche Ausbeute von 12—15 Mill. Ctr. Steinkohlen. Der Plauische Grund wird von der Dresden-Chemnitzer Bahn durchschnitten, mit welcher die Steinkohlenwerke durch Zweigbahnen verbunden sind.

Plausibel (lat.), beifallswerth, annehmbar.

Plaustrum (lat.), unbedeckter Lastwagen, um Mist, Holz u. dgl. zu fahren. Auf einem solchen wurde am Feste der Ceres zu Athen und Rom das Bild der Göttin herumgeführt.

Plausus (lat.), Beifallklatschen.

Plautus, Titus Maccius, berühmter röm.

Komödiendichter, geboren um 254 v. Chr. zu Sarsina in Umbrien, kam jung nach Rom, wurde hier nach einander Aufwärter bei einer Schauspielertruppe, Handelsmann, als welcher er mehrere Reisen unternahm, und Mühlknecht. In dieser Lage dichtete er, um sich eine Einnahmequelle zu eröffnen, einige Lustspiele, die so viel Beifall fanden, daß er sich fortan ausschließlich mit diesem Literaturzweig beschäftigte; er starb um 184. Barro fand ungefähr 130 Stücke vor, die den P. Namen trugen; doch erkannte er von den selben nur 21 als echt an, die wir, mit Ausnahme der »Vidularia«, noch besitzen. Es sind zum Theil ziemlich selbständige Nachbildungen griechischer Originale und zwar meist solcher der neuern Komödie. Nur auf augenblickliche Erheiterung des Publikums berechnet, welchen Zweck die Stücke durch die Komik der Situationen, treffende Beziehungen auf römische Zustände, unerschöpflichen Witz, große Menge von Parodien, belebten Dialog und anmuthigen Wechsel der Rhythmen zu erreichen suchen, genügen sie höheren Anforderungen an das Lustspiel nicht; die Grenzen der Wahrscheinlichkeit sowie des Anstandes sind oft überschritten und manche Charaktere ins Karikaturenmäßige vergerrt. Die vorhandenen Stücke des P. sind: die »Captivi«, der »Miles gloriosus«, der »Pseudolus«, der »Trinummus«, der »Truculentus«, der »Epidicus«, die »Bacchides«, der »Stichus«, der »Amphitruo«, die »Asinaria«, die »Aulularia«, die »Casina«, die »Cistellaria«, der »Curculio«, die »Menaechmi«, der »Mercator«, die »Mostellaria«, der »Persa«, der »Poenulus« (mit punischen Sprachstücken, deren Erklärung mehrfach versucht worden ist) und der »Rudens«. Von der »Vidularia« sind nur einzelne Verse übrig, von den übrigen Stücken kennen wir Titel bekannt; auch von den erhaltenen sind mehrere lückenhaft. Die Lustspiele des P., als getreue Schilderungen des Volkslebens, erhielten sich bis in die spätere Kaiserzeit herab auf der Bühne. Das umfassendste Studium widmete dem P. der Polyhistor Varro, dessen 21 Bücher »Quaestiones Plautinae« verloren. Zuerst waren nur die ersten 8 Stücke des P. bekannt, die 12 anderen wurden 1428 oder 1429 in Deutschland aufgefunden. Alle diese Handschriften gaben den Text nach der Recension des Calliopius; einen ältern Text als diese entdeckte erst Angelo Mai 1815 auf der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand in einem Palimpsest des P., der jedoch 7 Stücke gar nicht und die anderen zum Theil sehr lückenhaft enthält. Die Editio princeps des vollständigen P. erschien Venedig 1472. Von den neueren Gesammtausgaben sind zu nennen Rotae (Berl. 1809—1811, 4 Bde., und Stuttg. 1827—39, 5 Bde.), Weise (Quedlinb. 1837, 2 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1866), Fleckeisen (neue Ausg., dal. 1874, 2 Bde.) und Ritschl (Bonn 1848—54, Bd. 1—3) hervorzuheben. Einzelausgaben lieferten Brix, Speyer, Lorenz, Geppert. Epochemachend in der Literatur über P. sind namentlich Ritschls theils in der erwähnten Ausgabe, theils in den »Parerga Plautina« (1. Bde., Leipz. 1852) und den »Opuscula philologica« (2. Bde., dal. 1868) niedergelegten Forschungen. Eine Charakteristik des Dichters gab Lessing in der »Abhandlung von dem Leben und den Werken des P.« Deutsche Uebersetzungen lieferr Werke lieferten Köpke (Berl. 1819—20, 2 Bde.), Voß (Leipz. 1836), Hayn (Stuttg. 1838—44, 6 Bde.), Donner (Leipz. 1864, 3 Bde.) und Binder (Stuttg. 1868, 4 Bde.). Vgl. Spengel, T. Maccius P., Prosodie, Kritik, Metrik (Götting. 1865); G. J. W. Müller, Plautische Prosodie (Berl. 1869).

Play (engl., spr. plē), Schau- oder Kunstspiel, im ältern englischen Theater weltliches Mysterienspiel, das statt der Miracles von Laien an öffentlichen Orten gegeben wurde; seit dem 13. Jahrh. üblich.

Playfair (spr. plehfer), Lyon, Chemiker, geb. 1819 zu Meerut im Bengalen, studirte in Glasgow und Giessen Chemie, übernahm dann die Leitung einer großen Kattundruckerei in Glitheroe, erhielt aber 1843 eine Professur der Chemie in Manchester und war Mitglied der von Robert Peel eingesetzten Kommission zur Untersuchung des Gesundheitszustandes großer Städte. Seine bezüglichen Berichte lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn, und er ward Chemiker am Londoner Museum für praktische Geologie und Professor der Chemie an der Königl. School of mines daselbst. Ungemein thätig war er für die Londoner Industrieausstellung von 1851, und für diese wie für die Ausstellung von 1862 ward er mit der Zusammensetzung der Jury betraut. 1853 wurde er mit Cole Sekretär des neu begründeten Departements für Wissenschaft und Kunst und 1856 Generalinspektor der königlichen Museen und technischen Schulen. 1858 folgte er einem Ruf als Professor der Chemie in Edinburg, und 1868 trat er als Vertreter der dortigen Universität ins Parlament. Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachjournalen schrieb er unter anderem: »Report on the coals united to the steam navy« (Lond. 1846); »On the chemical relations of manufactures in the exhibition of 1851« (das. 1852); »Report on the industrial instruction of the Continent« (das. 1852); »On chemical principles« (das. 1852). Er war auch Mitglied vieler königlichen Kommissionen, wie der zur Untersuchung der Krolen Englands und der Ursachen der Unglücksfälle in Bergwerken, der über das Krätzeleiden der Rinderveh, über die Fischerei Schottlands ꝛc.

P. L. C., Abbreviatur für Posta laureatus caesarea, »kaiserlicher gekrönter Dichter«.

Plebäum (mittelalt.), Leutzureiter, kathol. Priester einer von seinem Stift abhängigen Stadtkirche.

Plebejer (lat.), Mitglied der römischen Plebs (s. d.), dann Mensch von niedriger Gesinnung; daher **plebej**, plebejisch, niedrig, pöbelhaft.

Plebiscitum (lat., Plebiscit), bei den Römern ein Gesetz, welches in den Tributkomitien, den Volksversammlungen der Plebejer, beschlossen worden war. Die Plebiscite waren ursprünglich nur für die Plebejer verbindlich, bis sie durch die Lex Horatia (448 v. Chr.) und noch nachdrücklicher durch die Lex Publilia und Hortensia (340) für das ganze Volk Geltung erhielten. Unter Napoleon III. bezeichnete man in Frankreich mit Plébiscite einen durch allgemeine Abstimmung erzielten Volksbeschluß, wie namentlich das Plebiscit vom 8. Mai 1870 (s. Frankreich, S. 75).

Plebs und Plebejer (lat. Plebeii), Bezeichnung eines Theils der Bevölkerung Roms, dessen Unterjochung und die Könige Tullus Hostilius und Ancus Marcius und die von diesen nach Rom übergeführten besiegten latiner zurückzuführen sind, war der lange Zeit im Gegensatz gegen die Patricier einen streng abgegrenzten Stand bildete. Die Angehörigen desselben hatten anfangs nur das passive Bürgerrecht ohne Stimme und Ehrenrechte; am ersten erhielten sie einigen Antheil durch den König Servius Tullius und errangen sich dann durch einen mehr als 200jährigen Kampf (bis 286 v. Chr.) die völlige politische Gleichstellung mit den Patriciern, so daß ihnen nur einige unbedeutende Aemter verschlossen blieben (s. Patricier). Nachdem dieses Ziel erreicht war, bildete sich an Stelle des alten Gegensatzes zwischen Patriciern

Digitized by Google

und Plebejern ein neuer zwischen den Reichen und Vornehmen (nobiles und optimates) und den Armen, und so kam es, daß Plebs und Plebejer allmählich als Bezeichnung dieser letzteren, also der niedrigen und meist besitzlosen städtischen Bevölkerung, üblich wurde.

Plectognathi (Hastkiemer), Unterordnung der Fische aus der Ordnung der Knochenfische; s. Fische, S. 824.

Plectogyne *hort.* (Aspidistra *Endl.*), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, stammlose, kahle Kräuter mit länglich-lanzettlichen Blättern und wurzelständigen, einblütigen Blütenstengeln. P. variegata *hort.*, aus Japan, ausdauernd, mit großen, weiß gestreiften Blättern, ist eine sehr dauerhafte Zimmerpflanze; besonders die ursprüngliche Art mit dunkelgrünen Blättern gedeiht an den schattigsten Stellen. S. Tafel »Blattpflanzen II«.

Pleidelsheim, Marktflecken im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Marbach, am Neckar, mit Käsebereitung, Wein-, Tabak-, Hirse-, Cichorien- und Zuckerrübenbau und (1875) 1265 Einw.

Pleinfeld, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Weißenburg, an der Schwäbischen Rezat sowie der München-Nürnberger und Augsburg-Nürnberger Eisenbahn, mit Schloß, Getreide- und Hopfenbau und (1875) 1159 Einw.

Plein pouvoir (franz., spr. plängg puwoahr), s. v. w. Plenipotenz.

Pleinzen, s. Brasse.

Pleiocän (Pliocän), s. Tertiärformation.

Pleiske, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, entspringt aus dem See von Lagow im Kreis Oststernberg und mündet bei Anrith im Kreis Weststernberg in die Oder.

Pleiße, Fluß im Königreich Sachsen, entspringt in zwei Quellen bei Ebersbrunn und Neumark südwestlich von Zwickau, welche sich bei Steinpleiß unweit Werdau vereinigen, fließt dann in nördlicher Richtung durch die Kreishauptmannschaft Zwickau, den Altenburger Ostkreis und die sächsische Kreishauptmannschaft Leipzig, an Leipzig vorüber, verästelt sich dort mit der Elster und vereinigt sich nach einem 90 Kilom. langen Lauf, 3 Kilom. nordwestlich von Leipzig, unweit Möckern ganz mit derselben. Zuflüsse sind: die Sprotte, Wihra (mit Eula) und Parthe.

Pleißnerland, im Mittelalter der zu beiden Seiten der Pleiße in der Pflege Altenburg gelegene Landstrich. Nachdem König Heinrich I. das Land den Sorben abgenommen, bildete es eine Reichsdomäne, deren Verwaltung eigenen Statthaltern mit dem Titel Richter des Pleißnerlands (Judices terrae plisnensis) übertragen war. Später stand das Land unter Grafen. Nach der Auflösung der deutschen Gauverfassung trat an die Stelle der Gaugrafen ein aus dem vornehmsten Adel des Pleißnerlands zusammengesetztes oberstes kaiserliches Landgericht, mit einem vom Kaiser erwählten Richter an der Spitze. Kaiser Friedrich II., welcher seine Tochter Margarethe mit dem ältesten Sohn des meißnischen Markgrafen Heinrich des Erlauchten, Albrecht, verlobte, verpfändete für die Mitgift das P. an den Markgrafen Heinrich, der es 1252 in Besitz nahm. 1323 verzichtete der Kaiser Ludwig der Bayer auf das Wiedereinlösungsrecht, und das P. verblieb fortan den Markgrafen von Meißen, welche es später theils dem Osterland (s. d.), theils der Markgrafschaft Meißen einverleibten. Vgl. Limmer, Geschichte des gesammten Pleißnerlands (Gera 1830—31, 2 Bde.).

Pleistocän (griech., von pleistos, meist, känos, neu), in der Geologie s. v. w. Diluvium.

Pleite (jüd.-deutsch), s. v. w. Bankerott; daraus entstanden: »flöten (verloren) gehen«.

Plejäden (Pleïades), in der griech. Mythologie die sieben schönen Töchter des Atlas und der Okeanide Pleïone, Schwestern der Hyaden, nämlich: Maia, Elektra, Taygete, Alkyone, Keläno, Sterope, Merope. Sie gaben sich aus Schmerz entweder über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden (s. d.), oder über das Geschick ihres Vaters Atlas selbst den Tod und wurden als Sternbild (Vergiliae) an den Himmel versetzt. Nach anderer Sage sind die P. Jungfrauen und Gefährtinnen der Artemis, die in Böotien vom Orion (s. d.) jahrelang verfolgt wurden, bis sie Zeus endlich in Sterne verwandelte. Nur sechs von diesen Sternen sind sichtbar, der siebente ist dunkel; daher hieß es, der letztere (Merope) verhülle sich aus Scham, weil sie allein von ihren Schwestern einem Sterblichen sich hingegeben. Die P. (v. griech. plein, schiffen) sind die Sterne der Schiffahrt, mit deren Aufgang die der Schiffahrt günstige Jahreszeit, mit deren Untergang die Zeit der Stürme beginnt. — Das Sternbild der P. (auch Siebengestirn oder Gluckhenne genannt) befindet sich in 24° nördl. Deklination und 54° Rektascension, am Hals des Stiers; es enthält auf einer Fläche von kaum einem Quadratgrad einen Stern 3. Größe (Alkyone), 2 Sterne 4. Gr. (Elektra und Atlas), 3 Sterne 5. Gr. (Merope, Maia, Taygete), 2 Sterne 6. Gr. (Keläno und Pleïone) und noch viele kleinere. — In der Geschichte der franz. Literatur heißt la Pléiade française die Schule von sieben Dichtern des 16. Jahrh. (s. Französische Literatur, S. 101).

Plektron (griech.; Plectrum, lat.), Stäbchen von Holz oder Elfenbein, womit bei den Alten, ehe das Spiel mit den Fingern aufkam, Kithara und Lyra gespielt wurden; dann Werkzeug zum Schlagen, Peitsche, Ruderstange ꝛc.

Plempe (Plaute), kurzer, breiter Degen.

Plenärsitzung (Plenum), Sitzung einer Versammlung, namentlich einer Ständeversammlung, an welcher alle Mitglieder derselben theilnehmen, im Gegensatz zu den Ausschuß-, Kommissions-, Fraktions- und Abtheilungssitzungen.

Plener, Ignaz, Edler von, österreich. Staatsmann, geb. 21. Mai 1810 zu Wien, trat 1832 nach beendeten Rechtsstudien in den Staatsdienst, ward 1844 Finanzrath in Eger und hierauf mehrfach zu Missionen im finanziellen Interesse verwandt. 1852 trat er mit dem Rang eines Hofraths an die Spitze einer Abtheilung der Finanzlandesdirektion in Preßburg; 1857 wurde er Finanzlandesdirektor in Lemberg, in welcher Stellung er sich besondere Verdienste erwarb, und 1859 ward er in den Reichsrath berufen und zum Geheimen Rath ernannt. Am 22. April 1860 provisorisch und im December d. J., nach dem Eintritt Schmerlings in das Kabinet, definitiv mit dem Portefeuille der Finanzen betraut, rief er eine Reihe von Reformen und neuen Maßregeln, wie die Bankakte, ins Leben. Das Silberagio drückte er auf 7 Proc. herab. Am 27. Juli 1865 ward er auf sein Nachsuchen seines Postens enthoben. Im Bürgerministerium Giskra-Herbst übernahm er 30. Dec. 1867 das Handelsministerium und trat mit demselben 12. April 1870 zurück. Am 13. Okt. 1873 wurde er zum Mitglied des Herrenhauses ernannt. — Sein Sohn Ernst, Edler von P., geb. 18. Okt. 1841 in Eger, studirte die Rechte, trat in den diplomatischen Dienst und war 1867—73 Legationssekretär in London. 1873 wurde er von der Handelskammer zu Eger in den Reichsrath gewählt. Er schrieb: »Die englische

Fabrikaffekiagebung» (Wien 1871), »Englische Bauzwangsinnungen« (dal. 1873) und »Freie Vereinigung der Arbeiter und deren Unternehmergewinn« (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Leipz. 1874).

Plenipotenz (lat.; franz. pleins pouvoirs), volle Macht und Gewalt, freie Hand bei Ausführung eines Geschäfts; daher **Plenipotentiarius** (franz. Plénipotentiaire), s. v. w. bevollmächtigter Gesandter. S. Gesandte, S. 696.

Pleno choro (lat.), mit vollem Chor.

Pleno jure (lat.), mit vollem Recht.

Plenterbetrieb (Plänterbetrieb, Plenterwirtschaft), s. Femelbetrieb.

Plenum (lat.), eine vollzählige Versammlung, besonders Ständeversammlung; vgl. Plenarsitzung.

Plenus venter non studet libenter, lat. Sprichwort: ein voller Bauch studirt nicht gern.

Plenkrāsmus, s. Dichrasmus.

Pleomorphie (griech.), »Mehrgestaltigkeit«, nämlich der Fruktifikationsorgane bei mehreren Pilzen, weil hier eine und dieselbe Species mehrere verschiedene Arten Früchte hat, die sich nach einander entwickeln (s. Pilze, S. 956).

Pleonāsmus (griech.), Ueberfluß, der überflüssige Gebrauch gleichbedeutender oder dem Sinne nach schon in anderen enthaltener Wörter, wodurch der nämliche Begriff oder Gedanke wiederholt wird, z. B. alter Greis, schwarzer Rappe ꝛc. Als rhetorische Figur dient der P. zu Vermehrung des Nachdrucks. Pleonastische Wortverbindungen der alltäglichen Sprache sind: »zum guten Glück«, »ich habe es mit diesen meinen Augen gesehen« ꝛc.

Pleonāst, s. Spinell.

Pleorāma (griech.), s. Panorama.

Pleospōra *Tul.*, Pilzgattung aus der Familie der Pyrenomyceten, charakterisirt durch ein aus gegliederten, braunen Fäden gebildetes Mycelium, welches auf der Oberfläche abliegenden und saulenden Pflanzentheile wächst, aber auch in die Epidermis eindringt, daher schwarze, nicht ablösbare Ueberzüge hervorbringt. Die Perithecien stehen isolirt, mehr oder weniger oberflächlich, sind schwarz, rundlich, enthalten Paraphysen und Sporenschläuche mit je acht ovalen, gelbbraunen, durch Quer- und Längsscheidewände mauerförmig dielselligen Sporen. Das Mycelium bildet oft mannigfaltige braune, knollenartige Fruchtkörper, welche früher die Hyphomycetengattungen Cladosporium u. a. ausmachten. Häufig finden sich auch den Perithecien ähnlich gestaltete Spermogonien. Die dunklen Ueberzüge werden schwarze oder auch, wie die von Fumago hervorgebrachten, Rußthau (s. d.) genannt. Die häufigste Art ist P. herbarum *Tul.* (Sphaeria h. *Pers.*), an trockenen und faulenden Blättern und Stengeln von allerhand Kräutern gemein, aber oft auch auf lebende Pflanzen übergehend, deren grüne Theile dadurch vorzeitig getödtet werden; findet sich das ganze Jahr, die Perithecien sind erst im folgenden Frühling reif. Die zu jeder Zeit erscheinenden Konidienträger sind das Cladosporium herbarum *Link*.

Pleróma (griech., »Fülle«), bei den Gnostikern s. v. w. Glanz, Lichtmeer, als Sitz der Gottheit, von wo alles Gute ausströmt. Vgl. Gnosis.

Pleschen (Pleszem), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, an der Posen-Kreuzburger Eisenbahn, hat ein Kreisgericht, eine Reichsbankhauptstelle, eine evangelische und eine kathol. Pfarrkirche, Synagoge, 2 Dampfmühlen, ein Dampfsägewerk nebst Kunstlischlerei, Gipsfabrik, Bierbrauerei, Tuchfabrik, Dachpappenfabrikation und (1875) 6361 Einw. (1880 Evangelische und 1301 Katholiken).

Plesiosaurus (griech., von plesios, nahe, und sauros, Eidechse, da nach dem Autor des Geschlechts, Conybeare, dasselbe den lebenden Eidechsen näher stand als der im Bau von ihnen wenig verschiedenen Saurier), Gattung der Sauropterygia, s. d., ausgestorbener Reptilien, deren schildkrötenähnlicher Rumpf, kurzer Schwanz und Ruderfüßen. Ihr meist mäßig kleiner Kopf, deren Kiefer mit großen, schlanken, gekrümmten Zähnen bewaffnet war, saß auf einem langen, schwanenähnlichen Hals mit etwa 70 Wirbeln. Ihr stark entwickelter Schulter- und Beckengürtel, das Vorhandensein von Bauchrippen außer den Brustrippen gaben dem Rumpf, der wahrscheinlich sehr niedergedrückt war, einen schildkrötenähnlichen Umriß, denn auch der Schwanz war kurz; ein Brustbein fehlte. Alles dies machte sie zu einer sehr eigenthümlichen, von allen übrigen Sauriern der Urwelt abweichenden Saurierform. Die Haut war ungepanzert. Sie waren Meeresbewohner. Jedenfalls war nach dem Bau der Brust das Thier ein schlechter Taucher, wenn es auch bis 20 Fuß wahrscheinlich mit Steuerruderschwanz war als der Ichthyosaurus, von dem Geschlecht P. auch an Größe meist nachstand. Die meisten Arten erreichten nur 2—3 Meter Länge, doch kennen auch solche von 5½ Meter Länge vor. Vollständige Skelette kennt man nur aus dem unteren Lias Englands, wo sie mit den Ichthyosauren zusvobl zu dem Rejis in Dorsetshire, also zu Whitby in Yorkshire vorkommen; vereinzelte Reste reichen aber noch bis in den Jura, ja bis in die Kreide hinauf. In Deutschland wurden nur zerstreute Knochen im Lias Schwabens und in dem obern Jura von Kelheim bei Regensburg gefunden. Bemerkenswerth sind P. ganz besonders die Nothosaurier und nach neueren Entdeckungen die Placodonten der Trias (vgl. Tafel »Wirbelthiere«, Fig. 1—4), besonders das Muschelkalk. Die berühmteste, oft abgebildete Art ist P. dolichodeirus *Conyb.* von Street bei Rejis; P. macrocephalus *Cuv.* besaß einen größeren Schädel und schlankere Flossen. Vgl. Tafel »Jura-Formation II«.

Plesków, Stadt, s. Pskow.

Pleß, 1) Standesherrschaft im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, vorher 1850 vom König von Preußen zu einem Fürstenthum erhoben und umfaßt den größten Theil des Kreises P. Die Standesherrschaft kam 1548 an die Grafen von Promnitz und 1765 an das Haus Anhalt-Köthen, von welchem eine Linie sich danach Anhalt-Köthen-Pleß nannte. Im Februar 1846 verkaufte Herzog Heinrich von Anhalt-Köthen (gest. 23. Nov. 1847) die Standesherrschaft an den nächsten Fideikommißerben, den Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, gegen dessen Erbfolge von 30,000 Thlr. Der gegenwärtige Fürst ist Hans Heinrich XI., der abwechselnd zu Pleß und auf dem Schloß Fürstenstein im Kreis Waldenburg residirt. — Die gleichnamige Kreisstadt daselbst, zwischen mehreren Seen gelegen, hat ein fürstliches Residenzschloß, eine evangelische und 2 kathol. Kirchen, Synagoge, ein Gymnasium, eine Dampfmahlmühle, Oelsaftfabrikation und (1875) mit der Garnison (eine Eskadron Ulanen) 3946 Einw. — 2) Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, in reizender Lage an der Wolga, die bei der Pleßa zusammt, hat 3 Kirchen, Vermeberei, Fabrikation von Aexten und (1870) 2418 Einw.

Digitized by Google

Pleß, Hans Heinrich XI., Fürst von P., Reichsgraf von Hochberg, geb. 10. Sept. 1833 zu Pleß in Schlesien, stand im Krieg 1870/71 an der Spitze des preußischen Johanniterordens, der die freiwillige Krankenpflege ausübte, und hat sich durch die Organisation derselben große Verdienste erworben. Auch ist er erbliches Mitglied des Herrenhauses und preußischer Oberstjägermeister.

Plessis-Piquet (spr. plessi-pikä), Dorf im franz. Departement Seine, Arrondissement Sceaux, 13 Kilom. südlich von Paris. Hier bei Vollendung der Cernirung von Paris 19. Sept. 1870 Kampf zwischen dem 2. bayr. Korps und Truppen des Generals Vinoy.

Plessur, ein rechtseitiger Zufluß des Rheins im schweizer. Kanton Graubünden. Ihr Thal ist das zerrissene, durch 30 Bäche zerschrundete, im obern Theil völlig alpine Schanvic (fälschlich auch Schalfigg genannt, da der Name von Scana vicus abgeleitet ist). Die oberste, permanent bewohnte Alphüttenkolonie Arosa (61 Einw.), ein von Bergbächen durchzogener und von kleinen Hochseen belebter Thalkessel (1892 Meter ü. M.), bildet das Quellgebiet der P. Dem Arosер Wasser geht zunächst der Bach des Wälschtobels und bei Langwies (1300 M.) der vom Strelapaß herabkommende Gebirgsfluß zu. Von hier an rauscht die P. in tiefem Tobel, auf dessen Uferstraßen die Dörfer zerstreut liegen. Kurz vor ihrem Austritt in die Rheinebene von Chur nimmt sie noch die von der Lenzer Heide herabkommende Rabiosa auf. Das Hirtenvölklein des Schanvic, (1870) 1414 Köpfe stark, ist deutschen Stammes und protestantischer Konfession und bildet 10 kleine Gemeinden. Die das Thal der P. einrahmenden Berge, die Plessuralpen, sind durch die Thalfurchen der Albula, des Hinterrheins, des Rheins und der Lanquart von der graubündnerischen Hochgebirgswelt getrennt und von subalpinem Charakter. Die höchsten Gipfel derselben sind: das Lenzerhorn (2909 M.) und der Hochwang (2459 M.).

Plessy's Grün, s. Chromoxydhydrat.

Plethō, Georgios Gemistos, griech. Philosoph, Grammatiker und Geschichtschreiber, aus Konstantinopel gebürtig, hielt zu Mistra im Peloponnes eine Art Schule, verwaltete an verschiedenen Orten hohe richterliche Aemter und nahm als Rathgeber der damaligen Despoten des Peloponnes, Manuel und Theodor Paläologos, eine hervorragende Stellung ein, weshalb er auch dem Koncil zu Florenz 1439 beiwohnte. Sein Aufenthalt in dieser Stadt wurde durch die Verpflanzung altgriechischer Wissenschaft nach Italien und dem Abendland überhaupt folgenreich. Als eifriger Anhänger der Platonischen Philosophie veranlaßte er die Gründung einer Platonischen Akademie zu Florenz. Später begab er sich nach Konstantinopel, wo er 1452 oder 1455 starb. Außer Scholien zu Thukydides verfaßte er mehrere selbständige Schriften meist philosophischen Inhalts. Vgl. F. Schultze, Geschichte der Philosophie der Renaissance, Bd. 1: G. G. P. (Jena 1874).

Plethomerie (griech.), Ueberzahl der Körpertheile, z. B. 6 Finger, 3 Hoden.

Plethōra (griech., Vollblütigkeit), die übermäßige Füllung der Blutgefäße in einem größern Gebiete des Körpers, ein Zustand, welcher wissenschaftlich noch sehr wenig erforscht ist. Man unterscheidet eine echte, eine seröse, eine falsche und eine venöse P. Bei der echten P. ist das Blut von normaler Zusammensetzung, meist reich an Blutkörperchen und Eiweiß, und seine Gesammtmasse ist höchst wahrscheinlich vermehrt. Bei der serösen P. ist die Blutmasse zwar vermehrt; aber diese Vermehrung hängt von einer einseitigen Zunahme der Blutflüssigkeit ab, während die Anzahl der Blutkörperchen nicht vermehrt, sondern im Gegentheil relativ zur Menge des Blutserums vermindert ist. Die seröse P. findet sich häufig bei Bleichsüchtigen sowie nach bedeutenden oder oft wiederholten Blutverlusten und Blutentziehungen. Falsche P. nennt man den Zustand, bei welchem die Blutmasse für das Gefäßsystem zu groß wird, ohne daß sich ihr Gesammtvolumen vergrößert, indem sich nur die Gefäße verengern und dadurch ihr Lumen für die vorhandene Blutquantität zu klein wird. Es entstehen dann dieselben mechanischen Folgen wie bei der eigentlichen P. Das Blut wird nach den weniger verengten Theilen des Gefäßsystems hingedrängt, und es bildet sich dadurch örtliche Blutüberfüllung mit Gefäßzerreißungen, Blutungen ꝛc. Venöse Vollblütigkeit (p. venosa) ist ein chronischer Zustand von Ueberfüllung des Gefäßsystems mit einem dunkeln und dickflüssigen, dem Venenblut mehr oder weniger ähnlichen Blut. Sie wird gekennzeichnet durch eine gelblichfahle Färbung der Haut und der Bindehaut des Auges, durch eine ausgebreitete und ins Bläuliche und Bräunliche hinüber neigende Röthe der Wangen, angeschwollene Hautvenen, variköse Erweiterung feinerer Venen, besonders in der Gesichtshaut und in den Schleimhäuten, leicht kalt werdende Hände und Füße. Als Zeichen von venöser Blutanhäufung in den inneren Organen finden sich zuweilen dumpfe Kopfschmerzen, Schwindel, Müdigkeit und Trägheit, Schwere in den Gliedern, Mißstimmung, Herzklopfen, Beklemmung, Stuhlverstopfung, Hämorrhoidalbeschwerden u. dgl. Der Verlauf der Krankheit ist ein überaus langsamer. Gewöhnlich tritt sie in jüngeren Jahren zuerst als echte P. auf, mit Kongestionen nach Kopf und Brust, Nasenbluten im Knabenalter, Herzklopfen und Brustbeklemmung in der Zeit der Pubertät. Später entwickelt sich eine habituelle Blutanhäufung in den Unterleibsorganen (Unterleibsvollblütigkeit, p. abdominalis) mit mannigfachen Verdauungsbeschwerden, wobei jedoch zu Anfang noch der gute Appetit mit dem nach der Mahlzeit eintretenden Uebelbefinden, dem Vollsein im Leib und dem unregelmäßigen Stuhlgang kontrastirt. Nach und nach wird die Krankheit allgemeiner, es entstehen andauernde Blutüberfüllung der Leber und Milz, chronischer Katarrh und Schleimfluß der Athmungs-, Schling- und Verdauungswerkzeuge, Blutanhäufung im Herzen, in den Beckenorganen, in dem Gehirn und Rückenmark. Infolge des anhaltenden Magen- und Darmkatarrhs kann dann das äußere Ansehen bleicher und fahler, blutärmer werden und selbst in ein kachektisches Aussehen übergehen. Die venöse P. beruht, wie gewöhnlich angenommen wird, auf einer angebornen oder ererbten Anlage und findet sich besonders bei gut genährten, muskulösen, starknochigen und vierschrötigen Personen. Sie entwickelt sich erst im Mannesalter und bei Frauen bisweilen nach Aufhören der Menstruation. Im höhern Alter kann sie fast als normaler Zustand angesehen werden. Sie disponirt sehr zu Blutungen, schleichenden Entzündungen, Katarrhen und Schleimflüssen der verschiedensten Organe und geht daher in mannigfache, besonders chronische, Nachkrankheiten über. Im allgemeinen läßt sich die P. bei zweckmäßigem Verhalten als eine ungefährliche Krankheit bezeichnen, welche eine lange Lebensdauer gestattet. Eine regelmäßige Lebensweise, knappe Abend-

mahlzeiten, kurzer Schlaf und häufiger Genuß der freien Luft mit Leibesübungen sind von großem Einfluß auf die Besserung. Besonders günstig aber wirken bei der P. das ruhige und tiefe Einathmen einer frischen Luft, durch welches man von Zeit zu Zeit das gewöhnliche oberflächliche Athmen unterbricht, sowie der reichliche, lange fortgesetzte Genuß des warmen Wassers, von welchem man jede Stunde ein Glas trinken kann. Bei Unterleibsvollblütigkeit und Stuhlverstopfung sind der Genuß von rohem und gekochtem Obst sowie Klystiere von warmem oder kaltem Wasser zu empfehlen. In psychischer Beziehung ist anregender Wechsel der Vorstellungen anzurathen. Den größten Nutz gegen P. genießen mit Recht die Mineralwasserkuren in Karlsbad, Marienbad, Eilsungen, Ems, Aachen ꝛc.

Plethron (griech.), gleich Längenmaß, 100 griechische Fuß, der sechste Theil des Stadion; Flächenmaß von 10.000 Fuß ins Geviert.

Pleticˇ, Josef, hervorragender Illustrator, geb. 26. März 1830 zu Berlin, Schüler Benedemanns in Dresden, wandte sich früh der illustrirenden Thätigkeit zu. Von Dresden durch die Militärpflicht weggerufen, ließ er sich in Berlin nieder. Bei der Mobilmachung 1859 versuchte P., durch Ueberreichung einer Sammlung seiner Illustrationen an das kronprinzliche Paar sich seiner Militärpflicht zu entledigen. Die Widmung wurde genehmigt, und die gemüthvollen, liebenswürdigen Darstellungen aus dem Kinderleben fanden bei jung und alt Beifall. P., der beliebteste Kinderbücherillustrator unserer Zeit, wohnt seit 1872 in der Lützowstraße.

Plettenberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Altena, an der Else, unweit ihrer Mündung in die Lenne, mit Gerichtskommission, 2 evangelischen und einer kathol. Kirche, Eisen- und Stahlwarenfabrikation (Holzschrauben, Nähen, Stimmnägel, Klavierfilze ꝛc.), zahlreichen Papierfabriken (besonders für Stroh- und Packpapier), Färberei, Gerberei und (1875) 2319 Einw. Der Bahnhof P. liegt 3 Kilom. nördlich an der Lenne und der Ruhr-Siegbahn (Hagen-Siegen).

Pleura (griech.), das Brustfell (s. d.).

Pleuralgie (griech.), Stiche- oder Rippenschmerz.

Pleureurs (franz., hr. pleör, »Weinere«), in den franz. Theatern bezahlte Personen, welche an geeigneten Stellen weinen müssen (f. Claqueurs).

Pleureuses (franz., hr. pleösö'), Trauerbesatz an den Kleidern; dann die schwarzen Ränder am Papier, dessen sich während der Landestrauer alle Behörden ꝛc. bedienen müssen; auch Klagoweiber, welche im Alterthum bei Begräbnissen gemiethet wurden, um den Todten zu beweinen, und noch jetzt bei vielen Völkerschaften unter verschiedenen Namen üblich sind.

Pleuritis (griech., Pleureſie), Brustfellentzündung (s. d.).

Pleurokarp (griech.), Bezeichnung einer Abtheilung der Laubmoose (s. Moose, S. 726).

Pleuronectides, Schollen.

Pleuen (Plewna), Stadt im türk. Tunawilajet, südwestlich von Sistowa, nahe dem Widilup, im Kreuzungspunkt mehrerer Straßen, hat 18 Moscheen, 2 alte Kirchen, 1627 mohammedanische und 1474 christliche Häuser und nahezu 17.000 Einw. Hier fanden im Juli 1877 heftige Kämpfe zwischen Türken und Russen statt. Nachdem die letzteren auf dem Marsch von Nikopolis nach Sofia mit der 5. Division unter General Schilder-Schuldner vorwärtsmarschirten, überlegene türkische Streitkräfte unter Osman Pascha gestoßen und nach hitzigen Kämpfen 20. und 21. Juli mit einem Verlust von 2000 Mann zurückgeschlagen worden waren, versuchten 30. Juli die Generäle v. Krüdener und Schachowskoi, mit verstärkter Macht die türkischen Stellungen zu erstürmen, wurden aber ebenfalls nach blutigem, hartnäckigem Kampf zurückgewiesen, nachdem sie 8000 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatten.

Plewlje (Taschlidscha), Stadt im türk. Wilajet Bosnien, Liwa Novipasar, in einer kleinen Ebene an der Tschebotina (Rebenfluß der Drina), als Garnison und Marktmittelpunkt einer der wichtigsten Orte im SO. der Provinz, hat 7 Moscheen, eine Kirche und 4000 Einw. In der Nähe das serbische Kloster Trojiza, ehemals bischöfliche Residenz, mit großer Kirche.

Plexus (lat., Geflecht), in der Anatomie eine eigenthümliche Anordnung der Gefäße und Nerven. Ein P. vasculosus (Adergeflecht) entsteht dadurch, daß mehrere in gleicher Richtung nebeneinander laufende Gefäße (zumal Venen) durch dicht stehende Gefäßnetze unter einander in Verbindung treten. Solche Adergeflechte umgeben z. B. den Samenstrang des Mannes, die Wirbelsäule an ihrer äußern Oberfläche, der Nierenkanälchen. Ueber das Nervengeflecht f. Nerven.

Pleyel, Ignaz, namhafter Komponist, geb. 1757 zu Ruppertsthal bei Wien, war Schüler Haydns, besuchte Italien und Frankreich und wurde 1787 Kapellmeister am Münster zu Straßburg. Später lebte er längere Zeit in London, seit 1796 in Paris, wo sein Name unter den Komponisten zweiten Ranges leuchtete mit ausserordentlicher Fruchtbarkeit. Er etablirte hier eine Musikalienhandlung, starb 14. Nov. 1831. Seine eigenen Werke, meist Instrumentalstücke verschiedener Gattung, sind melodiös und gefällig und waren ehedem sehr beliebt. Es schrieb auch eine Biographie derselben. — Sein Sohn Camille P., tüchtiger Pianist, geb. 1792, Schüler seines Vaters und Dussek's, trat 1825 in das väterliche Geschäft (jetzt »P. u. Wolff« ein und brachte dasselbe zu großem Ruf; starb 4. Mai 1855. Dessen Gattin Marie Felicité P., geborne Moke, geb. 4. Juli 1811, eine Schülerin Kalkbrenners, war eine der bedeutendsten Klavierspielerinnen ihrer Zeit und zugleich durch ihre Schönheit und Geistesbegabung eine Zierde der ersten Pariser Kreise. Seit 1844 von ihrem Gatten getrennt, warb sie 1847 Lehrerin am Konservatorium in Brüssel; starb 31. März 1875.

Pli (franz., »Falte«), gefällige äußere Haltung, leichter Anstand ꝛc. Plirten, in Falten legen, binden, besonders von Karten; in der Kriegskunst s. v. w. sich zurückziehen.

Plien polonaien (lat.), Weichselzopf (s. d.).

Plieningen, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Stuttgart, auf der Filder, mit einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder (»Wilhelmspflege«), guter Landwirthschaft, Anbau von Filderkraut (Sauerkohl) und (1875) 2544 meist evangel. Einwohnern. Dabei Schloß Hohenheim (s. d.).

Plin., bei naturwissenschaftl. Namen Abbreviatur für C. Plinius Secundus der Major, der Aeltere (s. d.).

Plinius, 1) Caius P. Secundus, der Aeltere (Major), röm. Gelehrter, geb. 23 n. Chr. zu Comum (dem jetzigen Como) aus begüterter Familie, diente 45 in der römischen Reiterei in Germanien und beschrieb bei dieser Gelegenheit das Land der Chaucen und die Donaugegenden. 52 finden wir ihn in Rom, 67 als Prokurator in Pannonien, von wo aus er auch Afrika besuchte. Später ward er vom Kaiser Vespasian zu Staatsgeschäften verwandt. Zuletzt finden wir ihn

Digitized by Google

als Befehlshaber der bei Misenum stationirten Flotte, und als solcher kam er 79 bei dem bekannten Ausbruch des Vesuv ums Leben. Auf die Kunde von diesem Phänomen ließ er nämlich mehrere Schiffe in See gehen und bestieg selbst eins derselben. Unerschrocken machte er unter einem steten Regen heißer Asche und glühender Steine seine Beobachtungen und zeichnete sie auf. Man fand ihn drei Tage nach dem Erdbeben zu Stabiä, wahrscheinlich durch den Schwefeldampf erstickt. Ausführlich erzählt der jüngere Plinius (Ep. VI, 16) die Katastrophe. Daß P., seinen Tod voraussehend, durch einen Sklaven sich habe tödten lassen, wie die »Vita Plinii« des Sueton berichtet, ist unwahrscheinlich. P. galt unter seinen Zeitgenossen als einer der gelehrtesten Männer. Seine schriftstellerische Thätigkeit wird von dem Neffen (Ep. III, 5) als eine ganz außerordentliche geschildert; sie erstreckte sich auf Geschichte, Biographie, Theorie der Rhetorik, Kriegswissenschaft, Naturgeschichte, welch letztere er mit sichtlicher Begeisterung als Trost für das Elend der Zeit und als Mittel gegen die Verzweiflung an der sittlichen Weltordnung erfaßte. Das einzige uns erhaltene Werk des P. ist die »Historia naturalis« in 37 Büchern, eine Art von Encyklopädie, deren Inhalt nach des Verfassers eigener Versicherung aus mehr als 2000 Bänden geschöpft ist. Es beginnt mit Physik und Astronomie, dann folgt vom 3.—6. Buch eine zum Theil auf bloße Nomenklatur sich beschränkende Erdbeschreibung, weiter bis zum 19. Buch eine Naturgeschichte, den Menschen, das Thierreich und zuletzt die Pflanzenwelt behandelnd, woran sich bis zum 32. Buch die Auseinandersetzung der Heilkräfte, welche die Pflanzen- und Thierwelt bieten, anschließt. Den Beschluß machen das Mineralreich und die Betrachtung der daraus zu gewinnenden Heilmittel. Endlich folgt in den letzten 5 Büchern im Anschluß an die Metallurgie und Technik, so weit sie mit edeln Metallen in Arbeiten der Bildhauer, Steinschneider ꝛc. sich beschäftigt hatte, noch eine übersichtliche Darstellung der Kunst und ihrer einzelnen Werke sowie der einzelnen Künstler des Alterthums. Da der Verfasser auf den meisten Gebieten kein Mann von Fach war, so finden sich Verstöße aller Art in dem Werk; auch ermangelt dasselbe planmäßiger Anordnung des Materials. Uebrigens ist der Text auch vielfach korrumpirt. Eine Revision desselben gaben Sillig (zuletzt Gotha 1851—58, 8 Bde.), Detlefsen (Berl. 1867—73, 5 Bde.) und v. Jan (fortgesetzt von Mayhoff, Leipz. 1857—75, 6 Bde.). Deutsche Uebersetzungen lieferten unter anderen: Külb (Stuttg. 1869) und Strack (Brem. 1853—55, 3 Bde.), eine Chrestomathie Urlichs (Berl. 1857).

2) Gajus P. Cäcilius Secundus, zur Unterscheidung vom vorigen gewöhnlich P. der Jüngere (Minor) genannt, Sohn des C. Cäcilius und einer Schwester des vorigen, geb. 62 n. Chr. zu Comum, ward nach dem frühen Tode seines Vaters von seinem Oheim adoptirt und erhielt zu Rom eine sorgfältige Erziehung. Auch Quinctilian war sein Lehrer. In seinem 19. Lebensjahr betrat er die juridische Laufbahn, ging dann zum Militärdienst über und befand sich als Kriegstribun bei dem römischen Heer in Syrien, wo er mit den Philosophen Euphrates und Artemidoros bekannt wurde. Hierauf in den Staatsdienst eingetreten, ward er Quästor, Volkstribun und Prätor. Unter Domitians Gewaltherrschaft trat er in den Privatstand zurück; doch finden wir ihn 98 wieder mit der Praefectura aerarii, 100 unter Trajan mit dem Konsulat und nach weiteren zwei Jahren mit dem Prokonsulat in Bithynien und Pontos betraut. Er starb 110. P. stand mit den gebildetsten Männern seiner Zeit in Verkehr, so mit Quinctilian, Sueton, Silius Italicus, Martialis, ganz besonders aber mit Tacitus. In seiner Vaterstadt Comum gründete er eine Bibliothek. Von seinen Schriften sind nur der an Trajan gerichtete »Panegyricus« und eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung von »Epistolae« erhalten. Ersterer ist eine Dankrede für Verleihung des Konsulats und enthält eine übertrieben schmeichlerische Schilderung des Kaisers und seiner Verdienste in zierlicher, schwungvoller und glänzender Sprache. Letztere, die Briefsammlung, ist jetzt in zehn Bücher abgetheilt, von denen das letzte officielle Korrespondenzen enthält. Sie geben ein treues Bild des socialen und literarischen Treibens jener Zeit und zeigen uns die Lebensweise eines mit Glücksgütern, geistiger Regsamkeit, feinem Geschmack und Empfänglichkeit für das Schöne reich ausgestatteten Römers, der seine Schätze in edler Liberalität auch anderen mittheilt und zu höheren Zwecken verwendet. Heiterer, aus Natur, Kunst und Wissenschaft ihm zuströmender Lebensgenuß ist die Luft, in der er athmet; in dieser Beziehung bildet er einen Gegensatz zu der düstern Lebensanschauung seines von ihm hochgeehrten ältern Freundes Tacitus. Die Sprache in den Briefen ist fließend und elegant, aber kunstvoll berechnet. Was P. sonst noch geschrieben, die poetischen Versuche aus seiner Jugendzeit, eine griechische Tragödie u. a., ist verloren gegangen, und auch von 16 seiner Reden sind nur noch unbedeutende Fragmente vorhanden. Ausgaben des P. veranstalteten M. Gesner (Leipz. 1739; neu besorgt von Schäfer, das. 1805), Gierig (das. 1796—1802), mit kritischer Akribie H. Keil (das. 1870, mit Index nominum von Th. Mommsen). Uebersetzungen sind vorhanden von Schäfer (Erlang. 1807), Schott (Stuttg. 1869), Klußmann und Binder (das. 1869—1874, 3 Bde.). Vgl. Held, Ueber den Werth der Briefsammlung des jüngern P. (Bresl. 1833); Th. Mommsen, Zur Lebensgeschichte des jüngern P. (im »Hermes«, Bd. 3, Berl. 1868); Bender, Der jüngere P. nach seinen Briefen (Tübing. 1874).

Plinthe (Plinth, griech.), quadratische Unterlagsplatte für Säulen, Pilaster und Postamente. Die Plinthen wurden unter den Säulen des ionischen und korinthischen Stils angewandt, fehlten aber bei den kürzeren und gedrungenen Säulen des dorischen Stils.

Pliocän (griech.), s. Tertiärformation.

Plioir (franz., spr. pliŏahr), Falzbein, Briefstreicher.

Plittwitzer Seen, sieben Binnenseen in der kroat. Militärgrenze, am südöstlichen Abhang des Kapellagebirges (s. Kroatien) stufenförmig übereinander liegend und durch Abflüsse, welche schöne Wasserfälle bilden, verbunden. Ihr letzter Abfluß ist die Korana, welche der Kulpa zuströmt.

Ploceï (lat.), Webervögel.

Plochingen, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Eßlingen, an der Mündung der Fils in den Neckar (mit schöner Brücke) und der Eisenbahn Bruchsal-Friedrichshafen, von der hier die Obere Neckarbahn (P.-Rottweil-Villingen) abzweigt, hat ein vom Johanniterorden gestiftetes Spital u. (1875) 1938 Einw.

Plock, Stadt, s. Plozk.

Plockhorst, Bernhard, hervorragender Historienmaler, geb. 1825 zu Braunschweig, ging 1846 nach Berlin, 1849 nach Dresden. Ursprünglich Lithograph, wurde er zu Leipzig mit Piloty bekannt, welcher ihn

bewog, für ein Jahr mit ihm nach München an die Akademie zu gehen. Von München wandte sich P. 1853 nach Paris, wofelbst er unter Couture seine Studien fortsetzte. 1858 eröffnete er in Berlin sein Atelier und brachte verschiedene Porträts sowie das mit großem Beifall aufgenommene Gemälde: Maria und Johannes, vom Grab Christi zurückkehrend, zur Ausstellung. Von 1866—70 war er Professor an der großherzoglichen Kunstschule zu Weimar. Er lehrte hierauf nach Berlin zurück und beschickte 1872 die Ausstellung mit dem großen Bild: Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan um den Leichnam des Moses (städtisches Museum zu Köln). Ein im Auftrag des preußischen Kultusministeriums gemaltes Altargemälde, die Auferstehung Christi, befindet sich im Dom zu Marienwerder. Neben diesen größ gedachten Historienbildern malte P. eine Reihe von Porträts, die sich durch charakteristisch-geistreiche Auffassung auszeichnen. Ein Bildnis der Königin Augusta ist im Besitz des deutschen Kronprinzen; die ebenfalls nach der Natur aufgeführten Gemälde des Kaisers und der Kaiserin sind in der Berliner Nationalgallerie, Wiederholungen im Präsidialgebäude zu Straßburg.

Plöckenstein (Plöckenstein), einer der höchsten Gipfel des Böhmerwalds, nördlich vom Dreiseitelstein (auf der Grenze von Böhmen, Bayern und Ober-Österreich), 1376 Meter hoch, ist mit grobartigem Urwald bedeckt und fällt mit sehr steilem Gehänge zum 1091 Meter hoch gelegenen Plöckensteinsee ab.

Plön (Ploen), Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, in reizender Lage zwischen dem Großen und Kleinen Plöner See, hat ein Amtsgericht, ein (ehemals herzogliches) Schloß (1636 erbaut) mit hübschem Park, 2 Kirchen, ein Gymnasium, eine Kadettenanstalt (im Schloß), 2 Armenhäuser, ein Waisenhaus, Seifen- und Talgfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und (1875) 2697 Einw. P. war bereits im 11. Jahrh. ein befestigter Ort und erhielt 1236 das lübische Recht. 1564 kam es an den Herzog Johann den Jüngeren von Holstein-Sonderburg, und bei seinem Tode 1622 wurde es die Residenz der herzoglichen Linie Holstein-P., die mit dem Herzog Friedrich Karl 1761 im Mannsstamm erlosch (i. Holstein, Geschichte). Syl. Egers, Schloß und Stadt P., geschichtliche Skizze (Kiel 1877).

Plöne, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, entspringt bei Berlinchen im Kreise Soldin, bildet bald nach seinem Eintritt in die Provinz Pommern den Großen und Kleinen Plönesee, durchfließt den Madüsee und mündet in mehreren Armen in den Damm'schen See.

Plöner See (Großer P.), der größte Landsee in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, ist 10 Kilom. lang und 8 Kilom. breit und wird durch eine Landenge, auf welcher die Stadt Plön liegt, von dem Kleinen P. getrennt. Abfluß ist die Schwentine.

Ploennies, 1) Luise von, Dichterin, geb. 7. Nov. 1803 zu Hanau, Tochter des als Naturforscher bekannten Medicinalrats Philipp Schultes Leister, verheiratete sich 1824 mit dem Medicinalrath Ausguft v. Ploennies zu Darmstadt und lebte nach dessen Tode (1847) längere Zeit zu Jugenheim an der Bergstraße, dann wieder zu Darmstadt, wo sie 22. Jan. 1872 starb. Ihren durch ekklitische Mannigfaltigkeit der Nachempfindung auszeichnenden »Gedichten« (Darmst. 1844), den Sonettenkränzen: »Adalard und Helsoife« (das. 1846) und »Oskar und Gianetta« (Mainz 1850) sowie den »Neuen Gedichten« (Darmst. 1851) folgten die Dichtungen: »Marksten von Nymwegen« (Berl. 1853); »Die sieben Raben« (Mainz. 1862. 3. Ausg. 1866); »Sanditis« (das. 1862. 3. Aufl. 1867); »Ellen auf dem Feste«, religiöse Dichtungen (Stuttg. 1864); »Ruth« (das. 1864. 2. Aufl. Gotha 1869); »Joseph und seine Brüder« (Frankf. 1866); »Maria von Bethanien« (das. 1867); »Die heil. Elisabeth« (Frankf. 1870); die biblischen Dramen: »Ruth« (Heidelb. 1870) und »David« (das. 1873); endlich »Sagen und Legenden« (das. 1874). Hervorragendes leistete sie als Uebersetzerin aus dem Englischen in den Sammlungen: »Britannia« (Frankf. 1843) und »Englische Dorfer des 19. Jahrhunderts« (Münch. 1863. 2. Aufl. 1867) u. a.

2) Wilhelm von, Militärschriftsteller, hohe Autorität auf dem Gebiete der Waffentechnik, Sohn der vorigen, geb. 7. Sept. 1833 zu Jugenheim a. d. Bergstr., 16 Jahre alt, in die großherzoglich hessische Infanterie. Seit Mai 1847 Officier, nahm er 1848—50 an mehreren Gefechten in Baden und Holstein theil und wurde 1856 Mitglied der Zeughausdirektion zu Darmstadt. Gleichsicher Leiten reserviert seit 1861 außer Dienst, seit er, gelähmt und faft erblindet, doch bis zuletzt thätig, 21. Aug. 1871. Neben zahlreichen Aufsätzen in militärischen und anderen Zeitschriften schrieb er namentlich »Neue Studien über die gezogene Feuerwaffe der Infanterie« (Darmst. 1861—64, 2 Bde.); »Das Handfeuergewehr« (das. 1865); »Neue Hinterladungsgewehre« (das. 1867); »Die deutsche Gewehrfrage in Jahr 1871« (mit G. Wegandt, das. 1871). Auch gab er eine Uebertragung der »Kudrun« (mit Unterleitg. 1855), die Gedichte: »Immortellen« des Schlachtfeldes« (Darmst. Heidelb. 1870) und »Schwanenritterlieder« (1871) und unter dem Namen Ludwig Siegrist den burlesk-humoristischen Roman: »Leben, Leiden und Ende des Generals Lebrecht vom Knoss« (das. 1869. 2. Aufl. 1877) heraus.

Plörmel, Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Morbihan, am Duc und unweit des Kanals von Brest nach Nantes, mit Gerichtshof erster Instanz, Kollege, Tuch- und Papierfabrikation, Handel mit Rindvieh, Wolle, Getreide und Eisen und (1872) 5472 Einw.; war ehemals befestigt und reich.

Plötze (Rotauge, Rutn, Schwall, Leuciscus rutilus L.), Fisch aus der Familie der Karpfen und der Unterordnung der Physostomen, bis 45 Centim. lang, mit leichtschwach zusammengedrücktem, fast rhombischem Mund, großen Schuppen, bunter in mit Aufenthalt und Nahrung Form und Färbung. Er wöhnlich ist er auf dem Rücken blau- oder grünschwarz, an den Seiten heller, gegen den Bauch silberglänzend, mit rothen Bauch- und Afterflossen, graufchwarzen Brustflossen und unpaaren, röthlich angefloggenen Rücken- und Schwanzflossen. Er findet sich in ganz Mitteleuropa in Seen, Teichen, Flüssen, lebt geselllig, nährt sich von Würmern, Insekten, Fischrogen, kleinen Fischen und Wasserpflanzen und laicht im Mai oder Juni in Flüssen an grasigen Plätzen. Die Vermehrung ist sehr stark, das Fleisch wird wenig geschätzt.

Plötzkau, Marktflecken im anhalt. Kreis Bernburg, an der Fuhne, hat eine alte Burg, ein Schloß, eine Strafanstalt, Zuckerfabrik und (1880) 1560 Einw., vor 1610—1665 Sitz der Linie Anhalt-Plötzkau.

Plojeschf (Plojeschti), Stadt in Rumänien, Hauptwein- und mineralreichen Distrikt Prahovo der Walachei, Station der Oesterreichischen Bukarest-Rumänischen Czernowitz und der im Bau begriffenen Linie Bukarest-Predeal, hat 29 Kirchen, ein Gymnasium, 5 öffentliche Primärschulen und (1879) 33,000 Einw. P. ist Sitz der Kreisbehörden und des Kreisgerichts,

Digitized by Google

ein bedeutender und solider Handelsplatz, namentlich belebt durch den Verkehr mit Kronstadt und Siebenbürgen (ansehnlicher Wollhandel), und hat zahlreiche Anstalten für Raffinerie und Destillation des Petroleums aus den in der Nähe befindlichen Naphthaquellen, deren Produktion 1872: 57,000 Hektol. betrug. Das Produkt wird theils im Inland verbraucht, theils roh und destillirt ausgeführt.

Ploke (griech.), rhetorische, in der mehrmaligen Wiederholung der nämlichen Wörter bestehende Figur, z. B. Fürsten sind Fürsten, wodurch sowohl der Gegenstand, als seine Beschaffenheit bezeichnet wird.

Plombage, **Plombe**, s. Plombiren.

Plombières (spr. plongbjähr), Stadt und Badeort im franz. Departement Vogesen, Arrondissement Remiremont, am Augronne, hat eine schöne Kirche, ein vom König Stanislaus Leszczynski gegründetes Hospital, Fabrikation von Kurzwaaren und Eisengeräthen und (1872) 1725 Einw. Die schon den Römern bekannten Heilquellen, welche hier in großer Zahl aus dem Granitboden hervorquellen, sind indifferente Thermen von 15—54° R. Temperatur, zwar wenig mineralische Bestandtheile enthaltend, aber gleichwohl sehr wirksam. Das Bad ist namentlich in neuester Zeit durch Besuche des Kaisers Napoleon III. sehr in Aufnahme gekommen, der auch viel für dessen Verschönerung gethan hat. Seit den großen 1856 begonnenen Arbeiten zählt man in P. 27 warme Quellen, welche zusammen 730 Kubikm. Wasser in je 24 Stunden liefern, außerdem eine kalte Eisen- und eine sogen. Seifenquelle. Dieselben speisen sechs Badeanstalten, nämlich: die Thermes Napoléon, das größte und schönste Badeetabissement von P., mit 4 Bassins, zahlreichen Bade-, Douche- und Inhalationskabinen; das römische Bad mit einem geräumigen, als Versammlungsort dienenden Vestibül und 24 Badekabinen; das Damenbad, theilweise zu Zwecken des Hospitals benutzt; das Bain tempéré mit 4 Bassins; das Kapuzinerbad mit einem in zwei Abtheilungen geschiedenen großen Bassin und das Kaiserbad, unter dem ersten Kaiserreich begonnen und unter Ludwig XVIII. vollendet, mit 4 Bassins und 40 Kabinen, zwei besonderen Bassins in antiker Form (Bain des Princes) und mehreren Gasbädern. Das Wasser der Quellen ist klar und farblos und hat, wenn warm getrunken, einen nicht unangenehmen Geschmack; es wird namentlich bei chronischen Hautkrankheiten, Gicht, rheumatischen Leiden, Unterleibs-, Nieren- und Blasenübeln, alten Exsudaten und Lähmungen, Krankheiten der Geschlechtsorgane und des Nervensystems mit Erfolg gebraucht. Die Saison währt vom 1. Juni bis 15. Okt.; die Dauer der Behandlung beträgt durchschnittlich 21 Tage. Die Umgebung von P. ist reich an schönen Promenaden, zu welchen vor allen der Park westlich von der Stadt gehört. Vgl. Liétard, Études cliniques sur les eaux de P. (Par. 1860).

Plombiren (franz., verbleien), ein Bleisiegel (Plombe, Plombage) an Waarenballen, Kisten, überhaupt Emballage, oder auch an ganz verschlossene Wägen oder Schiffsräume anlegen, so daß ohne Zerstörung des Siegels nichts herausgenommen werden kann. Dies geschieht besonders dann, wenn die betreffenden Güter nicht für den Gebrauch eines Landes bestimmt sind, sondern bloß hindurchgehen, um in ein anderes geführt zu werden, in welchem Fall entweder keine, oder doch nur eine geringe Abgabe (Transitzoll) bezahlt wird. In den meisten Staaten wird beim P. der volle Zollsatz deponirt und bei Abnahme der Plombe nach Abzug des Transitzolls zurückerstattet. Ueber P. in der Zahnheilkunde s. Zähne.

Plongée (franz., spr. plongschē), die Abdachung einer Brustwehr nach außen, welche den durch das Feuer von dem Wall aus nicht zu erreichenden Raum, den todten Winkel, möglichst verkleinern soll. Seine Grenze findet das P. in der Rücksicht auf die Widerstandsfähigkeit des obern Theils der Brustwehr gegen feindliche Geschosse.

Plongiren (franz., spr. plongsch-), tauchen, senken.

Plon-Plon (spr. plong-plong), Spitzname des »Prinzen Napoleon« (s. Bonaparte 6d).

Plonsk, Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Plozk, mit (1873) 5812 Einw.

Plorābel (lat.), beweinenswerth.

Plotinos, der bedeutendste Neuplatoniker, geb. 205 n. Chr. zu Lykopolis in Aegypten, hörte die Vorträge der berühmtesten alexandrinischen Philosophen, wo er aber nur bei Ammonios Sakkas Befriedigung fand, schloß sich der Expedition des Kaisers Gordianus gegen Persien an, um in Persien und Indien aus den Urquellen der Weisheit zu schöpfen, kehrte nach Ermordung des Kaisers nach Antiochia zurück und ging 244 als Lehrer der Philosophie nach Rom. Die hervorragendsten unter seinen Schülern waren hier Amelios, Eustochios und Porphyrios von Tyros. Seine asketische Lebensführung brachte ihn in den Geruch eines Wunderthäters und Götterfreunds. Noch in seinem 60. Jahr erwachte in ihm der Gedanke, einen Platonischen Musterstaat zu gründen, und schon hatte er sich dazu eine wüst liegende Stadt in Kampanien, welche den Namen Platonopolis erhalten sollte, ausersehen, als die Ungunst einiger Höflinge die Ausführung des vom Kaiser Gallienus gebilligten Plans hintertrieb. P. starb 270 auf einem Landgut bei Minturnä in Kampanien, wo er Genesung gesucht hatte. Sein Schüler Porphyrios hat seine Werke gesammelt und in 6 Hauptabschnitte geordnet, deren jeder wieder 9 Bücher enthält (daher der Name »Enneaden«). Am besten wurden sie herausgegeben von Creuzer (Orf. 1835, 3 Bde.), Dübner (Par. 1855) und Kirchhoff (Leipz. 1856, 2 Bde.), übersetzt unter anderen von Engelhardt (Erlang. 1820). Die Lehre des P. ist im allgemeinen Platons Ideenlehre, aber zum Emanatismus umgestaltet, denn er faßte das nach Platon durch die Ideen vermittelte Verhältnis der Welt zu ihrem Urgrund als eine ewige Ausströmung des Abhängigen aus dem Selbständigen auf. Der uns gewordene Beruf besteht darin, auf dem Weg der Erhebung unseres Selbst von dem untergeordneten Sein zu dem höchsten Princip die innigste Theilnahme an dem schlechthin Guten und damit die wahre Glückseligkeit zu erlangen. Die Uebung der bürgerlichen Tugenden ist der Anfang dieser Erhebung; die reinigenden Tugenden, zu denen wir mit Hülfe der Mathematik und insbesondere der Dialektik gelangen, befreien unser besseres Selbst von der Theilnahme an den sinnlichen Interessen und wenden der intellektuellen Welt ausschließlich unsere Betrachtung zu, bis die Seele zum unmittelbaren Einssein mit Gott gelangt. Mit P.' Lehre verknüpfen sich weiter manche phantastische Vorstellungen, so die Annahme einer Seelenwanderung, Götter- und Dämonenlehre. Auch der Mantik und Astrologie redete er das Wort. P.' Philosophie war der letzte für die Nachwelt verhängnisvoll gewordene Versuch des griechischen Geistes, das Räthsel der Welt, statt, wie bisher, auf dem natürlichen Weg der Erfahrung und Vernunft, auf dem übernatürlichen der Mystik und einer

intellectuellen Anschauung zu lösen, dessen schwer wiegende Folgen in der Philosophie des Christenthums noch in der Theologie des neuen deutschen Idealismus sich fühlbar gemacht haben. Vgl. Neuplatonismus.

Plowg (pr. plau), Parmo Karl, dän. Dichter und Journalist, geb. 29. Oct. 1813 in Kolding, kuitirte seit 1829 einige Zeit Philologie, widmete sich aber bald ganz der Literatur und der Journalistik. Er gewann in der Studentenwelt nicht geringes Ansehen als Poul Rutter (ein Pseudonym, unter welchem Holberg zuerst aufgetreten war) durch Gesänge und lustige Lieder (zum Theil gesammelte) »Viser og Sange« (1837—60), 3 Sammlungen) und »Nyere Sange og Digtes (1869).

Plowren (franz., pr. plauī-), zusammenfalten.

Plozk (Płock), Gouvernement im russ. Polen, gehörte zur zeit der preußischen Herrschaft zur Provinz Südpreußen, bildete dann im Großherzogthum Warschau das Departement P. und war bis 1845 Woiwodschaft. Das jetzige Gouvernement ist aus dieser Woiwodschaft, dem Lande Dobrzyn und einem Theil von Mazovien gebildet. Es grenzt nördlich an Ost- und Westpreußen, im übrigen an die Gouvernements Lomsha und Warschau (von letzterem durch die Weichsel getrennt) und hat einen Flächenraum von 10,878 Q.Klm. (197,5 Q.M.) mit (1870) 471,398 Einw. (darunter 390,529 Katholiken und 48,506 Juden). Das Land ist im allgemeinen eben; außer der Weichsel sind als bedeutendere Flüsse Ukra und Drweca (Ortenfluß gegen Preußen) zu nennen. Der Boden ist zum Theil fruchtbar, zum Theil sandig und morastig. Fast 20 Proc. desselben bedecken Wälder, 15 Proc. sind Wiesenland. Hauptproducte sind: Roggen, Weizen, Gerste, Hanf, Holz, Torf; Rinder und Schafe. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Ackerbau, Viehzucht; die Industrie besteht hauptsächlich in Tuchfabrikation. Das Gouvernement zerfällt in acht Kreise: P., Lipno, Mlawa, Prasnysch, Plonsk, Rypin, Sierpcz und Zichanow. — Die gleichnamige Hauptstadt, auf dem steilen rechten Weichselufer 101 Meter ü. M. gelegen, ist gut gebaut, besteht aus der Alt- und Neustadt, welch letztere seit dem Ende des 18. Jahrh. angelegt wurde, und ist Sitz eines Bischofs und eines Domkapitels. Die Stadt hat 4 (früher 15) Kirchen (darunter eine im 11. Jahrh. erbaute Basilikenkirche mit den Grabmälern der polnischen Herzöge Wladislaw Hermann und Boleslaw III.), eine Synagoge, ein bischöfliches Seminar, 2 Gymnasien, ein Nationaltheater, einen bischöflichen Palast, ein großes Gefängniß, Kramer- und Waisenhaus, Handel und (1870) 21,823 Einw., worunter viele Juden. P. gehört zu den ältesten Städten Polens und war ehemals die Hauptstadt von Mazovien und die Residenz der oben genannten polnischen Herzöge. Das bisige Bisthum wurde bereits im 10. Jahrh. gegründet. Die Stadt war aber seit den ältesten Zeiten feindlichen Einfällen preis gegeben und wurde schon von den heidnischen Preußen verwüstet, später von den Litauern, dann von den Kreuzherren und mehrmals von den Schweden.

Plücker, Julius, verdienstvoller Mathematiker und Physiker, geb. 16. Juli 1801 zu Elberfeld, ward 1825 Privatdocent, 1828 außerordentlicher Professor der Mathematik an der Universität Bonn, war 1833—1834 am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, dann an der Universität Halle und von 1836 bis zu seinem Tode, 22. Mai 1868, an der Universität Bonn als ordentlicher Professor thätig. Die ersten 20 Jahre seiner wissenschaftlichen Laufbahn sind durch epochemachende Arbeiten auf dem Gebiete der analytischen Geometrie bezeichnet, welche zu den Werken »Analytisch-geometrische Entwickelungen« (Essen 1828—1831, 2 Bde.), »System der analytischen Geometrie« (Berl. 1835), »Theorie der algebraischen Kurven« (Bonn 1839), »System der Geometrie des Raums« (Düsseld. 1846, 2. Aufl. 1892) und vielen Journalartikeln niedergelegt sind. Seit 1847 wandte sich P. physikalischen Untersuchungen zu, und zwar beschäftigten ihn zunächst Probleme über den Magnetismus, besonders die magnetischen Eigenschaften der Gase und Flüssigkeiten; später wandte er sich dem Studium der elektrischen Lichterscheinungen im luftverdünnten Raum zu; seine in Gemeinschaft mit Hittorf ausgeführten spektroskopischen Arbeiten sind in den »Philosophical Transactions« 1865 veröffentlicht. Am Abend seines Lebens wieder zu mathematischen Studien zurückgekehrt, veröffentlicht er noch die »Neue Geometrie des Raums« (Leipz. 1868: 2. Abth., herausgeg. von F. Klein, 1869). Vgl. Gleb sch, Zum Gedächtniß an J. P. (Götting. 1871).

Plüddemann, Hermann, Liedercomponist, geb. 17. Juli 1809 in Kolberg, lernte bei dem Maler Sieg in Magdeburg und ging 1828 nach Berlin, um sich bei Bagge weiter auszubilden. Im October 1831 wurde er Schüler der Akademie in Düsseldorf, blieb dort bis 1848 und lebte seitdem in Dresden, wo er 24. Juni 1868 starb. P. hat eine große Zahl recht verdienstvoller Hiltiedersätze geschaffen. Hervorzuheben sind: Rolands Tod bei Roncesval (1834); Columbo und die Steinen erblicken land (1836, Nationalgallerie zu Berlin) sowie noch mehrere Darstellungen aus der Geschichte des Colombo; der Tod Friedrich Barbarossa's (1846); Ludwig der Eiserne küßt die widerspenstigen Ritter in den Pflug spannen; ermüdete Kreuzfahrer an einer Quelle; Konradin auf dem Schafott (mehrmals behandelt); Heinrich IV. in Canossa (1863); Otto von Wittelsbach auf den Reichstag in Besançon (Gallerie in Dresden); Luther auf dem Reichstag in Worms u. a. Auch als Freskomaler ist P. aufgetreten, indem er zu den Wandbildern Düsseldorfer Künstler im gräflich Spee'schen Gartzhof und im Elberfelder Rathhaus einige werthvolle Beiträge lieferte. Ebenso hat er auch gute Bildnisse, namentlich in seiner Vaterstadt, gemalt. Ganz besondere Anerkennung aber verdienen die zahlreichen Illustrationen, die er zu Gedichten und Geschichtswerken ausgeführt und theilweise selbst radirt hat.

Plünderung, Beraubung der Landesbewohner, besonders durch offenes Ausräumen der Wohnungen. Früher wurde P. erobertes Orte oft erlaubt, um die Soldaten für fehlenden Sold und die gehabten Anstrengungen zu entschädigen. Jetzt droht man mit P., um sich gegen Verrath seitens der Einwohner zu sichern und sie zur Lieferung von Lebensmitteln williger zu machen. Diese Drohung kommt aber grundsätzlich nur noch dann zur Ausführung, wenn die Nothwendigkeit dazu zwingt. P. ohne Erlaubniß wird in allen Heeren der civilisirten Staaten streng bestraft.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am zwölften Band.

Andree, Dr. R., in Leipzig: Geographie von Afrika.
Bartſch, Prof. Dr. K., in Heidelberg: Altdeutſche Literatur.
Baumbach, Dr. K., in Saalfeld: Rechts- und Staatswiſſenſchaft.
Bergau, Prof. R., in Nürnberg: Kunſtwiſſenſchaft.
Bernhardt, Forſtmeiſter A., in Neuſtadt-Eberswalde: Forſtweſen.
Birnbaum, Prof. Dr. K., in Leipzig: Landwirtſchaft.
Blanckarts, M., in Stuttgart: Moderne Künſtler.
Boguslawski, Dr. G. H. v., in Berlin: Hydrographie und Meteorologie.
Bornmüller, F., in Leipzig: Literatur.
Bouché, Garteninſpektor, in Braunſchweig: Art. Obſtbaumzucht.
Brauer, E., in Berlin: Art. Odontograph, Pferdebahnen.
Brauns, Dr. D., in Halle: Mineralogie, Geologie.
Breßlau, Prof. Dr. H., in Berlin: Geſchichte.
Broſien, Dr. H., in Berlin: Geſchichte.
Clauß, K., in Dresden: Moderne Künſtler.
Clément, Prof., in Schwerin: Münzen und Maße.
Dammer, Dr. O., in Berlin: Chemie, Technologie, Naturwiſſenſchaften.
Delitſch, Prof. Dr. O., in Leipzig: Geographie von Südamerika, Auſtralien.
Dux, Dr. A., in Budapeſt: Ungariſche Biographie.
Ebrard, Prof. Dr. A., in Erlangen: Art. Oſſian.
Eckſtein, Prof. Dr. F. A., in Leipzig: Art. Philologie, Philologenverſammlungen.
Edzardi, Dr. A., in Leipzig: Nordiſche Sprache und Literatur.
Egli, Prof. Dr. J. J., in Zürich: Geographie der Schweiz.
Ethé, Prof. Dr. H., in Aberyſtwith: Orientaliſche und moderne engliſche Literatur.
Findel, J. G., in Leipzig: Art. Odd Fellows, Philalethen.
Flückiger, Prof. Dr. F. A., in Straßburg: Art. Pharmacie, Pharmakognoſie, Pharmakologie, Pharmakopöe.
Frank, Dr. B., in Leipzig: Allgemeine Botanik; Kryptogamen.
Göbel, Th., in Stuttgart: Typographie.
Goering, A., in Leipzig: Zur Geographie von Südamerika.
Gottſchalg, A. W., in Weimar: Art. Orgel.
Gretſchel, Prof. Dr. H., in Freiberg: Aſtronomie, Mathematik.
Hamerling, Prof. R., in Graz: Moderne italieniſche Literatur.

Hammerschlag, A., in Prag: Bildende Kunst; moderne Künstler.
Hasenöhrl, Dr. R., in Wien: Geographie von Frankreich, Italien, Oesterreich.
Hauptfleisch, Prof. H., in Wien: Mechanische Technologie.
Heinzerling, Prof. Dr. F., in Aachen: Architektur.
Holtzmann, Prof. Dr. H. J., in Straßburg: Theologie und Kirchengeschichte.
Hunfalvi, Prof. Dr. J., in Budapest: Geographie von Ungarn.
Jolly, Prof. Dr. J., in Würzburg: Sprachwissenschaft.
Jovanović, B., in Belgrad: Serbisches.
Kerl, Prof. B., in Berlin: Bergbau, Hüttenkunde.
Kiepert, Dr. R., in Berlin: Alte Geographie, Türkei und Griechenland, Vorderasien
Krause, Dr. E., in Berlin: Kulturgeschichtliches.
Landsberg, Dr. E., in Paris: Art. Paris.
Lemcke, Prof. Dr. L. G., in Gießen: Italienische, spanische, provençalische Literatur.
Lindner, Hauptmann, in Berlin: Kriegswesen.
Lipiński, E., in Prag: Slawische Literatur.
Lüssler, Dr. C., in Kopenhagen: Geographie von Dänemark.
Lommel, Prof. Dr. E., in Erlangen: Physik.
Lüders, Dr., in Berlin: Medicinet.
Mähly, Prof. Dr. J. J., in Basel: Französische Literatur, Philologie, Alterthum.
Meinicke, Prof. Dr. E. (†), in Dresden: Australien, afrikanische Inseln, Südamerika.
Meyer, Dr. Alex., in Breslau: Volkswirthschaft.
Musiol, Rob., in Rohrsdorf: Art. Pianoforte.
Neumann, G., in Eberswalde: Geographie von Deutschland.
Nielsen, Dr. H., in Christiania: Geographie von Schweden und Norwegen.
Otto, Dr. R., in Leipzig: Versicherungswesen.
Pechuel-Loesche, Dr., in Leipzig: Art. Nordpolarexpeditionen.
Perels, Prof. Dr. E., in Wien: Landwirthschaftliche Maschinen.
Peter, Dr. H., in Berlin: Geschichte.
Peter, Prof. Dr. R., in Jena: Römische Geschichte.
Ploß, Dr. H., in Leipzig: Anthropologie; Kulturgeschichte.
Poliher, Prof. Dr. A., in Wien: Ohrenkrankheiten.
Radinger, Prof. J. F., in Wien: Maschinenbau.
Rathgeber, J., in Ornolsheim: Elsässisches.
Ravenstein, E. G., in London: Geographie von Großbritannien, Nordamerika.
Regnet, C. A., in München: Moderne Künstler.
Reinsberg-Düringsfeld, O. v. (†): Kulturgeschichtliches, Feste, vlämische Literatur.
Renvall, Prof. Dr. G., in Helsingfors: Finnisches.
Rohlfs, Dr. G., in Weimar: Reisende.
Roloff, Prof. F., in Berlin: Thierarzneikunde.
Rosen, W. v., in Samodt: Geographie von Rußland.
Rudel, Dr. E. A., in Dresden: Art. Papier.
Salfeld, Dr. S., in Dessau: Jüdische Literatur ꝛc.
Sallet, Dr. A. v., in Berlin: Numismatisches.
Sander, F., Regierungs- und Schulrath, in Breslau: Pädagogik.
Sander, Prof. H., in Feldkirch: Tirolisches.
Scheler, Dr. A., in Brüssel: Belgien.
Schlagintweit, Dr. E., in Kissingen: Central- und Ostasien, Indien; Sanskrit.
Schmidt, Dr. W., in München: Kunstgeschichte.
Schöttner, Hauptmann, in Berlin: Artilleriewissenschaft und Militärtechnik.
Schwarz, Dr. A., in Berlin: Theater.
Schwarzrecker, G., Gestütsinspektor, in Wickerath: Art. Pferde.
Schwede, Dr., in Leipzig: Schachspiel.
Silberstein, Dr. A., in Wien: Literatur.
Steffenhagen, Dr. E., in Kiel: Juristen, Rechtsquellen.
Steinhauser, A., in Wien: Art. Planzeichnen.

Digitized by Google

Stern, Prof. Dr. A., in Dresden: Deutſche Literatur.
Stern, Dr. A., in Bukareſt: Rumäniſches.
Stürenburg, Dr. H., in Leipzig: Turnweſen.
Tiele, Dr. P. A., in Leiden: Niederlande.
Tottmann, Prof. A., in Leipzig: Muſik.
Vambéry, Prof. H., in Peſt: Türkei, Orient.
Vatke, Dr. Th., in Darmſtadt: Engliſche Literatur.
Vogel, Prof. Dr. H., in Berlin: Art. Photographie.
Wegner, Privatdocent Dr. med. G., in Berlin: Medicin.
Wenzelburger, Prof. Dr. Th., in Delft: Geographie der Niederlande.
Zimmermann, K., in Odeſſa: Art. Odeſſa.
Zimmermann, Prof. Dr. R., in Wien: Philoſophie, Aeſthetik.
Zoller, Dr. E., in Stuttgart: Skandinaviſche Literatur, Ordenswesen.

Verzeichnis der Illuſtrationen

zum zwölften Band.

Beilagen.

	Seite
Niederlande, Karte	22
Nordpolarländer, Karte (zu »Nordpolarexpeditionen«)	102
Oele und Fette liefernde Pflanzen, Tafel	211
Oeſterreich unter der Enns, Karte	218
Oeſterreich ob der Enns, Karte	219
Oeſterreich-Ungarn, Karte	220
Oldenburg, Karte	294
Orden, Tafel	353
Oſtindien, Karte	404
Oſt- und Weſtpreußen, Karte	430
Paläſtina, Karte	496
Palmen, Tafel I, II	516
Panzerſchiffe, Tafel	540
Papageien, Tafel	544
Papierfabrikation, Tafel	551
Pappel, Tafel	559
Paradiesvögel, Tafel	572
Paris, Plan der Stadt mit Umgebung	590
= Befeſtigungswerke, Karte	591
Perſien, Karte	732
Peru, Karte	752
Pfahlbauten, Tafel	805
Pferde, Tafel	820
Pflanzenkrankheiten, Tafel	842
Pflüge, Tafel	848
Pilze, Tafel I	958
= Tafel II	960
Planetenſyſtem (mit Tabelle)	996

Im Text.

Seite

Nonius, Fig. 1, 2 89
Noten, 13 Beispiele . . . . . 140—145
Orchideen 348
Orillon (ichematisch) 366
Palmen: Stammstück von Geonoma 515
Palmette 519
Panzerschiff, Querschnitt 540
Panzerdrehthurm (zu »Panzerungen«) 543
Parallaxe, Fig. 1—4 579
Parallel 580
Parallelogramm der Kräfte 581
Paternosterwerke (Noria), Fig. 1, 2 647
Pendel 695
Pferdebahnen, Fig. 1—4 824
Pflug 849
Phänakistoskop, Fig. 1, 2 . . . . . 855—856
Phosphoroskop, Fig. 1—3 (zu »Phosphorescenz«) 904
Photometer, Fig. 1—5 . . . . . 917—919
Piëzometer 946
Pilze, Fig. 1—5 . . . . . 955—960

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Korreſpondenzblatt zum zwölften Band.

Ausgegeben 20. September 1877.

---

1. Ueber den gegenwärtigen Stand der Orthographiſchen Frage in Deutſchland. Es liegt eine ganze Reihe von Anfragen vor, welche ſich auf das Gebiet der deutſchen Rechtſchreibung beziehen und über dieſe in den verſchiedenſten Hinſichten Auskunft verlangen. In den nachfolgenden Spalten ſoll verſucht werden, den geehrten Fragſtellern möglichſt allſeitige Befriedigung zu gewähren. Die Beantwortung aller einzelnen Fragen freilich, welche im Verlauf der letzten Jahre eingegangen ſind, iſt geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Es iſt darum nöthig, dieſe Ueberfülle unter gewiſſe allgemeine Geſichtspunkte zu faſſen.

Viele der erwähnten Leſer ſtellen in ihren Zuſchriften die ſchwierige Aufgabe, klar anzugeben, welche Schreibung bei einem beſtimmten einzelnen Wort oder bei gewiſſen allgemeineren, wiederkehrenden Zweifelfällen die richtige ſei. Ich könnte mit dem berühmten Vers des Horaz antworten: »Grammatici certant et adhuc sub judice lis est!« (»Die Grammatiker ſind uneins darüber, und noch ſchwebt der Streit vor dem Richter!«) Aber das Vertrauen der Auskunftſuchenden ſoll nicht getäuſcht werden, und ſo verſuche ich, in kurzen Zügen die verſchiedenen Standpunkte und Grundſätze darzulegen, von denen aus dieſe Frage zu entſcheiden iſt. Damit müſſen ſich die Frager dann freundlich begnügen, da es einem wiſſenſchaftlichen Mann unmöglich iſt, darüber hinaus feſtſetzen zu wollen, was an ſich und überhaupt richtig oder falſch iſt.

Andere wünſchen zu erfahren, welche Bedeutung die im Beginn des vorigen Jahrs zur Herſtellung größerer Einigung in der deutſchen Rechtſchreibung nach Berlin berufene Konferenz gehabt, und welchen Ausgang ihre Verhandlungen genommen haben. Dieſe zu befriedigen, werde ich ferner in einem kurzen geſchichtlichen Abriß die Verbeſſerungsbeſtrebungen auf dem Gebiete der deutſchen Rechtſchreibung überhaupt und insbeſondere den Verlauf jener Verhandlungen vorführen.

Denen endlich, welche über die im Konverſations-Lexikon ſelbſt beobachtete Schreibweiſe näher unterrichtet zu werden wünſchen, werden einige allgemeine Fingerzeige am Schluß um ſo eher genügen, als ſie das einzelne durch Vergleichung des ihnen vorliegenden Drucks mit den in der geſchichtlichen Ueberſicht dargelegten allgemeinen Grundſätzen ſich ſehr leicht ergänzen können.

Zum Verſtändnis jener allgemeinen Grundſätze und Geſichtspunkte, nach denen im einzelnen zu beurtheilen iſt, wie geſchrieben werden ſoll, muß man ſich zunächſt darüber klar ſein, was Schrift iſt, und was man von derſelben verlangen muß und kann. Nun iſt wohl unwiderſprechlich Schrift nichts anderes als Darſtellung der Sprachlaute für das Auge. Was die Sprache ſelbſt dem Ohr vernehmbar macht, das will die Schrift für den Blick erkennbar darſtellen. Dies kann entweder geſchehen, indem man die einzelnen Worte durch Bilder, ſofern ſie ſinnlich konkrete Gegenſtände, durch Sinnbilder und Zeichen, ſofern ſie abſtrakte Begriffe bezeichnen, — oder aber, indem man die einzelnen Laute oder Lautelemente, aus welchen die Wörter ſich zuſammenſetzen, durch Zeichen wiedergibt. Jene Art der Schrift hat man wohl Begriffsſchrift genannt oder Bilderſchrift. Ihr bekannteſtes Beiſpiel iſt die Hieroglyphenſchrift auf den alten ägyptiſchen Denkmälern; doch findet ſie ſich, mehr oder weniger vollkommen ausgebildet, bei vielen Völkern auf der Kindheitsſtufe der Entwickelung. Die verbreitetſte Lautſchrift dagegen iſt diejenige, welche von den alten Phönikern und Hebräern durch Vermittelung der Griechen und Römer auf die Völker der modernen Bildung in verſchiedenen Geſtalten übergegangen iſt. Im allgemeinen kann man ſagen, daß die ideographiſche (Begriffs-) Schrift die ältere, die phonetiſche (Laut-) Schrift die jüngere Form iſt; nur muß man damit nicht den Sinn verbinden, als wären beide Entwickelungsformen bei jedem einzelnen Volk nach einander nachweisbar. Am klarſten hat bei den alten Aegyptern ſich dieſer Fortſchritt von der Bild- zur Lautſchrift vollzogen, und die Mutter unſerer neuen Schriften, die phönikiſche, hat inſofern an dieſer Entwickelung theil, als ſich auch bei ihr noch eben der Urſprung der Lautzeichen aus Bildern und Sinnbildern nachweiſen läßt. In der Mitte zwiſchen beiden Stufen gleichſam iſt die chineſiſche Schrift ſtehen geblieben, welche nicht für die einzelnen Laute, ſondern für die einfacheren, immer wiederkehrenden Lautverbindungen oder Silben einzelne Zeichen feſtgeſtellt hat, welche ganz offenbar urſprünglich hieroglyphiſchen und ideographiſchen Sinn hatten.

Eine wohl durchgebildete Bilder- oder Zeichenſchrift würde den Vorzug der Uebertragbarkeit aus einer Sprache in die andere haben; ſie könnte bei vollkommener Ausbildung ſich zur Paſigraphie oder allgemeinen Menſchheitsſchrift eignen, wenn man vorausſetzen dürfte, daß die Vorſtellungen und Begriffe oder wenigſtens ein erheblicher Kern der Vorſtellungs- und Begriffswelt bei allen Völkern ſich gleich bleibt; ein Ideal, nach welchem bekanntlich neben

Im Text.

Seite

Nonius, Fig. 1, 2 89
Noten, 13 Beispiele . . . . . 140—145
Orchideen 348
Orillon (schematisch) 366
Palmen: Stammstück von Geonoma 515
Palmette 519
Panzerschiff, Querschnitt 540
Panzerdrehthurm (zu »Panzerungen«) 543
Parallaxe, Fig. 1—4 579
Parallel 580
Parallelogramm der Kräfte 581
Paternosterwerke (Noria), Fig. 1, 2 647
Pendel 695
Pferdebahnen, Fig. 1—4 824
Pflug 849
Phänakistoskop, Fig. 1, 2 . . . . . 855—856
Phosphoroskop, Fig. 1—3 (zu »Phosphorescenz«) 904
Photometer, Fig. 1—5 . . . . . 917—919
Piëzometer 946
Pilze, Fig. 1—5 . . . . . 955—960

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Betrachten wir dem gegenüber unsere deutsche Schrift, so kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese im wesentlichen phonetischen Charakter hat. Die weit verbreitete Regel: Schreib, wie du sprichst! Schreib, wie du richtig sprichst!, welchen Schwierigkeiten sie auch in der Ausführung begegnet, legt doch Zeugnis dafür ab, daß wir uns dieser Thatsache bewußt sind; ebenso das unwillkürliche Erstaunen, welches jeder von uns empfunden hat, als er zuerst begann, die englische oder auch die französische Sprache zu betreiben, und bemerkte, daß unsere Nachbarvölker einen großen Theil ihrer Wörter wesentlich anders schreiben, als sie dieselben nach dem auch bei ihnen angenommenen allgemeinen Lautwerthe der Buchstaben schreiben müßten. Ferner braucht man nur an die im Deutschen heute allgemein durchgedrungene Auslassung des stummen e in den Beugungsendungen der Zeitwörter zu denken, welche nicht erfolgt wäre, wenn nur irgend die Rücksicht auf die Geschichte der Worte und ihre Bildung im Vordergrund bei uns stände. Wer etwa schreibt: »er sagete, er giebet, du liesest«, den halten wir auch gewiß für geschmacklos genug, so zu sprechen. Allerdings enthält nun unsere Schreibweise auch einige leichte Beimischungen von historischer Orthographie. Wenn wir z. B. Gemahl, Stahl, allmählich ꝛc. schreiben, so ist hier das h eine Erbschaft der Vergangenheit, in welcher es wirklich und zwar nicht als Hauch, sondern als Kehllaut (ch) gesprochen wurde. Ebenso ist das z, welches wir dem s anhängen, um ihm die scharfe Aussprache in gewissen Fällen zu geben, ursprünglich ein Rechtsnachfolger des selbständigen mittelhochdeutschen z oder zz, z. B. in heißen, beißen und, wo es wenigstens noch manche schreiben, in wißen. Aber ich sage mit Bedacht: »ursprünglich«, denn bewußt sind wir, wenn wir es überhaupt sind, uns dieser historischen Elemente unserer Orthographie erst nachträglich wieder durch die sprachgeschichtlichen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte geworden. Kein Unbefangener wird eine Ahnung davon haben, daß in dem Wort Stahl (mittelhochdeutsch stahel) das h etwas anderes bedeutet als in den Worten Strahl und Zahl; daß in den Worten Schuh (schuoch) und Kuh (kuo, Plur. küeje, althochdeutsch cuowî) das h geschichtlich berechtigt ist und in dem Wort Stuhl und vielen anderen nicht; oder daß in wißen, laßen das scharfe s als erweichter T-Laut (vgl. das niederdeutsche weten, laten) geschichtlich richtig mit ß (noch richtiger z) geschrieben wird, während in anderen, dem heutigen Lautbestand nach gar nicht zu unterscheidenden Fällen, z. B. gewiss, gewisser, passen, Pass, das doppelte s geschichtliches Recht hat. Ebensowenig wissen wir davon, daß in Bier (bibere), gieng (reduplicirt giganc, gianc), regieren, vier das ie geschichtlich begründet ist, während wir es in viel, gieb, lies und anderen Wörtern willkürlich einschieben. Wenn also auch zugestanden werden muß, daß die überlieferte deutsche Schreibweise manche historische Elemente enthält, welche dem tiefer blickenden Sprachkenner ebenso viele anziehende Spuren sprachgeschichtlicher Veränderungen und Entwickelungen sind, so ist doch dem gegenüber zu betonen, daß das deutsche Sprachgefühl die ursprüngliche Bedeutung dieser historischen Elemente durch Jahrhunderte bis auf Jakob Grimm völlig vergessen hatte. Ja, noch mehr; diejenigen Erscheinungen in der Schrift, in welchen ganz besonders diese geschichtliche Seite der Orthographie zur Erscheinung kommt (z. B. das Vorkommen des nicht gehörten h nach Vokalen und des unausgesprochenen e nach i, früher auch nach u), sind durch ein Mißverständnis späterer Generationen geradezu zu phonetischen Hülfsmitteln gestempelt worden. Wo ein Konsonant nach einem Vokal und besonders zwischen zwei Vokalen ausgefallen war (s. oben stahel), oder wo nach einem i und u ursprünglich ein voller Vokal gestanden hatte, der dann nachher in schwaches e überging, um endlich ganz im vorhergehenden Laut zu verschwinden (flor, flôr, vier; stuol, stuël, Stuhl; giane, giêne, gieng ꝛc.), da wurde der Hauptlaut naturgemäß lang, wenn er es nicht schon von Haus aus war. Daher kam man schon früh auf den Gedanken, das h nach einem Vokal wie das e nach einem i (u) hätte überhaupt nur den Sinn, die Länge der vorhergehenden Vokale anzuzeigen, was in den Regelbüchern des 16. Jahrh. bereits als anerkanntes Gesetz auftritt. Die naheliegende Folge war, daß man dies h und dies e in sehr viele Worte übertrug, in denen diese Buchstaben eigentlich gar kein Recht hatten. Bald war dann der Aberglaube, daß h, abgesehen von seiner hörbaren Wirkung im Anlaute der Silben, nichts als Dehnungszeichen wäre, so weit durchgedrungen, daß man selbst dem th (das ursprünglich einen wirklich gesonderten T-Laut, wie das englische th, bezeichnete) keine andere Eigenthümlichkeit neben t mehr zuzuschreiben wußte, als daß es den ihm nahestehenden Vokallaut verlängere. Nun begann man Thun, Muth, Rath, selbst Thräne (althochdeutsch trahan, mittelhochdeutsch traben, trahene, trehene, trêne), werth (mittelhochdeutsch wert, werdes, davon wirde = Würde) ꝛc. mit einem th zu schreiben. Sogar dabei blieb man aber nicht. Einmal von der Ansicht ausgehend, daß es Aufgabe oder Gewohnheit der Orthographie wäre, den langen Vokal auszuzeichnen, suchte man auch nach anderen Weisen und verfiel dabei auf das an sich viel naturgemäßere Mittel, den Vokal, den man als lang zu bezeichnen wünschte, zu verdoppeln.

Es wird nicht nöthig sein, diese Betrachtung weiter zu verfolgen. Sie wird genügend die Behauptung rechtfertigen, daß die wenigen sprachgeschichtlichen Züge, welche sich allerdings in unserer Schreibweise versteckt erhalten haben, überwuchert sind von dem Streben nach phonetischer Deutlichkeit und ganz besonders nach unterscheidender Bezeichnung der gedehnten Vokale. Nur im Vorbeigehen sei bemerkt, daß der gesetzliche, organische Unterschied von z (ß) und ss, der im Mittelhochdeutschen deutlich ausgeprägt ist und einem noch schroffern Unterschiede der Laute im Niederdeutschen (t und ss) entspricht, der spätern Sprache ganz abhanden gekommen war, so daß ß in Druck und Schrift nachher nur als ein zierlicherer Buchstabe für ss galt, den man seiner in sich abgerundeten Gestalt wegen gern am Ende der Wörter anwandte.

Daß man ein Mittel gewonnen hatte, die langen Vokale zu bezeichnen, war an sich nur Gewinn. Auch der Umstand, daß die Wahl gerade dieses Zeichens auf einem Mißverständnis beruhte, hätte die Befriedigung darüber nicht zu trüben brauchen, wenn nur nicht verschiedene Umstände den praktischen Werth der Errungenschaft geradezu in Frage gestellt hätten. Zunächst ist die parallele Thatsache hier nachzuholen, daß man sich ziemlich gleichzeitig gewöhnte, die Kürze des Vokals und zwar diese beständig durch ein und dasselbe Mittel, die Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten, wenn nicht etwa an sich schon deren zwei folgten, zu bezeichnen. Nur bei einzelnen ganz kurzen Wörtern, welche keine Beugung erfahren, unterließ man diese Bezeichnung. Es ist offenbar, daß nach dem Gesetz der Einfachheit der Lautbezeich-

anderen gelehrten Theoretikern Beifall mit großer Bereitwilligkeit gezollt hat. Ein kleines Stück davon sind die verschiedenen Anläufen (1, 2, 3 ꝛc.), welche von verschiedenen Völkern in gleichem Sinne versuchen und doch völlig verschieden gelesen werden.

Aber jede Schrift hat zunächst die begreifliche Aufgabe, die Sprache eines bestimmten Volks für die Glieder desselben zur sichtbaren Darstellung zu bringen, und diese nächste und wichtigste Aufgabe leistet die Lautschrift weit vollkommener als die Begriffsschrift. Während die Zahl der Wörter in jeder der modernen Kultursprachen viele Tausende beträgt und selbst die der Silben noch legion ist, während daher eine dem Wörterschatz der Sprache wirklich gerecht werdende Begriffsschrift so mannigfaltig sein würde, daß sie kaum von den gelehrtesten der Gelehrten erlernt werden könnte, wird dem Bedürfnis der Lautschrift seit Jahrtausenden mit einem Alphabet von 22—25 Lautzeichen oder Buchstaben genügt, welche man auch zugeben muß, daß diese Buchstaben nicht vollkommen zur Bezeichnung aller in der Sprache vorkommenden Lautelemente ausreichen.

Leicht ist nun hiernach zu bestimmen, welche Eigenschaften eine Lautschrift haben muß, um möglichst vollkommen ihrer Aufgabe zu entsprechen. Sie muß zugleich einfach und vollständig sein; ihr darf für keinen der in der Sprache gebräuchlichen Laute die Bezeichnung fehlen, und andererseits muß womöglich für jeden Laut ein ganz bestimmtes Zeichen gegeben sein, was nur möglich ist, wenn jedem einzelnen Laut auch nur ein Zeichen entspricht. Unter den bekannteren lebenden Sprachen haben die spanische (seit 1815) und die italienische (seit dem 16. Jahrh.) Alphabete, welche diesen beiden Anforderungen nahezu vollkommen gerecht werden. In der italienischen Schrift z. B. gibt es nur einen Buchstaben für den harten T-Laut, nur einen für den aspirirten Lippenlaut, mit denen sich auch die fremdwörter begnügen müssen. Als bestes Beispiel dafür kann man das Wort ortografia in seiner italienischen Schreibung betrachten (vgl. das lateinische orthographia, unser Orthographie).

Daß ein ähnlicher Zustand, wenn auch nicht überall erreicht, doch für jede Sprache anzustreben und beabsichtigt und erstrebt worden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Auch von den älteren Formen unserer Muttersprache gilt das. Im Gothischen, im Altsächsischen und noch im Mittelhochdeutschen war die Schrift eine rein phonetische und nahm, als solche betrachtet, einen ziemlich hohen Standpunkt ein. Mehr als dieser ist von der französischen und englischen Schrift anzunehmen, daß sie in ferner Vergangenheit einmal der Aussprache, wenn nicht völlig, doch annähernd entsprochen haben und jedenfalls von der Absicht eingegeben worden sind, die Lautsprache einfach durch Lautzeichen für das Auge wiederzugeben. Gerade der Entwickelungsgang dieser beiden Sprachen in ihrem Laut- und Lautbestand in ihrem Schriftbestand ist aber das sprechendste Beispiel dafür, wie der phonetische Charakter einer Schrift allmählich getrübt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden kann. Betrachten wir vorzüglich das Englische. Die Lehrbücher der englischen Sprache sagen uns, daß der Laut »ei« unter anderen auch durch »ig, igh« bezeichnet werde, wie z. B. in sign (sein) oder knight (neit), in welch letzterem Wort überdies k stumm ist, ebenso wie die Buchstabenverbindung th einen zwischen d und gelispelten s schwebenden Stummlaut bezeichne. Dies ist thatsächlich richtig. Sprachgeschichtlich betrachtet, liegen aber die beiden Fälle höchst verschieden. Die Aussprache des th ist die ursprünglich bedeutsame und im Englischen treu erhaltene, welche nur und, wie den Romanen, verloren gegangen ist. Dagegen ist ganz unzweifelhaft das Wort sign, welches von dem lateinischen signum durch Abwerfen der Endung entstand, ursprünglich auch in England so gesprochen worden, wie wir es ohne besondere Anleitung noch jetzt sprechen würden, und ebenso wird es mit dem Wort knight, wie unmöglich verschieden auch die Schreibung mit dem deutschen Wort Knecht einleuchtet, welches zwar eine etwas andere Bedeutung hat, aber von Haus aus mit jenem völlig zusammenfällt. Auf dem Französischen habe ich als treffendes Beispiel die aus älteren Drucken bekannte Schreibweise oi für den Laut ä (ai) hervor. Man schrieb noch lange (bis 1835) François (statt Français), avoiant, avois ꝛc., als man diese Worte längst in der heutigen Weise sprach; es steht aber fest, daß in der ältern Zeit wirklich oi gesprochen worden ist.

Aus diesen Beispielen erhellt zur Genüge das Wesen der historischen Schreibweise. Die festere und klarere Schrift vermag nach J. Grimms treffendem Wort dem flüssigeren Laut nicht allenthalben nachzukommen und bewahrt isolirte Reste einen Theil der Worte, zumal aber gewisse im spätern Verlauf abgeschliffene oder ganz verlorene Endungen der Laute und Lautverbindungen in der Gestalt, wie sie einer längst vergangenen Zeit wirklich gegenwärtig und geläufig waren. Das ist allerdings eine erhebliche Abweichung von dem ursprünglichen Grundsatz der phonetischen Schreibweise, welche das Gesetz aufstellt: Schreib, wie du sprichst! Aber man muß zugeben, daß die Abweichung keineswegs schlechthin verwerflich werden kann. Zuweilen ist sie im Französischen, Englischen ꝛc. das Ergebnis einer natürlichen Entwickelung. Die betreffenden Veränderungen haben sich nicht auf einmal vollzogen, sondern sind durch die Zwischenstufe eines längeren Schwankens hindurchgegangen, während deren ohne Willkür die Veränderung der üblichen und ursprünglich richtigen Schreibweise gar nicht möglich war. Vielfach ist sogar das Schwanken auch heute noch nicht überwunden, und der Fremde, welcher aus seinem Verkehr oder von seinen Lehrer eine bestimmte Aussprache für ein gewisses Wort als die allein zulässige gelernt hat, macht auf Reisen südlicher die Erfahrung, daß Englischer, Amerikaner, Schotten, Irren, Walliser das gleich geschriebene Wort sehr verschieden aussprechen. Sodann darf man gewiß nicht leugnen, daß durch die historische Schreibweise in vielen das Bewußtsein von der geschichtlichen Entwickelung der Sprache in höherem Grad lebendig erhalten wird, als es ohne dieses Mittel je möglich sein wird.

Indeß wird man diesen Vortheil nicht überschätzen dürfen. Er kommt fast nur den Gelehrten oder wenigstens den höher Gebildeten im Volk und unter den Ausländern zu gute. Die Masse des Volks wird wenig Vortheil davon haben, aber stets größeren Nachtheil, indem die Abweichung der Schrift von dem thatsächlichen Lautestande der Sprache die Erlernung des richtigen Schreibens ganz außerordentlich erschwert. In England z. B. wird von vielen Seiten lebhafte Klage über die Nachtheile geführt, welche der Bildung des Volks aus dieser Schwierigkeit erwachsen. Ja, man hat sogar den Versuch gemacht, in solchen Druckwerken, welche hauptsächlich für das Volk und die Jugend bestimmt sind, an Stelle der historischen eine rein phonetische Schreibweise einzuführen.

Digitized by Google

holen, als sie zum völligen Verständnis des vorhin dargestellten Thatbestands unerläßlich ist. Dieselbe wird um so mehr hier am Platze sein, als die versprochene Uebersicht der in der neuern Zeit nach einander auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung aufgetretenen Verbesserungsversuche sich ihr naturgemäß anschließen kann.

Zur Zeit der Minnesänger im Mittelalter gab es in Deutschland, wenigstens dem in geistiger Beziehung mehr vorgeschrittenen mittlern und obern Deutschland, schon einmal eine allgemein gültige Sprache, welche mit geringen mundartlichen Beimischungen in den gebildeten Kreisen der Höfe und der höhern Geistlichkeit überall gesprochen und geschrieben wurde. Es kann uns hier gleich sein, ob diese Sprache mehr von dem schwäbischen, dem fränkischen oder dem österreichischen Zweig der oberdeutschen Zunge beeinflußt war; die gelehrten Forscher sind darüber bisher noch nicht einig geworden. Jedenfalls hatte die Sprache, wenn auch manches von der Klangfülle und dem Formenreichthum des Althochdeutschen verloren gegangen war, einen regelmäßig durchgeführten, aber dabei doch einfachen Bau und als äußeres Mittel der Darstellung eine folgerecht ausgebildete phonetische Schrift. Von den dargelegten Auswüchsen unserer Orthographie war noch kaum eine Spur vorhanden. Besonders wurde die Dehnung der Vokale nirgends durch sogen. Dehnungsbuchstaben bezeichnet (uo in **buoch, suoche** wie **ie** in **liep, liet,** üor sind doppelte Laute), sondern durch ein über den Vokal gesetztes Zeichen (â, ô, û), den sogen. Cirkumflex. Die nicht bezeichneten Vokale galten als kurz; daher war für die Kürze keine Bezeichnung erforderlich, und man schrieb die Konsonanten nur im Inlaut zwischen zwei Vokalen, deren erster kurz ist, doppelt, wo sie auch doppelt gesprochen werden (**können, aber kan, konte; sac, secke** ꝛc.). Die Ausnahme, welche auch wir noch haben, daß **ch** und **sch** nie verdoppelt werden, durchbrach freilich auch im Mittelhochdeutschen die allgemeine Regel. Wie streng man an dem phonetischen Princip hielt, und wie weit man von der etymologischen Neigung entfernt war, welcher wir ziemlich weit nachzugeben gewohnt sind, zeigt der Umstand, daß man von den sogen. stummen Konsonanten oder **mutis** (p, b, f; k [c], g, ch; t, d, z [für th]) am Ende stets den harten jeder einzelnen Reihe (p, c und t) schrieb, auch wenn der weiche Laut dem Stamm ursprünglich eigen ist und vor antretenden Bildungselementen wieder zur Geltung kommt; z. B. **tac, tages; lac, lagen; genuoc, genuoges; liop, liebe; lip, libes; lit, lides; liet, liedes; leit, leides.**

Auf diesen günstigen und erfreulichen Zustand der Sprache und Schrift folgt dann, etwa vom Interregnum an (1254—73), eine allgemeine Verwilderung der einen wie der andern. In die Schriftsprache dringen mundartliche Zusätze und Veränderungen von allen Seiten ein, die um so schlimmere Verunstaltung zur Folge haben, als die Literatur in dieser Zeit mehr vom ungelehrten Mittelstand als von den höfisch erzogenen Rittern und den gelehrt geschulten Geistlichen gepflegt wurde. Die Sprachverwirrung und Unterbrechung des geschichtlichen Zusammenhangs spiegeln sich in der seltsam buntscheckigen Orthographie. In jener Zeit gewannen Dehnungs-h und -e, gewannen Vertauschung der Vokale (i, y, ü, ö, e, äu, ei ꝛc.) und Verdoppelung der Konsonanten eine weitgehende, wenn auch völlig willkürliche Verwendung. Oft (offt) kann man auf einer Seite in Drucken aus jener Zeit und noch bis ins 17. Jahrh. hinein dasselbe gebräuchliche Wort in fünf oder sechs verschiedenen Schreibungen finden (z. B. in, inn, yn, ynn; und, unnd, undt, unndt; rüren, rhüren, rühren, rüeren, rürhen; tun, tuon, tuen, thun, thuon, thuen, tuhn; Strafe, Straffe; rufen, ruofen, ruffen, rueffen ꝛc.). In dieser allgemeinen Verwirrung gab es kaum einen Halt und eine Schranke, bis Luther mit seiner Bibelübersetzung hervortrat und in derselben dem Volk ein Buch schenkte, welches bald von dem größten Theil desselben als Kanon der »gemeinen deutschen Sprache« anerkannt werden sollte. Zwar beruft sich Luther selbst auf die kaiserliche und auf die kursächsische Kanzlei als seine Lehrmeisterinnen und Vorgängerinnen; allein die Vergleichung besonders seiner eigenen früheren und späteren Schriften und Ausgaben beweist genugsam, wie ernst und wie unabhängig er selbst an der Lösung der Aufgabe gearbeitet hat, eine gemeine deutsche Sprache zu schaffen, welche beide, Ober- und Niederländer, verstehen möchten. Die Kanzleien, welche noch Opitz für die rechten Lehrerinnen der reinen Sprache erklärt, mögen immerhin auch das Ihrige beigetragen haben, namentlich um die Sprache und Schrift Luthers zu verbreiten und zur Herrschaft zu bringen. Welcher Mundart der deutschen Sprache der größte Antheil an der neuen Schriftsprache zu verdanken sei, darüber sind noch immer die Ansichten getheilt. Wenn man früher geradezu behauptete, durch Luther wäre die obersächsische oder meißnische Sprache in Deutschland herrschend geworden, so wird eine sorgfältige Vergleichung unseres Schriftdeutsch mit dem genannten Idiom das schwerlich bestätigen. Ueberdies hätte doch nach seiner Herkunft, Heimat und Gewöhnung Luther das Thüringische viel näher gelegen, über das er aber wiederholt ganz besonders ungünstig urtheilt. Auch steht allen solchen Versuchen die ausdrückliche Versicherung entgegen, daß er »keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen rede, sondern der gemeinen deutschen Sprache gebrauche«. Uebrigens muß zugegeben werden, daß, von unserem Standpunkt aus betrachtet, die Sprache und besonders die Schrift des Reformators noch immer ziemlich roh und regellos sich ausnimmt. Er hat sich bei der Feststellung dessen, was ihm richtig und zulässig erschien, nicht von wissenschaftlichen Grundsätzen, sei's physiologisch-phonetischer, sei's historisch-etymologischer Art, leiten lassen. Dazu fehlten alle Vorarbeiten und alle Voraussetzungen, da von den hierfür allein befähigten gelehrten Kreisen die Muttersprache neben der lateinischen gering geachtet und stiefmütterlich behandelt wurde!

Allerdings hat es nicht an Versuchen gefehlt, in die praktisch und empirisch einigermaßen geordnete Orthographie nun auch nachträglich eine gewisse theoretische Zucht und Ordnung zu bringen. Man mag in dieser Beziehung Valentin Ickelsamer und Fabian Frangk als Zeitgenossen Luthers, Clajus, Schottelius, Zesen, Leibniz aus dem nächsten Jahrhundert mit Dank und Ehren nennen. Aber bei dem Mangel wahrhaft wissenschaftlicher Unterlagen für ihre Bemühungen konnten dieselben weder bei ihrem Auftreten größern Einfluß gewinnen, noch können sie unsererseits eingehendere Beachtung beanspruchen. Bemerkenswerth ist, daß, wie fast alle, ganz besonders Schottelius in seinem Buch über die »teutsche Haubtsprache« (1663) sich entschieden auf den Standpunkt der phonetischen Schreibweise stellt und nur hier und da hinsichtlich »etzlicher Buchstaben, so der Rede keine Hülfe thun«, dem »beliebten Gebrauch«

nung, welches oben aufgestellt worden ist, entweder das eine oder das andere hätte geschehen sollen, die Bezeichnung der Länge oder die Bezeichnung der Kürze. Unmerkbin möchte man sich aber den Ueberfluß der doppelten Bezeichnung gefallen lassen, wenn nur die Regel wirklich durchgeführt worden wäre. Aber abgesehen von der bereits angedeuteten Mangelhaftigkeit der Bezeichnungen für die Dehnung der Vokale unterließ man sie doch auch in sehr vielen Fällen. Selbst in den schlimmsten Zeiten unserer Orthographie, wo wenn nur mit einer Dehnung-h förmlich um sich warf und etwas darin suchte, es mit regelloser Willkür bald vorn, bald hinten anzubringen, blieben doch immer noch viele lange Vokale, auch in echt deutschen Wörtern, unbezeichnet.

Auf diese Weise kam die deutsche Rechtschreibung ein außerordentlich buntscheckiges Gepräge, das noch verworrener ward durch einige andere mitwirkende Umstände. Zur Bezeichnung des gedachten Lippenlauts nämlich hatte die Schrift statt eines einzigen drei Zeichen: ph in den aus dem Griechischen durch Vermittelung des Lateinischen übernommenen Wörtern und f und v in deutschen Wörtern. Ebenso wechselten das ursprünglich lateinische c und das ursprünglich griechische k vor Konsonanten und dumpfen Vokalen wie am Ende der Wörter willkürlich und dem entsprechend c und k vor den hellen Vokalen. Neben dem kurzen, aus a durch Umlaut entstandenen e führte man allmählich auch kurzes ä in die Schrift ein und gebrauchte diesen Buchstaben überall da, wo die Herkunft des Lauts von a noch deutlich erkennbar war (so: »Dach, Hände« neben »behende«; »alt, ältere« neben »Eltern« ꝛc.). Dem entsprechend, begann man zwischen eu und äu, welche ganz denselben Laut bezeichnen, in der Schrift zu scheiden und die letztere Buchstabenverbindung zu schreiben, wo die Herkunft von au dem Bewußtsein noch gegenwärtig war. Die beiden letzteren Erscheinungen betrafen auf einem Streben, welches in noch weiterem Umfang auf unsere Schrift Einfluß geübt hat. Man suchte nämlich und sucht noch heute durch die Art der Schreibung, wo es irgend zulässig ist, die Verwandtschaft der Wörter unter einander zur Anschauung zu bringen. Wie man zu diesem Zweck Haus, Häuser, häuslich mit Hu, Hand, Hände mit à zc. schreibt, so behält man auch z. B. in kannte, kennt, kennst, schallt den Doppelkonsonanten am Ende des Stammes bei, obwohl auch ohne die Verdoppelung in allen diesen Fällen die Kürze des Stammvokals einleuchten würde. Diese eigenthümlichkeit unserer Orthographie hat einen gewissen Verwandtschaft mit der historischen Schreibweise, aber doch nur eine entfernte. Es wird nämlich in keinem dieser Fälle etwas geschrieben, was nicht mehr gesprochen würde; man wählt nur unter mehreren Schreibweisen, welche an sich nach den allgemeinen Grundsätzen der Rechtschreibung zulässig sind, diejenige, welche die etymologische Beziehung des fraglichen Worts zu einem noch in der Sprache vorhandenen Stammwort deutlich hervortreten läßt. Endlich führte die Ueberfülle unserer Lautschrift, welche in vielen Fällen die Wahl ließ, wie man einen gegebenen Laut wiedergeben wollte, noch auf die Besonderheit der deutschen Schrift, gleichlautende Worte von verschiedener Bedeutung oder auch bloßelbe Wort, wenn es mehrfache Anwendung leidet, durch die Schrift zu unterscheiden. Auch wir schreiben noch: wir leid (mit b)«, aber »seit (mit t) einem Jahr«, Ton und Thon, malen und mahlen, Lider und Lieder, wider und wieder, Stadt und Statt, allenfalls auch Weise und Waise, Heide und Haide. Unsere Vorfahren gingen bekanntlich darin noch viel weiter, und das Geschickt ist noch nicht ganz vom Schauplatz abgetreten, welches gewissenhaft zwischen sein (suus) und seyn (esse), zwischen meinen (meum) und meynen (putare) zc. unterschied.

Noch ein Wort über die äußere Gestalt der deutschen Schrift. Im Mittelalter hatte sich aus der sogen. lieinen lateinischen oder Minuskelschrift, welche ihrerseits schon eine praktische Umgestaltung der urprünglichen großen oder Majuskelschrift war, bei den Abschreibern die eckige, später sogen. gothische Schrift gebildet. Man wandte diese besonders darum mit Vorliebe an, weil sie, fast nur aus gebrochenen geraden Strichen bestehend, vom Schreiber leichter regelmäßig und zierlich hergestellt werden konnte. Sie war indeß nicht etwa auf Deutschland beschränkt, sondern herrschte im spätern Mittelalter in ganz Europa vor, so daß sie auch in der ersten Zeit nach Erfindung des Buchdrucks überall gebraucht wurde. Nach und nach ging man indeß zuerst in Italien, dann überall in den Ländern romanischer Zunge und in England unter dem Einfluß der Humanisten auf die lateinische Minuskelschrift zurück. In Deutschland und den skandinavischen Ländern schloß man sich dem an, so weit es sich um den Druck lateinischer Bücher handelte. Für die Muttersprache dagegen hielt man die gebrochene Form fest, obwohl nicht zu verkennen ist, daß sie als Druckschrift entschieden hinter der runden an Gefälligkeit und besonders an Leichtigkeit der Herstellung und Handhabung zurücksteht. Im engen Zusammenhang mit dem Gebrauch der gebrochenen Schrift steht die stärkere Anwendung der großen Buchstaben. In der lateinischen Minuskelschrift waren sie nur für den Anfang der Sätze und für die ersten Buchstaben der Eigennamen beibehalten. In der »gothischen« Schrift ließ man sie der Lesbarkeit wegen gern die Reihen oder einzelne Wörter beginnen, welche besonders hervorheben wollte. Erst sehr allmählich stellte sich der Gebrauch ein, neben den Eigennamen alle Sogen. Hauptwörter (substantiva) durch große Anfangsbuchstaben auszuzeichnen. Ebenso begann man anfangs mit sich einmal gewöhnt hatte, lateinische und deutsche Buchstaben im Druck zu unterscheiden, auch in der Schrift diesen Unterschied mehr und mehr auszuprägen, und brachte es endlich dahin, daß jeder Deutsche, der sich nur den allerniedrigsten Grad der Bildung erwerben will, der Alphabete oder, wenn man noch den Unterschied der kleinen und der großen Buchstaben in Anschlag bringt, deren acht erkennen muß.

Wie man sieht, ist nach allen Seiten den der ursprünglichen Einfachheit der reinen Lautschrift abgewichen, Mannigfaltigkeit und Ueberfülle an ihre Stelle gesetzt worden, aber, wolle bemerkt, ohne daß man den ursprünglichen phonetischen Grundcharakter der Schrift aufgegeben hätte. Daß dieser völlig unübersichtliche und, man möchte fast sagen, schrankenlose Reichthum von kleinen Hülfsmitteln des Bestandhaltes zur Regelossigkeit führen mußte, liegt schon an sich auf der Hand. Es leuchtet aber noch um so mehr ein, wenn man bedenkt, daß die ganze Entwicklung des neuhochdeutschen Schriftsystems bis tief in das vorige Jahrhundert, fast ohne jeden Einfluß wissenschaftlicher Betrachtung und grundsätzlich gewahrter Gesichtspunkte, nur aus der empirischen Praxis der Druckereien geflossen ist. Dies führt darauf, in einer kurzen Schlußbetrachtung die Geschichte der neuhochdeutschen Schrift so weit nachzu-

Digitized by Google

z. B. in Keßel und Presse, Waßer und Masse zu unterscheiden oder gar Kreiß, auß, Ameiße mit ß zu schreiben, während das moderne Bewußtsein hier von einem scharfen S-Laut nichts weiß. Hauptsächlich wurde diese Partei durch das Gewicht der pädagogischen Gründe gestärkt, welche von praktischen Schulmännern gegen die Bestrebungen der sogen. historischen Orthographie ins Feld geführt wurden. Man hielt dieser wohl nicht mit Unrecht vor, daß sie viel zu hohe Anforderungen an die Lehrer der Volksschule, geschweige denn an deren Schüler stellte, um jemals recht ins Leben eingeführt zu werden. Auch ließ sich für die übliche Verwendung der großen Buchstaben vom Standpunkte der Schule aus doch viel Schlagendes anführen; und wenn man auch ziemlich allgemein zugab, daß die Rückkehr zu dem ältern runden Alphabet in Druck und Schrift sehr erfreulich sein würde, so war doch die Frage schwer zu beantworten, wann die Schule beginnen sollte, im Widerspruch mit dem bis jetzt noch allgemeinen Gebrauch den sogen. lateinischen Lettern den ersten Platz einzuräumen. Während man den vorhin erwähnten Neuerungen geradezu widersprach, glaubte man für diese wenigstens Geduld und Abwarten der thatsächlichen Entscheidung verlangen zu müssen, welche allein dem Volk und seiner öffentlichen Meinung zustände. Am meisten kam man noch, wiewohl nicht ohne Ausnahme, darin überein, daß die möglichste Beschränkung oder noch besser die völlige Abschaffung des h als Dehnungszeichens und der Doppelvokale anzustreben wäre, mindestens des h, wo es dem t und r in deutschen Wörtern beigegeben ist, ohne der Sprache Hülfe zu leisten.

Zwischen diesen verschiedenen und hier und da fast entgegengesetzten Strömungen wogte die orthographische Bewegung der beiden letzten Jahrzehnte lebhaft auf und ab. Der einzige Vortheil war eine im Stillen fortschreitende Beschränkung der erschwerenden Ueberfülle im allgemeinen Gebrauch. Man gewöhnte sich z. B. in weiten Kreisen, Wirt, Turm, weil gar nicht einmal einen gedehnten Vokal enthaltend, auch Heimat, Armut, Blüte, Partei ꝛc. ohne h zu schreiben, in deutschen Namen, wie Westfalen, Rudolf ꝛc., das ph zu verbannen und Wörter wie Heide, eichen, sein, meinen ꝛc. (gleich den nie äußerlich unterschiedenen Strauß, Bauer, Thor ꝛc.) aus dem Zusammenhang der Rede ohne äußerliches Hülfsmittel nach ihrem wahren Sinn zu erkennen. Dem gegenüber aber wuchsen an anderen Stellen Mannigfaltigkeit und Willkür von Jahr zu Jahr. Glücklich noch, wenn einzelne Länder des zerrissenen Deutschland, wenigstens für ihre Unterrichtsanstalten, eine einheitliche Rechtschreibung einführten, die jenseit ihrer Schlagbäume natürlich verpönt war, obgleich selbst innerhalb so bescheidener Grenzen, wie z. B. das ehemalige Königreich Hannover, Würtemberg ꝛc. umschlossen, nur schwer die Einheit der Rechtschreibung wirksam erzwungen werden konnte. Leider hat heute fast jede Schule, jede Verlagshandlung, jede größere Zeitung oder Zeitschrift ihre eigene Orthographie. Selbst der einzelne Gelehrte und Schriftsteller hat wohl seine Privatorthographie, die er als berechtigte Eigenthümlichkeit und als Ausdruck seiner Individualität sich vom Verleger und Korrektor nicht antasten läßt.

Ich hoffe, nach allem, was vorausgegangen ist, wird man es gerechtfertigt finden, wenn ich es im Eingang dieses Aufsatzes ablehnte, bestimmen zu wollen, was an sich und schlechthin in der deutschen Rechtschreibung richtig oder falsch wäre. Man kann eben nur feststellen, was nach dem rein phonetischen Grundsatz oder nach der historischen Orthographie oder nach dem Herkommen das Richtige sei oder nicht. Ja, selbst diese Feststellung hat ihre große Schwierigkeit gegenüber der unendlichen Verschiedenheit der persönlichen Auffassungen und Ausgestaltungen, welche jeder einzelne von diesen Standpunkten und Grundsätzen erfahren hat. Begegnet es doch nicht selten, daß dem Bruder auf dem Gymnasium als Fehler angestrichen wird, was man von der Schwester in der Töchterschule desselben Orts als richtig verlangt, oder daß Realschule und Gymnasium hinsichtlich der Rechtschreibung an einem Ort einander befehden, wenn auch die Gerechtigkeit verlangt, anzuerkennen, daß an manchen anderen Orten, zumal auch in der Hauptstadt des Deutschen Reichs (seit 1871), im Weg freier Verständigung solchem Unwesen vorgebeugt worden ist.

Es ist natürlich und erklärlich, daß nach 1870 in den zunächst betroffenen Kreisen, also besonders unter den Schulmännern, die Erinnerung an den prophetischen Ausspruch J. Grimms von 1849 mächtig wieder auflebte. Was bisher als nebensächliche Folge und als bezeichnendes Symptom der Zersplitterung Deutschlands getragen worden war, erschien jetzt in dem neu geeinten Vaterland wirklich, wie es schon Grimm genannt hatte, undeutsch und schimpflich. Immer lauter sprach sich daher die Forderung aus, daß von Seiten des Reichs auch die Einigung Deutschlands auf diesem Gebiet in die Hand genommen und dem Ueberwuchern der Willkür eine Schranke gesetzt werden müßte. Oeffentlichen und amtlichen Ausdruck fand diese Forderung in einer Versammlung von Vertretern des höhern Schulwesens, welche von den Bundesregierungen im Oktober 1872 nach Dresden entsandt waren, um über einige wichtige Grundsätze auf diesem Gebiet eine Einigung zu erzielen. Die Wünsche und Vorschläge dieser Versammlung fanden bereitwilliges Entgegenkommen bei dem neuen Unterrichtsminister Preußens, Dr. Falk. Am 30. Dec. 1872 erließ derselbe ein Schreiben an die übrigen Bundesregierungen, in welchem er zunächst den Standpunkt bezeichnete, den die preußische Regierung zu den Verhandlungen jener Versammlung einnahm, und dann um Erklärung auch der übrigen Reichsglieder ersuchte. Hinsichtlich der orthographischen Frage sprach er sein Einverständnis damit aus, daß der Professor R. v. Raumer in Erlangen ersucht werde, die Ausarbeitung einer Vorlage für anderweite Berathung der Sache zu übernehmen, und daß demnächst von einer besondern Fachkommission auf Grund dieser Vorlage eine Einigung erstrebt werde. Nachdem sämmtliche deutsche Regierungen zugestimmt hatten, übernahm v. Raumer die ihm gestellte Aufgabe und löste sie durch Abfassung seiner beiden Schriften: »Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Orthographie« und »Zur Begründung der Schrift: Regeln ꝛc.« Zur Berathung dieser Vorlagen wurde endlich im Ausgang des Jahrs 1875 die lang ersehnte orthographische Konferenz vom Minister Falk im Einverständnis mit den übrigen Regierungen nach Berlin berufen. Sie trat 4. Jan. 1876 zusammen und bestand aus folgenden 14 Mitgliedern: Professoren 1) v. Raumer aus Erlangen, 2) Wilmanns aus Greifswald, 3) Scherer aus Straßburg, 4) Bartsch aus Heidelberg, 5) Imelmann aus Berlin (Oberlehrer, Verfasser des erwähnten

Zugeständnisse macht. Gelöst ist die geschichtliche Betrachtung unserer Sprache und Literatur rand übrigens schon im 17. Jahrh. an J. B. Mencke u. a. Vertreter, die besonders Beachtung für die Sprache und literarischen Denkmäler des Mittelalters verlangten. Von irgend erheblichem Einfluß auf die Behandlung der Sprache, innere wie äußere, war indeß ihr Auftreten nicht.

Jedenfalls war der Einfluß ein durchaus vorübergehender, denn der Mann, welcher zuerst mit wirklichem Erfolg einige Ordnung in das Chaos unserer Sprache und Orthographie zu bringen suchte, J. Chr. Gottsched, war der entschiedenste Uebergegner, daß die Erforschung unserer Sprachalterthümer für das Hochdeutsche, wie es nun geschrieben werden müsse, wenig oder gar keine Frucht trage. Dagegen stelle auch er sich auf den Boden des gegenwärtigen Lautbestands unter Anerkennung des beliebten Gebrauchs. Ebenso verfuhr, nur systematischer und gründlicher, J. Chr. Adelung (1734—1806). Zwar findet man bei ihm den richtigen Gedanken, daß eine gründliche Sprachlehre eigentlich nichts anderes sein könne als eine pragmatische Geschichte der Sprache. Allein wer das Gothische das Ulfilas rede und ungeschlacht nennt und die höfische Dichtung des 13. Jahrh. nur als einen angenehmen Lichtpunkt in einer rohen Zeit bezeichnet, der für uns keine tiefere Bedeutung mehr habe, kann diesen Gedanken wohl nur ganz in abstracto gefaßt haben. Tiefer erfaßten die Nothwendigkeit und das Wesen einer wahrhaft geschichtlichen Erforschung unserer Sprache nach dem Vorgang der Züricher Bodmer und Breitinger Männer wie Herder, Möser, Voß, deren Wünsche und Forderungen nachher den Begründer der historischen Sprachforschung in Deutschland, Jakob Grimm, zu seinem Lebenswerk angeregt haben. Nunmehr gewannen indeß Adelung und nach ihm der in derselben Richtung fortschreitende J. Chr. A. Heyse (1764—1829) mit ihren mehr empirischen Beiträgen, die wesentlich nur auf die Ordnung des Vorhandenen und Gebräuchlichen ausgingen, ziemlich ausschließlich das Feld. Der revolutionäre Angriff, welchen Klopstock vom Standpunkte der reinen Lautschrift aus 1778 auf die herkömmliche Orthographie machte (z. B. das Glück, das Glük; das Wallung; ich se es gern so rein for mir wi man spricht und hört; Greichen, Englender; hetten ꝛc.), hatte keine Folgen.

Dies im wesentlichen der Zustand, welcher bis in die Mitte unseres Jahrhunderts herrschend blieb; nur daß sowohl die Anwendung des ß als Dehnungszeichen, als auch die im Laufbefand nicht begründeten Unterscheidungen, welche lediglich der logischen Sonderung gleichlautender Wörter dienen sollen, wie schon hier und da durch Adelung und Heyse, so ganz besonders seit ihrer Zeit erheblische Beschränkung erfahren haben; das letztere offenbar darum, weil das allgemeine Bewußtsein der Gebildeten mehr die Befähigung durch die vergrößerte Weitläufigkeit der Zurüstung als die Erleichterung durch die kleinen Hülfsmittel des Verständnisses umfaßt.

In diese langsame und fast unbewußte Entwicklung unserer Orthographie griff um die Mitte des Jahrhunderts Jakob Grimm auftretend ein. Zwar war seine „Deutsche Grammatik“ schon von 1819 an erschienen und hatte seinen Ruf begründet; auch hatte er schon 1822 seine Anklagen gegen die herrschende Schreibweise und seine Wünsche hinsichtlich ihrer Verbesserung laut werden lassen. Allein die „Geschichte der deutschen Sprache“ (1849) und das „Deutsche Wörterbuch“ (1854 ff.) machten sein Streben und seine Ziele allgemeiner bekannt. Während bis dahin nur wenige Anhänger unter den Gelehrten die Grimm'sche oder doch eine ihr angenäherte Rechtschreibung angenommen hatten, unter denen Haarmann durch seine Besehrder dem Volk am meisten bekannt geworden war, fand in den Jahren der Bewegung nach 1848 dieselbe um so viel mehr Freunde in allen gebildeten Kreisen, als sie von dem Vorurtheil des ersten Glauben für eine Angelegenheit von tiefer nationaler Bedeutung und engstem Zusammenhang mit der neu erwachten patriotischen Idee ausgegeben wurde. Es konnte unmöglich ungehört verklingen, wenn in jener Zeit der Erregung (1849) der Mann, welcher unter allen Lebenden das größte Verdienst um das theure Gut der deutschen Muttersprache hatte, die herbrachte Schreibung verließen für barbarisch, unrichtig, unbeutsch und schimpflich erklärte; oder wenn er die Hoffnung seines Herzens in den prophetischen Worten kundgab: „Wenn neues politisches Heil über uns aufgeht, so steht zu erwarten, daß das Werk auch eine neue Orthographie heranführen wird, die in zerrissenen und ermatteten Deutschland nichts bemerkbar fördern konnte; oder wenn er durch sein Wort sein Beispiel heraufforderte, „in der Rechtschreibung der mittelalterigen Schreibweise zuzusteuern“. Zweifelte sich daß, daß auf diesem Weg wenig Anstoß war, an einer einheitlichen Umgestaltung und Verbesserung zu gelangen. Zunächst waren die Anhänger der historischen Schule hinsichtlich des Maßes der Annäherung an das alte selbst sehr uneins. Während einige sich mit gewissen leichten Aenderungen im einzelnen begnügen wollten, wurde man in den Schriften anderer durch die selfsamsten Abenteuerlichkeiten verletzt, mit denen sie sich zu dem phonetischen Grundsatze unserer Schrift in den schroffsten Widerspruch setzten (z. B. ou oder auß statt au, Anfanft ꝛc.). Die Deutschen hätten sich gewiß nicht als „pratistsches Folk“ bewährt, wenn sie dergleichen sich hätten aufdrängen lassen. Sodann war es beim besten Willen selbst dem gebildeten Mann, der nicht gradezu Sprachgelehrter war, unmöglich, mit klarer Sicherheit die Merkmale zu unterscheiden, nach welchen die Rechtschreibung nunmehr geregelt werden sollte. Das h nach Vokalen wie das e nach i sollten beibehalten werden, wo sie „organisch“ sind, d. h. wo sie einen ehemals vollen vokalischen oder konsonantischen Laut vertreten. Aber wonach erkennt man das organische h vor dem willkürlich eingeschobenen? Der scharfe Zischlaut soll mit ß wiedergegeben werden, wo das [illegible] ist, wo er an Stelle eines alten s [illegible]. Den letztern Laut soll man daran erkennen, daß an seiner Stelle im Niederdeutschen oder Plattdeutschen t steht (Wasser, Water; heißer, heter); allein diese Regel hat in vielen Niederdeutschen Gegenden, nach dem heutigen Sprachstand auch in Norddeutschland nur noch sehr beschränkten Werth. Dazu kam endlich noch und noch auch noch ein entschiedener Widerspruch aus den Kreisen der Sprachforscher selbst; und gerade der Mann stand an der Spitze dieser Gegner der sogen. historischen Orthographie, dem in weiten Kreisen noch J. Grimm der erste Platz unter den Pflegern der deutschen Sprachgeschichte angewiesen wurde, R. v. Raumer. Dieser betonte nachdrücklich den phonetischen Charakter, welchen jede gute Schrift zu bewahren oder wieder zu erlangen suchen müsse. Dem gegenüber schien es geradezu unzulässig, im Widerstreit mit der heutigen Aussprache zwischen dem scharfen S-Laut.

Digitized by Google

in der Januarkonferenz für Orthographie eine Rechte, eine Linke und ein Centrum. Im letztern befand sich vor allen Raumer selbst. Die Rechte bildeten Scherer und Sanders, denen theilweise Töche beistimmte; die Linke wurde besonders von dem, wie Raumer, bereits seitdem verstorbenen Bertram und von Duden vertreten. Jene betrachteten die Raumer'schen Vorlagen und zwar schon die Regeln und das Wörterverzeichnis als die äußerste Grenze, bis zu welcher die Aenderungen ausgedehnt werden dürften. Man betonte von dieser Seite vorzüglich die im gleichen Verhältnis mit dem Umfang der Neuerung steigenden Schwierigkeiten einer allgemeinen Einführung zunächst nur in Deutschland, dann auch in Oesterreich und unter den Deutschen der Diaspora, welche man auch mit im Auge behalten müßte. Dazu machte Herr Sanders seinen Grundsatz, die Wortbilder zu individualisiren, geltend, welcher unleugbar der Anschauung eines großen Theils der Nation entspricht. Von der andern Seite hob man hervor, daß die Nation etwas Ganzes und Rechtes von der Konferenz erwartete. Nach all den Kämpfen und Wirren der letzten Jahrzehnte würde man sehr enttäuscht sein, wenn die Konferenz im wesentlichen ihre Aufgabe nur in einer Festsetzung des allgemein Gebräuchlichen finden wollte. Die Dehnungsbuchstaben, zumal das h, sahen diese Mitglieder als bereits gerichtet an und waren überzeugt, daß eine Rechtschreibung, welche nicht mit ihnen aufräume, nur von sehr kurzer Dauer sein und bald zu einer neuen Reform herausfordern werde. Da die mittlere Gruppe, zumal Herr v. Raumer selbst, nur aus praktischen Rücksichten und Bedenken sich die Grenzen so eng, wie geschehen, gezogen hatte, im tiefsten Grund mit der linken, »neusüchtigen« Seite übereinstimmte, konnte es nicht fehlen, daß das Gesammtergebnis etwas mehr nach dieser Seite hinüberneigte. Doch ist keineswegs das Programm dieser Gruppe wirklich durchgesetzt worden.

Der weitaus wichtigste Theil der ganzen Frage ist unleugbar das Kapitel von der Bezeichnung der Dehnung der Vokale. In dieser Beziehung hat die Konferenz an der Raumer'schen Unterscheidung festgehalten, daß die Dehnung der hellen Vokale i und e zu bezeichnen, die der dunklen a, o, u und ihrer Umlaute unbezeichnet zu lassen ist. Nur ist man ein wenig schwieriger in der Zulassung von Ausnahmen gewesen, als dies Raumer auch noch in der Begründung gewesen war. In § 13 heißt es: »Th kann in deutschen Wörtern nur durch Zusammensetzung entstehen, z. B. Rathaus«. Allerdings werden hierher auch die Namen Günther, Lothar, Walther, Klotbilde, Mathilde gerechnet, in welchen schwerlich die Zusammensetzung auch dem leidlich gebildeten Sprachbewußtsein der Gegenwart noch gegenwärtig ist. Nur in ganz wenigen Worten mit dunklem Vokal wird noch zur Unterscheidung von gleichlautenden oder nur durch die Quantität des Vokals ausgezeichneten Wörtern die Bezeichnung der Dehnung durch Vokalverdoppelung oder zugefügtes h gestattet: Ahn, fahnden (gegen fanden), Boot (gegen Bote), Ruhm, Uhr. Weiter ist man gegangen in dem Zugeständnis des h, wo es den Zweck hat, die Verwandtschaft mit Wörtern kenntlich zu machen, in welchen ein h vorkommt, wie: allmählich (allgemach); Bühl (von Bühel); Ohm (neben Oheim); nahm ꝛc. (nehmen); stahl; befahl; empfahl; mahlen, Mühle (Mehl); Mahd (mähen); Naht; Draht (drehen). Daneben erscheint es allerdings als wunderliche Willkür, wenn die Konferenz sich für die Schreibung von verhelen, verholen ohne h entschieden hat, wie überhaupt die Beschränkung der Dehnungszeichen bei i und e, welche das Wörterverzeichnis aufweist (z. B. die Verbalendung iren mit Ausnahme von regieren, spazieren, barbieren und einquartieren), sich nach ihren eigenen Voraussetzungen schwerlich rechtfertigen läßt. Daß die Kommission die Unterscheidung von wieder (abermals) und wider (gegen) aufgehoben und durchweg wider zu schreiben beschlossen hat, ist nach dieser Seite hin vielleicht auch in Anspruch zu nehmen. Der Wegfall des Unterschieds selbst aber ist vollkommen durch die Thatsache gerechtfertigt, daß wir es in beiden Anwendungen unzweifelhaft mit demselben Wort zu thun haben, und daß in mehreren Zusammensetzungen gar nicht festzustellen ist, mit welchem der beiden sonst so sorgfältig unterschiedenen »wider« wir es zu thun haben; z. B. in widerhallen, widerspiegeln, erwidern.

Bemerkenswerth ist bezüglich der Dehnungsfrage noch der Beschluß der Konferenz, daß es freizustellen sei, wo man Verwechselung oder Unklarheit befürchtet, den langen Vokal mit dem im Mittelalter gebräuchlichen und aus dem Französischen hinlänglich bekannten Cirkumflex (â, ô, û) zu bezeichnen.

Unter denjenigen Beschlüssen, welche mit der Meisterfrage der Dehnungszeichen nicht im Zusammenhang stehen, ist vielleicht der auf Professor Wilmanns' Antrag gefaßte der neunten Sitzung der bedeutendste und einflußreichste, indem die Konferenz mit 10 Stimmen gegen 4 erklärte, daß der Uebergang von dem deutschen zu dem von den meisten Kulturvölkern angewendeten lateinischen Alphabet sich empfehle, daß dieses im Elementarunterricht zu gleicher Geläufigkeit des Lesens und Schreibens wie das deutsche eingeübt und daß der Gebrauch desselben in den höheren Schulen überall gestattet werden solle. Herr v. Raumer ist allerdings selbst gegen diesen Beschluß aufgetreten, allein nur deshalb, weil er meinte, daß derselbe nicht zur Aufgabe der Konferenz gehörte, während er sachlich der Ansicht des Herrn Wilmanns beitrat und besonders darauf hinwies, wie die größere Leistungsfähigkeit der englischen und französischen Druckereien in gewissen Hinsichten sich daraus erklärte, daß dieselben nur zwei Schriftarten, große und kleine Buchstaben, hätten statt unserer vier. Allerdings wird es, wie ebenfalls Herr Professor v. Raumer betonte, seine große Schwierigkeit haben, in dieser Beziehung von unten auf durch die Volksschule wirksam vorzugehen. Allein anderseits wird gerade die Volksschule, wenn es wirklich dahin kommt, daß wir nur ein Alphabet haben und schreiben, den allerwesentlichsten Vortheil davon haben, da sie jetzt leider viel Zeit und Kraft auf die Uebung der beiden Schriften verwenden oder vielmehr verschwenden muß. Was Herr Sanders gegen den Beschluß geltend gemacht hat: daß die lateinische Schrift von Aerzten für schädlich erklärt und von Fremden oft die deutsche Schrift vorgezogen werde, kann wohl nicht auf sehr ausgebreiteter Beobachtung beruhen. Die Verachtung, welche in Nachahmung Jakob Grimms die sogen. historische Schule vielfach, aber nicht durchweg, der deutschen Schrift entgegentrug, ist gewiß sehr kurzsichtig; nicht bloß das ist als geschichtlich geworden anzuerkennen, was sein Dasein bis auf die besseren Zeiten des Mittelalters zurückführen kann. Aber schwerer als das wiegt die unleugbare Thatsache, daß wir unsern Verkehr mit den gebildetsten Nachbarvölkern durch die Absonderung in dieser Hinsicht erschweren, und daß wir, da einmal auch der lateinische Druck bei uns ein weites Feld erobert hat, durch die Schwierigkeiten einer

Berliner orthographischen Schulbuchs), 6) Krag aus Stuttgart, 7) Daniel Sanders aus Alsfeld; 8) Gymnasialdirektoren 8) Kuhn aus Berlin, 9) Duden aus Schleiz; Provinzialschulräthe 10) Klix aus Berlin, 11) Höpner aus Koblenz, 12) Dr. Frommann, zweiter Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg, 13) Dr. Töche (Firma: Mützer u. Sohn) aus Berlin, Delegirter des Deutschen Buchhändlervereins; 14) O. Bertram (Firma: Waisenhausbuchhandlung) aus Halle, Delegirter des Deutschen Buchdruckervereins. Man sieht, es waren die verschiedenen in Betracht kommenden Kreise, Universität, Schule, Buchhandel und Buchdruck, vertreten. Nur die Journalisten und die Volksschullehrer haben sich wohl gedacht, daß der Kreis sich zu compliciren vertreten waren. Auch war, wie die Verhandlungen später ergaben, genügend dafür gesorgt worden, daß verschiedene Ansichten zum Ausdruck gelangen konnten, wenn auch grundsätzliche Gegner der Raumer'schen Standpunktes, um ein praktisches Ergebnis nicht von vornherein unmöglich zu machen, nicht geladen waren, sondern, wo es die Commission für nöthig hielt, über einzelne Fragen gehört worden seien. Die persönliche Stellung Raumers zu der Aufgabe der Kommission erhellt am klarsten aus dem Vorworte der begründenden Schrift zu seinen Regeln. Er sagt dort, nachdem er zunächst die Nothwendigkeit und das Recht einer neuen Festsetzung dargelegt, aber die Forderungen der Anhänger der sogen. historischen Orthographie abgewiesen hat: «Die etwaigen Verbesserungen unserer Rechtschreibung haben ihre Grenze daran, daß wir in lebendigem Zusammenhang mit der überlieferten bisher üblichen Schreibweise bleiben müssen. Dies ist eine gebieterische Forderung bei einem Volk, das einerseits eine so reiche Literatur und andererseits eine so ausgebreitete Schulbildung besitzt wie das deutsche. . . . . Ich habe mich in den Regeln und den Wörterverzeichnissen möglichst an die herkömmliche Orthographie angeschlossen und nur an einzelnen besonders schadhaften Stellen zu bessern gesucht. In der hier folgenden Begründung dagegen habe ich bin und wieder darauf hingewiesen, welchen Weg wir einschlagen haben würden, wenn wir, und zwar gleich jetzt, in der Umwandlung unserer bisherigen Schreibweise noch weiter gehende Schritte thun wollten. Was und zu welchen weiteren Schritten vor allem auffordert, ist die Betrachtung, daß jede Vereinfachung unserer Orthographie, die das Richtige trifft, zugleich eine Erleichterung des so mühseligen erstenunterrichts in Unterricht ist». Demgemäß ist denn das erste Schriftchen: Regeln und Wörterverzeichnis, in sehr konservativem Sinn gehalten und schließt sich in den meisten Fällen dem Berliner Schulschlichten an. Das Dehnungs-h ist nur bei wenigen Wörtern, bei denen sein Gebrauch schon fast erschüttert war, abgethan, im übrigen aber durchaus, selbst verdunden mit t im th, beibehalten worden. Für den Hauch- und Staut wird die französische Regel angenommen, nach welcher derselbe hinter kurzem Vokal stets als doppeltes f, hinter langem stets als h erscheint, nur daß Raumer statt des Hauchzeichens «s» die gestürzte Form «ſs» bevorzugt. Einen Schritt weiter geht in der ersteren Beziehung die Begründung. Ausgehend von der anerkannten Thatsache, daß eine Beschränkung der Dehnungszeichen wünschenswerth sei, wird hier vorgeschlagen, als Grundregel anzuerkennen, daß in betonten Silben der kurze Vokal, wenn er nicht vor einer Gruppe von mehreren verschiedenen Konsonanten steht, durch Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten bezeichnet, also der lange daran erkannt wird, daß ihm ein einfacher Konsonant folgt. Dieser Regel und zwar namentlich ihrer zweiten, die langen Lokale betreffenden Hälfte wird dann aber eine erhebliche Zahl von Ausnahmen gegenüber gestellt. Mit dem th in deutschen Wörtern wird zwar fast ganz aufgeräumt, indem es nur in Wetter, Werth und werth und in Thon zum Unterschied von Ton bleiben soll. Dagegen wird «ie» festgehalten und überdies der Folgerichtigkeit wegen in der Endung der ersten Zeitwörter, so es in regieren, Regierung, einquartieren, Quartier, Quartierung nach dem Gebrauch unerschüttert feststeht, allgemein empfohlen. Ferner soll das h nach langem i und e allgemein bleiben, nach den übrigen Vokalen aber nur, wo es der begrifflichen Unterscheidung dient, wie in malen (zum Unterschied von malen), Uhr (gegen Vorfahr Ur), hohl (vgl. Zeitwort holen), mehr nebst allen Ableitungen (z. B. mehr ich war ꝛc.), Mohr (Neger, unterschieden von Moor, Sumpf), Ruhm (Gegensatz: Rum), Ahn (z. B. von der Präposition An) ꝛc., aber wo eine enge Zusammenbaud mit solchen Worten stattfindet, welche nie eh geschrieben werden, als: befohlen, bezahl, empfohlen, empfahl, stahl (von stehlen), gestohlen, nahm, Ausnahme und ähnliche. Diese Regel mag etwas künstlich erscheinen, sie beruht aber auf zwei sehr verständigen Erwägungen. In betonten Silben folgt dem kurzen Vokal fast ausnahmslos ein Doppelkonsonant. Der lange Vokal ist in betonten Silben also verhältnismäßig leicht zu erkennen. Darauf hatte schon J. Grimm in dem Vorwort zum «Wörterbuch der deutschen Sprache» (1854) aufmerksam gemacht. Nun kommen aber im Neuhochdeutschen, welches in den früher viel flangvolleren Bezugnahmen oder -Elementen fast ausschließlich tonloses e und in unbetonten Silbungssilben danebeu fast nur kurzes i (ig, lich, nis ꝛc.) hat, die dunklen Vokale a, o, u und ihre Umlaute immer nur in betonten, sei's doch-, sei's tieftonigen, Silben, nie in ganz tonlosen vor. Raumer schließt mit Recht, daß, wenn überhaupt, die Dehnungsbezeichnungen also bei a und i unentbehrlich seien, bei den stets betonten Vokalen vollern Lauts aber wohl ganz fehlen möchten. Die Ausnahme zu Gunsten der begrifflichen Unterscheidung aber ist ein Zugeständnis an die unleugbar vorhandene und in neuerer Zeit vorzüglich von den bekannten Lexikographen, Orthographen und Grammatiker D. Sanders betonte und gepflegte Neigung der Deutschen, jedem Wort ein sozusagen individuelles Gepräge durch besondere Schreibung aufzudrücken, eine Neigung, welche auf dem Gebiete der Eigennamen geradezu zügellos und abenteuerlich sich spiel treibt.

Diese Vorlagen bildeten nun den Gegenstand der Berathung, welche die Kommission vom 4. — 15. Jan. 1876 in 11 Sitzungen vollendete. Der Minister Falk eröffnete persönlich die Konferenz und übertrug dem Wirklichen Geheimen Rath Bonitz von dem Unterrichtsministerium, neben dem sich wiederholt mehrere andere vortragende Räthe desselben Ministeriums an den Verhandlungen betheiligten. Es ist eine etwas mühsetige, aber für eingehendere Beschäftigung mit der orthographischen Frage durchaus unerläßliche Aufgabe, sich durch die Protokolle oder einzelnen Sitzung hindurchzuarbeiten. Für den Zweck dieser übersichtlichen Darstellung werden folgende kurze Andeutungen über Arbeit und Ergebnis der Konferenz genügen. Die in öffentlichen Versammlungen der Fall zu sein pflegt, gab es auch

Digitized by Google

den nicht gerade wenigen Fällen, in denen sie schon jetzt möglich sind (z. B. Gebét am Morgen, was nicht leicht jemand lesen wird: Gébet am Morgen). In der Schreibung der S-Laute sowie im Gebrauch der großen Buchstaben können und werden die recht verständigen und vorsichtigen Regeln der Kommission gewiß ebenso wie die über den Gebrauch von c und k u. a. sich Eingang verschaffen, wo sie nicht schon jetzt befolgt werden. Der Gebrauch der lateinischen Buchstaben wird sich langsam und sicher Bahn brechen, aber wohl mehr von oben her durch den Vorgang der wissenschaftlichen Literatur und des großen, internationalen Verkehrs, wie dies in Schweden, den Niederlanden ꝛc. geschehen ist, als durch die Volksschule, welche in solchen Dingen nicht voranschreiten darf.

Indeß verberge ich mir selbst nicht, daß diese Gedanken und Hoffnungen wesentlich mit bedingt sind durch meine Wünsche, Wünsche freilich, die nicht auf eigener Gewöhnung, Bequemlichkeit und Liebhaberei beruhen, vielmehr in mehrfachem Wiederspruch mit diesen durch die berufsmäßige Beobachtung dessen hervorgerufen sind, was namentlich der Schule und zwar der Volksschule noth thut und frommen wird. Dürfte ich diese Wünsche geltend machen, so würde ich mit der schließlichen Feststellung der Zukunftsorthographie zugleich auch eine Feststellung der normalen Aussprache verlangen. Eine solche wird zwar gewisse Schwierigkeiten haben. Wer aber aufmerksam beobachtet, wie sehr sich innerhalb des letzten Menschenalters die Sprache der Gebildeten in dem größten Theil unseres Vaterlands den örtlichen Mundarten abgewandt und der Schriftsprache anbequemt hat, der kann sie nicht für unmöglich und undurchführbar halten. Es ist eben eine geschichtlich berechtigte Eigenthümlichkeit unserer »teutschen Hauptsprache«, daß sie sich nicht aus einer besondern, etwa hauptstädtischen, Mundart, sondern mit und aus dem neuhochdeutschen Schriftthum entwickelt hat. Steht nun, um ein Beispiel anzuführen, in der Schrift die Unverletzlichkeit der Wortstämme als Grundsatz fest, warum wollen wir sie nicht auch in der Sprache anerkennen und lang statt lank, Erinnerung statt Erinnerunk sprechen, wie es in sorgfältig sprechender Gesellschaft in Norddeutschland, Gráb statt Grapp, Grás statt Graſs, Glás statt Glaſs, wie es in Mittel- und Süddeutschland überhaupt geschieht, und endlich, wie ich's in den schlesischen Volksschulen vielfach gefunden habe, zwischen das und daſs auch in der Aussprache unterscheiden? Die sprachliche Bildung des Volks und zunächst die Grundlage derselben, der erste Lautir- und Leseunterricht, würde daraus einen unberechenbaren Vortheil ziehen, der das nöthige Opfer an Bequemlichkeit und persönlicher Freiheit für das lebende Geschlecht reichlich aufwöge. Ausnahmen wird es allerdings immer geben; vielleicht würde als solche die verschiedene Sprechung des anlautenden st (schtehen, stehen) und sp von vornherein preis zu geben sein, da hier offenbar die mittel- und süddeutsche Aussprache folgerichtiger und schöner ist als die spitzere nordwestdeutsche und überdies von Jahr zu Jahr weiter um sich greift.

Doch genug von diesen unvorgreiflichen eigenen Gedanken und Wünschen! Es erübrigt noch ein kurzes Schlußwort über die in der 3. Auflage des Konversations-Lexikons selbst befolgte Rechtschreibung. Daß dieselbe vor Beginn des umfangreichen Werks festgestellt und, wie sie einmal festgestellt war, bis zum Schluß desselben festgehalten werden mußte, liegt auf der Hand. Selbst wenn also die Konferenz des vorigen Jahrs ein recht greifbares Ergebnis gehabt hätte, würde es schwerlich gerathen gewesen sein, zu Gunsten desselben die bisherige Rechtschreibung inmitten des Erscheinens der 3. Auflage zu ändern. Aus dem Vorigen geht aber genügend hervor, daß ein solches greifbares Ergebnis bisher nicht herausgekommen ist. Dagegen wird eine vergleichende Prüfung der im Lexikon befolgten Rechtschreibung und besonders auch die Vergleichung mit den beiden ersten Auflagen zeigen, daß von Seiten der Redaktion im wesentlichen gerade der Standpunkt v. Raumers und seiner Konferenzvorlagen, und zwar zunächst der ersten Schrift, festgehalten, d. h. Beobachtung des feststehenden Herkommens unter vorsichtiger Beschränkung der Dehnungszeichen, der großen Buchstaben sowie der fremdsprachlichen Schreibweise in völlig eingebürgerten Fremdwörtern als Regel anerkannt worden ist. Gewiß war dies der geeignete Standpunkt für ein Konversations-Lexikon, welches nicht mit selbständigen, bahnbrechenden Forschungen dem Volksgeist voranleuchten, aber durch Widerspiegelung dessen, was die Besten des Volks erarbeitet und errungen haben, die allgemeine Bildung ausbreiten und vertiefen will!

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsch, daß, nachdem weit größere, wenn auch kaum begründetere Wünsche des deutschen Volks über alle Erwartung erfüllt worden sind, auch auf diesem Gebiet bald die ersehnte Einigung gelingen, und daß mir bald die Aufgabe gestellt werden möge, den Lesern von dem Abschluß des nationalen Unternehmens zu berichten, dessen Vorgeschichte und dessen zeitherigen Verlauf ich in Obigem vorzuführen versucht habe. F. Sander.

2. Dr. E. F. in Breslau. Ihrem Wunsch bezüglich der Torpedo's können wir in sehr vollkommener Weise entsprechen, da wir in dieser Frage über zum Theil noch gar nicht publicirte, aus bester Quelle stammende Mittheilungen verfügen, welche wohl auch anderen Lesern dieser Zeilen interessant sein dürften. Als der französische Krieg 1870 ausbrach, hatte die preußische Regierung nur in sehr beschränktem Maß Versuche mit Seeminen angestellt, und um die bedrohten Küsten wenigstens einigermaßen zu schützen, mußte man nehmen, was am schnellsten zu beschaffen war. In Kiel, wo durch den Wegfall der Ebbe und Flut das Auslegen und Verankern der Minen verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten machte, gelang es in kurzer Zeit, eine vollständige Sperre herzustellen, in Wilhelmshafen dagegen waren die maritimen Verhältnisse im höchsten Grad schwierig. Das für die Ostsee berechnete Verankerungsmaterial versagte hier die Dienste. Waren die Minen mit vieler Mühe versenkt, so riß sie der Strom oft in wenigen Tagen durch fortwährendes Drehen an der Verankerungskette wieder los, und nun trieben die Höllenmaschinen zum Schrecken der eigenen Flotte und befreundeter Schiffe herrenlos in der Jade herum. Fortwährend wurde das Torpedokommando in Wilhelmshafen alarmirt und kam aus der Arbeit, treibende Minen aufzufischen und die entstandenen Lücken wieder auszufüllen, nicht heraus. Aber wenn auch technisch unvollkommen, hat die Wilhelmshafener Sperre trotzdem eine entschieden hohe moralische Wirkung ausgeübt. Wenigstens ist nicht anders zu erklären, daß die französische Flotte in einer Macht von oft bis 20 Schiffen wochenlang bei Helgoland lag und nie auch nur den schwächsten Versuch machte, den Eingang zu dem wichtigsten deutschen Hafen zu forciren. Der berühmte englische Schiffsingenieur E. J. Reed scheint

doppelten Scheide- und Druckweise viel Kraft verzeudeu, welche weit fruchtbarer zur Beförderung der Volksbildung angewendet werden könnte.

Hinsichtlich der Schreibung der Fremdwörter hat man sich über zwei Grundregeln geeinigt. Diejenigen unter ihnen, welche im Deutschen keine Aenderung ihrer Lautverhältnisse erfahren und seine deutsche Bezeichnung angenommen haben, behalten im allgemeinen ihre fremde Schreibung. Diejenigen dagegen, welche in ihrem Lautverhältnis und über gesammten sprachlichen Verhältnissen sich der deutschen Sprache anbequemt haben, folgen, je früher sie aufgenommen und je gangbarer sie sind, um so mehr der deutschen Orthographie; so zwar, daß u statt des französischen ou, ü und i statt au und eau, auch statt des griechischen ai und oi (lateinisch ae und oe), o für französisches au (eau), ü für u (lecture), sch für ch (breche, Schalott), f für qu (Etikette, Marke, Fabrik, Fakir.), ß für s (Strumpfe), emilie, f und z für das lateinische und französische c (Konferenz, Doktor, Medizin rc.) eintreten. Doch hat man im einzelnen gerade hier sich sehr vorsichtig an den Gebrauch und das Herkommen angeschlossen, daher ich auf die Aufzählung von Beispielen in dem Wörterverzeichnis verweisen muß.

Das waren im allgemeinen die Ergebnisse der Konferenz. Wer sich näher über dieselben unterrichten will, muß auf die veröffentlichten Verhandlungen der Konferenz verweisen werden, da hier der Raum zu gebauten Mitteilungen fehlt.

Daß es diesen Ergebnissen an der rechten Klarheit und Folgerichtigkeit gebricht, wird man nicht leugnen können. Sie sind das Werk eines Kompromisses und zwar eines solchen, der nicht einmal recht zu Stand und Wesen gekommen ist. Dem Eindruck der ganzen Unternehmung bei den Regierungen wie bei der gebildeten Welt des Volks hat es wohl am allerschwersten geschadet, daß nicht bloß die Herren Scherer, Sanders und Tücke ihren unbeugsamen Widerspruch gegen alle über die ursprüngliche Raumer'sche Vorlage hinausgehenden Veränderungen des Herkommens aufrechterhielten, sondern auch eine zweite Gruppe von vier Mitgliedern, zu der v. Raumer selbst gehörte, den vorliegenden, nicht gerade von Zuversicht in den praktischen Wert der Mehrheitsbeschlüsse zeugenden Antrag stellte und mit neun Stimmen durchbrachte, zu erklären, falls die Ausführung der über die Beseitigung der Dehnungsbuchstaben gefaßten Beschlüsse auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollte, würde sich die Konferenz von denselben in der Vorlage, d. h. in dem v. Raumer'schen Buch: Regeln und Wörterverzeichnis, gegebenen Bestimmungen anschließen. Eine solche Zaghaftigkeit war um so weniger nötig, als durch neue Zählung seitens mehrerer Mitglieder festgestellt war, daß die Neuerung, welche die Annahme der Mehrheitsbeschlüsse über den Wegfall des th und der Dehnungsbuchstaben ergeben würde, gar nicht bedeutend ist. Nach der Zählung des einen kamen auf 4000 Wörter nach herkömmlicher Schreibung 101 Neuerungen, nämlich 59 wegfallende Dehnungsbuchstaben, 42 zufällige th; das macht also auf 40 Wörter eine Neuerung, während nach der Zählung eines andern Mitgliedes in einer Schrift des Obermaistlen Müllenhoff, welcher das h vor und nach t bereits getilgt hat, nur eine Neuerung auf je 88 Wörter fällt. Auch hätte die entschiedene Erklärung des Vertreters der deutschen Buchdrucker in der Versammlung, daß die Durchführbarkeit der Neuerungen keinem Zweifel unterliegen könnte, wohl den Muth auch der mittlern Gruppe etwas mehr heben können, zumal dieser Mann zugleich einen ausgedehnten Verlag vertrat, aus welchem jährlich weit über 100,000 Schulbücher neben verschiedenen Zeitschriften und sonstigen Schriftwerken hervorgehen.

Der Vertreter des preußischen Unterrichtsministers, Ministerialdirektor Greiff, schloß die Verhandlungen mit dem frommen Wunsch, daß dieselben nicht ohne praktische Ergebnisse bleiben möchten. Es sind aber seitdem keine amtlichen Schritte zur Verwertung der Beschlüsse erfolgt; so viel mir bekannt, auch nicht im übrigen Deutschland. Dagegen hat die orthographische Frage in der Presse und in der Broschürenliteratur neuen Aufschwung und neues Feuer durch die Konferenz bekommen. Nach der konservativen Seite hin haben die Herren Scherer und Sander ihr Urtheil über das Werk der Konferenz in eigenen Schriften und in viel gelesenen Zeitschriften, wie »Gegenwart«, »Daheim« rc., theilweise sogar mit Schärfe, ausgesprochen. Aus der Mittelgruppe hat v. Raumer selbst durch einen erläuternden Anhang zu den »Verhandlungen« noch einmal seinen Standpunkt und die Beschlüsse der Konferenz vertheidigt und empfohlen. Die linke Seite der Konferenz hat in den orthographischen Schriften von Wilmanns und von Duden, die ich ganz besonders der Beachtung bei Leser empfehlen möchte, eine sonnene Vertretung gefunden. Darüber hinaus haben sich aber auch nach der einen Seite die Anhänger der historischen Orthographie nicht nehmen lassen, alles, was sich für ihre Bestrebungen sagen läßt, mit neuer Wärme und neuem Nachdruck noch einmal vorzutragen; und endlich hat sich auch ein »Verein für modernen Zusammengehör«, welcher die einführung der rein fonetischen ortografi mit dem Verbilde der italienischen und spanischen (1815) auf seine fahne geschrieben hat«, wie sie einst der Altmeister Klopstock schon auf eigene Hand einzuführen versuchte.

Daß dieser Zustand nicht dauern kann und darf, bedarf nicht des Nachweises. Im Schulunterricht macht sich gerade jetzt die allgemeine Unsicherheit in einem Grad geltend, welcher die nachtheiligsten Folgen für die sprachliche Bildung der heranwachsenden Geschlechts nach sich ziehen kann, wenn nicht bald nach der einen oder andern Seite eine klare Festsetzung für ganz Deutschland erfolgt. Ob aber dieser Forschritt in der einmal in Fluß gekommenen Bewegung von einer wiederholten Zusammenrufung der Konferenz von 1876 zu hoffen sein würde, muß wohl nach der Gestalt, welche die Gruppirung der Parteien angenommen hat, großem Zweifel unterliegen, zumal leider schon mehrere hervorragende Glieder der Versammlung seitdem durch den Tod ausgeschieden sind.

Soll ich zum Schluß noch sagen, wobin nach meiner Ansicht die Bewegung führen wird? Ich glaube, daß sie nicht eher zur Ruhe kommt, als bis alle Dehnungsbuchstaben, jedenfalls aber das Dehnungs-h aus die Doppelvokale, auf der Schrift geschwunden sind. Möglicherweise wird man es nöthig finden, alsdann die langen Vokale, wenigstens e und i, in einigen Fällen mit einem Tonzeichen (^) kenntlich zu machen. Ich vermuthe indeß, daß auch diese Weitläufigkeit sich als überflüssig erweisen wird; die anfangs ungewohnten und fremden Vorbilder werden uns bald vertraut werden und die unleidsamen Verwechselungen (Rüm und Rum, die man aber auch als Rum und Rumm unterscheiden möchte) bei den gleich oder ähnlich geschriebenen Wörtern ebenso selten vorkommen wie in

Digitized by Google

1 Meter, dann dehnt sich der Blasebalg aus, die Steuerfläche bewegt sich nach unten und der Torpedo sinkt wieder unter. So ergibt es sich, daß der Torpedo nach dem Abschießen einige Pendelbewegungen um seine ihm bestimmte Tiefenlage macht, dann bald die letztere einnimmt und sie unverändert, bis er sein Ziel erreicht, beibehält. Der vordere Theil oder Kopf des Torpedo's enthält die gewöhnlich aus 25 Kilogr. Dynamit oder Schießbaumwolle bestehende Sprengladung. An diesem Kopf befindet sich eine Zündvorrichtung, die durch Berühren des Schiffskörpers funktionirt und die Explosion der Ladung bewirkt.

Der Torpedo wird vom Land oder von besonders dazu gebauten Schiffen aus dem sogen. Lancirrohr abgeschossen. Diesem Rohr, in welches der mit komprimirter Luft und der Sprengladung versehene Torpedo hineingelegt wird, ertheilt man die gewünschte Richtung. Mittels einer Vorrichtung wird der Torpedo aus dem Rohr hervorgestoßen, gleichzeitig beginnt die Maschine und Flügelschraube zu arbeiten, und während der Tiefgang sich durch den Wasserdruck und das bewegliche Steuer regulirt, eilt das Geschoß in gerader Linie seinem Ziel zu. Natürlich sind Strömung, Geschwindigkeit des feindlichen Schiffs ꝛc. Faktoren, die beim Gebrauch des Torpedo's eine höchst wichtige Rolle spielen, und nur in den Händen eines vorzüglich eingeübten Personals kann man sich Erfolg von der neuen Waffe versprechen. Erwähnt sei noch, daß dieser Torpedo eine höchst kostbare Waffe ist. Dem Erfinder hat die Regierung für sein Geheimnis zunächst 150,000 Mark zahlen müssen, jeder einzelne Torpedo, d. h. also jeder Schuß, kostet außerdem etwa 6000 Mark. Für die Erhaltung und Aufbewahrung des Materials sind große Depots mit Werkstätten erbaut, deren Unterhaltung bei dem erwähnten Preis nicht in Rechnung gebracht ist. Die Beschaffung einer so kostbaren Waffe läßt sich allerdings dadurch erklären, daß man hofft, mittels derselben Panzerschiffe zu zerstören, deren Bau mehrere Millionen Thaler gekostet hat.

Ein anderer, von einem Amerikaner ausgeführter und auch von einigen Regierungen käuflich erworbener Torpedo wird durch flüssig gemachte Kohlensäure getrieben. Mittels einer Druckpumpe wird die aus doppeltkohlensaurem Natron und Schwefelsäure entwickelte Kohlensäure in den im Torpedo befindlichen Kessel eingepumpt, bis sie sich unter ihrem eigenen Druck anfängt zu verflüssigen. Beim Ausströmen aus dem Kessel verwandelt sich die flüssige Kohlensäure wieder in Gas, und dieses wird benutzt, um eine geeignete Maschine zu treiben, welche ihrerseits wieder eine Schraube dreht und durch diese den Torpedo bewegt. Um die bedeutende Kälte, welche beim Uebergang des Gases aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand entsteht, zu kompensiren, wird dasselbe, ehe es auf die Kolben der Maschine wirkt, durch ein langes, mit dem Wasser in direkter Berührung stehendes Schlangenrohr geführt. Es ist das nothwendig, da sonst die Maschinentheile sich sehr bald mit einer Eiskruste überziehen, durch Einfrieren der Ventile aber der Gang der Maschine leiden würde.

Der Torpedo kann vom Land aus gesteuert werden, seine Maschine kann nach Belieben in und außer Betrieb gesetzt werden. Es geschieht das mit Hülfe des elektrischen Stroms, der dem Torpedo aus einer am Land aufgestellten Batterie durch ein dünnes Kabel zugeführt wird. Dieses Kabel ist im Innern des Torpedo's auf einer beweglichen Trommel aufgerollt und wickelt sich während des Laufs des Torpedo's aus diesem ab. Die Bewegung des Steuers erfolgt nicht direkt durch den elektrischen Strom, sondern dieser wird nur benutzt, um die bewegende Kraft der Maschine auf das Steuer zu übertragen. Man kann sich von dieser Uebertragung auf folgende Weise eine Vorstellung machen: die Welle, auf welcher sich die Schraube dreht, versetzt gleichzeitig zwei über ihr befindliche Rollen in kontinuirliche, aber entgegengesetzte Rotation. Zwischen diesen beiden Rollen befindet sich eine dritte, ebenfalls um eine horizontale Are drehbar. Durch eine kleine Verschiebung nach der einen oder andern Seite wird diese Rolle gegen die eine oder die andere der sich bewegenden gedrückt und beginnt dann sofort an der Bewegung derselben theilzunehmen. Diese Bewegung aber steht durch ein einfaches Hebelsystem so mit dem Steuer in Verbindung, daß sich dasselbe je nach der Rolle, von der die Bewegung ausgeht, nach rechts oder links bewegt, dem zufolge dann auch dem Torpedo die Richtung vorschreibt. Die Hin- und Herbewegung der Zwischenrolle erfolgt durch das Anziehen der Anker zweier Elektromagnete, welche entweder durch direkten Strom vom Land aus temporär magnetisirt werden, oder durch den Strom einer in dem Torpedo befindlichen Lokalbatterie. In dem letztern Fall dient der durch das Kabel geleitete Strom nur zur Bewegung eines sogen. elektrischen Relais, wie es vielfach in der Telegraphie in Anwendung kommt; durch die Kontakte dieses Relais wird dann die Lokalbatterie in geeigneter Weise in den Stromkreis der oben errichteten Elektromagneten eingeschaltet.

Damit der Gang des Torpedo's sichtbar bleibt, sind auf seinem Rücken zwei Stäbe angebracht, welche etwas über die Wasseroberfläche hervorragen. Die durch sie hervorgerufene Wasserfurche zeigt dem Beobachter am Lande die Richtungslinie an. Der Erfinder behauptet, die Bewegung auf 2 Seemeilen Entfernung selbst bei schlechtem Wetter wahrnehmen und dem zufolge auch bis zu dieser Entfernung den Torpedo unter Kontrolle halten zu können.

Außer den soeben aufgeführten Torpedoarten hat man auch versucht, dem Torpedo durch Schläuche vom Land, resp. vom Schiff aus Bewegung und Steuerung mitzutheilen. Zu dem Torpedo führen zwei Schläuche, von denen der eine einen starken Wasserstrahl, der durch hohen Druck an der Ausgangsstation hervorgerufen wird, hinzuführt. Der Strahl fließt durch ein unter dem Torpedokörper befindliches Rohr aus, und durch Reaktion wird der Torpedo nach einer dem ausfließenden Strahl entgegengesetzten Richtung getrieben. Der zweite Schlauch führt dem Torpedo Luft zu, welche benutzt wird, einen Gummisack auszudehnen. Wird die Luftzufuhr abgesperrt, so zieht sich der Gummisack durch eine Gegenfeder zusammen, und durch diese hin- und hergehende Bewegung wird das Steuer nach verschiedenen Richtungen gelegt. Dieses Princip, das verschiedene bedeutende Techniker lange beschäftigt hat, hat sich in der Praxis als gänzlich unbrauchbar gezeigt.

Zu der Klasse der Offensivtorpedo's gehören noch die, welche von schnell fahrenden Schiffen durch Schlepp- und Zugleinen dirigirt werden und beim Vorbeifahren an den feindlichen Fahrzeugen diese mit dem Torpedo treffen sollen. Eine namentlich ausgebildete Art dieser Torpedo's wird von beiden Seiten der Schiffe durch Zugleinen, die über hoch angebrachte Rollen laufen, gegen das feindliche Schiff geführt. Das Torpedogefäß hat etwa die Form eines schiefen Trapezoids. Die vier Ecken der einen Fläche sind durch vier

diese Ansicht auch zu haben, denn in einem 1871 zu Birmingham gehaltenen Vortrag sagte er:

»Es ist zweifellos, daß die Preußen während des letzten Krieges die französische Flotte mittels Torpedo's vom Angriff zurückgehalten haben.«

Erwähnt sei noch, daß sowohl in Wilhelmshaven wie in Kiel eine Anzahl kleiner Dampfer mit Stangentorpedo's ausgerüstet war, in der Weise, wie dieselben während des amerikanischen Krieges zur Verwendung gekommen waren. Die Besatzung dieser Torpedodampfer war aus Mannschaften der freiwilligen Seewehr gebildet, und für die Zerstörung feindlicher Schiffe waren Belohnungen ausgesetzt. Trotzdem kam während des ganzen Krieges keins der Torpedoboote zur Aktion. Einig derselben flog bei Kurhaven durch seinen eigenen Torpedo in die Luft, als der Führer des Boots Offizieren die Einrichtung des Torpedozünders erklären wollte. Elf Personen wurden bei der Explosion getödtet.

Uebrigens war dieses nicht der einzige Unglücksfall, der während des Kriegs sich ereignete, sondern in Wilhelmshaven, Geestemünde und Kiel waren häufig Explosionen vorgekommen, welche insgesammt einigen 40 Menschen das Leben kosteten, ein Folgefaller Procentsatz zu der verhältnismäßig so kleinen Zahl der Torpedobedienungsmannschaften. Nicht Unvorsichtigkeit der Leute trug die Schuld an diesen Unglücksfällen, sondern die mit so großer Empfindlichkeit und jeder Sicherheit entbehrende Konstruktion des Kalizünders war der Grund dieser traurigen Misserfolge.

Kein Wunder war es nach diesen Erfahrungen, daß nach Beendigung des Kriegs die Admiralität beschloß, die Vertheidigung der Häfen durch Torpedo's nur unter der Bedingung beizubehalten, daß die Handhabung der Waffe nicht die eigenen Mannschaften nicht mit Lebensgefahr verbunden sei, und daß ein Torpedo, der sich von seiner Verankerung losgerissen hätte, den eigenen Schiffen nicht verhängnißvoll werden könnte. Mit dem Bande durch elektrische Kabel in Verbindung stehende Torpedo's sollten ebenfalls ausgeschlossen sein.

Die Lösung dieses Problems gelang dem Dr. Herz, gegenwärtig Physiker der kaiserlichen Admiralität. Sein Torpedo wurde mehrere Jahre hindurch in eingehendster Weise geprüft und darauf von der deutschen Admiralität wie dem preußischen Kriegsministerium definitiv als Waffe eingeführt.

Das Princip, durch welches der neue Torpedo die eben erwähnten Bedingungen erfüllt, beruht auf Elektricität. Vollkommen versichern von allen anderen existirenden Systemen Torpedo's ist er dadurch, daß jede Verbindung mit dem Land und einer dort aufgestellten elektrischen Landbatterie bei ihm unnöthig wird. Er ist nach dem Vorbilde der eigentlichen elektrischen Fische so konstruirt, daß er seine elektrische Landbatterie in seinem Körper mit sich trägt. Diese Batterie besteht beliebig lange in Wirksamkeit, aber erst in dem Augenblick, in welchem der feindliche Schiffskörper mit dem Torpedo in Berührung kommt, bringt sie einen in dem Torpedo befindlichen Metalldraht in heftiges elektrisches Glühen, und momentan erfolgt auch die Explosion der gesammten Sprengladung.

Die Sicherheit beim Legen des Torpedo's ist dadurch erreicht, daß erst nach einstündigem Liegen im Wasser die in ihm befindliche elektrische Batterie wirkungsfähig werden kann. Vor dieser Zeit hat ein Berühren des Torpedo's mit dem Schiffskörper keine Zündung zur Folge.

Das Aufnehmen des Torpedo's wird dadurch ohne Gefahr bewerkstelligt, daß ein von ihm auslaufender kurzer Draht bis an eine Stelle führt, die außerhalb der Wirkungssphäre der Sprengladung liegt. Diese Stelle ist dem Eingeweihten bekannt; er kann sich zunächst ihr ohne Gefahr nähern, das Ende des Drahts aufnehmen, und indem dieses durchschnitten wird, wird auch der Stromkreis der Torpedobatterie zerstört. Nach dieser Manipulation ist der Torpedo selbst ohne jede Gefahr aufzunehmen. Da die Sicherheitsdrähte dieser Torpedo's zu einer Stelle führen, so geht auch das Aufnehmen schnell von Statten. Die Ladung eines jeden Torpedo's besteht aus 40 Kilogr. komprimirter Schießbaumwolle. Diese Ladung ist ausreichend, um den Boden des Fürsten Bismarck-Kriegsschiffs zu durchschlagen.

Man hat sich nicht begnügt, die Torpedo's als Defensivmittel zu vervollkommnen, sondern ist namentlich bestrebt gewesen, Maschinen zu erfinden, die dem feindlichen Schiff entgegenlaufen und, wenn sie dasselbe erreicht, unter dem Schiffsboden explodiren. Diese Offensivtorpedo's oder Fischtorpedo's sind in ihrer Konstruktion, wenn auch sehr komplicirt und kostbar, so weit vorgeschritten, daß man einen derselben in Deutschland, Oesterreich, England und Frankreich eingeführt hat. Der erwähnte Fischtorpedo hat die Form einer auf beiden Seiten zugespitzten Cigarre, eine Länge von ca. 15 engl. Fuß und einen größten Durchmesser von 1½ engl. Fuß. In ihm befindet sich ein cylindrischer, aus starkem Schmiedeeisen gefertigter Kessel, der mittels einer Pumpmaschine mit Dampfwasser bis zu 70 Atmosphären Spannung gefüllt wird. Von dem Wasserkessel führt ein Rohr nach einer an seinem hintern Theil befindlichen kleinen Dampfmaschine, welche drei Cylinder hat, deren Kolben mit großer Geschwindigkeit eine gemeinschaftliche Welle in Umdrehung versetzen. Diese Umdrehungen werden auf eine Zugeschraube übertragen, welche den Torpedo fortbewegt. Damit derselbe sich nicht bei der Vorbewegung selbst dreht, sind an seinen Seiten Flossen von Stahl angebracht, ähnlich denen der Fischflossen. Außerdem besitzt der Torpedo noch eine Vorrichtung, durch die es möglich wird, ihm einen bestimmten Tiefgang unter der Wasseroberfläche zu geben. Es ist nothwendig, daß er das feindliche Schiff ca. 2½ Meter unter der Oberfläche trifft, da hier erst die Panzerung aufhört. Die Tiefgangsvorrichtung wird durch den Wasserdruck regulirt, in der Weise, daß der letztere eine Art Blasebalg in sich- und hergehende Bewegung setzt. Diese mit nur geringer Kraft aufgeführte Bewegung wird dazu benutzt, um eine Maschinenkraft auf einen Hebel wirken zu lassen, der seine Bewegung auf ein am hintern Theil des Torpedo's befindliches Steuer weiter vorpflanzt. Dieses Steuer ist ähnlich der Schwanzflosse eines Fisches; wenn es sich nach unten beweget, so steigt der Torpedo, bewegt es sich nach oben, so sinkt der Torpedo. Vor dem Abschießen des Torpedo's wird nun der Blasebalg für eine bestimmte Tiefe eingestellt, z. B. so, daß er bei 1 Meter Wassertiefe im Gleichgewicht ist und die Oberfläche des Steuers in einer Ebene mit der horizontalen Durchschnittsebene des Torpedo's liegt. Sinkt der Torpedo nach dem Abschießen tiefer als 1 Meter, so giebt sich der Blasebalg durch den stärkern Wasserdruck zusammen. Die Steuerfläche beweget sich nach oben, und da der Torpedo sich in geradlinig fortschreitender Bewegung befindet, so wird er nach oben gedrückt, steigt empor. Kommt er zu hoch, d. h. ist die Wassertiefe nun weniger als

Digitized by Google

einen Papierstreifen, der sich von einer durch ein Uhrwerk getriebenen Walze abwickelt. Mit Hülfe des Bleistifts werden die Wege mit der Hand angezeichnet, während durch einen in einem Kasten befindlichen Zähler, welcher seine Bewegung durch ein an der Wagenaxe angebrachtes Excentrik erhält, der Weg gemessen wird. Geräth der Zähler in Unordnung, so wird derselbe mittelst Hülfe der Meilensteine wieder in Ordnung gebracht. Ein anderer Bleistift dient zur Markirung der Zeit. Da infolge der Schwankungen des Wagens das Uhrwerk leicht in Unordnung gerathen kann, so muß ein zweiter Beobachter die Zeiten noch mit der Hand notiren. Die über dem Dach des Wagens angebrachte Windfahne gibt in dessen Innern die Windrichtung an, welche mit Hülfe eines Kompasses genau festgestellt wird.

Außer den vorstehend beschriebenen Apparaten ist noch der Holzt'sche Dynamometer zu erwähnen, welcher auf der Preußischen Ostbahn, der Niederschlesisch-Märkischen Bahn und anderen Bahnen eingeführt ist und nicht nur die Zugkraft der Lokomotive prüft und normirt, sondern auch die Leistung der Lokomotive, sowohl in Bezug auf die geförderte Last als auch auf die Innehaltung der Fahrzeit, kontrollirt und eine Kontrolle der Züge bei deren Beförderung ausübt.

Ausführliche Beschreibungen und Zeichnungen von Dynamometern finden sich unter anderem in Heusinger von Waldegg, Handbuch der speciellen Eisenbahntechnik, Bd. 3, und im »Organ für Eisenbahnwesen« 1869, S. 12.

Die »Blockstationen« finden sich im Artikel »Eisenbahnen« (Bd. 5, S. 957, Sp. 2) hinreichend erörtert.

Heinzerling.

4. **C. Friedrich** in Darmstadt. Die Kleeseide, über welche Sie näheres zu erfahren wünschen, ist ein Schmarotzergewächs aus der Familie der Kuskuteen, und im Artikel »Kuskuteen« finden Sie genaue Angaben über die Lebensweise dieser, vielen Kulturpflanzen schädlichen Gewächse. Die Kleeseide (Cuscuta epithymum *L.* und besonders C. trifolii *Bab.*) wuchert besonders auf Klee und an wilden Pflanzen, namentlich auf Quendel (Thymus serpillum *L.*), Heidekraut (Calluna vulgaris *Salisb.*) und Ginster (Genista *L.*); C. epithymum kommt auch auf Weintrauben vor und erzeugt die sogen. bärtigen Trauben. Die gewöhnliche Seide (C. europaea *L.*) schmarotzt auf Kartoffeln, Nesseln, Hopfen, Hanf, Weiden, jungen Pappeln, Eisenhut (Aconitum *Tourn.*), Rainfarn (Tanacetum *L.*) ꝛc. Viel gefährlicher ist die Flachsseide (C. epilinum *Weihe*), welche fast ausschließlich auf den Flachs angewiesen zu sein scheint, aber auch auf Hanf fortkommen kann. C. racemosa *Mart.* wird bisweilen mit französischem Luzernesamen eingeschleppt; C. lupuliformis *Krock.* findet sich in Böhmen, Mähren, überhaupt in Osteuropa viel häufiger als bei uns, auf Weiden, Pappeln, Lupinen, Ahorn. Als Vorbeugungsmittel gegen die Kleeseide, den gefährlichsten Feind, empfiehlt sich besonders die peinlichste Sorgfalt bei der Auswahl des Saatguts, unter Herbeiziehung der Hülfe einer Samenkontrollstation. Seidehaltiger Same ist durch Siebe zu reinigen, welche genau 22 Maschen auf 7 QCentim. haben. Indeß wird dadurch eine vollständige Sicherheit nicht erreicht, da die Seidekörner in der Größe (auch im absoluten und specifischen Gewicht) mit dem Samen des weißen und schwedischen Klees sehr genau übereinstimmen und sogar Körner vorkommen, welche eine Siebmasche von 1 Millim. nicht zu passiren vermögen. Der abgesiebte Same darf dem Futter nicht beigemengt werden, da der Seidensame den Verdauungskanal der Thiere passirt, ohne seine Keimkraft zu verlieren. Zur Vertilgung der Seide empfiehlt man, die befallenen Stellen mit Eisenvitriollösung oder mit Schwefelsäure, welche mit 200—300 Theilen Wasser verdünnt wurde, zu überbrausen oder an einem thaureichen Morgen mit rohem schwefelsauren Kali sehr dicht zu bestreuen, oder sie mit einer 20—30 Centim. hohen Schicht kurz geschnittenen Strohs zu bedecken und dies nach dem Besenchten mit Petroleum zu verbrennen. Jedenfalls müssen beim Schnitt des Samenklees die Seidestellen gänzlich umgangen werden, und bei großen Verwüstungen, welche zum Umbrechen des Landes zwingen, erscheint es geboten, in den zunächst folgenden 2—4 Jahren nur solche Pflanzen auf den betreffenden Aeckern zu bauen, welche keine Nährpflanzen für Seide abgeben.

Dr. Dammer.

5. **Th. Bffr.** in Frankfurt a. M.; **E. R.** in Mainz u. a. Die mit Recht von Ihnen angefochtene Stelle in der Biographie Danneckers ist auf den betreffenden Artikel in Naglers Künstlerlexikon zurückzuführen. Es kann kein Zweifel sein, daß dem Urheber derselben mit dem Satze: Schiller nannte diese Ariadne »so schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen« eine kleine Menschlichkeit begegnet ist. Schiller starb bekanntlich im Jahr 1805. Die Ariadne wurde schwerlich vor 1806 begonnen, aber selbst wenn die ersten Skizzen noch in Schillers letzte Lebenszeit zu setzen wären, hätte sie Schiller nicht sehen können, da er seit 1793 nicht mehr in seine Heimat kam.

Der Vers: »Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen« stammt aus der 12. Strophe von Schillers »Das Ideal und das Leben« (1795) und wurde wohl irgend einmal (nicht unpassend) auf die Ariadne angewendet, woraus eine Gedächtnisirrung des ersten Bearbeiters entstanden sein mag, die unvermerkt in unser Buch übergegangen ist. Dr. A. W.

6. **Dr. R. Engel** in H. Unter »Hungersnoth« haben wir auf den Artikel »Theuerung« verwiesen, weil Hungersnoth in Europa zu einem märchenhaften Unglück geworden ist. In Asien halten allerdings auch wir die Wiederkehr solcher Zustände mit ihrem unsäglichen Elend jederzeit noch für möglich, im türkischen Reich sogar unmittelbar bevorstehend, und da der Verlauf früherer Hungersnothjahre in der Beschreibung der einzelnen asiatischen Länder nur kurz abgemacht werden konnte, so kommen wir Ihrer Anfrage aus Anlaß der gegenwärtigen Nothstände in Ostindien und Kleinasien durch nachstehenden Bericht nach.

In Europa schützt uns vor Hungersnöthen die völlige Umwälzung im Betrieb der Landwirtschaft und in der Zusammensetzung unserer täglichen Nahrung; seitdem mit dem Schluß des 18. Jahrh. der Kartoffelbau überall Eingang fand, bedeutet Mißernte in Kornfrüchten nicht mehr Mangel an Brodstoffen. Hierzu kommen die Regelung der Getreide- und Fleischzufuhr (seit der Einführung der Dampfschiffahrt, der submarinen Telegraphenverbindungen mit überseeischen Ländern, dem Ausbau des Eisenbahnnetzes) und sonstige Verbesserungen unserer Handelsverhältnisse; für das mittlere und westliche Europa kann deshalb die Gefahr einer Hungersnoth aus Mangel an Speisegetreide oder Fleischnahrung für alle Zeiten als beseitigt gelten. Dasselbe gilt von Amerika; Johnsons »Universal Cyclopaedia« (New York 1876 ff.), ein äußerst zuverlässiges und ausführliches Nachschlagewerk über dortige Verhältnisse, führt für

Enden an der Schleppleine befestigt. Ist das Schiff in Bewegung und wird der Torpedo in das Wasser herabgelassen, so schert er sofort aus seiner Richtung vom Schiff aus, so daß die Schleppleine mit der Längenlinie des Schiffs einen Winkel bildet. Je schneller das Schiff fährt, um so schneller bewegt sich auch der Torpedo von ihm fort. Während des Ausscherens des Torpedo's wickelt sich die ihn tragende Schleppleine von auf Deck befindlichen drehbaren Rollen ab, und durch Veränderung der Richtung des Schiffs wird auch die Richtung des Torpedo's geändert. Es liegt nun in der Hand des Schiffsführers, das Schiff so zu steuern, daß der Torpedo mit dem feindlichen Schiffskörper in Berührung kommt. Man sieht wohl ein, daß eine große Uebung erforderlich ist, um ein solches Manöver, das natürlich der Kommandant des feindlichen Schiffs zu vereiteln suchen wird, mit Erfolg auszuführen. Der Torpedo ist mit einem Hebelsystem versehen, welches beim Berühren mit dem feindlichen Schiffskörper derartig funktionirt, daß durch dadurch ein Metallstab in den Torpedo gerathinia hineingestoßen wird. Durch diesen Stab wird eine Zündnadel auf eine Zündpille geführt und dadurch die Explosion der Ladung des Torpedo's veranlaßt. Um Unglücksfälle an Bord desjenigen Schiffs zu verhüten, welch der Stab noch durch einen Sicherheitsriegel unverrückbar festhalten. Dieser Sicherheitsriegel wird erst, nachdem der Torpedo im Wasser und in einiger Entfernung vom Schiff sich befindet, durch eine an ihm befestigte Zugleine herausgerissen. Um den Torpedo, der specifisch etwas schwerer als Wasser ist, beim Treffen des feindlichen Schiffskörpers nicht zu weit untersinken zu lassen, ist er mit zwei großen Korbboyen, die er wie einen Schweif im Wasser nach sich zieht, in Verbindung gebracht. Statt den Torpedo in der angegebenen Weise von den Seiten der Schiffe aus zu dirigiren, hat man auch versucht, denselben hinten an einem Seil nachzuschleppen und ihn durch ein mit ihm verbundenes bewegliches Steuer, das durch Anziehen von Leinen nach rechts und links gelegt werden kann, Bewegung nach beiden Seiten des Schiffs zu geben. Auf diese Weise könnte sich ein Schiff der Verfolgung durch ein zweites erwehren. Statt der Zündung durch Hebel und Zündnadel hat man auch für beide Fälle elektrische Zündung vorgeschlagen. Der elektrische Draht, der den Torpedo mit der Zündbatterie auf dem Schiffe verbindet, ist in diesem Fall an das Schleppseil angebunden oder in dasselbe eingeflochten.

Auch die Torpedoabwehrgeräthe, welche, mit Stangentorpedo's ausgerüstet, bekanntlich im amerikanischen Krieg Erfolge erzielten, sind in den letzten Jahren unter die Torpedoangriffswaffen der Marinen mit Vorliebe aufgenommen. Die mit dem Torpedo verbundenen Fangarmen sollen von den Seiten des Schiffs und von seinem Vordertheil aus getroffen werden. Man will versuchen, sich dem feindlichen Schiff zu nähern, denselben mit voller Fahrt vorbeizusahren und es dabei mit dem Torpedo zu berühren. Durch die Berührung wird der Strom einer Zündbatterie, die sich an Bord befindet, geschlossen und nunmehr durch den im Torpedo befindlichen elektrischen Zünder die Ladung zur Explosion gebracht.

Der Hauptschwerpunkt bei der Konstruktion dieser Torpedoabwehrzeuge wird auf das Erzielen einer möglichst großen Fahrgeschwindigkeit gelegt. Außerdem ist es nöthig, daß der Schiffsführer sehr schnell und leicht dem Steuer folgt; nur wenn diese beiden Bedingungen zunächst im hohen Grad erfüllt sind, läßt sich glücklicher Erfolg eines Angriffs erwarten. Die Torpedoboote neuerer Konstruktion sind alle so gebaut, daß sie nur wenig über dem Wasserspiegel hervorragen; ihr Deck ist meistens gewölbt und gegen Geschwindigkeit durch leichte Panzerung geschützt. Auch größere Kanonenboote will man mit den Stangentorpedo's ausrüsten, um sie in den Stand zu erheben, mit dem Panzerschiff durch rein kolossalen Tüchtigkeitsmomenten beim Rammen zur Geltung bringt.

Sämmtliche neuen Offensivtorpedo's und auch der größte Theil der bisherigen Defensivtorpedo's waren bisher praktisch, d. h. im Krieg, nicht erprobt. Der orientalische Krieg bringt aber, wie wir bereits aus den Zeitungsberichten wissen, Defensiv- und Offensivtorpedo's zur Aktion und entscheidet vielleicht das vielfach aufgeworfene Debauptung, daß die großen modernen Panzerschiffe in den Torpedo's einen überlegenen Gegner gefunden haben. Sollte sich diese Behauptung bewahrheiten, so wird man in Zukunft seine Panzerkolosse mehr bauen, sondern die Kriegsschiffstechnik wird bemüht sein, leichtgepanzerte Schiffe mit großer Fahrgeschwindigkeit herzustellen und diese Schiffe mit Offensivtorpedo's auszurüsten.

Für unsern Artikel »Torpedo« können wir Ihnen außerordentlich interessante Abbildungen in Russische stellen. Kapitän z. D.

3. **Rudolf Schuh**, Techniker in Danzig, Dynamometer zur Messung der Widerstände von Eisenbahnzügen unterscheiden sich von den anderweitigen Apparaten dieser Art (s. Bd. 5, S. 787, Sp. 2 f.) nicht im Princip, sondern in der speciellen Anordnung und Anwendung. Die Dynamometer bestehen meist aus starken Federn, welche entweder zwischen den Tender und den ihm unmittelbar folgenden Wagen mittels zweier Halter eingeschaltet oder zwischen zwei Zuglangen befestigt und innerhalb des Wagens angebracht werden. Die Dynamometer sind entweder so eingerichtet, daß die von der Feder aufgenommene Zugkraft auf ein Zeigerwerk übertragen und hier mittels eines eingetheilten Zifferblatts abgelesen oder mittels eines Stifts während der Fahrt auf einem sich abwickelnden Papierstreifen aufgezeichnet wird. Letztere Apparate werden Dynamographen genannt.

Der unter die erstgenannten Apparate gehörige Dynamometer von Schäfer aus Buddenberg besitzt an den Enden zwei Bügel, vermittels deren er in die Zugfedern der beiden ernähnten Zuglangen eingehängt wird. Die Federkraft dieses Instruments wird durch einen Satz kleiner kreisrunder, gewellter Stahlplatten hervorgebracht, welcher zwischen zwei Bügel so eingeschaltet ist, daß durch den Zugwiderstand eine Zusammenpressung desselben und damit eine Drehung des Zeigers auf dem Zifferblatt hervorgebracht wird. Da bei dem Gebrauch des Apparats der Zeiger je nach der Inanspruchnahme um 3—10 Centner schwankt, so sind gam genaue Resultate hiermit nicht zu erlangen, auch ist beim Anfahren die größte Vorsicht anzuwenden, wenn der Apparat nicht beschädigt werden soll.

Der von Buillemin, Gutzbhard und Diebound benutzte Dynamograph wird in einem beweglichen, unmittelbar hinter dem Tender laufenden Wagen angebracht. Der bewegliche Bügel der Dynamometerfeder ist mit der Zuglange des Wagens, der feste Bügel desselben mit dem Wagengestell fest verbunden. An dem beweglichen Bügel ist ein Bleistift befestigt, der, je nachdem die Feder mehr oder minder angespannt ist, sich der Durchbiegung der Feder entsprechend bewegt. Der Bleistift zeichnet diese Durchbiegung auf

Digitized by Google

Tilgung erforderlichen Steuern dem Land bald größern Schaden bereiten, als die Wiederkehr solcher Nothstände«. Infolge dieser Weisungen wurde die Zahl der Almosenempfänger und Arbeiter an Nothbauten ausgelesen und konnte von 1½ Mill. Menschen im Januar wöchentlich mit 70—50,000 abgemindert werden, ohne daß Elend oder erhöhte Sterblichkeit sich zeigte. Dennoch mußte die öffentliche indische Schuld aus Anlaß dieses Nothstandes um den Betrag von 120 Mill. Mark vermehrt werden. Ursache und Verlauf dieser beiden Krisen lieferten jedoch den Beweis, daß der Anlaß dazu vorwiegend in den überaus traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Bevölkerung liegt und weniger in klimatischen Vorkommnissen seinen Grund hat; ersteren läßt sich abhelfen, und so ist auch für Indien die Zeit angebrochen, in welcher die Leiden der Hungersnothzeiten bald nur aus Geschichtswerken, nicht mehr aber aus persönlicher Anschauung kennen gelernt werden.

Persien brachte die Hungersnoth von 1870—72, die sich über das ganze Reich verbreitete, nach dem Urtheil eines Augenzeugen (Dr. Bellew, Soistan Mission, Kalkutta 1873) um 30 Jahre zurück; es verlor nicht weniger als 1½ Mill. Menschen, d. h. ein Viertheil seiner Einwohner. In ganzen Provinzen sah man fast kein Kind, nirgends hörte man Musik oder Gesang, überall dem Auslöschen nahe Bettler. In der Unordnung und Lockerung allen Gehorsams machten die Turkmenen aus der Wüste her ihre Vorstöße und schleppten während der drei Jahre an 20,000 Perser nach den Sklavenmärkten in Chiwa und Bochara. Die Kopflosigkeit und Habgier der Behörden trug wesentlich die Schuld an dieser Größe des Elendes; wo wohlwollende Beamte sich befanden, gelang Getreidezufuhr, andere dagegen nöthigten die Bauern, statt Getreide das Opium wegen Mohn zu bauen, der Landesherr selbst ging mit solchem Gebot voraus.

In Kleinasien wurden 1873—75 die inneren Provinzen Angora, berühmt durch seine Ziegen- und Katzenarten, und das südlich daran anschließende Konia (Iconium) schwer heimgesucht. Infolge von Dürre erlagen in Angora 2½ Mill. Hornvieh und Pferde, darunter 528,000 Ziegen, deren Haare den bekannten Handelsartikel liefern; zwischen 6000 und 20,000 schwankt für die einzelnen Kreise die Zahl derer, die den Hungertod starben oder ihm nahe kamen. Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, welche der Familie den Ernährer entziehen, hält der Nothstand noch immer an und bringt volkreiche Dörfer dem Aussterben nahe.

Es gibt kaum eine Frage, in welcher die wohlthätigen Folgen einer geordneten Regierung so deutlich hervortreten, als in den Anlässen und dem Verlaufe von Hungersnothzeiten: fortschreitende Staaten können durch ernste Nothstände in ihrer Entwickelung für einige Zeit zurückgehalten werden, sind aber nimmermehr, wie Persien und augenblicklich die inneren Landschaften von Kleinasien, Massenverlusten durch Tod aus Mangel an Nahrung ausgesetzt.

Dr. E. Schlagintweit.

7. **Buchhändler F.** in Leipzig. Die Kenntnis der sogen. autographirten Korrespondenzen, über welche Sie uns um nähern Aufschluß bitten, ist trotz der bedeutenden Rolle, welche sie im gegenwärtigen Leben der Presse spielen, eine im Publikum wenig verbreitete. Es wird dies dadurch verständlich, daß sie als eine publicistische, von Parteihäuptern oder einzelnen journalistischen Berichterstattern benutzte Mittheilungsform für die gleichen Auslassungen an eine größere Zahl von Zeitungsredaktionen ihrem Wesen nach mit dem Publikum in keine direkte Berührung kommen. Der entgegenkommenden Bereitwilligkeit verschiedener uns befreundeter Redakteure von hervorragenden Tagesblättern verdanken wir das Material zu den nachfolgenden Mittheilungen.

Seiner wörtlichen Bedeutung nach ist unter »autographischer Korrespondenz« jede solche zu verstehen, welche auf lithographischem Weg oder mit Hülfe einer besondern (autographischen) Dinte und der Hochätzung mittels der Presse vervielfältigt wurde (vgl. Autotypographie im Konversations-Lexikon, Bd. II., S. 322). Man gebraucht jedoch den Namen, absehend von ihrer Herstellungsart, für alle ihrem übrigen Wesen nach hierher gehörigen Organe, so daß auch verschiedene mit Typen gedruckte zu ihnen gerechnet werden. Bereits zu Anfang der 30er Jahre soll nach Wuttke's Angaben (in »Die deutschen Zeitschriften«) ein Dr. Singer in Baden die erste bekannt gewordene autographirte Korrespondenz in dem oben bezeichneten publicistischen Sinn herausgegeben haben, und bald darauf, 1832, erschien in Paris die »Correspondance Garnier«, welche unter Einfluß der Regierung Ludwig Philipps stand und von fast allen französischen Zeitungen benutzt wurde. Ihre Fortsetzung ist die noch jetzt bestehende, täglich in Paris erscheinende »Correspondance Havas«. Mitte der 40er Jahre wurde mit ihr ein für Deutschland bestimmter, von S. Seiler redigirter Theil in deutscher Sprache verbunden, nachdem vorher schon (1844) H. Börnstein eine Korrespondenz von der gleichen Art, jedoch unabhängig, begründet hatte. Die 40er Jahre riefen noch in Brüssel und London ähnliche Anstalten ins Leben. In diesen ersten, in Frankreich herausgegebenen Korrespondenzen sind die Anfänge zweier Gruppen zu erblicken, welche beide in der Gegenwart zahlreiche Repräsentanten haben: solche einerseits, welche im Inland für die Zeitungen des Inlandes geschrieben werden, und anderseits solche, die für diese im Ausland entstehen. Wir nennen nachstehend die hervorragenden Glieder der letztern Gruppe, so weit sie Deutschland betreffen. An deutsche Zeitungen werden verschickt aus Konstantinopel: die »Orientalische Korrespondenz« von E. Flamm, ganz neu; aus Kopenhagen: Bille's »Korrespondenz vom Sunde«; aus London: Schlesingers »Englische Korrespondenz«, sechsmal wöchentlich, die »Londoner Wochenkorrespondenz« von H. Esser und »Englische Handelsnachrichten« von Dr. Jos. Schnitzler; aus Manchester: Simons »Technischer Wochenbericht«; aus Rom: die vom »Büreau Stefani« herausgegebenen »Italienischen Nachrichten«, sechsmal wöchentlich, und der »Italienische Courier«, redigirt von F. C. Appel, sechsmal wöchentlich; aus Paris: außer der »Correspondance Havas« die »Französische Korrespondenz«, welche zwar von Frankreich selbst unabhängig redigirt wird, aber in Beziehungen zum deutschen Botschafter in Paris (Fürst Hohenlohe) steht; aus Petersburg: die »Russische Korrespondenz« und schließlich die »Schwedisch-norwegische Korrespondenz« aus Stockholm.

In Deutschland selbst gab 1849 die Frankfurter Nationalversammlung zwei regelmäßigen autographirten Korrespondenzen das Leben: der lithographirten »Parlaments-Korrespondenz« der Centrumspartei und der von Wuttke herausgegebenen »Großdeutschen Parlaments-Korrespondenz«. In demselben Jahr begann auch die »Wolff'sche Korrespondenz« für Börsenkurse und andere Vorkommnisse ihr Dasein. Den

Amerika keine einzige allgemeine Hungersnoth auf; der neue Kontinent lernte bei der allmählichen Art seiner Besiedelung, wobei zunächst die günstigst gelegenen Landstriche bevorzugt wurden, nur Nothjahre kennen, wie die Dürre oder andere klimatische Verhältnisse (außerordentliche, lang andauernde Kälte, Pflanzenkrankheiten, Mäuseplagen, Heuschreckenschwärme) örtlich in kleineren Kreisen bedingten.

Anders liegen die Verhältnisse in Asien. Der Verkehr mit dem Innern ist nur in einigen Theilen von der Natur durch schiffbare Flüsse erleichtert; Kanäle und Straßen sind eine Seltenheit; der Wille wegen Eisenbahnen oder die Schwierigkeiten ihrer Errichtung sind nur in Ostindien und Japan überwunden. Im Innern und neben Norden sind ungeheure Strecken Wüstenein oder Steppen mit äußerst geringer Fruchtbarkeit, gute Ernten werden nur längs der Flüsse oder durch künstliche Bewässerung erzielt. Im Süden mit seiner üppigen Vegetation hängen reiche Ernten von rechtzeitigen Eintreten der Regenzeit ab. Klima und Religionsvorurtheile bedingen eigenthümliche Lebensgewohnheiten: Milchgenuß findet sich bei Fleischnahrung oder genießen nur Eingeborne, wo er sich geltend macht, seine verderblichen Folgen; für einen Ausgleich mit dem Ueberschuß anderer Gegenden fehlen alle Bedingungen. Hungersnothjahre mit allen ihren Schrecken können hier in kurzen Zwischenräumen beobachtet werden; im laufenden Jahrzehnt wurden Indien, Persien und Türkisch-Armenien davon heimgesucht, Japan verfügte Verbot der Reisausfuhr, um sich dieser Landplage zu erwehren.

In Ostindien wurde es Mitte Oktober 1873 gewiß, daß im Nordwesten Bengalens, in der Provinz Behar, in einer an Verbindungswegen armen Gegend, die Reisvorräthe, die hier ausschließlich das Nahrungsgetreide bilden, höchstens ein Viertheil einer Durchschnittsernte ergeben könnten; es galt, das Fehlende für eine Bevölkerung von 15 Mill. Menschen herbeizuschaffen, sollte nicht ein großer Theil der Bewohner dem Elend erliegen, wie dies sonst jedesmal und noch 1866 in der Provinz Orissa der Fall war, wo sich die Bevölkerung in diesen Hungerkrisen um 27 Proc. durch Sterbefälle verminderte. Die Regierung beschloß, den nöthigsten Bedarf aus eigenen Mitteln anzukaufen und den nothleidenden Bezirken zuzuführen; 9 Mill. Ctr. Reis wurden angekauft, meist in Hinterindien, und von Kalkutta bis Patna mit der Bahn geliefert. Um diese enormen Massen von hier in die bedrohten Bezirke zu bringen, wurden 90,000 Ochsenkarren und 15,000 Pferde, Maulthiere und Esel verwendet, durch ein Pionierbataillon eine schmalspurige Eisenbahn von 74 Kilom. gebaut und aus England 10 kleine Flußdampfer mit nur 1 Meter Tiefgang herbeigeschafft, deren Maschinen sich jedoch für den tretjenden Lauf der linkseitigen Nebenflüsse des Ganges zu schwach erwiesen. Das Getreide wurde den Gebrechlichen ohne Entgelt, den anderen gegen geringe Arbeit an Nothbauten oder als Vorschuß gegen Erstattung eines festgesetzten niedrigen Preises in künftigen Jahren dargereicht. Die Vertheilung von Getreide ohne Entgelt als Almosen wurde einem Hülfskomité und seinen Zweigvereinen überlassen, deren in der Höhe des Nothstandes 1448 thätig waren. Damals erhielten täglich 3,8 Mill. Menschen in irgend einer Form Unterstützungen darunter waren 650,000 Almosenempfänger, 1,8 Mill. erhielten Reis gegen Arbeit an Nothbauten, d. c. übrigen war durch Verschiede hinübergeholfen. Die Nothbauten an Flußkorrektionen, Kanälen und Eisenbahnen gingen sehr langsam vorwärts (mit einer durch Mangel an Nahrung herunter gekommenen Bevölkerung kann wenig geleistet werden), dennoch brach sich die Ueberzeugung von Beamten, welche nach beendigter Hungersnoth die gewonnenen Erfahrungen zusammenstellte, daß moralischen Einbruch wegen auch in künftigen Fällen für mehr Unterstützung gegen Arbeitsleistung aus. Im Oktober 1873 begannen die Unterstützungsmaßregeln, erst im December 1874 konnten die Behörden die Unterstützungen einstellen. Die Regierung verausgabte 130 Mill. Mark, Privatsammlungen brachten 7 Mill. Mark auf; aus allen Theilen des englischen Weltreichs kamen reiche Gaben; große Summen steuerten die wegen ihres Reichthums sprichwörtlich gewordenen indischen Großen bei. Der Erfolg aller Anstrengungen war, daß eine wirkliche Hungersnoth, zu deren Abwehr die Bevölkerung aus eigener Kraft das seßhafte Getreide wegen Mangels an Kaufkraft nie an Verkehrsmittel von auswärts mild hätte herbeischaffen können, zu einem weit verbreiteten Nothjahr herabgedrückt wurde; nur 26 Personen verstarben Hungers oder an Entkräftung wegen zu langer Entziehung der unentbehrlichen Nahrung. — Nicht bloß Indien und das Mutterland England wurden durch diesen Ernteausfall in Mitleidenschaft gezogen; da die englische Regierung die Kosten im Weg einer Anleihe aufbrachte, im März die Ermächtigung des englischen Parlaments bis zu einem Betrag von 200 Mill. Mark nachsuchte und zur Verbeschaffung der Nahrungsvorräthe ganz bedeutender Baarmittel bedurfte, so machten sich diese Baarabflüsse und Finanzmaßregeln auf englischem, selbst auf dem deutschen Markt fühlbar, wie die Wochenberichte dieser Zeit über die Frankfurter Börse ausweisen.

Man war in Bengalen mit den Berathungen über das Verfahren, welches bei künftigen Nothständen dieser Art eingehalten wäre, noch nicht zu Ende, als sich dasselbe Unglück im südlichen Indien zeigte. Im Dekkan war 1876 der Regenfall im Juli und August, sonst den regenreichsten Monaten, sehr spärlich; im September wurde zweifellos, daß die Regierung einem weit verbreiteten Nothstand gegenüberstehe; in einem Umfang von 140,777 Quadrat. (2556 QM.), von fast voll 8 Mill. Menschen bewohnt, war nur ein Sechzehntel einer Durchschnittsernte erzielt worden. Doch lagen hier die Verkehrsverhältnisse günstiger: Eisenbahnen und gute Chausseen durchziehen das bedrohte Gebiet nach mehreren Richtungen; statt genöthigt zu sein, Getreide selbst einzuführen, konnte dies den Privathandel überlassen werden, und die Regierung hat nur durch Arbeiten und Almosen einzugreifen. Anfangs wurde Staatsgetreidhum vergeudet; aber dem Uebereifer that die Regierung Einhalt durch einen in alle Einzelheiten eingehenden Erlaß vom 16. Jan. 1877, dessen Grundsätze in dem Satz gipfeln: „Es ist unverständig, die Regierung dafür verantwortlich zu machen, daß kein Unter Mangels an Nahrung vorgeht; sterben, wenn nicht größte Sparsamkeit waltet, wurde die Größe der Hungersnothsterblichen und die Höhe der zu ihrer

»Korrespondenz Bodt«, fortschrittlich, wird in verschiedenen Zeitungen mit B. F. C. (»Berliner fortschrittliche Korrespondenz«) bezeichnet, kann jedoch nicht als Organ der Fortschrittspartei gelten; die »Deutsche Reichs-Korrespondenz«, D. R. C., ursprünglich in den Händen eines Herrn Matthias und sich freikonservativ-gouvernemental gebend, ohne als »officiös« anerkannt zu sein, ist durch Verkauf in die Hände des Geheimen Oberregierungsraths Wagener übergegangen und nahm nach dem Besitzwechsel einen ausgesprochen konservativen Charakter an (eine Zeitlang zeichnete sie der Buchhändler van Muyden als Herausgeber), sechsmal wöchentlich; der frühere Besitzer der vorigen, Herr Matthias, gab nach Verkauf derselben, angeblich weil er den Kaufpreis nicht bezahlt erhalten, »Matthias' Deutsche Reichs-Korrespondenz«, M. D. R. C., wesentlich in Gestalt und Richtung seines frühern Organs, heraus, sechsmal wöchentlich; »Auerbachs Korrespondenz«, A. C. oder A, mit Nachrichten aus Regierungskreisen und den Reichstagsbüreau's, Red. Dr. Leopold Auerbach; ihr liegt bei seine O. T. C. (Obertribunals-Korrespondenz) und O. H. C. (Oberhandelsgerichts-Korrespondenz), worin für das Publikum wichtige Erkenntnisse der beiden höchsten Gerichtshöfe bearbeitet werden, sechsmal wöchentlich; »Oldenbergs Korrespondenz«, Fortsetzung der Frese'schen Kammerkorrespondenz, Redakt. Dr. Oldenberg, an jedem Sitzungstag der Parlamentssession (gedruckt); die »Provinzial-Korrespondenz«, P. C., im Literarischen Büreau des preußischen Ministeriums des Innern redigirt, gezeichnet von Dörr, jeden Mittwoch (gedruckt); »Angerstein's Berliner Korrespondenz«, unabhängig, sechsmal wöchentlich, liefert hauptsächlich volkswirtschaftliche und militärische Abhandlungen und wissenschaftliche Feuilletons; schließlich erscheinen in Berlin die schutzzöllnerische »Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz«, unter Zeichnung des Freiherrn Paul von Roëll (Leutnant a. D.), und Dr. Engels »Statistische Korrespondenz«, gedruckt, einmal wöchentlich. Von den im übrigen Deutschland erscheinenden autographirten Korrespondenzen sind nennenswerth: die Münchener »Korrespondenz Hofmann«, C. H., früher bayrisch officiös, bringt Landtagsberichte zur Zeit der Session, sechsmal wöchentlich, nach Bedarf öfter; die »Thüringer Korrespondenz«, Th. C., redigirt von Dr. v. Bojanowski in Weimar, berichtet über Vorgänge in den thüringischen Staaten; das »Korrespondenzblatt des Deutschen Vereins der Rheinprovinz«, D. V. C., gedruckt, von genanntem Verein in Bonn herausgegeben, von Zeitungen viel benutzt; die »Freihandels-Korrespondenz«, F. H. C., herausgegeben von M. Brömel, dem Sekretär der Stettiner Kaufmannsältesten; die »Rheinisch-westfälische Korrespondenz«, Organ des Provinzialausschusses für die innere Mission in Rheinland und Westfalen, jeden 1. und 15. des Monats, mit welchem Unternehmen die »Evangelische Korrespondenz für Deutschland«, herausgegeben von Pfarrer Krummacher in Brandenburg, verwandt ist, und ferner die »Protestanten-Vereins-Korrespondenz«, P. V. C., in zwanglosen Blättern; schließlich die »Sociale Korrespondenz«, Organ des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, welche, in zwanglosen Nummern gedruckt, von Prof. Böhmert und A. v. Studnitz herausgegeben, in Dresden erscheint und auch dem Publikum zugänglich gemacht wird. Wohl um der letztern, welche sich den Kampf gegen die Socialdemokratie zur Hauptaufgabe gemacht hat, entgegenzutreten, beschloß jene Partei auf ihrem letzten Kongreß in Gotha, auch ihrerseits öffentlich eine »Korrespondenz« herauszugeben. Eine vollständige Liste der bestehenden politischen und social-politischen Korrespondenzen zu geben, sind wir jedoch bei der Heimlichkeit, mit der manche derselben verbreitet werden, nicht im Stande; so zweifellos es z. B. ist, daß auch in den Lagern der Ultramontanen und Socialdemokraten (außer der genannten) ähnliche Unternehmungen bestehen, so wenig sind dieselben den der Leitung der Parteien nicht Nahestehenden bekannt.

Obgleich vom Gesichtspunkte der Arbeitstheilung das Institut der autographirten Korrespondenzen bedeutende Vorzüge hat, so kann man doch für seine Nachtheile nicht blind sein. Es leistet der Verbreitung einseitiger politischen Ansichten einen weittragenden, unableugbaren Vorschub und verhindert dadurch die Klärung der Meinungen durch eine selbständige Debatte; ja, im Dienste der Parteien und Preßbüreau's macht es sich vielfach absichtlich der Verfälschung der öffentlichen Meinung schuldig. Indem die Telegraphie des Princips dieser Institute sich bemächtigte, ist ihr Einfluß von unberechenbarer Bedeutung geworden. Man muß daher sehr vorsichtig sein, wenn man zur Feststellung von Thatsachen Berichte verschiedener Zeitungen vergleicht; selbst wenn dieselben äußerlich von einander abweichen, stammen sie oft aus ein und derselben Quelle. Denn häufig stehen sogar die einzelnen Reporter zu einander auf dem Fuß des Austausches ihrer Notizen und Auffassungen, und selbst Anhänger entgegengesetzter Parteien gehen zeitweilig ein solches Kartellverhältnis ein.

Die deutschen autographirten Korrespondenzen waren seit 1863 den Bestimmungen hinsichtlich der periodischen Presse unterworfen; das Verhalten der Gerichte erwies sich jedoch ihnen gegenüber in verschiedenen Preßprocessen als äußerst schwankend. Nach dem neuen deutschen Reichsgesetz von 1874 sind dagegen die auf mechanischem oder chemischem Weg vervielfältigten periodischen Mittheilungen, sofern sie ausschließlich an Redaktionen versandt werden, von den Bestimmungen des Preßgesetzes ausgenommen.

8. **E. H. in Leipzig.** Sie haben Recht, daß im Artikel »Armenien« der russische Antheil breiter behandelt ist als das Gebiet von Türkisch-Grusien; daraus darf man uns jedoch keinen Vorwurf machen; muß doch ein so vielseitig bewanderter Geograph, wie Prof. Heinrich Kiepert bekennen (»Nationalzeitung« vom 13. Mai 1877), daß die neueste russische Aufnahme des Grenzstrichs Adtscharien bis zum Beginn des Kriegs nur den russischen Stabsofficieren bekannt war (vgl. N. v. Seidlitz, Das türkische Grusien, nach Oberst Kasbek, »Russische Revue«, Bd. 10, Petersb. 1877). Ueber den Kriegsschauplatz in Asien brachte die Tagespresse so viel Gediegenes, daß dem ersten Bedürfnis hierdurch genügt ist; nachdem aber die russische Heeresleitung in Asien ungestümer vorwärts dringt wie an der Donau und der Vertreibung des Feindes überall die sofortige Einsetzung der russischen Verwaltung folgen läßt, so bieten wir als einen Beitrag zur Beurtheilung der Wichtigkeit Türkisch-Grusiens für Rußland den folgenden Ueberblick über Türkisch-Armenien, dessen äußerster westlichen Grenze die Vortruppen des russischen Heers sich bereits nähern.

Ein Blick auf die Höhenschichtenkarte Kleinasiens (Petermann, Geographische Mittheilungen 1875) zeigt Armenien als ein Hochgebirgsland; nur die

ducck, Berichte über die Sitzungen der Landesvertretung zu verbreiten, verfolgten auch die liberale „Fränkische Korrespondenz“ (1860—1864), die „Badische Korrespondenz“, das von Kiefer, Blum (Heidelberg) u. a. inspirirte Organ der badischen Liberalen, und die fortschrittliche „Erlanger Korrespondenz“. Noch entschiedener als Waffe der politischen Parteien und der Regierung gegen diese sind wieder zahlreichen Unternehmungen ähnlicher Art während der letzten Jahrzehnte aufgetreten, von denen aber nur wenige längeren Bestand gehabt haben, viele gleich je nach den Parteiverhältnissen ihr Erscheinen stiftirten oder wieder aufnahmen. Sind der ältesten, seine Parteiweise offen bekennenden Blätter dieser Art war die „Liberale Korrespondenz“ (L. C.), welche die Interessen der alten Fortschrittspartei vertrat und unter der Oberleitung von Dr. Löwe-Kalbe von Dr. S. Lewinstein redigirt wurde. Schlesisch sind während der letzten 15 Jahre eine ganze Reihe derartiger Publikationen von längerer oder kürzerer Lebensdauer als Privatunternehmungen ans Licht getreten, welche aber fast alle auch in Beziehungen zu Parteiverhältnissen oder Regierungsdräuen'n gestanden haben: so die konservative „Korrespondenz Feidler“, die liberale „Steinitz-Angerstein'sche Korrespondenz“ (1865—68), die „Volkswirthschaftliche Korrespondenz“ von Dr. Eiß, die „Korrespondenz Stern“, welche alle, in Berlin erschienen, den Redaktionen kleinerer Zeitungen furze Leitartikel, Berliner Nachrichten sowie einen kurz gefaßten Parlamentsbericht lieferten. Gleiche Ziele verfolgt eine andere Art von Korrespondenzen, welche sich von den vorgenannten in der Herstellungsweise unterscheidet. Verschiedene Journalisten, welche aus der Mittheilung gleichlautender Korrespondenzen an eine größere Anzahl von Redaktionen ein Gewerbe machen, bedienen sich zur Bervielfältigung des Durchschreibens oder Kalkirens (l. d.). Zwischen die einzelnen Blätter, welche stärker die Korrespondenz durchlesen, werden mit blauer oder schwarzer farbiger Farbe bedruckte Blätter gelegt, die an den Stellen, wo der auf das oberste Blatt aufgeübte Druck des Blei- (oder Metall-, Adat-, Stiftenbein-) Stifts sie trifft, Farbe abgeben. Man kann durch dieses Verfahren 8—10 Exemplare der Korrespondenz auf einmal herstellen. Die viele derartige „durchgeschriebene“ Korrespondenzen augenblicklich Verbreitung finden, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Der Abgeordnete Eugen Richter verschickt von Berlin wöchentlich ein oder zwei Leitartikel (meist über finanzpolitische oder volkswirthschaftliche Fragen) als derartig durchgeschriebene Korrespondenzen an eine Anzahl Zeitungen seiner Partei, und ebenso entsendet Dr. Moritz Gumbinner in Berlin täglich derartige Korrespondenzen, welche meist Mittheilungen aus den preußischen Ministerien, dem Reichskanzleramte, dem Bundesrathe, dem Reichstag enthalten. Oft auch wird diese Art der Herstellung, infolge ihrer Einfachheit, nur gelegentlich aufgeübt. Solche ephemere Korrespondenzen knüpfen sich z. B. an die meisten Versammlungen von nationaler Bedeutung, wobei dieselben hier und da einen offiziösen Charakter tragen, d. h. von den Veranstaltern oder Vorständen der betreffenden Vereinigungen redigirt oder wenigstens beeinflußt werden, z. B. beim „Kongreß deutscher Volkswirte“, bei den Versammlungen des „Vereins für Gesundheitspflege“ ꝛc. Dann kommt es vor, daß mehrere Zeitungen einen gemeinschaftlichen außerordentlichen Berichterstatter (häufig auf besonderen Bureaux) für besondere Gelegenheiten engagiren, und zwar nicht bloß für Kriege und für große Wanderversammlungen und Festlichkeiten, sondern auch für einzelne Gerichtsverhandlungen (z. B. bei den Prozessen „Tzenbein-„Zourville“ u. a.). Schließlich pflegen manche Berichterstatter ihren im übrigen verschieden abgefaßten, geschriebenen Originalartikeln mittels Durchschreibens gewisse Blätter beizulegen, die dann in allen Korrespondenzen identisch sind, aber auch ihrem Wesen nach, rein dürften, ja müssen, wie Kopien von Aktenstücken, Wiedergaben von Reden oder einzelnen Stellen aus solchen, Zifferntabellen ꝛc.

Ehe wir zum Schluß eine möglichst vollständige Uebersicht der neuesten Entwicklungsphase der autographirten Korrespondenzen Deutschlands geben, sei zur Brief auf die Geschichte derselben in Oesterreich geworfen. Seit 1861 ein Verfassungsleben begann, dienten eine Zeitlang die „Scharf'sche Korrespondenz“, die spätere „General-Korrespondenz“ den Zwecken der Regierung, während die „Parlamentarische Korrespondenz“ von Pollak, die „Konstitutionelle Korrespondenz“ und die „Wiener Briefe von Turova“ den der Hauptstadt aus die Sitzungen des Landtages und Reichsrathes über die Sitzungen des Landtages und Reichsrathes versorgten. Nach Jahren wurde dann Schweigers „Oesterreichische Korrespondenz“ von der Regierung, jedoch nur für Hof- und lokalnachrichten, verwendet. Seit 1875 wird von dem Chef des offiziellen Telegraphen-Korrespondenz-Büreau's die (gedruckte) „Politische Korrespondenz“ herausgegeben, deren mit P. C. bezeichnete Mittheilungen amtlichen Charakter haben und die aus Sitzungsberichten und ausländischen Preßbüreau's mit Nachrichten versorgt wird. Außerdem wird die „Correspondance générale“ (in französischer Sprache) im Wiener Preßbüreau veröffentlicht, wie früher die „Correspondance austro-hongroise“. Ueber die Verhandlungen im Abgeordnetenund Herrenhaus berichtet gegenwärtig eine lithographirte „Kammer-Korrespondenz“, welche von den unter den verschiedenen Stenographen-Büreau's (von 1861—76 Conn, seit 1876 Stern) redigirt und von den Zeitungen für die Morgenblätter benutzt wird. Zur Zeit der Sitzung gehen ferner die stenographischen Büreau's „Landtags-Korrespondenz“ heraus. Dagegen veröffentlichen die politischen Fraktionen der Abgeordnetenhäuser keine Korrespondenzen. Die „Budapester Korrespondenz“ gibt Mittheilungen der ungarischen Blätter in Uebersetzung oder im Auszug in deutscher Sprache. Eine eigenthümliche Stellung nehmen die lithographirten Korrespondenzen ein, welche seit 1867 von ungarischen und böhmischen Emigranten von Paris, London und Berlin aus verbreitet wurden. Die Zahl der „durchgeschriebenen“ Korrespondenzen, welche über Lokalereignisse, Versammlungen ꝛc. berichten, ist auch in Oesterreich unübersehbar.

Aus der großen Zahl der gegenwärtig in Deutschland Verbreitung findenden autographirten Korrespondenzen verdienen die folgenden besonders Hervorhebung. In Berlin erschienen: Das „Berliner autographirte Korrespondenz“, welche gewöhnlich unter den Ziffern B. A. C. citirt wird, Organ des linken Flügels der nationalliberalen Partei (Laster), unter Redaktion von W. Wackernagel, zweimal wöchentlich; die „Nationalliberale Korrespondenz“, N. L. C., Organ des rechten Flügels der nationalliberalen Partei (Bebermeyer-Ming), Red. Dr. F. Bötticher, fechsmal wöchentlich; „Klausners Korrespondenz“, fortschrittlich, sechsmal wöchentlich; die

Wald beehrt, sind entweder spärliche Ueberreste einstiger besserer Bestände, oder die kämpfenden Anfänge einer Strauchvegetation von keineswegs üppigem Wachsthum. Der Weinstock reicht bis 1000 Meter Höhe herauf, ist aber hier selten; dasselbe gilt vom Tabak; am Meer soll der Theestrauch gedeihen. Ergiebige Ernten geben alle Getreidearten, und es ist lediglich Folge der gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse, daß ihr Anbau nur für den eigenen Bedarf betrieben wird und kaum hierzu ausreicht. In den höchsten Lagen gedeihen Gerste und Mais (eine Mittelernte gibt 20—30, gute Jahre 50 und mehr Korn), tiefer hinab ist Weizen die lohnendste Frucht; hier ist das Wachsthum so schnell, daß nach Einheimsung der Weizen- und Gerstenernte die Felder noch mit Mais bestellt werden, der in drei Monaten eine zweite Ernte liefert. Auf der russisch-türkischen Grenze haben die seit 1830 in der rauhen Gegend um Achalkalaki angesiedelten Russen von der Sekte der Duchoboren Gebiete, die sonst nur Nomaden zeitweise als Weideplätze dienten, in stattliche Ackerfelder umgewandelt. Aus Liwana (unterhalb Artwin, von wo jüngst die Tatarenlüge als türkische Wahrheit geboten wurde, daß Ardahan den Russen wieder abgenommen worden sei) meldet Kasbek, daß 1874 eine englische Gesellschaft begonnen habe, dort und im dahinter liegenden Schawschethi, dessen Weizen seines Gewichts wegen auf dem Markt zu Batum höher steht als der anderer Gebirgsthäler, Getreide aufzukaufen; die Händler zahlten für ein Pud (= 16 Kilogr.), einschließlich des Transports bis Batum, 1 Rubel (= 3,20 Mark) und fertigten 44,000 Pud ab. Handelsgeist kennzeichnet die Seebevölkerung in hohem Grad; so beschäftigte ein Beg von Lasistan bis 1872: 300 Boote im Fang von Taucherenten, deren Bälge er versandte, jährlich allein nach Marseille an 100,000, bis der deutsch-französische Krieg Stockungen brachte. »Der Mangel an Fahrwegen allein erklärt es, daß das Gestade von Trapezunt bis zur Mündung des Tschoroch, trotz des guten Hafens in Batum, weder in der Geschichte noch im Handel eine Rolle spielte« (Kasbek).

Den völligen Mangel aller Kunststraßen stellen die Berichte der vorrückenden russischen Armeen außer Zweifel; nicht bloß die Paßübergänge, auch im Thal behalten die Wege den Charakter von Tauernwegen. »In der Alpenzone kann man nach allen Richtungen ohne eigentlichen Weg fortkommen; solche bestehen nur in den Thälern den Flußläufen entlang; sie sind für Fußgänger und Saumthiere brauchbar, stellenweise aber für diese wie jene beschwerlich, von Fuhrwerk kann nicht die Rede sein, einzelne Saumwege lassen sich jedoch für die Benutzung mit Rädern leicht einrichten. In Schluchten besteht der Weg häufig aus centnerschweren, zwei Schritten breiten Felsblöcken; das Pferd muß springen wie eine Ziege. In Lasistan setzt der Weg hier und da über Schlünde, über welche 2—3 Balken hinüber geworfen sind; der Uebergang über diese klassischen Brücken fällt selbst Fußgängern schwer und doch muß auch das Gepäck hinübergebracht werden.« Stellenweise trifft man steinerne Bogenbrücken ausgezeichneter Konstruktion, deren Erbauung in das 7. Jahrh. fallen soll; »man muß sich nur wundern, daß sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben«. Um 1860 nahmen die Türken einen Anlauf, Batum-Kars durch eine gute Chaussee zu verbinden; den Stand der Arbeiten beschreibt Kasbek 1874: »Von Batum bis zum Dorf Maradidi waren fast 42 Kilom. in rohen Umrissen fertig, ebenso 30 Kilom. zwischen Artwin und Ardanutsch; zwischen beiden Endpunkten ist die schwierigste Stelle (30 Kilom.) tracirt, zwischen Ardanutsch und Kars ist dagegen noch gar nichts geschehen«. Es mag an solcher Lässigkeit die Gewohnheit der Bevölkerung mit die Schuld tragen, alle Lasten auf dem Rücken von Saumpferden zu befördern; aber für die Regierung belastend ist, daß es ihr an billigen Arbeitskräften nicht fehlt; nach türkischem Gesetz ist jeder Mann zwischen 14 und 60 Jahren verpflichtet, während 20 Tagen im Jahr zu Wegarbeiten sich einzustellen.

Die russisch-türkische Grenzlinie hat eine Länge von rund 400 Kilom.; einem einrückenden Heer schreibt die Bodenbeschaffenheit vier Wege vor, welche sämmtlich von den russischen Kolonnen eingeschlagen wurden. Der rechte russische Flügel, die sogen. Rionarmee, ist bestimmt auf der Linie Ofurgeti-Batum zu operiren; Entfernung 53 Kilom. Batum, eine ansehnliche Stadt von 30,000 Einw., ist den Russen ihres guten Hafens wegen begehrenswerth, der besser als der Hafen von Poti und die übrigen benachbarten Häfen vor Winden Schutz gewährt. Schon 1828 im Frieden von Adrianopel hatte sich Rußland diesen Hafen von den Türken ausbedungen, er ging ihnen aber nach von Thielemann (»Streifzüge im Kaukasus«, Leipz. 1875) durch ein ärgerliches Schreibversehen verloren, indem die Reinschrift des Vertrags nicht den Fluß Tschoroch, sondern das Küstenflüßchen Tscholoch als Grenze bezeichnete und der Schreibfehler unberichtigt blieb. Von Achalzych führt nach Ardahan ein direkter Saumweg von 106 Kilom. Länge; das dahin bestimmte russische Korps erreichte bekanntlich 19. Mai den großen Erfolg, die Festung Ardahan, welche die Türken seit Jahren mit starken Außenforts versehen hatten und für uneinnehmbar hielten, bei der ersten Berennung nach Eröffnung einer Bresche zu nehmen. Das Gros der russischen Angriffsarmee vereinigte sich in Alexandropol (türkisch Gümri), seit 1837 befestigt, ein gewerbreicher Grenzort von 17,000 Einw., darunter 15,000 Armenier. Auf zwei Wegen rückten die Russen von hier langsam gegen Kars vor, tagelang mußten die Truppen stille stehen, bis die Sappeure die Saumwege für Kanonen und Wägen benutzbar gemacht hatten. Die Entfernung Alexandropol-Kars beträgt 75 Kilom. Der linke Flügel der russischen Armee bewegte sich von Eriwan gegen das 144 Kilom. entfernte Bajesid vor, und nimmt jetzt nach Vertreibung der Türken von dort den Weg durch die unwegsamen Schluchten des Murad oder östlichen Euphrat nach Erzerum. Zwischen Kars und Erzerum beträgt die Entfernung 212 Kilom. Die Türken waren sichtlich mit ihren Vorbereitungen noch nicht fertig, als die Russen anrückten; die beiden beschwerlichen über den Soghanlü Dagh (2856 Meter hoch) führenden Straßen und die dort stehenden türkischen Streitkräfte, welche 1829 den Russen so viel zu thun machten, umgingen sie diesmal auf den Wegen über Olti (im N.) und Bajesid-Toprakale (im S.), wodurch die Türken veranlaßt wurden, ihre Stellungen im Soghanlü Dagh zu verlassen. Die Militärchaussee Erzerum-Trapezunt, über deren Güte neuere Nachrichten nicht vorliegen, hat eine Länge von 300 Kilom. Türkischerseits war projektirt, Erzerum künftig mit Konstantinopel durch eine von Skutari auslaufende Eisenbahn zu verbinden; man sprach auch von ihrer einstigen Weiterführung über Bajesid bis zum Anschluß an die persischen Bahnen; nach den Berichten der russischen Kundschafter häufen sich jedoch im Gebirgsland zwischen Erzerum und Bajesid die Schwierigkeiten in Bedenken erregender Weise, es gilt

Thalsohle größerer Flüsse fällt schon nahe ihrem Ursprung bis zu 1000 Meter herab, ihre Quellen und ihr Oberlauf sind dafür von hohen Gebirgsrücken eingeschlossen. Eine Kette von parallelen Gebirgszügen, die im O. an die Hauptkette des Kaukasus und die Berghöhen Persiens stoßen und nach W. in südwestlicher Richtung sich eine bedeutende Strecke weit fortziehen, füllt dieses Hochland aus. Ueber die Höhe der Bergrücken liegen nur vereinzelte Angaben vor; so erhebt sich das Arsiangebirge, ein Zweig des an der russischen Grenze westlich von Achalzych verlaufenden adtscharischen Gebirgzugs zu 2500 Meter, der Soghanlü Dagh zwischen Kars und Erzerum 2856 M., das pontische Küstengebirge sogar bis zu 3650 M. Diese Bergketten sind aufgesetzt auf breit gewölbte Bergrücken, die getrennt sind durch zahlreiche Senkungen, welche den Wassern das Abfließen nach allen Richtungen gestatten. Dem Verkehr bietet das Gebirge geringe Beweglichkeit; die Wasserscheiden sind durchweg auf Gebirgspässen zu überschreiten, welche jenen über die Hauptkette des Kaukasus an Höhe und Beschwerlichkeit wenig nachstehen. Zahlreich sind große und kleine Süßwasserflächen, eingebettet in ringförmigen Gebirgsumwallungen; einige sind wahre Steppenseen ohne Abfluß, andere Kraterseen; sie liegen in Höhen von 1800—2400 Meter und einzelne haben eine stattliche Größe; so kommt der östlich der Straße Ardahan-Kars liegende Tschildir See an Umfang dem Züricher See gleich. Die Ströme treten nicht als schmutzige Gletscherbäche auf (Gletscher fehlen durchaus, nicht einmal beständiger Schnee liegt auf den Gipfeln) oder als stark schlagende Quellen; die Trachytlavaströme, welche sich über die Bergflächen des armenischen Hochlandes ergossen und seinen Bergformen weichere Formen aufdrückten, schlucken infolge ihrer porösen Struktur fast alles Wasser der atmosphärischen Niederschläge und der Schneeschmelzen ein und vermitteln die Bildung unzähliger Quellen, die sich in schmalem, schroff abstürzendem Engthal den Weg nach abwärts suchen.

Diese Tafelländer des armenischen Hochlandes besitzen eine mittlere Meereshöhe von 2—3000 Meter. Den Charakter großartiger Hochalpenlandschaft trägt der westliche und mittlere Theil des Gebirges auf der Straße Alexandropol-Kars-Erzerum und dem Weg Achalzych-Batum; minder imposant erscheint die Region der östlichen Euphratquelle, doch umzieht auch hier nördlich von Bitlis ein im Durchschnitt von 2500 M. hoher Gebirgsring den einsamen Hochlandsee von Wan (1560 M.), worauf die Bergmassen rasch zum Tigris abfallen und in die kurdischen Landschaften von Buhtan und Bahdinan übergehen. Im allgemeinen stellt sich das Land als eine Folge von Terrassen dar, die in der Richtung von O. nach SW. abfallen. Fast im Mittelpunkte des Plateau's liegt in 1950 M. Höhe die Stadt Erzerum mit 60,000 Einw. Der Musur Dagh-Gebirgszug (2730 M. hoch) begleitet noch durch zwei Längengrade hindurch den Euphrat auf seinem linken Ufer, bis dieser bei der Stadt Egin südlich sich wendet und in das kurdische Hochland einbiegt; rechts füllt der Kop Dagh das Land zwischen Euphrat und Kelkit, einem Quellfluß des ins Schwarze Meer sich ergießenden Dschedschil Irmak; sein Ausläufer Gümbet Dagh, 2710 M. hoch, begleitet das rechte Ufer des Kelkit und schließt das Wilajet Trapezunt von jenem von Siwas ab. Eine schmale, wenige Kilometer breite Brücke von Bergzügen auf der Wasserscheide zwischen Charschut und Tschorock verbindet das armenische Hochland mit dem pontischen Küstengebirge, ein an 200 Kilom. langer Gebirgszug, vom Hinterlande durch die breiten Thäler dieser beiden Flüsse abgetrennt. Die Pässe über dieses Kammgebirge, »das stellenweise aus lothrechten Schieferfelsen, stellenweise aus mächtigen Massen krystallinischer Gesteine und Kalkfließen besteht« (Kasbek), liegen sehr hoch, im O. durchschnittlich bei 2400 Meter.

Westlich dieses Hochlandes (dessen Grenzen im N. durch den Kelkit, im W. durch die Biegung des westlichen Euphratarms nach S. und im S. durch das Thal des Muradsu gebildet werden) breitet sich nördlich das große anatolische Binnenland aus, von SW. her zieht sich das taurische Hochland bis an den Euphrat herauf. »Das anatolische Tafelland von einer mittlern Höhe von 1000 Fuß umfaßt ca. 27,528 QKilom. (500 QM.) und ist fast ausschließlich gipsischer Steppenboden, sporadisch mit Wachholdergestrüpp bewachsen; im SW. schließt das Plateau von Karamanien an, eine gleichfalls vegetationslose Salzsteppe mit kesselartigen Einsenkungen, in welchen zahlreiche Seen liegen, darunter in 850 Meter der große Salzsee Tüz-Tschöllü (Schweiger-Lerchenfeld).« Das taurische Hochland gehört noch zu den unbekannteren Theilen Kleinasiens; wir wissen nur, daß seine Gebirgsglieder sehr rasch stufenförmig gegen die oberen Euphratgegenden fallen. Während sich sohin die Berge Armeniens wieder mit der Hauptkette des Kaukasus vereinigen, gehören die Gebirgszüge Anatoliens und Karamiens dem System der Tauruskette an, welche vom Mittelländischen Meer heraufzieht. Das breite Binnenland zwischen beiden Gebirgssystemen wird überragt und beherrscht vom armenischen Hochlande; durch dieses führt der nächste und verhältnismäßig wenigst schwierige Weg vom Schwarzen Meer wie aus Kleinasien überhaupt nach Persien. Angriffsweise vorgehenden Armeen bieten diese Gebirge bedeutende Schwierigkeiten, mag man vom Kaukasus, wie gegenwärtig die Russen, herabsteigen oder dahin aufsteigen; dagegen erleichtert die Bodenbeschaffenheit und die auf dem Hochland sich aufthürmenden Querketten in hohem Grade die Vertheidigung. Der Besitz Türkisch-Armeniens hat deshalb für Rußland und für Persien hohen strategischen Werth; was den Persern unerreicht blieb, dies sind die Russen jetzt im Begriff sich zu sichern.

In Klima und Produkten bestehen zwischen den Küstenländern des Schwarzen Meers und dem Hochgebirge Innerarmeniens größte Gegensätze; aber die Vegetation trägt doch überall den Charakter südlicher Gegenden, die Fruchtbarkeit ist staunenerregend und geradezu üppig am Meer. Ein saftiger Alpenflor bedeckt die obersten Theile der Bergrücken; bis zu Höhen von 2—3000 Meter bieten im Frühjahr und Sommer die Berge zahlreichen Herden von Rindern, Schafen und Pferden ausgezeichnetes Futter, Rinder- und Schafzucht ist in allen Thälern hoch entwickelt; dabei kann man auf jeden Herd mindestens ein Pferd rechnen. Der Wald reicht bis zu 2100 Meter hinauf. Auf den Südwestabhängen der Randgebirge gegen den Pontus trifft man gemischte Bestände; je nach Höhe und Lage herrschen Buche, Erle (oft von 100 Jahresringen), umgeben vom pontischen Rhododendron, Farnkraut und der Lorbeerkirsche, vor, oder Bestände von Eichen, unter Beimischung von mächtigen Nuß-, Birn- und Kastanienbäumen. Im Innern des Hochlandes ist der Wald, einige begünstigte Lagen ausgenommen, sehr licht und die niedrigen Kieferwaldungen, in denen hin und wieder kriechende Birken sich finden, die man hier mit dem Namen

der der Natur entlehnten Formen für die Zwecke seiner Darstellungsweise geführt und auf die Komposition von bedeutungslosen Linienspielen (Arabesken) hingewiesen. Die Umbildung der Formen der Natur geschieht theils wegen der Deutlichkeit der Darstellung, indem jeder Gegenstand und jeder Theil von derjenigen Seite dargestellt werden muß, von welcher er am meisten Charakteristisches hat, theils mit Rücksicht auf die leichte Ausführbarkeit, die Technik der Malerei, wozu im weitern Sinn auch die Intarsia, das Mosaik, die Weberei und selbst das ganz flache Relief gerechnet werden können, theils auch nur um der Komposition des Ornaments willen, um z. B. einen sonst entstehenden leeren Raum in bequemer Weise auszufüllen. Streng genommen muß man die eigentliche Flachmalerei von dem Flächenornament in Zeichnung unterscheiden, indem das letztere nur aus Konturen, d. h. Linien, besteht, in der erstern dagegen auch noch eine oder mehrere Farben zur Ausfüllung der kleinen Flächen zwischen den Konturen verwendet werden.

Die Flächenmalerei ist uralt und wohl der Anfang jeder Malerei überhaupt. Die alten Aegypter kannten nur sie als einzige Art bildlicher Darstellung. Sie ist bei ihnen noch sehr primitiv, aber, besonders bei Darstellung von Thieren und Menschen, mit großem Verständnis durchgeführt. Schon weiter entwickelt ist sie bei den alten Griechen. Die Malereien derselben auf Thongefäßen sind noch heute auch für uns mustergiltig und für Zwecke der praktischen Verwendung noch lange nicht genug studirt. Auch die alten Römer haben die Flächenmalerei, wie in der Natur der Sache liegt, besonders im Dienste der Kunstgewerbe gepflegt. Zur höchsten Entwickelung aber gelangte sie bei den Orientalen, besonders bei den Persern und Arabern, welche in Wandbekleidungen, Teppichen, gewebten Stoffen, Ornamentation von glasirten Thongefäßen, Gravirungen auf Bronzegefäßen ꝛc. Mustergültiges geleistet haben. Auch im Mittelalter und im Zeitalter der Renaissance stand die Flachmalerei bei allen Kulturvölkern in Uebung und gelangte zu erfreulicher Entwickelung. In Verfall gerieth sie erst im 18. Jahrh. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war sie eigentlich ganz verloren, so daß man Flächen nur mit wirklichen, meist schlecht ausgeführten Gemälden oder Ornamenten, welche Reliefs nachahmen, zu schmücken wußte. Das Princip der Flachmalerei mußte von den Theoretikern durch das gründliche Studium der gesammten Kunstgeschichte so zu sagen erst wieder neu entdeckt werden und gelangte nur mit Mühe und nach langen Kämpfen wieder zur Einführung in das praktische Leben. R. Bergau.

11. v. Schmeling in Tr. Hydranten, gewöhnlich Feuerhähne genannt, sind die in die Rohrleitungen der Wasserwerke größerer Städte eingeschalteten Vorrichtungen, an die bei eingetretener Feuersgefahr Schläuche angeschraubt werden können, welche vermöge des in dem Wasserröhrennetz vorhandenen hydrostatischen Drucks gleich einer Feuerspritze Wasserstrahlen in die Flamme werfen. Da die Rohrleitung, um vor dem Einfrieren geschützt zu sein, 1,5 bis 1,75 Meter unter die Oberfläche der Straßen zu legen ist, so müssen die Hydranten auf diese Tiefe hinabreichen. Damit sie sich von den möglichen Feuerstellen nicht allzusehr entfernen und den Straßenverkehr wenig oder nicht stören, dürfen sie nicht viel über etwa 80 Meter von einander entfernt sein und nicht in der Axe der Straße, sondern sollen entweder etwas innerhalb der Bankettkanten oder zwischen den Banketten und den Fahrbahnen der Straßen liegen.

Die Feuerhähne selbst bestehen aus einem lothrecht stehenden gußeisernen Gehäuse mit einem Deckel, worin sich die zur Aufnahme einer Spindel aus Bronzemetall dienende Stopfbüchse befindet. Diese Spindel verschließt mittels einer Mutter ein Ventil und läßt nach Oeffnung desselben das Wasser in dem Steigrohr aufsteigen. Auf dieses Steigrohr wird bei dem Gebrauch des Feuerhahns ein Standrohr derart aufgesetzt, daß die an dem untern Ring des Standrohrs befindlichen Lappen unten die am Kopf des Steigrohrs befindlichen Knaggen fassen, worauf das Standrohr durch Drehung mittels besonderer Handhaben fest auf das Steigrohr gepreßt und durch eine zwischen beide eingeschaltete Lederscheibe gedichtet wird. Der Kopf des Standrohrs ist durch die Stopfbüchsenverbindung oberhalb der Handhaben drehbar, um den Schläuchen, welche an die auf entgegengesetzten Seiten befindlichen Gewinde angeschraubt werden, jede beliebige Richtung geben zu können. Das nach Benutzung des Feuerhahns in dem Steigrohr zurückbleibende Wasser wird, um vor Einfrieren geschützt zu sein, dadurch entfernt, daß die Spindel in der Richtung ihrer Axe durchbohrt wird, und daß diese Bohrung an ihrem obern und untern Endpunkt eine Seitenöffnung besitzt, von denen die oberste über der Stopfbüchse mündet, die unterste bei geschlossenem Ventil dicht über der Mutter zwischen den Schraubengängen der Spindel angebracht ist. Sobald also das Ventil geschlossen ist, wird dem in dem Steigrohr befindlichen Wasser durch die unten frei gewordene Oeffnung, durch die Bohrung in der Spindel sowie durch die obere Oeffnung über der Stopfbüchse der Weg frei und das Steigrohr entleert sich bis zur Höhe der obern Oeffnung über der Stopfbüchse, also tief genug, um ein Einfrieren des in dem Gehäuse befindlichen Wassers zu verhindern. Sobald das Ventil geöffnet wird, schließt die steigende Mutter die untere Oeffnung, selbst beim höchsten Stande des Ventils.

Um dieser künstlichen Entleerung des Steigrohrs überhoben zu sein, wird das Standrohr auch wohl direkt auf den Deckel des Ventilgehäuses geschraubt und ist alsdann um die Höhe des Steigrohrs länger, weil es bis zu den auf dem Deckel selbst angebrachten Knaggen reichen muß. In diesem Fall fließt nach Abnahme des Standrohrs das darin befindliche Wasser von selbst aus, fällt auf das Ventilgehäuse und verzieht sich in den Erdboden. Da jedoch dieser Verschluß in einer Tiefe liegt, wo man ihn gar nicht beobachten kann, und man sich beim Zusammenschrauben und Dichten rein auf das Gefühl verlassen muß, so ist derselbe bei Feuersgefahr in der Nacht und bei der in solchen Fällen erforderlichen Eile der Löschmannschaft ebenso unbequem als unsicher und steht deshalb, was dessen Brauchbarkeit betrifft, gegen den ersteren, unmittelbar unter dem Straßenpflaster befindlichen, zurück.

Die zuerst angegebene Konstruktion des Feuerhahns ist deshalb auch mit geringen Abweichungen jetzt fast bei allen neueren Wasserwerken angewandt und hat die erwähnte selbstthätige Entleerung des Steigrohrs selbst in Städten, wo dieselbe schon vor 10 und mehr Jahren eingerichtet ist, zu Klagen noch nicht Veranlassung gegeben. Um die von dem Pflaster der Fahrbahn oder den Platten der Bankette bedeckten Feuerhähne jederzeit leicht auffinden zu können, werden an den zunächst liegenden Häusern meist mit dem Buchstaben F bezeichnete Marken angebracht und auf diesen die genaue Entfernung des Feuerhahns von dem Gebäude angegeben.

die Wasserscheide zwischen Euphrat und Araxes auf einem Gebirgszuge zu überschreiten, der nur wenig unter 2430 Meter Höhe liegt. Ohne Zweifel werden feinergeit leitend der Russen der Zukunftsbahn durch Armenien andere Linien angewiesen werden.

Ethnographisch ist von besonderem Interesse, daß im ganzen Tschorochthal und Lasistan, also in ganz Türkisch-Grusien, der georgische, d. h. kaukasische Typus vorherrscht: schlanker Wuchs, feinere Körperformen, helle Gesichtsfarbe, vorwiegend blaue Augen. Die Grusier sind von urtümlich ursprünglich, die über das Tschorochthal nach Norden hinaus die Wiege der grusinischen (georgischen) Rasse. Man hört Grusinisch jetzt nur noch stellenweise auf dem Land rein, selbst die georgischen Schriftzeichen sind hier noch im Gebrauch; im allgemeinen noch Sprache und Schrift aber dem Druck der türkischen Sprache. Ebenso ist der Charakter unter der Berührung mit den Türken; im 10. und 11. Jahrh. durch Tapferkeit ausgezeichnet, sind einzelne Stämme jetzt ihrer Feigheit wegen bei den benachbarten Gebirgsvölkern, sprichwörtlich geworden. Sehr günstig spricht sich Koshof über die Lasen aus. »Die Küstenbevölkerung südlich von Batum zeichnet sich durch schönes Aeußere und merkwürdig reinliche Kleidung aus; die geistige Entwickelung und eine gewisse Art äußern Glanzes setzen uns in Erstaunen. Das Volk lebt im Ueberfluß. Das Weib zählt als Arbeitskraft; sie ziehen, in Feiertagsanzüge gekleidet, das Gesicht von einem dünnen Schleier verhüllt, mit Körben auf dem Markt, während die Männer mit einer gewissen Würdigkeit und leeren Händen ihnen folgen. Unwillkürlich fragten wir uns: wo sind denn die Menschenfresser, deren Europa in seinen Erzählungen von der Lasen Erwähnung thut; wir verbrieben der festen Zuversicht, daß der ganze Landstrich die andere Bevölkerung von Türkisch-Grusien weit übertreffe; ja, man darf es kühn behaupten, man findet hier weniger Liebhaber und Raub als an vielen Orten des Kaukasus.« Ueber Zahl der Bewohner Armeniens und Bekenntnisse liegen mancherlei Angaben vor, aber da die türkische Regierung keine statistischen Erhebungen pflegt, so sind die Angaben ganz unzuverlässig und schwanken z. B. für das kleine Lasistan allein zwischen 20 und 80,000. Wie in allen Gebirgsländern ist hier die Bevölkerung in die mittleren und unteren ebenen Theile der Thäler zusammengedrängt. Die Bauart der Häuser wechselt von Erdwohnungen im Hochgebirge und Zeltlagern der Nomaden im Sommer mit schön gezimmerten Häusern, mit Kalksteinboden ausgestattet, mit Ziegeln gedeckt. Häufer Wohlhabenden haben zuweilen selbst den Stil der Häuser der Russen in Kaukasien nachgeahmt. Die Religion ist der Islam; inmitten eines überall ihn breit machenden Mohammedanismus erhielten sich jedoch christliche Familien und Gemeinden, doch ist es gefährlich, sich offen zu Christus zu bekennen. Russische Berichte nehmen auf eine Gesammtbevölkerung von 610,000 Einw. in den Pilajets Erzerum und Trapezunt 183,000 Christen. Das Christenthum soll durch den Apostel Andreas eingeführt worden sein und hatte hier allseitig Eingang gefunden, wie die zahlreichen Kirchenruinen bezeugen, die theilweise als so schön bezeichnet werden, daß sie Rom zur Zierde gereichen würden.

Die Türken machten sich zu Herren des Landes im Beginn des 16. Jahrh., 1516 hatten sie ihre Herrschaft bis nach Lasistan ausgedehnt. Die Gebirgsthäler wurden unter der Verwaltung ihrer einflußreichen Familien belassen; es entstand hier eine Reihe kleiner, meist räuberischer, gegen einander selbständiger Staaten, welche die Oberherrlichkeit der Pforte anerkannten. Dieser Selbständigkeit wurde in den letzten Jahrzehnten durch Mit eher, wo diese nicht ausblieb, unter den größten Verdrückungen ein Ende gemacht; Lings der ganzen türkischen Grenze erstreckt sich unter Abdschara (westlich von Achalzich), noch einer selbständigen Regierung unter den Söhnen einer eingeborenen Familie. Der Gründer war 1828 russischer Vasall, zog sich aber auf die Pforte zurück, als Rußland in seine heimatlichen Berge zurück. Mit der Einführung des Tranfimats (oder Uebernahme in türkische Verwaltung) wurde überall das System der Verpachtung der Steuern eingeführt; bedeutet, daß die Pächter die Bauern furchtbar plagen, werden die sonst nicht übergroßen Lasten unerschwinglich. Die Bevölkerung hat das Zeug zu guten Soldaten, sucht sich aber der türkischen Aushebung zu entziehen; die leute sind ausgezeichnete Fußgänger; längs der ganzen türkischen Grenze trägt jedermann Waffen (einzelne Gebirgsthäler ausgenommen) und ist in ihrem Gebrauche geübt. Mit Erlegung der türkischen Wehrpflicht hat auch die russische Kreisverwaltung, wie sie bisher in Batsid, Kagisman und Ardahan eingerichtet wurde, begonnt für die Bevölkerung eine bessere Zeit. Wenn auch die russische Civilisation nicht den Anforderungen entspricht, welche wir vorangeschrittene Bewohner der europäischen Kulturstaaten an ein civilisiertes Land machen, so beweist doch das Wirlingen des Versuchs, im Laufe von eine Erziehung gegen die Russen zu Stande zu bringen, daß auch der mohammedanische Kaukasier eine geordnete, aber strenge Regierung der Aufsagung durch Unterdanute vorzieht.

Dr. E. Schiagintweit.

9. **Dr. R.** in Leipzig. Sie fragen nach »Eau fortes« und »Aquafortisten«. Das französische Wort Eau forte, wörtlich starkes, d. h. ätzendes Wasser, ist ein neuerlicher Ausdruck für Aetzung und Aetzer. Indem die Radirmanier (Aetzkunst), welche in unseren Tagen wieder in großem Ansehen steht, gibt Jdnen der Artikel »Kupferstecherkunst« genügende Auskunft.

10. **Xylograph Sch.** in Leipzig. Unter Flachmalerei (ziemlich gleichbedeutend mit Flächenmalerei und Flachornament) versteht man jene im wesentlichen dekorative Art der Malerei, welche in Farben, meist nur in einfacher Farbe, ohne Schattirung gehalten ist. Während man bei der gewöhnlichen Art der Malerei sich bemüht, die Natur nachzuahmen, körperliche Räume in plastischer und perspektivischer Wirkung auf Flächen möglichst täuschend darzustellen, verzichtet man in der Flachmalerei grundsätzlich vollständig auf solche Täuschungsversuche, gibt alles flach und legt das Hauptgewicht auf die Konturen, von welchen man dann mit Recht verlangt, daß sie in gefälligen Linien sich bewegen und daß die Zeichnung auf dem gegebenen Raum in harmonischer Weise vertheilt ist. Von einer Nachahmung der Natur kann bei dieser Art der Malerei natürlich nicht die Rede sein. Der Künstler wird gleichsam von selbst zur Stilisirung, d. h. zu einer Umbildung

Digitized by Google

Ueber die technischen Details der Hydranten und deren Konstruktion ist auf den Text und die Figurentafeln der zur Zeit allerdings noch seltenen Specialwerke zu verweisen, worunter wir hervorheben: William Humber, A comprehensive treatise on the water supply of cities and towns (Lond. 1876); W. Salbach, Das Wasserwerk der Stadt Halle (Halle 1871); Derselbe, Das Wasserwerk der Stadt Dresden (ibd. 1876).

12. **K. M.** in Wien. Ueber das Vorzwölf der in neuester Zeit mehrfach genannten Mirditen hat der verstorbene Guillaume Lejean, einer der weitgereistesten Geographen unserer Zeit, welcher in den Jahren von 1857—69 die europäische und asiatische Türkei, die Fürstenländer, Abessinien, Persien und Indien durchwanderte, folgende kurze Schilderung gegeben, welche wohl das Beste ist, was wir darüber haben (s. »Bulletin de la Société de Géographie« 1870, 9e. XIX., S. 378 ff.): »Dieser Stamm, welcher meines Wissens nie von einem reisenden Kartographen besucht wurde, ist heutigen Tages der wichtigste von allen freien Albanesen, welche, fast durchweg Katholiken, zwischen Montenegro und dem Gebiete des Schkumbinflusses hausen. Er lebt an den Ufern des Drymi und Kleinen Fandi (Fandi Mlath und Fandi Vogeli), welche sich unterhalb des Dorfs Ner-Zanbina vereinigen und sich dann in den Mati ergießen, und zerfällt in fünf Bairak oder Banner, deren wichtigstes Oroschi ist. Centrum desselben, zugleich Residenz des Mirditenfürsten und Hauptort des Stammes, ist das gleichnamige Dorf, heißer eine Gruppe von etwa 30 zerstreuten Häusern, in einem Thal des Mali Schpuzi und über Heiligen Berg gelegen und einer der malerischsten Orte, die ich je gesehen habe.

»Die numerische Stärke der Mirditen, welche meist im Hinblick auf ihre politische Bedeutung sehr überschätzt wird, ist in Wahrheit ziemlich mäßig: officielle Zählungen haben natürlicher Weise die Schätzungen der Missionäre schwanken zwischen 15,000 und 22,000 Seelen. Alle sind sie Katholiken, aber mehr aus Tradition, als religiöser Ueberzeugung: ein Mirdit, der im Lande selbst seinen Glauben wechselte, würde wahrscheinlich von seinen Verwandten erschossen werden. Ueber ihre Abstammung haben sie nur sehr vage Ueberlieferungen. Danach hatte ein Mirdit, welcher auf dem Berge Puttril bei Dschakova wohnte, drei Söhne, welche bei seinem Tode das dürftige Erbe theilten und sich trennten. Der älteste erhielt den Sattel (schalla), der zweite das Vieh (schoch), der dritte nur einen höhnischen Wunsch (mir-dia, d. h. Guten Tag!), daher kamen dann die drei Stämme der Schalla, Schoschi und der Mirditen; der erstere Sohn aber wurde der Stammvater des mächtigsten von allen. Das erste authentische Vorkommen der Mirditen in der Geschichte findet sich in einem Aktenstück aus dem Beginn des 17. Jahrh. (in den »Conciliа Albaniae«), worin sich der Bischof von Alessio verpflichtet, die Mirditen, seine Diocesanen, nach Kräften davon abzuhalten, daß sie das Gebiet des Bischofs von Durazzo verwüsten. Auf Coronelli's Karte, der detaillirtesten von Albanien, die wir bis jetzt (1870) besitzen, haben die Mirditen noch dieselben Sitze inne, wie heutzutage.

»Seit einigen Jahren hat sich ihre politische Lage etwas geändert. Anfangs eines Vertrags aus dem Ende des 15. Jahrh., über welchen jedoch kein schriftliches Dokument existirt, bewahrte dieser Stamm wie seine Nachbarn, seine Unabhängigkeit und übernahm nur die Verpflichtung, die Pforte in Kriegszeiten ein Kontingent zu stellen. Vor 15 Jahren etwa verlieh letztere, um den »Fürsten« Bib Doda und die ersten Mirditenhäuptlinge seiner an sich zu knüpfen, denselben Titel und Pensionen: Doda erhielt Rang, Abzeichen und Kompetenzen eines Pascha (Generalmajor). Seinem Fürstenthum wurden außerdem zeitweilig gewisse dalb mohammedanische, halb katholische Distrikte (die Provinz Maria am Oberlauf des Mati, im römischen Kurialstyl Macedonia genannt, was leicht zu Verwechslungen führt) zugefügt. Doda hat, wenigstens de jure, ca. 40 Jahre lang regiert, aber der wahre Häuptling der Mirditen war seine alte Mutter, welche noch (1870) lebt und durch die blutige Rolle, welche sie in den Vendetta's der fürstlichen Familie gespielt, in ganz Albanien bekannt ist. Gegen Release, welche Oroschi besuchen, ist sie indeß höflich und gastfreundlich. Doda hinterließ einen Sohn von 12 Jahren (der jetzt [1876] die Herrschaft angetreten hat).

»Die natürlichen Grenzen des Mirditenlandes sind im W. das Meßjaebirge und die Höhen, welche die Ebene Sadrima (am unteren Drin) östlich begrenzen; nach den anderen Richtungen sind sie schwieriger zu bestimmen. Im OSO. beginnt sich ein sehr scharfes, hohes, waldbedecktes Plateau aus, welches ich besucht habe, und wo die Dörfer der Banner Lurja und Selita (zu Matia gehörig) verstreut sind. Dies wilde Gebiet steht in scharfem Gegensatze zu dem friedlichen Anbau des Landes der Mirditen, welche ebenso treffliche Ackerbauer wie Krieger sind. Ein Theil der Unterabtheilung der Fandi, 4000 Seelen stark, wanderte vor mehreren Generationen nach der Ebene von Dschakova (nordwestl. von Prizrend) und verwandelte dieselbe in einen der produktivsten Theile der Türkei. Die dortigen Mohammedaner versuchten sie zwar mit Gewalt zu vertreiben, aber die Fandi verstanden es, sich Respekt zu erzwingen.

»Was ihre Sitten und das Gesetz des »Dschak« (Blutrache), sind das einzige, was bei ihnen Geltung hat, anlangt, so verweisen wir auf p. Hahns »Albanesische Studien«. Ihre Sitten gleichen denen der schon theilweise mohammedanisirten Stämme im Norden Drin. Die Albanesen sind übrigens nur äußerlich Christen und Mohammedaner; im Grunde kann man sie die »letzten Heiden und das letzte antike Volk von Europa« nennen«.

Aus anderer Quelle (Korrespondenz der »Neuen Freien Presse«, d. d. Skutari, 7. April d. J.) entnehmen wir noch, daß der Klerus der Mirditen, größtentheils aus italienischen Franciskanern bestehend, eine nicht unbedeutende jährliche Subvention von der österreichischen Regierung genießt. Die eigentlichen Gebiet umfaßt die Distrikte: Oroschi (370 Häuser), Dibri (560 Häuser, Hauptort Kaischnjetti), Spatschi (580 Häuser), Fandi (690 Häuser, der größte, aber ärmste Distrikt), Kuschneri (260 Häuser). Dazu kommen noch die umliegenden Distrikte Lurja, Pedana, Kephela und Rela, welche 2000 Häuser (zur größeren Hälfte Christen, zur kleineren Mohammedaner) zählen.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

321101 080406 10582

Digitized by Google

32101 064061052

NLM
W101 D640t1052

image
not
available

32101 064061092